Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Dritter Band,

Januar bis ~~Juni~~ Dec.

1833.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Inhalts-Verzeichniß.

Belgien.

Mai: Gesammelte philosophische Abhandlungen, von L. A. Gruyer (54).

Holland.

Februar: Das Jahr 1833, als eines der merkwürdigsten Säkular-Jahre der Christenheit dargestellt (23). Bibliographische Mittheilungen.

März: Freien und Heirathen in Japan (29). General Nikolaas Fagel. Eine biographische Skizze (38). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Mai: Neueste Schilderung Japan's, von Herrn van Overmeer Fischer (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Erinnerungen aus Japan. Von Heinrich Doeff (73). Bibliographische Mittheilungen.

Dänemark.

Januar: Rasmus Christian Rask. Eine biographische Skizze (11). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Nordische Literatur. 1831—32 (75). Bibliographische Mittheilungen.

Schweden.

Januar: Die Wäringer. Eine historische Untersuchung von A. Stronholm (4). Magnus v. Pontin's Bemerkungen über Natur, Kunst und Wissenschaft, auf einer Reise über Berlin und den Harz nach Hamburg zur Versammlung der Naturforscher und Aerzte (6). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

April: De la Gardie's Aktenstücke zur Geschichte von Schweden (50). Bibliographische Mittheilungen.

Polen.

Januar: Die Entstehung der romantischen Poesie in Polen (9). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Ueber die komische Dichtkunst in Polen (17). Bibliographische Mittheilungen.

März: Torto. Eine Erzählung aus der Polnischen Geschichte. Von Friedrich Grafen Skorbeck (28). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Ueber den Roman „Sigismund aus Samter" von Wenzyk (57). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Geselliges Leben in Warschau (68.). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Februar: Des Pater Hyacinth Beschreibung der Mongolei (22). Bibliographische Mittheilungen.

April: Die Mongolei und die Mongolen (42). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Yurii Miloslawski, oder die Russen im J. 1612. Von M. J. Sagoskin (70). Bilder aus der Türkei, von Max. Heine (70). Nowosselje. Original-Aufsätze und Gedichte der berühmteren jetzt lebenden Russischen Schriftsteller (73). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Griechenland.

Februar: Ueber den Zustand und die Verhältnisse der Griechischen Nation unter der Herrschaft der Osmanen. Aus dem Neugriechischen des Kumas (18) Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Persien.

Mai: Selbstbiographie eines Persischen Dichters [Mohamed Ali Hasin.] (62).

Ostindien.

Januar: Der gesellschaftliche Zustand im Britischen Indien. Aus dem East-India sketch-book (5).

Februar: Der Gottesdienst der Hindus. Vom Radschah Rammohun Roy (16).

April: Indische Panoramen (51). [I. Benares]

Mai: Indische Panoramen. I. Benares. [Schluß.] II. Patna (58). Der König und sein Minister. Scenen aus einem Indischen Drama, übersetzt von O. Wilmans (55). Zwei Upanischads. Mitgetheilt von Dr. F. W. Carové (63).

Juni: Thierkämpfe bei den Hindus (66). Journal-Literatur in Bengalen (68).

China.

Januar: Ueber die naturhistorischen Leistungen der Chinesen. Von Dr. W. Schott (11).

April: Das System des Lao dszö (39).

Morgenländische Literatur.

Januar: Emerina im Innern von Madagaskar (13).

Februar: Kodex der Persischen Frauen (18). Madagassische Poesie (19). Der Hof des Kaisers von Solo auf Java (24). Die göttliche Verehrung der Schlange (25). Vergleichung der Wassermassen des Indus und des Ganges (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Ansprüche der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers (27). Die Riesen-Blumen in Sumatra (33).

Mai: Armenische Literatur (61).

Juni: Kommentar über das Yasna, eines der liturgischen Bücher der alten Parsen (67). Ueber das Studium des Orients in Europa (76).

Aegypten.

Januar: Ueber das Osymandyäum zu Theben. Von A. Hirt (8).

Mai: Mehmed Ali. Nach Sakakini (52).

Afrika.

Juni: Das Vorgebirge der guten Hoffnung (69). Schauspiele im Innern von Afrika (70).

Nord-Amerika.

Januar: Miß Kemble und ihr Vater in Amerika (4). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Notizen über Süd-Karolina. [Aus Stuart's Reisen.] (23). Bibliographische Mittheilungen.

März: Achille Murat über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (27). Bibliographische Mittheilungen.

April: Statistische Notizen über die periodische Presse in Großbritanien und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (40). Zwei Missionarien bei den Irokesen und Eskimo's (44). Ein Schreiben Washington Irving's (45). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Mai: Frankreichs Politik in Beziehung auf Nord-Amerika (53). Ueber Theorie und Praxis im Staats-Haushalt (54). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Juni: Amerikanisches Theater (74). Bibliographische Mittheilungen.

Brasilien.

Januar: Die Ur-Einwohner Brasiliens (7). Die Einwohner von Rio-Janeiro (11). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

März: Ueber den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse von Brasilien (30).

Deutsche Literatur im Auslande.

Januar: Deutsche Lyriker, beurtheilt in der Edinburgh-Review (9).

Februar: Sinclair und sein Deutscher Kritiker (21). Briefe eines Lebenden (21). Ritter's Erdkunde in Französischer Bearbeitung (21).

Mai: Fliegende Blätter. Erinnerungen an Deutschland, von X. Marmier (65).

Mannigfaltiges.

Januar: Jährlicher Ertrag des Bodens in Großbritanien. — Sparbanken. — Die Abtei bei Southampton. — Das Leuker Bad in den Alpen. — Die Russische Flotte. — Der Palmbaum. — Das heutige Schottland. — Byron über Furcht und Träume. — Der Verstorbene in Frankreich. — Der Herzog von Reichstadt und der Persische Gesandte. — Italiänische Gesellschaft im Vergleiche mit der Englischen. — Zur Geschichte des Kriegs-Reglements in England. — Der Kampf mit dem Seekalb. — Der Butterbaum. — Luftbetten. — Irische Logik. — Zeit-Ersparniß in England. — Weihnachtsfeier. — Türkische Justiz. — Die Memoiren Ludwig's XVIII. — Literatur und Theater in Kopenhagen. — Türkische Art, einen Gast zu ehren. — Disziplin in der Türkischen Marine. — Einfluß der Methodisten bei den Negern in Westindien. — Ein Schmuggler-Schiff. — Byron über Napoleon. — Napoleon bei den Vorposten von Bautzen. — Julia's Sarg, Napoleon und Hr. von Tolstoy. — Takt ist die erste aller Eigenschaften — Jagd auf ein Rhinoceros. — Naturwunder. — Konservatorium der Musik und der Schauspielkunst in Madrid. — Unterirdisches Getöse zu Nakuhs. — Australisches Manna. — Wie man in England reist. — Ein Spiegel, der seine Rückseite reflektirt.

Februar: Muthiger Widerstand gegen Räuber. — Französische Küche in England. — Atmosphärisches Phänomen. — Slade's Bemerkungen über die Janitscharen. — Amerikanische Hirsch-Jagd. — Byron über seinen Don Juan. — Villa Rica. — Hallam und Robertson. — Anblick von Konstantinopel — Zustand der Bulgaren. — Miß Harriet Martineau. — Unsere Abhängigkeit von fremden Meinungen. — Türkische Gräber. — Die Eingebornen auf Madagaskar. — Gefühl und Aeußerung. — William Moorcraft. — Lord Byron über Walter Scott. — Pariser Postwesen.

März: Sitten in Kabul. — Das Mode-Leben in London. — Etymologie des Französischen Wortes Noël. — Nadeln im menschlichen Körper. — Interessante Entdeckungen in Pompeji. — Wirkungen der atmosphärischen Elektrizität auf die Gesundheit. — Alt-Aegyptisches Wörterbuch. — Behandlung der Pferde in der Türkei. — Das Papier in China. — Anekdote von Burke. — Durchsichtigkeit des Meeres am Nord-Kap. — Türkische Schiffs-Scenen. — See-Novellen. — Was das menschliche Leben verlängert. — Die gute alte Zeit in England. — Wichtiger Beschluß. — Die Lebensdauer berühmter Männer. — Alt-Französisches. — Dichter und ihre Gemüthsstimmungen. — Der weibliche Patriot. — Kupferstoff in Vegetabilien. — Zur Geschichte der Medizin. — Wichtige Kommission. — Hexen-Prozeß. — Ein muhammedanischer Fanatiker.

April: Scene aus Pompeji, nach den Resultaten einer Ausgrabung. — Hippologisches. — Eigenthümlichkeiten der Amerikanischen Zeitungen. — Neu entdecktes Hetruskisches Grabmal — Das Ausbrennen vergifteter Wunden. — Amerikanische Späße. — Willibald Alexis. — Ein Roman von der Gräfin Blessington. — Eine in Benares entdeckte literarische Merkwürdigkeit. — Fortschritte der Industrie in Australien. — Ertrag der Goldminen in den Vereinigten Staaten. — Kontraste in der Lebensweise der Chinesen. — Diesjährige Kunstausstellung in London. — Unabhängigkeit. — Byrons Widerwillen gegen Gesellschaften. — Alte Schauspieler. — Das Londoner Postamt. — Ein Salzsee in Süd-Afrika. — Die Japanische Nase. — Liebe und Freundschaft. — Nächtliche Blindheit. — Ein Engländer in München. — Der Mensch und die Zukunft. — Neues Kunstfieber. — Dalmatische Alterthümer. — Kraft und Muth des Eisbären. — Eine Wirthshaus-Scene.

Mai: Kaspar Hauser. — Das Studiren im Bücherladen. — A. W. von Schlegel. — Geschriebene Zeitungen. — Der Paradiesvogel. — Bevölkerung der Erde. — Liebe zum Wunderbaren. — Antologia. — Die Amerikanischen Kosthäuser. — Das Ertränken im Ganges. — Thierische Mutterliebe. — Affen-Civilisation. — List gegen List. — Vorliebe für den Qualm. — Landwirthschaft in Island. — Versteinerte Ueberreste eines Elephanten in Neu-Holland. — Englische Gärten in Frankreich. — Engländer und Wilde. — Figaro. — Die Maus, ein Schrecken des Tigers. — Vorliebe in der Literatur. — Die höchste Aufgabe in der Skulptur. — Russischer Aesop. — Wirkung der Musik bei Bekehrung der Wilden. — Der Isländische Vulkan Oräfa. — Seltsame Gebräuche. — Aerztliche Praxis. — Ein anderer Weg zur Praxis. — Kampf mit einem Wolf. — Ameisen in Brasilien. — Unsere Leiden selbst sind nicht ohne Genuß — Vergangenheit und Zukunft. — Neuer Brennstoff. — Zähmung der Schlangen. — Musik, die wahre Poësie.

Juni: Dampfmaschinen zum Kriegsgebrauch. — Die Geschäfte der alten Briten. — Sonderbarkeiten im Sprachgebrauch der Indo-Briten. — Edelmuth eines Elephanten. — Nachrichten der Cingalesen über die erste Ankunft der Europäer in Ceylon. — Latein in Polen. — Bemerkung der Redaction. — Zoologisches. — Fortschritte des gesellschaftlichen Lebens zu Sydney. — Fortschritte des Christenthums in Travancore. — Ursprung der Briten. — Die Portugiesischen und die Polnischen Juden in London. — Gekochte und gebratene Speisen. — Religiöses Fest zu Lahore. — Englische Herrschaften und ihre Dienstleute. — Ein neues Trauerspiel von Casimir Delavigne. — Kirchenlieder. — Ehrlichkeit der Araber. — So werden in England die meisten Ehen geschlossen. — Katzenschinder. — Lord Byron und Miß Marie Chaworth. — Der Neujahrstag in New-York. — Lach- oder Paradies-Gas. — Englands Verkehr umfaßt die ganze Welt. — Wirkung des Dampfes. — Zweiköpfige Schlange. — Herr P. F. v. Siebold. — Simon, der Säulenheilige. — Chinesische Methode, die Obstbäume fortzupflanzen. — Völker mit schwarzen Zähnen. — Amerikanische Höflichkeit. — Merkwürdiges Experiment mit einer Klapperschlange.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Mittwoch den 2. Januar 1833.

England.

Englische moderne Romanen-Literatur.

Wenn Richardson die unbedeutendsten Plaudereien oder die geringsten Bewegungen von Sir Charles Grandison oder Clarissa Harlowe erzählt, so zürnen wir ihm wegen dieser Ausführlichkeit nicht. Als Kritiker, die Theile in Beziehung zu dem Ganzen betrachtend, und als Romanen-Leser erlauben wir die Masse der Details als ein Mittel, und unterwerfen uns jener Herrschaft über die Phantasie, welche eine in's Einzelne gehende Beschreibung stets erlangen muß, vorausgesetzt, daß sie sich auf Gegenstände von Interesse bezieht. Wir geben zu, daß man das Laub nicht fortlassen darf, wenn man einen Baum malen will; und wenn der Gegenstand der Mühe lohnt, und das Kunstwerk im Ganzen wirksam ist, so sind wir verpflichtet, die nothwendigen Zwischen-Ereignisse und Schilderungen zu billigen. Aber in Bezug auf Beschreibungen, so getreu und ausführlich sie auch immer seyn mögen, die in keiner Verbindung mit einem uns interessirenden Gegenstand stehen, und die bloß ihrer selbst halber da sind, haben wir keine solche Verpflichtung. Ein Maler, der uns das genaue Abbild eines Blätter-Haufens oder einer gewissen Anzahl Ellen Bandes darstellen, und unsere Bewunderung für diese Gegenstände an und für sich in Anspruch nehmen wollte, würde uns sehr in Verlegenheit setzen; und in derselben schwierigen Lage haben wir uns immer befunden, wenn man unser Urtheil über die Art von Büchern verlangte, welche gewöhnlich moderne Romane genannt werden.

Der Fehler liegt eben so wohl an den Sujets dieser Bücher, als an ihren Verfassern. Es kann in der That in der Macht des Genies liegen, dem Gebiete des modernen Lebens, wie dieses in der jetzigen Zeit an uns vorübergeht, ein romantisches Interesse abzugewinnen; denn es giebt keinen Gegenstand, der durch einen gewissen Zauber nicht gefällig zu machen wäre. Wer des Menschen innerstes Wesen kennt, wird in jeder Art und Form der Gesellschaft etwas finden, das, wenn es mit dem gehörigen Geist entwickelt wird, unsere Aufmerksamkeit auf eine würdige Weise in Anspruch nehmen kann. Aber derjenige, der solche geistige Kräfte besitzt, wird es sich schwerlich zum Zweck machen, mehr als einen flüchtigen Blick auf eine Lebens-Weise zu werfen, die, wie keine andere, die menschliche Natur in einem so uninteressanten und der Abwechselung entbehrenden Lichte darstellt. Der Gegenstand fällt daher in die Hände Anderer, und zwar Derer, die, das Leben lebend, welches sie beschreiben, sich den Schranken desselben gefügt haben; die mit der menschlichen Natur im Ganzen und Großen nur unvollkommen bekannt sind, und keinen Ueberfluß an Licht aus ihren Sphären mitbringen können, um den finstern Schauplatz zu erhellen, den sie unseren Blicken darstellen. Auf der breiten Straße der Gesellschaft wird Niemand zur Kenntniß der menschlichen Natur gelangen. Die beschränkte Ansicht, welche man Weltkenntniß zu nennen pflegt, kann daselbst erlangt werden; aber diese schließt in der Regel die Kenntniß der menschlichen Natur mehr aus, als daß sie dieselbe in sich begriffe. Alles das, was in der Natur des Menschen der Forschung am würdigsten ist, Alles das, was die Leute von Welt kaum glauben, am wenigsten kennen — des Menschen stärkere Neigungen, seine tieferen Leidenschaften, seine innigere Theilnahme wie seine unseligen Abneigungen, — sind gewöhnlich die Resultate der Zurückgezogenheit, wo Phantasie und Leidenschaft üppiger schießen. Volkreiche Städte werden in der Regel für den erwählten Schauplatz der Verbrechen gehalten; aber in der Wirklichkeit begegnet man dort nur dem niedrigern Zweige des Lasters. Unsere Kriminal-Statistik zeigt, im Gegensatz mit der in dieser Beziehung allgemein verbreiteten Meinung, daß die große Mehrheit der wahrhaft tragischen Verbrechen durch die Bewohner des platten Landes begangen wird. Bei ihnen erscheint das Gute wie das Böse in seiner unvermischtesten Gestalt. Haß und Bosheit in ihrer unverfälschten Kraft sind bäuerische Leidenschaften; und Liebe, wie Dr. Johnson dem Lord Chesterfield bemerkt, ist auf den Felsen am meisten heimisch.

Wenn daher der Gegenstand des modernen Lebens ein besonders unfruchtbarer ist, und diejenigen, die ihn behandeln, es größtentheils ohne Geschick thun; wenn ihre Werke eine bloße Anhäufung von Details sind, welche sich keinem hervorstechenden Interesse anschließen und keinen bleibenden Gedanken zurücklassen; wenn dabei kein Grundsatz der Kunst zum Vorschein kommt, den die Kritik billigen könnte — woher kommt es doch, daß die Leser nicht ermüden? Hierauf, fürchten wir, giebt es keine andere Antwort, als daß eine große Anzahl des lesenden Publikums es für wichtig hält, zu erfahren, auf welche Weise Personen von einem gewissen Rang und von einer gewissen Bedeutung in der Gesellschaft sich gegen einander benehmen, und geneigt ist, seine eigene Zeit bei einer Lektüre zu verschwenden, bloß um zu wissen, wie vornehmere Müßiggänger die ihrige verbringen. Dies ist ein böser Umstand, und deutet auf eine schlecht angebrachte Neugierde und auf eine Verirrung der Phantasie in den Klassen, denen jene Leser angehören; denn wie wenige Dinge, die mit der Literatur in irgend einer Verbindung stehen, haben geringeren Anspruch auf unsere Achtung!

Unter anderen Anzeichen der Verehrung des vornehmen Lebens auch die Verbreitung solcher Bücher wahrnehmend, fanden wir uns zu der Untersuchung getrieben, worin denn eigentlich die Unabhängigkeit bestehe, die man uns, d. h. dem Englischen Volke, gemeinhin zuschreibe, und durch welche Zeichen sich dieselbe kund gäbe? Politische Unabhängigkeit besitzen wir freilich, und wir sind in der That der Gleichheit der politischen Rechte näher, als irgend eine andere Europäische Nation. Aber Unabhängigkeit der individuellen Gesinnung scheint bei uns eine seltenere Eigenschaft zu seyn, als sonst bei irgend einem Volke, selbst diejenigen Nationen eingeschlossen, deren politische Institutionen den Unsrigen ganz entgegengesetzt sind. Die Wahrheit ist, wie wir besorgen, daß freie Institutionen mit ihren hervorstechenden Vortheilen doch auch die Beimischung des Nachtheiligen haben, welches allen menschlichen Dingen anklebt, daß sie nämlich die Eitelkeit und Ehrsucht nähren, mit denen ächte Unabhängigkeit nicht bestehen kann. Um unabhängig zu seyn, müssen wir uns nicht allein von äußerem Druck, sondern auch von dem Kampf im Gemüth befreien; wir müssen genügsam und mit dem uns beschiedenen Loose zufrieden seyn. Aber nicht so bald entschlüpfen wir dem Joch, welches äußere Gewalt auferlegt, — nicht so bald haben wir die Freiheit erlangt, ungehindert die Welt zu betreten, die sich in ihrem ganzen Umfange vor uns ausdehnt, als wir auch die Sklaven unseres eigenen unersättlichen Ehrgeizes werden.

Demnächst bringt die Vertheilung des Reichthums in den verschiedenen Kanälen und Verhältnissen, in die er sich unter einem freien Regierungs-System mannigfach ergießt, eine Stufenleiter des gesellschaftlichen Ranges hervor, die zwar ängstlich beobachtet wird, aber doch nicht genau unterschieden werden kann. Viele Leute der mittleren Klassen glauben, daß sie es durch Anmaßung oder Bestrebungen in ihrer Gewalt haben, in der Achtung ihrer Nachbarn wenigstens eine um einen Grad höhere Stufe einzunehmen, als die Umstände ihnen angewiesen haben; und ist die eine Stufe erlangt, so sehen sie immer wieder eine andere vor sich, die ihnen ebenfalls erreichbar scheint. Der Wunsch, in der Welt zu steigen, und die Schaam vor dem Sinken, sind allen Klassen gemein, weil allen die Aussicht auf ein Weitersteigen offen ist; und ein ungeregeltes Gefühl dieser Art, wenn es einmal allgemein geworden ist, theilt sich in größerem oder geringerem Grade selbst den demüthigsten und anspruchslosesten Naturen mit, und selbst der Weiseste wird ihm nicht ganz entgehen. Was die ganze Welt als kostbar betrachtet, muß, wenn es auch innerlich werthlos ist, selbst in den Augen des Philosophen einigen Werth erlangen; denn Niemand kann sich so gänzlich von der Welt absondern, daß er dem Einfluß eines künstlichen Werthes auf die wirklichen Quellen seiner Glückseligkeit trotzen dürfte. Einem weisen Mann können zum Beispiel die tausend Annehmlichkeiten, welche der Reichthum gewährt, um ihrer selbst willen im höchsten Grade gleichgültig seyn; aber weil sie ihm fehlen, kann er vielleicht nicht die Hand des Mädchens erlangen, das ihn glücklich machen würde; denn der furchtbare Troß der Verwandtschaft, der über sie verfügt, ist weit davon entfernt, in seine Philosophie einzustimmen. So stehen eingebildete Mängel mit wirklichen in Verbindung; und Dinge, welche in der Welt einmal allgemein für Vorzüge gelten, besitzen wenigstens einen austauschbaren, wenn auch keinen wirklichen Werth.

Ob nun aus diesen oder aus anderen Gründen, so viel ist gewiß, daß Ehrgeiz, mehr als irgend eine andere Eigenschaft, der charakteristische Zug der Englischen Gesellschaft ist, der in seinem Gefolge alle niedrigen Wünsche und alle unbilligen Ansprüche mit sich führt. In den höchsten Klassen der Gesellschaft, unter denen, die durch hohe Geburt und Verhältnisse vollkommen sicher gestellt sind, sollte man doch, da ihnen nichts mehr zu erreichen übrig bleibt, den Reiz des Vertrauens und der Gemüthsruhe zu finden meinen. Aber hier, als ob das Schicksal nun einmal keinen Theil der Gesell-

schaft über die Gewöhnlichkeit erheben wollte, mischt sich die Mode in's Spiel, und diejenigen, deren Stellung in der politischen Welt unbestreitbar ist, werden von Zweifeln und Sorgen hinsichtlich ihrer Stellung in der modernen Welt gequält; die Klasse steht fest, aber um die Coterie wird noch gekämpft. Kurz, die menschliche Natur bietet, bei dem Mangel würdiger Bestrebungen, wohlwollender Gesinnungen und unabhängiger Hülfsquellen, überall denselben eiteln Anblick dar.

Bei solchen Ansichten müssen wir natürlich die Richtung bedauern, die die Romanen-Literatur eingeschlagen hat. Dennoch wünschen wir nicht so verstanden zu werden, als ob wir eine einseitige Abneigung gegen diesen ganzen Zweig der Literatur hegten. Der literarische Markt ist frei zu allen Absichten und Zwecken, die nichtigsten mit einbegriffen, und wir wissen wohl, daß man nicht erwarten kann, Schriftsteller sollten solche Bücher nicht schreiben, da Buchhändler sie zu kaufen bereit sind, oder Buchhändler sollten sie nicht kaufen, da sie in dem Publikum bereitwillige Abnehmer finden. Der Tag der Sättigung ist, wie wir hoffen, nicht weit entfernt; mittlerweile ist noch das das Beste, daß die geistreichsten und gefahrlosesten jener Werke vielleicht auch die verbreitetsten sind. Es giebt einige, — z. B. die des Verfassers von „Granby“ und der „Lästerschule“ und vielleicht noch einen oder zwei andere — welche, wenn sie auch dieselben Fehler in der Anlage und in der Anhäufung der Details, dieselbe Passivität der Leidenschaft haben, welche die anderen charakterisirt, hinsichtlich des Geschmackes jenen doch sehr überlegen, und hinsichtlich der Geschicklichkeit gar nicht zu verachten sind.

Arlington.

Namentlich ist Arlington, ein Roman in drei Bänden, von Lister, eines der besten Bücher dieser Art, die seit einem Jahre erschienen sind. In Lister's Romanen herrscht immer richtiger Verstand, guter Geschmack und eine lobenswerthe Gesinnung. Sie sind in der That fast die einzigen Werke aus den Federn der modernen Schriftsteller, welche dem Leser Grund zu der Vermuthung geben, daß es Mode sey, ein Mann von Verstand und ein Gentleman zu seyn. Als Kunstwerke betrachtet aber sind sie sehr unvollkommen. Der Plan, der in „Granby“ und „Herbert Lacy“ schon mangelhaft war, ist dies in „Arlington“ noch weit augenfälliger.

Die Erzählung beginnt mit dem räthselhaften Tode des Vaters des Helden, der Morgens auf die Jagd gegangen ist, und um die Zeit vermißt wird, als sich eine von ihm zu Tisch eingeladene Gesellschaft versammelt. Nach langem Suchen wird er in der Mitte eines Gehölzes erschossen gefunden; die Kugel war durch's Herz gegangen. Ein verabschiedeter Diener, Namens Clarkson, wird allgemein für den Mörder gehalten und den Gerichten überliefert. Da der älteste Sohn des Lord Arlington noch ein Kind ist, so fällt die Leitung der vorläufigen Untersuchung dem Herrn Holford anheim, einem sehr gutmüthigen und wohlgesinnten Manne, der der genaue Freund des Verstorbenen gewesen, und jetzt sein Testaments-Vollstrecker ist. Man bemerkt aber, daß Herr Holford ganz besonders ängstlich und vorsichtig hinsichtlich der Maßregeln ist, welche gegen den vermeintlichen Verbrecher zu ergreifen sind; und als das gerichtliche Verhör endlich beginnt, wird eine ganz auffallende Aufregung an ihm sichtbar. Der Ausspruch der Jury ist: Unschuldig, und sogleich zieht Herr Holford ein Stückchen Papier aus der Brusttasche heraus, und verschluckt es. Da Clarkson sah, daß seine Freisprechung die vorherrschende Ueberzeugung von seiner Schuld nicht geschwächt hatte, so verließ er das Land und ging nach Amerika. — Am Ende des dritten Kapitels ist die Erzählung der Ereignisse bis auf diesen Punkt geführt; hier bricht sie nun plötzlich ab, und wir beschäftigen uns mit der Erziehung des jungen Lord Arlington, nach deren Beendigung er in die Gesellschaft gestürzt wird, und der übrige Theil von zwei starken Bänden ist der Beschreibung seines täglichen Lebens, den Bällen, Diner's, und anderen Lustbarkeiten gewidmet, durch welche hindurch sich die Fäden zweier Herzens-Angelegenheiten ziehen, in die er nach und nach verwickelt wird. Zuerst liebt er eine Lady Alice Mortimer, deren Aeltern, dem aber stolz, im höchsten Grade den Anschein fürchten, als ob sie es wären, die sich um die Verbindung mit dem reichen Lord Arlington bewerben, und ihm deshalb jedes Zeichen der Entmuthigung geben, obgleich sie es sehr gern gesehen haben würden, wenn er einen Antrag gemacht hätte. Sie bringen auch das junge Mädchen dahin, eine Gleichgültigkeit zu heucheln, die sie keinesweges gegen Lord Arlington empfindet. Nachdem derselbe auf diese Weise zurückgestoßen und entfremdet worden ist, ersieht ihn sich Lady Crawford, eine Autorität in der Modewelt, zur Beute für ihre Nichte, Julia Saville, aus, die als eine jener blendenden Schönheiten beschrieben wird, welche das Auge des Anschauenden so ganz erfüllen, daß ihm keine Gedanken übrig bleiben, die Hohlheit und Leere ihres Geistes zu bemerken. Sie liebt bereits Herrn Beauchamp, einen Mann von großer persönlicher Annehmlichkeit, dabei lasterhaft und in der modernen Welt eine bedeutende Rolle spielend, der sie auf gewisse Weise wieder liebt; da er aber nicht die Absicht hat, sie zu heirathen, so begünstigt er die Verbindung mit Lord Arlington, um sich ihrer als Deckmantel bei seiner Intrigue zu bedienen. Die Entwerfung eines solchen Planes bezeichnet nur zu richtig den Zustand der Gesellschaft, welche in solchen Büchern geschildert wird, und die Scenen, in denen derselbe sich entwickelt, sind gut erfunden. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traits and stories of Irish peasantry. (Züge und Geschichten des Irländischen Landvolkes.) Zweite Reihefolge. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Lights and shadows of German life. (Licht- und Schattenseiten der Lebensweise in Deutschland.) 2 Bde. Pr. 21 Sh.

On the stamp laws. (Ueber die Stempel-Gesetze.) Von Coventry. Erster Band. Pr. 15 Sh.

St. Kentigern. — Eine Sage. Herausgegeben von Hugh Hoy. Pr. 6 Sh.

Fables with designs. (51 Original-Fabeln nebst 85 Zeichnungen von R. Cruikshank.) Pr. 12 Sh.

American Theatre. (Amerikanische Schaubühne.) Von Dunlap. 2 Bde. Pr. 28 Sh.

Transactions etc. (Verhandlungen der Königl. geologischen Gesellschaft von Cornwallis.) Bd. IV. Pr. 16 Sh.

F r a n k r e i c h.

Jules Janin und das Prinzip der neuesten Französischen Poesie.

Eine Neuigkeit aus der unaufhörlich beweglichen Feder des Herrn J. Janin, der jetzt ohne Zweifel einer der fruchtbarsten und gelesensten Schriftsteller Frankreichs ist, sind die

Contes Fantastiques et Contes Littéraires, 4 Vol. Paris 1832.

Sie vereinigen alle Eigenschaften seines Talents und jener ganzen Manier in sich, welche der gegenwärtigen Französischen Tagespoesie einen so konvulsivischen und diabolischen Charakter mitgetheilt hat, wie er sich vielleicht noch in keiner Literatur-Periode ähnlich zeigte. Ein Französisches Journal (Rev. Encyclop.) nimmt daher von diesem Buche einen treffenden Anlaß, sowohl von Herrn Janin's Schriftsteller-Laufbahn selbst, als von der Schule, der er angehört, und die wir am liebsten als die diabolisch-poetische bezeichnen möchten, eine kritische Analyse zu geben, die man für diese moralisch unterhöhlte Richtung der Kunst als erschöpfend gelten lassen muß. Es heißt:

„Satan hat den Mephistopheles erzeugt und Mephistopheles hat sich zum Haupt der Schule gemacht. Seine ersten Bekehrungen, die er vorgenommen, sind glänzend ausgefallen; Faust, Don Juan, der Korsar, Sbogar, Frankenstein, dies waren die würdigen Helden einer starkgeistigen Gesinnung, Männer von Kopf und Herz, die, in einem flammenden Aufruhr begriffen, gegen die Nothwendigkeit ankämpften; egoistische Prometheusgestalten, welche mit kaltem Blut die ungewisse Ewigkeit für den ganz neuen Genuß einer erhöhten irdischen Macht auf's Spiel setzten, aber dennoch unfähig waren, ihre Ueberlegenheit so weit auszudehnen, um dem armseligen Genuß an zwecklosen Bosheiten und der Freude an den Schmerzen ihrer Schlachtopfer, die ihnen auf ihrer glorreichen Laufbahn fallen mußten, zu entsagen.“

„Diese ersten Schüler haben tausend Nachfolger gehabt, und man sieht sie Gotteslästerungen ausstoßen, Verwünschungen zum Besten geben, gestikuliren, deklamiren, Verse machen, Gifte kaufen bei den Apothekern, ihre Taschenmesser in Dolche umwandeln, sich abhärmen durch Nachtwachen und bei Tage schlafen; bei allem dem sind sie doch gute, zuverlässige junge Leute, die nur ihren Beruf verkannt haben, indem sie sich einbilden, daß ihre Unwissenheit aus dem Zweifel und ihre innere Leerheit und Langeweile aus ihrer Desperation herstammen, und indem sie glauben, daß, wenn sie alle Leidenschaften in ihren Herzen sich entfesseln lassen, sie dadurch ihr Genie im höchsten Glanze zeigen. Sie rennen mit verschlossenen Augen darauf los, um Schrecken und Entsetzen aufzutreiben, indem sie aus allen ihren Begierden nichts weiter als ein bischen Gewissenspein sich zu erlauern suchen, um sich damit die Stirn zu schmücken; sie zeigen sich empört gegen Jeden, der ihnen Ruhe, Studium und eine heilsame Diät anempfehlen würde; sie spreizen sich zu sublimen Bildern des Lasters aus und erringen doch niemals eine Gelegenheit, zu sündigen oder ein eklatantes Verbrechen zu begehen; sie stürzen, betäubt von Champagner, Punsch und Cigarren-Qualm, in die Welt hinaus und fallen bei den ersten Schritten in die Arme der Verführung, des Ehebruchs, der Unzucht; sie gerathen in gemeine Oerter, wo sich, ohne allen Glanz und Effekt, nur das ganz gemeine Leben vor ihnen aufrollt. Diese Art der Entwickelung der Komödie scheint ihnen dann mit Recht lächerlich, und ihr Ekel begeistert sich wenigstens dazu, noch eine Scene hinzuzufügen; diese besteht dann darin, daß sie, an den armen Frauen, die sich ihnen aus Einfalt und Vertrauen hingegeben haben, sich vergreifend, sie durch Apostrophen von Wuth, Haß und Verachtung in Schrecken zu setzen suchen; kurz, die Geschichte der meisten dieser Herren, seyen es Reiche, Arme, Stutzer, Dandies, Franzosen, Deutsche oder Spanier, läßt sich auf diesen einfachen Text zurückführen: „„Ich habe alle meine Illusionen in der Welt eingebüßt und deshalb einen Eid gethan, mich an diesem miserablen Gesellschaftszustande zu rächen, in dem mein Schmerz nicht verstanden worden ist. Ich begegnete einer schönen Frau, ich gestand ihr, daß ich ohne sie nicht leben könne; sie gab sich mir — ich warf sie zu Boden, — ich trat sie mit Füßen, ich tödtete sie! — Nicht wahr, ich errege Euch Schauder? — Nun wohl! dann sterbe ich zufrieden!““

„Herr Janin hat wohl eingesehen, daß die Nachkommenschaft des Don Juan sich bereits damit die Schwindsucht an den Hals gequält hat, Entsetzen zu erregen, und daß er, einer der letzten Abkömmlinge, jetzt lange seufzen, sich an sein Fenster stellen, das Mitleiden der Vorübergehenden anrufen und ihnen selbst im Nothfall zwei oder drei seiner Maitressen an den Kopf werfen könne, ohne bemerkt zu werden; er hielt sich also ein wenig bei Seite, stellte sich vor einen Spiegel, versuchte hier das ganze bekannte Mienenspiel seiner großen Familie und entdeckte endlich noch (o Glück!) eine kleine Verzweiflungs-Grimasse, die er früher noch bei keinem seiner Brüder gefunden, noch eine originelle Nüance jenes satanischen Lächelns, eine gewisse unstäte Kopfbewegung und eine Coquetterie der

Stimme, die geeignet genug war, um die Ueberzeugung in Zweifel zu erhalten; und dies war Alles, was er wünschte, indem er gewiß war, daß man ihm von jetzt an in's Gesicht sehen und ihm einige Aufmerksamkeit schenken würde, wär' es auch nur so lange, als Zeit erforderlich ist, um zu fragen: „„Aber wer ist denn das da? wem sieht der ähnlich?““ Man würde sich doch um ihn versammeln, und wenn einmal der Kreis geschlossen, würde es seine Sache seyn, sich sein Zuhörerpersonal zu erhalten.“

„Er erzählt vom Todten Esel und der guillotinirten Frau. Da geht ein Fragen unter die Menge: Wissen Sie nicht, wer der Patron dieses jungen Teufels ist? — Asmodeus, sagte der Eine. — Nein, Mephistopheles! sagt der Andere. — Um Verzeihung, Sie irren sich, der todte Esel ist eine Erinnerung an Yorick, welcher selbst dazu durch Swift, Lesage, Cervantes, Rabelais begeistert und angeregt wurde. — Und hier, hier, sehen Sie nicht, daß die guillotinirte Frau eine Erinnerung an Manon Lescaut, an Margarethe, an Clarissa ist? — — Doch still! eine andere Geschichte: die Beichte! Begreifen Sie nicht, daß dies eine laterna magica in der Manier des Gil Blas ist, in der das ganze Pfaffengelichter unseres Säkulums in Person vorgestellt ist? — Zum Henker mit euren Pfaffen, welche Verblendung! Ist es denn nicht offenbar, daß es sich hier um einen Menschen handelt, der sich dem bösen Feind überantwortet hat, wie Faust, Manfred, Melmoth, Ahasver? (Assuérus?) — — Still! Still! hier kommt ein historischer Roman, Barnave! — Die Zweifel der Gesprächführer vermehren sich. Einige vergleichen ihn mit dem Teufel, der sich auf den Ruinen des Hauses des armen Hiob niederkauert, aber die Schwierigkeiten hinsichtlich des Charakters und der Genealogie des Dämons wollen doch nicht weichen. — Endlich erscheinen die Phantastischen Erzählungen. Nun da ist doch wenigstens im Titel etwas Positives, da wollen wir zusehen! Herr Janin begrüßt uns leicht und obenhin mit seinem fremdthuenden Lächeln: „Meine Herren!“ sagt er, „ich bitte wegen des anspruchsvollen Titels: „Phantastische Erzählungen“ um Verzeihung; der der Wahrheit ein wenig entsprechendere Titel würde seyn: Historietten, oder besser und ganz einfach: Erzählungen. Aber in diesem nebulosen Literatur-Königreich ist der nicht frei, der es seyn will.“ — Diesmal sollte man glauben, daß die Menge ihm den Rücken kehren würde; keineswegs, denn der Redner beschwört alle Sophismen seines Geistes herbei; er verspricht, die ganze Kleinodien-Schachtel seiner Einbildungskraft aufzuthun; er zieht eine Büste Hoffmann's hervor, eine ganz ausnehmend schöne Büste; er verzerrt ihm das Kinn, den Mund, er verdreht ihm die Augen, er zerstückelt ihn ganz und gar; Hoffmann, von dem einer der ausgezeichnetsten Französischen Kritiker der jetzigen Zeit in dem alten Globe ein so treffendes Bild gegeben, Hoffmann, dessen Darstellungen so reich an Schmerzen und Freuden des Künstlers sind, wie sie vor ihm noch nie geschildert wurden, ist unter diesen teuflischen Händen, die ihn zerschaben, zerkratzen und mit falscher Schminke überklecksen, nicht wieder zu erkennen. Doch muß man die Erzählungen anhören und dann urtheilen.“

„Höre also, liebes Publikum, höre doch die Erzählungen! Dieser junge Windbeutel hat Geist; was kümmert es Dich, woher er kommt, und wohin er geht? Laß es Dich nicht zu sehr angehen, was hier unter Hut und Mantel verborgen steckt! Es giebt bei diesem Ueberfluß der Farben, die ohne Plan und Ziel ausgeschüttet sind, doch einen gewissen Glanz der Kunst, der sich darüber ausgießt; beeile Dich, Dich an ihm satt zu schauen, bevor der Glanz sich wieder verdunkelt; es giebt einige brillante Noten in diesem Charivari-Konzert; beeile Dich, sie abzusingen, bevor sie Deinem Gedächtniß wieder entschwinden. Aber, ich bitte Dich, entferne erst diese Kinder von hier, damit sie nicht im Ernst in sich saugen diesen unmoralischen Leichtsinn, diesen Ekel vor aller Würde und allem Ernst, den das Menschenherz sich bewahren soll, diese frivole Lebensansicht, welche aller Sitten und allem Guten und Edlen Hohn spricht. Wenn sie sich nicht entfernen wollen, so züchtige sie lieber, bis sie weinen; denn er wird von dem Deutschen Studenten Honestus erzählen, der das Gute wollte, und der zu der Ueberzeugung kam, daß es gefährlich sey, eine Verringerung des Uebels in der Welt zu suchen; von jenem Gatten, der die Gewißheit besaß, daß seine Frau ihn entehrt hatte, und der sie deshalb nur um so mehr achtete; von allen jenen Abgestumpften und Lebensmüden, die in den Wäldern umherschwärmen, mit Schauspielerinnen sich herumtreiben und sich im Gehölz von Boulogne einander zum Zeitvertreib und aus Langeweile tödten. — Ach! es ist genug, daß so manche unserer Schwestern, unserer Bräute, welche das goldene Blendwerk dieser Scheinpoesie, der Glanz dieser träumerischen Empfindsamkeit verführte, versucht wurden, einen Augenblick dabei zu verweilen, ihre Schaamröthe hinter ihren Schleier verbergend; halte man nur wenigstens die Kinder von solcher Lektüre entfernt!“

Bibliographie.

Pensées diverses. — Mon ami Lessmann. (Mancherlei Gedanken. — Mein Freund Leßmann.) Von Kératry. — Als wir den Titel dieses Buches lasen, fühlten wir uns freudig überrascht. Wir glaubten nämlich, daß der mit Deutschem Wissen (und vornehmlich mit Deutscher Philosophie) vertraute geistreiche Französische Schriftsteller Kératry seinem im vorigen Jahre auf eine betrübende Weise vom Schauplatz irdischer Thätigkeit abgetretenen Deutschen Kollegen Daniel Leßmann ein Denkmal gesetzt habe, was leider dessen Deutsche Freunde bisher noch nicht gethan, da sein einsames Grab im Walde bei Kreppstädt noch immer eines Zeichens der Liebe und des Gedächtnisses entbehrt. Aber wir fanden uns getäuscht, wiewohl, merkwürdig genug, Kératry's „ami Lessmann“ durch manchen Charakterzug an unseren Deutschen Freund erinnert. Die Schilderung eines originellen Philanthropen, der den Menschen, die er verachtet und verabscheut, doch aus innerem Herzensdrange Gutes thut, hat Kératry geben wollen, ohne jedoch an den Deutschen Schriftsteller gleiches Namens zu denken. Der Letztere wartet also noch auf seinen Biographen, wie sein nachgelassenes Manuskript eines trefflichen Romanes (die Heidenwühle) auf den saumseligen Verleger, der es schon länger als ein Jahr unbenutzt bei sich liegen läßt. Neben dem „ami Lessmann“ hat der auch als politischer Redner berühmte Kératry „mancherlei Gedanken“ über Mancherlei und damit auch seinen Lesern manchen Stoff zum Denken gegeben.

Italien.

Die Improvisir-Kunst und die größten Meister in derselben.

Die plötzlich wirkende Begeisterung eines hohen, mit Phantasie und lebendigem Gefühl reich begabten Genius, der irgend ein gegebenes Thema ohne Bedenkzeit in einem Liede durchzuführen vermag, ist ein so erstaunenswürdiges Phänomen, daß Cicero ihm den Namen einer magnanima audacia giebt. Es zeigt den Dichter als einen wahrhaft Entrückten, der über alles irdische Treiben erhaben ist. Alsdann schafft er, schaut mit Seherblicken, belebt und malt unbekannte Götter, neue Gebilde der Phantasie, idealische Schönheiten. Tullius scheut sich nicht, diese urplötzliche Schöpfungskraft einen Beweis des göttlichen Ursprungs unserer Seele zu nennen.

Unter den Völkern des Alterthums besaßen Römer und Griechen diese Gabe in wunderbarem Grade: die Griechen, als Besitzer einer Civilisation, die viele Jahrhunderte ungestört blühte; als ein Volk von lebhafter, glühender, schaffender Natur, stolz auf den Ruhm, die weisesten Sterblichen zu seyn, im Genuß des mildesten Klima's und eines üppigen Bodens, erfüllt von der wunderbaren Harmonie ihrer Sprache und angefeuert von edlem Wetteifer, in geistigen Kämpfen den Preis zu erringen; die Römer, als Erben des Griechischen Genius und Griechischer Eleganz, stolz auf ihre Macht und Kraft, von der Majestät ihrer Herrschaft zu großartigen Ideen, von ihren mannigfachen Begebenheiten zu eigenthümlichen Schöpfungen fortgerissen; vertraut mit einer klaren, männlichen, würde- und anmuthsvollen Sprache und, wie die Griechen, durch eine poetische Theogonie beglückt.

Unter solchen Bedingungen zeichneten sich beide Völker im improvisirten Gesang aus. In Griechenland kann zwar diese Kunst eben so alt genannt werden, als die Dichtkunst selbst, da wir von Herodot wissen, daß Homer aus dem Stegreif sang, als ob die Muse ihm seine Verse zuflüsterte; gleichwohl blühte diese Kunst noch dem Maeonischen Sänger fröhlich fort. Hohen Ruhm erwarb sich darin jener Antipater Sidonius, welcher die Zahl der Musen mit der unglücklichen Sappho vermehrte; obgleich ihm, wie Kallistratus und Athenäus bezeugen, der ernste Simonides in so wunderbaren Leistungen vorangegangen war. Nicht weniger Lob im Improvisiren ernteten Boethus von Tarsis und Licinius Archias, wenn man Cicero's Urtheil über Letzteren beitreten darf. Es ist ferner bekannt, daß bei den Römern Ovidius Naso, nach Sueton auch Octavianus Augustus, und nach Spartianus der Kaiser Hadrian und mehrere Andere mit vielem Glück improvisirten.

Mag es nun seyn, daß auch treffliche Leistungen durch die Macht der Gewöhnung ihren Werth verlieren, oder mag der menschliche Genius, der, wie aus Feuer geschaffen, aufwärts strebt, immer an schwierigeren und wunderbareren Dingen sich versuchen wollen; genug, die Kunst des Improvisators ward bei den Alten selbst etwas Alltägliches und Gemeines. Der Glanz, die Farbenpracht und Grazie, worein der Dichter die Weisheit einhüllt, rissen nicht mehr zu beifalljauchzender Bewunderung hin, selbst wenn sein Genius unvorbereitet schuf; Gleichgültigkeit und Langeweile erstickten den Zauber, und die Redner-Bühnen verstummten.

Wenn aber der Haufe mittelmäßiger Sänger entmuthigt ward, so entflammten die Witzspiele der Kritiker und die allgemeine Kälte die rüstigsten Kämpen der Kunst zu doppelter Anstrengung ihrer Seelenkräfte. Sie erboten sich kühn, sogar Dramen zu improvisiren. Da lebte der Zuhörer wieder auf, eine heilige Flamme durchglühte den Busen, man ward gespannt, man schauderte, entsetzte sich, weinte, und die Improvisir-Kunst gewann neues Interesse.

Nach Plutarch soll der göttliche Aeschylos Tragödien extemporirt haben, und Strabo berichtet, daß auch Diogenes von Tarsus einen ihm aufgegebenen tragischen Stoff, wie gottbegeistert, zu einem dramatischen Gewebe ausspann. Eben so dichtete Lucanus aus dem Stegereif Tragödien, in denen sein edles, ihm nachmals so verderbliches Dichterfeuer glühte. Zu diesen gehörte sein Orpheus, dessen Ruhm noch nicht verhallt ist.

Italien hat alle Stadien des inspirirten Gesanges durchlaufen; Italien, die Begründerin der Europäischen Civilisation, war zugleich die Wiege der ausgezeichnetsten Improvisatoren, mit denen sich nur die Meister des Alterthums messen können. Es wäre überflüssig, hier der Ceroni, der Ferani, der Perfetti, der Gianni und hundert Anderer zu gedenken. Ihre Verse tönen noch wieder in den Italischen Lüften, und die bloße Erinnerung entzückt noch das Ohr. Aber auch diese glänzende und ruhmbringende Art der Unterhaltung schwand hin, wie alle irdische Glückseligkeit! Unerhörte, ungeahnte Stürme des Schicksals trübten und schändeten jeden heiteren unschuldigen Kunstgenuß. Italien, bald Partei nehmend, bald schwärmend in schrankenloser Begeisterung, bald niedergeschmettert von furchtbaren Leiden, ward unempfindlich gegen jede sanftere Regung; es bedurfte auch in der Kunst, die Freuden schafft, kräftiger Reiz-

mittel; daher der ungeheure Ruhm eines Rossini, das allgemein wiederhallende Lob eines Sgricci. Der Strom der Zeiten brachte auch hier die Tragödie in den Gesang des Improvisators.

Luigi Cicconi aus Ankona ringt jetzt allein um diese Palme; in Rom trat er mit den ersten Proben seines glühenden Genius auf und erwarb sich Beifall. Ihn hörte Sicilien, das Mutterland der Tragödie, und er zeigte sich der Manen Bian's und Theater's nicht unwerth. Endlich ist er zum Athen Italiens, dem schönen Florenz, gekommen und hat sein Talent zur Schau gestellt. In der ersten Probe: „die Verbannung des Herzogs von Athen", ward ihm zwar nicht voller Beifall, doch priesen ihn Viele wegen des Flusses seiner Rede; die zweite Leistung dagegen: „Ludwig der Maure", erhielt das Lob eines erwählten Kreises angesehener, gelehrter und fein gebildeter Personen.

Hätte man von Cicconi eine mit dem tiefsten philosophischen Sinn eingefädelte Handlung, eine künstlerische Oekonomie bei Handhabung des Stoffes, eine immer großartige, nervige, acht tragische Sprache, tief studirte und nie sich verläugnende Charaktere, eine schaudererregende Katastrophe u. dgl. verlangt, so würde dies eine unbescheidene Forderung gewesen seyn. Allein die Ansprüche der ehrenwerthen Zuhörer waren begränzt, vernünftig und so beschaffen, daß ein Improvisator ihnen genügen konnte. Wenn verständige Einsicht in die zu besiegenden Schwierigkeiten durch lebendige Schilderungen, durch starke dem Gegenstand angemessene Sentenzen, harmonische und phantasiereiche Chöre, eine naturgemäße Verwickelung, wohl empfundene und wohl ausgedrückte Affekte und eine edle blühende Sprache befriedigt werden kann, so hat Cicconi diese Vorzüge entfaltet und einen Beifall errungen, der ihm, bei fortgesetztem Studium und eifriger Uebung seines Talentes, in Zukunft noch glänzendere Lorbeern verbürgt. (Biblioteca Italiana.)

Bibliographie.

Elementi di fisiologia etc. (Elemente der Physiologie, Pathologie und Therapie.) Von G. Pozzi. Mailand.

Notizie storiche etc. (Historische Bemerkungen über die Sarazenen in Sicilien.) Von C. Martorani. Palermo.

Considerazioni intorno ai comenti del verso di Dante. (Ueber die Erklärungen des Dantischen Verses.) Palermo.

Poesie. (Gedichte.) Von Ugo Foscolo. Mailand.

Catalogo etc. (Verzeichniß der in der Pinakothek der Akademie der schönen Künste in Bologna befindlichen Gemälde.) Von G. Giordani. Bologna.

Mannigfaltiges.

— Jährlicher Ertrag des Bodens in Großbritanien. Der ganze Werth dieses jährlichen Ertrages, nach dem Durchschnitts-Preis der letzten drei oder vier Jahre, kann sich auf 160 Millionen Pfd. Sterl. belaufen. Von diesen, kann man annehmen, braucht der Produzent zu seinem Unterhalte 25 Millionen jährlich; es bleiben also noch 135 Millionen zum Austausch, sowohl gegen Geld, als gegen andere Artikel, und zwar ungefähr nach folgendem Verhältniß: Pachtgelder 40 Millionen Pfd.; Lohn an Hausgesinde $4\frac{1}{2}$ Millionen Pfd.; an Tagelöhner $26\frac{1}{4}$ Millionen; Kirchspiel-Abgaben $5\frac{1}{2}$ Millionen; Zehnten, 4 Millionen; an Handwerker, als Rademacher, Schmiede, Zimmerleute, Maurer u. A., 12 Millionen, — zusammen $91\frac{1}{4}$ Millionen Pfd. nothwendiger Ausgaben. Demnach bleiben noch $43\frac{3}{4}$ Millionen, um Kleidungsstücke, Hausgeräth, Brenn-Material und andere Lebens-Bedürfnisse einzutauschen. (N. M. M.)

— Spar-Banken. Es ist jüngst eine Tabelle über Zuwachs und Abnahme von Wohlthätigkeits-Vereinen und Spar-Banken seit 1830 bis 1831 erschienen. Aus dieser geht hervor, daß es in England 284 solcher Anstalten giebt, in Wales 22 und in Irland 77. Die Zahl der Einlagen in England ist 374,169, in Wales 10,374 und in Irland 37,898. Die Bevölkerung Englands beträgt 13,089,338 Seelen und die Summe der Einlagen in die Spar-Banken 12,916,028 Pfd. Sterl.; es kommt also beinahe 1 Pfd. Sterl. auf den Kopf, Frauen und Kinder mitgerechnet; aber, nimmt man jede Familie im Durchschnitt zu 5 Personen an, so kommen 5 Pfd. auf eine Familie. Der Betrag der Einlagen scheint sich etwas vermindert zu haben; dagegen hat die Zahl der Einlagen, besonders unter 20 Pfd., bedeutend zugenommen; die über 200 Pfd. hingegen haben in einem Jahre um $\frac{1}{10}$ abgenommen, d. h. diejenigen, welche Einlagen von diesem Betrage gemacht hatten, haben sie aus den Banken gezogen, um sie auf andere Weise unterzubringen. In Wales ist der Betrag der Einlagen im Durchschnitt nur halb so groß, als in England, nämlich nur 10 Shill. per Kopf; in Irland war die Zunahme beträchtlich, und das Spar-Banken-System kommt dort immer mehr in Aufnahme; dies liegt jedoch daran, daß in diesem Lande dergleichen Institute noch im Entstehen sind. Der ganze Zuwachs besteht in 14,207 Posten in einem Jahre und an Einlagen in 114,998 Pfd., was auf jeden neuen Posten 8 Pfd. macht. Rechnet man die Deposita der Unterstützungs- und Wohlthätigkeits-Vereine hinzu, so beträgt die Summe aller im vereinigten Königreiche eingelegten Gelder 14,311,647 Pfd. und der ganze Zuwachs vom 21. November 18$\frac{30}{31}$ 114,998 Pfd. Stlg. (N. M. M.)

— Die Abtei bei Southampton. Diese Anstalt wurde von Heinrich III. gegründet und durch eine Kolonie Cistercienser Mönche bevölkert. — Unter den verschiedenen spätern Besitzern dieses Gebäudes befand sich auch im Jahre 1700 der Sir Bartlett Lucy, der es einem Zimmermann in Southampton verkaufte, welcher es des Materials halber niederzureißen beschloß; und es wird erzählt, daß wir die Erhaltung jener Ruine folgendem Vorfall zu danken haben, den wir dem Browne Willis entnehmen, welcher dieser Legende vollen Glauben schenkt. „Während der Zeit", sagt er, „wo dieser Mann mit Sir Bartlett in Unterhandlung stand, wurde er durch schreckliche Träume und, wie Andere sagen, durch Erscheinungen gequält; besonders durch die eines Mönches, der ihm mit großem Unglück drohte, wenn er seinen Vorsatz, das Kloster niederzureißen, in Ausführung brächte. Eines Nachts träumte ihm, daß ein großer Stein aus einem Fenster des Gebäudes niederfiele und ihn tödtete. Dieses setzte ihn so in Schrecken, daß er seine Unruhe einem vertrauten Freunde mittheilte, der ihm den Rath gab, von seinem Vorhaben abzustehen; aber Geiz und der widersprechende Rath anderer Freunde ließen ihn bei seinem Plane beharren, und er schloß den Kauf ab. Als er jedoch damit beschäftigt war, einige Steine aus dem Grunde der westlichen Mauer herauszuholen, fiel ein ganzes Fenster auf ihn nieder und zerschmetterte ihn."

— Das Leuker Bad in den Alpen. Den Rath des Hippokrates beherzigend: „Bade nicht vor dem Essen, und iß nicht vor dem Bade", gingen wir eine Stunde nach dem Essen, um uns in ein warmes Bad zu werfen. Mit einem weiten leinenen Mantel angethan, erschienen wir im Publikum, d. h. in dem wässerigen Versammlungs-Zimmer. Die Scene war neu und grotesk für unsere ungewöhnten Augen; ohne die geringste Unschicklichkeit war sie im höchsten Grade possirlich; und wir waren gezwungen, in ein minutenlanges Lachen auszubrechen, bevor wir die individuellen Figuren des Gemäldes, welches unsere Fröhlichkeit erregte, ruhig in Augenschein nehmen konnten. In dem großen Zimmer waren vier Bäder, jedes ungefähr 12 Fuß im Geviert und drei bis vier Fuß tief. In diesen Bädern sah man Gruppen von Damen und Herren, welche eben so angezogen waren, wie wir selbst. Kleine hölzerne Zweige, welche Netze, Lesepulte, Arbeitskörbchen u. s. w. trugen, schwammen auf der Oberfläche des Wassers. Einige von der Gesellschaft plauderten oder erzählten Geschichten; Andere sangen, und mehrere Damen waren mit niedlichen weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Auf der Gallerie standen einige Personen, welche sich mit ihren im Bade befindlichen Freunden unterhielten, und ein oder zwei Aufwärter schwangen Becken mit Holzkohlen, um die Luft mit dem Wasser in gleicher Temperatur zu erhalten, während aus einer auf der Platform stehenden Pumpe von Zeit zu Zeit frisches heißes Wasser in die Bäder gelassen wurde. Rund um das Bad herum ist eine Bank angebracht, worauf die Badenden sich setzen und so bis an's Kinn in's Wasser kommen können. Die Ankleide-Zimmer werden durch Oefen geheizt und sind ziemlich comfortable. Was die in dem Bade zuzubringende Zeit betrifft, so wird beim erstenmale eine halbe Stunde für hinreichend gehalten, am nächsten Tage vielleicht eine Stunde, und in kurzer Zeit ist man im Stande, 9 oder 10 Stunden im Bade zuzubringen, und zwar nicht allein ohne Nachtheil, sondern, wie man versichert, mit sichtlichem Nutzen. Das Bad hilft besonders gegen Haut-Krankheiten und chronische Uebel. (Aurora Borealis.)

— Die Russische Flotte. Im Jahre 1718 bestand die Russische Flotte aus 23 Linienschiffen, 3 Fregatten und einer bedeutenden Anzahl kleiner Fahrzeuge, deren Mannschaft aus ungefähr 8000 Mann, größtentheils Fremden, bestand. Im Jahre 1723 gab Peter ein Fest, welches werth ist, eine Epoche in der Russischen Geschichte zu bilden. Bei dieser Gelegenheit zeigte der Czar seiner Flotte bei Kronstadt die kleine Sloop, welche auf seine jugendliche Einbildungskraft einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte. Während der Kaiser am Steuer stand, ruderten der Fürst Menschikoff und die Admirale Sievers, Gordon, Siniawin und Sanders, und der General-Direktor des Geschützwesens bediente die Kanone, welche die Sloop am Bord hatte. Das ganze Russische Geschwader war in Schlacht-Ordnung aufgestellt, und als das kleine Schiff die Linie passirte, strich jedes Schiff seine Flagge und feuerte eine Salve; und das Schiffsvolk, auf dem Deck aufgestellt, gab drei Russische Hurrah's. Ein glänzendes Mittagsmahl beendigte die Feierlichkeit. Diese Sloop, welche in Rußland „der Herr der Flotte" genannt wird, kann man noch in der Festung sehen, welche der Kathedrale von St. Paul und Peter in Petersburg gegenüber liegt. (Nautical Magazine.)

— Der Palmbaum. Dieser Baum scheint von der Vorsehung besonders für uncivilisirte und hülflose Völker bestimmt. Er gewährt ihnen einen angenehmen Trank, welcher auch in der That der gewöhnliche und Lieblings-Trank der Bewohner der Küste von Afrika ist. Den Wein, wie der Saft aus dem Baume genannt wird, gewinnt man auf eben die Weise, wie den Saft aus dem Ahorn, der in Amerika zu anderen Zwecken gebraucht wird. Es wird ein Loch in einen Zweig des Baumes gebohrt, eine aus einem Blatte gemachte Röhre hineingesteckt, wodurch die Flüssigkeit in einen darunter stehenden Kübel fließt, der, zwei bis drei Gallons fassend, in einem Tage gefüllt wird. Der Saft nimmt bald den Anschein der Milch an und wird gewöhnlich in diesem Zustande getrunken; wenn er länger steht, so nimmt er einen etwas bitteren Geschmack an. Der Palmbaum liefert auch ein schönes Oel, von dem früher das Ausland, besonders Liverpool, ungeheure Quantitäten bezog. Das Holz des Palmbaumes ist ein vortreffliches Material zum Bau der einfachen Hütten der Eingebornen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Freitag den 4. Januar 1833.

Italien.

Die Rache im Valcavargna.

Aus dem Taschenbuche: Non ti scordar di me (Vergißmeinnicht). Mailand 1832.

Zwischen dem Comer-See und dem von Lugano, da, wo ein tiefes Thal, das von Menaggio nach Porlezza sich hinzieht, beide trennt, kommt man, wenn man sich rechts wendet, in ein anderes noch wilderes Thal, heutzutage, nach seinem alten Namen: Val Cavernia, Valcavargna genannt; jenen alten Namen aber leitet man von den Gebirgsbewohnern ab, die dort ihren Sitz haben und Cavernioni genannt werden, gleichsam: Bewohner von Höhlen. Der unruhige, wilde und blutdürstige Charakter dieser Menschen, die gleichwohl nicht ohne Geist sind, verwickelte sie in früheren Zeiten oftmals in lange und hartnäckige Kämpfe mit den nächsten Nachbarn und selbst mit den Mächtigen des Landes. Es ist wohl kein Zweifel, daß, wie die rauhe scharfe Luft ihrer Berge auf ihren Geist, so auch die rauhen steilen Felsen und die düsteren Wälder auf ihre Sitten Einfluß haben. Das Leben in einem durch die Wildheit und Unzugänglichkeit seiner Lage von der Welt geschiedenen Winkel macht sie wenig gesellig, vielmehr roh und zu Zänkereien und Grausamkeiten, zu Raub und Mord geneigt. Man könnte sie in der That mit ihren eigenen Bergen vergleichen, wenn man ihre halbriesigen Figuren, ihre rauhen lebhaften Physiognomieen und die verbrannten Gesichter selbst der Frauen sieht. An jede Entbehrung gewöhnt, alle Gefahr verachtend, mit der Zunge eben so gewandt, als mit der Faust, rühmen sie sich der Grausamkeit und der Verbrechen, die sie begehen. Die Achtung vor dem Heiligen übt auf ihre Gemüther keine große Gewalt aus; die auf irgend eine Weise geschlossene Freundschaft ist nicht von langer Dauer. Dagegen erstreckt sich der auf irgend Jemand geworfene Haß auch auf seine Verwandte und Freunde und verfolgt ihn in seinen Nachkommen, bis er in der Vertilgung des ganzen Geschlechts sich gesättigt hat. Die Frauen selbst gehen stets mit einem Dolche bewaffnet und wissen ihn auch bei Gelegenheit gar gut zu gebrauchen. Eine Zeit lang, ihre Schlupfwinkel verlassend, überließen sie sich der Seeräuberei und machten dadurch den ganzen Comer-See unsicher. Der Schrecken, den sie verbreiteten, ist nicht zu beschreiben; Alles verwüsteten sie, und die angesehenen Einwohner schleppten sie mit sich, um sie nur gegen ein hohes Lösegeld wieder frei zu lassen. Heutzutage, wo dergleichen Thaten streng bestraft werden würden, geben sie gleichwohl das Gewerbe der frechsten Schmuggelei nicht auf. Unsere Geschichtsschreiber nennen sie die Flibustier des Comer-See's.

Es sind viele Jahre her, daß einer jener Bergbewohner von dem anderen auf grausame Weise umgebracht wurde. Eine erwachte und dadurch in tödtlichen Haß umgewandelte Liebe, die Eifersucht gegen den begünstigten Nebenbuhler, der bereits vor einem Jahre die streitige Jungfrau heimgeführt hatte, war die Ursache dieses Verbrechens gewesen. Der Wittwe ward die Nachricht davon hinterbracht, als sie eben ihr Kind säugte. Die Wuth, der sie sich anfänglich überließ, war die einer Wölfin, die in die Schlinge des Jägers gefallen ist. Der Räuber war kräftigen Arms und mächtig, so daß sie nur mit der größten Gefahr Rache zu nehmen versuchen konnte. Daher hielt sie es für gelegener, vor der Hand ihre Wuth in ihrem Busen zu verschließen; indeß trug sie dafür Sorge, zu dem Leichnam ihres ermordeten Gatten zu gelangen und dann das blutige Hemd desselben in den tiefsten Winkel ihres Koffers zu verbergen. Darauf bemühte sie sich selbst, ihren Unfall in den Schleier des dichtesten Geheimnisses einzuhüllen; und da von Niemanden eine Anklage gegen den Mörder erhoben ward, blieb dieser auch ganz unbesorgt, dergestalt, daß er nach den ersten Schrecken, der dem Verbrechen auf dem Fuße folgte, in dem Schatten der Straflosigkeit ruhig schlafen zu können glaubte und so auch sein Gewissen nach und nach einschläferte.

Die betrübte Wittwe, die geheime Wuth im Stillen nährend, aber besorgt, ihre Empfindungen nicht laut werden zu lassen, fuhr fort, mit der größten Sorgfalt den einzigen Sohn zu erziehen, der schon früh Zeichen von nicht gewöhnlicher Kraft gab. Nach den Jahren der ersten Kindheit war sie bemüht, ihn in körperlicher Gewandtheit, in Kraft und Muth immer mehr auszubilden. Besonders die Jagd war diejenige Beschäftigung, an die sie ihn gewöhnte, und das Lob war desto größer von ihrer Seite, je blutiger die Jagd und je gefährlicher die Höhen gewesen waren, die er in Verfolgung des Wildes überstiegen hatte. Vierzehn Jahre alt rühmte er sich, nicht nur Dachse, Füchse und Gemsen mit den Waffen in der Hand erlegt, sondern auch an einzelnen Unternehmungen wider Wölfe und Bären Theil genommen zu haben, so daß er schon damals den Ruhm eines kräftigen Jünglings hatte; als er aber siebzehn Jahre alt war, stand er überall in großem Ansehen, nicht nur wegen seiner körperlichen Gewandtheit und Kraft, sondern auch wegen seiner Klugheit und seiner geistigen Ueberlegenheit.

Nun glaubte die Mutter, daß der Augenblick, das Ziel aller ihrer Gedanken, aller ihrer Wünsche seit sechzehn Jahren, gekommen sey. Eines Abends, da sie mit ihm in einem Wäldchen allein war, ließ sie sich mit ihm in ein Gespräch ein, indem sie ernster, als gewöhnlich, sich ihm zeigte. Gewendet nach der Seite des Abends, wo eben die Sonne niedergesunken war, machte sie ihren Sohn auf das blutrothe Licht am äußersten Himmelssaume aufmerksam, und indem sie darin ein Zeichen erkennen wollte, daß bald ein großes, aber unheilbringendes Geheimniß zum Vorschein kommen werde, schloß sie damit, daß sie ihm in feierlich ernsten Worten gebot, ihr zu folgen. Nachdem sie, schon in dunkler Nacht, in ihrer Wohnung angekommen waren, schloß sie alle Fenster, bis auf eines, das in der Höhe der Wand angebracht war und nur einen schmalen Streifen des Mondlichts hereinließ, wodurch die wenigen Gegenstände, die den Putz des Zimmers ausmachten, nur spärlich, aber mit um so geheimnißvollerem Lichte erhellt wurden. Endlich sprach sie, indem sie auf den Koffer mit dem blutigen Hemde hinwies, mit einem Blicke teuflischer Wollust: „Hierin, mein Sohn, befindet sich der Schatz unserer Familie. Aengstlich habe ich von Deiner Kindheit an darauf geharrt, daß Du ein tapferer Jüngling werden möchtest, um Dir dieses wichtige Kleinod, das durch Dich neues Leben gewinnen soll, anvertrauen zu können. Dürfte ich mich doch überzeugen, daß Du nun auch wirklich ein Zeichen zu geben vermögest, Du seyest der, der zu seyn es Dir zukommt!“ — Hier schwieg sie und öffnete den Koffer, um unter den wenigen Lumpen, die darin waren, dasjenige zu finden, was sie suchte: der Sohn aber, ungewiß, was die so geheimnißvolle Einleitung bedeuten solle, riß die Augen weit auf, um in der Dunkelheit zu erkennen, was die Mutter eigentlich suche. Endlich brachte sie aus der Tiefe des Koffers ein Päckchen hervor, und indem sie das blutige Hemd herausnahm und es dem Sohne gab, sprach sie mit fester Stimme: „Hier, nimm dies!“ — „Was soll ich damit machen?“ fragte dieser. Nachdem sie darauf beim Schimmer des Mondes das Hemd ihm gezeigt hatte, sprach sie: „Hier, nimm das Hemd; es ist ziemlich alt und abgetragen. Sieh, wie es schmutzig und fleckig ist an der einen Seite!“ — „Weh! weh! das ist Blut, vertrocknetes Blut! Wem aber gehört dieses Hemde?“ — „Wem es gehört? Dem Angedenken Deines Vaters,“ erwiderte die Frau mit kreischender Stimme, mit dem Tone des Wahnsinns, indem sie den Arm des Sohnes gewaltsam ergriff. Dieser aber, erschüttert durch die Entdeckung, blickte sie starr an und sah, wie ihre Augen hell glänzten, gleich zwei Feuerkugeln. „Also ist es wahr, was mir einst mit räthselhaften Worten die Muhme Margarethe sagte, daß mein Vater ermordet worden?“ „Er ist es, mein Sohn, und der Schändliche (hier nannte sie den Namen des Mörders) hat ihn umgebracht. Unbewaffnet ist er einst von diesem gemordet worden; und der Mörder ist unbestraft geblieben und lacht nun schon seit sechzehn Jahren seines Verbrechens und freut sich des Mordes. Aber hier in meinem Herzen nährte ich die Hölle für ihn, und Du sogest das Leben aus meinem Herzen, und so muß Dein Leben nur Rache seyn. Ohne sie will ich Dich ferner nicht mehr sehen. Verlaß sogleich diese Wohnung und kehre nicht eher wieder, bis Du diese Blutflecken in dem Blute dessen, der Dir den Vater gemordet hat, rein gewaschen hast.“ — So sprach sie und nahm aus einer Ecke des Zimmers eine rostige Flinte, die einst der Gemordete geführt hatte, und nachdem sie damit den Arm des Jünglings bewaffnet, der starr bei der schrecklichen Erzählung geblieben war, schob sie ihn zur Thür hinaus und schloß sich allein in der Hütte ein. Eine Zeit lang stand der Jüngling wie eine Bildsäule da; dann mechanisch sich bewegend, ging er um die Hütte herum, und als er an jenes Fenster kam, wandte er wie zufällig die Augen hinauf und erblickte da seine Mutter, wie sie, mit tiefen Runzeln von Alter und von den geheimen Sorgen und Leidenschaften das Gesicht gefurcht, nach ihm herab schaute und ihm im fahlen Schimmer des Mondes so schrecklich erschien, daß er sein Blut erstarren fühlte. „Fasse Muth“ — rief sie ihm mit Wuth zu — „und zittere nicht!“ Er aber antwortete Nichts und ging langsamen und unsi-

cheren Schritts nach den Bergen zu, indem er nur bisweilen nach dem Fenster zurückschaute, wo die Mutter stand und ihm nachsah, bis er sie aus dem Gesichte verlor. (Schluß folgt.)

England.

Englische moderne Romanen-Literatur.

Arlington.

(Schluß.)

Die nächste Zusammenkunft Beauchamp's mit Julia schildert Lister auf folgende Weise:

„Sie war durch Beauchamp's Brief, in welchem er sein Vergnügen über die Aussicht auf eine Heirath mit Lord Arlington ausdrückte, tief gekränkt. Es war für sie eine arge Täuschung. Sie schmeichelte sich, daß Beauchamp ihre Gefühle theilen und ein Nebenbuhler ihn eben so unglücklich machen würde, als sie selbst es war. Sie hatte anfänglich in der Vermuthung einigen Trost gefunden, daß der Brief aus Verstellung und geschrieben sey, um Lady Crawford zu täuschen und Zutritt in Eastwood zu erhalten. Aber diesen Gedanken mußte sie bald aufgeben. Beauchamp war jetzt in Eastwood, sah, wie Arlington ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte, und sah es unbewegt und machte nicht den geringsten Versuch, mit ihm um ein Lächeln um einen Blick von ihr zu kämpfen. Dies schien ihr zu viel, — so weit konnte Verstellung nicht gehen; sie mußte Gleichgültigkeit von Seiten Beauchamp's voraussetzen, und dies war ihr sehr empfindlich und machte sie zu Zeiten nicht wenig unglücklich. In ihrem Verdruß beschloß sie, sich zu rächen, und anstatt ihm entgegen zu kommen, wollte sie ihn zur Unterwerfung durch anscheinende Gleichgültigkeit ihrerseits zwingen; sie schien nun seine Gegenwart gar nicht mehr zu bemerken und durch die liebenswürdige Gesellschaft Arlington's mehr als je beschäftigt."

„Beauchamp hatte zu viel Erfahrung, um durch die Kriegslist eines siebzehnjährigen Mädchens getäuscht zu werden; er wußte, daß ihm sein Platz in ihrem Herzen noch immer gesichert war, und änderte nichts in seinem Benehmen, voraussetzend, daß in dem übrigen der verfehlte Zweck eine Veränderung hervorbringen würde. Er irrte sich nicht. Nach mehrtägiger unnützer Mühe, ihn zu reizen, wurde die schöne Julia nachdenkend, und ihr Auge suchte sehnsuchtsvoll einen der Blicke, die sie noch kurz zuvor zu verachten schien. Beauchamp wünschte nicht, sie zur Verzweiflung zu treiben; er wollte die Liebe lebendig erhalten, die er eingeflößt hatte, und ließ deshalb jetzt etwas von seinem rückhaltenden Wesen ab."

„Der Zufall führte sie bald zusammen; — sie war allein, am Klavier sitzend, und er kam herein und setzte sich neben sie, drehte die Noten-Blätter um, und bat sie eines seiner Lieblings-Lieder zu spielen."

„„Wünschen Sie das aus Artigkeit?"" fragte sie mit Betonung, „„oder macht es Ihnen wirklich Vergnügen, das Lied zu hören?"" — „„Ich würde es in der That mit Vergnügen hören,"" erwiederte Beauchamp, „„von Ihnen hören; aber wie kommen Sie auf diese Frage?"" — „„Weil es mir in der That jetzt befremdend erscheint, von Ihnen einen Wunsch aussprechen zu hören oder wahrzunehmen, daß Sie sich um irgend etwas bekümmern, was mich betrifft."" — „„Das ist nicht Ihr Ernst."" — „„O, ja! ganz gewiß."" — „„Und Sie sagen, daß Ihnen das jetzt befremdend erscheint; habe ich mich denn verändert?"" — „„Und wie sehr; das wissen Sie auch."" — „„Und worin bestände denn diese Veränderung?"" fragte Beauchamp, indem er ihr mit einem milden, aber zugleich ernsten Blick in's Gesicht sah. — „„Das wollte ich Ihnen nicht sagen,"" erwiederte Julia mit leichtem Erröthen; „„aber da Sie mich fragen, so wissen Sie denn, daß es mir scheint, als ob Sie nicht mehr so — so freundlich wie sonst wären. Wenn Sie sonst hier waren, so sprachen Sie mit Einem, Sie erzählten Einem Dinge, die Sie für unterhaltend hielten, und leisteten Einem Gefälligkeiten, ohne daß es Ihnen lästig zu seyn schien. Wenn ich z. B. ausreiten wollte, so scheuten Sie die Mühe nicht, mir auf's Pferd zu helfen."" — „„Die Mühe!"" unterbrach sie Beauchamp mit einem Lächeln. „„Ja, ich vermuthe, daß es Ihnen eine Mühe war; aber ich hatte es gern, wenn Sie es thaten, weil Sie es so gut verstehen, die meisten Leute sind so ungeschickt; aber gestern —"" „„Gestern half Ihnen Lord Arlington auf's Pferd; und benahm er sich nicht auch sehr geschickt dabei?"" — „„Ja, aber ich dachte, daß Sie mir den Dienst leisten würden, Sie standen näher als er. Sie werden es kindisch finden, daß ich eines solchen Umstandes gedenke; aber es ist Ihre Schuld, warum fragen Sie mich?"" — „„O! ich trage alle Schuld,"" sagte Beauchamp mit einschmeichelndem Lächeln, „„wenn überhaupt irgend eine Schuld bei der Sache zu tragen ist; aber Sie müssen nicht glauben, daß ich wirklich verändert sey — meine Gefühle sind sich gleich geblieben."" — „„Dann habe ich mich vielleicht früher geirrt."" — „„Nein,"" sagte Beauchamp, „„ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht mißverstanden haben.""

„Er sah sie schwermüthig an, ihre Augen begegneten sich; sie wandte das ihrige sogleich in erröthender Verwirrung ab; die seinigen waren so ausdrucksvoll, daß die Wirkung nicht verfehlt wurde; ihr ganzes Wesen drückte leichte Verwirrung, aber Freude aus."

„„Ich habe mich nicht verändert, nur die Umstände"", fuhr Beauchamp nach kurzer Pause fort. „„Als ich früher hier war, fand ich Sie allein, jetzt sind Mehrere hier, ich habe kein Monopol auf Ihre Aufmerksamkeit."" — „„Ich denke, Niemand hat ein Monopol auf die Aufmerksamkeit eines Anderen,"" versetzte Miß Saville, „„aber es scheint mir, als ob Sie dasselbe Anderen zugestehen möchten."" — „„Einige haben mehr Rechte als Andere,"" erwiederte Beauchamp; „„ich bin ein armer jüngerer Sohn und darf mich in Gegenwart von Millionairs und reichen Erben nicht vordrängen."" — „„Welch' ein Unsinn,"" sagte Miß Saville, „„glauben Sie nicht, daß ich Sie gern so reden höre."" — „„Aber dennoch ist es wahr, und ich muß es aussprechen; ich glaube mich auf eine Weise benommen zu haben, die sich am besten mit der Freundschaft vertrug, und Freundschaft, das wissen Sie ja, ist Alles, was einem Unbegüterten erlaubt ist; ich hoffe, wir werden immer gute Freunde bleiben, nicht wahr?"" — „„Das hoffe ich,"" erwiederte Julia mit sanfter Aufregung. — „„Dann geben Sie mir Ihre Hand, und sagen Sie, daß Sie mir verzeihen.""

„Sie nickte freundlich und reichte ihm die Hand, welche Beauchamp mit anscheinender Empfindung drückte und in der seinigen ruhen ließ. „„Ich würde nicht freundlich auf Ihr Glück bedacht seyn,"" fuhr er fort, „„wenn ich nicht Anderen Gelegenheit gönnen wollte, Ihnen Aufmerksamkeit zu erweisen, besonders solchen Männern, wie Arlington. Er ist mein Freund und hat ein ungeheures Vermögen. Ich hoffe, Sie werden fortfahren, freundlich gegen ihn zu seyn; wir werden deshalb nicht weniger gute Freunde bleiben. Ich bitte, behandeln Sie ihn gütig; wir verstehen einander zu gut, als daß ich jemals eifersüchtig werden sollte. Nicht wahr?"" fragte er zärtlich.

„„Ich weiß nicht,"" und „„ich hoffe,"" war Alles, was Julia in ihrer Verwirrung antworten konnte; denn ihr Busen wogte unter traurigen Gefühlen, und das tiefste Roth bedeckte Wangen und Nacken. Beauchamp hielt noch immer ihre Hand. „„Ich bin überzeugt,"" sagte er, „„wir werden uns niemals streiten, und dies soll das Pfand unserer Freundschaft seyn;"" dabei nahm er ihre nicht widerstrebende Hand und drückte sie feurig an seine Lippen.""

Die fernere Entwickelung von Beauchamp's Zwecken findet sich weiterhin; wir geben in dieser Beziehung noch folgenden Auszug:

„Sie war allein und überließ sich mit Schwermuth und Kummer ihren Gedanken, und Thränen standen in ihren schönen Augen, als Beauchamp eintrat. Sie war so ganz im Geiste mit ihm beschäftigt gewesen, daß sie tief erröthete, als er sich ihr näherte. Ihre Verwirrung schien sich selbst Beauchamp einen Augenblick mitzutheilen; und Jeder fühlte, daß die Seele des Anderen ganz mit ihm erfüllt sey. Ihre Augen begegneten sich, und viel, zu viel, lag in diesem einzigen ausdrucksvollen Blick. Es schien, als ob eine Erklärung gegenseitiger Liebe nicht länger nöthig wäre. Aber nicht als ein Liebhaber, der seine Empfindungen betheuern und seine Hand anbieten wollte, stand Beauchamp vor ihr. Sein Zweck war ein ganz anderer, und den Muth entbehrend, den Rechtlichkeit der Gesinnung giebt, fühlte er sich einen Augenblick unentschlossen und verlegen. Aber bei seinem festen Entschluß in Verfolgung seines Zweckes, und eitel wie er war, dauerte dieser Zustand nicht lange; und ohne länger zu zögern, berührte er sogleich den Gegenstand, der ihn auf dem kürzesten Wege auf das führen mußte, was er ihr sagen wollte."

„„Haben Sie,"" fragte er, „„die Scene wieder durchgelesen, welche wir heute Morgen probirten?"" — „„Ja,"" erwiederte sie, „„aber sie ist sehr schwer und sehr unangenehm; ich weiß, daß ich sie nicht gut spielen werde."" — „„Ich darf mich nicht erbieten, sie noch einmal mit Ihnen durchzugehen"", fuhr Beauchamp fort; „„die Welt macht gern ihre Bemerkungen, und man könnte vermuthen, daß ich diese Gelegenheit benutzte, um im Ernst von Liebe mit Ihnen zu reden."" — „„Die Welt ist sehr naseweis und boshaft, und ich wünschte, daß Sie solche Thorheiten nicht wiederholten."" — „„Nein, im Ernst, ich empfehle Vorsicht; es sollte mir sehr leid thun, wenn unser Betragen die geringste Eifersucht bei Jemanden erregte, den ich nicht zu nennen brauche."" — Sie wendete sich ab und sagte: „„Warum denken Sie daran?"" — „„Weil ich Ihr Bestes wünsche"", erwiederte er in einem Ton, der das zärtlichste und tiefste Gefühl ausdrückte; „„weil ich Ihr wahrster und treuster Freund bin; weil es einen mit Ihrem Glück in Verbindung stehenden Zweck giebt, der schlafend meine Träume und wachend meine Gedanken erfüllt, und den zu erreichen ich, mit Ausnahme Ihrer Freundschaft, Alles opfern würde. Verzeihung meiner Kühnheit, wenn ich denselben auszusprechen wage, — es ist Ihre Verbindung mit Arlington."" — „„Ist das Ihr Wunsch?"" fragte sie nach einer Pause mit leisem, aber ernstem Ton, wobei sie nicht wagte, ihm in's Gesicht zu blicken. „„Das ist eine grausame Frage"", erwiederte Beauchamp; „„denn Sie kennen meine Gefühle; so sehr ich sie Anderen zu verbergen suche, Ihnen können sie kein Geheimniß geblieben seyn. Von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, habe ich Sie leidenschaftlich und innig bewundert. Bewundert? welch' ein kaltes Wort! Julia, theuerste Julia — indem er sie an sich zog —, werden Sie mir zürnen, wenn ich sage, daß ich Sie liebe?"" — Sie antwortete nichts, sondern senkte das Haupt, und Thränen entströmten ihren Augen. „„Betrübt es Sie, daß ich meinen Gefühlen Worte gegeben habe?"" fuhr Beauchamp fort. „„Es erschreckt mich, es vernichtet mich, ich weiß nicht, was ich fühle, ich weiß nicht, wie ich fühlen sollte"", sagte sie leise und mit gebrochener Stimme; „„Sie dürfen nicht sagen, was Sie eben gesagt haben, und doch wünschen, daß ich mich mit Arlington verbinde. Ich kann es nicht, nein, ich kann es nicht."" — „„Habe ich keinen Einfluß?"" fragte Beauchamp in dem sanftesten Ton eines zärtlichen Vorwurfs. — „„O, ja! den haben Sie, in der That, den haben Sie."" — „„Dann, Julia, wenn ich Ihnen sage, daß es mein Wunsch, daß es der heißeste Wunsch meines Herzens ist, daß Sie sein Weib werden, wenn ich Ihnen sage, daß ein solcher Schritt der beste Schutz für unsere Freundschaft ist, wenn ich Ihnen sage, daß ich so arm bin, daß ich niemals hoffen kann, Ihr Gatte zu werden, wollen Sie dann meine Bitte nicht gewähren? O, Julia,

theuerste Julia! halten Sie mich nicht für kalt, oder gleichgültig, oder unvernünftig;' hören Sie mich nur an, hören Sie.""" — Er drückte ihre Hand, seine Lippen näherten sich ihrem Ohr, und er flüsterte leise; ein leichtes Zittern und ein tieferes Roth wurden auf ihrem Nacken sichtbar. „„„Heirathen Sie ihn, heirathen Sie ihn um meinethalben!""" waren die ersten Worte, welche er wieder laut sprach. Sie zog sich zurück, ihre Augen begegneten sich in einem raschen innigen Blick feurigen Einverständnisses, ihre Hände drückten sich als Zeichen gegenseitiger Zustimmung, und rasch trennte sich Julia von ihrem heimlichen Geliebten.

Der Plan der Verschwörer geht nun so weit in Erfüllung, als Lord Arlington in einem Augenblick, wo er theils von Liebe, theils von Wein berauscht war, einen Heiraths-Antrag zu machen vermocht wird. An demselben Abend erhält er plötzlich die Nachricht, daß zwei Personen von Amerika angekommen sind, die gerichtlich Anspruch auf seine Güter machen, indem sie sich durch Dokumente als die Abkömmlinge eines älteren Bruders seines Großvaters, den man auf der See umgekommen glaubte, ausgeben. Nach Empfang dieser Nachricht macht Lord Arlington das Anerbieten, Miß Saville ihrer Verpflichtung zu entbinden; aber Lady Crawford, die Tante, überlegend, daß, ehe die Sache entschieden, diese Auflösung zu voreilig seyn dürfte, giebt sich den Anschein durchaus uneigennütziger Absichten und setzt nur fest, daß die Verlobung noch ein Geheimniß bleiben solle. Während die Verhältnisse so bleiben, wird indessen die Gleichgültigkeit der Miß Saville und ihr Einverständniß mit Beauchamp immer sichtbarer. Lord Arlingtons Liebe kühlt sich ab, sein Verdacht erwacht, er überrascht die Liebenden bei Versicherungen gegenseitiger Zärtlichkeit, und seine Verbindung mit Miß Julia wird abgebrochen. Jetzt erscheint Herr Holford wieder auf dem Schauplatz, um Lord Arlington gegen die Ansprüche der Amerikaner zu vertheidigen, und er entdeckt zufällig, daß sie mit dem verabschiedeten Diener des verstorbenen Lord Arlington, der des Mordes angeklagt und freigesprochen worden war, in Verbindung stehen. Von dieser Entdeckung macht er indessen vor Gericht keinen Gebrauch, und der Ausspruch der Richter fällt gegen Lord Arlington aus. Nach vielen Bemühungen wird jedoch eine neue Untersuchung bewilligt, und Herr Holford, in dem Eifer, seinem Freunde zu dienen, reist nach Amerika, um Zeugnisse zu sammeln. Hier überzeugt er sich vollständig von der Verschwörung, welche zwischen den Amerikanern und Clarkson, dem bewußten Diener, stattfindet; er veranlaßt den Letzteren bei seiner Rückkehr nach England die Wahrheit zu entdecken, und bei der zweiten Untersuchung bezeugt Clarkson die Falschheit des Dokumentes, welches von ihm ausgeliefert worden sey, und daß er selbst es sich zu verschaffen gewußt, als er noch bei dem verstorbenen Lord Arlington in Diensten gestanden habe. Diese Aussage schlägt natürlich die Ansprüche der Amerikaner nieder, und man erfährt dann, daß die Mittel, welche Herr Holford angewendet hat, um Clarkson von der Verschwörung abwendig zu machen, nicht bloß gewöhnlicher Art waren, sondern auch in dem unter der Hand abgegebenen Bekenntniß bestanden, daß er, Holford, und nicht Clarkson den Lord Arlington getödtet hatte. Die Ermordung war durch Zufall geschehen, aber aus moralischer Feigheit hatte Herr Holford es bis zu jenem Augenblick verheimlicht, daß er das unschuldige Werkzeug des Todes gewesen sey. Das Geheimniß ist lange Zeit eine drückende Last seines Lebens gewesen, und die Schaam und der Abscheu, welche er jetzt bei der Entdeckung empfindet, sind die nächsten Ursachen seines Todes, welcher kurz darauf erfolgt. Dies ist eigentlich das Ende der Geschichte, obgleich damit erst der dritte Theil beginnt. Lord Arlington, dem die Welt durch die Erfahrungen, welche er während der kurzen Zeit seiner Armuth gemacht hat, zuwider geworden ist, zieht sich nach einem abgelegenen Landsitze zurück, wo er drei bis vier Jahre in Einsamkeit lebt. Dorthin kömmt einer seiner frühsten und aufrichtigsten Freunde, von dem er sich in den Tagen seiner Zerstreuung zurückgezogen hatte, und der ihn jetzt aufsucht, um ihn zu einer vernünftigeren Würdigung der Menschen und zu einer Erneuerung seines Verkehrs mit der Welt zu veranlassen. Der dritte Theil ist fast gänzlich mit moralischen und politischen Diskussionen zwischen den beiden Freunden angefüllt, welche, obgleich an sich gut gedacht und gut geschrieben, doch in einem Roman nicht an ihrer Stelle sind. Das Ende ist denn, daß Lord Arlington aus seiner Einsamkeit gezogen wird und wieder mit Alice Mortimer zusammentrifft, welche ihre kranke Liebe während der ganzen Zeit, wo sie der Leser im ersten Theile aus dem Gesichte verlor, genährt hat. Auch in der Seele des jungen Lords war ihr Bild nicht erloschen, und es ist wohl unnöthig, hinzuzufügen, daß eine glückliche Heirath das Ganze schließt.

Man sieht, daß wir nur einen flüchtigen Ueberblick gegeben und etwas sorglos über den weiten Raum des Romans hingeeilt sind, der in den beiden ersten Bänden fast nur einen Spiegel des gesellschaftlichen Verkehrs in der modernen Welt und in dem dritten eine Reihe von Gesprächen über Dinge im Allgemeinen aufstellt. Um Interesse zu erregen, hätte der eigentliche Inhalt der Geschichte weit mehr zusammengedrängt und mit den Details verwoben werden müssen. Wir haben hier und dort einzelne Abrisse eines Planes, — den Anfang und das Ende einer ereignißreichen Begebenheit; aber die langen Unterredungen und Abhandlungen, ernste oder heitere, welche dazwischen liegen, zerstören das Interesse in der Seele des Lesers. Wir erinnern uns, einmal eine Anzeige von einer Sammlung wilder Thiere gelesen zu haben, worin der Orang-Utang als das Glied geschildert wurde, welches die menschliche Gattung von dem Thiere scheidet. Wenn es uns erlaubt ist, uns der Sprache des Menagerie-Besitzers zu bedienen, so möchten wir sagen, daß ein großer Theil der Details dieses Romans solchen trennenden Gliedern gleicht. Mit einer sorgfältigeren Pflege der Kunst des Erzählens könnte Herr Lister diesen Fehler leicht vermeiden und seine Details, denen es nicht an Kraft und Leben fehlt, in engere und wirksamere Verbindung mit der Entwickelung der Ereignisse bringen. Um aufrichtig zu seyn, müssen wir auch noch bekennen, daß, unserer Meinung nach, das Verdienst seiner Romane nicht in der Erfindung der Begebenheiten besteht. Aber sie haben Verdienste höheren Ranges, nämlich die eines gedankenreichen Geistes und eines liebenswürdigen Gemüthes. (Q. R.)

F r a n k r e i c h.

Mémoire sur le monument d'Osymandyas de Thèbes. (Ueber das Denkmal des Osymandyas in Theben.) Von Letronne. Paris, 1831.

Die Beschreibung des Osymandyeums im Diodor (I. 30. c.) wurde zu den wichtigsten Nachrichten gerechnet, welche uns von dem alten Aegypten übrig geblieben sind. Die kolossalen Verhältnisse des Gebäudes, die reiche Ausschmückung, die außerordentliche Anlage desselben, kurz Alles in dieser merkwürdigen Beschreibung scheint geeignet, um die Bewunderung und die höchste Vorstellung von den Mitteln Aegyptens in der sehr alten Zeit der Erbauung dieses Denkmals zu erregen.

Die ersten Reisenden neuerer Zeit, welche die Ruinen der Thebais untersuchten, so auch P. Sicard und Pococke, bemühten sich daher um dessen Auffindung und glaubten, den Palast zu Luxor dafür halten zu dürfen. Ihnen gingen jedoch die genaueren architektonischen Kenntnisse ab, welche zu Untersuchungen der Art unumgänglich nothwendig sind, und nicht nur das spätere große Werk über Aegypten, sondern auch selbst der Text des Diodor zeigen die Unmöglichkeit der einstigen Existenz dieses Gebäudes auf dem rechten Nil-Ufer.

Die Autoren der Beschreibung von Theben in dem gedachten großen Werke, so wie Jablonsky und Zoega, wollten es nun auf dem linken Nil-Ufer finden und beweisen, daß das Memnonium der Beschreibung des Griechischen Historikers hinlänglich entspreche. Dagegen behauptet Hamilton in seinem Werke Aegyptiaca, das Denkmal liege allerdings nicht auf dem rechten, aber auch nicht auf dem linken Nil-Ufer; es sey vielmehr eine reine Erdichtung Diodor's.

Und hiergegen behauptet wieder der kundige Alterthums-Forscher Letronne, dieses in Rede stehende Denkmal liege allerdings weder auf dem linken, noch auf dem rechten Nil-Ufer, sey aber auch keine Erdichtung Diodor's, sondern eine — Erdichtung der Aegyptischen Priester. Er zeigt, daß die Identität des Memnoniums mit dem Grabmal des Osymandias sehr problematisch sey; daß man, um diese Ansicht zu verfechten, zu beliebigen willkürlichen Auslegungen seine Zuflucht genommen, gewisse Verhältnisse, welche vielen Aegyptischen Bauwerken gemein sind, für Identitäts-Beweise gehalten und die ganz eigenthümlichen, dieses fragliche Monument vorzugsweise charakterisirenden, verschiedenen Zeiten unberücksichtigt gelassen habe; er behauptet ferner, daß Hamilton's Ansicht zu absolut und ungenau sey, um als richtig anerkannt zu werden. —

Bereits im Jahre 1822 sprach er im Juli-Heft des Journal des Savans sein Urtheil über diesen Gegenstand aus und gab die Gründe an, die ihn glauben ließen, daß das Monument des Osymandias sich nicht unter den Ruinen von Theben vorfinde, daß es eben so wenig zur Zeit Diodor's, als zu irgend einer Zeit der Griechischen Herrschaft in Aegypten existirt, und daß überhaupt ein Bauwerk dieser Art in Theben schwerlich Platz gefunden habe; woraus er den Schluß folgerte, daß es eine bloße Erfindung der Aegyptischen Priester sey, die stets sich bemühten, den Griechen die möglichst großartigste gigantische Idee von der Pracht und Herrlichkeit ihrer Vorzeit einzuflößen. Herr Letronne erhielt später noch zwei sehr schlagende Bestätigungen für diese seine Ansicht. — Es kam nämlich der Architekt Herr Huyot von Theben nach Paris zurück und brachte unter einer sehr reichen Sammlung architektonischer Zeichnungen der dortigen Ruinen auch eine mit, die, mit ganz besonderer Sorgfalt entworfen, das vermeinte Grabmal des Osymandias darstellt. Dieser alle Details umfassende Plan zerstört jeden Schein der Identität mit dem von Diodor beschriebenen Monument, welches auch von Hrn. Huyot unverzüglich anerkannt wurde.

Noch wichtiger aber wurde die gleichzeitig von Champollion dem Jüngeren gemachte Entdeckung des Mittels, hieroglyphische Cartouchen zu lesen. Sein phonetisches Alphabet wurde auf alle Cartouche angewandt, die Gau, Huyot, Cailliaud, Minutoli und Salt von diesem Monument gesammelt hatten, aber der Name des Osymandias fand sich in keiner derselben, obgleich, wie bekannt, alle Aegyptische Denkmäler in ihren Skulpturen die Namen ihrer Erbauer zeigen. Vielmehr trugen alle Cartouchen von den verschiedenen Theilen des Gebäudes in den kriegerische oder religiöse Scenen darstellenden Skulpturen den Namen Ramesses, des Sesostris der Griechen.

Die Trümmer des großen Kolosses in diesem Gebäude galten früher für den hauptsächlichsten Beweis der Identität desselben mit dem Grabmal des Osymandias. Allein abgesehen davon, daß deren Anwendung an den Eingängen jedes großen tempelartigen Gebäudes fast ganz allgemein war, so soll nach dem Bericht Diodor's der Koloß des Osymandias dessen Namen tragen, — die auf den Armen der Statue eingehauenen Cartouche aber zeigen den Namen Ramesses des Großen. Man kann daher nicht zweifeln, daß sie diesen letzteren Fürsten vorstelle. Champollion hat übrigens diese richtige Lesung der Hieroglyphen in dem Briefe aus Theben vom 24sten Nov. 1828 wiederholentlich bestätigt.

Als letzten Versuch, die entgegengesetzte Meinung zu vertheidi-

gen, könnte man noch behaupten, Osymandias und Sesostris seyen ein und dieselbe Person, aber was könnte wohl die Priester, die doch gewiß zu lesen verstanden, veranlaßt haben, statt des berühmten Namen Ramesses, der alle Mauern des Gebäudes bedeckt, den des Osymandias zu substituiren? — Auch widerspricht dieser Voraussetzung der Text im Diodor, insofern er zwischen Osymandias und Sesostris (d. i. Ramesses) noch 27 Könige anführt.

Herr Letronne fügt seinem Mémoire zwei Zeichnungen des Herrn Huyot bei, wovon die eine das Ramesseum, die andere das Osymandiaeum nach dem Text Diodor's darstellt. Die auffallende Verschiedenheit beider kommt seinen bisher angeführten Gründen noch zu Hülfe, und der erste Theil seiner Behauptung, daß nämlich das jetzt noch existirende Gebäude nicht das von Diodor beschriebene sey, wäre sonach erwiesen.

Der zweite Hauptgegenstand der Untersuchung ist aber der Beweis, daß dieses berühmte Gebäude nie existirt haben könne, und Herr Letronne gesteht zwar ein, daß die Lösung dieses historischen Problems direkt nur von beschränktem Interesse sey, daß man aber dadurch auf ein Resultat geführt werde, welches nicht ohne Wichtigkeit ist. Man hat nämlich schon längst vermuthet, daß die Aegyptischen Priester oft die Leichtgläubigkeit der Griechen gemißbraucht hätten, aber man wußte doch nicht, daß ihre National-Eitelkeit sie veranlaßt habe, so ungeheure Prachtgebäude zu ersinnen, um dadurch die Bewunderung und den Enthusiasmus der Fremden für das alte Aegypten zu steigern. Und diese hier sichtlich hervortretende National-Eitelkeit ist es eben, die rücksichtlich ihrer Angaben der Kritik eine fast an Mißtrauen gränzender Vorsicht gebietet.

Außer den einleitenden Bemerkungen zerfällt die Schrift in folgende vier Abschnitte:

1) Ueber das Gebäude, welches man fälschlich das Memnonium nannte und für das Grabmahl des Osymandias hielt.
2) Das Ramesseum konnte mit dem Osymandiaeum nicht identisch seyn.
3) Ist das Osymandiaeum ein wirkliches oder erdichtetes Gebäude?
4) Was veranlaßte die Aegyptischen Priester zur Erdichtung des Osymandiaeums?

Als Anhang sind noch Diodor's Beschreibung mit der Französischen Uebersetzung und einigen Noten so wie des jüngeren Champollion nachträgliche Bemerkungen hinzugefügt worden.

Herr Letronne beweist also zuvörderst, daß das hier erwähnte Gebäude nicht das Memnonium oder der Palast des Memnon seyn könne, sondern Palast des Ramesses oder Ramesseum genannt werden müsse. Vergleichungen des noch vorhandenen mit den Beschreibungen im Text, hauptsächlich aber die Lesung der Cartouchen, bilden die Haupt-Beweisgründe.

Ferner macht er darauf aufmerksam, daß bei der großen Einförmigkeit des Plans und der Details der Thebaischen Monumente man sich nicht durch Aehnlichkeiten verleiten lassen möge, einen bestimmten Schluß für die Identität eines gesuchten Gebäudes zu ziehen. Denn alle, wenigstens die vorzüglicheren, bieten eine Folge von Pylonen und viereckigen von Säulen oder Pfeilern umgebenen Höfen dar, nebst kolossalen Statuen aus Granit außerhalb oder innerhalb der Gebäude, so wie die Ausschmückung des Innern in großen religiösen oder kriegerischen Scenen von ziemlich gleichartigem Styl besteht. Man muß also hier die Aehnlichkeiten weniger berücksichtigen, als vielmehr die Verschiedenheiten.

Die architektonischen Verschiedenheiten zwischen dem Ramesseum und dem von Diodor beschriebenen Osymandiaeum sind nun folgende:

Im ersten überschreitet der erste Pylon den Peristyl von jeder Seite; im Osymandiaeum nimmt er aber gerade die Hälfte des Peristyls ein, da dieser 400 und der Pylon 200 Fuß hatte.

Im Osymandiaeum ist der erste Pylon vom zweiten durch einen ganz ähnlichen Pylon getrennt; im Ramesseum aber nur durch eine einfache Mauer von zwei Mètres. Im Osymandiaeum ist der erste Peristyl von Statuen statt von Säulen getragen; im Ramesseum sind zwei Säulenreihen und keine Statuen.

Nicht geringer ist auch die Dimensions-Verschiedenheit; denn da jeder der beiden Peristyle des Osymandiaeums doppelt so lang als der 200 Fuß lange Pylon war, so nahmen sie zusammen einen Raum von 800 Fuß ein, während beim Ramesseum das ganze Gebäude nicht dreimal die Länge des Pylons hat. Also sind die beiden ersten Theile des Osymandiaeums schon um ⅓ länger, als das ganze Ramesseum, und übertreffen dieses an Flächen-Inhalt fast um das Dreifache. — Da bei diesen Maßen der Pylon als Einheit genommen wurde, so fällt jeder Einwurf gegen die Gleichheit der Maße von selbst weg.

Herr Letronne führt noch mehrere Beweise an für die Verschiedenheit dieser beiden Gebäude, berechnet dann aus den Angaben Diodor's nach analogen Raum-Verhältnissen anderer Paläste zu Theben den Flächen-Inhalt des Osymandiaeums und findet, daß er den vier größten Palästen oder Tempeln, nämlich denen von Luxor, Carnak, Medinet-Abu und dem Ramesseum, mit ihren Sphinx-Alleen zusammengenommen gleich sey.

Gegen die Möglichkeit der einstmaligen Existenz dieses Riesenbaues findet Herr Letronne in folgendem Umstande den ersten sehr triftigen Grund. Alle große antike Gebäude der Thebaischen Ebene sind auf kleinen natürlichen oder künstlichen Hügeln erbaut. Alle sich dort vorfindende Hügel haben Ruinen oder Spuren von Ruinen aufzuweisen, und man hat fast die Gewißheit, daß in Theben nie andere große Monumente existirt haben, als diejenigen, deren Spuren noch übrig sind, oder deren Ortslage wenigstens noch merklich ist. Aus dieser einzigen Beobachtung läßt sich die unzweifelhafte Folgerung ziehen, daß ein zehnfach größeres Gebäude, als das Ramesseum und der Palast zu Medinat-Abu zusammengenommen, dem Suchenden nicht entgehen könne; und dies zugegeben, kann man sich auch von der endlichen Schlußfolgerung nicht losmachen, daß das **Osymandiaeum nie existirt habe.**

Abgesehen indeß davon, daß auch dieser anscheinend so schlagende Beweis von Champollion durch die Beobachtung, daß der Nil durch Alluvion und Abietzen fester Theile bei den jährlichen Ueberschwemmungen nach und nach Erhebungen bilden könne, wieder in die Luft gestellt wird, fragt es sich, wie sollte es wohl gekommen seyn, daß Diodor, der ohne Zweifel selbst in Theben war, von dem Osymandiaeum als von einem Monument spricht, das ihm nur aus den Erzählungen der Priester bekannt geworden? — Monumente, die 19 Jahrhunderte nach Diodor noch eine so imposante Ruinenmasse bilden, als die Baue zu Luxor und das Ramesseum, müssen damals noch viel besser erhalten gewesen seyn, und falls man das Osymandiaeum hierunter suchen will, was so häufig geschehen ist, so wird Diodor's Stillschweigen über seine eigene Beschauung dieser ähnlichen Ruinen des bedeutendsten aller Thebaischen Monumente, welches er, aber immer nach Aussagen der Priester, so sehr detaillirt beschreibt, völlig erklärlich. Es ist aber auch wirklich im Text durchaus nichts vorhanden, was auch nur im entferntesten darauf hindeuten könnte, daß Diodor etwas Anderes als eine ihm erzählte Beschreibung mittheilen wollte. Folglich müssen damals keine nur einigermaßen merkliche Spuren des Gebäudes mehr vorhanden gewesen seyn.

Wenn es nun erwiesen ist, daß dieser berühmte Bau lange vor der Regierung des Ptolemaeus Lagi zerstört war, so muß man es stark bezweifeln, daß überhaupt je ein mit der Beschreibung übereinstimmendes Monument existirt habe. Der Annahme einer noch früheren Zerstörung widerspricht der Umstand in der Erzählung der Priester, daß nämlich der berühmte goldene Kreis, der auf der Zinne befindlich war, von Kambyses geraubt worden sey; folglich muß das Monument selbst, wenn auch vielleicht nicht mehr ganz erhalten, doch noch größtentheils existirt haben. Hätte nun wirklich Kambyses, dem die Aegypter so manche Zerstörung andichten, seine ganze Wuth an diesem Gebäude ausgeübt, so würde doch wenigstens die Stelle desselben, da es an Ausdehnung den übrigen großen Monumenten Thebens vereinigt gleich kam, bemerkbar gewesen und von Diodor erwähnt worden seyn, wenn es wirklich je existirt hätte.

Schließlich findet Herr Letronne den Grund dieser lügenhaften Erdichtung der Aegyptischen Priester in der Absicht, die Macht und den Reichthum des alten Aegypten über die Maßen zu erheben, und bestätigt ihn durch mehrere andere Belege. — Sesostris war ein großer Fürst, davon zeugen die Aegyptischen Annalen, und das Ramesseum war ein sichtlicher Beweis. Aber 1000 Jahre vor ihm mußte Osymandias noch viel größer und mächtiger und die von ihm gegründeten Denkmäler um so gigantischer gewesen seyn.

Wir übergehen hier die einzelnen Beispiele dieser Uebertreibungssucht und fügen nur noch eine Bemerkung des Herrn **Wilhelm Beer**, dem die astronomische Wissenschaft vielleicht binnen Jahresfrist die Herausgabe einer nach jahrelangen sorgfältigst angestellten Beobachtungen gezeichneten Mondkarte verdanken wird, hier hinzu, wie er sie in einer Sitzung der hiesigen geographischen Gesellschaft gemacht hat. Herr Beer sagt nämlich, daß die Sucht der Aegyptischen Priester, Zeit, Raum und Begebenheiten ins Gigantische zu ziehen, eine vielleicht nicht ganz unpassende Erklärung der Stelle im Herodot liefern könnte, nach welcher ihm die Aegyptischen Priester erzählt, daß während der Regierung ihrer 341 Könige die Sonne zweimal da untergegangen, wo sie jetzt aufgeht, und zweimal da aufgegangen, wo sie jetzt untergeht. Die Präzession der Nachtgleichen wird, innerhalb 12,000 Jahren etwa, allerdings bewirken, daß die Sonne für denselben Jahrestag in einem Zeichen aufgeht, welches um 180 Grad von dem gegenwärtigen entfernt ist, allein weder diese Dauer, noch die zur Wahrheit der Erzählung erforderlichen 51,200 Jahre wird man ihren Annalen geben wollen. Man könne indeß mit Gewißheit annehmen, daß ihr auf jeden Fall in die vorgeschichtliche Zeit hinaufreichender Ursprung bis zu des Herodot's ihnen hinlänglich Zeit gewährte, nicht nur die Verschiebung der Knotenpunkte des Aequators mit der Ekliptik zu erkennen, sondern auch noch die Sonne einen ansehnlichen Theil des Kreises zurücklegen zu sehen, und der Wunsch, als das älteste Volk zu erscheinen, mag so für die Erzählung den Kreis geschlossen haben. Auf die Präcession der Nachtgleichen deutet schon die Bemerkung, daß diese in Aegypten gar keine Veränderung hervorgebracht, weder in den Früchten des Landes, noch in den Ueberschwemmungen u. s. w.; denn nichts geht für den Erdbewohner spurloser vorüber, als dieses Phänomen.

Und so liefert uns denn des kundigen Alterthumsforschers lehrreiche Abhandlung ein mahnendes Beispiel, daß, wenngleich die Macht und die Blüthe des alten Aegyptens, die frühe Civilisation, der Fortschritt in manchen Künsten, so wie der Einfluß auf Griechenland ganz unläugbar sind, man doch gar sehr wohl thue, sich vor jenem Enthusiasmus zu hüten, der in Bezug auf dieses Land Alles ohne Sichtung annimmt und es erst eben dadurch zu jenem unerklärlichen Wunderlande macht, an dessen Schwelle die räthselhafte Sphinx so bedeutungsvoll daliegt, und dessen Saitischen Schleier noch kein Sterblicher gehoben.

J. Löwenberg.

Bibliographie.

Contes vrais. (Wahre Erzählungen.) Von Mad. Bastide. Pr. 7½ Fr.

Delorme — oder eine Verschwörung unter Richelieu. Von James. Aus dem Engl. von Defauconpret. Pr. 15 Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 7. Januar 1833.

Frankreich.

Charakter des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, insbesondere in Frankreich.

Aus der Verfassungs- und Verwaltungs-Geschichte Frankreichs (Histoire constitutionnelle et administrative de la France) von Capefigue.

Von diesem Werke ist so eben in Paris bei Dufey und Bezard der dritte und vierte Band erschienen. Die von dem Verfasser unternommene große Arbeit über die Geschichte Frankreichs im Mittelalter nähert sich damit ihrem Schlusse; in der „Geschichte Philipp Augusts" hatte er eine Schilderung des 12. und 13ten Jahrhunderts gegeben, die Verfassungs- und Verwaltungs-Geschichte umfaßt das 14. und 15te Jahrhundert. Folgendes Bruchstück daraus mag als Probe eines Geschichtswerkes dienen, dem vor den vielen oberflächlichen Hervorbringungen der Gegenwart eine ehrenvolle Auszeichnung gebührt:

„Die Bildung des 14. und 15ten Jahrhunderts charakterisirt sich in mehreren besonderen Zügen. Es ist bemerkenswerth, wie, je mehr man sich von der Central-Epoche des Mittelalters, dem 12. und 13ten Jahrhundert, entfernt, der eigenthümliche Geist dieser Uebergangs-Periode hervortritt, bis wir zu unserer großen Civilisation gelangen. Alles vervollkommnet sich, Prinzipien, öffentliches Recht, Gesetzgebung, Wissenschaft; Alles tritt in die Erscheinung, die neue Welt wird entdeckt, und, was noch einflußreicher ist, die Buchdruckerkunst wird erfunden, und dennoch verbreitet sich inmitten dieser gewaltigen Thätigkeit der Intelligenz und während der Katholicismus an Macht verliert, die Freiheit dagegen erwacht, ein entschiedener Zug des Aberglaubens in den Ansichten; eine Art von düsterer Dämonologie mit ihrem System und ihren Uebungen beherrscht diese beiden Generationen. Das Vertrauen zu den Heiligen, den Bischöfen und den Geistlichen nimmt ab, selbst die Anbetung der Jungfrau, dieser ritterliche Gottesdienst, hat nicht mehr den alten Zauber; dafür beginnt jetzt die Herrschaft Beelzebubs, Astaroths und der Geister Kubus und Inkubus, jener Hexen-Sabbathe, wo beim Schein des blutttriefenden Mondes die alte Hexe mit den dürren Händen, dem bleichen Gesicht und der krummen Nase ankömmt; man sucht die Zukunft in den Sternen, den krummen und geraden Linien, in den Mysterien der Zeugung, in dem Stein der Weisen.

So tritt ein Aberglaube an die Stelle des anderen. Dieser mystische Geist läßt sich indessen erklären; er fällt in eine Zeit der Nachforschungen und großer Entdeckungen einsam lebende Gelehrte gelangten durch die Mechanik und durch die Auflösung der Metalle zu wunderbaren Ergebnissen und galten in den Augen des unwissenden Geschlechts leicht für höhere, mit den Geistern in Verbindung stehende Wesen, und sie selbst wurden in ihrer Einsamkeit und durch die langen Nachtwachen abergläubisch, und fühlten jene lebhaften Gemüthsbewegungen, die auch starke Seelen im Angesicht der Mysterien der Natur zu erschüttern vermögen.

Die Gerichtshöfe nahmen im 14ten Jahrhundert auf eine wunderbare Weise zu; die Parlamente, die Balleyen hatten sich nach einem großen Maaßstabe konstituirt. Die Zeiten waren vorüber, wo das tapfere Feudal-Geschlecht die Gerichts-Verhandlungen und Gerichtshöfe geringschätzte; eine Sucht nach gerichtlichen Gebräuchen und Formeln beherrschte die Gesellschaft; ein Doktor der Rechte, ein Ritter in utroque jure, erlangten dieselbe Wichtigkeit und vielleicht noch mehr Ansehen, als die alten Kastellone, die glorreichen Ueberreste der Feudal-Organisation. Man sprach nur von den Pandekten, von guten Usangen, von Kommentaren und Glossen. Alles wurde in die Form von Prozessen und Gerichts-Verhandlungen eingekleidet: die Legenden, die Spiele und selbst die Liebe.

Dieser juristische Geist giebt sich auch in den Feudal-Einrichtungen, in den Liebes- und Ritter-Spielen kund: in dieser Zeit wurden die Liebeshöfe mit ihren Präsidenten, Räthen und Bericht-Erstattern, ihren Requeten-Meistern, Secretairen, General-Prokuratoren und Substituten organisirt: alle Liebesfälle wurden nach dem Gesetzbuche, den Pandekten, entschieden. Martial d'Auvergne hat die Erkenntnisse gesammelt, und Benedikt von Cour dieselben kommentirt und mit Noten versehen. Eine Dame beschwert sich darüber, daß ihr Geliebter ihr mehrere Geschenke und Ringe angeboten, die sie nicht habe annehmen mögen, aus Besorgniß vor der Simonie, die doch in der Liebe verboten sey. Der Kommentator erwiedert, sie habe gesetzmäßig gehandelt, da das Gesetz III. der Digesten de donatione inter virum et uxorem lehre, daß die Ehe etwas Göttliches sey; die Liebe sey also etwas Heiliges, das man nicht durch Geschenke erlangen könne, ohne eine Simonie zu begehen. Ein Stallmeister klagt eine Dame an, sie habe ihn verwundet, indem sie ihn zu stark geküßt; der Liebeshof verurtheilt die Dame, die Wunde, die sie verursacht, täglich mit ihren rosigen Lippen zu benetzen. „Dieses Erkenntniß ist gut", fügt der Rechtsgelehrte hinzu, „nach dem Titel der Dekretalien de reliquiis ac veneratione Sanctorum." Ein Liebhaber beklagt sich über Wucher, der in seinem Verhältniß mit seiner Dame stattfinde, indem er genöthigt sey, derselben mehrere Geschenke zu machen und Dienste zu leisten, und zwar Alles für einen Kuß. Der Liebeshof erklärt, hierin liege kein Wucher; aber Benedikt von Cour ist unwillig über dieses Erkenntniß, und beruft sich auf die Pandekten, die den Wucher definiren, und auf die Konzilien, die ihn verbieten.

Diese Gebräuche beweisen die allgemeine Lust an gerichtlichen Formeln. In den genannten beiden Jahrhunderten organisiren sich alle zum Justizwesen gehörigen Körperschaften, das Gericht der Parlamentsschreiber, die Privilegien der Advokaten und Prokuratoren und namentlich die politische Macht der Parlamente. Die Generalstaaten verschwinden oder versammeln sich doch nur noch in langen Zwischenräumen; es war also natürlich, daß eine stets beisammen bleibende Staatsgewalt, wie die Parlamente, eine ausgedehnte Autorität in der Verfassung in Besitz nahm.

Eine Richtung, die in dieser großen Bewegung besonders auffallt, ist die zu den geheimen Wissenschaften. Der Glaube an Zauberei und Wahrsagekunst war eine alte Ueberlieferung der Voreltern. „Wer jemand einen Hexenmeister nennt, sagt das Salische Gesetz, und ihn beschuldigt, den Kessel getragen zu haben, wo die Hexenmeister sich versammeln, soll zu 62 Sous verurtheilt werden; wer eine freie Frau eine Hexe nennt und dies nicht beweisen kann, soll zu 186 Sous und 6 Pfennigen kondemnirt werden." Diese Vorsichtsmaßregeln des Gesetzes beweisen, daß schon bei den Franken das Hexen eine Volksmeinung war, die durch die strengsten Strafen unterdrückt werden mußte. Der Dienst einer übernatürlichen, zwischen dem Himmel und dem Menschen in der Mitte stehenden Macht erscheint in allen Religionen, in den Mysterien des Heidenthums wie in den Heiligen-Legenden und artete jetzt in eine düstere aber mächtig wirkende Geisterkunde aus. Die Zauberei war die vorherrschende Leidenschaft der Geschlechter, deren Geschichte ich hier schreibe; sich mit den Geistern, mit Satan und Beelzebub in Verbindung zu setzen, war das Streben der damaligen Gelehrten. Einige widmeten sich der Betrachtung der Sterne und der Wahrsagekunst durch die Astrologie. In der Nacht beobachtete der Astrolog die Constellationen; mit dem Astrolabium in der Hand folgte er dem Laufe der Kometen, der Verbindung der Himmelszeichen, dann suchte er in seinem großen Buche mit goldenem Schlosse unter Kreisen, krummen und geraden Linien in der Zukunft zu lesen, den Fall oder die Blüthe der Reiche, Glück oder Unglück in der Liebe vorherzusagen. Der Fürst selbst, der die Zauberer verbannte, stieg heimlich auf den Thurm des Astrologen und fragte ihn mit starrem Auge, mit tief aufathmender Brust über eine Rache, die er ausüben wollte, oder über den Ausgang einer Schlacht. Die edle Kastellonin mit goldenen Locken fragte, ob der flatterhafte Ritter zu seiner ersten Liebe zurückkehren werde; der geizige Bürger war um seinen verborgenen Schatz besorgt.

Andere suchten in der Auflösung der Metalle, in den Mixturen, in der Combination von Charakteren und Linien, in den Talismanen übernatürliche Resultate oder forschten nach dem Stein der Weisen und nach der Kunst, Gold zu machen. Mehr denn hundert Werke sind über diesen Gegenstand geschrieben. Eine Kräuter-Mixtur, ein Getrank, ein Pulver übte einen Zauber auf Menschen und Thiere aus; man peinigte einen Fürsten, indem man sein wächsernes Bild durchstach, so daß er täglich magerer ward; Linien, die auf einem Becher, auf hölzernen oder kupfernen Amuletten gezogen wurden, und seltsame Zusammenstellungen von Charakteren, dienten als Schutzmittel gegen Krankheiten. Alle diese Arten der Zauberei standen mit einem umfassenden System der Geisterkunde im Zusammenhange. Am Hexen-Sabbath ward die große Wissenschaft gelehrt. Männer und Frauen wurden durch die Kraft des Teufels von dem Orte, wo sie sich befanden, hinweg getragen, und fanden plötzlich einen Teufel in menschlicher Gestalt, dessen Gesicht sie niemals sahen; dieser Teufel gab ihnen seine Befehle und sagte ihnen, wie sie ihm dienen müßten; dann ließ er jeden von ihnen seinen Hintern küssen, trug ihnen reichlich Trank und Speise auf, sie ergötzten sich unter

einander, und hierauf bestieg jeder einen Besen und kehrte an seinen vorigen Ort zurück. Die teuflischen Versammlungen wurden in der Nacht gehalten, im Sommer in der Mitte der Wälder, im Winter in entlegenen Meiereien, sie begonnen mit Sonnenuntergang und endigten mit dem Hahnenschrei; der Mond oder eine düster brennende Lampe verbreitete ein bleiches, unsicheres Licht. Mit todten Kröten und Schlangen wurden geheimnißvolle Ceremonieen vorgenommen. Das Klappern von Gebeinen, einige gellende Töne, das Gekrächze der Eulen und der ferne Rundtanz fleischloser Gespenster verkündigte den erschrockenen Wanderern die Feier des Hexen-Sabbaths.

Dieser mit den ritterlichen Formen verschmelzene abergläubische Geist hatte sogar auf die Mythen des Katholizismus Einfluß; die meisten der Legenden, in denen der Teufel und das Hexenwesen eine so große Rolle spielen, müssen in das 14te und 15te Jahrhundert gesetzt werden; dem Dominikaner Jakob Voragine verdankt man die „Versuchung des heiligen Antonius"; hierher gehören die Legenden von dem heiligen Georg von Kappadozien; von der heiligen Margaretha, die den Teufel schlug und ihn zwang, zu beichten; von dem guten heiligen Christoph, der zwölf Fuß groß war und in den Dienst Beelzebub's trat, ehe er in den Christi überging. St. Christoph war damals gleichsam der christliche Ausdruck der Riesen auf den Ritterburgen; in allen Kirchen sah man sein kolossales Bild. Man darf nicht glauben, daß jene seltsamen Studien ohne Resultat geblieben seyen; diesem forschenden Geiste, dieser Unruhe der Phantasie verdanken wir die ersten Arbeiten in der Chemie, Physiologie und Mechanik. In jenen geheimen Laboratorien und bei jenen nächtlichen Speculationen wurden die Buchdrucker- und Kupferstecher-Kunst entdeckt. Ueber dem Forschen nach dem Stein der Weisen durch chemische Versuche, erhielt man oft nützliche Resultate für die Wissenschaft. Bemerkenswerth ist, daß sich neben dem Streben und Forschen der damaligen Zeit ein Geist der Zerstreuung und Thorheit zeigt; zu keiner Zeit waren die öffentlichen Späße und Saturnalien vielfacher als damals; jede Corporation, jede Stadt hatte ihre lustigen Tage, ihre zügellosen Feste, die später in den Karnevals wieder erschienen. Der Geist jener Zeit läßt sich darin zusammenfassen, daß die Könige einen Astrologen und einen Narren um sich hatten, den Einen für die Bedürfnisse ihres Aberglaubens, den Anderen, um sich durch seine lustigen Einfälle zu zerstreuen, die später in die Licenz ausarteten, Alles, auch die bittersten Wahrheiten, zu sagen. Die Narren waren damals bei den Königen, was die Bildsäule Pasquin's in Rom ist.

Bibliographie.

- Anatomie analytique. (Der Blut-Umlauf beim menschlichen Fötus rc.) Von G. J. Martin St. Ange. Mit Kupfern. Pr. 6½ Fr. Kolorirt 13 Fr.
- Conjectures etc. (Konjekturen über die Natur des die Cholera erzeugenden Miasma.) Von B. Mojon. Aus dem Italiänischen übersetzt von Julia Fontenelle.
- Abrége de médecine pratique. (Medizinisches Handbuch.) Von Clarion. Pr. 8 Fr.
- Des maladies chroniques. (Ueber die homöopathische Behandlung der chronischen Krankheiten.) Von Sam. Hahnemann. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Bigel. Herausgegeben vom Grafen J. Desguidi. Pr. 9 Fr.
- Le charpentier et menuisier des campagnes. (Belehrungen in der Mathematik für Zimmerleute und Tischler.) Von Noel Pierrot. Pr. 8 Fr.
- Manuel complet du bourrelier et du sellier. (Handbuch für Wagenbauer und Sattler.) Von Lebrun. Pr. 3 Fr.

Italien.

Die Rache im Valcavargna.

(Schluß.)

Als sich nun der Jüngling wirklich allein sah, nahm der Sturm seines Innern immer mehr zu. Im Geiste erblickte er seinen Vater überfallen und schmählich ermordet; er sah den Mörder als das Opfer seiner Rache fallen und, entstellt in seinem Blute schwimmend, am Boden liegen, während eine zitternde Stimme aus dem Blute sich zu erheben und ihm ein Verbrechen vorzuwerfen schien. Er wandte langsam seine Schritte nach der Hütte eines Köhlers, der ihm bekannt war. Beim Anblicke der Flamme und des glühenden Dampfes, der mit Macht daraus emporstieg, gedachte er des Feuers der Hölle, und er glaubte das Entsetzen zu empfinden, als wäre er auf dem Wege, die Qualen desselben in Kurzem selbst zu erdulden. Der Köhler stand in dem Eingange zu seiner Hütte, die neben dem Ofen sich befand, und blies die Pfeife; der Ton derselben schien ihm wie eine Todtenklage. Er schleppte sich weiter nach einem nahen Strauche, warf sich dort auf die Erde, und indem er den Kopf auf den Arm stützte, überließ er sich ganz seinen Betrachtungen über die Oede der Natur, die ihn umgab, während schreckbar-ängstliche Gedanken sein Gemüth erfüllten. Erst nachdem er so einige Stunden qualvollen Wachens zugebracht hatte, umfing ihn ein leichter Schlaf, aber voll düsterer Bilder, die ihn oft heftig aufschütteten.

Als der Morgen zu dämmern begann, sprang er auf, nahm die Flinte und das blutige Hemde und stieg den Berg herab. Nach einer kleinen Weile blieb er stehen und wandte den Kopf, um nach der Köhlerhütte zu sehen; der Köhler war eben beim Ofen beschäftigt und begleitete seine Arbeit mit den rauhen Tönen seiner Stimme. Die Ruhe in dem Gemüthe jenes Bergbewohners kontrastirte schmerzlich mit dem Sturme, der in seinem eigenen Herzen wüthete. Als er an einen Seitenweg kam, setzte er sich, voll finsterer Gedanken, auf einen Stein; es war ihm, als ob jene Gedanken, je heller der Tag schien und je höher die Sonne stieg, desto klarer und bestimmter in seinem Geiste hervorträten und aus dem Dunkel sich losmachten, in welches sie die ganze Nacht hindurch gehüllt gewesen waren. Er gedachte seiner Mutter, wie sie ihm das traurige Ende des Vaters erzählte; ohne es zu wollen, breitete er das Hemde auseinander, und es schien ihm, als erhielten jene Blutflecken von den Strahlen der Sonne ihre erste Frische wieder, und er glaubte sogar, das Blut derselben rauchen zu sehen. Da trat das Bild des Mordes in seiner ganzen Schrecklichkeit lebendig vor ihn; seine Wuth erwachte und stieg immer höher, bis sie endlich alle anderen Gefühle und Gedanken beherrschte. Er untersuchte das Schloß seiner Flinte, und nachdem er sie mit großer Anstrengung geladen hatte, sank er wieder in seine früheren Gedanken zurück. Plötzlich hörte er von weitem an dem langsamen ewig wiederkehrenden Geklingel der Schellen, die mit jedem Tritte sich gleichförmig bewegen, das Nahen eines Maulesels. Sein ahnendes Herz schlug hörbarer und heftiger; die Entwickelung seines Lebens schien sich zu nahen, — — und wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Mörder seines Vaters ruhig sitzend auf jenem Maulesel sich entgegenkommen sieht, von dem eigenen Sohne begleitet, der dem Vater zu Fuße folgte. — Sein Puls flog in schnelleren Schlägen, — ein schreckbares Zittern erfaßte ihn. Noch ehe jene beiden ihn gesehen hatten, verbarg er sich hinter einem Busche am Wege. Sein Feind saß nachlässig und gebückt auf dem Maulesel, der ruhig seinen Schritt dahinging; ein breiter Hut bedeckte das finstere Gesicht, in dem die beiden Augen festen nachdenkenden Blickes das Licht des Tages begierig einzuschlürfen schienen. Der Sohn folgte in einiger Entfernung, indem er leise vor sich hin pfeifend mit einem Messer das Laub von einem Zweige trennte. Der unglückliche Jüngling rief allen seinen Muth und die Furien seiner Brust auf, als jene beiden ihm sorglos und ohne Furcht näher kamen; und da sie ihm nun gegenüberstanden, legte er die Flinte auf sie an und — der Schuß fiel. Der Vater, in der Seite getroffen, fiel von dem Maulesel, der alsbald in schnellem Trabe davonjagte. Der Sohn, betäubt vom Schrecken, blieb eine Weile regungslos stehen, bis ihn der Anblick des fremden Jünglings aus demselben riß. Sogleich ging er auf diesen los, um ihn, mit seinem Messer sich Bahn machend, aus seinem Schlupfwinkel hervorzujagen. Jener vertheidigte sich mit gleicher Waffe. Beide waren ziemlich in demselben Alter und fast von gleicher Stärke, so daß der Kampf, mit gleicher Erbitterung von beiden Seiten gekämpft, lange zweifelhaft war. Endlich nach langem Ringen stürzten beide mit Wunden bedeckt auf die Erde, gleich als ob sie sich gegenseitig verschlingen wollten, bis der Mörder des Vaters auch über den Sohn den Sieg davon trug und ihn tödtete.

Die Wunde des Vaters, obgleich sie tödtlich war, hatte jedoch noch nicht alle Empfindung und jede Kraft in ihm vernichtet. Er hatte sich aufgerafft, um dem Sohne zu Hülfe zu kommen; aber er fand ihn ohne alles Leben, und er erkannte nun auch die Stimme der göttlichen Vorsehung in seinem Gewissen, als er sah, daß der Sohn seines ehemaligen Opfers ihn verfolge. Ergriffen von Schmerz und von Gewissensbissen, erflehte er die Vergebung des Höchsten; aber sein wüthender Gegner warf sich über ihn her, gleichsam nur bemüht, die Qualen des Sterbenden zu verlängern, bis dieser endlich, vielfach verwundet und von Stichen zerrissen, unter Verwünschungen verschied. Der Mörder nahm nun, nach vollbrachtem Verbrechen, das alte Hemde und tauchte es in das Blut des Erschlagenen, das in reichlichen Strömen dahinfloß.

Mit einem Blicke voll wilden Triumphs eilte er nun nach seiner Wohnung, wo die Mutter, in gewisser Erwartung, daß er ihren Auftrag vollziehen werde, seiner harrte. Als sie ihn, ganz bedeckt mit Blut und, obgleich schwer verwundet, doch mit stolzer triumphirender Miene daherkommen sah, eilte sie ihm entgegen, umarmte ihn heftig und drückte ihm einen Kuß lebhaft auf die Wange. Nachdem sie seine Wunden verbunden hatte, war sie nun auch bedacht, ihn vor der Wachsamkeit der Gerechtigkeit sicher zu stellen. Sie machte einige Lebensmittel zusammen und befahl ihm, ihr zu folgen; in der benachbarten Schweiz, in die sie ihn über steile und verborgene Pfade zu führen gedachte, glaubte sie, die nöthige Sicherheit für ihn zu finden. Aber der Blut-Verlust hatte ihm die Kräfte geraubt; nur eine kleine Strecke vermochte er zu gehen, als er ohnmächtig zur Erde niedersank. Die Bemühungen der Mutter, ihn zum Weitergehen zu vermögen, waren vergeblich, als plötzlich eine Pfeife in der Nähe sich hören ließ, der andere in der Ferne antworteten. Da erfaßte sie der Gedanke, daß ihr Sohn verloren sey; die Haare stiegen ihr in die Höhe, und eine eisige Kälte lief ihr durch alle Glieder. Ihre Furcht war nicht grundlos gewesen. Bald sahen sie sich von bewaffneter Wache umgeben; man belastete sie mit Ketten und führte sie beide in verschiedene Gefängnisse, anfänglich nach Menaggio und bald darauf nach Como, wo ihnen der Prozeß gemacht wurde. Der Sohn läugnete sein Verbrechen nicht im geringsten und bekannte sich ganz allein desselben schuldig, so daß auch nur er zum Tode verurtheilt, die Mutter aber selbst aus dem Gewahrsam entlassen wurde.

Ehe er den letzten Gang gehen sollte, ward ihm noch eine Unterredung mit seiner Mutter gewährt. Der Soldat, der an der Thüre des Gefängnisses die Wache hatte, war davon auf das Lebendigste ergriffen und erzählte später alle Einzelnheiten derselben. Die Mutter zeigte, obgleich ihr Gesicht bleich wie der Tod war und sie oft konvulsivisch sich bewegte, eine außerordentliche Festigkeit.

Langsam näherte sie sich dem Sohne, der auf wenigem Stroh ausgestreckt dalag, mit einer Hand und einem Fuße gefesselt, während die linke Hand den Kopf auf das gekrümmte Knie stützte. Er blieb, da sie sich näherte, unbeweglich in dieser Lage. Das lange tiefe Stillschweigen, das anfangs herrschte, unterbrach sie endlich mit den Worten: „Mein Sohn! in wenigen Stunden gehest Du zum Tode, und meinetwegen gehest Du! Vergiebst Du mir?" — Keine Antwort erfolgte auf diese Frage, bis er, nach ihrer Wiederholung, ohne jedoch auch nur einen einzigen Blick auf die Mutter zu wenden, ein leises „Ja!" erwiderte. „Gieb mir zum Zeichen dessen Deine Hand", sprach sie, indem sie ihm die ihrige darreichte. Der Unglückliche gab ihr die mit Ketten beladene Rechte, ohne auch jetzt nur den Kopf aufzurichten. Während sie nun so seine Hand fest in der ihrigen hielt, schwieg sie wieder eine lange Pause. Dann, sich fassend, rückte sie den Schemel, auf dem sie bisher gesessen, noch näher zu ihm hin, schlang einen Arm um seinen Hals, stürzte sich auf ihn und sagte, voll innerer Gluth, aber leise, einige Worte ihm in das Ohr. Es schien, als machte sie ihm ein feierliches Versprechen; denn nun erst erhob der Sohn das Haupt, starrte eine Weile fest auf den Boden hin und richtete dann den Blick auf die Mutter, die, das Gesagte durch ihre Geberden bestärkend, die Worte wiederholte: „Ja, ja! und Niemand kann uns dann von einander trennen." Bei diesen Worten schien das Gesicht des Jünglings sich aufzuklären. Und als ihr nun gemeldet wurde, die bestimmte Stunde sey vorüber, nahm sie die Hand des Sohnes und sprach, mit innerer Angst, aber mit Kraft, das „Lebewohl!" das jener darauf erwiederte. Sie ging; aber an der Thür, obgleich in der heftigsten Bewegung, blieb sie noch einmal stehen und warf noch einen Blick auf ihn zurück, während zwei große Thränen ihren Augen entströmten. Ihr Herz war gebrochen; ihre Kniee wankten; aber mit Gewalt sich aufrichtend, eilte sie schnell von dannen.

Ein Priester sprach dem Unglücklichen den letzten Trost der Religion zu; dann ward er zum Richtplatze geführt. Seine Jugend und die Ruhe, mit der er den Tod erduldete, erregten das Mitleid der Zuschauer, das sich in einem lauten Schrei kund gab. Von der Mutter hat man darauf nichts weiter mit Gewißheit gehört. Es ging die Rede, daß in dem Augenblick der Hinrichtung des Sohnes eine unbekannte Frau auf einem der nahen Berge gesehen worden sey, wie sie mit großer Aengstlichkeit von Weitem der Hinrichtung zugeschaut habe; nachher sey sie eilends, gleich einer Wüthenden, davongeeilt, auf einen Felsen zu, der senkrecht nach dem See herabsteigt. Man glaubt, daß sie von dort in die Wellen sich gestürzt habe; Andere sagen, daß sie in den Felsen eines nahen Thales ihren Tod gefunden habe.

Bibliographie.

Le due giornate di Parigi. (Der 5. und 6. Juni 1832 in Paris.) Von Luigi Le Dieu. Lugano.

Vita di Benvenuto Cellini. (Lebensbeschreibung Benvenuto Cellini's.) Mit seiner eigenen Handschrift sorgfältig verglichen und mit Anmerkungen, von G. Molini. Zweite verbesserte Auflage. Florenz.

L'annotatore piemontese. (Ein in Turin erscheinendes Journal zur Belehrung in der Italiänischen Sprache.)

Serie degli scritti etc. (Sammlung von Schriften im Venetianischen Dialekt.) Gesammelt und erläutert von P. Gamba.

Cenni storici etc. (Ueber die alten Verbindungen zwischen Cremona und Trient.) Nebst ungedruckten Briefen des Kardinal Sfondrati. Zweite Auflage. Mailand.

Giuditta Pasta a Como. (Die Sängerin Pasta in Como.) Eine poetische Strafpredigt, in der namentlich an das Denkmal erinnert wird, welches Volta in seiner Vaterstadt erhalten sollte. — Como.

England.

Lord Byron über Liebe und Ehe*).

Aus dem Tagebuche der Gräfin v. Blessington

Oft und gern kam Byron in seinen Gesprächen auf diese Materie zurück, doch nicht immer blieben seine, wiewohl stets geistreichen, Ansichten sich gleich. Eines Tages äußerte er: „Freundschaft kann leicht zur Liebe werden und wird es auch oft, aber Liebe wird selten zur besonnenen Freundschaft." — Ich behauptete das Gegentheil, und führte als Beispiel die innige Freundschaft zwischen Eheleuten an, die der Liebe zu folgen pflegt, ein eben so zärtliches und dauernderes, wenn auch nicht so leidenschaftliches Gefühl als die letztere. „Ein duldenderes" erwiederte er, „sollten Sie sagen, denn, glauben Sie sicher, die gutmüthige Passivität, mit welcher die Leute das eheliche Joch tragen, hat ihren Grund mehr in der philosophischen Lehre: was Du nicht ändern kannst, mußt Du mit Geduld hinnehmen, als in der zärtlichen Freundschaft, die Sie rühmen. Wer könnte wohl," fuhr er fort, „nachdem er die Allgewalt der Liebe gekannt hat, demselben Gegenstand mit jener trägen Ruhe zugethan seyn, die Sie Freundschaft nennen! Nein, die Demüthigung über die Hinfälligkeit unserer Natur, welche sich nirgends deutlicher zeigt, als in der kurzen Dauer heftiger Liebe, hat etwas so kränkelndes, daß wir, mit unserer gewohnten Selbstsucht, den Gegenstand, der uns einst bezauberte, aber jetzt seinen Zauber verloren hat und diese kränkelnde Erinnerung in uns hervorruft, mit Widerwillen, oder wenigstens mit Gleichgültigkeit betrachten; ja, unsere Ungerechtigkeit geht so weit, daß wir den Tadel unserer eigenen Schwäche auf die Person übertragen, die uns nicht mehr zu fesseln vermag, und Fehler an ihr aufsuchen, um unsere Unbeständigkeit zu entschuldigen; und da Gleichgültigkeit durch Gleichgültigkeit erzeugt wird, so findet sich die Eigenliebe auf beiden Seiten verletzt, und wenn man auch vernünftig genug ist, dies Gefühl zu ertragen und zu verhehlen, so kann doch nie aus der Asche erloschener Leidenschaft, der Phönix zärtlicher Freundschaft emporsteigen. Die Freundschaft möchte in solchen Fällen, fürchte ich, wohl eben so fabelhaft seyn, wie der Phönix selbst, denn das Andenken der ausgebrannten Liebesgluth ist ein zu unangenehmes Memento, um die Freundschaft als Nachfolgerin zu dulden." — Ich entgegnete, dies wäre bloße Sophisterei und könnte seine wahre Meinung nicht seyn, da er einige Tage zuvor selbst zugegeben hätte, daß die Leidenschaft sich zu einem bessern oder wenigstens dauernderen Gefühl abkühle. Ich fügte hinzu, daß Menschen, welche die allgewaltige Liebe, die er beschrieben, jene so stürmische und selbstsüchtige Leidenschaft empfunden hätten, sich in der erquickenden Stille sanfterer Gefühle glücklich priesen, und mit Wohlbehagen auf jene sturmbewegte Zeit blickend, der Gefährtin auf jener stürmischen Fahrt täglich inniger anhingen. Gemeinschaftliche Interessen, Sorgen und Freuden, ketten sie fester an einander und Gewohnheit, die wohl den Firniß jener selbstischen Leidenschaft abstreifen möge, gebe der Freundschaft neue Kraft, indem sie die Gatten einander täglich nothwendiger mache. Schrecklich wäre das Schicksal solcher Menschen, fügte ich hinzu, wenn sie nach wenigen Monaten glühender Liebe, ihr übriges Leben in Gleichgültigkeit hinbringen sollten, bloß weil ihr Gefühl nicht mehr so heftig und aufgeregt wäre. „Wenn Sie denn zugeben," sagte Byron, „daß die Liebe nach wenigen Monaten nachläßt, das heißt, daß wir, nach einer Minute des Wahnsinns, eine Stunde in Melancholie hinbringen müssen, wäre es dann nicht weiser, gleich eine Freundin zu wählen, eine Person, die dazu geeignet wäre, die Gefährtin unseres ganzen Lebens zu seyn, statt des Idols, welches wir einige Monate anbeten, und dann von dem Altar herabstürzen, den wir ihm errichteten, nachdem es der Dampf unsers Weihrauchs geschwärzt und entstellt hat? Ich habe behauptet, daß diese Idole, welche fast immer nur wegen ihrer körperlichen Reize gewählt werden, selten zur Freundschaft taugen; daher die bittere Täuschung, wenn die Heftigkeit der Leidenschaft sich gelegt hat, und wir entdecken, daß keine solide Eigenschaften da sind, um die Gluth, die mit der Neuheit verpflogen ist, zu ersetzen. Wenn ein Mann in dem Weibe eine Freundin sucht, so sieht er auf ihre Unterhaltungsgabe, ihre geistigen Fähigkeiten, ihr einnehmendes Wesen, und da diese Eigenschaften ihn immer mehr fesseln, je mehr sie zum Vorschein kommen, so tritt oft Liebe an die Stelle der Freundschaft, und diese ist dann gewiß auf festen Grund gebaut. In diesem Falle gebe ich zu, daß die Neigung oder zärtliche Freundschaft, wie Sie es so passend nennen, ewig dauern mag." — Ich erwiederte: unsere Meinungen weichen wohl nur darin von einander ab, daß ich leugnete, Freundschaft sollte nicht auf Liebe folgen können, und das würde ich auch nimmer zugeben. „Ich denke," sagte Lord Byron, „bei Ihnen heißt es auch:

„Man kann mich wohl zur Ueberzeugung zwingen,
Doch nie dadurch auf and're Meinung bringen!"

und so waren wohl meine schönen Erläuterungen zum Text vergebens."

Ein anderes Mal sagte Byron, auf denselben Gegenstand zurückkommend: „Talentvolle Männer machen einen großen Mißgriff, wenn sie geistlose Frauen nehmen. Ich gebe zu, daß eine femme savante leicht unausstehlich werden kann; um dies zu vermeiden, gerathen Manche in's entgegengesetzte Extrem und verdammen sich, ihr Leben mit einer Frau hinzubringen, die unfähig ist, sie zu verstehen oder zu würdigen. Die Männer bilden sich ein, geistreiche Frauen müßten durchaus streitsüchtig und absprechend seyn, und bedenken nicht, daß nur die Arroganz beides ist, und diese findet sich bei dem einen Geschlecht so gut wie bei dem anderen. Mein beau idéal wäre eine Frau, die Talente genug besäße, um die meinigen zu verstehen und zu schätzen, aber zu wenig, um selbst zu prunken. Alle anspruchsvolle Männer wünschen dies, obgleich wenige oder gar keine den Muth haben, es zu gestehen. Die Wahrheit aber ist, glaube ich, daß ein Mann sich sehr hoher Fähigkeiten bewußt seyn muß, um einen Nebenbuhler so nahe am Thron zu dulden, wäre dieser Nebenbuhler auch seine Frau, und so wie man gesagt hat, kein Mensch sey in den Augen seines Kammerdieners ein Held, so könnte man auch sagen, daß wenige Menschen ihren Stand auf dem Postament des Genies vor denjenigen behaupten können, die hinter den Vorhang geblickt haben; diese müßten denn nicht urtheilsfähig seyn und um so mehr bewundern, je weniger sie verstehen. Das Genie sollte, gleich der Größe, nur von ferne gesehen werden; denn beide verlieren bei zu naher Betrachtung. Man denke sich den Helden von hundert Schlachten in der Nachtmütze und mit aller Gebrechlichkeit der menschlichen Natur behaftet, — dahin ist die Erhabenheit. Eben so denke man sich den Dichter, dessen Werke uns über die Sphäre des alltäglichen Lebens emporgehoben haben, und der, ein Prometheus, das Feuer vom Himmel stahl, um die Kinder des Thons zu beleben, — man denke sich ihn, wie er sich beim Dichten abarbeitet, wie er jene Zeilen ausstreicht, zerreißt, wieder hinschreibt, von denen wir geglaubt haben, sie seyen mit homerischer Begeisterung hervorgeströmt; wie er dazwischen ißt, trinkt, schläft, gleich anderen Menschenkindern, so wird ihn unsere Einbildungskraft bald mit diesen in gleichen Rang stellen. Ich bin überzeugt, daß wir die Werke derjenigen, mit denen wir auf vertrautem Fuß gelebt haben, nie nach Gebühr schätzen können; ich habe dies selbst erfahren, und von Dichtern gilt es mehr, als von allen anderen Schriftstellern. Die Dichter sollten zurückgezogen leben, ihrer Gegenwart durch seltenes Erscheinen einen höheren Werth geben;

*) Vgl. Nr. 119 des Magazins v. Jahre 1832.

sie sollten nie das thierische Bedürfniß des Essens in Gesellschaft befriedigen und sich durch ihre ganze Lebensweise eben so sehr wie durch ihr Genie von dem Haufen der übrigen Menschen unterscheiden." Er lachte herzlich über diese Worte und fügte hinzu: „Ich war Willens, eine kleine Sammlung von Instructionen für meine Brüder in Apollo zu entwerfen. Mein Freund Moore würde sie wohl schwerlich befolgen, und er ist vielleicht der einzige, dem es ausnahmsweise gestattet wäre, bei seiner bisherigen Lebensweise zu bleiben; er kann sich getrost dem Gottes-Urtheil einer Mahlzeit unterwerfen, ohne etwas von seinem Dichterruf zu verlieren; denn die glänzenden Gedanken, die seinen Lippen entströmen, sind ein Sühn-Opfer für die irdischen Dinge, die durch dieselben eingehen."

Die Englischen Journale und ihre Leser.

Die Gesellschaft ist eine Kugel-Pyramide, die zahlreichste Klasse ist dem Boden am nächsten; damit aber das Gleichniß einer Pyramide ganz anwendbar sey, müssen wir uns die Metall-Kugeln gemischt denken. Die untere Lage besteht also aus gemeinem Schmelz-Eisen, die nächste aus Schwedischem Eisen, dann kommt eine Schicht Kupfer, dann Zink, bei der vierten oder fünften kommen wir zu Korinthischem Erz, in welchem sich schon Gold und Silber findet, bis diese weiter hinauf das Hauptmaterial ausmachen, und zuletzt die oberste Kugelreihe ganz von edlem Metall ist.

So ungefähr ist namentlich die Gesellschaft vis à vis der periodischen Blätter beschaffen. Die am besten geschriebenen Zeitschriften sind hauptsächlich auf die einflußreiche Klasse der Gesellschaft, auf die Gold- und Silber-Schichten berechnet. Was für diese bestimmt ist, taugt nicht für die Eisenlage, ja ist ihr sogar großentheils unverständlich. Gute Schriften sind nicht für alle Klassen gut, wie Dr. Paris von den Speisen sagt, sie dürfen nicht zu kompakt seyn, und je schwächer der Magen, desto lockerer müssen die Speisen seyn, die man ihm bietet, und so kommt es, daß Schriftsteller, die vielleicht den unteren Klassen am besten zusagen würden, den soliden Stoff lieber verdünnen.

Ginge es nun dem Rechte nach, so müßten die Reichen für ihre periodischen Blätter weit mehr zahlen als die Armen, allein sie haben, vermöge ihrer höheren Kenntniß der gesellschaftlichen Kunstgriffe, es dahin gebracht, Zeitschriften für einen unendlich kleinen Theil des Preises zu lesen, den der Arme dafür zahlen muß. Mittelst der Lese-Kabinette, Klubbs, Lese-Zirkel rc. verschafft sich der Reiche alle Schätze der Literatur für eine unbedeutende Kleinigkeit, während er seine Einkünfte, wenn wir es beim Lichte besehen, in höchst freudenlosen Genüssen vergeudet, hauptsächlich in Gegenständen eitlen Prunks oder niederer Schwelgerei, deren er gern selbst überhoben wäre.

Doch alles dieses möchte hingehen, wenn nur Niemand dabei zu kurz käme, allein die besten und geschätztesten Englischen Journale leiden eben dadurch am meisten. Die besten derselben, der „Examiner" und der „Spectator" haben zum Hauptzweck, der élite der Gesellschaft Vergnügen und Belehrung zu verschaffen; diese schätzt sie auch nach Gebühr, allein durch wen werden sie erhalten? Die élite kauft nie ein Journal, sie liest es im Klubb, im Lese-Zirkel, bei einem Freunde rc. Ein einziger Klubb versieht vielleicht tausend Leser, und gerade diejenigen, deren Ansichten, Stellung und Geschmack die Verfasser bei ihren Aufsätzen im Auge hatten. Diese tausend Leser zahlen ihre 7 bis 10 Pence die Person. Wer trägt nun die ungeheuren Kosten, die eine Zeitschrift erfordert? Einige Dilettanten auf dem Lande oder einige wunderliche Leute in der Stadt, welche die Zeitschriften lesen wollen, ohne sich zu ihnen zu bemühen, oder auch, und diese wohl am meisten, einige aus der unteren Schichte, die sich über ihren Stand erheben, ihre Nützlichkeit und wichtige Stellung einsehen und daher mit gieriger Hand nach allen Kenntnissen greifen, die sie sich verschaffen können, und zu diesem Zweck mehr thun, als ihr Vermögen gestattet.

Man erwäge den Preis eines wöchentlich oder monatlich erscheinenden Englischen Journals; es kostet gewöhnlich so viel, als dem Armen seine beste Schüssel während dieses Zeitraums. Blicken wir dann auf die oberen Schichten der Gesellschaft, so finden wir, daß eine einzige gute Schüssel auf ihrer Tafel ein Quartal der besten Zeitschrift bezahlen würde. Mitunter kosten zwar die schlechten Gerichte am meisten, manches unschmackhafte und unzeitige Gemüse, manches ungesunde Thier, manche Flasche verfälschten Weins auf der Tafel der Reichen und Gebildeten würde einen ganzen Jahrgang des lehrreichsten und nützlichsten Journals bezahlen, und man weiß, daß Tageblätter fast ihre einzige Lektüre sind. — Hätten wir nur einen Augenblick die Gold- und Silberschichten der Gesellschaft (nicht den hohen Pöbel, sondern die wirklich Gebildeten und Aufgeklärten) in corpore vor uns, wir würden ihnen zurufen: Verbannt jeden Luxus, den wahre Männerwürde und ächte Weiblichkeit entbehren können, laßt uns mit einfachen wohlschmeckenden Gerichten vorlieb nehmen, überflüssige Equipagen verachten, den Müßiggang verabscheuen, wir wollen kein Heer mit Tressen bedeckter Lakaien halten, in unseren Ställen nicht mehr Pferde haben, als wir zur nöthigen Bewegung und zum Reisen brauchen, und allen den Ueberfluß, den wir bisher auf abgeschmackte Dinge und Ueppigkeit wandten, wollen wir auf den Altar der Aufklärung, deren Kanäle die Journale sind, niederlegen. — Laudatur et alget.

Wir behaupten, daß die Klubbs, die Lese-Zirkel u. s. w. ihren eigenen Mitgliedern zum Verderben gereichen. Die Theilnehmer solcher Anstalten sind gerade diejenigen, denen am meisten daran liegen muß, daß man den niederen Klassen gute Lehren und Beispiele vorhalte, und die zu diesem Zweck etwas verwenden sollten; statt dessen wissen sie sich der Zahlung für ihre eigene Lektüre zu überheben, und schieben die Last denjenigen zu, welche die Wohlthat, die ihnen widerfährt, nur halb kennen, dennoch aber den Quell der Belehrung gläubig aufsuchen. Dies ist die verborgene Ursache, warum die besten Zeitschriften unserer Tage so schlecht gedeihen, während diejenigen, die sich unmittelbar an die untere Klasse wenden, indem sie auf deren niedrige Leidenschaften und schlechten Geschmack wirken, sehr gut fortkommen. (N. M. M.)

Bibliographie.

- Sense and sensibility. (Verstand und Empfindung.) Novelle von Miß Jane Austen. Herausgegeben von deren Bruder, dem Prediger Austen. Pr. 6 Sh.
- The physician's Vade-mecum. (Die Kunst, in der Geschwindigkeit ein Arzt zu werden.) Enth. eine Angabe der Krankheits-Symptome, Ursachen u. s. w., eine Auswahl von Rezept-Formeln und eine Tabelle aller jetzt gebräuchlichen Medikamente. Von Dr. Rob. Hooper. Neue Auflage. Pr. 7½ Sh.
- A compendious german Grammar. (Deutsche Grammatik.) Von Dr. Adolph Bernays, Professor der Deutschen Sprache und Literatur am Kings-College. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Pr. 5 Sh.
- Memoirs and letters. (Capitain Sir W. Hoste's Denkwürdigkeiten und Briefe.) Herausgegeben von Lady Harriet Hoste.
- Wacousta — oder die Prophezeihung. Eine Kanadische Geschichte. Vom Verf. des Ecarté. 3 Bde. Pr. 28½ Sh.
- The inferno of Dante. (Dante's Hölle.) In Englische [gereimte] Verse übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von Ichabod Wright. Pr. 15 Sh.

Mannigfaltiges.

— Das heutige Schottland. Einem Freunde in England, der ihn im J. 1829 bat, seinen Einfluß in Schottland für ihn geltend zu machen, antwortete Sir Walter Scott: „Ich bin mit den literarischen Kreisen Schottlands weit weniger bekannt, als Sie vielleicht glauben; wenn ich Ihnen jedoch dienen kann, so soll es mit Vergnügen geschehen. Bereits habe ich nach mehreren Seiten hin Erkundigungen eingezogen, um Gelegenheit zu finden, Ihren jungen Verwandten die gewünschten Stellen zu verschaffen. Schottland ist jedoch in jeder Beziehung ein Handels-Land, und unsere Söhne werden eben so nach den Kolonieen spedirt, wie unser Rindvieh nach England. Ist aber einmal eine Stelle offen, über die ein Schotte zu verfügen hat, so ist sie gleichsam belagert von langbeinigen rothhaarigen Vettern; ich muß daher auch voraussetzen, daß Sie selbst bessere Gelegenheit zur Unterbringung Ihrer Verwandten haben, als ich im Stande bin, hier zu finden." (Letters of Sir W. Scott.)

— Byron über Furcht und Träume. „Man hat uns," sagte Lord Byron, „Freuden der Hoffnung", „Freuden der Erinnerung", „Freuden der Imagination", „Freuden der Liebe" zum besten gegeben; ich wundere mich, daß es noch Niemanden eingefallen ist, die Freuden der Furcht zu beschreiben; der Gegenstand ist gewiß poetisch, und eine geschickte Hand könnte viel daraus machen." — Warum unternehmen Sie es nicht? erwiederte ich. „Ich", antwortete er, „habe mich mein ganzes Leben hindurch bemüht, die Welt glauben zu machen, daß ich diese Leidenschaft nicht kenne; wenn ich daher jetzt eine so genaue Bekanntschaft mit derselben zeigte, möchte man mich für feig halten, und dies ist, glaube ich, die einzige Beschuldigung, die man noch nicht gegen mich vorgebracht hat. Doch Scherz bei Seite, es ist ein schöner Stoff und hat mehr wirklich Erhabenes, als alle andere Leidenschaften. Ich habe es immer schwerer gefunden, einen guten Stoff zu treffen, als ihn zu bearbeiten, und so, glaube ich, geht es Anderen auch. Ich habe bemerkt, daß ich aus einem Sujet, welches mir ein Anderer angab, nie viel machen konnte. Zuweilen kamen mir im Traume Stoff und Ereignisse, ja die Umrisse ganzer Erzählungen habe ich im Schlafe entworfen, fand sie aber nachher zu wild, um etwas daraus zu machen. Der Traum ist ein sonderbares Ding und abermals eine der Unbegreiflichkeiten der Natur. Ich könnte Ihnen außerordentliche Dinge von Träumen erzählen, und die eben so wahr als außerordentlich sind, aber Sie würden über meinen Aberglauben lachen. Meine Träume sind immer unruhig und unangenehm, und einer der furchtbarsten Gedanken, der mir je in Augenblicken düsterer Zweifelsucht durch den Kopf fuhr, war die Möglichkeit, daß der letzte Schlaf nicht ohne Träume seyn möchte. Denken Sie sich einen endlosen Traum voller Schrecknisse, — der Gedanke ist zu furchtbar — er allein könnte dem stumpfsinnigsten beseelten Erdenkloß den Wunsch nach Unsterblichkeit einflößen. Der Unterschied zwischen dem religiösen und irreligiösen Menschen in dieser Hinsicht besteht darin, daß der eine die Gegenwart der Zukunft und der andere, die Zukunft der Gegenwart opfert." Ich bemerkte, das müsse ein niedriges Gemüth seyn, das sich mit der Gegenwart begnüge; selbst diejenigen, die nur mit ihrem Vergnügen beschäftigt seyen, müßten doch stets etwas für den anderen Tag oder für die Zukunft zu hoffen haben, so ungenügend fänden sie den bloßen Genuß der Gegenwart. Byron gab mir Recht und fügte hinzu: „Der Glaube an Unsterblichkeit ist die einzige wahre Panacee gegen die Uebel des Lebens."

(Journ. of Lady Blessington)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 9. Januar 1833.

Schweden.

Wäringarna. (Die Wäringer*).) Eine historische Untersuchung von A. Cronholm. Lund, 1832.

Schon unter Gustav's III. Regierung, welche in den Jahrbüchern der schönen Wissenschaften eine glänzende, aber doch nur oberflächliche Periode bildet, nahm der patriotische Eifer, mit welchem Schwedens Gelehrte früher, in der sogenannten Freiheitszeit (1719 bis 1772), durch Regierung und Stände ermuntert, auf die Bildung einer historischen Literatur des Vaterlandes gearbeitet hatten, merklich ab. Der spätere, alle selbstständige Forschung erstickende, kleinliche Geist, welcher die Regierung des letzten Königs auszeichnete, übte vollends auf diesen, wie auf alle andere Zweige der Literatur, einen sehr schädlichen Einfluß.

Die Regierungs-Veränderung des Jahres 1809, welche Schweden seine politische Freiheit wiedergab, beförderte auf's neue eine freiere Entwickelung des literarischen Lebens.

Um bei dem aufwachsenden Geschlecht Interesse für das historische Studium zu wecken, wurde dieses Feld der Literatur wiederum mit Eifer und Erfolg bearbeitet; die Werke älterer Autoren wurden näher geprüft, verbesserte Uebersetzungen aus den Quellen der ältesten Nordischen Geschichte herausgegeben und Lehrbücher nach einem der Zeit angemessenen Plan ausgearbeitet. Als die ausgezeichnetsten Geschichtschreiber traten Strinnholm und Geijer seit dieser Zeit auf. Der Geschmack des lesenden Publikums nahm von nun an eine günstigere Richtung für das historische Fach.

Die Vorliebe für die Lafontainesche Roman-Literatur, welche unter der nächstvorhergehenden Periode die allein herrschende und verbreitete gewesen war, verlor sich sichtbar, und dem Romane, sollte er noch einem größeren Publikum gefallen, mußte etwas Historisches zum Grunde liegen.

Die Menge geschichtlicher Werke, welche seit 1809 in Schweden erschienen, sowohl Originale als Uebersetzungen, beweisen den guten Absatz dieser Art literarischer Produkte. Da mehrere der unterrichtetsten und geschicktesten Schriftsteller wahrhaft unermüdlich sind, die Schwedische Literatur durch gründliche Abhandlungen zu bereichern, so ist es unzweifelhaft, daß der Sinn für das Gediegenere und Ernstere sich allmälig unter einem größeren Publikum verbreiten und wahre Gründlichkeit nach Verdienst geschätzt werden wird.

Wir betrachten es daher als eine Pflicht, das Publikum auf solche geschichtliche Arbeiten aufmerksam zu machen, welche von scharfsinniger Forschung, Belesenheit und Wahrheitsliebe zeugen. Diese für einen Geschichtsforscher unentbehrlichen Eigenschaften glauben wir besonders bei dem Verfasser obiger Schrift gefunden zu haben und empfehlen dieselbe daher allen Freunden der Nordischen Geschichte.

Aeltere Schriftsteller, wie Ihre, Schlözer, O. Celsius und Hallenberg, haben zwar Beiträge zu einer geschichtlichen Untersuchung der Wäringer gegeben, da aber keiner von ihnen eine vollständig ausgearbeitete Abhandlung über dieselben geliefert, so scheint uns diese auf eigene Forschung gegründete Monographie, die eine Lücke in der älteren Schwedischen Geschichte ausfüllt, sehr zweckmäßig. Der Gegenstand bietet an und für sich selbst viel Interesse dar, gewinnt aber noch mehr durch die Folgen, welche man den Reisen jener Normänner nach Griechenland zuschreibt, und wovon Professor Wedel Simonsen die Bildung des Nordens im Mittelalter herleitet.

In der Einleitung äußert sich der Verfasser folgendermaßen: „Jemand könnte vielleicht nach Durchlesung meiner Arbeit die Frage aufwerfen, ob ein Geschichtsstoff wie dieser, welcher als weniger folgenreich zu betrachten ist, eine genauere Untersuchung verdiene, und ob man denselben für unsere ältere Geschichte als besonders wichtig ansehen könne. Allein diese Einwendung gegen die zweck- oder unzweckmäßige Wahl des Gegenstandes kann wohl nur von denen vorgebracht werden, welche in allen historischen Begebenheiten sogleich unmittelbare Folgen sehen wollen und nicht bemerken, wie langsam die Schöpfungen der Zeit heranwachsen, so daß es oft der Jahrhunderte bedarf, ehe der Keim eines neuen Zeitgeistes sich vollkommen auszubilden vermag."

„Wenn man auch nicht die ganze Bildung des Nordens im Mittelalter jener mit dem Ost-Römischen Reiche unterhaltenen Verbindung beimessen kann, so ist diesen Fahrten doch eine gewisse Wirkung auf die Entwickelung der zu neuen Schöpfungen bereiten Zeit des Heidenthums nicht abzusprechen. Die Bildung der Byzantiner, einzig und allein auf den Ueberlieferungen einer verschwundenen klassischen Zeit beruhend und ihrer Natur nach den Wäringern wenig zugänglich, konnte nur unbedeutenden Einfluß auf die Ausbildung eines neuen Zeitgeistes ausüben. Dem Charakter dieser stolzen Barbaren sagte es natürlich nicht zu, sich unter die Formen des Ritterlebens zu beugen; das theuer bewahrte Andenken ihrer durch Heldenthaten berühmten Vorfahren widerstrebte vielmehr dieser Bildung, welche, nach ihren Begriffen, ihre Lebensart verweichlicht, sie den Lehren der heiligen Kirche unterworfen und dadurch die Kraft des Armes zu den gewohnten blutigen Kampfspielen erlahmt hatte."

„Der in den Wikinger-Zügen sich aussprechende Sinn für Abenteuer trat auch in den Fahrten nach Griechenland hervor, die eine Art von Fortsetzung jener Züge waren, und aus der Reaction, welche die mit Byzanz unterhaltene Verbindung hervorbrachte, läßt sich, wenn auch nicht als alleinige Ursache, doch eine Annäherung des Nordens zum Feudal-System herleiten."

„Für denjenigen, welcher die in ungleichen Gestalten erscheinenden Zeitbilder zu vergleichen wünscht, ist es nicht ohne Interesse, den Kontrast zu beobachten, in welchem die Wäringer zur Byzantinischen Bildung und dem im Mittelalter in schönen Formen hervortretenden Ritterwesen standen."

„Die Entfernung von Byzanz (Miklagård) selbst hatte etwas Reizendes für die Phantasie, da die Ferne ja immer noch das Wunderbare vergrößert. Doch unter der langen Fahrt dorthin hat leider die historische Sage mehrere ihrer Attribute gegen das romantische Gewand der Fabel vertauscht und theilweise die Wahrheit und effektlose Treue des Nordischen Charakters verloren. Bei Untersuchung der Urkunden, worauf Harald Hardarâdes Sage sich stützt, ist dies näher entwickelt worden."

„Es ist überhaupt zu bedauern, daß die Nordischen Sagas uns nicht mehrere Ueberlieferungen von diesen Griechenlandsfahrern aufbewahrt haben; wir wären dann im Stande gewesen, eine nicht nur fragmentarische, sondern eine vollständigere Arbeit zu liefern. Wir übergeben indessen dem Leser dasjenige, was die Zeit uns überliefert hat." —

Die ganze Abhandlung ist in sieben Kapitel eingetheilt, von welchen das erste die Ursachen der zwischen dem Norden und Griechenland unterhaltenen Verbindung darstellt. Das Aufhören der Wikinger-Züge hält der Verfasser für die erste dieser Ursachen. Er findet, daß diese Griechischen Reisen und jene Züge einen mit der großen Völker-Wanderung verwandten Geist verrathen, welcher sich im Jugendalter der Völker durch ein abenteuerliches Leben und kühne Unternehmungen auszeichnete. Die tief eingepflanzte Streitlust, die sich in Deutschland durch die vielfachen Kämpfe der Stämme gegen einander äußerte, giebt sich ihm in Skandinavien in den Heerfahrten zur See zu erkennen; doch war freilich die Aussicht auf Gewinn ein nicht minder wirksamer Beweggrund dieser Unternehmungen. Ursprünglich scheinen aber, nach des Verfassers Ansicht, jene Züge aus dem inneren Bedürfniß eines nach rastloser Thätigkeit strebenden Lebens, wodurch der Charakter der damaligen Nordischen Völker sich auszeichnet, hervorgegangen zu seyn, und unläugbar war dies eine der Haupt-Ursachen, welche die kräftigen Wikinger nach dem Westen trieb.

Nachdem diese Seezüge allmälig aufhörten, begann der Abenteuer liebende Nordländer, da die Schätze des westlichen Europa's geplündert waren, seinen Weg nach dem Osten und Süden zu richten, wo er durch Kriegs-Dienste auf's neue das gewann, was er sonst auf seinen überseeischen Zügen sich erworben hatte, nämlich Ruhm und Reichthum.

Als Ursache, welche die Griechischen Kaiser bewog, sich mit einer aus Streitern vom äußersten Norden bestehenden Leibwache zu umgeben, giebt der Verfasser an, daß es wegen des schlechten Geistes der Eingeborenen theils seit den ältesten Zeiten des Kaiserthums gebräuchlich gewesen, Barbaren unter die Legionen aufzunehmen, theils auch aus der Ueberzeugung geschehen sey, daß es für diese kühnen Normänner, welche durch Vaterland, Sprache und Sitten so verschieden von den übrigen Unterthanen, niemals vortheilhaft seyn konnte, sich an eine sie hassende Nation anzuschließen und ihre Waffen gegen die Kaiser zu richten, welche sie mit Gunstbezeigungen überhäuften und durch glänzende Freigebigkeit ihre treue Ergebenheit zu gewinnen und zu erhalten suchten. In ähnlicher Weise haben sich die Französischen Könige immer von Schweizern umgeben. Ueber-

*) Bekanntlich der Name für die Normännische Leibwache der Byzantinischen Kaiser.

dies war wohl die Entfernung ihres Vaterlandes, welche es für sie unmöglich machte, ihre Landsleute bei ausbrechender Meuterei zu Hülfe zu rufen und dadurch größere Unruhen im Griechischen Kaiserreiche zu erregen, ebenfalls ein Haupt-Beweggrund, weshalb die Kaiser sie vorzugsweise vor anderen Ausländern in ihren Diensten behielten.

Im zweiten Kapitel untersucht der Verfasser die in historischer Hinsicht so wichtige und bei mehreren Gelegenheiten bestrittene Frage, was das Wort Griechenland im Norden im Mittelalter bedeutete. Er weicht hier von Ihre und Hallenberg ab, welche das so oft auf den Runensteinen genannte Griechenland für ein an der Ostsee belegenes Land nahmen oder dasselbe, wie Gardarike (Gardereich), für einen Theil des jetzigen Rußlands ansahen. Der Verfasser äußert hierüber Folgendes: „Auf den Runensteinen wird oft der Griechenlands-Fahrer erwähnt; die Isländischen Saga's-Schreiber bezeichnen aber mit dem Worte Griechenland das Ost-Römische Kaiserthum, und Byzantinische Schriftsteller bekräftigen es, daß viele der Nordischen Kämpfer nach Byzanz kamen, um Dienste unter den Wäringern zu suchen, und daß diese Leibwache aus Skandinaviern gebildet war. Da nun ein anderes Land unter dem Namen Griechenland nicht vorkommt, so glauben wir es keinem Zweifel unterwerfen, daß dieses auf den Runensteinen genannte sich wirklich auf das Ost-Römische Kaiserthum bezieht, und um so mehr, da eine mögliche Verwechselung mit Gardarike unseren bereisten und in beiden Ländern so bekannten Vorfahren gewiß nicht vorgeworfen werden kann."

Hierauf sucht der Verfasser Ihre zu widerlegen. Durch die Menge der zum Andenken der Griechenlands-Fahrer aufgerichteten Runensteine glaubt er seine Meinung bestärkt, daß viele Wäringer aus Schweden gebürtig waren; Ihre hingegen sucht diese Denkmäler als Beweis aufzustellen, daß Griechenland und Austrien (ein unbestimmter Name, welcher jedes im Osten belegene Land bezeichnen kann) im Allgemeinen verwechselt worden sind.

Das dritte Kapitel handelt über Thule. Dieser Name hat bei den Schriftstellern des klassischen Alterthums theils eine bestimmte, da es sich auf ein gewisses Nordisches Land bezog, theils eine im höchsten Grade unbestimmte Bedeutung gehabt, da man alle im äußersten Norden belegene Länder damit bezeichnete. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß das von Prokopius genannte Thule die Skandinavische Halbinsel ist; dieser Ansicht ist auch Professor Geijer (in seiner Svea Rikes häfder p. 85—93), und Beide sind daher hierin ungleicher Meinung mit Hallenberg, welcher behauptet, daß Prokopius sich nicht deutlich erklärt habe, welches Land eigentlich unter Thule verstanden würde, und daß die Geschichtschreiber, welche nach seiner Zeit dieses Landes erwähnten, Island oder einige der Orkadischen Inseln darunter verstehen, aber keinesweges Schweden oder Norwegen. Der Verfasser giebt noch mehrere sehr gegründete Ursachen für seine Meinung an, welche jedoch hier zu wiederholen uns zu weit führen würde.

Eine aus Hallenbergs Anmerkungen über Lagerbring (Seite 153) angeführte Beschreibung Thules, welche bei diesen historischen Untersuchungen vorkommt, scheint uns nicht ohne Interesse zu seyn und daher hier einen Platz zu verdienen. Dieselbe ist von Solinus, einem Schriftsteller des 2ten Jahrhunderts, entnommen und lautet folgendermaßen: „Thule ist ein weit ausgedehntes Land, welches einen reichen Vorrath an Baumfrüchten hat; die Einwohner besitzen Vieh, leben im Frühjahr von Pflanzen (Gemüse), in der späteren Jahreszeit von Milch, und zur Winter-Nahrung sammeln sie Baumfrüchte ein." Durch diese Schilderung findet Hallenberg seine Ansicht um so mehr bestärkt und äußert sich mit folgenden Worten darüber: „Diese Beschreibung stellt ein Hirtenleben in Thule dar, welches in Schweden und Norwegen niemals stattfand und unter dem Nordischen Himmel nicht ausführbar seyn konnte."

Das 4te Kapitel handelt über alle die einzelnen Wäringer, deren die Isländischen Sagas erwähnen, und enthält gewissermaßen die Geschichte der Wäringer vom Jahre 992, wie der Isländer Kolskegg (Schwarzbart) nach Miklagård *) zog und ihr Hauptmann wurde, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, seit welcher Zeit die Fahrten vom Norden nach Griechenland seltener wurden. — Dieses Kapitel ist in 24 Paragraphen eingetheilt, wovon der erste uns mit Finnboge dem Starken, einem der ersten Nordischen Kämpfer, welche das Griechische Kaiserreich besuchten, bekannt macht. Die 6 folgenden Paragraphen enthalten das, was die Sagas über die einzelnen dieser bei den Wäringern dienenden Normannen berichten, nämlich über: Thorwald, Widföre, Bolle, Grst, Thorstein, Thorkel, Eywind, Deomund und Aungul.

In dem 8ten Paragraphen untersucht der Verfasser die Geschichtsquellen, welche von den Heldenthaten Harald Hardrådes, einem der Hauptleute dieser Kaiserwache, handeln. Die folgenden §. §. enthalten die Geschichte der Wäringer unter Isak Comnenus, Botaniates, Alexius Comnenus, Joh. Comnenus, Manuel Comnenus, Andronikus Comnenus, so wie Alexius Angelus. Unter der Regierung des Letzteren wurde Konstantinopel zum erstenmal von den Lateinern erobert. Nach ihm regierte Isak Angelus zugleich mit seinem Sohne Alexis, unter deren unruhigen Regierung die Lateiner zum zweitenmal Byzanz eroberten. Das Corps der Wäringer bestand indessen während aller dieser Kriege bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Seit jener Zeit aber war es größtentheils nur aus Angel-Sachsen zusammengesetzt. **)

*) Miklagård (große Stadt) ist bei den ältesten Nordlichen Geschichtschreibern der Name für Byzanz.

**) Unter Alexius Comnenus hatte eine große Anzahl Angel-Sachsen sich im Ost-Römischen Kaiserreiche niedergelassen. Sie verließen ihr Vaterland nach Unterjochung Englands durch Wilhelm den Eroberer. — Der Verlust ihrer früheren Freiheit war wohl Ursache dieser Auswanderung

Das 5te Kapitel enthält eine Darstellung der Dienstpflichten und des täglichen Lebens der Wäringer in Miklogård. Ihr hauptsächlichster Dienst bestand in der Bewachung der inneren Gemächer des Kaisers und ihm, sobald er den Palast verließ, zu folgen. Bei einem Feldzuge begleiteten sie ebenfalls als Leibwache die Person ihres Herrn und hatten dann noch die ganz besondere Bestimmung, wenn der Kaiser in eine Stadt des Reichs einzog, die Schlüssel derselben entgegenzunehmen und während seines Aufenthalts in Verwahr zu haben. Dieses Kapitel enthält ebenfalls Beschreibungen mehrerer Feste und einer Kaiserkrönung in Konstantinopel, wobei die Wäringer dem Kaiser folgten.

Das 6te Kapitel beschreibt Padreimen, worüber Sturleson in seinen Sagas Folgendes berichtet: „Padreimen ist eine große Ebene, von einer hohen kreisförmigen Mauer umschlossen; längs dieser befindet sich ein Erdwall, worauf die Zuschauer sitzen. Es sind eine Menge Begebenheiten aus früheren Zeiten dort abgebildet, und alles dieses ist aus Kupfer und Erz mit solcher Kunst gegossen, daß die Figuren sich zu bewegen und in die Spiele der Lebenden einzumischen scheinen. Das Schauspiel selbst ist so künstlich eingerichtet, daß es oft aussieht, als wenn die Menschen durch die Luft ritten. Man braucht dabei Feuer, auch Harfen und Saitenspiel aller Art."

Einige Alterthumsforscher glauben, daß mit dieser Beschreibung das Schauspiel (Theater) verstanden sey; Müller indessen behauptet, daß Padreimen eine bei den Deutschen und Skandinaviern gebräuchliche, aber veränderte Benennung für das Griechische Hippodromos war und letzteres Wort sich auf dieselbe Weise veränderte, wie die Isländer vermöge ihrer Aussprache viele der Griechischen Namen entstellt hatten, so z. B. für Kyrios Alexios, Kyrjalax; für Hagia Sophia, Aegisif; für Hellespont, Ellipalta u. s. w.

Der Verfasser äußert sich hierüber, wie folgt: „Hippodromos war der Circus maximus Konstantinopels, wo prachtvolle Kampfspiele angestellt wurden und wilde Thiere mit einander stritten. Alles, was man von den Prachtfesten der Alten noch kannte, wurde zur Verherrlichung dieser Vorstellungen angewandt." — Nach der Beschreibung der Kampfspiele schienen sie besonders im Wettfahren bestanden zu haben, wobei die Rosselenker in zwei Parteien, nach Farben, getheilt waren.

Das siebente und letzte Kapitel stellt die Folgen dieser Reisen der Wäringer nach Konstantinopel dar. — Ihr Aufenthalt in Miklagård hat nach des Verfassers Ansicht viel dazu beigetragen, den Grund zu einer feineren Kultur in Skandinavien zu legen und, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar die Volksfreiheit einzuschränken und die Macht des Königthums auszudehnen. Ebenfalls leitet er die Erweiterung des Handels, verfeinerte Lebensart, Sitten und Kleidertracht im Norden davon her; hingegen glaubt er, daß sie wenig oder gar keinen Einfluß auf die religiöse oder wissenschaftliche Bildung ausgeübt haben. Daß der Aufenthalt in einer verweichlichten Kaiserstadt, auf dem südlich wollüstigen in Ueppigkeit prangenden Boden viel dazu beitragen mußte, den Charakter und die Sitten dieser Miethlinge zu verderben und zu erschlaffen, ist wohl nicht zu läugnen. Der Norden sah daher seine Streiter orientalisirt heimkehren.

Verschiedene am Ende des Werkes beigefügte Anmerkungen machen uns mit den Quellen bekannt, welche der Verfasser benutzt hat. Sie beweisen, daß derselbe nicht nur mit der Isländischen Literatur bekannt ist, sondern auch genau die Byzantinischen Schriftsteller und die des Mittelalters kennt. Die ganze Abhandlung zeugt von vielem Fleiße, einer richtigen Beurtheilung bei Anwendung der aus diesen Quellen entnommenen Angaben, und überhaupt von einem scharfen historischen Blick in Behandlung des Stoffes.

Der Stil ist im Allgemeinen ungekünstelt, obgleich an einigen Stellen, und besonders im Anfange, ziemlich blumenreich für eine „historische Untersuchung."

Bibliographie.

- Swenska Folkets Historia. (Geschichte des Schwedischen Volkes.) Von Erik Gustaf Geijer. Erster Theil. Bis Gustaf Wasa. Örebro. Pr. 2 Rdr.
- Om Sweriges Läroverk. (Ueber das Schwedische Unterrichtswesen.) Upsala.
- Om Folkbildning. (Lord Brougham's Schrift über Volksbildung.) Nebst Bemerkungen über die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und über die Handwerks-Institute in England. Von F. A. Swedelöf. Stockholm.
- Hwad som mest behagar Damerna. (Was den Frauen am meisten gefällt.) Ein Feen-Mährchen nach Voltaire, von J. M. Stjernstolpe.
- Konspirationerna, röjda på Källaren Förgylda Penningebristen. (Die in dem Wirthshause zum vergoldeten Geldmangel entdeckten Verschwörungen.) Von Phois Oppositionowitsch, Patriot, Kaffeist, Porterognest, Punschophile und Nüchternheitsfreund; Ritter des Hunger-Ordens und Mitglied der Schuldenmachungs-Kommission und des Federkriegs-Rathes.

Frankreich.

Der Herzog von Reichstadt.

Neue Bruchstücke aus dem unter diesem Titel erschienenen Werke des Herrn von Montbel.

. . . „Während im Jahre 1815 ganz Europa wieder zu den Waffen griff, um den blutigen Kampf zu erneuen; während der von Napoleon so rasch wieder ergriffene Scepter ihm eben so rasch wieder entwunden wurde, und als nach seiner letzten Abdankung die Proklamirung Napoleons II. zu so heftigen Erörterungen Anlaß gab,

verlebte das junge Kind glückliche und friedliche Tage bei seiner Mutter in dem ruhigen Schlosse von Schönbrunn."

„Der Augenblick war gekommen, wo sein schon thätiger Geist die ersten Grundlagen zu einer systematischen Bildung verlangte. Der Kaiser mußte die Leitung dieser in so mancher Hinsicht schwierigen Erziehung einem Mann anvertrauen, dessen Stellung und Charakter dieser Wahl vollkommen entsprach. Auf den Wunsch Marie Louise's wählte er den Grafen Moritz von Dietrichstein, aus einer der berühmtesten Familien des Reiches, der eine großartige Gesinnung mit einem wahrhaft loyalen Charakter verband. Durch seine hohe gesellschaftliche Stellung, durch seine allgemein anerkannten Eigenschaften verdiente der Graf Dietrichstein das Vertrauen des Kaisers; eine solche Wahl bewies hinlänglich, welche Wichtigkeit der Monarch auf das ihm anvertraute Gut legte, da er es nur so würdigen Händen überliefern zu dürfen glaubte."

„Frau von Montesquiou verließ nun den jungen Prinzen, für den sie die anhaltendste und zärtlichste Sorgfalt gehegt hatte. Trotz dem, daß sie nach dem Vaterlande zurückkehrte, entfernte sie sich mit Bedauern."

„Während sich Marie Louise in Oesterreich aufhielt, fuhren die anderen Franzosen, welche im Gefolge ihres Sohnes gekommen waren, fort, seine Kindheit zu pflegen; sie blieben noch mehrere Monate bei ihm. Von ihnen konnte damals das Kind einige Notizen über die neue Katastrophe seines Vaters erhalten. Ein besonderer Umstand beweist, daß man Sorge getragen hatte, ihn, so weit es seine Jugend zuließ, davon in Kenntniß zu setzen."

„Durch die Convention vom 2. August 1815 hatten die verbündeten Mächte festgesetzt, daß Napoleon, den sie als den Gefangenen Europa's betrachteten, der besonderen Bewachung der Brittischen Regierung anvertraut werden solle; daß die Höfe von Oesterreich, Preußen und Rußland Kommissarien zu ernennen hatten, welche an dem von der Englischen Regierung Napoleon zum Aufenthalt angewiesenen Ort wohnen und sich, ohne für seine Bewachung verantwortlich zu seyn, doch von seiner Gegenwart überzeugen sollten."

„Die Wahl des Wiener Hofes zu dieser Sendung fiel auf den Baron von Stürmer, Sohn des Oesterreichischen Internuntius bei der Ottomanischen Pforte und Kommissarius seiner Regierung im Oesterreichischen Hauptquartier während der Französischen Feldzüge. Der Fürst Metternich ertheilte ihm Instructionen, denen zufolge alle seine Schritte in Uebereinstimmung mit seinen Kollegen und besonders mit dem Gouvernement geschehen sollten, der die ganze Verantwortlichkeit für die Bewachung Napoleons zu tragen hatte. Es wurde ihm anempfohlen, keine direkte Verbindung mit den auf der Insel befindlichen Franzosen anzuknüpfen."

„In dem Augenblick, wo der Baron von Stürmer von Wien abreisen sollte, um sich nach St. Helena zu begeben, rieth der berühmte Alexander von Humboldt dem Kaiser, mit dem Oesterreichischen Kommissarius einen Botaniker abzusenden, der die vegetabilischen Reichthümer der Insel untersuchen und sich von dort zur Fortsetzung seiner Forschungen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begeben sollte. Der Kaiser, welcher die botanischen Studien begünstigt und selbst sehr unterrichtet in dieser Wissenschaft ist, billigte den Rath des berühmten Gelehrten. Man wählte zu diesen fernen Forschungen den Herrn Welle, Gehülfen des Herrn Boos, Oberaufsehers der Gärten in Schönbrunn. Herr Welle war ein sehr arbeitsamer Mann, in den Natur-Wissenschaften bewandert, sehr emsig in seinen Forschungen und daher gänzlich unfähig, sich in Intriguen zu mischen. Im Augenblick seiner Abreise übergab ihm Herr Boos, Freund der Madame Marchand, der Mutter des ersten Kammerdieners Napoleons, einen Brief und ein kleines Packet für Herrn Marchand; das Packet enthielt eine Haarlocke, welche Madame Marchand bat, ihrem Sohne heimlich zuzustellen, damit er nicht durch die Strenge des Gouverneurs dieses Andenkens der mütterlichen Zärtlichkeit beraubt würde."

„Als die Expedition im Angesicht von St. Helena angekommen war, theilte Herr v. Stürmer den Personen seines Gefolges die ihm gewordenen Instructionen mit; er machte sie darauf aufmerksam, daß kein Brief, kein Packet den auf der Insel befindlichen Franzosen direkt überreicht werden dürfe; daß Alles ihm zugestellt werden müsse, damit er es durch die unumgänglich nöthige Vermittelung des Gouverneurs befördern könne. Demzufolge befahl er ihnen, Alles anzugeben, was sich in dieser Beziehung in ihren Händen befände. Aus Besorgniß vor der Unzufriedenheit des Herrn Boos, wenn er sein Versprechen nicht erfülle, beobachtete Welle jedoch sein bisheriges Stillschweigen auch ferner, und als er auf der Insel gelandet war, fand er leicht Mittel, dem Herrn Marchand das Packet zukommen zu lassen, welches ihm seine Mutter schickte."

„Plötzlich bemerkte man eine ungewöhnliche Freude in Longwood. Napoleon hatte eine Haarlocke seines Sohnes und einen Brief erhalten, der von dem Kinde geschrieben war, indem man ihm die Hand geführt hatte. Der Gefangene von St. Helena konnte einen Augenblick den Kummer vergessen, der an seiner Seele nagte. Er bezeigte die lebhafteste Freude; es war dasselbe Entzücken, mit dem am Tage vor der Schlacht bei Borodino das Gemälde des Königs von Rom empfangen wurde. Wie er damals jenes Bild seinen Offizieren beinahe auf dem Schlachtfelde gezeigt hatte, so zeigte er jetzt denen, die ihn umgaben, die Haare und den Brief. Welche andere Gedanken aber mußte eine so wunderbare Veränderung der Lage in ihm erwecken! An den Ufern der Moskwa, umgeben von einer furchtbaren Armee, eine Vergangenheit beständiger Siege, eine Zukunft, geschmückt mit den Reizen des Ruhmes und der Gewalt, — und jetzt auf dem Felsen von St. Helena, ein Gefangener, die schmerzhafte Erinnerung an jüngst vergangene Katastrophen, eine farblose, zerstörte Zukunft ... ohne Hoffnung! Die Freude jenes Festes mußte sich bald in schmerzliche Betrachtungen auflösen."

„Sir Hudson Lowe dachte, daß der Baron von Stürmer selbst den Brief nach Longwood habe gelangen lassen, ohne ihn dem Gouverneur mitzutheilen. In dieser Ueberzeugung glaubte er, dem Oesterreichischen Kommissarius gegenüber Stillschweigen beobachten zu müssen; aber er beklagte sich bei seiner Regierung, wodurch eine Explication herbeigeführt wurde. Welle, dessen Absicht unschuldig gewesen war, wurde nicht augenblicklich von der Insel fortgesandt, wie der Gouverneur es verlangt hatte; er setzte seine botanischen Forschungen fort. Er fand auf St. Helena wenig merkwürdige Pflanzen; aber nachdem er noch das Vorgebirge der guten Hoffnung besucht hatte, brachte er dem Kaiser eine hübsche Sammlung zurück. Jetzt ist er Direktor des Augartens in Wien."

„Jene Haarlocke und der Brief seines Sohnes waren übrigens nicht die einzigen Andenken, welche Napoleon in seiner Gefangenschaft trösteten. Ueber seinem Bette stand eine Büste des jungen Prinzen, welche auffallend ähnlich war. Ein in Wien wohnender Französischer Bildhauer hatte dieselbe angefertigt, und der Graf von Bausset hatte sie, als er im Gefolge Marie Louise's eine Reise durch Savoyen machte, mit einem Schreiben dieser Fürstin nach der Insel Elba gelangen lassen." —

...... „„Ich hatte nicht den Trost““, erzählte mir später Herr von Prokesch, „„zeitig genug in Wien einzutreffen, um dem Herzog ein letztes Lebewohl zu sagen; ich reiste gerade in dem Augenblick, da er starb, von Rom ab. Wie traurig auch die Nachrichten lauteten, welche ich erhalten hatte, so konnte ich doch nicht an die so nahe Möglichkeit eines so schmerzlichen Verlustes glauben. — Die Mission, mit welcher ich in Rom beauftragt war, hatte mich in Verbindung mit dem Fürsten Gabrielli gebracht, einem ausgezeichneten Mann, der seine Regierung bei Erörterung militairischer Angelegenheiten repräsentirte. Ich hatte Gelegenheit, bei ihm die Fürstin Gabrielli, seine Schwägerin und Tochter des Prinzen von Canino, kennen zu lernen. Sie ist eine liebenswürdige und geistreiche Frau, deren Unterhaltung mich interessirte. Sie bat mich dringend um Details über den Herzog von Reichstadt und hörte das, was ich ihr erzählte, mit der größten Aufmerksamkeit an. Einige Tage darauf fragte man mich, ob ich wohl geneigt wäre, die Mutter Napoleon's zu besuchen? Ich antwortete, daß ich mich sehr gern zu ihr begeben würde, und daß man eine sehr falsche Idee von meiner Regierung habe, wenn man glaube, daß sie in einem solchen Schritte eines ihrer Agenten etwas Anderes erblicken würde, als den Wunsch, dem vorgerückten Alter einer Mutter, welche Nachrichten von einem Wesen verlangt, das ihrem Herzen theuer bleiben muß, einigen Trost zu gewähren.““

„„Am 21 Juli, dem Tage vor meiner Abreise, begab ich mich zu Madame Lätitia. Trotz ihres Alters und ihrer körperlichen Leiden, ist ihr die Würde in ihrer Haltung geblieben. Seit ihrem Fall kann sie nicht mehr vom Sopha aufstehen; sie ließ mich neben sich sitzen, ihre Aufregung und ihre Thränen rührten mich; sie redete über den jungen Herzog mit dem Gefühl der Gefahr, welche sein Leben bedrohte; sie selbst hatte ein sterbendes Ansehen. Indessen vergaß sie bei den Details, welche ich ihr über den Prinzen gab, ihre Schmerzen; sie wurde unmerklich lebhafter und erkundigte sich sorgfältig nach seinen Neigungen und Eigenschaften und lauschte meinen Antworten. Ich sagte ihr, daß, so viel ich beobachtet hatte, der Prinz, mit der seltenen Fähigkeit begabt, den schwierigsten Fragen auf den Grund zu gehen, doch gewöhnlich nicht sehr schnell auffasse. „Darin," bemerkte sie, „gleicht er seinem Vater; Napoleon war dasjenige meiner Kinder, von dem ich im Anfang seiner Studien am wenigsten hoffte; es dauerte lange, ehe er irgend einige Fortschritte machte; aber als er späterhin zum erstenmale ein gutes Zeugniß von seinen Lehrern erhielt, brachte er es mir mit Stolz, und nachdem er es mir gezeigt hatte, legte er es auf einen Stuhl und setzte sich mit der Würde eines Triumphators darauf." — Nachdem diese Unterredung eine Zeit lang gedauert hatte, nahm ich Abschied von Lätitia. Sie dankte mir für den Trost, den ich ihr gewährt hätte; und gerührt bei meinem Lebewohl, streckte sie die Hände aus, um mich zu suchen; sie hat nämlich das Gesicht verloren. „Seit unserer Trennung in Blois", sagte sie, „habe ich den Sohn Napoleons nicht wieder gesehen. Mein Alter und seine Krankheit führen uns Beide dem Tode entgegen. Ich werde ihn nicht mehr sehen. Sie kommen wieder zu ihm; ich habe Niemanden, dem ich meinen mütterlichen Segen für ihn anvertrauen könnte, und so gern möchte ich ihm doch denselben vor meinem Tode ertheilen. Lassen Sie mich ihn auf Ihr Haupt niederlegen." — In dem Augenblick, wo diese Scene in Rom stattfand, begann der letzte Todeskampf des Prinzen, der wenige Stunden darauf den Geist aufgab. — Ich erfuhr dieses traurige Ereigniß unterweges. Nach dem allgemeinen Bedauern, welches dem Herzoge von Reichstadt gefolgt ist, können Sie auf den Schmerz derer schließen, welche seiner Person näher standen. Hier ist unter Anderem ein Brief, den mir aus Neapel der junge Ungar geschrieben hat, welchen der Herzog zu seinem Freunde zu machen wünschte.

„„Neapel, den 14. Juli 1832.

Sie werden noch das Glück haben, den interessanten jungen Mann zu sehen, der schon das Ziel seiner allzuraschen Laufbahn berührt. Sie werden noch sein Lebewohl erhalten. Er muß es fühlen, daß er das Leben als Verbannter verläßt, und wird an seinem Bette Jemanden suchen, der ihn versteht, um ihm seinen letzten Kummer auszudrücken. Vielleicht ist dies Ihnen vorbehalten. Ich beneide Ihr Loos, ohne Hoffnung, es theilen zu können. — Unglückliches Opfer! Von so viel Größe nur den Tod zu erben!

Vielleicht aber ist es ein Glück für ihn, worum ihn beklagen? Seine Zukunft bot nur wenige Chancen des Glückes dar. Der Ruhm, ein fleckenloser Ruhm, würde so viel harten, schwer zu vereinigenden Bedingungen unterworfen gewesen seyn, seine Pflichten würden so zahlreich, oft entgegengesetzt, vielleicht unverträglich mit einander, ein unvollkommener Ruhm würde ein Unglück für ihn und die Mittelmäßigkeit ein Verbrechen gewesen seyn! — Aber man kann sich eines tiefen Gefühls des Schmerzes nicht erwehren, indem man ihn verschwinden sieht, ohne daß er gekannt worden ist, indem man ein so glänzendes Licht bei seinem Aufgange erlöschen sieht. Die Geschichte wird ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen; ein Jüngling von 20 Jahren hat nur ein Recht von wenigen Zeilen auf ihren Tafeln; sie hält sich nur an die Erinnerungen, nicht an die Hoffnungen. Diese kurze Existenz wird bald vergessen seyn, und doch schien sie zu einem anderen Schicksal bestimmt zu seyn. — Ich erlaube mir nicht, den mehr persönlichen Kummer auszudrücken, den eine Freundschaft und ein Vertrauen in mir erregt, welche der Zufall mir hatte zu Theil werden lassen, welche ich zu rechtfertigen wünschte, und die schon einen Reiz meines Lebens ausmachten. Wenn es noch Zeit ist, erinnern Sie ihn gefälligst an eine Ergebenheit, die ihm bekannt ist; diese Erinnerung wird seine letzten Augenblicke nicht schmerzlicher machen. Vielleicht empfindet er sogar jetzt mehr als jemals das in ihm immer so rege Bedürfniß einer aufrichtigen Theilnahme.""

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La laide. (Die Häßliche.) Erzählung von Eugenie Fra. Pr. 7½ Fr.

Cours de médecine. (Die theoretische und praktische Arznei-Wissenschaft, in ihren Elementen dargestellt.) Nebst einem Abrisse der Geschichte der Medizin. Von Alexis Bompard.

Dictionnaire général etc. (Adels-Lexikon des alten und neuen Frankreich.) Von einer Gesellschaft Genealogen unter Leitung des Herrn Vieilh d. Boisjolin. Pr. 20 Fr.

Dictionnaire historique. (Historisches und biographisches Lexikon der Französischen Generale.) Von einer Gesellschaft Militairs und Literaten. Pr. 15 Fr.

Nord-Amerika.

Miß Kemble und ihr Vater in Amerika.

Ein transatlantisches Kunst-Urtheil.

Bekanntlich gastiren diese beiden berühmten Koryphäen des Englischen Theaters seit einiger Zeit auf der Bühne von New-York, und es wird nicht uninteressant seyn, folgendes Urtheil eines Amerikanischen Kunstrichters in der Evening Post über Beide zu hören, welches zugleich eine kleine Probe davon giebt, auf welcher Stufe die Bewohner der Vereinigten Staaten in ihrer ästhetischen Bildung stehen:

„Diese reizende und herrliche junge Dame", sagt der New-Yorker Aristarch, „Miß Kemble, welche seit drei Wochen alle Zungen in Bewegung brachte und alle Augen fesselte, ist im Begriff, uns auf einige Zeit, glücklicher Weise nicht auf lange, zu verlassen, um sich nach der Stadt Penn zu begeben; und indem wir ihr Lebewohl sagen, können wir nichts Besseres thun, als ihre mannigfaltigen Talente aufzählen und uns bestreben, in einigen kurzen, aber inhaltsreichen Paragraphen ihre Kunst, die uns so großes Vergnügen bereitete, zu analysiren oder wenigstens zu erläutern. Miß Kemble ist unter Anderem als Beatrice, Lady Teazle (in Sheridan's Lästerschule) und Julia aufgetreten. In den beiden so ganz verschiedenen Charakteren der Lady Teazle und der Beatrice war ihr Spiel meisterhaft. Der ergötzliche, aber unsittliche Humor, die ächt weibliche Koketterie und die versöhnende Reue der Ersteren — der Spott, die erkünstelte Unabhängigkeit, der wahre Muth, die innige Freundschaft der Anderen, wurden ausgezeichnet dargestellt. Shakespeare und Sheridan müssen Beide bekennen, „daß sie ihr nicht den geringsten Schmuck geliehen haben, den sie ihnen nicht wiedererstattet hätte." Nur ein einziger Fehlgriff scheint uns der Erwähnung werth, nämlich in der Scene mit Benedikt, wo sie ihn dazu bewegt, den Claudio herauszufordern. Hier weicht, unserer Ansicht nach, Beatricens Affectation gänzlich ihrem Unwillen, ihrer edlen Entrüstung und ihrem Durst nach Rache. Ihre Leidenschaft erfordert hier höhere Würde und größeren Ernst, als Miß Kemble dem Charakter gab. Vielleicht legte sie auch zu viel Pathos in die Stelle: „Was brennt in meinem Ohr? Ist Sinn hierin?" Wer Miß Kemble nur im Lustspiel gesehen hat, dem wird sie gewiß ganz vollendet erscheinen, und es möchte sich ihm vielleicht Bangen oder Furcht vor dem Mißlingen in den Wunsch mischen, sie auch in einer anderen Sphäre zu erblicken. Uns aber, wiewohl wir aus Erfahrung den Umfang ihrer Kraft und ihr reiches Talent kannten, schien doch etwas zu fehlen; es war eine Leere da, obgleich keine störende; wir waren ergötzt, aber nicht befriedigt; und wir konnten nicht umhin, uns der gewaltigeren und hinreißenderen Scenen zu erinnern, in denen jenes dunkle Auge und jenes tiefe Organ eine so große Wirkung hervorbrachten."

„Die Tragödie ist Miß Kemble's Element. Ihre Julia ist außerordentlich schön. Der süße Hauch der ersten Liebe auf dem Balkon, die wahnsinnige Verzweiflung in der letzten Scene zeugten von ihrer großen Vielseitigkeit. Leider ist jedoch dieses Stück vom Anfang bis zu Ende eine Uebertreibung, (!) und obgleich es einige von Shakespeare's vorzüglichsten Stellen enthält, so möchten wir es doch von der Bühne verbannt sehen. (!) Ohne einen Romeo von feinstem Geschmack und Talent ist der Kontrast zu groß, als daß man ihn lange auszuhalten vermag; und die Zuschauer thaten Herrn Barry darum, daß ihm eine so schwierige Rolle mißlang, zu großes Unrecht an. Das einzige Mal, wo wir Miß Kemble in Bombast verfallen sahen, war in diesem Stück, als sie bei der Betrachtung über die möglichen Wirkungen des Schlaftrunks in die Worte ausbricht: „Lebt wohl! Gott weiß, wann wir uns wieder sehn!" Aber die unnatürliche Leidenschaftlichkeit des Monologs muß die Darstellerin zu einem eben so unnatürlichen Pathos verleiten."

„Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne ein Wort über Herrn Kemble hinzuzufügen, obgleich wir sie eigentlich nur seiner Tochter widmen wollten. Wer zwei von Shakespeare's herrlichsten Schöpfungen vollkommen würdigen lernen will, der sehe den Mercutio und den Benedikt von Herrn Kemble. Nur müssen wir bemerken, daß er die Scene mit Beatrice, deren oben erwähnt worden, eben so verfehlte, wie seine Tochter, und sie nicht mit der gehörigen Haltung und Energie gab. Sein feiner Anstand und die Grazie seines Spiels sind ausgezeichnet, und so gelingen ihm alle tragische Scenen, wenn er auch nicht überall gleich große Wirkung hervorbringt. Er deklamirt außerordentlich schön, und in dieser Hinsicht kann seine Erzählung von „Frau Mab" im ersten Akt von Romeo und Julia als Muster aufgestellt werden."

Bibliographie.

Percy anecdotes. (Anekdoten-Sammlung von Percy.) New-York.

Tablets of rural economy. (Gemälde der Landwirthschaft.) Von John W. Knevels. New-Burgh. [Erscheint wöchentlich seit dem Monat Juni.]

God's visitation, its reasons and use. (Heimsuchung Gottes, ihre Gründe und ihr Nutzen.) Eine Predigt von W. R. Whittingham. New-York. [Sie wurde an dem von dem Mayor und Gemeinderath der Stadt New-York wegen der Cholera angeordneten Buß- und Bettage in der St. Lukas-Kirche gehalten.]

American law of insolvency. (Amerika's Gesetze über die Zahlungs-Unfähigkeit.) Von John L. Dorsey. Washington.

Mannigfaltiges.

— Der Verstorbene in Frankreich. Der Buchhändler Fournier in Paris, der bekanntlich eine Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen" unter dem Titel: „Nachgelassene Denkwürdigkeiten und Briefe des Fürsten Pückler-Muskau" herausgegeben hat, macht jetzt ein Schreiben des Fürsten bekannt, worin dieser folgende Versicherungen ertheilt: 1) daß er sich seit drei Jahren auf seine Güter zurückgezogen und sich um das, was in der Welt vorgehe, nicht sonderlich bekümmere; 2) daß er nicht gestorben sey; und endlich 3) daß er, wie er es auch bereits vor zwei Jahren in der Preußischen Staats-Zeitung erklärt habe, durchaus keinen Anspruch darauf mache, als Verfasser eines „oeuvre posthume" zu gelten. Diese Erklärung soll dem nächstens erscheinenden dritten Bande der Französischen Uebersetzung beigedruckt werden, was um so zweckmäßiger erscheint, als das Buch, das übrigens, wunderbar genug, von dem Französischen Publikum fast gar nicht beachtet wird, seinen Verfasser bei der dortigen Kritik (Siehe z. B. das Cabinet de lecture) in den Ruf gebracht hat, daß er namentlich gar kein politisches Urtheil habe. Und wer möchte dies in jetziger Zeit gern von sich sagen lassen?

— Der Herzog von Reichstadt und der Persische Gesandte. Ich habe oben von dem Aufenthalt des berühmten Englischen Malers Lawrence in Wien gesprochen; an sein Andenken knüpft sich eine Anekdote, die mir der gelehrte Ritter von Hammer erzählt hat; sie schildert den frühzeitigen Takt, das Gefühl der Würde und des Anstandes von Seiten des Herzogs von Reichstadt. — Im Jahre 1819 traf der Persische Botschafter Mirza-Abul-Hassan-Chan in Wien ein und legte dem Kaiser und der Kaiserin die Geschenke seines Souverains zu Füßen. Unter den kostbaren Gegenständen, welche größtentheils aus Kaschemir-Stoffen bestanden, bemerkte man auch das Bildniß des Persischen Monarchen und ein voluminöses Manuskript des Dichters Ferdusi, welches aus 40.000 Zeilen bestand und „das Buch des Königs der Könige" hieß. Abul-Hassan, der damalige Botschafter, jetzt erster Minister in Persien, ist ein Mann von Geist und unterrichtet, aber mit vielen Seltsamkeiten in seinen Manieren und einer fast übertriebenen Zuversicht. Er hatte mehrere Höfe Europa's besucht. In London hatte Lawrence sein Bild für den König von England gemalt, und als er den Maler in Wien wiederfand, beeilte er sich, ihn in seinem Atelier, in Begleitung des Herrn von Hammer, des Kaiserlichen Dolmetschers, zu besuchen. Der Herzog von Reichstadt war neugierig, den Perser zu sehen; er begab sich zu gleicher Zeit mit ihm zu Lawrence. Abul-Hassan wurde ihm vorgestellt und fing sogleich an, sich mit dem Grafen Dietrichstein Englisch zu unterhalten, sich der ganzen Lebhaftigkeit seines Charakters überlassend. Von diesen seltsamen und lärmenden Manieren überrascht, sagte der junge Herzog, welcher damals 8 Jahr alt war, mit außerordentlichem Ernst: „Das ist ein sehr lebhafter Perser; es scheint, daß meine Gegenwart ihm nicht die geringste Verlegenheit verursacht."

(Le Duc de Reichstadt, par M. de Montbel.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 11. Januar 1833.

England.

Drei Tage in Lima.

„Ich verließ", so erzählt ein Englischer Reisender, „Buenos-Ayres durch das südliche Thor und trat, von fünf stämmigen und muthigen Bauern begleitet, den Weg durch die Pampas, die Steppen Amerika's, an. Diese sich in's Unabsehbare ausdehnenden Sand-Ebenen gleichen keinesweges den Savanen in Nord-Amerika, noch den vom Mississippi, Amazonenfluß und Parana bewässerten Ebenen, in denen hohes und herrliches Gras wächst; dagegen wuchern hier allenthalben verkrüppelte Gesträuche und Salzpflanzen, von Sandhügeln unterbrochen, die von den heftigen Winden fortwährend bewegt werden. Wir hatten auf unserer Reise durch diese Wüsten, die von zwei kleinen Flüssen, dem Colorado und dem Negro, durchschnitten werden, viel zu leiden, aber mit noch ungleich mehr Beschwerden und Hindernissen hatten wir zu kämpfen, um über die Anden zu gelangen. Dennoch kamen wir glücklich nach Valparaiso und schifften uns, nachdem wir ausgeruht, auf einer nach Callao segelnden Brigg ein.

Mit Hülfe eines starken Südwindes befanden wir uns am zwölften Tage unserer Fahrt den nackten und unfruchtbaren Küsten Peru's gegenüber und sahen in der Ferne die ungeheure Anden-Kette, deren gigantische Gipfel sich in den Wolken verloren. Wir warteten den Tag ab, um uns der Küste zu nähern, und am anderen Morgen lief die Brigg in den Hafen von Callao ein. Der Gouverneur dieser Stadt, an den ich ein Empfehlungs-Schreiben hatte, ließ mich die Festung besehen, die sehr bedeutend ist und mit dreihundert Kanonen die Stadt, den Hafen und die Land-Enge beherrscht, über die man zu der Stadt gelangt. Am folgenden Tage verschaffte man mir Pferde, und ich schlug den Weg nach dem etwa neun Meilen von Callao gelegenen Lima ein. Der ganze Landstrich zwischen beiden Städten ist sandig und schien mir völlig unfruchtbar zu seyn. Der gänzliche Mangel an Regen erzeugt die Armuth des Bodens, denn in diesem Theile Peru's regnet und gewittert es niemals. Als ich mich aber Lima näherte, sah ich die Felder mit den herrlichen Gaben des Herbstes geschmückt, namentlich längs den Ufern des Flusses Rimac, an denen sich diese Stadt, einer der reichsten Handels-Plätze Süd-Amerika's, erhebt. Auch mehrere andere Partieen der Umgegend von Lima entfalten eine schöne Vegetation; künstliche Bewässerungen, dicke Nebel, starker Thau und unterirdische Wasser erzeugen diese Fruchtbarkeit.

Etwa eine Meile vor der Stadt sah ich den öffentlichen Spaziergang Neu-Alameda: er besteht in einer schönen Allee von hohen Weiden und Pomeranzenbäumen, zwischen denen Bänke für die Bequemlichkeit der Spaziergänger aufgestellt sind. Der erste Gegenstand, der beim Eintritt in die Allee meine Aufmerksamkeit fesselte, waren zwei Damen, die rittlings zu Pferde saßen; silberne Sporen glänzten an den niedlichsten Füßen, die ich jemals gesehen; beide hatten eine sehr anmuthige Haltung zu Pferde, und ihre bunte National-Kleidung stand ihnen äußerst gut. Ich gab meinem Pferde die Sporen, um sie einzuholen, aber wie unangenehm ward ich überrascht, als ich sah, daß diese beiden jungen und hübschen Damen Cigarren im Munde führten und dicke Rauchsäulen in die Luft bliesen!

Bald erblickte ich die aus Backsteinen, welche an der Sonne getrocknet waren, erbaute Ringmauer, die von vierunddreißig Bastionen vertheidigt wird und sieben Thore hat; ich hielt meinen Einzug in die Hauptstadt der Republik Peru durch die puerta de maravillas, deren Architektur mir sehr bemerkenswerth erschien. Die von dem Spanier Pizarro erbaute Stadt hat viel von ihrem alten Glanze verloren. Längst verschwunden sind die Zeiten des Reichthums und der Größe, in denen die Kaufleute, dem Vice-Könige, Herzoge von la Plata, zu Ehren, als dieser von seinem Gouvernement Besitz zu nehmen kam, die Straße, durch die er nach seinem Palaste zog, mit massivem Silber pflasterten. Die Straßen sind gerade und viele derselben wohl fünfundzwanzig Fuß breit; sie werden durch kleine Kanäle bewässert, die von dem Flusse Rimac dahin geleitet sind. Die Häuser sind aus weiß angestrichenen Backsteinen gebaut und stehen in der Mitte eines großen Hofraums, in dessen Hintergrunde man oft die herrlichsten Gärten erblickt. Das Aussehen der Häuser ist keinesweges freundlich; der häufigen Erdbeben wegen haben sie nur ein Stockwerk, und die meisten Fenster haben keine Scheiben; die Häuser der Reichen sind zweistöckig und innen reich möblirt.

Die Straßen sind, trotz der kleinen Kanäle, von denen sie durchschnitten werden, sehr schmutzig und mit Unreinigkeiten aller Art angefüllt. Häufig sieht man Dienstboten, meistens Sklaven, in den Kanälen Fische und andere Gegenstände abwaschen, Geflügel ausnehmen und die Eingeweide an dem Rande niederlegen; diese läßt man dann an der Sonne verfaulen, bis sie von den in Schaaren ankommenden Enten-Geiern verzehrt werden, die zum Glück die Straßen von allem Schmutze befreien. Der großen Straße folgend, gelangte ich auf den großen Platz, plaza mayor, auf welchem ein Springbrunnen von Erz steht; in der Mitte des runden Beckens, an dessen Rande sich vier wasserspeiende Löwen befinden, erhebt sich eine eherne Säule, auf welcher eine bronzene Fama mit einer Trompete steht. Auch die Metropolitan-Kirche liegt an diesem Platze, dem Palaste des Gouverneurs gegenüber. Eine Menge von Männern, Frauen und Kindern drängte sich gerade auf dem Platze; denn es war ein Mittag, und eben läuteten die Glocken das angelus. Mit Vergnügen betrachtete ich die seltsamen Kostüme der Landleute und Frauen und genoß den Kontrast, den der belebte Platz und die einstöckigen Häuser mit den den fernen Horizont begränzenden hohen Bergen bildeten. Um mich herum war Alles mit Kaufen und Verkaufen beschäftigt, der Lärm und das Gewirr waren unbeschreiblich, als plötzlich das Läuten aufhörte. Sogleich fiel die Menge, von jedem Alter und Geschlecht, auf die Kniee, und ich stand allein noch mitten auf dem Platze aufrecht, neigte mich aber, von einem unwillkürlichen Gefühle der Ehrfurcht ergriffen, ebenfalls zur Erde. Alle hatten ihre irdischen Geschäfte unterbrochen und murmelten leise, im Staube gebückt und mit gefalteten Händen, ihre Gebete; die besser Gekleideten ~~waren so vorsichtig~~ gewesen, ihr Schnupftuch unter die Kniee zu legen. Soldaten, die eben über den Platz marschiren wollten, warfen sich ebenfalls in der Mitte der stillen Menge nieder, die einen Augenblick vorher so geräuschvoll gewesen war; auch einige Reiter hielten an, stiegen vom Pferde und fielen auf die Kniee. Nach drei bis vier Minuten waren die Gebete beendigt, und Jeder stand auf, nachdem er das Zeichen des Kreuzes gemacht; die Wagen setzten ihren Weg fort, die Soldaten marschirten weiter, die Reiter stiegen wieder zu Pferde und in einem Augenblick hatte der Platz wieder sein malerisches und belebtes Ansehen gewonnen.

Diese Ceremonien bilden die Grundlage der Religiosität der Einwohner von Lima. Die höheren Klassen beobachten dieselben nicht sonderlich genau, und man versicherte mir, daß sich in den Kirchen selten ein Mann, der nach der Mode lebt, sehen läßt; die Frauen hingegen besuchen dieselben fleißig. Die höheren Stände sind sehr indifferent und zeigen große Toleranz; anders ist es mit den niederen Klassen, und ich glaube, daß die noch in Fanatismus versunkenen Bauern die Erbauung einer Kirche für einen anderen Glauben nicht dulden würden.

Bei meinem Eintritt in den Gasthof kam mir ein junges hübsches Mädchen entgegen und überreichte mir eine Rose mit den Worten: „Dieses Haus steht zu Ihrer Verfügung." In allen anderen Häusern, die ich betrat, kamen mir ebenfalls Mädchen mit Rosen und mit demselben Komplimente entgegen. Da ich den Spaziergang Alameda schon gesehen hatte, so führte man mich Abends nach der Vorstadt San Lorenzo, die an den schönen Sommer-Abenden gewöhnlich von den höheren Ständen besucht wird; wir gingen über eine schöne steinerne Brücke mit fünf Bogen, die nach dem südlichen Ende der Stadt führt. Die elegantesten Damen hatten sich auf diesem Spaziergange eingefunden, und ich konnte gemächlich das malerische und eigenthümliche Kostüm bewundern, das sie mit so viel Anmuth und Koketterie zu tragen wissen. Diese Tracht wird sayn y manto genannt und ist nur bei den Frauen von Lima üblich; sie besteht in einem Rocke von Atlas oder Bombasin, der zierlich gefaltet und mit Seide gefüttert ist; die Falten dieses Rocks sind sehr breit und elastisch und lassen die Formen von Brust, Taille und Hüften durchblicken; über diesen Rock wird eine Robe geworfen, die in der Taille eng zugeschnürt wird und, von da an immer weiter werdend, bis zu den Fersen herabfällt; diese Gewänder sind gewöhnlich schwarz oder braun, die vornehmeren Damen tragen sie indessen in helleren Farben, mit Spitzen und reich mit Seide, Gold und Silber, manchmal sogar mit kostbaren Perlen besetzt. Der eigentlich malerische Theil des Kostüms aber besteht in einem Mäntelchen von Atlas oder dichter Gaze mit unzähligen Falten, das über der Hüfte zugebunden wird, den Rücken und einen Theil des Mieders bedeckt, sich dann nach hinten zurundet und den Kopf verhüllt, wie die Kaputzen unserer Domino's; mit einer Schnur wird dieses Man-

teichen vor dem Gesicht zusammengezogen, so daß nur das eine Auge frei bleibt; es wird, wie die Pelzkragen der Europäischen Damen, über dem Kleide getragen und vertritt vollkommen die Stelle einer Maske. Es würde einem Vater oder Manne schwer, ja unmöglich werden, seine Tochter oder Frau zu erkennen, sobald sie den manto angelegt hat. Auch haben Reisende behauptet, daß die Damen von Lima in diesem Kostüm des Nachts hingehen, wo es ihnen beliebt, ohne Furcht, erkannt zu werden, und daß die Sitten-Verderbniß in dieser Stadt bei allen Klassen den höchsten Grad erreicht hat. Selten sieht man auf der Straße die Frauen in Begleitung von Männern, und niemals geben sie ihrem Kavalier den Arm; ihr Gang ist in der Regel edel und imposant.

Die Anzahl der Kirchen in Lima ist sehr bedeutend; die meisten derselben sind äußerst reich, und der Gottesdienst wird darin mit großer Pracht gefeiert; die Wände sind manchmal mit Gold und Silber ausgelegt, und die Kandelaber, so wie die heiligen Gefäße, Kelche und Schaalen, sind von gediegenem Silber, manchmal sogar von Gold. Ueberraschend war es für mich, in einigen Kirchen an den Pfeilern des Haupt-Altars eine Menge silberner Käfige mit Vögeln hängen zu sehen, welche die feierlichen Orgeltöne mit lieblichem Gesange begleiteten. Die Kirche Nuestra Señora de Merced und die des Klosters der Empfängniß schienen mir die merkwürdigsten und reichsten zu seyn. Auch den vor der Stadt liegenden Kirchhof, Pantheon genannt, so wie den für die Stiergefechte bestimmten Cirkus, der an 20,000 Menschen fassen kann, und das große St. Andreas-Hospital besuchte ich. Da ich des Morgens häufig Streifzüge in die Umgegend machte, so hatte man meinem Bedienten gerathen, mich stets zu begleiten und immer Waffen bei sich zu führen; auch warnte man mich davor, mich des Nachts auf die Straßen zu wagen, denn Mordthaten und besonders Raub-Anfälle sind in der Hauptstadt Peru's häufig. Am Tage meiner Ankunft war ein Reisender in der Alten Neu-Alameda ausgeplündert worden und hatte bei seiner Vertheidigung gegen die Räuber drei gefährliche Messerstiche erhalten. Ein wohlunterrichteter Mann sagte mir, die Menge der Verbrechen komme von der Schwäche der Richter, und bei den niederen Klassen sey die Furcht vor der Beichte das einzige Mittel, welches dem Verbrechen steuere. Ohnehin ist die öffentliche Meinung gegen die Bestrafung der Schuldigen so gleichgültig, daß man dem Richter die strenge Anwendung des Gesetzes nicht verzeihen würde. Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Lande, wo die Vorstellungen von Pflicht und Moral so gesunken sind, der Dienst in den verschiedenen Verwaltungs-Zweigen sehr unregelmäßig versehen wird. Dieses Volk, das seine Freiheit zu erobern wußte, ist noch keiner verständigen und aufgeklärten Regierung fähig; denn es besitzt weder Beharrlichkeit, noch Grundsätze, noch Energie, und ist für jetzt nur für eine Militair-Regierung geeignet, die durch Strenge Alles unter das Gesetz zu beugen weiß. Indessen muß hinzugefügt werden, daß die Keime des Guten angefangen haben, Wurzel zu schlagen, und daß der Weizen mit Gottes Hülfe das Unkraut unterdrücken wird.

Am Tage nach meiner Ankunft trat gegen Abend ein Erdbeben ein, als gerade die Straßen mit Menschen angefüllt waren. In meinem Leben habe ich keine entsetzlichere Empfindung gehabt; auf den ersten Stoß folgte bald ein zweiter; zuerst ließ sich ein donnerähnliches Rollen unter der Erde vernehmen; der Boden wankte und schien sich öffnen zu wollen. Männer, Frauen und Kinder stürzten mit Entsetzen aus den Häusern und flohen in der größten Verwirrung mit dem Rufe: Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! nach allen Seiten hin. Einige warfen sich mit dem Gesicht zur Erde. Andere knieeten nieder und beteten zu Gott und den Heiligen; die Kinder stießen Jammergeschrei aus, die Hunde heulten; auch die Pferde zitterten und neben ihnen knieeten ihre Führer. Das Geheul der Thiere nahm immer mehr zu und auch die Glocken fingen an zu läuten. Nach dem dritten Stoße trat tiefe Stille ein, Jeder blieb unbeweglich in seiner Stellung, alle Häupter waren entblößt, und das Ganze gewährte einen Anblick, den ich nie vergessen werde. Das Erdbeben ereignete sich am 30. September, und es war merkwürdig, daß, seiner Heftigkeit ungeachtet, die Häuser nur leicht beschädigt wurden und Niemand um's Leben kam. Bei dem ersten Stoße eines Erdbebens fühlt man in diesem Lande wenig Besorgniß, beim zweiten trifft man Anstalten zur Flucht, und tritt auch ein dritter Stoß ein, so entfernt sich jeder Vorsichtige von den Mauern und Dächern, weil diese über ihm zusammenstürzen könnten. Jedermann sucht dann eine Zuflucht in den Höfen, in deren Mitte die Häuser gebaut sind, und wo man ganz außer Gefahr ist. Es ist zu bemerken, daß bei diesem Phänomen die Furcht immer zunimmt; wer noch keine Vorstellung von einem Erdbeben hat, kann bei dem ersten Stoße sich ruhig fühlen, aber Jeder, der ein starkes Erdbeben erlebt hat, wird nie ein zweites wünschen.

Die Milde und Schönheit des hiesigen Klimas waren für mich die einzige Quelle des Genusses; ich kannte keine Familie genau genug, um an ihren Gesellschaften (tertulias) Vergnügen finden oder Interesse gewinnen zu können. Ich brachte daher fast die ganze Zeit, wo ich nicht schlief, im Freien zu. Mein Zimmer lag nach einem mit Pomeranzenbäumen bepflanzten Hofe hinaus, und da die Fenster keine Scheiben hatten, so athmete ich die balsamischen Düfte mit Bequemlichkeit ein. Ich war eben erst der glühenden Hitze von Buenos-Ayres, den öden und einförmigen Steppen der Pampas und den Schnee- und Eisgefilden der Anden entflohen und genoß nun mit Behaglichkeit die milde Temperatur von Lima und seinen schönen reinen Herbst. Meine Seele war voll Freude und Erkenntlichkeit, wenn ich an die überstandenen Gefahren dachte, und die Genüsse, welche die Natur mir hier in so reichem Maße gewährte, waren die einzigen, deren ich bedurfte." (Edinburgh Magazine.)

Bibliographie.

America and the Americans. (Amerika und die Amerikaner.) Von einem Weltbürger.

Life of a sailor. (Das Leben eines Matrosen.) Von einem Capitain der Marine. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

The ghost hunter and his family. (Der Gespenster-Jäger und seine Familie.) Von der Familie O'Hara. [Bildet den ersten Band von Leitch Ritchie's Library of romance.] Pr. 6 Sh.

Recollections of a chaperon. (Erinnerungen eines Häubchens.) Herausgegeben von Lady Dacre. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

History of the Coldstream-guards. (Geschichte des Garde-Regiments Coldstream.) Dem Könige gewidmet. Vom Oberst Mackinnon. 2 Bde.

Frankreich.

Der Herzog von Reichstadt.

(Schluß.)

..... „Wenige Tage nach dem Tode des Prinzen besuchte ich mit dem General Hartmann den Ort, den er bewohnt hatte. Wir traten in den großen Pavillon auf dem linken Flügel des Schönbrunner Schlosses ein. Drei große reichverzierte Zimmer bildeten die Wohnung des Herzogs von Reichstadt, welche an jene Pracht-Säle stieß, die durch die Schildereien, welche die Festlichkeiten des Hofes zu den Zeiten Maria Theresias und Josephs II. darstellten, so merkwürdig sind. Das Zimmer des Prinzen war mit Möbeln von grüner Seide verziert, einfach, aber elegant. „„Das ist““, sagte mir der General Hartmann, „„das Ruhebett, auf dem der Herzog von Reichstadt so lange gegen den Tod gekämpft hat, unterstützt von seinem Muth, seiner Jugend und zuweilen von der Hoffnung! Das ist der Balkon, wo er in seinen letzten Tagen die Luft suchte, die seiner erschöpften Brust fehlte. Lange Zeit hindurch wollte er nur auf einem Feldbette ruhen, später zwang ihn nur die Heftigkeit seines Uebels, ein bequemeres und seinem Leidens-Zustande angemesseneres Lager anzunehmen. Es ist dies der Ort, wo Napoleon schlief, und wo sein Sohn starb. — Ich habe einen Theil meines Lebens auf den Schlachtfeldern zugebracht, ich habe das beständige Schauspiel des Todes vor Augen gehabt; niemals habe ich einen Soldaten mit mehr Muth vom Leben scheiden sehen, als diesen Prinzen, der, als ihn die Täuschungen der Hoffnung verließen, mit Ruhe und Kaltblütigkeit von dem herannahenden letzten Augenblick sprach.““

„Es begleitete uns ein alter Diener der Kaiserlichen Familie, der uns die Thür dieses verlassenen Zimmers geöffnet hatte. Seine Haltung drückte eine tiefe Traurigkeit aus. „„Als ich““, sagte er uns, „„die Leiche eines Prinzen aus diesem Zimmer tragen sah, der uns mit so vieler Güte behandelt hatte, empfand ich den größten Schmerz, den ich seit dem Tage empfinden konnte, wo Napoleon als Sieger in Schönbrunn ankam und mir befahl, ihm das Zimmer zu öffnen, welches damals der Kaiser, mein Herr, bewohnte. Hier hinein führte ich ihn, und ich schloß später die Thüre desselben Zimmers zu, wo ich allein blieb, als der Trauerzug des Herzogs von Reichstadt dasselbe verließ.““

„Wir begaben uns von hier in einen abgeschlossenen und einsamen Garten, der in dem schönen Gehölz von Schönbrunn verborgen liegt. Hierher, nach einem abgelegenen Pavillon, dessen Decke mit einem Adler, der die Flügel ausbreitet, verziert ist, brachte man den Herzog von Reichstadt. Sein Blick ruhte dann auf einem Rosenplatz von merkwürdiger Frische, der mit Blumen umgeben war. Die Erzherzogin Sophie, welche diese Einsamkeit liebte, hatte sie dem jungen Kranken auf seinen Wunsch gern abgetreten."

„„Das Wiener Publikum,““ sagte der Graf Hartmann, „„suchte mit Unruhe den jungen Herzog in den Gärten von Schönbrunn; aber, unseren Bemerkungen nachgebend, vermied man es, seine Einsamkeit, diese letzte wehmüthige Freude seiner Existenz, zu stören. Er suchte, so viel es in seinen Kräften stand, sich allen Blicken zu entziehen. — „„Ich bin so schwach,““ sagte er mir oft, „„thun Sie Alles, ich beschwöre Sie, daß man mich in meinem Elend nicht sieht.““

„„Hier brachte Marie Louise allein ihre Tage zu, um ihm eine leider nutzlose Sorgfalt zu widmen; zu fest von dem unvermeidlichen Unglück überzeugt, welches ihr drohte, wußte sie doch ihren Schmerz vor ihrem Sohne zu beherrschen; aber zuweilen näherte sie sich mir, und wir entfernten uns einige Augenblicke, damit sie ihren Thränen freien Lauf lassen konnte. Seit ihrer Abreise habe ich einen Brief von ihr erhalten, worin sie mir auf eine rührende Weise für meine Anhänglichkeit an ihren Sohn dankt. Sie spricht darin von ihrer zerstörten Gesundheit. „„Ich zähle,““ sagt sie, „„jeden meiner Tage; es ist ein Zwischenraum weniger, der mich von einem so theuren Wesen trennt. Ich leide! Aber wie kann man daran denken, zu klagen, wenn man Zeuge so grausamer Leiden gewesen ist, die mit solcher Ruhe und Ergebenheit ertragen wurden!““

„Die Wohnung des Prinzen in Wien war geräumig, aber einfach. Früher hatten zu verschiedenen Zwischenräumen der Groß-Kanzler des Deutschen Reiches, der Erzherzog Rudolph und eine Zeit lang der König von Sachsen darin gewohnt. Der Vorsaal ist mit Tapisserieen, auf denen die militairischen Züge Karl's VI. in Spanien, und der Empfangs-Saal ist mit Gobelins verziert, auf denen mythologische Gegenstände nach den Gemälden des Giulio Romano dargestellt sind. Diese Tapisserieen, ein Geschenk von Ludwig XV., sind mit reichen mit Lilien durchwirkten Borten eingefaßt: sie waren größtentheils mit den schönen Karten Bene's und mit der nicht minder vortrefflichen Karte der Oesterreichischen Staaten von Möller und Pilsach bedeckt. Mehrere meteorologische Instrumente eines bekannten

Wiener Mechanikers hingen in den Fenster-Vertiefungen. Das außerordentlich einfache Ameublement bestand aus einem Büreau, einem Schreibtisch und drei Bücher-Schränken; in dem einen standen die Werke der großen Dichter und berühmten Geschichtschreiber Deutschlands und auch mehrere Werke der Italiänischen schönen Literatur; die beiden anderen waren ganz den Schriftstellern gewidmet, welche über die Geschichte unserer Zeit und namentlich über Napoleon geschrieben haben. Dort sah ich die Schriften Bignon's, Arnault's, Jany's, Norvins, die verschiedenen Werke über Militair-Wissenschaften, die Schriften Segur's, Jomini's und Vaudrecourt's."

„„Sie überzeugen sich nun selbst"", sagte mir Herr von Foresti, „„wie wenig man dem Prinzen aus der Geschichte seines Vaters ein Geheimniß zu machen suchte. Seit seinem 15ten Jahre hat er durch den Grafen Dietrichstein alle Werke erhalten, welche über diesen unerschöpflichen Gegenstand erschienen sind. Er hat sie durchdacht, verglichen, analysirt und sie gewöhnlich sehr richtig beurtheilt.""

„Als ich zur Entwerfung dieser Schrift das Werk des Herrn von Norvins nachzuschlagen wünschte, nahm ich den letzten Theil und fand denselben mit Rand-Noten von der Hand des Herzogs von Reichstadt und mit Berichtigungen angefüllt; zwei Stellen waren stark unterstrichen. In der einen war von den ersten Symptomen der Krankheit Napoleons während seiner letzten Feldzüge die Rede; die andere bezog sich auf das Lebewohl des sterbenden Duroc's, wie er Napoleon bittet, seine Tochter nicht zu verlassen. Keine Note zeigte an, welches hierbei die Gedanken des Prinzen gewesen waren. — Im Jahre 1830 starb die Tochter Duroc's, und auf den Vorschlag des Dauphin trug Karl X. die Pension, welche eigentlich mit ihr erlöschen sollte, auf ihre Mutter, auf die Wittwe des Groß-Marschalls des Kaiserlichen Palastes, über. So edelmüthig zeigten sich jene Prinzen, welche man fälschlich anklagte, alle aus der Revolution hervorgegangene Existenzen zu bedrohen, gegen diejenigen, welche ihnen so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließen."

„In dem Zimmer des Herzogs von Reichstadt, seinem Bureau gegenüber und über seinem Bette, sah man ein schönes Gemälde Napoleons in der Uniform seiner Garde. Dieses des Talentes Gérard's würdige Kopf schreibt sich aus der letzten Zeit des Kaiserreiches her; der Ausdruck seiner Physiognomie hat etwas Trauriges, Sorgenvolles und streng Ernstes."

„Auf dem Schreibtische fand ich noch die letzten Schriften, die letzten geographischen Arbeiten und die Lieblings-Bücher des Herzogs von Reichstadt. Ich untersuchte diese verschiedenen Andeutungen seiner letzten Gedanken; unter mehreren Werken bemerkte ich: die Geschichte des großen Condé, der Krieg der Engländer in Spanien und Portugal von Junot, die Aphorismen von Montecuculi und ein ähnliches Werk Friedrich's des Großen. Auf demselben Tische bemerkte ich Ossian's Gesänge, in's Französische metrisch von Herrn Baour-Lormian übersetzt. „„Dies"", sagte mir Herr von Foresti, „„war in der letzten Zeit das Lieblingsbuch des Prinzen; täglich lernte er einige Bruchstücke daraus. Da ich seine geringe Neigung für Poesie kannte, so vermuthete ich, daß er bei dieser Gelegenheit von der Art von Kultus geleitet wurde, den sein Vater jenem Dichter widmete. Uebrigens hatte er freiwillig niemals andere Verse gelernt, als Stellen aus dem „befreiten Jerusalem", seinem Lieblings-Gedichte.""

„In dem Saale sah man eine sehr einfache Uhr; sie war mit zwei Adlern, welche das heilige Feuer bewachteten, und einem Basrelief verziert, welches den Adler des Jupiters darstellte, wie er, von Nektar berauscht, im Schooße der Hebe schlaft. Durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen soll diese Uhr am 22. Juli in derselben Stunde, wo der Prinz starb, stehen geblieben seyn. — Die Fenster des Zimmers gehen auf den großen Schloßhof, wo die Wache aufzieht. „„Dies war"", bemerkte Herr von Foresti, „„ein großes Hinderniß für die Aufmerksamkeit des Prinzen in seiner Kindheit; dieser militairische Aufzug, diese Kanonen, diese Paraden, diese Musik, die einzige, die ihm gefiel, zerstreuten ihn jeden Augenblick bei seinen Arbeiten, und wir bemühten uns oft vergebens, seine Aufmerksamkeit wieder auf dieselben zu lenken.""

„Marie Louise sandte ihrem Sohne vor mehreren Jahren die prächtige Wiege, welche ihr die Stadt Paris bei seiner Geburt geschenkt hatte. Es war ein Meisterstück der vereinigten Talente Prudhon's, Ragnet's, Thomier's und Odiot's, diese Wiege, in Form eines Schiffes von allegorischen Figuren umgeben und mit reichen Verzierungen bedeckt. Inmitten der Strahlen des Ruhmes glänzen die N. N. Anfangsbuchstaben eines Namens, den er nicht mit in's Grab nehmen sollte. Die Siegesgöttin mit ausgebreiteten Flügeln, ihre Arme ausstreckend, als ob sie den Schlaf des Kindes beschützen wollte, hielt über seinem Haupte eine doppelte Krone von Lorbeern und Sternen. Aber der Sieg beschützte den Schlummer des Königs von Rom nicht, und die unbeständige Göttin ließ das Diadem fallen, welches ihr derjenige anvertraute, der sie auf ewig gefesselt zu haben glaubte. — Als der Herzog von Reichstadt dieses Denkmal seiner vergangenen Existenz erhielt, fragte ihn der Fürst Metternich, welche Bestimmung er demselben zu geben gedächte. Der Herzog antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln: „„Niemand kehrt in seine Wiege zurück, wenn er sie einmal verlassen hat. Bis jetzt ist dies das einzige Denkmal meiner Geschichte, ich würde es gern behalten.""

„Er hatte den edlen Gedanken, dieses kostbare Andenken dem Kaiserlichen Schatze zum Geschenk zu machen, wo die reiche Pracht der Diamanten und Kron-Juwelen mit einer Menge von Gegenständen vereinigt ist, die in Beziehung auf den Stoff, auf die Kunst und besonders wegen ihrer historischen Wichtigkeit von großem Werth sind, wo ich unter den Meisterwerken eines Michel Angelo und eines Cellini mit lebhaftem Interesse den krystallenen Talisman gesehen habe, von dem die ehrgeizige Seele des großen Wallenstein's glaubte, daß sein Geschick daran geknüpft sey, wie Napoleon an seinen Stern glaubte."

„„Mein Grab und meine Wiege"", sagte der Prinz in seinen letzten Tagen, „„werden sehr nahe das eine bei der anderen liegen."" Einige Schritte führten uns in der That nach dem Trauer-Gewölbe. Ein Geistlicher öffnete uns die ehernen Pforten der düsteren Keller. Dort stehen kupferne Särge, welche die Kaiserlichen Gebeine enthalten, ringsum das große Franz dem Ersten und Maria Theresia gewidmete Denkmal. Von Tugenden umgeben, welche mit wehmüthigen Blicken die Kronen betrachten, scheint die in Bronze ausgeführte Gestalt der großen Kaiserin diese Grabes-Scene zu beherrschen; dort ruhen zu ihren Füßen die menschlichen Größen und das erlauchte Unglück."

„Der Sarg des Herzogs von Reichstadt war noch in der Vorhalle jenes düsteren Raumes geblieben. Der General Hartmann sah nicht ohne tiefe Rührung die schweigsamen Ueberreste einer früher so thätigen Existenz wieder. Er zeigte mir den Platz, den der Kaiser für den Prinzen bestimmt hatte; es wird derselbe unter seinen Kindern, unter den Wesen ruhen, die seinem Herzen die theuersten waren."

Bibliographie.

Code de la propriété. (Die Gesetze über das Grund-Eigenthum.) Nebst Urtheilssprüchen der Cour Royale und des Cassationshofes. Von C. J. Toussaint. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Aux enfans. (Kindermährchen.) Nach E. T. A. Hoffmann. Pr. 3 Fr.

Babillage moral et instructif. (Moralische Erzählungen, nach dem Englischen.) Mit 16 Kupfern. Pr. 3 Fr.

Contes d'une vieille fille à ses neveux. (Erzählungen einer alten Jungfrau an ihre Neffen.) Von Mad. Emilie Girardin. [Delphine Gay.] 2 Bde. Pr. 7½ Fr.

Convalescence du vieux conteur. (Kleine Erzählungen.) Vom Bibliophilen P. L. Jacob. Pr. 5 Fr.

Ostindien.

Der gesellschaftliche Zustand im Britischen Indien.

Aus dem East-India sketch book *)

Die Sitten der Gesellschaft sind ein zu flüchtiges und unbeständiges Ding, als daß sie eine Definition vertrügen. Giebt es aber irgendwo eine Ausnahme von dieser Regel, so muß man dieselbe in Indien suchen. Die Englische Gesellschaft Ostindiens liegt, schon wegen ihrer örtlichen Entfernung, außer dem Bereiche des Modewechsels, der mit ephemerischem Leben uns umflattert; und neue Einwirkungen der Thorheit aus dem Mutterlande finden sich seltener, wenigstens langsamer wirkend, weil die Mittheilung so lange Zeit erfordert. Aus diesem Grunde muß es dort einen ziemlich reichen Vorrath von Eigenthümlichkeiten geben, die dem Indischen Boden entwachsen sind, und deren vornehmste Bedingungen folgende seyn mögen: das Klima, welches, um leidlicher zu werden, manche Indulgenzen nothwendig macht; die Art des Zeitvertreibes in müßigen Stunden, welche in Indien mehr als irgend wo die Quelle des Lebens versiegen machen, wenn nicht eine ununterbrochene Reihe von Ergötzungen das Triebwerk im Gang erhält; die sonderbare Stellung der Briten gegen die Eingeborenen; die Abstufungen des Ranges und Berufes, welche dort die schärfste Gränzlinie zwischen den Individuen ziehen. Endlich die seltsame und anomale Lage unserer Landsmänninnen, deren Einfluß auf die Sitten der Indo-Briten nach Gesetzen wirkt, die den unsrigen schroff gegenüberstehen, — dies sind Elemente genug zu einer Gesellschaft sui tantum generis, deren Gewohnheiten zu denen der Europäischen Briten einen starken Kontrast liefern, während sie in den Zirkeln von Kalkutta, Madras und Bombay verschieden modifizirt sind.

So sehr veränderlich aber auch unsere Mode-Thorheiten seyn mögen, endlich kommen sie doch zu unseren Indischen Brüdern, wie der Schnitt unserer Kleidung, und kaum dürfte ein Englisches Schiff nach Indien segeln, das nicht eine literarische Grille oder ein Dogma mitbrächte, welches lang genug in England zirkulirt hat, um ausgepfiffen zu werden; daneben irgend einen Hut von neuer Form und Dimension, oder ein eben so absurdes capriccio, welches frisch aus der Regent-Street oder aus St. James kommt. Wie aber neumodische Roben oder Hauben, wenn sie ein Landstädtchen erreicht haben, das nur eine Tagereise von der Hauptstadt entfernt liegt, gewiß auf burleske Weise travestirt werden, eben so überbietet man unsere außer Landes geführten Absurditäten um ein sehr bedeutendes in den Indischen Präsidentschaften. Daher dort die Affektation jeder Art noch eklatanter wird und das Fremdartige vom Ausland Erborgte weit lächerlicher hervortritt. Neue Sitten, die man den alten gewaltsam einpfropft, machen den geselligen Zirkel zu einer Karrikatur, die Jeden unangenehm berührt, den Satiriker ex professo ausgenommen.

Es ist unglaublich, wie sehr die Wahrheit dieser Bemerkungen einem Jeden auffallen müßte, der Zeuge von dem Entstehen und Vergehen irgend einer Mode-Thorheit in England gewesen wäre und nun dieselbe auf ihrer Wanderung nach Indien begleitete. Hier

*) 3 Bde. London 1832. Dieses Buch und die meisten anderen hier angezeigten oder im Auszuge mitgetheilten Englischen und Französischen Werke sind in Berlin in der Buchhandlung des Herrn A. Asher zu finden.

dauert ihre Herrschaft eben so viele Monate, als in England Tage; denn fashionable Albernheit kennt kein Interregnum. Die Bereitwilligkeit, mit der man eine abgedankte Maitresse, zu denken oder sich zu unterhalten, in Schutz nimmt, die Gewohnheit, längst veraltete politische, ethische oder metaphysische Grundsätze wieder in's Leben zu rufen, machen die feinen Conversationen im Britischen Indien eben so schwerfällig und unausstehlich, als diejenigen, welche Swift mit so vieler Laune geschildert hat. Ohne diese Ungereimtheiten würde die Gesellschaft der Indischen Gentlemen leidlicher seyn, weil sie natürlicher wäre. Welcher alte Indo-Britte aus den Zeiten der Holwells, der Ormes, der Hastings würde sich nicht im Sarge umdrehen, wenn er erführe, daß die herkömmlichen Gerichte, Reis und curry, jetzt den blanquets de veau avec sauce à la financier Platz machen müßten!

In einer solchen Gesellschaft ist es klar, daß nur wenige durch ihren Rang, welcher in Indien Alles gilt, privilegirte Personen das große Wort führen. Nie werde ich den prosaischen Unsinn vergessen, den ich von einem dieser Orakel aus der zweiten Hand hören mußte, als die Schädellehre ihren Weg nach Indien fand, und eben so wenig das Golgatha von Schädeln, die sich der Reihe nach von seinen gebräunten Fingern betasten ließen. Da es ein charakteristisches Merkmal solcher Entdeckungen ist, in einer Fluth von Worten sich zu ergießen, so war es ein ganz natürlicher Irrthum, wenn man seine Meisterschaft im Zungendreschen und Häufen synonymer Ausdrücke für eine sichere Gewähr seiner gründlichen Kenntniß hielt. Gifford beschreibt in seiner trefflichen Selbstbiographie einen Dorfschulmeister, der die Gewohnheit hatte, jedem gebräuchlichen Worte die Periphrase beizufügen, durch die es im Wörterbuch erklärt war; und so konnte er des Sieges gewiß seyn, weil seine Opponenten niemals dahinterkamen, wie er es meinte. Hierin lag das Geheimniß der Beredsamkeit des Herrn D—.

Diese Tyrannei der Wortführer ist das Erste, was demjenigen auffällt, der als Novize in die Zirkel der Präsidentschaften tritt. Sie erstickt alle Freiheit und Gleichheit in der Unterhaltung, und nicht immer kann man derselben entfliehen. Der Sprecher versichert sich einer bestimmten Zahl von Zuhörern, denn er schaut einem Jeden ins Gesicht, und der Anstand verbietet, dem auszuweichen, was persönlich an uns gerichtet ist. In der Englischen Gesellschaft, die unter ewig wechselnden Einflüssen steht, und wo Privilegien solcher Art nicht gestattet werden, ist dies Alles unausführbar. In Indien dagegen bleibt sich die Gesellschaft, Jahr aus, Jahr ein, im Wesentlichen gleich. Zwar wird sie durch neue Ankömmlinge rekrutirt, aber diese sind nur die jüngeren im Dienste, und man läßt ihnen bloß die Ohren. Die entfernten Cantonnements sind in dieser Beziehung Miniatur-Bilder der Präsidentschaft.

Wie schon bemerkt, spielt der Rang eine Hauptrolle im Britischen Indien. Wer dort zum ersten Male in eine Gesellschaft eingeführt wird, der staunt über die Förmlichkeit und Steifheit, die der Rang jedem Zirkel giebt, besonders wenn er an die gemischten Gesellschaften in England gewöhnt war. Bei uns wird der Unterschied der Stände respektirt; dieser Respekt ist aber keine heilige Scheu, und der Eintritt der vornehmsten Person würde nicht die Unterhaltung in Stocken bringen oder gar verstummen machen. Oft kann man in einer und derselben Indischen Assemblée die Stufenleiter der Standespersonen deutlich erkennen. Jeder erhält seine Portion Auszeichnung, die dem Belaufe seines monatlichen Einkommens genau angemessen ist. Auf den weiblichen Theil der Gesellschaft wirkt der Rang wie Bezauberung. Die Unterhaltung mit einer subalternen Person wird im Augenblick ihrer interessantesten Krisis jählings abgebrochen, sobald ein Beamter von höherem Einkommen dazwischen feuert. Die Folge davon ist, daß sehr viele Individuen, die fähig wären, einen Zirkel zu beleben, ausgeschlossen bleiben.

Der Mangel an Stoff ist es gleichfalls, welcher die Unterhaltung eher zu einer peinlichen Pflicht als zu einem erheiternden Genusse macht. In England giebt es jeden Tag, ja fast jede Stunde einen neuen locum topicum; während die Neuigkeiten zu Hausen nach Indien kommen, dort ein paar Tage besprochen und dann vergessen werden. Die Indischen Ladies und Gentlemen sind also bald wieder ihren eigenen Hülfsquellen überlassen — sie bekritteln Einer des Anderen Anzug, Manieren und Gestalt.

Ueber den relativen Einfluß des weiblichen Geschlechts auf das Indo-Britische Leben ließe sich viel sagen — und wahrlich, in welcher Sittenschilderung könnte man dies Geschlecht vergessen? Ueberall flicht das Weib Rosen in unser Daseyn, nur nicht in Indien. Das Feenland der Liebe darf man dort nicht suchen. Der weibliche Busen, anderwärts die geheiligte Zelle, von der niedrige Leidenschaften, wie Habsucht, und Ehrsucht, ausgeschlossen sind, ist dort für gar nichts Anderes offen. In Indien erzieht man die Mädchen, als sollten sie Putzhändlerinnen oder was Aehnliches werden. An allmälige Entwickelung der Geisteskräfte und Hinleitung derselben zu wenigen Gegenständen von Wichtigkeit ist kein Gedanke. Alles wird oberflächlich und noch obendrein zu gleicher Zeit beigebracht; daher die Kenntnisse der Frauenzimmer ein Bouquet von bunten, aber verwelkenden Blumen bilden, welche die Sinne langweilen und anekeln. Kommt die jugendliche Schöne nach Indien, so empfängt sie die letzte Politur aus den Händen der ehrwürdigen Matrone, gewöhnlich einer fernen Verwandten, die das Geschäft übernimmt, ihr eine anständige Versorgung zu verschaffen. Sie wird darüber belehrt, wen sie begünstigen und wen sie peremtorisch abweisen soll. Sie muß buchstäblich so lieben, wie man ihr vorschreibt, und ihre Neigungen dürfen in der Wahl eines Gegenstandes kein Haar breit von der Polhöhe eines bestimmten Ranges abweichen. Obgleich nun die Heirathen bei den Indo-Briten die Ergebnisse einer passiven Wahl oder blinder Neutralität des Gefühles sind, so mag es dennoch Fälle geben, in denen sie glücklich ausschlagen. Allein was kann der Gatte im Allgemeinen für Trost an einer Ehehälfte finden, an deren Außenseite alle Schönheiten der Architektur verschwendet sind, während das Innere des Gebäudes kalt, unerfreulich und dunkel ist!

Dies sind einige unterscheidende Merkmale der Indo-Brittischen Gesellschaft, die in vielen Jahren sehr wenig Modification erlitten haben. Ein Verhältniß aber ist während dieser Zeit anders geworden, und der Wechsel ist ein schlimmes Omen. Sonst konnten bürgerliche und Militair-Beamten hoffen, daß ihre schweren Dienste durch Rücksendung in die Heimath belohnt wurden; jetzt aber ist diese Hoffnung des Letzteren abgeschnitten. Eine verzweiflungsvolle Perspektive liegt vor den Offizieren der Compagnie, die kein Strahl des Trostes durchbricht. Werden diejenigen, denen die Regierung anvertraut ist, nicht besorgen müssen, daß die Unzufriedenheit, jetzt noch ein unscheinbares Wölkchen, in Zukunft den ganzen Horizont schwärzen kann? Die launenhafte Vertheilung der militairischen Beförderungen macht die Lage eines Offiziers der Compagnie noch drückender.

(Der Verf. des East-india-sketch book erzählt mehrere Beispiele von dieser Art, wie er überhaupt den Verhältnissen und der Lebensart des dortigen Militairs große Aufmerksamkeit schenkt. Wir sehen uns genöthigt, den Leser, der sich mit dem Zustande der Indischen Gesellschaft noch mehr bekannt werden will, auf das angeführte Buch zu verweisen, welches jedoch — der Verf. war ein Erbitterter — im Ganzen mit zu viel Bitterkeit und zu greller Farbengebung geschrieben ist, als daß man des Verf. Ansichten unbedingt beitreten könnte.)

Mannigfaltiges.

— Italiänische Gesellschaft im Vergleiche mit der Englischen. „Die Italiänischen Frauen", äußerte Lord Byron, „werden Ihnen sehr gefallen, und ich rathe Ihnen, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Sie sind natürlich, offen und gutmüthig und haben nichts von der Ziererei, Kleinlichkeit, Mißgunst und Bosheit, die unsere verfeinerten Landsmänninnen charakterisiren. Dies giebt ihren Ideen sowohl als ihren Manieren eine Lebendigkeit, die mir außerordentlich gefällt. Eine Italiänische Frau kommt mir vor, wie ein erwachsenes Mädchen, das die Lebhaftigkeit und Possenhaftigkeit des Kindes mit dem tiefen Gefühl der Weiblichkeit verbindet. Hier finden Sie nichts von jenem conventionellen manièrisme, den Sie in England überall antreffen, von den ersten patrizischen Zirkeln an, die man mit Recht die marmornen nennt, so kalt und polirt sind sie, bis zu den Coterieen zweiten und dritten Ranges, die nur eine rohe Karrikatur jener unergründeten und unergründlichen Mysterien der ersteren darstellen, wo die Dummheit, von der Menge unterstützt, Talent und Originalität, deren sich nur wenige annehmen, zum Schweigen bringt. Frau von Staël pflegte zu sagen: unsere großen Bälle und Assembleen in London, zu denen man bei hunderten hinströmt, wären herrlich darauf berechnet, Alles auf gleichen Fuß zu stellen, und würden nur zu diesem Zwecke veranstaltet. In der heißen erstickenden Zone einiger hundert Gäste hätten Mittelmäßigkeit und Vortrefflichkeit gleiches Schicksal, denn beide könnten weder bemerkt noch unterschieden werden; Unterhaltung ist unmöglich, Nachdenken hors de combat gesetzt, und der gesunden Vernunft wird mit allgemeiner Zustimmung die Thüre gewiesen, so daß man, wenn man eine Saison in London zugebracht, an seiner eigenen Identität zweifelt und mit jenem Kinde in der Fibel rufen möchte: Wenn ich nicht Ich bin, wer bin ich denn! so sehr werden alle unsere Fähigkeiten zu dem conventionellen Standpunkt herabgedrückt. Die Italiäner wissen nichts von diesem gekünstelten Gesellschaftston; ihre Zirkel sind eng und gesellig; sie lieben oder hassen, aber dann „hassen sie mit Anmuth." Höher begabte Personen unter ihnen nehmen einen ausgezeichneten Platz ein, und der weniger Begabte bewundert, was er nicht erreichen kann, statt zu beneiden, und so trägt Alles zum allgemeinen Frohsinn bei. Menschenhaß ist in Italien unbekannt, wie so viele andere exotische Leidenschaften, welche in den Treibhäusern der Civilisation künstlich emporschießen. Und dennoch können Sie in dem moralischen England Leute mit Abscheu von der Zügellosigkeit und Immoralität der Italiäner sprechen hören, deren Irrthümer doch nichts weiter sind, als das Unkraut, das eine zu warme Sonne hervortreibt, während die unsrigen die Brennnesseln sind, die in einem zu fetten Boden aufschießen. In Italien thut die Natur Alles, und wem wären nicht ihre Sünden, von zu großer Fülle erzeugt, lieber, als die Verbrechen, die Verkünstelung hervorbringt? Setzen Sie das Ceremoniel bei Seite und nahen Sie den Italiänern mit ihrer eigenen Offenheit und Wärme, so stehe ich Ihnen dafür, Sie werden diejenigen, die Sie als Bekannte aufsuchten, als Freunde verlassen, während Sie in England Mühe haben, sich diejenigen als Bekannte zu erhalten, mit denen Sie im Leben als Freund verkehrten. Wer sah je in Italien die nächsten und theuersten Verwandten alle Bande der Blutsfreundschaft aus weltlichen und eigennützigen Gründen gewaltsam zerreißen? In England hingegen ist dies so häufig der Fall, daß man es, nach einer Abwesenheit von einem oder zwei Jahren, kaum wagt, die Schwester nach der Schwester, den Bruder nach dem Bruder zu fragen; denn man fürchtet, zu hören, nicht daß sie todt sind, sondern daß sie mit einander gebrochen haben." (Journ. of Lady Blessington.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 14. Januar 1833.

Frankreich.

Chateaubriand und seine Werke.

Von einem Englischen Kritiker dargestellt.

Herr von Chateaubriand nimmt eine sehr hohe Stelle unter den berühmten Männern Frankreichs ein. Er ist eben so ausgezeichnet durch seine glänzenden Talente, als durch die vielseitige verschiedenartige Anwendung derselben. Er trat abwechselnd als Minister, Diplomat, Redner, Dichter, Reisender, Theolog, Novellist und Publizist auf, und immer so, daß er Aufmerksamkeit erregte und nicht selten Achtung und Bewunderung gewann. Bei aller seiner Vielseitigkeit finden wir ihn dennoch fast immer sich selbst gleich. So oft er auch Stil und Gegenstand wechselt, Ton und Gefühl bleiben immer dieselben. Aus den mannigfachen Productionen seiner fruchtbaren Feder blickt immer der lebhafte, glühende, beredsame, phantasiereiche Chateaubriand hervor.

Er wurde im Jahre 1772 geboren und war das jüngste von zehn Kindern. In seinen Jünglingsjahren widmete er seinen Fleiß hauptsächlich dem Studium der Theologie und der Schiffskunde, und diese gaben seinem späteren Leben eine gewisse Färbung, die auch in seinen Schriften sichtbar ist. Er trat sehr jung in Kriegsdienste, welche er aber beim Anfang der Französischen Revolution wieder verließ. Seine Reiselust führte ihn im Jahre 1792 nach Amerika, wo er bei den civilisirten Menschen jene theoretische Freiheit in Anwendung zu finden hoffte, nach welcher seine Landsleute rangen, und bei den rohen Bewohnern der unermeßlichen Wälder das Urbild zu Rousseau's Schilderungen wähnte, die sein junges Gemüth mächtig ergriffen hatten. Als er die Verhaftung Ludwig's XVI. zu Varennes vernahm, kehrte er zurück, mit dem ritterlichen Entschlusse, sich der Königlichen Sache zu weihen; doch der Kampf war fruchtlos, und nachdem er bei Thionville verwundet worden war, floh er nach England, wo er mehrere Jahre blieb und seinen „Essai sur les Revolutions,“ sein „Génie du Christianisme,“ die „Natchez“ „Atala“ und „René“ schrieb.

Im Jahre 1800 kehrte er nach Frankreich zurück. Seine Schriften hatten Aufsehen gemacht; Napoleon würdigte sein Talent und wünschte ihn in seinen Diensten zu haben; nach der Unterzeichnung des Konkordats begleitete Chateaubriand daher im Jahre 1802 den Kardinal Fesch als Gesandtschafts-Secretair nach Rom. Napoleon hatte damals noch nicht nach der Krone gegriffen. Dieser Schritt und die Hinrichtung des Herzogs von Enghien machten es einem Manne von Chateaubriand's Gesinnungen unmöglich, in seinen Diensten zu bleiben. Er gab seine Dimission an demselben Tage, an welchem er das tragische Ereigniß vernahm. Die Gefahr einer solchen Abdankung war nicht gering; indeß Chateaubriand floh nicht, und Napoleon, mit weiser Großmuth, ließ ihn unangefochten. Er machte ihm sogar neue Anerbietungen, doch sie wurden zurückgewiesen, und bald nachher trat Chateaubriand seine Reise nach Aegypten, Griechenland und Palästina an, die er mit so vieler Beredsamkeit beschrieben hat. Nach Frankreich zurückgekehrt, wagte er es, ungeschreckt von dem damaligen Preßzwange, Journalist zu werden. Einige Ausdrücke in seiner Rezension von Laborde's Reise in Spanien erregten Napoleons Mißfallen, und sein Journal wurde unterdrückt. Unterdessen hatte sein Ansehen bei den Literatoren Frankreichs zugenommen. Durch den Tod Chenier's wurde ein Platz im Institut erledigt, und man wählte Chateaubriand zu seinem Nachfolger. Doch jeder Neugewählte ist verbunden, seinem Vorgänger eine Lobrede zu halten; der Revolutionair Chenier konnte kein Gegenstand des Lobes für einen Chateaubriand seyn. Unfolgsam wie Bileam, aber in entgegengesetztem Sinne, verwandelte er das Lob in bitteren Tadel. Man erklärte die entworfene Rede für unzulässig, seine Wahl wurde annullirt, und er erhielt den Befehl, Paris zu verlassen.

Bei der Restauration im Jahre 1814 gab Chateaubriand seine Schrift „Bonaparte et les Bourbons“ und „Réflexions politiques“ heraus und wurde darauf zum Gesandten in Schweden ernannt. Während der kurzen Auswanderung Ludwig's XVIII. nach Gent erhielt er von demselben ein Minister-Portefeuille, welches er nach der zweiten Restauration behielt, bis er 1816 durch die Machinationen von Decazes verdrängt wurde. Seine „Monarchie selon la Charte“ war nämlich von diesem damals an der Spitze der Polizei stehenden Minister sehr übel aufgenommen worden. Man nahm das Werk in Beschlag und zog den Verfasser vor Gericht. Die Tribunale sprachen ihn zwar frei, allein er verlor sein Amt. Später wurde er Gesandter in London, Berlin und bei dem Kongreß zu Verona. Im Jahre 1822 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welches er jedoch nur zwei Jahre blieb; darauf nahm er die Stelle eines Botschafters zu Rom an, die er 1829 aufgab; es war sein letztes öffentliches Amt. — Dies ist, bis zum Jahre 1830, in kurzem Abriß, der Lebenslauf des ausgezeichneten Mannes, dem wir diesen Artikel widmen. Spätere Ereignisse müssen dem Gedächtniß unserer Leser noch so gegenwärtig seyn, daß es unnütz ist, ihrer zu erwähnen.

Chateaubriand hat in seinem Geiste viel Aehnlichkeit mit zweien unserer Britischen Landsleute, von denen der Eine noch lebt, nämlich Southey und Burke. Wir wollen dabei nicht sagen, daß Herr von Chateaubriand als politischer Schriftsteller eben so hinreißend, als Redner eben so glänzend sey, wie der Letztere, oder als Dichter so vorzüglich (!) wie Southey, aber sein Geist hat viele charakteristische Züge mit ihnen gemein. Wir finden bei ihm dieselbe Herrschaft der Einbildungs- über die Urtheilskraft, dieselbe Neigung, Gegenstände der Speculation zur Sache des Gefühls zu machen und seinen Geschmack für seine Meinung auszugeben, dieselbe Art, Religion und Politik zu behandeln, als gehörten sie zu den schönen Künsten, und über einen Glauben oder eine Constitution auf dieselbe Weise wie über ein Gemälde zu urtheilen. Dennoch steht er weit zurück gegen den gewaltigen Geist Burke's, der jede Theorie, die Gefühl und Einbildungskraft bei ihm schufen, mit den schärfsten Waffen der Vernunft auszurüsten wußte. Seine Aehnlichkeit mit Southey hingegen ist weit stärker. Er gleicht ihm nicht bloß in der Art, die reichen Hülfsquellen seines vielbegabten Geistes zu benutzen, sondern auch in manchen Richtungen seines Geschmacks. Er ist nicht mehr Enthusiast wie Jener, sondern Enthusiast für die nämlichen Gegenstände. Beide sind mit gleicher Vorliebe dem Mönchthum und Allem, was ihm anhängt, zugethan; Wallfahrten und Missionen schmeicheln in demselben Grade ihrer Phantasie. In Beiden zeigt sich derselbe herumschweifende Geist, dieselbe Liebe zu den anziehenden Wundern entfernter Länder. In der Politik würden sie einander wahrscheinlich ähnlicher seyn, wenn Herr von Chateaubriand bloß ein spekulatives Leben geführt und nie den stürmischen Kampfplatz politischer Thätigkeit betreten hätte, wo sich seine theoretische Empfindsamkeit im Verkehr mit praktischen Staatsmännern etwas abgekühlt hat.

Chateaubriand's erstes Werk war sein „Essai historique, politique et moral sur les Révolutions anciennes et modernes, considérés dans leurs rapports avec la Révolution française de nos jours.“ Er fing es 1794 in seinem 22sten Jahre an und gab es in London 1797 heraus. Es ist ein höchst mangelhaftes Werk, strotzend von Irrthümern jugendlicher Uebereilung. Niemand hat es strenger beurtheilt als der Verfasser selbst. In der Vorrede zu der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke drückt er sich so darüber aus: „Literarisch betrachtet, ist dies Buch erbärmlich und höchst lächerlich. Es ist ein wahres Gemengsel, wo Alles durch einander geworfen ist, Jakobiner und Spartaner, die Marseillaise und die Lieder des Tyrtäus, eine Reise nach den Azoren und Hanno's Umschiffung von Afrika, das Lob Christi und der Tadel der Mönche, die goldenen Sprüche des Pythagoras und Nivernois Verse, Ludwig XIV., Agis und Karl I., Robespierre, der Konvent, Erörterungen über Zeno, Epikur und Aristoteles, Alles in einem ungehobelten und schwülstigen Stile voller Sprachfehler, Fremdwörter und Barbarismen.“

Später milderte er in einer Anmerkung die Strenge dieses Urtheils, doch ist es nichts weniger als ungerecht, und Herr v. Chateaubriand hätte um seines Ruhmes willen die Wiederaufnahme dieses Werks nicht gestatten sollen. In dieser Jugendarbeit scheint er hauptsächlich nach Vergleichungen gehascht zu haben. Was nur immer in den Begebenheiten neuerer Zeiten und besonders der Französischen Revolution seine Einbildungskraft angeregt hatte, mußte im Alterthum seine Parallele haben. Frankreich wird mit Griechenland verglichen, Robespierre mit Pisistratus, dabei aber wird Marat's Grabschrift der Ode auf den Tod des Harmodius, der den Nachfolger des Pisistratus erschlug, an die Seite gestellt, und die Jakobiner gleichen nicht den Athenern, sondern den Spartanern. Voltaire ist der zweite Anakreon, Rousseau ist Heraklit, Dumouriez ein Miltiades, Pichegru findet in Pausanias sein Ebenbild und der Prinz von Koburg steht neben Mardonius. Preußen ist das neue Macedonien, Holland gleicht Tyrus und England ist das wahre Seitenstück zu Karthago. Die Constitutionen beider Länder haben wunderbare Aehnlichkeit. So wie es in Karthago zwei Parteien im Senate gab,

so hat England seine ministerielle und Oppositionspartei; außerdem hatte letzteres einen Marlborough, wie ersteres einen Hannibal hatte, und um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, haben die Karthager ihren Seefahrer Hanno dem Englischen Capitain Cook gegenüber zu stellen. Auch die Begebenheiten werden verglichen. Der Einfall des Xerxes in Griechenland hat auffallende Aehnlichkeit mit der Coalition gegen Frankreich im J. 1793. Es ist eine merkwürdige Tabelle beigefügt, wo die Coalition gegen die Griechen im Persischen Kriege und die gegen Frankreich in dem Revolutions-Kriege neben einander figuriren. Da stehen auf einer Seite: „Les Satrapes de la Perse, la Lydie, la Pamphylie, l'Arménie etc." und auf der anderen: „Les Cercles de l'Empire, la Bavière, la Saxe, les Electorats de Trèves, d'Hanovre etc.", den „divers peuples Arabes" steht „la Russie" gegenüber, und selbst die Scythen sind herbeigeholt, um den Schweizern die Wage zu halten. Darauf folgt eine herrliche Parallele zwischen der Landschlacht bei Maubeuge und der Seeschlacht bei Salamis. Unwillkürlich fällt uns Shakespeare's ehrlicher Fluellen ein. „Auf mein Wort", sagt der tapfere Walliser, „wenn Ihr die Weltkarte ansehet und Macedonien mit Monmouth vergleicht, so werdet Ihr finden, daß die Lage — seht Ihr — ganz gleich ist. In Macedonien ist ein Fluß, in Monmouth ebenfalls. In Monmouth heißt er Wye und in Macedonien heißt er — ich weiß selbst nicht wie, aber das ist Alles eins, sie gleichen sich wie meine zwei Finger, und in beiden giebt es Lachse." (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- De l'influence etc. (Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf gebildete Völker.) Von J. M. Arbarès. Pr. 5 Fr.
- De la misère etc. (Der Nothstand der arbeitenden Klassen und die Mittel, demselben abzuhelfen.) Vom Baron Moregnes. Pr. 2½ Fr.
- De la nécessité etc. (Von der Nothwendigkeit einer Erleichterung der öffentlichen Lasten zur Verbesserung des Schicksals der arbeitenden Klassen.) Von Herrn v. Chapuys-Montlaville. Pr. 2 Fr.
- Notes etc. (Bemerkungen über die Französischen Kolonieen und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von J. M. Duverne.

E n g l a n d.

Sir James Mackintosh.

Eine biographische Skizze.

Zu den verdienstvollen Männern, die im verflossenen Jahre vom Schauplatze getreten, gehört Sir James Mackintosh, ausgezeichnet als Redner und Schriftsteller. Er wurde den 24 Oktober 1765 zu Dorish, einem Flecken in der Schottischen Grafschaft Inverneß, geboren. Seine Familie war der Zweig eines angesehenen hochländischen Stammes, und sein Vater, der Hauptmann war, hatte ihm wenig mehr als einen ehrenvollen Namen zu hinterlassen. Aber einige Verwandte, die des jungen Mackintosh Geistesgaben zu würdigen wußten, setzten ihn in den Stand, die zu einer gelehrten Laufbahn nöthigen Studien zu betreiben. Er widmete sich der Heilkunde und ward im Jahre 1787 von der Universität zu Edinburg zum Doktor der Medizin promovirt. Er schrieb auch eine Lateinische Abhandlung über die Thätigkeit der Muskeln und begab sich sogar, um als Arzt zu praktiziren, nach London. Nichtsdestoweniger scheint er nie diese Kunst ernstlich zu seiner Lebensthätigkeit auserkoren zu haben, indem Philosophie und Politik ihn zu mächtig anzogen.

Er kam in London gerade zu der Zeit an, als die durch Georg's III. Krankheit angeregte Regentschafts-Angelegenheit das Tagesgespräch war. Pitt, damals Minister, wollte die Gewalt des Prinzen von Wales als Regenten genau beschränkt wissen, während Fox, der Führer der Opposition und im Vertrauen des Prinzen, für denselben fast Königliche Vorrechte zu erwirken sich bemühte. Mackintosh trat mit einer die Opposition unterstützenden Flugschrift zum ersten Male als politischer Schriftsteller auf, fand indeß das Publikum ziemlich gleichgültig; vielleicht war es eine Folge dieser Erfahrung, daß er sich wieder seiner Kunst mehr zuwandte. Er machte eine Reise nach den Niederlanden und besuchte hauptsächlich die Leydener Universität, damals die berühmteste Medizin-Schule Europas. Bald nach seiner Rückkehr nach London starb sein Vater, und hinterließ ihm einige Ländereien in Schottland. Mackintosh gab der Medizin jetzt völlig den Abschied, fing an, die Rechte zu studiren, und ward als Advokat eingeschrieben. Im Jahre 1789 verband er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen, Namens Stuart, die in London wohnhaft, aber aus Schottland gebürtig war.

Damals brach die Französische Revolution aus. Mackintosh, heftig ergriffen für die Sache der staatsbürgerlichen Verbesserungen, erwartete mit Ungeduld eine Gelegenheit, öffentlich für dieselbe aufzutreten. Diese erschien bald in Burke's berühmtem Werke (Reflections on the french revolution), worin jene Revolution aufs heftigste angegriffen wird. Viele Kämpfer nahmen den von Burke hingeworfenen Fehde-Handschuh auf: zuerst eine Frau, Maria Wollstonecraft; bald nachher trat Thomas Paine mit seinem Buche über die Rechte der Menschen auf. Im Frühling 1791 publizirte Mackintosh seine Gegenschrift (Vindiciae gallicae, or a defence of the french revolution and its english admirers against the accusations of the R. Hon. Edmund Burke, including some strictures on the late production of Mr. de Calonne), die zwar nicht an gediegenem Inhalt, aber an schöner eindringlicher Darstellung dem Burke'schen Werke gleichkam. Mackintosh begründete in dieser ungeachtet dreier Auflagen selten gewordenen Schrift auch die Nothwendigkeit einer Englischen Parlaments-Reform. Aehnlichen Grundsätzen huldigte Chateaubriand, der zu jener Zeit sich in London aufhielt, in seinem Essai sur les révolutions. Beide Männer haben in späteren Jahren ihre Ansicht bedeutend geändert. Mackintosh ist sogar durch Burke selbst bekehrt worden. In Folge einer durch zufällige Veranlassung herbeigeführten Korrespondenz lud Letzterer Mackintosh zu einem Besuche auf seinem Landsitze ein. Mackintosh kam und verweilte daselbst einige Tage; er gestand hernach ohne Hehl, daß Burke ihn für seine Ansichten gewonnen habe, und seit jener Zeit blieb Mackintosh den Grundsätzen einer erleuchteten g e s e t z m ä ß i g e n Freiheit unwandelbar treu.

Durch Vermittelung des Kanzlers Lord Loughborough erhielt er die, Anfangs ihm verweigerte, Erlaubniß, in dem großen Saale von Lincolns-Inn Vorlesungen über Völkerrecht zu eröffnen, die stark besucht waren und sehr gefielen. Von seiner Geschicklichkeit als Sachwalter gab er im Jahre 1802 einen glänzenden Beweis. Peltier, ein Französischer Emigrant und Herausgeber eines royalistischen Blattes, war wegen eines Artikels wider Bonaparte — der damals erster Konsul und im Frieden mit Großbritanien war — auf dessen Ansuchen als Libellenschreiber vor Gericht gestellt worden. Mackintosh übernahm Peltier's Vertheidigung. Er hielt einen beredten Vortrag zu Gunsten der Preßfreiheit, der zwar das Schuldig nicht abzuwehren vermochte, aber von den Richtern und dem Publikum allgemein bewundert wurde. Hierdurch gründete er seinen Ruf als Advokat und als Redner; da jedoch seine beschränkte Lage ihm nicht gestattete, des Ruhmes langsame Früchte abzuwarten, so nahm er den angebotenen Posten eines Recorders in Bombay an, wiewohl seinen Talenten ein anderer Wirkungskreis und bessere Unterstützung gebührt hätte.

Er wurde bei dieser Beförderung zum Ritter ernannt. Seine erste Gattin war bereits todt und er mit seiner zweiten Frau, einer gebornen Allen aus Pembroke, verheirathet. Mit dieser und mehreren Kindern schiffte er sich nach seinem neuen Bestimmungs-Orte ein. Zehn Jahre verwaltete Mackintosh sein Amt in Bombay, wo er sich die allgemeine Achtung erwarb und eine gelehrte Gesellschaft gründete, wo aber auch durch klimatischen Einfluß sein Körper zerrüttet wurde. Er fühlte sich endlich so angegriffen, daß er seinen Abschied nahm und nach der Heimath zurückkehrte, obgleich seine Umstände sich eben nicht sehr gebessert hatten. Er ward bald darauf von Knaresborough zum Repräsentanten im Unterhause ernannt und blieb nun bis an sein Ende Mitglied des Parlaments.

Bei allen Gegenständen der inneren und der auswärtigen Politik stimmte er mit den Whigs; in den Verhandlungen der Emancipation und der Reform verfolgte er mit seinem Freunde Brougham ein gleiches Ziel. Bei verschiedenen Anlässen äußerte er sich günstig für die Vereinigten Staaten und ward daher gewöhnlich in den dortigen Blättern mit dem Ehrennamen „der Freund America's" aufgeführt. Am häufigsten nahm Mackintosh über auswärtige Politik und Englische Gesetzgebung das Wort; sein Vortrag war würdevoll, sein Stil blühend und energisch, seine Worte ergreifend, voll tiefer Gedanken, wiewohl seine Manier nicht einnehmend war und seine Aussprache etwas Schottisch klang. Hinsichtlich geschmackvoller Einkleidung philosophischer Gedanken war Mackintosh der ausgezeichnetste Redner seit Burke, vielleicht selbst Canning und Brougham nicht ausgenommen. Es hieß, daß unter Lord Grey's Ministerium ihm eine Stelle im Kabinet oder ein Gesandtschaftsposten zugedacht gewesen; vermuthlich erlaubte seine geschwächte Gesundheit ihm keine Thätigkeit der Art, er erlag endlich im vorigen Jahre dem aus Indien mitgebrachten Uebel.

Mackintosh's politische Thätigkeit wurde auch durch seine Beschäftigung mit den Wissenschaften verringert. Schon in einer frühen Periode seines Lebens hatte er ein umfassendes Werk über Englische Geschichte projektirt und dazu fleißig Materialien gesammelt; doch erst gegen Ende seines Lebens fing er an, an die Ausführung zu gehen. Von der für die Kabinet-Encyklopädie ausgearbeiteten Geschichte von England erschienen bei seinen Lebzeiten zwei Bände, und der dritte, welcher bis zu der Epoche der Königin Elisabeth reicht, voriges Jahr; das ganze Werk war auf acht Bände berechnet. Außerdem hat er das Leben von Sir Thomas Moore und eine Geschichte der Moral-Philosophie während des 17ten und 18ten Jahrhunderts (a general view of the progress of ethical philosophy, chiefly during the seventeenth and eighteenth centuries) geschrieben; diese machen nebst den obengenannten Mackintosh's schriftstellerische Productionen aus — ein schmaler Ertrag von einem so reichen Boden. Mehrere gute Aufsätze im Edinburgh review sind von ihm, auch sind einige seiner Reden und Briefe gedruckt worden. Verschiedene Urtheile und Aeußerungen Mackintosh's aus dem Jahre 1817 finden sich in einer Amerikanischen Zeitschrift (the North-American Review, Boston, Oktober 1832, Vol. 35 p. 445—449). Eifer für das allgemeine Beste und Hochachtung gegen fremdes Verdienst charakterisiren seine Schriften; indeß hat er in seiner Geschichte der Moral-Philosophie die Leistungen der Ausländer gänzlich übergangen.

Mackintosh's Unterhaltung war stets anziehend, lehrreich, fast noch mit größerer Fülle des Talents ausgestattet, als die geschriebene meditirte Leistung. Er galt in den Zirkeln seines Umgangs als der Meister im Fache der politischen Weisheit und der Moral-Philosophie, und in den Salons und bei Tische spendete er seine Orakel mit der Autorität und Kraftfülle Johnsons, aber freundlicher, herzgewinnend. Nur gebrach ihm jene regelmäßige, stets gewinnreiche, hervorbringende Betriebsamkeit und die Kunst des eigenen Haushalts. Hätte er mit seinen hohen Vorzügen diese geringeren Tugenden vereinigt, so würde sein Loos vermuthlich glänzender gewesen seyn. Aber in jeder Lebenslage tröstete ihn sein

Glaube an Gott; sein Herz blieb bieder, sein Lebenswandel ohne Tadel. (A. R.)

Bibliographie.

Lives, characters etc. (Lebensbeschreibungen, Charakter-Schilderungen u. s. w.) Von Burner. Pr. 10½ Sh.

Cyclopaedia of practical medicine. (Encyklopädie der praktischen Medizin.) Zweiter Band. Pr. 35 Sh.

Derry — eine Erzählung aus der Zeit der Revolution. Von Charlotte Elisabeth. Pr. 6 Sh.

Architectural beauties. (Architektonische Schönheiten des Europäischen Kontinentes.) Von Coney. Fol. Pr. 12 Sh.

Gallery of the graces. (Gallerie der Grazien.) Stahlstiche von Finden. Erste Lfg. Pr. 2½ Sh.

Schweden.

Anteckningar öfver Natur, Konst och Wetenskap, på en Resa genom Berlin och Harz, till Naturforskande Sällskapets Möte i Hamburg. (Bemerkungen über Natur, Kunst und Wissenschaft, auf einer Reise über Berlin und den Harz nach Hamburg zu der Versammlung der Naturforscher und Aerzte, im Jahre 1830, nebst der Zurückreise über Kopenhagen.) Von Magnus von Pontin. Stockholm 1831.

Aus mehrfachen Gründen erlauben wir uns, auf diese interessante Schrift eines Mannes, den seine gründlichen ärztlichen Studien den Musen nicht entfremdet haben, aufmerksam zu machen. Einestheils nämlich wird es mit Rücksicht auf die früher in diesen Blättern mitgetheilten Bruchstücke (Nr. 30 des Mag. v. J. 1832) aus Ampères Reiseberichte über Schweden angenehm seyn, die Ansichten eines Schweden über sein Vaterland und andere Länder kennen zu lernen, anderentheils aber schien es uns billig, gegen das weniger freundliche Urtheil eines Engländers, Doktor Johnston (Nr. 6 des Mag.), über die Zusammenkunft der Naturforscher in Hamburg 1830, auf das zwar auch nicht unbedingt lobende, aber doch mehr anerkennende Urtheil eines anderen Ausländers hinzuweisen. Auch möchte der ehrenwerthe Verfasser der vorliegenden Bemerkungen in dieser Zeitschrift für ausländische Literatur um so eher einen Platz verdienen, als er zugleich als praktischer und schriftstellerischer Arzt (wir führen namentlich seine Anweisung zur Wahl der Arzneimittel für die allgemeine Verpflegung der Kranken und Einrichtung der Land-Apotheken an, welche seinem Namen in Schweden allgemeine Achtung erworben hat,) und als Schriftsteller in der schönen Literatur durch seine Gedichte, zuletzt durch sein Gedicht für die Eröffnungs-Feier des Götha-Kanals, so wie durch Bearbeitung des Trauerspiels Sylla von Jouy und des Hernani von Victor Hugo für die Schwedische Bühne, einen ehrenvollen Rang unter Schwedens Gelehrten einnimmt. *)

Wir müssen daher auch, theils des Verfassers, theils des Deutschen Publikums wegen, wünschen, daß die Uebersetzung der genannten Schrift, welche, wie wir hören, in Hamburg vorbereitet wird, einen des Verfassers würdigen Bearbeiter finde, da wir überzeugt sind, daß dann die ansprechenden Schilderungen des für Naturschönheiten, Kunstleistungen und wissenschaftliche Forschungen gleich lebendigen Schwedischen Schriftstellers auch unter den Deutschen manche Freunde finden werden.

Wir erwähnten schon, daß der Verfasser über Hamburg und seine Anstalten für die Aufnahme der Naturforscher 1830 freundlicher urtheilt als Johnston, und wir glauben, sein anerkennendes Urtheil über Deutsche Kunst und Wissenschaft so wie über die Schönheiten Deutschlands um so höher schätzen zu müssen, als er gewiß nicht, wie viele Reisende, alles Fremde besser findet, als alles Einheimische. Im Gegentheil ist er ein lebendiger (vielleicht sogar zu lebendiger) Verehrer seines Vaterlandes, was schon sein aus Plinius entlehntes Motto (Ad quae noscenda iter ingredi, transmittere mare solemus, ea sub oculis posita negligimus) beweist. Wir erlauben uns zugleich, um eine Anschauung von des Verfassers Schreibart zu geben, sein allgemeines einleitendes Urtheil über Schweden möglichst treu zu übersetzen, wobei wir bemerken, daß das Buch nicht wenige Stellen enthält, welche die mitgetheilten noch übertreffen, und daß wir diesen Abschnitt gerade nicht als Muster, sondern nur deshalb wählen, weil er den Anfang seiner Schilderungen macht:

Schweden. **)

Schweden kann eigentlich wie ein kleines für sich bestehendes Europa, gleichsam wie ein Spiegel oder eine Laterna-Magica angesehen werden, worin die verschiedenen Länder, die den Kontinent des ganzen übrigen Welttheils bilden, zu schauen sind. Unsere Landschaften sind so ungleichartig, daß kein anderes Land, wenigstens keines derjenigen, die in den nächsten Längengraden an Schweden liegen, das vereinigte Europa ausgenommen, eine ähnliche Abwechselung von Felsen und Thälern, von Hochland und Ebenen darbietet. Dieses gilt natürlicher Weise nur von der äußeren Gestalt, nicht aber von der Bildung der Berge und des Bodens, und noch weniger von den Natur-Produkten oder dem Pflanzenreiche, wiewohl auch in dieser Rücksicht die Regionen, welche die Geographen als Europäisch bezeichnen, mit den Gewächs-Regionen (zonae transversales, Wahlenberg) Schwedens einige Analogie haben.

Schweden steht selbst in dieser Hinsicht in einem vortheilhaften Lichte. Seine Flora ist reicher als die des nördlichen Europa, sein Sommer schöner als der des Süden *). Die Alpen, Karpathen und Apenninen erzeugen dieselben Felsgewächse wie Lappland; die Buchen, welche Blekinge und Schonen beschatten, findet man nicht eher wild in so großen Wäldern, als im östlichen Frankreich oder in den Ländern desselben Breitengrades. Unsere Berg-Arten und Erze, unser Eisen, Kupfer und Kobalt, unser Porphyr, Granit und Orthoceratit oder Uebergangs-Kalk wetteifern überdies mit den Erzeugnissen des ganzen Europäischen Kontinents.

Aber da es sich hier allein um eine panoramische Uebersicht handelt, gleich jenen Nachbildungen der Schweiz, die mit beibehaltenen Verhältnissen Eisberge, Thäler und Wälder auf einem Tische vorstellen, so sind es allein die Bildung und die Formen der ungleichartigen Landschaften, in denen Schweden mit verschiedenen zerstreut liegenden Ländern von der Ost-See bis zum Adriatischen Meere verglichen werden kann. Wenn auch unser Soliteimo, Schwedens Mont blanc, den ewigen Schnee auf seinem Haupte mehr seiner nördlichen Lage als seiner Höhe verdankt, so sind es gleichwohl seine Verzweigungen bis zum Seveberg und seine übrigen Felsen-Arme, die der Ost-See durch ihre Flüsse eben so viel Wasser zuführen, als die Newa, die Weichsel und die Oder. Uppland mit seinem fruchtbaren Boden, mit seinen fürstlich geschmückten Hammerwerken, ist schon eine Landschaft in Schlesischer Natur; und der Fall des Dalelfs (Fluß) erinnert uns an den Rheinfall, den der Fall des Trollhätta übertrifft. Dalekarlien und Wermland mit ihren Wäldern und lieblichen Wiesensungen, mit ihren National-Trachten und ihrem Kuhhorn, erinnern an Tyrol und dessen Sitten. Der Archipelag des Mälar-Sees, ähnlich dem der Belte, wenn nicht gar dem des Aegeischen Meeres, zeigt uns Ufer, die an blühender Fruchtbarkeit Gefions geraubter Insel gleichen. Ostgothland, von Kolmården und Ydre begränzt, kann mit dem durch die Sächsische Schweiz eingeschlossenen Elbthale verglichen werden, der Wettern mit dem Boden-See. Jeder der majestätischen Berge, die sich einzeln aus den Ebenen Westgothlands erheben, übertrifft vielleicht den gepriesenen Königstein. Småland besitzt sowohl Thüringens Wälder als die Lüneburger Haiden. Die schönen Ufer der Provinzen Calmar und Blekinge würden unser Apulien seyn, Hallandsås und Kullaberg unsere Apenninen, wenn nur Schonen unser nordisches Campanien seyn könnte. Wo ist wohl in Europa ein Land, das wie Schweden eine solche Abwechselung der Landschaften aufweisen kann, mit Ausnahme von Italien, mit welchem kein Europäisches Land sich wohl vergleichen kann?

Die Vortheile, die ein milderer Himmel gewährt, kann man nicht erwarten, da sie zu der geologischen Bildung eines Landes gehören. Aber in manchen Fällen bietet die Lage selbst eine Möglichkeit zur Verpflanzung der Gewächse aus einem wärmeren Luftstriche in einen kälteren dar. Eben diese Vortheile des abwechselnden Bodens in Schweden könnten, besonders was die Einführung südlicher Baumarten betrifft, mehr als jetzt geschieht, benutzt werden.

Im Allgemeinen bleibt man hier bei den wilden Natur-Schönheiten der abwechselnden Landschaften stehen, worin die Natur so zu sagen unseren Wünschen zuvorgekommen zu seyn scheint. Außer Obst-Gärten und Alleen sind, selbst an größeren Stellen, Park- und Wald-Anlagen, sowohl zum Nutzen als zur Verschönerung, sehr vernachlässigt. Man hat statt dessen Sorgfalt und Kosten auf zierliche Gebäude verwandt, da die Natur selbst es übernommen hat, die wilde Schöne zu schmücken. Und dennoch bei Betrachtung jener veredelten Natur-Scenen, welche die Deutschen eine wohl angebaute und bepflanzte Landschaft, einen Park, eine abwechselnde Gegend nennen, wird Schweden in seinem Natur-Zustande bei einer Nebeneinanderstellung mehr gewinnen als verlieren.

Wer von unserem Norden aus nach Deutschland reist, darf keine zu große Forderungen oder zu lebhafte Erinnerungen an das, was wir an Natur-Schönheiten oder prachtvollen Landsitzen mit ihrer gastfreundlichen Lebensart haben, mit sich über das Meer nehmen. Er findet die jenen entsprechenden Natur-Schönheiten nicht eher als in der Sächsischen Schweiz wieder und ähnliche Landsitze erst bei den kleinen Fürstlichen Höfen Deutschlands.

Wenn also ein Reisender aus Stockholm, der (wie ich voraussetze) seines eigenen Landes Vorzüge sowohl als seine Fehler kennt, an einem schönen Sommertage über die lange beschwerliche Steingasse — die er nirgends schlechter findet —, auf dem gebahnten festen Landwege — den er nur auf einer Chaussée besser antrifft — fortfährt, so darf er sich nur wenig, außer beim Abschieds-Blicke auf Ystadt's Brücke, umsehen, wenn er den Reiz der Neuheit in den Ländern, die er zu besuchen gedenkt, genießen will. Er muß alsdann nicht von der Landstraße abschweifen auf die schönen einladenden Güter in Südermanland, nicht, wie wir, sich zurückhalten lassen in Finspång[1]), von dessen edlen Bewohnern und dessen zwangloser Pracht er sich in einigen Tagen nicht leicht losreißen kann. Eine Ansicht, wie die vom Kolmården nach Ost-Gothland, erblickt man erst auf dem Harz; eine Arbeit, wie die des Götha-Kanals, nirgends; einen Strom, so mächtig wie den der Motala-Elf in Ljungs Park[2]), findet er vielleicht nur in einem Elb-Thale wieder; eine Rotunda, wie die im Palaste zu Säby[3]), findet er nur in den Palästen der größeren Deutschen Städte. In Linköping muß er sich weder, wie wir, durch die Gesellschaften voll nordischer Munterkeit, noch durch die wohlhabigen gastfreien Pröpste des dortigen Stiftes

*) Herr v. Pontin hat auch mehrere Abhandlungen über Chemie und Physik so wie mehrere Gedächtnißreden über Gelehrte herausgegeben. Ein Mehreres über ihn befindet sich in dem Buche: Notices sur la littérature et les beaux arts en Suède par Marianne Ehrenström, das im Ganzen zuverlässige Berichte über Schwedens Gelehrte und Künstler mittheilt.

**) Wir nehmen keinen Anstand, diese Vaterlands-Apotheose eines begeisterten Schweden aufzunehmen, wiewohl sie zum Theil auf Kosten der Naturschönheiten unseres Deutschen Vaterlandes ausgesprochen ist. Dem Deutschen Leser werden die in dieser patriotischen Schilderung etwas stark aufgetragenen Farben den Reiz der vaterländischen Natur nicht in den Schatten stellen können. D. R.

*) Kein Ausländer wird dies freilich glauben.

zurückhalten lassen. Ist dieser Ort seine Geburtsstadt, so werden die Rückerinnerungen, die dort seit seinen Jugend-Jahren blühen, und jene, die mit seinen Vätern im Grabe ruhen, liebliche und bittere Gefühle in seiner Seele zurück lassen.

Wohin er auch in dieser Gegend seine Schritte wendet, wird er Natur-Schönheiten finden, die kaum irgendwo übertroffen werden. Wendet er sich gegen die krystallene Welle des Wettern, der an seinem Ufer die Ruinen Alfvastras und der Ritterburg Brahehus abspiegelt; oder gegen den Sommen, der das Wohlstandes und der Selbstständigkeit Hochland benetzt; oder gegen Kind, mit seinen schattigen Eichenwäldern und bezaubernden Seen; oder gegen Åtvids Erz-Boden, dessen erhabene Wasserfälle oder Cypressen-ähnliche Wachholder-Stauden[4]); oder gegen Stegeborgs uraltes Feudal-Schloß: schönere Gegenden wird er diesseits des Harzes nicht wiederfinden.

Läßt nun der Reisende diese blühenden Gegenden hinter sich liegen, so kann er auf dem Wege durch Småland und dessen bescheidenere Reize eine Nacht hindurch schlummern, bis die bezaubernde Nachtigall unter den ersten Buchen am Helgasjö ihn erweckt[5]). Er kann Europa mit dem Tone ihres Gesanges im Ohre durchreisen, und nirgends wird er eine Stimme finden, die dem Sänger der Sonne, des Helden und Frithiofs kaum verglichen werden[6]). Verweilt er dann einige Augenblicke bei der Hütte, welche Linné gebar, betrachtet das anspruchlose Denkmal, dessen Inschrift — des Wohlwollens Runen auf den Unsterblichen — ein armer Landprediger mit eigener Hand eingrub, so ist er — stolz auf seinen Schwedischen Namen — bereit, vor Göthe und Humboldt hinzutreten.

Anmerk. des Uebersetzers.

[1]) Ein Schloß, das dem Staats-Minister Grafen von Wetterstedt gehört, wegen seiner vielen Hammerwerke, seiner vorzüglich guten Kanonen-Gießerei und seiner Lokal-Schönheiten bekannt und wegen der ausgezeichneten Gastfreundschaft der würdigen Besitzer auch unter Fremden berühmt ist.

[2]) Ein Landsitz, der dem Grafen von Fersen gehört.

[3]) Gehört dem Baron Adluhielm, der in seinem nach Italiänischem Geschmack erbauten Schlosse eine nicht unbedeutende Sammlung von Büchern, Gemälden und Bildsäulen, sowohl Schwedischer als fremder Gelehrter und Künstler, vereinigt.

[4]) Gehört dem Baron Adelswärd und hat sehr bedeutende Kupfergruben. Durch die Wasserfälle werden die Triebwerke, die das Kupfer schmelzen und schmieden, in Bewegung gesetzt.

[5]) Tegnér wohnt in Werio, am Helgasjö (dem Heiligen-See) belegen.

[6]) Sång till Solen. Hjelten 1813. Frithiofs-Saga.

Bibliographie.

Swenska Konungen Gustaf II. Adolph den Store. (Gustaph Adolph der Große.) Eine historische Skizze bei Gelegenheit des 6. Nov. 1832.

Gustaf II. Adolph den Stores [såsom Krigare för den Evangeliska Läran] sista Lefnadsår och Död. (Gustav Adolph's des Großen [als Streiters für den evangelischen Glauben] letztes Lebensjahr und Tod.) Zweite Auflage.

Smärre Samlade Dikter. (Gesammelte kleinere Gedichte.) Von Esaias Tegnér. Erster Bd. Zweite Aufl. Pr. 2 Rdr. 16 Sk.

Krönika öfwer den werldsbekanta Staden Uggleborgs Högädle Magistrat. (Chronik des hochedeln Magistrats der weltbekannten Stadt Uggleborg.) Nebst den Lebensbeschreibungen von fünf Haupt-Genies dieser Stadt. Von Zebedrus Widpstjert, Antiquarius. Pr. 1 Rdr.

Byxorna. (Die Beinkleider.) Eine Sage, vom Schneider der Modewelt.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des Kriegs-Reglements in England. Im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war das Kriegsgesetz eine Sache, die sich von selbst verstand, ohne daß man eine besondere öffentliche Bekanntmachung desselben für nöthig hielt, und der Profoß, der in Begleitung einiger Bogenschützen das Land durchstreifte und Leben und Tod in seiner Gewalt hatte, verhängte nicht selten den letzteren, ohne den Delinquenten, — wie man ihnen in katholischen Armeen anbot — Zeit zur Beichte oder sonstiger Vorbereitung zum Tode zu lassen, eben so summarisch, wie der Henker Ludwigs XI. in Quentin Durward. Diese Strenge war nothwendig, um die gefühllosen Ungeheuer, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert den Rock des Kriegers schändeten, und von denen Rad und Galgen, die man auf jeder Abbildung eines Lagers aus jenen wilden Zeiten prangen sieht, Zeugniß geben, im Zaum zu halten. Alle unmittelbare Befehle wurden unter Hörner- und Trompetenschall und unter Trommelschlag, nachdem die Spanier dieses ursprünglich orientalische Instrument eingeführt hatten, bekannt gemacht. Im siebzehnten Jahrhundert wurde für jede neu errichtete Armee ein Kriegs-Codex entworfen; die von Jakob I. im Jahre 1622 dem Sir H. Vane ertheilten Instructionen enthalten die Grundzüge eines Kriegs-Reglements für seine Armee. Man nannte sie schon damals die Kriegs-Artikel. Die Verordnungen des Grafen von Northumberland, als er gegen die Schotten zog, und des Grafen von Essex zur Zeit Karls I. sind noch vorhanden. In den Zeiten Ludwigs XIV. gestattete die vorgeschrittene Bildung, statt des früherhin bloß am ersten Sammeltage der Armee verkündeten Befehls, einen täglichen Armee-Befehl zu erlassen, und die Stimme des Ausrufers wich der Feder des Generalstabs-Offiziers oder der General-Adjutanten. Wellington führte im Jahre 1812 eine ambulante Druckerpresse bei der Armee ein, welche die diktirten Tages-Befehle verdrängte.

(United Service Journal.)

— Der Kampf mit dem Seekalb. Letzten Sommer war ich Zeuge einer sonderbaren Scene. Ich fuhr über den Achilles-Sund, als ich in geringer Entfernung fünf oder sechs Menschen in einem Ruderboot bemerkte, die über die Bänke und Kanonen hinweg eine Quadrille zu tanzen schienen. Sie blieben keinen Augenblick auf derselben Stelle, sondern sprangen fortwährend hin und her und von einer Bank auf die andere. Verwundert über dieses sonderbare Manöver zog ich meine Segel ein und fuhr zu ihnen hin. Ich kam gerade zur rechten Zeit. Es fand sich nämlich, daß die Leute ein Seekalb mit seinem Jungen am Ufer schlafend bemerkt hatten. Sie hatten sich darauf mit einer alten Flinte versehen und waren hinübergerudert, um das Thier anzugreifen. Ihr Vorhaben gelang zum Theil. Sie bemächtigten sich des Jungen, ehe es sein angebornes Element erreichen konnte. Nachdem sie ihre Prise in's Boot geworfen hatten, machten sie sich auf den Rückweg, von dem Seekalb verfolgt, das, von dem Geschrei seines Jungen herbeigezogen, unaufhörlich gegen das Boot ansprang. Nach verschiedenen unblutigen Versuchen, es fortzutreiben, wurde endlich die Flinte abgefeuert. Die Kugel ging dem Seekalb durch den Kopf, und es schien eine Zeit lang wie todt. Seine Besieger ergriffen es bei dem Schwanze und den Finnen und zogen es mit vereinter Anstrengung ins Boot; allein dies wäre ihnen beinahe übel bekommen. Das Thier, von der Wunde nur betäubt, erholte sich bald wieder, und vom Schmerze so wie durch das Geschrei seines Jungen wüthend gemacht, ging es seinen Feinden tapfer zu Leibe. Sie hatten alle Mühe, sich gegen seine Zähne zu schützen; denn die Ruder waren zu lang und schwerfällig, um damit kräftige Schläge zu thun. Ich kam daher sehr gelegen zu Hülfe und machte dem Kampfe ein Ende, indem ich dem Seekalb eine Kugel aus meinem Karabiner durch den Kopf jagte. Obgleich wir hinterher über das sonderbare Gefecht lachten, so bewiesen doch die tiefen Spuren der Fangzähne des wüthenden Thieres in den Kanonen und Rudern, daß es kein Spaß ist, mit einem erzürnten Seekalbe anzubinden.

(Wild Sports of the West.)

— Der Butterbaum. Dieser Baum, welchen die Lander im Innern von Afrika sehr häufig fanden, giebt ein sehr wohlschmeckendes und nahrhaftes vegetabilisches Mark. Der Baum soll Aehnlichkeit mit der Eiche haben. Die Nuß ist von einer angenehmen fleischichten Substanz umgeben, und der Kern ist ungefähr so groß wie unsere Kastanie. Diesen läßt man an der Sonne trocknen, dann wird er sehr fein gestoßen und gekocht. Die öligen Theile schwimmen oben auf, und wenn sie kalt sind, werden sie abgeschöpft, in kleine Kuchen geformt und so verbraucht.

— Luftbetten. Diese wurden von John Clarke zu Bridgewater im J. 1813 erfunden und sind jetzt von ihm zu einer bedeutenden Vervollkommnung gebracht worden. Zuerst macht er die Inlette der Betten, Pfühle, Kissen u. s. w. durch eine Zubereitung mit Caoutchouc (praparirtem Gummi elasticum) luftdicht; dann überzieht er sie mit anderen nicht luftdichten Inleten. Die inneren füllt er sodann mittelst einer Pumpe mit Luft an, welcher er durch einen luftdichten Schraubenhahn den Ausgang verwehrt. Diese Betten, bemerkt er, gewähren die erfrischendste und angenehmste Ruhe. Man kann sie so weich machen, wie man will und, durch die Luft, die man dazu gebraucht, kalt oder warm. Da alle flüssige Körper stets eine ebene Fläche darbieten, so giebt es in diesen Betten keine stelzige oder knotige Stellen, wie in Feder- oder Woll-Betten. Sie ziehen keine Dünste ein und brauchen nicht umgebettet zu werden. Das größte Bett wiegt nur wenige Unzen, und man kann es, wenn die Luft heraus ist, in ein kleines Päckchen zusammenrollen, so daß sie besonders für Reisende sehr bequem sind. Nach Erforderniß der Gesundheit können sie mit Luft von jeder Temperatur gefüllt werden, oder auch mit Wasser, Dampf und jeder anderen Flüssigkeit, sie sey naß oder trocken, elastisch oder nicht; denn sie sind undurchdringlich dagegen. Die Hangmatten der Seeleute müßten, mit Luft gefüllt, ein leichtes, tragbares und erfrischendes Bett geben und könnten bei einem Schiffbruch vor dem Ertrinken schützen. Kissen und Wagenpolster, mit Luft gefüllt, sind seit mehreren Jahren bereits in allgemeineren Gebrauch gekommen. (Encyclopedia of Cottage etc.)

— Irische Logik. Eine Gastwirthin in Irland, die dadurch bekannt war, daß man durch Irische Logik Alles bei ihr durchsetzen konnte, verkaufte unter Anderem auch Brod und Branntwein. Eines Tages trat ein Kunde in ihren Laden und fragte, ob sie etwas zu essen und zu trinken habe. „Das ist gewiß", erwiederte sie, „da hab' ich 'nen Schluck Aquavit, mein Schatz, der kommt nur zwei Penny; und das kleine runde Brod hier könnt Ihr für dasselbe Geld haben!" „„Beides zwei Penny?"" „Beides ganz gleich, so wahr ich eine christliche Frau bin, und doppelt so viel werth." „„Schenkt ein den Branntwein, bitte."" Sie that es, und er trank; dann versetzte er: „„Also zwei Penny macht's, mein Herz; ich bin nicht hungrig, da, nehmt das Brod zurück""; und damit reichte er ihr es hin. „Scharmant, mein Lieber, aber was bekomm' ich für den Branntwein?" „„Ei, das Brod, versteht sich!"" „Aber Ihr habt ja das Brod nicht bezahlt!" „„Na, soll denn der Mensch bezahlen, was er nicht gegessen hat?"" Zufällig ging gerade ein Freund vorüber, den die Wirthin herbeirief, um die schwierige Frage zu entscheiden; aber sie erhielt Unrecht; und da die Sache über ihr Berechnungs-Vermögen ging, so ließ sie den Schelm entwischen. (Bernard's retrospections.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 16. Januar 1833.

England.

Die geographische Gesellschaft in London.

Journal of the Royal Geographical Society. — Leake über den Quorra und Niger. — Hillhouse über die Anthropophagen am Essequibo — Moorcroft's Notizen über Kaschmir. — Coulthurst's und Tyrwhitt's Reise nach Afrika.

Es ist in einem früheren Blatte des Magazins (Nr. 12 v. J. 1832) über die Stiftung und Einrichtung der Londoner Gesellschaft für Erdkunde Bericht erstattet worden. Seitdem ist (am Schlusse des vorigen Jahres) der zweite Band des von dieser Gesellschaft herausgegebenen Journals erschienen, das einen Blick in das weite Feld ihrer Thätigkeit gestattet. Herr Professor Ritter hat bereits in der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft — die häufig mit Unrecht für eine Tochter der Londoner gehalten wird, da sie doch älter als diese ist — einige sehr interessante Mittheilungen, namentlich in Bezug auf Moorcroft's Reise-Notizen, aus diesem gleichzeitig der Versammlung vorgelegten Journale gemacht. Die Theilnahme, mit der diese Mittheilungen aufgenommen worden, läßt uns erwarten, daß auch das größere Publikum den nachstehenden summarischen Bericht über das ganze inhaltreiche Buch nicht ohne Interesse lesen wird.

Es befinden sich in diesem zweiten Bande eilf Original-Aufsätze, unter deren Verfassern wir einige der glänzendsten jetzt lebenden Zierden der Wissenschaft wahrnehmen.

Der erste Artikel ist von dem durch seine gelehrten Untersuchungen über die Alterthümer Griechenlands rühmlichst bekannten Herrn W. Martin Leake. Er erörtert sehr gründlich die Frage, ob der Fluß Quorra in Afrika, welcher vor Kurzem von den Brüdern Lander bis zu seinem Ausfluß in's Meer verfolgt wurde, der Niger der Alten sey? Die Entscheidung dieser Frage betrachtet der Verfasser besonders als interessant mit Rücksicht auf die Mittel, die sie uns bieten würde, zu bestimmen, wie weit sich bei den Alten die Kenntniß des Innern von Afrika erstreckte. Die Lösung dieses Problems giebt dem Verfasser Gelegenheit, eine seltene Bekanntschaft mit der alten Literatur zu entfalten, und durch eine Reihe auf vielfache Autoritäten gegründeter Argumente gelangt er zu dem Schlusse, daß der von Ptolomäus erwähnte Nigir derselbe Fluß sey, der jetzt unter dem Namen Quorra bekannt ist. Die Kenntniß des Innern von Afrika, bemerkt Herr Leake, welche die civilisirte Welt jetzt besitzt, ist die Frucht der gesammelten Beobachtungen vieler unternehmender Männer, denen Allen wir sehr großen Dank schuldig sind, doch ist es nicht zu leugnen, daß die letzten Entdeckungen mehr als alle übrige uns in den Stand gesetzt, die Grundlinien der Geographie von Afrika auf einer sichereren Basis zu entwerfen. Rechnet man hierzu den Vortheil, daß sie uns den Verkehr mit dem Innern von Afrika eröffnen, so darf man sie als die wichtigsten geographischen Entdeckungen betrachten, die seit der von Neu-Holland gemacht worden sind.

Der nächste Artikel, der durch inneres Interesse unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist von Herrn J. E. Alexander, ehemaligem Capitain im 16ten Lancier-Regiment, einem ausgezeichneten Mitglied der Gesellschaft, und dem wissenschaftlichen Publikum durch seine Reisen in Persien und auf der Ostsee bereits vortheilhaft bekannt. Im Frühjahre 1831 machte er eine Lustreise nach dem Brittischen Guiana und nach West-Indien und beabsichtigte über New-Orleans, das Ohio-Thal, Kanada und New-York nach Hause zurückzukehren. Im Herbst desselben Jahres sandte er der Gesellschaft seine in zwei Expeditionen auf den Flüssen Essequibo und Mazaruni im Jahre 1830 und 31 gesammelten Bemerkungen ein.

Der interessanteste Theil von Capitain Alexanders Erzählung ist jedoch der, welchen er selbst von einem Reisenden entlehnt hat, der vor ihm diese Tour machte, nämlich Herr Hillhouse, ehemals beim General-Stab angestellt und jetzt Beamter in Demerara. Dieser junge Mann erforschte, in Begleitung eines Freundes, zum erstenmale den Lauf des Mazaruni-Flusses. Ihr Reise-Bericht, von der Hand des Herrn Hillhouse, wurde Capitain Alexander übergeben, welcher versprach, ihn einst der Welt mitzutheilen. Unterdessen glaubte er der Gesellschaft durch die Einsendung einer kurzen Skizze jener Reisen kein unwillkommenes Geschenk zu machen, und diese bilden den Aufsatz, der einen der interessantesten Artikel dieses Journals ausmacht. Die Gegenden, welche die Reisenden durchwanderten, waren noch von keinem Weißen betreten worden. Sie sahen viele Scenen von erhabener Schönheit und ein Volk, welches bis zu ihrer Ankunft noch nie Gelegenheit hatte, mit civilisirten Wesen umzugehen. Mit diesem hatten sie manchen Verkehr und manches Abenteuer, dessen Erzählung höchst interessant ist.

„Eines Abends", sagt Capitain Alexandre, „hörten sie im Walde einen Menschen heulen. Sie landeten und fanden einen Arawack-Indianer in einer Hangematte, zwischen zwei todten Körpern, ebenfalls in Hangematten, schwebend. Er schwang die seinige von einer Seite zur anderen, wodurch die der Todten ebenfalls in Schwung blieben, und dabei schrie er jämmerlich. Auf die Frage, was geschehen wäre, antwortete er, die Leichname seyen die Körper seiner zwei Brüder, welche kürzlich an den Verletzungen gestorben wären, die sie von einem feindlichen Stamme erhalten hätten, der bei Nacht den Wall erstiegen hatte; allein es waren keine Wunden an den Leichnamen zu sehen. Man nahm sie ab und legte sie auf die Erde. Der überlebende Bruder schnitt jetzt Dornen-Zweige ab und schlug sie damit aus allen Kräften, wobei er immer laut schrie, Heiah! Heiah! als wenn er die Hiebe fühlte. Dann nahm er von dem Fett eines eben geschlachteten Schweins und beschmierte den Todten Mund und Gesicht, wobei er fortwährend grunzte. Als er sah, daß es unmöglich war, die leblosen Körper wieder zu beseelen, öffnete er ihnen die Augen und schlug mit den Dornen in die Augäpfel und über das ganze Gesicht, — es war ein furchtbarer Anblick. — Endlich ließ er sich überreden, sie zu begraben. Man warf eine Decke auf sie, füllte das Grab auf und bestreute es mit Blättern. — Die Arawak bekennen sich zu dem Glauben an einen höchsten Schöpfer aller Dinge, der einen Bruder habe, welcher die Welt regiert. Es giebt auch einen bösen Geist, den sie durch ihre Piay-Männer oder Zauberer zu versöhnen suchen. Diese treiben mittelst einer mit Kieseln gefüllten Kalebasse den bösen Geist aus dem Kranken. Ihre Tradition von der Schöpfung lautet: daß der große Geist auf einem Seidenwollen-Baum saß und Stücke Rinde ausschnitt, die er in den unter ihm fließenden Strom warf. Diese Stücke belebten sich und nahmen die Form von allerlei Thieren an. Zuletzt wurde der Mensch geschaffen. Dieser fiel in einen tiefen Schlaf, während dessen die Gottheit ihn berührte, und als er erwachte, fand er ein Weib an seiner Seite. Da die Welt sehr böse wurde, kam eine Fluth und überschwemmte sie. Nur Ein Mensch rettete sich in einem Kanoe, aus welchem er eine Ratte aussandte, um zu erfahren, ob das Wasser abgelaufen wäre; diese kehrte mit einer Aehre von Indischem Korn zurück."

„Herr Hillhouse und seine Gefährten überredeten die Indianer, eine weite Strecke Wassers einzudämmen. Die Wurzel des Hayarri, (einer giftigen Palme) wurde dann im Wasser aufgeweicht und in den Teich geworfen, und in kurzer Zeit kamen viele tausend Fische in die Höhe. Die Indianer schossen sie schnell mit ihren Bogen; die übrigen erholten sich zwar von ihrer Betäubung, mieden aber dies Wasser einige Wochen lang. Die Reisenden kehrten nun nach George-Town zurück, mit einer reichen Sammlung von Vögeln, Insekten, Mineralien u. s. w., nachdem sie eine höchst interessante bisher noch nicht beschriebene Gegend erforscht hatten."

„Weit hinauf am Essequibo trafen Herr Hillhouse und seine Gefährten auf Menschenfresser, die einem Karaibischen Stamme angehörten. Der Häuptling empfing sie sehr höflich und setzte ihnen Fisch mit einer sehr schmackhaften Sauce vor. Nach diesem Gange trug man zwei Menschenhände und ein Stück Menschenfleisch auf. Die Reisenden dachten, es wären Theile eines Pavians von einer neuen Gattung, lehnten es indessen ab, davon zu essen, unter dem Vorwande, daß sie auf Reisen keine animalische Speisen genießen dürften. Der Wilde nagte die Knochen mit großem Appetit ab und fragte sie, wie ihnen der Fisch und die Sauce geschmeckt hätten? Der Fisch war gut und die Sauce vortrefflich, war die Antwort. Darauf erwiederte er: „Menschenfleisch giebt die beste Sauce zu allen Speisen; diese Hände und der Fisch wurden zusammen bereitet. Ihr kennt die Makuschehs, unsere Sklaven. Wir nahmen sie jüngst im Kriege gefangen und verzehren von Zeit zu Zeit ihre Weiber." Die Reisenden schauderten, verbargen jedoch ihr Gefühl. Ehe sie Abends fortgingen, bemerkten sie, daß die Weiber der Makuschehs in eine Art von großen Schuppen, der mit einem Staket von Bambus verwahrt war, gesperrt wurden, so daß die Väter, Männer, Brüder dieser unglücklichen Geschöpfe es täglich mit ansahen, wie die unmenschlichen Kannibalen sie herausholten, vor den Kopf schlugen und dann verzehrten. — Der Lieutenant Gullifer, der eine schlechte magere Figur hatte, stieg ruhig in seine Hangematte und schlief vortrefflich, aber Herr Smith, der sehr wohlbeleibt war, ging die ganze Nacht umher, aus Furcht, sein Wirth möchte Appetit zu einem weißen Menschen-

braten bekommen. Beide besuchten nachher eine Höhle, in welcher ein Teich war. Die Indianer warnten sie, darin zu baden, sonst müßten sie sterben, ehe ein Jahr verginge; die Reisenden verlachten die Warnung und badeten, starben aber wirklich vor Ablauf des Jahres."

Dieser kleine Auszug aus Herrn Hillhouse's Reisen wird gewiß jeden Leser neugierig auf den ausführlichen Reisebericht machen, dessen Herr Alexander erwähnt, und den er hoffentlich nicht ohne Rath dem Publikum vorenthalten wird.

Viscount Goderich hat einen langen und höchst interessanten Aufsatz von Allan Cunningham über den Fortgang der Entdeckungen in Neu-Süd-Wales mitgetheilt. Wer nach jenem Lande auswandern will, wird in diesem Artikel sehr viel Interessantes und praktisch Nützliches finden. Herr R. W. Hay, Secretair beim Kolonial-Amte, macht sehr merkwürdige Mittheilungen hinsichtlich des Flachsbaues in Neu-Seeland.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Instructive gleanings. (Belehrende Lesefrüchte.) Von Mainwaring. Pr. 6 Sh.

Harmony of the four gospels. (Harmonie der vier Evangelien.) Pr. 12 Sh.

The mother's story-book. (Mütterchens Geschichtenbuch.) Von Mrs. Child. Pr 3½ Sh.

Johanicae. — Ein Gedicht, von Pigott. Pr. 6 Sh.

F r a n k r e i c h.

Chateaubriand und seine Werke.

Von einem Englischen Kritiker dargestellt.

(Fortsetzung.)

Eines der bedeutendsten Werke des Herrn v. Chateaubriand ist sein Génie du Christianisme", ein Werk von hinreißender Beredsamkeit und tiefer Forschung, aber eines der ungleichsten und unbefriedigendsten Erzeugnisse des Genies in neueren Zeiten; voll glänzender Schönheiten und auffallender Fehler; Stellen, die Jeder bewundern muß, und andere, deren Falschheit ein Kind einsieht; in bester Absicht geschrieben, aber so ausgeführt, daß selbst diejenigen es tadeln müssen, die der Sache, welche es verfechten soll, am eifrigsten anhangen. Des Verfassers unlogische Denkweise blickt fast überall unter dem falschen Schimmer hervor; sie zeigt sich schon in den Umrissen dieses Werks und noch mehr in der Ausführung. Er bekämpft Einwendungen, die seiner Angriffe nicht werth sind, und zwar mit Argumenten, deren Unzweckmäßigkeit ihm einleuchten mußte. Die Tendenz seines Buches giebt er selbst so an: „Man hat behauptet, das Christenthum sey eine Religion aus Barbarei entsprungen, widersinnig in ihrer Lehre, lächerlich in ihren Ceremonien und eine Feindin der Künste und Literatur." Er unternimmt daher den Beweis, „daß die christliche Religion poetischer und der Freiheit, den Künsten und der Literatur günstiger ist, als alle andere Religionen, die jemals existirten, daß die neuere Welt ihr Alles verdankt, vom Ackerbau bis zu den abstrakten Wissenschaften, vom niedrigsten Spital für Unglückliche bis zu den Prachttempeln, die Michael Angelo erbaute und Raphael schmückte: daß sie das Talent begünstigt, den Geschmack läutert, die Ideen kräftigt, daß sie den Schriftstellern edle Bilder, den Künstlern vollkommene Muster darbietet, und daß wir daher allen Zauber der Einbildungskraft, alle Wärme des Herzens einer Religion widmen sollten, gegen welche beide so oft gebraucht wurden." Dies, sagt er, sey der Zweck seines Buches. — Die Absicht war unstreitig vortrefflich. Er sah, wie der Deismus in Frankreich seine Jünger durch die klassischen Schönheiten der heidnischen Fabel an sich zog, daß man weder in der Literatur noch in den schönen Künsten andere Muster anerkannte, als Griechenland und Rom. Er sah, daß bei einem Volke, auf welches die äußere Form und Oberfläche der Dinge so großen Einfluß üben, dieser stete Gebrauch klassischer Symbole, die beständige Berufung auf klassische Muster als das wahre Kriterion alles Vortrefflichen nicht wenig dazu beitrugen, die Abneigung gegen das Christenthum zu bestärken, die damals in Frankreich so überhand nahm. Er wollte dem Gift entgegenwirken, indem er seinen Landsleuten in dem christlichen Glauben Schönheiten nachwies, und wenn es ihm nicht gelänge, ihre Vernunft zu überzeugen, so wollte er wenigstens ihren Geschmack bestechen. Herr v. Chateaubriand scheint aber nicht bedacht zu haben, auf welchen niederen Standpunkte er sich stellte, indem er diesen Weg einschlug. Er hat sich wohl nie gefragt, ob diese Vertheidigungsweise der großen Sache, deren er sich annahm, nicht unwürdig wäre, und ob es der Religion wirklich frommen konnte, wenn man sie als eine der schönen Künste behandelte? Was noch mehr ist, er scheint übersehen zu haben, daß selbst der höchste Erfolg seiner Bemühungen ihm bei denen, die er bekämpfte, nicht das Geringste nutzen konnte. Die deistischen Bewunderer Griechenlands und Roms, welche die heidnische Mythologie für die schönste und poesiereichste unter allen halten, machten sie deshalb nicht zu ihrem Glauben. Ihre Urtheilskraft stand nicht unter der Herrschaft ihrer Phantasie, ihr Glaube hing nicht von ihrem Geschmack ab. Wenn daher auch die Beredsamkeit in dem „Génie du Christianisme" sie dahin gebracht hätte, ihren Mustern klassischer Vollkommenheit untreu zu werden, wenn sie auch eine gänzliche Revolution in ihrem Geschmack bewirkt und sie bewogen hätte, von nun an die Gegenstände ihrer Dichtungen und Gemälde nur aus der heiligen Schrift zu nehmen, so würde sie dies eben so wenig zu Christen gemacht haben, als ihre Verehrung für klassische Muster sie zu Anbetern Jupiters oder Minervens machte. Das Höchste, was er bewirken konnte, war, das Christenthum über die abgeschmackte und unsittliche Mythologie der Griechen und Römer zu stellen; er hätte höchstens zeigen können, daß Kunst und Literatur von dem Christenthum mehr begünstigt würden, als von dem heidnischen Glauben, daß sie unter dem Einflusse einer falschen Religion zwar herrlich geblüht haben, unter der wahren aber noch mehr.

Ein Anderes wäre es gewesen, wenn Herr v. Chateaubriand seine Beweisgründe gegen die Bekenner irgend eines anderen bekannten Glaubens gerichtet hätte, wenn er den Einfluß des Christenthums nicht den zweifelhaften Resultaten eines längst verschollenen Glaubens, sondern der augenscheinlichen unbestreitbaren Einwirkung einer bestehenden Religion, der ein großer Theil der Menschheit anhinge, entgegengehalten hätte. Er hätte sie mit Vortheil dem Mohammedanismus entgegenstellen können; er hätte die erstarrende und erniedrigende Wirkung der falschen Religion, im Gegensatze zu der civilisirenden Macht der wahren, zeigen können; er hätte zeigen können, daß der Mohammedanismus mit Satzungen überladen ist, welche dem menschlichen Geiste Fesseln anlegen und sein Fortschreiten hemmen, während das Christenthum die Entwickelung aller seiner Fähigkeiten fördert; daß der Mohammedanismus beinahe für keine andere Nation paßt, als für diejenige, unter der er entstanden, indem er künftige Belohnungen verheißt, welche, gleich denen der alten Deutschen und Amerikanischen Wilden, nur dem rohen und thierischen Geschmack gewisser Völker zusagen; weil er Ceremonien vorschreibt, die unter manchem Himmelsstrich unmöglich sind, wie das Fasten von einem Sonnen-Untergange zum anderen in den Polar-Ländern; das Christenthum hingegen den Bewohnern aller Erdgegenden in gleichem Maße zusagt und überall mit derselben Leichtigkeit ausgeführt werden kann. — Hätte Herr v. Chateaubriand dies gethan, so würde er weise gehandelt haben, obgleich man auch dann nicht hätte sagen können, daß seine Argumente eine feste Grundlage haben. Doch er that nichts von dem Allen. Er vergleicht nicht gleichzeitige Religionen, sondern die Wirkungen des neuen Christenthums mit den Ergebnissen des alten Heidenthums; er stellt nicht Resultate gegen einander, die unbestreitbar dem Einflusse der Religion zugeschrieben werden müssen, sondern solche, deren Ursprung aus dieser Quelle gar nicht erwiesen werden kann, und die mit derselben bloß gleichzeitig seyn konnten. Ueberdies hat er Umstände geltend gemacht, die, sie mögen nun von der Religion herstammen oder nicht, anstatt zum irdischen Wohl des Menschen wesentlich nöthig zu seyn, von Manchen als ganz werthlos und von ihren Bewunderern selbst nur als Zierden und Luxus des civilisirten Lebens, aber nicht als Haupt-Bestandtheile seiner zeitlichen oder ewigen Wohlfahrt betrachtet werden.

Es ist vollkommen richtig, daß das Christenthum den Fortschritten der Künste und Literatur günstig ist, daß es sich zu poetischer Behandlung sehr gut eignet, daß die Epopöen von Milton, Dante und Tasso eben so sehr unserer Bewunderung verdienen, als die Iliade und Aeneide; Raphael hat unstreitig den Polygnot übertroffen, und die Peterskirche in Rom ist wohl ein prachtvolleres Bauwerk, als irgend ein Tempel des alten Griechenlands. Soll aber das Christenthum auf solchem Boden vertheidigt werden? Soll dies seine Schutzrede seyn? Kann irgend Jemand, der die wahre Ansicht desselben hat, glauben, daß seine unermeßliche Wichtigkeit auch nur um ein Jota vermehrt werde, wenn man noch so überzeugend darthut, daß es dem Gedeihen der Dichtkunst, Malerei, Baukunst oder Musik nicht hinderlich ist? — Ein frommer Mann, wie Herr v. Chateaubriand, sollte besser den unermeßlichen Abstand zwischen der inneren Bedeutsamkeit der Religion und den Zurüstungen, womit er sie unterstützen will, einsehen. Selbst der Nichtfromme erkennt die Religion als das mächtigste Triebwerk, das je in den Zustand des Menschen eingriff, und würde es kindisch und absurd finden, sie darum zu preisen, weil die schönen Künste unter ihrem mächtigen Schatten geblüht haben. Um die Geringfügigkeit dieser Vertheidigungs-Mittel recht zu zeigen, dürfen wir nur das Gegentheil von dem, was Herr v. Chateaubriand behauptet, als wahr annehmen. Gesetzt also, daß Poesie und schöne Künste unter dem Einfluß des Christenthums in Verfall gerathen wären, gesetzt, daß seit dem Entstehen desselben kein großes Gedicht geschrieben, kein schönes Bild gemalt, kein herrlicher Tempel erbaut worden wäre, und daß nur das Heidenthum Bewundernswürdiges in dieser Gattung aufzuweisen hätte; dies Alles angenommen, wer müßte nicht lächeln, wenn man es als Beweis gegen die Wahrheit der christlichen Religion anführen wollte? Die Wahrhaftigkeit derselben ruht durchaus auf anderem Grunde, und steht dieser einmal fest, so können Einwürfe solcher Art auch nicht das Gewicht einer Feder haben.

Auch als Kritiker ist Herr v. Chateaubriand nicht besonders zu loben. Seine Meinungen und Ansichten über die Literatur sind nicht umfassend. Er sieht mehr auf das Aeußere als auf das Innere, und das Alter hat ihn hierin nicht geändert. Er gehört der Schule Rollin's, Bossu's und Laharpe's an und ist überdies in seinem Urtheil über fremde Literatur ein wahrer Franzose. „Wenn wir die fremden Werke und die unsrigen unparteiisch beurtheilen", sagt er, „so werden wir immer auf Seiten der Französischen Literatur eine unermeßliche Ueberlegenheit finden." Dies possierliche Pröbchen von Unparteilichkeit kommt in einer Abhandlung über Young vor, dessen „Nachtgedanken" er nicht gedankenreich genug findet. Er überträgt, schlecht genug, einige seiner schwächsten Stellen und vergleicht sie mit gewissen melancholischen Stellen aus anderen Schriftstellern, in welchen wir, die Wahrheit zu sagen, die Vortrefflichkeit nicht finden können, die Herr v. Chateaubriand darin erblickt. Unter anderen, die er als vorzüglich anführt, ist eine sehr schwülstige Stelle von Ossian. Nachdem er sie, eben nicht sehr korrekt,

übersetzt hat, sagt er sehr naiv: „Man sieht, daß die buchstäbliche Uebersetzung hier ganz erträglich ist. Das Schöne, Einfache und Natürliche ist es in allen Sprachen.“ — Ossian einfach und natürlich! Dies bedarf keines Kommentars. Von Shakespear sagt er Vieles, worüber man jetzt wohl in Frankreich eben so lächeln wird, als in England. Mit Schaudern sieht er den Geschmack an diesem dramatischen Dichter bei seinen Landsleuten überhand nehmen.

„Die Vorliebe für Shakespear“, sagt er, „ist in Frankreich viel gefährlicher als in England. Bei den Engländern ist es nur Unwissenheit, bei uns ist es Verderbtheit. Wer die Häßlichkeit liebt, wird bald das Laster lieben; wer gegen die Schönheit unempfindlich ist, wird es auch bald gegen die Tugend. Der schlechte Geschmack und das Laster gehen fast immer Hand in Hand; der erstere ist nur der Ausdruck des letzteren, wie das Wort den Gedanken ausdrückt.“

Shakespear trägt also zur Demoralisation Frankreichs bei. Die Moral-Philosophie dieser Stelle ist der Kritik würdig. Herr v. Chateaubriand ist indeß nicht gefühllos gegen einzelne Schönheiten Shakespear's. Er lobt mit Recht die Morgen-Scene zwischen Romeo und Julie und die Scene, wo Macduff die Nachricht von der Ermordung seiner Frau und seiner Kinder erfährt. Wir hätten geglaubt, daß er die ganze Kraft und Schönheit der letzteren einsähe, hätte er es nicht für gut gefunden, folgende Scene aus Corneille als Parallel-Stelle anzuführen:

Curiace. Albe de trois guerriers a-t-elle fait le choix?
Flavian. Je viens pour vous l'apprendre.
Curiace. Eh bien, qui sont les trois?
Flavian. Vos deux frères et vous.
Curiace. Qui?
Flavian. Vous et vos deux frères.

Die gesperrten Worte sollen Schönheiten vom ersten Range enthalten. Es thut uns leid, die verborgene Erhabenheit dieser Stelle nicht entdecken zu können. Wir begreifen nicht, warum Flavian eine einfache Antwort auf eine einfache Frage wiederholen muß, wenn er nicht etwa unverständlich sprach oder Curiatius taub war; eben so wenig wissen wir, warum er die Worte anders stellt, wenn er nicht etwa an dem Ton in dem „Qui?“ gemerkt hat, daß Curiatius beleidigt sey, weil er seine Brüder vor ihm nannte. Es ist indeß hier unsere Absicht nicht, Corneille zu kritisiren; wir wollten nur zeigen, was Herr v. Chateaubriand einer der ergreifendsten Stellen im Shakespear entgegensetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Musée du naturaliste. (Kleines Museum der Naturgeschichte.) Mit Abbildungen. Vögel.
- Relation etc. (Ueber die Cholera in Paris und im Arrondissement Bernay.) Von Neuville. Pr. 2½ Fr.
- Mémorial de l'officier d'état-major en campagne. (Sammlung von Aktenstücken, die dem Offiziere im Kriege nützlich seyn können.) Von Bonjouan de Lavarenne, Bataillons-Chef. Pr. 10 Fr.
- Manuel portatif des pensions de l'armée de terre. (Die in Bezug auf die Armee-Pensionirung geltenden Gesetze.) Pr. 1½ Fr.
- Manuel portatif du recrutement de l'armée. (Die in Bezug auf die Rekrutirung geltenden Gesetze.) Pr. 1⅓ Fr.

Brasilien.

Die Ur-Einwohner Brasilien's.

In Brasilien giebt es eine sehr dünn zerstreute Bevölkerung von Autochthonen, welche sich hinsichtlich ihrer physischen Bildung, ihres moralischen Charakters, ihrer Sitten, Gebräuche und Lebensart gleichen, hinsichtlich ihrer Sprache aber sich auf eine auffallende Weise von einander unterscheiden. Die Verschiedenheit der Dialekte bei den Brasilianischen Eingebornen ist so groß, daß unter der aus 20 Indianern bestehenden Mannschaft der Barke, auf welcher ein Europäischer Reisender vor einigen Jahren mehrere Flüsse des Landes befuhr, kaum 3 oder 4 sich befanden, die einige Worte mit einander wechseln konnten; auch verflossen die Stunden der Arbeit wie die der Mahlzeit in tiefem Schweigen, und nichts deutete die geringste Sympathie zwischen menschlichen Wesen an, welche doch augenscheinlich zu der nämlichen Race gehörten. Woher stammen diese Sprach-Verschiedenheiten? Haben sie immer existirt? Bei dem Mangel aller Arten von Denkmälern und jeder Tradition ist es sehr schwer, jene Fragen zu beantworten. Eine Beschreibung Brasiliens in Portugiesischer Sprache, welche gegen Ende des 16ten Jahrhunderts verfaßt ist, zählt nur drei Völker auf, welche in eine gewisse Anzahl von Stämmen abgetheilt waren. Laetius in seinem Novus Orbis (1633) führt 76 verschiedene Völkerschaften an; anderthalb Jahrhunderte später glaubte Hervas, die Existenz von wenigstens 150 verschiedenen Dialekten annehmen zu können.

Bei der ersten Landung der Portugiesen in Brasilien scheinen die Tupis oder Tupinambozes das herrschende Volk unter den ursprünglichen Bewohnern des Landes gewesen zu seyn; die Missionaire suchten sich vorzugsweise mit ihrer Sprache bekannt zu machen, und dieselbe verbreitete sich nach und nach in Paraguay und dem südlichen Brasilien unter dem Namen der lingua guarani und in dem übrigen Theil von Brasilien unter dem Namen der lingua brasilica geral; die letztere hört man nur noch in den Provinzen Para und Rio-Negro, wo sie als Verständigungsmittel entweder zwischen den Europäischen Stämmen und den civilisirten Indianern oder zwischen diesen und den wilden Indianern dient. Aber dieses einst so mächtige Volk der Tupis, welches die Ufer des Paraguay, des Plata- und Amazonen-Stromes und des Oreons inne gehabt zu haben scheint, ist fast gänzlich verschwunden. Nur in Mittel-Brasilien findet man noch einige schwache Ueberbleibsel desselben in den Stämmen der Apiaros und der Cahahyvas.

Die zahlreichsten Brasilianischen Stämme bewohnen den südlichsten Theil des Landes. Die Guaycurus in Paraguay zählen ungefähr 12,000 Seelen; die Cajapos und die Cherentes in der Provinz Goyas ungefähr 8000; die Manhès und die Mundrucus an den Ufern des Tapajoz 16 bis 18,000. Nördlich vom Amazonenflusse findet man im Gegentheil eine Menge kleiner Völkerschaften, die in keiner Verbindung mit einander stehen; sie sind in Wäldern versteckt und sprechen nur eine sehr arme, so zu sagen, verstümmelte Sprache.

Die Mitglieder desselben Stammes, derselben Horde oder derselben Familie tragen in der Regel irgend ein Abzeichen, welches sie von Anderen unterscheidet, und mittelst dessen sie sich gegenseitig erkennen. Indessen ist es doch hauptsächlich die Sprache, welche eine Art von Verhältniß zwischen den verschiedenen Stämmen begründet. Die Streitigkeiten zwischen Horden, welche dieselbe Sprache reden, sind selten von langer Dauer, während die Stämme, deren Dialekte keine Aehnlichkeit haben, in einem Zustand beständiger Feindseligkeit leben. Zwischen ihnen ist Krieg auf Leben und Tod; man betrachtet sich gegenseitig als außerhalb des Gesetzes, und dieses Gefühl ist so tief in das Herz jedes Einzelnen gegraben, daß der Indianer, den man nach dem Namen seines Stammes fragt, in seiner Antwort auch gewöhnlich den Namen des Stammes hinzufügt, der der Erbfeind des seinigen ist.

Die Brasilianischen Stämme haben Oberhäupter, denen sie den Namen Tupinaba geben. Die Wahl derselben ist keinen bestimmten Formen unterworfen. Es ist immer der Unternehmendste, der Stärkste, der Tapferste und besonders der Ehrgeizigste einer Horde, der sich der Gewalt bemächtigt; die Gefährten erkennen sein Uebergewicht an, ohne die Ausdehnung seiner Gewalt festzusetzen und ohne bestimmte Verpflichtungen gegen ihn zu übernehmen. Uebrigens sind die Functionen eines Oberhauptes in Friedenszeiten ganz unbedeutend; er schlichtet die Zwistigkeiten, welche sich in seinem Stamm erheben, präsidirt in den Versammlungen desselben und ordnet seine Verhältnisse mit den benachbarten Stämmen. Wenn sein Stamm in Handels-Verbindungen mit den Europäern steht, so schließt er die Käufe ab, beaufsichtigt den Austausch, versorgt die Agenten der Weißen mit Lebensmitteln, giebt ihnen eine Eskorte auf seinem Gebiet und ordnet den Transport der Waaren an. Von den persönlichen Eigenschaften des Oberhauptes hängt der Grad seiner Gewalt ab; seine Untergebenen, von Natur gleichgültig und indolent, räumen ihm gewöhnlich eine fast unumschränkte Herrschaft ein und gehorchen ihm blindlings; mit dem Vorbehalt jedoch, ihn umzubringen, wenn er seine Gewalt auf eine zu drückende Weise mißbraucht.

In Kriegszeiten ist die Gewalt eines Oberhauptes ausgedehnter, als im Frieden; er handelt, ohne die Versammlung um Rath zu fragen, und hat das Recht über Leben und Tod. Wenn mehrere Stämme sich zu einer kriegerischen Expedition vereinigen, so ernennen ihre Chefs einen Ober-Befehlshaber.

Man bemerkt bei den Brasilianischen Indianern weder religiöse Ideen noch irgend einen Kultus. Sie haben keine Priester, wohl aber eine Art von Magier oder Zauberer, Pajès genannt, welche man mit den Schamanen der Nord-Asiatischen Völkerschaften vergleichen kann. Wahrsager, Traumdeuter, Beschwörer und Aerzte zugleich, haben sie auch noch einen politischen Charakter, indem sie entweder einen großen Einfluß auf die Beschlüsse der Oberhäupter und der General-Versammlungen ausüben oder als Schiedsrichter bei Streitigkeiten zwischen Einzelnen auftreten.

Die Pajès desselben Stammes bilden eine Art von Brüderschaft und stehen sich gegenseitig bei, um den dummen Aberglauben des Volkes und somit ihr Ansehen aufrecht zu erhalten. Der junge Mann, welcher in ihre Brüderschaft aufgenommen zu werden wünscht, zieht sich an einen einsamen Ort zurück, um sich dort dem Nachdenken zu überlassen. Die Aeltesten der Brüderschaft begeben sich des Nachts zu ihm und unterrichten ihn in den Geheimnissen ihrer Wissenschaften. Nach einer zweijährigen Zurückgezogenheit wird er mit gewissen Ceremonien in die Horde eingeführt. Durch ein ernstes und schweigsames Aeußeres und durch häufige Kasteiungen sucht er sich die Ehrfurcht zu erwerben, deren er zur Ausübung seiner Functionen bedarf. Es giebt Pajès, welche in einem so großen Ruf der Heiligkeit stehen, daß ihre Personen und ihr Eigenthum selbst von feindlichen Stämmen geachtet werden. Aber wehe dem, dessen Vorhersagungen nicht in Erfüllung gehen, oder dem es nicht glückt, einen Kranken zu heilen; er ist den grausamsten Verfolgungen ausgesetzt und büßt oft den Irrthum mit seinem Leben.

Wenn sich ein Fremder einer Hütte naht, so legt sich der Herr derselben in seine Hangematte, um seinen Gast in dieser Lage zu empfangen; die ganze Familie thut desgleichen, so daß der Neuangekommene allein aufrecht steht, bis man ihm einen Platz beim Feuer oder eine besondere Hangematte angeboten hat. Wenn der Hausherr den Fremden einladet, an dem Mahl der Familie Theil zu nehmen, oder ihm eine brennende Cigarre anbietet, so ist dies ein Beweis, daß er ihm Gastfreundschaft und Schutz bewilligt; wenn er ihm dagegen keines dieser Zeichen des Wohlwollens giebt, so deutet er dadurch an, daß er ihn als Feind zu behandeln gedenkt.

Wenn der junge Indianer das Jünglings-Alter erreicht, so fängt er an, das väterliche Joch abzuschütteln; da er für seinen Vater weder Liebe noch Ehrfurcht empfindet, sondern bloß durch Furcht im Gehorsam erhalten wird, so entledigt er sich dieser Bande, so wie er sich stark genug fühlt, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Was die jungen Mädchen betrifft, so bleiben sie so lange unumschränkt

vom Vater abhängig, bis sie einen Mann erhalten. Es ist nicht selten, daß man kleine Kinder vor Hunger und aus Mangel an Sorgfalt sterben sieht; dasselbe ist oft mit Greisen und kranken Personen der Fall. Bei einigen Stämmen, wie z. B. bei den Mojacunas, den Mundrucus u. s. w., ist es sogar Sitte, seine vor Alter unfähig gewordenen Eltern zu tödten; hierdurch, sagen sie, wird ihnen ein Dienst geleistet; denn der Greis, der weder jagen, noch Krieg führen, noch trinken kann, hat keine Freude mehr auf der Welt.

Der Mord wird bei den Brasilianischen Stämmen nicht als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft betrachtet. Wenn sich ein Streit zwischen zwei Individuen desselben Stammes durch den Todtschlag des Einen endet, so bekümmern sich die Uebrigen auf keine Weise darum; für die nächsten Verwandten des Ermordeten ist die Rache eine Gewissenssache; daraus entstehen Familien-Feindschaften, die sich von Generation zu Generation forterben; denn der Durst nach Rache wird bei den Indianern nicht leicht gestillt.

Diese verschiedenen Details geben uns einen ziemlich traurigen Begriff von den Sitten und dem gesellschaftlichen Zustande der Brasilianischen Eingebornen. Eine Unzahl kleiner Völkerschaften, auf einem Raum zerstreut, der zwanzigmal so groß ist, als das ganze Königreich Frankreich, nicht einmal durch das Band einer gemeinschaftlichen Sprache verbunden und immer im Kriege mit einander; Wesen mit menschlicher Gestalt, aber den Gefühlen der Geselligkeit und des Wohlwollens fremd, ihrer gewöhnlichen Apathie nur entsagend, um sich der Wuth der Eifersucht oder den Anfällen der Rache zu überlassen, jedes religiösen Begriffs beraubt, von einer stieren Indolenz beherrscht, welche sie unfähig macht, aus ihren Berührungen mit den Europäern Vortheil zu ziehen, — das ist es, was auch Herr von Martius im Innern von Brasilien wahrgenommen hat. Diese Schilderung weicht in der That auffallend von der ursprünglichen Einfachheit jener Völker ab, wie die ältesten historischen Dokumente sie darstellen. Auch zweifelt der genannte Deutsche Reisende nicht, daß sie vor mehreren Jahrhunderten einen bedeutenden Grad von Civilisation erlangt hatten und erst nach und nach wieder bis zu ihrem jetzigen fast thierischen Zustande herabgesunken sind. Man muß indessen bekennen, daß man bei den Brasilianischen Eingebornen weder Ruinen von Denkmälern, noch Traditionen, noch National-Gesänge findet, welche auf eine frühere Civilisation schließen lassen; das einzige Anzeichen, welches darauf hindeutet, ist die Kultur gewisser Pflanzen, die nicht ursprünglich in Brasilien einheimisch sind.

Sind jene Gegenden in früheren Jahrhunderten der Schauplatz fürchterlicher physischer Revolutionen, zerstörender Erdbeben oder verderblicher Ueberschwemmungen gewesen, welche die Einwohner zerstreut und sie in einen Zustand des Schreckens und der Betäubung versetzt haben, aus dem sie sich nicht wieder erholen konnten? Oder muß man annehmen, daß in der Organisation jener Völker ein Hinderniß zur Entwickelung der geistigen und moralischen Fähigkeiten liegt? Man verliere sich in Vermuthungen; aber wie dem auch sey, die Rolle, welche jene Race auf der Welt zu spielen bestimmt ist, scheint sich ihrem Ende zu nahen. Mit jedem Jahr vermindert sich die Zahl der Brasilianischen Eingebornen, und wie schon ihre alten Denkmäler, ihre alten Traditionen, wenn man annimmt, daß sie dergleichen besessen haben, verschwunden sind, so kann man den Augenblick voraussehen, wo ihre Gattung vollkommen erlöschen wird, um jener neuen, thätigen, unternehmenden und egoistischen Bevölkerung Platz zu machen, welche Europa unablässig nach der neuen Welt sendet. (Nouv. Annales des Voyages.)

Bibliographie.

Collecção das leis, decretos etc. (Sammlung von Gesetzen, Dekreten rc. des Kaiserthums Brasilien seit der glücklichen Epoche seiner Unabhängigkeit.) Der gesetzgebenden Versammlung gewidmet. 5 Bde. Pr. 28,000 Reis.

Historia da revolução do Brasil. (Geschichte der Revolution von Brasilien.) Nebst allen amtlichen Aktenstücken und vier eigenhändigen Briefen [Facsimile] Dom Pedro's I. an seinen Sohn Dom Pedro II. und an drei Prinzessinnen. Von einem Mitgliede der Deputirten-Kammer. Pr. 2000 Reis.

Historia da revolução franceza em 1830. (Geschichte der Französischen Juli-Revolution.) Zum Besten der Wittwen und Waisen der in den Juli-Tagen Gebliebenen. Den in Brasilien wohnenden Franzosen gewidmet. Pr. 2000 Reis.

Esboço da vida e campanhas do Principe Eugenio de Leuchtenberg. (Kurzer Abriß von dem Leben und den Feldzügen des Prinzen Eugen v. Leuchtenberg.) Pr. 640 Reis.

Gaticanea, ou cruentissima guerra entre os cães e os gatos. (Der Krieg der Hunde und Katzen.) Pr. 640 Reis.

Malicia das mulheres. (Weiber-Arglist.) Eine Novelle. Pr. 80 Reis.

Mannigfaltiges.

— Zeit-Ersparniß in England. In England ist die Zeit ein Einkommen, ein Schatz, eine werthvolle Habe. Die Engländer sind nicht karg mit ihrem Gelde, aber äußerst karg mit der Zeit. Es ist zum Erstaunen, wie pünktlich sie sich bei Bestellungen einfinden; sie ziehen die Uhr heraus, stellen sie nach der des Freundes und erscheinen dann auf die Minute. Die Englische Aussprache selbst scheint gemacht, um Zeit zu gewinnen; man verschluckt die Buchstaben und stößt die Wörter zischend heraus. Voltaire sagt daher nicht mit Unrecht: „Die Engländer gewinnen gegen uns täglich zwei Stunden durch das Verschlucken ihrer Sylben.“ Sie machen wenig Komplimente, weil sie Zeit kosten; sie grüßen mit einem Wink oder höchstens mit den halb verschluckten vier Sylben „How d'ye do?“ Der Schluß ihrer Briefe ist immer mehr einfach als ceremoniös. Sie nehmen sich nicht „die Freiheit, Ihrer hochgeborenen Gnaden die Versicherung ihrer ausgezeichneten Hochachtung und tiefen Ehrfurcht zu wiederholen, mit welcher sie die Ehre haben, Ihre unterthänigen, gehorsamsten und ergebensten Diener zu seyn.“ Ihre Sprache selbst scheint immer auf der Flucht, denn sie besteht größtentheils aus einsylbigen Wörtern, und oft werden zwei davon zu einem verschmolzen. Die große Anzahl dieser einsylbigen Wörter giebt ihr das Ansehen einer abgekürzten Schrift, einer Art Schnellschrift. Die Engländer sprechen wenig, ich glaube, um Zeit zu sparen. Es ist daher natürlich, daß eine Nation, welche einen so hohen Werth auf die Zeit legt, auch die besten Zeitmesser (Chronometer) macht, und daß Alles, selbst unter den ärmeren Klassen, Uhren trägt. Die Schirrmeister der Postkutschen haben Uhren, die 80 Pfd. Sterl. werth sind, weil sie sich sehr in Acht nehmen müssen, fünf Minuten zu spät einzutreffen. An ihrem Bestimmungsorte stehen schon Verwandte, Freunde und Diener bereit, um Passagiere und Packete in Empfang zu nehmen. Bei einer so komplizirten Maschine, wie England, ist es in jeder Hinsicht wesentlich, daß Alles auf den Punkt gehe; Verwirrung würde zum Untergange führen.

(Graf Pecchio's Osservazioni sull' Inghilterra.)

— Weihnachtsfeier. Folgende Schilderung des Weihnachtsfestes, wie es in England vor 200 Jahren gefeiert wurde, ist aus einem Buche genommen, welches den Titel führt: „Christmas Entertainments“ (Weihnachts-Unterhaltungen) und England schildert, wie es ehemals war: „Einst, vor alten Zeiten, gab es noch Gastfreundschaft im Lande. Wenn der große Tag erschien, sah ein Englischer Edelmann alle seine Pächter und Nachbarn mit Tages-Anbruch in seine Halle treten. Das starke Bier wurde angezapft, und die vollen Humpen gingen herum, mit geröstetem Brod, Zucker, Muskatnuß und gutem Chester-Käse. Die Stuben waren mit Stechpalmen, Epheu, Cypressen, Lorbeerreis und Eichenmisteln ausgeschmückt, und ein prasselnder Weihnachts-Kloben lag im Kamin und glühte wie die Backen einer Dorf-Milchmagd. Das Zinn war so blank, wie ein geputztes Fräulein, und jedes Stück Kupfer-Geschirr leuchtete wie der schmuckste Edelmann. Die Diener rannten hin und her mit fröhlichen Herzen und heiteren Gesichtern, Alle waren geschäftig, die Gäste zu bewillkommnen, und sahen so zierlich aus, wie frisch geleckte junge Hunde. Die Dirnen waren so munter und blühend, wie die Mädchen zur Zeit der guten Königin Elisabeth, als sie noch gebratene Hammelkeulen zum Frühstück aßen. Grete leipperte herum, um für Hans Brod zu rösten, und Hans lief, als wenn ihm der Kopf brennte, um für Greten eine Kanne Ale zu zapfen.“ — Weiter heißt es: „Das große Fest wurde in früheren Zeiten mit so vieler Freiheit und einem so offenen Herzen gefeiert, daß in der Nachbarschaft eines Edelmannes Jedermann wenigstens einen Tag des Weihnachtsfestes vergnügt zubrachte. Die Tafeln waren von Anfang bis zu Ende besetzt. Rindsbraten, Fleischpasteten, Rosinensuppe, Kapaunen, Truthähne, Gänse und Rosinen-Puddings, Alles wurde aufgesetzt, und ein Jeder, der einen guten Magen und ein scharfes Messer mitbrachte, war willkommen, wodurch das Sprüchwort entstand: „Lustig in der Halle, die Bärte wackeln Alle.“ — Damals gebrauchte man, den Bratspieß zu drehen, Leute, die nach dem Mittagsessen so schwarz und fettig waren, wie ein wälscher Suppentopf; allein die Bratenwender haben sie alle verdrängt. Die Gänse, die man sonst für ehrliche Nachbarsleute mästete, wurden in letzter Zeit nach London gesandt, und aus den Kielen schnitt man Federn, um den Wirth um Hab' und Gut zu schreiben. Die Schafe wurden fortgetrieben und zu Gelde gemacht, um die beim Würfel- oder Kartenspiel gemachten Schulden zu bezahlen, und aus den Fellen machte man Pergament zu Schuldverschreibungen und Pfandbriefen; ja sogar die armen unschuldigen Bienen, die sonst dem Gutsherren jährlich ihren Tribut in gutem Meth abtrugen, zum großen Behagen seiner Gäste, und deren Wachs zu Heilpflastern für kranke Nachbarn verwendet wurde, müssen es jetzt in Siegellack verwandelt sehen, um Verschreibungen, die ihren Herrn ruiniren, damit zu siegeln.“ (Athenaeum)

— Türkische Justiz. Ich hatte noch nicht zwei der steilen Straßen, die nach dem Eski Serai führen, zurückgelegt, um eine Renne mit anzusehen, als ein sonderbares in Türkischen Städten heimisches Schauspiel mir in die Augen fiel, nämlich ein Bäcker, der mit einem Ohr an seinen Thürpfosten genagelt war. Ich konnte dies als einen Glücksfall betrachten, denn die Strafe ist selten genug, um für eine Merkwürdigkeit zu gelten. Die Stellung des Kerls war wirklich possierlich, besonders durch den Gleichmuth, mit dem er sich den Bart strich. Man sagt, die Operation soll nicht sehr schmerzhaft seyn, obgleich man mit diesem rauh genug umgegangen war, denn er mußte sich auf den Zehen halten, um das Ohr nicht loszureißen. „Dies ist Nichts“; sagte der Dragoman, als er mich so aufmerksam sah; „vor einigen Tagen wurden einem Bäckermeister, einem der schönsten Burschen, die man sehen kann, Nase und Ohren abgeschnitten. Er hielt es als ein braver Kerl aus. Er sagte, aus seinen Ohren mache er sich nicht viel, der Turban würde diesen Mangel wohl bedecken, aber seine Nase misse er ungern. Er gab dem Scharfrichter ein Trinkgeld, damit er sie ihm, nachdem er sie dem Richter gezeigt, zurückgebe, um sie wieder ansetzen zu lassen.“

(Slade's Travels.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 18. Januar 1833.

Aegypten.

Ueber das Osymandyeum zu Thebae.

Mit Bezug auf den in Nr. 2 des Magazins enthaltenen Artikel.

Da ich in der Geschichte der Baukunst (B. I. p. 64) über das Osymandyeum und ähnliche Denkmäler der Pharaonen, wovon die Ruinen noch vorhanden sind, meine Meinung ebenfalls kund gab, so konnte mir die in dem Blatte Nr. 2. des Magazins für die Literatur des Auslandes dargelegte Ansicht des Herrn Letronne nicht anders als wichtig seyn, besonders da die Schrift von einem Manne herrührt, der unter die Gelehrtesten des Auslandes gehört, und den ich seit lange hochschätze.

Die erste Frage ist: ob die großen Ruinen an der Westseite des Nils zu Thebae, welche die Französischen Gelehrten der Expedition unter dem Namen Memnonium bezeichnen, Ueberreste des Osymandyeum seyen? —

In Rücksicht dieser Frage habe ich mich bereits in der Bau-Geschichte (im J. 1821) dahin erklärt, daß, wenn man die Maße der Ruinen mit denen vergleicht, welche Diodor von dem Osymandyeum giebt, man zwar in der Anlage einen ähnlichen, aber nicht denselben Bau findet. Dieser Meinung aus denselben Gründen ist auch Herr Letronne. Er fügt aber noch anderes hinzu.

Erstlich bringt er zwei Risse von Herrn Huyot bei, der eine die Ruinen nach seinen eigenen Messungen und der andere den Plan des Osymandyeum nach den Angaben des Diodor vorstellend, um auf diese Weise die Verschiedenheit zwischen den beiden Gebäuden augenscheinlich darzustellen. Die Richtigkeit dieser beiden Risse erregt zwar wenig Zutrauen, der erste nicht in seinen Verstößen, worin er von den Rissen der Expedition abweicht, und was den Riß der Restauration des Osymandyeum nach Diodor betrifft, so hätte derselbe besonders mit viel mehr Raum-Ersparung gemacht werden können. — Doch die Risse des Herrn Huyot können hier füglich aus dem Spiel bleiben.

Auch läßt sich ein Gleiches von einer anderen Meinung, welche Herr Champollion der Jüngere beibringt, sagen. Dieser nämlich versichert, daß er bei der Untersuchung der Ruinen den Namen Osymandyas niegends gefunden, wohl aber habe er auf dem Arme des umgestürzten Kolossen zweimal den Namen des Königs Ramesses gelesen. Ein Jeder mag solchen hieroglyphischen Erklärungen so viel Zutrauen schenken, als man Lust hat. Auf jeden Fall würde nur so viel daraus hervorgehen, daß man hier in den Ruinen nicht das Osymandyeum vor sich hat, sondern ein ähnliches Denkmal eines anderen Königs, der Ramesses hieß.

Doch zur Hauptfrage: Ob das Osymandyeum wirklich je existirt habe?

Dies leugnet nun Herr Letronne absolut und meint, daß ein solches Gebäude eben so wenig je vorhanden gewesen sey, als das Grabmal des Porsenna unter Clusium.

Auch über letzteren Bau habe ich nicht vergessen meine Ansicht in der Geschichte der Baukunst (i. p. 249) zu eröffnen und kund zu geben, daß allerdings die Varronische Beschreibung eines solchen Baues zu viel Widersprüche in sich enthalte, um an die Möglichkeit seiner Existenz zu denken.

Aber anders ist es mit dem Denkmal des Osymandyas. Keinem, der über das Bauwesen des Aegyptischen Volkes nachgedacht hat, wird einfallen, die Möglichkeit eines solchen Baues zu leugnen, vorausgesetzt, daß man einen solchen Bau hätte ausführen wollen. Doch hören wir die Gründe des Herrn Letronne.

Er meint, daß die ganze Erzählung bei Diodor ein Mährchen der Aegyptischen Priester sey, ersonnen aus Eitelkeit, um gegen die Griechen groß zu thun.

Diese Anklage gegen die Priester wird aber ein anderer nicht leicht über sich nehmen. Welcher ernsthafte Griechische Schriftsteller hat sich je beigehen lassen, solche Beschuldigungen auf diesen so hoch verehrten Stand zu häufen? — Weder Herodot, noch Diodor, noch Strabo bringen dergleichen vor. Auch scheint keiner der früheren Reisenden in Aegypten, wie Solon und Pythagoras, Plato und Eudoxus, je so verächtliche Ideen von der Priesterschaft des Landes gehabt zu haben.

Und was erzählten die Priester den Griechen, welche in der Zeit des ersten Ptolemaeus Aegypten bereisten und die Denkwürdigkeiten des Landes aufzeichneten? — Antwort: daß aus ihren Archiven bekannt sey, daß der Pracht-Denkmäler — an der Libyschen Seite des Flusses zu Thebae — siebenundvierzig waren; aber bis auf die Regierung des ersten Ptolemaeus nur noch siebzehn vorhanden seyen. Diodor (I, 46.) fand aber bei seiner Anwesenheit — Ol. 180 am Ende des siebenten Jahrhunderts von Rom — auch diese größtentheils im Verfall. — Nun giebt Diodor (I, 47.) die Beschreibung des Osymandyeum, doch auf eine Weise, woraus es nicht klar wird, ob Diodor selbst noch einige Ueberreste davon sah. Offenbar nahm er seinen Haupt-Bericht aus den Schriften der Griechen, welche um die Zeit des ersten Ptolemaeus Aegypten bereisten, und unter denen auch Hekataeus (von Abdera) war.

Aus der Erzählung dieser Griechen geht aber unumstößlich hervor, daß sie nicht blos niederschrieben, was ihnen die Priester erzählten, sondern daß sie auch noch selbst das Denkmal des Osymandyas gesehen hatten. Dies zu erweisen, fügen wir aus der Erzählung folgende Bemerkungen bei:

1. Gleich im Anfange (c. 47) heißt es: „von den ersten Gräbern, welche, wie man sagt, die Grabmäler der Jungfrauen Jupiter's waren, sey das Denkmal des Osymandyas, wie sie es nennen, zehn Stadien abgelegen gewesen.“ Wem fiele nicht eine solche Lokal-Bestimmung auf, wenn die Griechischen Schriftsteller sie nicht selbst gaben?

2. Gleich darauf heißt es, daß die Telamonen, welche statt der Säulen dienten, nach alter Weise gearbeitet wären. Diese Worte — nach alter Weise — konnten aber nicht von den Priestern herrühren, weil die Skulptur der Aegypter überall desselben Stiles war. Die Worte sind die eines Griechen, der einen Begriff von der Aegyptischen Skulptur im Verhältniß zu der Griechischen geben wollte. Strabo aber vergleicht die Skulptur der Aegypter mit den Arbeiten der Tyrrhener und der ältesten Griechen; dann sagt Plato andererseits, daß die Aegypter bei ihren Kunst-Arbeiten gesetzlich keine Abweichung erlaubten und ihre Werke, welche sie vor zehntausend Jahren arbeiteten, von denen seiner Zeit nicht verschieden wären, weder besser, noch schlechter.

3. Auch die Angabe, daß die Peristylien mit Steinbalken aus einer Länge überdeckt seyen, kann nur die Bemerkung eines Griechen seyn, bei welchen, wie bekannt ist, gewöhnlich solche Ueberdeckungen bloß mit hölzernen Balken geschahen.

4. (c. 48.) Auch was von dem Löwen gesagt wird, der neben dem Könige mitkämpfte, kann nur Meinung eines Griechen seyn, weil die Aegyptischen Priester bestimmt wissen mußten, ob hier der Löwe wirklich oder symbolisch zu nehmen sey.

5. (ibid.) Die Namen der beiden Kolossen von 27 Fuß werden nicht angegeben. Dies konnte nur Unwissenheit der Griechen, nicht der Aegyptischen Priester seyn.

6. (ibid.) Der von Säulen unterstützte Raum, der als Richtersaal diente, konnte nur von einem Griechen mit einem Odeon verglichen werden. Auch läßt sich die Aegyptische Einrichtung eines solchen Saales unschwer begreifen. Als ein wirklicher Richtersaal gedacht, enthielt er in dem von den Säulen unterstützten Raume die neugierigen Zuhörer. Die Prozessirenden, hier in Figuren von Holz geschnitzt, standen auf einer Erhöhung wie auf einer etliche Fuß hohen Bühne eines Theaters oder Odeon's, und auf der Hinterwand einer solchen bühnenartigen Erhöhung war der Hauptrichter mit den 30 Beisitzern eingehauen. — Auch ist es bekannt, daß das Odeon bei den Griechen nicht selten als Richtsaal diente (Geschichte der Bauk. III. p. 110).

7. (c. 19) Eben so unschwer läßt sich die Anlage der anderen Räume begreifen, welche theils neben (rechts und links), theils tiefer einwärts an dem Richtersaal hinlagen, als:

a) der Gang mit den kleinen anliegenden Räumen, auf deren Wänden die kostbarsten Eßwaaren dargestellt waren, und wo man auch den König schön gebildet und bemalt sah, dem Gotte das Gold und Silber darbringend, was jährlich aus den Bergwerken einging. — Dann b) der Saal der Bibliothek und c) der daran stoßende Raum, wo der König allen in Aegypten verehrten Göttern, jedem insbesondere, sein Opfer darbrachte. d) An der Wand der Bibliothek lag ein zierlich erbauter Salon mit 20 Lagerbetten, wo man die Bilder des Jupiter, der Juno und des Königs sah und man die Leiche des Königs beigesetzt glaubte (geheimnißvoll nach Aegyptischer Weise). e) Um die genannten Räume her fanden sich dann nicht wenige Abtheilungen, in denen alle in Aegypten verehrte Thiere gemalt waren. —

Alle solche Räume, als: der Richtersaal, der Gang und die daran liegenden Abtheilungen mit den dargestellten Eßwaaren, die

Bibliothek, der Göttersaal, der Jupiter- und Juno-Saal mit den 20 Lagern und die kleineren Abtheilungen für die heiligen Thiere — sind ohne Ausnahme als bedeckt und so hinter und neben einander — rechts und links — erbaut anzunehmen, daß sie im Verhältniß nur einen geringen Raum enthielten. Nur der Richtersaal hatte eine bedeutende Größe mit zwei Seiten, jede von 200 Fuß, aber ohne Bestimmung der Breite. Alle genannte Abtheilungen mochten in ihrem Gesammt-Raum kaum so viel enthalten, als eines der beiden Quadrate der vorliegenden Höfe, wovon jede Seite 400 Fuß maß.

Hiernach würde der gesammte Bau eine Länge von 1200 Fuß zu einer Breite von 400 Fuß gehabt haben.

Woher also der übertriebene große Flächenraum, welchen der Autor dem Osymandyeum zutheilt? — Man vergleiche hiermit nur die Ruinen von Karnak, den ehemaligen Tempel des Jupiter Ammon, der dreizehn Stadien im Umfang hatte, oder, quadratisch genommen, jede Seite 3¼ Stadien oder 2000 Fuß; oder will man andere Denkmäler der Könige damit vergleichen, wie das Labyrinth, wovon das Osymandyeum kaum ein Viertel betragen mochte, wenn wir anders uns auf unsere Restauration (Geschichte der Bauk. I. p. 71) berufen dürfen.

Aber der große goldene Ring auf der Dachung? — Der Umfang desselben war 365 Ellen oder 547½ Fuß. Der Durchmesser des Ringes betrug also 182⅓ Fuß. — Wo wäre also die Schwierigkeit, einen solchen Ring auf eine Dachfläche von 400 Fuß im Quadrat aufzulegen? —

Doch man bedenke, daß der Ring eine Elle dick war! — woher so viel Gold, und dann zu welchen unnützen Zwecken? —

Letzteres berührt sogar mit einer Art von Unglauben Herr Professor Ideler (Handb. der Chronologie II. p. 590). Recht hat Ideler, daß nach vier Jahren eine solche Verzeichnung in Hinsicht der Auf- und Niedergänge nicht mehr paßte. Allein was thut dies? — Gewiß wußten dies die Aegyptischen Priester. Aber eben darin lag die Wichtigkeit für den König Osymandyas, weil man dadurch die bestimmte Zeit seines Lebens und seiner Thaten für immer daran erkannte. Hierbei kann man sagen: es war Absichtlichkeit; — so wie es Absichtlichkeit der Aegyptischen Priester war, daß sie erst nach jedem großen Jahre von 1461 gewöhnlichen Sonnenjahren einschalteten, wo Alles wieder in Hinsicht des Umlaufes der Gestirne in die frühere Ordnung kam. — Aber das viele Gold? — Hier glauben wir, daß man Summen und Zahlen bei Dingen in so früher Zeit nie so viel zu berücksichtigen habe. Hierbei können leicht, sey es durch Absicht, durch Mißverstand oder Nachschreibung, Verstöße vorgehen. — Doch hierbei möchten wir kaum an Verstöße glauben; denn was hindert uns in jener früheren Welt — etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung — an große Summen und Massen edler Metalle zu glauben, in einer Zeit, wo Flüsse und Bergwerke gleichsam noch ihre jungfräuliche Ergiebigkeit hatten, wo die Metalle noch nicht gemünzt wurden und der Herrscher der wesentliche Besitzer solcher Metalle war? —

Doch um uns näher liegende Zeiten zu berühren: Wer begreift die Massen edler Metalle, welche Alexander in den Schatz-Niederlagen der Persischen Könige zu Pasargadae, Persepolis, Susa, Ecbatana und Babylon fand? — Oder bedenke man nur die ungeheuren Massen zu Kunstwerken verarbeiteten Goldes und Silbers, welche ein später Aegyptischer König, Ptolemaeus Philadelphus, zur Schau tragen ließ (Athenaeus 5, 5), Massen, wodurch sich die Englische Staatsschuld auf einmal tilgen ließe.

Sich ungläubig anstellen, ableugnen, verkleinern läßt sich in schwierig zu entwickelnden Fällen leicht. Das Wahrscheinliche herauszufinden aber, bleibt schwer. Schriftsteller müssen sich aber nicht beruhigen und sich keine Beschuldigungen gegen das Alterthum zu Schuld kommen lassen, ehe sie nicht die Möglichkeit der Sache auf das Genaueste erwogen haben.

Unser Ergebniß in Hinsicht des Osymandyeum ist und bleibt also: daß unter den noch vorhandenen großen Ueberresten zwar keiner dem großen Baue dieses Königs gleiche; aber daß deswegen an der ehemaligen Existenz desselben, und zwar noch zur Zeit Ptolemaeus des Ersten, nicht zu zweifeln sey: den großen Ring ausgenommen, welchen schon Kambyses wegnahm.

Berlin, den 10. Januar 1833. A. Hirt.

Frankreich.

Chateaubriand und seine Werke.

Von einem Englischen Kritiker dargestellt.

(Fortsetzung.)

Herr v. Chateaubriand hat fünf Romane geschrieben: „Atala", „René", „Les Natchez", „Le dernier Abencerrage" und „Les martyrs", alle in gleichem Tone gehalten und wahrscheinlich dazu bestimmt, die in seinem „Génie du Christianisme" aufgestellte Behauptung von der Tauglichkeit des Christenthums zu poetischer Bearbeitung darzuthun. Der Stoff im „letzten Abencerragen" hat einige Aehnlichkeit mit dem in Voltaire's Zaire. Doch hier findet ein doppelter Kampf statt. Die Christin liebt den Mahomedaner, und der Mahommedaner liebt die Christin; Keines will aber in eine Verbindung mit dem Anderen, ohne dessen Bekehrung, willigen. Wir sehen nicht ein, warum Herr v. Chateaubriand nicht den Knoten durch die Bekehrung des Mohammedaners löste; die Geschichte hätte dabei gewonnen, und die Standhaftigkeit der christlichen Jungfrau wäre in höherem Glanze erschienen. „Atala", „René" und die „Natchez" sind Theile Einer langen Erzählung; denn die ersten beiden sind in der That Episoden der dritten und nur besonders abgedruckt, und der Stoff von allen dreien ist das wilde Leben in den Wäldern von Nord-Amerika. Unsers Verf. Ansicht vom wilden Leben scheint sehr mit der Rousseau's übereinzustimmen, dessen Schriften einen Eindruck auf ihn gemacht haben, den selbst Erfahrung nicht schwächen konnte. Sein Zweck ist, zu zeigen, daß der Mensch in diesem rohen Zustande, oder „der Naturmensch", wie man ihn nennt, jenem Grad von Vollkommenheit, zu dem die Natur ihn bestimmte, am nächsten sey, und daß die Civilisation ihn nur erniedrige. Eine falsche und lächerliche Theorie, aber vielleicht nicht ganz unnatürlich bei denen, die zum Maßstab der Civilisation Frankreich unter Ludwig XV. nahmen und ihre Begriffe vom Naturleben aus ihrer Phantasie oder den Berichten lügenhafter Reisender schöpften. — Von diesen drei Erzählungen ist „Atala", wiewohl mangelhaft, doch die beste. Es ist eine kurze Erzählung von einfacher Anlage, die keine Intrigue oder Mannigfaltigkeit der Charaktere und Begebenheiten darbietet; sie hat wenig Handlung und nur drei hervorstechende Personen: Chactas, ein halbbekehrter Indianer, Atala, eine Christin, Tochter eines Europäers, und Aubry, ein christlicher Missionair. Atala befreit den Indianer Chactas, flieht mit ihm und arbeitet an seiner Bekehrung. Sie lieben sich gegenseitig, und der Leser erwartet natürlich, daß ihre Verbindung sie von jenen Drangsalen erlöse, die in Liebes-Geschichten so gehäuft sind. Allein Atala hat sich dem Cölibat gelobt. Der Missionair erbietet sich zwar, sie von ihrem Gelübde lossprechen zu lassen; allein sein Anerbieten kommt zu spät, denn, keine Möglichkeit ahnend, sich von dieser Fessel zu befreien, hat sie Gift genommen. Diese Erzählung verfehlt ihren Zweck. Herr v. Chateaubriand will hier und in anderen Schriften den religiösen Gelübden das Wort reden und hält besonders das Cölibat in Ehren; seine Erzählung aber macht gerade den entgegengesetzten Eindruck. Das Gelübde verdirbt Alles. Atala ist der interessanteste Charakter in dem Werke und wird uns als eine christliche Heldin dargestellt; aber die gute Wirkung der frommen Aeußerungen, welche ihr in den Mund gelegt werden, wird durch den Selbstmord, womit sie ihr Leben endigt, völlig zerstört. In „René" finden wir abermals religiöse Gelübde in die Geschichte verwebt. Die Schwester René's, die Heldin der Geschichte, flüchtet in das Kloster und nimmt den Schleier, um eine ewige Scheidewand zwischen sich und ihrem Bruder zu errichten, für den sie eine strafbare Leidenschaft gefaßt hat. Unnatürliche Liebe empört unser Gefühl; überdies, wenn Widerstand gegen die Versuchung verdienstlich ist, muß er es weit mehr noch seyn, wenn er ohne Hülfe von Mauern und Gittern obsiegt. „Atala" und „René" haben übrigens Beide ein Verdienst, welches den „Natchez" abgeht, nämlich — Kürze, das heißt, sie sind nicht so lang, ohne darum in Darstellung und Stil gedrängter zu seyn; denn in dieser Hinsicht sind sie eben so fehlerhaft, und trotz ihrer Kürze hätten wir doch gewünscht, die kleine Begebenheit wäre weniger aus einander gezerrt. Weit mehr aber leiden „die Natchez" an diesem Fehler. Die Geschichte ist lang, schwerfällig, schlecht angelegt, von ungleichem Stil und schlecht durchgeführter Intrigue und verletzt den guten Geschmack durch die schauderhaften Unthaten, womit sie schließt.

„Ich war noch sehr jung", sagt der Verfasser „als ich die Idee faßte, die Epopee des Naturmenschen zu schreiben oder die Sitten der Wilden zu malen, indem ich sie mit irgend einem bekannten Ereignisse in Verbindung brachte. Nächst der Entdeckung von Amerika sah ich keinen interessanteren Stoff, besonders für Franzosen, als die Niedermetzelung der Kolonie der Natchez in Louisiana im Jahre 1727. Eine Verschwörung aller Indianer-Stämme, um nach zweihundertjähriger Unterdrückung der neuen Welt die Freiheit wieder zu geben, schien mir ein eben so passendes Sujet als die Eroberung von Mexiko. Ich warf einige Bruchstücke dieses Werks auf's Papier, aber bald wurde ich gewahr, daß es mir an ächten Farben fehlte, und daß ich, um ein ähnliches Bild zu entwerfen, wie Homer, die Völker besuchen müßte, die ich schildern wollte."

Der Vorsatz war gut, mag ihn nun Homer befolgt haben, oder nicht; allein wir finden nicht, daß er wirklich „ächte Farben" oder „ähnliche Bilder" zuwege gebracht habe. Auch durften wir, nach dem Tone dieser Stelle vermuthen, daß man unsere Sympathie für die unterdrückten nach Freiheit strebenden Indianer in Anspruch nehmen werde, allein des Verfassers Nationalität kämpft mit Erfolg gegen seine Bewunderung des „Naturmenschen" an; er kann sich weder für die Franzosen noch für die Indianer recht entscheiden, und daraus entsteht eine gewisse Unpartheilichkeit, die dem Interesse des Werks sehr schadet.

Von des Verfassers Anwendung übernatürlicher und allegorischer Wesen und dem Effekt, den sie machen, mag folgende Stelle eine Idee geben: „Chactas Rath wurde angenommen. Vier Abgeordnete wurden mit dem Friedens-Kalumet nach Fort Rosalia gesandt; aber Acesquei, dem Befehle Satans getreu, folgte den Boten des Friedens in einiger Entfernung mit wildem Lachen, begleitet von dem Verrath, der Furcht, der Flucht, dem Schmerze und dem Tode. Unterdessen hatte der Fürst der Hölle sich ans Ende der Welt begeben, unter dem Pole, dessen Umkreis der unerschrockene Cook unter dem Toben der Stürme maß. Da, inmitten der Australischen Länder, welche eine Mauer von ewigem Eise dem neugierigen Blick des Menschen entzieht, erhebt sich ein Berg, höher als die höchste Spitze der Anden in der neuen Welt, oder Thibets im alten Asien. Auf diesem Berge steht ein Palast, ein Werk der höllischen Mächte. Dieser Pallast hat tausend eherne Pforten, das geringste Geräusch hallt von dem Dome dieses Gebäudes wieder, dessen Schwelle das Stillschweigen noch nie betreten hat."

Dieser Palast wird von der Fama bewohnt, nach unserem Verfasser, die Tochter Satans und des Stolzes, — welchen letzterem

wir, noch seinem männlichen Französischen Namen (l'orgueil), für eine männliche Tugend gehalten hätten. Auf Satans Anreizung verläßt seine Tochter Fama ihren Palast, um eine geheime Mission zu vollziehen. Und was ist der Zweck dieses wundervollen Triebwerks, welches mächtige Reich soll Fama stürzen? — Nie wurde des Dichters herrliche Regel: „Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus," possierlicher verletzt. — Die Fama geht hin, unter dem Vortritt des Erstaunens, ihr zur Seite der Neid und dicht hinter ihr die Bewunderung, um — in einem Indianischen Wigwam Klatscherei zu machen! Wir wünschten, der Verfasser hätte keine ernstere Vorwürfe verdient. Wir konnten lächeln, so lange er es bei Allegorieen und heidnischer Mythologie bewenden ließ, aber wenn er das Christenthum selbst zur Posse macht und sogar die Dreieinigkeit auf die Scene bringt, muß unser Tadel eine ernstere Gestalt annehmen. Wir würden Herrn von Chateaubriand unter allen Schriftstellern am letzten einer absichtlichen Gotteslästerung beschuldigen, aber tief bedauern müssen wir eine verkehrte Ansicht, die ihn zu einem Fehler verleitete, den er gewiß am ersten verdammen würde.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La Perle, ou les femmes littéraires. (Die literarischen Frauen.) Ein neues Taschenbuch in der Form und mit der Ausstattung seiner Britischen Kollegen, denn dem Französischen Texte sind Englische Stahlstiche beigegeben, die jetzt auch in die Deutschen Taschenbücher einwandern und somit eine gewisse kosmopolitische Bedeutung in der Literatur erhalten. Zum Ruhme Deutscher Kunst darf indessen gesagt werden, daß den Stahlstichen John's in Wien (wie sie seit mehreren Jahren in der „Aglaja" sich befinden) die geleckten Fabrik-Arbeiten der Engländer meistens nachstehen. Das vorliegende Französische Frauen-Taschenbuch im wahrsten Sinne des Wortes enthält eine reiche Sammlung poetischer und prosaischer Dichtungen, sämmtlich von Frauen, die seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Zeit, von Christine de Pisan bis Madame Tastu, in Französischer Prosa oder in Versen als Schriftstellerinnen aufgetreten sind. Zweiundsechzig Damen finden sich hier zu einer Gesellschaft vereinigt, von der man nicht recht zu sagen weiß, ob sie zur schönen oder zur gelehrten Welt gehört. Der bekannte Bibliophile P. L. Jacob hat in einer Einleitung dieser schwierigen Frage zu begegnen gesucht, indem er bemerkt: „Die Frauen sind die Zierde der Literatur, wie sie die der Gesellschaft sind, und ihr liebenswürdiger Einfluß wird sich immer eben so in der Literatur bemerklich machen, wie er Allem, was die Freude des Lebens ausmacht, zur Grundlage dient. Zu allen Zeiten haben die Frauen zu unseren geistigen Genüssen beitragen wollen, damit nicht gesagt werde, wir könnten auch ohne sie glücklich seyn. Die geistreiche Allegorie, welche die schönen Künste unter die Obhut der Musen stellte, ist in Frankreich nicht minder als in Griechenland zur Zeit des Perikles und in Rom zur Zeit des Augustus in Ehren gehalten worden. In der alten Mythologie war der Parnaß etwas Solideres als der Olymp..... Die Frauen haben es stets mit Glück versucht, uns zu zeigen, daß ihr geistiges Vermögen eben so groß und zarterer Natur als das unsrige sey. Der spöttischen Aussprüche Boileau's ungeachtet, den feindseligen Epigrammen Lebrun's zum Trotz, haben die Frauen doch niemals mehr als eben jetzt uns dargethan, daß in ihrem Herzen poetische Empfindung, in ihrer Einbildungskraft anmuthige Färbung und in ihren Werken mächtige Originalität vorherrsche. Die Geschichte zeigt uns Frauen als große Männer; Frauen unserer Zeit sind große Schriftsteller." — Wäre es nicht ein Franzose, der dieses als der einzige Mann in Gesellschaft von zweiundsechzig Frauen sagt, so würde man versucht seyn, es für ein wenig ungalant zu halten.

England.

Die geographische Gesellschaft in London.

(Schluß.)

Unter den sogenannten vermischten Aufsätzen des geographischen Journals sind es besonders die im Eingang erwähnten Notizen über die Naturprodukte und den Ackerbau in Kaschemir, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Sie sind den hinterlassenen Papieren des leider gleich so vielen seiner Berufsgenossen zu früh verstorbenen William Moorcroft entlehnt, eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen, besonders im Fache der Naturgeschichte. Nachdem er die vornehmsten mineralischen Produkte des Landes beschrieben, schildert uns Moorcroft den Zustand des Ackerbaus von Kaschemir, der sehr in Verfall scheint. Die im Verhältniß zur Bevölkerung so spärliche Gelegenheit zur Arbeit nöthigt dort viele aus den niedrigen Volks-Klassen, sich zu Lastthieren herzugeben. Dieser Umstand und die Bequemlichkeit der Schifffahrt im Innern haben die Zahl und Güte der Pferde in Kaschemir sehr heruntergebracht. Ein interessantes landwirthschaftliches Gemälde entwirft uns der Verf. unter der Ueberschrift: „Behandlung der Bienen". Jeder Pächter in Kaschemir hat, wie es scheint, mehrere Bienenstöcke in seinem Hause. Moorcroft zählte deren bei Einigen nicht weniger als zehn.

„Bei dem Bau der Häuser", erzählt er, „wird im Voraus für die Bienen gesorgt, indem man Höhlungen in den Wänden anbringt, die an Größe etwas verschieden, aber an Gestalt alle gleich sind. Sie sind nämlich cylinderförmig und gehen durch die ganze Wand. Wenn so die Röhre geformt ist, wird sie inwendig ungefähr einen Zoll dick mit Lehm belegt. Dieser Lehm ist mit der Spreu oder Hülse von Reis oder mit Distelblüthe versetzt; letztere wird hier überhaupt dem Lehm beigemischt, und dies ist der erste Gebrauch dieser Pflanze, den ich noch von Menschen machen sah. Die Bienenstöcke haben im Durchschnitt ungefähr 14 Zoll im Durchmesser, und wenn sie an beiden Enden verschlossen sind, ungefähr 20 bis 22 Zoll Länge. Das Ende der Cylinder nach dem Zimmer zu wird mit einem runden irdenen Napf verschlossen, der in der Mitte etwas konvex ist, dessen Rand aber in die Wand paßt und mit Lehm verschmiert wird. Das andere Ende wird mit einem ähnlichen Napf verschlossen, der aber in der Mitte ein rundes Loch von ungefähr ½ Zoll im Durchmesser hat."

Die Menschlichkeit, mit welcher für den alten Schwarm gesorgt wird, wenn der Honig ausgenommen ist, schildert uns Moorcroft auf interessante Weise: „Mit einem Wisch von trockenem Reisstroh und einigen brennenden Kohlen auf einer irdenen Schüssel trat der Hausherr zu dem Napf am inneren Ende der Röhre, den er durch einige Schläge mit der Spitze einer Sichel losmachte, wo dann die Waben, die am oberen Theil der Röhre sitzen und fast ganz mit Bienen bedeckt sind, zum Vorschein kommen. Keine von diesen zeigte jedoch Lust, den Einbruch abzuwehren oder in's Zimmer zu fliegen. Nachdem er das Stroh auf die Kohlen gelegt hatte, hielt er die Schüssel dicht an die Oeffnung des Stocks und blies den Rauch aus allen Kräften gegen die Waben, zog aber das Stroh sogleich zurück, sobald es Feuer fing, um nicht die Bienen zu verbrennen, und dämpfte das Feuer, ehe er das Stroh wieder gebrauchte. Fast erstickt vom Rauch, flohen die Bienen mit solcher Schnelle durch die andere Oeffnung, daß der Stock in wenigen Minuten von seinen Bewohnern verlassen war. Jetzt schnitt der Pächter mit seiner Sichel die Honigwaben los, die in eine Schüssel fielen, welche schon vorher untergesetzt war, ließ aber ungefähr ein Drittel der Waben zunächst am entgegengesetzten Eingange sitzen. Dann setzte er die innere Schüssel wieder ein, faßte schnell einige Bienen, die in den Waben, wiewohl ganz betäubt, lagen, und warf sie aus dem Hause. Da ich noch viele andere Bienen am Boden des Stocks bewegungslos liegen sah, so erkundigte ich mich, ob sie todt oder bloß betäubt wären, und erhielt zur Antwort, sie kämen wieder zu sich. Ich hatte jedoch keine Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen, weil die Anstalten zu meiner Abreise mich verhinderten, den Platz, wohin man die Bienen geworfen hatte, in den ersten Paar Stunden wieder zu besuchen, und als ich hinkam, hatte bereits das Federvieh sein Futter dort gesucht. Die ausgetriebenen Bienen kehrten zurück, sobald die Röhre vom Rauch frei war, ohne irgend Jemand zu stechen, und das ganze Geschäft war in zehn Minuten, ohne merklichen Verlust, vollbracht. Der Honig war hellfarbig und von so reinem und süßem Geschmack, wie der von Narbonne. Er hatte weniger als irgend eine andere Sorte, die ich noch gekostet, jene sättigende Eigenschaft, welche dieser Substanz im Allgemeinen beiwohnt; auch konnte ich nicht gewahr werden, daß die Pächter das Geringste von einer berauschenden oder vergiftenden Wirkung desselben wußten, wie sie jener von der Bhurra (apis irritabilis) oder großen wilden Biene in den nördlichen Gebirgen von Ghurwhal bereitete Honig zu besitzen pflegt, und zwar, wie man sagt, weil sie sich von der Blüthe des Wolfswurz nährt. Ich fand mich um so mehr zu dieser Erkundigung veranlaßt, da ich in dem Thale Runga, einige Meilen ostwärts von dem Bienen-Distrikt, diese Pflanze blühen sah, und es für wahrscheinlich halte, daß sie sich bis zu jenen Bergen erstreckt."

„Die Landleute von Kaschemir wissen nicht, daß man den Honig zu geistigen Getränken benutzen kann, und essen ihn roh oder an gewöhnliche Speisen gethan; die Reichen hingegen gebrauchen ihn statt des Zuckers zum Einmachen der Früchte. Es ist üblich, den Honig alle Jahr auszunehmen, und man findet dazu das Ende des Septembers oder den Anfang des Oktobers am besten geeignet, indem den Bienen dann immer noch eine kurze Zeit bleibt, um den ihnen gelassenen Vorrath, der auf fünf Monate ausreichen soll, um etwas zu vermehren. Was man ihnen läßt, beträgt ungefähr ein Drittel des Ganzen und scheint hinreichend; denn selten kommt ein Schwarm um, und die Kaschemirer ernähren ihn auch auf keine andere Weise. Man behauptet, daß alte Schwärme mehr Honig geben, als junge, und daß sie selten anders aussterben, als vor Alter. Man hat mir erzählt, daß es nichts Seltenes wäre, denselben Schwarm zehn bis funfzehn Jahre zu erhalten, und es wurden sogar Beispiele angeführt, daß er sich zwanzig Jahre erhielt; doch betrachtete man diese Fälle nur als seltene Ausnahmen. Da die Bienen auf diese Art in buchstäblichem Sinne einheimisch werden, so nehmen sie dadurch ein weit zahmeres Wesen an als die in Europa, und es ist möglich, daß das ihnen bewiesene Vertrauen, indem es ihre natürliche Reizbarkeit mildert, ihre Industrie erhöht oder wenigstens ihre Production mehr begünstigt. Auch ist es klar, daß die Lage der Stöcke viele natürliche Feinde der Bienen fern hält."

Herr Moorcroft beschreibt Kaschemir als einen ehemals unermeßlichen See, dessen Wasser nach und nach so gefallen ist, daß die Stadt jetzt inmitten zwischen vielen kleinen Seen liegt. Diese stehen mit einander sowohl als mit dem Fluß Behutta durch Kanäle in Verbindung, welche durch schmale Striche Landes oder kleine Inseln getrennt sind. An einigen Punkten erhebt sich das Land so weit über die Wasserfläche, daß es durch das Steigen derselben nicht überschwemmt werden kann; doch das flache Land im Allgemeinen liegt so niedrig, daß es beim öfteren Austreten der Flüsse und Seen unter Wasser gesetzt wird. Die nachlässige Regierung läßt das Seegras und den Sand in den Fluß-Betten sich so anhäufen, daß diese immer seichter werden und immer weniger Wasser fassen, welches sich dann um so weiter über das Land verbreitet und den Einwohnern großen Nachtheil und Verlust verursacht. Doch so groß ist

die natürliche Energie des Menschen und seiner Thätigkeit, daß er in jeder Lage und in jeder Sphäre mitten unter Dornen ergötzliche Rosen zu pflücken weiß. Die geographische Lage Kaschemirs, welche es der Willkür der unbändigen Wellen preisgiebt, befördert zu gleicher Zeit die Erzeugung aller Arten von Vegetabilien.

„Dies wird", erzählt Herr Moorcroft, „durch schwimmende Beete bewerkstelligt, die, vermöge ihrer Lockerheit und Beweglichkeit, weder untersinken, noch vom Wasser überschwemmt werden können, sondern stets oben auf schwimmen. Es schießen nämlich verschiedene Wasserpflanzen, als Wasserlilien, Riedgras, Schilf rc., vom Boden des Sees auf, und da die Böte, die diese Seen befahren, gewöhnlich den kürzesten Weg nach ihrem Bestimmungs-Ort nehmen, so entstehen dadurch an gewissen Stellen in den Seen gleichsam Alleen von Riedgras und Schilf. Auf diesen nun legt der Landmann Gurken- und Melonen-Beete an, indem er die Wasserpflanzen ungefähr zwei Fuß tief unter dem Wasser abschneidet, so daß sie keinen Halt mehr am Boden haben, aber in derselben Lage gegen einander bleiben. Jetzt werden sie etwas fester zusammengedrückt und zu Beeten geformt, die zwei Yards breit und von unbestimmter Länge sind. Die Spitzen der Wassergewächse werden zuerst abgeschnitten und oben auf gelegt; dann belegt man sie mit einer dünnen Lage von Schlamm, welcher nach und nach in die untergestreuten Gräser eindringt. Das Beet schwebt jetzt; damit es aber seinen Platz nicht verlassen könne, steckt man an jedem Ende einen Weiden-Pfahl durch, der es jedoch nicht verhindert, mit dem Wasser zu steigen oder zu sinken. — Mittelst einer Stange, die man von einem Boote aus zwischen die Gräser auf dem Grunde des Wassers steckt und in derselben Richtung mehrere Male herumdreht, reißt sich eine Menge Gras los, welches man auf die Beete bringt. Hier flicht man es zu kegelförmigen Schobern, die am Fuße ungefähr zwei Fuß im Durchmesser haben und eben so viel in der Höhe. Oben haben sie eine Höhlung, welche mit frischem dünnem Schlamm, den man aus dem Grunde des Sees holt, angefüllt wird. Zuweilen schüttet man noch etwas Asche hinzu, doch oft auch nicht. Der Pachter hat eine Anzahl Melonen- und Gurken-Pflanzen in Bereitschaft, welche unter Matten gezogen sind. Wenn diese vier Blätter haben, setzt er in jede Höhlung der Kegel, deren eine doppelte Reihe am Rande jedes Beets neben einander hinläuft, drei Pflanzen ein. Es bedarf jetzt weiter keiner Pflege; man hat nur die Frucht einzusammeln, und die Beete und Kegel haben weiter nichts als die Arbeit gekostet, die nur gering ist, weil es sehr schnell geht. Es giebt vielleicht keine wohlfeilere Art, Melonen und Gurken zu ziehen. Obgleich die Beete sehr nahe bei einander stehen, so sind sie doch so beweglich, daß man sie leicht aus einander stoßen und ein kleines Boot hindurchfahren kann; auch tragen sie wohl das Gewicht eines Menschen, indeß schneidet man die Früchte gewöhnlich vom Boote aus. Ich fuhr eine Strecke von ungefähr funfzig Morgen dieser schwimmenden Gurken- und Melonen-Gärten entlang und sah kaum ein halbes Dutzend kränkelnder Pflanzen. Nie habe ich auf den Gurken- und Melonen-Feldern in der Nähe der größten Städte Europa's so große Strecken mit gesunden Pflanzen bedeckt gesehen, nur bemerkte ich, daß jene etwas zu üppig wuchsen." —

Der nächstfolgende Artikel giebt einen interessanten Bericht von einer fehlgeschlagenen Expedition, um das Innere von Afrika zu erforschen. Zwei Herren, Namens Coulthurst und Tyrwhitt, Letzterer kaum zwanzig Jahr alt, theilten im Dezember 1831 dem Ausschusse der geographischen Gesellschaft ihre Absicht mit, auf eigene Kosten die Mündung der Quorra in Afrika aufzusuchen und dann ihre Reise ostwärts nach Bahr-Abiad fortzusetzen. Der Ausschuß war angenehm überrascht von dem Entschlusse dieser jungen Männer und beschloß, die Unternehmung zu unterstützen. Man gewann ihnen die Theilnahme der Regierung; sie erhielten ein Chronometer geliehen und mehrere Briefe an Offiziere, die unsere See- und Kriegsmacht längs der Afrikanischen Küste befehligen, denen man die jungen Abenteurer zu Schutz und Beistand dringend empfahl. Am 1. Januar 1832 segelte die Expedition von den Dünen ab, beide Reisende waren aber, als sie zu Bathurst in Gambia ankamen, sehr unwohl. Herr Tyrwhitt fand sich so außer Stande, das Klima zu ertragen, daß er dem Zureden seines Freundes nachgab und nach Hause zurückkehrte, Hr. Coulthurst jedoch ging weiter nach Fernando Po, wo er vom Obersten Nicholls sehr gastfreundlich aufgenommen wurde. Der Oberst versah den Reisenden mit kräftigen Empfehlungen an den Herzog Ephraim, den eingebornen Fürsten von Kalabar, mit dem er sehr befreundet schien. Der Herzog behandelte Herrn Coulthurst auf's freundschaftlichste und gewährte ihm allen Schutz, der ihm im Innern von Afrika von Nutzen seyn konnte. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Kalabar reiste er weiter nach dem Lande Eboe. Er war ungefähr bis auf vierzehn Tagereisen von Kalabar in Eboe vorgedrungen, als er auf Befehl des Königs dieses Landes angehalten wurde. Dies veranlaßte ihn, zu dem Herzog zurückzukehren. Er schiffte sich nun auf der „Agnes", einem von Liverpool nach Fernando Po bestimmten Schiffe, ein, starb aber auf demselben, zum Bedauern Aller, die ihn kannten. So endigte eine Expedition, die von Privat-Personen aus Enthusiasmus und auf eigene Kosten unternommen wurde. Als Beispiel eines edlen Eifers für das Beste der Menschheit verdient die Unternehmung des Herrn Coulthurst in den Annalen der großsinnigen und uneigennützigen Bereicherer menschlicher Kenntnisse aufbewahrt zu werden; auch wird es sicherlich kein Leser hier am unrechten Orte finden, wenn wir eine kurze Nachricht von einem Manne geben, an dessen Namen sich das Andenken einer edlen Unternehmung knüpft.

Coulthurst war der einzige hinterlassene Sohn von C. Coulthurst Esq. zu Sandiway bei Northwich und war 35 Jahr alt, als er starb. Er wurde zu Eton erzogen, studirte dann in Oxford, wo er seinen gelehrten Grad mit Ehren erhielt. Er trat in Middle-Temple ein, wurde unter die Anwalte aufgenommen und ging nach Barbadoes, wo er sich sechs Jahre aufhielt. Der Einfluß eines Onkels, der eine hohe Stelle in der Verwaltung West-Indiens bekleidete, mußte ihm eine sehr ergiebige Praxis sichern, allein sein Sinn stand von Kindheit an nach Afrika. Seine Familie besitzt noch einige seiner Schulbücher aus Eton, in welchen Karten von Afrika mit seinen erträumten Reisen im Innern abgezeichnet sind, und in Barbadoes pflegte er bei der größten Hitze lange Spaziergänge zu machen, um sich zu den Mühseligkeiten der bevorstehenden Reise, die ihm nie aus dem Sinn kam, abzuhärten. Sein heißes Streben begeisterte ihn sogar zur Poesie, er schrieb „ein Selbstgespräch Mungo Parks" und einige andere Stücke ähnlicher Art, die viel dichterischen Werth haben. Was ihn jedoch zuletzt völlig entschied, war der neuliche Erfolg der Brüder Lander. Er fürchtete, daß, wenn er noch länger zögerte, eine andere Expedition nach größerem Maßstabe ausgerüstet werden möchte und Nichts mehr für das Streben eines Privatmannes übrig bleiben würde; er beschleunigte daher seine Zurüstungen. Folgender Auszug aus seiner Privat-Korrespondenz während seiner Reise ist nicht ohne Interesse:

„Die Schönheit der Gebirgswälder von Fernando Po wird durch Nichts übertroffen. Die schönsten Bäume in England sind Zwerge dagegen an Umfang und Höhe. Die höchste Spitze dieser Berge ist so hoch, wie die von Teneriffa, jedoch, jener ungleich, fast immer in Wolken gehüllt und nur zuweilen sichtbar. Ich fand großes Vergnügen, mich in den klaren und spiegelhellen Bächen zu baden, deren Wasser stets durch den Schatten der hundert Fuß hohen Bäume rein und kühl erhalten wird; hier aber wage ich es nicht, wegen der Menge von Alligatoren, wovon das Ufer wimmelt. Drei große Liverpooler Schiffe liegen hier; gestern machte ich einen Ausflug nach Creektown, einst eine blühende Stadt, jetzt aber fast menschenleer; eine Wirkung des Afrikanischen Aberglaubens. Ich sah einige Trümmer schöner Französischer Spiegel und andere wirklich kostbare Dinge, als schöne Englische Sopha's und Stühle, die in Stücke zerschlagen und in des Teufels Haus auf dem Marktplatze als Opfer dargebracht wurden. Obgleich es den Bemühungen des Capitains Owen gelungen ist, den öffentlichen Menschenopfern hier Einhalt zu thun, so hat doch jedes Haus von einigem Ansehen — und manche sind sehr gut gebaut und schön bemalt mit Abbildungen von Tigern, Schlangen und anderen phantastischen Figuren — an seinem Fetischbaum in der Mitte des viereckigen Platzes oder Hofes einen Schädel hängen, der von den Bewohnern alle Uebel abwenden soll. Dieser Schädel wird übrigens weiter nicht verehrt, denn er ist nur von irgend einem Sklaven, den man zu diesem Zwecke ausersehen hat. Doch das Abscheuliche ihres Aberglaubens liegt in der Meinung, daß ein Afrikanischer Große nach seinem Tode in der anderen Welt nur nach Verhältniß der Menge von Sklaven und Dienern, die er mitbringt, geehrt wird, so daß die heiligsten menschlichen Gefühle diesen Mordthaten in Masse zum Vorwand dienen müssen. Daß es übrigens in vieler Hinsicht ein gutartiges Volk ist, kann ich selbst bezeugen. Ihre Behandlung der Sklaven ist weit milder, als ich je mit der Sklaverei verträglich glaubte. — Das Land, so gering bevölkert, scheint nur hier und da stückweise den Waldungen abgewonnen, und der Boden, trotz des so nachlässigen Anbaues, strotzt von den üppigsten Erzeugnissen. Selbst jetzt, wo der Sklaven-Handel hier, Dank der Mitwirkung Frankreichs, beinahe ganz abgeschafft ist, können sie doch Alles, was sie brauchen, von Europa, mittelst Tausch gegen den Oel der in ihren Wäldern wachsenden Palme, sich verschaffen. Das Zuckerrohr wird wild eingesammelt, und eben jetzt, während ich schreibe, sättigen sich die Sklaven im Hause daran. Die Bevölkerung dieser Stadt mag der von Northwich gleich kommen. Eine Krümmung des Flusses nicht weit von hier, ungefähr so breit wie die Themse unterhalb London, bildet eine Gegend, welche viel Aehnlichkeit mit der von Richmondhill hat."

Der nächste Aufsatz des vorliegenden Journals ist leider nicht geeignet, die trübe Stimmung, die der vorhergehende in jedem gefühlvollen Leser erzeugen mußte, zu verdrängen, denn er enthält eine Darstellung der Umstände, welche die Erhaltung des Capitains Roß, eines anderen jener edlen Helden, die durch ihre Anstrengungen die Sache der Wissenschaften geadelt haben, sehr zweifelhaft machen. Wir wollen nicht bei den Thatsachen verweilen, welche zu der Vermuthung führen, daß dieser kühne Mann ein Opfer seines Enthusiasmus wurde; sie liegen bereits dem Publikum vor. Wir hoffen nur, daß es keiner Familie in England an einem Mitgliede fehlen wird, das nicht gern sein Scherflein dazu beitrage, um eine Nachforschung anzustellen, die allem Zweifel über das Schicksal des Capitains Roß ein Ende macht oder vielleicht die Rettung dieses so aufrichtigen Freundes der Wissenschaft bewirkt.

Mannigfaltiges.

— Die Memoiren Ludwigs XVIII. Die in diesen Blättern früher ausgesprochene Ansicht, daß die angeblich von einem Herzoge von D.... herausgegebenen Denkwürdigkeiten untergeschoben seyen, wird durch eine im neusten Hefte der Quarterly Review enthaltene Kritik vollkommen bestätigt. Ja, der Englische Kritiker weist sogar nach, daß der Herausgeber jener Memoiren ein ganz gemeines ungeschicktes Plagiat begangen, indem er das unter dem Namen „Mémoires de Bachaumont" bekannte Journal, welches in den Jahren 1762 bis 1788 in Paris erschienen sey, nicht bloß bei der Erzählung von Hof-Intriguen und Anekdoten benutzt, sondern streckenweise sogar Wort für Wort abgeschrieben habe.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 21. Januar 1833.

Polen.

Die Entstehung der romantischen Poesie in Polen.

Bis an das Ende des achtzehnten und auch noch in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts sind die Polnischen Dichter gewissen unveränderlichen, aus Frankreich herstammenden und mit Unrecht klassisch genannten Regeln gewissenhaft treu geblieben. Wie in Deutschland zur Zeit Gottscheds, wurden nur diejenigen Dichtungen für poetisch gehalten, die in den vorgeschriebenen Formen sich bewegten, und gleich dem genannten Leipziger Professor, verdammten auch die Polnischen Aristarchen Alles, was die Gränzlinie jener zu einer ausschließlichen Theorie erhobenen Regeln zu überschreiten wagte. Die Klassiker, wie sie sich mindestens selbst nannten, übten in ihrer Schule eine Art von Zunftzwang, dem sich jeder, der auf den Namen eines Meisters Anspruch machte, unterwerfen mußte, und der besonders streng auf dramatische Werke angewandt wurde, wo die Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung für so nothwendig galten, daß jede Abweichung, wie man sie zuerst im Shakespeare und später in den dramatischen Arbeiten der Deutschen erblickte, als das Zeichen einer barbarischen Poesie erschien. Darum entbehren aber auch selbst die besten Trauerspiele der in ihrer Art vollendetsten Polnischen Dichter jenes Interesse, das nur die dramatische Fülle des Lebens mit allen seinen Bewegungen, die in jene willkürlichen Regeln unmöglich hineinzuzwängen sind, dem Zuschauer vor der Bühne gewähren kann. Der talentvolle und gelehrte Felinski läßt darum schon die jetzige an eine lebendigere Kunst gewöhnte Generation ohne Theilnahme, und seine Barbara Radziwill, die, was den Wohllaut der Sprache und die Vollendung des Verses betrifft, als eines der vorzüglichsten Werke der dramatischen Poesie der Sarmaten angesehen werden kann, ermüdet und läßt den Leser wie den Zuschauer kalt.

Es war vorauszusehen, daß, eben so wie es in Deutschland geschehen war, auch in Polen früher oder später eine Emancipation von diesem Regelnzwange stattfinden würde; es war aber auch eben so leicht vorherzusagen, daß eine solche Neuerung alle Gottschede in Harnisch bringen und daß es eines Lessing'schen Geistes bedürfen würde, um den Verketzerungen der Schule mit Erfolg zu widerstehen. Dieser Geist hat sich glücklicher Weise gefunden, und so groß die Macht auch war, die sich gegen ihn erhob, er hat den Sieg davongetragen und somit seinen vollen Beruf dargethan.

Adam Mickiewicz war es, der die neue Lehre durch Wort und That einführte; sein kritischer Heereszug war durch ein mächtiges poetisches Hülfs-Corps unterstützt, und während er die Anhänger am Alten durch Argumentationen angriff, eroberte er die Sympathie der Jüngeren durch seine Verse. Mit Recht wird er daher auch der Reformator der Dichtkunst in Polen genannt. Je ungleicher der Kampf im Anfange erschien, um so mehr mußte er das Interesse für den jungen Kämpfer erregen, der allein gegen ein Heer von Veteranen der sogenannten klassischen Schule, zum Theil Männer von Verdienst und großer Gelehrsamkeit, dastand. Aber je schwieriger der Sieg, um so ruhmvoller wurde er auch für ihn, der am Ende einen Theil seiner früheren Gegner in seinen eigenen stets anwachsenden Reihen erblickte. Jetzt erheben sich nur noch hier und da einzelne Stimmen der Klassiker, aber sie verhallen ohne Anklang, und wo in Polen jetzt die Muse — schüchtern noch und erschreckt vom kaum überstandenen blutigen Kriegs-Tumult — sich blicken läßt, da erscheint sie in dem romantischen Gewande, das Adam Mickiewicz ihr zuerst geliehen hat.

Die Werke dieses Dichters, von denen bereits mehrfache Ausgaben (in Wilno, Warschau, Posen und Paris) erschienen, sind bis jetzt in fünf Bänden herausgekommen, von denen drei seine kleineren Gedichte (Balladen, Sonette u. s. w.) enthalten, der vierte das bisher noch unvollendete größere Gedicht Dziady umfaßt, in welchem Mickiewicz die alten Litthauer und namentlich das sonst von ihnen gefeierte „Fest der Todten" mit ergreifendem Darstellungs-Talente schildert, und der fünfte Theil endlich einen historischen Roman: Konrad Wallenrod enthält, in welchem die Heldenthaten des Großmeisters dieses Namens gefeiert werden.

Uebereinstimmend ist jetzt das Urtheil, daß Mickiewicz der vaterländischen Sprache einen neuen Reiz zu verleihen wußte. Der süße Wohllaut seines Verses schmeichelt dem Ohr, wenn er von weiblichen Lippen, und belebt durch seine Frische, wenn er von einem reinen männlichen Organe dem Zuhörer ertönt. Die Tiefe seiner Gedanken und die kühne Originalität seiner Bilder sichern ihm nicht bloß unter den Dichtern seiner Landsleute, sondern auch unter denen aller Nationen einen ehrenvollen Platz.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit auch eines zweiten Namens gedenken, eines jüngeren Dichters, der dem älteren Meister mit Erfolg nachgestrebt hat. Anton Eduard von Odyniec, eben so wie Mickiewicz ein Litthauer, hat auch so wie dieser besonders die Litthauische Sagenwelt in seinen Gedichten wiedergegeben, wodurch die Polnische Literatur einen neuen charakteristischen Zug erhalten hat. Die melancholische Tiefe, die die Erzeugnisse dieses Dichters auszeichnet, giebt namentlich seinen Balladen einen eigenen Reiz, dem ähnlich, der uns in den Ossianischen Gesängen anzieht.

Schließlich mag es uns gestattet seyn, eines anderen noch sehr jungen Mannes, Namens Slowacki zu erwähnen, der vor kurzem seine poetischen Erzeugnisse in zwei Bänden herausgegeben hat und darin einen so unverkennbaren Beweis seines Talentes niederlegte, daß wir mit Recht erwarten dürfen, er werde sich würdig der Reihe der neuen romantischen Dichter Polens anschließen.

Bibliographie.

- Puławy. (Beschreibung von Pulawy.) Von August Krecowicz. Lemberg.
- Bitwo pod Stubnem. (Die Schlacht bei Stubno.) Von Stanislaus Jaszowski. Zweiter Theil. Lemberg.
- Zbiór pisarzów Polskich. (Sammlung Polnischer Schriftsteller.) Theil VI. Polnische Chronik von Bielski. Warschau.
- Zbiór powinszowań dla młodzieży płci obojéy. (Sammlung von Glückwünschen für junge Leute beiderlei Geschlechts.) Von August Krecowicz. Erster Theil. Lemberg.
- Nauka praktyczna o gorzelniach drewnianych. (Praktische Anweisung in Bezug auf die von Holz konstruirten Brennereien.) Vom Major Kasperowski. Lemberg.

Frankreich.

Chateaubriand und seine Werke.

Von einem Englischen Kritiker dargestellt.

(Schluß.)

Wir erwähnten oben auf tadelnde Weise der Gräuel, welche am Ende der „Natchez" zusammengehäuft werden, und die von einem verderbten Geschmack zeugen, den die Franzosen nur zu leicht Englischen Schriftstellern vorwerfen. Ein strafbares Weib wird in einen Pfuhl geworfen, der von Klapperschlangen wimmelt, Mordthaten folgen rasch auf einander im Geleite von Verbrechen, die wir nicht nennen wollen. Die letzten Zeilen enthalten eine Stelle, welche die Moral der Geschichte zusammenfassen soll, und die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können: „Es giebt Geschlechter", wird darin gesagt: „welche das Schicksal zu verfolgen scheint. Klagen wir die Vorsehung nicht an. René ist bis zu seinem Tode der Gegenstand unnatürlicher Leidenschaften, die Amalie dem Himmel und Ondouré der Hölle zuführen. René trifft die doppelte Züchtigung für diese strafbaren Triebe. Man bringt nicht Andere auf Abwege, ohne selbst eine gewisse Hinneigung zum Bösen zu haben, und wer, selbst ohne seinen Willen, die Ursache eines Unglücks oder Verbrechens wird, ist nie unschuldig vor dem Auge Gottes."

„Klagen wir die Vorsehung nicht an." Allerdings! aber wir wollen auch nicht, was eben so schlimm wäre, ihre Rechtfertigung durch solch ein Dogma, wie dieses, versuchen. Wie! wer, selbst unwillkürlich, ein Verbrechen veranlaßt, sollte deshalb vor dem Auge seines Schöpfers nicht unschuldig seyn? Ist der Reichthum, der den Räuber in Versuchung führt, dem beraubten Eigenthümer als Verbrechen anzurechnen? Ist das Opfer, welches unter dem Messer des mitternächtlichen Mörders blutet, schuldig zu nennen, weil es die grausenvolle Unthat veranlaßte? Wir können unser Erstaunen nicht bergen über die Darlegung eines so gefährlichen Grundsatzes, der darauf berechnet ist, das moralische Gefühl abzustumpfen und die Gränzlinien zwischen Recht und Unrecht zu verrücken.

„Les Martyrs," weit vorzüglicher als die „Natchez," trägt entschiedener den Charakter epischer Prosa, und die Erhabenheit des Stils ist mehr im Einklang mit dem Alterthum und der Würde des Stoffs. Die Geschichte fällt in die Regierungszeit des Diocletian und des Galerius, das Sujet ist die Verfolgung der Christen und

namentlich des Helden und der Heldin, Eudorus und Cymodoce, Beide zum Christenthum bekehrt, — Ersterer ein Abkömmling des Philopömen, Letztere des Homer — deren Leben und Schicksale das Haupt-Interesse erregen, und die zuletzt im Colisenm zusammen den Märtyrertod leiden. Dieses Buch ist vielleicht reicher als irgend eines von Chateaubriand's Werken an schönen Stellen und glänzenden Schilderungen, doch die Geschichte ist es schlecht angelegt. Es enthält eine Menge Episoden und Nebensachen, die, obgleich gut an sich, dennoch den Fortgang der Hauptbegebenheit hemmen und das Interesse abkühlen. Diese Unfähigkeit, eine Erzählung gut durchzuführen, zeigt sich in allen Novellen Chateaubriand's und ist ein Haupt-Hinderniß seiner Meisterschaft in diesem Fache der Literatur. Die Kunst, alle Nebenumstände nach einem einzigen Central-Punkte des Interesses konvergiren zu lassen, wird bei ihm vermißt; selbst wo die Erzählung kurz und die Handlung einfach ist, kann er sich der Abschweifungen nicht enthalten. Sein Genie neigt sich zum Sinnigen und Malerischen, aber nicht zum Dramatischen hin. Bei ihm ist die Novelle nicht sowohl eine Darstellung menschlicher Charaktere und Handlungen, als ein Canevas, um Gefühle und Beschreibungen hinein zu weben. Seine Novellen, seine Reisen und sein „Génie du Christianisme“ können in der That als Theile Eines großen Werks betrachtet werden; eines borgt abwechselnd vom anderen, und wiewohl die Form verschieden ist, haben sie doch alle Einen Ton und Einen Zweck. Am auffallendsten zeigt sich sein Mangel an dramatischem Talent bei der Schöpfung von Charakteren und in lebendiger Darstellung der Personen. Er weiß sie nicht zu individualisiren, sie sind immer nur Vehikel für abstrakte Empfindungen, gleichsam Mundstücke, um der Welt die Gefühle und Meinungen des Verfassers kund zu geben. Es ist uns, als wenn wir diese und ähnliche Individuen nie gekannt hätten, denn nie können wir sie uns lebendig und handelnd vorstellen. Selbst das lokale Kolorit, das er ihnen giebt, leiht ihnen dennoch nicht mehr Realität in unseren Augen. Chactas, in seinen heimathlichen Wäldern und seiner National-Kleidung, scheint uns kein Indianer, sondern eine Rousseau'sche Schöpfung, aus idealen Attributen zusammengesetzt, eine Versinnlichung der philosophischen Empfindelei Europa's, in die Felle eines Wilden gehüllt. Man vergleiche Chateaubriand's Wilde mit denen von Cooper, und man fühlt sogleich den Unterschied; der Erstere mag ihre Lebensweise und Ceremonien eben so genau beschreiben, aber Cooper's Indianer sind lebende Menschen, wir verstehen sie, als hätten wir sie gekannt, während die von Chateaubriand nie anders als im Buche gelebt zu haben scheinen.

Das Haupttalent des großen Französischen Schriftstellers besteht in der Beschreibung. Sie bildet den interessantesten Theil seiner Novellen; dies ist es auch, was seine Reise-Beschreibungen, so ungenau sie auch sind, höchst unterhaltend macht. Die neuere Literatur hat wenig aufzuweisen, das seine Schilderung des todten Meeres in dem „Itinéraire de Paris à Jerusalem“ übertrifft. Auch die Schilderungen des ersten Anblicks des heiligen Landes, Jerusalem's, Alexandria's, Athen's, Sunium's, der Verödung des Piräus und der Art, in Griechenland zu reisen, sind vorzüglich. Es ist schwer, solche Stellen auszuziehen, ohne ihrem Werth zu schaden; folgendes Gemälde von Jerusalem indeß läßt sich vielleicht herausheben, ohne viel von seinem Effekt zu verlieren:

„Von dem Oelberge aus gesehen, jenseits des Thals Josaphat, bietet Jerusalem einen schrägen, von Abend nach Morgen sich senkenden Grund dar. Eine mit Zinnen besetzte Mauer, durch Thürme und ein Gothisches Kastell vertheidigt, umgiebt die ganze Stadt, schließt jedoch einen Theil des Berges Zion aus, den sie ehedem auch umfaßte. Nach Westen ehin und im Mittelpunkte der Stadt, in der Gegend des Kalvarienberges, stehen die Häuser ziemlich dicht; aber im Osten, längs dem Thal Kedron, sieht man leere Stellen, unter anderen den Raum rings um die Moschee, die auf den Trümmern des Tempels erbaut ist, und den fast öden Platz, wo ehemals das Schloß Antonia und der zweite Palast des Herodes emporstiegen. Die Häuser in Jerusalem sind schwerfällige viereckige Massen, sehr niedrig, ohne Schornstein und Fenster; sie endigen oben in platte oder bogenförmige Terrassen und sehen aus, wie Gefängnisse oder Gräber. Das Ganze würde sich dem Auge als eine fortlaufende Fläche darstellen, wenn die Kirchthürme, die Minarets der Moscheen, die Spitzen einiger Cypressen und die Nopal-Stauden nicht die einförmige Ebene unterbrächen. Beim Anblick dieser steinernen Häuser, von einer steinigen Landschaft umgeben, fragt man sich, ob dies nicht die unter einander geworfenen Monumente eines Kirchhofes mitten in einer Wüste sind?“

„Tritt man in die Stadt, so hält Einen nichts für das traurige Aeußere schadlos. Man irrt in engen und ungepflasterten Gäßchen umher, die auf unebenem Boden sich erheben und sich senken, und man watet in einem Meere von Staub oder rollendem Kies. Leinene Decken, die quer über die Straßen von einem Hause zum anderen gespannt werden, machen dieses Labyrinth noch dunkler. Gewölbte und schmutzige Bazars rauben der öden Stadt vollends alles Licht. Einige armselige Buden legen nur das Elend zur Schau, und oft sind diese Buden selbst geschlossen, weil man fürchtet, daß ein Kadi vorbeikomme. Kein Mensch auf den Straßen, keiner an den Stadtthoren; zuweilen nur schleicht ein Bauer im Schatten hin, indem er die Frucht seiner Arbeit unter seinem Kleide verbirgt, aus Furcht, von einem Soldaten beraubt zu werden. In einem abgelegenen Winkel schlachtet der Arabische Metzger irgend ein Thier, das er bei den Füßen an eine verfallene Mauer aufhängt. Wenn man das abgezehrte und wilde Gesicht dieses Menschen, seinen blutigen Arm sieht, sollte man vielmehr glauben, er habe seinen Nächsten gemordet, als daß er ein Lamm abgeschlachtet. Kein anderes Geräusch wird in der Stadt vernommen, wo einst der Gottmensch den Tod litt, als hin und wieder der Trab des Mutterpferdes aus der Wüste. Es ist der Janitschar, der den Kopf eines Beduinen bringt oder einen Fellah ausplündern will.“

Folgendes Nachtstück aus den Amerikanischen Wäldern mag eine zweite Probe von des Verfassers Manier geben:

„Eines Abends hatte ich mich, in einiger Entfernung von dem Wasserfall des Niagara, in einem Walde verirrt. Bald schwand der Tag um mich her, und ich genoß in völliger Einsamkeit des schönen Schauspiels einer Nacht in den Wüsten der neuen Welt. Eine Stunde nach Sonnen-Untergang zeigte sich der Mond am entgegengesetzten Horizont über den Bäumen. Ein balsamisches Lüftchen, welches die Königin der Nacht aus Osten mitbrachte, schien ihr, wie ihr frischer Athem, im Walde voranzugehen. Nach und nach stieg das einsame Gestirn am Himmel immer höher. Bald schwebte es still auf seiner blauen Bahn dahin, bald ruhte es auf Wolken-Gruppen, welche den schneebedeckten Gipfeln hoher Berge glichen. Diese Wolken, ihren Schleier abwechselnd entfaltend und zusammenlegend, rollten gleich einem durchsichtigen Gürtel von weißem Atlas aus einander, lösten sich in leichte Schaumflocken auf, oder bildeten am Himmel Streifen einer blendenden Watte, die dem Auge so sanft erschien, daß man ihre Weichheit und Elastizität zu fühlen glaubte.“

„Auf der Erde war die Scene nicht minder entzückend. Das bläuliche und weiche Licht des Mondes stahl sich durch die Bäume und warf seine Strahlen-Massen mitten durch die dichte Finsterniß. Der Fluß zu meinen Füßen verlor sich bald ins Gehölz, bald kam er wieder zum Vorschein, von den nächtlichen Gestirnen strahlend, die sich in ihm spiegelten. Jenseits des Waldes ruhte das Mondlicht unbeweglich auf dem Rasen einer Savannah. Zerstreut stehende Birken, vom leisen Hauch des Windes bewegt, bildeten schwimmende Schatten-Inseln auf diesem stillen Lichtmeere. In der Nähe herrschte Schweigen und Ruhe, nur unterbrochen vom Fallen der Blätter, von einem Windzuge oder dem Aechzen des Nachtvogels. In der Ferne hörte man von Zeit zu Zeit das dumpfe Tosen des Niagara-Falles, welches in der Stille der Nacht sich von einer Wüste zur anderen fortpflanzte, bis es in den einsamen Wäldern erstarb.“

Der Stil ist dasjenige Talent, über welches wir bei einem ausländischen Schriftsteller am wenigsten absprechen dürfen, wir müssen darin dem Urtheil seiner Landsleute folgen. Diese haben Herrn v. Chateaubriand den Preis der Korrektheit nicht zuerkannt, und er hat die akademische Ziererei der Französischen Puristen durch gewisse Wörter und Wendungen verletzt, die sie nicht als orthodox anerkennen wollen; allein Französische Kritiker sind zu geneigt, der Korrektheit den Geist aufzuopfern und über einen ungewöhnlichen Ausdruck Autoritäten zu Rathe zu ziehen, statt zu fragen, ob er kräftig und passend ist. Man kann daher ihrem Tadel nicht unbedingt beistimmen. Wir, unseres Theils, wollen gestehen, ohne zu untersuchen, ob sein Ausdruck akademisch richtig ist, daß sein Stil für uns einen eigenen Zauber hat. Wir könnten Unsinn von ihm fast lieber lesen, als verständige Dinge von Anderen. Seine Sprache hat einen Glanz, eine Klarheit und häufig eine Kraft, welche hohe Bewunderung und Nachahmung verdient. Obgleich unklar in seinem Raisonnement, ist er es doch nie in Darlegung seiner Meinung. Nichts kann lichtvoller seyn, als seine widersinnigen Behauptungen, und so sehr wir von seinen Meinungen abweichen mögen, so bleibt sie uns doch fast nie dunkel. Herr v. Chateaubriand hat offenbar eine eigene Manier, dennoch ist wenig Originalität in seinem Stil, wie ein mit Fenelon, Rousseau, Büffon, Florian und Bernardin de St. Pierre vertrauter Leser leicht erkennen wird. Es ist gerade nicht Nachahmung, doch kann man sagen, daß ihr Stil auf den seinigen einwirkte, auch kann man von seiner Prosa dasselbe sagen, was von der Prosa Büffon's, Rousseau's und Bernardin de St. Pierre's gilt, daß mehr wahre Poesie darin ist, als in allen Französischen Versen und besonders in denen des Herrn v. Chateaubriand selbst. Er scheint, so wie manche andere Französische Schriftsteller, gleich dem Antäus, seine Kraft zu verlieren, sobald er von dem festen Grund ebener Prosa emporgehoben wird.

Die „Monarchie selon la Charte“, welche Herr v. Chateaubriand während seiner Amtsführung schrieb, und die seinen Austritt veranlaßte und ihm die Angriffe der Polizei zuzog, ist vielleicht sein bestes politisches Werk. Es enthält seine Ideen von der constitutionellen Monarchie, wie er sie dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs am angemessensten hielt. Es ist offenbar, daß die Britische Constitution ihm öfter vorschwebte, als er es zugeben will. Die Unverletzlichkeit des Königs — die Verantwortlichkeit der Minister — das Recht der Kammern zur Initiative bei legislativen Anträgen — die Verbindlichkeit der Minister, sich in den Kammern Fragen vorlegen zu lassen — die Abhängigkeit der Minister von der öffentlichen Meinung und der Majorität der Kammern — die Solidarität des Ministeriums in Hinsicht seiner Akte — die Nothwendigkeit der Preßfreiheit — die Unzweckmäßigkeit einer Ministerial-Polizei, dies sind die vornehmsten Grundsätze, die er darin niederlegt.

Die Laufbahn des Herrn v. Chateaubriand ist, wie wir hoffen, noch fern von ihrem Ziele. Hoffentlich wird er die Literatur seines Landes noch mit manchem Werke zieren, von wesentlicherem Nutzen und dauernderem Ruhm für ihn, als Alles, was er bis jetzt schrieb. Was uns zu dieser Hoffnung berechtigt, ist, daß bei ihm Einsicht und Geschmack seit dem Beginn seiner Schriftsteller-Laufbahn unaufhörlich fortschritten, während seine Imagination nichts von ihrer Kraft und Lebendigkeit verlor. Die üppigen Auswüchse seiner Phantasie haben die Fähigkeiten besonnenen Nachdenkens bei ihm überschattet und niedergehalten, und in dem Maße, wie die ersteren beschnitten und zurückgedrängt wurden, haben sich die letzteren herrlicher entfaltet. Eine neue Auflage seiner sämmtlichen Werke (die uns nicht

unmöglich scheint) würden wir mit Vergnügen bewillkommnen, wenn sie, bereichert mit den Früchten seiner gereiften Erfahrung und befreit von dem üppigen Unkraut, das eine zu nachsichtige Vaterliebe ihn auszurotten verhinderte, vor uns erschiene. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Cours de mathématique (Mathematischer Kursus für den Civil-Ingenieur.) Von J. Adhémar. 7te Lfg. Pr. 2 Fr.

L'art du bottier. (Die Schuhmacherkunst.) In 214 Kapiteln und 95 Abbildungen, von Franzen, Vater und Sohn. Pr. 15 Fr.

Les banques. (Ueber Banken im Allgemeinen und die Französische Bank insbesondere.) Von Victor Lemonnier.

Le bon jardinier. (Der gute Gärtner.) Taschenbuch auf das Jahr 1833. Von A. Poiteau. Pr. 7 Fr.

Fogons — oder der Philosoph. Historischer Roman aus dem Gebiete Fez. Von Pirond de Chaumes. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Le Chansonnier des Graces. (Lieder-Taschenbuch auf das Jahr 1833.) Pr. 3 Fr.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutsche Lyriker, beurtheilt in der Edinburgh Review.

Unsere Dichter, wenn sie sich im Spiegel der Kritik, welche im Auslande über sie ergeht, betrachten, werden meistentheils eben nicht Gefahr laufen, an ihrem eigenen dort wiedergegebenen Bilde das zu erleben, was dem Narciß in der Fabel geschah. Besonders in den Englischen Journalen, und vornehmlich in den Reviews, sind die Kritiken über Deutsche Literatur und Schriftsteller, bei aller Aneignungslust und Empfänglichkeit für dieselbe, doch in der Regel ungemein scharf und wie mit zersetzenden Säuren angefüllt, und es ist uns in diesem Augenblick nur eine einzige enthusiastische Kritik erinnerlich, die im Foreign Quarterly Review über einen Deutschen Dichter, und zwar über Jean Paul, hervorgetreten. Als Grund dieser schonungslosen, wenn auch nicht selten geistreichen Miene, welche wir die Beurtheiler in Englischen Journalen so oft annehmen sehen, könnte man einen doppelten anführen. Einmal beurtheilt der Brite das Deutsche immer in einem schwer zu verkennenden Gefühl der Ueberlegenheit seiner Großbritanischen Nationalität, und er dünkt sich auf einem höheren, weltmännischeren, praktischeren Standpunkt, von dem aus er auf Deutsches Thun und Treiben gern etwas vornehm herabsieht, wie auf ein nur mit idealer Münze zahlendes Handelshaus. Daher manche verächtliche Aeußerungen ihrerseits über unsere Literatur. Ein anderer freilich seltsam klingender Grund ist der, daß die Verfasser Englischer Kritiken über Deutsche Schriftsteller sehr oft selbst Deutsche sind, und zwar, wie es scheint, desperat gewordene Deutsche, die, der heimischen Zustände überdrüssig, eine gewisse Verstimmung gegen dieselben nicht ganz verhehlen können, die dann in ihrer Ansicht als kritisches Ingredienz überfließt.

Der Verfasser eines im letzterschienenen Hefte der Edinburgh Review mitgetheilten Aufsatzes über Neuere Deutsche Lyrik ist ohne Zweifel ein Deutscher, und wir glauben den Landsmann in ihm in jeder Hinsicht herauszuerkennen. Er zeigt sich zu innig vertraut mit unserem ganzen literarischen Staats-Haushalt, mit unseren Schwächen und Stärken, mit unserer Sprache und Denkungsart, in die sich ein wirklicher Master schwerlich mit gleicher Gewandtheit und Uebersichtlichkeit hineinzufinden vermöchte, als daß er uns nicht zu dieser Vermuthung berechtigen sollte; ja, er äußert sich an einigen Stellen über Deutsche Literatur gerade wie Einer, der pro domo spricht. Er kennt außerdem genau die Gränze zwischen der vergangenen Literatur-Periode in Deutschland und der gegenwärtigen und gehört in dieser Beziehung zu denen, welche die mit Goethe's Tod abgelaufene und durch ihn bezeichnet gewesene Literatur-Aera als die höchste und damit abgeschlossene Blüthe der Deutschen Poesie ansehen, wogegen das, was die heutige Tages-Poesie liefere, nur dürres Gestrüpp sey oder höchstens eine relative Geltung habe. Dies ist eine ächt Deutsche und zwar desperat Deutsche Ansicht, die zwar innerhalb unseres eigenen Landes oft genug vernommen wird, aber schwerlich bei einem wirklichen Engländer so lebhaften Anklang finden würde.

Der Edinburgher Reviewer entwirft eine Schilderung von der Oede und Abgelebtheit des gegenwärtigen gewissermaßen nachheroischen Literatur-Zustandes in Deutschland, daß wir uns davor entsetzen würden, wenn wir nicht selbst eben in dieser Oede lebten und daher noch an so vielen frischen Blüthenwüchsen in derselben unseren Trost hätten. Er beurtheilt in seinem Artikel eigentlich die fünfte Auflage von Uhland's Gedichten. Das Phänomen der fünf Auflagen bei dem genannten Dichter (zu denen sich, wie wir hören, bald eine sechste gesellen wird) giebt ihm zum Vergleichen Anlaß mit dem gegenwärtigen Zustande der Lyrik in England, wo, mit Ausnahme Byron's und einiger der früheren Balladen Walter Scott's, selten Erscheinungen im Gebiet der lyrischen Poesie mehr ein ähnliches Glück gemacht hätten. Er ist jedoch der Meinung, daß ein Dichter, wie Uhland, wenn er in England aufgetreten wäre, schwerlich große Aufmerksamkeit erregt und höchstens die „honours of a second edition" davongetragen hätte, und die Folgerungen, die er daraus zieht, scheinen ihm sehr ungünstig für den heutigen Zustand der Deutschen Dichtkunst zu sprechen. Wenn es auch wahr seyn mag, daß der Werth der Uhland'schen Gedichte häufig überschätzt worden ist, so verdanken sie doch schwerlich, wie unser Reviewer mit zu absprechender Kritik meint, ihren Ruhm vorzugsweise dem Mangel an anderen großen Hervorbringungen in der Zeit. Er sagt in dieser Beziehung:

„Zur Zeit, wo die Deutsche Literatur auf ihrer Mittagshöhe stand, würde Uhland wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Publikums nur in geringerem Grade auf sich gezogen haben. Neben die in voller Blüthe ihrer Kraft herrschenden Genien von Schiller und Goethe gestellt, würde der seinige durch die Vergleichung sich in's Zwergenhafte zusammengeschrumpft haben. Aber der Stern Schiller's versank schon vor seinem Auftreten hinter dem Horizont, und der Goethe's, obgleich noch hell leuchtend, hatte sich doch auch bereits seinem abendlichen Niedergang zugewandt. Ein dämmerndes Zwielicht lagerte sich über die poetische Hemisphäre von Deutschland, während nur noch einige kleinere Sterne durch die herannahende Finsterniß schimmerten. Es war wie das Anbrechen der Nacht in einer großen Stadt, wo die „Hört Ihr Herr'n und laßt Euch sagen" bereits die Leute von den Gassen gescheucht haben, wo aber doch noch aus den dunkeln Straßen und Häusern, deren Bewohner den Nachtwächter-Ruf überwacht haben, von Zeit zu Zeit der schreiende Ton eines Liedes oder der Gassenhauer eines Betrunkenen erschallt; oder hier und da auch eine Serenade, auf einer morschen Guitarre abgeleiert, die Ohren der Nacht erschreckt. Kein Wunder, wenn in einer solchen Zeit solche Töne, wie die Uhland's, die, aus einem eigenthümlichen Standpunkt aufsteigend, Andacht und zarte Gefühle athmen und doch männlich und einfach gehalten sind wie die alte Zeit, manchen Zuhörer, der ihnen lauschte, gefunden und, wie ein Monument, auf das der Wanderer mitten in der Wildniß stößt, durch die Stille und Verlassenheit rings um sie her einen eigenen Reiz gewonnen haben, den sie schwerlich besitzen würden, wären sie im Tagesglanz oder neben dem Wiederhall einer mächtigeren Lyra vernommen worden."

Näher eingehend auf Uhland's Gedichte, weiß der Reviewer indeß manche interessante Bemerkung zu machen. In seinen Aeußerungen über Deutsche Balladen-Literatur, in der er nur vier Meister — Bürger, Goethe, Schiller und Uhland — anerkennt, scheint hin und wieder eine sehr sinnreiche Ansicht durch:

„Es mag freilich außer den vier genannten noch manchen Anderen geben, der in Deutschland einen hergebrachten Ruf in der Balladen-Poesie besitzt, und man könnte meinen, daß ich solche Dichter, wie Tieck, die beiden Schlegel und den Grafen Stolberg, mit Unrecht ausschlösse, und ihres schönen Antheils an dem Ruhm, Mitglieder von der Gilde der nördlichen Troubadours zu seyn, beraubte. Ich kann aber dennoch, Alles in Erwägung gezogen, keine Ausnahme zu ihren Gunsten zugeben. Was die Balladen des Grafen anbetrifft, — um mit der Pairs-Kammer anzufangen — so ist viel Getöne, aber wenig Kraft darinnen, viel Anschein von Tiefe und Gefühl, aber kein Inhalt. Sie muthen uns an, wie die Schlösser in alten Mährchen, welche, aus der Ferne gesehen, in einen Feuerglanz getaucht zu seyn scheinen, aber wenn man näher kommt, findet man, daß dieser Glanz nur ein Feuer ohne eigentliche Gluth, ein flackernder Meteorschein sey. In den Balladen Tieck's läßt sich ohne Zweifel ein genialeres Glühen wahrnehmen; sie sind nicht ohne eine milde, getragene und natürliche Wärme, die aber nicht ausreicht, das Blut in Bewegung zu setzen oder den stockenden Fluß des Gefühls zu beleben. Tieck hat in der That ein zu großes Uebergewicht in das bloß musikalische Element seiner Balladen gelegt, während es dagegen mit der Kraft und dem Zusammenhalt in denselben nur schwach steht; sie sind alle süße wohltönende Laute, wie einlullende Musik, dem unaufhörlichen Flüstern eines Wasserfalls vergleichbar, und hören sich an, als könnten sie im Hause des Morpheus gesungen werden. Was Schlegel betrifft, so entbehrt er nicht des Feuers, aber es ist kein natürliches, sondern nur ein erborgtes. Er gehört in der Poesie zu denjenigen Geistern, die nur durch die Fähigkeit, welche sie besitzen, sich die Denk- und Ausdrucksweise Anderer wie wechselnde Kleider anzueignen, groß sind, so daß ihr ganzer Beruf nur eine endlose Nachahmung zu seyn scheint. Wie bewundernswürdig auch Schlegel als Uebersetzer seyn mag, so kann man doch in seinen Original-Schöpfungen, besonders in seinen Balladen, nichts Ausgezeichnetes wahrnehmen, mit Ausnahme eines höchst glücklichen Taktes in der Versification und eines Stils, der, wenn er auch sonst vielleicht ein wenig zu geschmückt ist, dennoch reiche und wahrhaft klassische Schönheiten entfaltet. Könnten wir uns aber entschließen, zu den oben genannten vier Namen noch einen anderen hinzuzufügen, so würde es der des Maler Müller seyn, in dem mehr ächter Balladen-Geist zu finden ist, als bei irgend einem der zuvor angeführten Dichter."

„Kehren wir jedoch zu denen zurück, welche wir als die Meister dieser Gattung bezeichneten, so möchten wir ohne Bedenken Schillern die Palme reichen. Bürgers Balladen, nicht selten geschraubt und gemein, obwohl in Behandlung von Gegenständen des Volksglaubens oft den wirkungsreichsten Eindruck machend, sind doch alle zu sehr nach einem Ton gestimmt. Wo er einen höheren Flug versucht, wie in Lenardo und Blandine, erreicht er einen eben so lächerlichen Effekt, als wenn man ein Oratorium auf einer Sackpfeife spielen wollte. Goethe dagegen, dessen ausgebildeter Geschmack ihn von solchen Verirrungen fernhält, und dessen mehr plastische Natur ihn befähigt, seine Tonart mit dem Thema zu ändern, irrt jedoch vielleicht nur zu häufig auf die entgegengesetzte Weise. Wenn Bürger zu heftig, zu theatralisch, zu geräuschvoll ist, so ergiebt sich dagegen Goethe zu ausschließlich seiner Phantasie, ist zu ruhig in sich selbst und zu unbekümmert, ob er das Gefühl der Anderen errege; er ist, um es kurz zu sagen, zu sehr Grieche für eine Form, die ihrem Ursprung und Wesen nach so sehr Gothisch ist wie die Ballade. Schiller scheint eine glücklichere Mitte darin eingeschlagen zu haben; klassisch und contemplativ, wie Goethe z. B. in der Bürgschaft, im Ring des Polykrates, in den Kranichen des Ibykus, kann er zugleich siegreich mit der Kraft Bürgers wetteifern, wie im Taucher, und dessen Einfalt des Tons erreichen, wie im Toggenburg,

ohne in seine vulgäre Weise auszuarten; während er in solchen Gedichten, wie Fridolin und der Kampf mit dem Drachen, die herrlichste Vereinigung eines reinen Geschmacks mit tiefem Gefühl und ausgezeichneter Schönheit und Malerei der Diction offenbart, und zugleich dabei eine gewisse religiöse Begeisterung, die trefflich mit dem romantischen Charakter der Ballade übereinstimmt, und wonach man bei einem seiner Mitbewerber vergeblich suchen würde. — Uhland's Balladen vereinigen viele von den Schönheiten seiner Vorgänger in sich. Wie Bürger, hat er die Eigenthümlichkeit des alten Balladenstils, mit allen seinen Zierlichkeiten, Wiederholungen und Inversionen, wohl inne, aber ein reiner Geschmack bewahrt ihn vor den unwillkürlichen Travestieen desselben, in welche Bürger beständig fällt. Uebrigens neigt sich Uhland mehr zu Goethe als zu Schiller. Dem tief denkenden und spekulativen Geist und ernsten Gefühl des Letzteren hat er nicht nachzueifern gestrebt; jedoch scheint er auch von der Ueberzeugung ausgegangen, daß Goethe's Balladen, (obwohl sie hinsichtlich ihrer Anmuth, Phantasie und elastischen Beweglichkeit des Ausdrucks wahre Muster sind) doch zu sehr nur in einer Welt der Imagination schweben, und daß ein stärkeres Substrat nöthig sey, um diese Gattung zu tragen. Daher versuchte er in seinen Balladen immer, zugleich ein solches stoffhaltiges Element in die Ader seines edlen Gefühls, das sich zuweilen selbst zur Leidenschaft erwärmt, überfließen zu lassen."

Wir haben die Ansichten unsers Kritikers so hingestellt, wie sie sich geben, ohne unsererseits widerlegende Bemerkungen dazwischen geschoben zu haben. Diese wird sich der Leser selbst im Sinne seiner eigenen Denkungsweise da zu machen wissen, wo der Reviewer allzu hart absprechend, namentlich in Bezug auf Bürger, verfährt. Die Englischen Uebersetzungen, welche derselbe darauf von einigen Uhland'schen Gedichten giebt, liest man jedoch mit ungetheiltem Vergnügen, da sie mit poetischem Geist und Formgewandtheit gemacht sind.

Mannigfaltiges.

— Literatur und Theater in Kopenhagen. Neben der rein wissenschaftlichen Literatur füllt auch die belletristische eine Anzahl von Tageblättern und Zeitschriften. Namentlich in den letzten Jahren sind eine große Menge junger Dichter aufgetreten, von denen manche ein echt beachtenswerthes Talent bekunden. Außer den ewig unvergänglichen Werken der beiden großen Dichter, welche die beiden Hauptseiten des Dänischen Charakters so schön repräsentiren, nämlich den schalkhaften Witz der jovialen Laune und die sanfte Melancholie des nordischen Ernstes, haben besonders Französische Opern und Scribesche Lustspiele das Dänische Theater-Repertoir dominirt; die Vaudevilles scheinen jedoch dem Ende ihrer oft gemißbrauchten Herrschaft nahe. Neben denselben haben sich zwei Schulen eines originalen Lustspieles erhoben, wovon die eine zunächst die Holbergsche Komödie zu ihrem Muster genommen, die zweite in ergötzlicher Originalität ein Zwischending zwischen der Italiänischen Opera Buffa und dem Französischen leichten Situationsstücke darstellt. Die Vorzüglichkeit des Dänischen Theaters, dessen Zustand sich mithin sehr wesentlich von dem der jetzigen Deutschen Schaubühne unterscheidet, ist zunächst dem Interesse des Publikums und einigen ausgezeichneten Talenten unter Dichtern und Schauspielern zuzuschreiben.

— Türkische Art, einen Gast zu ehren. „Wohl zwölf Schüsseln", erzählt der Reisende Slade, „von denen ich aus Artigkeit mehr essen mußte, als ich mochte, und die durch Mangel an Wein noch unschmackhafter wurden, waren mit großer Schnelle auf einander gefolgt, und da eine Pause eintrat, begann ich aufzuathmen, indem ich meine Eß-Aufgabe zu Ende glaubte, als zu meiner Bestürzung eine große Schüssel mit Pillau, der stets das letzte Gericht ausmachte, zwischen uns gesetzt wurde. Da ich seit meiner Kindheit den Reis nie geliebt hatte, so erregte der Anblick dieser dicken fetten Speise mir wirkliche Uebelkeit. Indessen er war einmal da, und hätte ich bloß eine Quantität davon verzehren müssen, ich würde mich glücklich geschätzt haben; allein eine härtere Prüfung stand mir bevor. Der Pascha steckte seine Finger tief hinein und holte eine ziemliche Quantität heraus, mit der er sich einige Minuten zu thun machte, indem er sie zu einer Kugel rollte. Ich starrte, dachte jedoch nicht anders, als daß der delikate Bissen nach gehöriger Zubereitung seinem Halse bestimmt wäre. Es war ein Glück, daß ich seine echte Bestimmung nicht ahnte, denn der bloße Gedanke hätte meine Eingeweide empört, und dies hätte mir sehr leid gethan vor so vielen Zeugen, des Schimpfes einer Zurückgabe dieser Art nicht zu gedenken. Als der Pascha es bis auf den Umfang einer Stückkugel zusammengerollt hatte, streckte er seine dürre Hand über die Schüssel herüber. Ich wich unwillkürlich zurück, er mit der Hand nach und steckte mir den Ballen — Brrr! — in den Mund. Ich schlang ihn mit einer Art von Verzweiflung hinunter, weiß aber nicht, durch welche Anstrengung meiner Nerven ich ihn bei mir behielt. Die Anwesenden schauten voll Verwunderung darein. Was, ein Kapudan Pascha soll einem Fremden solche Ehre anthun! Hätte es damals in Konstantinopel eine Zeitung gegeben, so wäre dieser Umstand bei unserer Rückkehr als das merkwürdigste Ereigniß auf dem ganzen Kreuzzuge bekannt gemacht worden. Mich freute nur, daß die Ehre zu groß war, um wiederholt zu werden."

— Disziplin in der Türkischen Marine. Während Tahir Pascha die Flotte kommandirte, zeigten sich eines Tages zwei Korvetten saumselig, den Signalen zu gehorchen. Tahir steuerte auf sie zu und machte ihren Capitainen und Signal-Offizieren Zeichen, an Bord zu kommen. Als sie erschienen, übergab der Pascha sogleich die Letzteren den Chavassen (Schiffs-Profoß) zum Ausprügeln, er selbst aber und sein Capitain zählten den Ersteren mit einem Röhrchen eine gleiche Anzahl Hiebe auf. Daß Tahir dieses Amt in Person versah, geschah aus Schicklichkeits-Gefühl, denn er hielt dafür, daß er dem Dienste schaden würde, wenn Capitaine von irgend einer Person, die unter ihrem Range wäre, eine Züchtigung empfingen. Dies Beispiel that eine herrliche Wirkung, denn beide Korvetten waren von nun an ein wahres Muster der Thätigkeit für die ganze Flotte.

(Slade's Travels.)

— Einfluß der Methodisten bei den Negern in Westindien. „Die Methodisten werden es mir verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nehme, den Verdacht auszusprechen, daß dem Uebel, welches sie sowohl im Lande als auswärts hervorgebracht haben, nur sehr schwach durch eine gewisse Mäßigkeit im Aeußeren das Gegengewicht gehalten wird. Folgende Bemerkung muß auch den gewöhnlichsten Begriffen, dem verstocktesten Vorurtheil einleuchten: Die Westindischen Pflanzer bekennen, daß sie eine Insurrection befürchten, und doch gestatten sie Sektirern aller Art den Eintritt bei sich. Die Neger sind eine sehr neugierige und scharf beobachtende Race, und nachdem sie gelernt haben, daß es einen Gott giebt, ist das nächste, was sie lernen, daß ihr Herr denselben nicht mit ihnen auf gleiche Weise anbetet. Sie halten ihre Anbetung für die wahre und die ihrer Herren natürlich für eine falsche. So lange sie sich noch am Rande der Civilisation befinden, wird dies noch keine bedeutende Folgen haben; aber der Grundstein ist gelegt, ein Anfang ist gemacht; das Individuum oder seine Familie wird im Laufe der Zeit aufgeklärter; er sieht die Unterscheidungs-Merkmale deutlicher, und allmälig durchdringt ihn der Geist der Feindschaft, welchen religiöse Spaltungen immer hervorrufen. Nächstdem ist ein vollkommen organisirtes Spioniren ein Grundzug in dem System der Methodisten; die Geheimnisse aller Familien stehen ihnen zu Gebote. Eltern und Kinder bewachen sich gegenseitig; die Schwester steht dem Bruder, der Bruder der Schwester gegenüber; Jeder ist auf seiner Hut gegen Alle, und Alle gegen Jeden. Auf diese Weise besitzen die Methodisten eine Armee von Abhängigen, welche fast in jedem Hause einquartiert ist und im Innern jeder Pflanzung gebietet. Ihre Herrschaft über jene armen Leute ist so unumschränkt, als die der Jesuiten über ihre Schüler nur immer seyn konnte. Ich will nicht behaupten, daß diese Gewalt bis jetzt mißbraucht worden ist; aber gewiß ist es, daß sie zu den furchtbarsten Zwecken mißbraucht werden kann. Man frage nur die Herren auf Antigua und Jamaika, was sie über diesen Gegenstand denken? Bereuen sie nicht die Aufmunterung, welche sie den Methodisten haben zu Theil werden lassen? Fürchten sie nicht ihre Gewalt? Sie werden es nicht leugnen."

(Coleridge's Six Months in the West Indies.)

— Ein Schmuggler-Schiff. Als ich mich in der Kajüte mit Mathes, dem kühnen Geächteten (denn er stand, wegen mehrerer verwegener und erfolgreicher Kämpfe mit den Zoll-Beamten, unter peinlicher Anklage), allein sah, konnte ich nicht umhin, die große Gleichgültigkeit zu bewundern, mit welcher dieser sonderbare Mensch auf die möglichen Folgen seiner Thaten blickte. Er wußte, daß mehrere Kriegs-Schiffe in diesem Augenblick auf der Station kreuzten, daß man von seiner Abfahrt von Vlissingen und auch davon unterrichtet sey, daß diese Küste von den Schmugglern zur Landung ausersehen worden; — dennoch lachte er, trank so fröhlich sein Glas, wie ich in einem Klub trinken würde, und fertigte die Botschaften, die ihm von Zeit zu Zeit zukamen, mit dem größten Gleichmuthe ab. Er sprach hauptsächlich von seinen eigenen Thaten, und die Scene umher paßte herrlich zu dem Gemälde. Die Wände der Kajüte waren mit Pistolen, Flinten und Stutzbüchsen behangen, und Hirschfänger und Streit-Aexte hingen in den Wand-Vertiefungen. Seine Laufbahn war sehr stürmisch gewesen und sein Leben reich an gefährlichen Abenteuern, obgleich er noch nicht über das mittlere Alter hinaus war. Ich fand so viel Gefallen an seinen mannigfachen Erzählungen von kühnen Versuchen und verwegenen Unternehmungen, daß zwei Stunden dahinschwanden, ehe ich aufbrach. Als ich auf das Verdeck kam, war das geschäftige Treiben vorüber, die Contrebande war ausgeladen und durch Ballast von Steinen ersetzt; denn jedes Boot brachte, der Anweisung gemäß, einen Theil davon mit zurück, und so war der Schmuggler völlig in Ordnung und bereit, unter Segel zu gehen. Dies merkwürdige Schiff übertraf an Größe und Schnelligkeit alle andere seiner Klasse und hatte viele und glückliche Reisen gemacht. Seine Ausrüstung war furchtbar. Sechszehn schwere Kanonen standen längs der Verdecke, und außerdem noch zwei metallene Kanonen von kleinerem Kaliber; aller übrige Kriegs-Bedarf war reichlich vorhanden. Aber das Auffallendste war seine wild aussehende, aber vortreffliche Mannschaft. Sie schien einzig für „Kampf und Sturm" geschaffen, und mit Recht rühmte sich ihr wilder Befehlshaber, er könne jeden Kreuzer von der Größe seines Schiffes in den Grund bohren und sechs Stunden nachher seine Ladung ausschiffen. Wir verließen das Schiff, und, nach den Fäßchen und Kisten zu urtheilen, die man in unseren Wagen geladen hatte, war mein Vetter bei der allgemeinen Vertheilung nicht leer ausgegangen. Der Geächtete stand auf einer Kanone und schwenkte mit der Hand, als wir abfuhren, und kurz darauf zog er seine großen Segel auf und gewann mit der sinkenden Fluth, von einem frischen Winde begünstigt, die hohe See. Bald war er uns aus dem Gesichte. Dies sollte die letzte Reise der „Jane" und die letzte That ihres Befehlshabers seyn; denn auf der nächsten Fahrt ging sie zu Grunde, und Alles, was an Bord war, kam mit dem Schiffe um.

(Wild Sports of the West.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 23. Januar 1833.

Frankreich.

Napoleon im Staatsrathe.

Von Cormenin.

Wenn ein Fremder sich endlich in den engen Gängen des Hotel Molé zurecht gefunden hat und nun im Hintergrunde eines dunkeren Saales mehrere Personen in gestickten Röcken dicht zusammengepreßt wahrnimmt, die über die Einziehung eines Feldhüters oder die Reinigung eines Flüßchens ihr Gutachten abgeben, so fragt er, ob das jener Staatsrath sey, dessen Name in Europa wiederhallte, und dessen unsterbliche Gesetzbücher noch heute in mehreren von Frankreich wieder losgerissenen Königreichen herrschen? Nein, der jetzige Staatsrath, diese kleine Gerichtsstube mit bestrittener Kompetenz, dieser Zufluchtsort der Sinekuristen, diese form- und gesetzlose Anstalt ist nicht mehr jenes mächtige Kollegium, welches unter Napoleon Dekrete anfertigte, den Provinzen Verordnungen gab, die Minister unter Aufsicht hielt, eroberte Länder organisirte, die Gesetze auslegte und das Reich regierte.

Jener große Saal der Tuilerieen, der an die Kapelle stößt, ist es, wo unsere Gesetzbücher, so großartig in ihrer Auffassung, so einfach in ihrer Anordnung, so haarscharf in ihrem Ausdrucke, entworfen wurden, die den glänzenden Ruhm des Kaiserreichs überleben und eherne Denkmale überdauern werden. Hier wurde jene kräftige Verwaltung des Innern eingerichtet, an deren Räder unsere kleinen Staatsmänner sich noch festklammern, um nicht zu fallen.

Der Staatsrath war der Sitz der Regierung und die Seele des Kaisers. Seine Auditoren machten, als Intendanten, die unterjochten Länder schmiegsam; seine Staats-Minister prüften, als Sections-Präsidenten, die Akte der Minister im Amte; seine ordentlichen Räthe führten, als Redner der Regierung, ihre Gesetze im Tribunal, im Senat und im gesetzgebenden Körper siegreich durch alle Diskussionen; seine außerordentlichen Räthe verwalteten, als General-Direktoren, das Zollwesen, die Domainen, die Steuern, die Brücken und Landstraßen, die Waldungen und den Schatz, besteuerten die Illyrischen Provinzen, Holland und Spanien, führten zu Turin, Rom, Neapel und Hamburg unsere Gesetzbücher ein und organisirten Fürstenthümer und Königreiche auf Französischen Fuß.

Wo das Genie die Herrschaft hat, weiß es zu allen Zeiten bei seinen Untergebenen das Genie herauszufinden, an sich zu ziehen und nutzbar zu machen. Es scheint, daß eine Art sympathetischen Instinkts sie zusammenführt und verschmilzt. Jene unruhigen Tribunen, deren Organe in den Stürmen der Revolution abgenutzt waren, folgten, wenn auch murrend, der Anziehungskraft des Kaisers. Napoleon hatte sie durch seine Siege geblendet und gleichsam in seine Macht versenkt. Die Gemüther, einer ohnmächtigen Freiheit müde, genossen behaglich einer Ruhe voll Glanz und Größe. Der Staatsrath, in seinen ernsten Sitzungen, wo es weder den Berathschlagungen an Lebhaftigkeit, noch dem Worte an Gewalt fehlte, bot ihnen das Bild der hitzigen Kämpfe auf der Tribune. Die größten Geister der Revolution schienen auf den Ruf Napoleon's sich hier versammelt zu haben.

Hier glänzte Cambacerès, der lehrreichste Gesetzgeber und tüchtigste Präsident, Tronchet, als Gerichtsperson der Erste unserer Zeit, Merlin, der größte Rechtsgelehrte Europa's, Treilhard, der bündigste Dialektiker in der Versammlung, Portalis, eben so berühmt durch seine Beredsamkeit, wie Segur durch die Anmuth seines Geistes und Zangiacomi durch die Schärfe und Bündigkeit seiner Worte, der tiefgelehrte Allent, der kenntnißreiche Staatsmann Duban, Chauvelin, voll witziger Einfälle, Cuvier, der gewaltige universelle Geist, der gewandte Pasquier, der einsichtsvolle Boulay, der bündige, scharfsinnige und geistreiche Beranger, der tiefe und so reich begabte Berlier, Degerando, so bewandert in der Staats-Wissenschaft, Andreossy, so geschickt im Geniewesen, St. Cyr, der große Taktiker, Regnault de St. Jean d'Angely, ein glänzender Redner, ausgezeichneter Publizist und unermüdlicher Arbeiter, Bernadotte, jetzt König von Schweden, und Jourdan, der Sieger bei Fleurus.

Kaum hatte Napoleon, wenn er von seinen großen Schlachten heimkehrte, die Sporen abgelegt, so hörte man Waffengeklirr an den Thüren des Staatsraths, dreimal wirbelte die Trommel, die Thüren flogen auf, und der Kaiser trat rasch ein, grüßte und ließ sich nieder.

Ich war damals noch sehr jung, und ich gestehe, daß ich nicht ohne Bewegung diese kahle Stirn betrachten konnte, auf welcher, von oben herab, die Glorie von Austerlitz, mit deren Darstellung Gérard die Decke geziert hatte, widerzustrahlen schien. Ich wohnte der berühmten Sitzung bei, welche nach seiner Rückkehr von der Schlacht bei Hanau stattfand. Noch von der anstrengenden Reise angegriffen, bleich und trübe, ließ uns der Kaiser in sein Kabinet treten. Hier, stehend, ohne Einleitung, redete er Herrn Jaubert, Gouverneur der Französischen Bank, an, der, sagte er, so unbesonnen gewesen wäre, die Bankscheine zu übereilt auszahlen zu lassen. Napoleon schlug die Statuten der Bank auf und setzte deren Mechanismus mit der Sachkenntniß eines Rechnungsführers oder eines Verwalters aus einander. Es war ein merkwürdiges Schauspiel für mich, einen Krieger über die Organisation der Banken und die Theorie des Diskonto sprechen zu hören. Herr Jaubert, ein stiller und schüchterner Mann, stammelte einige Worte der Entschuldigung, die wir nicht vernahmen; die Thüren des großen Saals wurden wieder geöffnet, Jeder nahm Platz, und die Sitzung begann.

Der Kaiser schwieg lange; man sah, daß er in Gedanken vertieft war. Der Kopf fiel ihm wider seinen Willen auf die Brust herab; mechanisch zerschnitt er mit dem Federmesser Federn, Teppich und Papier. — „Die Bayern, die Bayern!“ rief er endlich, wie aus einem Traume auffahrend, „Ich habe sie niedergeschmettert, Wrede ist gefallen,*) die Invasion naht mit schnellen Schritten, es ist keine Zeit zu verlieren. Nun, meine Herren, was werden Sie thun, was haben Sie mir zu sagen?“

„Sire,“ erwiederte Regnault de St. Jean d'Angely, „Sie dürfen auf die Tapferkeit der Holländer rechnen.“

„Der Holländer! Auf die Holländer sollte ich rechnen! Die haben kein Blut, sondern rothes Wasser in den Adern.“ **)

„Aber es gehen schon von allen Seiten Adressen ein, Sire, und alle Corporationen des Reichs betheuern ihre Treue und Ergebenheit.“

„Was sagen Sie da, Herr Regnault, weiß ich vielleicht nicht, wie solche Adressen fabrizirt werden, und was sie zu bedeuten haben? daran sollte ich glauben! Geld und Menschen brauche ich, und keine Phrasen. Und Sie, meine Herren, Sie sind hochstehende Bürger, Familienväter, die Väter des Staats. Ihnen kommt es zu, den öffentlichen Geist durch Ihre beredsamen Ermahnungen zu beleben. Wenden Sie die Schmach und das Elend der Invasion ab, welche das Reich bedroht.“

Zu spät! das Reich neigte sich mit jeder Stunde mehr seinem Untergange entgegen, und ist die Zeit einmal gekommen, so werden Regierung und Völker, trotz ihres Genies und ihrer Macht, von dem verhängnißvollen Schicksal, das weiter nichts ist, als die unabwendbare Folge ihrer Fehler, zu Boden gerissen.

Warum Napoleon so ganz unterging? — Weil er für sich allein sein Ruf, seine Dynastie und sein Reich war. Wer hätte sich nicht gebeugt vor einer so angeborenen Ueberlegenheit! Wer hat nicht in seiner Nähe den hinreißenden Zauber seines einnehmenden Wesens empfunden! Dieser Gehorsam hatte nichts Knechtisches, denn er war freiwillig; man wurde für den Mann hingerissen, dies ging oft bis zur Leidenschaft. Man konnte nicht müde werden, diese hohe Stirn, den Sitz des Nachdenkens, welche die Schicksale der Zukunft barg, zu bewundern; kein Auge konnte lange diesen unwiderstehlichen Blick aushalten, der die Gedanken aus den Tiefen der Seele heraufbeschwor. Alle andere Menschen erschienen neben ihm wie Wesen einer gemeineren und niederern Gattung. Seine Stimme hatte etwas Gebietendes und doch zuweilen eine Sanftheit, eine Weichheit, eine Art von Italiänischem Schmeichellaut, der die Fibern erschütterte. Durch diese unbegreifliche Mischung von Anmuth und Kraft, von Einfachheit und Prunk, von Gutmüthigkeit und Ueberlegenheit wußte er die widerspenstigsten Geister zu bändigen und die feindseligsten Gemüther zu versöhnen. Man kann sagen, er eroberte eben so wohl mit der Zunge als mit dem Schwerdt. In seinem Geiste fand sich orientalischer Prunk neben mathematischer Schärfe. Seine Beredsamkeit, die für ihn kein Spiel der Uebung, sondern ein Mittel zur Herrschaft war, schmiegte sich allen Zeiten und Umständen an. Mit den Soldaten, die dem Volke angehören, redete er die Sprache des Volks, welches hohe Bilder, Erinnerungen und Aufregung liebt. Mit den Gelehrten ließ er sich in Erörterungen ein, er ging mit Büreau-Beamten statistische mit Zahlen angefüllte Tabel-

---

*) Er glaubte es oder schien seine Umgebungen bereden zu wollen, an den Tod Wrede's zu glauben.

**) Die heutigen Franzosen sind nicht mehr dieser Meinung.

len durch, und im Staatsrath entwarf er Gesetze mit Treilhard, Merlin, Berenger und Portalis.

Es machte ihm Vergnügen, wenn die Staatsräthe an einander geriethen, er reizte sie gewissermaßen zum Disputiren; sey es nun, daß diese Polemik ihm wie eine Art von Krieg vorkam, aber weil er in der Hitze des Streites die Wahrheit leichter zu erfassen glaubte. Er selbst stritt sich zuweilen mit Treilhard herum; dieser, ein hartnäckiger Logiker und unerschrockener Kämpfer, wich keinen Zoll breit vor seinem Kaiserlichen Gegner, welcher oft sagte: ein Sieg über Treilhard würde ihm saurer, als ein Sieg auf dem Schlachtfelde.

Seine Art zu argumentiren war lebhaft, hastig, ohne Zusammenhang, ohne Methode, aber voll Natur, Geist und Witz; es waren gleichsam Flammenströme, die, in Dampf gehüllt, wirbelnd herausfuhren. Er hatte die Gesetze nicht studirt, aber er errieth sie, und die Rechtsgelehrten erstaunten über die Tiefe seines Raisonnements und seine scharfsinnigen Auslegungen.

Einer unglaublichen Aufmerksamkeit fähig, ging er ohne die mindeste Anstrengung von den wichtigsten Erörterungen eines Civil- oder Staats-Gesetzes zu der kleinlichen Ausführlichkeit einer Verordnung über die Marine-Uniform oder eines Reglements für die Feldbäckerei über. Zeit, Stoff, nichts genügte der nimmersatten Thätigkeit seines Geistes. Aus einem Verwaltungs-Rath begab er sich in den Staatsrath, und von diesem wieder zu dem Comité der öffentlichen Arbeiten. Während die Staatsräthe, müde und erschöpft, sich vom Schlaf beschleichen ließen, fand er ein boshaftes Vergnügen daran, die Sitzung bis in die Nacht zu verlängern. Er fühlte weder Hunger, noch andere Bedürfnisse, noch Müdigkeit; es war, als wenn sein ungezähmter Wille seinen Körper eben so wie alles Andere beherrschte.

Größer als Alexander, als Karl der Große, als Peter I., als Friedrich, lieh er, wie sie, dem Jahrhundert seinen Namen; er war, wie sie, Gesetzgeber, gründete, wie sie, ein Reich. Sein allverehrtes Andenken lebt unter dem Zelte des Arabers und durchschifft auf dem Kanoe des Wilden die Flüsse überseeischer Länder. Das Französische Volk, das so schnell vergißt, hat von einer Revolution, welche die Welt erschütterte, nichts aufbewahrt, als diesen Namen. Wenn sich die Soldaten im Bivouak unterhalten, so sprechen sie von keinem anderen Feldherrn als von ihm, und wenn sie durch Städte ziehen, blicken sie nach keinem anderen Bilde als nach dem seinigen.

Als das Volk die Juli-Revolution machte, war es die mit Staub bedeckte, mit dem Französischen Adler geschmückte Fahne, welche die ehemaligen Soldaten unter den Arbeitern, diese Anführer aus dem Stegreif, entfalteten. Es war die Fahne von Austerlitz und von Wagram, nicht die von Jemappes und Fleurus; es war die Fahne, welche auf den Thürmen von Lissabon, Wien, Rom und Moskau flatterte, nicht diejenige, welche bei der Verbündung auf dem Marsfelde wehte; es war die von Kugeln durchlöcherte Fahne von Waterloo, die Fahne, welche der Kaiser zu Fontainebleau umfaßt hielt, als er von seiner alten Garde Abschied nahm; die Fahne, welche auf St. Helena die Stirn des sterbenden Helden beschattete; Alles in Ein Wort gefaßt: — Es war die Fahne Napoleons!

Doch halt! — Schon höre ich eine ernste Stimme zürnen; ich fürchte, die Geschichte tritt ihrerseits als Anklägerin gegen denjenigen auf, für den die Nachwelt jetzt beginnt, und ruft: Er stürzte die Freiheit vom Throne; er war Kaiser der Französischen Republik und wurde zum Despoten; er warf sein Schwerdt in die Waagschale der Gesetze; die persönliche Freiheit kerkerte er in Staats-Gefängnisse ein, die Presse erstickte er mit dem Knebel der Gewalt; er verletzte die Unabhängigkeit der Geschwornen; er hielt die Tribunäle, das gesetzgebende Corps und den Senat in niedriger Knechtschaft unter seinen Füßen; er mähte die Generationen reihenweise nieder und verödete Werkstätten und Felder; er pfropfte auf den Kriegerstand einen neuen Adel, der bald gehässiger als der alte geworden wäre, weil es ihm an dessen Alter und blendendem Schimmer fehlte; er erhob willkürliche Abgaben und wollte, daß es im ganzen Reiche keine andere Stimme gäbe, als die seinige, keinen anderen Willen, als den des Herrschers, kein anderes Gesetz, als seine Dekrete. Unsere Hauptstadt, unsere Städte, unsere Armeen, Flotten, Paläste, Museen, Beamte und Bürger wurden seine Hauptstadt, seine Städte, seine Armeen, seine Flotten, Paläste, Museen, Beamte und Bürger. Er schleppte die Nation auf das Schlachtfeld, wo wir kein anderes Andenken gelassen haben, als unseren Uebermuth im Siege, unsere Leichen und unser Gold. Endlich, nachdem er die Mauern von Cadix belagert, nachdem er die Schlüssel von Lissabon und Madrid, von Wien, Berlin, Neapel und Rom in seinen Händen gehabt hatte, nachdem Moskau's Straßen von dem Rollen seiner Kanonen erdröhnten, hat er Frankreich kleiner zurückgegeben, als er es übernommen hatte, blutend an seinen Wunden, seiner Festungen beraubt, offen, arm und gedemüthigt. (Livre des cent-et-un. Vol. IX).

Napoleon's Küche auf St. Helena.

Wer hätte nicht über Napoleon geschrieben! Seine Minister, seine Staatsmänner, seine Generale, seine Geheimschreiber, die Damen seines Hofes — und ihre Schilderungen von ihm sind nicht die schlechtesten, wie man aus den geistreichen Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes ersehen kann, — seine Kammerdiener sogar haben uns ein Bild von dem Kaiser gegeben; nur von einem materielleren Gesichtspunkt aus war er noch zu betrachten; es fehlte nur noch das Urtheil eines Kochs über ihn. Folgende Skizze rührt von einem zu bekannten Namen her, als daß sie nicht Interesse erregen sollte; Carême ist der Verfasser derselben. Abgesehen von einiger Naivetät, die jedoch auch nicht ohne Anmuth ist, wird man darin vollkommen den Geist wiederfinden, der auch einen anderen Gastronomen, den Deutschen Gelehrten Herrn v. Rumohr, charakterisirt, welcher bekanntlich ebenfalls ein Kochbuch geschrieben hat.

„Der erlauchte Gefangene von St. Helena hatte zuerst Herrn Le Page, dann Herrn La Roche, dann einen Engländer zum Koch, mußte sie aber alle drei nach einander entlassen, weil sie das Klima nicht vertrugen und krank wurden. Da schrieb er an seine Mutter nach Rom, sie möchte ihm sobald als möglich einen Französischen Koch senden, und zwar einen von denen, die in früherer Zeit in seinem Hause oder bei seiner Familie angestellt waren. Der Fürstin Borghese fiel sogleich Herr Chandelier ein. Es wurde ihm der Vorschlag gemacht, sich nach St. Helena zu begeben; er nahm ihn mit Dank an, indem er sagte, um der Ehre Willen, dem Kaiser zu dienen, würde er, wenn es seyn müßte, selbst nach Neu-Holland gehen; und das war viel gesagt, weil er sich unter diesem Verbannungsorte, nach dem die Engländer ihre Taugenichtse deportiren, eine wahre Hölle dachte. Lord Hamilton, der sich damals gerade bei der Fürstin befand, wollte, zum Beweis, welche Freude ihm Herrn Chandelier's treffliches Benehmen verursache, dem Koch seine volle Goldbörse geben, die dieser aber mit Würde verschmähte; denn, sagte er, nicht aus Eigennutz wolle er die Reise machen, sondern aus Ergebenheit. Herr Chandelier wanderte singend aus Rom, in Gesellschaft eines Arztes, zweier Priester und eines neuen Küchenmeisters.

Als diese fünf Personen in England angekommen waren, mußten sie drei Monate in London bleiben und empfingen dort einen Besuch von dem Englischen Koch, der so eben aus St. Helena angekommen war. Dieser brave Mann rieth Herrn Chandelier, ein vollständiges Küchengeräth und eine Platte Guß-Eisen zum Bau eines Deutschen Ofens, so wie auch eine Maschine zur Bereitung von Eis, das auf St. Helena nicht gelingen wollte, mitzunehmen; ferner Salmiak, Harz und Zinn, um selbst sein Geräth verzinnen zu können, was sehr nöthig sey, weil es keinen Verzinner auf der Insel gäbe. Endlich reiste Herr Chandelier ab.

Als der neue Koch auf St. Helena angekommen war, wurde er vom General Bertrand sehr freundlich empfangen. Der Kaiser hatte seinen Koch schon aus dem Schreiben seiner Schwester lieb gewonnen und zeigte sich bald sehr zufrieden mit seinem Talent und seiner Betriebsamkeit; denn gleich bei seiner Ankunft auf der Insel ließ derselbe aus der von England mitgebrachten Eisen-Platte einen Deutschen Ofen bauen. Da er nur einen alten Französischen Ofen hatte und nicht so viel Holz auftreiben konnte, als zur Heizung desselben erforderlich war, so brachte er es endlich durch viele Vorstellungen bei dem Schlosser der Insel dahin, daß dieser ihm einen eisernen Kasten-Ofen schmiedete; das Ziegelwerk daran führte er selbst auf. Als der Kaiser diese wichtigen Veränderungen seiner Küche in Augenschein nahm, gratulirte er Herrn Chandelier und sagte: „Es ist sehr gut für Dich, daß Du vor Deiner Abreise von London mit La Roche gesprochen hast; Du wirst nun weit weniger auszustehen haben und Dir Deine Augen schonen; dann wirst Du mir auch öfter zum Frühstück mit kleinen Pasteten aufwarten können." „„Ja, Sire““, sagte der Koch, „„ich brauche jetzt nur eine halbe Stunde, um Euer Majestät damit dienen zu können.““ Und mein Kollege fühlte sich immer mehr zu dem Kaiser hingezogen, der zu allen seinen Dienern mit großer Leutseligkeit sprach.

Herr Chandelier erzählte mir, daß der Kaiser eines Tages zum Frühstück eine Soldaten-Suppe von ihm verlangt habe. Mein Kollege, der selbst gedient hatte, wagte es jedoch nicht, seinem hohen Gebieter eine Suppe nach der gewöhnlichen Regimentskost aufzutischen; er nahm nur wenig Brod dazu, und obenauf schwammen einige Schmink-Bohnen. Aber der Kaiser war nicht zufrieden damit. Er ließ seinen Koch rufen und sagte zu ihm: „Du warst Militair und weißt doch wohl, daß dies keine Soldaten-Suppe ist. Nun, koche mir morgen eine bessere." Der Koch bereitete nun wirklich eine Suppe mit viel Brod und mehr Bohnen, so dick, daß der Löffel darin stand. Der Kaiser aß wenig davon, war damit zufrieden, verlangte aber nicht wieder danach. — Was dachte sich wohl dieser große Feldherr dabei, als er eine Soldaten-Suppe wünschte! O, gewiß dachte er jener großen Tage, wo er am Vorabend einer Schlacht, die über das Schicksal einer Nation entscheiden sollte, sein Lager musterte; oder versetzte er sich vielleicht in die ersten Jahre seiner militairischen Laufbahn zurück!

Die Wohnung von Sir Hudson Lowe's erlauchtem Gefangenen war anderthalb Meilen von der Stadt entfernt. Sie lag auf der Hoch-Ebene eines dürren Felsen, der das ungesundeste und widrigste Klima der ganzen Welt hat. Das ganze Jahr hindurch wechselt die Temperatur täglich drei bis vier Mal. Kalte, feuchte und wüthende Stürme folgen oft plötzlich auf eine unerträgliche Hitze von 25 Grad; dann treten dicke und übelriechende Nebel ein, welche oft zwei Tage hinter einander dauern. Wenn die Sonne mit ihren wohlthuenden Strahlen diesen traurigen Aufenthalt erhellt, findet man wieder kaum ein wenig Schatten. Die sogenannten Gummibäume sind die einzigen Zierden des Plateaus der Insel; aber die Winde haben sie alle nach derselben Seite hin zur Erde gebogen; auch sind sie theilweise des Blätterschmucks beraubt. Die Vegetation der Insel ist überhaupt sehr armselig. Die wenigen Hülsenfrüchte, die man dort anbauen kann, werden entweder von den Ratten verzehrt oder von der Sonne versengt. Die Rinder, Kälber und Hammel, welche St. Helena mit Fleisch versahen, wurden aus Brasilien oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung dahin gebracht. Aber in Folge der langen Fahrt, die meist drei Wochen, oft einen Monat dauert, langten sie abgemagert und eingeschrumpft an Ort und Stelle an. Die schlechten Weiden der Insel brachten das Vieh noch mehr herab, und so wurde das Fleisch ganz unschmackhaft.

Der arme Koch erhielt zu seinem großen Aerger oft ein ausgedörrtes Stück vom Vorderbug, während der Gouverneur das Hin-

terviertel für sich behielt; und der Kaiser, der fettes Fleisch sehr liebte, mußte zu seinem Leidwesen sehen, daß sein unversöhnlicher Feind ihn fortwährend so unglimpflich behandelte.

Die Schweine waren von Chinesischer Race, wie man sie jetzt in England und Frankreich hat, von fettem und trefflichem Fleisch. Auch liebte der Kaiser ganz besonders den Rückenbraten, so wie Blut- und Bratwurst, die sein Koch ausgezeichnet zu bereiten verstand. Herr Chandelier gab sich alle mögliche Mühe, um Hühner, Kapaunen, Truthühner und Gänse zu masten, aber es gelang ihm nicht. Wildpret gab es auf der Insel gar nicht. Zwei- oder dreimal des Jahres kamen jedoch Rebhühner und Fasane auf ihren Zügen dorthin. Aber der Gouverneur kaufte sie für seine Tafel auf und ließ dem Kaiser nur wenige zukommen.

Von unseren Europäischen Fischen fand man keinen einzigen an den Küsten der Insel; keine Austern, keine Muscheln, keine Hummer, keine Krebse. Nur zwei kleine ziemlich gute Arten von Fischen traf man an: den einen nannten die Franzosen „gute Frau" (ich verstehe den Sinn dieser Benennung nicht), und der andere, der so lang wie unsere Aale, aber dünn wie ein Zeigefinger war, führte den Namen „Nadelfisch".

Früchte giebt es dort fast gar nicht. Pomeranzen und Zitronen reifen kaum, weil das Klima zu unbeständig ist; die Aprikosen und Weintrauben sind unschmackhaft und erlangen auch nicht die völlige Reife. Dagegen aber findet man viel Pisang, den mein Kollege zu Pfannkuchen benutzte, indem er das Fleisch in Rum marinieren ließ; gefroren war dieses Gebackene zum Nachtisch nicht unangenehm. Uebrigens gab es weder Früh-Obst, noch Aepfel, Birnen oder Pfirsichen, überhaupt keine von unseren herrlichen Französischen Früchten. Madeira, Teneriffa, der dem Madeira nicht unähnlich ist, und Konstanzer waren die Weine, welche man den im Gefolge des Kaisers befindlichen Personen verabreichte; er selbst trank nur Bordeaux.

Das Frühstück des Kaisers bestand aus einer mit Sauerampfer versetzten oder irgend einer anderen erfrischenden Suppe; dann folgte gespickte und wohlgeröstete, mit einer dünnen Brühe angerichtete Hammelbrust, ein kleines gebratenes Huhn oder zwei Hammel-Cotelettes, und zuweilen ein aus Gemüse bestehendes Beigericht. Das Mittagessen bestand aus einer Suppe, einem pikanten Zwischengericht, doppelter Vorkost, einem Braten und zwei Nebengerichten, wovon das eine irgend etwas Süßes, das andere etwas Pastetenartiges war; letzteres liebte der Kaiser sehr. Diese Gerichte wurden immer auf silbernen Tellern servirt. Herr Chandelier erzählte mir, daß es ihm zu seinen Ragouts oder Braten oft an Rind-, Hammel-, frischem Schweinefleisch oder Spanferkeln, oft auch an Gänsen oder wilden Truthühnern fehlte; eben so große Verlegenheit verursachte es ihm, in die dem Braten vorangehenden Gerichte Mannigfaltigkeit zu bringen; gewöhnlich richtete er eines davon aus Geflügel, das andere aus anderem Fleischwerk, aus Pasteten oder Gebackenem an.

Folgendes waren des Kaisers Leibgerichte: gebratenes Geflügel, Sautés von Geflügel, Hühner-Sautés à la Marengo, à l'Italienne, à la Provençale ohne Knoblauch, Hühner-Frikassee, zuweilen mit Champagner angerichtet, der jedoch auf der Insel sehr theuer war, die Flasche kostete 24 Francs, und Hühner à la Tartare; dann Würste à la Richelieu und Quenelles von Geflügel mit Kraftbrühe. Allen diesen Gerichten zog Napoleon jedoch die gebackene und pastetenartige Vorkost noch vor, namentlich Windbeutel, kleine Fleischklößchen à la Reine, Makaronis à la Milanaise, überhaupt Makaronis, auf welche Art sie auch zubereitet waren. Aber mein Kollege konnte sie nicht so gut zurichten, als er es gern gewollt hätte; denn obgleich die Makaronis aus Neapel kamen, so hatten sie doch, eben so wie der Parmesan-Käse, ihren Geschmack verloren.

Es fehlte ihm an allem Beiwerk zur Vorkost; die Trüffeln und Champignons, die er empfing, waren in Flaschen eingemacht und schon ganz abschmeckend. Die Butter war gesalzen, alt und ranzig; nur wenn er sie mehrmals ausgewaschen und gereinigt hatte, konnte er mit vieler Kunst und Mühe Blättergebackenes zu Stande bringen.

Wenn man an die unerhörten Leiden denkt, die der große Mann auf dieser traurigen Insel fortwährend erdulden mußte, so empört sich das Herz des Franzosen. Wenn ihn auch seine Schuld ins Verderben stürzte, mußte er darum sein großes und tapferes Leben in jahrelangem Todeskampf beschließen und seine kräftige Natur so dahinschwinden sehen! O, wie konnte sein Gemüth die herzzerreißenden Erinnerungen ertragen; er, Napoleon, der die erste Nation der Welt, das große, schöne, edelmüthige, hochherzige, ruhmliebende Frankreich beherrscht hatte; er, den der Papst Pius VII, der zu dieser denkwürdigen Ceremonie sogar nach Paris kam, zum Kaiser der Franzosen gekrönt; er, den der Purpur des größten der Könige geschmückt; er, dessen Haupt vom Lorbeer des Sieges beschattet, die Krone Karl's des Großen und die des schönen Königreichs Italien getragen hatte; er, der des Deutschen und Helvetischen Bundes Beschützer gewesen war; er, einst der größte Feldherr der alten und neuen Zeit; er, der gefeiertste Heros der Welt; er, dessen Macht Könige schuf; er, dessen Sohn schon in der Wiege den glänzenden Titel eines Königs von Rom erhielt. Alle diese Epochen schwebten meinem Gedächtniß vor; ich hatte all' dies Erhabene gesehen und oft mit meiner Arbeit dabei mitgewirkt. O, wenn alle diese Gedanken sein Herz belagerten, welche Qual war dann der seinen gleich! Hat der Ehrgeiz ihn zu Grunde gerichtet, so büßte er durch diesen schrecklichen Zustand seine Schuld ab. Welch furchtbares Beispiel von der Nichtigkeit menschlicher Größe!

Gegen Ende seines Lebens war der Kaiser mit seiner Küche nicht mehr so zufrieden. Sein Geschmack verlor sich nach und nach, und das Sinnliche hatte keinen Reiz mehr für ihn; was konnte aber auch bei noch so sorgfältiger Zubereitung der Speisen das Talent des Koches gegen die fortwährenden Hindernisse, auf die es stieß, ausrichten!

Nach dem Tode des Kaisers übergab sein Testaments-Vollstrecker jedem der Diener die Summe, die er von seinem Gehalt bei dem Kaiser hatte stehen lassen, so wie außerdem noch ein beträchtliches Vermächtniß nach Verhältniß der Dienste, die ein Jeder gethan. Mein Kollege empfing 10,000 Franken zur Rückkehr nach Frankreich; in Paris warteten seiner noch 25,000. So wurde die muthvolle Ergebenheit des letzten Küchen-Beamten, der dem Kaiser Napoleon diente, belohnt. Selbst ein Koch, bewundere ich Herrn Chandelier's Benehmen, dessen Hingebung dem Charakter eines Französischen Koches so viel Ehre macht.

Als ich diese Notizen aufgeschrieben hatte, ersuchte ich Herrn Chandelier schriftlich, sich zu mir zu bemühen. Ich las sie ihm vor, und er war so bescheiden, daß er wünschte, ich möchte das weglassen, was ich über seinen Charakter, seine Ergebenheit und seine Mühen Wahres und Ehrenvolles gesagt, indem er meinte, es hätten alle Personen von des Kaisers Haushaltung ihre Pflicht mit gleichem Eifer und gleicher Hingebung erfüllt. „Ja", sagte ich zu ihm, „ich bin fest davon überzeugt; aber erlaube mir, mein theurer Kollege, die Schwierigkeiten und Strapazen, welche Du bei Deinem Geschäft zu erdulden hattest, zu würdigen. Als Praktiker kann ich besser als irgend Jemand darüber urtheilen, denn kein Posten in einem großen Hause ist schwerer auszufüllen, als der eines Kochs. Glaube mir, mein Freund, ich spreche hier als einsichtsvoller Küchen-Praktikus."

(R. d. P.)

Bibliographie.

Études religieuses et poétiques. (Religiöse Gesänge.) Von Alcide Genty. Pr. 3 Fr.

Mes souvenirs. (Poetische Erinnerungen.) Von M. Blanchard. Pr. 2 Fr.

Epître aux républicains. (Epistel an die Republikaner.) Von Auary. Pr. 2 Fr.

Aventures etc. (Unterhaltende Abentheuer der Madame Gandischen und ihres Hundes.) Nach dem Englischen. Pr. 2 Fr.

Cendrillon — oder der kleine Glas-Pantoffel. Pr. 2 Fr.

Stello. — Von Alfred de Vigny. Zweite Aufl. Pr. 8 Fr.

Les contes biens. (Erzählungen.) Von Frau v. Savignac. 2 Bde. Pr. 7 Fr.

Cours complet. (Lateinische Grammatik.) Nach den Vorträgen P. F. de Sepris, von Chs. Clauden. Pr. 4 Fr.

Dictionnaire de la conversation et de la lecture. (Conversations-Lexikon.) Zweiter Theil. In 48 Lieferungen zu 1 Fr. 80 Cts.

E n g l a n d.

Ein Schreiben des Sir Hudson Lowe.

Herr von Montbel theilt in seinem Werke über den Herzog von Reichstadt unter mehreren anderen interessanten Aktenstücken auch das nachstehende bisher noch nicht gedruckte Schreiben des obengenannten Britischen Generals mit, worin dieser dem Oesterreichischen Kommissarius, Freiherrn v. Stürmer, den Tod Napoleons anzeigt.

„St. Helena, den 27ten Mai. 1821.

Mein Herr Baron!

Er lebt nicht mehr! — Eine, wie Personen seiner Familie glauben, erbliche Krankheit hat ihn am 5ten d. M. in's Grab geführt; nämlich eine Geschwulst und der Krebs an der untern Oeffnung des Magens. Bei der, mit Erlaubniß der ihn umgebenden Personen, vorgenommenen Obduction des Körpers hat man ein Geschwür dicht an der unteren Magenöffnung gefunden, welches auf die Leber drückte; und als man den Magen öffnete, konnte man die allmäligen Fortschritte der Krankheit deutlich verfolgen, indem das Innere des Magens fast ganz „a mass of cancerous disease or of schirrous portions advancing the cancer" war. — Sein Vater ist an derselben Krankheit in einem Alter von 36 Jahren gestorben. Sie würde ihn auf dem Thron Frankreichs, an der Spitze seiner Armeen, ganz wie hier zu der Stunde, die das Schicksal festgesetzt hatte, ergriffen haben; und zwar ist es seine eigene Art, über diesen Gegenstand zu denken, deren ich mich in diesem Augenblicke bediene."

„Erst seit dem 17ten März hütete er das Zimmer; aber schon seit dem vergangenen Monat November bemerkte man eine Veränderung an ihm: eine mehr als gewöhnliche Blässe und eine Schwäche beim Gehen. Er machte sich zwar jetzt in der Regel zweimal täglich Bewegung in einer kleinen Kalesche, aber seine Blässe und Schwäche schienen nicht nachzulassen."

„Man hat ihm den Beistand Englischer Aerzte angeboten; aber bis zum 1. April, einen Monat vor seinem Tode, wollte er keinen Besuch derselben annehmen. Es war der Professor Antomarchi, der ihn bis zu dieser Zeit behandelte, und der auch nachher bis zu seinem Tode die Behandlung leitete und die Leichen-Oeffnung in Gegenwart fast aller auf der Insel befindlichen Aerzte vornahm. Der Doktor Arnalt vom 20sten Regimente, ein sehr kluger und erfahrener Mann, wurde vom 1. April zu ihm gelassen und nahm bis zum letzten Augenblick an der Behandlung des Kranken Theil. Er hat ihm seine Dankbarkeit bewiesen, indem er ihm eine goldene Dose vermachte, die letzte, deren er sich selbst bediente, und worauf er eigenhändig den Buchstaben N eingegraben hatte; auch hat er ihm eine Summe Geldes (500 Pfd. Sterlg.) hinterlassen. — Der Graf Montholon ist zum Haupt-Vollstrecker seines letzten Willens ernannt; der Graf Bertrand ist der zweite."

„Er hatte dem Grafen Bertrand sehr dringend empfohlen, alles Mögliche zu thun, um sich mit mir zu versöhnen, ohne Verletzung jedoch seines Ehrgefühls; man hat mich sogar davon in Kenntniß

gesetzt. Er ist mir entgegengekommen, und da ich keinen Groll im Charakter hege — so weit Jemand über sich selbst urtheilen kann — so habe ich ihn nicht zurückgestoßen. — Es waren übrigens immer mehr die Prätensionen des Groß-Marschalls und seine verletzte Eigenliebe, als die des Kaisers, welche von Anfang an die Sachen hier verdorben haben; und die Empfehlungen, welche dem Einen ertheilt worden sind, beweisen, daß der Andere zuletzt die Sachen in ihrem rechten Lichte sah. — Das Testament hat ein Codicill, wodurch alle hier befindliche Effekten den Grafen Montholon und Bertrand und dem Herrn Marchand vermacht worden sind. Von dem Inhalte des Testamentes selbst weiß man nichts oder will nichts davon wissen."

„Die Zeit, welche Sie hier zugebracht haben, läßt mich vermuthen, daß diese wenigen Details von einigem Interesse für Sie seyn werden, und ich entschuldige mich daher nicht wegen meiner Zudringlichkeit. Empfehlen Sie mich und Milady Lowe der Frau Baronin v. Stürmer, und empfangen Sie u. s. w. (gez.) H. Lowe."

Nachschrift. „Bonaparte hatte selbst kurz vor seinem Tode den Grund seiner Krankheit errathen; er hat gewünscht, daß sein Körper geöffnet werde, damit, wie Montholon und Bertrand sagen, entdeckt werden könne, ob irgend ein Mittel vorhanden sey, seinen Sohn vor derselben Krankheit zu schützen. Entschuldigen Sie mein Gekritzel. H. L."

Bibliographie.

On the liver. (Ueber die Leber.) Von Bell. Pr. 6 Sh.

On the organ of hearing. (Ueber das Organ des Gehörs.) Von Saxwall. Pr 7½ Sh.

Fifty scripture illustrations. (Fünfzig bildliche Darstellungen aus dem Leben des Heilands.) Pr. 15 Sh.

Scenes in North-Wales. (Scenen in Nord-Wallis.) Mit 36 Abbildungen. Pr. 4½ Sh.

On the happiness etc (Ueber die Glückseligkeit der Gerechten.) Von W. Maat. Pr. 4½ Sh.

Dissertations etc. (Abhandlungen zur Vertheidigung der Englischen Kirche.) Pr. 10½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Byron über Napoleon. Lord Byron sprach sehr gern vom Kaiser und sagte mir, daß seine Bewunderung für diesen besonders zugenommen habe, seitdem er in Italien gewesen und die großartigen Werke gesehen, die nach seinem Plane dort ausgeführt worden. „Durch Italien reisen," bemerkte er, „ohne an Napleon zu denken, ist gerade so, wie Neapel besuchen, ohne den Vesuv anzusehen." Da er mich über den Vergleich lächeln sah, fügte er hinzu: „Wiewohl die Werke des Einen unzerstörbar und die des Anderen zerstörend sind, wird man doch beständig an Beider Macht erinnert." — „Und dennoch", erwiederte ich, „giebt es Tage, wo Napoleon, gleich allen Ihren anderen Lieblingen, Ihrem Tadel nicht entgeht." — „Kann seyn," entgegnete Byron, „aber ich tadele Napoleon und zanke mit ihm, wie ein Liebhaber mit seiner Geliebten wegen kleiner unbedeutender Fehler; eben weil ich ihn so sehr liebe, wünsche ich, daß er ganz fleckenlos gewesen wäre, und gleich dem Verliebten kehre ich nach jedem Zwiste mit verdoppelter Zärtlichkeit zu ihm zurück. Napoleon war eine mächtige Gestalt, die, wiewohl sie von dem Piedestale gestürzt worden, das er sich als Thronen erbaut hatte, in unserem Andenken bleibt, gleich der kolossalen Statue des Memnon, die, obgleich gestürzt von ihrem Ehrensitze, doch immer noch, um künftige Zeitalter in Erstaunen zu setzen, unvertilgbare Spuren von Größe und Erhabenheit trägt."

(Journ. of Lady Blessington.)

— Napoleon bei den Vorposten von Bautzen. Ich stand mit 30 Uhlanen hinter einem kleinen Hügel auf Vorposten, etwa einen Pistolenschuß weit von einem Piket Kosaken entfernt. Um 3 Uhr sandte mir der Adjutant des Generals La Bruyère folgenden Befehl: „Napoleon wird die Posten besuchen; die Soldaten dürfen nicht die geringste Bewegung machen, welche die Anwesenheit des Kaisers verrathen könnte; sie sollen sich nicht um ihn kümmern und bei ihren Beschäftigungen bleiben." — Um 3½ Uhr stellten sich 2 Schwadronen der Garde-Uhlanen eine halbe Viertelstunde hinter meinem Posten auf, und vier Personen näherten sich im Schritt dem Orte, wo wir uns befanden. Die Kosaken, welche sich uns gegenüber befanden, merkten, wie es schien, nichts von diesen Bewegungen und fuhren ruhig fort, ihre Pferde zu beschicken. — Bald sah ich Napoleon in einem grauen Mantel und mit einem kleinen dreieckigen Hut, ohne ein sonstiges militairisches Abzeichen, auf den Hügel zukommen, wo ich stand. Er hatte die Marschälle Berthier und Ney und unseren Divisions-General La Bruyère bei sich. Sie stiegen hinter dem Hügel ab, und da sie weder Bedienten noch Ordonnanzen bei sich hatten, so hielt ihnen mein Unteroffizier die Pferde. Dem erhaltenen Befehle gemäß, schienen meine Soldaten die Angekommenen gar nicht zu bemerken. Ich ging mit der Pfeife in der Hand auf dem Hügel spazieren, grüßte den Kaiser durch das Berühren meines Tschako's und setzte dann meine Promenade ruhig fort. Die vier Personen legten sich auf die Erde nieder, Berthier entrollte eine Karte und überreichte dem Kaiser ein Fernglas. — Nachdem sie eine Zeit lang, die Karte betrachtend, mit einander gesprochen hatten, kniete La Bruyère nieder, und Napoleon, das Fernrohr auf des Generals rechte Schulter legend, beobachtete eine Viertelstunde lang die Stellung der Russen, die Stadt Bautzen, welche uns gerade gegenüber lag, und die Höhen, wo man Kanonen und Russische Infanterie sah. Hierauf erhoben sie sich Alle, und Napoleon rief mich zu sich. „Dienen Sie schon lange?" fragte er mich. — „Es ist mein Handwerk, Sire, ich war noch nicht 16 Jahr alt, als ich mit den Kugeln Bekanntschaft machte." — „Was halten Sie von den Kosaken?" — „Es sind gute Soldaten; aber besser im Felddienste zu gebrauchen, als in der Schlacht." — „Das ist richtig. Haben Sie sich schon gegen die Russische Infanterie geschlagen?" „Ja, Sire; eine gute Infanterie, und werth, sich mit der Ew. Majestät zu messen." — „Er hat recht", sagte Napoleon, sich an Ney wendend. — Der Kaiser fragte mich darauf, ob ich Deutsch verstände, und als ich dies bejahte, befahl er mir, ihm aus dem nahe liegenden Dorfe den ersten besten Bauer herzuholen. Es gelang mir dies nicht ohne Schwierigkeit; ich lud den Bauer hinten auf mein Pferd und brachte ihn so dem Kaiser. „Bravo, Herr Offizier," sagte Napoleon, „ich danke Ihnen." Der Kaiser kehrte dem Bauer den Rücken zu; Ney übersetzte die Fragen. „Ist viel Wasser dort in jenem Graben rechts (auf dem linken Flügel der Russen)?" — „Nicht höher, als bis an's Knie", antwortete der Bauer. — „Bist Du zuweilen mit Deinem Wagen durchgefahren?" — „Immer, außer im Frühjahr und Herbst, wenn wir hoch Wasser haben." — „Kann man überall gleich gut durchfahren?" — „Nein, an mehreren Stellen sind zu viel Steine; aber von der kleinen Brücke ab rechts ist 4 Meilen lang der Boden gut." — Napoleon schien mit diesen Antworten sehr zufrieden; man sah, daß er guter Laune war. Er verlangte Geld von Berthier, nahm eine Hand voll Napoleonsd'or und gab sie dem Bauer mit den Worten: „Da, trink' auf die Gesundheit des Kaisers der Franzosen!" — Napoleon befahl darauf Berthier, jedem meiner Soldaten einen Napoleonsd'or zu geben, was augenblicklich geschah. „Berthier", sagte dann der Kaiser, „schreiben Sie den Namen des Offiziers auf." Dann, zu Pferde steigend, wandte er sich noch an mich und fügte hinzu: „Ich habe mit Ihren Soldaten über Sie gesprochen; ich bin zufrieden mit Ihnen; wenn Sie etwas wünschen, wenden Sie sich direkt an mich, und erinnern Sie mich an unsere Bekanntschaft bei Bautzen. Adieu, ich wünsche, daß Sie bald Capitain werden mögen." Ich grüßte, mich verbeugend, und sie kehrten im Schritt zu den Garde-Uhlanen zurück, welche die ganze Zeit über auf demselben Fleck gehalten hatten. — Eine Stunde darauf lösten mich reitende Jäger ab. Ich kam bei meinem Regimente an, und die ersten Worte, mit denen mich mein Oberst empfing, waren: „Guten Tag, Capitain!" Mein Avancement war dem Regimente schon angezeigt worden. Um dasselbe zu feiern, leerte ich einige Flaschen guten Weins mit meinen Kameraden, und eine Stunde später warfen wir uns den Kugeln entgegen, die weder Capitain noch Lieutenant verschonen. (Souvenirs d'un officier polonais.)

— Julia's Sarg, Napoleon und Herr von Tolstoy. Nach der kürzlich stattgehabten ersten Vorstellung von Bellini's Oper: Romeo und Julia auf dem Italiänischen Theater zu Paris äußert sich ein Französisches Journal bei Gelegenheit der äußeren Ausstattung der Oper folgendermaßen: „Einer der Decorationen, welche bei der Vorstellung benutzt wurde, könnte man fast den Namen eines Denkmals geben. Es ist der hölzerne Sarg, der im dritten Akt mitten auf dem Theater steht, und auf welchem schon so viele Julien geruht haben. Es ist dies derselbe Sarg, der vor zwanzig Jahren für Napoleons Hof-Theater angefertigt wurde; auf diesem Sarge ruhte Julia — Grassini; neben demselben sang Crescentini das Ombra adorata; es ist derselbe, auf den sich so viele Blicke, von denen Napoleon's an bis zu denen des unbedeutendsten Dilettanten unserer Zeit herab, gerichtet haben. Ja, ich werde mich noch lange jenes Abends erinnern, wo Crescentini den Romeo sang. Alles, was damals von Königen und Königinnen in Paris war, befand sich im Theater der Tuilerieen; man sah die Gesandten aller Mächte Europa's, Prinzen, Prinzessinnen, ein Heer von Kammerherren, in die verschiedenartigsten Farben gekleidet, in den Logen Damen, die mit Diamanten besäet waren, im Parterre eine Armee von oberen Offizieren. Endlich in einer Loge, der Kaiser, allein, mit bleicher Stirn, die Haare in Unordnung, und von Zeit zu Zeit seine Lorgnette auf einzelne Personen richtend, welche sogleich die Blicke zu Boden schlugen. Beim Anfang der Vorstellung war alle Welt steif und gezwungen; aber als sie sich unwiderstehlich gezwungen fühlten, den hölzernen Sarg anzublicken, als sie Crescentini Ombra adorata singen hörten, als sie bei dem Anblick von Romeo's und Julia's Tode bis zu Thränen gerührt wurden, da erhob sich ein dumpfes Gemurmel inniger Theilnahme, welches keine Ehrerbietung zurückdrängen konnte. Napoleon selbst ließ seine Rührung blicken, aber er unterdrückte sie schnell, und der Souverain kam gleich wieder zum Vorschein. Er erhob sich, und Alle mit ihm; ich sehe noch die Art von neugieriger Aengstlichkeit, mit der Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Endlich, als er im Begriff war, sich zu entfernen, warf Napoleon noch einen schnellen Blick auf alle Gesandte und grüßte einen derselben, indem ein Lächeln schnell wie der Blitz über seine Lippen flog. „Er hat Herrn von Tolstoy gegrüßt!" murmelte man sich und mit Freuden in's Ohr, als der Kaiser sich entfernt hatte. Man fürchtete damals den Feldzug nach Rußland. Der hölzerne Sarg des Italiänischen Theaters ist ein kostbares Denkmal!"

Hierbei Titelblatt und Index des zweiten Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 25. Januar 1833.

China.

Ueber die naturhistorischen Leistungen der Chinesen.

Von Dr. W. Schott.

Die Chinesen haben, theils aus Wißbegierde, theils aus Streben nach praktischem Nutzen, vielen Fleiß auf Beobachtung der Natur-Phänomene und Natur-Erzeugnisse verwendet. Sie sind nicht bloß unermüdete Sammler von Merkmalen; sie bemühen sich auch, vieles Einzelne unter allgemeinere Gesichtspunkte zu bringen, und selbst eine Art physiologischen Systems ist von ihnen geschaffen worden, das mit ihrer Natur-Philosophie im engsten Zusammenhang steht. Aber so weit uns vergönnt ist, die Leistungen ihrer Naturforscher zu durchschauen, gebührt ihnen nur insofern lobende Anerkennung, als sie in den Gränzen der äußeren Wahrnehmung geblieben sind. Wie alle Speculation der Chinesen — diejenige ausgenommen, wo der unmittelbare Nutzen zu stark einleuchtet — so ist auch ihr Philosophiren über die ewigen Gesetze der Körperwelt etwas rein Subjektives, nicht anders, als empörte sich ihr Stolz oder ihre Bequemlichkeit dagegen, auf diesem Wege von der Erfahrung sich leiten zu lassen. Das Ergebniß war ein Labyrinth abstrakter Fictionen, das, bei der farb- und gestaltlosen Phantasie des Chinesen, wohl kaum ästhetischen Werth haben dürfte und nur einen merkwürdigen Beitrag zu den Verirrungen des menschlichen Geistes giebt.

Es wäre demnach unserem Zwecke fremd, dieses Luftgebäude eines spekulativen Aberglaubens — in den jedoch, beiläufig bemerkt, fast gar kein religiöses Element gekommen ist — im Einzelnen zu beleuchten.

Einige Grundzüge mögen hinreichen. Es giebt auch bei den Chinesen zwei Prinzipe, die Quelle aller Operationen in der Körperwelt. Man könnte sie das Prinzip des Lebens und das der Materie nennen. Sie offenbaren sich unmittelbar als Bewegung und Ruhe, Expansion und Contraction, Anziehung und Widerstand.*) Auf das Ineinanderwirken und den vorherrschenden respektiven Einfluß dieser Prinzipe gründen sich alle die mannigfachen, sichtbaren und unsichtbaren Eigenschaften der Naturwesen. Die Elemente, die Grade der Temperatur, die Farben, die Arten des Geruches und Geschmackes — Alles steht in genauer Beziehung und ist bloße Modification der prima natura. Um nun die Rechnung mit dem Uebersinnlichen gleichsam abzuschließen, hat man die verschiedenartigen Offenbarungen der Grund-Prinzipe unter Zahlen gebracht, deren Vergrößerung oder Verkleinerung eine Art von Majestäts-Verbrechen wäre.

Wir kehren zu der Natur-Beschreibung zurück, wo der Chinese zu seinem Glücke nicht bloß viel objektiver, sondern auch viel weniger von seinen Altvordern abhängig geblieben ist. Er macht sich kein Gewissen daraus, die Ergebnisse der Beobachtungen seiner Vorgänger, auch wenn sie, gleich den seinigen, auf Autopsie gegründet sind, einer Prüfung zu unterwerfen, sie zu vervollständigen und zu berichtigen. Aber nie fehlt es ihm an Leichtgläubigkeit, besonders wenn es sich von Naturwesen handelt, die seinem Vaterlande fremd, oder zwar einheimisch, aber schwer und nicht ohne Gefahr zugänglich sind. Hier kann ihm seine natürliche Furchtsamkeit und Scheu vor physischem Schaden einen Streich spielen, so, daß er lieber geistigen Gefahren entgegeneilt und den ihm zugetragenen oder erträumten Unsinn mit seinem für Alles empfänglichen Systeme der Natur-Weisheit zu vereinigen sucht. Seine phantastischen Thiere, die mit unseren Drachen und Greifen verglichen werden können, sind gleichsam Konglomerate wirklicher Thier-Gattungen, denen ein abenteuerliches System individuelles Leben eingehaucht hat. Eben diesem Systeme widerstrebte nicht die Annahme einer regelmäßigen periodischen Verwandlung thierischer Körper in andere, auch von der verschiedensten Art, wobei die gröbsten Begriffe von Wahl-Verwandtschaft zum Grunde liegen.

Andere Mängel in der Natur-Beschreibung, als oberflächliche Vergleichung ähnlicher Natur-Produkte und Vernachlässigung der feineren Bestimmungen im Detail, erklären sich aus der Gleichgültigkeit des Chinesen gegen eine wissenschaftliche Classification der Natur-Körper. Ihre apriorischen Begriffe machen ihnen jede systematische Untersuchung und Zergliederung entbehrlich, und so haben sie es vorgezogen, recht praktisch zu klassifiziren. Dieses Hinellen zum praktisch Nutzbaren, das sich in der Behandlung so überwiegend kund thut, und dessen Basis eine von der Erfahrung abgesperrte Theorie bildet, konnte auf den uninteressirten Theil der Natur-Beschreibung nur nachtheilig wirken und verwandelte die naturhistorischen Werke, ihrem Haupt-Inhalt nach, in medizinische Noth- und Hülfsbücher, in denen es für löblich erachtet ward, den Produkten auch eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wohl darf man den Chinesischen Aerzten, den ausschließlichen Beherrschern aller Naturgebiete, nachrühmen, daß sie von den meisten bekannteren Naturwesen fast keinen ihrer vornehmsten Theile ungekostet und ungeprüft gelassen haben. Diese Sorgfalt erstreckt sich sogar auf die Exkremente. Auch ist, wenn man ihnen glauben darf, jeder dieser Theile, entweder einzeln aufgelöst oder in Mixturen eingegeben, oder, nach Umständen, äußerlich aufgestrichen, von wohlthätiger Wirkung gewesen. Ihre mangelhafte Chirurgie und öfter wohl auch eine mißverstandene Schamhaftigkeit nöthigen sie, bei manchem Uebel, das man in Europa schwerlich ohne äußerliche Operation behandeln würde, nur innere Heilmittel anzuwenden. In dem medizinischen Anhang, der jedem Natur-Produkte beigegeben ist und die Beschreibung desselben oft an Größe übersteigt, kommt zunächst die Wirkung des Körpers auf den Gaumen oder sein Geschmack und der Grad seiner Temperatur zur Sprache; ferner, ob er giftige Substanzen enthalte oder nicht. Dann werden die Uebel aufgezählt, in denen er mit Nutzen zu gebrauchen, und endlich folgen Rezepte oder besondere Vorschriften für jedes einzelne dieser Uebel.

Von einem falschen Gefühle der All-Einheit im Spekuliren geleitet und im Uebrigen nur an der äußeren Erscheinung festhaltend, haben die Chinesen auch Alles, was sie für unmittelbare Wirkung und Offenbarung der Elemente halten, naturgeschichtlich behandelt und in das Fachwerk des physisch Nützlichen oder Schädlichen gebracht. Daher es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn wir vor der Beschreibung der drei Reiche auch dem Wasser und Feuer, nach ihren atmosphärischen und tellurischen Wirkungen, besondere Abschnitte gewidmet sehen. Von der Luft ist vielleicht deshalb nicht insbesondere die Rede, weil der Chinese sie nicht abstrakt genug zu fassen vermag. Das Wasser zerfällt ihm in himmlisches und irdisches. Unter der ersteren Rubrik finden wir alle wässerige Luft-Erscheinungen, aber auch das Gewitter. Zu dem Erd-Wasser gehören die fließenden und stehenden Gewässer, mit Rücksicht ihres Einflusses auf die Gesundheit. Das Feuer zerfällt in verborgenes und offen wirkendes Feuer, und es sind eilf Arten desselben aufgezählt. Eine Art von Uebergang zu den Naturreichen bilden die Erdarten, welcher Artikel jedoch ganz andere Dinge enthält, als man erwarten sollte. Es ist hier bald von Haupt-Bestandtheilen gewisser menschlicher Fabrikate, z. B. dem pë-thû oder der weißen Erde, die zu Porzellan-Gefäßen verarbeitet wird; dem Ruße, aus dem Tusch gemacht wird — bald von thierischen Fabrikaten — z. B. den Kügelchen, die der Mistkäfer bildet, den Nestern gewisser Vögel und Insekten, ja sogar von dem Schlamme, der durch Mischung animalischer Exkremente mit Erde entsteht — sehr ernsthaft und wohlmeinend die Rede; bald endlich werden solche Erd- oder Staubarten, die sich in gewissen Theilen des Hauses, unter der Thürschwelle, zu den Füßen des Bettes u. s. w. bilden oder ansetzen, medizinisch gewürdigt.

Aus dem Gesagten erhellt, daß wir in einer Chinesischen Naturgeschichte theils viel mehr, theils viel weniger zu suchen haben, als in unseren Europäischen. Im Wesentlichen sind aber alle Pen-zao's*) der Chinesen einander sehr ähnlich, und es unterscheidet sie die größere oder geringere Fülle des Gegebenen weit mehr, als Form oder Behandlung. Wie alle nützliche und wohlthätige Erfindungen, so wird auch die Naturgeschichte von den Chinesen selbst auf die heiligen Namen ihrer Vorzeit zurückgeführt. Der alte Kaiser Hoang-ti (ungefähr 2700 v. C.) prüfte schon, der Sage gemäß, die Eigenschaften von 100 Pflanzen-Arten und entdeckte an Einem Tage 70 Gifte. Diese Sage benutzte, wie es scheint, der erste Sammler eines Pen-zao, damit der gefeierte Name sein Buch empfehlen möchte, wiewohl dasselbe mit Hoang-ti eben so wenig gemein hatte, als das „Buch der Weisheit" mit Salomo. Auch wird die Thatsache von aufgeklärten Chinesen theils ganz bezweifelt, theils

---

*) Vgl. Abel-Remusat's posthume Abhandlung: On the state of the natural sciences amongst the nations of eastern Asia. (Asiat. Journal, Oktober und November 1832.)

*) Der Titel pen-zao ist wohl am richtigsten durch vornehmste oder Haupt-Kräuter (d. h. zu medizinischem Gebrauche) wiederzugeben. Er ist uralt und von dem vornehmsten, wo nicht ausschließlichen Inhalt der ersten naturgeschichtlichen Texte hergenommen.

nur mit Einschränkung angenommen. Diese kleine Naturgeschichte wurde später kommentirt oder in selbstständige Werke mit hineingearbeitet. Das berühmteste und umfassendste derselben, ein Werk 26jährigen Fleißes, dessen Bekanntmachung der Verfasser selbst nicht erlebte, ist die Allgemeine Uebersicht (wörtlich Netz-Augen) der Naturgeschichte (Pèn-thsào-kàng-mù) von Li-schi-dschin, welche zuerst 1596 (n. C.) mit Kaiserlicher Bewilligung im Druck erschien. Sie ist häufig aufgelegt worden, und die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt zwei Ausgaben derselben: ein Exemplar der ersten Chinesischen Edition, die so eng (oft auch undeutlich und nachlässig) gedruckt ist, daß sie nur drei sehr starke Europäische Bände im größten Oktav begreift, und ein anderes, weit eleganter und räumlicher gedrucktes, aus 36 starken Heften bestehendes Exemplar*) der Japanischen Ausgabe, die 1637 besorgt ward. Diese Notiz finden wir sehr bescheiden auf der Kehrseite des letzten Blattes im 36sten Hefte. Sonst verkündigt nichts, außer vielen dem Texte beigefügten Japanischen Partikeln, die ausländische Kopie.

Dieses Pen-tsao des Li-schi-dschin enthält in 60 Klassen ungefähr 1800 Beschreibungen und 8160 ärztliche Vorschriften. Das Ganze trägt in so fern einen kompilatorischen Charakter, als der Herausgeber bei jedem Artikel die Erfahrungen so vieler Vorgänger, als ihm nur zugänglich waren, nach streng wörtlichen Citaten mittheilt. Seine ungemeine Belesenheit beurkundet schon das kolossale Verzeichniß von Werken aus allen Gebieten des Wissens, die ihm Beiträge geben mußten. Seine eigene Ansicht weicht nicht selten in wesentlichen Punkten von denen der Vorgänger ab, und alsdann finden wir gelegentlich entweder kurzgefaßte widerlegende Bemerkungen oder weitläuftige kritische Artikel, mit der Ueberschrift: „Verbesserung eines Irrthums“. So entdecken wir zuweilen mit lebhaftem Interesse, wie die Wahrheit allmälig aus dem Chaos sich entwickeln will. Etwas Ausführlicheres über die Classification der Natur-Körper im Pen-tsao und über die Motive dieser Eintheilung wird zu den Gegenständen einer ausführlicheren Arbeit über dieselbe Materie gehören.**)

Sehr erschwert wird das Verständniß des Textes durch eine Menge in den Wörterbüchern entweder ganz fehlender, oder, was zuweilen noch schlimmer ist, höchst unbestimmt und unklar wiedergegebener technischer Ausdrücke; besonders aber durch den Umstand, daß bei weitem die meisten Benennungen für Natur-Erzeugnisse aller Art in denselben vermißt werden. Außerdem kann ein und dasselbe Produkt viele verschiedene Namen führen, die theils über seinen Gebrauch, theils über seine Eigenschaften, sein spezielles oder ältestes Vaterland u. s. w. einen Wink geben. Diese Namen werden zwar bei jedem Artikel in einer besonderen Rubrik gewissenhaft aufgeführt, aber mit viel weniger Gewissenhaftigkeit in anderen Artikeln, wo des Produktes beiläufig Erwähnung geschieht, angewendet. Ist nun das Aufsuchen vieler Produkte, auch selbst wenn man den Namen kennt, der irgend einem Artikel als Ueberschrift dient, sehr mühsam, weil die Chinesen keine lexikalisch geordnete Namen-Register mit Zahl-Angaben ihren Werken anhängen, so wächst diese Schwierigkeit bedeutend, wenn uns ein Name aufstößt, der nicht als Ueberschrift eines Artikels fungirt.

Zu einer bequemeren Benutzung des Pen-tsao wäre also nichts nothwendiger, als ein lexikalisch geordnetes Verzeichniß aller Namen; zu einer gründlichen Benutzung aber muß der Philologe durchaus mit einem Sachkenner Hand in Hand gehen. Nur auf diesem Wege kann dem Ersteren in vielen Fällen die Richtigkeit seiner Uebersetzung verbürgt, kann das Ergebniß gesunder Beobachtung von abergläubigem Wuste gesondert und in vielen Abgeschmacktheiten selbst die zum Grunde liegende, nur ausgeschmückte oder verzerrte Wahrheit wieder erkannt werden.

Nach verdient Erwägung, daß das Pen-tsao durchaus nicht Alles enthält, was die Chinesen in der Naturgeschichte geleistet haben. Dies beurkundet schon sein Alter und seine fast unveränderte Gestalt; und giebt es auch keine neuere Naturgeschichte von dieser Vollständigkeit, so finden sich wenigstens noch eine Menge werthvoller Notizen in speziellen Länder- oder Provinzen-Beschreibungen, deren naturhistorische Theile von den Pen-tsao's unabhängig sind, in den großen Encyklopädieen u. s. w. Selbst einheimische Wörterbücher — z. B. das des Khang-hi — liefern in ihren kürzeren Beschreibungen der Natur-Produkte hin und wieder Manches, was in dem Pen-tsao des Li-schi-dschin selbst vermißt wird.

Es mögen hier als Probe einige Auszüge aus Artikeln des Pen-tsao folgen. Um aber den Leser mit barbarischen Namen zu verschonen, habe ich, wo auch Autoritäten übersetzt ist, nur Römische Zahlen gebraucht***). (Fortsetzung folgt.)

Brasilien.

Die Einwohner von Rio Janeiro.

Werden Sie meine Gemälde und Charaktere wahr finden? Werden Sie meinen Schilderungen Treue ohne Leidenschaft zugestehen? Das innere Gefühl meiner Aufrichtigkeit beruhigt mich nicht ganz, und doch sind meine Darstellungen, nach dem was ich gesehen habe, nicht zu verachten, wenn man die Bewohner von Rio: Portugiesen, Brasilianer, Mulatten und Neger, kennen zu lernen wünscht.

Diese vier Klassen leben abgesondert; Stolz, Interesse, Eigenliebe oder Eifersucht scheiden sie von einander. Der Reichthum und die Vorrechte des stolzen Portugiesen erzürnen den schwachen Brasilianer, bringen den Mulatten in Wuth, und der Neger, ihr aller Feind, möchte sie alle zusammen erwürgen.

Wenn der ausländische Kaufmann auf Hindernisse stößt, wenn man auf den Straßen und in den Journalen mit lautem Geschrei die Vertreibung der Fremden fordert oder mit Ermordung droht, so ist dies das Werk der Portugiesen, deren Monopole und Reichthümer durch geschicktere und fleißigere Mitbewerber gelitten haben. Es ist noch einiger Sauerteig von jener Grausamkeit und jenem Hochmuth zurückgeblieben, die ihre Herrschaft in beiden Indien bezeichneten. Ein Theil ihrer Laster, aber wenige ihrer männlichen Tugenden sind auf die Brasilianer übergegangen, die voller Dünkel, träge, stolz und ohne Seele sind. Luxus, Ueppigkeit und Klima, deren Einfluß durch keine moralische Institutionen entkräftet wird, haben den Muth und die Bürgertugend entnervt, welche unter ihnen die Vidal und die Vieira auszeichneten, als sie die Holländer vertrieben. Der Krieg Brasiliens gegen Buenos Ayres ist die beste Bestätigung des Gesagten. Und was könnte man auch für Kraft bei Männern vermuthen, die sich wie Buhlerinnen herausputzen und ihre Achtung nur auf Schaugepränge und Luxus gründen? Die prächtigen Kleider strahlen von Gold und Diamanten. Der Arme, der in seinem Hause von Maniok-Mehl und den einfachsten Nahrungsmitteln lebt, trägt außerhalb desselben alles äußere Gepränge des Reichthums zur Schau; auch giebt es keine Stadt in der Welt, wo die Künste der Eitelkeit eifriger und mit mehr Vorliebe getrieben werden.

Ihre Etiquette geht zu sehr in's Kleinliche, ihre Höflichkeit ist lästig. Liebkosungen und Freundschaftsbetheurungen verschwenden sie ohne Maß, aber es ist Alles Lug und Trug; doch muß ich der Offenheit und Gastfreundschaft der Einwohner in den entfernteren und weniger besuchten Gegenden Gerechtigkeit widerfahren lassen; alle Reisende, die sie kennen lernten, rühmen ihre von Ziererei freie Höflichkeit, ihr zuvorkommendes Wesen und ihre patriarchalischen Tugenden.

Ihre Erziehung verbessert sich, aber alle Fortschritte der Aufklärung werden doch ihre wilde Eifersucht nicht zähmen, die Jeden, der sie zu reizen wagt, dem Dolche des Sklaven überliefert. Mitunter haben sie es selbst nicht verschmäht, die Rolle des Meuchelmörders zu übernehmen. An Französischen Putzhändlerinnen finden sie besonderen Geschmack; es ist sogar gefährlich für einen Franzosen, eine hübsche Frau zu haben; gefällt es einem Hidalgo, sich in sie zu verlieben, so muß er sie für Geld abtreten oder sich einen Panzer anschaffen. Das Spiel lieben sie leidenschaftlich, wie alle Süd-Amerikaner; aber von den Frauen werden sie noch schneller zu Grunde gerichtet. Brasilien ist ein wahres Paradies für die weiblichen Glücksritter aus Frankreich. Uebrigens sind sie ungemein mäßig, ohne religiösen Fanatismus, tolerant und friedfertig. In den schönen Künsten sind sie nicht zurückgeblieben, und das Französische reden sie mit Reinheit und Eleganz.

Der größte Theil der Mulatten ist jetzt frei. Diese Menschenklasse bildet den Kern der Truppen und beschäftigt sich im Allgemeinen mit Künsten und Handwerken. Der Mulatte bringt es in jedem Fache weit. Mit einer großen Auffassungsgabe, leicht aufzuregen, abwechselnd ernst und kindisch, zeigt er in seinem Charakter die Steifheit des Portugiesen und die Gelenkigkeit des Amerikaners. Es fehlt ihm nur noch an guten Kenntnissen; mit diesen ausgerüstet, würde er dem vollkommensten Europäer nicht nachstehen.

Neger oder Sklaven.

Ohne die veraltete Frage, ob der Neger ein Mensch sey, wieder auf's Tapet zu bringen, ohne auf das Gerede der Philanthropen einzugehen und ohne die Gründe der Pflanzer geltend zu machen, spreche ich mich über diesen Gegenstand, der übrigens allen Meinungen ein weites Feld läßt, mit aller Aufrichtigkeit und mit voller Ueberzeugung aus. Vor allen Dingen rufe man sich die Beobachtungen der Anatomen über die Natur der Schwarzen in's Gedächtniß. Ihre moralischen Eigenschaften nehmen die letzte Stufe ein. Ihre schwache Fassungskraft, die langsame und schwerfällige Entwickelung ihrer Seelenfähigkeiten mußten sie für die ehrsüchtigen Berechnungen und schlauen Entwürfe der Weißen zur leichten Beute machen, so oft sie mit ihnen zu thun hatten. Diese wohlbekannte Inferiorität war die Ursache der Sklaverei und möchte sie wohl noch lange bleiben.

Der Neger, im Naturzustande,*) aber von der Knechtschaft gebeugt, ist hartherzig; in der Trunkenheit aber von Gold bestochen, roh und unerkenntlich. Jedem edlen Gefühle fremd, ist er mit Diebstahl und Blutvergießen bald vertraut. Als Werkzeug des Hasses oder der Rache, erwürgt er ohne Bedenken und ohne Mitleid seinen Herrn oder seinen Wohlthäter. Für 4000 Reis**) steht die Hand des Negers Jedem zu Gebote. Uebrigens weiß er das Messer sehr gut zu führen. Ein Stoß — und sein Opfer hat ausgelebt.

Philosophen und Rhetoren werden bei diesem Gemälde laut

---

*) Die Hefte sind in sechs große vaguene Umschläge vertheilt.

**) Die Ueberschriften der Sectionen findet man in Klaproth's Katalog der Chinesischen Bd. zu Berlin, S. 54 ff.

***) Von dem Mineralreich an sind die meisten Natur-Produkte durch unvollkommene Holzschnitte versinnlicht.

*) Der Neger findet sein Vergnügen daran, die harmlosen Hunde auf der Straße mit Steinen todt zu werfen. Wenn seine Frau etwas versieht, wird sie stets mit dem Ochsenziemer gezüchtigt. — Jemand fragte den Henker vom Callabuço, dem Ort, wo die Sklaven auf Befehl der Polizei geprügelt werden, ob es ihm denn nicht nahe ginge, wenn er sie so schlagen müsse? „Sie machen es gut“, antwortete er, „bekomme ich denn die Prügel?“ Wenn dieser Schwarze von dem Delinquenten kein Trinkgeld erhält, so giebt er ihm noch vier Hiebe mehr auf eigene Rechnung. — Der größte Schreck, den man einem Sklaven einjagen kann, ist, wenn man ihm drohe, man wolle ihn an einen freien angesessenen Neger verkaufen. — Will man seinen Sklaven züchtigen, so sage man nur einem Neger Etwas von Gancha, (Trinkgeld) und bezahle ihn dafür, daß er jenem die Hiebe aufzähle; das Herz im Leibe lacht ihm vor Freude. Bei jedem Hiebe rühmt er die Menschlichkeit des Herrn und ergießt seinen Haß über den unglücklichen Züchtling. (Anm. des Verf.)

**) Papiergeld, etwa drei Thaler an Werth.

ihr Anathema rufen, Raisonnements auf einander häufen und mit wohlklingenden Phrasen das Unglück der Sklaverei beklagen. Honni soit qui mal y pense! Indeß darf man doch vermuthen, daß, wenn Herr Benjamin Constant oder Herr v. Pradt und Konsorten auf der Küste von Afrika Schiffbruch gelitten hätten, sie keine so schöne Reden führen würden. Und doch hätte ihnen die Revolution von St. Domingo den Maaßstab für den Charakter des Negers geben können. Sie sahen freilich nicht die Neger, als im letzten Juni die Irländer und die Deutschen sich gegen den Kaiser von Brasilien empörten.*) Von ihren Herren bewaffnet, rannten sie durch die Straßen der Hauptstadt mit dem Geschrei: Mata os Francezes! Tod den Franzosen! Aus ihren Augen blickte der Blutdurst; sie hätten vielleicht die gräulichen Mahlzeiten von Afrika erneuert. Sie durften sich ihrem natürlichen Antriebe überlassen. Die Portugiesen, die sich dieser Gelegenheit freuten, um die Franzosen in der allgemeinen Verwirrung auszurotten, hatten ihnen Ungestraftheit und selbst Belohnungen versprochen; aber die Franzosen kamen ihrer Wuth zuvor; alle Thüren wurden verschlossen, und nur einzelne Soldaten von dem Fremden-Corps, die in der Stadt herumirrten, wurden die Opfer. Der Admiral Roussin ließ, auf Ansuchen Dom Pedros, 500 Mann ausschiffen, entwaffnete die Insurgenten und hielt die Sklaven im Zaum.

Leute, die noch „Paul und Virginia" im Kopfe haben, die sich von einer fließenden Sprache hinreißen oder von ihrer Menschenliebe verführen lassen, werden die Entbehrung der Freiheit, die strengen Züchtigungen als Entschuldigung dieser Barbarei geltend machen; allein Erinnerungen, Täuschungen und Empfindsamkeit sind keine Argumente. „Siehe, und dann urtheile." Diese Regel, hätte man sie immer befolgt, würde manchem Irrthum vorgebeugt haben. Fern sey jeder Vorwurf, doch ohne mich in das große Kapitel von den Rechten zu verlieren, habe ich Folgendes über den Negerhandel zu sagen: Ein dummes und wildes Volk, welches Wüsten bewohnt, oder Länder, die es nicht anbaut, mit einem Worte, ein unnützes und gefährliches Volk, darf man das nicht nach einem Lande schaffen, welches fruchtbar ist, aber nichts hervorbringt, weil es an physischen Mitteln zu seinem Anbau fehlt? Und wenn nun dies Volk, in dem neuen Vaterlande einheimisch, dem Ackerbau seine Arbeit versagt oder die Landes-Gesetze mißachtet, darf man es nicht bestrafen? Und da man allgemein die Züchtigung nach dem Charakter des Sträflings einrichtet, ist es ein Verbrechen, die Neger zu peitschen? Die Strenge läßt sich noch durch ein anderes Dilemma rechtfertigen. Der Mensch wird zu Arbeiten, die seiner Natur entgegen sind oder keine angemessene Belohnung eintragen, nur durch die Gewalt der Strafen gezwungen, wie dies die strenge Disciplin und der Straf-Codex bei den Truppen and Seeleuten beweisen. (!) Und im Grunde, was thut man ihnen zu Leide? Sie werden mir mit Raynal erwiedern: „Man entreißt sie ihrem Vaterlande, der Unabhängigkeit, dem Glücke, um sie mit Ketten zu belegen and zu verstümmeln." Sie hätten Recht, wenn die wüthenden Kriege ihrer verschiedenen Stämme unter einander, wenn die Gewaltthaten des Stärkeren, die Menschenräuberei, die Knechtschaft und der Verkauf der Gefangenen, wenn das Verzehren des Menschenfleisches nicht ein schwärzeres Bild lieferte, als ihr Leiden in den Kolonieen.

Sie werden mich gewiß mit Vorwürfen des Abscheus überhäufen. Ich würde sie verdienen, wenn meine früheren Briefe Ihnen nicht bewiesen hätten, daß ich Gefühl habe. Das Herz diktirte mir, und wie alle diejenigen, die sie nicht kennen, ließ ich mein Gefühl sprechen. Warum fand ich sie nicht nach genauer Bekanntschaft gut und treu, wie sie in den Romanen von gutherzigen Schriftstellern dargestellt werden? Die Schilderung ihrer Tugenden hätte meiner Feder etwas von jener schmelzenden und sanften Beredsamkeit verliehen, die Sie in den Werken ihrer Lobredner hinreißen. Bitten, Kritik und böser Wille würden mir es dann nicht zum Verbrechen machen, eine Sprache geführt zu haben, die den angenommenen Ideen, welche die größten Schriftsteller durch ihre Sanction geheiligt haben, entgegen ist. Es ist unbesonnen, an das Gebäude einer so ehrwürdigen Corporation frevelnd Hand zu legen, allein ich schmeichle mir, das Zeugniß aller wahrheitsliebenden Männer, die Brasilien oder andere Theile von Amerika bewohnten, für mich zu haben. Fragen Sie sie, ob sie nicht alle von ihrem Mitleid zurückgekommen sind, ob sie nicht alle ihnen etwas vorzuwerfen haben, und ob sie nicht sagen: es ist ein nothwendiges Unglück.

Die Republik Haiti ist kein unwiderlegliches Argument, wenn Sie nur aufrichtig an die Unwissenheit der Massen, ihre träge Gleichgültigkeit, ihr Elend, an den Bürgerkrieg und an die Ehrsucht der Häuptlinge denken wollen. Ich habe übrigens von dem Neger in Afrika und in der Sklaverei gesprochen, nicht von dem, was er einst werden kann. Ich habe es rechtfertigen wollen, daß man ihn kauft und seine Kräfte ungefähr auf dieselbe Art benutzt, wie der menschliche Stolz alle Thiere zu seinem Nutzen oder seinem Vergnügen verwendet.

„Civilisirt sie!" rufen alle Freunde der Menschheit mit Enthusiasmus, „dann werden sie, wie wir, groß und frei seyn und in Frieden aller Vorzüge unserer Regierungen und der Fortschritte der Aufklärung genießen." Erlauben Sie mir, auf diese edle, aber der Vernunft fremde Inspiration zu erwiedern, daß es vor allen Dingen nothwendig ist, die Wohlthaten, die man noch Afrika, nach einem Theil von Amerika und einigen Inseln des stillen Meeres verpflanzen will, in unserem Welttheile heimisch zu machen; daß diese unverjährbaren Rechte der Menschheit und diese Freiheit, die man in unseren neueren Schriften mit so vielem Gewäsch predigt, auf unserer Hemisphäre nur Seifenblasen sind, die vor dem religiösen Fanatismus, der finsteren Unwissenheit und den Kerkern der Inquisition schnell zerplatzen; daß bald Alles nach Afrika und der neuen Welt strömen würde, wenn dort alle die Güter zu finden wären, denen das alte Europa schon seit so vielen Jahrhunderten nachjagt, und die sich, wie die Schein-Gewässer in der Wüste, immer weiter entfernen, je naher man ihnen zu kommen glaubt; daß alle Fortschritte der Wissenschaften, alle Entdeckungen in der Physik und Chemie, alle unsere neuen Staats-Verfassungen die weiße Menschengattung eben noch nicht viel weiter gebracht haben, kurz, daß wir eben so viele Laster haben, wie die Afrikaner und die Wilden, und mehr Leiden, weil wir uns unserer menschlichen Ansprüche bewußt sind und sie doch täglich beeinträchtigt und zu einem immer schwerer zu lösenden Problem werden sehen.

Man soll sie civilisiren! — Auf welche Weise? Das Andenken an die Niedermetzelung ihrer Vorfahren, an die Treulosigkeit, die Intoleranz und die Verletzung aller Eide hat ihren Charakter gegen Neuerungen verhärtet, und ihr unabhängiger Sinn weist mit Bitterkeit alle Versuche zurück. Welche Garantie könnten überdies die zerstreuten Trümmer der zahlreichen Stämme, welche zur Zeit der Entdeckung Afrika und Brasilien bevölkerten, in den Versprechungen der Menschenfreunde finden? Gewalt ist keine Ueberredung, und Milde richtet nichts aus. Als die Jesuiten und Missionaire sie zusammengebracht hatten, legten ihnen der Geiz und die Habsucht Ketten an. Werdet Ihr weiser seyn, neue Gesetzgeber, und Ihr, neue Proselyten der liberalen Meinungen, werdet Ihr weniger Ehrgeiz haben? (Armand Lacombe. — V. d. P.)

Bibliographie.

Tratado sobre a pena de morte em materia politica. (Ueber die Todesstrafe für politische Vergehen.) Nach Guizot. Pr. 2000 Reis.

O que he o codigo civil? (Ueber das Wesen eines bürgerlichen Gesetzbuches.) Von Dr. Vicente José Cardozo da Costa. Pr. 2880 Reis.

Vade-mecum dos Juizes de Paz. (Hülfsbuch für Friedensrichter.) Pr. 640 Reis.

Pequeno cathecismo historico. (Kleiner historischer Katechismus.) Dem Kaiser Dom Pedro II. gewidmet. Pr. 480 Reis.

Frutas do Brasil. (Brasilianische Früchte.) Pr. 800 Reis.

D ä n e m a r k.

Rasmus Christian Rask.

Eine biographische Skizze.

Rasmus Christian Rask, der Sohn eines Landmannes auf der Insel Fünen, ward im Jahre 1787 geboren. Er besuchte die Schule in Odensee und hierauf (1807) die Universität Kopenhagen, wo sein außerordentliches Sprach-Talent bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregte. Er widmete sich besonders dem Studium der Alt-Isländischen Sprache, von welcher das heutige Dänische, Schwedische und Norwegische abstammen, und die erste Frucht seines Fleißes war eine im Jahre 1811 erschienene Einleitung zur Erkenntniß des Isländischen oder des Altnordischen, welches zugleich die erste Isländische Grammatik in Dänischer Sprache ist. Ein Jahr später unternahm er mit Professor Nyerup eine wissenschaftliche Reise nach Schweden, die Letzterer beschrieben hat. Bei dieser Gelegenheit stellte Rask tief eingehende Forschungen über die Verwandtschaft des Finnischen und des Lappländischen mit dem Alt-Isländischen an; über Ursprung and Geschichte der letztgenannten Sprache schrieb er bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen einen von der dortigen Akademie gekrönten Versuch, der im Jahre 1818 im Druck erschien (Undersøgelse om det gamle norske eller Islandske Sprogs Oprindelse) und sich zum Theil in Deutscher Uebersetzung in Vater's Vergleichungs-Tafeln der Declinationen (Halle, 1822) findet. Rask machte die Rückreise durch die inneren Provinzen von Schweden und Norwegen und verfaßte eine geographische Erläuterung zu dem von den Norwegischen Reisenden Ottar und Wulfstan über ihre Fahrten auf der Nord- und der Ostsee dem Könige Alfred erstatteten Bericht.

Im Jahre 1813 machte er auf Königliche Kosten eine Reise nach Island, um auf dieser entlegenen einsamen Insel, wo die Nachkommen der alten Normannen die Erinnerungen ihrer Volks-Poesie, Geschichte und Mythologie aufbewahrt haben, seine Kenntniß der Altnordischen Sprache and Alterthümer zu vervollkommnen. Mehr als zwei Jahre brachte er hier damit zu, die ganze Insel zu durchforschen, die Wunder, welche die Natur mit so verschwenderischer Hand in jener ultima Thule verstreut hat, zu untersuchen und vor Allem einen vertrauten Umgang mit den gelehrten Isländern zu pflegen, die ihm den Weg zu den ursprünglichen Quellen zeigten, aus denen Snorre Sturleson und andere Verehrer der Skaldischen Muse geschöpft hatten. Auf der Heimkehr besuchte er Edinburg, wo Jamieson und andere Freunde der Nordischen Literatur ihn auf's freundlichste aufnahmen. Zu den Resultaten seines Aufenthalts in Island gehört die verbesserte Ausgabe von Haldorsen's Isländischem Wörterbuche, die mit einer Vorrede vom Professor — jetzigem Bischof — P. E. Müller im Jahre 1814 erschienen ist.

*) In den Kasernen von Sao Sta Anna empörten sich die Irländer und den Morgen darauf die Deutschen in Praia Vermelha und St. Christoph. Erstere, weil die Regierung ihnen nur einen Theil des Soldes bezahlte, der ihnen bei Errichtung ihrer Compagnie versprochen war, und alle ihre Forderungen zurückwies, die Letzteren, weil man ihnen nach abgelaufener Dienstzeit den Abschied verweigerte und sie mit der größten Strenge zurückhielt. In der Nacht wurden einige Häuser von den Irländern geplündert, aber mit Hülfe von ausgeschifften Französischen Seetruppen und einiger Engländer wurde die Ruhe bald wieder hergestellt. Die Neger, die man unter dem Vorwande, die Stadt zu retten, bewaffnete, stifteten viel Unheil, 150 fremde in den Straßen zerstreute Soldaten, 25 Sklaven und 7 Brasilianer kamen in diesem Aufruhr um.

Behufs sprachlicher Untersuchungen trat Rask, der mittlerweile zweiter Bibliothekar bei der Universität zu Kopenhagen geworden, 1816 eine abermalige Reise nach Stockholm und Upsala an und publizirte 1817 in Stockholm eine — von Thorpe ins Englische übertragene — Angelsächsische Grammatik, eine Schwedische Uebersetzung seiner Isländischen Sprachlehre und in Gemeinschaft mit Afzelius den Original-Text der älteren Edda. Hierauf begab er sich über Finnland nach Petersburg, wo er an dem Grafen Romanzow einen Gönner fand und etwa ein Jahr verweilte, um seine Kenntniß der Nordischen Dialekte zu vervollkommnen. Hier fing er auch die Erlernung Morgenländischer Sprachen an, zum Behuf einer wissenschaftlichen Reise nach Asien, wozu ihn die Freigebigkeit seines Monarchen in den Stand setzte. Um sein Lieblings-Thema, die Verwandtschaft der Asiatischen und der Europäischen Sprachen, tiefer zu ergründen, reiste er durch das Russische Reich und ging über Moskau und Astrachan nach Tiflis, wo er einige Monate blieb und Persisch und Armenisch studirte. Sein Scharfsinn entdeckte in dem Babel der Kaukasischen Sprachen Ordnung und Regel; er fand jene Sprach-Idiome durchaus verschieden von denen der Jafetischen Race, ausgenommen die Dialekte der Osseten und der Dugoren, welche aus der Zendsprache oder dem Alt-Medischen stammen. Die übrigen haben unter sich selbst keine Verwandtschaft und schließen sich mehr oder weniger den Tatarischen und Mogolischen Sprachen Mittelasiens an. Von Tiflis reiste Rask über Erivan, Tauris, Teheran, Ispahan und Schiras und von da am Bord eines Englischen Kriegsschiffes, das auf der Fahrt Muskate in Arabien berührte, nach Bombay. Dort ward er von dem Gouverneur Elphinstone (durch seine Reise nach Afghanistan bekannt) liebreich aufgenommen, und war er so glücklich, für die Kopenhagener Universität eine werthvolle Sammlung von Zend- und Pehlwi-Handschriften anzukaufen. Aus dem Studium dieser Manuskripte ging eine im Jahr 1826 erschienene Abhandlung hervor: „Ueber Alter und Aechtheit des Zendavesta und der Zendsprache.“ Diese ursprünglich in Englischer Sprache für die gelehrte Gesellschaft in Bombay verfaßte Abhandlung war die Erwiederung auf einen in den Memoiren dieser Gesellschaft befindlichen Aufsatz von Erskine über die heiligen Bücher und die Religion der Parsen. Der Autor machte sie späterhin in Dänischer Sprache in den Abhandlungen der Skandinavischen Gesellschaft zu Kopenhagen bekannt; auch erschien sie in einer Deutschen Uebersetzung des Professors von der Hagen, mit einem aus den Papieren des Verfassers geschöpften Nachtrage über den Sprachstamm der Jafetischen Völker. Rask bemüht sich darin, das alte Zend-Alphabet wieder herzustellen und Anquetil du Perron's Fehler zu verbessern, aber auch dieses Gelehrten, von William Jones umgestoßene, Meinung zu verfechten, daß das Zend die älteste Sprache der Meder und eine Ursprache sey, keine Mundart des Sanskrit — wie Jones behauptete —, sondern diesem nur in solchen Verhältnissen verwandt, als etwa das Griechische, das bekanntlich auch eine Stamm-Verwandtschaft mit der Sanskrit-Sprache hat; zugleich wird nachgewiesen, daß der Zendavesta älter als Alexander's Feldzüge sey.

Nachdem Rask, mit dem Zend, Pehlwi und Hindostanischen beschäftigt, längere Zeit in Bombay verweilt, reiste er mit dem Capitain Close, dem Britischen Residenten am Hofe des Mahratten-Fürsten Scindiah, nach Gualior, und von da über Agra, Benares und die Dänische Besitzung Serampore nach Kalkutta, und alsdann zu Schiff nach Madras, Trankebar und Colombo auf der Insel Ceylon. Hier begab er sich an Bord eines nach Europa absegelnden Englischen Schiffes, litt aber unweit der Küste Schiffbruch und mußte wieder nach Colombo zurück. Viele seiner Handschriften und Sammlungen wurden gerettet, und nach einigem Aufenthalt in Colombo begab er sich wiederum nach Kalkutta, wo er sich auf einem Dänischen Fahrzeuge nach seinem Vaterlande einschiffte.

Er kam im Jahre 1823, nach einer siebenjährigen Abwesenheit, in Kopenhagen an und ward als Professor der Asiatischen Literatur bei der dortigen Universität angestellt. Er gab nunmehr nach einer neuen Methode gearbeitete Grammatiken des Altfriesischen, Spanischen und Italiänischen heraus, ferner eine zum Gebrauche für Engländer Englisch bearbeitete Dänische Sprachlehre; Versuche über die Zeitrechnung der Aegypter und Hebräer und verschiedene Uebersetzungen aus dem Arabischen und anderen orientalischen Sprachen. Auch als Mitglied verschiedener Societäten für Nordische Literatur war er thätig und gründete in Kopenhagen eine Isländische Gesellschaft, deren Director er wurde. Nach Nyerups Tode im Jahre 1829 ward er Ober-Bibliothekar bei der Universität und war mit der Herausgabe der Alt-Isländischen Saga's aus der Arna-Magnäischen Sammlung emsig beschäftigt, als zu früh für die Wissenschaft im November v. J. ihn der Tod überraschte. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört der 1827 erschienene Versuch über die Aegyptische Chronologie, worin sein durchdringender Forschungsgeist manches schwierige Problem löste und Ergebnisse bereitete, die in Young's und Champollions Entdeckungen ihre Bestätigung erhielten.

Obiges ist indessen kein vollständiges Verzeichniß seiner schriftstellerischen Leistungen. Bedauern muß man es übrigens, daß Rask seine erstaunlichen Kräfte an so verschiedenartigen Arbeiten erschöpfte, anstatt sie auf ein einziges großes Werk, den Ursprung und Zusammenhang der Sprachen, zu konzentriren, welches zugleich ein unvergängliches Denkmal seines Ruhmes gewesen seyn würde. Nichtsdestoweniger wird sein Andenken den Freunden der Wissenschaft, welcher er alle seine geistigen und körperlichen Kräfte weihte, stets theuer bleiben; er fiel als ein Märtyrer gelehrter Anstrengungen, die für ein einzelnes Menschenleben zu ungeheuer waren. Rask hatte ein einfaches bescheidenes Wesen, sein Betragen war offen, vertrauungsvoll und darum herzgewinnend. Von seinen Reisen nach dem Orient ist, mit Ausnahme einiger Nachrichten in Nyerups Zeitschrift, niemals etwas bekannt gemacht werden; aber die interessantesten Mittheilungen finden sich in Rask's Briefwechsel mit seiner Mutter, mit welcher er während der ganzen Dauer seiner Abwesenheit korrespondirt und der er mit aller Wärme und Zärtlichkeit kindlicher Zuneigung seine Gedanken und Empfindungen entfaltet hat.

Bibliographie.

- Om de danske Provindsialstænder. (Ueber die Dänischen Provinzialstände.) Mit besonderer Hinsicht auf Island, von B. Einarsson. Pr. 2 Mk.
- Ögmundar-Geta. (Ögmunds Räthsel.) H. Swedtsens Isländische Gedichte. Pr. 1 Rbd.
- Emilie — oder nur der Tod scheidet treue Liebe, Trauerspiel in 2 Aufzügen von Et. Lind. Pr. 2 Mk.
- St. Simons nye Troeslære. (Der St.-Simonismus.) Pr. 40 Sch.
- Europa und Amerika — oder die künftigen Verhältnisse der civilisirten Welt. Skizze von Schmidt Phiseldek.
- Danmarks Handel. (Dänemarks Handel, Schiffahrt, Geld- und Finanzwesen von 1730 bis 1830.) Geschichtlich dargestellt von M. L. Nathanson. Pr. 2 Rbd.
- Det Skandinaviske Litteratur-Selskabs Skrifter. (Schriften der Skandinavischen Literatur-Gesellschaft.) 23r Bd. Pr. 2 Rbd.

Mannigfaltiges.

— Takt ist die erste aller Eigenschaften. Der Takt, meinte Byron, sollte den Kardinal-Tugenden beigezählt werden. Von ihm hänge oft unser Glück mehr ab, als von allen anderen noch so wesentlichen Eigenschaften. „Es kann Jemand (sagte er) klug, mäßig, gerecht, standhaft seyn; fehlt es ihm jedoch an Takt, so versetzt er seine Umgebungen in einen unbehaglichen Zustand (was für den Engländer so viel ist, als ein unglücklicher) und wird, wie Alle, die Andere unglücklich machen, durch eine unausbleibliche Vergeltung der Nemesis selbst unglücklich. Takt halte ich für die wahre Panacee des Lebens, und ich habe bemerkt, daß diejenigen, die ihn im höchsten Grade besitzen, auch höchst gefühlvoll und gemüthlich waren; diejenigen hingegen, denen es daran fehlte, waren stumpfsinnig, fremd oder gefühllos. Um Takt zu besitzen, muß man fein fühlen und empfindlich seyn; denn wie können wir wissen, was Andere schmerzt, wenn wir nicht an unserm eigenen Gefühl einen Maßstab haben? Daher behaupte ich, daß der Takt immer mit unserer Empfindlichkeit in gleichem Verhältniß steht.“

(Journ. of Lady Blessington.)

— Jagd auf ein Rhinoceros. Zwei Engländer im Britischen Indien begaben sich vor einiger Zeit, mit Jagd-Flinten versehen, nach einem Teiche, den ein Rhinoceros fleißig zu besuchen pflegte. Ein Gerüst war auf einem Baume errichtet, und sie bestiegen dasselbe, wie der Jäger in diesem Lande häufig thut. Am Abend, der zufällig düster war, kam das Rhinoceros und stellte sich gerade unter das Gerüste. Sie feuerten nach ihm; es schien etwas verdutzt, rührte aber kein Glied. Auf eine zweite Salve schwenkte es sich rasch und trabte davon. Schon waren acht Kugeln auf das Thier abgefeuert, um die es sich nicht mehr zu kümmern schien, als wären es Erbsen gewesen. In etwa zehn Minuten kehrte es zurück, die Jäger feuerten wieder, aber das Gewehr des Einen zersprang, wobei er zwei seiner Finger einbüßte. Auch sein Gefährte ward beschädigt, und so mußten sie absteigen und fliehen. Nach anderthalb Monaten rückten sie mit schwerem Geschütz gegen den Feind an. Zwei Sechspfünder wurden geladen und dahin gerichtet, wo das Rhinoceros vorbei mußte. Dann lauerten die beiden Freunde auf ihrem Baumgerüst, allein erst in der dritten Nacht, gegen zehn Uhr, näherte sich das Thier. Der eine Jäger sprang herab und stellte sich an das Geschütz; der Feind bemerkte ihn und floh. In einer Stunde kam das Rhinoceros wieder und ging gerades Weges auf die Mündung des Geschützes los. Eben griff der Jäger zur Lunte, als das Thier gegen ihn anrannte; allein der Schuß erreichte es schon auf halbem Wege; es stöhnte fürchterlich, lief etwa 50 Yard weit und fiel, um nicht wieder aufzustehen. Das Thier war, den Schwanz abgerechnet, 12 Fuß lang, 7 Fuß hoch und hatte 13 Fuß im Umfang. Bei der Section fand man eine der bleiernen Kugeln, die zuerst nach ihm abgefeuert waren, in seinem Magen. Das Fleisch wurde von den hungrigen Begleitern der Jäger gierig verzehrt.

(Orient. sport. Mag.)

— Naturwunder. Der Polyp saugt gleich der fabelhaften Hydra neues Leben aus dem Messer, das ihn zerstören will. Die Fliegenspinne legt ein Ei, das so groß ist, als sie selbst. Eine Raupe hat 4041 Muskeln. Hook entdeckte in dem Auge einer Hummel 14,000 Spiegel; und zu dem Athemzug eines Karpfen sind 13,300 Arterien, Gefäße, Adern und Knochen erforderlich. Der Körper jeder Spinne enthält vier kleine Massen, die eine Menge unbemerkbarer Löcher haben, und jedes Loch läßt einen einzelnen Faden hervorgehen; alle diese Fäden, deren jede Masse ungefähr tausend zählt, verbinden sich mit einander, wenn sie herauskommen, und bilden den einzigen Faden, mit dem die Spine ihr Gewebe anfertigt, so daß das, was wir einen Spinnwebfaden nennen, aus mehr als 4000 Zusammensetzungen besteht. Lewenhoek betrachtete vermittelst der Vergrößerungsgläser Spinnen, die nicht größer als ein Sandkorn waren und so feine Fäden spannen, daß 4000 derselben einem Haar an Stärke gleich kamen. (Gleanings of natural philosophy.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 28. Januar 1833.

Frankreich.

Histoire de la Restauration. (Geschichte der Restauration und der Ursachen, welche den Sturz des älteren Zweiges der Bourbonen herbeiführten.) Von einem Staatsmanne. Bd. V. und VI.

Die dritte Lieferung dieses Werkes, welche den fünften und sechsten Band umfaßt, ist so eben erschienen. Sie bringt uns die Geschichte der Epoche von der berühmten Ordonnanz des 5. Sept. 1816 bis zur Ermordung des Herzogs von Berry und umfaßt demnach die ganze ministerielle Wirksamkeit Decazes', sowohl in dem von Dessolles als in dem von ihm selbst präsidirten Kabinette. Der Verfasser — als welcher immer noch Herr Capefigue angesehen wird, wiewohl er selbst ein fortwährendes Schweigen darüber beobachtet — bleibt seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, indem er alles Große, was die Restauration erzeugte, gegen die Verkehrungen der jetzigen Zeit kräftig in Schutz nimmt und als den größten Fehler, den die Bourbonen begangen, nur das gelten läßt, daß sie die Constitutionnellen mit den Revolutionnairen verwechselt und identifizirt haben. Er tritt eben so gegen die Ueberspanntheiten der einen wie gegen die der anderen Seite des politischen Frankreichs auf und appellirt jedes Mal von seiner eigenen Meinung an die öffentliche, welche er sowohl in sorgfältig gesammelten Aktenstücken als in den haarscharf von ihm charakterisirten Journalen nachweist. Wenn die jetzige Zeit vielleicht noch zu befangen ist, als daß eine vollständig befriedigende Geschichte der Restauration schon möglich wäre, so bleibt doch dem Verf. des gegenwärtigen Werkes jedenfalls das Verdienst, eine unentbehrliche höchst schätzbare Materialien-Sammlung veranstaltet zu haben. Wie wir bereits aus den ersten Bänden einige charakteristische Auszüge gegeben haben, so wollen wir es auch mit den vorliegenden versuchen, indem wir zunächst Einiges aus der Schilderung des Französischen Hofes und der Salons in den Jahren 1816 und 1817 geben und alsdann in mehreren einzelnen Artikeln zu dem in der Geschichte der Restauration so wichtigen Ministerium Decazes' übergehen.

„Seit der Verordnung vom 5. September 1816", heißt es zunächst im fünften Bande, „durch welche die Ultra-Kammer von 1815 (la chambre introuvable) aufgelöst und gewissermaßen der Uebergang zu einem constitutionnellen System eingeleitet wurde, hatte die Lage des Hofes sich wesentlich verändert; er ward Partei, anstatt daß er bis dahin die dominirende Meinung gewesen. Er änderte nunmehr auch seine Angriffsweise. Die mächtige Meinung geht, Schleichwege verachtend, geraden Schrittes auf ihr Ziel los; die schwächere aber will den Verlust an Kraft durch geschickte List ersetzen, und daher beginnt die Zeit der Intriguen."

„Ludwig XVIII. ging in das durch die gedachte Verordnung aufgestellte System täglich mehr ein. Das Ministerium benutzte die steigende Gunst des Herrn Decazes für dieses System zuweilen auch wider seine Gegner, stets aber zu Gunsten seiner eigenen Stellung. Die Hof- und Royalisten-Partei haßte den König sammt seinem Lieblinge, die mündlich und schriftlich, in Prosa und in Versen von ihr verspottet wurden. Satiren gegen Ludwig XVIII. zirkulirten bei Hofe. Der König, dem die Minister sie zu lesen gaben, äußerte ohne Befremden: „Die Gesinnung dieser Herren ist mir nicht neu, sie schreibt sich von vielen Jahren her; in Koblenz war ich erst in der dritten Reihe." Während der ersten Hälfte des Jahres 1816 litt der König sehr an der Gicht; die Hofleute bezeigten über diese Aussicht auf einen baldigen Thronwechsel ihre Freude unverhohlen, in unzähligen Karrikaturen ward die Lebensweise des alten Monarchen verhöhnt, und die feinsten Damen wußten ihrem Groll in cynischen Ausdrücken Luft zu machen. Der König wurde hiervon genau in Kenntniß gesetzt, und dies vermehrte seine Zuneigung gegen Decazes; indeß ließ er sich aus Mangel an Festigkeit doch zuweilen von diesem widerspenstigen Geist der Hofleute beherrschen, wiewohl er ihn sonst grollend zu necken pflegte. Das Faubourg St. Germain spielte gegen den ihm verhaßten Decazes eine doppelte Rolle. Nach altem Herkommen fuhren die Hofdamen fort, ihre Schützlinge zu empfehlen und für Freund und Verwandte Aemter zu begehren; zu diesem Behufe wurden alle Liebkosungen an den Abgott des Tages verschwendet, während man insgeheim über den Minister auf's unbarmherzigste herfiel. Jung, geistvoll und allmächtig, widerstand Decazes vielleicht nicht, wie er sollte, diesem Zauber vornehmer Damen, dem schon manche rauhe Gesinnung unterthan geworden; auch Decazes ward von diesen Reizungen fortgerissen, die seine Thätigkeit wider die Höflinge lähmten. Ludwig XVIII. hatte in seiner Lebensweise nichts geändert; die Arbeitsstunden und die Zeit der Audienzen und Spazierfahrten waren wie bisher eingetheilt. Er fing damals eine vertraute Korrespondenz mit Decazes an, welchem er regelmäßig zweimal des Tages über die allgemeinen Angelegenheiten schrieb, besondere Empfehlungen und geheime Billette, die der König gern wiederholte, abgerechnet. Seinerseits vervielfältigte Decazes die Beweise seiner wirklich aufrichtigen Anhänglichkeit; denn Undank war nie sein Fehler."

„Der Graf von Artois, des Königs Bruder, hatte seinen Charakter nicht geändert; er hat nächst Lafayette am wenigsten in seinem Leben mit politischen Grundsätzen gewechselt. Seit der Verordnung des 5. September war der Graf sehr kalt gegen seinen Bruder, sie sahen sich jeden Tag bei der Tafel und in den Abendgesellschaften, unterhielten sich aber nur von gleichgültigen Dingen, von der Politik niemals. So oft Monsieur von den Kammern, von Revolutionnairen oder Ministern sprach, brach der König das Gespräch ab. Dafür hielt sich der Graf in dem Pavillon Marsan schadlos; in den häufigen Zusammenkünften seiner Anhänger, die daselbst stattfanden, wurde nichts als Politik verhandelt und über jene Verordnung und ihre Urheber der Stab gebrochen. Da der Pavillon Marsan bei Hofe und in der Meinung eine große Rolle spielte, so suchte das Ministerium die vornehmsten Agenten des Grafen zu gewinnen. Man brachte einen Gesetz-Entwurf ein, der Familie Polignac den Freiherrnsitz Fenestrange zurückzugeben; dem Baron Capelle ward ein Posten bei der Verwaltung, Anderen wurden Gesandtschaften versprochen, aber diese geringen Zugeständnisse genügten nicht. Monsieur wirkte in der Pairs-Kammer und leitete die Anführer der royalistischen Opposition in der Kammer der Abgeordneten, und die Minister wagten gegen ihn keinen offenen Angriff, da sie in der constitutionnellen Meinung noch keinen gehörigen Haltpunkt hatten. Uebrigens hatte die Königl. Familie den im J. 1815 ihr eingeflößten Verfolgungsgeist größtentheils aufgegeben. Der Herzog von Angoulême wußte sich bei der Armee beliebt zu machen, und die Herzogin that Schritte zu Gunsten mehrerer Verwiesenen."

„Gegen Ablauf des Jahres 1816 war der Herzog von Orleans von seiner Reise nach England wieder in Paris eingetroffen. Er hatte an den Verhandlungen der Pairs keinen Antheil genommen. Diejenigen, welche der Hof von sich zu stoßen thöricht genug war, nahm der Herzog im Palais Royal auf und suchte, wenn es ihn nicht all zu sehr kompromittirte, eine erlittene Ungnade wieder gut zu machen; mancher abgesetzte Gelehrte erhielt in seinem Hause eine Anstellung. Die angesehensten Personen der liberalen Partei empfing er in seinen Salons, mit einiger Vorsicht selbst Lafayette, d'Argenson und die Veteranen von 1789. In diesen Versammlungen wurde die Regierungs-Weise der Dynastie lebhaft getadelt, während der Herzog bei Hofe nichts als Ergebenheit blicken ließ. Mit großer Geschicklichkeit wußte er stets in den Hintergrund zu treten, ohne sich jedoch von irgend Jemand geradezu zu trennen."

„Nächst den Prinzen und den von ihnen repräsentirten Meinungen gruppirten sich gewisse Salons von verschiedener politischer Farbe, die theils dem System der Regierung, theils den Parteien Impuls verliehen. Diejenigen Salons, die man Doctrinaire nannte, dominirten seit der September-Verordnung in der Politik des Kabinets; aus geistvollen Männern und ausgezeichneten Gelehrten zusammengesetzt, herrschte dort ein keinen Widerspruch duldender philosophischer Stolz, die Unterhaltung drehte sich um abstrakte metaphysische Begriffe. Hier glänzten Royer Collard mit seiner erhabenen Sprache, in gelehrten Definitionen die Fehler und Gefahren der Regierung und der Parteien bezeichnend; Guizot, der kalt und trocken und allzu philosophisch eine politische Lage durch allgemeine Ideen umschrieb; Barante, von gutem Ausdruck, sanften Formen und einfachen Manieren; seinem Gespräch merkte man den Kreis, dem er angehörte, nicht an; der Herzog von Broglie, der vielseitige Kenntnisse und eine fließende Unterhaltungsgabe besitzt; Mirbel, ein angenehmer Gelehrter; Villemain mit glänzendem Redner-Talent. Diese waren die Häupter jener Doctrinair-Salons, denen die Gelehrten zweiten Ranges, studirte und denkende Köpfe, sich anschlossen. Man sprach über die Regierung, über Flugschriften, parlamentarisches Betragen in der Kammer. Der größte Theil dieser Männer hielt sich zu dem Ministerium; die Häupter waren alle mit Decazes verbunden. Royer Collard leitete den öffentlichen Unterricht; Barante war General-Direktor der indirekten Steuern; Villemain stand im Mi-

nisterium der Polizei der Presse und den Zeitungen vor; Guizot, der lange General-Secretair im Justiz-Ministerium war, wurde zum ordentlichen Staatsrathe, Mirbel zum Requeten-Meister ernannt. Die Schriften der Doctrinaire waren indessen wenig populair; das Französische Volk war in seiner politischen Erziehung noch nicht bis zur Theilnahme an abstrakten Darstellungen vorgerückt, es bedurfte der Anfangsgründe, der die Phantasie lebhaft anregenden Darstellungen. Die Liberalen haben dies besser verstanden und sich dessen zu bedienen gewußt."

„Die Salons der Liberalen theilten sich in folgende Klassen. Um Laffitte und Gévaudan sammelten sich vorzugsweise die Bonapartisten, um Lafayette die alten Patrioten; bei Delessert und Ternaux sah man die Gemäßigten, die sich dem linken Centrum näherten. Laffitte war ein mächtiger Anziehungspol für so viele Schriftsteller, die sich um einen hervorragenden Mann zu sammeln, und von der Aristokratie, ungeachtet sie deren Macht nicht anerkennen wollen, zu neigen pflegen. Seiner Unterstützung verdankten viele junge talentvolle Männer ihr Auftreten in der politischen und literarischen Welt, manches freisinnige Blatt war ihm sein Daseyn, mancher Beamte seinen Posten schuldig. Die größten Talente der Liberalen fanden sich in seinen Salons ein: der energische Manuel, ein Tribun voll Rednergaben; General Foy, dessen erhabene Gesinnung nur edles und schickliches entfaltete; der mächtige Volks-Dichter Beranger, der den Bourbonen am empfindlichsten geschadet. Seine Oktavia und sein Krönungs-Lied trafen die ältere Linie ins Herz. Diesen furchtbaren Waffen stellte man Strafen und Haft entgegen, als ob das Talent sich durch das Gefängniß ersticken lasse, und nicht durch Verfolgung erstarke! Paul Louis Courier ein bewunderungswürdiger Flugblätterschreiber, der gleich den Rednern auf den Husting's in England zu dem Volke sprach; der fruchtbare, beißende Etienne, der gediegene Jay, und Jouy, der durch die Herausgabe der Hermites gerade auf der Höhe seines Ruhmes stand. Bei Lafayette sah man so ziemlich dieselben Personen, doch mehr die Praktischen als die Gelehrten, die alten Patrioten, wie Tissot, ein lebendiges Jahrbuch der Revolution, Benjamin Constant, den streng rechtschaffenen und bescheidenen Daunou, ein ausgezeichnetes Talent der alten Schule, den sehr gelehrten, aber etwas schwerfälligen Comte, Herausgeber des von dem Ministerium verfolgten Europäischen Censors, obwohl es unter allen Oppositions-Blättern am wenigsten geeignet war, die Massen in Bewegung zu setzen. Neben diesen Anführern gruppirten sich Schriftsteller von neuer Gattung. Das Repräsentativ-System und die Lebhaftigkeit der Parteikämpfe hatten junge Männer, die unter der Kaiser-Herrschaft militairische oder Civilämter bekleideten, zu Schriftstellern herangebildet. Ihr weniger ausgebildetes aber originelles Talent versuchte sich in der Polemik der Flugschriften und der Zeitungen, und die Thätigkeit und der Muth des Soldatenstandes ward in ihrem Stil sichtbar; sie schreiben mit Schießpulver. Daher die so häufigen Zwistigkeiten und Zweikämpfe, welcher späterhin mehrere ausgezeichnete Offiziere als Opfer fielen, namentlich St. Aulaire und St. Marcellin. Der Herzog von Choiseul, aus unerklärlichen Vorurtheilen von einem Hofe und einer Familie zurückgewiesen, welcher er sich in stürmischen Zeiten so sehr ergeben gezeigt, war wie einst sein Großvater zur Opposition übergegangen. Der Herzog besaß einnehmende Sitten, einen hochgebildeten Geist, seinem thätigen Sinn waren Geschäfte ein Bedürfniß. Hiermit verband er adlige Großmuth und die Annehmlichkeiten einer offenen Tafel; sein Salon stand den Literaten stets zu Gebot. Ihm war es nicht um den Sturz des Bestehenden zu thun, er trachtete nur nach Popularität. Seine Zusammenkünfte waren, wie die bei Ternaux, den Bourbonen nicht feindselig; sie näherten sich dem Ministerium, so oft dasselbe von den heißen Royalisten sich entfernte."

„Die royalistische Meinung hatte ebenfalls ihre Salons und ihre Schriftsteller, die beißender und feiner waren, als die der liberalen Partei. Ich nenne zunächst den Grafen v. Artois selbst, dessen Unterhaltung pikant, voller Leben und witzigen Bemerkungen war; Herrn v. Vitrolles, einen liebenswürdigen trefflichen Gesellschafter; Herrn v. Chateaubriand, so hoch über Allem stehend, was die liberale Opposition als Schriftsteller von großem Stile aufzuweisen hatte; die Hrn. v. Castelbajar und Corner d'Incourt, geistvolle Satiriker, die zugleich Pamphlette und Journale schreiben und auf der Tribune das Wort führten; Bonald, einen Philosophen von Ruf; Herrn v. Herbouville, den Verfasser vieler gelehrter Abhandlungen; Herrn v. Fontanes, einen geistreichen Erzähler; Herrn Bertin de Vaux, der mir unter allen Schriftstellern derjenige scheint, der es am besten versteht, einen jener Aufsehen erregenden Anfangs-Artikel, das Programm der Macht oder einer Partei, zu schreiben; Herrn Michaud endlich, dessen feine sarkastische Unterhaltung ein Muster des guten Geschmackes und des Witzes war."

„Ich war damals noch sehr jung, doch erinnere ich mich, einige jener Diskussionen mit angehört zu haben, in welchen man ein Pamphlet, eine Rede für die Kammer, einen royalistischen Antrag vorbereitete, und ich muß bekennen, daß niemals wieder Etwas einen so lebhaften Eindruck auf meinen Geist gemacht hat. Ich habe auf meiner politischen Laufbahn Gelegenheit gehabt, alle Meinungs-Nüancen, so wie Männer von den verschiedensten Fähigkeiten, kennen zu lernen, aber ich gestehe, daß mich Nichts wieder so sehr und so tief ergriffen hat, als jene großen royalistischen Diskussionen, jene politischen Debatten, die sich in jeder Hinsicht von der Gesellschaft des Herrn Pitt, dieser kleinlichen Aeußerung kurzsichtiger Parteimänner, unterschieden."

Bibliographie.

La femme selon mon coeur. (Die Frau, wie sie seyn sollte.) Von Eugene L'Heritier. Pr. 7½ Fr.

L'Harondilla. (Psychologische Erzählungen.) Von Hippolite Daticare. Pr. 7½ Fr.

Notices etc. (Biographisch-literarische Notizen über Sir Walter Scott.) Von Allan Cuningham. Uebersetzt von Defauconpret. Pr. 2½ Fr.

Le nouveau secrétaire de la cour de France. (Muster-Bittschriften an die Königl. Familie, an die Minister, an die Kammern u. s. w.) Pr. 1½ Fr.

L'orphelin polonais à la France. (Die Polnische Waise an Frankreich.) Von Daune und Ernel. Pr. 1½ Fr.

Le rose et le rossignol. (Die Rose und die Nachtigall.) Morgenländische Allegorie. Aus dem Armenischen übersetzt. Von P. E. Levaillant de Florival. Pr. 2½ Fr.

Soirées littéraires de Paris. (Erzählungen.) Von Madame Amable Tastu. Pr. 15 Fr.

England.

Ein Engländer in Malta.

Die Strada reale (Königsstraße) ist die vornehmste Straße in La Valette, der Hauptstadt der Insel Malta. Sie ist breit und mit schönen Gebäuden besetzt. Die Straßen, die mit ihr parallel laufen, sind größtentheils nur schmal. Das Haus, das ich bewohne, liegt am Markte, der die Strada reale und die Strada stretta aufnimmt, und hat die Aussicht auf den Partiens St. Georg, ein weitläufiges Gehöfte, dem alten Palast des Großmeisters gegenüber. Die Fenster meiner Zimmer haben Ballons, und vermöge der Lage meiner Wohnung kann ich sehr vieles beobachten, ohne aus dem Hause zu gehen. Diese Ballons sind ein merkwürdiger Zubehör der Maltesischen Häuser; man hat sie von allen Größen und allen Formen. Einige sind nur ganz roh gearbeitet, aber ihr wunderliches Ansehen ist nicht unangenehm. An dem steinernen Theile sind phantastische Figuren ausgehauen, und die obere Einfassung ist oft gefirnißt und mit verschiedenen Farben bemalt, als grün, blau, schiefergrau. Einige Ballons sehen aus wie ein abgeschnittenes Stück einer Schiffs-Kajüte, das an das Gebäude festgenagelt wäre; sie haben Fenster und Sommerläden, die man von unten nach oben öffnet, und nicht nach den Seiten. Ich sah deren, die so groß waren, wie ein kleiner Saal. Sie sind von innen kühl, sehr sauber mit Bildern und Blumen ausgeschmückt und mit Stühlen und einem Tisch versehen. Hier bringt die Familie ganze Stunden zu, nimmt Besuche an und läßt sich in ihren Beschäftigungen und Vergnügungen nicht stören, welche hauptsächlich darin zu bestehen scheinen, die Leute vorübergehen zu sehen. Die kleineren Balkons sind nicht viel größer als ein Schilderhaus; es haben höchstens zwei oder drei Personen Platz darin, die halbe Tage wie Statuen auf einem Fleck sitzen.

Die Malteser sind stark und kräftig. Ihr Gesicht ist gewöhnlich viereckig. Sie sind unter mittlerer Größe, aber stark von Muskeln und behend. Ihre Gesichtsfarbe ist bräunlich; dies kommt daher, daß sie beständig eine baumwollene oder wollene Mütze tragen, die sie nicht gegen die Sonnenstrahlen schützt. Die Hautfarbe haben sie mit ihren Nachbaren, den Bewohnern der Küsten der Berberei, gemein. Die Gesichtsbildung des niederen Volkes, besonders aber das kurze krause Haar und die eingedrückte Nase bezeugen den gleichen Ursprung. Man sagt, die Sprache dieser Völker habe so viel Verwandtes, daß sie einander ohne alle Mühe verstehen.

Die Kleidertracht der Malteser ist sehr sonderbar; ich will nur die der Frauen beschreiben. Wenn sie ausgehen, sind sie schwarz gekleidet. Ueber ihre anderen Kleidungsstücke ziehen sie ein weites Oberkleid oder eine Tunika von derselben Farbe, welche bis an die Brust geht, und statt einer Haube ziehen sie ein seidenes Mäntelchen über den Kopf, welches die Schultern bedeckt und über den halben Rücken herabhängt. An dem Stück, welches den Kopf bedeckt, ist Fischbein durch den Saum gezogen, damit es in seiner Lage bleibe und nicht über die Augen herabfalle. Eine Hand brauchen sie, um den Mantel inwendig zusammenzuhalten, und die andere verbergen sie gewöhnlich in die Falten, nur der Zeigefinger kommt von Zeit zu Zeit durch eine zu diesem Zweck gemachte Oeffnung zum Vorschein. Im Ganzen kann man unter einer solchen Verhüllung wenig von der Form und den Schönheiten sehen, die eine Malteserin besitzen mag. Die Augen und eine schwarze bewegliche Figur sind Alles, was man unterscheiden kann. Oft zeigt aber die Schöne, wenn sie nicht bloß sehen, sondern auch gesehen seyn will, dem Anschauenden ihr Gesicht, welches angenehme, mehr hübsche als schöne Züge und ein Paar lebhafte und geistreiche Augen erblicken läßt. Die Gesichtsfarbe ist grünlich-dunkel und steht der Mulattenfarbe etwas zu nahe. Das Mäntelchen ist offenbar von einem entfernten Zeitalter und Volk entlehnt oder stammt vielmehr von ihnen her; es hat Aehnlichkeit mit dem Schleier der Frauen in der Levante.

Von den Wohnungen läßt sich allerdings sagen, daß sie nicht freundlich sind, aber man benutzt sie auch am Tage fast gar nicht. Die Malteser sitzen nicht gern im Hause. Die Männer sind stets außerhalb desselben, und die Frauen, wenn sie nicht in der Messe sind oder auf den Straßen herumschlendern, sitzen oder stehen ganze Stunden vor ihrer Thür, sehen die Leute vorübergehen und grüßen ihre Bekannten oder plaudern mit ihnen. Wenn etwas für den Haushalt zu thun ist, z. B. zu kochen, so geschieht es auf der Straße. Im Hause giebt es keinen Heerd; die Vorrichtung, um die Speisen zu bereiten, besteht in einem steinernen Ofen, ungefähr in der Form eines großen Kruges, oben mit einem Rost. Diesen setzt man auf den Fußweg vor dem Hause, wenn man ihn brauchen will. Alle Morgen gegen 8 Uhr werden diese kleinen Oefen heraus-

gebracht; man macht mit Kohlen oder Hobelspänen ein wenig Feuer darin und bereitet dann das einfache Frühstück. Diese lange Reihe von Oefen vor den Häusern, mit den Gruppen, die da herum gelagert sind, gewähren einen äusserst sonderbaren Anblick.

Alle Handwerke werden auf den Straßen getrieben. Der Schneider, der Schuhflicker, der Sattler, der Korbmacher, Alles arbeitet im Freien. Ein Schuhmacher hat an einer Ecke nicht weit von meiner Wohnung einige Bretter zusammengeschlagen und sich eine Bude gemacht, in welcher er den ganzen Tag arbeitet; er ist ein wahres Muster des Fleißes. Seine Werkstatt ist so eng, daß er den Drath nicht ausziehen kann, ohne den Arm in die Straße hineinzustrecken. An einer andern Ecke des St. Johannis-Platzes treibt ein Barbier sein Wesen; er hat zwar ein Ladenschild, aber keinen Laden, er arbeitet ganz auf freier Straße. Es ist ein lustiger Geselle; mit einem Stuhl für seine Kunden, seinen Werkzeugen und einem kleinen Spiegel, der an der Mauer hängt, fühlt er sich so unabhängig, wie irgend ein Barbier in der Welt. Oft habe ich im Vorbeigehen seine Geschicklichkeit im Rasiren bewundert und mich an seiner Laune ergötzt; ich mußte manchesmal lachen, wenn ich einen Malteser mit dickem Bart sich auf freier Straße gravitätisch dieser Operation unterwerfen sah; an einem solchen Orte und mitten in dem großen Gedränge der Menschen war dies gewiß ein seltsames Schauspiel. Wenn der Barbier nichts zu thun hat, so steht er und betrachtet aufmerksam alle Vorübergehende. Sieht er, was oft geschieht, Jemanden mit einem achttägigen Bart, so macht er ihn höflich aufmerksam darauf und bittet ihn, wenn er es nicht glauben wolle, in den Spiegel zu sehen; er ist dann sicher, etwas zu verdienen. Zuweilen zieht er auch wohl einen Türken oder Mauren auf, aber dann wird sein Witz eben nicht gut aufgenommen.

Es traf sich zufällig, daß ich den 16. Februar in Malta war. Dieser Tag ist in dem Kalender der Insel als der Jahrestag des Schiffbruches des heiligen Paulus bezeichnet. Das Fest fängt schon am Vorabend an. Die St. Pauls-Kirche war prachtvoll erleuchtet. Den Tag darauf nach der Nachmittags-Messe, schickte man sich zu einer großen Prozession an. Alle geistliche Brüderschaften in La-Valette erschienen in feierlichem Aufzuge, um ihr allen möglichen Glanz zu geben. Die Laien blieben mit den Beweisen ihres Eifers nicht zurück. Die Façaden der Häuser in den Straßen, durch welche die Prozession gehen sollte, waren von oben bis unten mit Teppichen von den schönsten Farben behangen. Die St. Pauls-Straße mit ihren wunderlichen, aber stattlichen Gebäuden war herrlich ausgeschmückt. Die Fenster und Balkons waren mit Zuschauern angefüllt, und eine große Menge Andächtiger stand auf dem Platze und den Nebenstraßen bis an die Kirche, von wo die Prozession herauskommen sollte. Ich wählte eine Stelle nahe an der Kirche, wo ich die Anordnung und das Ceremoniell vom Anfang an bequem sehen konnte. Die weitoffenstehenden Thüren der St. Pauls-Kirche zeigten das Innere von unzähligen Kerzen erleuchtet, und obgleich am hellem Tage, waren die Kerzen doch nicht überflüssig, weil dicke Weihrauchwolken die ganze Kirche anfüllten. Die verschiedenen Mönchsorden erschienen einer nach dem anderen in ihren prächtigsten Festgewändern, mit Ausnahme der Franziskaner und der Kapuziner, denen das Gelübde der Armuth nicht erlaubt, andere Kleider anzulegen, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten. Sie gingen mit entblößtem Haupte, Sandalen an den Füßen, in ihren Kutten von braunem grobem Tuche mit dem Stricke gegürtet; kein Hemdekragen war zu sehen, und ihre Rosenkränze und Kruzifixe waren äusserst einfach gearbeitet. Diese Mönche bildeten gleichsam den Schatten des Gemäldes gegen die anderen genommen, welche in prächtigem Schmuck stolz einherschritten, und ihr gesenkter Blick, ihr demüthiges Ansehen wurde um so interessanter durch den Kontrast mit dem stolzen und gebieterischen Wesen der anderen. Jede geistliche Brüderschaft führte ihre reich verzierte Fahne, auf welcher ihr Stifter oder Patron dargestellt war, und es war merkwürdig, daß selbst die armen Jünger des heiligen Franziskus in der Pracht dieses Emblems den reichsten und stolzesten nichts nachgaben. Diejenigen, welche weder Fahne, noch Kreuz, noch Rauchfaß trugen, hatten eine Wachskerze in der Hand, welche beim Tageslicht nur einen schwachen Schein gab.

Die sehr gut gearbeitete Bildsäule des Heiligen in Lebensgröße, die man aus ihrer Nische genommen hatte, wurde heute reich geschmückt den Augen der Gläubigen dargeboten. Sie stand auf einer großen Bahre, welche viele Männer auf den Schultern trugen, die unter der Last fast erlagen. St. Paulus hatte Priesterkleider an, und die Stellung eines Predigenden. Sein Kostüm war von jenem, welches er anhatte, als ihn die Wogen an die Küste der Insel warfen, wahrscheinlich sehr verschieden; ich sah ihn heute in Gewändern, welche von reinem Golde gewebt schienen. Auf dem Kopfe hatte er eine Art von Kardinalshut, d. h. der Form nach, denn er war ebenfalls ganz vergoldet, wie die Gewänder. Die Prozession schritt unter feierlichem Gesang daher, die Luft war mit Weihrauch-Dampf angefüllt, alle Glocken wurden geläutet, es fehlte nichts, um diese Ceremonie stattlich zu machen, auch war sie es wirklich.

Eines Morgens, da die Luft besonders rein war, schickte ich meinen Bedienten mit Anbruch des Tages auf die Terrasse, um zu sehen, ob man den Aetna erblicken könnte. Gewöhnlich ist dieser Berg höchstens nur am frühen Morgen sichtbar. Ich hatte oft nach der Seite hingeblickt, wo er liegt, allein ich konnte ihn nie recht sehen. Sein Gipfel ist, durch die Luft gemessen, wenigstens 150 (Englische) Meilen von Malta entfernt. Mein Bedienter kam voll Freude und Verwunderung zurück und sagte mir, daß man nicht allein den Aetna ganz deutlich sehe, sondern einen großen Theil der Küsten von Sicilien. Ich überzeugte mich bald von der Wahrheit seines Berichts, denn als ich die Terrasse bestiegen hatte, sah ich mit unbewaffnetem Auge sehr deutlich den Berg und einen Theil der Küste, die sich nach Osten und Westen mehrere Grade weit am Horizonte hinzog. Das Kap Passaro, der Punkt von Sicilien, der Malta am nächsten liegt, ist doch wenigstens 60 Meilen davon entfernt. Jenseits beschreibt die Küste eine tiefe Krümmung in einer anderen Richtung nach Syrakus zu, und doch schien alles dies nicht weiter als 12 Meilen entfernt. Was den Aetna betrifft, so war er sichtbar ohne Hülfe der Strahlenbrechung; es bedurfte nur einer klaren Atmosphäre, aber das Wunder bestand darin, daß er so deutlich hervortrat und so nahe schien, und daß sein kühnes und majestätisches Profil sich am fernen Horizont so deutlich abzeichnete. Er trat gänzlich aus dem Hintergrunde hervor und schien seine Riesenmasse mit einem Male empor zu richten. Dem Auge erschien er dreimal so hoch als die Küste. Sein Gipfel und seine Flanken waren mit Schnee bedeckt. Seine Form war die eines unvollkommenen Kegels mit sehr breiter Basis. Nach oben zu war die Linie unregelmäßig, von Westen nach Osten sich senkend und an einem Punkt tief ausgezackt, was man für nichts Anderes als den Krater halten konnte. An der südlichen Oberfläche bemerkte man einen dunkelen Fleck, der wie ein großer Riß oder Abgrund aussah; der übrige Theil des Berges, mit Ausnahme der geborstenen Linie am Gipfel, war blendend weiß, weil die Sonne, nördlich von Malta stehend, seinen bleichen Rücken ganz beschien. Man bemerkte keinen Rauch; doch hat man mir gesagt, daß man zur Zeit eines Ausbruchs den Rauch in dieser großen Entfernung erblickt habe.

Ich habe von dieser fernen Gegend einige Züge entworfen, aber die Wirkung dieses Schauspiels zu beschreiben ist unmöglich; es war wirklich erhaben; Alles trug dazu bei, seinen Eindruck zu verstärken, der klare Morgen, die balsamische Luft, die tiefe Ruhe des Meeres und die Schönheit des im herrlichsten Blau prangenden Himmels. Das dumpfe Getöse der Stimmen auf den Straßen gelangte nur als leises Gemurmel zu der hohen Terrasse, auf der ich stand, und die Vögel — einige mit seltsamen, aber doch angenehmen Stimmen — sangen lustig durch einander. (Bigelow, Travels in Malta)

Bibliographie.

Annual biography and obituary. (Jährlicher Nekrolog von Großbritanien.) Bd. XVII. [Enth. 27 Lebensbeschreibungen berühmter Leute, die im J. 1832 gestorben sind.] Pr. 15 Sh.

Causes of the french revolution. (Ursachen der Französischen Revolution.) Pr. 7½ Sh.

Sketches of Vesuvius. (Skizzen des Vesuv.) Pr. 9 Sh.

C h i n a.

Die naturwissenschaftlichen Leistungen der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Auszüge aus Artikeln des Pen-Zao.

Der Rhabarber.

Im Chinesischen Ta-hoang (das große Gelb) genannt. Auch Hoang-tan (gelbe Wurzel) u. s. w.

Der Rhabarber wächst in Tangut und Thufan, in Bergen und Thälern. Auch die Provinzen Schensi und Szütschuän sind damit versorgt. Im zweiten Monat kommt er zur Welt. Die Blätter stehen je vier und vier bei einander; der Stengel ist gegen drei Fuß hoch. Im dritten Monat trägt er gelbe Blüthen und im fünften schwarze Früchte. Im achten Monat sammelt man die Wurzel ein, die einen gelben Saft hat. Sie kann einen bis zwei Fuß lang werden. Man schält ihre schwarze Haut ab, zerschneidet sie horizontal und trocknet sie zunächst am Feuer, indem die Stücke auf heiße Steine gelegt werden. Nach eintägigem Trocknen zieht man Garn durch die Stücke und hängt sie im Freien auf, bis sie ganz trocken sind. In Szütschuän wird die Wurzel der Länge nach in dünne Scheiben zerschnitten, die man von der Aehnlichkeit Nieu-sche-ta-hoang (den Rinderzungen-Rhabarber) nennt. Der Rhabarber von Thufan und der von Szütschuän haben gleichen Werth. In den Ländern, die der Kiang und Hoai bespülen, giebt es eine andere Art Rhabarber, Thu-ta-hoang genannt, welcher im zweiten Monat blüht und kleine Früchte trägt. — Nach Schi-tschin ist die beste Sorte diejenige, die in Thufan wächst.

Das Pen-zao gedenkt unter den „Wasser-Pflanzen" eines in feuchten Niederungen gedeihenden Gewächses, dessen rothgelbe, bittere Wurzel dem Rhabarber sehr ähnelt und einen technischen Gebrauch hat. Es heißt von der Gestalt seiner Wurzel Schuf-Fuß, und von der seiner langen und schmalen Blätter, die den (mit Fächern verglichenen) Blättern des Rhabarbers sehr unähnlich sind, Rinder-Zunge. Es gehört zu den Gewächsen, die im härtesten Winter nicht verwelken.

Der Thang-li oder Kan-thang. (Pyrus Japonica sylvestris. Kämpfer.)

Schi-tschin sagt: der Thang-li ist ein wilder Birnbaum. Man findet ihn überall in Gebirgen und Wäldern. Er ist kleiner als der gemeine Birnbaum. Seine Blätter gleichen denen des Sang-schu; man findet aber auch welche mit runden und dreikantigen Blättern. Die Blätter sind am Rande gezähnt und von hellgrüner Farbe. Im zweiten Monat brechen weiße Blüthen hervor, und Früchte, die dem Tung (pseudo-sycomorus. Kämpfer.) gleichen. Wenn der große Reif vorüber ist, kann man sie genießen. Sie werden am wohlschmeckendsten, wenn der Baum durch einen Birnbaum veredelt ist. Es giebt süße und saure, rothe und weiße Früchte. Die rothen Früchte sind herb und sauer; das Holz ihrer Bäume ist ebenfalls roth und kann zu Bogen verarbeitet werden. Die Blätter haben etwas Bitteres in ihrem Geschmack. Wenn sie noch zart sind, kocht man sie in Wasser mit Oel und Salz (als Gemüse); auch werden

sie gedörrt und vertreten die Stelle des Thee. Die Blüthen sind gleichfalls eßbar. Zuweilen dörrt man dieselben, zerreibt sie zu Pulver und backt Kuchen daraus, um den Hunger zu stillen.

Der Hoi-thang-li (dessen Frucht Hai-hung genannt wird) wuchert im Innern von Szötschuän; derjenige, welcher in Kiangnan reift, heißt der südliche Hai-thang. In der Hauptsache sind sie einander gleich, nur die Blüthen unterscheiden sich etwas. Der Hai-thang hat große Aehnlichkeit mit dem Birnbaum. Sein Wachsthum ist, wenn die Kerne gesäe werden, sehr langsam und dauert an zehn Jahre. Er wird durch Birnbäume und Mu-kuo, Baum-Kürbisse (?), veredelt. Die Wurzel ist gelb; das Holz von außen weiß und von innen roth. Es ist hart und hat viele Absätze. Die Blätter sitzen dicht, und die Aeste sind lang. Das Blatt gleicht dem des Baumes Tu (sorbus); die großen sind von bläulich grüner, die kleinen von hellbrauner Farbe. Das Blüthen-Bälglein ist inwendig mit braunen Haaren besetzt. Die Früchte sehen aus wie Birnen und sind so groß als Kirschen. Im Herbste kann man sie essen. Ihr Geschmack ist säuerlich süß. Die Blüthen sind geruchlos; nur der Hai-thang in Kia-dschen (Provinz Szötschuän) hat wohlriechende Blüthen.

Lung-yan (das Drachen-Auge).

Diese Frucht heißt auch Ya-Li-dschi (zweite Li-dschi), Li-dschi-nu (Diener des Li-dschi), Baum-Pillen u. s. w. Die ersten beiden Namen gründen sich auf ihre spätere Reife; der letzte aber auf den Umstand, daß sie getrocknet lange aufbewahrt werden kann.

Der Baum gleicht dem Li-dschi; aber Aeste sowohl als Blätter sind dünner und kleiner. Er wächst in Bergen und Thälern der Süd-Provinzen. Die Blüthen sind weiß, und die Frucht gleicht dem Areka. Sie ist von der Größe eines Sperlings-Ei's. Im härtesten Winter verwelkt er nicht. Seine Blüthezeit fällt in den Anfang des Sommers. Im 7ten Monat reifen die runden Früchte, deren schuppige Schale grünlich und gelb gestreift ist. Das dem Li-dschi ähnliche Fleisch ist weiß, saftig und honigsüß. Die Früchte sitzen sehr dicht, und jeder Zweig hat deren 20—30, die eine Gruppe bilden, gleich den Weintrauben. In den Zeiten der Dynastie Han wurden sie aus den Ländern am Südmeere als regelmäßiger Tribut geschickt. — Der Baum Lung-li aus Canton sieht einem kleinen Li-dschi ähnlich, die Frucht schmeckt aber wie Lung-yan. Baum und Blätter gleichen jenen beiden, daher auch sein Name aus beiden zusammengesetzt ist. Es kann aber die Frucht nicht roh genossen werden; man verspeist sie nur gebraten oder geröstet.

Po-lo-mi.

Das Vaterland dieser Frucht ist Cochinchina und das übrige Indien. Jetzt hat man sie auch in der Statthalterschaft Canton. Der Baum erreicht 50—60 Fuß Höhe. Er gehört zu den Bäumen, die im Winter fortgrünen. Die Blätter haben einen starken Glanz. Er blüht nicht, sondern die Früchte kommen aus den Aesten hervor. Es sind ihrer 5—6, höchstens 10 an Einem Aste. Sie haben die Größe der Winter-Kürbisse (pepo maximus et oblongo compressus. Kämpfer) und eine starke Schale mit weichen Stacheln. Im fünften und sechsten Monat reifen sie; alsdann wiegen die Früchte 5—6 Pfund. Löst man die Schale ab, so zeigt sich das Fleisch in Schichten über einander liegend. Der Geschmack ist äußerst kostbar, und der Wohlgeruch füllt ein ganzes Haus. Jede Frucht enthält gegen 100 Kerne, die so groß als Ziziphus und inwendig so gelb wie Kastanien sind. Auch diese geben, wenn man sie röstet, einen herrlichen Leckerbissen. Die Po-lo-mi und die Kokos-Nuß sind die größten aller Früchte.

Der Kampher-Baum.

Im südwestlichen China findet er sich in allen Bergen und Thälern. Der Baum ist etwa 10 Fuß hoch. Er hat kleine Blätter, welche denen des Baumes Nan*) gleichen, aber spitz und länglich sind. Auf dem Rücken sind sie mit rothgelber Wolle bedeckt. Der Kampher-Baum grünt in allen Jahreszeiten. Im Sommer bringt er kleine Blüthen und Früchte. Das Holz hat viele Streifen; schneidet man hinein, so giebt es einen sehr starken Geruch von sich.

Kampher-Hirn. Es kommt aus den Distrikten Tschang-dschen und Schao-dschen. Obgleich es auch anderer Orten Kampher-Bäume giebt, so weiß man doch keinen Kampher zu bereiten. Die genannte Substanz sieht aus wie Drachen-Hirn, ist weiß wie Schnee und das Fett des Baumes. Man nimmt frisches Kampher-Holz, spaltet selbiges, legt es in Brunnenwasser und läßt es dann drei Tage und Nächte in einem Kessel zerkochen. Man legt auch eine Weidenruthe hinein und wartet, bis der Saft herausdringt und die halbe Ruthe mit weißem Reif bedeckt ist. Dann schafft man die Hefen (das Holz) weg und gießt den Saft in ein Thongefäß, worin er binnen einer Nacht gerinnt und zu Stücken wird.

Der Tschü oder Papierbaum.

Nach Li-schi-dschin, der sich auf die Autorität des alten Wörterbuches Schue-wen stützt, giebt es von diesem Baume nur eine Spezies, nicht zwei, wie ältere Beobachter annehmen. Aber der männliche und weibliche Baum unterscheiden sich in einigen Punkten. Ersterer hat eine scheckige Rinde, und die Blätter sind ohne Kanten. Im dritten Monat bekommt er Blüthen, die eine lange Reihe oder Gruppe bilden, aber keine Frucht zurücklassen. In Hungerjahren sammelt man diese Blüthen und verzehrt sie. Der weibliche Baum hat eine weiße Rinde, und die Blätter sind kantig. Dieser bringt Früchte, die den Yang-mei (malus persica sylvestris. Kämpfer) gleichen. Wenn sie zur Hälfte gereift sind, legt man sie in Wasser, schafft die Samenkörner weg und kocht sie mit Honig. Die Früchte, so groß als Pisen, sind anfangs hellgrün, werden aber im 6ten und 7ten Monat allmälig hochroth und stehen alsdann in der Reife. Die Bewohner von Kiang-nan und die Südländer überhaupt schälen die Rinde ab, zermalmen und kochen sie und bereiten ein sehr schönes, glattes und glänzendes Papier daraus. Die Bogen erhalten eine Länge von mehreren Dschang (Maaß von 10 Fuß). Auch ein Zeug wird aus dieser Rinde fabrizirt, der aber nicht dauerhaft ist. Einer Beschreibung von Cantoo zufolge, bereiten die südlichen Barbaren aus derselben Rinde, nachdem sie gekocht und zermalmt worden, einen sehr dichten und warmen Stoff. Ist der Baum in Fäulniß übergegangen, so erzeugt er Pilze von überaus köstlichem Geschmack.*) (Schluß folgt.)

*) Der Baum Nan, im mittäglichen China einheimisch, hat ein sehr hartes und dauerhaftes Holz, aus welchem, nach dem Pen-tsao, in Kiangnan alle Schiffe gezimmert werden. Seine Blätter sind groß und wie Maulbeer-Blätter.

*) Das Papier aus der Rinde des Tschü wurde, einem Anhang zum Pflanzenreiche gemäß, unter Kaiser Ho-ti, aus der Dynastie Han (96—106 n. C.), zuerst erfunden und ist jetzt allgemein im Gebrauch. Außerdem benutzt fast jede Provinz zu ihrem gewöhnlichen Papier andere Stoffe, z. B. Szötschuan den Hanf, Fukian den jungen Bambus, die Nordländer die Rinde des gewöhnlichen Maulbeerbaumes u. s. w. Der erwähnte Anhang begreift alle Arten von Manufaktur- und Fabrik-Arbeiten aus vegetabilischen Stoffen und ihrem offizinellen Gebrauch.

Mannigfaltiges.

— Konservatorium der Musik und der Schauspielkunst in Madrid. Im Dezember v. J. fand in der Hauptstadt Spaniens eine mehrtägige Prüfung der Zöglinge der genannten von der jetzigen Königin gegründeten Anstalt statt, welche unter der Leitung des Direktors Don Francisco Piermarini steht. In der Instrumental- und Vokal-Musik wurden von den Zöglingen beider Geschlechter nur Compositionen ausländischer Meister, nämlich von Haydn, Rossini, Meyerbeer, Bellini, Hertz, Czerny u. A. m., vorgetragen. Die Klasse für Declamation stellte mehrere Lustspiele des Spanischen Terenz Moratin dar, unter ihnen das „Kaffeehaus“ und den „Baron.“ In den Pausen zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Prüfung zeigten die Zöglinge, sowohl männliche als weibliche, ihre Uebung in der Fechtkunst, in welcher sie, als einer für den Schauspieler nothwendigen Fertigkeit, ebenfalls unterrichtet werden.

— Unterirdisches Getöse zu Nakuhs. Sir John Herschel las jüngst in der geologischen Gesellschaft einen Aufsatz über die Ursachen des unterirdischen Getöses zu Nakuhs bei Tor in Arabien und ist der Meinung, daß der einzige Grund, der sich mit Wahrscheinlichkeit angeben läßt, die unterirdische Erzeugung von Dampf sey, dessen Entstehung und Verdickung, wie man weiß, oft ein Getöse verursacht. Dies Phänomen ist von derselben Art, wie das Verbrennen des Wasserstoff-Gases in gläsernen Röhren. Er bemerkt im Allgemeinen, daß, wo sich sehr weitläufige unterirdische Höhlen finden, die mit einander oder mit der Luft durch kleine Oeffnungen in Verbindung stehen, eine beträchtliche Veränderung in der Atmosphäre Luftströme erzeugen muß, welche durch diese Oeffnungen schnell genug eindringen, um solche Töne hervorzubringen. Das von Humboldt beschriebene Getöse, welches man bei Sonnen-Aufgang auf verschiedenen Granit-Felsen am Ufer des Oronoco hören soll, läßt sich vielleicht auf die nämliche Weise erklären. Die Töne, welche die Memnons-Säule bei Sonnen-Aufgang von sich gab, und der Knall, gleich dem beim Springen einer Saite, den die Französischen Naturforscher aus einem Granitberge zu Karnak hervorkommen hörten, schreibt der Verfasser einer anderen Ursache zu, nämlich der vom Feuer bewirkten Ausdehnung und Zusammenziehung der heterogenen Materialien, aus welchen jene Statue und jener Berg bestehen. Aehnliche Töne und aus den nämlichen Ursachen werden vernommen, wenn die verbundenen Theile eines Maschinenwerks in Hitze gerathen, und das Knistern, welches oft die Stangen eines Rostes vernehmen lassen, ist ein sehr häufiges Phänomen dieser Art.

(Asiatic Journal.)

— Australisches Manna. In einem Aufsatze über einige Medicinal-Pflanzen Australiens, welchen Herr Rudie in der medicinisch-botanischen Gesellschaft zu London vorlas, giebt er an, daß eine Gattung des Eucalyptus, diejenige, welche das astringirende Harz liefert, das statt der China (Kino) zu gebrauchen ist, eine Substanz enthält, die dem Manna gleicht, und wenig von dem des Fraxinus an den Küsten des Mittelländischen Meeres verschieden ist. Gleich dem Europäischen Manna soll es eine zuckerähnliche und eine schleimige Substanz enthalten, die sich beide leicht in Wasser und zum Theil auch in der Luft auflösen. Es ist ausgemacht, daß es aus Rissen in den Saftgefäßen der Rinde des Baumes hervorkommt, die nicht durch den Stich von Insekten, sondern von der Luft entstehen, da man es bloß in der trockenen Jahreszeit findet. Je länger die Dürre anhält, desto länger und ergiebiger ist die Ernte. Nach einer langen Dürre findet man es so reichlich unter den Bäumen, daß ein Mensch in wenigen Minuten mehrere Pfund sammeln kann, sobald es aber regnet, schmilzt es fast so schnell weg, wie Schnee. Den Baum findet man am häufigsten auf den hohen Dünen und an dem Abhang der dünnen Berge. (Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 30. Januar 1833.

Frankreich.

Jules Janin's Urtheil über den gegenwärtigen Zustand von Kunst und Poesie in Frankreich.

In einem Schreiben an eine Englische Dame *).

Die Antwort, die Sie von mir verlangen, Mylady, ist sehr schwierig. Sie glauben, daß nichts einfacher und leichter sey, besonders für einen Mann in meiner Stellung, als Ihnen auf einigen Seiten die literarische Geschichte Frankreichs zusammenzustellen, die ich und meine Kollegen Tag für Tag schreiben, indem wir ihr auf ihren tausend Krümmungen Schritt für Schritt folgen, ihre Launen mitleidlos betrachten, ihren Aufwallungen furchtlos beiwohnen und eben so wenig durch ihre erborgte Anmuth getäuscht als durch ihren verstellten Schmerz gerührt werden. Sie glauben, daß dies Alles zusammenzustellen ein Leichtes sey. Sie glauben, daß ich mit kaltem Blute und mit dem guten Willen, Ihnen zu gefallen, Ihnen die durch so viele Revolutionen trüb und unstät gewordene Poesie unseres Frankreichs in einem gedrängten Bilde vorführen könne! Das ist nicht so leicht, Mylady, als Sie glauben; das verlangt im Gegentheil sehr viel Sorgfalt, viel Schonung und besonders viel Gedächtniß. Und dann, Sie von Kunst unterhalten, Sie, selbst eine große Dichterin, die mit einer Bewegung, mit einem einzigen Blick eine ganze Poesie in's Leben ruft! Das vermehrt noch die Schwierigkeit des Unternehmens. Aber Sie wollen es, und Ihr Englischer Wille soll geschehen.

Um gleich so zu beginnen, wie ich eigentlich enden will, gestehe ich Ihnen freimüthig, daß wir seit der Juli-Revolution das eigentliche Künstler-Leben so wenig gelebt haben, daß es mir fast scheint, als wäre seit den glorreichen drei Tagen noch kein Jahr verflossen. Wir werden daher auch gut thun, die beiden entschwundenen Jahre zusammenzufassen und die Kunst, so gut wir können, inmitten der Emeuten, der Barrikaden, der Seuchen, der politischen Prozesse und all' der anderen lächerlichen oder blutigen Episoden aufzusuchen, mit denen unsere unglückliche Geschichte seit zwei Jahren überfüllt worden ist.

Wir wollen, der besseren Uebersicht halber, nach einer gewissen Ordnung zu Werke gehen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so beginnen wir mit dem Theater, um desto früher des peinlichsten Theiles unseres Kapitels überhoben zu seyn. Lassen Sie uns also in's Theater gehen, aber vielmehr — Sie Glückliche — bleiben Sie auf Ihrem Platz, und überlassen Sie es mir, Ihnen zu erzählen, was ich im Theater gesehen habe; ich armer Mann, der ich seit zwei Jahren so oft hineingegangen bin!

Ehemals, unter der Restauration, waren die verschiedenen Theater von Paris in gewisse Schranken eingeschlossen, die sie unter keinem Vorwand überschreiten durften. Jedes Theater hatte sein streng bezeichnetes Gebiet und Gränzen, über die nicht hinausgegangen werden durfte; der öffentliche Geschmack und das Gesetz wollten es so. Das Théâtre François z. B., ausschließlicher Besitzer der Meisterwerke unserer großen Dichter, durfte Corneille, Racine und Molière als sein unbestrittenes Eigenthum betrachten. Das große Drama, die Tragödie in Versen, das feine Lustspiel gehörten ausschließlich in sein Bereich. Zu gleicher Zeit war es dem Théâtre Français verboten, das Melodrama zu spielen, die Lumpen, den Kittel und die Verbrechen der Boulevards zur Schau zu stellen; das Théâtre Français gewann dabei und wir auch.

Was hat die Juli-Revolution gethan? Sie hat den Theatern Freiheit gegeben; sie hat alle Gränzsteine verrückt, alle Schranken umgestürzt, alle Gattungen untereinandergeworfen; sie hat die große Tragödie auf die Melodramen-Theater und die Gräuel der Melodramen auf das Théâtre Français gebracht. Madame Saqui sogar, welche durch weise Polizei-Verordnungen auf ihrem gespannten Seile festgehalten wurde und als einzige Begünstigung die Erlaubniß erhielt, ohne Balancier-Stange zu tanzen, hat das Seil verlassen, um den Cid, die Horatier und den Misanthropen zu spielen; die Verwirrung war ungeheuer. Man ging in das Ambigu Comique und hörte Herrn Mario die Tragödie von Chenier deklamiren. Man wollte im Théâtre Français Mérope sehen und mußte sich mit Charlotte Corday unterhalten; auf dem Theater, wo Brunet spielt, gab man die Barrikaden und die drei Tage. Herr Lepeintre schlug sich in den gemalten Straßen und nahm das Louvre im vollen Vaudeville. Man schlug sich und sang die Marseillaise in allen Theatern, und das Gymnase dramatique, das Théâtre de Madame, für Madame errichtet, durch ihren wohlwollenden Schutz unterstützt, das ephemere Kind ihres Lächelns, beschimpfte die Herzogin von Berry. Es war eine unerhörte, ungeheure, beklagenswerthe Verwirrung, aus der wir uns noch lange Zeit hindurch nicht werden befreien können.

Zu derselben Zeit, als die Gattungen unter einander geriethen, und als die Theater sich mit Wuth auf ihre gegenseitigen Privilegien warfen, jedes sich beeilend, sein gewöhnliches Kleid abzuwerfen und das seines Nachbaren anzuziehen, plünderten sie auf eine beklagenswerthe Weise die ganze vergangene und die ganze gegenwärtige Geschichte — und trieben dergestalt doppelten Mißbrauch mit der Juli-Freiheit. Erst warfen sie die Gattungen, dann alle Epochen, alle Namen, alle Berühmtheiten und alle Verbrechen unter einander.*) Erwägen Sie, Mylady, diesen Zustand, und dann den, zu welchem sich das Theater hätte erheben können, wenn die Theater gewollt hätten. Eine plötzliche unerhörte Revolution öffnet mit einem Male den Schaubühnen eine ungeheure Laufbahn, neu und unbetreten! Sie giebt ihnen zu gleicher Zeit und an einem Tage die Republik, das Kaiserreich und die Restauration! Sie giebt ihnen Danton und Bonaparte, Marie Louise und Marie Theresia von Angoulème; Ludwig XVIII. und Marie Antoinette; sie giebt ihnen mehr, als die ganze Römische und die ganze Griechische Geschichte und das ganze Französische Mittelalter der Tragödie jemals gegeben hatten. Die einzige Familie Agamemnon's hat allen Theatern der Welt, von Sophokles an bis zu Racine, genügt! Was durften wir daher nicht von der Republik, dem Kaiserreiche und der Restauration erwarten, wenn sie von den dramatischen Dichtern geschickt und so behandelt worden wären, wie das Haus des Atreus! Aber nein. Die Theater haben an Einem Tage diesen reichen Stoff historischer Thatsachen verzehrt, welcher für das Genie dreier Jahrhunderte hätte ausreichen können. Unsere Bühnen haben das Alles verzehrt, ohne sich den Magen zu überladen. Man sah alle die edlen Schlachtopfer von 1793, Madame Roland, die Königin, Madame Elisabeth, Ludwig XVI., an Einem Tage auf den Brettern erscheinen, und unter diese erhabenen Gestalten auf eine schauderhafte Weise den Auswurf der Schreckenszeit gemischt. Man hörte die Berg-Partei im Théâtre Français heulen und trieb es endlich so weit, daß das Pariser Publikum, der Schaffotte, der Henker aller Art, der rothen Mützen und der schlechten Revolutions-Beredsamkeit müde, inständigst bat, daß es auf dem Theater mit der Revolution verschont würde. Die Revolution ist für das Theater verloren; es hat sie in 14 Tagen ausgeplündert und hätte 30 Jahre von derselben leben können!

Als nun die Theater die Carmagnole und die Schärpen der öffentlichen Ankläger in die Polterkammer geworfen hatten, warfen sie sich mit allen Kräften auf die besiegte Restauration; sie schleppten die Jesuiten und die Priester auf ihre Bretter; sie haben uns einen Erzbischof gezeigt, der Lügner, Gotteslästerer, Mädchen-Verführer und Brandstifter noch obenein war. Das Publikum, welches die Restauration wohl verabscheuen, aber doch wenigstens auf eine anständige Art verabscheuen wollte, verschleierte das Gesicht vor jenem Skandal; es war der Meinung, daß der Katholizismus zu krank sey, um es zu dulden, daß der erbärmlichste Schauspieler des Melodramen-Theaters dem edlen vor Alter sterbenden Löwen seinen Fußtritt geben dürfe. Kurz, die Restauration hat dem Theater nicht mehr Vortheil gebracht, als die Republik.

Es blieb also nun noch das Kaiserreich, es blieb der große

*) Vergleiche man dieses strenge, aber treffende Urtheil Janin's mit seinen eigenen Werken oder mit dem, was in № 1 des Magazins (v. d. J.) über ihn gesagt wird, so erinnert man sich unwillkürlich der bekannten Anekdote von dem Verrückten, der einen Fremden im Irrenhause herumführt und ihn in so verständiger belehrender Weise mit allen Einwohnern desselben bekannt macht, daß der Fremde seinen Führer für einen ganz vernünftigen Mann hält, bis dieser endlich zu einem an Ketten liegenden Wahnsinnigen kommt und mitleidig ausruft: „Ach, der arme Mann da ist recht zu bedauern; der hält sich für den Thron-Erben. Was für ein thörichter Gedanke! Ich mußte es ja am besten wissen, denn (raunt er dem Fremden in's Ohr) ich bin ja der regierende Fürst." D. R.

*) Ein solches Durcheinanderwerfen findet sich z. B. auch in Victor Hugo's neuestem Drama: Le Roi s'amuse (Königlicher Zeitvertreib), in welchem ein großes Jahrhundert — das der Reformation — und Frankreichs ritterlichster König — Franz I. — auf eine unwürdige Widerwillen erregende Weise auf die Bühne gebracht werden. D. R.

Name Napoleon Bonaparte, es blieb jenes berühmte Leben übrig, welches bei den Pyramiden begann, auf dem Thron der Welt verweilte und auf einem Felsen mitten im Meere erlosch! Wenn es jemals eine dramatische Person gab, so war es diese. Was sind Cäsar und Alexander für das Drama, im Vergleich mit Napoleon? Napoleon, der König der modernen Welt, der modernen Ideen und König der kommenden Geschichte! Napoleon, dieses neue unerhörte Prinzip, welches wie ein Blitz auf die Erde niederfährt und sich derselben bemächtigt! Napoleon, Volk und König, souveraines Volk und unumschränkter König, zu seinem Vortheil diese beiden souverainen Gewalten, diesen doppelten Despotismus an sich reißend und durch beide herrschend, bis diese beiden Kräfte, empört, sich an dasselbe Joch geschmiedet und durch dieselbe Krone repräsentirt zu sehen, Joch und Krone zu gleicher Zeit zerbrechen und die hohe Stirn des Kaisers unbeschützt lassen! Und dann, welche Existenz, welche ungeheure Größe neben ungeheurer Erniedrigung, welch' ein Schicksalswechsel! Es war ein Leben, welches Bossuet hätte abschrecken, Corneille einschüchtern können. Unsere dramatischen Schriftsteller, stärker als Bossuet und mächtiger als der große Corneille, sind durch das Leben Bonaparte's weder abgeschreckt, noch eingeschüchtert worden; diese Geier stürzten mit entfalteten Flügeln auf die ungeheure Beute. Sie haben mit ihren Klauen den kolossalen Leichnam zerfleischt, dessen Kopf die Pyramiden, dessen Füße den Kremel berührten. Sie haben es mit Bonaparte gemacht, wie die ersten Römischen Senatoren mit Romulus: sie haben ihn sich auf eine jämmerliche Weise getheilt. Dir seine Kindheit! Dir sein Aegypten! Dir 1804! Dir 1814! Dir St. Helena! Dir die hundert Tage und die Insel Elba! —

Sie haben seine unschuldigen Schneebälle von der Brienner Schule und seine Kugeln von Waterloo genommen; sie haben das Alles unter einander gemischt, Alles verwirrt, Alles gemißbraucht. Die Kunst des Maschinisten mußte dem Dichter zu Hülfe kommen. Man bot ein neues Decorations-System erfunden. Die Maler haben ungeheure Hintergründe entworfen, welche alle Hauptstädte der Welt von Wien bis Moskau darstellten. Sie haben mit seinem Todeskampf gespielt; sie haben ihn lange von Ihrem Landsmanne, Sir Hudson Lowe, beleidigen lassen. Nach seinem Tode haben sie mit seinem Sarge gespielt, mit der Gruft, wo er unter einer Thränenweide ruht, dieser große Mann, der sich zum Grabgewölbe die Kuppel von St. Denis und zu Leichenwächtern die Stiftsherren von St. Denis, welche durch ihn zu Bischöfen erhoben worden waren, geträumt hatte! Aber die neuere Geschichte hat uns gelehrt, daß nicht die Würden des Thrones, sondern die Würden des Grabes das Schwerste sind, was heutzutage Frankreichs Könige zu erreichen haben. Das Leichengewölbe öffnet sich weit schwerer, als die allezeit bereiten Pforten der Tuilerieen; das Gewölbe zu St. Denis ist die Weihe des Französischen Thrones; es ist das letzte Argument für solide Kronen; es ist der letzte Beweis eines wohl begründeten Königthums; es ist das Ziel, welches Ludwig XVIII. erreicht hat, und welches zwei Männer von sehr verschiedener Gestaltung, Napoleon und Karl X., verfehlt haben!

Mit diesem Ruhm, mit diesem großen Namen, mit diesem Schicksal ist nun aber das Theater nicht glücklicher gewesen, als es mit dem Ruhm, den Schicksalen und den Namen der Restauration und der Republik war. Das ganze Kaiserreich ist verschlungen worden, wie das Uebrige; ohne Nutzen, ohne Ruhm und ohne Ehre! Das jetzige Theater ist den Thieren zu vergleichen, welche in den Pfützen Ihrer Gehöfte umherschwimmen und Alles verschlucken, was ihnen in den Weg kömmt, um es einen Augenblick darauf von sich zu geben, wie sie es verzehrt haben. Verzeihen Sie den Vergleich; er ist trivial, aber richtig. Sie haben den großen Mann hinuntergeschluckt, ohne daß sie davon auch nur im geringsten stärker geworden wären. Die Römischen Senatoren, von denen ich vorhin sprach, haben doch wenigstens aus dem geviertheilten Romulus einen Gott gemacht; unsere Theater konnten aus den Gliedern Napoleons nicht einmal ein gutes Melodrama machen. Es ist ein seltsamer Umstand und ohne Zweifel ein Zeichen großer Popularität, daß alle große historische Personen leicht täuschend darzustellen sind; so sind Friedrich II., Voltaire und fast alle große Männer Frankreichs leicht auf dem Theater zu repräsentiren gewesen. Ein Hut von einer gewissen Form, ein Rock von einem gewissen Schnitt, eine Miene, eine besondere Bewegung, oft eine Perücke, und mehr bedurfte es nicht, um den großen Mann zu erkennen. So ist es mit Friedrich II., mit Voltaire, mit Bonaparte der Fall gewesen. Vermittelst eines kleinen Hutes und eines grauen Ueberrocks gelang es auch dem schlechtesten Schauspieler des schlechtesten Pariser Theaters Napoleon Bonaparte so ähnlich darzustellen, daß die Menge in ein Freudengeschrei ausbrach und Thränen der Rührung vergoß. Dieser graue Ueberrock und dieser kleine Hut haben der ganzen gegenwärtigen Literatur genügt. Von allen Seiten rief man, auf den Hut und Ueberrock zeigend: „Das ist er! wie er leibt und lebt! Es lebe der Kaiser!“ Als die Theater dies bemerkten, sorgten sie eifriger dafür, graue Ueberröcke und kleine Hüte, als Melodramen und Tragödien anfertigen zu lassen. Das graue Tuch stand eine Zeit lang eben so hoch im Preise als das blaue. Es war unmöglich, einen dramatischen Helden billiger herzustellen.

Sie, Mylady, die Sie Ihre Dichter und Ihre Geschichte kennen, die Sie oft den alten William, den Dichter der Königin Elisabeth, lesen; Sie, die Sie wissen, wie man aus einer alten Chronik ein Drama macht, wie Shakespear den blutigen Streit der beiden Rosen auf die Bühne gebracht, Sie würden es kaum glauben, wie die Französische Poesie mit Napoleon Bonaparte umgegangen ist! Und welche Entfernung trennt uns, ich will nicht sagen von dem Genie Shakespear's, sondern nur von den äußeren Formen jenes Genies! In den ersten aus Bonaparte gemachten Dramen hört man nur schwärmerische oder wüthende Deklamationen, unerträgliche Monologe, Schlachtgeschrei, man sieht nur Schlachten von vier Soldaten, Schiffbrüche in einem Glase Wasser. Während des ganzen Stückes ist der Held einzig damit beschäftigt, Taback zu schnupfen, seine Marschälle an den Ohren zu ziehen, Begnadigungs-Schreiben oder militairische Befehle zu unterzeichnen — so weit, was die Handlung betrifft. In der Ruhe wußte Bonaparte, der dramatische Bonaparte, nur eine einzige Stellung anzunehmen; er hielt seine Hände kreuzweise auf dem Rücken, und das war Alles. Ein anderes Drama hat man aus unserem Kaiser nicht gemacht. Man hat keine gute Scene zu seiner Ehre erfunden; man hat ihm keine erträgliche Rede in den Mund gelegt. Indessen muß man es doch Bonaparte zum Ruhme nachsagen, daß er allein auf dem Theater so lange gedauert hat, als die Republik und die Restauration zusammen. Der Cirque-Olympique hat sogar kürzlich ein neues Stück aus dem Kaiserreich gemacht und noch gewagt, hundert Tausend Francs an den großen Namen zu wenden, den alle Theater schon erschöpft glaubten. In der schönsten Zeit seines Ruhmes, in dem Gedränge seiner Schmeichler ist Bonaparte kein größeres Lob ertheilt worden, als das Lob des Cirque-Olympique. Hundert Tausend Francs auf seinen Namen gewagt, zwei Jahre nach der Juli-Revolution, als Niemand mehr an die Bildsäule auf der Kolonne dachte, welche die Revolution wieder aufzurichten versprochen hatte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Veillées vendéennes. (Erzählungen aus der Vendee.) Heinrich von Frankreich gewidmet. Von Albert v. Calvimont. Pr. 5 Fr.

Essai etc. (Versuch über die Geschichte der Araber und Mauren in Spanien.) Von Louis Viardot. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten der Französischen Revolution und Untersuchung der Ursachen, welche die Umwälzung von 1789 so wie die späteren Revolutionen herbeigeführt haben.) Vom Grafen von Vaublanc, Minister unter Ludwig XVIII. 4 Bde. Pr. 30 Fr.

Histoire de la Légion d'Honneur. (Geschichte des Ordens der Ehren-Legion.) Von Saint-Maurice. Pr. 8 Fr.

Voyage etc (Historisch-archäologische Reise nach der Normandie, Departement der Nieder-Seine.) Von Vitet, General-Inspektor der historischen Denkmäler. 2 Bde.

England.

Die in London im Jahr 1831 begangenen Diebstähle.

Bei der letzten Session der großen Jury zu Lewes bemerkte der Baron Gurney, daß die Zahl der Verbrechen gegen Personen und Eigenthum mit jedem Jahre zunähme. Er schreibt dies der immer wachsenden Noth und dem mangelhaften Religions-Unterricht der arbeitenden Klasse zu, den verderblichen Armen-Taxen und besonders der schlechten Vertheilung der durch diese Abgabe erhobenen Summen. Man hat verschiedene Mittel vorgeschlagen, um der Armuth zu steuern und die durch sie erzeugten Laster zu vertilgen. Das Colonisations-System, im Lande und außer Landes, wurde abwechselnd versucht, aber beides wurde wieder aufgegeben. Bis jetzt hat man noch keines der zahlreichen Projekte, welche Menschenfreunde von allen Seiten zur Abhülfe des drückenden Uebels in Vorschlag bringen, mit Ernst verfolgt. Man hat Auswanderungen versucht; allein sie wurden so schlecht entworfen und so unbedachtsam geleitet, daß die meisten Auswanderer Hungers starben oder nach England zurückkehren mußten, wo die Armen-Taxe ihnen wenigstens zum Theil das Leben fristet. Die Colonisation im Inland ist nach einem so kleinen Maaßstabe angelegt, daß ihr Einfluß von der Volksmasse gar nicht verspürt wird.

Nach dieser Gleichgültigkeit zu urtheilen, scheint es, als wenn unsere politischen Aerzte alle Hoffnung eines besseren Zustandes aufgegeben hätten, und daß sie die Wunde der Verarmung für unheilbar halten. Und doch haben sie sich noch nicht damit beschäftigt, die Gesetze, durch welche eine so ungleiche Vertheilung des Reichthums entsteht, zu revidiren; sie haben uns noch nicht von den verhaßten Fesseln befreit, die auf dem Kornhandel lasten; sie haben noch nicht die Unzahl von Verordnungen abgeschafft, welche den Umlauf des Geldes hemmen, den Handwerker um den wohlerworbenen Lohn seiner Arbeit bringen und die ganze arbeitende Klasse in Elend und Verderben stürzen. Unterdessen greift die Demoralisation immer mehr um sich. Ein großer Theil des niederen Volks macht den Diebstahl zum Nebengewerbe. Nichts kann ihm mehr Einhalt thun. Die Pontons (Gefängniß-Schiffe) und Botany-Bay sind ihnen ein irdisches Paradies. Unserer Ansicht nach, sind die Unglücklichen, die sich diesen Verbrechen ergeben, weniger zu tadeln, als diejenigen, die nichts thun, um sie zu verhindern. Man wird diese Bemerkungen vielleicht für abgedroschene und nichtssagende Declamation halten. Wollte Gott, dem wäre so! Aber die Tabelle der im J. 1831 in London begangenen Diebstähle, die der Lord-Mayor hat anfertigen lassen, wird den Leser überzeugen, daß unsere Klagen nur zu gerecht und zu gegründet sind. Er wird finden, daß die höheren Klassen ihren Egoismus theuer bezahlen, und daß, wenn sie es sich ein wenig mehr angelegen seyn ließen, die ungeheuren jetzt nutzlos vergeudeten Summen auf eine den niederen Ständen nützliche und förderliche Art verwendet werden könnten.

Abschätzung der in London im J. 1831 begangenen Diebstähle.

1) Gegenstände von geringerem Werth, die von Domestiken, Lehrlingen etc. gestohlen wurden	Pfd. Stl.	510,000	Rtl.	3,570,000
Silberzeug und Schmuck von geringerem Werthe, durch Gesinde gestohlen	"	200,000	"	1,400,000
2) Auf der Themse und auf den Frachten wurden gestohlen . .	"	500,000	"	3,500,000
3) Diebstähle und Veruntreuungen in den Docks	"	300,000	"	2,100,000
4) Diebstähle durch Einbruch und auf der Landstraße, in Silber, Juwelen, Uhren u. s. w. bestehend	"	220,000	"	1,540,000
5) Durch Verausgabung falscher Münzen wurden gestohlen . .	"	200,000	"	1,400,000
6) Durch Verausgabung falscher Banknoten wurden gestohlen	"	170,000	"	1,190,000
Summa	Pfd. St.	2,100,000	Rtl.	14,700,000

So bedeutend diese Summe auch ist, so wird man sie doch nicht für übertrieben halten, wenn man sich erinnert, daß nach den von Herrn Colquhoun herausgegebenen statistischen Dokumenten zu jener Zeit in London 20,000 Menschen ohne alle Erwerbs-Mittel, 150,000 Diebe, Gauner oder Schleichhändler und 16,000 Bettler sich befanden. (R. B.)

Bibliographie.

Tales of my father. (Erzählungen.) Von Yonag. Pr. 3 Sh.
Etymological guide. (Anleitung zur Etymologie.) Von Waad. Pr. 2½ Sh.
Hints etc. (Winke eines Arztes an eine in der modernen Welt lebende Mutter.) Pr. 2 Sh.
Opinions etc. (Meinungen über verschiedene Gegenstände.) Von Macluee. Pr. 10½ Sh.
Calvin and the Swiss reformation. (Kalvin und die Schweizer Reformation.) Von J. Scott. Pr. 6 Sh.
Domestic portraiture. (Häusliche Gemälde.) Pr. 10½ Sh.

C h i n a.

Die naturwissenschaftlichen Leistungen der Chinesen.

(Schluß.)

Auszüge aus Artikeln des Pen-Zao.

Die Fische Dschin und Zin.

Der Dschin heißt auch von der Farbe seines Felles Hoang-yü, der gelbe Fisch und La-yü (der Wachs-Fisch) u. s. w. Yü-pan-yü (Jospis-Tafel-Fisch) nennt man ihn wegen der weißen Farbe des Fleisches.

I. Seine Länge beträgt 20—30 Fuß. Er ist ganz aschgrau und hat drei Reihen Schilde oder große Schuppen. Schi-dschin sagt: er findet sich im Ta-kiang, Haai, Hoang-ho und in dem Meerbusen von Lina (dem Chines. Tungusien). Er ist ein großer Fisch ohne Schuppen. Seine Farbe ist grau und weiß. Auf dem Rücken hat er drei Reihen beinerner Schilder. Seine Nase (obere Kinnlade) ist lang und mit einem Barte versehen. Der Mund sitzt dicht am Kinn; der Schwanz ist gespalten. Im dritten Monat kommt er stromaufwärts und laicht. Er ruht gern zwischen Klippen in der Brandung. Ist er hungrig, so öffnet er den Rachen, nähert sich seiner Beute und wartet, bis sie von selbst hereinfährt. Er schwimmt auf dem Grunde des Wassers, einige Zoll über dem Boden. Die Fischer fangen ihn mit eingesenkten kleinen Haken. Wenn alle Haken festsitzen, so fährt das Schiff einige Tage hin und her, bis die Kräfte des Thieres erschöpft sind. Dann erst wagen sie, ihn zu greifen. Die Kleinen wiegen etwa 100, die Großen aber 1000 bis 2000 Pfund. Er riecht sehr unangenehm. Sein Fett und Fleisch sind schichtenweise getrennt. Das Fleisch hat eine weiße, das Fett eine wachsgelbe Farbe. Seine Eier werden eingesalzen und geben eine schmackhafte Speise.

Der Zin gehört mit Ersterem zu Einer Gattung und wohnt in denselben Gegenden. Auch er schwimmt im tiefsten Wasser. Die Großen sind etwa 10 Fuß lang. Er hat keine Rücken-Schilder. Seine Farbe ist bläulich, am Bauche weiß. Die Nase ist verhältnißmäßig sein längstes Glied. Unter den Wangen (Kiefern) hat er eine Zeichnung wie Pflaumen-Blüthe. Sein Fleisch ist ganz weiß, steht aber an Geschmack dem des ersteren nach.

Der Fisch Thi.

Auch Jin-yü (Menschen-Fisch) und Hai-älh-yü (Kinder-Fisch) genannt.

I. Er gleicht dem Y-yü (einer Art Aal?), hat aber vier Beine, und sein Laut gleicht dem eines Kindes. Sein Fett verzehrt sich im Feuer nicht. II. Die Gestalt dieses Fisches kommt der eines Bibers nah. Er hat vier Füße und einen starken Bauch, der wie ein Sack herabhängt. Der Körper ist matt violett und ohne Schuppen... So oft man ihn zerschneidet, findet man in seinem Innern kleine Krebse, kleine Fische und Steinchen. — Schi-dschin sagt: es giebt zwei Arten dieses Fisches. Die eine wohnt in Flüssen und Seen, gleicht an Farbe und Gestalt einem Aale, hat unten am Bauche Flossen, die wie vier Beine aussehen, und seine Kiefern geben einen Laut von sich, der dem Geschrei eines Kindes gleicht. Dieses ist der Thi. Die andere lebt in Bergwassern, hat gleiche Gestalt und gleichen Laut, kann aber auch auf Bäume klettern. *) Dies ist der Delh-yü. **)

Das Hai-ma oder See-Pferdchen.

I. Es kommt aus dem Süd-Meer, ist 5 — 6 Zoll lang und gleicht einem Pferde. Es gehört zu den Krebs-Arten. II. Es ist so groß als eine Mauer-Eidechse und von schmutzig gelber Farbe. Wenn Frauen eine schwere Niederkunft haben, so brauchen sie nur dies Geschöpf in die Hand zu nehmen, und sie gebären sehr leicht. III. Sein Kopf gleicht dem eines Pferdes, sein Körper dem eines Krebses. Der Rücken hat gliederartige Absätze. Es ist 2 — 3 Zoll lang. IV. Die Fischer fangen dieses Thier in Netzen, denen es in Menge zueilt, trocknen die gesammelten Hai-ma's an der Sonne und legen dann je ein Männchen und Weibchen auf einander (um sie zu verschicken). V. Das Weibchen ist gelb, das Männchen aber schwärzlich grün. VI. Es giebt einen Meer-Fisch mit einem Pferdekopf, der abwärts hängt. Die Bewohner der Küsten fangen ihn, verspeisen ihn aber nicht. Er wird getrocknet und gedörrt, damit er in Geburtsnöthen helfe.

Der Lu-fzö (eine Art Reiher) und der Lu-zö (Kormoran).

Der Lu-fzö nistet in Wäldern und sucht seine Nahrung im Wasser. Er fliegt in wohlgeordneten Schaaren und ist von schimmernd weißem Gefieder. Sein Hals ist lang und dünn, die Beine schwärzlich und etwa einen Fuß lang; die Zehen frei (ohne Schwimmhaut); der Schwanz kurz. Sein Schnabel mißt drei Zoll. Auf dem Scheitel hat er ungefähr zehn lange, feine Federn, die sich wie Seide ausnehmen. Will er einen Fisch fangen, so sträubt er sie empor. Aus seinen Federn kann man einen weißen Zeug machen. Es giebt auch einen rothgefiederten Lu-fzö und einen mit gelben Füßen ohne jenen Kopfputz.

Der Lu-zö, auch Schui-lao-ya (Wasser-Rabe) genannt, findet sich überall an den Seeküsten. Er ist kohlenschwarz und gleicht einem Raben, nur daß sein Schnabel länger und etwas gekrümmt ist. Er taucht geschickt unter und fängt Fische. Bei Tage sammelt er sich auf den Eilanden, und bei Nacht ruht er in Wäldern auf Bäumen. Besucht er denselben Baum längere Zeit, so daß sein Mist sich anhäuft, so läßt das Gift desselben den Baum verfaulen. In den Süd-Provinzen werden sie auf Fischer-Böten gezähmt und fangen Fische. ***)

Die gelbe Ratte oder das gelbe Nagethier.

(Hoang-Schü.)

Dies Thier wohnt in Tungusien und allen Gegenden der Wüste Schamo. Es gleicht einer großen Ratte, ist gelb, sehr fett und hat kurze Beine. Es wohnt in Höhlen. Bei freundlichem Wetter verläßt es seine Wohnung und setzt sich am Eingang nieder. Beim Anblick eines Menschen legt es die Vorderpfoten, wie zum Gruße, an einander und verkriecht sich dann in sein Nest; daher man es auch die häßliche Ratte nennt. Die Tungusen schätzen dieses Thier sehr hoch. Findet man eine Grube, wie ein Brett geformt, so ist dies der Ort, wo Männchen und Weibchen zusammen wohnen. Im Herbste sammelt das Hoang-schü Bohnen, Kastanien und andere Früchte und verwahrt sie vor der Winterkälte. Für jede Frucht-Gattung gräbt es ein besonderes Magazin. Man fängt es auf die Weise, daß man Wasser in die Höhle gießt. Es ist noch zarter als ein Ferkel und schmeckt eben so köstlich. Aus dem Felle macht man Pelzkragen. Unter den Dynastieen Liao, Kin und Yuan fütterte man diese Thiere mit Schaafsmilch und überreichte sie den Großen als Leckerbissen. Sie wurden an 1000 Chinesische Meilen weit verschickt. Das Hoang-schü fürchtet sich sehr vor dem Mäuse-Wolf (Schü-lang), der in seine Höhle dringt und es herausschleppt. †)

Der Affe Ko-jan.

Wenn man ein Exemplar dieser Gattung fängt, so kommen die Andern schaarenweise und heulend herbeigelaufen. Sie lassen sich eher todtschlagen, als daß sie wieder abzögen. — Er ist größer als der langarmige Affe (Jocko?), jedoch mißt er nicht über drei Fuß; aber sein Schweif ist so lang, daß er, über den Kopf gelegt, bis vor die Nasenlöcher sich erstreckt. Wenn es regnet, so hängt er sich an einen Baum und verstopft die Nase mit dem Schweif. Seine Haare sind lang, weich, fein und glatt, von weißem Grunde und schwarz gestreift. Sie nehmen sich aus wie die gesprenkelten Seitenfedern einer Art Ente. Man sammelt sie und macht Decken oder Teppiche daraus, die sehr warm halten. Die Nase dieses Affen ist aufgeworfen. — Schi-dschin sagt: der Ko-jan ist ein gutmüthiges Thier. Er kommt in den Gebirgen des westlichen und südlichen China zur Welt, wo er auf Bäumen wohnt. Er gleicht dem Jocko (?), hat ein weißes Gesicht, schwarze Backen und einen starken Bart. Seine Haare sind gesprenkelt. Der Schwanz übertrifft an Länge den Körper und ist an der Spitze gespalten. Sie ziehen gern truppweise, die alten voran, die jungen hinterdrein. Beim gemeinsamen Mahle zeigen sie Nachgiebigkeit, beim Zusammenwohnen gegenseitige Liebe. Sie leben gesellig und sterben einsam (sich absondernd). Sie sind ängstlich und argwöhnisch. Erblicken sie einen Menschen, so laufen sie an den Bäumen auf und nieder und flüchten ohne hinreichende Ursache, daß sie Hals und

*) Ohne Zweifel sind hier ein Fisch und eine Eidechse konfundirt.

**) Nachträglich wird noch erzählt, daß man weibliche Wesen aus dem Wasser auftauchen gesehen, die von der Hüfte an abwärts Fische gewesen seyen. Diese Meerweibchen der Chinesen werden ebenfalls Menschenfische genannt.

***) Ich habe diese beiden Vögel nur deshalb zusammengestellt, weil sie im Wörterbuche des Basilius mit einander verwechselt sind.

†) Der Mause-Wolf findet sich allerwärts. Er gleicht an Gestalt einer Maus oder Ratte, hat aber einen langen Leib und starken Schwanz. Nach Einigen übertrifft er an Größe den Marder. Sein Geruch ist äußerst widerlich. Aus seinen längeren Haaren und Schwanzhaaren kann man Pinsel machen, die sich im härtesten Froste gut erhalten. Es sind dies die sogenannten Maosebaoe-Pinsel.

Beine brechen. Daher vergleicht man Leute ohne Geistesgegenwart mit diesem Affen, wie auch der thörichter Weise Furchtsame eine unsinnige Fledermaus genannt wird.

Um einen Beweis davon zu geben, welchen Respekt der Chinese vor dem König der Thiere hat, obschon er nicht sein Landsmann ist, lasse ich noch dessen Beschreibung folgen:

Der Löwe.

Er kommt aus den Abend-Ländern, gleicht an Gestalt dem Tiger, ist aber kleiner. Er ist von erdfahler, zuweilen auch von goldgelber Farbe. Er hat einen dicken ehernen Kopf, eine eiserne Stirn, krumme Klauen, sägeförmige Zähne. Seine Nase ist hoch; die Augen leuchten wie der Blitz; die Stimme gleicht einem Donner. Er hat einen starken Bart (Mähne), und am Schweife des Männchens ist ein Haarbüschel von der Größe eines Teu (Chines. Scheffel). Er läuft an einem Tage 500 Li weit. Wenn er zürnt, so liegt seine Majestät in dem Rachenschlund; freut er sich, so liegt sie im Schweife. So oft er brüllt, fliehen alle Thiere, und die Pferde harnen Blut. Er zerreißt den Tiger und den Parder, zerstückt den Elephanten und das Rhinoceros. Nach Einigen fallen den Thieren Haare und Federn aus, wenn er sie anhaucht. Wenn man die Milch der Löwin unter Milch von Kühen, Schaafen oder Pferden mengt, so verderben diese Milch-Sorten und werden zu Wasser. Selbst wenn er todt ist, wagen es Tiger und Parder nicht, ihn zu fressen, und keine Fliege setzt sich auf seinen Schweif. So grausam aber der Löwe ist, so läßt er sich dennoch bändigen. Die westlichen Barbaren ergreifen die jungen Löwen in der ersten Woche ihrer Geburt, wenn sie noch blind sind, und alsdann können sie im Hause erzogen werden.

Morgenländisches.

Die Provinz Emerina, im Innern der Insel Madagaskar.

Sir William Hooker, ein gelehrter Reisender, der es sich vorzüglich angelegen seyn läßt, wenig bekannte oder noch nicht gehörig beschriebene Gegenden zu bereisen, lieferte in dem achten Heft der Britischen Miscellen eine Beschreibung dieses innern Theils von Madagaskar, dessen noch keine geographische Abhandlung gedenkt.

„Die Provinz Emerina", sagt er, „welche man als den innersten Theil von Madagaskar betrachten kann, zerfällt in mehrere Distrikte. Sie ist die am höchsten liegende Gegend dieser großen Insel und folglich die gesundeste; denn sie allein ist von den epidemischen Fiebern frei, welche die Europäische Bevölkerung an der Küste hinraffen. Die ganze Landschaft besteht aus Felsengebirgen, die im Ganzen unfruchtbar sind. Der röthliche und steinige Boden bringt wenig hervor. Der Mangel an gehörigem Anbau und das ungünstige Klima vermehren noch seine natürliche Unfruchtbarkeit. Nur fünf Monate im Jahre kann man dem Landbau widmen, in der übrigen Zeit herrscht eine schreckliche Dürre, vorzüglich von Ende April bis gegen September. Selbst zu dieser Zeit sind die Morgen sehr kühl, der scharfe Ostwind hört erst im September auf; dann steigt das Thermometer oft auf unerwartete Weise; alles Gewächs kommt um; es fällt kein Tropfen Regen, den jedoch ein dicker Nebel, der des Nachts auf den Bergen ruht und von der aufgehenden Sonne niedergedrückt wird, einigermaßen ersetzt. Von Oktober bis Ende März nimmt die Hitze zu und wird zuweilen unerträglich. Jeden Tag regnet es regelmäßig von Nachmittags bis in die Nacht und oft mit solcher Heftigkeit, daß die dadurch gebildeten Ströme Bäume, Erdhügel und selbst Felsen mit fortreißen. Auch Ungewitter giebt es in dieser Jahreszeit, welche oft von schrecklichen außerordentlich heftigen Orkanen begleitet werden, deren Wuth durch Nichts aufgehalten wird, und die Alles auf ihrem Wege zerschmettern und vernichten. Erdbeben, wiewohl nur schwach, vermehren zuweilen den Schrecken; endlich bedrohen auch noch furchtbare Hagelschauer die Reis-Ernte des Einwohners, denn der Reis steht um diese Zeit im Halme.

Der Ackerbau ist zu Emerina, so wie in andern Theilen der Insel, gänzlich vernachlässigt. Die Einwohner, im höchsten Grad träge, überlassen Alles der Natur. Ihnen genügt es, eine schwache Furche zu ziehen, der sie, gleichsam ungern, einige wenige Saatkörner anvertrauen, um dann ruhig den Ertrag zu erwarten, der ihren Unterhalt für das ganze Jahr sichern soll. Obgleich die Natur des Bodens die Einwohner von Emerina zu verdoppelter Arbeit auffordern sollte, sieht man doch mit schmerzlichem Bedauern große Landstriche unangebaut liegen, welche bei einiger Arbeit eine reiche Ernte liefern würden, und denen die nachlässige Hand des Eingebornen nichts als einige Reishalme entlockt. Der Europäischen Industrie scheint es vorbehalten, auch diese Wüsten bewohnbar zu machen, wo man leicht, bei gehörigem Anbau, das Sechsfache von dem ernten könnte, was die Einwohner dieser Gegend jetzt gewinnen.

Der Reis, dieser große Gegenstand des Landbaues der Madagassen, der ihnen einen Theil ihres Unterhalts sichert, verträgt bekanntlich einen feuchten Boden. Auch wählen die Bewohner von Emerina zu seinem Anbau die Niederungen, wo das Wasser stehen bleibt, oder auch die Ufer der Flüsse, die leicht überschwemmt werden. Nachdem sie mit dem Grabscheit, welches sie Fangadi nennen, schmale Furchen gemacht haben, streuen sie den Reis hinein, der in kurzer Zeit hervorschießt und dann sogleich verpflanzt wird. Nach dieser Operation überlassen sie sich gänzlich der Faulheit bis zum Augenblick der Ernte. Doch muß man zugeben, daß der Landbau in den übrigen Theilen von Madagaskar nicht ganz so vernachlässigt ist, besonders in den an der See gelegenen Gegenden.

Die Einwohner von Bethanimehna, eines der fruchtbarsten Küsten-Distrikte, bauen den Boden auf andere Weise; sie säen den Reis nicht vorher, um ihn sodann zu verpflanzen, sondern legen ihn in die Erde, wie wir es mit dem Mais machen. Sie wählen die dunkelsten Oerter, z. B. mitten in einer Waldung, wo sie ein Stück Erdreich urbar machen und mit einem spitzen Stock Löcher hineinbohren, in welche sie sodann die Saat legen. Dies geschieht zweimal des Jahres. Sie wechseln oft die Stelle, die sie bepflanzen wollen, aber nach zwei oder drei Jahren kommen sie wieder zu dem ersten Platz zurück und bebauen ihn noch einmal, und überall sind sie einer reichen Ernte gewiß, welcher die unbeständige Witterung nichts anhaben kann. Aus diesem Distrikt bezieht Madagaskar seinen weißesten und feinsten Reis. Zuweilen wählen sie einen fast trockenen Morast und lassen das Vieh so lange darüber weg gehen, bis er etwas Festigkeit gewonnen hat, dann legen sie den Saamen ein. Alle vierzehn Tage oder drei Wochen jäten sie den Boden, bis der Reis blüht, dann überlassen sie ihn seinem eigenen Wachsthum. Auch in der Art, den Reis zu ernten, weichen die Einwohner von Bethanimehna von denen von Emerina ab, denn sie nehmen nur die Aehren und lassen die Halme stehen, und statt den Reis zu dreschen, um die Körner herauszubringen, fangen sie sie mit der Hand auf, über Binsenmatten, die auf die Erde gebreitet sind, auch verbrennen sie das Stroh nicht, wie zu Emerina, sondern gebrauchen es zur Streu für das Vieh. Die Weiber und Kinder beschäftigen sich allein mit dem Reisbau, die Männer aber verrichten nur die Vorarbeiten.

Die Bewohner von Emerina, dem abscheulichsten Götzendienst ergeben, sind grausam und ungastfrei. Sie beten abwechselnd Janta, den guten Geist, und Agoitice, den bösen Geist, an. In ihren Sitten ist keine Spur der Verbesserungen zu bemerken, welche die Europäer bei den andern Madagassen-Stämmen eingeführt haben."

Mannigfaltiges.

— Wie man in England reist. Die Schnellpost zwischen London und Edinburg legt ihren Weg (400 Englische, etwa 90 Deutsche Meilen) in 40 Stunden zurück, und zwar so pünktlich, daß man allenfalls auf jedem Stations-Orte seine Uhr nach der Zeit ihrer Ankunft stellen könnte. Die Aufenthalts-Pausen mitgerechnet, macht sie 11 Meilen in jeder Stunde, und zwar größtentheils beim Schein ihrer Laternen. Nach näher gelegenen Orten geht die Fahrt verhältnißmäßig noch rascher, so daß die Reise nach jeder im Bereich von 100 (Engl.) Meilen von London gelegenen Stadt, wie Cheltenham, Birmingham, Norwich u. s. w., nur als eine angenehme Morgen-Spazierfahrt angesehen werden kann. Angenehm ist sie deshalb, weil die große Schnelligkeit nicht etwa durch eine widerwärtige Anstrengung der Pferde, sondern nur durch den öfteren Wechsel derselben erlangt wird. Eine gute stage-coach hat auf jede Engl. Meile ein Pferd zu ihrer Benutzung, so daß z. B. die von London nach Shrewsbury auf ihrem 128 Meilen betragenden Wege auch 128 Pferde unterhält. Von diesen Pferden sind $\frac{2}{5}$ auf dem Hinwege und $\frac{2}{5}$ auf dem Rückwege in Gang, während $\frac{1}{5}$ sich ausruht; jedes Pferd hat demnach immer unter fünf Tagen einen Ruhetag — ein System, das zur großen Schonung der Pferde und mithin auch zum Vortheil der Unternehmer gereichen soll.

— Ein Spiegel, der seine Rückseite reflektirt. Vor kurzem ist ein Chinesischer Metallspiegel nach Indien gebracht worden, dessen überraschende Eigenschaften den Scharfsinn der dortigen Physiker beschäftigen. Er ist rund und hat etwa fünf Englische Zoll im Durchmesser. Auf der Rückseite, in deren Mitte ein Knopf zum Festhalten angebracht ist, sind verschiedene Kreise im Relief gravirt und mit einem Kranze von Zierrathen eingefaßt; die Vorderseite ist konvex geschliffen, so daß sie die Gegenstände um die Hälfte kleiner, als sie in der Wirklichkeit sind, reflektirt. Die merkwürdige Eigenschaft des Spiegels besteht nun darin, daß die polirte Fläche, wenn man sie den Sonnenstrahlen entgegenhält, die auf der Rückseite befindlichen Kreise und Zierrathen, wahrscheinlich als Schatten an der Mauer, reflektirt. Das Metall, aus dem der Spiegel besteht, scheint sogenanntes Chinesisches Silber zu seyn, nämlich eine Mischung von Zinn und Kupfer, wie bei den Reflektoren der Fernröhre; dieses Metall ist äußerst klangvoll. Der Spiegel ist am Rande etwa $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{6}$ Zoll dick, und der innere Theil, auf welchem die Figuren gezeichnet sind, ist noch bei weitem dünner. Der Engländer Swinton, der diese Beschreibung giebt, erzählt, er habe Niemand gefunden, der schon etwas Aehnliches gesehen, und die Person, die den Spiegel aus China gebracht, versichere, daß man auch in diesem Lande deren nur wenige finde; der oben beschriebene Spiegel sey nebst einigen anderen vor mehreren Jahren durch ein Holländisches Schiff aus Japan mitgebracht worden. Auf der Rückseite des einen derselben war ein Drache gravirt, dessen Bild auf der polirten Fläche deutlich reflektirt wurde. Herr Swinton verspricht, diesen Spiegel nächstens nach Europa zu schicken, und fordert die Sachverständigen zur Lösung dieses optischen Problems auf. Er selbst stellt Folgendes als Vermuthung hin: er schreibe diese Erscheinung der verschiedenen Dichtigkeit der Metallplatte zu, die durch die mehr oder weniger tiefen auf der Rückseite gravirten Striche hervorgebracht werde, und welche eine stärkere oder geringere Refraction der Lichtstrahlen zur Folge habe. Eine andere Annahme wäre die, daß die Erscheinung auf einer von dem Verfertiger des Spiegels beabsichtigten Täuschung beruhe, indem er die Figuren auf der Rückseite nur, um den Beschauer irre zu führen, gezeichnet hätte, während das reflektirte Bild durch Linien hervorgebracht würde, die er auf die Vorderseite gezeichnet, aber durch die Politur dergestalt verschliffen hätte, daß sie nur an den Sonnenstrahlen wieder sichtbar würden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 1. Februar 1833.

England.

Ueber das Wesen der Geister-Erscheinungen.

Die Annahme, daß Verstorbene wieder erscheinen können, wurde von einigen Philosophen des Alterthums mit Gründen unterstützt, die sie aus der Naturlehre schöpften. Neuere Alchymisten bedienten sich derselben Deduction und gaben ihr das Gepräge des feierlichsten Ernstes. Wie das Insekt seine Haut abiegt und die wahre äußere Hülle zurückläßt, eben so erklärte Lucretius die Geister der Abgeschiedenen für die Hülsen des menschlichen Leibes, die dem allgemeinen Gesetz der Verwesung entgangen sind. Diese Hypothese wurde von den Alchymisten des 17ten Jahrhunderts berichtigt und weiter ausgeführt; sie wollten durch den Prozeß der Palingenesie, wie sie es nannten, die Rose und jedes andere Gewächs aus ihrer Asche wieder erzeugen können. Das salzige Residuum der Blume wurde, mit einer gewissen Substanz (welcher?) vermengt, einer gelinden Hitze ausgesetzt, und mitten aus der Asche erhoben sich, in ihrer ganzen Schönheit, der Stengel, die Blätter und die Krone.*) In diesem wundersamen Ergebniß entdeckte Kircher ohne Weiteres den wahren Ursprung der Geister-Erscheinungen. Die salzigen Theile des menschlichen Körpers trennten sich, nach seiner Ueberzeugung, durch unterirdischen Scheidungs-Prozeß von den gröberen Substanzen, stiegen als Dünste aus der Erde und gestalteten sich zu denselben Umrissen, welche die Person im Leben gehabt hatte.

Damals kostete es dem chemischen Magier wenig Mühe, dem Erdreiche des Kirchhofs Phantome zu entlocken, oder den Schatten eines Missethäters über seinem geräderten Körper schweben zu lassen. Unter Ludwig XIV. nahmen drei Pariser Alchymisten etwas Erde von dem Begräbniß-Platz der Kirche des innocens und ließen sie in einer gläsernen Phiole destilliren; allein die plötzliche Erscheinung menschlicher Gestalten in dem Glase trieb die erschreckten Chemiker aus ihrem Laboratorium und machte eine Zeit lang ihren magischen Verwandlungen ein Ende.**) Das Mährchen kam jedoch in Umlauf, und die Weisen des Jahrhunderts nahmen sich vor, den Resultaten ihrer Vorgänger auf jede Gefahr nachzuspüren. Man machte unter Anderem ein Experiment an dem Körper eines Missethäters, und die folgende Erzählung davon ist den Miscellaneis Curiosis entlehnt.

„Ein würdiger Arzt nahm den Körper eines Missethäters zur Section mit sich. Nachdem er über die anderen Theile verfügt hatte, befahl er seinem Assistenten, einen Theil der Hirnschale zu pulverisiren, welches Pulver damals offizinell war. Dasselbe blieb in einem Papier auf dem Tische des Laboratoriums, in dem der Assistent schlief. Um Mitternacht hörte er ein Geräusch in dem Gemache, das ihn gleich aus dem Bette trieb. Das Geräusch setzte sich, ohne sichtbaren Urheber, in der Gegend des Tisches fort, und endlich bemerkte der Assistent zu seinem größten Entsetzen mitten im Pulver einen kleinen Kopf, der ihn mit offenen Augen anstierte. Im nächsten Augenblick bildeten sich Arme und Hände; hierauf wurden die Rippen sichtbar, die sich bald mit Fleisch und Haut überkleideten; endlich kamen auch die unteren Extremitäten zum Vorschein, der Mensch stand auf den Beinen und trug den nämlichen Anzug, in dem er hingerichtet worden war. Der erschrockene Zuschauer, der bis jetzt, seine Gebete hermurmelnd, dagestanden hatte, wollte nun dem wiederbelebten Spitzbuben entfliehen; allein dies war unmöglich; das Gespenst vertrat ihm den Weg, schnitt ihm drohende Gebehrden, öffnete die Thür und ging hinaus."

Diese Theorie der Geister-Erscheinungen stieg sehr in der öffentlichen Achtung und wurde selbst in England von sehr achtbaren Leuten unterstützt. Dr. Webster schenkt ihr in seinem Buche über Hexenkünste nicht bloß Beifall, er vertheidigt sie noch mit neuen Gründen. Er betrachtet die Regeneration der Pflanzen aus ihrer Asche als eine auf Autopsie gegründete Wahrheit und hält es für vernunftgemäß, daß Thiere wie Pflanzen ihre (platonischen) Ideen oder Bilder in sich schließen, die fortdauern, wenn die grobe Materie zerstört ist. Er fährt fort: „Sintemal nun die Gestalten und Bilder der Menschen erscheinen, so müssen auch ihre leiblichen Seelen besonders existiren und dem Blut und Fleische dienen oder nahe seyn." So war die damalige Logik beschaffen. In noch neuerer Zeit gab Lavater der Phantasie der Individuen die Macht, auf die Phantasie Anderer in einer gewissen Entfernung zu wirken und die Letzteren in den Stand zu setzen, daß sie ein lebendiges Phantasma von den Ersteren sich bilden. Dies war, wie man leicht sieht, nur eine Modification der alten Hypothese.

Man kann die verschiedenen Visionen in zwei große Klassen theilen: — solche, die von mehreren Personen zu gleicher Zeit, und solche, die nur von Einer Person gesehen werden. Zur ersten Klasse gehören die Wunder des alten und neuen Heidenthums, die Betrügereien der Priester und Zauberer. Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Natur-Phänomene und den Hülfsmitteln der Kunst machte die Sterblichen zu willigen Opfern des Aberglaubens. Die meisten Geister-Erscheinungen früherer Zeit scheinen optischer Natur gewesen zu seyn. Die Eigenthümlichkeiten der Linsengläser und Hohlspiegel, und besonders derjenigen, vermöge deren man Luftgebilde hervorbringen konnte, die sich nicht greifen ließen und alle Kennzeichen unkörperlicher Existenz hatten, waren gewiß den alten Zauberern bekannt. Vielleicht verstanden sie sogar die Phantasmagorie der neueren Zeit. Damascius spricht nämlich von einer Licht-Masse, die auf der Tempel-Mauer gesehen ward, anfangs sehr entfernt schien, aber, indem sie dem Auge näher rückte, nach und nach zu einem Antlitz von überirdischer Schönheit sich gestaltete. Auf diesem Wege wurde es leicht, eine Erscheinung in die andere zu verwandeln und selbst Menschen in Thiere übergehen zu lassen.

In den heidnischen Tempeln wurde solcher Hokuspokus in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, weshalb keine genaue Beschreibung von irgend einer individuellen Geister-Erscheinung aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Später, als die Manipulationen der Magie mehr Oeffentlichkeit erhielten, finden wir einige Beispiele, die sehr wohl auf die Mittel schließen lassen, deren man sich bedient hat. Eines der ältesten dieser Beispiele, aus dem neunten Jahrhundert nach Christus, ist die Erscheinung eines Verstorbenen. Kaiser Basilius, untröstlich über den Verlust seines geliebten Sohnes, wünschte diesen noch einmal zu sehen und nahm deshalb Zuflucht zu der Fürbitte des Erzbischofs Santabaren, der schon lange als Wunderthäter berühmt war. Das Gebet des Erzbischofs ward erhört, und der Kaiser sah den Verstorbenen in prächtiger Kleidung, auf einem stolzen Zelter einherreiten. Das Phantom näherte sich dem Kaiser, umarmte ihn und verschwand. Unmöglich konnte ein leibhafter Reiter das Werkzeug der Illusion seyn. Das Verschwinden des Gespenstes in des Kaisers Armen war ganz nach der Weise eines phantasmagorischen Bildes, dem entweder ein Portrait oder ein lebender Jüngling, dessen Züge mit denen des Todten Aehnlichkeit hatten, seine Entstehung gab.

Das Abenteuer Benvenuto Cellini's mit jenem Sicilischen Geister-Beschwörer ist dem Deutschen Leser aus Göthe's Uebersetzung der Selbstbiographie des Künstlers bekannt genug. Die von dem Priester in's Colisëo zitirten Dämonen konnten nicht, wie Roscoe meint, die Bilder einer Zauber-Laterne seyn, weil dieses Instrument bei Cellini's Lebzeiten noch nicht erfunden war. Der Apparat bestand ohne Zweifel aus Hohlspiegeln oder Linsengläsern. Bilder von Dämonen, mit brennenden Farben illuminirt und den Augen der Zuschauer entrückt, waren die Gegenstände, deren Reflexe die Spiegel auf die Dampfwolken warfen, die dem Feuer entstiegen. Eine kleine Veränderung in der Lage des Spiegels oder der Gegenstände bewirkte, daß die Luftbilder ihre Plätze veränderten, von einer Rauch-

---

*) Dies erinnert an Swift's Akademie der Projektenmacher zu Lagodo, in Gulliver's Reisen.

**) Hätten diese Alchymisten in späteren Zeiten gelebt, als man eine Menge adipocire (Fett-Wachs) aus demselben Kirchhofe gewann, so würden sie ihre Experimente zierlicher beim Schimmer von Wachskerzen aus Menschenleibern gemacht haben. Eine kurze Geschichte dieser merkwürdigen Substanz dürfte wohl den Leser interessiren. „Das adipocire wurde 1787 zu Paris entdeckt, als man den Gottesacker der Kirche des innocens zu Baustellen umgrub. Dieser Boden war viele Jahrhunderte die Todten-Behausung eines der volkreichsten Distrikte von Paris gewesen und enthielt mehrere große Aushöhlungen (fosses communes) von beiläufig 30 Fuß Tiefe und 20 Fuß im Viereck. Jede dieser ungeheuren Gruben, die über ihr natürliches Niveau sich erhaben, enthielt ungefähr [illegible] an und auf einander stehende Särge mit den Leichnamen der ärmeren Einwohner, die zu diesem schimpflichen Begräbniß verdammt waren, so daß ein Raum von beinahe [illegible] Kubik-Ellen gänzlich mit Verwesung angefüllt war. Als man den größeren Theil der Erde mit dem Moder, den sie barg, wegräumte, entdeckten Fourcroy und Thouret folgende Merkwürdigkeit: in einer der Gruben, die etwa seit 15 Jahren gefüllt war, lagen die Leichen, wie durch ein Gewicht platt gedrückt oder wie eingesunken am Boden der Särge, und als man den leinenen Kittel wegriß, zeigten sich unregelmäßige Massen einer bräunlichen seifenartigen Substanz, eines Mitteldinges von Wachs und Fett. Eine genauere Untersuchung erwies, daß diese Substanz aus jedem animalischen Theile, ausgenommen die Knochen, Nägel und Haare, gebildet war, daß sie sich im Mittelpunkt der Gruben vollkommener entwickelte; daß sie in beiläufig 35 Jahren, wenn der Grund trocken ist, spröde, halb durchsichtig und körnerartig wird, und daß sie endlich niemals sich erzeugt, wenn die Körper einzeln begraben werden." (Edinburgh Encyclopedia. Art. Adipocire.)

wolke zur anderen flogen, und so scheinbar zu einer Legion von Teufeln wurden. Denselben Effekt hätte ein großer die Gegenstände vervielfältigender Spiegel hervorgebracht. Der starke und widerliche Geruch der verbrannten Substanzen sollte ohne Zweifel die Sinne der Zuschauer betäuben, so daß sie besser getäuscht werden konnten und auch wohl außer den wirklich gegenwärtigen Erscheinungen noch viele andere zu sehen glaubten.

Eine andere Vision hatten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts zwei Personen in England zu gleicher Zeit. Sie wird in Bovet's Pandaemonium oder the Devil's Cloyster (das Teufelskloster) beschrieben. Der Verf. erzählt uns, er habe sich mit einigen ehrenwerthen Personen im Hause eines Edelmannes aufgehalten, das früher ein Nonnenkloster gewesen sey. Bediente sowohl als Besucher hatten ihm erzählt, das Haus werde oft durch Geräusch und Gespenster heimgesucht. Damals jedoch fürchtete er solchen Spuk nicht, weil das Haus voll von Gästen war, und weil der Hausmeister des Edelmanns mit ihm in einem schönen getäfelten Zimmer schlief, „Unserer Frauen Zimmer" genannt. Sein Abenteuer in der Nacht beschreibt er folgendermaßen:

„Wir begaben uns ziemlich früh in unser Schlafgemach, und da ein gutes Feuer im Kamin loderte, brachten wir einige Zeit mit Lesen zu. Dann legten wir uns nieder, löschten die Lichter aus, und weil der Mond sehr hell in's Zimmer schien, wetteten wir mit einander, wer von uns am besten bei dem auf unser Bett fallenden Mondlicht Geschriebenes lesen könnte. Ich zog ein Manuskript aus meiner Tasche, welches der Hausmeister deutlich las. Kaum war unser Gespräch hierüber zu Ende, als ich (mein Gesicht war gegen die verschlossene Thür gerichtet) fünf sehr schöne und anmuthige Frauenzimmer hereintreten sah. Sie waren herrlich gewachsen, und ihr Anzug schien sehr fein. Die ganze Figur umhüllte ein dünner Schleier, der auf dem Boden lang nachschleppte und nur das Gesicht frei ließ. Sie traten in einer Reihe, eine nach der andern, in's Zimmer und gingen so geordnet rings herum, bis die vorderste Dame mir zur Seite stand. Ich hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt und beschloß, in dieser Lage zu bleiben. Das Phantom gab mir auf diese Hand einen sehr gelinden Schlag, allein ich erinnere mich nicht, ob die Berührung kalt oder warm gewesen. Ich fragte im Namen der gebenedeiten Dreieinigkeit, was sie hier zu thun hatten, erhielt aber keine Antwort. Dann sagte ich zum Hausmeister: „Seht Ihr, was für schöne Gäste hierher gekommen sind, uns zu besuchen?" — allein plötzlich waren alle verschwunden. Ich fand meinen Schlafkameraden in einer Art Todeskampf und mußte ihn bei der Brust packen, um ihn zum Sprechen zu bringen. Dann sagte er mir, er habe die schönen Gäste gesehen und mich sie anreden hören, allein es sey ihm bis jetzt nicht möglich gewesen, einen Laut hervorzubringen, so sehr habe ihn ein gräßliches Ungeheuer, halb Löwe und halb Bär, in Schrecken gesetzt, das zu den Füßen an das Bett kommen wollte. Ich sagte ihm, es sey mir, Gott sey Dank, ein so schreckliches Ding nicht erschienen; allein ich hoffte, mit seinem Beistand, die Schlingen der Hölle nicht fürchten zu dürfen."

Von den Gespenstern eingeschüchtert, verließ der Hausmeister seinen Gefährten, und die folgende Nacht schlief Bovet in dem verrufenen Zimmer allein. Bald nachdem er zu Bett gegangen war, hörte er ein Geräusch, als ob ein Weib in doppeltaffnem Kleide im Zimmer herumschritte. „Das Gespenst machte", so erzählt er, „einen gewaltigen rasselnden Lärm, allein ich konnte nichts sehen, obgleich es fast eben so hell war, als in der vorigen Nacht. Es kam einmal zu den Füßen des Bettes, öffnete die Umhänge ein wenig und ging dann durch eine Thür, obgleich sie wohl verschlossen war, in das anstoßende Kabinet. Dort schien es mir zu stöhnen, einen Stuhl, auf dem es sitzen mochte, mit dem Fuße hin und her zu schieben und in einem großen Folio-Bande zu blättern. Das Gestöhn, das Zerren des Stuhls und das Blättern dauerten fast bis Tages-Anbruch. Nachmals logirte ich noch öfter in diesem Zimmer, wurde aber von nichts mehr beunruhigt."

Dr. Ferriar nimmt diesen Spuk für eine Täuschung in wachendem Zustande, Dr. Hibbert für einen lebhaften Traum. Beide Meinungen scheint aber die Thatsache zu widerlegen, daß die fünf weiblichen Gestalten von zwei Personen zugleich gesehen wurden. Der wahre Ursprung der Phantome ist nicht schwer zu entdecken. Das Haus war ein Schauplatz der Fröhlichkeit und festlicher Gelage, und es ist wahrscheinlich, daß man, um in die Lustbarkeiten der Gäste Abwechselung zu bringen, dem Verfasser und Hausmeister einen Schrecken einjagen wollte. Die von Bovet so genau beschriebenen Phantome konnten ihr Daseyn der geschickten Anwendung eines optischen Apparats verdanken, aber vermuthlich waren es wirkliche Frauenzimmer, unter der Direction ihres edlen Meisters. Es ist nicht wohl zu glauben, daß der Hausmeister, der mit den Erscheinungen im Schlafe vertraut seyn mußte, den Verfasser aus Furcht verließ. Wahrscheinlich veranlaßte die Gesellschaft seine Entfernung, damit unser Autor die Probe allein bestände, und als man fand, daß Bovet sogar der Lady im Kleide aus Doppeltafft Trotz bieten konnte, wurde sein Schlaf nicht ferner gestört.

Andere Erscheinungen, die von zwei Personen zugleich gesehen werden, verdanken ihren Ursprung gewissen verborgenen Functionen der Sehkraft, mit denen die große Mehrheit ganz unbekannt ist, und die von Philosophen noch wenig erforscht sind. Die unzähligen Erscheinungen, welche von je her die Jugend und den Unwissenden erschreckt haben, zeigten sich größtentheils im Zwielicht und Dunkel, bei schwach erleuchtetem Horizont. In solchen Stunden arbeitet die Einbildungskraft gewissen physischen Ursachen in die Hände; je mehr wir einen Gegenstand fixiren, desto schwerer wird es uns, ihn zu erkennen. Das Dämmerlicht wirkt so auf die Netzhaut des Auges, daß der fixirte Gegenstand sich ausdehnt und zusammenzieht, auch wohl theilweise verschwindet, wenn das Auge von seinem zeitlichen Delirium wieder genesen ist. Diese Wirkungen lassen sich besonders deutlich wahrnehmen, wenn die Gegenstände in einem Zimmer von einem erlöschenden Feuer matt beleuchtet werden, so daß gerade Licht genug vorhanden ist, um Gegenstände von weißer Farbe schwach zu erhellen. Eine andere Eigenschaft des Auges im Halbdunkel unterstützt noch den Einfluß dieses Prinzips. Statt das matte Licht, welches vorhanden ist, zu konzentriren, dehnt sich die Pupille beinahe zum ganzen Umfang der Iris aus; in solch' einem Zustand aber kann das Auge die nahen Gegenstände nicht genau erfassen, und die Formen der Personen und Dinge werden gerade in derjenigen Distanz, die uns zum Erkennen am besten geeignet scheint, verworren und schattenartig. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die im Halbdunkel gesehenen Gespenster alle von weißer Farbe waren, was sie nothwendig seyn mußten, weil keine andere Farbe gesehen werden kann, und weil solcher Spuk immer das Produkt lebloser Gegenstände ist, die entweder mehr Licht reflektiren, als andere um sie her, oder eine lichtere Stelle einnehmen, — und belebter Wesen, deren Farbe oder Ortsveränderung sie im Dunkeln bemerkbar macht. Wenn das gespannte Auge einen unbelebten Gegenstand entdeckt, dessen verschiedene Theile verschiedene Grade von Licht reflektiren, so kann der Beobachter die helleren Theile bestimmt fixiren, aber das wechselnde Verschwinden und Wiedererscheinen der weniger beleuchteten Theile und die darauf bedingte Veränderung der Umrisse giebt dem Körper Leben, und fehlt es dem Zuschauer an Muth, das Ding genauer zu untersuchen, oder nimmt der Gegenstand eine Stelle ein, die unnahbar ist, besonders eine solche, wohin lebende Naturwesen nicht gelangen könnten, so dürfte wohl die Phantasie kein Bedenken tragen, etwas Uebernatürliches anzunehmen.

Diejenigen, die in ihrer Kindheit die Furcht vor einer Geisterwelt eingesogen haben, werden in diesen Beobachtungen die Phänomene erkennen, die sie geschaut, und die Quellen der Angst, die sich oft ihrer bemeistert hat. Wenn dergleichen Gemüther in die Verhältnisse kommen, deren wir eben gedacht, so werden die Organe des Gesichts und Gehörs äußerst empfindlich. Zwei Personen, die zur Nachtzeit gemeinschaftlich wandern, können aus gleicher physischer Ursache, ja selbst vermöge gleichartig wirkender Einbildungskraft, auch eine und dieselbe Vision haben. Einen sehr guten Beleg hierzu giebt folgende Begebenheit, die ein See-Capitain aus Newcastle erlebte, und die Ellis in seine Ausgabe der Brand'schen Popular Antiquities mit aufgenommen hat.

„Der Koch des Capitains", sagt der Verf., „starb auf der Heimfahrt. Dieser ehrliche Kerl hatte bei seinen Lebzeiten gehinkt, weil der eine seiner Füße etwas kürzer war, als der andere. Ein paar Nächte nach der Versenkung des Leichnams in's nasse Grab wurde der Capitain durch seine Leute mit der Nachricht bestürmt, der Koch wandle vor dem Schiffe her, und Alles sey auf dem Verdeck, um ihn zu sehen. Der Capitain stieß ein paar Flüche darüber aus, daß man ihn im Schlafe gestört, und sagte, man solle ihn ungeschoren lassen und versuchen, wer zuerst in Newcastle ankäme, das Schiff oder der Koch. Als er aber auf ferneres Zureden das Verdeck bestieg, fing er wirklich an, zu glauben, es sey etwas mehr an der Sache; denn er sah eine Figur, die nicht bloß ähnliche Bewegungen machte, wie ihr alter Freund, sondern auch eine Mütze trug, wie sie der Selige zu tragen gewohnt war. Alle ergriff ein panischer Schrecken; der Capitain befahl, auf den Gegenstand loszusteuern, aber kein Mensch rührte an das Steuerruder! Er sah sich genöthigt, das Schiff selbst zu lenken, und fand endlich, daß die lächerliche Veranlassung des Schreckens seiner Mannschaft ein Stück von einem Haupt-Maste war, der Ueberrest eines Wracks, der vor ihnen her schwamm." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Two years in the American navy. (Zwei Jahre bei der Amerikanischen Flotte.) 2 Bde. Pr. 18 Sh.
- Notions on political economy. (Ideen über den Staats-Haushalt.) Von Hopkins. Herausgegeben von Mistreß Marcet. Pr. 4½ Sh.
- On cholera. (Ueber die Cholera.) Von Needham. Pr. 6 Sh.
- Mathematical tables. (Mathematische Tabellen.) Von Young. Pr. 6 Sh.
- But how to spend the evening. (Abend-Unterhaltungen.) Pr. 2 Sh.
- Analysis of chess. (Philidor's Schachspiel-System.) Von Walker. Pr. 7 Sh.
- Three histories. (Drei Geschichten.) Von Mistreß Fletcher. Pr. 6 Sh.

Frankreich.

Jules Janin's Urtheil über den gegenwärtigen Zustand von Kunst und Poesie in Frankreich.

(Schluß.)

Da wir, Mylady, denn doch einmal bei Bonaparte sind, so wollen wir fortfahren, uns von ihm zu unterhalten, und Alles sagen, was wir auf dem Herzen haben; um so mehr da das, was ich noch zu sagen habe, Ihnen einen Begriff von dem Zustand der lyrischen Poesie in Frankreich geben wird, wie Sie sich jetzt einen Begriff von dem Zustand des Theaters gemacht haben.

Bonaparte war, nachdem alle unsere Theater-Unternehmer auf ihn spekulirt hatten, in den Ruhestand zurückgelebet. Man dachte seiner nicht mehr, außer etwa an den Tagen der Emeute, um seine starke und mächtige Hand zu bedauern, die uns aus dem Abgrund gezogen hatte, als plötzlich von Wien aus der Tod des Herzogs von Reichstadt verkündigt wird. Das Königskind von Rom stirbt, das

Kaiserliche Kind ist todt. Er ist todt! Dieser große Name ist so leicht erloschen, wie eine Fackel; und diesesmal wird Niemand die Fackel Davids wieder anzünden. Mit diesem Blute, welches so stark in den Adern der Nation pulsirte, ist es für immer aus! Was werden die Dichter thun? Wie werden sie den Vater im Grabe trösten? Wie werden sie bei diesem neuen Schmerz von ihrer neuen Freiheit Gebrauch machen, um mit ehrerbietiger Hand die Wunden des Riesen zu berühren, der unter dem Felsen von St. Helena ruht? Frankreich war einen Augenblick aufmerksam; es lauschte, es horchte, es bestieg seine höchsten Thürme — und sah nichts kommen; auch ist nichts gekommen. Einige Dramaturgen, die die Gelegenheit für günstig hielten, machten Vaudevilles auf den Tod des Sohnes, wie sie Vaudevilles auf den Tod des Vaters gemacht hätten; das war aber auch Alles. Keiner unserer Dichter wurde durch den Tod des Kindes begeistert. Ich, der ich zu Ihnen rede, warf ihnen zuerst den Handschuh hin; aber, obgleich von unbekannter Hand geworfen, wagten sie es nicht, ihn aufzuheben; denn auf demselben stand mit großen Buchstaben der Name Bonaparte. — Herr Casimir Delavigne, so gefeiert von der Opposition Frankreichs, National-Dichter, so lange ein Bourbon des älteren Zweiges auf dem Throne saß, schwieg beim Tode des Kaisersohnes. Vielleicht geschah es aus Bescheidenheit. Herr Delavigne hat vielleicht durch sein Stillschweigen die mittelmäßigste Kantate (die Parisienne), welche jemals geschrieben werden konnte, und die mittelmäßigste Messenienne (die auf den Hund des Louvre) abbüßen wollen, nach welcher Messenienne der Hund aus dem Louvre gelaufen ist und sich nicht wieder hat blicken lassen. Löschen Sie gefälligst diesen Namen von Ihrer poetischen Tafel.

Beranger, diese Macht, diese wahrhaft Kaiserliche Macht unter der Restauration, dieser Mann, welcher Frankreich in Bewegung setzte und den legitimen Thron mit einigen Reimsprüchen zittern machte; Beranger, diese nachhallende Erinnerung an Bonaparte, von Bonaparte aus dem Grabe als König begrüßt, Beranger schwieg, wie Casimir Delavigne, über den Tod desjenigen, der mehr als König von Rom, der der Sohn des Kaisers gewesen war! Also noch ein Verlust mehr zu unseren übrigen Verlusten. Setzen Sie den Namen Beranger oben an auf der Liste unserer im Sturm untergegangenen Dichter; den Namen Casimir Delavigne's schreiben Sie ganz unten.

Selbst diejenigen, welche noch nicht an der poetischen Zukunft Frankreichs verzweifeln; diejenigen, die zu sich selbst gesagt haben und es uns hoffentlich beweisen werden, daß es noch, und mehr als jemals, eine Kunst in Frankreich giebt, und die auf eine epische Weise den Tod des Kindes feiern wollten, das in Schönbrunn gestorben ist, — ihnen ist der Trauer-Gesang mißglückt. Herr Victor Hugo selbst, die schönste Intention unserer poetischen Epoche, wie Casimir Perier die schönste Intention der Juli-Revolution war, — Victor Hugo, der jenen Tod feiern wollte, hat sehr schöne Verse gemacht, und weiter nichts. Aber, ich bitte, Mylady, nehmen Sie deshalb nicht ihre Tafel zur Hand, um in die Reihe der gewesenen Dichter diesen feurigen Geist einzuzeichnen. Wenn er diesesmal an dem Namen Bonaparte gescheitert ist, der ihm vor zehn Jahren so sehr gelungen war, wenn er als dithyrambischer und als dramatischer Dichter an der Juli-Revolution scheiterte, seyn Sie überzeugt, daß es von seiner Seite vielleicht zu großer Eifer, aber ganz gewiß nicht Ohnmacht war. Nein, nein, streichen Sie diesen nicht aus der Reihe der Dichter. Denken Sie an Marion Delorme, diesen leidenschaftlichen Ausdruck der physischen Liebe zu einer Zeit, wo der übermäßigste Platonismus aus den Büchern in die Gemüther, aber nicht in die Sitten übergegangen war. Betrachtet Marion, begrüßt Marion die Entehrte und weinet mit ihr! Aber Marion Delorme, obwohl unter der Juli-Revolution dargestellt, gehört ihr nicht eigenthümlich an; sie ist eine Tochter der Restauration; sie wurde in jener guten Zeit des literarischen Hasses und der literarischen Leidenschaften gezeugt, die uns unmerklich zu den Dissertationen und Streitigkeiten des Café Procope und zu den schönen Tagen des Théâtre Français zurückführten. Marion Delorme gehört eben so wenig der Revolution an, als die Herbstblätter. Die Herbstblätter haben sich unter einem reineren Himmel, unter einer glänzenderen Sonne, in einem ruhigeren Frankreich entfaltet. Bis zu diesem Tage hat Victor Hugo, der einzige große Dichter, der uns mit Lamartine bleibt, nichts aus der Revolution gemacht. Erwarten Sie, um ihn zu beurtheilen, neuere Werke. Dasselbe gilt von Herrn von Lamartine, unserem Reisenden im Orient, gegenwärtig in Griechenland, und von dem ich noch heute Morgen einen Brief gelesen habe, in welchem er uns mit blutigen Thränen erzählt, wie er Griechenland in Flammen und Blut, beraubt und geplündert von allen Seiten, gesehen hat; wie er beim Anblick jener noch rauchenden Ruinen vor Schauder zurückgefahren ist, erschreckt über diesen unerhörten Brand auf einer Erde, welche er für todt hielt, die aber der Wuth der Parteien noch nicht todt genug war!

Sie sehen, die dramatische Poesie, die lyrische Poesie, diese beiden großen Poesieen der positiven Welt, die einzig möglichen, seit die Extreme, das epische Gedicht und das Idyll, als nicht mehr in den Sitten begründet, verschwunden sind — Sie sehen, das Drama und die Ode sind seit zwei Jahren für uns verloren; wir sind ohne Stimme und ohne Wort, ohne das vom Himmel herabsteigende Wort; daher ohne Zweifel jene unselige Einförmigkeit, von der Sie in Ihrem letzten Briefe sprechen; denn die Ode und das Drama sind die wichtigsten Aeußerungen eines großen Volkes. Nehmen Sie dazu noch, daß die erhabenere Kunst auch die Kunst zweiten Ranges mit sich entführt hat. Die Trümmer des großen Theaters haben das kleine Theater erstickt. Es gab früher in Paris ein allerliebstes kleines Theater, einen Liebling der Mode — das Gymnase. Die schöne Welt drängte sich in demselben. Herr Scribe hatte für diese schöne Welt eine Aristokratie von Banquiers, Offizieren, entschädigten Emigranten zusammengezimmert, welche der Stadt fast eben so sehr wie dem Hofe gefiel. Es gab in Frankreich fast keine Aristokratie mehr, als im Gymnase; dort nur allein hörte man noch die großen Namen, sah man die großen Reichthümer. Nach der Revolution ist das Gymnase plötzlich gestorben; die Menge hat sich von diesem Ort verlaufen, als ob es eine Kirche wäre. Diese für sich bestehende und ausdrücklich für die Restauration gemachte Komödie hat sich mit der Herzogin von Berry, mit der Herzogin von Guiche, mit der Madame du Cayla, mit der Frau von Gontaut und was weiß ich? verlaufen, man weiß nicht wohin. So erwiesen ist es bei uns, daß nächst einer Monarchie von zehn Jahrhunderten nichts leichter untergeht, als ein Theater von zehn Jahren. Wehe, wehe über uns!

So sind wir denn in Frankreich, Dank sey es der Untereinanderwerfung der Gattungen und der Freiheit der Theater, dahin gekommen, daß wir in diesem Augenblick weder eine Tragödie in Versen, noch ein feines Lustspiel, weder die Genre-Komödie, noch das Melodrama haben. Wahrhaftig, ein erfreuliches Resultat!

Was die übrige Kunst betrifft, so weiß ich wohl, daß Sie mich fragen werden, was aus jenen ganz auf die Masse berechneten Theatern geworden ist, aus jenen Theatern, die gutmüthig und ohne Umstände ihre Pforten unserem abendlichen Müßiggang öffnen. Ach! ich gestehe Ihnen, Mylady, daß ich mir um diese kleine Kunst wenig Unruhe oder Sorge mache; sie geht, wie sie kann und wo sie kann; sie fügt sich so ziemlich Allem, was auf den Thronen vorgeht, und verzeiht, wenn sie ihr zu guten Einnahmen verhelfen, alle Usurpationen. Diese Kunst ist das Vaudeville ohne Intrigue, das Vaudeville auf's blinde Ungefähr, das Vaudeville, welches Alles in Frankreich überlebt hat, und welches Frankreich selbst überleben wird. Das Vaudeville ist der Repräsentant des Französischen Geistes, das Spottlächeln der Franzosen. Ich begreife nicht, wie wir mit dieser Manie, Alles in ein Couplet zusammenzudrängen, Menschen und Dinge in einen Refrain zu schmelzen, noch immer unseren alten Ruf eines geistreichen Volkes behauptet haben.

So also, Mylady, ist uns von unserer ganzen literarischen Ehre das Vaudeville geblieben. Von der Prosa Chateaubriand's, von der Tragödie Victor Hugo's, von der Geschichte des Herrn Thiers sind wir in's Vaudeville gefallen. Statt aller Geschichte haben wir das Vaudeville, statt jeder Thronrede das Vaudeville, statt jeder Komödie das Vaudeville, statt aller National-Poesie das Vaudeville und, was schlimmer ist als das Vaudeville, die Epistel des Herrn Etienne. Beklagen Sie uns.

Beklagen Sie uns! Die Männer, welche die öffentlichen Lehrstühle einnahmen, eine schöne Sprache redeten, die Periode mit Kunst rundeten — unschuldige und glorreiche Nichtigkeiten der Bildung vor dem Juli — hat uns die Revolution genommen, um Regierungs-Männer daraus zu machen. Die Revolution hat aus dem Professor Cousin einen Pair gemacht. Lebe wohl, Philosophie unserer Schulen! Die Revolution hat auch aus dem Professor Villemain einen Pair gemacht. Lebe wohl, Rhetorik! Die Revolution hat aus den Verfassern der Soirées de Neuilly Kabinets-Chefs gemacht; die Revolution hat aus Herrn Mazères einen Unter-Präfekten von St. Denis gemacht. Lebe wohl, feines Lustspiel! Das Wenige, was wir in allen Gattungen hatten, hat sich irgendwo angestellt, beim Krieg, bei der Marine, bei den Finanzen, so daß die literarische Welt öde und verlassen ist und man sich in dieser tiefen Nacht vergebens umsieht und zuruft. Große Revolution und großes Jahrhundert!

Der Roman allein hat sich in dieser seltsamen Verwirrung der Gattungen mit Muth vertheidigt. Während das Theater von allen Seiten zusammenstürzte, machte der Roman eine verzweifelte fürchterliche Anstrengung, um sich aufrecht zu halten. Das Wenige, was uns daher vom Drama übrig geblieben, hat sich in den Roman geflüchtet. Lesen Sie mit Aufmerksamkeit die Werke unserer Romanenschreiber; lesen Sie Sand's Indiana, Valentine, die beiden Leichname von Soulié*), und Sie werden sich leicht einen Begriff von der schwankenden und unglücklichen Gesellschaft unserer Zeit machen; einer Gesellschaft ohne Ziel und ohne Plan, kaum wissend, woher sie kömmt, nicht ahnend, wohin sie geht, jeden Tag versuchend, sich an einer neuen Aristokratie festzuhalten, und doch nicht wissend, welche sie ergreifen soll, seit die Aristokratie des Geldes ihr entschlüpft ist, wie alle übrigen. Die Nation fühlt auf eine dunkle Weise, daß sie einer Aristokratie bedarf. Das größte Hinderniß, welches die Republik bei uns zu besiegen haben würde, ist nicht die Liebe zur Monarchie, sondern das Bedürfniß des Luxus, des Müßigganges, der gelehrten und der zarten Vergnügungen. Betrachten Sie nur die Oper. Inmitten der Emeute, des allgemeinen Elendes, als die Furcht vor allen Thüren und in allen Gemüthern war, selbst in jener Zeit ergriff plötzlich ein ungeheures Bedürfniß, die Oper zu besuchen, ganz Paris. Gesang und Tanz sind bei uns Nothwendigkeiten des ersten Ranges geworden. Der Robert von Meyerbeer hat einen jener unerhörten Erfolge erlebt, die sich nur durch politische Thatsachen erklären lassen. Die Nation, entzückt, sich inmitten einer Revolution einem solchen Meisterwerke gegenüber zu befinden, jauchzte demselben Beifall zu und vergaß beim Hören den ganzen Lärm der drei Tage. Robert der Teufel ist noch in diesem Augenblick der den Forderungen der Kunst am meisten entsprechende Gegenstand der Liebe und der Begeisterung, welcher den Parisern geblieben ist.

Die Pest selbst, diese scheußliche Empfindung, welche uns plötzlich mitten in einer tollen Karnevals-Nacht ergriff, konnte uns den

*) Man könnte auch hinzufügen: Barnave, den todten Esel und die phantastischen Erzählungen von Jules Janin.

Vergnügungen der Oper nicht entreißen; auch in dieser gefährlichen Zeit sind wir in die Oper gegangen. Ich erinnere mich noch daran, als ob es heute wäre; das Haus war gedrängt voll. Plötzlich sahen wir aus den Coulissen einen bleichen, ernsten, hageren Mann heraustreten. Der Anblick dieses Mannes machte einen seltsamen Eindruck; sein langes Gesicht schien noch länger in dieser Zeit der Zerstörung; dieser Mann war — Paganini. Er kehrte mitten in der Pest, er und seine Geige, zu uns zurück, und wir drängten uns während der Pest zu ihm, uns ohne Furcht dem abendlichen Nebel aussetzend; so viel Reiz liegt in diesem Bogen. — Die Kunst ist die letzte Religion der vorgerückten Civilisationen, die letzte Hoffnung der Völker, welche keine Zukunft mehr hoffen.

Und Sie fragen mich, Mylady, wie es zugeht, daß wir so wenig hervorgebracht haben; aber es würde menschlicher und logischer seyn, uns zu fragen, wie wir es möglich gemacht haben, noch so viel zu leisten? War die Ausstellung von 1830, welche Sie gesehen haben, nicht aller Aufmerksamkeit werth? Konnte uns die Restauration beim Scheiden einen vortrefflicheren Beweis ihrer Sorgfalt für die Künstler hinterlassen? Ist es nicht eine schöne Sache um den Cromwell von Delaroche, Usurpator am Grabe der Stuarts, wie er plötzlich im Louvre erscheint, drei Tage nach der Revolution, welche die Familie Ludwig's XIV. aus ihrer Wohnung vertrieb? Machen diese Schnitter von Robert nicht eine schöne Wirkung, welche von Rom eintreffen, um uns zu beweisen, daß es noch irgendwo eine heißere und glänzendere Sonne giebt, als die in den Juli-Tagen? Sie haben diese ganze Ausstellung gesehen, alle diese letzten Stunden der Aristokratie in den bewundernswürdigen Gemälden Champmartin's und der Frau von Mirbel; und ich fühlte oft den Druck Ihres Armes, der mir Ihre Bewunderung, Ihre Freude über die Werke unserer Künstler zu erkennen gab. — Nun, diese Kunst, welche Sie in Frankreich gefunden haben, hat zwei Jahre lang allein, ohne Hülfe, ohne Schutz, ohne Unterstützung, ohne einen Blick vom Himmel gelebt. Man hatte ihr feierlich alljährlich eine Ausstellung versprochen; es sind nun bald 48 Monate, daß sie dieselbe erwartet. Auf der nächsten Ausstellung erwarten wir die Juli-Revolution; wir wollen sehen, ob sie dort glücklicher seyn wird, als sie es bisher gewesen ist.

Kennen Sie nun, Mylady, die direktesten Wohlthaten der Juli-Revolution für Alles, was mit der Kunst in Berührung steht? Kennen Sie dieselben? So hören Sie denn, und Sie glauben nicht, wie sehr uns das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, betrübt hat, uns übrige Künstler, uns Leute von Poesie und Aufrichtigkeit, die wir uns an die alten Denkmäler des Vaterlandes hängen, wie an einen alten Freund, den Alter und Hinfälligkeit uns nach und nach entreißen: Seit dem Juli sind die alten Denkmäler der Plünderung preisgegeben; die Gottlosigkeit und die Entweihungen der Zerstörer haben keine Schranken mehr; die Architektur des Mittelalters wird auf die unwürdigste Weise durch den ersten besten Maurer zertrümmert, der seine tempelschänderischen Hände daran zu legen wagt. Betrachten Sie sogar Paris, Mylady; selbst hier, in der aufgeklärten, gelehrten, poetischen Stadt, in der Stadt der Presse, in unserem Salomonischen Tempel, in Paris giebt es kein Denkmal, das man ehrt. Das Volk ist nach St. Germain l'Auxerrois, der neue Thron ist nach den Tuilerieen gezogen; Beides Vandalen auf ihre Weise; dieselbe Verwüstung von beiden Seiten. Man hat den erzbischöflichen Palast des Erzbischofs halber zerstört, und dann des erzbischöflichen Palastes halber den bischöflichen Palast, eine wunderwürdige Reliquie des 14ten Jahrhunderts, der Achtung der Architekten und der Christen gleich werth. Man droht uns mit dem Abreißen der Kapelle von Vincennes; man überstreicht den Thurm von St. Jacques-la-Boucherie; die Abtei von St. Germain-des-Prés theilt man in zwei Hälften; aus der zierlichen Kirche St. Benoit ist man im Begriff ein Theater zu machen. Alles geht zu Grunde. Nachdem man den Palast der Tuilerieen mit einem abscheulichen Graben umgeben, hat sich in Paris ein Mann mit so profanen Gesinnungen gefunden, daß er eine Art von Hotel garni auf beiden Seiten des Doms an der Façade eines Schlosses errichten will, welches Philibert Delorme erbaut hat. Der Dom wird, Dank dieser neuen Erfindung, mit dem übrigen Theil des Daches gleiche Höhe haben. Der ganze Reiz des Palastes ist verloren; dieses ganze Meisterwerk der wiedergeborenen Architektur ist auf eine unwürdige Weise entstellt worden; aber das Schloß gewinnt dadurch einen Salon mehr; Alles gleicht sich aus in dieser Welt. Und doch hatten sich große Könige mit den Tuilerieen begnügt. Bonaparte selbst, dieser größere Alexander, dem die Erde zu klein war, fand dort Raum genug für sich und seine Umgebung. Man muß in der That sehr klein oder sehr groß seyn, um den Palast Ludwig's XVIII. und des Kaisers zu eng zu finden.

Ich schließe hier, Mylady, diesen allzulangen Brief; ich überlasse es Ihnen selbst, die Folgerungen aus dieser raschen Uebersicht unserer Geschichte zu ziehen. Ich habe Ihnen, so weit ich es konnte, alle Wunden dieser armen moralischen und literarischen Welt gezeigt, von dem Erfolg des Vaudeville's an bis zum Ausbau der Tuilerieen. Sie können nun beurtheilen, ob wir uns freuen, und besonders, ob wir noch hoffen dürfen.

Was unsere Hoffnungen betrifft, wer kann darüber etwas sagen? Wer werden die Männer seyn, die sich an die Spitze der intellektuellen Bewegung stellen? Dieses unselige Jahr 1832 hat alle literarische, poetische und philosophische Größen in Europa fortgerafft. Goethe stirbt in Deutschland, nachdem er alle Fortschritte Frankreichs im 18ten Jahrhundert dorthin verpflanzt hat. Cuvier stirbt bei uns, nachdem er die Gränzen der Wissenschaft so weit ausgedehnt hat, wie es dem menschlichen Geist gestattet ist. England hat Walter Scott verloren, den König der Geschichtschreiber und Dichter in den beiden vereinigten Königreichen der Wahrheit und Dichtung. Wir tragen gleiche Trauer, wir, die drei Völker Europa's; jedes von uns kniet an einem Grabe, herabgestiegen, wie wir es sind, zu gleicher beklagenswerther Fläche. Angesichts solcher Ruinen, wer möchte sich mit langen Hoffnungen, mit weitschweifenden Gedanken die Zeit vertreiben? Sie doch nicht?

Aber ich bemerke, daß ich wider meinen Willen einen etwas feierlichen Ton angenommen habe. Es mag seyn, daß ich Sie traurig gestimmt habe, ohne es zu wollen. Zürnen Sie nicht darüber, sondern verzeihen Sie; denn Sie tragen einen Theil der Schuld. Die Geschichte der Kunst in Frankreich, heißt, die Geschichte seines eigentlichsten Glückes, die Geschichte seines wahrsten Ruhmes und seiner unbestreitbarsten Ueberlegenheiten von mir verlangen. Daher so viel Feierlichkeit in diesem Schreiben, so viel Ernst in meinen Worten und so wenig Herzens-Ergießungen selbst gegen Sie, theure Fanny, die Sie so schön, so nachsichtig und fern von mir so gut sind. (V. d. P.)

Bibliographie.

Cours de religion chrétienne. (Die christliche Religions-Lehre.) Von A. Coquerel, Prediger der reformirten Kirche in Paris.

Deux discours. (Zwei Reden über den religiösen Zustand, die Uebel und Bedürfnisse unserer Zeit.) Von A. Vermeil. Pr. 1 Fr.

Projet de code pénal universel. (Entwurf eines allgemeinen Straf-Gesetzbuches.) Vom Ritter G. de Gregory. Pr. 5 Fr.

Des opérations de bourse. (Von den Börsen-Operationen.) Aus dem Gesichtspunkte des Handels-Rechts. Von A. Fremery.

Le livre de l'homme de bien. (Moralische Erzählungen.) Von Ed. Richer. Pr. 3 Fr.

Les trois soeurs. (Die drei Schwestern, oder die Folgen mütterlicher Verblendung.) Von Mad. Foucould geb. Abel Hussan. Pr. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Muthiger Widerstand gegen Räuber.** Eines der kühnsten Beispiele des Widerstandes gegen Räuber lieferte ein Major aus Murat's Generalstab, ein Deutscher von Geburt. Sein Name war, wenn ich nicht irre, Wolf. Dieser Offizier reiste mit Depeschen von Neapel nach Rom, in einer kleinen, niedrigen, offenen Kalesche. In den Pontinischen Sümpfen wurde er durch sechs starke wohlbewaffnete Räuber angehalten. Da sie von einem einzelnen Mann keinen Widerstand erwarteten, so blieben sie an der Thüre des Wagens stehen, fürchterliche Drohungen ausstoßend, und befahlen ihm auszusteigen. Dies that er sogleich, als er aber aufstand, griff er mit jeder Hand eine von den hinter ihm liegenden Pistolen und kreuzte seine Arme unter dem Mantel; so wie er den Boden berührt hatte, schoß er los, und zwei von den Räubern, welche dicht neben ihm standen, fielen todt zu Boden. Sein Säbel war so geschwind zur Hand wie seine Pistolen, er spaltete einem der Räuber den Kopf und verwundete einen anderen, der darauf mit seinen beiden unverletzten, aber erschreckten Gefährten die Flucht ergriff und dem Offizier das Schlachtfeld überließ. (Macfarlane's Banditti.)

— **Französische Küche in England.** Die Achtung, in der diese hier steht, ist ein Beweis von der Macht der Kunst über dem bloßen Empirismus. In England kocht Jeder sein Gericht, so gut es geht; in Frankreich aber verfährt der Künstler nach einem reiflich durchdachten Systeme. Freilich kann auch in England jeder Feinschmecker durch die Anwendung mannigfaltiger und kostbarer Gewürze u. s. w. eine delikate Speise leicht herstellen; er kann sie jedoch weder einem Anderen präsentiren, noch ihr einen Namen geben, während der Französische Künstler, wenn er eine neue geschmackvolle Schüssel ausstudirt hat, sie sogleich einer ganzen Tafel vorsetzt, indem er sie durch einen Titel für ewige Zeiten sanctionirt und kanonisirt. Und darin besteht hauptsächlich die Superiorität der Französischen Küche über die Englische. Man erzählt sich von einem Französischen Koche, der seine Englische Herrschaft bloß deshalb verließ, weil sie zu einer von ihm zubereiteten Speise, als sie auf die Tafel kam, noch etwas Salz that; der Mann hielt sich unstreitig für einen Künstler ersten Ranges und fühlte sich eben so beleidigt, wie es etwa ein Maler seyn würde, wenn ein Kunstliebhaber, nachdem er eine Landschaft von ihm gekauft, die Wolken oder die Staffage ein wenig übermalte. (N. M. M.)

— **Atmosphärisches Phänomen.** Kürzlich wurde eine Familie in Edinburg durch eine plötzliche Explosion in der Küche in Schrecken gesetzt; das Geräusch glich einem Donnerschlag, von einem heftigen Wind begleitet. Die Leute hatten die Küche einige Augenblicke zuvor verlassen, und als sie zurückkamen, fanden sie dieselbe mit einem dicken Schwefeldampf angefüllt. Eine Glasscheibe in der Thüre war in Stücken gesprungen und diese ziemlich weit umher geschleudert worden; sämmtliche Thüren in der Nähe waren heftig zugeschlagen und die Mauern und das Holzwerk in der Küche geborsten. Alle diese Umstände können nur durch die Vermuthung erklärt werden, daß ein Feuerball den Schornstein hinuntergefahren und geplatzt ist, ohne zufällig weiteren Schaden anzurichten. Ein merkwürdiger Umstand ist dabei, daß vor ungefähr zwei Jahren, während eines heftigen Gewittersturmes, ein Feuerball in denselben Schornstein hinabfuhr, ohne bedeutenden Schaden anzurichten. (Scotsman.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung; in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 4. Februar 1833.

Spanien.

Sevilla.

Einleitung zu der Novelle Hernandez, von der Herzogin von Abrantes.

Kennt Ihr das alte Hispalis, die Stadt mit hundert Thürmen und mit der starken Mauer, das lachende Sevilla? Diese Stadt, die immer ein Ort der Wonne und des Entzückens war, ist noch heutiges Tages diejenige, in der ich mein Leben beschließen möchte. Gern irrt man herum in ihren üppigen Gefilden, in jenem Garten, genannt der „Garten des Herkules"; man gleitet sanft über ihren schönen Fluß, im Schatten blühender Orangenbäume. Auch durchwandelt man gern die Säle des alten Alcazar (Maurischen Palastes)*); man sucht daselbst jene mächtigen Erinnerungen, die im Busen wiedertönen; denn überall finden sich Spuren der Wachsamkeit und der Liebe. Die Maurischen Könige bewohnten ihn lange Zeit. Sodann kamen die Fürsten von Kastilien und Leon, und der Mauren-Palast ward eine christliche Wohnung; aber damals änderten die Chroniken Sevilla's ihre Sprache, und auf ihren blutbefleckten Blättern liest man nicht mehr jene Sarazenischen Legenden, die von Turnieren, von Kämpfen und Liebes-Abenteuern erzählen; man liest von Brudermord! In einem dieser Säle, der nach der Gallerie zur Linken führt, hat Peter der Grausame seine beiden Brüder erdolchen lassen.

Unter allen Monumenten Sevilla's ist mir der Alcazar das liebste. Indessen giebt es noch andere, die einen Kunstfreund fesseln können: die einzige Pracht der Kathedrale verdient ohne Zweifel Bewunderung, so wie auch ihr Thurm, jener berühmte unter dem Namen Giralda bekannte Thurm, das Werk des Arabischen Baukünstlers Geber (Dscheber). Allein, was kümmert mich seine kolossale Statue, die sich nach dem leisesten Winde dreht! Ich sehe in ihr nur ein ohnmächtiges Streben. Ich will Erinnerungen, die zur Seele sprechen.

Diese werden lebendiger, wenn man das Innere des Gebäudes betritt; das ungeheure Schiff der Kirche bietet einen erstaunenswürdigen Anblick**). Es ist die größte und regelmäßigste Kirche in ganz Spanien. Der Bau ward angefangen unter Don Sancho dem Tapferen und beendigt unter Don Juan II., umfaßt also den Zeitraum eines Jahrhunderts. Sie enthält mehr Schätze und Kostbarkeiten als irgend ein Monument der Halbinsel. Die Kirche selbst ist ein wunderbares Meisterwerk. Wenn die heitere Sonne Andalusiens ihre letzten Strahlen versendet, so kniee man vor dem alterthümlichen Grabe König Ferdinand des Heiligen nieder. Dann wirft das scheidende Licht durch achtzig gemalte Fenster eine Menge bizarrer Figuren von Smaragd, Rubin und Saphir auf die steinernen Platten, und man vernimmt die mit Engelsstimmen vergleichbaren Töne der Orgel***). Dieser Moment stimmt zum Gebet für die Seelenruhe des heiligen Königs, der Sevilla erobert hat, Sevilla, die herrlichste aller Städte!

Die Reichthümer, welche diese Kathedrale vor der Invasion enthielt, waren unschätzbar. Altäre von massivem Silber (es gab deren mehr als dreißig, von 4—5 Fuß Höhe), Statuen des heiligen Isidor und des heiligen Leander, in Lebensgröße und gleichfalls aus Silber; massiv goldene Leuchter, mit Edelsteinen besetzt; eine Custodia (Nische für die Monstranz) von Gold und Silber, mit Edelsteinen reich geschmückt, von zehn Fuß Höhe, mit 48 Säulen von gleicher Art†). — Alles dies ist nur ein sehr geringer Theil der unermeßlichen Reichthümer, welche die katholische Pietät hier anhäufte, und welche der Sturm der Eroberung auf immer verschwinden ließ. Wehe über die Kirchenschänder! Der Zorn Gottes wird sie ob ihrer Verstocktheit treffen.

Die unschätzbarsten Gegenstände waren aber diejenigen, die man unter dem gottlosen Vorwande der Kunstliebe raubte. Sollte nicht Murillo's Schatten erzürnt und dräuend seiner Gruft entstiegen seyn, als seine Vaterstadt der Meisterstücke beraubt ward, mit denen sein unsterblicher Pinsel sie beschenkt hatte? Die schönsten Werke der größten Maler aus der Spanischen Schule waren in Sevilla; Alles wurde fortgeschleppt; Alles als Beute betrachtet. Armes Sevilla!

Jede Stadt Spaniens besitzt eine Alameda (öffentliche Promenade). Die von Sevilla war durch zwei antike Säulen ausgezeichnet, auf denen Bildsäulen von Cäsar und Herkules standen. Man weiß, daß, der Sage zufolge, zwei Männer mit Namen Herkules nach Spanien gekommen sind. Der Erste war ein Libyer, der Andere ein Thebaner. Dieser Letztere, den seine Stärke berühmt gemacht, kam tausend Jahre später als der Libyer mit den Argonauten nach Cadix und von da nach Gibraltar, wo er Herakleion gründete. Welcher von Beiden Sevilla erbaut hat, will ich nicht entscheiden: daß aber die Sage, welche die Erbauung einem Herkules zuschreibt, nicht lügt, erhellt aus Denkmälern, die fast materiell zu nennen. (?)*)

Das Volk weiß diese Traditionen auswendig; es kennt auch alle diejenigen, die sich auf den Alcazar beziehen. Seine bezauberten Gebüsche bleiben verlassen, wenn der Abend kommt, und ein junges Mädchen wird sich ungern entschließen, unter ihrem kühlenden duftigen Laube ein verliebtes Rendez-vous zu geben. Der Generalife (in Granada), die Gebüsche der Alhambra (ebendaselbst), kurz Alles, was in Spanien an die Sarazenen erinnert, muß dem Garten des Alcazar in Sevilla nachstehen. Er bewahrt seine ursprüngliche Form in jenem Labyrinth, das ungeheure Myrthen von bizarrem Zuschnitt bilden, und deren Alleen an einer sprudelnden Fontaine endigen, deren Strahl ein Becken aus Jaspis und weißem Marmor aufnimmt, das Symbol der Reinheit, wie die Arabische Inschrift verkündet. Bei dem Gedanken, daß unser Fuß über die Platten schreitet, die der Papusch einer Sultane, der Halbstiefel eines Chalifen berührten, versetzen wir uns, wie auf den Arm eines Freundes gestützt, in die Vergangenheit. Wir denken an die einfache rührende Geschichte der Sultanin Schems Ennehar und des jungen Persischen Prinzen, das lieblichste unter allen Mährchen der Tausend und Einen Nacht. Hier ist keine Fiction; Alles ist Liebe, jene Asiatische Liebe, die Tod und Leben giebt.

Zu diesen Erinnerungen, die eben so romantisch als menschlich wahr sind, gesellt sich eine andere, die weit mehr noch als Liebesgedanken zur ganzen Welt redet. Der Menschheit, der Aufklärung ist diese Erinnerung theuer. Wie! sollen Christen nach der Maurischen Herrschaft sich zurücksehnen? Und doch, welch' anderes Gefühl kann uns ergreifen beim Anblick dieser verödeten Felder, die vom Feuer des Himmels verzehrt scheinen! Gewiß, sie sind noch fruchtbar; die Palme, der Feigen- und Orangenbaum tragen ihre Blüthen und Früchte wie vordem; aber dies geschieht gleichsam wider den Willen der neuen Besitzer dieses Paradieses. Der Solano weht hier mit seiner ganzen Macht, und nicht mehr erhebt sich zwischen Sevilla und der Küste gegen Afrika jene Schranke aus Laub und Blumen, an der vormals seine Wuth sich brach. Die Myrthen-Haine, das Gotteshaus, sie sind geröthet worden von dem Blute junger Mädchen; fürchterliche Scenen wurden dem entsetzten Auge der neuen Christen geboten, die Verheißungen des Glückes und der Ewigkeit in den Schooß der Kirche riefen, und die sehen mußten, wie man im Namen des Gottes der Liebe Blutgerüste und Scheiterhaufen vor ihnen errichtete, und wie ihre Frauen, ihre Töchter die Opfer der viehischen Lust ihrer Seelenhirten wurden! Wie gewaltig muß nun der wollüstige Zauber dieses schönen Himmels, dieser balsamischen Lüfte seyn, da er immer noch zu dem Ausrufe nöthigt: „In Sevilla möcht' ich mein ganzes Leben hinbringen!"**)

Unter den vielen Geschichten mönchischer Tyrannei und Rachsucht, die in Sevilla erzählt werden, ist die nachstehende, die im Jahre 1774 sich ereignete, wohl eine der wehmüthigsten: „Ein Geistlicher von San Lucar faßte eine wilde Leidenschaft zu einem jungen Mädchen aus angesehener Familie, seinem Beichtkinde. Er entdeckte ihr dieselbe im Beichtstuhl. Das Mädchen war tugendhaft und außerdem im Begriff, sich zu verheirathen. Er wußte dies wohl; denn er kannte ihr ganzes Leben, das dem eines Engels glich. Sie erinnerte ihn, daß sie Braut sey; allein er antwortete nur mit

*) Alcazar ist das Arabische kasr, Palast, mit dem aus Mißverstand beibehaltenen Artikel.

**) Die Länge der Kirche beträgt 420 Fuß, die Breite 263, die Höhe 126. Sie wird von achtzig Fenstern mit Glasmalerei erleuchtet, von denen jedes 1000 Dukaten gekostet hat. Sie hat neun Portale. Auf einigen derselben sieht man noch bronzene Platten mit herrlicher Skulptur.

***) Diese Orgel ist die schönste auf Erden. Sie zählt 5000 Orgelpfeifen mit 110 Tasten, also noch 50 mehr als die Haarlemer Orgel. Die Bälge sind so groß, daß sie die Töne 15 Minuten lang in Schwingung halten.

†) In dieser Nische befand sich eine Monstranz, die nur zum Frohnleichnams-Feste diente, 1700 Mark Silber wog und herrlich gearbeitet war. Was ist aus ihr geworden?!

*) Auf dem Xeres-Thore von Sevilla steht folgende Inschrift:

	Herkules ist mein Erbauer,
Hercules me edificó	Hohe Thürm' und eine Mauer
Julio Cesar me cercó	Gab mir Cäsar's mächt'ge Hand.
De muro y de torres altas,	Und der heil'ge Ferdinand
Y el rey santo me ganó	Dem de Vargas beigestanden,
Con Garci Perez de Vargas.	Löste mich aus Mauren Banden.

**) Man vergleiche damit, was Lord Byron über Sevilla sagt.

Nothschlägen, vor denen ihre reine Seele schauderte. Sie drohte ihm, Alles ihrer Mutter zu erzählen; er schaute sie mit teuflischem Lachen an. Ach! sie mußte schweigen. Sie hatte einen Bruder, einen Geliebten, und der Solano wehte damals mit Heftigkeit. Sie schwieg, weinte viel und faßte sich endlich wieder, wie man dies im sechszehnten Jahre thut, wenn das Gewitter nur noch in der Ferne tobt. Dieser Mann hatte, so glaubte sie, sein Vorhaben aufgegeben. Wie konnte dies auch anders seyn? Sie hatte so brünstig zur heiligen Jungfrau gebetet! Armes Geschöpf, das sich einbildete, die schwache Stimme eines Kindes vermöge etwas gegen die Tatzen des Tigers. O, nein, er bewahrte sie, um sein Schlachtopfer zu zerreißen! Er bot sie in der Kirche auf, ließ sie dann beichten und erbat sich als eine Gunst, ihre Ehe segnen zu dürfen; besonders aber wünschte er, daß sie am Morgen vor dem Hochzeitstage bei der Messe, die er jeden Morgen las, die Kommunion mit ihm theilen möchte. Das Mädchen sah in diesem Begehr nur eine heilige Aussöhnung. Sie kniete vor dem Schurken nieder, hörte seine Worte mit Andacht und empfing mit Engelsreinheit die Hostie aus seinen Händen. Noch kniete sie vor dem Heiligthum, und das Tabernakel stand noch offen, als sie plötzlich, von zwei Dolchstichen durchbohrt, entseelt niederstürzte. Das Ungeheuer in priesterlichem Kleide, dessen Hand den Dolch gezückt hatte, sah von den Stufen des Altars mit der fürchterlichen Ruhe gestillter Rache, wie die Mutter sich verzweiflungsvoll im Blute ihrer Tochter krümmte." — Diesem Menschen widerfuhr weiter nichts, als daß er nach Portorico verbannt ward. Townsend hat den Bruder des unglücklichen Opfers gekannt, der zu den Vorstehern der Tabacks-Fabrik von Sevilla gehörte und seine Schwester viele Jahre überlebte."

Bibliographie.

- Coleccion de canciones españolas y americanas. (Sammlung Spanischer und Amerikanischer Gesänge.) Mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre. 5 Hefte.
- Nuevo viagero universal en América. (Beschreibung des physischen, politischen, kirchlichen und literarischen Zustandes von Neu-Spanien.) Pr. 7 Rs.
- Hacerse amar con peluca, ó el viejo de 25 años. (Der Greis von 25 Jahren.) Lustspiel in zwei Akten, von Don Ventura de la Vega. Pr. 4 Rs.
- Los seis grados del crimen. (Die sechs Abstufungen des Verbrechens.) Drama in 6 Akten. Pr. 4 Rs.
- Nuevos elementos de medicina y cirugia legal. (Die gerichtliche Arzneikunde, gemäß der Spanischen Gesetzgebung.) Von Dr. de Peiro und Don Josef Rodrigo. Pr. 32 Rs.
- Corona Real. (Gedichte an die Königin, in Bezug auf die von derselben erlassene Amnestie.) Von verschiedenen Verfassern. Pr. 6 Rs.

E n g l a n d.

Ueber das Wesen der Geister-Erscheinungen.

(Schluß.)

Es giebt noch eine andere Klasse von Erscheinungen, die optischer Natur sind und ebenfalls von Mehreren gesehen werden können. Sie haben ihren Ursprung in der Netzhaut des Auges, insofern sie Ocular-Spectra oder Nebenfarben hervorbringt. Wenn man aus hochrothem Papier eine menschliche Gestalt schneidet, dieselbe auf ein Blatt sehr weißen Papieres legt, und den Blick einige Sekunden lang starr auf einen Punkt der Figur heftet, so wird man bemerken, daß die rothe Farbe bleicht, als wäre sie mit Weiß gemischt. Nehmen wir nun die rothe Figur schnell weg, so werden wir auf dem weißen Papier eine grüne Figur sehen, die vollkommen gleiche Umrisse hat, und diese heißt das Spectrum oder die Nebenfarbe der rothen Figur.*) Diese Schatten-Farben erscheinen uns oft, wenn wir die Ursache nicht bemerkt haben, die sie entstehen ließ. In einem Zimmer, das mit lebhaften Farben bemalt ist und von der Sonne beleuchtet wird, haben alle Schatten die Nebenfarbe des Anstrichs. Ein Sonnenstrahl, der durch die Oeffnung einer blauen Fenster-Gardine fällt, erscheint rothgelb, und überhaupt, so oft das Auge von einer vorherrschenden Farbe affizirt ist, wird es auch die Spectral-Farbe sehen, wie das Ohr bei einer vibrirten Saite den Grund-Ton und den harmonischen Ton zugleich vernimmt.

Sieht man Figuren auf stark erleuchtetem Hintergrunde, z. B. sehr hellen Wolken oder im Wasser gebrochenen Sonnenstrahlen, so trägt der Zuschauer eine Zeit lang ein weißes Spectral-Bild auf dunklem Grunde mit sich herum. Selbst bei gewöhnlichen Lichtern können dergleichen Erscheinungen durch Eindrücke hervorgebracht werden, die vorübergehender sind; und wir tragen kein Bedenken, der folgenden Geschichte Glauben beizumessen.

„Ein schwarz gekleideter Mann auf einem weißen Pferde ritt im hellen Sonnenstrahl, der sein Licht durch eine schmale Oeffnung der Wolken nur auf diesen Theil der Landschaft warf. Die schwarze Figur hatte eine weiße Wolke zum Hintergrund, und das weiße Pferd den schwarzen Boden, mit dem es lebhaft kontrastirte. Die Bewegungen des Reiters beobachtete Jemand mit gespannter Aufmerksamkeit; der Erstere verschwand endlich hinter einem Walde und hinterließ dem erstaunten Gaffer sein Spectral-Bild in der Form eines weißen Reiters auf schwarzem Pferde, das einige Zeit am Himmel oder auf jedem blassen Grunde erschien, den er fixirte."

*) Man vergleiche die Tabelle der wirklichen und ihrer entsprechenden Spectral- oder Nebenfarben in Brewster's Letters on Natural Magic, London, 1831 (S. 21). Dieses Werk wurde durch Walter Scott's Letters on Demonology and Witchcraft veranlaßt. — Deutsche Leser werden sich der interessanten Beobachtungen Goethe's in seiner Farbenlehre erinnern.

Wir kommen jetzt zu der Klasse von Visionen, die nur Eine Person zu gleicher Zeit gehabt hat. Diese können verschiedene Ursachen in's Daseyn rufen. Sie sind entweder die Ergebnisse einer blaßen optischen Täuschung, oder einer zaghaften Einbildung, oder endlich eines krankhaften Zustandes der Lebens-Functionen. Bei den optischen Täuschungen spielt besonders die Netzhaut, wie schon angedeutet, eine große Rolle; aber Brewster's scharfsinnige Beobachtungen über die physischen Affectionen des Auges gestatten leider keine Auszüge, und die durch Furcht geschaffenen Gespenster haben wenig Interesse. Am merkwürdigsten und höchst wichtig für den Arzt wie für den Natur-Philosophen sind die Visionen der dritten Art, welche zu bedeutenden Entdeckungen im Gebiete der Wechselwirkung von Seele und Körper führen können. Diese Visionen sind bei hellem Tage und selbst in einem geselligen Zirkel möglich. Zu den wunderbarsten gehören die des verstorbenen Berliner Buchhändlers Nicolai, über die er selbst der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften eine Mittheilung machte.*)

Seit Nicolai sind diese Phänomene genauer beobachtet worden, und wir besitzen jetzt einige interessante Fälle mehr. Vor einigen Jahren lernte Herr David Brewster eine Lady kennen, die an Gesprächen über dergleichen Dinge den lebhaftesten Antheil nahm. Wenige Monate nach einer dieser Unterredungen, in denen man sich auf Dr. Hibbert's „Philosophie der Erscheinungen" bezog**), erfuhr Brewster zu seinem Erstaunen, daß die Lady selbst das Opfer dieser Visionen geworden war. Vom 26. Dezember 1829 bis zum 30. April 1831 hatte sie dreizehn Gesichte, und zwar sieben, als sie allein war, vier im Beiseyn ihres Gatten und zwei in Gesellschaft von Freunden. Sehr umständliche Nachrichten von denselben giebt Brewster in dem angeführten Werke. Er versichert, daß, wenn er den Namen des Gemahls jener Dame nennen dürfte, sein Rang in der Gesellschaft und seine Auszeichnung in der gelehrten Welt auch den schwerglaubigsten Leser davon überzeugen würden, daß Alles mit eben so viel Wahrheit als philosophischem Geiste beschrieben sey. Wir müssen uns mit einem kurzen Auszug aus diesen Notizen, die der Gemahl selbst dem Verf. mitgetheilt hat, begnügen.

Die erste Illusion der Mistreß A. affizirte nur das Ohr. Sie stand eines Tages (den 26. Sept. 1829) im Saale beim Feuer und wollte eben den Mittagstisch besorgen, als sie die Stimme ihres Gemahls zu hören glaubte, der ihr mit Namen zurief: „— — komm' hierher!" Sie bildete sich ein, er wolle die Thür aufgemacht haben, fand aber zu ihrem Erstaunen, daß kein Mensch da war. Als sie wieder an den verlassenen Ort ging, hörte sie die nämliche Stimme und die nämlichen Worte sehr deutlich, und zwar das dritte Mal in einem lauten, klagenden und etwas ungeduldigen Tone. Eine halbe Stunde später kam ihr Mann nach Hause, und jetzt erfuhr sie erst, daß Alles Täuschung gewesen. — Ein paar Tage darauf trat sie in's Ankleide-Zimmer und sah die Gestalt ihres Mannes mit dem Rücken an's Kamin gelehnt. Da er vor einer halben Stunde ausgegangen war, so fragte sie ihn, warum er so bald wieder zurück sey. Die Gestalt blickte sie ernst und gedankenvoll an, sprach aber nichts. Sie glaubte, er sey sehr nachdenklich, und setzte sich ein paar Schritte von der Gestalt in einen Armstuhl. Diese blickte ihr immer noch starr in's Gesicht, und sie fragte nun, warum er denn kein Wort spräche? Jetzt bewegte sich die Figur mit unverwendeten Augen nach einem Fenster am anderen Ende des Zimmers, und zwar kam sie so dicht an der Lady vorbei, daß diese nicht wenig erschrocken war, keinen Fußtritt zu hören, kein Aufreißen der Kleider und nicht einmal eine Bewegung der Luft zu empfinden. Am Fenster verschwand die Figur; die Lady folgte ihr, schüttelte die Gardinen und konnte sich nur mit Mühe überreden, daß es nichts Wirkliches gewesen sey. — Die nächste Illusion (den 4. Januar 1830) erfolgte in Gegenwart des Herrn A. Die Lady sah eine Katze, die zu den Füßen ihres Mannes auf dem Teppich saß und ihr in's Gesicht stierte. Herr A. wollte eben das Feuer schüren; sie rief ihm zu, er möge sich vorsehen, daß er nicht die Katze mit dem Schür-Eisen träfe. Herr A. überzeugte sie, es sey eine Täuschung, und sagte, sie möge nach der Figur greifen. Da schien es ihr, als wiche das Bild zurück; sie folgte ihm, und es verschwand unter einem Stuhl. Es waren zwei Katzen im Hause, und gleich nachher fand man beide im Zimmer des Aufwärters. — Etwa einen Monat nach dieser Vision war Mistreß A. eines Abends vor dem Schlafengehen damit beschäftigt, ihr Haar an der Toilette zu ordnen. Da erblickte sie plötzlich im Spiegel, über ihrer linken Schulter, das Gesicht einer naher damals nicht in England anwesenden Verwandten, das sie mit starren Zügen anblickte. Nach einigen Minuten schaute sie sich um, allein sie gewahrte nichts, und auch das Spiegelbild war verschwunden. Mistreß A. fühlte sich an diesem Tage von einer Spazierfahrt sehr ermüdet und bemerkte, es hätte sie eine Art von Bezauberung genöthigt, der Figur in's Gesicht zu sehen. — Ein anderes Mal (den 5. Oktober 1830) erweckte sie ihren Mann zwischen ein und zwei Uhr des Morgens und erzählte ihm, daß sie eben die Gestalt seiner verstorbenen Mutter gesehen. Diese habe die Bett-Gardinen auf die Seite geschoben und sey zwischen den Betten in dem nämlichen Anzug erschienen, den sie trug, als Mistreß A. das letzte Mal mit ihr zusammen war. — Den 11. Oktober 1830 erschien ihr mitten in einem geselligen Zirkel die Figur einer verstorbenen Freundin, die von dem Fenster am anderen Ende des Zimmers auf

*) Wir halten es für überflüssig, etwas mehr davon zu sagen, weil die Details dem Deutschen, besonders aber dem Berliner Leser, hinlänglich bekannt seyn werden.

**) Sketches of the Philosophy of Apparitions etc. By S. Hibbert, Edinb. 1825.

sie zuschritt. Sie näherte sich dem Kamine und nahm Herrn A. gegenüber auf einem Stuhle Platz. Die Lady befürchtete, durch ihr Hinstarren nach dem leeren Flecke die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu erregen, faßte daher einen Entschluß und setzte sich auf den Stuhl, welchen die Figur inne hatte. Die Erscheinung blieb vollkommen deutlich, bis die Lady sich gleichsam in ihren Schooß setzte, und verschwand alsdann. — Den 26sten, um zwei Uhr Nachmittags, saß Mistreß A. neben ihrem Mann am Fenster und rief plötzlich: „Was habe ich gesehen!" Er blickte sie an und bemerkte eine auffallende Veränderung in ihren Augen und Geberden. Es war ihr vorgekommen, als führe eine Kutsche, mit vier Pferden bespannt, auf den Thorweg des Hauses zu. Sie wollte die Treppe hinaufgehen und zum Empfang einer Gesellschaft sich vorbereiten, allein, wie durch Zauber gebannt, blieb sie sprach- und regelos. Als die Kutsche noch ein paar Schritte vom Fenster entfernt war, verwandelten sich alle die Fahrenden in Skelette und andere scheußliche Gestalten. Dann verschwand die ganze Scene. — Den 30. April 1831 schrieb Herr A. in seinem Zimmer. Seine Frau trat herein und fuhr, wie sie ihn erblickte, mit Entsetzen zurück. Er befragte sie um die Ursache, und sie versicherte, ihn eben jetzt im anderen Zimmer verlassen zu haben; daher sie im ersten Augenblick wirklich zweifelte, welches von beiden der echte sey. Der Doppelgänger des Herrn A. war ihr an einem Büchergestell erschienen, wo er in ein Buch sah. Sie näherte sich demselben bis auf einige Schritte, redete ihn aber nicht an, weil er nichts sprach. Dann verließ sie das Gemach und trat gleich in das ihres Gemahls. Herr A. bemerkt zu dem letzterwähnten Falle, es folge hieraus, daß die Figur durchaus nicht mit dem Auge in derselben Richtung bliebe und also auch nicht auf die Netzhaut gemalt sey. Nachdem die Lady sieben dieser Illusionen erfahren hatte, sagte sie ihrem Manne, daß ein besonderes Gefühl in den Augen ein paar Stunden vorherginge; dieses Gefühl verschwand, wie es ihr schien, zugleich mit der Erscheinung.

Sowohl bei Herrn Nicolai als bei Mistreß A. entstanden diese Gesichte aus einer gestörten körperlichen Function, und zwar der Verdauungs-Organe. Das Uebel erzeugte bei dem Ersteren Schwindel, bei der Letzteren eine Spannung im Kopfe, weil das Blut beständig nach der Region des Gehirns strebte, dazu kam noch große Reizbarkeit der Nerven und eine sehr lebendige Einbildungskraft, und die Erscheinungen Nicolai's waren deshalb weit mannigfaltiger und stetiger, weil sein körperlicher Zustand viel schlimmer war. Setzte man ihm Blutegel, so ward die Bewegung der Figuren immer langsamer, und ihre Farben verblichen; dann wurden die Umrisse undeutlicher, und vor dem gänzlichen Verschwinden zeigten sich nur noch Fragmente. Dr. Brewster, der unbedenklich behauptet, daß all' diese Erscheinungen den Gesetzen der Ocular-Spectra folgen und wirkliche Bilder sind, welche die Seele auf der Retina entwirft, gedenkt noch eines merkwürdigen Beispiels dieser Art.

„Ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben, der jetzt über 80 Jahr alt ist, nüchtern lebt und sich einer dauernden Gesundheit erfreut, empfängt seit 10 Jahren fast täglich solche gespenstische Besuche. Sie haben gewöhnlich ein menschliches Antlitz; der Kopf und Obertheil des Körpers sind scharf gezeichnet; die unteren Theile aber pflegen sich in eine Art Wolke zu verlieren. Die Figuren sind eben so verschieden, als ihre Anzüge. Bald tragen sie ein Kostüm, wie im Zeitalter Ludwig's XIV.; bald sind sie wie alte Römer, wie neuere Türken und Griechen gekleidet u. s. w. Er erkennt nur selten Gesichter, die er schon gesehen zu haben sich erinnert; aber sein eigenes Gesicht ist ihm gelegentlich präsentirt worden, wie es stufenweise von der Jugend bis zum Greisenalter sich verändert hat. Er sieht die Figuren im Hellen und Dunkeln, bei offenen und geschlossenen Augen. Sie sind fast alle gefälliger Art, und ihre Gegenwart scheint ihm ergötzlich zu seyn. Er kann sie bannen, indem er mit der Hand über die Augen fährt oder seine Augenlieder ein paar Sekunden schließt und wieder öffnet; aber bei solchen Gelegenheiten erscheinen sie oft bald nachher wieder. Gewöhnlich sieht er das Antlitz des Gespenstes, zuweilen auch das Hinterhaupt, sowohl von Männern als Frauen, mit verschiedenen Perücken und anderem Kopfputz. Von der Wirkung eines körperlichen Uebels weiß er nichts, ausgenommen einmal, als er, nach einer Erkältung, ein Paar Tropfen Opium zu sich nahm, wo denn das ganze Zimmer mit schimmernden und blinkenden Gegenständen angefüllt schien, aber keine Spectra deutlich zu sehen waren." Man sieht hier, daß die Fragmente von Figuren, die in eine Wolke endigen, die Gränze des empfänglicheren oder gereizteren Theiles der Retina bestimmen.

Herrn David Brewsters ganze Theorie der Spectral-Täuschungen kann in der Kürze so gefaßt werden: In dem Zustande körperlicher und geistiger Gesundheit, wenn die Einbildungskraft wohl geregelt und die Organe der Sinne die treuen Dolmetscher der äußeren Welt sind, da zeigen sich die auf Erinnerung und Einbildungskraft gegründeten Vorstellungen schwach im Verhältniß zu denen der Sinnenwelt. In Beziehung auf sichtbare Gegenstände sind beide Klassen von Eindrücken auf die Netzhaut gemalt, jedoch in sehr verschiedenem Grade der Lebendigkeit. Mitten in einer Gesellschaft, oder umgeben von den Schönheiten der Natur, rufen wir die Scenen früherer Jahre zurück und werden, aber nur auf Augenblicke, für die äußeren Gegenstände unempfindlich. Das geistige Bild, eben so vorübergehend als schwach, verschwindet bald, und die Seele steht wieder unter dem Einflusse der äußeren Eindrücke. Wenn das Gedächtniß uns lebhafte Bilder der Vergangenheit ins häusliche Leben brächte oder selbige über die äußere Landschaft verstreute, so würden die Geschäfte des Lebens gestört werden; die Mischung der Phantasie-Gebilde mit der nüchternen Wirklichkeit brächte unsere Verstandes-Kräfte in Verwirrung. Die beiden entgegengesetzten Eindrücke könnten nicht einmal gleichzeitig seyn; das nämliche Nervengewebe, welches die Gestaltungen des Gedächtnisses vom Sensorium zur Netzhaut bringt, könnte nicht in eben der Zeit die Eindrücke äußerer Gegenstände von der Netzhaut zum Gehirn bringen. Die Seele kann nicht zwei Functionen zugleich verrichten, und die Thätigkeit der einen setzt nothwendig die Ruhe der andern voraus. Aber so rasch wirkt das Vermögen der Seele, daß der stete Wechsel des Erscheinens und Verschwindens beider Arten von Anschauung, die gleichsam mit einander streiten, nicht leichter bemerkt wird, als die Reihenfolge der Beobachtungen äußerer Gegenstände während des Blinzens der Augen. In einem Geiste, der an abstraktes Nachdenken und an die Uebung der Phantasie gewöhnt ist, werden die innerlich erzeugten Bilder oft ungemein lebendig, und äußere Einflüsse machen zuweilen gar keinen Eindruck. Im Dunkeln und in der Einsamkeit, wenn die äußere Welt den Sinnen so gut als verschlossen ist, malt sich die Thätigkeit der Seele, selbst bei gewöhnlichen Menschen, in lebhafteren Farben, und im Zustande des Halbwachens werden die schlummernden Sinne oft durch Bilder geweckt, die von Innen hervorblitzen. Gleich Spectral-Erscheinungen sind die Eindrücke letzterer Art ganz unwillkürlich, und mögen sie auch einer regelmäßigen Ideen-Folge ihr Daseyn verdanken, so ist es doch unmöglich, ein Glied dieser Kette zu entdecken.

Bei Spectral-Illusionen dagegen wird die Retina durch zeitliche Unordnung in den Lebens-Functionen empfindlicher gemacht, und die Bilder sind oft so lebendig, daß sie alle äußere Eindrücke verlöschen. Manchmal sind sie bleich und lassen sogar die äußeren Objekte durchschimmern. Zuweilen erscheinen sie nur in Fragmenten, die gelegentlich aus Gemälden oder anderen hellen Gegenständen im Zimmer zu erwachsen scheinen; andere Male haben sie eine kurze momentane Existenz, schwimmen durch das Auge wie ein Wrack und eludiren die Forschung des Beobachters. Wären diese Bilder blaße Ideen der Einbildungskraft, die ein besonderer körperlicher Zustand lebendiger machte, warum fehlte ihnen dann zuweilen die bestimmte Oertlichkeit, eine vollständige Form und die entsprechende Färbung? Alle diese Phänomene hängen von dem Zustand der nervösen Membrane ab, welcher die Ideen eingedrückt werden.

Wenn aber nun die Retina beider Augen zerstört wäre, wie könnten dann Gedächtniß und Phantasie ihren Ideen äußeres Daseyn geben? Wir wissen nicht, ob die Wirkungen einer zerstörten Netzhaut jemals genau beobachtet worden sind; ist dies aber geschehen, so hat man gewiß befunden, daß die Wirkungen beider Vermögen dieselben geblieben sind. Die Art, wie äußere Eindrücke von den Nerven zum Gehirn gehen, und wie innere Anschauung nach außen wirkt, ist uns unbekannt; aber die Möglichkeit, daß Eindrücke von den abgerissenen Extremitäten der Filamente des Sehnervs zu den Punkten übergehen können, wo diese Filamente in der Netzhaut endigten, kann aus dem wohlbekannten Faktum dargethan werden, daß, wenn Jemanden ein Glied amputirt worden, der Patient während seines ganzen Lebens gelegentlich eine Art von bestimmtem Gefühl in den amputirten Theilen hat. (Q. R.)

Bibliographie.

- Mirror of popular knowledge. (Kenntnisse für Jedermann.) Pr. 2½ Sh.
- Walks through London. (Spaziergänge durch London.) Von G. A. Coyle. Pr. 6 Sh.
- The young christians guide. (Des jungen Christen Führer zur Confirmation.) Von Myer. Pr. 6 Sh.
- Golden legends. (Goldene Legenden.) 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
- Dublin University Review. (Literatur-Zeitung der Dubliner Universität.) Erster Band. Pr. 4 Sh.
- Observations on gas-lighting. (Bemerkungen über Gas-Erleuchtung.) Pr. 1 Sh.
- On blood-letting. (Ueber den Aderlaß.) Von Geoghegan. Pr. 2 Sh.

Italien.

Neu aufgefundene Gemälde des Giulio Romano in Mantua.

In einem ehemals dem Marchese Torelli zugehörigen, in der Straße Pradella gelegenen Hause waren schätzbare Gemälde vorhanden, die aber bei einer Feuersbrunst sehr beschädigt wurden; nur ein Kabinet im Erdgeschoß war unversehrt geblieben. Diese Gemälde mit den dazu gehörigen Stuckatur-Arbeiten und Ornamenten zeigten dieselbe Manier, die man in der Real corte und im Palaste del Tè wahrnimmt. Außer historischen Darstellungen enthielt dieses Kabinet einige miniaturartige Landschaften, und es ist bekannt, daß Giulio Romano in diesem Genre der Malerei unter Anderen auch einen gewissen Camillo aus Mantua gebildet hatte. Da jenes Haus in einen prachtvollen Palast umgeschaffen werden sollte, so mußte das Kabinet zerstört werden; um aber die werthvollen Gemälde zu erhalten, faßte man den Entschluß, die Mauer zu durchsägen, eine Arbeit, die ein geschickter Mantuanischer Künstler, Namens Pietro Novati, übernahm, der weder Kosten noch Mühe sparte und sämmtliche Gemälde glücklich heraussägte. Ihr Aussehen gewann sogar gegen früher, indem sie besser zusammengefügt wurden, während sie an ihrem ursprünglichen Platze mehrere Risse gehabt hatten. Das Kabinet war etwas über sechs Mètres lang und etwas über vier Mètres breit, und das Täfelwerk der Wand war in einer Höhe von vier Fuß über dem Estrich mit verschiedenartigen Landschaften verziert. Ueber einem Kamin sah man den Genius der Architektur mit dem Zirkel in einem Gebüsch, vielleicht um anzudeuten, daß die Baukunst auf diese Weise entstanden sey. Auf dem oberen Theile der Wand war auf der einen Seite der Wettstreit zwischen

Apollo und Marsyas, auf der anderen die grausame Bestrafung des Letzteren abgebildet, auf der dritten das Urtheil des Paris und auf der vierten Diana im Bade, in der Mitte und nicht weit davon Neptun in seinem Muschelwagen. Auf dem ersten dieser Wandgemälde erblickt man eine reizende Landschaft und zur Linken des Beschauenden den Helikon, den Aufenthalt Apollo's und der Musen. Der Gott ist nackt, so wie Marsyas, dem zwei Soldaten zur Seite stehen; Minerva faßt den Marsyas kräftig beim Arm, wie wenn sie ihn von diesem verwegenen Wettkampfe abhalten wollte, während der Genius der Harmonie den Siegerkranz auf Apollo's Haupt setzt. Die zweite Scene stellt ein Gebüsch dar, in welchem der Genius die Harfe des Gottes in die Hand nimmt; Apollo vollbringt die Skalpirung des mit den Füßen an den Zweigen einer Eiche aufgehängten Marsyas, dem die Haut fast schon ganz abgezogen ist. Der Künstler ist hierin von den meisten antiken Denkmälern abgewichen, welche die Vollziehung dieser grausamen Strafe einem Scythen überlassen, um aus dem Gotte keinen Schinder zu machen. In den Figuren ist viel Ausdruck, namentlich in dem Kopfe des Marsyas, in welchem sich der Schmerz, den er erduldet, ausspricht. Die Erfindung dieses Gemäldes wird dem Giulio Romano zugeschrieben; die Ausführung ist, wenn nicht von ihm selbst, so doch gewiß von einem seiner besten Schüler. Die dritte Scene, der Urtheilsspruch des Paris, geht in einer lachenden Ebene am Fuße des Ida vor; die Göttin der Schönheit liebkost einen Amor, während Hermes, zwischen Paris und Venus stehend, seinen Schlangenstab auf das Haupt der Letzteren senkt, gleichsam um ihren Sieg zu bestätigen; Juno und Pallas stehen bei Seite, voll Aerger über ihre Niederlage; sämmtliche Gottheiten sind durch ihre Attribute bezeichnet. Die vierte Scene eröffnet sich wieder in einem Gebüsch; Diana mit ihren Nymphen badet sich in einem Felsen-Bassin, aus welchem das Wasser durch eine Oeffnung abläuft; Aktäon erscheint, und die Nymphen drängen sich verschämt an einander, während Diana, mit einem Zipfel des Gewandes die Nacktheit, so gut es gehen will, verhüllend, zornig das Urtheil gegen Aktäon ausspricht, dem auch sogleich zweigiges Geweih aus der Stirn sprießt, während die Hunde ihn bellend anfallen. Das fünfte und letzte Gemälde stellt Neptun in seinem von vier See-Rossen gezogenen Muschelwagen vor; der Künstler hat die ganze Wollüstigkeit seiner Phantasie in einem nackten Meermädchen ausgedrückt, dem ein in der Luft flatternder Schleier kaum die Brust berührt; ein kleiner Meergott zügelt das ungestüme Viergespann. Der Verfasser einer im vorigen Jahre in Mantua erschienenen Beschreibung dieser Fresko-Bilder stellt die Vermuthung auf, daß der große Giulio Romano, als Freund des Balthasar Castiglione, dessen Gattin aus dem Geschlechte der Torelli stammte, in diesem Hause ein Denkmal seines Genie's habe zurücklassen wollen. Jener Beschreibung sind die in Kupfer gestochenen Abbildungen obiger Compositionen beigefügt. (Biblioteca Italiano.)

Bibliographie.

Favole nuove. (Neue Fabeln.) Vom Professor Cosimo Calvelli. Florenz.

Documenti etc. (Aktenstücke zur Lebensgeschichte von Thomas Franz von Savoyen, Prinzen von Carignan.) Gesammelt und erläutert vom Grafen Federigo Sclopis. Turin.

Lezioni di declamazione e d'arte teatrale. (Vorlesungen über Declamation und theatralische Kunst.) Vom Prof. Ant. Morrochesi. Florenz. Pr. 14 Lire.

Mannigfaltiges.

— Slade's Bemerkungen über die Janitscharen. Herren des Tages, herrschten sie mit unbeschränkter Unverschämtheit in Konstantinopel und begleiteten ihr Erscheinen immer mit den gröbsten Ausschweifungen; ihre freche Sprache, ihr rohes Betragen, ihre ungeheuren Turbane, ihre breiten mit Waffen gefüllten Schärpen, ihre schweren Knittel machten sie zu Gegenständen der Furcht und des Abscheus. Gleich lebendigen Säulen stießen sie Jedermann aus dem Wege, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, oft sichtliche Zeichen des Zorns oder der Verachtung austheilend; und während des Bairam's verkündete der Knall der Pistolen, die zum Scherz oder in der Betrunkenheit abgefeuert wurden, und denen oft ein Schrei folgte, überall ihre Gegenwart. Niemand, der nicht zu ihnen gehörte, kein Eigenthum, das nicht das ihrige war, erfreute sich der Sicherheit; und an ungesetzliche Ausschweifungen gewöhnt, kannten sie kein anderes Verbrechen, als die Verletzung ihrer Privilegien. Entthronte Sultane und eine lange Reihe kopfloser Vezire zeugen von dieser Wahrheit. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß nicht Eine Person von Bedeutung im Reiche war, die sich über ihren Sturz nicht gefreut hätte; denn sie hatten sich schon lange gänzlich von der Nation getrennt. Wenn sie nach der Katastrophe vom 16. Juni 1826 sich selbst überlassen worden wären, so würde der Ueberrest eines natürlichen Todes gestorben und der Name allein würde übrig geblieben seyn, eine ruhmvolle Erinnerung an die stolzeste Periode der Ottomanischen Geschichte. Aber Mahmud in seinem Haß wollte sie der Vergessenheit übergeben, jedes Zeichen ihrer vormaligen Existenz ausrotten, ohne zu bedenken, daß die Mißhandlung einer sterbenden Partei der sicherste Weg ist, ihr neuen Geist einzuhauchen; und die Grundsätze der in Rede stehenden Partei, hieß die Grundsätze der ganzen Nation mißhandeln. Seiner Ansicht nach, waren die orientalischen Gebräuche beim Essen, in der Kleidung u. s. w. gleichzeitig mit den Janitscharen und von ihnen eingeführt, und deshalb verbot er sie und führte neue ein. Er verwandelte das Asiatische Kostüm seines Hofes in Europäisches; er befahl seinen Soldaten, ihre Bärte abzuscheeren, empfahl seinen Hofbeamten diesem Beispiele zu folgen, und verbot den Turban, diese theure, geliebte, schöne Kopfbekleidung, national zugleich und religiös. Seine Thorheit in diesem Punkt kann nicht zu sehr getadelt werden; hätte er bedacht, daß der Janitscharismus nur ein Zweig jenes weit verbreiteten Stammes orientalischer Stumpfheit war, daß er aus der Türkischen Nation und diese nicht aus ihm entsprungen ist, so würde er eingesehen haben, wie unmöglich die mehr als Herkulische Aufgabe war, die er sich gestellt hatte, nationale Sitten, die durch Jahrhunderte geweiht waren, plötzlich umzuändern; eine Aufgabe, vor welcher sein Prophet zurückgeschreckt seyn würde. Den Unwillen, den jene schroffen Gesetze erregten, kann man sich denken. Gute Muselmänner erklärten dieselben für gottlos und abscheulich, und die Asiaten verweigerten den Gehorsam. Da aber Mahmud's Horizont sich auf seinen Hof beschränkte, so wußte er nicht anders, als daß seine Edikte mit Ehrerbietung aufgenommen worden wären. Einige Leute vertheidigen sein Verfahren und behaupten, daß die dadurch erregte Unzufriedenheit mit der jetzigen Generation vorübergehen und daß die nächste eben so wenig an Turban und Kaftan denken werde, als die Hochländer noch an Mützen und Schwerzfelle dächten. Ich zweifle daran, die Hochländer waren nur ein kleiner Theil des Ganzen; die Türken bilden das Ganze. Auf alle Fälle hätte der Sultan mit diesen Veränderungen, angenommen, daß sie politisch waren, warten sollen, bis er die Kraft in Händen gehabt, dieselben durchzusetzen. In seinem eigenen Lande giebt es ein darauf passendes Sprichwort: „Nimm einen Mann nicht eher beim Bart, als bis Du ihm den Kopf abschlagen kannst.“ — Den Engländern leuchtet die Unklugheit, die Kleidung einer halb civilisirten militairischen Nation zu ändern, mehr ein, als den übrigen Völkern, seit sie erfuhren, daß ein ähnlicher Beschluß in Bezug auf die Englisch-Indianische Armee im Jahre 1806 zu dem Aufstand in Vellore führte. Der General-Gouverneur würde schlecht berathen seyn, der den eingeborenen Truppen befehlen wollte, ihre Schnurrbärte abzuscheeren.

(Slade's Travels.)

— Amerikanische Hirsch-Jagd. Wir zogen bei vollkommen heiterem Himmel aus und durchstreiften jene ungeheuren Wälder, deren sterbendes Laub das Nahen des Winters verkündet, und die ganze Natur wie mit einem glänzenden buntfarbigen Mantel bedeckte. In einem großen und bequemen Gebäude, obgleich aus Holz erbaut und durch sein äußeres Ansehen ganz dem, was wir eine Hütte nennen, entsprechend, fanden wir einen heiteren, gastfreundlichen alten Herrn mit Hörnern, Flinten und Hunden. Ein Dutzend der Letzteren war schon auf dem Wege vor dem Hause versammelt, völlig gerüstet, in den Geist der Jagd einzugehen. Niemand begriff klarer, was vorgehen sollte, als jene würdigen ungeduldigen Thiere. Es waren schöne Doggen, mit schönen Namen, und in ihrer Freude und Ausgelassenheit zogen sie sich häufig die Verweise des alten Herrn zu. Kein Thier drückt seine Empfindungen so deutlich aus, wie ein Hund. — Eine Jagd-Partie muß wenigstens aus sechs oder sieben Personen bestehen. Ein oder zwei sogenannte Treiber mit Hörnern, Pferden und Hunden begeben sich nach den Stellen, die der Hirsch gewöhnlich zu besuchen pflegt, und die Hunde kommen ihm bald auf die Spur. Es giebt gewisse bekannte Stellen im Walde, durch die das scheue Thier immer zu entschlüpfen sucht, wenn es aufgeschreckt wird. An jeder dieser Stellen wird Einer aus der Gesellschaft aufgestellt, und ich befand mich an jenem schönen Morgen an einer solchen Oeffnung, allein, inmitten dieser stillen und pfadlosen Wälder, wie ein Mörder mit meiner geladenen Flinte lauernd, bis das hülflose fliehende Geschöpf in seinen Tod eilen würde. Die Ruhe um mich her war entzückend. Ich hörte nichts, nicht einmal den Gesang eines Vogels, nicht das Murmeln einer Welle; denn der Fluß an meiner Seite, anstatt zu schäumen und über seinen Rand zu sprudeln, ergoß sich in ungestörter Klarheit dahin. Zuweilen trieb ein spielender Fisch Blasen herauf oder zeigte sich auf der Oberfläche, die silbernen Schuppen von der Sonne beglänzt; und zuweilen löste sich ein Blatt von den Zweigen, fiel und schwamm langsam und leise hinab. Ich überließ mich eben dem Gedanken, wie viel Millionen meiner Mitgeschöpfe eben so hinsterben und mit eben so wenig Unterbrechung der Beschäftigung und der Freude und Schönheit der Natur in's Grab sinken, — als ich erst in der Entfernung, dann näher und näher das Toben und Bellen der Hunde hörte, bis endlich der ganze lärmende Chor den stillen Wald erfüllte und die ausdrucksvolle Ruhe durch die Mißtöne des Aufruhrs und Todes seltsam unterbrach. Man kann sich, wenn man nicht selbst einen ähnlichen Augenblick erlebt hat, von der fast schmerzlichen Erwartung und Besorgniß keinen Begriff machen, mit der ich dem Erscheinen des Opfers durch die Zweige entgegensah. Ich hörte ein Rasseln in dem dürren Laub, und mit verzweiflungsvoller Eile, die ganze blutige Meute dicht hinter sich, brach ein großes Reh durch das Gebüsch und kam dicht an der Stelle vorbei, wo ich stand. Schnell wie der Wind sprang es bei Seite, als ich ein leises Geräusch machte; dann stand es plötzlich still, und die unselige Kugel saß im Blatte, und wieder eine und noch eine streckte es zu Boden. Es war ein allerliebstes Geschöpf. Nichts glich der Anmuth und Schönheit seiner Formen und Glieder. Ich bekenne, so unmännlich es auch seyn mag, daß sich meiner ein augenblicklicher Schauder bemächtigte, als die langen Doggen mit ihren langen Schnautzen über diese großen, dunkeln, schönen Augen herfielen, und als einer der Jäger dem Thiere mit einem langen glänzenden Messer den Leib aufschnitt. (Reveries of a quiet man.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Mittwoch den 6. Februar 1833.

England.

John Flaxmann.

Skizze eines Künstler-Lebens.

Vier Brüder dieses Namens sollen, wenn man einer Familien-Sage trauen darf, bei Naseby in den Reihen der Truppen des Parlaments gefochten haben. Jakob, der dem fliehenden König nachsetzte, brach beide Arme; Franz fand den Tod auf dem Schlachtfelde; der dritte, dessen Namen man nicht aufbewahrt hat, ging mit der siegreichen Armee nach Irland. John, der Jüngste von den Brüdern, entsagte dem Kriegshandwerk und ließ sich als Pächter, oder nach Anderen als Fuhrmann, in der Grafschaft Buckingham nieder. Er war der Aeltervater des großen Bildhauers, dessen Leben und Werke wir dem Leser vorführen wollen. Der Vater dieses berühmten Künstlers, der ebenfalls John hieß, war ein Gips-Bossirer, der, da er in London nicht bestehen konnte, mit seiner Frau im Lande herumzuziehen pflegte, um seine Waaren abzusetzen. Auf einer dieser Wanderungen wurde John Flaxmann zu York den 6ten Juli 1755 geboren. Er war bei seiner Geburt so schwach und hinfällig, daß man glaubte, er werde nicht am Leben bleiben. Nach sechs Monaten brachte sein Vater ihn mit einem älteren Bruder Namens William, der in der Folge ein berühmter Holzschneider wurde, nach London.

Der alte Flaxmann hatte, außer seinen Arbeiten für Bildhauer, in New-Street einen kleinen Laden, wo er seine Gipsfiguren feil bot. In diesem Laden war es, wo sich des jungen Flaxmann's Geschmack für schöne Künste entwickelte. Von Kindheit an zeigte er ein ruhiges Temperament und eine schwärmerische Seele. Da sein schwacher Körper ihm die munteren Kinderspiele untersagte, so wußte er sich stille Vergnügungen zu schaffen. Er saß ganze Tage auf einem kleinen Sessel, der hoch genug war, daß er auf die Straße sehen konnte, vor einem mit Büchern, Papieren und Pinseln beladenen Tischchen, und brachte seine Zeit theils mit Lesen, theils mit Zeichnungen zu, die er aus dem Kopfe entwarf. Oft sah man im Laden die Eltern dieses schwachen Kindes mit seiner Pflege und Erziehung beschäftigt. Sein ernstes und doch freundliches Wesen, seine Leidenschaft für das Studiren und sein Geschmack im Zeichnen machten die Kunden bald aufmerksam auf ihn, und da ein Bilderladen gewöhnlich von Leuten besucht wird, denen es weder an Geschmack noch an Bildung fehlt, so entdeckten diese bald, daß der kleine Schwächling kein gewöhnliches Kind sey. Sie fanden ein Vergnügen daran, die Schöpfungen seiner jugendlichen Phantasie zu betrachten, sich von ihm erzählen zu lassen, was er gelesen hatte, besonders aber zu sehen, mit welcher Aufmerksamkeit er auf ihre Erzählungen von berühmten Dichtern, Bildhauern und Helden horchte. Zu den ersten Versuchen des kleinen Künstlers gehören einige aus dem Homer geschöpfte Scenen, welche gleichsam die Vorläufer einiger seiner Meisterwerke waren. Es scheint indeß, daß seine Skizzen noch kein höheres Genie verriethen, wenn es nämlich wahr ist, daß der Bildhauer Roubiliac, der ihm, wie man sagt, den ersten Unterricht in seiner Kunst gab, gerade heraus erklärte, er fände kein Anzeichen von Talent bei ihm. Diese Anekdote ist übrigens sehr verdächtig, denn Flaxmann war kaum sieben Jahr alt, als Roubiliac starb, und seine schwächliche Constitution hielt ihn stets an seines Vaters Laden gebannt. Uebrigens wäre dies nur eine jener falschen Prophezeihungen, die bei alten Künstlern eben so gewöhnlich sind, wie bei alten Dichtern, indem sie, wie es scheint, denen, welche weiter zu gehen versprechen, als sie, gern den Weg versperren möchten.

Zu den wohlwollenden Kunstfreunden, welche das Genie des jungen Flaxmann erriethen, gehörte der Prediger Mathew, ein Mann von vielem Geschmack und Kunstsinn. Eines Tages brachte er dem alten Flaxmann eine Büste zum Ausbessern und bemerkte ein junges Kind, welches auf einem Lehnstuhl saß und sehr aufmerksam in einem Buche las, das auf einem höheren Stuhl, der ihm als Tisch diente, vor ihm lag. Von der glücklichen Physiognomie des Knaben angezogen, fragte er ihn, was er läse. Der junge Flaxmann erhob sich auf seinen Krücken, grüßte ihn mit bescheidenem Erröthen und antwortete, es wäre ein Lateinisches Buch, welches er sich Mühe gäbe zu verstehen. „Das ist sehr brav", erwiederte Herr Mathew. „Du bist ein gutes Kind, aber dieses Buch paßt nicht für Dich, morgen werde ich Dir ein anderes bringen." Mathew hielt Wort, und der junge Zögling folgte mit Eifer den Anleitungen seines neuen Führers. Dieses zufällige Zusammentreffen legte den Grund zu einer unwandelbaren Freundschaft. Flaxmann zeigte schon bei dieser Unterredung den Charakter, der ihn während seiner langen Laufbahn auszeichnete, denn in dem Kinde ruht der Keim aller der Eigenschaften, die sich in dem Manne entwickeln. Die außerordentliche Gefälligkeit dieses großen Künstlers und seine Achtung für die Meinungen kunstverständiger Männer waren nicht erkünstelt, sondern der wahre Ausdruck eines wohlwollenden Herzens und eines bei aller Ueberlegenheit folgsamen Geistes. Auch gehorchte er, wiewohl unter Leitung seines Genies, fast in allen seinen Werken den Anweisungen der Kunstkenner, die seine Gönner oder Rathgeber waren.

Im zehnten Jahre ging eine glückliche Veränderung in dem Gesundheits-Zustand des jungen Flaxmann vor. Bis zu dieser Zeit zwang ihn Schwachheit oder Kränklichkeit oft, seine Studien zu unterbrechen, und die Nothwendigkeit, seinen schwächlichen Körper auf Krücken zu stützen, hatte ihm alle Theilnahme an den Spielen anderer Kinder verwehet. Aber bald stellte sich die Kraft mit der Gesundheit ein. Er warf die traurigen Krücken auf immer von sich. Ein neuer Geist kam über sein ganzes Wesen, und dieses Kind, das noch jüngst nur den Lehnstuhl verließ, um in das Bette zu steigen, an welches lange Schmerzen es oft gebannt hielten, suchte jetzt jeden Schauplatz auf, wo es seinen edlen Muth und seine Kraft entwickeln konnte. Don Quixote hatte seine Liebe zum Abenteuerlichen geweckt. Voll von den Pflichten eines irrenden Ritters, schickte er sich an, den Fußstapfen des Helden der Mancha zu folgen, im Lande herumzuziehen und jedem Unbill zu steuern. Er machte sich demnach eines Tages früh Morgens auf den Weg, ohne daß ein Mensch ein Wort erfuhr, allein, ohne Knappen, statt aller Rüstung nur mit einem kleinen Galanterie-Degen bewaffnet, der in seiner Hand allen Bösewichtern den Garaus machen und die unterdrückte Unschuld beschützen sollte. Mit diesem Vorhaben irrte er den ganzen Tag in der Nähe von Hydepark umher; allein sein Heldenmuth fand keine Gelegenheit, sich hervorzuthun. Voll Verzweiflung, daß kein Zauberer sich sehen ließ, den er bekämpfen, kein Fräulein, das er befreien könnte, und dabei vom Hunger geplagt, ging er etwas beschämt über sein Mißgeschick nach Hause. Doch behielt er stets eine große Vorliebe für das Ideal seiner Kindheit, denn in der That gehören alle Künstler zu Don Quixote's Sippschaft; sie lieben das Wahre und Schöne ohne Eigennutz und passen daher nicht so recht in eine prosaische Welt, wo Sancho's Ansichten eine große Majorität für sich haben. Diese Familien-Legende giebt einer anderen Anekdote, die wir erzählen, ohne sie zu verbürgen, einige Glaubwürdigkeit. Flaxmann, sagt man, beschrieb eines Tages eine Bildsäule, die er irgendwo in Italien gesehen hatte, und die besonders durch richtige Verhältnisse und eine gewisse heroische Schönheit merkwürdig war. Da ihm Worte nicht genügten, um seine Gedanken ganz auszudrücken, so nahm er die Stellung des Meisterwerkes an, welches er schilderte, erhob die Hand, streckte den rechten Arm aus und rief seinen Zuhörern zu: „Sehet mich an!" Der schwärmerische Künstler vergaß in diesem Augenblick, daß er klein und verwachsen war, so wie er sich ehemals über die Stärke seines Arms und seine Tapferkeit getäuscht hatte. — „Die Einbildungskraft", sagt Montaigne, „ist eine große Betrügerin, aber sie ist die Mutter der schönen Künste."

Flaxmann, der nun einer guten Gesundheit genoß, ergab sich seinen Studien mit neuem Eifer. Der Laden seines Vaters war seine Werkstatt und seine Akademie. Der Adel und die Heiterkeit in den Zügen der alten Modelle, die er vor Augen hatte, sprachen seine erhabene und reine Phantasie lebhaft an. Er wurde nicht müde, sie anzuschauen und nachzubilden, bald mit dem Zeichnenstift, bald in Wachs, welches unter seinen kunstreichen Fingern jede Gestalt annahm. Wenn es wahr ist, daß Roubiliac in seinen kindischen Versuchen keine Spur von Genie erkannte, so ging es ihm mit einem anderen Künstler, dem er eine Skizze des menschlichen Auges zeigte, nicht besser. „Soll das eine Auster seyn?" fragte Mortimer. Dieser boshafte Scherz machte auf den empfindlichen Flaxmann einen tiefen Eindruck, aber er entmuthigte ihn nicht; nur nahm er sich vor, seine Skizzen künftig nicht dem Spotte von Pedanten preiszugeben, die ihre Geschicklichkeit zu zeigen glauben, wenn sie ein Kind demüthigen. Das Bewußtseyn seines Talents war durch einige beißende Worte nicht zu erschüttern; es erhielt seinen Muth beim Arbeiten, und die plumpe Ironie eines schlechten Spaßmachers brachte die Hoffnung auf Unsterblichkeit nicht zum Wanken, welche die Thaten und edlen Gebilde der Helden, die er als Kind in den Dichtern bewunderte, in seiner Seele geweckt hatten.

Flaxmann besuchte häufig das Haus des Herrn Mathew, und die Frau dieses achtungswürdigen Geistlichen machte sich selbst ein Vergnügen daraus, mit dem jungen Künstler über Gegenstände zu sprechen, die geeignet waren, seine Phantasie aufzuregen. Man erzählt, daß, wenn Mistreß Mathew ihm den Homer vorlas und die malerischen Schönheiten des alten Dichters mit ihren Anmerkungen begleitete, Flaxmann, ihr zur Seite stehend, mit flüchtigen Zügen die Scenen, die ihn am meisten anzogen, auf das Papier warf. Diese Jugend-Arbeiten haben sich erhalten; sie tragen das Gepräge jenes stillen Zaubers, jener besonderen Energie, welche die berühmten Zeichnungen, die er später dem nämlichen Dichter entnahm, charakterisirten. Der Geschmack, den er bei diesen ersten Arbeiten zeigte, bewogen Herrn Crutchely von Sunning Hill Parc, eine Reihe von Zeichnungen in schwarzer Kreide, 24 Zoll hoch, über Gegenstände des Alterthums bei ihm zu bestellen. Es sind folgende: der blinde Oedip, den seine Tochter Antigone nach dem Tempel der Furien führt; Diomedes und Ulysses, die den Spion Dolon beschleichen; die Trojaner, die den Hektor beweinen; Alexander, der aus den Händen seines Arztes Philippus die Arznei-Schale empfängt; Alceste, welche ihr Kind verläßt und ihr Leben für die Rettung ihres Mannes hingiebt; endlich Herkules, der die Alceste aus dem Orkus zurückbringt. Das Lob, welches diese noch unvollkommenen Versuche gewannen, war eine große Aufmunterung für den Künstler. Freunde, wohlwollender und weiser in ihrer Kritik als Mortimer, verkündeten schon damals seine künftige Größe; sie sagten ihm aber auch, daß der Ruhm nur der Preis ernsten Strebens ist, daß er die Bahn, die sein Genie ihm vorzeichne, mit Ernst verfolgen, die Muster heroischer und graziöser Schönheit anhaltend studiren müsse, wenn seine Werke jenen Charakter unabhängiger Schönheit erlangen sollten, die überall und zu allen Zeiten gefällt.

Im funfzehnten Jahre trat Flaxmann als Zögling in die Königliche Akademie. Im Jahre 1770 gab er eine Statue des Neptun in Wachs zur Ausstellung, und im J. 1827 stellte er John Kemble's marmorne Bildsäule zur Schau. Zwischen diesen beiden Werken, seinem ersten und seinem letzten, liegt ein Zeitraum von 57 Jahren, den er gänzlich der Bildhauerei widmete. Im zwanzigsten Jahre hatte er erst zehn Werke in die Akademie gesandt; aber das Zeichnen war zu jener Zeit sein Hauptstudium. Seine ersten Arbeiten in der Bildhauerei werden nicht sehr gelobt; doch sind sie durchaus nicht ohne Werth, denn seine eigene Büste in halber Lebensgröße ist ein Meisterstück von Kraft und Natur. Eines jener zehn Stücke stellte das Griechische Lustspiel vor; ein anderes eine Vestalin; die übrigen waren Büsten von Freunden.

Durch glühenden Eifer und anhaltenden Fleiß machte er sich bald in der Akademie bemerklich. Sein schlanker Wuchs, sein ernster und nachdenkender Blick, sein großer Fleiß und seine raschen Fortschritte gewannen ihm die Herzen seiner Lehrer, und man fing an, ihn als einen sehr viel versprechenden jungen Mann zu betrachten. Seine vorzüglichsten Mitschüler waren Blacke und Stothard. In den wilden Compositionen des Ersteren fand er mehr poetische Erhabenheit und in denen des Letzteren jene weibliche Anmuth, jene Einfachheit, die ihm einen so ausgezeichneten Platz unter den Meistern der Kunst anweisen. Besonders liebte er es, mit Blacke sich in ein stilles Nachsinnen zu verlieren. Beide fanden Vergnügen daran, den flüchtigen Schöpfungen ihrer Phantasie Form und oft Farbe zu geben. Ich sage Farbe, denn in dieser Periode machte er einige so glückliche Versuche in der Oelmalerei, daß eines seiner Gemälde, Oedip und Antigone, gegen einen Belisar von Domenichino eingetauscht wurde. Man weiß, daß viele Maler gewohnt sind, ihre Figuren erst zu modelliren, ehe sie sie malen; es darf daher nicht befremden, daß Flaxmann nach der Tradition der Griechischen Künstler seine Skizzen erst malen wollte, ehe er sie modellirte. „Mir dünkt“, sagt Willin in einem seiner Briefe, „daß die Künstler des Alterthums erst das Malen und dann die Bildhauerei erlernten. Die Arbeit an ihren Bildwerken ist in der That so ungezwungen, daß mir bei ihrem Anblick das einfällt, was man in der Malerei Oberfläche nennt, und man findet bei ihnen eine so verständige Vertheilung, daß es scheint, Correggio's Pinsel selbst hätte sie nicht geschickter machen können. Heut zu Tage sind die Bildhauerkunst und die Malerei weniger eng verbunden, als sie es bei den Griechen waren; zu jener Zeit, als man Statuen und Basreliefs mit Farben bemalte oder von buntfarbigem Marmor anfertigte, und als die Gemälde ohne Perspektive im Grunde nichts Anderes waren, als fertige Basreliefs.“ Niemand hatte die Wahrheit dieser Theorie besser begriffen als Flaxmann, aber seine Bewunderung der Antike ging nie so weit, daß er Statuen von vielfarbigem Marmor verfertigt oder sie nach Art der Griechen und der Künstler des Mittelalters bemalt und vergoldet hätte. Er verlangte, daß der Marmor für sich selbst spreche, und lachte über Canova's Kunstgriffe, der seinen Statuen einen gelblichen Anstrich gab, damit sie ein altes Ansehen hätten, und seiner Hebe die Wangen rosenroth färbte.

Flaxmann, der zu funfzehn Jahren die silberne Medaille von der Akademie erhalten hatte, bewarb sich um die goldene, als er das erforderliche Alter erreicht hatte. Sein Mitbewerber war Engleheart, ein fleißiger Künstler, aber ohne Originalität, was bei einer Akademie nie zum Nachtheile gereicht. Als es zur Preisvertheilung kam, hatten alle Zöglinge, welche Flaxmanns Werk höchlich bewunderten, ihm zum Voraus mit freudigem Zuruf den Sieg zuerkannt. Sein Name wiederhallte im ganzen Saale, als Josua Reynolds seinen Nebenbuhler aufrief. Diese fehlgeschlagene Hoffnung kränkte Flaxmann sehr, aber seine Mitschüler hatten das Urtheil der Akademie bereits im Voraus einstimmig kassirt. Engleheart verdankte seinen Erfolg nur dem so natürlichen Vorurtheil alter Künstler, die nichts bewundern, als ihre Nachahmer. Diese unglückliche Neigung des menschlichen Geistes vereitelt bei allen gelehrten Corporationen den Zweck ihrer Stiftung, denn statt das Fortschreiten der Künste und Wissenschaften zu fördern, machen sie, daß sie langsamer gehen, wenn sie sie nicht gar aufhalten. Man schreibt solche Entscheidungen, welche den Kennern so anstößig sind, oft der Gunst oder dem Neide zu, aber diese Gefühle haben fast nie etwas damit zu thun; der wahre Grund liegt in dem Schlendrian, den Faulheit und Eigenliebe fast immer erzeugen. Es ist so bequem, ein unwandelbares Prinzip, ein Kriterium des Schönen im Kopfe zu haben, das man jedem Urtheile zum Grunde legen kann, und es ist so süß, dieses Prinzip aus seinen eigenen Werken zu schöpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Steggal's Celsus. (Uebersetzung des ersten und des dritten Buches des Celsus.) Pr. 6 Sh.

History etc. (Geschichte der Familie Wesley.) Von Dove. Pr. 5 Sh.

India's cries to british humanity. (Indiens Ruf an die Brittische Menschlichkeit.) Von James Pegg. Pr. 10 Sh.

On the ligature of arteries. (Ueber die Verbindung der Arterien.) Von Manec. Pr. 28 Sh.

Hebrew lexicon. (Gesenius' Hebräisches Wörterbuch.) In einem Auszuge von Gibbs. Pr. 9 Sh.

Frankreich.

Scenen aus Korsika.

Von der Gräfin von Bradi.

Vor der Revolution .... nun ich spreche von der großen, von der ersten Revolution, von jener Revolution, welche viele Leute nicht gesehen haben, und die, wie ich hoffe, alle künftige Revolutionen übertreffen wird; was solchen Leuten, wie mir, eine Art von Ansehen verschafft, — eine billige Entschädigung für das Ungemach, womit das Verdienst begleitet war, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie sich die Dinge vor 43 Jahren zutrugen — also vor der Revolution ging die Mode, welche Paris, unsere Provinzen und Europa beherrschte, vom Hofe aus. Corneille, Racine, Molière, arbeiteten für den Hof, und der Letztere wählte, wenn er einen Bürger oder einen Bauern auftreten ließ, von ihren Sitten dasjenige, was dem Könige und den großen Herren gefallen konnte. Lange Zeit hindurch dienten diese drei Schriftsteller als Muster; damals floß die Quelle der Hippokrene, aus welcher unsere dramatischen Schriftsteller schöpften, wirklich von oben nach unten; aber „nach der Quelle zurück strömet erschrocken der Fluß“; und obgleich das Volk entthront worden ist, so ist doch unsere Poesie noch immer ganz populair geblieben; die Stücke, welche man auf unseren vornehmen Bühnen aufführt, sind denen nachgebildet, die auf den gemeinsten Theatern dargestellt werden; der Scharfrichter und sein Gefolge sind an die Stelle der Griechischen und Römischen Helden getreten; die Maschinerie besteht nicht mehr aus Siegeswagen und goldenen Sonnen, sondern aus ächten Schaffotten und modernen Henkergeräthschaften; und alle Blumengewinde der alten Flora stößen nicht mehr solches Interesse ein, als die Ketten der Galeeren-Sklaven, welche wir unseren Schauspielern anlegen. Man muß mit seiner Zeit gehen und den Enkeln die Beurtheilung überlassen, ob die Zeit richtig gegangen ist.

Ich rathe daher unseren jungen dramatischen Schriftstellern, ihre Stoffe aus den Kriminalgerichts-Akten zu schöpfen, ja, was die Charaktere betrifft, so findet sich eine so schöne Abwechselung zwischen den bloßen Eingesperrten und den zum Tode Verurtheilten, daß man sich füglich auf den häufigen Besuch aller Gefängnisse beschränken kann. Wie verführerisch aber auch diese Elemente der Literatur seyn mögen, so muß man doch eine Auswahl unter ihnen zu treffen wissen und sich auf den gewöhnlichen Weg der Assisen hinschleppen. Eine Schwierigkeit könnte sich indessen erheben; nämlich zu wissen, in wie weit die verhandelten Sachen öffentliches Eigenthum werden; denn es könnte doch auch einem Verurtheilten einfallen, seinen eigenen Prozeß als Stoff zu einem Stücke benutzen zu wollen; und es giebt vielleicht kein unbestreitbareres Recht. Man hat seinen Diebstahl, seine Ermordung, seine Verschwörung auf einen anderen Plan begründet und durch andere Mittel ausgeführt, als der Nachbar; und nachdem man sein Leben und seine Freiheit auf's Spiel gesetzt, die Advokaten bezahlt, kurz, auf eigene Kosten alle Theile des großen Planes studirt hat, wäre es doch eben nicht sehr angenehm, zusehen zu müssen, wie ein ganz Gleichgültiger sich desselben bemächtigt und allen Nutzen daraus zieht. Man wird vielleicht gut thun, diesen Punkt auf's Reine zu bringen, über den ich gestern einen Dichter und einen Gesetzkundigen streiten hörte, nachdem ich ihnen die folgende Anekdote erzählt hatte, die sowohl durch die Namen als durch die Sache selbst interessant ist, welche letztere ganz zu der Gattung gehört, die jetzt von unseren Dichtern gepflegt wird.

Madame Lätitia Bonaparte war jung und schön; ihr Fuß und ihre Hand waren auffallend zart, ihre Haltung zierlich, ihr Geist ohne Bildung, aber scharf und lebendig; Alles an ihr gefiel, als der Graf von Marboeuf zum Gouverneur von Korsika ernannt wurde. Man hat die Armuth der Bonaparte's sehr übertrieben. Lätitia war zwar weder durch Geburt noch durch Vermögen die erste Dame von Ajaccio; aber sie befand sich in dem ersten Rang der Gesellschaft und benahm sich mit vieler Würde, was schwer ist, wenn man sich mit kleinen häuslichen Details beschäftigen muß. Man findet die Frauen, die sich ihrer Wirthschaft annehmen, interessant, achtungswerth; aber die Sitten müssen denn doch mit ihren Gewohnheiten in Einklang stehen, wie in der Genesis und in der Odyssee, wo die Töchter der Könige das thätige Leben veredeln. Da dieses Leben bei uns in der Regel das Resultat der Armuth oder des Geizes ist,

so schließt es gewöhnlich das, was man den feinen Anstand nennt, aus. Da sich aber in Korsika alle Frauen denselben Beschäftigungen widmen, so erinnern sie nicht, wie bei uns, an die Dienstbarkeit und Plumpheit der niederen Klassen. Uebrigens hatte Lätitia Takt genug, ihre häuslichen Talente zu verbergen; sie unterhielt ihre Besuche nicht von den Ragouts, welche sie zubereitete, noch von der Wäsche, welche sie ausbesserte, und das allein gab ihr eine der Annehmlichkeiten der guten Gesellschaft, die Schuld daran war, daß die Franzosen sie vorzugsweise aufsuchten, deren Lobsprüche den Neid der anderen Damen erregten. Man beschuldigte sie, daß sie sich von dem Grafen von Marboeuf habe verführen lassen; ich habe indessen einen alten Bruder, der diesen Gouverneur sehr oft bei Madame Bonaparte gesehen hat und überzeugt ist, daß derselbe niemals ihr Geliebter war. Er versichert, daß Lätitia die beste der Gattinnen und der Mütter gewesen sey, die er jemals gesehen habe. Sie hat alle ihre Kinder auf Weise der Korsischen Frauen genährt, d. h. bei Tage selbst gestillt und des Nachts durch Ammen stillen lassen *), sie hat ihrer Erziehung den Wohlstand geopfert, den sie sich hätte verschaffen können; endlich hatte sie dieselben alle gleich zärtlich geliebt und sich immer bemüht, die innigste Eintracht unter ihnen zu erhalten. Trugen diese Eigenschaften Lätitia's dazu bei, dem Grafen von Marboeuf ein erlaubtes oder ein strafbares Gefühl einzuflößen? Es ist dies ein Zweifel, der Vielen lächerlich scheinen, für mich aber immer bestehen wird, weil ich den mancherlei Redereien immer das Zeugniß meines Bruders entgegenzusetzen habe, dessen Aufrichtigkeit und dessen Scharfblick mir bekannt sind; aber es giebt einen Umstand in dem Leben der Madame Bonaparte, der dazu beigetragen hat, ein strenges Urtheil über ihr Verhältniß zu dem Gouverneur von Korsika zu fällen.

Aus einer der ersten Familien seines Landes stammend, Enkel eines Generals in der Venetianischen Armee, liebte Herr von Z., der, als er mit Paoli wetteiferte, eben so viel Tapferkeit als Edelmuth zeigte, die Französische Herrschaft nicht, welche er eine fremde nannte. Noch jung und durch Freunde seines Alters angereizt, mit denen er unter den Fenstern Lätitia's spazieren ging, sang er ein Lied, in welchem die Freundin des Gouverneurs mit den entehrendsten Beinamen bezeichnet wurde. Einige Zeit darauf ließ die Justiz bei diesem jungen Menschen Gewehre und Schießpulver in Beschlag nehmen, und kraft eines Gesetzes, welches den Korsen das Tragen- und Aufbewahren von Waffen verbot, ein Gesetz, welches übrigens täglich eine Masse von Ausnahmen erfuhr, wurde Herr von Z. zur Peitsche, zur Brandmarkung und zu den Galeeren verurtheilt. Dieser fürchterliche Urtheilsspruch wurde in Bastia vor einer Volksmenge vollzogen, die über eine solche Strenge und Ungerechtigkeit bestürzt war; denn man sah fast immer die Uebertreter jenes Gesetzes verschont, wenn sie nicht gerade zu einer Klasse gehörten, von der man vermuthen konnte, daß sie aus dem Mord ein Gewerbe machte.

In dem Augenblick, wo er zum Werke schreiten sollte, entsetzte sich der Scharfrichter und zitterte; er erhob das glühende Eisen, aber drückte es nicht auf. Der Französische Kommandant von Bastia, der das fürchterliche Schauspiel mit ansah, bemerkte sein Zögern und rief ihm zu: „Thue Dein Handwerk!“ — „Kommen Sie her und lehren es mich!“ erwiderte der Scharfrichter. Fürchterliche Worte, die dem verlegenen Kommandanten nicht erlaubten, zu bemerken, daß das Fleisch des Gebrandmarkten rein blieb, entweder weil das Eisen zu leicht aufgedrückt war, oder weil Herr von Z. sich sogleich gegen einen Pfeiler rieb und dadurch die Wunde so verwischte, daß die beschimpfenden Buchstaben nicht hafteten. **)

Bei unserem deutlich ausgesprochenen Geschmack für Exekutionen glaube ich, daß man diesen Henker gehörig zu würdigen wissen wird, der einem Mann, welchen die öffentliche Meinung weit über den Samson von Bastia setzte, eine solche Lehre der Wohlanständigkeit, der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit zu geben wußte. Meine Vorliebe für Korsika läßt mich nur mit Bedauern hinzufügen, daß jener Scharfrichter kein Eingeborner war; aber die Civilisation macht nur sehr langsame Fortschritte in jenem Lande, dessen Bewohner Frau von Staël für Halbwilde erklärte. Die natürlichsten Empfindungen sind daselbst in eine Lokal-Farbe gekleidet, welche das Urtheil der berühmten Frau und aller derer rechtfertigt, deren Zartheit sich nicht mit den Korsischen Sitten verträgt. Wer wird es glauben, daß im Jahre 1826, wo das Licht der Aufklärung alle Gemüther erleuchtet und alle Leidenschaften geläutert hatte, der Scharfrichter von Korsika genöthigt gewesen ist, dem ersten Präsidenten des Königlichen Gerichtshofes in jenem Lande ein Gesuch einzureichen, um die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zurückkehren zu können, weil er in Korsika weder eine Frau noch eine Geliebte erhalten konnte? — Dieses Bedürfniß, zu lieben, welches weder vor dem Abgrund eines unauflöslichen Bandes, noch vor dem Tadel zurückweicht, den ein unerlaubtes Verhältniß auf sich zieht; diese Unempfindlichkeit auf der anderen Seite, welche die Liebe verschmäht, unter welcher Gestalt sie sich auch zeigt, wie rührend zugleich und barbarisch! Welch' ein Dithyrambus, wenn der Henker ein Sänger werden wollte!

Weniger poetisch erscheint die Ansicht Paoli's, dieses Patriarchen der liberalen Aera. Er wollte die Korsen erst dann für befreit und civilisirt gelten lassen, wenn sie ohne Widerwillen alle Professionen ergriffen, die man auf dem Festlande ausübte, und sagte in dieser Hinsicht: „Wie es Korsische Schuster giebt, so muß es auch einen Korsischen Henker geben.“

Es war sehr schwer gewesen, in Korsika Schuster zu bilden; das ist auch schon daraus abzunehmen, daß das erwählte Oberhaupt der Bürger den Handwerker mit dem Scharfrichter auf gleiche Stufe stellt. Ich weiß nicht, welche Theorie sich Paoli gemacht hatte, wie er die Freiheit und die Tyrannei verstand, und wie er über die Gleichheit dachte; aber nichts erscheint mir seltsamer, als die Gleichstellung aller Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben.

Aber wie dem auch seyn möge, das ist gewiß, daß eine große Anzahl Verbrecher in Korsika, — und der Mord ist beinahe das einzige Verbrechen, welches in jenem Lande begangen wird — die Todesstrafe dem Rechte vorzieht, dieselbe auf gesetzliche Weise zu vollstrecken. Ein einziger erkaufte auf diese Weise sein Leben, und Paoli sagte damals: „Ich freue mich sehr darüber; das wird uns der nöthigen Subordination näher bringen!“ (R. d. P.)

---

*) Dies beweist, daß die Veränderung der Milch durchaus nicht schädlich für die Kinder ist, was man auch hier dagegen einwenden mag. Es sind manche Familien Opfer der Laune einer Amme, bloß weil sie glauben, daß eine andere Milch das Kind krank machen würde. (Anmerkung der Verfasserin.) — Es sind Fälle bekannt, wo ein Kind neun verschiedene Ammen gehabt hat, ohne daß daraus ein Nachtheil für die Gesundheit des Kindes ersichtlich gewesen wäre.

**) Ein Jahr nach dieser Exekution, deren man sich in Korsika noch erinnert, wurde der Prozeß des Herrn von Z. revidirt und kassirt. Er wurde seitdem zum Oberst-Lieutenant eines Königl. Regiments befördert und starb als Divisions-General. (Anm. d. Verfasserin.)

Bibliographie.

Les dangers etc. (Die Gefahren des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich.) Den aufrichtigen Männern jeder Partei. Von A. Mauguin. Pr. 3 Fr.

Mémoire etc. (Denkschrift über die Gefangenschaft der Herzogin von Berry.) Von Herrn v. Chateaubriand. Pr. 3½ Fr.

Réflexions etc. (Betrachtungen eines Greises über die gegenwärtige Lage Frankreichs und über die Mittel zur Wiederherstellung eines ruhigen Zustandes.) Pr 1½ Fr.

Ostindien.

Hindoo Worship. (Gottesdienst der Hindus.) Eine Uebersetzung einiger der vornehmsten Abschnitte, Stellen und Texte in den Weda's und mehrerer Streitschriften über die Brahmanische Theologie. Vom Radschah Rammohun Roy. London, 1832.

Vor einiger Zeit erregte in London ein Fremder, der unter ganz neuen und sehr empfehlenden Umständen erschien, die Aufmerksamkeit des Publikums. Es war der Radschah Rammohun Ray (Roy), ein geborener Indier. Er scheint in mittleren Jahren zu seyn, befindet sich, allem Anschein nach, in großem Wohlstand, und seine Sitten wie seine Unterhaltung verkündigen nicht bloß den gebildeten Mann, sondern auch den vollendeten Gentleman.

Was aber den Radschah so besonders interessant machte, war der religiöse Geist, der in ihm vorzuwalten schien. Als Bekenner der Brahmanischen Lehre oder, wie er es nennt, der ächten Brahmanischen Theologie, wurde er gleich den meisten seiner Landsleute für einen Götzendiener gehalten. Man wunderte sich, daß ein so trefflich begabter Mann seine Vernunft in der Dienstbarkeit lebloser Idole schlummern ließe, denn er hatte eben um besserer Erkenntniß willen Europa und England insbesondere besucht; allein Rammohun Roy verscheuchte bald dieses Bedauern seiner Britischen Freunde; er bewies, daß er dem wichtigsten aller Gegenstände, der Religion, seine besten Kräfte geweiht hatte und zu vernünftigen Schlüssen gekommen war, daß er die wahren Lehrsätze des Brahmanismus erforscht, welche aller Abgötterei gänzlich widerstrebten, und daß die heiligen Urkunden, die der Hindu für untrüglich hält, einen Gottesdienst einschärfen, der den ausschließlichen Glauben an die Einheit Gottes nothwendig in sich schließt. Zu der Zeit, als Rammohun Roy England besuchte, war er schon in seinem Vaterlande als Reformator bekannt; mit Lehre und Beispiel munterte er zu Lösung des großen Problems auf, und während die privilegirten Beschützer des alten Systems ihn haßten und anfeindeten, erwarb er sich doch auch manchen Anhänger.

Rammohun Roy machte, während er die Sache der Wahrheit vertheidigte, von den Hülfsquellen Gebrauch, die ihm Indiens neue Presse an die Hand gab. Er publizirte gründliche Kommentare zum Verständniß der heiligen Bücher, welche die geschriebenen Gesetze der Hindus enthalten; er vertheidigte seine Ansichten mit unwiderleglichen Gründen und forderte seine Landsleute auf, aus demselben Born der Erkenntniß zu schöpfen. Er mußte mit einigen der schlauesten Indischen Priester, und zwar auf ihrem eigenen Gebiete, wo ihnen die größten Vortheile zu Gebote standen, Kämpfe bestehen; allein durch die Stärke seines Urtheils, den Umfang seiner Gelehrsamkeit und besonders durch eine Art Mäßigung, das sicherste Zeichen seines erhabenen Zweckes, gelang es ihm, über allen Widerstand zu triumphiren, und so legte er den Grund zu einer sittlichen Umwälzung in Hindostan, welche das civilisirte Europa mit Stolz betrachten sollte. Das Verdienst eines so trefflichen Werkes mußte dem Verfasser auch in England Achtung verschaffen, und nachdem man ihn eben so oft als dringend um das Detail seiner Forschungen gebeten hatte, willigte er ein, die Haupt-Argumente, auf die er das Gebäude seiner Reform gründet, in Druck zu geben. Diesen Zweck wird man in vorliegendem Buche realisirt finden.

Von den heutigen Hindus, vorzüglich von der Brahmanischen Sekte, behauptet der Verf., sie seyen Götzendiener, d. h. sie verehrten Bilder, denen sie Namen und Attribute wirklicher Gottheiten gäben. Diesen eingebildeten Göttern weisen sie auch örtliche Wohnungen an, und eine Lebensart, die der ihrigen analog ist. „So glauben die Verehrer des Siwa“, wie der Verf. bemerkt, „weil sie die heiligen Texte falsch verstehen, nicht allein unbedingt an das selbstständige Daseyn einer solchen Gottheit, sondern betrachten ihn sogar als allmächtiges Wesen, als die oberste aller Gotthei-

sten, die den nördlichen Berg Kailas bewohne, geben ihm zwei Frauen, mehrere Kinder und eine zahlreiche Dienerschaft. Eben dies gilt von den Anhängern des Wischnu und allen übrigen religiösen Sekten; und zwar halten sie mit solcher Hartnäckigkeit auf die ihren respektiven Gottheiten gebührende Ehre, daß an heiligen Orten, wie Herdwar, Prejag, Siwa-Kantschi oder Wischnu-Kantschi in Orissa, oft hitziger Streit und sogar Prügelei über den Vorrang der Gottheiten entsteht. Auch betrachten sie diese Bilder nicht bloß als Repräsentanten des überirdischen Wesens; die Anbetung ist direkt an sie selbst gerichtet. Jeder Hindu, der ein Idol auf dem Markte kauft oder mit eigenen Händen verfertigt, verrichtet gewisse Ceremonien, wodurch er ihm Leben und sogar übernatürliche Kräfte einzuhauchen vermeint. Bald nachher giebt er dem Idol, wenn es männlichen Geschlechts ist, ein weibliches Götzenbild zur Frau und feiert die Hochzeit mit eben so viel Gepränge, wie die seiner eigenen Kinder. Jetzt ist der mystische Prozeß zu Ende; Gott und Göttin sind fortan die Lenker seiner Schicksale und empfangen seine Huldigungen."

Der Hindu geht in seinem Aberglauben noch weiter; er nimmt an, daß diesen göttlichen Wesen so viele Schwächen der menschlichen Natur ankleben, daß er sie beköstigen, kleiden und logiren muß. Im Sommer fächelt er dem seelenlosen Klotze Kühlung zu und legt ihn während der Winternächte in ein warmes Bett. Aber der Götzendienst der Indier ist nicht bloß lächerlich, sondern auch in hohem Grade das Gefühl verletzend; er ist darauf berechnet, das Gemüth zu verderben und zu entwürdigen und selbst den Instinkt häuslicher Tugend zu zerstören. Hier einige unläugbar authentische Beispiele:

„Ich beginne", sagt der Verf., „mit Krischnu, als derjenigen Incarnation, die am meisten verehrt wird, und deren Anbeter außerordentlich zahlreich sind. Dieser Götze hat unter Anderm das Recht, eine große Menge verheiratheter und lediger Frauenzimmer entkleidet vor sich zu sehen. Seine Verehrer personifiziren oft (wie Europäische Schauspieler auf Bühnen) den Gott und seine Gefährtinnen, tanzen mit schamlosen Geberden und singen Lieder, deren Gegenstand die Liebe des Krischna und seine Ausschweifungen sind. Es ist unmöglich, die Art, wie Mahadewa, dem zerstörenden Attribut, von den meisten Hindu's gehuldigt wird, in einer Sprache zu schildern, die den gebildeten Leser nicht beleidigen würde; ich sage nur so viel, daß der Kultus dem unzüchtigen Bilde ganz homogen ist, unter dessen Form die Gottheit verehrt zu werden pflegt. Die auf Mahadewa sich beziehenden Geschichten, welche seine Anbeter in den Tantra's lesen, sind von solcher Natur, daß sie in den Ohren der verworfensten Personen beiderlei Geschlechts widerlich klingen müssen. Zum Gottesdienst des Kali gehören Menschenopfer, Weinrausch, verbrecherischer Umgang und unkeusche Lieder. Der erste dieser Gebräuche ist zwar abgeschafft; doch glaubt man, daß in einigen Gegenden immer noch Menschenopfer gebracht werden."

Die Abgötterei der Hindu's ist so sehr dem gesunden Verstande zuwider, daß die Schastras, ein bedeutender Stamm, sich ganz davon losgesagt haben. Wie läßt sich erwarten, daß ein Mensch fähig seyn könne, auch nur das Wesen eines sittlichen Betragens zu würdigen, wenn er sein Leben lang einem Systeme huldigt, das ihm für die abscheulichsten Uebertretungen der Naturgesetze Absolution verspricht, wenn er nur den Namen seiner Gottheit oft wiederholt oder ihrem Bilde ein geringes Opfer darreicht? Wer den Namen der Göttin Durga im Munde führt, erhält gewiß Vergebung seiner Sünden, mag er nun dem Ehebruch, dem Raub oder anderen Lastern zügellos huldigen.

Gleiche Amnestie für die unnatürlichsten Verbrechen erhält der, welcher die Worte „Ehrfurcht vor Hari" in vernehmlichem Tone ausspricht, selbst wenn er es ohne Absicht thut, beim Fallen, beim Ausgleiten, wenn ihn ein körperliches Uebel quält, ja sogar, wenn er die Nase reinigt. Der ausgemachteste Verbrecher kann sein Gewissen rein waschen, wenn er bloß den Ganges anschaut, mag er nun dabei gehen, schlafen, essen oder plaudern. Es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfblicks, um sich zu überzeugen, daß ein solches System zur tiefsten Entartung führt, deren das menschliche Gemüth nur fähig ist. Den Hindu verleitet nicht bloß die Leichtigkeit der Buße zum Verbrechen; das Betragen der Gottheiten selbst, deren Handlungen er ehren soll, ist ihm die stärkste Versuchung. Wir haben bereits gesehen, welche Autorität den unglücklichen Hindu zu Ausschweifungen ermuthigt. Falschheit und Verrätherei werden ihm von seinen Göttern eben so nachdrücklich eingeprägt, wie uns der Verf. in Folgendem berichtet:

„Dscherra Sendh, ein mächtiger Fürst von Behar, dem es zu Ohren gekommen war, daß der Gott Krischna seinen Schwiegersohn getödtet hatte, zwang diesen mit Heeresmacht, aus seiner Heimath zu fliehen. Aus Rache dafür trachtete Krischna ihm hinterlistig nach dem Leben. Zu dem Ende gaben sich er und seine beiden Vettern, Bhima und Ertschuna, für Brahmanen aus und traten, so vermummt, in den Palast; hier fanden sie den Dscherra Sendh von einem religiösen Fasten entkräftet und nur im Kreise der Priester und seiner Familie. Sie forderten ihn zum Zweikampf; er focht mit Bhima, dem stärksten seiner Gegner, ward natürlich überwunden und getödtet (Mahabharat, 2tes Buch)."

„Wischnu und Andere verschworen sich gegen Buli, einen mächtigen Kaiser; da aber der Gott die Macht des Gegners unwiderstehlich fand, wollte er ihn durch List zu Grunde richten und erschien ihm in der Gestalt eines bettelnden Zwerges. Obgleich von Wischnu's Plan unterrichtet, konnte doch Buli aus Edelmuth ein Almosen nicht verweigern; die dankbare Gottheit beraubte ihn dafür nicht nur seines ganzen Reiches, von dem sie durch die Kraft jener Gabe Besitz nahm, sondern verdammte ihn auch noch zu Kerker und Sklaverei. (Mahabharat, letztes Buch)."

„Als die Schlacht bei Kurukschetra entschieden war, kehrte der Ueberrest der Armee seines Nebenbuhlers zur Nachtruhe in's Lager, und zwar unter dem persönlichen Schutze Mahadewa's. Allein die Gottheit ließ sich durch die Schmeichelreden eines Freundes des Ueberwundenen bestechen und erlaubte ihm nichtswürdiger Weise, das ganze Heer im Schlafe zu vernichten; ja sie legte selbst mit Hand an."

Viele der praktischen Pflichten, welche die Brahmanischen Seelenhirten ihrer Heerde auflegen, bestehen in der Annahme einer besonderen Art von Diät. Ein Hindu, der Mitglied einer Kaste ist, darf zwischen Aufgang und Niedergang der Sonne nur einmal essen; er darf in einem Boot oder Schiffe keine gekochte Speise genießen, nicht angekleidet oder in einem Wirthshause speisen, keine Mahlzeit einnehmen, die Jemand aus einer andern Kaste berührt hat, und nicht mit Essen fortfahren, wenn er unterbrochen worden ist. Einer falschen Auslegung des Textes ihrer heiligen Bücher zufolge, sind die Hindus von den gemeinsten Bequemlichkeiten der Gesellschaft ausgeschlossen. Die geringste Uebertretung der eben erwähnten Gesetze wird mit der strengsten aller Strafen, dem Verlust der Kasten-Privilegien, geahndet. Im Gegentheil, wer das vorgeschriebene Ceremoniell streng beobachtet, ist fast über jede Anrechnung erhaben; er braucht nur dem Brahminen ein kleines Geschenk zu machen, und der gewaltige Fürsprecher erlöst ihn gewiß von zeitlichen und ewigen Folgen seiner Missethat. Außer den Verbrechen, zu welchen der Indische Aberglaube verleitet, heiligt und empfiehlt er auch die schrecklichsten Selbstpeinigungen, und die Aufopferung des Lebens der Verwandten und Freunde. Dies bezeugen die freiwillig unter die Räder des Wagens, der dem Gotte Dscheggernat angehört, sich werfenden Opfer und andere Abscheulichkeiten mehr.

Die eigentliche Tendenz des vorliegenden Werkes ist, zu zeigen, daß alle Theorie und Praxis der Hindus mit der Erkenntniß eines höchsten Wesens unverträglich und gar nicht im Sinne ihrer heiligen Bücher ist. Alles, was die Hindus von Theologie und Gesetzen haben, ist in den Weda's enthalten. Diese Bücher sollen gleichzeitig mit der Welt entstanden seyn, und ihr bildlicher Stil brachte die Ausleger in große Verwirrung. Vor etwa 2000 Jahren sammelte ein berühmter Indischer Theolog, Beias, die Weda's und theilte sie in verschiedene Bücher, die einen fruchtbaren Auszug ihres Inhalts bilden. Das Werk heißt der Wed-Ant (die Erläuterung der Weda's) und wird noch heutiges Tages eben so hochgeschätzt als die ursprünglichen Weda's.

Es wäre überflüssig, dem Radschah in den Details seiner Beweisführung aus dem Wed-Ant zu folgen. Sein Resultat ist, daß die Hindu'sche Religion, diesem Codex gemäß, den Glauben an das Daseyn Eines unerschaffenen allweisen Wesens, den Schöpfer, Erhalter und Lenker des gränzenlosen Weltalls, zur Bedingung macht und allen abgöttischen Kultus ausschließt. Dabei empfiehlt sie die reinsten Prinzipe der Sittlichkeit. Es freut uns, unter Anderem zu finden, daß der barbarische Gebrauch des lebendigen Verbrennens der Wittwen in den heiligen Büchern nicht nur nicht eingeschärft, sondern auch implicite mißbilligt wird. Wenigstens wird derjenigen Wittwe eine höhere Glückseligkeit in jener Welt verheißen, die das Andenken ihres Gatten durch ein strenges ascetisches Leben ehrt. Auch muß sie den Scheiterhaufen freiwillig besteigen, wenn die Handlung einiges Verdienst haben soll. (A. R.)

Mannigfaltiges.

— Byron über seinen Don Juan. Byron erzählte mir, die Gräfin Guiccioli hätte ihn wiederholt gebeten, den Don Juan, dessen Unmoralität sie verletzte, nicht fortzusetzen; sie könnte es nicht dulden, daß dergleichen unter ihrem Dache geschrieben würde. „Um ihr gefällig zu seyn", sagte Byron, „gab ich ihn für einige Zeit auf und erhielt die Erlaubniß, ihn fortzusetzen, nur unter der Bedingung, einen moralischen Menschen aus meinem Helden zu machen. Am Ende mache ich ihn noch zum Methodisten. Das wird den Engländern gefallen und kann als eine amende honorable für seine und meine Sünden dienen. Ich erhielt einst einen anonymen Brief über den Don Juan, von einer sehr schönen weiblichen Handschrift, mit einer trefflichen Zeichnung, unter welcher folgende Worte standen: „„Als Byron den ersten Gesang des Don Juan schrieb, überließ die Liebe, welche oft seine Feder geführt hatte, dieselbe der Sinnlichkeit, und die Sittsamkeit bedeckte sich das Antlitz mit dem Schleier, um ihre Schamröthe zu verbergen und ihre Thränen zu trocknen, und floh auf immer von dannen."" „Die Zeichnung", fuhr Byron fort, „stellte die Liebe und die Sittsamkeit dar, die mir bösen Menschen den Rücken zukehrten, und die Sinnlichkeit, einen fetten, pausbäckigen, ungeflügelten Kupido, der mir eine Feder reichte. War das nicht schön erdacht? Auf jeden Fall gereicht es mir zu einigem Trost, daß ich die Frauen so sehr beschäftige, wenn auch nur durch meine Fehler. Ich gestehe, der Gedanke macht mir Vergnügen. Weil wir eben von Kupido reden — es ist doch seltsam, daß die Alten in ihrer Mythologie die Weisheit als eine Frau und die Liebe als einen Knaben darstellten. Wie erklären Sie sich das? Ich gestehe, ich traue der Minerva nicht viel und denke, Weisheit wäre vielleicht die letzte Eigenschaft, die ich dem Weibe beilegen würde; die Liebe aber würde allerdings durch ein weibliches Wesen weit passender dargestellt, als durch ein männliches; denn Männer oder Knaben empfinden diese Leidenschaft nie so zart und rein wie Frauen. Dies ist meine wahre Meinung und mag Sie damit versöhnen, daß ich Ihrem Geschlecht die Weisheit absprach." (Journ. of Lady Blessington.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 8. Februar 1833.

Frankreich.

Bilder aus dem südlichen Frankreich.

Orgon, Marseille und das Mittelländische Meer.

Auf meiner Reise von Tarascon nach Marseille hielt der Postwagen vor der Thür eines Wirthshauses in Orgon, einer kleinen Französischen Stadt, wo ich kein Wort Französisch zu hören bekam. Es war Sonntag. Auf dem großen Platze der Stadt gingen an einer Seite Gruppen von Mädchen, drei und drei, mit weißen leinenen Schnupftüchern in den Händen, die ihnen abwechselnd als Fächer und Schirm gegen die Neugier dienten; an der anderen spielten Soldaten von der Linie Kegel oder spazierten in die Kreuz und Quer, mit so verdaueter Miene, wie sie etwa eine Französische Besatzung in Marokko haben könnte. Soldaten und junge Mädchen waren durch eine Linie geschieden, deren Ueberschreitung der Anstand durchaus verbieten soll. Ein Mädchen aus Orgon würde entehrt seyn, wenn man sie bei einer Militair-Person erblickte. Der bloße Verdacht würde sie auf Lebenszeit eines Mannes berauben, und das wäre ein großes Unheil! Die keckisten in dem kleinen Haufen schlichen sich um die Mädchen herum und warfen ihnen verstohlene Blicke zu; allein wo sie erschienen, gab es gleich einen leeren Raum. Ich habe in meinem Leben keinen erbaulicheren Anblick gehabt. Ich sprach einen der gewitzigsten dieser Burschen, einen kleinen Sergeanten, den seine vorige Garnison ziemlich verdorben hatte, und der mir sagte, die vornehmste Ursache ihres geringen Erfolges sey die Sprache, und man vermiede einander, weil man sich nicht verstehen könnte. — „Nun, Ihr werdet doch dieses provençale Patois lernen?“ sagte ich ihm. — „Gott bewahre“, erwiederte er, „aber die Demoiselles werden wohl Französisch lernen.“ — Dies bemerke ich hier, um einen der Vortheile stehender Heere und besonders der Garnisonen in Provinzen hervorzuheben, die gleichsam die Central-Macht repräsentiren. Freilich hatte hier auch der Teufel sein Spiel; denn warum lustwandelten die artigen Dorffräulein gerade auf dem Platze, wo die Militairs Kegel schoben?

Die Mädchen von Orgon sind reizend. Es ist nicht mehr dieselbe Art weiblicher Schönheit, wie in Arles, oder besser, es ist mehr Anmuth als Schönheit. Sie haben anmuthige Züge, sind kokett und werfen versinnlene Blicke, während die Mädchen von Arles edel und gravitätisch einherschreiten. Allein dafür liegt auch die Stadt Arles abgelegen und Orgon an einer sehr besuchten Landstraße.

Ich verließ Orgon bei Sonnen-Untergang. Fünf Reisende von verschiedenem Alter, aber fast gleicher Physiognomie, bildeten meine Gesellschaft; ihre Physiognomie hatte vielen Ausdruck, aber einen Ausdruck, der nichtssagend ist, weil er zu viel sagen will. Es waren unruhige und doch unbewegliche Gesichter, Leidenschafts-Masken, mit sehr schwarzen und sehr markirten Brauen, großen Augen und großen Blicken. Der enge Kasten, in dem sie steckten, schien ihnen, so viel ich in der Dämmerung bemerken konnte, nicht genehm. Nach einem langweiligen Gespräch hielten wir zwischen zwei Reihen von Bauerweibern, die in gelben Strümpfen zu Markte gingen, unseren Einzug in Marseille. Im Hotel abgestiegen, fragte ich nach dem Hafen und eilte, wie billig, dahin. Ich erwartete ein universales Karnavalserai, einen ungeheuren mit allen Farben und Flaggen geschmückten Markt; allein ich fand nichts als ein lärmendes Gewühl, in dem alle Nationen dieselbe Farbe trugen, das heißt, die der Unreinlichkeit. Der Handel giebt allen diesen Figuren aus Nord, Süd und Ost den nämlichen Typus, den des Geizes und Krämergeistes. Harpagon ist der Schutzheilige dieses Hafens. Der Handel, den man für die Civilisation hält, ist nur ihre Küche, und die schmutzigen Köche genießen wenig von den zubereiteten Speisen. Am pittoreskesten sind die Griechen; man sagt aber, daß sie im Verkehr sehr wenig Loyalität beobachten. Ein Kaufmann von Marseille erzählte mir, man müsse in den Magazinen Acht auf sie haben, weil sie einen unbesiegbaren Hang dazu hätten, unter ihre weiten Mäntel Gegenstände zu stecken, die im Kaufe nicht mit einbegriffen sind.

Es bleibt indessen interessant, den Hafen von Marseille zu besuchen, wenn man nämlich die Civilisation liebt, wie gewisse Leute die Küche, so daß weder die Offizin einem anekelt, noch die Hände, welche den Stoff verarbeiten, und besonders, wenn man nicht fürchtet, an den Oel-Tonnen sich zu salben, an den Mehl-Tonnen weiß oder an einer Matrosen-Jacke sich schwarz zu färben, von dem Schwanz des gesteiften Thunfisches, den jene Frau auf dem Kopfe trägt, einen Stoß zu bekommen, oder von der Hitze und von dem Geruch gesalzener Fische zu ersticken; wenn man ferner nicht besorgt, in die Taue sich zu verwickeln, mit denen die Schiffe angeknüpft werden, oder unter die Füße eines Tölpels zu kommen, der uns nicht in unserer Muttersprache um Verzeihung bittet; aber endlich, wenn man sich nichts daraus macht, für einen Handelsmann angesehen zu werden, der trockenes Obst einkaufen will. Dazu kommt noch, daß Einen der Volkshaufe leicht ins Wasser stößt, sobald es ein Handgemenge oder einen kleinen Bürgerkrieg giebt.

Ich will ohne Umschweife sagen, was ich Schönstes und Häßlichstes in Marseille gesehen. Mit dem Häßlichen mache ich den Anfang. Ach! das ist ja die logische Ordnung in den meisten menschlichen Dingen; das Häßliche fällt zuerst in die Augen und frappirt am meisten. Was mir also in Marseille besonders abgeschmackt vorkam, ist die Reinigung der Straßen. Sollte man wohl glauben, daß diese berühmte Stadt der Reihe nach vier Perioden der Civilisation erlebt hat — die Phocäische, Griechische, Griechisch-Römische und Französische —, um bei folgendem Verfahren stehen zu bleiben? — Stämmige und robuste Kerle gehen mit einem kleinen Besen ohne Stiel und einem aus Rohr geflochtenen Korbe die Rinnen entlang und kriechen um die Ecksteine. Sie fegen bald mit der Hand, bald mit dem krüppelhaften Besen ein kleines Häuflein Auskehricht zusammen und thun es in den Korb. Sind die Körbe voll, so stellen sie dieselben wie Milchnäpfe auf einem sehr sauberen Kissen auf den Kopf, ziehen einen Schlüssel aus der Tasche, der an Zierlichkeit einem Secretair-Schlüssel gleicht, öffnen damit eine Art Nische in der Mauer eines Hauses und leeren die Körbe in die Nische aus. Dann gehen sie in die Schenke, die gewöhnlich dem Reservoir des Unraths gegenüber liegt, waschen sich die Hände in klarem Wasser, setzen sich auf eine Bank vor der Thür und verzehren daselbst Wasser-Melonen, deren Schale sie in den Rinnstein werfen; denn außer ihrem besonderen Privilegium, den Schmutz wegzuschaffen, bedienen sie sich auch des allgemeinen Privilegiums, dergleichen zu machen. Ich habe diesem Verfahren mit dem ganzen Interesse eines Fremden zugeschaut, der einen Behälter von jener Art unter seinen Fenstern und eine Garküche für die Kothsammler im Angesicht hatte. Diese Niederlagen von Kehricht finden sich in der Nachbarschaft eßbarer Handels-Artikel, z. B. frischer oder marinirter Thunfische, trockener oder eingemachter Früchte, und dies brachte mich auf den Gedanken, es könnte vielleicht auch dasjenige, was man unter so schönen Schlüsseln verwahrte, ein wichtiger Handelszweig seyn, da der Handelsmann den Auskehricht eben so gut zu Silber und Gold machen kann, wie Herr Barruel Eisen aus Blut gewinnt.

Was ich aber in Marseille Schönstes gesehen, war — ein Hahn. Dieser weckte mich alle Tage, wenn es die Mücken nicht thaten, die am Morgen sehr zahlreich sind. Sein Gefieder war ungemein schön. Ich habe nichts von Smaragden und Rubinen an ihm bemerkt, wohl aber ein schönes Himmelblau auf hochrothem Grunde, zwei Farben, die wohl für Embleme der Stärke und Güte passiren können. Wirklich scheint mein Herr Nachbar diese beiden Eigenschaften in sich zu vereinigen. Sein Kamm hatte ein schönes Blutroth, ohne andere Ausschnitte, als die Natur dem Hahnenkamm verliehen, was ich der glücklichen Lage des Helden zuschrieb, der, ohne Nebenbuhler, diesen Hauptschmuck gegen kein Wesen zu vertheidigen brauchte. Er hatte einen hohen stolzen Gang, doch ohne Eitelkeit, und krähte nur, wo es passend war, und in langen Zwischenräumen, was mit der unermüdlichen Geschwätzigkeit der anderen zweibeinigen und unbefiederten Geschöpfe, unter denen er lebte, einen erfreulichen Kontrast gab. Nie sah ich ihn wegen Kleinigkeiten aufbrausen, sein Gesicht verzerren, oder mit dem einzigen Gliede, das seine Geberden begleitet, d. h. mit seinem Kamme, über Gebühr gestikuliren. Er war sanft, ruhig, schweigsam, wie die denkenden Köpfe im Norden. Die häufige Passage von Kutschen, von Thunfisch-Trägerinnen, von Hunden, Kühen und Ziegen, welche letztere jeden Morgen abgemagert und erschöpft von Thür zu Thür wanderten, um ihr Bischen wässerige Milch abzusetzen; alle diese Störungen, die in einer großen Stadt so gewöhnlich, ja selbst die plötzliche Ankunft eines Reinigungs-Beamten, der dem braven Thier die Neben-Accidenzien seines Einkommens streitig machte; kurz, Alles, was einem Hahne Widriges passiren kann, den sein böses Geschick aus dem Hühnerhof in die Straße verpflanzt hat, führte meinen Nachbarn nur oberflächlich und brachte ihn nie außer Fassung. Er fordrete die Gefahr eben so wenig heraus, als er sie zu ängstlich

floh, wie die meisten Menschen thun, die entweder Renommisten oder Feiglinge sind. Er gebrauchte weniger Extase und gewiß auch weniger Worte, um sich und seine Hühner vor dem täppischen Andrang eines Hundes, vor den Neckereien eines Jungen, oder vor einem lärmenden Haufen von Schülern sicher zu stellen, als die Menschen, seine Landsleute, verschwenden, um zu sagen, daß ihnen warm oder kalt ist.

Nächst diesem Hahn wüßte ich nicht, was man in einer Stadt, wo weder Denkmäler noch Ruinen sind, Merkwürdiges finden sollte. In dieser Hinsicht theilt Marseille mit allen Handelsstädten gleiches Schicksal. In solchen großen Stapelplätzen, wo alle Steine zum Bau von Magazinen oder zu Beherbergung ihrer Eigenthümer verwendet werden, erneuern sich die Menschen unaufhörlich, und in demselben Verhältniß auch ihre Werke, und der Boden nimmt sich alle 50 Jahre anders aus. Indem jede der Handel weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, und er bedarf der Künste nicht, die sich in der That nur durch Zukunft oder Vergangenheit begeistern. Künste und Wissenschaften sind hier Nebensache, und man schätzt weder Künstler noch Gelehrte, die hier nichts zu leben finden, da sie entbehrlich sind. Ein Besuch des Museums von Marseille erklärt uns, warum diese uralte Stadt doch nur eine Stadt von heute ist. Ich habe dieses Museum besucht, als gerade Kunst-Ausstellung war. Da präsentirten sich Familien-Bildnisse, Zeichnungen der Königlichen Schule, die allenfalls ein Zimmer von sechs Quadratfuß zieren mögen; die meisten derselben schienen für Geld gemacht. Ein schöner Himmel reicht noch nicht hin, um die Künste gedeihen zu machen; es sind auch freie uninteressirte Kenner nöthig, sie zu fühlen und zu ermuthigen; der talentvolle Künstler muß wenigstens in denselben Ruf kommen, dessen sich ein glücklicher Getreide-Händler erfreut; man muß ihn als einen Geist von feinerem Stoffe ansehen, und nicht als einen ungeschickten Menschen, der von allen Beschäftigungen diejenige gewählt hat, die das Wenigste einbringt. Kunstwerke fahren unter dem nämlichen Titel, wie andere Waaren, im Hafen ein, nachdem die Vorgesetzten der Mauth sie untersucht haben.

Wer also nicht das Glück hat, in Marseille einem schönen Hahn zu begegnen, dem kann ich nur den Anblick des Meeres empfehlen. Gleich am Tage meiner Ankunft bestieg ich zu diesem Zwecke einen Kahn. Der größte Zauber dieses Meeres ist, daß es jeden Tag einen anderen Anblick gewährt, und daß man es immer weniger fassen lernt, je öfter man es sieht. Seine Veränderungen bedingt die Atmosphäre, der Wind, der Himmel, und dann hat es auch solche, die ihm eigenthümlich sind. Es ist unerfaßbar in seinem unendlichen Scenen- und Farben-Wechsel; es fixirt die Blicke wie das Auge eines Frauenzimmers, bald schmachtend, bald lebhaft, bald trübe, bald lächelnd, bald blendend, bald verschleiert. Wie aber die Seele eines solchen Wesens immer ruhig sein kann, so daß keine innere Bewegung diese erstaunenswürdige Mobilität des Blickes veranlaßt, eben so trübt das Meer kein äußerer Zufall. Der Himmel über ihm ist rein und unbewölkt, der Wind, der seine kleinen Fluthen vor sich hertreibt, und sie abwechselnd am Ufersand ersterben läßt, ist gleichmäßig und sanft, wie der Odem eines schlafenden Kindes. Wie kommt es nun, daß dieses Meer, auf dessen Wellen Du unverrückt Dein Auge heftest, Dir jeden Augenblick entschlüpft und immer nur zu verschwinden scheint? Als ich zum ersten Mal das Meer erblickte, war ich nicht sehr überrascht. Es war ein herrlicher See, aber nur ein See. Keine Ebbe oder Fluth, kein Meer. Einige Schritte vom Ufer änderten sich schon die Eindrücke. Ich tauchte meine Hände in ein blaugrünes Wasser, das sich nicht malen läßt, und in das man sich stürzen möchte. Der Schatten des Fahrzeuges, dessen Seite der Sonne zugekehrt war, bildete gleichsam eine große, smaragdene Decke. Alle Farben des Prisma umgaukelten mich. Vor mir hatte ich die Sonne, die mir mit tausend Silberblättchen in's Auge blitzte, und dem Schnabel des Fahrzeugs folgte ein kleines Thal zwischen Hügelreihen, von denen Eine die Sonnenstrahlen reflektirte, welche die Andere empfing. Meine beiden Augen waren für das ganze Schauspiel kaum hinreichend.

Am folgenden Morgen dieselbe Windstille, die nämliche Klarheit des Himmels, dasselbe sanfte Wehen der Luft — kurz, Alles wie gestern. Dennoch war das Meer aufgeregt; es rollte kleine, launenhafte Wellen, die sich an den Wänden der Barke mit Gemurmel brachen. Es schaukelte unsern Kahn mit der Anmuth einer Mutter, die ihr Kind wiegt, und diese wohlthätige Bewegung, zu schwach um das Herz zu erheben, erzeugte eine himmlische Ruhe. Die Liebkosungen des Oceans sind die eines Mannes; die des Mittelmeeres gleichen denen einer zarten Frau. Seine kleine Silberfluth zürnt nicht, sie murmelt; sie wühlt nicht unter den Kieseln am Gestade mit einem röchelnden Lärm, sie gleitet darüber hin und glättet sie ab.

Als ich dem Meere meinen letzten Besuch abstattete, war Einiges verändert. Der Wind blies stärker, und hatte den Himmel mit weißen Wölkchen übersäet. Sonst schien die Sonne immer noch so freundlich, wie sie während meines dreimonatlichen Verweilens in der Provence jeden Tag gethan. Jetzt erkannte ich meinen lieblichen See nicht wieder. Der Wind, welcher kaum die großen Rohr-Gebüsche am Ufer krümmte, war stark genug, um dem Meere einen fürchterlichen Anblick zu geben. Weiße Schleier zogen sich von allen Seiten des Horizonts herüber. Einige erschienen ganz, andere halb, noch andere als ferne weiße Punkte. Ich stand auf einem vorragenden, vom Wasser unterwühlten Felsenstück. Das Rauschen der Woge, die sich unter diesem Felsen schlünderte und unaufhörlich an ihm nagte, hatte etwas Großartiges. In der Bibel findet sich ein unvergleichliches Wort über das Meer: „du sollst bis hierher und nicht weiter.“ In der That giebt nichts einen vollkommneren Begriff von Kraft und Ohnmacht zugleich. Jene Wogen, die unermüdlich wiederkehrend an's Ufer schlagen, die unaufhörlich zurückgedrängt, immer von Neuem, obschon mit ungleichen Kräften heranziehen, als ob sie zuweilen ermüdeten; die zwanzig Schritte von hier uns vernichten können und nur Schaum zu unseren Füßen bilden, wenn wir selbst nicht weiter gehen, als uns erlaubt ist; sie sind nirgends so gut charakterisirt. Der Ocean hat keine Vergangenheit; das Mittelmeer dagegen wird erst dann keine mehr haben, wenn es keine Nationen mehr giebt. Der Ocean hat bisher fast nur die traurige Ehre gehabt, ein oder das andere Schiff an einen Felsen zu zerschmettern; das Mittelmeer hat Reiche und Generationen verschlungen. Es war ein Kampfplatz aller Völker, ein Grab aller Besiegten. Alle Dichtkunst ist an seinen Gestaden aufgeblüht, die heiligen Lieder der Bibel, die Gesänge Homers. Allein im großen Ocean ist es das Unbekannte, das Unendliche der Regionen, die noch Niemand durchsegelt hat, welches uns hinreißt, während das Mittelmeer in seinem Schooße nicht den Raum einer Barke hat, der unbefahren geblieben. Ferner hat der Ocean seine Ebbe und Fluth; er ist ein lebendiges, athmendes Wesen, das sich in seiner Ruhe immer bewegt, das prächtige Windstillen und entsetzliche Stürme bietet, ohne daß seine regelmäßige Bewegung, sein Athemzug in's Stocken geriethe. Dieses mächtige Leben, dieser majestätische Pulsschlag des großen Wesens läßt uns an seinen Gestaden mit Entzücken verweilen. Beim Anblick des Oceans wird mir die Idee des Pantheismus klar. Ist Er nicht die Seele der Welt, Er der Gürtel und Kern des Globus? Der Ocean kann uns vielleicht das Mittelmeer vergessen lassen, aber nimmermehr Letzteres den Ocean. (Revue de Paris.)

Bibliographie.

De la frayeur cholérique. (Von der Cholera-Furcht.) Physiologischer Charakter dieser Krankheit und Behandlung derselben. Von Gremilly. 2 Bogen.

Des finances de la France. (Die Finanzen Frankreichs vor und nach der Juli-Revolution.) Von Gabr. Barre. Pr. 1½ Fr.

Lettre du père André. (Ueber die Rechte und Interessen des Französischen Volkes.)

Oeuvres poetiques. (Poetische Werke.) Von Pierre Dumas. 3 Bogen. Pr. 3 Fr.

Thomas Morus — Lord-Kanzler von England. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Voltaire et Madame de Pompadour. (Voltaire und Frau von Pompadour.) Lustspiel in 3 Akten von Laffitte und Desnoyer. Pr. 2½ Fr.

Le bon pasteur. (Journal der Französischen katholisch-apostolischen Kirche von Clichy la Garenne.)

England.

John Flaxman.

(Fortsetzung.)

Die ihm von der Akademie widerfahrene Kränkung, weit entfernt, Flaxmans Muth zu beugen, feuerte sein Genie nur noch mehr an; aber da die Mittel seines Vaters zu beschränkt waren, um ihn während der langen Lehrzeit, welche die Künstler-Laufbahn erfordert, zu erhalten, mußte er sich, um seinen Unterhalt zu erwerben, mit Arbeiten geringerer Art beschäftigen. Männer von Genie, welche die Entbehrungen einer solchen Prüfungszeit aushalten, finden sich glücklich, sie bestanden zu haben; ihr Geist erlangt in derselben eine wunderbare Kraft. Ben Johnson war ein Ziegelbrenner; Burns führte den Pflug; Gifford war Schuhmacher, und nicht einem einzigen von ihnen that dies an seinem Genie Eintrag. Uebrigens waren jene rohen Gewerbe der Poesie weit fremder, als die Modelle, welche Flaxman für Wedgewood's Fabrik anfertigte, der Bildhauerei. Die Arbeiten, welche er für diese Fabrik lieferte, rissen ihn doch nicht aus der Bahn seiner früheren Studien. Es waren größtentheils kleine Gruppen in halb erhabener Arbeit, welche Gegenstände aus der Geschichte und der Fabelwelt darstellten. Flaxmann, der, selbst da, wo er um Lohn arbeitete, sein Genie achtete, gab seinen Compositionen eine Schönheit und Einfachheit, die sie den Kennern sehr schätzbar machten. Nach seinem Tode wurden diese Töpfer-Modelle sehr gesucht und theuer bezahlt.

So verlebte Flaxman ungefähr zehn Jahre, während welcher er jedoch mehrere Werke in die Akademie sandte. Unter seinen Arbeiten nennt man ein Modell zu einem Denkmal für den unglücklichen Chatterton, dieses Opfer des Genies und der hochmüthigen Gönnerschaft eines unwissenden Mäcens. Der größte Theil dieser Arbeiten war in gebranntem Thon oder Pariser Gyps und nach kleinem Maaßstabe ausgeführt, ein Beweis, daß unser Künstler wenig Aufmunterung erhielt; denn hätte er reiche Gönner gefunden, so würde er einen dieser Modelle in Marmor ausgeführt haben. Uebrigens hielt ihn seine bedrängte Lage in seiner Laufbahn nicht auf; durch Fleiß und Mäßigkeit wußte er sich unabhängig zu machen. Im Jahre 1782 verließ er das väterliche Haus und bezog in Wardourstreet eine kleine Wohnung mit einem Atelier. Um dieselbe Zeit heirathete er Anna Denman, die er schon lange geliebt hatte, und die für ihn geschaffen schien; denn sie besaß außer den Eigenschaften des Herzens auch Geschmack und Bildung; sie sprach Italiänisch und Französisch und war, wie ihr Gatte, der Sprache Homer's nicht fremd. Was ihr aber weit größeren Werth verlieh, war ihre schwärmerische Verehrung für das Genie ihres Mannes. Sie richtete ihn auf, wenn er niedergeschlagen war, und nahm ihm alle Sorge für das Hauswesen ab, von dem die Künstler wenig verstehen, und das sie doch nicht ohne großen Schaden vernachlässigen dürfen. Diese beiden Gatten waren wirklich Ein Fleisch und Ein Blut. Flaxman genoß mit Wonne dieses häuslichen Glücks, ohne

darum seinen Hoffnungen auf Ruhm zu entsagen. Da begegnete ihm einst Sir Josua Reynolds. „Ich höre, Sie sind verheirathet", rief ihm der Präsident der Akademie heftig entgegen; „wenn dies ist, so sind Sie als Künstler verloren." Als Flaxman nach Hause kam, setzte er sich zu seiner Frau, nahm ihre Hand und sagte mit einem halb traurigen, halb scherzhaften Lächeln: „Ich bin als Künstler verloren." — „Wie geht das zu, und warum?" — „Das Unglück ist in der Kirche geschehen, und Anna Denman ist Schuld daran. Sir Josua Reynolds hat es mir eben gesagt."

Dieses schonungslose Urtheil beunruhigte Flaxman ein wenig und machte ihn nachdenkend über seine Zukunft als Künstler. Um die böse Prophezeihung Reynolds' desto sicherer Lügen zu strafen, beschloß er, eine Reise nach Italien zu machen. Da er aber dies Vorhaben ohne Unterstützung der Akademie ausführen wollte, sammelte er fünf Jahre lang heimlich an einem kleinen Schatz. Diese Zwischenzeit ging für seinen Ruhm nicht verloren. Er verfertigte um diese Zeit für die Domkirche von Chichester das Denkmal Collins', welches ihn sitzend darstellt, wie er die Bibel liest, das einzige Buch, welches dieser Dichter in seinem Leben gelesen hat. Seine Lyra und seine Gedichte liegen, zum Beweis der Geringschätzung, auf der Erde zerstreut durch einander. Ein anderes Monument in erhabenerem Stil ist das der Mrs. Morley, in der Hauptkirche zu Glocester. Diese unglückliche Mutter, welche mit ihrer Tochter in einem Schiffbruch umkam, ist dargestellt, wie sie sich aus den Wellen erhebt und dem Rufe der Engel antwortet, die ihr ihre Stelle im Himmel zeigen. Diese beiden Compositionen tragen das Gepräge jener einfachen und majestätischen Heiterkeit, welche dem heiligen Gedanken entspricht. Man weiß nicht, warum Flaxmann diesen beiden Monumenten eine Gruppe, Venus und Cupido, vorzog, die er in derselben Zeit für seinen Freund, Herrn Knight, verfertigte.

Als Flaxman die Summe beisammen hatte, die ihm in Italien seinen Unterhalt sichern sollte, eilte er diesem klassischen Boden der schönen Künste zu. Er war wie geblendet, als er in der Hauptstadt der christlichen Welt die prachtvollen Ueberreste alter Kunst und die herrlichen Meisterwerke der neuern erblickte. Er erkannte, daß die großen Künstler Italiens wahre Dichter waren, die durch Marmor und Farben die erhabensten Gedanken ausdrückten. Ihnen band die Kritik nicht die Fittige zusammen; Natur und Geschmack waren ihre einzigen Lehrer. Ihre Begeisterung, durch den Beifall des Volks erwärmt, welches Werke der Imagination nur nach dem Gefühl beurtheilt, brachte ohne Anstrengung die wundervollen Statuen und Gemälde hervor, welche die Wände und Kuppeln der Kirchen schmücken. Die Lage des Künstlers in England und Frankreich ertödtet die Begeisterung. Die Tadelsucht, welche auf beiden Seiten des Kanals die sogenannten Kenner plagt, zwingt den Künstler mit einer Umsicht zu arbeiten, welche die Phantasie erstarren macht, und die besten Werke des größten Genies mit ihrer Kälte anhaucht. Während also Italien sich mit Meisterwerken füllt, die eben so rasch entworfen als ausgeführt werden, müssen sich die Französischen und Englischen Künstler lange Jahre mit dieser doppelten Aufgabe abmühen, weil sie wissen, daß ihre Werke der Kritik verfallen sind, einem Ungeheuer ohne Mitgefühl, weil es selbst nichts zu erzeugen vermag. Seit jener Epoche hat die Race dieser Richter von Profession eine wahrhaft verderbliche Herrschaft über die schönen Künste erlangt, und wenn die Künstler sich nicht verbinden, um dieses drückende und schimpfliche Joch abzuschütteln, so wird die Kunst bald mit der Unabhängigkeit des Genies zu Grunde gehen. Es ist wirklich zum Erbarmen, wie in unseren Tagen der Ruf der Künstler in den Händen einiger Gecken ist, denen man weder Pinsel noch Meißel anvertrauen würde. Und weshalb? Weil diese modernen Winkelman sich aus eigener Macht zu Kunstkennern gestempelt haben. Das Unglück liegt darin, daß in unserem Jahrhundert der Windbeutelei und Schein-Gelehrsamkeit diese unverschämte Pedanterie für Einige zum einträglichen Gewerbe geworden ist.

Flaxman sah die Meisterwerke, die er vor Augen hatte, mit dem Auge des Bildhauers und des Christen. Er sah, daß die Italiänischen Künstler ihr Genie dem Dienste der Kirchen gewidmet hatten, daß sie deren eigentliche Priester waren, und daß ihre Werke mehr als Reliquien und Heiligenbilder, die Traditionen, welche den Irrthum und den Aberglauben des großen Haufens nähren, in Ansehen erhielten. Indem er so die Kunst im Solde des Irrthums sah, faßte er den Gedanken, sie zum Beistande der Wahrheit herbeizurufen und alle dichterische und moralische Schönheiten der heiligen Schrift durch die Bildhauerkunst zu versinnlichen. Die große Menge von Zeichnungen über religiöse Sujets und die bedeutende Zahl von Monumenten, heilige Gegenstände darstellend, welche er hinterlassen hat, setzen es außer Zweifel, daß ihm bei seinen Arbeiten ein religiöser Zweck vorschwebte. Allein den Protestantismus poetisch zu machen, erfordert mehr als menschliche Kräfte.

Die biblischen Compositionen verhinderten Flaxman nicht, sich mit anderen Arbeiten zu beschäftigen. Es war zu Rom, wo er seine Darstellungen aus dem Homer, Aischylos und Dante ausarbeitete. Es scheint, daß er die meisten Figuren zu seinen ersten Homerischen Zeichnungen Griechischen Vasen entlehnte; bald aber, seinem Genius mehr vertrauend, wagte er es zu schaffen, statt bloß zu kopieren. Uebrigens war er ein großer Bewunderer der Basreliefs auf den antiken Vasen und Sarkophagen und war der Meinung, der neuere Künstler könne aus keiner besseren Quelle Wissenschaft und Begeisterung schöpfen. „Das Anschauen dieser Muster", sagt er in seinen Vorlesungen über Skulptur, „indem es die Seele auf edle Art im Denken übt, führt sie auf natürlichem Wege dahin, an allen Gegenständen das Schöne, Zierliche und Große aufzufassen, und stößt ihr einen Widerwillen gegen alles Niedrige und Gemeine ein." In diesem Geiste freier Nachahmung führte er seinen Homer aus. Die Iliade enthält 39 Zeichnungen, die, bis auf zwei, alle weibliche Figuren darstellen. Er brachte viel Mannigfaltigkeit und Harmonie in diese Compositionen, deren Charakter ernste, strenge und einfache Schönheit ist. Die Form ist darin dem Ausdrucke untergeordnet, aber nicht geopfert. Die Helden kräftig, aber nicht plump, die Frauen lieblich, aber nicht üppig. In der Odyssee, welche nur 34 Darstellungen enthält, treffen wir dieselben Eigenschaften und besonders eine Art von häuslicher Würde, die dem Charakter edler Einfalt in Homer's zweitem Meisterwerke entspricht. Es ist Schade, daß Flaxman in einigen dieser untadelhaften Zeichnungen gewisse kolossale Figuren anbringen zu müssen glaubte, wie Briareus, Otus und Ephialtes, Polyphem, den König und die Königin der Lästrigonen ꝛc., die mit den sie umgebenden Personen in keinem Verhältniß stehen. Es giebt überdies nichts Widrigeres, als das Häßliche nach großem Maaßstabe ausgeführt, und selbst die regelmäßigste Schönheit verträgt kaum übermäßige Dimensionen. Solche mißgestaltete Kolosse können in kein Verhältniß mit dem Menschen gebracht werden. Poussin hat bei einem ähnlichen Gegenstande seinen richtigen Geschmack bewiesen. Sein „blinder Polyphem" hat zum Maße nur den Berg, an den er sich lehnt, und die weite Ebene zu seinen Füßen. Seine Heerden und alle kleinere Gegenstände sind in der Entfernung. Durch diesen Kunstgriff hat der große Maler es vermieden, gegen die Analogie zu sündigen, welche in den schönen Künsten das höchste Gesetz ist.

Diese Zeichnungen wurden für Mrs. Hare Naylor für 15 Sh. das Stück entworfen. Der bescheidene und uneigennützige Flaxman war mit diesem schwachen Lohn zufrieden, aber der Erfolg lohnte ihm weit über seine Wünsche. Sein Ruhm verschaffte ihm neue und großmüthigere Gönner. Um diese Zeit arbeitete er für Thomas Hope eine Gruppe in Marmor aus, Cephalus und Aurora vorstellend, welche eines der herrlichsten Stücke in der kostbaren Sammlung dieses reichen Kunstfreundes ist (den wir auch bei Gelegenheit der vor kurzem in diesen Blättern angezeigten Biographie Thorwaldsens kennen gelernt haben). Die Gräfin Spencer trug ihm auf, nach dem Homer Darstellungen aus dem Aischylos zu geben, und er drang mit gleichem Glück in den Geist dieses großen Dichters, der eben so majestätisch und kräftiger ist, als der Sänger des Achilles. Weniger ersprießlich war für unseren Künstler die Gönnerschaft des excentrischen Grafen von Bristol, Bischofs von Derry. Er übernahm es, in einer Gruppe von vier heroischen Figuren, die Wuth des Athamas, nach Ovid's Metamorphosen, für 600 Pfd. Sterl. darzustellen. Eine solche Arbeit war aber 2000 Pfd. werth. Flaxman setzte sein Geld dabei zu, ohne die Zeit zu rechnen, die ein so großes Werk kostete. Es ziert jetzt das Schloß des bischöflichen Grafen zu Ikworth in der Grafschaft Suffolk.

Flaxman unternahm es um jene Zeit, den herrlichen Torso des Vatikans zu ergänzen, den man allgemein für das Bruchstück eines Herkules hält. Er gab sich dieser schwierigen und undankbaren Arbeit mit seinem gewohnten Eifer hin. Als er das Werk ausstellte, fand man zwei Statuen statt einer: Herkules und Omphale. Es ließ sich nicht läugnen, daß das Muskelspiel und die Stellung des Torso dieser Combination günstig war, allein sie war es auch vielen anderen Combinationen, und da jeder Beschauer seine Theorie der Ergänzung schon mitbrachte, so erhielt Flaxman's Werk nur geringen Beifall, obgleich es von Dichtergeist und von wahrem Gefühl für die Antike zeugt. Man muß indeß zugeben, daß in dieser Gruppe die mehr als männliche Form des Herkules mit der weiblichen Grazie der Königin von Lydien einen zu schroffen Kontrast bildet. Einige Zeit vor seinem Tode ließ Flaxman dieses Modell zerschlagen, welches ihn an ein kühnes und schlecht gelungenes Unternehmen erinnerte. Die Wahrheit zu sagen, wird dieser Verlust von Kennern eben nicht sehr bedauert.

Die dritte große Reihe von Zeichnungen Flaxman's, Scenen aus Dante enthaltend, verdanken wir der glücklichen Gönnerschaft des Verfassers des „Anastasios." Bei den Skizzen des Homer leiteten den Künstler, außer den Versen des Dichters, die Monumente aus dem Alterthum; bei Dante aber entbehrte er dieser Hülfsmittel. Der Typus zu dessen Helden war noch durch keinen Marmor festgestellt oder volksthümlich geworden, und die antiken Muster konnten wohl für Fürsten, Dichter und Krieger aus dem Mittelalter nicht gut passen. Trotz dieser Schwierigkeit hat Flaxman in seinem Dante mehr Originalität gezeigt, als in Homer, und wenn dies Werk weniger berühmt ist, so muß man es dem Standpunkte des Gedichts selbst, dessen Schönheiten nur von wenigen vorzüglichen Geistern gefühlt werden, und nicht der Arbeit des Künstlers zuzuschreiben; denn kompetente Richter über Werke des Alterthums und des Mittelalters erkennen an, daß in diesem doppelten Kampfe der Zeichenkunst und der Poesie Flaxman dem Florentinischen Dichter am nächsten gekommen ist.

Während seines siebenjährigen Aufenthalts zu Rom machte sich Flaxman mit jedem Verfahren in seiner Kunst vertraut und benutzte die Bereitwilligkeit der Modelle, welche die Schätze, mit denen die Natur in Italien so verschwenderisch ist, dem Künstler nicht vorenthalten. Die Englische Prüderie setzt bei uns dem Studium der lebendigen Natur unübersteigliche Hindernisse entgegen, so wie die religiösen Bedenklichkeiten dem Studium der todten Natur entgegentreten. In Italien haben die Frauen, Dank der milden Sonne, nicht einmal die einzige Bedenklichkeit der Prinzessin Pauline, als sie dem Canova saß.*) Diese Bereitwilligkeit, die gegen die Sitten des Landes nichts beweist, kommt den Künstlern sehr zu Statten. —

*) Man kennt die Antwort der Prinzessin Pauline, Schwester Napoleon's, als eine Engländerin sie fragte, wie sie es über sich gewinnen konnte, dem Künstler unbekleidet zu sitzen? „O, es war ein gutes Feuer im Kamin."

Vor seiner Abreise von Rom war Flaxman zum Mitglied der Akademieen von Florenz und Carrara aufgenommen worden. Der Mann des Schicksals hatte eben diesseits der Alpen einige jener Schläge vollbracht, welche Europa zittern machten. Flaxman, obgleich ruhig in seiner Werkstatt beschäftigt, wollte doch nicht die Ankunft des Siegers von Arcole und Lodi in Rom abwarten. In seinem Alter erzählte er oft selbstgefällig, daß einige Tage vor seiner Abreise der Französische Botschafter in einem diplomatischen Zirkel eine Medaille auf Bonaparte mit Stolz vorzeigte. „Dies ist der Held", sagte er, „der die Throne der Erde erschüttert und die Republik befestigt." — „Ihr Bürger Bonaparte", fügte Flaxman nach einem Blick auf die Medaille, „sieht dem Cäsar Augustus sehr ähnlich."*) — „Einem Tyrannen!" rief der Franzose; „glauben Sie dies nicht, er ist ein junger enthusiastischer Held, der nur an Freiheit und Gleichheit denkt." — Der absichtslose Prophet!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Poems. (Gedichte.) Von Motherwell. Pr. 6 Sh.
- The invisible gentleman. (Der unsichtbare Herr.) 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
- American almanac. (Amerikanisches Taschenbuch auf das Jahr 1833.) Pr. 5 Sh.
- The Waverley album. (51 Kupferstiche zu Walter Scott's Romanen.) Pr. 21 Sh.
- Catechism of whist. (Das Whistspiel.) Pr. 1½ Sh.
- Floriculture. (Der Blumengärtner.) Pr. 5 Sh.
- Letters on national religion. (Briefe über Volksglauben.) Pr. 7 Sh.
- On baptism. (Ueber die Taufe.) Von Thomsen. Pr. 1½ Sh.

Polen.

Ueber die komische Dichtkunst in Polen.

Wenn es wahr ist, daß die Komik den lebendigsten Ausdruck des Volkes hervorruft, so muß man gestehen, daß je größer oder geringer die Bildung eines Volkes uns entgegentritt, desto größer oder geringer auch die Stufe ist, auf der die Komik desselben steht. Diese Erscheinung wird in der ganzen Literar-Geschichte, nicht nur der Römer, sondern aller Völker, die eine Literatur nachweisen können, bestätigt. Wir sehen, wie die niederen Ausbrüche der Phantasie eines Livius Andronicus den niederen Sitten des Römischen Volkes willkommen waren, wie noch in Plautus Lustspielen der kaum der Kindheit entwachsene Geist in den sehr oft anwidernden Ausdrücken sich abspiegelt, wie endlich die höchste Vollkommenheit der komischen Aeußerung, so weit freilich der strenge kriegerische Charakter der Römer dieselbe aufzunehmen fähig war, im Terentius sich darstellt. So wie Frankreich seinen Andronicus und Terentius in Rabelais und Molière feiert, so kann auch Polen höhere oder niedere komische Dichter aufweisen.

Freilich schwierig wäre es, zu bestimmen, wann diese unter Waffen erzogene Nation für die feinere Art der Darstellung empfänglich geworden sey; so viel ist aber gewiß, daß dieses kriegerische, ernste und gleich der strengen Militair-Disziplin strenge Volk nicht so bald sein Ohr und seine Aufmerksamkeit einer Darstellungsweise schenken mochte, welche außer dem Bereiche seines Lebenskreises und seiner Bedürfnisse lag; denn gleich wie die Satire erst dann ihre Pfeile abschießt, wenn sie einen schwarzen Zielpunkt in den Sitten und Gewohnheiten des Landes vor sich hat, eben so bildet sich die Komik in der Literatur eines Volkes erst dann, wenn in den Sitten desselben ein gewisser Wendepunkt eingetreten ist.

Bis zu den ersten Dezennien des 17ten Jahrhunderts ist keine Art dieser Erzeugnisse in Polen nachzuweisen. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts tritt die Komik uns schon in einer gewissen Vollendung in den Werken Zablocki's entgegen. Die diesem folgenden komischen Dichter versuchten ihre Kräfte an den Uebersetzungen der Erzeugnisse des Auslandes, um vielleicht das Feinere des komischen Effektes späterhin auch für ihre Original-Produkte zu benutzen. So entstand vielfach die Uebersetzung von Molière's Werken.

Herr Boguslawski, der frühere Direktor des National-Theaters in Warschau, ist nicht ohne alle Verdienste. Seine Original-Werke, obgleich in der Durchführung des Komischen sehr oft mangelhaft, verrathen in ihm einen Schriftsteller, der wenigstens das in fremden Literaturen Gesammelte mit dem National-Gepräge wiederzugeben sich bestrebte.

Die Palme des Polnischen Lustspiels scheint jedoch dem Grafen v. Fredro vorbehalten zu seyn. — Es sind dem Referenten bis jetzt zwei Theile seiner Lustspiele bekannt, theils Uebersetzungen Französischer Erzeugnisse, theils Original-Werke. In den ersten ist er matt und ungenügend, desto besser und fast ohne Tadel erscheint er in seinen Original-Werken. In seinen Damy i Huzary (die Damen und die Husaren) und in der Zrzęda i Przekora (die Schmollerin und der störrige Mann) ist er unübertrefflich. In dem ersten Stücke**) wußte der Dichter so viele komische Seiten seinem Gegenstande abzulocken, daß der Leser überall Gelegenheit hat, zu bewundern, wie sehr der Verfasser seiner Aufgabe als komischer Dichter gewachsen ist. Seine Sprache selbst ist so ächt komisch, die Wendungen darin so sehr national Polnisch, daß dieses Stück, in einer fremden Sprache gelesen, nie die Wirkung des Originals wird hervorbringen können, ja stellenweise matt erscheinen muß. Das Sujet des Stückes ist folgendes: Ein alter Husaren-Major begiebt sich mit seinen Freunden, drei Lieutenants seines Regimentes, dem Kapellan und einem alten Bedienten auf Urlaub auf's Land, um sein Lieblings-Vergnügen, die Jagd, zu genießen. Indem sie aber noch ganz con amore die Jagd bestimmen, wird ein Besuch gemeldet. Es kommen drei nicht mehr junge Schwestern des Majors und zerstören die beabsichtigte Jagd. Die Schilderungen der Polnischen Damen ist sehr charakteristisch. Die naiven Bestrebungen des alten Bedienten, seinen Herrn von diesem das Jagd-Vergnügen störenden Besuche zu befreien, sind von großer Wirkung und entwickeln in den Mißgriffen des Bedienten unzählige neue komische Seiten. — Dieses Werk allein, hätte der Verfasser nichts mehr geschrieben, sicherte ihm eine ehrenvolle Stelle auf dem Polnischen Parnaß. —ski.

*) Bonaparte's Gesicht hatte wirklich ein Römisches Gepräge. Im Pariser Medaillen-Kabinet ist ein Tiberius, besonders aber ein Germanikus, die man für Abbildungen Napoleon's halten könnte.

Anmerkungen des Verf.

**) Ein Krakauer Gelehrter hat das Werk übersetzt und dem Berliner Theater zur Aufführung übersandt. Es wurde aber nicht angenommen, weil die Uebersetzung nicht dem Original entsprach.

Bibliographie.

- Dzieje Polski przez Joachima Lelewella. (Polnische Geschichte von Joachim Lelewel.) Warschau.
- Teodora Wagi historya książąt i królów polskich. (Die Geschichte der Fürsten und Könige Polens.) Von Theodor Waga. Wilna.

Mannigfaltiges.

— **Hallam und Robertson.** „Kennen Sie Hallam?" fragte Lord Byron. „Ich brauche Sie natürlich nicht zu fragen, ob Sie sein „Mittelalter" gelesen haben. Es ist ein bewunderungswürdiges Werk voll tiefer Forschung, das Hallam Ehre macht. Außer ihm kenne ich Niemanden, der es geschrieben haben könnte; denn wenn sich auch ein Schriftsteller fände, der Hallam's Talente und Kenntnisse zu einem solchen Werke mitbrächte, so würde es doch schwer seyn, einen zu finden, der zugleich eben so viel Forschungsgeist, Geduld und einen so klaren Stil besäße. Hallam's Bemerkungen sind zugleich treffend und tiefsinnig; seine Sprache ist gewählt und voll Nachdruck. Ich erinnere mich einer merkwürdigen Stelle, wo er von den Venetianern sagt: „Zu blind, Gefahren abzuwenden, zu feig, um ihnen entgegenzutreten, leistete der älteste Staat Europa's nicht den geringsten Widerstand. Die Unterwaldner Bauern starben auf ihren Bergen; die Venetianischen Nobili hingen nur an ihrem Leben." In solchem Stil muß die Geschichte geschrieben seyn, wenn sie in dem Gedächtniß haften soll. Ich selbst, als ich dies Buch gelesen hatte, betraf mich oft darüber, Stellen daraus, wie die, welche ich eben anführte, laut herzusagen, solchen Eindruck hatten sie auf meine Phantasie gemacht. Robertson's Schilderung des Zustandes von Europa in seinem Leben Karl's V. ist auch eines meiner Lieblingsstücke; das nenne ich bündig und lehrreich. Solche Werke fördern die Kenntniß der Welt mehr, als die Hälfte aller dicken Bände, womit unsere Bibliotheken vollgestopft sind. Jene sind die Eisenbahnen der Wissenschaft, während diese den alten vernachlässigten Heerstraßen gleichen, die uns von der Reise abschrecken." (Journ. of Lady Blessington.)

— **Anblick von Konstantinopel.** Einige Meilen vor der Stadt liefen wir in das Meer von Marmora ein, und die Nacht breitete nach ihren Mantel um uns her aus, als wir bei der lieblichen Insel gleiches Namens vorüberfuhren. Schwache Blitze im Nord-Osten ließen uns conträren Wind befürchten; aber der südliche Wind herrschte vor, und wir blieben auf dem Verdeck und erwarteten den Tag, der unseren Blicken den Stolz von funfzehn Jahrhunderten enthüllen sollte. Der Tag kam mit orientalischer Pracht, und mit ihm erschien ein Wald von Thürmen und Masten. Es brach immer heller an, indem wir langsam fortsegelten, und eine Stunde nach Sonnen-Aufgang lag das edle Werk Konstantin's, die erste christliche Hauptstadt, die Nebenbuhlerin des ewigen Rom, siegreich auf sieben Hügeln erbaut, ganz vor unseren Blicken da, jeder Hügel mit Kuppeln und Minarets besät, hier und dort eine alte Säule zeigend, das Ganze mit einer ehrwürdigen Rinde der Zeit bedeckt. In der weiten Bucht, welche von den verbundenen Ufern Europa's und Asien's gebildet zu seyn schien, lag sie, die Königin der Städte, der Sitz des Reiches und, ob christlich, heidnisch oder muhamedanisch, der erwählte Ort, von wo aus ein Genie die Welt regieren könnte. — Zwei hervorragende Gegenstände des vor unseren Augen liegenden Gemäldes waren auf der einen Seite die sieben Thürme, und auf der anderen die herrlichen Gebäude von Scutari, deren glänzende Weiße prachtvoll gegen den langen und breiten Cypressen-Hain des großen Kirchhofes abstach, der sich von dort über die Ebene bis nach dem Berge Olotos ausdehnt, auf dessen Gipfel die Ruinen einer Römischen Festung der Zeit und den Stürmen trotzen. Weiter rechts sahen wir ein zerstreut liegendes Dorf in der Gegend von Chalcedon, und dicht bei einem mit gigantischen Cypressen bepflanzten Rasenplatz einen Leuchtthurm auf einem kühn über das Wasser hervorragenden Felsen. Dieselbe Linie verfolgend, sah man die Prinzen-Inseln, wo im Jahre 1203 der alte blinde Dandolo seine Galeeren ausbesserte, und wo im Jahre 1807 eine Britische Flotte viel Leute verlor; und in der Entfernung über einer niedrigen Kette von Hügeln, welche den Meerbusen von Mondania bilden, glänzte der schneeige Gipfel des Bithynischen Olympos gleich einem silbernen Wagen am blauen Himmel. (Slade's Travels.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 10. Februar 1833.

Griechenland.

Ueber den Zu[illegible] und die Verhältnisse der Griechischen Nation [illegible] Herrschaft der Osmanen.

[illegible] Neugriechischen des Kumas.

[illegible] ge Schilderung der Griechen, seitdem sie unter [illegible] der Osmanen gekommen waren, ist unmöglich. Ist schon unsere Kenntniß über den Zustand der Griechen unter den Kaisern von Byzanz nur unvollständig, so muß dies noch mehr der Fall seyn, seitdem die Nacht der Unwissenheit unter der Herrschaft jener Asiatischen Barbaren sich noch mehr verdichtete. Vielleicht finden sich indeß noch manche Quellen zur Aufklärung der Geschichte der Griechen unter der Türkischen Herrschaft in Klöstern und in den Archiven der Erzbischöfe. Bis die Gelehrten der Nation, mit Hülfe solcher Quellen, mehr Aufschluß über jene Zeit des Lebens der Griechen uns geben, mag es genügen, im Allgemeinen von dem früheren Zustande der Griechen und etwas ausführlicher über die letzten achtzig Jahre Griechenlands in Folgendem zu reden.

Nach der Eroberung Konstantinopels (1453) ertheilte der Sieger dem Patriarchen in Konstantinopel und durch ihn der gesammten christlichen Bevölkerung der eroberten Provinzen gewisse Vorrechte, welche später Soliman I. erneuerte. Der Patriarch wurde damals von der Regierung „der Erste des auserwählten Geschlechts der Griechen" genannt, und er war auch gleichsam der alleinige Weg, auf welchem Gesuche der Christen an die Regierung gelangen konnten, wie nun auch gegentheils die Regierung die Angelegenheiten ihrer christlichen Unterthanen durch den Patriarchen behandelte. Dieser hatte besonders zwei Verpflichtungen: die nämlich, darüber zu wachen, daß die Christen ihren Glauben unverändert behielten, und daß sie der Regierung unwandelbar Gehorsam leisteten. Diese Vorrechte wurden jedesmal dem neuerwählten Patriarchen durch eine besondere Urkunde von Seiten des Sultans übertragen, welche Berat genannt wurde. Durch den Patriarchen wurden dieselben Vorrechte dann nun auch den anderen Bischöfen zugestanden, welche ebenfalls ihre Berats vom Sultan erhielten, gleich dem des Patriarchen, und deren ein Jeder der Herrscher seiner Heerde war. Der Herrscherstab ward dem Patriarchen vorgetragen, wenn er in Konstantinopel ausging, und ein Gleiches geschah in Ansehung der Bischöfe in ihren Diöcesen; wie sie denn auch, der Patriarch und die Bischöfe, das Recht hatten, die durch Appellation zur Entscheidung der Osmanischen Tribunale gelangten Streitigkeiten der Christen zu entscheiden.

Der Hof des Patriarchen bedurfte, zur Besorgung kirchlicher und politischer Angelegenheiten, vieler Diener und Gehülfen, welche um so mehr Bildung besitzen mußten, je seltener in jenen barbarischen Zeiten die gebildeten Patriarchen selbst waren. Laien, aus dem gelehrteren Theile der Nation, besorgten in dieser Hinsicht das Meiste. An der Spitze derselben stand der Groß-Logothet, dem mehrere Beamte als Secretaire und Gehülfen, mit verschiedenen Namen, beigegeben waren. So ungebildet auch das Griechische Volk war, so fanden sich doch hier und dort gelehrte Männer, welche auf Kosten des Patriarchen nach Konstantinopel kamen, um als Weltgeistliche solche Würden und Aemter zu bekleiden.*) Nothwendig wohnten sie daselbst in der Nähe der Patriarchal-Wohnung, wo sie ihre Geschäfte zu besorgen hatten.

Als zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der Patriarchalsitz nach demjenigen Theile Konstantinopels verlegt wurde, welcher Fanal (Phanar) hieß, wohnten daselbst auch jene Weltgeistlichen und wurden deshalb Phanarioten genannt. Nicht zufrieden aber mit ihrer Stellung zum Patriarchen, fingen diese Phanarioten an, nach höheren Würden zu streben. Der Erste unter ihnen, der, nachdem er Groß-Logothet gewesen war, erster Pforten-Dolmetscher wurde (Ende des 17ten Jahrhunderts), war Alexander Maurokordatos. Denn was den Panagiotakis anlangt, welcher vor diesem Pforten-Dolmetscher war, nachdem er zuvor Dolmetscher bei der Oesterreichischen Gesandtschaft gewesen, so weiß man nicht mit Gewißheit, woher er stammte, und auf welche Weise er Pforten-Dolmetscher geworden war. Die Söhne jenes Maurokordatos wurden sodann von Pforten-Dolmetschern zu Fürsten der Moldau und Wallachei (zu Anfange des 18ten Jahrhunderts) erhoben; und von dieser Zeit an

*) Jakowakis Nerulos nennt sie in seinem Cours de littérature grecque moderne (Pag. 70) „clergé laique," und betrachtet sie als eine besondere Einrichtung der morgenländischen Kirche.

breiteten sich die Phanarioten, indem sie gleichsam das Vorrecht sich ausschließlich zueigneten, Pforten-Dolmetscher und dann Fürsten der Moldau und Wallachei zu werden, und so den Fanal mit ihren Verwandten, als Würdenträgern der Moldau und Wallachei unter dem Namen von Spathars, Postelniks u. s. w., anfüllten, immer mehr und immer weiter aus. Die Kirche überließen sie nun dem Schutze Anderer, und außer der Stelle des Groß-Logotheten, welche den sorgenfreien Genuß einiger tausend Piaster mit sich brachte, bekleideten sie von nun an kein weltgeistliches Amt mehr. Der Name der Phanarioten ward bald gleichbedeutend mit Herren und Fürsten, indem sich nämlich in dem Schooße einzelner Familien ein System entwickelte, nach welchem jene kein Amt bekleideten und keine Kunst trieben, als um zu herrschen und von der Herrschaft sich zu ernähren. Die Fürsten der Moldau und Wallachei, durch ihre Agenten, und der Pforten-Dolmetscher wurden die Fürsorger oder, was wahrer ist, die Aneigner der kirchlichen Gerechtsame. Die beiden Fürstenthümer fielen denjenigen zu, welche das Meiste boten; die Patriarchen wechselten nach der Willkür der Phanarioten, und nachdem einmal der Patriarch das Recht hatte, die Angelegenheiten der Christen bei der Regierung zu besorgen und zu verhandeln, gingen viele den Fürstenthümern gemeinschaftliche Rechte ebenfalls auf die Phanarioten über, die nun auch durch den Patriarchen für die Besorgung solcher Angelegenheiten große Summen Geldes zogen. Nach und nach streckten sie ihre Hände auch nach den Befugnissen der Kirche und nach kirchlichen Aemtern aus. Der Patriarch Samuel, wie die Bischöfe Samuel von Ephesos, Jeremias von Chalcedon, Makarios und Dionysios von Ephesos, waren alle, innerhalb des Zeitraums von sechszig Jahren, Phanarioten. Sie gingen noch und noch sogar so weit, zu sagen, daß es zum allgemeinen Wohle des gesammten Volkes gereiche, wenn sie alle kirchliche Aemter bekleideten und sie durch ihre Stellvertreter, vom Fanale aus, besorgten.

Dessenungeachtet und trotz der Würden und Vortheile, welche den Phanarioten zu Theil wurden, waren die meisten derselben arm, und, was noch auffallender ist, viele derselben verließen die Fürstenthümer mit Schulden. So sahen sich die, welche sonst die anderen Klassen der Nation verachteten, gezwungen, von den Kaufleuten mit hohen Zinsen zu borgen und auf diese Weise einen kriechend stolzen Charakter anzunehmen, der sie vor Anderen auszeichnete und wohl mit Recht Phanariotismus genannt werden kann. Sie verhießen Jenen ihr Wohlwollen und ihren Schutz auf den Fall eines für sie glücklichen Wechsels in der Herrschaft über die beiden Fürstenthümer; sie brüsteten sich mit wichtigen Nachrichten, die sie aus dem Munde angesehener Personen gehört haben wollten, und versprachen alles nur Mögliche, auch wenn sie es nicht erfüllen konnten, nur damit sie das Geld erhielten. Viele Phanarioten hatten nicht den geringsten Kredit. Diese wurden daher auf Kosten der Gesammtkirche unterhalten, wofür bei derselben ein besonderes Rechnungsbuch über die Almosen gehalten wurde, welche jährlich vornehme Phanarioten empfingen. Gleichwohl wurden die Darlehen und die Almosen nur auf unwürdige Art verschwendet und für sinnliche Genüsse ausgegeben. Trotz der Uneinigkeiten, welche unter den Phanarioten herrschten, verschwägerten sie sich dennoch nicht mit anderen Klassen der Nation, sondern heiratheten nur unter einander; eine seltene und vielleicht einzige Ausnahme ist es, daß Joannis Karadschas die Tochter des Slanaris aus Chios heirathete, nur deswegen, weil dieser Letztere damals bei der Mutter des Sultans Hamid viel galt. Während sie sich selbst als „die angesehene Nation der Römer" (Ῥ[illegible] — sie Griechen, Γραικοὺς oder Ἕλληνας, zu nennen, wäre für sie eine Beleidigung gewesen) bezeichneten, wollten sie mit den ihrer Verwandtschaft unwerthen Kaufleuten und Künstlern keine Gemeinschaft haben. Mit manchen spöttischen Namen bezeichneten sie daher die Epiroten, Thessalier, Insulaner und alle die, welche nicht zu ihnen sich hielten.

Gleichwohl kann Niemand die Vorzüge der Phanarioten läugnen und verkennen wollen. Im Allgemeinen waren die Phanarioten gebildeter als die anderen Griechen. Die Stelle des Pforten-Dolmetschers, von der sie dann zur Herrschaft über die Fürstenthümer aufstiegen, erforderte nothwendig für die Verhältnisse der Pforte mit den Europäischen Mächten besondere Kenntnisse; denn die Fäden jener Verhältnisse hielt nur der Dolmetscher gleichsam in seiner Hand zusammen. Deshalb lernten die Phanarioten schon frühzeitig, außer dem Türkischen, die Griechische und die Französische Sprache, und manche von ihnen hatten wenigstens oberflächliche wissenschaft-

liche und politische Kenntnisse. Im Allgemeinen waren sie freundlich unter einander und eben so gegen jeden Fremden, dem sie Freundschaft heucheln wollten. Einige unter ihnen waren vorzüglich gebildet, wie die älteren Ypsilanti's und Murusis und die wahrhaft ausgezeichneten Söhne des Murusis, der Fürst Alexander und Dimitrias Murusis. Die Letzteren waren zugleich die Wohlthäter ihrer Landsleute und theilten eben so wenig, wie die Familie der Mavrokordatos, die Laster der anderen Phanarioten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Nomenklaturen in Betreff der Neugriechischen Literatur seit der Eroberung Konstantinopels und auch noch aus einer früheren Zeit, bis auf unsere Tage herab, finden sich in Leake's Researches in Greece (London 1814, P. 77—96); in Byrons Anmerkungen zu seiner Childe Harold's Pilgrimage; in einem Aufsatze des Griechen Xanthos im „Taschenbuche für Freunde der Geschichte des Griechischen Volkes" (erster und zweiter Jahrgang), Heidelberg, 1823 und 1824; in dem Buche: „Leukothea, eine Sammlung von Briefen eines gebornen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neueren Griechenlands. Herausgegeben von Dr. Karl Iken." (Zwei Bde. Leipzig, Hartmann 1825) besonders im zweiten Bande, zum Theile nur nach Leake, ferner in dem „Cours de Littérature grecque moderne, par Rizo Neroulos" (Genève, 1827), der auch in einer Deutschen Uebersetzung von Dr. Christian Müller, Mainz 1827, erschienen ist; endlich in den „Beiträgen zur bessern Kenntniß des neuern Griechenlands, in historischer, geographischer und literarischer Beziehung, von Dr. Theodor Kind" (Neustadt a. d. Orla, 1831), S. 192 ff. — Was Wachler in seinem „Handbuch der Geschichte der Literatur" (zweite Umarbeitung, 1824) Thl. 3. S. 370—372 über die Neugriechische Literatur mittheilt, ist sehr ungenügend; was dagegen in Ansehung der Spezial-Literatur Oesterreichs (wo immer viele Griechen sich aufhielten und viele Neugriechische Bücher gedruckt wurden) von der Neugriechischen Literatur in des nun verstorbenen Dr. Franz Sartori „Historisch-ethnographischen Uebersicht der wissenschaftlichen Kultur, Geistesthätigkeit und Literatur des Oesterreichischen Kaiserthums" (1830), Thl. I. S. 180 ff. 195 ff., enthalten ist, beginnt nur mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und reicht bis an das Ende des ersten Fünftheils des neunzehnten Jahrhunderts.

England.

John Flaxman.

(Schluß.)

Flaxman, nach England zurückgekehrt, fand Banks, Bacon und Nollekens im Besitze der Gunst des Publikums; doch hatte sein Ruf während seiner Abwesenheit zugenommen, und sein Monument des Grafen von Mansfield, welches in Rom bestellt worden war, drückte ihm das Siegel auf. In dieser herrlichen Composition hat der Bildhauer den Richter in seiner Amtskleidung, zwischen der Weisheit und der Gerechtigkeit sitzend, dargestellt. Mansfield's Ausdruck ist ruhig, einfach und streng. Er sitzt da, einsam, ohne Prunk, ohne Leidenschaft, ohne Stolz. Sein ruhiger und scharfer Blick spricht der Unschuld Muth ein und bringt Schrecken in das Herz des Verbrechers. Die Gestalt des Verurtheilten ist eine glückliche Conception. Die Hoffnung hat ihn verlassen, und das Toben der Menge, die sich herzudrängt, um ihn gewaltsam aus dem Leben scheiden zu sehen, tönt in seine Ohren. Dieses Denkmal wurde mit 2500 Pfd. Sterling (17,500 Thaler) bezahlt. Der Bildhauer Banks rief beim Anblick dieses Meisterstücks: „Das kleine Männchen ist um einen Kopf größer, als wir Alle!"

Während Flaxman dieses große Werk vollendete, beschäftigte er sich auch mit einigen Phantasie-Arbeiten, welche er dazu bestimmte, seiner Lebensgefährtin seine Erkenntlichkeit für ihre zärtliche Liebe und Hingebung zu bezeugen. Er ließ ein Stammbuch machen, dessen Blätter er mit Zeichnungen, mit der Feder oder dem Pinsel entworfen, zierte. Das Frontispice zeigte in sinnreicher Allegorie das Bild seines häuslichen Glücks. Die 40 Zeichnungen stellen die Abenteuer eines irrenden Ritters, die Prüfungen der Tugend und den Kampf des Lasters mit der menschlichen Seele dar und schließen mit dem Triumph des Helden, den Glaube, Liebe und Hoffnung aufnehmen. Dieses kleine malerische Gedicht ist mit vieler poetischer Würde entworfen und ausgeführt, und die Herausgabe dieser schönen Allegorie wäre ein großer Gewinn für die Kunst.

Flaxman's Erfolge machten der Akademie begreiflich, daß der unglückliche Nebenbuhler Englheart's, den Reynolds wegen seiner Heirath für poetisch todt erklärt hatte, doch, trotz dieses schlechten Anfangs, der berühmten Gesellschaft einigen Glanz verleihen könnte. Es bedurfte sehr angelegentlicher Schritte, um Flaxman zu bewegen, sich um die Stelle eines Mitgliedes der Akademie mit zu bewerben. Aber die Bereitwilligkeit, mit welcher man ihn aufnahm, bewies, wie sehr man es ihm Dank wußte, daß er jenen früheren Verstoß vergessen hatte. Seine Aufnahme fand 1797 statt, um dieselbe Zeit, wo er drei Entwürfe zu Basreliefs aus dem Neuen Testament entlehnt und das Monument von William Jones, welches jetzt die Kapelle des Oxford-Kollegiums ziert, ausgestellt hatte. Dies letztere ist ein Basrelief, auf welchem dieser große Orientalist dargestellt ist, wie er mit einigen ehrwürdigen Braminen den Codex der Hindus in Ordnung zu bringen sucht. Flaxman war in Werken dieser Art weit von der Vollkommenheit entfernt. Sein Meißel vermochte weder dem modernen Kostüm, noch den modernen Physiognomieen Grazie zu geben. — In seinem 45sten Jahre wurde Flaxman von der Königl. Akademie zum Ehren-Mitglied aufgenommen. Die Gesetze dieses Instituts legen jedem neuen Mitgliede auf, etwas von seinen Arbeiten in deren Sammlung zu liefern. Flaxman übergab eine Gruppe, welche Apollo und Marsyas darstellte. Die Anordnung darin ist vortrefflich; was die materielle Ausführung betrifft, so war er nie glücklich in Handhabung des Meißels.

Das Ideale war das eigentliche Feld für Flaxman's Genie. Als es sich darum handelte, ein Denkmal der See-Siege Nelson's zu errichten, brachte Flaxman eine 200 Fuß hohe Statue Großbritaniens in Vorschlag, welche auf der Höhe von Greenwich aufgestellt werden sollte. Er gab sogar bei dieser Gelegenheit ein Schriftchen heraus, in welchem er durch Beispiele aus der alten und neuen Geschichte die nationale Bedeutsamkeit eines solchen Denkmals bewies, und fügte eine Skizze des beabsichtigten Kolosses bei. Aber alle Werke, die nicht irgend einen materiellen Vortheil, einen recht handgreiflichen Nutzen darbieten, werden bei uns als Träume eines Schwärmers betrachtet. Das Comité versammelte sich, um über Flaxman's Vorschlag zu deliberiren, hielt eine gute Mahlzeit, wie es bei Comité's Gebrauch ist, und verwarf den Plan des Künstlers, obgleich mit der Anerkennung, wie sehr die Ausführung desselben dem Bildhauer und dem Lande zur Ehre gereichen würde. Flaxman mußte bei dieser Gelegenheit viele Spöttereien [illegible] über sich ergehen lassen, die ihn jedoch wenig kümmerten, [illegible] sie größtentheils seine kleine Gestalt betrafen, die er [illegible] verantworten hatte, und da er auch nicht einsah, war[illegible] Mann keine große Ideen sollte haben können [illegible] Hallam's.

Als der Friede von Amiens Frankreich allen Reisenden [illegible], besuchte Flaxman Paris und durchwanderte mit der großen Menge seiner Landsleute die unermeßliche Gallerie des Louvre, welche damals die reichsten Schätze der Malerei und Bildhauerkunst befaß. Flaxman, der in dem Konsul Bonaparte nur den unversöhnlichen Feind Englands sah, lehnte es ab, wiewohl mit dem höflichsten Dank für alle ihm erwiesene Aufmerksamkeiten, sich dem künftigen Kaiser vorstellen zu lassen. Das zuvorkommende Benehmen des Malers David setzte ihn mehr in Verlegenheit. Als Königsmörder und Atheist mußte der Jakobinische Künstler dem Bildhauer doppelten Widerwillen einflößen. Flaxman, religiös bis zum Mysticismus, gefühlvoll bis zur Weichheit, betrachtete mit einer Art von Schauder den Maler, der den Tod Marats zum Gegenstand eines Meisterwerks gewählt hatte. Der Anblick von Paris zu jener Zeit des Ruhmes, des Unglaubens und der Unsittlichkeit, berührte den Patriotismus und das sittliche Gefühl unseres Reisenden auf gleiche empfindliche Weise. Er brachte keinen günstigen Eindruck nach London zurück und war überzeugt, daß er sich nicht getäuscht hatte, als er Bonaparte mit dem ersten Römischen Despoten verglich.

Der religiöse Mystizismus erzeugt oft Melancholie und führt diejenigen, die sich seinen täuschenden Visionen hingeben, zur Verachtung des Irdischen. Flaxman, obgleich ihn seine weiche Seele zu einem Anhänger Swedenborgs machte, ließ es doch nicht so weit kommen, daß er dem Himmel zu Liebe die Erde verschmäht hätte. Er war im Umgange heiter und scherzhaft, seine Winterabende brachte er im Familienkreise zu, wo er, zur Unterhaltung seiner Frau, kleine Erzählungen in Prosa und in Versen dichtete, denen er ernste oder burleske Randzeichnungen beifügte. Diese Kleinigkeiten gaben seiner Phantasie Beschäftigung, und es war ein Vergnügen anzusehen, wie herzlich er sich an Scherz und Possen von den ernsten Arbeiten und dem tiefen Nachdenken am Tage erholte. Die meisten dieser Scherze lebten nicht länger, als die Veranlassungen die sie hervorgerufen hatten, aber einer davon, the Casket, hat sich erhalten und giebt eine Idee von diesen sonderbaren Compositionen. Es ist eine scherzhafte Epopee, die er bei Gelegenheit eines Porzellan-Kästchens, welches er seiner Frau und seiner Schwester kaufte, verfaßte. Dieses kleine heroisch-komische Gedicht besteht aus ungefähr zehn Zeichnungen, die Ankunft und die Abenteuer dieses wunderbaren Kästchens darstellend, welches alle himmlische und höllische Mächte in Aufruhr bringt, ehe es in England ankommt, wo der Genius Großbritaniens es freundlich empfängt. Flaxman dachte mit Horaz: Dulce est desipere in loco.

Um diese Zeit verfertigte er eine große Anzahl Werke, welche seinen Ruf und sein Vermögen vergrößerten. Am liebsten bearbeitete er Gegenstände der Bibel, und er versäumte keine Gelegenheit, für Kirchen zu arbeiten, wiewohl sie seine Meisterwerke nicht sehr großmüthig bezahlten. Doch Geld war nicht sein Ziel. Dennoch wurde er reich, ohne danach gestrebt zu haben. Von Indien, Italien, Schottland, Irland und den beiden Amerika's kamen ihm Bestellungen auf Statuen und Basreliefs zu. Der Radschah von Tandschaur bestellte bei ihm seine Statue und ein Monument zu Ehren des Missionairs Schwartz. Diese beiden Stücke haben ihren Bestimmungsort erreicht, und der Bischof Heber erwähnt ihrer in seinen interessanten Indischen Denkwürdigkeiten mit Lob. Er verfertigte auch für die Ostindische Gesellschaft zwei Monumente zu Ehren des Lord Cornwallis, eine Büste von Warren Hastings und eine vom Marquis Hastings. Es scheint, daß der Künstler bei diesen Arbeiten nicht zusetzte, wie bei der „Wuth des Athamas," denn Flaxman sprach gern von dem edlen Benehmen der Compagnie und von der Freigebigkeit und Artigkeit dieser kaufmännischen Gesetzgeber und Eroberer. In diesen Zeitraum gehören auch die Statuen von Reynolds, Sir John Moore und Pitt.

Im Jahre 1810 errichtete die Königliche Akademie, nach langem Bedenken und nicht ohne Widerspruch, einen Lehrstuhl der Skulptur, den sie Flaxman übertrug. Sie bestimmte eine unbeträchtliche Summe für sechs Vorlesungen jährlich, der Lehrer entledigte sich aber

darum nicht minder seines Amtes mit Eifer. Seine erste Vorlesung im Jahre 1811 zog die Akademiker, die Eleven und die Kunstfreunde in Menge herbei. Bei seinem Eintritt wurde er mit lautem Beifall begrüßt. Seine Werke und sein Ruf als Gelehrter und Künstler geboten eine achtungsvolle Aufmerksamkeit, während sein einfacher Vortrag, sein ernstes Wesen und seine sanfte Stimme eine verführerische Wirkung auf die zahlreiche Versammlung machten. Ein Scherz Füßli's läßt indeß vermuthen, daß dieser berühmte Künstler seinem Kollegen keinen großen Erfolg prophezeihte. Man erzählt, daß bei einem Mittagessen unter Freunden er, nachdem er einige Augenblicke nachgesonnen hatte, plötzlich vom Tische aufstand und mit komischem Ernst ausrief: „Gehabt Euch wohl, Freunde! gehabt Euch wohl, gute Weine! gehabt Euch wohl, geistreiche Witze; ich verlasse Euch, um Se. Hochwürden, Herrn John Flaxman, seine erste Predigt halten zu hören.“ — Diese zehn Vorlesungen Flaxman's handeln von folgenden Gegenständen: Englische, Aegyptische, Griechische Stulptur, Wissenschaft, Schönheit, Composition, Stil, Draperie, alte Kunst, neuere Kunst. — Als literarisches Werk enthalten diese Vorlesungen eine klare und vollständige Darstellung der Geschichte und Fortschritte der Kunst bei den Alten und bei den Neueren. Sie sind reich an gesunden Ideen, verständigen Urtheilen und Vorschriften, auf die der praktische Künstler allein kommen kann. Der Stil ist ein wenig schwerfallig; es läßt sich nicht leugnen, daß es ihnen an Beredsamkeit und Leben fehlt; sie waren aber auch mehr bestimmt, die Zuhörer zu belehren, als zu erwärmen. Der Dichter Campbell rühmt Flaxman's nüchternen Stil sehr und findet ihn dem didaktischen Vortrage ganz angemessen. Er fügt hinzu, daß es mit den hinterlassenen Werken großer Männer wie mit den meisten Erbschaften geht. Die Phantasie findet sich getauscht, weil der Nachlaß geringer ist, als sie erwartete. Flaxman hat außer diesen Vorlesungen eine ziemlich große Anzahl Schriften hinterlassen, die meisten ohne seinen Namen. Alle tragen das Gepräge seines einfachen, leichten, selbstbewußten Talents. Man verdankt ihm eine Würdigung der Werke Romney's, die sich in dem Leben dieses Malers von Hayley findet, und mehrere Artikel in der Encyklopädie von Rees. Sein tiefes Studium der Gothischen Architektur kam ihm sehr zu Statten, um namentlich über Rüstungen ein gründliches Urtheil zu liefern. Andere Künstler haben eine reichere Sprache, mehr Wärme, einen schimmernden Ausdruck, keiner aber hielt, so wie er, auf die strenge und keusche Würde der Kunst.

Wenn Manche Flaxman's Feder etwas kalt finden, so ist dies doch keinesweges mit seinem Pinsel oder seinem Meißel der Fall. Alle seine Skizzen und Zeichnungen geben von einer außerordentlich reichen und thätigen Einbildungskraft Zeugniß. Die Aufzählung dieser Zeichnungen würde mehrere Seiten füllen, und es bedürfte eines ganzen Bandes, um eine kurze Beschreibung davon zu geben. Unter seinen Darstellungen aus „Pilgrims Progreß“ sind einige, welche an Einfachheit den schönsten Stellen dieses religiösen Romans gleichkommen und sie durch ihre Anmuth weit übertreffen. Dasselbe läßt sich von den Zeichnungen sagen, die er für Sotheby's Uebersetzung des Oberon lieferte; besonders aber hat er in seinem Hesiod den ganzen Reichthum seiner Phantasie entfaltet. Er versetzte sich gern in jene Zeiten der Unschuld, wo die Philosophen, wenn es damals dergleichen gab, barfuß gingen, wo die Könige den Pflug führeten, die Fürstinnen ihr Leinenzeug wuschen und die Dichter, wie die nordischen Minnesänger, um ein Stück Brod sangen. Dieses Werk besteht aus 36 Vignetten, welche an Einfachheit, Lieblichkeit und Grazie mit allen seinen andern Zeichnungen wetteifern. Sie stellen die Geschichte der Pandora dar und die Wirkung ihrer Gegenwart auf der Erde. Eine dieser Vignetten hatte für den Künstler selbst so vielen Werth, daß er sie en relief modellirte; es ist Merkur, welcher mit Pandora, die er vom Himmel zur Erde leitet, durch die Lüfte fährt.

Flaxman war nun 66 Jahr alt und besaß einen mehr als Europäischen Ruf. Von allen Seiten gingen ihm Bestellungen ein, die er bei der größten Thätigkeit nicht alle ausführen konnte. Die wichtigsten waren: Der Engel Michael, der den Satan besiegt, und der Schild des Achilles. Das erstere Werk war von Lord Egremont, einem eifrigen Kunstfreunde, bestellt, und das letztere von den ausgezeichneten Goldschmieden Rundell und Bridge. Dies letztere Werk gilt für eines von Flaxman's Meisterstücken. Der Dichter hatte nichts Geringeres im Sinne, als die ganze Welt auf diesem Schilde darzustellen. Er zeigt uns zuerst das allgemeine Welt-System: den ausgespannten Himmel, die Gestirne, welche an dessen Wölbung schweben, und darunter die unbewegliche Erde mit den Meeren, welche sie wie ein Gürtel umschließen. Dann zeigt er die Erde mehr im Einzelnen. Städte, glücklich im Frieden, oder elend durch den Krieg; die Feldarbeit und deren Lohn in der Ernte oder Weinlese; das Hirtenleben mit seinen Annehmlichkeiten und seinen Gefahren; mit einem Worte, alle Arbeiten, welche die Welt beschäftigen, und alle ehrgeizige Bestrebungen, die ihren Frieden stören. Die Figuren sind ungefähr 6 Zoll hoch und haben mitunter einen halben Baß-Relief. Der Fokus der konveren Oberfläche steht nicht mehr als 6 Zoll über der Ebene des Schildes, und dennoch treten mehr als 100 menschliche Figuren aus diesem so beschränkten Grunde hervor. Flaxman war mit Recht stolz auf dieses herrliche Werk. Die Zeichnung und das Modell wurden mit 620 Pfr. (4300 Thaler) bezahlt. Der erste Abguß, in vergoldetem Silber, 2000 Guineen kostend, zierte das Büffet des Königs. Den zweiten, von dem nämlichen Metall und eben so theuer, schenkte der König dem Herzoge von York. Lord Lonsdale und der Herzog von Northumberland nahmen ähnliche Abgüsse. Die Eigenthümer der Form ließen zwei in Bronze für sich selbst gießen und drei Abdrücke in Gips machen, einen für die Königl. Akademie, einen für Thomas Lawrence und einen für Flaxman. Einige der schönsten Werke Flaxman's gehören dieser letzten Epoche seines Lebens an; unter anderen seine Psyche, sein Apollo als Schäfer und die Statuen von Raphael und von Michel Angelo, so wie die Gruppe Michael und der Satan.

Die Werke Flaxman's lassen sich, nach der Natur der Gegenstände, die er behandelt hat, am besten in vier Klassen bringen: religiöse, poetische, klassische und historische. Er hat in diesen verschiedenen Gattungen Stücke von ausgezeichnetem Werth geliefert; er ist aber nicht in allen gleich groß. In der historischen Gattung kämpfte er oft vergebens gegen die Schwierigkeiten des Kostüms, und in der klassischen ist sein Genie durch die antike Form eingeengt; aber in den poetischen und religiösen Sujets hat er alle neuere Bildhauer durch seinen reinen und einfachen Stil übertroffen. Seine religiösen Compositionen sind Gruppen oder Figuren, in welchen er die schönsten Stellen der heiligen Schrift poetisch versinnlichte. Es sind größtentheils Stücke von kleiner Dimension in Marmor oder in Gips ausgeführt, der vielen Zeichnungen nicht zu gedenken, die eine große Anzahl Stammbücher schmücken. Diese mit dem Pinsel ausgeführten Zeichnungen hat seine Schwester aufbewahrt, und die Wände seines Ateliers sind auch mit einer großen Menge Basreliefs dieser Art bedeckt. Fast alle Kirchen besitzen außerdem einige Bildwerke von diesem großen Künstler. Schade, daß seine Compositionen nicht nach größerem Maaßstabe ausgeführt sind, sie würden eine imposantere Wirkung machen; doch hätten sie an kräftigem Ausdruck nicht gewonnen.

Flaxman war, wie schon erwähnt, klein von Wuchs, sein Gang war ohne Anmuth und seine Gestalt etwas gemein; aber wenn er sprach, so leuchtete sein hoher Geist sogleich aus seinen Zügen hervor. Sein großes Auge bekam Feuer und Leben, sein unaussprechlich sanftes Lächeln milderte den gewöhnlich stolzen Ausdruck seines Mundes. Seine hohe Stirn, ein Zeichen des Genies, verlor sich unter lange und schwarze Haare, welche auf beiden Seiten des Kopfes nachlässig herabfielen. Er kleidete sich einfach, aber mit Sorgfalt. Er schaffte, als er reich geworden war, weder Livree-Bedienten noch Equipage an. Seine Arbeiter betrachtete er mehr wie seine Gefährten, als wie seine Untergebenen. Zweimal des Jahres führte er sie auf's Land und nahm fröhlich Theil an dem Mahl, womit er sie bewirthete. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. wenn die Akademie ihre Diners gab, ließ er John Burge, seinen Marmor-Polirer, zu seiner Rechten sitzen. Die zwölf bis funfzehn Arbeiter, die er in seinem Atelier beschäftigte, wurden behandelt, als gehörten sie zu seiner Familie. Wenn sie krank waren, so ließ er sie pflegen und zahlte ihnen ihren Lohn, und gerieth einer von ihnen in bedrängte Umstände, so wußte er ihm herauszuhelfen, ohne ihn zu demüthigen. Auch war er allgemein geliebt, und seine Leute sagten oft auf ihre naive Art: „das ist der beste Herr, den Gott je geschaffen hat.“ In seiner Lebensweise war er mäßig und ordentlich. Auf den Kreis seiner Lieben sich beschränkend, hielt er sich klüglich von der Welt entfernt, der er weder schmeicheln, noch Uebles nachreden wollte, und so durfte er nie seiner Würde oder seinem Genie etwas vergeben. Der Verf. dieses Aufsatzes sprach einst von ihm mit einem Akademiker, um dessen Meinung über seinen berühmten Kollegen zu hören. „Ich kann Ihnen nichts sagen“, antwortete dieser; „Flaxman lebte, als gehörte er nicht zu dieser Welt. Seine Weise war nicht die unsrige; er war ein Mann aus der alten Zeit. Er kleidete sich, Sie wissen wohl wie, speiste um 1 Uhr zu Mittag, arbeitete nach Tische, wovor wir uns wohl hüten. Um 6 Uhr trank er Thee. Abends traf man ihn nie in den Zirkeln der Reichen oder Vornehmen. Er fand sich zu Hause glücklich und blieb daher zu Hause. Von allen Mitgliedern der Akademie ist Flaxman derjenige, den ich am wenigsten kannte.“

In den letzten Jahren seines Lebens erlitt Flaxman, mitten in seinem Ruhme und seinem Wohlstande, mehrere Unfälle, die sein Glück trübten. Er verlor im Jahr 1820 seine Gattin, und dieser Verlust brachte Trauer und Bitterkeit über seine übrigen Tage. Es blieben ihm nur noch wenige Freunde. Hayley, den er als Mensch schätzte, lebte nicht mehr; auch Banks, sein Freund und Nebenbuhler, und Romney, der einzige Englische Maler, den er wirklich hochschätzte, waren nicht mehr am Leben. Thomas Hope und Samuel Rogers, beide ihm theuer durch Genius und Seelen-Adel, waren ihm geblieben; auch auf den Maler Howard und auf Hothard hielt er viel. Der Umgang mit diesen ausgezeichneten Männern und die Pflege zweier Frauen, seiner Schwester und der Schwester seiner Gattin, verschönerten seine letzten Tage. Seine Gesundheit, obgleich schwach, ließ doch an keinen nahen Tod denken, als er im Anfang des Winters 1826 eines Morgens den Besuch eines Fremden erhielt. „Mein Herr“, sagte dieser, indem er ihm ein Buch überreichte, „hier ist ein Werk, welches der Verfasser, ein Italiänischer Künstler, mir zugeschickt hat, um es Ihnen zu überreichen und zugleich die sonderbare Zueignung zu entschuldigen. Das Gerücht Ihres Todes hatte sich in ganz Italien verbreitet. Mein Freund wollte der Welt zeigen, wie hoch er Ihr Genie schätzte, und nahm daher keinen Anstand, das Werk, welches er herausgeben wollte, Ihrem Andenken zu widmen. Darum setzte er darüber: „„dem Schatten Flaxman's.““ Das Buch war kaum erschienen, als das Gerücht Ihres Todes widerlegt wurde. Der Verf. freut sich seines Mißgriffs und hofft, daß Sie sein Werk und seine Entschuldigung gütig aufnehmen werden.“ Flaxman lächelte, nahm das Buch mit seiner gewohnten Bescheidenheit an und erzählte am Abend auf gleichgültige Weise seinen Freunden und seiner Familie den sonderbaren Vorfall.

Diese Scene ging am Sonnabend Morgen, am 2. Dezember, vor. Flaxman war den ganzen Tag wohl und munter. Am anderen Morgen ging er nach seiner Gewohnheit in die Kirche, wo er

sich stark erkältete, so daß er sich zu Bette legen mußte, als er nach Hause kam; dennoch wollte er nicht, daß man seinen Arzt rufen sollte. Am Montag stand er auf, indem er zu seiner Schwester sagte, daß er sich wohl genug fühlte, um einige Freunde, die er eingeladen, zu empfangen. Die ankommenden Gäste waren betroffen über sein verändertes Aussehen, doch seine Munterkeit während der Mahlzeit beruhigte sie ganz wieder; allein am Tage darauf verwandelte sich der Schnupfen in eine Lungenentzündung. Das Uebel machte reißende Fortschritte, keine Hülfe der Kunst konnte ihm Einhalt thun, und am Donnerstag Morgen, den 7. Dezember 1826, gab der größte Bildhauer England's seinen Geist auf. Am 15ten desselben Monats begleiteten der Präsident und der Rath der Königlichen Akademie, an der Spitze eines zahlreichen Zuges, seine sterbliche Hülle nach dem Kirchhof St. Giles in the fields. Auf seinen Grabstein wurde folgende Inschrift gesetzt: **John Flaxman, R. A. P. S., dessen irdisches Leben eine immerwährende Vorbereitung zur himmlischen Unsterblichkeit war. Seine engelgleiche Seele kehrete zu ihrem Schöpfer zurück den 7. Dezember 1826, nachdem sie 72 Jahre auf der Erde geweilt hatte.** (Repository of Arts.)

Morgenländisches.

Kodex der Persischen Frauen.

Herr Atkinson hat neuerlich die Uebersetzung eines von ihm so genannten Persischen jeu d'esprit herausgegeben, welches die Sitten und abergläubischen Gebräuche der Damen im Morgenlande darstellt. *) „Das Werk," bemerkt der Herausgeber, „kündigt sich als etwas Gravitätisches an und ist in der That ein Inbegriff häuslicher Observanzen, mit dem feierlichen Gepräge eines Kodex, den fünf gesetzgebende Matronen abgefaßt haben." Der Titel des Originals: **Kitabi Kulsum Nabneh**, d. h. Buch der Kulsum Nabneh, macht uns gleich mit dem Namen der vornehmsten Gesetzgeberin bekannt, deren Machtsprüche in den wichtigsten das Haus-Regiment betreffenden Materien angeführt werden. Das Buch zeigt dem Europäischen Leser den wahren Zustand des Persischen Lebens im Harem, obgleich etwas karrikaturartig, was jedoch sein Interesse noch erhöht.

Von den zahllosen irrigen Meinungen, die man noch jetzt im Abendlande über morgenländisches Thun und Treiben hegt, ist die über das Schicksal der Frauen eine der absurdesten. „Während die Europäer," sagt Atkinson, „im Allgemeinen glauben, das andere Geschlecht werde im Orient auf die unwürdigste und roheste Weise behandelt, hält der Perser seine Frauenzimmer für moralisch freier und einflußreicher, als die Europäischen Damen." Solche Reisende, die mit der besten Asiatischen Gesellschaft in Berührung gekommen sind, wie John Malcolm in Persien und Oberst Tod in Hindostan, bezeugen die wirkliche Macht und das hohe Ansehen des schönen Geschlechtes im Osten, und der berühmte Mirza Abu Taleb Chan, ein Persischer Grande, der Europa durchwandert hat, zählt sogar acht Punkte auf, in denen seine Landsmänninnen größere Freiheit genießen, als die Europäischen Damen; zu diesen Punkten gehört, „daß man in Asien die Launen des weiblichen Geschlechts mehr beachtet, und daß sie ein vorgeschriebenes Recht haben, ihren Ehemännern bei jeder Veranlassung einen Verweis zu geben." Freilich sperrt man die Damen im Orient ein; aber das Herkommen macht diese Absonderung gar nicht so streng. Ein Frauenzimmer darf z. B. ihre Freundin besuchen und eine Woche lang von dem Hause ihres Mannes oder Vaters entfernt bleiben, ohne daß ein eifersüchtiges Auge über sie wacht. Die eine der Matronen in dem angeführten Werke behauptet sogar — obgleich sie dabei keiner besseren Autorität als **Iblis** dem **Antichrist** folgt — „daß der Ehemann, welcher seinem Weibe nicht erlaubt, heilige Oerter und Moscheen, oder die Häuser ihrer Freunde, seyen es nun Männer oder Frauen, zu betreten, oder unschuldige und angenehme Dinge ihnen untersagt, in jenem Leben seiner verdienten und strengen Strafe nicht entgehen wird; auch sey es in solchem Falle **Wajib** (**Recht**), wenn die Verwandten der Frau den Eheherrn vor den Kadi zitirten und auf Scheidung antrügen." Allerdings ist auch Polygamie erlaubt; allein man höre den obgenannten Persischen Reisenden: „so viel ich weiß", sagt der gute Mann, „ist es leichter, mit **zwei Tigerkatzen** leben, als mit **zwei Frauen**." Das vorliegende Werk sagt, der Mann, welcher mehr als Eine Frau nähme, werde gewißlich seine Thorheit bereuen.

Das Buch ist, wie es in der Einleitung heißt, nicht zum Gebrauche der „Herren der Schöpfung" geschrieben (obschon einige seiner Regeln den Ehemännern insbesondere zu gelten scheinen), sondern zur Erbauung des weiblichen Geschlechtes; und die Matronen, deren weise Aussprüche es enthält, waren sehr bewandert in den Mitteln, „wie man die Männer dahin bringen könne, dem Willen des zarteren Geschlechtes sich zu fügen."

Der genußreichste Ort für Persische Damen ist das Bad. Folgendes sind einige weise Regeln zu dieser Erholung, die zugleich eine religiöse Pflicht ist: Die Dame muß an der Thüre des Hemmam einige Wallnüsse mit den Absätzen ihrer Schuhe entzweitreten und alsdann baarfuß hineingehen. Hier muß sie sehr behutsam in einem Becken Platz nehmen, in welches verschiedene aromatische Ingredienzen gemischt sind. Einige sagen, daß der Geruch einer von den Absätzen der Dame am Eingang ausgetretenen Wallnuß das Zahnweh stille. Im Bade selbst trägt die Dame so lange ihren Gürtel, bis die Haarbürste und Seife in Anwendung kommen. Andere kleine Dienste, die wir hier mit Stillschweigen übergehen, leisten sie einander wechselseitig, während sie im Kreise sitzen und heitere Gespräche führen, wobei jede Art von Klatscherei erlaubt ist. Auch Taback wird geraucht, und vor dem Besuch des Hemmam wird jede lebensfrohe und nicht geizige Frau ihren Sklavinnen befehlen, daß sie ein herrliches dort einzunehmendes Frühstück bereiten, nämlich Salade, allerlei Gekochtes und Gebratenes, und alle Früchte der Jahreszeit, nebst Scherbet und Rosenwasser. Einige sagen, die Frau solle sich, wenn sie das Bad verlassen hat, festlich schmücken und im Fall eines Engagements gleich in das Haus ihres Freundes oder Liebhabers gehen. Begegnet ihr auf dem Wege ein schöner junger Mann, so ist es ihre Pflicht, den Schleier, der das Antlitz bedeckt, ein wenig zu lüften und nach und nach wegzuziehen, unter dem Vorwand, es sey sehr heiß, und sie transpirire stark. Dabei verweilt sie sich etwas, bis der Duft ihrer Salben den Jüngling anweht und dieser ihr schmachtende Blicke zuwirft und dann eine Botschaft sendet, mit der Beschreibung seines entzückten liebetrunkenen Herzens.

In dem Kapitel vom ehelichen Zusammenleben wird dem Manne eingeschärft, daß er seiner Frau niemals eine Bitte abschlage und ihr Geld gebe ohne Maß. Will die Frau eine Gesellschaft geben, so darf der Mann nichts dawider haben; und gefällt es den weiblichen Gästen, die Nacht über da zu bleiben, so muß er ihnen erlauben, in ihrem Zimmer zu schlafen, während der Eheherr abgesondert und allein schläft. Jede Einwendung von Seiten des Mannes oder seiner Angehörigen soll die Frau damit beseitigen, daß sie wenigstens ein Mal des Tages ihrer Nägel und Zähne sich bedient; auch soll sie ihrem Manne bei jeder Gelegenheit mit Scheidung drohen, ihm die Schuhe zu knapp machen und sein Polster in einen Stein verwandeln; so daß er endlich seines Lebens überdrüssig wird und ihre Autorität willig anerkennt. — Alles dies stimmt sehr wenig zu unseren Begriffen vom Despotismus der Männer im Orient.

Es wird der Frau als großes Unglück angerechnet, wenn sie ohne Freundinnen ist, und auch das ärmste Weib giebt sich Mühe, einem solchen Fluche zu entgehen. Eine Frau, die täglich mit Freundinnen Hand in Hand ging, wird man am Tage der Auferstehung mit ihren alten Gespielinnen auf Erden im Paradiese tanzen sehen. Kulsum Nabneh sagt sogar, gesellige Freiheit und Harmonie seyen hinreichend, um Vergebung der Sünden zu erwirken, und die anderen Matronen behaupten, daß ein junges Mädchen, das bei seinem Tode keine Freundinnen zurückläßt, denen es seine geheimsten Gedanken und Handlungen anvertraut hat, in jenem Leben nicht glückselig seyn wird.

Die schönsten und liebenswürdigsten Mädchen sind nach dem Kitabi Kulsum Naneh die von Schiraz, Ispahan, Georgien und Zirkassien. Den Frauen von Tauris fehlt zwar die Schönheit, aber dafür besitzen sie die Kunst, ihre Männer zu beherrschen, im höchsten Grade, und ihre Worte sind scharf, wie eine Damaszener Klinge.

*) Customs and Manners etc. (Sitten und Gebräuche der Persischen Frauen.) London, 1832.

Mannigfaltiges.

— **Villa Rica.** Diese Brasilianische Stadt kann zum Beispiel dienen, daß das Aufsuchen des Goldes mit Hintansetzung des Ackerbaus zur Verarmung führt. Der durch das Goldsuchen plötzlich erlangte große Reichthum wurde bald ruchbar und außerordentlich übertrieben. Alles strömte nach Villa Rica, so daß die Bevölkerung dieser Stadt eine Zeit lang an 30,000 Seelen betrug. Ueberall erhoben sich große Häuser für die Einwohner und weitläuftige Gasthöfe für die Fremden; die Letzteren hielten diese Stadt für die reichste der Welt. Dennoch nahm die Quelle dieses Reichthums nach einer gewissen Zeit ab. Die Ströme führten das Metall nur noch sehr sparsam mit sich. Die getäuschten Spekulanten waren ruinirt. Einige Abenteurer, die mehr Glück hatten, entdeckten goldreichere Ströme und bauten schöne Häuser dahin. Andere, die sich trügerischen Hoffnungen hingaben, ahmten diesem Beispiel nach und fanden sich grausam getäuscht. Unterdessen wurden die Reichthümer, die an der Oberfläche des Bodens winkten, im Stiche gelassen, um jene eingebildeten Schätze aufzusuchen, die man im Inneren der Erde zu finden hoffte. Die Pflanzen-Erde wurde durch das wiederholte Waschen hinweggespült, und die Kapitalien, mittelst deren man sie in sehr einträgliche Grundstücke hätte verwandeln können, wurden in unsinnigen Projekten vergeudet. Die Einwohner, denen es nun an tauglichem Boden oder an den Mitteln fehlte, ihn anzubauen, geriethen an den Bettelstab. Die Stadt bot nur noch einen Haufen Ruinen dar und wurde eben so übel berüchtigt durch ihre Verbrechen, als sie wegen ihres Reichthums berühmt gewesen war. Sie füllte sich mit dürftigen Leuten, die nur auf Gold Jagd machten, und deren moralische Sitten, gleich denen aller Menschen, die auf's Gerathewohl leben, gänzlich ausarteten. Sie wurden zu Räubern und Mördern; es verging fast keine Nacht, ohne daß Mordthaten in den Straßen vorfielen. Sehr rechtliche Einwohner haben mir versichert, daß alle Abscheulichkeiten, die man das Jahr hindurch in Englischen Blättern liest, denen nicht gleichkommen, welche die stillen Straßen Villa Rica's besudelten. Indeß verloren sich doch die Banditen nach und nach; sie wurden entweder getödtet oder verließen die Stadt, deren Bevölkerung von 30,000 Seelen auf 7000 zusammengeschmolzen ist. Diese sind jetzt, durch Erfahrung belehrt, weise genug, ihre Aufmerksamkeit auf einträglichere Gegenstände zu richten. Die Stadt ist jetzt lebhaft und betriebsam und hat ihren unheilbringenden und unpassenden Namen gegen einen anderen angemesseneren vertauscht. (Walsh's Notes on Brasil.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Mittwoch den 13. Februar 1833.

Frankreich.

Lucrezia Borgia, von Victor Hugo.

Die Erwartungen seiner Freunde, daß Victor Hugo die Sünde, die er an der Geschichte, an der dramatischen Dichtkunst und an sich selbst durch sein Drama le roi s'amuse begangen, bald durch ein besseres Werk wieder gut machen würde, hat der Dichter, und ein solcher ist Hugo in der That, aller seiner Verirrungen ungeachtet, bereits erfüllt. Lucrezia Borgia, die bekannte Giftmischerin Italiens, ist die Heldin seines neuen, am 3. Februar zum ersten Male auf dem Theater der Porte St. Martin gegebenen Trauerspiels, das, wie glaubwürdige und urtheilsfähige Augenzeugen berichten, den lauten Beifall, den es gefunden, auch verdient hat. Der Erfolg, den das neue Stück gehabt, wird als ein Sieg der romantischen Schule bezeichnet; Mlle. George, ausgezeichnet auch in den minder hochtragischen (humoristischen) Scenen, gab die Lucrezia mit hinreißender Wahrheit; die Bühne selbst, auf der das neue Drama mit glänzender Ausstattung gegeben wurde, war vor der Zeit der Durcheinanderwerfung aller Gattungen (wie sie Jules Janin bezeichnet), nur der heiteren Muse gewidmet — und das ist in der That romantisch genug. Aber sollte die „horreur", der Schauder ohne Mitleid, der in dem neuen Stücke vorherrscht, den Anti-Romantikern nicht ein neuer Vorwand sein, den Trauerspielen ihrer Gegner die klassische Ebenbürtigkeit abzusprechen und Lucrezia Borgia, eben wegen ihrer mitleidlosen Gräuel, zur Canaille der Melodramen zu zählen! Folgendes ist eine Skizze der neuen Tragödie, der, selbst ohne Hinzuthun der dichterischen Sprache, das künstlerische Moment nicht abzusprechen ist.

Der erste Akt spielt in Venedig; wir befinden uns auf einer Terrasse, wo junge Leute über die traurigen Ereignisse sprechen, von denen Italien eben heimgesucht wird; unter diesen Ereignissen befinden sich auch die Verbrechen der Borgia. Besonders erregt die Geschichte eines Adeligen, dessen Name nie erforscht und der vor zwanzig Jahren in die Tiber geworfen wurde, allgemeine Aufmerksamkeit. Ein einziger der anwesenden Kavaliere bleibt bei diesen düsteren Erzählungen ohne Theilnahme und ist am Ende auf einer Bank eingeschlafen. Dieser Kavalier nennt sich Gennaro; er ist ein Sohn Lucrezia Borgia's und jenes Edelmannes, der in die Tiber geworfen wurde, aber er kennt seine Geburt nicht. Offizier im Dienste der Republik Venedig, führt er ein unbekümmertes munteres Leben; nur einen einzigen schmerzlichen Wunsch hat er: es ist der, seine Mutter wieder zu finden. Aber alle seine Anstrengungen sind vergebens gewesen; nur ein Brief, den er am ersten jedes Monats von dieser geliebten Mutter erhält, belehrt ihn, daß sie noch am Leben sey, daß sie ihn liebe, und daß sie ihn überall beschütze, wohin er seine Schritte trägt.

Indessen entfernen sich jene Venetianischen Kavaliere; eine Frau tritt auf, die sich einen Augenblick mit einem Manne, dem Vertrauten oder vielmehr Vollstrecker ihres grausamen Willens, unterhält. Die Frau ist Lucrezia Borgia, der Mann heißt Gubetta. Zum ersten Mal ertheilt ihm Lucrezia Befehle der Gnade; sie hat ihren Sohn wiedergesehen, ihr Sohn ist hier, und mit dem freudigen Anblick ihres Sohnes ist das Mitleid in ihre Seele eingezogen. Gubetta entfernt sich, und Gennaro wird von seiner Mutter geweckt. Er glaubt anfangs, eines der in Venedig so häufigen Liebes-Abenteuer vor sich zu haben; aber einige Worte, die ihn an seine Mutter erinnern, führen ihn zu anderen Gedanken zurück. Lucrezia, von mütterlicher Zärtlichkeit überwältigt, ist im Begriff, ihr Geheimniß zu entdecken, als bei dem Namen Borgia, den sie zufällig ausspricht, der edle junge Mann von einem so tiefen Abscheu ergriffen wird, daß seine Mutter erschrocken innehält und vor dem Geständniß ihrer Schande zurückbebt.

Inzwischen ist diese Unterredung des Sohnes, der seine Mutter nicht kennt, und der Mutter, die nicht wagt, sich ihrem Sohne zu erkennen zu geben, von Zeugen belauscht worden, die mit lebhafter, wiewohl sehr verschiedener Theilnahme zugehört haben. Der Herzog Alphons von Este, Gemahl der Lucrezia, ist ihr heimlich nach Venedig gefolgt, um ihre Schritte auszuforschen, und da er sie allein, des Nachts, mit Gennaro sieht, so zweifelt er nicht an seiner Schande und schickt sich zur Rache gegen Beide an. Demnächst hat auch Jeppo, ein Freund Gennaro's, von einem nahen Balkon aus, Lucrezien erkannt, als sie ohne Maske mit ihm sprach; er wird besorgt für seinen Freund, da er ihn in den Händen dieses furchtbaren Weibes sieht; er benachrichtigt die anderen Edelleute davon, welche mit Fackeln herbeieilen und sich Lucrezien zu erkennen geben. „Ich", ruft der eine ihr zu, „bin der Bruder des Herzogs von Gravina, den Du erdrosseln ließest; ich" sagt ein anderer, „bin der Neffe des in Deinen Gefängnissen ermordeten Vitelli; ich der Vetter Petrucci's; ich der Neffe Appiani's; ich der Gazella's, die Alle durch Deine Henker gefallen oder durch Dein Gift hinweggerafft worden sind." Einer endlich reißt ihr die Maske vom Gesicht und nennt sie beim Namen, und Lucrezia sinkt ohnmächtig nieder, weniger über diese Verbrechen als darüber erröthend, daß sie in Gegenwart dessen enthüllt worden, den sie nun nicht mehr ihren Sohn nennen kann. So schließt der erste Akt, der außerordentliche Wirkung hervorbrachte.

Im zweiten Akte finden sich dieselben Personen in Ferrara wieder zusammen, Lucrezia, Herzog Alphons, Gennaro und jene fünf Edelleute, welche Lucrezien in Venedig so schwer beleidigt. Das Zusammentreffen in einer der Herrschaft des Herzogs Alphons oder vielmehr Lucreziens unterworfenen Stadt ist nach der der Letzteren widerfahrenen öffentlichen Beschimpfung nicht sehr wahrscheinlich und mit der Venezianischen Vorsicht unverträglich. Die Entschuldigung des Verfassers, daß die Edelleute Gesandte der Republik Venedig und als solche unverletzlich seyen, ist schwach. Noch seltsamer aber ist es, daß die Venezianer in Ferrara noch insolenter gegen Lucrezien sind, als sie es in ihrem Vaterlande, das ihnen Sicherheit gewährte, waren. Am wenigsten Schonung zeigt Gennaro, der so weit geht, von dem an der Façade des Palastes stehenden Namen Borgia das B mit seinem Degen abzuhauen, so daß aus dem Palaste der Borgia ein Pallast der Orgien (Orgia) wird.

So mittelmäßig dieses Wortspiel ist, so motivirt es dennoch eine tragische Scene. Die erzürnte Lucrezia verlangt nämlich von dem Herzoge, ihrem Gemahle, Rache für die Beschimpfung, und zwar die Bestrafung des Schuldigen mit dem Tode; dieser wird herbeigeführt, es ist Gennaro, und Lucrezia sieht, daß sie ihren eigenen Sohn zum Tode verurtheilt hat. Sie verlangt nun von ihrem Gemahl eine geheime Unterredung, in welcher sie ihm durch Liebkosungen und Drohungen die Begnadigung Gennaro's abzulocken sucht. Der Herzog, welcher Zeuge der nächtlichen Scene in Venedig gewesen, verweigert diese, denn er glaubt seine eigene Ehre rächen und den vermeintlichen Geliebten seiner Gemahlin strafen zu müssen, und damit auch sie nicht frei ausgehe, soll sie das Gift mischen. Gennaro wird zurückgebracht und vom Herzoge verhört; er bekennt sein Vergehen und antwortet mit edler Einfachheit; der Herzog stellt sich, als wollte er ihn begnadigen, Gennaro dankt und erzählt ihm, daß er seinem Bruder Hippolyt von Este in einem Kampf bei Vicenza das Leben gerettet. Der Herzog bietet als freundlicher Wirth dem Gennaro ein Glas Syrakuser Wein an; aber statt Weins ist Gift, das Gift der Borgia, in dem Glase; er verlangt, daß Lucrezia selbst es an Gennaro überreiche, und — sie gehorcht. Hierauf läßt der Herzog sie mit Gennaro allein, damit sie Zeugin seines Todes sey. Gennaro stirbt aber nicht, Lucrezia bietet ihm ein Gegengift an, welches er anfangs zurückweist, zuletzt aber auf ihre dringenden Bitten annimmt, und damit er aus dem Palaste eilt.

Der vierte und fünfte Akt sind mit der Rache Lucreziens angefüllt, die aber auf sie selbst zurückfällt. Die Venezianer, ihre Beleidiger, sind zu einem Balle bei der Gräfin Negroni eingeladen, und auch Gennaro erscheint auf demselben, obgleich er nicht eingeladen war, und Lucrezia ihn vielmehr dringend gebeten hatte, der Rache des Herzogs zu entfliehen. Der Ball ist glänzend; das Italien des sechzehnten Jahrhunderts entwickelt sich mit seinem ganzen Luxus; das Fest geht zur Orgie über, ein Streit entsteht, die Frauen entfliehen, und nur die Venezianischen Edelleute und Gubetta, der im Solde Lucreziens stehende Mörder, bleiben im Saale; die Zecher versöhnen sich wieder, und einer von ihnen stimmt ein Trinklied an, als sich in der Ferne ein Grabgesang vernehmen läßt, der immer näher kommt; einer von ihnen öffnet die Thüre im Hintergrunde des Theaters, und man blickt in eine schwarzbehangene Kapelle, aus welcher zwei Reihen verhüllter Mönche auf die Bühne hervortreten. Lucrezia erscheint und kündigt den Trinkern an, daß sie alle vergiftet sind. „Du wirst Dich zu Deinem Onkel, Du zu Deinem Bruder, Du zu Deinem Neffen, Du zu Deinem Vetter gesellen", ruft sie ihnen zu; „ich habe für Euer Leichen Sorge getragen", fügt sie hinzu, indem sie auf fünf im Hintergrunde stehende Särge zeigt, „zählt sie wohl, es sind deren fünf." — „Ein sechster ist noch nöthig", fällt eine Stimme ein, es ist die Stimme Gennaro's, ihres Sohnes, den sie weit weg glaubte, und den sie vergiftet hat, ohne es zu wissen. Alle müssen sich nun entfernen, sie bleibt mit ihm allein, erinnert

ihn an die Viole mit dem Gegengift, fragt ihn, ob er dieselbe noch habe. „Ja", antwortet er, „ist aber auch noch genug für meine Freunde darin!" — „Kaum für Dich", antwortet sie, und er sucht nach einem Messer, um sie zu tödten; sie wirft sich vor ihm nieder, fleht um Gnade, und schon läßt er sich erweichen, als er den letzten Ruf seines verscheidenden Freundes Maffio hört, der um Rache schreit. Seiner nicht mehr mächtig, stürzt Gennaro auf Lucrezien zu und ersticht sie; aus ihrem Munde ertönen die furchtbaren Worte: „Du hast mich getödtet, Gennaro, ich bin Deine Mutter."

Ein fürchterlicher Stoff, wie man sieht — augenscheinlich dem überreizten Geschmacke der Pariser angepaßt, aber doch weder ohne Kunst, noch ohne großes dichterisches Talent behandelt.

Bibliographie.

Méditations de caserne, relatives à l'art militaire. (Gedanken über militairische Gegenstände.) Von A. Longuet. Pr. 2½ Fr.

Histoire philosophique etc. (Ueber Hypochonderie und Hysterie.) Von E. F. Dubois. Pr 7½ Fr.

Mémoires etc. (Die der Königl. Akademie der Wissenschaften von verschiedenen Gelehrten überreichten Denkschriften.) Mathematische und physikalische Wissenschaften. Dritter Bd. Pr. 20 Fr.

L'art de la cuisine française au dix-neuvième siècle. (Neuestes Kochbuch.) Von A. Carême [dem kürzlich verstorbenen berühmten Gastronomen]. Erste Lfg. Th. I und II.

Élémens de technologie. (Beschreibung der in den Künsten und Handwerken, so wie in der Hauswirthschaft vorkommenden nöthigsten Handfertigkeiten.) Von Francoeur. Mit 7 Kupfertafeln.

Livre de poste. (Post-Handbuch von Frankreich.) Aus dem Jahr 1833. Pr. 5 Fr.

Italien.

Dalmatische Hochzeits-Gebräuche.

Die Hochzeits-Gebräuche der Landleute Dalmatiens sind insbesondere dadurch merkwürdig, daß sie viel Orientalisches haben. Die Verlobung geschieht gewöhnlich ein Jahr vor der Hochzeit und geht auf folgende Weise vor sich: nachdem eine stillschweigende oder offene Verständigung zwischen den beiden Familien, die sich durch Heirath verschwägern wollen, vorangegangen, begiebt sich der bestimmte Bräutigam mit seinem Vater und den nächsten Anverwandten nach dem Hause des Mädchens, und diese Freierfahrt wird in der Landes-Sprache prosalti genannt, was vielleicht mit dem lateinischen procus zusammenhängt. An der Thüre des Hauses angekommen, klopfen sie an; der Vater des Mädchens sieht zum Fenster hinaus und fragt, wer da sey? Pflegen Freunde bei Euch gute Aufnahme zu finden? fragen jene und der Vater antwortet: jederzeit, und öffnet die Thüre. Nach gegenseitiger Begrüßung werden die Gäste zum Sitzen eingeladen und ein kleiner Tisch wird vor ihnen aufgedeckt. Der nächste Verwandte des Freiers beginnt hierauf: Ihr gebt uns zu essen und zu trinken, aber Ihr fragt uns weder nach dem Zwecke, der uns hierher führt, noch sagen wir ihn Euch; dieser besteht aber darin, um Eure Tochter als Braut für unseren Vetter anzuhalten. Der Vater erwiedert: jetzt laßt uns trinken, nachher wollen wir darüber sprechen. Nun wird gegessen und getrunken und von fremdartigen Dingen gesprochen; nachdem sich die Gesellschaft mit Speise gesättigt und dem Bacchus, den sie sehr lieben, reichlich geopfert, wird die Frage von den Werbern wiederholt. Ich für mein Theil, entgegnet der Vater, finde nichts dagegen einzuwenden, wir müssen aber hören, was das Mädchen dazu sagt. Diese, die bisher im oberen Stockwerke verweilte, wird vom Vater gerufen, kommt verschämt die Treppe herab und nähert sich so weit, daß sie von den Werbern und von dem Freier gesehen werden kann; ihr Vater fragt sie, ob sie in die angetragene Heirath willigt, sie schlägt die Augen nieder, bedeckt sich das Gesicht mit der Hand und erwiedert: Alles was meine Eltern thun, ist wohlgethan. Hierauf befiehlt der Vater des Freiers, die Verlobte vorzustellen, dieser steckt ihr den Verlobungs-Ring an den Finger und legt ein Paar rothe Lederschuhe, ein Paar gelbwollene Strümpfe, ein Korallenschnur oder einen ähnlichen, dem Vermögen der Familie angemessenen Gegenstand vor ihr nieder, worauf man zum Trinken zurückkehrt und dann von einander Abschied nimmt.

Ist der sehnlich erwartete zur Hochzeitsfeier bestimmte Tag herangekommen, so tragen in aller Frühe die älteste Schwester und der mütterliche Oheim des Bräutigams, von andern Verwandten begleitet, auf dem Kopfe Körbe mit den Hochzeits-Geschenken nach der Wohnung der Braut; diese bestehen in einer Anzahl buntseidener Bänder, mit denen die Dalmatischen Bäuerinnen das Haar zu binden pflegen, in einem silbernen Messer in Form eines Halbmondes, welches in einer dicken Scheide mit Zierrathen von demselben Metall steckt, und an einer doppelten silbernen Kette befestigt ist, welche die Frauen als Unterscheidungs-Zeichen von den Jungfrauen an der Seite tragen; ferner in einem silbernen Rosenkranze, der mit einem großen Kreuze und einem silbernen Medaillon endigt, und den sie am Gürtel befestigen, oder in der Hand tragen, wenn sie nach der Kirche gehen oder von dort herkommen, in Strümpfen, Schuhen und andern ähnlichen Kleinigkeiten; die Braut beschenkt ihrerseits auch die Ueberbringer, und zwar die künftige Schwägerin mit einem Tuche und jeden der übrigen Verwandten mit einem Schnupftuche oder einer rothen Mütze.

Bevor das Brautpaar sich nach der Kirche begiebt, wo der Pfarrer, von einer Menge von Zuschauern umgeben, ihrer harrt, tritt der älteste und nächste Verwandte der Familie des Bräutigams aus dessen Hause, in der linken Hand eine Fahne und in der rechten eine Pistole, mit welcher er das Zeichen zum Aufbruche giebt; er geht tanzend und singend dem Hochzeitszuge voran, hinter ihm folgt unmittelbar der Bräutigam, von den nächsten Verwandten umringt und in dieser Reihefolge geht der Zug nach der Wohnung der Braut. Dort klopfen sie an; der Vater tritt heraus und fragt, wer da sey? Oeffnet uns antwortet der älteste Verwandte, wir sind Freunde. Aber was bedeutet dieser ganze Zug? fragt dieser. Wir wissen, erwiedern jene, daß sich in diesem Hause etwas befindet, was uns gehört und sind gekommen, es uns zu holen. Wohlan, so tretet ein, entgegnet der Vater und wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt, so lege ich Euch kein Hinderniß in den Weg. Sie treten ein und setzen sich zu Tisch, denn Essen und Trinken wird bei keinem Familienfeste vergessen. Nach beendigter Mahlzeit verlangen jene, die ihnen gehörende Taube zu suchen, die sich in diesem Hause versteckt haben müsse. Nun führt ihnen der Vater ein altes Weib vor und fragt, ob dieses vielleicht die ihnen fortgeflogene Taube sey? Nein, antworten jene, und weisen sie zurück; nun tritt eine andere alte Frau vor, die entweder einäugig oder lahm ist, und wiederholt die vorige Frage, worauf jene dieselbe Antwort ertheilen. Dieser Scherz zwischen den Verwandten des Bräutigams und denen der Braut dauert eine Weile fort, jene die Braut suchend und diese sie verbergend. Die ersteren fangen an, unwillig zu werden, die Worte werden immer bitterer und die Gemüther erhitzen sich dergestalt, daß ein mit der Landessitte unbekannter Zuschauer glaubt, es werde blutige Köpfe geben. Endlich tritt Ruhe ein, der Vater befiehlt, daß die Tochter herabkomme, und sie erscheint fröhlich in ihrem eben so reizenden als bizarren Braut-Anzuge. Dieser besteht in einem faltenreichen Rocke, meist von himmelblauer Farbe und mit einer Einfassung von karmoisinrothem Sammet, der von einem Gürtel festgehalten wird, welcher vorn und hinten in ein rosenrothes Band ausläuft; an den Hüften befindet sich eine breite Oeffnung, die von dem Saume des knapp anschließenden scharlachrothen Unterjäckchens bedeckt wird, welches mit einer doppelten Reihe goldener oder silberner Knöpfe besetzt ist; an der rechten Seite hängt die oben beschriebene doppelte silberne Kette mit dem Halbmonde. Die Schultern bedeckt ein mit Sammet eingefaßtes Jäckchen, das bis auf die Mitte des Rückens hinabreicht; darüber liegt ein weißes gesticktes Tuch, das über dem Busen zusammengeschlagen ist. Ganz eigenthümlich ist der Haarputz: von der glatten Stirn sind die Haare hinter die Ohren zurückgekämmt und bilden dort, in Zöpfe geflochten, zwei große kissenartige Wülste, welche durch eine Menge von Nadeln mit großen silbernen Knöpfen zusammengehalten werden; zwei bis drei Paar goldene Ohrringe hängen von den Ohren herab und um den Kopf ist ein weißes Tuch kunstvoll dergestalt gewunden, daß die vier gestickten Zipfel über der Stirn liegen; die Finger sind mit großen goldenen Ringen bedeckt; gelbe Strümpfe und schwarze mit breiter silberner Borte eingefaßte Schuhe vollenden diesen Anzug.

Kaum ist die Braut in diesem festlichen Schmucke erschienen, als Alle versichern, sie sey die ihnen entflohene Taube, sie unter lautem Jubel den väterlichen Armen entreißen und sie nach der Kirche führen. Kaum aber sind sie aus der Thüre getreten, als die Nachbarn ihnen mit vorgehaltenen Stöcken und Waffen den Weg versperren, so daß der Brautzug Halt machen und nach dem Grunde dieses neuen Hindernisses fragen muß. Halt! schreien die Nachbarn; sie gehört uns an, Ihr wollt uns unsere Nachbarin rauben, das soll Euch aber nicht gelingen und sie wird bei uns bleiben; der Wortwechsel dauert von beiden Seiten fort und das Ende vom Liede ist, daß etwas Geld bezahlt werden muß, wenn der Zug seinen Weg fortsetzen will. Endlich langt dieser in der Kirche an, der Pfarrer vollzieht die heilige Handlung, aber kaum hat er den Segen gesprochen, als die jungen Eheleute, der Sitte gemäß, sich um die Wette bemühen, einander die brennenden Kerzen, die sie in der Hand halten, auszulöschen, und glücklich ist derjenige Theil, dem dies zuerst gelingt, weil er, nach dem Volksglauben, den anderen überleben wird.

Nun geht der Zug in der früheren Ordnung jubelnd nach dem Hause des Bräutigams; die junge Frau folgt, von dem Brautführer, den Schwägerinnen und anderen Verwandten geführt, hinter ihrem Ehemanne. Der nächste Verwandte tritt singend und tanzend zuerst in das Haus ein, nächst ihm der junge Ehemann; sobald aber die junge Frau eintreten will, fragt die in der Thüre stehende Schwiegermutter den Brautführer, wer denn das Frauenzimmer sey, das er in ihr Haus bringe; er antwortet, es sey ihre Schwiegertochter, die Frau ihres Sohnes. Nun hält die Alte diese auf der Thürschwelle fest und setzt ihr mit ernster Miene in Gegenwart Aller die Pflichten einer verständigen und christlich gesinnten Hausfrau auseinander, schärft ihr Achtung gegen ihre Vorgesetzten, Verträglichkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Liebe zum Manne u. s. w. ein, umarmt sie und führt sie in das Haus. Hier ist bereits ein fettes Mahl aufgetragen, zu welchem die Speisen von nahen und entfernten Anverwandten herbeigebracht worden sind, diese bestehen in Braten, Geflügel, Wein, Weißbrodt u. dgl. m. Nun geht es an's Essen und Trinken; dem ältesten Verwandten, der eigentlich die handelnde Hauptperson ist, liegt die Pflicht ob, die heitere Stimmung der Gesellschaft zu erhalten; häufig unterbricht er das Geschäft des Essens, steht auf und feiert in Gesängen die Thaten alter National-Helden oder preist in derben Allegorieen das Glück der jungen Eheleute. Während seines Gesanges darf Niemand essen und seine Beredsamkeit wird von Allen bewundert. In der Mitte des Gastmahls hört man plötzlich an die Thüre klopfen und der Bruder der jungen Frau tritt mit betrübter Miene ein und fragt nach einer entflohenen Taube, die er zu suchen komme. Sogleich antworten Alle, Deine Taube ist nicht hier, gehe getrost Deiner Wege, denn hier würdest Du sie vergeblich suchen, oder wenn es Dir gefällt, so setze Dich zu uns und iß und trink mit fröhlichem Muthe. Wie könnte ich essen, erwiedert

er, während mein Herz voll Trauer ist, unsere Mutter weint über die verlorene Taube und schickt mich aus, sie zu suchen, sagt mir, u sagt mir, wo ich sie finde. Der Brautführer entgegnet ihm: Suche Deine Taube anderwärts, und wenn Dich ihr Verlust betrübt, so nimm hier dieses weiße Schnupftuch und trockne Dir und Deiner Mutter die Augen, Gott sey mit Dir! Hierauf führt er ihn hinaus und der Rest des Tages wird nun mit Zechen verbracht, bis alle Hochzeitgäste benebelt sind.

Die junge Frau darf acht Tage lang ihre Mutter nicht besuchen, noch darf diese zu ihr kommen; nach Verlauf dieser Zeit erhält Erstere von der Mutter einen schönen Spinnrocken mit Flachs und anderem Wirthschafts-Geräth zum Geschenk, welches die nächste Anverwandte ihr überbringt, zum Zeichen, daß sie nach Verlauf der Flitterwoche an ihre häuslichen Geschäfte gehen müsse. Mit dem neunten Tage vertauscht die junge Frau die Hochzeitkleider, die sie bis dahin getragen, gegen die Hauskleidung, ist in und außer dem Hause thätig und behält von dem Brautschmucke nur ein rosenfarbenes Band, welches sie ein Jahr lang in das Haar flicht. Ein seltsamer Brauch bei diesen jungen Bauerfrauen ist, daß dieselben, wenn sie bei gegebener Gelegenheit von ihren Männern nicht tüchtig ausgescholten und durchgeprügelt werden, so daß sie die Spuren des ehelichen Zorns manchmal ihr Leben lang an sich tragen, sich von ihnen nicht geliebt glauben und über Gleichgültigkeit klagen.

(G. d. T.)

Bibliographie.

Le donne ed i fiori. (Die Frauen und die Blumen.) Taschenbuch auf das J. 1833. Mailand.

Curiosità historiche della musica. (Musikalisches Taschenbuch auf das J. 1833) Mailand.

Griechenland.

Ueber den Zustand und die Verhältnisse der Griechischen Nation unter der Herrschaft der Osmanen.

Aus dem Neugriechischen des Kumas.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Phanarioten im Ganzen Türkenfreunde waren, so fehlte es doch auch nicht an Beispielen, daß die Pforte einzelne von ihnen, die ihr wegen ihrer Gesinnungen, und weil sie die Interessen der fremden Höfe begünstigten, verdächtig waren, selbst mit dem Tode bestrafen ließ. Außer solchen Beispielen aus der früheren Zeit giebt es auch neuere Belege für diese Wahrheit. So erlitt Alexander Ypsilantis, als Russenfreund, im Jahre 1807 einen schmerzhaften Tod; so ward Dimitrios Murusis, angeblich weil er bei dem Friedensschlusse in Bukorest die Interessen der Pforte an Rußland verrathen haben sollte, im Jahre 1812 in Schumla enthauptet, und bald nachher auch sein Bruder Panagiotakis in Konstantinopel. Als Franzosenfreund ward im Jahre 1808 der Pforten-Dolmetscher Alexander Sutsos, der Sohn des Fürsten Michael Sutsos, geopfert. Als nun aber der Brudersohn dieses Alexander Sutsos, Michael Sutsos, Fürst der Moldau, nachdem er sich mit Alexander Ypsilantis zur Vertreibung der Türken verbunden hatte, 1821 öffentlich seine fürstlichen Abzeichen aberkannt hatte, beschloß die Pforte die Ausrottung des Geschlechts der Phanarioten. Alle diejenigen von ihnen, welche ergriffen wurden, wurden enthauptet, und ihre Leichname warf man in das Meer. Die meisten entflohen jedoch vor der Gefahr nach Odessa, wo sie von Seiten des Russischen Kaisers eine glänzende und wohlwollende Aufnahme erhielten. Einzelne begaben sich später nach Griechenland, um auch dort, wie bisher, zu gebieten und zu herrschen, vielleicht auch, um durch ihre Vorzüge und besseren Eigenschaften der Nation nützlich zu werden. In Konstantinopel ist die Wiedererhebung der Phanarioten unter der Regierung des gegenwärtigen hartnäckigen und entschlossenen Sultans Mahmud sehr schwer. Was die Kirche anlangt, so ist dieselbe nun von ihren Befehlen befreit worden; ob aber im Allgemeinen ihr Einfluß nachtheilig oder vortheilhaft gewesen, muß die Zukunft entscheiden.*)

In den Provinzen hatten die Bischöfe den nämlichen Wirkungskreis, welchen in Konstantinopel der Patriarch hatte. Die weltliche Macht, neben dieser geistlichen, übten in jeder Stadt und in jedem Theile des Landes die Primaten (die sogenannten Proestoten oder Dimogeronten, mit dem Türkischen Namen: Kodschabaschis). Diese, theils von den Oberen, theils von den christlichen Gemeinden erwählt, nahmen von ihren Glaubensgenossen die Abgaben ein, die sie dann der Regierung überlieferten, und außerdem besorgten sie auch noch andere Angelegenheiten, die ihnen anvertraut waren. An dem Wohnorte dieser Dimogeronten befand sich auch eine gemeinschaftliche Kasse, die indeß fast immer verschuldet war. Wenn jedoch das Amt des Dimogeronten mit dem Amte des Bischofs verbunden war, hatte die diesfallsige Verwaltung einen ehrwürdigen Anstrich, und daher pflegten auch die einzelnen Parteien und die Regierung diese Aemter zu vereinigen, wiewohl denn nun auch das Unglück beide zugleich traf. In vielen Theilen des Landes erhoben sich einzelne Familien so sehr, daß Verfolgungen, Einkerkerungen und Verweisungen häufig wurden und nicht selten die Einzelnen sich gegenseitig auch mordeten, so daß in Folge alles dessen und durch Bestechungen der Orts-Vorsteher manche Oerter ganz und gar verschwanden. In vielen Oertern Thessaliens und des übrigen Griechenlands erbte der Sohn von dem Vater die Stelle des Dimogeronten, und so wußten sich einzelne Familien in Agrapha (in Albanien) und im Peloponnese mit einem gleichen Glanze wie die Phanarioten zu umgeben. Von Zeit zu Zeit fehlte es auch nicht an Vorwand zu Ungerechtigkeiten, unter welchem die Regierung einzelne solcher Primaten selbst mit dem Tode bestrafte oder doch wenigstens ihre Gewalt etwas einschränkte; allein bald vertraute sie den Söhnen die frühere Gewalt wieder an, damit diese sich bereichern sollten und dann die Regierung die von denselben zusammengescharrten Schätze von neuem konfisziren könne.

Zwei Städte Griechenlands, Livadia in Beotien und Chios, zeichneten sich in dieser Beziehung vor andern besonders aus. Die vornehmsten Einwohner von Livadia, reich und gelehrt, bildeten eine Art von Aristokratie, in der Absicht, nicht etwa um sich selbst zu nützen, sondern nur um zum allgemeinen Besten die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu verwalten. Parteisucht und Uneinigkeit waren ihnen unbekannt. Von diesen Machthabern erschien der jedesmalige Dimogeron nach dem gemeinschaftlichen Willen der anderen Archonten, und war es nothwendig, so wurden ihm noch sechs bis zehn der Vornehmsten als Gemeinde-Vertreter zugegeben, die in vollkommener Eintracht die gemeinsamen Angelegenheiten besorgten. Diese Eintracht vermochte selbst Ali Pascha nicht zu stören; und wenn er auch vielfach die Einwohner von Livadia beraubte, so fand er doch keine Veranlassung, am Orte selbst sich zu vergreifen.

Die Chioten gingen in Ansehung der Verwaltung ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten ihren besonderen Weg. Vor Allem trennten sie die geistliche Gewalt von der weltlichen, ernannten für jedes Jahr aus ihrer Mitte drei Dimogeronten, denen sie eine unumschränkte Gewalt gaben, und nach Ablauf des Jahres ließen sich sodann die vornehmsten Einwohner der Stadt Rechnung von ihnen legen. Nach einem Gesetze, das nicht verletzt werden durfte, konnte kein Dimogeron zum zweiten Male gewählt werden. Außer diesen beiden Städten Griechenlands aber herrschte in allen übrigen mehr oder weniger Parteigeist zum Verderben der Gemeinden, wie denn auch die gesammte Griechische Nation selbst an diesem und an ähnlichen Uebeln nur gar zu sehr litt.

In den Städten waren die Griechen theils Handwerker, theils Kaufleute, und auf diese Weise erwarben sie sich das zu ihrem Lebensunterhalt Nothwendige. In vielen Seestädten machten die handeltreibenden Einwohner Reisen bis nach Smyrna und Aegypten; viele führten rothes Garn bis nach Deutschland und Rußland. Diese wurden für die Glücklichsten gehalten. Denn in denjenigen Städten, die der Mehrzahl nach von Türken bewohnt wurden, mußten die Griechen vieles, besonders von den gemeinen Türken, erdulden, während die Regierung selbst sie nicht so sehr drückte. Denn die Steuern waren mäßig, und an vielen Orten war außer dem jährlichen Kopfgeld eine geringe Geldsumme die einzige Abgabe. Aber die wilden Janitscharen verfolgten die armen Christen unbarmherzig. Wollten sie von einem derselben Wein oder Speisen, Kleider oder Geld haben, so sandten sie nur zwei Pistolenkugeln in ihr Schnupftuch eingewickelt; und — wer hätte da dem Verlangen widerstehen können! Viele Christen fielen auf den Straßen als Opfer der Janitscharen, weil sie deren Forderungen nicht befriedigen konnten, und ungestraft blieben die Mörder. Larissa bietet für das Gesagte schauderhafte Belege dar. Vor den wilden Leidenschaften der Janitscharen war nichts sicher. Wollten Eltern die Tugend und Ehre ihrer Kinder schützen, so mußten sie sich entschließen, sie aus ihrer Nähe in Dörfer, die nur von Christen bewohnt waren, zu verweisen. Bisweilen ließen auf einige Zeit diese Bedrückungen nach, wenn etwa ein strenger Pascha einige Janitscharen ertränken ließ oder der Türkische Ortsbefehlshaber auf andere Weise das Glück der Unterthanen liebte und sicherte; indeß kehrten jene Drangsale bald wieder, da Pascha's und Ortsbefehlshaber nur gar zu oft wechselten. Daher gelang es auch namentlich nach dem Russischen Kriege von 1768—1770 keinem Griechen irgend einer Stadt der Türkei, es zu Reichthümern oder zu Kenntnissen zu bringen.

In kleineren Städten und in Dörfern, wo nur Christen wohnten, waren dergleichen Uebel unbekannt. Die Einwohner in den kleineren Städten beschäftigten sich mit verschiedenen Handwerken, namentlich mit der Weberei, ferner mit Wein- und Seidenbau, und vermochten auf diese Art, es zu Etwas zu bringen. Manche von ihnen errichteten Griechische Schulen und waren selbst nicht ohne Sprach- und Geschichtskenntnisse. In den Dörfern, wo nur Landbebauer wohnten, waren dieselben frei von den Bedrückungen der Janitscharen; und da überhaupt diese Dörfer zu den Besitzungen der Türken gehörten, wie z. B. in Thessalien das flache Land den Bei's von Larissa zugehörte, so war das Verhältniß der Griechischen Bauern zu den Türkischen Herren weit besser, als das der Bauern im Abendlande. Jeder derselben erhielt von dem Grundbesitzer theils ein Paar Ochsen, womit er einen Theil der Felder bearbeitete, theils die Aussaat, und dann theilte er mit jenem, nach Abzug der Aussaat, die Früchte des Feldes. Außerdem zahlten sie noch einen geringen Miethzins für die Wohnungen, die sie inne hatten, und den Karadsch an die Regierung. Manche jener Bauern hatten selbst Feld und Land, wofür sie jährlich eine bestimmte Summe an den Eigenthümer zahlten, und bauten darauf Wein, Gemüse und andere wirthschaftliche Gegenstände. Einfachheit und Reinlichkeit wohnten in den Hütten dieser guten Leute. Da sie überall ihre Kirchen hatten und die Freiheit des Gottesdienstes genossen, so zeigte auch ihr Leben einen wahrhaft christlichen Wandel. Ihre kleinen Wohnungen standen dem fremden Wanderer offen; sie pflegten ihrer und der

*) Das Bild, welches hier Kumas von den Phanarioten nur oberflächlich entwirft, kann nach der ausführlichen Darstellung in dem Buche: Essai sur les Fanariotes, par Zallony (Marseille, 1824) vervollständigt werden. Ich habe danach eine Schilderung der Phanarioten und ihres Systems versucht, in den „Beiträgen zur besseren Kenntniß Griechenlands" (Neustadt a. d. O. 1831). Der Phanariot (im besseren, vielmehr nur im guten Sinne) Jakowakis Risos Nerulos in seinem „Cours de littérature grecque moderne," hat das Gemälde offenbar zu sehr ins Helle gemalt, insofern er lobend zur Regel erhebt, was nur als löbliche Ausnahme von der ungünstigen Regel gelten kann. Der Uebersetzer.

Pferde mit Sorgfalt, und nicht die geringste Entschädigung nahmen sie für ihre Mühe und ihre Pflege. Diese Klasse des Griechischen Volks würde glücklich gewesen seyn (und in friedlichen Zeiten waren manche Bauern in besseren Umständen, als die Handwerker und die Handeltreibenden in den Städten), wenn nicht von einer anderen Seite her oft ihr ganzes Glück vernichtet worden wäre.

Schon vor hundert Jahren nämlich, wie unsere Väter erzählen, und vielleicht noch früher, erschienen von Zeit zu Zeit ganze Haufen von Räubern, meistentheils im Sommer, und plünderten das Land. Diese Räuber waren theils muhamedanische Albanier, theils Christen, die sich entweder mit jenen verbanden, oder für sich besonders raubten. Waren sie in geringer Anzahl, so fielen sie nur in kleinere Dörfer ein, die sie plünderten, machten die Wege unsicher und nahmen die Reisenden, Türken oder Christen, gefangen, die sie dann in entlegene Oerter mit sich führten, indem sie ihnen oft die Ohren abschnitten und diese ihren Verwandten zuschickten; hatten sie von diesen ein Lösegeld erhalten, wie sie es gefordert, so ließen sie dann die Gefangenen ebenfalls frei. Waren jedoch ihre Haufen beträchtlicher, so trieben sie ihre Freveltaten auch mehr öffentlich und großartig. Dann verwüsteten sie die Felder und zerstörten die Dörfer (wie es zweimal dem aus zweihundert und funfzig Häusern bestehenden Agia in Thessalien erging), und selbst an den Städten vergriffen sie sich. War der Sommer vorüber, und die Räuber waren nach Albanien oder in ihre Berge zurückgekehrt, so erschienen die Türken mit ihrer Macht, um sie zu züchtigen. Statt ihrer züchtigten sie aber nur die unglücklichen Christen. Der Türkische Befehlshaber aber zog dann mit ganzen Ladungen von Pfählen überall herum, um zu erfahren, wer die Räuber bei sich beherbergt habe. Alle Wohlhabenden waren dessen bald verdächtig; denn indem er sie mit der Strafe des Pfahles einschüchterte, konnte er sie leicht plündern, wie es ihm beliebte. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης. (Ueber die ächte Aussprache des Griechischen.) Von Konstantin Oikonomos. St. Petersburg.

Περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν. (Ueber die Verwandtschaft der Slavisch-Russischen Sprache mit der Griechischen.) Von Konstantin Oikonomos.*) St. Petersburg.

Morgenländische Literatur.

Madagassische Poesie.

Herr Baker hat der naturforschenden Gesellschaft auf Mauritius einen Aufsatz über die Poesie der Malagesen auf Madagaskar mitgetheilt, aus dem wir das Wesentlichste ausheben.

Die Sprache bot, wie es scheint, so wenig Abwechselung in ihren Endungen, daß der Reim, durch die Natur der Sprache selbst und durch die Widrigkeit seiner Wirkung, unanwendbar ist. „Wenigstens neunzehn Zwanzigstel aller Wörter endigen sich auf e oder ei, und von diesen eine sehr große Zahl auf ne und nei; alle anderen Wörter endigen sich auf i und a, oder auf die Diphtongen ä und au, und selbst diese sind außerordentlich monoton in den Konsonanten der vorletzten und letzten Sylben.“ Auch die sogenannte Quantität der Sylben kann bei Malagesischen Versen nicht zum Maaß gebraucht werden. Die Haupt-Eigenschaften dieser Verse sind folgende:

1) Harmonie der Sylben und der Accentuation. Eine Abweichung von dieser Regel giebt eben so scharfe Mißtöne wie in unseren Europäischen Sprachen.

2) Abwechselung des Ausdrucks und Versetzung der Wörter, wie in anderen Sprachen.

3) Jede Zeile muß gewissermaßen einen abgeschlossenen Sinn ausdrücken oder wenigstens einen Satz schließen und dadurch den Sinn auf eine natürliche Art abtheilen, damit eine Pause beim Lesen oder Singen eintreten kann. Daher ist der Sinn oft außerordentlich abgebrochen und lakonisch, wie sich aus der buchstäblichen Uebersetzung ergiebt.

Die Sprache ist besonders reich an vielsylbigen Wörtern; einsylbige giebt es sehr wenige, und die fünfsylbigen machen vielleicht die zahlreichste Klasse aus; daher enthält eine Zeile von acht Sylben gewöhnlich zwei bis fünf Wörter, und eine von zwölf Sylben hat oft nicht mehr als vier Wörter. Aus diesem Grunde werden die Gedanken selten mit überflüssigen Sprach-Verzierungen ausgestattet, sondern das ganze Verdienst besteht in der Art, sie auszudrücken; daher kommt oft in einem ganzen Gesange kaum Ein poetisches Beiwort vor, welches in unserer Sprache so häufig gebraucht wird, um das Metrum auszufüllen oder einem Hauptwort einen besseren Klang zu geben. Dennoch sind die Sprache, die Gedanken und der Stil der Poesie von ganz verschiedener Art als in der Prosa. Reich an den kühnsten Figuren, der Sinn oft nur durch die unsichtbare Kette der Gedanken verbunden, spricht sie das Gemüth als ungeschmücktes Erzeugniß des Dichtergeistes um so mehr an.

Es läßt sich denken, daß bei einer Sprache, die so sehr von der unsrigen abweicht, und bei einem so ganz verschiedenen geselligen Zustande es einerseits unmöglich ist, eine verständliche buchstäbliche Uebersetzung zu geben und es der Einbildungskraft des Lesers zu überlassen, die Bilder auszufüllen, und andererseits eine dem Original entsprechende Nachahmung zu liefern.

Es giebt aber noch eine dritte sehr häufige Art von Werken, die weder ganz der Poesie noch ganz der Prosa angehört, sondern das Verbindungs-Glied von beiden zu seyn scheint, indem sie in Gedanken und Ausdruck markiger, bilderreicher und schärfer als diese ist und doch des Metrums, der Kadenzen u. s. w. der ersteren entbehrt. Man kann dies poetische Prosa nennen. Eine Uebersetzung in Prosa von einem solchen Stücke würde wenig Anziehendes haben, und eine buchstäbliche gereimte Uebersetzung ist unmöglich; wir haben daher von einem dieser kleinen Gedichte eine ziemlich freie, dennoch, wie wir glauben, ganz entsprechende, wenn auch etwas paraphrasirte Uebersetzung versucht.

Sie. Ist wirklich Deiner Liebe Gluth
So heiß, wie Du mir sagst,
So sag' mir auch, mit welchem Gut
Du sie vergleichen magst?

Er. Der Reis ist unser täglich Brot
Und Lebens-Unterhalt;
Auch meine Liebe trotzt dem Tod,
Stirbt nie, wird nimmer alt.

Sie. Ach nein! das wäre schlechte Lieb',
Denn Reis behagte Dir
Nur dann, wenn Dich zum Essen trieb
Des Hungers heiße Gier.
Ist also Deiner Liebe Gluth
So heiß, wie Du mir sagst,
So sag' mir jetzt, mit welchem Gut
Du sie vergleichen magst!

Er. Die Decke, die mich warm umschließt,
Sie ist mein bestes Gut;
Doch wärmer in den Adern fließt
Mir doch der Liebe Gluth.

Sie. Ach nein! denn ist sie abgenutzt,
So wirfst Du sie dahin,
Sie liegt vergessen und beschmutzt,
Kommt nie Dir in den Sinn.
Ist also Deiner Liebe Gluth
So heiß, wie Du mir sagst,
So sag' mir jetzt, mit welchem Gut
Du sie vergleichen magst?

Er. Ich lieb' Dich, wie die Süßigkeit
Vom frischen Honigseim,
Ihn hol' ich, wär' er noch so weit
Und trag' ihn fröhlich heim.

Sie. Ach nein! der Honigseim ist zwar
Sehr köstlich, doch dabei
Auch unrein, und nicht ganz und gar
Von bitterem Zusatz frei.
Ist d'rum auch Deine Liebe Gluth
So heiß, wie Du mir sagst,
Weißt Du doch nicht, mit welchem Gut
Du sie vergleichen magst.

Mannigfaltiges.

— Zustand der Bulgaren. Kein Landmann in der ganzen Welt befindet sich so wohl. Der gemeinste Bulgare hat Ueberfluß an Allem: Fleisch, Federvieh, Eier, Milch, Reis, Käse, Wein, Brod, gute Kleidung, eine geschützte Wohnung und ein Pferd zum Reiten. Freilich hat er keine Zeitungen, um seine Leidenschaften zu entflammen, keine Messer und Gabeln zum Essen, keine Bettstelle zum Schlafen, und deshalb mag er von einigen Völkern als ein Gegenstand des Mitleids betrachtet werden. Ein Pascha theilt jedoch dasselbe Unglück. Wo ist denn, darf man nach obigen der Wahrheit gemäßen Angaben fragen, die Tyrannei, unter der, wie man gewöhnlich annimmt, die christlichen Unterthanen in der Türkei seufzen? Bei den Bulgaren sicherlich nicht. Ich wollte, daß ein Reisender in jedem Lande von einem Ende bis zum anderen in jeder Hütte ein so gutes Essen und ein so warmes Feuer fände, als in der Europäischen Türkei; — dies rührt von der spärlichen Bevölkerung her. Denn in demselben Verhältniß, wie die Bevölkerung die Größe einer Nation vermehrt, vermindert sie auch ihr materielles Wohlergehen. Ein Boden, der übermäßig bevölkert ist, lastet auf dem Menschen; ist er nur spärlich bevölkert, so lastet der Mensch auf ihm; d. h. im ersteren Fall ist unausgesetzte Arbeit nothwendig, um ihm hinreichenden Unterhalt für eine so große Anzahl abzugewinnen; im letzteren Fall bedarf die Natur wenig Unterstützung, um genug für Wenige hervorzubringen. Die größte Last für den christlichen Bauer in der Türkei ist der Zins (Karradsch); sehr oft kann er ihn nicht bezahlen. Was kann dann der Einnehmer thun? Es ist unnütz, ihm sein Vieh zu nehmen, denn auf dem Felde läuft anderes wild umher; es ist unnütz, ihm sein Geräth zu nehmen, denn man kann es nicht verkaufen; es ist unnütz, ihn von Haus und Hof zu vertreiben, denn es wird sich kein Käufer dafür finden, da Jeder schon mehr Land besitzt, als er in einer Gegend gebrauchen kann, die keinen Handel hat, welcher den Ueberfluß der Produkte benutzte. Noch weit unnützer wäre es, ihn in's Gefängniß zu stecken; denn dort wird gar kein Geld verdient. Er giebt ihm die Bastonade oder nicht, je nachdem er glaubt, daß der Geldmangel des Bauern wirklich oder erdichtet ist. Einige Dutzend Schläge heben den Zweifel, und er bleibt dann wieder ein Jahr ungestört. (Slade's Travels.)

*) Der Verfasser der beiden hier genannten Werke (die durch die Buchhandlung von Leopold Voß in Leipzig zu beziehen sind) ist so eben zum korrespondirenden Mitgliede der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin erwählt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 15. Februar 1833.

Frankreich.

Jules Janin über sich selbst und seine literarische Laufbahn.

(Eine Vorrede zu seinen kürzlich erschienenen Contes nouveaux.)

Wieder neue Novellen! — und nichts als Novellen, und immer Novellen! dies ist Ihnen vielleicht verdrießlich! — und auch mir, in der That. Was mich betrifft, so bin ich jetzt auf der Stufe des literarischen Lebens angelangt, wo ein Schriftsteller sich bereit, alle seine Jugendversuche hinter sich zu lassen, um, wenn es ihm möglich ist, auf einen neuen und erhabeneren Ideen-Standpunkt zu treten. In dem Lebenslauf eines jeden Menschen, der schreibt und sich eine Zuhörerschaft von tausend bis zwölfhundert Lesern erworben, pflegt — und es ist ein beneidenswerther Ruhm! — eine Zeit der Krisis einzutreten, welche man füglich als die seiner sämmtlichen Werke bezeichnen könnte; dies ist eine ganz moderne Krankheit, und ich theile sie in zwei Formen ein, die beide von gleicher Gefahr sind.

Die erste Form dieser Krankheit, die ein Autor seine Werke nennt, meldete sich sonst bei ihm in den Jahren, wo er zur Aufnahme in die Akademie reif war, was jedoch nicht heißt: in den vernünftigen Jahren. Wenn unser Autor sich das Maß des Ruhmes ermessen hatte, wie er es sich immer gewünscht, dachte er, denn er hatte an nichts Weiteres sonst zu denken, an die Nachwelt; die Nachwelt wurde gewissermaßen seine fixe Idee. An einem schönen Tage, als er mit allen Ideen in seinem Kopfe, mit Dramen, komischen Opern, Vaudevilles, Abhandlungen, und wer weiß, was sonst noch fertig geworden war, setzte er sich hin, um alle diese Bruchstücke seines Geistes zusammenzulesen, die er in seiner literarischen Chatoulle, dem unschuldigsten und heiligsten Möbel seines ganzen Haushaltes, mit der ängstlichsten Sorgfalt auf einander geschichtet hatte; er ordnete Alles, er stellte Alles genau zusammen. Er ersteigt bereits in seinen Gedanken eine Höhe, wie er sie sich nur immer für sein denkendes und schreibendes Leben vorzustellen vermacht. Der glückliche Zufall läßt ihm seinen ersten Schüler-Preis von der Akademie von Lyon, Dijon, oder sonst woher, in die Hände kommen; er findet seinen ersten Blumenstrauß an Chloris wieder; seine Lateinischen Verse, aus dem Collège her datirt; seine Liebesbriefe, voll der künstlichsten Wendungen; seine Studien, die er nach Voiture oder Balzac gemacht. Das Alles findet er wieder, der arme Mann! dann kommt er von diesen flüchtigeren Werken zu seinen ernsteren Schöpfungen, zu seinen Tragödien z. B. und zu seinen fünfaktigen Komödien, die dreimal gespielt worden; und zu diesen unglücklichen Komödien oder Tragödien hat er noch beständig Varianten hinzuzufügen, ganze Tiraden auszubessern und Erläuterungen zu geben. So viel Sorgen und so viel Pein macht er sich mit seinen Werken! dann, endlich, giebt er dies Alles heraus und verspricht zugleich, fernerhin nichts mehr zu schreiben; dies verspricht er in einer vorausgeschickten Einleitung, die er mit bei weitem weniger Herzklopfen und Gewissensbissen schreibt, als ich, ich armer seichter Novellist, diese Vorrede hier schreibe, ach! —

Von dieser Art war sonst die Krankheit, die unheilbare Krankheit, genannt sämmtliche Werke. Dieser seltsamen Krankheit verdanken wir ganze Bergwerke von Makulatur. Die Krankheit: sämmtliche Werke, die im vorigen Jahrhundert so bekannt war, hat sich auch in dem unsrigen als ansteckend erwiesen. Ich erzeige den Märtyrern dieser traurigen Epidemie die Gunst, sie hier nicht zu nennen; ich habe sie schon zu oft genannt!

Bewahre mich aber Gott, mich, der ich davon spreche, daß ich nicht am Ende meiner Tage von demselben Uebel befallen werde! Gott bewahre mich vor dieser fürchterlichen Gicht, welche unter falschen Schmerzen solche Folgen hervorbringt. Eher würde ich es mir noch gefallen lassen, von einer anderen Krankheits-Form der sämmtlichen Werke ergriffen zu werden, die im Vergleich mit der Mutter-Krankheit noch ein sehr gutartiges Uebel ist, eine wahre Cholerine, der literarischen Cholera gegenüber, diesem schrecklichen Ungeheuer, gegen das man bis auf den heutigen Tag noch kein Heilmittel gefunden.

Der Tornister auf dem Rücken der poetischen Jugend, das sind die ersten Werke des jungen Mannes; dies sind die sämmtlichen Werke des siebenundzwanzigjährigen Alters; dies ist das Resultat seiner ersten Entwürfe. Sehet sie alle an, nehmt sie, wählt! Spähet nach in seinen zerstreuten Werken, sucht dort einen Gedanken-Keim, oder sey es auch nur ein Traum, eine Erinnerung, einige von den schüchternen Düften, wie sie in einem Liebesbriefe sich aushauchen. Wenn ich also damit begonnen habe, streng über die Krankheit der sämmtlichen Werke in Bezug auf den alten Schriftsteller zu urtheilen, wo sie eine Art literarischen Testaments ohne direkte noch indirekte Erben sind, das von Niemanden geöffnet wird, weil Niemand ein Interesse dabei hat, es zu eröffnen, so bitte ich dagegen zum Ersatz für die sämmtlichen Werke eines jungen Schriftstellers um Gnade. Wenn er Euch seine sämmtlichen Werke bringt, so ist dies durchaus ein Gewinn für ihn und für Euch: für ihn und für Euch, denn Ihr seyd sicher, daß alsdann der Alte sie Euch nicht mehr bringen wird.

Ich bedurfte der Entschuldigung bei Euch Allen, meinen Lesern, die Ihr immer dieselben seyd, bei Euch, die Ihr treu bleibt, bei Euch, die Ihr mich eben so sehr liebt, als ich Euch! Es liegt mir ob, Euch den pomphaften Prospektus zu erläutern, den Ihr verwichenen Herbst gelesen habt, unter dem Titel: „Sämmtliche Werke von Jules Janin.“ Diejenigen, welche diese Ankündigung ernsthaft genommen haben, sind dadurch gegen mich aufgereizt worden, so wie man sich wohl gegen eine verächtliche Eitelkeit aufreizen läßt; sie aber sind sehr ungerecht und grausam gewesen.

Die vier letzten Bände, die ich herausgegeben, und die, welche ich in diesen Tagen herausgebe (man betrachte sie, wenn man will, als sämmtliche Werke), stellen in der That, und vollständig, den ersten Flug meines Gedankens dar, wenn ich ihn Gedanken nennen darf. Und da wir einmal bei diesem Kapitel sind, wäre es Euch wohl recht, wenn ich anstatt einer Erzählung, die ich Euch vielleicht jetzt nur sehr schlecht vortragen würde, Euch einen genauen Bericht von meinem literarischen Lebenslaufe ablege? Wäre es Euch recht, daß, wenn es mir nicht zu sehr als Hochmuth ausgelegt wird, ich Euch von mir spreche, von mir armen Menschen! und daß ich Euch sage, wie ich dazu gelangt bin, so viel Bücher drucken zu lassen und Euch zu treuen Freunden und Genossen zu haben, Euch, die Ihr mich mit offenen Augen leset; und wie es gekommen ist, daß ich, ohne Erfindung, ohne schöpferische Anlage, ohne einen hervorragenden Geist, ohne einen besonders korrekten Stil, ohne Kenntnisse, mir doch einen Namen erworben habe, der Klang genug hat, um nicht ganz unter der Last der Worte: Sämmtliche Werke, unterzugehen? Wohlan, ich will es Euch sagen! Es kostet mich nur eine Erzählung weniger und eine Vorrede mehr. Doch, ich beginne:

Mir begegnete das, was wohl allen Schriftstellern gegenwärtiger und vergangener Zeit begegnet ist: ich kam in die literarische Laufbahn hinein, ohne es zu wissen und zu wollen. Ich wurde Schriftsteller ohne meine Schuld, aus Nothwendigkeit. Mein ganzes Leben lang werde ich immer an den Tag zurückdenken, wo ich meiner Mutter Lebewohl sagte, um sie nimmer wieder zu sehen. Wir waren an diesem Tage bei guter Zeit Morgens aufgestanden, denn wir mußten auf eine Strecke von vier starken Meilen den fatalen Postwagen zu erreichen suchen, mit dem ich abreisen sollte, vom jenseitigen Ufer der Rhone. Das Zimmer meiner Mutter stieß gerade auf den Fluß hinaus. Man hörte ihn schäumen und rasen; man sah ihn durch den Fenster-Vorhang wie eine Flamme schimmern. Dieses kleine väterliche Haus, an den Ufern des Gewässers, gehörte durchaus der Rhone an; sie war sein Besitzthum, seine Domaine. Im Sommer zeitigte sie die Früchte und Gemüse des Gartens; im Winter machte sie sich ihren Zeitvertreib mit dem unteren Stockwerk des Hauses, dann tanzte sie in unserem Salon, dann setzte sie sich in der Küche zur Tafel und lud uns bei sich zu Gaste; sie war unser gewaltsamer Wirth, wie zur Zeit der Invasion, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns die Invasion der Rhone alle Jahre wiederkehrte.

An diesem Tage nun, sage ich, war die Rhone ein wahrer Murrkopf; sie schlug an den Fuß des Hauses, klopfte schon an die Thür und begehrte mit hoch erhobener Stimme Einlaß. Ich, der ich auf dem Punkt zu scheiden stand, stürzte mich in die Arme meiner Mutter, die bereits krank an der Krankheit war, an welcher sie starb, arme Mutter! Sie schloß mich an ihre Brust mit Thränen und Seufzern, arme Mutter! Meine Mutter war schön und durchaus eine Frau aus Condrieu, wo sie geboren war; denn Condrieu ist eine sehr belebte, heitere und freundliche Stadt, von den Doppelfesten der Schifffahrt und des Handels sich nährend; meine Mutter war berühmt wegen der Frische ihrer Wangen, der Weiße ihrer Hände und der Schönheit ihrer Arme. Ich hatte sie niemals weinen sehen, als an diesem Tage; denn sie war eine Frau von höchst glücklichem Naturell und von erhabenem und starkem Charakter, der sich von den kleinen Leiden, die sich in allen Haushaltungen finden, nie niederbeugen ließ. Diese stillen Thränen, die auf einmal mein

Antlitz netzten, machten meinen Schmerz bei weitem bitterer, als er vor ihrem Anblick gewesen war; aber sobald ich ihrem Bett nahe trat, hielt ich mich; ich würde zu sehr haben weinen müssen, wenn ich, auch ich noch, jetzt geweint hätte.

Ich setzte mich also neben ihrem Bett nieder, ohne ein Wort zu sagen. Auch sie sagte nichts, ergriff meine Hand und umarmte mich und trocknete ihre Thränen, um noch mehr zu weinen. Bis auf den heutigen Tag, wenn wir uns auf einige Meilen und einige Monate von einander getrennt hatten, hatte sie nie aufhören können, mir tausend Ermahnungen zu geben, die alle voll waren von ihrer mütterlichen Zärtlichkeit; jetzt, wo ich nach Paris ging, jetzt, wo ich ihr entzogen wurde, hatte meine arme Mutter mir nichts zu sagen; ich gehörte ihr nicht mehr, sie gehörte mir nicht mehr, sie hatte nichts als Thränen und keinen Rath mir mehr zu geben. Heute aber, wenn ich mich dieses stummen Schmerzes erinnere, scheint es mir, als hätte ich niemals wieder einen so großen Schmerz gehabt.

Meine Mutter war nicht die einzige Mutter, von der ich beim Abschiede aus meiner kleinen Stadt scheiden mußte; ich hatte noch eine andere ebenfalls innigst geliebte Mutter, dies war meine Großtante. Das war eine Frau mit einer starken Seele, voller Herz, Geist und Muth, eine vielgepriesene Frau. Sie hatte mich ganz als Kind angenommen und liebte mich noch mehr als meine Mutter, aber vielmehr auf eine ganz andere Weise. Sie war blind gegen alle meine Launen und Kaprizen, sie war gewissermaßen meine Sklavin, huldsam, unterwürfig, mich bedienend, und zeigte sich immer bereit, Alles von mir zu ertragen. Meiner Tante sagte ich nicht Lebewohl, aus dem Grunde, weil sie sich schon seit acht Uhr fortbegeben hatte, man wußte nicht wohin, um nicht Abschied von mir nehmen zu dürfen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Ham — August 1829 und Sept. 1832. Von einem Beamten während der letzten Ministerien der Restauration. Pr. 7½ Fr.

Le regicide du pont-royal et Révélations sur le coup de pistolet. (Zwei Schriften über den am 19. November 1832 gegen den König abgefeuerten Pistolenschuß.) Pr. 3½ Fr.

Du polythéisme romain. (Der Polytheismus der Römer.) Als Anhang zu seinem Werke über die Religion. Von Benjamin Constant.

Les feuilles de palmier. (Palmblätter.) Erzählungen von Herder und Liebeskind. Uebersetzt von Max. Kauffmann. 3 Bände.

Griechenland.

Ueber den Zustand und die Verhältnisse der Griechischen Nation unter der Herrschaft der Osmanen.

Aus dem Neugriechischen des Kumas.

(Schluß.)

Viele Griechische Bergbewohner auf dem Olympos, Ossa, Pelion, Oeta und anderswo, welche ihre Heimath mit den Waffen in der Hand vor den Räubern sicher zu stellen wußten, fingen schon vor längerer Zeit an, von ihren friedlicheren Glaubens- und Landsgenossen eine Belohnung für diesen Schutz zu begehren. Erhielten sie diesen nicht, so ahmten sie das Beispiel der Albanier nach und raubten. Dies sind die so viel gerühmten Klephten Griechenlands, deren Ursprung sehr alt ist.*) Während der Sohn diese Lebensart und gleichsam das Amt eines Klephten vom Vater erbte, rühmten sich viele, daß ihr Geschlecht niemals den Karadsch an die Türken gegeben habe. Damit die Türkischen Gewalthaber von der Sorge, die räuberischen Albanier und die Griechischen Klephten zu verfolgen, frei seyen, gaben sie ihnen einen jährlichen Sold, wofür sie nun die einzelnen Distrikte vor den Raubereien anderer schützen mußten. Einzelne dieser Distrikte wurden nach und nach einzelnen Häuptlingen solcher Klephten angewiesen; ein jeder derselben durchzog mit seinen Leuten seinen Distrikt und sorgte dafür, daß kein Räuber sich sehen ließ und Niemand einen Räuber bei sich aufnahm.

Die Griechischen Klephten, nachdem sie in diese veränderte Stellung getreten waren, veränderten nun auch ihre Namen und gaben ihnen einen bessern Klang (Klephte bedeutet nämlich selbst so viel als: Räuber). Alle zusammen hießen Armatolen; der Häuptling der Klephten hieß Kapitanios, die ihm Untergebenen hießen Pallikaren, und sein Adjutant Protopallikore, welcher nach dem Tode des Kapitanios von den Pallikaren zu dessen Nachfolger erwählt wurde, wenn er kinderlos gestorben oder dessen Sohn noch nicht in dem Alter war, um selbst das Amt des Häuptlings bekleiden zu können. Die einzelnen Distrikte hießen Kapitanate und Protote (πρωτάτα). Kein Kapitanios verließ das ihm von den Vorfahren überlieferte Kapitanat; alle Vorsteher aber dieser einzelnen Distrikte achteten gegenseitig die Rechte ihrer Kameraden. Oftmals wollte die Türkische Regierung von diesen Armatolen sich befreien und setzte die würdigsten von ihnen ab, um sie auf diese Weise nach und nach ganz zu vernichten. — Aber dann wurden die Armatolen sogleich wieder Klephten und nahmen furchtbare Rache, nicht nur an den Türken, sondern auch selbst an den Christen. In ihren Kämpfen mit den Türken zeigten sie nicht selten eine Tapferkeit, die an die alten vielbesungenen Helden erinnert. Auf dem freien Felde konnten sie es freilich mit der Türkischen Reiterei nicht aufnehmen; aber in den gebirgigeren Gegenden vermochten die Türkischen Soldaten eben so wenig gegen sie etwas auszurichten. Nach langen Kämpfen und unsäglichen Leiden der Bewohner versöhnten sie sich dann wieder mit der Regierung, und Alles kehrte in den Zustand zurück, wie es früher gewesen war.

Unter den Häuptlingen aus früherer Zeit werden mehrere besonders gerühmt; so Bukowalos, der mit dreihundert Pallikaren gegen zwölftausend Albanier in Agrapha gekämpft haben soll; so Blachavas, dessen Nachkomme Papa Euthymios (1808) einen Aufstand gegen Ali Pascha bewirkte, aber verrathen ward und einen schmerzvollen Tod erdulden mußte; so Boras, dessen Sohn Nikos Boras fünf Jahre vergeblich von dem nämlichen Ali Pascha bekämpft ward; so der Häuptling vom Pelion, Bostrlie, so Tassos und Andere. Wird sehr die Tapferkeit aller dieser Männer mit Recht von vielen gerühmt, so war doch diese Tapferkeit ihr ganzes Heldenthum. Roh, unmenschlich, grausam, wenn sie wieder Klephten geworden waren, schonten sie weder Weiber noch Kinder und vergriffen sich sogar auch an den Geistlichen, wenngleich sie denselben vorher die Hand küßten und um ihren Segen baten. Ich selbst (sagt Kumas) habe den Nikos und den Papa Euthymios persönlich gekannt. Als ich einmal den Ersteren daran erinnerte, daß er dem alten Achilles sehr ähnlich sey, erwiederte er mit rauher Stimme: „Was sprichst Du mir von Achilles? und was sind das für Mährchen? Hat Achilles mit seiner Flinte viele getödtet?"

Indeß konnten diese Armatolen die Albanischen Räuber nicht immer verhindern, daß sie nicht das flache Land plünderten, und die Pforte sah sich daher oft genöthigt, einen Türkischen Heerführer mit dem Titel eines Pascha's mit zwei Roßschweifen oder dem eines Bey gegen sie in's Feld zu schicken. Das Meiste wirkte in dieser Hinsicht Kurd Pascha, dem um das Jahr 1780 diese Sendung anvertraut worden war, indem er vier Jahre hindurch mit der größten Wachsamkeit jene Geißel von dem unglücklichen Lande entfernt hielt. Nach seinem Tode (1784) folgte ihm in jenem Amte der später so berüchtigte Tyrann von Griechenland, Ali Bey, der um das Jahr 1786 Pascha von zwei Roßschweifen ward. (Was nun Kumas über die weiteren Verhältnisse Ali Pascha's von Janina zu Griechenland und über den Druck, unter welchem die Griechen mehr oder weniger in diesen Verhältnissen unter Ali Pascha lebten, ausführlich sagt, lassen wir hier weg, besonders auch deshalb, weil es, unserer Zeit näher liegend, auch dem Gedächtnisse der Zeitgenossen selbst näher steht. Kumas fährt darauf also fort:)

Wenden wir uns von dem traurigen Zustande der Griechen unter Ali Pascha von Janina ab, so finden wir von anderer Seite her manche erfreuliche Erscheinung unter den Griechen in Ansehung des Handels. Schon vor ungefähr hundert Jahren fingen die Einwohner von Janina an, sich in dieser Beziehung vor anderen auszuzeichnen. Sie hatten Handelshäuser in Venedig und Moskau, und in dem Türkischen Reiche in Larissa und Konstantinopel; und indem sie ihre Reichthümer gut anwendeten, machten sie ihre Stadt dadurch bekannt und berühmt, bis die Tyrannei des Ali Pascha viele Kaufleute zur Auswanderung zwang. Andere Einwohner in den Städten Zagori und Metsovo, so wie aus Thessalien und Macedonien, folgten dem Beispiele. Die Einwohner von Philippopolis unternahmen es sogar, bis nach Indien auszuwandern, gründeten in Kalkutta vor ungefähr fünfzig Jahren eine Gemeinde und eine Kirche, an welcher immer ein Mönch vom Berge Sinai das Amt verwaltete, und erwarben sich durch den Handel mit den reichen Erzeugnissen jenes Landes große Reichthümer. Chios und Smyrna blieben in dieser Hinsicht nicht zurück. Um des Handels willen gingen Chioten haufenweis nach Smyrna und Konstantinopel, und in den letzten dreißig Jahren hatten Chioten und Smyrnaer achtungswerthe Handelshäuser in Livorno, Triest, Wien, Marseille, Amsterdam, London, Odessa, Taganrog und Moskau.

Der Gewinn, der ihnen aus dem Handel zufiel, und die Liebe zur Freiheit nöthigten viele Griechen des festen Landes; in verschiedene Theile Europa's auszuwandern. Besonders siedelten sie sich in Rußland an, und namentlich seit 1792, und darauf in der neu erbauten Stadt Odessa; ferner in Oesterreich, wie in Wien, in einzelnen Städten Ungarns, in Triest, in Livorno, Marseille u. s. w. Aber diese Kolonieen haben mit denen der Alten keine Aehnlichkeit, wie denn auch sonst die ganzen Verhältnisse derselben verschieden sind. Denn was die Kolonieen der alten Griechen anlangt, so bewahrten diese, wo sie sich auch ansiedeln mochten, den Griechischen Charakter, so wie die Sprache und die Sitten, und sie theilten dies Alles sogar auch den Nachbarn mit. Was dagegen die der neueren betrifft, so wurden diese gar bald zu Russen, zu Deutschen oder zu Italiänern. In Rußland zwar ist in Ansehung der Religion nichts zu befürchten; dagegen in Oesterreich, und vielleicht anderswo nicht weniger, wird die Jugend in Folge der Unerfahrenheit der Eltern verdorben, obschon die Regierung selbst nichts Anderes will, als daß sie dem väterlichen Glauben gewissenhaft treu bleiben sollen. Es ist nothwendig, daß die Griechen ihre Kinder in der Kenntniß ihrer Sprache und zugleich in den heilsamen Lehren der Kirche, welche bei dem Gottesdienste die Griechische Sprache gebraucht, unterrichten. Allein die Eltern, welche nicht wissen, daß ihre Sprache die Königin der Sprachen ist, verachten sie und reden mit ihren Kindern die Deutsche Sprache. Besonders scheinen sich die Frauen zu schämen, als Griechinnen zu erscheinen. Obgleich sie Griechisch verstehen, reden sie unter einander doch Deutsch; die Kinder lernen weder von der Griechischen Kirche, deren Sprache sie nicht kennen, noch von der Römischen, deren Mitglieder sie nicht sind, die heilsamen Vorschriften der Moral, die sie vielmehr, voll religiösen Indifferentismus, verspotten. So zeigt es sich auch hier, wie nachtheilig es ist, wenn der Mensch aus dem Heiligthume seines National-Lebens heraustritt; er verfällt — in Sittenlosigkeit! Aber wer kann und soll die Griechischen Mütter von dieser Wahrheit überzeugen? — —

*) Man kann über sie Fauriel's discours préliminaire vor seiner Sammlung der Chants populaires de la Grèce (1825) moderne nachlesen und damit den Artikel: „Armatolen und Klephten" im ersten Hefte des Conversations-Lexikons für die neueste Zeit und Literatur" vergleichen.

Ein anderer Theil der Nation, die Insulaner des Archipels, haben seit ungefähr sechzig Jahren einen glückbringenden Weg eingeschlagen. Mit kleinen Fahrzeugen beschränkten sie sich anfänglich auf den Handel unter einander und auf geringe Waaren-Ladungen, oder höchstens machten sie Reisen nach Konstantinopel. Nachdem sie aber im Jahre 1770 die Russische Flotte in ihren Gewässern gesehen hatten, wagten sie es, größere Schiffe zu gebrauchen, und ein edler Eifer trieb sie an, ihre Verhältnisse zu verbessern. Ihre kleinen Schiffe verwandelten sich innerhalb zwanzig Jahren in dreimastige; Insulaner von Skopelos und Santorin unternahmen es, ihre vortrefflichen Weine durch das schwarze Meer nach Rußland auszuführen, und von Smyrna und aus dem Peloponnese führte man getrocknetes Obst und andere Erzeugnisse des Bodens nach Triest. Besonders zeichneten sich die drei Inseln Hydra, Spetsia und Psara durch die Kühnheit und den Unternehmungsgeist ihrer Bewohner vor andern aus. Als die Französische Revolution ausgebrochen war, bauten sie, namentlich die Hydrioten, Fahrzeuge, welche durch ihre Schnelligkeit die Schiffe aller seefahrenden Nationen übertrafen, und brachten mit denselben nach dem blokirten Frankreich Getreide, ohne sich durch die Furcht vor den blokirenden Engländern oder vor den Barbaresken davon abhalten zu lassen. Auf diesem Wege flossen in Griechenland große früher dort nicht gewöhnlich gewesene Reichthümer zusammen. Auch nachdem das Feuer der Französischen Revolution getilgt war, fuhren die Insel-Griechen fort, theils ihre Schiffe zu vermehren und zu vervollkommnen, theils die Erzeugnisse Rußlands und der Türkei nach allen Seestädten Europa's auszuführen und dort dagegen Waaren des Abendlandes für den Orient zu laden. Um nicht als Unterthanen der Pforte hohen Abgaben an dieselbe unterworfen und um vor den Räubereien der Barbaresken sicher zu seyn, fuhren viele Hydrioten, Spetsioten und Psarioten unter Russischer Flagge. Ihre Kenntnisse in der Schifffahrt und ihre Kühnheit waren der Türkischen Regierung in dem Maaße bekannt, daß die Flotte des Sultans von Hydrioten bedient wurde, und daß selbst der Navarch, mit dem Namen des Freundes des Kapudan Pascha, ein Hydriot war.

Die übrigen Cykladischen und Sporadischen Inseln des Archipels, die nicht so glücklich waren, das Beispiel jener drei Inseln nachahmen zu können und nachzuahmen, befanden sich, trotz dem, daß sie (wie überhaupt die Griechen auf den Inseln) viele Vorrechte von Seiten der Pforte genossen, gleichwohl mehr oder weniger in einem armseligen Zustande. Sahen viele derselben auch niemals einen Türken, so waren sie doch, der Herrschaft des Kapudan Pascha und des Pforten-Dolmetschers unterworfen, den Neckereien und Intriguen derselben ausgesetzt, und daheim bereicherten sich einzelne Vornehme, durch Partei-Streitigkeiten, Verfolgungen und auf ähnliche Weise, auf Kosten und zum Nachtheile des allgemeinen Besten.

So war ungefähr und im Allgemeinen der politische Zustand des Griechischen Volkes unter der Herrschaft der Pforte bis zum Jahre 1821 beschaffen, wo die Griechen sich erhoben, um das Türkische Joch von sich abzuwerfen.

Bibliographie.

Σύνταγμα περὶ τῶν ἀπὸ τῆς Κωνσταντινουπόλεως Ἡγεμόνων τῆς Βλαχομολδαυΐας, τῶν λεγομένων Φαναριωτῶν. (Versuch über die Phanariaten.) Nach des Griechen Zalloni Französischem Original. Paris, 1831.

Δῆμος κ' Ἕλλην. (Das Volk und der Grieche.) Ein Gedicht von Alex. Risos. Nauplia, 1831.

Ἱστορία τῶν ἀνθρωπίνων πράξεων ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων ἕως τῶν ἡμερῶν μας. (Die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.) Von Kumas. Zwölf Bände. Wien, 1830—1832.

England.

America and the Americans. (Amerika und die Amerikaner.) Von einem Weltbürger. London, 1833.

Unser Weltbürger kündigt die Absicht an, eine vorurtheilsfreie Schilderung des Amerikanischen Charakters zu geben. Diesen lobenswerthen Vorsatz hat er aber nicht erfüllt. Er brachte eine starke Vorliebe für die Institutionen und Sitten des Landes mit nach Amerika und kehrte in seinen Vorurtheilen bestärkt zurück. Wer aber nach einem Lande reist, um unparteiisch darüber zu urtheilen, sollte frei von aller Vorliebe seyn.

Amerika hat einmal das Schicksal, falsch beurtheilt zu werden. Seine eigenthümliche Lage setzt es dem doppelten Uebel übertriebener Schmeichelei oder unmäßigen Tadels aus. Weder Capitain Hall noch Mrs. Trollope verdienen unbedingten Glauben. Der eine ist von zu einseitigen politischen Ansichten befangen; die andere ist ein beleidigtes Weib, deren Stolz und Erwartungen sich getäuscht fanden; die daher ihren Unmuth ausläßt, dem man nicht Alles glauben darf. Doch Wahres findet sich bei Beiden, und wenn ein Unbefangener es übernähme, diese Wahrheit herauszusuchen und zusammenzustellen, ohne Rücksicht, wo und von wem sie gesagt wurde, so könnten wir zu einem vernünftigen Resultat gelangen, das von den überspannten Begriffen, wie sie jetzt genährt werden, sehr abweichen würde.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs wäre der Mann dazu, wenn er nicht zu republikanisch gesinnt wäre und über die Freiheit Amerika's seine vorgefaßten Meinungen hätte. Ein Anbeter der Freiheit in Abstracto, ging er nach der neuen Welt, nicht um die Erfolge dieses Regierungs-Systems zu beobachten, sondern um es zu bewundern. Er mag sich noch so sehr das Ansehen geben, als hätte er den gegenwärtigen Zustand des Volks untersuchen wollen, er kann es nicht verbergen, daß die idealische Vollkommenheit schon in seinem Kopfe existirte, und dieser mußte nun das Volk auf ein Haar entsprechen, wenn es auch in der Wirklichkeit himmelweit davon abwich. Doch seine Geschäfte als Kaufmann gaben ihm mannigfache Gelegenheiten, die Amerikaner im gewöhnlichen Leben zu beobachten; dies ist ein Vortheil, dessen die feinen Herren und die empfindsamen Damen entbehrten. Auch verdient unserer Reisender, so sehr er auch für Theorieen eingenommen ist, schon darum mit Achtung gehört zu werden, weil er ruhig und besonnen schreibt und nicht in den Fehler vieler unserer Reisebeschreiber verfällt, welche oft die Schilderungen aus der Luft greifen, bloß um ihr Talent glänzen zu lassen.

Wir wollen einige Auszüge liefern, in denen das Buch für sich selbst sprechen mag.

Daß ihm die Eigenheiten der Amerikaner nicht ganz entgingen, — und wie hätten sie das auch gekonnt! — beweist folgender Seitenblick auf die besondere Ausdrucksweise des Volks.

„Außer dem Worte „Rathen" (guess), über welches die Amerikaner so ausgelacht werden, und das doch vielleicht eben nicht häufiger gebraucht wird, als in England, fielen mir noch folgende Ausdrücke auf: man nannte Menschen „geschickt", die keine Art von Talent besaßen, und meinte damit nichts Anderes, als artig, wohlwollend. Was wir in England geschickt nennen, nennt man dort „tüchtig", „durchtrieben". Ich habe von „Angelegenheiten, die fortschritten", von „Gemälden, die man angeheftet", von „Personen, die sich in der und der Straße niedergelassen", gehört; ja einmal hörte ich gar von einem Schornsteinfegerjungen, der „sich auf dem Schornstein niedergelassen hatte." „Elegantes Wetter, elegante Schweine, niedliche Musik, niedliche Blitze", waren etwas Gewöhnliches, und war ein Freund oder Verwandter unwohl oder krank, so hieß es „er siecht." Vierzehn Tage sagt man nie, sondern zwei Wochen; halb wurde jedoch oft mit Woche, Monat und Jahr verbunden; man sagte: halbwöchentlich, halbmonatlich, halbjährig. Noch manche andere Amerikanismen könnte ich anführen; mehr als einmal fragte man mich, wo ich mich aufhielte, wenn man wissen wollte, wo ich wohnte. Handwerksleute, Kohlenhändler, Holzhauer redeten mich oft mit „Baas" (Holländ. Meister) an, welches sie für „Herr" gebrauchen, das bei diesen Söhnen der Freiheit ganz abgekommen ist. Die Abweichung in Hinsicht so vieler Wörter und Ausdrücke von dem ächten Englischen läßt sich nur dadurch erklären, daß die jetzt in Amerika übliche Sprache noch die ist, welche von den Einwanderern bis zur Periode der Trennung vom Mutterlande dahin gebracht worden ist, seit welcher Zeit sie England nicht mehr als ihr Muster betrachteten. Was auch in dieser Meinung bestätigt, ist der gänzliche Mangel an Anhänglichkeit für das Mutterland, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, den die Masse der Einwohner der Vereinigten Staaten an den Tag legt, und der ihnen die Lust benimmt, die Sitten und die Sprache ihrer Vorfahren zu studiren."

Ueber den Zustand der Religion in Amerika giebt uns der Verf. folgende interessante Aufschlüsse:

„Die oft wiederholte Behauptung, daß, wo es keine Staats-Religion oder keine Gesetze giebt, um die Feier des Sabbaths einzuschärfen, die Religion selbst bald in Verfall geräth, widerlegt sich am besten in den Vereinigten Staaten. Was man auch über die Ausübung der Religions-Vorschriften sagen mag — mit der es wohl überall so ziemlich auf gleiche Weise bestellt seyn wird —, so bekennt man sich doch in keinem Lande so laut zur Religion, wie hier. Die Stadt New-York allein hat 100 Gotteshäuser oder Kirchen, wie man sie hier alle nennt. Alle Sekten, Trinitarier und Unitarier, Juden und philosophische Ungläubige genießen gleicher politischer Rechte, und jede Konfession erhält ihre Geistlichen durch freiwillige Beiträge; denn man kann Niemanden auf irgend eine Weise zwingen, Kirchen-Abgaben zu entrichten. Am zahlreichsten sind die Presbyterianer; aber die von der Anglikanischen Kirche, oder wie man sie richtiger nennt, die Protestantisch-Bischöflichen, machen die reichste Sekte aus, im Verhältniß zu ihrer Anzahl. Dies kommt daher, weil die Ländereien, die man vor der Revolution verlieh, mit keinen Lasten beschwert worden und der Boden seitdem sehr im Preise gestiegen ist. Der Bischof und die Geistlichen werden durch die Gemeinde-Glieder gewählt. Man bezahlt sie reichlich, aber nicht übermäßig. Die Einkünfte des Ersteren, dessen Sprengel so groß ist, wie ganz England, da er den ganzen Staat New-York in sich begreift, belaufen sich nicht viel höher, als auf 1000 Pfd. Sterl. jährlich. Den schreiendsten Mißbrauch in England, die Anhäufung der Pfründen, so wie die ungerechte und gehässige Abgabe der Zehnten, kennt man hier nicht. Die Geistlichen beobachten großen Anstand in ihrem äußeren Betragen. Sie besuchen keine Schauspiele, Bälle oder andere Vergnügungs-Plätze, setzen sich auch nicht zum Whistspiele nieder, wie ihre Amtsbrüder in England, und ein Pfarrer, der den Fuchsjäger oder Waidmann machte, würde hier, wie Falstaff sagt, „als einer der Bösen" betrachtet werden. Eben so wenig findet man Geistliche als Magistrats-Personen, und die Pflichten eines Seelenhirten sind, wie es sich gebührt, bloß auf das Geistliche beschränkt."

Dies ist Alles sehr gut. Die Schilderung ist ohne Leidenschaft entworfen und gewinnt eben durch ihre Einfachheit unser Vertrauen. Indeß mit dem Wirken der Geistlichkeit steht es doch noch mißlich aus. Man verkauft öffentlich Paine's, Carlisle's und Taylor's Schriften, auch werden Vorträge über seltsame Lehren gehalten (wie z. B. die von Mrs. Wright); denn in Amerika herrscht eine so „vollkommene Freiheit", daß man die Religion eben so unbedenklich verunglimpfen als ehren darf.

Ueber Bühnen und Schauspiele sagt der Verfasser:

„Man siehet gewöhnlich neue oder schon ältere Stücke der Lon-

donee Bühne auf; die ersteren werden dann zuweilen nach der politischen Atmosphäre Amerika's zugeschnitten. Etwas Schmeichelhaftes für John Bull (und es ist nur allzuwahr, daß die Englischen Stücke von dergleichen strotzen) würde keinen Augenblick geduldet werden, aber für sich selbst nimmt man es mit großem Vergnügen an. Das Landvolk des Staats Massachusetts, oder die Yankee's, wie man — eben so wir in England die Nord-Amerikaner überhaupt — die Eingebornen dieses Distrikts in den Vereinigten Staaten nennt, werden ganz so auf die Bühne gebracht, wie die derben Yorkshire-Männer auf die Londoner Bretter, und mit demselben Effekt. Sie haben ihren eigenen Dialekt und ihre eigenen Ausdrücke, und ihre Schlauheit in jeder Art von Geschäften ist zum Sprüchwort geworden. Einen Yankee zu überlisten, wird für keine leichte Sache gehalten, und geschieht dies im Stücke, so wird dieser Triumph immer mit großem Beifall beehrt."

Unser Reisender erzählt auch mit großer Unbefangenheit eine Abgeschmacktheit der Amerikaner, ohne eine einzige Bemerkung hinzuzufügen.

„Als ich in die Kajüte trat, war ich nicht wenig verwundert, mich als Obersten bewillkommnen zu hören, ein Titel, der mir eben so wenig zukommt, als der von Mylord, mit welchem man vor 70 oder 80 Jahren auf dem festen Lande gegen jeden Englischen Reisenden sehr freigebig war, und an den man sich damals gewöhnte. Um sich die Sache zu erklären, muß man wissen, daß ich auf meiner Reise durch Amerika Personen, die nur eben nicht wie Holzhauer oder Wasserträger aussahen, mit Capitain anreden hörte, und so wurde auch ich titulirt. Ob ich mich nun bei dem Schiffsherrn durch Gespräche, Scherz oder Witz so in Gunst gesetzt haben mochte, weiß ich nicht; genug, er fand es für gut, mich zum Obersten zu machen, und bald tönte dieser Titel aus dem Munde aller seiner Leute wieder, was mir für den Augenblick sehr lästig war, obgleich diese Würde in einem Lande, wo unser letzter Gastwirth ein General war, nicht das zu bedeuten hat, was er in England besagt."

Liegt nicht wirklich viel Lächerliches — um nichts Schlimmeres zu sagen — in dieser Titelsucht, in dieser nutzlosen Opferung der republikanischen Einfachheit auf dem Altar persönlicher Eitelkeit, in einem Lande, wo man jeden Unterschied des Ranges zu verabscheuen vorgiebt? — Was Mrs. Trollope von „garstigem Volke" in den Theatern erzählt, scheint keine baare Erdichtung zu seyn; denn selbst unser Verf. erzählt von dem dortigen Theater-Publikum:

„Um die National-Sitten und Eigenheiten des Volks besser zu studiren, hatte ich es mir zur Regel gemacht, so oft ich öffentliche Orte besuchte, mich recht zeitig einzustellen; und so saß ich denn eines Abends im Theater auf der dritten Bank des weiten Parterre's, nachdem die Kassirer, Billet-Empfänger und Logenwärter sich alle auf ihren Posten begeben hatten. Nach und nach nahmen einige ungewaschene Handwerker in meiner Nähe Platz, und einer derselben, der offenbar nicht zu der Enthaltsamkeits-Schule gehörte, schien sehr geneigt, mit seinen Nachbarn Freundschaft zu machen. Er wandte sich mit dem vertraulichsten Wesen zu mir und fing eine lange Geschichte an, von einer falschen Banknote, die er eingenommen hatte, und worüber seine Frau so vielen Lärm machte. Da ich eben nicht begierig war, meine neue Bekanntschaft zu kultiviren, und das beständige Spucken der mich umgebenden Gesellschaft meinem Englischen Gefühl nicht besonders zusagte, so machte ich der Sache kurz ein Ende, indem ich das Parterre verließ, und mich auf den Platz begab, den wir Parquet nennen. Das Haus füllte sich schnell gegen den Anfang der Vorstellung, allein vergebens blickte ich nach den Logenthüren, so oft sie sich öffneten, um die Damen im höchsten Staat eintreten und von zierlichen Herren nach ihren Sitzen führen zu sehen. Nichts dergleichen erblickte mein Auge; statt dessen füllten handfeste Krämer und Handwerker, wie sie eben vom Ladentisch oder aus der Werkstatt kamen, die Logen mit ihren lustigen Weibern und Töchtern, und das Stück wurde nun vor einem so zahlreichen, ungezwungenen und vergnügten Publikum gespielt, als ich nach je gesehen hatte."

In den Amerikanischen Kammern geht es anständiger her, als in den Theatern.

„Die Ordnung und der Anstand, die man in den Amerikanischen Kammern beobachtet, verdienten wohl in denen von Großbritanien nachgeahmt zu werden, wo jetzt der unanständige und eines berathenden und aufgeklärten Senats unwürdige Gebrauch herrscht, den Beifall durch lauten Jubel auszudrücken und das Gegentheil zu erkennen zu geben, indem man den Redner niederhustet, wie man es nennt. Doch muß ich gestehen, daß manche kühne Periode oder witzige Anspielung nicht ihre volle Wirkung auf mich machte, weil ich das „Hört! Hört!" vermißte, an das mein Ohr gewöhnt ist, und welches die Meinung der Zuhörer so kräftig ausdrückt. Die Amerikanischen Gesetzgeber, vernünftiger als die des Mutterlandes, widmen nicht die Nacht den Geschäften des Tages; man kommt um zwölf Uhr Mittags zusammen und geht, außer bei ungewöhnlichen Veranlassungen, um drei Uhr aus einander. Die Pünktlichkeit, mit welcher man oft mitten in der Rede eines Mitgliedes die Sitzung aufhebt, setzte mich in Verwunderung. Mit dem Glockenschlag drei stand irgend ein Mitglied auf und trug auf Vertagung an; der Antrag wurde sogleich unterstützt, und Alles stand auf und ging zu Tische. Die Flagge, die während der Sitzung über dem Hause wehte, wurde niedergelassen und die Thüren verschlossen."

Es ist bekannt, daß der berühmte Ornitholog Audubon *) in Amerika keine gute Behandlung erfuhr; dennoch hörten wir ihn immer mit Wohlwollen und sogar mit Enthusiasmus von jenem Lande sprechen. Unser Verf. erwähnt seiner vergeblichen Bestrebungen und sucht den Grund davon zu erklären.

„So viel dieser beharrliche Mann auch für die Naturgeschichte Amerika's gethan, und so sehr er ihren wissenschaftlichen Charakter gehoben hat, so fand er doch fast gar keine Aufmunterung in seinem Vaterlande und mußte sich nach England und Frankreich wenden, um da den Lohn zu ernten, den er in seiner Heimath vergebens suchte. Um diese anscheinende Gleichgültigkeit für Wissenschaften und schöne Künste einigermaßen zu entschuldigen, müssen wir erinnern, daß die Forschungen und trefflichen Werke von Wilson und Bonaparte die Lücke in dem Fache der Ornithologie zum Theil schon ausgefüllt hatten."

Eine schlechte Entschuldigung, und sie ist nicht einmal gegründet; denn weder Wilson's noch Bonaparte's Werke können das Interesse mindern, welches Audubon's Forschungen erzeugen, doch dies ist ein Gegenstand, von dem unser Weltbürger wohl nur eine sehr oberflächliche Kenntniß hat.

Der Raum gestattet uns nicht, noch mehr Auszüge zu liefern, wiewohl es an gutem Stoff dazu nicht fehlt. Die hier gegebenen sind indeß hinreichend, um den Leser in den Stand zu setzen, selbst über ein Werk zu urtheilen, welches Alles leistet, was man von einem Buche erwarten kann, das, mit dem festen Willen gerecht zu seyn, aber unter dem Einflusse des Vorurtheils, geschrieben wurde.

(Atlas.)

*) Eine Analyse seines Werkes über die Vögel befindet sich in Nr. 108 des Magazins v. J. 1832.

Bibliographie.

On church reform. (Ueber Kirchen-Reform.) Von Massingberd. Pr. 3½ Sh.

On gout. (Ueber die Gicht.) Von Scudamore. Zweite Auflage. Pr. 6 Sh.

Essay on the orbits of comets and planets. (Ueber die Bahnen der Kometen und Planeten.) Von Macgregor. Pr. 9 Sh.

Lanzi's history etc. (Lanzi's Geschichte der Malerei in Ober- und Unter-Italien.) Uebersetzt und abgekürzt von Evans. 2 Bde.

Selections etc. (Gewählte Stellen aus den Griechischen dramatischen Dichtern.) In Englische gereimte Verse übersetzt von J. Anstice, Professor am Kings-College.

Mannigfaltiges.

— Miß Harriet Martineau. Dies ist der Name einer jungen Englischen Schriftstellerin, die bereits mehrere staatswirthschaftliche Werke und Abhandlungen unter dem Titel „Illustrations of political economy" herausgegeben hat. Der Zustand des Britischen Armenwesens, Vorschläge zu Verbesserungen desselben und die Colonisationen Englands sind die Gegenstände, mit denen das jetzt 26 Jahr alte Mädchen mit solchem Erfolge sich beschäftigt, daß Lord Brougham erklärt hat, ihre Arbeiten brächten dem Lande größeren Nutzen, als die vieler gelehrten oder im Amte ergrauten Männer. Es werden ihr auch, auf Veranlassung dieses Ministers, von Seiten der Regierung alle statistische und andere offizielle Aktenstücke zugestellt, die ihr bei ihren künftigen Werken von Nutzen seyn können. Harriet (Henriette) Martineau ist die Tochter eines Kaufmanns zu Norwich, der vor einigen Jahren seine Zahlungen einstellen mußte. In Folge dieses unglücklichen Ereignisses übernahmen Harriet's Schwestern Gouvernanten-Stellen, sie selbst aber, die wegen ihrer körperlichen Fehler (sie ist taub, klein und dabei sehr häßlich) keine Aussicht auf ein solches Unterkommen hatte, griff zu den Hülfsquellen, die ihr reich gebildeter Geist ihr darbot, und hat sich durch ihre Schriften bereits zu einer Popularität aufgeschwungen, wie sie fast noch keiner Englischen Schriftstellerin vor ihr zu Theil geworden ist.

— Unsere Abhängigkeit von fremden Meinungen. „Es ist sonderbar", sagte Lord Byron, „daß wir uns im Allgemeinen weit mehr von der Meinung derjenigen leiten lassen, deren Gesinnungen uns gleichgültig seyn sollten, als von denen unserer Verwandten oder theuren Freunde. Ja, wir thun oft Dinge, die den Ansichten der Letzteren, von denen doch unser Wohl großentheils, wo nicht ganz abhängt, schnurstracks zuwider laufen, um Leuten zu Willen zu seyn, die zu unserem Glücke nicht das Geringste beitragen können. Viele unserer Widerwärtigkeiten entstehen aus diesem Widerstreit unseres Betragens mit unseren Neigungen. Er kühlt die Freundschaft derjenigen ab, denen wir zu gefallen streben sollten, während er uns bei denen, die wir aus Eitelkeit gewinnen möchten, nichts fruchtet, weil sie sich um uns oder unsere Handlungen gar nicht kümmern. Dies ist, bei aller unserer Selbstsucht, ein großer Mißgriff; denn da ich es für ausgemacht annehme, daß wir alle eine gewisse natürliche Zuneigung zu unseren Verwandten oder Freunden haben und daher auch wünschen, die ihrige zu besitzen, so können wir sie nie verletzen oder beleidigen, ohne daß die Wirkung auf uns selbst zurückfiele, indem wir sie uns entfremden; daher sollten wir schon aus Selbstsucht denjenigen zu gefallen suchen, von denen wir unser Glück erwarten, und der Grundsatz: „Thue Anderen, wie Du willst, daß man Dir thue", der so viel Gutes bringen würde, wenn man danach handelte, wurde von einem weisen Kenner der menschlichen Selbstsucht aufgestellt.

(Journ. of Lady Blessington.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 18. Februar 1833.

Deutsche Literatur im Auslande.

Sir John Sinclair und sein Deutscher Kritiker. — Briefe eines Lebenden. — Ritter's Erdkunde in Französischer Bearbeitung.

Die Leser der Preußischen Staats-Zeitung werden sich noch einer vor etwa anderthalb Jahren darin ausführlich erwähnten, in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" enthaltenen, eben so pikanten als zur Lesung des Werkes selbst anlockenden Beurtheilung der damals unlängst erschienenen reichhaltigen Korrespondenz des berühmten Schottischen Agronomen Sir John Sinclair erinnern. Der Kritiker war Herr Varnhagen von Ense, der, selbst unser bester Biograph, auch der kompetenteste Beurtheiler der seit mehreren Jahren in Frankreich und England in der Form von Memoiren und Korrespondenzen erschienenen Lebensschilderungen ist. Seine Kritik Sinclair's hat den alten einzigen und immer noch thätigen Schotten als ein angenehmes Geschenk aus Deutschland überrascht, und Niemand wird es wohl dem 80jährigen Greise als bloße Eitelkeit deuten wollen, daß er jenen freundlichen Deutschen Gruß sich in's Englische übersetzt, einen eben so freundlichen Gegengruß hinzugefügt, und beides, jedoch nur als Manuskript für Freunde, hat abdrucken lassen. Es kann dem Deutschen Leser nur Freude machen, wenn er den ehrwürdigen Alten, der bei seinen 80 Jahren doch noch zwei große Werke über den Staatshaushalt und die Religion (die als Complement zu seinen beiden berühmten Werken über den Ackerbau und die Gesundheit dienen sollen) vollenden will, mit solcher Liebe von unserem Goethe reden hört, mit dem er nicht bloß das Lebensalter, sondern auch die Berührung mit den edelsten Geistern unter den Zeitgenossen gemeinsam hatte.

Es ist uns ein Abdruck jener von Sir John Sinclair veranstalteten Uebersetzung der Varnhagen'schen Kritik zugekommen, und wir glauben nichts Uninteressantes mitzutheilen, wenn wir aus den beigefügten Englischen Bemerkungen Einiges hier wiedergeben. Zunächst sagt Sir John über die Veranlassung der Herausgabe seiner reichhaltigen Korrespondenz:

„Vor einigen Jahren erhielt ich einen Brief von einem eifrigen Handschriften-Sammler, der mir den Wunsch zu erkennen gab, diejenigen Briefe oder Unterschriften meiner ausgezeichneten Freunde zu kaufen, von denen ich mich trennen wollte, indem er hinzufügte, daß er einen hübschen Preis bezahlen werde. Ich wurde dadurch veranlaßt — früher hatte ich nie daran gedacht —, die große Sammlung von Briefen, welche ich angehäuft hatte, genauer durchzusehen und dieselben einigermaßen zu ordnen. Das Resultat war, daß ich jenem Liebhaber ein Verzeichniß von mehr als 300 Korrespondenten einsandte, von denen ich Briefe besaß; ich überzeugte mich aber bald, daß wir uns nicht über den Werth der Handschriften verständigen würden, und so gab ich den Gedanken an Verkauf bald auf. — Kurze Zeit darauf kündigten die Herren Colburn und Comp. in London die Herausgabe der Briefe des Präsidenten Jefferson an, und ich ward dadurch veranlaßt, ihnen ein sehr interessantes Schreiben anzubieten, welches ich von jenem ausgezeichneten Staatsmanne erhalten hatte. Die Korrespondenz, welche ich dadurch mit Herrn Colburn anknüpfte, brachte mich später auf den Gedanken, meine eigenen Briefe dem Druck zu übergeben. Ich theilte dem berühmten Buchhändler meinen Plan mit, er nahm ihn sogleich an, über die Bedingungen wurden wir bald einig und der Druck begann. — Ich erwartete nicht, daß das Werk in fremden Ländern Aufmerksamkeit erregen würde; um so angenehmer überraschte mich das nachfolgende Schreiben eines Senators der Stadt Hamburg. Es machte mir große Freude, aus dem Schreiben zu ersehen, daß nicht allein ein so ausgezeichneter Deutscher Schriftsteller, wie Varnhagen, seine Landsleute auf mein Werk aufmerksam machte, sondern daß auch der berühmte Goethe es mit seinem Beifall beehrt und sich für den Erfolg desselben lebhaft interessirt hatte."

Hier folgt nun das Schreiben des Senators Lappenberg in Hamburg an Sir John Sinclair, worin er ihm die Varnhagen'sche Beurtheilung überschickt und der Theilnahme Goethe's an dem Werke Erwähnung thut, und die Antwort des Sir John, welche im Wesentlichen folgendermaßen lautet:

„Es macht mir großes Vergnügen, daß das Werk, welches ich vor einigen Monaten herausgegeben habe, in Deutschland so günstig aufgenommen worden ist, und besonders, daß der ehrwürdige Goethe ein so lebhaftes Interesse an dem Erfolge desselben genommen hat. Mit Schmerz habe ich den Tod des ausgezeichneten Mannes vernommen. Können Sie mir vielleicht irgend etwas mittheilen, was er über mein Werk geschrieben oder gesagt hat. Varnhagen von Ense ist hier zu Lande sehr wohl bekannt, und seine literarischen Arbeiten sind sehr geschätzt. Ich freue mich sehr, daß meine Korrespondenz seine Aufmerksamkeit erregt hat, und daß er sich bewogen fand, einen so günstigen Bericht über dieselbe zu erstatten. Ich habe mir vorgenommen, seine Kritik in's Englische übersetzen und gedruckt bei meinen nahen Freunden zirkuliren zu lassen, als Beweis Deutscher Gesinnung und Deutschen Talentes. — Der Zustand unserer Literatur ist in der letzten Zeit höchst beklagenswerth gewesen. Die öffentliche Aufmerksamkeit war ausschließlich der Reform-Bill zugewandt, und es wurde an nichts als an Politik gedacht. Der Geld-Umlauf hat sich bedeutend vermindert und die Vermögenden sind eher geneigt, ihr Geld zusammenzuhalten, als es auszugeben. Diejenigen, deren Lebensunterhalt mehr von den überflüssigen Ausgaben Anderer abhängt, wie Schriftsteller, Buchhändler, Künstler u. s. w., fühlen deshalb sehr schmerzlich den Druck der Zeiten. — Sagen Sie meinem Freunde Vogt, daß ich jetzt beschäftigt bin, die fünfte Auflage meines Lehrbuches über den Ackerbau zu vervollständigen und mit meinen schließlichen Verbesserungen zu versehen; diese Ausgabe wird durch meine in den letzten Jahren gesammelten Erfahrungen vermehrt werden; ich wünschte wohl, daß sie unter seinen Auspizien in's Deutsche übersetzt und in Hamburg gedruckt würde. — Obgleich ich mich dem achtzigsten Jahre meines Alters nähere, so habe ich doch noch andere große literarische Unternehmungen vor. Mein nächstes Werk wird eine neue Ausgabe meines Lehrbuches über die Gesundheit (Code of Health) seyn, welche mit wichtigen Vermehrungen und Verbesserungen versehen werden soll. Ihr berühmter Deutscher Arzt, Dr. Sprengel, hat den einleitenden Theil der ersten Auflage in's Deutsche übersetzt; jener Theil ist aber jetzt bedeutend vermehrt und verbessert, und enthält eine unendliche Masse nützlicher Anleitungen, die in gedrängter Ordnung zusammengefaßt sind. Ich wünschte sehr, daß irgend ein einsichtsvoller Deutscher Arzt sich der Uebersetzung unterziehen möchte; ich hoffe, es im Laufe des nächsten Jahres ganz beenden. Den in jenem Werke empfohlenen Vorschriften und Rathschlägen verdanke ich die Erhaltung meiner Gesundheit inmitten aller Sorgen einer zahlreichen Familie, — die sich zu einer Zeit auf sechzehn Kinder belief — bei aller Arbeit und Aufmerksamkeit, die die Verwaltung und Verbesserung einer großen Besitzung erforderte, bei den mannigfachen wichtigen Anforderungen, die als Mitglied des Unterhauses, als Commandeur zweier Infanterie-Regimenter u. s. w. an mich gemacht wurden, bei den vielen im In- und Auslande unternommenen Reisen und bei der Anstrengung, die eine Anzahl höchst wichtiger literarischer Unternehmungen mit sich brachten. In wenigen Wochen hoffe ich, mein neunundsiebzigstes Jahr zu erreichen; da ich mich aber meiner körperlichen und geistigen Kräfte ungeschwächt erfreue, so bin ich nicht ohne Hoffnung, daß meine Pläne zur Ausarbeitung zweier großen Werke über den Staats-Haushalt und die Religion noch ausgeführt werden dürften.

Edinburg, April 1832. John Sinclair."

Es folgt nun in einem Anhang die nähere Bezeichnung der eben erwähnten beiden Werke, mit deren Ausarbeitung der unermüdliche Greis sich jetzt beschäftigt. — Zum Schlusse bemerkt der Verfasser noch, daß der Herr Senator Lappenberg den in oben mitgetheiltem Briefe ausgesprochenen Wunsch erfüllt und ihm einen Auszug aus einem Schreiben Goethe's an Varnhagen von Ense mitgetheilt habe, worin er der „Korrespondenz" Erwähnung thue. Diese Stelle aus dem Goethe'schen Briefe lautet folgendermaßen:

„Weimar, 8. Aug. 1831.

„Sie haben mir durch Ihre freundliche Sendung ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Ich hatte vor einiger Zeit den wackeren Sinclair durch seine zwei Bände treulich begleitet; um einen desto vollständigeren Eindruck mußte Ihre Darstellung auf mich machen. Gern will ich gestehen, daß ich in dieser den Meister biographischer Kunst gewahr werde, mit dessen Ansichten ich vollkommen übereinstimmend fühle und denke, ohne daß ich mir anmaßen dürfte, ein solches Werk auf eine so glückliche Weise zu redigiren. Noch einen besonderen Dienst haben Sie mir dadurch geleistet, daß Sie mich in den Stand setzten, meiner guten Schwiegertochter das Ganze bekannt zu machen, da ich sie mit einzelnen, auffallenderen, allgemein interessanten Stellen zu unterhalten gesucht hatte. Mehr will ich nicht sagen, da ich, zwar nicht in bedrängten, aber doch in gedräng-

ten Augenblicken lebe, und deshalb an auswärtige Freunde und ihre Wünsche seltener zu denken angeregt werde."

— Da wir einmal in England sind, so wollen wir bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Briefe eines Lebenden (von F. F.) nicht mindere Anerkennung dort zu finden scheinen, als die Briefe eines Verstorbenen zu ihrer Zeit gefunden haben. Das neueste Heft der Foreign Quarterly Review enthält eine kritische Anzeige derselben, worin den Deutschen der Vorzug eingeräumt wird, daß sie andere Europäische Länder besser zu beurtheilen und vielleicht auch zu beschreiben verständen, als Franzosen und Engländer, von denen die Ersten ihre Eitelkeit und die Anderen ihren Stolz nirgends unterdrücken können, so daß die fremde Eigenthümlichkeit überall durch ihre eigene Weise, die Dinge anzusehen, in den Schatten gestellt werde. Der Deutsche dagegen überlasse sich mit offener Gutmüthigkeit den Eindrücken des Augenblicks und stelle, bei aller Subjektivität, doch die Dinge dar, wie sie wirklich sind. Der Englische Kritiker bildet bei dieser Gelegenheit das Wort subjectiveness, und thut sich nicht wenig darauf zu gut, der Deutschen Weltweisheit einen so bezeichnenden Ausdruck abgeborgt zu haben. Nun, wir wollen ihm die unschuldige Freude gönnen, möchten aber wohl sehen, wie es ausfiele, wenn er diesen Versuch etwa auf unsere ganze philosophische Terminologie ausdehnen wollte. Die interessanten Stellen, die der Kritiker aus den Briefen eines Lebenden dem Englischen Publikum zur Probe giebt, zeugen von Takt; die in das Buch zahlreich eingestreuten Verse läßt er jedoch unberührt, indem er bemerkt, daß er auch nicht die entfernteste Versuchung, sie zu übertragen, in sich verspürt habe.

Von England uns nach Frankreich wendend, finden wir hier ein ganzes Treibhaus Deutscher Pflanzen, die seit unserer letzten Musterung übersiedelt worden sind. Wir wollen uns hier vorläufig nur an eine einzige wenden — dies ist aber auch eine Eiche, ein Stamm, der für tausend Schößlinge zählt.

Die Erdkunde des Herrn Professor Ritter hat, unseres Wissens, noch keine unmittelbare Uebersetzung in's Französische erlebt; aber seine Idee einer wissenschaftlichen Behandlung der Geographie ist neuerdings von einem Franzosen in einem zu Neuchâtel und Paris herausgekommenen Abriß der vergleichenden Geographie (Précis de Géographie comparée) in unverkennbarer Aneignung aufgenommen und ausgeführt werden. Der Verfasser, F. de Rougemont, verläugnet auch durchaus seine Quelle nicht, aus der er sowohl seine allgemeinen Ideen, wie auch selbst einen Theil des Materials zu seiner Schrift entnommen, sondern giebt sie im Vorwort zu derselben mit vieler Anerkennung an. Die vollkommene Uebereinstimmung seiner Darstellung mit den Resultaten der vergleichenden Geographie des Herrn Professor Ritter wäre freilich auch an sich deutlich und unbestreitbar genug, wenn auch Herr v. Rougemont nicht erklärt hätte, daß er sein Werk größtentheils nach den Heften der Ritter'schen Vorlesungen redigirt. — Er theilt dasselbe in zwei Theile, in einen allgemeinen und einen besonderen. In dem ersteren zeigt er die Beziehungen zwischen der Erde und den siderischen Verhältnissen auf, geht dann zu einer Beschreibung der Erdoberfläche über und giebt einen schnellen Ueberblick über die Vertheilung und die Formen der festen und flüssigen Elementar-Stoffe, aus denen sie sich zusammensetzt; darauf, indem er sich vornehmlich auf die feste Masse der Erde erstreckt, sucht er die Beziehungen zwischen ihr und den Mineralien, den Vegetabilien und den auf ihre Oberfläche zerstreuten Thieren nachzuweisen. In dem speziellen Theil geht der Verfasser das geographische und politische Detail in den Verhältnissen der Kontinental-Welten und der neuen Insel-Welt durch. — Als den Grundgedanken seines Werkes spricht er den aus, die Idee der großen Harmonie zwischen der Erde und der Entwickelung des Menschengeschlechts aufzuzeigen, und hält demgemäß seine Beschreibung der Kontinente, die er, in Ritter's Weise, sorgfältig nach Hoch- und Tiefländern zu klassifiziren sucht.

Frankreich.

Jules Janin über sich selbst und seine literarische Laufbahn.

(Fortsetzung.)

Ich machte mich also auf den Weg, von einem erbärmlichen Wagen fortgezogen, und sah mir mit Verwunderung Alles an, was um mich her auf dem Wege vorging, indem ich vor Begierde, Alles kennen zu lernen, jedem Schwätzer mein Ohr lieh und Alles nach dem Hörensagen aufnahm. O, es ist ein edler Stoff zur Nacheiferung für einen jungen Menschen von funfzehn Jahren, mit einem reisenden Kommis Conversation zu führen, die Kriegsthaten Berichte eines alten Militairs mit anzuhören und das schelmische Lächeln einer auf der Heimreise begriffenen Frau zu studiren. Dies ging jedoch Alles in guter Laune vorüber. Die Diligence, die mich in Lyon aufnahm, war, ihrem Publikum nach, mit den seltsam gemischten Elementen der damaligen wunderbaren Zeit angefüllt. Es saß mit mir in demselben Wagen eine wohlgenährte Frau von Paris, noch schön und durchaus eine Frau aus dem Kaiserreich, die sich mit Begeisterung der Festlichkeiten der Krönung und Salbung erinnerte und die Geburt des Königs von Rom auswendig wußte; ferner sah man da einen Sachwalter aus der Provinz, ein bleicher und abgefallener Gerichtsstubenklesser, sonst ein wohldenkender Mensch, geschmückt mit der Decoration der Lilie; dann sah man einen Edelmann, einen Marquis, meiner Treu! ganz weiß gepudert, mit einem sehr kleinen zierlichen Zopf und einer verächtlichen Miene; man sah endlich einen Italiänischen Sänger, der auf jeder Station rohe Eier aß, um seine Stimme zu konserviren. Dieser Mann, der erste Theater-Künstler, den ich in der Nähe gesehen und mit dem ich gesprochen, hatte damals einen äußerst tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich sehe noch die ungeheure Warze, die er auf seiner linken Backe hatte; ich höre noch seine fürchterliche Stimme, die ich damals sehr schön fand, und mit der er uns zum Dessert die rohen Eier bezahlte, die er während des Diners hinuntergeschlungen hatte. Dieser Mann, dieser Italiänische Sänger, meine erste Bewunderung, oder, wenn man lieber will, meine erste dramatische Illusion, war Prefeti, derselbe, welcher neun Jahre hindurch die Bildsäule des Comthurs im Don Juan, im Theater Favart, gespielt hat.

Um diese seltsame Gesellschaft vollzählig zu sehen, mußte man noch über unseren Häuptern, auf dem Dach der Kutsche, zwei Kriegsleute erblicken, die sich beide von sehr verschiedenem Ansehn darstellten; der eine im schwarzen Kleide, mit schwarzen Haaren und Knebelbart, ohne Ehrenzeichen, mit betrübtem Blick, mit von Armuth sprechender Miene, ein heimliches Mißfallen auf der Stirn, hatte seine Stiefel nicht so rein gesäubert, daß man nicht nöthigenfalls noch Etwas von dem Sand der Loire daran hätte finden können; der andere, ein wahrer Athlet, aber ohne alle Proportion, kolossal und ganz dazu gemacht, an der Spitze einer geistlichen Parade-Prozession oder einer Compagnie Trommelschläger einherzuschreiten, war nichts Geringeres als einer von den großen Leibsoldaten, die Ludwig XVIII. in seinem Antichambre restaurirt hatte: es war ein ächter Schweizer-Gardist — mit einem Wort, sein Kamerad aus der Kaiserzeit nahm sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verachten.

Wir reisten also mitten in einer Unterhaltung, die nach tausend Farben hin schillerte. Man sprach viel von sehr verschiedenen Dingen, die mir armen jungen Menschen den Kopf ganz verwirrt machten. Vornehmlich aber sprach man von zwei Männern, über die sich Jeder erstaunt fühlen wird, wie sie zusammenkamen: von Napoleon und von Herrn Scribe. Wer hätte mir gesagt, mir, daß ich einstmals noch so viel — sehr viel von Herrn Scribe sprechen würde!

Nachdem wir in Paris angelangt waren, trennte sich Jeder, um seiner Bestimmung nachzugehen; der Schweizer-Gardist begab sich nach den Tuilerieen, der Oberst auf halben Sold in das verfallene Hotel des Braves, der Sachwalter, ich weiß nicht wohin, und Prefeti ging dem Beruf entgegen, der ausgezeichnetste Bildsäulen-Spieler zu werden, den wir je auf dem Italiänischen Theater gesehen haben.

Alle diese Leute waren so sehr von sich eingenommen, daß sich Niemand einmal die Mühe nahm, auf mich zu achten, der ich ihnen ein Lebewohl sagte und eben auf dem Punkt stand, beim Abschiede von ihnen zu weinen, so liebenswürdig und geistreich hatte ich sie gefunden. Nur die wohlgenährte Dame nahm sich so viel Zeit, mich zu umarmen und mir verschiedene Rathschläge zu geben, wie ich schlechte Gesellschaften vermeiden solle. Dann verschwanden mir Alle aus dem Gesicht, und ich blieb allein zurück, mit einem Empfehlungs-Brief in der Tasche, der mich in dem collège royal de Louis-le-Grand einführen sollte.

Wie ich Euch gesagt habe, ich zählte damals funfzehn Jahre, und mein Vater und meine Oheime und meine ganze Familie sahen mich für ein Wunderthier an. Die Damen meiner Geburtsstadt, an die ich Verse gemacht, hatten mir gesagt, daß ich mit ein wenig Ausbildung und Studium Alles werden könne. Es war also eine Familien-Speculation, die mich nach Paris gesandt. Damit aber die Speculation desto sicherer ausschlüge, hatten meine Eltern, die sehr eifrig die Journale lasen, das in diesem Jahre am berühmtesten gewordene Collège für mich ausgewählt, nämlich das Collège, welches den Ehrenpreis davongetragen hatte. Auch ich sollte den Ehrenpreis erlangen; ich mußte ihn haben, auf sichern Wurf, nach der Ablauf eines Jahres. — Und dann sagte mein Onkel Charles, brauchst du keine Inscriptions-Gebühren für die Rechtsschule zu entrichten; — dann fällst du nicht der Conscription anheim; — und ich weiß selbst nicht mehr, was noch Alles; aber man freute sich im Voraus über diesen Ehrenpreis, und was mich betrifft, ich rechnete ganz gewiß darauf.

Ich zog also meinen Brief aus der Tasche: „An das Collège Royal de Louis-le-Grand", in der Straße Saint-Jacques, Nr. 167; ich fragte nach der Straße Saint-Jacques. Ich fand sie leicht, wie man alle Straßen in Paris findet, wenn man sich immer rechts hält, immer rechts, immer rechts. So fand ich auch das Collège und trat ein, und Alles war gut; nur daß ich nicht, ganz gegen die Erwartung meines Oheims Charles, den Ehrenpreis erhielt.

Es ging mir im Collège, wie es allen brillanten Lateinern aus der Provinz ergeht, ich fand nämlich, daß ich fast gar nichts wußte. Ich hatte dort drei Jahre mit einem sehr kostspieligen Unterrichte zugebracht, um nichts Erhebliches zu lernen. Das Unterrichts-System der Pariser Universität ist das kläglichste Ding von der Welt; es handelt sich bei den Professoren sowohl als bei den Zöglingen um nichts Anderes, als den Preis im Cursus davonzutragen; und wenn unter allen dort eingesperrten Jünglingen nur ein einziger zu seinem im Voraus von ihm bezahlten Zweck gelangt, ist schon Alles gut. Für meinen Professor bedurfte es nur eines flüchtigen Blicks auf meine Fähigkeiten, um zu urtheilen, daß ich keiner seiner Aufmerksamkeit würdiger Gesell sey. Dieser Professor war ein kleiner, aber sehr gelehrter Mann, der einzige, welcher Griechisch im Hause verstand, und der sehr stolz auf eine Grammatik war, die er geschrieben hatte. Nach dem ersten Blick, den er auf mich geworfen, wies er mich auf eine Bank mit ungefähr Dreißigen meiner Mitschüler, die er für seine Pläne und Lectionen als eben so unnütz ansah wie mich. Von diesem Tage an fand gewissermaßen die Uebereinkunft zwischen mir und dem Lehrer statt, daß ich von ihm als Lehrer nichts begehrte, und er zur Wiedervergeltung von mir als Schüler nichts verlangte, als Stillschweigen. Ich hielt ihm Wort, und halte ihm noch heut Wort, noch heut, wo mein Stillschweigen, in meiner Eigenschaft als einigermaßen einflußreicher Kritiker, ihm vielleicht ein wenig verdrießlich ist.

Die Verwaltung des Collège war eben so, wie die obige Zusammensetzung der Passagiere der Diligence, durchaus eine Frucht der Restauration. In diesem Zeitpunkt unserer Geschichte findet man überall die Restauration mit ihren beiden Hauptcharakteren wieder: Aristokratie und Unterwürfigkeit; die Aristokratie, welche gewonnen, die Unterwürfigkeit, welche verloren hatte; die Aristokratie, die Retterin und Beschützerin des Eigenthums, die Unterwürfigkeit, welche vor der Freiheit in Furcht gerathen war; und so wie auf der großen Heerstraße in der Diligence, so zeigten sich auch innerhalb der Mauern des Collège, in der Kirche, bei Hofe, in der Stadt, überall die beiden Elemente dieser Epoche; im Collège Louis-le-Grand aber fast mehr, als sonst anderswo.

An der Spitze dieser Anstalt stand ein Mann von harter Gemüthsart, der, herrschsüchtig und geizig, manche Jugendblüthe unter seinen Händen verkommen und vertrocknen ließ; und wir würden vollkommen seine Sklaven gewesen seyn, wenn wir weniger Freiheit und Sorglosigkeit des Charakters gehabt und ein weniger heiteres und wohlwollendes Benehmen gegenseitig unter uns stattgefunden hätte. Dieser Mann an der Spitze von sechshundert jungen Leuten, die seiner Sorgfalt Körper und Geist anvertraut hatten, träumte nur von Einem Dinge: dem Ehrenpreise, der Ordnung und Disciplin. Wenn nur sein Collège still war, und wenn er sich nur bei der allgemeinen Preisbewerbung auszeichnete, dann war Alles gut; er wollte nichts mehr, aber auch nichts weniger. Mit Haft und Heftigkeit ging er diesem doppelten Zwecke nach, indem er das leiseste Zeichen des Aufruhrs, der sich etwa regte, auszuspähen suchte, so wie die Polizei der damaligen Zeit nach den geringsten Zeichen des Bonapartismus umherspähte. Für seinen Ehrenpreis focht er, wie Villèle für sein Budget. Acht Tage lang sperrte er uns oft in nichtswürdige Kerker ein, die er unter den Dachgiebeln ausfindig gemacht hatte, wahre Venetianische Gefängnisse, ein Eiskeller im Winter, ein Backofen im Sommer; das war es, was der Mann Erziehung nannte.

Wir Anderen, meine Freunde und ich, versammelten uns in den Erholungsstunden auf dem großen Hofe der Anstalt, und dort, unter den Fenstern des Vorstehers, bildeten wir nach unserer Weise eine Opposition gegen diesen abgeschmackten und grausamen Despotismus. Wie gute Sarkasmen hatten wir gegen diesen Tyrannen bei der Hand; wie trefflich verstanden wir es, ihm lächerliche Beinamen zu geben! Wie schalten wir diesen Despotismus bigott und heuchlerisch! Die Restauration wurde von den jungen Geistern verwünscht, und, mein Gott! ich glaube, mit Recht! Die Restauration hatte die Jugend mit Gewalt unter eine stolze, herrische und grausame Botmäßigkeit gebracht, um dadurch ein ruhiges, heuchlerisches und unterwürfiges Geschlecht zu erziehen. Die Restauration hatte den Schülern der Kollegien ihre Feuergewehre und Trommeln genommen, um sie durch Gebetglöcklein und Meßbücher zu ersetzen. Deshalb lag eine ungeheure Schmach auf uns Allen, die wir beim Trommelschlag erweckt worden waren und nun beim Ton des Glöckleins wieder einschlafen mußten. Und, was das Hassenswertheste war, man hatte sehen müssen, wie die Prinzipien geändert worden waren, ohne daß sich die Menschen verändert hatten! Diese frommen Leute waren dieselben, welche unter der Kaiser-Herrschaft nach Voltaire angebetet hatten; diese Leute, welche Griechisch unterrichteten, waren dieselben, die unter der Kaiserzeit nicht lesen konnten. Wir Anderen aber waren in diese Uebergangs-Periode hineingestoßen worden, und unsere Erziehung rächte sich daran, so viel sie konnte.

Wir Anderen nun, ich spreche immer von meinen Freunden und mir, d. h. von den Unnützen und Gefährlichen, d. h. von denen, welche der Professor zum Stillschweigen verdammte, von denen, auf die der Vorsteher bei der allgemeinen Preis-Bewerbung nicht rechnete; wir, sage ich, waren schon weit genug vorgerückt, um uns über das heuchlerische Thun und Treiben unserer Umgebungen lustig zu machen und uns mit beißendem Spott im Uebermaaß daran zu rächen; wir stellten uns oft in Gruppen zusammen, ich an der Spitze, und so begann ich schon damals, täglich den peinlichen Beruf eines politischen und literarischen Kritikers auszuüben, zu dem ich einmal verdammt seyn sollte.

Von den drei in dieser Anstalt verlebten Jahren habe ich nur eine sehr traurige Erinnerung behalten, was die Anstalt selbst betrifft; aber die Freundschaften, die wir dort unter einander schlossen, der brüderliche Bund, der gewissermaßen zu einem Familien-Band zwischen uns armen Waisen wurde, dies Glück überwog und ließ uns vergessen alle sonstigen kläglichen Verhältnisse, dies Glück bezaubert noch heut alle Erinnerungen. In diesen drei Jahren lernte ich wenig im Gebiet der Wissenschaften, aber ich machte große Fortschritte im Gebiet der Freundschaft; und dann erfuhr ich auch mit unzweifelhafter Gewißheit, wie wenig Kenntnisse, Verdienst und Anstrengung dazu gehören, um Etwas in der Welt zu werden; daran hatte ich freilich schon viel gelernt.

Ach! als ich dies Haus verließ, in dem ich mich so unglücklich befunden, voller Sehnsucht nach meiner schönen Rhone und meinen schönen mit Reben bepflanzten Bergen, da hatte ich einen Augenblick ungeheurer Muthlosigkeit, die sich nicht beschreiben ließ. Ich stand einen Augenblick an der Schwelle jenes Aufenthalts still, und warf auf die Welt, in die ich eintreten sollte, einen prüfenden Blick. Was sollte aus mir werden, aus mir armen jungen Menschen, der ich an der Schwelle dieses Hauses stand, das ich für immer verließ, in diesem tosenden Strudel, den man die Welt nennt? Während ich so stand, mein Ohr den fernen und verworrenen Lauten der Welt entgegenrichtend, sah ich, wie meine Mitschüler bei weitem glücklicher herausstraten; man kam mit großen Zurüstungen herbei, um sie aufzusuchen; es waren ihre Mütter, die begierig waren, sie als Männer wiederzufinden; es waren ihre Väter, die sich freuten, sie nun eine ruhmvolle Carrière machen zu lassen; es waren ihre Bedienten in Livrée, voller Hoffnung auf die Jugend ihrer jungen Herren, die immer eine Quelle des Gewinns für die Kammerlakaien und Schmeichler ist. Meine Kameraden schwangen sich ihrer schönen Zukunft entgegen, ohne auf mich zu sehen. Ich blickte ihnen nach, wie sie sich zerstreuten; es waren unter ihrer Zahl einige, die sich schon in stattlichen Uniformen befanden, unter Anderen Guilleminot, der Sohn des Generals, der zum Kriege in Spanien abging, ein schöner und großer junger Mann, welcher in Konstantinopel während der dortigen Gesandtschaft seines Vaters gestorben ist; so starb auch ein anderer eben so junger und glücklicher Freund, Charles von Montalivet, ein schöner Jüngling, der ebenfalls unser Mitschüler war, beweint von Allen, er, der so gut, liebenswürdig und geliebt gewesen. Das waren die Glücklichen meiner Zeit, die Vornehmen und die Reichen, und ich Aermster sah sie aus der Thür des Collège in die Welt hinaustreten, ohne noch selbst zu wissen, wo ich diesen Abend schlafen gehen würde.

Wie viele sah ich sterben, die froher, glücklicher waren, als ich! Die Einen starben auf dem Meere, in der Schlacht; die Anderen fielen in Griechenland; Viele verloren wir im Gehölz von Boulogne durch einen Degenstoß, und sie ruhen in der Ecke unter einem Baum; Andere ermordeten sich selbst auf die eine oder die andere Weise, durch Vaudevilles, durch Versemachen, durch epische Gedichte, durch das Spiel, durch die Liebe. Ich, als ich auf der Schwelle des Collège stand, wie schön, wie heiter, wie lachend, wie närrisch vor Glück sah ich sie da! Laßt uns für sie beten!

Wie ich so traurig und nachdenkend stand, und fast bereit, wieder in die Anstalt zurück zu kehren, wenn man mich wieder darin hätte aufnehmen wollen; als ich mir so die heiteren Knaben betrachtete, die Männer geworden waren, und zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß sich in ihre Häuser begaben, welche zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft standen; und ich, ganz allein! — o unverhofftes Glück, da, ganz am Ende der Straße sehe ich, wie sie mit so starken Schritten, als es ihr nur ihr Alter erlaubt, herbeieilt, ich sehe herbeieilen meine alte gute Tante, meine Beschützerin, meine Freundin, meine Hoffnung, die Stütze meiner Jugend, meine Tante, sie selbst, ja sie! Arme Frau! Seitdem sind bald zehn Jahre verflossen; sie hatte schon achtzig Jahre hinter sich; aber es war eine Frau aus der alten Zeit, die ihr ganzes Leben hindurch schön und stark und muthigen Herzens geblieben war. Einen Theil ihres Lebens hatte sie auf dem Meere in einem Schiffe zugebracht, und in Korsika in der Citadelle; sie war von Paoli umarmt worden, sie hatte Pozzo di Borgo als jungen Mann gekannt; sie wußte die ganze Geschichte von Genua und Korsika auswendig. Dann Wittwe geworden und ganz vereinsamt, nahm sie sich vor, mich zu lieben, und sie erzählte mir, als ich noch ganz jung war, ihr mühevolles Leben, und ich nahm mir vor, sie zu lieben, und wir verbanden uns so zur guten Stunde und für das ganze Leben; und in dieser gegenseitigen Versicherungs-Association hatte sie ihr Alter, ich meine Jugend eingelegt, und aus diesen beiden vereinigten Schwachheiten bildeten wir eine Gewalt, die wahrhaft bewundernswürdig geworden ist, die noch dauert und immer dauern wird, nicht wahr, meine alte Freundin? Sie kam also an diesem Tage, treu unserem stillschweigenden Uebereinkommen, uns niemals zu verlassen; sie kam nach Paris, um dort mit mir zu leben, unbekannt und arm, arm und unbekannt wie ich!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Opinions de Napoléon. (Napoleon's Ansichten über verschiedene Gegenstände der Politik und der Administration.) Von einem Mitgliede seines Staatsrathes gesammelt. Pr. 7½ Fr.

De l'education etc. (Die physische und moralische Erziehung des Menschen.) Pr. 75 Cent.

Jeanne d'Arc — Erzählung aus dem 15ten Jahrhundert. Von Mar. Pr. 1½ Fr.

Petites beautés de la Russie. (Interessante Momente aus der Russischen Geschichte.) Pr. 1½ Fr.

England.

Bilder aus Jamaika.

(Aus dem Reise-Journal eines Englischen See-Offiziers.)

Port-Royal ist ein enger unansehnlicher Ort; die dicht aneinanderstehenden Häuser sind mit Balkonen ausgestattet und bestehen größtentheils aus Magazinen, Branntwein-Läden und Wirthshäusern; die Einwohner sind Handelsleute, wenige Weiße, worunter auch Juden, hauptsächlich Farbige und Neger. Die geräumigen Festungswerke werden gut erhalten und bieten den Truppen alle mögliche Bequemlichkeit dar. Das an der Ostseite der Stadt liegende Schiffswerft ist, obwohl klein, doch mit allem Nöthigen hinlänglich versehen, nur vermißt man feststehende Scheeren zum Abnehmen und Einsetzen der Schiffsmasten. Die zu solchem Behuf am Bord der Schiffe bloß einstweilen aufgerichteten Werkzeuge verursachen der Mannschaft große Beschwerden, da ein Schiff von 74 Kanonen einen Hauptmast hat, der 20 bis 22 Tonnen wiegt. Der Theseus verlor nach einer solchen anstrengenden Arbeit viele Leute am Fieber. Westlich liegt das Marine-Hospital hart an der See, und, wie es scheint, auf's beste eingerichtet; dagegen fehlt ein Gebäude zur Aufnahme von Rekonvaleszenten, und bei dem heißen Klima und der engen Stadt ist ein solches Bedürfniß doppelt fühlbar. Das alte Port-Royal wurde am 7. Juni 1692 durch ein Erdbeben zerstört und versank im Wasser, es bildet jetzt dicht am Hospital eine Sandbank, die oft großen Schiffen gefährlich wird. Eine am 13. Juli 1815 entstandene Feuersbrunst

legte fast die ganze neue Stadt in Asche. Seitdem ist sie von ihren Ruinen, aber nicht mit sonderlicher Schönheit, wieder erstanden.

Wer zum ersten Male in Port-Royal landet, sieht sich in eine neue Welt versetzt, wiewohl er nicht deren angenehmste Seite zuerst wahrnimmt. Kaum das Ufer betretend, betäubt ihn das Gekreische unbekannter Töne, halbnackte Bootsleute und Kahnführer stürzen über ihn her und bieten ihm in allen Gattungen der menschlichen Stimme ihre Dienste an. Ist Johney Newcome — wie dort scherzhaft jeder Fremdling heißt — jenem Chaos glücklich entronnen, so gelangt er auf den Marktplatz, der mit allem eher Aehnlichkeit hat, als mit dem glücklichen Arabien. Alle thierische und vegetabilische Ausdünstungen steigen gleichzeitig, in mannigfacher Combination, zu seiner Nase empor, aber er achtet nicht sonderlich auf diese Gerüche, so sehr ist sein Blick an das Neue, das er überall sieht, gefesselt; an die fremden Trachten, die noch fremderen Gesichtsbildungen, die wunderbaren Erzeugnisse des tropischen Himmels. Seine Aufmerksamkeit beschäftigen die vielfarbigen, den Platz bedeckenden Gruppen, die bunten Kleidertrachten, das unverständliche Gewühl. Junge Negerinnen mit Alabasterzähnen in rothem und blauem Calmank gekleidet, zupfen ihn höflich am Aermel. „Da, Massa (Herr), ich habe gute Guaba, gute Orangen, guten Manga, lauter schöne Sachen für einen jungen Herrn, der kaufen will“. Einige Schritte weiterhin hält ihn ein hagerer knochiger Neger fest. Auf dem Kopfe trägt er einen breiten Strohhut, sein Körper triefst, und die dunkle Haut ist voller weißer Flecken, so daß der Fremde vor den vermeintlich Aussätzigen zurückschreckt; er will fliehen, aber der Mann mit den Flecken — Spuren des von der Hitze getrockneten Seewassers — hält ihm einen Faden rother Fische vor das Gesicht. „Herr“, ruft er mit starker Stimme, „alle frisch, alle zu haben für vier Dollars!“ Mit Querschritten langsam weitergehend, stößt er auf einen alten Neger in der abgetragenen Uniform eines Schiffs-Capitains, dessen krausen Kopf ein Tressenhut mit breiten Krempen bedeckt. Das ist der alte Rodney. Die Hand, anstatt einer Trompete, in sein schiefes Maul gesteckt, schreit er Obstbier aus, zieht den Daumen der anderen Hand von einer Flasche ab, daß dem Fremdling der Kork an die Nase, der Schaum in das Gesicht springt. Aber ein Trunk des funkelnden Gebräues entschädigt ihn einigermaßen. Doch kaum hat er in dem Gedränge einige Minuten verweilt, als die Dünste des gährenden Bieres ihm zu Kopfe steigen, er fühlt Bauchweh, ein Stechen in der Nase, die ersten Symptome der Krankheit von Jamaika. Die Hitze fängt sogleich an, drückend zu werden, und Jedermann wehet, obwohl umsonst, die lästigen Muskitos mit dem Taschentuche ab. Nachdem er einen kühlenden Trank mit einem guten Stück Gelde bezahlt, nimmt ihn endlich Goodals Kaffeehaus auf. Hier führt man ihn nach eingenommenem Beefsteak in den Billard-Saal, wo die Spieler in Hemdärmeln stehen. Alsbald nähert sich der schwarze Tom — der Marqueur, — tanzt um den Fremdling einen Fandango, und „A Newcome!“ (ein Neuangekommener!) flüstert es rund in der Versammlung. Es folgt nun die bei solchen Gelegenheiten übliche Gesundheit: „Auf blutigen Krieg und ungesundes Wetter!“ Hier verliert Johney seine Dublone, geht mit Kopfweh von dannen, und empfindet noch manches Herzweh, ehe er den Ritterschlag des Kenners und erfahrenen Mannes erhält. Aehnliche Begegnisse treffen ihn die folgende Zeit, bei denen der Reisende stets wahrnimmt, daß er an Geld ab-, aber an Menschen-Kenntniß zunehme, bis der entscheidende Augenblick da ist, wo er für die Insulaner und für ihn die Insel aufgehört hat, etwas Neues zu seyn.

Auf der Rhede von Port-Royal giebt es drei Arten großer Fische, die diesen Gewässern eigenthümlich sind: der Saumfisch (esox major), der Schwerdtfisch (trichiurus lepturus) und der Ballahu oder Hornfisch (esox minor). Der Schwerdtfisch ist der größte und scheint mit den beiden andern in steter Fehde zu seyn; zu diesem Behufe ist er mit Reihen scharfer Zähne bewaffnet, die seinen Gegnern sehr furchtbar sind. Während der Hitze des Tages sonnt er sich auf der Oberfläche des Wassers auf scheinbar harmlose Art, doch ist dies nur eine Kriegslist, um den Feind desto sicherer zu fangen; denn kaum ist etwas aus einem Schiff in die See geworfen, als er blitzschnell darüber her ist und mit seiner Beute eben so rasch wieder sich entfernt. Zugleich besitzt er einen Instinkt, der ihn dem Köder ausweichen lehrt. Trotz seiner großen Gefräßigkeit hütet er sich vor der Lockspeise eben so sorgfältig, als andere Fische sie zu verschlingen eilen. Gewöhnlich faßt er neben den Schiffen vor Anker Posto, wo er auf Alles, was über Bord fällt, aufpaßt und seine solchergestalt gewonnenen Vorräthe wie ein Geizhals bewacht. Kein Fisch von ähnlicher Größe darf ihm nahekommen. Nur selten, wenn ihn der Hunger quält, verschlingt er den Köder und wird auf diese Art gefangen; in der Regel erlegt man ihn mit einer Lanze, oder fängt ihn in einem Netze. Der Saumfisch hat ähnliche Eigenschaften, kömmt aber dem Schwerdtfisch an Stärke und Muth nicht gleich. Das merkwürdigste Thier dieser Gewässer ist der Seeteufel (lophius maximus), der häufig ein Gewicht von 3000 Pfund hat. Das Wasser der Rhede ist zu Zeiten mit der Medusa, der Seelunge und Seenessel bedeckt, von denen mehrere eine beträchtliche Größe erreichen und belebter Gallerte gleichen. Diese sonderbaren Thiere sind in dem Wasser sehr lebhaft, obgleich sie sich schwer von einer Stelle zur anderen bewegen, und ihre Menge und Beweglichkeit verleihen der See eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Auch sieht man die holothuria physalis, welche die Seeleute „Portugiesische Kriegsschiffe“ nennen, zu Tausenden in jener Gegend des Meeres. Sie haben eine blaßrothe, hie und da in Lilla übergehende Farbe, aber durch die Bewegung im Wasser erscheinen die dunklen Färbungen der inneren Membranen nicht selten purpurroth. Dieses kleine Geschöpf besitzt die Kraft, die Theile des menschlichen Körpers, mit denen es in Berührung kommt, erstarren zu machen. Doch fühlt man nur eine leichte Lähmung ohne Schmerz, die durch Einreiben mit Kochsalz oder verdünntem Leim wieder vorübergeht. Das Thierchen ist so fein organisirt, daß es bald stirbt, wenn man es anfaßt oder an's Ufer wirft. Inmitten der Wellen erscheinen ihre Bewegungen wie die einer Lilliputischen Flotte; wenn der Wind stürmt, liegen sie flach, und erheben sich wieder, wenn der Stoß vorüber ist. Jedoch sind diese Bewegungen wahrscheinlich unfreiwillig und eine bloße Wirkung des Windzuges.

Oft sieht man den Haifisch in der Gegend von Port-Royal kreuzen, doch geschieht selten ein Unglück. Vor mehreren Jahren residirte auf der dortigen Rhede ein Fisch dieser Art, der wie ein Lamm angesehen wurde. Man hieß ihn nur den alten Thomas von Port-Royal, und die Seeleute fütterten ihn, so oft er einem Schiffe nahe kam. Aber endlich offenbarte sich doch die Hai-Natur; er verschlang ein Kind und wurde nun von dessen Vater erlegt. Während seines Aufenthalts in jenen Gewässern durfte kein anderer seines Stammes sich sehen lassen; er herrschte in seinem Gebiet unumschränkt.

Bibliographie.

New-South Walen and Van Diemen's Land. — Eine Beschreibung dieser Kolonieen von Henderson. Pr. 7 Sh.

Practical account etc. (Praktischer Bericht über die Cholera.) Von Twining. Pr. 6 Sh.

On conversions. (Ueber Bekehrungen.) Von Craig. 2 Bde.

Scientific notices etc (Wissenschaftliche Bemerkungen über den Lauf der Kometen.) Pr. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— Türkische Gräber. Die Muselmänner glauben, daß jeder Todte im Grabe von Monkir und Nekir untersucht wird, und zwar innerhalb der ersten drei Tage, um zu entscheiden, ob derselbe gleich in den Himmel kommen kann, oder ob er zuvor eine Buße in der Hölle aushalten muß. Deshalb wird das Grab so gebaut, daß der Körper aufrecht sitzen und Fragen beantworten kann. Ich habe oft einem Türkischen Begräbniß beigewohnt. So bald der Leichenzug den bestimmten Platz erreicht hat, machen sich zwei aus der Gesellschaft daran, das Grab zu graben, während sich die Uebrigen rund um den Sarg in einen Kreis setzen, anscheinend ganz unbetheiligt bei der Sache. Frauen dürfen nicht zugegen seyn. Der Sarg wird dann in Stücke zerschlagen und der Körper in die Gruft gesenkt; durch eine Schicht Bretter, welche man mit Erde bewirft, wird eine Art Gewölbe über dem Leichnam gebildet. Keine religiöse Ceremonie findet dabei statt. Diese Einrichtung ist natürlich nicht sehr dauerhaft; aber sie hält doch bis zur Ankunft der finsteren Inquisitorial-Engel. Die Grabsteine oder Denkmäler sind sehr schön; sie sind aus weißem Marmor, worauf Sprüche aus dem Koran eingegraben sind. Nur der Name des Todten befindet sich auf dem Stein, ohne irgend eine Aufzählung seiner Tugenden, wie sie die christlichen Gräber entstellen, — entstellen, sage ich, denn bei neun Fällen unter zehn ist die Aufzählung falsch. Die Beschaffenheit des eingegrabenen Turbans zeigt den Rang an, welchen der Verstorbene in der Gesellschaft eingenommen hat. Die Grabmäler der Frauen werden durch einen darauf gemalten Lotuszweig bezeichnet. Auf manchen Gräbern findet man marmorne Vertiefungen, die mit Erde angefüllt sind, und in denen Blumen stehen. Auch ist es nicht ungewöhnlich, in Städten Privat-Begräbnißplätze zu sehen, die mit Buschwerk bedeckt sind, in denen Vögel nisten, deren Gesang, wie man glaubt, die Abgeschiedenen erfreut. Diese Idee ist schön und beneidenswerth; sie zeigt, daß Mahamed eine poetische Seele hatte. Wie entzückend ist der Gedanke, daß man der Seele eines abgeschiedenen Freundes einen Genuß verschaffen, daß man sich auf diese Weise gleichsam mit ihm unterhalten kann. Wie lindert das den Schmerz der Trennung. (Slade's Travels.)

— Die Eingebornen auf Madagascar. Die Kleidung derselben ist einfach. Die Männer, welche kräftig und wohlgebaut sind, hüllen sich in ein Tuch, das sie wie einen Mantel auf den Schultern tragen, und ein anderes schlingen sie nachlässig um den Leib. Ihr Haar fällt in kleinen Locken und sieht zierlich aus; da sie aber dasselbe mit Ochsenfett einschmieren und keine Kopfbedeckung tragen, so macht die Sonnenhitze den Geruch unerträglich. Den Bart lassen sie sich nur am Kinn wachsen, an allen anderen Theilen des Gesichts wird er mit kleinen Zangen ausgerupft. Den Soldaten der Königlichen Leibwache wird jetzt ihr Haar abgeschoren; diese Anordnung brachte vor zwei Jahren eine Revolution unter den Frauen hervor, welche untröstlich darüber waren, ihre Männer der schönen Hauptzierde beraubt zu sehen; aber die Hinrichtung von sieben dieser Frauen und einiger Männer, welche zu der Aufregung angereizt hatten, stellte die Ruhe wieder her. Männer und Frauen tragen auf dem oberen Theil der Arme Spangen, die nach dem verschiedenen Geschmack auch verschieden sind. Ihr Hauptschmuck besteht darin, daß sie ihre Hände, Füße und Nacken mit Ketten von Silber, Korallen und Geldstücken, im Werth von einem Franc bis zu einem Piaster, behängen. Diese Ziereathen betrachten sie als ihr kostbarstes Eigenthum, von dem sie sich auch oft selbst nach dem Tode nicht trennen. Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zum sechsten oder siebenten Jahre ganz nackt; und die Sklaven sieht man immer in dem Zustand der vollkommensten Nacktheit und der widerwärtigsten Unreinlichkeit. (Botanical Miscellany.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 20. Februar 1833.

England.

Ibrahim Pascha.

Aus einem Englischen Skizzen-Buche.

Während Veränderung des bürgerlichen Zustandes die allgemeine Losung eines Theils von Europa ist, zeigt uns ein Blick auf einen anderen Welttheil eben so gewichtige Ereignisse, wenn auch durch Mittel, die weniger neu sind, herbeigeführt. Ibrahim Pascha hat ganz Syrien erobert und zieht ungehindert durch die Asiatische Halbinsel. Konieh, nur 50 Meilen von der berühmten Hauptstadt des Türkischen Reichs entfernt, hat ihm seine Thore geöffnet, und Europa ist gewärtig, die Aegyptier triumphirend in Konstantinopel einziehen zu sehen, was noch vor einem Jahre für ein unglaubliches Ereigniß gegolten hätte.

Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem der Aufstand der Wechabiten dem Mohammedanischen Glauben in Asien den Untergang drohte. Diese kühnen, vielleicht philosophischen Bekenner einer erhabeneren Glaubenslehre verkündeten die Einheit Gottes und verwarfen die Lehre des Propheten. Sie plünderten die großen Karavanen, die nach Mekka zogen, nahmen die frommen Hadschi's gefangen und schlugen die Feldherren des Sultans, die sich bemühten, die gemeinschaftliche Sache der Religion und des Handels zu verfechten. Eine lange Zeit hindurch war die Gewalt des Sultans in Arabien und Syrien vernichtet; Aegypten war bedroht und der Schatz zu Stambul schrumpfte durch die Siege der Ketzer zusammen. Da bot dieser nämliche Ibrahim, Sohn des Vice-Königs, seine Dienste an, um sich dem Strom entgegen zu setzen. An der Spitze irregulairer Truppen drang er in das Innere von Arabien, befreite die heiligen Städte, schlug die Wechabiten in ihrem eigenen Lande, und führte endlich, nachdem er ihnen die härtesten Friedensbedingungen vorgeschrieben hatte, ihre Fürsten als Geiseln nach Kairo. Für diesen Dienst wurde Ibrahim zum Pascha von Mekka und Medina ernannt; eine Würde, welche ihm im Türkischen Reiche den Vorrang vor allen anderen Pascha's giebt, selbst vor seinem eigenen Vater.

Nach der Besiegung der Wechabiten fing Ibrahim an, in Aegypten eine regulaire Armee auf Europäischem Fuß zu bilden, und legte, mit Hülfe der geschicktesten Schiffbaumeister von Toulon, den Grund zu der jetzt wirklich bedeutenden Aegyptischen Seemacht. In Griechenland auf's äußerste bedrängt, rief der Sultan den Beistand seines Aegyptischen Vasallen an. Der junge Pascha, von einer mächtigen Flotte unterstützt, warf sich sogleich mit seiner Armee auf Morea, und machte so große Fortschritte, daß nichts Geringeres als der berühmte Traktat von London und dessen Folge, die Schlacht von Navarin, verhindern konnte, daß Griechenland abermals eine Moslemitische Provinz ward. Indeß wurde uns von Seiten einer sehr hohen Autorität versichert, daß es keinesweges Ibrahim's Absicht war, Morea dem Sultan wiederzugeben. Die Vertreibung der Aegyptier durch die alliirten Mächte spornte Ibrahim bei seiner Rückkehr nach Aegypten nur zu größerer Anstrengung an. Die Zerrüttung der Pforte benutzend, bemächtigte er sich Candien's und Cypern's, der schönsten Inseln des Mittelländischen Meeres.

Im Herbst 1831 bestand die Aegyptische Armee aus 90,000 Mann disciplinirter Infanterie, die vielleicht den Seapoys nicht nachstand, und 10,000 Mann regulairer Kavallerie. Ein jeder, der Aegypten nur einigermaßen kannte, spottete über die nutzlose Eitelkeit des Pascha und über das lächerliche Mißverhältniß zwischen einer solchen Kriegesmacht und der Bevölkerung und den Hülfsquellen Aegyptens; allein siehe! ein Jahr später hat Ibrahim ganz Syrien und ganz Klein-Asien erobert und steht in geringerer Entfernung von Konstantinopel, als die Russen im letzten Kriege. Ibrahim Pascha ist daher ein großer Feldherr; er ist der größte mohammedanische Eroberer seines Zeitalters.

Auf jeden Fall ist er ein Mann von ausgezeichneten Talenten. Sein Geist ist eben so geschmeidig als energisch. Er ist frei von jedem Vorurtheil, faßt Ideen mit großer Schnelligkeit auf, und seine kriegerische Laufbahn giebt von seinem militairischen Genie Zeugniß. Sein Ehrgeiz ist unbegränzt. Obgleich er Europäische Bildung und Institutionen auf's höchste bewundert, so vermeidet er es doch auf geschickte Weise, die Gefühle und Vorurtheile der Moslemin zu verletzen. — Seine Geburt ist in Dunkel gehüllt. Man sagt, er soll nur ein Adoptiv-Sohn des jetzigen Pascha's von Aegypten seyn, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Wie dem auch sey, so herrscht doch das innigste Vertrauen zwischen Ibrahim und seinem angeblichen Vater.

Der Pascha der heiligen Städte ist übrigens den Wollüsten sehr ergeben; seine Ueppigkeit in allen sinnlichen Genüssen ist ohne Gränzen. Obgleich noch in den besten Jahren, läßt doch seine unmäßige Dicke kein langes Leben hoffen, sie ist das Anzeichen eines ungesunden, keiner Anstrengung fähigen Menschen. Sein Aufwand ist verschwenderisch. Er hält viel auf prächtige Paläste und phantastische Gärten und bildet sich auf die Menge und Schönheit seiner Cirkassierinnen etwas ein; doch seine Manieren sind ganz Europäisch. Er zeigt sich häufig öffentlich und unterhält sich gern mit jedem geistreichen Fremden. Sein erster Rath ist Osman Bey, ein Französischer Renegat und ein geschickter Mann. — Es ist noch nicht zwanzig Jahr her, daß Ibrahim seine Zeit damit hinbrachte, am Fenster zu sitzen und mit einer Deutschen Flinte auf die vollen Wasserschläuche zu schießen, welche die Wasserträger auf dem Rücken vom Nil nach Hause trugen. Da Ibrahim ein sehr guter Schütze ist, so hatte sein Zeitvertreib gewöhnlich die Wirkung, die armen Wasserträger um die Frucht ihres Tagewerks zu bringen. Zuweilen kostete es aber auch Blut, statt des Wassers. Doch Aegypten war damals ein despotisches Land. Es ist es jetzt nicht mehr. Wenige wissen bei uns, daß der alte Pascha von Aegypten und sein Sohn, die eine wahre Wuth haben, Europäische Institutionen nachzuahmen, ihre Unterthanen vor Kurzem mit zwei Kammern beschenkten, die in der Fränkischen Sprache Alto Parliamento und Basso Parliamento genannt werden. Diese Kammern versammeln sich zu Kairo und wurden gebildet, indem jeder Gouverneur einer Stadt, auf Befehl des Pascha's zwei rechtliche und verständige Männer nach der Hauptstadt schickte, um bei der Verwaltung der Geschäfte mitzuwirken. Die Glieder des Alto Parliamento dürfen alle Verwaltungs-Maaßregeln diskutiren; die des Basso Parliamento haben bloß das Petitionsrecht. Ihre Hoheiten kümmern sich im Grunde sehr wenig um die Debatten; die Petitionen ihrer Kammern behandeln sie jedoch mit großer Neugier. Uebrigens sind sie, besonders der alte Pascha, sehr stolz auf diese Institution, und der Verf. dieses Artikels hat Mehemed Ali mehr als ein Mal sich rühmen hören, er hätte eben so viele Parlamente, wie der König von England. Unterdessen haben die außerordentlichen Ereignisse doch eine merkwürdige Revolution in den Sitten hervorgebracht. Wir haben jetzt zum ersten Mal einen Türkischen Ambassadeur in England. (N. M. M.)

Frankreich.

Jules Janin über sich selbst und seine literarische Laufbahn.

(Schluß.)

— — Jedoch, es ist Zeit, daß ich nun endlich auch erzähle, wie ich in die literarische Laufbahn hineingerieth. Vier Jahre hatte ich in der Stille in Paris verlebt, bei meiner alten treuen Tante wohnend, mit Privatstunden und Privatstudien beschäftigt. Da ging ich eines Tages aus und spazierte, meiner Gewohnheit nach, vor einem jetzt nur noch theilweise vorhandenen Theater auf und ab, welches mir damals den Gipfel aller Kunst darzustellen schien, und hinsichtlich dessen ich noch heute nicht begreifen kann, wie sich unser Geschmack so sehr mit den Jahren und Sitten zu verändern vermag. Dies Theater war — Ihr werdet lachen! — kein anderes, als die Opéra-Comique, ein Theater, das bei den Freunden der Komödie beliebt war, weil man darin so sehr wenig sang, und bei den Freunden der Musik, weil man darin so sehr wenig Komödie spielte. Ich aber, glaube ich, liebte es, weil darin Komödie und Musik zu gleicher Zeit gespielt wurde.

Ich lief also an diesem Tage im Umkreis der Opéra-Comique umher, mit einer wahren Seelenpein, indem ich lebhaft bei mir überlegte, ob ich wohl noch dies Mal den ungeheuren Aufwand von vierundvierzig Sous (so viel kostete damals die komische Oper!) würde erschwingen können. Indem ich so in Selbstbetrachtungen versunken war, wurde ich plötzlich von einem schönen jungen Mann angeredet, den ich oft im Luxembourg gesehen und mit dem ich auf Veranlassung unserer beiden Hunde, die mit einander einen Freundschaftsbund geschlossen, Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser junge Mann führte eine sehr elegant gekleidete, wunderschöne Dame an seinem Arm; sie waren im Begriff, mit einander in die Opéra-Comique zu gehen, und ich erinnere mich noch deutlich, was es an diesem Abend dort gab: es war das Debut Lafeuillade's, und Gavaudan sollte zum ersten Mal wieder auftreten. Wer beschreibt aber meine freudige Ueberraschung, mein Glück, als dieser junge Mann, der eine Loge ganz

allein im Theater hatte, mir den Vorschlag machte, mir einen Platz in derselben zur Seite dieser schönen Dame abzutreten! Ich nahm es mit lebhaftem Dank an, abgebrochene Laute der Erkenntlichkeit stammelnd, aber wie geschah mir, als mir mein Freund darauf leise erzählte, daß diese Schöne, deren Arm er so vertraut führte, nichts mehr und nichts weniger als eine Sängerin der Oper, ja, eine Sängerin war, und zwar eine Koryphäe, so wahr ich lebe! Da — es war mir, als befände ich mich nicht mehr auf dieser Welt — es brauste mir im Kopfe, wie in der Schwimmschule, wenn man die Ohren voll Wasser hat. Ich wußte nicht mehr, welchem Enthusiasmus ich mich hingeben sollte! Dazusitzen an der Seite einer Dame der Oper, dazusitzen im Angesicht Gavaudan's, ja Gavaudan's! Sie zu sehen, wie sie, zerstreut, sich ennuyirend, beständig nach anderen Männern umherlorgnettirte, als uns Beiden (es verdroß mich meines Freundes wegen); wie sie meine faden, schüchternen und zitternden Komplimente anhörte, ohne sie doch zu hören; wie sie einen Veilchenstrauß nahm, ohne ihn doch anzunehmen! Auf wen sollte ich meine Aufmerksamkeit richten, auf sie, den Sänger, oder auf Beide? Der ganze Abend war wie trunken! Zu jener Zeit waren alle Frauen, wenn sie jung und schön waren, für mich immer wie mit einem gewissen blauen, flammenden Heiligenschein umkleidet, mit einer Art Phosphor möcht' ich sagen, der von der Seele ausfloß und den ich in Ermangelung des Ausdrucks nicht näher zu bezeichnen vermag. Wie glühte ich damals von Leidenschaft! O, gebt mir nur die Leidenschaft wieder, die ich an diesem Abend empfand! Gebt mir nur wieder jenen poetischen Strudel meines schwachen Gehirns! Gebt mir wieder die blaue schimmernde Flamme, welche dieses Weib umstrahlte, gebt mir wieder das glühende Gefühl der Verehrung und Anbetung in meinem armen Herzen, diese leicht geneigte, leichtgläubige Bewunderung, dies allgemeine zärtliche Wohlwollen, diese völlige Unkunde aller Kunstmittel, aller Kunstgriffe; bringt mich wieder zurück in mein zwanzigstes Jahr, in dies glühende und blühende, in dies unschuldige und keusche, und dann werdet ihr sehen, dann werdet ihr sehen, ob ich in der That, wie man von mir gesagt hat, eine trotzige, störrische Seele, ein leeres kaltes Herz, ein spottender wilder Geist, ein unversöhnlicher Kritiker bin! Aber ach! ach! wo sind meine zwanzig Jahre?

Doch ich kehre wieder zu meiner Erzählung von jener Stunde zurück. In jener Stunde, ja, da befand ich mich noch in der komischen Oper, vor Freude trunken. Als Alles vorbei und der Vorhang niedergerauscht war, und wir uns wieder auf die Straße hinabbegeben hatten, überließ mir mein Freund den Arm seiner Sängerin, und wir führten sie nach Hause. O, an diesem Abend, als wir sie wieder verlassen hatten und ich noch auf meinem Arm den warmen Druck des ihrigen empfand, wie bewegt, wie hingerissen war ich da! In diesem Augenblick fühlte ich zum ersten Mal meine Nichtigkeit und mein ganzes Elend!

Diese Stunde aber wählte mein Freund, um mit mir von dem Beruf zu sprechen, den er mir zu ergreifen anrieth. Er war ein Journalist, nichts mehr und nichts weniger; das heißt aber: er beherrschte das ganze dramatische Universum; er theilte Lob und Tadel aus, wie es ihm gefiel; sein Leben war ein beständiges Zauberfest. Dies bewies die Freiloge, in der er mir einen Platz abgetreten hatte; dies bewies die Sängerin, deren Arm er mir gereicht; dies bewies das Journal, das ihm alle Morgen zugesandt wurde; dies bewies die Einlaßkarte zum Diorama, die er in der Tasche hatte; dies bewiesen seine Freibillette zum Theater des Variétés und zum Theater du Gymnase, und wer weiß, was sonst noch Alles! Ach, dies sind ja die unschuldigen Lockspeisen des literarischen Lebens! Ein junger Mann von wenigen Kenntnissen und schwachem Charakter folgt nur immer diesem traurigen Köder! Das leichte Vergnügen wird ihm besser bekommen, als ein schwer zu erwerbendes Glück, das er sich durch zehn Jahre Arbeit erringen muß! So sey es, so sey es denn, ich widerstehe nicht länger, ich gebe mit wahrer Herzensfreude alle meine ernsten und mit Eifer betriebenen Studien auf, ich werde Schriftsteller und will als Schriftsteller sterben!

Ich habe mich in der That nicht über meine literarische Laufbahn zu beklagen; nein, nein, diese Undankbarkeit will ich nicht gegen den edelsten Beruf, den es in dieser Zeit-Epoche der Freiheit giebt, begehen. Im Gegentheil, nachdem ich erzählt habe, durch welchen Zufall ich mich auf diese schwierige Bahn geführt sah, würde es mir leid thun, diejenigen davon zurückzuschrecken, die sich stark genug fühlen, sich ihren Glückswechseln auszusetzen. Die Klagen der Schriftsteller von sonst sind mir immer wie eine Ungerechtigkeit vorgekommen; heutzutage würden sie aber eine wirklich dumme Brutalität seyn. Man gehe so weit, als man will, zurück in unserer Geschichte, überall wird man finden, daß die Poeten, die in ihren Versen in den letzten Zügen zu liegen scheinen, in ihren Häusern reiche Leute sind! Und denen, die nicht reich sind, naht der Ruhm, dieser große Trost gegen alles Ungemach!

Ein Literat heutiger Zeit hat das besondere Glück, daß er sich mit seiner Feder eine eben so gesicherte und gewinnreiche Existenz zu erwerben vermag, als ein Advokat oder Notar, und noch bei weitem mehr als ein Advokat. Unser Zustand hat sich so gestaltet, daß er nicht mehr anders als durch die Gewalt der Debatten und Streitigkeiten aller Art, für und wider, bestehen kann. Ein Journal ist heutzutage mehr als Bedürfniß geworden; es ist ein Ding, das vorhanden seyn muß. Es ist eine Nothwendigkeit für jeden Morgen, für jeden Abend, für jede Stunde des Tages.

Ein Journal ist die Reproduction des ganzen Lebens, des öffentlichen, literarischen, philosophischen; es begreift alle Nüancen der Gesellschaft, der hohen wie der niedrigen, in sich. Diese Macht, die nach ihrem Willen und unwiderstehlich die Menschen und die Dinge leitet, diese unerbittliche Macht, die sich selbst verschlingt, wenn ihr der Nahrungs-Stoff auszugehen beginnt, bedarf sie nicht thätiger, begeisterter, sich ihr ganz hingebender Schriftsteller, die allen ihren Bedürfnissen, ihrem ganzen Lebens-Bedarf genügen können? Ist sie nicht ein bodenloser Abgrund, in den sich jeden Augenblick diese ungeheure Masse der Leidenschaften, Ideen, Paradoxen, Tollheiten, Albernheiten hinabstürzen, ja alle Dinge, welche Herz, Seele, Leidenschaft, Laster und Tugend der Menschen gebären? Ist das nicht die periodische Presse? Ein Ungeheuer mit hundert Stimmen und hundert Mäulern; ein Geier, der zu seiner Lebens-Nahrung die immer wieder wachsende Leber verschlingen muß; die unersättliche Conversation, die in einem Augenblick von einem Winkel Europa's zum anderen hinschweift, Fürsten und Völker zu gleicher Zeit am Ohrläppchen zupfend, zu gleicher Zeit die entgegengesetztesten Grundsätze verkündigend: Atheismus und Religiosität, Sklaverei und Freiheit, König und Papst, Aufruhr und Ordnung; diese Stimme von nicht zu ermessendem Umfang, welche die Welt eben so umgestaltet hat, wie der Dampf und die Eisenbahnen! Ach, dies Ungeheuer, diese Stimme, diese periodische Presse! Als ich an jenem schönen und heiteren Sommer-Abend von ihm ergriffen wurde, überkam mich erst die Furcht, dann fühlte ich mich plötzlich weit von ihm fortgezogen, dann gewöhnte ich mich allmälig daran und schmeichelte dem wilden Renner mit der Hand; bald aber wurde mir ganz behaglich zu Muthe. Nun seht da, der Bellerophon mag mich hintragen, wohin er will, ich folge ihm mit Leib und Seele, ich liebe ihn mit Leidenschaft und von Herzen. Es kommt nur darauf an, sich zuerst an diese außerordentliche Stellung im Leben zu gewöhnen, es ist nur der erste Schritt, bei dem Dir graut; Du befindest Dich auf einem Ballon in den Lüften, Du rutschest auf einer Eisenbahn von dannen, Du bist Redacteur eines Journals, Du bist bald in der Welt, bald sitzest Du in der Luft, glücklich und ruhig, und der zitternde und erstaunte Haufe schaut nach Dir unten aus der Tiefe her; das ist Alles!

Aber weder ein vom brennenden Gas getriebener Luftball, der in der Mitte der Wolken segelt, noch ein Fuhrwerk, schnell wie der Blitz, das von jenem tausendarmigen Riesen, den man Dampf nennt, gezogen wird, vermögen den Menschen so vorwärts zu treiben, wie man von diesem auf andere Art gewaltigen Dampf — ich meine die Journalistik — vorwärts getrieben wird. Ich armer Knabe, kaum hatte ich die Journalistik nur an ihren äußersten unschuldigen Enden berührt, als mich schon dieser neue Briareus, der viel schrecklicher als der in der Fabel ist, dicht beim Kragen packte. Von dieser Zeit an hörte das alltägliche Leben auf. Ich begann jedoch, wie alle periodische Schriftsteller beginnen, nämlich sehr im Obskuren; aber was schadete das, bald mußte es besser vorwärts gehen! Bald vermehrte sich die Arbeit. Bald stieg mir die Leidenschaft für die Schriftstellerei in den Kopf. Bald verdrängte das Bedürfniß, Rezensionen zu schreiben, alle meine anderen Vergnügungen. Bald mischte sich die als Handwerk ergriffene Kritik in alle meine Empfindungen ein. Bald verwandelte auch der Eifer, für einflußreich zu gelten, mein natürliches Wohlwollen für die Anderen in Galle. So warf ich meine sonst immer leicht erregte Bewunderung von mir, wie man den unnützen Ballast bei einer großen Reise von sich wirft. Das war ein großes Unglück, nicht wahr? daß ich einmal dies allgemeine Wohlwollen für die Anderen verlieren mußte, diesen allezeit bereiten Enthusiasmus, diese zu jeder Stunde anzutreffende gute Gesinnung, diese Naivetät des Kindes, diese vollkommene Unkunde in allen Dingen der literarischen Welt und der Künstler-Welt. Den Abend vorher war ich noch so gut, so naiv, so liebevoll, so geliebt! Den anderen Morgen — siehe da! — suchte ich nach Feindseligkeiten umher, starrte vor Eigenliebe und haschte nach einem glänzenden Renommée, das so zerbrechlich war, wie Glas! — und dies Alles, weil ich an einem Sommer-Abend in die Opéra-Comique mit einer schönen Operndame gegangen war.

Bibliographie.

Élémens de géologie. (Gemeinfaßliches Lehrbuch der Geologie.) Von L. A. Chaubard.

Annuaire du commerce maritime. (Jahrbuch des Seehandels.) Von einer Gesellschaft Geographen und Kaufleute, unter Leitung von R. B. Maiseau. Pr. 10 Fr.

Rußland.

Des Pater Hyacinth Beschreibung der Mongolei.*)

Der Verfasser dieser Bemerkungen über die Mongolei ist ein Russischer Priester, der sich dreizehn Jahre in Peking aufgehalten hat.

Man weiß, daß von allen Europäischen Nationen die Russen allein des Vorrechts genießen, ein festes Etablissement in der Hauptstadt des Chinesischen Kaiserreichs zu haben. In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts dehnten die Kosaken, welche dem Scepter des Czars Sibirien unterwarfen, ihre Eroberungen weit nach Osten hin aus und bemächtigten sich der Ufer des oberen Amur. Da die Mandschu-Kaiser, welche in China regieren, diese Gegenden als einen integrirenden Theil ihrer alten Besitzungen ansahen, so verlangten sie deren Räumung von den Russen, und als ihre Aufforderung unbeachtet blieb, wandten sie offene Gewalt an, um sie wieder zu erobern. Mehrere von den Russen an den Ufern des Amur angelegte Forts wurden durch Capitulation übergeben, und die Mandschu-Armee machte viele Gefangene, welche nach Peking gesandt und in die Dörfer in der Nähe der Hauptstadt vertheilt wurden. Bei dem Friedensschlusse, der beiden Theilen in kommerzieller Hinsicht vortheilhaft war, wurde festgesetzt, daß die Russischen Gefangenen, die

*) 2 Bde. St. Petersburg, 1832.

sich [auf Chinesischem Gebiet befänden, die Wahl haben sollten, zu bleiben, oder nach Hause zurückzukehren. Die meisten, welche sich ansässig gemacht und eingeborne Frauen genommen hatten, wählten das erstere und wurden so Unterthanen des Kaisers von China. Der Petersburger Hof indeß, der es sich zur Gewissenssache machte, so viele Christen in einem heidnischen Lande zu lassen, forderte beim Abschluß des Handelstraktats mit China im Jahre 1727 die Erlaubniß, zu Peking eine Kirche und ein Kloster zu gründen, und alle zehn Jahr vier Mönche unter Leitung eines Archimandriten dahin zu senden, um über das Seelenheil dieser ehemaligen Bewohner Rußlands zu wachen. Der Kaiser von China hatte ein Bataillon Garde aus ihnen gebildet, welches noch jetzt unter dem Namen der Russischen Compagnie existiert. Es wurde noch ausgemacht, daß vier junge Leute mit diesen Mönchen nach Peking kommen durften, um Chinesisch und die Mandschu-Sprache zu lernen, und nach ihrer Zurückkunft als Dolmetscher dieser Sprache gebraucht zu werden.

Seit der Stiftung des Russischen Klosters zu Peking bis auf den heutigen Tag sind die Mönche und Studirenden regelmäßig alle zwölf Jahr dahin gesandt worden, und die Russische Regierung hat so ihre Verbindung mit China unterhalten. Die Russen, welche zu Peking leben, stehen unter beiden Regierungen, und werden von beiden besoldet. Sie dürfen nicht die geringste Korrespondenz mit ihrem Vaterlande unterhalten. Alle fünf oder sechs Jahre kommt ein Russischer Inspektor nach Peking, der ihnen Nachrichten aus der Heimath, Geld und die den Europäern nöthigen Dinge mitbringt.

Der Archimandrit Hyacinth, Verfasser der Schilderung der Mongolei, darf jetzt nur den bescheidenen Titel eines Mönchs führen. Indeß war er von 1807 bis 1821 Vorsteher des Russischen Etablissements in Peking. Herr Klaproth kannte ihn vor seiner Abreise nach China; es war (wie er sagt) ein Mann von Geist, der durch großen Eifer den Mangel an wirklichen Kenntnissen ersetzte, die seine Lage ihm nicht zu erwerben gestattete. Er verstand das Französische ziemlich gut, was bei Russischen Priestern eben nicht häufig ist, und hatte einige glückliche Versuche gemacht, aus dieser Sprache in's Russische zu übersetzen. Klaproth war sogar bestimmt, ihn nach Peking zu begleiten, als eine Verfügung des Grafen Budberg, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Plan hintertrieb, welchen der Kaiser Alexander, immer bereit, Entwürfe, die den Wissenschaften nutzen konnten, zu unterstützen, bereits genehmigt hatte.

Das Werk des Pater Hyacinth zerfällt in vier Abtheilungen, 1) ein Journal seiner Reise von Peking nach Kiachta im Jahr 1821. 2) Beschreibung der Mongolei und ihrer Bewohner. 3) die Geschichte der Mongolen. 4) Das Gesetzbuch der Mongolen, die jetzt unter den Mandschu-Kaisern von China stehen.

Der Patre Hyacinth reiste den 27. Mai 1821 von Peking ab, um nach Rußland zurückzukehren. Von Peking bis zur großen Mauer ist das Land, obgleich sandig und nicht sehr fruchtbar, ziemlich gut angebaut. Man trifft überall wohlbevölkerte Städte, Flecken und Dörfer, deren Bewohner im Allgemeinen wohlhabend scheinen, obgleich man auch sehr viele Bettler sieht. Kalgan ist ein Flecken mit Festungswerken und liegt dicht an der großen Mauer auf der Chinesischen Seite. Der Ort hat einen bedeutenden Transit-Handel, denn alle Waaren, die von China nach Kiachta und von da nach Rußland gehen, so wie die, die von Rußland nach China gesandt werden, müssen durch diese Stadt. Der Handel ist ganz in den Händen der Bewohner der Chinesischen Provinz Schan-Si, welche wegen ihrer Geschicklichkeit als Kaufleute und wegen ihres Hanges zu Vergnügungen bekannt sind. Die Russischen Waaren, welche man in Kalgan findet, sind im Allgemeinen sehr billig, ausgenommen Tuch und Kamtschadalische Otterfelle. Der Grund liegt darin, daß aller Handel zwischen den Russen und Chinesen durch Tausch geschieht; die Letzteren können daher die Waaren sehr hoch annehmen und sie doch in ihrem Vaterlande billiger verkaufen, als man sie in Kiachta selbst kauft. Der Thee kostet in Kalgan nur die Hälfte von dem, was er in Kiachta gilt. Dennoch findet man leichter gute Sorten schwarzen Thee zu Kiachta, als zu Kalgan; denn die Chinesen gebrauchen gewöhnlich den grünen Thee.

Was Pater Hyacinth von der großen Chinesischen Mauer erzählt, ist zum Theil neu und merkwürdig. Dieses ungeheure Bauwerk ist von den Europäern stets sehr angestaunt worden, auch haben sie sich eine übertriebene Idee von der Wichtigkeit und der Ausdehnung dieser Befestigungs-Linie gemacht, welche nach Norden hin ein ganzes Reich gegen die Einfälle seiner Nachbarn schützt. Diese Mauer, welche die Chinesen „die Mauer von 10,000 Stadien" nennen, ist nicht auf ein Mal gebaut worden, wie man in Europa lange geglaubt hat. Die jetzige ist an verschiedenen Stellen nicht mehr die alte. Gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. gab es drei Königreiche im nördlichen China. Sie hießen Zin, Tschao und Yen. Ihre Länder gränzten an die heutige Mongolei, welche damals von Türkischen und anderen Stämmen bewohnt wurde, und diese sind es, gegen deren Einfälle die Fürsten jener drei Reiche ihre Staaten schützen mußten. Der König von Zin schlug die Türken, und führte eine Mauer auf vom Norden von Lintao-fu bis Huangho, wo sie sich nach China hineinzieht und die Provinz Schen-Si von Schan-Si scheidet. Der Fürst von Tschao trieb ebenfalls seine unruhigen Nachbarn zurück, und ließ um 307 vor unserer Zeitrechnung eine Mauer von Huangho bis an die Gränze des jetzigen Tschi-li errichten. Endlich schlug auch der König von Yen die Türken, und führte die Mauer bis an das östliche Meer fort.

Der Kaiser Zin Tschi Huang Ti, welcher ganz China mit seinem Reiche vereinigt hatte, befahl, 214 v. Chr., seinem General Mungtian, der seit zehn Jahren die Türken an der Nordgränze von China bekämpfte, diese alten Mauern zu besichtigen und die nöthigen Arbeiten zu besorgen, um sie mit einander zu verbinden. Seitdem ist die Richtung dieses ungeheuren Werks oft verändert worden, und der ganze Theil der Mauer von Huangho bis zur nordöstlichen Spitze von China schreibt sich erst aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert her. Die Europäischen Gelehrten haben sich also sehr geirrt, als sie den berühmten Venetianischen Reisenden Marco Polo, welcher im 13ten Jahrhundert China, das er mit dem Mongolischen Namen Catai nennt, besuchte, der Unwahrheit bezüchtigten. Da er, meinten sie, die große Mauer passiren mußte, um nach China zu kommen, so würde er derselben auch erwähnt haben, wenn er wirklich diese Reise gemacht hätte. Marco Polo konnte aber nicht von der großen Mauer reden, weil er durch die nordöstliche Spitze nach China kam, bis wohin sie sich damals noch nicht erstreckte, und wo sie selbst jetzt noch nichts weiter ist, als ein Erdwall.

Pater Hyacinth berichtet uns, daß die östliche Hälfte der großen Mauer von Huangho bis zum Meere ebenfalls um die Mitte des 16ten Jahrhunderts wieder neu aufgebaut, und dreißig Jahre später ausgebessert wurde. Erst unter der Dynastie Ming, im 14ten Jahrhundert, fing man an, Befestigungs-Werke von Backsteinen und Quadersteinen anzulegen. Bis dahin waren die Mauern der Städte und Festungen nur von Lehm. Man darf daher nicht glauben, daß die alte Mauer von Ziegel- oder Backsteinen gewesen sey. So viel ist indessen erwiesen, daß die alte große Mauer unter Zin-Tschi in einem einzigen Sommer ausgeführt wurde. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, daß in China vor der Unternehmung eines Baues berechnet wird, wie viel ein Arbeiter in einem Sommer fertig machen kann. Nach dieser Rechnung bringt man so viele Menschen zusammen, als man braucht, um das Werk zu vollenden. Die Bau-Materialien und die Lebensmittel für die Arbeiter werden im Voraus angeschafft.

Wenn man von der großen Mauer bei Kalgan sich nordwärts wendet, so hat man noch 452 (Franz.) Meilen zu machen, ehe man die große Wüste, Gobi oder Schamo genannt, betritt. Der Boden darin ist anfangs steinig, wird aber nach und nach immer sandiger; doch ist er überall von Fels-Adern durchschnitten, welche den Lastthieren sehr beschwerlich fallen. Der Sand ist oft ein sehr tiefer Flugsand. Diese ungeheure Ebene ist im Allgemeinen dürr und ohne Wasser, außer an einigen Stellen, wo man Quellen und Pfützen findet, die größtentheils mit Salz geschwängert sind. Den bewässerten Oertern fehlt es nicht an Gras, und die herumziehenden Mongolen lagern dort mit ihrem Vieh. Unser Reisender machte zuerst, ohne anzuhalten, 27 Lieues bis an die Station, die man Minggan nennt. Hier fängt der Boden an, sich nach Norden zu unmerklich zu senken. Wenn man von einem sehr hohen Punkt die ganze Wüste Gobi überblicken könnte, so würde sie den Anblick eines in seinem Ansehen plötzlich gehemmten Meeres darbieten. Man findet darin fast kein lebendes Geschöpf, und nie hört man da einen Vogel singen. Der Patre Hyacinth verließ die Wüste 122 Lieues von Minggan. Am See Khara-noor wird der Boden wieder fruchtbar und schön, und so bleibt er durch das ganze Land der Chalcha's bis an die Russische Gränze. Die Chalcha's sind ein Zweig der Mongolischen Nation, und ihre Fürsten rühmen sich, von Dschingiskan abzustammen.

Urga ist ein stehendes Lager, welches man als die Hauptstadt der Chalcha's betrachten kann. Hier residirt der Mongolische Vice-König, welcher die Chinesischen und Russischen Gränz-Angelegenheiten zu besorgen hat. Dieser Fürst ist derselbe, welcher im Jahr 1806 die Russische Gesandtschaft empfing, der man nicht erlaubte, nach Peking zu gehen, weil sie sich dem bei der Kaiserlichen Audienz eingeführten Ceremoniell nicht unterwerfen wollte. Der Vice-König wurde damals um einen Grad herabgesetzt. Denn wenn ein Chinesischer Diplomat eine ihm aufgetragene Unterhandlung nicht zu Stande bringt, so erhält er, wie jeder andere Beamte, eine dem Vergehen angemessene Strafe. In geringer Entfernung von Urga ist die Niederlage des Chinesischen Handels. Es ist ein kleiner viereckiger mit Pallisaden umgebener Ort, den zwei Hauptstraßen durchschneiden. Es sind ungefähr 800 Häuser oder hölzerne Buden darin, die von 4000 Chinesischen Kaufleuten aus der Provinz Schan-Si bewohnt werden. Man sieht daselbst kein anderes öffentliches Gebäude, als das Tribunal, welches zugleich von dem Civil-Kommandanten des Orts bewohnt wird, und den Tempel des Gottes Kuanvin, Beschützers der jetzt regierenden Mandschu-Dynastie. Die Kaufläden sind mit Waaren angefüllt, wie sie die Mongolen brauchen. Der Handel geschieht durch Tausch. Der Thee in Tafeln und der schwarze Thee vertreten die Stelle der Münze. Bei beträchtlicheren Käufen zahlt man mit Silberbarren, welche gewogen werden. Fast in allen Läden findet man Commis, die Russisch sprechen; aber sie sprechen es so schlecht aus, daß man an ihren Jargon gewöhnt seyn muß, um ihn zu verstehen. Die Russischen Kaufleute, welche mit den Chinesen handeln, geben sich nicht die Mühe, ihnen eine bessere Aussprache beizubringen. Sie finden es kürzer, eben so schlecht zu sprechen, um von ihnen verstanden zu werden.

Zur Seite des Lagers von Urga liegt der Kure, oder der Sitz einer lebenden Gottheit, welche den Titel Dschebdzun Damba Chutuchtu führt. Die Tempel sind von Holz. Der vornehmste hat eine vergoldete Kuppel. Die anderen Wohnungen bestehen aus runden Zelten von Filz, die mit Segeltuch bedeckt sind. Man gestattete den Russischen Reisenden nicht, dieses Heiligthum zu betreten und den Gottmenschen, der damals noch nicht majorenn war, zu besuchen. Man sagte ihnen, daß die Zahl der zu seinem Hofe gehörenden Lama's und Priester sich auf 10,000 beliefe. Die Lama's halten zwei Mal des Tages, Morgens und Mittags, Gottesdienst unter Musik und Gesang. Am Abend wird er bei dem Klange von Blase-Instrumenten gehalten. Die Lama's werden durch Trompetenschall in den Tempel gerufen. Wenn sie eingetreten sind, setzen sie sich

auf Matratzen einander gegenüber und lesen mit gedehnter Stimme in heiligen Büchern, die sie vor sich liegen haben. Gewöhnlich wacht nur ein Aufseher des Tempels darüber, daß Alles ordentlich hergeht. Wenn der Oberpriester gegenwärtig ist, so setzt er sich mit großem Pomp auf einen Thron, der neben der Thür dem Götzen gegenüber steht. Die Lama's, mit dem Pallium bekleidet, stehen in Reihen an beiden Seiten mit Rauchpfannen in den Händen. Sie singen die Gebete sehr langsam ab. Der Oberpriester liest mit lauter Stimme die letzten Worte jedes Gebets und stimmt den Gesang an, indem er mit einer kleinen Glocke läutet.

Wenn ein Chutuchtu oder incarnirter Gott stirbt, so hat der Kaiser von China zu entscheiden, in welcher Familie seine Seele wieder aufleben soll. Auf diese Art erhält der Hof von Peking seinen Einfluß über die Mongolen, deren Fürsten er entweder durch Ehebündnisse mit Chinesischen Prinzessinnen, oder durch Geschenke, die er ihnen jährlich mit großer Pünktlichkeit macht, an sich fesselt.

Nachdem der Verfasser einen geographischen und physischen Abriß der von den Mongolen und Chalcha's bewohnten Länder gegeben hat, geht er zur Schilderung dieser Nationen über. Sie sprechen alle dieselbe Sprache, die fast keinen besonderen Dialekt hat, ein erstaunliches Phänomen, wenn man bedenkt, wie oft diese Nomaden bei ihren Wanderungen und früher durch blutige Kriege ihren Aufenthalt verändert haben. Die Bevölkerung der Mongolei (sagt Pater Hyacinth) ließe sich ohne große Schwierigkeit bestimmen, wenn man die Zahl der Frauen mit Gewißheit eben so groß annehmen könnte, als die der Männer. Alle drei Jahre halten die Häupter der Stämme eine allgemeine Versammlung, wo man Kataster-Rollen anfertigt und das Resultat dem Ministerium des Auswärtigen in Peking zusendet. In diese Tabelle werden alle männliche Individuen eingetragen, mit Ausnahme der Leibeigenen und derjenigen, denen ihr Alter nicht mehr gestattet, in der Miliz zu dienen, welche die männliche Bevölkerung der Mongolen bildet. Auch die Eleuten und Dzungars sind in diesen Zählungen nicht mit begriffen. Diese betrugen jedoch selbst in der blühendsten Periode ihrer politischen Existenz nicht mehr, als eine Million bewaffneter Reiter. — Anstatt uns nun eine Uebersicht dieser Kataster zu geben, welche für die Statistik so höchst interessant wäre, setzt der Pater Hyacinth ganz trocken hinzu: „Wer neugierig ist, darf sich das Resultat dieser Zählung der männlichen Bevölkerung nur von dem Minister des Auswärtigen zu Peking geben lassen."

In politischer Hinsicht sind die Mongolen in drei große Klassen abgetheilt, den Adel, das Militair und die Geistlichkeit. Die erblichen Fürsten und die Taidsjö, oder Häupter der Stämme, bilden den Adel. Ihre Anzahl ist sehr beträchtlich. Sie sind Eigenthümer des Bodens und der Menschen, welche ihn bewohnen. Diese Letzteren sind in der That nur Kolonisten, da sie nicht ganz frei sind, sondern Frohn- und Kriegsdienste thun müssen. Die Geistlichen, obgleich ehelos, sind doch sehr zahlreich. Sie haben große Vorrechte und einen außerordentlichen Einfluß auf das Volk. Eine Hierarchie, deren Verordnungen sehr strenge befolgt werden, weist ihnen ihre verschiedenen Grade an, und sie stehen unter der unmittelbaren Aufsicht des Ministeriums des Auswärtigen zu Peking. Außer diesen drei Klassen giebt es auch in der Mongolei eine große Anzahl Sklaven, welche entweder von Kriegs-Gefangenen abstammen, oder von Familien, die wegen gewisser Vergehungen zu ewiger Sklaverei verurtheilt wurden. Sie sind ganz das Eigenthum ihrer Herren.

Seitdem die Mongolen der Mandschu-Dynastie gehorchen, die jetzt in China regiert, bilden sie keinen besonderen politischen Verein mehr. Jeder Stamm ist unabhängig und wird in Distrikte abgetheilt, die von Fürsten fünf verschiedener Klassen regiert werden. Die der beiden ersten Klassen Zin-Wang und Kiün-Wang führen den Königs-Titel. Die Beilé und Beisé sind Prinzen von geringerem Rang, und die Kung sind so viel als Grafen. Die regierenden Taidsjö, obgleich von etwas niedrigerem Range, haben dieselben Rechte wie die Mongolischen Fürsten. Der von einem Taidsjö regierte Distrikt wird Dsassal genannt. Es giebt auch in verschiedenen Mongolischen Bezirken erbliche Fürsten, welche den drei letzten Fürstlichen Klassen im Range gleichstehen; aber sie haben nur den leeren Titel und kein Gebiet zu verwalten.

Die Würde der Mongolischen Fürsten geht nur auf ihre männlichen Nachkommen und nach dem Erstgeburts-Recht über. Doch bedarf es zu jeder Uebernahme eines Titels der Genehmigung des Kaisers. Dieser Monarch hat auch das Recht, die Verdienste der Fürsten durch Erhöhung ihrer Würde zu belohnen, und sie durch Degradation zu bestrafen. Die Töchter der regierenden Fürsten haben nach Chinesischen Gesetzen keinen Anspruch auf das unbewegliche Eigenthum ihrer Väter, sondern deren Gebiet fällt ganz ihren Nachfolgern anheim. Wenn indeß diese Prinzessinnen heirathen, erhalten sie einen ihrer Geburt angemessenen Rang und Titel.

Ein Mongolischer Distrikt ist nichts Anderes, als ein Gebiet, welches mit seinen Bewohnern eine Militair-Abtheilung bildet. Jeder Distrikt wird in Regimenter abgetheilt, deren Zahl nicht bestimmt ist. Das Regiment hat sechs Schwadronen, jede von 150 Reitern, worunter 50 Kürassiere. Der Fürst, welcher den Distrikt regiert, muß in seinen Urtheilssprüchen dem Mongolischen Gesetzbuch folgen. Dieser Koder besteht aus 12 Abtheilungen und enthält eine allgemeine Uebersicht der Organisation der Nomadischen Völker, welche unter Chinesischer Herrschaft stehen. Er wurde von der Chinesischen Regierung entworfen und wird, nach den Umständen, durch Supplementar-Gesetze ergänzt, welche dieselbe Kraft haben, wie die ursprünglichen. Das Siegel, welches jeder Mongolische Fürst vom Ministerium des Auswärtigen zu Peking erhält, muß allen seinen Aussprüchen beigedruckt werden und dient statt der Unterschrift. In gewöhnlichen Angelegenheiten hält der Fürst Gericht, von seinen Räthen umgeben, und spricht das Urtheil nach dem Gesetzbuche oder nach dem Herkommen der Nomadischen Völker. Aber in allen wichtigeren Fällen muß er sich an die Häupter der Reichs-Versammlung wenden, welche vermittelst des Ministeriums zu Peking die Sache dem Kaiser zur Untersuchung und Entscheidung vorlegen. Ehemals hielt der Hof von Peking außerordentliche Kommissarien in der Mongolei, welche das Betragen der Prinzen zu beobachten hatten. Allein da diese Beamten oft ihre Stellung benutzten, um die Mongolen zu drücken, so hat man sie abgeschafft, und die innere Gerichtsbarkeit wird ganz den Fürsten überlassen, welche durch die Besatzungen der festen Plätze des Landes in Unterwürfigkeit gehalten werden.

Die Einkünfte der Mongolischen Fürsten und Taidsjö bestehen bloß in der Steuer, die sie, den Gesetzen zufolge, von ihren Unterthanen erheben dürfen. Mehrere von ihnen erhalten von dem Hofe zu Peking jährliche Gehalte, welche die Hälfte dessen betragen, was die Fürsten der acht Mandschu-Abtheilungen, die in der Hauptstadt in Garnison liegen, empfangen. Durch Annahme dieses Gehalts erkennen sie sich als Vasallen des Kaisers. Die in den südlichen Provinzen der Mongolei müssen sich alle vier Jahr nach Peking begeben und den ihnen auferlegten Tribut dahin bringen. Der Werth dieses Tributs ist unbedeutend, aber er ist wichtig als Zeichen der Unterwerfung desjenigen, der ihn leistet, und wegen der ansehnlichen Belohnungen, welche derjenige erhält, welcher ihn überreicht. Der Kaiser giebt ihnen für jedes Pferd 10 Unzen Silbers und 2 Stück Atlas, für jeden Hammel 10 Unzen und 4 Stück Nanking (jedes Stück Atlas oder Nanking ist 40 Fuß lang); für einen Sperber oder einen zur Jagd abgerichteten Windhund erhalten sie 10 Unzen und 4 Stück Atlas.

Die Mongolen im Allgemeinen sind von mittlerer Statur, mager, aber derb. Sie haben schwarzes Haar, eine braune Gesichtsfarbe und rothe Backen. Ihr Kopf ist rund und oben breit, die Ohren stehen weit ab. Ihre Augen, wie die der Chinesen, stehen nicht weit offen und scheinen deshalb sehr klein. Der obere Theil der Nase ist platt. Sie haben hervorstehende Backenknochen und ein kleines Kinn. Das Gesicht des Mongolen ist demnach rund und läuft nach unten spitz zu. Er hat dünne Lippen, weiße Zähne, nur wenig Barthaar und ein lebhaftes und kluges Ansehen. Die Gewohnheit, fast beständig zu Pferde zu seyn, auf hohen Sätteln und mit kurzen Steigbügeln, macht, daß die meisten Mongolen die Knie einwärts kehren und einen etwas wankenden Gang haben. Es fehlt ihnen nicht an natürlichem Verstande. Sie sind höflich, sanft und gefällig. Trotz ihrer einfachen und rohen Lebensweise haben sie doch nichts Rauhes in ihrem Benehmen. Sie zeigen sich im Gegentheil gefälliger und schmiegsamer, als man es von Nomaden erwarten sollte. Ihr Hauptfehler ist eine unmäßige Begierde nach Gewinn, welche sie oft zu Betrug und Diebstahl verleitet. In Kriegeszeiten artet ihre List und Schlauheit in Treulosigkeit und Grausamkeit aus.

Die Frauen haben Aehnlichkeit mit den Männern, aber ihr Gesicht ist immer sehr dunkelroth. Sie haben einen durchdringenden Blick. Ihre Keuschheit ist übrigens nicht besonders zu rühmen.

Der Mongole, von Jugend auf an jede Art von Entbehrung gewöhnt, erträgt ohne Mühe Nässe, Kälte und Hunger. Seine Wohnung ist eine Jurte oder rundes Zelt von Filz, das an der Spitze eine Oeffnung hat, um den Rauch durchzulassen. Der Eingang dieses Zeltes ist stets gegen Südosten. Die Jurten sind gewöhnlich nur 5 Fuß hoch, und mit dem obern Theile 10 Fuß, und haben 12 bis 20 Fuß im Durchmesser. Das Licht erhalten sie durch die obere Oeffnung oder durch die Thüre. Dieser gegenüber steht ein kleiner Schrein, der Götzen von vergoldeter Bronze enthält, vor welchen eine Lampe brennt, die man mit Butter und wohlriechenden Stäben, welche aus Tibet kommen, unterhält. Mitten im Zelte steht ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen oder gewöhnlicher mit Argali, d. i. trockenem Kuhmist, welcher das gewöhnliche Brennmaterial in der ganzen Mongolei ist. Das Feuer dient zur Erwärmung der Jurte und Bereitung der Speisen. Die Zeltwände der Reichen sind mit baumwollenen oder seidenen Stoffen behangen. Der Boden rings um das Kohlenbecken ist mit Teppichen, mit Filz oder mit Matratzen belegt, die Dienerschaft wohnt in besonderen Zelten. Das einzige Geräth, welches man in denen der Armen sieht, ist der Filz, welcher den Boden bedeckt. Die Jurte des Mongolen enthält alle seine Geräthschaften und nimmt im Winter auch noch seine Kälber, Schafe, Ziegen und Hunde auf. Ein so bevölkertes Zelt ist natürlich weder sehr reinlich noch sehr elegant. Die wenigen Geräthschaften der Mongolen bestehen in einigen Kesseln, einem Kohlenbecken, einer Axt, einigen Milch- und Wasserschläuchen und groben hölzernen Schüsseln und Näpfen.*) (N. A. d. V.)

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen seit Kurzem:

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte, von der Völkerwanderung und dem Entstehen neuer Reiche in Europa, Asien und Afrika, und der Gründung des Russischen Reichs bis zum gänzlichen Untergange des Griechischen Kaiserthums. Von J. Gaioff. Pr. 10 Rb.

Kurzer Abriß der Weltgeschichte, für das Zarskoeselo'sche Lyceum bearbeitet, vom dortigen Prof. J. Kaidanoff. Pr. 3 Rb.

*) Wir behalten uns vor, noch einige Auszüge aus diesem interessanten Werke mitzutheilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 22. Februar 1833.

Holland.

Das Jahr 1833, als eines der merkwürdigsten Säkular-Jahre der Christenheit dargestellt.

Wir haben das drei und dreißigste Jahr angetreten, seitdem Europa das vollendete achtzehnte Jahrhundert der Geburt des Heilandes der Welt feierte. Viele erinnern sich noch, wie diese Feier, der Drucks der Zeiten ungeachtet, hier und dort in Holland stattfand, mit welchem Frohlocken man der letzten Stunde des scheidenden Jahrhunderts Lebewohl sagte und die erste des gegenwärtigen bewillkommnete.

Es ist jedoch der Geburtstag berühmter Männer von minderer Bedeutung als der Jahrestag der Hauptthat, durch die sie sich berühmt machten. Niemand hat auf die Ermittelung des Geburtstags von Laurens Koster *) einigen Werth gelegt, und der Menschheit konnte auch wenig daran liegen, ihn zu wissen, aber der Tag oder das Jahr der Erfindung seiner unschätzbaren Kunst verdiente auf eine Weise gefeiert zu werden, welche dem heilsamen Einfluß entsprach, den sie auf den aufgeklärtesten Welttheil und von da über die ganze Erde ausübte. Wie einflußreich jedoch die Erfindung der Buchdruckerkunst gewesen ist, wie wohlthätig sie auf die Bildung der Menschheit eingewirkt hat, sie war doch nicht von der Art, daß sie die politische Gestalt Europa's veränderte; — hätte ein Cicero oder ein anderer seiner Volks- oder Zeitgenossen diese Kunst erfunden, so würde dies sehr viel zur Bildung der Römer und anderer Völker beigetragen haben, aber die Geschichte der Völker würde darum keine andere geworden seyn, als wie sie jetzt kennen. (1) So entstand auch durch die Erfindung des Schießpulvers eine gänzliche Umwälzung in der Kunst des Kriegführens, die Kriege selbst aber würden auch ohne diese Erfindung fortgewährt haben; denn ob man mit Pfeilen und Schleudern oder mit Pulver und Blei eine Feldschlacht gewinnt oder verliert, die Folgen bleiben die nämlichen.

Wenn daher im Leben eines Individuums ein Haupt-Umstand nachgewiesen werden kann, durch den ein ganzer Welttheil eine bestimmte Gestalt erhält und die Menschheit selbst einer Veränderung unterliegt, die gleichsam eine neue Welt entstehen läßt, dann verdient, unseres Erachtens, der Zeitpunkt, wann sich dieser Umstand ereignete, eine ganz besondere Werthhaltung und sein Säkular-Tag oder Jahr eine ausgezeichnete Feier. Und welcher Begebenheit kann wohl mit größerem Recht der angedeutete Einfluß auf unseren ganzen Welttheil zugeschrieben werden, als der des Kreuzes-Todes unseres Erlösers? Der Augenblick, in welchem Er den Geist aufgab, war zugleich der Augenblick der Geburt des Christenthums, und die unnennbaren Folgen, die daraus für ganz Europa hervorgingen, sind von solcher Art gewesen, daß man dreist behaupten kann, der gegenwärtige äußere und innere Zustand dieses Welttheils verdanke jenem Ereigniß sein Daseyn. Die Beweise für diese Behauptung würden ein Buch füllen; Niemanden aber, der kein Fremdling in der Geschichte der Europäischen Völker ist, können sie unbekannt seyn; während kaum erinnert zu werden braucht, daß der milde christliche Gottesdienst, indem er den rohen heidnischen verdrängte, auch eine gänzliche Umwandlung des sittlichen Zustandes der Europäischen Menschheit zur Folge hatte, und daß, was noch unendlich mehr sagt, unser ewiges Heil ausschließlich an diesen Kreuzestod geknüpft ist.

Unter Voraussetzung der Genauigkeit der von der Christenheit angenommenen Zeitrechnung und des dreiunddreißigjährigen Alters unseres Erlösers zu der Zeit, als er sich zum Heil der Welt jenem schmachvollen Tode preisgab, werden es nun im Laufe des Jahres 1833 genau achtzehnhundert Jahre, daß jenes für Europa erfolgreichste Ereigniß in Asien stattfand .....; und indem wir auf dieses Säkular-Jahr, als der ganz besonderen Beachtung, wenn nicht ganz Europa's, doch unserer christlichen Landsleute würdig, hinzuweisen wünschten, glauben wir diesem Zwecke hierdurch entsprochen zu haben. (Konst en Letterbode, 1833.)

Bibliographie.

De Kerk en Staat en wederzijdsche betrekking. (Kirche und Staat in gegenseitiger Beziehung.) Der Geschichte gemäß dargestellt, von Wilhelm Broes. 4 Bde. [Von diesem Werke, dessen letzter Band eine Vergleichung des Verhältnisses der Kirche zum Staat in den Niederlanden mit dem in Nord-Amerika enthält, sagt die Letterlievend Maandschrift: „Das Werk des ehrwürdigen Broes kann klassisch genannt werden; das dankbare Niederländische Volk wird es gewiß zu allen Zeiten als einen Diamanten schätzen, der glänzend in der Ehrenkrone strahlt, womit die Religion die greisen Locken ihres würdigen Verkünders bereits seit Jahren geschmückt hat."] Amsterdam.

Handboek der Christelijke Geloofsleer. (Handbuch der christlichen Glaubenslehre.) Von M. Corstius. 2 Bde. Gröningen.

Reis naar Columbia. (Reise nach Kolumbien in den J. 1825 und 1826.) Von dem Schwedischen Marine-Lieutenant C. A. Gosselmann. 2 Bde. Haarlem.

Nieuwe zedelijke verhalen. (Neue moralische Erzählungen.) Von G. Stam. Rotterdam.

*) Des angeblichen Holländischen Erfinders der Buchdruckerkunst. D. R.

Frankreich.

Joseph Napoleon und sein Spanischer Hof.

Von Abel Hugo.*)

Der Name Joseph Napoleon Bonaparte war einer der ersten Namen, die sich meinem Gedächtniß einprägten. Er gehört den Erinnerungen meiner zartesten Kindheit an.

Mein Vater, der nachmalige General Hugo, war Kommandant der Festung Lüneville zur Zeit des Kongresses, auf dem der Frieden zwischen dem republikanischen Frankreich und dem bei Hohenlinden besiegten Oesterreich abgeschlossen wurde. Der Graf von Cobentzl wahrte auf demselben die Interessen des Kaisers Franz, Joseph Bonaparte war der Bevollmächtigte des Französischen Volkes. Ich war damals vier Jahr alt; die Gesandten, wenn sie nicht bei sich Gesellschaft sahen, kamen häufig mit den Personen ihrer Umgebung in dem Hause meines Vaters zusammen.

Auf dem Kongresse zu Lüneville sah mein Vater den Mann zum ersten Male, dem er später nach Madrid und Neapel folgte; in Lüneville entspann sich zwischen Joseph Bonaparte und ihm jenes Verhältniß, welches der vormalige König von Spanien noch heute in seinen Briefen Freundschaft nennt, eine wirkliche und wohl erprobte Freundschaft, da sie sich an den beiden großen Klippen bewährt hat, wo gewöhnlich die Freundschaft scheitert: auf dem Throne und in der Verbannung.

Kurze Zeit nach der Erhebung Joseph's auf den Thron von Neapel trat mein Vater in seine Dienste. Er wurde Oberst jener schönen Korsischen Legion, welche sich auf eine so merkwürdige Weise sowohl bei der Belagerung von Gaeta, als bei der Verfolgung und Zerstörung der Bande des Fra Diavolo auszeichnete. Er war außerdem einer der Marschälle des Palastes. Ich erinnere mich, daß ich nach Neapel gebracht wurde, um dem Könige für eine Stelle, welche er mir unter seinen Pagen bewilligt hatte, zu danken. Ich habe niemals das wohlwollende Lächeln, den liebevollen Blick vergessen, womit Joseph das Kind empfing, welches er in Lüneville gekannt hatte.

Ich war indessen noch zu jung, um von der mir erzeigten Gnade Gebrauch machen zu können. Einige Zeit darauf verließ mein Vater Italien und folgte dem Könige nach Spanien.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Paris reisten meine Mutter, meine Brüder und ich im März 1811 meinem Vater nach. Er befand sich nicht in Madrid. Mit dem Gouvernement der Provinz Guadalaxara bekleidet, war er mit seiner Brigade beauftragt, die Hauptstadt gegen die Angriffe Don Juan Martin's zu decken, eines unter dem Namen Empecinado berühmten Parteigängers. — Auch der König befand sich nicht in Madrid, als wir daselbst eintrafen. Er war so eben auf einen kurzen Besuch nach Frankreich gereist; wir waren ihm auf unserer Reise vor Valladolid begegnet, der Wagen mußte an der Seite stillhalten, um ihm und seinem Gefolge Platz zu machen. Sein Wagen fuhr dicht an dem unsrigen vorüber; ich war ganz Auge und ganz Ohr. Der König schien mir traurig und sorgenvoll, er sprach heftig mit einem ihm gegenüber sitzenden Herrn. Ich habe seitdem den Grund jenes finsteren Blicks erfahren, der mich damals verwunderte; ich glaubte, ein König müßte immer heiter seyn. Joseph ging angeblich nach Paris, um der Taufe des Königs von Rom beizuwohnen; in der eigentlichen Absicht aber, um dem Spanischen Throne zu entsagen und in die Hände des Kaisers das Scepter zurückzugeben, dessen er sich nicht mehr zur wirksamen Beschützung seiner Unterthanen bedienen konnte.

Wir blieben in Madrid, um daselbst die Ankunft meines Vaters

*) Einem Bruder des Dichters Victor Hugo.

und die Rückkehr des Königs zu erwarten. Wir erhielten eine Wohnung in dem Hotel des Fürsten von Masserano, ehemaligem Botschafter des Spanischen Hofes in Paris und Ober-Ceremonienmeisters Josephs. Dieses Hotel, welches ganz leer stand, als wir einzogen, war eines der prächtigsten Gebäude hinsichtlich seiner innern Einrichtung, die ich jemals gesehen, und wie Kinder tummelten uns weidlich in den großen leerstehenden Sälen herum. Was mich damals in Spanien, außer dem Glück, ein neues Land zu sehen und meine jugendliche Neugierde zu befriedigen, am meisten entzückte, war der Glanz des Himmels und das überströmende, reine und klare Licht, welches alle Gegenstände zu durchdringen schien. Wir befanden uns im Sommer des Jahres 1811, der durch die Erscheinung des großen Kometen berühmt ist. Wie oft, wenn meine Mutter uns Gute Nacht gesagt hatte und meine Geschwister fest eingeschlafen waren, stand ich leise auf und setzte mich auf den Balkon vor unserem Fenster, um die Frische der Luft zu genießen und das flammende Gestirn zu bewundern, dessen Schweif die Hälfte des Himmels bedeckte; denn in der reinen Luft in dem südlichen Klima Spanien's ist, wie ich später erfahren habe, der Komet größer und lichtvoller erschienen, als in irgend einem anderen Lande Europa's.

Joseph kehrte von Paris zurück. Der König von Spanien erinnerte sich der Versprechungen des Königs von Neapel, und meine Eltern erhielten die Nachricht, daß ich zum Pagen Sr. Majestät ernannt worden sey. Es war dies eine um so größere Gunst, als kein anderer Franzose zu diesem Dienst zugelassen wurde. Es würde zu wenig seyn, wenn ich sagen wollte, daß ich mit Freude erfüllt war, — ich war berauscht. Wenige Tage nach meiner Ernennung brachte mich meine Mutter nach der Königl. Pagen-Anstalt. Die Einführung flößte mir weder Furcht noch Besorgniß ein. Ich sprach schon gut genug Spanisch, um an allen Unterredungen Theil nehmen zu können. Meine Eigenschaft als vormaliger Zögling des Kaiserlichen Lyceums in Paris flößte mir eine Art Zuversicht zu mir selbst ein, die keine Furcht vor dem Augenblick des ersten Zusammentreffens mit den jungen Spaniern, deren Kamerad ich werden sollte, aufkommen ließ. — Ich wurde übrigens vortrefflich von ihnen aufgenommen. Der grausame Gebrauch, einen neuen Kameraden durch grobe und brutale Mystificationen zu empfangen, ist in Spanien nicht bekannt und ich hatte keinen jener rohen Scherze zu ertragen, die damals in St. Cyr und Fontainebleau gebräuchlich waren. Der Gouverneur und die Direktoren bezeigten sich nicht weniger wohlwollend gegen mich, als meine neuen Genossen. Es wurde festgesetzt, daß ich am 1. Januar, dem Tage des Handkusses und der großen Galla, dem Könige vorgestellt werden sollte.

Am Neujahrstage war ich schon am frühen Morgen vollkommen gerüstet. Ehe wir uns nach dem Palaste begaben, ließ uns der Gouverneur die Revue passiren. Es war der vormalige Gouverneur der Pagen Karl's IV., Don Luis von Rancaño, Ingenieur-Oberst, ein sehr geachteter Offizier, der sein gegenwärtiges Amt als einen ehrenvollen Ruheposten für sein Alter erhalten hatte. Von hoher Gestalt und schöner militairischer Haltung, gerecht, fest, sanft und wohlwollend, flößte er uns Allen die höchste Achtung ein. Ich habe nach den Ereignissen von 1814 das Glück gehabt, diesen verehrten Mann in Paris wiederzusehen, verbannt, wie alle vornehme Spanier, die unter Joseph Dienste genommen hatten. Er ertrug mit Ruhe, ohne Klagen wie ohne Stolz, die Leiden und das Elend der Verbannung. Er starb nicht lange vor der Zeit, wo die Dekrete der Königin Christine allen Verbannten die Thore Spaniens wieder geöffnet haben. Herr Rancaño hatte als Unter-Gouverneur einen jungen Bataillons-Chef, Namens Landaburu, zur Seite. Dieser folgte ebenfalls später dem König Joseph nach Frankreich; aber nach der Rückkehr Ferdinand's nach Madrid erhielt er die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukommen. Seine militairischen Talente und vielleicht auch irgend eine Protection verschafften ihm eine Anstellung in der Königlichen Garde; und dies war, wie ich erfuhr, derselbe Landaburu, der während der Unruhen in Madrid im Juli 1822 von seinen Soldaten auf die schändlichste Weise ermordet wurde.

Meines Alters und meiner vorgerückten Studien halber unter die Pagen erster Klasse versetzt, hatte ich mich an einen derselben, Namens Domingo Aristizabal, enger angeschlossen. Dieser junge Mann, schon Page unter Karl IV., war der Sohn eines ehemaligen Vice-Königs von Mexiko. Sein Vater und alle seine Verwandte, von denen er zur Zeit der Besetzung Madrid's durch die Franzosen gänzlich getrennt war, fochten in den Reihen der Insurgenten. Er hatte meine Freundschaft offen erwiedert und mir versprochen, mich während meiner Vorstellung nicht zu verlassen, um mir die Namen aller Personen bei Hofe zu nennen.

Nachdem die Revue vorüber war und die Stunde zum Aufbruch geschlagen hatte, machten wir uns auf den Weg, je zwei und zwei auf militairische Weise marschirend, unseren Gouverneur und Herrn Landaburu an der Spitze; Aristizabal ging an meiner Seite. Um nach dem Palast zu gelangen, mußten wir über einen großen Platz, der kaum geebnet und noch mit Schutt und Ruinen bedeckt war. Es war einer der Plätze, deren Anlegung der König Joseph, für die Verschönerung und Reinlichkeit Madrids besorgt, befohlen hatte, und die ihm von den mit solchen Neuerungen, deren Vortheile sie damals noch nicht zu würdigen wußten, unzufriedenen Spaniern den Beinamen Rey de las Plazas verschafften.

Da die Feinde Josephs seine wirklich väterliche und im Interesse des Landes geleitete Verwaltung nicht angreifen konnten, so hielten sie sich an seine Person. Um den Haß der unteren Volksklassen gegen ihn zu erregen, waren ihnen die gehässigsten und abgeschmacktesten Verleumdungen nicht zu schlecht. Sie gingen so weit, ihm körperliche Gebrechen und plumpe Sitten anzudichten; sie schilderten diesen Fürsten, der ein angenehmes Aeußere, eine schöne Gestalt und eine seltene Enthaltsamkeit in allen seinen Genüssen besitzt, als ein mißgestaltetes, dem Trunk ergebenes Ungeheuer; sie nannten ihn spottweise el Rey tuerto, Pepe Coxo, Pepe botellas u. s. w. Die Madrider wußten, was sie von solchen Verleumdungen zu halten hatten; aber in den von der Hauptstadt entfernt liegenden Provinzen wußte man denselben doch einigen Glauben zu verschaffen und so dem Könige in der öffentlichen Meinung zu schaden.

Die Spanier lieben übrigens die Beinamen und die Wortspiele. Die Insurgenten nannten, wie man weiß, ihre Chefs sogar selten bei ihren Familien-Namen. Beinamen, die gewöhnlich auf ihren früheren Stand oder auf irgend ein körperliches Gebrechen Bezug hatten, dienten zur Bezeichnung derselben, so z. B. el Pastor, el Cura, el Empecinado u. s. w. Man kann also leicht denken, daß sie sich einer größeren Freiheit bedienten, wenn sie von ihren Feinden sprachen. Napoleon, den die dramatischen Schriftsteller in den Städten, wo die revolutionnairen Junta's ihren Sitz hatten, unter den Zügen des Satans auf die Bühne brachten, wurde von dem Madrider Pöbel immer Napoladron genannt.

Bei meinem Eintritt in den Saal, wo den Pagen ihr Platz angewiesen wurden, war ich ein wenig erstaunt über die Masse von Offizieren und Civil-Beamten des Königlichen Hauses, welche daselbst zusammengedrängt waren. Die Mehrheit derselben schien nicht aus Franzosen zu bestehen; denn die Unterredungen, welche ich um mich her hörte, wurden fast alle in Spanischer Sprache geführt. Ich wunderte mich darüber nicht mehr, als mir Herr Rancaño erzählte, daß der König mit den Personen, welche ihm in öffentlicher Audienz vorgestellt wurden, gewöhnlich Spanisch sprache.

Aristizabal, am Hofe Karl's IV. erzogen und an Glanz des Palastes gewöhnt, war nicht, wie ich, von der Pracht und dem Reichthum der Kostüme überrascht. Er behauptete sogar, daß die Audienzen des vorigen Königs eine weit zahlreichere und glänzendere Versammlung herbeigezogen hatten. Bei dergleichen großen Ceremonien saßen der König und die Königin, von ihrer Familie umgeben, unter dem Thronhimmel und erwarteten die Begrüßungen der bei Hofe vorgestellten Personen, die nach einander bei dem Throne vorübergingen. Wenn sich ein Grande von Spanien näherte, dann erhob sich die ganze Königliche Familie und umarmte ihn auf das zärtlichste. Den übrigen Edelleuten, die nicht Granden von Spanien waren, wurde mit großem Ernst die Hand zum Kusse gereicht.

Trotz der Einwendungen der alten Hofleute hatte Joseph diese orientalische Sitte abgeschafft. Er liebte es nicht, so steif auf dem Throne zu sitzen, und nachdem er in dem Saale de los reynos die Botschafter, die Minister, die Staatsräthe und die Generale empfangen hatte, ging er durch die anderen Säle und kam denen entgegen, die ihm ihre Huldigungen darbringen wollten. Er war Allen zugänglich, hörte mit Geduld zu, antwortete mit Sanftmuth, erkundigte sich mit Theilnahme. Niemals verließ ihn Jemand unbefriedigt. Auch sagte mir Aristizabal, als er die beiden Höfe verglich: „Vormals war ein Audienz-Tag eine Prozession, jetzt ist es eine Revue."

Gleich bei unserem Eintritt stellte mich Herr Rancaño dem General-Lieutenant Baron Strolz vor, der, in seiner Eigenschaft als Ober-Stallmeister, die obere Leitung über die Königliche Pagen-Anstalt hatte. Der General Strolz hatte diese Stelle erst nach dem Abgange des Grafen Stanislaus von Girardin erhalten, der, nachdem er Ober-Stallmeister in Neapel gewesen, dem Könige nach Madrid gefolgt war, in der Hoffnung, dieselbe Anstellung am Spanischen Hofe zu erhalten. Da dieser Wunsch nicht erfüllt werden konnte, weil die Constitution bestimmte, daß die großen Hof-Chargen nur von Einheimischen bekleidet werden dürften, so verlangte und erhielt Herr von Girardin die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, zum wahren Bedauern des Königs, der in ihm einen ergebenen Diener und treuen Freund hatte. Der General Strolz ging, wie mein Vater, aus jener Rhein-Armee hervor, deren Offiziere so lange Zeit gegen das Vorurtheil des Kaisers zu kämpfen hatten. Er hatte meinen Vater beim Generalstabe Moreau's kennen gelernt und empfing mich daher sehr freundlich. Der König Joseph kannte den Grund der Abneigung Napoleons gegen die Offiziere jener Armee; er wußte, daß die meisten derselben, in Folge ihrer republikanischen Gesinnungen, der Umänderung des lebenslänglichen Konsulats in ein erbliches Kaiserthum ihre Stimmen nicht gegeben hatten; da er aber ihren Talenten und ihrer Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren ließ, so hatte er versucht, sie an sich zu ziehen, und dies war ihm gelungen. Man zählte unter seinen Generalen und in seiner Garde eine große Anzahl jener hartnäckigen Republikaner, deren zuweilen sehr freimüthig ausgesprochene Gesinnungen jenen Herrscher nicht erzürnten, der selbst aus der Republik hervorgegangen und vielleicht innerlich selbst geneigt war, dem Grundsatz der Volks-Souverainetät zu huldigen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les écorcheurs. (Die Usurpation und die Pest.) Geschichtliche Fragmente aus dem Jahr 1418. Vom Vicomte d'Arlincourt. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le prêteur sur gages. (Der Pfandleiher.) Von E. Saville. 5 Bde. Pr. 15 Fr.

Nord-Amerika.

Notizen über Süd-Karolina.

Aus Stuart's Reisen.*)

Die Hauptstadt dieses Theils der Vereinigten Staaten, Charleston, ist von allen Amerikanischen Städten, die ich gesehen habe,

*) Three Years in North America. By J. Stuart. 2 Voll. Das Werk ist in Form eines Tagebuchs abgefaßt, weshalb man keine systematische Beschreibung erwarten darf. Wir haben den gegenwärtigen Auszug gewählt, weil die Schrift gerade jetzt ein besonderes politisches Interesse hat.

so verschieden als nur möglich. Die Bevölkerung beträgt etwas über 30,000 Seelen. Die schön gebauten Häuser sind sehr groß; viele derselben sind eingefriedigt, wie die großen Hotels in Paris, und alle haben Baltone und liegen in zierlichen Gärten, die mit Rosen, Maßliebchen, Sommerblumen und dem schönsten Immergrün prangen. Dagegen fand ich viele Straßen ungepflastert und kothig, auch hatten die Häuser in einigen Theilen der Stadt ein schmutziges Ansehen. Der Bazaar der Stadt, das Aeußere der Bewohner, von denen viele nur schlecht gekleidet waren, und die große Menge farbiger Menschen überzeugten mich, daß ich in einem Staate sey, wo größere Ungleichheit der Stände obwaltet, und wo man Sklaven hält. Wirklich sind die farbigen Bewohner in Süd-Karolina zahlreicher, als die Weißen. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude nehmen sich gut aus, besonders die Michaelis-Kirche mit ihrem 168 Fuß hohen Glockenthurme. Das Post-Amt ist ein geräumiges und schönes Gebäude. Die stattlichsten Gebäude wurden vor der Revolution errichtet. Es giebt hier viele wohlthätige Stiftungen, unter denen das Waisenhaus den ersten Rang einnimmt.

Die Lage von Charleston, das sieben (Engl.) Meilen vom Ocean liegt, hat viel Aehnlichkeit mit der von Neu-York. Es liegt auf einer in die Bucht hineinragenden Landzunge, am Zusammenfluß des Ashley und Cooper, und hat einen tiefen sicheren Hafen. Schiffe, die zwanzig Fuß Wasser erfordern, kommen in die Scheanten. Am Abend meiner Ankunft besuchte ich das Theater, ein Gebäude, das besonders von innen recht nett aussieht. Ich wunderte mich, daß es so schlecht besucht war, besonders in der Woche des Pferde-Rennens. Als ich am Abend nach dem Gasthofe zurückkehrte, fand ich die Straßen fast ganz öde und traf kaum Jemanden, den ich nach dem Wege fragen konnte. Dies liegt an einer Verordnung, die jedem farbigen Einwohner — und diese bilden so ziemlich die Hälfte der Bevölkerung — verbietet, sich nach neun Uhr auf der Straße sehen zu lassen. Als ich die Thür des Gasthofs öffnete, hatte die männliche Dienerschaft bereits ihr Nachtlager auf dem Flur eingenommen, und zwar ohne sich auszukleiden. Die Leute bekommen hier keine Art von Bett, und man darf sie ungestraft stoßen oder über sie wegschreiten.

Den folgenden Morgen machte ich einen angenehmen Spaziergang durch die Stadt und ihre Umgebungen, welcher mich in meiner ersten Meinung bestärkte. Der Unterschied der Stände ist auffallend groß. Einige Häuser sind wohl 10,000 Pfund werth, und wahre Paläste, umgeben von Orangen-Bäumen, Magnolien, Palmbüschen und anderen Bäumen, die fast einem tropischen Klima angehören. Die Straßen sind mit den prächtigsten Indischen Bäumen der Länge nach bepflanzt. Der ganze Anblick verkündigt weit mehr Luxus, als ich an jedem anderen Orte der Freistaaten gesehen. Früh am Vormittag ging ich nach der Rennbahn, die ein sehr schöner Rasengrund bildet. Augenscheinlich hatte sich Vieles in den Sitten der Bewohner verändert. Die Equipagen waren weit stattlicher; man sah Kutschen mit gemalten Wappen und Bedienten in Livree.

Das Pferde-Rennen war von sehr vielen Herren bürgerlichen und vornehmen Standes, aber von wenigen Damen besucht. Hier beim Rennen befanden sich wenigstens doppelt so viel farbige Menschen als Weiße, und doch mußten sie sich eine Behandlung gefallen lassen, die ein Weißer dem Anderen nicht anzudrohen gewagt hätte. Das Rennen fiel sehr gut aus, da die Pferde zwar nicht sehr schnell, aber gut fortire waren. Es wurden vier Wettläufe angestellt. Die Reiter waren alle farbige Bursche.

Das Thermometer stand während meiner Anwesenheit über 70° Fahrenh. Ich sah keine Mosquitos, aber die Fliegen waren eine große Plage. Sie wurden über Tische durch Sklaven, mit Fächern versehen, von den Speisen abgewehrt. Orangen, Bananen und andere Tropenfrüchte giebt es hier in Ueberfluß. Die Orange kostet einen halben Penny. Die Stadt hat großen Verkehr mit Havannah.

Als ich in mein Hotel zurückkehrte, fand ich, daß ein Herr in meiner Abwesenheit nach mir gefragt und eine Einladungs-Karte auf morgen zurückgelassen hatte. Nachdem ich ihm geschrieben, daß ich die Einladung annähme, ging ich in das Gast-Zimmer und ersuchte den Wirth, das Billet durch einen seiner Burschen besorgen zu lassen; allein er bemerkte mir kurz, er könne keinen seiner Sklaven ausschicken. Der Tafeldecker — ein Herr Ferguson aus Nord-England — sah meine Verlegenheit, erbot sich, das Billet selbst zu besorgen, und der Wirth willigte ein. Jedoch gestand mir Ferguson nachmals, seine große Gefälligkeit habe dem Wirth sehr übel gefallen, weil er wohl wisse, daß seine Gegenwart in dem Gast-Zimmer stets nothwendig sey. Zugleich erzählte mir Ferguson, die Sklaven würden hier im Hause sehr grausam behandelt, und man erlaube ihnen niemals einen Ausgang, weil sie dann unfehlbar Alles aufbieten würden, um zu entfliehen. Den nächsten Morgen sah ich aus meinem Fenster, wie die Frau Wirthin einem ihrer schwarzen Knechte Eins hinter die Ohren versetzte, daß er taumelte, und in der Folge bemerkte ich, daß es ihr tägliches, ja stündliches Geschäft war, die männliche und weibliche Dienerschaft bald mit der Faust, bald mit einem Riemen zu züchtigen.

Ich speiste diesen Tag in großer Gesellschaft und in einem sehr schönen Hause, dessen Zimmer mit getäfelter Arbeit in Altenglischem Stile geschmückt waren. Zwanzig Personen setzten sich um halb fünf Uhr zu Tische. Wir hatten eine sehr komplizierte Mahlzeit. Ein Ober-Bedienter und drei andere Sklaven warteten auf. Der Tisch war mit Schildkröten-Suppe, Fischen, Wildpret, gekochtem Hammelfleisch, gebratenem Puter, gekochtem Puter, einem Schinken, zwei gekochten gesalzenen Zungen, zwei zahmen Enten, zwei wilden Enten, gekochtem Reis, Kartoffeln, Blumenkohl, Saladen u. s. w. bedeckt. Alles wurde zugleich, und noch ehe wir uns niedersetzten, aufgetragen. Zunächst folgten Backwerk und Puddings von allen Sorten, und dann ein herrlicher Nachtisch von Orangen, Schaddocks, trefflichen Bananen und mancherlei Westindischen Früchten, auch Eis in Ueberfluß. Die Getränke waren Champagner, Madeira, Xeres, Portwein, Claret, Porter, Limonade u. s. w.

Dr. Tidyman von Charleston gab sich viel Mühe, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. In seinem Hause fand ich viele von den angesehensten Bürgern. Es schien bei ihnen Sitte, daß sie des Sonntags am Vormittag auf ein paar Minuten kamen, um ein Glas Wein und ein Stück Kuchen zu genießen. Der Gebrauch, daß zwei Herren, die man einander vorstellt, sich die Hände reichen, scheint hier, wie in den nördlichen Freistaaten, zu bestehen. Er vertritt den steifen Bückling in Großbritanien. Ich habe Herrn Tidyman's Gastfreundschaft zu wiederholten Malen in Anspruch genommen. Sein Küche war fast ganz Englisch eingerichtet. Wildpret giebt es hier bei jeder Mahlzeit, und obschon nicht so trocken wie in den nördlichen Staaten, steht es doch sehr dem Schottischen Wildpret, ja sogar einer guten Hochländischen Hammelkeule nach.

Dr. Tidyman hat vier gemeine Sklaven zu Livree-Bedienten. Ihre Anhänglichkeit an ihn und seine Familie und der Eifer, mit dem sie jeden Auftrag besorgten, verkündeten ihre Dankbarkeit für die gütige Behandlung, die ihnen zu Theil wird. Dr. T. hat neulich in einer Abhandlung, die sich hauptsächlich auf den neu eingeführten Tarif bezieht, den Ueberschlag gemacht, daß der Unterhalt eines Sklaven in einer gut verwalteten Pflanzung jährlich ungefähr 35 Dollars koste. Er berechnet ferner, daß der Lohn eines Arbeiters, der ein Weißer ist, in den Freistaaten dreimal mehr ausmacht, als in Europa. Angenommen nun, der Preis für einen Sklaven sey 400 Dollars, und die Interessen, zu 10 Prozent, betrügen jährlich 40 Dollars, so ergiebt sich daraus der erstaunliche Vortheil, den man vom Dienste der Sklaven hat; denn der Lohn eines Weißen kann auf nicht weniger als 500—600 Dollars berechnet werden. Dr. Tidyman bemerkt, die Lage der Sklaven sey bei menschenfreundlichen Herren so glücklich, als ein Verhältniß sklavischer Abhängigkeit nur zuließe. Wirklich habe ich Beispiele von eben so starker, wo nicht stärkerer Zuneigung eines Sklaven zu seinem Herrn gesehen, als ein Weißer sie haben kann; allein der Herr darf seine Gewalt über den Sklaven, wenn es ihm gefällt, mißbrauchen, und es ist sehr auffallend, daß im südlichen Theile der Freistaaten gerade die größten Sklaven-Besitzer, deren Interesse sie schon zu guter Behandlung ihrer Sklaven auffordern sollte, ihnen am schlechtesten begegnen. Ein Beispiel dieser Art ist so bekannt, daß ich schicklicher Weise davon reden kann, — nämlich das des Generals **Hampton**, eines der größten Sklaven-Besitzer in den Freistaaten, der ein Süd-Karolinaer ist, dessen Güter aber zumeist in Louisiana liegen. Er mißhandelt seine Sklaven nicht bloß, sondern läßt sie auch Hunger leiden, fast nackt gehen und überladet sie mit Arbeit. Ich habe mehrere seiner Aufseher gesprochen, die von dem Zustande der Hampton'schen Sklaven Schreckliches erzählten und aus der Ursache ihren Dienst verlassen hatten, weil sie nicht länger Zeugen der grausamen Züchtigungen seyn wollten, die an diesen Unglücklichen vollzogen wurden. Ich erzähle dies nicht auf die bloße Autorität solcher Leute; General Hampton's Benehmen gegen seine Sklaven ist allgemein bekannt.

Einen Theil des Sommers herrscht hier ein so gefährliches Fieber, daß sehr viele Einwohner die Stadt verlassen. Viele ziehen auf ein Eiland in der Bucht, Sullivan's Insel genannt; Andere begeben sich in die bergigen Gegenden Süd-Karolina's, wo die Luft sehr gesund ist, und Viele wandern nach Norden, zu den Quellen des Saratoga, oder in die benachbarten Staaten.

Den vierten März machte ich eine weite Spazierfahrt, um das Land bei Charleston zu sehen, wovon ein großer Theil sehr sandig ist. Die Landstraßen sind an einigen Stellen sehr schlecht, was von dem großen Gewichte der Wagen herkommt, die Baumwolle nach Charleston bringen, damit sie dort eingeschifft werde. Die schönen Flüsse zu beiden Seiten geben hier der Landschaft ihren größten Reiz; aber das Innere von Süd-Karolina ist in dieser Gegenden gebirgig und sehr malerisch. Einige Gipfel von Zweigen des Alleghany-Gebirges, die in diesen Staat hineinreichen, messen 3000—4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Der **Tafelberg** (Table mountain), ein an drei Seiten nackter Granit-Felsen, ist der höchste von allen. Eine große Menge der schönsten Bäume in der Nachbarschaft von Charleston, besonders die immergrünen Eichen, sind mit einem langen herabhangenden Moose (Tillandsia usneoides) bedeckt, so oft sie unweit eines feuchten Bodens stehen. Man stopft mit diesem Moose Matratzen. Das Vieh frißt es gern, ehe das Gras der Weiden hervorkommt. Dies Moos entzieht übrigens den Bäumen ihre Nahrung und hindert sie, die Sonnenwärme zu empfangen.

Mein Kutscher war ein freigelassener farbiger Mensch. Er machte mir eine fürchterliche Beschreibung von der Behandlung, die ihm und allen Schwarzen, mögen sie nun Freie oder Sklaven seyn, in diesem Staate widerfährt. Er hatte früher die Gewohnheit, in jeder Jahreszeit einmal nach Neu-York zu gehen, und zwar in der Periode, wann die Einwohner aus der Stadt ziehen und fast alle Geschäfte feiern; aber seit einigen Jahren hat die Obrigkeit verfügt, daß ein freier Schwarzer, der den Staat verläßt, und wenn er nur die Gränze überschritte, niemals wiederkehren darf; da nun mein Kutscher ein Weib und Kinder hat, so kommt es ihm vor, als lebe er hier in Gefangenschaft. Dasselbe Gesetz verbietet freien Schwarzen, aus einem anderen Staate hierher zu kommen. Werden sie zu Schiffe gebracht, so wirft man sie gleich in's Gefängniß, bis das Schiff wieder unter Segel geht, und der Capitain muß die Unkosten der Einsperrung bezahlen. Die Unterrichtung farbiger Menschen, selbst wenn sie frei sind, ist dem Gesetze zuwider; sie können in Rechtshändeln weißer Personen kein gültiges Zeugniß ablegen, und ihre eigenen Prozesse werden vor einem Friedensrichter und Freisitzern, ohne die Wohlthat eines Geschwornen-Gerichtes, abgehandelt.

Was die Sklaven betrifft, so sind diese noch übler daran; denn obgleich ihr Zeugniß gegen Weiße in keinem Falle gilt, so wird doch das Zeugniß freier Schwarzen oder ihrer Mitsklaven gegen sie angenommen. Ich selbst habe mich von den drückendsten Wirkungen der Sklaverei in Charleston überzeugt. Meine Wirthin behandelte alle ihre Sklaven täglich auf höchst barbarische Weise, obschon sie wußte, daß noch neulich die Mißhandlung eines Sklaven seinem Herren beinahe das Leben gekostet hätte. Dieser schlug seinen Koch, einen starken Kerl, so lange, bis Letzterem die Geduld verging. Er fiel über seinen Herren her und versetzte ihm zur Vergeltung einen solchen Schlag, daß er beinahe des Todes war; sogleich verließ der Koch das Haus, rannte davon und — war verschollen. Man vermuthete, er habe sich ersäuft. Bei einer Gelegenheit prügelte die Wirthin eine ihrer Sklavinnen, bis ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, und überließ dann Herrn Ferguson die Beendigung des Geschäfts in einem Seiten-Zimmer. Dieser gab dem Mädchen einen Wink, den sie verstand, und sie schrie aus voller Kehle, während Ferguson eifrig gegen die Wand lospeitschte. Die Wirthin bewies ihm ihre Zufriedenheit, aber zu seinem Unglück wurde diese Art der Schonung im Hause bekannt, weshalb man ihm seinen Abschied gab, als ich noch im Hause war. Allein erst an dem Tage, als ich das Haus verließ, erfuhr ich den grausamsten Zug dieses teuflischen weiblichen Charakters. Ein großer und stämmiger Kerl, der Koch, sollte mein Gepäck tragen. Er kam mit Thränen in den Augen. Ich fragte nach der Ursache; da erzählte er mir, daß er vor wenigen Minuten einen Schlag auf den Kinnbacken bekommen habe, der ihm fast die Besinnung raubte. Ich bezeugte ihm mein Mitleid. Er bemerkte, aus solcher Mißhandlung mache er sich sehr wenig; aber sein Leben sey voller Qual; denn vor etwa zwei Jahren sey er mit seinem Weibe und zweien Kindern auf dem Markte von Charleston zum Verkauf ausgeboten worden — ihn habe der Wirth gekauft — seine Familie aber ein anderer Mann, und obgleich er mit ihnen in derselben Stadt lebe, so werde es ihm doch niemals erlaubt, sie zu sehen. Er würde auf den Tod geschlagen, wenn er nur bis an's Ende der Straße ginge.

Zeigt sich bei einem Sklaven nur das geringste Symptom von Widersetzlichkeit, so schickt ihn sein Herr nach dem Gefängniß, wo er von Zuchtmeistern, die gleichfalls Neger sind, so viel Peitschenhiebe erhält, als seinem Herrn beliebt. Der öffentliche Verkauf von Sklaven in Charleston findet häufig statt. Ich sah zwei Käufe mit an, bei denen die unglücklichen Geschöpfe Thränen vergossen, weil man sie von ihren Verwandten und Freunden trennte. So wurde ein sechzehn- oder siebzehnjähriges junges Weib von ihren Eltern, Angehörigen und Jedem, den sie selbst gekannt hatte, losgerissen. Dies ereignet sich nicht selten, obwohl ich gehört habe, daß man allgemein die Familien gern ungetrennt läßt, wo es thunlich ist.

Bibliographie.

Views of the city of New-York. (Ansichten der Stadt New-York und ihrer Umgebung.) Nr. V. New-York. (Enthält einen Plan der Stadt New-York und die Abbildung eines alten Holländischen und eines in neuester Zeit erbauten Hauses.)

Two years and a half in the navy. (Drittehalb Jahre unter der Marine.) Von E. C. Wines. Philadelphia. (Reise-Journal einer Fahrt durch das Mittelländische Meer nach der Levante, an Bord der Fregatte „Constellation", in den Jahren 1829—31, mit besonderer Rücksicht auf das Seeleben und die Einrichtungen auf einem Schiff. [Von diesem Werk ist bereits in England unter dem Titel: Two years and a half in the American navy ein Nachdruck erschienen.]

Mannigfaltiges.

— **Gefühl und Aeußerung.** Je mehr ich von Lord Byron sehe, desto mehr überzeuge ich mich, daß sein Reden und Thun gelinder beurtheilt werden sollte, als das anderer Menschen; denn es ist immer nur das Werk einer augenblicklichen Anregung, und nie überlegter Bosheit. Er kann es nicht lassen, Alles, was ihm in den Sinn kommt, herauszusagen. Den kleinsten Schatten des Lächerlichen faßt er mit dem ersten Blick auf, und schildert es so lebendig und so treffend, daß sein angeborner Hang zum Spott dadurch immer stärker werden muß. Alle Bosheit, die in seiner Natur liegen mag, sitzt auf seinen Lippen und in den Fingern seiner rechten Hand; denn in seinem Herzen, — ich bin es überzeugt, — findet sich keine, und dieses ist weit besser, als die meisten Menschen, außer denjenigen, die auf vertrautem Fuß mit ihm leben, ihm zutrauen. Er tritt in eine Gesellschaft, wie Kinder den Spielplatz betreten, um sich, wenn er nach großer Geistes-Anstrengung der Erholung bedarf, zu erheitern und zu unterhalten. Das Lächerliche ist sein Spiel, das ihn um so mehr ergötzt, je mehr er findet, daß es Andere belustigt, und sein Spott verliert durch den kindischen und fröhlichen Muthwillen, mit dem er seine Einfälle vorbringt, viel von seinem Stachel. Dies Alles fühlt man bei der mündlichen Unterhaltung, allein es läßt sich leider nicht auf dem Papier darstellen. Der Erzähler kann daher, um den Tadel, der seine Sarkasmen trifft, zu mildern, nichts thun, als des Lächelns und der guten Laune gedenken, mit denen sie gesagt wurden. Eines Tages, als ich mir die Freiheit genommen hatte, Lord Byron auszuschelten (wie er es nannte), was er mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit aufnahm, sagte ich ihm, wie angenehm es mich überraschte, daß er sich so geduldig von mir den Text lesen ließe. Er antwortete lächelnd: „Kein Mann sieht es ungern, wenn ihm eine Frau den Text liest, wenn es nur nicht seine Mutter, seine Schwester oder seine Geliebte ist. Denn erstens beweist dies, daß sie sich für ihn interessirt, und zweitens, daß sie ihn nicht für unverbesserlich hält; denn die Frauen, wenn sie uns zurechtweisen, geben sich kein so wichtiges Ansehen, wie die Männer, besonders unsere Zeitgenossen, und selbst wenn sie es thäten, so halten die Männer doch ihre eigene Ueberlegenheit für so ausgemacht, daß sie ohne Demüthigung dem sanften, ich will nicht sagen schwachen, Geschlecht Gehör geben. Eine muß ich jedoch ausnehmen, denn ich gestehe, von Lady — könnte ich keine Predigt ertragen; doch, die gehört auch weder zum schwachen, noch zum sanften Geschlecht; sie ist ein non descriptum und hat alle Fehler beider Geschlechter, ohne deren Tugenden. Für Lady — scheinen jene zwei Zeilen aus der Schilderung der Catharina von Medicis in der Henriade geschrieben:

„Possédant en un mot, pour n'en pas dire plus
Les défauts de son sexe et peu de ses vertus."

Ich erinnere mich nur Eines Falles, wo Lord Byron meine Freimüthigkeit übel zu nehmen schien. Wir kehrten zu Pferde von Nervi zurück, und bei der Vertheidigung eines meiner Freunde, den er mit allen Waffen des Lächerlichen und des Spottes angriff, ging ich in meiner Freimüthigkeit weiter als gewöhnlich. Da wir in diesem Augenblick an die Stelle kamen, wo sich der Weg nach Albaro wendet, so nahm er höflich, aber kalt Abschied und eilt davon. Kaum hatten wir zweihundert Schritte zurückgelegt, als er hinter uns her gejagt kam. „Kommen Sie", rief er, mir die Hand reichend, „geben Sie mir Ihre Hand; ich kann es nicht leiden, daß wir auf so steife Art von einander gehen. Ich bin überzeugt, daß Sie Recht hatten in dem, was Sie sagten, und daß es gut gemeint war. Nun, Gott befohlen! Morgen reiten wir wieder aus, und ich verspreche Ihnen, ich will dann nichts sagen, was mir eine Lection zuziehen könnte." Wir Alle mußten gestehen, daß sich Byron nie so sehr zu seinem Vortheil gezeigt hatte; er scheint mir der lenksamste Mensch, den ich je sah. Ich wollte, Lady Byron hätte dies erkannt; Beide wären jetzt glücklicher. (Journ. of Lady Bless.)

— **William Moorcroft.** Das „Magazin" gab in Nr. 7 und 8 einen Bericht über den neuesten Band des Journal of the Royal Geographical Society in London, 1832. Es wird daselbst eine Probe von Moorcroft's Beobachtungs-Gabe über die Agrikultur des Kaschmir'schen Alpenlandes mitgetheilt und sein früher Tod beklagt. Eine nachträgliche Berichtigung des gedachten Journals in letzter Hinsicht, wie sie Herr Prof. Carl Ritter jüngst bei einer anderen Gelegenheit in einer Sitzung der hiesigen geographischen Gesellschaft gegeben hat, so wie einige andere kleine Notizen dürften vielleicht nicht ganz uninteressant erscheinen. — Will. Moorcroft starb nicht im März 1825, und seine letzte Nachricht ist nicht vom 23. Oktober 1823; — beides wird in dem Journ. of the Roy. Geogr. Soc. Vol. II 1832. p. 268 irrthümlich angegeben. Denn das Asiat. Journ. 1826 Vol. XXI. p. 609 theilt noch einen Brief Moorcroft's mit, datirt: Bochara, den 6. Juni 1825, der seine Abenteuer in Turkestan enthält, und Trebeck giebt in seinem Briefe, datirt: Balkh, den 6. September 1825 (efr. Asiat Journ. Vol. XXI. p. 786 und Vol. XXII. p. 596), den 25. August 1825 als Moorcroft's Todestag an. — Die wichtigste literarische Acquisition Moorcroft's in Kaschmir ist wohl unbedingt ein vollständiges Manuskript der Chronik von Kaschmir von dem Radscha Taeeingini. In einem früheren Briefe an die Societät in Kalkutta sagt er, daß er lange nach diesem Werke vergeblich gesucht, aber früher immer nur korrumpirte Auszüge davon gefunden habe, je nachdem Muselmänner oder Hindus die Abschreiber gewesen. Das Werk selbst sey früher in Kaschmir so allgemein verbreitet gewesen, daß jede Familie ein Exemplar desselben besaß; jetzt aber sey es so selten, daß man dort nur noch von drei Exemplaren wisse. Ihm sey es gelungen, als Lohn für die medizinische Hülfsleistung bei dem gelehrten Brahmanen Eshur Das, von demselben die Erlaubniß zur Abschrift seines vollständigen, auf Birkenrinde geschriebenen Exemplars zu erhalten. Er habe sodann 10 Pandits oder gelehrte Brahmanen als Abschreiber angestellt, die nach 3 Monaten die Kopie vollendet, welche er dann, sorgfältig collationirt, nach Kalkutta der Societät übersandte, und die dann an dem berühmten Orientalisten Wilson auch schon ihren kundigen Bearbeiter gefunden. — Merkwürdig ist die Rivalität eines Indo-Britischen und Russischen Agenten in Leh, weshalb sie auch wohl hier eine Erwähnung verdient. Moorcroft hatte nämlich schon viele Woll-Einkäufe in Leh gemacht und war schon beschäftigt, hier eine Britische Faktorei zu gründen; aber dieses Unternehmen mißglückte durch die Insinuation des Russischen Agenten Aga Mehdi. Letzterer bemühte sich nämlich schon seit 5 bis 6 Jahren, hier Verbindungen anzuknüpfen. Er hatte schon früher sich Shawl-Ziegen verschafft und diese nach Rußland transportirt, dafür von der Russischen Regierung Belohnungen erhalten und als Jude die Taufe angenommen und war (von St. Petersburg) mit reichen Geschenken und Empfehlungs-Briefen an die Fürsten dieser Gegenden wieder abgeschickt worden. Aber in Jarkend ward der Neophyt wieder Renegat und starb auf dem Wege nach Leh. Sein Attaché und Diener Mohammed Jahue kam zwar nach Leh, hatte aber nicht die nöthige diplomatische Gewandtheit, brachte die Gelder durch und kehrte nicht wieder.*)

J. Loewenberg.

*) Einige Landwirthe in Schlesien, die zugleich Leser dieser Zeitschrift sind, haben die Redaction in einem vor Kurzem aus Breslau eingegangenen Schreiben um Mittheilung ersucht, ob Moorcroft in seinen Notizen über Kaschmir nicht auch der dortigen berühmten Woll-Kultur gedenke. Dies ist allerdings der Fall, und wir werden, da der Gegenstand für unser Vaterland ein praktisches Interesse hat, in dieser Beziehung eine nachträgliche Aehrenlese auf dem fruchtbaren Felde der Moorcroft'schen Beobachtungen halten. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 25. Februar 1833.

England.

Ein Tag in Sir Walter Scott's Gesellschaft.

Ein oder zwei Jahre, bevor Sir Walter (er hieß damals bloß Herr Scott) sich öffentlich als Verfasser der Waverley-Novellen nannte, war ich so glücklich, beinahe einen ganzen Tag in seiner Gesellschaft zu Jedburgh zuzubringen. Vormittags ging ich mit ihm und einigen jungen Leuten zu einem Edelmann, der ein altes Haus bewohnte, wo einst Maria Stuart, die unglückliche Königin von Schottland, mehrere Tage krank lag, und wo außerdem einige sehr interessante Alterthümer zu sehen waren. Scott war dem Herrn fremd, den wir besuchten, und den man uns als einen Mann von dem besten Charakter schilderte, der aber seit Jahren, durch sehr harte Verluste niedergebeugt, alle Gesellschaft, außer der seiner Hausgenossen, mied; als er jedoch erfuhr, daß Scott in der Nachbarschaft wäre, ließ er ihn und seine Freunde einladen, das durch die Gegenwart der Königin geweihte Zimmer und die Alterthümer, die es enthielt, zu besuchen.

Ich erinnere mich, daß der Dichter, als wir die steinerne Treppe, die zum Hauptgemach führte, hinanstiegen, die einfachen rührenden Worte aussprach: „Arme Maria, diese hast Du auch betreten!“ und als wir in dem kleinen dumpfen Zimmer waren, wo sie krank gelegen hatte, zeigte er, wie mich dünkte, ganz die Haltung, die dem gefühlvollen, aber hochherzigen Verfasser des „Abts“ zukam. Zu den vorzüglichsten Alterthümern gehörte Claverhouse's Pistol, welches man auf dem Schlachtfelde von Killiecrankie in seiner Hand fand. Ich beobachtete mit scharfem Blick den großen Unbekannten, als er mit kritischem Auge die Waffe beschaute, welche der ritterliche blutige Claverhouse in so manchem harten Strauß geführt hatte. Als er sie dem Eigenthümer zurückgab, sagte er mit erkünsteltem Gleichmuth irgend einen Gemeinplatz über den Unterdrücker und seine Opfer. Doch diese angenommene Kälte hielt nicht Stich, als der Herr ihm das Pistol, gleichsam von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mit den Worten wieder hinreichte: „Ich bitte, Herr Scott, nehmen Sie das Pistol als ein Geschenk von mir an, und gönnen Sie ihm eine Stelle in Ihrem Museum, welches ein passenderer Ort dafür ist, als dieser hier.“ — „Nein, durchaus nicht“, war die Antwort, „ich gestehe, daß ich ein Stück von einem Alterthümler bin, aber ich mag kein Bettler seyn.“ — Doch Jener ließ sich nicht abweisen. „Ihnen gebührt es, Claverhouse's Pistol zu bewahren“, sagte er, „und Sie erzeigen mir einen Gefallen, wenn Sie es annehmen.“ „Es mag seyn“, erwiederte Scott, während sich auf seinem Gesicht Selbstbewußtseyn und, ich möchte sagen, Stolz ausdrückte, „ich nehme Ihr wahrlich kostbares Geschenk an, doch nur unter der Bedingung, daß Sie nächstens Abbotsford auf 14 Tage besuchen und Alles besehen, was des Sehens werth seyn mag.“ — Die Einladung wurde nach einigem Zögern angenommen.

An dem Orte, wo wir zu Mittag speisten, erzählte die Wirthin Herrn Scott von einer jungen Dame, die, von einem wüthenden Stier verfolgt, demselben nur mit genauer Noth entgangen wäre. „Sollten Sie es glauben“, setzte sie hinzu, „ihr Haar ist ganz grau geworden, und es dürfte wohl völlig weiß werden, ehe acht Tage vergehen.“ Dies führte den damals „großen Unbekannten“ auf verschiedene Anekdoten, die er auf höchst angenehme Weise erzählte. Ich glaube, es gab keinen Menschen, dessen Unterhaltung lehrreicher und anziehender war; sie war einfach, offen und ohne Schmuck, aber treffend, höchst mannigfach und reich an Kenntniß, Weisheit und Wohlwollen.

Wer ihn nie gesehen, denke sich einen Mann, anspruchlos in Kleidung und Benehmen, mit dicken schattigen Augenbrauen und vollen Wangen; mit einem Gesicht, auf welchem, selbst in Augenblicken tiefster Zerstreuung, der ruhige Ausdruck des Wohlwollens thronte, das, wenn er sprach, die mächtigste und verschiedenartigste Wirkung hervorbrachte. Denn selbst die Bewegung seiner Augenbrauen war im Einklang mit den Gefühlen, die er ausströmte. Hiezu denke man sich eine etwas schnarrende Stimme, die seiner Sprache eine charakteristische Kraft verlieh, und dann seine Unterhaltung selbst, von der man sich am meisten versprechen durfte, wenn er mit den Worten anfing: „Dies bringt mir eine sonderbare Geschichte in's Gedächtniß.“

Als man die Geschichte der jungen Dame, die auf so wunderbare Weise der Wuth des Stieres entging, und die Folgen des Schreckens erzählt hatte, sagte er: „Ich kann es mir leicht denken, daß Jemand durch einen furchtbaren Schreck graues Haar bekommen kann und sogar in Zeit einer Stunde, wie wir in Romanen finden. Doch die Erwähnung des wüthenden Stiers erinnerte mich an einen ähnlichen Vorfall, von dem ich selbst vor vielen Jahren in Edinburg Zeuge war. Ich ging von der Altstadt nach der Neustadt und nahm den Weg über den Wall. Am Anfange desselben wurde ich auf einige Minuten von dem Anblick eines Bullen angezogen, der in ein Gehäge gerathen war, nachdem die heillosen Schlächterjungen ihn fast toll gemacht hatten. Der Haufe Menschen, der sich an der Außenseite des Gehäges sammelte, vermehrte noch die Wuth des Thieres. Zuletzt fingen sie an, ihm Stricke über die Hörner und um den Hals zu werfen, um ihn fest zu halten und auf der Stelle, wo er war, zu erlegen. Jetzt wurde er ganz rasend; seine Augen funkelten vor Wuth, der Schaum strömte faustdick aus seinem Maule, er wühlte den Boden mit den Vorderfüßen auf und schleuderte die Erdschollen haushoch in die Höhe; dabei brüllte er, daß Alles erbebte. Dieser Anblick war nichts weniger als angenehm, ich ging daher weiter. Doch ich war noch nicht am Ende des Walles, als ein Angstgeschrei hinter mir mich zurückblicken ließ, und da sah ich denn das Thier in geringer Entfernung mit aller Wuth hinter mir her kommen. Ich hatte nur eben Zeit, auf die Höhe des Walles zu springen, neben welchem der Fußpfad hinlief, und da wartete ich ab, was er weiter anfangen würde.

Noch schaudert mich, wenn ich an das denke, was ich gleich darauf sah. Unter den Leuten, die in meiner Nähe ängstlich durch einander liefen, war eine junge Dame, die einen rothen Mantel anhatte, eine Farbe, die viele Thiere in Wuth bringt. Sie wollte ebenfalls auf den Wall steigen, hatte aber weder Zeit noch Kräfte genug, um die Höhe desselben zu erreichen, ehe das wüthende Thier herankam. Sie stellte sich indeß mit dem Rücken gegen die unersteigliche Höhe, als wollte sie ihr schreckliches Schicksal recht in's Auge fassen, und stand wie angewurzelt, die Arme ausgenommen, die sie verzweiflungsvoll emporstreckte, und die in der That zur Vertheidigung nicht stärker gewesen wären, als ein dünnes Rohr. Was hätte ihr zarter Körper vermocht gegen eine Stärke, die eiserne Stäbe zermalmen konnte, und gegen die Hörner eines Thieres, die ein anderes von derselben Größe durchbohrt hätten! Wie gesagt, der Stier rannte gerade auf die junge Dame los; sein stierer Blick war auf dies Ziel gerichtet, welches er keinen Augenblick aus den Augen verlor; denn als die Menge hinter ihm vor Schrecken laut aufschrie, stürzte er nur mit noch tollerer Wuth vorwärts. Gränzt es nun nicht an ein Wunder, daß die arme junge Dame ihm dennoch unbeschädigt und selbst unberührt entging! Und doch ist es wahr; denn das schreckliche Thier zielte so richtig nach ihr, daß es sie zwischen seine Hörner faßte, die zu beiden Seiten gegen den Wall stießen und sie so einschlossen, aber auch zugleich gegen jede Beschädigung schützten. Doch der feste Wall widerstand dem heftigen Stoße, und so prallte das Unthier mit solcher Gewalt zurück, daß es in beträchtlicher Entfernung zu Boden stürzte, um sich nie wieder zu erheben; denn unzählige Waffen wurden ihm sogleich in den Leib gesenkt, ehe es Zeit hatte, sich von seiner Betäubung zu erholen. Ob die Dame graue Haare bekam, kann ich nicht sagen; doch wäre es kein Wunder, wenn irgend ein besonderes Zeichen als Denkmal ihrer verzweiflungsvollen Angst zurückgeblieben wäre. Doch, fuhr er fort, ich will Ihnen eine merkwürdige Geschichte von einem Schrecken, den ich selbst hatte, erzählen, der vielleicht über den geheimen Zusammenhang zwischen dem Haar eines Menschen und seinen Gemüthsbewegungen einigen Aufschluß geben mag. — Vor mehreren Jahren bereiste ich die Hochlande in Gesellschaft eines sehr theuren, jetzt hingeschiedenen Freundes, eines Mannes aus der alten Schule, reich an klassischer Gelehrsamkeit und an Kunde alter Sagen, viel reicher aber noch an den Tugenden ächter Moral; denn ich habe das gute Glück gehabt, Freunde zu Gefährten zu haben, bei denen ich stets etwas gewann, bis auch mein Vorrath zu einiger Größe anwuchs. Ach, so manche sind bereits hingegangen, um nie wiederzukehren, daß ich mich gern überrede, es sey besser, hinzuschreiten und bei ihnen zu seyn. — Wir befanden uns, mein Freund und ich, zwischen den dicht gesäeten Bergen und schroffen Felsen des wildesten Theiles der Hochlande, wo sie eine merkwürdige natürliche Schlucht bilden, welche wir untersuchten. Es ist nicht sowohl eine Schlucht, als eine furchtbare Grube oder ein Verließ, tief aus der Felskluft heraufgähnend. Sie sieht aus wie der Kessel eines Vulkans, der im Laufe der Zeiten alle seine Lava ausgeschäumt und aus derselben die wunderlichen Hügel rund umher gebildet hatte, so

daß der Kessel leer und trocken blieb. Der Schlund oben ist von schrecklicher Weite, so daß man, dicht am Rande stehend, bis auf den Grund schauen kann.

Reisende, die in die Tiefe zu steigen wünschen, läßt man mittelst Seile und einer Winde, die auf einem Vorsprung auf der Spitze des höchsten Hügels befestigt ist, hinunter. Von dem stärksten Seile gehen vier dünnere aus, welche an den vier Enden einer Maschine befestigt sind, die man die Wiege nennt. Ein stämmiger Hochländer, der die Winde regierte, hieß meinen Freund zuerst hinabsteigen. Als die Wiege wieder heraufkam, um mich aufzunehmen, bemächtigte sich eine Ahnung irgend eines schrecklichen Unfalls, der einen von uns Beiden betreffen sollte, meines Gemüths, und ich konnte nicht umhin, zu fragen, ob auch mit meinem Freunde unten Alles richtig wäre. „Oh freilich, und Sie werden in einer Minute mit der Wiege unten seyn, denn Sie sind zwei Mal so schwer als er." — „Ist das Seil schwach?" — „Ach nein, es ist eben so sehr mürbe noch nicht; das letzte war mürber, als es riß und einen Mann hinabfallen ließ", lautete die beunruhigende Antwort. — „Fiel er sich denn todt?" — „Todt! und wenn er hundert Leben gehabt hätte, er wäre todt geblieben; er wurde an jenem zackigen Felsen in Stücke zerschmettert", sprach der hartherzige Celte. Ich besah jetzt das Seil; es schien sehr abgenutzt und alt. „Wie alt ist es?" fragte ich. — „Just fünf Jahr alt. Das letzte war einen Monat älter, als es riß", war die tröstliche Antwort. Etwas aufgebracht, fragte ich ihn, warum man nicht für ein neues gesorgt hätte, ehe Gefahr beim Herablassen einträt? und erhielt die aufmunternde Erwiederung: „Morgen bekommen wir ein neues; Sie werden wohl der Letzte seyn, der das alte versucht."

Doch die Wiege wartete meiner schon. Ich konnte meinem Freunde nicht den Verdruß machen, zurückzubleiben, und mich schämend, vor dem kühnen Hochländer einige Aengstlichkeit zu verrathen, nahm ich meinen Sitz ein. Vielleicht, um mir Muth einzusprechen, sagte er, als er das Seil losließ: „Ein weit schwererer Mann, als Sie, ist gestern hinabgelassen worden." — „Dann hat der das Seil so ausgereckt!" rief ich; doch es war zu spät zur Rückkehr, auch kam ich glücklich herunter. Die Sonne schien hell und machte selbst in dieser Tiefe jede Windung der Schlucht sichtbar. Der Boden mochte ungefähr 150 Menschen fassen können und bestand aus feinem Sand, der von kleinen Kieseln schimmerte, welche von den rund umher überhangenden Felsen hinuntergefallen waren. Die Wände dieser Felsen glänzten ebenfalls von Tausenden derselben Gattung, welche im Sonnenlichte herrlich funkelten, und durch alles dieses ist wahrscheinlich die Idee eines Zauberwerks entstanden; denn man nennt den Ort den Feen-Palast. Doch ich gestehe, dieser Palast hatte wenig Anziehendes für mich; denn außer der entmuthigenden Rede des Hochländers vermehrte auch mein Freund, wiewohl ohne böse Absicht, meine Furcht durch folgende Erzählung: „Ein junger Mann wurde einst von hier wieder hinaufgezogen. Als er dem Gipfel nahe war, stellte er sich unvorsichtigerweise in der Wiege auf, und aus Ungeduld, schneller auszusteigen, wagte er einen Sprung aus dem Stuhl auf die Felsenplatte. Doch die Wiege, welche immer noch in der Luft hing, wich bei seinem Sprung zurück und er fiel in die Tiefe." — „Schrecklich! Entsetzlich!" rief ich unwillkürlich. — „Bleiben Sie aber ruhig in der Wiege sitzen", fuhr er fort, „bis sie ganz auf den festen Grund gezogen ist, so ist nichts zu fürchten." — Er ließ sich hinaufziehen, und ich bereitete mich, ihm zu folgen.

Des jungen Mannes Sprung und Fall kam mir nicht aus dem Sinne. Ich dachte mir den Fleck, wo er hinaufsprang, und wie er in die Tiefe hinabschlug, um nie wieder aufzustehen; und als ich meinen Sitz einnahm, schlotterten meine Kniee, und meine Zähne klapperten vor Angst. Beim Hinabsteigen hatte ich die Augen auf den Boden gerichtet und faßte immer mehr Muth, je näher ich dem Grunde kam; beim Hinaufsteigen aber, obgleich ich starr in die Höhe blickte, wurde ich immer ängstlicher, so wie die Gefahr größer wurde. Ich hielt die vier Endseile wie in Todesangst umklammert und wandte kein Auge von dem schwarzen knarrenden Hauptseil. „Da, da geht es hin!" keuchte ich; denn ich sah eines von den drei Seilen, aus denen es gewunden war, an einem spitzen Granitblock aus einander reißen, und als es einmal durchschnitten und frei war, sah ich da nicht, wie es sich loshaspelte und frei umherflog, sah ich nicht, wie auch das zweite auf dieselbe Art riß und mein Leben nur noch an dem dritten schwachen Seile hing, welches auch anfing, so dünn zu werden, daß es nicht lange mehr seine eigene Last getragen hätte! Ich war sprachlos; es drehte sich Alles mit mir herum, das Gesicht verging mir, und als ich, noch einen Fuß vom Landungsplatze entfernt, nun wirklich fiel, — da fiel ich meinem Freunde in die Arme, der mich betäubt aus der Wiege taumeln sah und mich glücklicher Weise faßte und mit der Wiege und Allem auf den Felsen schwang. Als meine Kräfte wiederkehrten, rannte ich von dem Felsenrande weg, immer noch in der äußersten Angst, an allen Gliedern zitternd und mit unverständlichen Ausrufungen, die meine Seelenangst verriethen. Und wenn meine Haare nicht auf der Stelle erbleichten, so war ich doch nicht ohne Besorgniß deshalb, denn gewiß, während meiner Auffahrt vom Boden des Feen-Palastes war ich in fortwährender Todesangst."

So fuhr der gewaltige Dichter, der unvergleichliche Zauberer fort, eine Anekdote nach der anderen zu erzählen, daß alle seine Zuhörer von Wonne und Bewunderung hingerissen wurden. (N. M. M.)

Bibliographie.

On commercial policy. (Ueber Handels-Politik.) Von Torrens.
What will the bishops do? (Was werden die Bischöfe thun?)
On church dignities. (Ueber Kirchenämter.) Von Butler. Pr. 1 Sh.
Report etc. (Bericht über die Abschaffung des Sklaventhums.) Pr. 8 Sh.
Tour in Canada. (Reise durch Kanada und die Vereinigten Staaten im J. 1831.) Von Fergusson. Pr. 6 Sh.
Statements etc. (Der Handel der Vereinigten Staaten.) Von Reuß. Pr. 21 Sh.
Arthur Coningby. — Roman in 3 Bänden. Pr. 28½ Sh.
Don Quixote. — Erster Theil. Mit Holzschnitten von Cruikshank. Pr. 6 Sh.

F r a n k r e i c h.

Joseph Napoleon und sein Spanischer Hof.

(Schluß.)

In Erwartung des Augenblickes, wo der König eintreten würde, machte mich Aristizabal auf die im Saale hangenden Gemälde aufmerksam; unter ihnen befand sich eine sehr schöne Kopie des David'schen Bildes von Napoleon, wie er die Alpen überschreitet. Ich glaubte, daß dieses Bild erst hier aufgehängt worden wäre, seit Joseph den Spanischen Thron bestiegen hatte; aber Aristizabal erzählte mir, daß er selbst zugegen gewesen wäre, als Karl IV. jenes Bild an dieser Stelle habe aufhängen lassen. Gutmüthiger König, der nicht einsah, daß dieses Bild damals in diesem Saal aufhangen eben so viel hieß, als seinen Thron aus demselben verdrängen.

Während der Jahre, die der Invasion vorangingen, und selbst noch in dem Augenblick des Einmarsches der Franzosen in Spanien unter den Befehlen des Großherzogs von Berg, war der Enthusiasmus der Spanier für Napoleon auf seinem Gipfel. Sein Name war auf allen Zungen, sein Bild, seine Büste in allen Häusern. Man nannte ihn nur „den Helden von Frankreich", „den Wiederhersteller der Religion", „den Besieger der Revolution". Man erhobte seinen Despotismus, als Freund und Gründer der Ordnung; man lobte seine großen administrativen Eigenschaften; man pries sein militairisches Genie. Seine Siege in Aegypten mußten ihn in einem Lande populair machen, wo der Haß gegen die Muselmänner lange Zeit ein Hauptzug des National-Charakters war. Der aufgeklärtere Theil der Nation, entrüstet über den Verfall der Monarchie unter der Günstlings-Herrschaft Godoy's und unter den Ausschweifungen des Hofes Karl's IV., erwartete von dem Einfluß des Kaisers der Franzosen auf den alten Spanischen Monarchen eine heilsame Regeneration und eine weise Freiheit. Durch diese Ansicht geleitet und auch in der Hoffnung, sich einen Beistand gegen die Willkür des Günstlings zu sichern, schrieb Ferdinand im Jahre 1807 an Napoleon und hielt um die Hand einer seiner Nichten an. Aristizabal hat mir oft als einen lebendigen Beweis der Begeisterung in Spanien für Napoleon den Umstand angeführt, daß einer unserer jüngeren Kameraden vor der Reise nach Bayonne in der Taufe den Vornamen Napoleon erhielt.

Die einzigen Orden, welche man in der uns umgebenden glänzenden Menge erblickte, waren, außer dem Stern der Ehrenlegion und der eisernen Krone, die Königlichen Orden von Neapel und Spanien, welche beide von Joseph gestiftet worden waren. Mit Erstaunen sah ich einen Greis in den Thronsaal eintreten, der die Spanische Generals-Uniform und um den Hals den Orden des goldenen Vließes trug. Ich wußte, daß nur eine sehr kleine Anzahl von Spaniern unter Karl III. und Karl IV. diesen Orden erhalten hatten, und erkundigte mich daher bei Aristizabal sogleich nach den Namen des Eintretenden; es war der Graf von Montezuma, Grande von Spanien. Der Abkömmling der Kaiser von Mexiko war einer von den Hofleuten, die die meiste Anhänglichkeit an Joseph hatten. Ein sonderbares Zusammentreffen: ein Montezuma Unterthan eines Bonaparte. Sein Sohn war Ceremonien-Meister des Königs.

Einige Augenblicke darauf ging ein Husaren-Oberst in reicher Uniform bei uns vorüber. Er war von hoher Gestalt, lebhafter Gesichtsfarbe, hatte kleine, aber glänzende Augen und, trotz seiner groben und starken Züge, ein würdiges und festes Ansehen. Sein Wesen gefiel mir, und ich fragte Aristizabal wiederum nach dem Namen des Vorübergehenden. Es war der Oberst Chassé, Commandeur des Holländischen Husaren-Regimentes. Ein Spanischer General sprach mit ihm; dies war Morales, Anführer des Frei-Corps der Avila'schen Jäger. Ich erinnere mich noch der strengen und stolzen Haltung dieses alten Guerilla's, der sich erst kürzlich der lange bekämpften Sache Joseph's angeschlossen hatte.

Die Stunde, wo Joseph erscheinen sollte, näherte sich; die Menge wuchs mit jedem Augenblick. Aristizabal schlug mir vor, uns dicht an die Thür zu stellen, und von dort aus machte er mich mit einem Theil der Eintretenden bekannt.

Einer der Ersten, ein Mann von hoher Gestalt, mit einem finsteren Gesicht, dessen ermattete Augen mit einer grünen Brille bedeckt waren, war ein gelehrter Geistlicher, Herr Llorente, vormaliger Secretair der Inquisition und jetzt Staatsrath des Königs Joseph. Gleich darauf sah ich zwei ziemlich hoch gestellte Spanische Dichter vorübergehen. Melendez Valdez, der unter seiner Staatsraths-Uniform Alle freundlich anlächelte, und Marchena, der einen wilden Blick um sich warf und das Kreuz Joseph's im Knopfloche trug. Er war Chef einer Abtheilung im Ministerium des Innern. Er hatte, wenn ich nicht irre, gerade zu dieser Zeit auf dem Theater del Principe eine Uebersetzung des Tartüffe mit großem Beifall aufführen lassen.

Inmitten dieser besternten und vergoldeten Menge bemerkte ich plötzlich zu meinem nicht geringen Erstaunen einen jungen Soldaten der Königlichen Garde, der mit seinem einfachen Husarenpelz, seinem mit wollenen Schnüren besetzten Dolman, seinem Säbel mit messin-

genem Gelff und mit seinen eisernen Sporen zuversichtlich eintrat und, sich durch die Generale Platz machend, gerade auf den Thronsaal zuschritt. Ich betrachtete ihn mit Verwunderung, und als er uns den Rücken zukehrte, sah ich hinten auf seinem Dolman an einer Schleife einen kleinen goldenen Schlüssel hangen. Dieser Husar war einer der Kammerherren des Königs; dieser Kammerherr war ein Grande von Spanien erster Klasse, der Herzog von Berwick, Sohn der Marquise von Ariza, ein Abkömmling der Stuarts. Dadurch, daß er als gemeiner Soldat in die Königliche Garde eintrat, wollte er ein Zeichen seiner unbegränzten Anhänglichkeit an die Person Joseph's geben. Es war in anderer Art das Seitenstück zu dem Grafen von Montezuma. Die Söhne der Kaiser der neuen Welt, die Abkömmlinge der Könige des alten Europa beeiferten sich, die Souverainetät eines Königs anzuerkennen, der keine Vorfahren hatte, sondern der Bruder eines Kaisers war, dessen Rechte in der Volkswahl und in seinem siegreichen Schwerdte bestanden. — Ich erinnere mich noch einiger der Personen, welche auf diese Weise bei uns vorübergingen. Unter ihnen befanden sich: Herr Bienvenu Clary, Neffe des Königs, Oberst der Garde-Fusiliere, ein junger Offizier, der große Hoffnungen erregte, aber bald zu allgemeinem Bedauern in Madrid starb; die beiden Brüder Rapatel; der Herzog von Coslignac, Französischer Edelmann, Kammerherr des Königs; der Marquis von Benavente, Grande von Spanien, Ober-Jägermeister; der Marquis von San-Adrian, Ober-Ceremonienmeister, und noch viele Andere, welche sich eilig herbeidrängten, denn die Stunde rückte heran.

Bald ließ die tönende Stimme der Huissiers die Worte erschallen: el Rey! Wir beeilten uns, wieder auf unseren Platz bei dem Obersten Rancaño zu kommen. Alles Flüstern hörte auf, eine tiefe Stille herrschte in der Menge. Die Thüre öffnete sich. Der König hatte den Thronsaal durchschritten und kam jetzt in unser Zimmer.

Er trug die Uniform und die Epaulettes eines Obersten der Chevaulegers seiner Garde, mit dem Stern der Ehren-Legion und des Königl. Spanischen Ordens. Sein kleiner Hut hatte, gleich dem Napoleon's, keine andere Verzierung, als eine schwarze Schnur, woran die rothe Kokarde befestigt war. Sobald die Thüre sich öffnete, nahm der König seinen Hut ab und grüßte die ganze Versammlung.

Mir fiel damals besonders seine außerordentliche Aehnlichkeit mit Napoleon auf. Es war dasselbe Gesicht mit dem antiken Gepräge, von regelmäßiger Schönheit, dieselbe hohe freie Stirn, nur eine hellere Gesichtsfarbe, weniger strenge Züge, ein sanfterer Blick. Joseph war auch etwas größer als sein Bruder; er maß ungefähr 5 Fuß 5 Zoll.

Neben dem Könige ging der Marschall Jourdan, sein Chef des General-Stabes; dicht hinter ihm kamen die General-Capitaine seiner Garde, Herzog von Cotadilla und Graf Merlin und zwei Adjutanten, der General-Lieutenant Lafont de Blaniac und der Oberst Desprez. Die Gesandten, die Minister und verschiedene Beamten seines Hauses begleiteten ihn, so wie auch mehrere Generale der Französischen Armee, unter denen man den Grafen Belliard, den Grafen Drouet d'Erlon und den Baron Dedon bemerkte, welcher Letztere durch seine Streitigkeiten mit Paul Louis Courier bekannt geworden ist.

Joseph durchschritt langsam den Saal, hörte mit Geduld die Gesuche an, welche ihm vorgetragen wurden, antwortete mit Güte, munterte die Schüchternen durch freundliches Wesen auf und wußte Respekt denjenigen einzuflößen, welche sich leicht durch ihre südliche Lebhaftigkeit zu weit führen ließen. Er stellte seinen Adjutanten die Bittschriften zu, welche man ihm überreichte, und gab allen Bittstellern durch ein gnädiges Wort eine tröstende Hoffnung.

Meiner bemächtigte sich eine außerordentliche Furchtsamkeit; ich hätte gewünscht, daß Alles schon vorbei gewesen wäre. Er warf einen Blick auf die Reihe der Pagen, dann näherte er sich unserem Gouverneur: „Nun, Oberst", sagte er ihm auf Spanisch, „sind Sie jetzt besser mit diesen Herren zufrieden?" — Wahrscheinlich hatte sich Herr Rancaño in dem Bericht, welchen er alle Monat dem Könige abstattete, über einige derselben beklagt. — „Ja, Sire", antwortete er mit einer Verbeugung. — „Wer ist der junge Mann?" — „Sire, es ist der auf Ew. Majestät Befehl aufgenommene Page, Don Abel Hugo, der älteste Sohn des Generals." — „Spricht er Spanisch?" — „Ja, Sire." — Joseph sah mir darauf in's Gesicht, betrachtete mich mit einem Blick, der mich in Verlegenheit setzte, und richtete dann folgende Worte an mich: „Herr Hugo, es gewährt mir Freude, Ihnen sagen zu können, daß ich heute Morgen Depeschen von Ihrem Vater erhalten habe, worin er mir anzeigt, daß er den Empecinado geschlagen hat. Sie werden ihn wiedersehen. In seinem Gouvernement ist die Ruhe beinahe gänzlich wiederhergestellt. Ich bedarf seiner beim General-Stabe der Armee, und ich habe ihn nach Madrid zurückberufen." — Ich machte eine tiefe Verbeugung und versuchte einige Worte zu stammeln. Der König fügte hinzu: „Ihre Frau Mutter befindet sich doch wohl? Versichern Sie dieselbe, so wie Ihre Brüder, meiner Theilnahme." — Hierauf grüßte er mich mit einem freundlichen Kopfnicken und setzte seinen Weg fort.

Dieser wohlwollende Ton, dieses liebreiche Wesen, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Meine Kameraden wünschten mir zu der Art und Weise Glück, mit der mich der König behandelt habe. Wir traten bald darauf unseren Rückweg nach Hause an. Herr Rancaño rief mich zu sich, und unterweges war, wie man sich leicht denken kann, nur vom König Joseph die Rede. — Als König von Spanien, war er selbst Spanier geworden, und um in dieser Hinsicht seine Gesinnungen energischer auszudrücken, pflegte er zu sagen: „Wenn ich Frankreich wie meine Familie liebe, so hänge ich Spanien an, wie meiner Religion." Er hatte sich mit seinen neuen Unterthanen umgeben. Sein Hof, mit Ausnahme einiger Französischen Offiziere, bestand aus lauter Spaniern.

Da er das Schicksal der Spanier, welche den Königen, seinen Vorgängern, gedient hatten, nicht verschlimmern wollte, so hatte er alle diejenigen in sein Haus aufgenommen, die ihm ihre Dienste anboten. Die Pagen, 40 an der Zahl, waren, mich ausgenommen, lauter Spanier. Unter diesen jungen Leuten aus den ersten Familien des Landes befanden sich sogar, wie ich schon bemerkt habe, die Söhne einiger insurgirten Generale. Joseph machte diese Kinder nicht für das Verfahren ihrer Eltern verantwortlich und behandelte sie eben so wohlwollend, wie die Söhne seiner getreuesten Unterthanen.

Die Königliche Garde bestand, wie die des Königs Karl IV., aus Spanischen und aus fremden Regimentern. Unter Karl IV. waren die fremden Regimenter Schweizer und Wallonen; unter Joseph rekrutirten sie sich durch Französische Soldaten. — Joseph übertrug keinem Franzosen die wichtigen Functionen eines Ministers; diese Aemter waren ausschließlich den Spaniern vorbehalten. Alle seine Minister waren Staatsräthe oder Minister unter den Bourbonen gewesen. — Die Tribunale, die Municipalitäten, der Staats-Rath — mit einer einzigen Ausnahme —, die Handels-Conseils waren nur mit Spaniern angefüllt. Die Franzosen bekleideten nur militairische Aemter, und auch in diesen befanden sie sich in der Minderzahl.

Die Regierung Joseph's hinterließ in Spanien Keime des Wohlstandes, welche mit Leichtigkeit entwickelt werden konnten. Sie hat sich durch Handlungen und Arbeiten ausgezeichnet, welche auf die Nachwelt übergehen werden. Madrid bedurfte Plätze und öffentliche Brunnen; Joseph hat dergleichen sehr schöne bauen lassen. Spanien hatte keine seiner Ausdehnung und der Fruchtbarkeit seines Bodens angemessene Bevölkerung; Joseph verminderte erst und hob dann die Mönchsklöster ganz auf, bestimmte, daß Frauen, die den Schleier nehmen wollten, vorher seine Erlaubniß einholen müßten, und legte dadurch den Grund zu einer schnellen Vermehrung der Bevölkerung. Die Staats-Schuld war ungeheuer; Joseph verminderte sie durch den Verkauf von National-Gütern bedeutend, und es würde ihm, ohne den Krieg und die neuen Kosten, welche derselbe täglich veranlaßte, gelungen seyn, dieselbe gänzlich zu tilgen.

Alle, die sich Joseph genähert haben, können von seiner Güte, seiner Sanftmuth, seiner Liebenswürdigkeit und von dem Gleichmuth seines Charakters unter den verschiedenartigsten Ereignissen Zeugniß ablegen. Man sah ihn im Glücke seine Schätze unter seine Umgebung vertheilen, im Unglück sich weniger mit sich, als mit denen beschäftigen, die seinethalben leiden mußten.

Er war tapfer in der Schlacht; er hat in Italien und in Spanien Beweise davon abgelegt. Er war über Alles mild und gütig; man sah ihn während der Schlacht von Ocaña die Französischen Reihen durchlaufen und den Soldaten die Schonung der Besiegten anempfehlen.*) Nach der Schlacht schenkte er einer großen Anzahl Spanischer Soldaten, die, trotz des schon abgelegten Eides der Treue, doch die Waffen wieder gegen ihn ergriffen hatten, das Leben.

Joseph Napoleon ist der Gegenstand sehr verschiedenartiger Urtheile gewesen, und selten ist er nach Gebühr gewürdigt worden. Es ist, meines Erachtens, Zeit, einer so merkwürdigen historischen Person, wie Joseph, ihren richtigen Platz anzuweisen und sie mit dem Bestreben nach Aehnlichkeit zu schildern. Der ist gewiß keiner der unwichtigsten Männer unseres Jahrhunderts, der abwechselnd Don Jose I. und Graf von Survilliers, Amerikanischer Bürger und König beider Indien war. Ich gehöre zu der Zahl derer, die glauben, daß der Bruder eines großen Mannes nicht immer durch den großen Mann selbst verdunkelt werden darf, und daß ein General in diesem Bruder Bonaparte's und ein König in diesem Bruder Napoleon's sich darstellte. (R. d. d. M.)

Bibliographie.

Les deux vétérans. (Die beiden Veteranen.) Roman von A. de Bast. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Le siége d'Anvers. (Die Belagerung von Antwerpen, oder Liebe, Krieg und Thorheit.) Von Raban. Pr. 6 Fr.

La tour de Montlhéry. (Der Thurm von Montlhery.) Erzählung aus dem 12ten Jahrhundert. Von Vinnet. 2 Bde. Pr 15 Fr.

Il pianto. (Eine Elegie.) Von Aug. Barbier. Pr. 6 Fr.

Achille. (Der Republikaner von 1832.) Drama in 5 Akten von J. Dominique. Pr. 6 Fr.

Morgenländisches.

Der Hof des Kaisers von Solo auf Java.

Die Herren Tyerman und Bennet machten während ihres Aufenthalts auf Java einen Ausflug nach Solo, dessen Fürsten man

*) Napoleon kannte den milden Charakter seines Bruders so gut, daß, als er im Jahre 1808 Spanien die Nothwendigkeit empfinden lassen wollte, sich dem Könige Joseph zu unterwerfen, er den Spaniern drohte, die Krone einem Könige zu entziehen, dessen sie sich nicht würdig zeigten, und sie auf seinem eigenen Haupte mit dem Kaiserlichen Diadem zu vereinigen. Folgendes ist die betreffende Stelle aus jener in ihrer Art einzigen Proclamation:

„Wenn alle meine Bestrebungen unnütz seyn sollten und Ihr meinem Vertrauen nicht entsprechet, so wird mir nichts übrig bleiben, als Euch wie eroberte Provinzen zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu geben. Ich werde dann die Krone Spaniens auf mein Haupt setzen und ihr die Achtung der Uebelgesinnten zu verschaffen wissen; denn Gott hat mir die nöthige Kraft und den Willen gegeben, alle Hindernisse zu besiegen.

Napoleon."

Die Wirkung dieser Drohung war so groß, daß binnen 30 Tagen nach Bekanntmachung dieser Proclamation mehr als 27,000 Familienväter ihren Eid der Treue gegen Joseph in die in Madrid eröffneten Register eingetragen hatten.

Anmerk. des Verf.

Kaiser titulirt, welcher Titel jedoch nur ein leerer Name bleiben wird, so lange die Holländer Herren der Insel sind. Dennoch hält dieser Fürst einen großen Hofstaat, wie man aus folgender Erzählung ersehen wird.

„Wir hatten Gelegenheit, den Kaiser zu sehen, als er nach der Moschee fuhr. Er saß in einem prächtigen Wagen, und eine große Zahl von Soldaten und Dienern zog mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel vor und hinter ihm her. Sein jüngerer Bruder stieg zuerst aus dem Wagen und trug ihm einen goldenen Spucknapf vor. Der Kaiser, ein schöner junger Mann von ungefähr 18 Jahren, hatte ein langes sehr weites schwarzes Gewand an, welches ihm um die Fersen schlotterte. Beine und Füße waren nackt. Er schritt mit vieler Würde daher und trug einen Säbel mit vergoldeter Scheide in der rechten Hand. Während die Fürsten in der Moschee waren, gestattete man uns nicht, hinein zu gehen, obgleich man uns das Innere derselben vorher gezeigt hatte. Der Ort, wo der Gottesdienst gehalten wird, hat 120 Fuß ins Gevierte, ohne eine geräumige äußere Gallerie mit zu rechnen, die rund umher läuft. Vor derselben steht ein großes Wasserbecken, wo die Andächtigen sich die Füße waschen ehe sie den heiligen Ort betreten. Wir bemerkten nichts Besonderes im Innern, außer einer ungeheueren Trommel, welche darin hing, und über deren Gebrauch wir nichts erfahren konnten.

Am Abend wurden wir von dem Gouverneur des Orts und dem Holländischen General de Kock herrlich bewirthet. Es war eine zahlreiche Gesellschaft von Civil- und Militair-Beamten mit ihren Damen da versammelt. Alle diese Leute schienen unsere Erzählungen von den Fortschritten des Missionswerks mit großer Theilnahme anzuhören. Da wir den Wunsch geäußert hatten, dem Kaiser vorgestellt zu werden, so verschaffte uns der General diese Ehre.

Nachdem wir in dem ersten Hofe, der zum Palast des Fürsten gehörte, ausgestiegen waren, gingen wir durch diesen und noch zwei andere, in welchen Tausende von Neugierigen harrten, die von eingebornen Soldaten in Ordnung gehalten wurden. In dem vierten inneren Hofe, wo der Palast steht, präsentirten die Soldaten das Gewehr und senkten die Fahne vor dem Gouverneur und dem General, die uns einführten. Alles saß, nach Landessitte, mit über einander gekreuzten Beinen und bis auf die Hüfte entblößt.

Der Kaiser saß in dem vierten Hofe auf seinem von vier Pfeilern getragenen Throne, der ziemlich niedrig war, weder Arme noch Lehne hatte und auf einer Platform stand, die nur vier Stufen über den Fußboden erhöht war. Als wir uns dem Monarchen näherten, stand er auf und kam uns bis an den Rand der Platform entgegen. Er reichte dem General de Kock und dem Gouverneur die Hand und grüßte freundlich die anderen Europäer, die mit ihnen waren. Der General de Kock, als Vice-Gouverneur aller Niederländischen Besitzungen auf der Insel Java, ließ sich in einem Prachtsessel zur Rechten des Kaisers nieder, und der Orts-Gouverneur nahm auf einem gewöhnlichen Sessel ihm zur Linken Platz. Auf beiden Seiten, der Plattform gegenüber, wurden zwei Reihen Stühle hingestellt; die zur Rechten für die Holländischen Offiziere und für uns, und die zur Linken für die Hofleute und den Adel des Landes. Der Kaiser trug eine schwarze Weste, die von den Hüften an — so weit ging sie hinab — bis an den Hals zugeknöpft war. Er trug den Sarong, eine Art von Weiberrock von dunkler weiß gefleckter Leinwand, der ihm bis über das halbe Bein reichte. Seine Strümpfe waren hellfarbig und die Schuhe schwarz mit goldenen Schnallen. Auf dem Kopfe trug er einen kegelförmigen chokoladefarbigen Hut ohne Rand und mit Schnüren umwickelt. Der einzige ungewöhnliche Schmuck, den ich an der Person des Monarchen bemerkte, waren drei Sterne von Brillanten, die er auf der Brust trug. Den Thron, der 4 Fuß ins Gevierte hatte, bedeckte ein gelbseidener mit Franzen und prächtigen goldenen Blumen verzierter Stoff; die Füße waren ebenfalls vergoldet. Er war hoch genug, daß man auf Europäische Weise darauf sitzen konnte. Der Fürst saß mit vieler Würde, obgleich weder Arm noch Lehne da waren, auf die er sich stützen konnte.

Als Jedermann Platz genommen hatte, unterhielt sich der Monarch einige Minuten lang sehr zutraulich mit dem General und dem Gouverneur. Dann wurde der Gesellschaft nach einander Thee, Kaffee, Konfekt und Wein präsentirt. So oft der Kaiser trank, berührte er mit seinem Becher die der Personen, welche ihm zur Rechten und Linken am nächsten saßen; dann blickte er freundlich die übrige Gesellschaft an, gleichsam, als tränke er auf ihre Gesundheit. Die Gemächer zur Linken waren geöffnet, so daß man ihre Pracht und die kostbaren Möbel sehen konnte.

Plötzlich traten aus diesen Sälen eine Menge Tänzerinnen hervor, welche niedergebückt auf den Fersen heranrutschten, obgleich ihre langen Gewänder und die gezwungene Stellung sie sehr hinderten, und setzten sich auf eine Plotform nicht weit von der Thüre, dem Kaiser gegenüber. Nahe bei ihnen war ein Orchester von Javanesischen Musikern und vielen Sängern. Zur Rechten war ebenfalls ein Haufe eingeborner Musiker, aber mit Europäischen Instrumenten. Die Tänzerinnen schienen nicht über 15 bis 16 Jahr alt. Was man von ihrem Körper sehen konnte, als Gesicht, Hals, Arme und Beine, hatte eine blaßgelbe Farbe. Diese geben sie sich durch einen Saft, der aus Sandelholz und wohlriechenden Pflanzen gepreßt wird.

Als die Musiker und die Sänger anfingen, sich hören zu lassen, erhoben sich die Tänzerinnen langsam, indem sie mit den Armen, den Händen und dem Kopfe verschiedene anmuthige und ausdrucksvolle Geberden machten. Ihre Bewegung war anfangs langsam, wurde aber auch später nicht heftig und blieb immer gleichförmig. Die Melodie oder die Weise mochten noch so munter seyn, so blieben alle ihre Geberden und Stellungen doch vollkommen übereinstimmend, ihre Physiognomie behielt immer denselben Ausdruck oder vielmehr dieselbe unbewegliche Ruhe. Sie bedienten sich beim Tanze einer schönen Schärpe, deren Enden ihnen bis auf die Füße herabhingen. Bald schlugen sie diese Enden aus einander, indem sie den Rand leicht erhoben, als hätten sie ihn nur eben berührt, bald hielten sie sie über den Arm oder die Schulter, dann hielten sie sie wieder wie einen Schleier vor dem Gesicht. Von dem reich verzierten Stoff, der ihre Lenden umgürtete, hing ebenfalls ein Streifen wie eine Schleppe auf die Erde hinab, und die Tänzerinnen gebrauchten ihn eben so, wie die Schärpe, indem sie ihn mit der Fußzehe oder der Ferse bald auf die eine bald auf die andere Seite schoben. Wir fanden keine ihrer Stellungen absichtlich unanständig; in der That, nichts konnte weniger anstößig seyn, als die sanften und zwanglosen Bewegungen ihrer Glieder und ihres Leibes, die dem Ausdruck der Musik oder des Gesanges folgten.

Von den Musikern gingen oft einige zu den Beamten des Sultans hin, gleichsam um seine Befehle einzuholen. Diese Leute näherten oder entfernten sich nie anders als kriechend, wie Würmer, die sich vor einem Fußtritt höherer Geschöpfe fürchten. So lange sie sprachen, hielten sie die flach zusammengedrückten Hände in die Höhe, so daß die Daumen die Nase berührten. Es demüthigte uns, die menschliche Natur so erniedrigt zu sehen.

Nach einer halben Stunde stand der Kaiser auf, und man hieß uns, ihm folgen. Zu unserer großen Verwunderung wurden wir wieder in einen Hof geführt, gleich demjenigen, den wir verlassen hatten. Es standen mehrere Reihen Tische da, in Form eines großen T, mit allen Arten von Speisen, Leckerbissen und Früchten, die das Land hervorbringt, beladen und auf Europäische Art servirt. Die Schüsseln standen so dicht bei einander, daß man nicht eine mehr hätte dazwischen setzen können, und die Zwischenräume füllten prächtige wohlriechende Blumen. Der Kaiser nahm an der Mitte eines Tisches im Centrum Platz; der General und der Gouverneur setzten sich wie zuvor, der eine ihm zur Rechten, der andere zur Linken. Die Gesellschaft, Eingeborne und Fremde, setzte sich an die anderen Tische. Dieses Frühstück — denn so nannte man es — war wirklich prachtvoll. Alles ging dabei eben so ordentlich und regelmäßig her, wie in dem Palast eines Europäischen Fürsten. Eine große Menge von Bedienten wartete auf. Ein Orchester spielte während der ganzen Tischzeit muntere Stücke und, wahrscheinlich uns zu Ehren, als Deputirte einer Englischen Gesellschaft, auch das berühmte God save the King. Die jungen Mädchen fuhren fort, in gewisser Entfernung zu tanzen, und wurden, wie vorher, von Musik und Gesang begleitet. Der Kaiser erzeigte jedem seiner Gäste die Ehre, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, auch wurden drei oder vier Gesundheiten von der Gesellschaft ausgebracht.

Als der Kaiser sich wieder erhoben hatte, folgten wir ihm in den Tanzsaal. Die jungen Mädchen, welche bis jetzt getanzt hatten, machten anderen Platz, die auf dieselbe Art gekleidet waren. Als sie alle niedergehockt waren, trat eine alte Frau herein und legte vor jeder ein Instrument hin, welches aussah, wie ein Bogen mit dem Pfeil auf der Sehne, ungefähr zwei Fuß lang und roth lackirt und vergoldet. Die Tänzerinnen erhoben sich sogleich und führten alle Tänze der vorigen auf, aber mit den Bogen in der Hand, welches die malerische Schönheit ihrer Gruppen und Stellungen sehr erhöhte. Keine Maschine hätte ihre Bewegung gleichmäßiger und pünktlicher und, können wir hinzusetzen, mit weniger Seele ausführen können, wenn nämlich der Blick für den Dolmetscher der Seele gelten kann. Man sagte uns, daß es National-Lieder und Melodieen wären, nach denen sie tanzten, deren Inhalt sich auf die Mythologie, Religionsmeinungen und Kriege des Volkes bezog.

Als es Zeit zum Fortgehen war, standen wir auf und wünschten dem Monarchen eine lange und glückliche Regierung; dann baten wir um die Gunst, ihm die Hand reichen zu dürfen. Er gewährte sie uns mit der größten Freundlichkeit. Dieser Fürst zeigte in seinem ganzen Benehmen eine natürliche Würde und ein ungezwungenes und freundliches Wesen. Wir hatten beinahe drei Stunden im Palaste zugebracht; unsere Neugierde war befriedigt, aber unsere Herzen waren betrübt, wenn wir diese eitle und kalte Pracht mit dem einfachen Wesen und dem sanften und bescheidenen Benehmen der Könige von Eimeo Huahein und anderen Inseln des großen Weltmeeres verglichen, deren Sitten wahrhaft patriarchalisch sind."

(Travels of Tyerman and Bennet.)

Bibliographie.

Herr Eliakim Carmoly, Ober-Rabbiner von Belgien, ist, wie das Asiatic Journal berichtet, damit beschäftigt, eine Französische Uebersetzung der Reisen des Benjamin von Tudela, nach einem Hebräischen Manuskripte des funfzehnten Jahrhunderts, welches den Ur-Text ohne die später hinzugekommenen Irrthümer enthalten soll, herauszugeben. Außer Anmerkungen über das Werk selbst, wird die Uebersetzung auch von einer Notiz über das Leben Benjamin's von Tudela und über die Werke der ihm vorangegangenen Reisenden begleitet seyn.

Die Asiatische Gesellschaft in Paris veranstaltet die Herausgabe einer Chinesischen Chrestomathie, in welcher sich (lithographirt) auch der Chinesische Text des von Herrn Stanislas Julien in's Französische übersetzten Dramas Hoei-lan-ki (der Kreidezirkel) befinden wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 27. Februar 1833.

Frankreich.

Decazes' Wirksamkeit während der Restauration.*)

I. Das Ministerium Dessolle.

Der sechste Band der „Geschichte der Restauration" ist in Bezug auf die parlamentarischen Verhältnisse, die in ihrer weiteren Entwickelung den Sturz des älteren Zweiges der Bourbonen herbeiführten, der reichhaltigste unter den bis jetzt erschienenen; er beginnt mit dem Abtreten des Ministeriums Richelieu (1818), umfaßt die Geschichte der Ministerien Dessolle und Decazes und schließt mit der Ermordung des Herzogs von Berry und dem zweiten Ministerium Richelieu. Diese an und für sich höchst wichtige Epoche der Geschichte der Restauration gewinnt in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse noch dadurch ein besonderes Interesse, indem wir in ihr zuerst die so verschieden beurtheilten Doctrinairs an den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs thätigen Antheil nehmen sehen.

Wir befinden uns im Herbste des Jahres 1818; der Herzog v. Richelieu war noch auf dem Kongresse in Achen; die Session der Kammern sollte im Dezember eröffnet und nach dem damaligen Wahl-Gesetze der fünfte Theil der Kammer erneuert werden. Das Herannahen der Wahlen brachte die Parteien in Bewegung; die Journale waren durch die Censur gefesselt, desto thätiger waren die Parteien in den Broschüren, ihre Kandidaten zu empfehlen. Die Regierung deutete in den Männern, die sie zu Präsidenten der Wahl-Kollegien ernannte, deutlich genug an, daß sie Männer von gemäßigten Gesinnungen wünsche, denn fast alle ihre Kandidaten gehörten dem rechten und linken Centrum an; aber gerade diese waren es, welche von der rechten wie von der äußersten linken Seite verworfen wurden. Die ultraliberale Partei brachte in dem Journale Minerva sogenannte unabhängige Männer in Vorschlag, und Herr Etienne suchte in einem seiner Briefe über Paris zu beweisen, daß man Deputirte von der Farbe der Herren Dupont v. d. Eure und Voyer-d'Argenson wählen müsse.

Die Royalisten ihrerseits zogen es, aus Haß gegen das Wahl-Gesetz und gegen eines der Mitglieder des Kabinets, Herrn Decazes, vor, da, wo sie selbst keine Aussicht auf Sieg bei dem Wahl-Kampfe hatten, den ultraliberalen Kandidaten zu unterstützen, um zu zeigen, daß das Wahl-Gesetz schlecht sey und die Monarchie zum Untergange führen müsse. Die Minister ertheilten den Präfekten Befehl, ein wachsames Auge auf die Wahlen zu haben und sowohl die Kandidaten der royalistischen wie die der liberalen Opposition wo möglich zu beseitigen, die constitutionnellen Kandidaten hingegen zu begünstigen. Der Graf v. Artois hatte, als General-Oberst der National-Garde, in den Departements eine Menge von Inspections-Comités organisirt, durch die er einen dem Ministerium feindlichen Einfluß auf die Wahlen auszuüben suchte; er mußte daher von diesem Posten entfernt werden, und es gelang, durch einen geheimen vom Grafen Lainé verfaßten Bericht den König zu bewegen, seinen Bruder, mit Beibehaltung des Titels, jenes wichtigen Postens zu entkleiden und die National-Garde dem Ministerium des Innern unterzuordnen. Das Resultat der Wahlen war dadurch merkwürdig, daß fast gar keine Royalisten, sondern nur ministerielle und liberale Kandidaten in die Kammer kamen. Die bedeutendsten Namen waren Camille Jordan, v. Bondy, Girod vom Ain, d. Kératry, General v. Ambrugeac, Manuel, Chabaud-Latour, General Lafayette und Ternaux. Von den beiden Letztgenannten ward der Erstere, der in seinem eigenen Departement, dem der Seine und Marne, durchgefallen war, sonderbar genug, in dem royalistischen Departement der Sarthe, dem alten Schauplatze der Vendée-Kriege, gewählt; der Letztere trug in Paris, nach mehrtägigem Wahl-Kampfe, den Sieg über Benjamin Constant davon, indem ein Theil der royalistischen Wähler die Stimmen auf ihn übertrug. Ein schlagender Beweis, daß das Resultat der Wahlen nicht den wahren Ausdruck der Gesinnungen der einzelnen Departements lieferte, lag darin, daß Manuel gleichzeitig in den ultraroyalistischen Departements der Vendée und der Sarthe zum Deputirten ernannt wurde. Diese auffallenden Ergebnisse und insbesondere die gänzliche Ausschließung der Royalisten von der äußersten rechten Seite beunruhigten den Herzog v. Richelieu. „Mit Schrecken", so schrieb er von Achen nach Paris, „sehe ich die Männer der hundert Tage in die Kammer kommen und die Royalisten allmälig aus derselben verschwinden."

*) Aus dem sechsten Bande der Histoire de la restauration, par un homme d'état.

Der Herzog v. Richelieu kehrte am 25. Nov. nach Paris zurück; am 10. Dez. sollten die Kammern eröffnet werden, und es war für das Kabinet vor allen Dingen nöthig, sich über das in der bevorstehenden Session zu befolgende System zu verständigen. Hierbei trat zwischen dem Herzoge Richelieu und Herrn Decazes eine Meinungs-Verschiedenheit hervor, welche bald die Auflösung des Ministeriums herbeiführte; der Erstere hielt eine Umschmelzung des Wahlgesetzes im royalistischen Sinne für unumgänglich nothwendig, wenn die Monarchie vor dem Untergange bewahrt werden solle, und wollte zu diesem Behufe in der Deputirten-Kammer eine aus der rechten Seite und dem rechten Centrum bestehende Majorität formiren; der Graf Decazes hingegen bestand darauf, daß das Wahlgesetz unangetastet bleibe, und daß das Ministerium sich auf den liberalen Theil der Kammer stütze. Mitten unter diesen Spaltungen ward die Session eröffnet. Die Thronrede kündigte ein gemäßigt liberales System, zugleich aber auch Unterdrückung der Parteien an; die Pairs-Kammer antwortete durch eine entschieden royalistische Adresse und appellirte an die Königliche Gewalt zur Zügelung des revolutionairen Geistes, die Adresse der Deputirten-Kammer war im Wesentlichen eine Paraphrase der Thronrede. Aber der Bruch im Kabinette, der inzwischen immer entschiedener geworden war, ließ sich den Kammern nicht länger verhehlen, und nach mehreren fruchtlosen Unterhandlungen und Versuchen einer rein royalistischen Combination nahmen der Herzog von Richelieu und mit ihm die Herren Lainé, Mole, der erst vor kurzem an die Stelle des Herrn d. Corvetto als Finanz-Minister getreten war, Molé und Pasquier ihre Entlassung; der Graf Decazes, außer dem Kriegs-Minister Saint-Cyr, das einzige nicht abtretende Mitglied des vorigen Kabinets, schlug dem Könige ein neues Ministerium vor, welches am 29. Dez. in folgender Weise festgestellt wurde: der General Dessolle, Präsident des Ministerraths, Graf v. Serres, Großsiegelbewahrer, Graf Decazes, Minister des Innern, Baron Portal, Marine-Minister, und Baron Louis, Finanz-Minister.

Wenn das vorige Ministerium sich auf das rechte Centrum gestützt und sich durch die Doctrinairs dem linken Centrum genähert hatte, so stützte das neue sich auf das linke doctrinaire Centrum, mit einer Tendenz zur äußersten Linken; indem es diese Stellung in der Deputirten-Kammer einnahm, entfremdete es sich das rechte Centrum und bereitete dadurch eine Vereinigung zwischen diesem und der äußersten rechten Seite vor; noch abgeneigter machte es sich die Pairs-Kammer. Das neue Ministerium bestand indessen aus talentvollen und rechtschaffenen Männern. Der Marquis Dessolle, Waffengefährte Moreau's und aus der Schule, die vor der Macht Napoleon's das Knie nicht beugte, hatte bei der ersten Restauration eine thätige Rolle gespielt und in der Konferenz bei dem Fürsten Talleyrand, welche die Rückkehr der Bourbonen vorbereitete, großen Einfluß ausgeübt. Er war kein Mann von umfassendem Geiste und großen Ansichten, besaß aber ein tiefes Gefühl für Freiheit und Ehre; er war ein antiker Charakter, wie man sie unter den Staatsmännern selten trifft. General Dessolle hatte das Ministerium mit Widerstreben angenommen, weil er fühlte, daß ihm jene Thätigkeit des Geistes und jene Entschlossenheit abgingen, welche bei einem Premier-Minister so wesentliche Eigenschaften sind; er war eben so wenig Redner, wie der Herzog v. Richelieu, und dennoch übte sein Wort großen Einfluß auf eine Versammlung aus, weil man, wenn er auch sich selbst bisweilen täuschte, doch nie den Verdacht gegen ihn hegen konnte, daß er Andere wissentlich täusche. Was die Verhältnisse zum Auslande betraf, so besaß er besonders das Vertrauen des Kaisers von Rußland; auch von dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich war er gekannt und hatte sich ihr Wohlwollen erworben. Als Chef des Generalstabes der Pariser National-Garde hatte General Dessolle in einigen Beziehungen mit dem Herzoge von Wellington gestanden. Bei Hofe hatte er wenig Einfluß, diesen überließ er dem Grafen Decazes. Herr v. Serres begann eben seine schöne parlamentarische Laufbahn; er war ein großes Talent, welches eine berathende Versammlung zu beherrschen wußte. Als Staatsmann besaß Herr v. Serres weder unerschütterliche Festigkeit der Ansichten noch Beharrlichkeit in seinen Planen und seinem Benehmen; er hatte tiefes Gefühl und ließ sich deshalb leicht von den Eindrücken hinreißen, die in einem vom Revolutionsgeiste aufgeregten Lande so mannigfach sind. Man hat ihm Widersprüche in seinem politischen Leben vorgeworfen, und allerdings muß ihm die Geschichte diesen Vorwurf machen, aber einer Faction gegenüber, die von 1819 an ihre Antipathie gegen das Haus Bourbon nicht mehr

verhehlte, mußte er wohl zur Einsicht über strafbare Absichten kommen, die seine edle Seele bis dahin für Freiheitsliebe gehalten hatte. Er trat in ein Ministerium, dessen Hauptgedanke die Aufrechthaltung des Wahlgesetzes war, weil er dieses für weise und verfassungsmäßig hielt, er kam zur Erkenntniß, als der unversöhnliche Geist der Faktionen sich durch die Wahl Gregoire's kund gab und das Land mit einer Majorität der linken Seite bedroht wurde, eine traurige Majorität, die sich später unfähig und eigennützig zeigte und vor den Juli-Gewalten in den Staub niederfiel. Herr v. Serres war damals das beredte Organ der doctrinairen Partei und wurde dazu bestimmt, das Ministerium auf der Rednerbühne zu vertheidigen. Der Baron Louis war bereits Mitglied des Talleyrandschen Ministeriums gewesen; sein praktischer Geist machte ihn allein zum Nachfolger des Grafen Roy geeignet; er besaß weder Redner-Talent, noch die hohen Ansichten des Herrn v. Corvetto, noch die Geradheit und Klarheit des Grafen Roy, kurz, er war ein Büreau- und Geschäftsmann ohne feste politische Ansichten. Baron Portal, früher Kaufmann in Bordeaux, war nur durch seine Kenntnisse im Handels- und Marinewesen bekannt; er war seit einiger Zeit in den Büreaus des Marine-Ministeriums, als er an die Spitze desselben gerufen wurde; er besaß einen kalten Charakter, aber mit milden und bescheidenen Formen verbunden, und wußte sich gut, wenn auch mit einiger Schüchternheit, auszudrücken. Mit den Herren Lainé und Ravez vertraut, neigte er sich mehr zum rechten Centrum, als zu einer anderen Seite der Kammer. Von geringem Nutzen auf der Redner-Bühne, die er nur selten bestieg, war er im Conseil ein temperirendes Element; mit einem richtigen Urtheil begabt, wußte er die Verhältnisse trefflich aufzufassen. Da er Protestant war, so widerlegte seine Ernennung zum Minister die Partei, welche über Verfolgung der Nicht-Katholiken schrie.

Graf Decazes war endlich am Ziele seiner Wünsche; er erhielt das Ministerium des Innern, die Seele der allgemeinen Verwaltung; er besaß alle Eigenschaften zu einem vorzüglichen Minister des Innern: glatte und angenehme Formen, Liebe zu den Künsten und den Künstlern; er repräsentirte sehr gut und beschäftigte sich aus Neigung mit Handel, Ackerbau, Straßen, Kanälen und Unternehmungen, und zwar stets mit gleicher Thätigkeit; er wußte durch äußere Freundlichkeit, die einem Minister so wenig kostet, die Menschen für sich zu gewinnen. Sein Departement theilte er in mehrere große Directionen; die der Kommunal-Sachen und der inneren Verwaltung ward Herrn Guizot, die der schönen Künste und der Wissenschaften, und also auch der Presse, Herrn Villemain übergeben, der in seinen Beziehungen zu den Journalen viel ministeriellen Eifer gezeigt hatte. Der Kriegs-Minister, Gouvion-Saint-Cyr, war einer der wärmsten Anhänger des Wahl-Gesetzes, und seine Ansichten fanden sich daher in dem neuen Kabinet vollständig repräsentirt.

Die neuen Minister hielten am Tage nach ihrer Ernennung die erste Konferenz und waren über das zu befolgende System bald einig; Prinzip ihrer inneren Politik sollte die Aufrechthaltung des Wahl-Gesetzes seyn, und um den verständigen Theil der linken Seite der Deputirten-Kammer für sich und die Dynastie zu gewinnen, wollte es zwei wichtige Gesetze, das eine über die ministerielle Verantwortlichkeit, das andere über die Preßfreiheit, vorlegen. Herr Guizot ward mit der Entwerfung eines Gesetzes über die Departemental- und Kommunal-Verwaltung beauftragt, das in dieser oder der nächsten Session vorgelegt werden sollte. Um die Spuren der Reactionen von 1815 zu verwischen, wurden auf einen geheimen Bericht des Grafen Decazes viele der proskribirten Konvents-Mitglieder und Männer der hundert Tage zurückgerufen, unter ihnen Cambacérès, Tallien, Lamarque, Excelmans und Regnaud de Saint-Jean-d'Angely. In dem Personal der Präfekturen und Unter-Präfekturen wurden bedeutende Aenderungen vorgenommen, die Royalisten entfernt und durch Männer des linken Centrums und sogar der linken Seite ersetzt. Auf ähnliche Weise verfuhr Herr v. Serres im Justiz-Ministerium, namentlich bei der Reorganisation des Staats-Raths, aus welchem er mehrere Royalisten ausschloß.

Diese ministeriellen Umwälzungen hatten die Session der Kammern einen Augenblick unterbrochen, und die Verhandlungen wurden erst wieder aufgenommen, als das Resultat der neuen Arrangements bekannt war. Die rechte Seite zählte 45 bis 50 Mitglieder, die, um die Herren v. Villèle und Corbière gruppirt, sich zu der lebhaftesten Opposition rüsteten; zu ihnen gesellte sich noch eine Fraction des rechten Centrums. Das linke Centrum und die Doctrinairs bildeten, nebst einzelnen Mitgliedern der rechten und linken Seite, die ministerielle Majorität. Die Linke zerfiel in zwei Nuancen, nämlich den Ternaux'schen Verein, der am häufigsten mit dem Ministerium stimmte und dem System der Dessolleschen Verwaltung beigetreten war, und in die äußerste Linke, die sich um Lafayette, Dupont v. d. Eure, Bignon und Manuel reihte, für die jede Versöhnung mit den Bourbonen unmöglich war. Da alle für die Session vorbereiteten Gesetz-Entwürfe in dem Sinne des neuen Kabinets umgearbeitet werden mußten, so verging einige Zeit, bevor diese in die Kammern gebracht werden konnten. Das Ministerium hatte sich am 28. Dezember 1818 gebildet, und gegen das Ende des Januar war noch kein einziger politischer Gesetz-Entwurf vorgelegt. Schon fing das ungeduldige Publikum gegen das neue Ministerium zu murren an. Das Dessollesche Kabinet beging darin einen großen Fehler, daß es nicht gleich nach seiner Ernennung seine politischen Prinzipien von der Rednerbühne herab entwickelte. Bis zu dem angegebenen Zeitpunkte war über die dem Herzoge v. Richelieu zu votirende National-Belohnung debattirt worden, und hatte der Baron Louis einen Gesetz-Entwurf vorgelegt, wodurch das Finanz-Jahr auf achtzehn Monate bestimmt wurde. Endlich, am 27. Januar, entwickelte Herr v. Serres die Motive zu einem Gesetz-Entwurfe über die ministerielle Verantwortlichkeit, der ein Werk der Doctrinairs und insbesondere des Herrn Guizot war. Der Inhalt dieses Entwurfs war äußerst unbestimmt; die Minister sollten nur auf die Denunciation von fünf Mitgliedern der Kammer, und zwar wegen Erpressung und Verrath, angeklagt werden können; diese beiden Verbrechen selbst waren nicht näher definirt, und die übrigen Bestimmungen des Gesetzes betrafen nur das bei dem Prozesse zu beobachtende Verfahren. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Histoire des champignons comestibles et vénéneux. (Beschreibung der eßbaren und der giftigen Pilze.) Mit kolorirten Abbildungen. Von Dr. J. Roques. Pr. 24 Fr.
- Marguerite de Beaumesnil. — Roman, von Louise Lemercier. 1 Band.
- La fiancée royale. (Die Königliche Braut.) Historischer Roman, von Herrn v. Marlé. 5 Bde.
- Memoires etc. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jaques Bricheteau, Organisten der Kirche Saint Louis en l'ile.)
- Mélodies françaises. (Gedichte.) Von Biguan. 2 Bde.

England.

John Milton. (Das Leben und die Zeit Miltons, so wie seine religiösen und politischen Meinungen.) Von Joseph Joimay. London 1833.

Das Publikum ist sicherlich nur sehr wenig mit Miltons prosaischen Werken bekannt, und Herr Joimay ist hinreichend gerechtfertigt, wenn er diesen Umstand als eine Entschuldigung für das Unternehmen anführt, eine neue Biographie dieses großen Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner Arbeiten als politischer und polemischer Schriftsteller herauszugeben. Toland, Todd, Fenton und Johnson genügen uns nicht; ihre Schriften sind nicht vollständig genug, um das Ganze des Gegenstandes zu umfassen; aber Herrn Joimay's Werk hilft diesem Mangel ebenfalls nicht ab. Es giebt nur eine spezielle und beschränkte Ansicht von Milton's Charakter, welche hauptsächlich aus Stellen in seinen Werken, und nur in geringerem Grade aus den Betrachtungen, zu welchen sie Anlaß geben, geschöpft ist. Miltons Leben bleibt noch immer zu schreiben; ein solches Leben nämlich, welches alle Seiten seines gigantischen Geistes zur Anschauung bringt und ihm treu durch die verschiedenen Fächer der Philosophie und Literatur folgt, in denen er sich hervorthat.

Wenn wir die Zeit berücksichtigen, in welcher Milton lebte, so wird unser Erstaunen über seine Größe in dem Maße zunehmen, als wir einen deutlicheren Begriff von den mannigfachen Schwierigkeiten erhalten, mit denen er zu kämpfen hatte. Er war der Vertheidiger der bürgerlichen und religiösen Freiheit, einer übermüthigen und despotischen Regierung gegenüber; er war ein kühner und unverhohlener Verfechter des Protestantismus zu einer Zeit, wo das Papstthum allgewaltig in seinen Mitteln und sehr geneigt war, seine Feinde zu Boden zu drücken; und in der Vertheidigung freier Lehrsätze, sowohl in der Politik als in der Religion, ging er, zu einer Zeit, wo die Berührung eines solchen Gegenstandes ein gefährliches Unternehmen war, weiter, als es irgend ein politischer Schriftsteller oder gläubiger Christ jemals wagte, selbst seitdem die Gefahr eines solchen Heroismus sich vermindert hat. Inmitten dieser Stürme und drohenden Gefahren den reinen Geist der Poesie pflegen, der Sprache neue Anmuth verleihen, und den Geschmack einer Nation verfeinern, während er sie über ihre ernstesten Pflichten belehrte, war eine Vereinigung seltener Triumphe des Geistes, wie wir in der Geschichte der menschlichen Intelligenz kaum ein ähnliches Beispiel finden.

Aber Milton's prosaische Werke theilen das Loos jedes Werkes des menschlichen Kopfes oder menschlicher Hände. Man findet in denselben Fehler, die der unbedeutendste seiner Kritiker auffinden kann, ohne daß er sich etwas darauf einzubilden braucht. Seine berühmten Werke über die Ehe und sein Kolasterion sind nicht zu vertheidigen, besonders bei Jemanden, der die erhabenen Wahrheiten des Christenthums auf eine so edle Weise verfocht und sie gegen die verderbten Grundsätze so vieler Sekten vertheidigte, die unter dem Mantel desselben die Gotteslästerung heiligten. Herr Joimay tadelt mit Recht diesen Abfall in den Ansichten Milton's; aber bei Auseinandersetzung dieses Vorwurfes geräth er in einen Zorn, der eines Kommentators, welcher eine so wichtige Erörterung aufnimmt, unwürdig ist. Wir tadeln Herrn Joimay nicht so sehr darüber, daß er sich erlaubt, den Streit mit unnöthiger Hitze zu führen, als daß er es durch Folgerungen und Vermuthungen versucht, den ganzen Tadel wegen der Scheidung von seiner Frau auf Milton zu werfen. Es geht aus keiner einzigen authentischen Quelle hervor, daß Milton der Haustyrann gewesen, als welchen der Verfasser ihn schildert, und aus allen Umständen, die bis zu uns gelangt sind, so wie aus der inneren Wahrscheinlichkeit des Charakters, sind wir eher geneigt, zu glauben, daß die Frau zu lustig, zu vergnügungssüchtig und zu ungebildet war, um die gelehrte Einsamkeit und die ruheliebenden Gewohnheiten des Dichters ertragen zu können. Ein Mann so reizbarer Sinnesart mag leicht durch die kleinen Quälereien einer so unpassenden Gefährtin mißgestimmt worden seyn; die gegenseitige Abneigung mag leicht zu Streitigkeiten Anlaß gegeben haben; und der Herr und Meister mag in einem so festen und strengen Ton auf seinem Recht bestanden haben, daß es denen als Tyrannei erschienen seyn mochte, die sich nicht ganz in die ruhige Strenge seines Wesens versetzen konnten. Dies sind aber Verhältnisse, die man besser der eigenen Beurtheilung eines Jeden überläßt. Es ist immer schwer, den

Grund solcher Trennungen richtig anzugeben und darüber mit Aufrichtigkeit und Unpartheilichkeit zu entscheiden. Frühere Ansichten von Glückseligkeit und von den gegenseitigen Pflichten in der Ehe werden Jeden bei seinen Urtheilen in dieser Beziehung leiten müssen.

Milton's Ansicht über einige höhere Punkte des Glaubens ist dem allgemeinen Einwande unterworfen, daß die Vernunft in geistlichen Dingen nicht das Uebergewicht haben müsse. Es ist hier nicht der geeignete Ort, uns in eine Untersuchung darüber einzulassen, obgleich es eben so interessant als belehrend seyn würde, einige seltsame Inkonsequenzen in dem Geiste eines der außerordentlichsten Männer, die je gelebt haben, nicht sowohl anzudeuten, als zu untersuchen. Seine Ansicht über die Dreieinigkeit ist Beweis genug, daß er nicht so schriftgläubig war, als er es selbst so oft und so ernstlich versichert. Aber selbst seine Irrthümer oder diejenigen Meinungen, welche die Masse der religiösen Welt für irrig hält, werden doch in einem so frommen Geist entwickelt und sind auf eine so genaue Kenntniß aller Autoritäten und auf eine solche tiefe Verehrung der Wahrheit gegründet, daß sie auch denjenigen Achtung einflößen müssen, die nicht mit denselben übereinstimmen. Sie sind auch in der That in einem so gelehrten, ausgearbeiteten und feinen Stil vorgetragen, daß sie nicht viel Unheil unter der Masse erregen könnten, selbst wenn sie Besorgniß erregender wären, als sie es wirklich sind.

Das vorliegende Werk besteht hauptsächlich aus solchen Auszügen aus Milton's Schriften, die zu einer Art zerstückelter Selbst-Biographie dienen können, und die durch vermittelnde Glieder verbunden sind, welche eine Erzählung seines Lebens ergänzen und eine oberflächliche Schilderung seines Charakters und seiner Meinungen entwerfen. Herr Ivimay entwickelt mehr Eifer und Fleiß, als Fähigkeit und Geschicklichkeit. Aber seine Ansicht von Milton's starrem Widerstand gegen Tyrannei wird seinem Buche in unserer Zeit der Bewegung und des Widerstandes Popularität bei den Brittischen Lesern verschaffen. Der Verfasser ist ein ernstlicher Reformer und ein strenger Protestant, und sein Bestreben, Milton allgemeiner verständlich zu machen, wird darum mit Beifall aufgenommen werden. Der unterhaltendste Theil des Werkes ist eine angehängte Widerlegung von „Milton's Leben" von Dr. Johnson, in welcher Herr Ivimay des Doktors Schilderung Milton's mit mehr Eifer als Scharfsinn angreift. Es ist in diesem Kampfspiele ergötzlich, wahrzunehmen, wie auffallend Johnson über seinen Gegner durch die bloße Gewalt der Schreibart und durch die Klarheit seiner Auseinandersetzungen siegt. Wenn Johnson Unrecht hat, so bleibt ihm das größere Verdienst, daß er durch den Sieg der Logik über die Wahrheit Recht zu haben scheint. Aber wir vermuthen, daß Herr Ivimay, in seiner Besorgniß, Milton aus dem eisernen Griff des Lexikographen zu befreien, sich nicht immer genau an die Wahrheit gehalten hat, und daß, wenn Johnson Milton den Vorwurf macht, er sey in seinen Protestationen gegen gewisse religiöse Sekten deutlicher gewesen, als in seinen Glaubens-Bekenntnissen zu Gunsten irgend einer Sekte, er das Maaß der Gerechtigkeit nicht überschritten. (Atlas.)

Bibliographie.

Philosophical conversations. (Philosophische Gespräche.) Von Bakewell. Pr. 5½ Sh.

The emigrants tale. (Auswanderers Erzählung.) Von Bird. Pr. 7½ Sh.

Life of Dr. Armstrong. (Armstrong's Leben.) Von Dr. Boot. Pr. 13 Sh.

The lady's own cookery-book. (Kochbuch für die Hausfrau.) Pr. 10½ Sh.

The sketch-book of fashion. (Skizzenbuch der modernen Welt.) Vom Verf. der „Mütter und Töchter." 3 Bde. Pr. 28½ Sh.

Excerpta Historica. (Abbildungen von Scenen aus der Englischen Geschichte.) Pr. 21 Sh.

Morgenländisches.

Die göttliche Verehrung der Schlange.

Wenn es wahr ist, daß der Schrecken, den unergründliche aber nur bei Gelegenheit sich zeigende Natur-Phänomene dem rohen Wilden einflößen, ihm seine ersten Götter geschenkt hat, so müssen die ungeheuren Schlangen, die früher nicht bloß warme Klimate, sondern auch die kältesten Regionen bewohnten, zu den ersten Gegenständen seines Kultus gehört haben. Wirklich finden wir im hohen Alterthum bei den meisten Völkern die Sage, daß ihre Urväter Schlangen verehrten, die sie als lebende Gottheiten betrachteten. Man darf aber diesen alten Kultus, welcher der Schlange selbst, als höherem Wesen, galt, nicht mit der bloßen symbolischen Verehrung verwechseln, die ihr z. B. in Aegypten, in Babylon und bei den Ophiten (einer Gnostischen Sekte) ward. Die Ophiten, die erst im zweiten Jahrhundert nach Christus in's Leben traten, erkannten zwei Prinzipien, die Lehre von den Aeonen und die daraus entspringende Theogonie; was sie aber vor allen anderen Sekten dieser Periode auszeichnete, war, daß sie in ihren Mysterien einer lebenden Schlange, als symbolischem Bilde des Geistigen im Menschen und als dem Typus der Weisheit (σοφία), huldigten. Der Ophite küßte diese Schlange und verehrte sie eben so, wie der Chaldäer die Verführerin Eva's, obgleich sie dem Letzteren ein tückischer Dämon war.

Die Anbetung der Nagas oder Schlangen-Götter Indiens war vielleicht in diesem Lande allgemein, ehe noch die Religionen Buddha's und Brahma's durch Kolonisten aus Nord-West, die sich über die Ebenen Hindostan's ausbreiteten, eingeführt wurden. Außer einer großen Menge Fabeln und Ueberlieferungen, die auf diesen Kultus Bezug haben, und denen man oft in den Purana's oder Legenden der Hindu's begegnet, finden sich noch viele Spuren davon in dem Ritual der heutigen Indier. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Vertilgung des ganzen Geschlechtes der Schlangen und Schlangen-Könige durch Dschanamedschaya, deren in diesen Legenden als einer Thatsache Erwähnung geschieht, auf die Abschaffung des örtlichen primitiven Aberglaubens und die Stiftung des religiösen Systems der Weda's hindeutet. *)

Die ungeheuren Schlangen, welche die Ur-Einwohner Indiens verehrten, wohnten gewöhnlich in Höhlen und an Klüften, die mit Wasser gefüllt waren. Der Sage nach bestand aber Kaschmir vor Alters aus einem mit Wasser gefüllten Thale, gleichsam einem geräumigen von hohen Bergen eingeschlossenen See, was mit Moorcroft's Beobachtungen übereinstimmt. Dieses Wasser brachte eine Revolution der Natur zum Abfluß, und nichts ist wahrscheinlicher, als daß die ersten Bewohner des sumpfigen Bodens giftige Amphibien in Menge antrafen. Onesikritus erzählt bei Strabo, daß in Abisaris (muthmaßlich einem Theile des heutigen Kaschmir) nach den Berichten der Abgeordneten Alexanders zwei enorme Drachen (oder Schlangen) sich aufhielten, von denen der eine achtzig, der andere 140 Ellen maß. Mehrere Könige von Kaschmir leiteten ihre Herkunft von den Schlangen-Göttern.

Die Ehrfurcht der Chinesen vor dem Lung oder Drachen ist wohl bekannt. Dieses Geschöpf ist in der That nur eine ungeheure Schlange mit vier Klauen. Der Drache, jetzt das Kaiserliche Wappen, war vermuthlich die Gottheit der ersten Chinesischen Ansiedler, die, von den hohen Gebirgen des östlichen Tibet und der Gegend am Kukunohr herabkommend, in den Ebenen des nördlichen China große Schlangen von der Gattung Boa vorfanden, die in den Niederungen des südlichen China's noch sehr häufig sind. Sie betrachteten die Schlange als den Gott des Wassers und der Feuchtigkeit, und wahrscheinlich aus diesem Grunde heißt der Chinesische Meergott noch jetzt Lung wang (Drachen-König). Alle kleine Seen und Stillwasser in den Bergen führen im Chinesischen den Namen Lung tschi (Drachen-See), weil man glaubt, daß sie von diesen eingebildeten Wesen, denen oft in der Nähe Kapellen errichtet sind, bewohnt werden. Einen klaren Beweis von der Identität des Chinesischen Drachen mit den Nagas der Hindus giebt uns überdies die Aussage der Chinesischen Annalisten, daß Kaschmir ein Drachen-See gewesen sey. „Die Wasser liefen ab, und die Drachen verließen das Land, welches nochmals bewohnbar ward."

In Hinter-Indien, Japan und den meisten großen Inseln des Archipels von Süd-Asien war der Schlangen-Kultus ehemals zu Hause, oder ist es noch jetzt. In der Japanischen Mythologie kämpft der Gott des Windes mit einer riesigen Schlange. Dieser Gott, der lange Zeit mit seiner Schwester, der Sonnen-Göttin, im Streite lag, mußte ihr am Ende nachgeben und den Himmel verlassen. Er stieg zuerst auf die Erde nieder, und als er einen Fluß in der Provinz Idsumo erreicht hatte, hörte er Seufzer, die ein altes Ehepaar und mit ihnen ein schönes junges Mädchen ausstießen. Der Gott befragte sie um die Ursache und erfuhr von den Alten, sie hätten acht Töchter gehabt, von denen eine fürchterliche Schlange mit acht Köpfen und acht Schweifen bereits sieben verschlungen hätte; noch heute werde sie wiederkommen und das einzige übrige Kind verschlingen. Der Japanische Herkules sprach ihnen Muth ein und verlangte ihre Tochter zur Ehe. Die Eltern willigten ein; er befahl ihnen, acht große Gefäße voll Saki (Japanischem Reis-Wein) zu besorgen, und baute ein Gerüst mit acht Oeffnungen, in welche er die Gefäße stellte. Dann versteckte er sich darunter und erwartete die Schlange. Diese erschien bald; ihre Augen waren blutroth, Tannen und Cypressen lagen quer über ihrem Rücken, und ihre Krümmungen bildeten gleichsam acht Thäler zwischen acht Hügeln. Sie steckte jeden ihrer Köpfe in eines der Gefäße und fiel bald in Schlaf. Der Wind-Gott zückte sein Schwerdt und hieb das Ungeheuer in kleine Stücke. Sein Schwerdt bekam dabei mehrere Scharten, und der Gott bemerkte einen anderen im Schweif der Schlange versteckten Säbel, den er für das Eigenthum irgend einer himmlischen Gottheit hielt und deshalb den Göttern zum Geschenk machte. Japanische Autoren, die diese Fabel erzählen, geben an, daß jene Schlange in den großen Fluß gleiches Namens (Ya mata arotsi, die große achtköpfige Schlange) sich verwandelte, der sehr reißend ist, acht Mündungen hat und als eine Gottheit verehrt wird. In früheren Zeiten brachte man auch in Japan den Schlangen oder Drachen Menschen-Opfer; so z. B. wurden einem neunköpfigen Drachen auf dem Berge To kakusi in Sinano junge Mädchen von großer Schönheit geopfert.

Auch in Afrika ist der Schlangen-Dienst bei den verschiedenen Neger-Stämmen sehr vorherrschend. Zu Kongo wurde er durch König Alfons von Portugal bei Lebensstrafe untersagt, und ein alter christlicher Reisebeschreiber erzählt: „Die Neger von Kongo verehren Schlangen, die sie mit ihren besten Vorräthen füttern; Vipern und Nattern vergiften ihre Seele mit einem verderblicheren Gifte, als dasjenige ist, so in ihre Leiber kommt."

In Mexiko war die große Klapperschlange ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Bilder dieser Schlange, grob in Stein gehauen, findet man sehr häufig in den Dörfern der Eingebornen. Bruchstücke ähnlicher Idole sind oft an der Außenseite der Häuser in Mexiko zu sehen. Ein ungeheurer Kopf einer Klapperschlange präsentirt sich an der Ecke des schönen Gebäudes, welches die allgemeine Lotterie-Anstalt ist. Dieser Kopf muß einem 70 Fuß langen Idol angehört haben, vermuthlich demjenigen, das in dem großen Tempel aufgestellt war.

*) Das Sanskrit'sche Wort Naga, Schlange, hat auffallende Aehnlichkeit mit dem gleichbedeutenden Hebräischen Nachasch. Diese Analogie ist um so merkwürdiger, da das letztere Wort in den Semitischen Sprachen, zu welchen die Hebräische gehört, nichts weiter bedeutet, als weissagen, und da die Schlange in jeder anderen Semitischen Sprache einen ganz verschiedenen Namen hat.

Diese Schlangen werden gewöhnlich „zum Knäuel geballt" und in einem Zustand der Ruhe dargestellt. Sie sind von verschiedener Größe und in verschiedener Lage. Das schönste Idol dieser Art, welches noch vorhanden, wird in der Vorhalle des Dominikaner-Klosters in Mexiko aufbewahrt. Es ist eine riesige zusammengerollte Schlange, die ihren Kopf und den oberen Theil ihres Körpers wie erzürnt emporhebt. In dem weitklaffenden Maule steckt ein hübsches zierlich gekleidetes Mädchen, deren Haupt und Schultern gräßlich verstümmelt sind. Der Körper dieser kolossalen Schlange hat ungefähr 60 Fuß Länge und 80 Fuß im Umfang. Sie scheint, gleich allen Mexikanischen Götzenbildern, Augen aus farbigen Edelsteinen gehabt zu haben, die das Grausige ihres Anblicks noch erhöhen mußten. Die Details, welche wir in Beziehung auf die blutigen Opfer-Gebräuche der alten Mexikaner besitzen, und dieses gigantische Schlangenbild dazu, lassen uns vermuthen, daß auch die Voreltern dieser Nation, als sie ihre künftigen Wohnplätze zuerst betraten, selbige mit großen Schlangen überfüllt fanden. Die Furcht, welche diese Lindwürmer den neuen Ansiedlern einjagten, brachte sie in den Ruf übelwollender Gottheiten, deren Wuth durch Menschen-Opfer besänftigt werden müsse; nun aber galten junge und schöne Mädchen bei so rohen Barbaren für die köstlichsten Opfer.

Auch die Peruaner beteten Schlangen an, und man sah Bilder dieser lebenden Gottheiten in ihren Wohnungen. Als die Spanier dies Land eroberten, entdeckten sie in der Provinz Topira einen Tempel, vor dem ein Teich lag, der ein großes aus verschiedenen Metallen zusammengesetztes Schlangen-Idol enthielt, dessen Schweif im Rachen steckte. Alljährlich wurde dieser Schlange ein Mensch geopfert. (Asiatic Journal.)

Vergleichung der Wassermassen des Indus und Ganges.

Lieutenant A. Burnes hat der Regierung von Bengalen einen geographischen Bericht erstattet, der aus den auf seiner neulichen Mission nach Lahore an Ort und Stelle aufgezeichneten Notizen gezogen ist. Er schätzt den Indus bei Tatta, einem Ort, welcher ungefähr eben so weit vom Meere entfernt ist, als Sikrigali am Ganges, viermal so groß als letzteren Fluß, wobei er die Strömung des Ganges zu 21,000 Kubikfuß annimmt, welche Annahme jedoch zu gering seyn soll. In der Mitte April's fand er den Indus bei Tatta 670 Yard breit und seine Schnelligkeit 2½ Engl. Meilen die Stunde; der Ankergrund war 15 Fuß tief. Nach dieser Angabe würde die Strömung 110,500 Kubikfuß auf die Sekunde betragen, welche er aber nur zu 80,000 Kubikfuß annimmt. „Aus obigen Bemerkungen erhellt", sagt er, „daß der Indus, indem er die ungeheure Wassermasse von 80,000 Kubikfuß in einer Sekunde fortrollt, die Größe des Ganges um das Vierfache übersteigt und beinahe dem großen Amerikanischen Mississippi gleichkommt. Der weit längere Lauf des Indus, die hohen mit Schnee bedeckten Berge, zwischen welchen er und seine Nebenflüsse nicht weit von seiner Quelle bereits sich durchwinden, und die ihnen stets große Wassermassen zuführen müssen, machen dies erklärlich, besonders wenn wir auf den weiten Landstrich sehen, den mehrere jener kleineren Nebenflüsse durchströmen, und die hohe Abdachung des Landes, von welchem sie herabstürzen. Der Sutlej namentlich entströmt dem heiligen See Manasarovara in Thibet, der 17,000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Ueberdies fließt der Indus durch eine vergleichungsweise dürre und kahle, gering bevölkerte und schlecht angebaute Gegend; der Ganges hingegen wässert ungeheure Landstriche und bringt den Bewohnern seiner Ufer gesegnete Ernten. Der Indus wird, selbst zur Zeit des Austrittes der Flüsse, durch seine steilen und festen Ufer in seinem Bette zurückgehalten und ist selten mehr als eine halbe Meile breit; der Ganges dagegen soll an gewissen Stellen einem Landsee gleichen und von einem Ufer aus das andere kaum sichtbar seyn, wodurch sehr viel Wasser verdünsten muß. Die dürren und sandigen Landstriche, welche am Indus liegen, ziehen das überströmende Wasser bald in sich und machen, daß der Fluß um so schneller in sein Bette zurücktritt. Hierzu kommt noch, daß der Ganges und seine Nebenflüsse ihren Wasser-Vorrath nur von der südlichen Seite des großen Himalaya erhalten, während der Indus von beiden Seiten dieser Gebirgskette Zufluß erhält und noch durch die Regenströme von Kabul und den Regen und Schnee der Chinesischen Tartarei angeschwellt wird. Er ist schon lange vor der Regenzeit sehr wasserreich, und was könnte, bei der großen Entfernung seiner Quellen, seinen frühen Austritt wohl bewirken, als das Schmelzen des Schnees und Eises!

Der Fall des Indus scheint sanft zu seyn, gleich dem aller großen Flüsse. Er beträgt im Durchschnitt ungefähr 2½ Meilen die Stunde, während die Flüsse von Pendschab (Punjab), die wir auf unserer Reise nach Lahore befuhren, die Schnelligkeit des Indus um eine ganze Meile per Stunde übertrafen. Diese große Schnelligkeit schreiben wir der Nähe der Gebirge zu, und dies kann als Maaßstab dienen, um den Fall des großen Flusses abzuschätzen. Die Größe des Indus wird auch dadurch bewiesen, daß er in der flachsten Gegend doch noch einen Fall von 2½ Meilen und eine Tiefe von 15 Fuß behält und das ganze Jahr hindurch in majestätischer Fülle dem Meere zuströmt, während der Ganges mehr den Hügelströmen gleicht, bald trocken und bald seine Ufer überströmend.

Von der Fluth bemerkt Lieut. Burnes, daß sie beim Ganges oberhalb Kalkutta noch sehr bedeutend ist, dagegen beim Indus 25 Meilen unterhalb Tatta, also 75 Meilen vom Meere, kaum eine Spur davon zu merken ist. Die höchste Fluth des Ganges scheint auf 12 Fuß zu steigen. Beim Indus fand er die Höhe der Fluth zur Zeit des Vollmondes nur 9 Fuß; ihren höchsten Stand hatte er keine Gelegenheit zu beobachten. „Im westlichen Indien", bemerkt er, „ist die Fluth bekanntlich höher, als im Bengalischen Meerbusen, was die Docks beweisen, welche man zu Bombay anlegen konnte. Die Höhe der Fluth an den Mündungen des Indus und Ganges möchte ich fast für gleich halten."

Mannigfaltiges.

— Lord Byron über Walter Scott. Byron kommt sehr oft auf Walter Scott zurück und spricht stets mit Bewunderung von seinem Genius und mit Liebe von seinen guten Eigenschaften. Er sagt, daß er nie eines seiner Werke aus der Hand lege, ohne sich besser zu fühlen, und daß er seine Romane gewöhnlich dreimal lese. „Ich finde bei ihm eine so richtige Denkweise, daß ich ganze Bände mit einzelnen Gedanken von Scott, alle eben so wahr als schön, anfüllen könnte; und wie trefflich sind seine Definitionen! Erinnern Sie sich der Stelle in Peveril of the Peak, wo er sagt: „„Muth ist Gegenwart des Geistes. Die wahre Tapferkeit besteht nicht darin, gegen die Gefahr unempfindlich zu seyn, sondern ihr rasch entgegen zu treten und sie zu entwaffnen."" Wie wahr ist dies! und welche bewundernswürdige Unterscheidung zwischen dem physischen und moralischen Muth." — Ich machte ihm ein Kompliment über sein Gedächtniß; er antwortete: „Mein Gedächtniß ist in der That sehr treu, aber die Stelle, die ich Ihnen eben hersagte, habe ich erst diesen Morgen zum drittenmale gelesen. Auf Scotts Werke läßt sich ganz die Bemerkung anwenden, welche Madame du Deffand in einem Briefe an Voltaire über Richardsons Romane macht: „„Die Moral ist darin zur Handlung geworden, und nie wurde sie interessanter dargestellt. Wenn man dieses Buch gelesen hat, wünscht man von ganzer Seele vollkommen zu seyn, und glaubt, daß nichts in der Welt so leicht sey."" — Ich denke", fuhr B. nach einer Pause fort, „daß Scott der einzige herrlich begabte Genius ist, in welchem man eben so sehr den Menschen liebt, als den Schriftsteller bewundert, und ich muß sagen, er verdient es; denn er ist so durchaus gutmüthig, aufrichtig und rechtschaffen, daß er den Neid und die Mißgunst entwaffnet, die seine außerordentlichen Geistesgaben erzeugen müssen. Ich hoffe, Scott noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe, denn so abgestumpft meine Gefühle sonst auch sind, so hat meine Neigung für ihn doch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren." — Es erregte ein wahrhaft erfreuliches Gefühl, die Wärme und Herzlichkeit zu sehen, die sich in Byrons Gesicht und ganzem Wesen ausdrückte, wenn er von Walter Scott sprach. Man erkannte daran, wie sehr er der Freundschaft fähig sey, obgleich er so oft ihr Daseyn bezweifeln wollte. Doch in diesem so wie in so vielen anderen Punkten war er nie gerecht gegen sich, und sein angeborener Hang zu Spöttereien und zur Satire verleiteten ihn zu Bemerkungen, von denen sein Herz nichts wußte. Mancherlei Umstände hatten ihn argwöhnisch gemacht. Er war geneigt, jedes Zeichen von Interesse und Wohlwollen, mit dem man ihm entgegen kam, für eine Wirkung der Eitelkeit zu halten, die sich durch jede Berührung mit dem berühmten Dichter geschmeichelt fände. Dies verstärkte seine Sucht, Menschen aufzuziehen und lächerlich zu machen, und an Freunden und Freundschaft zu zweifeln. Sir Walter Scotts eigener wohlverdienter Ruhm hingegen ließ keinem Gedanken an ein solches Motiv Raum, und so gab er sich dem so mächtigen Gefühle der Freundschaft für ihn ganz hin und erwähnte seiner nie anders als lobend und mit Liebe. Byron hatte einen stolzen Geist, der sich gegen jede Zurechtweisung empörte, aber durch Freundlichkeit sich gern leiten ließ. Seine Irrthümer waren so hart bestraft worden, daß er die Menschen mit Haß oder mit Gleichgültigkeit betrachtete, um sich für die erlittenen Ungerechtigkeiten zu rächen; da aber der Menschenhaß seiner Natur widerstrebte, so brachte dieser Widerspruch ihn in die peinliche Lage, mit seinen besten Gefühlen in ewigem Streite zu liegen, und machte ihn mit sich selbst und mit Anderen unzufrieden.

(Journ. of Lady Blessington.)

— Pariser Postwesen. Die dabei angestellten Beamten sind: ein General-Direktor, drei Administratoren, ein General-Secretair, 680 Secretaire und 360 Briefträger. Die jährlichen Kosten belaufen sich auf 2,082,110 Fr. Der Gehalt eines Secretairs ist im Durchschnitt 2481 Fr. jährlich; der eines Briefträgers 853 Fr. Das Brief-Porto und die Pariser Blätter brachten 7,080,000 Fr. ein, woraus sich denn ein reines jährliches Einkommen von ungefähr 5 Millionen Fr. ergiebt. Die Anzahl der täglich ausgegebenen Briefe, Regierungs-Depeschen nicht mitgerechnet, betrug: auswärtige Briefe 28,000, Pariser Briefe 15,000. Abgesandt wurden täglich, die Regierungs-Depeschen ungerechnet, 60,000 Briefe und 58,000 Zeitungsblätter. Die Zahl der mit der Diligence Reisenden war im Jahr 1829 60,000. Im Jahr 1815 waren es nur 4000. Die Geschwindigkeit der Fahrt betrug im Durchschnitt, auf Straßen erster Ordnung, im Jahr 1815 1 Stunde 9 Minuten per Station (2 Lieues), im Jahr 1829 aber nur 46 Minuten; so daß man jetzt um 23 Minuten pr. Station schneller reist. Außer den 68 Millionen Briefen, die jährlich durch die Französischen Posten befördert werden, blieben noch 1,106,000 liegen, also ungefähr 1 auf 63. Von diesen wurden 508,000 nicht angenommen, 203,000 nicht abgefordert, 185,000 waren an unbekannte Personen und 70,000 poste restante.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Freitag den 1. März 1833.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur.

Rom, Neapel und Sicilien.

In früheren Artikeln *) ist gezeigt worden, wie Turin, Mailand und Florenz eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Männer in sich vereinigen und zu gleicher Zeit zum administrativen Mittelpunkt wie zum Sammelplatz der Bildung dienen. Aber in den Päpstlichen Staaten ist dies nicht auf gleiche Weise der Fall. Rom, der Sitz der Regierung, ist der Mittelpunkt der Finsterniß. Während zu allen Zeiten die Bologneser und die übrigen Einwohner der Legationen in dem Eifer, die Wirksamkeit der Regierung durch die Beschützung von Künsten und Wissenschaften gleichsam zu ergänzen, gewetteifert haben, hat sich Rom immer jeder Art von Fortschritten widersetzt. Es muß Wunder nehmen, wenn man sieht, wie die Hauptstadt der christlichen Welt genöthigt ist, die Männer, welche ihren Ruhm ausmachen, den Provinzen zu entlehnen. Unter den berühmten Namen in der neuern Geschichte Italiens kann man kaum einen einzigen Römer anführen. In einer Stadt, wo der Servilismus und die Kriecherei fast die einzigen Mittel zur Beförderung sind, werden die ausgezeichneten Männer leicht mit Widerwillen erfüllt und sind allen Arten von Verfolgung ausgesetzt. Es sind kaum sechs Jahre her, daß ein maestro del sacro palazzo (ein Päpstlicher Censor) bestraft wurde, weil er den Druck einer Abhandlung gestattet hatte, in der die Bewegung der Erde behauptet wurde. Wir haben es aus dem Munde des Herrn von H. selbst, daß, als dieser berühmte Reisende und Naturforscher im Jahre 1823 in Rom war und dort Gelegenheit hatte, mit dem Papst Pius VII. von einem in den Pontinischen Sümpfen niedergefallenen Aerolithen zu sprechen, er ihm über diesen Gegenstand verschiedene Hypothesen der berühmtesten Naturforscher auseinandersetzte. Der heilige Vater, der ihm mit einer ungläubigen Miene zuhörte, unterbrach ihn endlich mit den Worten: „Nein, mein Herr, jene Körper können nur Stücke der Krystall-Sphäre seyn, welche auf unseren Erdball niederfallen." — Noch in den letzten Jahren, als die zur Verbreitung der Pocken-Impfung niedergesetzte Kommission aufgelöst wurde, protestirten die Römischen Aerzte vergebens gegen diese abgeschmackte Maßregel, indem sie bemerkten, daß die Sterblichkeit der Kinder auf eine höchst betrübende Weise zunehmen würde. Sie erhielten von der Regierung folgende Antwort: „In diesem verderbten Jahrhundert giebt es so wenige Leute, die in's Paradies kommen, daß es besser ist, die Kinder sterben zu lassen, die zur Bevölkerung des Himmels dienen können." (!!)

Rom ist so reich an alten Denkmälern und an großen Erinnerungen, daß die Römer natürlich zur Archäologie geneigt sind. Der Anblick so vieler Wunder war es, der die Einbildungskraft des Ennius Quirinus Visconti anregte und in ihm die Keime seiner außerordentlichen Fähigkeit für das Studium des Alterthums entwickelte. In den Bibliotheken Roms befinden sich kostbare historische Aktenstücke; aber die Eifersucht der Regierung verhindert es, daß man die neueren interessantesten Handschriften bekannt macht. Die philologischen Entdeckungen Mai's, die wichtigen Forschungen Lanci's über die Semitischen Sprachen und die Arbeiten des gelehrten Amati haben die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen. Die Römische und Hetruskische Archäologie wird besonders in den Provinzen gepflegt. Die Forschungen über das Alterthum von M. Vermiglioli haben ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Gelehrten angewiesen. Orioli, Professor der Physik in Bologna, hat sich einen großen Ruf durch seine Arbeiten über die Hetrurische Sprache und über die Geschichte der alten Völker Italiens verschafft; er hat es sich besonders angelegen seyn lassen, die ursprüngliche Geschichte Roms nach den Hetrurischen Ueberlieferungen wieder herzustellen, indem er sie von den Fabeln des Fabius Pictor und seiner Nachahmer reinigte. Die Bekanntmachung seiner Forschungen, welche das System Niebuhr's sehr zu modifiziren scheinen, wird lebhaft gewünscht.

Herr Manzi hat mehrere interessante Handschriften bekannt gemacht, welche sich in der Barberinischen Bibliothek vorfanden; darunter ist besonders die „Abhandlung über die Malerei" von Leonardo da Vinci anzuführen, ein Werk, von dem die früheren Ausgaben nur einen kleinen Theil enthalten. Erst vor kurzer Zeit hat man in Bologna eine inedirte Abhandlung jenes großen Malers über die Wasserbaukunst herausgegeben, woraus man sieht, wie tief Leonardo in eine so schwierige Wissenschaft eingedrungen war.

Venturoli von Bologna, den man zur Leitung der Brücken- und Chausseebau-Schule nach Rom berufen hat, ist einer der ausgezeichnetsten Geometer Italiens; seine Forschungen haben die moderne Wasser-Baukunst mächtig gefördert. Man hat auch viel von Herrn Morichini gesprochen, bei Gelegenheit der magnetischen Kraft, welche er in den violetten Sonnenstrahlen zu entdecken glaubte; aber dieser Umstand, der lebhafte Kontroversen erregte, scheint durch die neuesten Erfahrungen nicht bestätigt zu werden. Die Bemerkung von der Existenz der Flußspathsäure in den animalischen Substanzen, welche man jenem geschickten Arzte verdankt, obgleich von Fourcroy und Vauquelin bestritten, ist von Berzelius außer Zweifel gesetzt worden. Diese Forschungen, mit denen des Herrn Barlocci über den elektrischen Magnetismus, die Monographie der Römischen Schlangen von Metaxa und die Römische Flora von Mauri sind fast Alles, was man im Fache der Natur-Wissenschaften aus der Hauptstadt der christlichen Welt anführen kann. Aber der wissenschaftliche Mittelpunkt der Päpstlichen Staaten ist bis auf den heutigen Tag Bologna geblieben, welches noch kürzlich eine große Menge ausgezeichneter Gelehrter aufzählen konnte. Nach der Auflösung der Akademie del Cimento behauptete Bologna fast allein 50 Jahre hindurch den wissenschaftlichen Ruhm Italiens. Cassini lehrte daselbst, ehe er sich in Frankreich niederließ; Marsigli fand in der Gründung des Instituts einen edlen Trost gegen frühere Unfälle; Manfredi und Zanotti pflegten mit gleichem Erfolge die Poesie und die mathematischen Wissenschaften.

Außer dem vielsprachigen Wunder, Mezzofanti — der im 29sten Jahre 29 Sprachen schrieb und sprach und seitdem fast noch einmal so viel zugelernt hat —, besaß Bologna kürzlich noch Orioli, von dessen Arbeiten wir oben gesprochen haben; Magistrini, einen geschickten Mathematiker; Bertoloni, einen der vorzüglichsten Botaniker Italiens; und andere Professoren von ausgezeichnetem Verdienst. Außerdem fanden sich in fast allen Städten der Romagna ausgezeichnete Männer. Der Graf Leopardi, ein zierlicher Schriftsteller und tief melancholischer Dichter, verdient zuerst genannt zu werden. Die Arbeiten Borghesi's über die Römische Geschichte haben ihm einen Europäischen Ruf verschafft, und die Natur-Wissenschaften verdanken dem Herrn Paoli wichtige Fortschritte. Aber die Gelehrten der Romagna verdienen noch Lobsprüche anderer Art. Während der letzten Aufregungen in Italien haben sie Alle dem Vaterlande ihre Schuld bezahlt. Mamiani weigerte sich, die Capitulation von Ankona zu unterzeichnen, und zeigte dadurch, daß er die Griechen, deren Ruhm er besungen, auch nachzuahmen wisse. Er lebt in der Verbannung, wie Orioli, wie Petrucci, Pepoli und wie Alles, was die Legationen an ausgezeichneten Männern besitzen.

Die literarische Geschichte Neapel's ist nicht so allgemein bekannt, wie sie es des Einflusses halber verdiente, den diese schöne Gegend auf den übrigen Theil Italiens ausgeübt hat. Man hat die Arbeiten des Archimedes, des Empedokles, des Archytas, des Dikäarch fleißig studiert, so wie im Allgemeinen die alte Italiänisch-Griechische Schule; aber die wichtigen Dienste, welche das südliche Italien den Wissenschaften und Künsten nach dem Fall des Römischen Reiches geleistet hat, sind fast unbekannt. Das Königreich Neapel, an dem äußersten Ende Italiens gelegen, war weniger als der Norden den verwüstenden Einfällen der Barbaren ausgesetzt. Sicilien ging aus den Händen der Griechen in die der Araber über, welche eine neue Civilisation und die Keime der modernen Wissenschaften dorthin brachten. Der Einfluß der Araber war so groß gewesen, daß die ersten Normannischen Könige genöthigt waren, ihren Münzen eine Arabische Umschrift zu geben, um den Umlauf derselben zu befördern. Die Verbindungen der Sicilianer mit den Muhamedanern dauerten in den folgenden Jahrhunderten fort. Man kennt den großen silbernen Globus, den Edrisi im 12ten Jahrhundert für Roger, König von Sicilien, anfertigen ließ. Später ließ Friedrich II. mehrere Bücher des Aristoteles aus dem Arabischen übersetzen, und die Almageste des Ptolemäus trug viel zur Vergrößerung der Italiänischen Universitäten bei.

Im Anfang des 16ten Jahrhunderts gab Maurolicus von Messina durch seine originellen Forschungen den physischen und mathematischen Wissenschaften in Sicilien einen mächtigen Impuls, während Pontanus und Sanazzaro in Neapel den klassischen Studien Glanz verliehen. In jenem Jahrhundert wurde die Cosentinische Akademie durch die Arbeiten des Telesius, des Giordano Bruno

*) Siehe Nr. 28, 85 und 86 des vorigen Jahrganges des Magazins.

die Ueberweisung aller Preß-Vergehen an die Geschwornen-Gerichte; als Garantieen für den Staat wurden eine Caution und die Unterzeichnung eines verantwortlichen Redacteurs verlangt. Dieser in den Prinzipien, wie man sieht, mit dem jetzigen Preß-Gesetz vollkommen übereinstimmende Gesetz-Entwurf war das Werk der Herren v. Serres, Royer-Collard, Guizot und einiger anderer Doctrinairs. Die äußerste Linke, und namentlich Benjamin Constant, Manuel, Lafayette und Corcelles, griffen den Entwurf an; die rechte Seite nahm an den Debatten fast gar keinen Antheil; die gemäßigte Linke, das linke Centrum und die Doctrinairs vereinigten sich für die Annahme desselben. Der Großsiegelbewahrer hatte bei den Verhandlungen über das Preß-Gesetz viel Beredsamkeit entwickelt und sich durch eine Aeußerung, die ihm im Feuer der Improvisation entschlüpft war, daß nämlich die Mehrzahl der Konvents-Mitglieder gut gewesen sey, große Popularität erworben, bei Hofe hingegen sich Feinde gemacht. Er sollte bald erfahren, welch' wandelbares Ding die Popularität ist! Die linke Seite, welche durch die vielen vom Könige ertheilten Begnadigungen von Verbannten nicht zufrieden gestellt war, sammelte Petitionen für die Zurückberufung der Verbannten in Masse und wollte auf diese Weise ein von der Königlichen Gnade unabhängiges Amnestie-Gesetz durchsetzen. Als diese Bittschriften in die Kammer kamen, erhob sich Herr de Serres dagegen und erklärte, für die verbannten Königsmörder dürfe man nie Erlaubniß zur Rückkehr hoffen, und in Bezug auf die übrigen Proskribirten möge man auf die Güte des Königs vertrauen. Durch jenes einzige Wort „Nie" brachte sich Herr de Serres um seine Popularität und ward deshalb in den Zeitungen mit Wuth angegriffen. Der Minister-Rath ward besorgt über den Eindruck, den dieses Wort gemacht, und man fügte in dem offiziellen Texte, den der Moniteur von der Rede des Großsiegelbewahrers gab, folgende Phrase hinzu: „In Bezug auf die Königsmörder nie, abgesehen von der Rücksicht, welche die Gnade des Königs dem Alter und der Krankheit schenkt." Diese Milderung des Ausdrucks vermochte aber nicht, die liberale Partei zu besänftigen, und gewiß war jener absolute Ausspruch ein großer parlamentarischer Fehler.

Skizzen des Lächerlichen, von Sophie Gay.*)

I. Die alten Jungfern.

Von allen menschlichen Zuständen ist keiner so sehr dem spöttischen Mitleiden der Welt ausgesetzt, als der einer alten Jungfer. Ist sie noch hübsch, so hört die Verleumdung nicht auf, sich mit ihr zu beschäftigen; ist sie häßlich, so findet man es ganz einfach, daß Niemand sie gewollt hat; ist ihre Unterhaltung lebhaft, so erscheint sie zu leicht; ist sie ernst, so findet man sie pedantisch; giebt sie sich einige Mühe, liebenswürdig zu erscheinen, so wird sie von der Wuth zum Heirathen gequält; läßt sie es sich hingegen nicht angelegen seyn, so ist ihre Gesellschaft langweilig, man flieht sie; kurz, sie ist ein beständiger Gegenstand des Spottes und des Witzes.

Wollt Ihr diesem grausamen Geschick, zu dem so viele Mädchen ohne Mitgift verurtheilt sind, entgehen, Ihr, die Ihr durch Eure Armuth der Gleichgültigkeit der Männer ausgesetzt seyd? Macht Euch lächerlich.

Wenn Ihr das Alter der Hoffnung überschritten habt, so richtet Euch förmlich in Eurer verzweifelten Lage ein; nehmt das Wesen einer Frau an: gehet allein aus, kommt spät nach Hause, redet, was Euch durch den Kopf fährt, ohne Rücksicht auf einige gewagte Worte, die Eurer alten Unschuld entschlüpfen könnten. Sind dieselben ein wenig zu kühn, desto besser; man liebt Alles, was zum Lachen reizt, und dann zerstört auch diese naive Heiterkeit den unerträglichen Zwang, den die oft mehr als zweifelhafte Unwissenheit den alten Jungfern auferlegt.

Um über Eure Verzichtleistung auf alle Heiraths-Gedanken keine Zweifel übrig zu lassen, setzet einen jener Hüte mit rothen Federn auf, deren Glanz dem Auge wehe thut; nehmet keinen Anstand, dazu ein Rosa-Kleid und eine Lila-Schärpe zu tragen. Ihr werdet diesem burlesken Putze die Aufmerksamkeit der Männer und die Nachsicht der Frauen verdanken; überzeugt, sich mit jenen über Euch lustig machen zu können, werden sie ihnen erlauben, mit Euch zu plaudern, und Ihr werdet weniger verlassen seyn. Wer weiß sogar, ob unter der Zahl derer, denen Ihr hundert Mal wiederholt habt, daß die Ehe Euch Widerwillen, und der bloße Gedanke, Kinder zu haben, Euch Abscheu erregt, wer weiß, sage ich, ob sich nicht unter Euren Spöttern Einer findet, der Euch aus Eigensinn widerspricht und Eure Antipathie wider die Ehe besiegen möchte.

Es giebt eine andere Art von alter Jungfer, die durch Illusion dem Unglück entgeht. Sie ist die lächerlichste und also auch die glücklichste. Sie ist 35 Jahr alt, hat ihre Mutter niemals verlassen und auf keine ihrer jugendlichen Gewohnheiten Verzicht geleistet; sie schlägt die Augen immer nieder, antwortet nur, wenn man sie fragt; bei Erzählung der unbedeutendsten Liebesgeschichte steigt ihr das Blut in's Gesicht; wenn ihre Mutter die Anzeige von der Entbindung einer Freundin erhält, so geräth sie in Verlegenheit, erröthet und würde lieber sterben, als sich nach dem Befinden des Kindes erkundigen. Geht ihre Mutter in Gesellschaft, so verläßt sie dieselbe nicht und setzt sich bei Tische neben sie, aus Furcht, daß sie das kleinste Wort erlauschen könnte, das ihre Mutter nicht hörte; fordert man sie zum Tanze auf, so nimmt sie es erst an, nachdem sie um Erlaubniß gebeten hat; über den Boden hinhüpfend, ohne die Augen aufzuschlagen, behält sie ihre verschämte Haltung selbst in der Unordnung des Galopp's bei; wenn dann der tanzende Neuling, der sie aus Mangel an einer anderen aufgefordert hatte, sie nach ihrem Platz zurückführt, so zeigt sie die rührendste Verlegenheit, indem sie an dem Arm eines jungen Mannes durch den Saal schreitet.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit man ihr zum ersten Male sagte, daß sie hübsch sey; sie glaubt, es sey gestern gewesen, so wenig bezeichnet die Einförmigkeit ihres Lebens den Verlauf der Tage. Es sind noch immer dieselben Beschäftigungen, sie hat alle ihre Lehrer beibehalten. Des Morgens nimmt sie ihren Unterricht im Singen, Zeichnen, Italiänischen, Englischen, wie zu der Zeit, als sie aus der Pension kam. Vor Tische zieht sie ihr weißes Kleidchen an und bindet ein kleines Atlas-Schürzchen vor; wenn des Abends Gesellschaft da ist, singt sie ein oder zwei Romanzen und zittert dabei wie eine Pensionairin; dann zeigt man ihre Zeichnungen denen, die im Hause noch fremd sind; denn man begreift, daß die Freunde, welche dieselben seit zwanzig Jahren bewundern, genügend damit bekannt sind. Sie empfängt die Lobsprüche mit einer bescheidenen Verlegenheit, welche sich bei jedem Ausruf des neu Vorgestellten vermehrt; denn an ihn knüpft sie jetzt die Ideen der Zukunft und die züchtigen Wallungen, welche sie seit so langer Zeit von einem jungen Mann auf den anderen überträgt. Die Ereignisse haben ihre Erwartungen schon hundert Mal getäuscht; ihr Herz ist aber nicht entmuthigt; so sich dem Reiz einer immer neu erwachenden Illusion hingebend, erreicht sie das Alter, ohne das Cölibat gefühlt zu haben.

Die alte Jungfer der Provinz, weniger interessant als jene, hat Freuden, welche den Ehelosen in großen Städten unbekannt sind. Ihre Herrschaft ist nur mit der einer Aebtissin zu vergleichen. In das Haus des ältesten ihrer Brüder, der als Oberhaupt der Familie figurirt, aufgenommen, beginnt sie damit, sich in der Wirthschaft nützlich zu machen. Aber ihr Ehrgeiz bleibt dabei nicht stehen; sie sinnt auf eine gränzenlose Herrschaft über die Dienstboten des Hauses und benutzt den ersten Augenblick, wo ihre Schwägerin die Erklärungen eines jungen Reisenden anhört, um sich der Schlüssel zur Wäsche und zur Speisekammer zu bemächtigen. Im Besitz dieses Schatzes regiert sie als Königin. Kein Stückchen Zucker, kein Handtuch wird ohne ihren Befehl herausgegeben; sie schilt die Kinder aus, entläßt die Dienstboten, ladet die Nachbarn ein oder entzweit sie mit ihrem Bruder. Mißfallen ihr die Leute, welche er in's Haus bringt, so setzt sie ihnen abscheuliches Essen vor; befindet sich unter denen, die ihrem Bruder empfohlen sind, ein Mann, auf den sie einige Hoffnung setzen könnte, so fehlt es an nichts; das Dessert ist vollständig, und die Teller sind mit Devisen-Bonbons angefüllt, welche im Nothfall zu Erklärungen dienen können. Die Heiterkeit eines guten Mahles fängt nach und nach an, sich der Gäste zu bemächtigen; die alte Jungfer hört ihr Eingemachtes und Gebackenes loben; sie nimmt einen bescheidenen Blick an, um die Komplimente desjenigen zu erwiedern, für den sie schmachtet; aber welch' grausamer Klang trifft ihr Ohr: „In der That, Deine Frau macht sie nicht besser", sagt ein Freund zu dem Fremden.

Seine Frau! O, abscheuliche Entdeckung! Er ist verheirathet, denkt sie in Wuth; nun, so mag er bei seiner Frau Kaffee trinken, hier soll er keinen erhalten! — Wirklich ist das Wasser nicht heiß genug, die Maschine nicht in Ordnung, der Kaffee nicht zu trinken. Vergebens beklagt sich der Herr des Hauses darüber, man hört nicht auf ihn. Nur der Mlle. Dorothea wird geantwortet; sie verbietet, die Lampen beim Billard anzuzünden, die Spieltische zurechtzusetzen, weil sie die Gäste nicht unterhalten, sondern forttreiben will; und Jeder gehorcht der Despotin. (Schluß folgt.)

*) Auszug aus dem nächstens von dieser Schriftstellerin erscheinenden Werke: La Physiologie du ridicule.

Bibliographie.

- Chansons nouvelles et dernières. (Die letzten Lieder Berangers.) Lucian Bonaparte gewidmet. Pr. 5 Fr.
- Les Bourbons. (Die Bourbonen.) Erinnerungen und Miszellen. Vom Vicomte v. Canny. Pr. 5 Fr.
- De l'Asie. (Religiöse, philosophische und literarische Betrachtungen über Asien.) Von Frau von C... 4 Bde. Pr. 24 Fr.
- Quatre époques. (Vier Abschnitte aus dem Leben der Herzogin von Berry.) Nebst Protestationen und Adressen aller französischen Städte zu Gunsten Ihrer Königl. Hoheit. Pr. 3 Fr.
- Le Roi des Français et sa famille. (Der König der Franzosen und seine Familie.) Von einem Patrioten von 1789. Pr. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Sitten in Kabul. Eine höchst merkwürdige Sitte soll unter den Vizeries, einem mächtigen Völkerstamme in Kabul, und unter den Bergbewohnern zwischen Persien und Indien herrschen. Es besteht dieselbe in einer weiblichen Prärogative, die ihres gleichen nicht auf der Erde hat, und die Alles umstößt, was wir als eine natürliche Ordnung der Dinge betrachten — die Frauen wählen ihre Gatten, und nicht die Männer ihre Frauen! Wenn ein Mann einer Frau gefällt, so sendet sie den Trommelschläger des Lagers ab und läßt durch denselben ein Schnupftuch mit einer Nadel, womit sie gewöhnlich ihr Haar aufsteckt, an der Mütze des Gewählten befestigen. Der Trommelschläger thut dies öffentlich, nennt dabei den Namen des Frauenzimmers, und der Mann muß sie sogleich heirathen, wenn er ihrem Vater den auf sie gesetzten Preis bezahlen kann. (Account of Caubul by Elphinstone.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Montag den 4. März 1833.

Nord-Amerika.

Achille Murat über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.*)

Der Sinn für Wissenschaft und Literatur, der mehrere Glieder der Familie Bonaparte auszeichnet, gehört mit zu den Eigenschaften, die am meisten an ihnen zu schätzen sind. Die Brüder Lucian, Joseph und Louis, haben alle drei dieses Verdienst, und hier zeigt sich in der zweiten Generation das nämliche Streben nach jenem friedlichen Ruhme, den hohe Geistesbildung und Liebe zu den Wissenschaften zu erringen vermögen.

Wir sind in der letzten Zeit so sehr mit Werken über Amerika, seine republikanische Regierungsform, Religion, Gesetze, Verwaltung, Staats-Haushalt rc. überschwemmt worden und sind auch in die Beurtheilung derselben zum Theil so tief eingegangen, daß wir uns bei der Anzeige dieses interessanten Buchs nur auf Lokal-Gegenstände beschränken wollen, die eine etwas verschiedene Ansicht darbieten; so werden wir Wiederholungen vermeiden und Mannigfaltigkeit erzielen, wiewohl wir bekennen, daß dadurch den wichtigsten Erörterungen des Verfassers ihr Recht nicht widerfährt. Er sagt in seiner Vorrede:

„Ich bin gewärtig, daß meine Briefe (das Werk ist in Briefen abgefaßt) mir vielen Tadel zuziehen werden. Oberflächliche Reisende werden finden, daß ich nicht treu geschildert habe. Diese mögen bedenken, daß ihnen das Land nicht so genau bekannt seyn kann als mir, der ich nicht allein mehr als neun Jahre darin gelebt habe, sondern mich auch in jeder Art von Geschäften versuchte. Ich habe dort geheirathet, habe eine Familie und viele theure Freunde daselbst, deren Achtung den höchsten Werth für mich hat. Ich bereiste einen großen Theil des Landes, ließ mich in den Wäldern nieder, wo ich ein neues Volk entstehen und durch alle Grade der Civilisation schreiten sah. Ich bin Rechtsgelehrter, Pflanzer, Offizier von der Miliz. Auch andere Aemter habe ich nach den Umständen bekleidet, entweder im Auftrage der Regierung, oder durch die Wahl meiner Mitbürger. Unter allen in diesen Briefen abgehandelten Fragen ist nicht eine, die ich nicht täglich und oft öffentlich erörtert hätte. Kurz, ich bin ein wahrer Amerikaner geworden, an Herz und Sitten, und werde immer stolz seyn auf den Titel eines Bürgers der Vereinigten Staaten und auf die Beweise von Achtung und Anhänglichkeit, die ich überall von dieser Nation erhalten habe, einer Nation, die zu den vernünftigsten und gefühlvollsten gehört, und die weniger als irgend eine in der Welt sich blenden läßt, — und was hätte sie auch blenden sollen? — Ich war arm, allein und verbannt."

Folgende Schilderung eines Theils der Union ist, in Hinsicht auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge, besonders merkwürdig.

„Süd-Karolina, Georgien, Alabama und Mississippi bilden das, was man eigentlich den Süden nennt. Der Landbau ist ihr Haupt-Erwerbszweig. Das Land erzeugt Baumwolle, Zucker, Reis, Mais, lauter Artikel, die Sklaven-Arbeit erfordern und genug abwerfen, um sie von jeder anderen Verwendung ihrer Kapitalien abzuhalten. Der vortreffliche Boden und das herrliche Klima kommen dem Anbauer so sehr zu Hülfe, daß er weit besser seine Rechnung dabei findet, die Neger auf dem Felde als in der Faktorei zu gebrauchen. — Obgleich die Charaktere auf einem so großen Strich Landes nothwendig verschieden seyn müssen, so sind doch die Hauptzüge einer gemeinschaftlichen Abstammung nicht zu verkennen. Ihr offenes Wesen, ihre Großmuth, Gastfreiheit und liberale Gesinnung sind zum Sprüchwort geworden und bilden den vollkommenen Gegensatz zu dem Charakter der Yankee's (der Bewohner der nördlichen Provinzen), und zwar sehr zum Nachtheil der Letzteren. Inmitten dieser Gruppe ragt Süd-Karolina durch einen Verein von Talenten hervor, der in den Vereinigten Staaten ohne Gleichen ist. Die Gesellschaft in Charleston ist die beste, die ich auf meinen Reisen, diesseits und jenseits des Oceans, angetroffen habe. In Hinsicht auf guten Ton und feine Sitten läßt sie nichts zu wünschen übrig, und, was mehr werth ist, als bloße Abgeschliffenheit, man trifft hier einen Zusammenfluß wahrer Talente, und zwar ohne Zusatz von Pedanterie. Dieser Staat giebt in allen Angelegenheiten von gemeinschaftlichem Interesse den Ton an. Die Staats-Wirthschaft der andreren genannten Staaten, außer Georgien, ist noch zu wenig ausgebildet, um ihrer zu erwähnen. Was Georgien betrifft, so muß ich mit Bedauern sagen, daß der Parteihaß in diesem Lande allen Glauben übersteigt, und nur von Kentucky wird es hierin übertroffen. In letzterem streitet man jedoch um Prinzipien, während es sich hier nur um Personen handelt. Der jetzige Gouverneur hat die Sache so weit getrieben, daß das Uebel bald zu groß seyn wird, um dauern zu können. — Die anderen Staaten bilden den Westen. Unstreitig der größte und reichste Theil der Union. Er wird bald der volkreichste seyn, wenn er es nicht schon ist. Macht, Luxus, Bildung, und in ihrem Gefolge die Künste, werden dann nicht lange ausbleiben. Die Quellen ihres Wohlstandes sind Ackerbau und Manufakturen; doch letztere vorzugsweise. Der Volks-Charakter trägt das scharfe Gepräge eines rohen Instinkts kräftiger Freiheit, die oft in Zügellosigkeit ausartet, einfacher Moral und barscher Sitten, die oft an Rohheit und cynische Rücksichtslosigkeit gränzen. Diese Staaten sind noch zu unreif, um über ihre politischen Ansichten viel sagen zu können, die größtentheils von Engherzigkeit und Unwissenheit zeugen. Die überall reichlich ausgestatteten Universitäten versprechen eine Generation besser unterrichteter Staats-Bürger heranzuziehen, die durch die Fehler ihrer Väter selbst zu helleren Ansichten gelangen werden."

Die Schilderung des Verfassers von dem Anbau neuer Land-Distrikte ist nicht allein merkwürdig, sondern sehr charakteristisch und anziehend.

„Wenn ein Landstrich verkauft werden soll, so sorgt die Regierung zuvörderst für Organisations-Behörden. Der Gouverneur, gewöhnlich ein ausgezeichneter Mann, langt mit seiner Familie und seinen Negern an. Die Richter stellen sich ebenfalls ein, und hinter ihnen her die Anwalte mit ihrem raubgierigen Gefolge. Alle diese amtliche Personen haben Familien und Freunde, die sich gleichfalls hier niederlassen wollen. Die gesetzgebende Versammlung kommt in einem Gehölz zusammen. Eine Hütte wird von Bohlen zusammengeschlagen, etwas größer, aber übrigens eben so kunstlos wie gewöhnlich, und in dieser hält die Versammlung ihre Sitzungen mit eben so viel Würde und oft mit eben so viel Talent, als in der Hauptstadt. „„Was kann aber"", wird man fragen, „„die Gesetzgebung in einer so neuen Gesellschaft zu thun haben, von der gleichsam nur erst das Gerippe existirt?"" — Gar mancherlei. Sie bestimmt, wo die Hauptstadt und auch wohl noch andere Städte stehen sollen, theilt das Gebiet in Grafschaften, organisirt die Friedens-Gerichte und die oberen Gerichtshöfe, macht Civil- und Kriminal-Gesetze (denn diese Versammlung ist bereits, wiewohl unter der Ober-Aufsicht des Kongresses, souverain) und hält bei dem Kongreß um Alles an, was ihr erforieslich dünkt. Diese erste Session des Verwaltungs-Raths gereicht dem Landstrich schon zu bedeutendem Nutzen; doch, was ihm sein wahres Bestehen giebt, ist der Verkauf des Bodens. Der Präsident läßt, wenn es ihm gut dünkt, bekannt machen, daß zu einer gewissen Zeit, an dem und dem Ort, Land öffentlich verkauft werden soll. Ein Registrator und ein Einnehmer werden vom Präsidenten ernannt; der Tag der großen Auction naht endlich heran, ein höchst wichtiger Tag für das neu entstehende Völkchen. Sobald die Bekanntmachung erschienen ist, füllt sich die Gegend mit Fremden. Einige suchen Land zu eigenen Niederlassungen; Andere für Söhne oder Schwiegersöhne; noch Andere sind bloß Spekulanten, die kaufen, um wieder zu verkaufen. Diese Alle zerstreuen sich ins Land, mit dem Zirkel in der Hand, nach den angegebenen Gränzlinien, untersuchen den Boden, machen sich Notizen, Alles in tiefer Stille, und weichen einander aus. Einige von ihnen haben vielleicht von einem Aufseher das vermeintliche Geheimniß eines besonders guten noch Niemanden bekannten Flecks gekauft. Kleine Grundrisse, mit geheimnißvollen Figuren darauf, zirkuliren unter der Hand. Man hört von nichts sprechen, als von Land, von dessen Eigenschaften, von den vermuthlichen Preisen rc. Die Intrigue und die schamloseste Schelmerei zeigen sich in vollem Glanze. Unterdessen hat die entstehende Hauptstadt, wo der Verkauf stattfinden soll, seit der letzten Raths-Session schon eine gewisse Gestalt bekommen. Ein Plan wurde angenommen; die Straßen sind abgesteckt worden, die Bauplätze auf Kredit verkauft, die Stelle zu einem Kapitol oder Rathhaus ist angewiesen. Eine Menge Volks harrt schon des Verkaufs, der Gerichtstage, der Versammlungen des gesetzgebenden Raths. Gasthöfe erheben sich. Den größten Theil des Jahres leer, sind sie bei dieser Gelegenheit gestopft voll. Es wird für 30 Personen gedeckt. Zwei oder drei große Stuben, die man kaum Scheunen nennen würde, nehmen in einem Dutzend Betten eine doppelte Zahl Gäste auf. Wer keinen besseren Platz finden

*) Esquisse morale et politique des Etats Unis de l'Amerique du Nord. Par Achille Murat, Citoyen des Etats-Unis, Colonel honoraire dans l'armée Belge, ci-devant Prince Royal des deux Siciles. Paris, 1832.

kann, breitet sein Betttuch auf die Diele aus. Kein Platz zum Essen oder Schlafen wird besonders bestellt; dazu sind wir zu sehr Republikaner. Jeder zahlt seinen Dollar und hat ein Recht, zu essen oder zu schlafen, wo er will, wenn er nur den früheren Besitzer nicht stört. Es wird als ausgemacht angenommen, daß zwei Personen in einem Bette schlafen, und Niemand ist so thöricht, sich zu kümmern, wer bei ihm liegt, so wenig als man im Parterre fragt, wer bei Einem sitzt. Endlich ist der große Tag da; der Zulauf der Geschäftigen und Neugierigen wird noch größer. Die Spekulanten und Vorkäufer sind in Bewegung und halten Rath mit einander. Der Pachter, der sich ansiedeln will, bleibt gelassen. Seine Absichten sind beschränkt und sein Preis festgesetzt. Die Stunde naht. Der arme Freisasse (Squatter)*) läuft in der Stadt umher. Er hat sich ein Jahr lang gequält, um den Fleck kaufen zu können, auf welchem sein Haus steht, und nun wird er ihm vielleicht aus Mangel an einigen Dollars von geizigen Spekulanten vorweggekauft. Ein Vorkäufer macht sich an ihn, heuchelt Mitleid und erbietet sich, für drei Dollars vom Bieten abzustehen. Der arme Tropf giebt sie hin, überzeugt, der Vorkäufer könne ihn nun nicht überbieten. Dies nennt man: „Schweige-Geld" (hush money). Jetzt schlägt der Ausrufer ein Stück Land an. Der Preis ist verschieden; doch setzt man den Morgen immer zu 1 Dollar 25 Cents ein, welches der niedrigste Preis ist, zu dem die Regierung verkauft. Stebt ein altes Indianisches Dorf auf dem Fleck, taugt er zur Anlage einer Mühle, ist er der Sitz eines Squatters, führt er nach einer Landstraße oder einem Flusse, eignet er sich zu einer Stadt oder Niederlage, so erhöhen diese Umstände den Preis oft über das Zehnfache. So geht es, bis alles zum Verkauf bestimmte Land ausgeboten ist. Was unverkauft bleibt, kann man oft von der Regierung um einen sehr niedrigen Preis erstehen; daher verständige Käufer, die das Land kennen, oft lieber so lange warten."

„Unterdessen haben die Stadtbewohner, besonders die Gastwirthe, ihren guten Schnitt gemacht. Statt der Blockhäuser erheben sich zierlich gezimmerte, mit Brettern beschlagene Gebäude, die man mit den buntesten Farben anstreicht. Bäume werden auf allen Seiten gefällt; die verbrannten Stümpfe bezeichnen die Straßen und öffentlichen Plätze. Der Ort erhält bald eine größere Wichtigkeit durch ein Post-Amt. Zeitungen kommen in Ueberfluß an, denn Jeder liest, außer der Zeitung von Washington oder sonst einer Stadt am Ocean, auch die des Dorfes, wo er gewohnt hat, denn jedes Dorf hat seine Zeitung, und die neue Stadt wird auch bald die ihrige haben. Journale aller Art und neue Schriften kommen von New-York, Philadelphia und England um billigen Preis, letztere einen oder zwei Monate nach ihrer Erscheinung in England. Ich habe die letzten Romane von Walter Scott gewiß eher gelesen, als man sie in Wien hatte."

„Ein Richter trifft ein, gewöhnlich ein verdienstvoller Mann, doch auch nicht selten bei diesem Zustande der Gesellschaft ein Auswürfling anderer Tribunale. Noch ist kein Gerichts-Saal erbaut; der Richter wählt daher ein geräumiges Zimmer in einem Gasthofe oder einen großen Boden. Ich sah in einem Waaren-Speicher Gericht halten, wo die Richter auf Brettern saßen, die man über Pökelfleisch- und Mehltonnen gelegt hatte. Eine Gerichts-Woche giebt, wie man leicht denken kann, den Gastwirthen viel zu thun und bringt viel ein. Die Leute kommen haufenweise bis auf funfzig Meilen weit her, entweder in Geschäftssachen oder aus Neugierde. Diesen Zeitpunkt sucht Jeder zu benutzen, der irgend etwas beim Publikum zu verdienen weiß. Der Eine bietet seinen Neger zum Kauf an, ein Anderer rühmt seinen schönen Hengst. Die Advokaten sehen sich nach Klienten, die Aerzte nach Patienten um. — Der Sheriff eröffnet die Sitzung und läßt die Parteien aufrufen. Das Geräusch schweigt. Auf einigen Brettern sitzen 24 freie Männer, Familienväter, Grundbesitzer, welche die große Jury bilden. Der Jäger, mit ledernen Beinkleidern und Wamms, dessen Bart seit vier Wochen kein Rasirmesser gefühlt hat; der Squatter mit seinem Strohhut und in eigengemachtes Zeug gekleidet; der dünne Krämer, der, so geziert, wie hinter dem Ladentisch, neben dem Grobschmied sitzt, bis zu dem reichen Pflanzer, der erst kürzlich eingewandert ist, alle Klassen, alle Gewerbe finden sich hier vereinigt. — Die Advokaten führen ihre Sache mit mehr oder weniger Talent; der Richter übt sein Amt mit eben so vieler Würde aus, als säße er zu Westminster, und den Urtheilssprüchen merkt man die wunderliche Zusammensetzung des Gerichtshofes nicht an. Am Abend vertagt sich das Gericht bis zum nächsten Morgen; dann beginnt dieselbe Scene von neuem. Die Advokaten halten unterdessen in den Wirthshäusern Reden an das Volk, um die Gerechtigkeit ihrer Sache darzuthun. Diesen Augenblick benutzen auch diejenigen, die sich zur Wahl der Abgeordneten melden, um sich dem Volke zu empfehlen. Sie und ihre Freunde sind geschäftig, um die Stimmen der Menge durch jedes Mittel der Ueberredung und oft des Betrugs zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit werden allerlei Geschichten von den Kandidaten erzählt oder widerlegt. Jeder redet das Volk an, oder läßt es durch seine Freunde in seinem Namen anreden; es entstehen Streitigkeiten, die sich gewöhnlich mit einem Faustkampf enden, besonders gegen Abend, wenn die Mäßigkeit nicht mehr an der Tagesordnung ist, denn jeder Kandidat hat seine Freunde bewirthet. — Besonders aber in den Landstädten muß man eine Wahl mit ansehen. Der Tag rückt heran. Seit mehreren Monaten haben die Kandidaten und ihre Freunde Alles aufgeboten, sind von Haus zu Haus gegangen, haben Ueberredungen, Beschuldigungen, Erörterungen, Alles angewandt. Im Ganzen geben sich die Freunde mehr Mühe, als die Kandidaten selbst. Der Gouverneur bestimmt den Tag durch eine Bekanntmachung und theilt das Land in Bezirke, in deren jedem er ein Central-Haus wählt und drei Wahl-Richter anstellt. Diese Würdenträger Eines Tages kommen des Morgens zusammen und schwören, durch Küssen der Bibel, mit strenger Redlichkeit zu verfahren. Sie setzen sich rund um einen Tisch am Fenster. Eine alte wohl verklebte Zigarren-Dose mit einem Loch in dem Deckel, ein Bogen Papier und ein Schreibe-Pult machen das ganze Büreau aus. Jeder Wähler erscheint draußen am Fenster, giebt seinen Namen an, welcher auf den Bogen Papier verzeichnet wird, legt seinen Wahlzettel in eine Büchse, die man ihm hinreicht und geht weg. Zweifeln die Richter an seiner Wahlfähigkeit hinsichts der Wohnung oder des Alters, so fordern sie ihm einen Eid ab. In dem Zimmer geht Alles ziemlich ordentlich her, doch draußen ist es anders. Der Wald füllt sich bald mit Pferden und Karren. Die Wähler kommen truppweise mit Singen und Lachen, oft schon vom Morgen an halb berauscht, und ermuntern einander, ihre Lieblings-Kandidaten zu unterstützen. Diese oder ihre Freunde machen sich an die Wähler, wie sie ankommen, mit schon fertigen oft gedruckten Wahlzetteln, und geben sich allen ihren Scherzen und rohen Witzen her. Jeder neue Ankömmling wird über seine Stimme befragt und, nachdem die Antwort ausfällt, mit Beifall oder Zischen empfangen. Ein einflußreicher Mann tritt auf, um seine Stimme zu geben, legt in einer kurzen Rede seine Meinungen und seine Gründe dar. Für einen Augenblick legt sich der Tumult, und er bringt viele Wähler auf seine Seite, keiner wagt es, ihn zu hindern. Unterdessen geht die Branntweinflasche herum; gegen Abend ist Alles mehr oder weniger berauscht, und selten legt das souveraine Volk seine Macht ohne eine allgemeine Schlägerei nieder, in welcher Niemand weiß, was er eigentlich will. Wer seinen Wagen in der Nähe behielt, nimmt sich wohl in Acht, in das Getümmel zu gerathen, man macht sich nach Hause und schläft aus. Die Richter machen unterdessen das Skrutinium und senden das Resultat nach der Hauptstadt. Am anderen Morgen sind Schläger und Geschlagene so gute Freunde, als wäre nichts vorgefallen, denn Jeder hat von Kindheit an gelernt, sich der Majorität zu unterwerfen. Vox populi vox Dei, gilt hier ohne Einschränkung. Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß das öffentliche Interesse durch diese Tumulte nicht leidet; denn im Allgemeinen ist ein Jeder schon lange vor dem Wahl-Tage mit sich im Reinen und läßt weder nüchtern noch betrunken von seiner Meinung. Die Aufregung einer Wahl ist schnell vorüber. Vor derselben hört man von nichts Anderem sprechen; einen Tag nachher ist so wenig die Rede davon, wie von dem Groß-Mogul." (Schluß folgt.)

*) Squatters werden diejenigen genannt, die sich auf noch unverkauftem Boden niederlassen und ihn anbauen, was ihnen jedoch kein Recht auf denselben giebt; daher sie ihn bei eintretendem Verkauf räumen oder selbst kaufen müssen.

Bibliographie.

History of the Polish revolution. (Geschichte der Polnischen Revolution und der Feldzugs-Ereignisse.) Von J. Horrabduski. Boston.

History of the united states. (Geschichte der Vereinigten Staaten.) Von Noah Webster. Hartford.

The American colonisation society. (Die Amerikanische Colonisations-Gesellschaft und die Kolonie Liberia.) Boston.

Essay etc. (Versuch über die Anpflanzung des Maulbeerbaums und den Seidenbau) Salem.

Letters on masonry and antimasonry. (Briefe über Maurerei und ihre Gegner.) An John Q. Adams gerichtet. New-York.

Remember me. (Gedenke mein.) Ein Freundschafts-Zeichen. New-York.

The advantages etc. (Die Vortheile und Nachtheile des Ehestandes.) Eine Allegorie. Springfield.

Frankreich.

Skizzen des Lächerlichen, von Sophie Gay.

I. Die alten Jungfern.

(Schluß.)

Die letzte Gattung der alten Jungfern und die beste, man muß es gestehen, ist nichts weniger als lächerlich, aber ihr Glück ist auch nicht von dieser Welt. Nur den Interessen Anderer angehörend, widmet sich diese ganz der Sorge einer alten Mutter, einer Verwandtin, einer Freundin. Hat sie eine hübsche Schwester, die zu gefallen wünscht, so opfert sie ihre Tage, ihre Zukunft dem Glück der geliebten Schwester auf; sie erzieht ihre Neffen, und wenn die Verschwendung der Mutter ihrem Vermögen Abbruch thut, so vermacht sie ihnen das ihrige. Man kann ihr nur schmeicheln, ihr nur gefallen, wenn man ihre Schwester und deren Kinder lobt; das Wort: „ich" hat sie in ihrem Leben nicht ausgesprochen; ihren Stolz, ihre Gefühle, ihre Koketterie, ihre Triumphe, Alles hat sie auf die liebenswürdige Schwester gesetzt, die ihr nur deshalb zwei Jahre in der Welt vorangeeilt zu seyn scheint, um das erste, das einzige Gefühl zu werden, welches sie empfinden soll. Die Laune, die Eifersucht, haben niemals die Gemeinschaft der Herzen getrennt, bei der das eine Alles, das andere nur Etwas giebt; denn wenn eine Frau der Liebe, der Mutterpflicht ihre Schuld bezahlt hat, was bleibt ihr für die Freundschaft übrig? — Und doch genügt diese untergeordnete Neigung, um die Hingebung ihrer ganzen Existenz zu nähren. Anfänglich spöttelt man über eine so gänzliche Selbstverläugnung; man würde sie sogar verleumden, wenn sie nicht durch die Achtung gerechtfertigt würde, welche sie einflößt; aber das Gute hat das Gute, daß man ihm nicht lange Böses nachreden kann. Die Ueberzeugung des Wahren greift, Allem zum Trotz, um sich; und wenn sie uns zuweilen zwingt, das zu verachten, was

wie lieben, so führt sie auch durch Bosheit und Verleumdung zur Achtung und Bewunderung; es ist dies keines der geringsten Wunder unserer moralischen Organisation.

Dieses Muster einer alten Jungfer geht unbemerkt durch die Welt; außer dem kleinen Kreis der Freunde ihrer Schwester weiß Niemand, was sie gilt; man behandelt sie wie ein Gesellschafts-Fräulein. Ihre Eitelkeit leidet nicht darunter, sie hat dieselbe längst verabschiedet. Ein einziger Kummer kann sich ihrer bemächtigen; nicht etwa Undankbarkeit, sie verlangt nichts, als sich opfern zu dürfen. Aber wenn der Gegenstand einer solchen Freundschaft stirbt, wenn so viele auf ein einziges Wesen gehäufte Gefühle auf das Herz zurückströmen, welches übrig bleibt, dann hat das Mitleid keinen Ausdruck, der stark genug wäre, um ihr Unglück zu schildern. Wird sie unterliegen? Nein; denn der Himmel bietet ihr noch ein Mittel, nicht für sich zu leben. Die Wohlthätigkeit nimmt ihre Sorgfalt in Anspruch, und inmitten der Leiden und Klagen der Sterbenden beschließt sie ihr heiliges Leben.

Keine Leichen-Feierlichkeit begleitet ihren Tod; kein Nekrolog erzählt, daß sie gelebt hat. Die Unglücklichen allein weinen ihr noch ... Woher dieses Schweigen, diese Gleichgültigkeit? — Ihr wißt es nur zu gut, Ihr, welche die Eitelkeit oder vielmehr die Leidenschaft für Euch selbst so fröhlich und so — lächerlich macht!

II. Die alten Junggesellen.

Diese Gattung ist meistens mager, oft dürr, aber leicht und gewandt; sie macht sich gewöhnlich durch einzelne dünne Haare bemerklich, die vom Nacken her sorgfältig nach dem Scheitel hinauf gekämmt sind, oder durch einen beliebig gefärbten Haarwuchs. Die Perücke wird nur bei invaliden Hagestolzen zugelassen; sie ist schon das Zeichen der aufgegebenen Hoffnungen. Es entsteht in solchem Falle immer die Schwierigkeit, soll man sich zu einem Stelldichein mit oder ohne Perücke begeben; und kann man sich der tollen Laune eines jungen Mädchen hingeben, ohne Gefahr zu laufen, plötzlich eines so unentbehrlichen Schmuckes beraubt zu werden? Die Touren, welche nach einem neuen Erfindungs-Patente befestigt werden, bieten weniger Gefahr dar; und man sieht täglich 50jährige Junggesellen sich dabei ganz vortrefflich befinden.

Die gut konservirten alten Hagestolzen sind sehr bequem zu gebrauchen; sie dienen dazu, die Ehemänner durch ihre unverdächtige Gegenwart zu beruhigen, und sind oft noch die Hoffnungen der Mütter. Schiedsrichter bei den Vergnügungen der Damen, um die sie herumflattern, sind sie es oft, die die Listen der Tänzerinnen zu den schönsten Bällen anfertigen, die Logen im Theater miethen, die Landpartieen arrangiren und die niedlichen Amazonen zu Pferde begleiten. Sie sind die Orakel der Emporkömmlinge und lehren sie, ihr Geld ausgeben. Man zieht sie über alte Gebräuche und neue Moden zu Rathe; sie leiten die Neuvermählten bei ihrem Eintritt in die Welt, und es gelingt ihnen oft, durch ewiges Wiederholen der Bemerkung, daß die jungen Schmetterlinge nicht schweigen können, der Vertraute derer zu werden, welche ein unangenehmer oder flatterhafter Gatte den Gefahren der Langenweile und Einsamkeit überläßt.

Man lacht über ihr jugendliches Benehmen, über ihre Falten, über ihre verliebten Blicke und über ihre klassischen Komplimente. Da sie aber heutzutage keine Nebenbuhler in der Kunst haben, sich mit Frauen zu beschäftigen; da sie dieselben nicht einem Austern-Frühstück, oder einer Whistpartie, oder dem Lesen von zwanzig Journalen, oder einer politischen Diskussion aufopfern, so genießen sie alle die Vortheile, welche mit einer beständigen Anwesenheit verknüpft sind. Es giebt keine wohlerzogene Frau, die nicht ihren veralteten Galant den zweideutigen Redensarten und den rohen Manieren der meisten unserer jetzigen Elegants, ihre beständige Aufmerksamkeit der demüthigenden Nachlässigkeit eines Gatten und ihre Erkenntlichkeit für die geringste Gunst der Undankbarkeit eines politischen Spielers, der ganz mit dem Börsen-Thermometer beschäftigt ist, vorzöge.

Während alle andere Gattungen sich in den entgegengesetztesten Richtungen bewegen, um zum Glück oder zur Macht zu gelangen, bleiben die alten Hagestolzen ihrem früheren Kultus getreu und denken nur an das Vergnügen. Philosophen, ohne es zu wissen, lassen sie den Intriganten sich abquälen, der von Ministerium zu Ministerium fliegt, um die Absetzung zu erlangen, die ihm eine Stelle verschaffen soll, den Ehrgeizigen, welchem falsche Versprechungen und wahrhafte Demüthigungen das Gewerbe eines Kandidaten nicht verleiden, den geizigen Spekulanten, den der Ocean der Geschäfte unaufhörlich zwischen den Ufern von Peru und dem unseligen Gestade von Botany-Bay hin und her schleudert. Er wirft auf alle diese Verdammten der Erde einen Blick des Mitleidens und fliegt mit Hülfe seines Tilbury's von dem Boulogner Gehölz nach der Oper; von der Oper nach dem Ball; dort ruht er sich aus.

Neben der niedlichsten Tänzerin placirt, verplaudert er mit ihr die Zeit, welche die Tanztouren ihr übrig lassen; denn da die gebieterische Mode den jungen Leuten die Vergnügungen ihres Alters verbietet, so sind es nur die Schüler aller Gattungen, welche zu tanzen wagen, und die Unterhaltung der Schüler ist doch wenigstens schüchtern. Welch' ein Vortheil für den alten Junggesellen, der seit so langer Zeit weiß, was dem Ohre einer Frau angenehm klingt. Man streicht nur mit ihm. — In seiner beständigen Frivolität hat er sich allerlei Künste angeeignet; er weiß zur rechten Zeit zu loben und mit Feinheit zu schmeicheln; durch Lobsprüche weiß er einen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben; bald ist er ein „guter Junge", ein „durchaus rechtlicher Mann", oder „ein sehr geschickter Spitzbube, der seine Sache versteht." Von einem Anderen sagt er: „Es ist ein liebenswürdiger Wildfang, der nichts zu verheimlichen weiß"; kurz, er weiß immer einige der Eigenschaften herauszustreichen, die die Liebe tödten oder ihr Erwachen verhindern.

Durch diese kleinen Mittel siegen sie oft über die Standhaftesten. Die junge Frau läßt sich um so leichter überlisten, je weniger gefährlich ihr der Köder erscheint; die Kokette giebt nach, um sich die Stimme eines der Veteranen der Mode zu sichern, die noch jetzt über den galanten Ruf entscheiden; und die übertrieben Sittsame kann nicht widerstehen; denn wo giebt es einen sichereren Zufluchtsort gegen die Bosheit der Nächsten, als die Liebe eines fashionablen Greises!

Bibliographie.

De la littérature dramatique. (Sendschreiben über die dramatische Literatur.) An Victor Hugo. Von Alex. Duval. Pr. 1½ Fr.

Deuxième Philippique. (Zweite Philippika.) An das Volk. Von Parsoit. Pr. 1½ Fr.

Le régent de rhétorique. (Flamändische Sittenschilderungen.) Von S. H. Berthaud. Pr. 7½ Fr.

Les tuileries et le palais royal. (Die Tuilerieen und das Palais royal.) Vom Vicomte S. v. L. Pr. 7½ Fr.

Tristesses. (Elegieen.) Von H. Onel. Pr. 7 Fr.

Morgenländisches.

Die Ansprüche der Araber auf die Erfindung des Papiers, des Kompasses und des Schießpulvers.*)

Jedermann weiß, daß die Araber ihre Zahlzeichen aus Indien nach Europa gebracht haben; aber noch ist es Niemand bekannt, daß wir ihnen, allem Anschein nach, die drei Entdeckungen verdanken, welche den literarischen, politischen und militairischen Zustand der ganzen Welt verändert haben. Dieser Gegenstand verdient genauere Berücksichtigung.

Die Gelehrten aller Länder haben in langen Dissertationen auszumitteln gesucht, von wem Europa ungefähr im eilften Jahrhundert das Papier empfangen habe, dessen Entbehrung eine der vornehmsten Ursachen war, weshalb die Wiedergeburt der Wissenschaften erst so spät im Mittelalter erfolgte. Durch seine Belesenheit in Arabischen Autoren hat Casiri den wahren Ursprung dieser Wohlthat entdeckt. Das Papier war seit undenklichen Zeiten in China bekannt, wo selbiges aus Seide fabrizirt ward.**) Seit dem 30sten Jahre der Hedschra (in der Mitte des siebenten Jahrhunderts) unterhielt man eine ähnliche Papier-Fabrik in Samarkand, und 58 Jahre später (706) gelang es einem gewissen Jussuf Amru aus Mekka, der Seide einen anderen Stoff, die Baumwolle, zu substituiren, welche in Arabien häufiger zu finden war. Dies beweist eine Stelle aus Muhamed Alghasali, dem Verfasser des Buches „de Arabicarum antiquitatum eruditione," die also lautet: „Im Jahre 98 der Hedschra erfand ein gewisser Jussuf Amru zuerst das Papier in Mekka und lehrte die Araber dessen Gebrauch." Daß das Baumwollen-Papier in Arabien erfunden worden, bezeugt auch der gelehrte Grieche, der unter Heinrich II. den Katalog der alten Manuskripte in Paris abfaßte; er nennt diese Sorte Papier immer Papier von Damaskus. Die spätere Erfindung des Papiers aus Linnen oder Hanf hat ähnliche Streitigkeiten veranlaßt. Maffei und Tiraboschi wollen es in Italien; Scaliger, Murray, Meerman, in Deutschland erfunden wissen. Keiner unter ihnen kann ein Denkmal aufweisen, das älter wäre als aus dem 14ten Jahrhundert. Das älteste von allen in Frankreich, ist ein Brief von Joinville an Ludwig IX., kurz vor dem Tode dieses Fürsten (1270) geschrieben, und wahrscheinlich kam das Papier zu diesem Behufe aus dem Aegyptischen Kreuzzuge. Die Spanischen Denkmäler vom Gebrauche des neueren Papiers reichen über diese Epoche um ein Jahrhundert hinaus. Wir erwähnen nur einen Friedens-Vertrag zwischen Alfons II. von Aragonien und Alfons IX. von Kastilien (datirt von 1178), der in den Archiven von Barcellona aufbewahrt wird, und die Privilegien, welche Johann der Eroberer (1251) Valencia bewilligte. Dieses Papier kam von den Arabern, die in Spanien, wo Seide und Baumwolle gleich selten waren, zu Flachs und Hanf ihre Zuflucht nahmen. Ihre ersten Fabriken wurden in Xativa (San Felipe) errichtet, einer Stadt, die noch Plinius und Strabo schon vor Alters wegen ihrer Leinewand-Manufakturen berühmt war. Der Scherif Edrisi sagt in dem Artikel Xativa: „Hier fabrizirt man herrliches und unvergleichliches Papier." Bald nachher bekam Valencia, dessen Felder den Flachs im Ueberfluß hervorbringen, eine Papier-Fabrik, und in Katalonien erhoben sich ähnliche. Noch jetzt haben diese Provinzen die besten Fabriken dieser Art in Spanien. In Kastilien verbreitete sich der Gebrauch des Leinen-Papiers erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.***) Von da ging es wahrscheinlich zu den Franzosen, dann zu den Italiänern, Engländern und Deutschen über. Die Arabischen Manuskripte waren meist auf atlasartiges Papier geschrieben und mit einer Menge Schnörkeln versehen, deren brennende Farben dem Leser sein Bild zurückstrahlten: „ut ego ipse" sagt Casiri, „in istis veluti in speculo me non semel conspexerim."

Was den Kompaß betrifft, so scheint es allerdings ausgemacht, daß die Chinesen sich mehrere Jahrhunderte vor den Arabern eines ähnlichen Werkzeugs bedienten. Aber ohne Zweifel haben die Araber diese Erfindung vervollkommnet, ihren Gebrauch erweitert und uns Europäer damit beschenkt. Man erklärt nicht leicht den

---

*) Aus dem Essai sur l'histoire des Arabes et des Maures d'Espagne, von Viardot. Paris 2 Bde. 8.

**) Eine kurze Notiz hierüber in einem der nächsten Blätter.

***) „En el año 1200", sagt Sarmiento, „se introdujo in España el uso y la fabrica del papel por medio de los Arabes."

ziemlich gleichgültigen Umstand, daß auf die alten Kompasse eine Lilie gemalt ist, weshalb ihr erster Gebrauch den Neapolitanern und ihre Erfindung dem Gioja von Amalfi zugeschrieben wird. Allein die Worte zoron und aphron, wodurch man zunächst die Kraft des Magnets bezeichnete, sind nicht besser erklärt worden. Diese technischen Namen sind, wie Juan Andrés und Casiri erkannt, nichts weiter als die Arabischen Wörter für Nord und Süd, nur mit verderbter Aussprache.*) Außerdem ist beglaubigt, daß keine Europäische Nation vor dem 13ten Jahrhundert sich des Kompasses bediente, während die Araber, welche in ihren ungeheuren Besitzungen häufige Reisen anstellten, einen großen Seehandel unterhielten und die ersten Werke über Nautik und Geographie schrieben, erweislich vor dieser Epoche davon Gebrauch machten. Edrisi, der im 12ten Jahrhundert schrieb, gedenkt des See-Kompasses als einer bei seinen Landsleuten allgemein gebräuchlichen Maschine, und Tiraboschi selbst macht ihnen die Ehre dieser Erfindung nicht streitig. Was aber nicht weniger stark für unsere Behauptung spricht, ist der Gebrauch, den die Araber selbst auf ihren Landreisen durch Wüsten von dem Kompasse machten. Der Grieche Chalkondylas sagt in seinem Buche de rebus turcicis, daß die Karavanen sich gewisser magnetischer Instrumente bedienten, indem sie aus der angedeuteten Nord-Gegend schlössen, wohin sie sich wenden müßten. Sogar in ihren Wohnungen war der Kompaß den Arabern nützlich; denn er zeigte ihnen die Himmels-Region, wohin sie beim Gebete sich wenden mußten (s. Herbelot unter Keblet). Warum sollten wir aber darob erstaunen, daß wir den Arabern unseren Kompaß verdanken, wenn es wahrscheinlich ist, daß eine Erfindung, um welche Huyghens und Galilei streiten, der Gebrauch der Pendel-Uhr, um die Zeit zu messen, von demselben Volke herrührt? Pater Martin Sarmiento hat in Arabischen Manuskripten öfter automate Uhren erwähnt gefunden, und Josef Conde (Historia de la dominacion de los Arabes en España. Madrid, 1820) citirt einen gewissen Abu Abdallah Ibn Arcatam, den Lehrer des Königs Al Nasser von Granada (um 1314), welcher durch Erfindung sehr künstlicher Uhren (muy ingeniosos reloxes) und astronomischer Maschinen sich berühmt machte.

Das Schießpulver ist bei den christlichen Nationen erst um die Mitte des 14ten Jahrhunderts in Gebrauch gekommen. Das älteste Denkmal des Gebrauches der Artillerie in Frankreich ist vom Jahre 1338. Erst acht Jahre später, bei der Schlacht von Crecy, schossen die Engländer mit Kanonen, und um dieselbe Zeit fingen die Italiäner an, sich des Schießpulvers zu bedienen. Schon lange hatten die Araber dies fürchterliche chemische Praparat im Kriege angewandet. Der Geschichtschreiber Al Makin erzählt, daß Hadschi Ali einen Theil des Tempels von Mekka mit einer Art Bomben verbrannte, als er diese Stadt (690) belagerte. Alomeeh, Secretair des Aegyptischen Emirs Malek Al Saheli, beschreibt noch vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts ein kriegerisches Instrument folgendermaßen: „Skorpionen (Wurf-Maschinen), die rings umwickelt und mit Pulver aus Salpeter angezündet werden, schlängeln sich und zischen; dann krachen sie und brennen. Man sah den abgeschossenen Gegenstand wie eine Wolke in der Luft sich ausbreiten, einen fürchterlichen Lärm machen, als ob es donnerte, und feuerspeiend Alles zerschlagen, in Brand stecken und in Asche verwandeln.“ Man sieht, daß hier nicht etwa bloß von einem Griechischen Feuer die Rede seyn kann, denn was Casiri an jener Stelle durch nitratus pulvis übersetzt, heißt im Arabischen milhh al barud, Salpeter, Bolzstein, und wird noch jetzt von den Arabern für Pulver gebraucht. Noch unumstößlichere Beweise geben uns die Spanischen Chroniken. Die Chronik von Alfons VI., geschrieben von Pedro, Bischof zu Leon, sagt bei Gelegenheit eines Seetreffens, das im 11ten Jahrhundert zwischen dem Emir von Sevilla und dem von Tunis vorfiel: „Die Schiffe des Königs von Tunis führten eine Menge eiserner Röhren, aus denen man viel donnerndes Feuer (truenos de fuego) warf.“ — Ein Brief Königs Alfons VI. von Aragonien (geschrieben 1331) an die Orts-Obrigkeit von Alicante, worin er sie auf den Anmarsch der Mauren vorbereitet, sagt in Aragonischem Dialekte, der König von Granada bringe „multes pilotes de fer per gitarles llunys ab foch“ (viele eiserne Kugeln, um sie mit Feuer weit hin zu werfen). Die berühmte Chronik von Alfons XI. sagt bei Gelegenheit der Belagerung von Algesiras (1342): „Die Mauren in der Stadt schleuderten viele Donner gegen das Heer und mit ihnen eiserne Kugeln, so dick, wie sehr dicke Aepfel (tamanas como manzanas muy grandes), die sie so weit von der Stadt zu werfen wußten, daß einige über die Armee wegflogen, andere in dieselbe einschlugen.“ Noch mehrere andere Beispiele findet man in dem oben angeführten klassischen Werke von Conde.

*) Dsharon (dshar) leichte Luft, Mittag, auron (aur, awr) Norden.

Mannigfaltiges.

— **Das Mode-Leben in London.** „Was mir an dem Italiänischen Charakter vorzüglich gefällt“, sagte Lord Byron zu mir, „ist, daß man keine Spur jenes Glaubens findet, den in England fast jeder Mensch unterhält, daß nämlich der Kreis, in welchem er lebt, und den er „„die Welt““ zu nennen beliebt, sich um ihn und sein Thun besonders bekümmere; eine Idee, die auf der außerordentlichen Eitelkeit beruht, welche die Engländer charakterisirt und es ihnen unmöglich macht, sich selbst oder ihren nächsten Umgebungen zu leben. Wie manche meiner soi-disant Freunde in England lassen sich von dieser Eitelkeit bethören, machen ein großes Haus über ihr Vermögen, unterhalten eine Menge Bekanntschaften, die ihnen nicht zusagen, langweilen sich täglich in faden Gesellschaften, leben während der Mode-Saison, — wenn man dies Leben nennen kann — in einer Art von fieberhaftem Zustande, und dies Alles, um zu einer gewissen Klasse gerechnet zu werden. So lange ich in London war, hörte ich Jeden, den ich sprach, über die tödliche Langeweile klagen, die er den Tag oder den Abend vorher bei Lady N. N. gehabt hätte, und fragte ich dann: warum gehen Sie denn hin, wenn es Ihnen so viel Langeweile macht? so war die ewige Antwort: „„Man muß wohl hingehen, es würde so sonderbar aussehen, wenn man nicht hinginge.““ — Alt und Jung, Schön und Häßlich, Alles ist in England von dieser Wuth besessen, seine Persönlichkeit in dem Gedränge einer großen Gesellschaft untergehen zu lassen, und will lieber das Zeitwort ennuyer in Masse bei erstickender Hitze konjugiren, als es in reiner Luft gemächlich für sich allein abwandeln. Die Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, mit welcher unsere Landsleute das Mode-Leben ertragen, haben mich oft mit Verwunderung, wo nicht gar mit Bewunderung erfüllt und zeigen, was sie für eine gute Sache zu thun vermöchten. Mich soll wundern, ob die heranwachsende Generation auf denselben unsinnigen Weg gerathen wird; doch steht zu hoffen, daß das Fortschreiten des menschlichen Geistes eine Art von Gesellschaft wird bilden helfen, wie man sie bis jetzt nur auf dem Lande antrifft. Ich brachte einst eine Woche bei Lady J. zu, die mir sehr angenehm verging. Die Gesellschaft war gut gewählt und Wirth und Wirthin nur auf Gastfreundschaft bedacht. Der Haushalt gewährte bei allem Luxus eines maison montée en prince eine behagliche Zwanglosigkeit, in der man sich zu Hause fühlte. Wie verschieden erscheinen aber dieselben Leute in London und in der Provinz! kaum erkennt man sie wieder; in der letzteren sind sie eben so natürlich und ungezwungen, als sie in der Hauptstadt abgeschmackt und geschraubt sind. Ein gewisser Ort, den man vor „feinen Ohren“ nicht nennen darf, soll mit guten Vorsätzen gepflastert seyn; von London, wenn man die Wirkung betrachtet, die es auf seine modischen Bewohner hervorbringt, könnte man in der That sagen, daß es mit bösen Leidenschaften gepflastert ist, denn Wenige können sein Pflaster ohne Ansteckung betreten. Ich habe Lord John Russell's „Versuch über die Gesellschaft in London“ gelesen; ich finde ihn geistreich und unterhaltend, aber zu mikroskopisch für meinen Geschmack. Er hat indessen den Gegenstand mit der Leichtigkeit und Scherzhaftigkeit behandelt, die am besten dazu paßt, und seine Bemerkungen zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe, welche seine Fähigkeit zu besseren Dingen bekundet. Wer den der Welt den wahren Begriff haben will, darf sie weder durch das Mikroskop noch durch das Vergrößerungsglas betrachten. Lord John Russell ist ein gefühlvoller und liebenswürdiger und auf gutem Wege, auch ein ausgezeichneter Mann zu werden.“ (Journ. of Lady Blessington.)

— **Etymologie des Französischen Wortes Noël (Weihnachten).** Trotz des poetischen Ursprunges, welches man dem Worte Noël giebt, indem man es von noex und nouex ableitet, das im Mittelalter ein dichterischer Ausruf der Freude und in seiner Bedeutung etwa unserem heutigen „Vivat“ gleichkam, werden doch Viele geneigt seyn, mit dem gelehrten Herausgeber des Noëls Nouveaux die Etymologie in dem Worte nox (Nachtfest, Weihnachten) zu finden. Richelet sagt: „Die Gelehrten, welche sich mit der Etymologie des Wortes noël beschäftigt haben, sind nicht einig geworden. Nicot leitet es von Immanuel her; er sagt: Noel sive Nouel per aphaeresin canunt Galli pro Immanuel, id est nobiscum Deus. Menage läßt es von natalis abstammen, nämlich dies natalis, Geburtstag des Heilands. Borel in seinen „Gallischen Alterthümern“ betrachtet es als eine Zusammenziehung des Wortes nouvel und sagt, daß es neu (nouveau) bedeute. Die Schriftsteller des Mittelalters, heißt es ferner, haben den Namen des heiligen Festes nicht mit dem oben erwähnten Ausruf der Freude noex und nouex verwechseln wollen und schrieben daher naulet, nolet, nouël, noël. (R. d. P.)

— **Nadeln im menschlichen Körper.** Dem Schreiber dieses Artikels wurde vor einiger Zeit von einer Dame, die bei Tische neben ihm saß, erzählt, daß ihr eine Nadel in den Fuß gekommen sey, ohne daß sie etwas davon gewußt habe, und daß man ihr dieselbe, heftiger Schmerzen halber, durch einen tiefen Einschnitt habe herausholen müssen. Ein Herr auf meiner anderen Seite, der zufällig hörte, wie ich mich darüber wunderte, versicherte mir, daß man seiner eigenen Schwester nicht weniger als elf Nadeln aus verschiedenen Theilen ihres Körpers herausgeschnitten habe, und daß, wenn ich ihn am nächsten Tage in seiner Kaserne besuchen wolle, er mir einen Fall zeigen würde, wo eine Nadel gerade auf dem Punkte sey, aus dem Kopf eines jungen Mädchen, der Tochter des Schneiders seines Regimentes, herauszuschwären. Ich verfehlte natürlich nicht, einen so interessanten Fall in Augenschein zu nehmen; und ich hatte die Genugthuung, zu so vielen anderen Beispielen noch ein neues hinzuzufügen, wo ich gezwungen wurde, etwas zu glauben, was ich nicht allein nicht begriff, sondern was ich für durchaus unmöglich gehalten hatte. Das Mädchen schien ungefähr 14 Jahr alt zu seyn und sah nicht sehr gesund aus. Auf dem Kopfe hinter dem Ohre war eine kleine örtliche Entzündung, und der Knopf einer Nadel, den ich mit eigener Hand fühlte, drang wie ein Stachel durch den äußeren Theil der Haut durch. Die Nadel konnte hin und her bewegt werden, als ob sie im weichen Fleische stäcke; und es war bei der fleischlosen Beschaffenheit dieses Theiles der Hirnschale, so wie aus der Richtung der Nadel augenscheinlich, daß sie aus dem festen Knochen hervordrang. Ich erfuhr später, daß die Nadel nach und nach immer weiter vorgedrungen und zuletzt herausgenommen wurde. (Fraser's Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 6. März 1833.

Frankreich.

Decazes' Wirksamkeit während der Restauration.*)

II. Einfluß der Pariser Journalistik auf das Ministerium Dessolle. (1819).

Die Prophezeiungen der Opposition, daß das neue Preß-Gesetz die periodische Presse ganz unterdrücken werde, wurden bald Lügen gestraft, denn noch nie war der Journalismus zu einer solchen Ausdehnung und Blüthe gelangt, wie jetzt. Jede Partei, ja selbst jede Nüance hatte ihre Organe; die Regierung erkannte nur den Moniteur als das amtliche Blatt an, ließ aber außerdem ihr System in zwei ministeriellen Blättern, dem Journal de Paris und dem Journal des Maires vertheidigen, die unter einer gemeinschaftlichen Redaction standen. Das Journal de Paris, dessen Leitung geistvollen und geschickten Männern, wie Villemain, Lingay und Durry anvertraut war, enthielt Auseinandersetzungen der Grundsätze des Ministeriums und Artikel, die bestimmt waren, die öffentliche Meinung zu beruhigen, und die dann von dem Moniteur wiederholt wurden; die Opposition ward in diesem Blatte lebhaft und geistreich bekämpft. Das Journal des Maires stand unter dem besonderen Schutze des Grafen Decazes, der es vornehmlich dazu bestimmt hatte, die Bewohner des platten Landes zu belehren, und mit den Absichten des Ministeriums bekannt zu machen. Der König selbst verschmähte es nicht, bisweilen Artikel für dieses Journal zu redigiren, und der Minister versäumte, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht, ihm zu versichern, daß diese Artikel große Wirkung hervorgebracht hätten. Später engagirte der Moniteur einige verdienstvolle Schriftsteller, welche die Tagespolemik der periodischen Presse beantworten sollten; Herr Mazuer redigirte unter der Rubrik: „Uebersicht der Journale", einen dieser Kritik gewidmeten Artikel. Der Courrier (welcher mit dem Courrier français durchaus nicht zu verwechseln ist) vertheidigte, ohne gerade entschieden ministeriell zu seyn, die Maßregeln des Ministeriums Dessolle und war das Organ der doctrinairen Partei des Kabinets; er wurde mit philosophischem Geiste, aber in einem schwerfälligen Stil geschrieben und war nicht populair; wenn er sich ein Mal in der anmuthigen scherzenden Schreibart versuchte, glich er, nach der Aeußerung eines geistvollen Mannes, einem tanzenden Bären; seine Mitarbeiter besaßen Alles, was dazu gehört, um ein gutes Buch zu schreiben, aber nichts von dem, was bei einer Zeitung unentbehrlich ist. Die Haupt-Redacteure waren die Herren von Keratry, Guizot und Royer-Collard, und seine Farbe entsprach der Nüance der Kammer, die sich bei Herrn Ternaux versammelte.

Der Constitutionnel, ein gemäßigtes Oppositions-Blatt, machte sich zum Haupt-Organ aller Beschwerden gegen willkürliche Handlungen und Mißbräuche der Präfekten und Maires und erwarb dadurch große Popularität. Der kleinste Krämer hielt sich seinen Constitutionnel; schon sein Titel gefiel, weil darin die Andeutung lag, daß seine Polemik gegen die Regierung keine unversöhnliche sey. Diese Polemik hatte aber den Fehler, daß die Beschwerden, die derselben zu Grunde lagen, zu leichtsinnig für gegründet angenommen wurden und sich manchmal späterhin ergab, daß sie entweder ganz grundlos oder doch übertrieben gewesen waren. Dergleichen Widerlegungen, die er seinen Abonnenten wohlweislich vorenthielt, machten ihn aber in seinem System nicht irre. Am meisten Schwung hatten die Artikel, welche von Herrn Etienne geschrieben waren; übrigens waren seine Redacteure dieselben, wie die der Minerve. Der Indépendant und die Renommée waren bei weitem heftiger in ihrer Opposition; sie wurden von jungen Leuten redigirt, welche einen tiefen Groll gegen die Restauration in sich trugen; einige derselben wünschten Napoleon und seinen Ruhm zurück und hatten ihren Blick unverwandt auf St. Helena gerichtet; andere, von den Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes beherrscht, wollten ein mit dem Bestehen des Hauses Bourbon unverträgliches System in Frankreich eingeführt wissen; sie verhüllten nur schwach ihre Wünsche und rechneten seit der Einführung der Jury für Preß-Vergehen darauf, daß auch kühne Aeußerungen unbestraft bleiben würden. Beide Blätter waren in Paris sehr populär, in der Provinz aber fast ganz unbekannt; wie alle heftige Blätter, hatten auch sie einen geräuschvollen, aber kleinen Kreis von Lesern. In eine eigene Kategorie gehört der Censeur Européen, der im Schulmeisterton Europa und die fremden Kabinette, wie das Vaterland und dessen Institutionen, die Musterung passiren ließ; seine Artikel waren kalt und schwerfällig geschrieben; daher hatten seine Redacteure, die Herren Comte und Dunoyer, auch nur eine geringe Anzahl von Abonnenten. Die Bibliothèque historique und Le nouvel homme gris griffen die Restauration äußerst heftig und oft mit vielem Talent an und waren weit gefährlicher als der Censeur.

Die royalistischen Blätter waren den liberalen an Geist und Talent weit überlegen. Das Journal des Débats war nach der Aufhebung der Censur zur royalistischen Partei übergetreten; es wurde mit musterhaftem Stil und in einem stolzen aristokratischen Tone geschrieben; es sprach in seiner Opposition gegen das Ministerium, wie eine Macht, die sich mit der anderen auf gleicher Höhe glaubt, und kein Angriff der liberalen Partei kam der Wirkung gleich, welche die Artikel des Journal des Débats hervorbrachten. Schrecken verbreitete sich im Ministerium, wenn man wußte, daß Herr v. Chateaubriand oder Herr Bertin de Veaux einen Artikel vorbereiteten. Das Blatt besaß eine große Popularität bei der royalistischen Partei; denn es hatte jene Energie, welche der Aristokratie in hohem Grade eigen ist, wenn sie eine Macht angreift, über die sie zu herrschen gewohnt ist. Neben dem Journal des Débats stand die Quotidienne, deren Tendenz mehr religiös und absolut-monarchisch war, mit geistvollen, beißenden, manchmal mystischen Artikeln; sie war das Blatt des Hofes und der Geistlichkeit, denen das Journal des Débats zu weltlich war. Ein royalistisches Blatt, das sich vorzugsweise in heftigen Aeußerungen und Persönlichkeiten erging, war der Drapeau blanc, von Herrn Martainville redigirt. Dieses Journal, das oft von seiner eigenen Partei verläugnet wurde, erlaubte sich Alles, sogar Beleidigungen gegen den König. Vor diesem rastlosen ununterbrochenen Kampfe der täglich erscheinenden Blätter mußten die nur in wöchentlichen oder gar monatlichen Lieferungen erscheinenden politischen Zeitschriften in den Hintergrund treten. Dies Schicksal traf den Conservateur und die Minerve, welche, selbst in ihren Briefen über Paris, nichts sagen konnten, was nicht schon von den Tagblättern zehn Mal vor ihnen gesagt worden wäre.

Die Polemik so vieler Blätter, deren Feuer sich täglich kreuzte, brachte in den Gemüthern eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Die Verfechter wie die Gegner der Preßfreiheit mußten die Macht der periodischen Presse einräumen. Der Journalismus, der so viele Minister gestürzt hat, übte namentlich damals, im Jahre 1819, einen magischen Einfluß, weil man von der Censur und den durch sie monoton gewordenen Artikeln plötzlich zu einer ungebundenen Freiheit überging. Dieser Uebergang konnte bei dem Zustande der Parteien kein anderer als ein heftiger seyn. Die Bonapartisten hatten ihre Hoffnungen noch keinesweges aufgegeben; es waren Versuche gemacht worden, um Napoleon von St. Helena zu entführen, und die Möglichkeit eines solchen Ereignisses erhielt die Sympathie für eine Sache wach, die in der Armee und im Volke noch so tiefe Wurzeln hatte. Die Anhänger Napoleons verabsäumten nichts, um eine günstige Stimmung für den großen Feldherrn zu unterhalten, durch Kupferstiche und aufrührerische Bilder an die ruhmvolle Vergangenheit zu erinnern, und obgleich der Kriegs-Minister Gouvion Saint-Cyr die alte Armee durch Begünstigungen für die Restauration zu gewinnen suchte, so vermochte er doch nicht, jene Erinnerungen zu verwischen. Ein Theil der periodischen Presse begünstigte diese Richtung des militairischen Geistes. Die patriotische Partei hingegen, deren Haß gegen Napoleon fortdauerte, hatte sich zwar mehr dem System Dessolle angeschlossen, konnte aber doch nie ganz mit ihm Hand in Hand gehen. Die Regierung ging von der Charte Ludwig's XVIII. aus, die Patrioten aber von der Constitution von 1791; daher die Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinigung. Auf der einen Seite die Legitimität mit ihrer unveränderlichen Thronfolge und einer von der Königlichen Souverainetät octroyirten Charte; auf der anderen die Volks-Souverainetät mit ihren Folgen, der Möglichkeit einer Entthronung und einer vom Volke votirten Verfassung.

Die Lage des Ministeriums ward immer schwieriger; in beiden Kammern war es den Angriffen einer starken Minorität ausgesetzt und hatte außerdem den Hof gegen sich, welcher die Gefahren absichtlich vor dem Könige zu vergrößern suchte und täglich den Untergang der Monarchie verkündigte. Noch schiefer wurde die Stellung des Ministeriums durch sein Bestreben, sich durch Zugeständnisse eine Majorität der linken Seite zu erwerben und zu erhalten, mit welcher ein dauernder Verein unmöglich war; denn die linke Seite hatte nur Ein Ziel im Auge: Erhaltung ihrer Popularität; Regierung aber

*) Aus dem sechsten Bande der Geschichte der Restauration.

diesem Grunde haben die Ministerien eine Verbindung mit dem rechten Centrum und der rechten Seite häufig vorgezogen. Bei der Diskussion über das Budget zeigte sich, wie unzuverlässig eine Majorität der linken Seite sey. Die äußerste Linke tadelte es vornehmlich, daß der Finanz-Minister Corvetto eine Anleihe mit den ausländischen Banquierhäusern Hope und Baring abgeschlossen habe, und namentlich war es Herr Casimir Perier, der die Frage aufstellte, ob es nicht besser gewesen wäre, die Anleihe Französischen Häusern zu überlassen? Herr Laffitte suchte damals die Regierung zu rechtfertigen; er spielte eine politische Rolle; die Restauration hatte ihn gehoben, sie legte Werth auf seine Einsicht, sie hatte sein Vermögen vergrößert; was hat aber die Juli-Revolution, diese undankbare Tochter, für Herrn Laffitte gethan? Die äußerste Rechte und Linke vereinigten ihre Angriffe gegen das Budget; beide Oppositionen verlangten Verminderung der Steuern und Ersparnisse. Dennoch gelang es dem Ministerium, sowohl die politischen Gesetze als das Budget in beiden Kammern durchzubringen.

Inzwischen hatten sich auch in anderen Staaten Symptome der Gährung gezeigt. England war unruhig, in Manchester waren Emeuten ausgebrochen, in London regten sich die Reformer. In Deutschland nahm das Treiben geheimer Gesellschaften überhand und trat Kotzebue's Ermordung ein. Die Royalisten verfehlten nicht, auch diesen aufgeregten Zustand fremder Länder als eine Folge des Systems des Ministeriums Dessolle und des Wahl-Gesetzes darzustellen, während die Liberalen die Unbesonnenheit begingen, ihre Freude und Billigung über alle Ereignisse dieser Art unverholen an den Tag zu legen. Sie deklamirten gegen die in Französischem Solde stehenden Schweizer, gegen die Privilegien der Königl. Garden und gegen die Priester, verlangten die Organisation der National-Garde, wie im Jahre 1791, feierten Napoleon und die hundert Tage und gaben bei jeder Gelegenheit ihre Antipathie gegen die Regierung der Bourbonen zu erkennen. Inzwischen kam Lord Witworth, ein Freund Castlereagh's, in Paris an, mit dem geheimen Auftrage, den politischen Zustand Frankreichs und die Stimmung der Gemüther in der Nähe zu betrachten. Er ward von dem Faubourg St. Germain und dem Hofe umgeben, die, den Zweck seiner Sendung errathend, die Gefahr des Zustandes in seinen Augen zu vergrößern suchten. Der Lord hatte einige Konferenzen mit dem Marquis Dessolle und reiste wieder ab, ohne daß seine Mission ein bemerkenswerthes Resultat gehabt hätte. Wichtiger war der Besuch des Grafen Capodistrias, der, ohne damals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands zu besitzen, dennoch den größten Einfluß in diesem Departement hatte. In einer zweimaligen Audienz bei Ludwig XVIII. schilderte er die Lage der verschiedenen Kabinette und ermunterte den König, in seinem System der Mäßigung fortzufahren, ohne sich weder auf die eine noch auf die andere Seite zu werfen. „Ich glaube", sagte Graf Capodistrias unter Anderem, „daß Ew. Majestät vornehmlich die Jakobiner vermeiden müssen, nicht daß diese jetzt ernstlich zu fürchten wären, sondern weil ihre Gegenwart in der Kammer große Besorgniß in Europa erregen würde. Geruhe Ew. Maj. den Zustand der Presse und das Wahl-Gesetz zu prüfen und den Zustand Deutschlands damit zu vergleichen. Es ist zu befürchten, daß eine gerechte Besorgniß die Kabinette zu strengen Maßregeln veranlasse, welche später eine Krisis herbeiführen können." Der König billigte die Ansichten des Grafen und suchte seine Besorgnisse über den Zustand Frankreichs zu zerstreuen, indem er die Aufregung nur als eine auf der Oberfläche vorgehende und als eine Folge der Preßfreiheit darstellte. Bei einem Dejeuner, welches die Ministre den Grafen Pozzo di Borgo und Capodistrias gaben, ward beschlossen, bei dem bisherigen Systeme vor der Hand noch zu beharren, das Wahl-Gesetz die Probe bestehen zu lassen und, wenn diese ungünstig ausfalle, dasselbe zu modifiziren.

Alles hing nunmehr von dem Ausfalle der Wahlen von 1819 ab; gab die Erneuerung eines neuen Fünftheils der Deputirten-Kammer ein gutes Resultat, so ließ sich annehmen, daß der Hof und Europa über den Zustand Frankreichs beruhigt werden würden, siegte dagegen die äußerste Linke, so war die Nothwendigkeit einer Veränderung des Wahl-Gesetzes dargethan. Graf Decazes setzte alle Hebel in Bewegung und machte viele Zugeständnisse, um einen günstigen Ausgang der Wahlen herbeizuführen, die äußerste Linke und Rechte dagegen vereinigten sich, um die Wahl der ministeriellen Kandidaten zu hintertreiben; zwei royalistische Blätter, der Conservateur und der Drapeau blanc, erklärten offen: „Lieber die Jakobiner als die Ministeriellen, denn jene werden eine Krisis herbeiführen." Bei diesen Wahlen war es zum ersten Mal, daß die Liberalen in einer General-Versammlung Kandidaten-Listen aufstellten und in ihren Blättern bekannt machen ließen, und zwar waren diese Namen-Listen entschieden feindselig gegen das Haus Bourbon. Die Wahlen fielen fast ausschließlich liberal aus und brachten, was auf die Royalisten, den Hof und den König einen unbeschreiblich tiefen Eindruck machte, einen Königsmörder, den ehemaligen Bischof von Blois, Herrn Grégoire, in die Kammer, neben ihm aber auch das bedeutendste und edelste Talent der Opposition unter der Restauration, den General Foy. In dem Ministerium wurde durch dieses Ergebniß ein entschiedener Bruch herbeigeführt; die Herren Decazes, de Serres und Portal waren jetzt für eine Veränderung des Wahl-Gesetzes, während die Herren Dessolle, Louis und Gouvion St. Cyr noch an demselben festhielten. Der König gab die Entscheidung; eine Denkschrift des Baron Pasquier über die Wahlen, welche große Wirkung auf ihn machte, bestimmte ihn, ein anderes System einzuschlagen, dessen Mittelpunkt die Veränderung des Wahl-Gesetzes war, und an dessen Spitze der Graf Decazes trat.

Oeuvres de M. Borderies. (Die Werke Borderies, Bischofs von Versailles.) Zweiter Bd. Pr. 6 Fr.
Où sommes nous? etc. (Wo sind wir? Wohin kommen wir? Und was muß geschehen?) Erste Denkschrift. Januar.
De la rémunération des services publics. (Ueber öffentliche Besoldungen.) Von F. L. A. Ferrier.
Connaissance des temps etc. (Jahrbuch für Astronomen und Seefahrer.) Auf das J. 1835. Pr. 7 Fr.
L'anneau. (Der Ring.) Novelle von L. Kruse. Uebersetzt von Elise Voiart. 2 Bde. Pr. 7 Fr.
Charles d'Albret. — Roman vom Grafen Gasp. de Pons. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
Samuel. — Ein ernster Roman von Paul v. Musset. Pr. 7½ Fr.

Nord-Amerika.

Achille Murat über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Schluß.)

Im vierten Briefe sucht der Verfasser die Nothwendigkeit der Sklaverei in den südlichen Provinzen darzuthun und entschuldigt dies System, wo er es nicht gar rechtfertigt. Dies Kapitel wird wohl hart angegriffen werden. Es steht fast in jedem Punkte mit unseren philanthropischen Freimachern im Widerspruch.

„In allen Ländern und zu allen Zeiten", sagt er, „war ein großer Theil des Menschengeschlechts dazu verurtheilt, von seiner Hände Arbeit zu leben, und ich zweifle nicht im Geringsten, daß dieser Theil der Gesellschaft in einem Staate, wo Sklaverei stattfindet, glücklicher und nützlicher ist, als in jedem anderen. Man vergleiche das Loos unserer wohlgekleideten wohlgenährten Neger, die für den morgenden Tag und für ihre Familie nicht zu sorgen brauchen, — nicht mit dem ausgearteten Geschlecht der freien Neger und Mulatten, welche die ganze Last der Freiheit tragen, ohne einen einzigen ihrer Vortheile zu besitzen, — sondern mit den meisten arbeitenden Klassen in Europa, die zwei oder drei Mal so viel arbeiten müssen und doch fast immer mit ihren Familien darben. Ich sage ohne Bedenken, daß unsere Neger nicht nur viel glücklicher sind, als die Arbeiter in den Englischen Manufaktur-Städten, sondern als der Bauerstand fast durch ganz Europa."

Wenn es auch wahr seyn mag, daß der Zustand des freien Arbeiters in England gegenwärtig physisch schlechter ist, als der des Amerikanischen Sklaven, so besteht doch der Unterschied, daß der Erstere seine Lage durch Anstrengung und verständige Benutzung seiner Fähigkeiten ins Unendliche verbessern kann, während dem Letzteren Alles, was er auch thun mag, nichts hilft, außer etwa, wenn er seinen Herrn in Furcht setzt. Die schwarzen Sklaven haben keine Hoffnung, weil ihre Herren sie immer in einem Zustande der Unwissenheit erhalten werden, um sie besser regieren zu können. Die Europäischen Arbeiter hingegen, sobald sie anfangen, nicht mehr Arbeit zu liefern, als Nachfrage danach ist, mit anderen Worten, sobald ihrer nicht mehr seyn werden, als man ernähren kann, werden ihren Werth bald erhöht sehen und vollkommen im Stande seyn, die Vortheile der Freiheit schätzen und genießen zu lernen.

Im fünften Briefe giebt der Verfasser eine eben nicht schmeichelhafte Schilderung von dem Zustande der Religion in den Vereinigten Staaten. Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß des Verfassers Ideen ganz der altliberalen Schule auf dem Kontinent angehören, in deren Augen Religion und Aberglaube gleichbedeutend sind, die jeden äußeren Gottesdienst als eine bloße Form betrachten und Alle, die ihn üben, für Frömmler, Schelme oder Heuchler erklären; diese Ansicht möchte wohl weder in Amerika, noch hier zu Lande mit großer Achtung aufgenommen werden. Das Haupt-Ergebniß seiner Schlüsse ist, daß der große Strom der Meinungen der Literatoren und Philosophen des Jahrhunderts die Kirche bald fortschwemmen und der christlichen Religion ein Ende machen werde, und daß dieses Zerstörungswerk vielleicht in Amerika bereits größere Fortschritte gemacht habe, als man gewöhnlich glaubt. Als thätige, aber versteckte Mitwirker bei demselben nennt er die Sekte der Unitarier, welche nach seinem Bericht seit Kurzem in Boston sehr um sich gegriffen hat und jetzt in dieser Stadt fast alle Personen von einiger Bedeutung zu ihren Bekennern zählt. Die Unitarier, was auch Herr Murat von ihnen halten mag, sind eine christliche Sekte und werden ohne Zweifel die Idee, als Genossen eines solchen Vorhabens angesehen zu werden, mit Unwillen zurückweisen.

Von dem Zustande der periodischen Presse in Amerika giebt uns der Verfasser folgendes interessante Gemälde:

„Die Herausgabe und Circulation von Zeitungen, weit entfernt, durch Abgaben, Cautionen und Stempel behindert oder durch die Postgebühren erschwert zu werden, wird vielmehr auf jede mögliche Art aufgemuntert. Daher die große Anzahl von Zeitungen. Jede Stadt, jedes Dorf hat wenigstens eine Zeitung, und alle noch so unmerkliche Meinungs-Schattirungen finden darin sicher ihren Dolmetscher. Alles wird bekannt gemacht, Alles besprochen, Alles erörtert, und das einzige Mittel in den Vereinigten Staaten, seine Geheimnisse nicht verrathen zu sehen, ist, keine zu haben. Von so sicheren Führern geleitet, fällt das Volk sein Urtheil und irrt sich nie in seinem Ausspruch."

„Dennoch", setzt der Verfasser hinzu, „will ich die Amerikanische periodische Presse keinesweges vertheidigen. Es mag kaum vier oder fünf gute Blätter unter der ganzen Menge geben; die übrigen schreiben diese ab und sind eben nicht delikat im Gebrauch der Mittel, die

sie anwenden, um ihre Meinungen geltend zu machen. Aber gerade diese Heftigkeit wirkt als Gegengift gegen sie selbst, besonders bleiben persönliche Angriffe nie ohne Erwiederung, so daß der erbärmliche Geist, der sie erzeugt, seinen Zweck bei einem Publikum verfehlt, das gewohnt ist, entgegengesetzte Parteien einander mit Vorwürfen überhäufen zu hören. Zur Zeit der Wahlstreite zwischen Adams und Jackson nahmen die Zeitungen beider Parteien einen so heftigen Ton an und strotzten so von Verleumdungen, daß es wirklich ein Ekel war, hineinzublicken. Wer ihnen glaubte, mußte wahrlich das Schicksal der Nation bedauern, die zwischen zwei solchen Schuften wählen sollte, wie sie in den Blättern der Parteien gegenseitig dargestellt wurden. Um aber gerecht zu seyn, muß man sagen, daß die große Schwierigkeit, die sich bei den Wahlen in den Vereinigten Staaten findet, darin besteht, unter so vielen Personen von gleichem Verdienst zu wählen. Die Nation schreitet in stillem Gedeihen fort, ohne jene Reibungen, welche hervorragenden Talenten Gelegenheit geben, sich zu entfalten. Sie besitzt gewiß Männer von dem größten Verdienst und in Menge; es ist ihnen aber in dem gegenwärtigen Zustand der Ruhe und des Friedens fast unmöglich, sich über Leute von etwas geringerem Verdienst als das ihrige emporzuschwingen. Je unmerklicher daher der Unterschied zwischen zwei Kandidaten ist, um so mehr müssen die Blätter ihrer beiderseitigen Parteien sie herausstreichen, denn der Abstand zwischen ihnen ist so gering, daß man ihn nicht gewahr würde, wenn sie ihn nicht ins Tausendfache vergrößerten. Eine der vornehmsten Wirkungen dieser Publizität ist das Interesse, welches ein Jeder an der Tages-Politik nimmt, ein Interesse, welches den Unterhaltungen in allen Gesellschaften denselben Anstrich giebt. Der Lohnkutscher, der sich an der Straßenecke mit einem Thürsteher unterhält, der Advokat, der Pflanzer, der Prediger, die mit dem reichen Kaufmann speisen, Alle sprechen von demselben Gegenstande."

Ueber die Literatur sagt der Verfasser unter Anderem:

„New-Orleans bildet den wahren Gegensatz zu allen anderen Städten. Hier giebt es weder große Unterhaltung noch Kenntnisse. Nur 3 Buchhändler sind in dieser Stadt von 60,000 Seelen, und selbst in ihren Gewölben findet man nur den Auswurf der schmutzigsten Produkte der Französischen Literatur. Doch wenn man hier nichts von Unterhaltung weiß, so wird desto mehr gegessen, gespielt, getanzt und geliebelt. Eine dieser Stadt eigenthümliche Anstalt sind die Quarteron-Bälle, auf welchen die freien farbigen Frauen allein der Ehre genießen, mit den weißen Männern zu tanzen, denn farbige Männer sind streng ausgeschlossen. Es ist ein wahrhaft bezaubernder Anblick, mehrere hundert Frauen zu sehen, alle hübsch und wohlgekleidet, in allen möglichen Schattirungen von der Farbe des Milch-Kaffees bis zu dem zartesten Weiß, die in prächtigen Sälen ihre Reize zur Schau tragen. Diese öffentlichen Bälle werden von den achtungswerthesten Personen besucht, und Alles geht mit dem größten Anstand her. Auch die Spielhäuser sind sehr zahlreich in New-Orleans und haben manchen Jüngling aus Kentucky ruinirt, der nach diesem Babylon des Westen kam, um den Karneval hier zuzubringen."

Die gegebenen Auszüge werden bereits gezeigt haben, daß Herr Murat, obgleich ein ehrsamer Bürger der Vereinigten Staaten, doch größtentheils mit den Gesinnungen eines jungen Franzosen schreibt, am deutlichsten aber zeigt sich dies, wo er vom Tanz in Amerika spricht.

„Vor einigen Jahren war der Walzer ganz proskribirt; man tanzte nichts als Quadrillen und Ecossaisen. Als der Walzer eingeführt wurde, betrachtete man ihn als einen sehr unsittlichen Tanz. Von der Kanzel herab wurde gegen die Gräuel geeifert, daß Frauen sich von Männern, die weder ihre Liebhaber noch ihre Gatten wären, um den Leib fassen und an sich drücken ließen. Nun denke man sich den Effekt, den eine Pariser Balletttänzer-Gesellschaft in New-York machte. Ich war bei der ersten Vorstellung zugegen. Schon das erste Auftreten der Tänzerinnen mit ihren kurzen Röckchen erregte ein Erstaunen, das ich nicht beschreiben kann; doch als sie anfingen, ihre Pirouetten und Luftsprünge zu machen, da wurde es zu arg. Die Frauen schrieen laut auf, und der größte Theil derselben verließ das Haus; die Männer blieben größtentheils und schrieen und jauchzten wie toll. Ihnen kam die Sache bloß lächerlich vor, denn von der Grazie in diesen üppigen Bewegungen hatten sie noch keine Idee. Und in einem Lande, wo man die Achtung für Moral und Anstand so weit treibt, klagt man, daß es keine ausgezeichnete Künstler gebe. — Um des Himmels willen, wo sollten sie wohl herkommen? Ein Maler oder Bildhauer kann nie zur Vollkommenheit in seiner Kunst gelangen, wenn er nicht das Nackte lange studirt hat. Er muß durchaus ein tiefes Gefühl für das Schöne besitzen, sein Gemüth muß durch alle Täuschungen der Liebe fortgerissen werden, ehe seine glühende Hand dem Marmor oder der Leinewand Lebenswärme mittheilen kann. Und wie sollte dies in den Vereinigten Staaten möglich seyn? Ein Künstler würde seinen Ruf verlieren, wenn seine Figuren weiter als bis zu dem Ellenbogen oder dem Fußknöchel entblößt wären. Selbst die antiken Statuen in den Museen sind sorgfältig verhüllt, und nun gar ein lebendiges Modell zu haben, das würde solchen Unwillen erregen, daß der Maler das Land verlassen müßte. Die Künstler und Schauspieler sind verheirathete sehr achtbare Leute, die in der besten Gesellschaft leben und solche in ihrem Hause empfangen. Die geringste Unregelmäßigkeit in ihrer moralischen Aufführung würde sie völlig stürzen. Ich kannte selbst eine Schauspielerin, die sich eine kleine Unbesonnenheit zu Schulden kommen ließ; sie wurde von der Gesellschaft ausgeschlossen und mußte das Theater verlassen, denn weder Schauspieler noch Schauspielerinnen wollten mit ihr spielen; die Tänzer selbst müssen Moral haben, und doch klagt man, daß es uns an Künstlern fehlt. Es ist offenbar die bis zum Uebermaß getriebene Keuschheit und Sittlichkeit, die dem Genius die Schwingen lähmt, die Leidenschaften abkühlt und Pinsel und Palette zerschlägt. Daß dies allein das Hinderniß ist, weshalb die Amerikaner die Höhe der Kunst nicht erklimmen können, geht daraus hervor, daß wir treffliche Portrait-Maler haben; unsere Kupferstecher sind eben so geschickt, wie die in Europa, aber in der Geschichts-Malerei vermißt man den Genius, — er erstarrte in der Knospe. Es wird jetzt in den Vereinigten Staaten sehr viel gethan, um die Künste emporzubringen. Jede Stadt, groß oder klein, hat ihr Museum mit seinen Gyps-Abdrücken und Sudeleien, die mit den Namen der größten Meister prangen; doch dies Alles hilft nichts. Das Kunstgefühl, dieses tiefe Gefühl, ohne welches das Genie nichts vermag, fehlt hier und muß fehlen, so lange die Sitten die nämlichen bleiben. — Man versetze Phidias oder Apelles in eine unserer Städte, mitten in eine öffentliche Ceremonie, am 4. Juli z. B., dem Jahrestag der Unabhängigkeits-Erklärung. Zu allererst hören sie die Kanonen von allen Seiten donnern, die Schiffe haben ihre Flaggen aufgezogen, die Miliz ist unter den Waffen, die verschiedenen Gesellschaften, die Handwerker, die Kaufleute treten zusammen, um sich der Prozession anzuschließen, die von den Behörden und den Milizen gebildet wird. Sie zieht nach einer Kirche, wo ein gravitätischer Mann in schwarzem Rocke, von melancholischem Ansehen, fahler Farbe und langem Gesicht ihnen mit kläglichem Tone verkündet, daß, obgleich ihre Vorfahren diese unsterbliche Erklärung unterzeichnet haben, sie doch verdammt wären, wenn sie nachher noch geschworen oder am Sonntage getanzt hätten. Hierauf hält ein Anderer an irgend einem anderen Orte eine Rede, welche, da es der alte tausend Mal aufgewärmte Senf ist, die Zuhörer zum Gähnen bringt, obgleich sich der Beredsamkeit nie ein schöneres Thema darbot. Nach der Rede kommt das Mittagsmahl, dann die Toaste, dann das Gespräch über die Tages-Begebenheiten, anfangs vernünftig genug, aber in dem Maße an Unsinn zunehmend, als der Wein abnimmt. Endlich geht Jeder mit einem Hieb nach Hause, vollkommen zufrieden mit der Feier des Jahrestages der Unabhängigkeits-Erklärung."

Wie sehr der Verf., neben seinen übrigen Qualificationen noch Anwalt, und zwar von ganzer Seele ist, zeigt er in folgender Stelle.

„Für mich giebt es in der That nichts in der Welt, das so interessant wäre, wie eine Gerichtsstube. Ich könnte mit Vergnügen mein ganzes Leben darin zubringen, selbst wenn ich auch nur einen stillen Zuschauer abgeben dürfte. Man spricht vom Theater; — das ist nur eine schwache und schlechte Kopie einer Gerichtssitzung. Hier haben wir Wirklichkeit. Trauerspiel, Lustspiel, Posse, Melodrama — Alles ist hier zu finden, und die Schauspieler sind weit besser, als die auf der Bühne, weil sie die Leidenschaften, die sie darstellen, wirklich fühlen; ich spreche nämlich von den Prozeßführern und den Zeugen. Man muß selbst praktizirt haben, um zu wissen, was es für ein Vergnügen ist, eine Idee zu verfolgen, einem Gesetz nachzujagen, das uns, wie es scheint, zwanzig Bände hindurch entwischen will, es aus einer Verschanzung in die andere zu treiben. Wenn man es nun endlich fest hat, nachdem man tausend Citationen verglichen, welch' ein Triumph! Wahrlich, ein ganz anderer, als wenn man den Fuchs nach einer Jagd von zwanzig Meilen endlich erwischt hat. Wir treten in den Gerichtssaal. Mit welchem Vergnügen weiden wir uns an der Bestürzung der Gegenpartei über unseren Fund. Der Gegner will die Prozedur vertagen; wir geben es nicht zu; die Sache muß sogleich verhandelt werden. Das Zeugen-Verhör beginnt. — Alle auf seiner Seite, bis wir das Gegenverhör anfangen. Ich weiß nichts Unterhaltenderes, als einen Zeugen ins Gegenverhör zu nehmen, der, bald Schelm, bald Schafskopf, von der Gegenpartei gehörig abgerichtet ist. Welche Kunst gehört dazu, ihn in Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln, und ist dies gelungen, wie leicht ist es nachher, das ganze Gebäude des Raisonnements des Gegners umzustürzen? Nun hält man seinen Vortrag; der Advokat wird jetzt zum Schauspieler. Dieser Theil des Werks ist der schönste. Und hat er nun seine Rolle gut gespielt, gleichviel, ob er seine Sache gewinnt oder verliert, so nimmt er das Bewußtseyn mit nach Hause, daß er Alles gethan hat, was sich thun ließ, und sein Klient, selbst wenn er verliert, stimmt in den allgemeinen Beifall ein, den der Gerichtshof und das Auditorium seinen Leistungen zollen. So entgeht dem Advokaten der Triumph nie, wie auch seine Sache ausfallen mag. — Ich kann von diesem Fache nicht anders als con amore sprechen; denn die Stunden, die ich demselben widmete, waren die angenehmsten meines Lebens."

Wer je in den Vereinigten Staaten gereist ist, wird die Treue des folgenden Gemäldes gewiß anerkennen.

„— — Doch die Miliz im Süden und Westen müßten Sie sehen, ein Regiment berittener Flintenmänner, d. h. Männer, die zu allen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen des fast wilden Lebens erster Ansiedler abgehärtet sind, Jeder ein Pferd reitend, das er genau kennt, mit seiner treuen Flinte bewaffnet, die ihm und seiner Familie so manches Mittagsbrod in Zeiten der Noth verschafft hat. Diesen Leuten ist jede Beschwerlichkeit ein Spaß, ein Feldzug ist für sie eine wahre Lustpartie. Sie kennen die Wälder vollkommen, wissen ihren Weg mit Hülfe der Sonne und der Baumrinde zu finden und spüren einen Feind oder Hirsch durch die Witterung aus. Hierin werden sie von ihren Hunden unterstützt, denn Jeder führt seinen Hund mit. Sie tragen keine Uniform; Jeder kommt in seiner täglichen Kleidung, die von seiner Frau aus der selbstgezogenen Baumwolle gesponnen und gewebt wurde. Ein Hut von breitgedrückten Palmblättern beschattet ein Gesicht, das der Dampf des Bivouac's geschwärzt hat. Ein Otterfell, sauber gefaltet und zusammengenäht, enthält seine Munition, sein Feuerzeug und etwas Taback. In einem Quersack, der hinten über dem Sattel hängt, sind die Lebensmittel für ihn und sein Pferd. Das Thier nimmt es im

Durchschnitt nicht genauer als sein Herr; einige Hände voll Indianisch Korn täglich, damit ist es zufrieden; am Abend aber, wenn man in's Lager rückt, wird es abgesattelt und abgezäumt, und, mit zwei Füßen zusammengebunden, läßt man es frei in den Wald laufen, wo es in gutem Grase seine einfache Abendmahlzeit hält. Die Disziplin ist bei einer solchen Truppe eben nicht streng. Keine regelmäßige Manövres; ein Jeder führt Krieg auf seine eigene Faust und gleichsam instinktartig. Es ist eine Jagdparthie im Großen; und doch sind es diese Truppen, die sich in dem letzten Kriege so ausgezeichneten und die Engländer in der Schlacht bei New-Orleans zurücktrieben!"

Wir schließen hier und prophezeien dem Buche einen guten Absatz, denn es wird überall gelesen, gepriesen, verdammt und angefochten werden. (L. G.)

Bibliographie.

- Remarks etc. (Bemerkungen auf einer Reise nach Prairie du Chien, und von da nach Washington.) Von Caleb Atwater. Columbus.
- Etymological encyclopedia. (Erklärung aller technischen und Kunst-Ausdrücke ꝛc.) Von D. J. Brown. Boston.
- The practical tourist. (Reise-Skizzen von Großbritannien, Frankreich und Holland.) Von Zachariah Allen. 2 Bde. Providence.
- Aristocracy. (Aristokratie, oder die Familie Holden.) Eine National-Erzählung. Von Mistreß Williams. Philadelphia.
- Legends of the west. (Sagen aus dem Westen.) Von James Hall. Philadelphia.
- The musical student. (Der musikalische Student.) Ein Liederbuch. Von B. Lunt. Boston.
- A narrative etc. (Erzählung von mehreren überraschenden Bekehrungen zu Northampton im Jahr 1736.) Von J. Edwards. Worcester.
- How to do good. (Wie man Gutes thun soll.) Springfield.

Polen.

Tarlo. Eine Erzählung aus der Polnischen Geschichte. 3 Bde. Von Friedrich Grafen Skarbek. *)

Als Eingangsworte unserer Relation über diesen vor wenigen Jahren erschienenen Polnischen Roman sey es uns erlaubt, aus dem Vorworte, welches an des Verfassers Freund, Herrn Lukas v. Golebiowski, (der ein Werk über die Tracht in Polen und die Gegenden von Krakau herausgegeben hat) gerichtet ist, Einiges auszuheben.

„Manchen — sind die Worte des Verfassers — wird es befremden, daß ich, zu dessen Beruf die ökonomischen Wissenschaften gehören, Romane schreibe. Erlaube daher, daß ich Dir und Anderen erkläre, wie dies zugeht.

Die Wissenschaft, welche den Hauptgegenstand meiner Bestrebungen ausmacht, erweckte in mir den Geist einer gewissen wirthschaftlichen Sparsamkeit, die ich bei allen meinen Handlungen anzuwenden mich bemühe. Diese war es auch, welche mich lehrte, zu den hauptsächlichsten Reichthümern die Zeit zählen und mit ihr nach Möglichkeit sparsam verfahren. Die leichteren Schriften — (Antoni und Podróż bez celu), welche ich bis jetzt herausgegeben habe, sind die Frucht davon. Ich machte mir seit längerer Zeit schon einen festen Etat meiner Zeit, kraft dessen jede Stunde des Tages ihre Bestimmung erhalten hat. Bei dieser Anordnung vergaß ich nicht etwa die Zerstreuungen, denn auch das lehrt mich meine Berufs-Wissenschaft, daß der Mensch sein Leben angenehm zubringen muß. Ich folgte nicht der so häufigen Gewohnheit der Gelehrten, welche schlaflose Nächte bei ihrer Arbeit verbringen; vielmehr verlebte ich viele Abendstunden in zerstreuender Gesellschaft, und ich machte sie stets dem Kreise guter Freunde widmen. Da aber die Stunden wahren Frohsinns bei uns immer seltener werden, so bin ich nothgedrungen, sie am Schreibtische zu verleben. Auf demselben liegt ein Buch Papier und eine Feder, man muß zu diesen stummen Freunden in Ermangelung der sprechenden seine Zuflucht nehmen; es wird ein Buch durchblättert, die Feder in die Hand genommen, die Glätte des Papieres ladet zum Schreiben ein, und so entsteht ein Roman."

Die Erzählungen, welche der Verfasser vor unseren Augen entfaltet, die Bilder, die er uns entwickelt, verdanken wir also seinen Mußestunden, welche er doch Beschäftigungen dieser Art auszufüllen vorgezogen hat. Der vorliegende Roman ist eines der besten Erzeugnisse der heiteren Stunden des Verfassers. Der Polnischen Geschichte entnommen, vereint er mehrere glänzende Seiten des unglücklichen so sehr der Polnischen Krone würdigen Stanislaus Leszczynski, dessen Zeitalter diese Blätter angehören. Tarlo ist der Name eines der treuesten Diener und Anhänger dieses Königs. Der Sohn eines der ersten Woiwoden Polens, welcher Letzterer der eifrigste Verfechter des Prinzen von Sachsen, August, und Mitbewerbers der Polnischen Krone war, wollte Tarlo aus dem väterlichen Hause sich lieber entfernen und der heißesten Liebe zu Helena, einer entfernten Verwandten des Vaters, entsagen, als in die Bedingungen eingehen, von denen der Vater die Rückkehr in das elterliche Haus, so wie die Verbindung mit Helenen abhängig gemacht hat, und welche darin bestand, gegen Stanislaus Leszczynski aufzutreten. Die Schicksale dieses jungen seinem Könige treuen Mannes, so wie die mannigfachen Verfolgungen und Bestrebungen des Königs selbst um die Erlangung der Polnischen Krone, bilden den Inhalt des Romans. Die geschickte Verflechtung der Schicksale der jungen Helena in die Geschichte Polens und der tapfere Tarlo verbreiten über das Ganze eine Frische, die dem Geschichts-Erzähler so oft ermangelt; und obgleich wir gestehen müssen, daß der Roman vielleicht nicht überall der strengeren Kritik genügen dürfte, so muß doch der Polnische Literatur-Freund die Arbeit der freien Muße eines Mannes dankbar annehmen, der manchen Kranz sich auf der staatswissenschaftlichen Laufbahn erworben hat und darum der Nachsicht würdiger erscheint, bei einer Arbeit, die gleichsam nur als Abfall seiner Studien zu betrachten ist. J. E. Z.

*) Von diesem Autor besitzen wir noch zwei Erzählungen: Pan Antoni (Herr Anton) und Podróż bez celu (die Reise ohne Zweck). In der ersten stellt uns der Verfasser einen Mann vor, der zwar viele Erfahrungen gemacht hat, diese aber nur auf verkehrte Weise anzuwenden versteht. In der zweiten stellt er uns einen jungen Mann dar, der ganz Deutschland durchreist und gar drollige Erlebnisse mitzutheilen weiß. Der Verfasser hat übrigens, als Professor der Staats-Wirthschaft an der Universität Warschau, auch mehrere ausgezeichnete gelehrte Werke herausgegeben. Seine Theorie des Staats-Reichthums ist von der Pariser Akademie gekrönt worden.

Bibliographie.

- Odejmowanie członków objaśnione trzydziestą trzema tablicami. (Die Gliederablösung, durch 33 Kupfertafeln und historische Darstellung der dabei angewandten Instrumente erläutert.) Von E. K. Rewizki, Dr. der Medizin und Chirurgie. Warschau.
- Systematyczny wykład chorób dzieci. (Systematische Darstellung der Kinderkrankheiten.) Von Johann Wendt. Ins Polnische übersetzt vom Prof. Rymkiewicz. Warschau.
- Przyjaciele — Gwałtu, co się dzieje — Nikt mię nie zna. (Die Freunde — Das ist ja Gewalt — Niemand kennt mich; Lustspiele in resp. 4, 3 und 1 Akt.) Von Graf Alexander Fredro. Warschau.

Mannigfaltiges.

— Interessante Entdeckungen in Pompeji. In der letzten Versammlung der Königlichen literarischen Gesellschaft in London wurde ein Schreiben des Sir W. Gell vorgelesen, worin von neuen wichtigen (auch bereits an anderen Orten erwähnten) Entdeckungen in Pompeji Bericht erstattet wurde. Der Oberst Robinson hat beim Bohren eines artesischen Brunnens zuerst eine Quelle entdeckt, deren Wasser von großer Heilkraft befunden wurde und bereits mehrere glückliche Kuren bewirkt hat. Aber hierauf folgte eine weit wichtigere Entdeckung, — nichts Geringeres nämlich, als der längst vermuthete Hafen von Pompeji, mit seinen auf ihre Seiten geworfenen Schiffen, die von der vulkanischen Masse bedeckt und beschützt wurden und auf diese Weise viele Jahrhunderte vor Anker gelegen haben. Ungefähr dreißig Masten sind schon gefunden worden. Welch' eine Welt thut sich da wieder auf, um unseren Durst nach Erforschung jener längst vergangenen Zeiten zu stillen! (L. P.)

— Alt-Aegyptisches Wörterbuch. Ein sehr wichtiges und großes philologisches Werk ist kürzlich in England angekündigt worden, nämlich: ein Aegyptisches Lexikon der Koptischen, Sahidischen und Baschmurischen Dialekte, welches alle Wörter enthält, die sich in der reichen Marcel'schen Handschriften-Sammlung, in allen zugänglichen Handschriften öffentlicher und Privat-Bibliotheken und in allen bereits im alt-Aegyptischen Dialekte erschienenen Werken vorfinden, mit ihrer Bedeutung im Griechischen und Lateinischen. Das Werk wird von dem Herrn Henry Tattam unter den Auspizien der Oxforder Universität herausgegeben und befindet sich bereits unter der Presse.

— Wirkungen der atmosphärischen Elektrizität auf die Gesundheit. Wenn elektrische Wolken lange Zeit in der Luft bleiben, ohne sich zu entladen, weil sie entweder zu einer Explosion nicht das gehörige Fluidum enthalten, oder weil eine Gegenwirkung stattfindet, so empfinden nervenschwache Personen ein seltsames Unbehagen, welches sie in den Stand setzt, einen Sturm vorauszusagen, ehe noch Anzeichen dazu vorhanden sind. Dieses Unbehagen ist von innerer Aufregung, Zittern in den Knieen, Beengung des Athemholens und oft von schmerzlicher Angst begleitet. Manche leiden auch unter solchen Umständen an gestörter Verdauung, Durchfall, Uebelkeiten und zuweilen auch an Krämpfen.
(Advice on Coughs and Colds.)

— Behandlung der Pferde in der Türkei. In den Mauern der Ställe dicht über der Krippe sind große Oeffnungen angebracht, so daß fortwährend frische Luft einströmt; denn es ist Grundsatz bei den Türken, die Ställe kalt zu erhalten und die Pferde warm zuzudecken. Da nun in keinem Lande ein so abwechselndes Klima herrscht, als in der Europäischen Türkei, und keine Pferde zu gleicher Zeit so gesund sind, als die Türkischen, so folgt daraus, daß die von ihnen befolgte Methode gut ist. Die Pferde in der Türkei stehen niemals auf Stroh, sondern auf Erde oder auf Sand, werden sehr rein gehalten und sind immer aufgeschirrt. Die Art des Aufschirrens verdiente überall nachgeahmt zu werden; sie ist dem Thiere nicht unbequem und verhindert das Hintenausschlagen. Die Behandlung der Pferde in England und die in der Türkei stehen einander schnurstracks gegenüber, und doch ist das Resultat in beiden Ländern gleich gut. Die Englischen Ställe sind warm, die Türkischen kalt; die Englischen Pferde werden mit großer Auswahl gefüttert, die Türkischen erhalten fast nichts als Häcksel. Es erfordert Stunden, um ein Englisches Pferd aufzusatteln und aufzuzäumen; bei einem Türkischen Pferde reichen eben so viel Minuten hin. Die Englische Trense würde kaum einem Reh wehe thun; mit dem Türkischen Gebiß könnte man einen Tiger zügeln. (Slade's Travels in Turkey.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 8. März 1833.

England.

Irland und seine Verhältnisse zu Großbritanien.

(Aus Blackwoods Edinburgh Magazine.)

Irland befindet sich gegenwärtig in einer Krisis, welche die gespannte Aufmerksamkeit jedes Briten in Anspruch nimmt, der seinem Vaterlande wohl will. Man weiß, daß diese volkreiche und ungemein fruchtbare Insel ein in sich zerrissenes unglückliches Land ist; man weiß, daß ihre Millionen mitten im Ueberfluß Hunger leiden und nur dazu bestimmt scheinen, um andere Millionen ins Daseyn zu setzen, die eben so verwahrlost und elend sind, wie sie selbst. Von der äußersten Noth, welche ihre zahlreiche Bevölkerung leidet, zeugen nicht bloß die jährlichen Auswanderungen vieler Tausende nach Amerika, sondern auch die Schaaren, die alltäglich über den Kanal kommen und Großbritaniens Gestade überschwemmen, die ohnehin schon zum Ueberfluß bevölkert sind. Aus Cleland's trefflichem statistischen Werke über Glasgow erhellt, daß nicht weniger als 35,000 Irländer, fast alle vom niedrigsten Stand und Gewerbe, in jener Stadt wohnen, und in den übrigen großen Städten des Reiches, als: Manchester, Bristol, Liverpool, Birmingham und Edinburg, ist das Verhältniß wahrscheinlich mindestens eben so groß. Nach Humboldt's genauen Berechnungen (s. dessen Reisen, Th. VIII. S. 247.) hat die Bevölkerung Großbritaniens in den Jahren 1801 bis 1821 um eine Million Menschen zugenommen, eine Differenz, die er mit Recht vornehmlich dem ungeheuren Zufluß von Irländern in dieser Periode beimißt. Eine so gewaltige Menschen-Fluth hat selbst in den Zeiten der großen Völkerwanderung nicht stattgefunden.

Es wäre demnach ein eitles Bemühen, wenn England mit den Anti-Unionisten gemeinschaftliche Sache machen und sich von Irland losreißen wollte, und sehr leichtsinnig, wenn es den Jammer dieses Landes als einen Umstand betrachtete, der außer dem Interesse seiner Nation liegt. Die Noth und Anarchie der Irländer ist eine Krankheit, die bald das ganze Reich anstecken wird. Der Ueberfluß unserer eigenen Bevölkerung, das Elend unserer eigenen Armen und die drückende Last unserer Armen-Taxen: alles dies verdanken wir den Menschenmassen, die unaufhörlich von Irlands Küste herandrängen. Hätte man in den seit dem Frieden eingetretenen Perioden, während deren die Industrie am meisten danieder lag, die Irländischen Arbeiter entfernen können, so würde der Britische Arme Beschäftigung genug gefunden haben. Die Natur verbietet uns, den zwischen beiden Ländern bestehenden Verkehr abzubrechen. Wir müssen Hand in Hand schwimmen oder untergehen. Es ist durchaus unmöglich, jene Scheidung des Britischen und Irischen Interesse zu bewerkstelligen, für welche die Irischen Demagogen so rüstig kämpfen, und die auch viele Britische Staatsmänner zu verfechten geneigt sind, weil sie einen überwiegenden Einfluß der katholischen Partei im Unterhause mit oder ohne Grund befürchten, und weil jeder Versuch, die Lage der Katholiken zu verbessern, fruchtlos scheint. Die Legislatur kann durch eine Parlaments-Akte getrennt werden; eine Revolution kann den Katholiken ihre eigene Verfassung geben; aber bei allem dem wird Irland, gleich einem leblosen Körper, seinem Nachbarn auf dem Nacken liegen bleiben; seine hungernden Schaaren werden unsere Arbeiter nicht weniger zu Boden drücken; seine Leidenschaften die Kräfte unserer Regierung nicht weniger lähmen. Laßt eine katholische Republik in Irland errichtet werden; macht O'Connell zum Präsidenten derselben, schafft alle Englische Besitzer von Ländereien aus dem Lande; überlaßt Irland, mit seinen Priestern und seiner Armuth, sich selbst — und die Last, die unerträgliche Last seines Elendes, wird uns fühlbarer werden als jemals. Entblößt von den Kapitalien der Englischen Grundbesitzer oder der Eigenthümer von Englischer Abkunft, eine Beute seiner ungezügelten Leidenschaften, geleitet von einer ehrgeizigen und unwissenden Priesterschaft, verführt durch fanatische Demagogen, würde es bald in einen noch weit tieferen Abgrund des Jammers versinken. Das Ergebniß würde eine solche Anarchie seyn, daß die wohlhabenderen Klassen jedem Gouvernement, das ihnen seinen Schutz anböte, in die Arme eilen dürften. Dann wäre für Frankreich der lang ersehnte Augenblick gekommen, wo es von der Nachbar-Insel aus gegen England agiren könnte; und gesetzt auch, England fügte sich der Usurpation, so würden Schiffe und Mannschaft zur Deckung unserer Westküste noch mehr Unkosten erfordern, als jetzt nothwendig sind, um in dem zerrütteten Lande eine prekäre Autorität zu erhalten.

Woher nun dies Elend und diese wüthenden Leidenschaften in einem Lande, das die Natur so reich begabt hat, und das einer Regierung untergeben ist, die in anderen Staaten so viel zum Glücke der Bevölkerung beigetragen? Die Irischen Demokraten sagen, Englands drückende Herrschaft sey an Allem schuld; die Journalisten von der Partei der Whig's stimmen ihnen bei, und dennoch giebt es gewiß keine Meinung, die irriger wäre. Irland ist nicht deswegen elend, weil es erobert worden, sondern weil es nicht erobert worden; seine starke Bevölkerung ist ihm nur deshalb drückend, weil die Tyrannei seiner eigenen Demagogen den Einwohnern ihren Lebens-Unterhalt entzieht; und es wird von widerstreitenden Leidenschaften zerrissen, nicht weil Britische Unterdrückung sie ins Leben gerufen, sondern weil Irische Unfügsamkeit sie Jahrhunderte lang genährt hat.

Daß die Volks-Partei auf beiden Inseln jener ersten Meinung blindlings anhängt, ist um so mehr zu verwundern, da sie doch zu gleicher Zeit über die Ursachen des steigenden Wohlstandes von Schottland ganz anders urtheilt. Sie sehen, welche beispiellose Fortschritte dies arme und unfruchtbare Land in den letzten achtzig Jahren gemacht hat; seine Einkünfte haben sich um das Vierfache vermehrt, seine Bevölkerung um das Doppelte, sein Wohlstand um das Zehnfache; seine Städte sind mit Palästen angefüllt, seine Felder üppig fruchtbar, die Berge mit Heerden bedeckt; die Häfen starren von Masten; seine Schiffe drängen sich im Atlantischen Ocean — und dennoch ist Alles die Frucht einer aristokratischen Verfassung, mit einem repräsentativen System, von welchem die niederen Stände in vieler Beziehung ausgeschlossen waren. Schottland, sagt man uns, ist jetzt reich und glücklich, weil der engherzige eifersüchtige Geist seiner eigenen Verfassung durch den wohlthätigen Einfluß Englischer Freiheit gemildert worden. Wir wollen einmal zugeben, daß Schottland sein ganzes Glück dem Einflusse Englands verdanke. Warum hat nun derselbe Einfluß zu gleicher Zeit in Irland nichts als Elend erzeugt? Die gewöhnliche Antwort, daß Schottland immer ein unabhängiger Staat gewesen, Irland aber durch das Schwerdt errungen und regiert worden, ist ganz ungenügend und verräth Nichtbeachtung der bekanntesten historischen Thatsachen. Warum ist denn Irland so leicht erobert worden, während Schottland so lang und kräftig widerstand? Wie kam es, daß Heinrich II. die Eroberung Irlands mit eilfhundert Mann bequem ausführte, während Eduard II. an der Spitze von 80,000 Mann Schottland nicht unterjochen konnte? Wodurch wurde es Schottland möglich, nicht Ein Mal, sondern Zwanzig Mal ungeheure Englische Heere über seine Gränzen zu treiben, während doch Irland niemals ein Heer zurückgeschlagen hat, seitdem die Normannen ihre Standarte zuerst an seinen Gestaden aufgepflanzt? Augenscheinlich ist zwischen beiden Staaten ein wesentlicher Unterschied, und wollen wir die Ursachen entdecken, warum eine gleiche Gesetzgebung des herrschenden Staates in beiden Ländern so verschieden gewirkt hat, so müssen wir den verschiedenen Charakter beider Nationen ins Auge fassen.

Eine Thatsache ist sehr merkwürdig und wirft auf dies schwierige Problem ein starkes Licht. Man hat in Irland zu verschiedenen Perioden Systeme versucht, die einander entgegengesetzt waren, und ohne Ausnahme folgte das System der Nachsicht und Nachgiebigkeit unmittelbar auf Ausbrüche ungewöhnlicher Tyrannei. Das erste dieser Beispiele ist die große Nachgiebigkeit, welche Jakob I. den Irländern bewies. Dieser Monarch rühmte sich mit Recht, daß Irland der Schauplatz seiner wohlthätigen Gesetzgebung sey, und daß er seinen Bewohnern mehr zugestanden habe, als alle Monarchen, die seit Heinrich II. auf Englands Thron gesessen. Er instituirte die Boroughs, gab ihnen das Recht, Repräsentanten in's Parlament zu schicken, und beschenkte zuerst jene rohen und unbekannten Distrikte mit Englands Einrichtungen und Freiheiten. Was war die Folge? Bezeugte sich das Volk dankbar? Zeigte es sich Britischer Freiheit werth und fähig, den Leidenschaften zu widerstehen, die eine repräsentative Verfassung weckt? Wir beantworten diese Frage mit den Worten Hume's.

„Die Irländer", sagt er, „überall mit Engländern untermischt, bedurften nur eines Winkes ihrer Führer und Priester, um feindlich gegen eine Nation zu verfahren, die sie wegen ihrer Religion haßten, wegen ihres Wohlstandes beneideten. Die Häuser, das Vieh, die Habe der unvorbereiteten Engländer wurden zuerst geplündert. Diejenigen, welche von den Bewegungen in ihrer Nachbarschaft hörten, blieben, statt ihre Wohnungen zu verlassen und zu wechselseitigem Schutze zusammenzutreten, in der Hoffnung daheim, daß sie ihr Eigenthum vertheidigen könnten, und fielen so einzeln in die Hände ihrer Feinde. Als die Raubsucht gesättigt war, begann die Grau-

samkeit ihr Werk, und zwar eine Grausamkeit, wie sie noch nie bei irgend einer Nation erhört worden. Die wehrlosen Engländer wurden niedergemetzelt, wobei man weder Alter noch Geschlecht berücksichtigte. — — — Aber der Tod war noch die leichteste Strafe, welche diese Rebellen auflegten; alle Qualen, die muthwillige Grausamkeit nur ersinnen konnte, alle körperliche Leiden, Seelenangst und Verzweiflung konnten eine Rache nicht sättigen, die keine Beleidigung veranlaßt hatte. Eine genauere Beschreibung würde das gröbste Gefühl verletzen. — — Selbst das schwächere von Natur mitleidigere Geschlecht wetteiferte in jeder Art von Grausamkeit mit den Männern. — — Selbst die Habsucht der Irländer war nicht Zügel genug für ihre Grausamkeit. Sie gingen in ihrer wahnsinnigen Wuth so weit, daß sie das geraubte Vieh, nur weil es Englisches Vieh war, muthwillig erwürgten oder mit Wunden bedeckt in die Wälder und Einöden jagten. Die schönen Wohnungen der Pflanzer wurden verbrannt oder dem Erdboden gleich gemacht, als ob sie den Eingebornen ihre Faulheit und Unwissenheit vorwürfen. Wenn die unglücklichen zur Wehr in ihren Häusern bleibenden Eigenthümer von der Flamme verzehrt wurden, so verschaffte dies dem übermüthigen Feinde einen doppelten Triumph. Hatte sich eine Anzahl Engländer mit dem Muthe der Verzweiflung versammelt, um ihr Leben theuer zu verkaufen, so wurden sie unter den heiligsten Schwüren, daß ihre Sicherheit ungefährdet bleiben sollte, entwaffnet. Aber kaum hatten sie sich ergeben, so ließ sie der Irische Rebell, eben so treulos als grausam, mit ihren Landsleuten gleiches Schicksal theilen. — — — Unter allen diesen Gräueln erscholl das heilige Wort Religion von jeder Seite, aber nur um die Herzen der Würger gegen jede Regung menschlichen Mitgefühls zu stählen. — — — Während der Tod die Qualen des Schlachtopfers endete, brüllten sie ihm mit jauchzender Freude in's Ohr, diese Qual sey nur der Anfang seiner endlosen Martern in der Ewigkeit."

Diese schauderhafte Rebellion hatte Folgen, die in der Verfassung Irlands lange empfunden wurden. Cromwell, der eiserne Rächer England's, behandelte die Empörer mit fürchterlicher Strenge; in einer einzigen erstürmten Stadt wurden 12,000 Menschen niedergesäbelt, und sein unbarmherziges Schwerdt flößte einen solchen Schrecken ein, daß alle empörte Städte ihre Thore öffneten und sich zitternd unterwarfen. Jene Rebellion veranlaßte den strengen Gesetz-Koder, welcher der rohen Bevölkerung Irlands zu Ende des 17ten Jahrhunderts auferlegt wurde, und nun folgten hundert Jahre des Friedens und der Ruhe. Die nächste große Periode der Nachgiebigkeit begann um das Jahr 1772, bald nach Georg des Dritten Thronbesteigung. Die strengen Gesetze, welche Irland in Fesseln hielten, wurden gemildert; die Katholiken erhielten vollkommene Stimmfähigkeit, und vor dem Jahre 1796 blieb von dem alten Drucke nichts mehr übrig, als die Ausschließung der Katholiken vom Hause der Lords und der Gemeinen und von den höheren militairischen Aemtern. Die unmittelbaren Folgen dieser dreißig Jahre lang fortgesetzten Nachgiebigkeit waren (1798) ähnliche Revolutions-Gräuel wie im Jahre 1641. Man weiß erst jetzt mit Zuverlässigkeit, in welcher gefährlichen Lage Irland damals sich befand. Aus den neulich publizirten Memoiren Wolfe Tone's ergiebt sich, daß 250,000 Mann vereidigt, organisirt, exerzirt und in Regimenter vertheilt waren: daß diese ungeheure Heeresmacht von einer hinlänglichen Anzahl von Offizieren befehligt wurde, und daß Alles, unter der Leitung des Central-Comité in Dublin, nur die Ankunft Hoche's und der Französischen Flotte erwartete, um die dreifarbige Fahne aufzustecken und die Hibernische Republik als eng verbündet mit der Republik Frankreich zu proklamiren. Gewiß hing Englands Schicksal damals an einem Faden. Noch war Napoleon mit der unbesiegten Italiänischen Armee in Europa; eine glückliche Landung der 15,000 Mann starken Avant-Garde unter Hoche hätte die Invasion der Haupt-Armee unter Napoleon zur unmittelbaren Folge gehabt, und die Leichtigkeit, womit die Französische Flotte im Februar 1797 Bantry-Bai erreichte, wo sie nur heftige Stürme von einer Landung abhielten, beweist, daß die Herrschaft der Meere nicht immer vor Invasionen schützen kann. Wären zu jener Zeit 40,000 Franzosen nach Irland gekommen, um 200,000 katholisch-demokratische Hitzköpfe zu organisiren und ihren zahlreichen Kollegen jenseit des St. George-Kanals die Hand der Brüderschaft zu reichen, so ist es schwer zu entscheiden, was für ein Schicksal England getroffen hätte.

Die Rebellion von 1798 hemmte auf zehn Jahre das Fortschreiten der lang geübten Nachgiebigkeit; endlich aber begann der Geist der Schonung von neuem zu wirken. Die liberale Tory-Verwaltung nahm Irland seine letzten Fesseln ab. Erst wurden die Katholiken zu allen militairischen und nautischen Aemtern fähig, und zuletzt bewilligte die berühmte Emancipations-Bill den Katholiken gleichen politischen Einfluß mit den Protestanten.

Ist nun Irland seit diesem denkwürdigen Wechsel ruhiger geworden? Haben sich die Prophezeiungen seiner Wortführer bewährt? Gerade umgekehrt. Seit dieser letzten und großen Konzession ist Irland schlimmer geworden als jemals. Mitternächtliche Brandstiftung, feiger Meuchelmord haben sich mit gräßlicher Schnelligkeit verbreitet; die Quellen der Gerechtigkeit sind versiegt, und die abscheulichsten Verbrecher hat man entwischen lassen, weil es unmöglich war, sie vor Gericht zu bringen. Die allgemeine Weigerung, den Zehnten zu bezahlen, hat aller Autorität der Regierung Trotz geboten und ist eine offene Verletzung der feierlichen Zusage von katholischer Seite, in die Rechte der protestantischen Kirche keinen Eingriff zu thun. Zu diesem Augenblick übt England nur dem Namen nach Autorität über die Nachbar-Insel: dem Lord-Lieutenant wird weniger allgemein gehorcht, als dem großen Unruhestifter (Agitator), und die Diktate der katholischen Führer zieht man den Akten des Britischen Parlaments vor. Verzweifelnd an einem so desperaten Zustand der Dinge, der allen Hoffnungen gerade zuwiderläuft, die man auf eine lange Reihe versöhnender Maßregeln gebaut hatte, giebt England die Sache hoffnungslos auf, während die große und ehrenwerthe Mehrheit der Irischen Protestanten der Gefahr mit festem Blick ins Auge schaut und sich stillschweigend zu einem unvermeidlichen Kampfe rüstet. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The trade of banking. (Das Banquier-Geschäft in England.) Von Quin. Pr. 15 Sh.

The epigrammatist's annual. (Jahrbuch der Epigramme.) Pr. 3½ Sh.

Greek vocabulary. (Griechisches Wörterbuch.) Von Major. Pr. 2½ Sh.

The English Flora. (Zweiter Band der Englischen Flora von W. J. Hooker.) Kryptogamen. Pr. 12 Sh.

Life etc. (Sir Walter Raleigh's Leben.) Bildet den zweiten Band der Edinburger Kabinets-Bibliothek. Pr. 5 Sh.

F r a n k r e i c h.

L'art de la cuisine française. (Die Französische Kochkunst im 19ten Jahrhundert.) Von A. Carême. Paris, 1833.

Carême ist der gastronomischen Welt entrissen — er starb, nachdem er das vorliegende Werk eben vollendet hatte. Die großen Küchen und die berühmtesten Speise-Säle Europa's haben Trauer angelegt. Mehr als Ein diplomatischer Magen wird über diesen ungeheuren Verlust seufzen. Glücklicherweise lebt er in seinen vortrefflichen Werken fort. Carême ist nicht ganz gestorben, und Dank den Hervorbringungen seines Genie's, das heilige Feuer der Französischen Küche wird noch nicht erlöschen.

Was Carême besonders auszeichnete, war seine Universalität. Zierlicher und vortrefflicher Pastetenbäcker, korrekter Koch, fruchtbarer Suppen-Erfinder, excellirte er am Kochofen, war groß beim Spieß- und erhaben am Bratofen. Seit Voltaire hat kein Mann so verschiedenartige Talente in sich vereinigt. Er behandelte mit derselben Kraft und mit derselben Leichtigkeit das Kalte wie das Warme, das Entrée wie die Entremets, das Wild wie den Fisch, das Hors-d'oeuvre wie das Dessert. Er trug mit gleicher Auszeichnung die weiße Schürze wie das Küchenmesser, das schwarze Kleid und den Degen des Maître d'Hôtel: kurz, Carême gehörte zu der kleinen Zahl bevorzugter Wesen, welche die geizige Natur der sinnlichen Welt nur in langen Zwischenräumen schenkt. Er war vielleicht der einzige seiner Zeit, der ein Diner ohne Fehler exekutiren konnte.

Und was für Kenntnisse setzen die Eigenschaften voraus, deren ich so eben gedacht habe! Kann man ein großer Koch werden, ohne zugleich ein gründlicher Chemiker zu seyn? ich sage nicht Apotheker; denn wenn die Pharmacie auch eine Küche ist, so hat sie doch einen der von Carême ausgeübten Kunst ganz entgegengesetzten Zweck. Kann ein großer Koch in dem unendlichen Kreis seiner Arbeiten so viele Produkte der Luft, des Wassers und der Erde umfassen, wenn er nicht Naturforscher ist? Wird ein berühmter Pastetenbäcker jene sinnreichen und edlen Gebäude aufführen, wenn er nicht zu gleicher Zeit Maler, Bildhauer, Mathematiker und Architekt ist? Wohlan, Carême vereinigte dies Alles in sich! Vauquelin vor seinen Oefen, war er Lacepède und Cuvier in seiner Speisekammer, Perrault, Canova und Vauban in der Küche. Wie oft präsentirte er dem Herrn von Talleyrand den Tempel des Ruhmes in Blätterteig, mit den Bildnissen Hopital's und Sully's in kandirtem Zucker. Er starb, sinnend über die Huldigung, die er zwei jungen Prinzen durch die Lunette St. Laurent in Marzipan und durch die Citadelle von Antwerpen von Waffelteig darbringen wollte.

Was diesen theoretischen und praktischen Mann besonders auszeichnete, war die Leidenschaft für die Küche und ihre rationellen Fortschritte. Er wollte die Verbesserung, aber logisch und auf Vernunft gegründet. Er wollte die aristokratischen Gastmäler des 17ten Jahrhunderts und die philosophischen des 18ten auf den Ton der Einfachheit, der Eleganz und besonders der Gleichheit des 19ten Jahrhunderts zurückführen. Die Grundlagen der höheren Küche sind, seines Erachtens, ein stabiler gesellschaftlicher Zustand, Frieden, Wohlstand, Ordnung im Staate, Eintracht der Gemüther, — alles Dinge, die gute Häuser gründen, aus denen dann große Küchen hervorgehen. Carême war die solideste Stütze der Französischen gastronomischen Schule. Die fremden Methoden waren ihm ein Gräuel, und er blickte mit gleicher Verachtung auf die Britischen Ingredienzien, auf die herben Moskowitischen Zubereitungen und auf das Amerikanische Gewürz. Er wollte, daß wie vor Allem und über Alles Franzosen seyn sollten.

Das Talent Carême's war also vorzugsweise monarchisch, aber zu gleicher Zeit einer großmüthigen, zierlichen und höflichen Freiheit günstig. Man mußte es sehen, mit welcher an Entzücken gränzenden Bewunderung er die großen Diners des alten Adels, der guten parlamentarischen Häuser, die Soupers des Palais Royal, vor Allen aber die prächtigen Feste des Kaiserthums beschrieb. In diese letztere Epoche setzt er die Wiedergeburt der Kunst, der die Revolution einen tödtlichen Streich beigebracht hatte. Der Kaiser aß schnell und aß schlecht; aber er wollte, daß in seinem ungeheuren Reich ein geregelter Aufwand und gastfreie Repräsentation herrschte. Unter dem Kaiserlichen Regiment lernte Frankreich essen, eine nicht weniger wichtige Kunst, als die der Zubereitung der Speisen. Jene Epoche erzeugte, als gegenseitige Resultate, berühmte Esser und wunderbare Köche.

Unser vortrefflicher Verfasser läßt der Restauration Gerechtigkeit

widerfahren. Die Restauration bot nirgends die alte Pracht von Chantilly oder die epikuräischen Raffinements des Hauses Orleans unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. dar; aber sie machte die Genüsse allgemeiner, welche der Frieden, die innere Ordnung und der kommerzielle Wohlstand dem vertheilteren Reichthume zugänglicher machten. Die Provinz verband sich in dieser Beziehung mit der bis dahin bevorrechteten Hauptstadt. Frankreich aß in Sicherheit unter dem Schutz eines Prinzipes, wesentliche Bedingung einer guten Verdauung. Es erstaarkte sich wirklich unter der Restauration.

Man begreift, daß Carême bei diesen Ansichten die Revolutionen fürchtete und mit dem Grundsatz der Volks-Souverainetät nicht sehr übereinstimmte. Auch bemerkt man, wenn man seine gelehrten Einleitungen und seine interessanten Noten liest, daß er nach dem Beispiele Cäsar's sich mit Schauder von den mageren und blassen Republikanern abwendet, und daß er über die Sparsamkeit der Männer der richtigen Mitte seufzt. Indem er von dem gemeinen Verfahren eines gewöhnlichen Koches spricht, der einen Topf mit kochendem Wasser anfüllt und dann das Fleisch herausnimmt, stellt er folgende Betrachtung an, in der sich sein ganzes Gemüth entfaltet: „In der jetzigen Zeit wird die Sparsamkeit so weit getrieben, daß es unmöglich ist, schmerzliche Betrachtungen über das Schicksal der Köche und über den Verfall der Französischen Küche nicht anzustellen. Wir haben indessen große Vermögen in Frankreich, und ich hoffe noch immer, daß sich einige edle Amphitryonen finden werden, die Nationalität genug besitzen, um in ihren Häusern der Kochkunst Tempel zu errichten, und die speisende Wissenschaft, welche immer unserem schönen Vaterlande zur Ehre gereichte, wird gerettet seyn. Ehre den edelmüthigen Franzosen, die es verstehen werden, zu leben, um zu essen, und nicht essen wollen, um zu leben, der schlimmste aller Zustände für einen reichen Mann!"

Edler, herrlicher Carême! Du schmeicheltest Dir vergebens. Als Du jene beredten Zeilen niederschriebst, sangst Du Deinen Schwanengesang unter der grausamen Hand, welche Dich und Deine berühmten Kollegen hinopfert. Ach, wie dieser neue Zustand der Dinge Deine patriotische und wesentlich kochkünstlerische Seele schmerzlich erschüttern mußte! Ich bin beinahe versucht, keine Thränen über Deinen frühzeitigen Tod zu vergießen, da er Dir den Anblick des schmerzlichen Schauspiels ersparte, das Du vorempfandest. Wo sind sie, jene nationalen Männer, deren glänzende und allen gesellschaftlichen Notabilitäten zugängliche Tafel sich auf ein erbliches Vermögen und auf eine erbliche Stellung gründete? Sie existiren zwar noch; aber vertrieben von der Tafel der politischen Rechte, isolirt durch den Parteigeist, verfolgt von dem Hasse der Faktionen, welche weder zu essen noch zu bewirthen verstehen, ist ihnen jede Repräsentation untersagt, und sie können nichts mehr weder für das Land noch für die Kunst thun. Die Tafel selbst, früher der Altar der Freimüthigkeit und der Eintracht, ist nichts mehr, als ein Turnier-Platz, auf dem sich die Leidenschaften bekämpfen. Ruhe in Frieden, Carême! neues und beklagenswerthes Opfer unserer Täuschungen. Die nationalen Männer werden wiederkehren, und ihre Dankbarkeit wird Deinem Andenken und Deinen Werken eine ihrer würdigen Stelle anweisen.

Unter den großen, aus den politischen Unfällen hervorgegangenen, unglücklichen Geschicken führt Carême mit einer Rührung, welche Seufzer entlockt, auch Napoleon auf St. Helena an. Kein Schriftsteller, selbst die Herren Las Cases, Montholon, O'Meara und Antomarchi mit einbegriffen, hat besser die ganze Grausamkeit jener fremden Regierung zur Anschauung gebracht, welche den erlauchten Gefangenen auf die traurigen Nahrungsmittel der kleinen und unfruchtbaren Insel beschränkte*). Was konnte Chandelier, der berühmte und getreue erste Küchen-Beamte der Verbannung, aus der Brust eines hageren Rindes machen, von dem sich der egoistische Gouverneur das Hintertheil vorbehalten hatte! — Aber Alles, was diese Gefangenschaft grausames hatte, wird durch eins übertroffen — kein Eis auf St. Helena! und also keine Entrée- und Entremets-Gelées; und der unglückliche Chandelier, mit stierem Auge und gesenktem Haupte vor seinen Geschirren, in sein Gedächtniß den Glanz der Kaiserlichen Küche in den Tuilerieen, in Wien, Berlin und selbst in Moskau zurückrufend, schien sich den finsteren Gedanken des großen Mannes anschließen zu wollen, in dessen Gemüth sich eine mit Ruhm angefüllte Vergangenheit bewegte.

Es war kein Wildpret auf der Insel, sagt der Historiograph; indessen kamen zwei oder drei Mal jährlich einige rothe Rebhühner oder Fasanen an. Aber der Gouverneur nahm sie für seinen Tisch in Beschlag und sandte wenig davon an den Kaiser. „O, elender Gastronom!" ruft Carême aus, „welche Schande für Deine Geschichte!" — Dieses Wort stößt ein Mann aus, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, nämlich dicht beim Magen. Aber ich weise den Beinamen Gastronom zurück, den Carême dem Sir Hudson Lowe giebt. Der wahre Gastronom ist weder Egoist noch Monopolist; er fühlt sich nur bei Genüssen glücklich, die er theilt.

Aber es ist Zeit, auf die letzte Arbeit unseres berühmten Carême zu kommen. Dieser große Chef des Haushalts und der Küche, durch seinen Patriotismus an Frankreich gefesselt, durch die Eifersucht ehrgeiziger Mittelmäßigkeiten des Ranges beraubt, der ihm dem Rechte nach in dem Königlichen Hause gebührt hatte, glaubte nicht herabzusteigen, indem er seine mannigfachen Talente und seinen Eifer einem Banquierhause widmete, das die Hülfsquelle und der Beistand fast aller Souveraine Europa's gewesen ist. Ja das Haus der Herren von Rothschild eintretend, mußte sich Carême in der That für den großen Pfeiler halten, auf dem die Geschicke der Reiche ruhten. Indem er das Haus speiste, welches seinerseits durch seinen Kredit wieder die Reiche Europa's speiste, mußte dieser philosophische Geist in seinen eigenen Augen wachsen, und jedes Diner, welches er anrichtete, mußte ihm wie eine Erquickung für zwanzig gekrönte Häupter erscheinen. Diesem Umstande verdankten die Herren von Rothschild ohne Zweifel den Vorzug, einen Mann zu besitzen, der die glänzendsten Anerbietungen fremder Fürsten ausgeschlagen hatte. Carême fand übrigens bei ihnen die mächtigste Unterstützung für ein Talent, wie das seinige; ein großes Vermögen und den Willen, für die Tafel die nothwendigen Ausgaben zu machen. Dort fand er ein Bild der Größe und Würde des Diners des Fürsten Talleyrand und einen Schauplatz wieder, auf dem sein Genie nicht durch Geiz in beengende Fesseln geschlagen wurde.

Das Werk ist der Frau Baronin von Rothschild gewidmet. Carême besaß Literatur-Kenntniß. Er wußte, daß Racine seine Werke Ludwig XIV., Corneille die seinigen dem Kardinal Richelieu widmete. Auch sagt er in seiner Zueignung: „Zu allen Zeiten haben die Männer, welche sich der Entwickelung der Künste widmeten, die Früchte ihrer Arbeiten den Personen zugeeignet, deren feiner und zarter Geschmack ihre Meditationen zu würdigen weiß. Man konnte der Frau Baronin indirekt keinen größeren Lobspruch ertheilen. Ihr feiner und zarter Geschmack wußte die Meditationen unseres Professors zu würdigen; sie that noch mehr, sie trug zur Vergrößerung seines Rufes bei. Carême durfte nicht undankbar seyn. Er hat seine Erkenntlichkeit bewiesen, indem er ihr sein Buch und seine Champignon-Suppe zueignete, welche er Suppe à la Rothschild nannte. Ich fürchte aber, daß unser Carême der Frau Baronin auf Kosten Anderer den Hof machen wollte. In einem Briefe an Lady Morgan erzählt er über die Tafel und über die Küchen des Erzkanzlers Cambacérès einige Einzelnheiten, die gemacht zu seyn scheinen, um den Glanz des Hauses Rothschild zu erhöhen. Es liegt darin etwas vom Höfling und deshalb vielleicht auch einige Ungerechtigkeit. Das Haus Rothschild hat nicht nöthig, den Ruf seiner Freigebigkeit und seines guten Geschmacks durch die Verkleinerung eines verstorbenen Gourmands zu erhöhen.

Eine tiefe Melancholie hatte sich Carême's seit der Wiederherstellung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften bemächtigt. Er sah dadurch seine schönste Hoffnung vernichtet, nämlich die Errichtung einer Akademie der nährenden Wissenschaften, oder wenigstens einer besonderen Section in der dritten Klasse des Instituts. Er glaubte, daß die Kochkunst, die mit mehreren wissenschaftlichen Zweigen, mit dem Handel, mit dem Staats-Haushalt, mit der Industrie in Verbindung steht, die Erhaltung und das Glück der Individuen zum Zweck hat und sich mit allen Ständen der Gesellschaft beschäftigt, eine eben so moralische und eben so politische Wissenschaft sey, als die der Gründer der neuen Akademie. Armer Carême! er hat bemerkt, aber zu spät, daß unsere Sieger Konsumenten ohne Geschmack sind, Vielfraße, die nicht einmal wissen, was sie essen.

Es ist unmöglich das Werk Carêmes zu lesen, ohne bei jedem Kapitel die Art von Kitzel zu empfinden, die ein schmackhaftes Gericht auf unsere Speise-Organe hervorbringt. Seine 300 fetten und mageren Suppen, seine 200 Entréen, seine 50 Garnituren und Purées, seine 500 Fische, seine 1000 Gerichte aus Fleisch, Geflügel und Wildpret, seine Gemüse, Früchte und Pasteten machen auf die Phantasie denselben Eindruck, den ein schönes Bild macht. Es ist fast die Wirklichkeit. Für den reichen Gastronomen, so wie für den, der das Glück hat, geladen zu werden, ist es Geschichte; für den armen und der Diners entbehrenden Gourmand ist es ein Roman voller Illusion und Reiz, der seinen Magen trösten wird. (G. d. F.)

Bibliographie.

- Nouveau système. (Neues System der Kriegsführung zur See und der Handels-Schifffahrt.) Vom Marquis de Lasenillade d'Aubusson. Pr. 1½ Fr.
- De la Vendée. (Die Vendee im Jahr 1832.) Vom Vicomte von Lezardière. Pr. 1½ Fr.
- Des haras. (Ueber Gestüte, namentlich auch in Beziehung auf die Militair-Remonte.) Pr. 1½ Fr.
- L'anneau de Luther. (Luthers Ring.) Scenen aus dem Mittelalter und aus unserer Zeit. Von H. Zschocke, Blumenhagen, Kotzebue rc. Uebersetzt von J. Lapierre. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Holland.

Freien und Heirathen in Japan.*)

Sobald die Mädchen und Knaben die Schule verlassen, fangen sie auch schon an, an's Heirathen zu denken, denn im Allgemeinen werden in Japan die Ehen sehr früh eingegangen. Selten findet man unverheirathete Jünglinge, die über achtzehn, und Mädchen, die über funfzehn Jahr alt sind. Von Rechts wegen darf ein Mann nur Eine Frau haben, die Sitte erlaubt ihm aber, so viele Nebenfrauen zu nehmen, als ihm beliebt, oder vielmehr, als ihm seine Mittel zu unterhalten verstatten. Die Nebenfrauen sind in gewisser Hinsicht den Ehefrauen zwar untergeordnet, genießen aber im Uebrigen derselben Achtung, und ihr Stand gilt für nicht minder ehrbar, als der der Ehefrauen. Die Männer haben überdies das Recht, ihre Frauen zu verstoßen und mit einem Scheidebrief zu entlassen, ohne dieserhalb verantwortlich zu seyn, müssen aber für den Unterhalt der Verstoßenen nach ihrem Vermögen Sorge tragen, in so fern sie

---

*) Die hier gemeinte Episode in dem Werke des Herrn Carême ist in Nr. 11 des „Magazins" unter der Ueberschrift: Napoleons Küche auf St. Helena mitgetheilt worden.

*) Aus: Japan voorgesteld in schetsen over de zeden en gebruiken van dat rijk. Von Meijlan. Vergl. Nr. 16 des Magazins vom Jahre 1832.

nicht Gründe beibringen, welche nach Japanischen Begriffen die Verlassung rechtfertigen, in welchem Falle sie auch von diesem Unterhalt befreit werden. Dessenungeachtet wird der Ehebruch an einer Frau ohne Gnade mit dem Tode bestraft, und sie darf aus keiner Ursach ihren Mann verlassen. Fragt man nach dem Ursprung so ungleicher Rechte, so ist die Antwort darauf auch für Europa längst gegeben: Les plus forts ont fait la loi.

Obgleich in Japan die Ehe bloß als eine bürgerliche Uebereinkunft angesehen wird, so ist doch dazu die Einsegnung eines Priesters erforderlich, während es zugleich in allen Familien, besonders den höheren Klassen der Einwohner, als ein Gesetz gilt, nur standesgemäß zu heirathen, was für hohe Beamten oft sehr lästig ist. Der Rentmeister in Nagasaky z. B. hat seines Gleichen in dieser Stadt nicht, und seine Kinder dürfen sich daher keinen Ehegatten aus den Familien wählen, mit denen sie täglich umgeben und verkehren, selbst nicht unter den Kindern der städtischen Honoratioren. Der Vater muß also die Frauen und Männer für seine Söhne und Töchter in anderen Landschaften suchen, was nicht allein beschwerlich, sondern auch kostbar ist. Eine mésalliance würde die Familie in Mißachtung und dadurch in Verfall bringen.

Sobald die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Ranges die Geliebten nicht von einander trennt, bringt es der Gebrauch mit sich, daß der Jüngling seine erste Erklärung dadurch abgiebt, daß er einen Zweig einer gewissen Staude (Celastus alatus) an das Haus befestigt, in welchem die Auserwählte seines Herzens wohnt. Wird der Zweig angenommen, so dient dies zum Beweise, daß sein Ansuchen nicht zurückgewiesen ist; will das Mädchen dasselbe noch zarter beantworten, so färbt sie von dem Augenblick an ihre Zähne schwarz, ein Gebrauch, der nach den Begriffen der Japanesen dazu dient, der weiblichen Schönheit den Zug höchster Vollkommenheit zu geben. Diese Art, die Gegenliebe zu erkennen zu geben, ist jedoch in Japan nicht überall üblich, indem in einigen wenigen Landschaften an deren Stelle das Ausreißen der Augenbraunen eingeführt ist.

Bevor aber die Jungfrau dazu schreitet, auf solche Weise ihre Neigung blicken zu lassen, sind bereits von den beiderseitigen Familien, und zwar von Seiten des Bräutigams Männer und von Seiten der Braut Frauen, als Bevollmächtigte, gleichsam Ehe-Mäkler ernannt, welche in mehreren feierlichen Zusammenkünften die Interessen der künftigen Ehegenossen abwägen und den eigentlichen Ehe-Kontrakt zu Stande bringen.

Nach einem anderen und allgemeineren Gebrauch werden diese Bevollmächtigten oder Ehe-Mäkler von den Familien, die ihre Kinder mit einander zu verheirathen wünschen, schon eher ernannt, als noch die jungen Leute Bekanntschaft gemacht haben oder eine Erklärung zwischen ihnen stattgefunden hat. Dann geben die Bevollmächtigten dem für einander bestimmten Paar Gelegenheit, sich zu sehen, und veranstalten die erste Begegnung gewöhnlich in der Nähe eines Tempels, in welchem, wenn das Paar an einander Wohlgefallen findet, nachher die gegenseitigen Gelübde der Liebe und Treue gewechselt werden, und von diesem Augenblick an sind die jungen Leute verlobt.

Die Japaner haben für jedes wichtige Unternehmen ihre glücklichen und unglücklichen Tage und theilen also diesen den meisten orientalischen Völkern eigenen Aberglauben. So wird denn auch der für die Hochzeitfeier geeignetste Tag nach einem Kalender von Sachverständigen durch Berechnung ermittelt und festgestellt.

Mittlerweile übersendet der Bräutigam der Braut seine meist sehr ansehnlichen, jedoch nach seinem Stande und Vermögen abgemessenen Geschenke, wogegen er nur einige Kleinigkeiten, gewöhnlich ein Gefäß mit Sakky*) und eine Schüssel Fische empfängt; denn in Japan erhalten die Töchter von ihren Eltern keine Ausstattung, oder haben wenigstens keinen Anspruch darauf. Die von dem Bräutigam der Braut übersandten Geschenke sind auch keinesweges für diese selbst bestimmt; denn wenngleich sie ihr im Namen ihres künftigen Ehegatten angeboten werden, so bietet sie dieselben doch sogleich wieder ihren Eltern dar, zur Erkenntlichkeit für die Sorge und Unkosten, welche ihnen die Erziehung der Tochter verursacht hat. Man hält daher auch in Japan einen Familien-Vater, der viele schöne Töchter zu verheirathen hat, für übermäßig glücklich und auf seine alten Tage wohl versorgt; was bekanntlich in Europa nicht so ganz der Fall ist, wo mancher Hausvater sich mit vielen schönen Töchtern oft in großer Verlegenheit befindet.

Ohne alles Heirathsgut bleibt jedoch die Braut in Japan auch nicht. Sie empfängt nämlich außer ihren Kleidern eine Menge Haus- und Küchen-Geräthschaften, zu welchen stets ein Spinnrad und ein Webstuhl gehören. Das Heirathsgut wird am Hochzeittage feierlich nach dem Hause des Bräutigams gebracht und bleibt dort einige Tage zum Prunk stehen. Dagegen werden die Puppen und anderes Spielzeug, womit die Braut sich bis dahin ergötzt hat, eben so dem Feuer übergeben, zum Zeichen, daß ihre Kinder- und Spiel-Jahre nun vorüber sind und sie von jetzt an ihre Aufmerksamkeit auf ernste häusliche Geschäfte zu richten hat.

Am Hochzeit-Abend wird die Braut feierlichst in das Haus des Bräutigams gebracht. Sie sitzt in einem Norimon**) oder Palanken und wird von den Ehe-Mäklern, ihren Freunden und den zum Hochzeitfeste geladenen Gästen begleitet. Die Männer prangen dabei mit ihren Kompliment-Mänteln und die Frauen mit ihren goldbordigen Japonen und Leibgürteln und geben dadurch dem Zuge, der mehrere Umwege nimmt, ein stattliches Ansehen.

*) Das beliebteste Getränk in Japan.
**) Eine Art Sänfte.

Die Braut selbst, welche so das Haus ihres künftigen Ehegatten zum ersten Mal betritt, ist ganz weiß gekleidet und trägt den Kopf mit einem Schleier von derselben Farbe verhüllt. Dies ist der Sterbe-Anzug der Japanischen Frauen, und sie tragen ihn bei dieser Gelegenheit zum Sinnbilde, daß sie nun, indem sie in die Familie ihres Geliebten übergehen, zugleich ihren eigenen Verwandten und Freunden abgestorben sind. So angethan, wird die Braut, allein nur von zwei ihrer Spielgenossen und einer Dienerin begleitet, in den Prunksaal des Hauses geführt, in welchem der Bräutigam, auf dem obersten Platze sitzend, mit seinen Eltern und nächsten Verwandten sie erwartet.

In der Mitte des Saales steht ein künstlich gearbeitetes Tischchen, auf welchem ein Sparbaum, ein blühender Pflaumenbaum, Kraniche und Schildkröten, Alles sehr zierlich im Kleinen gearbeitet, die Kraft des Mannes, die Schönheit der Frau und ein langes und glückliches Leben sinnbildlich darstellen. Am Ende des Saales, dem Sitzplatz der Eltern gegenüber, steht ein anderes Tischchen, mit allem zum Gebrauch des Sakky nöthigen Geräth versehen. Diesem Tischchen zunächst nimmt die Braut ihren Sitz ein und bietet, nachdem sie selbst zuerst getrunken hat, zum Zeichen ihrer Liebe und Treue, dem Bräutigam und ihren künftigen Schwieger-Eltern, Einem nach dem Anderen, eine Schaale Sakky an, und mit der Annahme und dem Austrinken desselben ist die Hochzeit-Ceremonie beendigt. Die Freunde und eingeladenen Gäste treten darauf auch in den Saal, und während sie sich sämmtlich den Sakky und sonstige Erfrischungen und Speisen wohlschmecken lassen, hat sich das junge Ehepaar bereits entfernt.

Drei Tage nach der Hochzeit statten dann, wie es Anstand und Sitte erfordern, die Neuvermählten einen Besuch bei den Eltern und Verwandten der jungen Frau ab, und damit sind alle Hochzeit-Feierlichkeiten zu Ende.

Bibliographie.

Algemeene Geschiedenis. (Becker's Weltgeschichte.) Nach der letzten Ausgabe übersetzt. 12e und 13e Bd. Pr. 5 Fl. 10 C.

Brieven van eenen Afgestorvenen. (Briefe eines Verstorbenen.) Aus dem Deutschen. 2 Bde. mit Kpfrn. Pr. 6 Fl.

Geschiedenis van den 15jarigen vrede in Europa. (Geschichte von Europa seit dem Frieden von Paris im J. 1815 bis zur Französischen Juli-Revolution.) Von N. G. van Kampen. Pr. 9 Fl.

Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa. (Geschichte der Niederländer außerhalb Europas.) Reisen, Entdeckungen, Kriege, Eroberungen und Institute der Niederländer in Asien, Afrika, Amerika und Australien, seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Von N. G. van Kampen. 3ten Bandes erstes Stück. Pr. 3 Fl. 90 C.

Albuquerque — oder die Portugiesen zur Zeit ihrer Größe und Macht in Indien. Von Dan. Leßmann. Aus dem Deutschen. Pr. 2 Fl. 20 C.

Mannigfaltiges.

— Das Papier in China*). Die Erfindung des Papiers bei den Chinesen scheint zwar allerdings in ein höheres Alterthum hinaufzureichen, als ihre eigenen Schriftsteller gewöhnlich annehmen; dennoch geben sie zu, daß ihre Altvordern sich statt des Papieres anfangs der Bambus-Rinde bedient haben, die vor dem Gebrauche am Feuer getrocknet und dann zu viereckigen Tafeln geschnitten ward. Daher sind noch jetzt zwei sehr gebräuchliche Schriftzeichen für Buch und Blatt eines Buches mit dem Sinnbilde Bambusrohr zusammengesetzt, und ersteres ist ein Kompositum aus Bambusrohr und Dorn, das Zusammenheften der einzelnen Blätter andeutend. Erst unter den Kaiser-Dynastieen Tsin und Han schrieb man (nach dem Penzao) auf seidene Stoffe. Ob diese zuvor eine Metamorphose bestanden, ist nicht bemerkt. Zur Zeit des Kaisers Ho-ti (89—105 nach Ch.) nahm Tsai-lün aus Mu-yang zuerst die Rinde des Tschü oder Pappens (vgl. Nr. 12 des Magazins), alte seidene Lappen und Fischer-Netze aus Hanf, kochte dieselben zu einem Brei und verfertigte daraus ein Papier, das jetzt allgemein im Gebrauch ist. Das einheimische Wörterbuch Dsü-wei, dem wir diese Notiz entlehnen, erwähnt, auf die Autorität der Reichs-Annalen gestützt, noch den bloßen Namen einer anderen Sorte Papier, die vor Tsai-king-dschung (wie Tsai-lün hier genannt wird) existirt habe, und fügt ausdrücklich hinzu, dieser sey nicht der erste Erfinder. Das Schriftzeichen, welches den Begriff Papier ausdrückt, hat übrigens zum Sinnbilde die Wurzel Seide, deren Stelle auch das Wurzelzeichen weißes Zeug (im Allgemeinen) vertreten kann.

W. Sch.

— Anekdote von Burke. Als bei einer der Debatten im Englischen Parlamente über Amerika ein Mitglied, Herr Harley, vier Fünftel des sehr vollen Hauses durch eine ungewöhnlich langweilige Rede von ihren Bänken vertrieben hatte, verlangte er gegen den Schluß seines Vortrages, daß der Secretair des Hauses die Aufruhr-Akte verlesen sollte, weil er einige Bestimmungen in derselben zu erörtern wünsche. Burke sprang sogleich auf und rief aus: „Die Aufruhr-Akte, mein theurer Freund, in aller Heiligen Namen, zu welchem Zwecke denn? Die Menge hat sich, wie Sie sehen, schon längst verlaufen!"

*) Mit Beziehung auf den Artikel aus Bradbot (S. 107 des diesjährigen Magazins).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Montag den 11. März 1833.

Frankreich.

Französische Kritik Englischer Dramen. *)

Amedée Pichot über Marlowe's „Jude von Malta.“

(Aus der Revue de Paris.)

Bei meiner ersten Reise nach England im Monat Mai 1822 war ich bei Sr. Excellenz dem Botschafter Sr. Allerchristlichsten Majestät zum Essen eingeladen.... Aber hier muß ich den Leser um die Erlaubniß bitten, durch eine kleine Abschweifung beginnen zu dürfen. Der König von Frankreich wurde in London würdig repräsentirt. Sein Botschafter wußte nicht allein, wie es die Umstände verlangten, laut und stolz oder mit ganz Französischer Höflichkeit in seinen offiziellen Verhältnissen zu sprechen, sondern ich muß auch bemerken, daß die ihm auf dem Budget ausgeworfenen 100,000 Thaler auf eine edle Weise ausgegeben wurden. Dieser Botschafter des Königs von Frankreich, der an Glanz und Pracht mit den reichsten Lords wetteiferte, ist jetzt nur ein armer Schriftsteller, der sich in das einsamste Viertel von Paris zurückgezogen hat, dem das Unglück nur ein Lächeln entlockt, und der unbesorgt für den anderen Morgen ist, obgleich ihm an diesem anderen Morgen vielleicht nichts als sein Name übrig bleibt. . . . Allerdings ist dieser Name eine Macht; denn dieser Schriftsteller nennt sich — Chateaubriand!

Ich war also in London bei unserem Botschafter eingeladen, der mit gleicher Anmuth einen Reisenden ohne Titel, seinen Landsmann, und die vornehmen Höflinge Georg's IV. empfing. Ich hatte mich frühzeitig eingefunden; aber zwei Gäste, mehr an Gesandtschafts-Diners gewöhnt als ich, ließen auf sich warten, schickten dann ein Entschuldigungs-Billet und kamen nicht. Mein Platz bei Tische fand sich zufällig gerade zwischen den beiden leeren Plätzen; und der Gesandte sagte mir, während die Bedienten die unnützen Couverte fortnahmen: „An Ihrer Rechten würden Sie den Fürsten de la Tremouille und an Ihrer Linken den Herrn Baron von Rothschild gehabt haben.“ Diese Worte wurden ganz absichtslos gesagt; aber obgleich es nicht die einzigen waren, die ich am Abend in mein Tagebuch einschrieb, so waren es doch die, welche mir am meisten Stoff zum Nachdenken gaben. An derselben Tafel mit einem Abkömmling aus einer der berühmtesten Familien des alten christlichen Ritterthums und mit einem israelitischen Banquier zusammenzutreffen! Am Tage vorher hatte ich in Drury-lane den Schauspieler Kean im Kaufmann von Venedig gesehen, und noch an demselben Morgen hatte ich den ersten Theil von Scott's Ivanhoe gelesen. Mir kam daher dieses Zusammentreffen vor, als ob ich mit Shylock und dem Dogen von Venedig, oder mit Isaak von York und dem Sachsen-Häuptling Cedric an Einem Tische hätte essen sollen. Welch' ein Unterschied im Vergleich zu jenen Zeiten! sagte ich mir. Welch' eine Revolution in den Sitten und Ideen! und doch, was bleibt der Civilisation noch zu thun übrig, um die Vorurtheile des Mittelalters gänzlich über den Haufen zu werfen! Ich will hier nur von den liberalen Engländern sprechen, welche viele Leute bei uns noch für eine Nation von lauter Philosophen halten. In den aristokratischen Kreisen drückt der Abkömmling der Normannischen Ritter dem Abkömmlinge Isaak's die Hand; aber diese Hand wird von dem Abkömmling des Sächsischen Leibeigenen noch zurückgestoßen. Die Gesetzgebung in England ist selbst noch gegen die Gesetzgebung unserer Europäischen Länder zurück. Ich will nicht einmal das Französische Gesetz anführen, welches den Französischen Juden alle bürgerlichen Rechte einräumt; aber Joseph II. in Deutschland und Katharine in Rußland sind England in der Reform der Gesetzgebung über die Kinder Israel's zuvorgekommen. Die Englischen Juden werden durch das Englische Gesetz gerade nur um ein Geringes besser behandelt, als die Katholiken in Irland es vor der Emancipation im Jahre 1829 wurden. Sie sind nicht mehr aus der einen Stadt verbannt, oder in einer anderen in Masse eingesperrt; man beraubt sie nicht mehr willkürlich ihrer Güter; man reißt ihnen nicht mehr die Zähne aus; man bindet sie nicht mehr an den Schwanz eines wilden Pferdes; man hängt, martert und verbrennt sie nicht mehr unter einem nichtigen Vorwand; aber sie bleiben noch immer ich weiß nicht wie vielen gesetzlichen Ausschließungen unterworfen und sehen sich eben durch solche Ausschließungen als Gegenstand der Verachtung und der Beschimpfung des Pöbels bezeichnet. Die Englischen Juden können weder Friedensrichter, noch Magistrats-Personen, noch Parlaments-Mitglieder seyn; sie sind, mit einem Worte, Könige der Börse in London wie in Paris; aber immer außer dem politischen Gesetze. Dieser Zustand der Dinge kann nicht dauern; denn er ist nicht folgerichtig. Was das insurgirte Irland für seine Katholiken erlangt hat, muß die Philosophie allein für die Juden erlangen, welche keinen O'Connell haben, der ihre Sache führt. Und was hat mittlerweile die Englische National-Duldsamkeit für sie erfunden? Eine religiöse Gesellschaft, die ihren Uebertritt zur Englischen Kirche beschleunigen soll, die, wie alle Englische Missions-Gesellschaften, durch Geld-Beiträge erhalten wird, und die damit angefangen hat, das neue Testament in's Hebräische übersetzen zu lassen. Die jetzigen Brittischen Publizisten räumen indessen ein, daß es die St. Stephans-Kapelle, das Unterhaus ist, welches man den Juden öffnen muß, selbst um die Pläne jener Gesellschaft zu fördern, die nur an ihr Seelen-Heil denkt; denn manche Bekehrungen sind oft nichts als betrügerische Bürgschaften für die Moralität des Neophyten, der vielleicht schon über einen Verrath gegen die wohlthätige Hand sinnt, die ihn aus den Krallen des Teufels gerettet zu haben glaubt. Bevor man die Einzelnen zu der Religion des Landes bekehren will, muß man die ganze Nation zum politischen Patriotismus beleben. Nur erst nach einer langen Gemeinschaft der Interessen und der Gesinnungen, nachdem sie zu dem Englischen Volke haben sagen können: „Euer Volk ist unser Volk“, werden die Englischen Juden endlich hinzufügen, wie Ruth zu Naemi: „und Euer Gott soll unser Gott seyn!“

Aber ich bemerke, daß ich eine große legislative Frage berührt habe, um zu einer literarischen Frage zu gelangen, die allerdings innig damit in Verbindung steht. Es sind nicht die Gesetzgeber allein, denen man Vorwürfe zu machen hat; das politische Vorurtheil gegen die Juden in England, wie überall, ist durch die profanen Predigten der dramatischen Schriftsteller eben so wohl als durch die religiösen unterhalten worden. Das Theater ist eben so intolerant gewesen als die Kanzel. Ich weiß nicht, ob das Pfund Fleisch, welches Shylock auf der Englischen Bühne von dem Richter verlangt, den Kindern Israel's nicht eben so bitter vorgeworfen worden ist, als die dreißig dem Judas gezahlten Silberlinge. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts, in einem Augenblick philosophischer oder philanthropischer Reaction, Cumberland darauf fiel, im Namen Shakespear's gewissermaßen eine ehrenvolle Abbitte zu thun, und sein Drama „der Jude“ schrieb, schoß er unglücklicher Weise über sein Ziel hinaus, indem seine Hauptperson zu romantisch war, um wahr zu seyn. Und, man kann es nicht zu oft wiederholen, nur das Wahre rührt, im Drama wie im Roman. Shylock, der boshafte und rachgierige Jude, ist in seiner Anlage viel wahrer, als Schewa, der wohlthätige Jude; und Letzterer fühlt selbst so sehr, daß er mit der Natur des Juden im Widerspruch steht, daß er seine Gutherzigkeit wie ein Laster verbirgt und die Solidarität des anti-socialen Charakters der Seinigen annimmt. „Wir haben“, sagt er, „auf der Erde keinen Zufluchtsort, kein Vaterland und keine Nation; Jedermann verspottet und beleidigt uns. Wenn Eure Komödienschreiber einen Narren oder einen Spitzbuben in ihren Stücken brauchen, so erscheint ein Jude, um fünf Akte hindurch unter dem Beifall jedes guten Christen geohrfeigt und mit Füßen getreten zu werden. Grausames Spiel! Unbarmherzige Belustigung! Und wie könnt Ihr von uns Mitleiden verlangen, wenn Ihr selbst uns keines zeigt?“ — Dies Alles war ein wenig energischer von Shylock gesagt worden; aber Shylock handelt seinen Worten gemäß, und Schewa stattet arme Christinnen aus, Schewa leiht christlichen Familiensöhnen Geld ohne Zinsen und baut sein Hospital in dem menschlichen Herzen (I build my hospital in the human heart). Ach, armer Schewa! Du hast die Undankbaren vergessen; für das Drama, in dem Du Dich so tugendhaft zeigst, giebt es in der literarischen Kritik weder Platz noch Namen, und Shylock wird noch lange jene lebendige Existenz, jene auszeichnende Individualität behaupten, die den von Shakespear erschaffenen Menschen solche Gott-Aehnlichkeit verliehen, daß es von ihnen heißt, man werde sie am Tage des jüngsten Gerichtes bei ihren Namen aufrufen, als ob sie ein wirkliches und nicht das scheinbare Leben des Theaters gelebt hätten.

Auch die Philosophie darf Shakespear den Shylock vergeben;

*) Mit dem besseren Verständnisse Shakespear's ist in Frankreich seit kurzem auch die bei uns schon längst heimische Liebe zu Shakespear's Vorgängern und Zeitgenossen erwacht. Die jetzt in Paris Gastdarstellungen gebende Englische Schauspieler-Gesellschaft giebt den Französischen Kritikern Anlaß, manche bisherige Ansicht über Englische Dramen zu berichtigen, und besonders das Journal des Débats hat bereits einige, namentlich auch vom Studium Deutscher Kritik zeugende, treffliche Beurtheilungen Shakespear's, Marlowe's, Green's, Beaumont's und Fletcher's rc. enthalten. D. R.

partheiischer und der unwissenden und abergläubischen Menge seiner Zeit schmeichelnder Dichter, machte Shakespear den Shylock, wie ihn das Volks-Vorurtheil sah. Wer weiß aber, ob ohne Shylock Walter Scott, der unpartheiische Walter Scott, seinen bewunderns-würdigen Isaak von York gefunden hätte? Weiß man übrigens, daß selbst Shakespear, so verhaßt auch sein Jude seyn mag, die moralische Unförmlichkeit desselben schon gemildert hatte? Weiß man, daß vor ihm der Jude des Englischen Theaters nicht bloß der größte Bösewicht, Giftmischer und Meuchelmörder war, sondern daß er auch äußerlich auf das fürchterlichste entstellt war und Hörner tragen mußte, wie der Teufel. Ohne weiter als bis zum Jahre 1591 zurückzugehen, will ich meine Leser bekannt machen mit: „der berühmten Tragödie des reichen Juden von Malta, wie sie am 26. Februar 1591 von Christoph Marlowe verfaßt und vor der Königin und dem Hofe in Withe-Hall aufgeführet wurde". — Diese Studien des alten Englischen Theaters sind vielleicht gegenwärtig nicht ganz ohne Nutzen, wie ich schon neulich bei dem Vergleich einer Scene aus Lucrezia Borgia mit einer Scene aus der Herzogin von Malfy bemerkte. Es ist lehrreich, zu beobachten, durch welche Ideen-Verbindungen, das Theater einer Nation sich vervollkommnet und dann ausartet. Man begreift das Genie Shakespear's bei weitem besser, wenn man ihn mit seinen Vorgängern, mit seinen Zeitgenossen und mit seinen Nachfolgern vergleicht; wenn man die Entfernung mißt, in welcher er Marlowe zurückgelassen, und die Entfernung, in der Cumberland sich von ihm gehalten hat. Shakespear zwischen diesen beiden Namen, ist Corneille zwischen Jodelle und Campistron.

(Schluß folgt.)

England.

Irland und seine Verhältnisse zu Großbritanien.

(Aus Blackwoods Edinburgh Magazine.)

(Schluß.)

Was den gegenwärtigen Zustand Irlands und den demokratischen Geist seiner Bewohner unverzeihlich macht, ist aber eben die außerordentliche Nachsicht und Liberalität, womit Großbritanien sie in den letzten 50 Jahren behandelt hat. Während des ganzen Krieges bezahlte Irland weder Schatzung noch Einkommen-Steuer, und so beläuft sich die Summe, die England diesem Volke erlassen hat, allermindestens auf 50 Millionen Pfund Sterling. Es genoß ferner alle Vortheile des Krieges wegen seiner unermeßlichen Getreide-Lieferungen nach allen Seiten, ohne irgend eine der Lasten zu fühlen, welche den Korn-Handel in England neutralisirten. Keine Armen-Taxen drücken seine Gutsbesitzer, oder mit anderen Worten, sie erben bloß auf England und Schottland, weshalb unsere Insel von einer Masse Nothleidender aus dem Nachbarlande überschwemmt wird, welches Britische Nachsicht der Nothwendigkeit, für dieselben Sorge zu tragen, überhoben hat. Der Belauf der Summen, die das Brittische Parlament jährlich auf nützliche und milde Stiftungen in Irland verwendet, ist fast unglaublich groß und wenigstens fünf Mal größer, als alle die Summen, die in England und Schottland zusammengenommen zu ähnlichen Zwecken verwendet werden *). Dessenungeachtet ist gerade Irland der unzufriedenste Theil des vereinigten Königreichs.

So sehr sich aber seine Demagogen bemühen, aller Liberalität der Britischen Regierung entgegenzuwirken, so hat doch Irland während der letzten 30 Jahre an Industrie, Wohlstand und allen wahren Quellen der Glückseligkeit weit mehr zugenommen, als irgend ein anderer Theil des Staates. Wollten die Demagogen das Land in Ruhe lassen, rissen sie die Wunden seines politischen Systems nicht immer von neuem auf, und hielten sie die Leidenschaften der Nation nicht immer in Gährung — ohne Zweifel würde Irland eben so reich und glücklich werden, als es bevölkert ist.

Die lästige Bettelei und übergroße Bevölkerung Irlands ist gar kein Uebel, das nicht zu heben wäre. In Schottland trieben sich zu Ende des 17ten Jahrhunderts 200,000 Bettler umher, die überall frei herbergten und von dem Einkommen des fleißigen Armen lebten. Aber diese ungeheure Bettler-Kaste, die damals ein Fünftheil der Bevölkerung Schottlands ausmachte, ist schon lange verschwunden, und die Lage der arbeitenden Klassen erregt den Neid der Nachbar-Staaten. In Irland sind die Hülfsquellen für Ackerbau und Handel unermeßlich. Sein Boden enthält über 12 Millionen Morgen Ackerland, mit Ausschluß von 5 Millionen, die ebenfalls noch urbar gemacht werden könnten. Irland hat demnach Boden genug, um wenigstens das Dreifache seiner Bevölkerung reichlich zu ernähren.

Die Vortheile der Manufakturen und des Handels sind gleichfalls unermeßlich. Wegen des wohlfeilen Arbeitslohnes, der in Großbritanien fast noch einmal so hoch ist, haben die Leinen-Manufakturen des Nordens in den letzten Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht, und viele Fabrikanten von Glasgow sind bereits in diese dem Gewerbfleiß günstigere Gegenden ausgewandert. Die zahlreichen natürlichen Häfen und tief eingeschnittenen Buchten der Irischen Küste machen hier die Anlegung von Seehäfen und den Küstenhandel leichter, als irgend sonst wo im Reiche. Längs der ganzen westlichen Küste ist das Gestade so abhängig, daß fast jede Bucht mit geringen Kosten in einen Hafen verwandelt werden könnte, und Valentia, derjenige Punkt Europa's, welcher Amerika am nächsten liegt, ist, wenn die Absichten der Natur von den Demagogen nicht durchkreuzt werden, ohne Zweifel zu dem größten Stapelplatze Britischer Ausfuhr in die Neue Welt bestimmt. Auch in seiner Fischerei hat Irland eine bis jetzt fast unbenutzt gebliebene Quelle des Wohlstandes. Die Flüsse an der Westküste sind alle reich an Lachsen; der Heringsfang ist noch ausgedehnter, als der von Großbritanien, und alle Fische der hohen See sind von besserer Qualität. Lange haben die Holländer den Heringsfang der Shetland-Inseln als Monopol getrieben, und in Adam Smith's Zeit berechnete man ihren reinen Gewinn auf zwei Millionen jährlich; es läßt sich wohl annehmen, daß Irlands Fischfang an den Küsten und auf der hohen See wenigstens die doppelte Summe einbringen dürfte.

Wie kommt es nun, daß ein von der Natur so reich begabtes, von seiner Regierung so schonend behandeltes Land in diesem beklagenswerthen Zustand ist? Die Irländer haben ihre Antwort bereit; sie sagen, es liege an verkehrter Verwaltung. Damit sind wir einverstanden; aber diese verkehrte Verwaltung ist nicht die Englands, sondern die ihrer eigenen Demagogen; und wenn der Zustand jetzt schlimmer ist, als jemals, so liegt dies nur an zu gelinder Behandlung von Seiten unserer Whig's. Irland ist zwar nichts Anderes, als Provinz eines großen Reiches; allein das sind auch Schottland, Hannover und Kanada, und doch befinden sich diese Länder im größten Flor. Irland wurde vor sechs Jahrhunderten erobert; allein auch England eroberten die Normannen, Gallien die Franken und Nord-Italien die Longobarden; dennoch entsprang aus der Vermischung des erobernden Volkes mit dem eroberten alles Glück und alle Größe dieser bedeutenden Länder. Ein Geschichtschreiber von philosophischem Geiste hat in dem Elend und der Bedrückung, welche der Normännischen Eroberung Jahrhunderte lang folgten, den Saamen der Britischen Freiheit gefunden und bemerkt, daß jene Periode des Leidens für England die schätzbarste gewesen sey. Es muß folglich ein ganz anderer Grund als die bloße Thatsache früher Unterjochung seyn, dem man das Elend der Irländer beizumessen hat.

Diese Grund-Ursache ist die Verkettung Irlands mit einem Reiche, das freie Institutionen besitzt, und der Umstand, daß man, wie auch natürlich, seiner Bevölkerung Privilegien gab, zu denen sie nicht reif war, und Leidenschaften in ihr weckte, die sie nicht beherrschen konnte.

Schon beinahe zweihundert Jahre (seit Jakob I.) ist Irland im Besitze der Formen und der politischen Interessen eines Freistaates. Es hat alle die verfassungsmäßigen Einrichtungen, die in England acht Jahrhunderte lang gereift sind. Welches waren zunächst die Folgen dieser unvorbereiteten Rechtsverleihung? Die Gerechtigkeit wurde übel gehandhabt oder ganz verweigert; das Eigenthum blieb unbeschützt und unsicher; die Industrie ohne Ermuthigung; der Reichthum ohne Anwendung; die höheren Stände waren lässig und sehr oft bestochen, die niederen gewaltthätig und zu oft im Stiche gelassen. Alles dies hat Eine gemeinschaftliche Quelle — Schwäche in der Ausübung und Unwirksamkeit der Regierung. Welches Heilmittel daß zu solchem Uebel? Soll man dem wachsenden demokratischen Geiste noch nachhelfen, Oel in die Flamme gießen und einer Nation, von der drei Viertheile wenig besser sind als Wilde, populairen Ehrgeiz einflößen? Oder ist es besser, strenge und regelmäßige Justiz handhaben, die Zügellosigkeit der niedern Stände in Schranken halten, die populaire Aufregung kräftig unterdrücken und die Nation durch Gewöhnung an Fleiß und Eigenthum nach und nach zur Mäßigung und Selbstbeherrschung vorbereiten, die bei einer populairen Regierung unumgänglich nothwendig sind?

Es war immer das Unglück der Engländer, daß sie glaubten, Alles, was unter ihnen Gutes wirke, müßte auch anderen Nationen zum Heil gereichen, und daß man nur die Englische Verfassung auf fremden Boden zu verpflanzen brauchte, um das Heil jeder alliirten oder unterworfenen Nation zu begründen. Irland ist das Opfer dieser wohlgemeinten, aber sehr mißverstandenen und verderblichen Politik geworden. Schottland ist hauptsächlich darum so glücklich, weil seine Voreltern in der ersten Zeit der Englischen Invasion so heldenmüthig Trotz boten und nachmals den Lockungen Englischer Neuerung so lang und kräftig widerstrebten. Bei diesen Betrachtungen wollen wir keinesweges England zu nahe treten; im Gegentheil, sie gründen sich auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner politischen Ueberlegenheit. England ist viel besser geeignet, in demokratische Institutionen sich zu finden, als Schottland, und unberechenbar besser, als Irland. Schottlands Wachsthum an Industrie und Wohlstand, innerhalb 80 Jahren, hat seines gleichen nicht; aber in 80 Jahren wird eine Nation nicht fähig, den Lockungen populairer Gewalt zu widerstehen. Der Lehrjahre Englands waren achthundert; die Lehrzeit Irlands hat noch nicht angefangen. Es ist der Irländer Ruin gewesen, daß die Engländer ihnen schon in der Wiege die Einrichtungen schenkten, die ins letzte Stadium freier Existenz gehören, und denen sie erst nach einer friedlichen Thätigkeit von Jahrhunderten gewachsen seyn könnten.

Man prüfe nur Irlands Institutionen; alle sind für ein nüchternes, verständiges, phlegmatisches Volk berechnet, dergleichen die Völker Gothischen oder Germanischen Stammes sind, nicht aber für eine leidenschaftliche und halb wilde Nation. Da giebt es denn Volks-Versammlungen, in denen die Demagogen des Tages einem unwissenden und erbitterten Pöbel fanatische Reden ins Ohr donnern; Gerichte, wo die Untersuchung der Verbrechen unter dem Einflusse der Parteienwuth oder des Religionshasses steht; Verhöre, in denen der Angeklagte entweder auf das Zeugniß von Verräthern überwiesen oder durch die Kraft des Vorurtheils

*) Folgendes ist eine Angabe der vornehmsten Summen, welche die Regierung jährlich den Anstalten in Dublin zufließen läßt:

Protestantische Schulen	38,3[illegible] Pfd.	Transport	126,524 Pfd.
Findelhaus	32,5[illegible] "	Dubliner Polizei	26,000 "
Gewerb-Schule	36,6[illegible] "	Arbeitshaus	8,000 "
Irrenhaus	7,184 "	Dubliner Societät	9,230 "
Krankenhaus	12,000 "	Pädagogische Societät	5,538 "
	126,524 Pfd.		175,292 Pfd.

oder populairer Einschüchterung in Freiheit gesetzt wird; das Volk vereinigt sich unter listigen Führern zu systematischer Widersetzlichkeit gegen alle bürgerliche und religiöse Autoritäten; einer verborgenen, unsichtbaren, kirchlichen Autorität wird allgemein und implicite gehorcht; einer sichtbaren und anerkannten Regierung aber an der Spitze von 30,000 Mann Trotz geboten. Eben dahin würde es kommen, wenn die Englische Verfassung mit einem Mal in Ungarn, Böhmen, Polen oder Rußland eingeführt werden sollte. Allgemeine Konfusion, Anarchie und Jammer wären das Ergebniß, und diese sind Irlands Antheil.

Wir sind weit entfernt, gegen die anderen Uebel Irlands, auf welche die revolutionnaire Partei so großes Gewicht legt, unempfindlich zu seyn. Wir kennen die Ungerechtigkeit der Güter-Confiscationen, die Cromwell's Unterdrückung der Tyrone'schen Revolution veranlaßte; den Groll, welchen diese Maßregel in den Herzen der Nachkommen jener beraubten Eigenthümer zurückließ, und die unglücklichen Folgen, die daraus entspringen, daß der herrschende Eigenthümer anderen Glaubens ist, als der rebellische Bauer. Das Alles wissen wir wohl; allein wir bleiben dabei stehen: alle diese Uebel haben anderwärts in gleichem oder noch höherem Grade existirt, und dennoch haben solche Länder sich bald wieder erholt und kurz nachher Symptome des höchsten Wohlstandes gezeigt. So z. B. dauerte die Confiscation des Eigenthums während der Französischen Revolution weit länger als jemals in Irland, und die alten Grundbesitzer wurden in den meisten Gegenden fast ganz ausgerottet; doch gesteht Frankreich selbst, daß die Revolution ihm höchst wohlthätig gewesen, und ohne Zweifel entfaltete es unter den Bourbonen (von 1815—1830) einen nie gekannten Wohlstand. So ist auch in Schottland die Religion der Land-Eigenthümer großentheils verschieden von der des Bauernstandes — zwei Drittheile der Ersteren bekennen sich zur Bischöflichen Kirche, und doch weiß man in diesem Lande nichts von Religionshaß. Eben so ist es in Frankreich, Rußland u. s. w. Die Whig's sagten uns, daß Irland eine Ausnahme mache, weil die Katholiken nicht emanzipirt seyen; allein auch diese Behauptung hat sich widerlegt; die Katholiken sind emanzipirt worden, und Irland ist seitdem in dem erbärmlichsten Zustand.

Was hätte nun von Seiten der Verwaltung für dieses unglückliche Land geschehen müssen? Wir antworten unbedenklich: Von der einen Seite mußte man Alles thun, was seine Industrie unterhalten, seine Hülfsquellen entwickeln, den Armen aufhelfen, die Leiden mildern konnte — auf der anderen aber mußten die Demagogen unterdrückt, die Exzesse gezügelt, der Gewaltthätigkeit alle Hoffnung geraubt werden. Die Aufgabe war schwierig; sie konnte nur langsam und stufenweise ausgeführt werden, und mehr als Eine Generation mußte aussterben, bevor man alle Früchte dieser wahrhaft heilsamen Maßregeln sehen konnte; allein immer war dies der einzige Weg, den politische Weisheit betreten sollte.

Die erste und wichtigste Maßregel waren strenge Verfügungen, um die Verwaltung der Gerechtigkeit wiederherzustellen und dem Leben und Eigenthum etwas von dem Schutze zu gewähren, den man jetzt nur dem Raube und der Uebervortheilung angedeihen läßt. So lange der Süden Irlands von mitternächtlichen Feuersbrünsten geröthet oder von mittäglichen Ermordungen geschändet wird — so lange die Familien in ihren Wohnungen lebendig geröstet und die Zeugen dafür ermordet werden, daß sie die Wahrheit reden — so lange organisirte Schaaren gesetzmäßigen Zahlungen sich widersetzen und die Macht der Regierung durch die katholische Autorität annullirt wird — eben so lange wird Irland selbst elend und Anderen eine Quelle des Elendes bleiben.

Die Aengstlichkeit der Geschwornen und Zeugen in Irland gränzt an das Unglaubliche. Sie ist eines der vielen Uebel, die ein demokratischer Geist erzeugt, wenn er unter dem Einflusse einer listigen Priesterschaft steht. Dies entsetzliche Unheil kann nicht kräftig genug bekämpft werden. Wir getrauen uns, zu behaupten, daß das Uebel dann erst von Grund aus geheilt werden wird, wenn starke Autoritäten bestehen, welche die Krone anstellt und besoldet, und wenn die Regierung ermächtigt wird, im Fall unmöglicher Ueberführung wegen Aengstlichkeit der Geschwornen, das Geschwornen-Gericht eine Zeit lang in den aufrührerischen Distrikten aufzuheben und die Verbrecher nur von den Richtern verhören zu lassen. Viele achtbare Männer werden hier Bedenken tragen; mögen sie sich aber die andere Alternative vergegenwärtigen: Ungestraftheit der Mörder, Räuber, Brandstifter und endlose Anarchie.*)

Ich will nur das Zeugniß eines Mannes von anerkanntem Talent anführen, der mit Irland genau bekannt und dem konservativen Systeme gewiß nichts weniger als geneigt ist. Sir Henry Parnell hat im Unterhause geäußert: „er könne, als Mitglied für die Grafschaft Königin bezeugen, daß unter den niederen Ständen derselben eine Conföderation bestehe, die sie in den Stand setze, gegen die höheren eine vollkommene Kontrolle zu üben, und den Gesetzen Trotz zu bieten, die der Nation allgemeinen Schutz gewähren sollen. Es sey ihm ferner hinterbracht worden, daß bewaffnete Banden oft bei hellem Tage in Häuser drängen, und daß bei solchen Ueberfällen oft Mordthaten begangen würden. Die terroristische Regierung mache es unmöglich, solche Banditen vor Gericht zu überführen, und friedfertige Personen, die gewaltthätige Auftritte von dieser Art mißbilligten, sähen sich um ihrer eigenen Sicherheit willen gezwungen, still zu schweigen u. s. w."

Auch den Zeugen muß man Schutz zusichern, die ein Zeugniß ablegen sollen, das der Sache der Aufrührer nachtheilig ist. Jetzt werden sie nach dem Verhör in ihre Häuser geschickt, wo sie fast dem sicheren Tod entgegengehen, und dennoch wundert man sich, daß in Irland kein Recht erlangt werden kann! Der Zeuge müßte in solchen Fällen mit Weib und Kind auswandern können, und unter militairischer Bedeckung nach dem Orte gebracht werden, wo er sich einschiffen will.

Der nächste große Gegenstand Irländischer Gesetzgebung müßte ein vernünftiges System der Armen-Gesetze seyn, zum Besten der Kranken, der Alten und solcher Personen, die mit dem besten Willen keinen Erwerb finden. — Hierdurch wird die Bettelei am wirksamsten bekämpft werden, denn nur diese Maßregel kann die Fortpflanzung bettelhafter Gewohnheiten verhüten. — Man sollte die Auswanderung der Irischen Armen nach Amerika so viel als möglich erleichtern. Es würde dies bedeutende Unkosten machen, allein was ist das im Vergleich mit der unberechenbaren Erleichterung für Großbritanien, das gegenwärtig in jedem Winkel mit brodlosen Irländern sich füllt? Denen, die in ihrer Heimath blieben, erwüchse aus einer solchen Maßregel der Vortheil, daß die Sphäre ihrer Beschäftigung dadurch erweitert würde. Die Zunahme der Bevölkerung käme nach und nach in eine gewisse Harmonie mit der Vermehrung des Lohnes für die Arbeit. — Die Fischereien, die vernachlässigten Häfen und wüsten Strecken Irland's bieten Gelegenheit genug zu Arbeiten in größerem Maßstabe, die den Armen, der von Handarbeit lebt, nützlich beschäftigen könnten. In anderen Ländern überläßt man solche Bestrebungen getrost der Industrie von Privatleuten. In Irland aber muß die Regierung einschreiten, sonst bleibt Alles unangetastet.

Erst dann, wenn jeder Nerv zu Förderung des wahren Glückes der Bewohner in Thätigkeit ist, kann die Regierung dazu berechtigt seyn, das Land von seiner giftigsten Seuche, den Jesuiten und Demagogen, zu befreien. Den revolutionnairen Volksreden, den verrätherischen Zusammenkünften, den mordbrennerischen Proclamationen, die so lange, um den Ehrgeiz weniger unruhigen Köpfe zu befriedigen, die Flamme der Empörung geschürt haben: allem diesem muß ein Ende gemacht werden. England, selbst mit seiner Freiheit, die so manches Jahrhundert währt, Schottland mit seinem bedächtigen Charakter, haben dieser ansteckenden Seuche nicht widerstehen können — und man erwartet diese Selbstbeherrschung von den Irländern?! Von Natur tapfer, hitzig und leidenschaftlich, hat der Irländer niemals den Einfluß der Ursachen gefühlt, die in England Exzesse der Volkswuth dämpfen und die Freiheit so lange vor einer Ausartung in Zügellosigkeit geschützt haben.

Bibliographie.

- Letters etc. (Briefe von Auswanderern aus Sussex, die im April 1832 nach Ober-Kanada segelten.) Pr. 2 Sh.
- The present etc. (Das gegenwärtige und das vorige Parlament.) Pr. 3 Sh.
- Biographical sketch. (Lebens-Skizze Joseph Bonaparte's.) Pr. 3½ Sh.
- The wizard of the north. (Der nordische Wahrsager.) Nebst mehreren anderen Gedichten. Von H. Liddel. Pr. 3½ Sh.

Brasilien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntniß von Brasilien.

Brasilien war bis auf die neueste Zeit so wenig bekannt, daß man in einem vor zwölf Jahren gedruckten Buche noch die Frage aufwarf, ob die Bucht von Rio-Janeiro nicht die Mündung eines großen Stromes sey. Die im Jahre 1815 erschienene „Reise in das Innere Brasilien's", von dem Engländer Mawe, enthält zwar einige interessante Details über Sitten und Gebräuche, ist aber sonst gar unzuverlässig. Der Verf. verdreht alle Namen, ändert den Lauf der Flüsse, gedenkt in der einzigen Provinz Minas Geraes derer Städte, die niemals irgendwo existirt haben, schafft historische Personen und knüpft eine Insel an das Festland. Ein Landsmann des John Mawe, der bald nachher über Brasilien schrieb, ist zwar geistreicher, aber auch reicher an Vorurtheilen und wenig glaubwürdiger. Das erste, mit ächt wissenschaftlichem Geiste und großer Genauigkeit ausgeführte Werk, die Corografia brazilica von Cazal, ist mit großem Unrecht eine Compilation genannt worden. Cazal besuchte selbst einige Theile Brasiliens. Während seines Aufenthalts in Rio-Janeiro sprach er alle die Fremden, die aus dem Innern kamen; er befragte sie, er verglich sorgfältig seine eigenen Notizen mit den ihrigen, und erst nach zwanzig Jahren glaubte er die Wahrheit zu erkennen und publizirte sein Werk. Dieser würdige Mann hat weder Kräfte noch Geldmittel geschont, und jetzt beschließt er sein nützliches Wirken in einer dürftigen Lage, die ihm eine zweite Auflage seines Werkes unmöglich macht.

Die Annaes da Provincia de S. Pedro (Annalen der Provinz S. Pedro) von José Feliciano Fernandes Pinheiro geben ihrem Verfasser ebenfalls Anspruch auf Originalität. Die Materialien, welche ihm vorlagen, sind meistens das Ergebniß eigener Beobachtung und langer Nachforschung in den Archiven des Landes; und was die neuere Geschichte Brasiliens betrifft, so verdankt er diese seinen Unterredungen mit Männern, welche den Verfolg der Begebenheiten am besten überschauen konnten. In der Eigenschaft eines Kriegs-Auditeurs durchreiste er während des Feldzuges von 1812 einen Theil der Provinz Rio Grande; später fesselten ihn seine Amts-Verrichtungen an die Hauptstadt, wo er sechs Jahre hindurch den Forschungen lebte, die Liebe zur Wissenschaft und zur Wahrheit in ihm anregten. Um das Interesse seiner Arbeit zu erhöhen, hat er die geographischen, statistischen und ethnographischen Notizen nicht von der Geschichte getrennt, sondern darin eingewebt.

*) Ein Gesetz dieser Art ist bekanntlich jetzt vom Grafen Grey vorgeschlagen worden.

Die Provinz **Rio Grande do Sul** (der große Fluß des Südens) liegt zwischen 28° 53' und 33° N. B. Sie hat die Form eines Trapeziums und einen Flächenraum von ungefähr 8230 Quadrat-Meilen. Die Bergkette, welche in dem größten Theile Brasiliens mit dem Meere parallel läuft, verläßt diese Richtung plötzlich bei ihrem Eintritt in die Provinz Rio Grande; dann nimmt sie wieder den Lauf von Norden nach Süden und theilt die Provinz in zwei sehr ungleiche Theile. Erhobene und malerische Gipfel zeichnen diesen Theil der großen Bergkette nicht aus, ja, sie erhebt sich so wenig, daß der Reisende bei Santa Maria, fast ohne sie zu bemerken, darüber hinwandern könnte. Dieser so niedrige Theil der oceanischen Bergkette ist gleichwohl eine Wasser-Scheide von höchster Wichtigkeit; denn im Westen liefert sie dem **Uruguai** (Rio de la Plata) seine wichtigsten Nebenflüsse und sendet nach Osten diejenigen Wasser, aus deren Vereinigung der See **dos Pathos** entsteht. Eine Art natürlicher Kanal, genannt **Rio de San Gonzalo**, verbindet diesen See mit dem See **Merim**, und beide zusammen sind nicht weniger als achtzig Meilen lang. Außer diesen Seen giebt es eine Menge anderer, die sich dem Meere, dem Norden des Pathos und dem Süden des Merim parallel ziehen, und wahrscheinlich würde es nicht sehr schwer seyn, eine Binnen-Schifffahrt einzurichten, die von der Stadt **Laguna** (unter 28° 25') bis zur Mündung des Plata sich erstreckte. Heutzutage dürfte diese ungeheure Linie ohne Zweifel unnütz seyn, weil sie durch lange Strecken unangebauten Landes liefe; aber gewiß wird man daran denken, sie anzulegen, wenn der Küstenstrich, von dem sich's hier handelt, stark bevölkert und die Nothwendigkeit innerer Communication fühlbar seyn wird, da die Küste fast nirgends eine Landung zuläßt.

Das Klima von Rio Grande ist im Allgemeinen angenehm; doch verspürt man während des Sommers in den offen liegenden Landstrecken eine drückende Hitze, und im Winter, der nicht weniger als drei Monate dauert, sinkt das Thermometer zuweilen auf Null. Die Winde, welche hier ohne Unterlaß regieren, zerstreuen die giftigen Dünste der Laguneen und übergetretenen Flüsse, und vielleicht ist kein Land auf der ganzen Erde gesünder, als Rio Grande. Die Natur des Bodens variirt nach der geographischen Breite, der Höhe und der mehr oder weniger bedeutenden Entfernung vom Ocean. Die dem Meere benachbarten Ebenen überzieht nur eine dünne Erdschicht, die, von Menschen und Vieh sehr oft zertreten, einen feinen und beweglichen Sand hervorkommen läßt; im Innern dagegen ist eine dichtere Lage vegetabilischer Erde. Die nördlichen Theile der Provinz erzeugen, wenn das Land nicht zu hoch liegt, Baumwolle, Zucker und Manioк; im Süden lassen sich Getreide und alle Europäische Früchte mit Erfolg anbauen. Wälder überziehen die nördlichen Höhen; gegen Mittag dehnen sich unermeßliche Weiden aus, mit Viehheerden ohne Zahl. Der Bauer, welcher nur 500 Stück Hornvieh besitzt, gilt für arm, und mancher hat deren viele Tausend. Das Vieh bedarf hier fast gar keiner Wartung.

Auf den 8230 Quadrat-Meilen dieser Provinz leben, wenn man die alten Missionen von Uruguai mitrechnet, nur ungefähr 70,000 Menschen, darunter 20,000 Sklaven und 8000 Indianer! Bis jetzt haben sich auf dem gewaltigen Flächenraum nur **drei** Städte erhoben. Der größte Theil der Bevölkerung wohnt in einigen Dörfern und besonders in den zerstreuten Gehöften, die man *estancias* nennt.

Das Küstenland ist, wie man leicht denken kann, weit besser bevölkert als das Innere. Selbst an den Ufern des Uruguai giebt es noch ungeheuer, ganz wüste Strecken. Die Städte sind größtentheils von Europäern und Kaufleuten aus Bahia und Rio Janeiro bewohnt und geben also nur einen unvollkommenen Begriff von den eigenthümlichen Sitten der Provinz. Auf dem Lande muß man sie beobachten, und selbst da sind sie nicht vollkommen gleichartig. Die Landleute in der Nachbarschaft der Städte haben nothwendig von den Sitten der Städter etwas erborgen müssen; diejenigen aber, welche fern von der Küste leben, oft mit den Indianern umgeben und an allen Exzessen eines langen Parteien-Kampfes Theil genommen haben, müssen noch unwissender und uncivilisirter seyn.

Die Landbewohner von Rio Grande haben Vieles mit den Beduinen oder Tataren gemein. Wohlgebaut, kraftvoll und von blühender Gesundheit, fühlen sie sich nur auf ihren Pferden glücklich. Das Jagen ist ihre Lust; die Heerde ihre Augenweide. Sie begehren nichts Anderes zu wissen, als was zu ihrem Gewerbe taugt. Es fehlt ihnen nicht an Einsicht und Scharfblick; allein die Ausbildung ihrer Anlagen ist ihnen zu mühsam. Die militairische Gewalt ist die einzige, der sie sich gern fügen; aber alle gerichtliche Formalitäten sind ihnen verhaßt. Der Bauer sieht es geduldig an, wenn ein Milize in Uniform sein Vieh wegnimmt; allein er verlangt von Anderen dieselbe Resignation, wenn er **seine** Uniform anlegt. Er duldet sein Mißgeschick mit Gelassenheit und läßt sich das Unglück Anderer nicht sehr zu Herzen gehen. „Wenn ich zu Pferde sitze", sagt er mit Stolz, „leide ich keinen Mangel; ich trage dasjenige bei mir, was in Wüsten ein Bett und auf Wassern einen Kahn abgiebt; ohne Säbel oder Flinte, habe ich Waffen genug, um das Thier zu bändigen, das mir zur Nahrung dient, und mein Küchen-Geräth begleitet mich." Wirklich braucht er, wenn er schlafen will, nur das rohe Leder auszubreiten, das seinem Pferde als Decke dient, und der Sattel ist sein Kopfkissen. Das nämliche Leder, an den vier Enden festgebunden, dient ihm als Pirogue auf dem Wasser; seine Schlinge und Kugeln, am Sattel hangend, bringen das Wild in seine Gewalt, und ein spitziger Stab vertritt die Stelle des Bratspießes. — Man sieht, daß der Europäische Wanderer auf einer solchen Landstrecke, wo er häufig während vieler Tagereisen keine einzige Wohnung antrifft, und wo keine einzige Brücke über die Flüsse führt, die seinen Weg alle Augenblicke kreuzen, besonders in der Regenzeit, peinlichen Verlegenheiten ausgesetzt ist.

Wir geben noch eine flüchtige Skizze von Pinheiro's Geschichte dieser Provinz. Kaum hatten sich Spanische Mönche zur Bekehrung der Indianer dorthin gewagt, als 1715 fünf weiße Männer, im Auftrage der Brasilianischen Regierung, Rio Grande durchreisten. 1735 nahm ein Portugiesischer Statthalter im Namen seines Königs Besitz von dem nördlichen Theil derselben. In's Exil geschickte Verbrecher und Pflanzer von den Azorischen Inseln waren die ersten Einwohner. Man baute ein Fort zwischen dem See des Pathos und dem Ocean. Einige Familien vereinigten sich hier, und 1747 entstand die Stadt Rio Grande de St. Pedro do Sul. Lange Jahre hindurch war die Provinz der Schauplatz jener blutigen Kämpfe, welche Portugals und Spaniens Ansprüche auf die Kolonie San Sacramento, dieses elende Nest, veranlaßten. Der bekannte Vertrag von 1750 schien die Feindseligkeiten zu beschließen, allein bald ward er annullirt und hatte keinen anderen Erfolg, als die Ausrottung vieler civilisirten Indianer. Der Krieg erneuerte sich, und die Spanier nahmen die Stadt Rio Grande; aber kurz nachher ward sie von den Portugiesischen Soldaten mit eben so viel Muth als Klugheit wieder erobert. Neue Unglücksfälle zwangen jedoch Portugal, den nachtheiligen Traktat von 1777 einzugehen; es wurden Commissaire zu Bestimmung der Gränzen von Rio Grande ernannt, und den langen Zögerungen bei dieser Operation verdankt man die herrlichen Werke des Dr. Felix Azzara, der besonders in Beschreibung dessen, was er selbst gesehen, äußerst zuverlässig ist. Während nun die Portugiesischen und Spanischen Commissaire Alles aufboten, um die Gränzen zu erweitern oder einzuschränken, vergrößerte die Provinz ihren Wohlstand, indem sie ihr Getreide zur See in die verschiedenen Häfen Brasiliens schickte und zu Lande zahlreiche Heerden in die Provinzen St. Paul und St. Katharina abgehen ließ. Dieser glückliche Zustand dauerte über zwanzig Jahre, als die Französische Revolution ausbrach. Spanien und Frankreich wurden Alliirte, erklärten Portugal den Krieg und fast zu gleicher Zeit schlug man sich in Amerika. Ueberall siegten die Bewohner von Rio Grande; überall drängten sie die Spanier zurück, und ein schlichter Soldat, ein begnadigter Ueberläufer, eroberte mit vierzig Mann die alten Missionen am Uruguai. Ein neuer Friede sicherte die Eroberung; die Statthalterschaft von Rio Grande ward eine Capitainie, und der Handel begann in dem schönen Lande wieder aufzublühen. Doch finden sich Rio Grande's Interessen bald kompromittirt unter den Intriguen, welche die um Spanien kämpfenden Staaten in Amerika entspannen. Neue Feindseligkeiten brachen aus. Allein hier endigt Pinheiro seine Erzählung und überläßt Anderen die Sorge, Thatsachen aufzuzeichnen, die noch zu neu sind, um mit vollkommener Unpartheilichkeit dargestellt zu werden.

Welches Interesse könnte man der Geschichte dieser Provinz geben, wenn man den Charakter der beiden benachbarten und rivalisirenden Nationen in Kontrast stellte, die sich selbst in den Einöden Amerika's zu zerfleischen suchen! Daneben jene Indianer, bald Wilde, bald civilisirt, aber unter allen Formen ewig Kinder am Verstande und fast immer Schlachtopfer — jene kühnen Abenteurer, die **Paulisten**, die, aller Gefahren spottend, die Wüste durchschweiften, als wäre sie das kultivirteste Land, von Golddurst und grausamer Leidenschaft zur Jagd auf die Indianer, aber gewiß auch von romantischer Liebe zum Wunderbaren und von der Sucht angetrieben, ihrem Lande und ihren Familien etwas Ruhm zu verschaffen. Welchen Reiz könnte die Erzählung von diesen Kämpfen haben, in denen unsere Strategie ward und der Soldat seine Klugheit und physische Kraft als Individuum entwickeln konnte! Diese Gefechte, so klein, wenn man die Zahl der Streiter, und so groß, wenn man ihren Muth erwägt, würden einen Kontrast zu den Missionen am Uruguai bilden, jenen Oasen des Friedens und Glückes, wo Träume, welche die Phantasie des glühendsten Philanthropen kaum zu schaffen wagte, einen Augenblick sich realisirten. Einen eben so glücklichen Gegensatz würde die Kühnheit der halbwilden Streiter Brasiliens und Spaniens zu der tiefen Politik jener Mönche bilden, die eine Zeit lang das Ungewitter zu beschwören wußten, das gegen die Indianer, ihre Zöglinge, heranzog. Mitten unter so vielen Menschen, von wunderbarer Eigenthümlichkeit, würden einige noch schärfer gezeichnete Charaktere hervorleuchten: ein **Ceballos**, den unversöhnlicher Haß gegen die Portugiesen entflammte; ein **Babon**, der alle seine Operationen mit eben so viel Raschheit als Geschicklichkeit ausführte und nur in langen Zwischenräumen einige mystische Worte sprach; ein **José Borges do Canto**, der mit einer Hand voll Leute, ohne Waffen und Munition, eine Provinz eroberte, indem seine wunderbare Kühnheit den Glauben verbreitete, daß ein zahlreiches Heer zu seiner Unterstützung nachrückte; ein **Manuel Marques de Souza**, der, von Kindheit an Soldat, in Kriegs- und Friedenszeiten an der Vergrößerung der Portugiesischen Herrschaft gearbeitet hatte und noch als achtzigjähriger Greis bereit war, die Waffen zu ergreifen, um den Amerikanischen Spaniern Länder und Heerden zu entreißen. — Nach einem solchen Plane bearbeitet, würde die Geschichte von Rio Grande durch die Feder eines kenntnißreichen Autors eben so vielen Zauber für die Phantasie erhalten, als jene Dichtungen, zu deren Schauplatz ein Anglo-Amerikaner die Wüsten seines Vaterlandes gewählt hat. Allein Pinheiro wollte nur Annalen schreiben, und sein Buch hat wirklich die Eigenschaften, denen man gern in Leistungen solcher Art begegnet, Genauigkeit, kräftige Kürze, Klarheit und Eleganz.

(St. Hilaire. — R. E.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 13. März 1833.

England.

Die Britischen Marine-Truppen.

Eine Skizze, von Capitain Basil Hall.

Die Wörter „marine" (See-Soldat) und „mariner" (Seemann, Matrose) unterscheiden sich nur durch einen einzigen Buchstaben, dennoch können zwei verschiedene Menschen-Racen, beinahe möchte ich sagen, zwei verschiedene Thiere, nicht so von einander abweichen, als die „Jollies" und die „Johnnies", welches die Beinamen der beiden verschiedenen Gattungen von Seeleuten sind. Die See-Soldaten werden, wie die Landtruppen, auf Lebenszeit oder wenigstens auf viele Jahre angeworben, und, wenn sie nicht zur See gebraucht werden, hält man sie in der Kaserne unter strenger Zucht und scharfer Aufsicht ihrer Offiziere, so daß die Bande der Disziplin und des beständigen Gehorsams keinen Augenblick gelüftet werden. Die Matrosen hingegen werden, sobald die Mannschaft abgelohnt ist, auf freien Fuß gestellt und schweifen so in der Welt umher, daß sie, bei ihrem zügellosen Leben, in wenigen Wochen oder gar Tagen alle gute Zucht verlernen, die man ihnen in drei oder vier Jahren beigebracht hat. Selbst an Bord des Schiffes, wo die Disziplin in ihrer ganzen Kraft gehandhabt wird, ist der Einfluß einer regelmäßigen Ordnung und strengen Zucht bei den See-Truppen wenigstens zwei Mal so groß, als bei den Matrosen. Ihre meisten Pflichten, aber fast alle, sind gänzlich verschieden. Beide ziehen und winden allerdings die nämlichen Taue auf dem Oberloff; beide müssen die Verdecke fegen und scheuern; beide essen Pökelfleisch, trinken Grog und schlafen in Hangematten, aber in allem Uebrigen herrscht die größte Verschiedenheit. Wenn es auf die See-Soldaten ankäme, würde immer ein Segel niedergelassen, eingerefft oder zusammengerollt. Es ist sogar durch ausdrücklichen Befehl der Admiralität untersagt, sie in dem Segelwerk herumklettern zu lassen; ein Schiffs-Soldat, zwischen dem Takelwerk schwebend, würde daher eine eben so lächerliche und erbärmliche Figur machen, wie ein Matrose in knapp anliegenden weiß angestrichenen Pantalons und mit einer steifen Binde um den Hals. Nie sah ich einen See-Soldaten, der ein Ruder geschickt regieren konnte — einen einzigen ausgenommen und dieser war ein Zigeuner, — auch nie einen Matrosen, der mit einem Flintenschloß ordentlich umzugehen wußte, wie ein Soldat, und doch ist es für beide Theile, wenn sie auf kleinen Schiffen dienen, von äußerster Wichtigkeit, daß sie beides können, und man sollte es ihnen so viel wie möglich beibringen. Die Rettung des ganzen Schiffes dürfte auf dem Spiele stehen, so würde doch kein Soldat sich über das Schutzseil schwingen können, ohne Gefahr, sich den Schädel einzuschlagen, und nie lernen Matrosen auch nur halbwege in gerader Linie marschiren. Mit einem Wort, die Farbe ihres Anzugs und die Art, ihn zu tragen, sind nicht abweichender von einander, als die Berufs-Arbeiten und die Weise der Schiffs-Truppen und Matrosen. Jack (der Matrose) trägt eine blaue Jacke, der Jolly (See-Soldat) eine rothe. Jack ließe sich lieber ein Dutzend aufzählen, als daß er ein Paar Hosenträger auf seinen Achseln duldete, der See-Soldat hingegen würde bald als Sansculotte dastehen, wenn man ihm seine Tragbänder nähme. Man hat, ohne alle Uebertreibung, einen tüchtigen, eingeübten, gutgebauten See-Soldaten auf dem Schiffe unter einem strengen Feldwebel mit einem Menschen verglichen, der eine ganze Feuer-Geräthschaft am Leibe hatte. Die Feuerzangen bilden die Schenkel, das Schür-Eisen stellt den Rückgrat vor und die Schaufel Hals und Kopf. Der Matrose hingegen läßt sich am besten mit jenen Gliedermännern im Puppenspiel vergleichen, deren Schenkel, Arme und Kopf lose hin und her fliegen und durch nichts zusammengehalten werden, als durch Bindfaden oder Draht.

Die See-Soldaten halten sich Tag und Nacht in dem hinteren Theile des Schiffes, nahe an den Kajüten ihrer Offiziere, auf. Ihr Gewehrkasten steht auf dem Oberloff. Ihre Berufsgeschäfte, wenn sie auch noch so sehr mit denen der Matrosen gemischt sind, weisen ihnen ihren Platz doch hauptsächlich im Hintertheil des Schiffes an. Sie allein stehen als Schildwachen vor den Kajütenthüren des Capitains und der Offiziere, und selbst den Wachtdienst bei Nacht auf dem Verdecke versehen die See-Truppen. Außerdem leisten sie den Offizieren alle kleine Dienste, die sie verlangen, und warten gewöhnlich bei Tische auf.

Diese Verschiedenheit der Verrichtungen und die daraus erwachsene Art von Entfremdung zwischen den beiden Haupt-Abtheilungen der Schiffsmannschaft ist durch Gewohnheit und Gebrauch so feststehend geworden, daß es von Seiten des Capitains und der Offiziere nur einiger Umsicht bedarf, um sie in einiger Entfernung von einander zu halten, ohne einen von beiden Theilen zu beleidigen.

Die See-Soldaten machen die Hauptstütze der Autorität des Capitains aus. So groß auch die Gewalt ist, die das Gesetz und der lang bestehende Gebrauch den See-Offizieren einräumen, so würde es ihnen doch schwer werden, sie bei manchen Gelegenheiten gegen ihre Untergebenen zu behaupten, würden sie nicht von den See-Soldaten unterstützt, oder vielmehr, käme die bloße Idee dieses allzeit bereiten und doch fast nie gebrauchten Beistandes der physischen Kraft nicht ihrem Ansehen zu Hülfe und entfernte jeden Gedanken einer Auflehnung gegen ihre Obergewalt, selbst aus den unruhigsten Köpfen. Es sagte einmal Jemand, daß es keine nützlichere und doch weniger gebrauchte Kanonen gäbe, als diejenigen, welche in langen Reihen auf den Wällen und Batterieen von Gibraltar aufgepflanzt waren. Sie sind so geschickt vertheilt und werden so trefflich in Ordnung gehalten, daß sie nicht einmal die Idee, diesen Platz zu nehmen, aufkommen lassen, indem das Resultat einer einzigen Belagerung Jahrhunderte hindurch von einem zweiten Versuch abhält. Dasselbe läßt sich von den See-Truppen sagen, die man gewissermaßen das Gibraltar der See-Disziplin nennen könnte.

Unter den Charakterzügen, welche die See-Soldaten mit den Matrosen gemein haben, ist hauptsächlich die große Anhänglichkeit für ihre Offiziere hervorstechend und ein eifriges Streben, die gute Meinung ihrer Waffen-Gefährten nicht bloß zu erwerben, sondern bis zum letzten Augenblicke zu erhalten. Ich habe mehrere Male dieses vorherrschende Gefühl in Augenblicken wahrgenommen, in denen man die Gedanken eines Menschen mit ganz anderen Dingen beschäftigt glauben durfte.

Ich erinnere mich eines Vorfalls, wo diese Leidenschaft, wie man sie wohl nennen kann, sich selbst im Tode herrschend zeigte. Nach einem schwülen Tage auf der Rhede von Madras saßen die Offiziere des Flaggenschiffes um bald neun Uhr Abends in der Wachtstube um den Tisch bei einem Glase kühlen Weins mit Wasser gemischt, als ihr heiteres Gespräch plötzlich durch einen Musketenschuß unterbrochen wurde, der nahe bei der offenstehenden Thür abgefeuert schien. Die Offiziere stürzten hinaus und, vom Dampfe geleitet, sprangen sie auf das Verdeck, wo sie Evan Lewis, den Korporal der Schiffstruppen, am Fuße der Leiter, die zum Hinter-Verdeck führte, tödtlich verwundet hingestreckt fanden. Dieser Mann, ein so guter Soldat, als je einer zur See diente, war mit dem Schlage drei auf das Hinter-Verdeck gestiegen, um mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit die Runde zu machen. Nachdem er sein: „Alles richtig?" gerufen, und die gewohnte Antwort: „Alles richtig!" empfangen hatte, wandte er sich um und wollte die Leiter hinuntersteigen, als die Schildwache anlegte und Feuer gab. Die Kugel ging dem unglücklichen Manne durch den Leib, schlug ein tiefes Loch in das Verdeck und blieb in zusammengewundenen Schiffsseilen nahe am Hauptmast sitzen.

Der arme Korporal, der natürlich heruntergestürzt war, wurde so gemächlich als möglich unter dem hinteren Segelzelt niedergelegt. Sein Kopf ruhte auf dem Schooße eines Offiziers der Seetruppen, eines guten Menschen, der von Zeit zu Zeit über seinen gefallenen Kameraden, wie er den alten Veteran nannte, bitterlich weinte und sich vergebens bemühte, dem sterbenden Manne Muth einzusprechen. Der Wundarzt allein schien unerschüttert. Lange Erfahrung hatte ihn den Werth der Kaltblütigkeit bei solchen Gelegenheiten kennen gelehrt. Als er die Wunde sanft und behutsam untersucht hatte, sah er dem armen Dulder einige Sekunden in's Gesicht, und dann, tief Athem holend und sein Gefühl gewaltsam zurückdrängend, sagte er mit betrübtem Tone: „Mein guter Freund, wenn Ihr noch etwas in dieser Welt zu besorgen habt, so dürft Ihr keine Zeit verlieren, Ihr habt nicht lange mehr zu leben."

Der Verwundete blickte traurig in die Höhe zu seinem Offizier, und sagte mit großem Kummer: „Ich dachte nicht, Sir, daß mein Ende so nahe wäre." Nachdem er sich genau erkundigt hatte, ob noch sonst Jemand durch die Kugel verwundet worden, weil er wußte, daß sie ihm durch den Leib gegangen war, äußerte er den Wunsch, man möchte den Mann herbeibringen, der nach ihm geschossen hatte. Es war ein merkwürdiger Augenblick, als der Mörder vor seinem Opfer stand. „Warum thatest Du das?" sagte der sterbende Krieger mit dem mildesten Tone. „Ich dachte, es wäre der Sergeant", antwortete der Kerl kaltblütig. Auch konnte man später kein anderes Wort über diesen Gegenstand von ihm heraus-

bringen. Wahrscheinlich war er verrückt, obgleich kein Versuch gemacht wurde, dies zu erproben, und er wurde nach wenigen Tagen in der Bucht, dem Schiffe gegenüber, nach dem Urtheil des oberen Gerichtshofes von Madras, in dessen Gerichts-Bezirk das Verbrechen begangen worden war, aufgeknüpft.

Die Schmerzen des Verwundeten ließen, so wie das Blut floß, immer mehr nach, und er bat endlich, man möchte ihm die Gebete vorlesen. Dies wurde von dem ersten Lieutenant, im Beiseyn der anderen Offiziere und der Tischgenossen des Sterbenden, verrichtet. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und erklärte am Schlusse, er fände sich zufrieden und vertrauensvoll, bereit, im Frieden mit der ganzen Welt, und, wie er hoffe, auch mit seinem Schöpfer, zu sterben. Man reichte ihm dann etwas Wein, mit Erlaubniß des Wundarztes, der wohl erkannte, daß Alles bald vorüber seyn müßte. Als er getrunken hatte, rief er: „Ach, das giebt mir ein neues Leben, und doch fühle ich mich matt und betäubt.“ Man ermahnte ihn, zu schlafen. „Ach, es wird ein langer, langer Schlaf werden“, sagte er mit kummervollem Tone; doch gleich darauf, als schämte er sich seiner Schwäche, blickte er rund umher und äußerte mit munterer Stimme seine Zufriedenheit, von allen seinen Offizieren umgeben, zu sterben. „Ich hoffe doch, daß ich meine Schuldigkeit zu Ihrer Zufriedenheit gethan habe, meine Herren!“ — Dies waren seine letzten Worte. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Reflections. (Betrachtungen.) Von John Gisborne. Pr. 6 Sh.

Extracts etc. (Auszüge aus Young's Nachtgedanken und Cicero's Dialogen.) Von W. Danby. Pr. 8½ Sh.

The book of psalms. (Die Psalmen, in reimlosen Versen.) Von G. Musgrave. Pr. 12 Sh.

Strictures etc. (Auszüge aus der Geschichte der Juden.) Von Hirschfeld. Pr. 2½ Sh.

The law of fire and life assurance. (Gesetzliche Bestimmungen über Feuer- und Lebens-Versicherungen.) Pr. 7½ Sh.

F r a n k r e i c h.

Französische Kritik Englischer Dramen. *)

Amedée Pichot über Marlowe's „Jude von Malta.“

(Schluß.)

Wir müssen indeß gerecht seyn, und gestehen, daß Marlowe dem Jodelle eben so überlegen ist, als Shakespear dem Marlowe; man mußte Shakespear seyn, um Marlowe's Eduard II. durch Richard II. zu verdunkeln, und Göthe, um Marlowe's Faust neu zu gestalten. Aber ich will heute nur von dem Juden von Malta sprechen. Indessen werde ich damit beginnen, einige Worte von dem Dichter selbst zu sagen, über den die Biographen uns nur sehr wenige Details geben, nachdem sie sich über das Jahr 1562 als über sein Geburtsjahr verständigt haben.

Zuvörderst hat Marlowe auf den Titel eines Dichters gerechten Anspruch; denn es giebt unter seinen Versen viele, die durch ihre züchtige und reine Eleganz, durch ihre klangvolle Weichheit und durch ihre edle Energie den schönsten Versen Shakespear's nichts nachgeben. Sie figuriren an der Spitze aller Englischen Gedicht-Sammlungen und rechtfertigen einen Theil der Lobsprüche, womit seine Zeitgenossen ihn überhäuften; allerdings scheint es so, als ob zu jener Zeit die Uebertreibung eben so wenig kostete als jetzt, wenn es darauf ankam, dem Ruhm eines lebenden Dichters zu schmeicheln. Heinrich Petowe ging so weit, von Marlowe zu behaupten, seine Verse wären so schön, daß die Leute sich des Nachts wecken ließen, um sie wieder zu lesen und zu durchdenken.

Christoph Marlowe hatte vor Shakespear den Vorzug einer höheren wissenschaftlichen Bildung; er hatte mehrere Jahre in Cambridge studirt; aber man sieht aus seinen Uebersetzungen, daß er, wie alle schönen Geister unter der Regierung Elisabeth's, die zu nackte Einfachheit der Alten durch moderne Wendungen verbessern zu müssen glaubte. Nachdem Marlowe in Cambridge die Grade der Universität erlangt hatte, kam er nach London, und lebte daselbst dem Vergnügen mit jungen Edelleuten und Schriftstellern von Profession. Man lobte ihn als einen guten Gesellschafter und großen Dichter; da aber die Verse zu jener Zeit nicht so viel einbrachten, um die Kosten eines lustigen Lebens zu bestreiten, so wurde er zu gleicher Zeit Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, und bald stutzte er, wie seitdem Shakespear, die ihm zugesandten Stücke nur zurecht, bald arbeitete er selbst ohne fremde Beihülfe. Die Erfolge Marlowe's auf dem Theater vervollständigten seinen Ruf als erster Dichter seiner Zeit. Er wurde deshalb nicht stolzer; er fuhr fort es zu dulden, daß ihn seine Freunde mit dem vertraulichen Diminutiv seines Vornamens, Kit, benannten, und unglücklicherweise besuchte er auch nicht weniger fleißig die Schenken und schlechten Oerter. Eine feile Dirne, die er liebte, gab ihm eine Art von Kammerdiener zum Nebenbuhler, auf den er thörichterweise eifersüchtig war, und dem er, als er ihn eines Tages bei ihr antraf, mit dem Messer zu Leibe ging; dieser Mensch aber warf ihn bei der Vertheidigung dergestalt zu Boden, daß die Klinge des Messers, welches er in der Hand hielt, ihm durch das linke Auge in den Kopf fuhr, an welcher Wunde der arme Kit am andern Morgen, den 1. Juni 1593, starb.

Die damaligen Dichter sprachen mit Schmerz von diesem tragischen Tode, den sie klassischerweise mit dem des Dichters Lykophron verglichen; aber ein puritanischer Theolog sah darin nur das glänzende Beispiel eines Gottes-Gerichts. Ehe wir indessen unsere Glossen über diesen puritanischen Fanatismus von 1593 machen, ist es gut, daran zu denken, daß im Jahre 1822, als man in London den Tod Shelley's erfuhr, der an der Küste von Italien ertrunken war, ein Englisches Journal keinen Anstand nahm, zu erklären, daß Gott in Shelley den atheistischen und gottlosen Schriftsteller bestraft habe. Wenn nach Verlauf von zwei Jahrhunderten der Anglikanismus noch die Anathemata der Zeit Elisabeths nachahmt, darf man sich dann noch darüber wundern, daß diese rein politische Religion Englands Existenz durch Abschaffung der Gesetze, welche die Katholiken vom Parlamente ausschlossen, bedroht glaubte? Darf man sich wundern, daß die bürgerlichen Rechte den Juden noch jetzt verweigert sind?

Als der Puritaner Thomas Beard Marlowe beschuldigte, Moses gelästert zu haben, spielte er ohne Zweifel auf irgend ein unbekanntes Pamphlet an, das die späteren Editoren bei Herausgabe der sämmtlichen Werke des Dichters nicht mit abgedruckt haben. Es konnte sicherlich nicht von seinem Juden von Malta die Rede seyn, der nur ein Pasquill auf die Juden war, und zu dessen Analyse zu kommen, es, wie ich bemerke, die höchste Zeit ist; denn auch ich habe mir diese philosophischen, politischen, mystischen u. s. w. Abschweifungen, welche nach und nach das eigentliche Wesen unserer geschwätzigen modernen Kritik geworden sind, in reichem Maße zu Schulden kommen lassen.

Der Prolog wird von einer merkwürdigen Person gesprochen. Es ist Machiavell, der dem Publikum erzählt, daß er nicht todt ist, daß er so eben von Paris ankömmt, wo er seit dem Tode des Herzogs von Guise nichts mehr zu thun habe, und daß er nur nach England komme, um seine Freunde zu besuchen. Dann, ohne sich die Mühe zu nehmen, seine tiefe Politik, die er für die einzig wahre und einzig vernünftige hält, lange zu vertheidigen, verlangt er, daß man einem Juden einige Aufmerksamkeit schenke, der nur durch Befolgung seiner (Machiavell's) Lehren reich und mächtig geworden sey.

Durch eine so gewichtige Empfehlung eingeführt, finden wir beim Aufziehen des Vorhanges den Juden Barabas allein auf der Bühne; er ist beschäftigt, seine Haufen Goldes zu zählen, und beklagt sich, daß er keinen Platz mehr für alle die Reichthümer habe, die er noch erwarte. Der Wind ist günstig, und er darf daher hoffen, daß die Schiffe, welche er nach Aegypten, Kandien u. s. w. gesandt, bald in Malta einlaufen werden. Er dünkt sich als der glücklichste aller Menschen, weil er sich für den reichsten hält, und die Versprechungen Abraham's als Geiziger auslegend, sieht er die Erfüllung derselben in der Macht des Geldes, welche die jüdischen Kaufleute über die Könige stellen werde. Man glaubt einen unserer modernen Banquiers zu hören, der einen Kongreß gekrönter Häupter unter der Sauve-Garde seiner Anleihen hält. Die Schiffe des Barabas kommen in der That mit vollen Segeln auf der Rhede an; aber man signalisirt zu gleicher Zeit eine Türkische Flotte. Sie steht unter den Befehlen des Selim Calymath, Sohn des Großherrn, der einen zehn Jahre lang rückständigen Tribut einfordern will, den Malta seinem Vater zu bezahlen hat. Calymath bewilligt nur einen Aufschub von zehn Tagen; nach Verlauf dieser Frist wird er wiederkommen, um den Tribut in Empfang zu nehmen. Der Rath der Insel versammelt sich, und entscheidet, daß, da die Summe die Mittel der Einwohner übersteigt, dieselbe den Juden auferlegt werden solle; dies wird natürlich als sehr billig und gerecht angesehen. Man will sich mit der Hälfte der Güter derjenigen begnügen, die das übrige gutwillig herausgeben; dagegen alle Güter derjenigen konfisziren, welche Einwendungen gegen ein so vernünftiges Gesetz machen sollten.“

Alle Juden unterwerfen sich eiligst, Barabas allein widersetzt sich. — Sehr wohl, sagt der Gouverneur, man wende den zweiten Artikel des Dekretes auf ihn an. Barabas will antworten und geht von der Klage zu Verwünschungen über. Man fügt dem Dekrete einen dritten Artikel hinzu, um diese unerwartete Hartnäckigkeit zu züchtigen. Barabas schwört, sich zu rächen. Seine Tochter stürzt ganz außer sich herein. „Abigail“, sagt er, „beruhige Dich, mein Kind, sie glauben, mir Alles genommen zu haben; aber es bleibt mir noch eben so viel, als sie mir geraubt haben. Ich habe meine Edelsteine und Goldbarren sorgfältig versteckt“. — „Aber wo, mein Vater?“ — „In meinem Hause.“ — „Ach! dann vernimm jetzt Dein ganzes Unglück; sie haben sich Deines Hauses bemächtigt, sie haben mich daraus vertrieben und machen es zu einem Nonnenkloster; nur Frauen dürfen Dein Haus künftig betreten.“ — Hier entfährt dem Barabas ein Schrei der Verzweiflung; aber bald ruft er die Politik Machiavell's zu Hülfe. „Abigail, meine Tochter“, sagt er, „Du mußt jetzt Deinen Vater vor dem Elende schützen. Geh' zur Aebtissin, flehe Dich, als ob Du Dich zu ihrer verhaßten Religion bekehrt hättest, erbitte Dir als eine Gnade den Eintritt in das Kloster; und ich werde mich darüber im höchsten Grade erbittert stellen.“

Er macht nun die Tochter genau mit dem Orte bekannt, wo die Schätze verborgen liegen; es gelingt ihr als Novize eingelassen zu werden und dem Vater die geretteten Kostbarkeiten zuzustellen, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Barabas kauft ein noch schöneres Haus als das erste und ist zum Erstaunen der Malteser wieder eben so reich geworden, als er früher war. Seine Tochter verläßt darauf das Kloster und begiebt sich wieder zu ihm.

Nach Ablauf der festgesetzten zehn Tage landet, statt des Selim Calymath, der Spanische Vice-Admiral, Martin del Bosco, der die Türken geschlagen hat und den Maltesern räth, ihnen eben so, wie er, durch Kanonenschüsse zu antworten. Dem Gouverneur von Malta gefällt dieser Rath um so mehr, als die von den Juden erhobene Abgabe ihm zur Befestigung der Stadt gegen die Angreifenden dienen kann. Der Vice-Admiral hat in dem letzten Gefechte viele Gefangene gemacht; man stellt sie auf dem Sklavenmarkte zum Verkauf aus. Unter den Käufern befindet sich auch Barabas, dessen Wahl, nachdem er auf verschiedene gehandelt hat, auf den fällt, der am

wildesten aussieht; es ist ein in Arabien erzogener Thracier. — „Hundert Thaler", sagt Barabas, „das ist ein Spottpreis; er gehört mir, da ist das Geld." — Nach abgeschlossenem Kauf fragt er seinen neuen Sklaven nach Namen und Gewerbe. „Mein Name", erwiedert der Sklave, „ist Ithamore, und mein Gewerbe wird Alles seyn, was Euch gefällt." — „Du hast kein Gewerbe? Wohlan, so höre aufmerksam zu, ich werde Dich eins lehren, das Du nicht vergessen darfst. Zuvörderst befreie Dich von allen den Schwachheiten, die man Mitleid, Liebe, eitle Hoffnung und feige Furcht nennt, und sey bereit, zu lächeln, wenn Du einen Christen stöhnen hörst." — Barabas suchte ein Werkzeug des Hasses und der Rache; er hatte es gefunden; Ithamore verstand ihn. „Oh, wackerer Herr!" ruft er aus, „ich bete Deine Nase an, so sehr entzückt mich, was ich höre." — Barabas, um seinen Sklaven auf die Probe zu stellen, übertreibt nun auf alle Weise seine moralische Ungestalt; und der Sklave überbietet die abscheuliche Beichte, um zu zeigen, daß er würdig ist, in die vorgeschlagene Verbindung einzutreten; und beide sind mit einander zufrieden.

Zwei junge Malteser, die Signori Matias und Ludovico, Söhne des Gouverneurs, haben sich in Abigail verliebt. Barabas zwingt seine Tochter, die Bewerbungen der beiden Freunde zu begünstigen, nährt selbst auf verrätherische Weise ihr eifersüchtiges Mißtrauen und läßt ihnen dann durch Ithamore ein gegenseitiges Herausforderungsschreiben überbringen, deren falsche Unterschriften sie nicht bemerken. Sie schlagen sich und tödten sich gegenseitig. Der Gouverneur hat keine Söhne mehr; aber Abigail liebte den Matias wahrhaft; in ihrer Verzweiflung, selbst seinen Tod veranlaßt zu haben, wird sie mit Abscheu gegen ihren Vater erfüllt; und dieses Mal ist es ihr Ernst, als sie, ihren Glauben abschwörend, in's Kloster zurückkehrt. Barabas, der sich bis jetzt noch zwischen seiner Rache und seiner Vaterliebe theilte, reißt nun diese zweite Leidenschaft aus seinem Herzen und schließt seine zum Christenthum übergegangene Tochter mit in den Haß ein, den er gegen alle Christen nährt. Ithamore soll ihm fortan Alles seyn: Sohn und Erbe. Ithamore, der nur seinem eigenen Triebe folgte indem er seinem Herrn beistand, machte keine Einwendungen gegen das neue Verbrechen, welches ihm Barabas vorschlug. Sie vergiften das ganze Kloster mit einem Gift, das wie der Wein der Borgia wirkt:

Like Borgia wine
Whereof his sire, the pope, was poisoned.

Vor ihrem Tode beichtet Abigail einem Mönche und entdeckt ihm die abscheulichste List, deren Opfer Matias und Ludovico geworden sind. Der Mönch begegnet dem Barabas und giebt ihm zu verstehen, daß er um sein Verbrechen weiß. Aus Furcht, entdeckt zu werden, stellt sich Barabas, als ob er sich taufen lassen wolle und die Absicht habe, alle seine Reichthümer dem Kloster des Mönchs zu schenken, der ihn vollständig belehren würde. Der Beichtvater seiner Tochter und ein anderer Mönch suchen um die Wette diese kostbare Seele für den Himmel zu gewinnen. Barabas bescheidet sie Beide zu sich, erwürgt mit Hülfe Ithamore's den, der sich zuerst einfindet, und stellt ihn aufrecht in einen Gang dicht bei der Thüre, so daß der zweite Mönch in der Dunkelheit glaubt, sein Gegner wolle ihm absichtlich den Weg versperren, und ihm deshalb einen heftigen Faustschlag versetzt, der den Todten umwirft. Barabas und Ithamore laufen herbei und rufen Mord. Der arme Mönch wird verhaftet, verurtheilt und hingerichtet.

Mittlerweile ist Selim Calymath mit neuen Streitkräften zurückgekehrt, und belagert Malta. Eine Buhlerin, Bellamira, beklagt sich, daß die Belagerung ihrem Gewerbe schade, indem dadurch die Fremden verhindert würden, nach der Stadt zu kommen. Sie sinnt deshalb darauf, zu ihrer Entschädigung irgend einen reichen Einheimischen in Contribution zu setzen. Ihr Vertrauter und Gehülfe ist ein gewisser Pilia Borga, ein Glücksritter. Pilia Borga und Bellamira ziehen Ithamore in ihre Netze, und Bellamira weiß den Vertrauten des Juden so zu berauschen, daß er sich rühmt, Barabas, mehr sein Freund als sein Herr, dürfe ihm nichts abschlagen. Er schickt in der That Pilia Borga zu dem Juden, um erst hundert Thaler, dann 200, dann 500, dann 1000, dann 10,000 Thaler von ihm zu verlangen. Der Jude ereifert sich jedesmal, aber er zahlt; und Ithamore fährt fort diese Wechsel auf ihn zu ziehen, die Pilia Borga mit einem ganz eigenthümlichen Anstand einzuziehen weiß. Was Ithamore betrifft, so erscheint derselbe nicht mehr bei seinem Herrn; er bleibt der glückliche Gefangene der Buhlerin, die entzückt darüber ist, in ihm einen andern Jupiter mit seinem Goldregen zu besitzen.

Barabas will endlich wissen, was es mit diesem Saugwerk, das seine Kisten zu erschöpfen droht, für eine Bewandniß hat. Er verkleidet sich als herumziehender Sänger und wohnt unter dieser Maske einer Orgie bei, bei der Ithamore nach einander alle seine Geheimnisse verrathen hat. Bellamira bemerkt einen prächtigen Blumenstrauß an dem Hute des verkleideten Musikanten und bittet ihn darum. Dieser überreicht ihn. Bellamira athmet mit Entzücken die sanften Gerüche der Blumen ein und überreicht dieselben dann an Pilia Borga und Ithamore, welche ebenfalls daran riechen. „Jetzt bin ich gerächt!" sagt Barabas für sich; „die Blumen waren vergiftet". — Pilia Borga wurde gleich darauf von Ithamore wieder zum Juden geschickt, und da er denselben nicht zum Zahlen bereit findet, so geht er sogleich zum Gouverneur und entdeckt Alles.

Die Denunciation führt Pilia Borga, Bellamira, Ithamore und Barabas vor die Richter. Barabas widersetzt sich vergebens den Aussagen solcher Zeugen; er wird nichtsdestoweniger verurtheilt; aber zum allgemeinen Erstaunen wird dem Tribunal, während es berathschlagt, angezeigt, daß der Angeklagte und die Zeugen im Nebenzimmer plötzlich gestorben sind. Da der Urtheilsspruch nur noch an einem Leichnam vollzogen werden konnte, so wird befohlen, den Körper des Juden vor der Stadt auf das freie Feld zu legen, damit er eine Speise der Raubvögel werde.

Von diesen vier so plötzlich Gestorbenen sind aber nur drei wirklich todt. Der Jude, der, wie man weiß, alle Geheimnisse des Machiavell besitzt, hat nur seine Ankläger vergiftet und sich damit begnügt, einen betäubenden Trank zu verschlucken. Er erwacht auf dem Felde, gerade in dem Augenblick, wo die Türken Malta stürmen wollen. Barabas wird anfänglich für einen Spion gehalten; aber er entdeckt sich dem Selim Calymath und macht ihm das Anerbieten, 500 Mann durch einen unterirdischen Gang mitten in die Stadt zu bringen. „Ich nehme Deinen Antrag an", sagt Selim, „und wenn Du wahr gesprochen hast, so ernenne ich Dich zum Gouverneur." — „Wenn ich Euch betrüge", entgegnet Barabas, „so laßt mich tödten." Einige Stunden darauf hatten die Türken durch Hülfe des Juden Malta erobert und alle Christen zu Gefangenen gemacht.

Calymath erfüllt sein gegebenes Versprechen. Barabas, der Verfolgte, der zum Tode Verurtheilte, der Jude, ist Gouverneur von Malta. Man erwartet nun grausame Repressalien von seiner Seite; aber dieser große Politiker, endlich zur Macht gelangt, weicht, wie so viele Andere, vor den Verlegenheiten des Erfolges zurück. Was nützt es ihm, denkt er, Unterthanen zu haben, wenn er sie durch Unterdrückung und Grausamkeit zu einer Empörung anreizt, die der neuen Größe leicht ein Ende machen könnte? Das Meisterwerk seines Machiavellismus würde seyn, wenn er friedlich die ihm von den Türken übergebene Herrschaft behaupten könnte.

Um sich die Christen zu Freunden zu machen, bietet ihnen dieser Mensch, der von Verrath gelebt hat, noch einen Verrath an; er versammelt die vornehmsten Einwohner von Malta und verspricht ihnen, sie noch vor Ende des Tages von ihren Siegern zu befreien. Die Christen, in ihrer Dankbarkeit, sichern ihm seine jetzige Stelle und einen ersten Tribut von einer Million zu, indem sie ihm versprechen, daß er für alle seine Verluste außerdem reichlich entschädigt werden solle. Was thut Barabas? Er ladet Selim Calymath und seine ganze Armee zu einem Mahle ein. Es sollen die Truppen durch eine Mine in die Luft gesprengt werden, Selim und die Offiziere aber durch eine im Saale angebrachte Vorrichtung mit dem Boden desselben versinken und in heißes Wasser stürzen. Durch Verrath des vormaligen Gouverneurs wird aber der Jude in seiner eigenen Schlinge gefangen. Selim wird gerettet und Barabas stürzt in den Kübel voll siedenden Wassers, den er für die Türken bestimmt hatte. Aus dem Wasser heraus verwünscht er seine Feinde bis zum letzten Athemzuge.

Das ist doch gewiß ein theatralischer Tod, ein wahrhaftes Seitenstück zu dem Scheiterhaufen der Wittwe von Malabar. Einen lebendigen Juden auf dem Theater in Wasser sieden, würde noch heute, wie zu den Zeiten Marlowe's, eine herrliche Wirkung machen. Malta fällt von neuem in die Hände der rechtmäßigen Besitzer, und Selim Calymath bleibt mit allen seinen Truppen in der Gefangenschaft.

Dieses Drama hat, trotz dem, daß es eigentlich nur eine unnatürlich ausschweifende dialogisirte Geschichte ist, doch sehr dramatische Situationen und Scenen von der größten Wirkung. Es ist nicht das beste Stück von Marlowe; Shakespear würde kaum die Idee zu seinem Shylock daraus entnommen haben, wenn ihm nicht noch eine Italiänische Novelle Stoff zu seinem Juden gegeben hätte. Als Drama ist Eduard II. bei weitem vorzuziehen; aber besonders verdient der „Faust" von Marlowe gekannt und selbst mit Goethe's Faust verglichen zu werden. Ich komme vielleicht auf eine Skizze desselben zurück.

Napoleon und der Orient.

Von A. Delaborde.

Im zweiten Bande der Memoiren des Herrn von Bourienne befindet sich eine Unterredung des Herausgebers mit Napoleon während der Belagerung von Saint Jean d'Acre. „Wir Beide gingen", so erzählt er, „fast jeden Abend in geringer Entfernung von der Küste spazieren. Am Tage nach dem bekannten fruchtlosen Sturme sagte mir Bonaparte, den das unnütz vergossene Blut so vieler Tapferen betrübte: „„Ja, Bourienne, dieses armselige Nest hat mir viele Zeit und viele Leute gekostet; allein es ist schon zu weit gekommen, als daß wir eine letzte Anstrengung scheuen sollten. Gelingt mein Unternehmen, wie ich glaube, so werde ich in der Stadt die Schätze des Pascha und Waffen für 300,000 Mann finden. Ich bewaffne dann ganz Syrien, dessen Bevölkerung die Grausamkeit Dschezzar's in solchem Grade erbittert hat, daß Sie gehört haben, wie man bei jedem Sturme seinen Fall von Gott erflehte. Ich marschiere gegen Damaskus und Aleppo. Ich verstärke meine Armee auf dem Zuge durch's Land mit allen Unzufriedenen; dem Volke verkünde ich die Abschaffung der Sklaverei und der tyrannischen Regierung der Pascha's. Mit bedeutender Heeresmacht erscheine ich vor Konstantinopel. Ich stürze das Türkische Reich. Ich begründe im Orient ein neues und großes Reich, das meinen Ruhm bei der Nachwelt befestigen wird, und vielleicht werde ich über Adrianopel und Wien nach Paris zurückkehren."" Nach einigen Bemerkungen, die ein so großartiger Plan mir eingab, nahm er wieder das Wort: „„Sehen Sie nicht, daß die Drusen nur die Einnahme von Acre erwarten, um sich zu erheben? Hat man mir nicht schon die Schlüssel von Damaskus angeboten? Vor der Erstürmung dieser Mauern will ich sie nicht annehmen, weil mir das große Damaskus in diesem Augenblick nichts helfen kann. Durch die Operation, die ich beab-

fichtige, schneide ich den Bey's von Aegypten jede Hülfe ab und sichere jene Eroberung.“““

Diese Rede, die einem Traum oder einer fabelhaften Geschichte gleicht, ist nur die Darlegung eines Projektes, dessen Ausführung vielleicht weniger Talent, als die Entwerfung Genie erforderte. Dem riesenhaften Unternehmen war durch die damalige allgemeine Stimmung der Gemüther im Orient bedeutender Vorschub geleistet. Es bot noch weniger wesentliche Hindernisse, als die Revolution vom 18. Brumaire in Frankreich, die in der Phantasie des unternehmendsten Sterblichen seine Stelle eingenommen zu haben scheint.

In der That, sobald Napoleon Acre, das mehr noch als der einmal dafür geltende Central-Punkt, denn als militairischer Posten, den Schlüssel Syriens bildete, in Besitz genommen haben würde, wäre er auch zum Libanon vorgedrungen, wo 30—40,000 Christen nur seine Ankunft erwarteten, um sich ihm anzuschließen, oder vielmehr, um einen unabhängigen Staat, ein neues Königreich Jerusalem zu gründen, das seinen neuen Operationen zur Basis diente. Unbesorgt wegen der Länder, die er im Rücken ließ, mit Munition und Lebensmitteln zum Ueberfluß versehen, erschien er vor den Mauern von Damaskus, wo er schon Einverständnisse angesponnen. Ein Truppen-Corps, das er längs der Küste von Acre bis Tripoli marschieren ließ, hätte wenig Widerstand gefunden. Zu seiner Rechten konnte ihn nichts beunruhigen; im Gegentheil würden sich zahlreiche Völker mit ihm vereinigt haben, um seinen Ruhm und seine Eroberungen zu theilen.

Der Emir der Drusen war schon in Napoleon's Lager und erwartete nur das Ende der Belagerung, um sich und sein ganzes Volk zu Gunsten Bonaparte's zu erklären. Erst nach dem letzten Sturme bestieg dieser Krieger trauernd sein Pferd und ritt in seine Berge zurück; 20—30,000 wohlgerüstete Leute seiner Nation waren bereit gewesen, ihm zu folgen. Der Scheich von Hauran hatte Bonaparte 3—4000 Reiter geschickt. Durch Vergleiche mit den Oberhäuptern des großen Arabischen Stammes, der in der Wüste von Bagdad herrscht, dehnte er seine Herrschaft am Euphrat und Tigris aus und sicherte die Straße von Aleppo nach Damaskus. Die letztere Stadt endlich, vielleicht die schönste und volkreichste im ganzen Osmanischen Staate, gab ihm Mittel an Händen, eine neue Lehre, ein neues System zu schaffen, welches, den Koran zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführend, die Völkerheere, die dem Islam huldigen, an ihren neuen Gesetzgeber fesselte. Alle aufgeklärte Orientalen wünschten diese weise Reform, um die Faulheit, die Unwissenheit und überhaupt den ganzen alten Schlendrian zu verbannen, der jene schönen Gefilde elend und öde macht.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß der Koran, richtig ausgelegt, der Aufklärung und Civilisation entgegenwirke. Waren die Spanischen Araber im Mittelalter nicht das gebildetste Volk jener Zeit? Die Schüler des Averroes und Avicenna, die Uebersetzer des Aristoteles, Männer, so geschickt im Landbau und in allen Arten der Industrie, waren sie nicht Anhänger und selbst enthusiastische Verehrer des Korans? Und sehen wir nicht heutzutage, wie leicht dieser Glaube den Neuerungen sich anbequemt, seitdem Männer von Charakter und Genie ihn ihren Projekten dienen lassen? Mehmed Ali in Aegypten bot zuerst das Beispiel gegeben und bewiesen, daß alle Künste Europa's auf dem Boden heimisch werden könnten, der sie bis jetzt zurückgestoßen. Der Großherr ist mit gleichem Erfolg in seine Fußstapfen getreten. Das Studium der Anatomie, welches den Gewohnheiten der Morgenländer und sogar dem Texte des Koran zuwider, wird jetzt in Aegypten und Konstantinopel eifrig gepflegt. Europäische Disziplin herrscht in den Osmanischen Heeren, Ordnung in den Finanzen, Emsigkeit in den Manufakturen. Mehmed Ali und Mahmud sind nur noch die Häupter ihrer Unterthanen, die Feldherren ihrer Truppen, statt, wie ehemals, die erniedrigten Tyrannen einer sklavischen Nation und die mysteriösen Priester eines grausamen Dogma's zu seyn, das sie den Blicken der Menschen verbarg.

Was die Zeit und der ausgezeichnete Charakter dieser beiden Männer hervorbringen, das vermochte Napoleons Genius dreißig Jahre früher. An der Spitze eines verjüngten Volkes konnte er auf dem Wege Alexander's über den Taurus vorrücken und in der Ebene von Konieh mit einem Heere erscheinen, das aus einer Französischen Phalanx und ausländischen Hülfstruppen bestand, wie vordem die Heere des Hannibal und Pyrrhus. Dreißigtausend Turkmanen, die am östlichen Abhang des Taurus leben, würden gleichfalls beigetreten seyn, und nur die Menge hätte ihn verlegen gemacht. Man hat bemerkt, die Türken lagerten bloß in Europa; das thun sie in ihrem ganzen Reiche, wo sie in sehr geringer Minorität sind; in ganz Syrien giebt es nicht zehntausend Türken. Dort spricht die ganze Bevölkerung fast nur Arabisch, und ohne das Band der Religion, ohne den Gehorsam, der ihrem Großherrn als Nachfolger des Propheten zukommt, würden diese Länder schon lange unabhängig seyn. Damals war Klein-Asien unter mehrere große Lehnsträger vertheilt, von denen die mächtigsten sich als unabhängig betrachteten. Man konnte sie leicht entweder in ihrer Gewalt bestätigen, oder einzeln vernichten; denn Keiner war fähig, der geringsten Armee zu widerstehen, und endlich lieferte eine einzige den Janitscharen von Konstantinopel gelieferte Schlacht Bonaparte die Heimat und die Gräber der Familie Osman's.

Ein neuer Moses, würde er, auf demselben Wege von Aegypten aufbrechend, das gelobte Land besetzt und bald überschritten haben. Ein neuer Alexander, wäre er, nach Einnahme der Städte Tyrus und Sidon und des ganzen Küstenstriches von Syrien, durch den Issus und über den Taurus auf die Straße gekommen, die Xerxes zum Hellespont führte. Vor Allem aber würde er, als neuer muselmännischer Prophet, oder vielmehr als Reformator des Propheten, jene Umwandlung der Sitten und Ideen bewirkt haben, die wir heutiges Tages an den zwei Polen des großen Reiches zu gleicher Zeit gewahren. Was hätte diese Eroberung der Welt im umgekehrten Sinne für Folgen gehabt? Was konnten Frankreich, Europa, die Menschheit davon erwarten? Das ist schwer zu sagen. Ein Urtheil über die Geschichte der Vergangenheit ist schon schwierig; wie könnten wir vollends den Roman derselben würdigen? (F. F.)

Bibliographie.

Le centenaire. (Der Hundertjährige.) Dramatisch-kritischer Roman. Von E. Jouy. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Caliban. — Von den St. Simonisten Duveyrier, Menestrier und Poujat. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Essai sur l'ogive. (Ueber den Ursprung und die Entwickelung der Gothischen Baukunst u. s. w.) Von Ch. Mailloud de Chomburr. 4. Mit 3 Abbildungen.

Histoire etc. (Louis Lambert's geistige Entwickelungs-Geschichte.) Von Balzac. Pr. 5 Fr.

Histoire de Napoléon. (Geschichte Napoleons.) Nebst einer Gedächtniß-Tabelle der vornehmsten Ereignisse seines Lebens. Von Frau von St. Ouen. Pr. 8 Fr.

Mannigfaltiges.

— Durchsichtigkeit des Meeres am Nord-Kap. Nichts ist überraschender und reizender, als die Durchsichtigkeit des Wassers in den nördlichen Meeren. Indem wir langsam über die Oberfläche hinglitten, sahen wir deutlich den Grund, der insgemein aus weißem Sande gebildet ist. Selbst an solchen Stellen, wo die Tiefe 20 bis 25 Faden betrug, waren die kleinsten Gegenstände sichtbar. Die Fläche des Oceans war ruhig; kein Lüftchen kräuselte die Wellen, und kaum zeichnete der Ruderschlag Furchen, die gleich wieder hinschwanden. Ueber das Verdeck mich lehnend, betrachtete ich mit freudigem Staunen die Landschaften unter dem Meer, welche langsam vor meinen Blicken vorübergingen. Da, wo der Grund sandig war, unterschied man die verschiedenen Gattungen Seesterne und Echiniten, ja, die kleinsten Muscheln, mit bloßem Auge in bedeutender Tiefe. Das Wasser schien zugleich die Wirkung eines Mikroskop und die eines Teleskop hervorzubringen, indem es die Gegenstände näher rückte und vergrößerte. Wir setzten unsere ruhige Fahrt weiter fort, und gewahrten sehr tief unter uns die steilen Abhänge eines Berges, der zu unserem Boote emporstrebte; sein Fuß war ohne Zweifel einige Meilen tief im Meeresgrund verborgen. Obgleich wir immer horizontal fortruderten, so ließ uns doch eine seltsame Täuschung glauben, daß wir längs dieser Höhe aufwärts stiegen; und als wir über den Gipfel wegfuhren, der nur einige Fuß tief unter dem Boote zu seyn schien, und den Abhang erblickten, der an dieser Seite senkrecht abgeschnitten war, glaubten wir, von der Zinne des Berges in den Schlund hinabstürzen zu müssen, der zu unseren Füßen sich aufthat; ein plötzlicher Schrecken nöthigte uns, anzuhalten. Dann fuhren wir weiter über einem mit Wäldern und Wiesen bedeckten Meeresboden, der uns von Tausenden unbekannter Thiere bewohnt schien. Oefter sah ich sogar große Fische von ungewöhnlicher Gestalt aus den Gesträuchen hervorschillern oder in dieselben hineinschlüpfen, ohne auch nur etwas von dem zu ahnen, was über ihnen vorging. Noch weiter, in dem Maße, als wir vorwärts ruderten, war der Grund nicht mehr sichtbar und die magische Landschaft verlor sich endlich in den dichten azurnen Wogen des Oceans.

(Zoological Magazine.)

— Türkische Schiffs-Scenen. Es galt nun, zu handeln, und ein Dutzend Stimmen sprachen durch einander. Der Spaßmacher sagte sarkastisch: wenn wir loskämen, würde kein Schiff mehr festsitzen. — Der prophetische Narr! — Der Ober-Mundschenk meinte, es wäre zu finster, um etwas sehen zu können. Der Tabacks-Lieferant bemerkte, der Regen möchte der Gesundheit Seiner Hoheit des Kapudan Pascha schaden. Allein, Seine Hoheit war schon naß wie ein Pudel und, was schlimmer war, ganz außer sich. Er lief von einem Gange in den anderen, ein Glas in der einen Hand und in der anderen ein Sprachrohr; zwei Offiziere hielten den Saum seines Kleides in die Höhe. Ich hätte es keinem rathen mögen, ihm jetzt auf den Fuß zu treten. Er wäre im Stande gewesen, zu sagen: Werft ihn über Bord! und über Bord hätte man ihn geworfen. Nie sah ich eine sonderbarere Scene, als sich mir auf unserem Verdecke beim Leuchten eines Blitzes zeigte. Nur der Koch fehlte noch, um die Versammlung vollständig zu machen, und siehe, er kam richtig, drängte sich durch den Haufen und gab seinen Rath mit dazu. — Ein ander Mal zerriß ein heftiger Windstoß unser Segelwerk und brachte die Flotte in große Unordnung. Ich trat daher vor den Kapudan Pascha, der in einem Zustande nervöser Aufregung aus seinem Loche herausgekrochen kam, und sagte ihm, daß, wenn man nicht mehr Vorsicht gebrauchte, das Schiff nächstens einmal des Nachts zu Grunde gehen würde, ohne daß er selbst wüßte, wie. Dies brachte ihn in große Wuth, und er befahl, man sollte den schuldigen Offizier ohne Weiteres in die See werfen. Dieser wurde ergriffen und wäre einen Augenblick später, zur Strafe, daß er kein guter Seemann war, im buchstäblichen Sinne zum Seemann geworden, hätte ich nicht, erschrocken über die schnelle Wirkung meiner Klage, mich ins Mittel gelegt und ihn losgebeten.

(Slade's travels.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 15. März 1833.

Frankreich.

Die letzten Augenblicke des Herzogs von Montmorency, (30. Oktober 1632.)

Aus der Revue du Midi. *)

Ludwig XIII. kam am 22. Okt. mit der Königin, dem Kardinal, dem Marschall von Schomberg und dem Großsiegelbewahrer Chateauneuf in Toulouse an. Der Einzug des Hofes gab zu keiner Festlichkeit Anlaß; ein einziger und trüber Gedanke beschäftigte alle Gemüther. Im Begriff, den größten Staatsstreich seines Lebens zu vollführen, verlor Richelieu keinen Augenblick, um den Schrecken um sich her zu verbreiten, dessen er bedurfte. Die Stadt wurde von den Königlichen Truppen, 10,000 an der Zahl, besetzt. Die Schweizer bemächtigten sich des Arsenals und selbst des Stadthauses, aus dem die Municipal-Beamten vertrieben wurden. Das Garde-Regiment besetzte die Thore, deren Schlüssel dem Könige überliefert wurden, und das Regiment Navarra lagerte sich in den Vorstädten. Endlich wurden alle Einwohner ohne Ausnahme gezwungen, Soldaten zur Einquartirung bei sich aufzunehmen, was ein unerhörter Eingriff in ihre Privilegien war.

Das Parlament erschien in feierlichem Aufzuge, um den König zu begrüßen. Ludwig nahm den ersten Präsidenten bei Seite und erklärte ihm, daß er seine Abtheilung auserwählt habe, um unter dem Vorsitz des Großsiegelbewahrers den Herzog von Montmorency zu richten. Dies war ohne Beispiel, daß ein Parlament anders als von einem Kanzler präsidirt werden sollte. Man wagte einige Vorstellungen; aber der König erwiederte, daß er es so wolle, und damit war Alles gesagt. So verschwand überall der alte Geist der Freiheit vor dieser neuen Macht der Monarchie, welche von einem unbeugsamen Minister gegründet und ausgeübt wurde. Die Vernichtung der Unabhängigkeit eines Parlamentes und einer alten Municipalität war für Richelieu das Vorspiel zur Hinrichtung des vornehmsten Französischen Edelmannes, und so demüthigte er mit Einem Schlag den Adel, die Bürgerschaft und die Magistratur, diese drei großen Staats-Gewalten.

Er entfernte zu gleicher Zeit sorgfältig die Verwandten und Freunde des berühmten Angeklagten von der Person des Königs. Der Herzog von Ventadour, Neffe von Montmorency, wurde auf seine Güter verwiesen. Die Prinzessin von Condé, seine Schwester, welche in höchster Eile ankam, erhielt vor den Thoren von Toulouse den Befehl, ihre Reise nicht weiter fortzusetzen. Der Prinz von Condé beobachtete ein feiges Stillschweigen, und als es der Herzog von Angoulême wagte, sich schriftlich zu Gunsten des Marschalls zu verwenden, sagte Richelieu stolz: „Worein mischt sich Herr von Angoulême? Es handelt sich hier um den Dienst des Königs und nicht um Familien-Angelegenheiten.“ Um die Höflinge zum Schweigen zu bringen, vertheilte er vor dem Urtheil die Güter des unglücklichen Herzogs unter sie. Der Marschall von Schomberg, der ihn bei Castelnaudary gefangen genommen hatte, erhielt für seinen Theil das Gouvernement in Languedoc. Der Marquis von Brezé, der ihn vom Schlosse Lectoure abgeholt hatte, erhielt den Marschallsstab. Es war dies nicht das erste Mal, daß Ludwig XIII. dergleichen Dienste durch die höchste militairische Würde belohnte.

Alles war demnach bereit, der König umstellt, die Stadt in Respekt gehalten, das Parlament zum Schweigen gebracht, als der Herzog von Montmorency am 27. Oktober, unter der Begleitung von acht Compagnieen Kavallerie, die die Pistolen in der Hand hielten, eintraf. Herr von Brezé hatte ihn im Schlosse Lectoure gefunden, wie er aus dem Fenster den heiteren Spielen der Winzer zusah. Er bat nur um die nöthige Zeit, seine Wunden verbinden zu lassen, und reiste ab. Der Marquis setzte sich mit seinem Gefangenen in denselben Wagen; aber vor den Thoren der Stadt angekommen, stieg er aus, ließ die Thüren verschließen und folgte zu Pferde. Die Musketiere des Königs erwarteten den Wagen mit brennenden Lunten; sie umzingelten und geleiteten ihn bis zu dem Stadthause. Dort wurde der Herzog dem Lieutenant der Leibwache, von Launay, übergeben, und der neue Marschall erstattete dem Könige, oder vielmehr dem Kardinal, dessen Schwager er war, Bericht über seine Sendung.

Als Montmorency in das Stadthaus eintrat, sah er zuerst die Leichname zweier Garde-Offiziere, welche sich im Duell getödtet hatten. Der eine war sein Freund, der andere sein Verwandter. Der Kardinal in seiner furchtbaren Strenge, ohne Mitleid mit Duellanten, hatte sie dort hinbringen lassen, um gerichtlich gegen ihre entseelten Körper verfahren zu lassen. Der Herzog erkannte sie; er ging bei ihnen vorüber, ohne dem Anschein nach von diesem Bilde des Schicksals, das ihn selbst erwartete, erschüttert zu seyn. Man führte ihn in eine kleine Kammer, die auf Kosten der Stadt sorgfältig möblirt war, und deren Fenster mit eisernen Gittern versehen waren. Die Kommissarien des Parlaments begaben sich noch an demselben Tage zu ihm, um ihn zu vernehmen. „Meine Herren“, sagte er ihnen, „Sie sind nicht meine natürlichen Richter, und ich könnte mich weigern, Ihnen Rede zu stehen; da aber der König will, daß ich antworten soll, so werde ich es thun. Ich heiße Heinrich von Montmorency, bin Herzog, Pair und Marschall von Frankreich und Pathe des verstorbenen Königs. Ich bin mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden.“

Alle diese Worte deuteten auf männliche Entschlossenheit. Er hatte schon gesagt, indem er eine rechtfertigende Denkschrift, welche ihm seine Schwester hatte zustellen lassen, zerriß: „Mein Entschluß ist gefaßt; ich verstehe es nicht, mein Leben durch Ausflüchte zu erkaufen.“ Diese ritterliche Unterwerfung unter den Willen des Gebieters kam den Plänen des Kardinals herrlich zu statten, der sich gegen Leute, die er verderben wollte, aus Allem eine Waffe zu machen wußte. Um in der Seele des Marschalls die Gefühle der Ehre, welche damals dem ganzen Französischen Adel gemeinschaftlich waren, und die Macht der Selbstverleugnung eines ächten Christen noch mehr zu steigern, gab Richelieu dem auserwählten Opfer zum geistlichen Tröster einen Jesuiten, Namens Arnoux, welcher Beichtvater des Königs gewesen war. Dieser Mann, mit aller Schlauheit seines Ordens und mit der bereitwilligen Dienstbarkeit eines höfischen Priesters ausgerüstet, führte seinen Auftrag getreulich aus. Der Tod Montmorency's wurde dadurch schöner, aber er wurde auch sicherer, und wenig kümmerte es den Minister, ob sein Feind mit Ruhm starb, wenn er nur starb.

Die Bestürzung war allgemein. Herr von Montchal, der Erzbischof von Toulouse, ließ das heilige Sakrament in allen Kirchen ausstellen und ordnete 48stündige Gebete an. Die anderen Bischöfe der Provinz folgten seinem Beispiel. Die religiösen Brüderschaften hielten öffentliche Prozessionen. Die Altäre wurden von Gläubigen belagert, welche von Gott das Leben des Herzogs von Montmorency erflehten. Trotz der militairischen Vorsichts-Maßregeln des Kardinals fanden Bewegungen unter dem Volke statt. Eine lärmende Menge drängte sich unter den Fenstern des Palastes und rief: Gnade! Gnade! „Sire“, sagte der Marschall von Chatillon bei dieser Gelegenheit zum Könige, „erbarme sich Ew. Majestät dieses armen Volkes, welches Ihre Gnade zu Gunsten des Herzogs von Montmorency anruft.“ — „Herr Marschall“, antwortete Heinrich's IV. Sohn, der das Mutter-Erbtheil der Medici's, nicht aber das Herz seines Vaters sein nannte, „wenn ich den Wünschen des Volkes folgte, so würde ich nicht als König handeln.“

Ludwig hatte noch den Muth, in einem solchen Augenblick zu scherzen. „Ich glaube“, sagte er, sich zu einem der Höflinge wendend, „Herr du Chatelet würde einen Arm darum geben, um den Herrn von Montmorency zu retten.“ — „Beide wollte ich verlieren, Sire“, entgegnete der treue Diener, „um Ihnen einen zu erhalten, der Schlachten für Sie gewonnen hat.“ Bald darauf sah man den Herzog von Epernon erscheinen. Es war ein Greis von 80 Jahren, eine lebendige Ruine des vorigen Jahrhunderts und des alten Adels, der ausdrücklich von Bordeaux gekommen war, um einen Versuch zur Rettung des reinsten Französischen Blutes zu machen. Er wurde von den Höflingen mit einem feierlichen Stillschweigen begrüßt. Er warf sich dem Könige zu Füßen, benetzte seine Hände mit rührenden Thränen, rief ihm die Dienste des Marschalls und seiner alten Familie in's Gedächtniß zurück. „Ich selbst“, rief er aus, „und Herr von Richelieu, als wir uns zur Partei der Königin, Ihrer Mutter, schlugen, bedurften der Gnade, welche ich jetzt anflehe“ — Bei dem Namen Richelieu schlug der König die Augen zu Boden und antwortete nichts. „Sire“, sagte darauf der edle Greis, indem er sich mit ehrfurchtsvollem Unwillen erhob, „ich bitte um die Erlaubniß, nach meinem Gouvernement zurückkehren zu dürfen.“ — „Sehr gern“, erwiederte der König, „ich selbst denke, mich nicht lange hier aufzuhalten.“ — Bei diesen Worten sah Jeder ein, daß alle Hoffnung verschwunden und daß der Herzog verloren sey.

Am 30sten um 3 Uhr Morgens fingen die Königlichen Truppen an, sich in tiefer Stille auf den öffentlichen Plätzen und in den

*) Einer seit Kurzem in Toulouse erscheinenden Zeitschrift.

wäre. Wenn dem so sey, fügten Ihre Herrlichkeiten hinzu, so ging's aus meinem eigenen Bericht hervor, daß ich eine falsche Musterrolle geführt, indem ich kein R. bei seinem Namen gesetzt hätte. — Da war die Bescheerung! Die schreckliche Aussicht auf ein Kriegs-Gericht schwindelte mir vor den Augen herum, und noch dazu wegen einer falschen Musterrolle, als hätte ich das Vorhaben begünstigt, Seine Majestät um drei Wochen Traktament zu betrügen.

Ich gab natürlich in meiner Antwort der Sache die möglichst beste Wendung, das heißt, ich stellte den Fall einfach und der Wahrheit gemäß dar. Da jedoch der Sergeant, so strafbar er auch seyn mochte, offenbar durch meine Schuld verhindert wurde, bei der Musterung zu erscheinen, so konnte ich auf keinen Fall zugeben, daß ein R. bei seinem Namen gesetzt werden müsse. In der That hätte ich eher eingewilligt, meine Stelle zu verlieren, als in diesem Punkt nachgegeben.

Ich machte keinen weiteren Versuch, mein Betragen zu rechtfertigen, noch weniger ließ ich es mir einfallen, den mit dem Spanischen Gouverneur eingegangenen Vergleich zu vertheidigen, welchen Ihre Herrlichkeiten so sehr mißbilligten. Mehrere meiner Kameraden zu Portsmouth, welche ich zu Rathe zog, redeten mir zu, ich sollte den Brief des Ober-Befehlshabers, der sich so billigend über mein Benehmen in dieser Sache aussprach, einsenden; allein ich konnte mir von diesem Schritte nichts Gutes versprechen. Hätte ich den Brief gleich meinem ersten Berichte beigelegt, so möchte ich vielleicht einem Theil des „derben Wischers", den ich erhielt, entgangen seyn, allein jetzt konnte die spätere Billigung des Befehlshabers meiner Verhandlung mit dem Spanischen Gouverneur, über welche die Regierung allein Richter war, keinen anderen Charakter geben, und ich hätte durch Einsendung des Briefes nur den Kommodore in den Handel verwickelt, ohne mir selbst herauszuhelfen. So badete ich es denn allein aus und der Sturm ging unmerklich vorüber. — (Capitain Hall geht hier noch in weitläuftige Erörterungen über die Verantwortlichkeit der See-Offiziere und das in schwierigen Fällen zu beobachtende Benehmen ein und kehrt, nach dieser Abschweifung, zu den „Rothröcken" zurück.)

Während der furchtbaren Meuterei auf dem „Nore" blieben die See-Truppen bekanntlich bis auf den letzten Mann ihrer Pflicht treu und wichen auch keinen Augenblick von der strengsten Loyalität ab. Wahrscheinlich war es in Folge ihrer trefflichen Aufführung bei dieser wichtigen Veranlassung, daß sie nach dem Frieden die ruhmvolle Benennung „Königliche See-Truppen" erhielten, die sie noch jetzt führen. In der „London Gazette" vom 1. Mai 1802 heißt es: „Sr. Majestät gereicht es zu großem Vergnügen, hiermit zu befehlen, daß das Corps der See-Truppen, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste während des letzten Krieges, künftig „Königliche See-Truppen" genannt werden soll."

Bei einer spätern Meuterei, am Bord einer Fregatte, zeigten sie sich dieser Ehre würdig. Der Capitain gehörte zu jener jetzt glücklicher Weise ausgestorbenen Klasse von Offizieren, deren Haupt-Ansehen sich auf Strenge gründet. Diese wurde so weit getrieben, daß endlich, wie es scheint, eine wirkliche Empörung ausbrach und die Schiffs-Mannschaft, tobend, aber dem Anscheine nach mit entschlossenem Muthe, sich auf das Verdeck begab. Höchst merkwürdig ist es, daß dieselbe finstere Strenge, welche die Matrosen zur Empörung trieb, auch gegen die Schiffs-Soldaten ausgeübt wurde, ohne ihr Pflichtgefühl auch nur im geringsten zu schwächen. So groß war bei ihnen die Macht der Gewohnheit und Disziplin, daß, als der Capitain ihnen befahl, anzurücken, sie sich augenblicklich auf dem Verdeck in Reihe und Glied stellten. Auf weiteren Befehl luden sie scharf und pflanzten das Bayonett auf. Wäre dieses Corps jetzt zum Verräther geworden, so war Alles verloren; allein der Capitain, welcher bei allen Fehlern seines Temperaments und allen seinen irrigen Ansichten ein tapferer Mann und heller Kopf war, rechnete mit gutem Grunde auf ein anderes Resultat. Zuerst wandte er sich zu den Meuterern und rief laut: „Ich bin sogleich bei Euch." Dann, sich zu den Soldaten wendend, sagte er mit dem Tone vollkommenen Vertrauens und so leicht hingeworfener Frage, daß sie die Antwort selbst mit sich führte: „Ihr wollt also mit König und Vaterland halten?" Die so angeredeten Soldaten sagten nichts, sondern griffen mit entschlossener Miene nach ihrem Gewehr. Dies war gerade eine jener Gelegenheiten, wo Schweigen die deutlichste Zustimmung ausdrückt. Der Capitain, überzeugt, daß, wenn er sich selbst jetzt nicht verließe, die Soldaten auch nicht von ihrer Pflicht weichen würden, rief: „Dann, brave See-Soldaten, scheren wir uns den Henker um die Blaujacken", und damit schritt er vorwärts, faßte zwei der Haupt-Rädelsführer bei der Gurgel und, indem er mit einer Donnerstimme den übrigen zurief, sie sollten den Augenblick das Verdeck räumen, übergab er die bestürzten und verlassenen Uebelthäter dem Schiffsmeister, der sie sogleich in Eisen legen ließ, — und die Meuterei war zu Ende.

Das traurige Ende dieses hochherzigen, aber zu strengen Mannes bietet Leuten von jedem Range und jedem Dienste eine traurige, aber gewichtige Lehre dar. Er war nicht weniger durch Tapferkeit ausgezeichnet, als durch unvernünftige Strenge bei der Bestrafung, und obgleich er seine Leute auf die gefühlloseste Art gequält haben soll, so war doch der einzige Zweck seines ganzen Verfahrens, sein Schiff zum tapferen Kampfe tauglich zu machen. Man weiß, daß es der höchste Wunsch seines Herzens war, auf einen Feind von gleicher oder überlegener Macht zu treffen, um zu beweisen, wie wirksam, wenn auch unpopulair, sein System der Strenge wäre. Der glückliche Ausgang der neulichen Meuterei und sein wohlbegründetes Vertrauen auf seine eigenen Hülfsquellen ließen ihn glauben, daß er über die Dienste seiner Leute nicht bloß bei gewöhnlichen Gelegenheiten, sondern auch in Augenblicken der höchsten Noth gebieten könne. Hierin lag aber sein großer Mißgriff. Der Gehorsam, den er durch die Peitsche erzwang, ging nicht von Herzen, und als der Augenblick kam, wo das Argument der Gewalt nicht mehr angewendet werden konnte und das Bajonett der See-Soldaten nicht mehr schreckte, erhielt er in blutiger Schrift die bitterste Lehre vergeltender Gerechtigkeit, die vielleicht je ein Offizier seit dem Beginn des See-Dienstes erhalten hat.

Die Fregatte unter dem Kommando dieses muthigen Offiziers machte, von Isle de France aus, in Begleitung eines anderen Schiffes, Jagd auf zwei Französische Fregatten. Da sein Schiff weit besser segelte, als dessen Gefährte, so war er ihm bald voraus, und fand sich allein dicht bei dem Feinde. Die Franzosen, als sie nur Ein Schiff in ihrer Nähe und das andere weit zurück sahen, kürzten die Segel und bereiteten sich auf den Angriff, den sie jedoch kaum von einem einzigen Schiffe erwarteten. Allein sie kannten nicht den muthigen Geist ihres Feindes, der unstreitig einer der tapfersten Offiziere in der Marine war. Da er die Französischen Fregatten auf Schußweite sah, und wohl wußte, was seine Leute vermochten, wenn sie wollten, — und nimmer fiel es ihm ein, daß sie ihn jetzt, wo es galt, im Stich lassen könnten, — rief er mit Entzücken: „Wir werden sie beide nehmen, nur gerade darauf losgesteuert, und nun, brave Jungen, an Eure Kanonen, und zeigt ihnen, was Ihr gelernt habt."

Es war sein letzter Befehl in der Welt. Die Leute gehorchten, und stellten sich als tapfere Burschen an ihre Kanonen, allein sie standen nur da, um sich todtschießen zu lassen. Mit gekreuzten Armen blieben sie stehen, ohne zu laden oder ohne einen Schuß zu thun, um die vollen Ladungen zu erwiedern, welche der erstaunte keinen Widerstand findende Feind ihnen zusandte. Der furchtbare Augenblick der Rache war jetzt für sie gekommen. Ihr Capitain, der bald fiel, gleich den Uebrigen, lebte gerade noch lange genug, um die Ursache seines Mißgeschicks zu erkennen. Er sah, — zermalmender Anblick! — wie seine tapferen sich hinopfernden Leute in Stücken zerhauen wurden, weil sie keine Hand rühren wollten, auch nur eine Kanone abzufeuern, um die Ehre ihres Befehlshabers zu retten. Alle Rücksichten für ihr eigenes Leben oder für die Ehre ihres Vaterlandes schienen in dem verzweifelten Entschlusse unterzugehen, endlich zu zeigen, wie tief sie die erlittenen ungerechten Mißhandlungen gefühlt hätten.

Dieses furchtbare Beispiel hat selbst den Unbedachtsamsten und Leichtsinnigsten unter uns ernste Betrachtungen aufgedrungen über die Gefahr und Thorheit, die Dinge zu weit zu treiben, und den Bogen so sehr zu spannen, daß der Strick bei dem ersten ernstlichen Versuche reißen muß.

Basil Hall.

Mannigfaltiges.

— See-Novellen. Niemanden hört man in England mit solchem Vergnügen in Gesellschaften zu, als erfahrenen Seeleuten. Ihre Erzählungen zu Papier zu bringen, ist das einfachste, was sich denken läßt, und doch, — welches auch die Ursachen seyn mögen — erst vor ganz Kurzem hat man den Anfang damit gemacht. Eine Ursache ist ohne Zweifel die Furcht, welche die Seeleute vor den Kritikern haben. Auf welche Weise sich diese Furcht unter ihnen verbreitet hat, wissen wir nicht, aber so viel ist gewiß, daß Rezensenten, Advokaten und Haifische bei ihnen in Einer Kategorie stehen. Und doch irren sie sich sehr; denn gegen keinen Schriftsteller in der Welt ist der Englische Rezensent milder gestimmt, als gegen den Seemann, theils wegen dessen natürlicher Unbekanntschaft mit den feineren Regeln des Bücherschreibens, theils wegen des Reichthums und der Neuheit seiner Erzählungen und theils seiner bestandenen Gefahren und geleisteten Dienste willen. Wenn ein wahrer Kritiker zu einer Schwachheit fähig ist, so ist es gewiß nur zu Gunsten eines Seefahrers, wenn ihm ein solcher unter die Hand kommt. Es sind seit Kurzem mehrere See-Romane erschienen; wo hat man wohl eine strenge Kritik vernommen? Wir hoffen, es sollen noch hunderte erscheinen, und ihre Verfasser haben gewiß weniger zu fürchten, als alle andere Paladine des Autorthums, die auf Abenteuer ausgehen. Die Sache ist die: nur ein Seemann kann den anderen kritisiren. Wir fühlen wohl, wenn ein See-Abenteuer sich der Krisis naht, und daß man Vorbereitungen dazu trifft, aber den eigentlichen Hergang kann Keiner beurtheilen, der nicht das Schiffswesen kennt. Wir erinnern uns, daß, als Cooper's „Pilot", der erste See-Roman, erschien, wir ihn einem alten Seefahrer zu lesen gaben, der sich selbst ein wenig mit Schriftstellerei abgab, und seine Kritik lautete: „In allen Manöuvres, die in diesen drei Bänden vorkommen, ist nur ein einziger Mißgriff, und zwar in der Behandlung eines gewissen kleinen Segels, bei einer besonderen Gelegenheit" — wir haben vergessen, was es für ein Segel war, — „doch", fuhr er fort, „der Verfasser ist kein See-Offizier; er muß Zahlmeister oder Doktor gewesen seyn, denn die Art, wie er von der Behandlung eines Schiffes spricht, scheint den Laien zu verrathen." — Dies, Ihr Seeleute, ist die Kritik, die ihr zu fürchten hättet; doch, wo findet sich noch ein alter Seefahrer, der das Aristarchen-Gewand anzulegen weiß? Nein! Seeleute haben weniger die Kritik zu fürchten, als jede andere Gattung von Schriftstellern. Wir wenigstens haben immer Beweise dieser besonderen Nachsicht für sie abgelegt und werden es auch ferner thun.

(Spectator.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Montag den 18. März 1833.

Italien.

Skizzen aus der Geschichte Venedigs.*)

Das unten in der Anmerkung genannte Englische Werk, das einen Theil der bekannten Family Library ausmacht, kann als ein interessanter Auszug aus den größeren Geschichtswerken von Sismondi und dem verstorbenen Grafen Daru, so weit diese die Venezianische Geschichte darstellen, angesehen werden. Einzelner Mängel im Stil, in der Ausführung und Anordnung des Stoffes ungeachtet, ist es doch ein höchst anziehendes Buch, wie es denn wohl überhaupt kaum eine interessantere und aufregendere Geschichtserzählung geben kann, als die vom Aufblühen, Glück und Verfall Venedigs. Es ist in der That eine Geschichte des Verbrechens vom Anfang bis zu Ende. Heuchelei, Betrug, Schändlichkeit jeder Art, Käuflichkeit, Verleumdung, Spionenwesen, Falschheit, Treulosigkeit, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, Meuchelmorde und Justizmorde sieht man bei jeder Gelegenheit in den Handlungen der Regierung eine Rolle spielen, gleichsam als ob sie ein zuständiges und untrennbares Element in ihrer Verfahrungsweise ausmachten. So oft nur Verdienst und Tugend eines Bürgers der Partei lästig zu werden anfingen, welche für den Augenblick über die öffentlichen Angelegenheiten herrschte, wurde er des Verraths gegen das Vaterland angeklagt und öffentlich oder in der Heimlichkeit des Kerkers seines Lebens beraubt. Es hatte den Anschein, als wenn aus einer verkehrten Geistesrichtung, die aber diesem Theil von Italien besonders eigenthümlich ist, alle Grundsätze der Staatsgewalt und Staatskunst von der Voraussetzung abhängig gemacht worden wären, daß der Mensch von Natur die überwiegendste Hinneigung zum Bösen habe, daß aber vornehmlich in Venedig diese Hinneigung unüberwindlich sey und selbst in das Betragen derjenigen hineinspiele, welche scheinbar die tugendhaftesten Patrioten, die weisesten und ritterlichsten Männer unter ihren Mitbürgern wären.

Es kann zu den ernstesten Betrachtungen Anlaß geben, eine Geschichte wie diese zu studiren, und es ist ohne Zweifel lehrreich, an ihr einzusehen, wie genau immer Oligarchie und Sklaverei, Tyrannei und öffentliche Schmach mit einander verbunden sind. Der Ursprung des Venezianischen Staates ist zu bekannt, als daß wir hier Wiederholungen darüber mittheilen sollten. Hervorhebenswerth erscheint uns hier zuvörderst der erste Krieg mit Genua, der sich zu einem sehr langwierigen und blutigen Kampf ausdehnte, in dem es sich um die eigensten Interessen Genuas handelte. Genua war zu dieser Zeit (1258) fast die einzige Macht, welche einen Wetteifer im Handelsverkehr mit Venedig auszuhalten vermochte, und, wie der Verfasser des genannten Werkes sehr richtig bemerkt, die Saat der Zwietracht und Verbitterung, lag tief genug gegründet in der Gleichheit ihrer Regierung, ihrer Absichten, ihres Ehrgeizes und ihrer Unternehmungen. Venedig, das sich schon seit lange die ausschließliche Herrschaft über das Adriatische Meer erworben hatte, trachtete jetzt nach einer ähnlichen Gewalt über das Mittelländische. Der Erfolg davon ist bekannt. Die Flotten der Genueser wurden zuerst von den Meeresstraßen vertrieben, über die sie sonst triumphirend einhergezogen waren, aber gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhob sich der Stern Genuas wieder im Aufgange, und die Flotten Venedigs wurden zwei Mal mit Erfolg geschlagen. Endlich sahen die beiden Staaten durch die Erfahrung ein, daß sie sich gegenseitig ohne Erfolg in ihren Kräften aufrieben, und ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Während dieser fruchtlosen Bestrebungen begann sich die Verfassung Venedigs zu bilden. Vor dem Schluß des zweiten Genuesischen Krieges waren die Venezianer noch mit allen bestimmten Unterscheidungen zwischen den höheren und niederen Ständen unbekannt; es gab bei ihnen keine anerkannten patrizischen oder plebejischen Klassen; und da sie keinen Grundbesitz hatten, so waren sie auch durchaus frei von dem Einflusse des Feudalsystems, welches damals einen überwiegenden Einfluß in den meisten anderen Staaten Europa's ausübte. Dennoch begannen sich allmählig Stände-Unterschiede, die entweder im Vermögen, im Verdienst, oder im Talent ihren Ursprung hatten, auch bei ihnen geltend zu machen, und es ist augenscheinlich, daß eine Aristokratie, wenn auch nicht gesetzlich, doch faktisch bereits zu der Zeit vorhanden war, wo wir sehen, wie der große Rath des Grundsatzes der jährlichen Wahl spottet, und sich mit Erfolg in die Ernennung der Wähler eindrängt, durch welche seine Macht von Jahr zu Jahr erneuert wurde, ohne daß eine Veränderung in diesen Wahlgliedern selbst stattgefunden hätte. Der Rath wurde bald darauf für erblich erklärt, und wie glänzend auch seitdem das Schicksal Venedigs erscheinen mag, sein endlicher Fall wurde doch durch diese Maßregel entschieden. Dies war die Gründung der Klasse des hohen Adels, welche von dieser Zeit an über Venedig wie über sein Erb- und Stammgut herrschte.

Venedig scheint während seiner vorherrschenden Macht gewissermaßen das Favorit-Theater der Verschwörungen zu seyn. Kaum war der Rath für erblich erklärt worden, als von einigen unzufriedenen und entschlossenen Männern ein Plan in's Werk gesetzt wurde, die Verfassung wiederherzustellen, aber das Komplott ward zu frühzeitig ausgebracht, und die Verschwörer fielen auf dem Schaffot. Eine andere Verschwörung entwickelte sich zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, als Gradenigo Doge war. Seine ganze Regierung war so unheilvoll, daß sich ein fürchterliches Komplott gebildet hatte, ihn zu entthronen. Nicht von Plebejern, sondern von den Häuptern der drei angesehensten Familien im Staate ging diese Verschwörung aus. Außerdem, daß sie dem Geist von Gradenigo's Verwaltung überhaupt zuwider waren, hatten sie auch persönliche Ursachen des Mißfallens an ihm, die ihre Feindseligkeit noch erhöhten. Die Anführer waren aus den Häusern Thiepolo, Querini und Badoera, und ihr Plan ging dahin, zuerst mit Gewalt Besitz zu nehmen von dem S. Marcus-Platz und dem Herzoglichen Palast, dann den Dogen zum Tode zu führen, den großen Rath aufzulösen und an seine Stelle die alte Form der jährlichen Wahl zu setzen.

Der 16. Juni war als der Tag des Ausbruches bestimmt, und Badoero, der einen ausgebreiteten Einfluß in Padua, wo seine Familie herstammte, besaß, hatte eine große Anzahl von Einwohnern dieser Stadt, die jede Gelegenheit gern ergriffen, um sich feindlich gegen Venedig zu zeigen, zum Beistande gewonnen. In allen Häusern der Großen waren reiche Waffen-Vorräthe zu finden, und als die Verschwörer die Liste ihrer Mitglieder und Theilnehmer musterten, und die aus Padua versprochene Hülfe ihrer Rechnung hinzufügten, glaubten sie sich nach der Zahl noch einer Ueberlegenheit über die Truppen des Dogen versichert halten zu dürfen. Der große Kanal, welcher Venedig in zwei Haupttheile sondert, war nur durch die Rialto-Brücke gekreuzt, in deren Nähe der Palast Querini stand. Die Besetzung dieser Brücke war von vieler Wichtigkeit, und bevor der Tag des bestimmten Morgens angebrochen, versicherte sich ihrer Thiepolo, dem der Angriff auf den Herzoglichen Palast aufgetragen worden war. Sobald dies gelungen wäre, sollte Thiepolo's Abtheilung auf dem Marcus-Platz unter Waffen bleiben und die Ankunft Badoera's mit seinen Paduanern erwarten. Dann wollte man sich vereint über die anderen Viertel der Stadt ausbreiten, sich des Arsenals bemächtigen und darauf weiter handeln, wie es die Umstände erheischten.

Der Morgen des sechzehnten kündigte sich durch einen heftigen Sturm an, und während der Dauer desselben, mitten unter zuckenden Blitzen und herabgießenden Regenströmen, versammelten sich die Verschworenen vor dem Palast Querini. Das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben, und nachdem man die Rialto-Brücke überschritten, bildeten sich, da wegen der Enge der Straßen nur wenige Menschen neben einander zu schreiten vermochten, zwei Abtheilungen, die sich auf verschiedenen Zugängen dem Platze nahen sollten. Auch nicht eine Ahnung von Verrath war zu den Verschworenen gedrungen, aber die Bewegungen eines großen Haufens bleiben selten verborgen, denn eine unvolksthümliche Regierung pflegt stets am scharfsichtigsten zu seyn. Die häufigen Versammlungen in dem Palast Querini waren bemerkt und dem Gradenigo hinterbracht worden. Die Bewegungen des vorhergehenden Tages hatten einen besonderen Argwohn erregt, und der Doge, der den herannahenden Ausbruch des Aufstandes vorhersah, traf schnell die geeignetsten Mittel, ihn zu unterdrücken. Noch in der Nacht versammelte er um sich den Senat, die Staatsräthe, die Häupter der Vierzig und Alle vom Adel, auf deren Dienst er rechnen konnte. Er berief von den weniger bedeutenden Posten der Stadt alle Garden, die dort entbehrlich waren, und vereinigte sie auf dem Platz; diese wurden durch die Arbeiter des Arsenals verstärkt, und fast in demselben Augenblick, wo sich die Spitze von Querini's Abtheilung zeigte, näherte sich auch ein zahlreicher Haufe aus der Garnison von Chiozza im Eilmarsch. Das Zusammentreffen ward blutig; beide Querini's fielen, und seine Anhänger wichen. Thiepolo, der sich von der Glockenthurm-Straße her näherte, wurde von dem Dogen selbst angegriffen, und als er den Verlust seiner Gefährten und das Trostlose der ganzen Lage der Dinge ersah, zog

*) Sketches from Venetian history. 2 Bde. London, 1832.

er sich nach der Brücke zurück. Als er die enge Straße La Merceria betrat, warf ein Weib, Namens Justina, die Gelegenheit wahrnehmend, einen schweren Stein aus dem Fenster, vor dem er gerade vorüberging. Er bog dem Wurfe aus, aber der Kopf eines Pagen, der dicht hinter ihm folgte und seine Fahne trug, wurde in Stücke zerschmettert. Als Thiepolo die Brücke gewonnen hatte, die damals aus Holz bestand, hieb er sie ab, um alle Verbindung durch sie zu verhindern, und band die Kähne, die sich dort befanden, am entgegengesetzten Ufer fest. Dann, sich selbst auf dem Rialto-Platz verschanzend, erwartete er ängstlich die Vereinigung mit den Verbündeten unter Badoero aus Padua. In dieser Hoffnung wurde er getäuscht; in demselben Augenblick, wo sie sich eingeschifft hatten, waren sie von einer Abtheilung aus der Garde des Dogen angegriffen worden, und in einen entschiedenen Kampf sich verwickelt sehend, wo sie nur eine leichte Beute erwartet hatten, verließen sie ihren Anführer und kehrten wieder zu ihren Schiffen zurück. Badoero und Alle mit ihm, die edlen Blutes waren, wurden unverzüglich enthauptet, und unter ihnen duldete Jakob Querini für seine treue Anhänglichkeit an ein Unternehmen, das er eigentlich gemißbilligt hatte. Für die Niederen unter den Verschworenen wurde ein Galgen errichtet, und wenn sich auch Manche durch Flucht in benachbarte Staaten der Rache der Gesetze entzogen, so wurde doch bald ein Preis auf ihren Kopf gesetzt, und sie hatten sich nur für den späteren Dolch des Meuchelmörders gerettet. Thiepolo hatte das Glück, dem Untergange zu entrinnen. Nachdem er seine Stellung hinter seinen Barrikaden eine Zeit lang behauptet, wurde ihm vom Gradenigo die Amnestie angekündigt und ein Vorschlag zur Unterhandlung gemacht. Eben so weise als richtig überlegend, in welchem ungünstigen Verhältniß ein aufrührerischer Unterthan stehe, der mit seinem beleidigten Oberen unterhandele, verließ er von selbst das Netz, das er zur Zerstörung ausgeworfen, und mit einigen seiner Getreuesten sich einschiffend, entschlüpfte er aus der Laguna. Sein Palast, wie der Querini's, wurden bis auf den Grund zerstört; an der Stelle des letzteren errichtete man, um sie mit Schmach zu bezeichnen, öffentliche Fleischerscharren, und alle Monumente, die ihre Namen oder Wappen eingeschrieben trugen, wurden vernichtet. Dem Weibe, das den Stein geworfen hatte, ward ein Jahr-Gehalt ausgesetzt, und um das Andenken an ihre That zu bewahren, ward jedesmal an dem wiederkehrenden Jahrestage der Verschwörung ein Panier aus dem Fenster, an welchem sie gestanden, gehangen. Zugleich wurden feierliche Dankfeste zum Gedächtniß der Gefahr, welcher der Staat entronnen war, angeordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Stato etc. (Ueber den gegenwärtigen Zustand der geographischen Studien und die im letzten Jahrzehend gemachten Entdeckungen.) Von P. C. Ulloa. Neapel.

Almanacco musicale. (Musikalisches Taschenbuch.) Auf das J. 1833. Herausgegeben von M. Bellini. Florenz.

Frankreich.

Decazes' Wirksamkeit während der Restauration.

III. Decazes als Premier-Minister.

Das Ministerium Dessolle (so fährt der Verfasser der Geschichte der Restauration fort) gehört jetzt der Geschichte an; ich betrachte dasselbe als den entschiedensten und aufrichtigsten Versuch des Hauses Bourbon, die liberale Partei für sich zu gewinnen. Wie wurden die Bourbonen dafür belohnt, was that jene Partei für sie? Sie handelte weder aufrichtig noch klug, und der Grund lag darin, daß ihre Häupter etwas anderes wollten, als die Freiheit unter dem rechtmäßigen Throne. Wozu nützte den Liberalen die Wahl eines Königsmörders, wie Gregoire, wenn sie nichts als die Charte wollten? Vorfälle dieser Art konnten kein anderes Resultat haben, als die Bourbonen in Schrecken setzen, und sie zu äußersten Maßregeln treiben. Die Liberalen befolgten also entweder eine falsche Taktik, als sie das Ministerium Dessolle nicht aufrichtig unterstützten, oder es ist wahr, was sie später selbst als geheime Ursache dieses Verfahrens angegeben haben, nämlich daß sie konspirirten. Die Geschichte bedurfte dieses Geständnisses, um sich jenen großen politischen Fehler zu erklären.

Der Graf Decazes trat als Conseils-Präsident und Minister des Innern an die Spitze des neuen Kabinets, Herr v. Serres blieb als Großsiegelbewahrer. Baron Pasquier übernahm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und bei seiner großen Gewandheit fand er sich bald in die politischen und diplomatischen Verhältnisse Europa's; dagegen besaß er nicht die Kunst, die Menschen für sich zu gewinnen, und zeigte in seinen Formen manchmal eine verletzende Ueberlegenheit; insofern war seine Wahl zum Minister unter den obwaltenden Umständen nicht ganz glücklich, denn es galt, dem Ministerium die Majorität zu erwerben, und Baron Pasquier ließ sich bei aller Gewandheit im rednerischen Ausdrucke manchmal zu Aeußerungen hinreißen, welche Anstoß gaben. Er hatte sich den Royalisten genähert, und Familien-Verhältnisse hatten ihn mit dem Faubourg St. Germain in Verbindung gebracht; er wurde in dem neuen Kabinet der Ausdruck des rechten Centrums. Graf Roy übernahm wieder das Finanz-Ministerium; er paßte in die neue Combination, weil er überzeugt war, daß das Wahlgesetz verändert werden müsse, wenn man sich nicht einer neuen Revolution aussetzen wolle. Herr v. Latour-Maubourg erhielt das Kriegs-Ministerium; er war einer der ruhmvollsten Feldherren, die ihr Leben im Kriege zugebracht haben; Napoleon hatte ihm in den letzten Feldzügen das Kommando über die gesammte schwere Kavallerie anvertraut, und der General hatte ein Bein auf dem Schlachtfelde verloren. Der Marquis Dessolle, dessen Freund er war, hatte ihn für das Departement des Krieges vorgeschlagen und der König eigenhändig an ihn geschrieben, um ihn zur Annahme des Portefeuille unter den damaligen schwierigen Umständen zu bewegen. Er war kein ausgezeichnetes Talent, aber ein in hohem Grade loyaler Charakter und kannte die Armee und deren Bedürfnisse. Die neuen Minister erregten, ohne gerade ganz populair zu seyn, für ihre Person wenig Opposition. Die Herren v. Latour-Maubourg und Roy waren bisher von der liberalen Partei nur gelobt worden, und die liberalen Blätter befanden sich daher in einiger Verlegenheit, wie sie von dem neuen Kabinette sprechen sollten; sie drückten ihre Verwunderung darüber aus, daß so ehrenwerthe Namen sich dazu hergäben, an ein Fundamental-Gesetz Hand anzulegen.

Die liberale Partei hoffte nach, die neuen Minister für das System des Marquis Dessolle zu gewinnen; die Royalisten hingegen hatten vollkommen gewonnenes Spiel gegen Herrn Decazes; hatten sie nicht vorausgesehen, was eingetroffen war, und konnten sie einem Minister Vertrauen schenken, der, nachdem er sechzig neue Pairs ernannt, um den Antrag des Marquis Barthelemy auf Veränderung des Wahlgesetzes zu beseitigen, jetzt selbst die Veränderung dieses Gesetzes verlangte?

Die Ministerial-Veränderung hatte die Eröffnung der Session verschoben, die bis zum 29. November vertagt worden war; in der Zwischenzeit wurden die den Kammern vorzulegenden Gesetz-Entwürfe vorbereitet, und das Ministerium war bemüht, das Publikum von den freisinnigen und verfassungsmäßigen Absichten des neuen Kabinets zu überzeugen. Die doctrinaire Coterie schenkte dem neuen Ministerium ihren Beistand; sie drängte sich um Herrn v. Serres und bot dem Grafen Decazes ihre Unterstützung an, indem sie als Bedingung zwei Portefeuilles für sich verlangte, das eine für Herrn Royer-Collard, das andere für Herrn von Barante oder den Herzog von Broglie. In dieser Zeit beginnt der Einfluß der Doctrinairs auf die Regierung, besonders spielte der Herzog von Broglie eine thätige Rolle; er war weniger ein kluger und praktischer Staatsmann, er besaß ausgebreitete Kenntnisse, war mit allen Europäischen Gesetzgebungen vertraut, konnte aber mit allem seinem Wissen nur ein Buch oder eine Theorie zu Stande bringen. Herr v. Broglie war als Staatsmann, was Herr Royer-Collard als Redner war; so wie dieser groß war, wenn er opponirte, unbedeutend hingegen, wenn er seine eigenen Conceptionen vertheidigen sollte, so wußte jener mit großem Scharfblick die Fehler der Regierung hervorzuheben, während er als Staats- und Geschäftsmann schwach und mittelmäßig war. Graf Decazes selbst ließ sich einen Augenblick von den Doctrinairs und ihren Plänen verlocken; er wußte nicht, an wen er sich wenden sollte, und mußte bei seiner Lage verschiedene Rollen spielen. In einer Audienz bei dem Grafen von Artois erkundigte er sich nach den Bedingungen, unter denen er den Beistand der Royalisten gewinnen könne; der Prinz hielt sich in seiner Antwort im Unbestimmten und sprach nur von der Nothwendigkeit, das Wahlgesetz zu ändern.

Die Minerve, der Conservateur und die übrigen Parteiblätter griffen inzwischen die neue Verwaltung mit unerhörter Heftigkeit an; man sammelte Unterschriften zu Petitionen für die Aufrechthaltung des Wahlgesetzes. Die Thronrede war unter diesen Umständen kein leichtes Werk; es galt nicht, wie bisher, Versprechungen und Zugeständnisse zu machen, sondern den aufgeregten Leidenschaften einen Zügel anzulegen; man wollte das Wahlgesetz und die reglementarischen Artikel der Charte verändern. Dieser Schritt war um so schwieriger, als er den Anschein haben konnte, die Folge einer zwischen den Regierungen getroffenen Verabredung zu seyn. Die Karlsbader Beschlüsse waren erlassen worden; in England hatte der Regent bei Eröffnung des Parlaments davon gesprochen, daß er die Faktionen mit dem Beistande des Unterhauses unterdrücken werde. Enthielt nun die Französische Thronrede ähnliche Aeußerungen, so unterlag es keinem Zweifel, daß die Parteien darin einen unter den Fürsten gefaßten gemeinsamen Beschluß finden würden. Baron Pasquier faßte die Thronrede ab, und seine gewandte Feder fand allgemeine Ausdrücke, welche, ohne die Parteien zu verletzen, doch die Absicht verkündeten, das System zu ändern und den Fortschritten der Revolution Einhalt zu thun. Ludwig XVIII. nahm damals an der Abfassung der Thronreden keinen Theil mehr, sondern überließ die Verantwortlichkeit dafür den Ministern. In der Rede war im Wesentlichen gesagt: Die Beziehungen Frankreichs zu den übrigen Europäischen Staaten beruheten auf dem Prinzipe gegenseitiger Unabhängigkeit; die Unterhandlungen mit Rom hätten ihre Endschaft erreicht, und die Freiheiten der Französischen Kirche seyen unversehrt bewahrt worden; eine reichliche Erndte habe die Uebel der Jahre des Mißwachses ausgeglichen, und die Befreiung des Gebiets von fremden Truppen habe große Verminderungen in den Abgaben gestattet. Ueberall seyen die Gesetze vollzogen worden; dennoch dürfe man sich nicht verhehlen, daß gerechte Gründe zu Besorgnissen vorhanden seyen, eine unbestimmte Unruhe habe sich aller Gemüther bemächtigt, die Nation genieße die Früchte der Gesetzlichkeit und des Friedens nur unvollkommen und müsse besorgen, daß ihr dieselben durch die Parteien entrissen würden. Der König werde daher einige Veränderungen in den reglementarischen Formen der Charte vorschlagen, deren Stifter er sey und an welche das Geschick des Volkes wie das der Königlichen Familie geknüpft sey; auch sey der Augenblick gekommen, der Deputirten-Kammer größere Stärke zu verleihen, sie nicht alljährlich dem Spiele der Parteien auszusetzen, sondern ihr eine den Staats-Interessen angemessenere Dauer zu verleihen. Von der Hingebung und Energie der beiden Kammern, von ihrer Eintracht mit der Regierung wolle der König die Mittel verlangen, um die öffentlichen Freiheiten vor Zügellosigkeit zu retten,

die Monarchie zu befestigen, allen von der Charte verbürgten Interessen Sicherheit zu gewähren und die Gesetze in Einklang mit der constitutionnellen Monarchie zu bringen.

Obgleich das Ministerium sich durch diese Rede entschieden von der linken Seite trennte, hatte doch die Schonung, welche in den Ausdrücken beobachtet war, die royalistische Partei verletzt, und sie griff daher die Thronrede an. Gleich die erste Operation der Kammer war eine wichtige, sie hatte nämlich bei der Prüfung der Vollmachten der Deputirten über die Zulassung des Herrn Gregoire zu entscheiden; seine Freunde suchten ihn zu bewegen, freiwillig auszuscheiden, er aber wollte es auf eine Abstimmung ankommen lassen; der König hatte kein Einladungs-Schreiben an ihn ergehen lassen, und Gregoire hatte daher auch in der Eröffnungs-Sitzung seinen Eid noch nicht leisten können. Die Bureaus waren einstimmig dafür, den Abbé nicht zuzulassen, und der Berichterstatter der Kommission gab, den Hauptpunkt umgehend, eine bei der Wahl vorgefallene Unregelmäßigkeit als Grund der Ungültigkeit an. Herr Lainé und Herr v. Marcellus erklärten sich nachdrücklich gegen die Zulassung eines Königsmörders, wie Herr Gregoire, in die Kammer, und bei der Abstimmung über diese Frage trugen die royalistischen Prinzipien einen absoluten Sieg davon; nur wenige Deputirten vertheidigten die Wahl des Abbé Gregoire, aber keiner wagte es, offen für den Königsmord zu sprechen, und bei der Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben erhob sich nur ein einziger Deputirter, Herr Lambrechts. Die liberale Partei, welche eine Verletzung der Bourbonen beabsichtigt hatte, erfuhr also eine vollkommene Niederlage. Die numerische Schwäche der äußersten Linken trat auch bei der Präsidenten-Wahl hervor; Herr Laffitte, der gemäßigten Linken angehörend, erhielt nur 65 Stimmen, während Herr Ravez 105 und Herr v. Villèle 75 davontrug. Die Kandidaten für die Präsidentenwürde wurden aus beiden Centris gewählt; es waren die Herren Ravez, Lainé, Courvoisier, Bellart und Savoye-Rollin; die äußerste Linke setzte nicht ein Mal die Wahl eines ihrer Kandidaten zum Vice-Präsidenten durch, während der Kandidat der Rechten, Herr Villèle, gewählt wurde. Die äußerste Linke vermochte also an und für sich gar nichts, sondern konnte nur durch eine Vereinigung mit der äußersten Rechten oder mit dem linken Centrum wirken. Die erstere dieser beiden Combinationen war nicht unmöglich; der Drapeau blanc und die Quotidienne luden die liberale Partei dazu ein und riefen mit dem Conservateur aus: „Eine Versöhnung mit Herrn Decazes ist unmöglich!" Die Liberalen wiesen dieses Bündniß vor der Hand noch zurück und gingen erst unter dem zweiten Ministerium des Herzogs v. Richelieu darauf ein.

Die Debatten über die Adresse konnten nicht anders als stürmisch seyn; die Thronrede hatte ein anderes System angekündigt und dieses ganze System ward der Gegenstand der heftigsten Erörterungen. Die mit der Abfassung der Adresse beauftragte Kommission, welche aus den Herren v. Chauvelin, Cassaignoles, Benjamin Constant, Bourdeau, Lainé, Ganilh, Keratry, Rolland und Cardonnel bestand, konnte sich bei der Verschiedenartigkeit ihrer Bestandtheile über die Adresse nicht verständigen und die beiden Fractionen derselben fertigten zwei ganz abweichende Adreß-Entwürfe an, deren einer sich gegen jede Veränderung des Wahl-Gesetzes erklärte, während der andere eine Paraphrase der Thronrede war. Beide Entwürfe wurden in geheimer Sitzung der Kammer vorgelesen und auf den Antrag des Herrn Courvoisier mit der Majorität von nur einer Stimme (108 gegen 107) beschlossen, daß eine neue Adreß-Kommission ernannt werden solle. Dies geschah auch sofort; die Herren Keratry und Benj. Constant wurden eliminirt und durch die Herren Siméon und Maine de Biran ersetzt. Die neue Kommission verständigte sich bald über einen nichtssagenden Adreß-Entwurf, in welchem die Kammer sich weder bestimmt für noch gegen das System des Ministeriums erklärte, und der mit 156 gegen 45 Stimmen angenommen wurde. Dagegen lautete die Adresse der Pairs-Kammer bei weitem monarchischer und sprach rein royalistische Gesinnungen aus; die Pairs erklärten sich entschieden für die Unterdrückung der revolutionnairen Bewegung. Die liberale Partei war in großer Aufregung, alle Blätter derselben bekämpften jede Veränderung des Wahl-Gesetzes; dieses, das von ihnen noch vor einigen Monaten als höchst ungenügend getadelt worden war, ward jetzt als der einzige Schild aller constitutionnellen Freiheiten dargestellt. Die Journale gingen selbst zu Drohungen über, der Censeur erlaubte sich in seinen Artikeln die leidenschaftlichsten Ausschweifungen, gemäßigter war die Renommée, der Constitutionnel forderte zu Kollektiv-Bittschriften an die Kammer gegen die Veränderung des Wahl-Gesetzes auf.

Indessen rückte die Zeit heran, wo die bewilligten Steuern zu Ende liefen; man befand sich bereits in der Mitte des Dezember, und das Kabinet beschloß, sechs provisorische Zwölftheile zu verlangen. Von beiden Oppositionen drohte dem Ministerium der heftigste Kampf; zu seinem Glücke war aber in der rechten Seite eine Spaltung entstanden; etwa zehn Mitglieder derselben, von Herrn v. Labourdonnaye geleitet, wollten dem Kabinet in keiner Weise Vorschub leisten, während eine andere Fraction, unter den Herren v. Villèle und v. Corbière, der Ansicht war, man müsse dem Ministerium in seinen Plänen für die Ordnung und für das Beste der Monarchie nicht hinderlich seyn. Herr v. Labourdonnaye eröffnete die Diskussion mit einem heftigen Ausfalle gegen Herrn Decazes; er fragte, ob man einem Minister ohne politische Standhaftigkeit, der das Königliche Vertrauen so arg gemißbraucht habe, das Vermögen des Landes auf sechs Monate anvertrauen dürfe? Gemäßigter in ihren Angriffen war die liberale Partei; sie wollte mit Herrn Decazes noch nicht gänzlich brechen, denn der verständige Theil der Royalisten hatte den Ministern Anträge gemacht, und die Vereinigung der rechten Seite mit dem Centrum konnte eine starke Majorität gegen die linke Seite hervorbringen. Die provisorischen Zwölftheile wurden bewilligt; konnte dies aber Herrn Decazes retten?

Das neue Ministerium hatte vor dem Dessolle'schen den Vorzug, daß alle Mitglieder desselben einstimmig entschlossen waren, den ihnen noch gebliebenen Rest von Popularität der Veränderung des Wahlgesetzes aufzuopfern; sie sahen ein, daß von dieser Veränderung das Heil der Monarchie abhing, und der Herzog v. Richelieu ermuthigte sie zu diesem Unternehmen. Während der Minister-Rath über die Grundlagen des neuen Wahlgesetzes berathschlagte, sammelte die liberale Partei Bittschriften gegen dasselbe, indem sie Besorgniß vor den Staatsstreichen verbreitete, mit denen das Ministerium nach ihrer Behauptung umging, und die liberalen Blätter zeigten sich in ihren Angriffen gegen die Bourbonen und das Kabinet immer bitterer. Graf Decazes hatte alle Parteien gegen sich, und konnte weder auf die Royalisten, noch auf die Liberalen mit Sicherheit rechnen; nur die Freundschaft des Königs hielt ihn noch. Auch eine Fraction der Doctrinairs hatte sich von ihm getrennt; er fand bei den Herren Royer-Collard, Beugnot und Courvoisier nicht mehr dieselbe Hingebung wie früher. Graf Decazes suchte die Popularität durch Akte der Königlichen Gnade zu fesseln. Die letzten Verbannten wurden nach Frankreich zurückgerufen; keiner der unter Dessolle ernannten liberalen Präfekten und Unter-Präfekten wurde entlassen, wodurch die Polemik der Royalisten nur um so heftiger wurde. Die Preß-Vergehen, die gehässigsten Schmähungen gegen das Königthum blieben ungestraft; das Lob Napoleon's, der noch lebte, ward öffentlich gepredigt. Herr v. Caulaincourt pries die Regierung des großen Feldherrn, den Béranger mit seiner unermeßlichen Popularität besang. Die Regierung mußte sich vertheidigen, wollte es aber nur auf gesetzlichem Wege thun und Unterdrückungs-Maßregeln durch die Kammern erlangen, in denen sie keine Majorität hatte. Andererseits waren auch die Provinzen nicht ruhig; in der Vendée suchten die alten Chouans sich wieder zu vereinigen, während in Brest die Jugend gegen die Missionaire aufstand. Alle diese Vorfälle wurden von den Zeitungen mit der gewöhnlichen Uebertreibung erzählt. Zu gleicher Zeit vernahm man den Militair-Aufstand in Spanien; das Beispiel der rebellischen Regimenter in Kadix ward als nachahmungswürdig dargestellt, und diese Truppen wurden nationale und constitutionnelle genannt. Wer nicht blind war, mußte sehen, daß eine furchtbare Krisis für Frankreich im Anmarsch war, wenn man nicht entscheidende Gegen-Maßregeln traf. Die ganze liberale Partei war in Bewegung. Leute, die nichts von dem Wahlgesetze verstanden und die durch dasselbe kein Recht besaßen, also auch keines verlieren konnten, verlangten in gebieterischem Tone von der Kammer die Aufrechthaltung desselben; andere forderten die Zurückberufung der Königsmörder, in einer Petition wurde sogar die Entthronung Ludwig's XVIII. verlangt. Diese Bittschriften, welche von Leuten unterzeichnet waren, die nichts von dem Inhalte derselben verstanden, gingen zu Hunderten ein; die Opposition wollte durch die Menge dieser Petitionen dem Volke imponiren. Bei Gelegenheit derselben bildete sich der leitende Ausschuß der liberalen Partei; bisher hatte man durch die Presse zu wirken gesucht, sich aber noch nicht öffentlich zu einem Klub organisirt. Das Haus des Herrn von Gravanden diente zum Central-Sammelpunkt; dieser Mann, der ein großes Vermögen besaß, war zum Parteimann geschaffen; bei ihm versammelten sich Deputirte, wie die Herren von Grammont, Martin de Grai, Lafayette, Laddey de Pompières, Benj. Constant, Manuel, Demarçay, Bedoch, Girod, Bignon, viele Literaten und auch Talma. In dieser Gesellschaft, die sich den Titel „Freunde der Preßfreiheit" beilegte, ward über die Angelegenheiten des Landes berathschlagt; man beschäftigte sich mit den Mitteln, von den Ministern die Vollziehung der Fundamental-Gesetze, die Organisation der Jury, der Departemental-Behörden und der National-Garde zu erlangen; es wurden Berichte abgestattet, und Kandidaten für die Wahlen aufgestellt. Das Ministerium beging die Unklugheit, diesen Verein gerichtlich zu verfolgen; erreichte aber damit nichts, als viel Lärmen und Skandal und eine Verurtheilung zu 200 Fr. Geldstrafe; der Verein dauerte aber im Geheimen dennoch immer fort. Der entschiedene Bruch zwischen dem Ministerium und der linken Seite trat bei den Petitionen für das Wahlgesetz am deutlichsten hervor. Diese Petitionen waren, wie allgemein bekannt war, zusammengebettelt worden, man hatte Kinder, Frauen, Schüler, Studenten, Soldaten unterzeichnen lassen; das liberale Comité hatte zu diesem Behufe eine Korrespondenz durch reisende Commis errichtet. Alle diese Umtriebe waren bekannt, wie hätten die Behörden sie aber verhindern können? Die Bittschriften konnten zwar durch die Tages-Ordnung beseitigt werden, mußten aber jedenfalls eine öffentliche Debatte veranlassen, und dies hatte die liberale Partei beabsichtigt; zugleich mußte sich bei dieser Gelegenheit die Stärke der verschiedenen Fractionen der Kammer zeigen. In der Kammer waren 139 Bittschriften, theils mit vielen Namens-Unterschriften, theils nur von Einzelnen unterzeichnet, eingegangen; einige waren in schicklichem andere in gebieterischem Tone abgefaßt. In einer derselben hieß es: „Repräsentanten, man sagt, eine mächtige Hand wolle an eine unserer theuersten Freiheiten, an das nationale Wahl-Gesetz Hand anlegen! Welch ein Skandal! Wie lange werdet ihr diesen empörenden Mißbrauch, den eine strafbare Regierung von ihrer Gewalt macht, dulden?" Zum Glück für das Kabinet erregte die unschickliche Form der Bittschriften Mißfallen und der Berichterstatter konnte, ohne Murren zu veranlassen, auf die Tages-Ordnung antragen. Die Debatte war lebhaft, Dupont von der Eure griff Herrn Decaze's an, Baron Pasquier antwortete ihm, und führte die Diskussion von Persönlichkeiten auf die Sache zurück; er unterschied in der Charte die unverletzlichen Grund-Artikel von den bloß reglementarischen, mit denen die Kammer Veränderungen vornehmen könne. Der General Foy

vertheidigte das Petitions-Recht mit großer Beredsamkeit. Bei der Abstimmung unterstützte die ganze rechte Seite das Ministerium und stimmte also für die Tages-Ordnung; der Ternaux'sche Verein und ein Theil des rechten Centrums war für die Niederlegung auf das Nachweis-Bureau, die linke Seite für die Ueberweisung an den Minister des Innern. Die Tages-Ordnung ging nur mit einer Majorität von drei Stimmen durch, und zwar hatten drei Minister mitgestimmt.

Das Ministerium hatte unterdessen den neuen Wahlgesetz-Entwurf vorbereitet, der ein Gemisch von doktrinairen und royalistischen Ansichten war. Die Deputirten-Kammer sollte aus 432 Mitgliedern bestehen; 258 Deputirte sollten von den Bezirks-Wahl-Kollegien, die übrigen von den Departements-Wahl-Kollegien ernannt werden; die Bezirks-Kollegien sollten die Wähler für das Departements-Kollegium unter den mit 1000 Fr. Besteuerten designiren; die von den Departements-Kollegien zu ernennenden 174 Deputirten sollten sofort gewählt werden und die Kammer siebenjährig seyn. Das Gesetz, das den Bedürfnissen des gegenwärtigen Zustandes entsprechen sollte, gab die Wahlen den großen Grundbesitzern, also den Royalisten in die Hände, während Herr Decazes den Einfluß auf die Wahlen für sich hatte behalten wollen.

Der ganze Januar 1820 war über der Vorbereitung des Wahl-Gesetzes hingegangen. Die periodische Presse benutzte diese Verzögerung als Vorwand zu neuen Angriffen und überließ sich einer fast unglaublichen Zügellosigkeit. Die der Legitimität feindlichen Prinzipien, wie das der Volks-Souverainetät, wurden im Indépendant, der Renommée und dem Constitutionnel gepredigt und die Ereignisse in Spanien vermehrten noch die Zuversicht der liberalen Partei. Unter diesen Umständen hielten die Minister es für angemessen, einige Staatsmänner zu Rathe zu ziehen. Graf Decazes näherte sich dem Herzoge von Richelieu und versammelte einige andere kräftige Staatsmänner, um ihr Gutachten über den Wahlgesetz-Entwurf einzuholen und mit ihnen die Gefahren des gegenwärtigen Zustandes zu untersuchen. Die Tendenz der Presse war nicht länger zu ertragen, die Geschwornen sprachen die angeklagten Zeitungsschreiber fortwährend frei und das Ministerium, das sich der religiösen und monarchischen Partei zu nähern suchte, wollte das Gesetz über die Jury in mehreren Beziehungen ändern. Die Royalisten erschraken über die Zügellosigkeit der Blätter; Alles, was sie und mit ihnen das Königliche Haus ehrten, wurde verletzt; die Anarchie theilte sich der Gesellschaft mit, und das diplomatische Corps selbst ergriff Partei und rieth zu strengen Maßregeln. Die Gährung in den Gemüthern hatte den höchsten Grad erreicht. Die Regierung konnte nicht länger ruhiger Zuschauer bleiben, denn sie war von der Anarchie der Meinungen in ihrer Grundlage bedroht, als ein furchtbares Ereigniß die Krisis beschleunigte.

Bibliographie.

Du désarmement. (Die allgemeine Entwaffnung, mit Hinsicht auf die jetzige Lage der verschiedenen Europäischen Staaten.) Von Hrn. v. Faventine.

Description etc. (Die Cholera in Paris.) Von der medizinischen, moralischen und politischen Seite betrachtet. Von A. Métral.

Mémoire sur la cataracte. (Ueber den grauen Staar und dessen Heilung ohne chirurgische Operation.) Von Lattier de la Roche. 4.

Nouveau formulaire des praticiens. (Formular für praktische Aerzte.) Enth. 2000 Magistral-Formeln u. Von Foy. Pr. 4½ Fr.

Morgenländisches.

Die Riesen-Blumen in Sumatra. (Rafflesia Arnoldi.)

Eine dieser gigantischen Blumen wurde auf Sumatra im Jahre 1818 zu der Zeit entdeckt, als Sir Stamford Raffles, damals Gouverneur jener Insel, seine erste Reise von Bencoolen nach dem Innern unternahm. Er wurde auf dieser Reise von einem ausgezeichneten Naturforscher, dem Doktor Joseph Arnold, Mitgliede der Linnéischen Gesellschaft, begleitet, dessen Forschungen, durch die Freundschaft und den Einfluß des Gouverneurs einer so günstig gelegenen und so wenig gekannten Insel unterstützt, die gegründetsten Hoffnungen erweckt hatten, die aber leider nicht in Erfüllung gehen sollten; denn derselbe Brief, welcher von der in Rede stehenden Pflanze Kunde gab, meldete auch den Tod des Doktor Arnold. Dieser Brief war von Sir Stamford Raffles an Sir Joseph Banks gerichtet und enthielt die nachstehende Note, die von Doktor Arnold eigenhändig für einen Freund geschrieben worden war. Er theilt darin Details über die Pflanze mit, welche Sir Stamford Raffles mit Recht die herrlichste der Blumen nennt.

Nachdem er den Weg beschrieben, den er bis dahin eingeschlagen hatte, heißt es in der Note des Doktor Arnold weiter: „Ich zeige Ihnen mit Freuden an, daß ich in Pubo Lakbun, an den Ufern des Manna, das größte Wunder des Pflanzenreichs gefunden habe. Ich war der Gesellschaft ein wenig vorangegangen, als einer der Diener mir nachlief und im höchsten Entzücken ausrief: „„Kommen Sie, Herr, und sehen Sie eine ungeheure, eine prächtige Blume."" Ich ging einige hundert Schritte mit ihm, und er zeigte mir bald hinter einem Strauch eine wahrhaft staunenerregende Blume, welche nicht sehr hoch über den Boden wuchs. Mein erster Gedanke war, sie zu pflücken, und in unser Zelt zu tragen. Ich nahm daher aus den Händen des Dieners seinen Parang (eine Art von Spaten), löste sie mit ihrer kleinen etwa zwei Finger dicken Wurzel los und trug sie in das Zelt. Wenn ich allein gewesen wäre, so würde ich Anstand nehmen, den Umfang dieser Blume zu beschreiben, so sehr übertrifft derselbe Alles, was man bisher gesehen hat; aber Sir Stamford, Lady Raffles und Herr Palegrave, die eben so überrascht waren, als ich, können durch ihr Zeugniß das meinige bekräftigen."

„Die Blätter der Blume und des Kelches waren an einigen Stellen nicht weniger als ¼ Zoll dick. Der Stengel war sehr saftig. In ihrer größten Ausdehnung war die Blume drei Fuß breit, die Blätter waren 12 Zoll lang und eben so breit. Wir berechneten, daß der Kelch ungefähr 12 Pinten Flüssigkeiten hätte enthalten können; und die ganze Blume mochte funfzehn Pfund wiegen."

„Einer unserer Führer sagte uns, daß diese Blumen hier sehr selten wären, daß er indessen doch schon mehrere gesehen habe, und daß man sie Krubul nenne. Aus neueren Nachforschungen geht jedoch hervor, daß der Krubul oder die große Blume allgemein bekannter war, als man anfänglich glaubte. In einigen Distrikten nennt man sie Ambue-Ambur. Sie braucht von dem Erscheinen der Knospe bis zur völligen Ausbildung drei Monate. Sie blüht nur einmal im Jahre und immer nach der regnigten Jahreszeit. Sie hat keinen eigentlichen Stengel, sondern wächst auf den Wurzeln einer Art von cissus (cissus angulifolia). Der Krubul scheint aus den Ritzen oder Spalten der Wurzeln jenes Baums hervorzukommen, und zeigt sich im Anfang in der Gestalt eines runden Knopfes, in welchem die unentwickelte Blume liegt, in zahlreiche Hüllen eingewickelt, welche sich in dem Maße, in dem sich die Blume entwickelt, öffnen und abfallen. Die Blume verwelkt bald nach ihrer Blüthe, und die Samenkörner gehen in eine markige Masse über."

Diese Riesenblume kann als das Wunder des Pflanzenreichs betrachtet werden; und obgleich man deren mehrere angetroffen hat, die ihr an Gestalt und Bildung gleichen, so hat man doch noch keine von gleicher Größe gefunden. Der Doktor Horsfield hat von einer kleineren Gattung derselben Kunde gegeben; aber dieselbe war nicht 3 Fuß, sondern nur 3 Zoll breit. Man hat eine zweite Gattung von großer Schönheit, und die 2 Fuß breit war, auf einer kleinen Insel bei Java entdeckt; Blum beschreibt sie in seiner Flora von Java. Die Einwohner nennen sie Patma; daher auch der botanische Name Rafflesia Patma. Eine andere jener von Blum beschriebenen vegetabilischen Seltenheiten befindet sich in der Provinz Buitenzorg im östlichen Java und wächst auf einer Höhe von 1500 Fuß über der Oberfläche des Meeres; sie hat den Namen Brugmansia Zippalii erhalten.

Alle diese seltsamen Pflanzen gleichen sich in mehreren Punkten; sie haben keine eigenen Wurzeln, sondern ziehen ihre Nahrung aus anderen Pflanzen, auf denen sie wachsen; demnächst haben sie auch keine äußere Blätter, die Knospen sind vielmehr in purpurfarbenen oder braunen Schalen eingehüllt, wie die Blüthen unserer Bäume. Ferner haben diese Blumen, die schönsten, die man kennt, keinen eigentlichen Samen, sondern pflanzen sich kryptogamisch fort, wie die Pilze, mit denen sie auch der Form nach im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit haben. Auch die Masse, aus denen die Blumenblätter gebildet sind, gleicht sehr den Champignons, und sie riechen wie verfaultes Fleisch. Eben so wie die Champignons scheinen auch jene Blumen aus der Rinde des Cissus oder eines andern Baumes hervorzukommen. So finden also diese wunderbaren Blumen, welche 6 bis 9 Fuß im Umfang haben, im Pflanzenreiche keine andere Aehnlichkeit, als die mit den Pilzen, von denen einige Gattungen so klein sind, daß sie kaum mit bloßem Auge wahrgenommen werden können.

Mannigfaltiges.

— Was das menschliche Leben verlängert. Die Luft der freien Hoch-Ebenen und der leicht zugänglichen Berge scheint einem langen Leben günstig zu seyn; das Nämliche kann man von der Atmosphäre der Inseln sagen, welche die Seeluft immer verjüngt. Es giebt viele Gegenden, in denen hohes Alter etwas Gewöhnliches ist. Plinius berichtet, daß derjenige Theil Italiens, welcher sich von den Appeninen zum Po und von Piacenza nach Bologna erstreckt, an 100 bis 150jährigen Greisen sehr reich gewesen sey. Die seltenen Beispiele eines Lebens von 150 und mehr Jahren mag wohl jedes Land aufweisen. So hat Ungarn seinen Peter Czartan, der im 185sten, seinen Johann Rovin, der im 172sten Jahre starb. Die Ehefrau des letzteren zählte 164, ein jüngerer Sohn 117 Jahre. In England giebt es drei oder vier Beispiele von Menschen, die 150—169 Jahre alt geworden. Die eben genannten Ungarischen Greise lebten, was besonders merkwürdig, in dem sumpfigen Banate. Die natürliche Gränze unseres Lebens scheinen 80 oder 90 Jahre zu seyn. Nur Wenige gehen darüber hinaus, weil der Sturm der Leidenschaften und das Verderbniß der Sitten unser Daseyn noch weit mehr verkürzen, als die natürliche Baufälligkeit des menschlichen Körpers. Von dreißig oder vierzig Individuen pflegt binnen Jahresfrist immer eines zu sterben. Doch leidet diese Regel manche Ausnahme. Ein nüchternes von wilden Leidenschaften freies Leben wirkt ungemein auf die Verlängerung unseres Daseyns. Der Verfasser eines recht interessanten Werkchens, Apologie des Fastens betitelt, macht einen Ueberschlag der Lebensdauer von 152 Anachoreten aus allen Zonen und Jahrhunderten, dem gemäß auf jede dieser Personen im Durchschnitt 76 Jahr und drei Monate kommen. Es ist also nicht undenkbar, daß es in den Zeitaltern patriarchalischer Unschuld Nationen und Stämme gegeben, bei denen Greise von 150—200 Jahren häufiger vorkamen, als in unseren Tagen. (F. I.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 20. März 1833.

Frankreich.

Provenzalische und Nord-Französische Literatur.

Bekanntlich stellt sich die älteste Romanische oder Provenzalische Literatur, d. h. fast nur Poesie, vorwiegend in lyrischen Gedichten dar, während in der Nordfranzösischen durch stärkere Einwirkung der Alt-Franken und Normannen die epischen und erzählenden Gedichte aller Art vorherrschen; und wie der Nordfranzösischen lyrischen Poesie die etwas ältere Provenzalische gewiß zum Vorbilde gedient hat, so scheint diese in den bisher bekannten wenigen epischen Werken aus jener geschöpft zu haben. Der sorgfältige Herausgeber der Provenzalen-Lieder, Raynouard, hat zwar aus einer Menge Anspielungen in denselben ihre Bekanntschaft mit den berühmtesten Romanen von der Tafelrunde und Karl dem Großen dargethan, jedoch nur drei Werke dieser Art aufführen können.

1) Gerard de Rossillon, enthaltend die Kämpfe dieses Helden gegen Karl Martell, vermuthlich noch aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts roh in Darstellung und Form (in zehnsylbigen Versen mit durchgehenden Reimen).

2) Jaufre, Sohn Dovons, ein Held der Tafelrunde; einem jungen Könige von Arragon (entweder Alfons II, st. 1196, oder seinem Nachfolger Peter II, starb 1213) gewidmet, an dessen Hofe der Dichter diese Abentheuer von einem fremden Ritter und Verwandten des Artus erzählen hörte; die einfache Grundlage ist mit vielen Episoden und glänzenden Beschreibungen durchwebt, in leichten Versen (achtsylbigen Reimpaaren).

3) Philomena, nach dem von Karl dem Großen dazu beauftragten Geschichtschreiber so benannt, wie die von Ciampi (1823) herausgegebene Lateinische Uebersetzung Wilhelms von Padua angiebt. Die Provenzalische Urschrift ist in Prosa, erzählt die Kämpfe Karls d. Gr. gegen die Heiden in Süd-Frankreich (die Vorgeschichte unserer alten Gedichte von Wilhelm von Orange, welche noch Nordfranzösisch vorhanden sind), hauptsächlich zur Verherrlichung des angeblich von Karl gestifteten Klosters U. L. Fr. de la Grasse bei Carcassonne.

Dazu kömmt noch — außer der späteren, um 1300 von Raimond Ferant aus dem Lateinischen übersetzten Legende des H. Honorat, — eine Reim-Kronik des Albigenser-Krieges bis zur Belagerung von Toulouse (1219), in zwölfsylbigen Versen mit durchgehenden Reimen, von einem Geistlichen Wilhelm zu Tudela in Navarra. Desselben Inhalts erwähnt Sismondi (Literar-Geschichte der Romanischen Völker) noch ein prosaisches Bruchstück; und mit diesem scheußlichen inneren Vertilgungskriege endete auch die eigentliche Blüte der Provenzalischen Literatur, welche nur noch einige spätere Schößlinge in Spanien und Italien trieb und daheim zwar in den Blumenspielen (jeux floraux) zu Toulouse noch bis heute, aber nur scheinbar, fortlebt. Der Religionskrieg, und die bald darauf folgende Vererbung des ausgestorbenen Provenzalischen Fürstenhauses auf Karl von Anjou, der die Oberherrschaft des Nordfranzösischen vollführte, haben ohne Zweifel viele Provenzalische Werke zerstört; wie wir denn von dergleichen in Deutschland allein noch Zeugnisse und alte Bearbeitungen haben, namentlich in Wolframs von Eschenbach (Anf. des 13ten Jahrh.) Gedichten von Parcival, Titurel und dem heiligen Gral, welche ausdrücklich dem Provenzalen Kyot folgen und gegen die abweichende Darstellung des Nordfranzösischen Christian von Troyes eifern. Auffallend ist es freilich, wie dennoch die lyrischen Provenzal-Gedichte in so vielen alten Sammlungen und Handschriften sich erhalten haben; wenn nicht etwa die lange Reihe fürstlicher, adeliger und ritterlicher Namen, welche auch hier, wie bei unseren Minnesängern, an der Spitze stehen, ihnen günstiger war, als den meist wohl von niederen Dichtern vom Handwerk oder Volksdichtern, überhaupt Namenlosen, herrührenden epischen Gedichten und kürzeren contes und fabliaux. Um so willkommener und wichtiger ist aber jede Bereicherung dieser Seite, und eine solche ist unlängst unverhofft hier in Berlin erfolgt. Es erschien hier nämlich, zugleich als Theil der Akademieschriften: Der Roman von Fierabras, Provenzalisch; herausgegeben von Immanuel Bekker. LXVIII und 186 S. in 4. Der erste Abdruck eines epischen Provenzal-Gedichts, nach einer alten Pergament-Handschrift, welche aus dem Kloster der gelehrten Benediktiner von der Congregation des H. Maurus zu Paris durch die Revolutions-Schicksale in die reiche Sammlung des Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein gekommen ist.

Jedem Leser des Don Quixote ist gewiß der Trank des Fierabras (oder, wie Sancho ihn dollmetscht, des Fierderfraß) unvergeßlich. Die meisten kennen auch wohl die kühne Geschichte dieses Helden und seiner ritterlichen Schwester Floripes durch Calderon's glänzendes Schauspiel die Brücke von Mantible (in Schlegels Uebersetzung Bd. 2), welches ohne Zweifel aus dem Spanischen Prosa-Roman entnommen ist. Dieser Roman ist aber aus der Alt-Französischen Prosa übersetzt von Nicolaus de Piamonte und gedruckt zu Sevilla 1528, Barcelona 1696, Cuenca ohne Jahrzahl, und wohl öfter.

Von dem Französischen kann ich noch eine ältere, als die in den Anmerkungen zum Provenzalischen Gedichte benutzte Ausgabe (Lyon, 1496), nämlich eine Genfer von 1478, in der Brüsseler Bibliothek nachweisen; worauf die Lyoner von 1484 und 1486 folgen. Bekannter sind die jüngeren Ausgaben von 1501, 1505, 1536, 1597, 1609, und ohne Jahrzahl zu Paris und Rouen. Der Roman ist hier, wie in der Spanischen Uebersetzung, der mittlere Theil eines dreitheiligen cyklischen Werkes von dem Sagenkreise Karls des Großen und seinen 12 Pairs, dessen erster Theil, gleich der Lateinischen Prosa eines Mönchs von St. Denys, Karls Zug nach Palästina (das fabelhafte Vorbild der Kreuzzüge)*), und der letzte den Untergang dieses Heldenkreises in der Ronceval-Schlacht, nach dem bekannten Lateinischen Buche des angeblichen Erzbischofs Turpin, enthält.

Der Roman von Fierabras allein, so wie ihn die Französischen Ausgaben von 1536 und 1609 vereinzeln, ist dann auch in Saft und Kraft ins Alt-Deutsche übersetzt und schon 1533, 1545 und wohl öfter gedruckt; und Schreiber dieses hat ihn nur mit erneuter Rechtschreibung in das Buch der Liebe (Berlin, 1809), zum Theil aus Goethe's gütigst zur Ergänzung verstattetem Exemplar, aufgenommen, um das eben so seltene, als in aller Hinsicht (Sprache wie Darstellung) treffliche alte Buch wieder zum Volksbuche zu machen.

Die Französische Prosa ist aber, laut der Vorrede, eine Bearbeitung mehrerer Lateinischer und Romanischer Bücher, auf Anlaß eines Lausanner Kanonikus Heinrich Bolomier, und zwar ist der Fierabras aus alten Romanischen (Rommant) Reimen in Prosa gebracht und in Kapitel geordnet. Dies alte Gedicht nun ist ohne Zweifel das jetzt gedruckte Provenzalische. Dasselbe bezieht sich eben, wie mehrere Nord-Französische Gedichte (z. B. Bertha, Karls Mutter, von Adenez), auf ein Buch der Abtei St. Denys, wo es ein Mönch Richier unter dem Haupt-Altar gefunden habe**). Der ungenannte Provenzal-Dichter zeigt sich ganz volksmäßig, wendet sich öfter mit denselben Worten an die Herren (Senhur) Zuhörer, sie zur Aufmerksamkeit auffordernd, und sein Gedicht, in frischen kecken Zügen, macht den Eindruck einer Reihe von Romanzen, besonders auch durch die Versart. Diese ist nämlich der Alexandriner, der aber durch den häufigen weiblichen Einschnitt weniger in zwei gleiche Hälften zerfällt, als der jetzige, und sich, so wie durch den vorherrschenden männlichen Reim, gar sehr unserem Alt-Deutschen epischen Verse in den Nibelungen und anderen Liedern des Heldenbuchs annähert. Diese alten Alexandriner sind aber nicht strophisch abgetheilt, sondern eine unbestimmte Zahl derselben ist durch gleichen Reim verbunden: eine auch bei den zehnsylbigen und in den Nordfranzösischen Gedichten solcher Art gewöhnliche Reimweise, welche in den Romanischen Sprachen um so leichter lange fortgeht, als die Reime meist auf gleiche Ableitungs- oder Flexions-Sylben fallen. In vorliegendem Provenzal-Gedichte reimen so, weit überwiegend, die Partizip- und Substantiv-Endungen at, atz, nebst der Infinitiv-Endung ar, so daß zugleich die Assonanz a durch das Ganze anklingt. Die lange durchgehaltenen Reimsätze, welche bekanntlich, im Arabischen wie im Spanischen mit der Assonanz wechselnd, wirklich durch ganze Gedichte gehen, geben aber dem Provenzalischen Fierabras das Ansehen, als wenn er aus einer Reihe solcher Romanzen bestände.

Dieser bedeutende Zuwachs der Provenzal-Literatur ist aber auch für die verwandte Nordfranzösische sehr reichhaltig ausgestattet. Von der großen Fülle ihrer epischen Gedichte ist bisher, außer den kürzeren Erzählungen und den Romanen vom Renard (Reineke

*) Solche Verbindung erhellt auch schon aus der Erwähnung des Fierabras, als worin dieser Kreuzzug Karls vorkomme, in dem Alt-Französischen Prosa-Roman Richard sans peur (Fortsetzung des Robert le Diable) p. [illegible]

**) Aus einem älteren Nord-Französischen Gedichte leitet sich auch leichter der Alt-Englische Roman Sir Ferumbras in Ellis specim. of early Engl. metr. romances II, [illegible] ableiten.

Fuchs) und Rou (Rollo) von Normandie, noch nichts herausgegeben, und so erscheinen hier zum ersten Male, als Zugabe, fast ganze Gedichte aus demselben nationalen Sagenkreise von Karl dem Großen und seinen Helden. Uhland benutzte seinen Aufenthalt zu Paris auch zu Abschriften solcher Helden-Gedichte, und aus diesen werden hier in der durch sparsameren Druck noch umfassenderen Vorrede und Anmerkungen mitgetheilt: 1) Aus dem Gedichte von den Haymonds-Kindern 1040 ganz wie im Fierabras gereimte Alexandriner. 2) Aus Gerhard von Viane (Vienne) 4060 eben so gereimte zehn- und eilfsylbige Verse. 3) Mehrere Stücke aus der Berthe, von Adenez (S. 157. 175). Ferner, aus einer alten Pergament-Handschrift, welche Schreiber dieses besitzt, ist ein großer Theil der folgenden, zwar nicht vollständigen, aber sonst noch ganz unbekannten Gedichte mitgetheilt: 1) Agolant: Karl's und seiner Helden Kämpfe gegen diesen aus den Italiänischen Dichtern bekannten Heidenkönig; dabei Roland's Jugend, Ritterschlag und Thaten, in derselben Form, wie Gerhard von Viane. 2) Aubri von Burgund — darin ein Baiern-König Karl zu Regensburg, Vasall Pipin's, mit seinem Baron Gocelin, — in welchen der dramatische Dichter des Herzogs Ernst diesen alten Helden der Volkssage mit seinem Gefährten Wetzel wiederzufinden hofft. Aus dem dritten Stücke Merangis von Portlesgues sind nur Anfang und Ende gegeben, weil dies Gedicht, welches ich vollständig in der Vatikanischen Bibliothek unter den Handschriften der Königin Christine von Schweden gefunden habe, nicht zu diesem Sagenkreise gehört. Es ist nämlich aus dem nicht minder reichen Normännisch-Englischen Sagenkreise des Königs Artus und seiner Tafelrunde, von dem namhaften Dichter Raoul de Houdenc, in den hier gewöhnlichen acht- und neunsylbigen Reimpaaren gedichtet; und nächstens werden aus dieser und vielen anderen Altfranzösischen und auch Altitalianischen Handschriften dieser Art umständliche Nachrichten und Auszüge erscheinen, welche auch über die nächsten Quellen der späteren Italiänischen Kunst-Poeten, wonach der Kardinal von Este den Ariost schon so stark fragte, einiges Licht verbreiten dürften.

v. d. Hagen.

Bibliographie.

Histoire etc. (Geschichte der Französischen Verwaltung, des Ackerbaues, der Künste, des Handels, der Fabriken u. s. w. seit der Revolution.) Von Anthelme Cessaz. 2 Bde.

La science des pierres précieuses. (Die Kenntniß der Edelsteine.) Mit Hinsicht auf die Kunst. Von A. Caire. Pr. 6½ Fr.

Instruction etc. (Ueber Gold- und Silber-Proben auf nassem Wege.) Von Gay Lussac. 4.

Etudes de Beethoven. (Beethoven's musikalische Studien.) Aus dem Deutschen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fetis. 2 Bde. Pr. für Subskribenten 20 Fr.

Italien.

Skizzen aus der Geschichte Venedigs.

(Fortsetzung.)

Jene Verschwörung hatte einen solchen Schrecken in den Gemüthern aller Mitglieder des Rathes erregt, daß sie sich entschlossen, zur Bildung einer neuen Staats-Gewalt zu schreiten, die aber zuletzt ihre eigene völlig zerstörte. Diese Gewalt sollte zunächst nur einen temporairen Charakter haben und nur auf zehn Tage dauern; aber so groß sind die unabweisbaren Folgen des despotischen Prinzips, wenn es einmal angenommen ist, daß die außerordentliche Gerichtsbarkeit dieses neuen aus zehn Magistrats-Personen zusammengesetzten Tribunals (deshalb auch I Dieci genannt), das zuerst durchaus auf die erwähnte Frist beschränkt war, sechs Mal auf eine gleiche Frist verlängert wurde, darauf ein Jahr, dann fünf und selbst zehn Jahre hindurch dauerte und endlich mit einer großen Ausdehnung seines Ansehens für permanent erklärt ward. Diese zehn Magistrats-Personen waren mit einer vollen inquisitorischen Gewalt über jedes Individuum im Staate bekleidet, und sie unterlagen auch außerdem nicht nur keiner Verantwortlichkeit, sondern es fand auch von ihren Aussprüchen keine Appellation mehr statt. Sie wurden jährlich vom Rathe erwählt. Es durfte unter ihnen nicht zwei geben, die aus derselben Familie waren oder auch denselben Namen führten. Wegen der Farbe der Kleider, die sie bei feierlichen Gelegenheiten trugen, nannte man sie auch die Schwarzen (I Neri). Dieses despotische Tribunal, obwohl es von seiner jährlichen Erneuerung durch die Wahlen des Rathes abhängig war, übte doch fünf Jahrhunderte hindurch eine vollkommen absolute Gewalt über Venedig aus.

Auf Gradenigo folgte Andreas Dandolo, während dessen Regierung der Ruhm Venedig's durch die Folgen des dritten Genuesischen Krieges ernstlich betrübt ward. Dem Dandolo aber folgte ein Mann, dessen Name vornehmlich allen Lesern Lord Byron's wohl bekannt seyn wird, und es dürfte daher schon in Bezug auf das Interesse seines berühmten Drama's hier nicht unangemessen seyn, folgende sich darauf beziehende Skizze dem vorliegenden Buche zu entnehmen:

„Der Leser, welcher sein Bild von Marino Faliero aus dem Englischen Drama sich entwirft, dürfte eben so weit von aller historischen Wahrheit wie von der Natur und Wahrscheinlichkeit selbst abirren. Die Chronik des Sanutu, welche der Dichter selbst als seine Grundlage angegeben hatte, bietet keine Spur von der falschen überspannten und ganz unerklärlichen Leidenschaftlichkeit dar, die in der Tragödie als bewundernswürdiges Gefühl für verletzte Ehre ausgegeben wird. Vielmehr ist es faktisch, daß der in der That sehr jähzornige alte Mann sich ein Mal so weit vergessen, daß er einen etwas saumseligen Bischof während der Feier einer heiligen Ceremonie zu Boden werfen konnte. Auch erzählt man von seiner stolzen Gemüthsart, die, zu herrschen gewöhnt, durch günstige Erfolge nur immer mehr erhoben worden war, und in der, nach dem Zeugniß Petrarka's, der davon persönlich am besten unterrichtet seyn konnte, Gewaltsamkeit über Klugheit die Oberhand behauptete; aber der Wahnsinn und die Sinnlosigkeit, die wir dem Marino Faliero zuschreiben müssen, wenn wir annehmen, daß sein Versuch, die Regierung zu stürzen, deren Oberhaupt er war, lediglich aus dem wüthenden Verlangen hervorging, sich für eine kleine Beleidigung zu rächen, ist durchaus willkürlich erdacht und gehört bloß dem Dichter an. Tollheit einer anderen Art aber — nämlich die des Ehrgeizes — ist ihm offenkundig genug zuzuschreiben, und wenn wir dies zum Schlüssel seines Charakters nehmen, wird dadurch ohne Zweifel viel von dem Dunkel, das auf einer bisher nur noch unvollkommen aufgeklärten Katastrophe haftet, erhellt werden. Wir werden dadurch das Bild eines Charakters gewinnen, der in der That wenig unsere Sympathie erweckt, aber dennoch nicht ganz im Widerspruch mit unserem Urtheil steht, weil die Motive seines Handelns, wie sehr wir auch vor ihnen zurückschrecken mögen, uns wenigstens begreiflicher geworden sind."

„Wer die Entwickelung der Venezianischen Geschichte verfolgt, wird das stufenweise Fortschreiten darin wahrnehmen, wodurch die Oligarchie ein allmäliges Uebergewicht über die Herzogliche Gewalt zu erlangen sucht. Fast bei jeder neuen Wahl zeigte sich immer von frischem das Streben, das noch übrig gebliebene Ansehen der Autorität zu lähmen und zu zerstückeln. Während des Interregnums, das der Ernennung Faliero's vorhergegangen war, erhoben sich neue Angriffe auf die wenigen bisher noch unbeschränkt gebliebenen Vorrechte. Nachtheilige Fesseln wurden noch seinem Verkehr mit fremden Staaten durch eine Vermehrung der Anzahl des Rathes auferlegt, ohne dessen Gegenwart er nämlich verhindert war Unterhandlungen zu eröffnen oder Gesandte zu empfangen, und die drei Präsidenten der Vierzig umstanden ihren Fürsten wie Spione. Außerdem war er einer neuen Kontrolle in der Abgabe seiner Voten, in der Verfügung über sein Eigenthum und dem Zusammenziehen seiner Einkünfte unterworfen. Eine solche unerwartete Verstümmelung einer Macht, die schon längst zu einem so inhaltslosen Gegenstande herabgesunken war, daß kein ehrgeiziger und feiggesinnter Mann sie hätte für annehmenswerth halten mögen, sollte gerade den Beginn von Faliero's Herrschaft verbittern, und auch die lästigen Formen, denen er sich in seiner Verwaltung täglich unterwerfen mußte, waren nicht dazu geeignet, seine Zuneigung an die bestehende Ordnung der Dinge zu fesseln. Gebunden an abgeschmackte Ceremonien, ein Gefangener in seinem eigenen Palast, überall gehindert, verdächtigt, übervortheilt, bewacht, absichtlich herabgewürdigt — ein edles und unabhängiges Gemüth würde sich unter solchen Verhältnissen verzehrt haben — ein stolzer und leidenschaftlicher Charakter aber mußte sehnlichst danach verlangen, sie zu zerbrechen."

„Für Faliero war noch ein anderer Quell des Mißvergnügens vorhanden. In bereits vorgerückten Jahren hatte er ein junges und liebenswürdiges Weib geheirathet. Kein Hauch der Lästerung hatte ihren Ruf zu trüben gewagt, aber dennoch schien er selbst sehr empfindlich sogar gegen die Möglichkeit zu seyn, lächerlich gefunden zu werden, und der Gedanke an die Ungleichheit ihrer Jahre mag oft sein Gemüth gequält und dem Argwohn in seiner Brust Raum gegeben haben. Wenn er auch überzeugt seyn konnte, daß seine eigene Ehre gesichert wäre, so muß er doch Manchen gekannt haben, dem eine solche Sicherheit getrogen hatte. Eine an diese Verwirrung seines Gemüthes sich knüpfende Erzählung entnehmen wir frei dem Chronisten Sanutu:"

„Bei einem Banquet, welches der Sitte gemäß nach der Thierhetze am Karnevals-Donnerstag in des Dogen Palast gegeben worden war, entstanden, wegen einiger allzu zudringlichen Vertraulichkeiten eines jungen Hofmannes gegen seine Dame, Unruhen. Michael Steno, ein armer Edelmann, war nämlich verliebt in eine Dame, welche zum Gefolge der Dogaressa gehörte, und auf ihre Gunst bauend, erlaubte er sich einige Freiheiten, die den Dogen vermochten, ihn vom Hofe auszuschließen. Dieser Befehl scheint mit mehr als nöthiger Strenge vollzogen worden zu seyn, und der Jüngling, empört über den Schimpf, der ihn in den Augen seiner Geliebten herabgesetzt hatte, suchte sich zu rächen, indem er den Faliero gerade an dem Punkt angriff, wo er ihn am meisten verwundbar wußte. Er schrieb auf des Dogen Stuhl in der Raths-Kammer einige Worte, die sich auf die Dogaressa bezugen: „Marino Faliero, Gatte des liebenswürdigsten Weibes; er hat sie, aber ein Anderer küßt sie." Bald hatte man den Urheber dieser Beleidigung ausgespürt; sie war ohne Zweifel bitter und strafwürdig, aber dennoch verdiente sie wohl kaum eine schwerere Ahndung, als die, welche ihr die Vierzig zuerkannten, nämlich daß Steno zwei Monate lang eingekerkert und darauf auf ein Jahr aus dem Staate verbannt werden sollte. Dem erzürnten und aufgeregten Gemüthe Faliero's erschien jedoch das Vergehen des unbesonnenen Jünglings zu einem Staats-Verbrechen erhöht, und der milde Urtheilsspruch, mit welchem dieser Verrath (denn dafür hielt er es) belegt worden war, dünkte ihm eine härtere Beleidigung seiner Person, als alle frühere Angriffe, die von Seiten der Oligarchie auf das Staats-Oberhaupt unternommen wurden waren. Steno, sagte er, hätte schimpflich erhängt oder wenigstens lebenslänglich verbannt werden müssen."

„Am Tage nach der Verkündigung des Urtheilsspruches, während der Doge noch vor Zorn glühte, ereignete sich eine Begebenheit, die unseren Chronisten, dessen Erzählung wir hier folgen, in seinem Glauben an die Nothwendigkeit des Fatums bestärkt zu haben scheint, indem er erzählt: „Jetzt war es vom Schicksal bestimmt worden, daß mein Herr Doge Marino auf den Punkt kam, seinen Kopf zu verlieren. Und da es nothwendig ist, wenn eine Wirkung entstehen

soll, daß sich die Ursach dieser Wirkung ereigne, so geschah es deshalb einstmals, daß Bertuccia Israello, der Admiral des Arsenals, ein Mann, der nicht weniger heftig und leidenschaftlich war, als der Doge selbst, und von dem erzählt wird, daß er ausnehmende List und Verschlagenheit besessen, sich ihm näherte, um von ihm Genugthuung für einen erlittenen Schimpf zu fordern. Ein Vornehmer hatte ihn durch einen Schlag entehrt, und es war vergeblich, irgendwo anders Gerechtigkeit für eine solche Beleidigung zu suchen, als bei der höchsten Person im Staate selbst. Faliero, der noch über seine eigene eingebildete Beleidigung wüthend war, wies diese geringfügige von sich und ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, dabei zugleich das Gespräch auf seine eigene persönliche Unbedeutendheit zu bringen. „Was willst Du, daß ich für Dich thun soll?“ war seine Antwort. „Denke an die schändlichen Spottworte, die auf mich geschrieben wurden, und denke zugleich an die Art, wie sie diesen Wüstling Steno, welcher sie geschrieben, bestraft haben; und erkenne daran, wie der Rath der Vierzig meine Person ehrt!“ Darauf erwiederte der Admiral: „O, Herzog, wenn Du es begehrest, Dich zum Fürsten zu machen und alle diese Gecken in Stücke schlagen zu lassen, so habe ich den Muth, wenn Du mich unterstützen willst, Dich zum Fürsten im Staate zu erheben, und dann kannst Du sie Alle züchtigen.“ Als dies der Doge vernahm, sprach er: „Wie könnte so etwas bewerkstelligt werden?“ — Und so kam es, daß sie darüber ein Gespräch eingingen.“

Diese Erzählung von dem Hergange der Verschwörung ist durchaus unwahrscheinlich, wenigstens die gesprächliche Entwickelung davon; denn da nur der Doge und der Admiral Theilnehmer dieses Dialogs gewesen, so läßt sich nicht denken, daß Einer von ihnen den Inhalt desselben sollte mitgetheilt haben. Indeß entwarfen sie Beide den Plan, mit Hülfe einiger Wenigen aus dem Volke den ganzen Adel niederzumachen und die bestehende Regierungsform aufzulösen. Die Verschwornen verbargen ihre Schritte einen ganzen Monat hindurch auf das sorgfältigste; dennoch wurde ihr Geheimniß gerade an dem Abend der beabsichtigten Ausführung entdeckt. Man ergriff die Anführer, und Marino Faliero ward enthauptet.

Bald nach dieser Periode folgten die wohlbekannten Ereignisse des Krieges mit Ludwig von Ungarn, der Verlust Dalmatiens, die Revolution in Konstantinopel, die Ligue gegen Venedig, der Krieg von Chiazza und eine Reihe unbedeutender Begebenheiten, welche die Venezianische Geschichte bis zum Anfange des 15ten Jahrhunderts führen. In der darauf folgenden Periode ist besonders die Entsetzung des Dogen Foscari bemerkenswerth, unter dessen Regierung eines der schändlichsten Tribunale errichtet ward, das je ein Land verunehrt und unterdrückt hat. Ueber dieses Tribunal, die geheime Inquisition, die aus drei Staats-Inquisitoren zusammengesetzt war, befand sich die Geschichte lange Zeit hindurch im undurchdringlichsten Dunkel, bis endlich der Graf Daru die Statuten desselben in einem Manuskript auf der Königlichen Bibliothek zu Paris entdeckte. Dieser unermüdliche Forscher zog auch ein Dekret des großen Rathes, datirt vom 16. Juni 1454, ans Licht, worin die Zehn, in Folge der oft erfahrenen Schwierigkeit, ihre Mitglieder mit der gehörigen Schnelligkeit zu versammeln, ermächtigt wurden, bei außerordentlichen Umständen drei Männer unter dem Namen der Staats-Inquisitoren zu erwählen, zwei von ihrem eigenen Rathe und einen aus dem des Dogen, die mit der ganzen Gerichts-Gewalt bekleidet werden sollten, welche sie über jeden Bürger ohne Ausnahme ausüben konnten. Es war ihnen frei gegeben, zu strafen durch Geldbuße, Einkerkerung und durch offenen oder geheimen Tod, ganz nach ihrem Ermessen; die Schlüssel zu den Gefängnissen in den Bleikammern, so wie zu denen unter dem Kanal, waren in ihre Hände gelegt; außerdem erhielten sie auch die Schlüssel zum Schatze, aus dem sie so viel Summen entnehmen konnten, als ihnen beliebte, ohne deshalb irgend Jemanden für den Gebrauch derselben verantwortlich zu seyn. Alle Beamte aus dem Civil-, Militair-, Flotten- und diplomatischen Staatsdienst waren unter ihre Kontrolle gestellt, und es war ihnen erlaubt, sich ihre eigenen Statuten zu bilden, und sie zu verändern oder wieder aufzulösen, wie sie es für gut fanden. Die Beschlüsse, welche sie zu diesem Zweck ausgehen ließen, sind eine Kuriosität in der Geschichte der Gesetzgebung. Sie gründen sich auf das zugestandene Prinzip einer verbrecherischen und meuchelmörderischen Gesinnung. Es dürfte nicht uninteressant seyn, hier einen Auszug aus der Schilderung zu geben, welche der Verfasser von diesem wahrhaft teuflischen Gesetz-Kodex entwirft.

„Dieser Gesetz-Kodex, der eigenhändig von Einem der Inquisitoren geschrieben worden, wurde in einem Kästchen aufbewahrt, zu dem Jeder der Drei abwechselnd den Schlüssel besaß. Im Eingange des Kodex war erklärt, daß jeder Prozeß des Tribunals für immer geheim gehalten werden sollte, und daß kein Inquisitor sich durch irgend ein äußeres Zeichen als solchen kundgeben dürfe, sondern überall durchaus den Charakter eines bloßen Privatmannes anzunehmen habe, da man der Meinung war, daß der Nutzen, den das Tribunal dem Staate gewähren könne, durchaus im Verhältniß mit dem geheimnißvollen Dunkel stehe, in das es gehüllt werde. Deshalb wurden seine Vorladungen, Verhaftungen und andere Verfahrungsweisen im Namen der Zehn unternommen und durch den Mund von Sekretairen ihre Verhöre geführt und ihre Urtheile ausgesprochen. Selbst wenn ein angeklagter Theil nach der Verhaftung der Verurtheilung und Verdammung entging (ein gewiß seltener Fall!), so erfuhr er seine Lossprechung nicht durch eine unmittelbare Urtheils-Verkündigung, sondern vielmehr mit einem strengen Verweis seines Gefängnißwärters. „Was macht ihr hier? Fort mit euch!“ war der Gruß, mit welchem der Kerkermeister in die Zelle eines solchen Gefangenen trat, der der Freiheit wiedergegeben werden sollte. Spione (raccordanti, — ein Ehrenname!) mußten die genaueste Kunde von allen Ständen, von Künstlern, Bürgern, Adeligen und Priestern einziehen, und ihre Belohnung wurde ihnen in einer Weise zugetheilt, daß sie immer mehr die Erwartung reizen als befriedigen mußte. Das außerordentliche Ehrgefühl, das man in dieser Judas-Rotte absichtlich zu nähren suchte, wurde mit besonderer Sorgfalt unterhalten. Wurden sie geschmäht (moleggiati) von irgend Einem in Ausdrücken, die ihren Diensteifer hätten verringern oder Anderen die Lust zu ähnlichen Geschäften benehmen können, oder wurden sie selbst nur „Spione der Staats-Inquisitoren“ genannt, so wurde die Person, welche sie so nannte, eingezogen, so lange gefoltert, bis sie die Art und Weise, wie sie die gefährliche Kunde erlangt, gestanden, und dann nach dem Ermessen des Tribunals gestraft.“

„Wenigstens vier von diesen geheimen Agenten, die Alle Einer dem Anderen unbekannt und sämmtlich aus den niedersten Klassen gewählt waren, wurden dazu bestimmt, jeden in Venedig residirenden Gesandten zu bewachen, und ihre zahlreichen Vorschriften hinsichtlich der Beobachtung der fremden Minister waren sehr genau. Die Haupt-Ursach dazu scheint gewesen zu seyn, daß man ein Einverständniß zwischen ihnen und dem eingeborenen Adel verhindern wollte.“

„Besonders unterlag auch das Haus, in dem ein Gesandter seinen Sitz aufzuschlagen im Begriff war, einer besonderen Beaufsichtigung. Es war ein längst hergebrachtes Gesetz, daß, wenn ein fremder Minister mit einem Edelmann seines Hauses wegen unterhandelte, der Eigenthümer keinen Kauf und Vertrag abschließen durfte, ohne zuvor die Erlaubniß der Zehn erhalten zu haben, welche ihm die passende Art und Weise vorschrieben, sein Betragen einzurichten, ohne den geringsten verbotenen Umgang mit dem Fremden zu pflegen. Zur größeren Sicherheit aber wurde auch jedes Haus, das zur Wohnung eines fremden Gesandten gewählt werden sollte, mit besonderer Sorgfalt vorher von den Inquisitoren untersucht, und fand es sich, daß irgend eine geheime Verbindung mit den angränzenden Häusern bewerkstelligt werden konnte, oder daß das Dach mit dem des Nachbars von gleicher Höhe war, so daß Leute von einem zum anderen gehen konnten, und war dieser Nachbar ein Vornehmer, so wurde er angewiesen, sein Haus zu verlassen und es Einem von geringerem Stande abzutreten; „„und wenn er ein Körnchen gesunden Verstandes besitzt““, heißt es in den Statuten, „„so wird er Einsicht haben und gehorchen.““ Dagegen wurden häufig Spione auch in der Nähe der Gesandten einlogirt, denen so, obwohl sie Stellvertreter befreundeter Mächte waren, Fallstricke gelegt waren, die ihnen jede freie und unbewachte Bewegung unmöglich machen mußten.“

„Der Gesandte des Päpstlichen Stuhles und in späterer Zeit auch der Spaniens, wurden von den Inquisitoren genauer als die der übrigen Staaten bewacht. Ein Botschafter der Republik beim Vatikan, der eine Kirchenbesoldung entweder für sich oder einen seiner Schutzbefohlenen annahm, wurde außer allen anderen gesetzmäßigen Strafen auch noch der Confiscation der Einkünfte seines Benefiz unterworfen, und wenn er deshalb nach Rom zu appelliren wagte, fiel er augenblicklich den Dolchen des geheimen Meuchelmordes anheim. Der Palast des Nuntius in Venedig wurde mit um so argwöhnischerer Wachsamkeit gehütet, da die Geistlichen beständig und mit Erfolg ihr Vorrecht eines freien Zutrittes zu demselben geltend zu machen suchten. Deshalb hielt man es für gut, einige Geistliche, die sich durch die nöthigen Talente und durch patriotischen Diensteifer auszeichneten, für sich zu gewinnen, die sich dann in das Vertrauen des Nuntius einschleichen mußten und die Aufgabe hatten, ihm von Zeit zu Zeit, unter dem Siegel des wichtigsten Geheimnisses, eine Reihe von falschen Nachrichten in Bezug auf die Absichten der Regierung und die Verhältnisse des Tages ins Ohr zu raunen. Ein anderes Verfahren, das in einer ganz absonderlichen Weise anscheinend gegen Spanien gerichtet war und deshalb einer bei weitem späteren Periode angehört, als in welche die erste Einsetzung der Staats-Inquisition fällt, übertrifft an raffinirter Schändlichkeit Alles, was wir bis jetzt angeführt haben. Es wurde, erzählt man, oft dem Tribunal hinterbracht, daß unbekannte oder maskirte Personen, bei Nacht oder während des Carnevals, einigen Vornehmen Anträge von Seiten des Spanischen Gouvernements zu machen pflegten. Die so angegangenen Männer, welche ihre Entschließung nach einiger Bedenkzeit mitzutheilen versprachen, gewannen dadurch Zeit, die Inquisitoren davon in Kenntniß zu setzen, denen sie gleicherweise ihre Dienste zur Ermordung dieser geheimen Agenten anboten, unter der Anforderung, daß es ihnen erlaubt seyn möchte, Pistolen zu tragen, was sonst auf den Straßen Venedigs durch ein bestehendes Gesetz verboten war. Aus mancherlei Gründen verwarf man diesen Vorschlag, aber dennoch hielt man es für nöthig, daß ein Spion dem Nuntius die Einflüsterung machen mußte, daß er angenommen worden wäre, indem sie vollkommen überzeugt waren, daß der Nuntius sogleich die Kunde dem Spanischen Gesandten überbringen würde und dieser dadurch wegen der Gefahr, die seinen Emissairen drohte, von der Fortsetzung der Intrigue abgeschreckt werden könnte. Da jedoch Minister, die im Auftrage gekrönter Häupter handeln, zu feinblickend und scharfsichtig zu seyn pflegen, um sich so leicht hinters Licht führen zu lassen, und es auch wahrscheinlich war, daß man an der Wahrhaftigkeit der hinterbrachten Nachricht hätte zweifeln können, so nahmen die Inquisitoren, um ihr einen Anstrich von Wahrheit zu geben, welche dieselbe Wirkung als die Wahrheit selbst hervorbringen sollte, zu folgendem Verfahren ihre Zuflucht. Sie machten einen verbannten Venezianer ausfindig, der, dem über ihn verhängten Urtheilsspruch zum Trotz, dennoch fortfuhr, sich in der Stadt aufzuhalten, und von dem sie deshalb voraussetzen konnten, daß er ein Mann von mehr als gewöhnlicher Bedeutung und Fähigkeit seyn müsse. Dann wählten sie aus ihren Spionen einen Edelmann von erprobtem Muth, der auch gewöhnlich Mitglied des bestehenden Senats war, und ertheilten ihm den Auftrag, den Verbannten zu ermorden und dann, obwohl mit einiger Geheim-

thuerei, sich der That zu rühmen und auszusprengen, daß sie in Folge eines verrätherischen Antrags von Seiten Spaniens geschehen sey, den der ermordete Mann ihm gemacht habe. Alsdann durfte er nach Verlauf weniger Tage bekannt machen, daß ihm wegen seiner blutigen That ein vollkommener Pardon ertheilt worden sey. Der Spanische Gesandte, wohl wissend, daß die getödtete Person keiner seiner Agenten sey, kam auf den Gedanken, daß der Edelmann den Inquisitoren eine falsche Anzeige gemacht und das Interesse der öffentlichen Angelegenheit bei seiner für einen Privathandel genommenen Rache vorgeschützt habe, indem er aber auch zugleich wahrnahm, daß der Mörder in Folge seiner erprobten Treue, die er gegen die angebliche Versuchung bewiesen, begnadigt worden war, faßte er den Entschluß, von seiner wirklichen Intrigue abzustehen, in der Meinung, daß eine solche an den Tag gelegte Nachsicht wieder zu einem ähnlichen Morde führen könnte." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

L'omini illustri etc. (Berühmte Männer älterer Zeit [Griechen und Römer] in demjenigen Theile Italiens, welcher jetzt das Königreich Neapel bildet.) Von G. Flanti. Neapel.

La vita di Pietro Aretino. (Aretin's Leben.) Vom Grafen Giammaria Mazzuchelli. Mailand. Pr. 3½ Lire.

Amore e i viaggi. (Taschenbuch für Frauen, auf das J. 1833.) Mailand.

E n g l a n d.

Der neue Falliten-Gerichtshof (court in bankrupcy) in England.

Durch eine am 7. Januar 1832 in Kraft getretene Parlaments-Akte ist in England ein Falliten-Gerichtshof errichtet worden, dessen Gerichtsbarkeit, seiner Benennung gemäß, sehr beschränkt ist. Er besteht aus einem Ober-Richter, drei anderen Richtern und sechs Kommissarien und ist mit dem ganzen Ansehen der oberen Gerichtshöfe konstituirt. Als ministerielle Beamte sind dabei angestellt zwei Greffiers und acht Diener der Greffiers, nebst einem Secretair des Lord-Kanzlers und dessen zwei Schreibern. Jeder Advokat kann bei diesem Gerichte plaidiren, wenn er sich vorher hat einschreiben lassen.

Es ist zu bemerken, daß dieser Gerichtshof zwei Stufen der Gerichtsbarkeit in sich schließt; die erste besteht aus sechs Kommissarien, die in zwei Abtheilungen getheilt sind und in erster Instanz von Allem Kenntniß nehmen, was sich auf Bankerotte bezieht; die zweite besteht aus einem Revisionshofe, der die Appellationen der Unter-Abtheilungen empfängt, und von dem noch an den Lord-Kanzler appellirt werden kann; dieser kann noch, wenn ihm die Sache schwierig oder wichtig genug scheint, oder auf das Verlangen der Parteien, dem Oberhause darüber berichten. In diesem Fall muß die Frage auf eine leicht faßliche Weise und so, daß sie durch Ja oder Nein entschieden werden kann, vorgelegt werden. Die Gerichtsbarkeit erster Instanz der Unter-Abtheilungen beschränkt sich auf die Stadt London und auf einen Umkreis von 40 (Engl.) Meilen um die Hauptstadt; sie wird in den Provinzen durch eine beliebige Anzahl Advokaten ausgeübt, welche der Lord-Kanzler aus einer Liste wählt, die ihm von den Assisen-Richtern jährlich vorgelegt wird. Von diesen Gerichtsbarkeiten wird an den Revisionshof appellirt.

Das gerichtliche Verfahren in Falliten-Sachen in England weicht von dem in anderen Ländern sehr ab; es verdient in dieser Hinsicht genauer untersucht zu werden.

Ein klagender Gläubiger muß sich zuerst in der Gerichts-Kanzlei versichern, ob keine frühere Forderung eines anderen Gläubigers anhängig gemacht worden ist; denn zwei Prozesse dieser Art können nicht gleichzeitig gegen einen Schuldner geführt werden; nur wenn eine einzelne Forderung nicht hoch genug ist, um die Kosten des Verfahrens zu decken, können mehrere Gläubiger vereint denselben Prozeß führen.

Wenn nun dem klagenden Gläubiger kein anderer zuvorgekommen ist, so beglaubigt er seine Forderung entweder mündlich, oder durch eine eidliche schriftliche Erklärung. Er legt dann in der Kanzlei seine Anschuldigung des Bankerottes gegen seinen Schuldner nieder und verpflichtet sich, denselben zu beweisen, wo nicht aber, eine Strafe von 200 Pfund Sterling zu zahlen. Es wird ihm eine Bescheinigung über diese Deposition gegeben und dieselbe einregistrirt. Mit dieser Bescheinigung versehen, überreicht er dem Lord-Kanzler ein Gesuch, welches derselbe unten mit dem Worte Fiat versieht und wodurch er zur Einleitung des Prozesses ermächtigt.

Im Fall der Gläubiger den Zustand des Bankerottes nicht beweisen kann, so steht es dem Lord-Kanzler frei, dem Angeklagten auf sein Gesuch die verpfändeten 200 Pfd. Stlg. als Entschädigung zuzusprechen. Außer den von den Gläubigern ernannten Kuratoren der Masse ernennt der Lord-Kanzler bei jedem Falliffement noch einen amtlichen Agenten. Diese Einrichtung amtlicher Kuratoren ist im Auslande unbekannt; sie kann ihre Nachtheile, aber auch ihre Vortheile haben. Es ist indessen hier nicht der Ort, dies genauer zu untersuchen.

Die Akte, durch welche die Falliten-Gerichtshöfe errichtet worden sind, enthält eine Bestimmung eigener Art. Wenn nämlich eine durch einen Kommissarius ausgesprochene Bankerott-Erklärung bestritten wird, und wenn in dieser Beziehung an den Revisionshof appellirt worden ist, so können die Mehrheiten der Gläubiger und der Schuldner verlangen, daß die Frage einer Jury unterworfen wird. Der Hof muß in dieses Gesuch willigen; er ruft eine Jury zusammen, welcher die Sache unter dem Vorsitz des Oberrichters oder eines der anderen Richter vorgetragen wird; und nach dem Ausspruch der Jury wird festgestellt, ob der Beklagte sich zur Zeit der Erklärung des Kommissarius in einem Zustande der Zahlungs-Unfähigkeit befand oder nicht. Wenn die Parteien nicht einig sind, und wenn nur eine derselben auf die Niedersetzung einer Jury anträgt, so entscheidet der Revisionshof über die Zulässigkeit des Gesuches, wobei aber immer noch die Appellation an den Lord-Kanzler offen bleibt. Jedenfalls muß die Partei, welche die Zusammenberufung einer Jury verlangt, Sicherheit für die Kosten eines solchen Verfahrens stellen.

Ein Kommissarius kann jeden der Zahlungs-Unfähigkeit Angeklagten und Jeden, der in eine Falliten-Sache verwickelt ist, vor sich bringen lassen, um ihn zu inquiriren und ihn vor das kompetente Gericht führen zu lassen; aber immer nur unter Begleitung eines Boten oder eines anderen Beamten des Gerichtshofes. Dasselbe Recht steht dem Oberrichter und jedem der drei anderen Richter zu.

In Frankreich bestehen die Richter der Handels-Tribunale aus Kaufleuten, welche von ihresgleichen erwählt werden und ihre Functionen umsonst verrichten. In Großbritanien dagegen sind die Richter der Falliten-Gerichtshöfe, welche sich mit keinen anderen Handels-Angelegenheiten abgeben, Gesetzkundige, die von der Behörde ernannt und reichlich bezahlt werden, so wie alle bei diesem Gerichtshofe angestellte Subaltern-Beamte. — Der Oberrichter erhält jährlich 3000 Pfd. Stlg.; jeder der drei andern Richter 2000 Pfd. Stlg.; jeder der sechs Kommissarien 1600 Pfd. Stlg.; der Secretair des Lord-Kanzlers 1200 Pfd. Stlg.; jeder der beiden Greffiers 800 Pfd. Stlg. u. s. w. Die Kosten sind natürlich in gleichem Verhältnisse bedeutend. Jede Ausfertigung eines Fiat's kostet 10 Pfd. Stlg.; die Ernennung eines amtlichen Agenten 20 Pfd. Stlg. u. s. w. Die Kosten des Gerichtshofes werden lediglich von den Parteien bestritten; der Staat trägt nichts dazu bei.

Die Verhandlungen des Revisionshofes sind öffentlich; die der beiden Unter-Abtheilungen öffentlich oder geheim, wie es das Tribunal für angemessen erachtet. — Die mehrerwähnte Akte schließt mit einer Straf-Bestimmung, von der man ebenfalls in Frankreich nichts weiß. Jeder Richter, Kommissarius, Greffier, Diener, Bote oder sonst irgend ein Beamter, der gerichtlich überführt wird, mehr als die gesetzlich feststehenden Kosten verlangt oder ein Geschenk direkt oder durch Mittelspersonen empfangen zu haben, verfällt nämlich in eine Strafe von 500 Pfd. Sterl. und wird für unfähig erklärt, jemals wieder ein Staatsamt bekleiden zu können.

So scheint also in England die ungeheure Höhe der Besoldungen kein hinreichender Schutz gegen die Habgier zu seyn; der Gesetzgeber hat es für nöthig befunden, dem Interesse das Interesse, Geld dem Gelde gegenüber zu stellen. In Frankreich setzt das Gesetz eine solche Verderbtheit bei Gerichtspersonen nicht voraus; in Frankreich erhebt sich zwischen dem unbesoldeten Richter des Handels-Tribunals und dem Vergessen seiner Pflichten eine einzige Scheidewand, für ihn aber mächtig und unübersteiglich: sein Gewissen und die Ehre!

Die Richter und Mitglieder der Falliten-Gerichtshöfe dürfen keinen Sitz im Unterhause annehmen. (R. B.)

Bibliographie.

The Messiah's kingdom. (Das Reich des Messias.) Ein Gedicht von Agnes Bulmer.

Poems etc. (Gedichte und poetische Fragmente.) Von Alfred.

On some of the most important diseases of women. (Ueber einige besonders wichtige Frauen-Krankheiten.) Von Dr. R. Lee. Pr. 7½ Sh.

Outlines etc. (Grundzüge der Physiologie des Menschen.) Von Mayo. Dritte Auflage. Pr. 18 Sh.

Pictures of privatelife. (Gemälde häuslichen Lebens.) Von Sarah Stickney. Pr. 7½ Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Die gute alte Zeit in England. Wir hören so oft von der „guten alten Zeit" sprechen. Wann war diese eigentlich? — Unter Königin Elisabeths Regierung? als es noch so selten war, lesen zu können, daß der größte Verbrecher, wenn er diese Kunst verstand, das Beneficium der Geistlichkeit genoß, d. h. völlige Straflosigkeit für alle Vergehungen; als neun Zehntel des Volks auf hölzernen Pritschen schliefen und einen Klotz zum Kopfkissen hatten; als man in ihren Häusern noch keinen Feuerheerd fand und sie auch keinen brauchten, indem das Brennmaterial so selten war, wie seidene Strümpfe; als der Königin Schlafzimmer — das Schlafzimmer der mächtigen Elisabeth selbst — täglich mit frischen Binsen bestreut wurde, welche die Stelle der heutigen kostbaren Fußteppiche vertraten! — Oder etwa zur Zeit ihres Vaters Heinrich, als in England kein Kohl, keine Wurzel, keine Rübe wuchs und die Königin Katharina nach Flandern schicken mußte, wenn sie einen Salat essen wollte! — Ja, ja, alte Zeiten! Unsere Zeiten sind die eigentlichen guten Zeiten; das Leben zu jener Zeit aber war nur ein Bettlerleben. (Chameleon.)

— Wichtiger Beschluß. Als während der Verhandlungen über die Irländische Reform-Bill die Prokuratoren (registering Barristers) in Dublin eine Zusammenkunft hielten, um über ihre Pflichten unter diesen Umständen zu berathschlagen, konnten sie bloß über den einzigen Punkt einig werden, daß es ihnen zukäme, Perücken und weite Oberkleider zu tragen. (Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Freitag den 22. März 1833.

England.

Neu-Seeland und seine Bewohner.

Seitdem die fünf ursprünglichen Nationen Canada's verschwunden sind, darf man die Neu-Seeländer als die interessantesten Wilden des Erdballs betrachten. Sie vereinigen im höchsten Grade alles Schreckliche und Anziehende der unkultivirten Lebensweise, und namentlich ist das Interesse an ihnen gegenwärtig durch die Veränderungen gesteigert, welche der Verkehr der Engländer auf jener Insel theils bewirkt, theils vorbereitet hat, so daß Neu-Seeland jetzt einen Anblick gewährt, sehr verschieden von dem aus Cook's Zeiten, ja selbst von dem vor 20 und 10 Jahren. Die folgenden Schilderungen sind dem Reise-Tagebuch des Herrn August Earle, Zeichners der Englischen Fregatte „Beagle" — die in den Jahren 1827 und 1828 zur Aufnahme von Plänen sich in den Australischen Gewässern aufhielt — entnommen, eines Mannes, der in mancher Hinsicht eben so merkwürdig ist, als die Dinge, die er beschreibt. Von der frühesten Jugend an, ferne Länder und Meere bereisend, suchte er Gegenstände für seinen Pinsel, die er zum Theil in Panoramen dem Londoner Publikum zur Schau gab; seine Darstellungen sind frisch und lebendig, aber aus Mangel an philosophischem Beobachtungs-Geist sind seine Schlüsse oft nur oberflächlich. Tasman, der Entdecker jener großen Insel, nannte sie Staaten-Land, weil er dieselbe für einen Theil dieses südlichen Kontinents hielt; aber in demselben Jahr überzeugte sich Henrick Brower, daß Staaten-Land eine ganz verschiedene nicht sehr beträchtliche Insel sey. Die Holländer gaben der neuen Entdeckung den Namen Neu-Seeland. Die erste ausführliche Nachricht von den Bewohnern Neu-Seelands verdanken wir Cook; er entwarf in seinen ersten beiden Reisen ein vollständiges Gemälde von ihren Kriegen, ihren Verbrechen, ihrer Liebenswürdigkeit im Umgange, ihrer leidenschaftlichen Zärtlichkeit. Spätere Besucher haben zwar neue Zeichnungen geliefert, aber von derselben Gattung; Earle übertrifft in dem Malerischen der Beschreibungen alle seine Vorgänger.

Eigenthümlich ist der Bewegungsgrund, der unseren Reisenden nach jenem wilden Lande abzugehen bewog. In Sydney sah er einige Exemplare dieses „glänzenden Schlags Menschen" und wollte sich nun mit eigenen Augen überzeugen, ob jenes Volk wirklich größer und feiner gebaut als die Engländer sey. Er nahm einen Platz in einem Fahrzeuge, das Passagiere, munitere Frauen, die zu einer Missions-Anstalt gehörten, nach Neu-Seeland brachte. Kaum war das Schiff in den Fluß — von den Eingebornen Ke-Anga genannt — eingelaufen, als es von vielen kleinen Booten umringt wurde, deren Mannschaften mit einander wetteiferten, die ersten am Bord zu seyn. Von allen Seiten kletterten sie mit vergnügten Gesichtern das Verdeck hinauf und „gaben ihren Gästen sofort einen Willkommen-Tanz, indem sie auf einer Stelle stehen blieben, aber so wüthend stampften, daß ich fürchtete, sie würden das Verdeck einschlagen, welches die Frauen hätten verlassen müssen, da die Tänzer, als ihre Darstellung begann, sich völlig entkleideten." Dies erinnert an den von Cruise beschriebenen Kriegestanz, wo die nackten Tänzer, einen unregelmäßigen Haufen bildend, unter dem durchdringendsten und wildesten Geheul, so hohe und so oft als möglich senkrechte Sprünge thun. Unserem Reisenden entging bei dieser Gelegenheit der vorzügliche Bau dieser Insulaner nicht; sie waren meist größer und breiter als die Engländer; die von mittlerer Größe hatten eine breite Brust, starken Muskelbau, sehnige Glieder. Ihre Farbe ist heller als die der Indianer in Nord-Amerika; ihre Gesichtsbildung fein und regelmäßig, und das Haar ein Gewühl schöner Locken, während die Indianer steifes langes Haar haben. Sie stammen vermuthlich von den Malaien ab, wiewohl ihre Formen sich unter dem Australischen Himmel glücklicher entwickelt haben.

Nach Beendigung dieses wilden Spiels setzten sie sich und aßen und betrugen sich so artig und ehrerbietig, daß die Frauen wieder völlig mit ihnen ausgesöhnt waren; den folgenden Morgen trugen sie sie sehr galant auf den Armen nach den Booten, die wegen der Untiefen nicht ans Schiff kommen konnten. Ganz entzückt von seiner neuen Bekanntschaft, machte Herr Earle einen Streifzug in's Land, wo er plötzlich den schaudervollen Anblick eines gerösteten menschlichen Körpers hatte, an dessen Ueberresten Hunde nagten. Ein armer junger Sklave, der eine Pflanzung zu bewachen hatte, war durch die Erscheinung des Schiffes so hingerissen, daß er seines Amtes vergaß und die Schweine in das Gehege einbrechen ließ, wo sie argen Schaden anrichteten. Der Häuptling erschlug den Unglücklichen mit einem einzigen Hiebe seiner steinernen Axt auf den Kopf und befahl, den Körper zu braten und zu verzehren. Den Damen verhehlte man dieses traurige Ereigniß, und sie durften nicht wissen, daß der Mörder sich unter ihren so gutherzigen Führern befand. Bald darauf sahen die Reisenden ein noch ergreifenderes Beispiel dieser Neu-Seeländischen Justiz. Sie erfuhren, daß man ein hübsches Mädchen, das sie den Tag vorher gesehen, getödtet habe und nun zum Mittagsmahl zubereiten wolle. Hastig nach der Stelle hineilend, erblickten sie die frischen Spuren der Mordthat: „Blutige Binsen lagen rings umher; ein Junge, der lachend daneben stand, hielt den Finger an den Kopf und deutete alsdann nach einem Busche hin. Ich näherte mich dem Busche und entdeckte einen menschlichen Kopf, schaudernd fand ich die Züge des Mädchens wieder, das den Abend zuvor mit Gewalt aus unserem Dorfe abgeführt worden. Wir liefen nach dem Feuer und sahen einen Mann die Viertel eines menschlichen Körpers für ein Mahl bereiten, die größeren Knochen waren bei Seite geworfen, und das Fleisch ward gerade in den Ofen geschoben. Mittlerweile packte ein vor dem Feuer liegender großer Hund den blutigen Kopf und lief damit nach dem Gehölz. Der Häuptling Atui gestand, daß dieser höllische Schmaus für ihn selber zurecht gemacht worden, und rühmte sich der Geschicklichkeit, mit welcher er den Mord vollzogen, und das ganze Verbrechen des Schlachtopfers bestand darin, daß sie zu ihren Freunden gelaufen war! Und dennoch war Atui nicht bloß ein schöner junger Mann, sondern höflich und von milder Gemüthsart, und die arme Geopferte ein hübsches Mädchen von sechzehn Jahren." Die Engländer nahmen in wohlmeinendem Eifer den halbgebratenen Körper und beerdigten ihn, aber die Einwohner gruben ihn wieder aus und stillten daran ihren kannibalischen Appetit.

Die Anthropophagie der Neu-Seeländer ist durch diese Thatsachen nicht allein außer Zweifel gesetzt, sie erscheint auch in einem schwärzeren Licht, als überlegte Grausamkeit, nicht entschuldigt von dem Rausch der Rache und des Sieges, ja selbst als ein Verbrechen kulinarischer Lust. Man führt zur Erklärung dieser schrecklichen Sitte an, daß die Neu-Seeländer sich sehr schwer Fleischspeise verschaffen können, und der Autor hat Personen aus dem Innern des Landes gesehen, die solche nie gekostet haben; vielleicht daß die Einführung Europäischer Heerden sie von dieser schrecklichen Neigung zu entwöhnen vermag.

Herrn Earle's Erzählungen enthüllen auch ein anderes Gebrechen, dessen Ausdehnung uns noch nicht hinlänglich bekannt ist. Unter diesem so freiheitliebenden Volke scheint eine Gattung von Heloten zu leben, die noch ärger als die Spartanischen gehalten werden. „Der freie Seeländer", bemerkt Hr. E., „ist ein fröhlicher Mensch, gut gelaunt, voll Lebhaftigkeit, stets lachend und schnatternd; die Sklaven hingegen sehen bleich und niedergeschlagen, beinahe verhungert aus, niemals sieht man sie lachen. Der männliche Sklave darf nicht heirathen, und auf dem Umgange mit einem Weibe steht Todesstrafe. Sie sind von der Gesellschaft förmlich abgeschnitten. Ursprünglich bestehen diese Sklaven aus Kindern gefallener Feinde. Die Kriege werden mit großer Wuth geführt, aber nicht in regelmäßigen Angriffen, sondern in Ueberfällen und Hinterhalten. Sie gaben uns ein Bild davon in einem Scheingefecht, das sie vor uns aufführten, und welches ihre liebste Unterhaltung ist. Sie theilten sich in zwei Hälften: die eine versteckte sich auf einer Anhöhe, während die andere, auf ein Knie niedergebeugt, in der Ebene Platz nahm, die Augen auf die Stelle gerichtet, von woher der Angriff erwartet wurde. Plötzlich stürzten die Versteckten aus ihrem Hinterhalte hervor, und der Kampf begann unter einem erschrecklichen Geschrei. Nichts ist fürchterlicher, als der Lärm bei einer solchen Gelegenheit, er übertrifft das Krieges-Geheul der Indianer Nord-Amerika's; dabei sehen die Kerle über alle Maßen fürchterlich aus. Nichts befremdete mich mehr, als daß sie sich nicht wirklich Hälse und Beine brachen, so heftig schien die Wuth ihrer Hiebe. Aber sie blieben so besonnen, daß auf einen Wink Alles augenblicklich ein Ende nahm und Scherz und Lachen wieder begann."

Unser Reisende war aber auch Zeuge ernster Scenen, der Rückkehr von einer siegreichen Expedition, mit Beute, Menschenköpfen, Menschenfleisch und Gefangenen. Letztere bestanden in Frauen und Kindern, die sehr elend aussahen, und über welche selbst die Frauen der Sieger Thränen vergossen und thätig sich erbarmten. Von den gefallenen Anführern waren noch die Köpfe übrig, die auf eine eigene

Weise getrocknet worden, so daß Umriß und Gesicht unverletzt geblieben; ferner einige Leckerbissen von dem Fleische in Körben, welches man für besondere Gelegenheiten zum Schmause aufbewahrte. Merkwürdig ist in dieser wilden Republik das Bestehen einer Klasse von Männern, die Friedensmacher heißen, und die kein anderes Geschäft haben, als zwischen den feindlichen Häuptlingen zu unterhandeln, Beleidigungen zu beseitigen, Entschuldigungen zu bestellen, überhaupt durch jedes Mittel Frieden zu erhalten. Zwei Mal sah der Autor ihre Bemühung mit Erfolg gekrönt; auch werden sie selbst in diesem Kriegeslande in Ehren gehalten.

Die Freundschaft und Anhänglichkeit unter Neu-Seeländern eines und desselben Stammes ist bewundernswerth. Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten, brechen in eine Fluth von Thränen aus, und beim Tode einer geliebten Person werden Trauer und Klage auf die heftigste Weise dargelegt. Außer den gewöhnlichen Merkmalen des Kummers verwunden sie sich mit scharfen Instrumenten das Gesicht, bis das Blut reichlich fließt, mit den Thränen sich vermischend. Am leidenschaftlichsten verfahren hiebei die Frauen, aber auch nicht selten in stillem und nicht minder ergreifendem Schmerz. Als einst die Gebeine eines 4 Monate zuvor gestorbenen Häuptlings beigesetzt wurden, bewegte sich die Wittwe, des Verstorbenen einzige Frau, nicht von den Ueberresten ihres Mannes und wandte keinen Blick von ihnen; ohne zu heulen oder sich zu verwunden, flößte sie durch ihren Gram Mitleiden ein.

Obgleich diese Insulaner bisweilen ihre Töchter und weiblichen Verwandten für Geld preisgeben, so wird doch in der Ehe strenge Treue gefordert und die Verletzung derselben mit dem Tode geahndet. Ein Häuptling, der von der Schuld einer seiner Frauen sich überzeugt hatte, ergriff seine steinerne Art, ging zu der Frau, und ohne einen Vorwurf oder ein Wort zu sagen, erschlug er sie auf der Stelle. Jedoch aß er sie nicht, sondern ließ den Körper den Hunden vorwerfen, bis die Engländer ihn begruben. Die Anführer aber, die mehrere Weiber haben, worunter manche ursprünglich Sklavinnen waren, nehmen es mit diesen nicht so genau, bieten sie sogar im Tauschhandel an. Ein Häuptling, der merkte, daß ein junges Mädchen, eine seiner zehn Frauen, den Engländern gefiel, erbot sich, sie ihnen gegen eine Flinte zu überlassen; der Handel wurde natürlich nicht angenommen.

Ohne Tempel, Priester und Opferungen, haben die Neu-Seeländer doch religiöse Begriffe und Einrichtungen. Sie beten ein höchstes Wesen, Atua, als den Urheber aller Veränderungen in der Natur, an und weihen ihm einen blinden Gehorsam. Leichte Uebel versuchen sie zwar zu heilen, aber wenn die Krankheit eine gefährliche Wendung nimmt, so glauben sie, Atua habe den Patienten wegzunehmen beschlossen, und es dürfe seinem Willen nichts in den Weg gelegt werden; sie überlassen daher den Kranken seinem Schicksale. Ein auffallender Aberglauben ist ihr Tabu, d. i. ein besonderer unter mystischen Gebräuchen geweihter Platz, auf dem fortan nichts geschehen darf, und den zu betreten eine todeswürdige Sünde ist. Zuweilen wirkt dieser Glauben Gutes. Ein Tabu um ein besäetes Feld ist ein besserer Schutz, als Hecke und Mauer. Fremde laufen daher oft Gefahr, wenn sie, selbst aus Unwissenheit, solche geheiligte Orte profaniren, und das schreckliche Loos, welches im Jahre 1772 den Französischen Offizier Marion und 11 seiner Leute traf, war die Folge einer Uebertretung dieser Art. Lange hatte zwischen den Eingeborenen und den Franzosen das beste Einverständniß geherrscht; als Letztere aber, ungeachtet der Warnungen und Bitten der Ersteren, an einem geheiligten Küstenstrich Netze zum Fischfang auswarfen, baten die Insulaner auf, an Bord zu kommen, und bald darauf überfielen sie die Fremdlinge und opferten sie ihrem beleidigten Glauben. Diesen Aufschluß hat Herr Earle von dem Häuptling Georg, der bei jenem Ereigniß zugegen war, erhalten.

Nicht unerheblich ist der Einfluß, den bereits die Bekanntschaft mit Europäern auf der Insel ausgeübt hat, und welcher nothwendig eine neue Civilisation daselbst gründen muß. Zwei Klassen Engländer sind es vornehmlich, welche als die Begründer dieser Veränderungen anzusehen sind: Wallfischfänger und Missionarien. Erstere pflegen seit einigen Jahren an den Neu-Seeländischen Küsten anzulegen, um auf ihren weiten Fahrten Erholung und frische Vorräthe zu finden; ihr Geschäft, die Civilisation zu verbreiten, besteht in der Vertheilung von Schießgewehren, diesem Lieblings-Eigenthum des Seeländers, wofür er kein Opfer scheut, und zu dessen Erlangung er sich Arbeiten und Studien unterzieht, die er sonst verachtet hätte. Obgleich Landbau den Insulanern nicht fremd war, so hat die Kultur des Bodens doch gegenwärtig zugenommen; sie pflanzen Kartoffeln und Türkischen Weizen; auch Schweinezucht wird getrieben, da dieser Artikel auf den Schiffen sehr begehrt ist und man Flinten dafür eintauschen kann, denn die Insulaner selbst essen kein Schweinefleisch. Auch Ziegen und Federvieh sind im raschen Zunehmen, und Hornvieh haben die Missionarien eingeführt; doch fügt eine Art inländischer Hunde den nützlichen Thieren großen Schaden zu. Die Eingebornen sind übrigens in der Erlangung der ihnen so werthen Waffe sehr glücklich gewesen. Als Cook dort landete, war auf der ganzen Insel kein Schießgewehr zu finden; jetzt sieht man kaum einen freigeborenen Seeländer, der keines hätte, obwohl sie immer noch nicht recht damit umzugehen wissen und fast zittern, wenn sie es in der Hand halten. Der Eingeborne kennt gewissermaßen diesem gefährlichen Werkzeug nicht, bis er dasselbe recht nahe hat; auch legt er es gern aus einander, so daß die Gewehre häufig bald unbrauchbar werden. Er schimpft alsdann, wenn ihm der Europäer seine „kranke" Flinte nicht wiederherstellt, in der Meinung, jeder Weiße müßte eine solche, wenn auch nicht verfertigen, doch ausbessern können. Die Englische Regierung und die Missionarien haben aus wohlmeinender Absicht verboten, den Neu-Seeländern Gewehre zu verkaufen; allein die Civilisation muß gerade durch die Verbreitung dieser Waffe zunehmen, denn um die Mittel des Krieges herbeizuschaffen, müssen die Künste des Friedens gepflegt werden; so würde z. B. ein Eroberer, der sich einen bedeutenden Theil der Insel unterwürfig machte, viel zur Gesittung dieses Volkes beitragen, — ein Häuptling mit zwei wohl disziplinirten Compagnieen kann Kaiser und Gesetzgeber von Neu-Seeland werden.

Eine zweite Klasse Britischer Unterthanen, die in Neu-Seeland Einfluß haben, sind die seit dem Jahre 1814 dort angesiedelten Missionarien, denen die Wallfischfänger, durch das böse Beispiel, das ihre Sitten den Eingebornen geben, gewöhnlich sehr unangenehme Gäste sind. Ihr Fleiß, ihre Ordnungsliebe und Reinlichkeit kann nicht anders als wohlthätig auf die Sitten jener Halbwilden einwirken, und in der That haben sie bereits eine große Autorität erlangt, ohne gerade Proselyten für die Kirche zu machen. Die Häuptlinge sehen es sehr gern, wenn auf ihrem Gebiete eine Missionair-Ansiedelung ist, und ihre Kinder schicken sie bereitwillig in deren Schulen, wo sie Neu-Seeländisch lesen lernen. Es wäre zu wünschen, daß man diesen Kindern auch das Englisch Lesen beibrächte, da hierdurch eine Welt neuer Ideen ihnen zugänglich würde.

Hr. E. ist mit der Kleidung dieser Zöglinge nicht zufrieden, er findet sie geschmacklos und die schöne menschliche Form verunstaltend. Funfzehnjährige Knaben tragen Jacken, die ihnen bis an das Knie reichen und bis an den Hals mit schwarzen Hornknöpfen zugeknöpft sind, das Gesicht ist halb durch den Kragen versteckt, und eine dichte Schottische Mütze bedeckt den Kopf, von welchem das lange schöne Haar ganz abgeschnitten worden. Die Wallfischfänger kümmern sich bei Austheilung von Geschenken eben so wenig um die Regeln des Geschmacks. Der Autor sah mit großem Verdruß mehrere hübsche Seeländerinnen, die aus einem Europäischen Schiffe an's Land stiegen, in alte schmutzige Hemden gekleidet, an denen die Rückentheile vorn saßen. Bisweilen bringen die Seeleute alte Flitterkleider und bunte Bänder aus London mit, und so aufgeputzt kommen die Schönen ans Ufer, über diesen Staat höchlich erfreut.

Verschiedene Reisende, auch Herr Earle, schlagen vor, eine Kolonie auf Neu-Seeland anzulegen, ohne zu bedenken, ob eine solche auch dort hinlänglich sicher sey. Der Neu-Seeländer ist noch eben so gefährlich, als er früher war, und wiewohl er gern Englische Kaufleute in seinen Hafen sieht und von ihnen sogar Kränkungen duldet, die ihn noch vor zwanzig Jahren zu schrecklicher Rache aufgereizt haben würden, so geschieht dies doch nur, um Waffen zu erhalten, da er keinen anderen Lebenszweck kennt als Krieg. Seine ganze Seele athmet kriegerische Thaten, und Alles, selbst die Rache, opfert er, um durch den Besitz von Flinten sich eine Uebermacht zu sichern. Während des halben Jahres (1827, 30. Okt. bis 1828, 21. April), das Herr Earle auf der Insel verweilte, wurden seine Gefährten einmal fast all ihrer Habe beraubt und geriethen zweimal in Lebensgefahr. Den ersteren Unfall veranlaßte der Angriff der Narpuer, eines mächtigeren Stammes, als ihre Verbündeten waren. Diese Letzteren dachten so wenig daran, die Europäer zu schützen, daß sie vielmehr mit den Plünderern gemeinschaftliche Sache machten und Alles davon schleppten, was die Narpuer liegen gelassen hatten, bei welcher Gelegenheit sie sich als äußerst gewandte Diebe zeigten. Die nächste Gefahr führte ihr Freund Georg herbei, vor dem ein Feind Schutz bei ihnen gefunden hatte. Georg verlangte dessen Auslieferung, weil er seinen Oheim erschlagen und verzehrt und man ihn verachten würde, wenn ein solcher Feind die Gegend lebend verlassen dürfe. Als aber die Engländer sich weigerten und ihre Ehre betheiligt hielten, wenn sie den Flüchtling auslieferten, rüstete Georg mit 50 bewaffneten Wilden sich zum Angriff, während hinter ihm die Sklaven ein großes Feuer anzündeten, woran der Feind und vermuthlich auch seine Vertheidiger gebraten werden sollten. Die Gefahr wurde glücklicher Weise abgewendet, indem man dem Häuptling drohte, daß die Engländer auf immer die Küsten von Neu-Seeland meiden würden. Als Georg in einem Gefecht blieb, besorgte man einen allgemeinen Krieg. Der Autor, der damals einen Theil des Landes durchstrich, fand volkreiche Dörfer völlig zerstört, eine Kolonie Schottischer Handwerker, die eine Sägemühle angelegt hatten, war entflohen, und schöne Ernten standen ohne Schnitter. Die Europäer wären bei einer Niederlage ihrer Bundesgenossen sicherlich alle umgekommen; es fand indessen eine allgemeine Zusammenkunft der Häuptlinge statt, und der Friede wurde wieder hergestellt. Man sieht aus diesen Beispielen, wie sehr gefährdet die Lage einer Kolonie seyn würde, die bei den steten Kriegen der Stämme unter einander nie ohne Feinde bleiben würde und, wenn sie nicht unausgesetzt Gewehre schaffen könnte, nicht lange ohne Besorgniß. Auch würden schwerlich sämmtliche Glieder einer Kolonie so behutsam seyn, um den Eingebornen nie Beleidigungen zuzufügen, und geschähe es auch nur aus Unkenntniß ihrer Gebräuche. Sogar wenn die Insulaner in diesem Augenblick eine Europäische Niederlassung gern sehen würden, so dürfte doch bei veränderten Umständen ein allgemeiner Vertilgungs-Krieg gegen die lästig und vielleicht verdächtig gewordenen Fremdlinge ausbrechen, dessen Ausgang, bei der zahlreichen Bevölkerung der Insel und der Tapferkeit der Bewohner, sehr zweifelhaft seyn würde. Es scheint schon jetzt der Umstand verdächtig, daß ungeachtet des häufigen Umganges zwischen Europäern und Neu-Seeländischen Mädchen doch nirgend die Früchte desselben bemerkt worden sind. Sie haben dem Laster der Trunksucht widerstanden, dem Wilde so leicht zur Beute werden, und welches verderblicher als das Schwerdt unter den Amerikanischen Indianern gewüthet hat. Auch besitzen sie neben ihren Fehlern Energie und Sinn für Verbesserungen, der sie mit Hülfe des Unterrichts und des Beispiels der Civilisation zuführen wird. So mögen denn die Einwohner von Neu-Seeland durch eigene Anstrengung sich zu der Bildung und dem menschlichen Gefühl der Europäer empor-

schwingen, ohne durch diese verdrängt oder ihrer Eigenthümlichkeiten als besonderes Volk beraubt zu werden.

Italien.

Skizzen aus der Geschichte Venedigs.

(Schluß.)

Nicht minder merkwürdig war das Verfahren jener Inquisitoren hinsichtlich der inneren und häuslichen Staats-Politik, die sie befolgten. Alle Morgen nach der Sitzung des großen Rathes versammelten sich die Inquisitoren, um sich über das Betragen, Vermögen und Charakter derjenigen Vornehmen mit einander zu unterreden, die dazu bestimmt worden waren, irgend ein Amt im Staate zu bekleiden. Wenn auf Einem von diesen irgend ein Verdacht ruhte, so wurden ihm zwei Spione, die einander selbst unbekannt waren, zugetheilt, welche allen seinen Schritten folgen und alle seine Handlungen hinterbringen mußten. Wenn diese Emissaire etwas Wichtiges auszukundschaften ermangelten, so wurde eine geschicktere Person auserwählt, die jenen Vornehmen bei Nacht besuchen und ihm von Seiten eines fremden Gesandten eine Belohnung anbieten mußte, wenn er die Geheimnisse des Rathes enthüllen wolle. Selbst wenn er dieser Versuchung widerstand, aber den ihm geschehenen Antrag nicht sogleich anzeigte, wurde er in das Buch der Verdächtigen (Libro de' Sospetti) eingetragen und nachher beständig auf das Genaueste beobachtet. Wenn ein Adliger, über den kein Verbannungsurtheil ergangen war, sich in den Dienst eines auswärtigen Hofes begab, wurde er nach Hause zurückberufen; gehorchte er nicht, so warf man seine Verwandte ins Gefängniß, und verharrte er noch zwei Monate lang in seiner Widerspenstigkeit, so ward er ermordet, wo er nur gefunden werden konnte. Kam ein Vornehmer, der im Senat oder im großen Rathe sprach, in seiner Rede auf Dinge, die dem Staate zum Vorwurf gereichen konnten, so wurde er unverzüglich von Einem der Häupter der Zehne unterbrochen. Widersprach der Redner dieser Autorität, oder äußerte er etwas Beleidigendes darüber, so nahm man keine Rücksicht auf den Moment, sondern er ward am Schlusse der Sitzung verhaftet, hinsichtlich seines Vergehens verhört, und wenn es unmöglich war, ihn von seiner Ueberzeugung zu belehren, wurde er dem geheimen Tode bestimmt. Da auf diese Weise die Freiheit der Debatte in den gesetzgebenden Körpern so ängstlich beschränkt war, so darf man sich nicht wundern, wenn auch sonst dem mündlichen Gespräch Fesseln angelegt wurden. Machte sich ein Vornehmer einer Unvorsichtigkeit in der Rede schuldig, so wurde er zwei Mal gewarnt; bei dem dritten Vergehen aber verbot man ihm, zwei Jahre lang sich auf den öffentlichen Straßen oder im Rath sehen zu lassen; gehorchte er nicht, oder beging er nach Verlauf dieser zwei Jahre denselben Fehler wieder, so wurde er als ein Unverbesserlicher ertränkt. Um von solchen Uebertretungen Kunde zu erhalten, bewachten die vornehmen Spione sorgfältig alle ihre Standes-Genossen in ihren Zusammenkünften auf dem Broglio, einer Arkade unter dem Herzoglichen Palast, wo ihr gewöhnlicher Aufenthalts-Ort war; und sie wählten in der Regel die frühen Morgenstunden zu solchen Beobachtungen, weil die Promenade alsdann weniger besucht war und deshalb leichter mehr Kühnheit in der Rede von den sich unterhaltenden Männern gewagt werden konnte."

Dies war die Organisation, dies die Gesetze und das System der Staats-Inquisition, ohne Zweifel die abscheulichste politische Institution, von der je die Geschichte gemeldet hat. Ihrer ungeachtet, und ungeachtet des langen Krieges, in den Venedig mit der Türkei verwickelt gewesen, war doch der Zustand dieses Staates gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts so blühend, daß er die Eifersucht der größeren Europäischen Mächte erregte. Daher die bekannte Ligue von Cambray, der die völlige Niederlage der Venezianer bei Agnadello folgte. Aber obwohl man geglaubt hatte, daß dies Unglück recht im Herzen des Staates selbst eine Lähmung verursachen werde, so riß es doch nur die Bürger zu neuen Beweisen ihrer Thatkraft fort, in denen sie sich von Erfahrung und Klugheit so weise leiten ließen, daß sie endlich wieder den zu ihrem Untergang verbundenen Mächten gegenüber zu stehen vermochten.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bot sich, in einem Zeitraum von nicht weniger als dreißig Jahren, eine Periode der Ruhe für Venedig dar, die sich besonders günstig für die Pflege der Künste erwies. Dieser Zeitraum des Friedens glänzt vornehmlich durch die berühmten Namen eines Palladio, Scamozzi, Sansovino, eines Tizian, Tintoretto und Paul Veronese. Diese Ruhe wurde jedoch im Jahre 1566 wieder unterbrochen, wo ein neuer Krieg mit den Türken entstand, der mit einer vollkommenen Niederlage der Letzteren und einem Friedensschluß endete, welcher darauf für einen beträchtlichen Zeitraum von Dauer war. Die Annalen der Republik ermangeln deshalb während des letzten Theiles dieses Jahrhunderts fast alles Interesses. Der Luxus der Bürger war in beständigem Steigen, aber auch die Ausschmückung der Hauptstadt machte überraschende Fortschritte, und die alte hölzerne Brücke, welche vor dreihundert Jahren die einzige Verbindung zwischen den beiden großen Theilen der Stadt gebildet hatte, wurde durch den einen Marmorbogen des berühmten Rialto ersetzt.

Aus dem Jahre 1578, als Nicola Davante Doge war, finden wir eine romantische Episode, die hier wohl einen Auszug verdienen dürfte, da wir uns einmal auf das Gebiet des historischen Details begeben haben.

„In die Zeit der Regierung des Nicola Davante fällt eine Episode der Venezianischen Geschichte, die kaum der schmückenden Zusätze bedarf, die sie bisweilen von der Phantasie erfahren, um sie zu einem geeigneten Stoff für einen Roman zu machen. Bartolomeo Cappello, ein Vornehmer aus altem Geschlecht, der die ehrenvollste Stellung im Staate und die glänzendsten und ausgebreitetsten Verbindungen besaß, schätzte noch höher als dies Alles die Schönheit seiner Tochter Bianca, und in seinen Hoffnungen hatte er sie bereits mit dem stolzesten und mächtigsten Hause in Venedig vermählt. Doch hatten Wahl und Zuneigung bereits heimlich des Mädchens Wünsche einem Florentinischen Jüngling von schöner Gestalt und anmuthigen Sitten zugelenkt, der jedoch kein höheres Amt bekleidete, als das eines Kassirers unter der Protektion eines Oheims, bei der reichen Bank der Salviati, nicht weit von dem Palast Capello. Pietro Buonaventura — so hieß der begünstigte Liebhaber — hatte, um den Gegenstand seiner Leidenschaft zu beruhigen, die Armuth und Dunkelheit seiner Geburt verhehlt und sie überredet, daß er ein Neffe und Theilnehmer des reichen Banquiers sey, von dem er in der That nur dienstweise angestellt war. Durch falsche Schlüssel und die Hülfe einer Gouvernante machte es die verliebte Bianca möglich, nächtlich ihres Vaters Palast zu verlassen und verstohlene Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten zu pflegen. Nach Verlauf einiger Monate wurde jedoch die Verheimlichung dieses Umgangs nicht länger mehr möglich, und aus Furcht vor der zu erwartenden Trennung, wenn sie entdeckt würden, noch mehr aber aus Furcht vor einer blutigen Italiänischen Rache für ihre Entehrung, entschloß sich Bianca, Vaterhaus und Heimath zu verlassen und sich ganz dem Abenteurer zu übergeben, den sie nun ihren Gemahl nannte. Sie legte ihre Juwelen und eine wohlgefüllte Börse zusammen, begab sich der Verabredung gemäß in der Nacht des ersten Dezember 1563 in eine Gondel, stieß ans Land und eilte dann hastig unter dem Schutz des Pietro nach Florenz fort."

„Das Toskanische Herzogthum befand sich damals noch dem Namen nach im Besitz des Cosmo von Medici, aber die Regierung der Hauptstadt und alles persönliche Ansehen war von ihm auf seinen Sohn Franzesco übertragen worden, unter dessen Schutz sich unsere Flüchtlinge sogleich begaben. Aber vergebens bemühte sich der junge Prinz, eine Versöhnung Bianca's mit ihrer erzürnten Familie zu bewerkstelligen. Ihr Vater, in seinen ehrgeizigen Plänen getäuscht, betrogen und verlassen von der Tochter, auf der seine zärtlichste Zuneigung geruht hatte, kochte vor Ingrimm über die Mißheirath, die, wie er meinte, den Quell seines bisher unbefleckten Blutes getrübt habe; er wies alle weitere Gemeinschaft mit ihr von sich und sann auf Rachepläne, worin er besonders eifrig von seinem Schwager Grimani, dem Patriarchen von Aquileja, bestärkt wurde. Ihr erster Schritt war, Pietro's unglücklichen Oheim einkerkern zu lassen, welcher vergeblich seine völlige Unbekanntschaft mit dem Liebeshandel betheuerte und nach einer kurzen Gefangenschaft den Geist aufgab. Dann machten sie dem Rath der Zehn bemerklich, daß die Schmach der Cappelli den ganzen Venezianischen Adel beschimpfe, und erlangten auf diese Weise ein Edikt, worin die ewige Verbannung über Pietro ausgesprochen und zugleich ein Preis von zweitausend Dukaten auf seinen Kopf gesetzt wurde."

„Unterdeß hatte ein häufiger und vertrauter Umgang mit Bianca, ihr Kummer, ihre Furcht, ihre Schutzlosigkeit, ihre einnehmende Schönheit und nicht minder ihre gleich ausgezeichneten Gemüths-Anlagen die Phantasie des Franzesco von Medici hingerissen und seine Leidenschaft erregt. Er liebte sie, und seine Wünsche blieben nicht ohne Erhörung; da jedoch eine Unterhandlung wegen einer Vermählung zwischen ihm und Johanna von Oesterreich im Werke stand, war er bemüht, jene andere Neigung sorgfältig vor den Augen des Publikums zu verbergen. Kaum war jedoch seine Vermählung gefeiert, als er, ohne alle Rücksicht auf seine Gattin, den Pietro zu seinem Kammerer ernannte, Bianca selbst in einem prächtigen Palast neben dem seinigen wohnen ließ und sie als seine öffentlich anerkannte Maitresse unterhielt. Sey es nun, daß ihr Gatte, der erst seine Ehre gegen Fürstengunst vertauscht hatte und das vorstellte, was die an solchen schändlichen Tauschhandel gewöhnten Italiäner un triangolo equilatero nennen, nachher doch eine feindselige Eifersucht blicken ließ und deshalb auf Franzesco's Befehl aus dem Wege geschafft wurde; oder sey es, daß der unersättliche Haß seiner Venezianischen Feinde sich endlich in seinem Blute zu kühlen suchte, kurz, er wurde, nachdem er sich ungefähr sieben Jahre in Florenz aufgehalten, auf der Straße ermordet gefunden. Mit jeder Stunde wuchs von jetzt an des Fürsten Schwäche und Bianca's Einfluß; und noch nicht vertrauend ihren seltenen natürlichen Gaben, ihren unübertroffenen persönlichen Reizen, die Franzesco bereits ganz von ihrem Willen abhängig gemacht hatten, soll sie auch noch den Aberglauben ihrer Zeit zur Verstärkung ihrer Macht benutzt haben. Man erzählt nämlich, daß sie sich mit einer jüdischen Hexe eingelassen, um von ihr mehr als menschliche Kräfte zu erhalten; daß sie Zaubertränke und Beschwörungen angewandt und um sich her einen Rath von Charlatanen und Astrologen versammelt habe, bloß zu dem einzigen Endzweck, die Zuneigung ihres Geliebten zu erhöhen und dauernd machen zu können. Weit schwärzere Beschuldigungen aber haften noch auf ihrem Gedächtniß. Da der Prinz nämlich eifrig eine männliche Nachkommenschaft wünschte, der er bisher noch ermangelt hatte, soll Bianca verstellter Weise solche Anzeichen an sich zur Schau gegeben haben, die seinen dringenden Wünschen Erfüllung zu versprechen schienen. Als der volle Zeitraum aber, nach dem diese Hoffnungen verwirklicht werden mußten, herannahte, begab sie sich in ein entferntes Stadtviertel in das Haus einiger Frauen, die ihrer Entbindung nahe waren, und bot darauf mit verschmitzter List dem Franzesco einen untergeschobenen Knaben dar, der die Frucht einer jener Frauen war. Die armen Werkzeuge ihres Betruges hatten ihr Verschwiegenheit geloben müssen, aber dennoch hielt sie sich nicht für sicher und schaffte dieselben deshalb nach einiger Zeit durch Gift fort; und mehr als ein Jahr nachher erhielt eine Dame aus

Bologna, die mit in der Sache verwickelt gewesen, und deren Treue plötzlich bedenklich geworden war, die Erlaubniß zu einer Reise nach ihrer Vaterstadt und wurde auf dem Wege im Gebirge ermordet. Das Bekenntniß der Sterbenden, die noch wenige Stunden ihre tödtliche Verwundung überlebte, enthüllte diese scheußlichen Intriguen. Es wurde dem Bruder Franzesco's hinterbracht und bestärkte ihn in seinem gerechten und offen an den Tag gelegten Abscheu gegen das schuldige Weib, das den Prinzen in einer freiwilligen Sklaverei erhielt."

„Franzesco sah sich jetzt im Besitz des Thrones, und bald sollte er auch von den Banden seiner Ehe befreit werden. Die glänzende Aufnahme, die er einem Bruder seiner Geliebten an seinem Hofe hatte widerfahren lassen, und das unbegränzte Vertrauen, das er in denselben zu setzen schien, entfremdete ihm seine Unterthanen nicht nur so sehr, daß ein Aufstand unter ihnen auszubrechen drohte, sondern vermehrte auch den Kummer seiner vernachlässigten Gemahlin und endigte ihn endlich durch den Tod, dem sie in einem zu frühzeitigen Kindbett erlag. Der letzte Gegenstand von Bianca's Ehrgeiz schien jetzt leicht erreichbar geworden. Vor mehreren Jahren, als ihr Gatte noch lebte und des Herzogs unselige Leidenschaft eben im Beginnen war, hatte sie ihn ein Mal vor das Bildniß der heiligen Jungfrau geführt und dort ein feierliches Unterpfand empfangen und gegeben, daß, wenn Beide von ihren gegenwärtigen Ehebanden befreit wären, sie sich gegenseitig durch die Ehe vereinigen wollten. Nichtsdestoweniger hielten, bei einigem Schamgefühl, das er noch besaß, die dringenden Vorstellungen des Kardinals und die eigene Furcht, dadurch den Unwillen unter seinem Volke noch mehr zu reizen, den Franzesco noch eine Zeit lang zurück, sein Unglück auf diese Weise zu vollenden. Er entfernte sich sogar auf kurze Zeit von Florenz und gelobte, allen ferneren Umgang mit Bianca aufzuheben, bis ihn endlich die Kunstgriffe eines Beichtvaters, den sie in ihrem Solde hatte, und der die Stimme des Gewissens und der Vernunft wieder in ihm erstickte, unwiderstehlich in die alte Sklaverei zurückführten. Noch bevor zwei Monate seines Wittwerstandes verflossen waren, vermählte er sich heimlich mit ihr (im J. 1578), ohne selbst seinen Bruder davon in Kenntniß zu setzen, und er that es nicht eher, als während einer schweren Krankheit, da ihn Ferdinando auf das große Aergerniß aufmerksam machte, das die beständige Gegenwart einer Maitresse bei seinem Bett, das vielleicht sein Todtenbett seyn könne, erregen müsse, wo er denn bekannte, daß sie sein Weib sey."

„Seinem Volke wurde diese Vermählung erst nach Ablauf des üblichen Trauerjahres kundgethan. Darauf, damit seine Verbindung keiner förmlichen Bekräftigung ermangeln möchte, faßte der Großherzog den Plan, einen alten Gebrauch Venedigs, welcher die Vermählung eines Fremden mit einer aus seinen adligen Familien verbot, für seine Absicht zu benutzen und Bianca, nicht als eine Tochter Cappello's, sondern als die des San Marco selbst, zur Ehe zu begehren. Eine glänzende Gesandtschaft wurde deshalb an die Signoria abgefertigt, um des Fürsten Wunsch zu erkennen zu geben, sich mit Venedig, das er allen übrigen Europäischen Staaten vorziehe, zu verbinden, und um die Republik zu bitten, daß sie seine Gemahlin als Tochter ansehen möchte, damit auch er die Vorrechte eines adoptirten Sohnes derselben genießen und an den Pflichten eines solchen Antheil nehmen könne. Die frühere Verunehrung Bianca's wurde in Vergessenheit begraben, sowohl von den öffentlichen Autoritäten, als auch von ihrer eigenen Familie selbst. Die Zehn dachten nicht mehr an ihre Rache-Verkündigungen, die sie hatten ausgehen lassen, und ihre Eltern erkannten ihre geliebte und lange vermißte Tochter mit den Beweisen der zärtlichsten Liebe wieder an. Der Patriarch Grimani, der ihre frühere Verfolgung und selbst die beabsichtigte Ermordung ihres ersten Gatten am eifrigsten betrieben hatte, empfing jetzt die Florentinische Gesandtschaft bei ihrem Eintritt in den Palast Cappelli mit allem Aufwand priesterlichen Pompes."

„In einer glänzenden Versammlung der Signoria, der Räthe und aller anderen öffentlichen Beamten wurde Bianca förmlich anerkannt als „die wahre und besonders verdiente Tochter der Republik, auf den Grund und in Betracht der vielen ausgezeichneten und ruhmwürdigen Eigenschaften, welche sie alles Heiles würdig machten; und in der Absicht, dadurch mit entsprechenden Gefühlen der Hochachtung zu begegnen, welche der Großherzog durch diesen seinen höchst weisen Entschluß gegen Venedig an den Tag gelegt hatte." Artilleriesalven, Freudenfeuer und Erleuchtungen verherrlichten die allgemeine Lust. Der Vater und Bruder des neugeborenen Staatskindes wurden zu Kavalieren erhoben und ihnen der Vorrang vor allen anderen ihres Standes zuertheilt. Die Signoria ließ sich sogar herab, die Florentinischen Gesandten privatim zu besuchen, und der Senat erwiederte ihre Beglückwünschungen öffentlich und mit allen Ceremonien. Zwei der angesehensten Vornehmen, umgeben von neunzig Edelleuten von Rang, deren jeder von einem stattlichen Gefolge begleitet war, wurden abgeordnet, um Bianca in Besitz ihrer neu erworbenen Rechte zu setzen und den zweiten Vermählungs-Feierlichkeiten beizuwohnen, die Franzesco als ein öffentliches Fest angeordnet hatte. Der Patriarch und alle Häupter der Familie Cappello begaben sich nach Florenz, um Zeuge zu seyn von dem Ruhm ihres Hauses; und um das Maß des Glückes voll zu machen, traf vom Päpstlichen Stuhl die Zustimmung zu Bianca's Krönung ein, so daß sie mit den früheren adoptirten Töchtern von San Marco, den Königinnen von Ungarn und von Cypern, auf eine gleiche Stufe gestellt werden durfte."

„Von einem größeren Opfer der Erniedrigung, als das, welches die Venezianische Regierung und die Familie Cappello dem weltlichen Vortheil und Interesse darbrachten, finden wir kaum in der Geschichte Beispiele; und so wie jeder Edeldenkende den falschen Stolz der Standesehre verachten wird, welche Bianca's Familie vermochte, sie in ihrer früheren tugendhaften Armuth schmählich zu verstoßen, so wird er sich noch mehr durch die niedrige Schmeichelei verletzt fühlen, mit der sie sich vor der darauf folgenden Erhöhung ihres Standes und ihrer Schmach beugten und derselben gewissermaßen Anbetung bewiesen. Aber man höre, was sich darauf ereignete! Der Kardinal, obwohl scheinbar versöhnt, war dennoch von Mißtrauen erfüllt und gab sich beständig dem wohlbegründeten Argwohn hin, daß sein unausgesetztes Nachfolgerecht durch die Kunstgriffe Bianca's getäuscht werden könne. Wäre auch Don Antonio, der Sohn Bianca's, in der That als rechtmäßiger Thronerbe anerkannt gewesen, so hätte doch einer so schreienden Verletzung der Gerechtigkeit nach dem Tode seines angeblichen Vaters ohne Zweifel wieder abgeholfen werden können; aber wie, wenn Bianca, obgleich sie jetzt offenkundig unfähig war, Mutter zu werden, doch, wie es mehr als ein Mal den Anschein hatte, einen neuen Plan hegte, ihrem leichtgläubigen Gatten einen anderen Knaben unterzuschieben, welcher dann, als ächter Ehesproß, der gesetzliche Nachfolger seyn würde! Geeignete Maßregeln wurden getroffen, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß es die allergeeignetsten waren, zu denen man seine Zuflucht nahm, denn die Medici waren mit dem Verbrechen vertraut, und die Annalen ihres Hauses sind mit tief in Blut getauchten Schriftzügen geschrieben. Zwei Töchter, die der Eifersucht ihrer Gatten geopfert, eine dritte, die auf Befehl ihres Vaters vergiftet wurde, der einem seiner Söhne wegen der Ermordung eines anderen mit eigener Hand den Tod gab, finden sich unter den Schreckens-Ereignissen, welche das Leben des ersten Großherzogs, Cosmo, bezeichnen, und sein Nachfolger Franzesco war jetzt bestimmt, diese Liste unnatürlichen Mordes zu vermehren. Der Kardinal nahm eine Einladung auf dem entlegenen Jagdsitz Poggio a Cajano (i. J. 1579) an, und nach Verlauf einer Woche starben Beide, der Großherzog und Bianca, in wenigen Stunden nach einander. Die außerordentliche Sorgfalt, mit der die Leichen zuerst von dem Hof-Arzt geöffnet, und die Ausstellung, die darauf zur öffentlichen Beschauung veranstaltet wurde, diente nur dazu, den natürlichen Argwohn zu vermehren, daß ihr Tod die Folge einer Vergiftung gewesen. Ob Ferdinando Beiden ein Lieblingsgericht bereitet, oder ob ihm ein solches von Bianca bereitet und durch eine Veränderung der Farbe an seinem Ringe — was er aus Leichtgläubigkeit für ein untrügliches Zeichen hielt — entdeckt, jedoch zuerst von Franzesco unbesonnen gekostet und dann aus Verzweiflung von ihr selbst vollends gegessen war, hat nicht bestimmt ermittelt werden können; und es bleibt deshalb zweifelhaft, ob diese Schandthat dem Ehrgeiz eines herrschsüchtigen Prinzen oder dem Haß eines rasenden Weibes zuzuschreiben ist. Die Ehren eines Leichenbegängnisses, wie sie dem Range der verstorbenen Großherzogin gebührten, wurden ihr vom Ferdinando bei seinem Regierungs-Antritt verweigert, und ihre Ueberreste wurden, anstatt der glänzenden Gruft der Medici übergeben zu werden, im Geheimen und ohne ein Denkzeichen auf dem Kirchhof San Lorenzo eingescharrt. Ihr Wappen und alle auf sie bezügliche Embleme, wo man sie auch fand, wurden sorgfältig vertilgt, und um ihren Namen mit Schmach der Nachwelt zu überliefern, kratzte man ihren Titel auf allen öffentlichen Dokumenten aus, indem man mit der Urkunde von Don Antonio's Geburt den Anfang machte, und setzte an dessen Stelle die Worte: „la pessima Bianca."

Bibliographie.

Luigi da Porto. — Trauerspiel von Lorenzo Barichella. Vicenza.

Dell' uso delle trasposizioni e delle parole composte nelle poesia italiana. (Ueber den Gebrauch der Inversion und der zusammengesetzten Worte in der Italiänischen Poesie.) Von L. Faenartari. Lucca.

Avventure etc. (Abenteuer der Zwillingsbrüder Ajor und Savo.) Moralische Erzählung für die Jugend. Von Dr. G. Silvola. Erster Bd. Mailand. Pr. 2 L.

Mannigfaltiges.

— Die Lebensdauer berühmter Männer. Dieser Gegenstand könnte zu den interessantesten Reflexionen Stoff geben. Es würde daraus erhellen, daß gerade diejenigen, die das Außerordentlichste geleistet, nur selten zum höchsten Lebensziel gelangen. Besonders bei Staatsmännern, wie Pitt, Fox, Canning, Mirabeau und Andere, finden wir ein häufiges Hinsterben im frischen Mannesalter. Von den Gelehrten und berühmten Literaten haben Baco 64, Newton 84, Leibnitz und Galilei 70, Göthe 83 Jahre erreicht; Volta, Scarpa und Paletta sind zu einem sehr hohen Alter gelangt. Dagegen ist unter 1700 namhaften und berühmt gewordenen Personen aus allen Klassen der Gesellschaft der einzige Fontenelle 100 Jahre alt geworden. Das Privilegium eines langen Lebens scheint vor Allen dem Künstler ertheilt zu seyn, und vorzugsweise in Italien. Tizian z. B. lebte 90 Jahre, Giannello 99, Michelangelo 90, Leonardo da Vinci — auch durch riesige Muskelkraft ausgezeichnet — 75, Caladresi 86, Claudio di Lorena 82, Carlo Maratta 89, Tintoretto 82, Sebastiano Ricci 78, Crespi 74, Carlo Dolce 70, Zuccarelli 86, Vernet 77 Jahre. (F. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Montag den 25. März 1833.

Spanien.

Lebende Bilder aus Spanien *).

I. Ein Wirthshaus-Abend und ein Heerstraßen-Morgen.

Es war vier Uhr Nachmittags, als unsere Diligence am Ebro hielt, welcher hier die Provinzen Katalonien und Valenzia scheidet. Wer den Anblick des berühmten Stroms auf diesem Punkte sich nicht zu würzen weiß durch historische Erinnerungen aus Cäsars Kommentarien, oder poetische aus Spanischen Romanzen, wird eben nichts gewahr, als schmutziges Wasser, in gelangweilter Eile sich fortschiebend durch flaches, ödes, sandiges Land. Am jenseitigen Ufer liegt der ärmliche Flecken Amposta, unser heutiges Nachtquartier. Eine breite Fähre erwartete uns; zwei Maulthiere zogen den Wagen hinein; die übrigen, abgespannt, aber mit langem Seil an die Fähre befestigt, schwammen voraus und unterstützten sie gegen den Strom; zwei schwere Ruder thaten das Uebrige, und so standen wir bald auf Valenzianischem Boden.

Während im Wirthshause unsere Mahlzeit bereitet ward, schlenderten wir umher am Ufer des Stroms und in den gleich eintönigen Gassen des Städtchens. Fischer und Ackerleute, schon zurückgekehrt vom Tagewerke, saßen theils einsam jeder an seiner Thürschwelle, den Kopf in die Hand gestützt, theils standen sie in Gruppen an den Straßenecken, mich anstarrend und ihre Glossen machend über meine fremdartige Außenseite. Vielleicht erschienen sie mir noch merkwürdiger als ich ihnen; denn zum ersten Male erblickte ich hier die seltsame Valenzianische Bauerntracht. Wenig mehr als die Breite des Stroms, also gewiß noch keine den Unterschied rechtfertigende Differenz des Himmelstrichs liegt zwischen den ungeheuren, von der Schulter zum Knöchel reichenden Pumphosen des Kataloniers und den Leinen-Höschen des Valenzianers, über der Hüfte mit einem Gurt befestigt und nicht ein Mal die Knie bedeckend; außer diesem lustigen Kardinalstück seines Anzugs trägt er nur noch ein Hemd, eine Aermelweste, Sandalen von Stroh oder Hanf geflochten und eine rothe Mütze auf dem Kopf, oder, um denselben gewunden, ein baumwollenes Tuch mit hinten herabhängendem Zipfel. Die Beine sind nackend, oder mit engen ledernen Kamaschen, oder auch mit Strümpfen ohne Füßlinge bekleidet. Den Anzug vervollständigt die manta, ein langer wollener Sack, bunt gewürfelt, wie der Schottische Plaid und mit Franzen besetzt; gewöhnlich läßt ihn der Eigener nachlässig über eine Schulter hangen; bei kaltem Wetter wickelt er sich hinein; Lasten tragend braucht er ihn als Tragkorb; seinen Acker besäend als Schürze für das Saatkorn. Auch großen physischen Unterschied gewahrt man zwischen den beiden nachbarlichen Volksstämmen: der Katalonier ist im Ganzen höher gebaut, mit vielen Merkmalen Celtischer Abkunft; der Valenzianer steht der Orientalischen Form näher; so, er kann mit seinem feinen Gliederbau, seinem sonnengebräunten Antlitz, seinem langen, glatten, schwarzen Haar, an den Indianer Amerikanischer Urwälder erinnern.

Bei Sonnen-Untergang wanderten wir zurück in unser Wirthshaus. Vor dem Thorwege saßen drei Kerle in der beschriebenen Tracht, mit gekreuzten Beinen, einen ihrer Mäntel zwischen sich ausgebreitet, im eifrigsten Spiel begriffen mit schmutzigen Karten. So hatten wir sie schon gefunden beim Aussteigen aus der Diligence; so beim Antritt unseres Spazierganges; und auch jetzt noch flogen Karten und Reale zwischen ihnen, und die Sache schien keinesweges beendigt. Im Hofe war unser Mayoral um den Wagen beschäftigt, schmierend, umdrehend, Alles in Stand setzend zur Abreise vor Tages-Anbruch. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an, über unseren ferneren Weg und dessen Ziel, das schöne Valenzia; bald wurden wir abgerufen zum Essen.

Der Tisch war gedeckt in einem großen Zimmer, dessen Boden unser Passagier-Gut bedeckte; im Winkel lag ein Haufen Algarroba-Bohnen, das gewöhnliche Maulthier-Futter dieser Gegend. Wir fanden ein reinliches Tischtuch, irdenes Geschirr aus Englischer Fabrik, Messer und Gabeln, nicht besonders assortirt, letztere von Eisen und überzinnt. Die Gesellschaft saß auf langen hölzernen Bänken um den Tisch, und die Suppe ward schweigend genossen, wie gewöhnlich. Dann kam das Spanische National-Gericht, puchero oder olla genannt, kurioses Mischmasch von Rindfleisch, Geflügel, Erbsen und vielen anderen Gemüsen, Alles tüchtig mit Knoblauch durchwürzt und für jeden Gast ein Stückchen gesalzenes Schweinefleisch auf den Rand gelegt. Diese Schweinefleisch-Regel scheint religiösen Ursprungs in Spanien, aus jener Zeit stammend, wo man dergleichen Legitimation gegen die Judenthums-Riecherei der Inquisition bedurfte. Wird das Gericht feiner bereitet für leckerhafte Tafeln, so heißt es olla podrida, und ist dann eine wahre Noahs-Arche des mannigfaltigsten Fleisches von dem, was fleugt und kreucht. Nach dem puchero kamen gebratene Hühner und Salat, beides zusammen genossen, wie in Frankreich und Deutschland; dann ein Nachtisch von Oliven, Aepfeln, Feigen, Mandeln und halbgetrockneten Weintrauben. Den Beschluß machte ein Schlückchen Anisét, aus kleinen künstlich geschliffenen und vergoldeten, augenscheinlich von der Wirthin in hoher Ehre gehaltenen Holländischen Spitzgläsern genippt, auch von unseren Damen nicht verschmäht.

Ein hungriger Reisender konnte wenig einwenden gegen die Mahlzeit; mehr vielleicht gegen Sitte und Art der Tischgenossen. Unsere Katalonischen Studenten griffen sehr eilig nach jeder Schüssel, bemächtigten sich der ihnen anstehenden Stücke mit Gabel oder Finger, wie es gerade am bequemsten war, und ließen dann Andere für sich selbst sorgen. Mit abnehmendem Hunger wuchs ihnen jedoch die Höflichkeit; sie wurden mittheilender in dem Grade, als weniger selbstbedürftig; am Ende fast galant gegen unsere schöne Reisegefährtin aus Valenzia. Jeder präsentirte ihr beim Dessert einen halben Apfel gar zierlich auf der Messerspitze, zum Theil mit wohl gesetzten Redensarten; das hübsche fröhliche Mädchen nahm Alles, kostete von jeder Hälfte, blieb auch keinesweges Scherz und Lachen schuldig auf Scherz und Schmeichelrede, gleich weit entfernt von spröder Ziererei als von unanständiger Ausgelassenheit. Aus Frankreich kommend, wo die Mädchen Pagoden sind und nur als Frauen zur Freiheit gelangen, ward ich angenehm überrascht durch die Ungezwungenheit der Spanischen Mädchensitte und die gravitätische Gleichgültigkeit von Papa und Mama bei manchen von den Lippen ihres schönen Kindes fliegenden kecken, ja bedenklichen Worten.

Das Mahl war verzehrt, die Cigarre angesteckt; die Wirthin machte ihre Runde, um den Betrag der Zeche einzufordern; hinter ihr eine wenig modernisirte Maritorne, die derbe Patsche dem erwarteten Trinkgeld entgegenstreckend. Die Zeche betrug 16 Realen auf jeden Kopf, und zwei mehr für Chokolade vor der Abfahrt. Die Katalonier schrieen laut über die doppelte Kreide, und behaupteten, wenigstens 10 Realen habe die Alte für ruido de casa (die verursachte Unruh) angesetzt — ein stehender Artikel in Spanischen Wirthsrechnungen. Als keine Remonstration helfen wollte, wurden die Realen aus den nicht überfüllten Studentensäckeln ziemlich widerstrebend zu Tage gefördert, und es gab nur noch einigen Wortwechsel mit der Maritorne über den halben oder ganzen Real Trinkgeld. Man zeigte uns dann unser Schlafgemach, neben dem Eßzimmer, mit kleiner Doppelthür und einer Eisenbarre davor, wie an den Amerikanischen Stallthüren. Das Gitterfenster ging auf den Hof, und hatte eine Klappe statt der Fensterscheiben. Acht Betten standen bereit für die Reise-Gesellschaft, mit Ausnahme der im eigenen Zimmer gehörig abgesonderten Valenzianer Damen: vor jedem Bette ein alter Lehnstuhl, mehr oder weniger invalide. Wir schlossen das Fenster gegen die böse Nachtluft, und krochen Jeder in sein Nest, mit kläglicher Vermeidung zu genauer Betttuchsschau. Unter Katalonischem Studenten-Geschnatter in der Kammer und Glockengebimmel fressender Maulthiere im Stalle daneben, entschlief ich bald und fest.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht, verkündete Lärm am äußeren Thor die Ankunft der Reitpost von Tortosa, zugleich das Signal zum Weitergehen unserer Diligence. Jetzt ward's auch im Hofe lebendig; die Maulthiere wurden angespannt, und bald rief unser Mayoral sein „arriba Señores, ya vamos“ (Auf auf, Ihr Herren, wir müssen fort), indem er das roth bekappte Haupt in die Kammerthür steckte und einige hartnäckigere Schläfer mit der Lampe beleuchtete. Nach wenigen Minuten hatten wir uns angekleidet, die im Vorzimmer dampfende Chokolade hinuntergestürzt und unsere Plätze im Wagen eingenommen. Der Mayoral stieg auf den Bock; der junge Katalonier, sein Stallbursche, faßte das vorderste Maulthier am Kopf, leitete es aus dem Hofe, lief nebenher, bis wir aus dem Ort und auf freier Landstraße waren, ließ hier erst das ungeduldige Thier los, gab ihm und allen übrigen einen tüchtigen Peitschenhieb und erkletterte dann gleichfalls den Sitz neben seinem Herrn. Dieser überließ ihm jetzt die Zügel, wickelte sich in seinen Mantel und rückte sich zurecht, den versäumten Schlaf nachzuholen.

*) Nach A year in Spain, by a young American. New-York 1830.

Pepito — so hieß der wackere, behende, lebenslustige Bursche — ließ fröhlich seine Peitsche knallen, redete auch sonst eindringlich und begeisternd zu den die Ohren spitzenden Thieren und war ganz seelenvergnügt. Armer Pepito! er ahnte nicht, wie nahe ihm sein grauses Schicksal stand.

Wir waren etwa eine Stunde von Amposta entfernt; der Mayoral schnarchte laut; selbst Pepito war stiller geworden und ließ sein Gespann ruhig forttraben im regelrechten Gange; mein Gefährte im Kabriolet, ein junger angehender Priester, stets wortkarg, schien jetzt völlig verloren, ich weiß nicht, ob in geistlicher Verzückung oder in irdischem Schlaf. Mich beschäftigten Heimaths-Gedanken — und als endlich in der allgemeinen Stille auch auf meine Augen sich der Schlummer senkte, spann ein süßer Traum die Gedanken des Wachenden in längere und glänzendere Fäden aus.

Plötzlich erwachte ich; der Wagen stand still. Halb noch träumend, wähnte ich mich einen Augenblick in der Heimath angekommen; aber die Täuschung war kurz. Nicht meiner Landessprache angehörige wilde und drohende Männerstimmen erklangen draußen; wir hielten in einem Olivenwalde; unsere Maulthiere, durch irgend etwas im raschen Lauf gehemmt, hockten zusammen, wie in einen Knäuel gewickelt, sichtbar erschrocken, schnaubend und ohrspitzend. Am rechten Vorderrade stand ein Kerl in jener zu Amposta zuerst gesehenen Valenzianertracht, die rothe Mütze tief auf den Kopf gedrückt, der gestreifte Mantel von der linken Schulter flatternd. Den linken Fuß vorgestreckt, lag er mit seiner Flinte im Anschlage auf unseren Mayoral, und wild sah ich sein Auge über das Visir herüberblitzen. Pepito, gleich im ersten Augenblick nicht zweifelhaft über die Natur des Abenteuers, war vom Bock gesprungen, sich wo möglich unter den Bäumen zu verbergen. Aber kaum hatte er den Boden erreicht, als auch ihm eine Karabiner-Mündung entgegenstarrte. Zugleich trat ein dritter Räuber aus dem Walde. Der Knabe ward gezwungen, sich platt mit dem Gesicht auf die Erde zu legen; dem Mayoral war bereits ein Gleiches geschehen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- La fisiología y patología de la mugee. (Ueber Frauen-Krankheiten.) Von Dun Baltasar de Viguera. 4 Bde.
- Memoria descriptiva del cólera-morbo. (Ausführlicher Bericht über die Cholera. Nach seinen in Polen, Preußen, Sachsen (!), Hessen (!) und Bayern (!) angestellten Beobachtungen, von Don Antonio Fair, Spanischem Arzt und ehemaligem Stabs-Arzt der Hospitäler von Warschau und der Kaiserl. Russischen Garden. Pr. 6 Rs.
- Caresma sacrada del cristiano. (Betrachtungen und tägliche Andachten für die Fastenzeit.) 2 Bde. Pr. 20 Rs.
- Madrid — oder Andeutungen einer Spanierin über die in der Hauptstadt herrschende Unmoralität. Nebst einer Beschreibung von Madrid und des Königl. Hofes. Pr. 10 Rs.
- Hermenegilda — oder der unglückliche Irrthum. Trauerspiel in 5 Akten. Pr. 3 Rs.

Italien.

Neapolitanische Landschaften.

Von einer Französin gezeichnet.

Im Monat Juli ist es Bedürfniß, den Staub, den Lärm, das Gewühl Neapels, die erstickende Hitze seiner Straßen, den beschwerlichen periodischen Wind an seinen Küsten eine Weile zu fliehen. Mit einbrechender Nacht sind wir von hier abgefahren; die ehernen Thore, die Zugbrücken der Festung Capua öffneten sich vor uns, und ein Offizier harrte unserer an der Spitze seines Postens, um glückliche Reise zu wünschen. Bei jeder Station erhielten wir frische Pferde; unser Kutscher sang die ganze Nacht aus voller Kehle nationale Lieder und große Arien aus Opern. Diese Probe einheimischer Musik hat mich sehr angezogen; alle Liebesgesänge sind klagend und hören sich eher wie Elegieen an, als wie Ergießungen eines leidenschaftlichen Gefühls.

Um fünf Uhr Morgens hielten wir in San Germano; die Sonne glühte noch nicht; das von ihr bestrahlte Land war ganz verschieden von dem, welches wir verlassen hatten; kein Vesuv, kein Meer, keine Felsen oder schwebende Gärten, aber eine fruchtbare und waldreiche, von vielgestaltigen Bergen eingeschlossene Ebene. Die Morgen-Nebel gaben den Bergen jene verklärte Färbung, die wir so oft in der Schweiz bewunderten. Welche klassische Erinnerungen gruppiren sich um diese Gipfel! Vor uns das Gebiet der Volsker, gegen Norden das der Samniter, welches im Westen mit den Höhenzügen in Verbindung steht, wo Cincinnatus seine gefangenen Legionen lösete und wo der Anio entspringt, dessen Wasserfälle Sie bei Tivoli gesehen. Ueber unseren Häuptern das berühmte Kloster Montecasino, welches den ersten der Volskischen Berge krönt, am halben Abhang ein Gothisches Schloß, mit Thürmen und Zinnen, hinter denen sich die Barone und Aebte des Klosters gegen die Invasionen benachbarter Großen vertheidigten. Das Asyl der Andacht und des Gebetes existirt noch, und hat allen Stürmen getrotzt; das Emblem der Gewalt aber liegt in Trümmern. Ein kleiner an diese Pilgerfahrt gewohnter Esel brachte mich einen breiten, wohl unterhaltenen Weg hinan zum Kloster. Wie viele Könige, Päpste, Gelehrte haben diesen Weg vor mir gemacht! Vor Allen Sankt Benedikt, der Stifter des Ordens, dann Karl der Große; Robert Guiscard, Stifter des Reiches der Normannen in Italien; der Papst Gregor der Große; Karl von Anjou, welcher kam, um das Kreuzheer gegen einen christlichen Fürsten zu lenken, statt daß er Ludwig den Heiligen aus Aegyptischer Gefangenschaft erlöste, und so viele andere berühmte Männer, denn die Stiftung des Klosters reicht bis in's sechste Jahrhundert hinauf; es ist das älteste in Europa, das erste, wo Männer zusammentraten, deren erhabener, dem beschaulichen Leben gewidmeter Geist der Einsamkeit bedurfte, um die Künste wieder zu beleben, die Wissenschaften zu erhalten, und um gemeinschaftlich ein regelmäßiges, nüchternes, geistiges Leben zu führen. Der Benediktiner-Orden hat weder an politischen, noch an kirchlichen Fehden jemals Theil genommen. Der Abt von Montecasino genoß die Privilegien des ersten Reichsbarons, und änderte nur bei Einer Gelegenheit das Schicksal Italiens, als er sich dem Durchzuge Conradin's widersetzte und Karl von Anjou seine Pforten öffnete.

In dem Maße, als wir über die Ebene uns erhoben, schien uns das Feld eine Waldung zu werden, denn hier sind Bäume und Feldfrüchte immer vereinigt. Mehrere kleine Kapellen bezeichneten den Weg des heiligen Benedikt, dem jede Religions-Partei Bewunderung gezollt hat. Guizot nennt ihn den Mann, der die Bedürfnisse seines Jahrhunderts am besten erkannte und die Mittel zur sittlichen und sozialen Wiedergeburt desselben mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte. Als wir um einen Felsen herum waren, den unvollendete Verschanzungen vom Jahre 1821 bekränzten, entdeckten wir die ungeheuren Kloster-Gebäude, die weiland kaum groß genug waren, um die Könige, die Päpste und die schlichten Pilger zu beherbergen. Das Haupt-Gebäude ist Gothisch, von imposanter und massiver Bauart, von dürren Felsen umgeben, auf denen man mit vieler Mühe Weinreben und einige Bäume zieht, deren Schatten so nothwendig ist, um vor der Sonnengluth zu schirmen. Wir traten in eine Pforte, die uns an die cyklopischen Bauten erinnerte, und gingen durch einen langen zum Theil in den Felsen gehauenen Korridor; eine alte Inschrift belehrt den Reisenden, daß dieses der Haupt-Eingang sey. Hat man diesen zur Hälfte finsteren Gang zurückgelegt, so gelangt man in einen ganz Italiänischen Hof, der von einer schönen Säulenhalle umgeben ist, und in dessen Mitte ein Springbrunnen immer frisches Wasser hervorsprudelt. Zwischen jeder Arkade schimmert eine neue Landschaft durch; denn die ganze benachbarte Gegend mit ihren Bergen, ihren Wäldern, ihren Dörfern ist gleichsam die Schaubühne der frommen Mönche. Man erblickt von hier aus die Gränzen des Kirchenstaates, den vier Päpste aus dem Kloster Montecasino beherrscht haben. Eine lange Terrasse auf diesem Hofe gewährt einen Vollgenuß aller Schönheiten der Landschaft, die an die reizendsten Partieen der Schweiz erinnern. Ich sah rings umher eine Menge sehr zierlicher Höfe; allein der schönste unter allen lag vor mir. Er führt zur Kirche; seine Granitsäulen sind ein Geschenk der Päpste; besondere Nischen enthalten die Marmor-Statuen der Fürsten und Päpste, die das Kloster besucht haben; die älteste ist die Karl's des Großen, die neueste die König Ferdinand's I. von Neapel. Die halb geöffnete Pforte der Kirche vollendete das Gemälde; sie ist eben so reich als schön; Marmor und kostbare Steine sind hier mit Geschmack angewendet; die vorzüglichsten Maler des 17ten Jahrhunderts haben Decke und Kuppel geschmückt. Am Hoch-Altar steht das Monument Pietro's von Medici, der im Garigliano ertrank.

Wir hatten Briefe an den Abt und an den Archivar des Klosters, einen wegen seiner Gelehrsamkeit rühmlich bekannten Greis, mitgebracht. Er zeigte meinem Begleiter die Schätze der Archive, während ich mit dem liebenswürdigsten Pater des Ordens, den der Abt geschickt hatte, um uns alle Merkwürdigkeiten zu zeigen, in der Sakristei blieb. Seine geistreiche Unterhaltung, voll Belehrung, Weltkenntniß und Einsicht in gegenwärtige wie in vergangene Begebenheiten, ließ mich vergessen, daß ich mit einem Mönche sprach. Er war noch jung und hatte früher in der Leibgarde Murat's als Offizier gedient. Er war ein sehr schöner Mann, und es scheint mir fast, als habe ihn eine unglückliche Liebe in's Kloster geführt. Mein Gefährte kam wieder, entzückt von den Archiven; der junge Geistliche gab uns ein Frühstück in der Sakristei; es war zum ersten Mal, daß ich an einem Orte der Andacht Kaffee trank. Er ließ uns eine sehr schöne Orgel hören; die heilige Musik hat an diesem einsamen Orte eine ganz eigenthümliche Wirkung; sie ertönt wie eine Stimme vom Himmel, die auf Erden wiederhallt.

Die guten Väter nöthigten uns sehr, den Rest des Tages bei ihnen zuzubringen. Wir stiegen nach einer Stunde zu Fuße in die Ebene hinab und nahmen Abschied von dieser herrlichsten Einsamkeit, deren Reichthümer ehemals unermeßlich waren und als Almosen durch das Land verspendet oder zu bewundernswerthen Kunstwerken verwendet wurden. Jetzt reichen die Einkünfte kaum zur Unterhaltung der weitläufigen Gebäude; und dennoch beklagen die Mönche nichts Anderes, als daß sie die Pilger nicht mehr beherbergen können, deren Zahl sonst am Ende des Jahres sich auf 30,000 belief. Heutzutage sind Maler, Gelehrte, die nach Manuskripten geizen, und wenige Reisende die einzigen Besucher, die von Rom oder Neapel aus zwei Tagereisen machen, um das berühmte Kloster zu begrüßen.

Ein reizender Weg mit immer wechselnder Aussicht führte uns durch waldige Schluchten nach Arpino, einer kleinen sehr gewerbsamen Stadt, die sich noch dessen rühmt, daß sie einem Cicero, Marius und Agrippa ihr Daseyn gegeben. Die alte Stadt lag auf einer Anhöhe, wo man noch die Ueberreste cyklopischer Mauern und ein Thor sieht, das dem in Messene sehr ähnlich ist. Man ließ uns hier einen köstlichen Landwein kosten, der vollkommen dem Bordeaux gleicht; es fehlt ihm nur dessen Berühmtheit. Italien könnte den größten Weinhandel haben, wenn die Nation ihre Weine zu gewinnen verstände; aber die Fahrlässigkeit ist so groß, daß jeder Eigenthümer zufrieden ist, wenn er so viel Wein hat, als er von einer Lese zur anderen austrinken kann.

Nach zweistündigem Wege fanden wir uns in einer Landschaft,

die gar nicht der Schilderung gleicht, welche die meisten Reisenden von dem Königreich Neapel entwerfen. Bei jedem Schritte sah man schöne Bäume, reichlich strömende Gewässer, reiche Dörfer, eine stattliche Bevölkerung. Mit einbrechender Nacht kamen wir zu der Wohnung des Franzosen Lefebvre, der seit 19 Jahren in diesem Lande ansässig und dessen Gastfreiheit wohlhaft berühmt ist. Der Eigenthümer war abwesend, allein er hatte Herrn Martin, sein Faktotum, zurückgelassen, der die Honneurs dieses reizenden Hauses machte. Bei meinem Erwachen glaubte ich mich in die Schweiz versetzt; von allen Seiten Berge und frisches Leben; vor dem Hause zwei hundertjährige Linden, ein Brunnen, den eine Gruppe niedlicher Bäuerinnen ohne Unterlaß belebte, eine Gothische Kapelle; vollkommene Ruhe, kein Staub, kein anderes Geräusch, als der Gesang der Vögel. Und dennoch befanden wir uns in der Nähe der berühmtesten Fabrik in Italien; denn die Papiermühle des Herrn Lefebvre ist ganz nach den neuesten Entdeckungen der Franzosen und Engländer eingerichtet; sie beschäftigt 200 Arbeiter; die Säle sind groß und gut gelüftet; es herrscht vollkommene Ordnung; junge Mädchen mit weißem Schleier und schwarzem lebhaftem Auge verrichten daselbst ihre wenig anstrengende und gut bezahlte Arbeit. Oberhalb der Linden gewahrte ich einen Wasserfall, dessen Becken einem kleinen See gleicht; seine Ränder sind von prächtigen Bäumen beschattet, und verfolgt man diesen Weg, so eröffnet sich eine unvergleichliche Aussicht. Denken Sie sich einen Fluß, der fünf große Wasserfälle bildet, an dessen Ufern die reichste Vegetation wuchert, und die von natürlichen Grotten voll Tropfstein und rankenden Gewächsen beschattet werden; kleine Inseln, aus welchen Thränenweiden emporsteigen, große Blätter, die wie Körbchen aus Laub im Wasser schwimmen.

Ein ländlicher Bankwagen fuhr uns nach Cornello, einem hübschen kleinen Dorfe am Fibreno. Ein Thurm aus dem Mittelalter, von Reben umkränzt, bezeichnet den Eingang. Jedes Haus ist hier eine Fabrik, wo Dampf-Maschinen Wolle spinnen und Papier bereiten. Nachdem wir den Wunderwerken des Menschengeistes gehuldigt, wendeten wir uns zu denen der Natur. Ich sah zwei Kaskaden in dem Dorfe Isola; es sind Wasserfälle des Liri, die uns an Terni und Staubbach erinnerten, der eine senkrecht, der andere abhängig. Kaum konnten wir begreifen, daß so entzückende Landschaften so wenig bekannt seyen. Kein Wegweiser für Reisende hat sie ausgespürt, und erst seit kurzer Zeit verherrlichen einige Maler, von Herrn Lefebvre's Einladung angezogen, diese Gegenden mit ihrem Pinsel. Bei unserer Heimkehr von den Fabriken erwartete uns ein ländliches Fest; in der Ruhestunde des Mittags lockte eine Guitarre in den Garten. Ungefähr hundert Frauen hatten sich im Schatten einer Eiche versammelt. Fast alle waren schön zum Malen, zum Entführen, zum Bezaubern. Sie vereinigen jede Art von Schönheit, ein Auge, wie man es nur in Italien sieht, Züge, die sich dem Ideal nähern, eine hohe und schlanke Gestalt, Zähne so weiß wie Perlen, eine edle Haltung, einen sittsamen Blick, reizende, theils nackte, theils mit Sandalen bekleidete Füßchen, und eine Miene, die Wohlleben, offene Heiterkeit und doch große Zurückhaltung verkündet. Dazu ein reizender Anzug, ein großer weißer Schleier, der die langen mit Bändern geknüpften Haarflechten zur Hälfte birgt, ein Halsband aus Korallen, Hemden, die bis zum Halse gehen, mit langen bauschigen Aermeln, Schnürleibee mit bunten Bändern, rothe Mieder, gestreifte Schürzen. Die Männer machten größeren Lärm, und einige derselben schnitten tausend hanswurstige Grimassen, daß man vor Gelächter hätte bersten mögen. Man führte eine Art von Tarantel-Tanz auf, der sehr lebhaft, aber auch sehr anständig war. Jede Tänzerin brachte ihre eigenen Variationen hinein, was uns bewies, daß der Tanz bei diesem Volke nicht Studium, sondern Natur und eine begeisterte Ergießung ihrer Munterkeit ist. Kinder von sieben Jahren mischten sich hinein und ihre kleinen Füße hielten sehr gut Takt. Kein Ball hat uns jemals so belustigt. Die Glocke ertönte, Tänzer und Tänzerinnen liefen an ihre Arbeit, und bald sahen wir die muthwilligsten derselben in ernste und arbeitsame Geschöpfe umgewandelt. Ein Volk, das so rasch von der ausgelassensten Lustigkeit zu angestrengter Beschäftigung übergeht, scheint mir noch die Anklänge einer naiven Freude zu vernehmen, deren Unkosten das Glück allein bestreitet; denn Eigenliebe und Eitelkeit sind unbekannt in diesen Gegenden, wo moralische Leiden, politische Unsicherheit, religiöse Zweifelsucht keinen Eingang gefunden haben. Die Sitten tragen hier noch das Gepräge urweltlicher Reinheit; man hat uns gesagt, daß unter diesem Landvolke noch kein Beispiel einer unglücklichen Ehe oder der Verführung eines Mädchens vorgekommen sey; denn unablässige Arbeit giebt argen Gedanken keinen Raum. Diese guten und ehrbaren Leute lernen übrigens nicht einmal lesen; von hundert Arbeitern konnten es nur zwei. Nach dem Diner besuchten wir Sora, den Geburts-Ort des Tacitus; hier endigen die Fahrwege und beginnen die gewundenen Pfade der Abruzzen. In Saerenta fanden wir nur Mauern, Staub und nichts von all' dem Zauber, den man diesem Orte andichtet. Wir verließen die Stadt sobald wir konnten; denn die Erinnerung an das Vergangene war nicht mächtig genug, um diesem abscheulichen Aufenthalt Reize zu geben; wo der ganze Reiz Italiens in Orangen-Wäldchen besteht, die von hohen Mauern eingeschlossen sind. Die Seefahrt bis zur Insel Capri ist herrlich; wir segelten an einer Küste entlang, die immer wechselte, und die Insel nahm, in dem Maße als wir näher kamen, jeden Augenblick eine andere Gestalt an. Bald konnten wir den auffallenden Kontrast ihrer Gärten und Felsen bemerken, von denen mehrere in Spitzen endigen, die den Felsenhörnern des Chamouny-Thales vergleichbar sind. Es begleitete uns eine ganze Familie von Delphinen, die auf den Zuruf der Matrosen herankamen. Sie fürchten den Menschen nicht, weil sie keinem Netze zur Beute werden; ihr Fleisch ist zähe und ungesund, und man fängt sie niemals. Auf den ersten Anblick gleichen sie dem Thunfisch.

In Capri angekommen, fuhren wir, in einer kleinen, engen und niedrigen Barke platt am Boden liegend, durch den Eingang der Azur-Grotte, dieses Wunders aller Wunder. Denken Sie sich in einem hohen pyramidalischen Felsen einen sehr kleinen Schwibbogen, so niedrig, daß die geringste Wallung des Meeres den Eingang sperrt, und daß ein ungeschickter Ruderschlag die Barke an den umgebenden Klippen zerschmettern kann. Hat man die gefährliche Durchfahrt bestanden, so wird man reichlich dafür entschädigt. Ueber uns wölbt sich eine ungeheure Felsen-Grotte, ganz mit Tropfstein ausgeschmückt, zu unseren Füßen aber ein flüssiger Himmel von dem reinsten herrlichsten Blau; es sind dies saphirne Fluthen, denen jeder Ruderschlag einen purpurnen Reflex giebt. Die Tiefe des wunderbaren Wasserbeckens beträgt 60 Fuß. Oftmals haben wir diese Wohnung der Nymphen umschifft; Tiberius hatte ihren Zauber gekannt, denn es wurden antike Einrichtungen in derselben entdeckt; aber die Neueren hatten den Zugang vergessen. Erst vor wenigen Jahren entdeckten ihn Deutsche Künstler schwimmend; sie ließen kleine Barken anfertigen, mit deren Hülfe man dieses magische Heiligthum betritt. Man vergißt hier Himmel und Erde; nichts als Wogen und Felsen bieten sich dem Auge dar, und dennoch schwelgen wir in Entzücken! *)

Wir hatten Briefe von dem Erzbischof an einen sehr gelehrten Greis, der die Insel bewohnt, und ihre Geschichte erforscht und erweitert. Dieser führte uns unter anderen großen Spaziergängen 565 Stufen hinan, die Augustus in einen Felsen hauen ließ. August war es, der das in der Nähe so reizende und von fern so melancholische Capri liebgewann; Tiberius fand die Insel schon voll von Palästen, die er nur weiter ausschmückte, und durch seine neun oder eilf Jahre fortgesetzten Schwelgereien schändete. Die Insel theilt ein Felsen mit einem Pik in zwei Gebiete, die nur durch eine, in den Felsen gehauene Treppe von 565 Stufen in Verbindung stehen. Das am höchsten belegene und reichste Gebiet ist Ana Capri; es enthielt vier, die niedere Region aber acht Kaiserliche Paläste. Der prächtigste derselben war die Villa des Jupiter, auf dem erhabendsten Vorgebirge der Insel, dem Cap der Minerva und dem Golf von Neapel zugekehrt. Die Aussicht von dem Gipfel, den noch ungeheure Trümmer decken, beginnt im Norden mit Cap Mondragone und endet im Süden mit dem Cap della Licosa; sie umfaßt ganz Campanien und einen Theil von Lucanien, die Inseln Ponza, Ischia, Procida, Nisida, die Eilande der Sirenen, den ganzen Golf von Neapel und den von Salerno, und im Mittelpunkt erhebt sich der feuerspeiende Vesuv. Das Meer lag in einer senkrechten Tiefe von 1200 Fuß unter uns. Dieser Abgrund würde Schauder erregen, auch wenn man sich nicht der Executionen des Tiberius erinnerte, welcher seine Schlachtopfer von der Zinne des Felsens in den grünen schäumenden Schlund hinabstürzte, der am Fuße desselben wirbelt. Die Schlösser von Capri und die schönen Griechischen Physiognomieen der dortigen Bäuerinnen verdienten wohl, die Pinsel ganzer Dutzende von Künstlern zu beschäftigen.

Am Abend hatten wir ein majestätisches Schauspiel; wir begaben uns bei Mondschein, in einer kleinen Barke, nach St. Lucia, um den Vesuv und seine beiden Lavaströme zu beobachten. Der eine machte schreckbare Fortschritte. Man zeigte uns ein Haus und einen Obstgarten, die eben vom Feuer ergriffen wurden. Meine Fröhlichkeit verschwand, als ich diese Verwüstungen erfuhr, und die vulkanische Erleuchtung, die ich staunend angesehen, verlor ihren ganzen Zauber. Nichts war so schön, als der Spiegel des Feuerstromes im Meere; jeden Augenblick spie der Berg eine Flammensäule von der Höhe einiger Miglien zum Himmel, und dann und wann zuckten Blitze hervor. Der Qualm war so dicht, daß er oftmals den Mond verfinsterte, ohne sein silbernes Spiegelbild in den Wellen zu trüben. Man erblickte deutlich den Krater, einen Feuerherd, der die Lava in Strömen ausgoß. Die Langsamkeit der Lava ist gräßlich; sie scheint ihre Schlachtopfer im Voraus zu erwählen. Und dennoch werden die Ländereien, die sie verödet hat, gleich nach ihrer Erkaltung wieder bevölkert, bis eine neue Brunst sie zerstört; ein schlagender Beweis von dem mächtigen Einflusse, den Hoffnung und das Vergessen des Vergangenen auf das menschliche Herz üben.

(B. U.)

Die Azur-Grotte bei Capri.

Aus dem Reise-Tagebuch eines Engländers.

Welche Erinnerungen, welche Schönheiten drängen sich in diesem engen Raum zusammen. Der Reisende, welcher auf Capri landet, weiß nicht, was er zuerst bewundern soll: die großartigen Ueberreste Römischen Glanzes, oder die herrliche Aussicht, welche sich dem Auge nach allen Seiten hin darbietet. Die Meerbusen von Neapel und Salerno zeigen ihm ihre verführerischen Landschaften; der Vesuv seinen rauchenden Krater und seine Ströme von Lava; und die Inseln Ponza, Procida und Ischia ihre grünen und lachenden Ufer. Wenn er in das Innere der Insel eindringt, so tritt er bei jedem Schritt auf eine antike Ruine; Wasserleitungen, Landhäuser, Bäder, Paläste, Tempel, prachtvolle durch das Genie des Augustus errichtete und durch die Ausschweifungen des Tiberius geschändete Gebäude. Was uns betrifft, so hatte uns ein besonderer Gegenstand nach Capri gelockt. Wir wollten die Grotte der Nymphen, jetzt die Azur-Grotte genannt, besuchen, ein geheimnißvoller Ort, wohin sich Tiberius oft zurückzog, um seine Verbrechen zu vergessen.

---

*) Wir lassen hierunter auch eines Engländers Beschreibung dieser jetzt um so interessanteren Grotte folgen, als vor kurzem mitten in Deutschland, unweit der Burg Rabenstein in Bayern, ein ähnliches unterirdisches Wunder (Vgl. No. 73. der Staats-Zeitung) aufgefunden worden ist.

Erst im Monat August 1826 entdeckten zwei Deutsche Künstler, die Herren Kopisch und Friese, den Eingang derselben, der bis dahin unbekannt gewesen war. Noch heutzutage erwähnt kein Geograph diese bewundernswürdige Merkwürdigkeit. Jene beiden Künstler drangen schwimmend in das Innere der Grotte, seitdem hat man kleine Fahrzeuge erbaut, auf welchen die Besuchenden hineinfahren.

Man denke sich über dem Haupte ein ungeheures Steingewölbe ganz mit Stalaktiten bedeckt, und zu seinen Füßen das Meer, gleich einem blauen, klaren, glänzenden Himmel, dessen Wellen bei jedem Ruderschlag in den Farben des Rubins glänzen. Wenn man in diesem magischen Heiligthume ist, so vergißt man bei der Ruhe, welche dort herrscht, und bei der Schönheit des Schauspiels, Himmel und Erde; ein unaussprechliches Entzücken bemächtigt sich der Sinne. Der Eingang der Grotte ist 4 Fuß 5 Zoll hoch und eben so breit; der Felsen ist an dieser Stelle nicht dick, so daß man beim Hindurchfahren nur kurze Zeit den Kopf zu bücken braucht, um sich in der Grotte selbst zu befinden. Es ist in derselben nur eine kleine Stelle, auf der man aussteigen kann: von dieser Stelle aus, dem einzigen Orte, der auf Arbeit von Menschenhänden schließen läßt, steht die Grotte mit einer Gallerie von ungefähr 100 Schritten in Verbindung. Vom Eingang der Grotte bis zu jener Stelle, welche demselben gerade gegenüber liegt, beträgt die Entfernung 125 Fuß; das Wasser ist beim Eingang 67 Fuß tief.

In dem Augenblick, wo man in die Grotte hineinfährt, scheint Alles dunkel, mit Ausnahme des Wassers, welches leuchtet und gegen die allgemeine Dunkelheit durch ein glänzendes Blau absticht. Da man gewohnt ist, das Licht von oben kommen zu sehen, so macht diese merkwürdige blaue Beleuchtung, welche aus der Tiefe des Meeres kömmt, einen ganz seltsam wunderbaren Eindruck. Wenn man später den schwachen Schein wahrnimmt, der durch die Oeffnung der Grotte eindringt, so wird das eben beschriebene Phänomen noch überraschender; das Gewölbe nimmt einen bläulichen Schein an, und man glaubt die Grotte durch eine Spiritus-Flamme erleuchtet.] (K. B.)

Bibliographie.

Vita di Giovanni de' Medici. (Johann von Medicis, Hauptmann der schwarzen Truppe.) Von Giangirolamo Rossi di San Secondo, Bischof von Pavia. Mailand. Pr. 1 L.

Origine della lingua italiana. (Ueber den Ursprung der Italiänischen Sprache.) Von Mezzani Tesselli. Bologna.

Saggio sopra il più conveniente sistema di femminile educazione. (Ueber die zweckmäßigste Art der weiblichen Erziehung.) Venedig.

Mannigfaltiges.

— Alt-Französisches. Es ist eine erfreuliche Erscheinung unter den vielen betrübenden, welche die Französische Literatur gegenwärtig darbietet, daß es in Frankreich noch immer Gelehrte giebt, welche sich mit der Alt-Französischen Literatur beschäftigen und die selten gewordenen Denkmäler derselben durch neue Ausgaben allgemeiner bekannt machen. Der gelehrte Buchhändler Silvestre setzt die Herausgabe seiner Sammlung Alt-Französischer Poesieen fort. Die vor kurzem erschienenen „Poesieen des 15ten und 16ten Jahrhunderts" enthalten mehrere Merkwürdigkeiten, unter anderen eine Alt-Französische Prosodie unter dem Titel: „l'art et science de rhétorique pour faire rimes et ballades"; man erfährt daraus, daß es in der Alt-Französischen Dichtkunst eine rime batelée, eine rime à double queue, eine rime en goret und eine Menge von tailles de rimes gab, und daß Jehan de Virtoe der Erfinder der baguenauden war, welche als couplets faits à vaulonté, contenant certaines qualités de sillabes sans rimes et sans raison bezeichnet werden. Herr Francisque Michel verspricht die Herausgabe mehrerer Romane des 13ten und 14ten Jahrhunderts, und Herr v. Monmerqué hat bereits den Roman von Avelocque dem Dänen herausgegeben, der jetzt zum ersten Mal im Druck erschienen ist. Herr Crapelet, der bekannte Herausgeber des Romans vom Kastellan von Coucy, hat seiner schätzbaren Sammlung von Ueberresten der Alt-Französischen Literatur zwei neue Bände hinzugefügt, in denen sich eine „Schilderung der Sitten des zehnten Jahrhunderts, oder der Hof und die Gesetze Hawel des Guten, Königs von Aberfraw" und „das Buch von Peter Salmon, Hofmann und Diener König Karl's VI." befinden.

— Dichter und ihre Gemüthsstimmungen. „Ich müßte eigentlich als komischer Schriftsteller vorzüglich seyn", sagte Lord Byron einst, „wenn es wahr ist, wie Manche behaupten, daß melancholische Menschen am besten zu Lustspiel- und heitere am besten zu Trauerspiel-Dichtern taugen. Moore würde, dieser Regel nach, ein herrlicher Tragödien-Dichter seyn. Ich habe unter Schriftstellern sehr fröhliche Personen gekannt, deren Schriften alle ein melancholisches Gepräge hatten, und ich selbst habe einige von meinen Sachen, die dem Komischen am nächsten kommen, in der tiefsten Niedergeschlagenheit geschrieben. Dies ist seltsam; aber Alles in unserer wunderbaren Natur ist seltsam, und je mehr wir die Anomalieen in uns selbst oder Anderen zergliedern, desto unbegreiflicher erscheinen sie. Ich glaube, je weniger wir darüber nachdenken, desto besser ist es; wenigstens bin ich überzeugt, daß diejenigen am glücklichsten sind, die am wenigsten grübeln. Ich hörte einst von einem geschickten Arzt, daß, wenn ein Mensch sich eine Zeit lang damit beschäftigte, seine Herzschläge zu zählen, so schlüge es dadurch schneller, und wenn er fortführe, so würde er krank dabei werden. So ist es mit dem Gemüth und der Natur des Menschen: unser Nachdenken führt zu keinem bestimmten Resultat, und erzeugt oft krankhafte Gefühle, welche die Anomalieen, über die wir Aufklärung suchen, noch vermehren. — Ich glaube, es war Luther, welcher sagte, der menschliche Geist gleiche einem Betrunkenen zu Pferde, setzt man ihn auf der einen Seite zurecht, so fällt er auf der anderen wieder herunter. Wer in die Falten seines eigenen Gemüths geschaut, oder das, was in dem Gemüthe Anderer offen da liegt, beobachtet hat, dem kann diese Hinneigung zur Schwäche nicht entgangen seyn, welche übrigens gewöhnlich durch die höhere Entwickelung einer anderen Fähigkeit kompensirt wird. Eine sehr warme Einbildungskraft ist selten mit durchdringendem Verstande vereint, und so vice versa, so daß wir die Ueberlegenheit in einem Punkte fast immer auf Kosten eines anderen erkaufen. Daher ist es wirklich ungerecht (fuhr Byron lachend fort), die Dichter für ihren Mangel an gesunder Vernunft verantwortlich zu machen, da nur die außerordentliche Einbildungskraft sie zu Dichtern macht, und diese der Vernunft den Zugang versperrt. Schon der Umstand allein, daß ein Mensch sich der Dichtkunst widmet, bürgt dafür, daß er nicht recht bei Verstande ist." — Byron wurde jederzeit munter, wenn irgend ein Gegenstand ihm Gelegenheit gab, die Dichter lächerlich zu machen. Er that dies so recht con amore, und endigte immer mit einigen Sarkasmen gegen die Poesie, oder gegen sich selbst. Oft sagte er: „Wir Dichtervolk haben alle einen Sparren, und ich mehr als alle übrige; bei einigen ist er lustiger Art, bei anderen melancholisch, aber alle haben ihn weg, wiewohl wenige, mich ausgenommen, so offen sind, es zu gestehen; ich thue es, um meinen Freunden die Mühe zu ersparen, es der Welt zu verkünden. Diese Offenheit selbst beweist ebenfalls, daß ich einen Sparren zu viel habe, denn die Leute werden gewiß sagen, wie weit muß es mit ihm gekommen seyn, wenn er es selbst gesteht, so wie man, wenn eine Schöne, oder ein Stutzer ein Alter von 35 Jahren eingesteht, ihnen wenigstens noch 7 Jahre zulegt, denn wir glauben, weil man selten von Anderen die Wahrheit sagt, werde man sie von sich selbst noch weniger sagen, wo Interesse oder Eitelkeit in's Spiel kommen." (Journ. of Lady Blessington.)

— Der weibliche Patriot. Unter denen, welche in Columbien während der Schreckens-Periode hingerichtet wurden, wird den Bewohnern jenes Landes noch lange die unglückliche Donna Apollinaria Zoladurrinta, besser unter dem Namen La Pola bekannt, welche von Zamano zum Tode verurtheilt und mit ihrem Verlobten zugleich erschossen wurde, im Andenken bleiben. Sie war eine junge Dame aus guter Familie in Bogota und zeichnete sich durch ihre Schönheit und feine Bildung aus. Enthusiastisch der Sache der Freiheit ergeben, unterzog sie sich der gefährlichen Aufgabe, Bolivar heimlich von der Stärke und den Operations-Planen der royalistischen Armee Nachricht zu geben. Die Details dieser Mittheilungen suchte sie von den Spanischen Offizieren selbst einzusammeln, und zwar bei den Abend-Gesellschaften in ihrem eigenen Hause, die von vielen derselben besucht wurden, welche mit Entzücken ihrer Unterhaltung und ihrem Gesange lauschten. Bei diesen Offizieren, welche unmöglich bei einer so jungen und anscheinend so unbefangenen Frau gefährliche Pläne argwohnen konnten, pflegte sie sich, wie im Laufe der Unterhaltung, nach ihren verschiedenen Regimentern zu erkundigen; und indem sie über ihre abwesenden Kameraden Erkundigungen einzog, fand sie Mittel, zu erforschen, wo die Vorposten angestellt waren. Sie ließ durch zuverlässige Boten Bolivar regelmäßig die gesammelten Notizen zugehen; aber unglücklicherweise wurde eines ihrer Pakete aufgefangen, und der Bote durch Furcht vor dem Tode veranlaßt, sie zu verrathen. Sie wurde sofort vor ein Kriegs-Gericht gestellt und zugleich mit ihrem Geliebten zum Tode verurtheilt, obgleich kein Beweis aufgefunden werden konnte, daß Letzterer mit ihr im Einverständnisse gewesen war. Sie wurden noch vor der Hinrichtung zwölf Stunden im Gefängnisse gehalten; und selbst dieser kurze Aufschub würde nicht bewilligt worden seyn, wenn nicht Zamano es für höchst wichtig gehalten hätte, wo möglich ihre Mitschuldigen zu entdecken. Um dies zu bewirken, ließ man kein Mittel unversucht, sie zum Geständniß zu bewegen. So wurde sie auf der einen Seite von ihrem Beichtvater mit ewiger Strafe bedroht, wenn sie ihm irgend etwas verschweigen würde, und auf der anderen Seite wurde ihr die Aussicht auf Begnadigung und Belohnungen gemacht, wenn sie sagen wollte, wer ihr behülflich gewesen wäre. Sie läugnete indessen beharrlich, daß sie irgend einen Gehülfen gehabt habe, ausgenommen den Boten, der gefangen worden sey. Die beiden Liebenden wurden am nächsten Tage hinausgeführt, mit Stricken zusammengebunden und von Soldaten umgeben. Als die Abtheilung Grenadiere, welche zur Hinrichtung kommandirt waren, sich in Reihe und Glied stellten, wurde ihr noch einmal unter den vorigen Bedingungen Pardon angeboten. Sie erklärte noch einmal, ohne irgend ein Zeichen von Furcht blicken zu lassen, daß, wenn sie wirklich Mitschuldige hätte, sie es verachten würde, dieselben zu verrathen, um ihr Leben zu retten. Als sie bemerkte, daß ihr Geliebter schwankte, beschwor sie ihn, wenn er sie jemals wirklich geliebt habe, durch seinen Tod zu zeigen, daß er ihrer Wahl würdig gewesen sey. Die Mönche zogen sich darauf zurück, und die Soldaten machten sich zum Feuern fertig. Da erschrak sie zum ersten Male und rief aus: „So habt Ihr denn das Herz, Henker, ein Weib zu tödten!" Darauf bedeckte sie ihr Gesicht mit einem Tuche, auf dem die Worte Viva la patria in Gold eingestickt waren. Von dem Balkon des Vice-Königs wurde das Zeichen gegeben, und in demselben Augenblick sanken Beide von Kugeln durchbohrt zu Boden.

(Campaigns and Cruises in Venezuela.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Mittwoch den 27. März 1833.

Frankreich.

Decazes' Wirksamkeit während der Restauration.

IV. Ermordung des Herzogs von Berry, und Fall des Ministeriums Decazes.*)

Am 13. Februar 1820 fiel der Herzog v. Berry unter dem Dolche Louvel's; das schöne Talent Chateaubriands hat das Andenken eines guten, loyalen und hochherzigen Prinzen gefeiert, der wie sein großer Ahn Heinrich IV. durch die Hand eines Meuchelmörders starb. Dieses Ereigniß ist hier nur von dem politischen Gesichtspunkte aus, d. h. in seiner Beziehung auf das Ministerium, dessen Fall es beschleunigte, und auf die royalistische Reaction zu betrachten, die dadurch vorbereitet wurde. Das Verbrechen Louvel's war die wahnsinnige That eines isolirt dastehenden Menschen, der sich in der Einsamkeit zu den Ansichten gewandt hatte, die zum Königsmord führen. Was die Leidenschaftlichkeit der Parteien damals ersann, und was bei Manchen Glauben fand, ist ungegründet. Noch heute giebt es Leute, welche jenes Verbrechen einer Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Zweigen des Hauses Bourbon zuschreiben; der Hauptgegenbeweis liegt aber in dem Charakter des Fürsten, dem die That Nutzen gebracht haben würde und in seinen friedlichen und häuslichen Sitten. Eben so wenig war Louvel's Attentat das directe und beschlossene Werk einer Partei, wenn man nicht den Einfluß heftiger Zeitungsartikel auf sein exaltirtes Gemüth so nennen will; der Kanonenschuß, den Louvel gehört haben soll, die Verschwörung, an welche die royalistische Partei glaubte, ist durch keine genügenden Beweise dargethan. Es waren allerdings einige Umstände vorhanden, welche einen ungünstigen Schein auf die Liberalen warfen; sie waren aber so ungewiß, daß sich durchaus kein Urtheil darauf gründen läßt. Auch an eine Mitschuld des Grafen Decazes glaubte damals der Parteigeist; auf diesen Verdacht läßt sich aber nur erwiedern, daß der genannte Minister an dem Tage, an welchem der Herzog von Berry unter Louvel's Messer fiel, einsah, daß es um seine eigene Macht geschehen sey.

Die Ermordung des Herzogs war von unermeßlicher Wirkung auf den Geist Ludwigs XVIII.; die Verzweiflung der ganzen Familie, die Thränen des Bruders machten tiefen Eindruck auf ihn, und er sah voraus, daß der erste Schlag seinen Minister treffen werde. Seine erste Unterredung mit Herrn Decazes war merkwürdig: „Mein Kind", sagte der König zu diesem, und dies war seine gewöhnliche Anrede an ihn, „die Ultras rüsten sich zu einem furchtbaren Kampfe gegen uns, sie werden meinen Schmerz zu ihrem Vortheil benutzen wollen, nicht Euer System, sondern das meinige werden sie angreifen, sie grollen nicht nur gegen Euch, sondern auch gegen mich." Graf Decazes erklärte, wenn Se. Maj. es für nothwendig und nützlich halte, so sey er bereit, abzutreten, so schmerzlich ihm auch stets der Gedanke seyn werde, daß seine Entlassung mit jenem traurigen Ereignisse in Verbindung stehe. Der König antwortete: „Ich verlange, daß Sie im Ministerium bleiben; man soll mich nicht von Ihnen trennen." Ludwig und sein Minister weinten zusammen über die Katastrophe, die dem Lande so vieles Unglück bereitete. Es war beschlossen, die Pairskammer als Gerichtshof zusammenzurufen, damit sie von dem verübten Attentate Kenntniß nehme; eben so ward im Ministerrath verabredet, daß Gesetz-Entwürfe für die allgemeine Sicherheit den beiden Kammern vorgelegt werden sollten, denn man wußte noch nicht, ob dieses Verbrechen mit keiner Verschwörung im Zusammenhang stehe. Der König hielt um 4 Uhr Nachmittags einen Kabinets-Rath, der aus den Ministern und den Herren v. Fontanes, v. Lally-Tollendal, von Brézé, v. Garnier, Portalis und Mounier bestand, und in welchem die Censur und ein die persönliche Freiheit suspendirendes Gesetz beschlossen wurden. Was Ludwig XVIII. vorausgesehen hatte, traf ein; nach den ersten, dem Andenken des Herzogs von Berry gewidmeten Thränen, richteten die Ultra-Royalisten die wüthendsten Angriffe gegen den Lieblings-Minister des Königs, Herrn Decazes. Ein berühmter Schriftsteller sagte in einem der royalistischen Blätter, der Fuß des Grafen Decazes sey im Blute ausgeglitten. Der Drapeau blanc enthielt nach leidenschaftlichen Aeußerungen, und der angegriffene Minister glaubte, den Redacteur, Herrn von Martainville, gerichtlich belangen zu müssen. Der Conservateur griff in seinem mehr oder weniger affektirten Schmerze den Minister ebenfalls mit großer Bitterkeit an und verhöhnte ihn wegen seiner gegen den Redacteur des Drapeau blanc eingerichteten Klage. „Warum" sagt er, „sucht der Conseils-Präsident Hader mit jenem Teufelskerl, der eben so leicht ein Pistol abfeuert, als er ein Witzwort fallen läßt? Der Hetman der royalistischen Vorposten versteht keinen Spaß; die weiße Fahne an der Spitze seiner Lanze schwingend, läßt er die ganze ministerielle Armee nicht ruhig schlafen; er verbreitet Lärm im Lager, schneidet den gefräßigen Soldaten die Zufuhren ab und hätte diesmal beinahe den feindlichen General gefangen genommen." War dieser Ton wohl unmittelbar nach dem großen Attentate schicklich, und sprach sich darin wohl wahrer und tiefer Schmerz aus? Der Schmerz des Grafen v. Artois war in den ersten Augenblicken stumm und äußerte sich nur in Thränen; der Prinz empfing sogar Herrn Decazes mit Wohlwollen, aber am folgenden Tage bemächtigte sich die royalistische Partei seiner, und von diesem Augenblicke war dem Premier-Minister der Untergang geschworen.

Die liberalen Blätter erfuhren die Ermordung des Herzogs v. Berry in der Nacht des 13. Februar; sie fühlten die ganze Bedeutung dieses Ereignisses, und fast in allen Redactions-Bureaus wurde beschlossen, die schon im Satz fertig liegenden Artikel, in denen Angriffe gegen die Regierung enthalten waren, wegzulassen; alle sprachen am folgenden Tage einen mehr oder weniger aufrichtigen Schmerz aus und sahen die Möglichkeit eines Reactions-Systems voraus, dessen Ursache jenes Ereigniß seyn würde. Der Unwille und die Trauer über das Attentat war allgemein in allen Klassen der Gesellschaft; nur Wenige mochten sich freuen, und sie schämten sich mit Grund, es zu äußern. Einige liebten den Prinzen und seine Familie aufrichtig, Andere waren für die öffentlichen Freiheiten besorgt; die liberale Meinung zeigte sich plötzlich gemäßigt.

In beiden Kammern zeigte sich tiefe Betrübniß; in der Pairs-Kammer ward eine von dem Marquis Lally-Tollendal vorgeschlagene Adresse einstimmig gebilligt; es war darin gesagt, die Kammer verwünsche in dem Verbrechen, welches das Land in tiefen Schmerz versenke, die Frucht der verderblichen Lehren, mit denen man Europa vergiften wolle, und die, von der Verirrung zur Verworfenheit übergehend, Gottlosigkeit, Verrath und Mord zu rechtfertigen gesucht hätten. Die Kammer sey bereit, allen legislativen Maßregeln beizutreten, um diesem allgemeinen Uebel Einhalt zu thun, welches die Religion, die Moral, die Monarchie und die Freiheit zu untergraben drohe. Diese Adresse ward indessen nicht abgesandt, denn Graf Molé und der Herzog v. Richelieu machten bemerklich, daß die Kammer, nachdem sie sich zu einem Gerichtshofe konstituirt habe, sich über das beklagenswerthe Ereigniß nur auf eine allgemeine Weise aussprechen könne. Auch in der Deputirten-Kammer ward eine Adresse in Vorschlag gebracht. Die Vorlegung des Wahl-Gesetzes war seit mehreren Tagen angekündigt; nach der in der Nacht vorgefallenen Katastrophe war aber vorauszusehen, daß keine offizielle Mittheilung jener Art stattfinden werde. Nur drei Minister, die Herren Pasquier, Roy und Portal waren in der Sitzung anwesend; eine dumpfe Stille herrschte in der Versammlung, und kaum war das Protokoll der vorigen Sitzung vorgelesen, als Herr Clauzel de Coussergues darauf antrug, den Grafen Decazes, als Mitschuldigen an der Ermordung des Herzogs, in Anklagestand zu versetzen. Der kluge Herr v. Villèle nahm Herrn Clauzel bei Seite und sagte zu ihm: „Ihr Antrag war schlecht abgefaßt; Herrn Decazes als Mitschuldigen Louvel's anzuklagen, war abgeschmackt, er mußte in unbestimmter Weise eines hochverrätherischen Attentates angeklagt werden." Die Proposition fand eine schlechte Aufnahme; sie würde sogar auf der rechten Seite kaum 25 Stimmen für sich gehabt haben; an eine Majorität für dieselbe war also gar nicht zu denken. Herr Clauzel de Coussergues war ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit, aber fanatisch für seine Ansichten eingenommen. Dennoch war diese Anklage ein neuer Schlag für Herrn Decazes, und darauf war es abgesehen gewesen. Die royalistischen Blätter rühmten den Muth des Herrn Clauzel, und in Privat-Versammlungen ward er aufgefordert, seinem Antrage weitere Folge zu geben. Wenn die Kammer über die Nothwendigkeit einer Adresse an den König einverstanden war, so waren die Ansichten über den Ton, in welchem dieselbe abzufassen sey, desto verschiedener. Die Ultra-Royalisten verlangten, daß sie in dem Geiste der Anklage des Herrn Clauzel redigirt werde; die Ministeriellen wollten eine Phrase einfließen lassen, in welcher die Kammer ihre Zustimmung zu allen Maßregeln, welche die Umstände erheischen möchten, aussprechen sollte; die Liberalen wollten, daß man zwar dem Schmerze des Landes beistimme, aber

*) Vgl. No 25, 28 und 33 des Magazins.

alle Ausnahme-Gesetze zurückweise. Herr v. Labourdonnaye rief aus, man müsse einen Fanatismus, der zu so unheilvollen Resultaten führe, im Keime ersticken, den revolutionnairen Geist, den ein eiserner Arm lange Zeit gezügelt habe, auf's neue in Fesseln legen und die durch Straflosigkeit verwegen gewordenen Schriftsteller bestrafen. Da erhob sich der General Foy und sagte: „Ich verlange, daß eine große Deputation sich zu Se. Majestät begebe, um unseren erhabenen Monarchen im Namen eines treuen Volkes über die furchtbare Katastrophe, die ihn und seine Familie betroffen, zu trösten, in so weit dies möglich ist; ich verlange aber auch, daß die Adresse ausschließlich dem Schmerze und den Thränen gewidmet sey, die wir Alle über einen Prinzen vergießen, welchen alle Franzosen, am meisten aber die Freunde der Freiheit beklagen, weil sie wissen, daß man sich des an ihm verübten scheußlichen Attentats als Vorwand bedienen wird, um die Freiheiten des Landes zu vernichten!" Diese Proposition ward von Herrn v. Corbière unterstützt, und eine Adreß-Kommission, aus den Herren Courvoisier, Daunau, Lainé, Ternaux, Camille-Jordan, Berquey, Foy, Barthe Labastide und Corbière bestehend, redigirte einen Adreß-Entwurf, der von politischen Aeußerungen ganz frei gehalten war. So wurden für's erste Reibungen unter den Parteien der Kammer vermieden.

Die Freunde des Ministeriums suchten in der nächsten Sitzung für den dem Premier-Minister Tages zuvor durch die Anklage des Herrn Clauzel zugefügten Schimpf Genugthuung zu erlangen. Im Protokoll war gesagt, die Kammer habe den Clauzelschen Antrag mit allgemeiner Mißbilligung angehört; Herr v. St. Cricq fand diesen Ausdruck nicht stark genug: er nannte die Proposition eine verwegene, verleumderische, durch die der Urheber sich selbst und der Kammer zu nahe getreten sey. Herr Cornet-d'Incourt behauptete dagegen, man könne eine Proposition, die von ihrem Verfasser noch nicht näher entwickelt worden sey, nicht verleumderisch nennen. Herr Courvoisier schlug vor, in's Protokoll zu setzen, die Kammer habe Unwillen über den Antrag zu erkennen gegeben. Herr Clauzel de Coussergues trat jetzt selbst auf und bemerkte: „Ich muß mich wundern, daß man einem Deputirten eine der wesentlichsten Prärogativen versagen will, das Recht nämlich, einen Minister anzuklagen. Die Anklage, die ich gegen Herrn Decazes erhoben, ist das Resultat meiner Ueberzeugung; ich werde die Anklage-Akte auf das Bureau niederlegen und verlange, daß man mich in möglichst kurzer Frist anhöre." Herr v. St. Aulaire entgegnete ihm: „Ich habe mich gestern enthalten, das Wort zu ergreifen, weil ich den Antrag des Herrn Clauzel als den ersten Ausbruch eines gerechten Schmerzes betrachtete; da er aber darauf besteht, seine Proposition zum Gegenstande der Berathungen der Kammer zu machen, und bei einer Anklage beharrt, die nur ein Denkmal seines Wahnsinns seyn kann, so verlange ich, daß die Antwort, die ich ihm ertheile, in das Protokoll aufgenommen werde; diese Antwort ist nicht lang, ich sage bloß zu ihm: Sie sind ein Verleumder!" Diese stolze Entgegnung machte der Debatte ein Ende, und die Kammer beseitigte die Proposition durch die Tages-Ordnung.

Von allen Punkten Frankreichs langten Adressen an, in denen Garantieen gegen den revolutionnairen Geist und Sicherheits-Maßregeln für die Monarchie verlangt wurden. Die Adresse des Königl. Gerichtshofes zu Paris, welche der erste Präsident, Baron Seguier, dem Könige vortrug, war besonders merkwürdig. „Ja, Sire", hieß es darin, „es besteht eine permanente Verschwörung gegen die Bourbonen, und mitten in der allgemeinen Betäubniß hat sich bei Einigen grausame Schadenfreude zu erkennen gegeben. Hat etwa das reine Blut, das schon so reichlich floß, den Durst noch mehr gereizt? O! Sire, wachen Sie mit uns, wir beschwören Sie im Namen der Gesellschaft, welche über die Gegenwart erschrickt und für die Zukunft zittert! Wenn Ew. Majestät glaubt, daß Ihre Justiz-Beamten Ihnen noch auf eine wirksame Weise dienen können, so geben Sie denselben die Mittel dazu in die Hand, deren Nützlichkeit noch nicht vergessen ist. Wie gefahrvoll auch unsere Lage dadurch werden mag, nichts soll uns abschrecken und unschlüssig machen." Dergleichen Betheuerungen der Ergebenheit und Aufforderungen zu außerordentlichen Maßregeln gingen von allen Seiten ein; überall ward das Bedürfniß gefühlt, die revolutionnairen Lehren zu unterdrücken. Die Gerichtshöfe, die Armee, die National-Garde, die Magistrate, Alle forderten den König auf, für sich und für das Land zu wachen.

Unter diesen Umständen konnte die Regierung nicht unthätig bleiben. Am 14ten Abends versammelte sich nach dem geheimen Conseil der Ministerrath. Der König sprach zu den Ministern über die Proposition des Herrn Clauzel: „Die Royalisten", sagte er, „versetzten mir den letzten Stoß; sie wissen, daß das System des Herrn Decazes das meinige war, und klagen diesen nun an, er habe meinen Neffen ermordet! Dies ist nicht die erste Anklage solcher Art, die sie sich gegen mich erlauben. Meine Herren, ich will Frankreich ohne Hülfe der Ultra-Royalisten retten, wenn es möglich ist; lassen Sie uns eine Majorität suchen, von der die Freunde der Herrn Clauzel und Labourdonnaye ausgeschlossen sind." Es ward ein Gesetz-Entwurf mit Präventiv-Maßregeln gegen die Journale redigirt; die Censur ward darin mit einigen Garantieen gegen Mißbrauch verknüpft; es ward eine aus Pairs und Deputirten bestehende Kommission ernannt, welche für die unparteiische Ausübung der Censur-Gewalt wachen sollte. Diese Idee war von Herrn v. Fontanes ausgegangen. Der zweite vom Baron Pasquier verfaßte Gesetz-Entwurf betraf die Suspendirung der persönlichen Freiheit; diesem Entwurfe zufolge, sollte jedes der Umtriebe gegen die Person des Königs, die Mitglieder seiner Familie und gegen die Sicherheit des Staats angeschuldigte Individuum verhaftet werden können, ohne vorher vor Gericht belangt zu werden; jedoch mußte der Verhafts-Befehl im Ministerrathe beschlossen und wenigstens von drei Ministern unterzeichnet seyn; dieser Befehl sollte dann sofort dem Königl. Procurator zugesandt werden, welcher den Angeschuldigten verhören und das Protokoll dem Justiz-Minister übersenden sollte, welcher im Conseil, das dann entschied, darüber Bericht zu erstatten hatte. Dieses Ausnahme-Gesetz sollte, falls es nicht erneuert würde, nur ein Jahr gültig seyn. Die Frage war nun, ob das Ministerium die Majorität für diese beiden Gesetz-Entwürfe erhalten würde. Das rechte und linke Centrum und ein Theil der rechten Seite sollten sich für die Annahme derselben vereinigen. Es ward beschlossen, an demselben Tage mit jenen beiden Entwürfen auch das Wahl-Gesetz den Kammern vorzulegen; es war aber ein Mangel an Taktik, daß die Minister auf diese Weise ein permanentes und wesentliches Gesetz mit vorübergehenden Ausnahme-Maßregeln zusammenstellten.

Von dem Schicksale dieser Gesetz-Entwürfe hing auch das des Ministeriums ab. Es wäre für Herrn Decazes ein Leichtes gewesen, wieder Kraft zu gewinnen, wenn er auf die Ausnahme-Maßregeln verzichtet und das Wahl-Gesetz unverändert gelassen hätte; er wäre in diesem Falle sofort von der liberalen Partei unterstützt worden, deren Besorgnisse seit der Ermordung des Herzogs v. Berry so sehr gestiegen waren und welche gern einige Opfer gebracht hätte, um Herrn Decazes am Ruder zu erhalten. Die Angriffe der Journale hatten an Schärfe verloren, die Liberalen hatten sich mit den Ministeriellen gegen die Anklage des Herrn Clauzel vereinigt und dem Minister ihre Dienste angeboten; konnte dieser sie aber unter den Bedingungen, welche von jenen dabei gemacht wurden, annehmen, und war es überhaupt möglich, ohne Ausnahme-Gesetze fertig zu werden und das Wahl-Gesetz unverändert zu lassen, ohne in die Gewalt der Liberalen zu gerathen, die weder Bourbonen noch Legitimität wollten? In dieser schwierigen Lage sah Herr Decazes ein, daß die Centra und die Doctrinaires die einzige Stütze seines neuen Systems seyn konnten. Aber die Letzteren, die in den Jahren 1816 und 1817 zu Ausnahme-Gesetzen gerathen hatten, verweigerten im Jahre 1820 Herrn Decazes ihren Beistand. Was blieb diesem nun übrig? Nur an die rechte Seite hatte er sich noch wenden können, diese hegte aber einen unversöhnlichen Haß gegen ihn. Die royalistischen Blätter verdoppelten ihre Angriffe gegen ihn, namentlich das Journal des Debats, und auch der Conservateur schleuderte donnernde Artikel gegen den Mann, der als das einzige Hinderniß gegen die Bildung einer monarchisch gesinnten Majorität dargestellt wurde. Herr Decazes sah unter diesen Umständen voraus, daß seine drei Gesetz-Entwürfe die Majorität nicht erhalten würden.

Unterdessen wurde der Graf v. Artois, der in den beiden ersten Tagen nach dem Ereignisse durchaus keinen Groll gegen Herrn Decazes gezeigt hatte, von seinen politischen Freunden zu einem entscheidenden Schritte angefeuert. Die Ermordung des Herzogs v. Berry hatte die beiden Brüder einander genähert, die über den gemeinsamen Schmerz den alten Zwiespalt vergessen hatten. Der Graf v. Artois benutzte diese Stimmung des Königs, um vereint mit der Herzogin v. Angoulème einen Partei-Sieg zu erkämpfen. Beide kamen in das Kabinet des Königs und der Prinz verlangte von seinem Bruder eine Veränderung des Regierungs-Systems und die Entlassung des Grafen Decazes als ein Opfer für die Manen seines Sohnes. Die Herzogin von Angoulème unterstützte aus allen Kräften dieses Gesuch: „Wir gehen einer Revolution entgegen, Sire", sagte sie, „beschwören Sie das Ungewitter, noch ist es Zeit. Graf Decazes hat die Royalisten zu sehr beleidigt, um sich ihnen nähern zu können, er scheide aus Ihrem Kabinet und Alle werden sich vereinigen, um Ihrer Regierung Kraft zu verleihen." Der König nahm den Bruder und die Nichte mit übler Laune, ja, fast heftig auf; er erwiederte ihnen: er hoffe, man werde seinem Willen keine Gewalt anthun wollen, und ihm allein stehe es zu, das Verfahren seiner Regierung zu beurtheilen. Graf Artois entgegnete hierauf: „Ich kann unmöglich länger in den Tuilerieen bleiben, wenn Herr Decazes, von Herrn Clauzel de Coussergues angeklagt, seinen Minister-Posten behält. Verstatte mir Ew. Maj., mich nach Compiègne zurückzuziehen." Die Herzogin von Angoulème fügte einige so eindringliche, überzeugende Worte hinzu, daß der König bewegt antwortete: „Ihr wollt es, nun gut, wir werden sehen!" Als Herr Decazes diese Unterredung erfuhr, mußte er an seinen Rückzug denken; er selbst sagte zum Könige, er sehe ein, daß sein Austritt aus dem Kabinette nothwendig und daß es für jetzt unmöglich sey, das von Sr. Maj. angegebene System länger zu befolgen. Der König erwiederte, der Tag, an dem er sich von seinem Lieblings-Minister werde trennen müssen, sey der schmerzlichste seines Lebens, und fügte mit starker Betonung hinzu: „Mein Kind, nicht auf Sie, sondern auf mich hat man es abgesehen." Ludwig XVIII. schien von dem Gedanken durchdrungen zu seyn, daß der Pavillon Marsan versuchen würde, ihm nach und nach alle Gewalt aus den Händen zu nehmen; er fuhr dann gegen Herrn Decazes fort: „Herrn von Talleyrand will ich nicht, es bleibt also nur der Herzog v. Richelieu übrig, der Sie ersetzen kann. Gehen Sie zu ihm und suchen Sie ihn von der Nothwendigkeit des neuen Opfers zu überzeugen, das ich von ihm verlange; was Sie anlangt, so behalte ich mir vor, jenen Leuten zu zeigen, daß Sie mein Vertrauen keineswegs verloren haben." Der König ließ sofort den Herzog v. Richelieu auffordern, nach den Tuilerieen zu kommen; er besorgte mit Recht, daß dieser Schwierigkeiten machen werde. „Welches neue Opfer verlangt der König von mir!" rief der Herzog aus; „habe ich noch nicht genug gethan? Man lasse mir meine Ruhe, ich will nichts mehr von Staats-Geschäften wissen." Seine vertrautesten Freunde wurden zu ihm gesandt, unter ihnen Graf Lainé; der Herzog selbst hatte den Baron Mounier und den Grafen Rayneval zu sich rufen lassen, die seit dem Achener Kongreß sein ganzes Vertrauen besaßen. „Sehen Sie", rief er ihnen entgegen, „ein Dach-

ziegel fällt mir auf den Kopf; der König will, daß ich ein neues Ministerium bilde." Baron Mounier äußerte, daß der Herzog, je schwieriger die Umstände wären, um so mehr diesen Beweis seiner Hingebung dem Könige schuldig sey. „Nun wohl, ich werde den Auftrag annehmen", fuhr der Herzog fort; „aber ich rechne auf Sie für das Ministerium des Innern." Baron Mounier, noch sehr jung und wenig an die Rednerbühne gewöhnt, erklärte, diese Stellung übersteige seine Kräfte; er würde wohl dem administrativen Theile des Departements des Innern vorstehen können, an die Spitze desselben müsse aber ein besserer Redner kommen. Demgemäß ward Graf Siméon dazu designirt.

Der Herzog von Richelieu nahm den Auftrag des Königs nur unter Bedingungen an; zuvörderst verlangte er den aufrichtigen Beistand der Royalisten; in einer Unterredung, die er in Gegenwart des Königs mit dem Grafen Artois hatte, nahm er diesem sein Ehrenwort ab, daß er dem neuen Ministerium in keinerlei Weise hinderlich seyn wolle, und der Prinz gab dieses Versprechen. Der Herzog von Richelieu ernannte, um auch seinerseits dem Grafen v. Artois eine Garantie zu geben, Herrn Capelle, den Günstling des Pavillon Marsan, zum General-Sekretair im Ministerium des Innern. Die Ministerial-Veränderung bestand in folgendem: der Herzog v. Richelieu übernahm die Präsidentschaft des Conseils ohne Portefeuille, Baron Pasquier behielt das der auswärtigen Angelegenheiten; an den Grafen von Serres, der sich im südlichen Frankreich befand, war geschrieben, und er behielt nach einigen Schwierigkeiten die Siegel, der Baron Portal, Graf Roy und der Marquis von Latour-Maubourg behielten die Portefeuilles der Marine, der Finanzen und des Krieges; es trat also eigentlich nur ein einziger neuer Minister mit einem Portefeuille ein, der Baron Siméon.

Der abtretende Premier-Minister ward von seinem Souverain mit Gunstbezeugungen überhäuft; der König überreichte ihm als Zeichen der Freundschaft die von seiner eigenen Hand geschriebene Ernennung zum Herzog, eine Gnade, die um so größer war, als Ludwig XVIII. diesen Titel nur selten und nur berühmten Namen verlieh; außerdem ernannte er den Herzog Decazes zu seinem Botschafter in London mit einem Gehalte von 300,000 Fr., ohne die geheimen Gratificationen zu rechnen, und händigte ihm zwei rührende Billets ein, in denen er seinen ganzen Unwillen über die Verläumdungen, welche die royalistischen Blätter sich nach der Ermordung des Herzogs von Berry gegen Herrn von Decazes erlaubt hatten, so wie seinen Schmerz über die beiderseitige Trennung aussprach. Während der ganzen Zeit, in welcher der nunmehrige Herzog den Botschafterposten bekleidete, unterhielt der König einen vertrauten Briefwechsel mit ihm. So endigte die ministerielle Laufbahn des Herrn Decazes. (Hist. de la Restauration.)

Bibliographie.

- La Guizotéide. (Satirische Epistel in Versen.) Von J. B. Gudonin. Pr. 1½ Fr.
- Le capucin. (Der Kapuziner.) Roman, vom Grafen v. Peyronnet.
- Poiata — oder Litthauen im 14ten Jahrhundert. Nach dem Polnischen, von F. Letourneur. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
- Gérard — oder ein Murrkopf zur Kaiserzeit. Erzählung von Mardelle. 5 Bde. Pr. 15 Fr.
- Marguerite de Beaumesnil. — Roman von Mad. Lemercier.
- Jules le Rouge. — Roman von Radon. 4 Bde. Pr. 14 Fr.
- Le penitent. (Der Büßende.) Von Ed. Cassagnaux. 2 Bde.
- Prométhéides. (Kritische Blätter der diesjährigen Kunst-Ausstellung.) Erste Lfg. Pr. 1½ Fr.

Spanien.

Lebende Bilder aus Spanien.

I. Ein Wirthshaus-Abend und ein Heerstraßen-Morgen.

(Schluß.)

Deutlich vernahm ich nun das Verhör, in welches der erste Räuber den Mayoral nahm — wie viele Passagiere er habe? ob bewaffnet? ob Geld auf dem Wagen? den Schluß machte das Donnerwort „la bolsa". Der arme Schelm säumte nicht zu gehorchen, lüftete sich etwas vom Boden, nur eben genug, um eine große lederne Börse aus der innern Kamisol-Tasche hervor zu zerren, streckte sie dann, ohne aufzublicken, dem Räuber entgegen, und bat flehentlich, das Geld zu nehmen, aber seines Lebens zu schonen. Dies jedoch schien nicht zu passen in den Plan des Bösewichts. Von dem Steinhaufen am Rande der Kunststraße nahm er einen großen Kiesel, und schlug damit wiederholt auf den Kopf des liegenden Mayoral. Der Unglückliche erhob ein herzzerreißendes Geschrei um Erbarmen und Mitleid; er rief den Heiland an, St. Jakob den Apostel und Märtyrer, unsere Liebe Frau del pilar, und alle die heiligen in Spanien so hoch verehrten Namen, denen er Einfluß zutrauen mochte auf seines Mörders Christ-Katholisches Gewissen. Aber der Stein in des Buben Hand hatte mehr Gefühl als dieser. Er schlug und schlug, und legte endlich sogar die Flinte bei Seite, um mit beiden Händen den Kopf seines Schlachtopfers zu bearbeiten, dessen Jammergeschrei allmählig dumpfer ward, unter den wiederholten Schlägen, bis endlich nur noch unartikulirtes Röcheln und gelegentlich eine Gliederzuckung von schwachen Lebensresten Zeugniß gab.

Nicht besser, ja schlimmer noch erging es dem armen Pepito, obgleich man von ihm, statt der lauten vergeblichen Klagen und Bitten seines Herrn, nur ein dumpfes, im Sande, wo er auf dem Antlitz lag, dahinsterbendes Stöhnen und Jammern vernahm. Man hätte denken sollen, die unschuldige Jugend des hübschen Burschen werde ihm Schonung erwirken. Aber die Räuber waren zweifelsohne aus Amposto, kannten ihn, und wußten sich von ihm gekannt: was sonst Liebe und freundlichen Beistand begründet, zeugte hier den Mord. Als nun beide Schlachtopfer besinnungslos lagen, entstand eine kurze Pause; in leisem, unverständlichem Gemurmel schien die Bande sich zu berathen. Ein Kerl trat jetzt an des Wagens linke Seite, legte zum Ueberfluß den Hemmschuh an's Rad, öffnete die Thür des Mittel-Raumes, stieg auf den Tritt, und forderte unter gräßlichen Flüchen eine goldene Unze von jeder Person. Der Krämer versicherte, so viel hätten sie nicht; was sie hätten stehe zu Dienst; und nun hörte man mit kleinem Gelde klimpern, und einzelne Stücke zu Boden fallen in der Angst und Verwirrung. Der Räuber kam nicht zunächst, wie ich erwartet hatte, an's Kabriolet, sondern ging zur Rotonde. Hier brauchte er mehr Vorsicht; ohne Zweifel hatte er in Amposta gesehen, daß hier nicht Weiber saßen, sondern sechs junge Studenten, stämmige Bursche. Er hieß sie einzeln aussteigen, einem nach dem andern Börse und Uhr abgeben, und dann sich auf's Gesicht zur Erde werfen.

Unterdessen war der zweite Räuber, nach kurzer Berathung mit dem Gefährten, wieder an den Ort gegangen, wo der unglückliche Pepito sich wälzte im harten Todeskampf. Er zog ein Messer aus den Falten seines Gurts, öffnete es, nahm sein Schlachtopfer zwischen die Beine, bückte sich darüber, schob kaltblütig das Kamisol zurück und versetzte ihm nun Stich auf Stich, als solle der ganze Körper Eine Wunde werden. Mein Kabriolets-Gefährte, der junge Priester, drückte sich in die Ecke und bedeckte seine Augen mit zitternder Hand; mir war, wie durch Zauber, der Blick gebannt auf die gräßliche Scene und selbst der Gehörsinn geschärft; denn, obwohl die Fenster des Kabriolets geschlossen waren, vernahm ich deutlich den knirschenden Laut der mörderischen Messerstiche in den Leib des Unglücklichen. Es war dies der schmerzlichste Augenblick meines Lebens. Pepito's grausamer Martertod schien mir fast weniger bemitleidenswerth, als mein eigenes Schicksal, welches mich verdammte, unfähig zu aller Hülfe, Zeuge davon zu seyn.

Als der Mörder seinen Zweck gesichert glaubte, kam er an die Thür des Kabriolets und versuchte sie zu öffnen; er schüttelte heftig daran, und verlangte in drohendem Tone unsere Mitwirkung. Wir waren zufällig bis jetzt nur auf der anderen Seite ein- und ausgestiegen, und der junge Priester glaubte nur die Eine Thür gangbar; er sagte es in seiner Angst dem Räuber, und daß er auf die andere Seite kommen müsse. Ich hatte gleich anfangs eine werthvolle Uhr, die ich bei mir trug, aus der Westentasche genommen und im Stiefel versteckt; als ich aber des Gesindels kaltblütige Mordlust gesehen, war mir die Furcht gekommen, meiner Börse nur mittelmäßiger Inhalt möge ungenügend scheinen, und ich hatte die Uhr wieder zur Hand genommen, um sie auf erste Aufforderung abzuliefern. Doch es kam anders. Der dritte Räuber, bis jetzt mit gespanntem Hahn Wache haltend, schien plötzlich zu stutzen, legte das Ohr an die Erde, redete dann leise zu den Spießgesellen. Die Berathschlagung war kurz. Sie führten noch ein paar Kolbenschläge auf den Kopf des Mayorals, ein paar Messerstiche auf Pepito und verschwanden plötzlich aus unserem Gesichtskreis.

Es war eine dunkle Nacht, und wenngleich der Schein unserer Wagen-Laterne mich in den Stand gesetzt hatte, deutlich zu erkennen, was dicht vor und neben uns sich begab, blieb doch der entferntere Raum dem Blick entzogen. Wir beharrten daher noch fast eine halbe Stunde regungslos in der bisherigen Lage. Nur beruhigte sich allmälig das bis dahin deutlich zuweilen aus dem Innern des Wagens vernommene Zähneklappern der Angst, und leises bald lauteres weibliches Geflüster trat an die Stelle. Unsere schwer verwundeten Kutscher gaben durch Stöhnen und krampfhafte Bewegung einige Zeichen noch nicht ganz erloschenen Lebens. Mein Gefährte und ich ließen jetzt die Kabriolets-Fenster nieder, schauten umher, und, als Alles still schien, öffneten wir die Thür und stiegen aus. Der mittlere Kutschenschlag stand offen, wie ihn der Räuber gelassen hatte; die Familie drinnen saß auf ihren Plätzen in leisem ängstlichem Gespräch. Hinter dem Wagen zeigte sich eine schwarze Gruppe auf der Erde; es waren die sechs Studenten aus der Rotunde; sie lagen noch unbeweglich auf den Gesichtern, wie der Räuber sie geheißen hatte, und gewährten in ihren langen schwarzen Talaren und dreieckigen Hüten einen seltsamen Anblick. Als wir uns ihnen näherten, begann ein Geflüster zwischen ihnen; dann erhob Einer ein wenig das Haupt, dann ein Anderer, bis endlich, nachdem sie die Reisegefährten in uns erkannt, alle urplötzlich sich erhoben, einer schwarzen Wolke oder einem aufflatternden Rabenschwarme gleich. Sie vergaßen jetzt die — wie sie nachher erzählten — von den abziehenden Räubern ihnen leise insinuirte Drohung, „daß Einige wachhaltend im Gebüsch zurückblieben und den Ersten, der sich zu rühren wage, niederschießen würden." Gewiß hätte, insofern überhaupt Widerstand möglich war, derselbe nur von diesen sechs jungen Leuten wirksam geleistet werden können, welche im Augenblicke der beginnenden Gefahr sich beisammen befanden, einer vom anderen gekannt, also gemeinsamer Handlungsweise fähig; was Alles ganz anders stand bei der übrigen von einander getrennten, sich gegenseitig unbekannten, auch an Zahl viel geringeren männlichen Reisegesellschaft. Erwägt man indessen, wie die guten Musen-Söhne wahrscheinlich aus tiefem Schlaf zum Bewußtseyn plötzlich dringender Gefahr aufgerüttelt wurden, ohne Berathungsfrist, ohne Waffen zur Unterstützung irgend eines etwa muthigen Entschlusses — so mag am Ende ihr Benehmen nur natürlich scheinen.

Unsere erste Sorge war jetzt, zu sehen, ob noch irgend etwas für unsere unglücklichen Kutscher zu thun sey. Wir fanden sie mit

gedämpften Schmerzenslauten sich im Sande wälzend; bald unverständlich murmelte zuweilen noch der Mayoral einen jener heiligen, vorher so vergeblich von ihm angerufenen Namen. Sie näher untersuchend beim Schein der vom Wagen heruntergenommenen Laterne, fanden wir Beide, bis zur Unkenntlichkeit, durch Wunden, Quetschung und Blut entstellt. Und der Putz unseres schmucken Pepita, seine silbernen Knöpfe, sein seidener Gürtel, — vanitas vanitatum et omnia vanitas! Unter den Studenten befand sich ein Medizinee, der sogleich das Samariter-Werk eines blutstillenden Verbandes mit Schnupftüchern begann, so gut es eben gehen wollte. Unterdessen vernahmen wir Fußtritte in der Richtung von Ampasta. Bald erschien ein Mann, den Karabiner auf der Schulter, fragte erst nach der Ursache unseres Verweilens, dann nach der Gegend, wohin die Räuber verschwunden; er schoß sein Gewehr ab in dieser Richtung, lud wieder, und schoß noch zwei oder drei Mal. Eine Art von Halb-Uniform bezeichnete ihn als zum resguardo gehörig, eine bewaffnete Polizei-Wache, welche zum Patrouillen-Dienst gegen Schmuggler und Räuber gebraucht wird, aber so schlecht gehalten und bezahlt, daß sie häufig vorzieht, gemeinschaftliche Sache zu machen mit denen, welche sie verfolgen soll. Ich will unserem Ankömmling nichts bestimmt Böses nachsagen; aber seine plötzliche Erscheinung und sein Benehmen waren mehr unheimlich als beruhigend.

Dem Trauerspiel folgte das Nachspiel. Viele desselben Weges ziehende Karren und Wagen hielten jetzt vor und hinter uns; wir durften aber nicht vom Platze, ja nicht einmal unsere blutenden Kutscher durften aufgehoben werden, bis zur Ankunft des Alkalden aus der nächsten Stadt und seiner Konstatirung des Thatbestandes. Endlich kam er, ein fettes Männchen mit großer rother Kokarde, Abzeichen der loyalen Gesinnung, welche ihn ins Amt gebracht. Er begann mit Untersuchung des Orts und verfuhr so kaltblütig und regelrecht, daß man wohl sah, er war oft schon durch Vorfälle dieser Art aus dem Bette gejagt. In den Blutpfuhl neben dem Mayoral steckte er einen prüfenden Finger, und den blutbespritzten Stein, welcher den Mördern gedient, gab er seinem Schreiber in Verwahrung. Dann ward ein in der Nähe haltender Karren zum Transport der Verwundeten requirirt. Es befremdete mich damals, entschiedenen ängstlichen Widerwillen wahrzunehmen bei allen Umstehenden, welche zu irgend einer Handreichung aufgefordert wurden. Später erfuhr ich, daß, nach Spanischem Gesetz, Jeder verhaftet werden darf, den man in der Nähe eines Ermordeten antrifft; sey es, um sich des Verdächtigen zu versichern, oder des Zeugen. Daher geschieht es, daß der Angstruf eines unter Mörderhänden blutenden Schlachtopfers die Hülfe eher verjagt, als herbeilockt. Wird Jemand in einem Hause ermordet, so ist die erste Gerichts-Handlung nicht nur Verhaftung aller Hausbewohner, sondern auch Beschlagnahme des ganzen Mobiliars. In der That hört man in Spanien heute noch, wie zu Gilblas' Zeit, das Wort justicia — dies Wort des Trostes und des Schutzes für den Guten — nur mit Schaudern selbst vom Besten ausgesprochen.

Der Karren mit den beiden Verwundeten setzte sich jetzt langsam nach Amposta in Bewegung. Unser Mayoral hatte einige Zeichen rückkehrenden Bewußtseyns gegeben; aber Pepito röchelte augenscheinlich seinen letzten Todeskampf. Zwei Polizei-Soldaten übernahmen einstweilen die Diligence weiter zu fahren; das durch die Räuber quer über die Straße von Baum zu Baum gezogene Seil ward weggeschafft; die wieder in Bewegung gesetzten Maulthiere entführten uns im Gallop dem Schauplatz der erlebten Gräuel, als brenne auch ihnen der Boden unter den Füßen. Der Tag war nun vollständig angebrochen; die am wolkenlosen Himmel emporsteigende Sonne bestrahlte fruchtbare Fluren und friedlichen Feldbau. Wir hatten aber wenig Freude daran; was wir sahen von Schönheit der Natur, entschädigte uns nicht für das, was wir erlebt von Bösartigkeit der Menschen.

Der erste Ort, welchen wir erreichten, war S. Carlos. Wir hielten auf dem Marktplatz, bald umringt von der ehrenwerthen Bevölkerung, die nicht satt ward, von unseren geschwätzigen Musen-Söhnen sich das Abenteuer erzählen und wieder erzählen zu lassen. Indessen hatte über die Natur desselben schon die Art unseres Einzugs, zwei, Banditen gleiche, Polizei-Soldaten auf dem Bock, mit Flinten statt der Peitschen in den Fäusten, keinen Zweifel übrig gelassen. Der Alkalde erschien, begehrte amtliche Nachricht; berathschlagte dann mit dem schäbigen Kommandanten eines hier in Garnison liegenden zerlumpten Soldaten-Häufleins; einige Mannschaft ward zur Verfolgung der gewiß längst geborgenen Räuber ausgesendet; andere zur Eskortirung der Diligence bis Vinaroz beordert, wo wir umspannen sollten.

Vinaroz ist eine ziemlich große Stadt. Unser langes Ausbleiben über die gewöhnliche Stunde hatte schon Besorgniß erregt; wir hielten kaum, als wir schon wieder von neugierigen Müßiggängern dicht umgeben waren. Ich überließ jetzt meine Katalonischen Gefährten dem aus der Mittheilung erlebten Mißgeschickes zu schöpfenden Trost, drängte mich durch das versammelte Gesindel, weltliches und geistliches, und ging in das Gastzimmer des Wirthshauses. Hier fand ich eine Gesellschaft Reisender, und diese unstreitig ernstlicher und persönlicher bei der Sache interessirt, als draußen der bloß neugierige Pöbel. Zwei Katalonische Herren, auf einer Reise im eigenen Wagen von Madrid nach Barcelona begriffen, fragten und kreuzfragten mich zum Ueberdruß. Für meine freilich nicht sehr tröstliche Relation empfing ich den Gegentrost. — „Aehnliches könne mir tagtäglich in Spanien begegnen: in La Mancha würde ich die Räuber nicht mehr schlangenartig lauernd finden im Wald bewachsenen Hinterhalt, sondern das offne Feld durchstreichend, zu Pferde, in hellen Haufen; bis jetzt sey ich an der Küste entlang gereist, wo guter Anbau, einträgliche Bevölkerung, bequeme Wirthshäuser; je näher an Madrid, desto nackter würde ich die Ebene finden, keine Bäume, kein Wasser, keine Dörfer, keinen Anbau, und Wirthshäuser schlechter noch, als gerechtfertigt werde durch das Elend ihrer Umgegend.“ Als sie gar hörten, kein Geschäft, keine Nothwendigkeit habe mich nach Spanien geführt, konnten sie nicht aufhören, sich zu verwundern, wie ich Frankreichs freundliche Blicke und Worte, Behaglichkeit und Sicherheit hätte verlassen mögen, um zwecklos ein Land zu durchstreifen, welches, wie sie offenherzig bekannten, im schnellen Rückschritt zur völligen Barbarei begriffen sey. In der That war ich nahe daran, mich selbst über mich zu wundern! Fernerer Entmuthigung ausweichend, verließ ich meine leidigen Tröster, und sah mich nach einem Imbiß um. Ein Duft von gebratenen Fischen kitzelte mein Geruchs-Organ, und der Nase nachgehend gelangte ich glücklich zur Küche.

Es begab sich nun, daß die Wirthin dieses Gasthofes die Mutter unseres armen kleinen Pepita war, eine sehr anständige Katalonierin. Sie hatte schon gehört vom Schicksal ihres Sohnes und bereitete sich zur unverzüglichen Abreise nach Amposta. Unverkennbar war sie tief ergriffen und betrübt, aber eine Mischung von Schmerz und Berufsgewohnheit gestaltete sich bei ihr zum tragikomischen Effekt. Vierzehn hungrige Mäuler verlangten Frühstück, und die Verwirrung war groß unter Gesinde und Gästen. Jede andere Wirthin in gleicher Lage und Gemüthsstimmung hätte wohl die Sache gehen lassen, wie sie eben gehen konnte und wollte; aber sie vergaß keinen Augenblick der Hausfrau über die Mutter; in Thränen zerfließend, von Seufzern erstickt, befahl sie, beschied sie, schalt sie, ordnete und that sie, was zu thun war; — die Fische in der Pfanne wendend und mit ihren Thränen begießend, erschien sie eine Parodie der Niobe. Dazwischen ordnete sie den Reise-Anzug, legte reine Strümpfe an, drapirte die Mantilla, unaufhörlich weinend und schluchzend. Endlich war das Maulthier gesattelt; sie schwang sich hinauf, und im Gallopp ging's fort auf dem Wege von Amposta.

Ich will hier gleich hinzufügen, was ich später erst vom endlichen Ausgange der Begebenheit erfuhr. Pepita war desselbigen Morgens um zehn Uhr gestorben, und die arme Mutter fand nur noch seinen kalten Leichnam. Acht Tage später, nach namenlosen Leiden, war auch der Mayoral ihm ins Grab gefolgt. Die drei Räuber hatte man entdeckt und ergriffen; es waren die drei Kartenspieler vor dem Wirthshause von Amposta. Ob ihnen ihr Recht ward, weiß ich nicht, möchte es aber fast bezweifeln; denn man sagte mir, der Eine habe sehr wohlhabende Verwandte und ein Zweiter genieße großer Protection der Geistlichkeit!

Bibliographie.

- Tratado de ortografia castellana. (Die Spanische Rechtschreibung.) Vom Professor José Maria Gonzalez. Pr. 4 Rs.
- Historia de los tres derechos romano, canonico y español. (Geschichte des Römischen, des kanonischen und des Spanischen Rechtes.) In Lateinischer und Spanischer Sprache. Von Dr. Don Miguel Garcia de la Madrid. 4. Pr. 25 Rs.
- El bastardo de Castilla. (Der Kastilianische Bastard.) Historischer Original-Ritterroman, von Don Jorge Montgomery. 2 Bde. Pr. 14 Rs.
- Obras póstumas. (Nachgelassene Werke.) Von Don Gaspar de Jovellanos. 21 Lfgn. Pr. 180 Rs.

Mannigfaltiges.

— Kupferstoff in Vegetabilien. Der Franzose Sarzeau hat nachgewiesen, daß die Pflanzen Kupfer enthalten, und ist bei seinen Beobachtungen mit solcher Genauigkeit zu Werke gegangen, daß er das Gewicht des Kupfers in jeder Pflanze angeben kann. Freilich hat er in jedem Kilogramm Pflanze nur einige Milligramme Kupfer entdeckt. Der Roggen z. B. enthält nach ihm 4,[illegible] Millig. Kupfer, das Mehl nur 0,[illegible] Millig.; das Metall ist nur sparsam im feineren Mehl vorhanden, und das Brod, welches aus dem gröbsten gebacken ist, enthält die meisten Bestandtheile. Unermüdlich in seinen Forschungen hat Herr S. die Quantität Kupfer berechnen wollen, die ein Mensch in einer bestimmten Zeit mit dem Brode genießt. Diesen Berechnungen zufolge würde ein Mensch innerhalb 50 Jahren 6,[illegible] Gr. an Kupfer genießen, eine äußerst geringe Quantität, die uns keine Besorgniß einflößen darf. Da die Quantität Brod, welche täglich in Frankreich verzehrt wird, 18 Millionen Kilogramm beträgt, so würden also täglich 10 Kilogramm Kupfer mitgenossen, oder 3,650 im Verlauf eines Jahres. Da ferner die zur jährlichen Ernährung Frankreichs nothwendige Quantität Roggen in Jahresfrist ungefähr 7 Milliarden und 300 Millionen Kilogr. ausmacht, so ergiebt sich, daß diese Quantität dem Boden alle Jahr 34,061 Kilogr. 800 Gr. Kupfer entzieht, eine ungeheuere Summe, welche eben so sehr den Ueberfluß an Kupfer im Erdreich als seine außerordentliche Vertheilung beurkundet.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.   Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Freitag den 29. März 1833.

Holland.

General Nikolaas Fagel.

Eine biographische Skizze.

François Nikolaas Fagel, ein Abkömmling des Geschlechts, das seit Jahrhunderten in der Holländischen Geschichte glänzt, war der Sohn Nikolaas Fagel's, Bürgermeisters von Nymwegen und General-Postmeisters von Geldern, und ein Enkel des großen Raths-Pensionairs Kaspar Fagel. Von Jugend auf zum Kriegs-Handwerk erzogen, diente er 1672 als Fähnrich in Mastricht und wurde nach aufgehobener Belagerung dieser Festung wegen seiner bei mehreren Ausfällen bewiesenen Tapferkeit durch den Fürsten von Waldeck zum Hauptmann befördert. Der Statthalter, Prinz Wilhelm III., ein Augenzeuge vieler seiner Thaten, erhob ihn im Verlauf von vier Feldzügen zum Oberst-Lieutenant, im J. 1679 zum Obersten eines Infanterie-Regiments und kurz vor der Expedition nach England zum Brigade-Commandeur und setzte ihn auf die Liste der zu dieser Unternehmung auserwählten Befehlshaber. In allen diesen Stellungen zeigte Fagel eben so viel Klugheit und ächte Treue, als Tapferkeit und militairische Einsicht, und bildete sich allmälich zu den großen Thaten, die er später zum Wohle des Staats und zu eigenem Ruhme vollführte. Der bereits im vorigen Jahre begonnene Krieg mit Frankreich ward im J. 1690 nachdrücklich fortgesetzt; Belgien, damals die Spanischen Niederlande, war der Schauplatz desselben. Der Marschall Herzog von Luxemburg stand an der Spitze der Französischen Armee und hatte in mehrere Festungen Besatzungen geworfen; ihm gegenüber stand das Heer des Staats oder vielmehr der gegen Frankreich verbündeten Mächte unter dem Fürsten von Waldeck, den der Graf von Marlborough mit 3000 Engländern unterstützte; auch wurde das verbündete Heer durch Spanische Reiterei verstärkt.

Der Oberst Fagel war der erste, der im April, noch vor der Eröffnung des eigentlichen Feldzugs, mit dem Feinde handgemein wurde; mit 800 Holländern wies er die Ausfälle der Besatzungen von Philippeville, Dinant und Charlemont muthig ab und trieb sie in ihre Festungen zurück. Die Franzosen waren 40,000 Mann stark, während auf der anderen Seite nur 30,000 Streiter standen. Der linke Flügel der Verbündeten ward umzingelt, die Reiterei wich vor der feindlichen Uebermacht, nur das Niederländische Fußvolk, das von vorn, von der Seite und im Rücken angegriffen wurde, stand unerschütterlich fest. Fagel, der eine Abtheilung desselben kommandirte, ließ seine Bataillone Quarré's formiren, die Franzosen auf Pistolenschußweite herankommen und empfing sie dann mit einem Dreigliederfeuer, welches Verwirrung unter dem angreifenden Feinde anrichtete, so daß er mit Zurücklassung von 32 Standarten zurückwich. Das verbündete Heer überließ das Schlachtfeld, das ohne hinreichende Reiterei nicht zu halten war, dem Feinde, der sich zwar des Sieges rühmte, aber so viel gelitten hatte, daß er in diesem Jahre nichts mehr unternehmen konnte.

Ludwig XIV., in seinem Stolze tief gekränkt, sann auf blutige Rache; im nächsten Frühjahr erschien ein frisches Heer von 100,000 Mann im Felde, angeführt von dem General Boufflers und dem großen Ingenieur Vauban. Fagel kommandirte in Mons, im Hennegau. Ganz unvermuthet und vor der gewöhnlichen Zeit zu einem Feldzuge, am 17. März, umzingelte der Feind die genannte Festung und griff dieselbe mit der äußersten Wuth an; er eroberte mehrere Außenwerke, wurde aber immer wieder zurückgeschlagen. Mit bewundernswürdigem Muth und Geschick vertheidigte Fagel den Platz gegen ein so gewaltiges Heer bis zum 6. April, wo die Feinde in der Nacht mit verdoppelter Gewalt einen Angriff machten und neun Stunden hinter einander stürmten, ohne die Festung einzunehmen. König Wilhelm (von England), der mittlerweile seine Macht versammelt hatte, beschloß, den 11. April Mons zu entsetzen; die Franzosen, welche dies voraussahen, unternahmen am 8ten auf's neue einen zweimaligen Sturm, wurden aber beide Male zurückgeworfen. Der tapfere General Fagel war auf allen Punkten zugegen und ertheilte seine Befehle mit der größten Besonnenheit, die Offiziere und Gemeinen durch sein Vorbild anfeuernd. Bei jedem Sturm waren tausend, nach Anderen sogar zweitausend von den Belagerern geblieben, und mancher Prinz und Höfling eilte mit Wunden bedeckt nach Paris zurück. Aber was die heftigste Belagerung, die noch in den Niederlanden erlebt worden, was Kriegskunst und Gewalt nicht vermocht hatten, das vermochte die List der Priester. An demselben 8. April, während die Belagerer sich zu einem dritten Sturm vorbereiteten, wiegelte die Geistlichkeit die Bürgerschaft auf. Sechs Verschworene versammelten sich auf dem Rathhause. Der Gouverneur begab sich, von Fagel begleitet, in ihre Mitte, und beide boten umsonst ihre Beredsamkeit auf, um die murrenden Bürger zur Ausdauer zu bewegen, indem sie ihnen die nahe bevorstehende Entsetzung ankündigten und versicherten, daß die Stadt noch acht Tage gehalten werden könne. Es entstand ein Aufruhr, und die Besatzung, die gegen einen inneren und äußeren Feind zu schwach war, mußte, wenn sie der Kriegsgefangenschaft entgehen wollte, kapituliren. Es wurden ehrenvolle Bedingungen bewilligt, und der Dauphin bezeugte den vorüberziehenden Holländern seine Anerkennung, indem er den General Fagel mit den Worten anredete: „Ist es nicht wahr, daß noch nie eine Festung mit größerer Gewalt angegriffen und muthiger vertheidigt wurde?“

Nicht minder glänzendes Feldherrn-Talent zeigte der General in dem Feldzuge von 1692, insbesondere bei der Belagerung von Namur, wo er einen Ausfall der Franzosen mit großem Verluste für sie zurückwies und von einer Musketen-Kugel in der Schulter verwundet wurde. König Wilhelm beförderte ihn nach zwei neuen Feldzügen, in denen er sich ebenfalls ausgezeichnet hatte, zum General-Lieutenant und gab ihm 1696 den wichtigen und schwierigen Auftrag, von den Städten und Ortschaften längs der Küste von Französisch-Flandern die rückständigen Contributionen einzutreiben. Hier zeigte er eben so viel Menschlichkeit und Edelmuth gegen den gedrückten Bürger und Landmann, als er im Kriege Muth und Tapferkeit bewiesen; mit 7000 Mann durchzog er das Land, erhob die verlangte Kriegssteuer mit Mäßigung und Milde und hielt unter seinen Truppen die strengste Mannszucht aufrecht. Der Ryswyker Friede machte dem achtjährigen Kampfe ein Ende, in welchem die Staaten von Holland von ihren Bundes-Genossen so saumselig unterstützt worden waren. Desto größer war aber auch der Ruhm, Frankreichs Riesen-Armee getrotzt zu haben; die Freiheit des Vaterlandes war abermals gerettet, und die Vormauer gegen Frankreich, die Spanischen Niederlande, waren stärker und fester geworden, als in dem vorigen Friedens-Vertrage bestimmt worden war.

Als im Jahre 1702 der Spanische Erbfolge-Krieg ausbrach, an welchem Holland ebenfalls Theil nahm, ward Fagel, als einer der erfahrensten Generale, beauftragt, mit dem Grafen v. Tilly das fliegende Lager bei Xanten zu kommandiren. Er war es, der beim Heranrücken der großen Französischen Armee unter Boufflers den Rath ertheilte, 60 Stück Geschütz, die mehr hinderlich waren, als Vortheil gewährten, mittelst einer fliegenden Brücke über den Rhein zu senden. Dies geschah auch, vielen Widerspruchs ungeachtet, zwei Tage vor der Ankunft der Franzosen und gewiß zur glücklichen Stunde, denn bei dem Mangel an Pferden wäre dieser ansehnliche Artillerie-Park eine Beute des Feindes geworden. Sechs Wochen später, als der Feind die Städte Grave und Nymwegen überrumpeln und von da aus in das Herz des Landes dringen wollte, entspann sich unter den Feldherren ein heftiger Streit über die Art, wie der Plan des Feindes zu vereiteln sey. Da Fagel sah, daß man sich nicht verständigen konnte, und daß der Feind dadurch nur Zeit gewinnen würde, gab er seine Meinung über die Leitung der Operationen mit solcher Bestimmtheit und Klarheit ab, daß die streitenden Generale deren Richtigkeit einsahen; sein Rath ward befolgt, der Angriff auf Nymwegen tapfer abgeschlagen und dadurch Stadt und Heer gerettet. Nicht geringeren Antheil hatte der tiefdenkende Feldherr an dem allgemeinen Entwurf der Kriegs-Operationen, der nach der Ankunft des Herzogs v. Marlborough gemacht und von den Holländischen Staaten genehmigt wurde. Der Feldzug von 1703 wurde mit der Belagerung von Bonn eröffnet. Am 25. April kam der General mit 12 Regimentern Infanterie vor der Stadt an, General Coehoorn und der Prinz von Hessen-Kassel hatten eben so starke Abtheilungen; am 3. Mai zog die Armee nach einer heftigen Kanonade und unternommenem Sturm siegreich in die Festung ein. Am ruhmvollsten war das Benehmen Fagel's bei Eeckeren. Das Heer der Bundes-Genossen war durch Uebermacht umzingelt und abgeschnitten; der General, der die Nachhut kommandirte und von einem Deich aus sah, wie die Holländische Infanterie der vereinigten Gewalt des ganzen feindlichen Geschützes und dem Angriff der Infanterie und Kavallerie bloß stand, stürzt sich mit seinem Adjutanten ins Wasser, schwimmt hinüber, kommt den weichenden Kolonnen zu Hülfe, schließt ihre Glieder wieder und führt sie auf's neue gegen den Feind; es entspann sich nun das hartnäckigste Gefecht, in wel-

chem der General selbst zwei Mal, am Kopf und am Bein, verwundet wurde; dies schreckte ihn aber nicht zurück, und als man ihm meldete, sein Fußvolk habe keine Kugeln mehr, ließ er dasselbe die Rockknöpfe statt der Kugeln laden. Nachdem die Infanterie alle Kräfte aufgeboten hatte, stellte er sich an die Spitze der Reiterei, rief ihr zu: „Siegen oder sterben!“ und wie im Sturmwind geht es auf die feindlichen Schwadronen los; diese werden geworfen, die Französischen Quarrées durchbrochen, und Alles, was nicht entfliehen kann, wird niedergehauen.

Mittlerweile war in einem zwischen den Bundesgenossen und dem Könige von Portugal abgeschlossenen Vertrage bestimmt worden, daß eine Abtheilung alter geübter Soldaten mit dem Oesterreichischen Prätendenten an der Portugiesischen Küste landen solle, um, durch das Geld und die Truppen Portugals unterstützt, Spanien auch von dieser Seite anzugreifen. Fagel ward ersehen, um die Holländische Kriegsmacht bei dieser Expedition anzuführen. Der Erzherzog, der als König von Spanien den Namen Karl III. angenommen hatte, obgleich der Spanische Thron schon besetzt war, ernannte den General Fagel, indem er demselben einen goldenen Stab überreichte, zum General-Feldmarschall seines Heeres. Bald nach seiner Ankunft in Portugal zeigte sich Fagels Charakter in einem neuen Lichte. Der ebenfalls beim Portugiesischen Heere angestellte Englische General-Lieutenant, Graf Galloway, wollte Fagel nicht als Feldmarschall anerkennen. Die Sache kam vor den hohen Rath; die Mehrheit war der Meinung, Fagel müsse seinen Rang behalten und als ein Portugiese angesehen werden, Andere aber, seine Neider, bemerkten, ein Englischer General könnte nicht unter einem General der Republik dienen. Galloway wandte sich an das Englische Ministerium, und Königin Anna schrieb in dieser Angelegenheit nach dem Haag. Die General-Staaten ertheilten aus Rücksicht auf den mächtigen Bundesgenossen Fagel den Befehl, nachzugeben, und Galloway sollte nun, wie er verlangt, gleichen Rang mit demselben erhalten, und sein Patent sogar unter älterem Datum ausgestellt werden. Die Liebe zur guten Sache besiegte in dem Busen Fagels das drückende Gefühl der Zurücksetzung, und er erklärte dem Könige von Portugal und dessen Ministern öffentlich, er sey bereit, sich einer Anordnung, die im Kriege ohne Beispiel sey, gehorsam zu unterwerfen, da seine Regierung es für gut gefunden habe, der Königin von England hierin nachzugeben. Der König, dieses edle Benehmen anerkennend, gab beiden Generalen Anstellungen von demselben Datum, mit der Weisung, daß sie abwechselnd eine Woche um die andere den Oberbefehl führen sollten.

Nun zog die Armee in's Feld; Einige wollten, man solle sofort Badajoz belagern und in Andalusien eindringen, um auf diesem Wege Sevilla einzunehmen; aber Fagel stimmte im Kriegsrath dafür, Badajoz sey zu groß, um mit den disponiblen Truppen eingeschlossen zu werden, man müsse daher in das Herz Spaniens zu gelangen suchen, um die günstige Stimmung der Einwohner, ehe sie noch sich abkühle, zu benutzen, und mit der Eroberung von Albuquerque und Alcantara beginnen, worauf man das Land zwischen dem Tajo und dem Guadiana besetzen könne. Nachdem beide Könige diesen Plan genehmigt, wurden die ferneren Anordnungen Fagel übertragen. Valenza d'Alcantara ward unter seinem Befehl mit stürmender Hand genommen, zwölf Tage später fiel Albuquerque in seine Gewalt, und schon wollte er nun Alcantara selbst belagern, als seine Neider ihm allerlei Hindernisse zu erregen suchten. Diese wollten nicht dulden, daß ein so großer Plan von einem Holländer mit Ruhm und Ehre ausgeführt werde, und vielleicht mochte auch Verrath einiger Portugiesischen Großen, die mit Frankreich im Einverständniß wären, im Spiel seyn, kurz um seine fernere Wirksamkeit zu hindern, ließ man es seiner Armee an Lebensmitteln fehlen. Da seine Vorstellungen, daß man die Magazine füllen müsse, fruchtlos blieben und er keine Änderung dieser Verhältnisse voraussah, so suchte er bei den General-Staaten die Erlaubniß nach, Portugal verlassen zu dürfen. Schon war diese Erlaubniß unterweges, als beschlossen wurde, Badajoz zu belagern. Fagel stellte vergebens dem Könige vor, daß bei der Größe und Stärke der Festung, bei der Nähe des feindlichen Heeres, dessen zahlreicher Kavallerie, bei der Schwäche des Bundesheeres, dem Mangel an Pferden und Vorrath, so wie bei dem schlechten Zustande der Wege ein guter Ausgang des Unternehmens unmöglich sey. Als der Urlaub Fagels ankam, erklärte der König, wenn jener die Armee verlassen, so sey die gute Sache verloren, und bat den General in einem eigenhändigen Schreiben, von seinem Vorhaben abzustehen, so daß dieser endlich einwilligen mußte. Er eilte auf seinen Posten; Galloway, der die Belagerung bereits begonnen hatte, führte ihn am 8. Oktober in die Laufgraben; während beide Generale in einer Batterie standen, kam eine Kanonenkugel, die dem Engländer den rechten Arm zerschmetterte und Fagel die Uniform streifte. Dieser übernahm nun den Befehl, aber schon am folgenden Tage traf ein, was er vorausgesagt hatte; der Feind war über die Guadiana gegangen und rückte gegen die belagerte Stadt vor. Der General sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben, und zog am hellen Tage im Angesichte des überlegenen Feindes ab, ohne von diesem beunruhigt zu werden und ohne auch nur einen Mann oder eine Kanone zu verlieren. Der König von Portugal übersandte ihm mit einem schmeichelhaften Schreiben 6000 Cruzados, die indessen nur eine Entschädigung für seine im Feldzuge verloren gegangene Bagage waren. Fagel kehrte endlich, da er sah, daß alle Unternehmungen bei der schlechten Leitung mißglückten, nach Holland zurück, nachdem er drei Jahre lang die Ehre des Vaterlandes in Portugal aufrecht gehalten hatte. Der König gab ihm ein Schreiben an die General-Staaten mit, worin er seine Achtung und sein Vertrauen auf den General aussprach und dessen treffliche Dienste anerkannte.

Kaum im Vaterlande angekommen, setzte der General sein ruhmvolles Kriegsleben in den Spanischen Niederlanden fort. Das Feld von Ramillies war der erste Schauplatz seiner neuen Thaten; hier stand Villeroi an der Spitze des Kerns der Französischen Armee, und es kam zu einer Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit großer Erbitterung gekämpft wurde. Fagel focht muthig an der Spitze seines tapferen Fußvolks, und auch die Holländische Reiterei zeichnete sich außerordentlich aus. Marlborough fiel mit 20 Schwadronen den Franzosen in die Flanke und beschloß den Sieg. Nicht weniger denn 8000 Todte und Verwundete ließ der Feind auf dem Schlachtfelde, und beinahe eine gleiche Anzahl ward gefangen genommen, während der Ueberrest über Löwen nach Brüssel flüchtete, wo Villeroi mit genauer Noth der Gefangenschaft entging. Gent, Brügge, Antwerpen, Ostende, Mecheln, Ath, ja Brüssel selbst waren die Frucht dieses großen Sieges. Allein der Herzog v. Vendome war stark genug, um dem Vordringen des siegreichen Heeres ein Ziel zu setzen.

Der nasse Sommer des folgenden Jahres ward mit Hin- und Hermarschiren verbracht; in dem Feldzuge von 1708 stritten die Parteien mit wechselndem Glück, wiewohl durch die Schlacht bei Oudenaarde und die Einnahme von Lille die Wagschaale sich zum Vortheile Hollands neigte. Auch der Feldzug von 1709 war äußerst ruhmvoll für Fagel. Der Marschall v. Villars war mit einem wohlausgerüsteten Heer gegen Marlborough und den Prinzen Eugen gezogen und hatte sich in der Ebene von Lens gelagert. Die Bundes-Genossen beschlossen hierauf, Tournay anzugreifen, und schlossen diese Festung gegen Ende des Juni ein. Die Generale Fagel, Lottum und Schulenburg, welche Befehl hatten, von drei Seiten heranzuziehen, zwangen durch eine mit großem Nachdruck betriebene Belagerung die starke Festung zur Uebergabe. Nun ward die Belagerung von Mons beschlossen; der Französische Feldherr hatte aber sein Lager abgebrochen und erwartete das vereinigte Heer hinter den Gebüschen von Malplaquet. Bald standen die Heere einander in Schlachtordnung gegenüber. Die Schlacht begann am 11. September Morgens um 8 Uhr. Fagel, beinahe sechzig Jahr alt, eilte unter dem feindlichen Kanonenfeuer von einem Flügel zum anderen, um seine Truppen anzufeuern. Die Verschanzungen des Gegners wurden von verschiedenen Seiten zugleich angegriffen; 36 Bataillone Holländisches Fußvolk, unter dem Prinzen von Oranien und Fagel, brachten das feindliche Centrum zum Weichen; und als sie selber zu weichen anfingen, stellte sich Fagel auf's neue an ihre Spitze, führte sie muthig gegen die Franzosen, zwang diese zum Rückzuge und blieb mit einem Verluste von 5000 der Seinigen Meister des Schlachtfeldes.

Im Jahre 1711 gab der Herzog v. Marlborough dem General den Befehl bei der Belagerung von Bouchain; obgleich im Rücken selbst vom Feinde bedrängt, machte Fagel nach zwanzigtägiger Belagerung die starke Garnison kriegsgefangen; noch schneller fiel im folgenden Jahre die Festung Quesnoi in seine Hand. Nach dem Abschlusse des Utrechter Friedens begab sich der greise Held in sein Gouvernement Staats-Flandern, wo er 1718 an den Folgen seiner vor Namur empfangenen Wunden starb. Seine Leiche wurde in der großen Kirche zu Sluis beigesetzt. (L. M.)

Bibliographie.

- Almanak voor het Schoone en Goede. (Taschenbuch für das Schöne und Gute.) Auf das J. 1833. Amsterdam.
- Taktick der drie wapens. (Taktik der Infanterie, Kavallerie und Artillerie.) Von C. v. Decker. Aus dem Deutschen übersetzt vom Capitain L. van Boecop. Breda.
- De dood van den oudsten zoon. (Der Tod des ältesten Sohnes.) Eine Erzählung für den Sonntags-Abend. Von C. Mulan. Breda.
- De scheepvaart. (Die Schifffahrt.) Eine deutliche Erläuterung aller auf diese Kunde Bezug habenden Gegenstände. Von W. van Houten. Breda.
- Lettre d'un Hollandais indépendant. (Sendschreiben an Lord Grey.) Amsterdam.
- Uitgezochte verhalen. (Ausgewählte Erzählungen.) Von Karoline Pichler. Aus dem Deutschen. Amsterdam.

E n g l a n d.

A Treatise on heat. (Ueber die Hitze.) Von Dr. Lardner. London, 1833. *)

Dieses mit besonderer Klarheit geschriebene Werk ist wahrhaft praktisch, wissenschaftlich und lehrreich und dabei doch in populairem höchst einfachem Stil geschrieben. Der Verf. trägt nicht seine tiefe Gelehrsamkeit durch das ganze Buch zur Schau, wie es so oft in Werken der Fall ist, die man, sehr mit Unrecht, Elementar-Werke nennt, sondern er fängt an, als Einer, der da weiß, daß sein Leser noch nichts von dem Gegenstand versteht, und hört nicht eher auf, als bis er überzeugt ist, genug gesagt zu haben, um ihn mit demselben vertraut zu machen. Alle darin aufgestellte Fakta lassen sich durch gewöhnliche Erfahrungen demonstriren, und die Experimente, auf die man verwiesen wird, erfordern nur einen sehr mäßigen Grad von Kenntnissen.

Die Theorie der Wärme ist mit Vorbedacht so lange ausge-

*) In Berlin zu finden in der Buchhandlung des Herrn A. Asher, der jetzt auch Agent der unter dem Präsidium des Lord Kanzlers Brougham stehenden Londoner „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse“ ist und die von derselben herausgegebenen Werke, welche sich eben so durch ihre merkwürdige Wohlfeilheit als durch Gediegenheit und Eleganz auszeichnen, stets vorräthig hat.

setzt, bis der Lernende mit der physikalischen Geschichte derselben bekannt ist; dann werden die Gründe derjenigen, welche sie als ein eigenes für sich bestehendes Prinzip betrachten, mit Deutlichkeit dargelegt und der Meinung der entgegengesetzten Partei gegenübergestellt, welche die Wärme nur für die Wirkung der Vibration hält. Der letzteren Theorie, obgleich für gewöhnliche Geister weniger anziehend, wird mit Recht der Vorzug gegeben, und eine Reihe von Thatsachen, die sie unterstützen, lassen dem Leser, nachdem er sie geprüft, wohl keinen Zweifel übrig, daß Wärme und Licht identisch sind. — Leider gestattet unser Raum keine längere Auszüge, besonders von gelehrten Erörterungen, doch können wir nicht umhin, folgende wahrhaft faßliche Auseinandersetzung der Theorie der Wärmeleitung hier mitzutheilen.

„Gefäße, die bestimmt sind, Flüssigkeiten von einer höheren Temperatur, als die sie umgebende, zu enthalten und sie in dieser höheren Temperatur so lange als möglich zu bewahren, müssen aus solchen Materialien gemacht seyn, welche die schlechtesten Wärmeleiter sind. Daher entsprechen Theekannen ihrem Zweck am besten, wenn sie von polirtem Metall, und am schlechtesten, wenn sie von schwarzem Porzellan sind. Schwarzes Porzellan ist das schlechteste Material zu Theekannen, denn sowohl die Masse als die Farbe ist ein sehr guter Wärmeleiter, und die darin enthaltene Flüssigkeit kühlt sich äußerst schnell ab; dagegen ist ein Theetopf von glänzendem Metall am zweckmäßigsten, weil dies ein schlechter Wärmeleiter ist und daher die Hitze sehr langsam durchläßt. Eine Kanne von blankem Silber oder Erz hält die Hitze des Wassers weit besser zusammen, als eine von dunkler brauner Farbe, wie man sie gewöhnlich hat."

„Ein zinnerner Kessel bewahrt die Hitze des siedenden Wassers in demselben weit länger, wenn er blank gehalten wird, als wenn man den Rauch und Ruß daran sitzen läßt; denn in letzterem Fall wird die Oberfläche rauh und schwarz und ist alsdann ein guter Wärmeleiter."

„Blanke Feuer-Geräthschaften können lange beim Feuer stehen, ohne eine höhere Temperatur als die im Zimmer anzunehmen, weil die vom Feuer ausströmende Hitze von der glatten Oberfläche derselben zurückprallt und nichts davon absorbirt wird; sind diese Geräthschaften aber rauh und nicht blank, so werden sie bald so heiß, daß man sie kaum handhaben kann. Es dient daher nicht bloß zur Zierde, wenn man die Feuer-Geräthschaften blank hält, sondern es ist ein wesentlicher Nutzen. Die rauhen und eingeräucherten Schür-Eisen, wie man sie oft in Küchen sieht, werden bald so heiß, daß man sie nicht anfassen kann."

„Ein Ofen, der ein Zimmer erwärmen soll, darf nicht polirt seyn, denn er ist dann ein schlechter Wärmeleiter und zu seinem Zwecke völlig untauglich; hingegen ist Gußeisen mit rauher unpolirter Oberfläche der Leitung der Wärme sehr förderlich, und ein solcher Ofen giebt gewiß eine starke Hitze."

„Die metallenen Helme und Küraße, welche einige unserer Kavallerie-Regimenter tragen, sind eine kühlere Bedeckung, als man wohl denken sollte. Da das polirte Metall fast ein völliger Reflektor der Hitze ist, so wirft er die Sonnenstrahlen zurück und kann nicht leicht zu einer höheren Temperatur gebracht werden. Es nimmt von der Sonne weit weniger Hitze an, als gewöhnliche Kleidungsstücke."

Wir können uns nicht das Vergnügen versagen, der Einleitung zu dem Buche hier einen Platz zu gönnen. Dr. Lardner sagt, nachdem er den unermeßlichen Einfluß der Wärme auf menschliche Wesen gezeigt hat:

„Wir sind zu gleicher Zeit ihr Sklave und ihr Herr."

„Wir sind ihr Sklave: — Ohne sie können wir keinen Augenblick leben; ohne ein gehöriges Maß derselben können wir keinen Augenblick des Lebens genießen. Sie ist Herrin unseres Vergnügens und unseres Ungemachs. Sie streckt uns auf das Siechbette und heißt uns von demselben aufstehen. Sie ist unsere Krankheit und unser Arzt. Im heißen Sommer erliegen wir ihrem Uebermaß, und im strengen Winter erstarrt uns ihr Mangel. Nimmt sie überhand um uns her, so glühen wir in Fieberhitze; nimmt sie zu plötzlich ab, so schüttelt uns Fieberfrost, oder wir werden vom Rheumatismus und einem Heer anderer Uebel heimgesucht, die ihre Entfernung herbeizieht."

„Wir sind aber auch ihr Herr. Wir unterwerfen sie unserem Willen und benutzen sie zu unseren Zwecken. Mitten in der Polar-Kälte wissen wir sie um unseren Körper zusammen zu halten und verwehren ihr die Flucht durch warme Kleidung, die sie nicht durchläßt. Unter der tropischen Sonne halten wir sie durch dieselben Mittel von uns ab. Wir treiben sie aus dem Wasser, um uns in der heißen Jahreszeit die angenehme Kühle des Eises zu verschaffen; wir zwingen sie in das Wasser, um im Winter unsere Gemächer zu erwärmen. Machen wir See-Reisen, so leiht sie dem Schiffe Flügel und besiegt den natürlichen Widerstand der Winde und der Strömung. Reisen wir zu Lande, so treibt sie unser Fuhrwerk und läßt den fliegenden Vogel und den rauschenden Wind hinter sich. Unsere Zimmer und Betten sind dazu eingerichtet, um sie, während wir schlafen, in hinlänglichem Grade festzuhalten. Die Speisen, die wir genießen, verdanken ihren Wohlgeschmack und ihre Nahrhaftigkeit der Wärme. Sie reift die Frucht und macht die Speisen gar, die auf unsere Tafel kommen. Der angenehme Aufguß, den wir zum Frühstück nehmen, könnte ewig in dem Blatte oder in der Bohne verborgen bleiben, wenn die Wärme ihn nicht hervorlockte. Das Getränk, das uns erwärmt und erquickt, wenn wir vom Arbeiten ermüdet oder von der Anstrengung ermattet sind, ist mittelst der Wärme destillirt, gebrant oder gegohren. Die Natur-Produkte geben diesem mächtigen Agenz ihre Heilkräfte her, und der Trank oder die Pille wird bereitet, um dem Kranken die Gesundheit wieder zu geben."

„Wenn die Sonne scheidet und der Himmel sich in Dunkel hüllt, wer giebt uns Licht? Die Wärme strömt es durch die Luft; die brennende Kerze, die flackernde Lampe verbreiten einen künstlichen Tag und vergrößern so die Summe unseres Lebens, indem sie die Stunden der Arbeit oder dem Vergnügen wiedergeben, die wir sonst in dumpfer Unthätigkeit oder schlafend hinbringen müßten."

So erklärt der Verf. auf verständliche und doch zugleich sehr genaue und ächt wissenschaftliche Weise die Prinzipien der **Ausdehnung** fester Körper, Gase und Flüssigkeiten, welche die Wirkung der Hitze auf die **Dimension** der Körper in sich schließt; der **Flüssigmachung**, durch welchen Prozeß die Hitze den Zustand der Körper verändert, was noch wunderbarer ist, als das Zusammenziehen oder Ausdehnen ihrer äußeren Form; des **Siedens**, durch dessen geheimnißvolle Wirkung der Thau und die Dämpfe wieder in die Höhe steigen; endlich des **Verbrennens**, ein Phänomen, das bis jetzt noch keinem bestimmten Prinzip unterworfen worden ist. — Die Tabellen im Anhange erleichtern die weitere Ausführung der Lehrsätze des Verf., und das ganze Werk hat das besondere Verdienst, das erste Englische Buch über diesen Gegenstand und das beste seiner Art zu seyn.

Byron, das Englische Publikum und die Frauen.

(Aus dem Tagebuche der Gräfin Blessington.)

„Ich hatte oft den Gedanken (sagte Byron), ein Buch zu schreiben, welches alle Beschuldigungen enthalten sollte, die man in England gegen mich vorgebracht hat. Es würde, mit meinen Noten begleitet, ein interessantes Werk werden und könnte der Nachwelt ein Pröbchen von der Nächstenliebe, Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit des christlichen Englands im 19ten Jahrhundert geben. Unseren Gesetzen nach gilt ein Jeder so lange für unschuldig, bis seine Schuld bewiesen ist; unsere Englische Gesellschaft aber verurtheilt ihn vor dem Verhör. Dies Verfahren ist summarisch und erspart viele Mühe."

„Dennoch muß ich sagen (fuhr Byron fort), daß nur Personen von einiger Auszeichnung in London mit Vorurtheil gerichtet und mit ungebührlicher Strenge verurtheilt werden; denn die Mittelmäßigkeit wird mit der äußersten Nachsicht behandelt, nach dem Prinzip: „„Gleiche Gesinnung macht bald Freunde."" Als meine Frau mich verließ, wurden die schändlichsten Verleumdungen gegen mich angehäuft, welche die Bosheit ersinnen oder die Schmähsucht verbreiten kann. Wie viele Frauen haben seitdem ihre Männer verlassen, ohne von bösen Zungen angeschwärzt zu werden; denn das Publikum ist so vernünftig, einzusehen, daß das Zusammenleben oder die Trennung eines Ehepaars nur die betheiligten Personen oder die nächsten Verwandten allein angeht. Mich hingegen hatte Lady Byron nicht so bald verlassen, als auch mein guter Ruf mich verließ oder vielmehr mir gewaltsam entrissen wurde, nicht durch Waffengewalt, sondern durch die Macht der Zungen und der Federn, und kein Verbrechen war zu schwarz, das mir nicht von den moralischen Engländern zur Last gelegt wurde, um ein so gewöhnliches Ereigniß zu erklären, als die Trennung eines Ehepaares in den höheren Ständen. Ich wurde zum Teufel gemacht, denn Lady Byron mußte ein Engel seyn; auch gab dies einen gar zu hübschen Gegensatz. Mais hélas! es giebt weder Engel noch Teufel in der Welt, obgleich mancher unserer Bekannten uns zuweilen in Versuchung führen, an Letztere zu glauben. Der Glaube an die Ersteren ist schwer festzuhalten, wenn man einmal über die Zwanzig hinaus ist, wiewohl der **erste** und der **letzte** Gegenstand unserer Neigung immer etwas vom Engel an sich haben. — Die Phantasie gleicht der Hoffnung. Ist sie unbewölkt, so vergoldet sie Alles, was sie berührt, mit ihren glänzenden Farben, und läßt da Schönheit sehen, wo nur Jugend und Gesundheit ihr Gepräge aufgedrückt haben; und im Grunde hat sie so unrecht nicht, denn die Göttin ist da nicht fern, wo man ihre Kammerfrauen antrifft, und dies sind Jugend und Gesundheit in der That. Mögen die Empfindsamen immerhin auf die „„frische Gesundheit mit rosiger Farbe"" vornehm herabsehen. Ich gestehe allerdings, daß der Ausdruck ein wenig an die Milchmagd erinnert, denn „„**frisch**,"" so gern man es in der Wirklichkeit hat, klingt etwas gemein; doch ich denke mir bei dem einfachen Ausdruck zugleich Kernhaftigkeit, muntere Farbe, fröhlichen Geist und gute Laune, und diese vereinigt geben mir ein besseres Bild der Schönheit, als ein abgezehrtes schmachtendes Gesicht, über welches der Tiefsinn seine krankhafte Blässe gehaucht hat; dabei schlechte Gesundheit und üble Laune (was gleichbedeutend ist), die einen Tag so freudenlos machen wie den anderen. Denn betrachten Sie nur unsere feinen Ladies, deren Nerven thätiger sind, als ihr Gehirn, die nichts als Empfindsamkeit sprechen und von Ihnen verlangen, „„dem kranken Gemüth Hülfe zu bringen und den tiefgewurzelten Kummer aus dem Gedächtniß zu tilgen"", während nur der Körper siecht und der eingewurzelte Gram nichts Anderes ist, als irgend eine chronische Krankheit. So etwas macht mich scheu, ich gestehe es, und eine zarte Frau, so hübsch dies auch klingt, erscheint mir immer mit einem Heer trübseliger Krankheiten, wie Vapeurs, hysterische Zufälle, Nervenübel, Migräne, Wechselfieber und alle jene Unfälle, im Hintergrunde, welche arme **schwache Frauen** heimsuchen, die, wenn sie kränkeln, in mehr als Einem Punkte schwach zu seyn pflegen. Die beste Mitgabe, die uns eine Frau zubringen kann, ist Gesundheit und heitere Laune; die letztere, was man auch über die Gewalt des Gemüths sagen mag, hängt von der ersteren ab, nach dem alten Spruch:

„„Gesundheit kann allein uns heitern Sinn verleihen,
Wie durch den Reichthum nur der Luxus kann gedeihen.""

„Doch verstehen Sie mich nicht unrecht“, (sagte Byron) „wenn ich mich gegen zarte Frauen erkläre, d. h. Frauen von zarter Gesundheit, mit anderen Worten kränkliche Frauen, so will ich damit keinesweges sagen, daß ich derbe dicke Frauen à la Rubens liebe, deren Gemüth in der Fleischmasse, die es umgiebt, unzugänglich seyn muß. Nein! ich liebe einen thätigen und gesunden Geist in einer thätigen und gesunden Person, wo eines auf das andere wohlthätig einwirkt und sich gegenseitig im Gleichgewicht erhält; wo das innere Licht den Körper verklärt, aber nicht entweicht, wenn die Zeit diesen hinfällig macht; kurz, ich liebe, wie wohl ein Jeder thut, eine schöne und gesunde Frau mit verständigem und verständlichem Sinn, die noch etwas mehr kann, als, wie man sagt, die Französischen Frauen, nämlich: habiller, babiller und déshabiller; die nicht der Toilette, der Kaufläden und der Visiten bedarf, um einen Tag hinzubringen, und der Soireen, Opern und Klatsch-Gesellschaften, um den Abend auszufüllen. Sie sehen, ich bin genügsam in meinen Wünschen; ich verlange weiter nichts als Vollkommenheit.“

Bibliographie.

Mary of Burgundy. (Maria von Burgund, oder die Empörung von Gent.) Vom Verf. des Richelieu. 3 Bde.

Memoir of the court etc. (Ueber den Hof und den Charakter Karl's I.) Von Lucy Aikin. 2 Bde.

Memoirs of the affairs of Europe etc. (Denkwürdigkeiten der Europäischen Geschichte seit dem Utrechter Frieden.) Von Lord John Russell. Zweiter Bd.

New road to ruin. (Neuer Weg zum Untergang.) Novelle von Lady Stepney. 3 Bde.

Frankreich.

De l'Asie. (Asien, oder religiöse philosophische und literarische Betrachtungen über Asien.) Von Frau W. von E. 4 Bde. Paris, 1832.

Die geistreiche Verfasserin dieses dem ehrwürdigen Sylvestre de Sacy gewidmeten Werkes hat sich schon durch einige Schriften über Botanik rühmlich bekannt gemacht. In dem vorliegenden Werke behandelt sie zum ersten Mal historische und philosophische Gegenstände. Die Kenntniß, Umsicht und geistige Gewandtheit, welche ihre Schriften charakterisiren, verdienen um so mehr Bewunderung, als Frau von E nur zu ihrer Erholung mit so disparaten Gegenständen sich beschäftigt hat.

Es ist nicht leicht, Asien zu kennen, und noch weniger, über diesen Welttheil richtig zu urtheilen; alle die, welche einen Theil des Orients kennen gelernt, werden unsere Meinung theilen. Die Frau Verfasserin, die Schwierigkeiten ihres Unternehmens wohl durchschauend, will uns „die religiöse, literarische und philosophische Geschichte Asiens nicht in ihrem ganzen Umfang geben.“ In der That sind wir weit entfernt, alle zu einem so großen Gemälde nothwendige Elemente zu besitzen, und gelingt uns dies jemals, welche Gelehrsamkeit und welcher Scharfsinn ist dann erforderlich, um Alles unter einen Gesichtspunkt zu bringen! Künftige Generationen werden dies doppelte Problem lösen.

Das Werk der Frau von E. enthält eine Recapitulation unserer gegenwärtigen Kenntnisse von dieser Wiege der Menschheit. Gestützt auf alles Material, das die Europäischen Gelehrten geliefert, beginnt Frau von E. die Geschichte der Asiatischen Völker ab ovo und führt sie fort bis auf unsere Zeit. Sie schildert die religiöse, intellektuelle und politische Entwickelung Palästina's, Indiens, Persiens, Arabiens, China's, Aegyptens u. s. w. Sie giebt einige Details über die geographische und pittoreske Gestaltung der verschiedenen Länder; dann beginnt sie mit jenen fabelhaften Perioden, die ein undurchdringlicher Schleier deckt, und läßt die Begebenheiten von der Fackel der Geschichte immer heller beleuchten. Eine flüchtige Skizze des Buches wird dem Leser einen Begriff von seinem Plane geben.

Der Religion zuerst ihre Betrachtung widmend, bezeichnet die Verf. ihre ursprüngliche Reinheit und nachmalige Entartung. Sie entdeckt auf einer Seite bei allen Völkern Asiens gemeinsame Traditionen, und auf der anderen entwickelt sie den besonderen Charakter jedes nationalen Kultus aus Lehrsätzen und Formen. Sodann zur Literatur übergehend, studirt sie die Eigenthümlichkeit der Sprachen, die Natur der Schriftzüge, die intellektuellen, poetischen, philosophischen oder moralischen Erzeugnisse, an denen Asien so unerschöpflich reich ist. Die Fortschritte der Europäer in Asien nehmen, als die Quelle aller unserer Kenntnisse von diesem Welttheil, eine besondere Stelle ein. Die politische Geschichte, kürzer behandelt als die Literatur, enthält eine kurze Uebersicht der Schicksale der Orientalen und ihrer gegenseitigen historischen Beziehungen. Das Urtheil der Verfasserin über die Eroberungen der Engländer verräth nicht selten zu bittere Parteilichkeit.

Daneben empfiehlt sich das Werk durch Klarheit und eingestreute geistreiche Reflexionen. Allein das sehr komplizirte Studium der Verf. hat sie mancher Irrthümer in einzelnen Thatsachen begehen lassen; auch fehlt es den Materien an fester Verbindung, und fast alle abstrakte Lehren religiöser und philosophischer Art sind von ihr übergangen worden. Trotz dieser Unvollkommenheiten gewährt das Buch reiche Belehrung und dürfte wohl Manchen, der sich, ohne selbst Orientalist zu seyn, mit Asien näher befreunden will, einer lange fortgesetzten und mühseligen Sammlung und Verarbeitung von Materialien überheben.

Bibliographie.

Louis-Philippe Égalité. (Scenen aus der Gegenwart.)

Opinions de Napoléon. (Napoleon's Ansichten über verschiedene Gegenstände der Politik und der Administration.) Von L. B. E. L. de Lamothe Langon. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

La Saint-Simonienne. (Die St. Simonistin.) Von Mad. Josephine Lebassu. Pr. 7½ Fr.

Trente mois de ma vie. (30 Monate meines Lebens, 15 vor und 15 nach meiner Reise nach Congo.) Eine Rechtfertigung gegen Verleumdungen, nebst Notizen über Brasilien, Buenos-Ayres und die Kolonie Patagonien. Von J. B. Douville. Pr. 7½ Fr.

Résumé de l'histoire de France. (Uebersicht der Geschichte von Frankreich.) Von P. F. de Septès. Pr. 2½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der Medizin. Das älteste bekannte Beispiel einer Trepanation ist vielleicht die, welcher sich Connar, König von Ulster, unterzog, der ungefähr 80 Jahr vor Christi lebte. Man berichtet, daß ihm der Hirnschädel von einem mit einer Schleuder geworfenen Wurfgeschoß zerschmettert wurde. Er lag besinnungslos da, bis ein berühmter Wundarzt erschien, der, nachdem er zuvor die Einwilligung der vornehmsten Staats-Beamten erhalten, zuerst die äußere Materie aus der Wunde schaffte und dann das Gehirn von den Splittern des zerschlagenen Schädels befreite. Die Operation ging glücklich von Statten, und der König wurde wieder hergestellt und genoß mehrere Jahre lang einer guten Gesundheit. Allein da er sehr jähzornigen Temperaments war und leicht in Wuth gerieth, so geschah es, daß er einst so heftig aufgeregt wurde, daß die Wunde aufbrach und er auf der Stelle starb. — Der Wundarzt, der diese merkwürdige Kur verrichtete, hieß Finveen. (Irish Magazine.)

— Wichtige Kommission. Walter Scott erzählte oft folgende Anekdote von sich: Er war im Begriff, nach Roxburghshire abzureisen, und machte, als ein guter Neffe, seiner Tante, Miß Scott, die gerade damals in Edinburg war, pflichtschuldigst einen Besuch, um sich zu erkundigen, ob sie etwa Aufträge nach jener Gegend hätte. Sie bat ihn feierlich zum Thee und sagte ihm, sie hätte allerdings etwas, das sie seiner Sorge anvertrauen möchte. Als er Abends Abschied nahm, übergab sie ihm mit großem Ernst ein unförmliches Paket von ziemlicher Größe und schärfte ihm mehrmals ein, es gut zu verwahren. „Nimm es ja in Acht, lieber Walter, es ist Geld darin.“ Unterweges machte das Paket, welches in seiner Sattel-Tasche unaufhörlich klimperte und klapperte, unserem Reisenden nicht wenig zu schaffen und gereichte besonders seinem Reitpferde zur großen Plage. Er war daher froh, als er, am Ziel seiner Tagereise, es dem Dorfschmidt übergeben konnte, an den es adressirt war. Er sagte ihm dabei, daß er neugierig wäre, zu wissen, was darin sey; nach dem Gewicht und dem Klange zu urtheilen, hielte er es für Miß Scotts Sparpfennig. „Ih, 's is n' Holzschuh von Ihrer Tante, und Sechs Pence dabei für's Ausbessern“, war die Antwort des Schwarzkünstlers. — Man kann sich das Gesicht denken, das jetzt der junge Walter zu der wichtigen Kommission seiner Tante machte. (Weir's Life of Sir Walter Scott.)

— Hexen-Prozeß. Bei dem Verhör eines der Hexerei angeklagten Weibes sagte einer der Zeugen aus, die Gefangene könne fliegen. Der menschliche und billig denkende Richter (Powell) sagte ihr darauf, sie möchte nur immer davonfliegen, wenn sie wollte, denn er kenne kein Gesetz, welches dies untersagte. — Hanna Wanham wurde vor den Assisen zu Hartford des nämlichen Verbrechens angeklagt. Ein Geistlicher, Herr Bragge, erklärte als Zeuge auf sein Priesterwort, daß er sie für eine Hexe halte. — „Und ich“, erwiederte der erwähnte Richter, „erkläre Ihnen auf mein Richterwort, daß ich Sie für keinen Hexenmeister halte“. (Mirror.)

— Ein muhammedanischer Fanatiker. Teffir Uddin Muhammed, der bekannte fanatische Prediger in Hindostan, ist in der Nähe des Staates Oude geboren. Er predigte zuerst in Benares, daß es den Muhammedaner entwürdige, wenn er Verkehr mit Christen anknüpfe oder in ihrem Dienste stehe. Allmälich wurde dieser Fanatiker der Orts-Obrigkeit von Benares bekannt und sollte in Verhaft kommen; allein er entfloh nach Kalkutta, wo er seine unseligen Predigten fortsetzte. Das muhammedanische Kollegium erließ ein Fetwa, in dem urkundlich erwiesen wird, daß seine Lehren betrügerisch sind; allein der Fanatiker behandelte dasselbe mit Verachtung, stellte sich an die äußere Pforte des Kollegiums und suchte die Studenten zu überreden, das Fetwa sey parteiisch, weil die Medresseh von dem Brittischen Gouvernement unterstützt werde. Eine Warnung von Seiten des Polizei-Amtes hat ihn nicht abgeschreckt; zu einer öffentlichen mit dem Direktor der Medresseh verabredeten Vertheidigung seiner Grundsätze stellte er sich nicht: die Studenten aber wollten ihn mit Erlaubniß der Obrigkeit aus Kalkutta herausprügeln. (Asiat. Journ.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Montag den 1. April 1833.

Frankreich.

Paul Louis Courier, sein Leben und seine Schriften.

(Von einem Englischen Kritiker dargestellt.)

Jede Zeit hat ihren eigenen Repräsentanten, und der Genius eines einzigen Menschen ist oft der informirte intellektuelle Charakter seiner Zeitgenossen. Es gab nur Eine Periode in der Geschichte Frankreichs, die einen Courier hervorbringen konnte. Er ist der Mann dieser Periode. Er sammelte noch ein Mal in einen Fokus jene Lichtstrahlen, welche durch die gewaltsame Wirkung der Revolution sich tausendfach und in den verschiedensten Richtungen brachen. Er ist der fortgesetzte Voltaire. Was Beranger in Versen ist, das ist Courier in Prosa. Sein Leben trägt ein nicht weniger sonderbares Gepräge als seine Schriften.

Paul Louis Courier wurde zu Paris im Jahre 1773 geboren. Sein Vater war ein Mann von einigem literarischen Ruf und beträchtlichem Vermögen; er war ein bourgeois, und zwar ein tüchtiger, witziger, gescheidter bourgeois. Als solcher scheint er sich in adelige Gesellschaften gemischt und diese Anmaßung beinahe mit dem Leben bezahlt zu haben. Einer seiner Bekannten von hohem Range war unserem Courier eine große Summe Geldes schuldig. Er fand die Bezahlung zu lästig und beschloß daher, seinen Gläubiger aus der Welt zu schaffen. Freilich gab er seine Schuld nicht als die Ursache des beabsichtigten Mordes an; er gab der Sache eine galante Wendung, indem er den Gläubiger beschuldigte, er habe sein Weib verführt. Ein eifersüchtiger Ehemann war zu jener Zeit etwas Seltenes, aber auch nicht jeder Ehemann war dem Gegenstande seiner Eifersucht eine große Summe Geldes schuldig.

Courier, der Vater, entging zwar dem Tode, fand sich aber doch bewogen, Paris zu verlassen und in die Gegend von Toulouse zu ziehen. Hier widmete er sich der Erziehung seines Sohnes. Unser Held entfaltete bald seinen eigenthümlichen Geist, — lebhaft, lenksam und ungeduldig. Er zeigte keine Anlage zu den mathematischen Wissenschaften, aber eine starke Leidenschaft für alte Litteratur. Sein Geschmack an dieser wurde eben nicht nach vorzüglichen Mustern gebildet; er war ein großer Bewunderer der Rhetoren und betrachtete Isokrates als das vollkommenste Musterbild. Diese jugendlichen Studien übten ohne Zweifel ihren Einfluß auf die spätere Entwickelung seines Genius. In seinen Schriften läßt sich rhetorische Kunst leicht entdecken, doch vermeidet er sorgfältig ihre Sprache. Er ist der einzige Rhetoriker, dessen Haupt-Eigenschaft Einfachheit ist. — Jene Zeiten indeß forderten etwas ganz Anderes. Der Krieg, den Frankreich zu bestehen hatte, erheischte Truppen an den Gränzen. Paul Louis trat in eine Artillerie-Schule, und zu zwanzig Jahren eilte der junge Offizier zu der Rhein-Armee. Nie gab es einen sonderbareren Rekruten. Obgleich von Natur tapfer, betrachtete Paul Louis bereits den Ruhm mit völlig philosophischer Gleichgültigkeit. Genöthigt, Soldat zu seyn, betrat er seine Bühne wie ein Schauspieler, der über die willige Täuschung seines Publikums in's Fäustchen lacht. Er blickte in die Coulissen und hörte die Stimme des Souffleurs, und während die Gallerie dem Effekt laut Beifall zujauchzte, prüfte unser Schauspieler mit forschendem Auge die Mittel, mit denen er hervorgebracht wurde.

Während seine jungen Landsleute, alle glühend für die neue Republik, sich darum stritten, wer am ersten für dieselbe in den Tod gehen sollte; während ihr kühner Wetteifer ihnen täglich neue Lorbeern erwarb, verfolgte Courier, nie Gefahr scheuend, aber auch nie Ruhm suchend, seine einsame und seltsame Laufbahn. — Sein Genie wurde nicht erkannt und sein Pfad durch keinen glänzenden Erfolg erhellt. Er studirte viel; doch der Bücherschatz in einem Lager ist nur dürftig, und Bücher waren das Einzige, worin er bis jetzt gelesen hatte. Seine literarische Ausdauer war von eigener Art; er frischte lieber seine Kenntnisse in einem Fache auf, als daß er sie auf andere Fächer ausdehnte. Für seine Lieblings-Gegenstände hatte er unerschöpflichen Fleiß, aber für solche, die ihn nicht anzogen, zeigte er völlige Apathie. Er war sich dieser intellektuellen Grille bewußt und spricht sehr unbefangen davon. Die philosophische Richtung seines Gemüths ließ ihn in Sachen der Politik mehr die Zukunft zu Rathe ziehen, als die Vergangenheit; daher liebte er die Geschichte nur wenig und studirte sie nie mit Eifer. Der Hauptfehler seines Geistes war das, was bei Männern von Genie am seltensten zu seyn pflegt, nämlich Mangel an Neugierde. Er hatte einen starken Hang zu jenem geistigen Kühl-Apparat, der jeden glühenden Eifer mit einem: cui bono? zu dämpfen sucht. Doch war seine Neugierde nicht für Alles todt; in einem Punkte verläugnete er alle seine charakteristischen Eigenschaften: er war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Antiquitäten. Er wäre viele Meilen gereist und hätte den größten Gefahren getrotzt, um eine alte Ruine zu sehen. Er entzog sich der Gesellschaft der begeisterten und ehrgeizigen Krieger, die jetzt die Ufer des Rheins und der Mosel besetzt hielten, um Stunden lang zwischen modernden Klöstern und verfallenen Thürmen herumzuirren, die aus dem dunkelen Mittelalter herrührten. Es ist in der That eine auffallende Anomalie des Geistes, daß ein Mann, der für die Geschichte der Vergangenheit so gleichgültig war, doch ihre Reliquien so sehr liebte; der die Feudal-Pracht so verspottete, doch ihre Trophäen so eifrig aufsuchte; der für das Wesen des Alterthums so wenig Achtung hatte und doch seine äußeren Abzeichen so verehrte. Diese Inkonsequenz läßt sich vielleicht früheren Umständen zuschreiben. Als Knabe hatte man ihn zu antiquarischen Forschungen angehalten. Sein Geist entwuchs der Leidenschaft für das Alterthum, behielt aber den Geschmack für dessen Trümmer. Die Eitelkeit mochte ebenfalls ein wenig mit in's Spiel kommen; denn er war nicht allein ein eifriger, sondern auch ein gelehrter Antiquar. Er besaß eine große Kunde alter Inschriften und war glücklich in Entzifferung hieroglyphischer Dunkelheiten, so daß die gewohnten Forschungen ihm wahrscheinlich durch das Selbstgefallen überlegener Fähigkeiten doppelt lieb wurden.

In dieser Lebensweise, — tapfer ohne Ruhm und weise ohne Anerkennung, — brachte Courier zwei Jahre zu. Er fühlte sich zurückgesetzt auf jener Laufbahn der Ehre, wo derjenige, der heute nicht starb, morgen General seyn konnte, und wurde natürlich unzufrieden mit seiner Lage. Die Blokade von Mainz fiel in das Jahr 1795, und um dieselbe Zeit starb sein Vater. Seine Mutter war krank und niedergebeugt. — Paul Louis ließ Armee und Blokade im Stiche und kehrte ohne Urlaub, mit vollkommener Nonchalance, nach Frankreich zurück. Die kindliche Liebe war indeß vielleicht nicht der einzige Antrieb für ihn, es mit dem philosophischen Desertiren zu versuchen. Die Franzosen hatten vor Mainz sehr großes Ungemach zu erdulden, und das war nicht nach dem Geschmack eines Mannes, der in dem Ruhm keine Entschädigung fand. „Es war gewaltig kalt dort“, sagte der witzige Soldat; „ich glaubte, ich wäre gefroren. Nie gab es eine größere Aehnlichkeit zwischen einem Menschen und einer Crystallisation.“

Paul Louis wurde in der Armee für einen Deserteur erklärt; er aber schloß sich in sein Studirzimmer ein und vertrieb sich die Zeit mit einer Uebersetzung der Rede pro Ligario. Seine Freunde suchten die Sache beizulegen; der junge Krieger wußte es ihnen sehr Dank, denn jetzt konnte er ruhiger an seiner Uebersetzung arbeiten. — Der Revolutions-Krieg näherte sich seinem höchsten Lichtpunkte. Napoleon's Stern ging am Horizont auf. Der düstere Ernst der Konvents-Moral zerstreute sich; man eilte wieder zu Bällen und Festen. Paul Louis gab sich der Ansteckung mit einer Begierde hin, die seinem kühnen und lebhaften Temperament angemessen war. Wir sehen ihn jetzt plötzlich als den Mann der Galanterie, des Vergnügens. Den Frauen leidenschaftlich ergeben, widmete er sich ganz ihrer Gesellschaft. Jung, fröhlich und mit einer seltenen Gabe gesellschaftlichen Witzes, wurde er bald der Liebling von ganz Toulouse. Doch sein Unstern verfolgte ihn im Boudoir wie im Lager, und eine unglückliche Intrigue machte bald Toulouse zu einem unsicheren Ort für ihn. In einem Alter von 23 Jahren vergiebt man sich freilich solche Vergehungen sehr leicht. Von Toulouse verbannt, wählte Courier seine frühere Laufbahn wieder und ging nach Italien, um das Kommando einer Artillerie-Compagnie zu übernehmen.

Courier, der begeisterte Anbeter des Schönen, der heiße Verehrer hingeschiedener Kunst, fand in Italien nicht jenen ungetrübten Quell des Entzückens, welchen frühere und spätere Wanderer unter dessen Ruinen gefunden haben. Das harte Verfahren des jungen Napoleon fand bei seinen roheren Begleitern zügellose Nachahmer. Die verfeinerten Bewohner Italiens wurden von den neuen Nachfolgern des triumphirenden Galliers keiner Achtung gewürdigt. Raub und Plünderung verheerten die marmornen Städte und die weinbedeckten Hügel, und was Courier mehr kränkte als Alles, die edlen Ueberbleibsel alter Kunst, „die athmende Leinwand, der sprechende Marmor“ wurden zertreten, verunstaltet, geplündert, wie es Geiz oder Unwissenheit den hartherzigen Eroberern eingab.

Zu gebildet und zu klassisch für seine Kollegen, trauert Courier

über diese Ausschweifungen mit einer Beredsamkeit, wie wir sie in seinen späteren mehr ausgefeilten Schriften finden. Seine Briefe über diesen Gegenstand an einen Polen von ausgezeichneter Bildung, mit dem er in Toulouse Freundschaft gestiftet hatte, sind voll eigenthümlicher Grazie. Byrons Unwillen über den Raub der Elgin'schen Denkmäler Griechenlands ist Sanftmuth gegen den Zorn Courier's über die freche Plünderung der Italiänischen Kunstschätze, dieses letzten Triumphs Italiens, dieses Trostes, den ihm die Kunst für seine historische Entwürdigung bot. — Derselbe sorglose Muth, welchen Courier bereits an dem Ufer des Rheins gezeigt hatte, zeichnete ihn auch unter Rom's Ruinen aus. Als Franzose gehaßt und Tag und Nacht den Dolchen der Meuchelmörder ausgesetzt, wanderte er dennoch allein und unbehutsam an den einsamsten und gefährlichsten Orten umher. Seine Liebe zu Alterthümern (zu welcher seine wachsende Leidenschaft für das Abenteuerliche und vielleicht für das Romantische kam, was sein scharfer Sinn für das Lächerliche sich nicht eingestehen mochte) war seine einzige Führerin, der er furchtlos folgte. Mit dem Säbel an der Seite durchstreich er die Berge Italiens, durchforschte die Ruinen, trotzte den Banditen. Salvator Rosa selbst war nicht unbekümmerter um die Dolche der Räuber, die sein Pinsel später verewigte. — Wurde Courier auch oft von ihnen angegriffen, so kam er doch stets glücklich davon. Er sprach das Italiänische sehr gut und hatte immer irgend etwas bei sich, womit er die Räuber zufrieden stellen konnte. Vor Allem aber besaß er, in jenem glücklichen Alter und bei seinem gefügigen Temperament, die Kunst, köstlicher als Gold, welche lehrt, sich in alle Menschen zu schicken und den Mangel der Kraft durch die Ueberlegenheit des Geistes zu ersetzen. Am Tage suchte er seinen Weg durch die Berge, des Nachts wurde er überfallen, und der nächste Morgen sah ihn wieder bei seinen vorigen Beschäftigungen. Er fürchtete nie die Räuber und rächte nie den Raub. Ein gewisser Anstrich großmüthiger Philosophie machte ihn mild gegen diese wilden Banditen; er war ja Soldat und mordete kunstmäßig: sollte er an denjenigen Rache üben, die aus Noth mordeten? — Auf diese excentrische Weise seinen Geist vervollkommnend, des Lebens genießend und in seiner Laufbahn nicht vorwärts kommend, machte unser Held seinen Italiänischen Feldzug; dieser nahm bald ein frühes Ende.

Paul Louis gehörte zu der Division, welche mit dem General Macdonald in Rom geblieben war. Die Division kapitulirte; demzufolge sollte sie Rom zu einer gewissen Stunde verlassen. „A la bonne heure", dachte Courier, „noch einen letzten Blick in die Vatikanische Bibliothek, ehe ich abgehe." — Er begiebt sich dahin, vergißt beim Studiren sich und die Stunde des Abmarsches, und als er den Vatikan verläßt, ist er der einzige in Rom zurückgebliebene Franzose. Es war ein klarer stiller Abend. In seine Träumereien vertieft, wandelte Courier langsam durch die Straßen Roms. Der Schein einer Lampe verräth ihn. Einen Augenblick darauf pfeift eine Kugel dicht an ihm vorbei und trifft eine Römische Frau. In einem Augenblick ist die Stadt in Aufruhr; die Menschen laufen zusammen; Courier arbeitet sich durch den Haufen und eilt nach dem Palast eines Römers, mit dem er bekannt war. Dieser hilft ihm davon. Er schifft sich nach Marseille ein und langt in Paris an, doch nicht ohne neue Unfälle, denn auf dem Wege wird ihm sein ganzes Gepäck und Geld abgenommen, und, was schlimmer ist, er bekommt die Lungensucht, von der er nie wieder ganz genas.

Zu Paris betritt er indeß von neuem die Laufbahn des Vergnügens; doch es waren Vergnügungen von feinerer literarischer Art. Die Zeit hatte bereits begonnen, der Intelligenz die Herrschaft über die Leidenschaften zu erringen. Er verkehrte mit den Gelehrten jener Zeit und war bei einigen der berühmtesten gern gesehen. Jener Ehrgeiz, in seinem Kreise zu glänzen, von dem kein Franzose frei ist, feuerte seine Talente an, und er schrieb einige Werke, die wenig in's Publikum kamen, aber darum seines Rufes nicht unwürdig sind. Schriftsteller haben oft das Schicksal, daß ihre besten Werke unbeachtet bleiben, bis irgend ein glückliches Buch dem Verfasser einen Namen macht, dann werden die übrigen gesucht, studirt und bewundert. Der Genius belebt seine eigenen Todten wieder, und wenn die Welt erst gelernt hat, Ein Werk des Verfassers zu bewundern, so lüftet sie selbst den Grabstein, der die übrigen bereits bedeckt, und zieht sie wieder in's Leben.

Diesen Kreisen und Beschäftigungen wurde Courier durch den Befehl entrissen, einen Artillerie-Park in dem jetzt unterworfenen Italien zu kommandiren. Courier's Leidenschaft für Italien gehört zu den sanfteren und poetischeren Zügen seines Geistes. Es lag ihm wenig an dem Rang, den man ihm übertrug, aber desto mehr an dem Schauplatz, den man ihm anwies. So kam er denn in Italien an, kam an, um Zeuge einer der merkwürdigsten Farcen in der Weltgeschichte zu seyn. Bonaparte, des Konsulats müde, wollte Kaiser seyn, — er wurd Kaiser. Er wünschte aber auch zu wissen, was die Armee von der Veränderung dachte. Es kam Befehl, die Meinung der verschiedenen Regimenter einzuholen. Dergleichen Staatsstreiche, wo es vortheilhaft ist, „ja", gefährlich, „nein", und weise, gar nichts zu sagen, gelingen gewöhnlich. Shakespeare hat ihre Wirkung meisterhaft in „Richard dem Dritten" beschrieben.

„— — sie sagten nicht ein Wort,
Wie stumme Bilder, unbelebte Steine,
So sah'n sie starr sich an. . . . . . .
. . . .
Als er geschlossen, schwenkten ein'ge Leute
Von meinem Troß am andern End' des Saal's
Die Mützen um den Kopf; ein Dutzend Stimmen
Erhoben sich „„Gott schütze König Richard!""
Ich nahm den Vortheil dieser Wen'gen wahr;
„„Dank, lieben Freund' und Bürger!"" fiel ich ein."

Diese Zeilen erklären so ziemlich die Maine und das Resultat der der Französischen Armee vorgelegten Fragen.

Couriers Haupt-Charakterzug war, — das Wort läßt sich kaum in anderen Sprachen geben, — innonciance. Ueberall, in jeder seiner Handlungen finden wir Spuren davon. Sie dämpfte seinen militairischen Eifer; tant mieux! Sie erkältete seinen Patriotismus, tant pis! — Er stimmte nicht gegen den Antrag, fuhr fort, unter Napoleon zu dienen, und begnügte sich als Philosoph und à la française mit einem witzigen Einfalle: „Être Bonaparte et de se faire Sire! il aspire à descendre." — Menschenverachtung war in der That die Schattenseite von Couriers Natur. Wo er nicht gleichgültig war, verachtete er. „Bonaparte liebt sein Spielzeug; laßt es ihm. Das Volk will der Puppe gehorchen; armes Volk! — immerhin!" Auf diese Weise betrachtete er den entstehenden Despotismus. Er besaß die Weltverachtung des Cassius, aber seine Energie fehlte ihm. Wäre er Zeitgenosse und Landsmann des Brutus gewesen, er hätte die schönsten Dinge gegen Cäsar gesagt, aber keinen Streich geführt. Er gab der neuen Dynastie sein Votum und ergötzte sich daran, sie in einigen Briefen mit unnachahmlicher Satire zu schildern. — Courier war Philosoph, aber er war es eben so wohl für sich, als für Andere. Noch eine bessere Entschuldigung seines Benehmens finden wir in seiner Lage. Was konnte er thun? er, ein unbedeutender Artillerie-Offizier. Was war seine Einwilligung oder seine Verwerfung für die Gewalt Napoleons? — Und die höher standen, machten sie es besser? Courier rühmt sich selbst, Briefe von den ersten Männern des Reichs aufweisen zu können, die, gleich Hunden der Spur der Zeitereignisse folgten. Republikaner, — Bonapartisten, — Bourbonisten, wo nur etwas zu gewinnen war. „Männer, die ihre Laufbahn en sansculottes anfingen und en habits de cour beschlossen."

Nachdem Courier lange vergebens um Urlaub angehalten hatte, um seine Heimath zu besuchen, nahm er seinen Abschied und kehrte nach Paris zurück, wo er seinen Entschluß ankündigte, dem Kriegsdienst auf immer zu entsagen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Histoire générale des Iles-Britanniques. 2e livr. (Geschichte von Schottland.) Von Sir Walter Scott. Uebersetzt von Defauconpret. Erster und zweiter Bd. Pr. 15 Fr.

Tableau statistique et politique des deux Canadas. (Die beiden Kanadas.) Von Isidor Lebrun.

Mémoires du cardinal Pacca. (Denkwürdigkeiten des Kardinal Pacca über die Gefangenschaft des Papst Pius VII. und das Konkordat von 1813.) Ein Beitrag zur Regierungs-Geschichte Napoleons. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von L. Bellaguet. Bd. I und II. Pr. 15 Fr.

Nécrologe de 1832. (Notizen über die in Frankreich und im Auslande während des J. 1832 verstorbenen merkwürdigsten Menschen.) Von Desrochers. Pr. 4 Fr.

La Pologne. (Geschichte der Polnischen Revolution.) Vom Grafen Roman Soltyk. 2 Bde. Pr. 16 Fr.

Précis historique de la destruction du corps des janissaires. (Die Vernichtung der Janitscharen.) Aus dem Türkischen übersetzt von A. P. Caussin de Perceval.

England.

Ueber die Baukunst der Wespen.

Die Wespe, welche in Gemeinschaft lebt, die sogenannte republikanische Wespe ist bisher kein Gegenstand so fleißiger Beobachtungen gewesen, wie die Biene, welche den Honig macht. Dies ist aber eine ungerechte Zurücksetzung. Die Wespen-Mutter, einzige Gründerin ihres Hauses, arbeitsam, immer thätig und im Anfang ihres Unternehmens ganz allein, hat ein Recht auf größere Achtung, als die Bienen-Königin, welche faul, von gehorsamen Dienern umgeben und inmitten jeder fleißiger Bürger unthätig ist. Sobald die Temperatur sich erwärmt, sucht die Wespen-Mutter (vespa vulgaris) eine schon vorhandene Aushöhlung im Boden; wenn sie eine solche nicht finden kann, so gebraucht sie zu diesem Zweck ihre kräftigen Kiefern. Eine umlaufende Gallerie, deren äußere Thür ein oder zwei Zoll breit ist, führt zu einer Kammer von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, wo das Insekt eiligst die Grundlagen zu seiner neuen Stadt wirft. Die Baumfasern der Länge nach durch ihre zangenartigen Fühlhörner gespalten und zu einer Art von Charpie verwandelt, dann mit Speichel benetzt, bilden eine feste Masse, welches das Insekt mit seiner Zunge und mit seinen Beinchen ausdehnt, und woraus es die äußere Wand seines Stockes bildet; aber dieser dünne Stoff würde den Larven noch keinen hinreichenden Schutz gewähren. Man verdoppelt also die Mauern, man verdreifacht sie, ohne sie indessen mit einander zu verbinden, so daß immer ein Raum zwischen den Wänden bleibt. Wenn diese erste Arbeit beendigt und der Plafond gemacht ist, dann macht die Wespe aus demselben Stoffe in dem Gewölbe eine erste Terrasse; zwölf oder funfzehn leichte, zierliche, in der Mitte dünn zulaufende Pfeiler stützen diese kreisförmige Terrasse, welche aus einer Masse sechseckiger Zellen besteht, die unten eine Oeffnung haben und geometrisch genau gebaut sind. Zwischen der ersten und zweiten Terrasse laufen mehrere Reihen von Pfeilern, welche eine mit der anderen verbinden. Alle folgenden Terrassen sind nach demselben System gebaut und gewähren einen zierlichen Anblick.

Die Wespen machen keinen Honig, und jene Zellen dienen nur zur Auferziehung der Jungen. Die Anzahl der Zellen ist bedeutend. In dem Maße, in dem die Bevölkerung zunimmt, bereichert man den Stock mit neuen Terrassen, jede aus 1600 Zellen bestehend. Nach einer ungefähren Berechnung kann man annehmen, daß jährlich aus einem solchen Wespenstocke 30,000 Wespen hervorgehen. Im Winter verfällt das Gebäude beinahe gänzlich und dient einer kleinen

Anzahl vor Kälte halb todter weiblicher Wespen zum Zufluchtsort, den sie im Frühjahr verlassen, um niemals wieder dahin zurückzukehren. So viel sinnreiche Geschicklichkeit ist also fast gänzlich umsonst verschwendet; ein verlassener Wespenstock ist eine ewige Ruine.

Die Horniß (Vespa crabro) baut beinahe eben so wie die Wespe; aber die Masse, welche sie fabrizirt, ist gröber; sie errichtet gewöhnlich ihre Kolonie in den Stämmen alter Bäume. Die Vespa nidulans hängt ihr kühnes Zimmerwerk an einem Zweige auf und setzt es so, nur von einem Bande gehalten, welches das Insekt gewebt hat, allen Stürmen der Jahreszeit aus. Die Cayenner Wespe oder Carton-Wespe fabrizirt einen förmlichen Carton, den sie wie einen länglichen Sack oder wie eine Jagdtasche gestaltet und auf die äußersten Zweige der höchsten Bäume legt. Der Regen läuft von der lackirten Oberfläche dieses Cartons ab, und der Schnabel der Vögel kann ihn nicht durchdringen. Man kann nicht künstlicher zwei so entgegengesetzte Eigenschaften: Festigkeit und Leichtigkeit, verbinden.

Die papierene Masse und der Carton, welche aus der Fabrik jener Insekten hervorgehen, sind dauerhaft, glatt gearbeitet und wetteifern mit den besten Produkten unserer Fabriken. Die Wespe weiß, was dem größten Theil unserer Papier-Fabrikanten noch unbekannt ist, daß die gute Eigenschaft des Papiers von der Länge der Fasern abhängt, welche sich im Kleister erhalten, und daß Lumpen und Hanf-Fasern nicht die einzigen Materialien sind, welche sich in Papier verwandeln lassen. Sie hütet sich wohl, ihre Materialien zu zerhacken oder zu zerstoßen, was ihr nur ein schwaches und leicht verletzliches Papier geben würde; sie wendet alle vegetabilische Substanzen an, in denen sie ein Element für ihren Kunstfleiß findet. Sie bringt ihr Werk seit Erschaffung der Welt mit sehr einfachen Instrumenten zu Stande, welche nicht verrosten und sich nicht abnutzen, aber sich auch nicht vervollkommnen. Ehe wir Menschen zu der jetzigen Vervollkommnung in dieser Hinsicht gelangten, haben wir alle Hülfsquellen der Chemie und der Physik erschöpft. Die Wespe war schon eine vortreffliche Papier-Fabrikantin, als noch auf Holz, Stein, Blei und Eisen geschrieben wurde. Der Instinkt der Thiere erreicht rascher sein Ziel, als die menschliche Industrie; ohne Schwanken, ohne Ungewißheit, aber auch ohne Fortschritte. Wir bedürfen der Jahrhunderte, um eine einzige Kunst zu vervollkommnen; aber diese Vervollkommnung steht nicht still. Ein Insekt braucht nur einen Augenblick zu leben, um Alles zu wissen, was seine Gattung jemals zu wissen vermag. Der Mensch könnte indessen viel von jenen instinktartigen Künsten der Thiere lernen. Wenn er früher die Papier-Fabrikation der Wespen beobachtet hätte, so würde er sich viel ungeschickte Versuche erspart haben; der Typus fast aller menschlichen Handarbeiten findet sich bei den Thieren. (R. B.)

Bibliographie.

On the apocalypse. (Ueber die Apokalypse.) Von Park. Dritte Auflage. Pr. 7 Sh.

Six weeks on the Loire. (Sechs Wochen an der Loire, nebst einem Blicke nach der Vendee.) Pr. 12 Sh.

China.

Das System des Lao dszö.

Die Geschichte der menschlichen Verirrungen bildet einen wesentlichen Theil der Geschichte des menschlichen Geistes. Jene großen und universellen Irrthümer, jene moralischen und theologischen Meinungen, die zu verschiedener Zeit und unter verschiedenen Völkern mit mehr oder weniger Gewalt und Dauer Wurzel gefaßt und geblüht haben, sind ein würdiger Gegenstand des Nachdenkens für den Philosophen, der aus dem sicheren Hafen der Wahrheit den minder Erleuchteten zuschaut, wie sie in einem Ocean von Täuschungen herumtreiben. Außerdem fehlt es dergleichen Träumereien auch gar nicht an Interesse und absolutem Verdienst. Der Mensch ist selten ein so stumpfsinniges Geschöpf, als man oft sich eingebildet hat, und sein lächerlichster Aberglaube ruht zuweilen auf einer schwer zu entdeckenden tiefen Grundlage. Die Zeiten sind vorbei, in denen fromme Europäer die unschuldigen, obgleich fantastischen Götzenbilder der Hindu's für Konterfeie des Teufels und seiner Legionen hielten. Jetzt erscheinen sie vielmehr als Embleme physischer und moralischer Wahrheiten, oder einer abstrakten Metaphysik, nur den Eingeweihten zugänglich.

Die Nichtbeachtung solcher Rücksichten war es, welche den Kennern der Chinesischen Literatur so giftige Deklamationen gegen die Anhänger des Buddha und Lao dszö einflößte. Hätten sie sich damit begnügt, den in China vorkommenden beiden Religions-Sekten, den Buddhisten und den Tao szö (Lehrern der Urvernunft) vorzuwerfen, daß ihr System der Theologie und Moral weniger zu der Verfassung des Reiches paßte, als die Lehre des Confucius, so könnte man ihnen, unter gewissen Beschränkungen, wohl beitreten. Die jesuitischen Missionaire in Peking, welche sich mit der Chinesischen Philosophie beschäftigten, studirten fast ausschließlich die Lehre des Confucius, indem sie ihr ganzes Augenmerk auf die Sekte der Gelehrten richteten, die dem Confucius anhängt.*) Wenige von den unterrichtetsten Mönchen warfen flüchtige Blicke in die Schriften des Lao dszö, Hoai nan dszö, Dschang dszö und Anderer. Einige aus dem Zusammenhang gerissene Sprüche dieser Autoren, und wenige größere übersetzte Stücke schienen darauf berechnet, das lebendigste Interesse zu erregen. Aber die Chinesischen Gelehrten selbst schätzten sie aus Unwissenheit gering, und somit auch die Europäer, welche aus den Anhängern jener Schule nach ihrem Belieben Materialisten, Nihilisten, Astrologen und Magiker machten. Wir versuchen es, die vornehmsten der philosophisch-theologischen Systeme, die bei den Chinesen gäng und gäbe sind, etwas gründlicher zu würdigen, als bis jetzt geschehen ist.

Die Lehre des Lao dszö heißt bei den Chinesen Tao, d. i. Weg (der Weisheit) oder Vernunft ὁ λόγος, und ihr Inhalt Tao tao, die Lehre von der Vernunft. Ihr Stifter war angeblich 565 vor Christi geboren und machte, wie Plato und Pythagoras, lange Reisen, um die Wahrheit zu erforschen. Er schrieb nach seiner Heimkehr mehrere Werke, worunter sein Tao te king (Kanon der Vernunft und Tugend) für das wichtigste gilt. In diesem sehr schwierigen Werke stößt man auf merkwürdige Stellen, die bereits von Missionairen zitirt worden sind, z. B. „Tao (die Vernunft) erzeugte Eins; dies Eine erzeugte Zwei; die Zwei erzeugten Drei; diese Drei erzeugten alle Dinge.“ Eine andere Stelle lautet so: „Das Wesen, welches gleichsam sichtbar ist und doch nicht gesehen werden kann, heißt J; dasjenige, welches verstanden wird, aber nicht zu den Ohren spricht, heißt Hi; das, welches fühlbar ist und doch nicht betastet werden kann, heißt Wei; vergebens befragt man seine Sinne über diese Drei; nur unsere Vernunft kann unsere Zweifel lösen, und sie allein wird uns lehren, daß alle drei Wesen nur Eines ausmachen.“ Es wäre zu wünschen, daß das Tao te king, welches lauter sehr kurze und prägnante Sentenzen begreift, recht bald in einer möglichst treuen Uebersetzung erschiene.

Lao dszö hatte mehrere Schüler, zu denen seine Nachfolger auch den Confucius rechnen. So viel ist sicher, daß Letzterer nach seinem Zusammentreffen mit Lao dszö erklärte, „dieser Mann gleiche einem Drachen (vermuthlich ein ehrenvolles Gleichniß).“ Von der Seite aber scheint er nicht viel Gutes erwartet zu haben, was die Ausleger in dem Spruche „Hütet euch vor falschen Lehren, sie sind verderblich“ finden wollen. Confucius besuchte einst den Lao dszö, welcher Großmeister der Ceremonien war, um wegen einiger Punkte des Ceremoniels ihn zu konsultiren, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß Lao dszö dies einmalige Zusammentreffen dazu benutzte, den Confucius für seine Lehre zu gewinnen.

Die Magier und Zauberer der Chinesen thun dem Lao dszö sehr Unrecht, wenn sie ihn für ihr Haupt und für den Urheber ihrer Abgeschmacktheiten ansehen. Sie geben vor, er habe sich der Zauberei beflissen, um auf diesem Wege Krankheiten zu heilen, und Vorschriften in eben dem Sinne hinterlassen. Nach ihnen lehrte er, es seyen fünf Elemente in dem menschlichen Körper: Feuer, Erde, Metall, Wasser und Holz, und seine Biographie haben sie mit den lächerlichsten Fabeln ausstaffirt. Einige Confucianer behaupten, Lao dszö habe niemals dergleichen Ungereimtheiten gehuldigt, und gewisse hohlköpfige Individuen aus der Folgezeit hätten seine Werke interpolirt, um ihre Tollheiten durch die Autorität des großen Mannes zu heiligen.

Betrachten wir die Sache genauer, so finden wir bald, daß Lao dszö eigentlich nicht der Schöpfer eines neuen Systems war, sondern der Wiederhersteller von Lehren, welche die Basis der Chinesischen Mythologie bildeten. Die Spuren eines subtilen metaphysischen Systems erkennt man in allen Schriften des Chinesischen Alterthums. Der Ursprung der Welt und die großen Operationen der Natur werden in denselben auf rationale Ursachen zurückgeführt. Die Sprache, vermittelst welcher Begriffe dieser Art ausgedrückt werden, ist gewöhnlich mystisch und dunkel, doch ohne die geringste Beimischung fabelhafter Vorstellungen.

Die Schöpfung der Welt wurde von Philosophen, die noch vor Confucius lebten, einem verständigen allmächtigen Wesen, dem Tao oder der Vernunft, Urvernunft, beigelegt. Obgleich selbst unkörperlich, schuf dieses Wesen die Körperwelt aus Nichts, wie der Quell einen leeren Raum ausfüllen kann. Es war ohne Anfang und Ende, oder, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, ohne Morgen und Nacht. Es erstreckte sich durch alle Theile des Raumes, aber seine außerordentliche Subtilität machte dasselbe unfühlbar. Es vereinigte in sich die zwei Prinzipien (Expansion, Kraft, Licht — Contraction, Schwäche, Schatten). Die Sterne verdanken ihm ihr Licht, die Berge ihre Höhe, die lebenden Geschöpfe ihre Bewegung, die Himmelskörper ihren Kreislauf. Es war Eins vor der Schöpfung der Dinge, und es begreift Drei in Einem. Die beiden (obgenannten) Prinzipien sind nicht geistig und vernünftig: es ist das Tao (oder Thai ki), das unbegreifliche über den zwei Prinzipien stehende Wesen, welches Intelligenz und eine geistige Natur hat. Die beiden Prinzipien sind einer Menge gegenseitiger Operationen fähig, allein das Thai ki giebt ihnen den Impuls. Lao dszö sagt: „Vor dem Chaos, welches der Entstehung des Himmels und der Erde voranging, existirte ein einziges Wesen, gränzenlos, schweigend, regslos und doch immer thätig, ewig unveränderlich. Dies Wesen kann man als die Mutter des Universums betrachten. Ich kenne nicht seinen Namen, allein ich bezeichne es durch Tao (Vernunft).“ Doch nennt es der Weise auch Geist, weil es (in körperlichem Sinne) nirgends und (in unkörperlichem) allerwärts zugegen ist; Wahrheit, weil nichts Falsches an ihm seyn kann; Prinzip aber im Gegensatze zu den geschaffenen Dingen. Die Hervorbringung aller vorhandenen Dinge kostet ihm nichts, und wenn es die ganze Welt in sich absorbirte, würde es darum nicht zunehmen.

Es entsteht hier eine Frage von hoher Wichtigkeit, nämlich, ob die Philosophen, die sich in solchen Ausdrücken über das höchste Grundwesen vernehmen lassen, mit dem Begriff der Gottheit den eines Wesens verbunden haben, das von dem Geschaffenen, der Welt und Materie, wesentlich verschieden ist. Wir erfahren nicht mit Zuverlässigkeit, ob man sich unter der Schöpfung eine bloße Emanation

*) Daher auch Lao dszö's Name nicht mit einer Lateinischen Endung beehrt worden ist, wie z. B. Confucius, Mencius u. s. w.

oder eine freie Production gedacht habe, und verschiedene Umstände scheinen mehr dafür zu sprechen, daß die Chinesischen Philosophen einer Art von Spinozismus huldigten.

Die Definitionen dieser Denker sind weit unbestimmter und ungenügender, wo sie auf die menschliche Seele, ihre vornehmsten Fakultäten und ihre Bestimmung sich beziehen. „Der Mensch ist ein Mikrokosmus, und das Universum ist Mensch in großem Maßstabe; die menschliche Vernunft ist eins mit der des Universums.“ Hierauf beschränkt sich alles Positive über diesen Gegenstand. „Der heilige Mann oder der absolute Weise gleicht dem Thai ki, ist ein Geist, wie dieses, und das erhabenste aller Geschöpfe, das Meisterwerk der Urvernunft.“ Solche Ausdrücke kommen häufig genug in den alten Büchern vor, allein sie lassen darüber in Zweifel, was ihre Verfasser über die Immaterialität der Seele, über ihre moralische Freiheit und Unsterblichkeit dachten. „Als die beiden Prinzipien, die das höchste Grundwesen hervorbrachte, ihre Operation begonnen hatten, erschien die Körperwelt. Ein unreiner oder getrübter Stoff bildete die Thiere, ein reiner Stoff die Menschen. Die Seele des Menschen, mit Vernunft und Gefühl begabt, ist himmlischer, der Körper dagegen irdischer Natur. Die Seele kehrt wieder zu dem Stoffe, aus dem sie erzeugt ward, und der Leib zu dem, woraus er geformt ist.“ Wie vereinigt sich die Identität mit dieser Disharmonie? Diese Frage richtet der Chinesische Autor, von dem diese Psychogonie entlehnt ist, an sich selbst. „Der Heilige ahmt dem Himmel nach, er fügt sich den natürlichen Empfindungen, wird aber nicht von gemeinem Herkommen beschränkt, noch von Anderen verführt. Die zwei Prinzipien sind der Stoff, aus dem er geformt ward; seine Reinheit ist himmlische Ruhe, seine Ruhe irdische Festigkeit. Sein Tod ist, wenn die Welt nicht länger für ihn existirt, sein Leben, wenn alle Dinge mit ihm in Harmonie sind. Ruhe ist die Wohnung der Seele, wie die Abwesenheit jeder Eigenschaft das Wesen der Vernunft.“ Daher jenes berühmte Dogma von der philosophischen Unthätigkeit, das Lao dsü und seine ersten Anhänger so eifrig einschärfen, und das von neueren Autoren so übel ausgelegt ward, indem sie das Prinzip der Apathie, des mönchischen beschaulichen Lebens und des sonderbarsten irdischen Wandels darin zu finden glaubten.

Der priesterliche Geist, welcher Meinungen in Dogmen und Philosophie in Theologie verkehrt, hat bei den Chinesen niemals Wurzel gefaßt. Was anderwärts der Gegenstand mystischer Ceremonien, symbolischer Darstellung und einer Art von Einweihung ward, darüber disputirte man in China frei und ohne Geheimniß. Jedoch blieben die Chinesen keinesweges frei von Leichtgläubigkeit und Fabelsucht. Die nämlichen Autoren, bei denen man so vernünftige Hypothesen findet, haben auch manches Vernunftwidrige und spekulativ Abergläubische ersonnen. Ein charakteristischer Zug aber ist, daß alle Geistesverwirrungen der Chinesen auf die beiden Prinzipe ihrer Kosmogonie zurückgeführt werden. Ein Mensch kann in der Luft fliegen oder den Trank der Unsterblichkeit erlangen, wenn er die Geheimnisse der Vernunft (des Tao) durchdringt. Genien, Dämonen, das Einhorn, der Phönix, der Drache, lauter emblematische Wesen, verdanken alle dieser Theorie ihre Entstehung.

Als die rein philosophische Lehre von dem höchsten Grundwesen im Verlauf der Zeiten schon zu einer Art Dämonen-Kultus herabgesunken war, da erschien Lao dsü, stellte sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder her und gab ihr einen neuen kräftigen Impuls. Er wurde der Meister jener Sekte, die ihn noch als einen Unsterblichen vom höchsten Range verehrt. Die Tao sü (Lehrer des Tao) vermehrten sich nach seinem Tode ungemein und triumphirten sogar eine Zeit lang über die Anhänger des Confucius. Aber der Stammherr der Dynastie Han brachte die Letzteren wieder zu Ehren, und die Lehre des Lao dsü erhielt einen noch empfindlicheren Stoß, als Indische Priester den Glauben an Buddha nach China verpflanzten. Seitdem machten sie nicht viele Proselyten mehr, und die jetzt regierende Dynastie erlaubt ihnen nicht, an den Thron zu kommen. Gelehrte von einem gewissen Range würden sich schämen, mit einem Tao sü in Berührung zu treten. Kein Wunder, daß die guten Leute bald wieder im Reiche der Dämonen und in der Magie Schutz suchten, um doch mit Etwas imponiren zu können und auch wohl ihr Leben zu fristen. Besonders legen sie sich stark auf Heilung von Krankheiten durch übernatürliche Mittel, weil sie Störung der Gesundheit für das Werk böser Geister ausgeben. Sie treiben die Teufel aus, opfern ihnen Speisen, verbrennen ihnen zu Ehren Gold- und Silberpapier und bitten sie, den Patienten in Ruhe zu lassen. Zuweilen stecken sie geradezu ein schädliches Insekt in eine gläserne Phiole, reden dem Patienten ein, dies Insekt sey der Dämon, welcher ihn plage, suchen es aus der Flasche hervorzulocken und betheuern dann, er sey von seinem Plagteufel befreit. Am Neujahrstage verkaufen sie gewisse Papier-Streifen, mit magischen Charakteren bemalt, die sehr theuer sind, weil sie, um den Hals getragen, oder im Hause aufgehängt, die Kraft besitzen sollen, widriges Geschick und körperliche Uebel abzuwehren. Die Regierung hält es nicht der Mühe werth, diese Thorheiten zu verbieten, so lange sie nicht in verbrecherischer Absicht ausgeübt werden. So z. B. bestraft man diejenigen Hexenkünste mit Strenge, durch welchen dem Nächsten ein Leid zugefügt werden soll, wobei aber nur der animus injuriandi in Betracht kommt.

Wenn also Lao dsü die höchsten Regionen der Metaphysik erstieg, so ist seine Lehre durch die Dummheit, den Egoismus und die Büberei seiner Nachfolger desto tiefer gesunken. Confucius strebte nicht zu dieser Höhe, und obgleich die meisten seiner Schüler Leute von beschränkten Einsichten waren, so haben sie uns wenigstens die Grundsätze ihres Meisters viel reiner überliefert, als die Tao sü.

Mannigfaltiges.

— Scene aus Pompeji, nach den Resultaten einer Ausgrabung. Als der Vesuv die ersten Zeichen des nahenden Sturmes von sich gab, war der Herr des Hauses wahrscheinlich geflohen, hatte die zahlreiche Familie und eine junge schöne Tochter ihrem Schicksal überlassen und den Weg, mit der kostbarsten Habe beladen und nur von einem Sklaven begleitet, nach dem Meere eingeschlagen, das er jedoch nicht erreichte. Seine Tochter, zwei Kinder und andere Familienglieder und Hausgenossen suchten augenscheinlich eine Zuflucht in den unterirdischen Gewölben, welche sie, wegen der Wein-Vorräthe, die sie enthielten, und mit Hülfe der Lebensmittel, die sie mit hinab nahmen, wahrscheinlich als hinlängliche Sicherheit gegen eine Gefahr betrachteten, deren ganzen Umfang sie nicht kannten. Vergebliche Hoffnung! Dasselbe Loos wartete ihrer, obgleich auf andere Weise. Die festen Gewölbe und engen Eingänge schützten sie zwar den Tag hindurch vor der fallenden Asche, allein die Hitze, stark genug, um Holz zu verkohlen und die feineren Theile der Asche zu verflüchtigen, konnte durch solche Mittel nicht abgehalten werden. Die Lebensluft wurde zum Schwefeldampf mit glühendem Staub geschwängert. Verzweiflungsvoll stürzten sie, nach frischer Luft keuchend, dem Eingange zu, der bereits durch Trümmer versammelt war; hier endeten sie unter Qualen, bei denen die Phantasie ungern verweilt. Neben dem Gartenthor fand man zwei Skelette. Das eine, das man für das des Herrn hielt, hatte den Schlüssel dieses Thors in der Hand; nahe bei ihm lagen an hundert Gold- und Silberstücke. Das andere, neben einigen silbernen Gefäßen hingestreckt, war vermuthlich der Sklave, der sie tragen mußte. Als man die Gewölbe unter den Zimmern am Fuße der Treppe entdeckte, fand man Skelette von 17 Personen, die seit 17 Jahrhunderten regungslos über einander gelegen haben. Sie waren mehrere Fuß hoch mit sehr feiner Asche bedeckt, die offenbar nach und nach durch die Luftlöcher hineingedrungen und später durch Dampf verdickt worden war. Die so gebildete Substanz gleicht dem Sande, dessen sich die Metallschmelzer beim Guß bedienen, sie ist aber weit feiner und hat die Eindrücke aller Gegenstände, die sie bedeckte, angenommen. Unglücklicherweise wurde diese Eigenschaft nicht eher entdeckt, als bis es fast zu spät war. Nur wenig davon wurde erhalten, außer dem Hals und der Brust eines Mädchens, welche, wie man sagt, von außerordentlich schöner Form seyn sollen. Der Abdruck ist so treu, daß selbst das Gewebe, in welches sie gekleidet war, zu erkennen ist; die außerordentliche Feinheit desselben beweist, daß sie keine Sklavin war, und man möchte es wohl für jene feine Gaze halten, welche Seneca gewebte nennt. An anderen Fragmenten erkennt man noch den Eindruck von Kleinodien, die um Hals und Arme getragen wurden, welches beweist, daß mehrere Glieder der Familie hier umkamen. Die Kleinodien selbst fand man neben ihnen. Sie bestanden aus zwei goldenen Halsbändern, eins mit blauen Steinen besetzt, und vier Ringen mit geschnittenen Gemmen. Zwei der Skelette waren von Kindern; von ihrem blonden Haar hatte sich noch etwas erhalten. Die meisten von ihnen sollen für weibliche Leichname erkannt worden seyn. Wahrscheinlich handelte jedes Geschlecht seinem Charakter gemäß; die Männer vertrauten ihrer Stärke, zu entrinnen; die Frauen erwarteten geduldig das Ende der Gefahr, gegen die ihre Anstrengungen nichts vermochten. — In demselben Gewölbe fand man bronzene Kandelaber und andere Gegenstände, Kleinodien und Münzen. Auch Weinkrüge fand man an den Wänden gereiht. In einigen derselben hatte sich der Wein, durch die Zeit eingetrocknet und verhärtet, erhalten. Archäologen wollen behaupten, in dieser Substanz den Duft jenes würzigen starken Weines zu erkennen, der in der Gegend des Vesuv's so berühmt ist.

— Hippologisches. Die Araber theilen ihre Pferde in fünf große Stämme, die alle in dem Gebirgslande Nedschd, dem Mittelpunkt Arabiens, ihre ursprüngliche Heimath haben. Diese Stämme hat man seit den ältesten Zeiten mit großer Sorgfalt unvermischt erhalten. Die brüderliche Liebe des Arabers zu seinem Rosse gründet sich nicht bloß auf den Nutzen desselben, sondern auch auf ein altes Vorurtheil, vermöge dessen die Pferde für geistigere und edlere Wesen gelten, als andere Thiere. Der Araber sagt: „nächst dem Menschen ist das Pferd das edelste Geschöpf; die beste Beschäftigung ist, ein Pferd zu lenken; die anmuthigste Stellung, auf Rosses Rücken zu sitzen; die verdienstlichste häusliche Handlung, es zu füttern“. Mahomed nennt den Rücken des Mutterpferdes den Sitz der Ehre und seinen Leib einen unerschöpflichen Schatz: er läßt das Pferd aus dem Süd-Winde geschaffen werden, zur Quelle irdischer Glückseligkeit und kriegerischen Ruhmes. Die Arabischen Pferde sind im Allgemeinen zart gebaut, aber ungemein ausdauernd, flink, lebhaft und von erstaunlicher Schnelligkeit. Fast ohne Ausnahme fehlt es ihnen an körperlichen Gebrechen; sie sind so sanft und gelehrig, daß Weiber und Kinder sie striegeln und handhaben können, und daß sie oft mit der Familie in demselben Zelte schlafen. Bis ins vierte Lebensjahr werden sie ohne Sattel geritten und nicht beschlagen. Sie können mehrere Tage lang dürsten und werden gewöhnlich nur mit Kameelmilch gefüttert. Die physischen Eigenschaften, die der Araber an einem Pferde vorzüglich rühmt, sind folgende: ein langer gebogener Hals; fein gebildete Ohren; ein kleiner Kopf; große feurige Augen; dünne untere Kinnlade; kahle Schnautze; weite Nasenlöcher; nicht zu breiter Bauch; sehnige Schenkel; kurze elastische Ferse; harter und starker Huf; breite Brust; hohes und abgerundetes Kreuz.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Mittwoch den 3. April 1833.

England.

Der literarische Charakter Sir Walter Scott's.

Von Egerton Brydges.

Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen, eine neue Schilderung von dem Manne zu entwerfen, den schon so viele Kritiker und Biographen zu schildern bemüht gewesen. Ich erinnere mich der Zeit, als Walter Scott's Talent noch im Keime war, und ich werde nie aufhören, seinen Tod zu beklagen. Er war in jedem Betrachte einer der außerordentlichsten Menschen seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten.

Nichts ist für das Studium des menschlichen Geistes interessanter, als den progressiven Gang des Genies zu beobachten. Ohne Zweifel waren Phantasie und Gedächtniß von früher Jugend an Walter Scott's vorherrschende Eigenschaften. Seine geistige Anschauung war heiter, lebendig, uninteressirt, und die Mannigfaltigkeit der Bilder verlöschte bei ihm jeden tiefen Eindruck. Man sagt, daß seine Mutter, die aus einer Jakobitisch gesinnten Familie war, einen sehr gebildeten Geist und ein an Sagen und Anekdoten aller Art sehr fruchtbares Gedächtniß besaß. Man weiß nicht genau, um welche Zeit er anfing, Familien-Sagen und nationale Chroniken zu sammeln; vielleicht hat er sich von Kindheit an damit beschäftigt. Auch ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden, was er zuerst herausgab; man weiß aber, daß seine ersten Versuche wenig Aufsehen machten.

Er war schon über dreißig Jahr alt, als er die Lieder Schottischer Barden ans Licht treten ließ; das Buch ist ein Inbegriff aller Balladen, Lieder und Erzählungen, die sich auf Geschichte und Sage des südlichen Kaledoniens beziehen. Die Sammlung war von einer Vorrede, Anmerkungen und Dissertationen über die Alterthümer des Landes begleitet, die eine durch stilistische Lebhaftigkeit, feinen Geschmack und scharfsinnige Beweisführung ausgezeichnete Kritik bekundeten. Dieses Werk erweckte das National-Gefühl der Schotten und erdiente ihren Beifall. Es schien, als wäre ein neues Volk auf Erden erschienen, ein im Leben gewandtes, mit großem Scharfsinn und hoher Gluth begabtes Volk.

Hierauf gab der Autor einige Nachahmungen alter Schottischer Balladen heraus, wie Percy vor seiner Zeit mit alten Englischen Balladen gethan. Der Erfolg ermuthigte seine Hoffnungen und entflammte seinen Ehrgeiz. Sein Gedächtniß war damals mit allen Großthaten der Ritterzeit, welche die Barden besangen, und mit allen schauerlichen Sagen, die der Aberglaube vergangener Jahrhunderte gezeugt hatte, gleichsam überladen. Allein das Gedächtniß an sich ist eine unfruchtbare Eigenschaft; Scott fühlte bald, daß er auch eine fruchtbare Phantasie besaß, die alle diese Materien zu kombiniren begann, um Schöpfungen hervorzurufen, die ihm eigenthümlich waren. Einer solchen Bearbeitung des Stoffes verdankte das Lied des letzten Minstrel's sein Daseyn.

Die alten Minstrels, und insbesondere die Troubadours, besangen nur Helden, Tourniere, Kriege und Liebeshändel. Scott brachte diese Dichtungsart in Schwung; eine Reihefolge solcher Bastard-Epopöen fand einen Absatz ohne gleichen. Ihr gemeinsamer Mangel ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, daß sie um den Kopf herumspielen und niemals zum Herzen dringen. Sie waren voll falschen Glanzes, voll Lärm und Bewegung, und erinnerten an das Spiel der Figuren, Gewänder und Töne in einem Spektakel-Stücke. Alles war durch Fluthen rhythmischer Ausdrücke verwässert, die ein alterthümliches, oft geschmackloses Sprach-Gemengsel an einander knüpfte. Da diese Dichtungen einen erträumten gesellschaftlichen Zustand schilderten und nur selten zu echt großen Gedanken und wahrhaft pathetischen Gefühlen sich erhoben, machten sie keinen tiefen Eindruck auf das Gemüth und füllten nur die Einbildungskraft mit einer prächtigen Phantasmagorie.

Man wird vielleicht einwenden, daß die Troubadours eine große Herrschaft über Gemüth und Phantasie des Hörers ausübten. Allein man darf nicht vergessen, daß in damaliger Zeit die Sitten, die Gewohnheiten, der Glaube des Volkes mit dem, was die Dichter sangen, in vollkommenem Einklang waren, daß die Einfalt den wunderbaren Wirkungen der Magie vollkommenen Glauben schenkte. Nur diejenigen Werke der Einbildungskraft, die mit dem Glauben harmoniren, erreichen ganz ihren Zweck.

Der große Romantiker bewies in dieser Gattung ein bewundernswürdiges Gedächtniß und eine mächtige Erfindungsgabe, beides wesentliche Eigenschaften des Genies; allein die Wahrscheinlichkeit seiner Erzählungen war nicht entschieden oder ergreifend genug.

Diese Kritik wird vielleicht etwas zu streng erscheinen; man wird fragen, warum denn die wiedererweckten Gesänge der alten Minstrels eine so große Anzahl von Lesern fesselten und ihren Autor gleich in einen so großen und glänzenden Ruf brachten? Wir glauben, daß der Ruf nur zu oft das Ergebniß einer vergänglichen Caprice ist und von tausend Zufälligkeiten abhängt. Berührt man gewisse nationale Saiten, bringt man gewisse Vorurtheile in's Spiel, erweckt man gewisse Ideen-Associationen, so wirft der Leser alsbald die Strahlen der in ihm entzündeten Flamme auf den Autor zurück.

Scott hatte ein besonderes Talent zur Abfassung historischer und archäologischer Anmerkungen, und es ist fast unglaublich, wie sehr diese Nebendinge seine Dichtungen hervorheben. Ohne diese Noten wäre es fast unmöglich, die meisten derselben ihrem Geiste nach ganz zu erfassen. Die höchste Poesie ist immer nur die Personification irgend einer abstrakten Wahrheit, irgend eines bedeutenden Charakters. Wenn das Fassungs-Vermögen nicht befriedigt wird, so kann die poetische Leistung nicht auf den höchsten Werth Anspruch machen. Es scheint mir nicht, daß die eigentlich poetischen Werke Scott's, von diesem Standpunkt betrachtet, die Probe bestehen dürften. Ich glaube keine erhabene Wahrheit, mit Kraft und Glück ausgesprochen, keinen Enthusiasmus von heroischer oder zarter Art in denselben entdeckt zu haben; sie sind ergötzlich ohne Belehrung; sie entwickeln keine jener geheimen Regungen der Seele, keinen jener im Hintergrund schlummernden Gedanken, welche die Quelle alles dessen sind, was wir fühlen, was wir entwerfen und thun, keines jener tiefen Gefühle, die in die innersten Falten des Herzens dringen. Bilder drängen sich auf Bilder, ein glänzender Zug verfolgt den anderen, aber nichts steigt in die Tiefen der Seele.

Das Publikum scheint auf die Länge derselben Ansicht geworden zu seyn. Jene poetischen Erzählungen sind schon größtentheils aus der Mode, da doch ein wahrhaft verdienstliches Werk in der Achtung des Publikums immer höher steigt. Walter Scott, der den durchdringendsten Scharfsinn und den feinsten Takt besaß, bemerkte dies früher als das Publikum und schlug zur rechten Zeit mit bewunderswürdiger Kunst und Oekonomie einen anderen Weg ein.

Im Jahre 1814 ließ er den Waverley, seinen ersten Roman in Prosa, erscheinen; allein er blieb anonym und gab so dem Werke jenes geheimnißvolle Gepräge, welches die Neugier und das Interesse des Publikums so wirksam anregt. Jetzt entfaltete er zuerst eine Tiefe der Gedanken und eine Schärfe in Beobachtung der Charaktere, die bis dahin ohne Beispiel gewesen waren. Sein Talent für den Dialog, seine Geschicklichkeit in der Mischung des Ernsthaften und Komischen, welche die lebhaftesten Kontraste hervorrufe, bekamen von Stunde an freien Spielraum, ohne den Fesseln des Metrums und jener den Wendungen der Unterhaltung so sehr widerstrebenden Phraseologie zu begegnen, welche der Brauch der poetischen Sprache aufgedrungen hat. Scott war damals dreiundvierzig Jahre alt; die Zeit, die Erfahrung, ein geregeltes Leben und die von unserem Daseyn unzertrennlichen Prüfungen hatten alle seine an sich so reichen und mannigfachen Gaben zur Reife gebracht. Er begriff, daß die Phantasie nicht immer mit den vorübergehenden Visionen eines träumerischen Gehirns ihr Spiel treiben darf; er verließ die entlegenen von Barden besungenen Zeiten des Ritterthums, der Feudal-Herrschaft und der Waffenthaten, und näherte sich seiner eigenen Zeit.

Er wählte zu seinem ersten Roman eine Epoche, die noch in dem Andenken derer lebte, mit denen er sich hatte unterhalten können. Er nahm die in der Geschichte und Tradition zerstreuten Materien in sich auf, sammelte die erlöschenden Spuren der Sitten, Gewohnheiten, Vorurtheile und politischen Leidenschaften jener Periode, gab diesen unkenntlichen Zügen Gestalt und Leben, und bildete so das Gewebe einer Dichtung, deren Interesse sich immer gleich bleibt, deren Charaktere Kontraste darbieten, die auf die kunstreichste Art angewandt sind, und von denen ein jeder in so glücklicher Vollendung sich entwickelt, daß er zum Studium des menschlichen Herzens herrliche Beiträge liefern kann.

Ein solches Werk erfordert das Zusammenwirken aller geistigen Kräfte; der Scharfsinn des Verfassers bringt hier verborgene Wahrheiten an's Licht; seine Phantasie weist den handelnden Personen einen Platz an, wo sie in überraschendem Lichte stehen; das Gewebe ist dicht, und durch den Kontrast heller und dunkler Stellen voll reicher Abwechselung; jeder Charakter wirkt in seiner eigenen Sphäre, und die Geschichte rückt ohne Unterlaß weiter, indem alle einzelne Theile harmonisch an einander gefügt sind. Es gehört

zum Wesen einer starken Phantasie, daß sie die Charaktere verwirklicht und sie anschaut, als lebten sie vor dem leiblichen Auge, ja in noch schärferen Umrissen, weil der Autor, wenn er einen Charakter erfindet, Herr seiner innersten Bewegungen ist; darin liegt eben der Vortheil, den ein Romanen-Dichter vor dem Historiker und Biographen besitzt, welche oft aus unvollkommener Kenntniß falsche Schilderungen entwerfen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist die Darstellung eines mit Kunst angelegten Phantasie-Gemäldes der treueste Spiegel der Wahrheit.

Es läßt sich leicht wahrnehmen, daß Scott's Romane an Darstellung reicher sind, als an Sentenzen. Es ist nicht leicht, einzelne Stellen daraus zu zitiren, welche allgemeine Ideen ausdrückten. Der Stil ist eher gleichförmig, als spruchreich, und das an die Erzählung geknüpfte Interesse giebt ihm seinen Reiz. Scott hatte keine Tiefe der Reflexion wie Byron, allein er besaß in hohem Grade das Talent der Beobachtung, und sein Gedächtniß war treu, reich und schnell wirkend. Er hatte einen überaus geselligen Humor und wußte jeden geistigen Beitrag, den die Gesellschaft ihm lieferte, zu nützen. Er studirte originelle Charaktere mit Sorgfalt, und seine Phantasie verarbeitete dieselben, um den höchsten komischen Effekt hervorzubringen. Der nationale Charakter seiner Heimath war sein Lieblings-Thema, und die Elemente seiner Erfindung lieferten ihm stets die Natur und das Volksleben Schottland's. Dieser Umstand erhöhte die Bewunderung derjenigen, die ihn zuerst in Ruf brachten, um ein Bedeutendes.

Die Heiterkeit seines Temperamentes und seiner Phantasie, seine Gutmüthigkeit und Biederkeit waren so groß, daß man in seinen Werken nirgends eine Spur von Schwermuth, von Zorn oder Erbitterung antrifft. Ich kann mir keine stärkere Kontraste denken, als Byron und Scott. Aber durch seine Eigenschaften selbst verliert Letzterer jene Erhabenheit, die reizbaren und leidenschaftlichen Gemüthern eigen ist. An Mannigfaltigkeit kann er mit Shakspear verglichen werden, aber nur selten an Größe.

Seine Kenntnisse waren sehr vielseitig, oft auch tief, nicht immer genau. Er vereinigte die ganze Geschicklichkeit eines gelehrten Arbeiters mit der ganzen Raschheit des gewandtesten Geistes; er konnte die kleinlichste literarische Arbeit geduldig ausführen, ohne von der Elastizität seines erfinderischen Genius etwas einzubüßen. Er war die Seele der Gesellschaft, in welcher er lebte, und in seiner Unterhaltung walten sich aller Reichthum, aller Geist, alle Würze seiner dramatischen Phantasie. Besonders lieb waren ihm Zauber- und Hexen-Mährchen, die er mit bewunderungswürdiger Lebhaftigkeit und Artigkeit vortrug.

Geistreiche Schriftsteller nehmen in der Gesellschaft oft nur einen untergeordneten Rang ein. Johnson hat diesen Umstand in seinem Leben Dryden's zu erklären versucht. Das abgeschiedene Leben, zu dem ihre Studien sie zwingen, ist vermuthlich eine der vornehmsten Ursachen; eine reizbare Empfindlichkeit, die zur Conception dichterischer Stoffe um so leichter sich eignet, ist eine andere; große Ungeduld und rasches Vorhersehen der Einwürfe eine dritte; die Gewohnheit, vor dem Aussprechen einer Idee sie gründlich zu erwägen, eine vierte; endlich macht den Schriftsteller der Umstand, daß er gewohnt ist, auf seine Feder zu rechnen, gegen sich selbst mißtrauisch, wenn er dieser Hülfe beraubt ist. Vielleicht darf man zu diesen Motiven noch die Verantwortlichkeit rechnen, die auf einem Manne von Berühmtheit ruht.

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß keines dieser Hindernisse für Walter Scott existirte. Er besaß hohe Einfalt und Freimüthigkeit, und war unternehmend ohne Furcht. Er war nicht empfänglich genug für seinen Ruhm, als daß er sich gehütet hätte, ihn bloßzustellen. Daher unterhielt er sich fessellos, und trotzte aller literarischen Verantwortlichkeit. Das Ergebniß war für ihn ein behaglicher Zustand des Gemüths, der seinen Gaben ihre ganze Entfaltung erlaubte. Wer nichts wagen will, der gewinnt auch nichts.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Elements etc. (Elemente der Materia medica.) Von A. T. Thomson. Zweiter Band. Pr. 15 Sh.

Transactions etc. (Verhandlungen der Linnäischen Gesellschaft.) Bd. XVI. Abth. III. Pr. 2 Pfd.

Overland journey. (Landreise von Indien nach Europa.) Von Cap. Hend. Pr. $52\frac{1}{2}$ Sh.

Frankreich.

Paul Louis Courier, sein Leben und seine Schriften.

(Schluß.)

Um diese Zeit war Napoleons Stern auf seinem Culminations-Punkte, der bei gewissen Menschen der Hauptschritt zum Untergang ist. Kaum von Spanien zurückgekehrt, welches seine Gegenwart fast allein unterworfen hatte, eilte er an die Donau und führte seine Armee der Hauptstadt des Habsburgischen Hauses zu. Ganz Paris war im Taumel, und Courier blieb nicht völlig frei von der Ansteckung. — Um den Charakter dieses sonderbaren Mannes zu begreifen, müssen wir uns ihn denken als Einen, der ein besonderes Gefallen daran findet, die eigenthümlichen Phasen und Aspekten des Menschen-Geschlechts zu studiren und dessen Leidenschaften mehr zu zergliedern als zu theilen. Er betrachtete die Ereignisse, welche gewöhnliche wärmere Gemüther hinreißen, mit dem prüfenden Blick des Künstlers. Die Pracht des Kaiserthums, die Loorbeern des Krieges, die Belohnung des Ehrgeizes waren ihm bloß Beweise menschlicher Täuschung und lieferten ihm Stoff zu einer gerechten, aber nicht boshaften Satire. Doch in dieser Periode seines Lebens scheint ihn seine gewohnte Philosophie verlassen zu haben, und er stimmte mit ein in das allgemeine Echo der Bewunderung. Noch hatte er nicht unter Napoleon selbst gedient; er beschloß es jetzt zu thun. Er hielt seinen Entschluß vor Jedermann verborgen und ging heimlich zur Armee ab. — Da er einmal seinen Abschied genommen hatte, so war sein Wiedereintritt, nach Napoleons Militair-Verfassung, nicht leicht. Indeß erlangte er Zutritt zu einem General der Artillerie und wurde ohne bestimmten Rang nochmals Französischer Soldat.

Aus seinem Charakter, seinen Briefen und der gewöhnlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur, scheint fast hervorzugehen, daß ein gewisses herbes und kränkendes Gefühl, ein gewisses Selbstbewußtseyn großer Fähigkeit und verfehlten Lebenszwecks ihn zu diesem Entschluß verleitete. Bei seiner letzten Rückkehr nach Paris hatte er gefunden, wie sehr der Kriegsruhm alle Gemüther berauschte. Seine Philosophie mochte ihn wohl im Ganzen dagegen stählen, so lange er in der Dunkelheit lebte, aber doch nicht zu allen Zeiten Stich halten. Auch ihm war die Gelegenheit geboten, und er wußte ihr nichts abzugewinnen, dies war die einzige Deutung, die das Publikum seiner Carrière geben konnte: ein kränkendes Urtheil für einen Mann von Stolz and Genie, dessen intellektuelle Größe bis jetzt noch nicht entwickelt genug war, um in der eigenen Brust die Lossprechung von solcher Beschuldigung zu finden. Er war außerdem zu dem Alter gelangt, wo der Mensch Demüthigungen tiefer empfindet als in jüngeren Jahren. In 37 Jahren ist die Zeit der Verheißungen wohl so ziemlich vorüber, und die Welt fängt an, Erfüllung des Verheißenen zu fordern. Die Liebe zum Vergnügen, zu Frauen und Abenteuern ist abgekühlt, und ehe wir uns einem stillen und dunkeln Leben hingeben, sind wir oft geneigt, noch einmal und ernstlicher nach Ruhm zu ringen. Couriers Geist hatte überdies vielleicht einige Aehnlichkeit mit dem Genie Napoleons, wenn auch nicht mit seiner Gemüthsart und seinem Glücke. — Höhere Geister fühlen sich zu einander hingezogen. Er dachte (seine Briefe bewähren es unwiderleglich), er möchte bei Napoleon wohl Anerkennung finden. Von Leuten verspottet, oder leicht behandelt, die weit unter ihm standen, fühlte er seine Kräfte und hoffte, das scharfe Auge eines großen Mannes werde die Vernachlässigung gut machen. Genug, was seine Motive auch seyn mochten, Courier begab sich in's Lager, und blieb darin — acht und vierzig Stunden. Wie vielerlei Scenen drängten sich in diesem kurzen Zeitraum zusammen.

Bis jetzt hatte Courier gleichsam nur den Kleinhandel des Krieges gekannt; jetzt lernte er sein Treiben im Großen kennen. Nie hatte er noch ganze Regimenter vom Batterie-Feuer niederschmettern sehen; nie hatte er den Donner von 400 Kanonen gehört, der über ein mit zertretenen und zuckenden Körpern bedecktes Feld dahinfährt; nie hatte er die unermeßliche Ausdehnung des Kriegs-Elends so ganz gekannt. Er selbst schildert nur den Abscheu, das Mitleid, den Ekel, der ihn ergriff. Eine Art von Siechthum umfing seinen sonst so scharfen Sinn; es schwebte Alles gleich einem seltsamen Traumgebilde an ihm vorüber. Endlich, der Erschöpfung unterliegend, sank er unter einen Baum hin und erlangte seine Sinne nicht eher wieder, als bis er in Wiens Mauern war. Von dieser Zeit an verlangte er keine weitere Proben von der Geißel des Krieges. Die Theorie des Lebens konnte vor der praktischen Erfahrung dieser schrecklichen Stunden nicht Stand halten; ja er stellte jetzt sogar jedes Feldherrn-Genie in Abrede. Er behauptete, es ginge Alles bunt durch einander, und das Resultat hinge vom Zufall ab. Der Ausdruck „Kriegskunst" war ihm lächerlich; eine große Schlacht gab ihm nur die Idee eines Chaos, das keine Vorausberechnung eines vernünftigen Plans zuläßt.

Er verließ den Kriegs-Schauplatz eben so wie er ihn aufgesucht hatte, — unversehens, im Stillen, und mit seiner gewöhnlichen Anmaßung als frei handelndes Wesen. Er hoffte, das blutige Andenken dieser zwei Tage in jenem Lande verwischen zu können, welches die Natur zur Liebe geschaffen hat; er ging noch einmal nach seinem geliebten Italien.

Er nahm seinen Aufenthalt zu Florenz und ergab sich wieder dem Studium der Griechischen Literatur. Doch der arme Paul Louis war unter keinem glücklichen Gestirn geboren: nicht einmal Griechisch durfte er ungestraft studiren. Sein böses Geschick wollte, daß er den Milesischen Roman des Longus im Manuskripte lesen mußte. Unglücklicherweise enthielt das Manuskript, welches sich auf der Florentinischen Bibliothek befand, eine Stelle, die man in keiner anderen gedruckten Ausgabe der Erzählung findet, ja sie füllt eine bedeutende von Gelehrten längst bedauerte Lücke in diesem Roman aus. Man denke sich das Entzücken unsers Couriers. Mit zitternder Hand schrieb er schnell die Stelle aus, und in seiner Extase — goß er das Dintfaß über das Manuskript. Die Oberbibliothekare waren wüthend. Sie schwuren, er hätte die Griechische Handschrift mit Vorsatz verdorben, um sich den Raub als einziger Besitzer anzuzeigen. Der tief verletzte Courier konnte dem Antrieb nicht widerstehen, in einer Erwiederung sein Herz zu erleichtern. Er richtete diese Herzens-Ergießung an Herrn Renouard, den Pariser Buchhändler, und schob darin allen Tadel auf seine Italiänischen Ankläger. Sein einziges Verbrechen, sagte er, bestände darin, daß er ein Franzose wäre. Es wäre nicht die vergossene Dinte, sondern das vergossene Blut, welches man an ihm rächen wollte. — Der Brief machte Aufsehen; der Schreiber und sein Dintfaß wurden Gegenstände der Aufmerksamkeit, und ach! es fand sich, daß der Abschreiber des „Longus" der Deserteur von Wagram war. Zwei solche Verbrechen waren nicht so leicht zu entschuldigen. Indeß machte seine natürliche Geschicklichkeit wieder gut, was seine natürliche Unbesonnenheit verdorben hatte. Man hielt jedoch die Dinte für zu gefährlich für seines Gleichen und verbot ihm, seine Feder je wieder hineinzutauchen. Er gehorchte, so lange

er in Italien blieb. — Unter Reisen und Studien verflossen ihm die Jahre. Der Friede war geschlossen, Napoleon auf St. Helena, und Courier war verheirathet.

Von dieser Zeit an war der wilde Abschnitt seines Lebens geschlossen. Der Krieger, der Abenteurer, der Wanderer war nicht mehr. Er ließ sich in seinen heimathlichen Weinbergen nieder, und begann jetzt die Aera seines glänzenden Ruhms. Voller Unwillen gegen die Mißbräuche der Restauration, richtete Paul Louis im Jahr 1816, zu Gunsten der Einwohner von Luynes, eine Adresse an die beiden Kammern, die, wiewohl nur 7 bis 8 Seiten lang, doch ungemeine Sensation machte. Diese Bittschrift enthielt eine Darstellung der Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die man gegen ein Dorf beganngen. Die Erzählung von dem Dorfe war auf ganz Frankreich anwendbar. Als er auseinander setzte, wie übelbegründete Anklagen, argwöhnische Strenge, bigotte Furcht ein ganzes Dorf ehrlicher Bauern in einen Haufen mißvergnügter und schlechter Menschen verwandelt hatten, sprach er zu der gesunden Vernunft von ganz Frankreich und fand Anklang in jedem Herzen. Der Stil dieser Bittschrift ist einfach, aber gefeilt. Beißende Ironie und edler Unwille sind in Perioden zusammengedrängt, die an Voltaire erinnern, ohne Voltaire's Künstelei zu haben. Herr Decazes, damaliger Polizei-Minister, suchte den neuen und furchtbaren Schreiber an sich zu ziehen. Courier besuchte während seines Aufenthalts in Paris seine Salons, und erlangte durch diese Gefälligkeit einiges Gute für sein Dorf und für sich. Mehr wollte er nicht, und damit hatte seine Rolle als Hofmann ein Ende.

Der Akademiker Clavire war gestorben. Courier bewarb sich um die Aufnahme in die Akademie der Inschriften und wurde zurückgewiesen. Er rächte sich durch einen Brief „à Messieurs de l'Académie des inscriptions et belles-lettres." In diesem Briefe legt er noch weit mehr Talent für Ironie an den Tag, als in seiner Petition an die Kammern; allein das Sujet war weniger populair und machte daher weniger Aufsehen. Im Jahre 1819 begann er seine berühmten Briefe an die Herausgeber des „Censeur". Diese kurzen so scharf gestachelten Aufsätze machten Courier's Namen zum allgemeinen Gespräch, und indem man, wie das gewöhnlich geschieht, wenn ein Schriftsteller anfängt, berühmt zu werden, nach dem Verfasser forschte, fand man genug, das für seine Person interessirte und so den zauberischen Reiz seiner Schriften verdoppelte.

Dieser vielerfahrene Reisende, dieser kenntnißreiche Gelehrte bewohnte ein versteckes Dörfchen, lebte als einfacher Bauer und war stolz auf diese Lebensweise. Seine Weinberge und Waldungen waren seine Hauptbeschäftigungen und lieferten ihm seine Einkünfte. Er nannte sich Paul Louis der Winzer. Er verlangte keinen Vorzug vor seinen Dorf-Nachbarn; er war ihnen in Allem gleich, außer in Kenntnissen. Sein Stil vereinigt auf glückliche Weise die beiden entgegengesetzten Charaktere, die er annahm, des Gelehrten und des Bauern. Er ist zugleich klassisch und höchst volksthümlich; eben so hinreißend für den Akademiker, als für den großen Haufen auf dem Marktplatz. Nie wußte Jemand die Eleganz so kunstlos und die ungeschmückte Einfalt so elegant zu machen. Er feilte seine Schriften mit der größten Sorgfalt, doch die Feile machte Diction und Sinn, selbst für den Einfältigsten, nur um so verständlicher. Im Jahre 1821 erschien sein: „Simple discours". Die Veranlassung dazu war der Vorschlag, die Domaine Chambord für den Herzog von Bordeaux zu kaufen. Courier war dagegen, und schrieb seinen Simple discours.

„Wenn wir so viel Geld hätten," (so fängt diese Brochure an) „daß wir nicht wüßten, was wir damit thun sollten; — wenn alle unsere Schulden bezahlt, alle unsere Landstraßen in guten Stand gesetzt wären; wenn alle unsere Arme zu leben hätten und unsere Kirche (denn Gott vor allen Dingen,) ausgebessert und die Fenster mit Scheiben versehen wären, dann, denke ich, wäre das Erste, was wir mit unserem Ueberfluß thun könnten, daß wir mit unseren Nachbarn die Brücke von St. Aventin wieder aufbauten. Dadurch würde unsere Entfernung von Tours um eine gute Meile gekürzt und der Preis und Ertrag des Landes in der ganzen Nachbarschaft bedeutend erhöht. Dies wäre, nach meiner Meinung, die beste Anwendung unserer überflüssigen Kapitalien, d. h. wenn wir deren jemals haben. Aber die Domaine Chambord für den Herzog von Bordeaux zu kaufen, dazu kann ich nicht rathen, nicht einmal, wenn wir die Mittel hätten. Es wäre, nach meinem Bedünken, ein schlechter Handel, für den Herzog selbst, für uns und für Chambord. Wenn ihr mir zuhören wollt, so will ich Euch sagen, warum. Es ist heute Feiertag, meine Freunde, und wir haben Zeit, über den Gegenstand zu plaudern." — In dieser volksthümlichen Weise bringt Paul Louis, vigneron de la chavonnière, seine Ansichten an Mann. Er gesteht, daß die Hofleute sehr für den Kauf sind; „allein unsere Gefühle", sagt er, „sind von denen der Hofleute ganz verschieden. Sie lieben ihn in Verhältniß dessen, was er ihnen giebt; wir lieben ihn nach Maßgabe dessen, was er uns läßt."

Für dieses Produkt mußte er natürlich in's Gefängniß wandern. Er wurde zu 300 Franken Geldstrafe und drei Monat Gefängniß verurtheilt. „Armer Paul Louis! Bittet Gott für ihn", ruft er selbst in seiner „Adresse aux âmes dévotes", „möge sein Beispiel uns lehren, nie zu sagen, was wir denken." Den Tag nach seiner Entlassung wurde er auf's neue vor Gericht gestellt, wegen einer Broschüre, betitelt: „Petition pour les villageois qu'on empêche de danser." Die Bauern hatten sonst jeden Sonntag auf dem Platze getanzt, der in Frankreich überall hierzu bestimmt ist. Der Präfekt verbot das Tanzen. Courier forderte die Wiederherstellung dieser alten und harmlosen Belustigung. Nichts kann rührender seyn, als seine Beschreibung der Sitten, der Ordnungsliebe, der fortschreitenden Moralität seiner armen Nachbarn; nichts schlagender, als seine Argumente zu ihren Gunsten. — Man hielt es doch nicht für ganz thunlich, einen Mann einzusperren, weil er gewünscht habe, daß die Bauern tanzen mögen, und so wurde er dies Mal mit einem Verweis entlassen. Courier fuhr fort zu schreiben, aber unter einer Maske; eine Maske, die seinen Namen verbarg, aber nicht sein Genie. Ich übergehe seine „Erwiederungen an anonyme Korrespondenten", wovon die zweite mehr Beredsamkeit und pathetische Stellen enthält, als irgend eine seiner übrigen Abhandlungen; ich übergehe sein „Livret de Paul Louis", eine glänzende Skizze; seine Gazette du village", eines der vollendetsten Muster seiner Ironie; seine „Pièce diplomatique" und komme zu der am meisten bewunderten, am sorgfältigsten ausgearbeiteten und letzten seiner Schriften, nämlich dem „Pamphlet des Pamphlets." Dies wird in Frankreich für das vollkommenste und reifste Muster seines Stils gehalten. Man denke sich, wie trefflich, wie ausdrucksvoll dieser Stil seyn muß, wenn man die Beiwörter: ausgefeilt, vollendet, groß, von einer Schrift gebraucht, die kaum so lang ist, wie mancher Zeitungs-Artikel. — Alles, was einen Anstrich Englischer Gesinnung hatte, war zu jener Zeit in Frankreich der Popularität sicher. In diesem Pamphlet läßt Courier einen Englischen Patrioten an ihn selbst schreiben, — trefflich, in der That, aber doch wohl kaum in dem Ton eines Englischen Patrioten gehalten. Das Hauptverdienst des Werks besteht in der Beredsamkeit, mit welcher Courier die Benennung eines Pamphlet-Schreibers zurückweist, ein Ausdruck, den das Wörterbuch des bon ton in Frankreich als beschimpfend bezeichnet. Der Schluß dieses Schriftchens muß einen tiefen Eindruck machen. Er spricht von der Kürze des menschlichen Lebens, — von der Ewigkeit menschlicher Vervollkommnung, — von der Schwachheit des Individuums. Es liegt in diesem Schlusse etwas Feierliches und Ahnungsvolles, da er dem frühzeitigen und blutigen Ende des kühnen Predigers so kurz voranging. Er erinnert uns an den tiefen Pathos in jenen Zeilen, die zu den letzten gehören, welche Byron schrieb und an welche wir die Idee seines Todes knüpfen:

> „Zwei Welten trennend schwebt das Leben, gleich
> Dem Sterne, der die Nacht vom Morgen scheidet
> Wie wissen wir so wenig, was wir sind!
> Noch wen'ger, was wir werden. ewig rollt
> Der Strom der Zeit dahin und führt mit sore
> Der Menschen Seifenblasen."

Während Courier so den Geist des Publikums beschäftigte; während er die Stunden ernsteren Fleißes dem Studium seiner Lieblings-Griechen widmete, scheint er das Loos aller großen Genien getheilt zu haben; er war kein Prophet in seinem Vaterlande.

Eine gewisse Reizbarkeit und Schärfe des Gemüths hatte sich mit den Jahren bei ihm eingestellt. Immer excentrisch in seiner Lebensweise, wurde seine Laune jetzt täglich düsterer. Er lag im Streite mit seinen Nachbarn und lebte in Unfrieden mit seinen eigenen Hausgenossen. Es läßt sich viel zu seinen Gunsten sagen, selbst ohne die gewöhnliche und triftige Entschuldigung, die man für die üble Laune gelehrter Männer in ihren überreizten Nerven und ihrer fieberischen Imagination findet. Der Geist hält den Körper aufrecht, und der Körper wirkt seinerseits wieder auf das Gemüth zurück. Der arme Courier hatte aber noch andere Gründe für sich. Er hatte viel für seine Dorfleute gethan, und diese waren undankbar. Dies verletzte ihn und mit Recht. Auch war er, wie ich glaube, nicht glücklich in seinem Ehestande. Er glaubte, Grund zur Eifersucht zu haben, und für ein so stolzes Gemüth war der Argwohn eine Marter. Aus seiner dunkeln Hütte gingen Lichtstrahlen hervor, die Nationen erleuchteten, aber sie kamen vom Sitze des Mißbehagens und vom Heerde des Unfriedens. Kleinliche Zwistigkeiten und Bauern-Plackereien zerstörten die Heiterkeit, die ihm sonst so eigen war. Sein Ruhm selbst brachte ihm neue Feinde zuwege. Er hatte die „valetaille" von Frankreich beleidigt, und Frankreich war, nach seinen eigenen Worten: „le plus valet de tous les peuples." Doch Kränkungen und Plackereien sollten bald ein Ende haben. Er stand jetzt auf dem Gipfel seines Ruhms, aber auch am Rande des Grabes.

Am 10. April 1825 verließ Courier sein Haus, — er hatte diesen Tag wenig gesprochen — seine düstere Laune war unverkennbar. Er wurde als Leiche zurückgebracht. Wenige Schritte von seinem Hause fand man ihn, von unsichtbarer Hand erschossen, gänzlich ohne Leben. Sein Mörder ist bis auf diese Stunde unbekannt. Die heißen Freiheits-Schwärmer, oft die illiberalsten Menschen, legten das Verbrechen den Jesuiten zur Last, aber ohne den Schatten eines Beweises. Ein Wesen, das ihm das nächste und theuerste war, seine Frau, wurde nicht lange nachher angeklagt, bei dem Morde die Hand im Spiel gehabt zu haben, aber freigesprochen. Ein Mensch von niederer Geburt, auf den er eifersüchtig gewesen war, wurde einige Zeit nach seinem Tode ebenfalls ermordet; doch acht Jahre sind seitdem verflossen, und keine Spur hat sich gezeigt, daß sein Tod die Sühne für jenen Mord gewesen wäre. Friede mit seiner Asche; sie wird darum nicht weniger sanft ruhen, und die Rosen auf seinem Grabe nicht minder grünen, weil die Rache noch immer in Gottes Hand liegt.

Courier's Ansehen war ernst und tiefsinnig. Die Stirn hoch, breit, fest und faltenreich; sein Auge etwas durchdringend und melancholisch; sein Mund sarkastisch und beweglich. Sein Wesen änderte sich in den verschiedenen Perioden seines Lebens. Ich habe mit Leuten gesprochen, die ihn sehr gut kannten und ihn für den angenehmsten Gesellschafter erklärten; ich kannte Andere, die ihn für höchst abstoßend hielten. In seinen letzten Jahren war die Anmuth seines Wesens in seinen Stil übergegangen. Es giebt vielleicht wenig Menschen, die die literarische Laufbahn in späteren Jahren betreten können, ohne ihre Seelenruhe einzubüßen. Es gehören mehrere Jahre dazu, um uns gegen den Mißbrauch, die Undankbarkeit, die vorsätzliche Mißdeutung, die schändliche Verunglimpfung abzuhär-

ten, die wir von unseren Zeitgenossen und Nebenbuhlern zu erdulden haben. In der Jugend können wir mehrere Jahre auf die Lehrzeit verwenden; im reiferen Alter ist der Stolz empfindlicher und die Hoffnung weniger sanguinisch.

Als Schriftsteller gehört Courier zu den klassischesten seiner Sprache. An Kraft, Witz und Logik thut er es allen seinen Zeitgenossen zuvor. Wer erfahren will, wie sehr der Stil in Frankreich seit dem Frieden an Kraft und Zierlichkeit gewonnen hat, der lese nicht Chateaubriand's hyperpoetische Paradoxen, nicht Victor Hugo's ausschweifende Uebertreibungen, sondern jene Schriften, in welchen Courier in der That Worte in Dinge verwandelte und die einfachsten Wahrheiten mit bewundernswürdiger Kunst vortrug. Er vereinigt die Kraft des Junius mit der Einfachheit und Scherzhaftigkeit Pascal's, doch fehlt es ihm an Einbildungskraft, und seine Gedanken sind gewöhnlich mehr kühn als gründlich. Dies zeigt sich mehr in seinen wissenschaftlichen als politischen Schriften; denn populaire politische Aufsätze erfordern nicht immer nothwendig viel Tiefe. Ihr Verdienst besteht oft darin, Wahrheiten zugänglich zu machen, nicht zu erfinden. In seiner Vorrede zu einer neuen Uebersetzung des Herodot ist besonders sein verhältnißmäßiger Mangel an Gründlichkeit bemerklich. Ich sage verhältnißmäßig, im Vergleich mit seinem hohen Talent und der Gewandtheit seines Stils. So sagt er z. B., das historische Epos müsse gänzlich verschwinden, so bald die Prosa einer Sprache zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt sey. Er erklärt die Griechische Literatur für die einzige, die von keiner anderen Literatur erzeugt, sondern nur die Geburt des Instinkts und des Gefühls für das Schöne sey — Mißgriffe, welche nicht vom Mangel an Gelehrsamkeit herrühren können, sondern bloß vom Mangel an jenem tiefen Denken, welches selbst den Paradoxen eines gründlichen Geistes seinen Stempel aufdrückt. Dennoch ist jene Schrift reich an Aussprüchen einer gesunden und einsichtsvollen Kritik. Es giebt nichts Trefflicheres in seiner Art, als seine Schilderung von höfischen Uebersetzern, die mit der einfachen Sprache der Griechen den Petit-maitre spielen; nichts Wahreres, als seine Warnung an seine Landsleute, daß man die Sprache der Poesie in Akademieen und an Höfen am wenigsten lerne.

Paul Louis Courier ist denn also dahin. Seine glänzende und kurze Laufbahn ist geschlossen; die mannigfachen Fäden seines wechselvollen und romantischen Lebens wurden frühzeitig und gewaltsam durchschnitten. Aber er hat der Menschheit nicht allein die Beweise hinterlassen von dem, was er gethan, sondern auch den Glauben an das Ausgezeichnetere, das er hätte thun können. (N. M. M.)

Bibliographie.

- Contes de la jeune tante. (Erzählungen der Demoiselle M. v. Rousseau.) Pr. 3 Fr.
- De l'homme et de l'etat actuel de la société. (Ueber die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände.) Vom General Donnadieu.
- Essai sur l'homme. (Versuch über den Menschen, oder Uebereinstimmung der Philosophie mit der Religion.) Von Eduard Alletz. 2 Bde. Pr. 12 Fr.
- Plus d'échafaud! (Die Abschaffung der Todesstrafe!) Von J. C. Cyprien Reumen. Pr. 5½ Fr.
- Guerre ouverte aux abus et préjugés religieux.) Gegen Mißbräuche der Religion.) Von E. Duorenev. Pr. 1 Fr.

Nord-Amerika.

Statistische Notizen über die periodische Presse in Großbritanien und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Die Geschichte der Zeitungs-Blätter und der periodischen Literatur überhaupt ist noch zu schreiben; wenn dieses Geschäft von einem Manne, der im Stande wäre, es zu übernehmen, mit gehöriger Sorgfalt ausgeführt würde, so könnte ein sehr interessantes Werk das Resultat seyn. Aus den Nachforschungen des Hrn. Chalmers scheint sich zu ergeben, daß die erste in dem neueren Europa publizirte Zeitung 1536 in Venedig erschien, und zwar mußte diese Zeitung einige Jahre hindurch als Manuskript zirkuliren. Man glaubt, daß die ersten Zeitungen, die nach dieser herauskamen, im Jahre 1588 von der Englischen Regierung während des Alarms, der wegen Annäherung der Armada herrschte, veranstaltet wurden, um genaue Nachrichten zu verbreiten und die allgemeine Unruhe zu beschwichtigen. Seit dieser Epoche sind in London immer Tageblätter erschienen, bald regelmäßig, bald in ungleichen Zwischenräumen. Während der Bürgerkriege hatten beide Parteien ihre Zeitungen. Die erste Schottische kam 1652 unter Cromwell's Auspizien ans Licht; allein der Caledonische Merkur war das erste wahrhaft Schottische Blatt; es erschien 1660 in Edinburg, kam aber bald in Stocken; 1715 erhielt Glasgow das erste Zeitungs-Institut.

Der Daily Courant, das erste Großbritannische Tageblatt, erschien zu Anfang der Regierung Anna's in London. Aus den Urkunden des Stempel-Bureaus ergiebt sich folgende Summe von Zeitungs-Exemplaren, die in nachstehenden Jahren abgezogen wurden:

1753	7,411,757
1760	9,464,790
1790	14,035,631
1792	15,005,639
1801	16,085,085
1810	23,979,561
1816	22,050,354

	England.	Schottland.	Irland.
1817	20,946,252	850,816	2,480,401
1820	25,177,127	1,236,560	2,974,156
1824	24,556,860	1,017,049	3,364,999
1826	25,684,003	1,296,549	3,473,014

Die Stadt London allein publizirte:

1825	16,910,066
1826	16,631,099
1827	17,242,697
1828	17,735,604
1829	17,996,279

In den Vereinigten Staaten ist die Vermehrung der Zeitungen noch viel bedeutender gewesen. Dies Ergebniß hat man zum Theil der schneller anwachsenden Bevölkerung, noch weit mehr aber der Befreiung von jedem Zeitungs-Stempel beizumessen. Die Total-Summe der Zeitungen, welche jährlich in den Freistaaten herauskommen, wird auf 55 Millionen geschätzt. Nun aber glauben wir, daß, ungeachtet des lebhaften politischen Treibens jetziger Zeit, die Total-Summe für Großbritanien und Irland nicht über 35 Millionen beträgt. Also kommen auf ein Individuum in Amerika, mit Rücksicht auf den Unterschied der Bevölkerung, mehr denn zwei Mal so viele Zeitungen als auf ein Individuum in England.

In den Sklaven haltenden Staaten der Union ist indessen die Herausgabe von Zeitungen keine gedeihliche Speculation. Als Staaten dieser Art gelten vorzüglich Süd-Carolina, Georgien und Louisiana, wo die Freiheit der Presse nicht bloß der farbigen, sondern auch in bedeutendem Grade der weißen Bevölkerung versagt ist. Man vergleiche die Zunahme der Zeitungen in einigen freien Staaten mit dem Zustande derselben in den drei genannten, wo noch die Sklaverei besteht, so wird das Resultat die Richtigkeit dieser Behauptung darthun. Es erschienen nämlich:

	im Jahre 1810	Zeitungen, jetzt
in dem Staate New-York	66	211
" " " Pennsylvanien	71	185
" " " Ohio	14	66
" " " Süd-Karolina	10	16
" " " Georgien	13	13
" " " Louisiana	10	9

Louisiana ist von allen Staaten Nord-Amerika's der einzige, wo die Zahl der Zeitungen in den letzten 20 Jahren abgenommen hat, und doch ist während dieses Zeitraums die Bevölkerung von 20,845 auf 215,272 gestiegen, d. h. sie ist mehr als 10 Mal so groß als im J. 1810. Die despotischen Gesetze hatten also die Wirkung, daß 215,000 Menschen weniger Zeitungen lesen, als 20,000. Dies ist die Frucht der Sklaverei, und unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß man erst seit einigen Jahren dort den Versuch gemacht hat, öffentliche Lese-Kabinette anzulegen.

Mannigfaltiges.

— Eigenthümlichkeiten der Amerikanischen Zeitungen. Sie enthalten sehr viel statistische Nachrichten, — Mittheilungen und Bemerkungen über ihre Lokal-Wahlen und über ihre im Bau begriffenen öffentlichen Werke; dagegen schenken sie den Neuigkeiten und Vorfällen in ihrem Lande und den Berichten über die Polizei- und Gerichtshöfe weniger Aufmerksamkeit als die Englischen Blätter. Die Insertions-Gebühren sind so billig, daß man die Zeitungen dazu weit mehr als bei uns (in England) benutzt. Das Anpreisen scheint man sehr gut zu verstehen. Man nehme nur folgende Beispiele: John Dillon, ein Leichen-Kommissarius, schließt eine lange Ankündigung auf folgende Weise: „J. D. ist mit zwei Bahren in verschiedenem Stil versehen, um jedem Geschmack entsprechen zu können; die eine ist auf Amerikanische, die andere auf Europäische Weise eingerichtet. An letzterer befinden sich zwei Reihen reicher großer Trauer-Federn im Londoner Geschmack, deren man sich bedienen kann oder nicht, ganz wie es den Bestellern gefällt. Die eine Reihe ist für ehelose, die andere für verheirathete Personen bestimmt. Die erstere ist ganz weiß, um die Reinheit und Unschuld der Jugend anzudeuten, während die andere schwarz ist, um die Trauer desjenigen zu bezeichnen, dem die Ehehälfte durch den Tod entrissen worden ist." — Ein Schneider, der seine Ankündigung jeden Monat änderte, ließ sich unter Anderem folgendermaßen vernehmen: „Quid pro quo. Wenn man vor kaum einem Jahre durch die Wilhelms-Straße ging, so bemerkte man einen kleinen ziemlich nett aussehenden Mann, mit einer schwermüthigen Haltung, der sich in fast hoffnungsloser Erwartung über seine Ladenthür hinauslehnte. Armuth ist ganz besonders dazu geeignet, lange Gesichter hervorzubringen. Jetzt aber hat dieser Charles Fox, Wilhelms-Straße No. 44, ein heiteres Aussehen und ein fröhliches Gesicht. Der Scharfsinn oder vielleicht richtiger die Güte des Publikums setzt ihn in den Stand, sich einer beispiellosen Kundschaft zu rühmen. Der außerordentliche Drang der Geschäfte hat ihn leider in die Nothwendigkeit versetzt, einige Kunden zu vernachlässigen; dies wird aber, Dank einigen neuen Einrichtungen, in der Folge gänzlich vermieden werden. Diese Veränderung der Umstände hat indessen seinen Plan auch nicht um ein Härchen verändert. Seine Anzüge werden noch immer mit derselben Zierlichkeit, Vortrefflichkeit und Wohlfeilheit angefertigt, wie früher; und er ist noch derselbe gutmüthige Kerl, wie es jeder seyn sollte, der so gute Kundschaft hat." (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Freitag den 5. April 1833.

Frankreich.

Bérangers neueste und letzte Lieder.

Ein neuer Band Bérangerscher Lieder war für die Freunde seiner Muse eine höchst willkommene Erscheinung. Bei einem Dichter, dessen poetische Physiognomie so scharf ausgeprägt ist, daß sich das literarische Urtheil über ihn bereits festgestellt haben muß, bedarf es keiner neuen kritischen Erörterung.*)

Das vorliegende Heft kündigt sich zugleich als die Sammlung der letzten Bérangerschen Lieder an. Ob der Dichter wohl sein Versprechen erfüllen, ob es ihm möglich seyn wird, fortan zu schweigen? Er will seine Lieder nur nicht mehr veröffentlichen. Aber auch dies wird ihm nicht gelingen. Das Horazische Nonum prematur in annum ist nicht für Béranger erdacht, sein Lied würde die ganze Tiefe seiner Bedeutung, ja, ich möchte behaupten, es würde von seinem Werthe verlieren, wenn es nicht mehr auf den Flügeln des Gesanges von einem Ende Frankreichs zum anderen hinschwebte.

Das Interesse der vorliegenden Sammlung wird noch dadurch bedeutend erhöht, daß der Dichter in einer längeren Vorrede ohne Maske einmal von sich selbst spricht. Er hatte sich bisher nach der Weise ächter Künstler wie Apelles hinter seinem Werke versteckt und hatte das betrachtende Publikum, ungesehen zwar, aber doch aufmerksam lauschend, die Revue passiren lassen. Jetzt tritt er hervor, nicht etwa um die unberufenen Schuster-Kritiker zu züchtigen, sondern um nach einer Abschiedsrede an das Publikum die Staffelei fortzunehmen und sich mit erleichtertem Herzen in seine Einsamkeit zu begeben. Niemals hat wohl ein Französischer Dichter ungezwungener und minder selbstgefällig seine Gesinnung ausgesprochen.

In der Dedication dieses Bandes an Lucian Bonaparte heißt es: „Von Hülfsmitteln entblößt, getäuschter Hoffnungen überdrüssig, ohne Zweck und Aufmunterung Verse machend, ohne Unterricht und guten Rath hatte ich im Jahre 1803 den Einfall (und wie viele ähnliche Einfälle sind ohne Erfolg geblieben!), meine formlosen Poesieen in ein Paket zu schnüren und sie durch die Post an den Bruder des ersten Konsul, an Herrn Lucian Bonaparte zu adressiren, der sich schon damals durch ein großes Rede-Talent und durch die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten auszeichnete. Meine Epistel, die, ich erinnere mich ihrer noch ganz deutlich, eines jungen republikanischen Kopfes durchaus würdig war, trug das Gepräge eines verletzten Ehrgeizes, verletzt durch die Nothwendigkeit, zu einem Beschützer seine Zuflucht zu nehmen. Ich armer Unbekannter, so oft Getäuschter, ich wagte nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterstützte. Aber den dritten Tag — o, unsagbare Freude! — läßt mich Herr Lucian zu sich rufen, erkundigt sich nach meiner Lage, die er bald lindert, behandelt mich wie einen Dichter und verschwendet Ermunterungen und guten Rath an mich. Unglücklicherweise ist er gezwungen, sich aus Frankreich zu entfernen. Schon glaubte ich mich vergessen, als ich aus Rom eine Anweisung zur Erhebung des Gehalts vom Institut, dessen Mitglied Lucian war, zugleich mit einem Briefe erhielt, den ich wie ein Kleinod bewahrt habe. Es heißt darin: „„Ich überschicke Ihnen eine Anweisung, worauf Sie meinen Gehalt beim Institute erheben mögen. Ich bitte Sie, es anzunehmen, und zweifle nicht, daß, wenn Sie fortfahren, Ihr Talent fleißig auszubilden, Frankreich Sie dereinst zu den schönsten Zierden seines Parnasses zählen wird. Haben Sie vorzüglich auf die Zartheit des Rhythmus Acht; seyn Sie nicht weniger kühn, aber eleganter.““ Niemals ist eine Wohlthat mit ermuthigenderer Anmuth geübt worden; niemals ist ein junger Dichter dem Elend entrissen und zugleich in seinen eigenen Augen so hoch gestellt worden. Den weisen Lehren, die solche Wohlthaten begleiten, merkt man es an, daß es nicht die kalte Hand einer alltäglichen Großmuth ist, die uns vom Abgrund rettet. Welches Herz wäre nicht lebhaft davon erschüttert worden! Wie gern hätte ich meine Erkenntlichkeit öffentlich ausgesprochen! Die Censur widersetzte sich. Mein Beschützer war verbannt, wie er es noch heutzutage ist. — Während der hundert Tage ließ mir Herr Lucian Bonaparte sagen, daß ich mein Talent von dem erhabeneren Berufe abwende, den es Anfangs gehabt zu haben scheine, indem ich mich dem Liede widme. Aber ich war immer geneigt, zu glauben, daß zu gewissen Zeiten die Wissenschaften und Künste nicht allein Gegenstände des Luxus seyn dürften, und schon fing ich an, den Nutzen zu ahnen, den eine so außerordentlich volksthümliche Gattung gewähren würde. Ich weiß nicht, was Hr Lucian gegenwärtig über meine Lieder denkt; ich weiß nicht einmal, ob er sie kennt. Ich habe ihm mehrere Male während der Restauration geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Vergeblich sagte ich mir: er fürchtet, dich durch seine Antwort zu kompromittiren; sein Stillschweigen hat mich geschmerzt. Seit der Juli-Revolution glaubte ich, den Druck meiner letzten Lieder-Sammlung abwarten zu müssen, um ihm Alles, was er für mich gethan hat, ins Gedächtniß zurückzurufen. — In diesem Augenblick, wo ich meine Blicke rückwärts wende, ist es mir sehr erfreulich, sie auf dem berühmten Manne ruhen zu lassen, der mich einst dem Unglück entrissen hat; auf dem Manne, der meiner Seele, indem er mir Glauben zu meinem Talent einflößte, die Kraft wiedergab, die das Unglück ihr vollends geraubt hatte. Seine Protection hätte, anderweitig angewandt, Frankreich einen größeren Dichter verschaffen können, aber sie konnte kein erkenntlicheres Herz finden. — Das Andenken an meinen Wohlthäter wird mir bis ins Grab folgen. Ich rufe die Thränen zu Zeugen an, die ich noch nach dreißig Jahren vergieße, wenn ich mir den hundert Mal gesegneten Tag ins Gedächtniß zurückrufe, wo ich, eines Schutzes gewiß, von der Vorsehung selbst ein solches Pfand des Glückes und des Ruhmes empfangen. Möge diese so wohl verdiente, so wahre Huldigung meiner Empfindungen bis zu Herrn Lucian Bonaparte gelangen und ihm das Exil versüßen, wo meine Wünsche nur zu sehr gewohnt sind, ihn aufzusuchen. Möge besonders meine Stimme beachtet werden und Frankreich sich endlich beeilen, denjenigen seiner Söhne die Hand zu reichen, die den großen Namen tragen, auf den es ewig stolz seyn wird!" —

Die Vorrede, die zugleich einen Epilog zu allen seinen Liedern bilden soll, wäre interessant genug, um ganz mitgetheilt zu werden; wir müssen uns jedoch des Raumes wegen auf Fragmente beschränken.

„Ich halte darauf, daß es bekannt werde, wie ich zu keiner Epoche meines Dichter-Lebens (de ma vie de chansonnier) irgend Jemand das Recht gegeben habe, mir zu sagen: Thue oder thue dies nicht; gehe oder gehe nicht so weit. Als ich das bescheidene Amt aufgab, das ich nur Herrn Arnault verdanke, und das damals meine einzige Stütze war, thaten mir einige Männer, für die ich eine tiefe Erkenntlichkeit bewahrt habe, vortheilhafte Anerbietungen, die ich, ohne zu erröthen, hätte annehmen können; aber ihre politische Stellung war zu einflußreich, als daß sie mich nicht doch zuweilen genirt hätte. Mein Unabhängigkeitssinn widerstand den Verführungen der Freundschaft. Auch hätte es mich überrascht und betrübt, wenn man von mir gesagt hätte: er steht im Solde von dem oder jenem, von Hinz oder Kunz, von Peter oder Paul. Wenn es wahr gewesen wäre, so hätte ich kein Geheimniß daraus gemacht; und weil ich eben weiß, welch' eine Macht die Erkenntlichkeit über mich ausübt, habe ich gescheut, ähnliche Verbindlichkeiten einzugehen, selbst gegen Männer, die ich am höchsten achte."

„Einer ist darunter, den meine Leser sich wohl gleich Anfangs selbst genannt haben werden: Herr Laffitte. Vielleicht hätten seine Bitten endlich doch über meine Weigerung gesiegt, hätten nicht die Unglücksfälle, unter denen ganz Frankreich geseufzt hat, der unermüdlichen Großmuth dieses Mannes Schranken gesetzt, des einzigen Mannes unserer Zeit, der den Reichthum populair zu machen gewußt hat."

„Die Revolution des Juli hat auch mein Glück machen wollen. Ich habe sie wie eine Macht behandelt, die ihre Launen haben kann, welchen man Trotz zu bieten gewärtig seyn muß. Alle oder fast alle meine Freunde sind Minister geworden; ich habe sogar einen oder zwei, die es noch sind."

„Ich hätte also gleichfalls von der Vertheilung der Aemter Vortheil ziehen können. Unglücklicher Weise liebe ich keine Sinekuren,

*) Wer sich über das Leben und die Lieder des Dichters näher unterrichten will, den verweisen wir auf die kürzlich erschienenen „Vorlesungen über die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit, nach ihren bedeutendsten Erscheinungen dargestellt von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. an der Universität Jena." Diese Vorlesungen umfassen die neuesten Literaturen Englands, Frankreichs, Hollands, Spaniens, Italiens, Portugals, Rußlands, Ungarns, Dänemarks, Schwedens, Polens und Deutschlands. Wir empfehlen dies Werk daher namentlich den Lesern des Magazins, denen es bei den meisten neuen Erscheinungen der Literatur über die älteren Aufschluß ertheilen wird. Das reiche bisher nur in Monographieen oder in Zeitschriften zerstreute Material ist mit Geist und kritischem Urtheil zusammengestellt; doch möchten wir die Urtheile des Verfassers besonders in dem Abschnitt über Deutsche Literatur nicht immer unterschreiben. Als eine höchst dankenswerthe Zugabe müssen die reichen Proben aus den beurtheilten Dichterwerken noch ganz besonders empfohlen werden, sie sind, wie sich's erwarten ließ, mit Glück und großer Sprachgewandtheit übertragen.

und jede Arbeit ist mir unerträglich geworden, ausgenommen vielleicht die eines Expedienten. Verleumder meinten, ich heuchelte Tugend. Pfui doch! ich war faul. Dieser Fehler hat mir viele Tugenden ersetzt, und ich kann ihn vielen unserer honnetten Leute empfehlen. Dieser so süßen Faulheit haben strenge Richter die Entfernung zugeschrieben, in der ich mich von denjenigen meiner ehrenwerthen Freunde gehalten habe, die das Unglück gehabt haben, zur Macht zu gelangen. Indem sie dem Dinge, welches sie meinen guten Kopf nennen, zu viel Ehre anthun und vergessen, welch ein Unterschied ist zwischen dem gesunden Menschenverstand und der Kenntniß der Staats-Geschäfte, meinen diese Richter, daß mein Rath mehr als einen Minister erleuchtet haben würde. Nach ihrer Meinung hätte ich, hinter dem sammetnen Lehnstuhl unserer Staatsmänner stehend, die Stürme beschworen, und mein Vaterland wäre auf einem Ocean von Manne geschwommen. Aber, meine zwei oder drei Herren Freunde, die einen Dichter für einen Zauberer halten, man hat Euch also nicht gesagt, daß die Macht eine Glocke ist, welche diejenigen, die sie in Bewegung setzen, verhindert, irgend einen andern Ton zu hören. Ohne Zweifel fragen Minister die Leute, die sie grade bei der Hand haben, zuweilen um Rath; um Rath fragen, ist ein Mittel, von sich zu sprechen, das man selten vernachlässigt. Aber es ist nicht genug, Leute um Rath zu fragen, die von selbst Rath ertheilen. Man muß ihn auch ausführen, und dies ist die Sache des Charakters. Die reinsten Absichten, der aufgeklärteste Patriotismus geben nicht immer Charakterstärke. Wer hat es nicht gesehen, wie hohe Personen einen Rathgeber mit einem muthigen Gedanken verließen und den Augenblick darauf, ich weiß nicht aus welchem Orte der Verblendung, mit einer verlegenen Miene wieder zu ihm zurückkamen, als ob die weisesten Entschlüsse Lügen gestraft worden wären. „O", sagen sie, „wir werden uns nicht mehr fangen lassen! Welche Galeere!" Der noch am meisten Scham hat, setzt hinzu: „Ich wollte, Sie wären an meiner Stelle!" Wenn ein Minister dies sagt, so kann man gewiß seyn, daß er den Kopf verloren hat."

„Nur einen einzigen Menschen habe ich gekannt, von dem es mir unmöglich gewesen wäre, mich zu entfernen, wenn er zur Macht gelangt wäre. Mit seinem unerschütterlich geraden Sinn suchte seine Bescheidenheit diejenigen, deren Einsicht er erprobt hatte, um so mehr auf, als er selbst guten Rath zu ertheilen vermochte. Hatte er seinen Entschluß einmal gefaßt, so verfolgte er ihn mit Festigkeit und ohne Prahlerei. Wenn, was selten vorkam, ein Anderer ihn ersonnen hatte, so vergaß er nicht, ihm die Ehre zu geben. Dieser Mann war Manuel, und Frankreich ist ihm noch einen Denkstein schuldig."

„Es ist wahrscheinlich, daß Manuel an den Geschäften der neuen Regierung hätte Theil nehmen müssen. Ich wäre ihm gefolgt, mit geschlossenen Augen, auf allen Wegen, die er hätte einschlagen müssen, um ohne Zweifel bald wieder nach dem bescheidenen Zufluchtsort zurückzukehren, den wir gemeinschaftlich bewohnten. Patriot vor Allem, wäre er ohne Bitterkeit, ohne Hinterhalt in das Privatleben zurückgekehrt; zur jetzigen Stunde würde er wahrscheinlich noch zur Opposition gehört haben; aber ohne Haß gegen Personen, denn die Kraft macht nachsichtig; aber ohne an seinem Vaterlande zu verzweifeln. Frankreichs Glück beschäftigte ihn unaufhörlich; hätte er dies Glück durch Andere gefördert gesehen, er hätte sich nicht minder daran erfreut. Mir ist niemals ein Mann begegnet, der weniger ehrgeizig gewesen wäre, selbst nach Ruhm. Die Einfachheit seiner Sitten machte ihm das Landleben theuer. Sobald er sich überzeugt hatte, daß Frankreich seiner nicht mehr bedürfe, höre ich ihn ausrufen: Auf's Land, mein Freund, auf's Land!"

„Seine politischen Freunde haben ihn nicht immer gehörig geschätzt; war aber eine Verlegenheit, eine Gefahr da, so bemühten sich Alle, zu seinem unerschütterlichen Verstande, zu seinem unbeugsamen Muth Zuflucht zu nehmen. Sein Talent glich ihrer Freundschaft. In den Momenten der Gefahr entwickelte sich die ganze Größe desselben, so daß manche Phrasenmacher, die man Redner nennt, die Augen vor ihm niederschlugen."

„So war der Mann, den ich nicht verlassen hätte, wenn er auch in einer hohen Stellung ergraut wäre. Fern lag ihm der Gedanke, mich mit irgend einem Titel oder einem Amt zu behängen, denn er achtete meinen Geschmack. Als einfachen Volontair hätte er mich auf dem Schlachtfelde der Macht bei sich behalten. Und ich, ich hätte ihm, wenn ich bei ihm blieb, doch mindestens die Zeit erspart, die ihm jeden Tag die Besuche gekostet hätten, welche er mir gewiß abzustatten nicht verfehlt haben würde, wenn ich etwa darauf bestanden hätte, in unserem friedlichen Asyl zu bleiben. Mit den erhabensten verbanden sich in seinem Herzen die zartesten Empfindungen; er war eben so zärtlicher Freund, als er Patriot war."

„Diese letzten Worte mögen genügen, um eine Abschweifung zu rechtfertigen, die wahren Patrioten wohl auch ohnedies nicht mißfallen wird. Sie haben niemals Manuels Verlust mehr bedauert, als seit der Juli-Revolution, trotz mancher Herren, die vielleicht noch heute ganz heimlich sagen: „„Wie können uns Glück wünschen, daß der da todt ist!""

„Es ist Zeit, einen Blick auf meine Lieder zu werfen. Ich muß zuvörderst eingestehen: ich begreife die Vorwürfe, die viele jener Lieder mir von strengen Richtern zuziehen mußten. Diese Herren sind wenig geneigt, irgend etwas zu vergeben, selbst nicht einem Buche, das nicht für die Erziehung junger Mädchen geschrieben ist. Ich möchte nur, wenn auch nicht als Vertheidigung, doch als Entschuldigung einwenden, daß diese Lieder, tolle Eingebungen der Jugend und ihrer Wiederkehr, den ernsten und politischen Couplets sehr nützliche Gesellschafter gewesen sind. Ohne ihren Beistand, bin ich zu glauben versucht, würden diese sich nicht so weit, weder nach unten — noch auch nach oben verbreitet haben; und sollte dies letzte Wort auch die Tugenden der Salons verdächtigen."

„Einige meiner Lieder sind von den Herren Prokuratoren, den General-Advokaten und ihren Substituten, die in der Audienz alle sehr religiöse Leute sind, als gottlos verklagt worden! Ich kann in dieser Beziehung nur wiederholen, was man hundertfältig gesagt hat. Wenn sich in unseren Tagen die Religion zum Werkzeug der Politik macht, so ist es ihre Schuld, wenn ihr heiliger Charakter verkannt wird; die tolerantesten werden intolerant für sie; die Gläubigen, die etwas Anderes glauben, als was sie lehrt, greifen sie bisweilen, als Repressalie, bis in ihrem innersten Heiligthum an. Ich, der ich mich zu diesen Gläubigen zähle, ich bin niemals so weit gegangen; ich habe mich damit begnügt, die Livree der Scheinheiligkeit dem Gelächter preiszugeben. Ist das Gottlosigkeit?"

„Viele meiner Lieder sind endlich nur die Eingebung inniger Empfindungen oder der Launen eines umherschweifenden Geistes; diese sind meine geliebten Kinder. Das ist alles Gute, was ich von ihnen zum Publikum sagen will. Ich will nur noch zu bedenken geben, daß, indem ich meinen Sammlungen eine große Mannigfaltigkeit verleihe, diese dem Erfolge der politischen Lieder wohl auch nicht unnütz gewesen ist. Was diese letzteren betrifft, so haben sie, wie selbst die Gegner der von mir seit funfzehn Jahren vertheidigten Gesinnung bezeugen, einen mächtigen Einfluß auf die Massen ausgeübt. Die Ehre dieses Einflusses habe ich nicht im Augenblicke des Sieges reklamirt: mein Muth erlischt bei dem Schrei, den er ausstoßen mache. Ich glaube wirklich, daß es mir besser zusagt, wenn ich mich bei der besiegten Partei befinde."

— — — „Als Liederdichter muß ich noch einen Vorwurf beantworten, der häufig gegen mich vorgebracht worden ist, den nämlich: die Natur des Liedes entartet zu haben, indem ich ihm einen höheren Schwung gegeben als Collé, Panard, Désaugiers. Ich werde mich wohl hüten, dies zu läugnen, denn es ist, wie ich glaube, der Grund meiner Erfolge. Zuvörderst gebe ich zu bedenken, daß das Lied eine ganze Sprache ist, und daß es ihm als einer solchen möglich sey, die mannigfachsten Töne anzustimmen. Ich füge hinzu, daß das Volk seit 1789, wo es an den Angelegenheiten des Landes Theil zu nehmen angefangen hat, den Gesichtskreis seiner Gesinnungen und patriotischen Ideen bedeutend erweitert hat; unsere Geschichte beweist es. Das Lied mußte sich daher, als der Ausdruck der volksthümlichen Gesinnung, ebenfalls zur Höhe jener Empfindungen von Jubel oder von Schmerz erheben, welche die Triumphe oder das Unglück des Vaterlandes in der zahlreichsten Klasse erregten. Wein und Liebe konnten nur noch die Anlässe zu den durch die Revolution exaltirten Ideen darbieten; man konnte nicht mehr mit betrogenen Ehemännern, geizigen Advokaten und dem Nachen des Charon zu der Ehre gelangen, von unseren Künstlern und Soldaten in den Schenken gesungen zu werden. Dieser erste Erfolg genügte aber noch nicht; der neue Ausdruck volksthümlicher Gesinnung mußte eben so in den Salons Zugang finden, um hier im Interesse dieser Gesinnung Eroberungen zu machen. Dies forderte zur Verfeinerung der Sprache im Liede auf."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- De l'esclavage des noirs. (Ueber die Neger-Sklaverei und die Gesetzgebung in den Kolonieen.) Von V. Schölcher. Pr. $3\frac{1}{2}$ Fr.
- De la souveraineté du peuple. (Ueber Volks-Souverainetät.) Vom Baron Massias. Pr. 5 Fr.
- Mémorial des chambres. (Berichte über die Session von $18\frac{32}{33}$.) Von C. Renard. Pr. $5\frac{1}{2}$ Fr.
- Situation du gouvernement et du pays. (Die Lage der Regierung und des Landes zu Anfang des J. 1833.) Von Ch. Grenier.
- Clinique médicale, suivie d'un traité des maladies cancéreuses. (Vorlesungen über Klinik.) Von Cayol. Pr. 7 Fr.
- Exposition d'une loi, à laquelle sont soumises toutes les combinaisons de la chimie inorganique. (Eine neue chemische Beobachtung.) Von Longchamp. Pr. 1 Fr.

England.

Der literarische Charakter Sir Walter Scott's.

(Schluß.)

Zu den Umständen, die Walter Scott gestatteten, sich so hoch emporzuschwingen, gehört ohne Zweifel der, daß er mit kecker Sorglosigkeit schrieb, ohne die Wirkung zu berechnen. Die Kritik bekümmerte ihn wenig, und er ließ den Ruhm zu sich kommen, ohne ihn aufzusuchen. Man begegnet in seinen Schöpfungen wenigen Mängeln, weil er mit Kühnheit zu Werke ging. Der Verdruß, den ein ängstlicher Autor fühlt, ist seinem Werke nachtheilig; zu große Arbeit zerstört alle Energie. Die Leichtigkeit führt jenen progressiven Impuls mit sich, der dem Genie Bürge des guten Erfolgs ist. Die Ideenfolge geht oft verloren, wenn man sich zu viel Zeit nimmt.

Nur wenn der Dichter selbst von den verschiedenen Charakteren seiner Geschichte in ihrer Aufeinanderfolge durchdrungen wird, wenn er aufmerksam alle Zustände erfaßt, in die jedes Individuum kommt, vermag er, eben so glücklich als Scott, das zu ersinnen, was seine Personen fühlen, sagen oder thun sollen, und so auf jeder Seite den Genuß und die Ueberraschung seines Lesers zu erneuern. Ein Dialog, der nur aus jenen alltäglichen Phrasen und Zügen von Empfindsamkeit besteht, die Jedem geläufig sind, bringt nur eine schwache und kalte dramatische Wirkung hervor. Allein die Phraseologie der Unterhaltungen bei Scott hat etwas lokal Komisches, und seine Beschreibungen haben eine malerische Originalität, die an die lebende Natur erinnern; er scheint jene eingebildeten Wesen, die Schöpfungen seiner Erfindung, vor unsere Blicke zu beschwören, indem er ihnen alle Merkmale der Wirklichkeit giebt. Kaum dürfte

man einen anderen Autor finden, Shakespeare ausgenommen, der mit so vollem Rechte den Namen des Schöpfers und Zauberers verdiente. Hätte er nur einen, zwei oder drei Romane, und zwar in großen Zwischenräumen, hervorgebracht, so könnte er schon für einen erstaunlichen Genius gelten. Daß er aber in so kurzer Zeit und ohne Zwischenräume eine so bedeutende Anzahl an's Licht gefördert, macht uns fast schwindeln. Es ist schwer, zu begreifen, wie das Gehirn dieses einzigen Mannes alle seine Romane fassen, entwickeln und in so reicher Mannigfaltigkeit ausführen konnte. Nicht bloß die Phantasie wird durch die Lektüre derselben beschäftigt; sie bietet auch dem forschenden Verstande Materien jeglicher Art. Nichts ist so schwierig, als einen Charakter zeichnen, nichts so beiebend. Die Erfindung hat wenig Verdienst, wenn sie ohne Rücksicht auf die Prinzipien der Wahrheit und Natur vor sich geht. Den Grillen seiner Phantasie sich hingeben und Ungeheuer schaffen, welche die Bewunderung der Unwissenden erregen, ist leicht. Die Erfindung verdient nur insofern Bewunderung, als sie die Wahrheit wiedergiebt, und zwar eine edle, schöne, zarte oder komische.

Vergleichen wir die Schöpfungen Scott's mit denen der berühmtesten Englischen Romanen-Dichter, die ihm vorangegangen sind, eines Fielding, Richardson und Smollet. Fielding hatte feinen Witz und komische Laune; allein er beschränkt sich auf Gemälde aus den niederen Kreisen des Lebens. In dem Charakter der Sophie Western werden hin und wieder einige zarte Saiten berührt; allein der des Tom Jones, obgleich sehr in Gunst bei dem Publikum, verdient in mehrerer Hinsicht Tadel. Man findet in diesem Buche weder erhabene Gedanken noch tiefes Gefühl. Keine Begebenheit, keine Beschreibung ist poetisch oder malerisch. Der affektiet würdevolle und halb heroische Ton in einigen Vorreden Fieldings ist nicht eben klassisch. Seine beständige Ironie verräth gänzliche Abwesenheit der Empfindung.

Edler sind Charaktere und Sitten der Personen Richardson's; er wird hin und wieder pathetisch, selbst erhaben; allein seine Weitschweifigkeit, seine zahlreichen Beschreibungen uninteressanter Einzelnheiten, seine Schilderungen von Anzügen und Möbeln, die der Epoche eines anwidernden Ceremoniells angehören, seine endlosen weiblichen Korrespondenzen über Lappalien, seine eben so endlosen Klatschereien der Wittwen und Töchter von Landjunkern mit ihren Köchinnen und Kammerfrauen, die Börse, der Degen und die Pedanterei des Sir Charles Grandison, eines Typus des Hofes Georg II.; alles dies verräth eine mit Kleinigkeiten angefüllte Phantasie, und man fragt sich mit Staunen, wie doch solcherlei Dinge in den Kopf eines Mannes kommen konnten, dessen Sitten und Beschäftigungen so ernsthaft seyn mußten, wie die Richardson's.

Smollet hat in Rücksicht seines Humors, seines Witzes und der Natur seiner Dichtungen mehr Aehnlichkeit mit Fielding. Allein er, der Wundarzt auf einem Schiffe gewesen war, entlehnte seine Charaktere dem früheren Wirkungskreise. Er hat nichts von jener Munterkeit des guten Gesellschafters, die Fielding auszeichnet; man findet im Gegentheil bei ihm die Grämlichkeit eines vom Schicksal Getäuschten. Er besaß jedoch viel komisches Talent, und seine Charaktere und Schilderungen zeugen zuweilen von starker und origineller, aber auch grober Erfindung.

Welcher Unterschied zwischen diesen Schöpfungen und denen des nordischen Minstrels! Bei ihm findet sich aller Zauber der poetischen Fabel, alle erhabenste Begeisterung der Musen; er ist zugleich national und universell; er interessirt Menschen von jedem Alter und in jedem Lande; er weckt jede Art Mitgefühl und erregt alle großartigen und edlen Leidenschaften; er bietet Alles, was die Geschichte Belehrendes hat, ohne das Kalte und Langweilige aufzunehmen. Unter seiner Feder kehren die Todten in's Leben zurück, und die Sitten der alten Zeit erscheinen wieder vor unseren Blicken. Seine Personen haben bei aller überraschenden Originalität so naturwahre Züge und ein so lebhaftes Kolorit, daß sie die Wahrheit selbst zu spiegeln scheinen, und daß man aus dem Munde des Verfassers den Bericht über etwas von ihm Gesehenes und Gehörtes zu empfangen glaubt.

Die poetische Erfindung ist, nach meiner Meinung, in dem Piraten am gewaltigsten; dieser Roman, eine Dichtung vom höchsten Verdienste und von der erhabensten Gattung, erschien sieben Jahre nach Waverley. Man kann nicht läugnen, daß Norna bis zu einem gewissen Punkte eine Wiederholung der Meg Merrilies (in Guy Mannering) ist; allein auf welchen großen und neuen Schauplatz ist sie nicht gestellt! Es sind die Orkaden, jene einsamen Eilande des nordischen Oceans, umringt von eisenhaltigen Felsen, eingehüllt in Nebel und ohne Rast von den Wogen gepeitscht. Ein Oberhaupt, der Abkömmling einer jener ehrwürdigen Familien, die tausend Jahre zählen, voll von Ahnenstolz und allen Vorurtheilen der Bewohner dieser rauhen Gegend; zwei Mädchen, ähnlich den Nymphen der dortigen Gewässer, einfach, schön und liebenswürdig; ein junger Held von edlem Charakter; ein bizarrer Vater, der sich einer mysteriösen Melancholie hingiebt; alle diese Personen wirken im Bunde an einer Handlung, deren wohlverkettete Darstellung das Interesse niemals erkalten läßt. Hier findet sich ein Talent in den festgestellten Verhältnissen, eine Wahl in den Umständen der Handlung, die nur dem wahren Dichter angehören; Fielding, Richardson und Smollet haben nichts, was damit verglichen werden könnte. Damit eine Erzählung das Gepräge der Wahrheit trage, ist es nicht nothwendig, die Thatsachen in ihrer ganzen nackten Wirklichkeit vorzubringen; es reicht hin, sie so darzustellen, wie sie einer reichen und gewandten Phantasie erscheinen.

Lange Uebung erweckte die merkwürdigen Anlagen, die zu Anfang seiner Laufbahn in Sir Walter schlummerten, in einem erstaunenswürdigen Grade. Anfangs zehrte er von dem Material, das ihm sein Gedächtniß bot; dann wagte er sich an eigene Arbeiten, und endlich entwickelte er die ganze Macht einer Phantasie vom ersten Range.

Dieser Ruhm war einem Scott nicht genug. Er hat sich auch als Kritiker, Biograph, Archäolog und Historiker Bewunderung erworben. Sein Artikel über Lord Byron, in der Quarterley Review, vereinigt alle Verdienste einer solchen Arbeit; seine Lebens-Beschreibungen der Roman-Dichter sind ein vortreffliches Werk. Man darf nicht die Probe seines Talents auf wenigen Seiten suchen; sie findet sich in dem ganzen riesigen Umfang seiner Werke; er arbeitete immer und immer mit Erfolg. Wir arbeiten gewöhnlich in unserer Jugend mit größerem Eifer, weil unsere Hoffnungen in dieser Periode lebendiger sind; allein die Arbeit ist mühseliger. Später erspart uns die Erfahrung viel Mühe; wir handhaben unsere Werkzeuge mit mehr Leichtigkeit und Selbstvertrauen, und da wir leichter arbeiten, erhalten wir zu gleicher Zeit größere Kraft und größere Ruhe. Die Conceptionen, bei denen wir zu lange verweilen, bekommen einen Anstrich von Erkünstelung, der uns selbst entgeht, aber dem Erwachen der Sympathie bei Anderen im Wege ist. Ein Schriftsteller hat nur dann Reiz, wenn er der natürlichen Association seiner Ideen folgen kann. Bei seinem ersten Werke ist der Schriftsteller selten kühn genug, um auf solche Art zu schaffen; er ist gewöhnlich steif, gezwungen und verlegen. Nachmals wird er, wenn er wahres Talent besitzt, geschmeidiger und entwickelt sich freier, ohne zu viel rechts oder links zu schauen.

Der Bankerott des Buchhändlers Constable versetzte Walter Scott in den letzten sieben Jahren seines Lebens in peinliche Geld-Noth; er schien von diesem Unglück nicht erschüttert, allein dessenungeachtet war sein Herz gebrochen. Er arbeitete, um das Verlorene wieder einzubringen, mehr als menschliche Kräfte verstatten, und seine mächtigen Geistesgaben stumpften sich allmälich ab. Er starb auf seinem Gute Abbotsford bei Edinburg den 21. September 1832, in einem Alter von 61 Jahren. Seine Schulden betrugen anfangs 120,000 Pfund Sterling; seine späteren literarischen Arbeiten tilgten ein Drittheil davon.

Was wir in dieser Notiz gesagt, wird zur Charakteristik seines Genius hinreichen. Fassen wir Alles noch einmal zusammen, so finden wir, daß er alle die Eigenschaften besaß, die zum Wesen des poetischen Talents gehören; seine Erfindungskraft war fruchtbar, malerisch, erhaben; seine Phantasie unerschöpflich; sein Stil leicht, fließend, kräftig und klar; seine Charakter-Zeichnung äußerst fein, scharfsinnig und genau; seine Schilderung der Leidenschaften nicht minder wahr; endlich gehörte die Stärke im Komischen zu seinen glänzendsten Eigenschaften. Bei allen diesen Vorzügen ist es kein Wunder, daß er der populairste Schriftsteller der civilisirten Welt geworden ist.

(B. U.)

Seemannsleben.

Ein Sturm an der Küste von Afrika.

Wir waren rüstig bei der Arbeit, als die Elemente sich feindlich ankündigten. Es war eine schöne sternenklare Nacht, der Mond leuchtete hell, der Wind war sanft und die See so glatt wie ein Ententeich. Gegen 10 Uhr zeigte sich ein kleiner schwarzer Fleck im Osten, der sich bald zur furchtbaren Gewitterwolke ausdehnte. Es dauerte kaum einen Augenblick, so war der ganze Horizont umzogen. Die Klarheit der Nacht schwand wie ein Traum dahin, um dem Tornado Platz zu machen. Wir kannten die Stärke des Feindes nicht; doch der antreibende Ruf: „Hand angelegt, Bursche, ehe der Sturm hereinbricht!“ gab die Besorgnisse des Offiziers nur zu deutlich zu erkennen. Mir wurde der Befehl, das Pulver ins Boot zu schaffen, und ich erhielt dazu nicht mehr Hülfe, als unumgänglich nöthig war. Ich sollte es in ein leer stehendes Haus bringen, welches die Mannschaft der Brigg bewohnt hatte, und da ich sah, daß die dunkle Wolke immer zunahm und schnell heranrückte, so wünschte ich sehr, meinen Auftrag vollzogen oder wenigstens das Ufer erreicht zu haben, ehe der Sturm losbräche. Wir hatten keine hundert Yards zu machen; allein, kaum waren wir vom Schiffe abgestoßen, als die zackigen Blitze schnell und mit blendendem Schein auf einander folgten und der Donner immer stärker wurde, so wie er dem Schiff näher kam. Wir hatten eine getheerte Decke im Boot, um die Pulver-Fässer zu bedecken; doch das war kein Schutz gegen den Blitz. Das Boot schien nicht vom Fleck zu kommen. Bald suchte ich mit angestrengtem Auge das Ufer zu unterscheiden, bald warf ich dem nahenden Feinde einen ängstlichen Blick entgegen, dann holte ich noch einmal so stark aus und zog das Ruder mit aller möglichen Kraft an mich; dabei feuerte ich meine kleine Mannschaft an, ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Wir landeten gerade in dem Augenblick, als der Sturm losbrach. Himmel! — Keine Dichter-Phantasie vermag es, die mannigfachen sich durchkreuzenden Gefühle dieses Augenblicks darzustellen. Unsere erste Sorge war, das Boot in Sicherheit zu bringen; wir zogen es daher in der Bucht auf den Grund und befestigten das Seil an einem nahe stehenden Baumstamm. Die Bäume ächzten, als der Wirbelwind durch die langen Aeste fuhr, und der Regen fiel oder vielmehr strömte aus den Wolken, als würde er mit Spritzen geschleudert. Der lange Kokosbaum beugte seinen astlosen Stamm wie einen Bogen zur Erde und schnellte sein blätterreiches Haupt wieder in den Sturm zurück; der Blitz, der mit furchtbarer Schnelligkeit durch die Nacht zuckte, zeigte nur die Zerstörung, welche uns umgab, und ließ uns dann wieder in dichterer Finsterniß. Das Schiff, welches wir beim Wetterleuchten erblickten, schien ein Wust von Tauen. Die Raaen hingen lose herab, und der Wind warf das Schiff so leicht hin und her, wie eine Wiege, so daß es uns abwechselnd beim Schein des Blitzes bald die

Seite, bald den Schnabel zukehrte. Die kurze Stille, die dem erneuerten Toben der Elemente vorangingь, erhöhte nur die Aengstlichkeit und Verwirrung an Bord des Schiffes. Der nächste Blitz riß die große Bramstange von oben bis unten aus einander und die Raaen des Hauptmastes aus ihren eisernen Klammern. Es waren ungefähr 10 Minuten seit dem Anfange des Unwetters vergangen, als eine Stille eintrat, so ruhig wie der Schlaf eines Kindes. Der Himmel wurde wieder so heiter wie zuvor; Mond und Sterne leuchteten wieder hell und klar, und wer noch keinen Windstoß erlebt hatte, konnte sich von den Verheerungen eines Afrikanischen Tornado schwerlich einen Begriff machen. Wir glaubten am Ziel unserer Leiden zu seyn und gingen fröhlich wieder an die Arbeit; aber bald, nur zu bald wurden wir es inne, daß dies erst der Anfang unseres Ungemachs gewesen war, und daß Fortunens flüchtiges Lächeln nur dazu dienen sollte, ihr Zürnen furchtbarer zu machen. Unterdessen machten wir uns den ruhigen Augenblick zu Nutze. Die Neger arbeiteten fleißig an den Pumpen. Einige unserer Leute waren beschäftigt, ein Segel zusammenzulegen, um es als Matte zu gebrauchen, welche man unter den Boden des Schiffes ziehen wollte, um damit, so gut es ginge, den Leck zu stopfen oder wenigstens das Wasser so weit einzuziehen, daß es nicht so schnell höher stiege. Die Kanonen vom Oberlof wurden auf die Brigg gebracht, das Schiff oberwärts wieder ein wenig in Stand gesetzt und das große Boot mit 10 Mann und einem Lieutenant nach Sierra Leone abgesandt, um eines der dortigen Kriegsschiffe so eilig als möglich zu unserem Beistand herbeizurufen. Das Pulver war bereits am Lande in Sicherheit, und wir kehrten so naß und müde zum Schiffe zurück, wie man es von Regen und Arbeit nur werden kann. Ein Jeder auf dem Schiffe mußte Hand an's Werk legen; unsere Leute arbeiteten tüchtig und schweigend, die Neger aber sangen einige ihrer vaterländischen Lieder, während sie an den Pumpen arbeiteten oder die Winden rasch umdrehten. Doch dem Gesang folgte bald der Ueberdruß, und wir sahen es ihrem mürrischen Blicke und verdrossenen Wesen bald an, daß wir keinen besonderen Gehorsam von ihnen erwarten durften, wenn ihnen die Arbeit zu arg werden sollte. Indeß ging Alles gut von Statten; das Nothwendigste war bald vollbracht, und wir überließen uns, trotz unseres Unglücks, einige Stunden dem Schlafe.

Um 1 Uhr nach Mitternacht zeigte sich eine zweite schwarze Wolke am Horizonte und breitete bald ihre dunkelen Schwingen über den ganzen Himmel. Wir wußten, was wir zu erwarten hatten. Der zweite Anker wurde ausgeworfen, die Seile alle sauber zusammengebunden, denn nichts hindert mehr bei der Arbeit, als wenn die nassen Taue Einem überall in's Gesicht schlagen. Die große Bramstange, oder vielmehr ihr Stumpf, wurde niedergelassen, kurz, wir hatten Wunder gethan mit Arbeiten. Sobald wir den nahenden Sturm merkten, wurde die Brigg eine Strecke vom Schiffe entfernt und so gut befestigt, als es mit Ankern geschehen konnte. Wir waren nun auf den Orkan vorbereitet. Bald kam er, heulend und pfeifend, mit aller Wuth des früheren, von Regen, Donner und Blitz begleitet. Der Wind, von allen Seiten zugleich daherbrausend, ächzte zwischen dem Tauwerk und legte das Schiff bald auf die eine Seite, bald auf die andere, wie Knaben auf einem Schaukelbret. Die Schwarzen, welche am Ufer einen Windstoß beinahe gern sehen, fingen an, große Aengstlichkeit zu zeigen, als sie das ungewohnte fremdartige Getöse vernahmen, und nur mit Schwierigkeit und einigem Zwang konnten wir sie bei der Arbeit erhalten. Sie arbeiteten mit düsterem Schweigen fort, bis ein Blitzstrahl das Schiff traf und längs dem Verdeck hinlief. Drei Männer streckte er todt an den Pumpen hin. Die Schwarzen bedeckten sich das Gesicht mit den Händen und warfen sich auf das Verdeck nieder, wobei sie so kläglich schrieen und heulten, wie der Sturm selbst, und unbeschreibliche Verwirrung verursachten. Bald hieß es, der Blitz wäre durch den Schiffsraum gefahren; man suchte sogleich nach. Zwar hörten wir deutlich das eintönige Plätschern des Wassers, wie es durch den Leck drang, doch konnten wir keine Spur eines sonstigen Schadens entdecken. Indessen stieg das Wasser durch den Leck immer höher, denn die Schwarzen achteten weder der Drohungen noch der Versprechungen mehr; doch das Fortschaffen der Todten wirkte wie mit Zaubermacht. In Afrika heißt es wirklich: „Aus den Augen, aus dem Sinn." Sobald ihre Freunde auf die Seite geschafft waren, vergaßen die Neger die Gefahr und gingen wieder an's Werk. Von unseren Leuten behielten wir so viele als möglich bei der Arbeit und sandten die übrigen nach ihren Hangematten, um einige Stunden zu ruhen, denn wir hatten reichlich auf eine ganze Woche zu thun vor uns. Der Sturm hatte ausgetobt und ließ die Nacht eben so still und schön zurück, als sie vorher war. Jetzt brach der Tag an. Welch ein Anblick! — Es war nicht mehr die mächtige „Arethusa" in allem Schmuck eines wohlgeordneten Schiffes. Dahin war der schlanke Mast, die viereckigen Segel, die dicht gedrehten Taue, das ganze Ansehen eines Kriegsschiffes; es hatte sich in der Nacht so verändert, wie das Gesicht einer Schönen nach den Blattern. Es war ein Wrack — ein bloßer Wrack. Die Mannschaft müde und abgemattet, die Schwarzen fast ganz erschöpft. Das Tauwerk sah aus, als gehörte es zu einer Russischen Fregatte, die man eben ausbessert, und nicht zu einem netten Englischen Kriegsschiff. Rund um uns her sahen wir nur ein Bild der Zerstörung und des Jammers, ohne Aussicht auf Beistand. Dazu kam die Afrikanische Sonne, die eben aufging, deren sengende Strahlen uns Krankheit und Fieber brachten. Vom Ufer gesehen, nahm sich das Schiff nicht besser aus; es war ein Anblick, der allen Stolz niederzuschlagen vermochte. So mag Nelson zu Muthe gewesen seyn, als er seine Flotte von einem Sturme zerstreut sah. Eine Nacht hatte den mächtigsten Feind, den die Franzosen an dieser Küste hatten, zu der Unbedeutsamkeit eines gemeinen Kreuzers herabgebracht. Und doch waren unsere Leiden erst im Beginnen, denn bis jetzt hatte der Regen uns Kühlung gebracht, aber nun folgten Hitze und Durst, Siechthum und Fieber dem erlittenen Unfalle, und nichts ist schrecklicher, als eine brennende Sonne und eine lechzende Kehle, wenn man Beschwerden und Ungemach auszuhalten hat. Doch, was nützte es, dem Unglück ängstlich entgegenzusehen! Uns, als Männern und Offizieren, kam es zu, dem Uebel so gut wie möglich abzuhelfen. Das Segel wurde ausgebessert und unter den Schiffsboden gelegt, und wir fanden mit großer Zufriedenheit, daß es seinem Zweck entsprach. Es erleichterte den Leuten die Arbeit so weit, daß sie mit den Handpumpen das Schiff wasserfrei erhalten konnten. Unsere schwarzen Helfer wurden wir auch los. Wären sie nicht an Bord gewesen, so hätte die „Arethusa" untersinken müssen. (The life of a Sailor. By a Captain of the Navy.)

Bibliographie.

Plays and poems of Shirley. (Shirley's, eines Vorgängers von Shakespear, Schauspiele und Gedichte.) Mit biographisch-kritischen Anmerkungen von G. Gifford. 6 Bde.

Polish tales. (Polnische Erzählungen.) Von Mrs. Gore. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

On inflammations. (Ueber Entzündungen.) Von Rogerson. Erster Band. Pr. 18 Sh.

On auscultation. (Ueber das Gehör.) Von Dr. R. Spittal. Pr. 12 Sh.

On the diseases of the liver. (Ueber Leber- und Gallen-Krankheiten.) Nebst Bemerkungen für diejenigen, die aus tropischen Klimaten zurückkehren. Von G. H. Bell. Pr. 7 Sh.

On the physiology and diseases of the eye. (Ueber Augenkrankheiten.) Von J. H. Curtis, Augen- und Ohren-Arzt. Pr. 8 Sh.

Mannigfaltiges.

— Neu entdecktes Hetruskisches Grabmal. Der Ritter Manzi hat den ersten Januar 1833 in den Todten-Gewölben (Nekropolis) von Tarquinii ein Hetruskisches Grabmal entdeckt, das viel prächtiger ist, als alle bis jetzt dort vorgefundenen. Es ist vierseitig und wird im Mittelpunkt von einer großen gleichfalls vierseitigen Säule unterstützt. Drei Seiten der Säule tragen drei geflügelte Genien von mehr als Naturgröße, und auf derjenigen Seite, die dem Portal zugewendet ist, steht eine lange Hetruskische Inschrift. Sie ist rings herum voll schöner Zierrathen, und an der linken Seite befindet sich eine Gruppe lebhafter wohlgeordneter Figuren, über welchen eine andere Hetruskische Inschrift zu lesen ist. Drei Reihen Stufen umgeben das Grabmal, und auf denselben stehen mehrere Sarkophage mit anderen männlichen und weiblichen Figuren in halb erhabener Arbeit. Sie sind mit Lateinischen Epitaphien auf solche Individuen aus Tarquinii versehen, die in späteren Epochen begraben wurden.

— Das Ausbrennen vergifteter Wunden. Während des Baues einer Straße von Rambodde nach Gampola wurde ein Ingenieur von einer giftigen Viper gebissen. Der Mann wurde sogleich zum Capitain Dawson gebracht, der ihn augenblicklich niederliegen ließ und die Wunde sehr sorgfältig reinigte. Er rieb dann dieselbe mit Schießpulver ein und ließ ein Gewehr dicht an derselben abfeuern, so daß das Pulver durch das Feuer von der Pfanne entzündet wurde. Dies Verfahren wiederholte er 8 oder 10 Mal, ohne auf die Schmerzen des Verwundeten Rücksicht zu nehmen. Das Resultat war höchst zufriedenstellend; die Wunde heilte, und der Mann konnte drei oder fünf Tage darauf wieder an die Arbeit gehen. Später wurde derselbe Versuch bei einem anderen giftigen Schlangenbiß mit demselben günstigen Erfolge wiederholt. (Medical Gazette.)

— Amerikanische Späße. Unsere Amerikanischen Freunde betrüben uns oft durch ihre politischen Späße. Aber in dem folgenden ist Laune, obgleich wir nicht zu wissen behaupten, wer damit gemeint ist: „David Crockett nahm bei einem Levee des Präsidenten im vergangenen Winter von einem ihm präsentirten Teller ein Glas Eis. Nachdem er es gekostet hatte, flüsterte er einem neben ihm stehenden Herrn zu: „„Der Crême ist sehr süß; was würde aber der General sagen, wenn er wüßte, daß er gefroren ist."" — Das Letzte, was wir von David Crockett hörten, war, daß er von dem Präsidenten den Auftrag erhielt, sich auf das Alleghany-Gebirge zu stellen und den Schweif des Kometen abzuwenden, damit derselbe die Erde nicht in Brand stecke." (L. O.)

— Wilibald Alexis. Von dem Buchhändler Ch. Gosselin in Paris ist so eben: „Cabanis, ou la guerre de sept ans, roman historique prussien, par l'auteur de Walladmor" angekündigt worden. Ein Beweis, daß die Franzosen ebenfalls anfangen, so schnellfingerige Uebersetzer zu werden, wie es die Deutschen schon längst sind.

— Ein Roman von der Gräfin Blessington. Er ist unter dem Namen: The repealers (Die Anti-Unionisten) angekündigt und spielt in Irland, dem Vaterlande der Verfasserin. Die Leser des Magazins, welche diese Dame aus ihrem geistreichen Tagebuch über ihre Unterhaltungen mit Lord Byron kennen gelernt haben, werden auf eine nähere Kenntniß jenes Romans gewiß begierig seyn, und wir werden uns beeilen, sobald wir die Gelegenheit dazu erhalten, einige ausführliche Mittheilungen darüber und daraus zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Montag den 8. April 1833.

Rußland.

Die Mongolei und die Mongolen.

Nach der Schilderung des Russischen Priesters, Vater Hyacinth.*)

Die Mongolei ist eine große Landstrecke, welche das Russische Reich von dem eigentlichen China trennt. Im Süden wird sie von der großen Mauer begränzt; im Norden trennen sie der Altai, der Chinggan und das Kintai-Gebirge von Sibirien. Ostwärts stößt sie an das Mandschu-Land, und im Westen reicht sie so weit, als die verschiedenen Bergketten, die mit dem Hauptstock des Altai zusammenhangen. Mitten durch die Mongolei zieht sich die große Wüste Gobi, und somit zerfällt das Land in einen südlichen und nördlichen Theil; der Erstere wird von den eigentlich sogenannten Mongol-Stämmen, der Letztere von ihren Bluts-Verwandten, den Chalchas (Khalkhas) bewohnt.

Das Klima der südlichen Mongolei ist gemäßigt; im Winter fällt zwar Schnee, allein er schmilzt bald. Das Land ist von einer Menge Strömen durchschnitten und mit Waldungen bedeckt. Obgleich im Allgemeinen gebirgig, hat es doch in seinen östlichsten Theilen viele schöne Thaler, deren Boden fruchtbar ist und Alles liefert, was zu einem permanenten Aufenthalt gehört. Hier leben Chinesen und selbst Mongolen vom Acker- und Gartenbau, der sehr vielen Ertrag giebt; denn alle im nördlichen China heimischen Getreide-Arten und mancherlei Früchte und Gemüse gedeihen in diesem Erdreich. Derjenige Theil der Mongolei aber, welcher nördlich von der Chinesischen Provinz Schan-si liegt, hat ein sandiges und kiesiges Erdreich, das mit einer sehr dünnen Schicht schwarzer Erde bedeckt ist. Die Hausthiere in der südlichen Mongolei sind Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Esel, Maulesel und Ziegen. Die Chinesen allein halten Schweine und Federvieh; die Mongolen genießen weder Schweinefleisch noch Fische. In den Wäldern giebt es eine große Menge Wild, auch viele ächte Tiger. Zur Winterzeit liefert die Mongolei China unzählige Hirsche, Rehböcke, Hasen, Fasanen, Rebhühner und Wachteln; aber Trappen und verschiedene Arten wilder Enten und Gänse kommen in geringerer Zahl. Zwischen China und Dschi-ho trifft man im Frühling sehr große und schöne Schmetterlinge, die ebenfalls nach Pe-king gesandt werden, um das Haupt der Damen zu schmücken. Diese Schmetterlinge sind hellgrün und mit daunenartigem Gold-Sammt bedeckt.

Die Wüste Gobi beginnt im Osten an den Seen Bulr-nohr und Dalai-nohr, und erstreckt sich westlich bis zu den Gränzen der Gegend am Chuchu-nohe, der kleinen Bucharei und Barkul. Den östlichen Theil dieser öden Strecke nennen die Chinesen Scha-mo (Sandwüste). Die Atmosphäre dieses Hoch-Plateau ist sehr kühl, und an Wasser fehlt es ganz, wenige Seen ausgenommen, die größtentheils salzig und öfters trocken sind. Man findet keine anderen Bäume als wilde Aprikosen, die falsche Akazie von Sibirien und einige verkrüppelte Sträucher, die nicht einmal zu Brennholz taugen. Der Gras-Arten sind äußerst wenige. Im Frühling und Sommer, wenn es nicht regnet, erscheint der Boden ganz versengt und gewährt einen melancholischen Anblick. In einigen Thälern der ungeheuren Einöde grasen bedeutende Viehherden, und an solchen Orten hat man Brunnen von zwei bis fünfzehn Fuß Tiefe gegraben, die trinkbares Wasser liefern. Es giebt in der Gobi wilde Kameele, Pferde, Maulthiere, Esel und Antilopen; doch schweifen diese Thiere mehr in den westlichen Regionen als in den östlichen. Vögel sind überhaupt selten; man findet nur Kraniche, Reihköpfchen, Raben, Feld-Lerchen und Bachstelzen; aber nirgends Sperlinge, Dohlen, Elstern und überhaupt solche Vögel, die sich mehr in der Nachbarschaft von Menschenwohnungen aufhalten.

Der nördliche Theil der Mongolei, oder das Land der Chalchas, hat viele Waldungen von Nadelholz; es wird von vielen Strömen bewässert, und an Seen fehlt es auch nicht. Das Erdreich ist sehr verschieden; in einigen Distrikten findet man nichts als lockeren Sand- und Kiesboden, mit einer Lage fetter Dünger-Erde bedeckt; anderwärts, besonders in den Thälern des oberen Orchon und seines Stromgebietes befindet sich schönes Weideland, das wohl der Kultur fähig wäre. Das Klima selbst, der Breite nach, nicht streng seyn; auch liegt der Schnee niemals sehr hoch; aber dessenungeachtet ist der Winter gewöhnlich sehr hart und der Sommer nicht all zu warm. Ueberhaupt werden die Länder Mittel-Asiens, je weiter sie nach Osten liegen, verhältnißmäßig kälter als die Europäischen unter gleicher Breite. Zu Kiachta wird das Getreide auf Hügeln gesät, weil es in Niederungen nicht reifen könnte. Doch gedeihen die Hülsenfrüchte, und oft kommen die Melonen zur Reife. In Urga hingegen, das viel weiter südlich liegt, ist die Luft für diese Früchte zu kalt. Im Lande der Chalchas finden sich die nämlichen Thiere, die in anderen Gegenden der Mongolei und im südlichen Sibirien zu Hause sind. Vermuthlich enthalten die Berge Metall-Gruben, allein sie bleiben unbenutzt. Die Mongolen schmelzen etwas Eisen, aber Jagd und Viehzucht sind immer ihre Hauptbeschäftigungen. Sie kümmern sich nicht einmal um die Veredlung ihres Viehes; daher das Hornvieh weder groß noch stark, die Schafe nur mit grober Wolle versehen und die Pferde zwar kühn, kräftig und wohlgebaut, aber nur von mittlerer Statur sind. Die Hirtenhunde der Mongolen sind vortrefflich, sehr wachsam und grimmig, und schützen die Heerden gegen Raubthiere.

Könnten die Bewohner der südlichen Mongolei ihrem nomadischen Leben entsagen, an feste Wohnsitze sich gewöhnen und vornehmlich Ackerbau treiben, sie würden ohne Zweifel, wenn die Schätze ihrer Bergwerke noch hinzukämen, ein reiches und mächtiges Volk werden. Im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatten die Kaiser der Chitan's (Dynastie Liao) ihre Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand gelenkt, und die Menge von Städten, welche damals in der südlichen Mongolei existirten, bezeugt, daß sie ihren Zweck erreichten. Allein die politischen Revolutionen der Folgezeit zerstörten die Früchte dieser weisen Maßregeln. Wer heutiges Tages seine Weiden in Aecker verwandeln wollte, müßte zuvörderst die Einwilligung aller Nomaden-Häuptlinge in der Nachbarschaft haben, und dann noch die Erlaubniß der Chinesischen Regierung. Dergleichen Umstände legen der Ausbreitung des Ackerbau's große Hindernisse in den Weg.

Obgleich die nördliche Mongolei an das Russische Reich gränzt, so empfängt sie doch die nothwendigen Handels-Artikel fast nur von den Chinesen. Die gewöhnliche Speise der Mongolen ist Ziegel- oder Tafel-Thee,*) mit gedörrter Hirse vermengt. Zur Kleidung gebrauchen sie Nanking, Seide, Wolle, Leder für ihre Stiefeln, und zum Kochen eiserne Kessel und Pfannen. Nur Wollenzeuge und Leder beziehen sie aus Rußland. Es existirt keine gangbare Münze, und so giebt es nur Tauschhandel. Nur in Urga und Kiachta dient der Tafel-Thee als Geld. Demgemäß bezahlt der Mongole Alles, was er empfängt, mit eigenen Produkten, als: Vieh, Butter, Schaffellen u. s. w., die China besonders nöthig hat.

Die Mongolen waren ursprünglich ein Stamm der Tatarischen Nation; sie wohnten südlich und östlich vom See Baikal und zwischen den Strömen, die in den oberen Amur fallen. Selbst im Zeitalter des Dschingbis-Chan zählten sie nicht mehr als ungefähr 400,000 Zelte oder Familien. Der Name Mongol bedeutet in ihrer Sprache tapfer und stolz. Nachdem der große Weltstürmer den größeren Theil der neueren Mongolei unterjocht hatte, gab er seinem Volke den ehrenvollen Namen Chuche-Mongol (blaue Mongolen.)

Sie halten es für kriegerische Tugend, ihre Nachbaren zu plündern, und kümmern sich in diesem Stück weder um Ehre, noch um Gerechtigkeit. Sie führen der Beute wegen Krieg und betrachten den schlimmen Erfolg eines Unternehmens oder selbst eine Niederlage durchaus nicht als ein Unglück. Ihre Raubzüge unternehmen sie zumeist im Herbste, wenn ihre Pferde wohlgefüttert und voll Feuer sind. Gedörrtes Fleisch und das Gras, welches den Boden deckt, sind ihre Provision und Fourage. Fehlt es an Nahrungsmitteln, so schlachten sie einige Kameele und die Pferde aus ihren Gestüten. Da ihnen das Kriegführen sehr wenig kostet, so waren die Mongolen immer ihren Nachbaren sehr furchtbar, jetzt aber sind sie, unter der klugen Polizei China's, eine der friedlichsten Nationen Asiens geworden. Der Reisende kann die Mongolei ohne Furcht durchwandern und findet allenthalben gastfreie Aufnahme; doch muß er sich vorsehen, daß sein freundschaftlicher Wirth nicht durch genauere Bekanntschaft mit seinem Gelde bezaubert werde.

Der Mandschuischen Dynastie, die jetzt über China herrscht, ist die Unterwerfung der Mongolen unter dem schmeichelhaften Vorwand gelungen, daß die Mongolischen Fürsten mit ihnen von gleicher Familie seyen. Die Mandschu's haben die Mongolei in eine große

*) Vergleiche No. 22 des Magazins von d. J.

*) Er führt diesen Namen, weil er in Tafelgestalt verschickt wird. Er ist ein Gemengsel aus eigentlichem Thee und anderen Ingredienzen, durch Schaf- und Ochsenblut kompakt gemacht. C. Ritter's Verbreitung der Thee-Kultur, S. 25.

Menge kleiner Fürstenthümer vertheilt, die von einander unabhängig sind; auch haben sie ihnen Gesetze und Einrichtungen gegeben, denen die Mongolischen Fürsten ohne Einschränkung folgen müssen. Um dieses System zu konsolidiren, sind die Mongolen des Rechtes verlustig worden, im Fall eines Angriffes sich selbst zu vertheidigen und an ihren Feinden willkührliche Rache zu nehmen; welches Recht ehemals die Hauptursache aller Zerrüttungen im inneren Asien war. Nimmermehr würden die Mongolen einem solchen Joche sich geschmiegt haben, hätten die Kaiser von China nicht den Augenblick ihrer Erschöpfung benutzt. Der Hof von Pe king nahm die Mongolischen Fürsten gleichsam in Sold und gab ihnen sowohl ein jährliches Einkommen als bedeutende Remunerationen, die zu ihrem mageren Tribut in keinem Verhältniß standen.

Jeder Mongolische Stamm ist in Banner oder Fahnen eingetheilt, die von Häuptlingen beherrscht werden. Obgleich nun der Staat auf solche Weise sehr zerstückelt scheint, so kommen dennoch die Fürstlichen Personen alle drei Jahr auf zehn Reichstagen zusammen und besprechen ihre Angelegenheiten. Sechs dieser Sitzungen werden in der südlichen und vier in der nördlichen Mongolei gehalten. Die Fürsten oder Banner-Herren zerfallen in fünf Klassen. Die zwei ersten Klassen Dschin-wang und Kiun-wang, haben den Titel Könige; die Baili's und Beise's sind subalterne Fürsten und die Kung's haben Grafen-Rang. Die regierenden Tai-dsi's, obgleich auf einer niederen Stufe stehend, haben mit den übrigen Mongolischen Fürsten gleiche Praerogative. In einigen Mongolischen Distrikten giebt es gleichfalls erbliche Fürsten, die den Rang der letzten drei Haupt-Klassen haben; allein sie sind bloße Titular-Fürsten, ohne Herrschaft. Die Würde der Mongolischen Häuptlinge erbt nur auf ihre männliche Nachkommenschaft fort, und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt; allein bei jeder Uebertragung ist der Consens des Kaisers nothwendig. Dieser Monarch hat auch das Recht die Mongolischen Großen nach Verdienst zu befördern oder zu degradiren. So wurde der Mongolische Wan Kaung, welcher in Urga, im Lande der Chalchas, befehligte und bei den Gränz-Verhandlungen zwischen Rußland und China (1806) eine Rolle spielte, deswegen um eine Stufe degradirt, weil die Russische Gesandschaft des Grafen Golowkin dem vorgeschriebenen Zeremoniel sich nicht unterwerfen wollte; denn man schrieb dies der Nachlässigkeit zu, womit der Wielonig den Gesandten über seine Pflichten belehrt hatte.

Die Geistlichkeit bildet die zweite von den drei Ständen der Mongolischen Nation; obgleich sie aus Personen besteht, die im Cölibate leben, so ist sie doch sehr zahlreich; sie genießt große Privilegien und übt einen wunderbaren Einfluß. Die Rangstufen werden nach einer Hierarchie bezeichnet, deren Regeln man streng beobachtet, und die von dem obgenannten Kollegium in Pe king unmittelbar beaufsichtigt wird. Der Buddhismus, unter derjenigen Form, die er durch die Lamaische Hierarchie in Tibet empfing, ist bekanntlich die Religion der Mongolen. Die Buddhisten nehmen, gleich den Brahmanen, eine fortlaufende Reihe von Schöpfungen und Zerstörungen an. Dieser rein metaphysische Glaube setzt an die Stelle des höchsten Wesens einen lichterfüllten Raum, der die Keime aller Dinge enthält. Dieser Lichtraum ist nicht die höchste Region der Welt; über ihm befindet sich eine dritte Region, ewig und unzerstörbar; hier wohnt die erste Ursache der Zerstörungen in der vergänglichen Welt. Das Daseyn wird von den Buddhisten als reales Uebel betrachtet; denn was zu existiren scheint, ist nicht wirklich und nur ein Produkt der Sinnen-Täuschung. Während alle geistigen d. der Materie zerstreuten Theile, von der höchsten Licht-Region bis zu den höllischen Regionen, von der anklebenden Materie sich reinigen, vollkommener werden und endlich zusammenfließen, bleibt der unzerstörbare Weltgeist, der alle Wesen erhält, in einem Zustand der Ruhe, bis die Gesetze des Schicksals eine neue Schöpfung nothwendig machen, von der jedoch die Wesen ausgenommen sind, welche, ganz von der Materie sich loswindend, als Buddha's in die Ewigkeit der Nicht-Existenz absorbirt bleiben: ein Zustand, der dem materiellen Daseyn gerade entgegensteht. Diese Wesen wohnen in der unzerstörbaren Region, jenseit des Lichtraumes. Um die Kenntniß der wahren Lehre zu erhalten, und die Menschen zu ermahnen, daß sie ihr folgen mögen, kommt ein seliger Geist von dieser Art zuweilen hernieder, bekleidet sich mit einem Körper und offenbart sich. Die vornehmsten derselben erscheinen nur einmal; sie sind die eigentlichen Buddha's; die Anderen, Buddhi-Satwas, offenbaren sich öfter, in verschiedenen Gestalten, und erreichen den Rang der Ersteren, wenn diese nicht ferner auf Erden kommen. Der letzte Buddha, welcher erschien, war Schakia-Muni (der fromme Büßer); er ist der vierte in diesem Weltalter; ein fünfter soll noch vor der Auflösung der gegenwärtigen Welt erscheinen.

Die Buddhisten betrachten die vornehmsten Mitglieder ihres Klerus als eben so viele göttliche Inkarnationen. In der Tibetanischen Hierarchie nehmen der Dalai Lama und der Bantsin Erdeni die erste Stelle ein. Nach ihnen kommen die Chutuchtu's; die ersten Beiden sind jedoch nichts Anderes, als die herrschenden Chutuchtu's. Die Komba's bilden die letzte Ordnung des hohen Klerus bei den Mongolen; sie haben ungefähr gleichen Rang mit unseren Bischöfen. Zu dem niederen Klerus gehören die Mönchs-Orden, die sich durch äußere Kennzeichen unterscheiden. Auch giebt es Nonnen, die in geschorenem Haupte, geistlicher Kleidung und rothem Schulter-Gürtel einhergehen. Klöster hat man in der Mongolei nicht. Im Allgemeinen heißt der Geistliche bei den Mongolen Chubarak; der Titel Lama kommt nur den höheren Klassen zu.

Die Lama's sind die Gelehrten der Nation, ihre Aerzte und Wahrsager. Sie preisen vorzüglich die Kraft ihrer Tarni's (Dharani's), welches Zauberformeln sind, in der heiligen Sprache der Indier geschrieben. Der Gottesdienst wird in Tibetanischer Sprache abgehalten, welche den meisten Lama's der Mongolen unverständlich ist; man verlangt nur von ihnen, daß sie die heiligen Texte lesen können und mit dem Ritual vertraut sind. Nur diejenigen Lama's, die in Hlassa, der Hauptstadt von Tibet, studirt haben, kennen die Dogmen ihres Glaubens genau und verstehen auch Magie, Astronomie und Heilkunde. Obgleich zu Ende des letzten Jahrhunderts alle heiligen Bücher der Tibetaner in's Mongolische übersetzt wurden, so bleibt dennoch das Tibetanische die heilige Sprache. Dies priesterliche Gesetz erhält die Mongolei in steter Abhängigkeit von dem höheren Tibetanischen Klerus und ist für die Chinesische Regierung eine Sache von hoher Wichtigkeit.

Da die Mongolen den Dalai Lama und die anderen Chutuchtu's für Wesen halten, die durch eine lange Reihe von Incarnationen im höchsten Grade gereinigt sind, so bezeugen sie ihnen unbegränzte Verehrung. Ein Besuch, den ein vornehmer Priester einer bedeutenden Person macht, gilt für die glücklichste Vorbedeutung. Die Regeneration eines Chutuchtu hängt nicht von Ernennung oder von dem letzten Willen des Verstorbenen ab, sondern nur von dem Belieben des Hofes zu Pe king, der nach eigenem Gutdünken den Ort und die Familie bezeichnet, welche die Seele eines verblichenen Chutuchtu zu einer anderen Incarnation erwählt hat. Obgleich die Regeln des Klerus ungemein streng sind, so genießen die Geistlichen in der Mongolei doch das Vorrecht, Fleisch zu essen, ausgenommen Fische, Pferde- und Schweinefleisch. Sie halten Morgens und Mittags Gottesdienst, der von Gesang und Musik begleitet ist. Den Abend-Gottesdienst begleiten Blase-Instrumente. Eine große Muschel-Schale aus den Indischen Meeren ruft die Priester zum Tempel. Sie setzen sich einander gegenüber auf Polster und lesen die heiligen Bücher in gedehntem Tone. Ist der Chutuchtu selbst zugegen, so sitzt er in großem Gala auf einem Thron zur Seite des Portals, im Angesicht der Idole. Die Lama's, in Talare gehüllt, stellen sich zu beiden Seiten auf und halten Weihrauch-Gefäße; sie singen die Gebete sehr langsam. Der Chutuchtu liest die Schlußworte des Gebets mit lauter Stimme und beginnt den Gesang, indem er ein kleines Silberglöckchen ertönen läßt. Jeder Lama hat an seiner Wohnung eine kleine Kapelle, wo er seine Schüler unterrichtet. Diese treten gewöhnlich vom vierten zum sechsten Jahre in's Kloster, und zwar, wenn ihre Eltern es wünschen und die Obrigkeit einwilligt. Gewöhnlich umgiebt das Ganze eine Mauer.

Die Tempel sind im Allgemeinen schlecht erleuchtet; ein schwacher Lichtstrahl fällt nur durch die Thüre, und im Innern brennt eine einzige Lampe. Gegenüber stehen, auf erhöhtem Piedestal, drei Bilder, „die drei herrlichen Wesen" betitelt. Das mittlere ist Schakia Muni, die beiden Anderen sind der Buddha der vorigen Generation und der des zukünftigen. Die anderen Gottheiten oder Heiligen sind entweder in Holz geschnitzt oder auf Rollen von Zeug gemalt. Die Opfergaben liegen auf einem langen Tische; sie bestehen aus Kuchen von verschiedener Art und Form und aus Blumen, deren Einfassung gefärbtes Hammelfett ist. Im Winter stellt man den Gottheiten ganze gefrorene Schafe vor. Eine mit Butter gefüllte Schale brennt als Lampe auf demselben Tische und darf niemals ausgehen. Ein anderes Gefäß ist voll heißer Asche, auf die man kleine Räucherkerzchen aus Tibet stellt, die einen angenehmen Geruch verbreiten. Es ist bei den Mongolen nicht Gebrauch, daß die Laien am Tempel-Dienste Theil nehmen.

Der Mongole schiert sich Kopf- und Barthaar und läßt nur am Hinterhaupt ein Büschel stehen, das er zum Zopfe flicht. Die Priester tragen Pelze und Galakleider von zitronengelber oder hochrother Farbe. Ihre Ärmel sind sehr lang, da sie keine Unterkleidung tragen. Die ungeheuere Mütze hat gleiche Farbe mit der Kleidung. Gewöhnlich tragen sie einen Rosenkranz in der Hand oder um den Hals. Kopf und Bart der Priester sind ganz kahl geschoren. Die Frauen tragen weite Beinkleider, ein langes Unterkleid ohne Taille und darüber ein weites Gewand ohne Aermel. Unverheirathete Frauenzimmer aus reichen Familien schmücken ihre Mütze, die der männlichen gleicht, mit rothen Korallen, Türkissen und Perlen. Da beide Geschlechter mit den Fingern essen, so ist ihr Anzug unaufhörlich befleckt. Ueberhaupt ist Reinlichkeit bei den Mongolen nicht zu Hause. Sie legen ihre Unterkleider selten ab, ehe sie in Lumpen vom Leibe fallen.

Die Verhältnisse, in denen die Mongolen Jahrhunderte lang zu den Chinesen gestanden, haben mehr oder weniger auf ihre Sitten und Gewohnheiten eingewirkt. Keiner darf ein Weib aus seiner Familie heirathen; sonst aber ist ihm die Verbindung mit zwei oder drei Schwestern erlaubt. Bei Abschließung einer Heirath beachtet man vornehmlich zwei Umstände: das Zusammentreffen der Himmelszeichen, unter denen das Paar geboren ward, und die Summe, welche der Bräutigam den Aeltern der Braut bezahlen muß. Wie unter den Chinesen ist die erste Frau die einzige rechtmäßige; aber das Gesetz erlaubt Jedem, noch Frauen von untergeordnetem Rang zu ehelichen, die eigentlich nur Konkubinen sind. Die Söhne der letzteren sind nicht legitim und haben keinen Anspruch auf die Erbschaft. Dennoch kann derjenige, welcher von seiner rechtmäßigen Frau keine männlichen Kinder hat, mit Zustimmung der Obrigkeit die Kinder seiner anderen Frauen legitimiren.

Die Art der Beerdigung ist verschieden. Fürstliche Personen werden auf Chinesische Weise und mit Buddhistischem Ritus bestattet. Der Körper wird, festlich geschmückt, auf eine Bahre gelegt und bleibt so lang über dem Grabe stehen, bis ein Gesandter von Pe king ankommt, der zu Ehren des Verstorbenen ein Opfer bringt. Söhne und Enkel des Verstorbenen müssen jedes Jahr in Perioden, die das Gesetz vorschreibt, an seinem Grabe beten. Ein Laie wird in das Kleid eingehüllt, das ihm bei Lebzeiten am besten gefiel. Die

Lama's entscheiden darüber, was mit dem Leichnam anzufangen ist, ob er in die Aeste eines Baumes oder auf die Oberfläche des Bodens mit einer leichten Bedeckung von Erde und Steinen gelegt werden soll. Im ersten Falle verwest der Leichnam, im anderen wird er von Hunden und Wölfen verzehrt. Die letztere Art ist die gewöhnlichste; denn ein Mongole muß schon reich seyn, um einen Sarg anzuschaffen oder eine Familien-Gruft halten zu können. Die vornehmsten Lama's verbrennt man auf einem Scheiterhaufen aus wohlriechendem Holze. Die Asche wird in einer Art Obelisken aufbewahrt. Arme und subalterne Priester müssen ebenfalls ihren Leichnam den Hunden und Wölfen Preis geben. Wohlhabende Leute haben Lama's, die für den Todten Gebete sagen, bevor er weggeschafft wird. Die große Messe für das Heil der Seelen dauert sieben Mal sieben Tage.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschien kürzlich:

- Reise um die Welt. Auf Allerhöchsten Befehl unternommen in den Jahren 1819—21 von dem Capitain Bellingshausen und dem Lieutenant Lasarew. 2 Theile und ein Atlas von 64 Karten. Pr 50 Rb.
- Statistik des Russischen Reichs. Von Sablonski. 2 Thle. Pr. 6 Rb.
- Volks-Gesänge. Von Alex. Orloff.
- Emilie. Eine Polnische Geschichte in Versen. Von A. Suchorelski. Pr. 3 Rb.
- Hydrographischer Atlas des Russischen Reichs. Herausgegeben vom Marine-Stab. Pr. 36 Rb.
- Kurzes Handwörterbuch der Griechischen Sprache. Von F. Rusteff.
- Handbuch zum Gebrauch der Artilleristen. Mit Tabellen.
- Iwan Mazeppa. Historischer Volks-Roman. Von Peter Galoti. 4 Thle. Pr. 12 Rb.
- Die Tochter des Kaufmanns Cholodoff. Roman nach einer Irkutskischen Sage. Von Kolaschaskoff. 4 Thle. Pr. 10 Rb.

Frankreich.

Bérangers neueste und letzte Lieder.

(Fortsetzung.)

Einen Dichter, der mit so graziöser Weisheit über sich selbst und die Stellung seiner Poesie urtheilt, muß es von höchstem Interesse seyn, auch über den Charakter der gegenwärtigen Französischen Literatur zu vernehmen. Wie muß ihn, den Lieder-Sänger, der mit den geringsten Mitteln die größten Erfolge erreicht, der, um mit Hamlet zu reden, nirgends die Bescheidenheit der Natur verletzt, wie muß ihn diese aufgedunsene, stelzenhafte, verzerrte, diabolisch grinsende Manier der meisten neueren Französischen Dichter anwidern, dies marktschreierische Drängen und Treiben nach Effekt, das, um den übersättigten Magen des Publikums nur noch einigermaßen zu reizen, die pikanteste Würze überwürzt und den Teufel selbst überteufelt! Ihr Alle, die Ihr Eure Helden gleich im Eingang des Romans mit abgehauenen Armen und Beinen einführt, die Ihr den Leser durch den Koth von Lutetien schleppt, und am liebsten an den Orten der Prostitution verweilt, Ihr Alle, die Ihr ein gebildetes Publikum in das Theater bemüht, damit es vor nie erlebten Gräueln und vor Schreckbildern zurückschaudere, die Ihr mit kombinatorischem Scharfsinn zusammenreiht, damit es Eure gemachte Leidenschaft und geschminkte Tugend anstaune, Ihr, die Ihr Euch für die Dichter des Jahrhunderts haltet, ein schlichter Sänger schlägt Euch die Talent-Probe vor: singt ein Lied, wie es aus der Seele strömend die Seele der Hörer ergreift, ein einfaches Lied, ohne Zuthat von Kunst, ohne Aufwand von Berechnung und Theater-Pomp. Es wird den Wenigsten von Euch gelingen; denn Ihr habt die Sprache des Herzens entweder verlernt, oder Ihr habt sie niemals gesprochen. Ich mag nicht läugnen, daß eine solche Probe auch bei uns von Nutzen seyn dürfte; statt der romantischen und theatralischen Luft- und Bocksprünge nur ein Lied — hier ist Rhodus, hier springt.

Im Liede ist der tiefe Grundklang aller Poesie gegeben; freilich auch nur der Grundklang. Béranger weiß sehr wohl, daß die höheren Gattungen der Poesie das arme Lied verdunkeln; er vertraut uns, daß seine Jugend sich in allen Formen versucht, daß er sich aber doch zuletzt auf das Lied beschränkt habe. Diese weise Beschränkung bekundet schon den Meister. Dann fährt er also fort:

„Warum mögen wohl unsere jungen und großen Dichter die Erfolge verschmäht haben, die ihnen, ohne ihren übrigen Arbeiten zu schaden, das Lied verschafft haben würde? Die Sache des Vaterlandes hätte dabei gewonnen, und, ich wage es, ihnen zu sagen, ihnen selbst wäre es von Nutzen gewesen, zuweilen ein wenig von dem Gipfel unsers alten Pindus herabzusteigen, der für unsere gute Französische Sprache doch wohl ein bischen zu aristokratisch geworden ist. Ihr Stil wäre theilweise gezwungen worden, dem Wortprunk zu entsagen; und sie hätten sich dafür gewöhnt, ihre Ideen in den engen Rahmen kleiner, mehr oder minder dramatischer Compositionen des mannigfachsten Inhalts zusammenzufassen, — eine Art von Compositionen, die dem Instinkt des Volkes zusagen, selbst dann, wenn die glücklichsten Details ihnen entgehen. Das heißt, meiner Meinung nach, die Poesie nach unten hin verpflanzen. Vielleicht ist dies auch eine Verpflichtung, welche die Einfachheit unserer Sprache von selbst auflegt, und der wir uns nur zu selten fügen. Lafontaine hat mindestens trefflich die Vortheile davon bewahrt."

„Ich habe zuweilen gedacht, wenn es den jetzigen Dichtern zum klaren Bewußtsein geworden wäre, daß man die Künste für das Volk ausüben müsse, sie hätten mir den geringen Lorbeer beneidet, den ich auf ihre Kosten gepflückt habe, und der gewiß dauernd seyn würde, wäre er mit glorreicherem vereinigt. Wenn ich sage: Volk, so meine ich die Masse, das niedrige Volk, wenn man nicht anders will. Es nimmt keinen Antheil an den Untersuchungen des Geistes, an der Ueberfeinerung des Geschmacks; ganz recht, aber eben dadurch verpflichtet es die Schriftsteller, in kräftigen, großartigen Zügen zu entwerfen, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Paßt daher eure Stoffe und die Entwickelung derselben seiner starken Natur an; weder abstrakte Ideen, noch Ideale (types) verlangt es von euch; zeigt es ihm nackt, das menschliche Herz. Es scheint mir, daß Shakespeare es so gemacht hat. Aber was wird aus der Vollendung des Stiles werden? Also man glaubt wirklich, daß etwa eines unserer besten Melodramen, wäre es in Racine's unnachahmlichen Versen geschrieben, selbst auf den Boulevards wieder gefallen würde? Erfindet, entwerft für diejenigen, die nicht lesen können; schreibt für diejenigen, die zu schreiben wissen." Ob diese Regel wohl für Frankreich allein gilt?

„Der größte Dichter der neuen Zeit", fügt Béranger hinzu, „und vielleicht aller Zeiten, Napoleon, beurtheilte das Volk so wie unsere Dichter und Künstler es beurtheilen sollten. Er verlangte z. B., daß die Vorstellungen, die gratis gegeben wurden, nur die Meisterwerke der Französischen Bühne vorführen sollten. Corneille und Molière waren oft die Zierden derselben, und man hat bemerkt, daß ihre Stücke niemals mit mehr Einsicht beklatscht worden sind. Der große Mann hatte frühzeitig in den Feldlagern und mitten unter den Stürmen der Revolution gelernt, bis zu welchem Grade der Erhebung der Instinkt der Massen gesteigert werden kann, wenn sie geschickt geleitet werden. Man könnte zu glauben versucht seyn, daß er, um diesem Instinkt zu genügen, die Welt so viel erwübet hat. Die Liebe der neuen Generation für ihn beweist zur Genüge, welche Macht poetische Bewegung über das Volk ausübt. Mögen daher unsere Schriftsteller mit ernstem Ernste für dies Volk arbeiten, das so trefflich für den Unterricht vorbereitet ist, dessen es bedarf. Wenn sie mit ihm sympathisiren, so werden sie dazu beitragen, seine Moralität zu erhöhen, und je mehr sie seine Intelligenz vermehren, desto mehr dehnen sie das Gebiet des Genies und des Ruhmes aus. Die jungen Leute werden mir, wie ich hoffe, diese Reflexionen verzeihen. Nur wenige sind darunter, die nicht wüßten, welches Interesse mir Alle einflößen. Wie oft ist mir das Lob vorgeworfen worden, das ich ihren kühnsten poetischen Neuerungen gezollt habe. War es denn nicht auch Lob, wenn ich ein wenig schalt? In ihrem Alter, es war noch unter der Herrschaft des Abbé Delille, hatte ich mir in meinem Dachstübchen auch vorgenommen, gegen manchen Festungswall Sturm zu laufen. Ich weiß nicht, welche Stimme mir zurief: Nein, selbst Römer und Griechen dürfen nicht unsere Muster seyn: es sind Fackeln, wir wollen uns ihrer bedienen." — — — „Als er durch das Atlantische Meer nach Asien, der Wiege der alten Welt, zu segeln glaubte, entdeckte Columbus eine neue Welt. Muth also ihr jungen Dichter, eure Kühnheit hat Recht. Wenn ihr aber auch die Zukunft vor euch habt, so zeigt doch etwas weniger Ungeduld gegen das frühere Geschlecht, das euch noch immer im Alter voranschreitet. Es war auch reich an großen Talenten, und Alle haben sich mehr oder minder den Fortschritten der Freiheit gewidmet, deren Früchte wohl erst für euch reifen werden. Mitten unter den Todeskämpfen der Tribune, beim Lärm blutiger Schlachten, in der Trauer der Verbannung, am Fuß der Schaffotte haben sie durch glänzende und zahlreiche Erfolge den Dienst der Musen unterhalten und zur Barbarei gesagt: Bis hierher und nicht weiter. Und ihr wißt ja wohl, sie hält nur inne vor dem Ruhm."

„Was mich betrifft, ich habe mich bis jetzt nicht über die Jugend zu beklagen gehabt; ich erwartete nicht, daß sie mir zurief: Zurück, guter Alter! Laß uns vorbei! Und doch könnte es die Undankbare in kurzer Zeit thun. Ich verlasse daher die Schranken, so lange ich noch Kraft habe, mich von selbst daraus zu entfernen. Allzu häufig lassen wir uns am Abend des Lebens auf unserem Lehnstuhl vom Schlaf überraschen, wo er kommt und uns festnagelt. Besser war's, ihn im Bett erwarten, dessen man alsdann so sehr bedarf. Ich eile, in das meine zu steigen, obgleich es ein wenig hart ist."

„Wie, Du wirst keine Lieder mehr singen? Das verspreche ich nicht; wir müssen uns nur recht verstehen. Der Freude an der Arbeit folgt der Abscheu vor der Sorge für unseren Lebens-Unterhalt; man mag wollen oder nicht, am Ende muß man mit der Muse Handel treiben; der Handel langweilt mich, ich ziehe mich zurück. Mein Ehrgeiz hat nie mehr gewünscht, als ein Stück Brod auf meine alten Tage; er ist befriedigt, wenn ich auch nicht einmal Wähler bin, wenn ich auch niemals hoffen darf, wählbar zu seyn, trotz der Juli-Revolution, der ich das nicht anrechne. Nur Lieder für Dich selbst zu machen, sagt man mir, wirst Du bald überdrüssig werden. Kann ich denn nichts Anderes machen, als Verse für meinen Geburtstag? Ich habe es noch nicht aufgegeben, nützlich zu seyn. In meiner Einsamkeit werden sich die Erinnerungen in Masse herandrängen. Sie sind das Glück des Alters. Unsere von so ungeheuren Leidenschaften bewegte Zeit wird uns wenige billige Urtheile über Zeitgenossen, welche auf der Bühne sind oder waren, welche die Schauspieler ausgezischt oder die Koulissen eingerannt haben, der Nachwelt überliefern. Ich habe eine große Anzahl von Menschen gekannt, die sich seit zwanzig Jahren ausgezeichnet haben. Ueber alle diejenigen, die ich nicht gesehen oder die ich nur durch einen Dritten gekannt habe, hat mein Gedächtniß eine Anzahl mehr oder minder charakteristischer Thatsachen gesammelt. Ich will eine Art von geschichtlichem Lexikon schreiben, wo, unter jedem Namen unserer jüngeren oder älteren politischen und literarischen Notabilitäten, meine zahlreichen Erinnerungen und die Urtheile, die ich mir erlauben werde zu fällen oder die ich bewährten Autoritäten entlehnen werde, bemerkt seyn sollen. Diese nicht sehr anstrengende Arbeit, die weder tiefe Kennt-

nisse noch das Talent des Schriftstellers erfordert, wird den Rest meines Lebens ausfüllen. Ich werde das Vergnügen haben, viele Irrthümer und Verläumdungen zu berichtigen, die ein gifngre Streit immer zu Tage fördert; denn man begreift wohl, daß ich diesen Plan nicht etwa aus Lust zur Verläumdung gemacht habe. In funfzig Jahren werden diejenigen, die die Geschichte unserer an Begebenheiten so reichen Zeit schreiben wollen, nur, wie ich sehr fürchte, parteiliche Dokumente zu Rathe ziehen können. Die Noten, die ich nach meinem Tode hinterlassen werde, können einiger Zutrauen einflößen, selbst in ihren strengen Urtheilen, denn ich will keinesweges nur ein Lobredner seyn. Die Geschichtschreiber wissen so viel Dinge und werden dann gewiß auch wissen, daß ich keinen Grund gehabt habe, mich über die Menschen, selbst über die mächtigsten, zu beklagen; wenn ich nichts gewesen bin, so will das bei mir so viel bedeuten, als wenn Andere etwas sind, da ich mir ja eben Mühe gebe, nichts zu seyn; sie werden mich daher mindestens nicht unter diejenigen zählen, denen der Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen die Feder in die Hand gegeben hat. Sie werden vielleicht auch wissen, daß ich im Rufe gestanden habe, ein nicht unaufmerksamer Beobachter zu seyn, so ziemlich scharf und durchdringend, und daß ich endlich weit mehr der Schwäche als dem bösen Willen der Menschen zugeschrieben habe, die ich in meiner Zeit habe auftreten sehen. In diesem Geist gesammelte Materialien fehlen zu häufig, als daß die künftigen Geschichtschreiber von denjenigen, die ich hinterlassen werde, nicht sollten Nutzen ziehen können. Frankreich wird mir einst dafür Dank sagen. Wer weiß, ob mein Name nicht diesem Werke meines Alters seine Unsterblichkeit verdanken wird? Es wäre doch spaßhaft, wenn die Nachwelt sagte: „Der scharfsinnige, der ernste Béranger!“ Warum nicht?“ —

Schon diese Ankündigung und die Skizze, die er oben von seinen Freunden entworfen hat, machen uns auf die Memoiren begierig, die ja wohl auch den Dichter nicht abhalten werden, zuweilen noch die alte Laute von der Wand herabzunehmen, wo er sie neben dem Bilde der Geliebten aufgehängt hat. Ein älterer Lieder-Dichter, Collé, hat unter dem Titel: Journal historique, ebenfalls Denkwürdigkeiten über seine Zeit geschrieben, die wohl aber an innerer Bedeutung den Bérangerschen so weit nachstehen werden, als sein Lied dem Liede dieses Dichters. Welch' eine Kluft zwischen den literarischen Klatschereien Frankreichs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und den Erlebnissen eines Mannes, der die merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit zu seinen nächsten Freunden gezählt hat!

Wir fügen einige Lieder in Deutscher Uebertragung bei. Man sollte eigentlich Béranger gar nicht übersetzen wollen, denn an einem so nationalen Dichter ist gerade die Unübersetzbarkeit die eigenste Tugend. Ob wohl Klärchens Lied im Egmont jemals in einer fremden Sprache wiedergegeben werden kann? Uebertragbar ist jedes poetische Werk, das in einer gebildeten Kunstform, selbst der schwierigsten, ausgeprägt ist; aber das Lied ist Klang und Duft und Hauch. Es kommt nicht allein auf die Bedeutung, es kommt eben so sehr auf den Klang der Worte und der Reime in der Ursprache an, und wenn es schon gar selten glückt, irgend einen prägnanten Ausdruck, der eben durch ganz nationale Verhältnisse und Einflüsse zu dieser Prägnanz gelangt ist, durch einen kongruenten Ausdruck in der andern Sprache zu decken, so ist es wohl nur als ein glücklicher Zufall zu betrachten, wenn man für das Wort der Ursprache auch ein gleichtönendes auffindet. Wer es z. B. nicht fühlt, daß gerade die tönende Wahlverwandtschaft von „Hangen und Bangen“ den Reiz dieses Verses ausmacht, der kann überhaupt kein Lied in seiner Seele nachfühlen. Denn das Lied hat sich noch nicht losgerungen von dem träumenden Seelengrunde und in die Sphäre der bewußten Reflexion erhoben; es haftet daher noch an dem Elementarischen des Klanges, und versenkt sich gern in den Eigensinn und die Idiosynkrasieen der Sprache. Die schwierigsten Uebersetzer-Kunststücke haben ihren Meister gefunden; aber man versuche es einmal, folgende Strophe eines Bérangerschen Liedes zu übersetzen, welches „das Glück“ überschrieben ist.

> Le vois tu bien, là bas, là bas,
> Là bas, là bas, dit l'Espérance.
> Bourgeois, manans, rois et prélats
> Lui font de loin la révérence. (*bis*)
> C'est le Bonheur, dit l'Espérance.
> Courons, courons; doublons le pas,
> Pour le trouver là bas, là bas,
> Là bas, là bas.

Wir haben uns daher wohlweislich nur an solchen Gedichten versucht, die sich schon mehr von dem Charakter des Liedes entfernen, und entweder in der Sphäre der Reflexion oder einer Béranger so eigenthümlichen Genre-Malerei sich bewegen. Selbst hier aber, wie viel mußten wir von der ursprünglichen Frische und Grazie aufopfern, um, was auch nicht immer gelang, dem Originale nur einigermaßen getreu zu bleiben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Relation sommaire. (Summarischer Bericht über die Belagerung der Antwerpener Citadelle.) Pr. 2 Fr.

Relation chirurgicale. (Wundärztlicher Bericht über die Belagerung der Antwerpener Citadelle.) Von A. Paillard. Pr. 3 Fr.

Annuaire des imprimeurs et libraires de France et de l'étranger. (Jahrbuch der Französischen und der ausländischen Buchdrucker und Buchhändler.) Von H. B. Dutertre. Dritter Jahrgang. Pr. 4½ Fr.

Plan d'écoles générales et spéciales. (Plan zur Errichtung allgemeiner und besonderer Gewerbe-, Handels- und Ackerbau-Schulen.) Von G. Lainé und E. Clapeyron.

Mannigfaltiges.

— **Eine in Benares entdeckte literarische Merkwürdigkeit.** Die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta hat eine kostbare Handschrift an sich gebracht, welche kürzlich in der Bibliothek des Braminen-Kollegiums in Benares aufgefunden worden ist, — eine Handschrift, nicht weniger interessant durch ihr Alter, als durch die in derselben verzeichneten Thatsachen. Sie ist in der heiligen Sprache der Braminen geschrieben, und enthält eine Beschreibung Englands vor der Eroberung durch Julius Cäsar. Die Themse und einige andere Flüsse führen in der Beschreibung dieselben Namen, unter denen wir sie heutzutage kennen. (!) Die Tempel und die Druiden-Denkmäler werden dann mit den Hindostanischen Tempeln verglichen. — Die Asiatische Gesellschaft wird diese merkwürdige Handschrift übersetzen, und die Uebersetzung im Druck erscheinen lassen, um zu neuen Forschungen in England aufzumuntern.*) (R. Be.)

— **Fortschritte der Industrie in Australien.** Unsere Brüder in Australien machen schnelle und erstaunenswerthe Fortschritte. Sidney, die Hauptstadt der Kolonie, sieht in ihrem Schooße alle Europäischen Künste blühen. Man sieht daselbst Häuser von einer sehr schönen Bauart; mehrere Druckereien beschäftigen sich mit den Meisterwerken der Englischen Literatur, oder dienen zur Herausgabe sehr gut redigirter Zeitungen. Obgleich Sidney nicht mehr als 12,000 Einwohner hat, so findet man doch daselbst 2 Banken und 4 Akademieen, an deren Spitze aufgeklärte Männer stehen, welche sich mit Verbreitung nützlicher Kenntnisse beschäftigen. Unter ihrer Leitung werden täglich neue Urbarmachungen unternommen, und trotz der ungeheuren Entfernung, welche uns trennt, denken die dortigen Landbebauer schon daran, unsere Märkte mit Lebensmitteln zu versehen, wie unsere Fabriken schon mit Wolle von dorther versorgt werden. Eine gut eingerichtete Post unterhält eine regelmäßige Verbindung zwischen den verschiedenen Niederlassungen im Innern und an der Küste, und eine See-Assekuranz-Compagnie mit einem Kapital von 150,000 Pfd. Stlg. sichert Unternehmer gegen alle Unfälle. — Aber diese Gewerbthätigkeit beschränkt sich nicht allein auf die Stadt Sidney: es hat sich daselbst eine Compagnie gebildet, um die umherliegenden Inseln zu kolonisiren. Schon hat dieselbe Kolonisten nach Hentingbum, an der Westküste von Neu-Seeland, abgesandt, um Bauholz zu schneiden und Hanf und Flachs zu bauen. Der Gouverneur von Sidney hat Truppen detachirt, um jene Niederlassung gegen die Wilden zu schützen, und Alles verspricht einen glücklichen Erfolg. — Port-Jakson sieht täglich die Thätigkeit auf seinen Werften zunehmen, während Paramatta ganz das Ansehen einer unserer Fabrik-Distrikte hat. Aber von allen Anlagen, die in der Umgegend von Sidney in Thätigkeit sind, zeichnet sich nichts so sehr aus, als die treffliche Schneidemühle von Cowan. Der Mechanismus derselben ist so sehr vervollkommnet, daß dieselbe in weniger als einer Stunde 250 Fuß Bretter von 3 Zoll Dicke, oder 600 Fuß von 1 Zoll Dicke liefert. Das Rad, welches die Maschine in Bewegung setzt, hat eine Geschwindigkeit von 7000 Fuß in der Minute. Diese Resultate sind um so erstaunenswürdiger, als die ganze Maschine ein Werk einheimischer Industrie ist. (R. Be.)

— **Ertrag der Goldminen in den Vereinigten Staaten.** Es ist jetzt eine ausgemachte Sache, daß die Goldadern, welche man in Nord-Karolina konzentrirt glaubte, sich von der Gegend von Potomac bis nach Virginien nach der Gegend von Alabama und Tenessee ausstrecken. Es sind kaum sechs Jahre her, daß diese mineralogischen Schätze entdeckt wurden, und schon wird in mehreren Bergwerken fleißig gearbeitet. — Den Berichten des Herrn Samuel Moore, Direktor der Münze der Vereinigten Staaten, zufolge, hat dieses Institut im J. 1831 für 714,270 Dollars Goldbarren empfangen, von denen für 130,000 D. aus Mexiko oder anderen Theilen von Süd-Amerika, für 27,000 D. aus Afrika und für 518,000 D. aus den Bergwerken in einigen Staaten der Union kamen. Davon lieferten: Virginien für 24,000 D., Nord-Karolina für 294,000 D., Süd-Karolina für 22,000 D., Georgien für 176,000 D., Tenessee für 1000 D. und Alabama für 1000 D. — Im Jahre 1824 brachte man zum Versuch einige einheimische Goldbarren aus Nord-Karolina in die Münze; bis zum Jahre 1823 beliefen sich die jährlichen Einlieferungen nicht über 2500 D. Seit jener Zeit stieg der Zuwachs so schnell, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, den progressiven Gang hier anzugeben. Der Werth, der in die Münze der Vereinigten Staaten eingelieferten einheimischen Goldbarren belief sich:

im	Jahre	1824	auf	5,000	Dollars
„	„	1825	„	17,000	„
„	„	1826	„	20,000	„
„	„	1827	„	21,000	„
„	„	1828	„	46,000	„
„	„	1829	„	134,000	„
„	„	1830	„	466,000	„
„	„	1831	„	518,000	„

Die Vereinigten Staaten führen außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl von Goldbarren nach verschiedenen Europäischen und Asiatischen Märkten aus, worüber uns aber die näheren Angaben fehlen. In den Bergwerken von Karolina werden eine Menge Arbeiter von allen Nationen beschäftigt. Herr Blokee, welcher dieselben kürzlich besucht hat, erzählt, daß man daselbst 14 verschiedene Sprachen redet.

*) Wir können unseren Lesern versichern, daß die achtungswerthe Zeitschrift, der wir obige Notiz entlehnen, nicht vom ersten April datirt ist. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern

№ 43. Berlin, Mittwoch den 10. April 1833.

England.

Ein Besuch in Abbotsford.

Dieser Besuch, von einer würdigen Amerikanischen Familie abgestattet, welcher Zeugniß giebt von der hohen Verehrung, mit der auch die Bewohner einer anderen Hemisphäre ihre Huldigungen dem großen Manne darbrachten, der leider der Welt zu früh entrissen wurde, ist in einem Briefe geschildert, der so viel Interessantes über Abbotsford und dessen Besitzer enthält und zugleich die Gefühle des Verfassers auf eine so gemüthliche Weise ausspricht, daß wir nicht zweifeln, den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihn, mit Hinweglassung des nicht zum Gegenstande Gehörigen, hier mittheilen.

„— Als ich von Southey Abschied nahm, fragte er mich: „Haben Sie einen Brief an Sir Walter Scott?“ — Ich hatte keinen. Ein Brief an seine Tochter, welchen Ihre Mutter von Mrs. Heber erhalten hatte, war unser einziges Einführungsmittel. „Sie sollen einen von mir haben“, versetzte er. Er schrieb den Brief und händigte ihn mir ein. Der Brief war versiegelt, aber nach der Aufnahme zu schließen, die er uns verschaffte, mußte er uns mit Wohlwollen, vielleicht selbst mit Wärme, empfohlen haben. Drei Tage darauf standen wir an dem äußeren Thor (des Parks) von Abbotsford und schauten mit eben so viel Ehrfurcht als Interesse auf dessen Thürme, die über das Gehölz emporragten. Ich scheute mich, an einem Ort weiter vorzudringen, wo ich, wie mir bedünkte, so wenig Recht dazu hatte, sandte daher durch einen Bedienten den Brief in einem Umschlage mit meiner Karte hinein und erhielt die unerfreuliche Antwort: Sir Walter ist nicht zu Hause. Wir fuhren hierauf nach Chiefswood, dem Wohnsitze der Mrs. Lockhart, (Tochter Walter Scott's), um unseren ersten Brief abzugeben, waren aber nicht glücklicher. Indeß ließen wir die Briefe zurück und fuhren nach der Abtei Melrose. Als wir nicht weit davon waren, kam uns eine offene Barutsche entgegen, in welcher ich auf den ersten Blick den großen Gegenstand unseres Suchens, Sir Walter Scott mit seiner Familie, erkannte. Da ich es jedoch für eine Zudringlichkeit hielt, mich ihm auf diese Weise so ohne alle Umstände vorzustellen, so fahren wir weiter und warfen, wie wir damals fürchteten, unseren ersten und letzten Blick auf den Shakespear unserer Zeit. Eine Stunde war uns schnell vergangen unter jenen alten Ruinen, als uns Herr Lockhart aufsuchte und zu einem Besuch in Abbotsford einlud. Wir konnten die Einladung jedoch für den Augenblick nicht mehr annehmen, und erst drei Tage später, da wir von Edinburg zurückkamen, trafen wir mit Sir Walter zu Chiefswood zusammen. Als wir uns näherten, erblickten wir ihn am Thore, doch er zog sich zurück und Herr und Frau Lockhart empfingen uns allein beim Aussteigen. Wir traten in das Besuchzimmer, und hier stand Sir Walter mit seiner Tochter Miß Scott, indem er sich, nach seiner Gewohnheit, ein wenig auf seinen Stock stützte. Seine Gestalt, — doch von dieser will ich nicht sprechen, denn ich hatte nicht Zeit, danach zu sehen. Ich hatte nur Augen für das Antlitz des „großen Unbekannten“, nur Gefühl für den Druck der Hand, die den „Alterthümler“ und „das Fräulein vom See“ geschrieben hatte, nur Ohren für den wohltönenden nördlichen Accent jener Stimme, die jetzt mit Artigkeit und Wohlwollen mich in Schottland willkommen hieß.

Sir Walter findet seinen höchsten Genuß in dem Harfenspiel seiner Tochter und den alten Balladen, die sie mit großer Anmuth dazu singt. So brachten wir den Abend hin, und als wir wegfuhren, empfingen wir eine Einladung nach Abbotsford, die wir bereitwillig annahmen. — Fragen Sie mich nun nach dem Eindruck dieses ersten Tages, so muß ich gestehen, daß er, hinsichts Sir Walter's, etwas von getäuschter Erwartung mit sich führte. Er war freundlich und artig, aber sprach nicht viel, und wenn er sprach, so vermißte ich etwas von jener Schärfe der Gedanken und Macht der Sprache, die mich erst jüngst an Southey und Sir James Mackintosh so bezaubert hatten. Doch eine nähere Bekanntschaft überzeugte mich, daß ich damals von der Ketzerei der Unwissenheit befangen war. Ich brachte einen ganz unrechten Maßstab mit. Es war gerade, als wenn ich die Schwere eines Gegenstandes mit dem Längenmaß hätte prüfen wollen; als wenn ich auf der schrankenlosen Bühne einer schönen Natur-Scene, die glatte Zierlichkeit und genauen Verhältnisse eines Griechischen Tempels verlangt hätte. — Am nächsten Tage, einem Sonntage, wohnten wir dem Gottesdienst in dem Kirchenstuhle des Sir Walter Scott bei, welcher der Kanzel sehr nahe war. „Wie hat Ihnen der Prediger gefallen?“ fragte mich Sir Walter bei unserem nächsten Zusammentreffen. Ich gestand ihm, daß ich nicht einen einzigen Satz gehört hätte. „Klagen Sie darüber nicht“, erwiederte er, „Sie haben so viel gehört, als alle seine Zuhörer seit zehn Jahren vernommen haben.“ — Dieser Prediger ohne Stimme war, wie ich nachher erfuhr, der Vater des originellen Domini Sampson (im Astrologen). Hätte die Delikatesse es gestattet, so würde der Vater selbst kein schlechtes Original zu einer Schilderung abgegeben haben.

Als wir uns Abbotsford zum zweiten Male näherten, verweilten wir nicht am Thorwege, sondern fuhren rasch durch die üppige junge Holzung die es umgiebt, und nachdem wir durch ein gewölbtes und mit Thürmchen besetztes Thor gekommen waren, fanden wir uns in einem geräumigen Hofe oder Viereck. Zur Linken erhebt sich das Wohnhaus, ein reich verziertes, unregelmäßiges Gebäude. An einem Theile desselben waren noch Reste alten Schnitzwerkes erhalten, die Sir Walter von dem um sich greifenden Verfalle geschützt hatte; doch das Ganze trug das Gepräge eines eigenthümlichen Genius, der unter seinen Augen geschaffen und, wie Sir Walter sich ausdrückte, „von den Vorbildern der Kunst rasch zu denen der Natur übergegangen war.“ — In der Fronte trennt ein reichverziertes, hohes gothisches Gitterwerk den Hof von den Garten, und zur Rechten läuft ein Bogengang hin, einen bedeckten Spaziergang bildend, der fast zwei Seiten des Hofes einnimmt. — Diesmal empfing uns Sir Walter am Thore, und indem er uns nochmals in Schottland und Abbotsford willkommen hieß, nahm er Ihre Mutter bei der Hand und ging uns voran nach der Bibliothek. Doch von diesem Wege muß ich Ihnen eine kleine Beschreibung geben. Der Eingang führt durch einen achteckigen Thurm in eine Halle, die Sie auf einmal in die Zeit der Romantik, in die Tage des Ritterthums, versetzt. Wände und Getäfel sind von dunkelm Eichenholz. An jedem Ende steht auf hohem Piedestal ein gewappneter Ritter mit niedergelassenem Visir und eingelegter Lanze, gleichsam als Schildwache, die jeden Eintretenden zum Kampfe fordert. Es sind zwei vollständige alte Rüstungen. Die eine ist von Stahl, mit Gold eingelegt, die nämliche, welche bei der Krönung George IV. derjenige trug, der den Kampfritter für England vorstellte, zu diesem Zwecke von ihm lieh. Diese Rüstung kostet Sir Walter Scott 1000 Guineen. An den Wänden hingen Schilder, Speere und Lanzen, und dazwischen Hörner von Wilden Ochsen und Elennthieren und Häute von Raubthieren, gleichsam, um den Bewohner als einen eben so rüstigen Jäger als Kämpen zu bezeichnen. Auf den Fensterscheiben von gemaltem Glase sind die Wappenschilder aller Schottischen Clans abgebildet. Rings umher an den Wänden sah man die der Familien in den Granz[illegible] zierlich in Eichenholz geschnitzt, unter welchen folgende Inschrift in gothischen Buchstaben hinlief: „Dies sind die Wappenschilder derjenigen, welche in alten Zeiten die Schottischen Marken vertheidigten. Sie waren mächtige Männer und fochten tapfer, und Gott war ihr Beistand.“ Aus dieser Halle gelangt man in folgende Zimmer: Miß Scott's Boudoir, das Frühstück- und Speisezimmer, den Rüstsaal, das Besuchzimmer, die Bibliothek, und zuletzt Sir Walter's Studierzimmer. Das prächtigste dieser Zimmer ist die Bibliothek; ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das interessanteste Sir Walter Scott's Studierzimmer ist, welches wir nur unter Führung seines Herrn betraten. Die Bibliothek, nach den edelsten Verhältnissen gebaut, mit ihrem köstlichen Geräthe, den Bücherrahmen und Schränken von wohlriechendem Cedernholz, dem Getäfel von nämlichem Holze, kunstreich eingelegt und geschnitzt, dem reichen Büchervorrath, den Bogenfenstern, die auf die Tweed hinausgehen, den Vorhängen von carmoisin rothem Damast mit schweren seidenen Franzen, der reichen Sammlung von Kuriositäten, nützlichen und Luxus-Gegenständen, ist unstreitig das prachtvollste Zimmer des Hauses. Viele von diesen Gegenständen sind Geschenke. Hier steht z. B. ein schwerer Sessel, der einst einem Kardinal gehörte, und dessen Schnitzwerk ihn zum wahren Kunstwerke macht, — er ist von Rom. — Dort hängt eine alte Lampe, eine Reliquie Venetianischer Herrlichkeit. — Hier steht in einem Winkel Swift's Wanderstab, und jener glänzende silberne Sarkophag, auf seinem messingen Gestell ist ein Geschenk des unglücklichen Byron. Wie viele Ideen knüpfen sich bloß an diesen Gegenstand! Der Brief, der diese Gabe begleitete, ist von seinem heiligen Ruheplatz entwendet worden. Sir Walter bedauert diesen Verlust sehr schmerzlich. Er spricht oft von Byron; zuweilen mit hoher Bewunderung, aber stets mit Rührung. „Armer Byron“ so nennt er ihn gewöhnlich, und diese Worte, mit seinem tiefen Ton ausgesprochen, gehen bis in's innerste Herz.

Dennoch kommt die Bibliothek, mit allen ihren Herrlichkeiten, dem Studierzimmer an Interesse nicht gleich, denn hier steht sein Tisch und sein Stuhl, welche die Erinnerung seiner vergangenen Arbeiten hervorrufen, und hier liegen Papier und Feder, die Zeugen seiner gegenwärtigen Thätigkeit. Hier liegen auch seine unkorrekten, flüchtig niedergeschriebenen Manuscripte; sie beweisen, mit welcher Schnelle der reiche Quell seiner Ideen hervorströmte. Auf dem Tische liegt ein Manuscript, das ich nicht näher anzublicken wage, doch aus seinen Reden nehme ich ab, daß es von dem Aberglauben der Hochländer handelt. Rings um dieses Zimmer, in einer Höhe von ungefähr zehn Fuß, läuft eine leichte Gallerie, auf welcher man durch eine Nebenthüre in sein Schlafzimmer gelangt, so daß er sich jederzeit der Störung entziehen kann. Die Wände sind mit Bildern und Scenen aus der Geschichte Schottlands und der Gränzlande bedeckt. Unter den ersteren scheinen die von Claverhouse und der unglücklichen Maria seine besonderen Lieblinge. — Den ersten Tag hatten wir Gesellschaft bei Tische und bis spät am Abend. Sir Walter lebt auf einem ansehnlichen Fuß. Die Gebäude sind von großem Umfange und des Nachts durchgängig mit Gas erleuchtet, welches in einem der abgelegensten Theile bereitet wird. Zwei Livree-Bediente und sein Kammerdiener in schwarzem Anzuge sind fortwährend mit der Aufwartung beschäftigt. — Den Montag, 26. Juli, wollen wir künftig mit einem rothen Strich bezeichnen, denn wir haben ihn mit Sir Walter Scott allein zugebracht. Da erst wurde ich völlig inne, daß ich mich bei dem „mächtigen Meister" befand, denn, wie bei anderen Zauberern, nimmt der Zauber zu, je mehr der Kreis sich verengt. Die Wahrheit ist, daß man Sir Walter Scott nicht nach dem, was er in großen Gesellschaften ist, beurtheilen darf. Er argumentirt nie, dogmatisirt nie, spricht nie gelehrt. Kopf und Herz scheinen bei ihm mit besseren Dingen angefüllt zu seyn. Ueberströmendes Wohlwollen, Mitgefühl für jedes athmende Wesen, eine, mit den herrlichsten Naturbildern reich ausgestattete Einbildungskraft, Gefühle, die unter der leisesten Berührung menschlicher Regungen erzittern, ein Gedächtniß, so ganz in der Erinnerung der romantischen Vergangenheit lebend, daß ein Psycholog in Zweifel gerathen möchte, welchem Jahrhundert dieser Mann eigentlich angehört, eine liebenswürdige Einfalt und Anspruchslosigkeit im Benehmen, welche den Worten und Gedanken des Genie's den anziehenden Reiz der Kindheit verleiht; dies sind die Elemente seiner Zaubergewalt, deren Einfluß im Privat-Umgange hinreißend ist. Ein Buch, ein Bild, ein hingeworfenes Wort erschließt dann, gleichsam wie ein magischer Schlüssel, irgend einen verborgenen Quell, dem auf ein Mal ein glänzender Verein von Ideen, Gefühlen und Phantasie-Gebilden entströmt: Geschichten aus den Gränzlanden, rührende Balladen, herzzerreißende Unfälle. In solchen Augenblicken werden seine Augen strahlend und füllen sich oft mit Thränen, seine Stimme nimmt eine Tiefe an, die durch unsere Nerven zittert, gleich den tiefen Tönen einer Orgel. In dieser Hinsicht wüßte ich ihn mit nichts Anderem zu vergleichen, als mit seiner eigenen Schilderung des erwachten Minstrels, der

„Was er seyn wird, was er ist,
„Mühe, Noth und alles Leid vergißt"

Und bei dem Allen verläßt ihn seine unverstellte Bescheidenheit nie. In allen seinen poetischen Erinnerungen, die bei solchen Gelegenheiten gleich einer schwellenden Fluth ihm zuströmten, hörte ich ihn nie eine Zeile aus seinen eigenen Werken anführen, und so oft auf eine Stelle in seinen Gedichten angespielt wurde, wich er mit einer Unbefangenheit aus, die mich in Zweifel ließ, ob er die Anspielung verstanden habe. Das alte Beiwort „genus irritabile" ist auf ihn gewiß nicht anwendbar. Der Hohn ist seiner Natur eben so fremd, als dem Ausdruck seines Gesichts, und, so weit man aus Worten und Benehmen schließen kann, weiß er gewiß nicht, was Neid ist. Fast alle seine berühmten Zeitgenossen wurden in unseren Gesprächen erwähnt, und nie sprach er von einem derselben anders, als mit Achtung und Wohlwollen. Eines Abends recitirte er mit großem Gefühl ein Seeliedchen von Allan Cunningham, welches anfängt: „Ein nasses Segel, ein schwellend Meer". Ich war erstaunt über die Schönheit desselben und fragte ihn, ob Cunningham viele solche Sachen schriebe? „Mein Freund Allan", erwiederte er, „gleicht einem Knaben, der oft mit Pfeilen nach einem Ziele schießt, einige davon müssen treffen." Er sprach sehr oft von Coleridge, Wordsworth und Southey, und sein allumfassendes Gedächtniß hatte immer ihre besten Stellen in Bereitschaft. Mit welcher Zärtlichkeit er seiner Familie zugethan war, zeigte der innige Ausruf, in den er ausbrach, als einst das Gespräch auf diesen Gegenstand kam: „Ich danke Gott von Herzen dafür, daß er mir gute und liebevolle Kinder gab." — Als ich ihm einst die Frage vorlegte, ob ihm seine Phantasie jemals einen Stoff geliefert hätte, an dem die Erfahrung keinen Theil hatte, antwortete er nach kurzem Besinnen: seine Charaktere wären immer nach der Natur gezeichnet, und viele von ihnen sogar Portraits gewesen, mit nur geringen Abweichungen. „Diese Aehnlichkeit verrieth einst mein Geheimniß", sagte er. „Das Original zu Oldbuck (dem Alterthümler) war ein alter Freund meines Vaters, dessen ich mich aus meinen Knabenjahren sehr gut erinnerte. Die Kopie war zu treu, um nicht erkannt zu werden. Here — begegnete mir einst kurz nach der Erscheinung des Buches und rief, indem er mir auf die Schulter klopfte: „„Aha, Scott, das haben Sie geschrieben. Niemand konnte unseren alten Freund so nach dem Leben zeichnen, als Sie oder ich."" — Auf meine Erwähnung der verschiedenen sonderbaren Muthmaßungen, die man über den unbekannten Verfasser aufstellte, sagte er lächelnd: „Wahrlich, ich habe mein Geheimniß so lange und so gut bewahrt, daß es mir jetzt fast schwer wird, mein Eigenthumsrecht darzuthun."

Am Montag Morgen stand Sir Walter, nach seiner Gewohnheit um sechs Uhr auf, wie immer von seinem Lieblingshunde geweckt, einem großen Spürhund von alter Zucht, den ihm, wie er mir sagte, Dandie Dinmont, (ein Pächter, der im Astrologen vorkommt) selbst gegeben hatte. Dieser Hund ist sein beständiger Gefährte. Beim Essen hält er sich hinter dem Stuhl seines Herrn und legt ihm wohl zuweilen die Pfote auf die Schulter, um ihn zu erinnern, daß er auch da sey. Am Tage folgt er ihm bei allen seinen Fahrten und Spaziergängen, schlummert an seiner Seite, während er schreibt, und schließt den Kreis seiner Pflichten damit, daß er ihn des Nachts, auf einem Bärenfell neben seinem Bette liegend, bewacht. Mit Tagesanbruch weckt er seinen Herrn durch einen sanften Schlag mit der Pfote, als wüßte er wohl, daß dieser Dinge zu thun habe, bei denen die ganze Welt interessirt ist und das Hundegeschlecht nicht am wenigsten, zu dessen vortheilhaften Schilderung er selbst so oft als Modell diente. Bis zur Frühstückszeit, d. h. ungefähr zwei Stunden, schreibt Sir Walter, und eben so lange nach derselben, und so kommt eilf Uhr heran. Nach dieser Stunde nennt er sich einen freien Mann, denn dann schreibt er den ganzen Tag nicht mehr, als etwa einmal an langen Winterabenden. Als er an diesem Tage sein Studierzimmer verließ, schlug er Ihrer Schwester eine Spazierfahrt durch seine Anlagen vor, auf die er mit Recht stolz ist. Sie können denken, daß das Anerbieten mit Vergnügen angenommen wurde. Sein Morgenanzug paßt zu seiner einfachen ländlichen Lebensweise: Ein starkgetragener grüner Jagdrock mit breiten Schößen und Taschen, eine glatte Tuchmütze und das oft gebrauchte Pfeifchen im Knopfloch, passen recht gut zu dem starken Körperbau und der männlichen, obgleich etwas gebückten Gestalt. Man könnte ihn für einen Laird von hohem Stande aber einfachen Sitten halten, der die Bürde der Jahre zu fühlen anfängt, ohne den Geschmack an thätigen jugendlichen Ergötzlichkeiten verloren zu haben. In diesem Aufzug sah ich ihn in seiner niedrigen Barutsche dahin fahren, von Ihrer Schwester begleitet und von seinem Lieblingshund und noch zwei anderen kleinerer Race gefolgt. Als sie bei einer derben Schottischen Dirne vorbeikamen, die, bis an den Knieen im Wasser stehend, Fische fing, sagte er, (ob im Ernst oder im Scherz,) „da steht meine Diana Vernon" (die Heldin in Rob Roy).

Nach seiner Rückkehr, als ich mit ihm in der Bibliothek zusammen traf, reichte er mir, aus einem Paquet eben empfangener Briefe, eine kleine Pergamentrolle, welche mit einer Schnur zusammengebunden, und mit einem Stück Wachs versiegelt war. „Oeffnen Sie dies," sagte er, „es wird des Erzählens werth seyn, daß ein Republikaner es wagte, das Siegel eines Königlichen Befehls zu erbrechen." — „Auf Befehl desjenigen, den Könige selbst mit Vergnügen ehren" hätte ich antworten mögen, doch seine Bescheidenheit flößte mir Scheu ein, und ich wagte es nicht. Es war der Befehl zu der allgemeinen Wahl, da durch des Königs Tod das Parlament aufgelöst war, und an ihn, als Oberrichter von Selkirkshire, gerichtet. Stil und Form desselben sind, wie er mir sagte, seit der Zeit des ersten Eduard's unverändert geblieben, daher die geschmacklose Abfassung. Ein reformirtes Parlament wird ohne Zweifel alles das besser ordnen.

Indem ich mich des Anflugs von Aberglauben erinnerte, den er fast allen seinen Dichtungen verleiht, und der mir immer ex animo zu kommen schien, nahm ich einst Gelegenheit, nachdem er uns verschiedene wunderbare Erzählungen von „Sehern" zum besten gegeben hatte, ihn zu fragen, ob ihm je in seinem Leben eine solche Begebenheit vorgekommen wäre, die sich nicht auf natürliche Weise erklären ließe? Er hielt einen Augenblick inne, dann antwortete er: „Ich könnte nicht sagen, daß ich ein solches Beispiel wüßte." — Trotzdem, sey es nun von Natur, oder durch frühern Umgang, blickt doch eine gewisse Achtung für dieses Vorurtheil, um nicht zu sagen, ein Glaube daran, bei ihm hervor. Und wie könnte es auch anders seyn bei einem Gemüth, in dem die Einbildungskraft so überwiegend ist, zu deren Haupt-Elementen die Leichtgläubigkeit (ich meine die poetische) gehört. Dieser Geist mußte an die Wirklichkeit seiner eigenen Schöpfungen glauben, oder er konnte ihnen nicht solches Leben verleihen, und daher kann er die Täuschungen anderer Menschen auch nicht mit Strenge beurtheilen.

Eines Abends, als wir in der Bibliothek mit ihm allein waren, und die Rede auf ein Geschenk kam, das er erhalten hatte, öffnete er ein Schränkchen und brachte mehrere derselben zum Vorschein. Ringe, Petschafte, Dosen, Miniaturen rc. ohne Zahl. Jedes hatte seine eigene kleine Geschichte. Er zeigte uns eine kostbare goldene Dose, mit dem Bildniß Georg's IV. auf dem Deckel, die dieser Monarch ihm gegeben hatte, und sagte: „es wäre ein Fürstlicher Lohn für ein kleines Buch, das der König von ihm verlangt hatte." Besonderen Werth aber schien er auf ein unbedeutendes Stück zu setzen; es war ein alter steinerner Ring, der in den Schottischen Hochlanden gefunden worden war. Man glaubte, er wäre aus den Zeiten der Karthaginenser, und nannte ihn gewöhnlich den Schlangenstein. Er sagte uns, es gäbe, so viel man wisse, nur drei solcher Ringe, deren Eigenthümer er uns herzählte. Jedem derselben würden von dem Volks-Aberglauben besondere Eigenschaften beigelegt, vorzüglich aber sollte er dem Eigenthümer großes Unglück bringen, wenn man ihn aus der Hand fallen ließe. Um einen solchen Unfall zu verhüten, war an diesem eine kleine silberne Kette befestigt, welche man zur Vorsicht um den Finger wand. Ich bemerkte, daß er selbst diese Vorsicht gebrauchte, und als er ihn Ihrer Schwester reichte, sagte er entschuldigend: „Erlauben Sie", und schlang die Kette um ihren Finger.

Rob Roy ist wohl einer von Sir Walter's liebsten Helden. Er zeigt mit Stolz in seiner Rüstkammer die leichte Stutzbüchse dieses berühmten Freibeuters. Als wir des Wirthshauses an den Trosachs erwähnten, rief er: „Dann haben Sie auch meinen Freund Stewart

(den Wirth) gesehen, den Enkel jenes Evan von Briglands, der seine Gutherzigkeit gegen den armen Rob Roy mit dem Leben bezahlte. Er schnitt den Gurt durch und ließ ihn entwischen. Sein Enkel war meine Autorität für dieses Faktum; doch die einzelnen Umstände muß ich für unsere langen Winter-Abende aufheben."

Der Briefschreiber rühmt die große Güte, mit welcher er und seine Familie aufgenommen wurden, und schließt mit den Worten: „Das Andenken daran wird nie verlöschen. Es hat meiner Verehrung die Liebe zugesellt, und künftig wird in meinem Herzen die Erinnerung an die Tugenden des Menschen der an die Verdienste des Schriftstellers vorangehen." (L. G.)

Frankreich.

Bérangers neueste und letzte Lieder.

(Schluß.)

Wir schicken eine vortreffliche Uebersetzung von Wolff voraus, die wir seinem größeren Werke entlehnen. Dies Lied, früher schon einmal einzeln gedruckt, schließt sich anmuthig an dasjenige an, was Béranger in der Vorrede über seine Unabhängigkeit gesagt hat.

An meine Freunde, die Minister geworden.

Nein, meine Freunde, nein, ich will nichts werden,
Verstreuet Ehren, Titel, anderswo,
Gott schuf mich für die Höfe nicht auf Erden,
Mich, der ich stets der Kön'ge Lockung floh. —
Was brauch' ich denn? ein schmuckes schlankes Liebchen,
Des Schwatzens Lust zur Würze des Gerichts;
Als Gott mich schuf, da sprach er zu dem Bübchen,
Die Wiege segnend: Söhnchen, werde nichts.

Ein glänzend Loos, mir war es angelegen,
Denn von verlorner Zeit leb' ich im Nu,
Und ward mir unverhofft ein bischen Segen,
Sprach ich ganz leise: das kommt mir nicht zu.
Denn welcher arme Handwerksmann hienieden
Wär' gegen mich nicht größeren Gewichts?
In meinem Schnappsack wühl' ich d'rum in Frieden,
Denn Gott, als er mich schuf, sprach: Werde nichts.

Zum Himmel trug empor mich einst Entzücken,
Und als mein Auge auf die Erde irrt,
Wie haben sich derzeit vor meinen Blicken
Die streng geschiednen Stände doch verwirrt.
Ich höre Lärm. Ist's Lärm des Heidenthumes?
Ein Name tönt — doch ich verstehe nichts;
Ihr Großen, kriechend auf der Bahn des Ruhmes,
Als Gott mich schuf, da sprach er: Werde nichts.

Doch wisset Ihr, des Königreichs Piloten,
Ich ehre hoch den tugendhaften Mann,
Der, wie auch rings die wilden Stürme drohten,
Sich kräftig nimmt des Steuerruders an.
Glück auf die Reise! ruf' ich fern am Lande,
Und ein Gebet, mein Mund voll Rührung spricht's;
Allein im Sonnenschein schlaf' ich am Strande,
Denn Gott, als er mich schuf, sprach: Werde nichts.

Ihr werdet ohne Zweifel schön begraben,
Im Grabe wartet mein die Gruft der Zeit,
Ich werde keinen Leichenzug einst haben,
Euch giebt ein Volk in tiefem Gram Geleit. —
Man eilt umsonst hin, wo eure Sterne gefallen,
Und wo wir schlummern, thut dann weiter nichts,
Ein Grab, das ist der Unterschied von Allen,
Als Gott mich schuf, da sprach er: Werde nichts.

Erlaubt, daß ich mich still von hinnen fahre,
Begrüßen mußt' ich eure Größe doch. —
Lebt wohl, ihr Freunde, ich ließ an der Thüre
Die Holzpantoffeln und die Laute noch. —
In dem Palaste mit euch eingelassen,
Wird euch die Freiheit Stütze voll Gewichts.
Ich singe ihre Wohlthat auf den Gassen,
Denn Gott, als er mich schuf, sprach: Werde nichts.

Hans von Paris.

Steure nach dem goldnen Vließ,
Lauf' in aller Welt umher,
Doch, die Börse voll oder leer,
Kehre zurück nach deinem Paris,
Kehre zurück, kehre zurück, Hans von Paris!

Vorlängst, wie die Chronik berichtet uns hat,
Hat Hans den Bart sich gestrichen,
Wenn Thoren die Schönheit ihrer Stadt
Mit der von Paris verglichen.
Dann schwor er in Prosa
Und Versen beim Säbel,
Der Thurm von Notre-Dame sey
Der Erde ihr Nabel.

Steure nach dem goldnen Vließ u. s. w.

Was springt er über die Mauer dort
Und hänselt Mandarinen?
Was neckt er die Affen in einem fort?
In Paris, da prahlt er mit ihnen.
O, selige Hoffnung!
Es ist ihm gelungen,
Von China erzählt er
Den Straßenjungen.

Steure nach dem goldnen Vließ u. s. w.

Gold will ich in Massen und schnell, daß ihr's wißt!
So spricht er und landet in Peru,
Doch will er nicht schachern mit kleinlicher List,
Zu bleiben, sie reden ihm sehr zu,
Ohne meine zehn Liebsten?
Pfui über eu'r Metall!
Lieber als eure Schätze
Paris und ein Spital!

Steure nach dem goldnen Vließ u. s. w.

Er zieht in den Krieg, den Säbel er führet
Für Saladin oder die Christen,
Er schlägt sich, er plündert, wie sich's gebührt,
Dann schreibt er von Asiens Küsten:
Damit vom Louvre zum Boulevard
Mein Ruhm nehm' immer zu,
Verlauf' ein Savoyarde
Meine Büste für 'nen Sous.

Steure nach dem goldnen Vließ u. s. w.

In Persien, sprach er, lispelte Sie:
Sey König unterdessen.
Es sey, doch begleite für meine Müh'
Mich nach Pont-neuf, Prinzessin.
Denk' nur, eine Woche
Wird Paris mich sehn,
Die Kron' auf dem Kopfe
In der Oper stehn.

Steure nach dem goldnen Vließ,
Lauf' in aller Welt umher,
Doch, die Börse voll oder leer,
Kehre zurück nach deinem Paris,
Kehre zurück, kehre zurück, Hans von Paris!

Hans von Paris, die Chronik hat
Wohl uns gemeint, die Laffen,
Weil wir, verlassen wie auch die Stadt,
Doch immer rückwärts gaffen.
O, tolle Affenliebe
Für dies Paris,
Daraus der Teufel machte
Sein Paradies!

Steure nach dem goldnen Vließ,
Lauf' in aller Welt umher,
Doch, die Börse voll oder leer,
Kehre zurück nach deinem Paris,
Kehre zurück, kehre zurück, Hans von Paris!

Erinnerungen der Kindheit.

1831.

An meine Eltern und Freunde in Péronne, wo ich einen Theil meiner Jugend von 1790—1796 zugebracht habe.

Ihr Stätten, die sich Hoffnung einst erkoren,
Ich Funfzigjähriger seh' euch wieder heut.
Man wird im Traum der Jugend neu geboren,
So wie man auflebt in der Frühlingszeit.

Ihr Freunde meiner Jugend, euch begrüß' ich,
Dich, Mutter, hab' ich segnend nur genannt.
Hab' Dank, weil ich, des Sturmes überdrüssig,
Ich armes Vöglein hier ein Nestchen fand.

Ich will sie wiedersehn, die dumpfen Stuben —
Dort saß ich neben ihr auf hartem Holz;
Herr Kantor meistert uns, Mädchen und Buben,
Zu lehren, was er nicht weiß, ach, wie stolz!

Hier ward mir manche gute Vorbereitung,
Nur war ich leider faul und wenig werth.
Doch ich erschien mir als Mann von Bedeutung,
Als man Franklin's Gewerbe mich gelehrt.

Das Alter war's, wo Wunden leichter heilen,
Der Boden, wo die erste Freundschaft grünt;
Hier wächst ein Baum, davon ein Zweig zuweilen
Am Lebens-Abend noch als Stab uns dient.

Ihr Stätten, die sich Hoffnung einst erkoren,
Ich Funfzigjähriger seh' euch wieder heut.
Man wird im Traum der Jugend neu geboren,
So wie man auflebt in der Frühlingszeit.

Hier hört' ich einst von unsern Niederlagen,
Sah hier den Feind, der Dörfer wilden Brand;
Hier hat mein Mund an hohen Sieges-Tagen
Zu allererst gestammelt: Vaterland!

Hier war's, wo ich, in süßen Traum versunken,
Die schweren Holzpantinen stehen ließ;
Dort traf mich einst im Zorn der Himmelsfunken.*)
An's Blitzen der Gewalt gewöhnt mich dies.

Hier schliff ich gegen's Schicksal mir die Waffen,
In dieser Hütte trotzt dem Ruhm mein Geist,
Dem eiteln Ruhm, der, schaffend umgeschaffen,
Unstäter Rauch uns auch im Auge beißt.

Ihr Freunde, Eltern, Zeugen meiner Kindheit,
Die Zeit erhöht nur meinen treuen Sinn.
Noch lieb' ich sie, der Wiege süße Blindheit,
Und doch verschied die theure Wiegerin.

Ihr Stätten, die sich Hoffnung einst erkoren,
Ich Funfzigjähriger seh' euch wieder heut.
Nun wird im Traum der Jugend neu geboren,
So wie man auflebt in der Frühlingszeit.

Meine Amme.

Historisches Lied

Von Erinnrung zu Erinnrung
Hab' ich mir ein Haus gebaut;
Ich erzähl' euch, was von meiner
Amme man mir anvertraut.
Wie süß sich's an die Seele schmiegt,
Das Lied, das all' uns eingewiegt:
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Da draußen gehn zwei Schaf.

Meinen Koffer und sechs Franken
Steckt sie in die Tasch hinein;
Steigt mit mir, die hübsche Amme,
Bei Auxerre in's Postschiff ein.
Sträubst du dich auch, mein Kind, und greinst,
Es hilft dir nichts, daß du so weinst.
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Da draußen gehn zwei Schaf.

In Burgund, der Liederheimath,
Legten wir an's Ufer an,
Fanden trinkend schon im Hofen
Meiner Amme alten Mann.
Das Glas zur Hand, sang Winzer Kunz
Von Pirons frohen Liedern uns.
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Da draußen gehn zwei Schaf.

In der Hütte, bei der Kelter,
Sah' ich volle Kübel Wein.
Trunkner täglich doch und älter,
Kunz bleibt in der Scheun' allein.
Da kichert leis sein Weiblein drob
Und spricht zu mir: Nun, Kleiner, schlaf.
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Da draußen gehn zwei Schaf

Der Herr Mönch kommt, guter Nachbar,
Und der Hofhund schlägt nicht an.
Kunz empfiehlt sich; meine Schüssel
Stiehlt der unverschämte Mann.
Verfluchter Franziskaner du,
Laß mir die süße Milch in Ruh'.
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Da draußen gehn zwei Schaf.

Doch für fetten Lohn, am Münster
Kunz besorgt den Weinberg jetzt.
Ich, ein Halbgott ohne Nektar,
Bin auf Wein herabgesetzt.
Die Amme seufzt aus Herzensgrund,
Tränkt mich und spricht: du Klosterhund!
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Da draußen gehn zwei Schaf.

Als mein Pathe davon hörte,
Sagt' er als Prophet vorher:
Wein, den würd' ich schier verachten,
Und die Pfaffen lieben sehr;
Doch ich, ich prophezeie hier,
Sie singen einst als Requiem mir:
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Am Himmel gehn zwei Wolkenschaf.

*) „Schon in dem Liede der Schneider und die Fee", bemerkt Béranger zu dieser Stelle, „habe ich gesagt, daß ich, zwölf Jahre alt, vom Blitz getroffen worden bin. Mein Leben war häufig in Gefahr, und ich war nahe daran, das Gesicht zu verlieren."

Mein Grabmal.

Wie! Schon im voraus denkt ihr zu errichten
Ein kostbar Grabmal mir? Ich lebe noch.
Warum so thöricht eitler Prunk? Mit nichten,
Laßt den Gewaltigen die Reue doch.
Denn um den Preis für Gold und Marmorblöcke —
Zu schönes Kleid für einen Bettelstab —
Kauft lieber Wein, der Lust und Leben weckt;
Vertrinket froh die Kosten für mein Grab.

Ein Mausoleum kostet eurem Beutel
An zwanzigtausend Franken wohl zur Zeit;
Laßt uns dafür auf eines Berges Scheitel
Im Aether leben freier Einsamkeit.
Konzert und Ball, von Schönen ausgeschrieben,
Möbliren uns mit Freuden dort ein Haus.
Ich wag's, das Leben allzusehr zu lieben,
Die Kosten für mein Grabmal, trinkt sie aus.

Doch ich bin alt, und jung noch ist Lisette,
Sie wünscht den Putz, den ich ihr jüngst verhieß.
Süß wird ein langes Fasten durch Toilette,
Dies zeigt Longchamps: dort funkelt ganz Paris.
Nun, Freunde, nun! Sie wartet ganz geduldig.
Wirft eure Großmuth einen Kaschmir ab?
Ihr seid's wahrhaftig meinem Mädchen schuldig,
Verwendet so die Kosten für mein Grab.

Nein, Freunde, nein, auf jener Schattenbühne
Thut mir wohl keine Ehrenloge noth.
Seht diesen Armen mit der bleichen Miene,
Gebt ihm vom Glück zu kosten vor dem Tod;
Dem Greis dort, müde seiner grauen Haare,
Der vor mir hebt den Vorhang mit dem Stab,
Daß er den Platz mir im Parterre verwahre,
O schenkt ihm froh die Kosten für mein Grab.

Was hilft's, ob künftige Gelehrte suchen
Nach meinem Namen auf dem morschen Stein?
Und streun sie Laub von Linden und von Buchen,
Sie lebend athmen möchte besser seyn.
O ihr, die Nachwelt tretende Gespenster,
Steigt nur, mich aufzusuchen, nicht herab.
Wohlweiser Sterblicher hab' ich durch's Fenster
Geworfen froh die Kosten für mein Grab.

M. Veit.

Bibliographie.

Traité élémentaire de musique. (Anfangsgründe der Musik.) Von L. Quicherat. Pr. 3 Fr.

Le bosquet de Romainville. (Abend-Unterhaltungen.) Von Touchard Lafosse. Pr. 15 Fr.

Brenna. — Gallische Erzählung. Vom Verf. der Familie Almer.

La princesse Borghèse. Erzählung von J. F. M. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

La république. (Die Republik.) Geschichte der Familie Clairvent. Herausgegeben von L. Charitier. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Kontraste in der Lebensweise der Chinesen. Die Lebensweise der Chinesen ist, nach Rang und Reichthum des Volks, sehr verschieden; nirgends aber wie bei ihnen findet man den höchsten Luxus mit dem äußersten Elend in so sonderbarem und grellem Kontraste. Wer seltene und theure Leckerbissen zu kaufen im Stande ist, scheut keine Kosten zu diesem Zwecke, wie dies der ungeheure Preis der eßbaren Vogelnester beweist, die man oft mit 5000 Dollars das Pikul bezahlt, welches $133\frac{1}{3}$ Pfd. wiegt. Eine Menge Leute in den Straßen sind beschäftigt, diese Nester zum Verkauf zuzubereiten, indem sie mit Zängelchen jedes Haar, jede Faser oder Feder und sonst alles Fremdartige davon abzupfen, dabei aber doch die Form der Nester sorgfältig zu erhalten suchen, indem sie sie auf dünne Bambus-Stäbchen spießen. Die Flossfedern der Haifische werden auch sehr hoch gehalten, und wenn sie recht gut getrocknet sind, gelten sie einen hohen Preis. Die Meerschnecke, (eine garstige schwarze See-Schnecke,) die von den Inseln des stillen Meeres kommt, wird von den Chinesischen Feinschmeckern ebenfalls sehr geschätzt. Während indeß die Reichen so schlemmen, nähren sich die ärmeren Klassen im eigentlichen Sinne von Unrath. Köpfe, Eingeweide, Füße von Vögeln, jeder Abfall von eßbaren Thieren, Erd- und See-Würmer aller Art, Ratten und anderes Ungeziefer werden mit Begierde verschlungen. Wir sahen Bündel schwarzer Frösche, halbdutzendweise zusammengebunden, in flachen Wassertrögen zum Verkauf ausbieten. In einer Schlächterbude sahen wir das Hinterviertel eines Pferdes hängen, mit einem Zettel daran, der das Fleisch als vorzüglich anpries. Ein Bewohner unseres Hotels klagte, daß er in seinem Schlafzimmer, welches gerade über der Küche war, alle Morgen sehr gestört werde von dem Geschrei der Katzen und Hunde die man für den täglichen Gebrauch abschlachte. Kein Knochen, kein grünes Blatt bleibt auf der Straße liegen. Alles, was man anderwärts wegwirft, wird hier auf irgend eine Weise benutzt.

(Missionary Voyages.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Freitag den 12. April 1833.

England.

Der Journalismus in England.

Von einem Englischen Journalisten.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Presse eine Art von Königin ist; sie hat ihre Launen, ihre Höflinge, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Minister und ihren Palast. Sie hat auch, man darf es schon glauben, ihre geheimen Intriguen; sie hört auf Schmeicheleien; kurz sie hat alle Attribute der Gewalt, aber auch alle ihre Lächerlichkeiten. — Die Hof-Intriguen haben keine Historiographen mehr, weil sie Niemanden mehr interessiren. Die Intriguen der Journale verdienten Erzähler zu finden; aber man fürchtet diese mächtige Tyrannei. Man kann, wenn man in ein benachbartes Land flüchtet, sich der Gewalt eines Königs und eines Hofes entziehen; aber die Presse! die Presse! wo fände man die nicht? Wo sollte man sich verbergen, um ihren Schlägen zu entgehen? Tausende von Federn bewegen sich in Europa und reden dem Volke ein, was ihnen zu erfinden oder zu behaupten beliebt. Die Geheimnisse des Journalisten-Handwerks zu enthüllen, es zu erzählen wagen, wie sich dieses große Werk des allgemeinen Charlatanismus gestaltet, dazu gehört in der That Muth, fast Heroismus.

Wir wollen es indessen versuchen. Schlechten Gesetzen und schlechten Sitten haben wir es zu danken, daß der Charlatanismus in alle Handlungen und Bewegungen des Journalwesens eingedrungen ist; es ist das Reich der Lüge. Anscheinend der Vermittler der Oeffentlichkeit und der Aufklärung, ist die Presse eine merkantilische Speculation geworden, die von den Verwegensten und Gewandtesten betrieben wird.

England ist das Land, wo der Charlatanismus der öffentlichen Blätter am weitesten getrieben ist; dort beherrscht eine ausgedehnte und schmachvolle Organisation der Verderbtheit das ganze System dieser für sich bestehenden Literatur, welche auf die Völker neuerer Zeit einen so mächtigen Einfluß ausübt. Es ist ein Handel, eine Auflage zu nennen, aber kein Mittel mehr, um Aufklärung zu verbreiten. Man tritt zusammen, um ein Journal zu gründen, wie Kapitalisten zusammentreten, um die Fortschaffung des Gassenkothes oder den Chausseebau in Entreprise zu nehmen. Es kömmt nicht auf Talent, auf Grundsätze, sondern auf Kapitalien und auf die geeignetsten Mittel an, dieselben zu vermehren. Zu dem Ende wendet man sich an die Leidenschaften, man unterstützt eine Partei; aber das Gewissen, aber die Wahrheit, was wird aus ihnen?

Von allen Journalen Europa's ist die Times unbezweifelt das merkwürdigste. Gegenwärtig setzt sein heftiger Radikalismus in Erstaunen. Aber unter der Leitung derselben Redakteuren, unter dem Gesetz derselben Eigenthümer, athmete jenes Blatt den übertriebensten Toryismus, den wüthendsten Haß gegen Frankreich und die liberalen Grundsätze, eine blinde Verehrung für alle Mißbräuche. Dasselbe Journal, welches heute den Radikalismus predigt, hat zur Zeit, als sich der Herzog von Wellington in Spanien befand, seine ganze Beredsamkeit aufgeboten, um diesen General den größten Feldherren gleichzustellen, und uns mit Begeisterung aufgefordert, Millionen in die Kasse des Helden zu schütten. Ehemals beschwor uns dieses Journal bei Allem, was uns heilig wäre, das Ministerium zu unterstützen und ihm jene übertriebene Verschwendung zu erleichtern, welche uns an den Abgrund des Verderbens geführt hat. Heute erhebt es sich mit aller Kraft gegen dieselbe Art von Ausgaben und facht am eifrigsten die revolutionnaire Flamme an, welche uns zu verzehren droht. Woher kömmt diese Veränderung in der Sprache und in den Gedanken? Weil die Times keine Grundsätze hat. Mit einem merkwürdigen Scharfsinn begabt, betastet sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, sorgfältig die öffentliche Meinung, sie lavirt bis zu dem Augenblick, wo die schwankende Meinung einen bestimmten Weg einschlägt; dann stürzt sie sich in den Strom, ist bemüht, an der Spitze der Bewegung zu bleiben, und scheint die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, während sie sich in der Wirklichkeit nur von den populairen Ideen nachziehen läßt. Dies ist das große Geheimniß, welches die Times an die Spitze der periodischen Presse stellt. Man könnte mehr als Ein Beispiel von diesem Machiavellismus im kleinen Maaßstabe aufstellen; ich will mich mit folgenden Thatsachen begnügen, deren Wahrheit von Niemanden bestritten werden wird.

Als die Emancipation der Katholiken eine Hauptfrage wurde, war das in Rede stehende Journal um so mehr in Verlegenheit, für welche Partei es sich entscheiden sollte, als die verschiedenen Fractionen der Parteien unter einander gemischt und unentschlossen waren. Nach einer sehr lebhaften Diskussion unter den Redaktoren, die zu keinem Resultate führte, wurde beschlossen, daß man warten wolle, und daß die Times bis auf weitere Bestimmung nur zwei Mal wöchentlich von der Irländischen Emancipation sprechen solle. Herr Barns reiste nach Irland ab, erforschte die Gemüther und entdeckte, Dank seiner merkwürdigen Geschicklichkeit in solchen Sachen, daß der Sieg unfehlbar den Katholiken bleiben würde; in diesem Sinne schrieb er an die Eigenthümer des Journals. Alsobald wurden alle intellektuelle Streitkräfte, über welche die Times verfügen konnte, auf diesen Punkt gerichtet, und das geschickte Journal schien eine Mauer umzustürzen, welche schon im Einsturz begriffen war, und deren Hinfälligkeit es nur zuerst bemerkt hatte.

Dies ist die beständige Taktik der Times und aller Journale, welche ein Ansehen erlangen wollen. Sie geben sich den Schein, als ob sie leiteten, und lassen sich leiten. Sie haben sehr viel Aehnlichkeit mit jenen Rasirmessern, von denen unser satirischer Dichter Peter Pindar*) sagt, daß man sie nicht fabrizire, damit sie schneiden, sondern nur, damit man sie verkaufe. Der Absatz eines Journals ist das einzige Interesse, welches es seinen Gründern einflößt. Heute geschrieben, morgen gedruckt, übermorgen vergessen, hat es keine wirkliche Existenz. Seine Fehler verzeiht man ihm sehr leicht, seine schönsten Seiten lassen keine tiefe Spur zurück.

Auch ist das Wort Gewissen dem System ganz fremd, welches die meisten jener Publicationen leitet. Sobald ein Umstand, wenn es auch ein lügenhafter ist, ihrer Partei nützt, so theilen sie denselben ihren Lesern für wahr mit. Dies thut die Times tausend Mal im Jahre. Sie widerruft allerdings späterhin; aber die Wirkung ist hervorgebracht, das Gift ist eingeflößt, die Lüge gilt für Wahrheit, und diejenigen, welche den Widerruf lesen, sind selten dieselben, die der lügenhaften Behauptung Glauben geschenkt haben. Indessen, höre ich leichtgläubige Leute sagen, sind doch gute Sachen von den Journalen vertheidigt, nützliche Grundsätze festgestellt worden; die Times war es, welche zuerst die Immoralität der willkürlichen Maaßregeln der Englischen Regierung gegen die Königin Karoline hervorhob. Der Antheil, welchen jenes Journal an der in Rede stehenden Angelegenheit nahm, dient aber nur dazu, unsere obigen Behauptungen zu belegen.

Als die Königin in Dover gelandet war, konnte man unmöglich wissen, ob die Masse des Englischen Volkes sich zu ihren Gunsten erklären oder in die Reihen ihrer Feinde treten würde. Es war auch bei jener Gelegenheit Herr Barns, der auf Kundschaft nach Dover geschickt wurde; er fand das Volk sehr erbittert gegen die Königin Karoline und beeilte sich, den Redaktoren zu schreiben, daß die Vertheidigung dieser verlorenen Sache unmöglich sey. Als er aber von einer nach Frankreich unternommenen Reise von wenigen Tagen nach England zurückkehrte, fand er den Zustand der öffentlichen Meinung sehr verändert; die Vertheidigung der Königin, gegen welche sich die öffentliche Meinung anfänglich erhoben hatte, war eine Partei-Sache geworden. Man empörte sich gegen die Feinde dieser Frau, nicht um sie zu vertheidigen, sondern um jene anzugreifen und zu stürzen. Darauf erschien in der Times jener glänzende Aufruf an das Englische Volk. Darauf donnerte zu Gunsten einer beleidigten Frau die ganze Beredsamkeit der ausgezeichnetsten und gewandtesten Schriftsteller. Ohne den Beistand der Times würde es der Königin nicht gelungen seyn, die gegen sie erbitterte öffentliche Meinung zu besiegen**) und einem mächtigen Ministerium zu trotzen, welches über Millionen verfügen konnte, um sie zu zerschmettern.

Es ist unnütz, hier von einem Umstand zu sprechen, den Jedermann kennt, von jenen vertrauten Verhältnissen nämlich, welche sich immer zwischen den Gnaden-Vertheilern und den Redaktoren der mächtigen Journale bilden. Perry erhielt im Jahre 1806, als die Whigs triumphirten, eine Stelle von 800 Pfd. Stlg. jährlich. Herr Walter, der Sohn, Eigenthümer der Times, erhielt im Jahre 1805 aus der Hand der Minister eine jährliche Pension von 600 Pfd. Stlg. Der Mann, der gegenwärtig die meiste Zeit in dem Kabinette Brougham's zubringt, ist der Redacteur einer Morgen-Zeitung und der Bruder eines Advokaten, der von jenem Lord sehr einträgliche Gunstbezeigungen erhalten hat.

Nun wollen wir aber in die Werkstatt der Journale selbst eintreten; wir werden daselbst auffallende Sonderbarkeiten wahrnehmen.

*) Doktor Wolcott

**) Hier scheint der Verfasser in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen.

die gewiß Niemand vermuthet. Ein einziger Mann z. B. läßt unter seinen Augen vier Zeitungen von ganz entgegengesetzten Farben und Grundsätzen fabriziren. Ein anderer, der König seines Handwerks (Herr Colburn,) giebt zu gleicher Zeit heraus: das United Service Journal*), welches niemals von dem ernsten Torysmus abgewichen ist; das New Monthly Magazine, dessen Grundsätze radikal sind; die Sunday-Times, welche sich zu whigistischen Grundsätzen bekennt; das Court-Journal, welches wie alle Welt oder wie Niemand denkt, und endlich die Literary-Gazette, ein rein kommerzielles Unternehmen, dessen einziger Zweck es ist, diesem oder jenem Werke einen augenblicklichen Ruf zu verschaffen oder den Erfolg eines anderen zu hintertreiben. Aus denselben Pressen gehen also zu gleicher Zeit die widerstreitendsten Ideen hervor.

Es giebt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo man so viel Lügner und Leichtgläubige findet, als in dem Bureau eines Journals. Wir haben in England eine gewisse Anzahl von Menschen, die eben nicht der guten Gesellschaft angehören, und deren einziges Geschäft es ist, die Tages-Neuigkeiten zu sammeln. Man muß es sehen, in welchem barbarischen Stil diese zeilenweise bezahlten Redaktoren ihre Seiten vollschmieren, und welche unverschämten Lügen sie zu Tage fördern. — Von wie viel komischen Scenen bin ich in fast allen Bureaus der Londoner Journale Zeuge gewesen! Zuweilen machen sich die Eigenthümer der Journale, wenn sie gewandt und abgefeimt sind, ein Vergnügen daraus, die Eitelkeit und die Unwissenheit ihrer Kollegen zu ihrem Vortheil zu benutzen. Herr Thwaites, der Herausgeber des Morning-Herald, ist ein sehr rechtlicher Mann mit sehr gewöhnlichen Manieren, der einen Pferdehändler leicht mit dem Erben einer Pairie verwechseln würde. Der Eigenthümer eines Sonntagsblattes, einer Art von Figaro ohne Grundsatz, nahm sich vor, von den aristokratischen Anfällen des Herrn Thwaites und von seiner ungemeinen Leichtgläubigkeit zu gleicher Zeit Nutzen zu ziehen. Er stellte sich ihm als ein Herr nach der Mode vor, der bereit sey, ihm ohne Rückhalt die Geheimnisse der Boudoirs auszuliefern und ihn mit allen Vorfällen in den vornehmsten Londoner Salons bekannt zu machen. Ein schöner Fund! Welche Mine gab es da auszubeuten! Welch' eine herrliche Acquisition für den Morning-Herald. Herr Thwaites, entzückt, schloß, ohne irgend andere Erkundigungen einzuziehen, einen Vertrag mit seinem Lieferanten ab, wodurch er sich verpflichtete, ihm wöchentlich fünf Guineen für alle Nachrichten zu zahlen, welche er über das Leben der vornehmen Welt und über Hof-Intriguen herbeibringen würde.

Der Betrüger machte sich sogleich an's Werk. Die Spalten des Herald füllten sich mit zierlichen und poetischen Beschreibungen von Festlichkeiten, Bällen und Konzerten; Namen von vornehmen Herren durch Anfangs-Buchstaben oder Strichen bezeichnet; halb schlüpfrige und halb empfindsame Schilderungen; Mode-Artikel und Details über die Liebschaften dieses oder jenes Lords und seiner Gemahlin. Der Erzähler aller dieser schönen Dinge hatte einen doppelten Vortheil. Erstlich verdiente er sich auf eine sehr bequeme Weise Geld, und dann that er einem Kollegen Schaden, der sich nichts Arges dabei dachte. Ein Zwischen-Ereigniß machte indessen der Sache ein Ende und brachte plötzlich die Emphase des Morning-Herald's zum Schweigen. Man denke sich die Versteinerung des Herrn Thwaites, als er folgenden Brief entsiegelte:

„Der Herzog von — — empfiehlt sich dem Herrn Thwaites und dankt ihm dafür, daß er seiner in der gestrigen Zeitung erwähnt hat. Er hat nichts dagegen, daß die Journale sich die Zeit damit vertreiben, poetische und selbst lügenhafte Beschreibungen von öffentlichen oder Privat-Festlichkeiten zur Unterhaltung ihrer Leser anzufertigen; nur hat er die Ehre, Herrn Thwaites bemerklich zu machen, daß er an dem Tage, wo er, dem Morning-Herald zufolge, 100 Personen aus der vornehmsten Gesellschaft an seiner Tafel bewirthete, durch den Tod seiner Mutter veranlaßt wurde, nach seinen Gütern in der Grafschaft Bedford abzureisen."

Kaum war dieser Brief gelesen worden, als der Neuigkeiten-Sammler in das Kabinet des Herrn Thwaites eintrat und ihm die Beschreibung eines nicht weniger prachtvollen Diners bei einem anderen Herzoge zustellte. — „Sagen Sie mir doch", fragte Herr Thwaites seinen Merkur, „woher haben Sie die Nachrichten über das Diner bei dem Herzoge von — —?" — „Ah! das große Diner in der vergangenen Woche? Das prachtvolle Diner! ja — davon hat mir der Herzog selbst erzählt." — „Er selbst?" — „Ja, der Herzog selbst. Er ist ein vortrefflicher Mensch, aber voller Eitelkeit, und es entzückt ihn, wenn er seinen Namen in den Zeitungen liest. Das ist sein Glück, sein Leben; nun, Jeder hat seine Schwächen. „„Mein Lieber"", sagte er am vergangenen Montag zu mir, „„lassen Sie dies in eines Ihrer Journale einrücken; ich werde Ihnen unendlich verpflichtet seyn."" Ich begnügte mich damit, einige orthographische Schnitzer zu korrigiren, und sein Artikel erschien, wie er ihn selbst gemacht hatte." — „Teufel", sagte Herr Thwaites sehr sanft, denn seine Kaltblütigkeit ist bewundernswerth, „wie geht es denn zu, daß der Herzog mir diesen Brief schreibt?" — Und ohne Zorn, ohne sich zu ärgern, überreichte er seinem Korrespondenten die verdrießliche Zuschrift. Dieser nahm dieselbe mit gleichgültigem Wesen, las sie flüchtig durch und sagte, das Blatt nachlässig auf den Tisch werfend: „Der Herzog macht sich über Sie lustig." — „Nehmen Sie Ihre acht Guineen", sagte Herr Thwaites, „und daß ich nicht wieder von Ihnen reden höre!"

Unser Spitzbube nahm seinen Hut, steckte das Geld in die Tasche, dankte dem Herrn Thwaites sehr höflich und ging nach Hause. Am anderen Morgen las man in dem Journal, dessen Eigenthümer er war, folgenden Artikel:

„Wir erfahren mit Bedauern, daß der Herzog von — — seine Mutter verloren hat. Man kann sich nicht genug über die Unverschämtheit einiger Journale wundern, deren Erzählungen das Publikum gar keinen Glauben mehr schenken darf. Der Morning-Herald behauptete vorgestern, daß derselbe Herzog von — — am Todestage seiner Mutter seinen Freunden ein großes Diner gegeben habe." (Schluß folgt.)

*) Eine ausschließlich militairischen und nautischen Gegenständen gewidmete Monatschrift.

Bibliographie.

Important notices. (Wichtige Notizen über alles das, was den Geld-Kredit eines Staates ausmacht.) Von R. Moore. Pr. 1 Sh.
History of the church. (Kirchengeschichte.) Bd. III. Pr. 10 Sh.
Selections from Addison. (Auserlesene Stellen aus Addison's Werken.) Von Berens. Pr. 4½ Sh.
Life and adventures of General Jarvis. (Selbstbiographie des General Jarvis.) Pr. 3½ Sh.
On slavery amongst the Romans. (Ueber die Sklaven der Römer.) Von Blair. Pr. 6 Sh.

Frankreich.

Ueber den öffentlichen Unterricht in Frankreich und die Verdienste Guizots um denselben.

Der neueste Band der Revue Encyclopédique enthält einen Aufsatz von Herrn Lagarmitte, einem ehemaligen St. Simonisten, worin den von Herrn Guizot seit seiner kurzen Verwaltung vorgenommenen Reformen im Departement des öffentlichen Unterrichts großes Lob gespendet wird, — ein Lob, auf welches der Verdacht der Partheilichkeit um so weniger fallen kann, als die Redacteure wie die Mitarbeiter dieser gelehrten Zeitschrift in Bezug auf politische Prinzipien die Gegner des genannten Ministers sind.

Der Aufsatz beginnt mit einer Hinweisung auf die Sorgfalt, mit welcher das Gebiet des öffentlichen Unterrichts in den mitteleuropäischen Staaten gepflegt wird und auf die vortheilhaften Folgen, welche daraus für den moralischen und intellektuellen Zustand ihrer Bewohner hervorgegangen sind. „Frankreich", heißt es dann weiter, „ist von einem so vortheilhaften Zustande noch weit entfernt. Denn dieser Zweig der gesellschaftlichen Organisation hat, wenn man die Spuren abrechnet, welche der militairische Geist des Kaiserthums zurückgelassen hat, seit 1789 einen wahren Epimenidesschlaf geschlafen. Die Wahl und Leitung der Studien, die Bedingungen der Aufnahme in die verschiedenen Lehr-Anstalten, die gesellschaftliche Stellung der Professoren und anderen Lehrer, Alles athmet noch den Geist der Französischen Monarchie des achtzehnten Jahrhunderts. Um sich von dem Mißverhältniß zu überzeugen, welches in dieser Hinsicht zwischen unseren Ansichten und unseren Einrichtungen herrscht, braucht man nur einen Blick auf die verschiedenen Zweige des öffentlichen Unterrichts zu werfen. Die büreaukratische Organisation unserer Akademieen, der Geist des Monopols, der sich in der unveränderlichen Feststellung der Anzahl der Lehrstühle und in ihrer Vertheilung unter die einzelnen Professoren ausspricht, die Studien-Reglements, die bei den Professoren wie bei den Studirenden alle freie wissenschaftliche Thätigkeit unterdrücken, das scholastische Gepränge der unzähligen Prüfungen und feierlichen Disputationen, die verschiedenen Universitätsgrade u. s. w. stehen mit unserem Jahrhunderte im Widerspruch. In unseren Rechts-Fakultäten wird die Französische Jugend zum Kabulisten-Handwerk abgerichtet, indem man derselben statt aller geistigen Nahrung Kommentare und Paraphrasen auftischt, ohne sich um die fast gänzliche Umwälzung zu bekümmern, welche die Rechts-Wissenschaft seit einem halben Jahrhundert in andern Ländern erfahren hat. Gleicher Tadel trifft unsere philologischen Fakultäten, die in Bezug auf literarische Kritik und auf philologische Kenntnisse auf der Stufe des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben sind. Die drei medizinischen Fakultäten und die Pariser Fakultät der mathematischen und Natur-Wissenschaften sind beinahe die einzigen wissenschaftlichen Anstalten, deren sich Frankreich im Vergleich zu anderen Nationen nicht zu schämen hat. Der Zustand der Königlichen Gymnasien und der andern Lehr-Anstalten zweiten Ranges ist nicht minder betrübend; ihr Hauptgebrechen besteht darin, daß die Jugend der armen Klassen und selbst die der unteren bürgerlichen Stände ganz davon ausgeschlossen ist, namentlich seitdem die ganzen Stipendiat-Stellen, welche früher vom Staate an die Söhne unbemittelter, aber ehrenwerther Familien verliehen wurden, aufgehoben worden sind. Bei dem Zustande unseres Gymnasial-Unterrichts ist indessen diese Ausschließung kaum für einen Verlust zu halten. Dieses Unterrichts-System, das sich seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ohne wesentliche Veränderungen bis auf unsere Zeiten erhalten hat, hat freilich zu der Zeit, wo es eingeführt wurde, keine Nachtheile dar. Für die Söhne der adeligen Familien und des höheren Bürgerstandes bestimmt, hatte es keinen anderen Zweck, als einen jungen Marquis oder den Sohn eines emporgekommenen Financiers so weit zu bilden, daß er in dem Alter von achtzehn Jahren sich mit Ehren in einem Salon zeigen und über die Werke der Kunst und Literatur oberflächlich urtheilen konnte, ohne gerade eine Unwissenheit zu zeigen, die ihn in den Augen der Gelehrten und Literaten vom Fach, deren Amphytrio er spielte, lächerlich gemacht haben würde. Zu diesem Behufe studierte er acht Jahre lang die Französische, Lateinische und Griechische Sprache, jedoch nicht so, daß er sich solide Kenntnisse darin erworben hätte oder in die höheren philologischen Studien eingeweiht worden wäre, sondern nur, um äußerlich damit zu glänzen. Nachdem er die Eleganzen des Lateinischen Stils gelernt, einige Verse in der Sprache des Virgil zu Stande gebracht und einige Zeilen aus jedem der großen Schriftsteller des

Alterthums übersetzt hatte, konnte der junge Lanceot nach seinem Abgange von der Schule sich einbilden, er habe den Gipfel menschlichen Wissens erreicht und brauche sich nur noch mit gelehrter Miene in seinen Lehnstuhl hinzupflanzen, um über Alle literarischen Hervorbringungen seiner Zeit in letzter Instanz abzuurtheilen. Das Ziel der Erziehung war nunmehr erreicht, der junge Marquis oder Kapitalist hatte jetzt jenen schöngeistigen Anstrich und jene edle Selbstgefälligkeit erlangt, die für die Rolle, welche er in der Welt spielen sollte, unentbehrlich sind, und seine Lehrer konnten sich ihres Werkes rühmen, denn sie hatten, nach einem damaligen Ausdruck, einen fertigen jungen Mann aus ihm gebildet.

Eben so beklagenswerth ist der Zustand, in welchem das Kaiserthum und die Restauration die Elementarschulen gelassen haben. Nach der Juli-Revolution waren drei Viertheile unserer Gemeinden ohne alle Schulen, die Lehrer an den vorhandenen waren unwissend, denn nur eine kleine Anzahl von ihnen war in den fünf bis sechs damals bestehenden Schullehrer-Seminarien gebildet, und ihre Stellung war so ärmlich, daß sie, um nur leben zu können, noch nebenbei das Amt eines Kirchendieners, öffentlichen Ausrufers, Commissionairs u. s. w. treiben mußten, wodurch der Elementar-Unterricht bei den Landbewohnern in immer größeren Mißkredit kam.

Die Frage ist nun, was hat die Juli-Revolution für den öffentlichen Unterricht gethan? Zur Beantwortung derselben müssen zwei Perioden unterschieden werden, deren erstere vom Juli 1830 bis zum 11. Oktober 1832 reicht und deren zweite den Zeitraum von da an bis auf den heutigen Tag umfaßt. Die erstere Epoche, obgleich die längere, läßt sich in wenig Worten charakterisiren. Es genügt, die Namen der fünf Minister des öffentlichen Unterrichts vor Herrn Guizot anzusehen, um sich zu überzeugen, daß man an eine ernstliche Reform dieses wichtigen Zweiges des gesellschaftlichen Lebens nicht gedacht hat und daß das Interesse der Sache selbst bei der Wahl dieser Minister am wenigsten zu Rathe gezogen worden ist. Die Wahl des Herzogs von Broglie war eine unglückliche, da seine Fähigkeiten und sein Charakter ihn zu jeder anderen Stellung geeigneter machten, als gerade zu dieser. Die folgenden Wahlen, nämlich die der Herrn Merilhon, Barthe, Montalivet und Girod würden eine noch härtere Rüge verdienen, wenn nicht die Zeit-Umstände der letzten beiden Jahre es einigermaßen entschuldigten, daß man Verbesserungen in den speziellen Fächern den politischen Partei-Interessen unterordnete. Die nützlichen Ergebnisse dieser Periode von zwei Jahren und zwei Monaten beschränken sich auf die Gründung einiger Schullehrer-Seminarien, deren Organisation aber noch lange nicht beendigt ist. Die Berathungen des Königl. Unterrichts-Conseils über das in der Charte versprochene neue Gesetz hatten kein anderes Resultat, als daß man sich von den Schwierigkeiten der Sache überzeugte und zu der Ansicht gelangte, daß es fast unmöglich sey, gegenwärtig ein gutes Gesetz über diese Materie zu entwerfen. Die Reise des Herrn Cousin nach Deutschland trug indessen nicht wenig dazu bei, einige praktische Ansichten zu verbreiten, und wie viel auch von manchen Gelehrten an seinen Briefen an den Minister ausgesetzt worden seyn mag, so bekennen wir, daß wir in ihnen einen einfachen und ungekünstelten Geist, Freiheit von systematischen Vorurtheilen, eine richtige Würdigung der Vortheile des Deutschen Unterrichtswesens und eine Tendenz zur praktischen Nützlichkeit erkannt haben, die nirgends dem Streben, eine leere Gelehrsamkeit zu zeigen, aufgeopfert worden ist. Aber die von Herrn Cousin vorgeschlagenen Verbesserungen blieben, ihrer geringen Anzahl und großen Ausführbarkeit ungeachtet, von den Herren Montalivet und Girod unverwirklicht.

Erst der Eintritt des Herrn Guizot machte diesem unthätigen Zustande ein Ende, und der Gebrauch, den er bereits während der kurzen Zeit seiner Verwaltung von seiner Minister-Gewalt gemacht hat, muß ihn in den Augen aller unparteiischen Beurtheiler von seinen Vorgängern auf eine für ihn höchst vortheilhafte Weise unterscheiden. Bereits sind nützliche Reformen bewirkt und noch wichtigere versprochen und auch schon begonnen. Die Elemente des neuen Plans, nach welchem Herr Guizot das System des öffentlichen Unterrichts umgestalten will, sind in zerstreuter Form in folgenden Dokumenten niedergelegt: 1) In seinem Rundschreiben an die Rektoren der Akademieen, worin er dieselben auffordert, ihm alle auf den Zustand des Unterrichts in ihrem Ressort bezügliche Aktenstücke mitzutheilen. 2) In der Einleitung zu der Königl. Verordnung, durch welche eine periodische Zeitschrift zum Gebrauch der Elementar-Schulen gegründet worden ist. Herr Guizot spricht darin seine Ansichten über die Unzulänglichkeit der mit der Beaufsichtigung des Elementar-Unterrichts beauftragten Behörden, so wie über das Patronat aus, welches der Staat gegen die Schulen üben soll, und erklärt es für einen Fehler, wenn man den eigentlichen Unterricht von dem moralischen und religiösen trennen will. „Der Einfluß des Gewissens", sagt er darin, „läßt sich durch keinen anderen ersetzen. In Holland, Deutschland und Schottland findet man die blühendsten und einflußreichsten Schulen unserer Zeit, und in allen diesen Ländern ist die Religion mit dem Elementar-Unterrichte verbunden und dient ihm zur heilsamsten Stütze." 3) In der Einleitung zu der Verordnung, durch welche die fünfte Klasse des Instituts wieder hergestellt worden ist, und worin Herr Guizot von der Wichtigkeit der moralischen und politischen Wissenschaften spricht. 4) In dem Gesetz-Entwurfe über den Elementar-Unterricht und in der Einleitung dazu, welche ein System allmäliger und darum ausführbarer Neuerungen enthalten. 5) In dem Berichte an den König über die Vertheilung der vom Staate oder von den Departemental-Behörden ausgesetzten Stipendien an den Königl. Gymnasien. 6) In den Rundschreiben, welche der Minister an die verschiedenen religiösen oder philanthropischen Vereine gerichtet hat, die sich mit der Verbreitung und Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts beschäftigen. Der Minister spricht in diesen Schreiben von dem nothwendigen und innigen Zusammenhange, in welchem die religiöse und intellektuelle Erziehung mit einander stehen, und beobachtet überall, er mag nun zu den Brüdern der christlichen Schulen, oder zu den protestantischen, oder zu den philanthropischen Vereinen reden, einen ruhigen und würdigen Ton, indem er die besondere Tendenz jedes dieser Vereine respektirt, ohne derselben darum beizutreten. Dies ist die wahre Stellung, welche die Regierung den religiösen und philanthropischen Corporationen gegenüber einnehmen muß, und das Verfahren des Herrn Guizot in dieser Hinsicht ist um so lobenswerther, als es mit der feindseligen und anmaßenden Sprache, welche die neue Regierung öfter gegen die religiösen Vereine und namentlich gegen den Katholizismus geführt hat, einen vortheilhaften Kontrast bildet.

Wir schließen hiermit, so endigt der Aufsatz, unsere Bemerkungen über die von Herrn Guizot vorgeschlagenen Reformen. Indem wir ihm, im Namen aller Freunde des Vaterlandes, für den Eifer und die guten Absichten danken, die er in dem bisherigen kurzen Zeitraume seiner Verwaltung gezeigt hat, sprechen wir ein Lob aus, das, von uns ausgehend, nicht in den Verdacht der Parteilichkeit kommen kann.

Bibliographie.

- Histoire de la guerre des Albigeois. (Geschichte des Albigenser-Krieges.) Von D. a. Parrelaine. Pr. 7½ Fr.
- Champavert. Contes immoraux. (Unmoralische Erzählungen.) Von Petrus Borel. Pr. 7½ Fr.
- Conjuration etc. (Die Verschwörung von Ludwig Philipp Joseph von Orleans, genannt Egalité.) Nach der von Montjoie im J. 1796 herausgegebenen Geschichte. Pr. 2 Fr.
- Conseil pour former une bibliothèque. (Verzeichniß aller guten Werke, die in eine christliche Bibliothek aufgenommen werden können.) Von J. F. Rolland.
- L'époque sans nom. (Pariser Skizzen.) Von A. Bazin. Pr. 15 Fr.
- Le Tyrol et le nord de l'Italie. (Tyrol und das nördliche Italien.) Von F. Mercey. Pr. 15 Fr.

Nord-Amerika.

Zwei Missionarien bei den Irokesen und Eskimo's.

In dem zweiten Theile von Coene's in frommer ernster Absicht begonnenen und mit vielem Fleiß ausgeführten Lebensbeschreibungen berühmter Missionarien — einem Buche, das am schlagendsten die ungerechten Anklagen widerlegt, die in England seit einiger Zeit gegen die Wirksamkeit dieser Männer erhoben worden, die in ihrer Hingebung selten übertroffen werden und nur in ihrem frommen Eifer manchmal etwas zu weit gehen — befinden sich namentlich einige interessante Notizen aus dem Leben zweier jener für die Verbreitung des Christenthumes eifrigen Glaubenslehrer, die wir hier auszugsweise mittheilen. Zuerst ist von David Zeisberger, einem bekannten Missionair der Mährischen Brüder, die Rede, welcher Amerika in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bereiste, und dessen zweiten Besuch bei den Irokesen der Verfasser in nachstehender Weise erzählt.

„Nachdem er viel Ungemach auf der Reise erduldet hatte, kam er an und wohnte in demselben Hause, wo er vor vielen Jahren schon einmal gewohnt hatte. Wie schön ist die Erinnerung an die Zeit, wo wir zuerst unserem Gotte dienten! — an den ersten aufrichtigen und glücklichen Beginn der Laufbahn zur Unsterblichkeit! Noch einmal befand er sich an dem Orte seiner ersten Mission — in Onondago, dessen einfache aber ernste Sitten, gemischt mit Größe und Grausamkeit des Charakters, dessen wilde Tugenden und noch wildere Laster ihm zuerst eine genauere Kenntniß der Eingebornen verschafften; während er den eigenen schweren Kämpfen und Prüfungen die goldene Kenntniß seiner selbst verdankte. Es war ein Ort voll Furcht und Schrecken für den furchtsamen Geist — voll Sieg und Gewalt für den kühnen. Und nun bestürmten alle früheren Erinnerungen sein Herz. Wer käme wieder nach dem wilden Schauplatz, wo er lange mit seinem Schicksale gekämpft hat, und begrüßte nicht selbst die todten Gegenstände als bekannte Freunde — den alten Baum, den Felsen, den Fluß, einst die einzigen Zeugen seiner Hoffnung und seiner Verzweiflung, seiner Gebete und Thränen? Der Fluß Zinochso, an dessen Ufer er oft gewandelt war — die Wälder, in deren Schatten er geruhet — selbst die Hütten, welche er mit eigenen Händen gebaut hatte — Alles erinnerte ihn ausdrucksvoller, als Worte es thun konnten, an die vergangenen Zeiten. Mit tiefer Rührung sah er das Volk sich versammeln. Kalt, hochmüthig, treulos, der Schrecken anderer Völker, waren die Irokesen gegen ihn sanft und gütig gewesen, und empfingen ihn jetzt wie einen Bruder. Der Morgen war zur großen Raths-Versammlung festgesetzt, und die Fahne wehete schon zu Ehren des Gastes. Die Stunde kam, wo Zeisberger in die Versammlung „„der großen Flamme von Onondago"" trat, wo sie oft seinen Worten gelauscht hatten. Die Propheten und Prediger sollen ihre Begeisterung oft dem Eindruck äußerer Gegenstände verdanken; nichts konnte in dieser Beziehung wirksamer seyn, als diese schweigsame Versammlung von Kriegern, unter denen sich die ältesten und berühmtesten der Nation befanden. Keine Wildheit oder Verrätherei im Blick, keine mörderische Leidenschaften waren dort wahrzunehmen; ernst in ihrem Aussehen, frei und edel in ihrer Haltung, warteten die Irokesen auf die Predigt. Und Zeisberger sprach gut; er schilderte mit Lebendigkeit die Mühseligkeiten und Gefahren der Brüder unter den Heiden, stellte Betrachtungen über den künftigen Zustand der Indianischen Congregationen an; erinnerte die Ver-

sammlung an das früher zwischen ihnen bestandene freundschaftliche Verhältniß, und forderte sie schließlich auf, ausdrücklich zu erklären, ob sie das genehmigen wollten, was zwischen ihm und dem Oberhaupt der Lajngen verabredet worden sey. Die vornehmsten Männer der Versammlung erkundigten sich dann ausführlich nach allen Verhältnissen der Niederlassung in Freudenshütten und erklärten dann, ihrer Gewohnheit gemäß, daß sie nicht übereilt entscheiden könnten."

„Man nimmt häufig wahr, daß Männer, welche ihr Leben in fremden wilden Gegenden zubringen, und für deren glühenden Eifer mehrere Nationen eine zu enge Gränze scheinen, wenig Empfänglichkeit für die wärmeren Regungen des Herzens empfinden, die gleichsam in einem erhabeneren Enthusiasmus untergehen. Howard durchreiste ganz Europa, um in den Gefängnissen Trost zu verbreiten, und war ein harter Vater gegen seinen einzigen Sohn. Der herrliche Lebrz ließ seine Familie in Spanien und ging nach Mexiko, um sein Leben den wilden Indianern zu widmen; erkundigte sich aber später niemals nach seinen Verwandten oder seinen Brüdern, weil er jeder irdischen Anhänglichkeit abzusterben wünschte. Dies war nicht der Fall mit Zeisberger, der manche tiefe, romantische und innige Freundschaft schloß, die um so dauernder war, als sie unter Elend und Verfolgungen entstand. Der Sohn Saul's würde nicht so innig an David geknüpft gewesen seyn, wenn nicht der Letztere, von Tod und Verrath umgeben, sich hülflos seinem Schutze dargestellt hätte. Und so war es nicht die Behaglichkeit des Friedens, oder äußere Vorzüge, welche die Seele des Kriegers an den Mährischen Bruder knüpften; er kam, ein Flüchtling und hülflos; sein eindringlicher Aufruf ward vernommen; und der Häuptling, der, wenn er ihm bewaffnet im Walde begegnet wäre, nach seinem Blute gelechzt hätte, bewunderte jetzt seine Leiden und seine Ausdauer, vertheidigte ihn gegen Feinde und schloß sich bald mit Liebe an ihn. Aber viele sind seitdem von seiner Seite gewichen; Einige hat er zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet, Andere fielen in der Schlacht oder auf der Jagd. Friedrich Kammerhoff, Porlöus und Andere ruhen schon von ihren Arbeiten aus. Seine Eltern schlummerten auf dem Kirchhofe zu Bethlehem; aber ehe ihre Augen von ihrem einzigen Sohne zugedrückt wurden, hatten sie die unaussprechliche Freude, ihn, wie er sich selbst ausdrückte, mit Leib und Seele seinem Gotte ergeben zu sehen. Seine Freundschaft mit Spangenberg und dem vortrefflichen Kammerhoff wurde durch manche Pilgerfahrt auf das festeste geknüpft. Andere traten an ihre Stelle, aber sie glichen ihnen nicht an Liebe und treuer Brüderschaft."

„Zeisberger lebte 60 Jahre unter den Indianern und besuchte während der letzten 40 Jahre seine Brüder in den Vereinigten Staaten nur dreimal. Die Furchtlosigkeit und Kühnheit des Indianischen Kriegers waren in ihm mit dem Glauben und der Einfachheit des Christen vereinigt. Als er die Gebrechlichkeiten des Alters zu fühlen begann, beeilte er sich, seine Uebersetzungen von Stellen aus der heiligen Schrift in die Delaware-Sprache zu vollenden. Eben so beendigte er das Gesangbuch, welches jetzt im Gebrauch ist; es besteht lediglich aus Gesängen von seiner eigenen Uebersetzung. Er hinterließ ferner eine schätzenswerthe Grammatik der Delaware-Sprache. Freundlich, und fast ohne daß er es bemerkte, rückte das hohe Alter heran; als er nicht mehr reisen konnte, besuchte er täglich jedes Haus in der Niederlassung. Als er aber mit gänzlicher Blindheit heimgesucht wurde, verließ er seine Wohnung nicht mehr. Seine Freunde lasen ihm oft etwas vor, und er unterrichtete die jüngeren Missionarien. Das Leiden, welches ihn überfallen hatte, trug er ohne Murren; es war ein schreckliches, selbst für Jemanden, der dem Grabe so nahe war. Ach, bitter, sehr bitter ist der Verlust aller der theuren und lebendigen Schauspiele der Natur. Zeisberger fühlte diesen Verlust tiefer, als jeder Andere; siebzig Jahre lang hatte er nur in der Natur gelebt. Wir können ihn uns denken, wie er, gleich einem Patriarchen der früheren Zeit, Abends gern vor seiner Thüre saß, auf den Wind in den Wipfeln der Bäume und auf das Geräusch der Wellen lauschte und die letzten Strahlen der Sonne auf seinem kahlen Scheitel fühlte. Er starb, 88 Jahr alt, im Winter des Jahres 1808."

Die folgenden Auszüge sind aus dem Tagebuche des Missionairs **Jens Haven**, der seine Thätigkeit den Eskimo's an der Küste von Labrador zuwandte:

„Wovon sie am schwersten abzubringen waren", sagt der Verfasser, „war ihre Neigung zur Neckerei, und die Lust, Alles in's Lächerliche zu kehren. Sie konnten dem ausgelerntesten Possenreißer als Muster dienen. Wenn sie ein Englisches Schiff besucht, oder sonst Europäer gesehen haben, so sieht man sie gleich, von einem Haufen ihrer Landsleute umgeben, die ihre Freude durch Jubel und Lachen an den Tag legen, alle genau beobachteten Manieren und Sitten auf das possierlichste kopiren. Der wilde Ausbruch der Leidenschaften, dem sie unterworfen sind, legt ebenfalls ihrer Frömmigkeit Hindernisse in den Weg; sie gehen oft, wenn etwas ihnen zuwider ist, plötzlich von dem Zustand der Ruhe in den wüthendsten Zorn über." — An einer Stelle von Haven's Tagebuche heißt es: „Kovik war einer der größten Bösewichter in diesem Lande, der sich die abscheulichsten Handlungen hatte zu Schulden kommen lassen. Sein wüthendes Benehmen, dessen Anblick Zittern erregte, war in ein freundliches artiges Wesen verwandelt. Er wurde bald darauf krank und litt große Schmerzen. Da bemerkten wir, daß er die ganze Zeit über die Rolle eines Betrügers gespielt hatte, und daß die vielen schönen Redensarten und die Thränen, welche er dabei reichlich fließen ließ, eitel Verstellung gewesen waren. Dies stimmte auch mit den Angaben seiner Bekannten über seinen Charakter überein; aber sie wagten es nicht, in seiner Gegenwart den Mund zu öffnen. Alle unsere freundlichen Vorstellungen und Ermahnungen waren umsonst. Seine ungeduldige Wuth nahm zu, und er verlangte mit heftigem Geschrei ein Messer, um seinem Leben ein Ende zu machen. Durch seine Wuth und Heftigkeit ermüdet, gab ihm endlich Jemand einen Strick, womit er sich erdrosselte." — Es gab auch Beispiele von sanften und gefühlvollen Charakteren unter den Eskimo's: „Judith, eine junge Schülerin, hatte sich von ihren Lieblings-Zierrathen und Belustigungen getrennt; sie war seit langer Zeit krank und ihrer letzten Stunde nahe. Als sie sich sterbend fühlte, bat sie, man möchte ihr das weiße Gewand bringen, in welchem sie immer das Abendmahl zu nehmen pflegte. Sie betrachtete es mit wehmüthigem Blick; der Morgen brach an, und sie sagte: „„Löscht die Lampen aus, und macht das Zimmer hell und freundlich; die Liebe des Erlösers ist nicht kalt.""

„Die Eingebornen", heißt es an einer anderen Stelle, „haben selten Hungersnoth zu befürchten, da es Nahrung in Menge giebt: das Rennthier, der Bär, das Bisamthier, die Robbe und viele Arten von Vögeln. Im Sommer schlagen sie in der Regel ihre Zelte an den Ufern der Seen auf, deren es eine Menge giebt, und die, von kleinen Hügeln umgeben, einen romantischen Anblick gewähren. In diese Seen treiben die Eskimo's die Rennthiere, verfolgen sie dann in ihren Böten und erlegen sie mit dem Speere, bevor sie das Ufer erreichen können. Eine solche Jagd ist sehr lebendig und würde auch den Jägern kultivirterer Länder Vergnügen machen. Das aufmunternde Geschrei der Weiber und Kinder am Ufer, der rasche Lauf der Böte nach dem schwimmenden Thiere, dessen edle Geweihe über dem Wasser hervorragen, während es alle Kräfte anstrengt, um zu entkommen; dann der Wurf mit dem Speere und der Todeskampf. Die Weideplätze rund um diese Seen geben dem Wilde, welches man hier in Heerden antrifft, vortreffliche Nahrung. — Ein trauriger Anblick ist es, im August den Schnee fallen und die grünen Wiesen bedecken zu sehen, der die Jäger zwingt, ihren Lieblings-Aufenthalt zu verlassen. Dann verwandeln sich die frischen heiteren Bäche, welche von den Bergen herabfließen, plötzlich in feste Eismassen. Das Girren und die klagenden Töne der Vögel — süße Stimmen für den Einsamen — verhallen nach und nach; ein dicker Nebel bedeckt Hügel und Ebene. Der See gleicht einem Kirchhof; der Tag erlischt früh, und der Mond erhebt sich mit einem krankhaften Glanz, — als einziger Wächter über das abgestorbene Land."

Bibliographie.

A congress of nations. (Kongreß der Völker zur freundlichen Beilegung nationaler Streitigkeiten.) Von einem Freunde des Friedens. Richmond.

History of the American theatre. (Geschichte der Amerikanischen Bühne.) Von W. Dunlap. New-York.

Manual of the Chaldee language. (Handbuch der Chaldäischen Sprache.) Von Elias Riggs. Boston.

Outlines of phrenology. (Grundzüge der Schädellehre.) Von Dr. G. Spurzheim. Boston.

Illustrations of phrenology. (Beiträge zur Schädellehre.) Von G. H. Calvert. Baltimore.

Mannigfaltiges.

— **Diesjährige Kunst-Ausstellung in London.** Diese wurde im vorigen Monate und zwar wie gewöhnlich in der Gallerie der British Institution eröffnet. Wiewohl nicht so zahlreich ausgestattet als sonst, wird sie doch als eine der besten seit mehreren Jahren gerühmt. Unter den Mitgliedern der Akademie, welche werthvolle Beiträge geliefert haben, werden Landseer, Etty, Constable, Briggs und Howard, von anderen Künstlern: Uwins, Knight, Webster, von Holst, Hofland, Lee u. s. w. genannt. Als die Krone der Ausstellung wird Mac Clise's Gemälde: Mokanna und Zelica (nach Moore's Lalla Rookh) bezeichnet. Der Künstler ist noch sehr jung, und die große Sensation, die seine Arbeit gemacht, wird mit der des Bendemann'schen Bildes auf der letzten Berliner Kunst-Ausstellung verglichen.

— **Unabhängigkeit.** Benjamin Franklin hatte kaum die Herausgabe einer Zeitung übernommen, als er anfing, das öffentliche Benehmen verschiedener einflußreicher Männer in Philadelphia in seinem Blatte zu rügen. Dies war einigen seiner Gönner sehr mißfällig, und einer derselben übernahm es, ihn mit der Ansicht seiner Freunde in diesem Punkte bekannt zu machen. Franklin nahm den Verweis geduldig hin und bat seinen Freund auf einen der nächsten Abende zum Essen, indem er ihn ersuchte, auch den anderen Herrn, dessen Mißfallen er sich zugezogen, zur Theilnahme zu bewegen. Die beiden Herren erschienen. Unser Doktor empfing sie auf das freundschaftlichste. Man las ihm noch einmal den Text über seine Zeitungsschreiber-Sünden und gab ihm wohlgemeinte Rathschläge. Endlich hieß es, es wäre angerichtet. Man trat ins Speisezimmer. Die Tafel war bloß mit zwei ordinairen Puddings und einem steinernen Krug mit Wasser besetzt. Man legte Jedermann vor. Franklin hieb tapfer in den Pudding ein und redete seinen Gästen zu, dasselbe zu thun; allein vergebens. Sie konnten trotz aller Mühe keinen Bissen hinunterbringen. „Meine Herren", rief jetzt Franklin aufstehend, „Sie sehen, wer so wie ich von Brodmehl-Pudding und Wasser leben kann, bedarf keiner Gönnerschaft."

(Watson's Annals of Philadelphia.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Montag den 15. April 1833.

Nord-Amerika.

Ein Schreiben Washington Irving's.*)

Vor wenigen Tagen bin ich nach einer Wanderung von mehreren Monaten, die mich weit nach Westen und über die Gränzen der civilisirten Welt führte, hier wieder angekommen.

Nachdem ich im August, ich glaube vom Niagara aus, an Sie geschrieben, fuhr ich mit meinen angenehmen Reisegefährten L. und P. nach Buffalo, und wir schifften uns bei Black Rock auf dem See Erie ein. Am Bord des Dampfbootes befand sich Herr E., einer der Commissaire, welche die Regierung kürzlich ernannt hat, die Ansiedelung auswandernder Indianischer Stämme im Westen des Mississippi zu beaufsichtigen. Er wollte eben nach dem Orte der Zusammenkunft, und wir willigten gern in seine Einladung, ihn zu begleiten. Das Anerbieten war mir zu lockend, als daß ich es hätte ablehnen mögen; ich sollte ja Gelegenheit haben, die Ueberreste jener großen Indianischen Stämme zu sehen, die nun bald als unabhängige Nationen verschwinden oder unter einer neuen Regierungsform amalgamirt seyn werden; ich sollte die schönen Länder des „fernen Westen" sehen, die noch ihren wild-romantischen Charakter bewahren, und Heerden von Büffeln zuschauen, wie sie auf ihren heimischen Weideplätzen sich frei herumtreiben.

Wir fuhren mitten durch Ohio, und von Cincinnati an auf einem Dampfboote nach Louisville in Kentucky. Von da segelten wir in einem anderen Dampfboote den Ohio hinab und den Mississippi hinan bis St. Louis. Unsere Reise verlängerte sich, weil das Boot wegen des niedrigen Wasserstandes mehrmals auf dem Grunde saß, und bei der letzten Gelegenheit hätten wir beinahe Schiffbruch gelitten, als wir einem anderen Dampfboote begegneten, das mit der ganzen Gewalt einer hohen Druck-Maschine und eines reißenden Stromes auf uns eindrang. Glücklicher Weise hatten wir noch Zeit, ein wenig auszubiegen, so daß wir den Stoß, der einen Theil eines Rades und das ganze obere Triebwerk an der einen Seite des Bootes mit fortnahm, in schräger Richtung empfingen.

Von St. Louis ging ich nach Fort Jefferson, das ungefähr neun Meilen weiter liegt, um den Indianischen Krieger „den schwarzen Falke" und seine Mitgefangenen — ein ausgemergeltes und entmuthigtes Häuflein — zu sehen. Der furchtbare Häuptling selbst ist ein hagerer Greis von mehr als siebenzig Jahren. Er hat jedoch einen schön gebildeten Kopf, eine Römische Physiognomie und überhaupt etwas Einnehmendes in seinen Mienen. Zu St. Louis kauften wir Pferde für uns und einen bedeckten Wagen für unser Gepäck, Zelte, Geräthe u. s. w. und reisten zu Lande nach Independence, einem kleinen Gränz-Weiler, aus hölzernen Häusern bestehend, der zwei- bis dreihundert Meilen aufwärts am Missouri an der äußersten Gränze der Kultur liegt. Von Independence zogen wir quer durch Indiana, längs der Missions-Linie, und gelangten den 8. Oktober, nach zehn- oder eilftägiger Wanderung, nach dem Fort Gibson, einer Gränz-Festung im Lande der Arkansas. Unser Weg führte fast ohne Ausnahme durch geräumige Wiesen oder offene gesträuchte Ebenen, die hin und wieder mit schönen Wäldern und fruchtbaren Marschgegenden abwechselten. Wir lebten beinahe auf Indianischem Fuße, indem wir zur Nachtzeit kampirten, ausgenommen, wenn wir bei Missionairen einkehrten, die in der ungeheuren Oede zerstreut wohnen. Der Himmel war heiter, und wir hatten nur Eine regnichte Nacht und Einen Gewittersturm. Ich fand die Ruhe in Zelten sehr süß und heilsam. Seit unserer Abreise von Fort Louis war ich drei Wochen lang zu Pferde gewandert, und es bekam mir vortrefflich.

Bei unserer Ankunft in Fort Gibson fanden wir, daß ein Trupp berittener Förster, ungefähr hundert Mann, vor einigen Tagen abgegangen war, um einen weiten Zug in die wilden Jagdgebiete im Westen und Süden zu unternehmen. Sie sollten die befreundeten Indianer auf ihren Büffel-Jagden beschützen und den Pawnih's Respekt einflößen, diesen Beduinen von Nord-Amerika, die immer auf Plünderung ausgehen. Wir beschlossen, der Spur jener Waidmänner zu folgen, wobei uns zwölf bis vierzehn Reiter als Schutzwache gegen die Pawnih's und drei oder vier Indianer als Wegweiser und Dolmetscher begleiteten. Ein paar Kriks-Indianer wurden von dem Kommandanten des Forts abgeschickt, um die reitenden Förster einzuholen und ihnen zu befehlen, daß sie warten möchten, bis wir mit ihnen zusammentreffen würden. Jetzt mußten wir in noch einfacherem Stile wandern, indem wir so wenig Gepäck als möglich mitnahmen und unsere Lebensmittel zu erjagen hatten; allein es gab Ueberfluß an Wildpret. Die wilde und rauhe Lebensart, die ich hier führte, wurde mir ganz zur Gewohnheit; das wilde Land und Volk um mich her erregten mein lebhaftestes Interesse.

Wir erreichten die berittenen Förster nach dreien Tagen, an den Ufern des Arkansas; der ganze Trupp passirte den Fluß am 16. Oktober, Einige watend, Andere auf Flößen. Zu unseren unmittelbaren Begleitern gehörten zwei Halb-Indianer, die aus einer Büffelhaut eine Art Boot machten, auf dem Herr E. und ich zu wiederholten Malen über den Fluß und seine Arme setzten, und zwar mit einem Gepäcke, das wohl hundert Pfund schwer war.

Wir führten jetzt ein wahres Jägerleben, indem wir vom Ertrage der Jagd uns nährten und unter freiem Himmel schliefen; denn wir befanden uns an 300 Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt und öfter in Gegenden, die bis jetzt unerforscht geblieben sind. Wir kamen in das Gebiet der Büffel und wilden Pferde, wo die Pawnih's, der Schrecken der Gränze, sich herumtreiben. Wir umstellten unser Lager mit Wachen und banden unsere Pferde an, aus Furcht vor einem Ueberfall; dennoch bekamen wir keinen einzigen dieser Räuber zu Gesichte. Ich nahm die Zunge eines von mir erlegten Büffels als Trophäe mit und werde meinen weidmännischen Ruhm auf diese That gründen. Wir kehrten nach Fort Gibson zurück, nachdem wir etwa dreißig Tage umhergewandert waren.

Von Fort Gibson aus fuhr ich den Arkansas abwärts in den Mississippi und dann auf letzterem Strome bis New-Orleans, wo ich einige sehr angenehme Tage zubrachte. Neu-Orleans ist einer der buntesten und angenehmsten Orte in den Freistaaten, eine Mischung des Amerikanischen und Europäischen Elements. Der Französische Stadttheil ist mancher Provinzial-Stadt Frankreichs sehr ähnlich, und die Esplanade am Mississippi bietet fantastisch aussehende Gruppen aller Nationen, Stände und Farben; Franzosen, Spanier, Indianer, Halb-Indianer, Kreolen, Mulatten, Kentuckianer u. s. w. Von Neu-Orleans ging es auf der Postkutsche über Alabama, Georgia, Süd- und Nord-Karolina und Virginien nach Washington, eine lange ziemlich beschwerliche Winterreise, großentheils durch Fichtenwälder. In der Hauptstadt von Süd-Karolina speiste ich bei einem jungen Manne, der zwar ein vollkommener Gentleman, aber in politischen Dingen ein Hitzkopf ist. Es ist wahrhaft beklagenswerth, so tüchtige Menschen, wie die Wortführer der Opposition, auf solchen Irrwegen zu erblicken. Sie haben gerechte Ursachen zu Beschwerden, denn man hat ihnen übel mitgespielt; allein die Art und Weise, wie sie sich Recht zu verschaffen suchen, ist ganz verkehrt. Ich hoffe, daß die im Werden begriffene Bill zu Reduction des Tarif's den gemäßigteren Theil der Nullifizirer befriedigen wird; allein ich sehe mit Schmerz viele Elemente des nationalen Vorurtheils, der Feindseligkeit und Selbstsucht in heftiger Gährung.

*) Dieses aus Washington vom 18. Dezember 1832 datirte Schreiben, das die malerische Schilderung eines Ausfluges des Dichters nach dem Mississippi enthält, gewährt seinen Europäischen Freunden auch noch das besondere Interesse, daß es ihnen die baldige Wiederkehr desselben nach Europa verspricht.

Bibliographie.

Manual of mineralogy and geology. (Handbuch der Mineralogie und Geologie.) Von E. Morse. Albany.

The american flower-garden director. (Der Amerikanische Blumengärtner.) Von Hubert und Bois. Philadelphia.

The cold water man. (Dr. Oertel in Amerika, oder das kalte Wasser als Universal-Mittel.) Von Dr. Springwater. Albany.

Tariff, or rates of duties payable on marchandise imported into the United States after March 31. 1833. (Neuester Amerikanischer Zolltarif.) Von James Campbell. New-York.

England.

Der Journalismus in England.

(Schluß.)

Solch' ein Uebermaß von Unwissenheit und Gemeinheit lassen sich unsere berühmtesten Journale zu Schulden kommen. Man bietet Alles auf, um den Absatz zu befördern und die öffentliche Neugierde zu reizen. Vor einiger Zeit erhielt einer der Händler mit solchen kleinen mehr oder weniger skandalösen Artikeln eine bedeutende Summe, um in das Court-Journal ein Libell gegen die Herzogin von Richmond einrücken zu lassen. Die Wahrheit wie der

Anstand wurden durch die Verleumdungen dieses Artikels auf das schmählichste verletzt. Der Schuldige wurde gerichtlich belangt und zum Gefängniß und zur Geldstrafe verurtheilt. Auf diesen Fall war er aber schon im Voraus gefaßt gewesen und hatte als umsichtiger Geschäftsmann den ihm übrig bleibenden reinen Nutzen genau berechnet.

Einige Journale gründen einen Theil ihres Erfolges auf Untugenden und Laster. Sie erheben eine Abgabe auf das Unmoralische und Unedle in der Gesellschaft. So wenden sich zwei Sonntagsblätter, der Observer und Bell's Life in London, hauptsächlich an die Boxer, an die Wettenden, an die Spieler, an das, was man in London the ring und the turf *) nennt. Dabei wird man nicht ohne Erstaunen hören, welchen Klassen der Gesellschaft die Helden des Ringes und des Torfes hauptsächlich angehören.

Ehe zwei Boxer sich auf einen Kampf einlassen, muß eine sogenannte Börse zusammengebracht werden, welche als Preis für den Sieger ausgesetzt wird. Zu diesem ursprünglichen Einsatz kommen nun die Wetten der Liebhaber, welche oft jene Summe verdoppeln und verdreifachen. Der erste Satz besteht oft aus 150 bis 200 Pfd. Stlg., und man vermuthet schwerlich, aus welcher unreinen Quelle dieses Geld fließt. — Die Londoner Taschendiebe, organisirt, verbündet, durch Polizei-Agenten und Gastwirthe beschützt, pflegen sich in jenen Schenken zu versammeln, die unter dem Namen flash-houses bekannt sind. Die Eigenthümer jener Orte der Liederlichkeit und der Hehlerei wissen, daß nach einem Gefecht zwischen zwei berühmten Boxern ihre Gäste immer mit Beute beladen zurückkehren, welche aus den Taschen der Neugierigen entwendet worden ist. Sie wissen, daß dieser ganze strafbare Gewinn in ihren Schenken verthan wird und zuletzt in ihre Kassen fließt. Sie tragen daher auch die ersten Kosten des Einsatzes, und ihnen allein ist die Fortdauer jenes rohen Vergnügens zu danken. Die Boxkunst würde bald aus Mangel an pecuniärer Unterstützung ganz in Verfall gerathen, wenn nicht die große Corporation der Londoner Diebe die Ehre derselben aufrecht erhielte, und wenn nicht zwei oder drei Journale alle Kräfte aufböten, um die Interessen jener ehrenwerthen Compagnie zu fördern. Dazu kömmt noch, daß nicht allein der Ausgang, sondern auch jede Einzelnheit des Gefechtes schon im voraus bekannt und vorbereitet ist. Die Gegner, um einen Schenktisch gelagert, arrangiren auf künstliche Weise alle Ereignisse des Dramas; es ist gleichsam die Probe eines Ballettes. Der eine muß den ersten Schlag empfangen, der andere seinerseits muß dem Gegner einen Augenblick nachgeben. Derjenige, der sich die Niederlage gefallen läßt, erhält schon im Voraus eine bestimmte Summe. Vor einigen Jahren wollte ein Boxer, der auf seinen Ruhm hielt, sich diesen Anordnungen nicht unterwerfen und drohte seinen Kollegen, ihre Geheimnisse zu verrathen. Aber seine Ehrlichkeit bekam ihm übel; da er das Abkommen, nicht nach dem Kopf zu schlagen, ablehnte, so versetzte ihm sein Gegner einen Faustschlag in die Schläfe, der ihn todt zu Boden streckte.

Obgleich die Echos aller öffentlichen Gesinnungen und Ansichten, sind die Journale doch weit davon entfernt, den hohen und gebieterischen Einfluß auszuüben, den man ihnen zuschreibt. Ich halte sie für öffentliche Schmeichler und für weiter nichts. Dieses opfert der Eitelkeit des Bürgerstandes, jenes schmeichelt dem Ehrgeiz der Radikalen. Jedes Blatt entspricht nicht allein einer Klasse von Menschen, sondern auch einer Klasse von Lastern. Niemand ist so verliebt in Titel, Niemand wünscht so sehr dem Adel gleichgestellt zu werden, als ein emporgekommener Bürgerliche. Bei den Frauen und Töchtern der Aldermen, in den Familien der reichgewordenen Kaufleute und Advokaten ist die Begierde, Nachrichten vom Hofe zu erfahren und ihm nachzuäffen, eine wahre Krankheit geworden. Man befriedige diese eitle Laune, man erzähle der Kaufmannsfrau, wie die Frau Marquisin von — auf dem letzten Balle gekleidet war, man begleite den Text mit Kupferstichen und Noten, und ein Erfolg, wie der des Court-Journal, ist nicht zu verfehlen.

Man muß es indessen den Mittelklassen in England zum Ruhme nachsagen, daß der Erfolg einer solchen Speculation auf die Eitelkeit sehr beschränkte Gränzen hat. Gerade das Court-Journal hat von allen Wochenschriften die wenigsten Abonnenten, während die Weekly-Dispatch, ein Journal ohne Ansprüche, aber voll gesunder Vernunft und nützlicher Mittheilungen, deren 33,000 zählt; die Times hat nur 13,300. Jene 33,000 Abonnenten eines Journals, welches sich keines hohen literarischen Rufes erfreut, sind ein sehr bemerkenswerther Umstand.

Man glaube nicht, daß die Zahl der gestempelten Exemplare genau mit der Zahl der wirklichen Abonnenten übereinstimmt; auch in diesem Punkte ist Betrug nachzuweisen. Fast alle Journale von Ruf lassen eine weit bedeutendere Anzahl von Exemplaren stempeln, als sie in Umlauf setzen. Die gestempelten Blätter, welche ihnen übrig bleiben, werden mit Verlust an Provinzial-Journale verkauft, und das Publikum wie die Regierung werden über den wirklichen Absatz des Journals getäuscht.

Seit beinahe einem Jahre ist eine Veränderung in der Sphäre des Englischen Journalismus vorgegangen. Früher waren die Sonntagsblätter, welche sich ausschließlich an die arbeitenden Klassen wandten, nur trockene Zusammenstellungen und Auszüge, die zur oberflächlichen Belehrung des gemeinen Volkes dienen sollten. Seit den letzten Ereignissen, und besonders seit der Juli-Revolution, hat sich eine neue Klasse von Abonnenten der Sonntagsblätter bemächtigt und ihnen einen weit literarischeren, weit intellektuelleren Schwung gegeben, als den auf alten Lorbeeren ruhenden öffentlichen Blättern innewohnt. Der Spectator, der Atlas und das Athenäum sind mit Unabhängigkeit und mit seltenem Talent redigirt. Da die Kosten derselben sich nicht hoch belaufen, so sind diese Blätter, deren Verdienst mit jedem Tage steigt, nicht bloße Buchhändler-Speculationen.

Die Morning-Chronicle, früher das erste Journal in Europa und noch jetzt von dem geschicktesten unserer Redaktoren geleitet, ist weit unter die öffentlichen Blätter hinabgesunken, welche es früher beherrschte. Dieser Fall ist dem geringen Talent einiger Unter-Redaktoren und der Nachlässigkeit des Ober-Redakteurs zuzuschreiben. Die Kosten der Estafetten und Couriere, um sich die neuesten Nachrichten aus dem Auslande zu verschaffen, sind ungeheuer, und die vorzüglichsten Londoner Journale waren übereingekommen, die Ausgabe gemeinschaftlich zu gleichen Theilen zu bestreiten. Lange Zeit hindurch erhielt man von Frankreich keine interessante Nachrichten, und die Morning-Chronicle, die nicht länger eine bedeutende Summe für nichts bezahlen wollte, schied aus dem Vereine aus. Sie hatte Unglück; man befand sich gerade am Vorabende der Juli-Revolution.

Um eine Zeitung zu gründen und erfolgreich zu leiten, bedarf es keines eminenten Genie's oder eines ausgezeichneten Verstandes; wohl aber scharfsinniger Ideen, eines feinen Taktes und glänzender Oberflächlichkeiten. Besonders muß man sein Publikum kennen und es bei seiner empfindlichen Seite zu fassen wissen. Das philosophische Talent und die Zartheit des Gewissens, die hohe Poesie und die Schönheit der Sprache sind bei diesem Gewerbe von wenig Nutzen. Gewisse Artikel des Herrn Black in der Morning-Chronicle sind Meisterwerke an Stil sowohl als an Gedanken; aber eben durch ihre Vortrefflichkeit, durch ihre gewissenhafte Tiefe haben sie nicht wenig zum Verfall jenes Blattes beigetragen. Niemand verstand es besser als er, von einer besonderen Thatsache zu einer systematischen Allgemeinheit überzugehen; Niemand wußte die Thatsachen so lichtvoll, so systematisch und so natürlich zu ordnen. Und doch wurden jene so merkwürdigen Artikel verachtet, sie langweilten den gewöhnlichen Leser. Man lese dagegen die so berühmten Artikel der Times: die Diction ist prachtvoll, die Leidenschaftlichkeit hinreißend und der Sophismus einleuchtend. Weiter bedarf es nichts. Die Leidenschaften aufregen, die Interessen in's Spiel ziehen, die Vorurtheile in Schlachtordnung aufstellen und sie in den Kampf führen; das ist die Kunst der Times. In dieser Beziehung ist sie das erste Journal der Welt. Mit vortrefflichen Artikeln ist die Morning-Chronicle das verachtetste, und mit erbärmlichen oder oberflächlichen Artikeln ist die Times das gepriesenste aller Londoner Journale.

Um die Enthüllung der Mysterien dieses Heiligthumes vollständig zu machen, müßte man noch die Verhältnisse der Ober- zu den Unter-Redaktoren, des Herausgebers zu den Berichterstattern und zu den Eigenthümern und Gelehrten näher beleuchten. Im Allgemeinen ist der bei einem Londoner Journal Angestellte mehr Sklave, als ein Neger auf den Antillen. Keine Schonung, keine Rücksicht, nichts wird ihm, was den Gelehrten über den geringsten Söldling erhebt. Dieser Mann, welcher doch eigentlich der Priester in dem intellektuellen Heiligthume ist, wird von denen, die ihn gebrauchen, nur wie ein Rad betrachtet, das keinen Werth hat, wenn es sich nicht dreht, wie ein Ding, aber nicht wie ein lebendes Wesen. Im Juli 1832 kehrte ein Gelehrter, der bei einem der ersten Londoner Journale angestellt war, aus dem Theater zurück, wo er von Amts wegen der Vorstellung eines neuen Stückes hatte beiwohnen müssen, und ließ sich behaglich im Kreise seiner Familie nieder, als er ein Billet folgenden Inhalts erhielt: „Mein Lieber, ich muß Sie vor Mitternacht in meinem Bureau sprechen.“ — Der Gelehrte fügt sich dieser lakonischen Einladung und wird von dem Herausgeber der Zeitung folgendermaßen angeredet: „Mein Herr, hier sind 40 Pfd. Sterling, eine Post-Chaise hält vor der Thür, Sie müssen sogleich nach Falmouth abreisen. Von dort schiffen Sie sich nach Porto ein; suchen Sie die Redaktoren der Times und des Herald einzuholen. Adieu!“ — „Aber, mein Herr, wenn Ihr Billet von allem diesen Erwähnung gethan hätte, so würde ich meine Maßregeln haben treffen, von meiner Familie Abschied nehmen und wenigstens meinen Mantelsack mitbringen können.“ — „Ein Bedienter kann ihn holen.“ — „Aber warum diese große Eile? Mein Bureau ist offen; ich verlasse alle meine Sachen in Unordnung.“ — „Nun genug, mein Herr, wenn Ihnen mein Vorschlag nicht ansteht, so brauchen Sie es nur zu sagen.“ — Der arme Gelehrte mußte wie Shakespeare's Apotheker in Romeo und Julia sich in die Nothwendigkeit fügen. Nicht sein Wille, aber sein Hunger willigte ein. Nichts gewöhnlicher als solche herabwürdigende Scenen, die demüthigendsten für einen gebildeten Mann.

Dies sind die Erbärmlichkeiten der Presse. Dies sind einige der schmutzigen Elemente, welche in dem ungeheuren Kampf gähren. Ein Zwerg, ein Thersites ist es oft, der diesen Hebel der Welt in Bewegung setzt. An der Spitze einiger der besten Englischen Journale finden sich Redaktoren, die früher zeilenweise bezahlt wurden, wahre Handlanger, die von der Literatur nur das Technische kennen. Wenn man alle Narren, alle Spitzbuben und alle Betrüger zusammenstellte, welche zur Anfertigung der Englischen Journale mitwirken, so würde man mit Erstaunen sehen, unter welchen Händen sich jene große Lichtsäule bildet, die sich an der Spitze der Civilisation bewegt. — Durch sie wird das Gegenwärtige erschüttert, sie stürzen das Zukünftige um. Die Lügen der öffentlichen Blätter entscheiden über die Ruhe der Fürsten, befestigen oder erschüttern die Throne, erwecken oder beruhigen die Revolutionen. Wo ist die Aristokratie? Wo ist das Königthum? Wo ist der Glauben? Wo ist die Freiheit? Nirgends anders, als in den öffentlichen Blättern. Eine Macht, welche sich an alle Abgeschmacktheiten der Zeit, an alle Müßiggänger von Europa wendet, ist eine Macht ohne gleichen.

(Metropolitan.)

*) Unter der Rubrik the ring wird Alles mitgetheilt, was auf die Boxkunst, und unter the turf Alles, was auf die Pferderennen Bezug hat.

Bibliographie.

- Narrative etc. (Bericht über den Schiffbruch des „Rothsay-Castle".) Pr. 6 Sh.
- History of religious liberty in England. (Geschichte der Religions-Freiheit in England.) Von Aitman. Pr. 3½ Sh.
- Arcana of science and art (Wissenschaftliche und Kunst-Geheimnisse.) Auf das J. 1833. Pr. 5 Sh.
- Tour in Upper India. (Reise in Ober-Indien und im Himalaya-Gebirge.) Pr. 24 Sh.
- The art of cutting on scientific principles. (Ueber Schnitt-Operationen nach wissenschaftlichen Grundsätzen.) Mit 12 Abbildungen. Pr. 2½ Sh.
- Ireland in the 19th century. (Irland im 19ten Jahrhundert.) Von Atkinson. Pr. 14 Sh.
- Introduction etc. (Einleitung in das Studium der Englischen Pflanzenkunde.) Mit 37 Abbildungen.

Frankreich.

Ueber einige Schutzheilige Französischer Gewerbsleute.

Von A. V. Arnault, Mitglied der Französischen Akademie.

St. Honoré. 16. Mai.

Dieser Schutzpatron der Bäcker stammte von den Grafen von Ponthieu ab, die, meines Wissens, keine Hofbäcker waren. „Er war honoré (der Geehrte) dem Rechte und der That nach", sagt sein Legenden-Schreiber, „nicht wegen seiner Geburt, sondern wegen seiner Tugenden." Da er die geistliche Mütz der weltlichen vorzog, so hatte er sich unter die Leitung des Bischofs von Amiens begeben und wurde an seine Stelle gewählt, als dieser das Zeitliche segnete. Seine bischöfliche Regierung wurde durch mehrere Wunder verherrlicht, unter welchen die Auffindung der Leiber der Märtyrer Fuscianus, Victorix und Gentian, die man seit 300 Jahren vergebens gesucht hatte, keines der geringsten ist. Die Sache verhielt sich so: Ein guter Priester, Namens Lupicin, dem ein Engel die Stelle gezeigt hatte, wo diese Reliquien begraben waren, stimmte vor Freuden, als er sie ausgegraben hatte, ihnen zu Ehren ein Kirchenlied mit so lauter und kräftiger Stimme an, daß Honoré, zwei Meilen davon, es vernahm und an der Spitze seines Klerus herbeikam, um den heiligen Schatz zu reklamiren. Da sein Geruch eben so scharf war, als sein Gehör, so brachten ihn die wohlriechenden Düfte, welche diese Leiber ausströmten, auf die rechte Spur. Die drei Leichname waren auf dem Wege nach Amiens, allein Childebert, der Wind davon bekam, wollte sich ihrer bemächtigen. Ein neues Wunder! Die heiligen Gebeine versagten dem Könige den Gehorsam und waren auf keine Weise dahinzubringen, den Weg nach Paris einzuschlagen. Childebert, er mochte wollen oder nicht, mußte sie also der Kathedrale von Amiens lassen und machte derselben noch reiche Geschenke, um sein vorwitziges Unternehmen zu sühnen.

Der Leib jenes Prälaten ward zuerst in einem kleinen Burgflecken beigesetzt, in welchem er, auf einer Reise durch seinen Sprengel, gestorben war; später wurde er nach Amiens in die Kirche St. Firmin und von da in die Domkirche versetzt. Das Kruzifix von St. Firmin sah ihn sehr ungern scheiden. Es wandte den Kopf nach der Thür, durch welche man ihn hinaustrug, und folgte ihm mit den Augen, so lange er zu sehen war. Das Faktum ist nicht zu bestreiten, denn das wunderbare Kruzifix, sagt der Legenden-Schreiber, ist noch in Amiens zu sehen.

Dies ist Alles recht erbaulich, aber daraus geht immer noch nicht hervor, wie die Bäcker dazu kammen, diesen Heiligen besonders zu verehren, der in seinem Leben keinen Teig geknetet hat. Sollte es wohl daher kommen, weil er die Picardie einst zur Zeit Philipp's I. durch seine Fürbitte von einer Dürre befreite, als man seine Reliquien umhertrug? Indem er die Ernte rettete, hat er allerdings den Bäckern einen eben so großen Dienst erwiesen, als den Landleuten; denn wo kein Mehl ist, giebt es auch nichts zu backen. Dies Raisonnement läßt sich hören.

Dennoch glaube ich, daß sein Ansehen bei den Bäckern bloß einer zufälligen Ursache zuzuschreiben ist. Ein Bäcker war es, der ihm im Jahr 1204 zu Paris, nahe am Schweinemarkt, eine Kapelle errichten ließ, die nachher der Straße St. Honoré ihren Namen gab. Es ist daher leicht erklärbar, daß die Bäcker denjenigen zu ihrem Schutzheiligen annahmen, den ihr vornehmster Zunft-Genosse zu seinem Patron erwählt hatte.

Die Bäcker gaben ihre Verehrung für St. Honoré auf vielfache Weise kund. Unter Anderem ließen sie die Bildsäule dieses Prälaten in einer reich verzierten Kapelle aufstellen, mit der Bischofsmütze auf dem Kopfe und der Schaufel in der Hand. Sie wollten aber auch eine Inschrift dazu, und der Dichter, an den sie sich wandten, machte ihnen folgendes Quatrain:

> Saint Honoré
> Dans sa Chapelle
> Est honoré
> Avec sa pelle.

Dieses Quatrain ist so beschaffen, daß die Verse sich auf 16 verschiedene Weisen versetzen lassen, ohne daß Sinn oder Zusammenhang darunter leidet. Da nun die Bäcker verlegen waren, welche Version die beste wäre, so ließen sie, wie man sagt, alle 16 rings um die Nische ihres Patrons anbringen.

Sanct Yves. 9. Mai.

Dieser ist der Patron der Advokaten.

> Sanctus Yvus erat Brito
> Procurator et non latro.

Trotz dieser Stelle, die in einer ihm zu Ehren gedichteten Hymne vorkommt, und ungeachtet der Verehrung, die ihm der Advokaten-Stand erweist, war St. Yves dennoch weder Prokurator, noch Advokat, noch Gerichtsschreiber, nicht einmal Huissier, sondern er war Richter. — Er war im J. 1252 zu Martini, in der Gegend von Treguier von adeligen Eltern geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er in Nieder-Bretagne die nöthigen Schulkenntnisse erworben hatte, machte er seinen philosophischen und theologischen Kursus zu Paris und seinen juristischen zu Orleans. Kenntnisse und Unschuld sind selten Gefährten, aber St. Yves machte eine Ausnahme. Da er einmal ein Heiliger werden wollte, ein Ehrgeiz, den seine Mutter ihm frühzeitig beibrachte, so nahm seine Tugend mit seinen Kenntnissen in gleichem Maße zu, trotz dem bösen Beispiele seiner Mitschüler und so mancherlei Versuchungen. Er tödtete die Fleischeslust durch strenge Lebensweise, trank nur Wasser, aß nichts als Gemüse, trug einen Haargurt, schlief auf Reisbündel, wo er zum Kopfkissen nichts als seine Bibel oder einen Stein hatte, und erhielt so, sagt sein Geschichtsschreiber, zeitlebens das Kleinod unbefleckter Keuschheit. Dieses Leben, so hart es war, hatte dennoch sein Angenehmes, denn die Engel besuchten ihn oft und unterhielten sich vertraulich mit ihm in seinem Keller, wo er gewöhnlich seinen einsamen Betrachtungen nachhing. Es läßt sich denken, daß die Ehe für einen solchen Mann wenig Reiz hatte. Er wies jeden Heiraths-Vorschlag zurück und wurde Priester.

Der Archidiakonus von Rennes ernannte ihn, auf den Ruf seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, zum Offizial seines Sprengels. Yves bewies in diesem Amte, als bischöflicher Richter, daß man diese schwierige Funktion keinem Würdigeren hätte anvertrauen können. Die Armen und Schwachen, die Wittwen und Waisen fanden in ihm mehr einen Beschützer als einen Richter. Dennoch machte ihn sein Mitleid nicht ungerecht. Er verurtheilte sie, wenn das Recht es forderte, aber er that es mit Thränen. Nicht alle Richter sind so weichherzig. Ein schönes Beispiel hinterließ er dem Richterstande, indem er die Prozeduren so viel wie möglich abkürzte und durchaus die Sporteln nicht annahm, die ihm von Rechts wegen zukamen. Seine größte Freude fand er daran, wenn er die Partien zu einem Vergleich bewegen konnte.

Alle Bretagnischen Bischöfe bemühten sich um die Wette, dem von Rennes einen so schätzbaren Coadjutor abspenstig zu machen. Yves gab endlich dem dringenden Ansuchen des Bischofs von Treguier nach und übernahm das Richteramt in seinem Geburtslande. Hier erwarb er sich durch dieselben Tugenden Liebe und Verehrung. Da er sich indeß ganz dem Predigt-Amte widmen wollte, so legte er sein Richter-Amt nieder und wurde Pfarrer. Als Seelenhirt zeigte er sich eben so musterhaft, wie als Richter. Sein Pfarrhaus zu Lohanec wurde der Zufluchtsort der Armen, denen er sein Vermögen und selbst seine Kleider hingab und in allen Nöthen mit Rath und That beistand.

So viele Tugenden fanden schon in diesem Leben ihren Lohn. Das Kleid, welches Yves ausgezogen hatte, um einen Armen, den er traf, damit zu bedecken, wurde ihm auf übernatürliche Weise wieder erstattet, sagt sein Legendenschreiber. Für sein einziges Brod, welches er den Armen in einer Hungersnoth hingab, brachte ihm eine unbekannte Frau drei, die immer zunahmen, je mehr er davon vertheilte. Ein Krätziger, der sich ohne Umstände an seinen Tisch gesetzt hatte, und den er aus seiner eigenen Schüssel mit essen ließ, genas plötzlich, und es wies sich aus, daß es ein Engel war, der mit einem: Dominus vobiscum verschwand und einen hellen Lichtschimmer und Wohlgerüche als Zeichen seines Daseyns im Zimmer zurückließ. Einst, als er Messe las, zeigte sich eine feurige Kugel über seinem Haupte und blieb während des ganzen Hochamts über demselben schwebend. Ein anderes Mal, als er auf das Land ging, um zu predigen, und eine Brücke, über die er mußte, abgebrochen fand, theilte sich das Wasser von selbst, um ihn durchzulassen, und lief nicht eher wieder zusammen, als bis er hinüber war. Krankheiten, die aller Kunst der Aerzte trotzten, wichen nach dem Genuß eines Stücks von ihm geweihten Brods. Die Vögel in der Luft selbst, nicht weniger von seinen Tugenden erbaut als die Menschen, flogen ihm zu, sobald er sich sehen ließ, begleiteten ihn auf allen Wegen und ergötzten ihn durch ihren munteren Gesang.

St. Yves ging im Jahre 1303 zum ewigen Leben über, von dessen Freuden er schon auf Erden so manchen Vorschmack hatte. Zwei und vierzig Jahr nach seinem Tode erschien er Benedikt XII., um die Ehre der Canonisation in Anspruch zu nehmen, die ihm auch 1345 zu Theil wurde. Aus Erkenntlichkeit heilte St. Yves einen Neffen Sr. Heiligkeit und seinen Freund, den Erzbischof von Narbonne, von einer bedenklichen Krankheit. — Diese Nachrichten über St. Yves sind aus seiner Canonisations-Bulle geschöpft.

Die heilige Genovefa der Pariser. 3. Januar.

Könnte ich, ein Pariser, diese Legenden schreiben, ohne der Patronin von Paris, der guten Genovefa, ein Wort des Andenkens zu widmen? Jener sanften Schäferin, die gegen die Menschen eben so liebvoll war, wie gegen ihre Lämmer; deren Reliquien für uns das waren, was das Palladium für Troja, welches nicht eher eingenommen wurde, als bis jenes geraubt war.

Zu Nanterre geboren, wo sie Schafe hütete, wurde dieses Bauermädchen durch ihre Tugenden mit den vornehmsten Personen ihres Zeitalters auf gleiche Höhe gestellt. Sie wurde nicht allein vom Volke verehrt, sondern Bischöfe erholten sich Raths bei ihr, und Könige selbst folgten ihren Ermahnungen. So arm sie war, so gründete sie doch mehrere Kirchen und vertheilte unermeßliche Summen an die Armen, denn die Schätze Chlodwig's und Klotilden's standen ihr zu Gebote. Ihr Einfluß schützte die Stadt Paris vor

der Hungersnoth; denn auf ihre Bürgschaft wagten es die Pächter in der Champagne, die unglückliche Stadt, welche von den Truppen des Merovaus belagert war, mit Lebensmitteln zu versehen. Das Herz dieser Spekulanten zu rühren, gehörte wahrlich nicht zu ihren geringsten Wundern.

Wenn wir dem Legendenschreiber glauben dürfen, so hat sie die Französische Hauptstadt zweimal gerettet; denn durch ihr Gebet geschah es, daß Attila die gerade Straße verließ und die Verheerung, die Paris zugedacht war, nach Orleans brachte. Wenn dies wahr ist, so werden es ihr die Bewohner von Orleans wohl nicht so sehr Dank wissen, als die Pariser.

Man würde nicht fertig werden, wenn man alle Wunder erzählen wollte, die sie verrichtete. Das erste ist die Heilung ihrer Mutter. Diese gute Frau, welche ihrer Tochter unbilligerweise einen Schlag gegeben hatte, verlor zur Strafe das Gesicht, welches sie aber wieder erlangte, indem sie die Augen mit dem Wasser aus einem Brunnen wusch, den ihre Tochter auf ihre Bitte geweiht hatte. Die Sache läßt sich nicht leugnen, denn der Brunnen existirt noch, und die Blinden waschen sich noch jetzt mit dem Wasser aus demselben. — Sie durfte nur ein Zeichen machen, um Lahme gehen, Taube hören, Stumme reden zu machen, den Gelähmten die Bewegung, den Todten das Leben wieder zu geben, und selbst Wasser in Wein zu verwandeln.

Ihr Ruf verbreitete sich, schon bei ihren Lebenszeiten, in die ganze Welt und gelangte selbst zu Simon, dem Säulen-Heiligen, der stans pede in uno ins Paradies zu springen suchte. Dieser trug einigen Französischen Kaufleuten, die eine fromme Neugierde zu ihm führte, viele Grüße an die heilige Genovefa auf und ließ sie bitten, in ihren Gebeten seiner zu gedenken.

Ungeachtet ihrer strengen Lebensweise erreichte Genovefa dennoch ein Alter von 89 Jahren. Sie starb 512, nicht lange nach dem Tode Chlodwigs. — Die Reliquien dieser trefflichen Jungfrau wurden in ein Kästchen gethan, auf dessen Verzierung St. Eloi seine ganze Kunst verwandte, und welches die Könige um die Wette mit kostbaren Gaben bereicherten. Seit 1200 Jahren waren sie für unsere Stadt ein Schatz der Gnade und des Trostes, bei dem die Pariser in allen häuslichen und öffentlichen Unglücksfällen Stärkung und Hülfe suchten. Man enthüllte sie, stellte sie aus, trug sie in Prozession umher, nachdem es die Umstände forderten, aber immer nur auf einen Parlaments-Beschluß. Die Wirksamkeit des Kästchens, die mit dem Glauben in gleichem Verhältniß abgenommen zu haben scheint, täuschte zuweilen die gehegte Erwartung. Als man es einst in Prozession herumtrug, um schönes Wetter zu haben, fing es an heftig zu regnen: „Die Heilige hat nur Unrecht verstanden", rief der Bischof von Castres, „sie glaubte, daß wir um Regen bäten." Für gute Köpfe ist die Ausnahme nur eine Bestätigung der Regel. Die schlimmen urtheilen freilich anders. In der letzten Krankheit Ludwigs XV. wurde das Kästchen auch auf Befehl des Parlaments ausgestellt. Man weiß, was die Folge war. Ein Philosoph wollte bei dieser Gelegenheit dem ersten Präsidenten darthun, daß der Gerichtshof seine Würde ein wenig kompromittirte, indem er auf diese Weise durch einen feierlichen Akt den Aberglauben sanctionirte. — „Sie zweifeln an der Kraft der Reliquien?" antwortete der Präsident, „ist der König nicht gestorben?"

Das Kästchen wurde im Jahre 1793 in die Münze geschickt und die Gebeine, die es enthielt, öffentlich auf dem Greve-Platze verbrannt. Indessen hat sie ein Priester von St. Etienne-du-Mont wieder aufgefunden.

Verschiedene Schutzpatrone.

Dieselben Schwierigkeiten, die sich bei St. Honoré und St. Yves darbieten, um zu erklären, auf welche Weise sie zu ihrer Patronschaft gelangten, treten uns auch bei mehreren Anderen entgegen, wenn wir z. B. angeben sollten, warum die Perückenmacher den heiligen Ludwig, die Hutmacher den heiligen Jakob, die Artilleristen die heilige Barbara, die Schwerdtfeger und Klopffechter den heiligen Sebastian, die Freimaurer den heiligen Johannes zu ihrem Patron wählten.

Was hatte wohl der heilige Ludwig mit den Perückenmachern zu schaffen? Dieser Monarch, dessen Toilette so einfach war, daß er sich einen Napf auf den Kopf stülpte und alle Haare, die dieser nicht bedeckte, rund herum abschneiden ließ. — Der heilige Jakob war Bischof von Jerusalem, aber kein Hutmacher. Ein Walker erschlug ihn mit seinem Knittel, dessen er sich bei der Arbeit bediente. Sollten aus diesem Grunde diejenigen, die sich dieses Instruments bei ihrer Arbeit ebenfalls bedienen, ihn zu ihrem Schutzheiligen gewählt haben? Auf diese Weise ließe sich freilich auch erklären, warum die Bogen- und Armbrust-Schützen und Andere, die mit Waffen umgehen, den heiligen Sebastian wählten, der mit Pfeilen todtgeschossen wurde; allein eben so gut könnten die Garköche den heiligen Lorenz verehren, weil er auf dem Rost gebraten wurde.

Was die Freimaurer betrifft, so ist schon eher zu erklären, warum sie, bei denen Alles Geheimniß ist, den Verfasser der Apokalypse, zu ihrem Heiligen wählten. Aber die heilige Barbara, wie kam diese dazu, von Bombardieren, Kanonieren und Feuerwerkern verehrt zu werden? Ein Donnerschlag rächte diese keusche Schülerin des weisen Origenes an dem Präfekten Marcian, der ihr den Kopf abschlagen ließ, und an ihrem eigenen Vater Dioscor, der ihn ihr abschlug; demnach mögen Feiglinge, die vor dem Donner zittern, sie anrufen; aber daß tapfere Artilleristen sich unter ihren Schutz begeben! — Sta. Barbara hat doch schwerlich das Pulver erfunden.

Beim Lichte besehen, erblicken wir in allem diesem nur den alten Aberglauben unter neuen Formen. Die reine und edle Basis des Christenthums genügte dem großen Haufen nicht. Götzendiener aus Neigung, selbst als sie den Götzendienst abschworen, hat die Menge das ganze Heidenthum mit in das Christenthum hinübergenommen, und ihre Götter, nur unter anderem Namen, auf die neuen Altäre gestellt. Ein Gott, der die ganze von ihm geschaffene Welt regiert, ein allmächtiger, allgütiger Gott, genügte ihnen in dem neuen Glauben eben so wenig, als in dem alten. Sie bedurften besonderer Patrone, nicht allein für jede moralische und physische Naturkraft, sondern selbst für jedes Gewerbe. So trat bei den Matrosen St. Nicolas an die Stelle Neptuns. Die Soldaten nahmen St. Georg für Mars; die Feinschmecker St. Martin statt Comus; die Wöchnerinnen Sta Brigitte statt der Juno, und wenn man genau nachforschen will, so wird man Heilige finden, denen die Attribute der verworfensten Gottheiten beigelegt wurden. St. Guignolet, den die Nieder-Bretagner gegen die Unfruchtbarkeit anrufen, erinnert uns an den alten Gott der Gärten; anderer Beispiele nicht zu gedenken.

(R. d. P.)

Bibliographie.

Gustave III. ou le bal masqué. (Gustav III.) Oper in 5 Akten. Nebst einer Relation über den Tod des Königs nach dem Werke des Herrn Coxe über Schweden. (Die Oper mit Auber's Musik ist bekanntlich unter großem Beifall und mit vieler Pracht im Theater der Akademie royale aufgeführt worden.) Pr. 2 Fr.

Guido Reni — oder die Künstler. Drama in 5 Akten und in Versen. Von A. Beraud. (Ist ebenfalls, und zwar im Theater français, mit Beifall aufgeführt worden.) Pr. 4 Fr.

Paris malade. (Das kranke Paris.) Skizzen des Tages, von Eugène Roch. Zweiter Theil. Pr. 7½ Fr.

Oeuvres complètes de Flaxman. (Flaxmann's Werke.) In Kupferstichen, von Reveil. Erste Liefg. Die Iliade. 10 Platten. Pr. 1½ Fr.

Mannigfaltiges.

— **Byron's Widerwillen gegen Gesellschaften.** Ein Adler in einem Käfig könnte sich nicht unbehaglicher fühlen, als Byron sich in den gekünstelten und conventionellen Gesellschaften fühlte; sie machten ihm die Welt zuwider. Er hätte sich, gleich jenem kühnen Vogel, in die Höhe schwingen und der Sonne in's Antlitz schauen mögen, allein für das geschäftige Treiben der Menschen taugte er nicht, und er, dessen Genius eine Wüste zu bevölkern wußte, schmachtete einsam in der Oede großer Gesellschaften. Die Menschen, die er sah, waren den Gebilden seiner Phantasie so unähnlich, und so hielten Stolz und eine falsche Würdigung der Menschen ihn ab, sich um ihre Neigung zu bewerben, obgleich sein Herz jedem Mitgeschöpf liebevoll entgegenschlug. Auch konnte all sein angenommener Stoizismus nie das weiche Gefühl verbergen, das stets hervorbrach, wenn von Unglücklichen gesprochen wurde. Byron führte nur Krieg mit den Lastern und Thorheiten seiner Nebenmenschen, und gegen diese war sein Scherz bitter, sein Spott beißend, aber für Leiden, selbst wenn sie verdient waren, hatte er nur Nachsicht und Mitleid. Das Unglück war ihm heilig und schien das letzte Glied der Kette zu seyn, die ihn mit seinen Mitgeschöpfen verband. Ich erinnere mich, daß Jemand einst von dem Unglück einer Person sprach, welche der ganzen Gesellschaft bekannt war, und, nachdem er dies Unglück geschildert hatte, hinzusetzte, der Mensch verdiene kein Mitleid, weil er es sich selbst durch seine üble Aufführung zugezogen hätte. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, den Byron's Gesicht damals annahm; es glühte vor Unwillen, und indem er sich zu dem wandte, der so lieblos urtheilte, sagte er: „Wenn *** sich sein schweres Unglück durch sein Betragen zugezogen hat, wie Sie sagen, so ist er doppelt zu beklagen; denn seine Gewissensbisse machen seinen Leidenskelch noch bitterer. Diejenigen, die jedes Recht auf Mitleid mit dem Verluste ihres Rufs und ihrer Selbstachtung eingebüßt haben, bedürfen desselben am meisten; und doch möchte die Barmherzigkeit unserer Super-Moralisten es ihnen so gern versagen, um es denen aufzubewahren, die unverdientes Unglück traf, und denen daher ein inneres Gefühl eigener Achtung das Mitleid Anderer entbehrlich macht. Nichts demoralisirt den Menschen so gänzlich, als die Gewißheit, daß er keinen Anspruch mehr auf das Mitgefühl seiner Nebenmenschen hat. Dies zerreißt das letzte Band, das ihn an die Menschheit knüpft, und macht ihn gegen Alles gleichgültig und unverbesserlich. Dies ist meine Moral", fuhr Byron fort, „und darum habe ich Mitleid mit dem Schuldigen und Achtung für Unglück."

(Journ. of Lady Blessington.)

— **Alte Schauspieler.** In seiner Geschichte des Amerikanischen Theaters weist Dunlap darauf hin, daß namentlich in England viele gute Schauspieler, die zugleich moralisch geachtet waren, ein sehr hohes Alter erreichten. Innerhalb der letzten 40 Jahre sollen deren mehr als 30 gestorben seyn, die älter als 70 Jahre wurden. Macklin wurde über 100 Jahr alt und spielte noch in 94 Jahren den Shylock und den Sir Pertinax mit großer Kraft. Mistreß Bracegirdle wurde 85, Yates 97, Bliffet 84 und Colley Cibber 86 Jahr alt. Noch jetzt hat die Englische Bühne mehrere bekannte Künstler aufzuweisen, die das 70ste Lebensjahr bereits überschritten haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Mittwoch den 17. April 1833.

Frankreich.

Die Frauen in Mexiko.

Von einem Französischen Reisenden geschildert.

Die Mexikanischen Damen sind im Allgemeinen klein, zeichnen sich aber durch einen zierlichen Wuchs, niedliche Füßchen und sehr schönes Haar aus. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, besonders in der Spanischen Tracht, die sie noch immer des Morgens tragen. Ihre Zähne sind selten schön, und gleich den Spanischen Frauen bringen sie sich durch den häufigen Genuß von Süßigkeiten frühzeitig um diese schätzbare Zierde. Ihr Teint ist so weiß, aber auch so unbelebt wie Wachs. Vor Luft und Sonne nehmen sie sich mit der größten Sorgfalt in Acht. Die Bäder, welche sie ziemlich häufig nehmen, sind fast das einzige, wodurch sie für die Reinlichkeit ihres Körpers sorgen, da ihnen die Priester nicht erlauben, sich anderweitig mit dieser Sorge zu beschäftigen. Die Corsets kommen erst jetzt bei ihnen auf. Ihre Gesundheit wird wahrscheinlich durch Einführung dieser Französischen Mode leiden, wenn auch ihre Brust an Schönheit der Form und Dauer dadurch gewinnen wird.

Die Mexikanischen Damen werden nicht dazu erzogen, fleißige und gute Hausfrauen zu seyn. Die wenigen Arbeiten mit der Nadel, die sie verstehen, dienen bloß zum Zeitvertreib. Das kleinste Stück Arbeit erfordert bei ihnen sehr viel Zeit. Zur feinen Erziehung gehört, außer Lesen und Schreiben, das Französische und Musik. Der Tanz ist die einzige Kunst, die sie mit Leidenschaft und großer Vollkommenheit üben. Die schöne Welt in Mexiko hat eine Menge Tänzerinnen aufzuweisen, welche die berühmteren an unserer Oper verdunkeln würden.

Die Zeit der Mexikanerinnen wird durch keine der Pflichten in Anspruch genommen, die den Frauen anderwärts obliegen. Für das Hauswesen sorgen ausschließlich die Großmütter und Tanten. Die Frau eines Kaufmannes läßt sich nie im Laden oder im Comtoir sehen und mischt sich auf keine Weise in die häuslichen Angelegenheiten. Die Sorge für ihre Person, Toilette, Andachts-Uebungen, Besuche, Spaziergänge, Einkäufe, Kränzchen und Intriguen beschäftigen sie, und damit bringen sie den Tag hin. Die Mexikanerin geht alle Tage in die Messe, und ihr Anzug besteht einmal wie das andere aus einem schwarzen Kleide, mit einem kleinen gewöhnlich rothen Shawl darüber, und der Mantilla. Dieser letztere Theil ihres Anzugs ist der kostspieligste, denn in Mexiko erkennt man eine vornehme Dame an der Kostbarkeit ihrer Mantilla, wie bei uns an ihrem Türkischen Shawl. Weiße oder fleischfarbene seidene Strümpfe und niedliche Atlasschuhe erhöhen die natürliche Nettigkeit ihrer Füße. In ihrem schwarzen Haar tragen sie einen sehr hohen Kamm von Schildpatt. Durch dieses künstliche Mittel suchen sie ohne Zweifel ihre kleine Gestalt etwas zu heben. Auf ihre Haare verwenden sie viele Sorge und Zeit. Sie waschen sich den Kopf sehr oft mit Seifenwasser, um ihn reinlich zu erhalten. Nachdem dies geschehen, legen sie sich auf Matten und lassen die Haare zerstreut herabhängen, damit sie trocknen. Dann beginnt das schwierige Geschäft der Kammerfrau. Sie muß den Kopf ihrer Gebieterin von gewissen kleinen Gästen befreien, die man vorsätzlich nicht ganz vertilgt, sondern man läßt immer genug zurück, um den Damen oft das Vergnügen der Säuberung zu gewähren, welche ihnen sehr zu behagen scheint. — Der zweite Theil des Tages erfordert eine neue Toilette; jetzt kommen die Französischen Moden an die Reihe. Allein zum Unglück fehlt ihnen der feine Geschmack der Pariserinnen. Die Mexikanerin sieht mehr auf recht glänzenden Putz, als auf das, was sie am besten kleidet. Nach der Menge von Blumen, Federn und Schmuck, womit sie sich behängen, sollte man sie eher für liederliche Frauenzimmer, als für Damen von Stande ansehen. Die Kaschemir's haben hier kein Glück gemacht. Man zieht ihnen die Shawls von gestickter Seide vor, weil sie leichter sind. Diese tragen sie lieber über dem Kopf als über den Schultern, wie sie es mit ihrer Mantilla und dem Rebosa gewohnt sind. Außer der Zeit, die sie der Andacht widmen, oder dem Beichtvater, der seines Vortheils wegen immer sehr nachsichtig ist, bringen sie die übrigen Stunden mit Besuchen oder auf ihrem Balkon hin. Ein Hauptgeschäft für sie ist es, ihre Kinder zu putzen, allein leider wird auf eine passende und bequeme Kleidung gerade am wenigsten gesehen. Die armen Kleinen, in einen Anzug eingezwängt, der alle ihre Bewegungen hindert, bestreben sich, die Geberden und die Stellung ihrer Eltern anzunehmen. Nichts ist lächerlicher, als diese Señora's en miniature zu sehen, die, unter der Last einer dreifachen Garnitur erliegend, mit dem Fächer in der Hand, von einer anderen Puppe im Mantel oder in Offiziers-Uniform geführt werden.

Nach der Mittagstafel und der Siesta besuchen die Mexikanerinnen die Kaufmanns-Gewölbe und später die Promenade. In Gesellschaft begiebt man sich erst gegen 9 Uhr. Die Gäste sind da nicht unter einander gemischt, sondern die Damen sitzen auf einer Seite, und die Herren bilden auf der anderen verschiedene Gruppen. Ein Fremder könnte glauben, hier herrsche die höchste Ehrbarkeit und die strengsten Sitten, allein, wenn die Intriguen nicht so öffentlich betrieben werden, wie in Frankreich, so sind sie darum nicht weniger thätig. Ein Blick ist zu einer Liebeserklärung hinreichend, die durch eine Bewegung mit dem Fächer angenommen oder zurückgewiesen wird. Der Fächer ist eine Art von Telegraph, dessen sich die Frauen unaufhörlich bedienen, und der ihre Gedanken ganz vortrefflich ausdrückt. Liebesbriefchen und Geschenke werden dann durch Putzhändlerinnen geschickt, diese bringen Alles zwischen den Parteien in Richtigkeit. Die Rendez-vous finden früh Morgens statt. Die Frau ist fast ganz in ihre Mantilla vermummt, wenn sie sich dahin begiebt. Eines Morgens begegnete ich auf der Alameda einer Dame von meiner Bekanntschaft in dieser sorgfältigen Verhüllung. Ich glaubte, sie grüßen zu müssen; allein noch an demselben Abend las sie mir den Text recht derb dafür. „Unbesonnener, sahen Sie denn nicht, daß ich topada (vermummt) war? Ich entschuldige Sie, weil Sie unsere Sitten nicht kennen, aber künftig, so oft Sie eine Frau topada sehen, hüten Sie sich wohl, sie anzureden.“ — Ich ließ mir das gesagt seyn.

Das Konkubinat ist hier sehr selten. Mitunter wird ein junges Mädchen von einem reichen Manne unterhalten. Allein die Schwierigkeit ist, daß er nicht bloß sie, sondern auch ihre ganze Familie zu ernähren hat. Uebrigens kommt jeder Liebeshandel hier ziemlich theuer zu stehen. Ein Abenteuer scheine noch so glänzend, die Eigenliebe wird sich doch immer hinterher gedemüthigt finden. Die Gräfin oder reiche Bürgersfrau, die Sie den Abend vorher noch so zärtlich empfing, unterläßt dennoch am anderen Morgen nicht, Ihnen Geld abzuborgen, was man ohne Verletzung der guten Lebensart nicht verweigern kann. Die Camarera (Kammerfrau), welche diese Unterhandlung führt, fordert eine Summe, die mit dem Stande ihrer Gebieterin im Verhältniß steht. Die theuersten verlangen 10 oder 20 Unzen Goldes, die wohlfeilsten begnügen sich mit Einer Unze.

Die Mexikanischen Damen genießen eben so vieler Freiheit, als die Französischen. Die fleißige Aufwartung, die Achtung und Ehrerbietung, die man ihnen widmet, beweisen, daß sie noch eine Herrschaft besitzen, welche die Frauen in Europa seit dem Ende des letzten Jahrhunderts eingebüßt zu haben scheinen. — Anfangs kann man den Mexikanischen Gesellschaften keinen Geschmack abgewinnen; man muß sich an sie gewöhnen, so wie sie an uns. Ist dies aber erst geschehen, so findet man in vielen Häusern ein vergnügtes und herzliches Wesen, welches die gezwungene Unterhaltung unserer Pariser Zirkel vergessen macht.

Wenn eine Mexikanische Dame am Tage ausgeht, so läßt sie sich wohl begleiten, aber nie von ihrem Begleiter führen. Erst gegen Abend gewährt sie diese Gunst. Sie erlaubt, daß man ihr die Hand reiche, um aus einer Straße in die andere zu biegen, um über einen Rennstein zu schreiten oder eine Treppe hinanzusteigen. Man muß sorgfältig Acht haben, ihr den höheren Theil des Trottoir's zu überlassen. Auf den Abend-Spaziergängen unter den Gallerieen am Markte muß ihr Führer bei jedem Umkehren seine Stelle wechseln, damit sie immer an der Außenseite der Gallerie hingehe und nicht gestoßen werde.

Die außerordentliche Zurückhaltung, welche die Frauen in öffentlichen Gesellschaften beobachten, steht in auffallendem Widerspruch mit ihren freien Redensarten. Sie bedienen sich mancher Wörter, die das Ohr einer Französin verletzen würden. Sie nennen jede Sache ganz unbefangen bei ihrem Namen und erröthen im Gegentheil nur über feine und versteckte Anspielungen. Ihre Sprache unter vier Augen drückt ganz die Gewalt der Leidenschaft aus, welche sie beherrscht; rasende und übertriebene Ausdrücke, die den Orientalen abgeborgt scheinen. Estrella de mi alma (Gestirn meiner Seele), Antorcha de mi vida (Fackel meines Lebens), hijo de mi corazon (Sohn meines Herzens) sind gewöhnliche Ausdrücke verliebter Frauen und können eine Idee von der galanten Sprache der Mexikaner geben.

In den niederen Klassen hat der Charakter der Frauen in mancher Hinsicht ein schärferes Gepräge. Dies kommt daher, weil

sie, wie überall, sich von den Regeln des Wohlstandes losmachen und der öffentlichen Meinung trotzen. Betschwestern außer dem Hause, Zänkerinnen innerhalb desselben, überlassen sie sich ohne Zwang ihrem eifersüchtigen und rachsüchtigen Gemüth. Eine Frau aus den mittleren Klassen sagt ihrem Geliebten ohne Anstand, daß sie ihn für seine Untreue schon bestrafen werde, und zuweilen macht sie ihre Drohung wahr. Eine Marquise hingegen rächt sich, ohne daß man ahnen kann, woher der Streich komme.

Die Bürgerfrauen niederen Standes tragen auch das schwarze Kleid mit der Mantilla, und Abends ein Mussellin- oder Indienne-Kleid mit dem Shawl oder Reboso, selten Federn oder Blumen, und fast nie Hüte. Die Leperas tragen sich nicht ganz so nachlässig, wie ihre Männer; wenigstens besitzen sie mehr Schamgefühl. Ihr ziemlich origineller Anzug besteht aus einem weit hinausgehenden Hemde, welches oberhalb der Brust zusammengezogen werden kann, aus einem Rock von überall gleicher Weite, mit einem weißen Leibchen daran. Zuweilen sind Rock und Leibchen von einem Wollenzeuge, ein blau und weißer Reboso macht den Anzug vollständig. Sie gehen barfuß, am Sonntage jedoch ziehen sie wohl Atlasschuhe an, die sie dann auch noch die ersten Tage der Woche anbehalten. An Lasterhaftigkeit geben die Leperos und Leperas einander nichts nach. Streit ist unter diesen Weibern sehr häufig. Sie werfen einen Stein mit eben so vieler Kraft als Geschicklichkeit, und fast Alle führen eine Waffe, die Tranchète, die gefährlichere Wunden macht, als ein Dolch. Es ist eine stählerne Klinge, deren Ende gekrümmt ist, wie ein Rebmesser. Bei ihren Kämpfen beobachten sie gewisse Regeln, wie wir bei den Duellen. Es wird vorher ausgemacht, wie tief die Tranchète gehen darf. Bei der Herausforderung legen sie den Zeigefinger an die Klinge und bezeichnen so, wie tief die Wunden seyn sollen, die sie austheilen oder empfangen wollen. Da gewöhnlich Eifersucht den Kampf veranlaßt, so zielen sie fast immer nach dem Gesichte.

Die Leperas von Guadalaxara dürfen nicht mit denen von Mexiko verwechselt werden. Sie tragen immer Strümpfe und mit Bändern besetzte Schuhe. Zwar wagen sie es nicht, sich bis zu dem langen Kleide der Bürgersfrauen zu versteigen, aber ihre zwei weißen Röcke, deren oberer von gesticktem Musselin ist, sind am Sonntage blendend weiß. Ein rother oder himmelblauer Gurt von Chinesischem Crep geht ihnen mehreremale um den Leib und wird dann an der Seite in eine zierliche Schleife gebunden, deren Enden mit breiten goldenen Franzen geziert sind. Die Sitten dieser Leperas sind übrigens nicht besser als die der anderen; man sagt ihnen sogar nach, daß sie noch zügelloser leben.

Die Indianerinnen sind arbeitsam und ohne Unterlaß mit ihrem kleinen Haushalt beschäftigt. Sie bereiten das Maisbrod (Tortillas), eine mühsame Arbeit, die jeden Tag wiederkehrt; sie tragen das Essen ins Feld hinaus, versehen die Märkte mit Früchten, Gemüsen und Geflügel. Wenn sie nach der Stadt gehen, so tragen sie ihre Last in einem großen Korbe, der in ein Leintuch geschlagen ist, dessen Zipfel unter der Brust zusammengebunden werden. Diejenigen, welche Kinder zu stillen haben, tragen diese in dem Leintuche und den Korb auf dem Kopfe. Das Kind, welches nur um die Mitte des Leibes gehalten wird, und dessen Kopf und Beine frei schweben, scheint durch diese Stellung und die heftigen Stöße, die es bei dem raschen Gang der Mutter erhält, eben nicht sehr zu leiden. Die Indianerinnen aus der Umgegend der Seen fahren nach Mexiko auf Kähnen, die sie sehr geschickt zu führen wissen.

Die Indianerinnen sind zu 11 bis 12 Jahren mannbar, werden aber sehr früh alt. Sie sind gewöhnlich klein und gut gebaut. Man trifft nicht selten sehr hübsche unter ihnen. Ihr schwarzes Haar tragen sie mit rothen Schnüren durchflochten um den Kopf gewunden. Dieser Kopfputz würde sehr hübsch seyn, wenn sie ihn immer sauber hielten, leider aber gehört die Reinlichkeit nicht zu den Haupt-Tugenden der eingebornen Frauen, und sie vernachlässigen ihren Körper eben so sehr, als ihren Anzug. Geistige Getränke lieben sie sehr. Die Schamhaftigkeit verläßt sie nie ganz, selbst in den Augenblicken, wo sie dem Laster fröhnen. Ihre Kleidung besteht in einem wollenen Rock, welcher kaum über das Knie geht, und einem schmalen Stück Leinen mit einer Oeffnung in der Mitte, durch welche sie den Kopf stecken, und das ihnen Brust und Hüften bedeckt, so daß die Arme und die Seiten bloß bleiben. Manche Indianerinnen gehen in der Stadt in Dienst, wo man sie, wegen ihrer Sanftmuth und Ehrlichkeit, anderen Dienstboten vorzieht. Auch als Ammen oder Chichas nimmt man sie gern. Dieses Wort bedeutet Brust und wird metonymisch für Amme gebraucht. (Revue de Paris.)

Bibliographie.

Conjectures philosophiques. (Philosophische Muthmaßungen.) Von A. F. de Lasalle. Mit der vom Verf. vorausgeschickten Bemerkung: „Si par hasard cet ouvrage tombait sous la main des femmes, je les prie, dans l'intérêt de leur repos, de se dispenser de lire les chapitres X, XI, XII et XIII.“ Pr. 5 Fr.

Cyprès et palmistes. (Historische Dichtungen.) Von Poirié St. Aurèle.

Fragmens de poésie. (Gedichte, den Gefangenen von Blaye gewidmet.) Von A. S. Saint Valery.

Bellegarde. — Roman nach dem Englischen, mit einer Vorrede von P. Chasles. 2 Bde.

Par ma faute. (Eigene Schuld.) Roman vom Verf. der Famille d'un condamné. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Caliban. — Acht Erzählungen zweier ehemaligen Einsiedler von Menilmontant. (Saint Simonisten.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Spanien.

Lebende Bilder aus Spanien*).

II. Justiz-Tragödie in Madrid.

Das heutige Morgenblatt hatte die öffentliche Hinrichtung zweier Uebelthäter angekündigt; ich bin kein sonderlicher Liebhaber solcher Staats-Trauerspiele; doch im fremden Lande soll der Reisende so wenig ungesehen lassen als möglich. Gegen 10 Uhr begab ich mich nach der plazuela de cebada.

Dies ist sonst einer der Haupt-Marktplätze von Madrid. In der Mitte steht ein Springbrunnen, Symbol des Ueberflusses; um denselben eine Anzahl hölzerner Metzgerbuden, worin mageres und schlecht aufgeputztes Rind- und Hammelfleisch feil geboten wird. Marktleute beiderlei Geschlechts sitzen zwischen ihren Eier- und Gemüse-Körben, behangen mit Festons von Knoblauchs-Guirlanden, verschanzt hinter Pyramiden von Kartoffeln, Zwiebeln, Granatäpfeln, Tomaten und Orangen. Ganze Heerden Schweine sieht man, alle bereits geschlachtet, aber auf ihre vier Beine gestellt, als lebten sie, jedes mit einem Kornbüschel im Maule, oder über eine Tonne gespreizt, wo es dann aussieht, als zappelten sie noch mit den Füßen zur Erde. Die Gesellschaft, welche man hier gewöhnlich findet, macht auf Glanz keinen Anspruch. Es ist das älteste und unscheinbarste Stadtviertel, dessen Bewohnern dieser Platz als Markt und Versammlungs-Ort dient. Die nächste Nachbarschaft besteht aus fettigen Metzger-Wohnungen und Schlachthäusern; zahlloses Fuhrwerk passirt von und nach Toledo, Talavera, Aranjuez, Cordova, Sevilla; in ununterbrochener Prozession schreiten lange Reihen beladener Esel und Maulthiere gravitätisch vorüber. Die Marktgäste kommen größtentheils aus der nächsten Umgegend der Hauptstadt; da sie Abends heimkehren, bedürfen sie der Wirthshäuser nicht; ihre Thiere verzehren aus Freßbeuteln die mitgebrachte Gerste; sie selbst leben vom Proviant ihrer Satteltaschen, etwas Brod, Käse, Wurst mit dickem Rothwein in lederner Flasche; Leckermäuler holen im irdenen Topfe ein wohlgeschmalztes Ragout vom tragbaren Heerde der nächsten Sudelköchin.

Heute erschien die Gestalt des Platzes sehr verändert. Die Fleischbänke waren leer und verlassen; die Gemüsekörbe und Obst-Pyramiden über die Seite geschafft; die Schweine verschwunden oder in irgend einer Ecke unsymmetrisch über einander geworfen. Die fehlenden Alltags-Objekte wurden jedoch durch ein ungewöhnliches ersetzt — das Werkzeug der Justiz-Vollstreckung.

Verschiedene Todesstrafen sind in Spanien in Gebrauch. Die am wenigsten schmachvolle des Erschießens ist eine Art Soldaten-Privilegium; bürgerliche sind Garrote und Galgen. Der zur Garrote verurtheilte Delinquent wird in einen eisernen Stuhl gesetzt und ein ihm umgelegtes eisernes Halsband mittelst Umdrehung starker Schrauben bis zur augenblicklichen Erstickung verengt, oder auch, durch gewaltigen Hammerschlag, auf einen zwischen Halsband und Nacken befindlichen Keil, der Halswirbel gebrochen. Am schimpflichsten ist der Tod am Galgen; gesetzlich vorzugsweise dem Räuber, dem Meuchelmörder und anderen gemeinen Uebelthätern angedroht; durch Brutalität der Parteiwuth jüngster Zeit aber nicht selten auch auf politische Verbrecher oder Feinde ausgedehnt. Die für heute auserlesenen Justiz-Opfer schienen jedoch von unzweideutigem Charakter, und Niemand bezweifelte die Schicklichkeit des sie zum Galgen verdammenden Urtheils.

Höchst einfach konstruirt war das Werkzeug der Gerechtigkeit: ein schwerer eichener Horizontalbalken über zwei vertikale gelegt; zu ersterem führte auf der Hinterseite eine starke Leiter oder vielmehr Treppe; oben war er mit Schaaffellen umwunden, gegen die Friction der Stricke an den scharfen Balkenecken. Die ganze Anstalt schien solide genug, um sichere Urtheilsvollstreckung zu verbürgen. Gensdarmen bewachten den nächsten Umkreis, welchem, außer dem Henker und seinen Knechten, Niemand sich nähern durfte.

Eben als ich ankam, stieg der Verdugo die Treppe hinan, mit vier Stricken in der Hand, welche er dicht neben einander und sehr sorgfältig um die fellbedeckte Mitte des Horizontalbalkens schlang. Die Henkers-Profession ist höchst verachtet in Spanien; ehemals ward sie nur durch Mauren, Juden und andere Ungläubige geübt; noch heute muß, wer zu der damit verknüpften bürgerlichen Entwürdigung zugelassen zu werden wünscht, Beweis führen, daß schon seine Ahnherren dem Amte vorstanden. Bei einer neuerlichen Gelegenheit hatte zu Granada eine förmliche Konkurs-Bewerbung stattgefunden, wo jeder Kandidat mit heraldischer Genauigkeit darthat, wie er, von väterlicher oder mütterlicher Seite, aus reinem Henkersblute stamme. Die Zahl der Bewerber soll größer gewesen seyn, als gewöhnlich, wegen eines zu dieser Stelle in Granada gehörigen, ziemlich einträglichen Zehnten von allen auf öffentlichem Markte verkauften Salat- und Suppenkräutern.

Schaulustige waren überflüssig vorhanden; die Balkone der Häuser ringsum, mit dichten Gruppen beider Geschlechter besetzt, bildeten ein Panorama, demjenigen nicht unähnlich, welches die plaza mayor bei Stiergefechten zur Schau stellt. Unten das bunteste Gedränge der niederen Volks-Klasse; Kesselflicker und Schuhflicker mit ledernen Schürzen und schmutzigen Gesichtern neben dem Andalusier in seiner heiteren Landestracht; athletische Bauern oder Maulthiertreiber aus den benachbarten Ebenen Kastiliens und La-Mancha's neben dem blassen dünnbeinigen Schneider der Hauptstadt. Anderes Gelichter hielt sich abgesondert, keiner Profession angehörig, auch wohl, obgleich armselig und zerlumpt, zu stolz, um irgend eine zu ergreifen. Diese Kerle standen bis an die Nase in zerrissne Mäntel gehüllt.

*) Nach A year in Spain by a young American. — Vgl. Nr. 36 des Magazins von d. J.

ihre niedrigen breitgeränderten Hüte tief in's Gesicht gedrückt und Blicke versendend aus den blitzenden Augen, man wußte nicht recht, ob furchtbar oder furchtsam. Vielleicht waren es Räuber, Genossen der heutigen Schlachtopfer, mit denen sie manche Scene der Gefahr und Schuld getheilt haben mochten, und die heute wenigstens als Zeugen der für sie selbst noch aufgeschobenen Schlußscene erscheinen wollten.

Merkwürdig schien mir die Gravität der dumpfen Volksmenge: wenig Gerede über die Verbrecher und ihre Thaten, sey es aus einem Rest von Furcht vor ihnen selbst, oder aus Besorgniß vor lauschenden Spießgesellen. Einige standen allein, in ihre Mäntel gewickelt, ernst, nachdenklich, ja feierlich; andere in schweigenden Gruppen; hier und da ein Landmann auf seinen bewegungslosen Esel gelehnt, den erwartenden Blick nach der Toledostraße gerichtet. Nirgends Geräusch oder Geschrei, als etwa von der Straßenjugend, welche, an irgend einem Gitter kämpfend, einen ausgezeichneten Standpunkt zu erklettern suchte. Blinde Bettler verkauften Gebete für die armen Seelen der Uebelthäter in Balladenform; Büßende, mit klingenden Glöcklein, machten sich Platz durch die Menge und sammelten Kupfermünzen für Seelen Messen.

Die Delinquenten ließen ziemlich auf sich warten. Längst hatte die eilfte Stunde geschlagen und noch keine Spur ihrer Ankunft. Der Dezember Tag war kalt und bewölkt, wie in Madrid nicht ungewöhnlich, und die Luft von jener scharfen durchfröstelnden Art, welche hier durch die wärmsten Winterkleider dringt, ja, bis an den Kamin uns verfolgt, und alle Behaglichkeit ausschließt; ich war nahe daran, ungeduldig zu werden, und schien mir dann wieder recht herzlos und grausam in dieser Ungeduld über karglicher Verlängerung des Daseyn's dreier unglücklichen Mitgeschöpfe.

Endlich zeigte sich ein Scenenwechsel in der Toledostraße; die Frauenzimmer auf den Balkonen unterbrachen das bisherige Spiel der mit Bekannten, gegenüber oder unten, durch Fächer, Finger oder Augen gewechselten Grüße; alle Köpfe und Blicke schienen in Einer Richtung zu starren. Nach einigen Minuten ward ein Vortrupp Gendarmen sichtbar, mit weißem Lederzeug und blanken Säbeln auf und nieder reitend und ihre Pferde tummelnd. Hinter ihnen eine Abtheilung Grenadiere, von denen man erst nur die blinkenden Bajonette über den Häuptern des Gedränges in schwankender Bewegung wahrnahm, allmälig auch die rauhen Bärenmützen, dann die ganze Masse. Jetzt stiegen auch Töne des Sterbeliedes über dem dumpfen Volksgesumme feierlich empor.

Die militairische Bedeckung schien absichtlich so geordnet, daß dem Volke auf beiden Seiten der armen Sünder der Anblick frei gewährt blieb. Es waren ihrer drei: der vorderste indessen, obgleich Mitschuldiger der Uebrigen, hatte entweder geringere Blutschuld auf sein Haupt geladen, oder als Werkzeug zur Ueberführung der Kameraden sich Gnade erwirkt. Genug, sein Urtheil lautete nur, unter den Galgen geführt zu werden und die Hinrichtung der beiden anderen dort anzusehen. Er saß auf einem Esel, die Arme auf dem Rücken geknebelt, das Gesicht tief vorwärts bis auf des Thieres Hals gebeugt und in langflatterndes, während langer Gefangenschaft wohl absichtlich für diesen Zweck gepflegtes Haar, wie in einen Schleier verhüllt. Augenscheinlich quälte ihn das Gefühl der Schande und Furcht vor künftiger Wiedererkennung; das Volk schien diese Empfindungen zu billigen und suchte sein Incognito nicht zu stören; ein einziges altes Weib bückte nieder, um dem Vorüberziehenden gründlicher in's Angesicht zu schauen, und rannte dann wieder fort zum Gebrodel ihres trogboren Heerdes.

Der zweite Delinquent, mit dem Leichenkittel angethan, saß keck aufrecht auf seinem Esel, die Füße unter des Thieres Bauch zusammengeschnürt, um jeden Fluchtversuch in irgend eine am Wege liegende Kirchen- oder Kloster-Freistatt unmöglich zu machen. Seine Hände waren vorn mit einem Stricke um ein aufrecht hineingestelltes kupfernes Kruzifix gebunden; aber so oft der neben ihm gehende Mönch es mit ängstlicher zitternder Hand ihm an die Lippen drücken wollte, weigerte er sich, das Bild seines Erlösers zu küssen; ja er spie darauf! ich erinnere mich nicht, je einen so vollständig verhärteten Bösewicht gesehen zu haben. Es war ein kleines dürftiges Kerlchen, von dünnem, sehnigem, katzenartigem Bau, mit einer Physiognomie, die man gesehen haben muß, um einen solchen Ausdruck teuflischer Verworfenheit möglich zu glauben. Neugierig, etwas von seiner Geschichte zu hören, suchte ich ein Gespräch darüber mit einem neben mir stehenden alten Manne anzuknüpfen. Dieser antwortete bloß mit Achselzucken und schaudernder Bewegung; sagte dann leise: „ha hecho muchos muertos, muchisimos" (er hat viele Mordthaten begangen, sehr viele!).

Der dritte arme Sünder erschien gleichfalls im Sterbekleide, übrigens ganz verschiedenartigen Wesens. Er war körperlich größer und stärker, während aber sein Vorgänger augenscheinlich nur von Gefängnißluft und übler Behandlung bloß und angegriffen aussah, trug er in seiner Bleifarbe und seinen blauen Lippen die unverkennbaren Zeichen innerlichster Todesangst. Seine Hände waren nicht an's Kruzifix gebunden; frei hielt er ein Psalmbuch, woraus er eifrig mit seinem Mönche sang. Vielleicht wahre Andacht, vielleicht auch nur geheuchelte und auf Gewinnung der Priester berechnete, durch deren Vermittelung nicht selten in Spanien noch unter dem Galgen die Gnade sich einstellt: jedenfalls konnte man weder ohne Ekel noch ohne Mitleid den Elenden mit blauer krampfhaft bewegter Lippe singen sehen.

Unterdessen hatte der auf dem Platze angelangte Zug Besitz genommen vom nächsten Umkreise der Richtstätte. Die Delinquenten wurden von den Eseln gehoben, der erste unter den Galgen gestellt, die beiden anderen auf der Galgentreppe erste Stufe niedergesetzt. Jetzt ergriff der Henker Besitz von seiner Beute. Ueber sie auf die Treppe tretend, packte er den kleinsten und bösartigsten der beiden Uebelthäter unter die Arme und schleifte, selbst rückwärts steigend, ihn rückwärts die Treppe hinauf, Stufe um Stufe, jedesmal mit kurzem Halt, wovon jedesmal die Treppe erzitterte. Endlich stand er auf der obersten Sprosse; etwas unter ihm saß sein Schlachtopfer. Der Mönch war bis dahin nachgeklettert in losem Gewand von Sackleinwand, mit dem Geißelstrick gegürtet; lang floß ihm der graue Bart über die Brust, und die zurückgefallene Kutte zeigte sein in Form der Dornenkrone des Heilandes halbgeschorenes Haupt. Er schien tief ergriffen von dem Gedanken augenblicklicher Erscheinung dieses verhärteten Sünders vor dem Richterstuhle des Ewigen, vielleicht auch von seiner eigenen Verantwortlichkeit für die arme Seele. Die zitternde Stimme gab Zeugniß vom Ernst seiner unausgesetzten Beschwörungen um ein Wort der Buße und Reue. Aber bis zum letzten Augenblicke blieb des Mörders Herz verhärtet und erfolglos jeder Versuch, dem Kruzifix seinen Abschiedskuß zu gewinnen.

Endlich kam die Katastrophe. — Die Execution, deren schauderhafte Details die Nerven unserer Leser zu sehr affiziren möchten, fand mit allen brutalen Förmlichkeiten dieser in Spanien nur allzuhäufigen Staats-Actionen statt.

Das Benehmen des Volkes war merkwürdig ernst. So wie jedes der beiden Schlachtopfer von der Leiter geworfen ward, vernahm man zitterndes Gemurmel auf allen Lippen, kurzes Gebet für die arme schuldbeladene, jetzt im Vorhofe der Ewigkeit anlangende Seele. Alle Zuschauer hatten die Mäntel geöffnet, andächtig kreuzschlagend über Stirn, Gesicht und Brust. Der einzige — von Natur oder Profession — ganz Empfindungslose war der Henker. Kaum das letzte Mal zur Erde gekommen, ordnete er mit ruhigem Bedacht jede Verwirrung seines Anzuges, hob den verlorenen Hut wieder auf, suchte die Spuren des Stricks daran auszutilgen, zog eine halb gerauchte Cigarre hervor, schlug Feuer und setzte sie wieder in Brand. Ja, die Blicke, welche er auf beide Leichname warf, schienen eine gewisse Selbstzufriedenheit auszudrücken. Es mag wohl in der menschlichen Natur liegen, stolz zu seyn auf gute Verrichtung auch der schändlichen That!

Das Volk zerstreute sich; die Landleute bestiegen ihre Esel und trabten hinweg; die Städter gingen heim, tief in ihre Mäntel gewickelt. Auch ich säumte nicht; das in mir vorherrschende Gefühl war ein gewisser Ekel an der Menschheit und mir selbst, ungefähr wie ich ihn empfand, als ich zum ersten Mal Rousseau's Bekenntnisse gelesen. — Gewiß schien es mir, daß ein Schauspiel wie dieses nicht geeignet seyn kann, die öffentliche Moral zu befördern, die Menschen besser oder glücklicher zu machen.

Bibliographie.

- Fuentes de la riqueza publica. (Quellen des National-Reichthums.) Pr. 10 Rs.
- Correspondencia entre varias personas de las que se llaman del buen tono. (Briefe über die Moden, das Hofleben und den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaften, der Wissenschaften, der Literatur, Kunst u. s. w.) Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften.
- Memoria sobre el origen del tabaco. (Ueber den Taback und die Nothwendigkeit, den Anbau desselben zur Vernichtung des Schleichhandels, in Spanien einzuführen.) Pr. 4 Rs.
- La amnistia Cristina. (Die Amnestie der Königin Christine, oder der Einsiedler in den Pyrenäen.) Historische Novelle aus dem Jahre 1832. Pr. 8 Rs.

E n g l a n d.

Lady Blessington's Unterhaltungen mit Lord Byron.

Neuere Auszüge aus dem Tagebuche der Lady.

Byron wünschte sich nie alt zu werden; im Gegentheil, ich hörte ihn oft den Wunsch äußern, jung zu sterben, und erinnere mich, daß er der Bemerkung des Sir William Temple: „Das Leben gleicht dem Weine, wer ihn rein trinken will, darf ihn nicht bis auf die Hefen leeren," seinen vollen Beifall gab. „Es ist eine ganz irrige Meinung," sagte er, „daß die Leidenschaften mit den Jahren nachlassen; sie machen bloß anderen Platz, und eben keinen besseren; der Geiz nimmt die Stelle der Liebe ein, hingebendes Vertrauen weicht dem Argwohn. Das sind die Früchte des Alters und der Erfahrung", fuhr er fort. „Nein, ich mag nicht alt werden. Jugend will ich, das Fieber der Vernunft, und nicht die Gicht derselben: das Alter. Ich erinnere mich meiner Jünglingsjahre, damals floß mein Herz über von Liebe zu allen denen, die mir einiges Wohlwollen bezeugten, und jetzt, erst sechs und dreißig Jahre alt, muß ich in demselben Herzen die Asche ausgebrannter Liebe lange umwühlen, um ein schwaches Flämmchen anzufachen, meine erkalteten Gefühle zu erwärmen." Byron trauerte über die verlorenen Gefühle seiner Jugend, wie Andere verlorene Freunde aus jener glücklichen Zeit betrauern. Es lag etwas Melancholisches in diesem Gefühle, und zwar um so mehr, da man sehen konnte, daß es aufrichtig war. Er sprach oft vom Tode, und nie mit Aengstlichkeit; er sagte, die Gewißheit desselben gäbe uns eine bessere Lehre, als alle Schul-Philosophie, denn sie mache uns fähig, die Leiden des Lebens zu erdulden, die, bei ewiger Dauer desselben, unerträglich seyn würden. Den Vers von Cowley:

„O Leben! schwacher Damm, der drohend zwischen
Zwei Ewigkeiten sich erhebt."

führte er häufig als ein herrliches Bild an, und sagte, daß er ihm sehr oft einfiele.

Niemals kannte Byron der Freunde, die der Tod ihm entrissen

hatte, ohne sichtbare Rührung gedenken. Er verweilte gern bei ihrem Tode und sprach mit einer Zärtlichkeit von ihnen, als wären sie erst kürzlich und nicht bereits vor Jahren gestorben. Als er einst einiger verstorbenen Freunde erwähnte und ihren Verlust beklagte, unterbrach er sich mit bitterem Lächeln: „Doch vielleicht ist es recht gut, daß sie dahin sind; es ist weniger bitter, über ihren Tod zu trauern, als über ihren Abfall, und wer weiß, hätten sie gelebt, ob sie nicht eben so treulos geworden wären, wie manche Andere, die ich gekannt. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Freunde, die das Grab umschließt, die einzigen sind, die wir unser nennen können, und die nie anders werden. Der Tod allein drückt der Freundschaft das Siegel auf. Kein Wunder daher, daß wir das Andenken derjenigen werth halten, die uns liebten, und uns an dem Gedanken starken, daß sie uns bis ans Ende treu blieben. Die Trauer über solche Verluste macht unser Herz sanfter und besser; wir fühlen uns freundlicher gesinnt gegen unsere Nebenmenschen, weil wir mit uns selbst zufrieden sind, erstlich, daß wir Neigung einflößten, zweitens, daß wir dafür gegen das Andenken unserer dahingeschiedenen Freunde dankbar sind. Der Kummer hingegen über Erkaltung und Lieblosigkeit derjenigen, denen wir Vertrauen und Liebe schenkten, hat so viel Bitteres, daß unser Herz vertrocknet, die Quelle der Freundschaft in unserer Brust versiegt und wir einen Widerwillen gegen das ganze Menschengeschlecht fassen, denn unsere Eigenliebe findet sich an ihrer verwundbarsten Stelle verletzt — wir haben Liebe geboten und keine Erwiederung gefunden. — Man lernt wohl, dies ohne Murren und mit scheinbarer Ruhe tragen, aber der Eindruck ist unverwischlich, und wer nach solchen Täuschungen nicht ein Cyniker oder noch etwas schlimmeres wird, der muß von anderem Stoffe seyn, als die übrigen Menschen.“

Ich bemerkte ihm, daß seine früheren Freunde ihm keine Ursache gegeben hatten, sich über diesen Gegenstand so bitter zu äußern, und führte Herrn Hobhouse *) als Beispiel an. „In Wahrheit,“ antwortete er, „dieser hat sich nicht geändert, und ich halte ihn für unwandelbar, und wenn Freundschaft, wie man allgemein glaubt, darin besteht, die Wahrheit, die ungeschminkte nackte Wahrheit zu sagen, so ist er in der That ein Freund. Dennoch, — hol's der Henker, ich kann nicht lügen, — Hobhouse hat mir Freundschafts-Beweise gegeben, die mir angenehmer waren, als seine Wahrheiten. Die Sache ist aber die, ich hätte es gern gesehen, wenn er diese ein wenig mit Schmeichelei überzuckert hätte, wie man einem Kinde die Medizin überzuckert, und das wollte er nie, daher war ich niemals so recht zufrieden mit ihm, obgleich ich fand ich ihn deshalb um so höher schätze, während ich mich selbst wegen dieser Schwachheit geringer achte.“

„Ein anderer meiner Freunde, William Bankes, ist ein sehr geistreicher, wahrhaft origineller und äußerst unterrichteter Mann; auch hat er ein sehr gutes Herz, aber er ist ebenfalls kein Schmeichler. Wie ungerecht sind wir, die Frauen anzuklagen, daß sie die Schmeichelei so gern haben; ich bin überzeugt, daß wir Männer sie um kein Haar weniger lieben, nur zeigen wir es nicht mit so liebenswürdiger Offenheit wie sie. Schmeicheleien, die man uns selbst sagt, sind stets willkommen; hören wir aber Anderen nur halb so viel sagen, so erklären wir ohne Weiteres den Spender derselben für einen Speichellecker und den, der sie annimmt, für einen Tropf. Doch selbst wenn wir der Aufrichtigkeit oder Urtheilskraft des Schmeichlers nicht trauen, ist uns der Weihrauch dennoch angenehm, denn wir schließen daraus, daß wir doch keine unwichtige Person seyn müssen, weil man sich die Mühe nimmt, uns zu schmeicheln. Zwei Dinge (fuhr Byron fort) nehmen wir Alle gern, und nie finden wir, daß wir davon zu viel haben: Geld und Schmeichelei. Je mehr man von dem Ersteren hat, desto leichter kann man zu dem Zweiten kommen, so viel ich wenigstens in England wahrnehmen konnte, wo man dem Reichthum stets eine Aufmerksamkeit und Ehrerbietung zollt, deren Tugend, Genie oder Tapferkeit sich selten zu erfreuen haben.“

„In keinem Lande“, fügte Byron hinzu, „habe ich dagegen gefunden, daß hervorragendes Verdienst so viel Neid, Eifersucht und Böswilligkeit erregt, wie in England. Diejenigen, die sich scheuen, es geradezu anzugreifen, suchen es dadurch herabzusetzen, daß sie die Mittelmäßigkeit bewundern, gerade wie Frauen, wenn sie eine Schönheit besonders rühmen hören, entweder sie ganz wegläugnen, oder schwach beistimmen, zugleich aber einer ganz mittelmäßigen Figur das größte Lob spenden, um zu zeigen, daß sie nicht neidisch sind. Die Engländer machen es mit ihren großen Männern, wie mit ihrem Klima; unter sich setzen sie es herab, gegen Fremde aber vertheidigen sie es aus Eigenliebe. Haben Sie je in England gesehen, daß eine Person von hohen Gaben geliebt wurde? Sind nicht gerade diejenigen am beliebtesten in der Gesellschaft, die keine Eigenschaften besitzen, welche Neid erregen könnten, liebe gute Leute, aber negative Charaktere, deren Güte selbst (wenn Gutmüthigkeit Güte heißen kann) aus dem Mangel aller positiven Vorzüge entsteht, wie das Weiße aus der Abwesenheit aller Farben? Solchen Leuten fühlt man sich gleich, aber gar überlegen, daher sind sie beliebt, weil sie keine Eitelkeit verletzen können; Alles lobt sie, weil Jeder, der sie lobt, mit Selbstzufriedenheit an seine eigene Ueberlegenheit denkt. Indiß, ihrer Fehler ungeachtet, taugen die Engländer, d. h. Leute von Erziehung und Bildung, dennoch besser zum geselligen Verkehr, als irgend eine andere Nation, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie zuhören. Dadurch wird man behutsam in seinen Reden und wirft nicht so mit jenen mille petits riens um sich, wie anderwärts, wo man dreister ist, weil Alle durch einander sprechen; und dadurch ist viel gewonnen. In welchem anderen Lande, als in England, hätte Jekyll mit seinen witzigen Antworten und geistreichen Anekdoten so viel Glück machen können? Denken Sie sich ihn in Frankreich oder Italien und mit der Landessprache vollkommen vertraut, so hätte dennoch unsere attische Biene, bei dem Gesumse der Hummeln um sie her, weder ihren Honig noch ihren Stachel anbringen können. St. Evremont, glaube ich, sagt irgendwo, daß es keinen besseren Gesellschafter gäbe, als einen Engländer, der spricht, und einen Franzosen, der denkt; mir aber ist der lieber, welcher zuhört, er müßte denn, gleich Jekyll, von Geist übersprudeln, aber nicht, wie unsere meisten Bekanntschaften, der Trommel gleichen, die viel Lärm macht, weil sie leer ist. Eine lebhafte Unterhaltung wirkt auf mich beinahe wie Champagner; sie erhöht meine Stimmung, macht mich schwindlig, und in diesem Rausche sage ich tausend närrische Dinge. Es dauert lange, ehe ich wieder nüchtern werde, und dann bin ich abgespannt, halb ärgerlich, halb schwermüthig und mit mir selbst und der Welt unzufrieden. Ein interessantes Buch ist das einzige Linderungs-Mittel, das mir meine gewohnte Ruhe wiedergiebt; denn, bin ich meinen Betrachtungen überlassen, so fühle ich mich — mir selbst gegenüber — so beschämt über meinen Leichtsinn und meine Ueberspanntheit, daß alle Thorheiten, die ich gesagt habe, sich gleich Anklägern gegen mich erheben, und ich stehe dann so schafsmäßig da, wie ein Schuljunge, der zum ersten Mal geschwelgt hat.“

*) Den jetzigen Staats-Secretair Sir J. C. Hobhouse.

Bibliographie.

The battle of Trafalgar. (Die Schlacht von Trafalgar.) Ein Gedicht. Pr. 4½ Sh.

Lectures etc (Vorlesungen über die Kirchengeschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts.) Von Burton. Pr. 12 Sh.

Buttmann's larger greek grammar. (Buttmann's größere Griechische Sprachlehre.) Pr. 13½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Das Londoner Post-Amt. Bloß in dem inländischen Post-Amte beläuft sich die Zahl der Briefe täglich im Durchschnitt auf 35,000 eingehende und auf 40,000 (jährlich 23,475,000) abgehende, worunter weder die in dem auswärtigen Post-Amte, noch in dem Schiff-Post-Amte oder in der Stadt-Post gerechnet sind. Die Anzahl der Zeitungsblätter wechselt von 25,000 bis 60,000 (am Sonnabend 40,000, am Montag 50,000), wovon ungefähr 20,000 zehn Minuten vor 6 Uhr abgegeben werden. Nach dieser Stunde zahlt jedes Blatt einen halben Penny mehr, was alle Jahr volle 500 Pfd. Sterl. einbringt. An 240,000 Blätter werden jährlich zwischen 6 und ¾ auf 8 Uhr zur Post gegeben. Für zeitigere Ablieferung der Briefe rc. gehen jährlich 4000 Pfd. ein, und der Penny, den man für jeden Brief an die Briefsammler zahlt, die mit einer Glocke umhergehen, um sie in Empfang zu nehmen, trägt jährlich 3000 Pfd. ein, welches 720,000 Briefe oder beinahe 2000 täglich bedingt. Das Post-Amt nimmt wöchentlich 6000 Pfd., also über 300,000 Pfd. jährlich, ein, und von dieser ungeheuren Einnahme sind seit 25 Jahren nicht mehr als 200 Pfd. durch Unterschleif verloren gegangen. Die frankirten Briefe belaufen sich jeden Morgen auf 4—5000. Zeitungen nach dem Auslande können nur bis zu dem nächsten Hafen, so weit die Reitpost geht, frankirt werden. Von da an zahlen sie das Porto nach dem Gewicht, daher eine täglich erscheinende Englische Zeitung in St. Petersburg auf 40 Pfd. jährlich zu stehen kommt. (P. M.)

— Ein Salzsee in Süd-Afrika. Dieser See, welcher mitten in einer ausgedehnten Ebene in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel liegt, ist von ovaler Form, hat ungefähr 3 (Engl.) Meilen im Umfange und an einer Seite ein sanft abhängiges Ufer von grünem Rasen. An den anderen Seiten sind die Ufer höher und steiler und durchgehends mit einem üppigen Holz- und Pflanzenwuchs bedeckt. Als wir den See besuchten, war er rings umher am Rande und auf einem großen Theil der Oberfläche mit einer dicken Salzlage überzogen, welche mit kleinen schneeweißen Krystallen bestreut war, so daß das Bassin aussah, wie ein theilweise gefrorener Teich, der mit Reif oder feinen Schneeflocken bedeckt ist. Dieses winterliche Ansehen des See's kontrastirte wunderbar mit der üppigen Vegetation an seinen Ufern, wo Holzungen vom schönsten Immergrün und schlanke Akazien mit blühenden Stauden und köstlichen exotischen Pflanzen von ungemeiner Größe abwechselten, wie die Portulacaria afra (das Lieblingsfutter des Elephanten), der Cassiulm-Baum, der scharlachrothe Cotelydon, mehrere Gattungen der Aloe, wovon einige ihre dicken Blumenbüsche über den Rand des See's hinausneigten, andere ihre stolze Tiara von blutrothen Blumen bis zu einer Höhe von 12 bis 15 Fuß emporstreckten, und über Alle hinaus die gigantische Euphorbia, die ihre blätterlosen Arme weit über den Staudenwald hinstreckte. Das Ganze, von der untergehenden Sonne mit glühendem Roth übergossen, machte eine wunderbare und herrliche Wirkung. — Ich machte keinen Versuch, die Salzkruste zu untersuchen, mit welcher, nach Barrow, der ganze Grund des See's bedeckt seyn soll. Ich kostete aber das Wasser und fand es so salzig wie Seewasser. Unter den verschiedenen Hypothesen, welche die Naturforscher aufstellen, um die Entstehung dieses und anderer Salzseen im südlichen Afrika zu erklären, scheint mir die, welche sie unterirdischen Salzquellen zuschreibt, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. (P. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Freitag den 19. April 1833.

England.

Die Englische Malerschule.

Die Englische Civilisation hat in der raschen Entwickelung, durch die sie sich in den letzten Zeiten auszeichnete, eine sehr beachtenswerthe Schule der Malerei, der Bildhauerkunst und des Grabstichels hervorgerufen. Die Namen Lawrence, Wilkie, Turner, Martin sind bekannt genug. Und so wäre denn auch die Behauptung älterer Philosophen widerlegt, welche dem Klima einen direkten Einfluß auf die Hervorbringungen der Kunst zuschrieben und nicht gestatten wollten, daß ein Volk unter einem rauhen Himmelsstriche den Pinsel, den Meißel oder den Grabstichel führe. Die Englische Schule zeichnet sich durch einen eigenthümlichen Charakter aus; man findet in derselben viel Fehlerhaftes, aber auch vortreffliche Eigenschaften. Wenn man ihr zuweilen wenig Achtung für die Zeichnung und einen Mangel an Schärfe in den Umrissen vorwirft, so kann man doch andererseits nicht in Abrede stellen, daß sie mit großem Scharfblick tausend Züge aus dem Leben und aus der Seele aufgefaßt hat. Bei Wilkie und einigen Anderen findet man ungemein viel innere Poesie; bei Lawrence eine nicht weniger merkwürdige Idealisirung der feineren Klassen der Gesellschaft; bei Martin eine epische Größe, welche von Dante oder Milton eingegeben zu seyn scheint. Flaxman hat die großen Schatten des Heidenthums und der christlichen Mythologie angerufen. Europa hat diesen Talenten verschiedener Gattung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn das Land, welches sie hervorgebracht hat, nicht zu den künstlerischen Regionen gehören soll, welches unter den jetzt lebenden Völkern darf dann auf diese Ehre Anspruch machen?

Unter und neben den oben erwähnten reihen sich viele andere weniger bekannte Namen, die vereinigt als die Englische Schule bezeichnet werden können. Wir wollen das Charakteristische dieser Künstler hervorzuheben suchen. Einige von ihnen leben noch, die meisten sind todt; aber die Resultate ihrer Bestrebungen leben in unseren Museen.

James Barry, einer der seltsamsten Menschen seiner Zeit und jetzt beinahe vergessen, ein genialer, aber oberflächlicher Künstler, soll das Verzeichniß eröffnen. Wie so viele Andere, hat ihn der Geist des Alterthumes irre geleitet. Von der Form und der Schönheit eingenommen, wie die Griechen sie erfaßt und dargestellt hatten, fühlte er nicht, wie wenig jene Form mit den modernen Sitten übereinstimmte. Er trieb diesen Enthusiasmus bis zum Lächerlichen, als er in seinem Gemälde von dem Tode Wolfe's die Englischen und Amerikanischen Soldaten nackt gehen ließ und die Krieger von Quebeck und Montreal in Griechische Faustkämpfer verwandelte. James Barry trieb die Liebe zum Nackten bis zur Abgötterei. Den Geschmack des Publikums und die besonderen Neigungen seiner Nation verachtend, verfolgte er kühn den dornenvollen Pfad, den er sich vorgezeichnet hatte.

Wir müssen gestehen, daß er bei Durchführung eines Grundsatzes einen heroischen Muth entwickelte. Keinen Beistand, keine Unterstützung; rings um sich her Gelächter oder Gleichgültigkeit. Er erbat sich als eine Gnade die Erlaubniß, an den Wänden der Säle der Kunst-Akademie auf seine Kosten mehrere Fresko-Bilder malen zu dürfen, welche die Fortschritte der menschlichen Civilisation vorstellen sollten. Diesem Werke widmete er seine Zeit, sein Vermögen, sein Leben. Der Ruhm belohnte ihn nicht, und nachdem dieses große Unternehmen beendigt war, hatte er alle Sorgen eines dürftigen Alters zu ertragen.

Die sechs von Barry nach seinen eigenen Zeichnungen ausgeführten Fresko-Bilder wimmeln von Fehlern in Hinsicht der Composition, der Zeichnung und besonders der Farbe. Man sieht, daß der Künstler sich ein sehr erhabenes Ziel gesteckt hatte, daß ihm aber die zur Ausführung nöthige Kraft mangelte; und doch, trotz aller Fehler, wenn man jene Bilder aufmerksam studirt, findet man schöne Stellungen, einen großen Charakter und ein erhabenes Kunstgefühl.

Das Leben Barry's ist ein beständiger Kampf gewesen. Die Originalität seines Charakters machte ihm viele Feinde, und sein menschenscheuer Cynismus vermehrte noch die Leiden seines Lebens. Eine Wohnung, deren sich der ärmste Bettler geschämt hätte, eine auf's höchste getriebene Unreinlichkeit, eine tiefe Verachtung aller gesellschaftlichen Konvenienzen entfernten Barry von seinen übrigen Kunstgenossen. Wenn man der skandalösen Chronik seiner Zeit glauben darf, so hat er fünf Jahre hinter einander auf einem und demselben Bettüberzuge geschlafen, und während derselben Zeit speiste er alle Mittage für drei Pence in einer Schenke in der Wardour-Straße, wo alle Tagelöhner aus der Nachbarschaft ihr Mahl einnahmen.

So zerstörte also der Kampf, welcher sich zwischen den Meinungen seiner Zeit und seinen persönlichen Ansichten erhoben hatte, nicht allein sein materielles Glück, sondern auch sein Talent und seinen Ruhm. Die Verachtung, welche man ihm bewies, gab er mit Wucher zurück; und indem er nicht allein gegen die Institutionen und Ansichten seiner Zeit, sondern auch gegen die Menschen und Dinge zum Haß sich anspornte, beraubte er sich aller der Vortheile, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse immer dem einzelnen Menschen darbieten. Seine Fehler nahmen stets zu; und sein unbestreitbares Talent, so wie die natürlichen Gaben, welche er von Gott erhalten hatte, schlugen weder zu seinem eigenen noch zum Ruhme seines Vaterlandes aus. Wir müssen indeß gerechter seyn, als der große Haufen, und sein Andenken ehren. Man wird kaum ein zweites Beispiel ähnlicher Hingebung für die Kunst und Verleugnung alles Egoismus und aller eigennützigen Absichten finden.

Heinrich Fuseli (eigentlich Füßli), ein Nebenbuhler Barry's hinsichtlich der Originalität des Charakters, und sein Gegner, was den Gedanken und die Ausführung betraf, war ein mit Genie begabter, obgleich auch kein vollkommen ausgebildeter Künstler. Barry hat als einzigen Typus das Großartige der Form, wie sie die alte Mythologie geträumt, angenommen; Fuseli bemächtigte sich des Großartigen des Mittelalters, wie es die Gothischen Zeiten erschufen, wie Michel-Angelo es verwirklichte; dies war eine andere Art des Irrthums. Seine Inspirationen aus einem todten Jahrhundert, aus dem Schooße erloschener Sitten schöpfen, heißt sich selbst zur Nachahmung und zu gelehrten Grübeleien verurtheilen, die der Frische der Auffassung und der Schönheit der Ausführung immer verderblich sind.

Erfindung und Phantasie zeichneten Fuseli besonders aus; Zeichnung und Farbe waren schwach. Bei dem Gegenstande, den er sich wählte, bemächtigte er sich immer des Grundgedankens. Der Augenblick, den er darstellt, ist immer der des Interesses und der malerischen Handlung; aber den richtigsten Gedanken übertreibt er, die bestersonnene Gruppe wird verzeichnet; eine wohl erdachte Situation entwickelt er mit einer Art von Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung, welche die Wahrheit zerstört. In den meisten seiner Werke findet man eine wilde Idealität, die der Poesie zwar nicht ermangelt, aber den Beobachter zurückstößt, und die weniger die Wirkung einer fortgesetzten Nachahmung, als eines heftigen und übereilten Strebens nach neuen Eindrücken zu seyn scheint.

Derselbe Vorwurf kann ohne Zweifel mehreren Künstlern gemacht werden, und die größten Meister entgehen demselben nicht immer ganz. Rubens Männer, deren Muskel-System so auffallend ist; die Figuren Michel-Angelo's mit ihrer übernatürlichen Kraft und ihrem athletischen Charakter; selbst die des Giulio Romano, deren Glieder etwas übertrieben kräftig sind, scheinen die Uebertreibung der Formen zu rechtfertigen, welche sich Fuseli erlaubt hat. Aber in den Compositionen jener Maler herrscht immer Harmonie; ein vollkommener Gedanke wird mit Genauigkeit dargestellt. Bei Fuseli ist fast beständig ein Mißverhältniß nachzuweisen; man bemerkt Beine, die zu groß für den Körper sind, den sie tragen sollen, oder kleine Köpfe auf einem gigantischen Rumpfe. Er trotzte allen Gesetzen der Zeichnung, um zum Ausdruck seiner Idee zu gelangen. An jeden groben Fehler, den er beging, knüpfte er einen mystischen Sinn: Wilhelm Tell, der mit dem Fuß die Barke Geßler's zurückschleudert, muß ein Koloß von sieben Fuß seyn; während Geßler und seine Gefährten nur fünf Fuß groß sind, und das Bein, welches die Barke zurückstößt, weit länger als das, welches das Ufer berührt, ist einer noch riesenhafteren Gestalt entlehnt; so geht Fuseli zu Weite. Uebertrieben im Ausdruck, fehlerhaft in der Zeichnung, aber groß durch den Gedanken, würde er noch eine weit tiefere Spur zurückgelassen haben, wenn er weniger auf eine großartige und furchtbare Wirkung hingearbeitet hätte. Sein Genie stand in einiger Beziehung zu dem des Milton und Dante. Niemand hat besser als er den Satan des großen Zeitgenossen Cromwell's dargestellt. Schriftsteller und Künstler zugleich, hat Fuseli in der Königlichen Akademie zu London eine Reihe von Vorlesungen gehalten, die er durch die Energie wie durch die Dunkelheit seines Stiles gleich merkwürdig machte. In der Rede wie in der Malerei bestrebte er sich, mehr auszudrücken, als das Wort oder der Pinsel auszudrücken vermag; ein Fehler, der häufiger ist, als man glaubt, und der mehr

als Einem Werke des Verstandes und der Kunst Eintrag gethan hat.*)

James Northcote nimmt nicht allein unter den Malern, sondern auch unter den schönen Geistern Englands einen bedeutenden Platz ein. Sein Thun und Treiben war dem Fuseli's ganz entgegengesetzt. Vielleicht wirft man ihm mit Recht Mangel an Erfindung und Fruchtbarkeit vor. Die Verbindung der verschiedenen Theile seiner Gemälde ist glücklich, der Ausdruck seiner Figuren richtig; es ist Anmuth, aber wenig Neuheit in seinem Talent. Ein Schüler Reynolds, ist er gewissermaßen der Ring, welcher jene Schule mit der der lebenden Maler verbindet. Alle berühmte Männer Englands haben ihn gesehen, wie er funfzig Jahre hinter einander alle Morgen in einer kleinen 9 Fuß im Viereck habenden Stube saß, in seinen weiten Schlafrock eingehüllt, auf dem Kopfe ein wollenes Mützchen, und Urtheile über den Ruhm seiner Zeitgenossen diktirte, deren Gültigkeit Niemand anzutasten wagte; zuweilen sich auf eine metaphysische Erörterung einlassend und die Gedanken eines Canning oder eines Burdett befruchtend; zuweilen sich damit begnügend, seine Urtheile in leichte Witze zusammenzufassen, welche sich gleich allgemein verbreiteten, und denen alle Journale Englands zum Echo dienten. Seine Unterredungen, welche eigentlich nur Monologe waren, sprudelten voll Geist und Laune. Der berühmte Hazlitt, der kürzlich gestorben ist, hat sie in zwei Bänden gesammelt, und dieses Werk ist keines der uninteressantesten von denen, die dieser Schriftsteller herausgegeben hat.

Northcote, der sich anfänglich mit Portrait-Malerei beschäftigte, bemerkte bald, daß er sich geirrt habe, und daß der eingeschlagene Weg seinem Talente wenig zusage. Eine Reise nach Italien klärte ihn über seine eigentlichen Fähigkeiten auf. Nach seiner Rückkehr nach England malte er mehrere Bilder für die Shakespeare-Gallerie, welche seinen Ruf begründeten. Später versuchte er es, mit Hogarth zu wetteifern, aber ohne Erfolg. Er wollte den allegorischen Stil des Rubens mit dem vertraulichen Stil Wilkie's verschmelzen; aber auch dieser Versuch, durch einen falschen Kunstbegriff veranlaßt, mißlang gänzlich.

Aber die Namen, welche wir bis jetzt angeführt haben, und denen man noch die West's **) und Stothard's hinzufügen kann, sind nicht die einzigen, deren sich England gegenwärtig zu rühmen hat. Reynolds war das Haupt einer großen Schule, welche sich fast nur mit Portraits beschäftigte. Unter seinen Schülern ist Hoppner auszuzeichnen, dessen Pinsel die Fehler Reynolds noch übertrieb. Er stellte Licht und Schatten in noch grellerem Gegensatze, er contourirte noch flüchtiger und gefiel sich darin, seine Figuren in ein noch geheimnißvolleres Dunkel einzuhüllen. Die Geschicklichkeit der Ausführung und der Zauber seiner Farben verschleierten für das Auge des Laien seine mannigfachen Fehler. Auch verdiente er sich durch flüchtiges Skizziren und durch ein fast dem Zufalle überlassenes Koloriren der aristokratischen Gesichter Londons eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfund Sterling (!).

John Opie dagegen malte solid und großartig, ohne Trockenheit, ohne Ansprüche, aber auch ohne Reiz und Feinheit. Die Kelle des Maurers wirft den Kalk nicht mit mehr Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, aber auch nicht mit mehr Kraft gegen die Wand, als dieser Maler seine Farben auf die Leinewand. Es ist ein plumper, aber energischer Künstler. Die Figuren, welche in den Rahmen Hoppners leben, gleichen den Helden Crebillon's des Jüngeren; die des John Opie gleichen Wirthshaus-Helden. John Bull blickt aus allen seinen Bildern hervor; man findet in denselben die Karrikatur des Englischen Geistes. Nach Hoppner und Opie müssen Romney***), Gainsborough, Harlowe, Dawe, Jackson, Shee, Beechey, Phillips und Pickersgill genannt werden.

Unter den Namen, die der Englischen Schule Ehre machen, kann man noch im epischen und historischen Genre Milton, Etty, Hawards, Dolby, Briggs und besonders Martin anführen. Letzterer hat vielleicht in der Art und Weise, das Ungeheure, die Tiefe und die Höhe darzustellen, alle Maler übertroffen. Er bedarf Massen von Menschen und Gebäuden, lange architektonische Reihen, Völker, Armeen, verflossene Jahrhunderte, das Meer und seine Abgründe, hohe Berge und gränzenlose Ebenen. Alles Erhabene gehört in sein Bereich. Er nähert sich dem Homer, aber nicht dem Euripides, dem Milton, aber nicht dem Shakespeare, dem Dante, aber nicht dem Alfieri. Man werfe nur den Blick auf seine vorzüglichsten Werke; überall drückt sich derselbe Charakter aus, Alles ist ungeheuer, übernatürlich, prachtvoll.

Als Landschaftsmaler stehen unsere Künstler höher als die des Kontinentes. Sie haben die örtlichen Nüancen, die Farben der Landschaften — ich will nicht sagen mit Glück, denn dieses Glück ist nur Talent — sondern mit jener charakteristischen Kraft aufgefaßt, welche von einer aufmerksamen Beobachtung zeugt. Welche Namen könnte man denen eines Turner, Calcott, Wilson, Gainsborough, Constable, J. Chalon, Collins, Hoffland, Witherington, Stanfield, Roberts, Linton, Nasmith, Lee, Ewbank entgegensetzen!

Als Genre-Maler finden wir nach Wilkie und Hogarth: Chalon, Newton, Leslie, Mulready, Fraser, Good, Clint, deren Ruf gegründet ist. Unter diesen Letzteren nimmt aber Henry Liverseege die erste Stelle ein; seine Compositionen sind nicht sehr ausgedehnt; er ist weder Landschafts- noch Geschichts-Maler; aber in dem beschränkten Felde, in welchem er sich bewegt, weiß Niemand mit so viel Geist zwei bis drei Figuren zu gruppiren. Seine Familien-Gemälde sind mit Recht im höchsten Grade beliebt. Sein Don Quixote in seinem Kabinette grübelnd, sein Falstaff, den man in einem Korbe schmutziger Wäsche forträgt, sein Motease, der mit sich zu Rathe geht, ob er noch eine Flasche Wein trinken soll, sind Bilder, die der guten Zeit der Niederländischen Schule Ehre machen würden; seine lebhafte, dauerhafte und einen herrlichen Eindruck machende Farbe charakterisirt seine Werke. Der Verfasser dieses Aufsatzes erinnert sich, Zeuge eines sehr komischen Auftrittes zwischen Liverseege und einem seiner Modelle gewesen zu seyn. Dieser Künstler wollte immer nur nach der Natur malen, und vielleicht verdankt er den besten Theil seines Talentes der tiefen Verachtung, welche er gegen leblose Modelle hegte. Er suchte immer entweder unter seinen Freunden oder im Volke charakteristische Muster zur Nachbildung. Zu der Zeit, wo er sich mit einem Bilde beschäftigte, dessen Stoff, ein betrunkener Schuster einem wichtigen Amte vorstehend, einem Shakespeare'schen Drama entlehnt war, ließ ihn sein guter Genius in der Vorstadt Southwark einen Seifensieder finden, dessen Gestalt ihm das wahre Urbild Christoph Sly's zu seyn schien, jenes ehrenwerthen Handwerkers, den die Laune Shakespeare's in einem so schönen Rausch zeigte. Unser Maler hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Seifensieder zu verführen, ihm eine edelmüthige Gastfreundschaft zu versprechen und ihn mit sich nach Hause zu schleppen. Fünf oder sechs Flaschen trefflichen Champagners waren dazu bestimmt, unser Modell berauscht zu machen. Die Flaschen verschwanden — der Seifensieder blieb stehen. Man verdoppelte die Dosis, ohne daß sie dem Künstler das gehoffte Vergnügen und dem Seifensieder die erwartete Betrunkenheit verschaffte. Der Bediente, beauftragt, den Vorrath zu erneuen, brachte zwölf andere Flaschen; in dem Maße, in dem sie leer wurden, wuchs der Zorn des Malers, und als der unerschütterliche Säufer wieder bis zur zwölften Flasche gekommen war, warf ihn Liverseege, entrüstet über den schlechten Erfolg, unter Schimpfworten zur Thüre hinaus, während der Seifensieder, über dieses seltsame Betragen erstaunt, ihm tiefe Verbeugungen machte und ein Mal über das andere ausrief: „Es scheint mir aber doch, mein Herr, daß ich nicht betrunken bin, und daß ich mich ganz anständig betrage."

George Morland, der Englische Teniers, dessen Talent durch ein ausschweifendes Leben geschändet wurde, hatte von der Natur die seltensten Gaben empfangen. Er malte niemals mit Auswahl und mit Geschmack; und niemals äußerte das Bedürfniß nach Ruhm oder der Wunsch, die Kunst zu fördern, irgend einen Einfluß auf ihn. Morland entwarf auf's Gerathewohl die Schenke, wo er trank, ein Schwein in einem Stalle, einen Ochsen auf der Weide, einen alten räudigen Hund von einem Bettler geliebkost; niemals einen Gedanken, keine Ueberlegung, kein Wunsch, zur Vollkommenheit in der Kunst zu gelangen; und doch gelang Alles, Dank der natürlichen Kraft und Schönheit seiner Ausführung, ganz vortrefflich; das Bild machte sich von selbst, und oft war es ein Meisterstück.

Gestalt und Farbe erwuchsen von selbst unter diesem schaffenden Pinsel. Die Strahlen einer glänzenden Sonne belebten die Hütte und den Stall, welche er flüchtig hingeworfen hatte. In seinem Himmel war Leben; auf den Gesichtern seiner Bauern Gesundheit und Freude. Sicherlich entdeckt man keinen moralischen Gedanken in irgend einem Werke Morland's; er spricht niemals zur Seele, und es trifft sich nicht leicht, daß beim Anblick seiner Gemälde ein einziger philosophischer Gedanke die Seele durchkreuzt; aber wir lächeln über seine Sorglosigkeit, seine Unbefangenheit und sein wahrhaft wunderbares Sichgehenlassen. Wenn man seine Werke betrachtet hat, so hat man Lust, an nichts mehr zu denken, sich unbefangen dem materiellen Genuß eines Lebens hinzugeben, dessen monotone, aber sanfte Färbung durch keine traurige oder ernste Betrachtung gestört wird. Man geräth in Versuchung, ein Spanischer Bettler zu werden, ohne Sorgen, ohne Kummer, und das Glück des Faullenzers jedem anderen denkbaren Glücke vorzuziehen. Die Werke Morland's athmen im Allgemeinen die vollkommenste Sorglosigkeit; bald ist es ein alter mit Falten und Lumpen bedeckter Bettler, der unter einem gleich ihm verknorpelten und vertrockneten Baum ausgestreckt liegt; bald ein grünlicher Sumpf, von den purpurnen Strahlen einer schönen Abendsonne beschienen; bald ein kothiger Karren, den ein alter Kärrner, halb betrunken und die Pfeife im Munde, nach besten Kräften leitet oder vielmehr nicht leitet. Er liebt besonders barocke Gestalten und eine pittoreske Unregelmäßigkeit. Der Zauber der Farbe und die außerordentliche Wahrheit des Pinsels leihen jenen gemeinen Details einen Werth und machen Morland zu einem großen Maler.

Obgleich Bonington den größten Theil seines Lebens in Frankreich zugebracht und die Ernte seines Ruhmes in jenem Lande gesammelt hat, so ist er doch Engländer, und wir nehmen ihn als solchen in Anspruch. Er studirte lange Zeit in der Werkstatt des Baron Gros, der, unzufrieden mit seiner Zeichnung und mit seinem Eifer, neue Wirkungen außerhalb der klassischen und hergebrachten Linie hervorbringen zu wollen, ihm die Thüre verschloß. Einige Zeit darauf hob er indeß diesen Bannfluch wieder auf; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Bonington, der nur die Landschaft und die architektonischen Effekte liebte, mit Geduld und Sorgfalt die akademische Figur zeichne. Nachdem er in Italien gewesen war und die vorzüglichsten Meister der verschiedenen Schulen studirt hatte, bildete er einen neuen ihm eigenen Stil, der, wie es unglücklicherweise immer geht, eine Menge knechtischer Nachahmer fand. Es war in ihm eine geschickte Mischung der vorzüglichsten Eigenschaften, welche die sogenannte klassische Schule auszeichnen, und jener Leichtigkeit und Anmuth in der Ausübung, welche die entgegengesetzte Schule mit so großem oft unglücklichem Eifer sucht. Mit Ausnahme des historischen Genre, mit dem er sich niemals beschäftigt, hat sich Bonington in allen übrigen versucht.

*) Ein Mehreres über Heinrich Füßli befindet sich in Nr. 120 u. f. des Magazins vom Jahre 1832.
**) Vgl. Nr. 101 u. f. des Magazins vom J. 1832.
***) Vgl. Nr. 143 des Magazins v. J. 1832.

Als Aquarell-Maler haben die Engländer ebenfalls einen Grad, wenn auch nicht der Vollkommenheit, doch merkwürdigen Glanzes erreicht. Thomas Girtin hat ohne Widerspruch die meisten Fortschritte in diesem Zweige der Kunst gemacht; von allen unseren Aquarell-Malern hat er sich am meisten der Kraft und der Feinheit genähert, welche gewöhnlich die Oelmalerei charakterisiren. Vor Girtin und Turner war diese Art von Malerei, welche jetzt sehr verbreitet ist, kaum bekannt; sie haben dieselbe zu der Würde der Kunst erhoben. Girtin streifte während seiner Jugend in den Vorstädten von London umher und spähte nach malerischen Ruinen, nach sonderbaren Zufällen, nach neuen Ansichten. Er war der erste, welcher auf großartige Weise in Aquarell malte. Als das Publikum die Wirkung bemerkte, welche jene großen Pinselstriche hervorbrachten, die mit so viel Kühnheit und anscheinender Nachlässigkeit hingeworfen waren, enthusiasmirte es sich für ein Genre, das ihm leicht schien. Girtin's Aquarell wurde eine Mode, eine Wuth. Der geringste Dilettant glaubte sich auch im Stande, solche warme, kräftige Entwürfe hinzeichnen zu können. Die Kölner- und Siena-Kreide wurde überall gekauft. Die jungen Mädchen in den Pensionen, die jungen Lords, alle Welt machte Versuche. Man hat mehrere merkwürdige Aussichten Girtin's in Kupfer gestochen; aber besonders sind es seine Aquarell-Gemälde, welche noch heute seinen Ruf beschützen.

Westall brachte dieses Genre auf einen unerhörten Grad der Verführung; und man kann ihm den Vorwurf machen, daß er die Natur mit künstlichem Schmuck bekleidet hat. Die Hülfsquellen und den Zauber des Halbdunkels mißbrauchend, sich bestrebend, den Blick durch auffallende Gegensätze zu fesseln, konnte es ihm nicht schwer fallen, populair zu werden. Wie er, verfiel Hamilton in einen Fehler, den der Geschmack des Publikums begünstigte. Die Mode ermunterte Westall und Hamilton in ihrer glänzenden Manier, und um dieser schlechten Richtung gewissermaßen als Gegengewicht zu dienen, trat die antike Thorheit Barry's und das gothische Delirium Fuseli's auf. Auf diese Weise führt in der Kunst eine Uebertreibung unvermeidlich zur entgegengesetzten; die Extreme berühren sich, und alle Uebertreibungen sind Schwestern.

Wir halten hier inne; um einen vollständigen und genauen Begriff von der jetzigen Englischen Schule zu geben, müßten wir noch eine Menge anderer Namen vorüberführen; z. B. Landseer, Etty, den Nachahmer Martin's, Sharpe und besonders den jungen Harlowe, der früh starb und schon Beweise eines originellen und anmuthsvollen Talentes zurückgelassen hat. (Athenaeum.)

Bibliographie.

Ancient fragments. (Bruchstücke Phönizischer, Chaldäischer und anderer Schriftsteller.) Von Cory. Pr. 21 Sh.

Metaphysical inquiry on ancient and modern philosophy. (Ueber ältere und neuere Philosophie.) Von Cory. Pr. 21 Sh.

The dynasty of the Kajars. (Die Dynastie der Kadscharen, nebst einer Geschichte von Persien.) Mit Abbildungen. Uebersetzt von Sir H. J. Brydges. Pr. 24 Sh.

Frankreich.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

Eine Skizze von J. Janin.

Verzeihung, geneigter Leser! wenn ich mir die Freiheit nehme, Dich einen Augenblick lang für eben so unwissend in Allem, was Eisenbahnen heißt und betrifft, vorauszusetzen, als ich selbst vor meiner letzten Reise nach Saint-Etienne gewesen bin. In der That, kann es wohl eine seltsamere und unbegreiflichere Neuigkeit geben, als eine Bahn, auf der Du ohne Pferde, ohne Dampfwerkzeuge und ohne irgend einen anderen Antrieb als den Stoß des ersten Ausganges so leicht dahinrollst und, ohne Dich allzusehr zu beeilen, alle zwanzig Minuten eine Meile zurückzulegen im Stande bist! Wenn ich mich nicht irre, machte damals, als man zuerst von der bewundernswürdigen Erfindung des Luft-Balls sprechen hörte, diese eben so gefährliche als nutzlose Spielerei mehr Aufsehen in der Welt, als jetzt die Eisenbahnen; und doch, wie groß ist der Unterschied zwischen dem erstaunenswürdigsten Luft-Ballon, welcher in der höchsten Höhe der Himmel schwebt, und zwischen der einfachsten Eisenbahn auf der unbekanntesten Heerstraße! Ohne jedoch unsere Zeitgenossen ihres Leichtsinns wegen entschuldigen zu wollen, kann ich auf der anderen Seite nicht umhin, zu bemerken, daß, wenn unsere Aufmerksamkeit auf die mit den Eisenbahnen unberechenbar verbundene Umwälzung zu wenig hingelenkt worden ist, dies an der allzu gelehrten und wissenschaftlichen Weise gelegen hat, in der man uns diese Sache erläuterte. Niemand, so viel ich weiß, ist zur Belehrung des größeren Publikums aufgestanden, um ihm zu sagen: Seht, das versteht man unter Eisenbahnen! Niemand hat sich die Mühe genommen, uns auseinanderzusetzen, wie es gemacht wird, von wo es ausgeht, wo es still steht, kurz wie es zusammenhängt. Man beschwerte uns vielmehr, als unser erstes Interesse für diese wunderähnlichen Wirkungen der Geometrie sich regte, mit den trockensten Details und erschreckte uns mit den entsetzlichsten Zahlenberechnungen, durch die wir wahrhaft betäubt wurden.

Mir, der ich dies schreibe, ging es nicht besser, als Dir, geneigter Leser! Ich wußte seit 10 Jahren, daß man eine Eisenbahn nach Saint-Etienne anlegte. Alljährlich las ich die Berichte über die Arbeiten an der Eisenbahn, auch hatte ich sogar Verwandte, die als Actionnaire dabei betheiligt waren. Vor sechs Monaten nun kündigte man an, daß die Eisenbahn fahrbar geworden, und zu gleicher Zeit ereignete es sich, daß ich eine Reise nach Saint-Etienne unternehmen mußte. Da hielt mich denn auch nichts mehr zurück, die Eisenbahn zu passiren, um endlich wirklich Glauben an eine solche zu gewinnen.

Ich habe mich darauf entschlossen, dem Publikum als ein guter Bürger einen Bericht über diesen Gegenstand abzustatten; einen Bericht, ganz einfach und klar, wie z. B. der eines Reisenden im Innern von Afrika; einen Bericht, aller Algebra, aller Geometrie, aller Statistik baar und ledig; kurz einen Bericht, wie ihn nur ein Ignorant liefern kann, und ich versichere, was diese Gattung von Verdienst betrifft, das in dieser Art Angelegenheiten wirklich für ein sehr großes gelten muß, da soll man auf mich rechnen können!

Man vernehme also, was ich in Betracht der Eisenbahnen gesehen und gehört habe:

Von Paris aufbrechend, um die sehr trübselige Reise nach Saint-Etienne zu machen, ließ ich mich als ein Neuling, der ich war, in eine der plumpen Maschinen einpacken, die man Diligencen zu nennen übereingekommen ist. Hier saßen wir, indem wir meistentheils in vierzig Stunden zehn Meilen zurücklegten, vier Nächte und drei Tage, bis wir endlich nach Roanne gelangten. Dort nahm ich Postpferde, da ich eilte, nach Saint-Etienne zu kommen, und folgte so der großen seit alten Zeiten her angelegten Heerstraße, welche mitten im Gebirge, bald hoch, bald niedrig, uneben, aber malerisch, und von kleinen Bächen und großen Felsen unterbrochen, fortläuft; ein sehr langer, beschwerlicher und mühsamer Weg. Jetzt fiel mir plötzlich auf, daß ich ungeachtet meines kurzen Gesichtes beständig zu meiner Rechten Etwas gewahrte, das immer aufwärtssteigend mit uns ging, eine Art von leuchtendem Streifen, welcher keck die Berge überstieg, ohne sie zu erklettern, welcher leicht über die Gräben fortsprang und sich mit einer vollendeten Coquetterie, möchte ich sagen, über die Ränder der Abgründe hinwegschwang. Ich stutze, ich frage meine Nachbaren. Man erwiedert mir ganz einfach, diese schöne ewig gerade Linie sey die Eisenbahn, die von Roanne nach Saint-Etienne führt, und zwar höchstens in zwei Stunden.

Ich kann es kaum beschreiben, wie groß der Eindruck war, den ich beim Anblick dieser eben so neuen als unerwarteten Erscheinung empfand. Das war eine Eisenbahn! Es gab also weder Berg noch Thal mehr zwischen Roanne und Saint-Etienne! Wie sehr war ich daher betrogen, daß ich neun lange Stunden der peinlichsten und kostspieligsten Unbequemlichkeit daran wandte, um eine Straße zu durchlaufen, zu der ich nur hundert und zwanzig und einige Minuten gebraucht hätte. Auf der Stelle wollte ich anhalten und mich diesen beiden freundlichen und wohlthätigen Linien von Eisen anvertrauen. Aber ach! der Wagen, welcher zu der Bahn gehörte, war noch nicht bereit, er wurde erst in acht Tagen fertig; und so mußte ich denn darauf verzichten, so schnell zu reisen, und setzte meinen Weg per Post fort wie ein Grandseigneur von ehemals.

Den ganzen Tag über hatte ich mit allen Arten körperlicher Mühsal und Unruhen des Herzens zu kämpfen und fühlte mich unaufhörlich von der Eisenbahn wie verspottet. Sie lief ganz gerade fort, während ich zu tausend Umwegen gezwungen war; sie hatte nur Einen Abschuß, während ich mich bald auf einem Felsen, bald in einem Abgrund befand. In Feurs, der alten Hauptstadt Forez (Forum Romanorum), überließ ich mich für einen Augenblick der Ruhe, und hier sah ich einige junge Leute mit der äußersten Schnelligkeit auf einem Schiebkarren vorüberfahren, welche sich lachend an dieser neuen Art, fortzukommen, ergötzten. Dieser Anblick steigerte mein eigenes Mißvergnügen noch mehr, und als der Abend herangekommen war, machte ich mich auf und durchlief mit schwachen Füßen die Eisenbahn von Roanne nach Saint-Etienne, ohne im Geringsten ermüdet zu werden.

Ich glaube nicht, daß es eine bessere Art gebe, um eine Eisenbahn kennen und schätzen zu lernen, als diese. Die Eisenbahn von Roanne nach Saint-Etienne ist dazu bestimmt, Saint-Etienne mit der Loire zu verbinden, und zwar auf zwei Wegen; bis Roanne in gerader Linie, und dann durch eine Zwischenbahn bis Andrezieux, dem zweiten Hafen der Loire. Aber diese Eisenbahn ist nicht die einzige. Saint-Etienne, dieses zwischen vier Bergen verlorene Land, hat sich nicht damit begnügt, mit der einen Hand die Loire zu berühren; es hat mit der anderen auch die Rhone erreichen wollen. Man legte deshalb auch eine Eisenbahn nach Lyon an, welche die Rhone an zwei Seiten berührt, bei Givors durch eine Zwischenbahn, und bei Lyon durch eine sehr schöne und prächtige Brücke, welche sich diese hohe und erhabene Macht, die Eisenbahn, selbst erbaut hat.

Nicht wahr, das setzt euch in Erstaunen, wenn ihr hört, wie viele Anstrengungen man es sich hat kosten lassen, wie viele Berge man durchstochen, wie viele Thäler man ausgefüllt, wie viele Millionen man verschwendet hat (eine Million auf die Meile!) bloß um Saint-Etienne mit der Loire und Saint-Etienne mit der Rhone zu verbinden! Ich kann mir denken, ihr begreift gar nicht, wie es zugeht, daß Saint-Etienne, diese kleine räucherige Stadt, die noch vor zwanzig Jahren so unbekannt war, heutzutage für sich allein nicht nur die erste Eisenbahn besitzt, sondern auch die beiden ersten, die in Frankreich angelegt worden sind; ihr begreift nicht, wie Saint-Etienne sich dazu hat erheben können, Lyon und Roanne gewissermaßen zu seinen Vorstädten zu machen, während Rouen mit Paris ganz außer Verbindung ist, und in der That, man kann sich mit Recht darüber verwundern.

Saint-Etienne verdankt seine Eisenbahnen einem Umstande, der vielleicht für den ersten Augenblick von geringem Belange erscheinen kann, und einem genialen Manne, von dem ihr wohl noch niemals habt sprechen hören; es verdankt seine Eisenbahnen seinen Kohlenwerken und dem Herrn Ingenieur von Gallois.

Herr von Gallois ist einer von den Männern, denen es immer nur an Erfolg gefehlt hat, um einen großen Nachruhm zu hinter-

lassen. Dieser Mann, dessen sich die polytechnische Schule als eines ihrer besten Schüler zu rühmen hat, lebte längere Zeit in England und studirte hier die Industrie des Landes mit allem Eifer. Bei den bedeutendsten Unternehmungen der Englischen Industrie war er zugegen; er war einer der ersten Zeugen von den geregelten Bewegungen jener neuen Seele der physischen Welt, welche man Dampf nennt. Von England begab er sich nach Frankreich, von Liverpool nach Saint-Etienne; und hier, den Boden dieses Landes und die thätige Ausdauer seiner Bewohner, welche fast an Genie gränzt, in Betracht ziehend, errieth Herr von Gallois ganz richtig, was sich mit diesem Terrain, mit diesen Leuten unternehmen ließ.

Wer Saint-Etienne vor funfzehn Jahren nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff machen, wie die Stadt von ehemals sich zu der Stadt von heut verhält. Sonst war es eine ganz eingeräucherte und häßliche Stadt in einem Winkel Frankreichs, arbeitsam bis zum Uebermaß, von der ganzen Welt durch seine dicken Rauchwolken getrennt und weder bei Tag noch bei Nacht sich Ruhe gönnend. Mochte es die Seide mit wahrhaft Italiänischer Sauberkeit bearbeiten, oder mochte es das Eisen mit der Kraft und Wuth der Cyklopen schmieden, immer ist die Rauhheit seiner Bewohner seit Julius Cäsar, der davon mit Verwunderung spricht, unverändert geblieben. Zwei von einander geschiedene Bevölkerungen bewegten sich immer in dieser Stadt; eine über der Erde, und die andere unter der Erde. Noch heutzutage findet man in den Kohlengruben von Saint-Etienne ganze Familien, die unter der Erde zur Welt gekommen sind, die sich beim Schein der Lampe statt der Sonne verheirathet haben, und die nie ein anderes Dach hatten, als die Kohle, so wie sie kein anderes Grab haben werden, als die Kohle.

Bis zur Ankunft des Herrn von Gallois hatte man sich damit begnügt, die zugänglichsten Adern der Mine anzuschlagen und nur an den bequemsten Stellen Gruben anzulegen. Wann der Kohlenstoff einmal aus der Mine gewonnen war, wurde er, wie sich Gelegenheit fand, nach dem Süden oder Norden, mit großen Kosten und auf sehr schlechten Wegen, fortgeschafft. Herr von Gallois gab diesem Bezirk zum Theil einen ganz neuen Anstoß, indem er die hohen Schmelzöfen von Saint-Etienne anlegte. Er war aus England mit der Idee gekommen, das Mineral, welches immer die Steinkohlen zu begleiten pflegt, in Eisenstoff zu verwandeln, indem er das Beispiel der Minen von Wales und Staffordshire vor Augen hatte. Dieses Umschmelzen des Minerals in Eisen stellte sich um so vortheilhafter dar, als man sich dazu des Coke, d. h. der vom Schwefel gereinigten Kohle, bedienen konnte. Auf diese Weise gewann Saint-Etienne, indem es zu gleicher Zeit den Urstoff des Eisens und das dazu nöthige Brennmaterial zu liefern vermochte, eine doppelte Industrie; es hatte mehr Eisen und um so viel weniger Kohle.

Ich erzähle dies ganz wie ein Ignorant, indem ich meinem gegebenen Versprechen treu bin. Es könnte mir nicht schwer werden, hier mancherlei Gelehrtes und Statistisches herbeizuziehen, aber ich halte mich lieber daran, klar zu seyn und euch auseinanderzusetzen, was für ein Mann der Herr von Gallois war.

Sobald sich unser großer Ingenieur mit Gewißheit der Anwesenheit jenes Minerals in Saint-Etienne versichert hatte, dachte er daran, die hohen Schmelzöfen anzulegen, um dasselbe auszubrennen. Er errichtete daher eine „Compagnie der Eisen-Minen von Saint-Etienne" und ließ zwei Schmelzöfen erbauen, für die er eine Konzession auf hundert Jahre erhielt. Die Oefen wurden eine Meile von Saint-Etienne gebaut, am Ufer eines kleinen Sees, zwischen vier Bergen eingeschlossen und in der angenehmsten Lage, die sich ein anständiger Bürgersmann nur wünschen kann, um sich mit Weib und Kind häuslich niederzulassen. Der Einfluß dieses im Departement der Loire ganz neuen Etablissements war ungemein bedeutend und mußte es seyn. Nach den Oefen des Herrn von Gallois erhoben sich bald mehrere andere, und man legte sich mit Eifer auf das Schmelzen des Minerals. Nicht lange darauf eignete man sich auch die Englischen Methoden zur Verwandlung des Minerals in Eisen an, und zwar mit solchem Erfolge, daß, Dank diesen ruhmwürdigen Bestrebungen, der Preis des Eisens bei uns bald von 500 Fr. auf 300 Fr. herabsank, indem sich zu gleicher Zeit der Verbrauch der Kohle in einem ungeheuren Grade vermehrte. Man sieht hieraus, wie viel ein mit einem großen Blick begabter Mann durch die Ideen, die in ihm sind, und die er um sich her geltend macht, zu nützen im Stande ist. Denn das ist nicht Alles, was Herr von Gallois that; die beiden Eisenbahnen von Saint-Etienne nach Roanne, wie nach Lyon, diese beiden Wunder, die ich, so gut ich es vermag, in einem folgenden Artikel über diesen Gegenstand beschreiben werde, sind ebenfalls sein Werk. Er war es, der sie entwarf, er war es, welcher in den Minen, die er eröffnete, und in den Produkten der Schmelzöfen die ungeheuren Hülfsmittel dazu auffand; er war der Erste, welcher sich ernsthaft damit beschäftigte, aus dieser Stadt das zu machen, was aus ihr geworden ist: nämlich eine Niederlage aller Kohlenwerke des Südens und Nordens. Herr von Gallois war es, welcher Saint-Etienne von dem Gebrauch des Kanals Rives-de-Gier befreite, diesem ehemals angestaunten Wunderwerk, das heutzutage rettungslos durch die Eisenbahnen besiegt worden ist.

Unglücklicher Weise begegnete es dem Herrn von Gallois und der von ihm errichteten Compagnie, was allen Anfängern eines Werkes zu begegnen pflegt: ihre Unerfahrenheit kam ihnen nämlich theuer zu stehen. Sie stellten auf ihre Kosten, die sehr bedeutend waren, Versuche an, welche nur ihren Nachfolgern genützt haben. Die Bahn, welche von Gallois entworfen worden, er hat sie nicht selbst ausgeführt. Das Mineral, das er entdeckt hat, wird Anderen nützen, aber nicht ihm; Andere, als er, bedienen sich des Coke, zu dessen Gebrauch er die Anweisung gegeben. Dieser Mann, welcher den Kohlen-Minen einen so unerwarteten Aufschwung gab, der rings die Gebirge mit so vielen Werkstätten, Schmelztiegeln und Oefen aller Art bevölkerte; der so viel schöne Maschinen aus England herüberbrachte, welche Saint-Etienne jetzt fast eben so trefflich wie Liverpool arbeitet; dieser Mann, welcher den ganzen daraus hervorgeblühten Reichthum vorhergesagt und gegründet hat, erlag unter der Last seiner eigenen gigantischen Entwürfe. Er starb in einem Gasthause zu Clermont, man hat nicht den Muth, zu sagen, wie, in Verzweiflung darüber, zu solchen Resultaten gelangt zu seyn, er, welcher seiner Berechnungen so gewiß war. Nach seinem Tode that die Compagnie für Eisenbahnen nichts, als allmälig einschlummern, und während Alles um sie herum und durch sie glücklich gedeiht, haucht sie selbst, da ihr Chef dahin ist, auf den Minen, die sie entdeckt hat, zwischen den beiden Eisenbahnen, die Herr von Gallois für sie entwarf, auf den hohen Schmelzöfen und neben den unvollendeten Werkstätten, aus denen so viel Reichthümer hervorgehen sollten, nach und nach ihren Geist aus.*)

Ich sah diese hohen Schmelzöfen, die, erloschenen und verstummten Vulkanen gleich, unbeweglich auf ihren Basen dastehen. Die Schmelzöfen des Herrn von Gallois sind die erste und die einzige Ruine, die Dir auf Deinem Wege von Saint-Etienne bis Lyon begegnet. Es sind die einzigen Ziegel-Mauern, aus denen Dir kein Widerhall des Hammers und des Amboß entgegenschallt; die einzigen Schornsteine, auf denen keine Dampfwolke mehr ruht; der einzige Blasebalg, den Du nicht mehr aus der Ferne klagend athmen hörst, wie eine in Pein vergehende Seele. Man glaubt kaum, welch' einen traurigen und niederschlagenden Eindruck dies macht. Dieser große klaffende Schlund des Ofens, der kein Eisen mehr ausspeit; dieser Abgrund, welcher sonst ganze Minen der Kohle und des Minerals in sich hinabschlang, jetzt einsam und hohl klingend, wie eine verödete Kathedrale, dies ist ein ganz wunderbarer Anblick der Verwüstung! Und ich, der ich, als ich noch jünger war, mich geärgert hatte, daß das anmuthige Thal, in dem Herr von Gallois seine Oefen aufbaut, durch den Lärm, Feuer und Rauch wie verschlungen worden war; der ich das letzte Grün des Rasens, das uns Gallois geraubt, die Klarheit der Bäche, welche er durch seine Kohlen getrübt und durch die er seine Maschinen treiben ließ, so sehr beweint hatte; ich fand jetzt das Thal so ruhig wieder, wie sonst, ich fand den Himmel in seiner Reinheit, den Bach in seinem stillen Gemurmel; ich fand den ganzen Frieden aus meiner Jugendzeit hier wieder, wie er vor der Ankunft des Herrn von Gallois in diesen Bergen gewesen war; und jetzt im Gegentheil begann ich mich darüber zu betrüben, daß ich nicht mehr das Stöhnen der Maschine vernahm, daß ich den Rauch nicht mehr aufsteigen sah, und nicht mehr, um sechs Uhr Abends, dem rollenden Guß des Eisens beiwohnen konnte.

Jetzt, nachdem ich diese letzte und verspätete Huldigung dem ersten Urheber der Eisenbahnen dargebracht habe, werde ich in einem folgenden Artikel mehr im Detail über die Eisenbahn von Saint-Etienne nach Lyon sprechen, die ich mit großer Sorgfalt und mehrere Male durchlaufen habe, und unter Anderen ein Mal mit dem gewandten Ingenieur Séguin.

Bibliographie.

Le chemin le plus court. (Der kürzeste Weg.) Von Alph. Carr. 2 Bde.

Le mousse. (Das Moos.) Von Augusta Kernoc. Pr. 7½ Fr.

Quinze jours à Prague. (14 Tage in Prag.) Von G. v. M. Pr. 2 Fr.

Mannigfaltiges.

— Camellia Japonica oder die Japanische Rose. Dies ist eine der schönsten und kräftigsten Treibhaus-Pflanzen. Gleich allen anderen Pflanzen der Thee-Gattung ist sie fast eben so schön in ihren Blättern als in ihren Blumen, und ihre dunkelgrün schimmernden lederartigen Blätter zeichnen sich selbst unter den heitersten Sommer-Stauden vortheilhaft aus. Die Camellie kann in der freien Luft leben und sogar blühen, aber am besten gedeiht sie unter dem Schutze des Glases, obgleich sie selten künstliche Wärme verlangt. Sie muß in eine Mischung von Lehm, Torf und Sand gepflanzt werden, aber allenfalls auch in Lehm allein; man muß sie sehr feucht halten und nicht zu sehr der Sonne aussetzen. Wenn sich in dem Glase Streifen oder Augen befinden und die Sonnenstrahlen durch dieselben auf die Camellien fallen, so entstehen dadurch leicht Blasen und weiße Flecke, welche die Pflanze entstellen. Wenn man Camellien in der freien Luft gegen Mauern pflanzt, so muß man die nach Norden liegende Mauer der nach Süden liegenden vorziehen, und dies ist der Fall mit allen halb kräftigen exotischen Gewächsen. Der Grund davon ist, daß eine nach Süden liegende Wand sie zu rasch treibt und sie dann den Frühjahrs-Frösten und den März-Winden zu leicht ausgesetzt wird. Es giebt eine Unzahl verschiedenartiger Camellien; aber die Farben sind immer roth oder weiß oder spielen wenigstens in diese Farben. (The Town.)

*) Obwohl sich die Compagnie der Eisenbahnen von Saint-Etienne gegenwärtig auf dem Punkte der Rechnungs-Ablegung befindet, so verzweifelt sie doch keinesweges ganz an einer besseren Zukunft. Sie hat noch große Chancen zu ihrem Heil zu erwarten und bedarf nur ein wenig Begünstigung und Anerkennung, um sich wieder emporzuheben. Eine Petition hinsichtlich dieses Gegenstandes wird nächstens von einem sehr verdienten Mann, Herrn Francisque Balliard, dem Rechnungsführer der Gesellschaft, an die Deputirten-Kammer gerichtet erscheinen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Montag den 22. April 1833.

Frankreich.

L'Europe littéraire.

Zu hunderttausenden war vor mehreren Monaten von Paris eine Anzeige versandt worden, worin mit großem Pomp eine in dieser Weise noch nie da gewesene Zeitschrift angekündigt wurde. Ein Journal ward versprochen, dessen Mittelpunkt nicht Paris allein, sondern alle Europäische Hauptstädte auf gleiche Weise seyn sollten; um diesen Mittelpunkt aber sollte sich die ganze übrige Welt wie eine Hülse um den Licht-Kern runden, dessen Reflex die Europe littéraire seyn wollte.

Die Idee einer Welt-Literatur ist in unserer Zeit nicht neu; Göthe, ja die Deutschen überhaupt haben sie längst ausgesprochen; wie Adelung in seinem Mithridat eine Welt-Sprachenkunde, so stellten Herder und mit und nach ihm viele andere glückliche Uebersetzer, von Voß, dem modern-antiken, bis zu Rückert, dem westlich-östlichen, einen großen Völker-Kongreß der Poesie her. Vermöge der Leichtigkeit, mit der die Deutsche Sprache alle ausländische Formen sich aneignet, scheint sie auch ganz besonders dazu berufen, das Mittelglied der großen Kette zu bilden, welche die Literaturen aller Völker und aller Länder umschließt. Einen viel geringeren Anspruch auf diesen Vorzug gewährt der Französischen Sprache der Umstand, daß sie in allen übrigen Ländern Europas von den gebildeten Ständen gesprochen oder verstanden wird; denn nicht sowohl die subjektive Verbreitung eines Idioms, die das Verständniß jedes anderen unnöthig macht, als die objektive Auffassung aller übrigen Völker-Individualitäten, in denen die eigene gleichsam unterzugehen vermag, kann den Maaßstab für einen solchen Anspruch abgeben.

Wir haben Verbindungen mit allen berühmten Gelehrten Europa's angeknüpft, so hieß es in der Ankündigung der Europe littéraire, und um einem so großartigen Unternehmen eine feste Basis zu geben, haben sich 300 Actionaire, jeder mit einer Einlage von 1000 Franken, dazu und zur strengen Beaufsichtigung unserer Redactions-Grundsätze vereinigt. Nun, mit 300,000 Franken und mit allen berühmten Gelehrten Europa's läßt sich in der That schon etwas Großartiges anfangen. Eine solche Allianz findet sich selten beisammen. Den Gelehrten fehlt es in der Regel an Geld, und dem Gelde — wenn auch nicht an Gelehrsamkeit, denn das Geld ist bekanntlich ein Universal-Genie — doch an literarischer Unternehmungslust. Hier aber fanden sich angeblich Sylvestre de Sacy und Rothschild, Aguado und Chateaubriand zu einem und demselben Zwecke vereinigt. Wirklich sind auch die beiden genannten Banquiers unter den 300 Actionairen aufgeführt, und Herr von Rothschild hat sich ebenfalls, wie die Europe littéraire uns mittheilt, ganz besonders anheischig gemacht, mit darüber zu wachen, daß sich keine Politik in dieses Blatt eindränge.

Man sieht, daß in Frankreich die Politik eine große Macht ist, denn 300 Spartaner haben sich vereinigen müssen, um ihr den Eingang in diese Thermopylen zu wehren. Dadurch aber noch nicht beruhigt, trägt die Europe littéraire, gleich vielen Deutschen Dörfern, an deren Eingang die Verwarnung steht: „Betteln und Fechten ist hier verboten," auch noch auf jedem Blatte in großen Buchstaben die Ueberschrift: „La politique est complètement exclue de ce Journal." Und dieser große Gedanke ist bei den Redakteuren so sehr zur fixen Idee geworden, daß sie in der That glauben, ihn erfunden zu haben, wie jener Gascogner, der, nachdem er sich das Lügen abgewöhnt hatte, nun steif und fest behauptete, daß er die Wahrheit erfunden habe. Nichts ist jedoch älter in der Französischen Journalistik, als jener ausschließende Grundsatz; das alte Journal des Savans hat sich nie mit Politik befaßt, eben so wenig finden sich in der Revue de Paris und in der Revue des deux mondes, zweien trefflich redigirten Blättern, politische Artikel — so weit dies nämlich ausführbar ist. Denn was neigte sich in unseren Tagen nicht zur Politik hin? Ist eine Tagesgeschichte der Kunst, der Literatur oder der Philosophie denkbar, die nicht auch die Tagesgeschichte des Staats berührte? Namentlich aber in Frankreich ist das sociale Leben mit dem politischen seit der Revolution von 1789 so sehr verwachsen, daß die Epochen seiner neueren Geschichte, so kurz sie auch seyn mögen, doch die auffallendsten Veränderungen in Kunst und Literatur bezeichnen und wir z. B. Malerei, Poesie, Geschichtsschreibung und Philosophie aus der Zeit der Revolution oder Napoleons als vollkommen geschieden von denselben Künsten und Wissenschaften aus der Zeit der Restauration und Ludwig Philipp's anzusehen gewohnt sind. Ja, ein tiefsinniger Franzose, St. Simon, hat diese Identifizirung des socialen und des politischen Lebens in Frankreich für so allgemein gehalten, daß er sich berechtigt glaubte, das Ding auf die Spitze zu stellen und allen gesellschaftlichen Einrichtungen, den zartesten wie den heiligsten, einen politischen Charakter zu verleihen. Die Europe littéraire führt übrigens fast in jeder Nummer selbst den Beweis, daß sie nicht im Stande ist, ihrer Devise streng treu zu bleiben, denn fast jeder von Literatur- oder Kunstgeschichte handelnde Artikel berührt auch mehr oder weniger die Geschichte der neueren Zeit.

Nachdem nun aber durch so große Versprechungen die höchste Erwartung in uns rege gemacht worden, ist nichts natürlicher, als daß diese durch den Erfolg nicht befriedigt wird. Wir haben die Nummern des ersten Monats der Europe littéraire vor uns liegen und finden darin außer dem gewöhnlichen Inhalt aller kleinen und großen Pariser Tageblätter, nämlich Novellen, Bücher- und Theater-Rezensionen und allgemeinen Raisonnements über Kunst u. dgl. — Alles hübsche und leichte Arbeit, wie wir sie aus den Pariser Fabriken gewohnt sind — nur noch einige Artikel über die Literatur zweier Nachbar-Länder, Deutschlands und Englands. Am Schlusse jedes Blattes werden zwar noch unter der Rubrik „Nouvelles" allerlei Notizen aus fremden Ländern gegeben, doch beschränkt sich diese Rubrik auf eine oberflächliche, mitunter sogar von argen Mißgriffen nicht freie Nachlese aus den politischen Zeitungen, die gewöhnlich dergleichen literarischen und Kunst-Ballast nebenbei mit sich führen.

Was die Leser des Magazins zunächst interessiren wird, ist wahrscheinlich das, was die Europe littéraire über Deutschland bringt. Nun, wir könnten, wenn wir sonst Lust dazu hätten, stolz darauf seyn, daß unser Vaterland in diesem ganzen literarischen Europa noch als der beste Fleck erscheint. Während England mit einigen Lappen — einem trockenen Inhalts-Verzeichniß der neuesten Englischen Journale und einer schwachen Kritik des Poeten Alfred Tennyson — abgefertigt wurde, hat man unserem Deutschland einen ordentlichen Mantel umgehängt, zu dem sogar ein Deutscher Schneider das Maaß genommen. Herr H. Heine giebt nämlich in drei fortgesetzten Artikeln über die Deutsche Literatur seit Frau v. Staël eine Uebersicht dessen, was in Deutschland geschehen oder unterblieben ist, seitdem diese mächtige Frau ihren Landsleuten zuerst eine Aussicht in die unbekannte Welt des benachbarten Deutschland's eröffnet hat. Die vor uns liegenden drei Artikel scheinen jedoch nur erst die Einleitung zu dem Ganzen zu bilden, das, wie die Zeitungen berichteten, bei Heideloff und Campe in Paris als ein abgeschlossenes Werk in Deutscher Sprache erscheinen wird.

Wir werden uns hüten, das in's Französische, hin und wieder sogar mit einigen auffallenden Germanismen, übersetzte Deutsch wiederum zurück in's Deutsche zu übersetzen, so gern wir auch unseren Lesern Manches mittheilen möchten, namentlich von dem, was über Goethe gesagt wird, den Heine gegen die Angriffe Wolfgang Menzel's in Schutz nimmt, mit dem er überhaupt in den von diesem in seiner Literaturgeschichte entwickelten Ansichten nicht übereinstimmt. Goethe, sagt Heine, sey früher zwar auch von ihm angegriffen worden, aber er wolle nur gestehen, daß dies aus bloßem Neid geschehen sey. Treffend und verständlich scheint das, was Heine den Franzosen über den Unterschied von Goethe und Schiller sagt, wiewohl im Ganzen die Darstellung ihrem Zwecke, einem fremden Volke die eigene Heimath darzustellen, nicht entspricht. Gleich zu Anfang bietet Hr. Heine, statt an dem ihm von der Frau von Staël gegebenen Punkt anzuknüpfen, alle ihm nur zu Gebot stehende Deutsche Gründlichkeit auf, um die Franzosen von vorn herein durch weitausgeholte Erklärungen über Romantizismus, Katholizismus und Mittelalter gleichsam daran zu erinnern, daß er selber ein Deutscher sey. Die Franzosen werden ihm dafür keinen Dank wissen; denn abgesehen davon, daß sie gewohnt sind, von ihren Literar-Historikern ohne so große Anstrengung belehrt zu werden (man vgl. z. B. des eleganten Villemain Cours de littérature), haben ihnen auch Voltaire und die Encyklopädisten schon viel frivoler und eben so witzig das Heilige persiflirt, das Heine, ohne daß es zu seiner Darstellung nothwendig wäre, hier herbei- und herabzieht. Aber auch die Deutschen werden ihrem Repräsentanten im Auslande keinen Dank wissen. In meinem Hause und unter Freunden magst Du mir bittere Dinge sagen, wenn Du es gut mit mir meinst, aber in fremder Sprache und unter Fremden solltest Du das, was sie selbst als Tugend an mir achten, und was mein zartester Ehrenschmuck ist, nicht mit höhnischer Lust dem Gespötte preisgeben. Dies thut aber Heine, wenn er die Vaterlandsliebe der Deutschen im J. 1813 einen unbefohlenen Patriotismus nennt und die freie That der Begeisterung jener Zeit als ein verächtliches Heloten-Werk darstellt.

Wohlthuend ist dagegen, was Heine über Männer wie Lessing, Herder und Johann Heinrich Voß ausspricht. Für den Letzteren ficht er ebenfalls gegen Menzel, und mit ihm bekämpft er das ganze Treiben der Schlegelschen Schule, die jedoch in Deutschland schon so verschollen ist, daß sie eines Bekämpfers kaum mehr bedarf. A. W. von Schlegel*) hat es zwar vor einem Jahre noch einmal versucht, aus der Pagode des Brahma, in die er sich geflüchtet, die großen Götter des Deutschen Olymp mit kleinen Epigrammen zu beschießen; die Götter blieben jedoch auf ihren Sitzen unbeweglich, und nur die Pagode hat ein wenig gewackelt. Zur Charakteristik der neueren Deutschen Dichter hat Heine in seinem Aufsatze, so weit er abgedruckt ist, noch nichts gesagt, und so haben denn auch die Franzosen noch keine neue Namen, die ihnen nicht auch schon die Staël genannt hätte, durch ihn kennen gelernt.

Ein zweiter Aufsatz, den die Europe littéraire über Deutschland bringt, handelt von W. .heim**) Hauff's Memoiren des Satan. Als Verfasser ist ein Graf E. D. L. unterzeichnet, der, um einen Begriff vom Deutschen Universitäts-Leben zu geben, Satans Zusammentreffen mit dem Studiosus Würger in einer Uebersetzung mittheilt und zugleich erklärt, was die Deutschen Studenten unter einem Philister, einem Renommisten, einem Henri IV., einem Fuchs, einem alten Haus u. dgl. m. verstehen. Die Französische Sprache sieht sich dadurch mit einem Male durch eine Anzahl neuer Begriffe und Kern-Ausdrücke bereichert. Nun bezweifle Einer noch den wohlthätigen Einfluß der Deutschen Literatur auf die Französische!

Ueberblicken wir nun noch einmal, was die Europe littéraire im ersten Monat ihres Bestehens gebracht hat, so finden wir darin nichts, was nicht auch schon in anderen Französischen Zeitschriften und ganz ähnliche, ja sogar in einer bei weitem mehr encyklopädischen Weise sich finden ließe. Die Revue encyclopédique namentlich umfaßt in ihrem Plane ebenfalls die Literaturen aller Länder und gab früher, so lange sie von Jullien redigirt wurde, manchen interessanten Bericht über Deutsche, Italiänische, Englische und Nord-Amerikanische Werke. Die Politik ist zwar von der Revue nicht ausgeschlossen, aber auch mit Recht, denn sie könnte sonst nicht encyklopädisch seyn. Der Fehler, daß die Franzosen jetzt überall den politischen Sauerteig einmischen, macht darum das entgegengesetzte Verfahren, das ihn selbst da verwirft, wo er ein nothwendiges Ferment ist, nicht zur Tugend. G. Libri's treffliche Artikel „über den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Literatur", die zum Theil auch in das „Magazin" übergegangen sind, erinnern übrigens daran, daß die Europe littéraire nur das Beispiel der Revue des deux mondes nachahmte, als sie einem ausländischen Schriftsteller den Bericht über die neueren literarischen Erscheinungen seines Vaterlandes auftrug.

Was die Europe aber vor allen anderen literarischen Zeitschriften auszeichnet, ist ihre splendide Ausstattung: eleganter Druck auf dem feinsten Velin-Papier in dem freilich etwas unbequemen Formate des Moniteurs. An splendider Ausstattung sollen es die Redakteren überhaupt, auch in anderer Hinsicht, nicht fehlen lassen. Sie haben, wie wir hören, ein glänzendes Hotel gemiethet, wo die Redactions-Geschäfte in eleganten Bureaus vertheilt sind, und wo der Haupt-Redacteur, Herr Prosper Delasalle, seinen Mitarbeitern und anderen Literatur-Freunden von Zeit zu Zeit eine Europäische Soiree giebt — eine moderne Institution, die in Paris zuerst der Redacteur der Revue encyclopédique einführte, der seine Freunde allmonatlich zu einem encyklopädischen Essen versammelt. Die Zeitschriften dienen, wenn sie auf solche Weise mit Zeitessen verbunden werden, jedenfalls zur Vervollkommnung des Geschmacks.

In Deutschland wird diese Französische Mode wohl schwerlich so bald nachgeahmt werden. Unsere Journale sind einfache Fußgänger, die langsam nur das Ziel erstreben, wohin die Französischen zwar mit Sechsen galoppiren, das sie aber auch oft genug verfehlen. Kaum wagt es unser „Magazin", sich auch nur in die Nähe der vornehmen Europe littéraire zu wagen. Weit entfernt, sich, wie diese, zum Journal von und für ganz Europa machen zu wollen, hat unser „Magazin" sich die bescheidene Aufgabe gestellt, der fleißigen Biene gleich, von den süßesten Blumen des Auslandes einigen Honig für die Heimath zu gewinnen. Weder auf Vollständigkeit noch auf Universalität macht es Anspruch. Von dem Guten Einiges zu geben und auf das Beste, überall, wo es erscheint, mindestens hinzuweisen, war das Bestreben, das wir bei der Begründung dieses Blattes, das als Ergänzung einer politischen Zeitung dienen soll, im Auge hatten, und das wie bei der Redaction desselben so viel als möglich bisher befolgt haben. Sollten wir ihm ein Motto geben, so würde es das utile dulci seyn, wiewohl wir weder ihm noch uns das omne tulit punctum anmaßen wollen.

J. Lehmann.

Bibliographie.

Entre onze heures et minuit. (Zwischen 11 Uhr und Mitternacht.) Erster Theil: Devant la cheminée. Von E. M. St. Hilaire. Zweiter Theil: Un coin du feu. Von Alph. Brot. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Un bon enfant. (Paul de Kock's neuester Roman.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Histoire de toutes les villes de France. (Geschichte aller Französischen Städte.) Von J. F. Dauléo. Erscheint in Lieferungen von 160 Seiten alle Monat. Pr. von 12 Lieferungen 30 Fr.

La mer et les marins. (Das Meer und die Seefahrer.) Eine Reihe von Seebildern. Von Ed. Corbière. Pr. $7\frac{1}{2}$ Fr.

*) Der hier immer A. G. de Schlégel heißt, was — beiläufig bemerkt — falsch ist, denn wenn Dichter-Vornamen übersetzt würden, so müßten wir auch Wilhelm Shakespeare, Johann Jakob Rousseau sagen, und klingt nicht Jean Henri Voss eben so schlecht?

**) Ein Name, der konsequent Wilhem geschrieben wird.

England.

The wondrous Tale of Alroy. The Rise of Iskander. (Die Wundergeschichte von Alroy etc.) Von D'israëli. 3 Bde. London, 1833.

Der splendide Druck des Buchs, die weit abstehenden Lettern, der unverhältnißmäßige Raum zwischen den Zeilen, beweisen, daß der Verleger ihm eine gewisse Wichtigkeit beilegen wollte. Ein Buch, das so gedruckt ist, muß man schon im Voraus für kein gewöhnliches Buch halten. Die Voraussetzung ist in der That richtig. Es ist wirklich ein außerordentliches Buch.

Es scheint, Herr D'israëli wollte in diesem Buche eine neue Entdeckung, die er in der Kunst des Bücherschreibens gemacht hat, zum ersten Mal anwenden. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Leser auf diese neue Art von Genuß vorzubereiten, und sagt daher in der Vorrede hinsichts des Stils: „Ich muß frei bekennen, daß ich einen neuen erfunden habe. Ich weiß, wie gewagt solche Neuerungen sind, doch ich habe mein System erst nach reifer Ueberlegung und strenger Prüfung seiner Anwendbarkeit angenommen." — Dies ist ein sehr offenherziges Bekenntniß, nicht bloß des Faktums selbst, sondern auch einer eitlen Anmaßung.

Unglücklicherweise ist dieser neue Stil des Herrn D'israëli zufällig ein sehr alter, und das einzige Neue daran ist, daß man ihn in einem Zeitalter wieder hervorsucht, in welchem ein weit besserer, nämlich ein natürlicher Stil eingeführt ist. Hier, mit wenigen Worten, die philosophische Grundlage seines neuen Gebäudes. Er sagt: in alten Zeiten, als der mündliche Vortrag das einzige Medium war, durch welches das Volk mit den Erzeugnissen eines Dichters bekannt wurde, mußte Alles recht eindringlich seyn, und um es so eindringlich wie möglich zu machen, erfand der Dichter ungewöhnliche Constructionen, um dem Sinn einen höheren Schwung zu geben. Die Dichtkunst habe also darin bestanden, natürliche Gefühle in einer unnatürlichen Sprache auszudrücken. Die Zeit des Versemachens, meint er, sey aber vorüber. Jetzt, wo der Dichter seine Werke drucken lassen kann, dünkt es ihm eben so unnütz als unpassend, seine Gedanken auf die Weise darzustellen, deren man sich bediente, als es noch kein anderes Mittel der Mittheilung gab, als Recitation. Hieraus zieht er nun den Schluß, daß die Verse durch eine andere Art des Stils ersetzt werden müßten, die er folgendermaßen beschreibt:

„Ein hinreißender Stil, der stets mit seinem Gegenstande wechselt, bald zärtlich, bald scherzhaft, bald ernst, bald tiefsinnig, jetzt erhaben, dann wieder pathetisch, und welcher die geistreiche Abwechselung einer nie versiegenden Melodie an die Stelle des öden monotonen Metrums setzt."

Der Leser wird sich nicht wenig verwundern, daß man ihm diesen wechselnden, jeder Beschaffenheit seines Gegenstandes sich anschmiegenden Stil, der so alt ist, als der Stil selbst, für etwas Neues ausgiebt, und daß Herr D'israëli die Poesie verbannen will, um einer Sprache Platz zu machen, deren Anforderungen in jeder Hinsicht gerade die Poesie am besten und mit dem glücklichsten Erfolge erfüllen kann. Er verwirft die Verse und gebraucht doch den Rhythmus und sogar den Reim, wenn er es zuträglich findet. — Er gebraucht sie, aber nur bei Gelegenheit, wenn sie seinem Zwecke dienen. — Allein nach den Proben dieses Wundermährchens, die uns vorliegen, dienen sie jedem nur möglichen Zwecke, denn in dem größten Theil des Werkes ist der Rhythmus sehr sorgfältig beobachtet. Wenn der Rhythmus aber so vielen Werth hat, warum soll ihn der Dichter nicht mit gleichem Erfolge anwenden können? Ist es die Abwechselung, die Herr D'israëli so nöthig findet, warum sollte der Dichter nicht seinen Rhythmus mit eben der Freiheit wechseln können, mit welcher Er seinen Stil wechselt? Miltons Verse können zum Beweise dienen, wie sehr der Rhythmus sich in alle Formen schmiegt. Selbst in den Fesseln des Metrums hat der Rhythmus Ausdruck für Alles: sanft strömende Melodie, hochtönende Rede, rauhe und abgebrochene Worte, den Schrei der Verzweiflung, erhabene Beredsamkeit; er genügt Allem. Wenn Milton dies Alles geleistet hat, wie Herr D'israëli wohl schwerlich leugnen wird, wie weit mehr muß ein Dichter leisten können, wenn er mit dem Rhythmus nach Beschaffenheit seines Gegenstandes abwechseln kann, wie dies auch schon versucht worden ist. Ob man übrigens in gebundener Rede die verschiedensten und widerstreitendsten Gefühle ausdrücken könne, diese Frage hat Shakespeare, wie wir kaum zu erwähnen brauchen, längst entschieden, ehe es Jemanden einfiel, darüber zu streiten.

Herr D'israëli ist ein höchst talentvoller Mann. Er hat eine sehr reiche Erfindungsgabe; seine Gewalt über die Sprache ist fast unbegränzt, und eine gewisse Leichtigkeit, gewöhnlichen Gedanken eine neue und unerwartete Gestalt zu geben, zeichnet ihn besonders aus. Der Quell der Sprache fließt unversiegbar für ihn, aber er ist nicht eben so rein, als er ergiebig ist. Die üppige Fülle und Fruchtbarkeit seines Genie's selbst, verleitet ihn zu den größten Fehlern. Seine hervorströmende Beredsamkeit, heiß und leidenschaftlich bei ihrem Ausbruche, endet zuletzt in Gemeinplätzen. Er beginnt voll Kraft den Lauf, rennt sich aber bald außer Athem, und gelangt nie mit gesunden Lungen und Gliedern an das Ziel seines Laufes. Im Bewußtsein seiner Stärke strengt er sich bis zur Erschöpfung an, und sucht dann durch Fechterkünste die schwindende Kraft zu ersetzen. Glänzende Bilder, ergreifende Schilderungen, glückliche Wendungen, ungemeine Schönheiten jeder Art, laufen in seinem Buche wild durcheinander; sie schießen empor wie Unkraut in einem fruchtbaren Boden, und ersticken die gesunden Pflanzen der Gedanken. Er ist immer im Extrem; er greift stets entweder nach einer Note unter der tiefsten der Tonleiter, oder noch über der höchsten. Erfaßt er einen natürlichen Charakterzug, so vermummt er ihn in einen

Wortschwall, der darum her flattert, wie Bänder und Fähnlein, womit man eine schöne Bildsäule behängt, die dadurch eben so sehr entstellt wird. Das Gute ist ihm nie gut genug, sondern er zerrt es so lange durch alle Foltergrade der Imagination, bis er es am Ende in irgend eine wunderliche Form bringt, in welcher seine ursprüngliche Natur der Laune des Quälgeistes aufgeopfert ist.

Die Wundergeschichte Alroy's liefert, in Englischer Sprache, vielleicht eines der auffallendsten Beispiele von großen Talenten, die vergeudet worden, um einer Chimäre nachzujagen. Der Mann, der dieses Werk entwerfen und ausführen konnte, wäre fähig gewesen, der Literatur einen neuen Aufschwung zu geben; allein unglücklicherweise täuscht bei Herrn D'israëli der Genius mit dem Urtheil davon, und seine ausgezeichneten Gaben sind weggeworfen, wie Saamen, den man in alle Winde streut.

Der Plan des Werkes ist nicht so leicht anzugeben. Der Verfasser nennt es einen dramatischen Roman. Wir wollen ihn selbst sprechen lassen.

„Hinsichts der Ausführung dieser Erzählung wird man leicht beobachten, daß sie hauptsächlich dramatisch ist. Wenn das dramatische Genre in diesem Lande nicht so viele Schwierigkeiten darböte, so hätte ich Alroy zum Helden einer Tragödie gemacht. Allein da diese Art von Composition, wie sie bis jetzt ist, jedem praktischen Effekt entgegentritt, so machte ich ihn zum Helden eines dramatischen Romans. Der Verfasser greift daher selten in den Lauf der Erzählung ein; er glaubt, nicht sich zwischen den Leser und die Geschöpfe seiner Phantasie drängen zu müssen, um ihre Gefühle zu entwickeln und aus einander zu setzen, oder ihre Charaktere und Handlungen zu erklären. Er überläßt es im Allgemeinen ihnen selbst, Alles ins Licht zu setzen, und begnügt sich für seinen Theil, durch Schilderungen die Scenerie und durch gelegentliche Ergüsse einer lyrischen Melodie jene ergänzende Musik zu ersetzen, ohne welche jede dramatische Vorstellung unvollkommen ist, und welche die Opera seria der Italiäner zur wirkungsreichsten Kunstdarstellung neuerer Zeiten macht, die dem herrlichen Drama der alten Griechen am nächsten kommt."

Wir hätten gegen diese Ansicht viel zu sagen, wenn es der Raum gestattete. Wir zweifeln sehr, ob diese Art rezitirender Oper dem beabsichtigten Zwecke des Herrn D'israëli so ganz entsprechen mag. Doch, wie gesagt, es ist hier der Ort nicht, unsere Skrupel mit Gründen zu belegen.

Die Zeit dieses dramatischen Romanes ist das zwölfte Jahrhundert; der Schauplatz, der Orient. Nach der Zerstörung Jerusalems vereinigten sich die Hebräer unter einem Fürsten, den sie aus ihrer Mitte wählten und der dem Geschlechte David's entsprossen seyn sollte. Man nannte ihn „den Fürsten der Gefangenschaft". Diese Fürsten, sagt man, sollen eine Stellung angenommen haben, die jener der wahren Könige von Juda, ihrer Vorgänger, nichts nachgab. Sie kamen in eben dem Maße empor, in welchem das Califat verfiel. Doch die Unfälle, welche den Osten im 11ten Jahrhundert heimsuchten, trafen auch sie in ihrer besten Blüthenzeit. Der Roman erzählt die Geschichte des Alroy, eines Mannes, dessen Laufbahn, wie der Verfasser sie bezeichnet, wunderbar war. Zum Triebwerk der Begebenheiten dient die kabalistische Magie. Die Behandlung des Ganzen ist blühend und poetisch; die orientalischen Sitten sind treu geschildert und, wie sich's gebührt, großartig und schimmernd, und die Gelehrsamkeit, die überall durchblickt, zeigt, daß Herr D'israëli nicht leichtsinnig an sein Werk ging.

Da wir keine Analyse der Geschichte in einen so kleinen Rahmen fassen können, so legen wir dem Leser einige Auszüge vor, damit er sich selbst nicht bloß von dem Charakter des Werks als Roman, sondern von dem neuen Stil, den Herr D'israëli uns verkündet, eine Idee machen möge.

„Außerhalb der Thore von Hamadan, nicht fern von der Stadt, lag auf einer Anhöhe ein mit einer Ringmauer versehener Platz, in dessen Mitte ein altes Grab sich erhob, der Sage nach, das Grab Esther's und Mardochai's. An diesen feierlichen und einsamen Ort begab sich Alroy oft, und hier erschien er auch heute, sich von dem Gastmahl wegstehlend, eine Stunde vor Sonnenuntergang."

„Als er das schwere Thor des Begräbnißplatzes öffnete, hörte er das Stampfen von Rosseshufen hinter sich, und noch hatte er den Eingang nicht wieder verschlossen, als Jemand ihm zurief."

„Er blickte um sich, und erkannte den Stadt-Gouverneur, den jungen wollüstigen Alschiroch, Bruder des Sultans der Seldschucken. Er war bloß von einem Diener zu Fuß begleitet, einem Araber, seinem allgemein verhaßten Günstling und bekannten Handlanger seiner Vergnügungen."

„Hund!" rief der erzürnte Alschiroch, „bist Du taub, oder verstockt, oder beides. Sollen wir unseren Sklaven zwei Mal rufen? — Schließ das Thor auf!"

„Weshalb?" fragte Alroy."

„Weshalb? bei dem heiligen Propheten, er wechselt Fragen mit uns! Schließ das Thor auf, wenn Dir Dein Kopf lieb ist."

„Wer bist Du", fragte Alroy, „der Du einen so hohen Ton annimmst? Bist Du vielleicht ein Türke, der am Festtage das Gesetz des Propheten übertreten und mehr als Wasser getrunken hat? Geh' hin, oder ich lasse Dich vor den Kadi bringen." Mit diesen Worten wandte er sich dem Grabe zu.

„Bei den Augen meiner Mutter, der Hund foppt uns! Wäre es nur nicht schon spät und dies Roß so wild, wie ein ungezähmter Tiger, ich ließe ihn auf der Stelle spießen. Sprich zu dem Hund, Mustapha, bringe ihn zur Vernunft."

„Würdiger Hebräer", rief der verschlagene Mustapha näher tretend, „Du weißt vermuthlich nicht, daß dies unser Herr Alschiroch ist. Seine Hoheit möchte gern durch den Begräbnißplatz des trefflichen Wolfs reiten, denn er hat in dringenden Angelegenheiten mit einem heiligen Santon zu sprechen, der jenseits des Hügels wohnt, und die Zeit drängt."

„Wenn dies unser Herr Alschiroch ist, so bist Du ohne Zweifel sein treuer Sklave Mustapha?"

„Ich bin in der That sein armer Sklave. Was weiter, junger Mann?"

„Preise Dich glücklich, daß das Thor verschlossen ist. Erst gestern beschimpftest Du die Schwester einer Magd meines Hauses. Ich möchte nicht gern meine Hand mit so elendem Blut, als das Deine, besudeln; aber fort, Elender, fort!"

„Heiliger Prophet! Wer ist der Hund?" rief der erstaunte Statthalter.

„Es ist der junge Alroy", flüsterte Mustapha, „welcher ihn anfangs nicht erkannt hatte, „der, den sie ihren Fürsten nennen, ein sehr hitzköpfiger junger Mensch. Herr, es wäre besser, wir gingen weiter."

„Der junge Alroy! Den werde ich mir merken. Sie müssen also auch einen Fürsten haben! — Der junge Alroy! Gut, laß uns gehen." Und, „Hund!" rief Alschiroch, indem er sich in den Steigbügeln aufrichtete und drohend die Hand bewegte, „Hund, denke an Deinen Tribut."

Alroy rannte an's Thor, aber das schwere Schloß ging zu langsam auf, und ehe dies geschah, war Alschiroch auf seinem feurigen Rosse schon aus dem Gesichte.

Schaam und Wuth war eine Zeit lang in seinen Zügen zu lesen. Einige Augenblicke stand er, die starren Blicke auf den Weg gerichtet, den sein entschwundener Feind eingeschlagen, dann ging er langsam dem Grabe zu. Doch sein aufgeregtes Gemüth taugte jetzt schlecht zu den stillen Betrachtungen, denen er sich an dem Grabe hatte überlassen wollen. Er war zerstreut und unruhig, und ging endlich in das Gehölz, welches den Gipfel des Begräbnißplatzes krönte.

Er fand sich auf einem mit jungen Fichten besetzten Hügel, in dessen Mitte eine mächtige Ceder emporstieg. Er warf sich unter ihre dichten und schattigen Aeste nieder und blickte nach einem engen grünen Thale, in dessen Mitte ein Marmorbrunnen stand. Gewundene Säulen trugen eine mit Bildwerk reich verzierte Kuppel, um welche sich eine Hebräische Inschrift wand. Der untere Theil der weißen Säulen war mit wilden Blumen bedeckt oder von buntfarbigen Kürbissen umrankt. Die untergehende Sonne warf über die ganze Scene ein mildes, aber glänzendes Licht."

„Die stille Stunde, der Scene Pracht, der warme Hauch der stillen Luft, die Duft und Klarheit mild verschmolz; der Westwind, der sich sanft erhob, die matten Vögel zu sich ladend, zu kühlen ihr Gefieder in der Dämmerluft, zu prüfen ihre Schwingen im klaren Aethermeer. — Ach, welcher finstere Geist würde nicht weichen dem sanften Zauber eines wollustreichen Abends!"

Diese Scene setzt die dramatische Behandlung des Romans zwar nicht besonders in's Licht, allein wir haben nicht Raum für Mehreres.

„Fleuch, hurtig, fleuch, du kühnes Roß, durch spurlos öde Wüstenei. Unter dir die weite Erde, über dir der weite Himmel; die Erde Eisen, der Himmel Erz. Fleuch, hurtig, fleuch, du kühnes Roß, durch spurlos öde Wüstenei."

„Du wähnst, der salz'ge Boden führt zu Deines Yemen's sel'gen Hainen, und witterst in dem heißen Süd Arabiens würz'ge Düfte schon. Nur süße Täuschung, edles Roß, denn diese salz'ge Wüste führt nicht hin zu Yemen's sel'gen Hainen; nicht führt der Wind auf seinen Schwingen Arabiens würz'gen Hauch uns zu."

„Der Tag ist gesunken, die Sterne glänzen am klaren Himmel der Wüstenei, und näher kommt die Nacht, zu bringen Erquickung auf den feuchten Schwingen dem müden Leib, der blassen Wange des jungen Fürsten der Hebräer."

„Noch immer rennt das Roß dahin; sein starkes Herz verleiht ihm Kraft. Der heiße Tag, der weite Weg, der glühende Sand, der sengende Strahl — Nichts hält es auf. Denn sein Leib ist Sturm, die Nerven Donner, die Adern Blitz."

„Nicht Speis' noch Wasser haben sie. Kein frischer Quell, kein kühler Baum belebte diesen öden Raum. Nie weilten Vögel oder Thier' in dieser nackten Wüste hier. Nichts stört des Schweigens mächtig Reich. Des Jakals klägliches Geschrei, vernähm' man's hier, wär' Melodei. Dort aus dem welken Brombeerstrauch schlüpft eine wilde Ratte hervor, die Beute, eine junge Schlange, mit ihren weißen Zähnen haltend, treibt sie ihr Spiel beim Mondenlicht. Andere Gesellschaft haben sie nicht."

„Der Morgen kommt, frisch, kühl und duftig, den selbst der Schulddeladene sehnend ruft. Er kommt, und Alles wird erkennbar. Das Licht sinkt herab zur Erde, und ihr Antlitz wird verwandelt, wie Wachs unter dem Siegel. Vor ihnen und zur Rechten lag die sandige Wüste, doch in der Nacht hatten sie sich der Bergkette mehr genähert, welche zur Linken die Wüste begränzte und wohin Alroy zuerst sein Roß gelenkt hatte."

„Die Berge waren eine Kette des mächtigen Elburz, und als die Sonne hinter einer hohen Bergspitze emporstieg, stand das Pferd plötzlich still und wieherte, als verlangte es nach Wasser. Doch Alroy, selbst erschöpft, konnte es nur durch Liebkosungen beruhigen, und das Roß, voller Muth, verstand seinen Herrn und wieherte fröhlicher."

Ist diese Schreibart angenehm, und ist diese Abwechselung des Stils dem Ohr wohlgefällig? Stört er den Genuß des Vergnügens, oder nicht? Giebt er den Worten Melodie? Der Leser setze einige dieser Stellen reihenweise zusammen, so wird er finden, daß es wirkliche Verse sind. So z. B.

Fleuch hurtig, fleuch, Du kühnes Roß,
Durch spurlos öde Wüstenei.
Unter Dir die weite Erde,
Ueber Dir der weite Himmel.

Doch, möge dies auch nur für Rhythmus gelten, der den Stil läutern oder heben soll, so sind andere Stellen da, die sich von selbst zu gereimten Versen bilden:

Kein frischer Quell, kein kühler Baum
Belebte diesen öden Raum.
Nie weilten Vogel oder Thier
In dieser nackten Wüste hier.
Des Schakal's klägliches Geschrei,
Vernimm' man's hier, wär' Melodei.

Solche Stellen wie diese, sind Tausende in dem Buche. Uns ist es keinesweges klar, daß die Diction durch diese Beimischung eines der Prosa fremden Elements fließender oder melodischer werde. Da das Werk indeß von sehr Vielen gelesen und, vermöge der großen Talente, die es entfaltet, mit Bewunderung gelesen werden wird, so enthalten wir uns aller weiteren Bemerkungen und übergeben es dem Urtheil des Publikums. (A.)

Bibliographie.

The climate of London. (Das Londoner Klima.) Nach meteorologischen Beobachtungen. Von Luke Howard. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
Horae otiosae. (Gedanken und Maximen.) Pr. 6 Sh.
Essay on women. (Das Weib.) Ein Gedicht von Michell. Pr. 4½ Sh.
Commentaries etc. (Beiträge zur Geschichte der Stadt London.) Von Norton. Zweite Auflage. Pr. 20 Sh.
The Canadas as they are. (Die beiden Kanada's.) Pr. 4½ Sh.
Caldmon's Anglo-Saxon paraphrase of parts of the holy scriptures. (Angelsächsische Paraphrase von Stellen der heiligen Schrift.) Pr. 21 Sh.
Constance. — Ein Roman. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

P o r t u g a l.

Die Portugiesischen Bauern.

Die Portugiesischen Bauern und Landbewohner unterscheiden sich durch Ansehen und Sitten auffallend von ihren Spanischen Nachbarn, besonders von den Kastilianern. Sie haben weder den Stolz noch das düstere Wesen der Letzteren. Ihr Gang ist nicht so gravitätisch, ihre Sprache nicht so bilderreich und auch nicht so wohlklingend. Die meisten Reisenden, welche beide Länder besucht haben, geben dem Portugiesischen Bauern den Vorzug; er ist geselliger, umgänglicher und gutmüthiger als der Spanier. „Je tiefer", sagt Costigan, „man in Portugal zu den Ständen hinabsteigt, desto höher steigt der Volks-Charakter an Werth. Die höheren Klassen stehen denen in Spanien eben so weit nach, als das gemeine Volk über das Spanische von demselben Range emporragt." Link sagt: „Die Höflichkeit, das ungezwungene, muntere und freundliche Wesen des gemeinen Volks nehmen den Fremden für die Portugiesen weit mehr ein als für die Spanier, aber mit den höheren Klassen ist es gerade umgekehrt." — Trotz dieser günstigen Urtheile halten wir doch im Ganzen den Spanischen National-Charakter höher und glauben, daß selbst die Bauern in letzterem Lande mehr Elemente eines großen und unabhängigen Volks besitzen, als die Portugiesen. Doch bleibt es wahr, daß die Letzteren alle Entbehrungen mit der größten Geduld tragen, im Ganzen ehrlich, ihrem Vaterlande ergeben und muthvoll sind.

Der Portugiesische Bauer lebt im Ganzen sehr kümmerlich. Sein Brod ist von Milho oder Türkischem Korn. Es ist süßlich, schwer und zerkrümelt sich, wenn man es bricht. Bacalhao, eine Art gesalzener Stockfische, Sardellen, welche an der Küste von Portugal in großer Menge gefangen werden, Knoblauch, Zwiebeln, Wolfsbohnen, einige Oliven, das ist seine gewöhnliche Nahrung. Waizenbrod ist ein Luxus-Artikel. Fleisch bekommt der Bauer selten zu essen. Portugal bringt, mit Ausnahme der Provinz Alemtejo, wenig Waizen und Gerste, noch weniger Roggen und fast gar keinen Hafer hervor. Das Türkische Korn wird gewöhnlich im März und April gesäet. Wenn der Sprößling ungefähr einen Zoll hoch ist, so wird die Erde rings umher mit einer Karste abgegraben, damit die Wurzeln sich gehörig ausdehnen und kräftigen können. Mäßiger Regen ist sehr zuträglich, aber eine zu nasse Jahreszeit ist der Ernte verderblich. Wenn der Halm oder Stengel einige Zoll hoch geworden ist, so muß die Erde wieder abgegraben werden, und zum drittenmal ist dies nöthig, wenn die Pflanze einen Fuß Höhe erreicht hat. Die Blätter des Türkischen Korns dienen zum Viehfutter, da man in Portugal sehr wenig Heu macht.

Die Olive, ein anderes sehr wichtiges Produkt Portugals, wird im Dezember oder Januar reif. Die Oliven werden mit Stangen abgeschlagen und nicht mit der Hand abgepflückt, wie im südlichen Frankreich oder in Genua und Lucca. Dies ist eine der Ursachen, warum das Portugiesische Oel schlechter ist. Manche Pächter pressen die Oliven sogleich aus; andere legen sie in Haufen zusammen, streuen Salz darauf und lassen sie gähren, wodurch sie mehr, aber schlechteres Oel bekommen. Kinsey erwähnt eines alten widersinnigen Privilegiums, welches noch bestehen soll, vermöge dessen die Fidalgo's, oder Adeligen, und die geistlichen Corporationen allein das Recht haben, Oelpressen zu halten, so daß die Pächter oder kleineren Gutsbesitzer warten müssen, bis sie eine geliehen bekommen, nachdem die Anderen sie gebraucht haben. Daher müssen sie ihren Vorrath zuweilen bis Mai oder Juni aufheben, und alsdann ist die Frucht verdorben. Die Pressen werden durch Ochsen getreten, so wie das Korn in den meisten Orten ebenfalls durch Ochsen auf einer Tenne, die man auf dem Felde macht, ausgedroschen wird.

Die Häuser in den Portugiesischen Dörfern zeigen die Baukunst noch in ihrer Kindheit. Sie bestehen gewöhnlich nur aus dem Fußboden und den vier Wänden. Die Wände sind sehr dick, von großen unbehauenen Steinen, und die Balken und das Zimmerwerk des Daches sind eben so plump. Von außen sind die Wände bloß mit Kalk beworfen, die Fenster haben keine Scheiben, und die schlecht schließenden Fensterladen sind eben so wenig angestrichen, als die Thüren. Die Niedrigkeit der Häuser und ihre dunkle Farbe lassen sie von fern zwischen den Bäumen und Gartenmauern nicht erkennen, so daß der Reisende oft, so zu sagen, über ein Dorf stolpert, ehe er weiß, daß eines in der Nähe ist. Das Innere der meisten Dörfer, so wie der Häuser, bietet einen Anblick von Schmutz und Unsauberkeit, wie man ihn, außer in Polen, wohl in keinem anderen Lande Europa's findet. An der Gränze von Spanien und Portugal ist der Kontrast entschieden zum Vortheil des ersteren Landes. So wie man aus der Portugiesischen Provinz Beira in die Spanische Provinz oder das Königreich Leon tritt, welches bei weitem keiner der besseren Theile von Spanien ist, so findet man die Spanischen Dörfer, wenige Meilen von der Gränze, reinlich, anständig und wohnlich gegen die ihrer Nachbarn genommen. Auch die gesunde Farbe, der männliche Blick und Anstand des Spanischen Bauern stechen auffallend gegen das niedergeschlagene Wesen und den lumpigen Anzug des Portugiesischen ab. Doch giebt es in Portugal Distrikte, auf welche diese Bemerkung nicht anwendbar ist. Die schöne Provinz Entre Duero e Minho mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern, ihren 500 Kirchspielen und einer Bevölkerung von beinahe einer Million Einwohner, ist, obgleich die kleinste an Flächenraum, doch die fruchtbarste und am besten angebaute im ganzen Königreiche und scheint die betriebsamsten und wohlhabendsten Einwohner zu haben. Dies ist die reiche Weingegend, von wo der Wein nach Porto geschifft wird. In der Nachbarschaft von Lissabon giebt es auch einige schöne Landstriche, so wie in dem Thal des Mondego oberhalb Coimbra, da giebt es besser gebaute Dörfer und einige hübsche Quinta's oder Landhäuser. Allein ein großer Theil des Landes ist dürr, felsicht und unangebaut. Die Fidalgo's oder großen Landeigenthümer wohnen in den Städten und überlassen die Verwaltung ihrer Güter Agenten oder Spekulanten, an die ihre Einkünfte verpfändet sind, und welche die Pächter aussaugen. Die Kronländereien sind in einem vernachlässigten Zustande, die Klostergüter aber besser angebaut. Die Pächter sind arm und können an keine Verbesserung denken. Ihr Rathgeber beim Landbau ist der Kalender, und sie säen Jahr aus Jahr ein denselben Saamen auf dasselbe Feld, wie es ihre Väter thaten. Ihr Pflug und ihre Egge sind äußerst schwer und werden von Rindern gezogen. Die Portugiesischen Fahrwerke sind merkwürdig wegen ihrer Plumpheit. Die Räder bestehen aus einem ganzen Stück von ungefähr 3 Fuß im Durchmesser und sitzen an der Achse fest, mit welcher sie sich umdrehen und dabei auf unerträgliche Art knarren. Der Fuhrmann geht neben den Rindern her und treibt sie mit dem Stachel an; so bewegt sich die schwerfällige Maschine langsam vorwärts, indem sie auf den schlechten Straßen, die für jede andere Art von Fuhrwerk unfahrbar sind, furchtbar hin und her gestoßen wird. Die verwundeten Soldaten, welche im letzten Kriege auf solchen Karren fortgebracht wurden, haben dies schmerzhaft genug empfunden. In den Wein-Distrikten des Douro brauchen zwei Ochsen einen ganzen Tag, um eine Pipe Wein 6 oder 7 (Engl.) Meilen weit zu fahren, und zwei Menschen gehören dazu, um den Wagen zu halten, daß er nicht umstürzt. Maulthiere und Maulesel, besonders erstere, werden am meisten als Last- und Zugvieh gebraucht. Die Maulthiere sind schön gebaut und stark und dem Landvolke sehr nützlich. Der Adel reist in Liteiras, einer Art Sänften, die von zwei Pferden oder Mauleseln getragen werden.

Der Portugiesische Bauer ist stets mit seinem Cajado bewaffnet, einem ungefähr 7 Fuß langen Stock, der an dem einen Ende einen dicken Knorren hat oder mit Blei ausgegossen ist, und dessen er sich mit großer Geschicklichkeit bedient. Dieser Stock ist in der That eine furchtbare Waffe in seiner Hand. Der Capote oder Mantel ist eben so allgemein im Gebrauch, wie in Spanien.

Die Bevölkerung von Portugal giebt Balbi auf 3½ Millionen an, wovon auf Lissabon und sein Gebiet ungefähr ½ Million kommt. (P. M.)

Bibliographie.

A revista do diabo no campo de D. Miguel. (Die Revüe des Teufels im Miguelistischen Feldlager.) Porto. Pr. 40 Reis.
O expositor portuguez, ou rudimentos de ensino da lingua materna. (Anfangsgründe beim Unterricht in der Muttersprache.) Lissabon. Pr. 360 Reis.
Nova grammatica das linguas Portugueza e Ingleza, dividida em duas partes, e adaptado ao uso dos que aprendem uma ou outra linguagem. (Grammatik der Portugiesischen und der Englischen Sprache.) Von Luiz Francisco Midosi. Pr. 960 Reis.
Documentos officiaes sobre a victoria na acção da Villa da Praia. (Offizielle Aktenstücke in Bezug auf den Sieg bei Villa da Praia auf der Insel Terceira am 11. Aug. 1829.) Porto. Pr. 80 Reis.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Mittwoch den 24. April 1833.

England.

Englische Skizzen aus Paris.

I. Der Salon eines Ministers.

Diesen Abend stattete ich den Herren Guizot, Thiers, D'Argout, Soult einen Besuch ab. Der Kontrast zwischen dem glänzenden Hotel des Ministers und den schlichten etwas derben Sitten des Mannes ist in den meisten Fällen ziemlich lächerlich. Man sieht zwei von den verschiedenen Ständen der Gesellschaft ungeschickt vereinigt, und dies ist eines der vielen jetzigen Beispiele des Kampfes zwischen Sitten und Ideen. Jeder Stuhl, auf dem ein Republikaner sitzt, verkündigt den Luxus Ludwigs XV. Diese ministeriellen Soirées werden von Diplomaten und Deputirten besucht; ein jeder derselben kommt mehr oder weniger, um zu sehen oder von dem Anderen gesehen zu werden. Es ist derselbe Trupp, welcher aus einem Salon in den anderen stürzt, und von dem es scheint, daß er dem Besitzer niemals ein Wort zu sagen habe. Dann und wann wird der große Mann bei Seite genommen — er lächelt und macht Bücklinge; — ein Bittsteller hat sich um ein Amt beworben und ist demselben jetzt nicht viel näher als vor dem empfangenen Versprechen. In diesem Lande, wo das Vermögen der Privatpersonen gering und die Gönnerschaft ausnehmend groß ist, betrachtet man eine Stelle wie die Erbschaft eines Verwandten, die gewiß früher oder später einmal an uns kommen wird; man rechnet darauf, lebt davon und setzt sich mit der bloßen Erwartung bei Freunden und Verwandten in Ansehen.

Diejenigen Personen, die solcher Audienz-Tage vor Allen bedürfen, sind die Leute aus der Provinz, die sich ehrlich einbilden, es existire kein Gouvernement, wenn sie es nicht sehen, nicht sprechen, ihm nicht den Hof machen könnten. Der Bückling und das Lächeln sind ihnen loi vivante, und sie treten mit eben dem Gefühl von Sicherheit und Befriedigung in den Saal des Präsidenten des Conseils, mit dem sie den Codex der Verfassung aufnehmen.

Eben dieser Umstand hält solche Fürstliche Salons in der von republikanischen Institutionen umgebenen Monarchie aufrecht. Jedes Ding ist hier vergänglich und vergeht jeden Tag. Die Gesetzgebung, ein wahrer Proteus, kann sich in ihre verschiedenen Formen kleiden und legitime oder illegitime Monarchie, Kommunal- oder Direktorial-Republik genannt werden; allein so lange die Moral und die Sitten des Volkes nur wenig sich ändern, wird in der That nur ein geringer Unterschied in dem Gouvernement wahrzunehmen seyn; auch ist es nicht leicht, das Streben nach Luxus und Eleganz, in welchem die alte Aristokratie nach ihren Einfluß behauptet, mit jener bürgerlichen Gleichheit zu vereinbaren, welche die Stimme der Nation heutzutage verlangt. Die Sucht nach Gleichheit, die nicht aus einem Gefühl individueller Größe und Unabhängigkeit, sondern aus unruhiger Eifersucht auf Jeden, der eine Stufe über uns steht, entspringt, ist eine gehässige Leidenschaft — es ist die Leidenschaft, welche in Frankreich über die Gesellschaft waltet und die Nation abwechselnd zu Uebermuth und Knechtsinn stimmt, — die Leidenschaft, welche keinem Staatsmann erlaubt, sich eines unbescholtenen Rufes zu erfreuen, und die Salons jedes Mannes von Ansehen mit Heeren von Schmeichlern und Bewerbern füllt.

Der oberflächlichste Beobachter dessen, was hier vorgeht, wird leicht wahrnehmen, daß in Frankreich die Gewohnheiten zum Despotismus, die Ideen aber zu einer Republik sich hinneigen.

Nur eine Regierung, die Beides vereinigt, kann bestehen; eine Monarchie mit republikanischen Institutionen that dies dem Namen nach, und die ganze Nation sympathisirte mit dem Namen; aber eine solche Monarchie ist ein wahres Unding, und das nächste Mal wird man vielleicht eine Republik in dem Geiste und mit den Institutionen einer Monarchie zu gründen suchen.

Als Herr Dupin im Jahre 1827 die schlichte Thatsache erwähnte, daß der Aufwand für Möbel, Juwelen und Geräthschaften aus edlen Metallen jährlich um 20 Millionen Franken zunähme, gab er uns eine solidere Basis für jede politische Theorie, als wir sie in den Rhapsodieen des Herrn Chateaubriand oder in den Declamationen des Herrn Mauguin finden.

Was die jetzigen Minister selbst betrifft, so kann man ihre Geschichte in der Gazette oder in dem Journal des Débats lesen; das eine Blatt sagt so viel Wahres von ihnen als das andere. Unter den fähigsten Männern Frankreichs entgeht nicht einer dem Vorwurf, sans principes zu seyn, mit Ausnahme desjenigen, der lächerlich gemacht wird — pour en avoir trop. Persönlich ist nicht viel von ihnen zu melden, außer daß sie der Idee, die man sich gebildet haben mag, ziemlich entsprechen.

Herr Guizot, ein kleiner Mann von mildem, pädagogischem Benehmen, ist anmuthig und geistreich (im Französischen Sinn des Wortes) und giebt uns entschieden die Idee eines Mannes von Verdienst, wenn auch nicht gerade die eines fähigen Ministers.

Herrn D'Argout war ich nicht so glücklich, zu sprechen. Seine hagere Gestalt ist nicht einnehmend; aber sein Salon, wie der des Marschalls Soult, war mit viel besserer Gesellschaft gefüllt, als ich bei Thiers und Guizot fand. Soult ist jetzt ein sehr bejahrter Mann, von kaltem Benehmen, doch mit einer gewissen großherrlichen Miene, die ihm vor fünf Jahren noch nicht eigen war, und die mit Sir Robert Peel's Manieren im Unterhause verglichen werden kann. Auch entsteht sie, wie bei diesem, aus dem Gefühle der Superiorität über seine Umgebung.

Herrn Thiers habe ich nicht gesprochen. Ich täuschte mich in seinem Aeußeren, das ich mir interessanter gedacht hatte.

II. Die jungen Royalisten.

Der junge Herr von —, welcher neulich bei der Affaire in der Vendée betheiligt war, gehört zu den besten Mustern eines jungen und liberalen Royalisten, aus der Schule Chateaubriand's und Martignac's.

Er, den man, so lange Karl X. glücklich war, niemals in den Tuilerieen sah, eilte gleich nach seiner Ankunft von Algier nach Lulworth; er hielt es, wie er sagt, unter seiner Würde, ein Gefühl, das ihm ritterlich und edel dünkt, durch kaltberechnende Klugheit zu unterdrücken, und ist seit der Zeit zu jedem Unternehmen, wie verzweifelt es auch seyn mochte, bereit gewesen, wenn die unglückliche Familie zu Holyrood geneigt war, es zu sanctioniren. Er verstattet es, weder sich selbst, noch irgend sonst Jemanden, über diesen Gegenstand mit ihm zu räsonniren. „Wäre der Pöbel vernünftig gewesen", sagt er, „es würde ihm niemals eingefallen seyn, die alte Dynastie zu Rambouillet mit einem Heere von Miethskutschen zu stürzen."

Man sieht bei diesem jungen Mann deutlicher als bei irgend einem anderen, wie viel von Umständen abhängt: die betäubende Wirkung des Glückes und die Vortheile, welche das Unglück wenigstens in der Zeit gewährt, wo Geist und Charakter sich entwickeln.

Noch vor vier Jahren war X. ein Französischer Stutzer, den nichts als seine Pferde, sein Tilbury, seine Halsbinden, Westen und Pantalons beschäftigten. Er eilte von einer Belustigung zur anderen, und das einzige was ihm zuweilen in die Quere kam, war, daß er — politisirte. Bei einem guten Einkommen und einem Familien-Namen, der zu den berühmtesten in Frankreich gehört (damals ein Glück), schön, liebenswürdig und noch neulich mit einer, in jedem Betracht vollendeten Frau, der Enkelin des Herzogs von C— und einer reichen Erbin, verheirathet, besaß er Alles, was er nur wünschen konnte. Trotz aller dieser Vortheile wurde ihm von denen, die ihn damals kannten, ohne allen Vergleich mehr gehuldigt, als von denen, die ihn heute kennen.

Das Leben, welches er führt und geführt hat, ist merkwürdig als eine Probe des Lebenslaufs Vieler, die in derselben Lage waren.

In den letzten zwei Jahren hat er von jedem Jahre acht Monate auf einem einsamen ländlichen Schloß mit seinen Gedanken und seinen Büchern zugebracht. Er hat sogar den Schein angenehmer Zerstreuung — Pferde, Wagen u. s. w. abgeschafft. In Paris besucht er keinen Ort, als den Klubb in der Straße Grammont. Zu Hause empfängt er niemals Besuche und ist nur einem oder zwei Freunden zugänglich, die er zu einem Diner einladet, das, was die Gäste betrifft, niemals verändert wird. Bittet er irgend einmal Gesellschaft, so sind es Künstler und Gelehrte, die, wie er instinktmäßig fühlt, seine Person mit einer Art Würde und Poesie umgeben. So ist auch im Allgemeinen die Klasse von Royalisten beschaffen, zu der er gehört; theils weil das Haupt ihrer Partei für seine eigne Auszeichnung Achtung einflößt; theils weil ihre Gefühle und ihre Politik etwas Edles, die Phantasie Anregendes und Gefährliches haben, das sie über den großen Haufen erhebt.

Er bat mich, ihm in den soirées eines Buchhändlers Zutritt zu verschaffen. N. hat ein kleines Haus in der Rue Blanche, mit zwei Reihen Zimmern. Die untere Reihe, zum Empfang der Gäste bestimmt, enthält einen Vor-Flur, zwei Salons und einen Speisesaal; in der oberen Reihe hält er sich gewöhnlich auf. Der Vor-Flur leitet zu einem Salon, an dessen einer Seite Madame

N's Schlafzimmer und Kabinet, an der anderen sein eigenes Studier- und Schlafzimmer ist. Die Kinder- und Gesindestube befinden sich im zweiten Stock. Das ganze Haus ist mit jenem feinen Geschmack eingerichtet, der fast ganz aristokratisch zu nennen und eben so wenig von Prunksucht als von erkünstelter Einfalt zeugt. Einer der Salons im Erdgeschoß ist mit Gobelins, der andere mit alter Damast-Seide aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. tapezirt. Die alten Porzellan-Gefäße und die reichen Stühle von Silber-Brokat werden durch eine Art von Familien-Geschichten, die sich an die einzelnen Stücke anknüpfen, ehrwürdig. Das Studier-Zimmer ist à la comfortable eingerichtet — große und bequeme Stühle, einfache Bücher-Gestelle aus Mahagoni, ein bequemes Schreibepult. An der dem Kamin gegenüber befindlichen Wand hängen Waffen von merkwürdiger und ausländischer Arbeit, die nicht etwa bei einem Trödler gekauft, sondern unter irgend einem interessanten Umstand angeschafft sind; ein Beduinen-Messer, eine Trophäe aus der Schlacht bei Algier; ein Türkischer Säbel oder Griechischer Ataghan (Jataghan), zur Erinnerung an Morea; ein Spanischer Dolch, der in dem romantischen Kadix einem Mörder aus den Händen gerungen worden. Diese Waffen und zwei oder drei kleine Gemälde und Skizzen von den besten neueren Meistern, geben dem kleinen Gemach ein klassisches und pittoreskes Ansehen. Bei dieser Familie, wie bei denen von gleicher Gesinnung, ist der jetzige König ein Gegenstand des Hasses.

Die Parteien-Wuth ist noch weit größer, als wie sie in den Tagen der Reform-Bill auf Britischem Boden gesehen haben. Herr von Y. sieht keinen von den Angehörigen seiner Frau. Madame, welche die Ansichten ihres Mannes theilt, spricht von Jedermann als einem bien oder mal pensant. Im oberen und unteren Stock befindet sich ein Portrait Heinrich's V., und der Popanz, womit man die Kinder schreckt, ist Ludwig Philipp.

Ich saß bei Herrn v. Y. allein; denn seine Frau hatte uns nach Tische verlassen, um in die Oper zu gehen. Plötzlich öffnete sich die Thür, und sie trat mit flammendem Angesicht und einer schwer zu beschreibenden Bewegung ins Zimmer. „Madame est prise!" waren die ersten Worte, die sie hervorbrachte, und wenn Herr Y. den Tod seines Vaters erfahren hätte, würde sein Gesicht schwerlich eine so furchtbare Metamorphose erlitten haben, wie bei dieser Nachricht. „Comment le savez vous?" schrie er, als wollte er die Thatsache in Zweifel ziehen. „C'est vrai, c'est bien vrai; elle est prise — tout le monde l'a su à l'opera — et Me. de Girardin en est sorti toute suite. D'ailleurs le Nouvelliste (eine ministerielle Abend-Zeitung) l'a dit." Herr Y. und ich gingen sogleich in den Klubb. Die Gefangennehmung der Herzogin von Berry stand wirklich in dem erwähnten Blatte, und mein Begleiter verließ mich sogleich, um einen Freund in der Vorstadt St. Germain zu besuchen.

Dieser Familie gehört die Loyalität historisch an. Es ziemt einem Jeden, es ziemt den Nachkommen der Unterthanen Jakob's II., das Unglück Karl's X. zu respektiren; und wir wollen die Thatsache nicht verschleiern, daß in diesen Tagen des berechnenden Egoismus in der edlen Hingebung an irgend ein politisches Prinzip, sey es nun Royalismus oder Republikanismus, etwas liegt, das uns selbst diejenigen achten lehrt, deren Theorieen unausführbar sind, oder deren Aberglaube veraltet ist.

Doch wir dürfen die Meinungen nicht mit einander vermengen; bei derjenigen Klasse, zu welcher Herr von Y. gehört, ist das Prinzip der Erbfolge; obgleich von persönlicher Achtung und Zuneigung gegen den Fürsten begleitet, keinesweges an die Idee geknüpft, daß er ein göttliches Recht an den Thron seiner Väter habe. Heinrich V. betrachtet man als Bürgen der Dauer und Stetigkeit; als verbindendes Mittelglied zwischen Gegenwart und Vergangenheit; als Zierde und Verherrlichung des Systems, in welchem der Name einer Monarchie bewahrt wird. Es würde eben so ungereimt seyn, Herrn von Ehateaubriand der Sehnsucht nach Wiederherstellung des Systems Ludwig's XIV. anzuklagen, als Herrn Mauguin vorzuwerfen, er wolle die Herrschaft der Vernunft heiligen und die unsinnigen Gräuel Robespierre's erneuern.

III. Eine Herzogin aus der Kaiserzeit.

Als etwas Charakteristisches für den gegenwärtigen Zustand der Pariser Gesellschaft muß ich noch anführen, daß ich von einem Buchhändler bei einer Herzogin aus der Kaiserzeit introduzirt worden bin. Sie wohnt in einem Kloster; man steigt rechter Hand eine schmale Treppe hinan. Die beiden möblirten Zimmer — in einem dritten bearbeitet sie eine zweite Ausgabe ihrer Memoiren — sind hübsch, aber klein. Ungefähr zwanzig Personen drängten sich hier zusammen, und die Gesellschaft hatte ein musivisches Ansehen, welches der Combination entsprach, die denjenigen, der mich einführte, und die Wirthin mit einander bekannt gemacht hatte.

Hier ein General Napoleon's — dort ein Mitglied des Instituts — eine alte Schönheit aus der Zeit des Direktoriums, mit einem jungen Dichter scherzend — ein moderner Stutzer mit ungeheuer hoher und steifer Kravatte, in ernster coquetterie mit einer femme de lettres, die schon jetzt unsterblicher ist als ihre Werke. Mein Patron, der in diesem Zirkel die Seele, das Brodt, die Suppe, der Ruhm von wenigstens einem Dutzend Personen ist, die namenlose Werke geschrieben, oder Werke benannt haben, die sie nicht geschrieben, warf den Kopf in die Höhe und legte alle Seelengröße eines Märens in seine Blicke. Er war das, was der Herzog von Choiseul vor siebenzig Jahren in einem ähnlichen Zirkel gewesen wäre.

La librairie est une des aristocraties de l'époque, und ein Buchhändler von Talent und Ruf steht an Macht und Ansehen weit über einem Pair von Frankreich.

Madame Junot selbst ist eine kleine Frau, von deren Statur es unentschieden bleibt, ob sie stark oder en bon point zu nennen. Ihr Gesicht kann niemals anmuthig oder schön gewesen seyn, wohl aber scharf gezeichnet, originell und einladend. Ihre Augen sind dunkel und voll Feuer, und ihre Haltung fest, obschon sie zwischen funfzig und sechzig Jahr alt seyn muß. So wird es, trotz ihrer Runzeln, ihrer Schminke und einem ältlichen Zug um den Mund, wohl glaublich, daß Herr von Balzac vor zwei Jahren ihr Anbeter war, und daß noch jetzt Viele mit ähnlichen Ansprüchen auftreten.

Sie hat einen ton bref und tant soit peu brutal, in dem eben so viel von der Marketenderin, als von der Marschallin liegt; allein sie ist spirituelle, lebhaft und voll von jener Leidenschaft, zu sprechen, die gleich eine Unterhaltung en train bringt.

IV. Ein Hofmann aus der alten Zeit.

Ich speiste mit Herrn von — und dem Marquis von —, einem homme à la mode unter Ludwig XVI., der noch Ludwig XV. mit Madame Dubarri hatte soupiren sehen. „Was denken Sie von der jetzigen und von der damaligen Gesellschaft, Marquis?" — „Wenn ich die Gesellschaft betrachte, wie sie zu meiner Zeit war, so existirt jetzt gar keine. Wie können Sie annehmen, daß eine solche vorhanden ist, da mein junger Freund mir hier während des Diners die Kehle abschneiden wollte, weil wir nicht derselben politischen Meinung sind? In meiner Jugend war der Gedanke eines Jeden nur: „„Wie können wir uns am besten amüsiren?"" Aller Geist und alles Talent, die gegenwärtig auf so verschiedenen Bahnen sich durcharbeiten, konzentrirten sich damals zum Schaffen neuer Genüsse" — „Aber die Professionisten und Handelsleute, diese waren doch ein ganz anderer Schlag?" — „O ja, die lebten frugal und sparten ihr Geld, nicht etwa, um selbst angesehene Leute zu werden, sondern in der Hoffnung, daß ihre Ur-Urenkel dahin kommen würden. Die Leute hoben sich allmälig; — der Sohn eines Krämers kaufte ein Amt; dessen Sohn kaufte ein höheres, und nach und nach stieg die Familie bis zu den Magistratur- und Parlaments-Würden.

„Das gemeine Volk hatte weniger Wünsche und war also glücklicher in seiner Armuth, und tugendhafter, weil es die Versuchung weniger kannte." Dies erinnerte mich an die alte Dame aus der Bretagne, die ich neulich sprach. „Wie steht's denn mit den Bauern in Ihrer Gegend?" — „Oh! Monsieur," sagte sie naiv, „ils sont les meilleurs gens du Monde, car ils sont si ignorans." „Und was nun Luxus und Bequemlichkeit betrifft, Herr Marquis?" „Der Luxus war großartiger, mehr Dienerschaft, mehr Silber, mehr Pferde; allein das Tischtuch war nicht so fein und so rein, die Zimmer nicht so gut erleuchtet; alle kleinen Luxus-Artikel wurden nicht so stark in's Auge gefaßt. Wenn Sie aber von Luxus sprechen, müssen Sie sich erinnern, daß Eine Klasse von Personen, die verschwenderischste von allen, gänzlich erloschen ist. Die Courtisane existirt so wenig mehr als das Mammuth. Zu meiner Zeit hielt sie ihre Equipage, hatte ihre schönen Zimmer oder ihre petite maison, und gab ihre Soirées, bei denen man schwerer Zutritt bekam, als bei denen der Königin. Alles um sie her athmete volupté!" „Und womit bestritt sie die Kosten eines solchen Lebens?" „Oh, sie lebte entweder mit einem Spieler, oder mit einem Grand Seigneur. Ich erinnere mich, daß Ihr Großvater Jaques sagte, als er sein ganzes Vermögen verloren hatte: „„Au moins puis-je garder Julie et un cabriolet!"" Der Fürst von Soubise unterhielt sieben Figurantinnen, von denen jede ihren Tag in der Woche hatte. Er verstattete ihnen Liebhaber, die jedoch nur Edelleute sein durften. Der Graf von Segur liebte Mdlle. Adèle ungemein. „Ach Prinz," sagte Einer zu Soubise, „wenn Sie wüßten, welchen Schmerz Sie jeden Dienstag dem armen Segur verursachen!" — „Mais qu'a-t-il donc? — Il aime Mdlle. Adèle. — Quels enfans! pourquoi ne me l'ont-ils pas dit? Elle ne viendra donc plus-tôt que jusque cela soit passé; — cela passera."

V. Die Buchhändler.

Ich ging zu dem Verleger und Buchhändler Herrn —. Daselbst fand ich Jules Janin, den Verfasser des todten Esels, Barnave's u. s. w., einen kleinen Mann von lebhafter Oliven-Farbe und mit Italiänischen Zügen. Er hat viel Geberdenspiel und wäre hübsch zu nennen, wenn er nicht schielte. Er lebt mit Mademoiselle Georges und verdient sich jährlich ungefähr 2000 Napoleonsd'or. Man wirft ihm vor, er habe keine Prinzipien und sey Mitarbeiter bei allen Juste-Milieu- royalistischen und republikanischen Zeitungen zugleich. Während meiner Anwesenheit sprach er von nichts als von dem Mangel eines Prinzips in Frankreich; allein ich bemerkte im Verlauf seiner Rede, daß er gar nicht recht wußte, was Prinzip sey. Mein Nachbar, den ich darauf aufmerksam machte, entgegnete: „Sie haben Recht, dem guten Janin fehlt es an Gewissen. Es ist aber nicht seine Schuld; er ward ohne Gewissen geboren, wie Andere ohne einen Arm oder ein Bein zur Welt kommen können." Was uns in dem gegenwärtigen Frankreich so unangenehm berührt, ist nicht etwa der vorherrschende Einfluß des Talents, sondern der Umstand, daß Talente ohne Ehre und Prinzipien diesen Einfluß üben. Hierdurch ist das Reich des menschlichen Geistes aller seiner Vorzüge, seiner Poesie, seiner Schönheit, seiner Ritterlichkeit beraubt worden; diese Vortheile sind es aber besonders, die wir im Auge haben, wenn wir uns mit den Fortschritten der Intelligenz freuen. Wenn dagegen List und Intrigue des Emporkömmlings die Stelle des Uebermuths und der angemaßten Vorrechte des alten Adels einnehmen; wenn Frankreich durch Männer beherrscht werden soll, die, wären sie nicht Minister und Literaten, als Spieler und Schlemmer im Palais-Royal figuriren, so haben wir statt Fortschritte, Rückschritte gemacht, und wir werden genöthiget seyn, etwas Schlechteres zu ergreifen, als dasjenige war, von dem wir uns losrissen, um Besseres zu gewinnen.

Herrn F — 's Gemächer liegen nur Eine Treppe hoch; allein diese Treppe ist schmutzig und schlecht beleuchtet. Seine Wohnung ist außerdem klein; drei kleine Zimmer, in einem Geschmack möblirt, den wir in England weibisch nennen würden, und der bei seiner allgemeinen Verbreitung beweiset, daß die Männer hier mehr mit Weibern leben, als mit unser Einem. Herr F — ist jedoch mit seiner Wohnung unzufrieden. Er bemüht sich um eine andere, — „200 oder 300 Franken für eine Soirée." „„Was ist das für mich?"" sagt er, — und dies ist der Genius der heutigen jungen Geschäftsmänner.

Man findet, daß Geschmack und Sitten der Aristokratie auf dieselbe Weise vertheilt worden sind, wie die Glücksgüter. Der alte Adel ist nicht aufgehoben; er ist nur in Stücke zerlegt. Die Gesellschaft ist das in Gemächer vertheilte Hotel Montmorency; und aus Einem Grand Seigneur hat die Zeit eine unzählige Menge kleiner großer Herren gemacht. (N. M. M.)

Bibliographie.

- The history of Wales. (Geschichte von Wales.) In der Form eines Katechismus für junge Leute. Pr. 1½ Sh.
- The operation of the corn-laws. (Die Wirksamkeit der Korn-Gesetze während der letzten 60 Jahre.) Von A. Mundell. Pr. 6 D.
- The natural history of the bible. (Die Naturgeschichte der Bibel.) Pr. 7½ Sh.
- An historical sketch of the Princes of India. (Skizzirte Geschichte der Indischen Fürsten.) Pr. 7 Sh.
- London Nights entertainments. (Londoner Tausend und Eine Nacht.) Pr. 10½ Sh.

Italien.

Geschichte der Perrücken und deren Einführung in Italien.

Der Ursprung der Perrücken steigt, den neuesten historisch-kritischen Forschungen über diesen wichtigen Gegenstand zufolge, bis zum Könige Midas hinauf und zwar wurden sie erfunden, um das Ohrenpaar zu verdecken, womit der Gott des Pindus ihn höflichst beschenkt hatte. Indessen muß, wenn wir gewissenhaft seyn wollen, hinzugefügt werden, daß dieser Ursprung noch nicht vollkommen erwiesen ist. Dem Homeros gleich rühmt die Perrücke sich mehrerer Geburtsstädte, welche alle sich um die Ehre streiten, ihr das Daseyn gegeben zu haben; auch die Gelehrten sind über die Perrücke einander schon mehr als ein Mal in die Haare gefallen. Wenn aber auch die Wiege des schönen Hauptschmuckes noch nicht mit Gewißheit ermittelt worden, so ist doch sein hohes Alter außer allem Zweifel; aus mehreren alten Autoren lernen wir, daß die Parthischen, Medischen und Persischen Könige deren trugen; daß die Jünglinge und Jungfrauen vor ihrer Vermählung ihr eigenes Haar im Tempel des Belus als Opfer niederlegen mußten, was uns zu der ganz natürlichen Annahme verleitet, daß sie sich in Perrücken vermählten; denn welche traurige Figur würden nicht die Brautleute mit kahlen Köpfen gemacht haben? Wir lesen ferner, daß die Aegyptier einen solchen Kopfschmuck in Pyramiden-Form trugen, und wenn trotz dem Allen noch jemand an dem Alter der Perrücken zweifeln sollte, so brauchen wir ihn nur auf Aristoteles zu verweisen, aus welchem er ersehen wird, daß Mausolus, König von Karien, mit Perrücken handelte, um den Schatz zu bereichern. Derselbe ließ zu solchem Behufe heimlich in den Nachbarstaaten so viel Haare, als nur immer aufzutreiben waren, aufkaufen und zu Perrücken verarbeiten. Nachdem dies geschehen, befahl er allen seinen Unterthanen, bei Todesstrafe, sich den Kopf rasiren zu lassen; zu gleicher Zeit wurden die Königl. Perrücken-Magazine geöffnet, jeder Karier schaffte sich eine Perrücke an, obgleich die Preise unverschämt theuer waren, und der König bereicherte sich, diejenigen verlachend, die ihn beschuldigten, er scheere seine Unterthanen gleich armen Schafen. Der nämliche Mausolus war es, dem die zärtliche Artemisia ein Denkmal errichtete, das für eines der sieben Wunder der Welt galt. So ist der Name Mausolus in den Annalen der Gattenliebe nicht minder berühmt geworden, als in denen der Perrücken.

Auch die Griechen, welche die Affen der Aegyptier waren, trugen anderer Leute Haare auf dem Kopfe, und wer daran zweifelt, der nehme sich die Mühe, seinen Thucydides, Plutarch u. s. w. nachzuschlagen. Die Römer folgten dem Beispiele der Griechen und verdankten der Kaiserin Plotina, Gemahlin Trajan's, die Perrücke à l'Andromache, von der Juvenal spricht. Ihre Priester trugen einen besondern privilegirten Kopfschmuck, und das Römische Volk trug einen solchen Abscheu vor den Kahlköpfen, daß Julius Cäsar, der fast gar kein Haar auf dem Kopfe hatte, beim Senate die Erlaubniß nachsuchte und erhielt, beständig einen Lorbeerkranz zu tragen. Unter den Nachfolgern dieses großen Mannes ward die Perrücke abwechselnd in hohen Ehren gehalten und verbannt, erhielt sich aber doch, ihren Gegnern zum Trotz, alle Zeiten hindurch.

Alle neueren Völker trugen Perrücken; als Georg III. den Englischen Thron bestieg, baten ihn die Londoner Perrückenmacher in einer Supplik, diesen ehrwürdigen Kopfschmuck mit der Krone zu vereinigen. Die Perrücken mit doppeltem Zopf waren in Ungarn so sehr Mode, daß man ohne eine solche nicht mit Anstand vor den Leuten erscheinen konnte. Einige Flachköpfe wollen noch heute behaupten, daß die Perrücken erst seit zwei Jahrhunderten in Frankreich bekannt sind; das ist aber reine Unwissenheit oder Verleumdung! Es ist eine erwiesene Thatsache, daß Chlodwig in einer parfümirten Perrücke bei der Taufe erschien, so daß der fromme Remigius von diesem weltlichen Putze Aergerniß nahm, weshalb, wie hinzugefügt wird, der König sie abnehmen mußte. Auch ist es außer allem Zweifel, daß die Perrücken im Jahre 692 von dem Concilium zu Konstantinopel exkommunizirt wurden. Eben so ist es allgemein bekannt, daß im zwölften Jahrhundert ein Bischof, Namens Bernard, sich durch den großen Umfang seiner Perrücke berühmt machte; daß hundert Jahre später dieser Hauptschmuck vor das Tribunal des Pabstes Alexanders III. geladen wurde, und daß im funfzehnten Jahrhundert Bernardin von Siena denselben exkommuniziren ließ. Endlich erschien Ludwig XIII., und die Perrücken erlangten in Frankreich wieder die ihnen gebührende Stelle; den vollen Glanz ihres Ruhmes erreichten sie aber erst unter seinem Nachfolger. Ludwig XIV. erließ eine in das Königliche Archiv niedergelegte feierliche Verordnung, wodurch zweihundert Hof-Perrückenmacher kreirt wurden. Ein gewisser Binett, der die Ehre hatte, das Haupt Ludwigs XIV. zu koeffiren, war so stolz darauf, daß er zu den Leuten sagte, er würde nöthigenfalls die Köpfe aller Unterthanen von Haaren entblößt haben, um nur das seines Monarchen zu bedecken. Damals waren die Perrücken so dick und lang, daß sie zwei Pfund wogen; am meisten wurden die blonden geschätzt, von denen das Stück bis drei tausend Franken kostete. Nach dem Tode Ludwigs XIV. hatten die Perrücken manches Ungemach zu erfahren. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans wurden sie mit jedem Tage kürzer; im Beginn des Jahres 1789 erlangten sie zwar wieder einiges Ansehen, aber die Revolution machte auch ihnen den Garaus.

Von Frankreich wanderten die Perrücken nach Italien und kamen auf ihrer Reise auch durch Venedig, wo sie die berühmten berrette a tozzo verdrängten, welche in ganz Griechenland und den anderen Provinzen getragen wurden. Uebrigens wird ihrer in der Venetianischen Geschichte nirgends erwähnt. Nach vielem Suchen ist gefunden worden, daß der erste Venetianer, der eine Perrücke trug, Scipio Vinciguerra Collalto hieß und 1668 lebte; als er zum ersten Male den edlen Schmuck auf seinem Haupte zurechtsetzen ließ, dachte er gewiß nicht daran, daß der Perrückenmacher zugleich seinem Namen damit ein Denkmal in der Geschichte errichte. Unsere Zeit muß eine höchst ungünstige für die Perrücken genannt werden; sie waren nicht schlimmer daran, als sie unter dem Interdikt standen; von den Männern und noch mehr von den Frauen gehaßt, verdanken sie ihr Daseyn nur dem Geheimniß, in das sie sich hüllen. Früher wetteiferte man darin, seine Perrücke recht augenfällig zu machen, jetzt sucht Jeder sie zu verbergen und das fremde Auge zu täuschen, und der beste Perrückenkünstler ist derjenige, der das Werk seiner Hände am wenigsten sichtbar macht; denn viele haben den Muth, zu sagen: Ich bin alt und häßlich! aber nur wenige werden gestehen, daß sie eine Perrücke tragen. (F. It.)

Bibliographie.

- Racconti storici. (Historische Erzählungen.) Von Gio. Battista Bazzoni. Mailand.
- Utilità della religione cattolica alla vita fisica e sociale dell' uomo. (Ueber den nützlichen Einfluß des Katholizismus auf das physische und gesellige Leben des Menschen.) Von. G. Pezzoli. Erster Band. Mailand.
- La pietà filiale. (Die kindliche Liebe.) Nachgelassenes Fragment von Vic. Monti. Herausgegeben von Maffei. Mailand.
- Gazetta eclettica di chimica tecnologica, di economia domestica e rurale. (Journal für Chemie, Technologie und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.) Herausgegeben von G. B. Sembenini. Verona. Monatlich erscheint ein Heft von 16 S. Pr. des Jahrg. 6 Lir.

Frankreich.

Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers in Afrika.

Es giebt Stimmen, die man nicht hören, und Augen, die man „nicht sehen darf," sagte der im Greisenalter noch jugendliche Ducis; es giebt auch Gegenden, deren Reizen man nicht ungestraft die Stirn bieten kann, einen Himmel, dessen Anblick voll Zauber ist; Hügel, Gebüsche, Heiden, deren hundertfache Stimmen gleich den Liedern der Sirenen bezaubern. Gehet nicht nach Afrika's Küsten, Ihr, die Ihr festhaltet an der angeerbten Bewunderung für das schöne Frankreich; denn sobald Ihr den Fuß auf Algier'schen Boden setzt, fühlt Ihr Euch frei, leicht, Herr Eurer Entwickelung in jedem Sinne, und könnt die Blicke so hoch und so weit sich ergehen lassen, als Euch gut dünkt. Ihr begegnet hier nicht wie im Norden, jenen Schleiern, die sich zwischen Euch und den irdischen Gegenständen in unbegränzter Mannigfaltigkeit ausbreiten, nicht jenen Mauern, oft von Erz, manchmal von Azur, doch immer hart und fest, die den Französischen Boden in einen sphärischen Kerker einschließen, und ihm das Licht nur nach der Ausdehnung ihrer Spalten zuzumessen scheinen. Hier giebt es keine andere Gränzen als Erde und Horizont; in der ganzen oberen Hemisphäre ist man im vollen Besitz des Raumes; man erfreut sich seiner ohne Hinderniß in allen seinen Theilen, man versenkt sich in denselben, immer gekost und gewiegt von den Wellen eines belebenden ätherischen Lichtes, dessen zarte elastische Atome alle Körper mit purpurnem Heiligenschein verklären. Wenn der kühle Abendwind sich erhebt, und alle jene Fluthen von Grün erzittern läßt, die bald am Gipfel des Berges schwebend bleiben, bald rings um die Hügel rollen oder gleich einem Wasserfall sich abwärts stürzen, dann fühlt man, wie der süßeste Duft durch alle Poren dringt, nicht anders als käme der Wind aus den himmlischen Wohnungen der Huri's.

Dies sind die Zauber, denen man auf dieser Schaubühne Bewunderung zollt, selbst wenn sie leer ist, die sich aber, als wir 1830 dort

erschienen, noch mit dem ganzen Interesse eines Dramas belebten, in welchem wir Spieler und Zuschauer waren. Es lag etwas fantastisches und dämonisches in jenem Kampfe, den wir gegen unsichtbare Mächte bestanden, gegen Wesen, die nicht Menschen waren, die aber, der todten Natur angehörend, dieses Mal ins Leben traten, um uns zurückzustoßen. Man hätte sagen mögen, daß der Genius von Afrika alle seine dienstbaren Geister gegen die vordringende Civilisation bewaffnete, die Geister der Waldungen, der Felsen, der tiefen Schlünde. Hier wuchsen Feinde aus dem Schoße der Erde, wie die Krieger von Kolchis; dort feuerten Bäume auf uns; ein Hügel, den wir öde geglaubt, überzog sich plötzlich mit schaumenden und dräuenden Wogen, die sich uns heulend entgegenwälzten: es waren Beduinen, die, plötzlich aus ihren Schlupfwinkeln hervorfahrend, in ihren weißen Gewändern durcheinander wogten. Von allen Seiten brachten uns die Gebüsche die schmetternde Stimme der Musketen und das helle Pfeifen der Kugeln entgegen. Diese zauberischen Metamorphosen prägten mir das Bild Afrika's so tief in die Seele, daß selbst die Europäischen Interessen zum Theil demselben weichen mußten. Mein Regiment war eines der ersten, die nach Frankreich zurückberufen wurden; ich hatte keine Zeit, dort Wurzel zu fassen, so gewaltig zog mich ein mystischer Magnet wieder nach Süden. An den nebeligen Ufern der Maas verscheuchte mir die Afrikanische Sonne den Schlaf; ich sehnte mich wieder nach Algier, and man wies mir Oran an, allein es war ja derselbe Afrikanische Boden, und ich konnte wieder in allen Genüssen dieser frischen und lachenden Natur schwelgen. Sieht man jedoch alle Reize, die Algier schmücken, die prächtigen Decorationen seines Palastes aus Grün, die anmuthig ausgezackten Giebel, die gleich einer Krone seine Stirn umstrahlen, und den reichen Teppich, über den es sich sanft hinbreitet, so möchte man behaupten, diese Stadt sey die geliebteste Tochter des Mittelländischen Meeres.

Nähert man sich Oran, so macht das erste Land, auf welches man von Frankreich kommend stößt, etwa 5—6 Meilen östlich von der Stadt, keinen so günstigen Eindruck wie die Gestade der Bucht von Algier oder die Rhede von Sidi-Ferruch. Die Küste erhebt sich fast senkrecht über den Meeresspiegel, bis zu einer bedeutenden Höhe, und entzieht uns ganz den Anblick des Landes. Sie erscheint wie ein alter Wall, höckerig, zerfurcht, von der Zeit geschwärzt, und stellenweise mit veilchenblauem Moose bewachsen. Dann und wann erheben sich bizarr gestaltete Felsen, welche die düstere Monotonie der Szene malerisch unterbrechen. Hier stemmt sich ein großer Sterbepfeiler, wie Sisyphus, der mit seinem Felsen ringt, und hält ein schmales Vorgebirge, das sich mit Gewalt ins Meer stürzen zu wollen scheint, im Gleichgewicht. Dort erhebt sich ein kleines ovales Eiland, aus weißen, an der Seite abgerundeten Felsen gebildet, mit drei, gleichweit hervorragenden Spitzen, und gleicht im abendlichen Nebel einem Schiffe, das alle seine Seegel entfaltet, aber durch eine unwiderstehliche Kraft gebannt wird. Noch weiter, am Abhange zweier Hügel, die sich mit dem Fuß berühren, entdeckt man einen großen, grün und weiß emaillirten Raum. Dies ist die Stadt Oran mit ihren weißen Gebäuden, die ganz von Gärten durchzogen werden.

Dies ist aber nicht das Ziel der Reise; denn nur kleine Fahrzeuge können, bei stillem Meer und günstigem Winde, in Oran landen. Die großen Schiffe suchen in der Bucht von Mers-el-Kebir, zwei oder drei Meilen von der Stadt, ihre Zuflucht. Tritt man in den Hafen, so überrascht uns zuerst der Anblick eines ungeheuren, weißen und abgerundeten Erdbuckels, der nur von einigen fast horizontal laufenden Reihen magerer Gebüsche durchschnitten wird. Auf dem Gipfel erhebt sich ein Felsenkamm und am Fuße liegt das Fort, eine unförmliche, bizarre Masse von Steinen, die mit blinder und sorgloser Verschwendung auf einander gethürmt sind. Bei neblichem Wetter könnte man dies Fort für ein mächtiges Felsenstück halten, das bis zum Meeres-Ufer herabgerollt wäre. Zur Linken, auf einem krummlaufenden Stück Erdreich, das sich in den Schatten und Windungen des Berges verliert, findet man Alles vereinigt, was die Landschaft Frischestes, Blühendstes und Lieblichstes hat. Jenseits, indem wir uns aufwärts nach der Stadt wenden, kommt eine Reihe von Abhängen, bald sanft, bald steil und mit kurzer, dichter Vegetation bekleidet. Hier, in fast paralleler Richtung mit dem Meeres-Ufer, zieht sich der Weg von Oran nach Mers-el-Kebir, bald am Strande hinkriechend, bald über Hügel-Gruppen laufend, oder hin und wieder einige Felsen in einander schlingend. Er endigt am Fort St. Gregoire, wo der Blick verweilt. Sobald man um das Fort gekommen ist, hat man die Stadt Oran zu seinen Füßen. Zur Rechten, auf einem überhängenden Pik, sind die Trümmer des Forts Santa-Cruz; zur Linken das Meer; vor uns, in einer niederen Region, die Stadt, welche ein breiter, grünender Hohlweg in zwei Hälften theilt. Von jetzt an sieht man mit jedem Schritte neue Metamorphosen des Gemäldes.

Sobald man zum Thor hinein passirt ist, enthüllt sich ein die Phantasie niederdrückender Schauplatz der Verödung, das Gemälde eines Unglücks ohne Würde. Man geht auf steilen, engen, mit losen Steinen bedeckten Pfaden, zwischen Häusern ohne Fenster, ohne Thüren, ohne Dach und Mauern, deren senkrechte Lage verrückt ist, und deren Fuß sich in Nesseln und Unkraut verliert. Zuweilen dringt der Blick durch eine Lücke in kleine, finstere, von Feuchtigkeit mit Grün überzogene Höfe, und in unbewohnte Zimmer, wo einige Lappen alter Kleider, Flocken von Wolle, Büschel von Haaren u. dgl. am Boden liegen. Alles durchweht ein Grabesgeruch, und die Luft, die man einathmet, scheint mit dem Raube der Gräber geschwängert. Gelangt man zu einem Orte, wo der Blick freieren Spielraum hat, so vergrößert sich das Gemälde, ohne seinen traurigen Charakter zu ändern. Hin und wieder schleppt sich ein lebensmüder Neger oder Beduine über diese Trümmerhaufen, die einem Schlachtfelde voll verstümmelter Leichname nicht unähnlich sind. Der große Minaret, allein aufrecht stehend und mitten in dieser Scene des Jammers sein Haupt erhebend, scheint ein Verwundeter, der nach dem Gefechte für todt liegen geblieben war und sich jetzt mühsam aufrichtet, mit unruhigem Blick einige Bewegung um sich her suchend. Diese Einsamkeit, diese Stille, all' dieses Elend sind die Spuren des Erdbebens von 1790; nur daß die Hand der Menschen dem zerstörenden Werke der Zeit nachgeholfen hat. Mauren und Franzosen haben gleichsam darin gewetteifert, wer das wenigste auf seinem Platze ließe. Um das Feuer zu unterhalten, hat man die Balken herausgerissen und das Dach einstürzen lassen; endlich ist man dahin gelangt, die Nacktheit zu berauben und die Ruinen selbst zu ruiniren. Ich erinnere mich, daß man in den Feldern um Algier den kostbaren Feigenbaum und die poetische Orange umhieb, um den Kessel sieden zu lassen. Montesquieu vergleicht den Despotismus mit einem Wilden, der den Baum niederhaut und alsdann die Frucht pflückt; welcher Name gebührt wohl der Französischen Herrschaft in der Berberei?

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Mémoires de Madame la Duchesse d'Abrantès. (Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes.) Bd. IX und X. [Diese beiden Bände sind nicht mehr beim Buchhändler Ladvocat, sondern bei Mame erschienen.]

De l'esprit de vie et de mort. (Protestation des Katholizismus gegen die moderne Philosophie.) Vom Grafen Henri v. Merode und vom Marquis v. Beaufort.

Voyage dans la regence d'Alger. (Beschreibung des von der Französischen Armee in Afrika besetzten Landes.) Von Roger, Hauptmann beim Generalstab. Erster Band. [Das Ganze wird aus drei Bänden bestehen.]

De l'Egypte etc. (Aegypten und die Europäische Intervention.) Von Sakakini.

Infortunes conjugales. (Eheliche Leiden, oder drei Ehemänner.) Drei Erzählungen von Droz Desaoyes.

Mannigfaltiges.

— Liebe und Freundschaft. Unter männlichen Freunden hat jeder Theil seine eigenen Ansprüche, ist sorgfältig darauf bedacht, seinen Grund zu behaupten, und behält das Gefühl einer gewissen Nebenbuhlerschaft selbst unter dem Schein der innigsten Hingebung. Es ist gewissermaßen ein Wettkampf; jede Partei sucht ihr Gesetz zur Richtschnur zu machen, sucht den Spielraum frei zu haben, und bietet alle ihre Fähigkeiten auf, um ihre Sache zu verfechten. Während wir den Worten des Freundes mit der größten Aufmerksamkeit und Achtung zuhören, seine Belehrungen mit dem größten Dank annehmen, denken wir doch an uns selbst und sind besorgt, unseren unabhängigen und hellen Verstand nicht genug an den Tag gelegt zu haben. Kurz, in den wärmsten Ergießungen der Freundschaft vergessen wir doch nie, daß wir und unser Busenfreund zwei verschiedene Wesen sind. Im liebevollsten Verkehr zwischen Mann und Mann ist stets der Kopf vorherrschend; aber in der innigen Vertraulichkeit zwischen dem Manne und dem Weibe hat das Herz allein zu gebieten. Das Gefühl thut hier Alles, und das Urtheil wird wenig beachtet. Wir untersuchen nicht lange, ist Dies oder Jenes wahr? sondern, wie gefällt Dies oder Jenes dem geliebten Gegenstande? billigt er es? verwirft er es? verursacht es ihm Freude, Rührung, Mitgefühl? — Bin ich mit meinem Freunde in vielen Punkten eines Sinnes, gut. Ich fühle um so mehr Neigung für ihn, um so mehr Vergnügen an seinem Umgange; dennoch aber sind wir immer zwei. Mit dem Weibe hingegen, dem Gegenstand meiner immer wachsenden Liebe, bringt mich jede neue Uebereinstimmung des Gefühls und der Ansichten immer näher zusammen, löst einen Stein mehr los von der Scheidewand, die uns Anfangs trennte, hebt unsere Individualität immer mehr auf und verschmelzt, gleich verschiedenen chemischen Substanzen in dem nämlichen Schmelztiegel, unsere Herzen und Gemüther so innig in einander, daß wir fühlen, wir können nie wieder geschieden werden. (Godwin.)

— Nächtliche Blindheit. Die Noctalopie oder nächtliche Blindheit ist ein gewöhnliches Gebrechen bei den Seeleuten in Jamaika. Die unmittelbare Ursache dieses sonderbaren, nur Nachts sich äußernden Fehlers in den Sehorganen, welcher solchen Ländern eigen zu seyn scheint, die keiner strengen Kälte unterworfen sind, ist nie gehörig ausgemittelt worden. In einer militairischen Zeitschrift wird dies mehr einem nervösen Reiz in der Magenhöhle, als einem organischen Fehler in dem Auge selbst zugeschrieben, und nervenstärkende Mittel dagegen empfohlen. Bei den Seeleuten ist die Meinung herrschend, daß das Schlafen auf dem Verdeck, mit den Augen gegen den Mond gewendet, die Krankheit verursache, daher nennen sie sie auch „die Mondblindheit". Viele Menschen, besonders Seefahrer, schlafen bekanntlich mit offenen Augen. In warmen Gegenden aber wird der Mannschaft erlaubt, wenn sie des Nachts keinen Dienst hat, auf dem Verdeck zu schlafen. Indem nun die Mondstrahlen auf das bloße Auge fallen, sich in einen Fokus auf der Pupille sammeln und so auf das Netz wirken, können sie allerdings eine augenblickliche Erblindung oder auch gänzlichen Verlust des Gesichts verursachen, so oft das so angegriffene Organ wieder derselben Wirkung ausgesetzt ist. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Freitag den 26. April 1833.

Schweden.

De la Gardie's Aktenstücke zur Geschichte von Schweden.*)

Vor kurzem ist im Schwedischen Buchhandel das unten genannte Werk in drei Bänden erschienen, das für den Geschichtsforscher von vielem Interesse ist, indem es viele wichtige Aktenstücke zur näheren Kenntniß der Geschichte Schwedens enthält. Die in diesem Buche mitgetheilten Manuskripte befinden sich im Original in der ansehnlichen Bibliothek des Grafen Jakob de la Gardie auf seinem Schlosse zu Löberöd in der Provinz Schonen. Es ist diese Bibliothek eine der größten Privat-Büchersammlungen Schwedens**), sie zählt über 12,000 Bände. Außer diesen Büchern befindet sich daselbst eine große Sammlung Original-Handzeichnungen der bekanntesten Meister, worunter auch die zu zählen ist, welche der Graf Jakob de la Gardie 1801 vom Kaiser von Oesterreich zum Geschenk erhielt. Das Merkwürdigste aber dieser Bibliothek ist die bedeutende Sammlung von Manuskripten, die sich daselbst vorfinden. Eines der nennenswerthesten darunter ist eine Uebersetzung aus dem Dänischen der Chronika des Diacus Petrus, die übrigen sind aus allen Zeitaltern der Schwedischen Geschichte, von den Sverkerschen und Erichschen Königs-Geschlechtern bis auf das gegenwärtige; außerdem befinden sich daselbst genealogische Tabellen verschiedener alter Familien Schwedens, Pergament-Rollen über Schenkungs-Akten der Krone an die höheren Familien, Briefe der Königin Christine an verschiedene Personen, Briefe vieler auswärtiger Monarchen und geschichtlicher Personen u. s. w., deren Anzahl an 300 stark ist. Unter ihnen befinden sich auch mehrere Briefe der Herzogin Sophie Dorothea von Hannover, nachmaligen Gemahlin Georg's I., Königs von England, an den Grafen von Königsmark in Chiffern geschrieben.***) Als Beispiel diene der folgende: 50. 35. 120. pourrait 53. 29 35. 47. sans être 25. 42. 41. 41. 53. il n'aurait rien 22. 25. 47. 22. 35. 41. 27. 47. 29. pour le 49. 29. 50. 51. 29. Si Königsmark ... venir ... connu, ... à craindre ... reste. a=22; b=24, c=25; d=27, e=29; Königsm.=120; Duchesse=201.

Unter den militairischen Aktenstücken befinden sich mehrere Dokumente über den 30jährigen Krieg, auch über politische und statistische Gegenstände, so wie über merkwürdige Rechts-Angelegenheiten.

Wir theilen dem Leser in möglichst treuer Uebersetzung zwei Aktenstücke aus dieser Sammlung mit. Das erste, in Französischer Sprache und in altfränkischem Stile geschrieben, betrifft die von dem Grafen Pontus de la Gardie, dem Ahnherrn des jetzigen Geschlechts in Schweden, gegen den König Erich XIV. angezettelte Verschwörung; das andere, in Lateinischer Sprache verfaßt, eine höchst naive Instruction dieses Königs an seinen Gesandten Nils Sture, als er um die Hand der Königin Elisabeth von England anhalten ließ.

I. Des Pontus de la Gardie Empörung wider König Erich, dessen Sendung nach Rom u. s. w.

.... „Der König Erich ernannte seinen Bruder, den Prinzen Johann zum Vice-König, Generalstatthalter und Gouverneur von Schweden und Gothland, ließ ihn an den Hof kommen, empfing ihn mit Ehren und befahl allen seinen Unterthanen, demselben ganz so zu gehorchen, wie ihm selber. Der Prinz, ein kluger und verständiger Mann, der die Launen, den Geist und die Schwäche seines königlichen Bruders kannte, ergab sich zuletzt in dessen Befehl und übernahm die Last dieses großen und schwierigen Amtes, stellte ihm aber zugleich offen vor, wie er in der langen Gefangenschaft nicht nur alle seinen treuen Diener ganz und gar verloren, sondern auch die guten alten Gewohnheiten und Kenntnisse verlernt habe, die er am Hofe besessen, weshalb er Dero Majestät dringend gebeten haben wolle, ihm irgend einen treuen Rath und würdigen Beistand zu geben, auf welchen Dero Majestät sicheren Verlaß haben könnten, und der zugleich ein hochangesehener Zeuge und Theilnehmer seiner Handlungen und seines Verfahrens sey. Da diese Bitte gerecht war, so gab ihm Erich gern den Pontus de la Gardie oder de la Garde, von Geburt ein Französischer Edelmann, den er wegen seines Geistes und Muthes absonderlich liebte und in seinen Staaten dergestalt erhöhet hatte, daß er sich seines würdigen Rathes in allen großen und wichtigen Angelegenheiten bediente .... (Hier findet sich eine Lücke im Manuskript.) .... Pontus de la Gardie faßte sich eines Tages den Muth, die Prinzessin Katharine*) anzutreten und folgender Gestalt zu ihr zu sprechen: „Hohe Frau, der ganze Hof wundert sich, wie Euer Herr Gemahl kein Mitleid mit diesem armen Königreich hat, wo alle Welt durch die Unverschämtheiten, Grausamkeiten und Tyrannei des Königs, seines Bruders, höchlichst beleidigt und ermüdet ist, während doch er allein diesem Allem ohne Mühe Abhülfe zu bringen vermag; ich versichere Euch, daß alle Großen und desgleichen auch die Kleinen die Augen auf ihn werfen, um ihm, wenn er es will, die Königliche Krone auf sein Haupt zu setzen; denn er verdient sie in demselbigen Maaße, als jener Barbar nach aller Welt Urtheil deren unwürdig ist. Wenn mein Gebieter, Euer Gemahl, es nur will, so ist es ein Leichtes für ihn, sich zum Herrn über diesen Staat zu machen und ein großer Fürst zu werden statt des Herzogs, der er jetzo ist, und als welcher er sicherlich dem Tode oder doch ewigem Gefängniß nicht entgehen wird, aus welchem Euer Gemahl und Ihr schon ein Mal nur wie durch ein Wunder, und als Ihr es am wenigsten dachtet, befreiet worden. Ich weiß von allen Hauptleuten für gewiß, daß die sechstausend Schotten, welche Erich in seinem Solde hält, unzufrieden sind und weil sie nicht bezahlt werden, nichts sehnlicher wünschen, als ihren Herrn zu wechseln. Ueberdem ist es gewiß, daß die Herzöge Magnus und Karl, seine Brüder, mit den Größten des Reiches, äußerst beleidiget und betroffen sind, daß ein so großer König, wie ihr Bruder, die Tochter eines elenden Sergeanten, aus einem verächtlichen Stande, geehelicht. Gebieterin, fasset also die sich darbietende günstige Gelegenheit bei den Haaren, (prenez donc l'occasion, qui se présente si favourable, aux cheveux) für das Wohl des Staates, für die Ruhe des Volkes und der Provinzen und für die Erhöhung Eures theuren Gemahls und Eures Hauses."

Katharine hörte diese Rede mit großer Aufmerksamkeit und Geduld an und antwortete darauf, wie folgt: „Pontus, ich habe Euren Rath wohl vernommen und Eure Gründe, welche äußerst triftig, aber schwer ausführbar sind. Mein werther Freund, wenn Ihr uns Freundschaft und Ehre bezeuget, so seyd weise und verschwiegen, ich werde in guter Art mit meinem Herrn und Gemahl darüber sprechen."

Niemanden hätte la Gardie zu besserer Stunde einen Rath ertheilen können, dieweil zu selbiger Zeit das ganze Königreich in Unruhe und Zwiespalt lag, wegen Erich's Tollheit und Narrheit. Pontus de la Gardie, da er sah, daß Alles zum Sturze und Verderben Erich's hinneigte, der die Sinne und den Verstand verloren hatte, strengte alle Kräfte an, um den treuen und hochherzigen Rath, den er vor einigen Tagen der Herzogin Katharine ertheilt, ihren Gemahl zum Könige zu machen, in's Werk zu richten. Um dies zu thun, erforschte er die Gesinnung der großen Herren, die alle sehr unzufrieden waren mit Erich und seiner tyrannischen Regierung und die er zum Aufstande geneigt und bereit fand, und um das Werk zu fördern, bestach er die Schottischen Regimenter und andere fremde Soldaten, die nur ihren Herrn zu wechseln wünschen. Er stellte dreihundert Pferde in's Feld mit einigem Gelde, das ihm ein Baron, Namens Sten Eriksen, bereitwillig geliehen, um das große Unternehmen zu schnellem Ziel zu führen. Darauf ließ er den Herzog Johann von Allem benachrichtigen, was er für seinen Dienst gethan. Dieser versuhr mit Schnelligkeit und Kühnheit, nachdem er die glückliche Kunde erhalten, und rückte als Gouverneur des Königreichs mit wenigen Truppen in die Festung Westerwyck ein, deren er sich bemächtigte, so wie der Kriegsvorräthe und des Schatzes, der sich darinnen befand, und ließ sofort Münze in Menge schlagen aus den Gold- und Silberbarren, die er dorten gefunden, und mit diesem Gelde ließ er schnell neue Anwerbungen von Deutschen und Schotten machen. Johann hielt seinen Einzug in Stockholm durch das Nord-Thor, welches die Bürger dem Pontus de la Gardie geöffnet hatten, und überall ward auf Schwedisch gerufen: König Johann soll leben!

Erich, der mit seinem Verstande seinen Muth noch nicht verloren, trat ihnen entgegen und befahl mehrere Male den Seinigen, jene beiden Verräther, die er vor sich sehe, zu tödten. Er meinte aber damit den Sten Eriksen und Pontus de la Gardie, und wirklich versetzte auch ein Soldat von seiner Leibwache dem Ersteren einen Hellebardenstoß durch den Leib, so daß er ihn todt zu Boden

*) De la Gardiska Archivet. Herausgegeben von P. Wieselgren. Lund.

**) Mit Ausnahme der des Grafen Suchtelen, Russischen Gesandten in Stockholm, welche wohl über 60,000 Bände enthält.

***) Die Herzogin saß wegen dieses vertraulichen Verhältnisses vom Jahre 1694—1726 gefangen auf dem Schlosse Ahlen in Westphalen. Der Graf selbst wurde auf eine grausame Weise ermordet.

*) Gemahlin des Herzogs Johann, Bruders Erichs XIV. und damaligen Gouverneur's von Finnland.

streckte; die Anderen griffen Pontus an, der war aber geharnischt, was Eric Erikson nicht gewesen war. Der tapfere und beherzige Französische Edelmann erhielt drei Hellebarden-Stiche in den Brustharnisch und einen am Arm, und dieser Wunden ungeachtet verfolgte er sein Unternehmen und griff Erich mit solcher Heftigkeit an, daß dieser gezwungen ward, sich in eine Kirche zurückzuziehen, wo er sich gegen Abend dem Herzoge Johann, seinem Bruder, auf Gnade ergeben mußte, der ihn unter guter Bedeckung nach Westerahs sandte, wo er endlich starb.

So bemächtigte sich Johann des Königreichs. Die Geschichtschreiber sagen, daß Katharine, voll Eifers für ihre katholische Religion, beim Könige Johann, ihrem Gemahl, Alles that, was sie vermochte, um dieselbe in Schweden wiederherzustellen, und daß der König, besiegt durch ihre Bitten und Thränen, diese Angelegenheit dem Pontus de la Gardie mittheilte, einem seiner Günstlinge und treusten Diener, der damals noch ein Römisch-katholischer war und sich der Liebe des Königs dergestalt würdig zeigte, daß dieser ihm eine seiner natürlichen Töchter mit den Gütern und Baronieen Colm, Colke und mehreren anderen Schlössern und Herrschaften zur Ehe gab.

Dieselben Schriftsteller berichten, daß la Gardie den Plan des Königs und der Königin billigte und ihnen rieth, diese Angelegenheit mit dem Papste zu verhandeln und dem Könige von Polen, Sigismund, einen Wink zu geben und bei der Leitung dieses großen Unternehmens sehr vorsichtig zu verfahren, um nichts Unzeitiges zu beginnen. Johann und Katharine genehmigten seinen Rath, und er selber übernahm den Auftrag, als Botschafter nach Rom zu gehen, um den Papst von dem geheimen und schwierigen Plane Ihrer Majestäten in Kenntniß zu setzen, und wirklich begab er sich dorthin, verweilte daselbst und that, was in seinen Kräften stand, um seinen Auftrag zu vollführen.

Während la Gardie am Römischen Hofe war, bewirkte Papst Gregor XIII. durch Vermittelung, Beistand und Gunst der Anna Jagellon, Königin von Polen, Gemahlin Königs Stephan Bathory und Schwester Katharinens, daß dieser heimlich einige Priester und Jesuiten nach Schweden sandte, um sie über die Provinzen des Königreiches auszubreiten.

Aber einer der letzten Geschichtschreiber versichert uns, daß, obgleich der König Johann und die Königin Katharine, so wie deren Sohn, der Prinz Sigismund, von den Schweden und Gothländern geliebt wurden, diese dennoch, als neue Lutheraner und in ihrer Religion eifrige Proselyten, gegen die Königin murrten, weil sie Pontus de la Gardie nach Rom zum Papste gesandt. Darüber geriethen auch die Prinzen und Herzoge Magnus und Karl in Schrecken und besorgten, wenn der König, ihr Bruder, den Papst anerkenne, würden sie gezwungen werden, die großen Güter zu verlassen, die sie von der Kirche besaßen, und die ihnen der König Gustav, ihr Vater, und der König Erich zur Belohnung für ihre Dienste gegeben hatten. Die lutherischen Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Pfarrer, die alle geheirathet hatten, hegten noch eine andere Besorgniß, daß man ihnen nämlich ihre Frauen und Kinder nehmen möchte, welche sie, wie natürlich, zärtlich und herzlich liebten, und daß die Letzteren für unrechtmäßige und Bastarde erklärt werden möchten. Diese Furcht bewirkte, daß der Adel und die Geistlichkeit den König dringend baten, er möge geruhen, seinen Botschafter aus Rom zurückzurufen.

Die Königin Katharina, die Gründe ihres Widerstrebens durchschauend, wollte Abhülfe dafür finden, indem sie Allen im Allgemeinen wie insbesondere anzeigte, der König, ihr Gemahl, habe vom Papste erlangt, daß die verheiratheten Bischöfe und Priester für ihre Lebenszeit im Besitze ihrer Prälaturen und Aemter bleiben sollten, und daß man nur die durch Todesfälle erledigten Pfründen denen verleihen würde, welche in Zukunft das Cölibat bewahren wollten, daß aber diejenigen, die sich verheirathet hätten, in Ruhe mit ihren Frauen und Kindern leben sollten, ohne deshalb in irgend einer Art beunruhigt zu werden; ferner sollten die Großen und Edelleute ebenfalls nach ihrem Belieben im Genusse der geistlichen Güter bleiben, die man ihnen beim Uebergange zur lutherischen Religion und Reformation verliehen; und, was noch wichtiger war, weil es einen Hauptpunkt der Religion bildete, der Papst, so hieß es, sey gebeten worden, dem Schwedischen Volke das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu gestatten.

Aber alle diese Dinge waren nicht so vollständig wahr, wie man es den Leichtgläubigen überreden wollte; denn es ist gewiß, daß man in Rom nicht so bereitwillig war, alle diese Dinge zu bewilligen, welche Pontus de la Gardie beim Papste Gregor und beim Konklave nachgesucht hatte. Dieser war vielmehr lange Zeit ohne Hoffnung, sie zu erlangen, und während seiner Bemühungen und seines dortigen Aufenthalts starb Katharina im Jahre 1583, so daß ihre Plane mit ihr in Rauch aufgingen."

II. Instruktionen von König Erich XIV. für dessen Gesandten am Englischen Hofe, Herrn N. Sture.*)

„Fast wörtliche Angabe derjenigen Dinge, die Wir, Erich XIV., von Gottes Gnaden König der Schweden, Gothen und Wandalen, dem trefflichen, edlen und insonders geliebten Nikolaus Sture der Durchlauchtigsten Fürstin Elisabeth, Königin von England und Frankreich, zu sagen und auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten aufgetragen haben.

Sobald er bei der Königin zur Audienz vorgelassen worden, wird er also beginnen: Erlauchteste Königin! Der erlauchteste und großmächtigste Fürst Erich, erblicher König der Schweden, Gothen und Wandalen u. s. w., mein allergnädigster König und Herr, bietet Ew. Majestät seinen Gruß, Freundschaft und herzliches Wohlwollen dar und wünscht Dero Regierung fröhliches Gelingen und stetes Wachsthum des Glückes. Se. Majestät hat mir außerdem aufgetragen, Ew. Majestät Antwort auf das Schreiben einzuholen, welches der König dem anwesenden trefflichen Johannes Demach, Dero getreustem Unterthan, für Ew. Majestät übergeben. Demgemäß bitte ich nun unterthänigst, daß Ew. Majestät, nachdem Sie mit der Reinheit Ihres Herzens von dem Inhalte dieses Schreibens Kenntniß genommen, mich mit einer erfreulichen und erwünschten Antwort zu Se. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, entlassen und zurücksenden möge.

Es folgen nun einige Punkte, welche vielleicht von der Königin im Gespräch berührt werden dürften und auf welche vorbenannter Nikolaus zu antworten hat, wie folgt:

Wenn die Königin sich nach dem Befinden Se. Majestät erkundigt, so ist zu antworten: Erhabene Königin, zu der Zeit, da ich von dem Könige, meinem allergnädigsten Herrn, entlassen wurde, erfreute sich Se. Majestät des besten Wohlseyns, wie auch diesem hier anwesenden werthen Unterthan Ew. Majestät sattsam bekannt ist; sein Reich befindet sich durch Christi Gnade in Ruhe und Frieden, und alle Unterthanen erfreuen ihn mit Gehorsam und Zuneigung.

Wenn nach dem Vernehmen zwischen Sr. Majestät und Dero Brüdern, den erlauchten Herzogen, gefragt werden sollte, so ist zu antworten: Obgleich es, gnädigste Königin, keinem Zweifel unterliegt, daß von den Dänen und anderen ähnlichen Feinden und Nebenbuhlern das Gerücht zu Ew. Majestät Ohren gelangt seyn mag, als wenn eine Zwietracht und Mißverständniß zwischen Sr. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, und den erlauchten Herzogen, seinen Brüdern, entstanden wäre, so hoffe ich dennoch, Ew. Majestät werden in Ihrem klugen Sinn diesen Erfindungen keinen Glauben schenken, zumal, da Ew. Majestät sich überzeugt haben, welche Unwahrheiten schon früher immer von denen verbreitet worden, die das Glück und den Ruhm meines allergnädigsten Herren und sogar seiner Regierung anzuschwärzen und zu hindern versucht haben. So wisse denn aber Ew. Majestät, daß, wenn ein solches Gerücht verbreitet worden ist, dieses durchaus in nichts Anderem besteht, als daß mein allergnädigster König und Herr vor einiger Zeit mit den erlauchten Herzogen, seinen geliebten Brüdern, in brüderlicher Weise über Feststellung einiger billigen Bedingungen verhandelt hat, welche insonderheit auf die Eintracht und Einheit des Schwedischen Reiches abzweckten. Nachdem dieses aber längst verhandelt und abgemacht worden, so ist Alles durch Gottes Gnade dermaßen gut geordnet, daß die Herzoge, wie dies auch in Frankreich und anderen Ländern Sitte ist, jeder sein Herzogthum zu immerwährendem Besitze von Sr. Majestät erhalten hat.

Wenn gefragt werden sollte, zu welchem Zeitpunkte die Krönung Se. Maj. stattfinden werde, so ist zu antworten: Da alle Anstalten zu dieser Feierlichkeit getroffen sind, so haben Se. Maj. beschlossen, dieselbe nicht länger aufzuschieben, sondern bestimmt, daß sie am 18. Mai in der Stadt Upsala vollzogen werden soll.

Vielleicht wird gefragt, wie sich Se. Maj. mit dem Russen und anderen Nachbarn vernimmt; alsdann ist zu antworten: Mit dem Russen ist das Vernehmen Sr. Maj. das beste; denn nach dem Tode des erhabenen Königs Gustav, gottseligen Andenkens, des Vaters meines allergnädigsten Herrn, ward Friede und Freundschaft zwischen den beiderseitigen Reichen erneuert und befestigt. Die Dänen aber, obgleich sie stets einen eingebornen Haß gegen das Schwedische Reich tragen, wagen dennoch, nichts Offenes zu unternehmen, denn sie wissen, daß sie in offener Schlacht nichts ausrichten würden.

Wenn die Königin sich erkundigt, wie viel Deutsche Fürsten der König zu Freunden habe, so soll geantwortet werden: Erhabene Königin! Ich weiß einige Fürsten und Großen, die Sr. Majestät ihre Dienste angetragen haben; z. B. der jüngere Herzog von Sachsen, Herr Magnus, Sohn des Herzogs Franz; vor meiner Abreise aus Schweden landete er daselbst, um im Dienste Sr. Königl. Maj. zu bleiben. Auch der Graf Vollrad von Mansfeld hat ebenfalls angekündigt, er werde erscheinen, sobald es Sr. Maj. beliebe. Vielleicht sind deren noch mehrere, die ich nicht kenne, und da Ew. Maj. wohl wissen werden, daß derjenige, der einen vollen Beutel hat, sich auch leicht die Gunst der Deutschen erwerben kann, so zweifle ich nicht, daß noch mehrere sich Se. Maj. anbieten werden, wenn Höchstdieselbe, so Gott will, hierher nach England überschifft.

Sollte etwa der Liefländer Erwähnung geschehen, so ist die Antwort: Die Liefländer haben zwar Gesandten an den König, meinen allergnädigsten Herrn, geschickt, seine Hülfe und Vertheidigung gegen die Russen anflehend, jedoch unter harten und unbilligen Bedingungen; sie verlangten nämlich, daß Se. Maj. offenen Krieg gegen den Russen beginne und sie für die ihnen widerfahrene Beleidigung räche; dieses war aber mit dem zwischen beiden Reichen geschlossenen Frieden unverträglich, weshalb Se. Maj. aus wichtigen Gründen nicht darauf einging, um das einmal geschlossene Friedensbündniß mit dem Russen nicht zu brechen. Indessen haben Se. Maj. die Zusage gethan, sich zu bemühen, ob Sie vielleicht durch Fürsprache und andere gerechte Mittel bei den Russen etwas für Wiedererlangung des Friedens vermögen u. s. w.

Die Königin wird vielleicht äußern: Es ist doch seltsam, daß Schwedens König um mich wirbt, da ich höre, daß er auch Gesandten in Frankreich hat, die ein anderes Ehebündniß abzuschließen suchen. Alsdann ist zu antworten: Erhabenste Königin, wer dergleichen zuerst ausgestreut und Ew. Majestät angezeigt hat, daß der König dort etwas der Art betreibe, dem würde ich unumwunden in's Gesicht sagen, obschon es sich jetzt in Ewr. Majestät Gegenwart nicht ziemt, daß solches von ihm eine unverschämte Erfindung sey, denn ich weiß, daß Se. Majestät, mein allergnädigster Herr, stets eine so

*) Dieses Lateinische Dokument ist eigenhändig vom Könige selbst geschrieben, der bekanntlich ein sehr gelehrter Fürst war.

standhafte Liebe zu Ew. Majestät gehegt hat und noch hegt, daß, wenn er nicht aus einleuchtenden Gründen abnehmen kann, daß er eine abschlägige Antwort erhalten, und wenn er nicht gewiß erfahren, daß Ew. Majestät Herz diesem Ehebündniß abgeneigt sey, nirgend anderswo Schritte wegen einer anderen Heirath thun wird. Um so weniger würde er solches jetzt thun, da er größere Hoffnung denn jemals für günstigen Ausschlag der Unterhandlung hat. Ich gebe zu, daß es allerdings wahr ist, daß ein Französischer Edelmann und Minister Sr. Königl. Maj., Karl v. Murnay, der Ew. Maj. wohl bekannt ist, nach Frankreich abgesandt wurden, aber, wie ich zuverlässig weiß, aus keinem anderen Grunde, als um St. Michaels-Orden dahin zu überbringen. Denn ich habe dies von meinem Vater gehört, der im Rathe Sr. Maj. sitzt und zugegen war, als vorbenannter Karl vom Könige abgefertigt wurde. Und ich werde niemals den Glauben und die Ueberzeugung gewinnen können, daß derjenige, der sich bisher stets treu gegen Se. Maj. erwiesen, und der von Sr. Maj. auf das ehrenvollste bedacht worden ist, jetzt so untreu handeln und irgend etwas gegen den Ausweg und Willen Sr. Königl. Majestät daselbst zu unternehmen sich unterfangen sollte."

(L. S.)

Bibliographie.

Skalde-Försök. (Poetische Versuche.) Von A. Grafström. Zweites Heft.

Aftonstjernan. (Der Abendstern.) Musen-Almanach auf d. J. 1833. Herausgegeben von E. Dahlgren. Pr. 1 Rdr. 8 Sk.

Drako och Ida, eller Scener från Grekiska Frihetskriget. (Drako und Ida, oder Scenen aus dem Griechischen Freiheitskriege.) Pr. 16 Sk.

Humoristiska Piller, eller Julklappar till alla, Högt som Lågt. (Humoristische Pillen, ein Weihnachtsgeschenk für Jedermann.) Von Jeremias Lunkuntus.

Holbergs Comedier. (Holberg's Lustspiele.) Aus dem Dänischen übersetzt. Sechs Bde. Pr. 6 Rdr.

Toni. — Schwedisches Original-Schauspiel in 3 Akten, nach einer in St. Domingo vorgefallenen Scene. Pr. 32 Sk.

Den siste Friseglaren. (Der letzte Freisegler.) Von Pehr Sparre. 3 Bde. Pr. 4 Rdr. 32 Sk.

Historia om den lilla Puckelryggen. (Geschichte des kleinen Buckeligen, Hofnarren des Sultans von Casgar.)

Frankreich.

Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers in Afrika.

(Fortsetzung.)

In dieser Todes-Erde regt sich zuweilen ein Schein, wie von Irrlichtern über Gräbern; es sind die Afrikanischen Jäger mit ihrem Französischen Gang und ihren leichten, hellblauen Kleidern; sie treiben sich unter den Trümmern umher, wo man ihnen einige traurige Hütten gebaut hat. Sie sind der Galvanische Funke, der einen todten Körper zucken läßt, ohne ihn wieder beleben zu können.

Diese ganze Masse von Trümmern befindet sich zwischen zwei großen Ruinen. Die eine ist ein Gebäude, dessen inneren Hof vier- und zwanzig kleine Säulen von Marmor schmücken; die Säulen sind so schlank, sauber und zierlich, so anmuthig mit Laubwerk gekrönt und so fein ausgemeißelt, daß es einem weh thut, wenn man erwägt, was für gewichtige Bogen sie unterstützen, obgleich sie, um fester zu stehen, am Fuße in ein achtseitiges Prisma zulaufen. Die andere größere Ruine ist die des alten Spanischen Schlosses, ein geräumiges, ermüdendes Labyrinth von Gäßchen, Gängen und kleinen Portiken, in dem man gar keinen Plan entdeckt und nur sehr wenig zu bewundern findet. Dennoch bietet das alte Schloß, von dem entgegengesetzten Rande des Hohlweges betrachtet, durch zufällige Lokalität einen schönen und imposanten Anblick. Seine massiven Bauten, in verschiedener Höhe am Abhang des Berges aufgeführt, und seine breiten wohl quadrirten Profile geben ihm viel Aehnlichkeit mit einer Anhäufung von Terrassen, die irgend einem cyklopischen Gebäude als Unterlage dienen soll.

Wirft man von demselben Standpunkt einen allgemeinen Blick über den eben durchwanderten Theil der Stadt, so bemerkt man, daß der Abhang, an welchem dieser Stadttheil erbaut ist, sich bis zu einer bedeutenden Höhe über der von den Gebäuden besetzten Zone verlängert. Dieser ganze nackte und kreidefarbige Raum ist während des ganzen Tages mit einem gleichförmigen Lichte überkleidet, das nur in der oberen Gegend durch das Spiel einiger schattigen Streifen unterbrochen wird; denn die Stirn des Berges ist von leichten Runzeln gefurcht, die zahllose Verzweigungen darstellen, wie die Adern des menschlichen Körpers. Die Linie, welche diese fast horizontale Erhöhung an den Himmel zeichnet, wird in der Nähe des Meeres plötzlich gebrochen, und der Berg spaltet sich jählings in zwei Hälften. Auf einer derselben, einem schroffen, dräuenden Pik, steht wie ein Adlernest das Fort Santa-Cruz; auf der anderen, einer geräumigen Bergblöße, erscheint ein kleiner, weißer Kegel mit einer Kuppel drüber, die alte Einsiedelei eines heiligen Marabut; es sind dies die beiden Vorposten von Europa und Afrika, die sich unruhig beobachten und durch ihre Lage den Zustand der Parteien, deren Fahne sie tragen, wunderbar ausdrücken. Die Französische Macht besitzt nur einen Punkt an der Küste von Afrika, ist aber bewaffnet, mit Brustwehren und Feuerschlünden versehen. Der Islam, Herr des Bodens, stellt unseren Kanonen seinen religiösen Enthusiasmus, unseren Soldaten seine Heiligen und Märtyrer entgegen. Zwischen der Civilisation und der Barbarei gähnt noch ein Abgrund; ihn auszufüllen — das ist die Frage. Bis jetzt hat man vielmehr daran gearbeitet, ihn immer tiefer und gefährlicher zu machen.

Diese erhabene Gegend ist auch ein Sitz der Nebel und Gewitter; oft gewahrt man des Morgens bald durchsichtige Wolken, die gleich Schatten an den Seiten des Hügels hinziehen. Zuweilen versammeln sie sich um das Fort Vera-Cruz und dehnen sich von da über die Blöße aus, so daß der Berg am Gipfel zu verdampfen scheint; hat aber die Wolkenmasse sich genugsam verdichtet, und wirkt die Sonne mit Macht, so schleudert sich jene mit Ungestüm in die große Spalte und gelinder in die kleinen Hohlwege. Wenn in diesen Augenblicken des Ringens zwischen Licht und Finsterniß eines jener unstäten dem Nebel entschlüpften Lichter mit seinem blendenden Reflex auf den Marabut fällt, so glaubt man die große Gestalt Moses zu erblicken, wie sie aus den Gewitterwolken des Sinai hervorleuchtet.

Es ist ein trauriges Gefühl, diesen Theil der Stadt zu verlassen und auf die andere Seite des Hohlweges hinüber zu gehen. Hier war Poesie, dort ist Prosa; hier der Orient, das Schweigen, die Gräber; dort etwas, das nicht mehr Barbarei und noch nicht Civilisation ist, weder Bewegung noch Ruhe, weder Leben noch Tod; ein verzweifelndes Juste-Milieu. Recht breite und fast schnur gerade Straßen, ein mit spitzigen Kieseln oder Feldsteinen, die nur der Fuß der Vorübergehenden polirt, eingelegter Boden; weiße, nackte, zerrüttete Häuser, schlichte Mauern, mit einigen Fenstern versehen; Krambuden mit hölzernen Schirmdächern; endlich zum Glück einige schöne Bäume, einige Pfeiler, die Weinlauben tragen, und ein kleiner Säulengang von drei oder vier Arkaden; so ist der volkreichste Theil von Oran beschaffen. Er läuft nicht, wie das jenseitige Quartier, bis zum Rande des Hohlweges, sondern hält sich auf der Höhe, von der einen Seite auf die neue Kassauba, von der anderen an das Fort St. André gestützt. Diese zwei Gebäude, große, übereinander gehäufte Steinmassen, in einem recht hübschen Festungs-Stile, haben nichts Merkwürdiges, als die beiden Thürme der Kassauba, die gleich Schildwachen über dem Meeresufer stehen.

In diesem Raume treibt sich Alles herum, was die Stadt von Einwohnern besitzt: die Europäer schreiten lebhaft einher; die Juden bewegen sich schleppend vorwärts; die Türken, Mauren oder Beduinen gruppiren sich zusammen und beschauen den Himmel, indem sie sein schönes Licht und den Dampf ihrer langen Pfeifen einschlürfen. Nähme man nur Rücksicht auf die Kleidungen, so könnte man glauben, an diesem Orte seyen die Repräsentanten aller Religionen vereinigt. Hier ist es ein Beduine, der mit seinem weiten Gewand aus dichtem weißem Stoffe, das vermittelst einer Binde um die Schläfe befestigt ist und in großen Falten bis zu den Füßen herabwallt, an einen Gallischen Druiden oder einen Pontifex des heidnischen Rom erinnert; dort giebt ein Marockaner mit seinem geschorenen halb entblößten Haupte, seinem weißen Kleid und einer Art langen schwarzen Kapuze das Bild eines christlichen Mönches, und allenthalben zeigt sich der muhamedanische Turban. Der Europäer stößt hier im Vorbeigehen an den Asiaten; der Asiate schwatzt vertraulich mit dem schwarzen Afrikaner; es ist ein Saturnal, dem kein Interesse nicht fehlen würde, wenn es nur lebendiger, geräuschvoller und zahlreicher besucht wäre; allein die alte Bevölkerung Oran's ist auf ungefähr hundert Türken, zwei- bis dreihundert Mauren und sieben- oder achthundert Juden eingeschmolzen. Der Hebräische Stamm, der in Algier so widerwärtig und am Boden gekrümmt erscheint, als ob er das Joch, das man ihm abnehmen will, mit beiden Händen über dem Haupte festhielte, hat sich hier aufgerichtet, den Staub abgeschüttelt und wie die verjüngte Schlange den alten Balg abgestreift; es läßt sich sogar bemerken, mit welchem kindischen Eifer sie durch die Farbenpracht ihrer Unterkleider und das blendende Weiß ihrer Mäntel das Türkische Gesetz verhöhnen, das sie zu dunkelfarbiger Kleidung verdammte. Ihre Frauen und Töchter, schöner als ihre Algier'schen Schwestern, fürchten die Blicke der Europäer wenig, obgleich sie stets in leichte Schleier gehüllt sind, die von ihrem pyramidalischen Kopfputz zur Erde hinabfließen.

Zwischen diesen beiden Stadttheilen grünt der köstliche Hohlweg, eine wahre Originalität von Oran. Er wird von einem Wasser befeuchtet, das langsam und melancholisch in dem Halbdunkel einer langen Grotte von Laubwerk fließt; am linken Ufer schirmt ihn eine Terrassen-Mauer gegen die Steine, die ihm von dieser Seite drohen; denn hier ist das Revier der Trümmer. Die an dieser Seite gehemmte Vegetation dehnt sich am rechten Ufer bis zum Gipfel des Berges aus. Steht man unterhalb der Kassauba und dem Hohlwege zugekehrt, so glaubt man einen Strom von Laub zu sehen, dessen gehäufte Fluthen uns verschlingen wollen.

Der süßeste Genuß bietet sich uns, wenn wir am Ufer des Baches selbst wandeln und uns ganz in seine Schatten vertiefen. An keinem andern Orte kann das Wachsthum üppiger seyn; nirgends mehr fröhliche Lebenskraft, mehr gaukelnde Lichter und Farben. Bei jeder Bewegung wechseln die Reize des herrlichen Thales, und wir genießen das Vergnügen der Bewunderung wie das der Neugierde, als folgten wir einer reizenden Andalusierin, deren Gesichtchen dann und wann unter ihrer launischen Mantilla hervorblitzt.

Vor der Stadt, an der entgegengesetzten Seite des Berges, erstreckt sich eine große Ebene, mit dichtem Grus überzogen und mit den silbernen Reflexen zweier salzigen Seen. Ein Halbkreis bläulicher Berge schließt diesen weiten Raum und lehnt sich an das Meer. Sobald wir eine lange Strecke von Ruinen, die zu einem großen Karavanserai führt, zurückgelegt haben, wandern wir lange Zeit auf dieser Ebene fort, ohne irgend ein Maaß für den Raum zu finden; wir schreiten von Horizont zu Horizont und bemerken durchaus keine Veränderung um uns her, als wanderten wir in der Unermeßlichkeit. Zwar hat man sich wenig über die Langeweile dieser Wanderungen zu beklagen; denn selten spaziert man weiter, als bis zu den Forts St. André und St. Gregoire, oder man begleitet die Regimenter, wenn sie auf Büchsenschußweite von dem Platze manövriren.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le mousse. (Der Schiffsjunge.) Erzählung von Aug. Jernac. Diese Novelle, deren Titel kürzlich (in Nr. 47 des Magazins) mit la mousse (das Moos) verwechselt wurde, giebt einem Französischen Blatte zu nachstehenden Bemerkungen Anlaß: „Der Schiffsjunge, voll abenteuerlicher Fahrten, ist ein Buch, anziehend durch Wahrheit und Farbenfrische, wodurch uns die Sitten der Seeleute von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus dargestellt werden. Obgleich der Verfasser, als ein naturalisirter Bretagner, wirklich das Meer gesehen hat und sich sogar voraussetzen läßt, daß er bisweilen an Bord eines Schiffes gekommen, so glaubte er doch nicht, daß es hinreichend sey, uns die Personen fluchend, rauchend und Punsch trinkend zu zeigen, und daß die Einweihung des Lesers in die Geheimnisse des seemännischen Jargons alles andere Interesse ersetzen könne. Inmitten der Stückpforten, Steuerborde, Bramsegel, Stengen, Spillen, Fockmasten, wovon nicht mehr als nöthig gesprochen wird, folgen wir dem interessanten Liebeshandel der Antoinette, einer jungen Indischen Kreolin, und des Schiffsjungen Jean Marie, eines armen Burschen, den der Ehrgeiz, mehr noch als das Elend, an Bord eines Korsarenschiffes gebracht hat."

Mannigfaltiges.

— **Ein Engländer in München.** Herr Inglis, der Verfasser des vielgelesenen Buches „Spanien im Jahr 1830" (s. Nr. 91 des Magazins vom J. 1832) hat jetzt neue Reise-Beobachtungen unter dem Titel: „The Tyrol" herausgegeben. Tyrol ist zwar der Hauptgegenstand seiner diesmaligen Schilderung, doch verweilt der Verfasser sehr lang und gern in Bayern, dessen Hauptstadt ihm ungemein gefällt, und deren Pinakothek, Glyptothek und Gefängniß-Einrichtungen er seinen Landsleuten als unübertrefflich anpreist.

— **Der Mensch und die Zukunft.** Der Mensch ist von Natur unstreitig geneigt (so wollte es die wohlthätige Versehung), sich von der Zukunft nur Angenehmes zu versprechen, die Wahrscheinlichkeit des Guten zu hoch, und die Gefahr des Bösen zu gering anzuschlagen. Viele sind glücklich genug, diesen Glauben auch dann noch festzuhalten, wenn sie schon tausendmal getäuscht worden sind. Woher uns diese Neigung kommt, kann hier nicht untersucht werden. Genug, ihr Daseyn ist gewiß und von großer Wichtigkeit für unser Glück. Sie erhält uns aufrecht bei den wirklichen Unfällen des Lebens, und erleichtert uns alle unsere Mühseligkeiten. Zwar erzeugt sie auch mitunter bei trägen und schwachen Gemüthern die täuschenden Vorspiegelungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, welche sie verleiten, die Pflichten und Genüsse der Gegenwart romanhaften Hoffnungen und Erwartungen aufzuopfern; dagegen wirkt sie, mit einem thätigen Leben verbunden und von einem gesunden Urtheil geleitet, sehr günstig auf den Charakter des Menschen, indem sie ihm jenen Eifer und Enthusiasmus verleiht, welche zu großen Unternehmungen anfeuern und ihren Erfolg sichern. Wenn eine solche Gemüths-Anlage (wie dies gewöhnlich der Fall ist) mit einer heiteren Ansicht von der Ordnung des Weltalls, und besonders von dem Zustande und den Aussichten der Menschheit verbunden ist, so sichert sie unser Glück in gewissem Grade gegen alle Angriffe des Schicksals. Während sie jedem Genuß eine doppelte Würze leiht, benimmt sie unseren Leiden einen großen Theil ihrer Schärfe, und selbst wenn das ganze Leben keinen Anlaß zur Hoffnung mehr bietet, erhebt sie sich auf den Schwingen der Einbildungskraft über den dunkeln Horizont hinaus, der unseren irdischen Gesichtskreis begränzt, um in den unendlichen Regionen des Jenseits umherzuschweifen. Der philosophische Menschenfreund umfaßt in diesen lieblichen Schwärmereien das ganze Menschengeschlecht. Er sieht im Geiste alle Fortschritte in Künsten, Gewerben und Wissenschaften als eben so viele Förderungs-Mittel der Einigkeit, des Glücks und der Tugend der Menschheit, und inmitten der Zerrüttungen, welche die Thorheiten und die Vorurtheile seiner eigenen Zeit erzeugen, ruht sein Blick mit Wonne auf den Segnungen, welche ein aufgeklärteres Zeitalter der Nachwelt bringen wird. (Dugald Stewart)

— **Neues Knallsilber.** Die „Royal Dublin Society" machte jüngst einen Aufsatz von Professor Davy bekannt, über eine neue Säure (das Fulminin) und ihre Zusammensetzung. Bei der Untersuchung dieser Substanz entdeckte er ein neues Knallsilber, welches die gewöhnlichen Eigenschaften der Howard'schen Composition hat, aber sich dadurch von derselben unterscheidet, daß es in Chlorin-Gas von selbst losknallt. Ein einziger Gran dieses Knallsilbers ist hinreichend, um an hundert einzelne Explosionen in jenem Gas hervorzubringen, und in einer Flasche, die eine halbe Unze des Gases enthält, lassen sich wohl tausend hervorbringen. Ein Tropfen davon in eine Mischung von Gas geschüttet, die nur $\frac{1}{100}$ Chlorin-Gas enthält, knallt sogleich auf. Es kann also zur sicheren Probe dienen, um das Daseyn dieses Gases zu ermitteln, und dürfte wahrscheinlich mit Vortheil statt der Knall-Composition gebraucht werden, die man jetzt bei Perkussions-Flintenschlössern anwendet. (L. P.)

— **Dalmatische Alterthümer.** In dem zum Kreise von Zara gehörenden Bezirke von Scardona, eine kleine Meile von der romantisch gelegenen Stadt Perussich, deren Kastell von den Grafen Possedaria aus Zara ehemals erbaut wurde, um den Morlachen der Umgegend in Zeiten des Krieges zum Zufluchtsorte zu dienen, liegt das ärmliche Dorf Podgarje. Nach der Peutingerschen Karte stand hier einst Aseria, von Ptolomäus Assisia, von Plinius Asseso und Asseria genannt. Der Letztere giebt ein Verzeichniß der Liburnischen Städte, welche verpflichtet waren, sich auf dem Landtage von Scardona einzufinden, und fügt ihnen die bevorrechteten Asseriaten (immunesque Asseriates) hinzu. Dieses Volk, das seine Behörden selbst wählte, und nach einigen Munizipal-Gesetzen regiert wurde, muß reich und mächtig gewesen seyn. Die Ringmauer der Stadt ist noch über den Boden erkennbar und hat 3600 Römische Fuß im Umfang; ihre Form ist die eines Oblongum. Das Material der Mauer ist gewöhnlicher Dalmatischer Marmor, einige dieser Steine sind zehn Fuß lang und alle von ansehnlicher Dicke. Die Mauer ist im Durchschnitt acht Fuß, in dem engsten Winkel aber, der nach dem Fuße des Hügels zu liegt, auf welchem die Stadt gebaut war, ist sie eilf Fuß dick. An einigen Stellen ragen jetzt noch ziemlich hohe Mauertheile über die Erde hervor; an einer einzigen Stelle finden sich offenbare Spuren eines Thores, das jetzt mit Trümmern bedeckt ist; mancher unter den Landleuten der Umgegend erinnert sich noch, dasselbe deutlich gesehen zu haben; ein zweites Thor hat sich vielleicht an der Stelle befunden, wo man jetzt eintritt. Außerdem nimmt man noch zwei andere Oeffnungen wahr, über deren Bestimmung man noch nicht im Klaren ist, da sie dem Anscheine nach weder Thore, noch Wasserwege gewesen seyn können. Die mittlere Bastion, welche mit dem Festungsbau der neueren Zeit große Aehnlichkeit hat, ist höchst bemerkenswerth. Der gelehrte Alterthumsforscher könnte hier manche Merkwürdigkeit entdecken, und wenn man Ausgrabungen innerhalb der Mauern anstellen wollte, so würde deren Resultat wahrscheinlich sehr ergiebig seyn, da dort dergleichen im Großen noch nicht angestellt worden sind und die Mauern unfehlbar einen Schatz von verschütteten Alterthümern umschließen. Die Stadt wurde vielleicht durch ein Erdbeben oder bei einem plötzlichen Einfalle der Barbaren zerstört. Inmitten des Raumes, der die Ueberreste von Asseria verbirgt, steht die Kirche der am Fuße des Hügels liegenden kleinen Stadt, die aus den an Ort und Stelle vorgefundenen und ausgegrabenen Bruchstücken erbaut wurde; hin und wieder sieht man in derselben beschädigte Inschriften und Stücke grandioser Karniese.

— **Kraft und Muth des Eisbären.** Der Eisbär zieht sich gewöhnlich vor Menschen zurück, ist aber, wenn er angegriffen wird, ein furchtbarer Feind. Capitain Scoresby erzählt in seiner Reise nach Grönland einige interessante Anekdoten in dieser Hinsicht: „Vor wenigen Jahren war ein Wallfischfahrer an der Küste von Labrador ganz vom Eise eingeschlossen. Ein Bär, den man schon lange in der Nähe des Schiffes gesehen hatte, wurde endlich so keck, daß er fast an Bord kam, wohin ihn vermuthlich die Ueberreste der Speisen lockten, die der Koch über Bord warf. Eben hielt die ganze Mannschaft ihre Mahlzeit, und kein Mensch war auf dem Verdecke. Ein verwegener Kerl, der zuerst hinausblickte, sprang, mit nichts als einer kurzen Hebestange versehen, auf's Eis, um den ganzen Ruhm des Kampfes allein zu erringen. Allein der Bär, vermuthlich durch seinen Hunger noch kühner gemacht, entwaffnete den Gegner, packte ihn mit seinem gewaltigen Rachen beim Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit fort, daß er, als die Kameraden des Burschen voll Entsetzen aufsuhren und hinschauten, schon weit außer ihrem Bereiche war." — Capitain Munroe vom Neptun erzählt das ziemlich spaßhafte Resultat eines eben so unklugen Angriffs auf einen Bären, der 1820 bei Grönland geschah. „Das Schiff lag an einem Eisstück vor Anker, und man bemerkte einen Bären, der in bedeutender Entfernung auf Beute lauerte. Einer aus der Mannschaft, durch starken Genuß von Rum beherzt gemacht, unternahm es, den Bären anzugreifen. Bloß mit einem Wallfisch-Speere ausgerüstet, ging er etwa eine halbe Meile weit über lockeren Schnee, bis er noch wenige Schritte von dem Feinde entfernt war, der ihm zu seinem Erstaunen trotzig die Stirn bot. Sowohl dies als der bereits verdampfte Rum lähmten seinen Muth, und er blieb mit gefällter Lanze stehen. Der Bär stand ebenfalls still. Der Abenteurer hatte keine Lust mehr zur Offensive und neckte bloß den Feind durch Schreien und Bewegungen mit der Lanze; allein letzterer blieb unverrückt auf seinem Posten. Schon zitterten dem Matrosen alle Glieder, allein die Furcht, sich lächerlich zu machen, verwehrte ihm den Rückzug. Plötzlich fing der Bär an, vorzurücken; jetzt entsank unserem Abenteurer aller Muth und point d'honneur; er schwenkte sich und floh. Der Feind setzte ihm rüstig nach, und da er sich besser auf's Wandern über den Schnee verstand, war er ihm bald an den Fersen. Der Flüchtling warf den Speer von sich, der ihn auf seinem Rückzug hinderte. Dies erregte zum Glück die Aufmerksamkeit des Verfolgers; er blieb stehen, betastete das Ding, biß hinein und erneuerte dann die Jagd. Schon war er dem Seemann wieder an den Fersen. Dieser, welchem die gute Wirkung der Lanze nicht entgangen war, ließ nun einen seiner Handschuhe fallen; die List gelang, und während Braun sich verweilte, um den Handschuh zu untersuchen, gewann der Fliehende einen bedeutenden Vorsprung. Der Bär setzte die Verfolgung hartnäckig fort, ward aber durch einen anderen Handschuh und endlich durch einen Hut aufgehalten, den er mit seinen Tatzen und Vorderzähnen in Stücke riß. Ohne Zweifel würde der Unbesonnene bald sein Opfer geworden seyn, denn jetzt erschöpfte sich jählings seine Kraft, wenn die anderen Matrosen nicht schnell und zu rechter Zeit herbeigeeilt wären. Die kleine Phalanx öffnete ihm eine Passage und schloß sich dann wieder, um den kecken Stürmer zu empfangen. Obgleich nun außer dem Bereich seines Gegners, rannte der von Furcht fast entseelte Matrose mit derselben Anstrengung weiter und rastete nicht eher, als bis er wohlbehalten das Schiff erreicht hatte. Der Bär aber machte Halt und überschaute seine Feinde ein Weilchen mit aller Vorsicht eines erfahrenen Feldherrn; er fand sie zu zahlreich, um auf Erfolg rechnen zu können, wendete um und rettete sich durch einen ehrenvollen Rückzug."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Montag den 29. April 1833.

England.

Der Themse-Tunnel und seine bisherige Geschichte.

Bereits im Jahre 1802 wurde von einem unternehmenden Manne ein Projekt entworfen, unter der Themse, zwischen Rotherhithe und Limehouse, nicht weit von dem jetzigen Tunnel, einen Bogengang zu graben. Der Ingenieur, den man zu diesem Unternehmen ausersah, ein erfahrener Bergmann aus Cornwallis, war trefflich dazu geeignet. Nachdem er bei der großen Fähre und an der entgegengesetzten Seite des Flusses einige Versuche mit dem Bohrer ge[illegible]acht hatte, erklärte er, er wäre fest überzeugt, das Unternehmer[illegible]ede nicht so hoch zu stehen kommen, als man geglaubt habe. [illegible]ard demnach eine Subscription eröffnet und eine Gesellschaf[illegible]ildet unter dem Namen der „Themse-Bogen-Gesellschaft.“ [illegible]hten, Risse und Anschläge wurden gemacht, und nachdem man ei[illegible] Parlaments-Akte erlangt hatte, ging man ans Werk. Der Ing[illegible]neur fing damit an, daß er einen Schacht von 11 Fuß Durchmesser einsenkte. Allein die Hindernisse, welche die Natur des Bodens ihm entgegenstellte, wurden beim weiteren Vorrücken so groß, daß er in einer Tiefe von 42 Fuß von seinem Vorhaben abstehen mußte. Da indeß bei einem nochmaligen Versuche mit dem Bohrer die Berichte günstiger lauteten, so fand man sich bewogen, den Schacht, den man jetzt auf 8 Fuß im Durchmesser verengte, bis auf 76 Fuß Tiefe zu senken. Hier fand man aber, daß es gefährlich seyn würde, tiefer zu dringen. So standen die Sachen (im August 1807), als ein zweiter Ingenieur von der Gesellschaft angenommen wurde, der im Berg-Departement einen großen Ruf hatte. Zunächst vereinigten sich die beiden Ingenieure dahin, daß der unterirdische Weg oben 2 Fuß 6 Zoll und unten 3 Fuß breit seyn sollte. In einer Tiefe von 76 Fuß fanden sie den Boden aus einem festen, trockenen Sande bestehend, und hier eröffneten sie den Gang, welchen sie in sanft ansteigender Richtung fortführten. Der Gang wurde 814 Fuß weit immer durch festen trockenen Boden geführt, wobei man die Vorsicht gebrauchte, ihn mit festen Bohlen zu bekleiden. Noch 138 Fuß wurden durch eine 8 Fuß dicke Lage von Kalkstein gearbeitet, allein am 21. Dezember war man kaum 2 Fuß tief in die Lage welche unmittelbar über den Kalkfelsen sich befand, gedrungen, als die Decke sich löste und eine so große Höhlung erzeugte, daß ein Mann darin stehen konnte. Es muß bemerkt werden, daß, als dieser Unfall sich ereignete, noch wenigstens 30 Fuß Erdreich zwischen dem Gange und dem Wasser selbst sich befand. Dem Ingenieur gelang es, die Höhlung auszufüllen und zu verrammen, allein der ganze Grund über dem Felsen war so beschaffen, daß, als eine ungewöhnlich hohe Fluth eintrat (26. Januar 1808), er nochmals in den Gang brach, und bald drang der Fluß durch den 25 Fuß dicken Grund nach. Dies war dieselbe Fluth, welche die Brücken in Deptford und Lewisham wegriß. Nachdem der Ingenieur diese Höhlung glücklich verstopft und geschlossen hatte, begaben sich die Minirer wieder in den Gang, der jetzt nur 3 Fuß Höhe hatte, um die gefährliche Stelle durchzugraben. Sie mußten auf den Knieen arbeiten, allein trotz aller Anstrengung, das andere Ufer zu erreichen, wurden sie dennoch durch wiederholtes Eindringen von Sand und Wasser davongetrieben. Der Ingenieur, als er den Grund von oben sondirt hatte, erklärte, er wäre überzeugt, daß die beiden Brüche unterhalb mit einander in Verbindung ständen, und es sey daher unmöglich, anders vorzudringen, als mittelst eines Kasten-Baues. Am 30. März 1809 setzten die Direktoren eine Belohnung aus für den besten Plan, um den Bogengang zu vollenden. In Folge dessen wurden 54 Pläne eingereicht, die man Sachverständigen zur Prüfung vorlegte. Diese erklärten einstimmig, daß nach allen diesen Plänen die Ausführung eines Bogenganges von hinlänglichem Umfange unter der Themse unmöglich wäre, wobei sie jedoch bemerkten, daß sie damit neuen Vorschlägen anderer geschickten Männer den Weg nicht verschließen wollten. Es wurde ein dritter Versuch von einem dritten Ingenieur gemacht, der oben, von dem Flusse aus, das Werk anlegte, allein eben so fruchtlos. So endeten im Jahre 1809 alle Bemühungen und Anstrengungen, die man beinahe 7 Jahre hindurch gemacht hatte, in welchem Zeitraume man nicht einmal einen hohlen Weg zu Stande brachte, und die Minirer hatten noch keine jener Schichten berührt, in welchen eigentlich der Bogengang ausgehauen werden mußte.

Mehrere Jahre später wurde Herr Brunel von einem der eifrigsten Förderer des Unternehmens (Herr J. Wyatt) bewogen, diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zu widmen, und nachdem man ihm alle Dokumente, die sich auf die ersten Versuche bezogen, zugestellt hatte, entwarf er seinen Plan, dem er die Idee zum Grunde legte, daß sowohl die Ausgrabung als der Bau zu gleicher Zeit und in vollem Maße ausgeführt werden könnten.

Ehe wir den Plan des Herrn Brunel und die Mittel zu dessen Ausführung darlegen, müssen wir zuvörderst bemerken, daß der Tunnel 38 Fuß Weite und 22 Fuß 6 Zoll Höhe von außen hat, und daß bereits eine Strecke von 600 Fuß, im Stil eines doppelten Bogenganges, vollendet worden ist, obgleich der Ansicht des Publikums nur erst Ein Bogengang offen steht. Die Höhlung, welche dieser Bau unter der Themse einnimmt, bietet demnach einen Querschnitt von 850 Fuß dar, welches 60 Mal den Umfang jenes früher gegrabenen Ganges ausmacht. Um jedoch dem Leser eine noch deutlichere Darstellung von diesem Umfange zu geben, bemerken wir ihm, daß der Tunnel weiter ist als das Unterhaus, welches nur 32 Fuß Weite und 25 Fuß Höhe hat und daher nur einen Querschnitt von 800 Fuß darbietet. Bei hohem Wasserstande steht die Oberfläche des Flusses 75 Fuß über dem Grunde der Höhlung, folglich dreimal so hoch, als dieser Raum selbst. Diese Umstände, auch abgesehen von der Beschaffenheit des Grundes, sind hinreichend, um dieses Werk zu einer der kühnsten Unternehmungen der Ingenieurkunst zu machen.

So sehr auch der erste Versuch alle Hoffnungen des Erfolges niederzuschlagen schien, so waren doch Beweise genug vorhanden, welche darthaten, daß, wenn man in der trockenen festen Sandlage begänne und sich nur dicht unter der Thonlage, die den Grund des Flusses bildete, hielte, Raum genug wäre, um das Werk zu Stande zu bringen, obgleich der dazwischen liegende Boden sich an manchen Stellen als sehr locker erwiesen hatte. Alle Berichte der Minirer stimmten mit der Meinung der Geologen überein, daß der Tunnel am besten möglichst nahe an dem Grunde des Stromes zu ziehen wäre, so weit es nämlich die Sicherheit des Werks gestattete. Die erste Idee zu dem Plan einer Höhlung, die einem so mächtigen Wasser-Andrang widerstehen sollte, kam dem Ingenieur durch den Anblick eines Stücks von einem Schiffskiel, welches von einem Wurm, den man Terida nennt, ausgehöhlt worden war. Er entnahm daraus, daß es zweckmäßig wäre, gleich auf ein Mal eine runde Oeffnung von hinlänglicher Weite zu machen. Diese Idee verbesserte er dahin, daß mehrere einzelne Höhlungen neben einander zu gleicher Zeit gemacht werden sollten, mittelst eines Apparats, den man den Schild nannte. Dieser Schild hat im Ganzen viel Aehnlichkeit mit einem Kasten-Bau, wird aber horizontal, statt vertikal, angelegt. Er besteht aus zwölf parallelen Gerüsten, die dicht an einander liegen, wie eben so viele Bände in einem Büchersach. Jedes Gerüst, beinahe 22 Fuß hoch, hat drei Stockwerke; das Ganze bildet daher 36 Abtheilungen oder Zellen. Von diesen Zellen aus können die Minirer, gleichsam als eben so viele Terido's, immer einen kleinen Raum auf ein Mal aushöhlen, während Andere hinter ihnen die gemachte Höhlung sogleich mit Backsteinen fest ausmauern. Um die Gerüste von der Stelle zu bewegen, ist jedes mit zwei starken Füßen versehen, die ihrerseits auf zwei starken Schuhen ruhen (nicht unähnlich den Eisschuhen). Diese Füße haben Gelenke, wodurch man die Gerüste vorwärts schieben kann. Der Schild hat bereits 600 Fuß zurückgelegt und einen eben so langen festen Bau in Form einer doppelten Arkade hinter sich gelassen.

In Hinsicht der äußeren Form des Baues und der Art seiner Ausführung muß es Leuten vom Fach einleuchten, daß die festeste Bauart, und die am besten geeignet ist, in angeschwemmten Erdschichten von verschiedener Dichtigkeit jeden Einsturz zu verhindern, die Quader-Form ist. Auf diese Weise ist das Bette des Flusses in der That mit einer Unterlage versehen worden, wie man großen Gebäuden eine Unterlage giebt, ehe man den oberen Bau aufführt.

Was bei einem Werke dieser Art unumgänglich erforderlich war, ist, daß es jedem nur ersinnlichen Unfalle Trotz bieten könnte. Herrn Brunel's Entwürfe wurden von dem Herzog von Wellington, von Dr. Wollaston und mehreren Ingenieuren und Sachkundigen als wohl berechnet erkannt, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, wiewohl man damals nicht ohne Besorgniß war über die Folgen, die ein Durchbruch des Wassers haben möchte, und die ungeheuren Verheerungen, die er anrichten müßte. Der Ingenieur gab aber solche Auskunft, welche fast jede Furcht beseitigte, und man muß bekennen, er hat seine Behauptungen seitdem durch unwiderlegliche Thatsachen bestätigt.

Unter diesen Auspizien wurde der Plan im Jahre 1823 dem

Publikum vorgelegt, und im Monat Februar 1824 war die Subscription bedeutend genug, um das Werk beginnen zu können.

Nachdem die Gesellschaft durch eine Parlaments-Akte im Jahre 1824 bestätigt worden, fing man im März 1825 das Werk an. Es wurde ein Schacht von 50 Fuß Durchmesser angefertigt, der zuletzt den Weg abwärts für die Fußgänger bilden sollte. Dieser Bau wurde anfangs auf Pfeilern errichtet und zu einer Höhe von 42 Fuß ausgeführt, mit Einschluß eines Kranzes von Gußeisen, worauf er gesenkt werden sollte. Eine Dampfmaschine von 30 Pferden Kraft wurde auf den Obertheil des Gebäudes angebracht. Jetzt wurden die Pfeiler weggenommen, und der Thurm ruhte nur auf dem eisernen Kranze. So wie man nun den Grund wegschaffte, mußte natürlich das Ganze sich senken. Auf diese Art wurde ein Bau, der an 1200 Tonnen wog, bis zu 40 Fuß hinabgesenkt, durch eine Erdschichte von 26 Fuß Dicke, die aus Kies und Sand mit Wasser bestand, und welche den Minirern fast unüberwindliche Schwierigkeiten dargeboten hatte. Bemerkenswerth ist noch, daß zu dieser Operation und zu dem Bau des ganzen Tunnel der Ingenieur keine größere Dampfmaschine gebrauchte, als man beim Graben des hohlen Weges angewendet hatte. Da der eigentliche Tunnel in einer Tiefe von 40 Fuß angelegt werden sollte, so wurde der Schacht, durch Unterlagen, zu 64 Fuß verlängert, indem man den Seitenraum für den horizontalen Gang offen ließ. Auf dem Boden des Schachts wurde ein Brunnen oder eine Cisterne von 25 Fuß im Durchmesser angelegt, um den Grund trocken zu halten. Doch indem man ihn senkte, brach plötzlich der Triebsand in das Werk ein. Dies bestätigte den Bericht der Minirer und Geologen, daß in einer Tiefe von 80 bis 85 Fuß unter dem Wasserspiegel ein gefährliches Sandlager sich befinde. Der Schild bestand, wie bereits bemerkt, aus 36 Zellen, in welchen die Leute arbeiten sollten. Das Ganze bildete zugleich eine mächtige Wehr gegen das Erdreich. Die Seiten und der Obertheil sind mit Schiedern versehen, welche dem Fachwerk eines Kasten-Baues entsprechen. Jede Zelle kann, mittelst der oben beschriebenen Füße, besonders von der Stelle bewegt werden, das Ganze aber wird in dem Maaße vorgeschoben, wie man mit dem Werke weiter rückt. Jeder Arbeiter sorgt für die Sicherheit seiner eigenen Zelle, indem er die Fronte der gemachten Höhlungen mit schmalen Brettern steift, und während der Minirer vorn arbeitet, bauen die Maurer hinter ihm den gewonnenen Raum mit Backsteinen aus.

Der Schild wurde hineingebracht unter ein festes Lager von Thon, und die Arbeit in demselben begann am 1. Januar 1826. Er war noch nicht 9 Fuß weit vorgerückt, als man fand, daß die feste Erdschichte mit einem Male aufhörte und das Werk einem bedeutenden Einbruch von Wasser und Triebsand Preis gab. Daher kam man 32 Tage lang sehr langsam vorwärts. Den 14. März indessen erreichte man wieder festen Grund. Von diesem Tage an bis zum 14. September wurden 260 Fuß des Tunnels vollendet, als man abermals an eine lockere Stelle gelangte und fand, daß sich über dem Schild eine Höhle gebildet hatte. Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich an diesem Tage. Der Ingenieur theilte den Direktoren mit, daß, wenn die eben beginnende Fluth auf's höchste gestiegen seyn würde, so werde, nach seiner Vermuthung, der Boden des Flusses einbrechen, es wäre aber Alles auf diesen Fall vorbereitet. Es geschah wirklich, wie er gesagt hatte. Wiewohl dies der erste Unfall dieser Art unter dem Flusse war, erschracken die Minirer doch nicht im geringsten, als sie die sich losbröckelnde Erde und das Wasser auf das Dach des Schildes fallen hörten. Die Höhle füllte sich bald von selbst aus, und man fuhr mit großer Vorsicht fort, zu arbeiten. Am 2. Januar 1827 waren bereits 350 Fuß des Tunnels vollendet, als in dem Augenblicke, wo man eines der Vorsatz-Bretter, womit man die Fronten der gemachten Aushöhlungen steifte, wegnahm, eine Masse lockerer Erde, durch eine ungewöhnlich hohe Fluth losgerissen, mit fast unwiderstehlicher Gewalt eindrang. Dennoch wurde, mit Hülfe der für solche Fälle bereit gehaltenen Mittel, ein Einbruch des Flusses glücklich verhindert.

Die Einwirkung der Fluth auf den Grund in einer Tiefe von nicht weniger als 30 Fuß erhöhete, mehr als alles Andere, die Schwierigkeiten und machte sie gefahrvoller. In seinem natürlichen Zustande ist der Grund fest; allein eine Aushöhlung von so weitem Umfange, die dem Abfluß und dem Zuströmen des Wassers neue Wege öffnete, bewirkte, daß mehrere Erdschichten weicher und lockerer und manche selbst ganz aufgelöst wurden. Diese Umstände machten die Arbeiten äußerst langwierig und mühselig. Man mußte daher darauf denken, dem Boden erst eine gewisse Festigkeit zu geben, ehe man den Grund des Werks legen konnte. Dies wurde bewerkstelligt, indem man ihn mit dicken Bohlen ausfütterte, die so fest zusammengedrängt wurden, daß sie der größten Last widerstehen konnten.

Vom 14. Januar bis zum 14. April, obgleich der Boden im Allgemeinen so locker war, daß man überall beim Aushöhlen Wasser und den Bodensatz des Flusses fand, kam man doch mit dem Werke weiter, als bisher noch in einem gleichen Zeitraum geschehen war. Indeß, da der Boden sich immer lockerer zeigte, so untersuchte der Ingenieur den Grund des Flusses mit der Taucherglocke. Dies geschah zum ersten Mal den 22. April. Beim zweiten Untertauchen suchte man vergebens einen Hammer und eine Schaufel, die man das erste Mal auf dem Grunde des Flusses zurückgelassen hatte. Man fand sie später beim Aushöhlen, wenigstens 18 Fuß unter dem Boden des Flusses.

Der Schild hatte sich durch den lockern Boden durchgearbeitet und jetzt einen festen Grund erreicht, als mehrere Schiffe, die mit der Fluth einliefen, gerade über dem Tunnel Anker warfen, auf einer Stelle, wo seit dem Eröffnen der Docks noch kein Schiff geankert hatte. Der Strom, dadurch gehemmt, schwemmte das feste Erdreich weg, welches den weichen Boden bis jetzt gegen die Fluth geschützt hatte, und bald drang der Fluß in den Tunnel und füllte ihn mit Wasser, trotz aller Anstrengungen dagegen. Dies geschah den 18. Mai 1827.

Als man die Höhlung mit der Taucherglocke untersuchte, fand man den Bau völlig unversehrt und den Schild ebenfalls unbeschädigt. Man ging sogleich an das Ausbessern mittelst Säcken, die mit Erde gefüllt und mit dünnen Haselruthen umwunden waren. An 3000 Tonnen von dieser Füllung wurden erfordert, um den Riß zu verstopfen, der 38 Fuß Tiefe hatte.

Am 21. Juni war der Tunnel frei genug von Wasser, um den Eingang zu gestatten, und in der Mitte Augusts war alle eingedrungene Erde gänzlich fortgeschafft. Der Bau war unverletzt, aber die Gerüste waren oben auseinander gewichen, indem die Kette, welche sie zusammenhielt, losgerissen war. Nichts konnte einen deutlicheren Begriff von der ungeheuren Gewalt des Einbruchs geben, als der Zustand, in welchem man die Innenseite des Bogens fand. Das Mauerwerk war beinahe nur noch halb so dick, als wäre es mit Kanonen von kleinem Kaliber beschossen worden. In dem dicksten Theile des Grundes war eine Höhlung, wie von einer 14zölligen Bombe. Mehrere schwere Stücke Eisen aus dem Gerüste waren verschwunden, wurden aber später tief in dem Boden wiedergefunden, als wären sie mit Gewalt hineingerammt worden. Man ging wieder ans Werk und setzte es noch 50 Fuß weiter fort, und ungeachtet der Schild so sehr gelitten hatte, so ist doch kein Theil des Baues so fest angelegt, als diese 50 Fuß. Das Ganze war nun bis zur Mitte des Flußbettes geführt.

In Folge des eben geschilderten Einbruchs war der Grund wieder bedeutend lockerer geworden, und am 12. Januar 1828 waren besonders die größten Vorsichtsmaßregeln gegen die drohende Gefahr nöthig. Man hieß die Leute zeitig genug hinausgehen, bis auf vier, welche der jüngere Brunel bei sich behielt. Man that Alles, um die eindringende Erdmasse abzuhalten, allein das Erdreich, das wie ein Lavastrom sich heranwälzte, brach mit unwiderstehlicher Gewalt herein. Einer von den Leuten entrann, allein, eben als Herr Brunel die andern anwies, wie sie sich retten sollten, stürzte die Erde mit furchtbarem Krachen herein; alle Lichter erloschen zugleich. In dieser völligen Dunkelheit erreichte Herr Brunel den Schacht, an dessen Eingang bereits das Wasser stand. Die drei Männer waren nicht so glücklich; sie wurden die Opfer ihrer eigenen Unbesonnenheit und Neugierde, da sie sich unnöthigerweise zu lange aufhielten.

Dieses zweiten Einbruchs, obgleich unerwarteter und heftiger als der erste, wurde man durch dieselben Mittel Meister. Es gehörten nicht weniger als 4000 Tonnen Erde, besonders gefüllte Erdsäcke, dazu, um den Riß zu verstopfen. Als man wieder in den Tunnel kommen konnte, fand man den Bau abermals unverletzt, und der Schild diente als eine mächtige Barriere, um die Erdsäcke dagegen zu stemmen, die durch die Haselruthen, welche sich in einander wanden, zusammengehalten wurden.

So standen die Sachen, als die Direktoren, wegen Erschöpfung der Geldmittel, die Arbeit einstellen lassen mußten. Der gewölbte Weg wurde demnach an beiden Enden verschlossen, bis Mittel aufgefunden wären, das Werk wieder aufzunehmen.

So verheerend die beiden Einbrüche des Flusses auch waren, so hat doch die Thatsache, daß der Tunnel bis auf 600 Fuß fortgeführt worden ist, durch einen Boden, wo die erfahrensten Minirer keinen hohlen Weg zu Stande bringen konnten, hinlänglich dargethan, daß der Plan, nach welchem die Aushöhlung unternommen wurde, dem Zwecke vollkommen entsprach, und daß der Bau stark genug ist, um allen Unfällen zu trotzen. Schließlich dürfen wir annehmen, daß, wenn man mit einer noch nie erprobten Maschine beinahe die Hälfte des beabsichtigten Werks vollbrachte, nach den nun gewonnenen Erfahrungen und mit den Mitteln, welche diese allein an die Hand geben können, die zweite Hälfte glücklich und ohne Unterbrechung zu Stande kommen und weniger kosten wird, als die erstere.

Die Kosten des Tunnels betragen im Durchschnitt 6 Pfd. 3 Sh. 9 P. für jeden Kubik-Yard des fortgeschafften Erdreichs, mit Einschluß des Baues, welcher 960 Ruthen Backsteinmauer enthält. Die Durchschnittskosten für das (früher versuchte) Ausgraben des Weges betrugen 16 Pfd. 10 Sh. für den Kubik-Yard, wobei nicht mehr als 7 Ruthen Mauerwerk. (P. M.)

Bibliographie.

The convent of St. Claie. (Das Kloster.) Von Mistreß Sherwood.

The black death in the 14th century. (Hecker, über den schwarzen Tod.) Aus dem Deutschen übersetzt von Dr. Babington. Pr. $5\frac{1}{2}$ Sh.

The genius of judaism. (Der Geist des Judenthums.) Von einem Israeliten.

Frankreich.

Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers in Afrika.

(Schluß.)

Als die Franzosen in diesen Gegenden ankamen, wurden sie von mehreren Häuptlingen freundlich aufgenommen. Unsere Seeleute gingen getrost zwei oder drei kleine Meilen von Mers-el-Kebir auf die Jagd und tranken Milch in der Hütte eines Arabers, wie in den Sennhütten der Alpen. Wilde Beduinen setzten sich zu Offizieren an die Tafel und rauchten mit ihnen die Friedenspfeife. Nach und nach ist aber die Freundschaft gewichen und hat dem Mißtrauen Platz gemacht. Die Stämme sind weit von uns weggezogen, und um Oran ist es wüst geworden. Ein einziger Häuptling, der Kabi von Aseen,

zeigt sich fast immer unserer Sache günstig; doch schickt er uns von Zeit zu Zeit einige Kugeln, um die langweilige Monotonie einer Freundschaft ohne Hader zu unterbrechen. Dieser Mann, welcher an der Spitze eines kriegerischen unternehmenden Stammes steht, hat sich durch Handel mit Pferden, die er den andern Arabern stiehlt, um sie uns zu verkaufen, eine Quelle des Reichthums eröffnet, die er nicht verstopfen will, indem er mit uns sich entzweit. Haben wir nicht auch während des Angriffs auf Oran gesehen, wie die Belagerer mit den Belagerten um Lebensmittel handelten? Die Habsucht ist der stärkste Magnet, welcher den Willen dieses beweglichen Volkes lenkt. Solche Thatsachen hätten uns als Nordstern dienen sollen, wenn wir unseren neuen Nachbarn näher rücken wollten. Allein welchen Gewinn zogen die Einwohner des Beilik's Oran aus unserer Ankunft? Ihre alten Beherrscher, deren Tyrannei selbst durch die Dauer und durch das religiöse Primat, mit dem sie bekleidet sind, geheiligt war, wurden durch neue und ungläubige Herrscher vertrieben, ihre Moscheen in Kasernen verwandelt, ihre Heiligen und Marabut's proskribirt und der Faden aller ihrer Gewohnheiten, aller ihrer Traditionen durch das Schwerdt des Siegers zerhauen! Als Entschädigung dafür hat man ihnen Worte, Proclamationen hingeworfen, in denen man sie glücklich preist, vom Joche der Türken befreit zu seyn! Nun aber sind sie noch nicht civilisirt genug, um von Erdichtungen zu leben und um sich glücklich zu fühlen, weil man ihnen sagt, daß sie glücklich seyn sollen. Und war ihnen der Türkische Despotismus wirklich so drückend? Wann der Bei ihren Kopf oder ihr Geld verlangte, antworteten sie ihm, wie die Spartaner dem Xerxes, „komm und hole sie", und — verschwanden in ihrer Wüste. Außerdem sahen sie da, wo wir nur Willkür erblicken, das äußere conventionelle Zeichen der Gerechtigkeit. Das sic volo, sic jubeo des Türkischen Chefs oder seiner Vertreter war eben ihre gesetzliche Form, während sie in unserer Legalität nur den Ausdruck des Rechtes der Gewalt erblicken. Man müßte ihnen die Gerechtigkeit unserer Urtheile evident machen; allein ich glaube nicht, daß man sich deshalb viel Mühe giebt. Ich gedenke nur der Hinrichtung eines Beduinen, welcher wenige Tage nach einem Scharmützel, in dem einige Franzosen umgekommen waren, mit einigen Lappen einer Französischen Uniform in Oran erschienen war. Er wurde kraft eines Gesetzes hingerichtet, welches jedem Franzosen, der überwiesen ist, einen anderen Franzosen auf dem Schlachtfelde verstümmelt und beraubt zu haben, die Todesstrafe zuerkennt. Also kann die Regierung auf das schlichte Erkenntniß eines Kriegsraths Ausländer in Franzosen verwandeln! Was würde man dazu sagen, wenn der König von Sardinien, nach dem Rechte seiner Erbstaaten, einen seiner Unterthanen in partibus aus Cypern oder Jerusalem, den der Zufall ihm in die Hände gespielt hätte, als Rebellen verurtheilen ließe? Allein es ist bei den Europäern, die sich in Afrika niedergelassen, vorwaltender Grundsatz, nach dem Recht des Schwerdtes zu regieren, wie die Türken; als ob, wenn die Data des Problems sich ändern, die Lösung dieselbe bliebe; als ob die Franzosen Türken wären oder beide Nationen den Eingebornen in gleichem Verhältniß gegenüber ständen. Oh! wer wird uns in Afrika, wie in Frankreich, von jenen Formel-Menschen befreien, die alle ihre Ideen, ihren ganzen Geist in einige Sylben legen und Menschen und Dinge unerbittlich foltern, um sie in den beschränkten Raum einer Phrase zu zwängen! Boileau fand, daß einige Jesuiten etwas von den Topinambu's hatten; ich habe mehr als einen Franzosen kennen gelernt, der etwas Beduinisches an sich hatte. Glücklicherweise arbeiten zuweilen Thatsachen der falschen Richtung des Menschengeistes entgegen. Wenn also nur Institutionen von einiger Bedeutung in Oran Wurzel fassen, so wird man auch die benachbarten Stämme herannahen sehen, um ihre Früchte zu genießen und in freundschaftlichem Verkehr höheren Gewinn zu suchen, als in feindseligen Verhältnissen. Es kommt hauptsächlich darauf an, zu wissen, ob Oran etwas mehr seyn könne, als eine in Feindes Land errichtete Festung, um Marocko zu beobachten und den Hafen Mers-el-Kebir zu schützen. Die Unzuverlässigkeit der Notizen, die man bis jetzt über das Beilik Oran hat, und der Wassermangel, der sich in dem Lande, das wir übersehen können, bemerken läßt, erlauben nicht, zu entscheiden, ob die Stadt, wie Algier, der Hauptort einer Acker-Kolonie werden könne. Einige Personen behaupten, Oran ließe sich zum Zentralpunkt eines wichtigen Handels machen, weil ein Theil der Produkte, die jetzt durch die Häfen von Marocko auslaufen, eine natürliche Richtung nach Oran nehmen würde. Allein dann müßte die Stadt einen Hafen zum Verkehr haben. Daß die Anlegung eines solchen möglich sey, ist durch einen geschickten Ingenieur dargethan worden, der die Kosten auf 1,500,000 Franken berechnet.

Da bis jetzt nicht die nöthige Macht da ist, die der Wirkung des Hasses, welchen die Ueberwundenen sehr natürlich gegen den Sieger fühlen, das Gleichgewicht hält, überlassen sich die Stämme des Landes Oran von Zeit zu Zeit launenhaften Feindseligkeiten. Ein Wort, ein Zusammentreten, ein Markt ist ihnen genug, um die Abneigung, die sie uns geschworen, durch Büchsenschüsse kund zu geben. Es liegt ihnen wenig daran, ob ihr Unternehmen vernunftgemäß und zu rechtfertigen ist, oder nicht, wenn es ihnen nur Vergnügen macht. Da erscheinen sie denn an einem schönen Morgen bewaffnet um die Stadt. Sogleich beginnt die Einbildungskraft unserer Hypothesen-Schmiede ihr Spiel, um in dieser blinden Bewegung einen Plan, einen Zweck, ein großes Ganze zu suchen. Nach meiner Meinung aber ist es fast alle Mal grillenhafte Laune, welche die Araber zu ihren Kämpfen mit uns treibt; kann ja von Verbrechen die Rede seyn, so ist es gewiß ein unvorsätzliches. Einige von ihnen erwachen mit dem Wunsche, den Franzosen einmal zu Leibe zu gehen; sie schlagen ihren Kameraden die Partie vor, und diese wird beifällig angenommen, von den Meisten, um sich eine gesunde Bewegung zu machen, wie man in Europa auf die Jagd geht, von Einigen, um ein frommes Werk zu thun. Sie finden es bequemer, ihr Heil mit Blei zu erkaufen, als mit Gold; denn sie sind nicht reich; allein sie haben Flinten und Jatagan's. Ihr Charakter ist so unruhig, ihr Wille so lebhaft und unbeständig, daß sie oft ganz uninteressirt handeln, ohne ein Ergebniß zu hoffen. So haben sie mehrmals in aller Feierlichkeit Deputirte geschickt, um mit den Abgeordneten des Ober-Generals zu unterhandeln. Sollten sie sich nun erklären, so fand sich, daß sie nichts zu sagen hatten und leere Declamationen hielten, bis man sie in den Kreis des Positiven einschloß. Jetzt halfen sie sich damit, daß sie die Räumung Oran's von Französischer Seite verlangten, indem sie jede zur Einschiffung nöthige Frist gewähren wollten, aber sie brachten irgend eine andere eben so abenteuerliche Zumuthung hervor, die ohne Lachen weder ausgesprochen noch aufgenommen werden konnte. Der ritterlichen Gewohnheiten der Mauren Spaniens sich erinnernd und von jener Windbeutelei geleitet, die alle Orientalen auszeichnet, kündigen sie dem Feinde oft den Augenblick der Attacke an. Als sie bemerkten, daß wir, hinter unsere Mauern zurückgezogen, ihrer Kampflust Zeit ließen, in Pulverdampf zu verdunsten, forderten sie uns durch einen Herold zu offenem Kampf in der Ebene.

Es liegt etwas Ueberraschendes und Malerisches in der Art, wie die Beduinen einen Platz angreifen; sie belagern ihn nicht, sie beschießen ihn mit kleinem Gewehr. In den ersten Tagen des Mai mußten die Franzosen in Oran den hartnäckigsten Sturm bestehen. Zu Ende April erfuhren wir durch Spione und selbst durch die Ankündigung unserer gefälligen Feinde, was im Werke sey. Den dritten Mai, in der Stunde, wo das erste Morgenlicht nur noch über die obern Umrisse der Ebene hingleitet, ließ sich ein knisterndes Musketenfeuer vernehmen; unsere Leute waren schon längs der Wälle aufgestellt. Indessen blieb noch Alles vor unseren Blicken ruhig und regungslos; nur daß wir von Zeit zu Zeit an einem der heller werdenden Streifen des Horizonts ein wachsendes Phantom sahen. In dem Maße, als die Schatten der Nacht flohen, unterschieden wir die wellenartigen Bewegungen der Beduinen. Nach und nach belebte sich die Scene: Araber zu Fuß und zu Pferd, in weißen und schwarzen Mänteln; die Fußgänger von den Reitern gedrängt, geschleppt, farandolirt; Alle liefen, wackelten, klafften. Wo ein barbarischer Führer sich zeigte, rannten die unglücklichen Fellah's hin und her, wie eine Heerde, die auf das Gebell des Leithundes sich zerstreut oder zusammendrängt. Tapfer aus Furcht, liefen sie herbei und opferten ihr unbekanntes Daseyn dem Willen ihres Chefs. Die Letzteren wählten immer den glänzendsten Theil der Gefahr, sprengten gerade auf die Stadtmauer los, als wollten sie dieselbe mit der Brust ihrer Pferde einrennen, machten in der Entfernung eines ungeheuren Büchsenschusses Halt, feuerten ihr Gewehr ab und galoppirten wie der Blitz wieder zurück. Just gerade im Angesicht eines Stadtthores öffnet sich die Hauptstraße des ruinirten Dorfes, welches eine Vorstadt bildete. Dort tummelte sich eine Menge Beduinen zu Fuß mit bewundernswürdiger Hast herum; sie warfen sich hinter die Trümmer, guckten hervor und zogen den Kopf gleich wieder zurück, und fuhren hin und her, wie ein Haufe Ratten, die sich in Löcher verkriechen wollen. Dieser Krieg, ganz Lärm und Dampf, wenigstens für uns, dauerte zwei Tage, als plötzlich eine kecke Bewegung des Feindes ihm ein ernsteres Ansehen gab. Jenseits des Forts St. André, auf der Verlängerung des Randes des Hohlweges, erhebt sich das Fort St. Philippe, welches durch eine Brustwehr mit der Stadt zusammenhängt. Hinter dieser Brustwehr liegt verfallenes Gemäuer, durch welches die Beduinen, wie durch Laufgräben, unbemerkt bis hinter die kleine Mauer der Gegenböschung schlüpften. Unter diesem Obdach suchten sie sich ruhig ihre Opfer aus und schleuderten einen Hagel von Steinen gegen den Wall. Nur die Nacht vertrieb sie aus dieser vortheilhaften Stellung, deren erneute Besitznahme wir ihnen des anderen Morgens unmöglich machten. Sie begnügten sich damit, uns einen Offizier und einige Soldaten getödtet zu haben, und zogen sich, von eigenem Verlust ermattet, besonders aber der Bewegung und des Lärmens müde, in ihre alten Lagerplätze zurück. Wenn ich einen Ueberschlag ihrer Menge wagen darf, so mochten sie etwa 4000 Mann stark seyn; aber diese geringe und armselige Zahl wird wohl von dem offiziellen Bülletin weit überboten werden. (R. E.)

Bibliographie.

Angélique — oder der Trauring. Novelle aus der Zeit der letzten Polnischen Revolution. Von einer Dame. Pr. 4 Fr.

La caserne. (Die Kaserne.) Militairisches Sittengemälde. Von Leon Vidal und J. Delmart. Pr. 7½ Fr.

Abraham Pinedo. — Der Arzt von Amsterdam. Holländische Erzählungen von Arnold da Costa.

Ostindien.

Indische Panoramen.

1. Benares.

Der Radschah von Benares hat, obgleich er der Macht, welche seine Vorfahren übten, beraubt ist, dennoch seinen Titel und ein seinem Range angemessenes Einkommen behalten; er residirt in Ramnaghur, einem einige Meilen am Strome aufwärts gelegenen festen Palaste, und besitzt außerdem in der Nähe der Kantonnirungen ein großes im Englisch-Indischen Geschmacke gebautes Haus, wohin er sich zuweilen begiebt, um die Familien der Civil- und Militair-Beamten der Station während der großen Feste Hindustan's zu bewirthen. Der gute Geschmack und die Höflichkeit des Radschah treten

besonders vortheilhaft zur Zeit des Huli hervor. Die Hauptbelustigung bei diesem Feste bestehe darin, die Vorübergehenden mit rothem Staube zu bestreuen. Der Regen der Confetti bei den Italiänischen Karnevals ist unbedeutend gegen die Sündfluth, von der man in Hindostan an jenem Feste überschüttet wird. Die weiße Landestracht nimmt bald eine ganz andere Farbe an, und wenn gar der Staub mit Wasser getränkt ist, so ist es unmöglich, sich auf die Straße zu wagen, ohne von Kopf bis zu Fuß roth zu werden. Die muselmännische Bevölkerung nimmt an dieser Lustbarkeit Theil, und selbst die Europäer können sich der allgemeinen Ausgelassenheit nicht entziehen. Man sieht junge Offiziere, die mit diesem farbigen Staubregen ganz bedeckt sind, und auch die Damen sind nicht immer sicher, für ihre Toilette Gnade zu finden. Das schöne Geschlecht hat es daher in neuerer Zeit mit großem Vergnügen gesehen, daß an die Stelle der Staubbeutel Körbe mit Rosenblättern traten, eine Galanterie, die übrigens in diesem Lande außerordentlich kostspielig ist, weil man die Rosen dort sorgfältig für die Bereitung des berühmten Oels aufbewahrt, welches von den Indischen Familien in großen Massen verbraucht wird. Die Indischen Gärtner sind sehr ungehalten über die Art, wie die Europäischen Damen die Rosen pflücken, indem diese sich nicht damit begnügen, die vollkommen aufgeblühten Blumen zu brechen, sondern auch ganze Zweige mit zarten Knospen abschneiden. Der hohe Werth der Rose rechtfertigt den Zorn Azors gegen den Kaufmann, der eine einzige zu pflücken gewagt hatte, und die furchtbaren Drohungen, die jener in dem Mährchen der Tausend und Eine Nacht gegen ihn ausstößt.

Bei den Festen, welche der Radschah von Benares giebt, wird der Nautsch (ein Ballet) in seiner ganzen Pracht ausgeführt. Die Europäer werden dieses Schauspieles bald überdrüssig, aber die Eingebornen werden nicht müde, den Bewegungen ihrer Tänzer zuzusehen, sie bleiben die ganze Nacht hindurch mit musterhafter Geduld sitzen, die ununterbrochen auf einander folgenden Tänzer-Gruppen mit unverwandtem Auge betrachtend. Bei Festen dieser Art sitzt die Gesellschaft an dem Ende eines großen hell erleuchteten Saales; zu beiden Seiten steht die schaulustige Dienerschaft; ein Theil derselben befindet sich am andern Ende des Saales, um die Tanzkünstler einzuführen. Die Gruppen der Tänzer, welche eintreten, indem sie sich im Takte herumdrehen, bestehen aus sieben Personen, von denen nur zwei eigentlich tanzen; diese schreiten vor und stellen sich der Versammlung gegenüber; ihnen folgen drei Musiker, die etwas zurückbleiben, und zu jeder Seite stellt sich ein Fackelträger (Mussaulschih) hin, der seine Fackel, den Bewegungen der Hände und Füße der Tänzerinnen folgend, senkt und hebt. Die Tänzerinnen bieten dem Auge sehr malerische Formen dar, die nur leider durch ihre faltenreichen Gewänder etwas überladen erscheinen. Ihre Kleidung besteht in seidenen Beinkleidern von heller Farbe, die mit silbernen Borten und Stickereien reich verziert und so lang sind, daß man die Ringe mit Schellen, welche die Knöchel umspannen, nur dann und wann erblickt. Die Zehen sind mit Ringen bedeckt, eine breite silberne Kette kreuzt sich über dem Fuße. Ueber den Beinkleidern tragen sie ein Kleid von kostbarem Zeuge, das mit breiten Gold- und Silberborten und mit dicken Franzen von demselben Stoffe besetzt ist. Das Jäckchen, das von gewöhnlichem Umfange ist, wird von einem großen Schleier, der mehrmals über die Brust gelegt ist und in langen Zipfeln vorn und hinten herabfällt, fast ganz verdeckt; die Einfassung desselben besteht manchmal in den feinsten und kostbarsten Geweben von Benares. Hände, Füße und Hals sind mit Preziosen bedeckt, die meist von großem Werth sind; die Haare werden mit Bändern von Silberstoff gebunden und mit Nadeln von der schönsten Arbeit befestigt. Der Rand der Ohren ist rings herum mit Ringen besetzt, die eine Art von Franze bilden; der Ring in der Nase, etwa einen Kronthaler groß, besteht aus feinem Golddrath; an demselben hängen eine Perle und noch zwei andere Juwelen, welche sich vor dem Munde hin und her bewegen und dem Gesichte ein seltsames und unvortheilhaftes Ansehen geben.

Mit Ausnahme dieses schlechten Schmuckes ist die Tracht der Ballet-Tänzerinnen, wenn sie jung und hübsch sind und noch nicht die Sitte angenommen haben, sich die Zähne schwarz zu färben, nicht nur sehr reich, sondern auch von angenehmer Wirkung. Doch ist ein hoher und graziöser Wuchs erforderlich, um die große Masse von Stoffen, aus denen der Putz besteht, erträglich zu machen. Diese Tänzerinnen sind zugleich Sängerinnen; sie beginnen ihren Gesang mit außerordentlich hohen Tönen, welche sie so lange wie möglich aushalten; von den mannigfachen Modulationen der Stimme haben sie gar keine Vorstellung. Nicht minder barbarisch sind die Instrumente, mit denen sie ihren Gesang begleiten; diese sind nämlich zwei Arten von Guitarren und zwei kleine Becken, die von Zeit zu Zeit zusammenschlagen und mit dem Gesange, der manchmal klagend und weich wird, ein trauriges Ganze bilden. Noch seltsamer als die Musik ist der Tanz selbst; die Füße verlassen den Boden nur selten, sondern gleiten über denselben hin, während die Tänzerin die Arme hebt und den Schleier öffnet oder schließt, während sie eine gerade Linie oder einen Kreis beschreiben. Diese einförmigen Tanzfiguren werden beständig wiederholt und von den hinteren Gruppen nachgemacht. Dennoch sollen die Zuschauer manchmal über die Anmuth einer Favorit-Tänzerin in solche Begeisterung gerathen seyn, daß sie ihre Kleider zerrissen und ausriefen: Wah! Wah! Dergleichen ist aber äußerst selten, da der vornehme Indier öffentlich seine Würde nicht leicht kompromittirt, und in der Regel verharrt die Gesellschaft im unerschütterlichen Ernste. Nur das Gefolge der Tänzerinnen, die Fackelträger und Musikanten, bezeugten ihr Vergnügen durch Grimassen, Lächeln und den unübersetzbaren Ausruf: bothe! bothe! der das Uebermaaß in irgend einer Sache bedeutet.

Den Europäern würde es Mühe kosten, das Verdienst einer solchen Sängerin zu beurtheilen, die Hindus machen aber große Unterschiede. Die berühmte Nickie in Kalkutta hat lange Zeit im Orient den Rang einer Prima Donna behauptet. In Indien hat eine solche von der Konkurrenz oder Neuerungssucht nichts zu befürchten; die Mode ändert sich nicht, alle neue Methoden sind verbannt, und der Gesang eines Engels würde, wenn er anders wäre, als der der Nickie, keine Wirkung hervorbringen. Einige talentvolle Englische Sängerinnen, die sich in Kalkutta hören ließen und erfahren hatten, daß der König von Ude in Lucknow ein leidenschaftlicher Musikliebhaber sey, begaben sich in der Hoffnung auf ein Engagement am dortigen Hofe dahin; ihre Lunge war aber nicht stark genug, um Indische Ohren zu kitzeln, und sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Das Ballet schließt gewöhnlich mit einem Feuerwerk, in dessen Verfertigung die Indier sich auszeichnen. Viele Tänzerinnen sind sehr reich und werden theuer bezahlt. Die Nickie erhält für den Abend 1000 Rupien (etwa 600 Thaler).

Ein anderes zur Zeit des großen Duwallie-Festes in Benares sehr beliebtes Schauspiel ist die allgemeine Erleuchtung der Stadt mit bunten Oellampen, was vom Strome aus einen wundervollen Anblick gewährt. Benares ist berühmt wegen seiner Fabrik von Kinderspielzeug aus Holz und Thon, das zugleich zur Ausschmückung der Tempel gebraucht wird. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Wirthshaus-Scene. Früh am Morgen im Monat März 1829 hielt die Post von Antibes vor einem kleinen Wirthshause dicht bei Estrelles still, und der Wirth lud uns Passagiere ein, auszusteigen, indem wir doch warten müßten, bis ein eine halbe Stunde von hier durch den Regen übergetretener Fluß wieder gefallen sey. Die Nachricht war der ganzen Gesellschaft unangenehm; es war indessen nicht zu ändern. So stiegen wir denn aus und nahmen das Gastzimmer in Beschlag. Wir ließen Feuer anmachen, Licht anzünden und lauschten nun zum Zeitvertreib auf Pferde-Getrappel, indem wir uns eine Entschädigung für unser eigenes Mißgeschick in dem verdrießlichen Aussehen jedes ankommenden Reisenden versprachen. Wir brauchten nicht lange zu warten; denn bald nach uns kam ein Deutscher Baron in seinem eigenen Wagen an. Er besah sich erst mit mißvergnügter Miene die ärmlichen Zimmer des Hauses und schwankte augenscheinlich, ob er sich den Diligence-Reisenden zugesellen sollte; er unterdrückte indessen seinen Stolz und mischte sich in unsern Kreis, wo er sich aber bald dadurch abzusondern suchte, daß er seine ganze Aufmerksamkeit einer schönen Römerin zuwandte, welche mit ihrem Bruder, einem Künstler, nach Florenz ging; er war indessen nicht sehr glücklich, denn ein liebenswürdiger Franzose belagerte ihr das eine Ohr so zärtlich, daß sie auf dem anderen taub zu seyn schien. Wir hatten kaum unsere Plätze am Feuer wieder eingenommen, als ein Portugiesischer Courier auf seinem Wege von Lissabon nach Rom anhielt und laut über den nothwendig gewordenen Aufenthalt fluchte. Er gesellte sich ebenfalls zu uns. Einige Minuten später kam mit zwei Wagen der Kardinal Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse, an, der nach Rom ging, um dem Konklave beizuwohnen. Um diesen vornehmen Reisenden anständig zu logieren, da er sonst nicht ausgestiegen seyn würde, räumte der Wirth sein eigenes Zimmer ein, und Se. Eminenz wurde von zweien seiner Begleiter durch den Schmutz getragen. Es war ein sanfter, vornehm aussehender, kleiner Mann, mit besonders ausdrucksvollen Augen für seine 82 Jahre, und er erregte dadurch, daß er kürzlich den Quälereien der Minister ausgesetzt gewesen war, weil er, die in ihren Privilegien angegriffene Geistlichkeit vertheidigend, einen Artikel mit dem Motto: Etiam si omnes, ego non, geschrieben hatte, ein vermehrtes Interesse zu seinen Gunsten, so daß wir gern das Haupt vor ihm entblößten. Aber obgleich die ganze Gesellschaft, die schöne Römerin und der Portugiese vor Allen, sich wahrhaft freute, einen so würdigen Pfeiler der Kirche zu sehen, so muß ich doch bekennen, daß die Gegenwart seines Koches unendlich mehr gewürdigt wurde; denn vor seiner Ankunft waren wir in Verlegenheit wegen des Mittagessens, da unser Wirth seine Unfähigkeit, so viele Personen zureichend zu versorgen, eingestanden hatte. Jetzt waren schnell alle Schwierigkeiten beseitigt, und wir erhielten einen Beweis davon, was ein Talent selbst mit geringen Mitteln hervorzubringen weiß. Des Kardinals Professor der Gastronomie, werth seiner erhabenen Stellung, nahm sogleich seinen Oberbefehlshaber-Platz in der Küche ein, und nachdem er zuvörderst seinen Herrn versorgt hatte, erzeigte er uns, den Reisenden, die Ehre, uns ein treffliches Mahl zu bereiten und auch dasselbe mit uns zu verzehren. Daß wir hierdurch in eine herrliche Laune versetzt wurden, braucht nicht erwähnt zu werden; denn Jeder hat schon die wohlthätigen Wirkungen eines guten Diners erfahren, besonders wenn es unerwartet kam. Zu dem fenguirn Dessert fügte der Portugiese aus seiner Wagentasche einige Flaschen Spanischen Weins und ein Päckchen Havanna-Cigarren hinzu, nachdem die einzige Dame in der Gesellschaft erklärt hatte, daß sie den Tabacks-Geruch liebe. Mit diesen Zuthaten brachten wir einen geselligen Abend hin und beklagten die Zögerung nicht sehr, welche so viele sich ganz Fremde von verschiedenen Nationen und von so verschiedenen Reisezwecken in gute Kameradschaft gebracht hatte. (Slade's Travels)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Mittwoch den 1. Mai 1833.

England.

Shirley, der letzte Nachfolger Shakespeare's.*)

Shirley nimmt endlich seinen Platz unter den Dichtern Englands ein. Zum ersten Mal werden seine gesammelten Werke dem großen Publikum dargeboten. Vor einigen Jahren noch würden diese Bände ein allgemeineres Interesse erregt haben und hätten sich eine ausgebreitete Popularität versprechen dürfen. Damals war die Bewunderung für alte Englische Dramatiker auf ihrem Gipfel. Der unerwartete Genuß, den eine so reiche, fast urplötzlich sich öffnende poetische Ader darbot, verführte das Publikum zu dem Glauben, ihre Quelle sey unerschöpflich, und in seinem noch frischen Enthusiasmus ließ es sich nicht träumen, daß auch manche Schlacken dem köstlichen Metalle beigemischt seyen. Die starken Reizmittel, die zu jener Zeit die neuere Poesie dem Geschmack des Lesers reichte, gaben ihm gleichsam die gehörige Vorbereitung, um die Kraft, die leidenschaftliche Heftigkeit, den glänzenden Bilderreichthum der alten Theaterdichter mit um so größerem Vergnügen zu genießen. Die meisten von den damals lebenden gefeierten Dichtern waren erklärte Bewunderer, einige sogar getreue Nachahmer der Dramatiker aus Elisabeth's Zeiten.

Wenn seitdem der Eifer des Publikums zu einer Art von Widerwillen, die Neugierde zur Gleichgültigkeit herabgesunken ist, so ist dieser schnelle Abfall von seinem Götzen wohl nicht ausschließlich seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit zuzuschreiben. Der Tadel fällt, wenigstens zu gleichen Theilen, auf die unverständigen Lobredner unserer alten Dichter zurück. Ihre Leidenschaft für jene vernachlässigten Schriftsteller war erkünstelt oder die eines Alterthümlers, eines Büchernarren. Sie liebten an ihnen nicht die Erfindung, die Poesie, die Charaktere, sondern die Seltenheit. Ihre Bewunderung stieg und fiel, nicht mit dem Aufflammen ihres immer poetischen Feuers, mit den höheren Schlägen ihres Herzens, sondern mit dem Hammer des Auctionators. Ihr Geschmack schöpfte seine Nahrung aus dem Katalog alter Bücher, und ein Drama, das man weder in Malone's, noch Garrik's Sammlung fand, mußte unschätzbar seyn. — Noch weit ärger aber trieb es eine andere Klasse, die sich zur Patronin der alten Dramatiker aufwarf. Dies war eine Race von Schriftstellern, die das alte Drama wenig kannten und noch weniger zu beurtheilen verstanden, — entschiedene Bewunderer der Dichtkunst, doch noch größere Bewunderer von sich selbst, fielen sie begierig über die guten Alten her, stellten sie in prunkvollen Abhandlungen zur Schau, um die Aufmerksamkeit des Publikums nicht für den Genius des lange vernachlässigten Todten, sondern für den tiefen und originellen Geist des Lebenden in Anspruch zu nehmen. Einige von ihnen nahmen, gleichsam nach dem Rechte der ersten Entdecker, Besitz von dem aufgefundenen Gebiete, und es entstand eine Art von Wettstreit, Namen hervorzusuchen, deren Verdienste selbst den Eingeweihten unbekannt geblieben waren. Die Autorität verständiger und einsichtsvoller Beurtheiler des alten Dramas, wie Gifford und Lamb, wurde überschrieen durch die laute und übertriebene Lobhudelei, die man dem schlechtesten, wie dem vorzüglichsten Theil jener merkwürdigen Schule ohne Unterschied spendete. Die Reaction konnte nicht ausbleiben. Das Publikum, der unaufhörlichen Anforderungen an seinen Beifall überdrüssig, unfähig, das in Masse zu bewundern, wie man ihm zumuthete, was doch meistentheils nur an einigen Stellen vorzüglich ist, auch nicht immer geneigt oder fähig, die Verschiedenheit der Sitten und die ungeregelte Schreibart jener Zeit mit in Anschlag zu bringen, erschlaffte nach und nach in seiner Theilnahme und überließ das Feld denjenigen, deren Liebe zu den alten Dichtern eben so warm, aber auf bessere Einsicht gegründet war. Diese blieben die letzten Verehrer, so wie sie die ersten gewesen waren, eben so wenig von dem allgemeinen Strom fortgerissen, als die veränderte Laune des Publikums theilend.

Indessen hatte der Impuls, welchen man dem öffentlichen Geschmack gegeben hatte, seine Früchte getragen. Vortreffliche Ausgaben der besseren und selbst einiger der geringeren alten Dichter wurden veranstaltet. Männer, die, gleich Collier und Dyce, mit dem geduldigen Fleiße des Archäologen, wahres und geläutertes Gefühl für die Schönheiten der Dichter vereinigten, haben ihre Arbeiten unermüdlich fortgesetzt, wiewohl mit weniger Hoffnung, durch allgemeines Interesse an ihren Forschungen sich belohnt zu sehen. Die gegenwärtige Ausgabe Shirley's, in welcher Gifford die Schauspiele des Dichters gesammelt und geordnet hat, und die Dyce durch Hinzufügung seiner Gedichte und seines Lebens vervollständigte, schließt jene glänzende Reihe Englischer dramatischer Autoren, die in keiner Bibliothek fehlen darf, welche das Vorzüglichste aus der Englischen poetischen Literatur enthalten soll.

Shirley war „der letzte Minstrel" der früheren Englischen Bühne. Mit ihm starb, was man eigentlich die Shakespearesche Schule nennen kann. Gleich des Schottischen Dichters „letzten aller Barden" sah sich Shirley, nachdem er mehrere Jahre hindurch berühmt und allbeliebt gewesen war, in eine Zeit versetzt (die von Cromwell), die, aller Künste Feindin, der seinigen nur schwaches Gehör lieh. Seine Beschäftigung ward proskribirt, ehe er seine Laufbahn noch halb zurückgelegt, und bei der Restauration sah der Nachfolger Shakespeare's die Bühne von einer neuen Kunst in Besitz genommen. Er war ein Fremder unter dem Dichter-Geschlechte, das um ihn her emporwuchs, — er gehörte einer anderen Zeit an. Einige seiner Stücke, wie manche seiner großen Meister Shakespeare und Fletcher, wurden zwar wieder hervorgesucht, allein die gereimte heroische Tragödie und das unzüchtige Intriguen-Lustspiel kamen immer mehr empor, und Shirley stand von fern. Als wüßte er, daß er zu einem abgeschiedenen Geschlechte gehörte, daß er mit den beliebten Bühnen-Dichtern der neuen Aera nichts gemein habe, verschmähete er es, ein Schüler der neuen ausgearteten Schule zu werden, und so das Glied zu bilden, welches das romantische Drama mit dem heroischen, wie es sich selbst nannte, verbunden hätte. So kam es, daß der Bürgerkrieg eine völlige Scheidelinie zwischen die beiden Perioden dramatischer Kunst zog.

Wäre es auch nicht zu einem so gewaltsamen Ende gekommen, so hätte das Shakespearesche Drama doch dem langsamen und geheimen Einfluß des Wechsels, der den Geschmack eben so sehr wie alles andere Sterbliche an uns zu beherrschen scheint, unterliegen müssen. In dieser Periode aber war sein Schicksal unvermeidlich. Entweder das Drama mußte sich höher stellen; entweder es mußte aus einem Zeitvertreib eine politische Macht werden, eine Maschine, durch welche die streitenden Parteien auf die Meinungen der Menschen einwirken konnten, oder es mußte untergehen. Shakespeare selbst hätte in solchen Tagen des Tumults und wilder Reibungen keine Zuhörer gefunden. Es bedurfte nicht Prynn's donnernder Anathemata, nicht des finstern Edikts des puritanischen Parlaments, um dem Volks-Geschmack eine hinsterbende Bühne zu entfremden, der in den letzten Jahren die trägen und gleichgültigen Kavaliere nur das Leben gefristet hatten, weil sie für eine treue Anhängerin des Königthums galt. Der öffentliche Geist war zu ernst für solche Belustigungen geworden. Ein wahrhaft tragisches Drama zog jetzt über das Königreich heran, und seine noch im Dunkel schwebende Katastrophe hielt die ganze Nation in athemloser Spannung. Charaktere entwickelten sich, mit schärferen und lebendigeren Farben, als Shakespeare selbst ihnen hätte leihen können. Ereignisse von wunderbarerer und überraschenderer Neuheit als die kühnsten Dichtungen, kamen mit der schrecklichen Gewalt der Wahrheit über den Heerd, über die Brust der Menschen hereingebrochen. Was konnten in solcher Zeit die erkünstelten, die erträumten Leidenschaften noch gelten! Wer hätte noch den erdichteten „Politiker" sehen mögen, wenn er die Entwickelung des großen Komplottes in beiden Parlamentshäusern belauschen konnte? Wer dem gemietheten Schauspieler auf den Brettern zuhören mögen, wenn er die Pym, die Hampden, die Hyde, die Falkland auf der wildbewegten Rednerbühne hören konnte! Der Pöbelhaufe selbst hatte Bedeutenderes zu thun, als auf der Gallerie; er übte sich, in der großen Tragödie des Tages selbst eine Rolle zu übernehmen, indem er Bischöfe oder verrufene Hofleute mit seinem wilden Geschrei verfolgte und die letzten Stunden Strafford's oder Carl's schneller herbeiführte. Die Kanzel sogar hatte der Bühne ihre letzten Besucher abwendig gemacht, nicht bloß durch den Fluch, den sie über die Sünde des Komödie-Spielens aussprach, sondern indem sie selbst stärkere und anziehendere Reizmittel bot. Ihr tragischer Schrecken war größer, ergreifender, — selbst die Fratze der Possenreißerei verschmähte sie nicht. Sie verweilte nicht mehr in ihrer hohen, feierlichen, ungetrübten Würde, bloß bei den ewigen Interessen der Menschen; sie sprach zu den irdischen Leidenschaften, sie wandte sich an die persönlichen, an die unmittelbaren Hoffnungen und Befürchtungen. Die ereignißreiche Gegenwart beschäftigte alle Gemüther weit mehr, als die ferne und unsichere Zukunft. Dasselbe groß-politische Drama wurde hier nur in anderer Form entwickelt und ver-

*) The Dramatic Works and Poems of James Shirley, now first collected. (James Shirley's Leben und Schriften.) Mit Anmerkungen von William Gifford und Alexander Dyce. 6 Bde. London, 1832.

schlang jedes unwesentliche, jedes eingebildete Interesse. Die menschlichen Leidenschaften waren auf diese Weise mehrere Stunden des Tages in zu heftiger Aufregung, um, nach dem Rathe des alten Griechischen Kritikers durch eingebildete Schrecken und Mitleid, von einer poetischen Darstellung erzeugt, gesänftigt zu werden.

Das Leben Shirley's ist, bedauerlich genug, eben so sehr in Dunkel gehüllt, wie das seiner meisten poetischen Genossen. Es scheint keineswegs arm an Ereignissen gewesen zu seyn, allein diese Ereignisse haben keinen Zusammenhang und werden durch keine Bekanntschaft mit seinen besonderen Gefühlen oder seinem persönlichen Charakter erläutert. Seine Gedichte, obgleich sie seine politischen Gesinnungen deutlich genug aussprechen, verrathen doch nichts von seinem inneren Gemüthszustande. Und doch wäre es, denken wir an die Periode, in der er lebte, so sehr interessant, die eigenthümlichen Gefühle und Meinungen eines genialen Mannes in einer so besonderen Stellung nachzuspüren, der aus einem protestantischen Geistlichen ein Katholik wurde, der ein beliebter Bühnendichter war, mit den meisten literarischen Charakteren seiner Zeit auf vertrautem Fuß lebte, der, nachdem er Straffords Schutz genossen, ein treuer Anhänger Newcastle's wurde, zuletzt in den unruhigen Zeiten sein altes Gewerbe wieder hervorsuchte, und mit Ogilby vereint an diesem Sklavenjoch ziehend, durch Dryden's Satyre mit unvergänglicher Schmach beladen wurde.

Jakob Shirley stammte aus einer angesehenen Familie, welche alte Besitzungen, sowohl in Sussex als in Warwikshire hatte. Er war im J. 1596 zu London geboren und besuchte, nachdem er die Schule verlassen, das St. John's Kollegium zu Oxford. Laud, damals an der Spitze desselben, soll ihn, wiewohl er seine Talente bewunderte, doch nicht für tauglich zum geistlichen Staade gehalten haben, weil Shirley — ein großes Mal auf der linken Wange hatte, welches, meinte er, auf die Zuhörer unangenehm wirken und schwangeren Frauen, die seine Predigten besuchten, sogar gefährlich werden könnte. Andere Prälaten waren nicht so eigen hinsichts des äußeren Ansehens, noch so besorgt für die Wohlgestalt der zur Welt kommenden Generation, denn nachdem Shirley zu Cambridge die geistlichen Würden erlangt hatte, erhielt er eine Pfarre in oder bei St. Albans. Allein „die süße Sünde" des Dichters hatte bereits seine Phantasie in ihren Fesseln und sich ohne Zweifel schon zwischen die Berufs-Studien des jungen Geistlichen geschlichen. Er hatte bereits etwas der Presse übergeben. Sein erstes Werk war ein Gedicht: „Echo, oder die unglücklichen Liebenden." Sein Gemüth, wie es in jenen Tagen wilder Religionsstreitigkeiten nur zu oft geschah, zerfiel mit sich selbst und gerieth natürlich mehr unter den Einfluß der Einbildungskraft als der Vernunft. Er ging zur katholischen Kirche über, der er seitdem mit Treue anhing. Er konnte wohl nichts anderes erwarten, als seine Pfarre zu verlieren, und übernahm, um zu leben, auf kurze Zeit die Stelle eines Schullehrers zu St. Albans. Doch die nahe Hauptstadt bot einem Manne von poetischem Geiste glänzendere Aussichten. Sein erster Versuch für die Bühne war das Stück: „Was sich liebt, das neckt sich." Dieses Lustspiel, obgleich nicht besonders originell oder gediegen, scheint doch wegen seiner Lebhaftigkeit und einiger satirischen Hiebe auf die Thorheiten, affektirte Sprache und geziertes Wesen der Tageshelden, Beifall gefunden zu haben, und entschied wahrscheinlich über die künftige Laufbahn Shirley's.

Die schönen Tage der Bühne waren damals noch nicht vorüber, noch war die dunkle Zeit nicht herangerückt „ihren Schatten vor sich her werfend." Mehrere Jahre lang brachte Shirley's fruchtbarer Geist in rascher Reihefolge neue Stücke hervor. Er scheint mit mehreren gleichzeitigen Dichtern sehr befreundet gewesen zu seyn, und wegen seines sanften und freundlichen Wesens allgemeiner Achtung genossen zu haben. In mehreren Lobgedichten auf ihn blickt, selbst durch die schmeichlerische Sprache der Dichter, wahre Achtung für seinen fleckenlosen Charakter hervor. Obgleich seine gedruckten Stücke von den Fehlern jenes Zeitalters den gemeinen und unzarten Anspielungen keinesweges frei sind, so ist er doch in seinen letzteren Stücken weit weniger anstößig und wird von dem damaligen Intendanten der Schauspiele als das Muster „einer ehrsamen und anständigen Art zu dichten" aufgestellt.

Shirley war zweimal verheirathet und hatte mehrere Kinder. Wir wissen aber nichts, weder von der Geburt noch von den Eigenschaften seiner beiden Frauen. Dyce vermuthet, daß die erste eine Lady war, an die er mehrere seiner Gedichte, die in dem schwülstigen und metaphysischen Ton jener Zeiten geschrieben sind, unter dem Namen Odelia richtete. „Er gewann", sagt Wood, „nicht nur ein beträchtliches Auskommen, sondern auch große Achtung und Aufmunterung von vornehmen Personen, besonders von der Königin Henriette Marie, die ihn zu ihrem Diener aufnahm." Es scheint indeß, daß er es nicht verstand, diese Gönnerschaft zu seinem Emporkommen zu benutzen. „Ich habe", sagt er selbst, „nie gern geschmeichelt; einige sagen, ich hätte mich dadurch, daß ich dieser Hofsünde nicht fröhnte, um meine Beförderung gebracht."

Wahrscheinlich war es ein gewisses ritterliches Gefühl des Unwillens, über den Schimpf, den Prynne, wie man glaubte, in seinem „Histriomastix" der Königin anthun wollte, was ihm die bittere Ironie einflößte, mit welcher er seinen „Vogel im Käfig" dem eingesperrten Puritaner dedicirte. Prynne hatte sich sein hartes Schicksal durch eine wirkliche oder vermeinte Anspielung auf die Königin zugezogen, wonach sie in einem öffentlichen Festspiel am Hofe mitgetanzt haben sollte, und unser Dichter wird sowohl durch seine Loyalität als durch den tiefen Haß, den der Puritanismus, der in Prynne gleichsam verkörpert war, gegen die Bühne hegte, als deren Ritter man Shirley betrachten konnte, wegen der Schonungslosigkeit entschuldigt, mit welcher er seinen Gegner in seinem Mißgeschick angreift.

Ein ehrenvolleres Geschäft ward ihm vom Hofe aufgetragen. Er sollte die Verse zu einem der prachtvollsten Festspiele schreiben, welche noch je in Whitehall gegeben wurden. Es hieß „der Triumph des Friedens" und wurde auf Kosten und durch die Mitglieder des Juristen-Kollegiums ausgeführt. Die ausgezeichnetsten Männer des Richterstandes führten die Züge an in diesem „Triumph des Friedens", während sich bereits die Wolken jener düstern Periode zusammenzogen, in welcher diese Männer, die jetzt nur der Freude huldigten und in Beweisen ihrer Anhänglichkeit für das Königshaus wetteiferten, in den feindlichen Reihen mit tödtlichem Hasse einander gegenüber stehen sollten. Von der Pracht der Kleidungen und der Decorationen kann man sich nach dem Aufwande, der 20,000 Pfd. Stlg. betrug, einen Begriff machen. Merkwürdig ist folgende Aeußerung eines Korrespondenten Straffords, damaligen Statthalters in Irland, und im Einklange mit jenem denkwürdigen Kapitel, in welchem Clarendon von dem Wohlstande Englands vor der Revolution spricht: „O, wenn sie doch diese Dinge aufgeben, oder wenigstens eine Zeit lang bei Seite legen und nur dahin trachten wollten, den König reich zu machen. Denn selbst mir, der ich nur ein Zuschauer bin, ist es unerfreulich, den Staat reich, das Volk reich und den König arm zu sehen. Gott leite sie, daß sie diesem bald abhelfen."

Als Strafford 1633 nach Irland ging, begleitete ihn John Ogilby, ein Name, an welchen sich in späteren Zeiten der Name Shirley's unglücklicherweise knüpfte, als Tanzmeister, der in der Familie des Grafen die Kunst lehrte, die Pike und Muskete mit Zierlichkeit und Anstand zu gebrauchen. Er stieg bald bis zum Intendanten der Schauspiele am Hofe des Vice-Königs. Shirley's Freundschaft mit diesem Manne, der aus einem trefflichen Tanzmeister, durch einen unglücklichen Sprung gelähmt, ein elender Dichter geworden war, hatte bereits in London begonnen. Auf seine Einladung ging Shirley 1637 nach Dublin, um die dortige Bühne durch seine anerkannten Talente im dramatischen Fache emporzubringen. Mehrere seiner Stücke wurden in der Hauptstadt Irlands zuerst aufgeführt. Es ist nicht genau ausgemacht, zu welcher Zeit sein Gedicht auf die Wiedergenesung des Grafen von Strafford geschrieben wurde, und ob es von der Dankbarkeit für den Schutz des Grafen, während er in Irland war, oder von der allgemeinen Bewunderung für seinen Charakter, die alle Royalisten diesem Staatsmanne zollten, eingegeben wurde. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The port admiral (Der Hafen-Admiral.) Eine Kriegs-Geschichte. Vom Verf. des Cavendish. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
Figaro's epigrams. (Figaro's Epigramme.) Pr. 2 Sh.
On the national debt. (Die Nationalschuld.) Von Pebrer.
The government of India. (Die Verwaltung des Britischen Indien.) Vom General-Major Sir J. Malcolm. Pr. 15 Sh.

O s t i n d i e n.

Indische Panoramen.

I. B e n a r e s.

(Schluß.)

Die heilige Stadt Benares, der Sitz des Aberglaubens der Hindus, ist nicht merkwürdiger wegen ihrer Alterthümer und des Geruches von Heiligkeit, in dem sie steht, als um ihrer seltsamen Bauart, ihrer Reichthümer und ungeheuern Bevölkerung willen. An der linken Seite des Ganges gelegen, dehnt sie sich einige Meilen lang am Ufer aus; der Fluß strömt ungefähr dreißig Fuß unter dem Niveau der Häuser. Die unförmlichen Steinmassen, die sich in der eng gebauten Stadt übereinander thürmen, gleichen bald Gefängnissen oder Befestigungen, bald kleinen Pagoden, deren Hintergrund sieben Stock hohe Häuser bilden, und die mit Gothischen Thüren, Thürmen und Bogen versehen sind. Alles ist mit Balkonen, Erkern, Geländern, Kuppeln, runden und spitzen Domen u. s. w. verschwenderisch ausgeschmückt; die Moden aller Zeitalter sind hier vereinigt. Seit der Eroberung dieser Stadt durch Aurengzeb hat die muselmännische Architektur ihre leichten, gefälligen Schöpfungen in die schwerfälligen und minder geschmackvollen Bauten der Hindu's mit eingemischt. Auf einer, über den Trümmern eines heidnischen Tempels errichteten Moschee erheben sich jene berühmten Minarets, die jetzt zu den Wundern der Stadt gehören. Sie krönen den barbarischen Pomp zu ihren Füßen mit anmuthiger Schönheit. Ungeachtet seines hohen Alterthums und der unermeßlichen Summen, die an seinen Pagoden verschwendet worden, hat Benares keinen von jenen prachtvollen Tempeln aufzuweisen, die in anderen Gegenden Indiens eine so hohe Idee von der kühnen Phantasie ihrer Erbauer geben; allein die planlos unter einander stehenden einzelnen Gebäude machen dennoch einen imposanten Eindruck. Unter vielem Seltsamen und Fantastischen finden sich zahlreiche Proben eines feinen architektonischen Geschmacks, und die kleinen antiken Pagoden, die in jeder Richtung stehen, sind wunderschön. Man sieht hier weniger Elephanten aus Lehm und mißgestaltete Kameele mit runden Thürmen aus Ziegelsteinen auf ihren Rücken, die gewöhnlich über den vorragenden Karniessen der Häuser der mittleren Klassen stehen. Die blumenartigen Zierrathen aus Holz und Stein an den Vorderseiten der Wohnhäuser erinnern an Venedig, dem Benares auch in anderen Einzelnheiten gleicht; so sind einige der engen Gassen durch bedeckte Passagen verbunden, dem weltberühmten ponte dei sospiri nicht unähnlich.

Die Aussicht auf Benares vom Flusse her ist außerordentlich schön. Sie bietet ein unendlich reiches Gemälde, dessen Wirkung durch eine Menge dichtbelaubter Bäume noch erhöht wird. Fährt man in einem Boote stromabwärts, so fällt eine unabsehbare Reihe

merkwürdiger Gegenstände in's Auge. In den Räumen zwischen Thurm und Pallast, Tempel und Serail zeigen sich Gärten und Bazar's; ein offenes Thor enthüllt den mit Terrassen versehenen Hof irgend eines reichen Edlen; lange gewölbte Korridor's führen zu einem Harem, und kleine vorragende Thürmchen über einem hohen drauendem Gebäude nehmen sich wie die Wachtthürme eines Feudal-Schlosses aus. Die Ghaut's sind zu jeder Stunde des Tages voll regen Lebens, und in allen den kleinen Buchten wimmelt es von Fahrzeugen jeder Art. Ein Dutzend Budgerow's liegen an Einer Stelle vor Anker; der leichte Woblia tanzt auf dem anspülenden Fluß an einer anderen; ein prächtiges großes Boat lenkt seine festlich geschmückten Masten nach einer dritten, während große Patvla's und andere plumpe Indische Fahrzeuge, mit Baumwolle u. dgl. beladen, stromaufwärts nach einigen starkbesuchten Verkaufsplätzen schiffen. Kleine Feen-Schaluppen schweben unaufhörlich auf der Oberfläche des glitzernden Stromes, und Segel, einige blendend weiß, andere hochgelb, und viele aus zerlumpten Stücken gebildet, die von manchem schweren Sturme zeugen, erscheinen in allen Richtungen.

Keine Beschreibung, wie sorgfältig sie auch sey, kann auch nur einen schwachen Begriff von den merkwürdigen Eigenthümlichkeiten eines Ortes geben, der im Orient gar kein Vorbild hat. Obgleich ächt morgenländisch, unterscheidet sich Benares doch gar sehr von allen übrigen Städten Hindostan's, und nur der Pinsel des Malers kann einen entsprechenden Begriff von der Mischung schöner und grotesker Bauten geben, die planlos übereinander geschichtet, jene ungeheure längs dem Ganges sich ausdehnende Mauer bilden. Es ist sehr zu bedauern, daß von dieser einzigen Aussicht noch kein Panorama aufgenommen worden ist, und noch mehr, daß die ungemein treuen Zeichnungen des Herrn Daniell nicht in den Händen des größeren Publikums sind. Schriftsteller über Indien wundern sich oft über die außerordentliche Fahrlässigkeit und Gleichgültigkeit Englands in Betreff dieser herrlichen Länder, denen ganz Europa ehemals seine Verbesserung in Künsten und Kriegs-Werkzeugen verdankte. Aber nichts kann diese Verwunderung höher steigern, als der Anblick der zahlreichen und interessanten Skizzen, zu deren Bekanntmachung Herr Daniell noch nicht ermuthigt worden ist.

In den Umgebungen von Benares findet man nichts Schönes oder Merkwürdiges; die dasigen Britischen Cantonnements zeichnen sich durch nichts von anderen Militair-Posten aus, und nur die Haine, von denen sie umgeben sind, schützen sie gegen das Ansehen positiver Häßlichkeit. Aber unmittelbar hinter den militairischen Linien, nach der Stadt zu, wird die Gegend interessant; mehrere sehr schöne muselmännische Gräber zeugen von den Fortschritten des Islam an dem heiligen Geburtsorte Brahma's, und die Entweihung des heiligen Platzes verkündigen noch deutlicher die geschlachteten Thiere, welche den Brahminen zum Trotz in Fleischerläden hangen. Vordem wurden nur Menschenopfer geduldet, und bei der ersten Besitznahme von Benares durch die Briten hielt man es für räthlich, dem Schlachten des Rindviehes Einhalt zu thun. Ochsen- und Kalbfleisch kann man jetzt in Ueberfluß bekommen, und die Hindu's haben sich wenigstens an das Erwürgen der Günstlinge ihrer Priesterschaft gewöhnt.

Eine lange Vorstadt, deren Häuser von seltsamer Bauart sind, und von allen Stadien des Einsturzes Beispiele geben, die aber dazwischen stehende Bäume und Sträucher sehr malerisch machen, führt zum Stadtthore, und ein kurzer, ziemlich weiter Gang bringt den Wanderer zu einem großen Platz im unregelmäßigen Viereck. Von diesem Punkt an werden Europäische Fuhrwerke unnütz, und die Gesellschaft muß entweder Elephanten besteigen oder zu Fuße gehen. Am frühesten Morgen, ehe noch die zahlreiche Bevölkerung erwacht ist, besucht man die Tempel am besten zu Fuße; aber sobald die Menschenfluth in die engen Gassen eingedrungen ist, wird es rathsam, dem gewaltigen Gedränge auszuweichen.

Bei Tages-Anbruch zeigt Benares weniger Leben als irgend eine andere Stadt von gleicher Größe und Ausdehnung; nur ein paar Gassenfeger kommen zum Vorschein, alle Häuser sind verschlossen, die Läden aber durch eine starke Kette verbarrikadirt, die vermittelst eines großen Vorhängeschlosses an einem Riegel unter der Schwelle befestigt ist. Die Straßen sind am frühen Morgen sehr rein, und die Luft in der Stadt weit kühler und frischer, als man von ihrem gedrängten Bau und ihrer Bevölkerung erwarten könnte. Mit dem ersten Sonnenstrahle ist die Thierwelt auf den Beinen; die heiligen Stiere schreiten durch die Straßen, Affen springen von Karnieß zu Karnieß, und Tauben und Papageien fliegen schaarenweise von den Fenster-Brüstungen nach jeder Richtung. Sobald es hell am Tage ist, erscheinen die Priester in den Tempeln und man sieht die Frommen heiliges Wasser aus dem Ganges in die Schreine tragen. An den Thoren der Pagoden stehen Blumen-Verkäufer. Lange Gewinde aus rothen, gelben oder weißen Blüthen scheinen am meisten gesucht zu werden, und der Fromme kauft sie, um sie den Göttern zu opfern. Die Platten der Tempel werden mit diesen Blumen bestreut, welches die einzige gefällige Ceremonie beim Gottesdienst der Hindu's ist. Die zu starken Wasser-Beiträge, der schmutzige Haufe religiöser Bettler und das unaufhörliche Geschrei „Ram! Ram!" nöthigen Alles, mit Ausnahme determinirter Alterthümler, sich eilig aus dem Getümmel zu entfernen. Das Observatorium und die Minarets sind die vornehmsten Zielpunkte solcher Gesellschaften, die nichts Anderes sehen wollen, als die Lömen von Benares; aber auf dem Wege dorthin dürfte die Eröffnung der Kaufläden und des Verkehrs wohl Manchem Vergnügen gewähren. Die kostbaren Waaren, an welchen die Stadt Ueberfluß hat, sind dem Auge des Vorübergehenden sorgfältig entrückt; aber in den Läden der Schneider werden einige der köstlichsten Erzeugnisse benachbarter Länder zur Schau ausgestellt. Diese kunstreichen Meister, die einen Riß mit unsichtbaren Näthen flicken können, sitzen gruppenweise da und bessern prächtige Shawls aus, die sie dann dem unerfahrenen Käufer als frische Tibetanische Fabrikate aufschwatzen. Die Läden der Kupferschmiede sind die stattlichsten; sie prangen mit bronzenen und kupfernen Gefäßen jeder Art, zum religiösen und profanen Gebrauch. Auch sieht man in jeder Straße einen Geldwechsler hinter einem Haufen von Cauris sitzen, mit Beuteln voll Silber- und Kupfer-Münzen an seiner Seite. Diese Leute verdienen sich den Tag über bedeutende Summen; sie nehmen Prozente von jeder Rupie und sind berüchtigte Wucherer, die auf ungeheure Zinsen borgen. Auch fehlen die Konditoren nicht, und oft kann man es mit ansehen, wie sie ihre Zuckerkuchen bereiten. Der Syrup kocht in einem eisernen Kessel über einem Steinkohlen-Feuer; der Inhalt wird gelegentlich mit einem eisernen Kochlöffel umgerührt, und wenn die Mischung sich verdichtet und eine gute Portion Staub eingeschluckt hat, wird sie löffelweise auf eine eiserne Platte über einem Steinkohlen-Stübchen geschöpft, wo sie backen muß. Die Wohnungen der Färber erkennt man an langen Stücken Tuches von lebhafter Farbe, die quer über Stangen hangen. Das brennende Roth der Indischen Rose und das stolze Gelb, die beliebte Farbe der Hindu's, zeichnen sich am meisten aus.

Gelehrsamkeit sowohl als Frömmigkeit blühen noch in Benares; allein beide sind seit der Moslim'schen Eroberung entartet. Die Brahminen des Hindu-Kollegiums, das einst wegen seiner Pundits so berühmt gewesen, sind nicht so gut im Sanskrit bewandert, als man von der Aufmunterung erwarten könnte, die ihnen das Britische Gouvernement angedeihen läßt. Die besten Gelehrten finden sich jetzt unter den Anglo-Indischen Einwohnern. Das Observatorium, obschon seiner Magier beraubt, bleibt noch immer eine gigantische Reliquie des astronomischen Eifers voriger Zeiten. Die Entdeckungen neuerer Zeit haben seinen Werth sehr herabgesetzt. Ein ausgedehnter Platz zerfällt in mehrere kleine von Arkaden eingeschlossene Vierecke, wo die himmelskundigen Weisen eine kühle und schattige Wohnung hatten. Eine Reihe breiter Stufen führt auf die Zinne des kolossalen viereckigen Thurmes, der jetzt verlassen dasteht.

Von den kleinen Kuppeln der Minaret's präsentirt sich die Stadt in der Vogel-Perspektive. Man bemerkt weite Räume zwischen den siebenstöckigen Bauten, die ein Labyrinth von Gäßchen bilden, hin und wieder mit blühenden Gärten untermischt. Die Paläste der Stadt, in ihrem bunten architektonischen Stil, nehmen sich von hier sehr vortheilhaft aus. Die gewöhnliche Bauart in Benares ist der strengen Abgeschiedenheit des Frauenzimmers günstig. Das mächtige äußere Thor führt in einen kleinen Hofraum, der rings von hohen Mauern umgeben ist. Ein großes Gemach nimmt in jedem Stockwerk die ganze Fronte ein; diese, mit Fenstern und die Straße überschauenden Balkonen wohl versehenen Zimmer sind im ausschließlichen Besitze des Eigenthümers. Auf jedem Flure läuft eine bedeckte Gallerie um 3 Seiten des Hofes und führt zu kleinen Zimmern oder vielmehr Zellen, wo die Frauen und ihre Dienerinnen gleichsam eingemauert sind. Sie haben keinen Ausgang nach der Straße, und die Aussicht beschränkt sich entweder auf eine hübsche Fontaine, oder auf Kühe und Ziegen, die oftmals den unteren Flur einnehmen.

Viele Bewohner sind außerordentlich reich, und abgesehen von seiner eingebornen sehr zahlreichen Bevölkerung ist Benares auch der gelegentliche Aufenthalt ausgezeichneter Fremden aus allen Theilen der Halbinsel. Eine große Menge Indischer Fürsten und Edlen besitzen Häuser in der heiligen Stadt; sie ist das Asyl abgesetzter Monarchen; der Zufluchtsort von Rebellen und Usurpatoren. Fromme und reiche Hindu's ziehen hierher, um in dem heiligen Bezirk ihr Leben zu beschließen, von wo alle diejenigen, die so glücklich gewesen sind, als Freunde der Brahminen zu sterben, gewiß recta via zum Himmel wandern, selbst wenn sie Rindfleisch gegessen haben. Den Profanationen der Muselmänner zum Trotze bewahrt die Stadt noch ihren heiligen Charakter; allein seit der Mongolischen Eroberung haben die religiösen Gebräuche etwas von ihrer empörenden Barbarei verloren. Schon lange bluten keine Menschenopfer mehr, und ein neuerliches Edikt der Britischen Regierung verbietet das Verbrennen der Wittwen. Man sagt, die Indischen Damen beklagten sich bitterlich darüber, und in vielen Fällen mögen sie nicht Unrecht haben; denn Frauen, die in asiatischem Luxus erzogen sind, qualifiziren sich schlecht zu den Bußübungen und Entbehrungen, denen sich eine Wittwe unterwerfen muß, die ihren Mann überlebt, und so ziehen sie gewöhnlich den raschen Flammentod der kläglichsten Existenz vor.

Der Handel von Benares ist sehr blühend. Die Kaufleute der Stadt machen bedeutende Geschäfte in Shawls, Diamanten und anderen Kostbarkeiten, und eine Menge von Personen fabrizirt und verkauft die berühmte Gold- und Silberbrocate, die man in Indien Kincob nennt. Diese kostbaren Gewebe werden von allen wohlhabenden Klassen als Gala-Kleider getragen. Sie sind von keiner ähnlichen Europäischen Waare ausgestochen worden, und der Handwerker, der in den abgeschlossenen Faktoreien zu Benares sein glänzendes Gewebe aus Seide und Silber nach der Methode seiner Väter wirkt, dürfte wohl selbst den Englischen Maschinen Trotz bieten. Schärpen aus Gold- und Silberstoff, die man Turbane von Benares nennt, und deren tiefgefranzte Ränder einem reichen Besatz von Edelsteinen gleichen, haben ihren Weg zu den Londoner Kaufläden gefunden und werden sehr hoch geschätzt; allein sie kommen nicht der Sammt-Stickerei des Indischen Turbans gleich. Dieser prächtige Kopfputz sieht aus wie ein Klumpen von Edelsteinen, und ein wohlgewachsener Hindu, mit einem Unterkleid und Pluderhosen von hochrothem Zeug und Goldbrocat, einem Kaschmir-Shawl um die Hüfte, einem zweiten Shawl über der einen Schulter, Degengehäng und Rockknöpfe mit Diamanten besetzt, kann die ganze We..t

anzurufen, ihm eine geschmackvollere und prächtigere Kleidung aufzuweisen. Alle Arten von Spitzen, Franzen und Besatz sind in Benares äußerst wohlfeil; allein die Anglo-Indischen Damen bedienen sich ihrer nur selten, um nicht mit den Frauen der Eingebornen gleichen Schmuck zu tragen. Der Schmuck der Hindustanischen Frauen ist im Allgemeinen sehr geschmackvoll und elegant; aber die prächtigen Halsbänder, die so schön gearbeitet sind, daß sie wie Edelsteine funkeln, werden seltener gesehen. Sie sind aus Tropfen gebildet, die an einer dichten goldnen Halskette hangen. Perlen von außerordentlicher Größe und dem schönsten Wasser kann man zuweilen erstaunlich wohlfeil kaufen. Im Schneiden und Fassen kostbarer Steine zeichnen sich die Hindu's nicht aus, und es ist ziemlich schwer, den wahren Werth von Juwelen zu bestimmen, die keiner geschickten Hand anvertraut worden sind. Die Eingebornen lassen sich die Barbarei zu Schulden kommen, daß sie Diamanten einfädeln, und zeigen im Fassen der Steine weniger Geschmack, als in irgend einer anderen Kunstfertigkeit.

Aegypten.

Mehmed Ali.

Aus dem kürzlich in Paris erschienenen Werke über Aegypten von Sakakini. *)

Mehmed Ali, dem sein Genie eine ausgezeichnete Stelle unter seinen Zeitgenossen angewiesen hat, ist in Macedonien geboren und stammt aus einer angesehenen Familie. Er ist jetzt 63 Jahr alt. Als Kind schon verlor er seinen Vater und wurde von dem Gouverneur von Cavala erzogen; er legte frühzeitig Beweise von großer Tapferkeit und seltenem Scharfsinn ab. Noch sehr jung, verdankte er seine erste militairische Anstellung einer kühnen That, die einem alten Soldaten Ehre gemacht haben würde.

Ein im Lande ansässiger Franzose hatte den jungen Mehmed Ali sehr lieb gewonnen und seinem Onkel, Tassun Aga, der als Opfer einer schändlichen Verrätherei um's Leben kam, manche Dienste geleistet. Als Mehmed Ali viele Jahre später erfuhr, daß jener Franzose nach Marseille zurückgekehrt wäre und sich daselbst in dürftigen Umständen befände, ließ er ihm eine ehrenvolle Zuflucht für sein Alter in Aegypten anbieten; aber der alte Kaufmann starb, als er eben im Begriff war, sich einzuschiffen. Der Pascha übertrug seine Wohlthaten auf dessen Familie. Diese Thatsache und eine Menge anderer beweisen, daß Mehmed Ali die bei Emporkömmlingen so seltene Tugend der Dankbarkeit besitzt. Alle die, welche sich ihm nahen, wissen auch, wie empfänglich sein Herz für die Freundschaft ist, und welche aufrichtige Anhänglichkeit er einzuflößen weiß.

Als er während der Expedition Bonaparte's nach Aegypten gesandt wurde, zeichnete er sich durch Tapferkeit und Umsicht aus. In der Schlacht bei Rahmanieh namentlich verrichtete er Wunder, und wurde zu einem Ober-Kommando befördert. Er gewann das Vertrauen der Soldaten, und nach dem Rückzuge der Franzosen bekämpfte er mit Erfolg die Mamelucken, welche von Neuem herrschen wollten. Sein Ruf wuchs und erregte die Eifersucht der Pascha's, welche bei der Pforte seine Zurückberufung zu bewirken wußten. Aber wie aus Einem Munde erhoben die Truppen, das Volk, die Scheikh und die Ulema's Einspruch dagegen: der Divan mußte ihren Wünschen nachgeben und bekleidete Mehmed Ali mit dem Gouvernement von Aegypten. Das Land war erschöpft, die Felder verwüstet, die Armee ohne Sold und die Unordnung auf's Höchste gestiegen. Bald wendete sich die Pforte noch einmal gegen den neuen Pascha, den sie hätte unterstützen müssen, und zum zweitenmal erbat ihn sich ganz Aegypten als seinen Retter. Sein Kampf mit den Mamelucken dauerte lange und war mühselig. Die nach Kairo zurückgekehrten stifteten daselbst neue Unruhen an. Man mußte die immer auf's neue wieder angezettelten Verschwörungen im Keime ersticken; das öffentliche Wohl, seine eigene Sicherheit und die der Pforte setzten den Vicekönig in die Nothwendigkeit, so vielen Leiden ein Ende zu machen.

Alsbald hörte die Anarchie auf, die Ordnung stellte sich nach und nach wieder her; Ruhe folgte auf eine furchtbare Aufregung, und das Land konnte endlich wieder gedeihen. Ein regenerirender Geist erschuf einen neuen und reichen Ackerbau. Die bei den Orientalen so gewöhnlichen Untugenden der Indolenz und des Geizes wurden durch das Beispiel des Vicekönigs aus den Familien der Großen verbannt. Seine Söhne zeigten sich ihres Vaters würdig. Ein frühzeitiger Tod entriß ihm zwei seiner jungen Prinzen; aber dieser schmerzliche Verlust schwächte weder seinen Geist, noch hielt er die Entwickelung der Pläne auf, welche er für das Glück des Landes entworfen hatte. Aegypten besaß nur noch seine antiken Erinnerungen; seine einzigen Denkmäler waren die aus den frühesten Zeiten; es hatte keinen anderen Handel, als den die Fremden trieben. Jetzt haben sich Etablissements erhoben, die den Europäischen Hauptstädten Ehre machen würden; es ist eine regelmäßige Armee gebildet, und inmitten kostspieliger Kriege eine Marine erschaffen worden. Und während Aegypten den Orient von den furchtbaren Wachabiten befreite, Nubien im Zaum hielt und das Ottomanische Reich in einem hartnäckigen Kampfe unterstützte, wurde mit den Erzeugnissen seines Bodens ein ungeheurer Handel getrieben.

Wässerungs- und Schifffahrts-Kanäle sind gereinigt oder verlängert und zum Theil auch ganz neu erbaut worden. Große Länderstrecken sind ausgetrocknet und zur Bearbeitung tauglich gemacht worden. Die Baumwollenzucht hat sich so ausgedehnt, daß jährlich ungefähr 150,000 Ballen producirt werden. Die Verbindungsmittel sind durch die Anwendung der Dampfschiffe und durch die Verbesserung und Sicherstellung der Straßen vervielfacht worden. Fabriken, Gießereien und Werkstätten aller Art sind nach und nach errichtet, und ist dabei England in jeder Hinsicht zum Muster genommen worden.

Die Presse, dieses mächtige Mittel der Civilisation, erstreckt ihre Wohlthaten schon über Aegypten. Es bestehen Druckereien, deren Zahl sich noch vermehren wird. Eine Zeitung bringt außer den Verordnungen der Regierung alle wichtige Thatsachen zur öffentlichen Kenntniß.

Mehmed Ali weiß, daß der öffentliche Unterricht den Fürsten, welche gerecht regieren, nicht allein vortheilhaft, sondern auch, daß die Verbreitung desselben ihnen Pflicht ist. Er hat Elementar-Schulen und Gymnasien eingerichtet, in denen für alle Wissenschaften zahlreiche Lehrer angestellt sind. Die Französische Sprache wird vorzugsweise gelehrt, und seit mehreren Jahren werden junge Leute nach Frankreich und England geschickt, um sich alle Arten von Kenntnissen anzueignen. Die Heilkunde hat besonders die Aufmerksamkeit des Vice-Königs auf sich gezogen, indem er der Meinung ist, daß unter den Umständen, in denen sich Aegypten jetzt befindet, der Unterricht in dieser Wissenschaft die erste Stelle einnehmen müsse. Bei dem Hospital von Abu-Zabel, einer herrlichen Anstalt, in der sich 1600 Betten befinden, ist eine Schule für Mediziner errichtet worden, in welcher Perser, Armenier und Araber unterrichtet werden. Auch die Chemie und Apothekerkunst haben ihre Schulen, und über alle diese Anstalten führt ein Gesundheitsrath die Oberaufsicht.

In Allem, was die öffentliche Ordnung, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums betrifft, herrscht die größte Ordnung. — Die Aegyptische Armee ist aus gleichartigen Elementen zusammengesetzt, zahlreich und vortrefflich eingeübt. Die Araber sind tapfer, kräftig und mäßig, und eben so sehr der Disziplin unterworfen, als es die Albaneser und Janitscharen nicht waren. Ibrahim-Pascha ist die Seele dieser Armee; er hat den Ueberblick und die Kaltblütigkeit eines alten Feldherrn; seine Biederkeit, seine edle Einfachheit und seine Lebendigkeit in der Schlacht haben ihm die Herzen der Führer und der Soldaten gewonnen. Ein guter Administrator, Freund der Aufklärung und der Civilisation, scheint diesem Prinzen eine glänzende Laufbahn vorbehalten zu seyn.

Unabhängig von einer vortrefflichen regelmäßigen Kavallerie, stehen dem Vicekönig auch noch 25 bis 30,000 wohlberittener Beduinen zu Gebote, welche beim Vortrab vortreffliche Dienste leisten.

Besondere Schulen für den Generalstab, für die Artillerie und Kavallerie bilden taugliche Subjekte für diese verschiedenen Waffen-Gattungen, deren Organisation sich täglich mehr vervollkommnet.

Der Vicekönig sieht ein, wie wichtig eine achtunggebietende Seemacht für Aegypten ist; er hat sich beständig damit beschäftigt, und nichts dabei gespart. Seine Flotte ist jetzt stärker, als die der Pforte und der Raubstaaten zusammengenommen, und wird von unterrichteten und erfahrenen Offizieren kommandirt. Ein prächtiges und reich versehenes Arsenal sorgt für die Bedürfnisse der Flotte, während beständige Bauten in den Stand setzen, etwanige Verluste schnell wieder zu ersetzen.

*) Es wird wohl kaum der Erinnerung bedürfen, daß diese augenscheinlich mit großer Vorliebe niedergeschriebenen Bemerkungen mit einiger Vorsicht aufgenommen werden müssen. Die Englischen Berichte über Mehmed Ali stimmen nicht immer mit diesem Französischen überein. (D. R.)

Mannigfaltiges.

— Kaspar Hauser. Dieser unglückliche junge Mann, der durch die Großmuth eines Engländers noch unglücklicher geworden ist — denn seitdem der reiche Lord Stanhope die Stadt Nürnberg bewog, ihm ihren Adoptiv-Sohn abzutreten, verwildert dieser in seiner eben nicht ausgewählten Umgebung und in der unbeschützten Lage, in die ihn der großmüthige Lord versetzt hat, bei weitem mehr, als in der früheren Todes-Einsamkeit — ist jetzt auch zu einer literarischen Speculation in England geworden. Es erschien nämlich in London: Caspar Hauser. An account of an individual kept in a dungeon from early childhood etc. etc. Dies Buch selbst hat aber schon beinahe eben so viele Fata erlebt, als sein Gegenstand. Ursprünglich ist es nämlich die bekannte Schrift Anselms von Feuerbach; diese wurde in Nord-Amerika, und zwar gehörig verstümmelt, cum notis variorum in's Englische übersetzt, und von dieser Uebersetzung ist jetzt in London ein Nachdruck erschienen. Seltsam genug hat die Schrift unseres berühmten Kriminalisten auch in England Zweifel an der Wahrheit der Hauser'schen Geschichte rege gemacht.

— Das Studieren im Bücherladen. Es giebt in England eine Klasse von Straßen-Lesern, die man nicht ohne Mitleid betrachten kann. Diese armen Teufel, denen es ganz an Mitteln gebricht, Bücher zu kaufen oder auch nur zu leihen, schnappen sich an den offenen Läden einige Kenntnisse weg, während der Eigenthümer ihnen boshafte und ungeduldige Blicke zuschießt. Sie lesen Seite um Seite, sind jeden Augenblick des Verbotes gewärtig und können sich doch die mit Angst verbundene Lust nicht versagen. Auf diesem Wege las Martin B— nach und nach zwei Bände der Clarissa durch, bis ihn der Büchertrödler fragte, ob er denn gesonnen sey, das Werk zu kaufen? B— versichert, diese verstohlene Lektüre habe ihm größeren Genuß verschafft, als irgend eine andere. (Elia.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Freitag den 3. Mai 1833.

Frankreich.

La France provinciale.

Wir haben vor Kurzem ein neues Französisches Journal besprochen, das von Frankreich aus das ganze literarische Europa in sich aufnehmen und darstellen will; hier ist ein anderes, das, im Gegensatze mit jenem, in einer weisen Beschränkung seinen Wirkungskreis sucht und aus der allgemeinen Verflüchtigung des Pariser Weltlebens in die traute Heimlichkeit eines provinziellen Familienkreises sich gerettet hat.

Es ist überhaupt eine sehr beachtenswerthe Erscheinung im heutigen Frankreich, daß es anfängt, sich von der Tyrannei seiner Hauptstadt allmälig zu emanzipiren. Paris, das seit 45 Jahren unaufhörlich an allem Alten rüttelt, sieht nun endlich auch an sich selber die Reihe kommen; seine unbeschränkte geistige Herrschaft, ein altes Erbtheil aus dem Siècle de Louis XIV., hat zwar länger gedauert, als die Monarchie Ludwig's XIV., aber schon ist die konstituirende Versammlung da, die auch diesem geistigen Reiche eine neue Verfassung geben will.

Frankreich ist in Paris, konnte von jeher gesagt werden, wenn von der politischen und intellektuellen Macht der Franzosen die Rede war. Aber was war denn eigentlich im übrigen Frankreich? Die Provinz, wie spöttischer Weise ein Land von 10,000 Quadrat-Meilen von einem kleinen Fleck in diesem Lande genannt wurde, lieferte das rohe Material, das die opulente Hauptstadt zu ihrem Schmuck verarbeitete, der dann für die Zierde des ganzen Landes galt. Oft wurde Paris mit der Sonne verglichen, welche die Dünste an sich ziehe, um sie als befruchtenden Regen wieder über die Erde auszuschütten, aber der Vergleich ist unpassend; denn zieht auch Paris Alles an sich, was die Provinz nur eben Anziehendes besitzt, so giebt es ihr doch nichts wieder zurück. Aller Ruhm ist sein, wie die Macht sein ist, die aus diesem Ruhm erwachst, und die nur allzu oft schon eine verderbliche Allgewalt über das ganze Land ausgeübt hat.

Dieser Allgewalt entgegenzuarbeiten, haben sich seit einigen Jahren viele gebildete Männer der Provinz, ja sogar auch mehrere Literaten der Hauptstadt, mit einander verbunden. Ihr Zweck ist eine geistige Decentralisation Frankreichs, und um diesen zu erreichen, haben sie zunächst in allen größeren Provinzialstädten Journale begründet, die sich als selbstständige von der Pariser Journalistik unabhängige Organe geltend machen sollen. Dieser Absicht kommt das in Paris errichtete Institut der Herren J. Bresson und Bourgoing entgegen, das nicht bloß als Medium für den Vertrieb aller Provinzialblätter dient, sondern auch den Redactionen derselben die neuesten von den Pariser Blättern noch nicht gelieferten Nachrichten auf schnellerem Wege zukommen läßt, so daß die Provinzial-Zeitung sich im Stande sieht, die Neugierde ihrer Leser nicht bloß wohlfeiler, sondern auch rascher zu befriedigen, als die erst am folgenden Tage eintreffenden theuren Blätter aus Paris. Es ist kaum zu berechnen, welche Aenderung im Charakter der Provinz vorgehen kann, wenn diese am Ende ganz dem Einflusse der Pariser Presse und ihrer Parteien entzogen wird. Bereits haben sich im Verlaufe dreier Jahre über 200 Journale in den Departements zum Theil aus der früheren Unbedeutendheit emporgearbeitet, zum größten Theile aber ganz neu gebildet; darunter befinden sich einflußreiche Blätter, wie das Mémorial Bordelais, dessen Hauptmitarbeiter der auch in Paris viel geltende geistvolle Fonfrède ist.

Ein unterscheidendes Merkmal der neu entstandenen Departemental-Presse ist zunächst: daß sie sich mehr mit der Politik der Interessen, d. h. des materiellen Wohlseyns, der Bedürfnisse des Gewerbfleißes und des Landbaues, als mit der Politik der Parteien, d. h. mit den Leidenschaften der eben am Ruder befindlichen oder nach der Macht strebenden Staatsmänner, beschäftigt. Fern von dem Schauplatze, auf welchem die großen Staats-Actionen vorgehen, deren Rollenfach oft weniger dem Talent und der Berühmtheit, als dem Ehrgeiz und den Intriguen zugetheilt ist, werfen sie wohl auch auf diesen Schauplatz einen Blick; ja, sie bekennen sich sogar zu einer entschiedenen politischen Farbe, wie sich in Frankreich überhaupt Alles zu einer solchen bekennen muß; aber die Regierten sind es, und nicht die Regierung, worauf sie hauptsächlich ihr Augenmerk richten, und weil die Pariser Blätter dies fast gar nicht thun, so ist auch leicht zu begreifen, daß der Erfolg, den die Departemental-Zeitungen in kurzer Zeit gefunden, sich mit jedem Tage, seitdem Frankreich zu der Einsicht gekommen, daß es sich nicht bloß in Paris befinde, auch vermehren muß.

Soll aber eine völlige Emanzipirung der Provinz von der Hauptstadt eintreten, so ist nicht bloß erforderlich, daß die politische Macht der letzteren geschwächt werde, sondern es muß auch eine allgemeinere Verbreitung positiver Kenntnisse und, als Folge davon, eine Emancipation des wissenschaftlichen Urtheils stattfinden. So lange dem Brennpunkte aller Fähigkeiten und Talente ein Chaos von Unwissenheit und Beschränktheit gegenübersteht, wird auch das Uebergewicht, das der Geist immer über die Materie besitzt, in dem Verhältnisse von Paris zu dem übrigen Frankreich sich fühlbar machen. Zunächst ist freilich der Grund jener in gewisser Hinsicht zwar auch ihre Vortheile darbietenden, aber im Ganzen mehr schädlichen Centralisation der Wissenschaft in dem Französischen Universitäts-Wesen zu suchen, das auf Paris sich beschränkt, während die Departements mit einzelnen Fakultäten oder mit mangelhaften Kollegien sich begnügen müssen. Aber außerdem, daß in Frankreich die Pflanzschulen einer allgemeineren und verbreiteteren wissenschaftlichen Bildung fehlen, die Deutschland in seinen zahlreichen Universitäten besitzt, hat auch der Mangel an Verlags-Buchhandlungen in den Provinzen, so wie die gänzliche Abwesenheit literarischer Blätter nicht wenig dazu beigetragen, daß sich außerhalb der Hauptstadt weder eine selbstständige Kritik gestalten, noch überhaupt eine wissenschaftliche Meinung hervorthun konnte. Diesen Bedürfnissen soll nun jetzt abgeholfen werden, indem jene Männer, die der Zweck der Decentralisation vereinigte, sich auch anheischig gemacht haben, ihre Werke vorzugsweise in der Provinz herauszugeben oder hier zuerst an das Licht treten zu lassen. So ist denn auch kürzlich der bisher noch unerhörte Fall vorgekommen, daß ein junger talentvoller Dichter, Herr Edouard Lanet, ein gelungenes Trauerspiel: „Jaffier" nicht in Paris, sondern in Bordeaux zum ersten Male hat aufführen lassen, und zu ihrer eigenen Verwunderung sehen sich die Pariser genöthigt, in einen Brissac einzustimmen, den vor ihnen die Kritik der Provinz ausgesprochen hat. Diese Kritik besitzt freilich auch schon ihre einflußreichen Organe. Im Süden wie im Norden ist mit einem Male, wie durch einen Zauberschlag, eine ganze Phalanx von belletristischen Blättern entstanden, die keck und voll Selbstvertrauen mit ihren Pariser Kollegen in die Schranken treten. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, einem solchen Blatte, der in Toulouse erscheinenden Revue du Midi, einen interessanten historischen Artikel über den Aufenthalt Ludwigs XIII. in Toulouse zu entlehnen [*]; außerdem erscheint eine Revue de l'Est (in Metz), eine Revue du Cher (in Bourges), eine Revue de Bretagne (in Rennes), eine Revue de Rouen, eine Revue de Seine et Oise etc. und endlich die in der Ueberschrift dieses Artikels genannte France provinciale.

Die France provinciale, die zu den zuerst entstandenen Zeitschriften dieser Art gehört, erscheint in Avignon, der durch Römische Untugenden, wie durch die Nähe Petrarka's und seiner Laura, berühmt gewordenen Stadt. Die historische und romantische Bedeutung, die der Boden hat, scheint die jungen Begründer jener Zeitschrift vorzugsweise eingeladen zu haben, hierher ihren Schößling zu pflanzen, der in der That Anlage hat, recht bald ein gesunder kräftiger und reife Früchte tragender Baum zu werden. Wir haben eines der letzten Hefte der France provinciale vor uns liegen, das, seinem Aeußeren nach, große Aehnlichkeit mit der Revue de Paris hat und in seinem Inhalte sogar eine größere Mannigfaltigkeit als manche berühmte Pariser Zeitschrift zeigt. Wir finden darin einen kritischen Artikel über Herrn v. Balzac, den Verfasser der Peau de chagrin und anderer Erzählungen à la Hoffmann; ferner ein Lokal-Gemälde der Auvergne, eine Legende aus Dijon, eine Novelle aus dem südlichen Frankreich und endlich auch zwei Artikel über Deutschland. In dem einen versucht Herr Pierre Musset eine Charakteristik Matthissons, den er den „Dichter der sichtbaren Natur" nennt, und dessen Dichtungen er mit duftenden Blumen-Kelchen, mit den zerstreuten Blättern der Rose vergleicht, die in der Frühe des jungen Tages gepflückt worden. Zur Probe übersetzt Herr Musset einige Matthisson'sche Gedichte — unter anderen die Adelaide — in Französische Prosa und damit glaubt er, seine Leser zum vollen Verständnisse des Dichters zu führen! Wenn doch die Franzosen, die nun einmal nicht leicht metrisch übersetzen können, lieber gar keine Verse übersetzten! Während eine gute poetische Uebertragung sich zum Originale etwa wie ein Gemälde zur lebenden Natur verhält,

*) S. Nr. 32 des Magazins.

gleichen die meisten Französischen Prosa-Versionen den Aegyptischen Mumien, die, so viel Kunst und Mühe auch darauf verwandt worden, uns doch nur einen traurigen Begriff von den Menschen geben, die sie repräsentiren.

Unstreitig der beste Artikel in dem vorliegenden Hefte der France provinciale ist eine von Herrn X. Marmier geschilderte Scene aus dem Leipziger Meßleben. Der Verfasser, ein junger Franzose, der in Deutschland reist, ist ein eben so aufmerksamer Beobachter als trefflicher Charakterzeichner, und sein schönes Holländisches Waffelmädchen ist zwar mit Französischer Eleganz, aber auch mit Niederländischer Schalkhaftigkeit ausgestattet. J. Ln.

Bibliographie.

Titime! Geschichte der neuen Welt, von Eugene und Victor Chapus. (Diese Geschichte besteht aus einer Reihefolge von Skizzen aus dem Leben der Schwarzen und der Kreolen auf den Französischen Antillen. Titime! ist das einladende Wort auf diesen Kolonieen, wenn ein Schwarzer seinen Freunden etwas erzählen will, ein Wort, das etwa so viel bedeutet als: „Wollt Ihr mich anhören?" Gewöhnlich sitzen die Schwarzen nach Sonnen-Untergang vor den Thüren ihrer Hütten um ein flackerndes Feuer. Läßt sich dann das Titime! vernehmen und sie sind zum Zuhören geneigt, so rufen sie: „Gebt trocknes Holz!" d. h. Schürt das Feuer an und laßt uns hören!)

E n g l a n d.

Shirley, der letzte Nachfolger Shakespeare's.

(Fortsetzung.)

Shirley blieb ungefähr zwei Jahre in Irland. Nach seiner Rückkehr ergab er sich wieder seinen literarischen Beschäftigungen, doch diese nahmen bald ein Ende. Die Zeit der wilden Schwärmerei war gekommen; Prynne's Geist gewann die Oberhand, und im Jahre 1642 wurde die erste Ordonnanz vom Parlamente erlassen, welche die Schauspiele untersagte. Diese Ordonnanz, berichtet uns Collier, hatte keine volle Wirkung. Die Schauspieler trotzten bei mehr als einer Gelegenheit dem feindseligen Edikt, oder wußten es zu umgehen. Erst im Jahre 1647 wurden strengere Maaßregeln genommen. Eine Akte ging durch, welche den Lord-Mayor und andere Magistrats-Personen ermächtigte, alle Schaubühnen niederzureißen und zu zerstören. Sie verurtheilte alle Schauspieler, öffentlich ausgepeitscht zu werden, zog alles eingenommene Geld zum Besten der Armen ein und belegte Jeden, der einer dramatischen Darstellung beiwohnen würde, mit einer Geldstrafe von 5 Shill. Es ist daher kein Wunder, daß Alle, die auf irgend eine Weise mit der Bühne zu thun hatten, sich zur Partei des Königs schlugen. Shirley schloß sich dem Schicksale des tapferen und ritterlichen, aber wankelmüthigen und excentrischen Newcastle an, dem er bereits eines seiner Schauspiele, den „Verräther", dedicirt hatte. Diese Dedication ist, wie alle von Shirley, obgleich sehr schmeichelhaft, doch mit großer Anmuth und selbst mit Würde geschrieben. Hier mag auch die Bemerkung ihren Platz finden, daß in einem von Shirley's Liedesgedichten sich eine Anspielung auf seinen nordischen Feldzug findet, die seinem Biographen entging. Das Gedicht kann zugleich als Beispiel dienen, wie die Dichter damaliger Zeit, nach dem Beispiele Donne's, die lieblichsten und zartesten Gedanken, durch gezierte Sprache und wunderliches Metrum verdarben.

„Ich sag' es laut, daß die nicht innig liebt,
Die nicht dem Freund beim Scheiden
So viel mit ihrem Kusse giebt,
Zwei Herzen d'ran zu weiden
Bis zur Wiederkehr;
Dann giebt's der süßen Seelen mehr.

O, pflege treu mein Herz, ich laß' es Dir;
Darfst Dich um Dein's nicht härmen.
Schick' mit dem Süd nur Seufzer mir,
Die sollen es erwärmen.
Doch ja geschwind,
Wo möglich mit dem ersten Wind
Der Weg ist weit,
Und voll Gefahr in Kriegeszeit."

Nach der Niederlage Newcastle's zu Morston Moor ging Shirley im Stillen nach London zurück, wo er in seiner Dunkelheit einen Gönner von höherem literarischen Rang als Newcastle gewann, nämlich Thomas Stanley, den Herausgeber des Aeschylus und Verfasser einer Geschichte der Philosophie. Doch der Unterhalt für sich und seine Familie mußte hauptsächlich durch seine eigenen Anstrengungen erworben werden, und er war froh, wieder sein altes Joch aufzunehmen, indem er zu Whitefriars eine Schule hielt. Der poetische Geist, der so lange einen verfeinerten Hof und ein gebildetes Publikum durch die Fruchtbarkeit seiner Erfindung und die Anmuth und Zierlichkeit seines dramatischen Dialogs entzückt hatte, war jetzt so weit heruntergebracht, die Lateinischen Conjugationen in Verse zu bringen.

Die Zueignung seines wahrhaft interessanten Lustspiels: „die Schwestern", das mit mehreren anderen aus jener Zeit gedruckt wurde, verdient wohl einen Platz hier. Sie ist, wie Clifford sich ausdrückt, „besonders ergreifend als wahrer Ausdruck und lebendige Schilderung jener Zeiten." Das Stück ist dem „sehr ehrenwerthen Herrn William Paulet Esq." gewidmet.

„Schriften dieser Art", sagt Sh., „haben bis jetzt der Gunst genossen, von den vornehmsten Edelleuten (ich will nicht sagen Prinzen), angenommen und beschützt zu werden. Allein jetzt, wo die Bühne der dramatischen Dichtkunst zur Wildniß geworden, ist es sehr schwer, der legitimen Muse einen Patron zu finden. Viele, die Dichterwerke zu unterstützen pflegten, sind selbst bis unter die sprüchwörtliche Armuth der Dichter herabgesunken und haben in ihrem Verfall nichts übrig behalten, als die Muße, zurückzublicken auf das, was sie gewesen sind. Andere, die mit ihrem Vermögen selbst untergingen, haben das Glück, daß ihnen kein Schiffbruch mehr drohen kann, und ihre traurigen Trümmer blicken aus dem Meere hervor, als nackte Warnungszeichen für Andere, die noch die See halten. In diesen wechselreichen Zeitläuften erlauben Sie, daß ich mir zu meinem eigenen Glückstern Glück wünsche, welcher dieses Lustspiel Ihnen zugeführt hat, der Sie höhere Stützen Ihres Adels haben, als Titel, und einen Namen führen, der unter den Constellationen am Firmament der Englischen Ehre mit unvergänglichem Glanze strahlt."

Shirley's Dichterflamme war indeß noch nicht ganz erloschen, weder durch den niedrigen Gebrauch, zu dem sie dienen mußte, noch durch die erkaltende Gemeinschaft mit seinem Freunde Ogilby. Es ist kaum zu zweifeln, daß es der Fall oder gar der Tod Karl's I. war, der das Gemüth des royalistischen Dichters zu jenen unsterblichen Stanzen begeisterte, die zuerst in seinem „Streit zwischen Ajax und Ulysses" erschienen. „Oliver Cromwell soll, als er sie deklamiren hörte, von großem Schrecken und Gemüthsbewegung ergriffen worden seyn." Dies ist eine von jenen Geschichten, die wir wahr wünschten, doch unglücklicherweise giebt Louch, der sie in seinen Noten zu Walton's Leben bekannt macht, keine Autorität dafür. Das so oft angeführte Klagelied darf hier nicht übergangen werden:

„Was ist des Lebens Ruhm und Pracht?
Ein Schatten nur, ein leeres Wort.
Kein Panzer schützt vor Schicksals Macht,
Der eis'ge Tod reißt Fürsten fort.
Kron' und Herrscherstab
Sinken in das Grab
Und sind sie Staub, wer will's errathen,
War's einst ein Scepter oder Spaten?

Der Held mag mit dem Schwerdte mäh'n
Und pflanzen blut'ges Lorbeerreis.
Zuletzt muß ihm die Kraft vergeh'n;
Ein stärk'rer Arm gewinnt den Preis.
Bis des Schicksals Hand
Beide übermannt.
Unwillig folgen sie dem Tod
Wie Sklaven ihres Herrn Gebot.

Der Lorbeerkranz ist nun verdorrt;
Jetzt rühmt Euch noch gewonn'ner Schlacht.
Der Sieger wird, am blut'gen Ort,
Vom Tod als Opfer dargebracht.
Eure Häupter sinken,
Wenn die Gräber winken.
Nur edler Thaten Wohlgeruch
Dringt selbst durch Grab und Leichentuch."

Bei der Restauration erhielt Shirley seinen vollen Antheil an jener Vergessenheits-Akte, die, wie man spottweise sagte, der König für seine Freunde erlassen hatte. Seine Schauspiele kamen wieder auf, er aber blieb vergessen in seiner Schule, wo er mit seinem übel gewählten Genossen Ogilby jene dickleibigen Uebersetzungen Virgil's und Homer's zu Tage förderte, die jetzt, in ungestörter Würde, unsere öffentlichen Bibliotheken zieren. Der Ex-Tanzmeister hatte sich, beiläufig gesagt, zum Uebersetzer Homer's qualifizirt, indem er bei einem Schottischen Unterlehrer Shirley's Unterricht im Griechischen nahm.

Zu jener Zeit war es ihm übrigens keinesweges nachtheilig, daß er so, sein eigener Mecenas, sein lebendiges Ich an den todten Klumpen, den alten Ogilby, band. Der allgemeinen Erfahrung gemäß, nach welcher ein Dichter bei seinen Lebenszeiten gewöhnlich durch sein schlechtestes Werk bekannt wird, bei der Nachwelt aber durch sein bestes in Erinnerung bleibt, geschah es auch hier, daß die dramatischen Werke Shirley's, trotz seines edlen Aufschwungs, seiner reichen Erfindung, seines angenehmen Dialogs, von jenen dicken Foliobänden, an denen er mitgearbeitet hatte, überschattet wurden, deren Geistlosigkeit von Niemanden besser erkannt werden konnte, als von Dryden, der dasselbe Feld bearbeitete. Dieses innere Bewußtseyn, wie weit ihm Shirley als Uebersetzer nachstand, und der falsche Geschmack seiner Zeit für gereimtes Trauerspiel und unzüchtiges Lustspiel, waren es ohne Zweifel, die Dryden so sehr verblendeten, daß er nicht einsah, wie er als Schauspiel-Dichter so weit unter dem letzten ächten Nachfolger Shakespeare's stand.

Shirley's Tod war ein trauriges Ende eines sturmbewegten Lebens. In dem großen Brande zu London brannte auch sein Haus ab. Er floh mit seiner zweiten Frau nach St. Giles in the Fields. Dem Schrecken, Mangel und Kummer über ihren Verlust erliegend, starb das alte unglückliche Ehepaar an Einem Tage und wurde auf dem Kirchhof dieses Sprengels in Ein Grab gelegt.

Wenige Dichter haben schönere Betrachtungen über den Tod angestellt, als Shirley. Möchte in seinen letzten Stunden das in folgenden Versen herrschende Gefühl seinen scheidenden Geist getröstet und aufgerichtet haben.

„— — Nicht hab' ich so gelebt,
Daß eine and're Welt ich fürchten müßte
Wir treten aus dem Nichts in's Leben, und
Ein kurzer Hauch mißt dessen Dauer, öfters
Durch uns'rer Sorgen Menge uns verbittert,
Die, den Blumen gleich, im Sonnenstrahl
Sich durch einander drängen. Alles, vom
Verehrten Purpur bis zum groben Kittel,
Verliert sich in dasselbe Dunkel. Jene,
Die ihre Tugenden geleiten, blicken
Mit Ruhe auf die Stürme, die sie schreckten,
Nun da der Tod sie schleudert in das Meer,
Das nie ein Sturm bewegt."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Travels of an Irish Gentleman in search of a religion. (Reisen eines Irländers zur Aufsuchung einer Religion.) Mit Anmer-

kungen und Erläuterungen vom Herausgeber der Memoiren des Cap. Rock. 2 Bde. Pr. 18 Sh.

A treatise on happiness. (Das Glück.) Bemerkungen über Gesundheit, Vermögen, Gemüthszustand, Leidenschaften u. s. w. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

The seats and causes of diseases. (Der Sitz und die Ursache der Krankheiten.) Von J. B. Morgagni. Mit Anmerkungen herausgegeben von W. Cooke. 2 Bde. Pr. 16 Sh.

Adelaide. — Eine Geschichte aus der modernen Welt. 3 Bde. Pr. 18½ Sh.

Nord-Amerika.

Frankreichs Politik in Beziehung auf Nord-Amerika.

(Aus der Revue Encyclopédique.)

Eine der großen Ideen, welche Richelieu beschäftigten, war die, Frankreich eine wichtige und furchtbare Marine zu geben; um dieses Projekt auszuführen, nahm er die weisesten und einzig wirksamen Maaßregeln. Statt Kriegs-Fahrzeuge zu erbauen und einen Theil der Staats-Einkünfte zu ihrer Ausrüstung zu verwenden, zog er es vor, zunächst die Zahl und Wichtigkeit der Häfen an den Französischen Küsten zu erhöhen und Kolonieen zu gründen, die nicht bloß eine Quelle des Reichthums für den Handel, sondern auch eine Pflanzschule für Seeleute werden sollten. In dieser Absicht wendete er seine Blicke auf Kanada, schmückte selbiges mit dem Titel Neu-Frankreich und wollte selbst die Functionen eines Ober-Aufsehers der Angelegenheiten der Kolonie übernehmen. Er konnte keine bessere Wahl treffen; denn von allen Kolonial-Besitzungen sind diejenigen, die ergiebige Fischereien besitzen, zur Bildung guter Matrosen am besten geeignet.

Allein der Genius Richelieu's leitete Frankreichs Schicksale nicht lange. Großbritanien, dessen wiederholte Angriffe auf Kanada kräftig abgeschlagen worden waren, gelang es durch eine Reihenfolge unmerklicher Vergrößerungen nach und nach, die Bank von Terre-Neuve und die Inseln an der Mündung des Lorenzo zu besetzen; so maßten sich die Briten das Monopol der Fischereien an, die Haupt-Quelle des Handels für Kanada, dessen schützende Festung sie sind. Die Franzosen, einzig mit der Sorge beschäftigt, ihre Festungswerke wieder auszubessern und mit den Indianern in Bündnisse zu treten, begingen die Thorheit, ausschließlich auf ihre militairische Ueberlegenheit zu rechnen, und zwar in einer Stellung, die eine große See- und Handels-Macht unentbehrlich machte. Auch verloren sie bald Neu-Frankreich, das ihre Vorältern gegründet hatten, die Richelieu's Lieblingsplan ins Werk setzten. Die Franzosen blieben jedoch lange genug im Besitze Kanada's, um so tiefe Wurzel zu schlagen, daß die Eroberung selbst sie nicht ausrotten konnte. In der That, sie haben sich in den fruchtbarsten und wichtigsten Gegenden des Landes, an den Ufern des Lorenzo festgesetzt, die sie bevölkerten und anbauten, und sind noch heutiges Tages die friedlichen Bewohner dieser Gefilde, deren ganze Bevölkerung sie ausmachen; nur in den großen benachbarten Städten umfassen sie nach zwei Drittheile oder drei Viertheile der Bewohner.

Man wirft den Franzosen immer vor, sie seyen ein leichtfertiges, unstätes, die Veränderung liebendes Volk. Das Beispiel der Kanadischen Franzosen beweist aber gerade das Gegentheil; denn während die Engländer der Vereinigten Staaten eine Nation geworden sind, die sich durch ihre Gesichtsbildung, ihre Sitten und Vorurtheile vor allen Europäern auszeichnet, sind die Franzosen von Kanada das geblieben, was sie im Augenblick ihrer Auswanderung waren, als hätten sie ihr Mutterland erst gestern so verlassen, wie es im Zeitalter Ludwig's XIV. aussah. Sie haben weder in ihrer Kleidung, noch in ihrer Lebensart etwas verändert; sie weigern sich mit Hartnäckigkeit, Grundstücke zu kaufen oder zu pachten, die außerhalb ihrer Seigneurien liegen, wie sie diejenigen Ländereien nennen, die ein Herr besitzt, der sie nach dem alten Feudal-Gebrauch verpachtet.

„Die Anglo-Amerikaner, die auf dem Lorenzo schiffen", sagt Herr Mac Gregor [*]), „sind sehr verschieden von den Kanadischen Schiffern, die man am Bord der Flußschiffe sieht. Die Ersteren sind alle groß und hager; ihr Mund ist immer voll Taback; sie verfolgen in stets gleichförmigem Schritt ihren kleinen Glücksplan. Ihre Züge sind gemein; man wird sie niemals fröhlich lachen sehen; höchstens schneiden sie eine kalte und traurige Grimasse. Der Kanadische Bootsmann dagegen ist von Natur höflich und immer munter. Er schätzt das Geld, wenn er es haben kann; allein er versteht sich weder auf Unterschleif noch auf Erpressung, und versucht er, Einen zu betrügen, so geschieht es nicht absichtlich. Er singt, schmaucht, ergreift die Zeit fröhlich, wie sie kommt, ist immer zufrieden und dankt jeden Augenblick für Alles dem lieben Gott, der Jungfrau und den Heiligen."

Wenn die Kanadischen Franzosen ihren National-Charakter so treu bewahrt, wenn sie so unverändert den Sitten und Traditionen ihrer Väter angehangen haben, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, daß sie die geräuschvolle Zerstreuung des Seehandels und der Ansiedelungen im Innern der Länder den Engländern überließen. Der Handel mit Kanada, dessen Monopol die Briten haben, wird ausschließlich durch Englische Schiffe getrieben, und in die wüsten Abendländer hat die Englische Regierung Schottische und Irische Kolonieen gesandt, mit denen sich die Franzosen schwerlich jemals vermischen werden. Wir glauben fest, daß es der Zweck der Englischen Politik ist, Kanada, wo nicht unter ihrer eigenen Herrschaft, doch wenigstens unter einem Gouvernement zu erhalten, das von den Vereinigten Staaten sehr verschieden und ihnen sogar feind ist.

Nun aber würde das einzige Mittel zu Erreichung dieses Zweckes nothwendig darin bestehen, daß man eine Bevölkerung an der Gränze ansiedelte, die durch ihre Sitten und Sprache einen schneidenden Kontrast zu den Bewohnern der Freistaaten bildete. Im letzten Kriege wurde Kanada fast einzig durch seine Milizen vertheidigt, die, großen Theils aus Franzosen bestehend, die Armeen der Union kräftig zurückwiesen. Dagegen ist es sehr zweifelhaft, daß die Irländischen Kolonisten, welche England jenseit des Niagara verpflanzt hat, im nächsten Kriege gegen ihre Brüder in den Freistaaten kämpfen werden. Derselben Englischen Politik zufolge, ist die Hauptstadt von Ober-Kanada nicht mehr Montréal, ein ganz Französischer Ort, von dem nichts zu befürchten steht, sondern York-Town, das sehr weit nach Westen liegt.

Die beiden Parteien, deren Kampf in England fast die ganze politische Scene einnimmt, die Whigs und die Tories, stehen einander in nichts so schroff gegenüber, wie in der Kolonial-Frage. Die Tories betrachten die Kolonieen blos in Rücksicht auf die Hauptstadt, die Schiffe, welche man dorthin sendet, die Produkte, welche man daraus bezieht, die Vortheile, welche sie in Zeiten des Krieges gewähren können. Im Fall eines Europäischen Krieges würde Kanada für England von unschätzbarem Werthe seyn; denn es würde ihm lauter Produkte, wie Getreide, Zimmerholz u. dergl. liefern, die England gewöhnlich aus dem Baltischen Meere bezieht. Zur Vergeltung für diese Vortheile waren die Tories geneigt, den Bewohnern von Kanada Handels-Privilegien zu bewilligen, wie z. B. das ausschließende Recht, Westindien mit Artikeln zu versorgen. Sie wollten ihnen gern Mittel geben, sich zu bereichern, allein sie verweigerten ihnen die schwächste Hoffnung auf Unabhängigkeit.

Die Whigs dagegen sind so vernünftig, daß sie das Interesse der Kolonieen selbst, mit Uebergehung der Hauptstadt, in Betrachtung ziehen; sie wollen die öffentlichen Einkünfte nicht zu Gründung von Reichen im Auslande und zu Besoldung zahlreicher Heere verwendet wissen, welche die Englische Herrschaft befestigen sollen. Darum wollten sie das Monopol, welches Kanada bewilligt war, aufheben und die Taxen abschaffen, mit denen man das aus dem Baltischen Meere kommende Holz belegt hat. Ihre Absicht ging sogar dahin, den Ausfuhr-Handel nach Westindien ganz Nord-Amerika zu verstatten. Diese Anwendung der wahren Prinzipien der Handels-Freiheit hat die Handels-Vortheile Kanada's geschmälert; dagegen erhielt aber das Land eine weit ausgedehntere politische Freiheit.

Unter der Verwaltung der Vice-Könige, die von den Tories geschickt wurden, befand sich die Gesetzgebung der Kolonie in fortwährendem Kampfe mit Hauptstadt und Gouvernement. Die gesetzgebende Versammlung wählte zu ihrem Präsidenten einen Herrn Papineau, dessen Wahl der Vice-König nicht ratifiziren wollte. Die Legislatur ward aufgelöst, mehrere Statthalter zurückberufen, die Sendungen von Subsidien unterbrochen, kurz, Alles ging sehr schlimm, bis ein freisinniger Vice-König, Sir J. Kempt, sich ganz den Wünschen der Kanadier fügte.

Es scheint, als hätte ein wunderliches Geschick über die Vertheilung des nördlichen Amerika's unter Europäische Nationen gewaltet: England, die große Seemacht, war Herrin der großen kulturfähigen Ebenen geworden, während Frankreich, eine wesentlich militairische Macht, sich der Fluß-Mündungen und der benachbarten Strom-Gebiete bemächtigt hatte. Die Franzosen, Herren von Louisiana und Neu-Orleans im Süden, so wie vom Lorenz-Fluß im Norden, waren im Besitze der wichtigsten Zugänge zum inneren Amerika und der wichtigsten Plätze für den Verkehr zur See, und konnten es auch seyn. Und obgleich sie Kanada eingebüßt und Louisiana abgetreten haben, so kann man doch sagen, daß sie beide Länder noch besitzen. Ihre Sprache und ihr nationaler Charakter haben sich rein erhalten, und diese Ueberlegenheit ist nicht bloß numerisch, sondern ihre Rechte, ihre Interessen sind repräsentirt und geehrt. Es ist also leicht vorauszusehen, daß an dem Tage, wo die verschiedenen Staaten Amerika's von einander unabhängig sich erheben, die Nachkommen der Französischen Ansiedler wieder in den unbestrittenen Besitz der oben erwähnten Plätze kommen werden. Diese Lage ist von unberechenbarer Wichtigkeit. Sie gleicht der von Holland in Beziehung auf die Mündung des Rheins; allein die Analogie würde vollkommen seyn, wenn die Holländer zu gleicher Zeit Odessa und die Donau am Ende ihres Laufes besäßen. Die Erzeugnisse der unermeßlichen Länder zwischen dem Alleghani und dem Felsen-Gebirge können nur durch den St. Lorenz oder den Mississippi zum Meere gelangen.

Was einen kleinen Französischen Staat in Amerika vollkommen begründet hätte, wäre die Besitznahme und Bevölkerung der Inseln an der Mündung des St. Lorenz gewesen, als da sind: Neu-Schottland, Terre-Neuve, Kap Breton u. s. w.; denn nur hier war die Errichtung einer Seemacht möglich. Allein die Franzosen sind heutiges Tages auf diesen Inseln nicht stark genug, als daß ihre Sprache jemals die herrschende werden könnte. In Neu Schottland, wo sie am zahlreichsten sind, machen sie nicht ein Fünftheil der Bevölkerung aus, die täglich durch Englische Auswanderer vermehrt wird, während Keiner aus Frankreich kommt.

Der Besitz von Neu-Schottland ist aus tausend Gründen für jede Macht, die Kanada beherrschen will, höchst nothwendig. Der Lauf des Lorenz-Flusses ist während einer Hälfte des Jahres durch Eis gehemmt, und in dieser ganzen Periode hat Kanada keine mögliche Communication mit dem Ocean, außer über Neu-Schottland, dessen Häfen niemals durch Eis verschlossen werden. Der von Halifax ist einer der schönsten in der Welt; auch schätzt ihn Britannien ungemein hoch und hat ungeheure Summen daran verwendet. In ganz neuer Zeit sind auf Neu-Schottland so ergiebige Steinkohlen-

*) British America by John M' Gregor. London, 1832.

Gruben entdeckt worden, daß ganz Nord-Amerika Jahrhunderte lang davon versorgt werden könnte, was besonders für die Dampf-Schifffahrt im Binnenlande höchst wichtig ist und die Freistaaten bald dazu bestimmen dürfte, an die Eroberung der Insel zu denken; weil ihre eigenen Steinkohlen zur Nahrung der Dampf-Maschine nicht geeignet sind.

Diese Gegenden werden also Stoff zu gefährlichen Kämpfen zwischen der Union und Großbritanien geben, so lange letzteres im Besitz von Kanada bleibt, und schon hat sich ein Streit über die Gränzen ihrer respektiven Besitzungen entsponnen. Der Vertrag von Gent ließ die Demarcations-Linie sehr unbestimmt, und so erklomiren die Amerikaner ein Stück Land von mehr als 3000 Quadratmeilen, das England in die Gränzen seiner Provinz Neu-Braunschweig mit eingeschlossen hat. So lange jedoch Großbritanien die See-Herrschaft behält, werden ihm auch die Inseln an der Mündung des St. Lorenz angehören; aber nur durch liberale Theilung derselben mit den Franzosen können die Engländer hoffen, daß das Interesse dieser Kolonieen von dem der Vereinigten Staaten dauernd geschieden bleibe. Wenn z. B. die wichtige Insel Terre-Neuve von Franzosen bevölkert wäre, so würde sie eine Art Vorposten von Kanada bilden, der ihm erlaubte, sich unabhängig zu erhalten. Nichts ist abgeschmackter und alberner, als die diplomatischen Anordnungen in Betreff dieser Insel. Die Engländer sind dem Titel nach ihre Besitzer; allein sie haben sich verpflichtet, nur auf der östlichen Seite Kolonieen zu gründen; der Fischfang an der West- und Südküste gehört den Franzosen, die nicht einmal daselbst landen können; die kleinen Eilande Saint-Pierre und Miquelon dienen den Franzosen als Stapelplätze; hier salzen sie den Stockfisch ein. Es ist demnach ein ausgedehnter Küstenstrich, welcher der Mündung des St. Lorenz gerade gegenüber liegt und eine herrliche Lage für den Handel hat, dazu verdammt, ohne Kultur, ohne Bewohner, ohne irgend ein Etablissement zu bleiben, und zwar den Worten eines Vertrages gemäß, welchen argwöhnische Politik zwei Europäischen Nationen diktirte.

Wenn England bessere Einsicht in seine Interessen hätte, so würde es, um der kleinen Französischen Kolonie von Kanada eine Stütze zu geben, eine andere dergleichen auf Terre-Neuve gründen. Großbritanien wird seinen Anspruch auf Souverainetät so lange behalten können, als eine solche Souverainetät möglich ist. Sollte aber England diesem Anspruch entsagen müssen, so wird es ihm noch vortheilhaft seyn, an der Mündung des Lorenz-Flusses ein Volk zu haben, das in Sitten und Sprache von dem der Freistaaten verschieden ist. Was auch geschehe, diesen Punkt darf Frankreich nicht aus dem Auge verlieren, wenn es jemals wieder eine Seemacht werden will. Unsere Staatsmänner lassen sich leider von der Idee beherrschen, dies sey eine Unmöglichkeit, und Schiffe zimmern, hieße für die Engländer arbeiten, deren Eifersucht immer die Gelegenheit ergreifen wird, um unsere werdende Marine zu vernichten. Allein wir sind überzeugt, daß die Politik der Meere sehr bald eine ähnliche Umwälzung erfahren wird, wie die des Festlandes. Der Tag ist nicht mehr fern, wo die Flotten der Union denen Großbritaniens an Stärke und Zahl überlegen seyn werden, es müßte denn letzteres die Allianz mit den übrigen Europäischen Seemächten nachsuchen. Das Wachsthum, nicht die Zerstörung der Französischen Marine, wird also in Kurzem Englands wahres Interesse seyn, und ist es vielleicht schon jetzt.

Doch diese Betrachtungen könnten uns zu weit führen. Wir schließen mit einer flüchtigen Uebersicht der Bevölkerung und des Handels desjenigen Theils von Amerika, der unter Brittischer Herrschaft steht. Die Bevölkerung Kanada's, ohne Neu-Schottland, Neu-Braunschweig u. s. w., beträgt eine Million Seelen. Die Ausfuhr Großbritaniens nach Kanada beläuft sich auf zwei bis drei Millionen Pfd. Sterl., die Ausfuhr der Kolonie auf mehr als eine Million; 45,000 Matrosen werden zum gegenseitigen Transport der Handels-Artikel gebraucht, die Insel mit einbegriffen, und dieser Transport kann auf 800,000 Tonnen geschätzt werden.

Bibliographie.

- „Peter Parley's method of telling children about the history of the world." (Peter Parley's Methode, den Kindern die Weltgeschichte zu erzählen.) Hartford.
- All the most material facts in the history of the cholera. (Die wesentlichsten Thatsachen aus der Geschichte der Cholera.) Von John Bell und D. Ford. Philadelphia.
- Library of practical medicine (Medizinische Bibliothek.) Auf Anordnung der medizinischen Gesellschaft von Massachusets herausgegeben. Zweiter Band. Boston.
- The principles of surgery. (Die Prinzipien der Chirurgie, auf den Bau und die Verrichtungen der thierischen Organisation begründet.) Von Dr. Sam. Johnson. Philadelphia.
- Philosophical catechism of the natural laws of man. (Philosophischer Katechismus über die Natur-Gesetze des Menschen.) Von Dr. G. Spurzheim. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Boston.
- Letters etc. (Briefe über das Volk, die Denkmale, Landschaften und Sitten in Frankreich und Spanien.) 2 Bde. Newburyport.

Mannigfaltiges.

— A. W. von Schlegel. Das neueste Heft der Foreign Quarterly Review enthält eine sehr scharfe Replik auf die im vorigen Jahre von Schlegel herausgegebenen „Reflexions sur l'etude des langues Asiatiques," die bekanntlich aus einem Angriff auf die auch in diesen Blättern schon mehrfach erwähnte Londoner Gesellschaft zur Uebersetzung aus morgenländischen Sprachen (Oriental translation fund) bestehen. In Deutschland ist bereits Herr von Hammer (in den Wiener Jahrbüchern) zum Schutze die Gesellschaft gegen Schlegel aufgetreten.

— Geschriebene Zeitungen. Der Wunsch nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt, von Seiten der wohlhabenderen Gutsbesitzer, und vermuthlich auch die falschen Berichte und Ungereimtheiten der Zeitungsschreiber, führten in England zu einem sehr drolligen Etablissement. Man hielt sich nämlich einen Neuigkeits-Korrespondenten, der für ein jährliches Abonnement von drei oder vier Pfund Sterl. jeden Posttag einen Brief voll Neuigkeiten an seinen Abonnenten auf's Land schickte. Dies Gewerbe scheint unter der Regierung Jakob's des ersten existirt zu haben; denn der Dramatiker Ben Johnson giebt in seinem Staple of News (im ersten Jahre Karl's I. geschrieben) eine artige Beschreibung einer solchen Offizin von Neuigkeits-Manufakturen. Doch scheinen die auf diesem Wege mitgetheilten Neuigkeiten in eben so üblen Ruf gekommen zu seyn, als die gedruckten. In der Ankündigung der ersten Nummer der Evening Post (vom 6. Sept. 1709) heißt es: „Die außer der Stadt wohnenden Herren müssen drei oder vier Pfund jährlich für geschriebene Neuigkeiten zahlen, die im Allgemeinen so ganz unzuverlässig sind, daß es oft darin heißt: „„Wir hören u. s. w.; oder: Ein angesehener jüdischer Kaufmann hat einen Brief empfangen u. s. w."" lauter handgreifliche Lügen." Die nämliche Ankündigung sagt in Beziehung auf die gedruckten Blätter: „„Wir erfahren in Holländischen Zeitungen mehr von unseren Angelegenheiten, als in irgend einer von den unsrigen."" Das Geschäft eines Korrespondenten scheint eine Art von Vereinigung geschriebener und gedruckter Neuigkeiten erfordert zu haben, denn gegen Ende des 17ten Jahrhunderts hatte man gedruckte Neuigkeits-Briefe (news-letters) mit nachgeahmter Handschrift. Das berühmteste dieser Institute begann Ichabod Dawks im J. 1696. Die erste Nummer war so angekündigt: „Dieser Brief wird auf gutes Schreibpapier in handschriftlicher Weise gedruckt und Raum gelassen werden, so daß jeder Gentleman seine eigene Notiz aufzeichnen kann. Das Blatt ist unbezweifelt besser, als die beste der geschriebenen Zeitungen, enthält doppelt so viel, wird mit ungleich mehr Lust gelesen und wird jüngeren Personen zur Verbesserung ihrer Handschrift nützlich seyn." (L. P.)

— Der Paradiesvogel. Die alten Nachrichten von diesem prachtvollsten der befiederten Geschöpfe sind ein auffallendes Beispiel von der Fabelsucht älterer Naturforscher. Dann und wann brachte ein Reisender die Haut eines schönen Vogels mit, den er sonst nur aus den Mittheilungen der Wilden kannte. Das Gefieder prangte im herrlichsten Kolorit; einige Exemplare trugen Federbüschel von reicher Farbenpracht über Brust und Rücken; andere hatten eine Reihe langer und zarter Federn, die unter den Flügeln hervorwuchs oder dem Kopfe entsproßte; und fast ihr ganzer Putz hatte ein so gebrechliches Ansehen, daß man glaubte, er könne heftigen Stürmen nicht trotzen. Außerdem waren diejenigen Exemplare, die nach Europa kamen, ohne Füße. Alles dies eröffnete der Einbildungskraft ein weites Feld. Diese Vögel mußten die Bewohner einer Gegend seyn, die ganz Schönheit und Reinheit war, und wo sie, nur von dem Thau und den Düften eines wolkenlosen Himmels genährt, auf nie ermüdendem Fittich in der ewig stillen balsamischen Luft herumschwebten. Man nannte sie daher Paradies-Vögel und eine Gattung derselben insbesondere Paradisea apoda (die fußlose.) Die genaueste Beschreibung dieser Vögel giebt der Naturforscher Gaimard, welcher den Capitain Freycinet (1817) auf seiner Entdeckungs-Reise begleitete. Er beobachtete viele derselben in Waigiou, einer Insel bei Neu-Guinea. Sie gehören zur Klasse der Omnivoren (die Alles essen). Ihre Haupt-Nahrung ist Obst und Insekten; die Stärke ihrer Schnäbel und Füße macht sie sehr geschickt, in dichten Wäldern zu leben, wo sie sich bei heiterem Himmel auf die obersten Zweige der höchsten Bäume setzen. Sie fliegen sehr schnell, obschon sie ihren Flug immer gegen den Wind richten, um durch ihren üppigen Federschmuck nicht aufgehalten zu werden. Heftigen Stürmen aber weichen sie instinktmäßig aus. Sie sind äußerst beherzt und greifen jeden Raubvogel an, der ihre Ruhe stört. Nie hat man sie bei den Papu's, die ihre heimathlichen Eilande bewohnen, als Hausvögel gefunden. Die merkwürdigsten der bekannten Gattungen sind: die P. apoda, mit dem buntesten schillerndsten Gefieder und die an zwei Fuß langen geschweiften Federn, die unter den Flügeln hervorwachsen; der Sifilet, so genannt von den sechs langen Federn, die sein Haupt schmücken; eine andere Spezies, die mit ihrem prächtigen Schweife ein Rad schlägt, wie der Pfau; der Stolze, dessen bizarrer, fächerartig emporragender Schmuck an den Schultern weder mit dem Schweife, noch mit den Flügeln in Verbindung steht. Der Vogel kann diesen Fächer nach Gefallen erheben und senken; im letzteren Falle deckt er einen Theil seiner Flügel wie ein Mantel. Die Größe der Paradies-Vögel ist sehr verschieden. Die meisten sind von Körper nicht größer als eine Drossel; allein ihr reichliches Gefieder macht sie scheinbar so groß als eine starke Taube. Die befiederten Häute sind ein bedeutender Handels-Artikel zwischen Papu's und Malaien. Wenn die Muskatnüsse reifen, kommen die Paradiesvögel in Schaaren nach den Molukken, und wie Tavernier sagt, hat der Geruch dieser Nüsse eine solche Wirkung auf ihr Gehirn, daß sie völlig berauscht an die Erde fallen.*)

*) In dem Englischen Penny Magazine, das mit seinen ausgezeichneten Holzschnitten in Frankreich unter dem Namen Magasin pittoresque bereits nachgedruckt wird, und von dem auch in Leipzig eine eben so wohlfeile Deutsche Ausgabe angekündigt worden, findet man (in Nr. 39) fünf Gattungen des Paradies-Vogels in trefflichen Abbildungen dargestellt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Montag den 6. Mai 1833.

Frankreich.

Napoleon und der Russische Feldzug.

Aus den Mémoires sur la révolution de France, von Vaublanc. 4 Theile. Paris, 1833.

Der Graf von Vaublanc, Minister des Innern unter Ludwig XVIII., richtet sich in seinem kürzlich erschienenen weitläufigen Memoiren-Werk vornehmlich auf eine reflektirende Entwickelung der Ursachen, welche, seiner Meinung nach, die Französische Revolution von 1789 bis auf die neueste des Juli 1830 im Keime vorbereitet und zum Ausbruch gefördert haben. Unter allen ähnlichen Darstellungen zeichnet sich vielleicht die seinige durch ihr weites Ausholen am meisten eigenthümlich aus. Er beginnt sein erstes Kapitel mit einer Schilderung des Zustandes Frankreichs nach dem Tode Heinrich's IV. und stellt in der Verwaltung des Kardinals Richelieu die erste wirkende Hauptursache der Französischen Staats-Umwälzungen dar, indem derselbe durch den Einfluß seines Ministeriums Frankreich in eine solche Stellung gebracht habe, daß die Monarchie sich nicht mehr anders als durch das persönliche Genie seiner Könige zu halten vermocht und deshalb unter schwachen Herrschern zu Grunde gehen mußte. Sein Werk enthält in einer gewählten Form manche interessante Details, besonders aus der späteren Zeit, wo der Verfasser selbst Augenzeuge und Theilnehmer der geschilderten Ereignisse war. Wir heben einen Abschnitt aus der verhängnißvollen Periode des Französischen Feldzuges nach Rußland hervor. Herr v. Vaublanc befand sich damals auf seinem Verwaltungs-Posten in Metz und hatte daselbst, wie wir sehen werden, mit Napoleon eine interessante Unterredung, welche sich auf den von manchen ungünstigen Zeichen vorbedeuteten Plan des Kaisers bezog.

„Als der Kaiser mit den Vorbereitungen zu seinem Russischen Feldzug beschäftigt war, schrieb mir ein alter Freund, Cottin des Soucers, aus Paris einen viele Betrachtungen über diesen Gegenstand enthaltenden Brief, worin er mit Gewißheit den unheilvollen Ausgang dieses weltberühmten Krieges vorhersagte. Er berief sich auf die Geschichte und entwickelte die Gründe seiner Meinung auf das Genaueste. Er sprach wie ein Mann, der die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ursachen, wie er sie aus einander setzte, die Ereignisse, welche er vorhersah, auch wirklich herbeiführen müßten. Er war ein Prophet. Sein Brief wurde indeß von dem Herzoge von Rovigo, dem damaligen Polizei-Minister, aufgefangen, der eine Abschrift davon machen ließ, die er an den Kaiser schickte. An mich ließ er jedoch das Original abgehen, und ich vermuthete beim Empfange desselben nichts weniger, als daß man schon einen solchen Gebrauch davon gemacht hatte.

Der Herzog von Rovigo stellte darauf nach allen Seiten hin Nachforschungen an, um den Verfasser des Briefes, der sich nicht namentlich unterzeichnet hatte, herauszubekommen, und richtete dieserhalb eine vertrauliche Zuschrift an den Maire von Metz, Herrn Marchant. Sechzehn Jahre nach dem Russischen Feldzug, im Jahre 1829, wird mir von einer Dame die Original-Antwort des Maire zugesandt. Ich weiß nicht, wie sie in ihre Hände gelangt seyn mag, aber ich vermuthe, daß sie von einem Staats-Secretair aufbewahrt worden ist. Es findet sich darin folgende Stelle:

„„Es ist durchaus unmöglich, die Namen der Personen zu erfahren, welche von Paris aus mit Herrn v. Vaublanc korrespondirt haben können. Er sieht seine Korrespondenz ganz allein, und läßt sie durch einen seiner Leute, der nicht zu den Bureau-Beamten gehört, von der Post abholen. Nach Eröffnung der Korrespondenz wird Alles, was sich auf die Verwaltung bezieht, an die verschiedenen Bureaus vertheilt, die zu dem, was sonst an Herrn v. Vaublanc gelangen kann, durchaus keinen Zugang haben, da auch Niemand in seiner Abwesenheit sein Kabinet betreten darf. Indeß ist es gewiß, daß ein Herr Bresson, der einen höheren Grad bei den auswärtigen Angelegenheiten bekleiden soll, in ununterbrochenem Briefwechsel mit Herrn v. Vaublanc stehen, und daß der Letztere von diesem kürzlich Briefe empfangen haben soll."" — Herr Bresson, mit dem ich immer in sehr genauer Verbindung gestanden, und dessen ich schon öfter in diesen Memoiren Erwähnung gethan, ist derselbe, der sich durch die edel- und heldenmüthige Rolle, die er im Prozeß des unglücklichen Ludwig XVI. abgegeben, einen unvergänglichen Ruhm erworben hat. Der Herzog von Rovigo ließ ihn zu sich bescheiden und fragte ihn, ob er jenen an mich gerichteten Brief geschrieben habe. Die Antwort fiel verneinend aus. Diese Untersuchungen wurden dem Herrn Cottin des Soucers bekannt. Er begab sich zum Herzog von Rovigo, und erklärte ihm, daß er der Verfasser des Briefes sey; daß er darin nichts, als die Besorgniß eines guten Franzosen ausgesprochen habe, der den Erfolg eines Feldzuges in einem eisigen Klima bezweifle; daß er das Recht habe, einem Freunde im Vertrauen seine Ansichten auszusprechen, und daß er sich sehr darüber verwundere, wie man Briefe an eine Magistrats-Person, welche das Vertrauen der Regierung besitze und verdiene, auffangen könne. Die Entschiedenheit seiner Sprache verdroß den Minister ein wenig, aber mein Freund wurde dennoch mit vieler Rücksicht und Höflichkeit behandelt. Der Minister fand vielleicht, daß er in der Prophezeiung, die er an mich gerichtet, nur zu sehr Recht hatte.

So oft der Kaiser nach Metz kam, überhäufte er mich mit Fragen, die man ihm immer ohne Zögern beantworten mußte. Als er im Juni 1812 dort verweilte, that er auch wieder die gewöhnlichen Fragen an mich und entließ mich dann; während des Soupers ließ er mich jedoch wieder rufen. Da ich die angestellten Nachforschungen hinsichtlich des Briefes des Herrn Cottin kannte und eben so gut auch wußte, daß eine Abschrift davon in die Hände des Kaisers gelangt sey, glaubte ich, daß er mit mir davon sprechen würde; aber ohne ein Wort darüber zu erwähnen, unterhielt er sich mit mir über den Feldzug, den er zu unternehmen im Begriff stand, wie über die Stärke seines Heeres, und äußerte bestimmt, daß er in Rußland eindringen würde. Ich sah ihm wohl an, daß er sich in diesem Augenblicke des aufgefangenen Briefes erinnerte.

Ich antwortete ihm mit Freimüthigkeit und stellte ihm einige Einwürfe auf das, was er sagte, entgegen. Er suchte mich zu widerlegen und stützte sich vornehmlich auf die Festigkeit seines Bündnisses mit dem Kaiser von Oesterreich, die er am meisten auf die engen Bande gründete, welche seine Vermählung zwischen ihm und diesem Fürsten geknüpft hatte. Als er sah, daß ich nicht überzeugt zu seyn schien, sprang er auf, und setzte das Gespräch mit größerer Wärme und in der lebhaftesten Bewegung fort. Er sprach von den Bauarbeiten, die er unternommen und bereits in Antwerpen angeordnet hatte, und schien darauf ein großes Gewicht zu legen. Ich wagte ihm zu entgegnen, daß dies Alles noch keine Marine bilde. Indem er mir darauf antwortete, drängte er sich ein wenig gegen mich vor; ich trat einen Schritt zurück, und versuchte, ihm noch einige Einwendungen bemerklich zu machen. Er hörte sie an, aber er bemühte sich zugleich sie mit allem Nachdruck niederzuschlagen und ihnen Gründe entgegen zu setzen, die ich nicht zu bekämpfen vermochte. Ich würde es vermocht haben, wenn er mir den Befehl ertheilt hätte, ihm Alles herauszusagen, was ich denke. Einen solchen Befehl geben aber Die, welche eine souveraine Macht ausüben, äußerst selten, und doch ist es die einzige Gelegenheit, wo sie die Wahrheit vernehmen können.

Während dieser ganzen Unterhaltung zeigte sich jedoch Napoleon im Uebrigen ruhig und leidenschaftslos, und sein Ton nahm keinen Augenblick einen Ausdruck des Unwillens oder des Vorwurfes an. Als er mich entließ, sagte ich ihm, daß ich eine Gnade von ihm zu erbitten hätte. Frau von Choiseul, die betagte Aebtissin von St. Louis, die schon ein Alter von mehr als achtzig Jahren erreicht hatte, befand sich zu Metz. Ihr einziger Unterhalt war eine Pension von 6000 Fr. gewesen, die sie vom Kaiser von Rußland bezogen, und welche bereits auf Veranlassung des Krieges aufgehört hatte, so daß die arme Frau einem hülflosen Zustande entgegensah. Er fragte mich, ob sie die Schwester des alten Herzogs von Choiseul, Ministers Ludwigs XV., wäre, und als ich dies bejahte, setzte er hinzu: „Ich bewillige ihr dieselbe Pension, und ein Jahr voraus. Sagen Sie dem Grafen Daru, er solle das Dekret ausfertigen." Ich dankte ihm im Namen der Frau von Choiseul und verließ ihn voller Zufriedenheit darüber, jene Pension von ihm erlangt zu haben.

Diese Unterredung trug sich in einem Saale auf ebener Erde zu. Die leichten Fenstervorhänge von Mousselin, die einen Theil der Fenster bedeckten, waren nicht genugsam zugeschoben worden, so daß man von draußen Alles sehen konnte, was sich in dem Saal begab. Mehrere Personen hatten sich auch dem Fenster genähert. Das lebhafte Gespräch Napoleons, seine Bewegungen, so wie die meinigen, schienen zu der Vermuthung Anlaß zu geben, daß er mir heftige Vorwürfe mache, und man zog daraus den Schluß, daß ich mein Amt verlieren würde. Das Gerücht davon verbreitete sich sogleich mit großem Lärm durch die Stadt. Ich erzählte deshalb mehreren Bekannten, welche mir dies verdrießliche Gerücht mittheilten,

von meiner Unterredung mit dem Kaiser, und dies hat in einem Werke des Herrn Abbé de Pradt — ich weiß nicht gleich in welchem — zu einer Stelle über diesen Gegenstand Anlaß gegeben.

Jeder Verständige sah wohl ein, daß Bonaparte durch sein Glück blind geworden war. Er rechnete durchaus auf keinen Widerstand; er fürchtete kein Hinderniß irgend einer Art. Ich bemerkte in seiner Unterredung vornehmlich drei falsche Gedanken, die mich an einem Manne von so außerordentlichem Geiste in Erstaunen setzten. Er sah die besiegten Völker für unterworfene Völker an; er glaubte, daß der Kaiser von Oesterreich seine Pläne für immer unterstützen würde, weil er ihm seine Tochter gegeben; und er sprach endlich von den Anstalten, die er in Antwerpen getroffen, wie von einem mächtigen Mittel, um zur Verwirklichung seines Planes, den Engländern die Herrschaft der Meere zu entreißen, zu gelangen. Diese drei Haupt-Ideen seines Gespräches entbehrten durchaus aller Richtigkeit. Er hatte alle Monarchen unterdrückt, die bis dahin den Krieg gegen Frankreich zwar mit Ausdauer geführt hatten, aber nicht mit derjenigen Lebhaftigkeit, welche erst die Leidenschaft einziebt. Indem er sie aber unterdrückte, flößte er ihnen die Leidenschaft des Unterdrückten, der die Freiheit liebt, ein und bildete so selbst das Ciment, das sie unter einander gegen ihn vereinigte.

Sein Benehmen gegen Spanien, das unter allen Gesichtspunkten ungerecht zu nennen war, hatte ebenfalls Folgen gehabt, die es auf eine schlagende Weise bethätigten, daß die öffentliche Moral, wenn sie unumwunden verletzt wird, früher oder später unerwartete und fürchterliche Resultate herbeiführet. Man bedenke nur, wie Don Pedro Cevallos in einer öffentlichen Schrift aussprach, daß das Benehmen Bonapartes gegen Spanien den Monarchen die Augen öffnen, sie gegen ihn zu einem kräftigen Bunde vereinigen und seinen Sturz nach sich ziehen würde. Aber vielleicht war nichts weiter entfernt von dem Betragen, wie es einem Souverain und Sieger zukommt, als sein Benehmen gegen den Papst. Ihn, der zu seiner Krönung nach Paris gekommen war, von seinem Wohnsitz gewaltsam fern zu halten und als Gefangenen nach Fontainebleau zu schleppen, war eine unbegreifliche That, in der die größte Undankbarkeit mit einer Verletzung aller Rechte zusammentraf. Es war eine unglückliche Nachahmung einer Handlung jenes Direktoriums, das er selbst so sehr verachtet und das er gestürzt hatte.

So befand sich auch Frankreich in den letztverflossenen drei Jahren auf dem höchsten erwähnten Culminations-Punkt seines Herrscher-Glücks; man begann, sich bereits in der Armee wie in den Provinzen offen auszusprechen, vor Allem aber in der Hauptstadt selbst. Auch ich äußerte oft laut meine Ansichten, und meine Freunde ließen mir nicht selten diese Freimüthigkeit zum Vorwurf gereichen. Mehr als ein Mal regte sich in mir der Wunsch, meine Entlassung zu nehmen, aber ich ward immer wieder durch den Gedanken zurückgehalten, daß ich in den bevorstehenden Krisen nützen, manches Unheil mildern oder selbst verhindern und meinem Vaterlande auf der unvermeidlichen Uebergangs-Stufe dienen könnte, die es, zum Heil für Frankreich wie Europa, von einer zur Tyrannei gewordenen Herrschaft in einen anderen Zustand der Dinge hinüber einschlagen mußte. Ich hielt mich überzeugt, daß der größere Theil der Präfekten eben so dachte wie ich, und daß vornehmlich diejenigen, welche in den Gränzstädten sich befanden, die Ansicht hegten, daß es, je mehr man sich der Katastrophe nähere, um so weniger erlaubt sey, in der Gefahr seinen Posten zu verlassen.

Es dürfte hier kein unpassender Ort seyn, die Bemerkung zu machen, daß vor und während der Revolution alle großen Katastrophen durch einzelne Anzeichen und Stimmen, die dann immer bald zur allgemeinen Stimme wurden, vorhergesagt und vorausverkündigt worden sind. Die Folgen der Zusammenberufung der General-Staaten, die Resultate unserer abgeschmackten konstituirenden Versammlung, der Fall des Thrones, die Schrecken des Volkes, die Vernichtung des Direktoriums und Bonaparte's selbst waren auf hundert verschiedene Weisen vorherverkündigt, und wurden selbst vor ihrer verwirklichten Erscheinung schon zu einer Gewißheit. So war es auch nach der ersten Restauration; Alles kündigte Schwäche an und ließ Unheil für die Regierung befürchten. So war noch lange vor Ausbruch der Juli-Revolution ein Gefühl der Furcht allgemein verbreitet, und man hatte sich an den Gedanken fast gewöhnt, daß ein neues Unglück in den Entwickelungs-Gang der Regierung eingreifen werde."

Nachdem Herr von Vaublanc darauf die Ereignisse bis zur Schlacht bei Leipzig erwähnt, fährt er folgendermaßen mit Betrachtungen über Napoleon fort:

„Um eine richtige Idee wahrer Größe zu erlangen, dürfte es wohlgethan seyn, mit dem Ehrgeiz Bonaparte's und seinen Folgen, die gediegene Weisheit eines Charakters wie Karls V. von Frankreich zu vergleichen. Schwach, krank, in seinem Palast eingeschlossen, nur einen kleinen Theil des verwüsteten Frankreichs besitzend, faßte er den Plan, das ganze Frankreich wiederzuerobern, und es gelang ihm. Nach unerhörten Unglücksfällen, die er nicht verschuldet hatte, nach den Thorheiten und Schrecken der in Paris versammelten General-Staaten, von einem Aufstand seiner Diener selbst in seinem Palast bedroht, und nachdem er die Engländer in St. Denis ihr Feldlager hatte aufschlagen sehen müssen, erreichte er es dennoch durch seine Klugheit und durch das Schwerdt seines Connetable, seine Feinde zu besiegen und Frankreich unter seinem Scepter wiederzuvereinigen. Bonaparte im Gegentheil, nachdem er dreißig Schlachten in Person gewonnen, wurde bis unter die Mauern von Paris zurückgedrängt, wurde besiegt und von sich selbst verlassen. Dieser Vergleich dürfte wohl zeigen, daß der letzte Ausgang der menschlichen Handlungen vom Geist und Charakter Derjenigen abhängig ist, welche sie unternehmen und ausführen, und daß die Aufgeklärtheit oder Unwissenheit der Zeitalter, in denen sie leben, den Erfolgen ihrer Thaten keine Fesseln anlegt. Man stelle Karls V. Klugheit, seine Ausdauer und Standhaftigkeit in einem Zeitalter der Unwissenheit, dem sprudelnden Genie Bonaparte's, seinen militairischen Talenten, seinem an Tollheit gränzenden Ehrgeiz, in einem Jahrhundert, welches vorzugsweise das der Aufklärung genannt wird, gegenüber, und man sage, ob der Unternehmungen Karls durch die Unwissenheit seines Zeitalters gehemmt oder geschwächt, und ob der Sturz Bonaparte's durch die geistige Ueberlegenheit unserer Zeiten aufgehalten zu werden vermochte. Es läßt sich daraus der Schluß folgern, daß Geist und Charakter der Menschen es sind, welche die Begebenheiten vorbereiten, erzeugen und sie beherrschen. Nach so glücklichen und so edeln Anfängen, wie unter dem Konsulat begonnen, sich die eigenthümlichen Mängel des Genies Bonaparte's immer mehr zu enthüllen, indem sie ihn unfähig machten, das Glück zu ertragen und sodann dem Unglück zu widerstehen. Karl V. erscheint dagegen immer als derselbe unter allen wechselnden Zuständen seines Glücks; und die letzten Erfolge der Thaten beider Männer sind sich ebenso entgegengesetzt, als es ihr Genie und ihr Charakter war.

Wie die Kunst, zu regieren, von einem sehr geringen Schatz von Ideen im Kopfe eines Mannes abhangen kann, sey es in einem Zeitalter der Unwissenheit wie in einer Zeit der verbreitetsten Aufklärung, so läßt sich auch sagen, daß ein Staat besser regiert werden kann von einem großen Charakter, den rings umher eine verfinsterte Kultur umgiebt, als von einem von zerstörenden Ideen beherrschten Charakter, der durch eine auf überlegener Kulturstufe befindliche Umgebung unterstützt werd. So ist es ein wahrer Jammer, zu sehen, wie Frankreich seit mehr als funfzig Jahren regiert worden ist; und je mehr sich die Aufklärung verbreitete, je weniger hatte es immer das Glück, unter den Männern, die an seiner Verwaltung Theil nahmen, Regierungs-Genies zu finden. Je mehr Dinge wir bei der Leichtigkeit und Beweglichkeit unseres Geistes wissen, je weniger sind wir doch im Stande, uns gewisser Haupt-Ideen kräftig zu bemächtigen; je leichter sich unser Kopf mit den Ideen Anderer anfüllt, je weniger eigenthümliche Ideen besitzen wir selbst im Grunde. Aus dem Chaos unserer schwankenden Zustände könnte uns allein die Hand eines außerordentlichen Monarch herausziehen, der, nach dem ersten glücklichen Erfolg, Ausdauer und Konsequenz zu bewahren wüßte, was eben Napoleon nicht verstand."

Bibliographie.

Statistique morale philosophique et politique de la ville de Bordeaux et des départemens qui l'avoisinent (Bordeaux und die ihm benachbarten Departements in moralischer, philosophischer und politischer Hinsicht.) Erster Bd. Erste Lfg. Bordeaux. Pr. jeder Lfg. 1 Fr. [Dieses umfassende Werk gehört ebenfalls in den Plan jener thätigen Männer, die, wie wir kürzlich zu bemerken Gelegenheit hatten, damit umgehen, Frankreich in intellektueller Hinsicht zu decentralisiren. Der Titel des Buches verspricht nicht zu viel; es enthält nämlich die Geschichte aller Ereignisse in den Departements der Gironde, der Charente, der Dordogne, der Haiden, der Lot et Garonne und des Gers seit dem J. 1789; ferner die Lebensbeschreibungen aller Personen, die bei diesen Ereignissen mitgewirkt oder sich überhaupt in den genannten Departements ausgezeichnet, und endlich ein treues Sittengemälde der Einwohner, mit Landkarten, Tabellen u. s. w. — Schon der Umstand, daß ein solches Werk in Bordeaux erscheint, wo überhaupt die meiste literarische Bewegung in der Provinz sich zeigt, und wo ganz kürzlich wieder eine neue kritische Zeitschrift: die Revue Bordelaise angekündigt worden, ist ein Zeichen der Zeit. Haben wir doch bis jetzt bei unseren bibliographischen Notizen aus Frankreich gar nicht nöthig gehabt, den Druck-Ort hinzuzufügen, da es sich von selbst verstand, daß alle bedeutende oder unbedeutende Werke — mit Ausnahme etwa einiger Schul- und Gebetbücher — in Paris erschienen.]

England.

Shirley, der letzte Nachfolger Shakespeare's.

(Schluß.)

Als Dramatiker zeigt sich Shirley unverkennbar als den Letzten einer großen, aber fast erschöpften Schule. Es ist der Untergang, wenn auch immer der heitere und schöne Untergang eines herrlichen Tages. Mit ruhiger Würde ergiebt sich das Königs-Geschlecht in seine Absetzung, aber das Scepter geht darum nicht minder in andere Hände über. Shirley's poetischer Charakter ist keinesweges so scharf gezeichnet, als der seiner Vorgänger. Die hervorstechenden Merkmale des Genius waren längst das Eigenthum Anderer. Daher war der Boden, den Shirley zu betreten hatte, nicht bloß geheiligt, — er war unzugänglich; und Jonson, obgleich sein Lustspiel als Sitten-Gemälde viele Nachahmer fand, stand mit seiner tiefen Gelehrsamkeit und seiner sorgfältigen Charakter-Zeichnung ebenfalls allein da. Massinger zeichnete sich vorzüglich durch eine kräftige und männliche Beredsamkeit und eine eigene Art dunkler moralischer Schattengebung aus. Die große Vielseitigkeit Beaumont's und Fletcher's schien keinen Charakter unversucht, keine Leidenschaft unbearbeitet, keine Situation ungeschildert gelassen zu haben. Unter den geringeren Schriftstellern finden wir Ford, der die Leidenschaften auf dem Marterbrett ausstreckte, bis sie fast im Todeskampfe brachen, und Webster, der ebenfalls den Schrecken zu weit trieb, und so nur allzu oft den Eindruck jener düsteren Größe, in welcher seine wahre Stärke liegt, schwächte. In Middleton's Dichtungen giebt es Stellen von einem gewissen

ungekünstelten Pathos, der fast unübertrefflich ist. Als daher Shirley die Bühne betrat, konnte man sagen, daß er eine Miene übernahm, deren Reichthum völlig erschöpft war; ein Land, in welchem man jeden Winkel durchsucht und seiner Fruchtbarkeit den höchst möglichen Ertrag abgewonnen hatte. Jede Quelle, aus welcher dramatische Erfindung ihren Stoff geschöpft hatte, schien ausgetrocknet. Die Geschichte jedes Landes war bereits dramatisirt; jede ausgezeichnete Person alter und neuer Zeit war auf der Bühne erschienen. Sogar die Italiänischen Novellenschreiber waren fast bis auf die Hefen geleert; die menschliche Natur selbst schien völlig ausgebeutet. Jede Charakter-Schattirung war vielfältig vorgebeten, jedes Ereigniß in das verschiedenartigste Licht gestellt. Und dennoch, troß aller dieser ungünstigen Umstände, ist Shirley ein originelter Schriftsteller. Obgleich er immer dieselben Materialien wie seine Vorgänger verarbeitet, sind dennoch seine Formen neu. So sehr wir unaufhörlich an ältere Dichter, besonders an Fletcher, erinnert werden, sind seine Stücke doch nichts weniger, als sklavische Nachahmungen. Die Art der Composition ist dieselbe, oder bei ihm sind Licht und Schatten so verschieden vertheilt, daß der Eindruck ein ganz anderer ist. Selbst sein Stil ist ihm ganz eigen. An Kraft, Mannigfachheit und Reichthum seinen Meistern weit nachstehend, hat er doch eine Leichtigkeit, eine Anmuth, zuweilen eine gewisse Zierlichkeit, die ihm allein gehören. Dieselben sanften und fein aufgetragenen Charakter-Zeichnungen, denen wir in Shirley's Stücken als alten Bekannten begegnen, finden wir auch in seinen Gedichten wieder, allein indem sie, so zu sagen, durch sein klares und durchsichtiges Gemüth gehen, erscheinen sie als neugeborene Schöpfungen seiner eigenen Phantasie.

Wenn Shirley's Genius ein weniger scharfes Gepräge hat, so hat er dafür auch das Manierirte vieler seiner Vorgänger vermieden. Giebt es auch keine dramatische Eigenschaft, in welcher er in der großen Schule, der er angehört, hervorragte, so vereinigt er doch mehr derselben in sich als fast alle übrige, wenn wir einige der größten ausnehmen, und unmöglich kann man sich der Bewunderung enthalten über die Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, mit welcher er sich, wenn auch nicht so kräftig und fest, doch mit leichten und anmuthigen Schritten durch alle Gebiete des Drama's bewegt. Er erzeugt vielleicht selten eine heftige oder tiefe Rührung, aber es gelingt ihm fast immer, die Neugierde zu spannen und die Phantasie des Lesers angenehm zu unterhalten; denn Shirley's lebendiges und thätiges Gemüth, seine fruchtbare Erfindungsgabe, sind es eigentlich, die den hervorstechendsten Zug in seinem poetischen Charakter bilden. Unter allen seinen Stücken, die vor uns liegen, sind sehr wenige, in welchen das Interesse, wenn auch oft seltsam und tadelnswerth, nicht bis zum Ende rege erhalten wird, wenige, in welchen wir nicht Scenen oder Reden von ungekünstelter Schönheit finden, die nur einem wahren Dichter in solcher Fülle entströmen können.

Als tragischer Dichter zeigt sich uns Shirley vielleicht noch entschiedener als der Letzte seiner Schule. Man sieht, daß er für ein Publikum schreibt, das gewohnt ist, sich an Schrecknissen zu sättigen. Die Verbrechen sind gehäuft, und das Blut fließt in Strömen, als ob nichts geringeres als solche heftige Reizmittel irgend eine Wirkung hervorbringen könnte; als wäre der Dichter in der Nothwendigkeit, das einmal eingeführte Maaß des Schreckens voll zu machen, die furchtbaren Scenen, die von der Phantasie des Publikums einmal Besitz genommen, zu erreichen, wo nicht zu überbieten. In seinen zwei schönsten Trauerspielen, dem „Verräther" und dem „Kardinal," drängen sich Reminiscenzen aus Fletchers „Trauerspiel der Jungfrau," und aus Webster's „Herzogin von Malfi" vielfach hervor. So wie er die Leidenschaften und die düstere Größe seiner Vorgänger nachahmt, so scheint er auch mit seinen furchtbaren Mustern in Schwärze der Verbrechen, die er darstellt, und in verschwenderisch vergossenem Blut wetteifern gewollt zu haben. Der „Verräther" hat leider eine Art von Interesse, welches unsere alten Dichter mit großer Vorliebe bearbeiteten, das aber der Anstand moderner Sitten verbannt hat. Bei Shirley, wie bei seiner ganzen Schule, zeigt sich derselbe merkwürdige Kontrast zwischen Sitten und Moral. Mit Ausnahme einiger Stellen von roher, und wie es scheint, privilegirter Possenreißerei, welche besonders in früheren Stücken nur allzuoft vorkommen, ist fast Alles, was den Anstand verletzt, im Grunde darauf berechnet, das Gemüth zu erheben und zu bessern, nicht zu verderben. Immer siegt die Tugend über das Laster; immer wird dieses von Schande und Elend heimgesucht. Jene thierischen Leidenschaften und Neigungen unserer Natur, deren heimliches Walten das Zartgefühl jetzt mit einem Schleier bedeckt, welchen selbst der forschende Moralist in den dunkelen Falten des Herzens unerspäht ruhen läßt, werden von diesen rücksichtslosen Malern in ihrer abstoßendsten Nacktheit dargestellt. Sie schildern die Lüste eben so mit ihren innersten Gedanken und Triebfedern, wie den Ehrgeiz oder die Eifersucht. Strenge Anatomen, denen es nur um den Fortschritt ihrer Wissenschaft, der moralischen Natur des Menschen zu thun ist, legen sie, ohne Erröthen, die verborgendsten Mysterien dieser Natur zur Schau. Uebrigens ist ihre Sprache über solche Gegenstände ihrem Zeitalter angemessen, und wurde von Schriftstellern einer viel ehrwürdigern Klasse gebraucht. Unsere alten Gottesgelehrten verweilen mit einer Ausführlichkeit bei Gegenständen dieser Art, vor welcher der zarte Anstandssinn unserer Zeit zurückschaudern würde. In den Werken Jeremie Taylor's, zum allgemeinen Gebrauch und ohne Zweifel auch zum häuslichen Unterricht bestimmt, finden sich Stellen, die man heutzutage unmöglich laut lesen könnte, und selbst unsere alten Erbauungsschriften dürfen nur mit großer Vorsicht gebraucht werden.

Diese Bemerkungen sollen das Verwerfliche in den alten Dramatikern nicht beschönigen: aber die Billigkeit fordert sie, damit man nicht den großen Unterschied zwischen den Stücken dieser früheren Periode und denen aus Karl's II. Zeiten aus den Augen verliere. Bei den ersteren ist die Weise roh und unzart, aber die Moral gesund und kräftig; bei den letzteren ist die Moral eben so verderbt und thierisch sinnlich, wie die Darstellungsart. In gewisser Hinsicht können die dramatischen Schriftsteller der alten und besseren Zeit dem späteren Zeitalter eine Lehre geben, welches zwar delikater und verschämter in seinen Ausdrücken ist, doch bei weitem kein so richtiges Gefühl wahrer Moral besitzt. So frei und unumwunden sie auch das Laster schildern und den schlechteren wie den besseren Theil unserer Natur mit gleicher Treue darstellen; so sonderbar und gewaltsam sie auch oft ihre edlen Charaktere dem Untergang zuführen oder den Schuldigen aus den Klauen der Sünde reißen, so mischen sie doch nie die widersprechendsten Eigenschaften zusammen und stellen in demselben Individuum einen aus den besten und schlimmsten Ingredienzien der menschlichen Natur geformten Charakter dar. Bei allen ihren Inkonsequenzen finden wir doch nicht, daß sie die tugendhaftesten und hochbegabtesten Personen die niedrigsten Verbrechen begehen oder den schändlichsten Bösewicht die edelste Handlung ausüben lassen, wie dies in unsern Zeiten so oft geschieht, um den abgestumpften Sinn des Publikums zu reizen, wo nicht gar in der Absicht, ihn zu verderben.

Shirley's „Verräther" ist der feinste Machiavellistische Minister eines Italiänischen Hofes, einer seiner Lieblingscharaktere, aber nirgends so kühn und kräftig gezeichnet, als in diesem ergreifenden Trauerspiel. Die Art, wie der Minister die Leidenschaften des schwachen und wollüstigen Herzogs, des feurigen und kühnen Sciarrha und des eitlen Depazzi zu seinen Zwecken zu verflechten weiß, ist mit großer Kunst und ungemeinem Talent dargestellt.

Der „Kardinal" ist ebenfalls ein Schauspiel von großer Wirkung; ein düsteres Gemälde, das tief in die Seele dringt, aber zu oft empörend, wo es nur schrecklich seyn sollte. Die Herzogin Rosaura, gezwungen, sich dem Columbo, einem Neffen des allmächtigen Kardinals zu verloben, liebt nichts desto weniger den Alvarez. Während Columbo bei der Armee ist, verschafft sie sich durch List einen Brief, der sie von ihren Gelöbnissen entbindet. Alvarez wird von Columbo ermordet, der seinerseits, auf Rosaura's Anstiften, von Hernando im Duell getödtet wird. Diesem hat sie in bereits beginnendem Wahnsinn ihre Hand als Lohn der That zugesagt. Die Unterredung Hernando's mit der wahnsinnigen Herzogin nach vollbrachter That ist eine der rührendsten und ergreifendsten Scenen dieser Art.

Noch weit vorzüglicher aber ist Shirley in einer Art romantischer Tragi-Komödie, in der gewöhnlich ein Ereigniß und Abenteuer das andere jagt, oft wild und überspannt, aber immer höchst lebendig und unterhaltend. Zuweilen, wie in den „Schwestern", ist das Komische vorherrschend, oft aber, wie in dem „Admiral", ist das Interesse ernst und tragisch, oder die Katastrophe unblutig. Es ist nicht leicht von solchen Stücken durch einzelne ausgezogene Stellen oder selbst Scenen einen Begriff zu geben. Die Totalwirkung des ganzen Drama's ist es, mit allen seinen Verwickelungen, seinen rasch aufeinander folgenden gefahrvollen oder belustigenden Situationen, seinen verschiedenartigen Charakteren, — es ist das Leben, das Aufregende des dramatischen Romans, was ihm seinen Hauptwerth giebt.

Die „Brüder" ist ebenfalls ein Drama von derselben Klasse, wiewohl es sich nicht so weit über das gewöhnliche Leben erhebt. In diesem Stück ist das geschäftige Treiben einer Spanischen Intrigue mit Scenen von einem gewissen sanften Pathos gemischt, in welchen Shirley, der die heftigen Leidenschaften oft übertreibt, unnachahmlich ist. Es hat große Aehnlichkeit mit einigen von Calderon's Stücken: dieselbe Hintansetzung der Wahrscheinlichkeit (was uns jedoch der lebendig rasche Gang der Handlung kaum Zeit läßt zu bemerken oder Lust zu tadeln); dieselbe Vorliebe für erborgte Rollen; Prinzessinnen in Pagenkleidern, Prinzen, die sich als untergeschobene Kinder, und Menschen geringen Standes, die sich am Ende als Prinzen ausweisen: Jeder ist verliebt und Jeder in die unrechte Person, bis eine unerwartete Entwickelung Alles wieder in Ordnung bringt und eine allgemeine Heirath das Ganze schließt. Gleich dem großen Spanischen Dramatiker versetzt Shirley gern seine Hauptbelden in die schwierigsten Lagen: ihre Standhaftigkeit muß die härtesten Prüfungen bestehen, der Liebende opfert sich oft selbst entweder einer höheren Pflicht oder dem größeren Glück seiner Geliebten. Der „dankbare Diener" liefert besonders Beispiele dieser Art.

Noch giebt es eine Gattung von Dramen, in welchen sich Shirley als Meister erweist, obgleich auch hier die Kunst des Verfassers sich mehr in der allgemeinen Ausführung seines Stücks, als in besonderer Vollendung einzelner Stellen zeigt. Dies ist die poetische Darstellung Englischer häuslicher Scenen, in welchen oft ernste, zuweilen selbst pathetische mit unterlaufen. Zu dieser Gattung gehören: „die vergnügungssüchtige Frau", „Hyde Park", „Liebe in Verlegenheit", „die standhafte Jungfrau", „der Spieler", „das Beispiel" und noch einige andere. Shirley's komisches Talent ist, wie sein tragisches, mehr fruchtbar und vielseitig, als reich und originell: es ist mehr leichter Scherz als gediegene Kraft. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß auch in seinen ernsten und tragischen Stücken, nach dem unabweichlichen Herkommen seiner Schule, der witzige Narr oder Possenreißer nicht fehlen darf. — Als satyrischer Sittenmaler, als launiger Züchtiger der Modethorheiten, ist er gegen Jonson das, was er in seinen ernsteren Strebungen gegen Fletcher ist. In allen solchen Gemälden steht übrigens die wahre Vortrefflichkeit der dauernden Gunst im Wege. Je treuer die Aehnlichkeit ist, mit welcher der Dichter die Sitten seiner eigenen Zeit malte, um so fremder erscheinen sie einer spätern Welt, und der gewöhnliche Leser findet sie in eben dem Grade fade und unverständlich, als sie für den Alterthumsforscher an Werth zunehmen. (Q. R.)

Bibliographie.

The sacred and historical books of Ceylon. (Die heiligen und Geschichts-Bücher von Ceylon.) Herausgegeben von Upham. 3 Bde. Pr. 42 Sh.

History of the Scottish church at Rotterdam. (Geschichte der Schottischen Kirche in Rotterdam.) Pr. 10½ Sh.

Sketches in Greece etc. (Skizzen aus Griechenland und der Türkei, so wie über den gegenwärtigen Zustand und die künftigen Aussichten des Türkischen Reiches.) Pr. 9½ Sh.

Le Bas' life of Archbishop Cranmer. (Le Bas' Leben des Erzbischofs Cranmer.) Bildet auch den sechsten Bd. der Theological Library. Pr. 6 Sh.

Belgien.

Essais philosophiques, suivies de la Metaphysique de Descartes etc. (Gesammelte philosophische Abhandlungen.) Von L. A. Gruyer. 4 Bde. Brüssel, 1832.

Herr Gruyer hat im J. 1823 einen „Versuch einer physikalischen Philosophie" und ein „System der Seelenfähigkeiten", das ein Auszug von Laromiguière's philosophischem Lehrbuch ist; 1824 einen Aufsatz über Raum und Zeit; 1825 eine Abhandlung über die Bewegung; 1827 eine Uebersicht der Meinungen alter und neuer Philosophen, über die Grundursache, die allgemeinen Eigenschaften der Körper und den Universal-Aether, und 1829 einen Abriß der Cartesianischen Philosophie herausgegeben. Alle diese Schriften sind in vorliegenden vier Banden, unter etwas veränderter Form, wieder enthalten und bilden mit einigen hinzugekommenen Artikeln ein vollständiges Werk, dessen Eintheilung wir hier geben.

1ster Band. Von der Trägheit der Materie und von der Bewegung; von Raum und Zeit; von der Anziehungskraft; von der Natur und den allgemeinen Eigenschaften der Körper; Uebersicht einiger physikalischen Hypothesen.

2ter Band. Von den unwägbaren Fluiden (der Wärmestoff, das Licht, die Elektrizität, der Magnetismus). Erklärung der Brechung und des Zurückprallens der Lichtstrahlen; Elektro-Magnetismus. Cabanis' und Broussais' Lehren von dem Ursprung des Empfindungs-Vermögens und der Intelligenz; Ansichten der Philosophen über die Grundursachen, den Universal-Aether.

3ter Band. Grundzüge der Metaphysik; System von den Seelenfähigkeiten; Abriß der Cartesianischen Metaphysik, seine Methode, seine Meditationen.

4ter Band. Cartesianische Metaphysik, ein geordneter Auszug aus 11 Banden seiner Werke.

Um eine Idee von dem philosophischen System des Herrn Gruyer zu geben, entlehnen wir seine eigenen Worte (aus dem 3ten Bande): „Die sensiblen Ideen haben ihren Ursprung in der Gefühls-Empfindung und ihren Grund in der Aufmerksamkeit. Die Ideen der Seelen-Fakultäten haben zum Ursprung das Gefühl von der Thätigkeit dieser Fakultäten, und zum Grunde ebenfalls die Aufmerksamkeit. Die verwandten Ideen entspringen aus dem Gefühl der Verwandtschaft, und haben ihren Grund entweder in der Aufmerksamkeit, oder Vergleichung, oder in dem Raisonnement, oder in der vereinigten Wirkung dieser Fakultäten. Man muß also zu dem Schlusse kommen, daß unsere Ideen viererlei Ursprung und dreierlei Grund haben; daß alle Ideen aus dem Gefühl entspringen und ihren Grund in der Thätigkeit der Verstandesfähigkeiten haben."

Nord-Amerika.

Ueber Theorie und Praxis im Staats-Haushalt.

Aus der American Quarterly Review.

Die Wissenschaft der Staats-Oekonomie ist, gleich anderen Wissenschaften, eine Zusammenstellung allgemeiner aus umfassender und genauer Beobachtung abstrahirter Thatsachen und Prinzipien; ihre Grundlage ist nicht die beschränkte Erfahrung eines Individuums, sondern die ausgedehnte ganzer Nationen. Sie stützt sich nicht auf die Begebenheiten eines einzelnen Landes oder Zeitalters, die ein unentwickelter Geist unvollkommen beobachtet und falsch beurtheilt; sondern auf Thatsachen aus allen Ländern und vielen Jahrhunderten, mit Fleiß und Genauigkeit analysirt und verglichen, und auf die Erfahrungen vieler Menschen, deren kenntnißreicher an Forschungen gewöhnter Geist Jahre lang mit dem Gegenstande beschäftigt war. Allein heutiges Tages scheinen selbst Personen, die in anderen Dingen Einsicht genug besitzen, mit blinder Parteilichkeit dem anzuhangen, was man praktische Kenntniß heißt; ein schwer zu definirender Ausdruck, der aber, seinem allgemeinen Gebrauch zufolge, so viel bedeuten mag, als intuitive Kenntniß, empirisches Wissen.

Diejenigen, die sich zu dieser Art von Wissenschaft bekennen, geben sich selbst den Namen Praktiker, und scheinen der Meinung, daß es in der ganzen Welt nichts gäbe, was sich nicht in die Gränzen ihrer Philosophie einengen ließe. Was sie sehen, das glauben sie, — die Thatsachen ihrer eigenen Erfahrung sind die Data, auf welche sie ihre Theorieen bauen; ihre unvollkommenen verworrenen Deductionen werden von selbstgenügsamer Unwissenheit wissenschaftlichen Entdeckungen und Vernunftschlüssen vorgezogen. Theoretisch heißt in ihrer Sprache Alles, was methodisch behandelt wird; praktische Kenntniß aber erwirbt man sich durch individuelle Beobachtung und durch das Lesen von Zeitungen und Parlaments-Reden.

Es sollte doch allgemeiner bekannt seyn, daß Theorie nichts anderes ist, als Vernunftschlüsse aus häufig und genau beobachteten Erscheinungen und Deduction von Gesetzen, welche die Ursache mit der Wirkung verknüpfen; — Praxis aber die Anwendung dieser allgemeinen Wahrheiten auf die Geschäfte und Zwecke des gemeinen Lebens. Eine Wissenschaft ist „das Wissen Vieler, methodisch zusammengestellt und so angeordnet, daß es Einem erreichbar werde."

Jeder, der ein Phänomen beobachtet und dasselbe zu begründen sucht, oder einen Schluß daraus zieht, verfährt theoretisch. Der Praktiker aber geht nicht über die vor ihm liegende Thatsache hinaus; er erklärt sie, wenn er kann, aus einem Grunde, der keine weitere Anwendung findet und keine anderen Fakta mit begreift, also in jedem Fall unbrauchbar ist. Der wissenschaftliche Mensch dagegen ist mit der Beobachtung Eines Faktums nicht zufrieden; er sammelt viele, entdeckt ihre gemeinsame Aehnlichkeit, verfolgt die Kette der Ursachen und Wirkungen und erhebt sich so zu einem allgemeinen Gesetze, das ausgedehnter Anwendung fähig ist.

Ein Praktiker sieht den Deckel eines Gefäßes voll Wasser abspringen, wenn das Wasser heiß geworden ist. Versucht er, davon einen Grund anzugeben, so sagt er: „es geschah, weil der Dampf einen Ausweg suchte", und beschließt, das nächste Mal ein Luftloch zu lassen. Den Theoretiker leitet dieses Phänomen zur Prüfung anderer, und durch eine Reihe von Forschungen kommt er endlich auf die Dampf-Maschine.

Ein Praktiker erfährt von seinem Nachbarn, daß er ein Geschäft, in das er sich eingelassen hat, aufgeben und sein Kapital in ein anderes stecken will, das ihm größeren Gewinn verspricht. Er lobt die Klugheit seines Freundes und hat vielleicht auch auf seine eigenen Angelegenheiten ein wachsameres Auge. Der wissenschaftliche Mensch aber denkt etwas tiefer und kommt endlich zu dem Schlusse, daß die Industrie eines Landes desto einträglicher seyn wird, je weniger Zwang man ihr anlegt.

Ein Praktikus wohnt in der Nähe einer Fabrik-Anstalt, wo die Einführung eines vollkommneren Maschinenwerks zwei Drittheile der bisherigen Arbeiter entbehrlich macht und also in große Noth bringt. Sofort erklärt er diese Neuerung für ein Uebel, das Armuth und Elend verbreite, und ist er zugleich ein Hitzkopf, so applaudirt er, wenn die Arbeiter die Maschinen zerstören. Der wissenschaftliche Staatsmann dagegen prüft und vergleicht viele Thatsachen, und ein fortgesetztes umfassendes Nachdenken überzeugt ihn, daß, ungeachtet des durch die Einführung der Maschinen verursachten partiellen und vergänglichen Uebels, jede mechanische Vervollkommnung, die den Preis der Fabrikate herabsetzt, ein dauernder Vortheil für alle Klassen der Gesellschaft ist.

Bibliographie.

The American almanack and repository of useful knowledge. (Taschenbuch auf d. J. 1833.) Boston.

The pearl, or affections gift. (Taschenbuch auf das J. 1833.) Philadelphia.

A system of universal geography. (System einer allgemeinen Erdkunde.) Von S. G. Goodrich. Boston.

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung der Erde. In Europa rechnet man 225 Millionen Einwohner auf 492,000 Quadrat-Lieues (177,120 Deutsche Q. M.). In Asien 390 Millionen Einw. auf 2,108,000 Q. Lieues. In Afrika 70 Millionen Einw. auf 1,496,000 Q. L. In Amerika 40,500,000 Einw. auf 2,197,000 Q. L. In Oceanien 20,300,000 E. auf 532,000 Q. L. Die ganze Bevölkerung der Erde beliefe sich also auf 745,800,000 Einw. Man sieht, daß Asien unter allen Erdtheilen am meisten bevölkert ist, aber im Verhältniß zu seiner Größe hat es weit weniger Einwohner als Europa, wo 458 auf die Q. L. kommen. „Es könnte erstaunlich scheinen", sagt Herr Eyriès, „daß ein Drittheil der Erdoberfläche zu einer schwächeren Bevölkerung bestimmt scheint und an manchen Stellen von Menschen ganz unbewohnt ist; aber es bleibt ihnen noch Raum genug, sich auszubreiten, und wenn es Länder giebt, die übervölkert sind, so harren dagegen andere noch auf einen Zuwachs an Bewohnern." (Eyriès, Recherches sur la population du globe terrestre. Paris 1833.)

— Liebe zum Wunderbaren. Viele Leute mögen einen Reisebericht nur dann lesen, wenn er außerordentliche Umstände enthält; Andere wiederum sind immer geneigt, Alles, was ihren gewohnten Ideenkreis überschreitet, zu kritisiren oder wohl gar als fabelhaft und abgeschmackt zu behandeln. Von beiden entgegengesetzten Neigungen ließen sich leicht viele Beispiele anführen; wir wollen uns hier mit einem von der ersteren Gattung begnügen. — Als Bowdich von seiner Reise nach dem Königreich der Aschantih's zurückkam, von der er eine so interessante Beschreibung herausgegeben hat, stellte ihn ein Engländer einem anderen Engländer mit den Worten vor: „Dieser Herr ist ein Reisender und kommt eben aus einem Lande, wo die Hausthüren von Gold sind." — „Nicht doch, mein Herr", versetzte Bowdich etwas ärgerlich, „der König beabsichtigte nur, die Thüren seiner Wohnung mit Goldplatten von der Dicke eines ziemlich starken Papiers belegen zu lassen." — Als der Engländer, dem Bowdich vorgestellt war, dies hörte, fand er es nicht mehr der Mühe werth, mit einem Manne, an dem so wenig Außerordentliches war, nähere Bekanntschaft zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Mittwoch den 8. Mai 1833.

Ostindien.

Der König und sein Minister.

Scenen aus einem Indischen Drama.

Von O. Wittmans.

Herr O. L. B. Wolff theilte in seiner Uebersetzung des Theatre of the Hindus (Weimar, 1829 u. 31. 2 Bde. 8.) von den 6 durch Wilson übertragenen Schauspielen nur 4 mit. Seitdem sind die Indischen Texte zu Kalkutta gedruckt, und nun schien es mir von doppeltem Interesse, dem Publikum auch die beiden anderen Stücke in einer getreuen Uebersetzung aus der Ursprache vorzulegen, ihres inneren Werthes wegen, und um den des Sanskrit unkundigen Deutschen Leser auf den Standpunkt zu versetzen, ein entschiedenes Urtheil über die Wilson'sche Bearbeitung und damit, als dem Haupt-Datum für Indische dramatische Poesie, auch über diese insgesammt fällen zu können. Denn Wilson ist der Untreue beschuldigt, und nicht ganz mit Unrecht, da er mehr aufträgt als überträgt, mehr als Dichter sich zeigt, denn als Uebersetzer. Namentlich hat er, ohne den Leser zu warnen, die ganze äußere Gestalt der Dramen verwischt, ein großer Mißgriff, da gerade hierin die Indier sich in allen Dichtungs-Zweigen als vom feinsten Kunstgefühl geleitet bewähren, so daß wir Formen, die heute als Neuerungen gepriesen werden, mit Erstaunen in 2000 Jahre alten Werken wiederfinden. So ward neuerdings durch Tegner, Grün, u. A., vermöge der Mischung epischer, lyrischer und dramatischer Elemente, unser für das Epos fast abgestorbener Geschmack wiederum gereizt, und ganz dasselbe begegnen wir in Indien. Hier treffen wir schon in den älteren Helden-Gedichten zwei Maße ein ruhigeres für die mehr erzählenden Stellen, ein brausendes kriegerisches für aufgeregtere Zustände, beide z. B. auf das glücklichste gemischt in Draupadi, Saviiri, (herausg. von Bopp, in letzterem Gedicht tritt auch das dramatische Prinzip bedeutend hervor von S. 25—33) und anderen. Das spätere Kunst-Epos aber bleibt dabei nicht stehen; neue rein lyrische Metra werden in seinen Kreis aufgenommen, und so auf anmuthige Weise selbst ein starrer Stoff, wie z. B. in Raghuvansa, heiter belebt. Ganz gleich das Drama; an die Prosa als Grundfarbe im Vordergrunde reihen sich je nach den verschiedenen Stimmungen verschiedene lyrische und epische Maße als Nebentinten, dazu im Munde der gebildeten Männer das stolze Sanskrit mit feinem harmonischen Wechsel von Konsonant und Vokal, im Munde der Weiber und niedreren Stände das zarte Prakrit, eine Sprache, deren Milde alle konsonantische Weichheit aus den mannigfaltigen Italiänischen Dialekten, verschmolzen mit der vokalischen Süße des Portugiesischen, nicht erreichen würde, und diese Sprache wieder in feinen Schattirungen je nach Stand, Bildung und Vaterland der Sprechenden — so bildet sich das bewegteste zwar, aber auch treueste Gemälde östlichen Lebens, denn nicht als Unnatur erscheint hier der Vers, da dem Orientalen jeden Augenblick sey es ein alter, sey es ein improvisirter Dichter-Spruch zu Gebote steht. So wird der Natur und der Kunst gleichmäßig ihr Recht, und wenigstens der Form nach steht das Indische Drama einzig da.

Wilson hatte willkührlich, der eingeführten Englischen Weise folgend, den Personen durch das ganze Stück entweder Prosa oder Verse zugetheilt; in den zwei von mir übersetzten Dramen habe ich, auf ihr inneres Wesen mich stützend, zwiefach verfahren. Im ersten (des Ministers Siegel), wo auch im Original größere Einfachheit in den Metren herrscht, die Sprache stolzer und kräftiger einherschreitet, bediene ich mich, außer in einigen rein lyrischen Stellen, abwechselnd des 5 und 6füßigen Jambus, dagegen suche ich im zweiten (Rama's Leben) dem bewegten Wogen lyrischer Maaße entweder in gleichen oder entsprechenden mich möglichst getreu anzuschmiegen, denn sie ganz beizubehalten, weigert sich theils unser Ohr, theils unsere Sprache wegen der überwiegenden Anzahl kurzer Silben im Sanskrit.

Des Ministers Siegel, dem die mitzutheilende Probe entlehnt ist, steht an lyrischem Schwung den Dramen Kalidasa's weit nach, aber vor allen bekannten Stücken der Indier zeichnet es sich aus durch scharfe Charakteristik. Mit welch markigem Pinsel hat der Dichter schon in diesem Bruchstück den ehernen gewaltigen Priester Tschanakya, den schwachen bigotten Fürsten, den ängstlich geschmeidigen nach Art des Alters mit allgemeinen Maximen um sich werfenden Höfling gemalt! Es ist ein ächt historisches Schauspiel und gewährt als solches die reichste Ausbeute für Sittengeschichte, die verborgensten Tiefen des öffentlichen Lebens werden uns entschleiert, die geheimsten Fäden des feinen Gewebes, womit Indische Hierarchie Volk und Fürst umsponnen, liegen klar vor unseren Augen. Zugleich ist es eine wichtige Quelle für ein bedeutendes Ereigniß, wo sich zuerst die Autoren des Westens und Ostens die Hände reichen, und das dem Gebäude Indischer Geschichte, wenn es sich je erheben soll, zunächst als Grundlage dienen muß.

Der Brahmane Tschanakya (auch Kautilya) hatte dem Fürsten-Hause der Nandas, als Rache für eine von ihnen erlittene Schmach, den Untergang geschworen, und durch ihn ward mit Hülfe des Parwataka, eines nordischen Fürsten, dem dafür ein bedeutender Theil des Reiches verheißen war, nach jener Vertilgung Tschandragupta (auch Maurya oder Wrischala, bei den Griechen Sandrakoptos) auf den Thron erhoben. Um jenem Versprechen zu entgehen, wurde Parwataka ermordet, aber sein Sohn Malayaketu entfloh; zu ihm begab sich der erfahrene treue Minister der Nandas, Rakschasa, und dem neuen Herrscher erstand in ihnen ein gewaltiger Gegner. Diesen Rakschasa, dessen Treue fast sprüchwörtlich geworden, den erbitterten Feind Tschandragupta's, nicht etwa zu unterdrücken, nein, zu versöhnen, das ist die Intrigue, an deren Faden das Stück hingleitet. Beide Minister agiren gegen einander, wie zwei geschickte Mineure, aber zuletzt gelingt es dem überlegenen Geiste Tschanakya's, jenen mit seinem Listennetze so zu umgarnen, daß er, verrathen, an seinem edelsten Gefühle, der Freundesliebe, angegriffen, endlich, als Opfer für einen gefährdeten Freund, sich ihm in die Arme wirft. — Der Abfall der Beamten, deren Erwähnung geschieht, und der Bruch mit Tschandragupta, der den Haupt-Inhalt des mitgetheilten Akts bildet, sind nur Verstellung, um zu diesem Ziel zu gelangen.

Dritter Akt.

(Vor dem Sugänga-Palast zu Kusumapura.)

Ein Kammerherr Tschandragupta's tritt auf.

Kammerherr.

Erstorben ist den Sinnen, die der Wollust einst
Stoff brachten von der Außenwelt, die Reizbarkeit;
Die Glieder, meinem Willen sanft gehorsam, sind
Erstarrt, der Fuß ward gleichsam auf das Haupt gesetzt,
Dir, meine Lust, vom Alter; fruchtlos rosest du.

Ho! ho! Ihr Hüter des Sugänga-Palastes, Fürst Tschandragupta wohlerwählten Namens entbietet Euch: Die durch das große Herbstfest verherrlichte Blumenstadt wünsche ich mir anzusehen, drum müsset die Gemächer auf dem Palast meines Blickes würdig geschmückt werden. Wie? Was sagt Ihr? „Dem Herren ist also Fürst Tschandragupta's Verbot der großen Herbstfeier unbekannt?" O, Ihr Schicksalsgeschlagenen, was bedeutet solch' lebenraubender Redeschwall? Auf!

Die Säulen, mit Gewinden prangend, strotzend von
Des Weihrauchs Duft, umschlinge schnell der Fächer Pracht
Mit hellem Lichte, gleich des Vollmonds Strahlenkranz;
Die Erde, vor dem Schreckensbild des Löwenthrons
In langen Starrkrampf hingesunken, wecke jetzt
Zu neuer Lust des Sandelwassers blum'ges Naß.

Was sagt Ihr? „Wir eilen schon." Gut, eilt Ihr Herren, denn dort naht schon Tschandragupta.

Der Erde Last, die mächt'ge, die so lange
Mit kräft'gen Gliedern das gewalt'ge Thier*),
Nie wankend, selbst auf steilem Weg, erhob,
Hat Er, ein Jüngling noch von Jahren, muthig
Sich aufgebürdet, und im Jugendmuth,
Wenn schwankend gleich, erliegt er nie dem Schmerz.

(Hinter der Bühne.) Diesen Weg, o Fürst.

(Der König und eine Dienerin treten auf.)

König. (Leise.) Der Thron ist für den Fürsten, der ganz der Erfüllung seiner Königlichen Pflichten lebt, ein wahrer Sorgenplatz.

Denn eigner Vortheil zwinget ja den Fürsten
Den Vortheil Andrer stets nur auszuführen,
Und der nur ist ein wahrer Fürst zu nennen,
Der seinem eignen Vortheil stets entsagt;
Doch wem der Vortheil Andrer höher steht
Als eigner Vortheil, der ist Andrer Diener,
Und wie vermag ein Mann, der Andern frohne,
Der Freude Vorgeschmack nur je zu kosten?

---

*) Die Indier denken sich die Erde von einem Elephanten getragen.

Und Fürstenglück ist selbst den umsichtigen Königen so schwer zu erringen!

Den Strengen meidet und verschmäht den Milden
Das Glück, den fürchtend und verachtend diesen;
Es feindet an den Thor, und selbst dem Weisen
Gesellet es sich nicht in Liebesbund;
Es zittert vor dem Helden und verlacht
Den, der in übergroßer Furcht erbebt.
So gleichet es der feilen Metze, die
Umher sich treibt und Schmerzen nur erzeugt.

Obendrein hat mir mein Lehrer nun befohlen, Zwist mit ihm zu erheucheln und einige Zeit allein zu regieren; und das scheint mir ein großes Verbrechen; doch immer müssen wir ja des Lehrers Gebote folgen und nie dem eigenen Sinn.

Wenn gutes Werk der Schüler thut in dieser Welt,
Wird's nicht verwehrt ihm, doch wenn er den Pfad verläßt,
Treibt ihn sein Lehrer von dem Laster weg als Stock.
Wir Guten, uns bescheidend in Gehorsam denn
Und weit entfernt von jeder Selbstbefriedigung,
Wir werden nimmer auf uns ziehn des Stockes Schlag.

(Laut.) Freund Vaihinari, zeige den Weg zum Suganga-Palast.

Kammerherr. Diesen Weg, o Fürst.

König. (Geht weiter.)

Kammerh. (Weitergehend.) Hier ist der Suganga-Palast, der Herr wolle ihn langsam ersteigen.

König. (Hinaufsteigend und sich umsehend.) Ah! Wie schön sind diese Gegenden, mit allem Zauber des Herbstes geschmückt!

Wie lange Ströme von dem Firmamente
Ergießen die zehn Himmelsstriche sich,
Im stillen Flusse weiße Wellen-Inseln,
Umschwirrt von Kranichen mit leisen Klängen,
Und bunte Nachtgemälde bilden dem
Der aufgeblühten Sterne Lotosblumen.

Zu milder Demuth zwingt die ganze Welt der Herbst:
Dem wilden Strome weist er an sein altes Bett,
Dem stolzen Reis beugt er durch edle Frucht das Haupt,
Und raubt den Pfau'n die Liebesbrunst wie herbes Gift.

Die Gunga, die mit ganzem Geist sich sehnt
Zum Gatten, trübe von dem Trennungsschmerz
Und von dem langen Weg gemagert etwas,
Führt dort dem Strom-Gemahle zu der Herbst
Als liebeslistenkund'ger Liebesbote.

(Umherblickend.) Doch ich sehe Kusumapura ja nicht geschmückt zur Feier des Herbstfestes. Mein Freund Vaihinari, hast Du nicht nach meinem Befehle die Feier in der Stadt verkünden lassen?

Kammerh. Gewiß, mein Fürst, nach Deinem Gebot ward das Fest in Kusumapura verkündigt.

König. Weigerten sich etwa die Bürger, meinen Befehlen nachzukommen?

Kammerh. (Sich die Ohren zuhaltend.) Pfui, pfui! mein Fürst. Auf der ganzen Erde ist nie Dein Gebot übertreten, wie wagten es die Bürger!

König. Mein lieber Vaihinari, aber warum sehe ich die Stadt nicht zur Festesfeier vorbereitet? Warum

Durchziehen lust'ge Jüngferchen die Straßen nicht,
Von tollen Burschen, die, in Lug und Trug gewandt,
Die breite Hüft' umschlungen, langsam fortgeführt?
Warum nicht, seinem Nachbar es zuvorzuthun
An Pracht, beeifert sich der reiche Bürgersmann
Und feiert sorgenlos das Fest mit seinem Weib?

Kammerh. Ja, mein Fürst —

König. Nun! was?

Kammerh. Ach, mein Fürst —

König. Besser, erkläre Dich deutlich.

Kammerh. Mein Fürst, das Herbstfest ist verboten.

König. (Zornig.) Ha! Von wem?

Kammerh. Weiteres kann ich dem Fürsten nicht sagen.

König. Herr Tschanakya hat doch nicht meinen Augen diesen überaus lieblichen Anblick entzogen?

Kammerh. Mein Fürst, wer anders, dem sein Leben lieb, wird des Herrschers Befehle übertreten?

König. Sanottara, ich möchte mich setzen.

Dienerin. Hier steht der Thron, der Fürst wolle Platz nehmen.

König. (Setzt sich.) Vaihinari, ich wünsche Herrn Tschanakya zu sehen.

Kammerh. Des Herrn Befehl soll geschehen. (Er geht ab.)

(Tschanakya's Haus. Tschanakya nachdenkend auf einem Sessel.)

Tschan. (Für sich.) Ha! dieser schlechtgesinnte Schurke von Rakschasa will mit mir wetteifern.

Er denkt, wie einst Kautilya diese Stadt verließ,
Gleich der gereizten Schlange, und durch Nanda's Tod
Den hohen Maurya auf zur Königswürde hob,
So will verdunkeln ich des Mauryamondes*) Glanz. —
So reizt zur Fehd' er meines Geistes Uebermacht.

Rakschasa, Rakschasa! Steh' ab von dem schweren Beginnen.

Kein stolzer Nanda, der des Reiches Last
Auf schlechte Räthe bürdet, ist Tschandragupta,
Und Du bist nicht Tschanakya, nur das Amt
Ist uns gemein, doch fehlet Dir mein Geist,
Um meine Thaten würdig nachzubilden.

(Nachdenkend.) Ich brauche um diese Sache nicht zu sehr zu sorgen.

Von meinen Dienern ist umringt der Feindesfürst,
Und Späher sind zur Thatvollendung abgesandt;
Jetzt werd' ich Zwist erheucheln mit dem Mauryamond,
Denn umgekehrt bringt das unseren Feinden Zwist,
Und diese List wird ihnen rauben Rakschasa.

Kammerh. (Tritt auf.) Ach! Wie schwer ist es zu dienen!

Den Fürsten muß man fürchten, den Minister auch,
Des Fürsten Freunde und noch viele Andre, die
Durch Narretheien seine Gunst sich zugewandt.
Darum mit Recht wohl nannten Weise solchen Dienst,
Wo man durch Kriechen und durch Schmeichelblicke sich
Ein Krümchen Brod erhaschet, schlechten Hundedienst.

(Er geht weiter.) Da ist Herrn Tschanakya's Haus. Ich will eintreten. (Er tritt hinein und sieht sich um.) Ha! Welch ein Haus für einen Minister, der des Herrn Herr ist.

Ein Stückchen Stein, Kuhdünger zu zermalmen,
Ein Haufen Gras, gesammelt von den Schülern,
Die alte Wand mit trocknem Holz belegt,
Und tief herabgesenkt des Strohdachs Enden!

Doch darum eben paßt zu ihm der Fürst Tschandragupta.

Mit unermüd'ter Zunge lobt man stets
Den Fürsten, selbst um Tugend, die ihm fehlt,
Und sey von Lug ein Diener noch so fern,
Zur Schmeichelei zwingt ihn die Dürftigkeit;
So zeigt sich dort der Habsucht mächt'ger Einfluß.
Doch dem Begierdelosen gilt der Fürst
Gleich einem Strohhalm für ein werthlos Ding.

Dort sitzt Herr Tschanakya,

Der ihres Glückes Ausgang beiden Fürsten
Nanda und Maurya in bestimmter Zeit
Anwies, sich nimmer kümmernd um die Welt;
Und der der tausendstrahl'gen Sonne Glanz,
Die nach bestimmtem Lauf mit Kält' und Wärme
Das All durchdringt, durch seinen Glanz verdunkelt.

(Auf die Kniee fallend.) Sieg, Sieg dem Herrn!

Tschan. Vaihinari, was ist die Ursache Deines Kommens?

Kammerh. Herr, Fürst Tschandragupta, dessen Fußlotuspaar durch die flammenden Kron-Juwelen der vor ihm knieenden Könige gebräunt ist, fällt zu Deinen Füßen und spricht: „Wegen eines Anstoßes in der Regierung wünsche ich den Herrn zu sehen."

Tschan. Wrischala wünscht mich zu sehen? Vaihinari, dem Fürsten ist doch nicht mein Verbot des Herbstfestes zu Ohren gekommen?

Kammh. Freilich, o Herr!

Tschan. (Zornig.) Ha! Und durch wen?

Kammh. (Furchtsam.) Gnade, o Herr. Der Fürst selbst, als er des Suganga-Palastes Zinnen erstiegen, sah, daß in Kusumapura keine Anstalten zur Festes-Feier getroffen seyen.

Tschan. Ha, gefunden! Halt! Durch Deine Einflüsterungen ward Wrischala gegen mich gereizt, nicht so?

Kammerh. (Steht schweigend mit gebeugtem Haupte.)

Tschan. Ja, ja, des Königs Umgebung haßt Tschanakya. Doch wo ist Wrischala?

Kammerh. (Furchtsam.) Herr, vom Suganga-Palast her ward ich vom Fürsten zu Deinen Füßen gesandt.

Tschan. (Aufstehend.) Kammerherr, zeige den Weg zum Suganga-Palast.

Kammerh. Diesen Weg, o Herr. (Sie gehen weiter.) Hier ist der Palast, der Herr geruhe langsam, langsam hinaufzusteigen.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Discurso sobre el influjo que ha tenido la critica moderna en la decadencia del teatro antiguo español. (Ueber den Einfluß der modernen Kritik auf den Verfall des alten Spanischen Theaters, und über die Art, wie man dasselbe zu betrachten hat, um über seinen wahren Werth ein gültiges Urtheil zu fällen.) Von A. D. Madrid, 1833.

In eben dem Maße, als Spaniens politisches Uebergewicht abnahm, sank auch sein literarisches Supremat, und mit seinen Feldherren verschwanden seine Dichter. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die alte Erfindungskraft und literarische Blüthe der Spanier ganz untergegangen, und da sie nicht einmal die Französische Nachahmung der Klassiker adoptirt hatten, so ging es ihnen wie Jenem, der seine Muttersprache vergaß, bevor er eine andere gelernt hatte, und nun zu seinem Unglück in keiner Sprache sich auszudrücken vermochte.

Einige dramatische Compositionen, die keiner Schule angehörten, als etwa der unausstehlichen, und die von einem Lope und Calderon nichts beibehielten, als ihre Mängel; ein lächerliches Amalgama von spitzfindigen Ideen und gelehrten Metaphern, von Schul-Pedantismus und einer Empfindelei, die sich auf der Bühne gar nicht einführen ließ; ein Amalgama, das noch außerdem der Pracht der Versification und einer edlen Sprache entbehrte, von jenen Flammenblitzen aber, mit denen der Genius selbst die Verirrungen seiner Feder besiegelt, gänzlich entblößt war: dieses allein blieb den Spaniern von ihrem alten dramatischen Ruhme. Solche Abgeschmacktheiten konnten ihnen in der That keine Neigung für eine dramatische Dichtungsart einflößen, die ihnen eigenthümlich seyn sollten.

Die Ersten, welche es wagten, gegen die bestehenden dramatischen Gesetze zu verstoßen, mochten wohl der zügellosen Freiheit, schlecht zu dichten, die die Spanischen Poeten sich herausnahmen,

---

*) Tschandragupta heißt „der vom Mond beschützte", daher die vielen Anspielungen auf den Mond im Stücke.

überdrüssig seyn; sie warfen sich also der klassischen Regelmäßigkeit in die Arme. Diese konnte zwar ihrer Natur nach keine Fülle so hervorleuchtender Schönheiten darbieten, wie das ältere Spanische Drama; allein sie verbürgte dem Dichter wenigstens die Verbannung jener Monstrositäten, die auf die einheimische Bühne sich eingedrängt hatten. Luzan, Montano, Iriarte brachen die Bahn; dann kam der Autor der Comedia nueva, und das alte Spanische, an Schönheiten so reiche Drama versank nun vollends mit dem Sturze der Gattung, welche als die romantische galt, obgleich sie nichts weniger als diesen Namen verdiente. Diejenigen Leute, die nur an Extremen festhalten, warfen nämlich die großartigen Schöpfungen eines Lope und eines Calderon mit den stümperhaften Produkten eines Moncada und Comella in dieselbe Klasse, und so wurden Alle in Vergessenheit begraben, aus welcher sie nur dann und wann irgend ein kalter Pedant zu bitterer Verhöhnung an's Licht zog. Glückte es einem oder dem anderen Werke, der allgemeinen Proscription zu entschlüpfen, so verdankte es diese Gunst nur den frechen Verstümmelungen, durch welche ungeschickte Hände die Gebilde der großen Dichter entstellten.

Ohne Zweifel hat der Wunsch, die romantische Dichtkunst wieder in ihrem wahren Gesichtspunkte darzustellen, den gelehrten Verfasser der vorliegenden Abhandlung bewogen, diese interessante Frage zu erörtern. Herr A. D. eröffnet schon seine Untersuchung mit einem klar gedachten Prinzip, das wegen seiner großen Unpartheilichkeit Beifall verdient. Es ist nicht die absprechende unduldsame Devise einer literarischen Partei, die mit ihren Gegnern in keine Unterhandlung eingeht; nein, eher könnte es beiden Parteien als Stütze dienen: „Der Geschmack der Nationen", sagt er, „entspringt, insofern er das Theatralische betrifft, aus der Verschiedenheit ihrer sittlichen Bedürfnisse, und aus der Art, wie sie sehen, fühlen, urtheilen und existiren." Auf diesen Grundsatz gestützt, entwickelt der Verfasser mit richtigem Takte die örtlichen Ursachen, welche die Entstehung des klassischen oder romantischen Geschmacks in jedem Lande bestimmt haben, und namentlich Spanische Kunstrichter versichern, daß sie diesen Gegenstand selten auf eine so geistreiche Weise und mit solcher Sicherheit behandelt sahen. Es ergiebt sich aus der Untersuchung des Verfassers, daß eine Nation, wenn sie einer Gattung der Literatur vornehmlich huldigt, hierin nur den nothwendigen Gesetzen ihres moralischen Daseyns folgt; daß die moderne Kritik nicht unpartheiisch geprüft, sondern, um uns eines energischen Ausdrucks des Verfassers zu bedienen, das alte Theater entfleischt und in ein Skelett verwandelt habe, wie das Messer des Anatomen mit einem schönen weiblichen Körper verfährt; endlich, daß die Frage über das, was klassisch oder romantisch zu nennen, niemals absolut sey, sondern nach den Bedürfnissen jedes Volkes sich modifizire.

Man erkennt an der ganzen Durchführung des Stoffes eine kritische Meisterhand, und das Buch empfiehlt sich daher allen Freunden literarischer Forschung. Es ist sogar zu glauben, daß die Lektüre desselben in Spanien die erstorbene Neigung zum Studium der hohen Schönheiten seines alten Drama's wieder erwecken werde, das dort der Vergessenheit überantwortet wurde, während das ganze übrige Europa ihm die wohlverdiente Huldigung widerfahren läßt.

Bibliographie.

Napoleon, ó el verdadero D. Quijote de la Europa. (Napoleon, der wahrhafte Don Quichote von Europa.) 4 Bde. Pr. jedes Bdes. 40 Rs.

Sermones sobre las verdades mas importantes de nuestra santa religion. (Predigten.) 5 Bde.

La Dulciada. (Die Dulciade.) Ein Gedicht. Pr. 2 Rs.

Eine neue Ausgabe des Don Quichote, von Cervantes, ist zu Barcelona in 5 Bänden erschienen, von denen die 4 ersten das Werk selbst bilden und der fünfte das Leben des Dichters nebst zahlreichen Anmerkungen und Abbildungen enthält. Subscriptionspreis 20 Rs.

Frankreich.

Conjectures philosophiques, réligieuses et politiques. (Ideen zur Philosophie, Religion und Politik.) Von Albert François de Lasalle. Paris 1833.

Dieses dem Könige der Franzosen zugeeignete Werk soll darthun, daß der unglückliche Zustand des Menschengeschlechts aus der Verletzung der göttlichen Gesetze entspringt, die sich in der ganzen Schöpfung so deutlich aussprechen, und deren erhabenen Ausdruck sie uns überliefert hat. Der Verfasser ist überzeugt, daß man, um den wahren Zweck der geselligen Ordnung und der Vervollkommnung, deren sie fähig ist, zu erkennen, nur auf die Schöpfung zurückgehen darf. Die erste Grundlage ist, nach seiner Meinung, daß der Mensch bestimmt sey, alle lebende Wesen zu beherrschen; daß das weibliche Prinzip, durch seinen wirksamen Einfluß auf den geselligen Verein, alle Elemente der Moral und der Menschenliebe verbreitet, welche zu dem Gedeihen des geselligen Lebens und seiner Harmonie nöthig sind; daß alle vegetirende und lebende Wesen, vornehmlich aber das Menschengeschlecht, ein gemeinsames Recht an diese Erde haben, die ihnen angewiesen ist, damit sie mit ihrer Hülfe einander erhalten und sich vermehren möge.

Diese Unterscheidung zwischen dem männlichen und weiblichen Prinzip, ist eine der Hauptideen des in diesem Buch entwickelten philosophischen und politischen Systems. Herr de Lasalle sucht in der Geschichte und in dem gegenwärtigen Zustande der Menschen, die Wirkung sowohl der legitimen Macht als der Verletzung der beiden Prinzipien auf. In seinen Augen ist die Philosophie nichts anderes, als eine thätige und erleuchtete Justiz, die, indem sie die Unordnungen nachweist und Mißbräuche und Gewaltthaten an's Licht zieht, dahin strebt, die beiden Prinzipien so zu vereinigen und zu modifiziren, daß sie der ganzen Menschheit die höchst mögliche Summe von Wohlseyn und Sicherheit gewähren. Dem männlichen Prinzip schreibt er die wissenschaftliche, dem weiblichen aber die moralische Civilisation und die Entwickelung religiöser Gesinnungen zu. Der Verfasser, indem er den göttlichen Ursprung und die Nothwendigkeit dieser Gesinnungen bekennt, drückt sich über einige Traditionen, die darauf Bezug haben, mit einer Freiheit aus, die man, wie er selbst voraussieht, zügellos nennen kann. Seine Ansichten über das Privat-Eigenthum werden ebenfalls stark angefochten werden, so sehr er sich auch bemüht, die Interessen, die dadurch bedroht werden könnten, zu schonen und zu beruhigen.

Dieses Buch gehört zu denen, welche die neue Aera verkünden, die durch die Wissenschaft und durch die emporstrebende Bewegung der Geister herbeigeführt werden soll. Wir zweifeln, daß es der Staatswissenschaft wahrhaft förderlich seyn werde; doch ist es mit Ernst geschrieben, von aufrichtiger Menschenliebe diktirt und mit Wohlwollen, ohne Leidenschaft, ohne persönliches Interesse und selbst ohne Ansprüche abgefaßt. „Ich habe", sagt Herr de Lasalle, „meine verschiedenen Ideen ohne Methode und ohne Ordnung dargelegt; man wird manche Dunkelheiten und lästige Wiederholungen darin finden. Die Gedanken, die Citationen sind durch einander geworfen; man vermißt das Ineinandergreifen; ich bin aber auch kein eigentlicher Schriftsteller; ich gehe ohne Kunst zu Werke. Mein Buch giebt der Kritik viel Spielraum; ich bin darauf gefaßt und werde mich dieser unvermeidlichen Strenge ohne Murren unterwerfen." Diese erste Kritik des Werkes von dem Verfasser selbst ist, unseres Bedünkens, viel zu streng. Die Kunst des Ausdrucks und der Ideen-Verknüpfung ist ihm bei weitem nicht so fremd, als er meint, und seine bescheidenen „Konjekturen" scheinen uns der Aufmerksamkeit, zuweilen selbst der Achtung aufgeklärter Männer würdig, selbst wenn sie ihm nicht beistimmen. (J. des Sav.)

Précis historique de la déstruction des Janissaires par le Sultan Mahmud, en 1826. (Die Vernichtung der Janitscharen.) Aus dem Türkischen übersetzt von A. P. Caussin de Perceval. Paris, 1833.

„Die Vernichtung des mächtigen und meuterischen Janitscharen-Corps", sagt der Uebersetzer, „bildet eine denkwürdige Epoche in der Ottomanischen Geschichte. Dieses große Ereigniß, dessen einzelne Umstände man in Frankreich nur unvollkommen kennt, wird bei uns sehr verschieden beurtheilt. Das Werk, welches ich dem Publikum in der Uebersetzung vorlege, verbreitet ein neues Licht über die Frage, ob diese von Sultan Mahmud unternommene Reform zeitgemäß war. Der Verfasser, Assad Effendi, Historiograph des Reichs und Redacteur der jetzt in Konstantinopel erscheinenden Türkischen Zeitung, hat es versucht, durch Thatsachen darzuthun, daß die Janitscharen keine Militair-Macht mehr waren, daß das Volk in ihnen nur Unterdrücker und die Pforte nur ein Hinderniß gegen jede Verbesserung sah. Ich habe in meiner Uebersetzung denselben Gang eingeschlagen, den ich bei meiner früheren Bearbeitung der Geschichte des Krieges der Türken gegen die Russen in den Jahren 1769 bis 1774, von Wassif Effendi, befolgte. Ich habe einige Weitschweifigkeiten abgekürzt, verschiedene Male den Stoff anders geordnet, um mehr Zusammenhang in die Begebenheiten zu bringen, Auslegungen mehrerer Stellen des Koran und einige schwülstige Verse zum Lobe des Sultans weggelassen; aber ich habe nichts übergangen, was die Sitten und Religions-Ideen der Muselmännischen Nation ins Licht stellt; besonders aber habe ich den Styl des Verf., seine politische Farbe und sein orientalisches Gepräge beibehalten. Im Ganzen hochtrabend, sinkt er zuweilen, doch nicht oft bis zur Gemeinheit. — Mein Zweck war ein doppelter: erstens, das Gemälde eines großen Drama's von noch frischem Interesse nachzuzeichnen, sodann eine Probe von der Ottomanischen Literatur zu geben, welche die Französischen Orientalisten bisher vernachlässigten und die bei uns fast ganz unbekannt ist, und doch haben die Türken Geschichtschreiber, denen es keinesweges an Verdienst fehlt, und eine Menge Dichter, die in ihren Werken viel Phantasie und Geist zeigen. Unglücklicherweise weicht der Geschmack der Orientalen im Allgemeinen und der Türken insbesondere von dem unsrigen so sehr ab, daß eine Uebersetzung Türkischer Gedichte sich schwerlich mit einigem Erfolg schmeicheln darf. Es ist schon viel von dem Leser verlangt, wenn man ihm zumuthet, die Uebersetzung eines Ottomanischen Historikers zu lesen."

Reise eines Französischen Schiffes nach dem Eismeer.

Der „Polarstern", ein Wallfischfänger von Granville, passirte den Polarkreis am 5. März 1832. Am 10. desselben Monats fand er sich im 72° der Breite, 80 Lieues weit in den Eisfeldern, im Norden von Jean-Mayen. Das Thermometer zeigte damals 22°, und die Kälte war so heftig, daß die Matrosen nicht ohne Gefahr die dicken wollenen Handschuhe ablegen durften, mit denen sie sich auf ihren nördlichen Reisen versehen. Ein Neuling, der auf den Mastkorb steigen sollte, verlor beim Hinaufklettern einen seiner Handschuhe. Einige Sekunden später war die bloße Hand des Unglücklichen erfroren. Er stürzte in's Meer; man setzte ein Boot aus, um ihn aufzunehmen, allein nach vielen vergeblichen Anstrengungen kamen die Leute, welche das Boot bestiegen hatten, halb erfroren wieder an Bord, und nur indem man ihnen die erstarrten Glieder mit Schnee einrieb, konnte man sie wieder zu sich bringen.

Ein sehr außerordentliches Factum, welches uns schon von anderen Nordsee-Fahrern berichtet wurde und welches Capitain Joubert uns bestätigt hat, ist, daß den Matrosen während der strengen Kälte die Oberfläche des Auges gefror. Sie klagten oft, daß sie nicht sehen könnten; dann durfte man ihnen nur die kleine Eisdecke, die auf der Hornhaut lag, zerbrechen, so erhielten diese in Einer Nacht oder Einem kalten Morgen Erblindeten das Gesicht wieder. Dieser Umstand verursacht oft in den Polar-Meeren sehr heftige Augen-Krankheiten unter den Mannschaften der Schiffe, welche diese Meere befahren.

Man begreift kaum, wie ein Schiff von 5—600 Tonnen mittelst ungeheurer Sägen, die es bei sich führt, in Zeit von 4 oder 5 Stunden sich mitten in einem Eisfeld ein Bassin frei machen kann. Ein solches Stück Arbeit gilt selbst in den Augen der Seeleute für ein Wunder von Thätigkeit. Für Seeleute, die einige Zeit die nördlichen Meere befahren haben, kann es auf gewöhnlichen Seereisen keine furchtbare Schwierigkeiten mehr geben.

Ein Phänomen, welches die Fahrt zwischen dem Eise noch gefährlicher macht, als sie es durch das Eis allein schon seyn würde, ist die außerordentliche Schwankung der Magnetnadel. In den Polargegenden zeigt der Kompas die Windstriche nicht mehr an; die Nadel hat keine bestimmte Richtung mehr. Wenn man 20 Kompasse neben einander stellte, würde jeder eine andere Mittagslinie zeigen, und dieser Umstand, den man dem Einflusse eines magnetischen Pols in diesen Gewässern zuschreibt, nöthigt die Schiffer gleichsam ihrem Instinkt zu folgen und sich zuweilen auf die schwächsten Anzeichen zu verlassen.

Der „Polarstern" fand sich Ende Mai's nördlich von Spitzbergen, mehr als 81° N. B. Die Entdeckungs-Schiffe sind, so viel wir uns erinnern, nicht viel über diese Breite hinausgekommen.

Die Geschicklichkeit, mit welcher die Wallfischfänger, zuweilen in einem kleinen Raume von Eisbergen und Eisfeldern eingeschlossen, zu manövriren wissen, ist fast unbegreiflich, und läßt sich nur durch die Uebung, welche die schwersten Dinge geläufig macht, und durch die Nothwendigkeit erklären, in der sie oft sind, gefährliche Manövers zu machen. Indem sie laviren, um den Schiffen oder Eisschollen auszuweichen, lernen die Offiziere und Matrosen Alles auf ein Haar berechnen, was sie zu thun haben, um der Gefahr zu entgehen, die oft nur wenige Zoll von ihnen entfernt ist. (N. A. d. V.)

Bibliographie.

Mémoires de Sylvio Pellico. (Uebersetzung der „Mie Prigioni" von Pellico.) Mit Anmerkungen von Maroncelli. Pr. 7½ Fr.

Histoire lithographiée du Palais-Royal. (Geschichte des Palais-Royal in Steindrücken, nebst erklärendem Text.) Herausgegeben von Vatout. Pr. jeder Lfg. 15 Fr. Monatlich erscheint eine Lfg. von 3 Lithographieen.

Mannigfaltiges.

— Antologia. Diese bisher in Florenz herausgekommene von Vieusseux redigirte Monatschrift, die sich das Verdienst erworben, die beste ihrer Art in Italien zu seyn, ist jetzt eingegangen. Dem Vernehmen nach, ist ihr fernerer Debit von der Toskanischen Regierung untersagt worden, weil der Herausgeber sich weigerte, die Verfasser einiger in seinem Journal abgedruckten Artikel namhaft zu machen.

— Die Amerikanischen Kosthäuser (Boarding-Houses). Die Kosthäuser sind sehr angenehme Aufenthalts-Orte, obgleich Privat-Sprechzimmer, ein in Amerika jetzt sehr seltener Luxus, die Annehmlichkeiten derselben noch sehr vermehren würden. Alle verschiedene Bewohner kommen bei Tische zusammen; ein hübsch möblirtes Gesellschafts-Zimmer, mit seiner Französischen Spieluhr, mit Kandelabern und Vasen, ist sowohl den ganzen Tag über geöffnet, als auch für die Abend-Versammlungen bestimmt, wo Musik und Tanz für die jungen Leute, und Unterhaltung für die älteren Personen zur Erheiterung dieser gemischten, aber gebildeten und angenehmen Zirkel beitragen. Es macht den Eigenthümern der vorzüglichsten Kosthäuser Ehre, daß Spiel unter keiner Form gestattet ist. Der Aufenthalt in den besten Hotels und Kosthäusern kostet wöchentlich 1½ bis 2 Guineen, mit Ausschluß des Weins und der Privat-Feuerung. Die Kosthäuser der zahlreichen Klasse von kleinen Krämern und Handlungsdienern sind in der Regel sehr ärmlich bestellt, und die Küche steht gewöhnlich mit der äußeren Ausstattung in genauem Verhältniß. Es ist nicht selten, daß man vier, fünf, auch sechs Betten in demselben Zimmer steht, und diese sind in der erbärmlichsten Verfassung, ohne Decken, selbst im strengen Winter. Ein Schrank ist daselbst ein seltener Vogel, da jeder Pensionair seinen Bündel oder seinen Mantelsack in das allgemeine Depositorium niederlegt, wie es der arme Jack mit seinem Felleisen in dem Vordertheil des Schiffes macht. (America and the Americans)

— Das Ertränken im Ganges. Ich habe den Weg zu einem sehr heiligen Orte gefunden — nämlich zu Allahabad, welches, wie bekannt, seiner Lage halber merkwürdig ist, indem es beim Zusammenfluß des Ganges und des Dschumna liegt und noch bis vor kurzer Zeit von den Eingebornen als die gerade Straße zum Himmel betrachtet wurde. Der Ganges wird für höchst heilig gehalten; Jeder, der darin ertrinkt, muß nothwendig in den Himmel kommen; und in dieser Idee versammelten sich alljährlich Millionen von Einwohnern an dem Punkte, wo beide Flüsse zusammenfließen, und Viele von ihnen pflegten sich in den heiligen Strom zu stürzen und ertranken. Lange Zeit hindurch wurde dieser Sitte von der Regierung und der Polizei kein Hinderniß in den Weg gelegt, weil die Religion und die Ceremonien der Hindus so viel als möglich geachtet werden sollten. Indessen setzte endlich doch der Richter des Distrikts fest, daß Jeder, der Lust dazu habe, sich in's Wasser stürzen könne; wer aber dabei betroffen würde, einem Anderen bei einem solchen Vorhaben beizustehen, oder ihn dazu aufzumuntern, der solle als ein Mörder betrachtet und gehängt werden. Die helfenden und aufmunternden Personen waren immer die Bootsleute und die Braminen; die Ersteren schifften die Personen, welche sich zu ertränken wünschten, nach einer tiefen Stelle des Flusses, während die Letzteren sich bemühten, ihre Seele zu stärken und die Verwandten fern zu halten, welche gewöhnlich den Ertrinklustigen auf alle mögliche Weise von seinem Entschlusse abzubringen suchten. Die Verordnung that augenblicklich ihre Wirkung; die Bootsleute wollten ihren Beistand nicht mehr leihen, und die Braminen waren stumm — und so ist die Sitte jetzt beinahe ganz in Vergessenheit gerathen. (Examiner.)

— Thierische Mutterliebe. Ein rührendes Beispiel von der Liebe des weiblichen Eisbären zu seinen Jungen wird in einer neueren Reise nach dem Nordpol erzählt. „Am frühen Morgen", so berichtet der Reisende, „verkündigte uns der Mann auf dem Mastkorbe, daß drei Bären mit großer Schnelligkeit über das Eis und auf unser Schiff zurannten. Vermuthlich hatte sie das Fett eines Seepferdes angelockt, das von der Mannschaft angezündet worden war und eben auf dem Eise brannte. Wir erkannten sie für einen weiblichen Bären mit seinen zwei Jungen; allein die Jungen waren beinahe so groß, als ihre Mutter. Sie stürmten gierig gegen das Feuer an, rissen sich einen Theil des Fleisches, das unverbrannt geblieben, aus der Flamme, und würgten es hinunter. Die Mannschaft schleuderte noch mehrere große Stücke Fleisch auf das Eis, welche der alte Bär einzeln davontrug, jedes Stück seinen Jungen vorlegte, und nachdem er die Stücke zertheilt, jedem seine Portion gab, indem er bloß einen kleinen Antheil für sich behielt. Als die Bärenmutter das letzte Stück wegtrug, griffen die Matrosen zu ihren Flinten und schossen beide Jungen todt; auch verwundeten sie die Alte, doch nicht tödtlich. Das arme Thier schleppte sich ungeachtet seiner Wunde bis zu den Jungen, riß den Lappen Fleisch in Stücke und legte ihnen dieselben vor. Als sie bemerkte, daß die Jungen nicht mehr fressen wollten, legte sie ihre Tatzen erst auf das Eine, dann auf das Andere, und versuchte sie aufzurichten. Dabei stieß sie ein klagendes Geschrei aus. Als sie fand, daß ihre Bemühung vergebens war, ging sie weiter, sah sich aber in einiger Entfernung um und wehklagte von neuem; dann kam sie zurück, beroch ihre Jungen und begann ihre Wunden zu lecken. Sie schleppte sich wieder ein paar Schritte fort, sah wieder um sich und jammerte. Allein die Jungen wollten ihr auch jetzt nicht nachkommen; sie kroch zurück, umging beide mit Zeichen der rührendsten Zärtlichkeit, betastete sie und fuhr fort, zu wehklagen. Als sie endlich bemerkte, daß ihre Kinder kalt und leblos seyen, richtete sie ihren Kopf gegen das Schiff und brummte die Mörder an, welche mit einer Ladung Flintenkugeln antworteten. Sie fiel zwischen ihre beiden Jungen, deren Wunden sie noch sterbend beleckte."

— Affen-Civilisation. Der Bediente eines Arztes, welcher sich einige Zeit in Indien aufhielt, fing einen jungen Affen und brachte ihn heim in sein Zelt, wo er auf's beste gepflegt wurde; allein die Mutter des Aeffchens war über den Verlust ihres Jungen untröstlich und ließ Tag und Nacht in der Nähe des Zeltes ein klägliches Gewimmer hören. Der Doktor ward dieses unaufhörlichen Wimmerns am Ende müde und ließ der Mutter ihr Knäblein zurückstellen. Das arme Thier entfernte sich hocherfreut, fand aber bei dem Affen-Kind, zu dem sie gehörte, keine Aufnahme mehr; die Alte sowohl als ihr Junges wurden, vermuthlich aus Abscheu darüber, daß sie sich unter den Menschen befunden hatten, gebissen und weggetrieben. Ein paar Tage später sah der Doktor zu seinem größten Erstaunen den alten mit dem jungen Affen nach seinem Zelt zurückkehren. Das Weibchen kam ganz erschöpft ins Zelt, setzte ihr Junges ab, entfernte sich dann einige Schritte vom Zelt und starb. Der Körper des armen Thieres war ganz ausgemergelt, wund und zerkratzt, woraus man schließen kann, wie sehr es von seinen Kameraden mißhandelt worden. Es fand keine Zufluchtsstätte für sich und seine Brut und vertraute also das Kleine den Händen wieder an, die sein Unglück veranlaßt hatten.

— List gegen List. Es gelingt den Wallfischfängern nur mit großer Mühe, einen Eisbären zu erhaschen, obgleich er sich ihren Schiffen furchtlos nähert. Der Capitain eines Schiffes, das auf den Wallfischfang ausging, wollte sich gern eines Bären bemächtigen, ohne das Fell zu verletzen. Er gebrauchte die List, eine Schlinge an einem Tau in den Schnee und ein Stück Kreng in die Schlinge zu legen. Bald lockte der Geruch des Leckerbissens einen Bären an die Stelle. Als dieser den Köder erschnappt hatte, zog man das Netz an, und einer seiner Füße blieb stecken; allein der Bär machte sich mit Hülfe der anderen Tatze los und zog sich vorsichtig zurück. Nachdem er das weggeschleppte Stück verzehrt hatte, kam er wieder. Unterdeß war die Schlinge mit einem anderen Stücke Kreng wieder hingelegt. Er schob das Tau weg und ging wieder triumphirend mit dem Kreng von dannen. Man legte die Schlinge zum dritten Mal, gebrauchte aber jetzt die Vorsicht, das Tau unter dem Schnee zu verstecken und den Köder in ein tiefes Loch zu legen. Auch diese List war vergebens; der kluge Bär umschnüffelte die Stelle ein paar Augenblicke, scharrte den Schnee mit der Tatze weg, stieß das Tau zurück und entwich zum dritten Mal mit seiner Beute.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Freitag den 10. Mai 1833.

Frankreich.

Ueber die Französischen Kolonieen.

Von Victor Charlier.

Man hat in Frankreich wenig richtige Ideen über die Kolonieen. Dies ist leicht zu erklären. Unter der geringen Anzahl von Franzosen, welche unsere überseeischen Niederlassungen besuchen, und die sich nicht für immer daselbst aufhalten, findet man kaum Andere, als solche, die sich nicht mehr oder weniger in folgende vier Klassen bringen ließen: — Administrations-Beamte, ein ängstliches und alltägliches Geschlecht, die in einer Veränderung ihres Aufenthalts nur die Aussicht auf eine raschere Beförderung oder auf eine bessere Pension erblicken; — Anwalte und Richter, welche selten die Blüthe der Magistratur sind; — kleine Kaufleute, Spekulanten verschiedenen Ursprungs, verschiedenen Vermögens und verschiedener Sittlichkeit; — oder endlich Seeleute und Infanterie-Offiziere, von denen man eben so wenig bestimmte Aufschlüsse und eine richtige Beobachtung der Thatsachen erwarten darf, weil sie sich unter dem heißen Klima schwer dazu entschließen, eine geistige Arbeit vorzunehmen, welche nicht zum Dienst gehört.

Dazu kömmt noch, daß denen, welche die Hauptstadt wiedersieht, gewöhnlich von zwei Dingen eines zu begegnen pflegt. Entweder sie bringen die Vorurtheile der Kolonisten mit — ich sage Vorurtheile, um mich der üblichen Sprache zu bedienen, es sind aber wohlüberlegte Meinungen und als Berechnung in so fern vielleicht ganz richtig, als sie allein noch die dem Verfall nahen Interessen unterstützen. Diese zahlreiche Familie von Reisenden hören, heißt die Kolonisten selbst hören und einen Prozeß auf die Aussagen einer Partei entscheiden. — Oder aber die Emigranten kehren — und dies ist der seltenste Fall — stolz auf ihre Unschuld, auf ihre Philanthropie, auf ihren Europäischen Widerwillen gegen die Sklaverei zurück; mühselige Tugenden, welche sie gegen Spott, Drohungen und Beleidigungen zu vertheidigen und rein zu erhalten gewußt haben. Dann bereite man seine Ohren aber auf endlose Deklamationen vor; man kann dann leicht in Versuchung gerathen, die Gesellschaft der Reisenden zurück zu wünschen, welche sich offen für Sklaven-Kolonieen erklären. Von diesen Letzteren sind doch hin und wieder interessante Mittheilungen zu erwarten; denn sehr oft entschlüpfen ihnen gerade in dem Augenblicke, wo sie den Nutzen und die wahrhaft väterliche Milde der Sklaverei beweisen wollen, höchst seltsame mit jenen Behauptungen im Widerspruch stehende Andeutungen, aus denen man Vortheil ziehen kann.

Beide Klassen aber sind, wie gesagt, ungetreue und parteiische Beobachter. Es giebt noch viele andere Gründe, welche die fast gänzliche Unbekanntschaft des Französischen Publikums mit entfernten Ländern erklären. Ich will nicht alle die Revue passiren lassen; denn es könnte sich einer oder der andere darunter finden, den man auf mich, der ich doch auch mein Wort über die Kolonieen sagen will, anwenden könnte. Der ganze Anspruch, den ich auf Vertrauen mache, beschränkt sich auf sehr wenig. Ich verspreche nämlich, daß wir, obgleich als Kreole geboren, kein Kolonial-Vorurtheil anhaftet, und daß ich mich bemühen werde, nicht zu deklamiren.

Eigentlich kenne ich und habe ich nur zwei Kolonieen gesehen, Mauritius und Bourbon; wer aber eine einzige studirt hat, kennt sie alle, wenigstens was die wesentlichen und allgemeinen Bedingungen ihrer Verwaltung betrifft.

Es giebt in den Kolonieen drei durch die alten Gesetze und durch die Gewohnheit genau unterschiedene Klassen, welche sich aber zuweilen in mancherlei Verhältnissen mit einander vermischen; es sind dies die Weißen, die freien Farbigen und die schwarzen Sklaven. Jede dieser Klassen muß für sich untersucht werden. Wir wollen mit den Weißen beginnen: ab Jove principium.

Die Weißen waren bisher die unumschränkten Gebieter der unter ihrer Leitung kolonisirten Inseln und sind es noch jetzt. Ich lege keinen Werth auf die Gesetze, welche kürzlich zu Gunsten der Mulatten erlassen worden sind. Denn erstlich sind diese Gesetze unvollständig, und ein bedeutender Theil des neuen Kodex hat kaum die Bureau's unserer Deputirten-Kammer verlassen; und dann hat die Wirkung jener Gesetze oder Ordonnanzen, selbst derer, welche bereits promulgirt wurden, sich in den Niederlassungen, denen sie von der Hauptstadt zugesandt wurden, sich nicht so schnell fühlbar machen können. Die Weißen sind daher noch, was sie waren — die regierende Kaste, die am schwersten zu vernichtende Aristokratie.

Es ereignet sich unter den Weißen, was bei jeder herrschenden Kaste zu geschehen pflegt, daß nämlich die Unbedeutendsten an Vermögen, Verdienst und Einfluß sich mit den Mächtigsten, Gescheidtesten und Reichsten als auf gleichem Fuß stehend betrachten. Täglich begiebt es sich, daß ein erbärmlicher Europäer, der sich, aus Gott weiß welchen Gründen, von denen der Bankerott oft noch der ehrenvollste ist, nach den Inseln geflüchtet hat, ein Taugenichts, den man nicht zum Bedienten haben möchte, auf einem Bergpferde dahin galoppirt und auf dem Wege einem der großen Landeigenthümer begegnet, der sich auf seinem Palankin tragen läßt und von zwölf Schwarzen begleitet wird. Der Europäer, der nicht an sich zweifeln kann, der ganz unbezweifelt weiß ist, und der den Werth dieses Haut-Adels kennt, wird an dem reichen Pflanzer — der außerdem vielleicht ein rechtlicher Mann ist — vorüberreiten und ihm, ohne das Haupt zu entblößen, ein Zeichen mit der Hand machen und hinzufügen: Salam! Dieses Indianische Wort bedeutet: guten Tag! ist aber weniger anständig, als das gewöhnliche Bon jour. Unter den Weißen aller Stände und jedes Alters herrscht ein höchst vertraulicher ungenirter Ton. Die Anrede: „mein Herr!" ist fast ganz aus ihrer Unterhaltung verbannt, und dies muß auch seyn; denn welches Wortes sollte sich dann der Mulatte bedienen, wenn er einen Weißen anredet? Er würde sich bis zum „gnädigen Herrn" versteigen müssen, und diese Benennung würde denn doch oft gar zu lächerlich seyn, wenn sie an einen Cigarren- oder Stockfisch-Händler Europäischen Ursprungs gerichtet würde. So trägt also das Ceremoniell sehr weise zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung bei. Und übrigens ist es nothwendig, daß die Weißen gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigt sind; sie bedürfen Einer des Anderen; nichts aber macht die Leute vertraulicher und stellt sie mehr unter einander gleich, als jener Umgang ohne alles Ceremoniell.

Die erste Klasse, denn es giebt Abtheilungen unter den Weißen für das häusliche und Privat-Leben, besteht aus den großen Plantagen-Besitzern. Die Spitze der Hierarchie konnte nicht passender, als gerade von dieser Klasse in einer gesellschaftlichen Organisation gebildet werden, die nicht allein auf den Grundsatz des Eigenthums, sondern auch auf den seltsamsten Mißbrauch dieses Grundsatzes in seiner Anwendung auf die Person des Menschen gegründet ist. In einer solchen Ordnung der Dinge ist es begreiflich, daß die reichsten Pflanzer, die zu gleicher Zeit die größten Sklaven-Besitzer sind, den Grundstein des Gebäudes bilden.

Indessen ist man gerade bei diesen reichen Pflanzern am wenigsten gewiß, einen, was die Farbe betrifft, reinen Ursprung zu finden. Die, welche von alten Familien abstammen, haben größtentheils in ihrem Stammbaum etwas Afrikanischen Saft. Die Insel Mauritius ist fast die einzige, wo sich Jemand rühmen kann, seit langen Jahren von Vater auf Sohn Pflanzer gewesen zu seyn, ohne sogleich den Argwohn zu erregen, daß er eine Mozambiklin oder eine Karaibin unter seinen Vorfahren gezählt habe. Der Grund dieses Vorzuges, den sich die Insel Mauritius wohl hüten wird in Vergessenheit gerathen zu lassen, liegt darin, daß sie erst ziemlich spät zur Bequemlichkeit für den Dienst der Ostindischen Compagnie, und als das Kolonial-Genie schon die Verschiedenheit des Ursprungs als Regierungs-Mittel angewendet hatte, bevölkert wurde. Seit der Zeit hat man in den weißen Familien streng darauf gesehen, daß jedes Individuum, welches gemischten Blutes auch nur im allerentferntesten Grade verdächtig war, entfernt gehalten wurde. An allen anderen Orten wurde der Bannfluch über die Farbe erst ausgesprochen, als die Weißen neben sich eine aus der Sklaverei hervorgegangene Bevölkerung sahen, die bestimmt zu seyn schien, sie zu überwältigen und zu verdrängen, wenn sie nicht zeitig gedemüthigt und unterdrückt würde. Dies war ehemals die Politik in allen Ländern. Wir können uns daher nicht wundern, daß sie auch in unseren überseeischen Niederlassungen zur Anwendung kam.

Die Insel Bourbon, so nahe sie auch der Insel Mauritius liegt, war schon vor ihr bewohnt, und sie blieb anfänglich Allem fremd, was sich jenseits ihrer Ufer in der übrigen Welt zutrug, und also auch den großen Kolonial-Prinzipien. Diese Sonderung hat den ursprünglichen Einwohnern, Europäischen Freibeutern und Afrikanischen Negerinnen erlaubt, sich zu vermischen, ohne auch nur daran zu denken, daß es irgendwo einen entehrenden Farben-Adel geben könne. Als später jenes Grund-Gesetz auf der Insel erschien, klassifizirten sich diejenigen, welche schon daselbst wohnten, wie es ihnen gefiel, da Niemand ihnen widersprechen konnte. Sie stempelten sich selbst zu rechtlichen Leuten und ächten Weißen. Dann zogen

sie unter sich eine Linie und erklärten, daß fortan die Bastard-Thüre, durch die sie selbst eingetreten waren, allen denen verschlossen bleiben sollte, welche sich als Weiße einschmuggeln wollten. Es war sehr klug von ihnen, sehr bequem für ihren Stolz, daß sie sich so unter sich arrangirten, da sie die ersten Ankömmlinge waren. Unglücklicher Weise fanden sich später auf Mauritius, der auf ihren reinen Europäischen Ursprung so stolzen Insel, unbarmherzige Alterthümler, die die ganze Geschichte der benachbarten Aristokratie enthüllten. Sie erfanden ein Wort der Verachtung, welches sprichwörtlich geworden ist. Wenn sie von Gegenständen von schmutzig weißer Farbe sprechen, so sagen sie: „Das ist Bourbon'sches Weiß"; eine furchtbare Beleidigung, die schon zu mehr als einer Repressalie geführt und einen Haß zwischen den Bevölkerungen beider Kolonieen erregt hat, der nicht leicht zu heilen seyn wird.

Es ist seltsam genug, daß diejenigen Kreolen, welche die gegenwärtige Verwaltung der Kolonieen auf das eifrigste unterstützen, die sich durch die Ausdehnung und durch das Alter ihrer Besitzungen als die Mandatarien der ganzen weißen Aristokratie betrachten, fast alle den Flecken des Ursprungs an sich tragen, den sie den Mulatten zur Schande anrechnen. Man hat in den letzten Jahren der Restauration in Frankreich eine sehr einflußreiche Kreolen-Familie gesehen, welche an allen Entscheidungen der verschiedenen Marine-Minister Theil nahm, und welche, ohne einen Auftrag dazu erhalten zu haben, die allgemeinen Maaßregeln der Regierung in Bezug auf unsere Neger-Niederlassungen beaufsichtigte. Diese Familie, deren Talente, administrative Fähigkeit und Privat-Tugenden man schätzt, gehört dem Geschlecht der zweifelhaften Weißen an, welche man auf Mauritius Weiße von Bourbon nennt. Die Greise auf der Insel Bourbon erinnern sich, die Groß- oder Urgroßmutter jener mächtigen Familie barfuß gehen und ihre Pfeife nach Art der schwarzen Negerinnen rauchen gesehen zu haben. Ich führe dieses Beispiel an, nicht etwa, um Jemanden zu beleidigen, sondern nur, um darauf hinzudeuten, daß die Mulatten ebenfalls ein Recht haben, auf eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten Anspruch zu machen. Ich werde eines Tages auf diese Frage zurückkommen, wenn es sich besonders darum handeln wird, den Zustand, das Schicksal und die mehr oder weniger gegründeten Ansprüche der freien Farbigen zu untersuchen. Jetzt wollen wir zu den Weißen zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Nouveaux élemens de géographie moderne et universelle. (Auszug aus der eilften Auflage von Guthrie's Abriß der Erdbeschreibung.) Dritte Auflage. Mit einer Einleitung über das Prinzip der Erdbeschreibung und einem vollständigen Index (von 111 Seiten) der alten und neuern Erdkunde. 2 Bde. Pr. 10 Fr.

Heures du soir. (Abendstunden.) Zweiter Band. Enthält vier Erzählungen von den Damen Amable Tastu, Marie Menissier-Nodier, Elise Volart und Hortense Allart.

Ostindien.

Der König und sein Minister.

(Schluß.)

Tschanakya. (Steigt hinauf zum Sagunga-Palast und sieht sich um; freudig für sich.) Auf dem Throne sitzt Wrischala. Schön, schön!

> Daß dieser Thron den herrschertugendlosen
> Nandas entrissen ward, Maurvan geschenkt,
> Und nun von würdigen Fürsten wird besessen,
> Dies füllet dreifach mich mit höchster Lust.

(Sich nähernd, laut.) Sieg dem Wrischala.

König. (Steigt vom Throne und umfaßt seine Füße.) Herr, Tschandragupta begrüßt Dich.

Tschan. (Seine Hände ergreifend.) Steh auf, steh auf, mein Sohn!

> Vom Berges-Fürsten, der erglänzt im weißem Schein
> Vom ew'gen Tropfen des verborgenen Götterstroms,*)
> Bis zu des Südens Ocean-Gestaden, wo
> Köstlich Gestein auffunkelt in dem bunten Licht,
> Mög jeder Herrscher vor Dir knien in Demuth stets,
> Daß von dem Krongeschmeide strahlen Deine Zehn.

König. Durch meines Lehrers Gunst ist dies schon Wirklichkeit, nicht mehr Wunsch — der Herr nehme Platz. (Beide setzen sich.)

Tschan. Wrischala, wozu wurden wir berufen?

König. Damit ich an meines Lehrers Anblick mich erfreue.

Tschan. (Lächelnd.) Laß die Verstellung, Wrischala; ohne Ursachen werden Beamte von den Gebietern nicht berufen; darum nenne den Grund.

König. Was für Nutzen sah der Herr im Verbot des Herbstfestes?

Tschan. (Lächelnd.) Wrischala, also um zu tadeln beriefst Du mich.

König. Nicht um zu tadeln, mein Lehrer, sondern nur um es zu äußern.

Tschan. Ein Schüler muß selbst die Leidenschaft, etwas zu äußern, unterdrücken.

König. Ohne Zweifel. Doch ich möchte fragen, ob nicht auch den Herrn manchmal eine grundlose Leidenschaft hinreißen kann?

Tschan. Wrischala, mit Recht kannst Du das; doch wisse, selbst im Schlafe wird Tschanakya nie von einer grundlosen Leidenschaft bewegt.

König. Mein Lehrer, darum eben peinigt mich die Begierde, Deine Gründe für das Verbot zu vernehmen.

Tschan. Höre, Wrischala! Staatskundige schildern uns dreierlei Verfassungen: Verwaltung des Königs, des Ministers, und Beider zugleich. Da Du nun mir die Verwaltung übertrugen, was frommt es Dir da, durch Forschen nach Gründen Erbitterung in Wort und Seele hervorzurufen? Genug, daß ich darum weiß.

König. (Wendet sich zornig hinweg.)

(Hinter der Bühne singen zwei Sänger.)

Erster Sänger.

> 1) Durch der Gräser wolliges Gewebe
> Weint der Herbst die Luft, wie Siva's Asche*);
> Und des Mondes Strahlenrunen, gedunkelt
> Von den Wolken, wobei ihm die feuchte
> Schwarz und weiße Elephantenhülle;
> Auch das Mondeslicht erglänzet weißlich
> Wie der Schädelkranz an Isa's Halse,
> Und des Gottes Lächeln findet sich
> Wieder in der Schwäne weißen Zügen.
> So erscheint der Herbst in Siva's Aeußerm,
> Drum wie er beschütz' er Euch vor Leid.
>
> 2) Hari's Auge, das beim ersten Wachen**)
> Langsam sich erschließet und, geblendet
> Von dem Glanze der Juwelen-Flammen,
> Ab sich wendet, noch von Schlaf geröthet, —
> Dem der Ernst der Selbstbeschauung leise
> Thran entlocket, wenn, die Glieder dehnend,
> Aus dem Schooß der Schlange, deren Körper
> Ihm gerundet bot ein weiches Polster,
> Er herauszuwinden sich bestrebet —
> Dieses Aug' erhalt' Euch ewiglich.

Zweiter Sänger.

> 1) Manure, die ein Schatz von jeder Tugend,
> Schicke zu Zeiten Brahma, die zu Herrschern
> Braustentglühter Elephantenschaaren
> Auf sich schwingen durch den innern Werth.
> Doch wie man der Thierwelt stolzem Lenker
> Ungestraft nie bricht den Schmuck der Zähne,
> Duldet nie, daß sein Gebot man breche,
> Wer wie Du auf Fürstenthrone pranget,
> Allgebietiger des Erdenrunds.
>
> 2) Reichthum nicht und nicht Genuß
> Macht den Herrn zum wahren Herrn.
> Wess Gebot nie unbefolgt,
> Der, wie Du, ist wahrer Herr.

Tschan. (Hinhorchend, für sich.) Das erste ist nur ein Segensspruch, der des vorgeschrittenen Herbstes Lob unter der Gestalt der genannten Gottheit feiert. Doch, was das andere bedeutet, fasse ich nicht. (Nachdenkend.) Ah! gefunden! Das ist Rakschasa's Werk. Ha! Du böser Rakschasa, Du wirst durchschaut, Kautilya wacht.

König. Mein guter Waihinari, gieb den beiden Sängern 100,000 Suvarnas.

Kammerh. Wie der Fürst befiehlt. (Steht auf.)

Tschan. (Zornig) Waihinari, halt, halt, geh' nicht! Wrischala, woher diese unpassende Freigebigkeit?

König. Wenn der Herr alle meine Schritte beschränkt, so ist der Thron ein Gefängniß, kein Thron.

Tschan. Das ist der unthätigen Fürsten eigene Schuld. Wenn Du das nicht willst, so handle selbst.

König. So widme ich mich hiermit meinem eigenen Geschäft.

Tschan. Uns lieb; und ich mich dem meinigen.

König. Gut; doch nun wünsche ich den Grund zum Verbot des Herbstfestes zu hören.

Tschan. Und ich den Grund zu seiner Feier.

König. Zuvor zur Ueberschreitung meines Befehls!

Tschan. Wrischala! Eben Dein Gebot zu durchkreuzen, war mein erster Grund zum Verbot.

> Bis zu den fernen Ufern der vier Meere,
> Der wie Tamala***) dunkeln Wagenwälder,
> Die von der Ungeheuer schnellem Zug
> In brandender Erschütterung fluthen auf,
> Wird von gebeugten Fürsten Hunderten
> Getragen auf dem Haupt, wie blum'ger Kranz,
> Dein Herrscherwort, doch dann nur kann's Dein Reich,
> Das auf Gehorsam's Demuth ist gegründet,
> Zur Blüth' entfalten, wenn's vor mir erzittert.

König. Wenn Du noch andere Gründe hast, so wünsche ich auch die zu hören.

Tschan. Auch von denen will ich sprechen.

König. Sprich.

Tschan. Sonottara, Sonottara, sage von mir dem Schreiber Atschaladatta, er solle Dir die Liste von Bhatradhata und den Anderen geben.

Dienerin. Zu des Herrn Befehl. (Geht ab und kommt zurück.) Herr, hier das Blatt.

Tschan. (Es nehmend.) Wrischala, so höre.

König. Sey meiner Aufmerksamkeit versichert.

Tschan. (Liest.) Liste der angestellt gewesenen Beamten des Fürsten Tschandragupta wohlerwähltes Namens, die sich entfernt haben und zu Malayaketu übergegangen sind. Zuerst der Aufseher der Elephanten, Bhatradhata; dann der Aufseher der Rosse, Puruschadatta; des Großkämmerers Tschandrasena Neffe Hingurata; des Fürsten Verwandter, der Maharadscha Balagupta; der Prinzen-Lehrer Radschasena; des Feldherrn Sinhabaladatta jüngerer Bruder Bhaguravana; der Prinz von Malawa Rohitakscha; der Kriegerstämme Anführer Widschayawarman. So weit die Liste.

König. Herr, und was ist die Ursache ihres Abfalls?

Tschan. Wrischala, höre. Die beiden Aufseher über Elephan-

*) Bekanntlich strömt die Ganga, nach der Inder Vorstellung, aus den Haarbüscheln Siva's, der seinen Sitz auf einem der drei Hauptgipfel des Himalaya hat.

*) Die Asche, die Elephantenhaut und der Schädelkranz sind Attribute Siva's oder Isa's.

**) Von der Mitte Juni's bis zur Mitte Oktobers ruht Hari oder Wischnu auf der großen Schlange Sescha.

***) Ein Baum mit schwarzen Blüthen, Xanthochymus pictorius.

ten und Rosse waren wegen ihres Hanges zu Weibern und Wein zur Prüfung der Elephanten und Rosse untauglich; sie wurden ihrer Würden entsetzt, und es ward ihnen ein eben zum Leben hinreichender Unterhalt angewiesen; darüber erbost, sind sie, sich gleichen Dienst dort ausbedingend, zu Malayaketu übergegangen. Hingurata und Balogupta, von habsüchtiger Natur, ihren hiesigen Sold für zu gering achtend und sich mit den früher ausgemachten Geschenken nicht begnügend, haben sich, in der Hoffnung, dort mehr zu bekommen, mit Malayaketu vereinigt. Der Lehrer Deines Prinzen, Radschasena, der sich durch Deine Geschenke an Elephanten, Rossen und Geldern ein großes Vermögen gesammelt hatte, entfloh aus Furcht, daß ihm dies wieder genommen werden möge. Bhaguravana war schon früher mit Parwataka durch Freundschaft verbunden und hatte damals Malayaketu heimlich weggeschafft, indem er ihn durch die Nachricht schreckte, daß sein Vater von mir ermordet sey. Da nun später Tschandanadasa und die Anderen als Gegenstände Deines Mißfallens ergriffen wurden, entfloh er im Bewußtseyn seiner Schuld zu Malayaketu, der ihn aus Dankbarkeit für die Rettung seines Lebens, und weil er ein Freund seines Vaters war, sogleich zur Würde eines Ministers erhob. Die beiden Letzten, Rohitakscha und Widschayawarman, bewog ihr übermäßiger Stolz, der sie nicht verschmerzen ließ, daß Du Deinen eigenen Verwandten große Ehren erwiesest, zum Feinde überzugehen — das sind ihre Gründe zum Abfall.

König. Herr, warum nahmst Du nicht, da Dir diese Gründe bekannt waren, Deine Maaßregeln dagegen?

Tschan. Wrischala, das war nicht möglich.

König. Wie so? Aus Unglück oder grundbewußter Vorsicht?

Tschan. Was haben wir mit Unglück zu schaffen? Durch begründete Vorsicht ward es verhindert.

König. Diese Gründe möcht' ich hören.

Tschan. Wrischala, hör' und versteh'.

König. Beides soll geschehen. Sprich.

Tschan. Wrischala! Gegen abgeneigte Unterthanen giebt es zwei Mittel: Güte oder Gewalt. Güte wäre bei den ihres Amtes entlassenen Bhadrabhata und Purruschadatta Wiedereinsetzung in ihre Würde gewesen; eine gezwungene Ertheilung aber solcher Aemter an Untüchtige würde die Wurzel des ganzen Reichs, Elephanten und Rosse, vernichtet haben. Hingurata und Balogupta konnten bei ihrer unersättlichen Habsucht selbst durch Vergebung des ganzen Reichs nicht in Güte gewonnen werden. Bei Radschasena und Bhaguravana, die für ihr Leben und Vermögen sorgten, war keine Gelegenheit zu gütlicher Gewinnung. Und welche Güte würde Rohitakscha und Widschayawarman, die sich durch Ehrenertheilung an Deine Verwandten gekränkt fühlten und selbst Ehre für Unehre ansahen, bei ihrem unbegränzten Stolze, zum Wohlwollen bewegt haben? Also war dieser erste Weg abgeschnitten; eben so aber auch der zweite; denn wenn wir, die wir Nanda's Reich erst vor kurzem erworben haben, unsere Beamten mit harter Strafe belegt hätten, so wären wir vor den Unterthanen, die noch dem Nanda-Geschlechte anhangen, nicht sicher. — Jetzt bereitet sich Malayaketu, Parwataka's Sohn, von diesen unseren Dienern unterstützt, dem Gebote Rakschasa's gehorsam und von einem mächtigen Heere des Mletscha-Königs begleitet, zu unserem Angriff, um des Vaters Tod zu rächen; dies ist also eine Zeit zum Kampf, nicht zu Festesfeier; was soll also bei der Rüstung der Stadt das Herbstfest? — Dieser Gedanke bewog mich zum Verbot desselben.

König. Mein Lehrer, ich habe hierüber viel zu fragen.

Tschan. Wrischala, frag' ohne Furcht; denn auch ich habe viel darüber zu antworten.

König. Gut, so will ich fragen.

Tschan. Und ich antworten.

König. Der von allem diesen die unwürdige Ursache ist, Malayaketu, warum ließ der Herr den entwischen?

Tschan. Wrischala, hinsichtlich Malayaketu's war ein doppelter Weg möglich, ein gütlicher und ein gewaltsamer. Auf dem gütlichen mußte ihm die früher versprochene Reichshälfte ausgeliefert werden. Durch Gewaltsamkeit würden wir, da es schon hieß, Parwataka sey von uns zur Seite geschafft, der Undankbarkeit die Hand gereicht haben. Wenn wir aber die versprochene Reichshälfte ihm auslieferten, war die einzige Frucht von Parwataka's Mord die Schande der Undankbarkeit. Darum ließen wir ihn ziehen.

König. Mein Lehrer, damals war auch Rakschasa in der Stadt, und er ward nicht verhindert, sich zu entfernen. Was hat der Herr darauf zu antworten?

Tschan. Wrischala, Rakschasa hat durch feste Treue gegen seinen Herrn und seine lange Anhänglichkeit an Einen Gegenstand sich das unbedingte Vertrauen sämmtlicher Anhänger der Nanda's erworben und konnte, so lange er hier in der Stadt verweilte, durch seine Klugheit und seine Diener, in deren Wahl er großes Glück hatte, durch seine Schätze und seine Macht großen Groll gegen uns erwecken. Wenn er aber entfernt wurde, mochte er immerhin seinen Haß mit sich nehmen; denn dann konnte er ohne Mühe besiegt werden. Darum ließ ich ihn ziehen.

König. Warum ward er nicht, so lange er hier war, durch Listen befehdet?

Tschan. Auf welche Weise sollte das geschehen? Nein durch Listen ward er vielmehr wie ein Dorn, der im Herzen steckt, ausgerissen und entfernt. Meine Gründe zur Entfernung habe ich schon angegeben.

König. Herr, warum ward er nicht angegriffen, als er die Stadt verlassen?

Tschan. Wrischala, dann würde Rakschasa entweder selbst vernichtet seyn oder Dein Heer vernichtet haben. Beides gleich schlimm.

Wenn er umringt anheimfiel dem Verderben,
Verlorst da nicht Du selbst so tücht'gen Mann?
Schlug er Dein Heer, so war das auch Verlust.
Nein, wie den Waldes-Elephanten, müssen
Wir ihn durch Fallstrick zum Gehorsam zwingen.

König. Durch Worte vermag ich Deine Worte nicht zu besiegen; aber auf jeden Fall bewies Rakschasa sich tüchtiger —

Tschan. (Zornig.) Als ich, das ist der Rede Ergänzung. Nein, nicht so, Wrischala. Was hat denn er gethan?

König. Wenn Du es nicht weißt, so höre:

Genommen war die Stadt, und dennoch nicht
Verließ er sie, bis es sein Wunsch erheischte,
Und unsers Heers Triumphgeschrei verstummte
Gar bald, von ihm gehindert mit Gewalt.
So schleudert seines Geistes weiser Rath
Die größten Hinderniss' uns in den Weg. —
Vertrauenswürd'gen nur vertraut die Seele,
Und nicht dem Schwarm, der unserm Glücke folgt.

Tschan. (Lächelnd.) Und dies Alles that Rakschasa?

König. Gewiß, dies Alles that der Minister Rakschasa.

Tschan. Wrischala, ich weiß dagegen, daß er Dich vernichten will, wie ich Nanda, und dann Malayaketu, wie ich Dich, zur Herrschaft der Erdfläche erheben.

König. Halt ein mit den Vorwürfen. Das Schicksal that dies, nicht Du.

Tschan. Ha, Neidischer!

Wer löste, von des Zornes Gift erzitternd,
Die Locke*) mit den Fingern? Wer gelobte
Vor aller Welten Auge das Gelübde,
Das ganze Haus des Feindes zu vernichten?
Wer anders denn erschlug die stolzen Nanda's,
Von neun und neunzig Milliarden Herrn,
Wie Lämmer, die zum Tod geschaaret sind,
Vor Rakschasa's Gesicht, als ich allein?
Schau hin, noch nicht erlosch der Opferbrand,
Genähret von der Nanda's festem Fleisch,
Er lockt der Geier dicht gedrängten Kranz,
Der unbeweglich in der Luft dort hängt.
In Wolken hüllt sein Rauch den Erdenkreis,
Als ob erloschen sey der Sonne Glanz,
Die Geisterschaaren, die im weiten Hain
Der Ahnen hausen, füllet er mit Lust.

König. Vom Feinde des Nanda-Geschlechts, dem Schicksal, ward das vollbracht.

Tschan. Nur Thoren preisen das Schicksal.

König. Die Weisen also sind unfehlbar?

Tschan. (Zornig.) Wrischala, Wrischala, wie einen Sklaven willst Du mich mit Füßen treten.

Die schon gebund'ne Locke wiederum
Vom Band zu lösen, eilet diese Faust.

(Auf die Erde stampfend.)

Und ein Gelübde wiederum, ein grauses,
Anzugeloben, hebt sich dieser Fuß.
Die schon durch Nanda's Tod gestillet waren,
Die Gluthen meines Zornesfeuers fachst,
Schicksalsverhüllter, Du von Neuem an.

König. (Erschreckt für sich.) Ist denn in Wahrheit mein Lehrer erzürnt?

Für Tanzeswirbel Rudra's**), wenn er sich
Hingiebt der Lust, hält seines Fußes Tritt
Die Erde und erbebet grausenvoll.
Es drohen seiner Wimpern Wolken, die
Der Zorn zusammenballet, Regenfluthen,
Den Rauch, den seiner Brauen Runzeln kräuselt,
Durchzucket seines Auges gelber Blitz.

Tschan. (Seinem künstlichen Zorn wehrend.) Wrischala, Wrischala, genug des Hin- und Herredens. Wenn Du Rakschasa für besser hältst als mich, so gieb ihm diesen Dolch.***) (Er wirft den Dolch hin und steht auf; für sich.) Rakschasa, Rakschasa, schau den Triumph Deines Geistes, der Tschanakya's Geist zu besiegen strebte.

Wenn von Tschanakya Maurya geschieden ist,
Besieg' ich leicht ihn, das war Dein Gedankengang.
Sieh her! Gelungen ist der Zwist, doch eben er
Soll uns bereiten, Schurke, Deinen Untergang.

(Er geht ab.)

König. Mein Freund Waihinari, von heute an wird, ohne sich um Tschanakya zu bekümmern, Tschandragupta selbst die Regierungs-Geschäfte verwalten, so melde den Unterthanen.

Kammerh. (Für sich.) Ha! ohne Beisatz Tschanakya, nicht Herr Tschanakya; dann ist ihm in Wahrheit seine Würde genommen. Doch nicht dem Fürsten will ich die Schuld beimessen.

Denn am Minister lieget stets die Schuld,
Wenn etwas Böses der Gebieter thut;
So bäumet stätisch sich der Elephant
Durch seines Lenkers Unvorsichtigkeit.

König. Mein Freund, was sagst Du?

Kammerh. Nichts, mein Gebieter. Ich meine nur, heute sey erst der Fürst zum Fürsten geworden.

König. (Für sich.) So ward ich zu Unrechtem gezwungen. Möge Dir, o mein Lehrer, dadurch Verlangen und Erlangen eins

*) Die einzelne Haarlocke auf dem sonst geschorenen Haupt des Brahmanen.

**) Diener des Siva, 11 an der Zahl. — hier Siva selbst.

***) Der Dolch ist Zeichen der Ministerwürde.

seyn. (Laut) Sanottaca, von diesem nichtsnutzigen Zanke schmerzt mich mein Kopf, zeig' mir denn das Schloßzimmer.

Dienerin. Großer König, komm'.

König. (Aufstehend, für sich.)

Auf sein Geheiß hab' ich verletzt die Ehrfurcht
Und möcht' versinken in der Erde Tiefen.
Muß nicht dem Mann, der gar im Ernst den Lehrer
Nicht ehret, brechen seine Scham das Herz?

(Sie gehen ab.)

Ende des dritten Akts.

England.

Die Herkulanischen Manuskripte.

Diese Manuskripte wurden in einer Villa nahe bei der Stadt (Herkulanum) im J. 1753 gefunden, in einem sehr kleinen Gemach, welches, wie man glaubt, ehemals ein gewölbtes Dach hatte, durch dessen Schutz diese kostbaren Papyrus-Rollen erhalten wurden. Einige andere sollen in derselben Wohnung in einem Gang oder Porticus, der nach dem Garten führte, gefunden worden seyn. Ob dieser aber ein gewölbtes Dach hatte, ist nicht ausgemittelt; der Zustand der darin gefundenen Bücher macht dies jedoch zweifelhaft. Nach Winkelmann's Angabe wurden 800 Manuskripte gefunden, allein aus den sehr gründlichen Nachforschungen des Kanonikus Jario, deren Resultate er im J. 1825 bekannt machte, geht hervor, daß 1756 Manuskripte aus den Ruinen gerettet wurden, ohne die große Menge derer zu rechnen, die von den Arbeitern vernichtet wurden, welche diese Rollen für Stücke Kohle hielten und noch jetzt den Platz, wo sie gefunden wurden, die Bottega del carbonaro nennen.

Man fand die Rollen reihenweise in Fächern oder Bücherrahmen längs der Wände des Gemachs aufgeschichtet, und in der Mitte des Zimmers war eine Art von viereckiger Säule aus Büchern errichtet, nicht unähnlich denen, welche man oft von runder Form in den Studier-Zimmern unserer Damen findet. Das Zimmer, worin man die Manuskripte fand, war mit Mosaik gepflastert. Das Holz zerbröckelte sogleich, wenn es an die Luft kam, und die Arbeitsleute fingen erst dann an zu vermuthen, daß die Rollen keine gewöhnlichen Kohlen seyn möchten, als sie bemerkten, wie regelmäßig sie aufgeschichtet waren und als sie auf einer, die entzwei brach, Buchstaben entdeckten.

Es muß bemerkt werden, daß die Ausgrabung in einem tiefen unterirdischen Gang geschah, wohin kein Tageslicht drang. Es scheint, daß manche Rollen aufrecht standen, andere horizontal lagen, sie waren daher in beiden Richtungen beschädigt. Statt des Bandes diente ein langer Streif unbeschriebenes Papier dem inneren Buch zur Hülle. Verschiedene waren unlesbar, weil sie gleich anfangs mit blasser Dinte geschrieben worden waren. Andere schienen zu unterst gelegen zu haben und durch die Feuchtigkeit in eine harte und fast versteinerte Substanz verwandelt worden zu seyn. Diese gaben keine Hoffnung, denn sie waren zu einer so festen Masse geworden, daß kaum eine Nadelspitze hineindringen konnte; manche waren so hart wie Blei-Erz. Die Blätter sind nur auf einer Seite beschrieben, einen einzigen Fall ausgenommen, wo das Papier nicht lang genug gewesen war. Einige waren ganz zu Staub geworden, und wenn man darauf blies, verschwand die Schrift. Diese nennt Jorio Geister von Papyrus.

Es scheint, daß die Lateinischen Manuskripte sich schwerer aufrollen lassen als die Griechischen, so daß unter 2366 bereits aufgerollten Kolumnen und Fragmenten nur 40 Lateinische sind. Die Länge der Griechischen Blätter ist zwischen 8 und 12 Zoll; eine Lateinische Rolle, die außerdem viel dicker ist, hat bis zu 10 Zoll Länge. In beiden Sprachen sind die Kolumnen oder Seiten der Schrift in die Breite geschrieben und bilden mit der Länge der Rolle selbst einen rechten Winkel. Die Alten machten ihren Papyrus, indem sie verschiedene Streifen so auf einander klebten, daß sie sich in rechten Winkeln durchschnitten, so daß die eine Lage das, was man den Strich nennen kann, nach der Breite hatte, während er in der darauf liegenden Schichte nach der Länge ging. Nun läßt sich leicht denken, daß, wenn die Feuchtigkeit mehrere Jahrhunderte hindurch die ganze Masse eines Bandes durchdrungen hat, das Aufrollen neue Schwierigkeiten dadurch erhält, daß sich oft statt der beschriebenen Schichte eine andere loslöst.

Sir Humphry Davy, der einige Zeit den Erfolg eines neuen von ihm erfundenen Verfahrens beim Aufrollen beobachtete, scheint der Meinung zu seyn, daß sie nicht verkohlt sind, und daß die Farbe und Verdichtung bloß eine Folge der Feuchtigkeit sey. Durch sein Verfahren wurden die Schriftzüge keinesweges verwischt, wie man hat behaupten wollen, sondern die oft kaum erkennbaren Buchstaben wurden dadurch viel schärfer. Einige von den Manuskripten waren so schwierig aufzurollen, daß man die erkennbaren Spalten, nachdem man sie sorgfältig kopirt hatte, vernichten mußte, um zur nächsten zu kommen, und dies Verfahren erfordert so viel Sorgfalt, Geduld und eigenthümliches Talent, daß, wer es mit ansieht und erfährt, was schon geleistet worden, das Verdienst der dabei Angestellten zu würdigen wissen wird, während der flüchtige Reisende sie oft der Trägheit und Nachlässigkeit beschuldigt.

Von den Papyrus-Rollen waren 371 ganz, 61 waren fast vollständig, bei 161 fehlte ungefähr ein Drittheil an jeder Rolle; Fragmente fand man 1324 und an 474 Rollen war bloß das Aeußere vollständig erhalten. Dieses wurde der Länge nach mitten durchgeschnitten, um es zu untersuchen; die inneren Theile aber wurden sorgfältig aufbewahrt, um sie vielleicht noch in der Folge einmal benutzen zu können. Mit 332 sind bereits Versuche gemacht worden, und unter den 542, die man aus den Fächern nahm, sind 210, bei denen diese Versuche glücklich gelungen; 127 sind großentheils beendigt, und 205 liegen, als völlig aufgegeben, im Museum. Von einigen Manuskripten ist bis jetzt nur der Titel bekannt, der mit größeren Buchstaben geschrieben war.

Eine gewisse Papira versuchte es im J. 1786, drei Manuskripte zu öffnen. Sir Humphry Davy soll ihr zwanzig zur Verfügung überlassen haben. Zwanzig wurden nach England gesandt, unter denen mehrere versteinerte und unbrauchbare. Herr Sickler vernichtete einige derselben, indem er sie zu öffnen versuchte. Herr Hayter, den der Prinz von Wales im J. 1800 nach Neapel sandte, soll es mit 194 Fragmenten versucht und fünf Jahre mit Aufrollen derselben zugebracht haben. Wir wissen nicht, ob diese oder einige derselben in der Sammlung der Herkulanischen Manuskripte, die im J. 1824 zu Oxford herauskam, enthalten sind, da das Werk keine Vorrede hat. Von dem Traktat des Philodemus: De vitiis, und von der Abhandlung eines anonymen Verfassers: De ira, einem anderen von Philodemus: De vitiis atque oppositis virtutibus, und Demetrius: De Poematis, sind lithographirte Fac-Simile gegeben. Diese alle sind in der Neapolitanischen Liste aufgeführt, als in Neapel befindlich. Das Englische Werk wird fortgesetzt, und der zweite Theil ist bereits erschienen. Sieben Rollen sind nach Frankreich gewandert.

Zu den Werken, die, wie man jetzt weiß, in dieser merkwürdigen Sammlung existiren, gehören folgende Griechische und Lateinische, deren Titel aus dem interessanten Bericht des Jorio abgeschrieben sind. Die Orthographie, welche oft fehlerhaft scheint, giebt der Verfasser, wie sie ist.

Demetrius — de geometria — de poematis.
In Polyeni difficultates.
Epicuri — de natura, lib. II. XX.
Colotis in Lysidem Platonis.
Polystrati de temeraria contemptu. Wird jetzt übersetzt.
Philodemi — de religione — de moribus — de Epicuro — de morte, lib. IV. De vitiis, lib. I. De vitiis atque oppositis virtutibus eorumque subjectis et objectis, lib. VII. De vitiis — de musica — de conversatione — de Omeri — de ira — de divitiis — de poematis — de eo quod agendum est — de causa atque aliis rebus tractatus memorabiles. De moribus ac vitiis, opus ex libro Zenoni contractum, seu de dicendi libertate. De poematis. De rhetorica, lib IV. pars I. De rhetorica, lib. IV. pars II. De rhetorica. De rhetorica commentaria. — De rhetorica. — De phaenomenis atque signis. De philosophis. — De gratia.
Carnisci — Amicabilia. Wird jetzt übersetzt.
Crisippi de providentia, lib. II. Wird jetzt übersetzt.
Epicuri de natura. Wird jetzt übersetzt.
Anonymi de ira. Wird jetzt übersetzt.

Dieser Katalog wird hinreichen, uns eine Idee von der Bibliothek eines epikuräischen Philosophen zu Herkulanum zu geben, denn ein solcher scheint der Besitzer gewesen zu seyn. Unter anderen, die jetzt untersucht werden, ist eine Rolle, welche von der Mythologie handelt. Hier wird Agamemnon eine Personification des Aethers; Achilles, der Sonne; Helena, der Erde, und Hektor, der Luna genannt. Die Arbeiten des Verfassers mögen merkwürdig seyn, werden aber schwerlich viel Kenntniß oder Belehrung gewähren. Es ist nicht unmöglich, daß einige dieser Manuskripte Original-Werke sind, da nicht zwei davon ganz auf dieselbe Weise geschrieben sind. Man hat auch gewisse Chiffern bemerkt, welche vielleicht die Abschreiber als Zeichen am Schlusse der Manuskripte hinsetzten.

(Pompeiana. By Sir William Gell.)

Bibliographie.

Bibliotheca classica. (Lexikon der Klassiker nach einem ganz neuen Plane bearbeitet.) Von J. u. Th. Dymock. Pr. 16 Sh.

A letter on etc. (Ob Shakespear der Verfasser der two noble Kinsmen ist.) Ein Sendschreiben. Pr. 3½ Sh.

The german reader. (Deutsches Lesebuch.) Von A. Bernays. Pr. 5 Sh.

The spirit of the litany of the church of England. (Die Litanei in der Englischen Kirche.) Von R. Cobbold. Pr. 2 Sh.

Course of lectures upon Trigonometry. (Vorlesungen über Trigonometrie und über die Anwendung der Algebra auf die Geometrie.) Pr. 7½ Sh.

Vindiciae biblicae. Pr. 3½ Sh.

Old and new representation contrasted. (Das ehemalige Unterhaus verglichen mit dem jetzigen.) Pr. 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Vorliebe für den Qualm. Herr Laudon erzählt in der letzten Nummer seiner vortrefflichen Encyclopaedia of Cottage, Farm and Villa Architecture, daß in dem größeren Theil der Schottischen Hochlande allgemein Torf gebrannt wird, und daß die Einwohner dem Qualm desselben so zugethan sind, daß, als auf den Besitzungen des Marquis von Stafford neue Häuser von Stein mit Schornsteinen, die den Rauch abführen sollten, gebaut wurden, viele der Pächter sich weigerten, in denselben zu wohnen, und es dauerte Jahre, ehe sie mit den rauchlosen Wohnungen ausgesöhnt wurden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Montag den 13. Mai 1833.

England.

Robert Southey's Geschichte der Britischen Seemacht.*)

Der erste Band der so eben erschienenen „Lebensbeschreibungen Britischer Admirale" von Southey, dessen Biographie Nelsons in seinem Vaterlande so populair geworden, daß sie jeder Britische Matrose fast auswendig weiß, enthält den ersten Theil der auf dem Titel angegebenen Einleitung, welche, wie der Verf. in der kurzen Vorrede anzeigt, die Geschichte Englands in Hinsicht auf dessen Seewesen, bis zur Zeit Elisabeths, fortführen soll. „Von Elisabeth an", sagt er, „läßt sie sich wohl am besten in biographischer Form fortsetzen, weil dann Materialien genug zu solchen Biographieen vorhanden sind, die uns in den Stand setzen, zu urtheilen, wie viel von dem Charakter der einzelnen Befehlshaber abhängt; denn in der That fing man erst seit Elisabeths Regierung an, das Militair- und Seewesen als zwei abgesonderte Dienstzweige zu betrachten." Der Titel könnte vielleicht manchen Leser abschrecken, der sich das Buch nur mit trockenen Details vom Seewesen angefüllt und nur für den Seemann von Profession interessant denken möchte, dem ist aber keinesweges so: denn der Verfasser, wiewohl er die Absicht ankündigt, von der Geschichte Englands nur so viel mit aufzunehmen, als zu seinem Gegenstande unumgänglich nöthig ist, verweilt bei vielen Ereignissen weit länger, als es dieser Gegenstand erfordert, und scheint überhaupt in diesem ersten Bande die Geschichte des Schiffswesens der Schilderung der Menschen, ihrer Zeiten und ihrer Sitten untergeordnet zu haben; was dem Buche keinesweges zum Vorwurf gereichen soll, denn es hat dadurch an allgemeinem Interesse unendlich gewonnen; es ist reich an anziehenden Darstellungen und liefert dem Geschichtschreiber manchen werthvollen Beitrag, denn der Verf. hat es an einem umfassenden Quellenstudium, besonders alter Chroniken, nicht fehlen lassen.

Die Briten besaßen, wie der Verf. zuvörderst darthut, bereits vor Cäsars Zeiten eine nicht unbedeutende Seemacht; denn Cäsar selbst konnte sie, da ihre Schiffe viel größer und höher waren als seine eigenen, in der großen von ihm beschriebenen Seeschlacht, die er ihnen und ihren Verbündeten den Venetern lieferte, nur durch eines jener neuen und sinnreichen Mittel, woran sein Geist so fruchtbar war, besiegen. Er ließ nämlich scharfe Sicheln oder Sensenklingen an lange Stangen befestigen, um damit die Taue, welche ihre Segel mit den Masten verbanden, zu durchschneiden, dadurch verloren ihre Schiffe alle Bewegung und konnten die Annäherung der Seinigen nicht hindern.

Von den Wikingern und Berserkern giebt uns der Verfasser eine gedrängte aber lebendige Schilderung.

„— — Die Ufer des Baltischen Meeres und der angränzenden Nordsee wurden von einem der unternehmendsten und wildesten Völker bewohnt. Sie waren von demselben Stamme mit den Sachsen, welche England bewohnten, aber mit einem frischen Zuwachs einer barbarischen und vielleicht ganz verschiedenen Race vermengt. Wenn ein König starb, so wählten sie einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger; den übrigen wurde die See zum Erbgut angewiesen. Man rüstete ihnen Schiffe aus, mit denen sie Seeräuberei trieben, welche bei diesen Völkern für die ehrenvollste, anziehendste und einträglichste aller Beschäftigungen galt. Mohammedanische Fürsten pflegen noch bis jetzt bei ihrem Regierungs-Antritt ihre Brüder, welche ihnen die Thronfolge streitig machen könnten, hinrichten zu lassen. Das System, nach welchem die jüngeren oder ausgeschlossenen Glieder der Königs-Familie auf das Meer verwiesen wurden, um vom Raube zu leben, stiftete mehr Böses, war aber an sich weniger verderbt; denn es that der Blutsfreundschaft und den Banden verwandtschaftlicher Liebe keinen Eintrag. Wo aber diese, wie bei den orientalischen Herrscher-Familien mit der Wurzel vertilgt werden, da sind die heiligsten Gefühle des Herzens entweiht, und einem Volke, bei welchem so der Brudermord als Sitte besteht, bleibt keine Hoffnung; es kann nur von einer Stufe der Entartung zur anderen sinken, bis es als Nation ganz untergeht."

„Die Wikinger, wie man diese Seeräuber nannte, waren für alle Küsten, bis zu welchen sich ihre Streifereien erstreckten, das, was die Bucanier's im 17ten Jahrhundert dem Spanischen Amerika waren. Gleich ihnen waren sie die tapfersten und grausamsten aller Menschen. Nimmt man indeß auf ihr Zeitalter und ihre gesellschaftliche Verfassung Rücksicht, so wird man erkennen, daß sie den Letzteren an Verderbtheit bei weitem nicht gleich kamen. Ehe das nördliche Europa zum Christenthum bekehrt wurde, glaubte man, jeder freie Mann sey eben so unstreitig zum Kriege geboren, als der Ochse oder das Schaf für die Schlachtbank. Da das Naturgesetz damals nichts war, als das Gesetz des Stärkern, so konnte kein Land anders im Frieden leben, als wenn es stets im Stande war, jeden feindlichen Einfall abzuwehren, und keines konnte sich je für sicher halten, weil sie alle beständig das Kriegshandwerk trieben. Die Wikinger jener Zeiten waren die Räuber der See, „ihre Hand gegen Jedermann und Jedermann's Hand gegen sie." Die Menschen standen sich als Feinde gegenüber, außer diejenigen, welche ein besonderes Band für den Augenblick an einander knüpfte, und sie thaten Anderen nur das, was Andere ihnen hätten thun mögen."

„Es hat schlimmeren und blutigeren Aberglauben gegeben, als den der Skandinavier, doch kein Götzendienst in früheren oder späteren Zeiten hat, wie der ihrige, solche Wildheit bei seinen Bekennern erzeugt. Kein anderer hat jemals den Krieg zur großen alles Andere verdrängenden Angelegenheit des Lebens gemacht und die Freuden des Paradieses darin bestehen lassen, daß die Seelen sich alle Tage zur Unterhaltung in Stücken hauen, und nach diesem Zeitvertreib, wenn Kopf und Glieder wieder an einander sitzen, bei ihren Zechgelagen aus den Schädeln ihrer Feinde trinken. Nicht in der Schlacht zu sterben, war bei ihnen das größte Unglück. Wer durch Alter oder Krankheit starb, sollte zur Strafe von den Lustgefechten und Schädelgelagen Walhalla's ausgeschlossen seyn. Manche gaben sich den Tod, um diesem elenden Loose zuvorzukommen. — Viele Wikinger rühmten sich, daß sie nie an einem Heerd gezecht, oder unter einem Hüttendach geschlafen hätten. Im Allgemeinen aber scheint es, daß sie auf der See herumschwärmten, so lange sie offen blieb, und wenn das Eis sie sperrte, in irgend einem befreundeten Hafen während des Winters von ihrer Beute zehrten. Es liegt so viel Kühnes und Unternehmendes im Seefahrer-Leben, daß es überall, wo ein Volk sich demselben ergiebt, für abenteuerliche Gemüther einen unwiderstehlichen Reiz hat, und je kühner und vermessener das Wagniß, desto eifriger werden solche Abenteurer sich hineinstürzen. Wiewohl daher ein großer Theil der nordischen Bevölkerung im buchstäblichen Sinne auf dem Meere wohnte, so trieben doch auch die Landfürsten den Sommer hindurch Seeräuberei, wenn sie keine andere Kriege zu führen hatten. Jeder Fremde war ein Feind. Sie erschienen also als Feinde überall, wohin der Wind sie trieb, und kehrten mit Beute aller Art beladen zurück. Gold und Silber, Kirchenschmuck, Hausgeräthe, kostbare Kleider, Meth, Wein und Bier, und Gefangene, denen man das Leben ließ, um die Feldarbeiten und andere häusliche Dienste für ihre Herren von ihnen verrichten zu lassen. Gnade aber kannten die Götter Walhalla's nicht, und die Großmuth, die sie erzeugt, wurde selten bei ihren Anbetern angetroffen. Wo sie landeten, war ihr Weg mit Brand und Blut bezeichnet; weder Alter, noch Geschlecht, noch Kindheit fand Schonung; denn sie waren so entmenscht, daß nicht die Geschicklichkeit eines wohlerdachten und glücklich ausgeführten Unternehmens, nicht das Wechselspiel von Hoffnung und Gefahr ihren Streifzügen den wahren Reiz verlieh, sondern das blutige Gemetzel mit allen seinen Gräueln war es, was sie anzog. Die Bibel erzählt von barbarischen Königen, welche ihre Fürstlichen Gefangenen gleich Hunden unter ihrem Tische fütterten, sie in Käfigen mit sich führten, auf sie traten, wenn sie zu Pferde stiegen; aber gegen die Art, wie die nordischen Helden ihre Gefangenen behandelten, kann dies für Artigkeit gelten*), und in der Grausamkeit, mit welcher sie ihre Gefangenen zu Tode marterten, werden sie kaum von den Nord-Amerikanischen Wilden übertroffen."

„Die Disziplin scheint unter den Wikingern durch strenge Gleichheit, die Niemanden als dem eigenen Gesetz gehorchte, und durch den Gehorsam, den sie, ihres eigenen Besten willen, den Häuptlingen leisten mußten, erhalten worden zu seyn. Es gab keine bessere und kühnere Seeleute. Die frühe Gewöhnung an ihr eigenes stürmisches Meer gab ihnen ein unbegränztes Selbstvertrauen. Die höchste Geschicklichkeit im Schwimmen und in Führung des Ruders rechneten sich die Könige selbst zum Ruhme. Man erzählt von König Olaf Tryggeson, daß er, während seine Leute im Boot ru-

*) Lives of the British Admirals, with an introductory view of the naval history of England. By Robert Southey. Vol. I. London, 1833.

*) In der „Historia gentis Dan.", die von Erich von Pommern seyn soll, heißt es von Odder dem Starken, in Bezug auf die Behandlung seiner Gefangenen: „Quatuor aut sex ex iis complicans ad modum sedis ad purgandum alvum, et multa alia praeclara fecit."

derten, außerhalb desselben auf den Rudern hinschreiten konnte. Doch die Geschicklichkeit war es nicht, der sie in See-Gefechten vertrauten; sie suchten nur, sich an das feindliche Schiff zu klammern, und dann entschieden Kraft und Muth den Ausgang. Vielleicht war es, weil der Muth bei Männern, die alle so höchst tapfer waren, keine Auszeichnung gewähren konnte, daß sie in Barbarei mit einander wetteiferten. Die Furcht überwindet selbst der Schwache, wenn ihm das Schlimmste bevorsteht oder seine Anstrengung es abzuwenden vermag; aber es giebt Gefühle der Menschlichkeit, die selbst den Tapfersten beschleichen, und die der Verderbteste nicht ohne einige Mühe ablegen kann; daher stolzirten sie damit, zu zeigen, wie gänzlich sie jede menschliche Regung aus ihrer Brust gerissen hatten. Sie aßen rohes Fleisch, gleichsam anzudeuten, daß diese Nahrung ihrer wilden Natur am angemessensten wäre, und machten sich bei ihren Ueberfällen ein Spiel daraus, kleine Kinder gegen einander zu schmettern, oder sie auf den Lanzenspitzen aufzufangen. Einige, die nach dem Ruhme der höchsten Unmenschlichkeit strebten, nannte man Berserker. Diese wußten, durch die bloße Macht des Willens, sich selbst eben so sehr in Wuth zu setzen, wie die Malayen durch die Wirkung eines giftigen Trankes, wenn sie Mock rennen wollen.*) Sie wurden wahnsinnig vor Wuth, gleich einer tollen Bestie, bissen in ihre Schilder, warfen ihre Kleider ab und stürzten sich nackt und wie wilde Thiere heulend ihren Feinden entgegen. Dieser Gebrauch war durch ihren Gott Odin geheiligt; daher diejenigen, die ihn übten, eine Zeit lang als von Gott begeisterte Wesen verehrt wurden. Doch diese Wuth war so schrecklich und ihr Bezeigen und ihre Wirkung so sehr der ärgsten dämonischen Besessenheit ähnlich, daß die Berserker am Ende für die Normannen selbst ein Gegenstand der Furcht und des Widerwillens wurden, und die Berserker-Wuth, wie man sie damals nannte, wurde durch Straf-Gesetze untersagt.“

Auch Legenden hat unser Verf. von seinem Buche nicht ausgeschlossen. Folgende von dem Erzbischof Elphegus, charakterisirt zugleich die Barbarei und den Aberglauben des Zeitalters (10. Jahrhunderts)

„Die Engländer hatten 40,000 Dänen, die im Lande zerstreut wohnten, verrätherisch niedergemetzelt. Swen, der Dänen-König, kam mit einer furchtbaren Flotte herbei, um seine Landsleute zu rächen. Mord und Verheerung bezeichneten die Schritte der rachedürstenden Dänen. „Die Stadt Canterbury wurde mit Sturm genommen, in Brand gesteckt, und die Wenigen, die dem Gemetzel entgingen, wurden nachher decimirt, aber nicht nach Art der Römer, sondern von Zehnen ließ man nur Einen am Leben. Unter diesen war der Erzbischof Elphegus, den sie in Hoffnung eines reichen Lösegeldes mit sich fortführten. Elphegus versuchte bei Nacht zu entwischen. Sein Biograph, ein Mönch, erzählt die Sache auf folgende Weise:

„„Der Teufel erschien ihm im Gefängnisse, aber als Engel des Lichts, und kündigte ihm an, er sey abgesendet ihn zu befreien, auf dieselbe Weise, wie St. Petrus und St. Paulus befreit worden waren. Darauf führte er ihn hinaus in die Moraste, hier aber verschwand er, und ließ ihn in der Finsterniß zurück. Der Erzbischof, welcher nun gewahr wurde, wie er hintergangen worden, betete zu dem Herrn, welcher auch einen Engel sandte, der ihn wieder ins Gefängniß zurück führte, und ihn mit dem Versprechen aufrichtete, er solle morgen für alle seine Leiden mit der Glorie der Seligen belohnt werden. Als er im Begriff war, wieder ins Gefängniß zu gehen, bemerkten ihn seine Wächter, ergriffen ihn und schlugen ihn grausam, ehe sie ihn wieder hineinwarfen. In der Nacht aber wurde der Ort von überirdischem Glanze erleuchtet, und himmlische Wohlgerüche erquickten ihn. Viele Heilige erschienen ihm und sangen Dank- und Freuden-Psalmen. Er erkannte unter ihnen den heiligen Dunstan, der ihm sagte, sie seyen gekommen, um ihm die selige Genossenschaft zu zeigen, an der er durch alle Ewigkeit Theil haben sollte, wenn er nur noch Einen Tag Alles beharrlich ertragen wollte, was Gott seinen Verfolgern gestatten würde ihm aufzulegen. Am andern Morgen wurde er vor die Dänischen Häuptlinge gebracht, welche bei einem Zechgelage versammelt waren, indem sie eben eine Ladung Wein aus dem Süden erhalten hatten. Sie verlangten von ihm die Summe, welche als sein Lösegeld bestimmt worden war, und da er diese nicht hatte und auch nicht versprechen konnte, so warfen sie ihre Streitäxte nach ihm, dann die Köpfe und Knochen der zum Fest geschlachteten Ochsen, zuletzt steinigten sie ihn, bis Einer, den er früher bekehrt hatte, ihm aus Mitleid mit der Axt den Kopf spaltete.““

„Es giebt Erdichtungen“, fährt der Verf. fort, „die so genau die Sitten und den Geist ihrer Zeit charakterisiren, daß man sie, wo sie vorkommen, nicht aus der Geschichte verweisen sollte. Zu diesen gehört die folgende Sage. Als nämlich die Dänischen Häuptlinge, deren trunkene Wuth den Elphegus hingeopfert hatte, befahlen, ihn in den Fluß zu werfen, wollten dies sehr viele ihrer Krieger, die er zum Christenthum bekehrt hatte, nicht zugeben, und obgleich sie keinen Versuch zu seiner Rettung gemacht hatten, so ergriffen sie doch jetzt die Waffen, um seine Ueberreste gegen diese unwürdige Behandlung zu schützen. Es wurde daher nach beiderseitiger Uebereinkunft ein Rath gehalten, in welchem beschlossen wurde, den Versuch zu machen, ob Elphegus wirklich ein heiliger Mann gewesen sey oder nicht. Im ersteren Falle sollte sein Leichnam seinen Verehrern übergeben werden, um ihn so ehrenvoll, wie sie nur wollten, zu begraben. Der Versuch bestand darin, daß man ein Ruder mit seinem Blut beschmierte und über Nacht in die Erde steckte. Wäre es am Morgen noch platt und dürre wie vorher, so sollten seine Bekehrten ihren Irrthum bekennen; würde es aber im Gegentheil Blätter hervortreiben, dann wollten die heidnischen Häuptlinge ihren Fehler eingestehen. Am anderen Morgen fand sich nun, daß das Ruder das Ansehen einer blühenden jungen Esche gewonnen hatte. Der Leichnam wurde daher auf den Schultern seiner demüthigen und bereuenden Mörder zu Grabe getragen, an welchem sogleich unzählige Wunder geschahen. Lahme, Taube, Blinde, Stumme und Kranke jeder Art wurden geheilt, und wer noch ferner die Taufe zurückwies, wurde durch einen schnellen und furchtbaren Tod hinweggerafft.“

(Fortsetzung folgt.)

* Sie rennen dann mit entblößtem Dolche in rasender Wuth durch die Straßen und fallen Alles an, was ihnen in den Weg kommt.

Bibliographie.

Journal of an excursion to Antwerp. (Tagebuch eines Ausfluges nach Antwerpen während der Belagerung der Citadelle im Dez. 1832.) Von Car. E. S. W. Pr. 6 Sh.
Criminal-law. (Ein Kommentar zu Bentham's Abhandlung über die Todesstrafe.) Von H. B. Andrews. P. 7 Sh.
History of the french revolotion. (Geschichte der Französischen Revolution.) Von A. Alison. 2 Bde. Pr. 30 Sh.
History of dissenters. (Geschichte der nicht zur Anglikanischen Kirche sich bekennenden Protestanten in England.) Von Bogue und Bennet. 2 Bde. Pr. 24 Sh.
On the physical condition of man. (Der physische Zustand des Menschen.) Von Kidd. Pr. 9½ Sh.
Astronomy and general physics. (Ueber Sternkunde und Physik.) Von Whewell. Pr. 9½ Sh.

Frankreich.

Ueber die Französischen Kolonieen.

(Schluß.)

Man fängt an, sich in Frankreich von dem allgemeinen Vorurtheil zu befreien, welches immer mit dem Namen „Kolonist“ ein großes Vermögen verband. Vielleicht ist es der mit den Onkeln aus Amerika in einigen schlechten Komödien getriebene Mißbrauch, der diese Revolution hervorgebracht hat. Es giebt indessen bestimmtere Gründe, welche eine solche Veränderung in der öffentlichen Meinung rechtfertigen. Von den bedeutendsten Pflanzern auf den Antillen weiß man, daß sie über den Werth ihrer Pflanzungen hinaus verschuldet sind. Die Kaufleute in Martinique, Guadeloupe und in den Französischen Häfen wissen etwas davon zu erzählen; denn sie würden bald Eigenthümer der großen Kolonial-Besitzungen seyn, wenn nicht ein Gebrauch, der stärker ist wie das Gesetz, in unseren in jeder Beziehung privilegirten Inseln die sogenannte wirkliche Beschlagnahme verböte. Beschützt durch diesen Grundsatz, aus dem sie sich einen Wall gegen ihre Gläubiger gemacht haben, verbringen die Kreolen ihr Leben inmitten aller ihnen zu Gebote stehenden Vergnügungen, und zwar fröhlich und sorglos, auf einem Boden, der ihnen nicht mehr gehört, und der sich morgen durch die Revolte entzünden und sie verschlingen kann. Wenn ein Sturm oder sonst irgend ein Natur-Ereigniß ihnen die Ernte raubt, auf die sie gehofft hatten, so werden sie deshalb keine Einschränkung vornehmen; sie werden nichts destoweniger fortfahren, offene Tafel zu halten, Bälle zu geben, Luxus-Pferde zu kaufen, und alle angesehene Fremde bei sich zu empfangen. Wenn die Einnahmen fehlen, um diese Satrapen-Ausgaben zu decken, so setzt sie das nicht in Verlegenheit: sie verpfänden im Voraus die Ernte des künftigen Jahres. Und seltsam genug, es finden sich Käufer zu diesem Handel, den die Lage der Verkäufer so unsicher macht; ein neuer Beweis dafür, daß ein fast schon zu Grunde gerichteter Verschwender noch immer Jemanden findet, der bereit ist, ihn vollends zu ruiniren, auch auf die Gefahr, sich selbst in seinen Untergang zu verwickeln.

Auf den Inseln Bourbon und Mauritius war das Vermögen der reichen Pflanzer lange Zeit hindurch besser gesichert als auf den Antillen. Aber seit einigen Jahren ist es ihnen ebenfalls gelungen, sich über die Maßen zu verschulden, entweder, weil sie ihren Arbeiten eine übertriebene Ausdehnung gegeben haben, oder weil sie plötzlich alle verschiedene Pflanzungen durch Zuckerrohr-Plantagen ersetzt haben, die einträglichsten, aber auch bei weitem die kostspieligsten. Auch haben sie ihre Dampfmühlen und andere neue Maschinen nicht durch Einschränkung ihrer unnützen Ausgaben bezahlt. Dies würde sich für Kaufleute in der Hauptstadt, für arme Bürger mit bescheidenen Ansprüchen und strengen Grundsätzen passen; aber die Kolonial-Aristokratie hat andere Hülfsquellen in Anleihen und Verpfändung ihrer Einnahmen. Es steht nur zu erwarten, wie lange dieser Zustand der Dinge dauern kann.

Nach der Klasse der großen Pflanzer, welche an den Boden gebunden sind, kommen nun die Leute, welche gehofft hatten, ihr Glück in den Kolonieen zu machen, und welche den Gedanken der Rückkehr nach dem Mutterlande nie ganz aufgeben. Es sind entweder wenige reiche Pflanzer, denen es keine große Schwierigkeit machen würde, ihre Besitzungen zu verkaufen, oder Kaufleute, Aerzte, Advokaten, kurz alle die, welche arbeiten, um sich zu bereichern, die sich aber hüten, Verbindungen anzuknüpfen, welche am Tage der Trennung zu schwer zu lösen wären. Sie mögen es aber anstellen, wie sie wollen, gewöhnlich werden sie doch durch ein sehr ernstes Hinderniß an der Abreise verhindert — durch die falsche Schaam, nämlich arm, wie sie fortgegangen waren, nach Europa zurückzukehren. Sie waren nur gereist, um ihr Glück zu machen; da ihnen dies nicht gelungen ist, wie können sie es wagen, sich ihren lieben Verwandten zu zeigen, denen sie ohne Zweifel Stoff zu den wunderbarsten Träumen gaben? Es wäre etwas sehr Heilsames, wenn im Mutterlande die Ueberzeugung erst allgemeiner würde, daß es heutzutage nicht leichter ist, Schätze bei den Antipoden zu sammeln, als in unserem alten Frankreich; während unserer vierzigjährigen Umwälzungen haben nur zu

viele Leute den Weg zu den Gegenfüßlern kennen gelernt. Daraus erklärt sich auch, was die Bewohner der Insel Mauritius darunter verstehen, wenn sie sich in einer sprichwörtlich gewordenen Art orientalischer Redefigur, über einen magnetischen Schlagbaum, oder eine magische Kette beklagen, welche Allen denen, die einen jetzt fast verwünschten Boden verlassen möchten, den Ausgang aus dem Hafen zu verschließen scheine.

Die Wuth, reich zu werden, ist der besondere Charakterzug dieser Kolonisten wider Willen, und wir dürfen es nicht verschweigen, daß diese Wuth sie nur zu oft gegen die Mittel zum Erfolge blind macht. Man könnte unter ihnen ehrenvolle Ausnahmen anführen; aber die größere Zahl derselben rühmt sich, meiner Ansicht nach, mit zu viel Naivetät, daß sie nicht des bloßen Vortheils der Luft-Veränderung halber über den Atlantischen Ocean gegangen seyen. Gegen diese Klasse der von außen gekommenen habgierigen Arbeiter ist der auf Mauritius allgemein gewordene Ausspruch gerichtet: „Es giebt auf der Insel keine andere rechtliche Leute, als die zu Lande gekommen sind."

Diese Spekulanten in allen Gegenständen, in dem gerichtlichen Verfahren, in der Arzneikunst, im Weinhandel oder im Handel mit gesalzenen Fischen, haben den Ruf der Kolonieen verdorben, auf den sie keinen Werth legten, da sie dieselben nur als momentane Aufenthaltsorte betrachteten. Sie leben in den Häfen; es sind die ersten, welche sich den Blicken des beobachtenden Fremden darbieten. Daher die unvermeidliche Ungerechtigkeit, welche die wahren, die ansässigen Kolonisten der Eigenschaften beraubt, die man ihnen vernünftigerweise nicht absprechen kann; dahin gehören: eine gastfreundschaftliche Neigung für die Neuangekommenen, einfache und zutrauliche Sitten, und eine instinktartige Resignation in das noch so mittelmäßige Lebensverhältniß, welches ihnen durch Erbschaft zu Theil geworden ist. Diese Kolonial-Tugend, in meinen Augen die schwerste und vorzüglichste, die Resignation, welche lehrt, sich an das Leben in den Kolonieen gewöhnen, ist den eingeschlichenen Kolonisten, die, wie der fast zu allgemeine Ausspruch sagt: nicht zu Lande gekommen sind, fast ganz fremd. Diese sprechen unaufhörlich davon, daß sie das Spiel nicht weiter fortsitzen wollen, reden alle Jahre von ihrer Einschiffung, und schiffen sich niemals ein. Uebrigens prophezeien sie gewöhnlich den Untergang der auf Sklaverei gegründeten Niederlassungen, und weil sie hoffen, sich den Unfällen der Zukunft entziehen zu können, so erforschen sie dieselben mit schärferem Auge.

In den letzten Reihen dieser Klasse von Kolonisten, welche die Hoffnung auf Rückkehr bewahren, kann man die wandernden Krämer zählen, welche indessen glücklicher sind, da sie beständig gehen und kommen und von Zeit zu Zeit Europa wiedersehen. Dieses Geschlecht hat durchaus keine Neigung für einen häuslichen Heerd; es ist gewandt, listig, geschmeidig und trotzt den Gefahren, wenn es darauf ankommt, Reichthümer zu erwerben. Sie sind die Zigeuner des Oceans.

Auf der untersten Stufe der Kolonial-Hierarchie stehen die kleinen Weißen. Diese nähern sich durch ihre untergeordneten Beschäftigungen, durch ihre Sitten, ihre Sprache und selbst durch die Farbe des Gesichts, der Hände und der nackten Füße, welche sie beständig der Sonne aussetzen, den Mulatten, und entfernen sich wieder eben so sehr von ihnen durch ihren Stolz, ihre Unverschämtheit und durch ihre leidenschaftlichen Aeußerungen über die Nothwendigkeit, die bestehenden Classificationen aufrecht zu erhalten. Sie sind gleich den großen Pflanzern, aber aus anderen Gründen, an den Boden gebunden, weil sie nämlich gewöhnlich nichts anderes kennen, als ihr Vaterland, oder weil sie die Kosten einer Reise nicht bestreiten können; und dann befinden sie sich auch wohl unter dem Einfluß einer üppigen Natur, welche dem Menschen keine zahlreichen Bedürfnisse gestattet. Sie sind übrigens gegen den Hungertod geschützt; sie können sich jeder Arbeit enthalten; der öffentliche Schatz ist da, um sie vor der äußersten Armuth zu bewahren; sie sind die Lazzaroni der Tropen.

Wir müssen uns übrigens wohl verstehen: die Bettelei ist in den Kolonieen etwas durchaus Unbekanntes, und dies ist, im Vorbeigehen gesagt, einer der schönen Gegenstände für die apologistischen Dithyramben in dem Munde der Vertheidiger ihrer jetzigen Organisation. Nur verbergen diese Vertheidiger, wie alle Advokaten schlechter Sachen, eine Seite der Frage; sie sagen nicht, durch welchen Preis dieser Vortheil erkauft wird.

Bei den schwarzen Sklaven ist die Bettelei unmöglich. Wer wird sich aber darüber wundern? Ihre Herren müssen sie ernähren, ihnen Wohnung und Kleidung geben. Das ist, sollte ich meinen, wohl das wenigste, was sie für Leute thun können, denen sie Alles verdanken, was sie besitzen. Aber die Neger werden alt und ganz unfähig zur Arbeit, und doch fährt man fort, für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Eine schöne Wohlthätigkeit, in der That! Zuerst ist es noch zweifelhaft, ob für den Neger jemals ein Alter kömmt, wo er aufhört zu arbeiten; wenn er keine Kraft zu den schweren Arbeiten mehr hat, so gebraucht man ihn im Hause. Und dann, aufrichtig gesprochen, giebt es viele Neger, die ein hohes Alter erreichen? Die Anstrengungen, die schlechte Behandlung, die Unmäßigkeit, die schlecht gepflegten Krankheiten bewahren sie vor diesem Unglück. Die Neger betteln also nicht; gereicht das aber dem Kolonial-System zur Ehre?

Aber die Bettelei ist auch bei den Weißen unmöglich. Ueber das Wunder! Ist es nicht klar, daß, wenn ein Weißer, ein noch so geringes Mitglied der herrschenden Kaste, ein Bettler wäre, das Uebergewicht der Farbe viel von dem Zauber verlieren würde, der in dem Geiste der Sklaven zu erhalten von so großer Wichtigkeit ist? Deshalb hat auch jede Kolonie ihren Unterstützungs-Fonds für die kleinen Weißen, welche keine Hülfsmittel besitzen und weder durch Gewalt noch durch Ueberredung nach dem Mutterlande zurückgebracht werden konnten. Es handelt sich, wie man sieht, von einer Armen-Taxe; und hiermit ist schon gesagt, daß dieser Mißbrauch in den Englischen Kolonieen weiter getrieben wird, als in den unsrigen. Ich habe auf der Insel Mauritius Leute jene Unterstützung genießen sehen, welche nicht berechtigt waren, das Brod der öffentlichen Wohlthätigkeit zu essen; Frauen besonders, veraltete Koketten, die gern dieses Mittel ergreifen, um aus der allgemeinen Börse zum Besten ihrer etwas zerlumpten Toilette zu schöpfen. Dies ist die unvermeidliche Inkonvenienz bei Allem, was einer Armen-Taxe gleicht. Anfänglich wird dieselbe erröthend von den wahren Hülfsbedürftigen angenommen, dann verbreitet sie sich durch eine nur zu rasche Bewegung, und bald hat sie ganz das Ansehen einer rechtmäßigen Auflage auf die Reichen, an der Alle ohne Schaam Theil zu nehmen kommen.

Die kleinen Weißen empfangen übrigens nicht sämmtlich diese Almosen; es giebt welche unter ihnen, die diese Demüthigung nicht ertragen würden, und sich auch ohne diese Unterstützung behelfen können. Mit wenigem zufrieden, in den abgelegensten Gegenden lebend, zuweilen von keinem Schwarzen bei der Arbeit unterstützt, erziehen sie eine zahlreiche Familie mit Hülfe Gottes und eines wohlthätigen Klimas. — Ich kann diese interessante Klasse der Kreolen, die einzigen wahrhaft freien und die ehrenwerthesten, nicht besser schildern, als indem ich die Aufnahme erzähle, die mir bei Einem derselben, ein lebendiges Ueberbleibsel von dem, was der Pflanzer in der Kindheit der Kolonie war, zu Theil wurde. Diese Gattung von Kolonisten ist dem Erlöschen nahe, durch das Eindringen, ich weiß nicht welcher bastardartigen, sophistischen und verderbten Civilisation. Ein Grund mehr, um ihr vor ihrem Verschwinden eine letzte Huldigung darzubringen.

Ich irrte seit 48 Stunden im Bereich des Vulkans auf der Insel Bourbon umher, nach allen Richtungen das verbrannte Land durchstreifend — ein weiter aus abgekühlter Lava gebildeter Sumpf, der links und rechts durch grün bekränzte Hügel eingeschlossen wird, während das Meer ruhig und azurblau den unteren Theil des Gemäldes begränzt, dessen höchster Gipfel von einem grauen aus Wolken und Schwefeldampf gebildeten Schleier verhüllt wird.

Ich fing endlich an, einzusehen, daß ich nicht glücklicher seyn würde, als die Reisenden, welche vor mir vergebens sich dem Gipfel des Berges zu nähern gesucht hatten, und war eben im Begriff, nach Saint Denis, der Hauptstadt der Insel, zurückzukehren, als ich drei oder vier magere Hühner bemerkte, welche auf dem unfruchtbaren Boden einige Nahrung suchten. Ich trieb sie vor mir her, und sie führten mich, wie ich leicht denken konnte, zu einem bewohnten Orte, — einer Hütte, welche am Abhange eines das Meer beherrschenden Felsens lag und mit einer ärmlichen Pflanzung umgeben war.

Zwei kleine Mädchen, die noch nicht alt genug waren, um sich zu fürchten, die aber ihr wildes Leben schüchtern gemacht hatte, zogen sich bei meiner Ankunft in die Hütte zurück; eine junge Mutter, welche ein Kind auf dem Arme trug, trat heraus und rief ihren Mann, dann kehrte sie wieder zurück; sie schien in Verlegenheit darüber, einen Besuch zu empfangen, der sie in dem tiefsten Negligé überraschte. Der Mann trat mit einem vertraulichen Wesen auf mich zu, ließ mich vor der Thüre niedersitzen, und in wenigen Augenblicken plauderten wir mit einander wie alte Freunde.

Ich bemerkte bald, daß ich dieser patriarchalischen Familie gerade zur Stunde ihres Frühstücks zur Last gefallen war; ich fürchtete, ihnen hinderlich zu seyn, und in der That schien meine Gegenwart die Mutter und die Kinder etwas in Verlegenheit zu setzen; aber dem Vater schien es nicht einmal einzufallen, daß man wegen eines hinzugekommenen Gastes das Geringste in den häuslichen Gewohnheiten ändern müsse. Er machte eine Bewegung und sagte ein Wort, und augenblicklich wurde vor der Hütte gedeckt. Man breitete eine Matte auf der Erde aus, und besetzte dieselbe mit gekochten rothen Erbsen, einem mit Früchten versehenen Bananen-Zweig, und statt des Bratens, nach Kolonial-Gebrauch, hartgekochten Reis. Dies war unser Frühstück; denn ich nahm Theil daran, und es wurde mir durch die Unterhaltungen mit meinem Wirth, der ein Muster von Sanftmuth und natürlicher Weisheit war, hinreichend gewürzt. Die junge Frau hörte uns stillschweigend zu, und selbst, wenn ich zuweilen das Wort an sie richtete, so überließ sie ihrem Manne die Antwort, und begleitete dieselbe mit einem freundlichen beifälligen Lächeln, womit ich mich denn begnügen mußte.

Ich sah nicht weit von uns die Materialien und die ersten Anlagen zu einem kleinen Häuschen; dies war, wie mir der gute Kreole sagte, für seine Tochter, wenn sie verheirathet wäre, falls überhaupt sein Schwiegersohn mit ihm zusammen wohnen wolle. Er war überzeugt, daß er einen Schwiegersohn erhalten würde, und beschäftigte sich gern mit diesem Gedanken, ganz wie es ein Bürger der Straße St. Denis in Paris gethan haben würde.

Als unser Mahl beendigt war, und wir unsere Cigarren angezündet hatten, glaubte mein Neger, sey es aus Gewohnheit, oder aus Dienstfertigkeit, oder um sich über das frugale Mahl lustig zu machen, beim Abdecken hülfreiche Hand leisten zu müssen. Die Kinder waren durch sein Erscheinen überrascht und beinahe erschrocken; ich beobachtete ihre Bewegungen mit Befremden. „Das macht", sagte der Vater, „weil wir nicht oft Neger sehen." Ich konnte, während er diese wenigen Worte sprach, einen seltsamen Ausdruck der Verlegenheit auf seinem Gesicht wahrnehmen; es war das erste Mal, wo er seiner Armuth wegen vor mir zu erröthen schien; so sehr ist in den Augen der Kolonisten die Sklaverei ein nothwendiges Prinzip, und ein Sklave ein erstes Bedürfniß, das man nicht füglich entbehren kann.

Mein Wirth, der mich seit einigen Minuten dringend bat, den ganzen Tag bei ihm zuzubringen, verließ mich einen Augenblick, um mit seiner Frau zu sprechen. Gleich darauf kam mein Neger aus der Hütte und flüsterte mir in seinem schlechten Französisch in's Ohr: „Herr, wir müssen sogleich abreisen, wenn Ihr nicht wollt, daß der arme Kreole sein Federvieh tödtet, um uns damit zu bewirthen;" und als ich einen Augenblick Anstand nahm, ihm zu glauben, fügte er mit einer komischen Wichtigkeit hinzu: „O, Herr! ich weiß sehr gut, wie es alle diese kleinen Weißen machen." Dieses charakteristische Wort, diese Verachtung des Negers gegen den kleinen Weißen, der keinen einzigen Neger besitzt, werde ich niemals vergessen.

Ich verkündigte nunmehr meinen Entschluß, abzureisen, ehe die Sonne zu hoch am Himmel stehe, und ich glaubte es den Bitten meines Wirthes, womit er mich zurückzuhalten suchte, anzumerken, daß mein Afrikanischer Beobachter ihn ziemlich gut errathen hatte. Der arme Kreole wollte mich wenigstens begleiten, und mir den besten Weg zeigen. Er ging eine Stunde mit mir, und als wir uns trennten, nahm er mit folgenden Worten Abschied: „Wenn Ihr eines Tages nach dem verbrannten Lande zurückkehrt, vergeßt nicht den Weg zur Hütte."

Ich habe es schon gesagt, diese Gattung von Kolonisten neigt sich seit einigen Jahren zum gänzlichen Erlöschen; sie verschwindet vor der Alles überströmenden Fluth der Civilisation. Man könnte sich allenfalls dazu Glück wünschen, wenn diese Civilisation nicht unvollständig, falsch und von mehr Uebeln als Vortheilen begleitet wäre. Allerdings wird dies hoffentlich nur ein vorübergehender Zustand seyn, der sittlicher werden und sich in eine bessere Civilisation verwandeln wird, wenn einst die Sklaverei nicht mehr der Grundsatz der Kolonial-Einrichtung ist. (R. d. P.)

Bibliographie.

- Caractères et paysages. (Charaktere und Landschaften.) Von Philarète Chasles. Pr. 7½ Fr.
- Le conteur. (Der Erzähler.) Eine Monatschrift, herausgegeben von Abel Hugo. Pr. für 12 Bde. 30 Fr.
- Le balcon de l'opéra. (Der Balkon im Opernhause.) Erzählung von Joseph d'Ortigue. Pr. 8 Fr.
- Vues sur l'histoire contemporaine. (Ansichten der Zeit-Geschichte.) Von Louis de Carné. 2 Bde.

Polen.

Ueber den Roman „Zygmunt z Szamotuł" (Siegismund aus Samter). Von Wężyk.*) In 3 Theilen. 1829.

Die Polnischen Zeitschriften haben den Werth dieses historischen Romans verschieden beurtheilt. Einige von ihnen, in dem größeren oder geringeren Gelingen der Nachahmung Walter Scott's das Ziel dieser Schreibart erkennend, legten fast an jedes Bild, an jede Schilderung dieses Werkes den Maaßstab an, welchen sie aus den Werken des Schottischen Schriftstellers zu entnehmen gewohnt waren. Andere wieder sprachen dem Schriftsteller zu wenig Originalität zu und tadelten darin den blinden Nachahmer des Verfassers des Waverley. Aus dieser Darstellung ermißt man das Uebertriebene der Anforderungen, welche sowohl die eine als die andere Partei an den Verfasser zu machen sich vorgesetzt hatte. Wenn es indeß wahr ist, daß in der Enthüllung der vaterländischen Geschichte Walter Scott eine neue von Niemand so glücklich betretene Bahn gebrochen und der trockenen Erzählung durch Reichhaltigkeit der Bilder einen bis jetzt ungekannten Reiz abzugewinnen gewußt hat; und wenn Jeder, der sich auf demselben Wege versuchte, diesem Meister nachzueifern sich bemüht hat, so kann man es auch dem Polnischen Dichter nicht verargen, wenn er, in die Reihen der Anbeter Walter Scott's tretend, der vaterländischen Geschichte den Zaubermantel umzuhängen suchte, der uns auf jeder Seite der Schriften des Schottischen Barden auf eine den Geist so erhebende Weise für sich gewinnt. Unserem Verfasser, wie manchem anderen Schriftsteller, ist zwar nicht überall die Schilderungsweise Walter Scott's gelungen; aber es manifestirt sich in seinen Romanen eine gewisse vaterländische Eigenthümlichkeit, welche, in die Schreibart des Britten verwebt, einen anziehenden Duft über seine Schilderungen verbreitet. Auf ähnliche Weise tritt uns in den Werken des Amerikanischen Schriftstellers Cooper die Kunst Walter Scott's eigenthümlich modifizirt entgegen.

In seinem Total-Eindruck ist der vorliegende Roman großartig und erhaben; in seinen Einzelnheiten verräth er den süßen und glücklichen Maler der Gegenden von Krakau, jener Polnischen Schweiz.

Die Geschichte dieses Romans spielt im 14ten Jahrhundert und stellt die verschiedenen Schwierigkeiten, die dem Könige Polens, Wladislaw Łokietek, Seitens der Kreuzritter in den Weg gelegt wurden, als Hauptgegenstand dar. Das geschickte Gewinnen des Wojewoden und Statthalters von Posen für die Sache der Kreuzritter trägt sehr viel zum günstigen Erfolge des Ganzen bei. Dieser alte Wojewode, der als ein strenger, herrschsüchtiger und verrätherischer Mann geschildert wird, und der dadurch den Haß seiner Untergebenen auf sich geladen hat, muß auf Verlangen des Königs seinen einzigen Sohn, Zygmunt, nach Krakau an den Hof schicken und wird dadurch der einzigen Stütze beraubt, welche fähig wäre, ihn von dem entschiedenen Schritte, von dem verrätherischen Abfalle von seinem Könige abzuhalten. Dieser Jüngling verfällt beim ersten Erscheinen in der großen Welt in eine Art Ungnade bei Hofe. Seine unbefangene Bekanntschaft mit der Hofdame Sophie und die sich daraus entspinnende Liebe gehört zu den anziehendsten Partieen des Buchs.

Ergreifend und höchst malerisch sind die Beschreibungen der Festlichkeiten einzelner Gegenden Polens, welche die Krönung des jungen Kronprinzen Kasimir des Großen mit der Tochter Gedimins', Großherrn von Litthauen, veranlaßte. Zygmunt kommt durch die Verrätherei des Vaters in Verdacht und wird unter die strengste Aufsicht gestellt. Das Erscheinen der mit überirdischer Macht ausgestatteten alten Martha, der Amme Zygmunt's, die als ein Deus ex machina den Helden am Ende aus aller Noth befreit, nimmt zwar dem Roman seinen natürlichen ungeschminkten Charakter, doch ist andererseits das Wunderbare ein nothwendiges Element jener eben so gläubigen als abergläubigen Zeit, die bei allen ungewöhnlichen Ereignissen auch immer ein Wesen aus anderen Welten erblickte.

Der Roman verräth übrigens in jedem seiner Theile den kräftigen Dichter des Trauerspiels Gliński, welches wohl in Hinsicht seiner trefflichen Bilder und seines energischen Ausdrucks den besseren Produkten des Auslandes gleich gestellt zu werden verdient.

J. C. Z.

*) Von demselben Dichter besitzt die Polnische Literatur nachstehende Werke:

a) Bolesław śmiały. (Boleslaus der Kühne.) Trauerspiel in 5 Aufzügen.
b) Gliński. — Trauerspiel in 5 Aufzügen.
c) Okolice Krakowa. (Die Gegenden von Krakau.)
Alle diese Dichtungen sind in Versen abgefaßt.
d) Władysław Łokietek. — Ein Roman.

Bibliographie.

- Kazania X. F. Sierczyńskiego. (Predigten des verewigten Franz Sierczynski.) Aus dessen Nachlaß gesammelt und herausgegeben von J. A. K. Lemberg.
- Komedye. (Lustspiele des Grafen Alexander Fredro.) Theil 3. Lemberg.
- Ballady. (Balladen.) Von Jos. Kal. Paygert. Lemberg.
- Kazania no święta uroczyste. (Festpredigten für die Bekenner des katholischen Glaubens.) Von A. Mikiewicz. Lemberg.
- Pisma. (Gesammelte Schriften des Grafen Anton Karschnizki.) Theil 1. Lemberg.
- Nieszczęście nayszczęśliwszego męża. (Leiden eines Ueberglücklichen.) Von A. F. Lemberg.
- Uwagi nad nowym systematem rolnictwa. (Bemerkungen über ein neues landwirthschaftliches System ohne Düngen, Bewerfen und Brachliegen.) Nebst Zeichnungen des Ackergeräths. Von Michael Popiel. Lemberg.

Mannigfaltiges.

— Landwirthschaft in Island. Der wichtigste Theil der landwirthschaftlichen Arbeit in Island ist das Heumachen. Um die Mitte des Monats Juli beginnt der Bauer das Gras auf dem Tun (dem Platze rund um sein Haus) zu schneiden, welches sofort auf einem zweckmäßigen Orte zusammengehäuft wird, um zu trocknen, und nachdem dasselbe zwei bis dreimal umgewendet worden ist, wird es nach dem Hofe gebracht und in Schober aufgeschichtet. Bei den ärmeren Landleuten handhaben Männer und Frauen die Sense; aber wenn das Gras geschnitten ist, sind gewöhnlich nur noch die Frauen mit demselben beschäftigt. In mehreren Gegenden der Insel, wo viel Gras wächst, miethen die Bauern zum Mähen Leute von den Fischern, welche als Arbeitslohn 30 Pfund Butter wöchentlich erhalten. Sie arbeiten nach dem Maaße und müssen täglich ungefähr 30 Quadrat-Faden abmähen. Wenn die Heu-Ernte vorüber ist, wird das Vieh, welches den ganzen Sommer über in den Bergen geweidet hat, eingesammelt, die Häuser werden für den Winter in Stand gesetzt, das Holz, welches man zu häuslichen Zwecken gebraucht, wird angeschafft, und Jeder versieht sich mit Torf zur Heizung. Während des Winters fällt die Pflege für die Schafe und das Rindvieh lediglich den Männern anheim; erstere werden im Stalle gefüttert, während letztere bei Tage ausgetrieben werden, um sich ihre Nahrung unter dem Schnee hervorzusuchen. Alle Pferde, mit Ausnahme vielleicht eines Lieblings-Reitpferdes, müssen den ganzen Winter über im Freien selbst für ihre Nahrung sorgen. In dieser ganzen Zeit legen sie sich nicht nieder, sondern ruhen sich stehend an irgend einem Zufluchtsorte aus. (Henderson's Iceland.)

— Versteinerte Ueberreste eines Elephanten in Neu-Holland. In einer im vorigen Jahre in Sidney (Neu-Süd-Wales) erschienenen Schrift des Herrn J. D. Lang befindet sich folgende interessante Notiz: „Eine Sammlung versteinerter Knochen, welche in einem Kalkstein-Gewölbe entdeckt worden waren, wurde durch den Finder, Herrn Rankin, dem Verfasser übergeben, um dieselbe an den Professor Jameson in Edinburg zu befördern. Einer der Knochen hatte augenscheinlich irgend einem großen Thiere angehört, und Professor Jameson so wie ein ausgezeichneter Naturforscher am wundärztlichen Kollegium zu London waren übereinstimmend der Meinung, daß es ein Knochen des Hippopotamus sey. Durch diese Ansicht noch nicht vollkommen befriedigt, wurde das Gebein späterhin dem Baron Cuvier nach Paris gesandt, und dieser ausgezeichnete Naturforscher stellte es als gewiß auf, daß es das Schenkelbein eines jungen Elephanten sey, wodurch die interessante und wichtige Thatsache festgestellt wurde, daß die Wildnisse von Australien einst von jenen kolossalen Thieren bewohnt waren."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Mittwoch den 15. Mai 1833.

Frankreich.

Provinzial-Schilderungen.

Die Bretagner.

Der charakteristische Zug der Bewohner des alten Armorica und der Bretagner überhaupt ist das Festhalten an den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren. „Mein Vater hat das nicht gethan, mein Vater ist auch ohne das fertig geworden“, ist die gewöhnliche Antwort, mit welcher der verständigste Rath abgewiesen wird, und diese Gesinnung ist die Klippe, an welcher die schönsten Verbesserungspläne scheitern. Daher geschehen unter den Landleuten von Armorica so wenig Neuerungen, daß, wenn ein Druide aus dem Grabe, das ihn seit zwölf, dreizehn oder vierzehn Jahrhunderten bedeckt, aufstehen könnte und einige der entlegensten Gegenden der Bretagne besuchte, er noch die Sprache verstehen, die Trachten wieder erkennen und auch den jetzigen Sitten nicht ganz fremd seyn würde. Zwar sind die alten Wälder verschwunden, aber er würde dafür die Haiden, das hohe Pfriemkraut und die Felsen wieder finden, er würde noch den Dolmen, den Cromlèch und den Menhiee sehen und sich freilich wundern, daß die Bestimmung dieser heiligen Denkmäler vergessen worden ist; dafür würde er mit Freuden wahrnehmen, daß das Eisenkraut und die Eichenmistel nach wie früher bei dem Landmann von Armorica in hoher Verehrung stehen, und daß die Nacht-Eule, die Krähe und der Rabe noch immer Vögel von übler Vorbedeutung sind. Er würde in der Nieder-Bretagne das Volk eben so abergläubisch finden, wie es zu seiner Zeit war; man würde ihm noch immer sagen, daß man den Schornstein am Charfreitage fegen muß, wenn man das ganze Jahr hindurch vor Feuer sicher seyn will, daß man das Vieh in der Christnacht fasten lassen muß, wenn man Glück haben will, daß man am Tage vor dem Todtenfeste das Haus nicht kehren muß, um die Seelen nicht zu vertreiben, die in dieser Nacht aus dem Fegefeuer kommen, um ihre Penaten wiederzusehen und Gebete zu verlangen. Noch immer fürchtet man sich vor dem Donner, den Nordlichtern, den Kometen, den Wasserhosen und anderen Erscheinungen der Natur, und mit geheimem Schauer spricht man von Gespenstern, Hexen, vom wandernden Juden, vom Bugel-Noz oder dem Kinde der Nacht, von Kobolten, von Geistern, welche Schätze bewachen, von Wehrwölfen, bösen Winden, von Todtenwagen u. dgl. m.

Die Nieder-Bretagner sind offen und auffahrend, obgleich sie dem äußeren Anschein nach kalt und indolent sind; ihre Halsstarrigkeit ist zum Sprichworte geworden; sie sind gute Soldaten, treffliche Seeleute, aber nicht sonderlich gewerbthätig. Ihr Gemüth ist melancholisch; es fehlt ihnen nicht an Phantasie, und ihre stark accentuirte Sprache ist voll von Figuren und Bildern; die Menge der Geberden, mit denen sie die Rede begleiten, giebt dieser noch mehr Nachdruck. Der Nieder-Bretagner ist kurz und stämmig gewachsen, hat schwarzes Haar, starken Bart, braune Gesichtsfarbe, starke männliche Züge und weiße Zähne; seine Brust ist offen, sein Blick sicher, seine Leidenschaften sind ungestüm und der Genuß geistiger Getränke, den er bis zum Uebermaaß treibt, vermehrt noch deren Gewalt. Daher sind die aus Heftigkeit entstandenen Verbrechen in Armorica die häufigsten; der Nieder-Bretagner schlägt, wenn er gereizt ist, seinen Gegner mit Allem, was er gerade in der Hand hat und am liebsten auf den Kopf, ohne die Folgen zu bedenken.

Die katholische Religion, die nur mit Mühe Eingang in der Bretagne gefunden hat, ist jetzt dort tief eingewurzelt, die Nieder-Bretagner hängen fest an dem Glauben ihrer Väter, in welchem sie Trost für dieses Leben finden und Glück für das künftige hoffen. Diese Gesinnung wird dadurch täglich allgemeiner, daß es keine wohlhabende Bauernfamilie giebt, in welcher nicht wenigstens ein Mitglied Geistlicher wäre. Daher steht die Geistlichkeit in der Bretagne in hoher Verehrung; sie spricht dieselbe Sprache, hat die nämlichen Neigungen, wie der Bauer, und unterscheidet sich von diesem nur durch einige Kenntnisse, die sie mehr besitzt. Ist ein Pfarrer in seiner Gemeinde geliebt, so übt er auf den Bauer einen allmächtigen Einfluß, gegen den kein anderer Stich hält; er beherrscht ihn in seinen geistlichen Angelegenheiten und steht ihm auch in den zeitlichen Dingen mit seinem Rathe bei, er trocknet seine Thränen, theilt seine Vergnügungen und wohnt seinen Festen bei. Daher spielt der Maire einer Gemeinde, wenn er mit dem Pfarrer uneinig ist, eine sehr untergeordnete Rolle.

Der Nieder-Bretagner ist wohlthätig, gastfreundlich, ehrlich und ernst; der Fremde findet in seiner niedrigen Hütte freundliche Aufnahme und nimmt bei Tische den Ehrenplatz ein. Auch der Arme hat immer Zutritt, und wenn er zur Essenszeit kommt, so ist es ein seltener Fall, wenn er nicht eingeladen wird, sich mit an den Tisch zu setzen, wo er mit den Leuten vom Hause ißt; mit diesen raucht er dann eine Pfeife, und erzählt ihnen, was er bei seinem herumirrenden Leben von politischen und anderen Neuigkeiten erfahren hat. Die Gesellschaft hört ihm aufmerksam zu, denn der Bretagner ist außerordentlich neugierig. Was giebt es Neues? ist die erste Frage, die an einen Ankömmling gerichtet wird. Diese Sucht nach Neuigkeiten erklärt sich dadurch, daß die Bauerngüter in der Bretagne einzeln zerstreut und nicht in Dörfern beisammen liegen; daher lebt der Landmann wenigstens sechs Tage der Woche ohne Gemeinschaft mit seinen Nachbarn, mit denen er nur des Sonntags zusammentrifft, wenn er nach dem nächsten Flecken geht, um der Messe oder dem Feste des Schutzpatrons der Gemeinde beizuwohnen, oder wenn ihn seine Geschäfte zu Markte führen. Jene Feste, hier zu Lande „Pardon“ genannt, hatten früher einen religiösen Zweck, sind aber jetzt nur Versammlungen, zu denen die Jugend beider Geschlechter nie sich einzufinden versäumt, um sich zu belustigen. Man schiebt Kegel, würfelt, spielt Hazardspiele, tritt an die Buden, in denen kurze Waaren und Schnupftücher feil liegen; der junge Landmann macht seinem Schatz ein kleines Geschenk, man knackt Nüsse, ißt Weißbrodt und Kuchen, vor allen Dingen aber wird getanzt, ein Vergnügen, das der Nieder-Bretagner leidenschaftlich liebt, obgleich sein Tanz nur ein taktmäßiges Laufen ist. Während dessen schreien die Bettler mit kläglicher Stimme, entblößen ihre ekelhaften Wunden, die Gaffer sehen mit offenem Munde einem Charlatan zu, und daneben wahrsagt eine Zigeunerin durch ein Blechrohr einer jungen Bäuerin, die lächelnd zuhört, weil ihr wahrscheinlich ein Mann versprochen wird. Hier und dort stehen Volksgruppen versammelt, unter aufgespannten Zelten sitzen Trinker; denke man sich hierzu die ernlichen und bunten Trachten, einen Schwall von disharmonischen Tönen, Ausbrüche lärmender Freude, Betrunkene und einige Rippenstöße, die rechts und links ausgetheilt werden, und endlich ein großes Gastmahl, das der Pfarrer den Notabeln giebt, so wie Kuchen und Obst, die für die Kinder und Großeltern, die dem Feste nicht beiwohnen konnten, nach Hause mitgenommen werden, so hat man ein vollständiges Bild von einem sogenannten Pardon in der Nieder-Bretagne.

Fast ganz eben so geht es bei einem Jahrmarkte her, nur daß dann verkauft und gekauft wird; alle Geschäfte werden im Wirthshause abgemacht und durch einen Handschlag geschlossen. Der Bretagner raucht sehr stark Taback und gewöhnt es sich schon mit dem dreizehnten, vierzehnten Jahre an. Der Verbrauch von Rauchtaback ist daher ungeheuer; desto weniger wird geschnupft; nur bei einigen alten Frauen findet man diese Gewohnheit. Bei den Heirathen auf dem Lande kommt, was die Dichter auch sagen mögen, die Liebe in keinen Betracht, und wenn nur das Vermögen von beiden Seiten gleich ist, so wird alles Uebrige nicht berücksichtigt; man berechnet, man wägt sich gegenseitig ab, und die Eltern besuchen sich, um ihren Besitz an Mobilien in Augenschein zu nehmen. Man nennt dies eine Musterung, eine Schau, ar weladen. Die Hochzeit ist von einer Menge seltsamer Gebräuche begleitet, die sämmtlich bis ins höchste Alterthum zurückgehen. So entführt z. B. der Bräutigam die Braut, nachdem er lange durch eine Art von Troubadour, den man den Sprecher nennt, um sie angehalten. Der Bräutigam bedient bei Tische, und beim Dessert füllt er einen Becher, den er zum Munde führt und dann die Runde machen läßt; nicht daraus trinken wollen, würde eine große Beleidigung seyn. Das Hochzeitmahl besteht in gekochtem und gebratenem Fleisch, in Kuchen aus sehr festem Teige, in Torten mit Pflaumen und Rosinen. An Wein ist Ueberfluß, und wenn die Brautleute reich sind, beträgt die Zahl der Gäste manchmal drei bis vierhundert. Am Tage nach der Hochzeit wird ein Gottesdienst für die verlorenen Verwandten gefeiert und der Pfarrer nebst einigen Notabeln dann zu Tische geladen. Der Rest des Schmauses wird unter die von allen Seiten herbeiströmenden Armen vertheilt. Ueberhaupt wird kein Fest begangen, wovon die Armen nicht ihr Theil erhielten.

Die Frauen nehmen in der Bretagne nur einen untergeordneten Rang ein, sie bedienen den Mann bei Tische, und essen nur mit Achtung zu ihm; in den unbemittelteren Familien verrichten sie die schwerste Feldarbeit mit. Sie sind keinesweges hübsch, ihre Züge haben nichts zartes, ihre Haltung ist ohne Anmuth und ihre Tracht

ist unvortheilhaft, indem sie alle Formen verhüllt. Es gilt bei ihnen für eine Schönheit, eine recht rothe Gesichtsfarbe zu haben. In einigen Gegenden bestreichen die Mädchen, welche eitel sind, sich die Stirn mit Fett, damit sie recht glänzt. In der Nieder-Bretagne genießen die Mädchen, wie in England, die größte Freiheit, und sind Tag und Nacht mit den jungen Männern zusammen; beim Flachsbrechen, bei der Erndte, bei den Spinnabenden (nos vezion) sind sie beisammen. Die Spinnstunden werden gewöhnlich in den Ställen gehalten, wo sich eine Anzahl von Frauen und Mädchen versammelt, um bis 11 Uhr, manchmal bis Mitternacht, zu spinnen, und wo sich auch die jungen Leute einfinden. Hier werden nun Gespenster-Geschichten erzählt oder Kriegs- und Liebeslieder gesungen, deren Weise eintönig und schleppend ist, die man aber dennoch gern hört, wenn auch die Poesie nicht immer sonderlich reich ist. Beim Erndtefest wird getanzt und gesungen. Im Ringkampfe so wie in der Handhabung eines an beiden Enden mit Eisen beschlagenen Stabes, den sie zu einer gefährlichen Waffe zu machen wissen, haben die Bretagner sich von jeher ausgezeichnet. Indessen werden diese Arten von Leibesübungen immer seltener.

Ein grausames Spiel, welches in der Karnevalszeit stattfindet, ist das Gänseköpfen. Es werden nämlich zwei hohe Pfähle in die Erde gesteckt und durch ein gespanntes Seil verbunden; an diesem wird eine Gans an den Füßen befestigt, so daß der Kopf herunterhängt; die Theilnehmer am Spiele reiten nun mit reißender Schnelligkeit darunter hinweg und versetzen dem armen Thiere einen Säbelhieb; wenn dieses sich verwundet fühlt, so hebt es den Kopf in die Höhe, aber zwei junge Leute, die an den Pfählen stehen, schütteln heftig das Seil und nöthigen dadurch die Gans, den Hals wieder auszustrecken; das Spiel dauert so lange, bis der Kopf abgehauen ist; manchmal muß er sogar mit der Hand abgerissen werden.

Die Bauerhäuser in der Bretagne sind mit Stroh gedeckt; vor dem Hause liegt eine übelriechende Pfütze, in welcher das Stroh und der Ginster zu Dünger verfaulen. Der Viehstall liegt hinter der Wohnung, von der er bei den Wohlhabenden durch eine Wand getrennt ist; in den kleineren Meiereien ist das Vieh von seinem Herrn nur durch einen Bretter-Verschlag getrennt; in den eigentlichen Hütten findet gar keine Absonderung statt, so daß man buchstäblich sagen kann, daß Alles, Vieh und Menschen, durch einander läuft; der letztere Fall ist indessen sehr selten und tritt nur bei den ganz armen Landbewohnern ein. Die großen Bauerhäuser werden äußerst reinlich gehalten, die Möbel sind oft gebohnt, so daß man sich darin spiegeln kann; die Betten sind eine unbequeme Art von Schränken, in denen man fast erstickt; am Fuß des Bettes steht immer eine Bank. Auf einem Brett sieht man irdene oder hölzerne Näpfe, Schüsseln von Fayence, blank gescheuerte Pfannen u. s. w. aufgepflanzt, und darunter stehen die kleinen Butterfässer. Zu beiden Seiten des Heerdes sind zwei Mauerbänke und an dem Kamine hängt ein großer eiserner Haken mit Rosten, Backeisen u. s. w. In der Nähe steht ein alter Lehnstuhl von Holz, der kaum aus dem Groben gehauen und für das Haupt der Familie bestimmt ist. Hier bringt der Landmann mit seinen Kindern die langen Winterabende beim Scheine eines Lichtes zu, das in einem Winkel des Kamins an einem Holze befestigt ist. Das Tagewerk wird stets durch ein allgemeines Gebet geschlossen. Bei der Hausthüre steht ein Tisch mit zwei langen Bänken, auf demselben liegt ein Brodt und ein sichelförmiges Messer, beides ist mit einem Strohdeckel überdeckt, der das Brodt vor dem Rauche und den Fliegen schützt, die sich bei der Nähe der Ställe in der heißen Jahreszeit schaarenweis einfinden. Eine hölzerne Uhr, eine Nische mit einem Bilde der heiligen Jungfrau von Fayence, das an Feiertagen mit Blumen geschmückt wird, daneben oder an die Bettpfosten angeklebte Bilder der heiligen Anna oder Genovefa vollenden das Hausgeräth, wozu noch ein in die Mauer eingefügtes Stück Spiegel zu rechnen ist, in welchen die Hausfrau, deren Töchter und die Mägde dann und wann einen Blick werfen. Die Stallthüren werden nur mit einem Bindfaden geschlossen, den man um einen in der Thürpfoste befindlichen Nagel befestigt; daher ist Viehdiebstahl sehr häufig. Auch die Hausthür hat nur ein schlechtes Schloß, und wird hauptsächlich durch einen Holzriegel, der innen vorgeschoben wird, vor Einbruch geschützt.

Der Nieder-Bretagnische Bauer stirbt mit großer Ruhe, die er seinem starken Glauben und seinem Vertrauen zu Gott verdankt. Der Verstorbene wird auf ein mit vielen brennenden Kerzen umgebenes Trauergerüst gelegt, zu dessen Füßen ein Kruzifix und ein Weihkessel stehen; die Leiche wird mit Krausemünze, Thymian, Rosmarin und anderen stark riechenden Pflanzen bestreut, und auf die Bestattung folgt ein Leichenmahl, bei dem es nicht immer mäßig zugeht. Die Wittwe trägt während des Trauer-Monats ein schwarzes oder blaues Mäntelchen; der Mann legt hingegen keine Trauer nach dem Tode seiner Frau an. Der Nieder-Bretagner trägt langes Haar, das er an Fest- oder Trauertagen auf die Schultern herabwallen läßt. Sein äußeres Wesen ist plump, welchem Stande er auch angehören mag. Er liebt seine Heimath leidenschaftlich, fühlt sich unglücklich, wenn er fern von ihr ist, und läßt sich durch die glänzendsten Aussichten nicht bewegen, dieselbe für immer zu verlassen. Gewerbthätig ist er gar nicht und wird oft von den Normannen betrogen, die fast den ganzen Handel in der Bretagne inne haben; gegen diese, so wie gegen die Engländer, trägt er eine alte aus der frühesten Geschichte herstammende Abneigung. Dieses instinktartigen Hasses kann der Nieder-Bretagner sich sogar nicht immer gegen diejenigen Franzosen erwehren, die seine Sprache nicht sprechen, und die er kaum als Landsleute betrachtet; er ist mißtrauisch gegen sie, und sie haben keinen sonderlichen Beistand von ihm zu erwarten, wenn sie seiner bedürfen. Desto fester hängt er aber an seinen wahren Landsleuten.

(Revue de l'Ouest.)

Bibliographie.

Introduction à la science de l'histoire. (Einleitung zum Geschichts-Studium.) Von Buchez.

Sermons de Massillon. (Massillon's Predigten.) In zwei Bänden gesammelt. Pr. 18 Fr.

Du gouvernement républicain, tel qu'il a été perfectionné aux États-Unis. (Die republikanische Regierung, wie sie in den Vereinigten Staaten vervollkommnet worden.) Von Achille Murat, ehemaligem Kronprinzen von Neapel.

E n g l a n d.

Robert Southey's Geschichte der Britischen Seemacht.

(Fortsetzung.)

Die ersten Kaperbriefe wurden aller Wahrscheinlichkeit nach von Wilhelm II., Sohn des Eroberers, ausgegeben, als sein älterer Bruder Robert von der Normandie sich zur Landung in England rüstete, um seine Ansprüche auf die Krone geltend zu machen.

„Als Robert in der Normandie eine Flotte ausrüstete, um sein Recht auf die Englische Krone zu behaupten, erlaubte der Rothe (König Wilhelm) seinen Unterthanen, Kreuzer auszusenden, und diese Abenteurer, welche die ersten gewesen zu seyn scheinen, die man Kaper nennen konnte, leisteten ihm gute Dienste, denn die Normannen, welche wußten, daß keine Seemacht da war, ihnen Widerstand zu leisten, und daß sie bei ihrer Landung wahrscheinlich eher eine gute Aufnahme bei ihren Freunden und Verbündeten, als einen Angriff ihrer Feinde zu erwarten hatten, fingen an, einzeln über den Kanal zu setzen, jeder nach seiner Bequemlichkeit, ohne Uebereinstimmung oder Anstalt zu gegenseitiger Unterstützung. Es wurden daher so viele derselben von den Kreuzern aufgebracht oder in den Grund gebohrt, daß der ganze Invasions-Versuch aufgegeben werden mußte."

Der Schiffbruch und Tod des jungen Prinzen Heinrich, Sohn Heinrich's I., bildet eine der rührendsten und interessantesten Episoden in der Geschichte Englands und war in politischer Hinsicht ein National-Unglück zu nennen, indem er der Usurpation Stephan's von Blois den Weg bahnte.

„Nach einem erfolgreichen Feldzug in Frankreich, den, durch des Papstes Vermittelung, ein vortheilhafter Friede krönte, schiffte sich Heinrich zu Barfleur nach England ein, mit seinem einzigen legitimen Sohne, der 17 Jahr alt war und erst kürzlich geheirathet hatte. Eines der schönsten Schiffe in der Flotte war eine Galeere von funfzig Rudern, genannt „das weiße Schiff" und geführt von einem gewissen Thomas Fitzstephens, dessen Großvater den Eroberer übergeführt hatte, als er das Königreich angriff, welches er auch gewann. Auf diesen Grund stützte Fitzstephens seine Bitte, daß ihm die Ehre würde, den König bei einer freudigeren und nicht so verhängnißvollen Gelegenheit überzuführen. Ein so motivirtes Gesuch konnte Heinrich nur gefallen, und da er bereits für sich ein Schiff gewählt hatte und die getroffene Verfügung nicht wieder ändern wollte, so ließ er seinen Sohn, den Prinzen Heinrich, nebst den übrigen Gliedern seiner Familie mit ihrem Gefolge sich auf dem „weißen Schiff" einschiffen. Sie gingen am 25. November Abends mit günstigem Winde unter Segel. Bei dem Prinzen befanden sich noch sein natürlicher Bruder Richard und seine Schwester Marie, Gräfin von Perch, Richard, Graf von Chester, mit seiner Frau, die des Königs Nichte war, ihr Bruder, Gouverneur des Prinzen, und 140 junge Leute, die Blüthe des Englischen und Normännischen Adels, worunter 18 Frauen vom ersten Range. Im Ganzen machten sie mit ihrem Gefolge 300 Personen aus. Der Prinz, der etwas länger war aufgehalten worden, als sein Vater, beging die Unbedachtsamkeit, der Mannschaft drei Faß Wein geben zu lassen. Der Capitain sowohl als die Matrosen tranken in der Freude ihres Herzens zu reichlich und vermaßen sich, jedes Schiff, das bereits voraus war, zu überholen. Demzufolge spannten sie alle Segel auf und setzten alle Ruder an. Es war Nacht geworden, ehe sie abfuhren, aber der Mond schien hell. Die Leute, von Frohsinn, Stolz und Welteifer angetrieben, thaten ihr Bestes und dachten an keine Gefahr. Der Capitain und der Steuermann, nicht weniger aufgeräumt, ahneten ebenfalls nichts Böses, als das Schiff, welches die Fluthen mit voller Schnelle durchschnitt, die Segel und Ruder ihm verleihen konnten, mit solcher Gewalt auf einen Felsen gerieth, daß augenblicklich mehrere Planken aus einander gingen und das Wasser in's Schiff drang. Man setzte sogleich ein Boot aus, in welches der Prinz stieg, und worin er leicht entkommen konnte, denn das Ufer war nicht fern; da hörte er aber die Stimme seiner Schwester, die entweder nicht Zeit gehabt hatte, mit hineinzusteigen, oder in dem schreckenvollen Augenblicke vergessen worden war, um Hülfe rufen. Gegen diesen Ruf konnte er nicht taub bleiben, wenn es auch sein Leben kostete. Er befahl, wieder an's Schiff zurück zu rudern, um sie einzunehmen. Allein es sprangen zugleich so viele Andere mit hinein, daß das Boot umschlug und Alle umkamen. Auch das Schiff ging unter, mit Allen, die darauf waren. Nur zwei Personen retteten sich, indem sie den Mast hinanklimmten und, sich an dessen Spitze festklammernd, den Kopf über dem Wasser hielten. Der Eine war ein junger Edelmann, Sohn des Gilbert von Aquila, der Andere ein Schlächter aus Rouen. Fitzstephens, der wieder in die Höhe kam, nachdem das Schiff gesunken war, hätte sich auf dieselbe Art retten können; allein als er, nach den ersten instinktartigen Versuchen, sich besann, daß er die unselige Veranlassung dieses großen Unglücks sey, und die Vorwürfe, vielleicht die Strafe bedachte, die seiner warteten, zog er den augenblicklichen Tod vor, den er auch in den Wellen fand. Den jungen

Mann verließen die Kräfte während der Nacht, und indem er mit seinen letzten Worten seinen armen Gefährten der Gnade Gottes empfahl, ließ er den Mast los und sank unter. Der Schlachter hielt sich bis an den Morgen; er wurde dann vom Ufer aus gesehen und gerettet. Von ihm, dem einzigen Ueberlebenden, erfuhr man die Umstände der traurigen Begebenheit. Die Kunde gelangte noch an demselben Tage nach England, aber keiner wollte sie dem Könige mittheilen. Keiner, selbst von denjenigen, die ihre theuersten Verwandten bei demselben schrecklichen Ereigniß verloren hatten, konnte sich entschließen, Zeuge seines ersten Schmerzes zu seyn. Drei Tage lang beharrten sie so im Schweigen, bis endlich des Königs Unruhe fast eben so peinlich wurde, als die traurige Gewißheit. Da sandte man denn einen kleinen Knaben zu ihm, der, bitterlich weinend mit unverstelltem Schmerz, ihm zu Füßen fiel und ihm sagte, daß das „Weiße Schiff" mit Allen, die darauf waren, zu Grunde gegangen wäre. Der König, so stark an Leib und Geist er auch war, sank ohnmächtig nieder, und wiewohl er noch manches Jahr nachher lebte, sah man ihn doch nimmer wieder lächeln."

Den Priesterstolz in jener Zeit und die Mittel, die man aufbot, um die Fürsten zum Kreuzzuge zu bewegen, giebt folgende interessante Skizze zu erkennen.

„Gegen die letzte Zeit der Regierung Heinrichs II. wurde ihm das Königreich Jerusalem nebst den Schlüsseln der Hauptstadt und des heiligen Grabes vom Patriarchen jener Stadt angeboten, der ihn im Namen des Papstes und zur Ehre des Christenthums dringend aufforderte, in Person dem heiligen Lande zu Hülfe zu eilen, dem Gelübde gemäß, welches er als einen Theil seiner Buße für den Tod des Thomas Becket gethan hatte. Doch wenn es Heinrich je Ernst war mit dergleichen romantischen Entwürfen, so war jetzt bei ihm die Zeit vorüber. Er legte die Sache einer Versammlung seiner Geistlichkeit vor und fragte um ihr Gutachten, ob es zu dieser Zeit und unter den obwaltenden Umständen seine Pflicht sey, die Verbindlichkeit zu erfüllen, die er gegen den Papst übernommen habe? Die zusammenberufenen Bischöfe und Aebte erklärten einstimmig nicht allein, daß er nicht dazu verbunden wäre, sondern daß er für das Heil seiner Seele weit besser thäte, wenn er in seinem Lande bliebe. Das Versprechen, welches er gegeben hätte, wäre erläßlich und müßte erlassen werden, er dürfte es nicht zum Nachtheil jener unerläßlichen Verpflichtung erfüllen, welche er bei seiner Krönung übernommen hätte, seine Unterthanen wohl zu regieren und sie gegen alle fremde und einheimische Feinde zu vertheidigen; dies könne er aber unmöglich, wenn er das Land verließe. Auf diesen feierlichen Ausspruch gestützt, erwiederte Heinrich dem Patriarchen, er könne sein Reich nicht verlassen, daß es eine Beute der Franzosen würde. Andere, die ohne Nachtheil für ihre Unterthanen die Reise unternehmen könnten, möchten es thun, und er wollte aus seinen Mitteln reichlich dazu beitragen. Darauf erwiederte der Patriarch: „Wir brauchen einen Mann und nicht Geld. Fast alle Länder der Christenheit schicken uns Geld zu, aber keines sendet uns einen Prinzen; wir verlangen daher einen Fürsten, der des Geldes benöthigt ist, und nicht Geld, das eines Fürsten bedarf." Um jene Zeit wurde der Kreuzzug so nachdrücklich gepredigt, daß der Wallisische Fürst und Dichter Owain Cyveliog von dem Erzbischof Balduin exkommunizirt wurde, weil er sich weigerte, auf sein Ermahnen das Kreuz zu nehmen. Der Patriarch verfuhr in demselben Geiste, denn als Heinrich, der, um seine Weigerung zu versüßen, ihm alle mögliche Achtung erwies, ihm das Ehrengeleite bis an die Meeresküste gab, gestattete der Prälat seinem Zorn solche Ausbrüche, daß es schien, als hätte die Kränkung der getäuschten Erwartung irgend ein altes Gefühl persönlicher Feindschaft in ihm geweckt. „Bis jetzt", soll er gesagt haben, „hast Du glorreich regiert; von nun an aber wird der Dich verlassen, den Du jetzt verläßest. Bedenke, was er Dir gegeben hat, und was Du ihm dafür wieder gabst. Zuerst warst Du falsch gegen den König von Frankreich, dann erschlugst Du jenen heiligen Märtyrer Thomas von Canterbury, und nun versagst Du dem christlichen Glauben Deinen Schutz." Diese Unverschämtheit brachte den König so sehr auf, daß er erwiederte: „Hätten alle meine Unterthanen Einen Leib und sprächen mit Einem Munde, sie dürften mir nicht solche Worte sagen." Darauf antwortete der verwegene Schwärmer: „Kein Wunder, denn sie lieben das Deinige und nicht Dich; sie lieben Deine zeitlichen Güter und fürchten Dich aus Rücksicht auf ihren Nutzen, aber sie lieben Deine Seele nicht." Und in seinem frechen Zorn streckte er dem Könige seinen Hals hin und rief: „Thue mit mir, wie Du mit dem Thomas von Canterbury, seligen Andenkens, gethan hast; ich will lieber von Dir erschlagen seyn, als von den Sarazenen; denn Du bist ärger als irgend ein Sarazene." Der König hielt an sich und erwiederte ruhig: „Ich mag mein Königreich nicht verlassen, denn meine eigenen Söhne würden sich gegen mich erheben, wenn ich abwesend wäre." — „Kein Wunder", versetzte der Patriarch, „denn sie kommen vom Teufel und gehen zum Teufel." Und damit eilte er in großem Zorn von dannen. Als jedoch die Nachricht einlief, Jerusalem sey gefallen und das heilige Grab abermals in den Händen der Ungläubigen, da nahm Heinrich das Kreuz, entweder aus wirklich erwachendem Eifer, oder um den ewigen Unruhen zu entfliehen, die seine Kinder gegen ihn erregten. Er ließ seine sowohl Englischen als Französischen Unterthanen seinem Sohn Richard Treue schwören und schickte sich an, den König von Frankreich nach Palästina zu begleiten. An der Aufrichtigkeit seines Vorhabens ist wohl nicht zu zweifeln, obgleich er starb, ehe er es zur Ausführung bringen konnte, und als Richard Löwenherz den Thron bestieg, fand er die Zurüstungen schon sehr weit gediehen. Galeeren, weit größer als die gewöhnlichen, waren zu diesem Zwecke erbaut. Funfzig derselben hatten drei Reihen Ruderbänke, und aus allen Häfen wurden Schiffe zum Transport ausgewählt. Die Flotte Wilhelms des Eroberers war zahlreicher gewesen, aber in Hinsicht der Größe und Bemannung der Schiffe war dies die furchtbarste Seerüstung, die man noch im neueren Europa gesehen hatte." (Schluß folgt.)

Ostindien.

Indische Panoramen.

II. Patna.

Patna ist die erste reiche und wichtige von Eingebornen bewohnte Stadt, wenn man den Ganges hinan nach den Hochlanden fährt. Sie liegt an dem rechten Ufer des Flusses in der Provinz Behar. Hier hört der Marschboden Bengalens auf und der dürre Sand Hindostans tritt an seine Stelle. Kameele gehen selten weiter, und über diesen Punkt hinaus wehen keine heiße Winde mehr. Das Thermometer mag eben so hoch steigen, doch die Hitze außerhalb der Häuser ist erträglicher. Sobald die Sonne untergegangen ist, kann man ausgehen, während in den Ebenen von Hindostan die Luft sich nicht eher abkühlt, als mit sinkender Nacht.

Patna, wiewohl es kein einziges sehr berühmtes oder besonders schönes Gebäude enthält, ist reich an Trümmern Muselmännischen Glanzes und bietet, vom Flusse aus gesehen, einen sehr malerischen Anblick dar. Die Häuser der wohlhabenden Klasse, die sehr zahlreich ist, sind hübsche Gebäude mit flachen Dächern und mit zierlichen Balustraden umgeben. Mehrere derselben sind sehr weitläufig, und obgleich sie die gewöhnlichen Symptome der Vernachlässigung tragen, so nehmen sie sich doch von fern sehr gut aus.

Die Lage Patna's bietet manche Vortheile dar. Da es an der Gränze von Bengalen liegt, so gewährt es eine leichte Communication mit dem oberen und unteren Lande. Sendungen von Kalkutta kann man in wenigen Wochen erhalten. Die von England kommenden Bücher und Zeitungen werden nicht zu alt, ehe sie ankommen, und die Einwohner, indem sie so einen regelmäßigen Verkehr mit Europa unterhalten, hängen nicht so sehr, hinsichts der Nachrichten aus der Heimath, von der Indischen Presse ab, als die entfernteren Gegenden. Eine lithographische Presse, die Sir Charles D'Oyly hier angelegt hat, ist allein schon hinreichend, Patna zu einem interessanten Ort für die Reisenden zu machen.

Mehrere Plätze in der Umgegend von Patna sind höchst interessant, besonders genießt man von einem muselmännischen Kirchhofe aus einer sehr weiten Aussicht. Diesen einsamen Begräbnißplatz sollte jeder Fremde besuchen, der nach Patna kommt. Er bildet ein großes längliches Viereck, das von verschiedenen Gebäuden in ungleicher Entfernung von einander eingeschlossen ist. Einige davon sind schöne Häuser, mit mehreren Reihen Veranda's (Galerieen), welche zur Aufnahme von Gästen und Zuschauern während der festlichen Feier des Moburrum bestimmt sind; andere von älterer und festerer Bauart sind Reliquien aus den Zeiten der Moslemischen Herrlichkeit, als noch die Mongolen das Land bis zur Mündung des Ganges beherrschten. Dieser seltsame Anblick, der gänzliche Mangel an Bewohnern, giebt dem Beschauer die Idee einer verlassenen Stadt, denn die Gräber, welche einen entlegenen Winkel einnehmen, sind nicht zahlreich genug, um an seine eigentliche Bestimmung zu erinnern. Man überschaut von hier eine weite Strecke flachen Landes, welche im Purpurglanze der untergehenden Sonne einen eben so feierlichen als schönen Anblick gewährt. Doch dieser Begräbnißplatz, das ganze Jahr so einsam, bietet alljährlich, während der Feier des Moburrum, ein prachtvolles Schauspiel dar. Patna ist ein Hauptsitz des Muhamedanismus, und seine muselmännischen Einwohner werden als weit fanatischer und intoleranter beschrieben, als ihre Brüder in Bengalen. Ihr großer Reichthum gewährt ihnen die Mittel, das Moburrum oder die Todtenfeier der jungen Märtyrer Hossein und Hussein sehr prachtvoll zu begehen, und auf diesem viereckigen Platze werden zuletzt die Tazzi's oder Katafalke beigesetzt, die man zum Andenken des ehrenvollen Leichenbegängnisses herumträgt, welches die Anhänger Ali's seinen erschlagenen Söhnen hielten. Die ganze Bevölkerung von Patna, Muselmänner, Christen, Hindus, sind versammelt, um die Prozession mit anzusehen. Leute von Rang werden in den obenerwähnten Häusern aufgenommen, deren Dächer von einer ungeheuren Menschenmenge besetzt sind. Den christlichen Zuschauern erweist man große Achtung, nicht bloß wegen ihrer Stellung in diesem Lande, sondern weil man glaubt, daß es Christen waren, welche damals bei den Schülern Omar's gegen ihre grausame Verfolgung der jungen Prinzen Vorstellungen machten. Der ganze Platz ertönt von dem Geschrei: Hossein! Hussein! wobei sie laut ächzen und sich an die Brust schlagen. Während dessen wird, unter Musketen-Salven, von kämpfenden Parteien die letzte traurige Scene aufgeführt, welche die unglückliche Schlacht darstellt, in der Hussein umkam. So oft der verehrte Märtyrer zu Boden geschlagen wird, verdoppelt sich das Jammergeschrei, und Manche müssen mit Gewalt zurückgehalten werden, daß sie sich nicht selbst gefährliche Wunden beibringen. Wehe dem Anhänger Omar's, der es wagte, den Leidtragenden in den Weg zu kommen; es würde alsdann eine wirkliche Schlacht werden. Ganze Compagnieen Seapoy's haben schon bei solcher Gelegenheit auf Tod und Leben mit einander gekämpft, und sehr Viele haben in diesem wieder aufgefrischten alten Streit zwischen den Söhnen Ali's und Omar's ihr Leben verloren. Während der Festlichkeiten bedarf es der strengsten Aufsicht der Behörde, um bei den entstehenden heftigen Reibungen zwischen den streitenden Parteien das Blutvergießen zu verhindern, denn die muselmännische Bevölkerung dieses Platzes ist unruhiger, stolzer und bigotter als die irgend einer anderen Stadt im Gebiete der Compagnie. Selbst die sanften Hindu's sind bei solchen Gelegenheiten nicht leicht im Zaum zu halten. Dieser Ueber-

muth der Einwohner hat wohl hauptsächlich seinen Grund in ihrem außerordentlichen Wohlstande. Viele besitzen ungeheure Reichthümer, und einer derselben soll es sich, bei Gelegenheit einer öffentlichen Audienz, welche Lord Amherst hier gab, als er die oberen Gegenden besuchte, ein Lack Rupien haben kosten lassen, damit sein Name auf der Liste der Eingebornen, welche dem Gouverneur bei dieser Gelegenheit ihre Aufwartung machten, obenan gestellt werde.

Patna treibt einen ausgebreiteten Handel und hat berühmte Manufakturen von Tafellinnen und Wachskerzen. Es hat außerdem sehr geschickte Arbeiter in jedem Fache. Man macht hier sehr niedliche Vogelbauer, mit Elfenbein zierlich eingelegt und mit durchsichtigen Perlen auf die Drathstäbe gezogen. Vögel in Käfigen zu halten, ist eine besondere Liebhaberei der Einwohner. — Es werden auch große Geschäfte mit Opium gemacht. Der Boden ist dem Kartoffelbau sehr günstig, den die Einwohner in Indien stark betreiben. Reis wächst hauptsächlich nur in den niedren Marschländern Bengalens, und wird anderwärts wenig gebaut; auch ist er nicht das Haupt-Nahrungsmittel der Einwohner Patna's; diese essen zu ihren Karris lieber Kuchen von feinem Weizenmehl, die aber theuer sind, weil sie weit hergebracht werden.

Die Straßen von Patna kann man nur zu Pferde oder auf Elephanten passiren, weil sie für jedes Räderfuhrwerk zu eng sind, außer für den Rhut der Eingebornen, ein knarrendes, wackelndes und ungeschicktes Fuhrwerk, in welchem die vornehmen Frauen, wenn sie reisen oder Besuche machen, durch dicke Vorhänge allen Augen verborgen, niedergekauert sitzen. Die besten Häuser sind nach dem Flusse zu gebaut. Von der Straßenseite haben viele derselben ein trauriges Ansehen, indem sie nichts als kahle weiße Mauern darbieten, die im oberen Stock einige kleine Fensterchen haben. Die Häuser der niederen Klassen sind von sehr schlechter Beschaffenheit; sie haben fast ein Chinesisches Ansehen, indem jedes obere Stockwerk immer kleiner ist, als das untere, und um jedes derselben eine Veranda läuft. Sie stehen gewöhnlich auf einer Art von Plateforme, die ungefähr einen Fuß hoch ist. Das Haus nimmt nur den mittleren Theil der Plateforme ein, so daß rund um dasselbe ein Rand bleibt, der oft noch unter der Veranda hervortritt, und eine Art von Ladentisch bildet, auf welchen die geringeren Krämer ihre Waaren in Körben ausstreuen, denn die reicheren und feineren Artikel werden in Indien nie öffentlich ausgelegt. Die Läden der Hultens oder Apotheker nehmen sich am besten aus; man sieht darin Kräuter aller Art sehr sauber geordnet liegen, was einen hübschen Anblick gewährt.

Wer den Schmutz und die Hitze einer enggebauten Stadt nicht scheut, kann, wenn er Patna Abends besucht, manche Unterhaltung finden. Die Straßen sind gedrängt voll. Die ganze männliche Bevölkerung schwärmt umher, oder versammelt sich auf den Veranda's, um ihren Hukah zu rauchen und der Scene unter ihnen zuzusehen. Palankine, Sänften und Fuhrwerke drängen sich durch die Menschenmasse, und die begleitenden Diener suchen durch jedes Mittel ihren Herrschaften Platz zu machen. Die Krambuden sind alle erleuchtet, und mit zunehmender Dunkelheit erhalten die düsteren Gebäude, die gegen das dunkle Blau des mit unzähligen Sternen prangenden Himmels hinansteigen, ein feierliches und imposantes Ansehen. Patna gewährt um diese Zeit einen prächtigen Anblick, und erscheint als ein würdiger Wohnsitz der prachtliebenden Mongolen.

An der anderen Seite des Flusses, zu Hadschipur, wird alljährlich eine Messe gehalten, welche eine große Menschenmenge, sowohl Eingeborne als Europäer, herbeizieht. Die Messe findet in der besten Jahreszeit statt, wenn die kühle Witterung anfängt. Die Fremden schlagen ihre Zelte in der Ebene auf und bilden große Lager; die Eingebornen und die Europäer natürlich an verschiedenen Plätzen. Die Letzteren belustigen sich hauptsächlich mit Maskeraden und theatralischen Vorstellungen. Die Meßgeschäfte sind nur Nebensache, doch kann man hier die reichsten Productionen des Ostens kaufen: Shawls, Perlen, goldenen Schmuck und Edelsteine. Am Abend wird die Scene höchst malerisch. Alle Speisen, für Eingeborne sowohl als Europäer, werden im Freien bereitet. Unzählige Feuer werden zu diesem Zwecke angezündet. Um manche derselben sieht man die Diener der Vornehmen, mit ihren Turbanen auf den Köpfen, welche für ihre Herren das Mahl bereiten; Andere, in lumpigem Anzug, strecken ihre schwarzen Gesichter über den Kessel, der ihre Speisen enthält, und nehmen sich, beim Schein der auflodernden Flamme, wie Dämonen aus, die irgend einen höllischen Trank brauen. Einige schlafen, Einige rauchen, Andere singen und schlagen ihren Tom-Tom dazu; dazwischen steigen bunt gekleidete Damen aus ihren Fuhrwerken und treten in die bereits erleuchteten Zelte.

Während der günstigen Jahreszeit kann man in Indien ruhig sein Lager im Freien aufschlagen, und hat von der Unbeständigkeit der Witterung nichts zu fürchten. Ist man aber in der schlimmen Jahreszeit genöthigt, unter Zelten zu kampiren, dann ist man oft sehr furchtbaren Unfällen ausgesetzt. Bei einer gewissen Gelegenheit wollten die Offiziere eines Regiments, welches zur Zeit der veränderlichen Witterung einen langen Marsch zu machen hatte, denen eines anderen Corps, mit welchem sie zusammentrafen, ein Mittagsmahl geben. Es wurden große Anstalten gemacht. Der oberste Chansamah (Haushofmeister) that sein Bestes, schaffte die kostbarsten Gegenstände Europäischer Leckerei herbei, und richtete ein großes Gemetzel unter den Schafen und dem Federvieh an. Alles war auf's beste und reichlichste zubereitet, und versprach ein Gastmahl, welches das Herz eines Indischen Maître d'hôtel stets mit Wonne erfüllt; denn obgleich er um keinen Preis auch nur Einen Tropfen von der Brühe kosten würde, die er für einen Europäischen Tisch bereitet, so blickt er doch mit Stolz und Freude auf die lange Reihe von Schüsseln, womit er die Tafel seines Herrn besetzt hat. Aber ach! eben als man das Essen auftragen wollte, kam ein furchtbarer Windstoß über die Ebene und bedeckte Feuer, Töpfe, Pfannen und alle Speisen mit Flugsand. Die Verzweiflung der Diener bei dieser furchtbaren Katastrophe ist kaum zu beschreiben. Heftig in allen ihren Geberden, schlugen sich Einige an die Brust, Andere rauften sich die Haare aus, während die etwas Besonneneren nach den Schinken griffen, um wenigstens diese einzigen Trümmer eines glänzenden Gastmahls zu retten. Der Sand war überall eingedrungen und hatte Alles überschwemmt. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Aeußere von den Schinken und Hammelkeulen abzuschälen, und diese traurigen Reste brachte der betrübte Chansamah, nachdem der erste Ausbruch seiner Verzweiflung vorüber war, auf den Tisch, indem er dabei den hungrigen Gästen gravitätisch ankündigte, es wäre der Wille des Himmels, daß sie heute nicht speisen sollten. Indeß ereignen sich solche Unfälle selten, selbst in der schlimmsten Jahreszeit; denn bei dem geringsten Anzeichen eines nahenden Sturmes nehmen die Diener sogleich ihre Maßregeln, um die Speisen in Sicherheit zu bringen, und bei plötzlichen Regengüssen sieht man sie oft, bis an die Kniee im Wasser watend, die dampfenden Schüsseln auf ihren Köpfen von dem Kochplatz nach dem Speisezelt tragen.

Eine Beschreibung von Patna würde sehr unvollständig seyn, wenn man einen höchst interessanten Platz in der Nachbarschaft unerwähnt ließe, nämlich den Meierhof Digah, ein sehr ausgedehntes Etablissement des Herrn Havell, der sein Geschäft mit einer Großartigkeit betreibt, die in Indien ohne gleichen ist. Es giebt nämlich auf den Hauptstationen eine Klasse von Europäern, die sich Lieferanten (Provisioners) nennen, ein Name, der ihrem Geschäft vollkommen entspricht. Der vornehmste unter ihnen ist Herr Havell. Seine großen und schönen Packhöfe sind mit allen Arten von Hantierung auf's reichlichste versehen. Außerdem hält er ein Waarenlager von den mannigfachsten Gegenständen, die nur irgend dem Luxus oder den Feinschmeckern dienen. Juwelen, Putzsachen, Porzellan, Glas, Möbel, fremde Früchte, Schinken, Saucen, Confitüren und eine unendliche Reihe anderer Dinge. Auch mit Kutschen, Pferden, Wein, Bier, geistigen Getränken handelt er. Kurz Alles, was zur vollständigsten und prächtigsten Einrichtung gehört, findet man in diesem unermeßlichen Waarenlager. Die Gärten von Digah sind sehr schön angelegt und bepflanzt. Man findet darin die schönsten Europäischen Blumen, welche hier herrlich gedeihen, und die einheimischen, nebst allen Arten köstlicher Früchte, erlangen hier eine weit größere Vollkommenheit, als in anderen weniger sorgfältig unterhaltenen Gärten. Alles, was den Fluß hinauf und herab fährt, hält hier an; ein Jeder versieht sich gern zu Digah mit seinen Bedürfnissen. Alle Ankömmlinge werden von Herrn Havell auf das zuvorkommendste behandelt; die prachtvollen Gärten stehen ihnen offen, und es wird während ihres Aufenthalts auf jede Art für ihre Bequemlichkeit und ihr Vergnügen gesorgt. Daß die Preise hier ziemlich hoch seyn müssen, begreift man leicht, wenn man die ungeheuren Kosten eines so umfassenden Etablissements bedenkt. Den größten Theil des Jahres werden gegen 1000 Personen zu Digah beschäftigt, deren Lohn eine ungeheure Summe betragen muß. Es giebt in den oberen Gegenden noch mehrere Meierhöfe dieser Art, wiewohl nach kleinerem Maaßstabe. Unter diesen ist der des Herrn Dickson besonders berühmt. Dieser zieht in seinen Weingärten einen Wein, der dem von Constantia völlig gleich kommt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn man sich in Indien mehr auf den Weinbau legte, man das Land mit inländischen Weinen versehen könnte, die den Europäischen in keiner Art nachstehen würden. Doch müßten die Europäischen Ansiedler das Beispiel hierzu geben: denn wo die Natur so viel gethan hat, begnügen sich die Indier für sich selbst mit ihren Erzeugnissen und halten jede weitere Arbeit für überflüssig. Dennoch, wenn sie erst in dem Weinhandel eine Quelle des Gewinnes sehen, werden sie sich bald mit dem nöthigen Verfahren bekannt machen; denn obgleich sie den Neuerungen abhold sind und sich begnügen, gerade so zu leben, wie ihre Voreltern gelebt haben, so wissen sie sich doch sehr bald die Künste anzueignen, welche die Fremden einführen, und wenn nur hinlänglicher Absatz ist, so liefern sie jeden Artikel, der in Indien gezogen oder verfertigt werden kann, eben so gut, wie die Europäer und für die Hälfte des Preises. Allein die Europäer halten es zu wenig der Mühe werth, die Eingebornen zu unterrichten, und daher kommt es, daß so viele Gegenstände, die hier vortrefflich seyn müßten, als Kälber, Federvieh, Butter rc. rc., äußerst schlecht sind und man auf den üppigsten Tafeln Dinge vermißt, die mit wenigen Kenntnissen und einem sehr geringen Aufwand an Geld und Zeit zu erlangen wären.

(Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— Englische Gärten in Frankreich. Der natürliche oder Englische Stil in den Anlagen von Gärten wird in Frankreich weder allgemein verstanden, noch gehörig geschätzt, und zwar, wie wir glauben, hauptsächlich, weil es im ganzen Königreich, so weit wir gesehen und erfahren haben, nicht Ein gutes Muster desselben giebt. Es fehlt in manchen Gegenden nicht an romantischen Anlagen; doch überall vermißt man den dichten grünen Rasen, immergrüne Stauden und einen festen Kiesboden. Diese natürlichen Mängel werden nur noch sichtbarer durch zu große Künstelei, durch die vielen Alleen, Ruheplätze und Gebäude und die sparsam gepflanzten Bäume und Sträucher.

(London's Gardner's Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Freitag den 17. Mai 1833.

Portugal.

Zur Geschichte der Portugiesischen Literatur.

I. Dichtkunst.*)

Wer das Portugiesische als einen verdorbenen Dialekt des Spanischen betrachtet, ist im Irrthum. Es sind zwei gleich reiche und schöne Idiome, wie die beiden Zweige des Griechischen: das Attische und Jonische. Die Portugiesischen Literaten rühmen sich, daß ihre Sprache die erstgeborne Tochter der Lateinischen sey. Diese Tochter Roms wurde eine Sklavin der Gothen und Mauren; indeß ist doch die Lateinische Mutter in Portugal vorherrschender, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Die Portugiesische Sprache hat eben so viel vom Arabischen, wie die Spanische, aber sie wußte sich von den Kehllauten frei zu erhalten. Es wäre interessant, zu untersuchen, auf welche Weise diese Laute sich in die Aussprache des Spanischen eingeschlichen haben. Im ersten Jahrhundert der Kastilischen Literatur existirten sie bestimmt noch nicht. Die längere und genaue Verbindung der Kastilianer mit den Arabern und Mauren giebt noch keine hinlängliche Erklärung; denn wenn auch die Portugiesen weit früher als die Spanier ihr Land von diesen Eroberern befreiten, so blieb dagegen ihr Verkehr mit denselben in Afrika und dem Orient sehr ausgedehnt, und doch wußten sie ihren Wörterschatz zu vermehren, ohne dem Wohlklang ihrer Sprache zu schaden.

In Portugal, wie überall, war die Poesie früher da, als die Prosa. Die ersten bekannten Portugiesischen Dichter sind diejenigen, welche das Cancioneiro von Resende enthält, eine reiche Sammlung, die größtentheils aus den Dichtern der Regierungszeit Alphons' V. und seines Sohnes besteht, welche aber auch einige ältere Dichtungen vom König Dom Pedro enthält, den seine unglückliche Liebe zu Ines de Castro berühmt gemacht hat. Man hat eine sonderbare Anekdote in Bezug auf diese Sammlung. Der erste Traktat, den der König von Pegu mit einem Europäischen Volke schloß, wurde auf das Cancioneiro, statt auf die Bibel oder das Breviarium, beschworen. Das Breviarium am Bord des Schiffes war alt und schmutzig. Der Gesandte besaß zufällig ein Exemplar des damals kürzlich erschienenen Cancioneiro, und da dieses Buch gut gebunden und von stattlichem Format war, so ließ er es sich von dem Kaplan mit aller religiösen Formalität reichen, damit die Heiden von der Ehrfurcht der Christen für ihr Religionsbuch keine schlechte Idee bekämen. Als der oberste Kaulin oder Kahan mit lauter Stimme eine Stelle aus seinem Religionsbuch vorgelesen hatte, that der Gesandte, Johann Correa, dasselbe. Er schlug das Cancioneiro auf und traf gerade auf eine Umschreibung des Salomonischen Textes: „Eitelkeit der Eitelkeiten; Alles ist eitel." Dieser Zufall machte einen religiösen Eindruck auf die Gemüther, und Joh. Correa versicherte bei seiner Zurückkunft nach Lissabon, daß er eben so andächtig geschworen hätte und seinen Eid für eben so heilig hielte, als wenn er ihn auf das Evangelium geleistet hätte. Dieses Buch ist eines der seltensten in der Portugiesischen Literatur. Mehrere Stellen sind von der Inquisition sorgfältig gestrichen worden. Allein zum Glück war die Dinte der Inquisition nicht so dauerhaft, als die Buchdruckerschwärze, und ketzerischen Augen gelingt es oft, die verbotenen Verse wieder herzustellen. Einige von diesen Stellen zeugen nur von der Rohheit des Zeitalters; andere sind Proben einer mehr charakteristischen und merkwürdigen profanen Poesie, die aber gewiß nicht von Mangel an Frömmigkeit herrührete. So z. B. ein Gedicht, an die Königin Isabelle von Kastilien gerichtet, in welchem der sinnreiche Dichter sagt, daß, wenn sie zur Zeit der Jungfrau Maria gelebt hätte, Christus sie vorzugsweise zu seiner Mutter gewählt haben würde. Diese Sammlung enthält kein erzählendes Gedicht; es sind bloß satirische Verse, gereimte Komplimente, verliebte oder elegische Gedichte ꝛc. ꝛc.

Die Volks-Romanzen der Portugiesen sind verloren gegangen. Beita hatte um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eine reiche Sammlung derselben gesehen, welche dem Marquis von Marialva gehörte; allein sie gerieth in schlechte Hände, und es sind nichts als einige unvollständige Fragmente davon übrig geblieben. Spanien ist reich an Dichtungen dieser Art, die größtentheils auf die Kriege mit den Mauren im 16ten und 17ten Jahrhundert Bezug haben. Um diese Zeit waren die Portugiesen schon so lange von den Söhnen Mohamed's befreit, daß das Volk sich um die Traditionen ihrer Eroberung eben so wenig kümmerte, als die Engländer um die der Pikten, oder die Franzosen um die der Franken. Die Helden, welche die Portugiesischen Volksdichter lieber besungen hätten, waren diejenigen, welche sich kürzlich gegen die Spanier ausgezeichnet hatten; allein dies war ein verbotenes Thema in einem Lande, welches damals unter dem Spanischen Joche seufzte. Der Klerus hatte ebenfalls jeder populairen Poesie, als profan, den Krieg erklärt. Endlich ist noch die Portugiesische Sprache sehr reich an Reimen, wie die Italiänische. Dieser Reichthum erzeugt viele Reimschmiede; der Improvisator verdrängt den Balladensänger; ein elender Tausch, durch welchen man viel, sehr viel verliert, ohne etwas zu gewinnen.

Die Spanier erkennen an, daß die älteste Form ihrer Poesie ihnen von Galizien und Portugal zukam. Die gegenwärtige Form in beiden Königreichen ist Italiänischen Ursprungs. Der Venetianer Navagero war es, welcher diese Revolution in ihrer Literatur hervorbrachte. Während er in Spanien Gesandter war, überredete er Boscan, die Italiänische Form der Nationalform vorzuziehen, und seit dieser Zeit wurde der Oktavreim das heroische Metrum, die Terzine das moralische oder satirische, und die Sonnette wurden in Spanien eben so häufig wie in Italien. Das Beispiel Boscan's wurde in Portugal von Francesco de Sa de Miranda nachgeahmt, der im Jahre 1495 geboren war. Man erzählt einige interessante Anekdoten von diesem Dichter. Eine Stelle in seinen Eklogen hatte eine Dame von sehr hohem Range und großem Einfluß beleidigt. Er weigerte sich, eine Erläuterung zu geben, bis sie gerechtfertigt hätte, obgleich ihre Ungnade ihm jede Gunst am Hofe verschließen mußte. Er begab sich ruhig auf sein väterliches Gut und machte der Donna Brianja de Azevedo, die er nie gesehen hatte, und die weder schön noch jung war, Heiraths-Anträge. Die Brüder der Dame, welche die Unterhandlung betrieben, wollten nichts abschließen, bis er sie gesehen hatte. Sa de Miranda hielt eine originelle Anrede an Donna Brianja; er überreichte ihr nämlich seinen Stock mit den Worten: „Bestrafen Sie mich mit diesem Stock, Madame, dafür, daß ich so spät komme." Er hatte indeß eine sehr gute Wahl getroffen. Sie war gleich trefflich als Gattin, als Mutter und als Gebieterin. Das Andenken ihrer Tugenden wurde mehr als funfzig Jahre nach ihrem Tode noch geehrt, und Sa de Miranda konnte sich nie über ihren Verlust zufrieden geben. Er überlebte sie drei Jahre in einem Zustand von Melancholie, der an Wahnsinn gränzte; denn von ihrem Todestage an kämmte er seinen Bart nicht mehr, ließ die Nägel wachsen, beantwortete keinen Brief, ging nicht aus dem Hause, außer in die Kirche, und machte keine Verse weiter, als ein Sonnett auf ihren Tod.

Sa de Miranda kann gewissermaßen als der Reformator der Portugiesischen Sprache angesehen werden. Er trug viel dazu bei, sie zu latinisiren, indem er den regelmäßigen Superlativ und andere Neuerungen einführte, welche beweisen, daß sie vor ihm noch keine feste Gestalt hatte. Was den intellektuellen Theil seiner Gedichte betrifft, so athmeten sie eine so reine Moral, daß man sie auf der Kanzel citirte. Er hat nur den Fehler, etwas kalt zu seyn. Er gefällt, ohne zu verführen; er unterhält den Leser, aber er rührt ihn nicht. Obgleich ohne Affektation, sieht man seinen Versen doch die Arbeit und die Feile zu sehr an. Er sagt selbst in einem seiner Sonnette, welches er an einen gleichzeitigen Dichter richtet, daß er nicht aufhöre, seine Verse zu belecken, wie eine Bärin ihre Jungen:

> „Os meus se nunca acabo de os lambar
> Como Ursa aos filhos mal proporcionados."

Das Manuskript seiner Gedichte war überall mit Varianten durchschossen, wovon mehrere, bei denen ein Fragezeichen stand, ungewiß ließen, was er vorzog. Als seine Enkelin den Don Fernando Correa Sotomayor, einen Galizischen Hidalgo, heirathete, wurden diese eigenhändigen Manuskripte des Verfassers zu einem hohen Preise abgeschätzt und von Sotomayor als ein Theil der Mitgift seiner Frau angenommen; ein ehrenvoller Beweis von seiner Liebe zur Literatur und von der Achtung, in welcher damals der Dichter stand.

Der Nachfolger des Sa de Miranda war Antonio Ferreira, der ihn im Sonnett, in der Elegie und in der Horazischen Epistel nachahmte und auch Epigramme, Oden und Hochzeits-Gedichte verfertigte. Er strebte indeß nach Höherem. Trissino's „Sophonisbe" war die erste regelmäßige Tragödie neuerer Zeiten. Die „Ines de Castro" von Ferreira war die zweite. Ferreira war auch, wie man sagt, der erste, der den Verso sciolto des Trissino nachahmte. Einige seiner Chöre sind in Sapphischen Versen. Er übertraf seinen Meister. Sein Stil ist sanfter, blühender, fließender und viel anmuthsvoller.

*) Vergl. mit diesem Artikel den in Nr. 142 des Magazins vom J. 1832 befindlichen über die Portugiesischen Dichter.

Horaz war sein Lieblingsdichter; dies zeigt schon die Tendenz seines Charakters an; es war aber besonders der sentenziöse Horaz, der ihm gefiel. Er nützte gern durch direkte Lehren und zeigt unter allen Dichtern seines Landes am wenigsten schimmernden Witz.*)

Wenn diese Dichter, die man als die Väter der Portugiesischen Literatur betrachten kann, auch dem Dante und Chaucer nicht an die Seite gesetzt werden können, so vergesse man nicht, daß Dante noch jetzt in Italien seines Gleichen nicht hat, und daß, außer Shakespear und Milton, England keinen Dichter hervorbrachte, der über Chaucer stände. Es war kein kleines Verdienst von Sa de Miranda und Ferreira, in ihrer Muttersprache zu schreiben, zu einer Zeit, wo das Lateinische die Sprache der Gelehrten und aller Literaten war. Pedro de Andrade Caminha war ein Freund von Sa de Miranda und Ferreira, aber seine Stücke tragen den Rost der alten Zeiten, bis auf einige Stellen, denen er, vermöge der Berührung mit seinen Freunden, einige Feile gab.

Diego Bernardès, der Zeitgenosse dieser Schriftsteller, hat ein höheres Talent. Don Francesco Manoël sagt von ihm, er sey ein Dichter des gelobten Landes, lauter Milch und Honig. Francesco Manoël sagt dies zwar satirisch, allein es ist buchstäblich wahr, daß Bernardès einen sehr sanften und fließenden Stil hat. Bernardès begleitete den Dom Sebastian auf seiner unglücklichen Expedition nach Afrika. Vor seiner Abreise schrieb er ein Sonnett, worin er ihm den Sieg verhieß und behauptete, daß, wenn ein solcher König mit dem Panier des Kreuzes auszöge, die Unterwerfung Afrika's nicht fehlen könnte. Ein Blatt weiter liest man, gleich nach dieser unglücklichen Prophezeiung, die Elegieen, die der Dichter als Gefangener in der Barbarei schrieb, und wo er, die Thorheiten Dom Sebastians eben so sehr als sein Unglück beklagend, die Frage aufwirft, wie derselbe von so vielem unschuldig vergossenen Blute Rechenschaft geben wolle.

Zur Schande aller dieser Dichter muß man rügen, daß sie, während sie einander um die Wette empfehlen und jedem Reimschmidt ihres Ranges Lob spenden, niemals doch des Camoëns gedenken. Selbst vornehm und reich, hatten sie nur Lobeserhebungen für diejenigen, die, wie sie, vornehm und reich waren. Camoëns war ihnen an Naturgaben unendlich überlegen, allein zum Unglück war er arm, und im Bewußtseyn, wie tief sie unter ihm standen, gaben sie sich das Ansehen, den Gegenstand ihres Neides zu vernachlässigen oder zu verachten. Sie wollten sich nicht herabsetzen, indem sie das dürftige Genie erhoben, das Genie aber würdigte sie keiner Beachtung. Wir weisen übrigens dem Camoëns hier nur beiläufig seinen Platz an; er verdient einen besonderen Artikel.

Die heroische Poesie war in jenem Jahrhundert mehr unter den Dichtern als unter ihren Lesern Mode. Die Portugiesischen Helden haben nicht zu klagen, wie die vor Agamemnon's Zeiten. Ihre Thaten, kaum vollbracht, wurden nicht allein in Sonneten und Oden, sondern eben so weitschweifig besungen, wie der Zorn des Achilles. Die Portugiesischen Dichter feierten jedes glorreiche Ereigniß ihrer Geschichte; den Infanten Heinrich, den Stifter ihrer Monarchie, und ihren ersten König, Alphons Henriquez; ihre Befreiung von dem Kastilianischen Joche durch die Politik Johann's I.; die ritterliche Tapferkeit des Nunalvarez Pereira und den Patriotismus des Volks; ihre Siege in Afrika und die Niederlage des Dom Sebastian; die Entdeckung von Indien und die Eroberung von Goa und Malacca; die beiden Belagerungen von Diu und die Abenteuer der ersten Kolonisten von Bahia, und damit es kein öffentliches Ereigniß gäbe, das nicht in einem Gedicht verewigt würde, wurde eine Epopöe auf die Heirath Katharina's von Portugal mit Karl II. von England und seine Bekehrung zum Katholizismus geschrieben. In unseren Zeiten erschien eine über den Wieder-Aufbau von Lissabon nach dem Erdbeben. Aus der Fabelzeit nahmen die Portugiesen den Ulysses für einen National-Helden und aus der alten Geschichte den Viriathus, dessen Andenken ihnen mit Recht theuer ist. Einige dieser Gedichte sind knechtische Nachahmungen des Tasso; andere, ohne Vorbild, sind unglücklicher Weise von Schriftstellern, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Man findet in diesen weitläufigen Werken Stellen von großer Schönheit, noch öfter aber Beispiele einer seltsamen Absurdität.

Die achtsylbige Stanze ist das gewöhnliche Metrum aller dieser Gedichte. Einige Kritiker haben behauptet, dieses Versmaaß eigne sich nicht zur erzählenden Gattung; sie bedachten nicht, daß Alles auf das Genie des Dichters ankommt. Hieronymus Cortereal schrieb in versi sciolti. Nie hat ein Schriftsteller die Epitheta so tautologisch auf einander gehäuft, als dieser Dichter in seinem „Schiffbruch des Sepulveda" und seiner „zweiten Belagerung von Diu." Francesco de Pina e de Mello bedient sich mitunter reimloser Verse, welche zugleich eine Nachahmung der Französischen Alexandriner seyn sollen. Dies geschieht besonders in seiner „Eroberung von Goa" und in dem „Triumph der Religion", den er sein epi-polemisches Gedicht nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

O Calendario nacional. (National-Kalender.) Porto. Pr. 120 Rs.

Ensaio sobre o processo civil por meio de jurados e juizes de direito. Por um Jurisconsulto Portuguez. (Der Portugiesische Civil-Prozeß.) Pr. 480 Rs.

Portuguese grammar. (Englisch-Portugiesische Grammatik.) Von Vieira. Pr. 940 Rs.

*) Der Nationalstolz der Portugiesen giebt nicht zu, daß Ferreira den Trissino nachgeahmt habe; vielmehr behaupten sie, daß das Trauerspiel des Ersteren (Ines de Castro) gleichzeitig mit dem des Letzteren (Sofonisba) erschienen sey. Sie nennen Ferreira den „Vater der Portugiesischen Dichtkunst, den Dichter der Vernunft und Tugend."

England.

Robert Southey's Geschichte der Britischen Seemacht.

(Schluß.)

Richard's Abenteuer und Charakter sind zu allgemein bekannt, als daß wir hoffen dürften, unseren Lesern viel Neues über ihn zu sagen, obgleich das Buch manche interessante Details über seinen Kreuzzug bis zur Ankunft in Palästina enthält; denn seine Thaten im gelobten Lande selbst drückt der Verfasser kaum mit wenigen Worten. Eine Anekdote indeß ist zu charakteristisch, um sie hier zu übergehen.

„Richard war in Italien gelandet (wo er, beiläufig gesagt, sich weigerte, die von Lastern und Sünden aller Art so sehr befleckte Hauptstadt der christlichen Welt zu besuchen), hatte die vorzüglichsten Städte Unter-Italiens besucht und ritt von Mileto der Meeresküste an der Straße von Messina zu, wo seine Flotte ihn aufnehmen sollte, als er erfuhr, ein Bauer besäße einen Falken. Richard, als könnte er die Jagd-Gesetze seines Landes auch hier geltend machen, trat in die Hütte, um sich des Falken zu bemächtigen und auf dem Wege die Zeit mit der Jagd zu vertreiben. Allein der Bauer widersetzte sich der Gewalt. Die Nachbarn nahmen sich seiner an; sie gingen dem Könige mit Stöcken und Steinen zu Leibe, und einer zog sogar sein Messer gegen ihn. Richard schlug nach diesem Kerl mit dem flachen Schwerdt, sey es aus Menschlichkeit, oder weil er es verschmähte, die Schärfe zu gebrauchen, vielleicht auch, weil er sich heimlich bewußt war, der Veranlasser des Streites gewesen zu seyn. Das Schwerdt brach, und er mußte sich nun ebenfalls der Steine zu seiner Vertheidigung bedienen. Doch selbst Löwenherz vermochte unbewaffnet nichts gegen einen Haufen kräftiger Bursche, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, und er hätte hier vielleicht einen noch unrühmlicheren Tod gefunden, als den, welcher ihn nach allen seinen Heldenthaten erwartete, wäre nicht eine Abtei in der Nähe gewesen, in die er flüchtete."

Wie sehr man beim Kreuzheere die Nothwendigkeit einer strengen Polizei erkannte, deren Vernachlässigung über die früheren Kreuzfahrer so viel Unheil gebracht hatte, und wie mangelhaft ihre Einrichtung dennoch war, geht aus folgender Verordnung hervor, welche Richard, in Gemeinschaft mit Philipp August von Frankreich, seinem bisherigen Gefährten auf dem Kreuzzuge, erließ.

„Keinem Kreuzfahrer oder Pilger, wie man sie nennt, der auf diesem Zuge sterben sollte, ist es vergönnt, etwas von seinem Eigenthume in seine Heimath zu senden; doch steht es ihm frei, über die Hälfte seiner Habe, als: Waffen, Pferde, Gepäcke rc., auf andere Weise zu verfügen; die andere Hälfte aber soll gewissen Personen übergeben werden, die man zu diesem Zwecke ernennen wird, um den Betrag zu Führung des heiligen Krieges zu verwenden. Jedes Spiel um Geld ist verboten, mit der Ausnahme, daß die beiden Könige spielen dürfen und auch ihrer Dienerschaft gestatten können, in ihrer Gegenwart ein Gleiches zu thun; doch darf der Verlust in 24 Stunden nicht 20 Schilling übersteigen. Ritter und Kaplane dürfen bis zu demselben Betrage spielen, doch sollen sie das Vierfache als Strafe erlegen, so oft sie mehr als die oben bestimmte Summe verlieren. Die Diener der Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen, Barone dürfen ebenfalls auf ihrer Herren Geheiß spielen; findet es sich aber, daß irgend ein Diener ohne solche Erlaubniß spielt, so soll er drei Tage nach einander nackt rund um das Lager gepeitscht werden. Sind es Seeleute, die sich dies Vergehen zu Schulden kommen lassen, so sollen sie drei Morgen nach einander untergetaucht werden. Jeder Andere von niederem Stande, der weder Kaplan noch Ritter ist, soll, gleich den Dienern, gepeitscht werden. Alle diese Sträflinge jedoch können sich durch eine Geldsumme loskaufen, welche von dem Gutdünken der oben erwähnten Personen abhängen soll, denen die Hälfte des Nachlasses der Verstorbenen anvertraut worden, und solche Strafgelder sollen ebenfalls zur Bestreitung der Kriegskosten verwendet werden. Ein Pilger, der von einem anderen während der Expedition borgt, ist zum Zahlen verpflichtet. Ist aber die Schuld vor dem Beginn der Unternehmung gemacht worden, so braucht er nicht eher zu zahlen, als nach der Rückkehr in die Heimath. Niemand soll den Diener oder Miethssoldaten eines Anderen bei sich behalten, wenn ein solcher seinen Herrn ohne Erlaubniß verlassen hat; die Uebertretung wird mit einer noch zu bestimmenden Geldstrafe geahndet. Innerhalb des Lagers soll kein Kleinhandel mit Brod oder Mehl stattfinden, es wäre denn von Fremden in's Lager gebracht. Auch soll nichts Anderes im Lager oder innerhalb einer Meile in dessen Bereich aufgekauft werden, um es wieder zu verkaufen, mit Ausnahme von Vieh, um es im Lager zu schlachten. Das zum Verkauf gebotene Brod soll die Größe eines Penny-Laibs haben, wo denn der Englische Penny zu 4 Französischen Pence (vermuthlich Deniers) gerechnet werden soll. Andere Krämer, was sie auch für Waaren führen, sollen nicht mehr als zehn pro Cent Gewinn nehmen. Des Königs Münze darf nicht zurückgewiesen werden, wenn sie innerhalb des Randes ganz ist."

Auch an Meerwundern fehlte es in jener Zeit nicht.

„Ein merkwürdiger Umstand soll sich in den ersten Jahren der Regierung dieses Königes (Johann) zugetragen haben. Einige Fischer von Orford fingen in ihren Netzen ein Geschöpf, welches die Chronikenschreiber einen Fisch nennen, aber folgendermaßen beschreiben: „„Es glich an Gestalt einem wilden Manne. Es war nackt, und alle seine Glieder zeigten die richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers. Es hatte Haare an denjenigen Theilen seines Leibes, wo sie gewöhnlich gefunden werden, und nur der obere Theil seines Schädels war kahl. Sein Bart war lang und struppig und seine Brust ebenfalls behaart."" Die Fischer brachten ihn dem Sir

Bartholomäus Glanville, der damals Schloß Orford bewohnte. Als man dem Fisch-Menschen Speise vorsetzte, verschlang er sie mit Begierde. Er aß Fische, sie mochten roh oder gekocht seyn, nur drückte er die rohen so lange in seinen Händen zusammen, bis alle Feuchtigkeit herausgepreßt war. Mit Sonnenuntergang suchte er sein Lager auf und verließ es mit Sonnenaufgang. Er konnte oder wollte kein artikulirtes Wort hervorbringen, obgleich sie, um ihn zum Reden zu zwingen, ihn an den Beinen aufhingen und grausam marterten. Späterhin mußten sie ihn wohl menschlicher behandelt haben und er von sehr versöhnlicher Natur gewesen seyn, denn es scheint, daß er sich gern darein ergab, am Lande zu leben. Eines Tages nahmen sie ihn mit an den Hafen, und nachdem sie einen Theil desselben mit starken Netzen umstellt hatten, um, nach ihrer Meinung, sein Entwischen zu verhindern, ließen sie ihn zu seiner Ergötzlichkeit in's Wasser springen. Er tauchte sogleich unter die Netze, kam außerhalb derselben zum Vorschein und trieb sein Spiel damit, gleichsam als wollte er seine Wärter höhnen, dann kehrte er freiwillig zu ihnen zurück und blieb noch zwei Monate bei ihnen. Endlich mußte er wohl des Lebens am Lande überdrüssig seyn, denn er nahm die Gelegenheit wahr, sich davon zu stehlen und in die See zurück zu kehren."

In unseren Zeiten wäre der gute Mann nicht so wohlfeilen Kaufes davongekommen. Man hätte ihn in ganz Europa herumgeführt und für Geld gezeigt.

So weit wäre Alles recht gut. Der Verf. schreibt ein Mährchen nach, und wir finden es unterhaltend. Wenn er aber dann weiter fortfährt:

„So sonderbar diese Geschichte scheint, und so unglaublich die meisten Leser sie finden werden, so haben wir sie doch hier aufgenommen, weil unwiderlegliche Beweise vorhanden sind, daß ein ähnliches Ereigniß sich in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts an der Spanischen Küste zutrug, mit dem merkwürdigen Unterschiede, daß der Wassermann wiedererkannt wurde, als einer, den man beim Baden ertrunken glaubte. Man brachte ihn zurück in seiner Mutter Haus, wo er neun Jahr blieb, dann aber zog er wieder ins Wasser."

Und in einer Note hinzufügt:

„Die Geschichte findet sich in Feyjo's Theatro critico. Tom. VIII. disc. 8., wo sie mit so umständlichen Beweisen erzählt ist, daß, wer sie dennoch nicht glaubt, für seinen Glauben keinen anderen Prüfstein haben kann, als seinen eigenen Willen."

So wissen wir in der That nicht, was wir dazu sagen sollen. Wenn auch dem Dichter etwas mehr Empfänglichkeit für das Wunderbare gestattet ist, so soll doch der Historiker die Würde der Geschichte nicht so aus den Augen setzen.

Auch die Fische scheinen sich ehemals blutige Schlachten geliefert zu haben, obgleich die Anführer ihrer Truppen schwerlich durch feurige Anreden zum Kampf begeistern konnten.

„Das nächste Ereigniß zur See, welches unsere Chronikenschreiber erwähnen, ist eine große Schlacht zwischen den Seefischen an der Küste von England, so daß eilf Wallfische ans Land geworfen wurden, außer anderen großen und ungeheuren Fischen, welche durch empfangene Stöße oder Hiebe getödtet zu seyn schienen. Einer dieser mächtigen Fische, der lebendig in die Themse gelangte, wurde von den Fischern verfolgt und konnte kaum (so groß war er) zwischen den Pfeilern der Londonbrücke hindurchschwimmen. Zuletzt erlegten sie ihn mit Wurfspießen und anderen solchen Waffen vor des Königs Wohnhaus zu Mortlake."

Eine Lufterscheinung, wie die der sogenannten Fata Morgana, mußte wohl in damaligen Zeiten (1254) nicht weniger Aengstlichkeit als Bewunderung erregen.

„Am Vorabend des Beschneidungsfestes unseres Heilandes, um Nachtzeit, bei völlig klarer Luft und hellem Sternenlicht, acht Tage im Neumond, erblickte man die vollkommen ähnliche Gestalt eines mächtig großen Schiffes im Luftraume. Es wurde zuerst von einigen Mönchen aus St. Albans bemerkt, welche, da sie zu St. Amphibalon übernachteten, aufgestanden waren, um nach den Sternen zu sehen, ob es Zeit wäre, in die Frühmesse zu gehen. Als sie die seltsame Erscheinung wahrnahmen, riefen sie einige Bekannte, welche in der Nähe wohnten, um sie ihnen zu zeigen. Endlich schien es, als ob die Bohlen und Fugen des Schiffes auseinandergingen, bis es ganz in Luft zerfloß."

Das erste offizielle Bülletin über eine gewonnene Seeschlacht, dürfte unseren Lesern wohl kein uninteressantes Dokument scheinen. Es ist vom J. 1340 und nach dem großen Seesieg bei Sluys von Eduard III. an die Bischöfe und die Geistlichkeit von England gerichtet. Nach dem gewöhnlichen Gruße heißt es:

„Wir haben es für gut gefunden, Euch zur treuen und freudigen Nachricht die große Gnade, welche Gott in seiner Güte uns neulich erwiesen hat, mitzutheilen. Es ist Euch und anderen unserer getreuen Unterthanen nicht unbekannt, mit welchen ungestümen Kriegesstürmen wir auf dem Ocean zu kämpfen hatten. Doch wenn die tobenden Wellen mächtig sind, so ist der Herr über uns doch noch mächtiger, welcher den Sturm in Windstille verwandelte und uns in so großer Gefahr gnädiglich erhielt. Als wir nämlich jüngst dringender Ursachen wegen nach Flandern überschiffen wollten, so stellte uns der Herr Philipp von Valois, unser bitterer Feind, eine mächtige Flotte entgegen, in der Absicht, unsere Person gefangen zu nehmen, oder wenigstens unsere Reise zu hintertreiben, welches, wenn es ihm gelungen wäre, alle unsere großen Entwürfe vereitelt und uns selbst in große Verlegenheit gebracht hätte. Doch der barmherzige Gott, der uns von so großer Gefahr bedrängt sah, hat uns gnädiglich und gegen alle menschliche Erwartung hinlänglichen Beistand an tapferen Kriegern und günstigen Wind zugesendet, mit dessen Hülfe wir aus unserem Hafen in die See stachen, wo wir also gleich unseren Feind wahrnahmen, der, in guter Ordnung aufgestellt, bereit war, uns mit großen Streitkräften zu empfangen, gegen die uns aber dennoch unser Herr und Heiland in einem scharfen und heftigen Kampfe den Sieg verlieh, in welcher besagten Schlacht eine große Anzahl unserer Feinde aufgerieben und beinahe ihre ganze Flotte genommen wurde, jedoch nicht ohne einigen Verlust an unserer Seite, der aber in Vergleich zu dem ihrigen für nichts zu rechnen ist. Aus welchem Grunde wir nicht zweifeln, daß die Ueberfahrt inskünftige für unsere Unterthanen ruhiger und gefahrloser seyn wird, und noch manche andere Vortheile werden die Folgen dieses Sieges seyn, wie wir mit Grund hoffen. Weshalb wir in andächtiger Erwägung der uns so barmherzig verliehenen himmlischen Gnade Christo, unserem Herrn und Heiland, demüthigen Dank und Preis sagen und ihn bitten, wie er stets bereit war und noch ist, uns in Zeiten der Noth zu Hülfe zu kommen, so möge er uns auch fürder seine hülfreiche Hand reichen und uns hienieden so führen, daß wir einst in Ewigkeit mit ihm der himmlischen Freuden genießen mögen. Und gleichermaßen fordern wir auch Euren liebreichen Beistand, daß auch Ihr, Gott allein preisend, der das Werk so günstig für uns begann, bei Eurem öffentlichen Gottesdienste sowohl als besonderen Andachts-Uebungen uns dem Herrn brünstig anempfehlen möget, die wir hier in fremden Landen zu kämpfen haben und nicht allein suchen, unser Recht an Frankreich wieder zu erlangen, sondern das Wohl der ganzen katholischen Kirche zu fördern und unser Volk mit Gerechtigkeit zu regieren. Auch möget Ihr Euer Klerisei und das Volk auffordern, das Nämliche zu thun, daß sie alle zusammen den Namen unseres Heilandes für uns anrufen, daß er uns, seinem demüthigen Knecht, seine Gnade schenke und uns ein so folgsames Herz verleihe, damit wir hier auf Erden mit Gerechtigkeit herrschen und richten mögen, und nach seinen Befehlen handeln, auf daß wir das erlangen, was er uns durch unseren Herrn und Heiland verheißen."

Obgleich es damals noch keine Zeitungen gab, scheint es doch an falschen Neuigkeiten gar nicht gefehlt zu haben, so daß Eduard III. sich veranlaßt fand, strenge Verordnungen gegen die Verbreiter derselben zu erlassen.

„Philipp (v. Valois) bemühte sich nicht allein, die Schotten zu einem Einfalle in England anzureizen, sondern er suchte auch in England selbst Unruhen zu erregen. Es wurde daher Befehl gegeben, die Verordnung Eduard's I. wieder in Kraft zu setzen, „gegen diejenigen, welche so kühn seyn sollten, falsche Nachrichten oder Neuigkeiten zu erzählen oder zu verbreiten, wodurch Zwietracht oder Gelegenheit zu Zwietracht und Verunglimpfung entstehen könne zwischen dem Könige und seinem Volke oder den Großen des Reichs." Wer sich so verginge, sollte ergriffen und ins Gefängniß gesetzt werden, bis er den ersten Verbreiter der Neuigkeit beibrächte. Die Strafe, die den ersten Erfinder treffen sollte, ist nicht genannt; doch giebt es ein Gesetz Alfred's, vermöge dessen man demjenigen, der falsche Nachrichten verbreitet, die Zunge ausschneiden sollte."

Wie viele Operationen dieser Art würden in unseren Zeiten nicht täglich vorgenommen werden. Besonders würde es an den Börsen viele Zungen auszuschneiden geben.

Die erste Navigations-Akte ist vom Jahr 1381. Obgleich der Handel in großem Flor war, so gerieth doch das Schiffswesen immer mehr in Verfall, und zwar dadurch, daß man sich fremder Schiffe zur Ein- und Ausfuhr der Waaren bediente. Es wurde daher eine Verordnung erlassen:

„Daß keiner von des Königs getreuen Unterthanen hinfort irgend eine Waaren-Ladung anders als auf Englischen Schiffen ins Land bringen oder aus dem Lande führen sollte, bei Strafe der Wegnahme der ganzen Ladung, wovon diejenige Person, welche solche Uebertretungen auskundschaften und beweisen würde, ein Drittheil haben sollte. Als Grund dieser ersten Navigations-Akte wird angegeben, „um das Englische Schiffswesen emporzubringen, welches jetzt sehr in Verfall seyn soll." Im nächsten Jahre fand man es jedoch nöthig, die Verordnung zu modifiziren und zu erklären, daß sie nur an solchen Plätzen wirksam seyn sollte, wo gute Schiffe, die Königlichen Unterthanen gehören, in hinlänglicher Anzahl zu finden wären; wo es aber daran fehlte, sollte es den Kaufleuten frei stehen, fremde Schiffe zu miethen und zu befrachten."

Als ein merkwürdiges Beispiel des Wechsels menschlicher Dinge können wir hier unmöglich den Umstand übergehen, daß gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts die Portugiesen den Engländern mehrere Schiffe gegen ihre Feinde zu Hülfe sandten.

„Sobald die Portugiesen, nach einem der heldenmüthigsten Kämpfe in ihrer so ereignißreichen Geschichte, die eingedrungenen Kastilioner glücklich aus dem Lande getrieben hatten, sandten sie dem Könige von England sechs Galeeren, „um ihm gegen seine Widersacher beizustehen, welche", sagt der Chronikenschreiber, „von den Londonern und Anderen sehr wohl empfangen und sehr hoch gehalten wurden (highly made), so daß die „Portingalen" nicht Ursache hatten, ihre Ueberkunft zu bereuen."

Diese Auszüge werden hinreichen, um unseren Lesern ein Buch zu empfehlen, das so manches Interessante und Belehrende enthält. Der Verf., der sich bereits in anderen Gebieten der Literatur hohen Ruhm erworben, hat seinen Stil von allem Schmuck entkleidet, womit er ihn ohne Zweifel so leicht hätte ausstatten können; doch scheint es uns nicht, daß er dadurch an historischer Würde gewonnen habe. Besonders hätten wir das Buch von dem pietistischen Ton frei gewünscht, der sich an so vielen Stellen hervordrängt, und der in einem geschichtlichen Werke vielleicht weniger als in jedem anderen an seinem Platze ist. Wer sich von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen will, den verweisen wir, unter unzähligen anderen Stellen, auf S. 3, 18 und 124, die von der Frömmigkeit des Verfassers zeugen mögen, aber schwerlich zur Erbauung des Lesers dienen dürften.

Bibliographie.

The puritans grave. (Des Puritaners Grab.) 3 Bde. Pr. 28½ Sh.

Ireland in the 19th century. (Irland im 19ten Jahrhundert.) Von A. Atkinson. Pr. 14 Sh.

Customs bonding system. (Das Britische Zoll-Niederlage- [Packhofs] System.) Nebst den Steuersatz-Tabellen. Von Harper. Pr. 6 Sh.

The parricide. (Der Vatermörder.) Ein Drama in 3 Akten, von W. King. Pr. 3 Sh.

The stolen child. (Das gestohlene Kind.) Von John Galt. Pr. 6 Sh.

Italien.

Italiänische Auswanderer.

Die nördlichen Italiäner haben große Neigung zum Auswandern, besonders die Bewohner der Umgebungen der Seen in Ober-Italien und der am Fuße der Alpen gelegenen Thäler. Unter ihnen, wie unter den Bewohnern der Apenninen, bemerkt man, daß jede Ortschaft sich einen besonderen gewerblichen Zweig wählt, und daß die benachbarten Ortschaften sich durchaus keinen Eingriff in denselben erlauben, sondern sich ebenfalls wieder einem anderen Zweige widmen. Seit vielen Menschenaltern besitzt ein bestimmter Ort gewissermaßen das Privilegium, Barometerhändler in die Welt zu senden, während ein anderer Gastwirthe und Kellner, ein dritter Steinmetze, ein vierter Stubenmaler und Anstreicher, ein fünfter Maurer und Baumeister liefert u. s. f. Die verständigsten und zahlreichsten unter den wandernden Italiänern sind die Anwohner des großen und herrlichen Comer Sees, der durch die Gewässer und geschmolzenen Schneemassen der umliegenden Alpen gefüllt wird. Er ist fast von allen Seiten von hohen und steilen Bergen umgeben, die einen malerischen Anblick gewähren, für die armen Bewohner aber fast gar keinen Ertrag geben. In den weniger trockenen Theilen der oberen Region dieser Berge findet man einige Weideplätze und Holz, in der mittleren Region wachsen Kastanienwälder im Ueberfluß, in der unteren Region endlich gedeiht der Weinstock, der Maulbeerbaum, einige Oelbäume und Hülsenfrüchte. An einigen Orten wird Getreide gebaut, aber mit großer Mühe. Bären, Wölfe, Dachse, Murmelthiere u. s. w. hausen in diesen Bergen, die, wie die Apenninen, häufigen Stürmen ausgesetzt sind, welche manchmal an einem Tage die mit unsäglicher jahrelanger Mühe für die Kultur angelegten künstlichen Terrassen zerstören.

Dieses beständigen Kampfes mit der Natur ungeachtet nimmt die Bevölkerung dieser Gegend jährlich zu, und die Anzahl der den See umgebenden Städte und Dörfer ist bedeutend. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Anfertigung von Barometern, Thermometern und anderen den Naturwissenschaften dienenden Instrumenten. Diese einfachen Bergbewohner haben sich zu allen Zeiten durch die Geschicklichkeit hervorgethan, alle physikalische Instrumente gleich nach ihrer Erfindung nachzumachen; sie wandern mit denselben nicht nur nach den verschiedenen Italiänischen Staaten, sondern durch ganz Europa, und manche gehen damit sogar bis nach Amerika.

Wie die Gypsfiguren-Händler aus Lucca haben die Barometer-Fabrikanten vom Comer See den Vortheil, die äußerst einfachen Materialien zu ihrer Arbeit in den meisten großen Städten vorzufinden, die sie besuchen. Seit einigen Jahren haben sich manche von ihnen in den civilisirtesten Staaten von Europa niedergelassen, aber nur wenige in der Absicht, für immer im fremden Lande zu bleiben. Wie alle Bergbewohner, haben sie eine unvertilgbare Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, und ihr ganzes Streben beschränkt sich darauf, so viel zu erwerben, um einst in's Vaterland zurückkehren, ein Stück Landes ankaufen und sich ein Haus bauen zu können. Da ihr Gewerbe einträglicher ist, als das der Bewohner der Apenninen, die mit Affen und weißen Mäusen umherziehen, so strömen auch bedeutendere Kapitalien nach den Ufern des Comer See's. Dies wird man bald an dem Aussehen der Häuser, Gärten und angebauten Ländereien inne, welche von Wohlhabenheit zeugen. Der größte Theil dieser Kapitalien wird auf den Anbau des Landes verwendet. Die Gärten werden sorgfältig unterhalten, an den weißen Mauern der Häuser rankt sich der Weinstock in die Höhe; den Eingang zu den Wohnungen bilden laubenförmige grüne Spaliere. Wenn sie sich im fremden Lande ein Vermögen erworben, so lassen sie den Sohn oder einen Verwandten aus der Heimath kommen, dem sie das Geschäft übergeben; die in weniger entfernten Gegenden Ansässigen kommen alle zwei Jahre nach Hause, um den Winter bei den Ihrigen zuzubringen.

Glaubwürdigen Berichten zufolge, trifft man im Frühjahre und Sommer nur den zehnten Theil der männlichen Bevölkerung in den Gegenden an, wo das Auswandern Sitte ist. Die kräftigen und arbeitsamen Frauen besorgen in Abwesenheit der Männer deren Arbeit, sie bewirthschaften die kleine Meierei und pflegen mit ihren Kindern die Ziegen und Schaafheerden. Die Comasken leben im Auslande äußerst mäßig und sparsam. In Holborn in London war vor einigen Jahren ein Wirthshaus, wo sich jeden Sonnabend Abends alle Italiäner vom Comer See versammelten; ein anderes Wirthshaus in Oxford Street war der Versammlungs-Ort der Luccheßischen Gypsfiguren-Händler; der in diesen Gesellschaften herrschende Ton ist sehr heiter, es wird viel geschwatzt, aber wenig getrunken, Erinnerungen aus der Heimath bilden fast ausschließlich den Gegenstand der Unterhaltung. Wie die Lucchesen mit ihren wohlfeilen Gypsfiguren den Geschmack für die bildende Kunst verallgemeinert haben, so trugen die Comasken ihrerseits dazu bei, nützliche physikalische Erfindungen durch den Verkauf ihrer Instrumente zu verbreiten. Dafür machen sie aber auch ihre Heimath mit den Fabrikaten der fremden Länder bekannt, in denen sie gelebt haben; denn der Comaske wird nie in sein Dorf zurückkehren, es sey nun für immer oder bloß zu einem Besuch, ohne dergleichen mitzubringen. So sind z. B. die Englischen Rasirmesser und Scheeren, zum großen Vortheil für die Fabriken von Sheffield und Birmingham, am Comer See sehr beliebt und werden in großen Quantitäten dorthin gebracht.

Eine andere Klasse wandernder Italiäner liefert das Thal von Intelvi, das einsam zwischen den Bergen liegt, die den Comer von dem Luganer See trennen, und etwa acht Stunden lang ist. Die Bewohner desselben sind fast alle Maurer und Architekten. Sie wandern nach der Lombardei, nach Venedig und bis nach Neapel hinunter. Selten wird man in ganz Italien einen Bau finden, wobei nicht einige dieser fleißigen und geschickten Arbeiter beschäftigt waren. Manche gehen nach der Schweiz und sogar nach Deutschland. So weit sie auch von der Heimath entfernt seyn mögen, so verzichten sie doch selten darauf, den Winter im heimathlichen Thal zuzubringen. Einige von ihnen beschränken sich nicht auf praktische Ausübung, sondern erwerben sich schätzenswerthe Kenntnisse in den Wissenschaften, namentlich in der Mathematik. Der Italiänische Theil der großen Simplonstraße ist, obgleich größere Schwierigkeiten zu überwinden waren, bei weitem besser gebaut, als der Französische Theil, und er ist fast ganz unter der Leitung Italiänischer Ingenieurs aus dem Intelvi-Thal und vom Comer See gebaut. Diese Leute, die zu Hause „gente nata in aria fina" genannt werden, sind in ganz Ober-Italien durch ihren Verstand, ihre Rechtlichkeit und ihr richtiges Urtheil bekannt. Auch findet man unter ihnen ausgezeichnete Advokaten.

Eine dritte Klasse wohnt am Lago maggiore; in der Gegend um Locarno sind fast alle Einwohner Stubenmaler; näher an den Alpen, bei Domo d'Ossola und fast am Fuße des Simplon, wohnen lauter Häuser-Anstreicher, die in der Lombardei und in Piemont unter dem Namen „bianchini" bekannt sind. Sie wandern in Italien und der Schweiz umher, verlassen regelmäßig im Frühjahr ihre Heimath und kehren mit dem Winter in dieselbe zurück.

Bibliographie.

La sterilità delle missioni intraprese dai protestanti (Die Unfruchtbarkeit protestantischer Missionen zur Bekehrung der Heiden, nachgewiesen aus ihren eigenen Berichten.) Vorgelesen in der Akademie des katholischen Glaubens zu Rom, von dem Akademiker Nicola Wiseman, Mitglied der Royal Society von London. Rom. [Der Verfasser, ein Engländer, hält sich besonders an das Missionary Register und andere Englische Berichte, um aus den Resultaten den Schluß zu ziehen, daß nur der Katholicismus berufen sey, die an die Apostel aufgetragene Bekehrung der Völker mit Erfolg fortzusetzen. Ohne zu sagen, welche Resultate in der letzten Zeit von katholischen Missionen bekannt geworden sind, begnügt er sich, einerseits auf die reichen Einkünfte der Englischen Missions-Gesellschaften, die er jährlich auf 3,431,000 Römische Studi berechnet, so wie auf die große Anzahl protestantischer Missionaire, die er etwas willkürlich auf 4442 anschlägt, und andererseits auf die langsamen Fortschritte hinzuweisen, welche das Christenthum bisher in Ostindien, dem größten Wirkungskreise der Britischen Missionen, gemacht habe.]

Mannigfaltiges.

— Engländer und Wilde. Nach manchen vergeblichen Versuchen, mit den störrischen Indianern von Neu-Foundland ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen, setzte die Regierung endlich eine Belohnung von 50 Pfd. Sterl. für denjenigen aus, der einen derselben lebendig nach St. John bringen würde. Einem Fischer gelang es, eine junge Wilde in seine Gewalt zu bekommen, welche in ihrem Kanoe nach einer kleinen Insel nicht weit vom Lande fuhr, um Vogel-Eier zu suchen. Er brachte sie nach der Hauptstadt und empfing seine Belohnung. Man behandelte die Gefangene mit der größten Freundschaft und Zuvorkommenheit. Die vornehmsten Kaufleute und Damen von St. John bemühten sich um die Wette, ihre Gunst zu gewinnen, und Geschenke flogen ihr von allen Seiten zu. Sie schien sich in weiblicher Gesellschaft ziemlich zu gefallen, geberdete sich aber unbändig, wenn ein Mann sich näherte, mit Ausnahme des Fischers, der sie gefangen hatte; gegen den sie stets sanft und zutraulich war. Nachdem man das sonderbare Mädchen lange genug in St. John behalten hatte, um es von der freundschaftlichen und wohlwollenden Gesinnung der Europäer zu überzeugen, sandte man es durch denselben Fischer nach dem Platze zurück, wo er sie entführt hatte. Kaum wird man das Folgende glauben können, und doch ist es nur allzuwahr. Der Bösewicht, der diese arme Wilde bereits ihrer Verwandten, ihrer Freunde und der Freiheit beraubt hatte, beschloß, sie auf der Rückfahrt zu ermorden, um sich der kleinen Geschenke zu bemächtigen, die sie in St. John erhalten hatte. Der Mörder vollzog sein schändliches Vorhaben und gelangte dadurch in den Besitz jener Gegenstände, die etwa 100 Pfd. Sterl. werth waren. Mit diesen ging er nach England, um da den Raub seines unglücklichen Opfers zu genießen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Montag den 20. Mai 1833.

Spanien.

Das Haus des Cervantes.

Das alte Madrid existirt nicht mehr. Wenn es auch zur Zeit der Griechen unter dem Namen Mantua glänzte, so bleibt uns wenigstens keine Spur, kein gültiges Zeugniß, die ein so hohes Alter der Stadt erweisen könnten. Dürften wir etwa nach dem Majaeltum oder der Ursaria der Römer uns umsehen? Wo sind ferner die Tempel, die Circusse, die Heerstraßen, die Wasserleitungen, womit Jene ihre Wohnsitze bereicherten? Nicht ein einziger Stein zeugt von dem Daseyn Madrid's in jener Epoche. Die Gothen, welche den Römern die Herrschaft über Spanien entrissen und Jahrhunderte lang, bis zur Maurischen Invasion, im Besitze des Landes blieben: was für Denkmäler ihrer Macht haben sie dieser Stadt hinterlassen? Keine; die Geschichte jener Reiche nennt nicht einmal ihren Namen. Was für Aktenstücke besitzen wir aus dem Flore des Magerit der Muhammedaner? Ein enger Bezirk, von dem Platze an, wo der Alcazar stand, bis zum Maurischen Thore (Puerta de Moros), und innerhalb dieses Raumes einige krumme und abhängige Gassen; ein oder zwei schlecht gebaute Tempel und die Namen einiger Gegenden, das sind die einzigen Ueberreste der Stadt, die Alfons der Sechste eroberte. Der prachtvolle Alcazar von Madrid, welcher den Heeren des Kaisers von Marokko widerstand und nochmals in den bürgerlichen Kriegen des Don Pedro und Don Henriquez, der Donna Isabella und Donna Johanna eine wichtige Rolle spielte; die mächtigen Mauern, die Thürme und Pforten, die unter der Herrschaft des Kaisers noch wohl erhalten waren — Alles ging im Strom der Zeiten unter, so daß man heutiges Tages kaum irgend ein Gebäude findet, dessen Gründung über die Epoche hinausreichte, als Philipp der Zweite den Hof nach Madrid verlegte. Indem aber diese königliche Verfügung die Macht und die Schätze zweier Welten nach Madrid zog, gab sie, wie durch Zauber, einer Bevölkerung ihr Entstehen, deren Ausdehnung und Herrlichkeit allen Ruhm der alten Bewohner fast ganz in Schatten stellte, und hierin liegt eben der Grund, warum die Erinnerungen Madrid's fast nur bis zu jener Epoche gehen.

Das glänzende Schauspiel des Hofes Philipp's und seiner beiden Nachfolger wirkt mächtig auf die Phantasie. Als Hauptstadt der ausgedehntesten Monarchie des Erdkreises, als Schlüssel der Europäischen Politik, als Schaubühne der bedeutendsten Ereignisse und Brennpunkt der ausgezeichnetsten Menschen, identifizirte sich damals Madrid mit den glorreichsten Erinnerungen, und seine Geschichte war seit jener Epoche die Geschichte der Monarchie. Die Monumente solcher Größe hätten ewig dauern sollen; aber zum Unglück hat der Lauf der Zeiten und das Unheil der Kriege, haben Luxus und Bequemlichkeit der Einwohner unaufhörlich an der Zerstörung jener alten Denkmäler gearbeitet, dergestalt, daß nur Ein öffentliches Gebäude uns noch einen Begriff von dem Hofe des 16ten und 17ten Jahrhunderts giebt. Dagegen hat allerdings die Liberalität der Fürsten aus dem Hause Bourbon, von dem guten Geschmack unseres Zeitalters geleitet, den Mangel jener Alterthümer durch prächtige Bauten, die der Stadt ihren jetzigen Glanz verliehen, wieder fühlbar gemacht. Der Palast Philipp's II. ist nicht mehr; aber an seiner Stelle erhebt sich einer der stattlichsten in Europa. Der Landsitz Buen-Retiro, das Werk des reichen Grafen Duque, bewahrt kaum noch Spuren seiner alten Façade, obgleich er jetzt neue und eigenthümliche Schönheiten zeigt. Die während der Herrschaft des Hauses Oesterreich erbauten Tempel, größtentheils während der Französischen Invasion zerstört, erscheinen heute ihres alterthümlichen Charakters beraubt und mit modernem Geschmack überkleidet. Die Spaziergänge, der Schauplatz der galanten Abenteurer jener Periode, bieten heutiges Tages einen anderen Anblick und haben eine andere Bedeutung; der geistreiche Calderon würde den blühenden Parque de Palacio (Schloß-Park) in dem öden Orte, den wir jetzt mit diesem Namen belegen, nicht wieder erkennen. Desto größer würde seine Verwunderung seyn, wenn er die herrliche Anlage gewahrte, welche an die Stelle des ungleichen und holperigen Prado de San Hieronimo gekommen ist. Die Paläste der Großen, die öffentlichen Gebäude, die prächtigen Thore, kurz jede Merkwürdigkeit und Eleganz, welche die Residenz Karls III. und Ferdinands VII. auszeichnen, machten sie jetzt eben den Männern unkenntlich, die sie weiland schilderten: dem unsterblichen Cervantes, dem erhabenen Calderon, dem fruchtbaren Lope, dem witzreichen Quevedo und so vielen Anderen, welche damals die Freude Madrid's waren und die Bewunderung Europa's fesselten. Wenn aber auch unsere Bedürfnisse und unser Luxus durch die moderne Schönheit der umgebenden Gegenstände befriedigt werden können, so ist dies doch nicht mit Gemüth und Erinnerung der Fall. Der Ueberreste des Alterthums beraubt, bemühen wir uns vergebens, an der Stelle, wo ein großer Mann gewohnt hat, den Hauch seines Ruhmes einzusaugen; vergebens suchen wir mit ihm eins zu werden, sein Andenken an die materiellen Gegenstände knüpfend, die ihn im Leben umgaben. Der bloße Anblick jener Denkmäler zieht uns gleich aus unserem Irrthum; denn wo wir den Schatten des alten Genius suchen, sehen wir nur die Hand des modernen Künstlers.

Was mich zu diesen Betrachtungen führte, war keine bloße Grille, sondern eine Scene, die eben zu Ende ging, und in welcher ich selbst zu den redenden Personen gehört hatte. Ich blieb nämlich vor einigen Tagen, an einem Morgen, in der Löwenstraße (Calle del Leon) vor dem Hause Nr. 20 (228ste Manzana*)) stehen, einem der Frankenstraße (Calle de Francos) zugekehrten Eckhaus, das eben eingerissen ward. Lange stand ich in Betrachtungen vertieft, als plötzlich der Ritter Robert Wilford, ein junger Engländer von edler Geburt und einer der wenigen Fremden, die unser Spanien nur aus Wißbegierde besuchen, meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und mich aus meiner Extase weckte. „Was machen Sie hier," sprach er, „und warum so in Gedanken vertieft?" — „„Ich sehe ein Haus niederreißen."" — „Fürwahr ein philosophischer Anblick." — „„Vielleicht mehr als Sie glauben."" — „Wenn das Haus Ihnen angehört, so haben Sie Recht." — „„Nein, es gehört nicht mir, auch beschäftigt mich jetzt kein materieller und niedriger Gedanke; es ist eine erhabene Idee, welche diese Trümmer in mir wecken, und Sie werden mein Gefühl ohne Zweifel theilen, wenn ich Ihnen sage, daß in jenem vor unseren Blicken verschwindenden Hause Miguel de Cervantes Saavedra in Armuth lebte und starb."" — „Das Haus des Cervantes!" .. (Ein elektrischer Schlag hätte keine so plötzliche Veränderung in den Mienen des Engländers hervorgebracht.) „Ist es möglich!" rief er energisch aus, „und wer wagt es, die Behausung dieses heiteren Lieblings der Musen zu entweihen? — „„Das Interesse, Sir, das Interesse wird ohne Zweifel der Hebel seyn, welcher den Besitzer rechtlicher Weise dazu bewegt, daß er mehr Nutzen aus seinem Eigenthum ziehe, ohne sich wegen eines Ruhmes zu kümmern, der ihm nichts einbringt."" — „Und warum bringt er ihm nichts ein? Warum haben sich die Großen, die gelehrten Gesellschaften, die Privatleute, denen ihr Vaterland theuer ist, nicht beeilt, den einzigen materiellen Nachlaß des großen Mannes um jeden Preis zu retten?" Mit diesen Worten zog er seine Schreibtafel heraus und begann eine Zeichnung der Façade des Hauses. So einfach diese Handlung war, rührte sie mich doch zu Thränen.

„Die scharfsinnigen Biographen und Ausleger des Cervantes (so bemerkte ich ihm, während er zeichnete) haben unumstößlich erwiesen, daß der berühmte Mann in diesem Hause wohnte und starb; er, dessen vergossenes Blut in Schlachten, dessen Seelenstärke in Gefängnissen, dessen erhabenes Verdienst als Schriftsteller im friedlichen Privatleben die Theilnahme seiner Zeitgenossen nicht wecken konnten, in deren Mitte er ein ärmliches Leben führte und am 23. April des Jahres 1616 unbekannt und elend starb." — „Wie", rief der Engländer lebhaft, „an Einem Tage mit unserem Shakespeare! Doch der Britische Dichter ruht in dem prächtigen Mausoleum von Westminster, zur Seite unserer Könige, während der Spanier .... welcher Kontrast!" — „Sein Leib wurde, wie er verordnet hatte, im Kloster der Nonnen vom Trinitarier-Orden beigesetzt; allein die ungerechte Verachtung, die ihn bei Lebzeiten traf, entzog auch seiner Asche die gebührende Huldigung, so daß man nicht einmal die Stätte weiß, wo er begraben liegt. Die eifrigen Bemühungen der gelehrtesten unter den später lebenden Spaniern, auch die geringfügigsten Data seines Lebens zu sammeln; das einstimmige Lob seines ewigen Don Quixote, von den Weisen aller Nationen ausgesprochen; die Pressen und Grabstichel, unablässig beschäftigt, seine Schönheiten mit allem künstlerischen Luxus wieder ins Leben zu rufen — alles dies war noch keine vollkommene Genugthuung für das geschändete Andenken eines Cervantes. Dieser Ruhm blieb unserer jetzigen Regierung vorbehalten, die ihm das edelste, unter uns freilich am wenigsten gewürdigte Denkmal geweiht hat. Ja, mein

*) Manzana, eigentlich Apfel, heißt in Spanien ein runder von Häusern umgebener Platz, in den ringsumher Straßen auslaufen.

Freund, auf den Befehl unserer Königin und unter der Leitung eines erleuchteten Grande, dessen Name denen der Begünstiger wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens von selbst sich anreiht, läßt jetzt der Meißel des Spaniers Solá den „„bei Lepanto Verstümmelten““ wieder aufleben, damit seine Statue, auf einem der öffentlichen Plätze dieser Stadt aufgerichtet, ein ewiger dem Schriftsteller, welcher der Stolz seiner Nation ist, gebrachter Tribut sey.“ — „Wenn die Regierung ein Beispiel giebt (versetzte der Engländer), so sollte sich das Publikum nicht gleichgültig zeigen, und eine freiwillige Subscription hätte dies Haus nicht nur von seinem Untergang erretten, sondern zum ausschließlichen Aufenthalt einer literarischen Gesellschaft oder eines anderen dem Andenken des berühmten Schriftstellers angemessenen Gegenstandes weihen sollen.“ — „Was verlangen Sie? Jene Anerkennung, die dem Genie in anderen Ländern so verschwenderisch zu Theil wird, erregt unter uns weder Nacheiferung noch Enthusiasmus. Sehen Sie von hier, ohne weiter zu gehen, in derselben Frontenstraße jenes niedrige mit Nr. 11 bezeichnete Haus; es gehörte dem berühmten Lope de Vega, der über seine Thüre folgende philosophische Inschrift setzte, die heute eben so wenig existirt: Parva propria magna; magna aliena parva. In dem Hause lebte und starb er, und obgleich er, vermöge einer der uns sehr seltenen Ausnahme, während seines Lebens den Ruhm, den seine zahlreichen Werke ihm einernteten, mit einem anständigen Vermögen vereinigte und bei seinem Tode die allgemeine Trauer eines ganzen Volkes verdiente, das seine sterblichen Ueberreste bis zur Todtengruft von St. Sebastian begleitete: so wurde er doch sehr bald in dieser Gruft vergessen. Der Vorsatz seines Testaments-Vollstreckers, des Herzogs von Sesa, ihm ein Mausoleum zu errichten, das seinem Ruhm entspräche, ist nicht in Erfüllung gegangen und seine Asche mit der des großen Haufens vermischt worden. Werfen Sie einmal einen Blick auf die Straße, die uns gegenüber liegt (es ist die Straße del Niño, des Kindes); in Nr. 4 derselben wohnte der geniale Quevedo; allein in Folge der harten Verfolgungen, die er erleiden mußte, starb er elend in dem Thurme Juan Abad und wurde in Villanueva de los Infantes beigesetzt, ob er gleich verordnet hatte, daß man seinen Körper nach der Kirche St. Domingo in Madrid bringen sollte. Derjenige von unseren alten Schriftstellern, dem das Schicksal in diesem Punkt am günstigsten war, ist Calderon. Dieser hatte sein Vermögen der frommen Congregation der Presbyteer (ordinirten Geistlichen) aus hiesiger Stadt, zu deren ältesten Mitgliedern er gehörte, vermacht und erwarb sich auf diese Weise ein schlichtes Cenotaph an dem Orte seiner Beerdigung bei der Kirche San Salvador, welches noch mit dem Bildniß des Dichters versehen ist, das sein Freund Don Juan de Alfaro gemalt hat. Dies ist, meines Wissens, unter den in Madrid vorhandenen Monumenten das einzige, welches die Asche eines weisen Privatmannes ehrt, während Sie viele dergleichen bemerken können, die nur Titeln und Reichthümern errichtet sind. Mariana, Solis, Saavedra, Moreto, Tirso, Juan de Herrera, Velazquez und so viele Andere, deren Genius ehemals den Hof und die ganze Nation bezauberte, liegen in Vergessenheit, ohne daß sich Jemand um sie kümmert; unter den Neueren fanden Jovellanos, Islo, Melendez, Moratin, Cienfuegos, Moiquez und viele andere Opfer ihres unglücklichen Schicksals größten Theils in fremder Erde ihr Grab, und wiewohl dem Andenken mehrerer unter ihnen durch prächtige Ausgaben ihrer Werke dauernde Denkmäler errichtet worden, so bleibt doch die Gleichgültigkeit des Publikums dieselbe. Als Beleg für diese Gleichgültigkeit mag Eine Thatsache hinreichen.

Es sind noch nicht drei Jahre her, daß der hiesige weibliche Wohlthätigkeits-Verein das Haus und den Garten Moratin's in Pustenna, welche Jener dem genannten Institut großmüthig abgetreten hatte, ausspielen wollte. Bedenken Sie nur, von welchem Resultate ein Spiel um das Haus Shakespeare's in London oder um das von Molière in Paris gewesen wäre! In Madrid aber fanden sich so wenige Bewerber um das Haus Moratin's, daß es jenem Institute verblieb. Freilich stand weder in den Anzeigen, noch auf den Loosen etwas davon, daß der Spanische Terenz dort gewohnt habe; allein dies beweist ja eben, daß man überzeugt war, eine solche Empfehlung werde die Spieler nicht mehr als jede andere anreizen.“

Wir waren in unserem Gespräche so weit gekommen, als ein großes Stück Mauer einstürzte und uns in eine solche Staubwolke hüllte, daß wir den Ort verlassen mußten. Wir gingen jedoch langsam und sahen uns mit jedem Schritte nach dem Hause des Cervantes um. (Revista Española.)

Bibliographie.

El corresponsal de los muertos. (Briefwechsel der Todten.) Novitäten des 19ten Jahrhunderts. Nr. 1. Brief des Don Jorge Lopez Quixado an Herrn Nicolas Boileau Despreaux über den gegenwärtigen Zustand des Theaters in Spanien und Frankreich. Pr. 2 Rs.

El libro de oro de Seneca. (Das goldene Buch des Seneca.) Enth. die moralischen Sentenzen dieses Schriftstellers, so wie die des Aristoteles und des Plato. Pr. 7 Rs.

Portugal.

Zur Geschichte der Portugiesischen Literatur.

I. Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

Die Portugiesen hatten gleich im Beginn ihrer Literatur einen ausgezeichneten dramatischen Dichter, Namens Gil Vicente. Man sagt, Lope da Vega und Quevedo hätten seinen satirischen Stil nachgeahmt, und Erasmus, nachdem er das Portugiesische erlernt hatte, um seine Werke zu lesen, soll erklärt haben, daß ihm von allen Neueren Gil Vicente dem Plautus am nächsten zu kommen scheine. König Emanuel und Johann III. wohnten oft mit ihrer ganzen Familie der Aufführung seiner Stücke bei, und eine seiner Töchter, welche Hofdame bei der Infantin Donna Maria war, übernahm Rollen darin. Dieses Fräulein schrieb selbst Lustspiele und machte Englische und Holländische Grammatiken. Man erzählt einen schändlichen Zug von Gil Vicente. Aus Neid über die dramatischen Versuche seines Sohnes schickte er denselben, um ihn los zu werden, nach Indien, wo der junge Mann seinen Tod fand. — Es ist merkwürdig, daß die Stücke des Gil Vicente niemals neu aufgelegt wurden, obgleich sie sehr geschätzt und selten sind.

Trotz dieses so viel versprechenden Anfangs hat die dramatische Poesie doch nie in Portugal geblüht. Wahrscheinlich ist der Reichthum des Spanischen Theaters Schuld an der Armuth des Portugiesischen. Während der Spanischen Usurpation gehörte es zur Politik der Usurpatoren, die Landessprache außer Mode zu bringen und die Portugiesischen Schriftsteller anzuaumuntern, Spanisch zu schreiben. Mehrere Schriftsteller hatten schon, selbst vor der Niederlage des Dom Sebastian, sich diesen Fehler zu Schulden kommen lassen. Man findet Spanische Gedichte in den Werken des Sa de Miranda, des Pereira und selbst des Camoëns. Zum Glück für ihre Landsleute hatten Barros, Moraës und Camoëns schon die Muttersprache ausgebildet, bereichert und vervollkommt. Ihre Eitelkeit war daher nicht weniger dabei betheiligt, als ihr Patriotismus, die National-Literatur zu pflegen. Viele Andere aber, die nicht so gute Portugiesen oder weniger umsichtig waren, unterlagen der Verführung und kastilianisirten sich unter der Regierung Philipp's, der blühendsten Epoche des Spanischen Theaters. Zu jener Zeit führte man in Lissabon Spanische Stücke auf, wie man jetzt in Edinburg Englische Stücke spielt. Die Zuschauer verstanden so ziemlich Alles, obgleich es nicht die Landessprache war. Nach der vom Hause Braganza bewirkten Revolution brachte der wachsende Einfluß der katholischen Intoleranz das Theater in Verfall, und seitdem hat, zur Schande der National-Literatur, die Oper alle andere Zweige des Drama verdrängt.

Der berühmteste unter den Portugiesischen Dichtern, welche Spanisch schrieben, ist Don Manoel de Faria e Sousa, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und großen Talenten, aber von so schlechtem Geschmack, daß seine Schriften mehr ein Flecken als ein Ruhm für seine Sprache sind. Er gab neun Bände Poesieen heraus, ohne die Kritiken und historischen Werke zu rechnen, welche ihn besonders bekannt gemacht haben. Es ist merkwürdig, daß es kein vollständiges Exemplar seiner Werke giebt; von allen, die ich gesehen habe, war dasjenige am wenigsten defekt, welches dem D. Fr. Manoel de Cenaculo Villas Boas, Bischof von Beja, gehörte, und dies enthielt doch nur fünf Bände von neunen.

Nicht aus Mangel an Patriotismus schrieb Faria e Sousa Spanisch, sondern weil er diese Sprache für majestätischer, seinem hochfahrenden Stil mehr angemessen und allgemein verbreitet hielt. Es giebt unter seinen Zeitgenossen andere Schriftsteller, die mehr als er den Titel literarischer Renegaten verdienen. Zur Zeit der Portugiesischen Revolution war der literarische Geist von ganz Europa verdorben, und bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts brachte Portugal keinen Dichter hervor, der unter denen aus dem Jahrhundert des Dom Sebastian einen Platz verdient hätte. Zu der allgemeinen Ausartung des Stils durch den Schwulst und falschen Witz schlechter Schriftsteller kamen noch die aus dem Französischen aufgenommenen Barbarismen. Der erste Dichter, der sich durch die Reinheit seines Stils auszeichnete, war Pedro Antonio Correa Garçao, Mitglied der Arkadischen Gesellschaft. Ein anderes Mitglied dieser Gesellschaft, Antonio Diniz da Cruz e Silva, steht ohne Nebenbuhler in der Aera der neueren Portugiesischen Dichtkunst da. Seine Pindarischen Oden wurden 1811, nach dem Tode des Verfassers, unter seinem Arkadischen Namen, Elpino Nonariense, herausgegeben. Seine Dithyramben, worunter manche einen sehr hohen Schwung haben, sind noch ungedruckt.

Das Werk, welches seine Popularität begründete, ist ein heroisch-komisches Gedicht in 6 Gesängen und in verso solto; es heißt: „die Hyssopaida“, der Weihwedel.*) Die Hyssopaida zirkulirte lange im Manuskript, bis sie im Jahre 1802 unter dem falschen Druckort London herauskam. Man konnte nie die Erlaubniß zum Druck dieser Satire erlangen; es ist selbst zum Erstaunen, daß man gar wagte, darum anzuhalten.

Dommigo dos Reis Quita, der ebenfalls einen großen Ruf erlangte, war auch Mitglied der Portugiesischen „Arkadia.“ Sein Trauerspiel „Ines de Castro“ wurde ins Englische übersetzt und erschien vor 5 Jahren in einer Sammlung, die unter dem Titel: „Deutsches Theater“ herauskam. Der gute Dommigo würde sehr verwundert gewesen seyn, sich da zu sehen, und noch mehr, den Titel „Dom“ vor seinem Namen zu finden. Sein Vater war ein Handelsmann, den Unglücksfälle nöthigten, Portugal zu verlassen, und der ihn, in einem Alter von 7 Jahren, mit noch sechs anderen Kindern, seiner Mutter zurückließ. Die Gelder vom Vater blieben aus, und Dommigo wurde zu 13 Jahren bei einem Barbier in die Lehre gethan. Von seiner zartesten Kindheit an liebte er die Dichtkunst. Glücklicherweise fielen ihm die Werke des Camoëns und des Francesco Rodriguez in die Hände. Er studirte sie, lernte sie auswendig und strebte immer den besten Mustern nach. Mehrere Jahre hindurch trieb er das Dichten nur heimlich, und erst als er Vertrauen

*) Dessen Inhalt schon in unserem früheren Artikel angegeben ist.

genug zu sich gewonnen hatte, um seine Verse seinen Freunden zu zeigen, gab er sie heraus, doch nicht als die seinigen, sondern unter dem Namen eines Mönches auf den Azoren. Ein Sonnett verliebten Inhalts verrieth ihn, er erregte bald die Aufmerksamkeit der damaligen Literatoren und wurde dem Grafen von San Laurenço vorgestellt, der seitdem stets sein warmer Freund blieb. Da er nun Gönner hatte, erlernte er das Spanische, Italiänische und Französische, um so viel wie möglich das nachzuholen, was seiner Erziehung abging. Er studirte die berühmtesten Schriftsteller, welche in diesen Sprachen geschrieben haben, und alle Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Griechischen, Englischen und Deutschen, die zu haben waren. Um diese Zeit wurde die Arkadische Gesellschaft in Portugal gestiftet, um den Geschmack für Literatur und besonders für Dichtkunst, welche so sehr ausgeartet waren, wieder zu beleben. Dominge de Reis wurde, trotz seiner bürgerlichen Herkunft, einstimmig zum Mitglied erwählt. Nicht so glücklich war er, als der Erzbischof von Braga ihn in sein Haus nehmen wollte, eine Stelle, die er wegen der religiösen Richtung seines Gemüths sehr wünschte. Der Erzbischof hatte eine fromme Person bei sich, welche ihm vorstellte, daß es nicht passend für ihn wäre, einen witzigen Kopf zum Hausgenossen zu haben. Das rechtschaffenste Leben und die aufrichtigste Frömmigkeit konnten das Verbrechen nicht aufwiegen, ein witziger Kopf zu seyn. Auch am Hofe hatte der Dichter einen Feind. Als Pombal darauf bedacht war, sein Talent durch eine Pension zu belohnen, wurde er mit Komplimenten überschüttet, blieb aber arm. Das Erdbeben zu Lissabon brachte ihn endlich in das äußerste Elend, allein dies war es gerade, was ihm ein Unterkommen für seine übrigen Tage verschaffte. Er hatte zur Gönnerin eine Dame, Namens Theresa Theodora de Aloim, die Frau des Arztes Balthasar Tara. Diese nahmen ihn, als er keinen Ort mehr hatte, um sein Haupt nieder zu legen, in ihr Haus und behandelten ihn mehr wie einen Bruder, als wie einen Schützling.

Er verließ diese Freunde nicht eher, als bis ihn die Pflicht zu seiner alten und leidenden Mutter rief. Vergebens stellte man ihm vor, daß diese kindliche Hingebung eine große Unbesonnenheit von einem Menschen wäre, der, wie er, sich auf Niemand als auf die Vorsehung verlassen könne. „Eben die Vorsehung," antwortete er, „welche über die Vögel der Luft und die Thiere des Feldes wacht, dieselbe Vorsehung, deren ewiges Walten ich in dem Feuerglanz der Gestirne und in dem Wachsthum der Bäume erblicke, wird mich nicht verlassen." Sein Glaube wurde nicht auf die Probe gestellt, denn er erkrankte nach sechs Wochen. Vergebens ließ ihn der Doktor Tara in sein Haus bringen; weder seine Sorgfalt noch die der Donna Theresa konnten sein Leben verlängern. Er starb 1770 in seinem 43sten Jahre. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Sir Walter Scott und Cap. Basil Hall.

Cap. Hall, dem wir, und namentlich auch die Leser des Magazins, schon manche interessante ächt seemännische Lebensschilderung verdanken, hat nun eine dritte Reihefolge seiner berühmt gewordenen Fragments of voyages and travels erscheinen lassen und darin seine neuesten Welt- und Menschen-Beobachtungen niedergelegt. Diese sind mit einer sehr artigen Dedication, in der er sich über Plan und Zweck seines Werkes ausspricht, dem jungen Prinzen George von Cumberland gewidmet. Wir entlehnen ihm einstweilen eine kleine Episode über den Aufenthalt Sir Walter Scott's in Portsmouth, der sich unstreitig eben so gefreut hat, mit seinem Schottischen Landsmanne zusammenzutreffen, wie dieser, und mit Recht, es für ein Glück ansieht, dem großen Dichter noch in einem seiner letzten von der Todeskrankheit ungetrübten Augenblicke, nämlich vor dessen Einschiffung nach Italien, begegnet zu seyn.

„Von allen Reisen und Wanderungen", so erzählt Cap. Hall, „von allen, die ich jemals unternommen, war mir keine auch nur von fern so interessant, als eine kleine Reise nach Portsmouth, wohin ich Sir Walter Scott begleitete, um ihm bei seiner Einschiffung nach Italien behülflich zu seyn. Die Umstände waren ganz zufällig, die mir das erfreuliche Geschäft auflegten, einem Schriftsteller, dem die ganze Welt so hoch verpflichtet ist, auch nur die unbedeutendsten Dienste zu leisten.

Im Sommer 1831 ward es dem Publikum nur zu wohl bekannt, daß Walter Scott durch mehrere bedenkliche Anfälle von Krankheit sehr gelitten hatte, und gegen den Herbst desselben Jahres erfuhr man allgemein, daß seine ärztlichen Rathgeber im Norden ihm angelegentlichst eine Reise ins Ausland empfahlen. Die Sache war jedoch sehr schwierig ins Werk zu setzen. Sir Walter fühlte, wie es scheint, große Abneigung gegen eine Entfernung aus der Heimath. Vielleicht wußte er selbst so gut als seine Aerzte, daß er nicht lange mehr leben sollte; und es ist gewiß, daß er sehnlich wünschte, nicht fern von seinem lieben Abbotsford, das man, gleich seinen Romanen, eine Schöpfung seiner Hand nennen könnte, den Geist aufzugeben.

Die Aerzte beharrten bei ihrer entschiedenen Meinung, Sir Walter müßte, wenn er nur die geringste Milderung fühlen sollte, auf eine oder die andere Weise von Abbotsford weggebracht werden. Jedermann leuchtete ein, daß, so lange er zu Hause blieb, seine ununterbrochene literarische Anstrengung das bedenkliche Uebel, an dem er litt, nur noch steigern würde.

Das Gesuch an die Admiralität wegen einer Ueberfahrt auf einem Königlichen Schiffe wurde nicht bloß von Sir James Graham sehr liberal aufgenommen, der König selbst nahm das lebhafteste Interesse an den gewünschten Anordnungen zum Besten seines berühmten Unterthans. Sir Walter war anfänglich diesem Gesuche sehr abgeneigt, und es gewährte ihm große Beruhigung, als er erfuhr, daß die ganze Sache von den höchsten Behörden freiwillig und mit herzlichem Antheil eingeleitet worden sey, sobald sie Kunde davon erhalten hatten, daß eine Veränderung des Klimas seiner Gesundheit wohlthätig seyn könnte. Wahrscheinlich entsprang sein anfängliches Mißtrauen aus dem geheimen Widerstreben, seinem Haus und Hof, seiner innig geliebten Bibliothek, seinen alten staubigen Manuskripten und seinen theuren Pflanzungen, an denen er unendlich mehr Ergötzung fand, als an aller Gesellschaft und allem Gedränge der übrigen Welt, Lebewohl sagen zu müssen. In der That, hätte er sich bewegen lassen, von seiner geistigen Ueberarbeitung zu rasten und eine Zeit lang nichts zu thun, als in den werdenden Wäldern von Abbotsford herumzustreifen, deren Bäume er alle selbst gepflanzt hatte, so würde es eine wahre Grausamkeit gewesen seyn, ihn aus der Heimath entfernen zu wollen. Aber ein unruhiges Streben, seine pecuniären Verpflichtungen zu erfüllen, ließ ihn jede Stunde als übel angewendet betrachten, die nicht unmittelbar zu Erreichung des edlen Zweckes führte. Eines Tages ermahnte ihn der würdige Doktor Abercrombie von Edinburg nachdrücklich, seine geistige Thätigkeit mehr einzuschränken. „Ich will Ihnen sagen, wie das geht", entgegnete Scott; „wenn Molly den Kessel an's Feuer setzt, könnte sie mit eben dem Rechte sagen: „„Kessel, Kessel, nimm dich in Acht, zu kochen.""

Endlich verließ Sir Walter London, um sich zu Portsmouth auf der Fregatte „Barham" nach Malta einzuschiffen. Auf dem Wege ereignete sich kein besonderes Abenteuer, ausgenommen, daß auf einer der Stationen, wo wir kurze Zeit anhielten, ein blindes Pferd, das sich im Stallhofe plötzlich schwenkte, gerade gegen Sir Walter stieß, ihn gewaltsam zu Boden warf und beinahe den großen Mann beinahe auf der Stelle getödtet hätte! Welch' ein Geschick würde das gewesen seyn, wenn der Verfasser des Waverley — vielleicht der ausgezeichnetste Mensch seiner Zeit — durch den Hufschlag eines ausgemergelten Postpferdes umgekommen wäre! Und doch, wer möchte behaupten, daß selbst eine solche Katastrophe nicht als glückliche Erlösung von großer künftiger Qual, über die ganze Nationen weinten, hätte gelten können? Er selbst scheint geahnt zu haben, was er noch leiden sollte; denn als er mir am nächsten Morgen diesen Unfall erzählte, glaubte ich, obgleich sein gewohnter Humor die Erzählung würzte, in Ton und Manier derselben zu bemerken, daß es ihm weh that, einer schnelleren Auflösung entgangen zu seyn.

Capitain Pigot, vom Schiffe „Barham", verschaffte, in edlem Wetteifer mit seinem König und dem ersten Lord der Admiralität, seinem interessanten Passagier alle Bequemlichkeiten. Von ihm erfahren wir über dessen Aufenthalt in Portsmouth folgende Details.

Das Uebel — denn als ein solches hatte er die Nothwendigkeit, seine Heimath zu verlassen, betrachtet — war jetzt unvermeidlich, und er faßte Muth, ihm zu begegnen; obschon ich überzeugt bin, daß er nicht den mindesten Nutzen von seiner Reise erwartete. Eines Tages hörte ich ihn bemerken, wie sonderbar es doch sey, daß zwei unserer größten Novellisten — Fielding und Smollet — in's Ausland gegangen seyen, um daselbst zu sterben. Denselben Abend ersuchte er mich, Fielding's „Tagebuch einer Reise nach Lissabon" aus der Harrison'schen Buchhandlung für ihn zu besorgen. Dies kleine Buch, sagte er, das letzte, welches er schrieb, ist eines der witzigsten und unterhaltendsten, die wir von Fielding haben, ob er es gleich in einer Periode großer körperlicher Leiden geschrieben hat. In der That, fuhr er fort, ich kenne kaum eine noch ergötzlichere Reisebeschreibung, als die, zu welcher Fielding eine scheinbar so uninteressante Fahrt den Stoff geliehen hat.

Obwohl Sir Walter nur wenig und nicht ohne Beschwerde gehen konnte, so schienen ihm doch Besuche nicht unwillkommen zu seyn. Der Gasthof zur Quelle (the Fountain) war demgemäß den ganzen Tag von Menschen überfüllt. Alle, die sich auf irgend eine Weise Zutritt verschaffen konnten, einige sogar ohne Empfehlung, machten ihm ihre Aufwartung. Er wies Niemanden zurück und zeigte immer das herzlichste Wohlwollen, selbst gegen diejenigen, die eingestanden, sie kämen nur aus Neugierde. Eines Tages fragte mich ein alter Bekannter, Namens Bailey, der Schiffs-Briefträger, nachdem er viele Entschuldigungen hervorgestottert, ob es ihm wohl möglich sey, Walter Scott zu sehen, „um ihn einmal sprechen zu hören." Ich bemerkte ihm, es sey nichts leichter; er brauche nur, wenn er die Briefe vom Post-Amt brächte, mir melden zu lassen, daß er dieselben persönlich abzugeben wünsche. Am nächsten Morgen sagte mir der Kellner beim Frühstück: „Bailey behauptet, Sie hätten ihm gesagt, er müsse Sir Walter's Briefe ihm selbst übergeben." Sir Walter sah mich lachend an, und als der ehrliche Kerl vor ihn trat, schüttelte er ihm die Hand und sprach: „Ich hoffe, daß Ihr jetzt befriedigt seyd, da Ihr mich habt sprechen hören." Bailey bemerkte, er habe gestern drei Personen begleitet, die nur darum an Bord des „Barham" gingen, weil Walter Scott in demselben reisen werde. „Davon bin ich überzeugt", sagte Letzterer, „daß diese Leute in jedem Fall ein gutes Schiff und einen guten Capitain finden werden." Als Bailey sich entfernt hatte, fuhr er fort: „Das ist so etwas von einem Kompliment; allein die größte Ehre, die meiner Celebrität bis jetzt widerfahren, hat mir, wie mich dünkt, ein Londoner Fischhändler in der letzten Woche erwiesen. Der Bediente des Hauses, in dem ich wohnte, verlangte bei diesem Manne etwas Stockfisch, ich glaube zum Diner; es war jedoch schon spät am Tage und kein Stockfisch mehr vorräthig. Als der Bediente dem Fischhändler sagte, für wen er einkaufen wolle, entgegnete Letzterer: „„Ei, das ändert die Sache! Wenn in ganz London für Geld und gute Worte ein Bissen aufzutreiben ist, so soll er Sir Walter Scott zu Diensten stehen."" Wirklich machte dieser Mann einen ungeheuren Weg, um

mit dem Fisch zu schaffen. Wenn das nicht von wohlbegründetem literarischen Rufe zeugt, so möchte ich wissen, was sonst!"

Sir Walter's Gesundheits-Zustand war von der Art, daß er sich nicht viel Bewegung machen konnte. Besonders klagte er über Schwäche in den Beinen; doch versuchte er gewöhnlich einmal des Tages einen halbstündigen Spaziergang auf den Wällen (von Portsmouth) zwischen der Platform und der südöstlichen Bastion. Er pflegte zwischen sechs und sieben Uhr aufzustehen; dann ging er in das Wohnzimmer, wo er an seinem Tagebuch, einem dicken in Kalbsleder gebundenen Quartanten, zu schreiben begann. Ich trug Sorge dafür, daß ich jeden Morgen vor ihm auf und angekleidet war, um ihm den Arm reichen zu können; denn ohne solchen Beistand ging er oft sehr mühsam vorwärts. Ich sah einmal, wie er von dem Frühstück-Tische nach dem Tische, wo sein Schreibzeug stand, ohne Stock zu gehen versuchte; allein es wurde ihm herzlich sauer, und ich hörte ihn, während er sich so fortschleppte, mit größerer Bitterkeit, als er sonst in seinen Ton legte, sagen: „Es ist hart genug, daß ich jetzt, im sechzigsten Jahre, wieder aufnehmen muß, was ich im zehnten, nach einer schweren Krankheit, hinter mir ließ." Eines Morgens sagte er mir, auf sein Manuskript deutend: „Halten Sie ein Tagebuch? Sie haben wohl Ihr ganzes Leben durch ein solches geführt?" Ich sagte ihm, wie ich es damit zu halten gepflegt, und fügte noch etwas über die Schwierigkeit des Schreibens hinzu, während man mit den Preßbengeln in Verkehr stehe. „Ach! ach! das ist wahr", sprach er seufzend, „nur zu wahr: denn ich fürchte, daß ich einen großen Theil meiner jetzigen Kränklichkeit zu großer Anstrengung verdanke. Lassen Sie sich warnen, Capitain, das übermäßige Arbeiten ist ein gefährliches Ding." Hierauf begann er von seinen Angelegenheiten zu sprechen; und als ich gelegentlich den Namen seines Verlegers, Robert Cadell, in Edinburg erwähnte, sagte er mit einem neuen Seufzer: „Ach! wäre ich, so lange ich für das Publikum schrieb, in den Händen unseres trefflichen Cadell gewesen, so würde ich jetzt ohne Zweifel Herr von einigen hunderttausend Pfund seyn, statt daß ich mich zu Grunde arbeiten muß, um nur aus meinen Schulden zu kommen." Ich wagte zu bemerken, dieser Schlag des Schicksals sey ihm, seine Kränklichkeit bei Seite gesetzt, vielleicht nützlicher gewesen; denn seit der Periode seiner Bedrängniß habe ihn ein edleres und uninteressirteres Motiv zum geistigen Schaffen geleitet, als der bloße Wunsch, sich Geld zu erwerben. „Das mag seyn", gab er zur Antwort, „kein Schriftsteller sollte jemals das Geld zu seinem einzigen oder auch nur zum vornehmsten Motive machen. Geldmacherei ist eines wissenschaftlichen Mannes unwürdig. Allein auf der anderen Seite müssen die Geldmacher von Profession (ich verstehe darunter meine Kreditoren) zugeben, daß ich, obschon ich letztlich in ihrer Werkstatt gearbeitet, doch nur zu ihrem Frommen, und nicht zu meinem eigenen, mich abgemüht habe. In der That, ich glaube, ich habe meine Kräfte überboten und mir einen Theil meiner Kränklichkeit auf diesem Wege zugezogen. Wo das hinaus will, weiß ich nicht. Ich sehe ein, daß ich etwas wage, indem ich diese Reise unternehme — und sterben kann man ja überall." Ich erinnerte ihn daran, daß man im gemeinen Leben zu viel Aufhebens von dem Verlust seines Vermögens mache, was doch unter den großen Uebeln des Lebens eines der geringsten sey und auch zu den erträglichsten gehören sollte. „Nennen Sie das ein kleines Unglück", versetzte er, „wenn man in finanzieller Hinsicht ruinirt ist?" — „Es ist doch auf jeden Fall nicht so schmerzlich, als wenn man seine Freunde verliert?" — „Das geb' ich zu." — „Als wenn man seinen guten Namen einbüßt?" — „Wieder wahr." — „Oder seine Gesundheit?" — „Ach! da haben Sie mich ertappt", murmelte er in so melancholischem Tone vor sich hin, daß ich wünschte, ich hätte nicht gesprochen. „Was ist der Verlust des Vermögens gegen den der Gemüthsruhe?" fuhr ich fort. „Am Ende", versetzte er scherzend, „werden Sie mir noch beweisen, „daß es gar nichts Schlimmes sey, wenn Einer bis über die Ohren in Schulden steckt, die er nicht los werden kann?" — „Vieles kommt, nach meinem Bedünken, darauf an, wie man in die Schulden gerathen ist, und was man für Mittel ergreift, um sich herauszuwinden — wenigstens dann, wenn der Leidende ein redlich gesinnter Mann ist." — „Ich hoffe, dem ist so", antwortete er mit freudiger Festigkeit.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß ich Sir Walter Scott, als er einige Jahre vor dieser Periode in Edinburg bei mir speiste, die Frage stellte, wie viele Stunden des Tages er für die Presse schreiben könne? Ich halte, sagte er, sechstehalb Stunden täglich für eine recht gute Werkzeit des Geistes, wenn er sich im *Schaffen* befindet. Sehr selten kann ich volle sechs Stunden erreichen, und ich argwöhne, daß Alles, was man noch einer tüchtigen geistigen Anstrengung von fünf bis sechs Stunden nach hinzuschreibt, nicht eben viel werth ist. Ich fragte ihn, wie er diese Stunde eintheile? „Ich suche", sagte er, „zwei oder drei derselben vor dem Frühstück zu benutzen, und die übrigen so bald nachher, als möglich, so daß ich nach Mittag frei herumspazieren, reiten, lesen, oder — faullenzen kann." Statt dieser fünf oder sechs Stunden hat aber unser Autor in der letzten Zeit mit eben dem edeln Eifer zehn, zwölf, ja *vierzehn* Stunden täglich gearbeitet!

Während der letzten drei Tage seines Verweilens in Portsmouth, das widrige Winde nothwendig machten, war Sir Walter ungemein frisch und aufgeweckt. Er unterhielt sich mit Fröhlichkeit, ließ seinen Witzspielen freien Lauf, erzählte seine alten Geschichten — kurz, sein früherer geistreicher Humor war fast ganz wieder da. Um diese Zeit begann er auch von seiner Reise mit Interesse zu reden, und sein Auge sprühte Feuer, wie in vorigen Zeiten, wenn er der Möglichkeit gedachte, Athen, Konstantinopel, die Pyramiden Aegyptens besuchen zu können. In solchen Augenblicken, und während er saß, hätte ein Fremder wohl denken können, es fehlte ihm gar nichts; wenn er aber aufstand oder aufzustehen versuchte, gab sich seine Entkräftung betrübend genug zu erkennen. Nachdem er eines Abends mit der größten Lebhaftigkeit geplaudert hatte, wünschte er, auf sein Zimmer zu gehen; allein wiewohl ich ihm allen möglichen Beistand leistete, gelang es ihm doch erst beim dritten Versuch, festen Fuß zu fassen.*) Während der Bemühung, sich zu erheben, murmelte er vor sich hin: „Meine Schwäche nimmt überhand, hol' sie der Teufel!" Nach einer Pause fügte er hinzu: „Es ist doch kränkend, daß ich gerade in dem ersten Augenblick meines Lebens, wo es mir frei steht, zu gehen, wohin ich will, und zu thun, was ich will, auf solche Weise eingesperrt bin und nicht einmal quer über die Straße gehen könnte, wäre auch die größte Merkwürdigkeit von der Welt zu sehen."

Sir Walter erlaubte mir eines Morgens sehr gütig, Schattenrisse von ihm zu entwerfen, während er, wie er sich ausdrückte, „mit allen Unvollkommenheiten an seinen Füßen" dastand.**) Mein Bruder, James Hall, ein junger Künstler in London, wollte nämlich Sir Waltern ganz naturgetreu malen, ohne das Gebrechen seines rechten Fußes zu beschönigen, und so sagte ich ihm den Grund, warum ich ihn mit Bein und Allem zu skizziren wünschte. Sir Walter belachte den Gedanken. Ich fragte ihn, ob seine Lahmheit ihn im Knabenalter jemals genirt hätte. „Nein", sagte er, „ich kletterte so gut, wie jeder andere Schulknabe, an den gefährlichsten Stellen des Schloß-Felsens von Edinburg auf und nieder." Bei einer anderen Gelegenheit hörte ich ihn sagen: „Diese unangenehme Lähmung des Fußes ist die Folge einer Krankheit, die ich als zweijähriges Kind hatte. Auch erinnere ich mich ganz genau, daß man auf den Gedanken gekommen war, mich durch Einhüllung des ganzen Körpers in ein rohes Schaffell zu kuriren. Ich werde nie das unbehagliche Gefühl vergessen, welches mir die Berührung der Haut verursachte, die frisch von dem Rücken des Thieres an meinen Körper kam. Ich glaube nicht, daß sie mir geholfen hat."

Unmittelbar vor der Abfahrt saß Sir Walter sehr heiter in seinem Zimmer, plauderte mit jedem Eintretenden über seine Reise, die Schönheit des Wetters, die Güte des Königs u. s. w., und rief lachend aus: „Es ist in der That sehr lustig, daß Ihr Alle um Einer Person willen so viel Lärmens macht."

Nachdem er die für ihn eingerichteten Kajüten angesehen hatte, die ihm sehr wohl gefielen, kam er wieder auf's Verdeck, setzte sich an den hintersten Mast und unterhielt sich mit seiner Familie, bis ein kühler Seewind zum Abschied mahnte. Ich werde nie den letzten Blick des großen Mannes vergessen, während er, auf dem Verdeck der Fregatte sitzend, seine Freunde, Einen um den Anderen, bei der Hand faßte und uns in einem Tone Lebewohl zurief, der wenigstens zeigte, daß ihm wohl bekannt war, alle Hoffnung sey verloren!"

Mannigfaltiges.

— *Figaro.* Auch in Spanien, dem Vaterlande des „Cicero aller Barbiere", erscheint jetzt eine Zeitschrift unter jenem Namen. Die letzte Nummer (vom April d. J.) enthält unter der Ueberschrift ¡En este pais! (In diesem Lande!) einen humoristischen Aufsatz voll ernster Ermahnungen an die Spanier, der immer mehr um sich greifenden Verachtung des eigenen Vaterlandes endlich ein Ziel zu setzen. Nur zu häufig, heißt es, höre man in Spanien, sobald von Wissenschaft und Literatur, von Künsten und Gewerben, ja sogar von Essen und Trinken die Rede sey, den von einem mitleidigen Achselzucken begleiteten Ausruf: ¡Cosas de España! (Spanisches Zeug!) oder ¡En este pais! En Francia y en inglaterra es mejor. (Ach, hier zu Lande. In Frankreich und in England versteht man's besser!) „Womit", sagt Figaro, „sollen wir dem Ausländer, der vornehm auf uns herabblickt, antworten, wenn wir selbst uns nicht schämen, unser Vaterland verächtlich zu machen?"

— *Die Maus, ein Schrecken des Tigers.* Capitain Basil Hall erzählt in seinen neuesten Reise-Fragmenten von einem gefangenen Königs-Tiger, dem nichts ein solches Entsetzen verursachte, als wenn man eine Maus in seinen Käfig praktizirte. „Wir pflegten", erzählt er, „in unserem Uebermuth das kleine Thier an das Ende einer langen Stange zu binden und so dem Tiger dicht vor die Nase zu halten. Sobald er die Maus erblickte, sprang er an die entgegengesetzte Seite, und ließ man sie gegen ihn laufen, so kroch er in einen Winkel, wo er voll rasender Furcht bebte und heulte, so daß wir aus bloßem Mitleid aufhören mußten. Zuweilen suchten wir ihn über die Stelle zu treiben, wo das harmlose Thierchen hin und her lief. Lange dauerte es, ehe er sich dazu bequemte. Endlich setzten wir ihn durch eine abgebrannte Rakete in Bewegung. Dann pflegte er einen so gräulichen Satz über die Maus weg zu thun, daß er mit dem Rücken an die Decke seines Behälters stieß."

— *Vorliebe in der Literatur.* „Lieben Sie die Poesie?" fragte ein Franzose seinen Freund. „O ja", antwortete dieser, „*nach der Prosa* am meisten."

(Montgomery, Lectures on poetry.)

*) Bekanntlich war Walter Scott von sehr großem und gewichtigem Körperbau.

**) Vermuthlich eine Anspielung auf das Shakespear'sche „with all my imperfections on my head", wie der Geist des Königs zu Hamlet sagt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 22. Mai 1833.

Frankreich.

Der Geist Molière's.

(Aus einem Englischen Skizzen-Buche.)

Der Genius des Lustspiels wechselt nicht bloß mit der Zeit, sondern erscheint bei jedem Volke anders. Sitten und Gebräuche wiederum sind nicht bloß bei den Europäischen Nationen verschieden, sondern wechseln in dem nämlichen Volke von einer Zeit zur anderen. Diese Wandelbarkeit ist oft der schlimmste Feind des komischen Schriftstellers. Unser altes Lustspiel ist ganz von der Bühne verschwunden, und die jetzige Gleichförmigkeit der Sitten hat unseren neuen Schriftstellern eine Quelle der Erfindung verstopft, die so reichlich floß, als die Menschen noch abgesonderter lebten und die Gesellschaft nicht so eintönig war. Jonson und Shadwell schilderten uns das, was sie den „Humor" nannten, d. h. die individuelle Charakteristik des einzelnen Menschen.

Doch mögen Geschmack und Denkweise noch so unbeständig seyn, mögen Sitten und Manieren noch so sehr wechseln, die Grundlage jeder Production des komischen Dichters ist stets die Natur. Ein schöpferischer Geist, durch einen sicheren Instinkt geleitet, wird, obgleich die Gesellschaft seiner Zeit ihm die Modelle zu seinen Zeichnungen liefert, dennoch über sein Jahrhundert und seine Nation hinausreichen. Sein Werk mag mit der Zeit veralten, doch hier kann man sagen, daß die Arbeit das Werk überlebe. Der Geist überdauert die Materie. Was Zeit und Oertlichkeit geliehen hatten, verschwindet; was aber der ewigen Natur angehörte, bleibt. Darum weilt der Gelehrte noch jetzt so gern bei Aristophanes' scharfem Spott, wiewohl Athens Sitten und seine fremdartigen Persönlichkeiten längst dahin sind.

Molière war Schöpfer in der Kunst des Lustspiels, und obgleich seine Personen Zeitgenossen Ludwig's XIV. waren und seine Sittenschilderungen, kritisch genommen, nur auf Einen Ort und Eine Zeit anwendbar sind, so entdeckte doch sein bewunderungswürdiger Geist jenen geheimen Pfad der Natur, den selbst bei den berühmtesten Nationen so Wenige fanden. Cervantes bleibt einzig in Spanien; Shakespeare ist ein geheiligter Name in England, und Jahrhunderte mögen vergehen, ehe Frankreich wieder einen Molière hervorbringt.

Die Geschichte dieses komischen Dichters zeigt uns das mächtige Genie, wie es, im Kampfe mit den widerstrebendsten Elementen, sein eigener Schöpfer ist. Wir sehen seine fortschreitende Selbstbildung, welche sich ihren eigenen noch nie betretenen Weg bahnt, von der Zeit an, wo er noch ein Neuling in seiner Kunst war, bis zu jenen glorreichen Tagen, als er Frankreich in seinen Farcen einen Plautus, in seiner Composition einen Terenz und in der moralischen Wahrheit seiner Schilderungen einen Menander schenkte.

Molière's Schicksal wollte, daß er lange jenen rastlosen Drang des Genius fühlen sollte, der an sich selbst zehrt, bis er die Nahrung gefunden hat, die er sucht. Doch er hatte nicht allein dieses qualvolle Treiben zu dulden, sondern er war auch noch so unglücklich, eine falsche Bahn zu betreten. Und so ging es Vielen, die dadurch Jahre lang für sich selbst und für das Publikum verloren waren.

In niederem Stande geboren, ein Genosse wandernder Schauspieler, denn Frankreich hatte noch kein Theater, dann bis an sein Ende Direktor seiner Truppe, die von ihm geschaffenen originellen Charaktere selbst darstellend, mit keinen besseren Mustern vor sich, als Italiänischen Farcen all' improvista, wird er der Günstling des prachtliebendsten Monarchen und in die feinsten Zirkel eingeweiht. Ein tiefdenkender Beobachter dieser neuen Scenen und Personen, treibt er bald seinen Spott mit den précieuses ridicules, den flatterhaften Marquis, mit der naiven Lächerlichkeit der Bourgeois und dem übermüthigen Stolz und Egoismus des Parvenu's, und enthüllt mit tieferer Absicht und kühnerer Hand das Lügenhafte falscher Anmaßung in jedem Stande. Seine Scenen haben so viel Wahrheit, daß sie nur lebendige Erinnerungen scheinen. Seine fruchtbare Leichtigkeit im Zeichnen vorübergehender Thorheiten, seine große Auffassungsgabe und seine reich ausgesteuerte Moral bekunden diesen Maler der Menschheit als Dichter und Philosophen und vor Allem als großen moralischen Satiriker. Molière hat bewiesen, daß Niemand mit größerem Erfolge die Sitten seiner Zeit umwandeln kann, als der große komische Dichter.

Der junge Pocquelin — dies war sein Familien-Name — war von seinem Vater, einem Tapezier, bestimmt, das Gewerbe, welches die Pocquelin's schon seit vier oder fünf Generationen mit Ehren betrieben hatten, fortzusetzen. Sein Großvater war ein fleißiger Besucher der damaligen kleinen Theater und ließ seinen Enkel oft an seinem Lieblings-Vergnügen Theil nehmen. Die Schauspieler waren gewöhnlich besser als ihre Stücke. Einige hatten die mimische Kunst wirklich zu der Vollkommenheit gebracht, daß ihre Geberden die Sprache ersetzten. Diese leckeren Scenen kunstloser und burlesker Stücke waren es, die Molière's Genie seine erste Nahrung und Pflege gaben, und nimmer wichen sie aus seiner Phantasie. Sein Widerwille gegen das Tapezier-Gewerbe wurde mit jedem Tage entschiedener. Zu vierzehn Jahren endlich wurde er, als ein „Taugenichts" (wie ihn sein Vater nannte), nach Clermont in das Jesuiter-Kollegium gebracht, wo er fünf Jahre lang — die Rechte studirte. Hier trank er mit langen Zügen aus dem Brunnen der Philosophie und Logik, und manche Tropfen seiner Schulstudien ergossen sich in die Satire seiner besseren Stücke. Um falsche Gelehrsamkeit und falschen Geschmack lächerlich zu machen, muß man mit den wahren vertraut seyn.

Bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt brach die alte Neigung wieder hervor, als er den unnachahmlichen Scaramuz auf dem Italiänischen Theater darstellen sah. Von der unwiderstehlichen Leidenschaft fortgerissen, verließ er seine juristischen Studien und schloß sich einem Liebhaber-Theater an, dessen Mitglieder sich bald im Stande sahen, Vorstellungen für Geld zu geben. Pocquelin war ihr Direktor und Bildner, denn er lehrte sie, die Natur, die unverkünstelte Natur, in ihrem Spiel nachahmen, wie er es in seinen Schriften that.

Die bürgerlichen und religiösen Vorurtheile der Zeit hatten diese kleinen Theater, denn eine National-Bühne gab es noch nicht, zum Zufluchtsort der Müßiggänger, der Verschwender und selbst der Auswürflinge der Gesellschaft gemacht. Unser junger Abenteurer bot den Pocquelin's gutmüthig freien Eintritt an. Das Anerbieten wurde mit Abscheu verworfen, und man sandte ihm den Familien-Stammbaum zu, um den Abtrünnigen zu beschämen, der sich liederlicherweise dem Genie ergeben hatte. Um die tapezierliche Würde seiner Verwandten zu schonen, verbarg sich Pocquelin unter dem unsterblichen Namen Molière.

Der künftige Schöpfer des Französischen Lustspiels war nun 30 Jahr alt, und noch erstreckte sich sein Ruf nicht über seine Truppe hinaus, noch war er ein Pilger in der Karavane eines wandernden Theaters. Er hatte mehrere Farcen und Gelegenheitsstücke geschrieben, wovon einige, ihrem Titel nach, die Vorläufer seiner späteren Dichtungen gewesen zu seyn scheinen. Nicht allein hatte Molière die wahre Richtung seines Genius noch nicht erkannt, sondern er hätte ihn nicht ärger mißverstehen können, wenn er wieder Advokat geworden wäre; er glaubte sich nämlich vorzüglich für das Tragische geschaffen. Er schrieb ein Trauerspiel und trat in Trauerspielen auf. Seine Tragödie wurde zu Bordeaux ausgepfiffen. Der gekränkte Dichter floh nach Grenoble, aber noch lange ging ihm die unglückliche Tragödie im Kopfe herum. Viele Jahre später, als Racine, damals noch ein Jüngling, ihm ein Trauerspiel anbot, das durchaus nicht zur Aufführung taugte, überreichte ihm Molière sein eigenes. „Nehmen Sie dieses", sagte er, „ich bin überzeugt, daß der Gegenstand höchst tragisch ist, trotz dem, daß er mir so mißlang." Der große Tragiker eröffnete seine dramatische Laufbahn mit dieser umgearbeiteten Tragödie des Komikers; es war die Thebaïde.

Ein höchst merkwürdiger Zug in dem Gemälde dieses großen komischen Dichters ist es, daß er einer der ernstesten Menschen und sogar melancholischen Temperamentes war. Ein Pasquillant schrieb eine satirische Komödie auf ihn, worin er als Hypochonder dargestellt ist. Boileau, der ihn gewiß genau kannte, bezeichnet ihn als „Contemplateur." Auch aus seinen Gesichtszügen blickt dieser Tiefsinn hervor.

Molière's Genie, so lange ihm selbst verborgen, vertraute bei seinen ersten Versuchen in einer höheren Region seiner eigenen Kraft noch nicht. Er gebrauchte die Krücke der Nachahmung und pflügte nicht selten mit dem fremden Kalbe. Er kopirte ganze Scenen aus Spanischen Komödien und Intriguen aus Italiänischen Novellenschreibern. Sein einziges Verdienst war, daß er sie vervollkommnete. Seine zwei ersten Lustspiele, „L'étourdi" und „Le dépit amoureux," die er nur auf ein Provinzial-Theater zu bringen wagte, waren Pfropfreiser Spanischer und Italiänischer Lustspiele. Noch fand seine Phantasie nichts Originelleres als das Römische, Italiänische und Spanische Drama, den ausgeschlagenen Sklaven des Terenz, den schnabenfrohen

und geschäftigen Graciosa der neueren Spanischen Bühne; alte Väter, die von irgend einem Schelm oder von ihren eigenen Thorheiten hinter's Licht geführt werden, Liebhaber, die ihr Mißgeschick beseufzen. Dennoch läßt sich in den genannten zwei Lustspielen bereits der Keim seiner künftigen Größe entdecken, denn ohne es selbst zu wissen, hat er einige Scenen von wahrhaft natürlicher Einfachheit eingeflochten. Im „Étourdi" ist Mascarill, „der König der Bedienten," den Molière selbst bewundernswürdig darstellte, einer jener ausgestorbenen Charaktere der Italiänischen Komödie, die in der Gesellschaft nicht mehr existiren. Dennoch ergötzt uns dieses ideale Wesen noch immer durch seine unerschöpflichen Hülfsmittel in jeder Verlegenheit und seinen unverwüstlichen Frohsinn. Im „Dépit amoureux" finden wir die köstliche Scene der sich zankenden und wieder versöhnenden Liebenden. In dieser Scene, wiewohl sie vielleicht nur eine weitere Ausführung von Horazens bekannter Ode: Donec gratus eram tibi ist, folgte Molière nur seinem eigenen Gefühl und ließ darin sein künftiges Genie ahnen.

Nach drei oder vier Jahren drang der Ruf dieser Schauspieler aus der Provinz nach Paris. Sie gaben hier ihre erste Vorstellung, die entschiedenen Beifall fand. Diese allgemeine Gunst des Publikums wurde Molières vollendeteren Stücken nicht zu Theil, denn sie wurden von weit Wenigeren verstanden. Seine ersten Lustspiele waren in der That nach dem damaligen Volksgeschmack geschrieben. Der Geist des wahren Lustspiels, der in einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und in Auffassung feiner Characterzüge besteht, war noch unbekannt. Molière übertraf seine Vorgänger, aber seine Kunst hatte er noch nicht inne.

Der steigende Ruhm des Dichters machte ihn nun zu einem gesuchten Gegenstand. Ein weiter geselliger Kreis eröffnete sich jetzt seinem beschauenden Gemüth. Er sah das Lebensgemälde nicht mehr durch die dunkelfarbige Brille der alten Komödie. Eine neue Gattung wollte er schaffen, die nicht länger sich auf stets wiederkehrende groteske Personen und auf gewaltsam herbeigezogene Ereignisse stützen sollte. Er strebte nach dem Beifall eines kunstsinnigen Auditoriums, indem er in seinen Dialogen die Sprache der guten Gesellschaft und in seinen Charakteren ihre Portraits darstellte.

Die literarische Coterie im Hotel Rambouillet, in welche der beliebte Dichter jetzt eingeführt wurde, eröffnete ihm eine neue Bühne. In diesem beneideten Zirkel Zutritt zu haben, galt für eine Auszeichnung in der großen Welt. Der ausgesprochene Zweck dieses Vereins von Adeligen und Literaten im Hotel der Marquise von Rambouillet war, ganz Frankreich einen besseren Ton zu geben, durch Ausbildung der Sprache und geistreichere Gestaltung ihrer Constructionen, und besonders die höchste Verfeinerung der Sitten einzuführen. Der kaum beendigte Bürgerkrieg hatte die höfische Feinheit oft verletzt und eine Rohheit in die Conversation eingeführt, welche den zarten Ohren höchst anstößig war. Dieser neue intellektuelle Gerichtshof war aus beiden Geschlechtern zusammengesetzt. Er warf sich zum Schiedsrichter des Geschmacks, zum Gesetzgeber der Kritik und, was noch weniger zu dulden war, zum Musterbild für das Genie auf. Kein Werk sollte für lesenswerth gelten, das nicht das Münzzeichen des Hotel Rambouillet trug.

Es giebt in den Annalen der Mode und Literatur keine Coterie, die den Mißbrauch der Gelehrsamkeit und die Irrwege einer ungezügelten Einbildungskraft lehrreicher und ergötzlicher darstellte, als die Abgeschmacktheiten des Hotel Rambouillet. Ihr lobenswerthes Vorhaben, die Sprache, die Sitten und selbst die Moral zu vervollkommnen, artete in jede Art von Verschrobenheit aus. Ihr Wissen wurde zur widrigen Pedanterie, ihr Stil zum phantastischen Jargon und ihr Alles vergeisterndes Zartgefühl zu einer wahrhaft puritanischen Ziererei. Ihr nichtssagendes Unterscheiden zwischen Geist und Herz, die selten im Einklang blieben, machte ihnen oft eben so viel zu schaffen, als ihr Jargon, den selbst die Eingeweihten nicht immer verstanden. Man sagt, die Französische Akademie habe ihren Ursprung im Hotel Rambouillet genommen. Wahrscheinlich fehlte es in der ersten Zeit nicht an einigem Sinn und Geschmack darin, denn ohne einen Anstrich von Vernunft geräth man nicht auf solche überfeine Narrheiten.

Die Frauen führten in dem Hotel das Scepter, obgleich die berühmtesten Männer der Französischen Literatur in diesem Tempel opferten. Der große Magnet, der Alles anzog, war die berühmte Mademoiselle Scuderi, und ihre bänderreichen Romane galten als Köder. Nach dem neuen System von Galanterie dieser großen Erfinder des verliebten und metaphysischen Rothwälsch durfte man den Frauen nur mit fast göttlicher Verehrung nahen; man redete zu ihnen in einer Sprache, die in keinem Dictionnaire als in ihrem eigenen stand, und ihr Benehmen war noch phantastischer als ihre Sprache. Eine Art häusliches Ritterthum bildete ihre Etiquette. Ihre Taufnamen waren ihnen zu gemein und die angenommenen aus jenen dickleibigen Romanen entlehnt. Am Ende wurde eine Art von Freimaurerei daraus, welche ihre Grade hatte, und wer nicht in die Mysterien eingeweiht war, den duldeten sie nicht lange unter sich. Die Lehrzeit bestand man unter Anleitung gewisser Lehrmeister, denen das Amt der Einführung in die „Ruelle" oblag.

Ihre Einladungs-Karte war entweder ein Rondeau oder ein Räthsel, welche den Stoff zur Eröffnung der Unterhaltung hergaben. Die Frau vom Hause empfing ihre Besucher prächtig geputzt, auf dem Thron der Schönheit, dem Bette, welches in einem Alkoven stand. Der Raum zwischen dem Bette und der Wand hieß die „Ruelle" (das Gäßchen), und in dies Gäßchen durfte sich der Liebling begeben. Der Kavalier, welcher den Ehrentitel des „Alkovisten" hatte, war zugleich Haushofmeister und Ceremonienmeister. Diese Scene hatte übrigens für jene zarten Gemüther durchaus nichts Unanständiges, und noch weniger der leidenschaftliche Stil ihrer Gespräche. Was nur irgend eine Idee des „Fleischlichen", wie sie es in ihrer Sprache nannten, wecken konnte, war hoch verpönt. Jahre gingen hin, ehe der verliebte Märtyrer seiner Erwählten die Hand küssen durfte. Der Herzog von Montausier liebte die berühmte Julie von Rambouillet, aber erst nach einer vierzehnjährigen Bewerbung erlangte der seufzende Herzog von der unterdeß ziemlich verblichenen Schönheit das erwünschte „Ja." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Souvenirs d'un sexagenaire. (Erinnerungen eines Sechzigjährigen.) Von dem Akademiker Arnault. 4 Bde. Pr. 30 Fr.
- Oeuvres de M. Carré. (Carré's, ehemaligen Dekans der Rechts-Fakultät von Rennes, sämmtliche Werke.) 8 Bde. Erster Bd. (Traité des lois de l'organisation judiciaire et de la compétence des juridictions civiles.) Mit Anmerkungen vom General-Advokaten Foucher. Pr. 8 Fr.
- À l'ouest. (Ein Amerikanischer Roman.) Uebertragen von Paulding. 2 Bde. Pr. 12 Fr.
- Dalilah. — Erzählung von Jules de Saint-Felix. Pr. 7½ Fr.

Portugal.

Zur Geschichte der Portugiesischen Literatur.

I. Dichtkunst.

(Schluß.)

Ein noch traurigeres Beispiel von der Strenge des Schicksals gegen die Dichter liefert Francesco Dias Gomes, Sohn eines kleinen Krämers zu Lissabon. Seine rechtschaffenen Eltern bestimmten ihn dem Advokaten-Stande. Er legte den Grund zu seinen Studien in dem Kollegium des Oratoriums, studirte Rhetorik und Dichtkunst, unter dem Königlichen Professor Pedro José da Fonseca und wurde sodann nach Coimbra auf die Universität geschickt. Allein er war kaum daselbst angekommen, als ein Onkel, dessen Pathe er war, und der seine Eltern nach seinem Willen lenkte, seine Bestimmung änderte, indem er den Handel für ein sichereres Gewerbe hielt, als die Literatur. Er etablirte ihn in einem Laden, wo sein junges Genie durch Kleinigkeits-Krämerei erstickt wurde. Von allen seinen glänzenden Gaben konnte er keine andere ausbilden, als das Gedächtniß, indem er sehr viel las. Die fortwährende Zerstreuung seines Gewerbes hinderte ihn, sein Talent zu vervollkommnen, so wie die Zerstreuungen seines Talents ihn hinderten, seinen Handelsgeschäften vorzustehen. Er machte fortwährend Verse, erhob sich aber nie über jene von Horaz besungene Mittelmäßigkeit. Im J. 1795 wurde seine Familie von einer herrschenden Epidemie ergriffen. Francesco Diaz, Arzt und Pfleger aller der Seinigen, wurde endlich selbst ein Opfer der Krankheit. Er starb mit der Ergebung und dem Muthe, den er bei allen Unfällen des Lebens gezeigt hatte. Bei dieser Gelegenheit ehrte die Königliche Akademie sich selbst, indem sie auf ihre Kosten seine Gedichte drucken ließ, deren Ertrag seiner Witwe und seinen Kindern allein zu gut kommen sollte. Francesco Diaz hat eine unvollendete Epopöe über die Eroberung von Ceuta hinterlassen, und sechs Gesänge eines Gedichts über die Jahreszeiten, die noch nicht erschienen sind. Gesunde Vernunft, edle Gesinnungen, eine reine Sprache und eine erbauliche Moral zeichnen seine Productionen aus, und unter günstigen Umständen hätte sein Talent gewiß einen edlen Schwung genommen.

Aus den vermischten Gedichten dieser Schriftsteller könnte man eine Portugiesische Anthologie zusammensetzen; an den größeren Gedichten jedoch ist wenig verloren, wenn man die Biographie in Versen des Malers Vieira, die er selbst geschrieben, ausnimmt. Dieses sonderbare Gedicht ist wenig bekannt, verdient aber, es zu seyn. Doch der Dichterruhm Portugals gründet sich hauptsächlich auf die Lusiade. Man mußte daher nicht wenig erstaunen, als ein neuerer Kritiker es wagte, das Meisterstück des Camoëns anzugreifen und zur Unterstützung dieses kühnen Urtheils eine eigene Epopöe über denselben Gegenstand zum Vorschein zu bringen. Diese Epopöe erschien zuerst im J. 1811 unter dem Titel: „Gama, ein Gedicht in 10 Gesängen, von José Agostinho de Macedo." Der Verfasser dehnte es später auf 12 Bücher aus, verwandelte den ersten Titel in den: „O Oriente" und schickte dieser Ausgabe eine lange Zueignungs-Epistel an die Portugiesische Nation voraus, mit einer Dissertation, worin die Fehler seines Vorgängers auseinandergesetzt sind. Nie wurde in der Literatur ein kühneres Wagniß unternommen.

Macedo schreibt als ehrlicher Mann, als warmer Enthusiast und eifriger Portugiese; nur in dem einzigen Punkte der Lusiade ist er ein Ketzer. Weit weniger aus einem Geiste der Nebenbuhlerschaft, als gereizt durch die Geringschätzung seiner Gegner, ging dieser Kritiker in Herabsetzung des Camoëns eben so weit, als andere in dessen Lobpreisung. „Ich habe entdeckt", sagte er, „daß das Gute, welches man in der Lusiade findet, nur gut ist, weil es Camoëns von anderen abgeschrieben hat, und das Schlechte ist nur schlecht, weil er dabei keinem Vorbilde folgte." Dies ist eine schändliche Verunglimpfung. Weil er oft den Camoëns auf dem nämlichen Wege fand, wie die anderen Dichter, nahm er es für Nachahmung, was doch keine war, und wenn es wahr ist, wie er behauptet, daß Camoëns den „Orlando Furioso" und den „Amadigi" des Bernardo Tasso nie aus der Hand legte, so könnte man aus der Lusiade immerhin dasjenige streichen, was er ihnen entlehnt hat, ohne daß sie viel verlöre.

José Agostinho zeigt indeß in seiner Dissertation mehr literarische Kenntniß und ein gediegeneres Urtheil, als seine Landsleute im Allgemeinen. Er behauptet sogar, daß der wahre Stil erhabener Poesie sich nur bei den Hebräern finde, und daß Niemand ein großer Dichter seyn könne, wenn er nicht die Bibel gründlich studiert

hat; in Portugal gewiß eine außerordentliche Behauptung. Er erkennt auch an, daß unter allen Stoffen die Reise des Vasco de Gama in jeder Hinsicht am wenigsten zur epischen Poesie sich eigne. Was konnte denn nun wohl den Agostinho bewegen, selbst ein Süjet zu wählen, das für ihn noch den Fehler hatte, daß ein anderer bereits die Blüthe davon abstreifte. Auf diese Frage, die er voraussah, antwortet er mit dem Bekenntniß der Schwachheit edler Seelen: „Die Ueberzeugung von den Fehlern des Camoëns, das Verlangen, diejenigen zu widerlegen, welche von ihm sagten: Par nemo, nemo secundus erit; besonders aber die Hoffnung, die Vorurtheile meiner Landsleute zu besiegen und zu beweisen, daß man die Gränzen der Einbildungskraft eben so ausdehnen kann, als die der Vernunft, dies Alles hat mich zu diesem Versuch angefeuert.“ Wenn José Agostinho nicht die Englische Literatur weniger als jede andere gekannt hätte, so würde er in Spenser's „Feen-Königin“ eine gute Lehre gefunden haben: „Und als sie um sich blickte, bemerkte sie diese Worte, die über der Thüre standen: Wage, Woge, überall wage. Sie konnte trotz alles Nachdenkens diese Art von Räthsel nicht lösen, bis sie endlich am Ende desselben Gemachs eine eiserne Thür entdeckte, über welcher stand: Wage nicht zu viel.“

Ein merkwürdiges Beispiel von Inkonsequenz ist es, daß José Agostinho in seiner neuen Auflage ein Gedicht von derselben Gattung wie die alte hervorbrachte, und welches mehrere derselben Fehler enthält, gegen welche er geeifert hat. Dem Mangel an Ereignissen in der Geschichte selbst sucht er durch Erdichtungen und Anhäufung des Uebernatürlichen abzuhelfen; allein wie Camoëns weckt er den Unglauben durch Vermischung bekannter Thatsachen mit den handgreiflichsten Fabeln.

Das Gedicht fängt mit der Beschreibung eines Thrones in dem Central-Punkt der Schöpfung an, „dunkel aus Uebermaaß von Licht“, von dem eine Stimme ausgeht, welche den Lauf der Sonne und des Mondes unterbricht, die Kometen aus ihrer Bahn bringt, den Nil und den Amazonenfluß nach ihren Quellen zurücktreibt und die ganze Erde erschüttert. Diese Stimme, welche so das Planeten-System in Verwirrung bringt, hat nichts Anderes zum Zweck, als einem Seraph zu befehlen, sich zum König Emanuel zu begeben und ihm zu sagen, er solle eine Flotte ausrüsten, um das Panier des Kreuzes in Indien aufzupflanzen. Der König sieht unterdessen, in demselben Augenblick, eine ehrwürdige Matrone, auf einem weißen Elephanten reitend, welche ihm sagt, sie heiße Asia.

Asia bietet ihm ihre Schätze und zeigt ihm den Tempel des Ruhms, in welchem er neben dem Prinzen Heinrich seine Stelle einnehmen soll, und fordert ihn auf, seine heldenmüthigen Seefahrer abzusenden, denen der Himmel die Pforten des Osten öffnen würde. Als die Erscheinung verschwindet, erwacht der König und erblickt jetzt den Seraph, der in einer langen prophetischen Rede seine Botschaft ausrichtet. Darauf versammelt der König einen Rath, dem er erzählt, was ihm die Nacht begegnet sey, und Vasco de Gama erbietet sich, das Abenteuer zu bestehen. Hier giebt der Dichter eine kurze Schilderung der Gefährten Gama's. Er beschreibt die Ceremonien vor ihrer Einschiffung. In dem Augenblick, wo sie unter Segel gehen, hören sie von der Spitze eines Felsens das Wehgeschrei einer Frau, die ihr Mann verläßt, um an der Expedition Theil zu nehmen. Sie überhäuft den Ungetreuen mit Vorwürfen und stürzt sich in's Meer. Bald erregt Satan einen Sturm, aber Gama betet, und sogleich steigt ein Engel herab, der den Satan vertreibt und den Winden und Wogen Ruhe gebietet. Agostinho flicht hier einen merkwürdigen an und für sich poetischen Vorfall ein, den er der „Chronik des Prinzen Dom João“ von Damian de Goes entnimmt.

Dieser wohl unterrichtete Chronikenschreiber erzählt, daß man auf der kleinen Insel Corvo, der nördlichsten der Azoren, welche die Seefahrer seiner Zeit Ilha do marco nannten, weil ihr hoher Berg ihnen zum Merkzeichen diente, ein merkwürdiges Monument fand. Auf dem nordöstlichen Gipfel dieses Berges stand nämlich die Bildsäule eines Mannes zu Pferde, mit einer Art von Maurischem Mantel bekleidet, mit entblößtem Haupte, die linke Hand auf der Mähne des Pferdes ruhend und mit der Rechten nach Westen zeigend. Die Bildsäule und ihre Basis waren in den Felsen gehauen. König Emanuel sandte den Duarte Darmas hin, um die Statue abzuzeichnen. Als er die Zeichnung sah, fand er sie so merkwürdig, daß er einem Einwohner von Porto, der für geschickt galt und in Frankreich und Italien gereist war, befahl, sich die nöthigen Werkzeuge anzuschaffen und das Monument von der Insel Corvo nach Lissabon zu bringen. Der Ingenieur kam zurück mit dem Kopfe und dem rechten Arm des Mannes, dem Kopfe und einem Bein des Pferdes, und erzählte, die Statue sey von den Stürmen des vorigen Winters umgeworfen und zerschmettert worden. „Die Wahrheit aber ist“, fügt Damian de Goes hinzu, „daß sie durch die ungeschickten Versuche, sie fortzubringen, zerbrochen und vernichtet worden war.“ Diese Fragmente blieben einige Zeit in dem Palast; wo sie aber später hinkamen, konnte de Goes nicht sagen. Im J. 1529 erhielt Pero do Fonseca die Herrschaften Corvo und St. Antam und begab sich nach dieser Insel. Da er von den Einwohnern vernommen hatte, daß auf dem Felsen, wo die Statue gestanden, sich Buchstaben befänden, so befahl er, daß man Männer an Stricken den Abgrund hinabließe, um die Inschrift in Wachs abzudrücken. Es war leider vergebene Arbeit. Man konnte nicht herausbringen, zu welchem Alphabet die Schriftzüge des Monuments gehörten, sey es nun, daß sie durch die Länge der Zeit unkenntlich geworden, oder daß die Einwohner von Corvo kein anderes Alphabet kannten, als das Römische. Goes ist der Meinung, daß es das Werk irgend eines Skandinavischen Seeräubers war, weil er von Saxo Grammaticus und von seinem eigenen Freunde Johannes Magnus gehört hatte, daß die Skandinavier Schriftzüge in Stein zu hauen pflegten; er vergaß aber, daß es nicht ihr Gebrauch war, Bildsäulen zu Pferde zu errichten. Diese Geschichte beruht auf fast unverwerflichen Autoritäten. Reisende, welche die Azoren besuchen, mögen nun ausmitteln, ob sich noch Spuren dieses merkwürdigen Monuments daselbst vorfinden.

José Agostinho nun nimmt in seinem Gedicht an, daß die Statue von Hanno errichtet und mit einer Griechischen Inschrift in Bronze gegraben versehen worden sey, welche Gama liest und darin die Prophezeiung der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen findet. Gama setzt mit seinen Gefährten die Reise fort, auf welcher sie sehr viel durch Windstillen und ansteckende Krankheiten zu leiden haben. Endlich landen sie in Zofala, und hier sind zwei Liebes-Episoden eingeschaltet. Jetzt beruft der Teufel einen neuen Rath zusammen und schlägt seinen höllischen Genossen vor, als das beste Mittel, die Lusitanische Expedition zu vereiteln, sie auf eine wüste Insel zu locken (eine der Falklands-Inseln), die ihnen als die Insel Ceylon erscheinen sollte. In Folge dieser sonderbaren Kriegslist richten die Teufel die Insel zu diesem Zwecke ein, und als die christlichen Seefahrer daselbst landen, finden sie Tempel, Paläste, ein Volk, das Arabisch spricht, ihnen eine seltsame Geschichte erzählt und sie einladet, in einen Fluß einzulaufen, wo sie einen trefflichen Ankerplatz finden würden. Glücklicher Weise entdeckt Prinz Heinrich vom Himmel aus diese höllische List, und nachdem er die Erlaubniß erbeten, einzuschreiten, erscheint er dem Gama in einer Vision, offenbart ihm die drohenden Gefahren, führt ihn durch die Luft fort und zeichnet ihm den Weg vor, den er zu nehmen hat. Dann versetzt er ihn in den Tempel des Ruhms und zeigt ihm die Statuen der großen Männer und ein Piedestal, auf welchem schon sein Name steht. Als Gama des Morgens erwacht, erzählt er seinen Matrosen die erhaltene Warnung. Sie werden jetzt gewahr, daß es des Teufels Absicht gewesen war, sie in die Brandung zu führen. Paläste und Tempel verschwinden, die Dämonen entfliehen unter Heulen und wüthendem Geschrei. Satan indeß weiß sich stets zu helfen. Obgleich tief in einem Schwefelpfuhl steckend, kommt er doch durch den Krater eines Vulkans auf Java zum Vorschein, und nach diesem merkwürdigen Sprung von einer Falklands-Insel nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, umgiebt er die Portugiesische Flotte mit schwimmendem Eis. In diesem Augenblick der Gefahr bricht die Nacht herein; der Mond verschwindet, und eine gigantische Erscheinung zeigt sich am Horizont beim Leuchten der Blitze. Es ist die Abgötterei, deren Haupt den Himmel berührt, und deren Füße im Meere stehen, der Abgötterei, umgeben von Tempeln und rauchenden Altären, welche Gama mit schrecklicher Stimme zuruft, er solle umkehren, sonst würde ihn ihre Rache treffen, denn ihr gehöre der Osten und ganz Afrika. Diese phantastische Figur schließt ihre Rede mit einem Donnerschlage, der die Welt erschüttert. Gama nimmt seine Zuflucht zum Gebet. Der Allmächtige beruhigt die Wellen durch einen Wink seines Hauptes, die Eisschollen schwimmen nach dem Pol zurück, und die Portugiesen umsegeln das Kap.

José Agostinho hat, eben so wie Camoëns, die Umschiffung des Kaps durch ein besonderes Wunder bezeichnet. Der Prediger Vieira macht eine seltsame Bemerkung hierüber in einer seiner Predigten, welche mehr als irgend ein anderes bekanntes literarisches Produkt zu gleicher Zeit die Kraft und die Schwachheit des menschlichen Geistes darthut. „Ein einziger Mensch“, sagt er, „umschiffte das Vorgebirge der guten Hoffnung vor den Portugiesen. Und wer war dieser Mensch? wie vollbrachte er es? Es war Jonas in dem Bauche des Wallfisches. Der Wallfisch kam aus dem Mittelländischen Meer, weil er keinen anderen Weg zu nehmen hatte; er schwamm links, längs der Küste von Afrika hin, dann vor Aethiopien und Arabien vorbei, trat da in den Euphrat und näherte sich Ninive, wo er den Propheten ausschiffte, indem er ihm seine Zunge als Planke unterlegte, um ans Land zu steigen.“

Unsere Seefahrer kamen endlich in Melinde an, wo Gama dem Fürsten dieser Insel die Geschichte Portugals bis auf seine Zeit erzählt. Hier nimmt er einen anderen Steuermann, und nach einer zwei und zwanzigtägigen Fahrt erscheint ihm Prinz Heinrich abermals und kündigt ihm an, daß die Stunde gekommen sey, welche für Europa die Pforten des fünften Reichs aufthun solle. In der That, mit Tages-Anbruch wird die Küste von Malabar sichtbar. Freudige Danklieder steigen von den Schiffen zum Himmel empor. Die Erde wird in ihren Grundvesten erschüttert; die heidnischen Altäre, die Götzen, die Tempel, vom Rothen Meere bis nach China hin, erbeben. Die ewige Lampe, welche vor Mohamed's Grabe brennt, erlischt, und das Zeichen, welches Konstantin erblickt hatte, erscheint auch dem Gama im Osten. Diese Wunder erneuern sich, als er an das Land steigt. Man hört furchtbare Stimmen aus dem Abgrunde kommen; die Natur erzittert vor der Ahnung der Kriege und der Revolutionen, die sie erschüttern werden. Gama wird nun bei dem Zamorin eingeführt und macht ihn mit der Schöpfungs-Geschichte, mit der des jüdischen Volkes, den Prophezeiungen Daniels, der Ankunft des Heilandes und den Ereignissen in Portugal bis zu dieser Reise bekannt, deren Zweck sey, die wahre Religion nach Indien zu bringen. Der Zamorin hatte die Nacht vorher auch eine Erscheinung gehabt, die ihm den Umsturz des Götzendienstes verkündigte, und die neue Aera der Gerechtigkeit und Unschuld, die mit dem Tage beginnen sollte, wo ganz Asien die Sternen gekrönte Jungfrau Maria anerkannt haben würde. Satan, über diese Nachricht beunruhigt, sendet die Dämonen des Neides und der Verleumdung zu den Ministern des Zamorin. Diese verblendeten Rathgeber bereden ihren Herrn, dem Oberpriester zu befehlen, ein Menschenopfer zu veranstalten, um den Willen der Götter zu erfahren. Satan, auf diese Weise herbeigerufen, erscheint und weissagt die Eroberungen der Portugiesen zu Goa,

Cemuj und Moiacea, so wie alle Leiden, die sie über Indien verhängen würden. Der erschrockene Fürst von Malabar beschließt, diese Fremden bis zur Ankunft der Schiffe von Suez hinzuhalten, um sie, mit Hülfe dieser Verstärkung, aufzureiben. Gama wird von einem Engel gewarnt, die Feindseligkeiten beginnen; es kommt im Angesichte der Stadt zum Kampfe mit Timoya, einem König von Onor, den Gama erlegt. Der Zamorin, bestürzt über diese Niederlage, entschuldigt sich, indem er alle Schuld auf Timoya schiebt, der nicht mehr am Leben ist, und übersendet einen unterzeichneten Friedens-Vertrag mit einer Kiste voll Kleinodien, welche Gama als ersten Tribut des Orients an die Krone Portugal annimmt. Hier könnte das Gedicht schließen; allein Satan hat noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er erscheint dem Gama als der Schatten Alexanders des Großen und sucht ihn zu bereden, anstatt nach Lissabon zurückzukehren, wo er doch nur Unterthan seyn würde, ein eigenes Reich im Orient zu gründen. Das Gespenst verschwindet, und Gama fühlt sich einen Augenblick lang in Versuchung, so lockend ist der Ehrgeiz; allein die Treue, jedem Portugiesischen Herzen so theuer, verscheucht alle böse Gedanken. St. Thomas erscheint dem Helden seinerseits, führt ihn durch die Luft, und als sie über dem Rothen Meere sind, läßt er ihn die künftigen Thaten Portugiesischer Tapferkeit erblicken, bis auf den letzten hohen Aufschwung, in welchem Portugal sich gegen Bonaparte erhob und so das Zeichen zur Befreiung der Welt gab.

Dies ist die Fabel des „Oriente“ von José Agostinho. Sein Versuch wurde in Portugal als eine eben so dünkelhafte Anmaßung betrachtet, als wenn in England Jemand mit einem neuen „verlorenen Paradies“ hervortreten wollte. Mit Ausnahme des anstößigen Gemengsels heidnischer Mythologie, von welchem der „Oriente“ frei ist, findet man darin alle Fehler, die der Verfasser dem Camoëns vorwirft; eben so ungeschickt angebrachte Wunder und lange Geschichten, die der Hauptbegebenheit eben so fremd sind. Wie in mehreren anderen Gedichten derselben Sprache, vermißt man darin mehr gesundes Urtheil als Kunst; es ist voll von dem, was der alte George Gascoigne das Unkraut nennt, welches die Güte des Bodens beweist. Ueber die Diction erlauben wir uns kein Urtheil. In jeder Sprache giebt es einen gewissen Wortzauber, der eben so unübersetzbar ist, als das „Sesam“ in dem Arabischen Mährchen. Man behält wohl den Sinn, aber so wie das Wort verändert wird, ist der Zauber verschwunden. (Rob. Southey.)

Morgenländisches.

Armenische Literatur.

Die Sprache und Literatur der Armenier gehört noch zu denen, welchen Deutschland, fast alle Kenntnisse und alle Sprachenkunde in sich konzentrirend, bis jetzt eine geringe Aufmerksamkeit zugewandt hat. Der erste Armenische Druck (Uebersetzung des Obadja) in Deutschland geschah 1680 in Leipzig, auf Veranstalten des Professors Andreas Acoluthus zu Breslau, und vor 100 Jahren gab es nur zwei dieser Sprache kundige Gelehrte in Deutschland, La Croze in Berlin und Schröder in Marburg. Der Hauptsitz der Armenischen Gelehrsamkeit in Europa ist schon seit längerer Zeit Venedig, woselbst im Jahre 1717 der von den schismatischen Armeniern verfolgte katholisch-Armenische Geistliche Mechitar Petrosian sein Kloster und seine Akademie errichtete, nachdem er seinen Feinden in Konstantinopel und Modon hatte weichen müssen. Dieses, nach seinem Stifter, das Mechitaristen-Kloster genannt, blüht seitdem auf der Insel San Lazzaro. Durch die Sorgfalt des Abts Mechitar vereinigten die Mönche seiner Anstalt Europäische Gelehrsamkeit mit der Kenntniß ihrer vaterländischen Literatur, und die angesehensten seiner Landsleute schicken seitdem ihre Söhne zur Erziehung dorthin. Die Mechitaristen haben die beste Armenische Druckerei und geben ein Blatt in dieser Sprache heraus, welches zur Verbreitung von Kenntnissen unter ihren Landsleuten beiträgt. Die gelehrte Sprache — Haican genannt — ist übrigens von dem gemeinen Armenischen verschieden, zu welchem sie sich ungefähr wie das Lateinische zu einer Tochtersprache verhält.

Von dem gegenwärtigen Abte jenes Klosters, Placido Lukias Somal, Erzbischof von Siunia, ist im Jahre 1829 eine gedrängte Uebersicht der Armenischen Literatur erschienen,*) in welcher 220 Schriftsteller angeführt werden, und außerdem die Namen mehrerer, deren Werke nicht mehr vorhanden sind. Unter jenen finden sich Geschichtschreiber, Theologen, Dichter (meist religiöse), Sprachforscher, Geographen (worunter Mamelus, dessen Reisen unlängst in einer Englischen Uebersetzung erschienen sind,) und Mathematiker, doch bilden die beiden zuerst genannten Klassen die große Mehrheit. Die Armenischen Alterthumsforscher setzen den Ursprung ihrer Literatur nicht höher hinauf, als in die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr., zur Zeit, da zwei Brüder, Arsaces und Valarsaces, Parthien und Armenien beherrschten. Letzterer, ein Freund der Studien, und nach der Kunde von dem früheren Zustande seines Königreiches forschend, veranlaßte den Marabas Catina, „einen sehr gelehrten Mann und einen der erhabensten Geister jener Zeit,“ eine Geschichte Armeniens zu schreiben. Marabas sammelte seine Materialien aus verschiedenen Quellen, vornehmlich aus Altpersischen in Ninive (?) aufbewahrten Dokumenten, deren Untersuchung ihm von dem Parthischen Könige Arsaces verstattet wurde. Er beschrieb die Geschichte seines Vaterlandes bis zu seiner Zeit und erwarb sich durch sein Werk den Namen des Armenischen Herodot. Etwa 6 Geschichtschreiber und Gottesgelehrte und mehrere Andere, deren Namen vergessen sind, folgten; aber weder von dem Herodot noch von seinen Nachfolgern ist das Geringste auf unsere Zeiten gekommen. Die ältesten Armenischen Werke, die sich erhalten haben, gehören dem 4ten Jahrhundert. Das Christenthum war damals in Armenien herrschend, seine Anhänger waren Fürsten und Prälaten, und jene Periode darf als der Anfang des goldenen Zeitalters jener Literatur angesehen werden, welches seine Höhe im 5ten Jahrhundert erreicht hat. Damals gab es viele Haicanische Autoren; auch erfand zu Anfang des gedachten Säculums Mesrop Masdotz das Armenische Alphabet von 38 Buchstaben, das noch jetzt nach seinem Erfinder das Mesropische heißt und als Anfangsbuchstaben gebraucht wird, da für den gewöhnlichen Gebrauch eine Kursivschrift üblich ist. Bis zu jener Zeit schrieben die Armenier mit Griechischen, Syrischen oder Persischen Lettern. Damals ließen auch die Armenischen Könige Schulen im ganzen Lande anlegen, und die Gelehrten übersetzten im J. 410 die Bibel (nach der Septuaginta) und die Meisterwerke Griechenlands und Roms. Mehrere Arbeiten dieser Art, unter Anderem Uebersetzungen von Büchern des Philo, sind vor nicht langer Zeit in Venedig gedruckt worden. Zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern jener Epoche gehört Moses Chorenatzi (aus Chorenn), der vieles übersetzte, eine Armenische Geschichte (in welcher Marabas und seine Nachfolger zu Grunde gelegt sind), Predigten und Abhandlungen über Beredsamkeit und Geographie schrieb, die nebst einigen in der Armenischen Liturgie noch jetzt gebräuchlichen Liedern sich erhalten haben. Mehrere kleine Werke sind verloren, und von seinen Erläuterungen zur Haicanischen Grammatik sind nur wenige von jüngeren Autoren angeführte Fragmente übrig. Sein Geschichtswerk ist mit Whistons Lateinischer Uebersetzung im Jahre 1736 zu London erschienen. Im 6ten Jahrhundert blieb die Armenische Literatur stationair und sank in der Folge immer tiefer. Man verdarb die Sprache durch das Bestreben, ihren grammatischen Bau dem des Lateinischen ähnlich zu machen; auch werden einige Autoren beschuldigt, sich der Vulgarsprache bedient zu haben. Wenige Geschichten, zum Theil metrisch abgefaßt, die aus jenen Jahrhunderten stammen, werden indeß wegen ihrer historischen Wichtigkeit in Ehren gehalten. Seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts erstanden im Osten und im Westen Armenische Schulen, und diese Literatur erhielt einen neuen Schwung. Geschichtschreiber und Theologen schrieben rein Haicanisch, auch ein Improvisator, Nerses Moghabgi, wird genannt. Zu der steigenden Blüthe des vorigen Jahrhunderts trugen insonderheit die Mechitaristen bei. In Paris hat diese Literatur bereits einen Lehrstuhl, und vielleicht nimmt sie bald größeren Antheil an dem jetzt in Europa herrschenden wissenschaftlichen Leben.

*) Quadro della storia letteraria di Armenia.

Mannigfaltiges.

— Die höchste Aufgabe der Skulptur. Der Laokoon und die Friese des Parthenon's stehen als ewige Trophäen alter Kunstleistung da und dürfen selbst in einer späteren Zeit, in einem weniger milden Klima und bei Völkern, denen das frische Leben der heiteren Griechen, der geistreichen Italiäner fehlt, dem kühn anstrebenden Künstler eher zur Aufmunterung gereichen, als ihn entmuthigen. Hat die Kunst bereits diese Höhe erreicht, so kann sie auch noch einen Schritt weiter thun. Sollte ein neuer Pygmalion erstehen, so wird er zu den Schöpfungen seines Meißels nicht bloß sagen: Rede! sondern: Gehe! (Montgomery. Lectures on Poetry.)

— Russischer Aesop. Der vorzüglichste Fabeldichter, den Rußland bis jetzt hervorgebracht, ist Kriloff, ein noch lebender Dichter, Aufseher der Kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg. Sein Stoff ist fast immer originell, sein Vortrag zierlich und seine Wendungen geistreich. Seine Ideen und Bilder sind ganz Russisch und können daher als ein treues Gemälde seiner Landsleute dienen. Die Moral seiner Fabeln ist sinnig und gediegen, und dies ist kein kleiner Vorzug. Die Gräfin Orloff, die ihn durch ganz Europa bekannt zu machen wünschte, veranstaltete Uebersetzungen seiner Fabeln ins Französische und Italiänische. Sie erschienen 1825 in zwei Bänden zu Paris, mit dem Russischen Text und mit Beiträgen von den vorzüglichsten lebenden Dichtern. Herr Lemontey schrieb die Vorrede dazu, welche Nachrichten über den Verfasser enthält, der auch mehrere Lustspiele und andere dramatische Stücke geschrieben hat.

— Wirkung der Musik bei Bekehrung der Wilden. Nobrega (ein Jesuit) hatte eine Schule, in welcher er einheimische Kinder und Portugiesische Waisen unterrichtete. Es wurde ihnen Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt; man hielt sie an, der Messe beizuwohnen, in der Kirche zu singen, und häufig wurden sie in Prozession durch die Stadt geführt. Dies brachte eine große Wirkung hervor; denn die Eingebornen waren leidenschaftliche Liebhaber der Musik, und zwar so leidenschaftlich, daß Nobrega zu hoffen anfing, er könne sich die Fabel des Orpheus zum Muster nehmen, und die Brasilianischen Heiden durch Musik bekehren. Er pflegte vier oder fünf seiner kleinen Choristen mit sich zu nehmen, wenn er seine Wanderungen antrat. Wenn sie sich einem bewohnten Orte näherten, so trug einer von ihnen das Kruzifix voraus, und sie begannen die Litanei zu singen. Die Wilden wurden, gleich Schlangen, durch den Zauber der Stimme gewonnen; sie empfingen den Missionair mit Jubel, und wenn er mit derselben Feierlichkeit von dannen zog, folgten die Kinder der Musik. Er setzte den Katechismus, das Glaubensbekenntniß und die gewöhnlichen Gebete in Noten; und das Vergnügen, singen zu lernen, war eine solche Versuchung, daß die kleinen Tupis oft ihren Eltern entliefen, um sich unter die Leitung der Jesuiten zu begeben. (Southey's History of Brazil.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Freitag den 24. Mai 1833.

Persien.

Selbstbiographie eines Persischen Dichters. *)

Der morgenländische Selbstbiograph, dessen interessantes Werk uns jetzt in zwei Sprachen vorliegt, entstammte einer Persischen Familie, die schon manchen durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Mann geliefert hatte, und ward im Jahre 1103 der Hedschra (1692) zu Ispahan geboren. Seine Studien begann er schon in einem Alter von vier Jahren; die ersten Gegenstände derselben waren Arabische Grammatik und Logik. Zu gleicher Zeit legte er sich auf die Dichtkunst, anfangs ohne Mitwissen seines Lehrers und seines Vaters, nachmals aber trotz ihrer Verbote. Vom achten bis ins zehnte Jahr beschäftigte ihn eine Wissenschaft, die uns sehr überflüssig erscheinen dürfte, die aber in den Augen des Muselmanns hohen Werth hat, nämlich die Art, den Koran zu lesen oder zu deklamiren, worin er es recht weit brachte. Daneben las und studirte er, unter der Leitung seines Vaters, grammatische, logische, philosophische und juristische Werke und übte sich in Ausarbeitungen über Themata aller Art, die ihm ein berühmter Gelehrter aufgab, der sich drei Jahre lang seine Unterweisung und zugleich die Bildung seines Herzens angelegen seyn ließ. Weit entfernt, seinem Hange zur Poesie entgegenzuarbeiten, ermuthigte ihn der wackere Scheich, diese Kunst zu kultiviren, und gab ihm auch den persischen Beinamen Hasin, der Melancholische, mit dem er sich selbst in allen seinen Schriften bezeichnet.

Muhammed Ali, der keine Gelegenheit zum Eigenlobe vorübergehen läßt, bemerkt, daß er trotz seiner Studien, denen er oft einen Theil seiner Nächte widmete, alle Pflichten der Religion, mit skrupelhafter Gewissenhaftigkeit, selbst die minder unerläßlichen, erfüllt, und daß er immer einen freien Geist und ein ruhiges Gemüth bewahrt habe. Indem er diese glückliche Lage mit derjenigen vergleicht, in der er sich damals befand, als er, nachdem er alle Wechsel des Schicksals erfahren und in einem fremden Lande Zuflucht gefunden, die Geschichte seiner ersten Lebensjahre beschrieb, ruft er aus: „Ich kann das Glück, welches ich damals genoß, jetzt nicht schildern, und was ich davon gesagt, rechtfertigt das Sprüchwort: „„Die Erinnerung an vergangene Freuden ist der einzige Schatz, der dem Unglücklichen bleibt."" Wehe mir! hätte ich ahnen können, daß ich mich eines Tages in dem Zustand der Niedergeschlagenheit, des erstorbenen Herzens, der eisigen Kälte finden würde, unter dessen Last ich gegenwärtig seufze! Konnte ich wohl denken, daß dieser Gaumen, der Alles, was fähig war, ihn zu befriedigen, mit Köstlichkeit würzte, so viele Bitterkeiten, so viele tödtliche Gifte der härtesten Drangsale kosten müßte!" Vers. „In der Stunde, die der Nachtruhe geweiht ist, hat eine Fluth von Gift aus den Zähnen einer Schlange über mein ganzes Wesen sich ergossen."

In jener glücklichen Epoche seines Lebens entspann sich einst ein Streit zwischen ihm und einigen seiner Mitschüler über das Verdienst eines Dichters. Sein Vater, der eben zugegen war, machte einige kritische Bemerkungen über die Verse, die man citirt hatte, und schlug ihm dann vor, denselben Gedanken in Verse zu bringen, denn, fügte er hinzu, ich weiß recht wohl, daß Du Deiner Neigung zum Dichten treu geblieben bist." Muhammed Ali improvisirte hierauf ein paar Distichen, die von der ganzen Gesellschaft mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden. Sein Vater selbst sagte ihm: „elhâl tera idschâset schere gusten dâdem" (jetzt gebe ich Dir die Erlaubniß, zu dichten).**)

Muhammed Ali verfolgte noch die Bahn seiner Studien, als sein Vater mit ihm eine Reise nach Lahidschan machte, wo dessen Eltern wohnten. Unser Autor entwirft in vieler Beziehung eine sehr vortheilhafte Schilderung von der Provinz Ghilan; doch gesteht er, daß die Pest unter den Städtebewohnern oft große Verwüstungen anrichtet. Er schreibt diesen Umstand der Nähe des Kaspischen Meeres zu und glaubt beobachtet zu haben, daß die Feuchtigkeit der dortigen Luft, die nicht erlaubt, unter freiem Himmel zu schlafen, gewöhnlich der Gesundheit der Fremden nachtheilig sey. Sein Aufenthalt in Lahidschan dauerte beinahe ein ganzes Jahr.

Nach Ispahan zurückgekehrt, bekam unser Selbstbiograph Lust, die Lehren der verschiedenen religiösen Sekten, welchen die Einwohner dieser großen Stadt anhangen, von Grund aus zu studiren. „Diesem Wunsch zufolge", sagt er, „machte ich die Bekanntschaft einiger christlichen Gelehrten und ihrer Padri's, die in Ispahan sehr zahlreich waren, und erprobte das Wissen eines Jeden. Unter ihnen befand sich ein sehr ausgezeichneter Mann, der Awanus (oder Abenus) hieß; er sprach gut Arabisch und Persisch und war in der Logik, Kosmographie und Geometrie sehr bewandert. Er hatte mehrere muselmännische Bücher gelesen und wünschte einige Materien zu ergründen; allein die Furcht, sich Blößen zu geben, und das geringe Ansehen dieser Leute bei den gelehrten Muselmännern vereitelten seinen Wunsch. Er schätzte sich sehr glücklich, mich kennen zu lernen, und als er nach einiger Zeit von meinem Charakter und meiner Unpartheilichkeit überzeugt war, bewies er mir Freundschaft und aufrichtige Zuneigung. Er lehrte mich das Evangelium kennen; ich studirte die Kommentare dazu, ward mit den Glaubens-Lehren der Christen gründlich vertraut und las eine große Menge ihrer Bücher. Auch Er von seiner Seite sprach mich dann und wann um genauere Auskunft an; ich demonstrirte ihm wiederholt und mit verschiedenen Argumenten die Wahrheit des Islam, so daß er nichts mehr zu entgegnen hatte und verstummte. Aber es scheint nicht, daß die göttliche Gnade ihn auf den rechten Weg leitete, und er starb als Christ."

Mit geringerer Schonung spricht Muhammed Ali von den Juden in Ispahan. Er wendete sich an Einen unter ihnen, mit Namen Bar Schaib (oder Schaaib), der für den gelehrtesten galt. Unser Autor sagt, diese Juden seyen schon seit Mose's Zeiten in Ispahan ansässig, was seinen historischen Kenntnissen wenig Ehre macht. Nachdem er die Besorgnisse des Rabbi beschwichtigt und ihn mehrmals in seiner Wohnung besucht hatte, überredete er ihn, sein eigenes Haus zu beziehen, ließ sich von ihm in der Thora unterrichten, die ihm der Rabbi in einer schriftlichen Uebersetzung gab, und machte sich mit allen (heiligen!) Büchern der Juden bekannt. „Allein ich erkannte", sagt er, „daß diese Menschenklasse unwissend und ohne Urtheilskraft ist; ihre Dummheit und Verstocktheit sind granzenlos."

Mit nicht weniger Eifer und Unpartheilichkeit studirte Muhammed Ali die Dogmen der verschiedenen muselmännischen Sekten. Er las ihre Bücher, und so oft er einen Menschen von einer dieser Sekten fand, schloß er sich demselben an und ließ sich von ihm seine Lehrmeinungen auseinandersetzen. „Gott weiß es", sagt er, „wie viele Konferenzen und Diskussionen ich in dieser Art Untersuchungen mit Menschen von verschiedenen Ansichten gehabt habe."

Während dieser Forschungen las er öffentlich über verschiedene Bücher und schrieb Glossen und Randnoten, auch kleine Traktate über mancherlei Gegenstände. Die Gelehrten ermunterten ihn, fortzufahren. „Dank dem göttlichen Beistand", ruft er aus, „von dieser Zeit an bis heute hat man niemals in meinen Schriften irgend einen Irrthum oder Fehler bemerkt." Man kann dem Verf. wirklich keine erkünstelte Bescheidenheit vorwerfen.

So weit die Entwickelungs-Geschichte Muhammed Ali's. Sein ferneres Leben ist wild bewegt, und oft war er durch die inneren Kriege, welche damals Persien zerrütteten, gezwungen, seinen Aufenthalt zu ändern. Es scheint auch, daß er viel Unbeständigkeit in seinem Charakter hatte und sich nicht lange an demselben Orte gefiel. Das Dichten blieb sein vornehmster Beruf, obgleich er auch in anderen Fächern viel arbeitete. In drei verschiedenen Epochen vereinigte er seine zerstreuten Gedichte in einen Diwan. Unter Diwan, in dem Sinne, wie es auch Goethe genommen hat, versteht man nämlich eine Sammlung von Oden, Elegieen und anderen kurzen Gedichten, die alphabetisch geordnet sind, und zwar nach demjenigen Buchstaben, welcher den Reim bildet. Auch Gedichte von größerem Umfange hat er geschrieben; z. B. eine Art historischen Roman in Versen, mit dem Arabischen Titel: Tezkeret el âschikin*), Geschichte der Liebenden, aus ungefähr 4000 Distichen bestehend, und ein Gedicht ähnlicher Art, betitelt: „die Weinschenken." In dem letzteren hatte er sich den Bustan oder Garten, ein moralisches Gedicht des berühmten Saadi, zum Muster genommen.

Nachdem er die Einnahme Hamadan's durch die Türkische Armee unter Achmed Pascha und die Niedermetzelung seiner heldenmüthigen Bewohner geschildert, erzählt uns der Verf., daß er sich ins

*) The Life of Sheikh Mohammed Ali Hazin, written by himself. (Das Leben des Scheich Muhammed Ali Hasin, von ihm selbst geschrieben und nach zwei Persischen Manuskripten übersetzt, mit historischen, geographischen und anderen Anmerkungen.) Von F. C. Belfour. London, 1831. Der Persische Text desselben Werkes wurde ebenfalls in London im J. 1831 gedruckt.

**) Scheer gusten heißt wörtlich Gedichte sprechen, wie dicere carmina.

*) Die Titel Persischer und Türkischer Werke sind größtentheils ganz Arabisch abgefaßt.

Türkische Lager begeben habe, wo er mächtige Freunde hatte; allein des Verweilens unter den Feinden seiner Nation bald überdrüssig, verließ er das Lager wieder, änderte mehremals seinen Aufenthalt und blieb endlich in Chusistan, wo er die Sekte der Sabaer (Zabier, Johannes-Christen) kennen lernte, die er aber, seiner Beschreibung zufolge, zum Theil mit senen Zodiern verwechselt haben muß, von denen oft im Koran die Rede ist, und welche die Himmelskörper anbeteten. — Auf einer Reise von Schiras nach Ispahan kam er durch die Stadt Yesd, wo er einen Parsen oder Ghebern kennen lernte, der Astronom und Astrolog war und außer vielen Büchern seines Glaubens auch philosophische und von Muhammedanern geschriebene Werke besaß. Er war ein tiefer Kenner der Kosmologie, Astronomie, G.-aantie, Arithmetik und Astrologie. „Ich ward mit ihm bekannt", sagt der Verf., „und fand bei ihm eine Beobachtung, die der Magier Ischmarat vor 34,000 Jahren anstellte. Schon auf den ersten Blick schien sie mir sehr mangelhaft. Er hatte die Schöpfung des Kajumarat (wie sie den Stammvater der Menschen nennen) als die Zeit angenommen, von der an die Himmelskörper sich bewegten. Seit dieser Epoche sind nach ihm 40,000 und einige Jahre verflossen."

Nach unzähligen Wanderungen, Abenteuern und Gefahren, um die Zeit, als das Ungeheuer Nadir-Schah die Früchte seiner Siege und Frevelthaten zu genießen begann, beschloß Muhammed Ali, Persien zu verlassen und nach Indien zu gehen. Es war im Monat Ramadhan des Jahres d. H. 1146, als Muhammed Ali auf einem Schiffe der Englisch-Ostindischen Compagnie sich einschiffte, und im folgenden Monat landete er zu Tatta. Der Rest seines Werkes enthält die Erzählung von dem, was ihm begegnete, und von den politischen Ereignissen, die sich seit seiner Einschiffung sowohl in Persien als in Hindostan zutrugen, und zwar bis zum Ende des Jahres 1154 der H., in welche Epoche diese Selbstbiographie fällt. Der unbeständige Charakter des Verf. giebt sich auch in dieser Periode seines Lebens zu erkennen. Man sieht ihn, wie er, bereuend, daß er sein Vaterland verlassen hat, und des Aufenthalts in Tatta müde, seinen Wohnsitz in Chadaabad, dann in Bhakor am Ufer des Indus aufschlägt, von dort nach Multan zieht, den Plan faßt, wieder nach Persien zu gehen, statt dessen erst in Lahor, dann in Dehli und endlich wieder in Lahor absteigt, mit dem Plane, sich durch Kabul nach Kandahar zu begeben. Die Eroberungen des Nadir-Schah und die Belagerung von Kandahar legten den Projekten unseres Muhammed Ali unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er sah sich gezwungen, seinen Aufenthalt in Lahor zu verlängern. Hier schildert der Verf. die politischen Verhältnisse, die in verschiedenen Perioden zwischen den Königen Persiens aus der Familie der Sefewi's (Sufi's) und den Groß-Mogol's, Timur's Nachfolgern, bestanden hatten, und erzählt dann mit einiger Ausführlichkeit Alles, was sich zwischen dem Groß-Mogol Muhammed-Schah und dem Usurpator des Persischen Thrones, Thomas-Kuli Chan, zutrug, wie ferner dieser grausame Eroberer nach Indien vorgedrungen und das Blutbad von Dehli veranstaltet. Während der letzten Scenen dieses entsetzlichen Drama's hatte Muhammed Ali sich nach Serhind zurückgezogen, von wo er dann nach Dehli ging. Er war bei jener fürchterlichen Katastrophe dort anwesend. Im zweiten Monat des Jahres 1152 (1739) setzte Nadir-Schah, von anderen Interessen nach Persien zurückberufen, den Muhammed-Schah wieder als Groß-Mogul ein; Muhammed Ali wirft noch einen letzten Blick auf Persien und erzählt das tragische Ende der Familie der Sefewi's (Sufi's).

Der Verf. beschließt sein Werk mit folgenden Worten: „Seit der Zeit meiner Ankunft in Schahdschehan-abad bis zu dem Augenblick, da ich dies schreibe, das heißt, bis zu den letzten Tagen des Jahres 1154, sind etwas über drei Jahre verflossen, und immer bin ich mit dem Plan umgegangen, dies Land zu verlassen, in dem ich gänzlich fremd bin; aber eine Menge von unbesiegbaren Hindernissen haben mir dessen Ausführung nicht erlaubt. Mit dem Fuße der Geduld und Ergebung habe ich dreiundfunfzig Stationen des ungleichen Pfades meines Lebens zurückgelegt. Krankheiten und Gebrechen haben mein Temperament zerrüttet und die erstarrten, hingewelkten, erschöpften Kräfte meiner Seele das Haupt in den Schoß einer düsteren Unthätigkeit versenkt. Der Schwäche und Ohnmacht preisgegeben, warte ich ruhig, bis jene Stimme, die zum Aufbruch mahnt, in mein Ohr tönt.... Mein innerstes Wesen fühlte keine Sympathie, keine Triebfeder der Einigung mit diesem fremden Lande, wo Werden und Zerstören unmittelbar auf einander folgen. Da ich nicht aus eigener Wahl hineingekommen bin und es mir nicht frei steht, es zu verlassen, so habe ich mich dazu resignirt, mit blutendem Herzen noch eine Zeit lang zu verweilen." Vers. „Erhebe Dich, Hasin, laß sie fahren, die Liebe zu dieser Welt! O Messias, erhebe Dich über den irdischen Moder! Du bist allein ein Fremder in diesem Gewühle; steh' auf, erhebe Dich allein und tritt heraus!"

Wir schließen diese Relation mit einem Apologe Muhammed Ali's aus seinem moralischen Gedichte „Die Weinschenken", welcher ganz in Saadi's Manier ist.

„Man erzählt, daß der Prophet Jesus, über dem Friede sey, einen trägen Esel hatte, dessen Beine so schwach waren, daß er an Einem ganzen Tage kaum zwei Parasangen weit traben konnte. Darf man wohl erwarten, daß ein Esel lebhaft genug werde, um seinen Gang zu beschleunigen? Eine Nacht wollte er zufällig nicht trinken. Das Herz Jesu's wurde davon betrübt. Obgleich er seinen frommen Uebungen, seinen Gebeten, seinen Betrachtungen und Unterhaltungen mit Gott viele Zeit gewidmet hatte, so konnte er doch in dieser Nacht keinen Augenblick ruhen. Zweihundert Male reichte er dem armen Thiere Wasser hin. Einer der Jünger, über dies Benehmen verwundert, hatte die Verwegenheit, den Propheten deshalb zu befragen. Dieser antwortete: Wenn der Esel, dem die Sprache fehlt, Durst empfindet, was soll er thun? wen kann er zum Dolmetsch nehmen? Wenn das Feuer der Viehheit sich entzündet, wird es meine Ehre verloren machen. Es ist nicht gerecht, daß er den ganzen Tag Lasten trage, um in der Nacht zu dürsten. Ich darf nicht die Augen vor dem, was ihm Noth thut, verschließen; denn er ist meiner Pflege anvertraut. Hasin (redet nun der Dichter sich selbst an), lerne Großmuth üben, indem Du das Beispiel edler Menschen Dir vorschweben lässest, und gewöhne Dein Herz daran. Warum den Kopf hierhin und dorthin drehen? Sieh' auf den Weg, den die Edelgesinnten betreten haben, hefte Deine Blicke auf die Fußstapfen derer, die ihn vor Dir gegangen sind. Thu' einen Zug aus dem Tranke der Menschlichkeit und wecke Dein eingeschlummertes Herz; bespreng' es mit diesem erquickenden Wasser."

Frankreich.

Der Geist Molière's.

(Schluß.)

Der Zweck dieser seltsamen Coterie war, die Conversations-Sprache zu verfeinern, sie von allem Rohen zu reinigen und für die gewöhnlichsten Gegenstände neue Ausdrücke zu finden. Menage setzte eine „Bittschrift der Dictionnaire" auf, welche durch den Purismus dieser Leute fast ganz unnütz geworden waren. Besser gelang es ihnen bei den Modehändlern und Juwelieren, die für ihre Waaren ein ganzes Wörterbuch „precieuser" Benennungen einführten und die alten Sachen unter diesen neuen Namen an Mann brachten. Zuletzt kamen sie mit ihrer neuen Sprache so weit, daß sie sich selbst kaum einander verstanden. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß die Orthographie der Precieusen, welche alle überflüssige Buchstaben aus den Wörtern verbannte, angenommen wurde und sich behauptet hat.

So lächerlich die meisten dieser Thorheiten uns jetzt vorkommen, so waren sie doch mit dem feinen Ton der höheren Stände so innig verwoben und mit Genie und Wissenschaft so eng verbunden, daß wir die berühmtesten Namen Frankreichs unter ihren Bewunderern finden.

Dieser vornehme und gekünstelte Zirkel war es, den unser junger und unerschrockener Dichter jetzt betrat, mit einem Geiste, von dem noch kein falscher Geschmack Besitz genommen hatte, der die Natur mit Späherblicken beobachtete und alles Lächerliche sogleich auffaßte. Wie sollte aber sein satirischer Geist den Thorheiten seiner erhabenen Freunde beikommen? wie sie geißeln, ohne zu verletzen? Durfte er, ein Provinzial-Dichter und Schauspieler, es wagen, diesen geheiligten und scharfbewachten Hallen als Feind zu nahen? — Von seinem Genie fortgerissen, schrieb Molière dennoch seine „Precieuses ridicules", wußte aber in der Vorrede mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit jeder Anwendung vorzubeugen, indem er erklärte, sie wären gegen ihre Nachahmer, ihre plumpen Nachäffer in den Provinzen, gerichtet. Die Précieuses ridicules wurden vor der ganzen Versammlung des Hotel Rambouillet mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Eine Stimme aus dem Parterre, gleichsam in der Vorahnung, welches Heer von Feinden und welcher Ruhm den neuen Schöpfer des Lustspiels erwartete, rief ihm zu: „Muth, Molière, dies ist das wahre Lustspiel!" Der gelehrte Menage war der Einzige in der Gesellschaft, der gesunden Sinn genug hatte, die wahre Absicht des Dichters zu durchschauen. „Wir müssen jetzt dem Rathe folgen", sagte er, „welchen der heilige Remigius dem Chlodwig gab; wir müssen Alles verbrennen, was wir angebetet, und das anbeten, was wir verbrannt haben." Das Lustspiel fand allgemeinen Beifall. Die Gesellschaft verdoppelte die Eintrittspreise. Man strömte aus den Provinzen herbei, um das Wunder von Stück zu sehen, welches den falschen Geschmack, den romantischen Unsinn, die kränkelnde Empfindelei, die so lange die Ruhe in den Familien gestört hatten, dem öffentlichen Spotte preisgab. Cervantes hatte dem Spanischen Ritter-Bombast keinen empfindlicheren Streich versetzt.

Diese außerordentliche Gunst, mit welcher die Précieuses ridicules aufgenommen wurden, soll Molière zu dem Ausruf veranlaßt haben: „Ich brauche Plautus und Terenz nicht länger zu studiren, noch in Menanders Fragmenten herumzuwühlen; nur die Welt will ich studiren." Die Précieuses ridicules waren der Keim seiner vollendeteren „Femmes savantes," welche erst zwölf Jahre später erschienen.

Molière kehrte zu seinem alten Lieblingsthema zurück, nämlich zu den Intriguen-Stücken im Stil Italiänischer Farcen und Spanischer Komödien. Die „École des maris" ist ein unnachahmliches Muster in dieser Gattung. Doch Lustspiele, deren Hauptinteresse in der sinnreichen Anlage der Intrigue besteht, so überraschend und ergötzlich die Entwickelung auch seyn mag, haben viel Aehnlichkeit mit einem Epigramm; wenn man es einmal kennt, so wird die glänzende Pointe mit jeder Wiederholung stumpfer. Hingegen die Darstellung von Handlungen, Leidenschaften und Sitten aus der weiten Sphäre der menschlichen Natur behält ein ewiges Interesse und entzückt bei der zehnten Wiederholung eben so sehr als das erste Mal.

Noch immer hatte Molière seinen wahren Genius nicht ausgefunden, noch immer sich nicht von seiner alten Liebhaberei losgemacht. Ein anderes Theater, Nebenbuhler des seinigen, sollte bessere tragische Schauspieler haben, als er; da beschloß Molière, ein heroisches Drama zu schreiben, das die Eifersucht, seinen Lieblingsstoff, zum Gegenstand hatte. Er schrieb den „Don Garcie de Navarre", oder „der eifersüchtige Prinz", und das Stück wurde — ausgepfiffen.

Der Fall „des eifersüchtigen Prinzen" wäre dem jungen Ruhm des Dichters und Schauspielers beinahe verderblich gewesen. Die Welt wurde schwierig. Die Marquis, die Precieusen und seit kurzem auch die Bürger, die der „Sganarelle, ou le cocu imaginaire" noch wurmte, waren im Harnisch. Die rivalisirenden Theater ver-

stärkten das Geschrei auf boshafte Weise. Molière hatte, wenn er in tragischen Rollen auftrat, einen gewissen schluchzenden Ton der Stimme, der sich lächerlich ausnahm, den er aber in komischen Rollen sehr gut zu beherrschen wußte. Sie hofften, diese Schlachten sollte das Genie ihres furchtbaren Nebenbuhlers ersticken. Allein Molière's Genius war weder durch fremde Kabalen zu schrecken, noch durch seine eigene Unbesonnenheit zu entkräften. Der „eifersüchtige Prinz" fiel durch im Februar 1661, und noch in demselben Jahre brachte er die „École des femmes" und „Les fâcheux" auf die Bühne und eröffnete damit eine lange Reihe von Triumphen.

Fremde Kritiker, wie Tiraboschi und Schlegel, haben ihm die Erfindungsgabe abgesprochen und meinten, daß, wenn man Molière von Allem entkleidete, was erborgt wäre, so würde wenig übrig bleiben. Allein sie gewahrten nicht, daß er dramatischer Schöpfer war, selbst da, wo er sich unbedeutende Erfindungen Anderer zueignete. Sie beachteten nicht genug die verschiedenen Aera's von Molière's Genius und die verschiedenen Klassen seiner Stücke. Molière besaß die Kunst, mehrere einzelne Erfindungen Anderer in ein einziges unnachahmliches Ganzes zu verschmelzen. Welches auch die Kräuter und das Gewürm seyn mochten, die er in den mystischen Kessel warf, sein Zaubertrank erwies sich immer wirksam.

Bei großer Leichtigkeit und Fruchtbarkeit im Produziren können die Erzeugnisse wohl nur einen sehr ungleichen Werth haben, denn die Schnelligkeit der Arbeit steht der Vollendung entgegen. Dennoch weiß der geniale Dichter sie alle mit einem Geiste zu durchdringen, dessen die ängstlichen Erzeugnisse des untergeordneten Talents stets ermangeln. Die große Anzahl von Stücken, die Molière in einem Zeitraum von zwanzig Jahren lieferte, ihr so verschiedenes Verdienst und verschiedenartige Gattung, bekunden bei ihm, wenn je bei einem Dichter, diese Fruchtbarkeit des wahren Genie's.

Es ist allerdings gegründet, daß wenige seiner Lustspiele vollendete Werke sind. Ihn trieb die Nothwendigkeit, sein Theater mit neuen Stücken zu versehen. Er ließ selten etwas drucken. „Les fâcheux", eine Reihe trefflicher Scenen in drei Akten und in Versen, wurde in einem Zeitraum von vierzehn Tagen entworfen, geschrieben, einstudirt und dargestellt. Sein „Monsieur de Pourceaugnac" wurde in der größten Eile auf das Papier geworfen, um bei einem Feste, welches der König gab, aufgeführt zu werden.

Diese vielseitige und glückliche Compositionsgabe machte für Molière Alles zum Gegenstand des Lustspiels. Er führte zwei Neuerungen ein, wie sie die Bühne noch nie gesehen. Statt sich gegen die Bosheit seiner Kritiker und das Geträtsch der Hofzirkel mit Ernst zu vertheidigen, erfand er die Kunst, das Publikum zum Zuschauer der Autor-Balgerei zu machen. In einer Komödie ohne alle Intrigue, die mehr gesprochen als geschrieben schien, und mit Charakteren, die mehr wirkliche Personen als personifizirt waren, entfaltete er seinen Genius, indem er alles das zusammenstellte, was gesagt worden war, um denselben zu verkleinern. „La critique de l'école des femmes" ist nach immer eine ergötzliche Production. Dieses seltsame Drama gleicht dem Skizzenbuch eines Malers, den Entwürfen von Portraits, — leicht hingeworfene Gedanken, von denen wir viele, weiter ausgeführt, in seinen späteren Stücken finden. Seine schnelle Erfindungsgabe wußte selbst seine Verlegenheiten zu benutzen, um neue Stücke so schnell zu liefern, als der König sie verlangte. Ludwig XIV. war selbst kein schlechter Kritiker und machte seinen Lieblingsdichter auf manches Ereigniß, manchen Charakter aufmerksam. Im „Impromptu de Versailles" erscheint Molière in seiner eigenen Person inmitten seiner ganzen Gesellschaft, mit aller ungeduldigen Verlegenheit eines Direktors, der kein Stück in Bereitschaft hat. Mitten in diesem Gewirre giebt er seinen „Herren und Damen" bald Rathschläge, bald Verweise, bald gute Worte. Die Charaktere in diesem Stücke sind die Schauspieler selbst, welche unter ihrem eigenen Namen erscheinen, und Molière läßt manchen feinen Zug seines eigenen Charakters als Dichter und Direktor durchblicken. Die persönlichen Scherze über seine eigenen Schauspieler, die Winke über Intriguen und die Skizzen von Charakteren, welche der Dichter gleichsam nur so fallen läßt, bilden ein vollkommenes Drama.

Molière's Genius hatte nun die engen Gränzen der alten Komödie überschritten. Er betrachtete jetzt das Treiben der Welt mit anderen Augen und spürte dem Lächerlichen in der Gesellschaft nach. Diese neuen Studien trieb er ohne Unterbrechung, und jeder Gegenstand wurde mit Rücksicht auf das Lustspiel betrachtet. Seine meisten Charaktere waren nach lebenden Originalen gezeichnet, und einige seiner lustigsten Scenen hatten sich wirklich ereignet, ehe sie das Bühnen-Publikum ergötzten. Der Graf von Soissons, ein großer Herr ohne Erziehung, der nur seinem Jagdvergnügen nachging, hatte sich wirklich verwundert, daß er in Prosa spreche. Die merkwürdige Scene zwischen Trissotin und Vadius, ihre gegenseitigen Komplimente, die zuletzt zu gegenseitigen Grobheiten werden, hatte zwischen dem Abbé Cottin und Menage stattgefunden; Monsieur de Pourceaugnac, der Bourgeois gentilhomme und Sganarelle im médecin malgré lui sind alle nach dem Leben gezeichnet. Die Portraits in dem Misanthropen gehören alle wirklichen Menschen an, und der unsterbliche Tartüffe war ein gewisser Bischof von Autun — also ein Vorgänger Talleyrand's. — Kein Dramatiker hat die weiblichen Charaktere mit größerer Mannigfaltigkeit aufgefaßt. Molière's Frauen haben ihre eigenen Züge und sind mit der Frische des Gefühls gezeichnet. Molière studirte die Natur, und seine komische Laune ward nie durch unnatürlichen Witz verdrängt, wodurch der Dichter, je mehr er sich selbst hervordrängt, um so weiter von den Personen seiner Schöpfung sich entfernt. Dieses feste Halten an der Natur ist es, was Molières Dramen ihren hinreißenden Zauber verleiht, und hierin hat er viel Aehnlichkeit mit Shakespeare. Beide schöpften aus derselben Quelle.

Molière's Stil ist oft von den Kritikern seiner Nation als niedrig und gemein getadelt worden; der Ausländer findet das nicht; er wird vielmehr oft von seiner Einfachheit und Kraft ergriffen. Molière zog eben so die populairsten und naivsten Ausdrücke vor, wie die natürlichsten Ereignisse, und dies stieß oft das krankhafte Zartgefühl der Modewelt und der Modekritiker zurück. Jener reine und einfache Geschmack, von jeher so selten in Paris, war glücklicherweise seinem Genie zu Theil geworden. Darum fand er auch ein Vergnügen daran, seine niedrig komischen Stücke (denn wir glauben nicht, daß dies mit seinen besseren Lustspielen der Fall war) seiner alten Dienstmagd vorzulesen. Diese Magd mußte wohl einen sehr scharfen Geschmack für seinen Humor haben; denn als ihr einst Molière ein fremdes Lustspiel als sein eigenes vorlas, merkte sie den Streich augenblicklich und erklärte, dies könne nicht von ihrem Herrn seyn. Daher ließ er oft sogar Kinder bei den Proben gegenwärtig seyn und belauschte den Eindruck, den gewisse Stellen auf sie machten. Deshalb ermahnte er auch seine Schauspieler unaufhörlich, der Natur zu folgen. Eine Schauspielerin sagte ihm einst: „Sie quälen uns beständig, aber meinem Mann sagen Sie nie ein Wort." — Dieser Mann, eigentlich ein Lampenputzer, war ein vollkommenes Naturkind und spielte den Diaforius im Malade imaginaire. — „Ich werde mich wohl hüten, ihm ein Wort zu sagen", antwortete Molière; „ich würde nur sein Spiel verderben. Die Natur hat ihn besser gelehrt, seine Rolle zu spielen, als ich es könnte."

Ein merkwürdiger Zug in dem Gemälde von Molière's Genie ist seine Neigung, die Eifersucht zu seinem Stoff zu wählen. „Die Geldsucht in des Liebenden Auge" hat er mit allen Tinten seiner Einbildungskraft ausgemalt. „Das grünäugige Ungeheuer" nimmt jede Gestalt an und wird in jede Lage versetzt. Ernst, oder heiter, oder satirisch, scheint es bald in Todesqual zu zucken, bald aber auch Alles in den Wind zu schlagen und in seiner Lächerlichkeit einen Trost zu finden. War der „Contemplateur" komisch in seiner Melancholie oder melancholisch in seiner komischen Laune?

Die Wahrheit ist, daß Molière selbst diese peinlichen Scenen durchgespielt hatte, welche er dramatisirte. Das häusliche Leben Molière's war selbst wahrhaft dramatisch. Goldoni hat in einem Lustspiel von fünf Akten die Geheimnisse aus dem Familienleben Molière's zur Schau gestellt, und der Abbate Chiari hat Molière, den eifersüchtigen Ehemann, zum Gegenstand eines komischen Stücks gemacht.

Die Franzosen mit ihrer „petite morale" im Punkte der ehelichen Treue scheinen so tolerant, daß sie dem wirklich Leidenden wenig Mitgefühl schenken. Woher käme es sonst, daß sie die eheliche Eifersucht nur als Schwäche für das Lächerliche benutzen und nicht als Stoff für eine tiefe Leidenschaft? Ihr tragisches Drama hat keinen Othello aufzuweisen, noch ihr Lustspiel einen „argwöhnischen Ehemann." Molière folgte dem National-Geschmack, indem er, während sein Herz blutete, den Gegenstand von der komischen Seite darstellte. Die eheliche Eifersucht ist eine Leidenschaft, welche gar allerlei Sujets liefert, von dem tragischen oder pathetischen an bis zum absurden oder lächerlichen. In Molière haben wir sie alle. Er war oft selbst der „Cocu imaginaire"; er war in der Lage des Vormundes in der „École des maris" gewesen; gleich Arnulph in der „École des femmes" hatte er es unternommen, sich eine junge Frau zu erziehen, die dieselbe Rolle, nur mit weniger Unschuld, spielte, und gleich dem Misanthropen lag er in den Schlingen einer grausamen Coquette, die ihn zum Besten hatte.

Wenige Menschen haben in ihren Schriften tiefere Spuren eigenen Gefühls gelassen, als Molière. Seine Phantasie hatte ihn zu dem Glauben verführt, daß er, ein zweiter Pygmalion, sich ein Weib nach seinem eigenen Herzen schaffen könnte. Mit stillem Dulden genoß er die bitteren Früchte des lockeren Schauspieler-, Direktor- und Dichterlebens. Sein Einkommen war glänzend, aber er selbst war jeder Verschwendung fremd. Still und in sich gekehrt, außer in der Unterhaltung mit jenem engeren Kreise, dessen Wissen seinen Geist bereicherte, oder dessen Freundschaft ihn über seine häuslichen Unfälle tröstete, war er in seiner Lebensweise methodisch bis zur Kleinlichkeit. Die Stunden zum Essen, zum Schreiben, zu Vergnügungen waren festgesetzt, und die kleinste Störung in seinem Wohnzimmer verursachte ihm eine krankhafte Aufregung, die seine Studien ganze Tage lang unterbrach.

Wer sollte es nun denken, daß Einer, so vertraut mit dem Walten der Natur, das gefährliche Experiment gewagt hätte, sechzehn Jahre mit vierzig paaren zu wollen, aufblühende Rosen mit grauem Haar; eine launenhafte Coquette in eine zärtliche Gattin zu verwandeln! Dennoch, obgleich Mademoiselle dem großen Manne keine Liebe schenken konnte und sich beeilte, den unsterblichen Namen, den sie führte, für den eines irdischen Mannes hinzugeben, schien sie doch ein tiefes Gefühl seines schöpferischen Genius gehabt zu haben. Als der Erzbischof von Paris dem Leichnam des Schauspielers Molière ein Begräbniß versagte, war es ihre Stimme, welche die Welt an den Dichter Molière erinnerte. Sie rief: „So haben sie denn dem Manne ein Grab versagt, dem die Griechen Altäre errichtet hatten!" (N. M. M.)

Bibliographie.

Souvenirs de la Morée. (Erinnerungen an Morea.) Als Fortsetzung der Geschichte der Franz. Expedition von 1828—29. Von A. Duheaume.

Le centenaire. (Der Hundertjährige.) Historisch-dramatischer Roman in sechs Epochen, von C. Jony. 2 Bde.

Le Grand-Livre. Eine hauptsächlich für Buchhändler und Schriftsteller bestimmte Zeitschrift, die unter Anderem in ihrer ersten Nummer ein „Aperçu des publications les plus récentes à l'étranger" giebt.

England.

Geschichte der Buccaniers (Flibustier) in Amerika.

Diese weltberühmten Seeräuber verdanken ihre Entstehung dem monopolistischen scheelsüchtigen Geiste, womit Spanien die Angelegenheiten seiner Kolonieen in Westindien leitete. Schon früh im 16ten Jahrhundert hatten sowohl Englische als Französische Schiffe, die auf meerantilische Abenteuer ausliefen, den Weg zu diesen Kolonieen gefunden; allein erst nach den Unternehmungen Drake's, Raleigh's und Cumberland's kamen sie häufiger. Ihr erstes Erscheinen erregte die Eifersucht der Spanier, und die Annahme eines Systems der Offensive gegen alle Schiffe fremder Nationen, die sich in die Nähe der Wendekreise wagten, veranlaßte bald die wohlbekannte Maxime der Bucconiers: „Kein Frieden jenseits der Linie!"

Verschiedene Ursachen förderten das Wachsthum dieser merkwürdigen Verbindung. Die verringerte Bevölkerung Spaniens und seine gesunkenen Fabriken konnten die reichen schnell anwachsenden Kolonieen nicht mehr mit den Artikeln versorgen, die Westindien und Süd-Amerika noch jetzt aus Frankreich, England und Holland beziehen; auch vermochten es die sehr strengen Handels-Gesetze der Spanier nicht, die Pflanzer auf vielen Küstenstrichen und auf den Inseln davon abzuhalten, daß sie sich Bedürfnisse und Luxus-Artikel, die unmittelbar aus jenen Ländern kamen, zu wohlfeilen Preisen anschafften. So wuchs der Schleichhandel, von den Pflanzern ermuthigt, trotz aller Verbote und Küstenwächter (guarda-costas), wie man die bewaffneten Fahrzeuge nannte, die den Spanischen Alleinhandel beschützen sollten. Die Pflicht der Selbstvertheidigung führte zum Wiedervergeltungs-Recht, Ungerechtigkeit zu Repressalien, und Beraubung zu wirklicher Freibeuterei.

Ein Nebenzweig des Gewerbes der Buccanier entwuchs um dieselbe Zeit einem anderen Boden. Kein Theil der neuen Welt hatte mehr von der Ungerechtigkeit und entsetzlichen Grausamkeit der Spanier gelitten, als die schönen Inseln Cuba und Hispaniola. Gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts waren die Bergwerke und Pflanzungen dieser Inseln, um der ergiebigeren neuen Ansiedlungen und reicheren Minen von Mexiko willen, verlassen worden; die öden entvölkerten Landstriche, deren Ureinwohner man ausgerottet hatte, waren bald mit ungeheuren Heerden von Vieh überdeckt, welches, ursprünglich von den Spaniern dahin versetzt, so reißend schnell sich vermehrte, daß es ein einträgliches Gewerbe ward, diese Thiere, wenn auch nur wegen der Felle und des Talges, zu jagen. Während die matadores oder Spanischen Jäger dieser Beschäftigung oblagen, begann ein friedlicheres Geschlecht von Pflanzern um sie her sich anzusiedeln, und beiden Klassen wurden die verstohlenen Besuche der Englischen und Französischen Kaufleute jedes Jahr angenehmer. Der Küsten-Verkehr und die gelegentliche Verproviantirung ihrer Schiffe an den unbewohnten Gestaden lockte die Schleichhändler dann und wann zu Jagd-Belustigungen.

Die ersten Wilddiebe in Cuba und Hispaniola, wenn Leute, die in Wüsten jagen, diesen harten Namen verdienen, waren Franzosen. Die mit ihrem Wald-Gewerbe verbundenen Gewohnheiten erwarben ihnen den fürchterlichen Namen der **Buccaniers**, mit dem die ganze Gilde belegt ward, mochten sie nun Seeräuber oder Jäger seyn. Das Wort ist der Karaibischen Sprache entlehnt, in welcher sowohl das von diesen Wilden zubereitete Fleisch, als die Hütte, wo es langsam getrocknet und auf Stangen geräuchert ward, **Boucan** hieß. Diesem Titel, unter welchem die Englischen Seeräuber bekannt waren, fügten die Franzosen den Namen **Flibustier** bei, angeblich eine Verstümmelung des Englischen freebooters (Freibeuter). Eine andere allgemeine Benennung für diesen Verein von Piraten und Vagabunden war **Brüder von der Küste**; endlich gingen alle Bezeichnungen in dem Namen **Buccaniers von Amerika** unter. Allein das nämliche Gefühl, welches Männer von achtbarer Abkunft bewog, ihre wahren Namen abzulegen, wenn sie in diesen Verein traten, bestimmte Andere, ihre Einbildung durch einen Ausdruck zu täuschen, der weniger an alle erdenkliche Exzesse und Abscheulichkeiten erinnerte. Der große Seemann Dampier z. B. nennt die Mitglieder jener Verbrüderung immer privateers (Kaper).

In Friedenszeiten waren diese gesetzlosen Wagehälse, Jäger, Schleichhändler und Piraten, in Kriegszeiten aber Kaper, die schon lange Jahre, bevor sie eine regelmäßige Kolonie zu bilden versuchten, im Auftrage ihres respektiven Vaterlandes agirten. Während dieser Zeit hatten sie die Rolle von Schanzgräbern gespielt, welche den fleißigen und feindfertigen Kolonisten Frankreichs ihre Wege öffneten; beide Länder begünstigten die Bucconiers heimlich und sagten sich öffentlich von ihnen los. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts fehlte ihnen nur noch ein gemeinschaftlicher Central-Punkt, und demzufolge besetzten sie 1625 die Insel St. Christoph, nachdem die Vertheilung des Landes unter Engländer und Franzosen durch einen Traktat festgesetzt worden war. Die Rechte der noch auf der Insel lebenden Karaiben wurden, wie es scheint, weder von Frankreich noch von England berücksichtigt. Obgleich nun die Spanier selbst keine Niederlassung auf der Insel hatten, so erlaubte es ihre Politik doch nicht, die Fremdlinge im ungestörten Besitz eines so wichtigen Postens zu lassen; sie vertrieben dieselben 1629 mit gewaffneter Hand. Allein kaum war die feindliche Flotille wieder abgesegelt, als die Pflanzer in ihr verlassenes Eigenthum zurückkehrten; Einige aber trieb Armuth und Haß gegen die Spanier zu den Banden der Freibeuter, denen sie ihre Kenntnisse und die Regeln des geselligen Lebens mittheilten. So wurden diese räuberischen Horden immer furchtbarer, und wenn sie früher nur Waaren einschmuggelten oder einen wilden Stier erlegten, so störten sie jetzt unaufhörlich den Handel Spaniens, zerstörten und plünderten seine reichsten Kolonieen.

Als einen bequemen Stapelplatz für ihren Handel besetzten sie die Insel **Tortuga** durch Ueberrumpelung der kleinen Spanischen Garnison, die sie vertheidigte, erbauten hier Magazine für Häute, Talg und **Boucan** oder gedörrtes Fleisch und machten das Eiland zu ihrem Hauptquartier. In wenigen Jahren strömten Europäische Abenteurer von jeder Nation, Spanier ausgenommen, nach Tortuga. Französische und Englische Niederlassungen wurden fast auf's Gerathewohl auf verschiedenen Inseln gegründet, indem die neuen Kolonisten natürliche Bundesgenossen und auch die besten Kunden der Bucconiers waren, die sie von ihrer Seite mit Pulver, Blei, Rum, Taback, Aexten und Allem, was bei ihrer wilden und unregelmäßigen Lebensweise nothwendig war, versorgten. Die Niederlassung der Buccaniers auf Tortuga, gleichsam an der Schwelle Hispaniola's, war den Spaniern in jeder Beziehung nachtheilig; sie benutzten die erste Gelegenheit, sie zu zerstören. Dies wurde bewerkstelligt, als die kühnsten Leute abwesend und auf der Jagd waren, die sie oft Monate und selbst Jahre lang an den westlichen Küsten von Hispaniola beschäftigte, ohne daß sie in dieser Zeit nur einmal nach Hause kamen. Von den friedlicheren Pflanzern der Insel Tortuga, die bereits eine herrliche Sorte Taback mit Erfolg anbauten, wurden viele niedergemacht; die, welche in die Wälder flohen und nachmals sich ergaben, wurden aufgehängt, und nur wenige entkamen zu ihren Brüdern in die Wildnisse von Hispaniola. Aber auch Tortuga war kaum von den Spaniern verlassen, als die Buccaniers zurückkehrten. Sie zeigten sich bald sogar furchtbarer als jemals und gaben Spanien eine praktische Lection über die Unklugheit, womit es Menschen, die auf dem besten Wege waren, seine friedlichen und fleißigen Nachbarn zu werden, in wirkliche Feinde umschuf, die sich regelmäßig organisirten und gegen den gemeinsamen Widersacher eng verbündeten. Ueber 300 Jäger kehrten nach Tortuga zurück, und ihre Lücken waren sehr bald durch stete Anwerbung junger, muthvoller und unternehmender Europäer wieder ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Mary of Burgundy. (Marie von Burgund.) Vom Verf. des Darnley. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
- The geology of the south-east of England. (Das südöstliche England in geologischer Hinsicht.) Mit 75 Kupfern, Karten u. s. w. Von Gideon Mantell. Pr. 21 Sh.
- Lives of english female worthies (Lebensbeschreibungen tugendhafter Engländerinnen.) Von Mistreß John Sandford. Bd. I. Pr. 6½ Sh.
- The flora of Oxfordshire. (Flora von Oxford und den umliegenden Grafschaften.) Von R. Walker. Pr. 14 Sh.
- Lucien Greville — Eine Novelle, von einem Korurt. Mit Holzschnitten von Cruikshank. 3 Bde. Pr. 24 Sh.
- Encyclopedia Americana. 13 Bde. Pr. 8 Pf. 8 Sh. (Es ist dies das in Nord-Amerika übersetzte und vermehrte Deutsche Conversations-Lexikon.)

Mannigfaltiges.

— **Der Isländische Vulkan Oräfa.** Dieser Berg ist nicht allein der höchste auf der Insel Island, sondern er ist durch die große Verwüstung merkwürdig geworden, welche sein Ausbruch vor ungefähr einem Jahrhundert anrichtete. Nichts ist ergreifender als die Erzählung des John Thorlakson, des bejahrten Predigers einer benachbarten Gemeinde, von diesem Natur-Ereignisse. Er verrichtete gerade seinen sonntäglichen Gottesdienst in der Kirche, als die Erschütterung der Erde ein warnendes Zeichen gab, daß irgend ein furchtbares Ereigniß bevorstand. Aus der Kirche heraustretend, sah er den Gipfel des benachbarten Berges abwechselnd sich heben und wieder sinken. Am nächsten Tage stürzte dieser Theil des Berges in die Ebene hinunter, wie geschmolzenes Metall aus einem Schmelztiegel; zu gleicher Zeit stürzten Wasserströme aus dem Krater, die Alles mit sich fortrissen, was sie auf ihrem Wege fanden. Dann brach der Oräfa selbst los, große Massen Eis in weite Entfernungen hinschleudernd und von allen Seiten und nach allen Richtungen hin Feuer speiend. Der Himmel wurde durch Rauch und Asche so verdunkelt, daß Tag nicht von Nacht zu unterscheiden war. Diese Scene des Schreckens dauerte länger als drei Tage.

— **Seltsame Gebräuche.** Es herrscht in Sicilien ein eigener Gebrauch; es ist dies nämlich ein Kauf-Recht sonderbarer Art. Wenn Jemand ein Haus, ein Stück Land, einen Weingarten u. s. w. gekauft hat, so kann der Nachbar des Käufers ihn während des ganzen darauf folgenden Jahres heraustreiben, wenn er einen höheren Kaufpreis bezahlt; vergebens würde dann der erste Käufer dem ursprünglichen Besitzer eine noch größere Summe geben wollen. Dieses seltsame Gesetz wird gewöhnlich durch ein Falsum umgangen. Das Kaufgeld wird nämlich in den geschriebenen Kontrakten höher angegeben, als es wirklich in Gegenwart von vier Zeugen festgestellt worden ist. Auch giebt es in Sicilien ein anderes nicht weniger seltsames Gesetz, demzufolge Jeder von seinem Nachbarn verlangen kann, daß er ihm sein Haus verkaufe, wenn er sich erbietet, ihm den dreifachen Werth desselben zu bezahlen. Dies Gesetz hatte die Verschönerung der Städte zum Zweck. Man wollte die Besitzer großer Häuser ermuntern, die ihnen zunächst liegenden armseligen Hütten zu kaufen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅚ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Montag den 27. Mai 1833.

Ostindien.

Zwei Upanischad's.*)

Aus dem Sanskrit ins Französische übersetzt von G. Pauthier (de la Société asiatique de Paris) in seinem Mémoire sur l'origine et la propagation de la doctrine du Tao. Paris 1831, p. 55—62) und aus dem Französischen ins Deutsche von Dr. F. W. Carové.

I. Der Kena-Upanischad des Sama-Veda.

1) „Wer ist derjenige (fragt der Schüler seinen geistlichen Meister), durch den der Geist thätig ist? Wer ist derjenige, durch dessen Macht der ursprüngliche Lebenshauch wirksam ist? Wer ist es, durch dessen Macht die menschliche Rede sich gestaltet? Wer ist der Gott, durch dessen Macht Gesicht und Gehör ihr Amt verrichten?"

2) (Der Meister:) „Das Ohr des Ohres, die Intelligenz der Intelligenz, das Wort des Wortes, der Lebenshauch des Lebenshauches, das Auge des Auges."

3) „Daher kann das Auge Ihm nicht nahen; weder das Wort kann Es (das höchste Wesen) erreichen, noch die Intelligenz; wir wissen nicht, noch erkennen wir, wie es unterschieden oder gekannt werden könne; denn es ist über der Kenntniß, wie über der Nicht-Kenntniß;**) (oder: über dem Gekannten und dem Nicht-Gekannten). Dies ist, was wir von unseren Vorältern gelernt, die uns diese Lehre überliefert haben."

4) „Der die Worte übersteigt, und durch dessen Macht das Wort ausgesprochen wird, wisse, o Du! daß dies Brahma ist und keines jener vergänglichen Dinge, welche der Mensch anbetet!"

5) „Der von der Intelligenz nicht begriffen werden kann; und nur Er, — so sagen die Weisen, — durch dessen Macht die Natur der Intelligenz begriffen werden kann, — wisse, o Du! daß dies Brahma ist und keines jener vergänglichen Dinge, die der Mensch anbetet."

6) „Der, den man nicht durch das Werkzeug des Sehens sieht, und durch dessen Macht das Werkzeug des Sehens wahrnimmt, wisse, u. s. w.

7) „Der, den man nicht durch das Werkzeug des Gehöres vernimmt, und durch dessen Macht das Werkzeug des Gehöres höret; wisse u. s. w.

8) „Der, den man nicht durch das Werkzeug des Geruches unterscheiden kann, und durch dessen Macht dieses Werkzeug thätig ist; wisse u. s. w.

9) „Wenn Du Dir sagst: „Ich kenne vollkommen" (das höchste Wesen)," dann kennst Du gewiß sehr wenig die Form Brahma's; sey es nun, daß Du ihn im Bereich Deiner Sinne betrachtest, oder daß Du ihn in den himmlischen Göttern sehest. Soll er also nicht ein Gegenstand Deines Nachdenkens seyn?" —„Ich glaube ihn zu kennen" (erwiederte der Schüler).

10) „Nicht als ob ich voraussetzte, daß ich ihn vollkommen, oder daß ich ihn gar nicht erkennte; dennoch erkenne ich ihn (theilweis); wie unter uns derjenige, der erkennt, das höchste Wesen (Tao) erkennt, erkenne ich ihn, ohne ihn vollkommen zu erkennen, ohne jedoch auch gar nichts von ihm zu wissen."

11) (Der geistliche Meister.) „Wer da glaubt, ihn nicht zu kennen, der kennt ihn; wer ihn zu kennen glaubt, kennt ihn nicht. Er wird für unbegreiflich angesehen von denen, die ihn am meisten kennen, und für vollkommen gekannt von solchen, die ihn gar nicht kennen."

12) „Ist die Kenntniß der Natur der körperlichen Wesen erworben, dann führt diese Knabe (den Menschen) zur Erkenntniß der Gottheit; er findet in sich selbst die Kraft, und durch diese Erkenntniß erlangt er die Unsterblichkeit."

13) „Wer einmal (das höchste Wesen) erkannt hat, ist in Wahrheit. Wer es nicht kennt, ist allem Elend preisgegeben. Die Weisen, die tief über die Natur aller Wesen nachgedacht, wenn sie diese Welt verlassen haben, werden unsterblich." —

---

14) „Als Brahma die bösen Geister***) überwältigt hatte, blieben die guten Genien*) Sieger durch die Hülfe Brahma's. Da sprachen sie unter einander: „Wir sind es, die da gesiegt haben: von uns kömmt der Sieg, uns gebührt dafür die Ehre."

15) „Das höchste Wesen, als es ihre Eitelkeit wahrgenommen, erschien denselben; aber sie wußten nicht, was diese anbetungswürdige Erscheinung sey." —

16) „O Agni, Gott des Feuers, sprachen sie, Ursprung des (Rig-) Veda, kannst Du erfahren, was dies für eine anbetungswürdige Erscheinung sey? — „Ja", erwiderte er und ging auf die anbetungswürdige Erscheinung zu, die ihn fragte: „Wer bist Du?" — „Ich bin Agni, der Gott des Feuers", antwortete er; „ich bin der Ursprung des (Rig-) Veda; dies bin ich."

17) — „Welche außerordentliche Macht wohnt Dir bei?" — „Ich kann Alles, was auf dieser Erdkugel ist, in Asche verwandeln." — „Hier." — Da legte (Brahma) einen Strohhalm vor ihn hin (und sprach): „Verbrenne dies!" —

18) (Agni) näherte sich dem Strohhalm, konnte aber, wie sehr er sich auch anstrengte, ihn nicht verbrennen. Alsbald wandte er sich (zu den anderen Göttern): „Ich konnte die anbetungswürdige Erscheinung nicht erkennen."

19) Da wendeten sie sich an Vayou, den Gott des Windes: „Gott des Windes! kannst Du erfahren, was dies für eine anbetungswürdige Erscheinung ist?" — „Ja!" erwiederte er und ging auf die anbetungswürdige Erscheinung zu, die ihn fragte: „Wer bist Du?" — „Ich bin Vayou, der Gott des Windes", antwortete er, „ich bin derjenige, der den unbegränzten Raum durchdringt."

20) „Welche ungewöhnliche Macht wohnt Dir bei?" — „Ich kann Alles mit mir fortführen, was auf dieser Erde ist." — Da legte das höchste Wesen einen Strohhalm vor ihn hin (und sprach): „Führe dies fort!"

21) Der Gott des Windes näherte sich dem Strohhalm, vermochte ihn aber nicht fortzuführen. Alsbald wandte er sich (zu den anderen Göttern): „Ich konnte die anbetungswürdige Erscheinung nicht erkennen."

22) Da wendeten (die Götter) sich an Indra, den Gott des Raumes: „Gott des Raumes! kannst Du erfahren, was das für eine anbetungswürdige Erscheinung ist?" — „Ja!" sprach er und ging auf die anbetungswürdige Erscheinung zu, die vor seinen Augen verschwand.

23) „In demselben Raume begegnete er einem Weibe in Gestalt der schönen Ouma, der Gemahlin Siva's, gehüllt in goldene Gewänder. Er fragte sie, was jene anbetungswürdige Erscheinung sey? Sie antwortete: „Es ist Brahma! Brahma, dem ihr den Sieg verdanket, mit welchem ihr euch brüstet." —

24) „So erkannte er Brahma. Daher sagten Agni, Vayou und Indra, jeder zu sich selbst: „Ich übertreffe die übrigen Götter!" weil sie der anbetungswürdigen Erscheinung genaht waren, weil sie dieselbe mit ihren Sinnen berühret und zuerst erfahren hatten, daß der Gegenstand ihrer Nachforschung Brahma sey."

25) „Daher sagte Indra sich: „Ich übertreffe selbst die anderen Götter (Agni und Vayou)!" weil er der anbetungswürdigen Erscheinung genaht war, weil er sie mit seinen Sinnen berührt und zuerst in Erfahrung gebracht, daß der Gegenstand seiner Nachforschung Brahma sey."

---

26) „Hier hast Du ein Sinnbild des höchsten Wesens, welches das Weltall überstrahlt, im Blendglanze des Blitzes, und alsbald noch schneller, als ein Auge blickt, verschwindet; so ist es der Gott der Götter."

27) „So kann auch die große Intelligenz von der Seele oder der Intelligenz, die ihr gewissermaßen nahet, erfaßt werden. Mit derselben Intelligenz ruft der Gedanke sie sich oft zurück und macht sie gleichsam zu seiner Wohnung. Dies höchste Wesen wird der Anbetungswürdige genannt. Alle Geschöpfe verehren denjenigen, der Ihn kennt."

---

28) „Sage mir den Upanischad her" (spricht der neue Schüler). — „Ich habe Dir den Upanischad hergesagt (erwidert der geistliche Meister), welcher Brahma oder das höchste Wesen betrifft. So habe ich Dir den Upanischad hergesagt, welcher die Vorschriften der strengen Andacht (Tapas), der Abtödtung (Damah) und der Ausübung der gottesdienstlichen Verrichtungen (Karma)

---

*) Die Upanischads oder Upanischadas (Eröffnungen, Auslegungen von Mysterien) sind diejenigen Theile der Vedas, welche eigentlich die Indische Theologie, die Lehre von Gott, enthalten. (D. R.)

**) Tad viditad athô aviditad adhi.

***) Anquetil Duperron übersetzt im Oupnek'hat I. 17. die Asura mit daemones. C.

*) Ebd. Die Pereuchtebha mit angeli. C.

enthält; die übrigen Theile der Veda's, welche wissenschaftliche Gebäude bilden, sind die ewige Wahrheit."

29) „Wer dasjenige weiß, was hier dargelegt worden, ist von seinen Sünden befreit und erlangt die ewige Glückseligkeit im Wohnorte der Himmel." —

• • •

II. Isa Upanischad des Yadyour-Veda.

(A. a. O. S. 63—68.)

1) Dieses Weltall und Alles, was sich in demselben bewegt, ist erfüllt von der Macht des ordnenden Wesens (de l'être ordonnateur). Bewahre daher (seinen Dienst in Deinem Herzen) und nähre keine Lüsternheit nach dem Eigenthum von irgend Jemand.

2) Der Mensch, um seine (gottesdienstlichen) Werke (Karmâni) zu vollenden, wünsche ein Jahrhundert zu leben; denn in Dir, o Mensch! ist, — außer diesen Werken, Nichts, was nicht von Befleckungen errichtet wäre.

3) In die sonnenlosen Welten (lokâ), eingehüllt in blindes Dunkel, gehen diejenigen, die ihre Seele tödten (âtmahanâ) (indem sie sich den irdischen Freuden hingeben).

4) Das Einige höchste Wesen (Ekam — Einheit) bewegt sich nicht, obgleich es schneller ist, als der Gedanke; die Götter selbst können es nicht erreichen. Es kann von den ursprünglichen Sinnenwerkzeugen nicht wahrgenommen werden; Es überflügelt sogar unendlich die übrigen flüchtigen Organe der Intelligenz. Es verbleibt unbeweglich, und während dessen, nachdem Es die Ausdehnung des Raumes gemessen, errichtet Es das System der Welten.

5) Es bewegt sich, es bewegt sich nicht; es ist fern, es ist nahe; es ist in Allem, es ist außer Allem.

6) Wer alle Wesen in der höchsten Seele (âtma) und die höchste Seele in allen Wesen sieht, der wird nichts verachten.

7) Wenn Jemand erkannt hat, daß die Wesen in der allgemeinen Seele (oder daß sie die allgemeine Seele) sind, — was ist dann Widersinniges oder Trauriges dabei, die Einheit (Ekatvam), die Dieselbigkeit der Dinge zu entdecken?

8) (Das höchste Wesen) umfaßt und durchdringt Alles; es ist ohne Körper, ohne Unebenheiten, ohne Befleckungen; es ist rein, der Sünde unzugänglich, allwissend, der große Dichter (Kavih), der große Prophet, wissens- und begeisterungsvoll; allgegenwärtig, durch sich selbst seyend, einem Jeden seinen Verdiensten nach den Lohn seiner Werke anweisend in der ewigen Aufeinanderfolge der Zeiten.

9) Die das Nichtwissen (avidyam) anbeten, wandern in dichte Finsternisse, und in noch dichtere Finsternisse gehen diejenigen ein, die das Wissen (vidyam) haben.*)

10) Sie (die Weisen) haben gesagt, daß die Folge des Wissens eine und die des Nichtwissens eine andere sey; dies haben wir im Unterrichte von den Weisen gelernt, die uns diese Lehre überliefert haben.

11) Wer zugleich von beidem unterrichtet ist, vom Wissen und Nichtwissen, der erreicht, nachdem er den Tod durch das Nichtwissen überstiegen, die Unsterblichkeit durch das Wissen.

12) Sie wandern in dichte Finsternisse über, die die unerschaffene Natur (prakeiti)**) anbeten; aber in noch dichtere Finsternisse gehen diejenigen ein, die ihr Wohlgefallen an der erschaffenen und vergänglichen Natur (am Materiellen)***) haben.

13) Sie (die Weisen) haben gesagt, die Folge der vergänglichen Natur sey eine, und die der unvergänglichen eine andere; dies haben wir im Unterricht der Weisen gelernt, die uns diese Lehre überliefert haben.

14) Wer von diesen beiden Dingen zugleich unterrichtet ist, von der vergänglichen Materie und der Auflösung (vinasam), der wird, nachdem er den Tod durch die Auflösung überstiegen, durch die unerschaffene Natur die Unsterblichkeit erlangen.†)

15) Das Antlitz der Wahrheit ist mit dichten und zauberischen Goldschleiern verhüllt; o Sonne! Du Ernährer der Welt, entschleiere die Wahrheit, damit ich, der Dein treuer Anbeter, die Sonne der Gerechtigkeit und der Wahrheit sehen könne.

16) O Sonne! Ernährer der Welt, einsamer Einsiedler! höchster Herrscher und Ordner! Pradschâpati's Sohn! entferne Deine blendenden Strahlen, halte Dein glanzvolles Licht zurück, damit ich Deine hinreißend schöne Gestalt anschauen und ein Theil des göttlichen Wesens werden kann, das in Dir waltet.

17) Möchte meines Lebens Hauch in die allgemeine Seele††) des (Welt-) Raumes übergehen (être absorbé) und dieser materielle und vergängliche Körper in Asche zerfallen!

O Gott!

„Gedenke der Opfer, gedenke der Werke! Gedenke der Opfer, gedenke der Werke!

18) „O Agni! führe uns den geraden Weg; o Gott! Du kennst alle unsere Handlungen, lösche aus unsere Sünden, wie bieten Dir den höchsten Tribut unserer Lobpreisungen dar! unsere letzte Begrüßung!"

*) Dem Kommentator Santara Atschârja zufolge, sind die, welche das Nichtwissen (Avidyam) anbeten, diejenigen, die das heilige Feuer anbeten und den Weisen, den Voreltern und den Geschöpfen ohne Unterschied Opfer darbringen, ohne den himmlischen Göttern zu dienen, dagegen die, welche das Wissen haben, diejenigen, die den himmlischen Göttern dienen, indem sie die religiösen Ceremonien verrichten, ohne aber das heilige Feuer zu ehren, ohne den Weisen und Voreltern &c. zu opfern.

Anm. des Franz. Uebers.

**) Santara Atschârja erklärt Asambhûtim unerschaff. Nat., durch prakriti, und sambhûtyâm, erschaff. Nat. durch Brahma, die Erzeugungskraft des Brahma. Die Anbeter der letzteren sind materieller gesinnt, als die Anbeter prakritis.

A. d. Fr. Ueb.

***) Die Indier nennen die ungestaltete oder geschaffene Materie hiranyagarbha, das Ei der Welt, den fœtus der anfänglichen Schöpfung.

A. d. Fr. Ueb.

†) Da im Nachsatz der Auflösung die unerschaffene Natur entgegengestellt wird und im Vorhergehenden der vergänglichen Natur die unvergängliche, so hat hier wohl im Urtexte oder in der Französ. Uebersetzung sich ein Versehen eingeschlichen.

E.

††) Hr. Pauthier hat „dans l'ame moléculaire et universelle," wir wußten das moléculaire unübersetzt lassen, da wir nicht mit Zuverlässigkeit die Bedeutung, die es hier haben soll, auffinden konnten. Sollte vielleicht damit bezeichnet werden, daß die Seele eben so sehr in jedem einzelnen Atom oder molécule wirksam, als sie auch die allgemeine ist?

A. d. Deutsch. Ueb.

England.

Geschichte der Buccaniers (Flibustier) in Amerika.

(Fortsetzung.)

Ungefähr von jener Zeit an wurde das Herumkreuzen der Buccaniers, welches Spanischen Schiffen galt, immer häufiger, und da die verminderte Menge des Viehes die Jagd weniger einträglich machte, gab es weit kühnere seeräuberische Unternehmungen.

Jetzt kannte man die Küsten-Räuber schon lange als eine besondere Gesellschaft, und ihre Gesetze und Herkommen wurden Gegenstände neugieriger Forschung. Wie bei vielen anderen gesellschaftlichen Verbindungen verdankten die „Statuten der Buccaniers" dem Drang der Umstände ihren Ursprung. Das Eigenthum, sofern es auf die Mittel zum Lebensunterhalt sich beschränkte, war es nun erjagt oder erbeutet, galt für Gemeingut, und da sie keine Weiber, Kinder oder Geschwister hatten, so ersetzte enge Kameradschaft die fehlenden Familien-Verhältnisse; ein Mitglied der Brüderschaft besorgte die häuslichen Pflichten, während der andere auf der Jagd sich herumtrieb. Man hat behauptet, der überlebende Genoß einer solchen Firma sey Universal-Erbe geworden; dies mochte oft der Fall seyn, war aber nicht Gesetz, denn die Buccaniers vererbten häufig ihre Habe an Verwandte in Frankreich oder England. Ihre vornehmste Tugend, der Muth, wurde oft durch Verzweiflung zu einem Extrem getrieben, das unter anderen kriegerischen Verbindungen seines Gleichen sucht. Die Furcht vor dem Galgen, die nicht selten den Dieb in einen Mörder umschafft, machte aus dem Buccanier einen Helden und Barbaren. Auch Standhaftigkeit und die größte Ausdauer in Beschwerden konnte man zu den Tugenden der Buccaniers rechnen, wären nicht Scenen der bestialsten Excesse auf ihre langen Perioden gänzlicher Entbehrung alles Nothwendigen gefolgt. Ihr vornehmstes Prinzip, die Bedingung ihrer Existenz, war Treue, und wenigstens in Beziehung auf die Spanier wurde die Maxime „Ehre unter Dieben" nirgends gewissenhafter befolgt, als unter ihnen. Da ihre Verbindungen aus Freiwilligen bestanden, so erstreckten sich ihre Verpflichtungen niemals weiter als auf die Unternehmung, die man eben vorhatte, wurden jedoch häufig erneuert. Der geschickteste, tapferste, thätigste, glücklichste und schlaueste Mann wurde Commandeur; doch scheinen alle streitbaren Männer den Berathungen beigewohnt zu haben. Dieselbe Macht, die ihren Führer wählte, konnte ihn absetzen, welches oft aus Caprice, oder weil es rathsam war, geschah. Zuweilen entschieden sie persönliche Händel durch einen Zweikampf; aber Verletzungen der Brüderschaft wurden verschiedentlich geahndet, im schlimmsten Falle mit dem Tode, dem Aussetzen auf eine wüste Insel, oder bloßer Verbannung aus der Gesellschaft. Dem freiwilligen Austreten aus der Verbrüderung scheint nichts im Wege gestanden zu haben. Machten sie eine Expedition zur See, so wurden Tag und Stelle festgesetzt, und Jeder erschien mit einer angemessenen Quantität Pulver und Blei am Bord. Die nächste Angelegenheit war das Herbeischaffen von Lebensmitteln, die meistens aus Schweinefleisch bestanden. Viele Spanier unterhielten große Heerden von Rüsselvieh zum Besten der Pflanzer, und aus ihren Höfen bezog man Nahrung in Ueberfluß. Leicht gesalzene Schildkröten waren ein anderer Nahrungs-Artikel, den man aufspeicherte — in Betreff der Stiere und wilden Schweine aber vertrauten die Räuber ihren Feuergewehren. Brod genossen sie selten, und auf der See dachten sie niemals daran; in späteren Zeiten ergänzten sie den Mangel an Brod zuweilen durch Kassada, Mais und Kartoffeln. Von dieser Speise aß ein Jeder im Durchschnitt zweimal des Tages, oder so oft er Lust hatte, und ohne Beschränkung; denn in dieser Hinsicht hatte der geringste Matrose eben so viel Recht als der Befehlshaber. War das Schiff gut ausgerüstet, so hielt man die letzte Berathung, welche den Plan der Operationen betraf; gewöhnlich wurden auch Artikel abgefaßt und unterschrieben, welche die Vertheilung der Beute betrafen. Zuerst erhielten der Zimmermann, der Segelmacher, der Wundarzt und der Befehlshaber ihre Besoldung aus dem gemeinsamen Schatze. Dann berücksichtigte man die Wunden; der Werth des rechten Armes, des vornehmsten Gliedes am Körper eines Buccaniers, war dem von sechs Sklaven, oder sechs hundert Achter (pieces of eight, das Spanische pezos de à ocho, ungefähr 1½ Thlr.) gleich. Es ist bemerkenswerth, daß Auge und Finger eines Buccaniers gleichen Werth hatten, nämlich den eines Sklaven oder hundert Achter. Das Uebrige ward gleichmäßig vertheilt, nur der Capitain erhielt außer seinem besonderen Quantum noch fünf und sein Adjutant zwei Antheile. Knaben bekamen einen halben Antheil. Die erste, von der Nothwendigkeit diktirte Maxime im Codex der Buccaniers war: „Keine Beute, keine Besoldung (no prey, no pay.)" Zuweilen wurde der Mannschaft ein Eid abgenommen, um das Desertiren und Verheimlichen von Beute zu verhüten.

Auf ihren Raubzügen ankerten die Freibeuter oft in entfernten Häfen, ihre Schiffe auszubessern, Früchte und Fische einzusammeln, den Spanischen Kauffahrern aufzupassen und Eingeborne oder Spanier zu plündern. Die Ersteren schleppten sie zuweilen fort, verkauften die Männer als Sklaven und zwangen die Weiber, denjenigen Buccaniers, welche auf die Jagd zogen, Dienste zu thun. Die

Kleidung dieser Banditen paßte vollkommen zu ihrem brutalen Charakter. Sie bestand aus einem in das Blut der erlegten Thiere getauchten Hemde, aus Pluderhosen, eben so roh zurecht gemacht, aus Halbstiefeln ohne Strümpfe, einer Mütze mit kleinem Schirm, und einem ledernen Gürtel, in welchem Sobel, Messer und Pistolen steckten. Dies war ihre ganze Equipirung.

Bei einigen von den Französischen Buccaniers, welche die Strenge und Ungerechtigkeit der Kolonial-Verwaltung zu einem gesetzlosen Leben gezwungen hatte, fand man zuweilen etwas Ehrgefühl, ja sogar überspannte religiöse Begriffe. Man betete dann und wann für den guten Erfolg irgend einer seeräuberischen Unternehmung und dankte für den Sieg. Ein Befehlshaber soll nach einem Seemann geschossen haben, weil er sich während der Messe unanständig aufführte, aber niemals ließ man Kelche oder Bilder in Kirchen unangetastet, mochten die Plünderer nun katholische Franzosen oder Englische Ketzer seyn. Unter einem menschlich gesinnten Führer waren diese Schurken wohl einmal weniger brutal und gewissenlos; aber im Ganzen vereinigte der Buccanier die Rohheit und Grausamkeit des Kannibalen mit der Raubsucht und dem betrügerischen Sinn, die zu den traurigsten Folgen unvollkommener Civilisation gehören. Dennoch haben die Buccaniers ihre Bewunderer. Man sagt, sie seyen gegen ihres Gleichen offen und zutraulich, bei Theilungen liberal und überhaupt im gegenseitigen Verkehr ganz achtbare Leute gewesen. Die Franzosen nennen sie „nos braves"; die Engländer rühmen ihre unvergleichlichen Thaten, und belletristische Autoren wissen ihnen manchen brillanten Zug von Großmuth und selbst Zartgefühle anzudichten.*) Obgleich nun ihre wahre Geschichte sehr arm ist an Proben romantischen Edelsinns, so gewähren dennoch ihre Abenteuer ein lebendiges Interesse, unabhängig von der unbesiegbaren Neugier, mit der man Gedanken und Handlungen solcher Leute nachspürt, die in dem seltsamsten sozialen Verhältniß standen und wirkten. Auch lernen wir aus ihrer Geschichte, daß alle Beschwerden und Entbehrungen, die mit Abenteuern zur See verknüpft sind, fast bedeutungslos erscheinen, wenn man erwägt, was für erstaunliche Mühseligkeiten und Strapazen die Buccaniers aus Liebe zu einem zügellosen Leben und aus Durst nach Spanischem Golde bestanden.

Die Buccaniers hatten sich Tortuga's noch nicht lange wieder bemeistert, als die Insel durch einen Franzosen aus ihrer Mitte verrätherischer Weise in die Hände des Französischen Statthalters von Westindien überging, der Tortuga für seinen König in Besitz nahm und die Englischen Buccaniers, die über ihre Verbündeten dominirten, vertrieb. Von dieser Zeit an suchten die Englischen Piraten solche Inseln auf, die man zu den Besitzungen ihrer Nation rechnete, und bereicherten sie mit ihrer Beute. Im Jahre 1655 unterstützten sie ihre Landsleute kräftig bei der Eroberung von Jamaika, welches seitdem ihr vornehmster Tummelplatz ward, so oft sie von ihren Kreuzzügen ausruhten. Dort vergeudeten sie durch die zügellosesten Schwelgereien die Beute von Monaten und selbst Jahren in wenigen Wochen oder Nächten.

Einige Jahre nach der Einnahme von Jamaika vermehrten sich die Französischen Freibeuter an den westlichen Gestaden von Hispaniola in erstaunlichem Grade. Die ersten merkwürdigen Thaten der Buccaniers auf dem Meere wurden besonders durch diese Franzosen verrichtet. Zunächst fehlte es ihnen an Schiffen; allein ihre Seemacht, anfangs nur aus kleinen Kanoe's bestehend, wuchs bald zu einer mächtigen Flotte an. Zu ihren ersten bedeutenden Prisen gehörte eine reichbeladene Galione, die der Vice-Admiral der jährlich auslaufenden Spanischen Flotte kommandirte. Dies Wagestück unternahm Pierre Legrand aus Dieppe, der sich mit Einem kühnen Streiche Ruhm und Vermögen erwarb. Mit einem Boote, das vier kleine Kanonen trug, und mit zwanzig entschlossenen Begleitern überraschte Legrand jenes Schiff. Sie hatten der Beute mehrere Wochen lang, unter der tropischen Sonne brennend, aufgelauert, und waren schon fast erschöpft von Beschwerden, als die Nachricht kam, die Galione sey von ihrer Flotte getrennt. Das Boot, in welchem die Mannschaft sich versteckt hielt, war den ganzen Tag von der Galione aus gesehen worden, und ein Spanier hatte den Capitain vor einem Seeräuber-Neste gewarnt, das in gewisser Entfernung laure; dieser aber entgegnete hochmüthig und sorglos: „Wollt Ihr, daß ich ein so erbärmliches Ding fürchte! Nein, und wär' es ein eben so gutes Schiff, als mein eigenes." Vermuthlich dachte er gar nicht mehr an die Sache, denn gegen Abend saß er eben mit seinen Freunden beim Kartenspiel, als die Buccaniers plötzlich in die Kajüte stürzten, nachdem das Schiffsvolk schon überwältigt war. Alles ging in der Stille und ohne Schwierigkeit ab. Erst im Dunkeln hatte sich der Kaper, aus Leibeskräften rudernd, dem Spanischen Schiffe genähert. Es galt hier den Tod — einen schimpflichen und grausamen Tod — Sklaverei in den Minen — oder Sieg und Glück. Um seinen Leuten den Muth der Verzweiflung einzuhauchen, gebot Legrand dem Zimmermann, an einer Seite Löcher in das kleine Schiff zu bohren, damit sie an keinem anderen Orte stehen könnten, als auf dem Spanischen Verdeck. Dies wurde pünktlich befolgt, während jeder Buccanier, mit Schwert und Pistolen bewaffnet, die Wände der Galione hinankletterte. Eine Abtheilung rannte in die Kajüte und setzte den Offizieren, die bei der Karte saßen, das Pistol auf die Brust; eine andere bemächtigte sich der Pulverkammer, indem sie niederhieb, was ihr im Wege stand. Das Schiff ergab sich und ward von Legrand nach Frankreich gebracht. Dieser Mann, ein merkwürdiges Beispiel von Mäßigung, gab sofort die Lebensart eines Buccaniers auf. Es scheint nicht, daß er unnöthige Grausamkeiten verübte, und alle Spanischen Seeleute, die zur Lenkung des Schiffes nicht nothwendig waren, wurden an's Land geschickt.

Die glückliche Unternehmung Legrand's war für die Hälfte der Pflanzer und Jäger von Tortuga ein Signal zu piratischen Wagestücken. Sie kreuzten in ihren kleinen Kanoes herum und paßten den Spanischen Barken auf, die Häute, Taback und Boucan nach Havannah und anderen benachbarten Häfen führten. Diese Befrachtungen wurden sammt den Barken in Tortuga verkauft, und der Ertrag setzte die Freibeuter in den Stand, größere Fahrzeuge anzuschaffen und auszurüsten. Jetzt befanden sich die Campeche-Bai und selbst die Küsten von Neu-Spanien im Bereiche ihrer ausgedehnten Kreuzfahrten, und die Expeditionen wurden täglich entfernter und kühner. Die Spanier sahen sich genöthigt, ihren Küstenhandel sowohl als die Galionen und die Flotte mit Kriegsschiffen zu decken. Bald wurden auch Land-Expeditionen von Seiten der Buccaniers unternommen, sie plünderten, verheerten und plünderten Städte und Dörfer. Der erste Land-Pirat, Lewis Scot, erstürmte und plünderte Campeche und erhielt ein großes Lösegeld. In seine Fußstapfen traten zunächst Mansveld, ein Holländer, und John Davies aus Jamaica.

In den Annalen der Seeräuber giebt es keine fürchterlicheren Namen, als die des Lolonnais und Montbar, zweier Franzosen, die es an Unmenschlichkeit allen anderen Buccaniers zuvorthaten. Der erstere war nicht sowohl ein Wütherich, als ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt; der letztere scheint einen Anstrich von Wahnsinn gehabt zu haben, der aber im höchsten Grade teuflisch war. Seinen nom de guerre führte Lolonnois (eigentlich L'Olonois) von Olone, der Heimath dieses leibhaften Höllendämons. Sonst ist seine Abkunft wenig bekannt. Entweder war er als Kind geraubt und nach Westindien verschleppt worden, oder er hatte Frankreich mit der damals üblichen Verpflichtung, eine Zeit lang in den Kolonieen zu dienen, verlassen. Er entfloh dieser abhängigen Lage und trat unter die Buccaniers. Muth und Gewandtheit verschafften ihm bald Ansehen, und in wenigen Jahren war er Besitzer von zwei Kanoes und befehligte zweiundzwanzig Freibeuter. Mit dieser kleinen Mannschaft kaperte er eine Spanische Fregatte an der Küste von Cuba. Er soll häufig die Mannschaften der von ihm geraubten Schiffe über Bord geworfen haben. Einmal enthauptete er, so erzählt man, achtzig Gefangene mit eigener Hand und erfrischte sich durch Einschlürfen des Blutes, das an seinem Säbel hinabrann. Es verlautet sogar, daß er die Herzen oder Zungen der von ihm Erschlagenen mit wahnsinniger Wuth ausriß und verzehrte. Diesem Ungeheuer war Grausamkeit eben so wohl Sache der Berechnung als des Vergnügens, und er hielt den Schrecken, den sein Name einflößte, für eines der besten Mittel zum guten Erfolge. Im Verlaufe seiner Plünderungen machte Lolonnois mit einem anderen berüchtigten Ordensbruder, Michael de Basco, gemeinschaftliche Sache. An der Spitze von 650 Mann auf acht Schiffen stürmten und plünderten sie die Städte Gibraltar und Maracaibo; die erstere ward in Brand gesteckt, weil die Spanier sie nicht auslöseten, die letztere aber vertragswidrig geplündert. Wir entholten uns der Beschreibung der Grausamkeiten, die diese Expedition bezeichneten; sie war übrigens einträglicher als alle früheren, weil auch viele Schiffe während des Kreuzzuges gekapert wurden. Die Beute bestand aus 400,000 Achterstücken an baarem Gelde, aus Silber, Waaren, Hausgeräthen und Kleidungsstücken, — denn nichts entging der Raubsucht dieser Menschen. Der Name Franz Lolonnois, schon so furchtbar in den Spanischen Gewässern und Eilanden, ward jetzt den unglücklichen Kolonisten, die stets einer Landung der Seeräuber entgegensahen, noch grauenhafter.

War die Beute erzogen und vertheilt, so nahmen die Buccaniers ihr regelmäßiges Absteigequartier auf einer befreundeten Insel, Tortuga oder Jamaica, wo sie ihren erspielten Antheil zu Manne bringen und das Geld in den wildesten Bachanalien verprassen konnten. „Einige unter ihnen", sagt ihr Bruder und Historiker, Exquemelin, „verschwelgten an 3000 Achterstücke in einer Nacht, so daß sie des anderen Morgens wohl kein Hemd mehr auf dem Leibe tragen." Er erzählt von einem, der in den Straßen von Jamaica eine Pipe Wein niedersetzte und jeden Vorübergehenden durch ein vorgehaltenes Pistol nöthigte, mit ihm zu trinken. Zu anderen Zeiten machte er es eben so mit einer Tonne Bier oder Ale; und sehr oft schüttete er das Getränk mit beiden Händen in der Straße umher und näßte die Kleider der Vorübergehenden, mochten sie nun Männer oder Frauen seyn, unbekümmert, ob er den Putz verdarb oder nicht. Von Roche Braziliano, einem etwas menschlicheren Piraten als die meisten seiner Brüderschaft, der auch großen Muth und viel Geschicklichkeit besaß, berichtet der Chronist: „Jedoch in seinem häuslichen Leben und Regiment zeigte er kein gutes Betragen noch Herrschaft über sein Selbst; denn in diesem Betracht erwies er sich oftmals viehisch oder verrückt. Viele Mal, wenn er betrunken war, that er die Gassen auf und nieder rennen, schlagend oder verwundend Jeglichen, der ihm aufstieß; — da war keine Person, die es wagte, ihm zu opponiren oder Widerstand zu leisten." So geberdete sich der Buccanier in Stunden der Erholung und des Genusses, und die Folge davon war, daß Lolonnois' Gefährten in wenigen Wochen keinen Pfennig mehr besaßen und heißhungerig einer neuen Expedition entgegenstierten, auf welcher das Ungeheuer einen seiner unerhörten Schandthaten würdigen Tod fand. Der Ruf, den Lolonnois durch sein letztes Abenteuer errungen, lockte viele neue Abenteurer zu seinem Geschwader. Längs der Küste von Cuba kreuzend, überrumpelte er Indianische Dörfer und Spanische Kolonieen; aber endlich kehrte ihm das Schicksal den Rücken. Auf seinem Zuge nach Guatimala verließen ihn viele der übrigen Anführer und verfolgten ihre eignen Pläne.

*) Wie dies erst ganz kürzlich in einem Englischen Roman The Buccaneer (Deutsch in zwei Uebersetzungen von J. Sporschil und Louis Lax) geschehen ist.

Endlich nach einer ganzen Reihe von Unglücksfällen ging Lolonnois in die Gefangenschaft eines wilden und grausamen Indianer-Stammes von Darien, die mit den Gräueln der Buccaniers vertraut waren. Diese zerrissen ihn lebendig, Glied um Glied, verbrannten die Stücke und streuten die Asche umher, „in der Absicht", sagt Exquemelin, „daß keine Spur noch Merkzeichen überbleibe von solch' infamer Kreatur." Viele seiner Gefährten theilten dieses Schicksal.

Der Charakter des vorhin erwähnten Montbar ist, wenn nicht menschlicher, doch wenigstens romantischer. Er scheint eines jener unseligen Geschöpfe gewesen zu seyn, die mit rasendem Durst nach Blut schon zur Welt kommen, und denen Grausamkeit eine Wollust ist. Montbar war ein Edelmann aus Languedoc; er las in seiner Jugend von den entsetzlichen Gräueln, welche die Spanier an den Mexikanern und Karaiben verübten, und diese Lektüre flößte ihm einen Haß gegen die Spanische Nation ein, der an Wahnsinn gränzte. Aber — sonderbar genug — dasselbe Motiv, welches den merkwürdigen Mann dazu anspornte, in die Reihen der Buccaniers zu treten, ließ ihn noch ärgere Grausamkeiten begehen, als diejenigen waren, die sein Gemüth empört hatten. Seine Kameraden zeigten oft Unbarmherzigkeit aus Goldgier; aber Spanisches Blut war Montbar's einzige Leidenschaft. Man erzählt, daß er einst auf der Schule die Rolle eines Franzosen spielte, der gegen einen Spanier kämpft; bei dieser Gelegenheit stürzte er mit solcher Furie auf seinen Mitschüler los, der ein Individuum des verhaßten Volkes repräsentirte, daß er ihn beinahe erdrosselt hätte. Immer spiegelte ihm seine Phantasie ganze Schaaren der Unglücklichen vor, welche die Spanier niedergemetzelt hatten, und die ihn zur Rache aufforderten. Auf seiner Fahrt zu den Küsten-Brüdern, mit denen er sich verbinden wollte, kaperte das Schiff, in dem er sich befand, ein Spanisches. Kaum hatten die Franzosen geentert, als Montbar mit gezücktem Säbel zwei Mal durch die Reihen der Spanier über das Verdeck lief und diese niedermetzelte. Während seine Kameraden die Beute theilten, trat Montbar die zerstückten Glieder des verabscheuten Volkes, dem er tödtlichen und ewigen Haß geschworen hatte, mit Füßen. Diese und ähnliche Handlungen erwarben ihm den Namen des Vertilgers (exterminator).

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Prometheus bound. (Der gefesselte Prometheus.) Aus dem Griechischen übersetzt. Pr. 5 Sh.

A gift for mothers. (Geschenk für Mütter.) Pr. 6 Sh.

Transatlantic sketches. (Skizzen aus Nord- und Süd-Amerika und Westindien.) Vom Hauptmann J. E. Alexander [Verf. der Reise durch Rußland und die Krimm]. 2 Bde.

Frankreich.

Cours d'explication universelle. (Vorlesungen über Phänomenologie.) Von Azaïs. In vier Vorlesungen. Paris, 1833.

Die zweite Vorlesung — die erste enthielt bloß die Eröffnungs-Rede — hat zum Titel: „Grund-Ideen". Sie handelt von dem Universal-Prinzip, von der Existenz zusammengesetzter Körper, von dem allgemeinen Plan des Universums, von der Schwere und der Hitze. In der dritten Vorlesung untersucht der Verf. und stellt fest die verschiedenen Zustände, deren der nämliche Körper fähig ist, den Zustand der Festigkeit, Flüssigkeit, Verdampfung und der Gas-Erzeugung. Auf diese Darstellung folgt eine allgemeine Theorie der Elastizität. Die Haupt-Anwendungen dieser Theorie füllen die vierte Vorlesung, wo von der Atmosphäre, dem Winde, den wässerigen Phänomenen, dem Barometer und der Ebbe und Fluth die Rede ist. Zum Schlusse macht er noch nachträgliche Bemerkungen über die Bewegung, die Schwere und die Hitze. „Das Universum", sagt Herr Azaïs, „ist der Inbegriff der Wesen und ihrer Beziehungen zu einander. Diese Wesen und Beziehungen folgen und erneuern sich unaufhörlich; sie entstehen also durch eine wirkende Kraft, die zu allen Zeiten und auf jedem Punkte des Raumes gegenwärtig ist, d. h. durch eine fortwährende und universelle Thätigkeit. Welches ist die Quelle der universellen Thätigkeit? — Die Grund-Ursache, Gott. Auf welche Weise wirkt diese Ursache? — Durch die Bewegung. Diese ist also die zweite Universal-Ursache. Der einzige und allgemeine Modus der Bewegung ist die Ausdehnung, d. h. jedes materielle Wesen ist schon durch sein Daseyn selbst in fortwährender Ausdehnung oder strebt unaufhörlich, sich zu ergießen, zu dehnen, zu strecken, sich aufzulösen. Jedes materielle Wesen aber, gleichviel von welcher Gattung und in welchem Raume, ist von ähnlichen oder verschiedenen materiellen Wesen umgeben, die alle die nämliche immerwährende Ausdehnungskraft haben, und also seine Auflösung durch ihr Entgegenstreben hindern oder einschränken, so daß im Universum, allgemein genommen, die hindernde, einschränkende, erhaltende Thätigkeit die sekundäre Folge der allgemeinen Ausdehnung ist." — Die fünfte Vorlesung handelt von dem Magnetismus, der auf folgende zwei Resultate hinausgeht: 1) „Im Zustande einer gleichmäßigen Temperatur sind die Körper, weit entfernt, sich einander anzuziehen, wie man gewöhnlich annimmt, im Gegentheil, ohne Störung, ohne Hinderniß im Allgemeinen ihrer eigenthümlichen Kraft überlassen, welche sie von einander abstößt. 2) So wie die Gleichmäßigkeit der Temperatur oder die innere Thätigkeit unterbrochen wird, so entsteht aus diesem gegenseitigen Abstoßen die scheinbare Schwerkraft (Gravitation). Die Macht des Gleichgewichts bringt die Symmetrie der inneren Thätigkeit oder den magnetischen Zustand hervor, um die Gleichmäßigkeit derselben zu ersetzen; so daß auf der einen Seite die Gravitation, die im natürlichen Zustande nicht stattfindet, auf der entgegengesetzten durch ein stärkeres Abstoßen, als das natürliche, und welches der Wirkung der Gravitation gleichkommt, kompensirt wird." Dies sind die Grund-Ideen, über welche sich die Philosophie des Herrn Azaïs verbreitet. Es ist hier nicht der Ort, über das Ganze dieser Doktrinen ein Urtheil zu fällen; jedenfalls sind sie mit vieler Methode und auf interessante Weise dargelegt.

Bibliographie.

Les passions dans le monde. (Sieben Erzählungen.) Von Paul Foucher. Pr. 7½ Fr.

Les Armoricains. (Die Armorikaner.) Sittenschilderung der Bretagner [Bewohner des alten Armorika]. In sechs Erzählungen, von Mlle. S. A. Dubrézénr. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Les deux anges. (Die beiden Engel.) Roman von A. Fremi. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Aerztliche Praxis. Dr. F., ein Arzt in Montpellier, pflegte, wenn er in eine Stadt kam, wo er nicht bekannt war, durch den öffentlichen Ausrufer mit Trommelschlag bekannt machen zu lassen, daß er — seinen Hund verloren habe. Dem Wiederbringer wurden 25 Louisd'or versprochen. Der Ausrufer gab alle Merkmale des Hundes an, desgleichen alle Titel und akademische Würden des Doktors nebst seiner Wohnung. Bald wurde der Mann das Stadtgespräch. „Wissen Sie schon, daß ein berühmter Arzt angekommen ist? Er muß reich seyn, denn er bietet 25 Louisd'or, wenn man ihm seinen Hund schafft." Der Hund wurde zwar nicht gefunden, aber Patienten.

— Ein anderer Weg zur Praxis. Ein Arzt, voll von Kenntnissen, aber leer an Kunden, klagte einem Freunde seine Noth. „Folge meinem Rath", erwiederte der Freund, „jetzt ist das National-Kaffeehaus Mode; ich spiele dort täglich um 2 Uhr Schach, wenn es am vollsten ist; dort finde Dich ein, thue aber nicht, als kenntest Du mich, sprich überhaupt kein Wort, trink nachdenklich Deinen Kaffee und vergiß nicht, dem Aufwärter das Geld in rosenfarbenem Papier zu geben. Für das Uebrige laß mich sorgen." Der Arzt that, wie ihm gerathen wurde, und sein wunderliches Benehmen wurde bald bemerkt. „Meine Herren", sagte sein Freund zu den Gästen, „halten Sie diesem Manne seine Sonderbarkeiten zu gute; das ist ein vortrefflicher Praktikus! Ich kenne ihn nun schon 15 Jahre und könnte Wunderkuren von ihm erzählen; aber er denkt nur an seine Bücher und spricht einzig und allein mit seinen Patienten, so daß ich auch nie in freundschaftlichen Umgang mit ihm gekommen bin. Aber wenn ich zu Bette liegen muß, so ist das mein Arzt." So fuhr der Freund, bisweilen mit Variationen seines Lobes, fort, bis alle seine Zuhörer den Doktor mit dem rosenfarbenen Papier konsultirt hatten. (L. P.)

— Kampf mit einem Wolf. In Madison, in Nord-Amerika, trug sich vor kurzem folgender merkwürdige Vorfall zu. Herr Benjamin Smith hatte auf seinem Gute einen Anstand, wo er den Füchsen auflauerte, um sie zu schießen. Als er eines Morgens mit Tages-Anbruch nach dem Anstand ging, erblickte er ein großes Thier in der Nähe desselben. Er glaubte anfangs, es wäre ein Hund von einem seiner Nachbaren, allein ein näherer Blick auf die Stellung des Thieres überzeugte ihn, daß es kein Hund, sondern ein großer schwarzer Wolf sey. Er schoß sogleich seine mit Kleinschrot geladene Büchse auf ihn ab. Der Wolf fiel todt nieder, wie wenigstens Herr Smith glaubte, der seine Flinte ablegte und nach dem Thier hinging. Allein, er hatte sich ihm kaum auf 10 bis 15 Schritte genähert, als der Wolf auf ihn lossprang und ihn am Fuße nahe am Knöchel packte. Jetzt begann ein harter Kampf; jeder strebte, seinen Gegner unter sich zu bringen, dabei ließ der Wolf den Fuß seines Feindes nicht fahren. Endlich gelang es Herrn Smith, den Wolf niederzuwerfen. In dieser Lage hielt er ihn mit der einen Hand und dem Knie fest, zog sein Taschenmesser heraus, welches er zum Glück bei sich hatte, und stieß es seinem grimmigen Feinde in die Kehle, der noch immer seinen Fuß fest hielt und biß und heulte, bis er sich verblutet hatte. Herr Smith war nicht stark verletzt worden, denn der dicke Stiefel schützte seinen Fuß gegen die Zähne des Wolfs, so daß er ihm nur eben die Haut schrammen konnte. Der Wolf war völlig ausgewachsen und von ungemeiner Größe, denn er maß beinahe 5 Fuß von der Schnauze bis zum Schwanze.

— Ameisen in Brasilien. So zahlreich waren die Ameisen, und so groß war die Verwüstung, welche sie anrichteten, daß die Portugiesen dieses Insekt den König von Brasilien nannten; aber Piso sagt, daß ein thätiger Landwirth sie leicht entweder durch Wasser oder durch Feuer vertreiben kann; und das Uebel, welches sie anrichteten, wird hinlänglich wieder gut gemacht durch den beständigen Krieg, den sie gegen alles übrige Ungeziefer führen. In einigen Theilen von Süd-Amerika marschiren sie zu bestimmten Zeiten in ungeheuren Schaaren, so daß ihr Heranziehen über das gefallene Laub in einiger Entfernung gehört werden kann. Die Einwohner, welche die Zeit schon kennen, sind auf ihrer Hut und verlassen sogleich ihre Häuser, welche diese furchtbaren, aber willkommenen Gäste von den Skorpionen, Hundertfüßen, Schlangen und allen lebenden Thieren reinigen und nach Verrichtung ihres Werkes ihre Reise weiter fortsetzen. (Southey's Brasil.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Mittwoch den 29. Mai 1833.

Frankreich.

Die Französischen Coterieen.

Ein Capriccio, von Viennet.

Die Spitzbuben und die Diebe treten in Banden zusammen, um sich gegenseitig Beistand zu leisten, um auf Kosten der ehrlichen Leute zu leben, um sich zu ihrem Vortheil von dem ewigen Gesetz des Mein und Dein zu befreien, welches Cicero gegen das agrarische Gesetz vertheidigte, und dessen Umsturz die Saint-Simonisten herbeiführen wollen. Die politischen und literarischen Mittelmäßigkeiten vereinigen sich in Coterieen, um sich auf Kosten des wahren Verdienstes Bahn zu machen. Die Einen suchen Geld ohne Ehre, die Anderen Ehre und Geld; denn in diesem positiven und berechnenden Jahrhundert schätzt man die Ehre nur für das, was sie an klingender Münze einbringt. Gewissen und Wahrheit sind zwei klassische Worte, welche man aus dem Wörterbuch der Coterieen verbannt hat. Diejenigen anschwärzen, welche nicht zu ihnen gehören, den Werth der Ihrigen überschätzen, die Arbeiten an ... die Mittel beschützen, alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, anwenden, um sich einen Ruf, Würden oder Reichthümer zu erwerben, sich über die menschliche Gerechtigkeit und über die öffentliche Meinung lustig machen, ihr veränderte Lügen aufzwingen, die Geschichte der Zeitgenossen nach Gutdünken verfälschen, große Männer im Schoße der Verbrüderung fabriziren, und außer dem Kreise derselben keine anerkennen — das ist der Zweck und der Grundsatz aller Coterieen, und sie erreichen fast immer ihr Ziel; denn die arme Welt, die ... eher zu leben oder zu vegetiren wie verurtheilt sind, hat weder Zeit noch Lust, sich selbst ein Urtheil zu bilden; sie glaubt lieber, als daß sie prüft; sie macht sich nichts daraus, getäuscht zu werden, wenn man ihr nur die Arbeit der Untersuchung, des Vergleichens und der Entscheidung erspart. Diese Thätigkeit des Geistes liegt außer ihrem Bereiche. Die Gewerbsleißigen und die Handeltreibenden haben keine Muße dazu, die reichen Müßiggänger würden fürchten, ihre Verdauung und ihren Schlaf zu stören. Und dann, was ist ihnen im Grunde daran gelegen? Was kümmert es sie, ob Dieser oder Jener zur Akademie gehört oder nicht? Ob auf dem Theater dies Stück oder ein anderes gegeben wird? Ob der große Schriftsteller des Tages Peter oder Paul heißt? Das ist die Sache ihres Journals; aus diesem schöpfen sie ihre Bewunderung oder ihre Abneigung. Die Charlatane benutzen dies, und wie auch die Civilisation vorschreitet, die Charlatane machen immer Glück; sie verändern nur Form und Sprache, wie es die Zeit und die Menschen erfordern. Die Leichtgläubigkeit des zweifüßigen Thieres, Mensch genannt, ist unerschöpflich, trotz der Philosophen, welche sich zu allererst durch ihre eigenen Systeme täuschen lassen; und wenn wir nach ein oder zwei Jahrhunderten wiederkehren könnten, so zweifle ich sehr, daß wir durch das Gesetz über den öffentlichen Unterricht, welches man vorbereitet, in dieser Beziehung irgend etwas verändert finden würden.

Ein Mann von Geist, der, wie die Anderen, Mitglied einer Coterie war und es vielleicht noch ist, hat dieser Art von gegenseitiger Versicherung den Namen Kameradschaft (Camaraderie) gegeben. Das Wort hat Eingang gefunden, und obgleich die Akademie, welche überdies für Niemanden mehr eine Autorität ist, dasselbe noch nicht in ihr Wörterbuch aufgenommen hat, so ist es doch in der gewöhnlichen Sprache gebräuchlich. Umsonst macht sich das gute Publikum über diese Benennung lustig, welche auf die ... die damit bezeichnet werden, einen Schein des Lächerlichen wirft. Es kennt alle Mißbräuche der Kameradschaft, aber es glaubt an die Verdienste der Kameraden. Es ist wahr, daß bald die Nachwelt mit ihrem eisernen Griffel darüber kömmt, und daß dieser große Cassations-Hof früher oder später den Urtheilen der Zeitgenossen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das Publikum und die Nachwelt sind zwei wesentlich verschiedene Dinge. Ersteres ist ein Leichtsinniger, oft von schlechtem Ton, launisch, leichtgläubig, veränderlich, vorübergehend wie die menschlichen Generationen, seine zufälligen Feindseligkeiten und seine ihm anbefohlene Bewunderung mit sich nehmend. Die andere ist eine Frau, ernst wie Minerva, immer jung wie diese, streng wie die Eumenide, welche Dupaty seinem großartigen Orest beigegeben hat; aber weder die Coterieen noch ihre Koryphäen kümmern sich um die Nachwelt, ihnen liegt nur an dem Publikum. Nicht den Ruhm, sondern den Ruf suchen sie; und nichts reizt sie so sehr, als Geräusch und Vortheil. Was ist ihnen an der Zukunft, an der Meinung einer Welt gelegen, in der sie nicht mehr leben werden? Ihr Horizont erstreckt sich nicht über das Grab hinaus. Ein Vortheil, den sie nicht auf materielle Weise genießen können, rührt sie wenig; eine Schande, welche nur ihr Gedächtniß trifft, kann sie nicht zum Erröthen bringen. Der Geist, wenn sie dergleichen haben, verbindet sich bei ihnen nicht mit dem Sensualismus; nur das positive materielle Leben beseelt sie. Was sollten sie deshalb auch mit dem Gewissen machen? Es würde ihnen nur hinderlich seyn; sie schütteln dieses unerträgliche Joch ab.

Der Moralist sagt ihnen vergebens, daß es nicht zwei Gewissen im Menschen giebt, daß das innere Gefühl, welches das Wahre vom Falschen unterscheidet, auf alle Handlungen des Lebens angewendet werden muß. Die Coterieen haben andere Grundsätze. Sie erkennen zwei, drei verschiedene Gewissen an. Zuerst das, welches mit den Bestimmungen des Civil- und Handels-Gesetzbuchs in Berührung kömmt, und deren Uebertretungen durch das Straf-Gesetzbuch geahndet werden. Das Gut Anderer stehlen, ist in den Augen aller Welt, mit einigen wenigen Ausnahmen, ein Verbrechen. Außerdem haben wir aber noch ein politisches, ein literarisches Gewissen und das Gewissen des Journalisten. Hier hören die Skrupel auf. Plätze, Ehrenstellen, den Ruf stehlen, das ist eine erlaubte Sache. In dieser Hinsicht nehmen es die Coterieen nicht genau; man frage nur die Herren .... Beinahe hätte ich Namen genannt, und das Verzeichniß würde nicht kurz gewesen seyn; aber ich will es noch lernen, vorsichtig zu seyn. Die Offenheit hat mir genug Feinde gemacht, man wird mir erlauben, die Zahl derselben nicht zu vermehren.

Die erste Sorge einer Coterie besteht darin, sich Helden, Oberhäupter, Anführer zu schaffen; die zweite darin, sie geltend zu machen. Und dazu ist die Vermittelung des Journalismus unumgänglich nothwendig. Der Journalismus ist die Macht des Tages, und eine Coterie muß durchaus ein eigenes Journal haben. Dies ist leicht, und mit einem solchen Beistand wird Alles leicht; sie schickt einige ihrer Adepten hinein, welche es übernehmen, die anderen zu beschützen, ihre Fehler zu bemänteln, ihre Verdienste zu übertreiben, ihre Gegner und ihre Nebenbuhler zu Grunde zu richten, kurz, die Geschäfte der Compagnie zu betreiben. Sie brauchen nur noch leichtgläubige Leser, und daran hat Frankreich Ueberfluß. Aus den ersten zwanzig Getäuschten werden bald hundert; und hat man es bis auf tausend gebracht, so ist der Sieg gesichert.

Wenn die Coterie wesentlich politisch ist, so hat sie das Budget und die Erlangung aller seiner Genüsse im Auge; sie bezeichnet im Voraus ihre Minister, ihre Staatsräthe, ihre General-Direktoren und ihre Präfekten. Ihr Ehrgeiz ist thätiger als der der literarischen Coterieen. Sie geht rascher auf die Eroberung der öffentlichen Meinung und der Rednerbühne los. Einige Demonstrationen eines scheinbaren Patriotismus, einige Reform-Pläne, Geschrei nach Sparsamkeit und besonders Opposition machen einen merkwürdigen Eindruck auf die Massen, welche sich immer durch schöne Worte fangen lassen. Da die öffentlichen Lasten für den Steuerpflichtigen das allerempfindlichste sind, so neigt er sich leicht zu dem, der sie zu erleichtern verspricht. Aber die Auflagen gehören der Gegenwart an, die Erleichterungen der Zukunft, und immer der Zukunft; denn, wenn die Coterieen zur Gewalt gelangen, so finden sie sich den allgemeinen Bedürfnissen gegenüber, und können über die Bedürfnisse Einzelner nur seufzen. Dann winden sie sich, so gut sie können, mit schönen Phrasen heraus. Aber um zu dieser Gewalt zu gelangen, die so beneidet und so beschwerlich ist, giebt es Hindernisse zu überwinden.

Es ist nicht genug, daß man einen Staatsmann in einem Salon fabrizirt, man muß ihn auch öffentlich gehörig hinzustellen wissen, und das ist nicht die Sache eines Tages. Der große Mann macht dumme Streiche, sagt Albernheiten; man verheimlicht oder man entschuldigt sie, je nachdem sie mehr oder weniger allgemein bekannt geworden sind. Wenn es ihm einmal begegnet, etwas Vernünftiges zu sagen, so ertönen alle Posaunen der Coterie zu seinem Ruhm. Zuerst sucht man ihm den Weg zur Rednerbühne zu öffnen; denn nur über diese gelangt man zum Ministerium. Zu dem Ende werden die Wahl-Kollegien erforscht, wo Mangel an Kandidaten ist. Man findet einen gefälligen Wähler; man diktirt ihm einen Brief, den er aus eigener Bewegung an das Journal der Coterie richtet. Er ist allein seiner Meinung, aber er spricht im Namen Aller. Man macht durch vier Zeilen bekannt, daß die und die Stadt, das und das Arrondissement seine Blicke auf den Herrn so und so gerichtet hat. Die Wähler sind ganz erstaunt über die Idee, welche man ihnen unterlegt; aber genau betrachtet, ist der Name, den man ihnen hinweist, kein neuer Name. Ein Journal hat denselben zehnmal

mit großem Lobe erwähnt; andere haben solches aus Gefälligkeit oder aus Mangel an Stoff wiederholt. Die Wähler besprechen sich darüber in den Kaffeehäusern. „Nun, warum denn nicht? Wir haben Niemand. Der ist eben so gut wie ein Anderer. Er ist überdies in Paris; er wird das ganze Jahr über für uns sollizitiren, während ein Deputirter aus dem Orte dies nur im Laufe der Session thun kann. Wir wählen den Pariser." Ein subalterner Ehrgeiziger wagt es, ihm zu schreiben, und der Kandidat ermangelt nicht, ihm zu antworten. Sein Brief erscheint in dem Journal der politischen Coterie. Der Name des gefälligen Kandidaten geht von Mund zu Munde, die Korrespondenzen vermehren sich, der Tag der Wahl rückt heran, und der Auserwählte der Coterie setzt sich endlich auf die schmalen und unbequemen Bänke der Wahlkammer. Seine Jungfern-Rede läßt nicht auf sich warten; sie wird von dem täglichen Organ der Partei mit einem künstlichen Enthusiasmus aufgenommen; es ist ein Wunderwerk der Vernunft, ein Meisterstück an Beredsamkeit; Frankreich hat einen Demosthenes mehr. War der neue Deputirte bisher Schützling, so wird er nun Beschützer; er reicht den Kameraden seine hülfreiche Hand, er zieht einen zweiten, einen dritten herauf; die Oberhäupter der Coterie gelangen alle zur Rednerbühne, und dann wirkt sie mit allen ihren Kräften auf die Kammer. Eine parlamentarische Fraction geworden, nimmt sie bald alle Gewohnheiten derselben, die ganze Kühnheit einer Partei an, welche sich ausbreitet und sich vermehrt. Bald ist nur sie allein im Stande, zu regieren; sie hat es sich schon längst im Stillen gesagt, jetzt erklärt sie es laut. Dreißig Narren wiederholen es, zehn Gehülfen lassen es drucken; und wenn das Land eine Epoche der Schwankungen und der Unbehaglichkeit erlangt hat, wo man mit nichts zufrieden ist, wo nichts dauert, wo ein Ministerium kaum so alt wird, wie eine Sonnenblume, so ist es fast unmöglich, daß nach ein paar Minister-Generationen eine schlaue, thätige und unruhige Coterie nicht ihrerseits die sieben oder acht Portefeuille's erhaschen sollte, die denen, welche sie besitzen, den Vortheil verschaffen, sich um den grünen Tisch in den Tuilerien zu setzen, 5 bis 600 Briefe täglich zu unterzeichnen, ohne sie zu lesen, allen politischen Personen als Amphitryonen zu dienen, Tausenden von Sollizitanten Audienz zu ertheilen, die Zielscheibe der Beleidigungen der Presse und einer Opposition zu seyn, welche ihre Stellen einnehmen will. Dann giebt es keine Würden und keine Aemter mehr, als für die herrschende Coterie. Wehe dem fremden Ehrgeiz! Zuerst die Adepten, dann die Verwandten, dann die Verbündeten, dann die Freunde. Alles wird angestellt, selbst die Bedienten. Man macht aus ihnen Portiers, Boten, Bureau-Diener. Die Kameradschaft schwimmt im Budget.

Die literarischen Coterien bewegen sich in einer anderen Sphäre. Es giebt allerdings auch einen kleinen Winkel im Budget, der ihnen bestimmt ist; aber das ist nicht der Rede werth, und deshalb bilden sich auch die literarischen Coterieen nicht in der Absicht, auf Kosten des Staates zu leben. Sie haben eine andere Art von Steuerpflichtigen; diese sind freiwillig, und die Erhebung dieser Abgaben, welche dem Müßiggang und der Neugierde auferlegt werden, ist den Buchhändlern und den Theater-Kassirern anvertraut. Hier ist mehr wie irgendwo die Mitwirkung des Journalismus nothwendig. Das schriftstellerische Volk theilt die Zeitungen unter sich, und eigentlich ist jedes öffentliche Blatt das Werk einer besonderen Coterie. Die Journale hüten sich wohl, zu sagen, daß sie die Leiter der öffentlichen Meinung sind, sonst würde sich dieselbe gegen sie auflehnen. Sie behaupten bescheiden, daß sie nur die Organe derselben sind; aber man glaube das nur nicht. Sie leiten sie aber ganz besonders im Felde der Literatur, und der Himmel weiß, wie! Jedes von ihnen hat seinen großen Mann, seinen Schriftsteller des Tages, seinen National-Dichter. Seit ich auf der Welt bin, habe ich ein Dutzend Homere, Corneille, Voltaire, Rousseau's vorübergehen sehen, deren Namen ich vergessen habe, wie das Publikum. Nichts ist heutzutage so vergänglich, wie der literarische Ruhm. Nichts geht so rasch vorüber, als der Ruf der Feuilletons. Man hat ein Wort erfunden, um diese kurze Unsterblichkeit zu bezeichnen; dieses Wort ist die Vogue, und alle Coterieen nehmen die Erfindung desselben in Anspruch.

Sobald sie ihr Idol, ihren Souverain, ihre Sonne gefunden haben, quälen sich die Satelliten, die Gehülfen, das Gefolge zur Bewunderung und zum Enthusiasmus. Bei jedem seiner Werke geräth man außer sich, jedes seiner Worte wird mit Beifall, mit Jubel aufgenommen. Es ist der Erlauchte, der Erhabene, der Gargantua der Bande. Er kann nur Göttliches hervorbringen; und sobald die Sache nur erst feststeht, kann er dem Publikum alle Albernheiten und Abgeschmacktheiten, den ganzen mystischen oder philosophischen Pathos, die ein krankes Gehirn erzeugt, an den Kopf werfen. Die Coterie jubelt Hosiannah! Die Frauen sagen: „Köstlich, herrlich!" Die Oh, Oh! und Ah, Ah! gehen von Mund zu Munde; das Publikum wiederholt sie und läuft in's Theater oder zum Buchhändler. Wehe dem, der zu protestiren wagte! Er brächte sein Leben oder seine Augen in Gefahr; mit den Göttern ist nicht zu spaßen. Um das Gestirn der Kameraden bewegen sich eine Menge Sterne zweiten Ranges, welche zwar jetzt noch vor der anerkannten Sonne erbleichen, die sich aber bemühen, ihrerseits Sonnen zu werden, und die Verbündeten helfen dabei, so viel sie können. Es ist interessant, sie bei der Arbeit zu sehen. Man wohne nur einer Abend-Vorlesung in einem Salon der Kameraden bei; es giebt keine unterhaltendere Komödie auf dem Theater. Sobald irgend ein Gedanke in einem Vers oder in einer Phrase hervortritt, so entschlüpft einem der Gehülfen ein Ausruf des Erstaunens, der sich bald der ganzen Versammlung mittheilt. Das Werk wird am anderen Morgen durch das Journal angezeigt und im Voraus als ein Meisterwerk angepriesen; die Freunde bereiten zehn Feuilletons vor, das Publikum bezahlt, und die Auflagen vermehren sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Die eine wartet nicht auf die andere; man braucht deren wenigstens fünf zu einem Erfolge, und der Buchhändler giebt sich mit der größten Bereitwilligkeit dazu her. Er hütet sich wohl, den Kamerad-Journalisten Lügen zu strafen, der ihm 20,000 Fr. für ein Manuskript abgenommen hat, welches diesem vielleicht 100 Thaler kostet. Das Publikum giebt ihm vielleicht seine 20,000 Fr. wieder, und übrigens kosten ihm in der Regel die fünf Auflagen nicht mehr als eine, da er sie alle fünf gleich beim Erscheinen des Werkes besorgt. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Exposé des principes élémentaires et raisonnés sur le meilleur système d'emprunts publics et sur le meilleur mode d'amortissement. (Das beste Anleihe- und Amortisations-System.) Von J. B. Juvigny. Pr. 8 Fr.

L'Ermite de Belleville. (Ausgewählte politische, literarische und satirische Schriften von Ch. Colnet.) Pr. 6 Fr.

E n g l a n d.

Geschichte der Buccaniers (Flibustier) in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Buccaniers waren jetzt so zahlreich und mächtig geworden, und ihre plündernden Ueberfälle reicher und wohlbefestigter Plätze hatten so guten Erfolg gehabt, daß mehrere Kolonieen sich gezwungen sahen, ihre Sicherheit durch Contributionen zu erkaufen, ähnlich dem black-mail, welches die Schottischen Räuber in früherer Zeit erpreßten. Allein diese Art von Abgabe vermehrte nur den Gewinn der Buccaniers und änderte bloß theilweise den Schauplatz ihrer Verwüstungen. Um diese Zeit entwarf der Pirat Mansvelt den Plan, ein unabhängiges Reich der Buccaniers zu gründen. Der Mittelpunkt eines Staates, der sich leicht nach allen Seiten hätte ausdehnen können, sollte die Insel St. Katharina (jetzt Old Providence) seyn. Dahin segelte Mansvelt (1664) aus Jamaika, erstürmte das Fort und legte eine Garnison hinein; aber der Englische Statthalter von Jamaika, der in den Buccaniers lieber gute Kunden als selbstständige Wirthe sah, war mit dem Plan zu einer Niederlassung, die so weit außer dem Bereich seiner Kontrolle lag, sehr unzufrieden. Er untersagte die in Jamaika zu Förderung des Projektes angestellten Werbungen. Plötzlich starb Mansvelt, und ihm folgte der berühmteste Englische Buccanier, Capitain Henry Morgan. Er vereinigte mit der Tapferkeit und Kühnheit seines Vorgängers einen niedrigeren und brutaleren Charakter, Selbstsucht und Durchtriebenheit. Er war in Wales geboren und der Sohn eines achtbaren Landmannes. Von seiner Liebe zum Seeleben fortgerissen, fuhr er in früher Jugend nach Barbados und hatte hier das Schicksal jedes unbeschützten Abenteurers, nämlich in Sklaverei zu gerathen. Er entkam aber glücklich, schloß sich den Buccaniers an, ersparte etwas Geld und equipirte mit einigen Kameraden eine Barke, die er befehligte. Die Abenteurer machten eine glückliche Kreuzfahrt nach der Bai von Campeche, worauf Morgan den Mansvelt bei dem Sturm auf Providence unterstützte. Seine Bemühungen, dies Eiland zu behaupten, wurden vereitelt, weil der Statthalter von Jamaika sich hartnäckig weigerte, Rekruten dorthin abgehen zu lassen; auch die Kaufleute von Virginien und Neu-England wollten keine Unterstützung senden, und so fiel die Insel von neuem in die Hände der Spanier, und die Buccaniers mußten einen anderen Zufluchtsort suchen.

Die Cayos, kleine Inseln an der Südküste von Cuba, waren eine Zeitlang ihr Vereinigungs-Punkt. Bei diesen Key's, wie die Engländer sie nennen, versammelten sie sich aus allen Quartieren, so oft sie eine gemeinsame Expedition im Auge hatten. Dorthin segelten jetzt zwölf Fahrzeuge mit mehr als 700 Streitern, Franzosen und Engländern, zu dem von Morgan angesagten Rendezvous. Ueber das Ziel der Unternehmung waren die Meinungen getheilt; Einige wollten Havannah angreifen, Andere hielten dies für zu gefährlich und entschieden sich für Puerto del Principe in Cuba, das auch wirklich nach verzweifelter Gegenwehr genommen und geplündert ward. Sobald die Buccaniers Meister des Ortes waren, sperrten sie die vornehmsten Einwohner in die Kirchen, um ungestört plündern zu können. Viele dieser Unglücklichen starben vor Hunger; Andere wurden auf die Folter gespannt, um verheimlichte Schätze zu entdecken, die wahrscheinlich nur in der unsinnigen Einbildung der rohen und unwissenden Räuber existirten. Die gemachte Beute war jedoch ansehnlich. Fünfhundert junge Rinder bildeten einen Theil der Contribution, und die frechen Freibeuter nöthigten die Spanier, sie zu schlachten und für ihre Peiniger einzusalzen. Ein Hader zwischen einem Französischen und Englischen Buccanier, der bei dieser Gelegenheit vorfiel, schwächte die Streitkräfte Morgan's, weil viele seiner Gallischen Begleiter in Folge des Haders sich zurückzogen. Die Veranlassung dieser nationalen Zwistigkeit war, daß ein Englischer Buccanier einem Französischen die Mark-Knochen (marron-boucan) weghaschte, die der Franzose für sich selbst mit Sorgfalt bereitet hatte. Eine Herausforderung war die Folge, und der Franzose wurde von seinem Gegner meuchlerisch erstochen. Die Landsleute des Ermordeten nahmen sich seiner an: Morgan warf den Mörder in Ketten und ließ ihn nachmals in Jamaika aufknüpfen. Dessenungeachtet traten die Franzosen von dem Bunde zurück.

Die Unternehmungen Morgan's zeigen von Talent, Kühnheit und kaltem Blute. Seine nächste Expedition entfaltete alle diese Eigenschaften in einem merkwürdigen Grade. Mit neun Schiffen und Booten, und 460 seiner Landsleute beschloß er, Porto-Bello an-

zugreifen; allein er wagte den verwegenen Plan nicht eher mitzutheilen, als bis die Verschweigung desselben nicht länger rathsam war. Muthig entgegnete er denen, die ihm vorhielten, daß ihre Streitkräfte zu gering seyen: „unsere Zahl ist klein, aber unser Muth frisch, und je weniger Krieger, desto größer der Antheil an der Beute.“ Dies wirkte. Die Stadt wurde bald erobert, doch die Spanier in den Forts leisteten tapferen Widerstand, was die Belagerer aufs Aeußerste erbitterte; denn eben in die Forts hatten die reichen Bürger Schätze und Kostbarkeiten geflüchtet. Eine starke Verschanzung mußte ohne Verzug genommen werden, man verfertigte breite Sturmleitern, und Morgan zwang seine Gefangenen, sie an den Mauern aufzustellen. Viele von denen, die zu diesem Geschäfte gezwungen wurden, waren Priester und Nonnen, die man aus ihren Klöstern schleppte, in der Hoffnung, ihre Landsleute würden sie schonen, und die Bucaniers könnten, von ihnen geschirmt, ohne Lebensgefahr vorrücken. Allein der Spanische Statthalter dachte nur an seine Amtspflicht; und während die unglücklichen Gefangenen der Bucaniers ihn um Erbarmen flehten, feuerte er unaufhörlich von den Wällen herab, ohne sich darum zu kümmern, ob die Anrückenden Seeräuber oder die harmlosen bisherigen Bewohner der Klöster waren. Viele Mönche und Nonnen wurden getödtet, ehe noch die Sturmleitern standen; als dies aber bewerkstelligt war, erstiegen die Buccaniers mit Feuerkugeln und Töpfen voll Schießpulver die Mauern und brachen sich bald einen Eingang. Alle Spanier baten um Gnade, mit Ausnahme des Statthalters, welcher erklärte, er wolle lieber als tapferer Soldat sterben, denn als Feiger gefangen werden, und in Gegenwart seines Weibes und seiner Tochter gab er fechtend den Geist auf. Rasch folgte der nächste Akt des gräßlichen Dramas — Plünderung, Grausamkeit, viehische Ausschweifungen. Die Freibeuter ergaben sich so wahnsinniger Schwelgerei und Völlerei, daß funfzig beherzte Männer sie niederhauen und die Stadt wieder gewinnen konnten, wären nur die bestürzten Spanier fähig gewesen, irgend einen vernünftigen Plan zu entwerfen. Während ihres fünfzehntägigen unnatürlichen Schwelgens, in welcher Zeit man sich nur bei den Folterqualen der Gefangenen erholte, starben viele Buccaniers an den Folgen ihrer brutalen Ausschweifungen, und Morgan hielt es für gerathen, abzuziehen. Er schleppte so viele Kanonen mit, als er konnte, vernagelte die übrigen, füllte seine Schiffe mit Proviant und verlangte noch obendrein ein ungeheures Lösegeld für die Erhaltung der Stadt und der Gefangenen, welche insolente Forderung er sogar dem Statthalter von Panama zuschickte. Der Letztere rückte heran, allein die Piraten schnitten sein Corps in einem engen Passe ab, und nöthigten es zum Rückzug. Die Einwohner sammelten 100,000 Achterstücke, die Morgan gnädig annahm und absegelte.

Die Erstürmung einer so bedeutenden Festung mit einer Handvoll Leute, die obendrein nur Pistolen und Säbel führten, brachte Morgan in größeres Ansehen als jemals, und seine Einladung an die Küsten-Brüder, bei Isla de la Vaca oder der Kuh-Insel, wo eine neue Kreuzfahrt vorbereitet werden sollte, ihn zu treffen, ward so gierig aufgenommen, daß er sich an der Spitze eines zahlreichen Corps sah. Ein großes Französisches Buccanier-Schiff, das ihm seinen Beistand verweigerte, gewann er durch Hinterlist. Er lud nämlich den Befehlshaber und einige der tüchtigsten Leute zum Essen und beschloß sie unter einem frivolen Vorwand als Gefangene zurückzuhalten. Aber diese Verrätherei brachte ihm wenig Vortheile. Während die Wachen, die er ins Schiff gelegt hatte, zechten und den Anfang einer neuen Kreuzfahrt feierten, flog es plötzlich in die Luft, und 350 Engländer kamen mit den Französischen Gefangenen ums Leben. Dieses unglückliche Ereigniß wurde der Französischen Rache beigemessen. Den wahren Charakter des schmutzigen Buccaniers beurkundete die Art, wie Morgan aus diesem Unglück Nutzen zu ziehen suchte. Als acht Tage der Trauer vorüber waren, ließ er die todten Körper auffischen, ihre Kleider und die goldenen Ringe, die viele derselben trugen, ausziehen, und dann warf er sie wieder ins Meer, zur Speise der Haifische.

Morgan hatte jetzt eine Flotte von funfzehn Schiffen, von denen er einige dem Statthalter der Insel Jamaika verdankte, der an solchen Abenteuern zuweilen Antheil nahm. Seiner Streiter waren 1000; er hatte mehrere mit Geschütz versehene Schiffe, und sein eigenes führte 14 Kanonen. Mit dieser Streitmacht, die jedoch unterweges, weil viele Theilnehmer aus Unzufriedenheit abzogen, um die Hälfte sich verringerte, steuerte er auf die Städte Gibraltar und Maracaibo los, die Lolonnois schon früher besucht hatte. An dem ersteren Orte überbot Morgan noch wo möglich die Gräuel des Französischen Buccaniers. Die in die Wälder geflohenen Einwohner, welche man ergriff, wurden mit satanischer Kaltblütigkeit gefoltert, damit sie ihre Schätze entdecken. Morgan verlor so viele Zeit in Gibraltar, daß er sich plötzlich in einer gefährlichen Schlinge sah; es war all seine Klugheit und Geistesgegenwart erforderlich, die Flotte zu retten; aber Kaltblütigkeit und rascher Entschluß gehörten zu den glänzendsten Eigenschaften dieser Menschen, deren ganzes Leben eine Kette von Gefahren bildete.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- A short history etc. (Kurze Geschichte des Bank-Systems und des Papiergeldes in Nord-Amerika.) Von W. M. Gonge. Pr. 8½ Sh.
- Rich boys and poor boys. (Reiche und arme Kinder.) Von Mistreß Hofland. Pr. 2½ Sh.
- History of the East-India company. (Geschichte der Ostindischen Compagnie.) Von Cap. Thornton. Pr. 7 Sh.
- Elements of plane trigonometry. (Elemente der ebenen Trigonometrie.) Von Snowball. Pr. 7½ Sh.

Holland.

Neueste Schilderung von Japan.

Aus dem nächstens herauskommenden Tagebuche des Holländischen Reisenden van Overmeer Fischer.

Die Japaner glauben, daß ihr Reich anfänglich von sieben himmlischen Geistern, die auf einander folgten, beherrscht worden sey. Die ersten drei entstanden durch ihren eigenen Willen, die vier andern hatten Gemahlinnen. Ihnen folgten fünf Erdengeister, unter denen die Sonnengöttin, Ten sio dai sin (der große Geist der himmlischen Klarheit) genannt, der erste war. Es ist dies die vornehmste Gottheit, die in ganz Japan verehrt wird, besonders in dem Tempel zu Ise, wo sie gewohnt haben soll. Nach der Meinung der Japaner stammen von dieser Göttin ihre Dairi's oder Kaiser ab; man hält ihr Geschlecht für unvergänglich, und das Volk ist überzeugt, daß, wenn ein Dairi keine Kinder hat, der Himmel ihm deren verschafft. Noch jetzt findet ein Kaiser, der eines Thronerben ermangelt, einen solchen unter den Bäumen neben seinem Palast; gewöhnlich ist dies ein von ihm selbst insgeheim auserlesenes Kind aus einer erlauchten Familie seines Hofes, welches alsdann an den bezeichneten Platz hingestellt wird. Der Seogun oder Militair-Befehlshaber von Japan, der die ganze vollziehende Gewalt in Händen hat, bewohnt seit dem Jahre 1616 Jeddo, welches dieserhalb die östliche Hauptstadt genannt wird; der Dairi oder Kaiser wohnt in der sehr großen Stadt Miyako, an einem schönen Flusse belegen, der in einem großen Binnensee entspringt und sich in das Meer ergießt.

Die Japanischen Lehnsfürsten und Edelleute haben Wappen, die auf Allem, was ihnen zugehört, angebracht und selbst auf ihre Kleider gestickt sind. Der Zug eines Fürsten, den sein ganzes Gefolge begleitet, ist eines der schönsten Schauspiele; es herrscht dabei eine bewundernswerthe Ordnung. Vor ihm her trägt man Fahnen und Standarten, geziert mit seinen Wappen, die in Feldern verschiedener Farbe mit Gold gestickt sind; ferner Lanzen, Hellebarden, Flinten in zierlichen Futteralen von Seide oder anderen Stoffen, Federbüsche, weiße Pferdeschweife, die an lange Stöcke mit goldenen Aepfeln und seidenen Quasten befestigt sind; Bogen und Pfeile in glänzend lackirten Köchern, aufgeschirrte Pferde, die Jagdhunde und Falken. Eine Schaar Musiker und prächtige Tragsessel (Nariman) folgen, und den Beschluß machen Kisten, welche Helm und Brustschild enthalten. Bei solchen und allen anderen Gelegenheiten beobachten die Japaner die Vorschriften der Etikette aufs genaueste, und Niemand nimmt sich etwas heraus, das sein Rang ihm verbietet, oder setzt die Würde eines Höheren, als er ist, aus den Augen.

Die Kaufleute stehen in Japan in keinem Ansehen, obschon sie meist sehr reich sind. Sie bestreben sich daher, den Fürsten und den Großen durch Dienste an Geld gefällig zu werden und hierdurch die Erlaubniß zu erhalten, in ihr Gefolge einzutreten, wodurch sie die Ehre erlangen, auszeichnende Merkmale zu tragen. Zu den niederen Klassen gehören die Krämer, Handwerker, Arbeiter und Bauern; letztere besitzen am wenigsten. Selten gehört dem Landmann das von ihm bearbeitete Feld; er nimmt es in Pacht, gewöhnlich unter der Bedingung, dem Eigenthümer drei Fünftheile des Ertrages zu geben. Die Meier wohnen in eigen gebauten elenden Hütten, aber trotz dieser Armuth giebt es auf dem Lande keine Bettler. Als das niedrigste Gewerbe betrachtet man das der Schinder, welche zugleich Henker und Kerkermeister seyn müssen; sie bilden eine Kaste und haben das Recht, an bestimmten Tagen des ersten und des letzten Monats im Jahre um Almosen zu bitten.

Die Gesetze sind streng und die Polizei gut, denn die Regierung unterhält eine große Zahl Spione, die sie von Allem, was vorgeht, genau unterrichten. In Folge der großen Strenge des Gesetzes werden viele Fälle, die, obschon in gewisser Hinsicht sehr wichtig, doch eigentlich keine Vergehungen sind, gar nicht vor Gericht gebracht, sondern unterdrückt. Dieses Verfahren heißt Naibun. Das entgegengesetzte wird Omite muki genannt; dies sind die auf wirkliche Verbrechen bezüglichen Prozesse, die öffentlich verhandelt werden, und bei denen keine Strafmilderung stattfindet. In den unmittelbar Kaiserlichen Staaten ist ein Richter-Kollegium, das der Gouverneur präsidirt, für die Urtheile verantwortlich, vernachlässigt daher nichts, was zur Ermittelung der Wahrheit führen kann. Diese pflegt größtentheils deutlich aus den Verhandlungen hervorzugehen, und dann erst fällt das Gericht die Sentenz.

Vor dem Palaste des Seogun zu Jeddo und vor den Wohnungen der Kaiserlichen Statthalter stehen zwei Fuß lange viereckige Kasten, um etwanige Klagen gegen die Beamten der Regierung aufzunehmen; wer eine Beschwerde zu haben glaubt, kann dort eine Bittschrift hineinwerfen. Diese Behälter werden im Jahre sechs Mal geöffnet. Zwei Unterbeamte stehen dabei ununterbrochen Wache und beobachten diejenigen, welche eine Schrift hineinlegen. Solche Eingaben müssen mit dem Siegel, dem Namen und der Adresse des Klagenden versehen seyn und gehen direkt nach Jeddo. An bestimmten Tagen werden sie von dem Seogun allein entsiegelt, und unverzüglich findet dieserhalb eine Untersuchung statt. Hat der Beschwerdeführer unrichtige Thatsachen angegeben, wird er zu Pferde durch die ganze Stadt geführt; eine papierne Fahne, bisweilen von 9 Fuß Länge, wird vor ihm her getragen, auf welcher sein Name, sein Alter und das Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht hat, aufgeschrieben sind. Dies wird an allen Straßenecken und denjenigen Plätzen, wo die Kaiserlichen Verordnungen angeschlagen werden, laut vorgelesen. Hierauf wird dem Schuldigen auf dem Richtplatz der Kopf abgeschlagen.

Die mit der Verwaltung der Krongüter und der unmittelbar Kaiserlichen Bezirke beauftragten Statthalter können ohne Ermächtigung des Beherrschers keine Lebensstrafe vollziehen lassen. Die Lehnsfürsten sind in diesem Punkte zwar unabhängig, scheuen sich aber

dennoch, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen, indem eine Hinrichtung als ein Schimpf für das Land betrachtet wird; ja sie ziehen sich des Seoguns Unzufriedenheit und Tadel zu, wenn durch ihre Schuld und Nachlässigkeit ihre Unterthanen strafbare Handlungen, die den Tod verdienen, begangen haben.

Ungeachtet alle Japaner unter einerlei Gesetz stehen, so herrscht dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen den Bewohnern der unmittelbar Kaiserlichen Provinzen und denen der Lehnsbesitzungen. Die Ehre, Unterthan des Dairi zu seyn und ein Amt, das er verliehen, zu bekleiden, kommt dem Glücke nicht gleich, dessen die Bewohner der kleineren Staaten unter einer milderen Regierung sich erfreuen. Die Beamten des Seogun üben eine strenge Herrschaft aus; sie wechseln fast jedes Jahr und flößen nur einen gezwungenen Gehorsam ein. Man nöthigt die niedrigere Klasse auch zu Frohn-Diensten, die zwar ohne Murren geleistet, aber nicht gehörig bezahlt werden. Dagegen ist es Sache der Fürsten, sich die Zuneigung seiner Unterthanen zu erwerben, damit durch gegenseitiges Vertrauen sein Ansehen aufrechtgehalten werde.

Eine Eigenthümlichkeit der Japaner ist ihr übertriebenes Ehrgefühl; die meisten ziehen den Tod einer Beschimpfung vor, und sie nehmen alsdann zu dem gesetzlichen Selbstmorde ihre Zuflucht, welcher darin besteht, daß man sich den Bauch aufschlitzt. Dies ist keine gerichtlich auferlegte Strafe, sondern das letzte Mittel jedes Wohlgesitteten, durch welches er einer öffentlichen Verurtheilung und Uebeln ähnlicher Art entgeht. Es wird daher als eine verdienstliche Handlung betrachtet, Verbrechern, die ihrer Verurtheilung entgegensehen, die Mittel, sich zu entleiben, zu verschaffen. Alle Civil- und Militairbeamte sind mit dem Gedanken, früher oder später in die Lage des Bauchaufschneidens kommen zu müssen, so vertraut, daß sie außer ihrer gewöhnlichen Tracht stets auch noch einen zu diesem Selbstmord gehörigen Anzug und das nöthige Zubehör bei sich führen und sogar auf Reisen bei sich haben. Derselbe besteht aus einem weißen Rocke und einem hanfleinenen Kleide, beides ohne Wappen. Man behängt dann auch die Außenseite des Hauses mit weißen Tapeten, denn die Wohnungen der Großen pflegen mit bunten Vorhängen, auf welchen ihre Wappen gestickt sind, von außen geschmückt zu werden. Der Gebrauch, sich den Bauch aufzuschneiden, ist so gewöhnlich, daß er beinahe nicht mehr beachtet wird. Die Söhne von Standespersonen üben sich in der Jugend mehrere Jahre, um jenes Geschäft erforderlichen Falls mit Anstand und Geschick zu verrichten; dies macht ihnen besondere Ehre. Sie ergeben sich diesen Uebungen mit Eifer und erwerben sich somit eine große Verachtung des Todes, den sie daher auch der leichtesten Beleidigung vorziehen.

Im Jahre 1808 lief das Englische Kriegsschiff Phaeton in die Bucht von Nangasaki durch eine Wasserstraße ein, die wegen ihrer Klippen sehr gefährlich und dieserhalb von den sonst sehr wachsamen Japanern nicht gehütet worden ist. Man bemerkte das Schiff nicht eher, als bis es schon vor dem Papenberg, in der Bucht selbst und etwa eine Stunde von der Stadt, vor Anker lag. Als die Japaner, die es anfänglich für ein Holländisches Schiff hielten, die Englische Flagge aufziehen sahen, trafen sie Anstalten zu einem furchtbaren Angriff. Der Engländer, der im ersten Augenblick die Gefahr nicht bemerkt hatte, zog bei günstiger Fluth aus der Bucht ab und that sehr wohl daran, denn den folgenden Tag standen 11,000 Mann Bewaffnete zum Angriff bereit, und einige hundert Japanische Fahrzeuge waren an dem Eingange der Bucht versammelt, um das Schiff am Auslaufen zu hindern und in den Grund zu bohren. Nach den Gesetzen von Japan war es dem Statthalter zu Nangasaki, der nach unsern Begriffen durchaus schuldlos an diesem Vorfalle war, nicht möglich, sich bei seinem Monarchen zu rechtfertigen. Um also seinem gewissen Unglück zu entgehen, entschloß er sich, freiwillig zu sterben. Nachdem er mit seinem Gokaro oder ersten Adjutanten sich berathen und die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, verließ er den Regierungs-Palast, um ein Staats-Gebäude nicht zu entweihen, und begab sich in eines seiner Gartenhäuser, wo er, nach der Landessitte, den letzten Becher Wein trank und sich mit einem Säbel den Leib aufschnitt. Sein vertrauter Freund leistete ihm in diesem entscheidenden Moment Beistand: er stieß ihm ein kleines Messer in den Hals, um seinen Tod zu beschleunigen. Auch der Fürst von Fisen und Tsikusen, dem die Obhut der Bucht von Nangasaki anvertraut ist, wurde als der Nachlässigkeit schuldig betrachtet, seine Strafe aber, da bereits ein Opfer gefallen war, in eine hunderttägige Haft in seinem Palast, der mit einer Bretterwand umgeben wurde, gemildert. Ueberdies mußte er der Wittwe und den Kindern des entleibten Gouverneurs eine jährliche Pension von 1000 Kobang (8000 Thaler) auszahlen.

Oft schickt der Hof einem vornehmen Verbrecher den Befehl zu, sich den Leib aufzuschneiden. Dieser läßt alsdann auf den zur Execution bestimmten Tag seine besten Freunde einladen, ißt und trinkt mit ihnen und nimmt dann Abschied. Hierauf wird ihm der Befehl des Beherrschers abermals vorgelesen. Bei den Großen hat diese Vorlesung in Gegenwart ihres Schreibers und eines Haushofmeisters statt; hierauf hält der Hauptperson dieses tragischen Auftritts eine Rede, bückt den Kopf gegen die Matte, die ihr zum Sitz dient, und haut sich mit dem Säbel quer über den Leib, daß der Hieb in die Eingeweide dringt. Einer seiner vertrauten Diener, der sich hinter ihm hält, schlägt ihm sogleich den Kopf ab. Diejenigen, welche einen besonderen Muth zeigen wollen, lassen noch einen zweiten Hieb der Länge nach und einen dritten in den Hals folgen. Eine solche Strafe hat nichts Entehrendes, und in der Regel folgt der Sohn dem Vater im Amte. (E. L.)

Bibliographie.

Beknopte geschiedenis etc. (Gedrängte Geschichte des Königreichs der Niederlande.) Nach dem Deutschen des Dr. Ferd. Philippi. [Wird nicht für unbrauchbar gehalten, wiewohl die Holländer selbst eine sehr gute gedrängte Geschichte ihres Landes von Engelberts Geerts besitzen.]

Napoleon en Laura, of het schoone meisje van Oegon. (Napoleon und Laura, oder das schöne Mädchen von Oegon.) Pr. 2 Fl. 90 C.

Mannigfaltiges.

— Unsere Leiden selbst sind nicht ohne Genuß. Ein Beispiel wird diese allgemeine Behauptung am besten ins Licht setzen. Vierzehn Jahre sind es ungefähr, daß der Tod die Prinzessin Charlotte und ihr neugeborenes Kind hinraffte. Jene, die geliebteste Person im ganzen Königreiche; dieses, Erbe des ersten Thrones der Welt, wiewohl es nicht einmal lange genug lebte, daß man einen Namen auf seinen Sarg setzen konnte. Der Schmerz des Publikums bei dieser Gelegenheit war tief, aufrichtig und anhaltend. Und doch, wer zweifelt wohl, daß das Interesse (das Wort in seiner edelsten Bedeutung genommen) an diesem Ereigniß weit höher und inniger war, als es bei dem Verlust derselben Personen unter anderen nicht so betrübten und der ganzen Nation so schmerzhaften Neben-Umständen gewesen wäre! Man fand einen Genuß darin, sich in dem Tone des tiefsten Kummers von den Tugenden und der Anmuth der Tochter Englands zu erzählen; einen Genuß, den Tag ihres Begräbnisses als einen heiligen Ruhetag zu feiern; seine Thränen mit denen des ganzen Brittischen Volks zu mischen, als man ihre Reste ins Grab senkte. Man fand einen Genuß, die Zeilen zu lesen, die Beredsamkeit und Dichtkunst dem Preise ihres Ruhmes und der Trauer über ihren Verlust widmeten. Jede Erinnerung ihres Namens, nachdem der erste Schmerz über ihren Tod vorüber war, führte ihren Genuß mit sich, und ihr Andenken wurde in so manchem Herzen als Altarbild aufgestellt, in dem sie einst hätte herrschen sollen. (Montgomery, Lectures on poetry.)

— Vergangenheit und Zukunft. „Bin ich nur erst ein Mann!“ ist der poetische Gedanke des Knaben. „Da ich noch ein Kind war!“ spricht eben so poetisch das gereifte Alter. (Montgomery, Lectures on poetry.)

— Neuer Brennstoff. Herr John Hancock zu Fulham soll, wie man uns versichert, eine Composition erfunden haben, die im Wasser fortbrennt und durch keine Art von Feuchtigkeit gelöscht werden kann. Sie gleicht in jeder Hinsicht dem so berühmten Griechischen Feuer. Er schlägt die Anwendung derselben vor, nicht zum Verderben der Menschheit, sondern um den Bergleuten in vielen Fällen das Leben zu retten. Es ist der vollkommenste und sicherste Brenndocht, der je erfunden wurde, da weder Feuchtigkeit, noch Dünste, noch Wasser ihm etwas anhaben können. Auch kann man ihn ganz nach der Zeit einrichten, so daß er langsam oder schnell brennt, wie man es haben will; dabei ist er nicht theurer, als jeder andere Docht. (Literary Gazette.)

— Zähmung der Schlangen. Von der Art, wie man in Ostindien gewisse Schlangenarten zähmt, erzählt ein angesehener Beamter der Englisch-Ostindischen Compagnie zu Madras folgendes Beispiel: „Eines Morgens“, berichtet er, „hörte ich beim Frühstück meine Palankinträger laut schreien und lärmen und erfuhr, daß sie eine große Schlange von der Gattung der Klapperschlangen (cobra capella) gesehen und sie zu erlegen suchten. Als ich heraustrat, sah ich das Thier einen ziemlich hohen Wall hinaufkriechen und von da sich in die Oeffnung einer alten Mauer flüchten, von wo heraus es uns mit seinen glänzenden Augen ansah. Da es den Nachstellungen meiner mit Stöcken bewaffneten Leute entgangen war, so wollte ich bei dieser Gelegenheit mich überzeugen, ob die Sage von der Wirkung der Musik auf Schlangen gegründet sey. Ich fragte nach einem Schlangenfänger, und da ich hörte, daß in einem drei Englische Meilen entfernten Dorfe ein solcher zu haben sey, so ließ ich ihn holen. Mittlerweile wurde das Thier sorgfältig bewacht, versuchte auch, so lange es uns im Gesicht hatte, keine Flucht. Nach einer Stunde kam mein Bote zurück und brachte einen Schlangenfänger mit. Dieser Mann hatte, außer einem Tuch um seine Lenden, keine Bekleidung an seinem Körper, und trug nichts, als 2 Körbe, einen leeren Korb und den anderen voll zahmer Schlangen. Dies und seine Pfeife war Alles, was er bei sich hatte. Er stellte die Körbe in einer kleinen Entfernung auf die Erde und erstieg mit der Pfeife den Wall. Jetzt fing er zu pfeifen an, und auf die Töne der Musik kam das Thier langsam und allmälig aus der Höhle. Sobald man es erreichen konnte, packte es der Mann geschickt bei dem Schweife und hielt es in Armeslänge so fest, daß die Schlange vergeblich den Kopf nach allen Richtungen drehte, um ihren Ueberwinder anzugreifen. Der Mann kam hierauf den Wall herab und steckte die Schlange in den leeren Korb, dessen Deckel zugemacht wurde; darauf fing er wieder zu spielen an und hob nach einer Weile den Deckel etwas in die Höhe. Die Schlange fuhr wild auf und wollte entrinnen, sogleich ward der Korb wieder zugemacht; die Musik war ohne Unterbrechung fortgegangen. Zwei bis drei Mal ward dies Verfahren wiederholt, und es dauerte nicht lange, so saß die Schlange, als neuerdings der Deckel gehoben wurde, ruhig auf ihrem Schweife, lüftete ihre Kappe und tanzte so ruhig als die zahmen Schlangen in dem anderen Korbe; an Versuche, zu entwischen, dachte sie nicht mehr.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Freitag den 31. Mai 1833.

Deutsche Literatur im Auslande.

Feuilles volantes. (Fliegende Blätter.) Erinnerungen an Deutschland, von X. Marmier.

Nicht aus Frankreich kommen uns diese flüchtigen Erinnerungs-Blätter eines Franzosen; sie sind in Deutschland, zum größten Theile in Berlin*) entstanden, tragen Deutsche Ueberschriften und geben Zeugniß von einer wahrhaft gemüthvollen Vorliebe für Deutsches Leben, Deutsche Kunst und Deutsches Wissen. Diese Vorliebe ist es auch, die uns die an sich sehr anspruchslose Sammlung lyrischer Dedicationen interessant macht; nicht als ob eine solche Vorliebe so selten oder uns etwas Neues wäre — im Gegentheil — eben weil wir sie in der letzten Zeit häufiger wahrgenommen haben und sie daher als ein erfreuliches Zeichen fortgeschrittener gegenseitiger Achtung Französischer und Deutscher Nationalität ansehen.

Herr Marmier ist nicht der erste Franzose, der, in den letzten Jahren unter uns weilend, unsere Sitten und Einrichtungen liebgewonnen und sie dann seinen Landsleuten mit voller Liebe geschildert hat. Er gehört auch nicht zu denjenigen unserer überrheinischen Nachbarn, die Deutschland zu sehr lieben, d. h. so lieben, daß sie es Französisch machen möchten; er gehört vielmehr zu denen, die, indem sie Deutschland seiner Eigenthümlichkeiten halber schätzen, sich selber gleichsam zu Deutschen machen, wiewohl sie darum ihr eigenes Vaterland nicht verläugnen und so jene Deutschen beschämen, die im Auslande den süßen Laut der Heimat zu deren eigener Herabwürdigung mißbrauchen.

Nur zu häufig wird in unserer Zeit der Samen der Zwietracht hier sowohl als dort ausgestreut; glücklicherweise tritt der Geist unseres Jahrhunderts, der Geist des Wissens und der Humanität vermittelnd und versöhnend dazwischen, und statt der Saat des Bösen entkeimt oft dem durch tausendjährige Erfahrungen gedüngten Boden der reiche Baum der Erkenntniß, der künftigen Geschlechtern noch Schatten geben und Früchte tragen wird. Während Französische Parteiblätter auf Deutschland und die Deutschen schmähten, sammelte Victor Cousin mit philosophischem Blicke in unserem Vaterlande das Material, das Guizot jetzt benutzt, um Licht und Wärme, Aufklärung und Unterricht in Frankreich allgemeiner zu machen. Und so erlebt Deutschland eine schönere Genugthuung, als ihm die beredtesten Deklamationen der Presse oder der Tribüne hätten verschaffen können.

Nach Victor Cousin's Anwesenheit hatten wir Gelegenheit, noch mehrere andere Franzosen hier kennen zu lernen, die zu ähnlichen Zwecken hierher gekommen waren und dieselbe freundliche Anerkennung des Guten, die sie hier ausgesprochen, in ihrem Vaterlande durch gründliche von jeder oberflächlichen Bewunderung freie Erwägung des Für und Wider darlegten. Wir zählen darunter namentlich auch Herrn E. Jourdain, dessen belehrende Artikel: De l'état moral et intellectuel de la Prusse jetzt in der Revue Européenne abgedruckt sind, worin er auf die Wirkungen jenes Systems hinweist, mit dessen innerem Zusammenhang zuerst Cousin seine Landsleute bekannt gemacht hat. „Hier darf der Staat", sagt Herr Jourdain, „das Licht, die Aufklärung nicht fürchten; er selbst ist ja der Heerd, der Leiter derselben, und er verbreitet sie auch nach allen Seiten, so viel er vermag. Jeder kann sich das Maaß der seinem Stande nöthigen Kenntnisse leicht verschaffen. Der Arme selbst kann den Elementar-Unterricht gratis erlangen, und die Regierung wird auf diese Weise die Wohlthäterin der ärmeren Klassen, die sie dadurch noch besonders an sich zu fesseln weiß." — Die Lehren der Art von Propaganda, zu der Herr Jourdain gehört, sind augenscheinlich wirksamer und von sichererem Erfolg als die jeder anderen, mit der einige Franzosen die Welt beglücken möchten.

Auch Herr Marmier, den wir noch im vorigen Monat in Berlin gesehen haben, hat bereits einen Theil der Schuld, die er in Deutschland eingegangen zu seyn glaubt, in seinem Vaterlande abgetragen. Bei dem Feuereifer, der den ungemein empfänglichen jungen Mann für alles Bessere in Deutschland beseelt, dürfte er ein wahrer Apostel Deutscher Bildung in Frankreich werden. Er macht einen förmlichen Kultus aus der Verehrung der großen Männer, die oder deren Spur er auf seiner Reise durch Deutschland angetroffen hat, und wenn er mitunter auch Manches für groß genommen, was uns, die wir der Sache näher sind, nicht so erscheint, sind wir doch gern geneigt, in dieser Ueberschätzung selbst einen Beweis mehr von der freundlichen Gesinnung des fremden Autors zu erkennen. Seine Schilderung Weimar's und des Hauses, in welchem Goethe gewohnt und gewirkt, ist ein treffliches Genre-Bild, das sich schon im vorigen Jahrgange der Revue Germanique befand. Seiner Niederländischen Darstellung des Leipziger Meßlebens haben wir bereits bei einer früheren Gelegenheit erwähnt. Das gegenwärtige Büchlein, dem Professor Friedrich von Raumer gewidmet, enthält Erinnerungen an Ludwig Tieck, Schinkel, Rauch, Mad. Crelinger, Chamisso, Holtei und A.; einige sehr gelungene Uebersetzungen Deutscher Gedichte (unter Anderem von Mignon's Lied) und eigene lyrische Anklänge, die, ihrer ganzen Gefühls- und Ausdrucksweise nach, wahrhaft Deutsch zu nennen sind.

Tieck ist unserem Franzosen der erste Repräsentant der jetzigen Deutschen Bildung. Und welcher Deutsche wird ihm darin widersprechen wollen? Tieck, in den verschiedenartigsten Richtungen literarischer Thätigkeit sich bewegend, hat in allen die Spuren seines wahrhaft dichterischen Geistes zurückgelassen, und noch jetzt übt sich seine reiche Productionskraft an Werken, die nicht den vergänglicheren Theil seines Ruhmes bilden werden. Eine große Zahl seiner Freunde und Verehrer in Berlin, dem leider, wie es scheint, von ihm fast vergessenen Geburtsorte des Dichters, feiert heute, den 31. Mai, seinen sechzigsten Geburtstag, und wir glauben daher, diesen kleinen Artikel nicht passender beschließen zu können, als indem wir eines der an Tieck gerichteten Gedichte Marmier's hier übersetzen und damit auch unsererseits dem gefeierten Deutschen Dichter einen schwachen Zoll der Verehrung darbringen.

An Ludwig Tieck

Nun ist's entschieden, morgen, morgen geht es fort,
Leb wohl mein Glück, an dem ich mich geweidet,
Von Ihm gekannt zu seyn, mit Ihm an Einem Ort
Zu weilen, Ihn zu sehn, von dem mein Herz nie scheidet.

Leb wohl, o Tieck! Der Kunst, die für Dich fleht,
Den treuen Freunden magst Du lang noch leben,
Dem Vaterlande auch, das einst, wiewohl zu spät,
Den Ruhm begreift, den ihm Dein Ruhm gegeben!

Werd' ich Dich wiedersehn? Ach ungewisses Glück!
Der Ferne zieh ich zu; doch Du — Du kehrst zurück
Mit goldnem Flügelschlag in's Reich der Geister.
Von dort, wo würdig einst Dein Genius verweilt,
Magst Du mir, wenn zu schwach mein Flug Dir nachgeeilt,
Vom Himmel senden einen Strahl, mein Meister!

J. Lehmann.

Frankreich.

Die Französischen Coterieen.

Ein Capriccio, von Viennet.

(Schluß.)

Die literarischen Coterieen bestehen schon lange; sie waren schon im großen Jahrhundert bekannt. Aber die Racine, die Boileau's, die Molière gehörten nicht dazu. Corneille allein gehörte zu der ersten, welche der Kardinal von Richelieu gegründet hatte, um sich das Scepter der Literatur anzueignen; das der Politik genügte seinem Ehrgeize nicht. Alles war für diesen großen Mann Mittel zur Regierung; er weicht darin sehr von denen ab, welche solches nirgends finden und eben Alles gehen lassen, wie es dem Glück oder den Leidenschaften des Tages gefällt. Fünf Schriftsteller bildeten jenen literarischen Verein, oder vielmehr jene Werkstatt von Tragödien und Komödien, denen der Kardinal-Minister seinen Namen geben wollte. Rotrou, Colletet, L'Etoile der Jüngere und Bois-Robert waren die Kameraden Corneille's. Aber Rotrou war damals nur einer der mittelmäßigsten Dichter; er wurde erst zwanzig Jahre später der Verfasser des Wenceslas, und Corneille hatte damals erst Melite und Clitandre geschrieben. Sobald er den Cid im Gehirn gähren fühlte, zog er sich von jener Gesellschaft zurück, welche seinem Genie eine ermüdende Dienstbarkeit auflegte, und der große Minister rächte diesen Abfall wie ein kleiner Dichter. Die Scuderi schloß sich der ministeriellen Coterie an und machte sich zum Organ der Kabale, welche das Meisterwerk verfolgte. Sie überlebte ihren berühmten Gründer, und Corneille hatte sein ganzes Leben hindurch gegen beleidigende Kritiken zu kämpfen.

Andere Mittelmäßigkeiten thaten sich zusammen, um Racine und Boileau anzugreifen. Die mächtigste dieser Coterieen versammelte sich im Hotel Rambouillet. Dort herrschten der Herzog von Nevers,

*) Wo sie auch (in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung) herausgegeben worden.

Saint-Evremont, Chapelain, Pradon und Cotin. Die Damen Deshoulières und von Sévigné, durch lächerliche Vorurtheile, vielleicht durch weibliche Eitelkeit verblendet, der die großen Geister jener Zeit nicht schmeichelten, liehen den Urtheilssprüchen, welche jene angeblichen Orakel des guten Geschmacks erließen, den Einfluß ihres Namens. Hof und Stadt ließen sich von jener schöngeisterischen Association leiten, und während der Britannicus von Racine kaum die achte Vorstellung erlebte, setzten die Stücke von Pradon ganz Paris in Bewegung. Despréaux wurde Cotin geopfert; Montfleury und Boursault siegten über Molière. Frau von Sévigné sagte nicht, wie man es so oft hat denken lassen, daß Racine vorübergehen würde, wie der Kaffee; aber sie sagte, sie schrieb, daß der Verfasser der Andromache und der Iphigenie nicht für die künftigen Jahrhunderte geschrieben habe, und diese neue Unverschämtheit ist eben so groß, wie die, welche man ihr andichtet. Wir haben heutzutage weder Racine noch Molière; aber wir haben Pradon's und Cotin's, welche die Abgeschmacktheiten des Hotels Rambouillet erneuern.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte auch seine Coterieen. Lamotte-Houdart, von dem Kardinal Dubois beschützt, war der Mittelpunkt der ersten, welche eine Zeit lang die Französische Akademie leitete und über ihre Kronen verfügte. Sie hielt ihre Sitzungen in dem Kaffeehause der Wittwe Laurent. In den Kaffeehäusern versammelten sich damals die Leute von Hof und Welt und die schönen Geister, denen sie den Zutritt zu ihren Kreisen gestatteten. Der Abbé von Pons, Danchet und Fontenelle gehörten zu dem Vereiu Lamotte; eine Menge unbedeutender Leute, von denen weder die Schriften noch die Namen auf die Nachwelt gekommen sind, dienten ihnen als Hülfstruppen und verfolgten die Feinde oder Nebenbuhler der Coterie mit Schmähschriften und Epigrammen. J. B. Rousseau, der daselbst nicht zur Herrschaft gelangen konnte, entwich aus ihren Reihen und verfolgte sie mit seinen Satiren; man gab sie ihm mit Wucher zurück. Der junge Voltaire wurde nicht geschont; aber besonders diente Crebillon dem Kaffeehaus Laurent zur Zielscheibe.

Marivaux, einer der Laurent'schen Stammgäste, hatte noch seine besondere Coterie; es waren Damen vom Hofe, die ihr Hauptquartier bei Frau von Tencin aufgeschlagen hatten. Lamotte-Houdart's Verbündeter in dem Kriege, welchen dieser den Alten erklärt hatte, brach Marivaux Lanzen gegen Homer und Virgil; aber nicht etwa um ihnen die Männer des großen Jahrhunderts Ludwig's XIV. vorzuziehen, — diese wurden nicht mehr geschont als die Alten. Wenn man Marivaux glauben wollte, so hätte Molière nichts von der Komödie verstanden; er begriff nicht, wie man Tartüffe und die gelehrten Frauen bewundern könne; er hätte den Misanthropen nicht geschrieben haben mögen. Den jugendlichen Verfasser der Henriade und des Oedip verfolgte er mit seinen Spöttereien; er sah in ihm nur das Muster gewöhnlicher Gedanken. Der Abbé Desfontaines gab zwar allerdings dem Verfasser der falschen Vertraulichkeiten die Angriffe auf die Alten und auf seine Vorgänger zurück, indem er drucken ließ, daß Marivaux Spitzen auf Spinnengewebe nähte. Aber diese eben so treffende als geistreiche Kritik verhinderte doch nicht, daß die Akademie ihm vor Voltaire den Vorzug gab, nachdem dieser schon alle seine dramatischen Meisterwerke hatte aufführen lassen.

Lachaussée hatte auch seine Vogue und seine Coterie. Ein Freund Lamotte's, zerfiel er mit ihm wegen einer bitteren Kritik der Fabeln dieses Dichters. Lamotte wies den Vers aus dem Gebiete Thaliens und Melpomenes zurück; er sah darin nur eine eitle Combination von Sylben, die die Richtigkeit der Gedanken schwächte; und Lachaussée, der sich für einen großen Dichter hielt, bestritt die Paradoxen Lamotte's. Die Erfindung der comédie larmoyante gewann ihm einen großen Anhang im Publikum, das immer nach Neuigkeiten begierig ist. Die Verblendung war allgemein; es war eine Revolution, und die Kameraden behaupteten, daß Lachaussée allein das Geheimniß der Komödie gekannt habe. Man wollte im Theater nicht mehr lachen, und als Piron seine Metromanie geben ließ, wurde sie von der Coterie als eine Nachahmung Molière's verworfen; Lachaussée war sogar am eifrigsten bemüht, ihm die Thüren der Akademie zu verschließen.

Eine andere Sekte schloß sich zu gleicher Zeit an Crebillon, der, nachdem er gegen das Kaffeehaus Laurent gekämpft hatte, sich zum Oberhaupt einer gegen Voltaire gerichteten Kabale machte. Die Stelle eines Polizei-Censors, welche seiner Stellung als dramatischer Dichter nicht geziemte, zog ihm den gerechten Vorwurf einer empörenden Parteilichkeit gegen seine Konkurrenten zu. Die Weigerung, den Mahomet aufführen zu lassen, dessen Dedication ein philosophischer Papst annahm; der Schutz, welchen er den gegen Voltaire gerichteten Satiren und Schmähschriften angedeihen ließ, bewiesen die gemeine Eifersucht und den Mißbrauch, den er mit seinen Functionen trieb. Die Kabale der Frömmler bemächtigte sich seiner, um ihn dem großen Dichter des 18ten Jahrhunderts entgegenzustellen; die Du Vauré's, die Desfontaines, die Freron's erhoben ihn auf Kosten des Verfassers der Merope, und Clement ließ noch im J. 1772 drucken, daß Voltaire sich vergebens bemüht habe, Crebillon zu erreichen, daß dieser Letztere sich einen Ruhm erworben habe, auf den der Verfasser des Brutus und der Zaire keinen Anspruch machen könne.

Dieser bigotten Kabale gegenüber, welche von dem Minister Maurepas und von dem Theatiner Boyer, Bischof von Mirepoix, beschützt wurde, erhob sich die encyklopädische Sekte unter der Leitung Diderot's und Alembert's und unter dem Einfluß des abwesenden Voltaire. Eine gewöhnliche Coterie bei ihrem Entstehen, war sie ungerecht und parteiisch wie die anderen, und ihre Oberhäupter, welche Niemanden mit Epigrammen verschonten, waren über die gegen sie angewendeten Repressalien empört. Sie wollten die Freiheit haben, Alles sagen zu dürfen, und konnten es nicht ertragen, daß die Palissot's, die Freron's und der Advokat Moreau von derselben Freiheit gegen sie Gebrauch machten. D'Alembert hörte nicht auf, sich bei Malesherbes zu beklagen, dem damals die Censur übertragen war; er beschwerte sich über die Schmähschriften, welche in Massen gegen ihn gerichtet wurden; und der praktische Philosoph konnte dem spekulativen Philosophen niemals begreiflich machen, daß die literarische Kritik aller Welt erlaubt sey, und daß die Freiheit, zu schreiben, das Eigenthum aller derer sey, welche die Feder führten. Indessen entriß ihr Ruf und die Ueberlegenheit ihrer Talente jene Schriftsteller der engen Sphäre einer Coterie; sie bildeten bald eine mächtige Partei, die am Hofe Verbündete hatte und sich der Leitung des öffentlichen Geistes bemächtigte. Helvetius, Burigny, Raynal, Mairan, Marmontel, Turgot, Morellet schlossen sich dem großen Werke an. Bei Madame Geoffrin versammelten sich gewöhnlich die Adepten; aber die Anhänglichkeit der Dame an die alten Ideen, ihre Rücksichten für den Hof und für die Leute im Amte, verhinderten alle diese Unzufriedenen, sich in ihrer Gegenwart ihren Reform-Ideen hinzugeben. Sie gab ihnen zu essen, ohne ihre Ansichten zu theilen; und die Encyklopädisten entschuldigten sich beim Fortgehen für diesen Zwang unter den Bäumen der Tuilerieen, wo sie nach Herzenslust über die gute Frau lachten.

Das Haus des Baron von Holbach war für sie ein anderer Versammlungs-Ort. Dort fanden sich auch Duclos, Saint-Lambert, Condamine, Saurin, Boullanger und Suard ein. Die berühmten Fremden, welche durch das Fortschreiten der Literatur und Kunst nach Paris gezogen wurden, füllten die Säle des Deutschen Freiherrn an, den ein großes auf eine edle Weise ausgegebenes Vermögen gewissermaßen in der Hauptstadt der Civilisation naturalisirte. Dort sah man die Engländer Hume, Priestley, Wilkes, Sterne, Lord Shelbourne und Garrick; die Italiäner Galiani, Veri, Carraccioli und Beccaria; die Deutschen: Herzog von Braunschweig, Graf von Creutz, Baron von Dalberg und Grimm; den Amerikaner Franklin; den Genfer Necker. Diese Versammlung ausgezeichneter Männer wurde bald die Beherrscherin ihres Jahrhunderts, die Leiterin der öffentlichen Meinung und führte endlich jene große Revolution herbei, die die Gestalt Europa's verändert hat.

Die Zwietracht drang indessen in das Lager der Philosophen, und ein großer Tumult wurde durch die göttliche Kunst veranlaßt, welche zu Zeiten des Orpheus Tiger und Löwen besänftigte. Gluck's Erscheinen in Paris machte zuerst die veralteten Bewunderer Fel's und Geliot's erbeben, welche mit Wuth ihr eintöniges und gedehntes Geleier vertheidigten; aber diese Coterie alter Perückenstücke wurde durch den einstimmigen Jubel der Hauptstadt übertönt. Bis dahin ging Alles gut, als plötzlich mitten im Geräusch dieses Enthusiasmus der Italiäner Piccini ankam. Man hätte glauben sollen, daß ein Volk wie die Pariser, nach neuen Anregungen begierig, unersättlich an Vergnügungen, dieses Zusammenwirken zweier Genie's, welche sich um die Ehre stritten, es unterhalten zu dürfen, mit Beifall aufnehmen würde. Weit gefehlt! Dasselbe Volk, welches allen Vergnügungen nachläuft, ist zu gleicher Zeit das ausschließendste in seinen Leidenschaften. Piccini wird zuerst durch ein Wuthgeschrei zurückgewiesen; er beharrt; man theilt sich, man erhitzt sich, der für den Deutschen, der für den Italiäner. Es wäre weit einfacher, weit vernünftiger und weit vortheilhafter gewesen, sie Beide zu hören und zu bewundern. Nein. Die Bewunderer Gluck's wollten in Piccini nur einen Possenreißer sehen; Piccini's Enthusiasten gestanden Gluck weder Gesang noch Melodie zu. Die Gelehrten, welche nichts davon verstehen, theilen sich in zwei lärmende Coterieen. Suard und der Abbé Arnaud erklären sich für den Deutschen; D'Alembert, Marmontel, Buffon und Saint-Lambert reihen sich auf die Seite des Italiäners. Es war ein wüthendes Feuer von Satiren, Epigrammen, Schmähschriften und Beleidigungen aller Art. „Ich grüße einen Menschen nicht, der Gluck liebt", sagte ein Piccinist. „Man ist gar kein Mensch, wenn man ihn nicht bewundert", erklärte ein Anderer. Zweikämpfe befleckten das Schlachtfeld mit Blut. Der Hof, die Stadt, die Akademie, Alles mischte sich darein. Dieser Krieg erschöpfte sich endlich auch, wie alle Kriege; man fing an, einzusehen, daß es besser sey, Alles zu genießen, als seine Vergnügungen zu beschränken. Die folgende Generation adoptirte beide Musiken, und die jetzige, welche wieder ausschließend geworden ist, spricht über beide das Urtheil der Verdammung aus, welches die Rossinisten gegen alle Noten erlassen haben, die nicht aus dem Gehirn ihres Maestro entsprungen sind.

Die Revolution tödtete jene Coterieen, wie so viele andere Dinge. Die Zeiten der Klub's sind nicht die der literarischen Kontroverse. Alles, sogar die Akademie, erhielt einen politischen Anstrich. Diese berühmte Corporation theilte sich in zwei Loger; in dem, welches das ancien régime vertheidigte, zeichneten sich die Philosophen Suard, Marmontel, Morellet und Saint-Lambert aus. Dieser Federkrieg endete mit der Akademie selbst, zu deren Zerstörung die Deklamationen des Akademikers Chamfort beitrugen. Es gab dann nur noch vereinzelte Literaten, die gegen die Proscription und das Elend ankämpften; aber sie bewahrten das heilige Feuer, und es leuchteten ihnen noch bessere Zeiten.

Das Erscheinen eines Journals, unter dem Titel: die Decade, kündigte das Wiedererwachen einer philosophischen Coterie an. Sie vertheidigte die Lehrsätze des 18ten Jahrhunderts gegen die Apostaten, welche dieselben verläugneten. Ginguené zeichnete sich in diesem Kampf aus; Chénier stritt in Versen und Prosa bis zu der glänzenden Episode des Kaiserreichs. Dem Rufe genügten damals seine hundert Stimmen nicht, um die Siege des großen Feldherrn und die Ideen des großen Gesetzgebers zu verkünden. Aber seine

Tendenz, die alten Ideen der unumschränkten Gewalt wieder geltend zu machen, beschützte eine Coterie, welche unter dem Direktorium entstanden war. Der Renegat Laharpe hatte sie gestiftet. Dieser in einen Kapuziner verwandelte Revolutionnair hatte sich mit Suard und Morellet zu dem großen Werke vereinigt; Delille und Fontanes gesellten sich später dazu; und unter dem Schutze der Vorstadt Saint-Germain gelang es ihnen, einen Augenblick der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben. Sie gewannen einen glänzenden und fruchtbaren Schriftsteller, der, nachdem er versucht hatte, sich durch die Vertheidigung der Philosophie eine Laufbahn zu eröffnen, plötzlich ein Lobredner des Christenthums wurde. Es gelang ihm; die Frömmigkeit wurde wieder Mode; Vergnügungen und Religion gingen Hand in Hand; das Boudoir und der Beichtstuhl hatten ihre besonderen Stunden. Die Restauration vermehrte noch die Gewalt dieser rückschreitenden Coalition, welche, die Ideen des 18ten Jahrhunderts nun offener angreifend und sie lediglich als Gedanken der Unordnung bezeichnend, uns gern die guten alten Kapuziner-Zeiten wiedergegeben hätte, wenn nicht energische Schriftsteller, von der empörten öffentlichen Meinung unterstützt, gegen sie angekämpft, und wenn nicht die Juli-Revolution sie mit der alten Dynastie zugleich umgestürzt hätte.

Man sah unter dem Kaiserreiche noch eine andere literarische Coterie; aber diese machte nicht, wie die eben erwähnte, Anspruch darauf, ihr Jahrhundert zu beherrschen. Sie hatte keinen anderen Zweck, als die Aufrechthaltung der akademischen Ehren. Die Zahl der Kameraden belief sich auf siebzehn; sie frühstückten zu bestimmten Zeiten zusammen, und daher bekam sie den Namen das Frühstück. Sie bemächtigten sich aller Zugänge zur Akademie, und sobald nur die drei Ersten die Schwelle überschritten hatten, öffnete sich die Thüre nur noch für sie. Sechzehn von ihnen wurden Mitglieder der Akademie; ein Einziger ist außen stehen geblieben, und es ist fast eine Undankbarkeit von seinen Kameraden, daß sie ihn dort lassen.

Aber eine eifrigere, ausschließendere Coalition hat sich in unseren Tagen erhoben, um der literarischen Welt eine andere Gestalt zu geben. Von unseren alten Bewunderungen belästigt und im Bewußtseyn, daß sie stets hinter denselben zurückbleiben müsse, bestrebt sie sich, neue Wege zum Ruhm aufzusuchen; aber es ist ein altes Sprüchwort, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, und die Menschen sind verdammt, sich immer zu wiederholen. Die Coterie übernahm die Vertheidigung des 16ten Jahrhunderts gegen die Pensionaire Ludwig's XIV. Sie stellte Ronsard dem Boileau, Shakespeare dem Racine gegenüber. Lamotte, Marivaux und Lachaussée hatten bei ihren Angriffen gegen die Herren des Geschmacks und der Bühne nicht an jene Vergleichungen gedacht; sie hatten sich auf die Bestrebungen beschränkt, den Ruhm des großen Jahrhunderts zu vernichten, und jener Ruhm hat sie überlebt. Crebillon, Regnard, Destouches, Voltaire waren in ihre Fußstapfen getreten; über alle diese Dichter wird jetzt dasselbe Verdammungs-Urtheil ausgesprochen; sie haben weder das Trauerspiel noch das Lustspiel verstanden. Man stürze ihre Bildsäulen um, man verbrenne ihre Arbeiten, ihre Nachahmer mache man lächerlich. Eine Bewunderung von 200 Jahren beweist nichts. Unseren Vätern fehlte es an gesundem Menschen-Verstand! Man muß die Literatur und die Poesie da wieder aufnehmen, wo sie das 17te Jahrhundert gefunden hat. Dieselben sind von den Corneille's und Molière's entstellt worden. Die Engländer und die Deutschen haben das heilige Feuer bewahrt, bei ihnen müssen wir unsere Muster suchen; sie allein sind der Wahrheit, der Natur treu geblieben. Dies war und ist noch die Sprache der Coterie, und die Jugend hat sich mit dem ganzen Eifer ihrer ungeregelten Leidenschaften ans Werk gemacht. Keine Regeln mehr und keine Schranken; sie hat alle diese Hemmnisse abgeschüttelt und sich nur bei ihrer tobenden Einbildungskraft Raths erholt. Alle Posaunen des Rufes haben zum Angriff geblasen gegen den alten Parnaß, und die Koryphäen der neuen Literatur mit Jubelgeschmetter begrüßt.

Es hat sich ein Publikum gefunden, das der fortgeerbten Bewunderung müde, an große politische Aufregungen gewöhnt und nach immer neuen Eindrücken begierig war. Die größere Vertheilung des Reichthums hatte den Wohlstand unter allen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Diejenigen, zu denen Bildung und Geschmack noch nicht gedrungen waren, strebten nach Genüssen; die Anderen hatten sie alle erschöpft, und durch die neue Ordnung der Dinge in ihren Interessen oder in ihrer Eitelkeit verletzt, empfanden sie das Bedürfniß nach Zerstreuung, welches allen denen eigen ist, die von häuslichen Bedrängnissen oder von den Aufregungen des öffentlichen Lebens gequält werden. Die Menge ist demnach den Neuigkeiten zugeströmt, ohne die Farbe derselben zu prüfen; sie wollte nur unterhalten seyn, und der Tumult des Parterre's gewährte ihr eben so großes Vergnügen, als die Verwirrungen auf dem Theater. Sie gefällt sich außerdem in der Unordnung, und sie war ja glücklich, eine zu finden, die keinen materiellen Schaden anrichtete. Sie war sogar gegen die Verbrechen abgestumpft; sie hatte so viele Gattungen derselben gesehen, daß neue geschickt erfundene Verbrechen ihr gleichsam nothwendig waren. Sie sah darin nur eine Abwechselung der sinnlichen Aufregungen, und diese mußte sie um jeden Preis haben. Wenig kömmt ihr darauf an, ob die Schriftsteller, welche dieselben verschaffen, große Männer sind oder nicht, ob sie sich für die Wiederhersteller des Parnasses, für die Besieger des großen Jahrhunderts ausgeben oder nicht. Schriftsteller und Direktoren, Publikum und Buchhändler, alle Welt findet ihre Rechnung dabei. Wird das von Dauer seyn? Ich weiß es nicht. Die Welt ist so launisch, so beweglich, so veränderlich! Wer kann die Zukunft erforschen? Wie viele Dinge, von der Vernunft verurtheilt, haben Jahrhunderte gedauert! Wie viele andere, von ihr gebilligt, haben nach zehn Jahren ein Ende genommen. Das Publikum strömt nach Lucretia Borgia und nach Ludwig XI. Mögen die Herren Soumet und Delavigne ihre Systeme ausbeuten; mögen die Herren Dumas und Hugo die ihrigen verfolgen; die Zeit wird darüber entscheiden. Ich will zum hundertstenmale Athalie und das vierte Buch der Aeneide lesen.

(R. d. P.)

Bibliographie.

- Nouveau système de chimie organique. (System der Chemie, nach neuen Beobachtungsweisen.) Von F. V. Raspail. Mit Kupfern. Pr. 10 Fr.
- Parallèle de diverses méthodes du dessin de la perspective. (Vergleichung der verschiedenen Methoden des Perspektivzeichnens.) Nach älteren und neueren Schriftstellern. Von C. Normand. 2 Bde. Pr. 25 Fr.
- Les amis du régiment. (Die Regiments-Freunde.) Roman in 2 Bänden.
- Le curé de village. (Der Dorfpfarrer.) Von Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

E n g l a n d.

Geschichte der Buccaniers (Flibustier) in Amerika.

(Schluß.)

Während die Buccaniers in Gibraltar (Süd-Amerika, Provinz Caracas) plünderten und schlemmten, hatten die Spanier das Fort wieder in Stand gesetzt, welches den Eingang der Lagune von Maracaibo schützte, und drei Kriegsschiffe an den Eingang placirt, deren Wachsamkeit die Piraten schwerlich entgehen konnten. Diese Schiffe trugen, das eine 20, das andere 30, das dritte 40 Kanonen. Mit seiner natürlichen Verwegenheit ließ Morgan dem Spanischen Admiral sagen, er werde die Stadt nur unter der Bedingung eines Lösegeldes verschonen. Der Spanier erwiederte auf diese Unverschämtheit, daß, obgleich die Buccaniers das Castell einem Haufen feiger Memmen leicht entrissen hätten, dasselbe doch jetzt in gutem Vertheidigungsstand sey, und er wolle den Piraten nicht bloß den Ausgang der Lagune streitig machen, sondern auch allerwärts sie verfolgen; beliebe es ihnen jedoch, die Gefangenen und die Sklaven, die sie geraubt, auszuliefern, so dürften sie ungekränkt abziehen. Diese Replik wurde, wie gewöhnlich, in großer Versammlung erwogen, und ein Buccanier gab die List an, wodurch Morgan die Spanischen Schiffe zerstörte. Eines der Piraten-Schiffe wurde als Brander eingerichtet, und zwar mit dem äußeren Schein eines bemannten und kampffähigen Fahrzeugs. Man stellte eine Reihe von Pfählen auf das Verdeck, die mit Kleidung und Waffen behängt waren. Hierauf brachte man Silberzeug, Juwelen, weibliche Gefangene und Alles, was für die Buccaniers den meisten Werth hatte, in ihre großen Böte, von denen jedes zwölf Bewaffnete trug. Diese Böte mußten dem Brander, der die Avantgarde bildete, folgen; jedem Buccanier wurde ein Eid abgenommen, daß er verzweifelten Widerstand leisten und keinen Pardon annehmen wolle, und den Tapferen versprach Morgan reiche Belohnung. Am nächsten Abend segelte die Flotte ab, und kam in der Dämmerung den Spanischen Schiffen, die mitten in der Lagune ankerten, gegenüber. Die Buccaniers ankerten ebenfalls bis Tagesanbruch und steuerten dann direkt auf die anrückenden Spanier los. Der Brander, an der Spitze des Zuges vorwärts treibend, stieß mit dem größten der Spanischen Schiffe zusammen und enterte selbiges, — jetzt erst entdeckte man den Betrug, allein es war zu spät. Die Explosion erfolgte; das Spanische Schiff fing Feuer an Sparren- und Takelwerk, und der Vordertheil des Hauptgebäudes stürzte bald ein. Das zweite Spanische Schiff entkam unter die Kanonen des Kastells und ward von seiner eignen Mannschaft in den Grund gebohrt, um nicht eine Beute der Räuber zu werden. Das dritte Schiff wurde gekapert. Die Mannschaft des brennenden Schiffes machte den Versuch, nach der Küste zu entkommen, und Alle wollten lieber in der See ihr Grab finden, als von den Piraten Pardon annehmen. Die triumphirenden Buccaniers landeten und hatten Lust, auch das Kastell zu nehmen; allein ihre schlechte Bewaffnung und die gute Bemannung des wohlbefestigten Platzes bestimmten sie, diesen Plan aufzugeben, und sie kehrten mit einem Verluste von dreißig Todten und vielen Verwundeten auf ihre Schiffe zurück.

Das Spanische Geschwader war zerstört, aber jetzt mußten die Buccaniers noch an dem Kastell vorbei, an dessen Werken man die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatte. Morgan nahm wieder seine Zuflucht zur List. Den ganzen Tag gab er sich im Angesicht der Garnison den Schein, als schickte er Böte voll Menschen nach einem Punkte des Ufers, den Bäume vor den Blicken der Spanier verhüllten. Diese Leute fuhren, platt auf dem Bauche liegend, an Bord zurück, so daß man auf dem Herwege nur die Ruderer sehen konnte. Sie bestiegen ihre Schiffe an einer Seite, wo die Spanier ihre Wiederkehr nicht merkten, und so wurde das Gaukelspiel wiederholt, bis die Spanier sich einbildeten, die gelandete Mannschaft wolle das Kastell angreifen. Dies schien um so wahrscheinlicher, da Morgan, dessen Flagge jetzt auf ihrem gekaperten Kriegsschiff wehte, eine neue Botschaft sandte, mit dem Begehr eines Lösegeldes für Maracaibo, als Bedingung seiner Abfahrt. Dem erwarteten Angriff zu begegnen, kehrte man die Kanonen, welche bisher auf die Lagune gerichtet waren, landwärts. Sobald Morgan diese Anordnung gewahrte, lichtete er die Anker bei Mondlicht und steuerte, von Wind und Ebbe begünstigt, am Kastell vorbei; die getäuschten Spanier bemühten sich vergebens, ihre Feldstücke rasch wieder in die vorige Lage zu bringen. Morgan gab ihnen eine Abschieds-Salve aus seinen großen Kano-

nen, die noch gestern Spanisches Eigenthum waren, und fuhr triumphirend nach Jamaika.

Die nächste Expedition sollte alle frühere Unternehmungen der Seeräuber überflügeln, und es durfte keine Zeit verloren werden, da ein bevorstehender Vergleich zwischen England und Spanien den Thaten der Bucaniers für immer ein Ende zu machen drohte. Im Oktober 1670 wagte Morgan mit 37 Schiffen und 2000 Bewaffneten einen Zug gegen Panama, von dessen ungeheuren Schätzen man in Europa und Westindien die überspanntesten Begriffe hatte. Leider müssen wir uns, vom Raume gedrängt, des Details dieser interessanten Expedition überheben. Erst wurde das Castell Chagra trotz der heldenmüthigen und verzweifelten Gegenwehr eingenommen, nachdem das Pulver-Magazin durch einen merkwürdigen Zufall Feuer gefangen hatte. Von 314 Mann Besatzung blieben nur 30 am Leben, und von diesen waren mehr als 20 mit Wunden bedeckt. Morgan ließ 500 seiner Leute im Kastell zurück und zog nun mit 1200 Mann landwärts gegen Panama, den Streitkräften des Statthalters die Stirn zu bieten. Auf diesem Zuge litten sie den fürchterlichsten Hunger, weil die Spanier alle Nahrungsmittel auf die Seite geschafft hatten; sie verschlangen Stücke Leder, in Wasser erweicht, und glücklich war der, dem ein Hund oder eine Katze zur Beute ward. Nach neuntägigen entsetzlichen Strapazen, die nur Halbmenschen, wie sie, aushalten konnten, entdeckten sie endlich den Kirchthurm von Panama, welcher Anblick sie zu jauchzender Freude stimmte, nachdem das halbrohe Fleisch einer gemetzelten Viehheerde ihre Mägen wieder gestärkt hatte. Des anderen Morgens rückte ihnen der Statthalter von Panama mit Reiterei, Fußvolk und einer Menge wilder Stiere entgegen; allein die Spanischen Reiter fochten auf sumpfigem Boden, der ihren Evolutionen sehr hinderlich war; es gelang den Bucaniers, Kavallerie und Fußvolk zu trennen; die wilden Stiere, von dem Feuern erschreckt, rannten davon, und nach zweistündigem Kampfe mußten die Spanier das Feld räumen. Die Bucaniers rückten jetzt in die Stadt; drei Stunden lang gab es ein fürchterliches Gemetzel in den Straßen, und — Panama war genommen. 600 Spanier und nicht viel weniger Bucaniers deckten den Boden; allein die Hoffnung auf desto größere Beute war den Ueberlebenden reicher Trost. Nachdem diese unnatürlichen Scheusale vier Wochen lang in dem unglücklichen Panama gehaust und nah und fern Alles, was sie erreichen konnten, ausgesaugt oder ihren Lüsten geopfert hatten, verließen sie die noch kürzlich reiche und prächtige Stadt, welche 12,000 Häuser, 8 Klöster und 2 Kirchen zählte und jetzt auch durch eine schon am ersten Tag der Besitznahme ausgebrochene Feuersbrunst zum großen Theil eingeäschert war. Bei der Theilung entstand unter den Bucaniers große Unzufriedenheit; sie beschuldigten Morgan, vielleicht mit Recht, das Werthvollste für sich behalten zu haben, und Letzterer hielt es für gerathen, mit denen, auf deren Treue er rechnen konnte, nach Jamaika zu flüchten.

Der schlaue Morgan entwickelte in den Jahren zwischen der Plünderung von Panama und 1680 so viel Geschicklichkeit in der Anwendung des unrecht Erworbenen, daß er von Karl II. die Ritterwürde und später das Amt eines Vice-Statthalters von Jamaika erlangte. Er behandelte in dieser Eigenschaft viele seiner alten Kameraden mit großer Strenge. Mancher wurde unter seiner Verwaltung aufgeknüpft; Andere lieferte er den Spaniern aus, wie man glaubte, für den Blut-Preis; und sein Charakter macht dieses Verfahren nicht unwahrscheinlich. Dennoch schenkten ihm die Spanier kein Vertrauen und brachten es sogar, als Jakob II. regierte, dahin, daß er, eines geheimen Einverständnisses mit seinen ehemaligen Kollegen verdächtig, abgesetzt und eine Zeit lang nach England in's Gefängniß geschickt ward.

Noch einmal wurden die Bucaniers in Westindien furchtbar, als die Französische Regierung ähnliche drückende und unweise Kolonial-Gesetze gab, wie früher die Spanische. Im Jahre 1683 gelang es ihnen, die Stadt Vera-Cruz im Meerbusen von Mexiko durch nächtliche Ueberrumpelung einzunehmen. Die Einwohner wurden während der Plünderung in die Kirchen gesperrt und waren froh, ihre Freiheit um jeden Preis erkaufen zu können. Mit fünf Millionen Livres Lösegeld und 1500 Sklaven brachen die Bucaniers auf und fuhren mitten durch die zu ihrer Bekämpfung heransegelnden Spanischen Schiffe, ohne daß man für gut fand, eine Kanone gegen sie abzufeuern.

Die späten, aber ernstlichen Bemühungen der Franzosen und Engländer zu Ausrottung der Küstenbrüder, die wachsende militairische und nautische Stärke der Spanischen Kolonisten, der zu enge Tummelplatz für die große Zahl von Abenteuern, und ihre überspannten Begriffe von den Reichthümern Peru's — alles dies waren gewichtige Gründe, die den Bucanier zu Unternehmungen in einer anderen und geräumigeren See-Region bestimmten. Der einzige Umstand, daß wenige Jahre nach Morgan's Besuch in Panama eine neue Stadt dem Boden entstiegen war, die an Glanz und Reichthum das zerstörte Panama weit überbot, gab ihnen einen Begriff von den Schätzen der Westküsten. Diese neuen Raubfahrten waren mehr durch persönliche Motive bedingt, als daß verständige und umfassende Operations-Pläne dabei vorgewaltet hätten. Alle interessante Begebenheiten in ihrer folgenden Carrière bis zu ihrer Vertilgung sind mit den persönlichen Abenteuern des großen Dampier eng verflochten.*)

*) Dieser Artikel über die Bucaniers befindet sich in dem höchst interessanten Theile der Edinburger Kabinets-Bibliothek, welcher den besonderen Titel „Leben und Reisen Drake's, Cavendish's und Dampier's" führt, als Einleitung zu den Reisen des Letztgenannten. Das Buch empfiehlt sich, außer seinem anziehenden Inhalt, auch durch große typographische Schönheit.

Bibliographie.

The book of rights. (Sammlung aller verfassungsmäßigen Akten und parlamentarischen Debatten über bürgerliche und religiöse Freiheit in England, von der Magna Charta bis auf die gegenwärtige Zeit.) Von Edgar Taylor. Pr. 6½ Sh.

On the rise and fall of the Kingdoms of Judah and Israel. (Die Königreiche Juda und Israel in ihrem Glanz und Verfall.) Von Sievers. Pr. 10½ Sh.

Alphabet of chemistry. (Wörterbuch der Chemie.) Von Rennie. Pr. 2½ Sh.

Portugal.

Portugiesisches Sittengemälde.

Von einem Engländer entworfen.

Die Gesellschaft zu Lissabon, wenigstens die der höheren Klassen, ist traurig und langweilig. Es giebt keine öffentliche Spaziergänge in dieser Stadt, wie in Madrid oder Paris. Man sieht nicht, wie in Hyde Park oder Kensington, ein buntes Gewühl aller Volksklassen sich am Sonnabend recht lustig machen. Eine Art mönchischer Strenge scheint die Portugiesen jedes Ranges in das Innere ihrer Häuser gebannt zu haben.

Die Frauen in den niederen Ständen sind gewöhnlich schön. In der höheren Gesellschaft haben die jüngeren ebenfalls hübsche Gesichter. Ihre Züge sind zart und edel gebildet, ihre Wangen mit einer feinen Röthe gefärbt, und ihre Haut ist sehr weich und sanft, trotz dem Einflusse eines brennenden Klimas.

Man findet wenige von hohem Wuchse unter ihnen. Sie haben kleine Füße, ohne Zweifel von ihrer sitzenden Lebensweise, und kleine wohl geformte Hände. Was sie im Innern ihrer Häuser vornehmen, ist nicht bekannt; man weiß nur, daß sie ihre Zeit überhaupt im Müßiggange hinbringen. Erhabene Charaktere und Seelenstärke darf man unter ihnen nicht suchen. Was die Männer betrifft, so haben sie scharf markirte, aber nicht schöne Züge. Ungeheure dunkelrothe Nasen sind nichts seltenes unter ihnen. Die Männer in den niederen Ständen übertreffen die Vornehmen bei weitem durch ihr männliches Ansehen und eine gewisse Würde in ihrem Benehmen. Der Adel ist zum größten Theil ohne Bildung, ohne Tugend, ohne Grundsätze. Die meisten Personen dieses Standes bringen ihr Leben im Schooße des Lasters und der Sittenlosigkeit hin. Ihr Stolz, ihre Rohheit, ihre Unsittlichkeit, ihre Verschwendung und ihr kriechendes Wesen haben sie zu einem Zustande der Verworfenheit erniedrigt, aus dem eine noch so vortreffliche Regierung sie nur mit Mühe würde reißen können. Obgleich sie ganz verarmt sind, so fahren sie doch fort, mittelst Anleihen, Hofämter, Pensionen und dessen, was das Spiel abwirft, eine zahlreiche Dienerschaft zu unterhalten, die sie einen Theil des Jahres mit Reis und gesalzenen Fischen nähren. Diese dürftigen Aristokraten sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde aller Verbesserungen und Reformen, die in der That stets mit Abschaffung ihrer Privilegien den Anfang machen müßten.

Die einzigen Bewohner von Lissabon, mit denen man einen angenehmen Verkehr unterhalten kann, sind die Kaufleute. Viele unter ihnen sind durch Bildung, Kenntnisse, aufgeklärte Ideen und edle Gastfreiheit ausgezeichnet. In diesem Stande findet man den Inbegriff dessen, was das Land an moralischem Verdienst, Rechtlichkeit, Kenntnissen und Betriebsamkeit aufzuweisen hat. Wenn man bei einem von ihnen zu Gaste ist, fühlt man sich wie zu Hause. Nicht so ist es bei den Großen. Auch ist der Luxus ihrer Tafel eben nicht anlockend. Sie ist gewöhnlich folgendermaßen besetzt: eine Schüssel gesalzener Fische von gelblicher Farbe, bei weitem nicht so gut, als bei unseren Kolonisten auf Trinidad; Reis, auf eine Art bereitet, die jedem Gaste den Appetit benehmen muß; höchstens ein Pfund schlechtes mageres Fleisch; ein wenig halb gar gekochtes Rindfleisch, dessen Kraft in eine Spartanische Suppe ausgekocht ist, und, anstatt der Beilagen, eine Zunge oder eine Scheibe Schinken von Lamego; dicke und erdige Kartoffeln; Klöße, die sich nur mit Mühe aufschneiden lassen. Hierzu kommt einiges Gemüse von widrigem Ansehen und etwas Rundes und Hartes, das man für Holländischen Käse ausgiebt; elender Wein, sehr sparsam zugemessen, und Wasser, so viel man trinken will. Zu allen diesen Herrlichkeiten rechne man ein Heer rother Ameisen, die mit dem Holz, von welchem Stühle und Tische gemacht sind, von Brasilien eingeschleppt wurden, und die zwischen den Speisen mit der lästigen Geschäftigkeit, die man an dieser Art von Insekten kennt, umherlaufen. Der Himmel bewahre uns vor der Tafel eines Portugiesischen Fidalgo! — Die Stadt Porto allein macht eine Ausnahme durch ihre Reinlichkeit und die thätige Geschäftigkeit, die darin herrscht, welche ihr fast das Ansehen einer Englischen Stadt giebt.

Mannigfaltiges.

— Musik, die wahre Poesie. Wenn die Musik, wie sie wirklich thut, Erinnerungen an Vaterland, Kriegesruhm, an Oerter, die uns theuer sind, in uns hervorruft, wenn sie das wehmüthige Andenken der Lieben in uns weckt, welche Entfernung von uns scheidet oder der Tod uns entrissen hat, dann leistet sie das Höchste, was die Poesie leisten kann, — sie ist Poesie; so wie die Echo in Griechenlands goldener Fabelwelt eine Nymphe blieb, selbst nachdem von ihr nichts als die Stimme übrig war.

(Montgomery, Lectures on poetry.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Montag den 3. Juni 1833.

Frankreich.

Aussprüche Napoleons über verschiedene Gegenstände der Politik und der Staats-Verwaltung.

Aus dem Werke des Baron Pelet Opinions de Napoléon etc. — Paris 1833.

Um die Zeit der Krönung wurde lange berathschlagt, ob die Ceremonie auf dem Marsfelde, als dem passendsten Ort, stattfinden sollte. Allein Napoleon fand, daß man dadurch nur an die Föderation erinnern würde. Nachdem er sich geradezu gegen diese Meinung ausgesprochen hatte, fuhr er fort: „Denken Sie sich, welche Wirkung es machen würde, den Kaiser und seine Familie in ihren Kaiserlichen Gewändern der rauhen Witterung, dem Koth, dem Staub oder dem Regen bloßgestellt zu sehen. Welcher Stoff zu Witzeleien für die Pariser, die so gern Alles lächerlich machen, und die gewohnt sind, Oberon in der Oper und Talma auf dem Französischen Theater den Kaiser weit besser spielen zu sehen, als ich ihn machen werde."

Mit Hinsicht auf die Kriminal-Gerichtspflege wollte Napoleon, daß die Strafgesetze kurz seyn und der Regierung und den Jury's viel freien Spielraum lassen sollten. Seine Meinung über diesen Gegenstand ist in wenige Worte zusammengefaßt: „Der Mensch", sagte er, „hat ein Herz; das Gesetz hat keines."

Die Gewalt des gesetzgebenden Körpers machte ihm stets Unruhe; auch ließ er keine Gelegenheit vorbei, durch seine Dekrete in das Ansehen der National-Repräsentation Eingriffe zu thun. Am 1sten Februar 1804 sagte er:

„Der gesetzgebende Körper hat über das öffentliche Eigenthum zu wachen; sein Beruf ist es, die Auflagen zu bewilligen. Wenn er sich Gesetzen von bloß lokalem Interesse widersetzte, so würde ich es nicht hindern; aber wenn sich in seinem Schoße eine Opposition bildete, die fähig wäre, den Gang der Regierung zu hemmen, so würde ich mich des Senats bedienen, um ihn zu vertagen, umzuschmelzen, oder ganz aufzuheben; nöthigenfalls würde ich an die Nation appelliren, auf die doch Alles ankommt. Man würde allerlei darüber reden, aber das thut nichts; ich weiß, Schwatzen gehörte immer zu unserem National-Charakter seit den Zeiten der Gallier."

Und am 29sten März 1806:

„Es wäre zweckmäßig, den Staatsdienern, mit Ausnahme der Finanz-Beamten, die Fähigkeit zu verleihen, Mitglieder des gesetzgebenden Körpers werden zu können. Das Beste der Nation verlangt, daß man diese Versammlung stets so fügsam als möglich erhalte, denn wenn sie stark genug wäre, um zu herrschen, so müßte die Regierung sie zerstören, oder sie würde sich selbst aufreiben."

Man weiß, was Napoleon für den öffentlichen Unterricht durch Gründung der Universität gethan hat. Er war überzeugt, daß die gesellschaftliche Ordnung durch die Schöpfung einer Unterrichts-Behörde nur gewinnen könne; aber er war nicht dafür, daß man besondere Vorschriften für die Erziehung der Töchter entwerfen sollte.

„Sie können nicht besser erzogen werden, als von ihren Müttern", sagte er; „die öffentliche Erziehung taugt nicht für sie, da sie nicht zum öffentlichen Leben berufen sind. Für sie sind die Sitten Alles; ihre höchste Bestimmung ist der Ehestand. Ehemals stand ihnen das Klosterleben offen; sie wurden Bräute Gottes, und die Gesellschaft gewann nicht viel dabei; aber ihre Eltern gewannen so viel, daß sie keine Mitgift zu zahlen brauchten. Dies ist jetzt Alles anders."

Napoleon sah ein, daß ein besonderes Tribunal nöthig sey, um die öffentlichen Beamten zu richten, um von den Beschlüssen der Präfektur-Räthe zu appelliren, und besonders, um gewisse Ungesetzlichkeiten zu bestrafen.

„Ich will", sagte er, „eine halb administrative, halb richterliche Behörde einsetzen, welche die Ausübung jener Art von Willkür, die in einer Staats-Verwaltung zum Theil nöthig ist, zügeln soll. Man kann diese Willkür nicht in der Hand des Fürsten lassen, denn er wird sie entweder schlecht oder gar nicht ausüben. Im ersteren Falle ist es Tyrannei, das größte Uebel für ein civilisirtes Volk; im letzteren wird die Regierung verächtlich. Dieser administrative Gerichtshof kann heißen: Rath der Parteien; Rath der Depeschen; Rath der streitigen Forderungen. Er mag über den Streit des Intendanten meiner Civil-Liste mit meinem Tapezierer richten, der für meinen Thron und sechs Sessel hunderttausend Thaler verlangt. Ich habe mich geweigert, diese ungeheure Summe zu bezahlen."

Der Klerus hatte dem Kaiser so viel zu verdanken, daß, so oft die Geistlichkeit sich der Regierung widersetzte, Napoleon sein Mißvergnügen nicht verbergen konnte. Eines Tages unter Anderem äußerte er sein Bedauern, den Knoten nicht durchhauen zu können, wie Heinrich VIII.

„Seht die Unverschämtheit dieser Pfaffen", sagte er, „die bei der Theilung der Gewalt mit dem, was sie zeitliche Macht nennen, sich die Herrschaft über die Gemüther, über den edelsten Theil des Menschen vorbehalten und mir nichts weiter lassen, als die Macht über die Leiber. Sie nehmen die Seele für sich und werfen mir den Leichnam hin."

In einer anderen Sitzung sagte er:

„Ich will keine herrschende Religion, auch nicht, daß neue entstehen. Wir haben genug an der katholischen, reformirten und lutherischen, die durch das Konkordat anerkannt sind."

„Das Paradies liegt in einem Mittelpunkte, wohin die Seelen aller Menschen auf verschiedenen Wegen gelangen. Jeder Glaube hat seinen besonderen Weg."

„Der Fanatismus ist nicht die Krankheit, die jetzt am meisten zu fürchten ist, sondern der Atheismus."

„Ich habe weder von den katholischen, noch von den nichtkatholischen Priestern etwas zu fürchten. Ich bin das Haupt der protestantischen Prediger, weil ich sie ernenne; ich kann mich als das Haupt der katholischen Pfarrer betrachten, weil der Papst mich gesalbt hat."

Was Napoleon besonders mißfiel, war der willkürliche Preis, den sich die Geistlichkeit für das Begräbniß zahlen ließ. „Wir haben kein Recht", wiederholte er stets bei solchen Gelegenheiten, „wir haben kein Recht, vom Tode eine Abgabe zu erheben. Die Priester kosten dem Staate 30 Millionen; sie haben daher keinen Vorwand mehr für ihre Erpressungen. In geistlichen Dingen soll Alles unentgeltlich und für das Volk geschehen. Die Nothwendigkeit, entweder vor der Thüre zu bleiben, oder seinen Stuhl zu bezahlen, ist empörend; man soll den Armen nicht dessen berauben, was ihn über seine Armuth trösten kann."

Die Diskussion über eine Auflage auf das Salz gab Napoleon Gelegenheit, eine jener Reden fallen zu lassen, in welchen der Mensch sich völlig schildert.

„Es soll nicht heißen", sagte er zu seinen Räthen, „daß ich ein Gesetz zur Wiederherstellung der Salzsteuer vorschlug. Nicht etwa, daß ich mich scheuen würde, sie wieder einzuführen, wenn ich die Sache für die Nation nützlich glaubte; dann würde ich es unverholen thun. Ich bin zuweilen Fuchs; ich kann aber auch Löwe seyn."

Was ich nicht wußte, und was wahrscheinlich auch die meisten meiner Leser nicht wissen, ist, daß man mitunter im vollen Staatsrathe lachte. Es kam freilich nicht oft; indeß zuweilen entrunzelten sich die Stirnen doch ein wenig. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß dies nur dann geschah, wenn der Kaiser selbst die Gelegenheit dazu gab. Die Sitzung vom 28. April 1806 war besonders merkwürdig wegen der heiteren Laune, die im Staatsrathe herrschte. Die Diskussion betraf freilich fast ausschließlich die Reorganisation der Theater. Napoleon, welcher einige Tage vorher die Meinung geäußert hatte, daß das Französische Theater am Sonntage die Plätze im Parterre auf zwanzig Sous herabsetzen sollte, damit das Volk sich diesen Genuß auch verschaffen könnte, drückte sich in der eben erwähnten Sitzung folgendermaaßen aus:

„Man behauptet, daß man den Theatern in ihrer Einrichtung und ihrem Repertoire völlig freie Hand lassen müsse. Das Publikum würde dabei gewinnen, sagt man, wenn es zwei Opern, zwei Théâtre Français gäbe. Dies ist das Vorurtheil von Leuten, welche dadurch die großen Schauspieler der guten alten Zeit wieder hervorrufen wollen. Sie sehen nicht, daß Talma mehr werth ist, als Lekain. Ich wundere mich nicht, daß der Erzkanzler für die Beibehaltung der Montansier stimmt; alle alte Junggesellen in Frankreich wünschen dasselbe." (Gelächter.)

Bibliographie.

Le faux Démétrius. (Der falsche Demetrius.) Historischer Roman. Von Thad. Bulgarin. Aus dem Russischen übersetzt von Victor Fleury. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Sakontala à Paris. (Sakontala in Paris.) Sittengemälde unserer Zeit, von Eusebe de Salle. Pr. $7\frac{1}{2}$ Fr.

Solitude. (Einsamkeit.) Erzählung von J. M. Daegaud. Pr. 6 Fr.

E n g l a n d.

Die Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool und ihre neuesten Resultate.

Unter den Vorrichtungen, die in neuerer Zeit Behufs der Beschleunigung der Communication und der Erleichterung des Transports getroffen worden sind, nimmt die Eisenbahn zwischen den beiden großen Handelsplätzen Liverpool und Manchester einen hohen Rang ein und macht in der Geschichte der Mechanik gewissermaßen Epoche. Noch vor zehn Jahren wäre ein Projekt, über eine Entfernung von mehr als 13 Stunden Weges Personen binnen einer und schwere Lasten binnen drittehalb Stunden zu befördern, als ein müßiges Spiel der Einbildungskraft verlacht worden, und jetzt ist diese Einbildung zur Wirklichkeit geworden.

Eisenbahnen von größerer Ausdehnung hat man erst in der neueren Zeit angelegt; zwar hat man schon seit zwei Jahrhunderten in den Kohlenminen von Northumberland Bahnwege angebracht, aber man verwandte dazu nicht Eisen, sondern Holz. Quer über den Weg in Entfernungen von 2 bis 3 Fuß wurden Eisenblöcke in paralleler Richtung gelegt und an den Erdboden befestigt; starke 6 bis 7 Zoll breite Bohlen, die an ihren Enden durch Pflöcke verbunden waren, lagen über jenen Unterlagen und bildeten die beiden Parallel-Bahnen, auf denen die Räder der Kohlenwagen liefen. Allein das Holz litt fortwährend durch die Reibung der Räder, noch mehr die Unterlagen durch das unaufhörliche Auftreten der Pferde. Man brachte dieserhalb eine Verbesserung an, die der doppelte Bahnweg genannt wurde, und welche darin bestand, daß über die untersten Blöcke — sleepers genannt — eine Querbalken-Lage gelegt ward, welche man leichter erneuern konnte, und durch welche die unteren Blöcke, von den Pferden nicht erreicht, weit mehr geschützt wurden. Auf diesen Straßen zog ein Pferd 42 Centner, während es auf gewöhnlichem Wege nur 17 Centner ziehen konnte. Zuerst hat man zwischen den Jahren 1768 und 1776 angefangen, Eisen statt des Holzes anzuwenden. Diese Verbesserung (plate-rail) besteht in 4 Fuß langen Balken aus Gußeisen mit einer senkrechten 3 Zoll hohen Kante, um das Rad auf der wagerechten Linie zu erhalten; diese ist 4 Zoll breit, einen Zoll dick und an der andren Seite mit einem abwärts gehenden Rande versehen, um die Diele zu befestigen; die Unterlagen, in welche die einzelnen Theile der Eisenbahn eingelassen sind, bestehen aus Stein. Eine weitere Verbesserung, die jetzt allgemeiner ist, wird edge-rail genannt; der Rand wird nämlich an das Rad selbst, anstatt an die Eisenbahn, angebracht, und ein Rad von 1 Zoll Tiefe verrichtet die nämlichen Dienste, als im ersteren Falle eine Bahn von 3 Zoll; auch wird die Reibung verringert. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auf einer guten Eisenbahn ein Pferd innerhalb einer Stunde 10 Tonnen 2 Englische Meilen (d. i. 160 Centner eine Stunde Weges) weit zieht, $6\frac{1}{4}$ Tonnen 3 Meilen, 5 Tonnen 4 Meilen und $3\frac{1}{2}$ Tonnen 6 Meilen (d. i. es legt mit 55 Centnern 3 Deutsche Meilen in 2 Stunden zurück). Indeß darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Ueberlegenheit der Eisenbahnen nur bei einer gleichmäßigen horizontalen Richtung des Bodens möglich ist, bei unbeträchtlichen Erhebungen aber bedeutend und bei größeren gänzlich verloren geht. Eine Maschine, die auf wagerechter Richtung $67\frac{1}{2}$ Tonnen zieht, wird bei einer Neigung von $\frac{1}{100}$ nur $15\frac{21}{100}$ Tonnen und bei einer doppelt so starken Erhebung des Bodens kaum irgend eine Last fortbewegen können, ja bei einem Neigungswinkel von $7\frac{1}{2}$ Grad durch ihre eigene Kraft gar nicht hinaufsteigen, indem die Räder, anstatt fortzuschreiten, nur auf derselben Stelle sich herumdrehen. Merkliche Krümmungen und plötzliche Wendepunkte vermehren den Widerstand ungemein. Es ist daher bei der Anlegung solcher Wege zu Handelszwecken wesentlich nöthig, daß sie so viel als möglich eine gerade horizontale Richtung verfolgen; die meisten der bisherigen Eisenbahnen dienten lediglich zum Transport von Steinkohlen abwärts nach einem Flußufer; die Ladungen nehmen nie die entgegengesetzte Richtung; folglich ist diese Methode unanwendbar, wo die Transporte hin und zurück geschehen sollen. Seit 36 Jahren haben in den Englischen Bergwerks-Distrikten die Eisenbahnen sehr zugenommen; in der Grafschaft Glamorgan allein bilden sie, nach Dupin, eine Linie von 300 Englischen Meilen. Doch sind es alle nur vereinzelte Unternehmungen von Privatpersonen und dienen lediglich zur Beförderung von Mineralien nach einer Wasserverbindung. Die erste Bahn, welche durch Parlamentsakte für einen allgemeinen Transport von Personen und Waaren errichtet worden, ist die im Herbst des Jahres 1825 eröffnete Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington. Sie ist etwa 25 Englische Meilen lang, aus einer einfachen Bahn bestehend, die in Zwischenräumen von einer Viertelmeile mit Seitenübergängen für das Ausweichen der Wagen versehen ist.

Der Entwurf zu einer Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester wurde zum ersten Male im Jahre 1822 gemacht. Nach mancherlei vorläufigen Maaßregeln, die ein so umfassendes und schwieriges Unternehmen erheischte, ward eine Gesellschaft gebildet, die im Oktober des Jahres 1824 einen Prospektus bekannt machte, dem gemäß 4000 Actien, jede zu 100 Pfd. Sterl., untergebracht werden sollten. Man fand bald, daß diese Summe nicht zureichen würde. Im folgenden Jahre wurde eine auf dieses Projekt bezügliche Bill eingebracht, die jedoch erst im Jahre 1826 passirte. Das Verhältniß von Liverpool und Manchester in gewerblicher Hinsicht macht eine schnelle, sichere und wohlfeile Verbindung zwischen diesen beiden Orten zu einem Gegenstande nationaler Wichtigkeit. Aus dem Hafen von Liverpool erhält Manchester alles rohe Material, und dorthin geht ein großer Theil seiner Fabrikate, um nach allen Theilen der Welt verschifft zu werden. Durch die Wasser-Communicationen werden die Wege etwa in 36 Stunden zurückgelegt, wobei freilich Wind und Ebbe Verschiedenheiten hervorbringen. Vermittelst der Eisenbahn geschieht dieser Transport in 2 bis 3 Stunden, und zwar regelmäßig, sicher und höchst bequem, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Die Zeitersparniß ist ein eben so großer Vortheil als die hierdurch bewirkte Sicherheit des Absatzes. Die verschiedene Lage dieser Städte im Jahre 1760, als der Kanal des Herzogs von Bridgewater unternommen worden, und im Jahre 1824, als sich die Eisenbahn-Compagnie bildete, zeigt den raschen Wachsthum ihrer Wichtigkeit für den Waaren-Verkehr. Manchester, das 1760 nur 22,000 Einwohner und 30 Jahr später nicht mehr als Eine Dampfmaschine hatte, zählte i. J. 1824 150,000 Einwohner und mehr als 200 Dampfmaschinen, nebst 30,000 durch dieselben getriebene Webstühle. Während derselben Periode ist die Bevölkerung von Liverpool von 26 auf 125,000 Seelen, die Zahl seiner jährlich einlaufenden Schiffe von 2560 auf 10,000 gestiegen. Im Jahre 1784 wurden aus Amerika 8 Säcke Baumwolle eingeführt, 40 Jahre später — 409,670 Säcke. Die Waaren-Masse, welche täglich zwischen beiden Städten passirt, ward i. J. 1824 auf tausend Tonnen geschätzt und hat seitdem sehr zugenommen.

Die Arbeiten an der Bahn nahmen, unter Leitung des Herrn George Stephenson, im Juni 1826 ihren Anfang; die Beschaffenheit des Erdbodens bot außerordentliche Schwierigkeiten dar. Um die horizontale Richtung zu erhalten, mußten Tunnels angelegt, Anhöhen abgetragen, Wälle errichtet, Brücken geschlagen und Moräste in der Mitte ausgetrocknet und an den beiden Seiten eingedämmt werden. Die Eisenbahn geht vermittelst eines Tunnels in Liverpool hinein und ist solchergestalt mit den Docks in Verbindung gebracht, ohne eine einzige Straße zu berühren, da der Weg unter der Stadt hinläuft. Im September 1826 wurde der erste Schacht zu diesem unterirdischen Wege eröffnet; derselbe ist 2250 Yards lang, 22 Fuß breit und 16 hoch. Der Eingang des Tunnels bei Wapping ist 46 Fuß breit und für 4 Bahnen eingerichtet, zwischen denen Pfeiler sich erheben. Ueber einem vollkommen wagerecht laufenden Theile des Tunnels befinden sich die Waarenlager der Gesellschaft, aus denen mittelst Fallthüren die Wagen unterhalb beladen und ausgeladen werden können. Die Mündung des Tunnels ist 123 Fuß höher als der Eingang. Dieses Werk war im September 1828 mit einem Aufwande von 34,791 Pf. Sterling beendigt. 89 Gaslampen erhellen den Weg, dessen Wände weiß angestrichen sind, um das Licht zu verstärken; er endigt in eine aus dem Felsen gehauene geräumige Fläche, von welcher ein Nebentunnel von 290 Yards Länge ausgeht, welcher mit dem oberen Theil der Stadt in Verbindung steht und bis an die Magazine der Compagnie in der Kronstraße reicht, wo die Hauptstation ihrer Wagen sich befindet. Ueber jene Fläche erheben sich zwei 100 Fuß hohe Dampfschornsteine, wie Säulen, mit schönen Kapitälern versehen; vermittelst der Maschinen werden die beladenen Wagen die hinaufgehende Fläche — deren Neigung $\frac{1}{96}$ beträgt — hinaufgezogen. Oestlich von beiden Tunnels geht der Weg durch einen hohen Bogengang, der die beiden Maschinenhäuser verbindet. Hier krümmt der Weg sich etwas, ist aber 1000 Yards völlig wagerecht, in den folgenden $5\frac{1}{2}$ Meilen hat er bloß einen Fall von 4 Fuß pro Meile. Nur durch die größte Anstrengung ist diese so unmerkliche Senkung erreicht worden. Aus einer Anhöhe, der Olivenberg genannt, mußten 480 tausend Cubik-Yards Stein herausgeschafft werden, welche wiederum zur Errichtung von Brücken und Wällen angewandt wurden. Hinter jener Anhöhe mußte man durch einen drei Meilen langen Damm den Weg künstlich erhöhen. Etwa 10 Meilen von Liverpool geht der Weg mittelst einer steinernen Brücke über die gewöhnliche Heerstraße hinweg, und nicht weit davon beginnt ein Weg über einen 20 Minuten langen und 20 Fuß tiefen Morast, welcher erst durch 144,000 Cubik-Yards ausgegrabenen Steins und Thons gangbar gemacht ward. Ungefähr in der Mitte des Weges ist das Sankey-Thal, durch welches der Kanal geht. Ueber dieses Thal führt die Bahn vermittelst eines prachtvollen auf 9 Bogen ruhenden Steinganges hinweg; jeder Bogen ist 50 Fuß weit, 60 bis 70 Fuß hoch, aus Ziegeln gemauert mit Quadersteinen an den Vorderseiten; die Breite der Bahn zwischen der Brustwehre beträgt 25 Fuß. Etwa 200 Pfeiler von 20 bis 30 Fuß Länge, die gänzlich in den Boden eingemauert sind, bilden die Grundlage, ein 60 Fuß hoher Damm den Zugang zu diesem Viadukt. Bei Newton geht die Bahn über die Heerstraße und einen Fluß hinweg; zwei Meilen weiter mußte eine Anhöhe durchstochen werden, aus welcher 810,000 Cubik-Yards Thon und Sand in die Höhe geschafft wurden. Hinter jener Anhöhe ist die Bahn mit einer anderen in Verbindung gesetzt, wodurch die gleiche Communication mit Bolton bewerkstelligt wird, und nicht weit davon beginnt der 4 Meilen lange Morast, 10 bis 35 Fuß tief, aus Sand, Thon und einer oberen Schicht vegetabilischer Materie bestehend. Mittelst zweier Dämme und mit einem Kostenaufwande von 27,719 Pf. Sterling wurde die Bahn glücklich über dieses schwierige Erdreich hingeleitet. Eine Meile hinter diesem Morast geht der Weg über den Bridgewater-Kanal hinweg, und hierauf, 4 Meilen von Manchester, durch einen Felsen. In Manchester trennt die Eisenbahn auf einer schönen steinernen Brücke den Fluß Irwell und gelangt über 22 Bogen und eine Brücke in die Station der Compagnie in der Wasserstraße. Die ganze Linie bildet eine Länge von 31 Englischen ($6\frac{1}{2}$ Deutschen) Meilen.

Die Bahnen bestehen aus Stäben von Schmiedeeisen, 5 Yard lang und 175 Pfund schwer; die Unterlagen zum Theil aus Steinen (auf einer Strecke von etwa 18 Meilen) zu 4 Kubikfuß, zum Theil aus Balken von Eichen- oder Lerchenholz. Der hölzernen Unterlagen hat man sich hauptsächlich auf den Dämmen und dem morastigen Boden bedient, wo der Grund wahrscheinlich sich etwas senken wird; die

steinernen ruhen auf einem 1 Fuß tiefen Lager von Sand und zerschlagenen Felsstücken und werden durch dasselbe Material, das 1 Fuß hoch zwischen sie vertheilt ist, an ihrer Stelle festgehalten. Alle 3 Fuß ist eine solche Unterlage und jede hat zwei Löcher, ½ Fuß tief und 1 Zoll weit, in welche eichene Pflöcke eingeschlagen sind; an diese Steine und Pflöcke sind Piedestale aus Gußeisen und an diese die Wohnstabe befestigt, welche letztere 2 Zoll breit sind und sich einen Zoll über die Fläche erheben. Sie sind mit sorgfältiger Genauigkeit gelegt, 4 parallele Bahnen bildend, so daß zwei Züge von Wagen in entgegengesetzten Richtungen ungefährdet passiren können. Zwei Stellen ausgenommen, beträgt die stärkste Abweichung von der Horizontallinie nur $\frac{1}{96}$. Die Bahn auf der Spitze des Tunnels in Liverpool ist 46 Fuß höher, als der Weg in Manchester; die Richtung ist fast durchgehends die der geraden Linie, selten übersteigt die Krümmung das Verhältniß von 4 Zoll zu 22 Yard.

Nachdem die Direktoren der Gesellschaft darüber einig geworden waren, daß von Pferden kein Gebrauch auf dieser Bahn gemacht werden solle, wurde im April 1829 eine Belohnung von 500 Pfund Sterling für die vollkommenste Beförderungs-Maschine ausgesetzt. Die Versuche zu diesem Zwecke wurden 1829 den 6. Oktober angestellt. Vier Dampfwagen traten als Bewerber auf; eine Strecke von 1¾ Meilen sollte 40 Mal durchlaufen und mit einer verhältnißmäßigen Last in der Stunde mindestens zehn Meilen zurückgelegt werden. Der einzige Wagen, der die Bedingungen erfüllte, war der „Rocket", welcher nebst dem 40maligen Umwenden die Entfernung in weniger als 6½ Stunden zurücklegte. Die Herren Booth und Stephenson erhielten die Prämie, und ähnliche Wagen werden jetzt auf der Eisenbahn gebraucht. Das ganze Unternehmen war im September 1830, also in etwas mehr als 4 Jahren, glücklich zu Ende gebracht. In Allem sind zwei Tunnels gebaut, sechs beträchtliche Anhöhen durchstochen und meist aus dem Felsen gehauen und 3 Millionen Kubik-Yard Material herausgeschafft; hohe Berge und Dämme sind errichtet, 63 Brücken geschlagen; von diesen gehen 30 über die Bahn, auf 28 geht die Bahn über die Heerstraße und auf 5 über Flüsse und Kanäle fort; 22 dieser Brücken sind aus Ziegeln, 17 aus Holz und Ziegelsteinen, 41 aus Ziegeln und Stein, 11 aus Holz, 2 aus Holz und Stein gebaut. Die doppelte Reihe der Eisenbahn wiegt 3547 Tonnen, die Gußeisen-Gestelle 1425 Tonnen, zusammen 96 Tausend Centner. Die Kosten betrugen etwa 820,000 Pfund Sterling.

Den 15. September 1830 wurde die neue Eisenbahn feierlich eröffnet; 8 Dampfwagen, an denen 28 Wagen befestigt waren, gingen um ¾ auf 11 Uhr Mittags von Liverpool ab. Die ersten 16 Meilen wurden in 56 Minuten zurückgelegt. Mehrere angesehene Personen, die dazu geladen waren, befanden sich in den Wagen. Als man nach einer kleinen Pause von Parkfield abfuhr, hatte bekanntlich Herr Huskisson das Unglück, von dem „Rocket" tödtlich verletzt zu werden. Den folgenden Tag verließ der „Northumbrian" — ein Dampfwagen von 14 Pferde Kraft — mit 130 Passagieren Liverpool und kam in 1 Stunde und 50 Minuten in Manchester an; Abends kehrte er mit 21 Personen und 6000 Pfund Gepäck in 1 Stunde und 48 Minuten zurück. Vom 17ten an begannen 6 Wagen regelmäßige Fahrten. Am 23. November legte ein Dampfwagen mit 3 Personen den Weg in 58 Minuten zurück, mithin die Deutsche Meile in 8 Minuten 38 Sekunden. Die erste Ladung Kaufmanns-Waare nahm den 4. Dezember der „Planet" mit, und die 18 Wagen, welche nebst den Gütern etwa 80 Tonnen an Gewicht hatten, bewerkstelligten die Reise in 2 Stunden und 54 Minuten, worunter drei Mal ein Aufenthalt von 5 Minuten. Den 25. Februar 1831 legte der „Samson" mit 30 Wagen — zusammen 164¾ Tonnen schwer — den Weg sogar in 2 Stunden und 34 Minuten zurück, 13 Minuten des Anhaltens mit eingerechnet, so daß die eigentliche Fahrt nur 141 Minuten währte; die Maschine verbrauchte 1376 Pfund Steinkohlen, also nicht 8¾ Loth pro Meile für die Tonne. Berechnet man die Schnelligkeit durchschnittlich auf 13 Meilen die Stunde, so würde die nämliche Arbeit siebzig gute Pferde erfordert haben.

Vom 15. September bis zum 31. Dezember 1830 passirten über 70,000 Personen die Eisenbahn, unter denen nur eine einzige beim Einsteigen ein Bein brach; die Zahl der Passagiere im ersten Halbjahr 1832 betrug 256,321, im zweiten 182,823; in dem genannten zweiten Semester beförderte die Compagnie 86,842 Tonnen Kaufmannsgüter und 39,940 Tonnen Kohlen, d. i. 7821 Tonnen Waaren und 10,494 Tonnen Kohlen mehr als in dem ersten Halbjahr. Die Ausgabe vom 1. Juli bis 31. Dezember 1832 belief sich auf 48,218 Pfd. Sterl. 8 Sh. 10 P., die Einnahme auf 80,902 Pfd. 2 Sh. 10 P., so daß auf jenes halbe Jahr ein reiner Gewinn von 32,623 Pfd. 14 Sh. herauskam. Das durch Aktien oder Anleihen zusammengebrachte Gesammtkapital beträgt 1,024,375 Pfd. Sterl.; in Allem hat der Gewinn bis zu Ende des vorigen Jahres 145,509 Pfd. 7½ Sh. betragen.

Ungeachtet die Schnelligkeit der Fahrt dem Gallop eines Pferdes gleich kommt, empfindet doch der Reisende nicht das mindeste Unbehagen; bei der gleichförmigen und sanften Bewegung merkt er nur an den vorüberfliegenden Gegenständen, wie rasch er den Weg zurücklegt. Die Neuheit des Schauspiels ist höchst ergötzlich. Der Reisende fährt in der reinsten Luft, unter sich Thäler, Flüsse, Bäume und menschenreiche Heerstraßen. Vielleicht daß die entferntesten Orte Englands binnen wenigen Generationen durch solche Wunderwerke einander näher gerückt sind, und wenn in Jahrhunderten der langsamere Kontinent dieses Beispiel nachahmt, dürften die aus der Isolirung und der Verschiedenheit der Sprachen und der Klimate entspringenden Uebel allmälig verschwinden und einem Zustande des Friedens und allgemeiner Civilisation Platz machen.

Bibliographie.

True stories etc. (Wahre Erzählungen aus der Geschichte Irlands.) Von Mac Gregor. Pr. 10½ Sh.

The leading idea of christianity. (Der Grundgedanke des Christenthums.) Von Ch. Mac Ilwaine. Pr. 6 Sh.

Narrative etc. (Bericht über einen Aufenthalt am Londoner Hofe in den Jahren 1817 bis 1825.) Von dem Amerikanischen Gesandten R. Rush. Pr. 14 Sh.

Ostindien.

Thierkämpfe bei den Hindu's.

Als Capitain Basil Hall den Radschah von Mysore besuchte, unterhielt ihn dieser mit einigen Thierkämpfen, welche barbarische Belustigung der lebendige Erzähler in seinen Reise-Fragmenten also beschreibt:

„An einer Seite des freien Platzes und innerhalb des Kreises standen zwei schöne Leoparden an besondere Pfosten gekettet. Da man diese Thiere Tages vorher im Rohrgebüsch gefangen hatte, konnte nichts glatter und glänzender seyn, als ihre Felle. In die Nähe dieser edlen Thiere trieb man, wie zum Kontrast, zwei ganz ledige Esel, von denen jedem eine kugelförmige und leere lederne Flasche, ungefähr so groß, daß ein Mann sie umklaftern konnte, am Schwanze hing. In diese Maschinen hatte man eine Hand voll Kies oder Erbsen gethan, damit sie ein Geräusch machten, wenn das arme Geschöpf einhertrabte. An der anderen Seite der Arena standen zwei bemalte menschliche Figuren aus Holz, auf Stäbe gestützt, die im Boden steckten. Dem Sitz des Radschahs gerade gegenüber war ein ungeheurer Käfich aus starken hölzernen Stangen dicht an die ausgespannten Stricke geschoben. Jetzt öffnete sich eine Thüre an dem Käfich, und wir entdeckten uns gegenüber einen großen Königstiger in der Positur einer Sphinx, der eben im Begriff schien, loszuspringen. Er hatte ein gräulich wildes Ansehen, und das durfte nicht Wunder nehmen; denn seit seiner mehr als zweitägigen Gefangenschaft war wenig oder nichts in seinen Magen gekommen. Das Königliche Thier schien sehr übel gestimmt, Leuten, die ihn so unzart behandelt hatten, noch Kurzweil zu verschaffen, und selbst als das Netzwerk weggezogen und ihm freier Spielraum vergönnt war, wollte er keinen Zoll weit vorwärts. Vielleicht erschreckten ihn das Geschrei so vieler tausend Gaffer, das Hörnerblasen und Trommelwirbeln, die emporgereckten Rüssel ganzer Reihen von Elephanten, das Wiehern und Bäumen der Pferde ringsumher. Auch mochte ihm die jämmerliche Esels-Kohorte mit ihren Erbsen-Flaschen kein starkes Reizmittel seyn. So viel ist gewiß, daß ihn weder Neckerei mit Stöcken noch Schläge auf den Käfich in Bewegung brachten, bis ihm eine Hand voll Raketen den Hintertheil versengte. Im Augenblick dieser Explosion stieß er ein entsetzliches Gebrüll aus, that einen gewaltigen Satz in den Kreis, blieb dann plötzlich stehen und stierte mit argwöhnischem Getwsen nach allen Seiten. Nach einigen Sekunden kehrte er um und rannte wie ein Feiger zurück; allein die Thüre des Käfichs war geschlossen. Jetzt machte er eine halbe Schwenkung und sprang mit ungeheurer Gewalt gegen die Stricke. Hätte man das Netzwerk nicht so schlaff gelassen, daß seine Kraft sich erschöpfte, bevor es angespannt ward, so glaube ich in der That, er würde die Maschen durchbrochen oder einige Pfosten niedergerissen haben. Statt dessen verwickelte er sich bloß, worüber er alle Geduld verlor, wenn er je welche besaß; er wüthete, brüllte und peitschte dabei fürchterlich mit seinem Schweife, bis er wieder frei war. Dann wendete er sich, schoß durch die Arena wie eine Congrevische Rakete, that einen riesigen Katzensprung und packte eine jener hölzernen Figuren, deren Kopf er in einem Nu abbrach. Dabei ließ er ein gräuliches Knurren befriedigter Rache hören, das fähig war, einem das Blut erstarren zu machen. Sobald er sich gefoppt sah, schleuderte er den Kopf weit von sich und zerstückte die ganze Figur mit seinen Klauen; dann versuchte er von neuem, die Schranken zu durchbrechen, allein wieder vergebens. Einmal glaubte ich wirklich, er könnte entwischen, wenn er an der Stelle hinüberkletterte, wo sein Käfich stand. Seine beiden Vordertatzen waren schon auf dem Dache, und ohne große Anstrengung hatte er den Körper nachschwingen können, um von da aus einen Sprung in den Volkshaufen zu thun, der eine ziemliche Sensation erregt hätte! Zum Glück behauptete ein muthiger Knabe von etwa zwölf Jahren, der sich aus Schaulust auf den Käfich gesetzt hatte, seinen Platz, während alle seine älteren Gefährten, aus Furcht vor dem Rachen des Tigers, der sich dicht vor ihnen aufthat, rechts und links aus einander stoben. Das kecke Bürschchen hielt einen kurzen dicken Knüttel in der Hand, und sobald der Tiger über den Stecken zum Vorschein kam, versetzte er ihm einen so derben Schlag auf die Nase, daß das Thier in die Schranken zurücktaumelte. Ein allgemeines Beifalljauchzen erfolgte, und ein alter muhammedanischer Krieger, der unter der erloschenen Dynastie Offizier gewesen war, sagte uns flüsternd, eben solch eine That hätte man von Hyder Ali, seinem ehemaligen Gebieter, in dessen Jugend erwarten können. Der getäuschte Tiger griff nun die andere Figur an und riß ihr den Kopf ab, wie er mit der vorigen gethan; statt aber in Leidenschaft zu gerathen, wie bei der ersten Entdeckung der Mummerei, blieb er still stehen, Kopf und Schweif senkend und von der Figur abgewendet, als schämte er sich, zweimal gefoppt zu seyn. In dieser Stellung blieb er einige Minuten mit halb geschlossenen Augen und wiegte den Kopf ruhig von einer Seite zur anderen; dann legte er sich nieder. Jetzt wurde ein Dutzend kläffender Hunde in den Kreis gelassen. Einige derselben begnügten sich damit, das Königliche Thier von fern zu beschauen; aber keiner näherte sich ihm, ausge-

nommen ein Englisches Windspiel, das jedoch ebenfalls zu klug war, um anzugreifen, und nichts that, als bellen und knurren. Einmal oder zweimal kam dieser Hund dem Tiger so dicht vor die Nase, daß es uns wunderte, daß der fürchterliche Gegner nicht seine Tatze erhob, um ihn mit Einem Schlage zu zerschmettern. Mittlerweile stürmten die übrigen Hunde geschaart auf einen der gefesselten Leoparden los — ein höchst unerhörlicher Kampf; als aber der Leopard so glücklich war, einen von der Meute bei der Hüfte zu packen, flößte er den lärmenden Gesellen solchen Respekt ein, daß sie allzumal davonliefen und auf die weniger furchtbaren Esel Jagd machten. Diese armen Thiere, durch das Getöse der Flaschen an ihren Schwänzen eingeschüchtert und von den Hunden zerzaust, mußten bald unterliegen, worauf ein neues entferntes Manöver gegen die Leoparden losging, das natürlich ohne Erfolg blieb. Jetzt war der Radschah vermuthlich und seine Gesellschaft gewißlich der vielen Kappalien müde, und Seine Hoheit befahlen einem ihrer Höflinge, mit Bogen und Pfeil auszurücken. Der Offizier gehorchte, stellte sich dem Tiger gegenüber und schoß mit großer Behutsamkeit einen Pfeil gegen das wehrlose Thier. Sogleich sprang dieser gegen die Stricke; da empfing er einen zweiten Pfeil in die Brust, taumelte zurück und blickte seinen Gegner an, als wollte er ihm Vorwürfe machen. Dies gab dem kaltblütigen Hofmann Zeit, noch öfter zu schießen, bis das arme Thier gleichsam mit Pfeilen gespickt war; dennoch blieb er, zu unserem großen Erstaunen, fest auf den Füßen. Wenn ein Pfeil seine Seite durchbohrte, kehrte er nur den Kopf um und brach ihn mit dem Maule ab, während die Spitze tief stecken blieb. Wir sahen, wie einer der Pfeile ihm quer durch den ganzen Körper ging, und erinnerten uns dabei unwillkürlich an das alte Lied von Chevy Chase, in dem „ein ellenlanger Gänsekiel von dem Herzblut eines Kriegers gefärbt wird." Da nichts einen verdrießlicheren Anblick gewährte, als diese ruchlose Methode, ein so edles Thier umzubringen, wendeten sich Einige von uns an den Radschah, mit der Bitte, daß es Einem der Gesellschaft vergönnt seyn möge, den Tiger à l'Anglaise aus der Welt zu schaffen. Diese Gunst wurde uns gern bewilligt, und es war merkwürdig, zu sehen, wie plötzlich der Tod einer einzigen Musketenkugel folgte, obgleich schon acht oder zehn Pfeile in den Körper des Thieres gedrungen waren, ohne die geringste sichtbare Wirkung zu thun."

Mannigfaltiges.

— Dampfmaschinen zum Kriegsgebrauch. Da es „nichts Neues giebt unter der Sonnen", warum sollten wir nicht noch den Tag erleben, wo unsere Heere, gleich Sisera, dem Feldherrn des Jabin, Königs von Syrien, neunhundert eiserne Wagen in's Feld führen! Man erwäge nur die Wirkung eines Pelotons von Dampf-Wagen, das sich längs einer Straße gegen eine eng geschlossene feindliche Kolonne bewegte. Die vereinte Muskelkraft der ganzen Mannschaft würde solch einem Maschinen-System nicht widerstehen. Die Kolonne müßte zerstreut oder zerschmettert werden, und gelänge eines von diesen Experimenten nicht ganz, so brauchte man nur den Dampf umzulenken, und sie kämen mit gleicher Kraft wieder, zum gänzlichen Verderben jedes Wesens, das Widerstand versuchte. Man ermesse ferner die Wirkung ihres betäubenden Geräusches auf die Reiterei, und was für große Vortheile eine solche Reihe bewaffneter Blockhäuser (wenn wir Maschinen, die aus Platten von schußfestem Eisen bestehen, so nennen dürfen) bei Deckung eines schwachen Punktes der Linie eines Angriffes u. s. w. gewähren könnte!

(United Service J.)

— Die Geschosse der alten Briten. Der Bwa (Bua) oder Bogen war eine alte Celtische Waffe, die man schon lange in Britanien kannte, ehe der Römische Arcus dort seine Aufwartung machte. Herodot bemerkt, daß Abneis (Ab Aris, Sohn des Moes), ein Priester der Hyperboräer, die Einige für Englands Urbewohner halten, einen Pfeil aus Rohr bei sich geführt habe. Die Triaden feiern Gwrneth, den Scharfschützen, als Einen, der mit Rohr-Pfeilen schoß, und das uralte Sprichwort: „Nil hydre ond Bwa" (Keine Stütze außer dem Bogen) giebt uns einen Begriff von dem Werthe, den man weiland auf das Bogenschießen legte. Sowohl Gwrneth als Abaris mögen mythologische Personen seyn; aber man hätte ihnen keine Rohr-Pfeile zugeschrieben, wäre dies Material nicht in Britanien von allgemeinem Gebrauch gewesen. Die Pfeile waren mit scharf zugespitzten Knochen oder Feuersteinen bewehrt und wurden in einem Cawell Saethau, oder Köcher von geflochtener Arbeit, getragen. Die anderen Waffen dieser Periode hatten einen ähnlichen Charakter. Durch die Phönicier wurden sie alle in Bronze nachgeahmt, eine Kunst, worin dieses Volk später die Briten selbst unterrichtete, wie die Entdeckung der Matrizen zur Genüge darthut.

(Gentleman's Magaz.)

— Sonderbarkeiten im Sprachgebrauch der Indo-Briten. Unter Indien verstehen die Indo-Briten nur die Halbinsel Hindostan. Schon Ceylon wird nicht mehr dazu gerechnet, vermuthlich, weil es unmittelbares Eigenthum der Krone und nicht eine Besitzung der Compagnie ist. Auf der Halbinsel selbst beehrt man zuweilen einzelne Flecke mit Ländernamen. So erinnere ich mich, daß es in einer gewissen Zeit des Jahres in Bombay Sitte war, von einem Gang nach Deccan zu sprechen, welches Wort eine unermeßliche aus vielen Provinzen bestehende Länderstrecke bezeichnet, während diejenigen, die sich dieses Ausdrucks bedienten, nur Einen Punkt in derselben verstanden, — einen kleinen Schwemm-Platz. Was aber den Fremden, der Indien zuerst betritt, am meisten in Staunen setzt, ist der Gebrauch des Wortes Europa, wenn man nur von England spricht. Fragt man z. B. einen Menschen, der eben ein Zeitungsblatt liest, ob es ein Europäisches sey, so kann er wohl entgegnen: „Nein, — es ist die Frankfurter Zeitung." Die Worte England oder Englisch werden fast nie gebraucht. Wenn Jemand unbedachtsamer Weise sagte, er habe ein Paar Englische Schuhe, zum Unterschied von solchen, die in Indien gemacht sind, so würde schon dieser Verstoß gegen den Sprachgebrauch den Neuling verrathen. Er hätte sagen müssen: „Europäische Schuhe."

(Basil Hall.)

— Edelmuth eines Elephanten. Ein König von Ceylon war von seinen Feinden umzingelt. Als die Königin dies vernahm, übergab sie ihren noch unmündigen Sohn seiner Amme, mit dem Befehl, das Knäblein nach dem Stalle der Elephanten zu bringen, den Königlichen Elephanten von der Noth seines Herrn zu benachrichtigen und das Kind von ihm zertreten zu lassen, damit es nicht durch Feindes Hand stürbe. Die Amme gehorchte; allein der Elephant, von Mitleid ergriffen, zerbrach seine Kette, drang, nach Erbrechung des großen Portals, in den Palast, nahm den König auf seinen Rücken und brachte ihn nach einem Seehafen. Der König rettete sich zu Schiffe, kehrte nach drei Jahren mit großer Heeresmacht zurück und gelangte wieder auf den Thron. Er war hoch erfreut, als er seinen Retter noch am Leben fand, belohnte den Elephanten mit einem schönen Stück Landes und überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen.

(Heilige Bücher der Cingalesen.)

— Nachrichten der Cingalesen über die erste Ankunft der Europäer auf Ceylon. In dem christlichen Jahre 1522 (im April) wurde dem König von Colombo angesagt, daß ein sehr weißes und schönes Volk im Hafen gelandet sey; sie trügen eiserne Stiefeln und Hüte, verzehrten eine Art weißer Steine (Brod) und tränken Blut (Wein). Auch hätten sie Feuerröhre, die wohl noch lauter als der Donner krachten. Eine aus denselben geschossene Kugel flöge ein paar Meilen weit und könnte eine Festung von Marmor, ja selbst von Eisen, zerschmettern. Der König berief sogleich einen außerordentlichen Staatsrath, und man diskutirte darüber, ob die Fremdlinge — es waren Portugiesen — aufgenommen oder bekämpft werden sollten. Einer seiner Vasallen erbot sich, selbst nach dem Hafen zu gehen und genaue Kenntniß von den Portugiesen zu nehmen. Das Resultat seiner Nachforschung war, daß man keine Ursache zu Feindseligkeiten habe, und daß es recht ersprießlich seyn dürfte, wenn der König dieser Nation Audienz verstattete. Demnächst erhielten einige Portugiesen Zutritt; der König beschenkte sie mit einigen Dörfern, gab ihnen auch Geschenke für den König von Portugal, dessen Freundschaft er sich empfahl, und ward von ihnen mit Geschenken beehrt. So wurden beide Könige die besten Freunde, und seit jenem Tage verblieben die Portugiesen in Colombo.

(Geschichts-Bücher der Cingalesen.)

— Latein in Polen. Aus einem Verzeichniß der in den verschiedenen Polnischen Provinzen erschienenen Lateinischen Klassiker, welches der „Geschichte der Lateinischen Sprache in Polen", von Karl Mecherzynski, beigefügt ist, ergiebt sich, daß daselbst am meisten Ciceronische Werke im Druck herausgegeben wurden, indem sich die Zahl der Editionen dieses Autors auf 45 beläuft. Die älteste Ausgabe einer Ciceronischen Schrift ist das um das Jahr 1500 in der Halerschen Druckerei zu Krakau erschienene Buch de senectute. Vom Horaz zählt man 8 Ausgaben, die erste davon aus dem Jahre 1521; vom Virgil 6, die erste aus dem Jahre 1642; vom Ovid 4, die erste aus dem Jahre 1529. Nächst Cicero erlebte Aelius Donatus die meisten Ausgaben, nämlich 10, die erste um das Jahr 1530. Die Lateinische Sprache war im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert unter den höheren Ständen in Polen fast allgemein verbreitet; es war die Sprache der Könige. Barbara Zapolska, die Gemahlin Sigismund's I., verstand nicht nur die Werke der Lateinischen Klassiker vollkommen, sondern schrieb auch an ihren Gemahl, den König, während dessen Abwesenheit Lateinische Briefe. Bona Sforza, die zweite Gemahlin dieses Königs, eine äußerst gebildete Frau, bediente sich selbst im vertraulichen Umgange mit dem Könige am häufigsten der Lateinischen Sprache. Kromer sagt, daß es selbst mitten in Latium nicht Viele gäbe, die sich im Latein mit den Polen messen könnten. Selbst die Mädchen, vom Adel- wie vom Bürgerstande, in Städten und Klöstern, lasen und schrieben eben so gut Lateinisch wie Polnisch. Von der Vorliebe für die Lateinische Sprache, so wie überhaupt für die Wissenschaften, und von den Fortschritten der Civilisation in Polen giebt folgende in obigem Werk citirte Stelle aus den „Denkwürdigkeiten der Wahl Heinrichs von Valois", von dem Französischen Schriftsteller J. Choisnin, einen Beweis: „Unter hundert Edelleuten", sagt derselbe, „findet man kaum zwei, die nicht die Lateinische, Deutsche und Italiänische Sprache verständen. Sie lernen sie in den Schulen, und zwar mit leichter Mühe, weil es in Polen kein so schlechtes Dorf, ja keine Schenke giebt, wo man nicht Leute findet, die jener drei Sprachen mächtig sind; denn es ist auch in jedem noch so unbedeutenden Dörfchen eine kleine Schule."

— Bemerkung der Redaction. Sehr viele Deutsche Blätter, und darunter sogar einige Berliner, drucken die Artikel des „Magazins" oft unmittelbar nach ihrem Erscheinen nach, und zwar ohne auch nur die Quelle anzudeuten, aus der sie geschöpft haben. Wir bemerken dies für minder aufmerksame Leser, die unter solchen Umständen leicht glauben könnten, daß der umgekehrte Fall stattfinde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Mittwoch den 5. Juni 1833.

England.

Die Kunst des Uebersetzens.

Bei Gelegenheit einer kürzlich von Hayward herausgegebenen Uebersetzung von Goethe's „Faust" in Englischer Prosa.

Als man zuerst in England anfing, den aus dem Backofen aufsteigenden Brodem aufzufangen und zu destilliren, ließ ein Bäcker auf sein Ladenschild setzen: „Hier bekommt man Brod, aus dem kein Spiritus gezogen ist." Mit dem Uebersetzen geht es in dieser Hinsicht fast wie mit dem Backen. Die Welt ist 6000 Jahr alt geworden, ehe sie entdeckt hat, daß bei diesem Prozesse nothwendig ein Theil des Geistes verflüchtigen muß, und daß von den beiden Methoden, die man befolgen kann, diejenige, welche den Geist am besten zu erhalten verspricht, gewöhnlich verkehrte oder halbe Arbeit liefert. Der Uebersetzer eines Gedichts hat die Wahl zwischen Versen und Prosa. Wählt er Prosa, so sagt er uns offen, was wir zu erwarten haben, nämlich nichts weiter, als die Substanz in ehrlichem Englisch aufgetischt; hängt er aber das Schild der Poesie aus, so sind es nur allzu oft falsche Farben. Er giebt sich das Ansehen, uns das Werk selbst zu liefern; allein, der verflogene Spiritus ist nur allzu gewöhnlich durch Alaun und andere Fälschungs-Ingredienzen ersetzt. Eine Uebersetzung in Prosa, die mehr als ein Schulbuch seyn will, ist daher eine Neuerung in der Englischen Literatur, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.

Was wir von Philosophie und Literatur wissen, verdanken wir größtentheils den Griechen. Ihre Verachtung aller nicht Griechischen Bildung ließ den Gedanken nicht in ihnen aufkommen, einen Römischen Schriftsteller oder gar einen orientalischen zu übersetzen. Die Römer nahmen, was Geschmacksachen betraf, alles von den Griechen an, ohne es prüfen oder verbessern zu wollen; doch ahmten sie mehr nach, als daß sie übersetzten. Wenn sie ja etwas übersetzten, so geschah es zur eigenen Uebung, oder um sich die Mühe des Selbstkomponirens zu ersparen, wie z. B. Bühnenstücke, um sie aufzuführen. Beide Sprachen sind so nahe verwandt, ihre Versmaaße sind so übereinstimmend, daß in solchen Fällen das poetische Original, obgleich nur in einer Nachahmung, unentstellt blieb. Wie wenig dem Römischen Publikum daran lag, die hehren Geburten Griechischer Phantasie bei sich aufzunehmen und einzubürgern, geht daraus hervor, daß sie höchst wahrscheinlich gar keine Lateinische Uebersetzung des Homer, gewiß aber keine gute hatten. Dies scheint freilich, wenn wir auf unsere übersetzungslustige Zeit blicken, kaum glaublich; allein, wenn es eine gegeben hätte, so würde man sie wohl mehr als einmal erwähnt finden, und bei einem so kriegerischen Volke wäre die Ilias bald zum Lieblings-Gedichte geworden. In ihren Schriften findet sich keine Spur, daß sie sich je mit den Regeln einer guten Uebersetzung beschäftigten. Der heilige Hieronymus fand ein noch unangebautes Feld, als er über Theorie und Praxis derselben schrieb. Indem er die besten damals bekannten Uebersetzungen aufzählt, und wie gewöhnlich die Regeln aus den gegebenen Beispielen ableitet, sagt er: „Ein guter Uebersetzer muß es sich zur Regel machen, die Ausdrücke der fremden Sprache durch passende seiner eigenen zu übertragen. So verfuhr Tullius in seiner Uebersetzung von Plato's Protagoras, von Xenophons Oekonomiken, von Demosthenes Rede gegen Aeschines; so verfuhren jene gelehrten Männer, Plautus, Terenz und Cäcilius in ihren Uebersetzungen der Griechischen Lustspiele*).

Es ist zu bedauern, daß wir diese berühmten Stücke nicht mehr besitzen, um sie mit ihren Originalen vergleichen zu können; doch so trefflich wie uns auch diese Meister-Arbeiten von Meisterhänden übersetzt denken mögen, so ist es doch darum nicht minder wahr, daß die Römer nie die Grundsätze der Uebersetzungskunst als Kunst studirten.

Bei der Wiederherstellung der Wissenschaften im Mittelalter ließ sich anfangs wohl wenig Vollkommenes in dieser Hinsicht erwarten. Auch machte man in der That sehr geringe Ansprüche. Die kleinste und dürftigste Gabe, wenn sie nur aus der Schatzkammer des klassischen Alterthums zu kommen schien, wurde als eine Reliquie verehrt, in welcher Gestalt sie auch geboten wurde. Und im Grunde, wo hätten jene Zeiten auch eine bessere Kenntniß dieses Faches hernehmen sollen? Die Hauptaufgabe einer Uebersetzung begreift die höchsten und schwierigsten Forderungen in sich, die in Hinsicht auf Sprache sich denken lassen. Die Sprache ist, selbst in vielen Fällen des gemeinen Lebens, für den Ausdruck alles dessen, was in unserer geheimnißvollen Natur tiefliegend und unbestimmt ist, ein schwaches, veränderliches und sehr unvollkommenes Instrument. Der Dichter hat zum Theil die Aufgabe mit diesem schwachen Instrumente ein noch künstlicheres und zusammengesetzteres Werk zu Stande zu bringen. Die Schwierigkeiten werden unendlich erhöht, wenn wir (wie bei Uebersetzungen) die Schatten jener poetischen Gedanken und Gefühle, die Worte in einer vielleicht ganz verschieden gebauten Sprache wiedergeben sollen. Wird noch metrische Aehnlichkeit dazu verlangt, so müssen diese Schwierigkeiten in den meisten Fällen zur Unmöglichkeit werden. Die Künste sind alle in einem gewissen Grade von der Vollkommenheit und Brauchbarkeit ihrer Werkzeuge abhängig; nun ist aber die Sprache ein Werkzeug von sehr künstlicher Beschaffenheit. Hätte die Babelsche Verwirrung sie nicht in mehrere Formen zersplittert, so würden die Menschen wahrscheinlich ihre Zweideutigkeit noch schwieriger gefunden haben als jetzt, indem man die verschiedene Geltung derselben Form von Wörtern unter so verschiedenen Graden der Civilisation hätte in Anschlag bringen müssen. Jetzt können wir wenigstens auf unserer Hut seyn; die Schuld ist unser, wenn wir es vergessen, daß wir nur im Besitz eines willkürlichen und höchst zweideutigen Mediums sind, eines Mediums, durch welches ein entsprechendes Aequivalent, selbst bei gleichzeitigen und benachbarten Nationen nicht zu erwarten ist, viel weniger also bei solchen, die wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit einander haben. Die richtige Auffassung der Sprache, als Ausdruck des National-Charakters und der Eigenheiten derjenigen, die sie sprechen, ist noch zu neu in Europa, als daß wir bereits den Probirstein einer philosophischen Kritik, den diese Erkenntniß nothwendig erzeugt, auch bei den Erfordernissen der Uebersetzungen hätten anwenden sollen. Daher kann nichts dürftiger seyn, als unsere „Versuche einer Uebersetzung &c." und alle die Anweisungen, die bis jetzt noch in diesem Fache der Literatur gegeben worden sind. Man hat die großen und charakteristischen Schwierigkeiten davon gänzlich übersehen.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es kein kleines Uebel, daß, während unsere Kenntniß der Sprache, als Werkzeug, sich ausbildet, das Werkzeug selbst, welches uns dienen soll, unmerkliche, aber sehr entschiedene Veränderungen erleidet. Die stufenweise Revolution, welche in der Sprache jeder fortschreitenden Gesellschaft vorgeht, kann von der Art seyn, daß sie dadurch für den Uebersetzer ganz unbrauchbar wird. Nehmen wir an, es handle sich von einer Uebersetzung des Homer. Die Sprachen der Nationen in gleichzeitigen oder analogen Perioden der Civilisation haben von Natur eine gewisse Verwandtschaft. Allein, so wie ein einzelnes Volk in seinen Gefühlen und Sitten weiterschreitet, schreitet auch seine Sprache mit fort, und die früher bestandene Verwandtschaft verschwindet immer mehr, während neue Verschwisterungen sich auf allen Seiten bilden. Lucrez hatte von allen Römischen Dichtern, dem Charakter nach, das Meiste von einem Griechen an sich; allein (abgesehen von dieser persönlichen Aehnlichkeit), kann es wohl zweifelhaft seyn, daß das Lateinische seiner Zeit ein passenderes Sprachrohr für die Stimme Homer's war, als das vergüldete Pfeifchen, zu welchem Seneca und sein Zeitalter sie gemacht hatten? Das Französische des Froissart und Montaigne ist weit Homerischer, als das am Hofe Ludwig's XIV. Dasselbe gilt von dem Englischen aus Elisabeth's und Jakob's Zeiten, gegen das heutige gehalten.

Kommt man erst zur Erkenntniß, welch' ein seltenes Ding eine wahrhaft gute Uebersetzung, der Natur der Sache nach, stets seyn muß, so wird man auch gern einräumen, daß es weislich gehandelt sey, die Schwierigkeiten so viel wie möglich zu vermindern. Es werden deren immer noch genug übrig bleiben. Kann das Metrum des Originals beibehalten werden, so ist der Triumph und die Wirkung um so größer. Es giebt indeß Viele, die diese Bedingung dem Uebersetzer gern erlassen, und sich doch nicht entschließen könnten, ihre Nachsicht so weit auszudehnen, ihn ganz von dem Metrum zu dispensiren; und doch unterliegt Beides denselben Rücksichten. Wenn die Schwierigkeiten des besonderen Metrums, oder des Metrums überhaupt, besiegt werden können, ohne dafür mehr zu opfern, als sie werth sind, so sollte man es ohne Zweifel beibehalten. Bis aber ein Genius ersteht, der Widersprüche, die gewöhnlichen Geistern zu mächtig sind, zu vereinigen weiß, ist es nicht das Vernünftigste, in dem Dilemma, worin man sich befindet, das Beste zu wählen?

*) Hanc esse regulam boni interpretis, ut idiomata alterius linguae, suae linguae exprimat proprietate, quod quidem et Tullium in Protagora Platonis et in Oeconomico Xenophontis et in Demosthenis contra Aeschinem oratione fecisse convincimus, et Plautum, Terentium, Caeciliumque, eruditissimos viros, in graecis comoediis transferendis.

So lange das Publikum nicht so unvernünftig ist, aller Literatur des Auslandes zu entsagen, können die Uebersetzungen durchaus nicht entbehrt werden. Diese Nothwendigkeit angenommen, so folgt daraus, daß wir das Recht haben, sie so gut zu verlangen, als es nur möglich ist, sie zu geben. Was ist nun aber das Beste? — Doch sicherlich das, wodurch das Wenigste vom Original verloren geht, das Wenigste von jenen Eigenschaften, deren Erhaltung am wichtigsten ist. Das eigenthümliche Gepräge und der wahre Inhalt eines Werkes sind doch wohl wesentlichere Eigenschaften, als der Reiz seines Versmaaßes oder der Schmuck und die Wärme des poetischen Stils? Das erste ist das Metall und dessen Gewicht, das zweite ist nur die Politur und Façon. — Dies ist eine jener still gefühlten Wahrheiten, die man da, wo sie einmal Wurzel gefaßt haben, mehr der That nach befolgt, als dem Prinzip nach anerkennt. Wir denken indeß, die Zeit ist nicht fern, wo die widerstrebende Kritik offen anerkennen wird, daß jede Uebersetzung ein Dilemma aufstellt, und daß das Abwägen der Vortheile und Nachtheile gegen einander das einzige Prinzip ist, nach welchem verfahren werden muß.*)

Hayward's eigenes Beispiel kommt jetzt zu denen hinzu, auf die er sich zu Gunsten seiner Uebersetzung in Prosa beruft. Goethe selbst hätte seinen Versuch billigen müssen (?), denn er war so unzufrieden mit unserer einzigen früheren Uebersetzung (der metrischen des Lord F. Leveson Gower), daß er gegen Dr. Granville äußerte: der Beifall, den die edle Uebersetzer gefunden habe, könne nur dem Verfasser des „travestirten Faust" und nicht dem Uebersetzer von Goethe's Faust gelten. Die Englische Literatur hat noch wenige ganz gelungene Uebersetzungen aufzuweisen.

Bis zu dem Punkte und den Gränzlinien, deren wir erwähnt haben, sind wir also für die Uebersetzungen in Prosa. Doch möchten wir nicht, daß man unserer Meinung eine zu weite Ausdehnung gebe. Die Unwahrscheinlichkeit in den meisten Fällen, und in einigen selbst die Unmöglichkeit, daß die Poesie der einen Sprache in die einer anderen übertragen werden könne, ohne sich Freiheiten zu erlauben, welche das charakteristische Gepräge des Originals ganz zu verwischen drohen, kann uns oft dazu treiben, die prosaische Uebersetzung als das kleinste Uebel vorzuziehen. Doch wenn Goethe Recht hat, indem er behauptet, „erst durch Rhythmus und Reim werde die Poesie zur Poesie", so muß in jedem Falle ihr gänzliches Aufgeben ein unersetzlicher Verlust seyn. Man muß Wesen und Flitter genau von einander unterscheiden. Wir haben es nur mit dem ersteren zu thun, und nur dieses kann des Uebertragens werth seyn. Wir geben keinesweges zu, daß bei ächter Poesie der Rhythmus oder Reim nur eine schimmernde Schaale bilde, wodurch der wahre poetische Kern nur versteckt wird. So oft also eine metrische Uebersetzung mit gleicher Trefflichkeit gegeben werden kann, als eine prosaische, sind wir unbedingt für die erstere. Wir sagen nur, daß dies, der Natur der Sache nach, nicht immer geschehen kann, und daß wir in diesem Falle eine gute Prosa schlechter Poesie — unsere prosaische Uebersetzung der Psalmen den Liedern eines Sternhold oder Brady, — die Prosa Hayward's den Reimen seines Vorgängers vorziehen.

Hayward führt auch folgende Stelle aus Wordsworth's Vorrede zu dessen lyrischen Balladen zu seinen Gunsten an. „Es wäre leicht zu beweisen, daß nicht allein jedes gute Gedicht, selbst von der erhabensten Gattung, sich, das Metrum abgerechnet, auf keine Weise von einer guten Prosa unterscheidet, sondern sogar, daß manche der interessantesten Stellen aus den besten Gedichten nichts Anderes sind, als gut geschriebene Prosa." Da auf diese Weise das besondere Thema der Uebersetzungen mit einer förmlichen Theorie über Poesie im Allgemeinen zusammengeschmolzen und von derselben gestützt wird, so ist es nöthig, noch Einiges zu sagen, damit man uns nicht mißverstehe. Die Wahrheit hat nicht immer bloß die Angriffe ihrer Feinde zu fürchten; ihre Sache geht fast eben so oft durch den Eifer verloren, mit welchem ihre Freunde ihren Triumph verfolgen, selbst wenn sie bereits den Gegner aus allen Verschanzungen getrieben haben, indem sie mehr beweisen wollen, als menschliche Erfahrung gelten lassen kann. Um die von Wordsworth aufgestellte Behauptung zu beweisen, ist es nicht hinreichend, einen Band Gedichte zu öffnen und einige Seiten daraus in Prosa zu übertragen. In jedem Gedicht von einiger Länge wird es allerdings immer eine Anzahl Verse und sogar guter Verse geben, die sich bloß in der Stellung der Wörter von guter Prosa unterscheiden; darum aber wird Niemand die Regel aufstellen, daß dies der Fall seyn müsse. Von schlechten oder mittelmäßigen Versen wollen wir gar nicht reden. Leser sowohl als Schriftsteller haben in der letzten Zeit eine offenbare Hinneigung zu der Weise unserer Väter in Sachen der Literatur gezeigt. Diese machten an den größeren Theil eines Gedichts keinen anderen Anspruch, als daß er zum Bande diene, um einige glänzende Stellen zusammenzuhalten. Diesen zu Liebe arbeiten sie sich durch das Uebrige eben so geduldig durch, wie mancher Dilettant, der das Recitativ aushält, bloß der Arie wegen, die darauf folgt. Unsere gebrechliche Natur, welche den fortwährenden Genuß des Trefflichen nicht ertragen kann, bedarf freilich einiger Nachsicht in diesem Betracht; doch, je enger die Gränzen derselben sich ziehen lassen, desto besser ist es. Nach der von Wordsworth aufgestellten Behauptung könnte man wohl fragen, was denn aus jenen Stellen würde, die, wenn man ihnen auch das Metrum nehme, dennoch keine Prosa werden, obgleich sie, seiner Andeutung nach, dadurch aufhören, Poesie zu seyn? Indeß, er weiß dieser Frage zu begegnen; denn es ist für ihn ein Glaubensartikel, den seine Vorrede hauptsächlich verfechten soll, daß es keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Sprache der Prosa und metrischen Compositionen geben könne. Dies ist ein guter Fund für unsere Prosa-Uebersetzer. Woher kommt es denn aber doch, daß so wenige große Dichter sich als Prosaisten auszeichneten? Welch ein Unterschied ist bei ihm selbst zwischen seiner poetischen und prosaischen Diction! Woher käme denn die Schwierigkeit, die Hayward selbst zu seinen Gunsten geltend macht, Verse in nur einigermaßen lesbare Prosa zu verwandeln? Wenn die Sprache beider dieselbe ist und seyn muß, so hätten Umschreiber und Uebersetzer nichts weiter zu thun, als die Kettenglieder der Verse durch Versetzung der Wörter entzweizuschlagen, um Prosa zu erhalten.

Für den Zweck Wordsworth's wäre es hinreichend gewesen, zu beweisen, daß die Sprache der Poesie und der Prosa sich im Allgemeinen nicht entgegenstehen, und daß die natürlichsten und passendsten Ausdrücke für einen Gegenstand, wenn sie mit Kunst gewählt und angebracht werden, auch dem Zweck des Dichters entsprechen müssen. Wir mögen in der Poesie von keiner Schule sprechen hören; wir würden ihm daher von Herzen beigestimmt haben, wenn er sich begnügt hätte, die einseitigen Ansprüche gewisser Schulen bloß zu stellen, welche sowohl das Feld der Dichtkunst als der Philosophie zu einem Tummelplatz sophistischen Scheinwissens und theatralischen Prunks gemacht haben, anstatt ihnen in dem menschlichen Herzen Eingang zu verschaffen. Statt dessen aber baut er selbst eine Schule, deren Schlüssel er zu bewahren gedenkt. Wir treten ihm daher entgegen, nicht wegen dessen, was er zuläßt, sondern dessen, was er ausschließt. Unsere Verehrung für den großen Dichter räumt ihm gern Vieles ein; allein wenn er verlangt, daß wir beinahe das ganze Geschlecht früherer Sänger auf seinem Altar opfern sollen, so ist dies eine Hekatombe, die über unsere Kräfte geht. Herr Wordsworth bemerkt seinen Lesern, daß sie, wenn sie seine Poesie recht genießen wollten, Vieles von dem aufgeben müßten, woran sie bis jetzt ihre Freude hatten. Wir haben uns überzeugt, daß wir die Bewunderung seiner Werke nicht um so hohen Preis zu erkaufen brauchen; wäre dies nicht, so würden wir einem Festmahl entsagen, zu dem wir eine Schüssel voll Nachtigallen-Zungen steuern sollten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hierbei scheint uns aber kein anderes Resultat möglich, als daß da, wo die Schwierigkeiten des Metrums nicht überwunden werden konnten, die Uebersetzung lieber ganz unterbleibe oder doch mindestens nicht mit den Ansprüchen eines Kunstwerkes auftreten darf. Kunst setzt eben das Können, die Verschwisterung des Geistes mit der Form voraus. Ein Gedicht, das als Kunstwerk vollkommen verstanden werden soll, kann seines Versmaaßes und seiner Reimverschlingungen noch weit weniger entbehren, als ein Gemälde der Farben, denn dieses, wiewohl es alsdann auch immer kein Gemälde ist, wird doch als Zeichnung seinen Kunst-Anspruch geltend machen können, während ein Gedicht ohne Versmaaß und poetische Diction, ohne seinen eigenthümlichen Strophenbau und ohne Reim ein Messer ohne Klinge ist, woran der Stiel fehlt. Franzosen und allenfalls auch Engländer, die zu der Einsicht gekommen, daß sich in ihre Sprachen kein Gedicht als Kunstwerk übertragen läßt, mögen auf dieses selbst verzichten und sich mit einer prosaischen Umschreibung desselben begnügen, wir Deutsche jedoch, die wir die Ueberzeugung haben, daß unsere Sprache ein geeignetes Material sey, wir verlangen auch von dem Uebersetzer eines Gedichtes, daß er ein Künstler im wahrsten Sinne des Wortes sey. J. Lma

Bibliographie.

Robert Cruikshank versus Sir Andrew Agnew. (Karrikaturen von Cruikshank gegen die von Sir A. Agnew vorgeschlagene Bill zur strengeren Beobachtung der Sonntagsfeier.) Pr. $3\frac{1}{2}$ Sh.

The young Moscovite. (Der junge Moskowiter.) Historischer Roman in 3 Bden. Pr. $2\frac{1}{2}$ Sh.

The scottish pulpit. (Schottische Kanzelreden.) Erster Band. Pr. 8 Sh.

Gil Blas. — Erster Bd. (Bd. XVI. der Roscoe'schen Romanen-Bibliothek.) Mit Bildern von Cruikshank. Pr. 6 Sh.

Six lectures etc. (Sechs Vorlesungen über das Buch Jonas.) Von J. W. Cunningham. Pr. 3 Sh.

Von Mac Culloch's Handels-Lexikon ist eine zweite verbesserte Auflage angekündigt worden.

F r a n k r e i c h.

Pariser Chronik des Bibliophilen P. L. Jacob.

Die Cité und das Kloster Notre-Dame. — Abälard und Heloise. — Die Marmorbraut.

Die Cité, welche lange Zeit ganz Paris ausmachte, ehe ihr Umfang durch die beiden kleinen Inseln an ihrer östlichen Spitze erweitert wurde, bildete im J. 1703 ein Stadtviertel, welches auch die Inseln Notre-Dame und Louviers in sich begriff. Dieses Stadtviertel enthielt 12 Kirchspiele und 21 Kirchen oder Kapellen, 52 Straßen, 11 Brücken, den Justiz-Palast, das Hotel-Dieu und die Domkirchen. Seit einem halben Jahrhundert ist der größte Theil dieser Kirchen niedergerissen worden oder eingegangen, und der Hammer des Maurers hat diesen Gäßchen, die Kellern glichen, etwas Tageslicht verschafft. Der Handel, der auf diesem heimatlichen Gebiet blühte, fing an, auch anderwärts zu gedeihen, und fast alle hohe und dicht stehende Häuser haben ihr wurmstichiges Gebälk unter eine Gypsdecke verborgen, um die Etymologie des Griechischen Namens Leucotetia, weiße Stadt, zu rechtfertigen. Kaum findet man jetzt noch einige jener nach der Straße gehenden Giebel, auf welche die Bürger so stolz waren, und die ihnen so viel galten als alte Dokumente. Man sucht vergebens jene Eckpfeiler oder geschnitzten Balken, die das Haus stützten und ihm zum äußeren Schmuck dienten. Hier und da wird man noch durch ein gewölbtes Wetterdach, ein herausgebautes Stockwerk, ein niedriges Thor mit steinerner Wölbung, eine hölzerne Treppe mit massivem Geländer, eine geschwärzte schmale und tiefe Bude an die alten Zeiten erinnert, welche aus diesen düsteren, kothigen und unsauberen Straßen, die von Kröten, Eulen und Fledermäusen bewohnt scheinen, uns anreden. Es giebt Menschen, die in dieser stinkenden Atmosphäre zur Welt kommen, leben und sterben, ohne einen anderen Horizont zu sehen, als geräucherte Mauern, und ohne selbst die architektonische Pracht von Notre-Dame zu kennen, wohin sie am Sonntag zur Messe gehen, oder wo

sie getauft wurden. Wer möchte sich wohl in die Straßen des trois Canettes oder des Hermites wagen; dies ist ein Kloak, in welchem die niedrigste Volksklasse ihr Wesen treibt.

Die Gründung einer Stadt in der Cité ist eine jener Thatsachen, für welche die Geschichte kein bestimmtes Datum angiebt. Das Kastell der Parisee, Castellum Parisiorum, hatte keine andere Wichtigkeit, als seine feste Lage in der Mitte der Seine, die hier viel breiter und reißender war; denn ihre Ufer sind, nach Raoul de Presles, von Schutt, Mist und Unrath, den man hineingeworfen, verengt worden. Dieser Schriftsteller erzählt die Entstehung von Paris nach einer Sage, die im funfzehnten Jahrhundert allgemeinen Glauben fand. Francio, der Sohn Hektors, hatte die Penaten von Troja nach Ungarn gebracht und gründete daselbst Sicambra. Dies geschah zur Zeit David's. Die Bevölkerung dieser Stadt nahm in einem Zeitraum von 230 Jahren so sehr zu, daß 22,000 Trojaner, unter einem Anführer, Namens Ibor, ihr Vaterland verließen, um sich in einem fruchtbareren Lande anzusiedeln. „Sie gingen durch Deutschland und über den Rhein und kamen bis an den Fluß Seine, und da sie fanden, daß der Ort, wo jetzt Paris steht, schön und lieblich, fett und gewächsreich und sehr gut zum Wohnsitze gelegen war, so gründeten sie daselbst eine Stadt, welche sie Lutetia nannten, von lutum, der Fettigkeit des Bodens, und diese Stadt wurde erbaut, zur Zeit des Amosis, Königs von Judäa, und des Jerobeam, Königs von Israel, 830 vor der Menschwerdung unseres Heilandes, und sie nannten sich Parisee, entweder nach Paris, dem Sohne des Königs Priam, oder nach dem Griechischen Pariso, welches so viel bedeutet, als Kühnheit im Lateinischen.“ Eine neue Kolonie der Sicambrer kam später nach Lutetia und wollte es erobern, „allein da sie merkten, daß sie Ein Volk seyen, so vertrugen sie sich freundschaftlich, und blieben friedlich bei einander wohnen, unter Einem Könige und Einer Herrschaft, und die Stadt, welche Lutetia hieß, nannten sie Paris, indem sie sagten, daß Lutetia ein garstiger und ekelhafter Name wäre. Auch, als Cäsar den Krieg gegen Gallien unternahm, „war Paris von großen mächtigen Leuten bewohnt, die sich bloß in der Cité hielten, welche damals so stark war, und so von Wasser umgeben, daß man nicht zu ihr gelangen konnte.“

Die Straßen der Cité sahen so viele Generationen auf einander folgen und zu Staub werden und so viele entgegengesetzte Ereignisse, daß nicht alle in dem Andenken der Nachwelt ihre Spuren zurückließen; diese Straßen haben, sowohl dem Namen als dem Wesen nach, so viele Metamorphosen erlitten, seitdem hier die kleinen und runden Hütten der Gallischen Schiffer standen, die von Holz gebaut und mit Schilf gedeckt waren, daß man ganze Bände und Folianten, wie sie die Benediktiner zusammentrugen, brauchen würde, um Alles zu sammeln, was die Geschichte, die Tradition, die Archäologie und die Statistik uns darbieten. Besonders müssen wir uns der Beweise enthalten, welche zwar unsere historische Treue bekunden, aber den nützlichen und zugleich angenehmen Zweck vereiteln würden, den wir uns vorsetzten. Es ist hier darum zu thun, von jeder Straße eine Anekdote oder eine interessante Bemerkung mitzutheilen, ohne zu sehr auf die Beschreibung der älteren und neueren Monumente einzugehen. Man wird dann urtheilen, ob es Profanation war, daß wir die Alterthums-Wissenschaft von ihrem Schmutze säuberten, um sie in die schöne Welt einzuführen.

Das Kloster Notre-Dame, welches seinen Namen beibehielt, nachdem es bereits seine Privilegien und seine kanonische Bestimmung verloren hatte, war mit alten Mauern und wohl verschlossenen Thoren umgeben. Das Hauptthor, aus den Trümmern von St. Jean-le-Rond gebaut, führte nach dem Platze, auf welchem diese kleine Kirche ehemals zur Rechten der Basilika des Moritz von Sully gestanden hatte. Es war die Domaine des Kapitels von Notre-Dame, welches schon zu Karls des Großen Zeiten existirte und einen geistlichen Orden unter dem Titel „Brüder der Jungfrau Maria“ bildete. Sechs Päpste, neunundzwanzig Kardinäle und eine Menge Erzbischöfe und Bischöfe gingen aus dem Schooße dieses berühmten Kapitels hervor, dessen Kanoniker die Tonsur kronenförmig und den Bart glatt tragen mußten, bei Strafe, einen ganzen Monat hindurch aller Benefizien beraubt zu seyn. Trotz dieser Strenge im Kostüm, vertrieben diese sybaritischen Mönche dennoch die bischöflichen Schulen aus ihrem Kloster, die ihren Schlaf eben so sehr störten als den Gottesdienst. Aristoteles und seine gelehrte Zunft mußten über die Brücke wandern und suchten eine Zuflucht in der Straße Fouare. Der Kantor von Notre-Dame behielt seine Jurisdiction an diesem Heerde scholastischer Disputationen; und von den vier Fakultäten hatte die Theologie allein das Vorrecht, unter dem Schatten des Bisthums Wurzel zu schlagen.

Gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts war das Kloster täglich mit frischer Streu belegt, auf welche sich zur Zeit der Vorlesungen jene Schüler niederwarfen, die so zahlreich und so unstät waren, daß man sie nie in die Zählung mit aufnahm. Sie gingen umher und bettelten um Unterricht in den berühmten Schulen, und manche wurden alt darüber, indem sie einige Stellen aus Aristoteles und Priscian auswendig lernten, die sie hatten vorlesen, erklären und paraphrasiren hören. Denn ein armer Student, der sein Brod von Thür zu Thür bettelte und unter freiem Himmel in seinem Mantel schlief, wenn er nämlich einen hatte, las zu jener Zeit nichts, als das öffentliche Missale, welches an den Eingängen der Kirchen hinter einem eisernen Drathgitter an einer Kette befestigt war, und benutzte mehr oder weniger die Vorlesungen, welche die Professoren hielten, die sich in dem leeren Wortschwall der Dialektik ergossen. Oft brachte ein solcher Student den Tag in den Schenken und die Nacht in liederlichen Häusern zu, deren anstößige Schilder den Bildern der Jungfrau und der Heiligen gegenüber hingen, die zu ohnmächtig waren, um die Sitten zu beschützen. Hier bekam der Student oft Händel mit seinem Kameraden beim Trinken und Disputiren; ein Schlag mit dem eisenbeschlagenen Stock machte dann einem von beiden den Garaus. Anderwärts wieder plünderte der Student die Vorübergehenden, hielt sich zu der Brüderschaft der Bettler oder der Diebe und stahl bald ein Mädchen, bald einen Schinken. Wenn aber der Rektor der Universität ein Aufgebot zu einer feierlichen Prozession ergehen ließ, so war sie so zahlreich, daß die Spitze des Zuges sich schon in St. Denis aufstellte, während das Ende noch aus den Gäßchen der Cité hervorkam.

Die Canonici, welche die Erlaubniß hatten, Frauenzimmer unter dem Namen naher Verwandten bei sich zu haben, standen sich schlecht bei der Nachbarschaft dieser verwegenen und frechen jungen Leute. Endlich verordnete das Kapitel im J. 1334, daß keine Frau, jung oder alt, Dienerin oder Verwandte im Kloster wohnen sollte, „weil dies ein heiliger und Gott geweihter Ort wäre.“ Wenn diese strenge Verordnung sich auf den Vorwand der Liebe Abälard's und Heloisen's im J. 1110 stützte, so kam sie in der That etwas spät.

Man sah die Brustbilder dieser Liebenden in dem Kloster an der Façade des Hauses Fulberts, Kanonikus von Notre-Dame, jenes eifersüchtigen Onkels der Heloise und Henkers des Abälard. Man konnte dieses Haus, wo Lehrer und Schülerin so glücklich gewesen waren, nicht ohne eine gewisse Beklemmung und zärtliche Rührung betrachten. Diese alten Bilder waren übrigens auf närrische Weise ausgebessert worden. Heloise trug den hohen Halskragen und das ausgeschnittene Leibchen aus den Zeiten Heinrichs IV., und Abälard hatte einen Knebelbart und trug eine Art Römischer Toga. Man mußte die Aehnlichkeit, die man ihren Statuen geben wollte, an ihren Todtenköpfen aufsuchen, die jetzt neben einander auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise ruhen.

Abälard hatte noch nichts weiter geliebt, als das Studium und die Sophistik. Er war edel und liebenswürdig, sowohl an Körper als an Geist. „Als er in dem bischöflichen Palaste Vorlesungen hielt“, erzählt Pasquier, „bat ihn ein Kanonikus, Namens Fulbert, der eine Nichte bei sich hatte, die in der Lateinischen Sprache sehr bewandert war, ihr alle Tage eine Stunde zu geben, welches er gern annahm. Nachdem dies eine Zeit lang gedauert hatte, schlich sich die Liebe bei ihnen ein.“ Der Kanonikus Fulbert, er mochte nun Heloisens Onkel oder Vater seyn, liebte dieses Mädchen, welches zu 18 Jahren das Griechische, Lateinische und Hebräische, aber noch weit besser das Lieben verstand, mit ungemeiner Zärtlichkeit. „Sie war nicht die letzte in Hinsicht der Schönheit,“ sagt Abälard selbst, „aber sie war die Erste an gelehrten Kenntnissen.“ Ihr Lehrer, jung und glühend, wie sie, besaß besonders zwei verführerische Eigenschaften, welche ihm die Herzen aller Frauen gewinnen mußten, wie Heloise selbst gestand: eine hinreißende Beredsamkeit und eine bezaubernde Stimme. Der ernste Philosoph, der jetzt keinen anderen Ehrgeiz kannte, als einer Frau zu gefallen, machte verliebte Verse und setzte sie in Musik. Man sang sie damals in den Provinzen, wohin Abälards Ruf gedrungen war, und die Schüler dieses großen Mannes erhoben das Lob der Geliebten, die er seiner würdig gefunden hatte, bis in den Himmel.

Das Haus des Kanonikus war der Schauplatz dieser Liebe, die sich unter dem Vorwand des Lernens verbarg. Eine Strafe, die seitdem in den Jesuiten-Schulen in Gebrauch kam, war vielleicht mit Schuld an der Schwachheit des Dialektikers. „Unter dem Vorwande des Studirens, überließen wir uns bloß der Liebe“, sagt er. „Die Liebe wählte sich die heimlichsten Plätzchen, um da Stunde zu halten. Während die Bücher aufgeschlagen vor uns lagen, waren wir weit mehr mit der Liebe als mit dem Lernen beschäftigt. Wir tauschten mehr Küsse als Sentenzen; wir griffen mehr nach den Händen als nach den Büchern. Die Liebe verschmelz die Blicke, die nicht mehr auf das Papier fielen; endlich, um dem Kanonikus allen Verdacht zu benehmen, theilte die Liebe, mehr als der Zorn, Schläge aus, die süßer waren als Liebkosungen.“ Die Schülerin liebte mit Leidenschaft und mit Stolz den berühmten Lehrer, der ihr Ruhm und Reichthümer opferte, dem ein einziges Wort von ihren Lippen lieber war, als der Beifall der Schule. Man behauptet, der „Roman der Rose“ sey das Werk der Liebe Abälard's gewesen, der seine Geliebte unter dem Namen der „Schönheit“ geschildert hätte. Jean de Meung wäre also nur Uebersetzer oder Plagiator. „Welche Frau“, ruft Heloise in höchster Schwärmerei aus, „welche Jungfrau dachte nicht an ihn in seiner Abwesenheit, brannte nicht für ihn in seiner Gegenwart! Welche Königin und welche Dame von hohem Stande beneidete mich nicht um den Genuß meiner Liebe!“

Fulbert und die Verwandten Heloisens, welche aus dem Hause Montmorency waren, erfuhren Alles, als es sich nicht mehr verbergen ließ. Heloise reiste in Mannskleidern nach der Bretagne, wo sie einen Sohn zur Welt brachte. Der Onkel verbarg seinen Zorn, und verlangte eine Heirath als Ehren-Erstattung. Das Opfer der Liebe widersetzte sich, ohne Zweifel aus Philosophie, mit allen Kräften einer rechtmäßigen Verbindung, gegen welche sie, mit spitzfindigen Argumenten, St. Paul, Theophrast und Cicero anführte. „Wir passen wohl“, sagte sie, „Dienstmagd und Gelehrter, Schreibzeug und Wiege, Bücher und Spindel zusammen! Wie könnte man, mitten unter theologischen und philosophischen Betrachtungen, das Geschrei der Kinder, die Lieder der Amme und das Geräusch des Hauswesens ertragen!“ Dennoch willigte sie ein, ihren Geliebten heimlich zu heirathen; dieser aber, von seinem Bedienten verrathen, wurde in einer Nacht, als er allein in seinem Bette lag, verstümmelt. Armer Abälard! nun bist Du also Mönch.

Die Liebe überlebte den Genuß, und zuweilen erwärmten sich die durch eine schändliche Gewaltthat getrennten Liebenden an dem Feuer ihrer Phantasie in Briefen, welche Pope und Colardeau nach-

zuzumuthen wagten. Heloise, welche „den Titel seiner Konkubine edler und köstlicher fand, als den einer Kaiserin des ganzen Erdbodens", wiederholte vierzig Jahre hindurch: „Nonnengelübde, Kloster, eure unbarmherzigen Regeln haben mir die Menschlichkeit nicht genommen. Ihr habt mich nicht durch Veränderung des Gewandes in Marmor verwandelt." „Sie stand als Mutter und erste Aebtissin von Paraklet, hochberühmt durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit."

Eine Statue der Jungfrau, nicht weit von dem Hause, welches Heloise bewohnte, war nicht ganz frei von den Schwachheiten ihres Geschlechts, wenn man der gereimten Chronik Gautier's von Coinsi glauben darf, welcher im Anfange des 13ten Jahrhunderts „die Mirakel der Jungfrau" sammelte. Dies ist der Zeitpunkt, in welchem die von dem Bischof Moritz von Sully gegründete Kathedrale sich auf den Trümmern der ursprünglichen Notre-Dame-Kirche erhob, und die Statue, die Heldin der Geschichte, muß diejenige seyn, die noch jetzt, ganz geschwärzt, auf einem Pfeiler am nördlichen Portal steht. Irgend ein Ungläubiger wird die rechte Hand abgebrochen haben, die sie in die Höhe hielt, um an das Mirakel zu erinnern, welches in einem Manuskript der Kirche von Paris verzeichnet ist und also lautet:

„Um das Jahr 1170, während diese Basilika wieder aufgebaut wurde, hatte man vor dem Portal der Kirche, die man der heiligen Jungfrau erbaute, ihr Bild aufgestellt, und die Vorübergehenden legten ihre Opfergaben zu ihren Füßen nieder. Junge Leute spielten oft Ball auf diesem Platze. Unter diesen war eines Tages ein schöner Jüngling, der einen Ring am Finger trug, den er von seiner Geliebten erhalten hatte. Da er fürchtete, ihn beim Spiel zu verlieren, so ging er nach der Statue der Jungfrau hin, um ihn da so lange niederzulegen. Allein, als er das mit so schönen und glänzenden Farben bemalte Bild erblickte, kniete er nieder, verbeugte sich andächtig und sagte mit Thränen in den Augen: „Dame, künftig will ich Euch dienen, denn nie werde ich eine Frau oder Jungfrau erblicken, die mir so lieblich und schön vorkäme. Ich will Euch diesen Ring als Liebespfand geben, und schwöre daß ich nie eine andere Geliebte noch Frau haben will, als Euch, schöne und süße Dame." — Kaum hatte er dem Bilde seinen Ring hingehalten, als dieses den Finger krümmte, so daß man den Ring nicht wieder hätte abziehen können, ohne den Finger zu zerbrechen. Der Jüngling, entsetzt über das Wunder, schrie laut auf und erzählte den Umstehenden, was geschehen wäre. Ein Jeder rieth ihm, dem Weltlichen zu entsagen und der Dame Sta Maria zu dienen, die künftig allein seine Geliebte seyn müßte. Er vergaß bald seinen Eid und die Mutter Gottes und heirathete diejenige, die ihm den Ring gegeben hatte. Die Hochzeit war glänzend und prachtvoll; der Bräutigam glühte für seine Braut; kaum aber stieg er in's Bette, so schlief er ein. Er sah im Traume die Jungfrau zwischen sich und seiner Frau liegen. Sie zeigte ihm den Ring und machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er die Rose für die Nessel, die Frucht für das Blatt, den Honig für das Gift hingebe. Er fuhr aus dem Schlafe empor, voll Bestürzung über die Erscheinung, suchte im Bette nach dem Bilde, fand aber bloß seine Frau. Sogleich schlief er wieder ein. Die Jungfrau erschien ihm abermals, stolz und unwillig, und nannte ihn einen Treulosen und Meineidigen. Der junge Mann sprang aus dem Bette, indem er wohl merkte, daß es ihm das Leben kosten würde, wenn er seine Frau berührte, und, von diesem Traume inspirirt, floh er in eine Wüste und wurde Mönch. Er wurde der Gatte Maria's. (E. L.)

Morgenländisches.

Commentaire sur le Yaçna (Izeschné), un des livres liturgiques des Parses etc. (Kommentar über das Yaßna, eins der liturgischen Bücher der alten Parsen.) Enthaltend den Zendischen Text, zum ersten Mal übersetzt, die Varianten der vier Manuskripte der Königl. Bibliothek und die Sanskritische Uebersetzung von Neriosengh. Von Eugen Burnouf. Paris, in der Königl. Druckerei. Einleitung.

Herr Eugen Burnouf, seit Kurzem Professor des Sanskrit an der Pariser Universität, macht uns in dieser Einleitung zu seinem Kommentar über denjenigen Theil der Werke des Zoroaster, dessen Text er bereits lithographirt herausgegeben hat, mit dem Zustande des Studiums dieser Werke, als er anfing, sie zu erklären, mit seiner Methode und seinen wichtigsten Ergebnissen bekannt. Die Forschungen des gelehrten Verfassers versprechen uns interessante Resultate zur genauen Kenntniß der religiösen und bürgerlichen Gebräuche der Parsen und jener alten heiligen Sprache von Bactriana, die nach ihm gleichen Ursprungs ist mit der alten heiligen Sprache Indiens, deren Verzweigungen vom Ganges bis zu den Bergen Islands sich erstrecken, durch verschiedene Modificationen in die Idiome Griechenlands und Roms übergehend.

Die Uebersetzung des Zend-Avesta, welche der würdige Anquetil-Duperron geliefert hat, giebt uns oft nur einen unvollkommenen Begriff von dem Werke und hilft wenig zum Verstehen der Ursprache, weil es damals kaum möglich war, noch Größeres zu leisten. Als Anquetil seine Uebersetzung bekannt machte, hatte das Studium des Sanskrit noch kaum angefangen, und an vergleichende Sprachforschung war noch nicht zu denken. Es fehlten ihm also die vornehmsten kritischen Hülfsmittel. Herrn Burnouf haben seine lang fortgesetzten Indischen Studien und seine bedeutenden Leistungen in der vergleichenden Sprachforschung in Stand gesetzt, die Arbeiten Anquetil's zu vervollkommnen und uns endlich die Sprache der Schriften Zoroaster's mit ihren etymologischen und grammatischen Formen kennen zu lehren.*)

„Das Problem, welches mir zu lösen oblag", sagt der Verf., „war folgendes: Wenn mir ein Zendisches Wort vorkam, dem die Parsen eine Bedeutung geben, die weder durch Vergleichung der Texte noch durch Studium der verwandten Sprachen bestätigt oder erklärt werden konnte, so mußte ich die Bedeutung rechtfertigen oder eine andere aufsuchen. Ich fing damit an, daß ich von einem zu übersetzenden Worte die Bildungszusätze ablöste, die mich eine grammatische Zergliederung in anderen Wörtern hatte erkennen lassen. So führte ich das schwierige Wort auf die einfachsten Elemente, auf seine Wurzel zurück, und bemühte mich dann, in denjenigen Sprachen, die sich am meisten mit dem Zend berühren (Sanskrit, Griechisch, Latein, die Germanischen Dialekte u. s. w.) einige Spuren derselben zu entdecken. Diese Methode hat mich in den meisten Fällen zu sehr merkwürdigen Resultaten geführt. So habe ich ermittelt, daß fast alle die Wurzeln, deren Bedeutung ich suchte, in den Radikalen des Sanskrit enthalten sind, daß man aber, um sie aufzufinden, das klassische Sanskrit verlassen und bis auf die Weda's zurückgehen müsse. Diese alten Radikale waren gewöhnlich dem Griechischen und Lateinischen fremd, sonst würde ich sie schneller erkannt haben. Nur einige fanden sich in den Germanischen Dialekten."

Der Verf. theilt die Zend'schen Radikale in vier Klassen: 1) Solche, die fast ausschließlich dem ältesten Sanskrit angehören, im Griechischen und Lateinischen sehr selten, in den Germanischen Sprachen aber häufiger sind. 2) Solche, die sich im klassischen Sanskrit nicht vorfinden, wohl aber in den Wurzel-Verzeichnissen erwähnt werden und vermuthlich der Sprache in ihrem ältesten Zustand angehörten. Diese zahlreiche Klasse ist in den gelehrten Sprachen Europa's sehr selten. 3) Radikale aus allen Zeitaltern der Sanskrit-Sprache, die sie, außer dem Zend, mit der Griechischen, Lateinischen, Germanischen, Slavischen und Celtischen Sprachen-Familie gemein hat. Diese Klasse ist die zahlreichste von allen, und man kann sie den gemeinschaftlichen Fond derselben nennen. Endlich 4) Zendische Radikale, die der Verfasser auf keine bekannte Wurzel der erwähnten Sprachen zurückführen konnte, die er jedoch fast immer, mehr oder weniger modifizirt, in dem Persischen Wörterbuche wiedergefunden hat.

Mannigfaltiges.

— Zoologisches. Bemerkenswerth ist die Fürsorge der weiblichen Kaninchen für ihre Jungen. Sie bereiten nicht allein aus dem weichsten Grase, aus welchem sie sorgfältig die härteren Theile auszupfen, ein Lager für dieselben, sondern sie reißen sich die feinen Haare an ihrer Brust aus und streuen sie über das Heu. Mit denselben Stoffen bedecken sie die Jungen, um sie warm zu halten, und nehmen nun, wenn sie saugen sollen, diese Decke ab. Dabei nehmen sie achtsam auf das Wetter Rücksicht, und richten danach und nach der Schwäche der Kleinen die Decke ein, so daß sie dieselbe stufenweise verringern, je mehr das Junge an Stärke zunimmt. (L. P.)

— Fortschritte des gesellschaftlichen Lebens zu Sydney (in Neu-Holland). Drei öffentliche Wagen gehen jetzt jeden Morgen von Sydney ab. Die Schnelligkeit, mit welcher die Gebäude daselbst emporsteigen, ist erstaunlich. Plätze, wo man nichts als Haufen von Ruinen sah, zeigen jetzt ganze Reihen schöner Kaufmannshäuser, die zum Theil bewohnt sind. Im Monat Oktober 1831 waren daselbst 60 Handwerker mit ihren Frauen und Familien von Schottland angekommen. Dies war die erste Einwanderung dieser Art. Diese Leute haben ihre Ueberfahrt mit einer Pünktlichkeit bezahlt, die ihnen Ehre macht. Die Mittel dazu erwarben sie durch ihre Arbeiten an den Australischen Schulgebäuden, und diese Arbeit hat bewiesen, wie nützlich sie der Kolonie seyn werden.**)

---

*) Eines der wichtigsten und interessantesten Werke vergleichender Sprachforschung ist wohl die ganz kürzlich hier in Berlin erschienene „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen u. s. w." vom Professor Franz Bopp.

**) Der Redaction der Preuß. Staats-Zeitung sind aus Sydney zwei Zeitungen zugekommen, die, was äußere Ausstattung betrifft, in Europa, mit Ausnahme Englands, schwerlich ihres Gleichen finden möchten. Die eine derselben „Sydney Gazette and New-South-Wales-Advertiser" ist zugleich das Blatt der Regierung und erscheint im Formate der Times mit sechs Kolumnen auf jeder Seite, die andere „The Sydney Herald" zählt nur deren fünf. Beide Blätter enthalten Betrachtungen über innere und auswärtige Politik, Nachrichten über die Verbrecher-Kolonisten und die neuen Einwohner des Landes, literarische Artikel und Gedichte (meistens Englischen und Indischen Journalen entlehnt), so wie eine große Anzahl charakteristischer Privat-Anzeigen, die zur Genüge darthun, daß die Bedürfnisse des Luxus auf dem fünften Welttheile schon eben so groß sind, als auf dem ersten, und daß es auch dort bereits an der Konkurrenz der Gewerbe nicht fehlt, die bei uns zu eben so vielen Klagen als Lobpreisungen Anlaß giebt. Der ganze Charakter dieser Zeitungen würde kaum an eine andere Civilisation als die Europäische erinnern, wenn nicht hin und wieder von einem neu angekommenen Transport Frauen die Rede wäre, die bekanntlich auf Speculation von England nach Neu-Holland geführt werden. Auch der Umstand muß den Europäer an seine Antipoden erinnern, daß in den Blättern vom Monat Oktober der eben eintretende Frühling begrüßt und nebenbei zur jetzt bevorstehenden Wollschur eine neue Art Deutscher Schaafscheeren (österreiche die des Hrn. Amuel) empfohlen wird. Ein Deutscher Schriftsteller, Dr. Lhotsky, unterhält übrigens das Publikum in Sydney mit Schilderungen aus seinem Vaterlande, und wenn inskünftige von „Deutscher Literatur im Auslande" die Rede ist, werden wir also auch Neu-Holland darunter begreifen müssen. J. L.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Freitag den 7. Juni 1833.

Polen.

Geselliges Leben in Warschau.

Von einer Polnischen Dame.

Es giebt hier allerdings keinen Hof; aber eine große Anzahl von Standespersonen beiderlei Geschlechts hält sich beständig in Warschau auf; man findet hier eine Art von diplomatischem Corps, und Warschau bietet alle Elemente einer geistreichen, liebenswürdigen, unterrichteten und glänzenden Gesellschaft dar. Mehrere der dortigen Frauen sind Schriftstellerinnen, und ihre Werke, obgleich man sie nur noch als literarische Versuche betrachten kann, ermangeln weder des Reizes noch der Originalität. Die Unterhaltung dieser Frauen ist, da sie meistens eine weit umfassendere Bildung erhalten haben, als die Frauen des Südens, geistreich, abwechselnd und voller witziger Einfälle; man muß ihnen für diese Eigenschaft Dank wissen, besonders in einer Stadt, wo die Theater wenig Stoff für die Unterhaltung liefern, wo die Zeitungen spät ankommen, und wo selten neue Bücher erscheinen. — Es läßt sich dieses gesellschaftliche Phänomen dadurch erklären, daß den Töchtern gebildeter Familien in ihrer Kindheit eine solide Erziehung gegeben wird, so daß sie zwar den Künsten wenig Zeit widmen, aber den Mangel an Talenten durch größere Ausbildung ihres Geistes ersetzen. Im Allgemeinen tanzt hier alle Welt mit Anmuth, spielt Klavier und zeichnet ein wenig; aber wir haben bis jetzt erst Ein auch im übrigen Europa bekannt gewordenes Talent für das Fortepiano geliefert: man mahlt Blumen, zeichnet einige Landschaften, aber dies hört Alles mit der Heirath auf. Wenn diese Zeit vorüber ist, so widmet man sich nur noch der Unterhaltung und dem Tanze und füllt die Lücken mit Stickerei und Lektüre aus.

Die großen Bälle in Warschau sind prachtvoll; Lokal, Beleuchtung, Toiletten der Damen, Speisen und Erfrischungen, Alles ist vortrefflich; man spielt bei solchen großen Versammlungen weniger Karten, als an anderen Orten, und alle Welt drängt sich in den Tanzsaal, um sich in die Zeiten zurückzuversetzen, wo man bewundert wurde, wie man jetzt Andere bewundert.

Der Ball beginnt. Sogleich bewegt sich die majestätische Reihe der Polonaise durch den Saal; sie setzt die Großmama wie die Enkelin in Bewegung, belebt den alten Senator wie den jungen Fähnrich, und gestattet es, die Anmuth des Geistes wie des Körpers zu entwickeln; denn es ist der einzige Tanz, bei dem man sich unterhalten kann. Der Mazurek, den ganz Europa von Polen entlehnt hat, hat einen unbeschreiblichen Reiz: es ist der Fandango der Polen. Die ersten Töne dieser National-Harmonie erheitern alle Gemüther, gewinnen den Greisen ein Lächeln ab, locken die Jugend herbei, welche, bald einen großen Kreis bildend, denselben Tanz mehrere Stunden lang fortsetzt.

Die letzten Fasten-Wochen bieten den vornehmen Warschauer Damen Gelegenheit dar, ihre Frömmigkeit auf eine ganz besondere Weise auszuüben; die Wohlthätigkeits-Gesellschaft ernennt ein Dutzend Sammlerinnen, welche unter den ausgezeichneten Personen des Adels und des Bürgerstandes gewählt werden. Sie theilen sich in die verschiedenen Viertel der Stadt und dringen, von zwei bis drei Herren begleitet, in die Hütten wie in die Paläste, um Almosen einzufordern. Diese Art sentimentaler Reise zieht ihnen zuweilen verdrießliche Bemerkungen zu; aber die Frömmigkeit und die christliche Milde lassen sie die üble Laune der Steuerpflichtigen ertragen, besonders wenn sie beim Nachhausekommen ihre Körbe mit Goldstücken und Bank-Billetten angefüllt sehen. Ich wage es nicht, zu gestehen, daß die hübschesten Frauen immer die beste Ernte machen; da ich aber der Wahrheit die Ehre geben will, so muß ich einräumen, daß die Galanterie der Wohlthätigkeit hierbei sehr zu Hülfe kömmt.

Die Umgebungen Warschau's bieten angenehme Punkte dar und sind durch den Geschmack und Reichthum derer, welche Landhäuser in der Nähe der Stadt haben, außerordentlich verschönert worden. — Mit dem Osterfeste beginnt der Frühling; diese Jahreszeit ruft hier ausschließlich alte Gebräuche hervor und trägt einen gewissen Stempel der Nationalität, der anderswo nicht bekannt ist. Alle Einwohner, von dem vornehmsten Herrn bis zu dem ärmsten Handwerker, versammeln sich in Masse bei einander, um die Weihe zu begehen. Die vornehmen Familien empfangen an diesen Tagen in Sälen, wo lange Tafeln, zierlich geschmückt, mit kalten Speisen und geweihtem Kuchen bedeckt, das Auge und den Appetit reizen. Bei diesen Frühstücken finden sich oft einige hundert Personen zusammen. Beim Eintritt muß man ein geweihtes Ei annehmen, welches Einem der Wirth oder die Wirthin überreicht; wenn man dieser Feierlichkeit Genüge geleistet hat, so kann man nach Gefallen essen oder plaudern, den Putz bewundern oder die neuen Moden studieren; denn an diesem Tage ist Alles frisch, neu und elegant. Diese religiösen Feste — wenn ich mich so ausdrücken darf — dauern drei Tage, und während derselben erhält die Stadt durch den Glanz und das beständige Rasseln der Equipagen, durch die Menge der Fußgänger in den Straßen und durch ihr heiteres und geschäftiges Wesen eine sehr lebendige Physiognomie, besonders wenn das schöne Wetter noch dazu beiträgt, das Gemälde zu erheitern. Das Pfingstfest bietet eine andere Art von Vergnügen dar, nämlich die Spazierfahrten nach dem Gehölz von Bielany, welches in geringer Entfernung von der Stadt liegt, und wo eine Kartause am Ufer der Weichsel des Morgens die Frommen in ihrer Kirche aufnimmt und des Abends die Menge unter ihren Eichen versammelt. Für Bielany hebt man die schönen Wagen und die neuen Hüte auf. Alle neue Moden zeigen sich dort in ihrem Glanz, die Stutzer wiegen sich in ihren neuen Karrikeln oder galoppiren auf muthigen Rossen neben den Wagen einher. Wie viel Souveraine sah man schon auf der Promenade nach Bielany. Der Erzherzog Ferdinand zeigte sich daselbst nach dem Einfall der Oesterreicher im Jahre 1809. Der König von Sachsen ging dort im darauf folgenden Jahre mit seiner Familie zu Fuß und erfreute sich so auf patriarchalische Weise seiner schnell vorübergegangenen Polnischen Regierung. Der König von Westphalen, der es ein Jahr darauf nicht mehr war, erschien daselbst im Jahre 1812 auf prachtvollem Rosse. Im Jahre 1826 war der Kaiser Alexander anwesend, und zu dieser Zeit war Bielany wahrhaft glänzend; ich habe daselbst niemals wieder so schöne Equipagen, so zierlich geschmückte Damen gesehen.

Dieses Warschauer Longchamps hat allerdings nicht den Glanz des Pariser; aber die Promenade hat einen Zweck; man begiebt sich nicht lediglich dahin, um einen neuen Wagen und eine elegante Livree zu zeigen, sondern um sich unter einem heiteren Himmel, am Ufer eines majestätischen Flusses, mit einer anziehenden Gesellschaft zusammenzufinden und sich an der Heiterkeit eines ganzen Volkes zu ergötzen; und da die Freude oft eben so ansteckend ist, wie der Schmerz, so sieht man wenig Gesichter traurig von Bielany zurückkehren. (F. F.)

Bibliographie.

Piesni Polskie i Ruskie ludu Galicyiskiego. (Polnische und Reussische Volkslieder in Galizien.) Von Wazlaw von Olesko; mit Musik von Karl Lipinski. Lemberg.

Komedye. (Lustspiele in Versen von Vincenz Thally.) Lemberg.

Wallenstein. (Wallenstein.) Aus dem Deutschen übersetzt von J. N. Kaminski. Theil 1. Lemberg.

Wanda Potocka. (Wanda Potozka oder die Zuflucht im Hain der heiligen Sophie.) Melodrama von Michael Suchorowski. Lemberg.

England.

Die Kunst des Uebersetzens.

Bei Gelegenheit einer kürzlich von Hayward herausgegebenen Uebersetzung von Goethe's „Faust" in Englischer Prosa.

(Fortsetzung.)

Wordsworth zieht hauptsächlich gegen das zu Felde, was als der minder wesentliche und mechanischere Bestandtheil der Poesie zu betrachten ist, nämlich gegen Diction und Metrum. Doch ist sein Raisonnement weit mehr gegen die gewöhnliche Diction der Dichter, als gegen das Metrum gerichtet. Sein Irrthum scheint vorzüglich darin zu liegen, daß er die Poesie überall nur als Nachahmung der Natur betrachtet. Er will untergeordneten Hülfsmitteln nichts verdanken, die wir doch in der Malerei nicht verschmähen. Das Kolorit in guten Gemälden ist oft der Natur eben so unähnlich, als es nur der Stil eines Gedichts seyn kann. Um aber bei seinem Einwurf stehen zu bleiben, so begreifen wir nicht, warum er gegen das Metrum nachsichtiger verfährt? Wir geben ihm gern zu, daß dieselben Worte, metrisch gestellt, hundert Mal mit Vergnügen wiederholt werden, welche man als Prosa keiner Wiederholung werth hielte. Allein, wenn wir nur der wirklichen Natur folgen sollen, wenn uns nur die

Auswahl unter dem, was sie uns bietet, nicht aber das Zusetzen, das Idealisiren gestattet ist, wo sollen wir alsdann die Gränzlinie ziehen? Dieser Behauptung zufolge, würde eine metrische Rede des Curtius, ehe er sich in den Schlund stürzt, selbst in reimlosen Versen eben so unstatthaft seyn, als wenn er vorher einen Solotanz ausführen wollte! Ein höchst sonderbarer Grund, den Wordsworth dagegen zur Rechtfertigung des Metrums anführt, läßt sich eben so gut für die poetische Diction geltend machen. Er sagt nämlich, das Metrum ließe sich hauptsächlich deshalb rechtfertigen, weil es dazu diene, den Leser zur Besinnung zu bringen und ihn zu erinnern, daß er nur eine Dichtung vor sich habe, sonst möchte die zu treue Nachahmung der Wirklichkeit einen zu peinlichen Eindruck machen. Herr Wordsworth muß wenig beachtet haben, wie sehr der Einfluß der Sprache, d. h. der Diction, von den verschiedenen Ideen-Verbindungen abhängt, und daß man daher, ohne sich einer knechtischen Nachbetung schuldig zu machen, einen Ausdruck oder eine Construction in der poetischen Darstellung bewundern kann, die man im wirklichen Leben unangemessen finden würde.*)

Was ist das Wesen der Poesie? In wie fern ist das Metrum eine unerläßliche Bedingung? Hat die Natur, wenn wir bis auf die Grund-Elemente der Dichtkunst zurückgehen, den conventionellen Regeln, welche unsere Gefühle und Sitten beherrschen, Schranken gesetzt? und welche Schranken? — das sind Fragen, über welche die Meinungen so verschieden sind, daß ihre Autorität uns nur behutsamer in Abfassung eines End-Urtheils machen kann. So viel glauben wir aber mit Gewißheit behaupten zu können, daß es keine allgemeine Regel für Dinge geben könne, die so verschieden an Charakter sind, obgleich unter demselben Namen begriffen, wie die mannigfachen Dichtungsarten, die zwischen der lyrischen und didaktischen Poesie liegen. Dabei müssen auch noch die verschiedenen Perioden des gesellschaftlichen Lebens in Anschlag gebracht werden. Die Beredsamkeit und selbst die Gesetzgebung der Barbaren spricht die Sprache der Inspiration und schmiegt sich in die metrische Form. Die ersten Geschichtsschreiber der Griechen waren zugleich Dichter, und obgleich sie später so scharf geschieden waren, so hat doch, wie uns die Alten berichten, der Erste, der in Prosa schrieb, am Stile weiter nichts geändert, als daß er das Metrum weg ließ. Ferner kann vieles von Einer Sprache für wahr gelten, was von einer anderen falsch ist. So können wir uns z. B. durch jedes Griechische und Lateinische Sprach-Lexikon überzeugen, daß, so wie die Alten zwischen der Sprache der Götter und der Menschen unterschieden, sie auch einen doppelten Wörtervorrath und doppelte Regeln der Construction für Poesie und Prosa hatten, und zwar in weit größerer Ausdehnung, als dies bei den neueren der Fall ist. Man betrachtete die bloße Versification nicht als hinlänglich, um den Conversationston des Lustspiels zur Poesie zu erheben; Plato und Demosthenes standen derselben durch ihren erhabenen Stil weit näher. Cicero, obgleich er den Redner und den Dichter für Halbbrüder erklärt, macht dennoch die Bemerkung, daß die Dichter, trotz dieser Verwandtschaft, ihre Sprache für sich hätten: Poetas quasi alia quadam lingua locutos. Die größten Redner, z. B. Cicero, konnten diese Sprache kaum stammeln, und das gewiß nicht aus Unkenntniß der Regeln der Prosodie, die sie in einer halben Stunde hätten erlernen können.

Bei der prosaischen Uebersetzung eines Gedichts bietet die Wahl der Diction und die Anordnung der Construction der Kunst und der Urtheilskraft ein weites Feld. Hinsichtlich des Werths, den wir dem Metrum beilegen, müssen wir zwischen Original-Werken und Uebersetzungen unterscheiden. Relative Wichtigkeit hat das Metrum für beide; absolute aber nur für erstere. Bei der geringen Sorgfalt, die man der Bildung des Versmaßes im neueren Europa und der Vervollkommnung der Harmonie seiner Bastard-Dialekte gewidmet hat, kann der Vers nicht mehr zum Probierstein dienen und hat selbst als Element der Poesie von seinem Werth verloren. Doch, so gering wir ihn als unmittelbare Quelle des Vergnügens anschlagen, selbst wenn er mit dem Schellengeklingel des Reims versehen ist, so sind wir doch der Meinung, daß er in Original-Gedichten nicht verworfen werden darf. Die Annehmlichkeit, die der Vers ihnen leiht, in welcher Sprache sie auch geschrieben seyn mögen, ist durch die Erfahrung erwiesen. Dasjenige, was dem Metrum zu Gefallen geopfert werden muß, ist in Original-Dichtungen unbedeutend. Oft sogar wird das Metrum zur Quelle des Ideen-Reichthums. Nicht allein konnte Pope sich weit leichter in Versen als in Prosa ausdrücken, sondern Dryden, einer der gewaltigsten Beherrscher des Englischen Sprachschatzes, gelangte zu manchen Ideen durch den Mechanismus des Versbaues. Bei Uebersetzungen treten dieselben Rücksichten ein. Welches auch die Sprache sey, aus welcher und in welche übersetzt wird, so bleibt die Zugabe des Metrums immer eine Quelle wahren Genusses; allein der Verlust alles dessen, was man dafür über Bord werfen müßte, kann in vielen Fällen durch dies Vergnügen nicht ersetzt werden. Vergleicht man übrigens die Verluste, die das metrische Original durch Uebertragung in Versen oder in Prosa erleiden muß, mit einander, so wird ihr Verhältniß durch den Grad der Vollkommenheit bestimmt, zu welchem das Metrum des Originals ausgebildet war.

Wir wollen keinesweges den Verlust zu gering anschlagen, den der Dichter, das Gedicht sey nun seine eigene Schöpfung oder bloß Uebertragung, durch Aufopferung der Versification erleidet. Er steht gleichsam mit Einem Fuß außerhalb des magischen Kreises. Doch, wenn wir die Geschichte der verschiedenen Sprachen durchgehen, so wird es offenbar, daß in unseren lebenden Zwitter-Dialekten die Beibehaltung der Harmonie oder vielmehr der metrischen Melodie moderner Verse nur einen sehr geringen Lohn gewährt. Zur Dämpfung unserer literarischen Eitelkeit und Berichtigung unserer Begriffe ist es nicht unnütz, wenn wir an den unermeßlichen Abstand zwischen dieser Harmonie und jenem Verein engverschlungener Kraft und Milde, die durch die klassischen Sprachen herrschte, erinnert werden. Dies war durchaus nicht das Resultat des Zufalls oder des Klima's. Die Wissenschaft und der Effekt des Wohlklangs sind bei uns auf das Studium und die technische Anwendung einer einzigen Kunst innerhalb ihres vergleichungsweise nur kleinen Gebiets beschränkt, anstatt das ganze Reich der menschlichen Rede zu umfassen. Die alten und neueren Zeiten weichen in Nichts so sehr von einander ab, als in dem regen Sinn, den die Alten für Musik im Allgemeinen hatten, in dem Range, den sie ihr, als einem höchst nothwendigen Theil jeder guten Erziehung, anwiesen und in der Thatsache, daß der metrische Unterschied zwischen Versen und der gebildeteren Prosa bei ihnen bloß auf der Gattung der erforderlichen Mensur beruhte. Ihre Ohren müssen, gleich einem musikalischen Instrument, gestimmt gewesen seyn für jede Abstufung der Harmonie und ihres Effekts, die zu dem jedesmaligen Zweck erfordert wurde. So mußten z. B. die von Musik begleiteten Töne der oratorischen Declamation dem Rezitativ des tragischen Dramas näher kommen, als die nicht begleiteten des Dialogs im Lustspiel; denn der komische Schauspieler, wiewohl er ebenfalls seine eigenen Regeln hatte, mußte sich in Rhythmus und Versmaaß mehr dem Ton des gewöhnlichen Gesprächs nähern. Was mußten sie nun erst von ihren Dichtern fordern! Wie viel mußte an Rhythmus und Diction verloren gehen, wenn sie zur gewöhnlichen Prosa herabstiegen?

Nur eine Kenntniß der alten kritischen Schriftsteller kann uns eine Idee von der Wichtigkeit geben, welche die Griechen und Römer dem Rhythmus beilegten, und von der Sorgfalt, mit welcher sie jene Wirkungen studirten und ihre Regeln durch die Praxis vervollständigten. Wenn sie auch mitunter ein wenig von dieser Strenge nachließen, so war doch keine Gefahr eines Mißgriffes zwischen Poesie und Prosa vorhanden. Wenn Crassus bemerkt, daß die Aussprache seiner Schwiegermutter Lälia ihn an Plautus erinnere, so geht daraus hervor, daß selbst der Vortrag der komischen Schauspieler zu Cicero's Zeiten viel regelrechter geworden war, als früher. So weit Donat uns die Titel zu den Lustspielen des Terenz zu liefern vermag, finden wir Beweise darin, welche allgemeine Achtung dem Künstler gezollt wurde, der auch nur die Declamation eines Lustspiels anordnete. Man hielt seine Person für wichtig genug, um seinen Namen neben denen des Dichters und der Haupt-Acteurs dem Publikum vorzulegen. Die Redekunst ging noch weiter. Wer sollte es jetzt glauben, daß die Reden, durch welche Cajus Gracchus das Römische Volk und fast die Steine Roms zum Aufruhr reizte, durch die Flöte eines hinter ihm stehenden Tonkünstlers modulirt wurden? Cicero verschmähte eine solche Begleitung, aber bloß darum, weil, meinte er, ein guter Redner diesen Zweig seiner Kunst zu gut kennen müsse, um solcher Hülfe zu bedürfen. In manchen Griechischen Staaten scheinen die Ausrufer, welche die neuen Gesetze verkündeten, von einer Harfe begleitet worden zu seyn. In ihren täglichen Unterhaltungen befolgten die Alten beim Sprechen strenge Regeln, sowohl in Hinsicht auf Betonung, als Zeitmaaß. Der Accent bestimmte die erstere; die Quantität das letztere. Unsere jetzige Aussprache kennt nur den Accent und auch diesen nur aus dem Gröbsten. Und was verstanden die Alten unter Accent? In ihrer Classification nahmen sie nach einigen Grammatikern acht, nach Anderen zehn verschiedene Abstufungen an. Eben so streng hielten sie auf den Takt. Es scheint, daß sie ihn beim Sprechen eben so genau beobachteten, wie wir in der Musik. Quintilian sagt, jedes Kind wisse, daß eine lange Sylbe zwei Zeitlängen und eine kurze nur Eine habe. So unbegreiflich diese feine Unterscheidung, im praktischen Leben angewendet, uns Neueren vorkommen mag, so muß sie doch einen Jeden überzeugen, daß den Alten das gänzliche Aufgeben des Metrums, oder auch nur die Vertauschung eines gebräuchlichen Rhythmus mit einem ungebräuchlichen, eines regelmäßigen mit einem unregelmäßigen, in einem Grade empfindlich gewesen seyn muß, von dem wir uns keine Vorstellung machen können. Wir können in unserer Sprache nicht darüber urtheilen, und in der übrigen noch weniger, da wir sie nicht einmal mehr recht auszusprechen wissen.

Das wirkliche Opfer also, wenn wir unser neueres Metrum weglassen, ist weit geringer als bei ihnen. Dennoch giebt es Rücksichten, welche jedem Original-Dichter, dem es darum zu thun ist, daß der poetische Charakter seines Werks nicht vermißt werde, bewegen muß, die klassische Autorität in diesem Punkte zu achten. Der Genius der alten Sprachen machte jede Vermengung der Poesie mit der Prosa unmöglich; dennoch hielten sie es für zweckmäßig, die sichtbare Schranke einer feststehenden metrischen Periodie zwischen der Poesie und der Prosa, selbst der erhabensten, bestehen zu lassen; dabei sollten wir mit doppelter Sorgfalt darüber wachen, daß nichts gethan werde, um diese alten Gränzscheiden zu verrücken. Poetische Prosa ist eben so schlecht, als prosaische Poesie. Unsere Billigung prosaischer Uebersetzungen, wie die des Faust von Hayward, gründet sich also nur auf das Prinzip, daß, wo man einen erwünschten Zweck nur durch die Wahl zwischen zwei entgegengesetzten Uebeln erreichen kann, es der Weisheit gemäß ist, das kleinere zu wählen. Dies spricht keinesweges dem Irrthum das Wort, daß man Poesie und Prosa willkürlich in einander verwandeln könne, ohne beider Charakter zu entstellen. Besonders scheint in unseren Zeiten, wo die sogenannten „Werke der Einbildungskraft“ fast allein für das große Publikum Reiz haben, große Vorsicht nöthig, daß man nicht aus einem Gebiet in das andere hinüberschweife. Französische Kritiker geriethen in Unruhe über das schädliche Beispiel, welches der „Te-

*) Es ist fast unbegreiflich, daß ein so gebildeter Dichter unserer Zeit, wie Wordsworth, noch mit Batteux in die Nachahmung der Natur allein die höchste Aufgabe der Kunst setzen kann.

temach" in dieser Hinsicht gab; allein die Sprödigkeit ihrer Sprache gewährt ihnen den Vortheil, daß sie Ausschweifungen dieser Art sehr enge Schranken setzt. Bei uns hingegen möchte Mancher sich durch den Schimmer dieser Zwitter-Gattung von Composition in Versuchung führen lassen, sie nachzuahmen.

Fassen wir nun unsere Bemerkungen nochmals kurz zusammen, so ist ihr Resultat dieses: Die Versification an und für sich ist kein nothwendiges Element der Poesie, bleibt aber immer ein großes Hülfsmittel für dieselbe und kann in anderer Hinsicht selbst nothwendige Bedingung seyn. Wenn sie in neueren Sprachen nicht mehr die Quelle so vielen unmittelbaren Genusses ist, wie in den alten, so bedürfen wir immer wieder mehr mit Hinsicht auf die mittelbaren Vortheile, die sie gewährt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist nun der Unterschied zwischen Original-Gedichten und Uebersetzungen dieser, daß bei letzteren jene unmittelbaren Vortheile, die das Metrum mit sich führt, nicht mehr so nöthig sind, und daß die Rücksicht auf die charakteristischen Schwierigkeiten, welche eine Uebersetzung herbeiführt, in den meisten Fällen gewichtig genug seyn dürfte, um gegen dasselbe den Ausschlag zu geben.

Der Hauptzweck, den Hayward bei seiner Uebersetzung hatte, war, mehreren seiner literarischen Freunde zu beweisen, daß sie noch nichts besaßen, was ihnen eine richtige Idee vom Faust geben könnte. In dieser Absicht hat er, wie er sagt, überall danach gestrebt, Goethes Gedanken richtig zu treffen, und zwar, indem er sich fast ausschließlich an den Wortsinn hielt. Wir haben die Uebersetzung mit vielem Vergnügen gelesen und sind überzeugt, daß sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen wird; doch fanden wir einzelne Wörter und Wendungen darin, von denen wir nicht das Nämliche zu unbedingt behaupten möchten.

Unter dem buchstäblichen Sinn eines Wortes, und noch mehr einer Stelle oder eines ganzen Schriftstellers, ist wohl etwas Anderes zu verstehen, als eine Uebertragung, die bloß dem Namen nach der Sprache angehört, in die das Werk übersetzt wird. Die Frage, ob der Sinn am besten durch eine genaue Uebertragung des Original-Ausdrucks wiedergegeben werden kann oder nicht, hängt immer von Umständen und von dem zu beobachtenden Maße ab. Läßt man einer Englischen Uebersetzung aus dem Deutschen so sehr das Deutsche Gepräge, daß sie für die Englischen Leser unzugänglich oder unlesbar wird, so ist sie keine Uebersetzung, sie ist alsdann nur ein Dialekt des Deutschen. Wir haben Des Voeux's Uebersetzung von Goethes Tasso nicht gesehen, allein Goethe kannte zu gut die unveräußerlichen Rechte jeder Sprache, um der angeborenen Unabhängigkeit der unsrigen ihr Recht nehmen zu wollen. Er sah, daß den Forderungen, welche die Deutsche in eben der Hinsicht machen konnte, völlig Genüge geleistet war. „Je me lisois moi-même dans la traduction," sagt er daher. Er überließ es den Englischen Gegnern der Uebersetzung zu untersuchen: ob Hr. Des Voeux „a conservé les règles et n'a pas trahi le génie de sa langue. Je n'en suis pas juge; peut-être la trouvera-t-on un peu trop allemand." — Das auffallendste Beispiel des entgegengesetzten Extrems ist das von Pope. Seine Uebersetzung (des Homer) ist durch und durch Englisch, leider nicht bloß in den Worten, sondern selbst in dem Ausdruck der Gefühle und Gedanken. Anstatt zu sagen: Je m'y lis moi-même," würde Homer wahrscheinlich das ganze Eigenthum und Anrecht an dem Werk seinem Uebersetzer abtreten.

Herr Hayward sagt, es sey einer der größten Triumphe des Uebersetzers, Stellen, die mehr als einen Sinn geben, so zu übertragen, daß jeder derselben angedeutet werde. Hierauf wollen wir bloß erwiedern, daß sein Verfahren, selbst nach seiner eigenen Angabe, dieser Regel widerspricht. Er gesteht, daß er über dunkele Stellen nicht selten drei oder vier verschiedene Auslegungen von Deutschen Gelehrten erhielt, die er zu Rathe zog, deren jeder bereit war, die seinige als die rechte zu verfechten. Wie nun, hätte er wohl versuchen mögen, sie alle anzudeuten? Weit entfernt hiervon, sagt er vielmehr ausdrücklich, daß, wenn Leser in manchen Stellen eine andere Auslegung finden, als sie ihnen gegeben hätten, so könnten sie sicher darauf rechnen, er habe jene Auslegung vorsätzlich verworfen; und darin geben wir ihm auch vollkommen Recht. Es ist für uns Prinzip, daß kein Nachtheil daraus erwachsen kann, wenn man dem Künstler so weit freie Hand läßt, als nach dem Maße von Geschmack und gesunder Vernunft, ohne welche er nicht zum Uebersetzer taugt, ihm zukommt. Wo ein Wort oder ein Satz mehrere Deutungen zuläßt, gereicht diese Zweideutigkeit entweder zur Schönheit oder zum Fehler. Dies zu entscheiden, kann nicht schwer seyn. In den wenigen Fällen, wo der Doppelsinn eine Schönheit ist, muß der Uebersetzer natürlich danach streben, diesen Doppelsinn so gut wie möglich wieder zu geben. In den vielen Fällen aber, wo Zweideutigkeit ein Fehler ist, wäre es ein wahrhaft Chinesisches Verfahren, das Muster mit allen seinen Flecken genau nachzubilden. Diese Flecken wegzulassen ist keine Untreue, sondern vielmehr eine Gerechtigkeit, die man seinem Original schuldig ist. Wenn ein der Wahrheit am nächsten kommender allgemeiner Haupt-Effekt der eigentliche Prüfstein jeder Aehnlichkeit ist, so müssen Uebersetzungen, gleich Portraits, in so vieler Hinsicht von ihren Originalen abweichen, daß eine glückliche und vernünftige Wahl des besten Ausdrucks die beste Aehnlichkeit gewährt; und dies ist in beiden Fällen der wahre Triumph des Künstlers. Wir ehren Goethe's Namen; allein ehe wir zugeben können, daß seine Meinungen und Gefühle uns die unsrigen diktiren, müssen wir zuvor wissen, welches seine Meinungen und Gefühle sind. Worte, in denen zu viel oder zu wenig Sinn liegt, sind weiter nichts, als Worte, und in der Poesie wird eben so wenig als in der Philosophie oder Theologie dabei gewonnen, wenn wir uns bloß mit Worten abfinden lassen und Alles durch die Autorität der „verba magistri" zum Schweigen bringen wollen.

Wer mit seinen Landsleuten sprechen will, hat zuvörderst die Verpflichtung, verständlich zu seyn. Es giebt keine andere Regeln in dieser Hinsicht für gesprochene als für geschriebene Worte. Dieser Verpflichtung zufolge, muß jede Stelle eines Werkes einen Sinn haben, der auszufinden ist; ja, nicht bloß jede Stelle, sondern das ganze Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachten soll. Doch findet freilich mit Hinsicht auf Stoff und Umstände ein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Graden der Verständlichkeit und Deutlichkeit statt, die der Verfasser seinen Lesern schuldig ist. „Ein kleines, aber passendes Auditorium" ist oft eine Bedingung, die der Stoff mit sich führt, und die allein seine Bearbeitung gestattet. Doch wenn ein Dichter der Zahl und Beschaffenheit seiner Leser Schranken setzen, wenn er, mit Ausnahme einiger wenigen Auserwählten, allen Uebrigen unverständlich seyn will, so kann man dies nur mit großen Einschränkungen zugeben, oder die Menschen müßten sich vorsätzlich wollen zum Besten haben lassen. Ein Kritiker, der nicht erkennt, daß es ein Fehler an einem Gedicht ist, wenn es den verständigen Leser über Gegenstand und Plan im Dunkeln läßt, spielt mit dem Publikum Blindekuh, statt es zu erleuchten. Und doch scheint ein großer Theil des Deutschen Publikums in Hinsicht auf Goethes Faust in dieser Lage zu seyn. (!) Das Merkwürdigste hierbei ist, daß Goethe selbst kein Vorwurf zu treffen scheint. Sein Vergehen besteht höchstens darin, daß er sein unstreitiges Recht übte, in dem allgemeinen Tumult seine Meinung für sich zu behalten und im Stillen in's Fäustchen zu lachen. Die Schuld liegt nicht an dem Verfasser, der nie mit seinem Werke geheimnißvoll that, sondern an dem Publikum, oder vielmehr an dem Heer seiner Kommentatoren und träumerischen Ausleger. In den „Tischgesprächen" drückt Shakespeare sein Erstaunen über die sinnreiche Schlauheit aus, mit welcher seine Ausleger in die dunkelen Stellen, die entweder das Werk seiner eigenen Nachlässigkeit, oder des Druckers, oder der Zeit wären, einen Sinn zu bringen wußten. Goethe aber hat darin viel vor seinem großen Vorgänger voraus. Der Maaßstab, nach welchem seine Ausleger, von einem leichtgläubigen Publikum aufgemuntert, verfuhren, ist weit gigantischer und weit wunderbarer. Dabei hatte er noch den Vortheil, dies Alles bei seinen Lebzeiten mit anzusehen. Diese Leidenschaft für das Mystische ist es, mehr als alles Andere, was der Nützlichkeit der Deutschen Literatur im Wege steht und so Manchen von ihren Hesperischen Gärten zurückschreckt. Die Sucht, anzunehmen, daß der oben auf liegende Sinn nur ein exoterischer Scheinsinn seyn könne; das ewige Streben, jeden Stoff zu rosenkreuzeisiren und in einem Mühlstein durchaus etwas Anderes als einen Mühlstein zu sehen, wird stets eine Reihe von Schwärmern, Charlatanen und betrogenen Narren erzeugen. Das ganze Feld der Literatur wird mit Dousterswivels (ein Charlatan und Schatzgräber in Scott's „Alterthümler") bevölkert, die unter der Leitung von Lämpchen, die nur den Eingeweihten sichtbar sind, ihr Leben und ihre Talente in Aufsuchung verborgener Schätze vergeuden. *) (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Waltzburgh. — Erzählung aus dem 16ten Jahrhundert. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

The young artist's preceptor. (Des jungen Zeichners Lehrbuch, in fortschreitenden Lectionen.) Von J. C. Giles. Pr. 7½ Sh.

Hierurgia. — Das heilige Meß-Opfer. Kupferstiche und Erklärungen von Dr. Daniel Rock. 2 Bde. Pr. 28 Sh.

Tales for an English home. (Erzählungen für's Haus.) Von G. M. Sterne. Pr. 6 Sh.

Church reform. (Schreiben an Lord Althorp über Kirchen-Reform.) Von B. J. Wetherell.

An inquiry into the causes of respiration. (Ueber das Respirations-Vermögen.) Von Dr. J. Carson. Pr. 12 Sh.

Ostindien.

Journal-Literatur in Bengalen.

Es ist behauptet worden, daß man die Gesinnungen eines Menschen nach den Journalen, die er liest, und deren Anhänger er ist, beurtheilen könne. Bei civilisirten Nationen ist dies gewiß mehr oder weniger der Fall; doch hier zu Lande unter den orthodoxen Eingebornen ist dem nicht so. Diese Leute kümmern sich sehr wenig um das Lesen der Zeitungen, und obgleich es nur Eine giebt, die in jeder Hinsicht ihren religiösen Ansichten zusagt, so hat dies Blatt doch verhältnißmäßig nur einen geringen Absatz. Indeß, da die Eingebornen denn doch Zeitungen lesen, so können wir schon nach Musterung dieser Blätter einige Schlüsse über den gegenwärtigen

*) Νήπιοι οὐδὲ ἴσασιν ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός. Der Englische Kritiker weiß wahrscheinlich nicht, daß unsere Dichter ohne ihre Ausleger und Kommentatoren einen größeren Werth haben als mit denselben. Allerdings giebt es in unserer Literatur eine gewisse Art von Kritik, die ihr winziges Nachen an das Schlepptau großer Weltumsegler gebunden, um mit ihnen durch die Brandungen der Zeit zu gelangen; unerbittlich wird sie jedoch von den Wogen dieser Zeit verschlungen, während der Genius, an den sie sich geklammert, als göttlicher Geist über den Wassern schwebt. Freilich bedarf es eines tieferen Verständnisses unserer Sprache, als die meisten Ausländer es besitzen, um Goethes Faust ganz zu fassen, und wir wundern uns gar nicht, wenn dem Englischen Uebersetzer und dem Englischen Kritiker hin und wieder Einiges unverständlich geblieben ist. Hätte der Erstere auch wie Hr. von St. Aulaire, der Französische Uebersetzer des Faust, ganze Scenen, weil er sie nicht verstanden, unübersetzt gelassen — wir würden es bedauert, aber entschuldigt haben. Wenn sich jedoch Uebersetzer und Kritiker ihr Verständniß bei Kommentatoren und Auslegern suchen und sie dann, durch dieses Orakel getäuscht, Goethe und der Deutschen Literatur ihren Unmuth darüber entgelten lassen, so dürfen wir ihnen wohl mit dem alten Hesiod den an die Spitze dieser Anmerkung gestellten Spruch zurufen: „Thoren, die nicht wissen, daß die Hälfte mehr ist, als das Ganze!" J. L.

Zustand der Gesellschaft wagen; daher wollen wir unseren Lesern eine Uebersicht der in Bengalen erscheinenden Zeitungen vorlegen.

Das Gjonanetschun existirt seit einem Jahr und zeigt sich sehr thätig, um die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit zu zerstreuen. Es zählt nicht viel Abonnenten unter den Eingebornen; da aber die Eigenthümer viele Exemplare unentgeltlich vertheilen lassen, so wird es von vielen Personen gelesen, zu deren Nutzen es geschrieben ist. Es strebt mit Eifer dahin, Irrthum und Aberglauben in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu bekämpfen.

Das Tschendrika ist ein orthodoxes Blatt und als Vertheidiger der Brahmanischen Religion bekannt. Es wird von Bhobong Banerdschio, dem Secretair des Dharma Schaba, herausgegeben und hat in den Vorurtheilen des Landes sehr großen und einträglichen Vorschub gefunden. Mit Ausnahme einiger kürzlich erschienenen Nummern, war es bisher sein ausschließlicher Zweck, den religiösen Irrthümern des Volks und seinen Vorurtheilen zu schmeicheln. Die Abschaffung der Suttees (des Verbrennens der Wittwen) durch Lord Bentinck hat diese Zeitung in Aufnahme gebracht. Sie eiferte mit solcher Heftigkeit gegen das Vorhaben, diesen blutigen Gebrauch aufzuheben, daß sie unter den Hindus sehr zahlreiche Abonnenten fand. Sie richtete an den Dharma Schaba eine Bittschrift gegen die Verordnung des Lord Bentinck. Dennoch wird das Tschendrika von den Hindus nicht sehr begierig gelesen.

Das Kaumudi, von Babu Rammohun Roy gegründet, um der Wirkung des Tschendrika entgegen zu arbeiten, behandelt allgemeine Gegenstände aus einem liberalen Gesichtspunkte, geht aber doch in Sachen der Religion und Politik nur den halben Weg. Unter den Eingebornen hat es nur wenige Abonnenten.

Das Sudhaker ist auf eine Weise geschrieben, die seinem Herausgeber Ehre macht. Dieser hat sich bis jetzt solcher Ausdrücke enthalten, die das Publikum verletzen könnten. Er behandelte die Dinge weder als Frömmler noch auch auf eine zu offene und liberale Weise. Er weiß die rechte Mitte zu halten. Dies Journal hat viele Leser unter den Eingebornen, und die kleine Zahl seiner Freunde hält viel von dem Blatte.

Das Bengobut, welches die Reformatoren herausgeben, gleicht dem Kaumudi in seinen moralischen Zwecken. Es tritt den Irrthümern des Volks nicht geradezu entgegen, hängt ihnen aber auch nicht gläubig an.

Das Timur Nasjuk hat eine schwerfällige Schreibart und wird von Wenigen gelesen. Es sucht zwar den Orthodoxen zu gefallen, benimmt sich aber dabei auf so gemeine Art, daß es stets seinen Zweck verfehlt, trotz seines beständigen Schimpfens und Losziehens gegen die liberale Partei.

Das Gianodoy ist eine periodische Schrift, welche Uebersetzungen aus Englischen Büchern gewöhnlichen Inhalts enthält, und hat die Bestimmung, als Handbuch in den Bengalischen Schulen benutzt zu werden. Die erste Nummer dieses Journals ist die beste von allen, die seit langer Zeit erschienen sind.

Das Bigiona Sebadhi ist ebenfalls ein periodisches Blatt. Es liefert hauptsächlich Uebersetzungen aus gelehrten Werken.

Das Sinmatschar Derpun (Sumachar Durpun) kann man eigentlich kein inländisches Journal nennen. Es wird von Europäern herausgegeben und erscheint in Bengalischer und Englischer Sprache.

Diese Uebersicht der einheimischen Journale beweist hinlänglich, daß die Hindus keinen Geschmack daran finden, ihren Morgen mit Zeitungslesen hinzubringen. Was noch am meisten gelesen wird, ist das „Tschendrika", und dennoch hat es nur wenige Abonnenten und noch wenigere Leser. Denn wir wissen, daß viele es nehmen, weil es von dem Secretair des Dharma Schaba herausgegeben wird, aber sie geben sich nicht die Mühe, es durchzulesen. Wenn man bedenkt, daß in ganz Bengalen nur dieses eine öffentliche Blatt existirt, das der Neigung des Volks zusagt, und daß die Bengalischen Journale nur halb so viel Porto zahlen, als diejenigen, die in Englischer Sprache geschrieben sind, so muß man darüber erstaunen, daß das „Tschendrika" nicht allgemeiner verbreitet ist. (Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— Fortschritte des Christenthums in Travancore. Das Königreich Travancore liegt auf der westlichen Küste des südlichsten Theils der Indischen Halbinsel, zwischen dem 8° und 10° nördlicher Breite. Im Anfange dieses Jahrhunderts stand es eine Zeit lang unter der Herrschaft einer Rani oder Königin, welche als Regentin die höchste Gewalt im Namen des damals minderjährigen Neffen des gegenwärtigen Radschah ausübte. Es ist noch keine genaue Zählung der Bevölkerung dieses Königreichs angestellt worden, aber man hat berechnet, daß sie 1,300,000 Seelen betragen kann. Unter diesen mag es ungefähr 70,000 Syrische Christen geben; Protestanten zählt man ungefähr 4—5000, aber die Zahl der Römisch-Katholischen Christen und die der Juden ist unbekannt. Die übrige Bevölkerung besteht aus Hindus, deren Religion nicht sehr von der der Hindus in anderen Gegenden Indiens abweicht; da Travancore aber der einzige Theil von Hindostan ist, der nie von den Muselmännern unterworfen wurde, so behielt hier Alles, Mythologie, Sitten, Gebräuche und Bauart, seinen alten Charakter unveränderter bei, als anderwärts. Die Hauptstadt des Königreichs ist Trivanderam. Die Londoner Missions-Gesellschaft begann hier ihr Wirken im J. 1806 durch Hrn. Ringeltaube, unter den Auspicien des Britischen Residenten, damaligen Obersten, jetzigen Generals Macauley. Im J. 1818 erhielt Hr. Ringeltaube den Hrn. Charles Mead und mehrere andere Missionarien zu Nachfolgern. Ihr Werk wurde durch zahlreiche eingeborne Lehrer und Prediger mächtig gefördert. Im J. 1812 zählte man schon, Dank den Bemühungen des Hrn. Ringeltaube, 677 Personen, die dem Götzendienst entsagt und das Christenthum angenommen hatten. Im J. 1818 gaben viele Hindus, die dem Heidenthum bereits öffentlich entsagt hatten, den lebhaften Wunsch zu erkennen, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden. In dieser Absicht überließen sich im Laufe der nächsten Jahre 3000 derselben der Leitung der Missionarien, außer 900 Anderen, welche schon früher, unter Hrn. Ringeltaube, mit der Mission in Verkehr gestanden hatten. In den folgenden Jahren vermehrten sich die Bekehrungen in steigendem Verhältniß. Im J. 1829 hatten die eingebornen Bekehrten von ihren eigenen Landsleuten eine furchtbare Verfolgung zu erleiden; dennoch war die Zahl der Gemeinden, in den beiden Abtheilungen der Mission, bis auf 110 angewachsen, welche 4000 Personen zählten. Die inländischen Schulen, welche Hr. Ringeltaube anlegte, haben viele Veränderungen erlitten. Die Zahl der Schulen beträgt jetzt 97, die der Schüler 3100, mit Inbegriff der Mädchen. Die Gesuche um Aufnahme dieser letzteren waren in einigen Fällen zahlreicher, als die Fonds zu bewilligen gestatteten. Die Mission hat zwei Druckereien. Außer den Elementar- und Schulbüchern und anderen der Art werden darin auch große Stücke aus dem neuen Testamente in der Tamul-Sprache gedruckt. (Missionary Register.)

— Ursprung der Briten. Die ersten Bewohner Großbritaniens waren Küstenvölker, ein Zweig desjenigen Stammes, den die Griechen Kimmerier, die Römer aber Cimbern nannten. Dieser Name erhält sich noch heutzutage in der Sprache der Kombrier (Cambrians) oder richtiger der Kymry (Cymry) in Wales. Ihren Sagen gemäß — gegen die man nichts einzuwenden hat — kamen sie aus Asien oder dem Sommer-Lande; allein ihr Weg führte sie über den Hazy oder das Deutsche Meer. Die Kelten, ein verwandtes Volk, kamen zunächst, und zwar von der gegenüberliegenden Küste Frankreichs. Auch ist es wahrscheinlich, daß die Phönicier, im hohen Alterthum, Britanien nicht bloß besuchten, sonst würde man nicht so viele Spuren ihrer Sprache, ihrer Mythologie und ihrer abergläubischen Begriffe vorfinden.*) (Southey's life of Admirals.)

— Die Portugiesischen und die Polnischen Juden in London. Die Portugiesischen Juden zu London konnten ihren National-Charakter nie ganz ablegen. Sie zeichneten sich durch einen gewissen Stolz, hohes Ehrgefühl und stattliches Benehmen aus. Späterhin kamen Juden aus dem Elsaß, Polen und den Barbaresken-Staaten haufenweise ins Land — ein Geschlecht, das in jeder Hinsicht viel tiefer stand. Ihre Einwanderung geschah ohne Aufsehen, und ich fand, trotz meiner Forschungen, keine Nachricht über sie, die geschichtlichen Werth hätte. Die Portugiesischen Juden mieden jede Berührung mit ihnen; sie blickten mit tiefer Verachtung auf diese Hefe des Volks herab, und ihre Geringschätzung dauerte länger als ein Jahrhundert. Diese beiden Geschlechter kontrastirten auf jede Weise mit einander. Das eine reich und hochsinnig, das andere durch Armuth gedemüthigt und die niedrigsten, oft auch die schimpflichsten Gewerbe treibend. Jene träge, fein gebildet und üppig, diese mit abstoßenden Sitten, thätig und sparsam, von starkem Körperbau, klug und verschlagen. Der Portugiese prachtvoll in seiner Kleidung und Lebensweise, während der verworfene Pole immer den von Moses gebotenen Bart und das weite Gewand beibehalt. — Der Erstere, wenn auch noch zu stolz, um die Sprache seines neuen Vaterlandes anzunehmen, sprach doch die seinige richtig und besaß Wissenschaft und Bildung; der Andere hingegen, ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse, blieb bei seinem barbarischen Hebräisch-Deutsch-Polnischen Dialekt. Jede Klasse hatte ihre besonderen Synagogen; alle Gemeinschaft war verboten. Der stolze Portugiesische Jude wäre eher zu Lissabons Scheiterhaufen zurückgekehrt, als daß er sich durch Heirathen mit dem Elsassischen oder Polnischen Juden verschwägert hätte. Der gegenseitige Haß dieser Juden erinnert an die muhammedanischen Türken und Perser, die sich gegenseitig Hunde und Esel schimpfen. — Unter uns sind diese beiden Klassen von Juden immer noch als Portugiesische und Deutsche Juden bekannt, und wir wundern uns oft über ihre strenge gegenseitige Absonderung. (Genius of Judaism.)

— Gekochte und gebratene Speisen. Das Kochen macht die Nahrungsmittel milder und verdaulicher und sollte im Allgemeinen langsam vor sich gehen. Durchs Kochen verliert das Hammelfleisch ein Fünftheil seines Gewichts, das Rindfleisch ein Viertheil; durchs Braten aber beide ein Drittheil. Zu langes oder zu schnelles Kochen macht die Fleischspeisen unverdaulich. Das Fleisch von jungen Thieren, als Kälbern, jungen Hühnern und Lämmern, ist der Gesundheit vortheilhafter, wenn es gebraten wird. Der Aufguß von langsam gekochtem Rind-, Hammel- oder Hühnerfleisch ist schmackhafter als die Brühe (Suppe) von diesen Speisen. Man hat sich überzeugt, daß Hammelfleisch in hartem Wasser zarter wird als in weichem; dasselbe gilt von den Vegetabilien. Die letzteren sollten in jedem Falle gut gekocht werden, damit ihnen der Luftstoff benommen werde, den sie enthalten, und der solchen Menschen, die an Unverdaulichkeit leiden, sehr nachtheilig ist. (L. P.)

*) Die Sprache der Phönicier war, wie aus unbestrittenen Denkmälern sich ergiebt, das Hebräische, oder doch ein sehr wenig abweichender Dialekt der Sprache Kanaans. Ob die Komri'sche Sprache viele erweislich Hebräische Wörter enthalte, ist uns unbekannt, und wir würden es dem Verfasser Dank wissen, wenn er davon Rechenschaft abgelegt hätte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Montag den 10. Juni 1833.

Frankreich.

Die Bevölkerung der Erde, nach Adrian Balbi.

Nr. 54 des „Magazins" theilte unter der Rubrik „Mannigfaltiges" die numerischen Resultate über die Bevölkerung der Erde mit, wie sie Herr Eyriès in seiner neuesten Schrift: Recherches sur la population du globe terrestre, erörtert hat. Wir wollen hier jene Resultate keinesweges einer Diskussion unterwerfen, zumal uns das Originalwerk nicht zu Gebote steht; interessant genug aber dürfte es wohl erscheinen, die Statistiker und Gelehrten, die diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit gewidmet, hier zu konfrontiren, ihre abweichenden Resultate, die blindlings auf Treu und Glauben von tausenden der geographischen Büchermacher abgeschrieben wurden, hier zusammenzustellen und so auf eine Differenz zwischen dem Minimum und Maximum der Angaben von nicht minder denn 3940 Millionen Seelen gelegentlich aufmerksam zu machen.

Eine Anzahl von 3940 Millionen Seelen von weißer, schwarzer und verschiedener Farbe ist gewiß einer ausführlicheren Erörterung nicht ganz unwerth; sie finde darum hier ein Plätzchen in der Weise, wie sie Herr Adrian Balbi in seinem neuesten Werke: Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan etc. Paris 1833 (1 Vol. gr. 8. CXI. und 1392 Seiten sehr engen Drucks) gemacht hat, — welches Werk, beiläufig gesagt, noch im Laufe dieses Jahres von einem Verein wissenschaftlich gebildeter Männer, denen die Kultur der Geographie ganz besonders obliegt, in Deutscher Bearbeitung erscheinen wird.

Ungeachtet der sich widersprechenden Angaben über die Bevölkerung der Erde, welche seit zwei Jahrhunderten bekannt geworden und noch in unseren Tagen sich erneuern, ist gleichwohl die Kenntniß der Näherungszahl der Erdbewohner für diejenigen keine unauflösbare Aufgabe, welche die statistische Geographie zum Gegenstand ihrer sorgfältigsten Arbeiten gemacht haben. Bei der Untersuchung dieser, wie bei der so vieler anderen Wahrheiten, bei denen der fragliche Gegenstand theils in an und für sich veränderlichen Elementen besteht, theils aus sehr verschiedenen Quellen kommt, muß man vor Allem damit anfangen, nur die Elemente zusammenzufassen, die unter sich vergleichbar sind, und sodann diejenigen vorzugsweise herauszuwählen, die eine besondere Erörterung verdienen. Die erste Bedingung dieser Aufgabe erfüllt man, wenn man alle Angaben zusammenfaßt, die sich auf ein und dieselbe Epoche beziehen, oder wenigstens auf Epochen, die eben nicht zu weit von einander getrennt sind; — die zweite Bedingung erfüllt man dadurch, wenn man alle jene Schätzungen ausschließt, die einleuchtend irrig sind, da sie sich weder auf unmittelbare Thatsachen, noch auf bestimmte Folgerungen gründen. Verfährt man auf diese Weise, so wird man jenen ungeheuern Widerspruch in den Angaben über die Zahl der Bewohner ein und derselben Gegend schwinden sehen, jenen Widerspruch, der mehr als einmal der statistischen Geographie ungerechte Vorwürfe und neuerdings sogar Schmähungen von einigen Gelehrten zugezogen, die, so achtbar sie auch sonst sind, doch in diesem Zweige der Wissenschaft als Fremdlinge erscheinen.

Bevor wir indeß die vergleichende Uebersicht der wichtigsten Angaben über die Bevölkerung der Erde mittheilen, wie sie die Gelehrten und Geographen bekannt gemacht haben, müssen sämmtliche Länder der Erde in zwei Klassen getheilt werden; nämlich erstens in solche Länder, die wirklich in das Gebiet der Statistik im eigentlichen Sinne gehören, und zweitens in solche, die noch nicht dazu gehören.

Die erste Klasse begreift alle die Länderräume, deren Bevölkerung durch wirkliche Zählungen bestimmt worden, welche, wenn sie allgemein sind, das heißt, wenn sie alle Bewohner ohne Ausnahme einschließen, die einzigen sind, die bestimmte Resultate liefern und der wirklichen Zahl sich hinreichend nähern können. Es folgen sodann diejenigen Länder, deren Bevölkerung durch mehrere indirekte Methoden bestimmt werden, wie z. B. die Zählung aller Personen nach gewissen Abgaben, denen sie unterworfen sind, oder nach Familien, Feuerstellen und nach Häuserzahl, die man, was oft geschieht, mit der vorhergehenden nicht verwechseln darf. Endlich folgen diejenigen Länder, deren Bevölkerungszahl man nach der Wandelbarkeit der Bevölkerung, das heißt nach dem Verhältniß, in dem die Geburten, Sterbefälle und Ehen zu der Zahl der Lebenden stehen, abgeleitet hat. Keine dieser indirekten Methoden darf ausschließlich allein angewandt werden, sondern man muß die durch verschiedene Methoden erhaltenen Resultate mit einander vergleichen. Und bei einem solchen Verfahren ist man sicher, Resultate erhalten zu haben, die mit denen identisch sind, welche man durch wirkliche Zählung gewonnen hat.

Diese erste Klasse der Länderräume begreift ganz Europa mit Ausschluß des Ottomanischen Reichs, ganz Amerika mit Ausschluß der Gebiete, welche die unabhängigen Wilden inne haben, China und mehrere Gegenden der übrigen Welttheile, in welche die Europäer sich niedergelassen haben, oder die sie beherrschen.

Aber in Beziehung auf diese Letzteren müssen wir noch bemerken, daß Schriftsteller, denen die Statistik eigentlich fremd ist, und mitunter auch Statistiker sehr oft die Bevölkerung als Resultat einer Volkszählung ansehen, welche die Ueberschußsumme der Geburten über die Sterbefälle zu einer gewissen Zeit ergiebt, die man zur Bevölkerungszahl in einer gegebenen Epoche hinzufügt. So ist die vermeintliche Zählung, welche nach mehreren politischen und literarischen Zeitschriften im Jahre 1827 in Frankreich stattgefunden haben soll, nichts Anderes, als der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle, die sich für dieses Königreich vom Jahre 1820 bis 1827 ergab, mit Einschluß der Bevölkerung, wie sie am Ende des Jahres 1820 war. — In derselben Weise berechnete man auch im Jahre 1815 die Bevölkerung des Königreichs der Niederlande. Wir verdanken die Kenntniß dieser wichtigen Thatsache Herrn Quetelet, der die Statistik mit so vielen nützlichen Arbeiten über diesen wichtigen Theil Europas bereichert hat. — Und um noch ein anderes Beispiel anzuführen, bemerken wir, daß vom Jahre 1801 an im Königreich Dänemark keine Zählung stattfand, obschon die Zeitschriften freilich uns von dieser Zeit an jährlich mit dergleichen beschenkten. Es war ganz einfach die numerische Wandelbarkeit der Bevölkerung, die man mit einer so sorgfältigen Genauigkeit berücksichtigte, daß diese in mehreren Staaten, welche man allgemein als am weitesten vorgeschritten in diesem Zweige der Staatsverwaltung anerkennt, als Muster empfohlen werden kann.

Bei der Kenntniß der numerischen Wandelbarkeit der Bevölkerung in allen den Staaten, in denen man Geburts-, Ehe- und Sterbelisten hat, haben wir dieses Mittel angewandt, um die Bevölkerung einiger Gegenden Europas und Amerikas für den Schluß des Jahres 1826 zu bestimmen. Aber wir haben uns wohlweislich gehütet, ohne Prüfung die übertriebenen Ergebnisse einiger einheimischer Schriftsteller und die Hassels anzunehmen, Ergebnisse, von denen einige in den Reihen gewisser Zeitschriften, ja sogar mehrerer geographischer Werke in der Weise eine Stelle finden, als wären sie Resultate stattgefundener Zählungen. So z. B. erwähnen wir hier der vermeintlichen Zählung, nach welcher seit dem Jahre 1827 die Britisch-Amerikanischen Verein-Staaten 12,276,782 Bewohner gehabt haben, eine Summe, die mit der fast identisch ist, welche Hassel in seinem genealogisch-historisch-statistischen Almanach für das Jahr 1828 mittheilte, und die dieser gelehrte Statistiker nur als eine einfache Annäherungszahl gegeben hat. Wir haben in unserer Balance politique du globe für denselben Staat am Ende des Jahres 1826 nur 11,600,000 Bewohner angenommen und haben gegenwärtig die Genugthuung, zu bemerken, daß unsere Schätzung fast gleichartig ist mit der des Herrn Stevenson in dem Bericht, den dieser Gelehrte im Repräsentanten-Hause der Verein-Staaten am 25sten Februar 1829 vorgetragen hat. Herr Stevenson schätzt die Bevölkerung der Verein-Staaten für das Jahr 1830 nur 13,000,000, während sie mehrere einheimische und fremde Schriftsteller schon vom Jahre 1824 an, die einen auf 12, die anderen auf 13, ja sogar auf 14 Millionen anschlugen.

Die zweite Klasse, die wir genannt haben, begreift alle die Länder, welche noch außerhalb des Gebietes der Statistik zurückgeblieben sind. Für diese Klasse kann die Bevölkerung nur mittelst mehrerer mehr oder minder zusammengesetzter Verfahrungsarten ermittelt werden, die, insofern sie einzeln betrachtet werden, mehr oder minder ungewiß erscheinen, insofern sie aber gemeinschaftlich zusammengestellt werden, doch ein ziemlich genügendes Resultat liefern können. Die Hauptelemente dieser Berechnungen sind: 1) die Ausdehnung oder der Flächen-Inhalt des in Rede stehenden Landes; 2) sein Klima; 3) die Bodenbeschaffenheit, je nachdem sie fruchtbar oder unfruchtbar, gebirgig oder eben, dürre, von Flüssen bewässert oder von Sümpfen bedeckt ist; 4) seine Lage gegen das Meer oder das Innere des Festlandes; 5) der Zustand des Ackerbaues, der sich, wie bei manchen wilden Stämmen, noch in der Kindheit, oder wie bei mehreren civilisirten Völkern, im Verfall befinden kann, oder auch im Gegentheil, wie in mehreren Gegenden Frankreichs, Ita-

liens und Englands, eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht; endlich 6) der gesellige Zustand der Bewohner, die entweder ganz wild oder ausschließlich Nomaden, Halb-Nomaden, Ackerbauer, mehr oder minder dem Handel, der Schifffahrt, den Fabriken und Manufakturen ergeben seyn können. Alle diese Verhältnisse sind einer Menge Abstufungen und Nüancirungen fähig, die auf die Vermehrung des Menschengeschlechts sehr einflußreich sind und eben deswegen von dem Geographen, der sich derselben bedient, um die Bevölkerung eines bestimmten Landes zu ermitteln, sorgfältig erwogen werden müssen.

In Gegenden, deren Bewohner auf einer niedrigen Stufe des geselligen Verbandes stehen, wo die Menschen z. B. nur von Früchten leben, die der Boden freiwillig erzeugt, oder von dem Gewinn ihrer Jagd oder Fischerei, wird man auf einem gegebenen Raume 18 bis 20 Mal weniger Personen finden, als man auf demselben Raume gefunden haben würde, wenn er von einem Hirtenvolke bewohnt gewesen wäre. Gegenden, in denen man Stämmen begegnet, die, wie die Kafern, Arabischen Beduinen, Kalmücken und Mongolen, großentheils von Milch und von dem Fleisch ihrer Heerden leben, haben nur eine 25 bis 30 Mal leckerere Bevölkerung, als ein Land von gleicher Größe, falls es von einem ackerbauenden Volke bewohnt wäre, haben würde, weil die Heerden ungeheure Räume erfordern, um das für ihre Erhaltung unumgänglich nothwendige Futter zu finden. In einem Lande hingegen, wo Ackerbau getrieben wird, bietet die Arbeit einer geringen Personenzahl viel mehr, als zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, und dieser Ueberschuß an Nahrungsmitteln kann eine große Anzahl anderer Personen auf einem Raume von unendlich kleinerer Ausdehnung ernähren, als für die Erhaltung eines aus lauter Hirten oder Wilden bestehenden Volkes nothwendig ist. Denken wir uns ferner in demselben Gebiete eine oder mehrere große Städte, die von Leuten bewohnt sind, welche dem Handel, dem Fabrikwesen und der Schifffahrt ergeben sind, so wird die Bevölkerung, welche ernährt werden kann, nur durch die Gränzen beschränkt seyn, welche der Reichthum der Bewohner selbst und ihre Handels-Verbindungen ihnen setzt. Denn sie zieht ja die zu ihrem Unterhalte nothwendigen Produkte nicht unmittelbar von ihrem eigenen Grund und Boden, sondern sie bezieht sie auch von ihren Nachbarländern, ja sogar von sehr entfernten Gegenden, wo ihre Handelsfreunde sie aufsuchen. So kann eine Stelle eine sehr verschiedene Anzahl Bewohner enthalten, je nach der Verschiedenheit ihrer geselligen Lebensweise.

Die Zahl der Waffenfähigen eines Volkes und die der Krieger wilder Stämme, die Zahl der Zelte bei Hirtenvölkern u. s. w. giebt ebenfalls eine Anweisung, mittelst welcher man die Gesammtheit der Personenzahl dieses Volkes ermitteln kann. Diese letzte Methode bildet fast bei allen Reisenden und bei mehreren Seefahrern die Grundlage zur Bestimmung der Seelenzahl der Völkerschaften, mit denen sie uns bekannt machen.

Die Menge gewisser Nahrungsmittel und Getränke, die jährlich verbraucht werden; der Salz- und Tabacks-Bedarf bei den Europäischen Völkern und ihren Abkömmlingen; die Consumtion des Opiums bei den Orientalen, des Steinöls bei den Birmanen, sind ebenfalls andere Mittel, die Bevölkerung eines Landes annäherungsweise herauszubringen.

Die Zahl der Städte, Marktflecken, Dörfer, Weiler, die in einem Lande zu einer bestimmten Zeit da waren, geben ebenfalls ein anderes Element, durch welches man einen gewissen Annäherungswerth erlangen kann.

Sehen wir nun auf die praktische Seite einiger dieser Principe. Unter den Ländern, welche zur ersten Klasse gehören, giebt es wohl mehrere, deren Bewohner sich in analogen Verhältnissen befinden, als die derjenigen Länder, welche zur zweiten Klasse gehören, d. h. man trifft wohl Länder, die von Ackerleuten, Nomaden, ja sogar Wilden zugleich bewohnt sind. Kennt man nun den Flächen-Inhalt eines Landes, dessen Bevölkerung unbekannt ist, so braucht man es nur mit einem Lande der ersten Klasse von möglichst gleicher physischer und moralischer Beschaffenheit zu vergleichen. Und da man nun die relative Bevölkerung, d. h. die Zahl der Bewohner auf einer Quadratmeile*) dieses letzteren kennt, so braucht man nur den Flächeninhalt des ersteren mit der relativen Bevölkerung eben dieses Landes zu multipliciren, das man als vergleichenden Maaßstab gewählt hat, und das Produkt giebt dann die gesuchte Zahl der Bewohner.

Der General Andreossi stellte für Konstantinopel eine Berechnung an nach dem täglichen Wasser-Bedarf und fand, daß diese Stadt, mit Ausschluß von Skutari und den am linken Ufer des Bosporus liegenden Dörfern, 597,600 Bewohner haben könne. Diese Zahl ist fast identisch mit den Resultaten einer anderen Berechnung des täglichen Brodbedarfs in dieser Stadt. Nach diesem neuen Verfahren würde Konstantinopel mit Inbegriff von Skutari und den in der ersten Berechnung ausgeschlossenen Dörfern 630,000 Bewohner haben.

Diese verschiedenen Methoden haben wir, je nach den Umständen, bald einzeln, bald in gegenseitiger Verbindung angewandt, um die Näherungszahl der Bevölkerung aller der in der zweiten Klasse begriffenen Länder zu ermitteln. Der beschränkte Raum gestattete uns leider nicht, in die möglichsten Details einzugehen; wir verweisen aber alle diejenigen, welche sich vielleicht überzeugen möchten, wie weit ein kundiger Statistiker die Anwendung dieser indirekten Mittel ausdehnen kann, um nicht nur die gegenwärtige Bevölkerung eines Landes kennen zu lernen, sondern um sich auch bis zur Kenntniß derjenigen zu erheben, welche es in dem längst entschwundenen Alterthum gehabt hatte, auf Hrn. Jomard's Abhandlung Sur la population comparée de l'Egypte ancienne et moderne. Sie werden da einsehen, auf welche lichtvolle Weise dieser Gelehrte, die übertriebenen Schätzungen Wallace's, Goguet's und anderer Gelehrten des letzten Jahrhunderts auf ihre richtige Größe zurückgebracht hat, da sie ihre Berechnungen nach Berichten falsch interpretirter Stellen alter Schriftsteller über die irrige Größen-Angabe dieser Gegend gegründet und ein unzuverlässiges Verhältniß zwischen der Zahl der Geburten und der Lebenden angewandt haben.

(Schluß folgt.)

*) Für diesen Begriff der relativen Bevölkerung hat unserem Wissen nach der berühmte Statistiker Hoffmann zuerst den treffenden Ausdruck Volksdichtigkeit gebraucht.

Bibliographie.

- Les sept péchés capitaux. (Die sieben Todsünden.) Erzählungen von Michel Raymond.
- Un mauvais ménage. (Scenen aus dem häuslichen Leben.) Von P. Pons. 2 Bde.
- Tableaux de moeurs. (Sieben Novellen.) Von Mad. S. Dupuis. 2 Bde.
- Le dernier banquet des Girondins. (Das letzte Gastmahl der Girondisten.) Scenen aus der Revolution, von Ch. Nodier.
- Essai sur la philosophie des Hindous. (Die Philosophie der Hindus.) Aus dem Englischen des Colebrooke. Mit zahlreichen Bemerkungen über das Verhältniß dieser Philosophie zur Griechischen, von G. Pauthier. Erste Abthlg.
- Méditations d'un criminel de la jeune France sur la peine capitale. (Betrachtungen eines Verbrechers über die Todesstrafe.) Von S. Penchoa.
- Claudia — oder die Gebete eines jungen Mädchens. Von Felix Servan.

England.

Die Kunst des Uebersetzens.

Bei Gelegenheit einer kürzlich von Hayward herausgegebenen Uebersetzung von Goethe's „Faust" in Englischer Prosa.

(Schluß.)

„Folgende Stelle", sagt Hayward, „aus der in einer Deutschen Zeitschrift enthaltenen Kritik eines Werks von Dr. Rosenkranz kann eine Vorstellung geben, in welchem Lichte Faust noch immer in Deutschland betrachtet wird: „Die verschiedenen Versuche, den unendlichen Faden des „Faust" da aufzunehmen, wo ihn Goethe fallen ließ, obgleich an und für sich unfruchtbar und erfolglos, zeigen wenigstens, auf wie vielfache Weise dieses herrliche Gedicht aufgefaßt werden kann, und wie es jeder Individualität eine andere Seite darbietet. So wie der Sonnenstrahl sich in jedem Auge verschieden bricht und Himmel und Natur in jedem Seelenspiegel sich anders darstellen, so ist dieses unermeßliche und unerschöpfliche Gedicht. Wir haben Kommentatoren und Fortsetzer des „Faust" gehabt, die, von der praktischen Weisheit, womit er durchwebt ist, ergriffen, das ganze Gedicht als eine große Sammlung von Lebensregeln betrachteten. Andere sahen darin nichts weiter, als eine pantheistische Lösung des Räthsels unseres Daseyns; Andere wieder, empfänglicher für den poetischen Genius, bewunderten bloß das poetische Gewand der Ideen, welche, an und für sich, ihnen von geringer Bedeutung schienen. Wieder Andere fanden nichts merkwürdiger darin, als die glückliche Darlegung einer philosophischen Theorie und die Musterung gewisser Irrthümer des praktischen Lebens. — Sie haben Alle Recht; denn von allen diesen Gesichtspunkten aus ist Faust groß und bedeutsam; allein, während er alle diese verschiedenen Richtungen gleich Strahlen aus einem Fokus zu nehmen scheint, folgt er zugleich (doch den Meisten verborgen) seiner eigenthümlichen, wahrhaft großen Hauptrichtung, nämlich der Beilegung des großen Zwiespalts der Welt, der Versöhnung des Realen mit dem Idealen. Niemand, dem diese Grundidee des Faust entging, ist im Stande, wir wollen nicht sagen, ihn zu erklären oder fortzusetzen, sondern auch nur zu lesen und zu verstehen. Diese Haupt-Basis schließt zugleich alle besondere Tendenzen desselben in sich, die religiöse, die philosophische, die wissenschaftliche, die praktische; und daher kommt es, daß der Theolog, der Gelehrte, der Krieger, der philosophische Forscher — Alle in dieser umfassenden Production etwas finden, das sie fesselt." — So viel über den Hauptplan. Die Charaktere sind, wie es scheint, kein Fleisch und Blut, sondern Personificationen, deren hieroglyphisches Alphabet Doktor Hinrichs so glücklich war zu entdecken. Der Doktor meint: Faust bedeute die Philosophie, Wagner den Empirismus oder Experimentalismus. Die Philosophie sey übrigens Deutschland und der Empirismus die übrige Welt. Sehen wir uns nach einem ähnlichen Werke um, so erfahren wir, daß es der „Göttlichen Komödie" des Dante auf ein Haar gleicht. — Von diesen verschiedenen Erklärungen ist in der That immer eine absurder als die andere. Kann wohl etwas phantastischer seyn, als die Entdeckung, daß Faust's Hauptzweck die Ausgleichung des großen Zwiespalts der Welt sey? Wer fühlte wohl, nachdem er ihn gelesen, daß der Friede zwischen seinen in der Ewigkeit herumschweifenden Gedanken und der armseligen Wirklichkeit des Lebens hergestellt sey? Das Gegentheil scheint uns viel leichter darzuthun; wir könnten uns weit eher denken, daß mancher gläubige Leser dadurch auf einige Zeit unzufrieden mit seinem beschiedenen Theil, sowohl des Realen als Idealen, würde. Was den Vergleich mit Dante betrifft, so geben wir zu, daß Goethe's Genius tiefer und vielseitiger war, als der des Voltaire; dennoch aber nähert er sich weit mehr dem glatten Künstlerwesen Voltaire's, als der gediegenen und kräftigen Realität, die das ganze Wesen des

Florentiner Barden durchdrungen hatte. Wenn wir Werk gegen Werk halten, so giebt es in der „Purgatorio" Scenen, welche weit naher mit „Faust" verwandt sind, als irgend ein Gesang, beinahe möchten wir sagen, irgend eine Zeile in der „Göttlichen Komödie". Wie weit seine Kommentatoren die Absurdität trieben, mag man aus folgender Ankündigung entnehmen: „Herr Hensler, Professor der Medizin zu Würzburg, erbietet sich zu einem Kursus von Vorlesungen über Universitäts-Wissenschaft und Universitäts-Leben im Allgemeinen, besonders aber über Medizin und über die beste Art, sie zu studiren, Alles nach Goethe's Faust." Wer sich der Goethe'schen Schilderung des Studentenlebens und seiner Lehren für die Aerzte erinnert, wird sich, wenn er sieht, wie sie förmlichen Vorlesungen — diese mögen nun ernsten oder scherzhaften Tones seyn — zum Grunde gelegt werden, nicht mehr über manche Scenen wundern, die zuweilen auf Deutschen Universitaten vorfallen — über einen Auszug der Studenten nach irgend einem mons sacer, oder die Herstellung der akademischen Zucht durch eine Schwadron Kavallerie.

Solche Uebertreibungen und Verkehrtheiten sind um so weniger zu rechtfertigen, wo sie so ganz aus der Luft gegriffen sind, wie hier beim „Faust." Die Legende von dem Teufel und Doktor Faust war eine von den rohen populären Schöpfungen des Mittelalters, da Gott und Menschen noch vertraulicher mit einander umgingen als in unseren verfeinerten Zeiten. Sie hatte damals nur Einen Sinn, und den konnte man mit Händen greifen. Es gab von Zeit zu Zeit Gelehrte, welche, von dem Wahnsinn befallen, den Eitelkeit, einsames Leben oder übel verdaute Gelehrsamkeit erzeugen können, den Ruf eines Bündnisses mit dem bösen Feinde nicht verschmähten. Kunst und Wissenschaft selbst wurden, während die wieder auflebende Gelehrsamkeit sich emporarbeitete, von dem Volke dieser Quelle zugeschrieben. Marlowe brachte den Faust auf die Bühne, von da stieg er zum Puppenspiel herab, und nachdem er durch Lessings Hände gegangen war, wurde er Goethe's Besitzthum. Dieser hat den Ruhm, ihn ganz umgeschmelzen und für immer zu seinem Eigenthum gemacht zu haben. Goethe selbst bestätigt diesen Stammbaum, so niedrig er auch ist: „Das merkwürdige Puppenspiel von Faust fand von jeher viel Anklang in meiner Brust. Auch ich hatte den ganzen Kreis des Wissens durchwandert und war zeitig genug zur Erkenntniß gelangt, wie eitel es sey." — Es ist auch nicht der geringste Grund zu der Voraussetzung vorhanden, daß der große Dichter irgend eine Hauptmoral in seinem Drama durchführen wollte, es sey denn die Darstellung der besonderen Ansicht des menschlichen Lebens und Charakters, welche dem Faust von seinem ersten Entstehen an beigelegt wurde, und auf welcher in der That die ganze Tradition beruht. Der einzige Unterschied besteht in Goethe's viel großartigerer Auffassung des Stoffes, in der Kühnheit und Mannigfachheit seiner Darstellung und in der Schönheit seiner Verse, welche jeden Reiz besitzen, den ein Zauberer ihnen verleihen oder wünschen kann.

Die Veränderungen, welche Goethe mit der alten Dichtung vornahm, müssen allerdings gewürdigt werden, insofern sie den dramatischen Effekt erhöhen; sie zeugen aber von keiner absichtlichen Aenderung des Effekts, auf den er in seinem ersten Zustande berechnet war. Goethe's Stück fangt, wie das von Marlowe, damit an, daß Faust in seinem Studierzimmer, in Nachdenken versunken, die Wissenschaften eine nach der anderen mustert, bis seine Wahl endlich bei der Magie stehen bleibt. In beiden Stücken wird er auf die nämliche Weise in Versuchung geführt. Er ergiebt sich dem Teufel um denselben Preis: vier und zwanzig Jahre, „in allen Wollüsten vollbracht", und der gehorsame Mephistopheles immer zu seinen Diensten, der ihm „Alles geben wird, was er verlangt." Aber man muß bekennen, daß Goethe den dramatischen Charakter des Faust und Mephistopheles unendlich vervollkommnet hat. Marlowe's Faust legt sogleich die sanfte und beschauliche Natur des Gelehrten ab und stürzt sich in sein abenteuerliches Leben mit den Gefühlen eines gemeinen grobsinnlichen Schwarzkünstlers. Er läßt es sich gefallen, „daß sein Geist zu den alten Philosophen gehe", wenn er nur den Papst necken, den Kaiser in Erstaunen setzen und die Pferdeknechte im Bierhause zum Lachen bringen kann. Goethe's Faust hingegen behält seine ganze, wenn gleich schuldbelastete Menschlichkeit. Er bleibt ein menschliches Wesen, das so unglücklich war, in dem Aufruhr der Sinne eine Zuflucht für ein abgestumpftes und getäuschtes Gemüth, für einen verschrobenen und verwilderten Geist zu suchen. Das persönliche Interesse für ihn, als für einen Sterblichen, der über seine Kräfte versucht wurde, der seine Hoffnungen und Befürchtungen auf Einen schrecklichen Wurf setzte, und der dennoch das scharfe Gefühl des Elends, welches er über Andere bringt, behält, und den Abgrund, an dem er steht, vollkommen erkennt, bleibt bis zum letzten Augenblick ungeschwächt. Vergleicht man die Mephistopheles der beiden Dichter, so ist Marlowe's Teufel ein erbärmliches halb weinerliches Geschöpf, von dem man nicht begreift, wie es unter Lucifer's Dienerschaft gerathen sey. Der Deutsche Mephistopheles aber, dessen Hauch Alles vergiftet, was er berührt, ist eine ganz andere Figur. Goethe hat ihn zu einem eben so bedeutsamen Charakter gemacht, wie den Faust, dessen Andenken kaum so tief in das innere Mark der Seele dringt, wie das des Teufels, der ein Doppelgänger jenes Satan ist, mit welchem Gott im Buche Hiob über die Göttlichkeit im Menschen disputirt.

Mit dieser neuen Schöpfung jener beiden Charaktere ist eine neue und unendliche Mannigfaltigkeit der Intrigue verbunden. Faust und Mephistopheles gehen gemeinschaftlich auf Abenteuer aus. Einer solchen Genossenschaft, auf einer Wanderung von beinahe einem Vierteljahrhundert, müssen sich deren von jeder Art, natürliche und übernatürliche, darbieten, weit mehr, als sich in den Rahmen eines einzelnen Stückes bringen lassen. Jede Form menschlichen Lebens und Fühlens muß zum Vorschein kommen. Faust war daher kein Werk, welches einen regelmäßigen Anfang und Schluß haben konnte. Es blieb auf dem Arbeitstisch liegen, um es bei Gelegenheit, nach langen Zwischenräumen, wieder aufzunehmen. Zwischen 1765 und 1769 (?) geschrieben, wurde es 1790 zuerst herausgegeben und erschien 1807 in der erweiterten Ausgabe. Als Goethe von seinem Freunde, dem Doktor Zimmermann, gefragt wurde, wie es mit seinem Faust stände, brachte er einen Beutel voll Papierstreifen zum Vorschein. „Das ist mein Faust." In einem Stücke dieser Art muß jede Scene auf dieselbe Weise gelesen werden, wie sie geschrieben wurde, und jeder Theil desselben wird sich gewissermaßen als ein Ganzes erweisen. Allein, wenn es auch noch so lange ausgesponnen wird, so bleibt es doch immer nur ein Fragment. So äußerte sich auch Goethe, der weder Vorreden an das Publikum liebte, noch Erläuterungen über seine Werke selbst seinen besten Freunden geben mochte, in seinem Briefwechsel mit Schiller. Und in diesem Betracht ist selbst seine nachgelassene Fortsetzung nichts als ein Fragment.

Faust war, ehe ihn Goethe aufnahm, eine alte verbleichte Tapeten-Figur. Wir bewundern so sehr, als irgend Einer, nicht allein den mehr als originellen Glanz, den er den Farben verlieh, sondern die Kunst, mit welcher er über die Hauptfiguren ein poetisches und lebendiges Interesse hauchte, welches sie vorher nie besaßen. Diese Figuren sind keine nekromantische Maschinen mehr, es sind wahrhafte ergreifende Charaktere, denen er durch seine großartige Erweiterung des ursprünglichen Gewebes und durch die reiche Fruchtbarkeit, mit welcher er dasselbe auszufüllen wußte, ein unermeßliches Feld anwies. Und bei aller dieser Trefflichkeit wird dennoch kein Hauptzug in den ursprünglichen Gestalten oder wenigstens in dem Gange der Geschichte verwischt. So bunt und neu die Scenen auch seyn mögen, in welchen Faust mit seinem Hexen-Diener jetzt auftritt, er möge nun in Leipzigs Weinkellern zechen, sich in Gretchens Kammer schleichen oder auf dem Blocksberg herumtummeln: die moralische Krankheit, an der er leidet, und ihre Pein bleiben immer dieselben. Sie sind jetzt mehr entwickelt, aber sowohl Ursache als Folge sind dieselben, die sie waren, als er noch über seinen Büchern saß; das Neue liegt nur in den Umständen, unter welchen sie sich uns darstellen. Die ganze Legende aber, alt oder neu, scheint uns von der Art, daß nichts Mystisches darin liegen kann. Sie muß mehr oder weniger die Geschichte jedes menschlichen, wenigstens jedes denkenden und tief fühlenden Wesens seyn. Herr Hayward hat auf befriedigende Weise dargethan, daß Faust eigentlich die Offenbarung von Goethe's innerem Menschen sey. Die Ansichten des Deutschen Studentenlebens, die Satire auf den Schlendrian der akademischen Vorlesungen, die Seitenhiebe auf Logik, Jurisprudenz und Medizin werden als die Ergebnisse seiner eigenen Erfahrungen nachgewiesen. Er ergab sich sogar in so weit der Magie, daß er einst mit Fräulein v. Klettenberg einen alchymistischen Kursus durchmachte. Gretchens innerer Abscheu vor Mephistopheles ist der Scene aus seinem Leben entnommen, wo ein sehr häßlich gestalteter Freund, den er Mephistopheles Merck nennt, und welchen er bei seiner Geliebten eingeführt hatte, ihm einen tückischen Streich spielte. Von dem Schwanken oder vielmehr stürmischen Wogen, das einst Goethe's Gemüth eine Zeit lang umherwarf, bis es fast im Strudel unterging, giebt der Umstand einen Begriff, daß in jener Periode Spinoza und die Bibel seine Lieblingsbücher waren, die er abwechselnd zu Rathe zu ziehen pflegte. Erinnern wir uns endlich, daß er seinen Faust immer für das Original zu Byron's „Manfred" hielt, so können wir daraus so ziemlich abnehmen, in welchem Lichte er ihn selbst betrachtete; denn über die Tendenz des „Manfred" ist wohl noch kein Leser im Zweifel geblieben. (Edinburgh Review.)

Bibliographie.

- The fossil flora of Great-Britain. (Fossile Flora Großbritaniens.) Von Prof. Lindley und W. Hutton. Ersten Bdes zweite Abth. Pr. 22 Sh.
- The Americans. (Die Amerikaner.) Von einem Amerikaner in London. Pr. 6 Sh.
- Scripture history. (Biblische Geschichte.) Zur Erbauung junger Leute. Von E. Miller. Pr. 4 Sh.

A f r i k a.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Kapstadt, am Fuße des Teufel-, Löwen- und des Tafelberges amphitheatralisch sich erhebend, wird von diesem letzteren, dessen Namen ihre Gestalt am meisten bezeichnet, beherrscht; ihre rechtwinklig sich schneidenden Straßen sind meistentheils breit, gut gepflastert und zu beiden Seiten mit Eichen-Schößlingen und Fichten bepflanzt; die Häuser sind zierlich und dauerhaft, manche Schornsteine gewunden und die Außenseiten der Häuser mit kupfernen oder eisernen Verzierungen versehen, die sehr reinlich gehalten und bei den Reichen vergoldet werden. Durch Springbrunnen ist an allen Theilen der Stadt für Wasser gesorgt. Die öffentlichen Plätze sind zahlreich, und mehrere darunter dienen zu Märkten, die mit allem Nöthigen reichlich versehen sind. Der größte und schönste ist der Börsenplatz, den enge Tannen-Alleen umgeben; an der Küste befinden sich die Fleischschrannen, eine Straße scheidet die Schlachthäuser von den Läden, wo das Fleisch feil ist. Das Viertel, wo die Kaufleute wohnen, liegt im Mittelpunkt der Stadt; die Läden wetteifern an Pracht und geschmackvoller Ausstattung, insbesondere sind diejenigen bemerkenswerth, wo man Chinesische Erzeugnisse und Englische Goldarbeiten verkauft. Die Hottentotten, deren mehrere bei den Holländischen Familien in Diensten stehen, bringen den Ertrag der

Pflanzungen nach der Stadt; der Transport geschieht mittelst langer vierräderiger Wagen, die genau wie die in der Römischen Campagna aussehen, von 8 bis 20 starken Ochsen gezogen. Das Vordergespann besteht jedes Mal aus 2 Ochsen; bei diesen befindet sich ein Knabe, der sie, wenn die Straßen sich wenden, leitet; der Führer aber ist mit einer Peitsche, deren Stil 20 Fuß lang ist, ausgerüstet, und weiß damit sehr geschickt selbst die vordersten Ochsen zu erreichen. Ein sonderbares Schauspiel bilden in der Nähe der Märkte und Weinlager diese langen Reihen schwer beladener Wagen, diese gewaltigen Ochsen mit glänzender Haut, einen Wald von Hörnern darstellend, das dumpfe Gedröhne der Räder und die scharfen Töne der Führer in ihren Hüten aus Palmblättern, die wie das Dach eines Chinesischen Gartenhauses aussehen.

Der Stadttheil am Fuße des Löwenberges vergrößert sich zusehends durch die Bauten gewerbfleißiger Engländer. Dort befindet sich ein Gottesacker, wo man eine große Anzahl von Leichensteinen findet, die für Engländer errichtet worden, welche Krankheits halber Ostindien und Mauritius verlassen und hier — wo es sehr gesund seyn soll — die ewige Ruhe gefunden haben. Die Holländischen Gräber sind nach Familien in beinahe chronologischer Ordnung an einander gereiht; ein Tempel im schönen Stil überragt dieses Todtenfeld, dessen Thor er gleichsam bildet.

Nach der Stadt zurückkehrend, sieht man unweit der Meeresküste lange Gebäude, welche man anfänglich für Kasernen oder Seilerbahnen halten möchte, die aber sehr geräumige Weinkeller sind. Ich ging in eines der minder beträchtlichen hinein, das Hrn. Collinson gehörte. Dort lagen in zwei Reihen 3472 Oxhoft Wein; die anderen Magazine waren auf gleiche Weise angefüllt; die Lese von 1831 war noch nicht ganz in der Stadt, und mit der des Jahres 1832 war man eben beschäftigt. Die Englischen Besitzungen auf Mauritius, Ceylon, im Westen und in Ostindien nehmen ihren Wein großentheils vom Kap; außerdem wird jährlich viel davon nach England verschifft, und nach Abzug des inländischen Verbrauchs bleibt so viel übrig, daß Branntwein daraus fabrizirt wird. Der Weinbau hat seit 18 Jahren beträchtlich zugenommen; auch der Branntwein wird in Brennereien fabrizirt, deren Werke Tag und Nacht arbeiten. Die gewöhnlichen Kapweine sind mit dem Portwein zu vergleichen, und der Branntwein steht dem Französischen nicht nach.

In Erinnerung des Ruhmes, den der Garten der Compagnie genoß, begab ich mich dorthin, wurde aber sehr getäuscht. Der eigentlich botanische Theil ist dem Garten des Gouverneurs einverleibt, den man nur auf besondere Erlaubniß zu sehen bekommt; die Abtheilung, welche dem Publikum geblieben ist, besteht aus schlecht unterhaltenen Eichen-Alleen, Rasenstücken, welche von dem Vieh der Beamten täglich abgefressen werden, und aus Beeten ohne Einfassung. Am Ende des Gartens sind in einem Gehege die Ueberreste des Thierhauses; man sieht noch einige Thiere, Hyänen, die eine lange Gefangenschaft noch nicht gebändigt hat, ein altes Löwenpaar und eine kranke 30jährige Tigerin, die einen unerträglichen Geruch verbreitet. Die Gleichgültigkeit der Regierung gegen die Naturgeschichte, in einer Gegend und einem Himmelsstrich, wo so viele fast noch unbekannte Produkte erzeugt werden, wird wieder gut gemacht durch die Privatsammlungen des Herrn Verreaux, eines Neffen des Naturforschers Lalande, der das Museum des Pariser Pflanzen-Gartens mit einer großen Anzahl seltener Gegenstände bereichert hat. Das Afrikanische Museum wird hinsichtlich der Mannigfaltigkeit, des Glanzes und der Reinheit der Formen nicht minder als der schönen Erhaltung der Thiere von der Sammlung des Herrn Verreaux übertroffen. Dieser unermüdete Sammler hat seinem Vater — dessen Kabinet auf dem Boulevard Montmartre ist — mehr als 150,000 sorgfältig zubereitete Sachen zugeschickt.

Sir Lowry Cole hatte mich wissen lassen, daß Nachmittags 2 Uhr im Börsensaale, zum Besten der Armen, ein Verkauf von weiblichen Handarbeiten, die die hiesigen Damen angefertigt, stattfinden werde. Ich begab mich dorthin. Das Börsengebäude, ein längliches Rechteck von schönem Ansehen, ist an der Vorderseite mit einem Schiffsbauch geziert. Der Saal ist geräumig und war für die Versammlung, die zahlreich und glänzend war, geschmackvoll eingerichtet; die Arbeiten lagen auf langen mit Teppichen bedeckten Tischen ausgebreitet. Leicht unterschied ich die Holländischen Familien von den Englischen an der einfachen Kleidung, der Zurückhaltung, dem blonden lockigen Haar, der Weiße der Haut und dem Teint der jungen Mädchen. Die Frauen, welche den Verkauf besorgten, benahmen sich mit Anmuth und freundlichem Wesen, und man drängte sich so, zu kaufen, daß ich mit Mühe einige Zeichnungen erhielt. Mehr als anderswo bilden in den Kolonieen die öffentlichen Versammlungen einen Wettstreit von Putz und Luxus, und die Engländerinnen des Vorgebirges entziehen sich diesem Gebrauche nicht, sie wenden Alles an, um bemerkt zu werden. Die an den Eingängen befindlichen Sammlerinnen waren aus den hübschesten ausgesucht. Die Militairmusik, die innerhalb Walzer und Reien der Hochländer spielte, war eine angenehme Zugabe.

Den folgenden Tag machten wir einen Ausflug nach Constanzia; der Weg ist sehr reizend, theils durch die schönen Aussichten, die er darbietet, theils durch die Anlagen, die ihn in seiner ganzen Ausdehnung zieren. Nachdem wir 4½ Meilen, die Hälfte des Weges, zurückgelegt hatten, machten wir bei der Brauerei des Herrn van Reenen Halt. Der Eigenthümer nahm uns auf die freundlichste Weise auf, zeigte uns seine Fabrik, sein Wohnhaus, das ein Französischer Baumeister aufgeführt hat, und welches eine Art Schloß ist, seine Blumen- und Küchengärten. Von da begaben wir uns, nach einem kurzen Aufenthalte, zu seinem Neffen gleiches Namens in Hoch-Constanzia. Der Weingegenden, die den Namen Constanzia führen, giebt es drei; kleiner, großer und Hoch-Constanzia; das letztere Gewächs giebt den besten Wein, alle zusammen liefern jährlich über 200 Oxhoft Wein verschiedener Qualität; die Güte hängt weniger von der Beschaffenheit der Pflanze, als von dem Boden, der Lage, der Reife der Trauben und der Sorgfalt bei der Verfertigung des Weins ab. Der Boden von Hoch-Constanzia liegt zum Theil auf einem Abhange, der nach der Südseite zugekehrt und durch Wälder vor den Seewinden geschützt ist. Die Erde ist leicht und zerreiblich, die Stöcke niedrig, ohne Pfähle und wohl ausgejätet; die Traube ist roth oder weiß und gleicht an Geschmack dem Muskat. Wir mußten in dem Keller des Herrn van Reenen alle Sorten kosten: den Muskatwein, den weißen, den rothen und den Pontak. Hoch-Constanzia liegt nördlich von der Straße vom Kap nach der Simonsbucht; das Wohnhaus, in der Mitte der Besitzung, hat eine reizende Lage; eine nach Süden gehende Gallerie verschafft den Wohnzimmern eine angenehme Kühlung und bietet eine Aussicht das Thal entlang dar, die von Gehölz mit abwechselndem Grün begränzt wird. In der Mitte des Thales liegen die Kelter und die sehr reinlichen Keller.

Auf die Einladung unserer freundlichen Wirthe blieben wir den übrigen Theil des Tages bei ihnen; die Familie des Herrn van Reenen besteht aus ihm, seiner Frau und 4 Kindern zwischen 8 und 12 Jahren, 2 Knaben und 2 blonden rothwangigen Mädchen; der Mann und die Frau sprechen etwas Französisch. Nach einem freundlichen Mahle, wo uns bei dem Dessert der schönsten Trauben und Pfirsiche der jüngste Knabe, schön wie ein Engel von Raphael, durch das Absingen eines Holländischen Nationalliedes ergötzte, besuchten wir die benachbarten Besitzungen, verließen Constanzia um 7 Uhr und trafen 2 Stunden darauf in der Stadt ein, um Thee zu trinken. Den folgenden Tag reisten wir ab.

Mannigfaltiges.

— Religiöses Fest zu Lahore. Capitain Wade war während seines Aufenthalts zu Lahore Zeuge von der Art, wie man das Fest des Bessent feiert. Nie wurde vielleicht in dem übrigen Theile des Indischen Kontinents so viele Pracht bei solcher Gelegenheit zur Schau gelegt. Wenn der Maharadscha, Rendschit-Singh, zu Lahore ist, so findet die Ceremonie in dem 2½ Meilen von dieser Stadt entfernten Tempel statt. Mit Anbruch des Tages stellte sich die Kavallerie und Infanterie längs des Weges auf, den der Prinz zu nehmen hatte, um sich nach dem Tempel zu begeben. Gegen 1 Uhr Nachmittags wurde Capitain Wade und sein Gefolge eingeladen, sich dem Zuge anzuschließen. Sie fanden den Maharadscha nahe am Delhi-Thor, von einem zahlreichen und glänzenden Haufen Serdars und anderen Offizieren umgeben, welche auf Elephanten ritten. Sobald sie angekommen waren, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Soldaten, welche das Spalier bildeten, waren gelb gekleidet. Jedes Corps begrüßte den Chef, als er vorüber kam, und da es reguläre Truppen waren, so gab die Ordnung in allen ihren Bewegungen eher die Idee einer Europäischen großen Parade, als einer religiösen Ceremonie der Anhänger des Baba-Nanek. Als man in den Tempel gelangt war, setzte sich der Maharadscha unter einen Thronhimmel, und nachdem die Priester ihm einige Stellen aus dem Granth oder heiligen Buche erklärt hatten, empfing er die Huldigungen seines Hofes, der Minister und der fremden Gesandten. Diese Letzteren bildeten ein ziemlich starkes diplomatisches Corps, was einen auffallenden Beweis von der Macht und dem Einflusse des Rendschit-Singh gab. Außer den Frengi's waren da noch Gesandte von Kabul, von Kandahar und Sindhy, ferner Söhne von vertriebenen Königen und entthronten Fürsten. Diese Letzteren schienen in Pendschab eben so zahlreich zu seyn, als in dem westlichen Theil der alten Welt. Abends wurde Capitain Wade und sein Gefolge zu einem Feste geladen, welches im Semman-Budsche, oder dem „Winkel des Palastes“, der in alten Zeiten für die Mogolischen Kaiser gebaut war, gegeben wurde. Der Hof, wo der Maharadscha seine Gäste empfing, war glänzend erleuchtet. Die Säle sind sehr hoch und geräumig; die Wände mit goldenen Verzierungen und mit vielen eingelegten Spiegeln bedeckt. Es wurde bei dieser Gelegenheit reichlich getrunken. Der Maharadscha war sehr aufgeräumt und erinnerte sich mit Vergnügen an ähnliche Feste, denen er beigewohnt hatte *). (A. J.)

— Englische Herrschaften und ihre Dienstleute. Nichts kann den Unwillen einer ehrbaren Englischen Hausfrau leichter erregen, als wenn sie auf dem Kopfe ihrer Dienerin eine kostbare Haube entdeckt, und schauen gar einige Löckchen unter der Spitze hervor, so ist das Maaß der Verkehrtheit voll, und man hört den beliebten Refrain: „Es giebt heutzutage keine gute Dienstboten.“ Selbst ihre etwanige Schönheit, die sie doch ohne ihr Verschulden besitzen, ist ein vollgültiges Zeugniß gegen die Dienstmädchen. Jene Leute, die „respektabeln“ Familien ihr Gesinde verschaffen, müssen sich hüten, daß keine Schönheit mit unterläuft. „O Madam, die ist zu hübsch für Sie.“ „„Der Tropf!““ sagt die Lady in ihrem Herzen, und laut: „„Nein, nein, Herr N. N., ich habe genug von Euren Schönheiten in meinem Hause gehabt; ich will ein Mädchen, die respektabel aussieht.““ (N. M. M.)

*) Vergl. in Nr. 53 des Magazins v. J. 1832 die Schilderung der Zusammenkunft desselben Maharadscha mit dem Britischen Statthalter von Ostindien.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Mittwoch den 12. Juni 1833.

Rußland.

Yurii Miloslawsky', ili Russkie v' 1612 godu. (Yurii Miloslawski, oder die Russen im Jahr 1612.) Von M. J. Zagoskin. 2te Aufl. 3 Bde. Moskau, 1830.

Dieser Roman wurde gleich bei seinem ersten Erscheinen mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und sein Verfasser erhielt sogar unzweideutige Zeichen Kaiserlicher Gunst. Ein großer Theil dieses Beifalls mag wohl auf Rechnung des historischen Stoffs zu setzen seyn, den der Verf. seiner Geschichte zum Grunde legte. Denn wenige Epochen ihrer Geschichte haben wohl ein so hohes Interesse für die Russen, als jene Zeit, da ihre Patrioten Minin und Poscharsky ihr Vaterland von innerer Zwietracht und fremdem Druck befreiten, von der Anarchie auf der einen Seite, und von der Herrschaft der Polen auf der anderen.

Die Begebenheiten, welche diesem Roman zum Grunde liegen, haben nicht bloß eine historische, sondern auch eine politische Wichtigkeit. Rußland war nach dem Tode des Boris Godunof in der traurigsten Lage. Kaum hatte die Erhebung des Schuisky auf den erledigten Thron einige Erholung nach den Unruhen versprochen, die der erste Demetrius erregt hatte, als ein zweiter Usurpator auftrat, der sich für einen Sohn Iwan's ausgab und das Land abermals in Anarchie stürzte. Moskau war von den Polen besetzt, und in dieser Lage der Dinge entschlossen sich mehrere der ersten Bojaren, an jeder Abhülfe verzweifelnd, den Wladislaw oder Ladislaus, Sohn Sigismund's III., Königs von Polen, als ihren Fürsten zu erkennen, unter der Bedingung, daß er zur Griechischen Kirche überginge. Yurii Miloslawsky gehörte zu jener Zahl, ein junger Edelmann, der, ungeachtet seines Hasses gegen die Polen, dem Polnischen Fürsten Treue schwur, in der Hoffnung, daß sein Ansehen dem Bürgerkrieg ein Ende machen und den frechen Gewaltthaten, die mehrere seiner eigenen Landsleute gegen Russen übten, Einhalt thun würde.

Beim Anfang der Erzählung finden wir Yurii mit seinem treuen Diener Alexei auf dem Wege nach Nischnei-Nowgorod, wohin Gonsewski, der Polnische Wojewode von Moskau, ihn sendet, um die hartnäckigen Einwohner zu bewegen, den Ladislaus als ihren Fürsten zu erkennen und nicht länger das Land in noch größere Zerrüttung zu stürzen, indem sie sich gegen ihn auflehnen und Andere durch ihr Beispiel verleiten. Die Reisenden haben in dem Schneegestöber ihren Weg verloren und sind in großer Gefahr, umzukommen, als sie den Körper eines unglücklichen Kosaken erblicken, den schon das Loos getroffen zu haben schien, welchem sie entgegenfahen. Nach manchen Bemühungen gelingt es ihnen, ihn ins Leben zurückzurufen, und bald sind sie, in Gesellschaft des geretteten Fremden, so glücklich, ein kleines einsam gelegenes Wirthshaus, oder Postojaloy Dwor, zu erreichen, wo abermals Gefahr ihrer wartete. Daß dieses zufällige Antreffen des Kosaken ein sehr günstiges Ereigniß für Miloslawsky ist, wird im Fortgang der Geschichte immer deutlicher; denn ohne die Unerschrockenheit und Entschlossenheit des dankbaren Kirscha würden seine Abenteuer ein sehr trauriges Ende genommen haben, noch ehe er Nowgorod erreicht hätte. — In gewisser Hinsicht kann man Kirscha seinen Nebenbuhler nennen, denn in der That ist er der eigentliche Held der Erzählung, durch den oft Yurii selbst in den Schatten gestellt wird. Er ist offenbar der Liebling des Verfassers, der seinen Charakter weit lebendiger und natürlicher darstellte, als den seiner übrigen Personen, und er wird folglich auch dem Leser am meisten zusagen.

Ehe unsere müden Reisenden an das Wirthshaus gelangen, sind wir bereits Zeugen des Gesprächs der dort versammelten Gäste, welche, mit Ausnahme eines Einzigen, der still in einem Winkel sitzt, bei ihrem Braga sich von der ihnen eben durch einen Handelsmann mitgetheilten Neuigkeit unterhalten, daß Moskau dem Sohne Sigismund's Treue geschworen habe. Einige meinen, es sey eine Schmach für Rußland, daß man einen Fremden auf den Thron der Czaren setze, da sie doch den Poscharsky und so manchen anderen eingeborenen Fürsten und Bojaren hätten, unter denen sie einen zu ihrem Fürsten wählen konnten. Nicht Alle sind indeß dieser Ansicht, denn einer von ihnen ruft, mit mehr kosmopolitischer Philosophie als Patriotismus: „Was liegt uns daran, wer zu Moskau herrscht, ob es ein Russischer Czar oder ein Polnischer Krollowitsch ist." Bei diesen Worten schlägt der schweigsame Fremde mit solcher Gewalt auf die Bank, auf welcher er sitzt, und es zeigt sich so viel Grimm in seinen Zügen, daß die ganze Gesellschaft stutzig und schüchtern wird, besonders da seine herkulische Gestalt einen Mann verkündet, der, wenn er übel gelaunt ist, nicht mit sich spaßen läßt. Es entsteht eine unangenehme Pause, die durch die Ankunft des Yurii und seiner beiden Gefährten unterbrochen wird.

„Woher seyd Ihr, gnädiger Herr?" fragte der Kaufmann.

„Von Moskau, Bruder."

„Wirklich, von Moskau! Ach, sagt uns doch, Herr Fremder, ist es wahr, daß das dortige Volk dem Krollowitsch Ladislaus Treue geschworen hat?"

„So ist es."

„Ein sehr würdiges Beispiel, das unsere Hauptstadt giebt", rief der Strelitze. „Die guten Leute zu Moskau thun nach ihrem Gefallen, doch ich, meines Theils, wollte noch eher dem Demetrius dienen."

„Wem", fragte der Zemsky, „dem Usurpator, dem tušinsky vor?"

„Nennt ihn, wie Ihr wollt, er ist doch weder ein Pole noch ein Ungläubiger; aber dieser Ladislaus, dieser Ketzer —"

„Hört, Freund", fiel Yurii mit unwilligem Ton ein, „es ist mir nicht darum zu thun, mich wegen solcher Dinge herumzubalgen; es steht Euch daher frei, von dem Polnischen Krollowitsch zu denken, was Ihr wollt; nur hütet Euch, Eure Meinung laut werden zu lassen."

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich selbst dem Wladislaw Treue geschworen habe, und daher nicht dulden werde, daß ihn Jemand in meiner Gegenwart schmähe."

Mitleid und Bedauern zeigten sich auf dem Gesicht des stillen Fremden; er warf einen Blick schwermüthiger Sympathie auf Yurii, der mit übereinandergeschlagenen Armen, ein Bild edlen jugendlichen Unwillens, dastand, mit einem Blick, der Jeden herausforderte, der kühn genug seyn sollte, ihm zu widersprechen.

Der Strelitze blickte um sich her, doch, da ihm Niemand aus der Gesellschaft geneigt schien, auf seine Seite zu treten, blieb er stumm. Es wurde eine Zeit lang kein Versuch gemacht, das Gespräch wieder anzuknüpfen, bis endlich der Zemsky mit ganz verändertem Ton und mit kriechendem Wesen den Yurii fragte: „Wird Seine Polnische Hoheit wohl bald in seine treue Hauptstadt Moskau einziehen?"

„Man sieht seiner Ankunft daselbst entgegen", antwortete Yurii kurz.

„Weiß Ew. Gnaden vielleicht, weshalb man vor einiger Zeit Gesandte nach Polen absendete?"

„Nein, sie wurden nicht nach Polen gesandt", fiel der bisher stumme Fremde mit furchtbar erhobener Stimme ein. „Man sandte sie nach Smolensk, welches der Polnische König der Zerstörung und dem Hunger preisgab, während sie in Moskau seinen Sohn als ihren Fürsten erkannten."

Yurii verlor sichtlich die Fassung bei diesen Worten. — „Und was durften diese Hunde von Smolensk Besseres erwarten", rief der Zemsky, „da sie, anstatt dem König Brod und Salz entgegen zu bringen, ihm ihre Thore verschlossen."

„Aber, Gospodin Zemsky", bemerkte ihm der Kaufmann, „Sigismund kam nicht als Gast zu ihnen, sondern mit einem Heer, um sich ihrer Güter zu bemächtigen, und würde ihnen nicht so viel gelassen haben, um Gastfreundschaft üben zu können."

„Und wenn er es nun that?" versetzte der Strelitze, „haben wir uns doch dem Sohne unterworfen, und so darf der Vater nehmen, was ihm beliebt. Nicht so, Ew. Gnaden?" Yurii's Gesicht glühte vor Unwillen. „Nein, nicht darum haben wir dem Polnischen Krollowitsch den Eid geleistet, damit diese Fremden, gleich einer Schaar hungriger Geier, sich über Rußland herstürzen, es in Stücken zerreißen und unter sich theilen sollen. Kein ächter Moskowite hätte seine Hand zu Gunsten Ladislaus' erhoben, keine Stimme ihm den Eid der Treue geschworen, hätte er nicht versprochen, Rußland bei seiner Ehre und Macht zu erhalten."

„Aber, edler Herr", fiel der Zemsky ein, „was hält uns denn ab, den König von Polen als Herrn von Smolensk zu erkennen? Eine einzige Stadt ist kein so wichtiger Gegenstand, und für den Tausch, den wir gemacht haben, dürfen wir ja wohl nicht bloß Smolensk, sondern Moskau selbst hingeben."

„Ich sage es noch einmal", rief Yurii, ohne, wie es schien, auf des Zemsky's Rede zu achten, „ganz Rußland hat dem Krollowitsch Treue geschworen. Er allein ist im Stande, dem Elende unseres unglücklichen Vaterlandes ein Ende zu machen; und wenn er seinem Worte treu bleibt, so werde Ich wenigstens bereitwillig mein Leben

für ihn hingeben. Doch", fuhr er mit einem verächtlichen Blick auf den Zemsky fort, „wer sich darüber freuen kann, daß wir, um unser Vaterland vom gänzlichen Verderben zu retten, einen Fremden auf den Thron berufen mußten, der ist kein Russe, sondern ein Fremder ohne Treu und Glauben, ärger als ein ungetaufter Tartar." Hier streckte der stille Fremde dem Yurii seine Hand mit Wärme entgegen, während er ihn mit einem Blick der innigsten Zufriedenheit ansah.

Nachdem die anderen Gäste fortgegangen sind und unsere Reisenden und der Fremde sich zur Ruhe begeben haben, wird ihr Schlaf durch die Ankunft des Pan Kopäczynski unterbrochen, eines frechen, aber feigen Polen, der mit Keckheit fordert, daß sie ihm ihren Ruheplatz überlassen sollen. Allein, statt der gefälligen Folgsamkeit, die er, als ihm zukommend, erwartet, muß er sich manche Demüthigung gefallen lassen, unter Anderem mehrere Anekdoten von seiner Feigheit zu hören, die Kirscha zum Besten giebt, der in demselben Regimente gedient hat, von welchem dieser Prahlhans wegen Mangel an Muth fortgejagt wurde. Da keine andere Lebensmittel in dem Wirthshause sind, so verlangt der Pole ohne Umstände diejenigen, welche Yurii mitgebracht hat. Dieser, statt ihm die Mahlzeit zu stören, wünscht ihm Glück zu seinem Appetit und sagt ihm, er hoffe, daß er so lange anhalten werde, als noch Speisen da wären, denn er bestände darauf, daß er die gebratene Gans, welche er angeschnitten hatte, nun auch vollends aufesse. Alle Vorstellungen und Einwendungen des Polen sind vergebens. Yurii ist entschlossen, ihm eine Lehre zu geben, die er sobald nicht vergessen soll, und der arme Kopäczynski, der denn doch lieber eine Gans im Leibe als eine Kugel durch den Kopf gejagt haben will, ist gezwungen, sie hinunterzuwürgen.

Nach dieser sonderbaren Rache setzt Yurii mit seinem Diener die Reise fort und überläßt es Kirscha, ihm zu folgen, sobald er ein Pferd erhalten habe, welches der Wirth ihm zu verschaffen verspricht. Bald werden sie von dem Kosaken eingeholt, der ihm erzählt, Kopäczynski schnaube Rache, und habe, da mehrere Compagnieen Polnischer Kavallerie an das Wirthshaus gekommen seyen, einigen derselben befohlen, dem Miloslawsky nachzusetzen, der, wie er versicherte, nicht nur ein Feind der Polen sey, sondern den Einwohnern von Nischnei-Nowgorod eben eine bedeutende Summe Geldes zuführe. Die Erscheinung des nachsetzenden Detachements überzeugt sie bald von der Wahrheit dieses Berichts. Yurii's Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen. Der Kosak springt ab, läßt ihn das seinige besteigen und giebt dann dem Thiere einen Hieb mit der Peitsche, der es mit Blitzesschnelle von dannen treibt, während er allein zurückbleibt, um seine Widersacher zu erwarten. Verborgen in einem Dickicht, wartet er, bis die Verfolger ihre Nachsuchungen aufgegeben haben, und nimmt sodann seinen Weg nach einer nicht fern liegenden Hütte. Obgleich er keinen Menschen darin antrifft, so beweist doch Alles, daß der Ort nicht ohne Bewohner ist; er findet es daher für rathsam, sich hinter einer Art von Verschlag zu verbergen und da abzuwarten, was geschehen möchte. Bald tritt Archip Kudimowitsch, der Herr der Hütte, mit einem alten Weibe herein, welches ihm ein Geschenk von der Amme Anastasien's, der Tochter des Bojaren Schalonski, bringt. Sie erzählt dem Kudimowitsch, der das einträgliche Gewerbe eines Schwarzkünstlers zu treiben scheint, daß Anastasia von der Liebe zu einem Jüngling verzehrt wird, den sie oft in der Kirche spass na boru in Moskau gesehen habe. Diese Mittheilung scheint dem verborgenen Zuhörer anfangs von wenigem Interesse, als er aber den Namen Yurii Miloslawsky nennen hört, horcht er mit der äußersten Aufmerksamkeit, um keine Sylbe zu verlieren. Die Alte hat kaum ihre Botschaft ausgerichtet und den Kudimowitsch ermahnt, über Anastasiens Krankheit mit Wlasewna zu berathschlagen, als die Soldaten erscheinen, welche dem Kirscha nachsetzen. Das alte Weib flüchtet ebenfalls in den Verschlag, ohne zu ahnen, daß er bereits besetzt sey. Sie wird von den Soldaten entdeckt und hervorgeschleppt. Diese, ohne weitere Nachsuchungen anzustellen, reiten fort und nehmen den Kudimowitsch als Wegweiser bis zur großen Landstraße mit. Unser Kosak, jetzt abermals allein, kann sich nun ungehindert aus dem Staube machen.

Miloslawsky, durch Kirscha's Hülfe seinen Verfolgern entgangen, nimmt seinen Weg nach dem Sitze des Schalonski, dem er einen Brief von Genzewski zu übergeben hat. Yurii merkt, daß Schalonski dem Polnischen Befehlshaber seine Tochter zur Ehe geben will, läßt sich aber nicht träumen, daß Anastasia, seine reizende Unbekannte, aus spass na boru ist. Nach einer kurzen Unterredung, in welcher Wirth und Gast durchaus kein Behagen an einander finden, begiebt sich Yurii zur Ruhe, und Kirscha nimmt abermals unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Kudimowitsch, der Wahrsager, hatte nämlich der oben erwähnten alten Frau auf ihre dringende Bitte versprochen, sie in einige seiner Hexenkünste einzuweihen. Zu diesem Ende entdeckt er ihr, daß er ein Stück Leinen, welches aus des Bojaren Hause entwendet worden, selbst bei einer Scheune vergraben hätte, die einem Bauern gehörte, dem er längst einen Groll nachtrug. Die Alte soll nun ihr Probestück als Schwarzkünstlerin machen, indem sie den Ort angiebt, wo das Leinen verborgen liegt. Dies geschieht auf einer Bauernhochzeit, wo auch unser Kirscha zufällig gegenwärtig ist. Das unter den beiden verabredete Gaukelspiel wird gehörig aufgeführt. Die Bauern horchen mit scheuer Ehrfurcht dem Orakelspruch der Sybille. Man begiebt sich an den bezeichneten Ort; allein wie groß ist die Bestürzung und die Scham Kudimowitsch's, als man nichts findet; um ihn noch mehr zu demüthigen, bezeichnet jetzt Kirscha den Ort, der das Gestohlene verbirgt, und wo es auch wirklich gefunden wird, denn er selbst hatte es aus jenem Versteck geholt und dahin gelegt. Dieser Vorfall verschafft dem Kosaken Eingang in das Haus des Bojaren; denn auf den Ruf des von ihm vollbrachten Wunders wird er sogleich dahin beschieden, um durch seine Kunst vielleicht die Ursache von Anastasien's Krankheit zu erforschen und sie wo möglich zu heilen. Das in jener Hütte erlauschte Geheimniß kommt ihm hier trefflich zu statten. Er sagt dem jungen Fräulein genug, um sie zu überzeugen, daß er noch mehr wisse, und heißt sie gutes Muthes seyn; denn Gonzewski könne Moskau nicht verlassen, und er (Kirscha) werde ihren Vater überreden, daß eine Reise nach dieser Hauptstadt unfehlbar ihr Tod seyn würde. Die Patientin, durch diese Zusicherung für den Augenblick von allen Sorgen befreit, erholt sich mit so wunderbarer Schnelligkeit von ihrer Krankheit, daß Schalonski dem Wunderarzte seine Dankbarkeit mit aller Wärme ausdrückt, deren ein so finsteres und eisiges Gemüth nur fähig ist. Kirscha weist übrigens jede Belohnung zurück, außer einer kleinen Summe Geldes und einem Pferde, welches er sich aus der Stuterei des Bojaren selbst wählen darf. Indeß muß er seine Abreise einige Tage verschieben. Schalonski hat seine Gründe, ihn zurückzuhalten, da er seine Bekanntschaft mit Miloslawsky vernommen, gegen den er die schändlichsten Pläne brütet. Der Jüngling hat ihn noch mehr gegen sich aufgebracht, indem er sich weigert, seinem frechen Ansinnen, auf die Gesundheit des Königs von Polen zu trinken, Folge zu leisten, und beinahe wäre er zu Gewaltthätigkeiten geschritten, wäre nicht einer der Gäste, Pan Pischkewitsch, ein Polnischer Häuptling, dazwischengetreten, durch dessen Vermittelung Yurii endlich ungehindert abreisen kann.

Kirscha, der unterdessen als eine Art von Staats-Gefangener behandelt wird, behorcht zufällig eine Unterredung zwischen zwei Mördern, die es ihm deutlich macht, daß Schalonski einen von ihnen, Namens Omliat, gedungen hat, dem Yurii aufzulauern und sich seiner zu bemächtigen, ehe er Nowgorod erreichen könne. Er beschließt sogleich, es komme, wie es wolle, seinen Wohlthäter vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Mit großer Mühe beredet er den Haushofmeister oder Prekaschtschik, ihn auf dem Araber, den er sich ausgesucht hat, einen Proberitt machen zu lassen. Bald ist er dem erstaunten Prekaschtschik aus dem Gesichte und hat Miloslawsky eingeholt. Nach den ersten Begrüßungen entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Sage mir doch, Kirscha", fing Yurii an, „auf welche Weise Du bei dem Bojaren so in Gunst kamst?"

„Indem ich mich in einen Handel mischte, der eigentlich, dem Rechte nach, mich nichts anging."

„Wie ist das zu verstehen?"

„Ich will es Euch erzählen, so gut ich kann, Yurii Dmitri. In meiner Jugend war ich ein Fischerjunge, der am Tage und oft auch des Nachts vollauf zu thun hatte und dabei noch oft in Gefahr schwebte, zu ertrinken. So viel ich auch arbeiten mußte, so brachte ich doch nichts vor mich, und so ging ich denn zu den Ukrainer Kosaken, diente unserem Hetman redlich, war bei manchem Strauß mit den Polen und habe auch gegen die Tataren nicht als Feigling gefochten. Kälte und Hunger hatte ich genug auszustehen, konnte aber doch nichts erwerben, um meinen Alten etwas nach Hause zu schicken. Ich ließ mich daher bei den Saporowern anwerben, allein hier gab es manchen Streit mit den anderen Kosaken, weil ich zu weichherzig gegen Frauen und Kinder war; auch konnte ich keinen wehrlosen Menschen niederhauen, oder bloß des Spaßes wegen Häuser in Brand stecken, wie die Uebrigen, wenn sie nichts Besseres zu thun hatten. Einst hätten sie mich beinahe lebendig begraben mit einem Schuft von Kosaken, dem ich für seine schurkische Frechheit den Schädel gespalten hatte. Ich entwischte ihnen und trieb mich zwei Jahre unter den Polen herum, wo ich christliches Blut genug vergoß und dem Pan Lisowski das Leben rettete. Doch fand ich mich bei dem Allen nicht reicher als vorher. Endlich fiel es mir ein, den Schwarzkünstler zu machen, und siehe, obgleich es mein erster Versuch in diesem Fache war, brachte er mir doch drei goldene Korablinicks (eine Münze dieses Namens) und diesen herrlichen Araber ein. Ein besserer wurde nie geritten", fügte er hinzu, indem er das Pferd streichelte und mit Entzücken betrachtete.

„Was soll alles dieses Geschwätz bedeuten?" fragte Yurii, „was willst Du damit sagen, daß Du den Schwarzkünstler gemacht hast?"

„Ach, Herr, ich bin nicht der einzige in dieser Welt, der eine Rolle spielt, die ihm nie zugedacht war; aber nicht ein jeder spielt sie so gut durch, wie ich. Wollt Ihr wohl glauben, daß ich in vollem Ernst ein Wahrsager geworden bin? Wenn Ihr eine Probe meiner Kunst haben wollt, so will ich Euch auf der Stelle sagen, was Eure Gedanken so beschäftigt und Euch so melancholisch macht."

„Wenn Du das kannst, so machst Du in der That Deinem neuen Gewerbe Ehre."

„Gut, Ihr sollt selbst urtheilen. Wie wäre es, wenn ich sagte", — fuhr Kirscha fort, indem er seinen Herren scharf ansah — „wenn ich sagte, ein schwarzäugiges Mädchen sey Schuld an Eurer Unruhe?"

Yurii sah ihn erstaunt an.

„Hört nicht auf den närrischen Kerl, Herr", rief Alexei, „er hat gut wahrsagen, da ich es ihm selbst ausgeplaudert habe."

„Kommt, was gebt Ihr mir, Bojar", fuhr Kirscha fort, ohne sich an Alexei zu kehren, „wenn ich Euch sage, wer Eure Herzliebste ist, und wo sie sich jetzt aufhält?"

„Ich bitte Dich, scherze nicht länger."

„Ich scherze nicht, Yurii Dmitri. Ihr saht sie alle Tage zu Moskau in der Kirche spass na boru."

„Dies Mal ist es wirklich Hexerei", rief Alexei, „denn das habe ich ihm nicht erzählt, der Himmel ist mein Zeuge."

„Wie erfuhrest Du das, Kirscha?"

„Bah, das ist noch nichts. Seht, Yurii Dmitri, Ihr wißt nicht, ob Ihr wieder geliebt werdet, aber ich weiß es."

„Ist es möglich!" rief Miloslawsky, indem er sein Pferd anhielt.

„Ja, Junkerchen, sie schmachtet nach Euch noch mehr, als Ihr nach ihr."

„So ist sie nicht verheirathet?" — „Nein."

„Aber wer ist sie, wo lebt sie, wie hast Du das Alles entdeckt? Erzähle, erzähle, so schnell als möglich?"

„Und hat Euch Euer Herz noch nicht gesagt, daß Ihr die letzte Nacht unter einem Dache mit ihr zubrachtet?"

„So ist sie die Tochter Schalonski's, die Braut des Pan Genzewski", rief Alexei.

„Ihm versprochen, aber noch nicht verlobt."

„Die Tochter von Krutschina Schalonski!" rief Pueil und wurde so bleich, wie ein Verbrecher, der sein Todes-Urtheil empfängt, „dann ist Alles aus."

„Noch nicht ganz aus, Pueil Dmitri", es geht oft wunderlich her in der Welt, und wenn es einmal bestimmt ist, daß Ihr sie heirathen sollt —"

„Sie heirathen! — Nimmer, nimmer", fiel Pueil ein. „Doch vielleicht hast Du Dich getäuscht. Ja, mein guter Kirscha, Du mußt Dich wirklich getäuscht haben. Kann dieser milde Engel, dieses liebenswürdigste Wesen, Schalonski's Kind seyn? — Unmöglich!"

„Immerhin. Doch warum wollen wir uns hier mit Schwatzen aufhalten; unsere Pferde bedürfen etwas Besseres, als Worte. So laßt uns denn nach jenem Dorfe reiten, das ungefähr drei Werste entfernt ist; ich will Euch Alles erzählen, und dann werdet Ihr gewiß nicht mehr glauben, daß ich Euch täusche."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Bei Brieff in Petersburg erschienen in Deutscher Sprache:

Bilder aus der Türkei. Nach eigener Anschauung skizzirt und den tapferen Kriegern des Russischen Heeres gewidmet von Dr. Maximilian Heine. — Der Verfasser (ein Bruder des in Paris lebenden Dichters H. Heine) hat dem Feldzuge der Russen in der Türkei (in den Jahren 1828 und 1829) als Militair-Arzt beigewohnt und blieb in Adrianopel bei dem dort zurückgelassenen Russischen Lazareth, als der Feldmarschall Diebitsch bereits wieder mit seinem Hauptquartiere nach der Heimat zurückgekehrt war. In flüchtigen, aber pikanten Umrissen werden einzelne Scenen aus diesem Feldzuge, Sitten und Curiosa der Türkei, besonders der Einwohner Adrianopels geschildert, wo der Verf. die Pest zu behandeln hatte und selber eine schwere Krankheit überstand. In der Vorrede erzählt er, daß er während der Pest mit drei Freunden eine tägliche Whistpartie verabredet gehabt; am vierten Abend fehlte Einer: die Pest hatte ihn fortgerafft, und die drei Uebrigen spielten nun mit dem Strohmann. Zwei Abende später war ein Zweiter an der Pest gestorben, und die beiden Ueberlebenden, um die trüben Aussichten zu zerstreuen, waren nun gezwungen, Whist en deux zu spielen. Aber am achten Tage wurde auch der Dritte begraben, und nun, so erzählt der Verfasser, habe er allein grande patience spielen müssen. Das Buch, das von großer Lebendigkeit der Auffassung zeigt, scheint in Rußland vielen Beifall zu finden, da neben dem Deutschen Original auch bereits eine Russische Uebersetzung erscheint.

Frankreich.

Die Bevölkerung der Erde, nach Adrian Balbi.

(Schluß.)

Die folgende Zusammenstellung zeigt die ungeheuren Widersprüche der Gelehrten und Geographen, hinsichtlich der Bevölkerung der Erde. Es könnte vielleicht auffallen, die zahlreichen Verfasser der neueren Geographieen, der Lehr- und Handbücher, der Leitfaden, Uebersichten, statistischen Atlanten, Wörterbücher und des Wustes anderer Werke, die seit einigen Jahren das Publikum überschwemmen, hier zu vermissen; aber die Untersuchungen, die wir bei der Bearbeitung des Compendio di geografia universale, der Balance politique du globe und dieses Abrégé angestellt haben, gaben uns die Ueberzeugung, daß alle in diesen Werken mitgetheilte Angaben, obwohl es fast nie bemerkt worden, nur Wiederholungen der Berechnung Deutscher Statistiker und vor allen Hassels waren, — und eben deswegen hielten wir es für nutzlos, diese Kopieen anzuführen, da wir die Ur-Angaben aufgenommen hatten. Gleichwohl haben wir doch für eine kleine Zahl ausgezeichneter Geographen eine Ausnahme gemacht, welche, indem sie die Angaben der Deutschen und öfter auch der Französischen Statistiker entweder in ihren Gesammtresultaten oder in einzelnen Theilen aufnahmen, dadurch, daß sie sich den Verfassern derselben zur Seite stellten, die Wichtigkeit der einen oder anderen erhöht haben. Wir haben unter Anderen die Herren Letronne, Denaix, Eyriès und Walckenaer und die gelehrten Herausgeber des Gothaer Almanachs angeführt. Doch übergingen wir den ruhmgekrönten Geographen Ritter mit Stillschweigen, weil er, alle seine bisherigen Untersuchungen meist auf die physische Configuration der Erde und ihre Wechselwirkung mit dem Menschen richtend, in gewissem Sinne, wenn dieser Ausdruck erlaubt seyn darf, dem Gebiet der eigentlichen Statistik fremd geblieben ist.

Vergleichende Zusammenstellung der wichtigsten Angaben über die Bevölkerungszahl der Erde.

Der Theologe Canz nahm im Jahre 1741 die Bevölkerung von Europa auf 10,000,000 an und gab der ganzen Erde nur	60,000,000
Wainey im Jahre 1804	437,000,000
Isaak Vossius nahm anfangs im Jahre 1685 400,000,000 an; später, indem er 170,000,000 für die Bevölkerung von Afrika und Amerika und 30,000,000 für Europa annahm	500,000,000
Steuick um die Mitte des 18ten Jahrhunderts . .	500,000,000
Malte-Brun im Jahre 1804 und 1810	640,000,000
Der Oriental Herald im Jahre 1829	683,440,000
Gräberg im Jahre 1813	686,000,000
Fabri im Jahre 1805	700,000,000
Balbi im Jahre 1816	704,000,000
Pinkerton (Walckenaer und Eyriès) im Jahre 1827	710,000,000
Worcester in seinem Dictionnaire vom J. 1822	718,000,000
Die Redacteure des Journal de Trévoux um die Mitte des 18ten Jahrhunderts	720,000,000
Reichard in Gallettis Geographie vom J. 1822	732,000,000
Balbi im J. 1828 in seiner Balance politique du globe und Dr. Villermé in seinem Cours de statistique hygienique im J. 1829 . .	737,000,000
Morse im J. 1812	766,000,000
Goldsmith im J. 1821	800,000,000
Hassel berechnet im J. 1828 für das Jahr 1825 und der Gothaer Almanach im Jahre 1829 . . .	846,782,210
Stein im J. 1825 und 1826	884,917,000
Julius Bergius berechnete für das Jahr 1828. .	893,348,580
Der Abbé de Saint-Pierre in seinem Werke Sur l'utilité des denombremens um das Jahr 1785; Guilbert-Charles Le Gendre in seinem Traité de l'opinion, worin er 250,000,000 für Amerika annimmt, und Letronne im J. 1824	900,000,000
Bissinger im J. 1822 zwischen 700,000,000 und	900,000,000
Cannabich im J. 1821 zwischen 700,000,000 und	912,000,000
Hassel im J. 1824 in seinem Werke: Statistischer Umriß	938,421,000
Bielefeld im J. 1760 nach Berechnung der Angaben von Riccioli, Speck, Süßmilch u. A. .	950,000,000
Denaix im J. 1828 nach Hassels Schätzungen. .	951,370,700
Riccioli um 1660, indem er 100,000,000 für Europa und 300,000,000 für Amerika annimmt	1,000,000,000
Wallace setzt voraus, daß die Erde im Allgemeinen weder so bevölkert sey als England, noch die relative Bevölkerung habe als Spanien, und setzt um das Jahr 1769 die Bevölkerung der ganzen Erde . . .	1,000,000,000
Die Vorsteher der Missions-Gesellschaft in ihrer Adress to the friends of the missionary society im J. 1818	1,000,000,000
Das Conversations-Lexikon vom J. 1827 unter Art. Erde zwischen 800,000,000 und	1,000,000,000
Süßmilch im J. 1763 bei einer Annahme von 650,000,000 für Asien und 150,000,000 für Amerika	1,080,000,000
Beausobre im J. 1771	1,110,000,000
Voltaire, indem er die Angaben der Verfasser der in England erschienenen allgemeinen Weltgeschichte bespöttelt, setzt die Bevölkerung der Erde	1,600,000,000
Die Verfasser der in England erschienenen Allgem. Weltgeschichte um die Mitte des 18ten Jahrh.	4,000,000,000

Diese ungeheure Verschiedenheit der Angaben erscheint anfangs allerdings unerklärlich; aber denen, welche die fortschreitende Entwickelung der Geographie und Statistik kennen, bietet sie keine Schwierigkeit. Sie erkennen bei der ersten Uebersicht, welche Schätzungen als irrige verworfen werden müssen, und welche Elemente dazu beigetragen haben, die Angaben in dieser Zusammenstellung zu hoch oder zu niedrig zu machen. Wer sieht es z. B. nicht ein, daß die Schätzungen des Theologen Canz und des Philologen Vossius, Wainey und Steuick eben so einleuchtend falsch sind in ihren geringen Angaben, als die der Verfasser der in England erschienenen allgemeinen Weltgeschichte, Voltaire's, Beausobre's, Süßmilch's und anderer Gelehrten in ihren übertriebenen Angaben? Selbst die oberflächlichste Prüfung bei der Vertheilung der von ihren Verfassern angegebenen Summen für jeden Erdtheil thut die Absurdität ihrer Berechnungen dar. Hassel's Statistischer Umriß für die Jahre 1822 und 1824 ist, ungeachtet manches einzelnen Irrthums, dem man noch begegnet, die großartigste Arbeit, die man für diesen Gegenstand bisher geliefert hat. Die von Dr Karl Julius Bergius herausgegebene Schrift über die Bevölkerung der Erde, Berlin 1828, kennen wir nur aus einem in den zu Weimar erschienenen Allgemeinen geographischen Ephemeriden mitgetheilten Auszuge; aber die allgemeinen Resultate, welche wir vor uns haben, zeigen, daß dieser Gelehrte nicht alle Untersuchungen angestellt hat, welche die Lösung dieser schwierigen Aufgabe erfordert. Dasselbe Urtheil müssen wir auch über einen merkwürdigen Artikel über denselben Gegenstand fällen, der 1829 im Oriental Herald mitgetheilt ist, und dessen Gesammt-Angabe wir angeführt haben. Was wir in diesem Abschnitt gesagt haben, und die Thatsachen, die hier zur Prüfung der Bevölkerung eines jeden Erdtheils vorgelegt wurden, überheben uns, diese Bemerkungen weiter zu verfolgen. Doch können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß Gelehrte, die sonst achtungswerth, aber in diesem Gebiete der Wissenschaft fremd sind, die einen gewissen Widerwillen gegen die beschwerlichen Rechnungen der Statistik haben und sich vielleicht nicht stark genug fühlen, die Schwierigkeiten, welche mit dem Studium dieser Wissenschaft verbunden sind, zu lösen, diese in den Augen des Publikums erniedrigen wollten, indem sie dasselbe auf die Zweifel und die scheinbaren Widersprüche aufmerksam machten. Aber was

würden wohl Cuvier, Humboldt, Brown, Decandolle und so viele andere ausgezeichnete Naturforscher sagen, wenn ein Geograph oder Statistiker, der, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Epochen, in denen die Haupt-Classifications-Systeme entstanden, und der kaum das Allgemeine der Zoologie und Botanik kennt, Lächerlichkeiten in ihren Arbeiten finden und die zahlreichen Zusammenstellungen so vieler Thier- und Pflanzen-Gattungen, die sie in ihren großartigen Inventarien des unerschöpflichen Reichthums der Natur aufgenommen haben, als ungenau verwerfen wollte, und zwar deswegen, weil das System Tournefort's von dem Linnée's und Linnée's wiederum von dem Jussieu's abweiche, und endlich deswegen, weil Linnée die Zahl der Pflanzen-Gattungen auf 8,000 und die der Thiere auf 3,950 angiebt, da doch die Naturforscher unserer Zeit die der ersteren auf 80,000 und die der letzteren auf 100,000 angeben!!!

Aber wir übergehen diese Gegenbeschuldigungen, die mit unserer Wissenschaft nichts gemein haben, und liefern hier die Resultate, die wir nach langen und schwierigen Untersuchungen, mit denen wir uns zur Ermittelung der Näherungs-Zahl der Bevölkerung in den fünf Erdtheilen beschäftigt, gewonnen haben. Wir hoffen, daß unsere Leser diesen Zahl-Angaben, welche das Resultat der gewissenhaftesten Prüfung aller Elemente, deren Kenntniß zur näherungsweisen Lösung dieser so wichtigen als schwierigen Aufgabe nothwendig ist, einigen Glauben schenken werden.

Statistische Uebersicht der großen Erd-Abtheilungen.

Große Abtheilungen.	Oberfläche in Quadratmeilen, 60 auf einen Aequatorial-Grad.	Bevölkerung absolute	Bevölkerung relative
Die alte Welt oder der alte Kontinent	23,427,000	678,000,000	29
Davon in Europa	2,793,000	227,700,000	82
Asien	12,118,000	390,000,000	23
Afrika	8,500,000	60,000,000	7
Die neue Welt, oder der neue Kontinent Amerika	11,146,000	39,000,000	3,5
Die Inselwelt oder der Austral-Kontinent, der mit seinen Theilen Oceanien bildet	3,100,000	20,300,000	6,5
Die ganze Erd-Oberfläche	148,522,000		
Der vom Meere bedeckte Theil ..	110,849,000		
Das trockene Land	37,673,000	737,000,000	19,6

J. Loewenberg.

Bibliographie.

Traité de chimie. (Berzelius' Lehrbuch der Chemie.) Zweite Abth. Uebersetzt von Esslinger. Th. VII. Pr. 7½ Fr.

Théorie du mouvement de la lune. (Theorie der Bewegung des Mondes.) Von J. Plana. 3 Bde. 4. Pr. 175 Fr.

Leçons d'astronomie (Astronomische Vorlesungen, zum Gebrauch der Gewerbschule in Nancy.) Von L. Georges.

Nouveau système etc. (Neues System der Befestigung von Paris.) Von Gasmer. Pr. 1½ Fr.

Traité raisonné de la coupe des habillements. (Lehrbuch des Kleiderzuschnittes.) Von Ledon, ehemaligem Kleidermacher. Pr. 4 Fr.

Idées nouvelles sur la fabrication du sucre de betteraves. (Die Fabrication des Runkelrüben-Zuckers.) Von Huard. Pr. 3 Fr.

Afrika.

Schauspiele im inneren Afrika.

Der Engländer Clapperton, der das innere Afrika in unseren Tagen tiefer als zuvor erforschte, kam auf seiner zweiten Reise — deren Opfer er mit seinen meisten Gefährten ward, so daß allein sein Diener, Richard Lander, heimkehrte — nach Katunga, der Hauptstadt des Königreichs Youriba, unweit des großen Stromes Quarra, in welchen sich nun der angebliche Niger (als westlicher Nilarm) ansließt und in die Bai von Benin ausmündet; und hier sah Clapperton folgendes Schauspiel, in welchem der Kunsttrieb sich auch bei diesen schwarzen Fetisch-Dienern auf merkwürdige Weise äußert und schon die Hauptbedingnisse eines ausgebildeten Volks-Schauspiels bietet: Tanz mit Musik, chorischen Gesang und Handlung, zwar ohne Rede, jedoch, nächst dem heroischen Schlangenkampf, auch schon das lustige Nachspiel vom weißen Teufel; und die ganze Beschreibung zeugt von richtigem, auch schon kunstmäßig sich darstellendem Sinne für wirkliches Schauspiel.

„So lange die Eyboeirs (Ortsvorsteher) in der Stadt verweilen, werden Schauspiele, oder Pantomimen, oder wie ich es nennen soll, aufgeführt. Wir waren bei folgender Darstellung Zuschauer. Der Platz, der zu diesem Zeitvertreibe ausgewählt, ist der Garten des Königs vor dem Hauptthore, wo der Gebieter meistentheils zu sitzen pflegt. Ein Fetisch-Haus steht linker Hand; gegen Süden erheben sich zwei sehr große romantische Granitblöcke; an denselben steht ein alter verwitterter Baum. Gegen Osten stehen einige schöne schattige Bäume; gegen Norden liegt des Königs Wohnung, wo er dem Spiele zuschaut. In der Mitte des Platzes sind zwei Gruppen schöner Bäume; aus einer derselben erhebt sich eine hohe Fächerpalme, die weit über den Platz, der sieben bis acht hundert Ellen ins Gevierte enthalten mag, emporragt. Unter diesen Bäumen saßen die Schauspieler, ganz in Säcke gehüllt und die Köpfe mit bunten Streifen und Lappen von Seide und Baumwolle aufs phantastischste geschmückt. Die Leute des Königs gaben Acht, daß kein Zuschauer jenen Platz betrat, und Spielleute lärmten unaufhörlich mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen.

Der erste Akt bestand darin, daß die Schauspieler in den Säcken tanzten und sprangen; was sie auf bewundernswürdige Weise thaten, wenn man bedenkt, daß sie nicht sehen und weder Hände noch Füße frei gebrauchen konnten.

Im zweiten Akt ward die Boa oder Riesenschlange gefangen. Zuerst kam einer der Sackmänner hervor und kniete nieder auf Hände und Füße. Dann erschien eine große majestätische Gestalt mit einem Kopfputz und einer Maske, die sich nicht wohl beschreiben läßt; sie war ganz pechschwarz; bisweilen schien es ein Löwe zu seyn, der auf dem Kamm eines Helmes liegt, dann wieder ein Kopf mit einer großen Perücke; bei jeder Wendung veränderte sich die Gestalt. Sie hielt in der Rechten ein Schwerdt; und nach der ausgezeichneten Kleidung und den Bewegungen zu urtheilen, war sie der Direktor der Vorstellung*); denn die Schauspieler sprachen kein Wort. Der Direktor also, wie ich die hohe Gestalt nennen will, trat zu dem Manne, der in dem Sacke lag; ein anderer Sacktänzer ward in seinem Sacke herbeigebracht und nach einem Winke mit dem Schwerdte bei dem Kopf oder den Füßen des Ersten niedergelegt; nachdem er die Enden beider Säcke aufgetrennt hatte, krochen beide Personen in einen. Dann schwang der Direktor sein Schwerdt gewaltig; ich glaubte, gewiß würde es nun ans Kopfabhauen gehen, da alle Mitspielende jetzt um die Beiden im Sacke versammelt waren; in wenigen Augenblicken aber waren Alle wieder weg, bis auf den Direktor, der drei oder vier Hiebe mit dem Schwerdte führte, worauf die Darstellung der Boa begann.

Die Schlange streckte ihren Kopf aus dem Korbe, worin sie lag, und versuchte den Mann mit dem Schwerdte zu beißen; auf einen Streich desselben wandte sie aber den Kopf nach der anderen Seite, dem Hiebe ausweichend. Dann kroch sie allmälich aus dem Korbe und machte alle Bewegungen einer Schlange sehr natürlich, besonders das Auf- und Zusperren des Rachens, welchen der Schauspieler vermuthlich durch seine beiden Hände bildete. Die Schlange war gegen vierzehn Fuß lang, und die Haut war gut nachgeahmt. Nachdem sie den Mann mit dem Schwerdte eine Zeitlang nach dem Park verfolgt und ihn zu beißen getrachtet hatte, was er aber durch sein Schwerdt verhinderte, ward allen Schauspielern ein Zeichen gegeben, zu erscheinen, und der Schlangen-Kämpfer that nun einen Hieb in den Schwanz der Schlange. Diese sperrte den Rachen auf, rollte sich zusammen und schien große Schmerzen zu leiden; als sie fast todt war, nahmen die Schauspieler sie auf die Schultern, während sie noch immer den Rachen aufsperrte und zu beißen versuchte, und trugen sie in großem Triumph in das Fetischhaus.

Im dritten Akt erschien der weiße Teufel. Als die Schauspieler in den Hintergrund des Platzes traten, blieb einer zurück; und als sein Sack allmälich abfiel, erschien zuerst ein weißer Kopf, und das ganze Volk schrie laut auf; nach und nach ward der ganze Leib sichtbar, und man sah eine menschliche Gestalt, wie aus weißem Wachs gebildet, von mittler Größe, entsetzlich mager und vor Frost zitternd und klappernd. Dieses weiße Gespenst nahm häufig Schnupftaback und rieb sich die Hände; wenn es ging, geschah es auf die linkischste Weise; es trat auf, als wenn der weichlichste weiße Mann zum ersten Male mit bloßen Füßen über Eis gehen sollte.

Die Zuschauer fragten uns oft, ob die Darstellung nicht vortrefflich sey, und baten, ich möchte ja hinsehen und Acht geben, was nun komme. Ich stellte mich, als ob mir das Spottbild eines Weißen eben so viel Vergnügen machte, als ihnen; und gewiß, der Schauspieler spielte diese Rolle gut.

Nachdem dies vorbei war, gingen die Schauspieler alle ins Fetischhaus. Zwischen jedem Akt sangen die Frauen des Königs, und die versammelte Menge stimmte mit ein."

Mannigfaltiges.

— Ein neues Trauerspiel von Casimir Delavigne. Es heißt „Les enfans d'Edouard" und ist der Geschichte Richard's III. von England entlehnt, ohne jedoch mit dem Trauerspiele Shakspeare's, das den Namen dieses Königs trägt, etwas gemein zu haben. Der Verf. des Paria und Ludwigs XI. scheint diesmal einen gewaltigen Fehlgriff gethan zu haben. Französische Kritiker erklären sein neuestes Werk für ein Gemisch aller neueren dramatischen Schulen, deren Fehler es auf wunderbare Weise vereinigt, ohne bei dem Zuschauer auch nur das mindeste Interesse zu erregen. Hr. Gustave Planche will sogar (in der Revue des deux mondes) aus diesem Trauerspiele deduziren, daß Hr. Casimir Delavigne gar kein Dichter sey.

— Kirchenlieder. Die ersten Kirchenlieder sang man um das Jahr 353 in den Morgenländischen Kirchen, wiewohl sie damals noch nicht in Verse gebracht waren. Einige der alten Melodieen, die noch in der Pfarrkirche gesungen werden, waren von Deutschen Tonkünstlern komponirt, aus deren Vaterland, wie es scheint, die Kirchenlieder herstammen, und dienten anfangs bloß zur häuslichen Andacht. Die erste Englische Uebersetzung der Psalmen Davids wurde unter Heinrich VIII. von Thomas Sternhold, Kammerjunker dieses Monarchen, und John Hopkins, einem Schulmeister, unter dem Beistand des William Whittingham, eines sehr berühmten Englischen Geistlichen, herausgegeben.

(Nathan, Theorie and History of Music.)

*) Zugleich, wie die folgende Handlung zeigt, der Held des Stücks.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Freitag den 14. Juni 1833.

Frankreich.

Gegenwärtiger Standpunkt der Französischen Sprache und Literatur.

Von Victor Hugo.*)

Die Kunst hat gegenwärtig eine passende Stellung eingenommen. Der Streit um Worte hat einer Prüfung der Sachen Platz gemacht. Die Beinamen, die Spottnamen der Parteien haben für Niemanden mehr eine Bedeutung. Die Bezeichnungen Klassiker und Romantiker, welche derjenige, der diese Zeilen schreibt, niemals im Ernste ausgesprochen hat, sind aus jeder vernünftigen Unterhaltung eben so vollständig verschwunden, wie die der Ubiquetarier und der Antipäbstpapisten. Und es ist schon ein großer Fortschritt in einer Erörterung, wenn die Partei-Bezeichnungen aus dem Spiele bleiben. So lange man um Worte kämpft, ist es nicht möglich, sich zu verständigen: es ist wüthendes, erbittertes und blindes Handgemenge. Diese Schlacht, welche in den letzten Jahren der Restauration unsere Literatur betäubte, ist jetzt beendigt. Das Publikum fängt jetzt an, die Umrisse der wirklichen Fragen deutlich zu unterscheiden, welche seinen Augen durch den von der Polemik erregten Staub nur zu lange verhüllt geblieben waren. Der Faustkampf der Theorieen hat aufgehört. Das Gebiet der Kunst ist jetzt keine Kampfbahn mehr, sondern ein Feld. Man schlägt sich nicht mehr auf demselben, sondern man bearbeitet es.

Unseres Erachtens ist der Sieg den neuen Generationen geblieben. Sie haben in allen Künsten eine feste Stellung eingenommen. Wir werden es vielleicht eines Tages versuchen, den genauen Punkt zu bezeichnen, wo sie sich in der Poesie, Malerei, Bildhauerkunst, Musik und Architektur befinden, und wir werden uns bemühen, anzudeuten, durch welche Fortschritte und nach welchen Gesetzen die Vermischung der verschiedenen Schattirungen der jungen Schulen bewerkstelligt werden kann, sey es nun, daß sie mehr den Charakter suchen, wie die Gothen, oder mehr den Stil, wie die Griechen.

Mittlerweile ist jedoch die Anregung gegeben; die Fluth steigt. Die Grundsätze der literarischen Freiheit sind über die ganze Kunst als Saat verstreut. Die Zukunft wird ernten.

Wir gehören nicht etwa zu denen, die da glauben, daß die Kunst noch einer Vervollkommnung fähig sey. Wir wissen sehr gut, daß man weder Phidias noch Raphael übertreffen wird. Aber wir schütteln auch nicht traurig den Kopf und erklären, daß es für immer unmöglich sey, ihnen gleich zu kommen; wir halten uns nicht für so eingeweiht in die Geheimnisse Gottes. Kann Er, der jene geschaffen hat, nicht auch andere schaffen? Warum will man dem menschlichen Geiste Schranken setzen? Alle Epochen sagen ihm zu, er gedeiht unter allen Himmelsstrichen. Das Alterthum hat seinen Homer; aber das Mittelalter hat seinen Dante. Shakespeare und die Kathedralen im Norden; die Bibel und die Pyramiden im Osten.

Und welch' eine Epoche ist die unsrige! Wir haben es schon an anderen Orten und mehr als einmal gesagt: die nothwendige Folge einer politischen Revolution ist eine literarische. Was können wir dagegen thun? Es liegt etwas Verhängnißvolles in diesem Parallelismus der Literatur und der Gesellschaft. Die Sitten und die Gesetze werden zuerst erschüttert, die Kunst folgt. Warum ihr die Zukunft verschließen? Der stolze Ehrgeiz bringt große Dinge hervor. Sollte das Jahrhundert, das groß genug war, um seinen Karl den Großen zu zeugen, zu klein seyn, einen Shakespeare hervorzubringen?

Wir glauben daher fest an die Zukunft. Man sieht wohl hier und da noch auf der Oberfläche der Kunst einige Trümmer alter entmasteter Poesieen, die schon vor zehn Jahren an allen Seiten leck waren; man sieht auch wohl einige Eigensinnige, die sich daran anklammern. Rari nantes. Wir beklagen sie; aber unsere Blicke richten sich auf andere Punkte. Wenn es uns erlaubt wäre, uns, die wir weit davon entfernt sind, uns zu denen zu zählen, die jene großen Fragen durch große Werke zu lösen bestimmt sind, eine Vermuthung über das zu wagen, was aus der Kunst werden wird, so würden wir behaupten, daß die Kunst binnen wenigen Jahren, ohne auf ihre übrigen Formen Verzicht zu leisten, sich ganz besonders unter der Gestalt des Dramas zusammengedrängt zeigen wird. Die Gründe zu dieser Behauptung haben wir in der Vorrede eines Buches aus einandergesetzt, welches hier zu erwähnen nicht der Mühe lohnt.

Unserer Meinung nach muß daher auch das Drama der Zukunft, um die erhabene Idee, welche wir von demselben hegen, zu verwirklichen, um seinen Platz zwischen der Presse und der Rednerbühne würdig auszufüllen, groß und ernst der Form wie dem Wesen nach seyn.

Die Fragen der Form sind seit mehreren Jahren sämmtlich erörtert worden. Die Form ist von Wichtigkeit in der Kunst. Die Form ist etwas weit Absoluteres, als man gewöhnlich glaubt. Es ist z. B. ein Irrthum, wenn man meint, daß derselbe Gedanke auf verschiedene Weise geschrieben, daß dieselbe Idee mehrere Formen haben kann. Eine Idee hat immer nur Eine Form, welche ihr eigenthümlich ist, welche ihr ganz und vollständig und wesentlich zukömmt, und welche mit ihr zugleich aus dem Kopfe des Genies hervorspringt. So ist bei den großen Dichtern nichts unzertrennlicher, nichts zusammenhängender, als die Idee und der Ausdruck der Idee. Wenn man die Form tödtet, so tödtet man in der Regel den Gedanken mit.

Daher muß auch jede Kunst, die bestehen will, damit beginnen, sich selbst die Fragen über die Form, Sprache und über den Stil genau zu stellen. In dieser Beziehung sind die Fortschritte in Frankreich seit zehn Jahren fühlbar. Die Sprache hat eine gründliche Verbesserung erfahren. Und damit unsere Meinung deutlich werde, erlaube man uns hier mit einigen Worten die verschiedenen Bildungen unserer Sprache anzudeuten, wie sie besonders seit dem 16ten Jahrhundert zu bemerken sind — einer Zeit, wo die Französische Sprache angefangen hat, die literarischste in Europa zu werden.

Man kann von der Französischen Sprache im 16ten Jahrhundert sagen, daß es durchaus eine Sprache der Wiedergeburt war. Im 16ten Jahrhundert findet sich der Geist der Wiedergeburt überall — in der Sprache, wie in allen Künsten. Der Römisch-Byzantinische Geschmack, den das große Ereigniß von 1453 über den Westen ausbreitete, und der seit der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts sich allmälig über Italien ausgedehnt hatte, langte in Frankreich erst im Anfange des 16ten Jahrhunderts an; aber in demselben Augenblick dringt er überall ein, überschwemmt Alles. Nichts widersteht der Fluth. Baukunst, Poesie, Musik, alle Künste, alle Studien, alle Ideen, selbst die Hausgeräthe und die Kleidungen, sogar die Gesetzgebung und die Theologie und die Medizin — Alles folgt bunt durch einander gemischt und wird von dem Strome der Wiedergeburt fortgerissen. Die Sprache gehört zu den zuerst an die Reihe gekommenen Dingen; in einem Augenblick füllt sie sich mit Lateinischen und Griechischen Wörtern an; der alte Gallische Boden verschwindet fast gänzlich unter einem klangvollen Chaos von Homerischen und Virgilischen Lauten. Zu dieser Zeit des Rausches und des Enthusiasmus für das gelehrte Alterthum spricht die Französische Sprache, wie die Architektur, Lateinisch und Griechisch mit einer unendlichen Verwirrung und mit einem unendlichen Reiz; es ist bewundernswerthes klassisches Stottern. Seltsamer Augenblick! Es ist eine erst im Werden begriffene Sprache, — eine Sprache, auf der das Lateinische und Griechische Wort nackt liegt, wie die Adern und Sehnen auf einem Skelett. Und dennoch ist diese noch unvollendete Sprache zuweilen sehr schön; sie ist reich, verziert, unterhaltend, unerschöpflich in Formen, voller Leben und Farbe; aus Liebe zu Griechenland und Rom wird sie barbarisch; sie ist pedantisch und naiv. Im Vorbeigehen ist zu bemerken, daß sie zuweilen überladen, schwülstig und dunkel scheint. Nicht ohne das Fließende unseres alten Gallischen Idioms zu stören, haben jene beiden todten Sprachen ihr Wörterbuch ausgeleert. Merkwürdig ist es und erklärt sich durch Alles, was wir eben gesagt haben, daß für diejenigen, welche nur die gewöhnliche Sprache verstehen, das Französisch des 16ten Jahrhunderts unverständlicher ist, als das des funfzehnten. Für diese Klasse von Lesern ist Brantôme weniger deutlich als Jean de Troyes.

Im Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde mit dieser unreinen und gemischten Sprache die erste Läuterung vorgenommen. Eine geheimnißvolle Operation, welche durch die Jahre und durch die Menschen, durch die Masse und die Gelehrten, durch die Ereignisse und durch die Bücher, durch die Sitten und durch die Ideen zu Stande gebracht wurde, und die als Resultat die bewundernswürdige Sprache Mathieu's und Regnier's ergab, welche später die Sprache Molière's und Lafontaine's und noch später die St. Simon's wurde. Wenn die Sprachen sich feststellten, was Gott verhüten möge, so hätte die Französische Sprache auf ihrem damaligen Punkt stehen bleiben müssen. Es war eine schöne Sprache — die

*) Wir glauben, einen Akt der Gerechtigkeit auszuüben, indem wir dem neulich mitgetheilten Aufsatz des Herrn Viennet (s. No. 64 des Magazins) hier die Ansichten des Stimmführers der entgegengesetzten Schule folgen lassen und so unseren Lesern Gelegenheit geben, die neueste Stellung der beiden kriegführenden literarischen Parteien würdigen zu können.

Poesie von Mathieu und die Prosa von Regnier! Sie war schon reif und doch noch ganz jung; sie hatte die allerentgegengesetztesten Eigenschaften, wie der Dichter sie bedurfte; sie war zugleich fest, geschmeidig, biegsam, lebhaft, gedrängt, einfach, stolz und bestimmt; es war eine klare und durchsichtige Sprache, auf deren Boden man deutlich alle jene Griechischen, Lateinischen oder Spanischen Etymologieen erkannte, wie die Perlen und Korallen unter den Wellen eines klaren Meeres. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- L'ancien Bourbonnais. (Geschichte, Denkmale, Sitten und Statistik des ehemaligen Bourbonnais.) Nach Dufour's Handschriften herausgegeben von Achille Allier. 2 Bände Text und ein Band Abbildungen.
- Histoire philosophique des juifs. (Geschichte der Juden.) Von Capefigue.
- Histoire pittoresque de la révolution française. (Malerische Darstellung der Französischen Revolution.) Von Antony Beraud. Mit 100 Abbildungen.
- Substance et apparence. (Schein und Seyn, oder die beiden Erziehungsweisen.) Roman, frei nach dem Englischen Romance and reality. 2 Bde. Pr. 9 Fr.
- Suite aux mémoires de Lord Byron. (Unterhaltungen Lord Byron's mit Lady Blessington.) Nach dem Englischen.

Rußland.

Yurii Miloslawsky, von Zagoskin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kirscha berichtete ihm alles Vorgefallene. Yurii horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und immer kummervoller wurde seine Miene, je gewisser es wurde, daß seine schöne Unbekannte die Tochter Schalonski's sey. Nicht, daß die Hindernisse, die sich ihrer Verbindung entgegenstellen mußten, ihn geschreckt hatten; diese konnten durch Zeit und Umstände beseitigt werden; auch das beunruhigte ihn nicht, daß Anastasia an Gonzewski versprochen war; allein der Gedanke, einen Mann, den er mit gerechtem Widerwillen betrachtete, jemals Vater zu nennen, sich an einen Elenden von den niedrigsten Gesinnungen, einen Verräther an seinem Vaterlande, durch Familienbande zu fesseln, dieser Gedanke verwandelte alle seine Hoffnungen in bitteren Gram. Und hätte auch Alles seine Leidenschaft begünstigt, so standen doch seine Grundsätze als ein unüberwindliches Hinderniß ihrer Befriedigung entgegen. Konnte er, als Schalonski's Schwiegersohn, wohl ohne Schamröthe von Verrath und Abfall gegen sein Vaterland sprechen hören? Konnte er, als ein solcher, wohl die Rache des Himmels und seiner Mitbürger über die Häupter jener ehrlosen und aufrührerischen Unruhestifter herbeirufen, die ihr Vaterland in's Unglück zu stürzen suchen? — Nein, müßte er mit Anastasiens Besitz auch jeder Hoffnung entsagen, so blieb ihm ein unbeflecktes Gewissen, eine reine und heilige Anhänglichkeit an das Land seiner Väter, das Bewußtseyn, seine Pflicht als Staatsbürger gethan, den von seinen Voreltern ererbten Namen nicht geschändet zu haben; diese blieben ihm zu seinem Troste, und diese mußten seinen Entschluß stärken, auf den theuersten Wunsch seines Herzens zu verzichten. Allein, als Kirscha ihm alle einzelne Umstände seiner Unterredung mit Anastasien erzählte, als jeder Zweifel an ihrer Gegenliebe schwinden mußte, da fing seine Entschlossenheit dennoch an zu wanken.

„Genug, genug", rief er mit zitternder Stimme, „sage mir nichts mehr."

„Wie Ihr wollt, Junkerchen", erwiederte Kirscha, ihn erstaunt ansehend.

„Ich Unglücklicher, konnte ich denken, daß der seligste Augenblick meines Lebens zum Rachebliz des Himmels werden würde! Laß mich keine Sylbe mehr hören."

„Ich sage kein Wort, Junkerchen."

„Ach, Kirscha, warum hast Du mir überhaupt etwas gesagt? Welcher Geist der Finsterniß gab es Dir ein?"

„Die Wahrheit zu sagen, ich dachte, meine Nachricht sollte Euch vielmehr angenehm, als zuwider seyn. Anastasia Tilbewna —"

„Nicht weiter, nenne mir diesen Namen nicht mehr."

„Wie Ihr wollt, Junkerchen."

„Erwähne mir nie mehr — oder, halt, laß mich ein für alle Mal Alles wissen, was sie Dir sagte. Wie gab sie ihre Neigung kund? Wußte sie, daß ich bloß für sie lebe, daß die ganze übrige Welt mir nichts ist?" — „Ihr hättet nur sehen sollen, wie sie auflebte, als sie Eurer Neigung gewiß war; Ihr hättet die Thränen sehen sollen, die ihr die Wangen herabliefen." — „Thränen! — o Himmel!" — „Wie sie bald weinte, bald lachte." — „Nicht weiter, nicht weiter, Kirscha, ich beschwöre Dich."

„Aber, Junkerchen", rief der Kosak, der Miloslawsky's Kummer nicht begreifen konnte, „warum seyd Ihr denn so betrübt, da Ihr doch so viele Ursache zur Freude habt. Erstens wißt Ihr doch nun, wer die schöne Unbekannte ist; zweitens, wer will Euch hindern, um sie zu freien? Ihr seyd von einer angesehenen Familie, habt Güter die Fülle und seyd jung und hübsch. Sie ist freilich dem Pan Gonzewski zugesagt, doch diese Heirath wird nie zu Stande kommen. Verlaßt Euch darauf, es wird nicht lange dauern, so wird kein Dorf mehr unter seiner Botmäßigkeit stehen, und weder er, noch seine Polen werden es wagen, ihre Nasen aus dem Kreml zu stecken. Alle treu gesinnte Russen warten nur, bis sie Hülfe von Nischnei-Nowgorod und anderen Plätzen erhalten, dann soll es ein lustiges Stück Arbeit geben. Meiner Treu, wenn sie nur recht zusammenhielten, mit ihren Mützen könnten sie diese ungläubigen Polen zum Lande hinausjuchteln."

„Du vergißt, Kirscha, daß ich selbst dem Wladislaw Treue geschworen habe."

„Aber, Junkerchen, wenn der Krolowitsch unser Fürst seyn soll, warum sperrt er sich denn in Krakau ein, warum läßt er uns nicht wenigstens sein Angesicht sehen? Er mag den wahren Glauben annehmen und dann, wenn es einmal seyn muß, unser Gebieter seyn. Statt dessen hat man eine Armee hergesandt und einen Hetmann über uns gesetzt, als wären wir Unterthanen der Polen. Es ist offenbar, Yurii Dmitri, daß Sigismund ein falsches Spiel mit uns spielt."

Dieser Gedanke war dem Miloslawsky noch nie eingefallen, so einfach er auch war, und obgleich mit mehr Redlichkeit als Feinheit dargelegt, machte doch seine Wahrscheinlichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn. „Ach, Kirscha", rief er mit unverstellter Freude, „ich wollte alle meine anderen Sorgen vergessen, wäre ich nur sicher, daß Du die Wahrheit sagst; aber ach! es sind Alles nur Muthmaßungen, und überdies bin ich auch an meinen Eid gebunden."

Kirscha, welcher besorgte, daß Yurii, wenn er von der schändlichen Nachstellung des Schalonski gegen sein Leben unterrichtet wäre, an dem Vater eine schnelle Rache nehmen und dadurch jeden Gedanken an die Tochter aufgeben würde, sagte ihm nichts von der Gefahr, die auf ihn lauerte, indem er hoffte, sie durch seine eigene Wachsamkeit abzuwenden. Sein Schweigen hätte indeß beinahe traurige Folgen gehabt; denn während sie an einer Hütte halten und einige Erfrischungen genießen, langt Omliat an und drängt ihnen seine Gesellschaft als Reisegefährten nach Nischnei-Nowgorod auf. Kirscha behält ihn stets im Auge, und als sie sich einer verfallenen Kapelle nähern, wo, dem Anschlage gemäß, die Gehülfen des Banditen im Hinterhalt liegen, schlägt er den Bösewicht vom Pferde und hält ihn mit kräftiger Faust. Auf Yurii's Verwendung wird ihm jedoch das Leben geschenkt, und sie begnügen sich damit, ihn zu knebeln und an einen Baum zu binden. Sie schlagen sodann einen Nebenweg ein, bis sie außer Gefahr sind, und erreichen bald Nischnei-Nowgorod ohne weitere Abenteuer.

Kirscha nimmt hier Abschied von Miloslawsky, und dieser begiebt sich in das Haus des Istoma Turenin. Dieser Bojar, früher ein Freund seines Vaters, ist nicht wenig verwundert, als er vernimmt, welche Art von Geschäft seinen jungen Freund nach Nowgorod führt. Alle Verstellung ablegend, ändert er plötzlich den Ton und sagt ihm, er hoffe, die Polen, statt mit den verstockten Russen zu unterhandeln, würden bald entscheidendere Maaßregeln nehmen, um sie zum Gehorsam zu bringen. Yurii wird von Abscheu ergriffen über die Heuchelei und Niederträchtigkeit Turenin's. Nicht besser aber ist der Bojar mit der doppelten Rolle, die Yurii nach seiner Meinung spielt, oder vielmehr mit dessen unbegreiflichem Benehmen zufrieden. Am folgenden Tage ist Yurii Zeuge von dem Enthusiasmus der Einwohner Nowgorod's, an welche Minin (der stumme Fremde aus dem Postojaloy Dwor) eine Anrede hält und der durch seine kunstlose Beredsamkeit sie anfeuert, jedes Opfer zu bringen, um den Poscharsky zu unterstützen. Auf die Anträge Miloslawsky's antworten die versammelten Bojaren, daß sie auf keine Vorschläge der Polen hören, noch mit ihnen unterhandeln wollten, bis sie vor den Mauern des Kremls ständen. Yurii stimmt ihnen von Herzen bei und beklagt nur, daß sein Eid ihn verhindere, das Schwerdt gegen die Feinde seines Vaterlandes zu ziehen. Als er aus dem Hause tritt, findet er Alexei, der ihm anzeigt, er habe ihr Gepäck nach einem Wirthshause gebracht, da er überzeugt sey, daß Turenin böse Anschläge gegen ihn brüte; denn er habe den Omliat mit noch einigen Schelmengesichtern im Hause des Bojaren gesehen. Diese Nachricht wird nur zu bald bestätigt, denn fast in demselben Augenblicke dringen die Mörder auf sie ein und lassen Alexei, in seinem Blute schwimmend, auf dem Platze.

Ungefähr vier Monate später trifft ein schmucker Jesaul (Anführer einer Truppe), an der Spitze einer Abtheilung Kosaken, auf der Straße von Nowgorod einen armen Burschen, der auf einer Bank ruht. Der gutmüthige Kirscha (denn der Jesaul ist kein Anderer, als unser Kosak) bietet ihm einige Erfrischung an, erkennt aber zu seinem Erstaunen in dem bleichen Antlitz des Fremden seinen alten Bekannten Alexei. Dieser erzählt ihm, wie sein Herr ermordet worden, denn an seinem Tode sey nicht zu zweifeln, obgleich Niemand wisse, was aus seinem Leichnam geworden sey. Kirscha meint indeß, es sey noch einige Hoffnung da, besonders da er Omliat als den Thäter nennen hört, denn er weiß, daß dessen Auftrag nur lautete, den Miloslawsky festzunehmen und als Gefangenen zu Schalonsky zu bringen. Er beschließt, sich auf der Stelle Gewißheit zu verschaffen, befiehlt seinen Gefährten, ihn in einem Gehölz zu erwarten, und macht sich auf den Weg nach der Hütte des Kudimowitsch, von der sie nicht weit entfernt sind. Bald durch Schmeichelei, bald durch Drohungen, entreißt er diesem das Geheimniß, daß Yurii in dem unterirdischen Gewölbe einer verfallenen Kapelle des einsamen Schlosses Tepli Stan gefangen gehalten wird. Kaum hat er diese Nachricht vernommen, als Omliat und die Seinen, welche die ganze Unterredung belauscht haben, hereintreten. Der unglückliche Wahrsager ist bald abgethan, und Kirscha selbst soll ohne Weiteres an den nächsten Baum gehängt werden. Doch seine Geistesgegenwart verläßt ihn selbst in dieser furchtbaren Krisis nicht. Er erbietet sich, wenn sie ihm das Leben schenken wollten, ihnen im nächsten Walde einen Schatz nachzuweisen, und führt sie in die Nähe des Ortes, wo seine Leute verborgen sind. Hier zeichnet er einen Kreis auf den Boden und befiehlt ihnen Allen, das Gesicht nach einer Seite zu wenden und sich nicht umzusehen, was sie auch für Geräusch vernehmen möchten, indem sonst der Zauber gebrochen

und der Schatz verloren wäre. Auf diese Weise hält er sie hin, bis er einen von seinen Leuten erblickt, dem er ein Zeichen giebt, welches die Mörder für einen Theil der Verschwörung halten. Die Kosaken zielen so richtig, daß die Banditen alle auf den ersten Schuß todt niederstürzen, bis auf den Zemsky, dem man das Leben läßt, unter der Bedingung, sie nach Tepiii Ston zu führen. Da man die Rückkehr des Omliat und seiner Gefährten dieselbe Nacht in dem Schlosse erwartet, so erregt die Ankunft der Truppe keinen Verdacht. Schalonsky und Tuerenin haben eben eine Unterredung mit einander gehabt, worin Letzterer seinen Freund bewegt, den Gefangenen sogleich aus der Welt zu schaffen, als Kirscho mit zwei Kosaken in das Gemach dringt und sie zwingt, ihn nach Miloslawsky's Gefängniß zu führen. Dieser wird sogleich in Freiheit gesetzt, die beiden Bojaren werden in die nämliche Zelle eingesperrt, und die Kosaken ziehen ungehindert ab.

Der Welt überdrüssig und verzweifelnd, jemals mit Anastasia vereinigt zu werden, zu gleicher Zeit außer Stande, für sein Vaterland zu kämpfen, beschließt Yurii, Mönch zu werden. Er wählt das Kloster St. Sergius, dessen Superior damals der berühmte Abraham Palitzin war. Dieser patriotische Geistliche spricht ihn von seinem dem Ladislaus geleisteten Eide los und verlangt, als ein Zeichen seines Gehorsams gegen die Kirche, daß er die Waffen zur Vertheidigung seines Vaterlandes ergreife, indem er ihm verbietet, nach dem Kloster zurückzukehren, so lange jenes seines Schwerdts bedürfe. Gern folgt Miloslawsky einem Befehl, der so sehr mit seinen Wünschen übereinstimmt, und Alles, wonach er jetzt strebt, ist ein frühzeitiger und ehrenvoller Tod. Auf seinem Wege nach Moskau stößt er mit Alexei auf einen Haufen bewaffneter Bauern, die ihn zum Pater Jeremias bringen, einem eifrigen Patrioten, der in dieser Gegend eine Art von Guerilla errichtet hat und mit unbestrittenem Ansehen herrscht. Während Yurii sich der Gastfreundschaft des guten Paters erfreut, bringt ein Kosak die Nachricht, daß sie mit einem Bojaren von der Polnischen Partei ein Scharmützel gehabt, denselben erschlagen und sich aller seiner Schätze nebst seiner Tochter bemächtigt hätten. In der unglücklichen Gefangenen, die hereingeführt wird, erkennt Yurii seine Anastasia. Durch die Unbesonnenheit ihrer Begleiter wird es kund, daß sie die verlobte Braut des Pan Gonzewski ist, und nun dringen die Soldaten und das Volk auf ihre augenblickliche Hinrichtung. Vergebens will Pater Jeremias sie besänftigen, das Geschrei des wüthenden Haufens wird immer wilder.

Yurii wird mit Schaudern gewahr, daß die Festigkeit des Priesters anfängt zu wanken, und daß Unentschlossenheit und Unruhe sich in seinem Gesichte zeigen. Jeremias bemerkt, daß der wilde Haufe, von Wein entflammt und nur nach Rache dürstend, alle Subordination aus den Augen setzt, und daß, wiewohl sein drohender Blick und seine wohlbekannte herkulische Kraft die Anführer noch bis jetzt von offener Gewalt zurückhalt, dies doch auf keinen Fall mehr lange dauern könne. Das Geschrei der wüthenden Menge draußen, in welchem schon mitunter Schimpfworte und Drohungen gegen den Pater selbst laut werden, nimmt mit jedem Augenblick zu. Auch seine Angst wächst, während er Blicke des Mitleidens abwechselnd auf den unglücklichen Yurii und die besinnungslose Anastasia wirft. Plötzlich kehrt die Ruhe auf sein Gesicht zurück. Miloslawsky's Hand ergreifend, fragt er ihn leise: „Seyd Ihr bereit, Alles zu thun, was zur Rettung dieses unglücklichen Mädchens dienen kann?"

„Alles, Alles in der Welt, Pater Jeremias."

„Nun, dann ist sie gerettet. — Wohlan, Ihr guten Leute", fuhr er fort, gegen diejenigen gewendet, die sich ins Haus gedrängt hatten, „ich sehe, es hilft nichts, länger mit Euch zu streiten, daher muß es wohl so recht seyn, da Ihr durchaus darauf besteht. Indeß erinnert Euch, daß das arme Geschöpf getauft ist, so gut wie wir, und daß es Fluch über uns Alle bringen würde, wenn wir ihre Seele umkommen ließen. Wir wollen sie, so sanft wir können, in die Kirche tragen, bald wird sie wieder zu sich kommen, und dann müßt Ihr mir Zeit lassen, ihre Beichte zu hören und sie zum Tode zu bereiten. Alsdann übergebe ich sie Eurer Hand, und Ihr mögt mit ihr thun, wie Euch gut dünkt."

„Das ist nicht mehr als billig", sagte Bietchuro, „dagegen läßt sich nichts sagen. Kommt denn, Jungen, helft mir sie in die Kirche tragen. Doch Ihr müßt Platz machen, wir sind hier so zusammengedrängt, daß man sich nicht rühren kann. Geht Ihr voran, Pater Jeremias, wir kommen gleich nach."

In wenigen Minuten hatten Alle das Gemach verlassen, bis auf Yurii, Alexei und Anastasien's Sennaja Dewuschka (Kammerjungfer), die vor Jammer fast verging. Ungeachtet der Zusicherung des Paters Jeremias, war Miloslawsky in keiner viel besseren Fassung. Er rannte auf und nieder, wie ein Unsinniger. Bald griff er an sein Schwerdt, dann wieder, sich die Augen mit der Hand bedeckend, überließ er sich der äußersten Verzweiflung, warf sich auf einen Stuhl und schluchzte wie ein Kind. Alexei wagte keinen Versuch, ihn zu besänftigen, und stand wie eingewurzelt auf Einem Fleck. Einige Minuten verflossen so, da ging die Thüre leise auf, und ein altes kleines Männchen, dessen glattes Haar und langer Zopf ihn als den Küster des Orts erkennen ließ, winkte dem Miloslawsky. Dem Alexei, der ihm folgen wollte, bedeutete er leise, er möchte bleiben, wo er wäre. Sie gingen über den Kirchhof und waren bald in der Vorhalle der Kirche. Während Yurii die Stufen hinanstieg, sah er sich um und erblickte ein furchtbares Schauspiel. Rings umher auf dem ganzen Platz brannten Feuer am Boden und warfen ihren Schein auf die bewaffneten Gestalten, die darum her standen. Ihr wüthendes Geschrei und Geberdenspiel, das wilde Lachen, mit welchem sie dann und wann nach einem Galgen wiesen, unter dem ebenfalls ein Feuer brannte und ein lärmender Haufen versammelt war — das Alles bildete ein so schreckliches Gemälde, daß Yurii sich mit Schauder davon abwandte und hastig in die Kirche trat. Eine einzige Lampe brannte vor dem heiligen Schrein, und am Altar stand Pater Jeremias hinter einem Pult in seiner Priesterkleidung und vor ihm die zitternde Anastasia.

„Geschwind, Yurii Dmitri", rief der Priester, ihm entgegengehend, „mache fort und stelle Dich neben Deine Braut."

„Meine Braut!" rief Yurii mit Schaudern.

„Freilich. Es giebt kein anderes Mittel zu ihrer Rettung. Noch einige Minuten Zögerung können ihr das Leben kosten. Ich frage Dich daher noch einmal, willst Du sie retten?"

„Ich will es!" rief Yurii mit entschlossenem Ton. Da zog Pater Jeremias zwei Ringe von Anastasiens Fingern und begann die Trauungs-Ceremonie. Yurii antwortete mit fester Stimme, aber Todesblässe bedeckte sein Gesicht. Aus Anastasien's Augen fielen schwere Thränen, ihre Stimme zitterte, doch ihre Wangen glühten, und ihre brennende Hand zuckte fieberhaft in der Miloslawsky's, die kalt und unempfindlich wie Marmor war.

„Unterdessen war die Ungeduld der blutdürstigen Henker Anastasiens auf's Höchste gestiegen."

„Was soll das heißen, Patre, wollt Ihr uns hintergehen?" rief eine Stimme; es war die des Birchura. „Braucht man zwei Stunden, um Jemanden Beichte zu hören? Wenn es unser einer gewesen wäre, Ew. Ehrwürden hätten ihn in einem Augenblick abgefertigt. Kommt, Jungen, in die Kirche. Ihr wißt, ein Priester kann vor Zeugen Niemanden Beichte hören, und so wollen wir der Sache mit einem Mal ein Ende machen, er mag wollen oder nicht." — „Wir wollen Alle hinein! wir wollen Alle hinein!" schrieen die Uebrigen, und in einem Augenblick war die Vorhalle angefüllt."

„Was bedeutet das?" murmelte Biechuro, „die Thüren sind verschlossen."

„Thut nichts, Bursche!" rief Moteroi, „gebt mir eine Axt, und ich will bald sehen, wie stark die Angeln sind." In diesem Augenblick flogen die Thüren plötzlich auf, und Pater Jeremias, in vollem Priester-Ornat, stand mit zürnendem Blick, gleich einem Engel des Herrn, vor der verwegenen Menge. „Verruchte Bösewichter!" rief er mit donnernder Stimme, „wagt Ihr es, auf so freche Weise in den Tempel Eures Gottes zu dringen? Unreines, unheiliges Volk, was begehrt Ihr von demjenigen, der an seinem Altare dient?"

„Pater Jeremias", sprach Birchura mit unterwürfigem Tone, da er das demüthige Wesen seiner Gefährten sah, „habt Ihr nicht selbst versprochen, uns Gonzewski's Braut auszuliefern?"

„Ich habe es und würde mein Versprechen auch jetzt noch halten, wenn es in meiner Macht stände, Euch die Braut des Verräthers zu übergeben." — „Und was hindert Euch daran?" — „Daß sie nicht hier ist." — „Nicht hier? Was meint Ihr damit?" — „Hier ist Niemand als Yurii Dmitri Miloslawsky und sein ihm eben angetrautes Weib. Seht sie hier vor Euch", fügte der Priester hinzu, indem er auf Yurii und Anastasien wies, welche Hand in Hand sich der Thüre genähert und neben ihren Beschützer gestellt hatten. „Meine Brüder", fuhr Pater Jeremias fort, ohne der Menge Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, „unsere heilige Kirche hat ihren Segen über sie gesprochen, und was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen."

Obgleich Yurii, um Anastasien vom Tode zu retten, in die Heirath mit ihr gewilligt hatte, so erlaubt ihm sein Gelübde dennoch nicht, sich als ihren Ehegatten zu betrachten. Seine verwittwete Braut begiebt sich in ein Kloster, wo ihre Tante Superiorin ist, während Miloslawsky zur Armee eilt und ernstlicher als je hofft, der Heldentod werde einem Daseyn ein Ende machen, das sonst dem Kloster verfallen ist. Wir werden jetzt mitten in das Kriegs-Getümmel versetzt. Poscharsky besiegt die Polen in einer entscheidenden Schlacht; die Ueberwundenen sind genöthigt, sich in den Kreml zu werfen, den sie später, am 22. Oktober 1612, übergeben. An diesem Tage eines allgemeinen Festes für jeden Russischen Patrioten ist Miloslawsky's Herz allein kummerbelastet. Der allgemeinen Freude, die er nicht mit vollem Herzen theilen kann, sich entziehend, tritt er in die Kirche spass na boru, wo er Abraham Palitzin antrifft, der ihm Vorwürfe über seine Traurigkeit macht.

„Warum so betrübt, mein Sohn? welche geheime Sünde drückt Dich so nieder?" — „Ein schreckliches Geheimniß." — „Ein Geheimniß? Und warum hast Du es mir so lange verborgen?" — „Pater Abraham, ich bin verheirathet." — „Verheirathet!" rief Palitzin, „verheirathet", wiederholte er nach einer Pause, während welcher er den Yurii starr angesehen hatte. „So hast Du mich also betrogen, unglücklicher Mann, Du hast es gewagt, Deine Seele zu beflecken, indem Du in dem Tempel Deines Gottes und in seiner Gegenwart an Dir selbst meineidig wurdest. Ach, Yurii Dmitri, wie groß ist Deine Schuld." — „Nein, Vater, ich betrog Dich nicht. Ich war nicht verheirathet, als ich mich dem ehelosen Leben gelobte, noch dachte ich je daran, einen Eid zu brechen, den ich vor dem Altar eines heiligen Märtyrers abgelegt hatte. Konnte ich wohl denken, daß ich so bald darauf die Tochter meines bittersten Feindes, Schalonsky's, mein Weib nennen würde?"

Es kommt nun zu Erklärungen, und Palitzin giebt Yurii den Trost, daß, da er noch im Noviciat sey und die letzten Ceremonien, die ihn ganz von der Welt scheiden, nicht vollzogen habe, er immer noch in dieselbe zurücktreten könne. Doch selbst dies würde ihm wenig geholfen haben, wenn der gute Pater im Laufe des Gesprächs nicht zufällig entdeckte, daß die Nonne, die er am nächsten Tage einweihen soll, keine andere, als Anastasia, Miloslawsky's Weib, sey.

Auf diese Weise haben sich für unsere Helden alle unübersteiglich scheinende Hindernisse geebnet, und so dürfen wir wohl den Vorhang fallen lassen, da das Uebrige sich von selbst erräth.

Aus den hier mitgetheilten Grundzügen des Werks wird der Leser abnehmen können, in wie fern es jene Art von Interesse darbietet, welches aus den Begebenheiten, die der Geschichte zur Grundlage dienen, entspringt. Man muß gestehen, daß weder eine besondere Erfindungsgabe, noch eine sehr verwickelte Intrigue, noch eine große Mannigfaltigkeit der Situationen darin hervortritt. Die beiden ersten Bände enthalten in der That nicht viel mehr, als Yurii's Reise nach Nischnei-Nowgorod und seine Unterredung mit den Patrioten dieser Stadt. Unsere Aufmerksamkeit wird hauptsächlich durch Kirscha beschäftigt, und obgleich seine etwas kleinlichen Intriguen vom Verfasser sehr geschickt als Vehikel benutzt sind, um Scenen herbeizuführen, die uns die damalige Zeit und ihre Sitten schildern, so möchten sie doch fast zu weitschweifig scheinen, besonders da der Verfasser sie weit sorgfältiger ausgearbeitet zu haben scheint, als die historischen Fakta und Personen. Von diesen kommen in der That sehr wenige auf die Scene, und selbst diese könnten füglich wegbleiben, ohne dem Gang der Geschichte zu schaden. Von den Polen bekommen wir nur wenig zu sehen: Gonzewski tritt gar nicht auf, obgleich dieser Charakter, unseres Erachtens, sehr gut hätte benutzt werden können, um das Geschichtliche mit dem Hauptgegenstand des Romans, die nur sehr lose zusammenhängen, enger zu verknüpfen. Auch von Poscharsky lernen wir nicht viel mehr als den Namen kennen, und so ist für das historische Interesse, welches in dem Roman hätte vorherrschen sollen, fast nichts gethan. Dennoch lesen wir diesen Roman, so wie er ist, mit Vergnügen, ohne daß dasselbe durch die in's Einzelne gehende Ausmalung von National-Sitten und Ansichten, die gewöhnlichen Romanen-Lesern vielleicht langweilig und abgeschmackt vorkommen, geschwächt wird.

Ein paar Worte über Zagoskin's zweiten Roman: „Roslawlew, oder die Russen im Jahr 1812", vergönnen uns die Leser wohl noch. Diesen giebt der Verf. als einen Pendant zu „Miloslawsky", denn der Stoff beider ist gleich national, und jeder ruft eine für Rußlands Schicksale höchst wichtige Epoche in's Gedächtniß. Bei beiden Gelegenheiten hat sich das Volk durch seinen Patriotismus ausgezeichnet, und der Ausgang war eben so glücklich als glorreich. Dadurch aber erhielten beide Erzählungen eine gewisse Aehnlichkeit, die dem Verf. von Einigen als Mangel an Originalität oder vielmehr als Einseitigkeit vorgeworfen wurde. Wir unsererseits sind nicht dieser Meinung, besonders da die Begebenheiten an und für sich ganz verschieden sind und zwischen den beiden Perioden, in denen sie vorfielen, ein Zeitraum von 200 Jahren liegt. Miloslawsky hat in so fern einen Vorzug, als seine uns entferntere liegende Zeit ihm einen romantischeren Anstrich verleiht und, indem sie die Gegenstände selbst in ein gewisses Dämmerlicht hüllt, dem Schriftsteller freieren Spielraum läßt, sie nach seiner Phantasie auszumalen, ohne daß man ihn der Untreue zeihen kann. Die letztere Erzählung dagegen, obwohl von allgemeinerem Interesse, mußte zu viel von „Zeitungs-Neuigkeiten" annehmen, um eine starke poetische Farbengebung zu gestatten. Statt uns ganz der Führung des Dichters zu überlassen, sind wir bei jedem Schritt versucht, die damaligen Tagesblätter nachzuschlagen, um die Wahrheit seiner Begebenheiten und Charaktere zu prüfen. Selbst jene furchtbare Scene, in welcher Napoleon und sein General-Stab beinahe in den Flammen Moskau's umkommen, verliert viel von ihrer Wirkung durch den unwillkürlichen Zweifel: „Ist es auch wahr?" Der Verfasser selbst scheint diese Schwierigkeiten gefühlt zu haben, daher hat sein zweiter Roman nicht die Einheit des ersten. Es ist mehr eine Reihe von Episoden, als ein zusammenhängendes Ganze, wo eine Begebenheit aus der anderen entsteht. Dennoch würden wir diese hors d'oeuvres sehr ungern vermissen, selbst dann, wenn der Verf. sie durch eine schulgerechtere Bearbeitung seines Romans ersetzen wollte. Hoffentlich ist Herrn von Zagoskin's Laufbahn auf diesem Felde der Literatur erst im Beginnen, und wir dürfen uns noch viel Vergnügen und Belehrung durch neue Werke von ihm versprechen. (F. Q. R.)

Bibliographie.

Panorama von St. Petersburg. Herausgegeben vom Kollegien-Rath Alex. v. Baschutzky. Dieses eben angekündigte Werk umfaßt in drei Sprachen — Russisch, Deutsch und Französisch — die Geschichte und eine höchst genaue topographische Beschreibung der Russischen Hauptstadt und ihrer Umgegend. Jeder Sprache ist ein Band gewidmet; mithin erscheinen drei Bände, wozu 100 Englische Stahlstiche gehören. Dem uns vorliegenden Plane zufolge, wird das Buch ein eben so umfassendes als nützliches Werk, sowohl für Fremde, die St. Petersburg besuchen, als für die Einwohner dieser Hauptstadt seyn; für Reisende, die nicht das ganze kostspielige Werk kaufen wollen, wird ein besonderer Auszug erscheinen. Das Russische Original, das in einem sehr einfachen leichten Stil abgefaßt ist — eine Eigenschaft, die in der Russischen Literatur zu den Seltenheiten gehört — wird in das Französische von Hrn. Ferry de Pigny und in das Deutsche von Hrn. Aug. von Oldecop übersetzt.

England.

Daniel Defoe.

Dieser Mann, dem noch nicht der ihm gebührende Ruhm zu Theil geworden, wurde in London im J. 1661 geboren. Sein Vater war ein Schlächter, Namens Foe, und der Sohn scheint das „De" hinzugefügt zu haben. Er erhielt seine erste Erziehung in der Schule eines dissentirenden Geistlichen in Newington Green, wo er sich durch Wißbegierde und Leselust auszeichnete. Hierauf kam er bei einem Strumpfhändler in die Lehre, ließ sich auch späterhin als ein solcher in London nieder. Er muß aber bald nach seiner Lehrzeit schon als Schriftsteller aufgetreten seyn, da er sich „einen jungen Mann und einen jungen Autor" nennt, hindeutend auf eine im J. 1683 verfaßte politische Flugschrift. Literatur schien die Vorsehung ihm als das eigentliche Feld seiner Thätigkeit angewiesen zu haben; in seinen Handelsgeschäften — er hatte unter Anderem eine Ziegelbrennerei bei Tilbury Fort in Essex — war er nicht glücklich, und gegen das Jahr 1692 sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Sein Betragen hinsichtlich dieses Ereignisses gereicht ihm sehr zur Ehre. Ungeachtet die Gläubiger, denen er alle seine Habe hingab, auf ihre Forderungen verzichteten, so hat er doch sein ganzes Leben hindurch sich bemüht, den vollen Betrag seiner Schulden abzuzahlen, und es scheint, als habe er diesen Zweck zum Theil erreicht. Etwa 12 Jahre nach seinem Bankerott erzählt er in einer seiner Schriften, daß er, mit einer zahlreichen Familie und nur auf den eigenen Fleiß angewiesen, muthig durch ein Meer von Unfällen hindurchgeschritten und seine Schulden von 17,000 auf 5000 Pfund Sterling verringert habe.

Obschon Defoe so früh als politischer Schriftsteller aufgetreten war, so war doch sein nächstes literarisches Erzeugniß von ganz anderem Charakter. Sein im Jahr 1697 erschienenes Buch über Projekte ist voll neuer und sinnreicher Vorschläge in Bezug auf Handel, Erziehung und Literatur und macht auf mancherlei Verbesserungen aufmerksam. Allein schon in demselben Jahre betrat er sein altes Gebiet der Politik wieder und behauptete sich eine stürmische Zeit von 18 Jahren auf demselben sehr ruhmvoll. Er schrieb viel und schnell, aber klar und kräftig, und trotz den Versuchungen aller Art, denen seine eingeschränkte Lage ihn aussetzte, haben wenige, selbst die, welche höhere Stellungen in der Gesellschaft einnehmen, Defoe an Festigkeit und Unabhängigkeit übertroffen. Seine Grundsätze zogen ihm Gefahren, Verfolgungen und Strafen zu, aber nichts destoweniger hielt er fest an seiner Meinung und vertheidigte sie ohne Scheu und Menschenfurcht.

Den 19ten Februar 1704 — er war damals wegen einer Broschüre verhaftet — fing er seine politische Zeitschrift an, die zuerst als „Uebersicht der Französischen Angelegenheiten" und seit Anfang des Jahres 1706 als „Uebersicht des Zustandes der Englischen Nation" ausgegeben wurde. Es war anfangs ein Wochenblatt, späterhin erschien jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend eine Nummer, 4 Quartseiten stark. Den politischen Neuigkeiten und Aufsätzen war eine kurze Meldung inländischer Ereignisse beigefügt, Alles aber von Defoe allein geschrieben. Das Werk wurde bis zur Beendung des neunten Bandes (1713, Mai) fortgesetzt. Eine kurz zuvor eingeführte Taxe — dieselbe, welche vermuthlich das Aufhören des Addison'schen Zuschauers veranlaßte — bewog Defoe, sein Blatt zu schließen. Er war dazumal neuerdings im Gefängnisse von Newgate. Seine review, die viel gelesen wurde und gewissermaßen als Vorbild des Zuschauers gelten kann, theilte nicht das Glück dieses letzteren Blattes; ein vollständiges Exemplar desselben scheint nicht mehr vorhanden zu seyn; das Britische Museum besitzt nur die ersten 6 Bände.

Während jener Zeit schrieb Defoe noch manche andere Bücher, insonderheit ein Gedicht in 12 Gesängen, jure divino, und eine Geschichte der Union mit Schottland; an letzterer Begebenheit hatte er selbst Antheil, da ihn die Regierung zu diesem Behuf nach Edinburg geschickt hatte. Defoe hat stets die Dienste, die er bei dieser Gelegenheit seinem Vaterlande geleistet hat, als wichtig betrachtet. Obwohl seine politischen Drangsale mit der Thronbesteigung des Hauses Hannover ein Ende nahmen, so brachte diese ihm doch weder Lohn noch Ehre; er ward vernachlässigt und blieb arm; vielleicht ward durch diese Behandlung selbst sein Körper angegriffen. Seit er im Jahre 1715 vom Schlage gerührt wurde, beschloß er, ungeachtet seine gute Constitution über dies Uebel gesiegt hatte, der Politik gänzlich den Abschied zu geben, und dieser Entschluß setzte ihn in den Stand, im Herbste seines Lebens eine Reihe von Werken zu schreiben, die Alles verdunkelten, was er bisher geleistet hatte.

Im J. 1719 erschien sein Robinson Crusoe; der Beifall, den dieses seitdem Europäisch gewordene Buch erregte, war sehr groß, und Taylor, der das von allen Buchhändlern zurückgewiesene Manuskript gekauft hatte, soll tausend Pfund Sterling daran gewonnen haben. Unter den ferneren schnell auf einander folgenden Erzeugnissen ähnlicher Art ist besonders seine 1722 herausgekommene Beschreibung der Pest merkwürdig — welche Dr. Mead für eine wahre Geschichte gehalten haben soll — desgleichen die Denkwürdigkeiten eines Kavaliers (1722) und das Leben des Obersten Jack (1723). Die in diesen Dichtungen herrschende Natur und Wahrheit nehmen den Leser dergestalt ein, daß er kaum andere als wirkliche Erzählungen zu lesen meint. Defoe starb 1731 den 24sten April im 71sten Jahre seines Lebens, ohne Vermögen. Er hinterließ mehrere Kinder, deren Nachkommen zum Theil noch leben. Das vermuthlich noch nicht vollständige Verzeichniß seiner Productionen, das sein neuester Biograph Wilson mittheilt, enthält 210 Artikel; viele dieser Werke waren unter Umständen großer Dürftigkeit und Noth geschrieben. In der Vorrede seines jure divino bekennt er, daß er dasselbe großentheils im Gefängnisse, von Leiden verschiedener Art heimgesucht, erdacht und niedergeschrieben habe.

Bibliographie.

The abbess. (Die Aebtissin.) Roman von der Verfasserin der häuslichen Sitten der Amerikaner.) 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Adelaide. — Eine Geschichte aus der modernen Welt. 3 Bde. Pr. 24 Sh.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Montag den 17. Juni 1833.

England.

Der Roman nach der Mode.

Guter Rath für diejenigen, die solche Romane schreiben wollen.

Ansard, ein junger Advokat ohne Prozeß, sitzt in seinem Zimmer, dem Perückenkopf gegenüber; das Sinnbild seines Gewerbes, die Perücke, flatterte dem Winde preisgegeben und verrieth durch ihre Unordnung die wenige Sorgfalt ihres Besitzers für sie und den seltenen Gebrauch, den er von ihr zu machen hat. Nun entsteht zwischen diesen beiden anziehenden Personen folgendes Gespräch:

„So stehst Du denn, Gefährte meiner Arbeiten, eben so öde und traurig da, als ich selber! Alle Hoffnung meines Gewerbes und meines Ruhmes ruhet auf Dir, und ach! der Himmel weiß, worauf dieses Gewerbe und diese Hoffnung hinauslaufen. Vermittelst der kleinen Beiträge für kleine Zeitschriften, der Verse in den Almanachen und meiner Berichterstattungen von Prozeßsachen hoffe ich wohl die Zeit zu täuschen und meinen Schneider zur Geduld zu bewegen; dann kommt der glückliche Zeitpunkt, wo der Buchhändler Colburn den Mode-Roman bezahlt, welchen er bei mir bestellt hat. Aber leider ist dieser Augenblick noch nicht da und mein Roman noch nicht angefangen. Ich soll aristokratische Sitten schildern, die ich nie gesehen, Säle, in welche ich niemals einen Fuß gesetzt und Liebeshandel der Boudoirs, die mir nur vom Hörensagen bekannt sind. Ja, wenn nur die Wagen zu schildern wären, die großen Lakeien, ihre Röcke mit goldenen Knöpfen und ihre gepuderten Perücken, da wollte ich bald fertig werden, aber bei den Gemälden des inneren Lebens bleibe ich stecken. Bis jetzt bin ich nicht weiter gerückt, als bis zu dem Titel, der wahrhaftig recht gut unter den Romanen von gutem Tone figuriren kann, mit denen wir nun schon fünf Jahre überschwemmt werden. Man höre: „Der junge Pair von England, von einem Mitgliede des hohen Adels." Das macht sich auf einer Oktavseite ganz gut, aber es muß doch noch etwas folgen. Das ist keine Kleinigkeit, und die Rechnung meines Schneiders ist erschrecklich lang!... Man pocht, wer kann das seyn. Ah, Barnstaple!"

Barnstaple. Guten Morgen, lieber Ansard, viel Glück zu diesem Weihnachten!

Ansard (kopfschüttelnd.) Die Tage des Glücks sind für mich nicht mehr da.

B. Himmel, wie melancholisch!

A. Antworten Sie mir. Halten Sie es für möglich, Personen, die man nie gekannt hat, reden zu lassen, und Orte zu beschreiben, die man nie mit einem Auge gesehen?

B. Welche Frage: Allerdings, wenn man nämlich nicht allzusehr auf die Wahrheit der Thatsachen hält.

A. Und dabei voraussetzt, daß der Leser eben so unwissend sey, als derjenige, welcher ihm solche aus der Luft gegriffene Darstellungen auftischt.

B. Nun ja, ein Blinder führt einen Blinden, das ist das ganze Geheimniß.

A. Sie nehmen mir eine schwere Bürde ab. Sehen Sie, Hr. Colburn hat mir einen modischen Roman in drei Bänden aufgetragen, und dies Engagement macht mir schreckliche Noth.

B. Wollen Sie mir wohl gütigst sagen, was die Worte „ein modischer Roman" bedeuten?

A. Bei meiner Treue, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie es mich lehren wollten. In unserem Vertrage heißt es: Ein Roman nach der Mode in drei Bänden, der Band zu 300 bis 350 Seiten.

B. So wollen Sie das Publikum erhaschen?

A. Die Rechnung meines Schneiders will bezahlt seyn.

B. Und Sie überlegen nicht, wie sehr Sie einem talentvollen Mann schaden, welchem Ihr namenloser Roman sicherlich zugeschrieben wird, und auf dessen Rechnung Ihre Mißgriffe hingehen?

A. Aber die Schneider-Rechnung?

B. Und sehen Sie denn nicht ein, wie Sie zum Verderbniß des Geschmacks beitragen, ja, daß Sie die lesende Masse eben so hintergehen, als den großen Fabrikanten Colburn?

A. Und ich frage Sie, ob alle diese Leute wohl meinem Schneider die Rechnung bezahlen?

B. Liebster, das ist eine fixe Idee. Sind Sie denn über den Anfang dieses Romans in so großer Verlegenheit?

A. Ja, das kann ich Ihnen versichern.

B. In weniger als sechs Monaten will ich mit leichter Mühe tausend solcher Romane schreiben, als jetzt herauskommen; nichts halte ich für leichter, als einen schlechten Roman. Nun Sie dauern mich, ich muß Ihnen wohl beistehen. Nicht wahr, Ihre Verbindlichkeit gegen Herrn Colburn lautet auf den 10ten kommenden Monats, und Ihr Wort an den Schneider ist den 15ten fällig, ist dem nicht also?

A. Leider ja! Ich würde mich glücklich preisen, könnte ich es dahin bringen, daß diese beiden Epochen zusammenfallen.

B. Nur Muth gefaßt. Fort mit dieser düsteren Wolke, die Ihr Gesicht beschattet! Anstatt die Feder zu zerkauen, schneiden Sie sie ein wenig zurecht, damit sie die lange Arbeit, die Sie ihr auferlegen müssen, ertrage.

A. Ich sehe ein, Sie sind ein herrlicher Freund. Schenken Sie mir einige Minuten Ihrer Muße, Sie ersparen mir vielleicht einige Monate gefängliche Haft.

B. Nun wohl, machen wir den Anfang. Der Schauplatz der Handlung ist unserer Wahl überlassen. Lassen Sie uns den Verfasser des Pelham (Bulwer) nachahmen, der stets bei dem Boudoir oder dem Schlafzimmer anfängt. Die Bürgerlichen haben diese Gemälde des inneren Lebens sehr gern. Da sie niemals ein zierliches Boudoir zu sehen bekommen, so thut man ihnen einen ordentlichen Dienst, wenn man den Vorhang hinaufzieht, der sie von dem Mächtigen und Glücklichen der Erde trennt. Ja, Freund, hierauf ist die ganze Speculation der Mode-Romane und der geheimen Denkwürdigkeiten gegründet.

A. Vortrefflich! Wie Sie dies Alles verstehen!

B. Es ist Nachmittag, unser Held will aufstehen.

A. Ihr Held steht sehr spät auf.

B. Ich weiß wohl, daß ein gewöhnlicher Stutzer ungefähr so wie ein anderer aufsteht; aber in einem modischen Roman muß man nichts wie andere Leute thun. Soll man denn Herrn Colburn 5 bis 6 Schilling für einen Band geben, worin man nichts, als was alle Tage geschieht, findet? Nein, nein, anstatt zwischen 11 und 12 aufzustehen, wie es Sitte ist, soll unser junger Mann sein ermüdetes Augenlied gegen halb vier oder vier Uhr erheben. Darüber werden die Frauen und die Töchter der Bürgerlichen gewaltige Augen machen. So wird denn der ehrenwerthe Friedrich Christian Nepomuk Lord Bouvrie seinen schmachtenden Kopf drittehalb Minuten nach drei viertel auf vier erheben, weder früher noch später.

A. Das ist außerordentlich genau.

B. Still! Man höre und schreibe: „Um diese Stunde war es, wo der Tumult und der Wirrwar des civilisirten Lebens Londons volkreiche Straßen erfüllte. Ein schöner Kopf, dessen seidene Locken in ihre Hüllen von Löschpapier gewickelt waren, und dessen anmuthsvolle Zöpfe ein seidenes Netz gefangen hielt ..."

A. Aber, lieber Freund, das klingt ja wie der Stil eines Haarkräuslers.

B. Davon verstehen Sie nichts. Fahren Sie fort: ... „Steigt schmachtend empor aus einem Meere von Kopfkissen, deren weiche Federn zu der lieblichen Dämpfung seiner Sinne beigetragen hatten."

A. Aber, lieber Freund, das ist Schwulst.

B. Ich bitte, lassen Sie mich gewähren und denken Sie an Ihre Schneiderrechnung. Nun weiter: „Der silberne Klang der Repetiruhr traf das Ohr des jungen Erben, und unter seinen feinen Fingern ertönte das vergoldete Glöcklein und rief alsbald den Schweizer-Bedienten Lauterbrunnen herbei, welcher, die Füße in schweigsame Pantoffeln begraben, einherschritt, schüchtern und geräuschlos, gleich der Morgenröthe ...."

A. Die Richtigkeit dieser Vergleichung sehe ich nicht ein.

B. Bewundernswürdig für einen Mode-Roman .... „Gleich der Morgenröthe, wenn sie herankommt und langsam sich der ganzen Natur bemeistert; es war das Bild des Stillschweigens, achtungsvoll die höchsten Befehle der Autorität erwartend."

A. Mein Freund, das ist zu viel Pathos!

B. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie von dem, was ein Roman nach der Mode ist, gar nichts verstehen. Je abgeschmackter und geblümter, desto reißender geht er ab. Schneiden Sie Ihre Feder fertig und folgen Sie mir ja genau. „Lauterbrunnen, rief mit weichlicher Stimme der junge Pair von England, Du wirst zu stark, mein Lieber! Wisse, daß der Bediente des Lord Bouvrie durchsichtig und unfühlbar seyn muß. Bei diesen Worten warf er den Pudermantel über und ließ sich auf einen nahestehenden Sofa nieder."

A. Ich kann solche Narrheiten nicht niederschreiben. Ich

glaube, ein Mann aus gutem Hause hat niemals auf solche Weise mit seinem Bedienten gesprochen, und diese ganze affektirte Art ...

B. Wir werden Streit bekommen, lieber Ansard. Ich will Ihnen dienen, und Sie wollen nichts wissen, das ist schlimm.

A. Werden Sie nicht böse, Barnstaple!

B. Wenn Sie das Verdienst eines solchen Stils nicht fühlen, so wird nie ein Roman nach der Mode aus Ihrer Werkstatt hervorgehen; nie werden Sie der Zögling der Anmuth, der Zierlichkeit und des Comme-il-faut werden.

A. Solcher Romane will ich im Jahre 365 Stück machen, diktiren oder schreiben. Das strömt aus der Quelle. Nur Ein Gedanke macht mir Verlegenheit: das Lächerliche.

B. Seyn Sie deshalb unbesorgt. Sie sollen dem Publikum und dem Buchhändler drei Bände liefern? Nun, so brauchen Sie drei Situationen, eine für den Band, nichts weiter. Jede dieser drei Situationen ziehen Sie auf eine einigermaßen glänzende Weise zusammen, damit der Zeitungsschreiber, wenn er Ihnen die Ehre einer Anzeige erweist, zwei bis drei Seiten Ihres Buches anführen kann, und das Uebrige überlassen Sie der Gnade Gottes.

A. Was, und drei Bände hindurch solchen Bedienten-Stil?

B. Bestreuen Sie selbigen mit Philosophie, mit Anrufungen des Mondes, Betrachtungen auf Grabsteinen und Besuchen der Kirchhöfe. Der Verfasser von „Eugen Aram" und der Exclusiven hat es nicht anders gemacht. Die Bürgerlichen beten diese Mischung unächter Melancholie und falschen guten Tones an. In dem Boudoir seyen Sie ein Epikuräer, aber metaphysisch, sobald Ihr Held in die freie Luft kommt. Wenn die Vorbereitungen zu dem Bade, dessen Wärmegrad, wohlriechende Bestandtheile und ganze Beschaffenheit Ihr Held sorgfältig auseinandersetzt, einen halben Band gefüllt, wenn Sie gesagt haben, daß Lord Bowrie, dessen sämmtliche Namen mir wieder entfallen sind, einer geheimen Unruhe, die zu bestimmen Sie sich wohl hüten müssen, preisgegeben ist, dann können Sie nach Gefallen tief werden, die Augen Ihres Helden auf die Hohlleiste seines Zimmers richten und ihm einige Ausrufungen folgender Art entlocken: „Nein, das geht nicht, das darf nicht seyn. Die Ueberzeugung befremdet und martert ... Das Schicksal besiehlt und verfälscht. Die Anziehung reißt Dich hin ... Die Demüthigung hält Dich aufrecht ... Wir vertiefen uns in die Gegenwart und das verlorene Paradies der Zukunft macht uns zittern."

A. Was Sie mir da diktirt haben, habe ich gewissenhaft aufgeschrieben; aber man soll mich hängen, wenn ich ein Wort davon verstehe.

B. Desto besser. Wäre mir ein einziges verständliches Wort entwischt, müßte man es ausstreichen. So ist der modische Roman; in der Unverständlichkeit besteht seine Philosophie. Der Leser hat eine so hohe Meinung von sich selbst, daß er verachtet, sobald er begreift. Dagegen flößen ihm Stellen, wie ich Ihnen diktirt habe, tiefe Verehrung gegen Sie ein.

A. Ganz gut! Aber wie setzt man diesen unfühlbaren und zerbrechlichen Lustgeist in Bewegung? Dieser Lord Bowrie hat weder Fleisch noch Blut, weder Knochen noch Lebenskraft.

B. Haben Sie bisweilen die Juweliere besucht, oder die Tapeziere, die Tischler, die Uhrmacher und die modischen Goldarbeiter? War das nicht der Fall, so treten Sie jetzt Ihre Lehrzeit an. Bringen Sie aus diesen Laden ein vollständigen Verzeichniß mit, und drucken Sie dasselbe in Ihren Kapiteln. Da Ihr Held der Wohlgerüche bedarf, so hat er Räucherpfännchen nöthig. An den Stühlen und Sesseln, auf denen er sitzt, muß das Holz Bildhauer-Arbeit seyn; beschreiben Sie dieselbe. Verschwenden Sie daran Krystall, Gold, Silber, Seide und Stickerei, das kostet nichts.

A. Aber mein Held muß doch endlich einmal gehen.

B. Ist nicht nöthig. Zuvörderst ist bei ihm Alles im nämlichen Stocke, und nichts hindert seinen treuen Schweizer, ihn auf dem Rollstuhl von einem Zimmer in's andere zu fahren, aus der Bibliothek in das Boudoir, und aus dem Schlafzimmer in das Badegemach. Dann muß man ihn verliebt machen; an seine Liebe denkt er mitten unter den Düften des Peko- und des Hadsan-Thees. Da beschreiben Sie die Theebüchse sammt dem Theebrett von Chinesischem Lack, auch wie man in China den Thee einsammelt; das finden Sie in der ersten besten Sammlung von Reisebeschreibungen. Bieten sich Ihnen, und hätten Sie auch die unfruchtbarste Einbildungskraft, nicht sehr reichliche Materialien dar?

A. O, ich bin gerettet, das Schneider-Conto wird bezahlt werden. Barnstaple, Sie sind mein Engel, Sie sind Alles für mich!

Drei Tage arbeitete nun Ansard einsam an seinem Tische und vor dem Perückenkopfe, nach den Angaben, die Freund Barnstaple ihm so beredt entwickelt hatte. Ein Haufen beschriebenen und durchstrichenen Papiers verkündigte das Wachsthum des Romans. Aber nach dieser Zeit hemmte ein Hinderniß die Erfindungskraft des Verfassers. Es handelte sich von der Heldin. Was war nun zu thun? Wie sollte man diese einführen, wie Originalität und Anmuth vereinigen? Hier war Ansards schöpferisches Talent am Ende. Nach einer seit undenklicher Zeit bei den Schriftstellern üblichen Sitte, kaute er am Ende seiner Feder und schlug mit der Faust auf den Tisch, als Barnstaple ihm einen zweiten Besuch abstattete.

Ansard. Ach, Sie sind es! ich begrüße meine Vorsehung. Kommen Sie mir zu Hülfe, Theuerster, nie war Ihre Gegenwart mir angenehmer.

Barnstaple. Als ich eintrat, waren Sie im Nachdenken ganz versunken und bemerkten mich erst, als ich dicht an Ihrem Tische stand.

A. Wollte der Himmel, ich hätte neben Ihnen die Person gefunden, die ich suche!

B. Und die heißt? ...

A. Meine Heldin. Dank der Zusammensetzung von Delikatessen, Wohlgerüchen und Melancholie, ich bin Vater einer Art von langweiligem Helden geworden; indessen ist es doch ein Held. Er hat Wagen und Pferde, Bediente, Stall und Remise, und diese Sachen dienen ihm statt des Gefolges von Gottheiten, welche die Oper um ihre Lieblinge aussäet. Aber die Heldin? Darin liegt die Schwierigkeit. Ich will, daß sie sich begegnen, sehen und einander lieben, und muß gestehen, daß ich nicht weiter kann.

B. Nun ja, das ist für alle Romane der große Stein des Anstoßes.

A. Was meinen Sie dazu, wenn ihr Schimmel mit ihr durchginge?

B. Alt!

A. Wenn sie Schiffbruch litte und unser Held sie rettete?

B. Verbraucht!

A. Wenn ein wüthender Stier sie verfolgte?

B. Ein solches Begegniß ist von 1750; wenn Sie so zu Werke gehen, sind Sie verloren.

A. Ich habe wohl Lust, meine beiden Helden in einem Sturm auf die scharfe Spitze eines hohen moosbewachsenen Felsens zu werfen.

B. Das ist nicht übel, gehört aber in die wahnsinnigen Romane, und diese sind seit 15 Jahren in England außer Mode; sie blühen nur noch in Frankreich bei den ordinairen Romanschreibern, die von unseren Trümmern leben.

A. Ei, Freund, das Uebertriebene findet stets und überall bewundernde Thoren.

B. Sie mögen Recht haben. Zur Würdigung zarter und feiner Farben gehören Kenner. Werfen Sie daher grobe Farben auf grobe Leinwand, beginnen Sie damit, der Wahrscheinlichkeit die Thür zu weisen, und endigen Sie, indem sie die physische Möglichkeit zum Fenster hinauswerfen, so wird man Ihre Arbeit schön finden und Sie als ein Genie, als einen großen Mann bewundern.

A. Und ich werde meinen Schneider bezahlen.

B. Wir haben aber noch die diplomatischen Mittel der beabsichtigten Zusammenkunft nicht festgestellt, und diese ist für das Loos des Helden und der Heldin entscheidend.

A. In der dicksten Finsterniß. Angenommen eine Feuersbrunst ...

B. Pfui, abscheulich! Das ist altväterisch.

A. Lassen Sie mich meine Heldin irgend einer Gefahr aussetzen. Ich werfe sie in Wasser, Feuer, Sturm; bei meiner Treu, was bleibt mir anders übrig, als ihr eins ihrer Strumpfbänder zu geben, um sich daran aufzuhängen, und den ehrenwerthen Lord Bowrie herbeizuführen, um sie loszuschneiden?

B. (nach einigem Nachdenken) Ich habe es ... Die Gefahr Ihrer Heldin wird ernster Art seyn, würdig der Fashionables. Sie wird Ihnen Gelegenheit geben, Ihr beschreibendes Talent glänzend zu entfalten und durch eine Menge schimmernder Einzelheiten die Bürgerlichen in Erstaunen zu setzen.

A. Und das ist?

B. Man speist zu Mittag. Held und Heldin sitzen neben einander; Sie merken sofort, was Sie für eine schöne Beschreibung zu machen haben: ein vornehmes Diner!

A. Ich habe aber nie anderswo als im Gasthof gespeist.

B. Thut nichts!

A. Ich weiß nicht einmal, wie in jenen Regionen die Löffel und die Messer aussehen.

B. Einerlei: Sie erfinden!

A. Man kann doch keine Gerichte erfinden!

B. So fehlt es Ihnen an Phantasie! Ich habe indessen ein unfehlbares Hülfsmittel für Sie. Ich speiste bei einem Buchhändler. Nach dem Thee las man einen Mode-Roman, den der Herr des Hauses gemacht hatte. Da fand sich ebenfalls die Beschreibung eines glänzenden Gastmahls, die allein 80 Seiten einnahm. Nach vollendeter Lesung dekomplimentirte ich den Verfasser, der sich hinter der Pseudonymität eines Lords versteckt hatte. „Was Teufel", fragte ich, „woher haben Sie jene Namen von Entelettes und Frikasseen, jene außerordentlichen Erfindungen der Feinschmecker, womit Sie so verschwenderisch sind, und die Ihrem Werke zu solcher Zierde gereichen?" Der Buchhändler schellte und ließ sich des berühmten Ude's „Hand-Wegweiser für Köche" in drei dicken Bänden bringen. „Sehen Sie", rief er, „hieraus habe ich meine ganze Gelehrsamkeit, konnte ich besser wählen?"

A. Schön! ich mache es wie der Buchhändler. Aber wo ist denn die Gefahr, der Sie meine Heldin aussetzen?

B. Geduld! Zuerst die Beschreibung des Eßsaales, dann werden die Gäste geschildert, die Goldarbeit, das Porzellan und die Stühle. Hiermit füllen Sie wenigstens 30 Seiten. Unsere Heldin ist bei dem Anblick Ihres idealen Helden zerstreut und in Gedanken. Der Mann aus der Provinz, ein reicher Landjunker, der neben ihr sitzt, reicht ihr gebratene Schnepfen mit Schaloten. Nun ist es bei der fashionablen Welt eine anerkannte Sache, daß die einzige zu dem genannten Gericht passende Brühe die sauce à la macédoine ist. Welch ein Skandal! Der Landmann ist im Begriff, in die Teller des unglücklichen Schlachtopfers eine Kapern-Sauce zu schütten, wodurch sie in den Augen der Gäste auf ewig verloren gewesen wäre, hätte nicht die Vorsehung für sie gewacht, um sie zu retten, und den Gefahren, die ihre Zerstreuung ihr bereitete, zu entreißen. Lord Bowrie hat die Klippe bemerkt; mit der Spitze des Fingers ihren Aermel berührend, sagte er ihr folgende merkwürdige Worte: „Hier, Fräulein, ist die sauce à la macédoine." Denken Sie sich das weite Feld von Erkenntlichkeit und Liebe, die ein solcher Dienst

nothwendig hervorbringen mußte. Betrachten Sie die Ergebnisse dieses Vorfalls: Zuneigung, Liebe, Heirath u. s. w.

A. Tausend Dank! Ich bin gerettet; meine Heldin ist meines Helden würdig.

B. Das ist nicht Alles. Ich empfehle Ihnen hohe philosophische und lyrische Betrachtungen, die auf dem Gipfel des Mont Blanc, an dem Krater des Vesuv angestellt werden.

A. Wohl auch Moral?

B. Keinesweges. Der große Zweck des modernen Romans ist die Verherrlichung des Lasters, in welche man nothgedrungen einen schwachen Beisatz von Tugend zuläßt. Glauben Sie mir, lieber Freund, auf dieses Ziel steuert die neuere Literatur hin. Man darf sie nicht für leichtfertig halten; sie verschafft eine inniger empfundene Genugthuung, als Sie sich vorstellen. Sie geht ganz eigentlich darauf aus, unsere Selbstsucht zu vergöttern, unsere Begierden zu billigen; sie will unsere Eitelkeit herausstellen und verwandelt unsere Lüsternheit in Galanterie, unsere gemeine Denkungsart in Klugheit, unsere Wildheit in Muth, unsere Eigenliebe in edlen Stolz.

A. Sie haben wahrlich recht, Barnstable; Ihre Lehre ist vortrefflich; aber wie halten wir es mit dem Stil?

B. Der muß falsch seyn; falsche Tinten, ein falscher Witz und falsche Beredsamkeit. Vergessen Sie nicht, daß wir in der Zeit der Lüge leben.

A. Aber mein Roman ist ein Roman nach der Mode?

B. Ohne Zweifel. Verschaffen Sie sich Umgang mit einem Kammermädchen, sie wird Ihnen den Witz besorgen; sprechen Sie mit einem Kammerdiener, der liefert Ihnen die Satire; überlesen Sie die Reden einiger angesehener Whigs und Tories, so sind Ihre politischen Seiten da. Das giebt die schönste Vereinigung falscher Farben, die man nur wünschen kann; Sie werden erhaben seyn.

A. Noch einen Rath, lieber Barnstable; wie schließe ich?

B. Sie brechen mit einem geheimnißvollen Worte ab; das Geheimniß hat man umsonst, und es zieht an. Auch rathe ich Ihnen zu einem alten menschenfeindlichen Oheim, der Banknoten austheilt, wie man eine Prise Taback anbietet!

A. Ach, wenn solche Onkel vorhanden wären!

B. Bei allen großen Vorfallenheiten muß der menschenfeindliche Onkel, mit Banknoten und tiefen Betrachtungen über das menschliche Leben ausgerüstet, als Kontrast und Maschinenmeister gegenwärtig seyn.

A. Herrlich, bewundernswerth! Mit welchem Dienst kann ich Ihnen meinen Dank bezeigen?

B. Damit, lieber Ansard, daß Sie nie mit mir von Ihrem Roman reden und mir kein einziges Exemplar desselben zuschicken.

(Metropolitan.)

Bibliographie.

. Cambridge greek and latin prize poems. (Griechische und Lateinische Preisgedichte der Universität Cambridge.) Pr. 5½ Sh.
On the improvement of society. (Ueber gesellschaftliche Verbesserung durch die Verbreitung von Kenntnissen.) Von Dick. Pr. 7½ Sh.
Eben Erskine — oder der Reisende. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Frankreich.

Gegenwärtiger Standpunkt der Französischen Sprache und Literatur.

Von Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Indessen erhob sich in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts eine merkwürdige Gelehrten-Schule, die alle Fragen der Poesie und Grammatik, welche schon die erste Hälfte desselben Jahrhunderts ausgefüllt hatten, einer neuen Prüfung unterwarf, und die, unseres Erachtens mit Unrecht, für Malherbe gegen Regnier entschied. Die Sprache Regnier's, welche Molière noch für ganz vortrefflich hielt, erschien diesen strengen und gewissenhaften Schriftstellern zu roh und zu wenig gereinigt. Racine läuterte sie zum zweiten Male. Diese zweite Sonderung, weit künstlicher, weil literarischer und weit weniger populair als die erste, sorgte zwar für die Reinheit und Klarheit des Idioms, beraubte aber dasselbe fast aller seiner schmelzenden und farbigen Eigenthümlichkeiten; man kann sich jedoch unmöglich darüber beklagen, wenn man bedenkt, daß Britannicus, Esther und Athalie daraus hervorgegangen sind, schöne und bedeutende Werke, deren Stil immer von Jedem bewundert werden wird, der die Bedingungen, unter denen er sich gebildet hat, ohne Vorurtheil berücksichtigt.

Jedes Ding erreicht sein Ende. Das 18te Jahrhundert läuterte und klärte die Sprache zum dritten Male. Die Sprache des Rabelais, zuerst von Regnier gereinigt, dann von Racine neuerdings filtrirt, verlor endlich die letzten Theilchen ihrer Urform des 16ten Jahrhunderts in dem Destillirkolben Voltaire's. Daher jene Sprache des 18ten Jahrhunderts, vollkommen, klar, trocken, hart, gleichgültig, farblos und eintönig, bewundernswerth zu dem geeignet, was sie seyn sollte, die Sprache des Verstandes, aber nicht des Gefühls, in der Prosa zuweilen noch liebenswürdig, aber abscheulich in Versen, kurz, die Sprache der Philosophen, aber nicht der Dichter. Die Philosophie des 18ten Jahrhunderts, welche der zu seinem vollkommensten Ausdruck gelangte Geist der Analyse ist, bezeigt sich nicht weniger feindselig gegen die Poesie, als gegen die Religion; Poesie und Religion sind große Synthesen, die der Analyse widerstreben. Voltaire sträubt sich auch nicht weniger gegen Homer, als gegen Jesus.

Im 19ten Jahrhundert brachte die Veränderung in den Dingen eine Veränderung in den Ideen hervor. Die Geister wandten sich aber von jenem unfruchtbaren Voltaire'schen Boden ab, auf dem so lange Zeit hindurch die Kunst nur spärliche Ernten erhalten hatte. Dem philosophischen Sturme folgte ein religiöser Hauch, dem Geist der Analyse der Geist der Synthesis, dem zerstörenden Dämon das wiederaufbauende Genie, wie das Kaiserreich auf den Konvent und Napoleon auf Robespierre gefolgt war. — Die Kunst, welche in Frankreich seit hundert Jahren nur noch Literatur war, ist wieder Poesie geworden. Das 18te Jahrhundert bedurfte eine philosophische Sprache, das 19te verlangte eine poetische.

Diesem Bedürfnisse gegenüber haben unsere heutigen Dichter, gleichsam instinktartig und fast ohne es zu wissen, von einer Art allgemeiner Sympathie unterstützt, die Sprache jener gründlichen Ausarbeitung unterworfen, welche noch vor einigen Jahren so falsch verstanden, als ein Aufgebot in Masse aller möglichen Solöcismen und Barbarismen betrachtet wurde und diesen oder jenen jungen gewissenhaften und muthigen Schriftsteller, der die besten klassischen Studien gemacht haben mochte, dem Vorwurf der Unwissenheit und der Unkorrektheit aussetzte, wenn er auch vielleicht seine ganze Jugend auf den Schulen damit hingebracht hatte, die grammatikalischen Preise zu erringen.

Die Dichter verrichteten diese Arbeit, wie die Bienen ihren Honig machen, an andere Dinge denkend, ohne Berechnung, ohne Ueberlegung, ohne System, aber mit der seltenen und natürlichen Intelligenz der Bienen und der Dichter. Man mußte zuvörderst die Sprache färben, sie mußte wieder Körper und Kraft erhalten; es war daher nothwendig, ihr einige von den alten Bestandtheilen des 16ten Jahrhunderts beizumischen. Die Gegensätze heilen sich oft einander. Wir glauben daher nicht, daß man Unrecht gehabt hat, dem durch Dorat verweichlichten Idiom etwas von Ronsard einzuflößen.

Aus dieser Ausarbeitung, und besonders aus dem gleichzeitigen Mitwirken aller der dem Jahrhundert eigenthümlichen Ideen, ist eine Sprache hervorgegangen, welche, wie wir hoffen, auch ihre großen Schriftsteller haben wird; eine Sprache, die diesem Jahrhundert eigenthümlich angehört und unter einer erweiterten und vollständigeren Gestalt drei vortreffliche Formen unseres Idioms in sich schließt, mit denen ein Schriftsteller, der das dazu nöthige Genie besäße, wie Rousseau fühlen, wie Corneille denken und wie Mathieu schildern könnte.

Diese Sprache ist jetzt beinahe vollständig ausgebildet. Diejenigen, welche sie in ihren bedeutendsten Schriftstellern studiren, wissen, daß sie tausend besondere Gesetze, tausend Geheimnisse, tausend Eigenthümlichkeiten und tausend Hülfsquellen hat; sie hat auch ihre besondere Prosodie und alle Arten kleiner ihr inwohnender Regeln, welche nur denen bekannt sind, die sich eifrig mit dem Studium derselben beschäftigen, und ohne welche es weder Prosa noch Verse giebt. Als Poesie eignet sie sich eben so gut für Träumereien, als für Gedanken, für die Ode wie für das Drama. Sie ist im Verse durch das Metrum, in der Strophe durch den Rhythmus umgearbeitet worden.

Dies ist mit den Entwickelungen, die wir hier unserem Gedanken geben können, die Sprache, welche sich die Kunst des 19ten Jahrhunderts gemacht hat, und mit der sie besonders von der Bühne herunter zu den Massen sprechen wird. Ohne Zweifel wird die Bühne mit ihren Gesetzen der Optik und der Convention diese Sprache auf gewisse Weise modifiziren, ohne indeß irgend etwas Wesentliches in derselben zu ändern. Die Bühne braucht z. B. eine möglichst gewandte Sprache, sehr bestimmt ausgearbeitet, sehr sorgfältig gefeilt, die niemals den geringsten zweifelhaften Schatten auf den Gedanken wirft; die Bühne bedarf eines Verses, in dem die Scharniere zahlreich genug sind, um ihn allen Formen des Dialogs und der Leidenschaft anschmiegen zu können. Prosa in erhabener Arbeit ist ein Bedürfniß des Theaters, der biegsame Vers ist ein Bedürfniß des Drama's.

Dies einmal festgestellt und zugegeben, glauben wir, daß fortan alle Fortschritte in der Form, welche sich mit dem grammatikalischen Sinn der Sprache vertragen, ruhig, beifällig begrüßt und angenommen werden müssen. Man mißverstehe uns aber nicht: zu Fortschritten auffordern, heißt nicht die Moden ermuntern. Die Moden sind in der Kunst eben so nachtheilig, als die Revolutionen darin wohlthätig sind. Die Moden entstellen Alles und machen zu jedem Kunstwerke die Parodie. Hüten wir uns vor den Moden im Stil; es wäre traurig, wenn man dahin käme, Rezepte für den Stil zu schreiben, wie die Wirthshaus-Chemiker Champagner machen, indem sie gewisse Substanzen zusammenmischen. Dieser Wein und dieser Stil moussiren — die Menge berauscht sich darin — der Kenner aber trinkt nicht davon. Es wird inzwischen gar nicht so weit kommen. Es lebt in den neuen Generationen, gleichzeitig mit einem lebhaften Enthusiasmus, ein Geist des Maaßhaltens und der Beurtheilungskraft. Die Sprache ist seit fünfzehn Jahren auf einen vortrefflichen Punkt gebracht worden. Was die Ideen zu Stande gebracht haben, wird von den Launen nicht zerstört werden. Wir wollen re-, aber nicht deformiren.

Wenn der Name, der unter diesen Zeilen steht, ein berühmter, die Stimme, welche hier spricht, eine mächtige wäre, so würden wir die jungen und ausgezeichneten Talente, auf denen das künftige Schicksal unserer Literatur ruht, beschwören, stets zu bedenken, wie wichtig ihre Mission ist, und darauf bedacht zu seyn, daß sie in ihrer Art zu schreiben stets die würdigsten und strengsten Muster vor Augen haben müssen. Die Zukunft, das vergesse man nie, gehört nur den ausgebildeten Stilisten an. Ohne hier von den bewundernswürdigen Werken des Alterthumes sprechen zu wollen, und um bei unserer National-Literatur stehen zu bleiben — man versuche es, dem

Gedanken unserer großen Schriftsteller den ihm eigenthümlichen Ausdruck zu nehmen; man nehme Molière seinen lebhaften, freien, unterhaltenden, wohlgeformten Vers; man nehme Lafontaine die naive Vollkommenheit der Details; man nehme der Phrase Corneille's jene kräftigen Muskeln, jene schöne Formen übertriebener Kraft, welche aus dem alten halb Römischen, halb Spanischen Dichter den Michael Angelo unserer Tragödie machen würden, wenn sein Genie eben so reich an Phantasie als an Gedanken wäre; man nehme Racine die Gränze, welche er, wie Raphael, in seinem Stil zu ziehen weiß; eine züchtige, klangvolle, besonnene Gränze, wie die des Raphael, obgleich nicht so geschmackvoll, eben so rein, aber weniger groß; man nehme Fenelon, in seinem Jahrhundert derjenige, welcher die antike Schönheit am tiefsten gefühlt hat, jene reine und melodische Prosa, welche dem Racine'schen Vers nichts nachgiebt; man nehme allen jenen großen Männern die unbedeutende Sache — den Stil, was bleibt uns dann übrig? — Dem Stil dankt das Werk seine Dauer und der Dichter seine Unsterblichkeit. Jeder große Schriftsteller muß ein großer Grammatiker seyn, wie jeder große Astronom ein großer Rechner seyn muß. In Pascal lebt ein Vaugelas, in Lagrange ein Bezout.

Auch ist das Studium der Sprache jetzt mehr als jemals die erste Bedingung für jeden Künstler, der ein lebensfähiges Werk hervorbringen will. Dies haben die neuen literarischen Generationen ganz vortrefflich begriffen. Wir nehmen mit Freuden wahr, daß die jungen Maler- und Bildhauer-Schulen es auch ihrerseits einsehen, wie wichtig auch für sie die Kenntniß ihrer Sprache, nämlich die Zeichnung, ist. Die Zeichnung! Die Zeichnung! Das ist das erste Gesetz der Kunst. Und man glaube nur nicht, daß dieses Gesetz die Freiheit, die Phantasie oder die Natur im Geringsten beschränkt. Die Zeichnung ist weder die Feindin des Fleisches noch der Farbe. In allen Richtungen der intellektuellen Thätigkeit, sie heißen nun Bildhauerkunst, Malerei oder Poesie, müssen jetzt alle die zeichnen lernen, welche es noch nicht können. Der Stil ist der Schlüssel zur Zukunft. Ohne Stil und ohne Zeichnung kann man wohl augenblickliche Erfolge haben, den Beifall und Jubel der berauschten Massen erregen und ihre Kronen erringen, aber niemals wird man den wahren Triumph, den wahren Ruhm, den wahren Lorbeer erlangen; insignia victoriae, non victoriam, wie Cicero sagt.

Also Strenge und Größe in der Form, und, damit das Werk vollkommen sey: Größe und Strenge auch im Wesen. Dies ist das jetzige Gesetz der Kunst; ohne dasselbe gehört ihr vielleicht die Gegenwart, aber nie die Zukunft.

In dem Drama besonders kömmt es auf das Wesen gewiß nicht weniger an, als auf die Form. Und hier möge man uns erlauben, uns selbst zu citiren und die Worte herzusetzen, die wir vor einiger Zeit in einer Vorrede vor einem kürzlich aufgeführten Stücke niederlegten: „Der Verfasser dieses Drama's weiß, welch' eine große und ernsthafte Sache es um das Theater ist; er weiß, daß das Drama, ohne die unparteiischen Gränzen der Kunst zu überschreiten, eine National-Mission, eine gesellschaftliche, eine menschliche Mission hat. Wenn er sieht, wie jeden Abend das so geistreiche und aufgeklärte Volk, welches Paris zum Mittelpunkt der Civilisation gemacht hat, sich in Masse vor einem Vorhang versammelt, den sein, des unbedeutenden Dichters, Gedanke einige Augenblicke darauf hinwegziehen wird, dann fühlt er, wie wenig er einer solchen Erwartung und einer solchen Neugierde gegenüber ist; er fühlt, daß, wenn sein Talent nichts ist, seine Rechtlichkeit Alles seyn muß; er befragt sich mit Ernst und Strenge über den philosophischen Gedanken seines Werkes; denn er weiß sich verantwortlich, er will nicht, daß jene Menge ihn eines Tages zur Rechenschaft über das ihr Gelehrte ziehen könne. Auch der Dichter muß Seelsorger seyn. Die Menge darf das Theater nicht verlassen, ohne irgend eine ernste tiefe Moral mit nach Hause zu nehmen. Auch hofft er mit Gottes Hülfe niemals — wenigstens so lange nicht, als die ernsten Zeiten dauern, in denen wir jetzt leben — andere als lehrreiche und warnende Dinge auf die Bühne zu bringen. Er wird immer gern den Sarg in dem Prunksaal erscheinen, die Todten-Gesänge durch die Lieder des Trinkgelages durchtönen lassen; er läßt zuweilen im Vordergrund den Karneval mit lauter Stimme singen, aber er läßt ihm auch aus dem Hintergrunde zurufen: Memento, quia pulvis es! Er weiß sehr wohl, daß die Kunst allein, die reine, die eigentliche Kunst, nicht alles das vom Dichter verlangt; aber er ist der Meinung, daß es besonders auf dem Theater nicht genügt, nur die Bedingungen der Kunst zu erfüllen."

Das Theater, wir wiederholen es, soll belehren und bilden. In unseren Zeiten des Zweifels und der Neugierde ist das Theater für die Massen das geworden, was die Kirche im Mittelalter war, der anziehende und Central-Punkt. So lange dies dauert, sind die Functionen des dramatischen Dichters nicht bloß ein Richter-Amt, sondern fast ein Priesterdienst. Er kann als Mensch fehlen; als Dichter muß er würdevoll, rein und ernst seyn. Die Kunst unserer Zeit muß nicht allein das Schöne, sie muß auch das Gute suchen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Calcul chinois. (Chinesisches Rechnen, oder die Arithmetik ohne geschriebene Zahlzeichen.) Von J. P. Matiaowski.

La bonne cuisinière française. (Die Kochkunst für Jedermann.) Von Chardelly, ehemaligem Küchenmeister des Neapolitanischen Botschafters.

Contes de bord. (Erzählungen vom Schiffsbord.) Von Ed. Corbière. Pr. 7½ Fr.

Les conteurs russes. (Russische Sagen und Novellen von Bulgarin, Karamsin, Narischkin, Pogodin, Orloff, Fedoroff, Aladin ꝛc.) Uebersetzt von Ferry de Pigny und J. Haquin. Mit einer Vorrede und Anmerkungen. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

De l'Orme. — (Geschichte aus der Zeit Ludwig's XIII.) Nach dem Engl. des James von Defauconpret. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ehrlichkeit der Araber. „Ich wurde oft von einem Araber beschämt", erzählt ein geistvoller Reisender, der kürzlich aus dem Orient zurückkehrte. „Wenn ich in ihre Städte kam, sah ich hunderte von hungrigen im äußersten Mangel lebenden Personen durch die Kaufladen gehen, welche die Eigenthümer, während sie zum Gebete gingen, auf keine andere Weise verschlossen, als daß sie ein dünnes Netz vor den Verkaufs-Gegenständen ausbreiteten, um die Abwesenheit des Eigenthümers anzuzeigen, und doch giebt es kein Beispiel, daß das Geringste entwendet worden wäre. „„Ist es wahr"", fragte mich der Araber, „„daß Ihr in London Eure Thüren bei Tag und Nacht verschließt, wenn Ihr ausgeht, damit Ihr nicht bestohlen werdet?"" „Es ist wahr", sagte ich. „„Ist es wahr, daß man Euch Dinge aus der Tasche entwendet, wenn Ihr durch die Straßen geht?"" „Ich kann es nicht leugnen", erwiederte ich. — „„Und doch"", bemerkte der Araber, „„rühmt Ihr Euch des Vorzugs Eures Volks vor dem unsrigen; bei uns würde keiner so etwas thun.""" (L. P.)

— So werden in England die meisten Ehen geschlossen. Der junge Mann ist an merkantilische Speculationen gewöhnt und sieht keinen Grund, warum er nicht bei der Wahl seiner Gattin eben so wohl, als in anderen Geschäften, einen guten Handel abschließen soll. Mutter und Tochter bemühen sich, einen so „respektabeln" Freier, der „in der Welt sein Glück machen wird", zu fesseln. Die Frau hat nicht das Vorrecht, „Anträge zu machen", und hält es also oft für ihre Schuldigkeit, den Ersten, der sich meldet, zu nehmen, da sie fürchtet, es möchte kein Zweiter nachkommen. Nun aber giebt die Art der Bewerbung kein Mittel an die Hand, sich gegenseitig kennen zu lernen. Man befragte Einen über den Charakter einer Frau, und er entgegnete: er sey ja nicht mit ihr verheirathet. Er hatte Recht, und so muß es nach der jetzt bestehenden Sitte nothwendig bleiben. Der Liebhaber stattet in regelmäßigen Terminen, vielleicht jeden Abend oder auch weniger häufig, seine Besuche ab, und ist er schlecht gelaunt, so braucht er ja nicht zu kommen. Er nähert sich seiner Braut nur mit freundlicher Miene und in dem vortheilhaftesten Anzuge. Er kann die Lady äffen, wie er will; es ist ihm sogar erlaubt, zwei statt einer zu hofiren; allein die Lady, im Besitz geringerer Freiheit, muß schon mehr Kunst aufbieten. Sey sie wohl oder unpäßlich, heiter oder trübe gestimmt; sie ist gezwungen, sich den Hof machen zu lassen, so oft der Bräutigam erscheint, und verzieht ihre Miene zum Lächeln, wie Er. Hier sitzt der Liebhaber, während die Lady stickt oder strickt, und kramt aus, was man ihm von Kenntnissen eingepackt hat, bis die Mama auf zehn Minuten entschlüpft, um ein gastliches supper (Souper) anzuordnen. Unterdeß kosen die Liebenden bis zu ihrer Wiederkehr. Der Grundsatz, Diner's und Soupers, als eine Art von merkantilischem Heiraths-Geschäft, zu geben, ist in mehreren Ständen so gemein geworden, daß ein Ehrenmann von Zartgefühl wohl lieber verhungern würde, als daß er bei mehr als einer bekannten Familie unter Hunderten oft zu Tische ginge. „Herr", sagte ein grober alter Papa, „wann wird es Ihnen denn gefällig seyn, um meine Tochter anzuhalten? Sie haben in den letzten anderthalb Jahren nun schon funfzig Mal bei mir dinirt, und es ist endlich Zeit, daß Sie etwas beschließen." Der Gentleman, ein Schmarotzer (diner-out) von Gewerbe, machte seinen Bückling und zog ab. (Monthly Rev.)

— Katzenschinder. Manche Londoner (versteht sich von den niederen Klassen) sind doch recht sinnreich grausam. Sie finden eine besondere Lust daran, Hausthiere umzubringen, die sie entweder lebendig schinden, oder so an einander hetzen, daß sie sich selbst tödten, und zwar des kleinen Gewinns oder des Vergnügens wegen (welches Vergnügen!). Die armen Katzen besonders werden sehr oft ihre Opfer. Vor einigen Jahren pflegte man des Morgens in der Gegend von Wapping oder Shadwell die Körper todter Katzen so häufig zu finden, wie Pflastersteine. Zuweilen rauchten die armen eben geschundenen Thiere noch, und ihre Nerven zuckten noch vor Schmerz. — Will es bei einem Handwerker in der Vorstadt mit der Arbeit nicht recht gehen, oder hat er gerade einen Anfall von Arbeitsscheu, so darf er nur täglich ein Dutzend Katzen stehlen, und er kann leben wie ein Herr. Die Katzenfelle sind ein sehr brauchbares Pelzwerk, und jeder Pelzhändler giebt 7 bis 8 Schilling für das Dutzend; das Fell ist aber beinahe nichts werth, wenn es der Katze nicht lebendig abgeschunden wird, auch läßt es sich viel leichter abziehen, wenn die Katze recht lebenskräftig ist. Bei dem lebendigen Schinden giebt es denn auch kein vergossenes Blut; der Thäter hat keinen „verdammten Fleck" abzuwaschen, um sein Gewissen zu beruhigen. Gewöhnlich fängt der Katzenschinder damit an, die Vorder-Schenkel aufzuschlitzen, dann schlitzt er die hinteren auf, und indem er den Schnitt über den ganzen Bauch fortführt, theilt er die Haut gerade in der Mitte und zieht sie dann nach und nach ab, bis er sie von dem Rücken-Knochen loslöst. Diese Ungeheuer müssen gewisse Mittel besitzen, den Katzen das Schreien zu verwehren. Das abscheulichste aber bei diesem mörderischen Gewerbe ist, daß die Thäter oft Frauen sind. (Monthly Review.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Mittwoch den 19. Juni 1833.

Rußland.

Nowoselje. Original-Aufsätze und Gedichte der berühmteren jetzt lebenden Russischen Schriftsteller. St. Petersburg, 1833.

Dieses kostbar ausgestattete Buch, das, seiner Zusammenstellung nach, dem Livre des cent-et-un gleicht, ist diesem auch zum Theil nachgeahmt, indem es ebenfalls den freundlichen Gesinnungen der Schriftsteller gegen einen Buchhändler sein Daseyn verdankt. Herr Smirdin, der Russische Ladvocat, ist freilich nicht bankerott, wie der Französische. Er hatte vielmehr vor zwei Jahren in St. Petersburg ein neues prachtvolles Haus bezogen und zur Einweihung desselben sämmtliche in der Hauptstadt anwesende Russische Schriftsteller zu einem Feste eingeladen. Bei diesem Feste entstand der Plan, dem Geber desselben ein eigenthümliches Gastgeschenk zu machen. Xenien heißen die Geschenke, die der Wirth im alten Griechenland seinem Gaste zu machen pflegte; Nowosselje heißt jedoch auf Russisch: Geschenk zur neuen Wohnung, und bezeichnet eine Sitte, die auch bei uns in Deutschland zuhause ist.

Nowosselje, das Buch, das nunmehr erschienen ist, kann in der That als das schönste Geschenk dieser Art gelten; Herr Smirdin ist aber auch einer der thätigsten und großartigsten Buchhändler, nicht bloß Rußlands sondern Europas überhaupt. Keinen der besseren Russischen Schriftsteller läßt er sich seinem Verlage entziehen, und wie das Honorar, so ist auch die Ausstattung würdig — was bekanntlich bei einigen von unseren berühmten Deutschen Buchhändlern nicht immer der Fall ist. Von seiner Thätigkeit mag unter Anderem das einen Beweis abgeben, daß er im vorigen Jahre bloß für Druckkosten und Papier der bei ihm verlegten Werke 400,000 Rubel B. A. bezahlt hat. Die Herausgabe der mit eleganten Kupfern ausgestatteten Nowosselje soll ihm 22,000 Rubel B. A. gekostet haben — ein theueres Geschenk, wie man sieht, das sich jedoch durch die Theilnahme des Publikums bald als das ausweisen wird, was es seyn soll.

Siebenundzwanzig Schriftsteller, worunter sich alle literarische Notabilitäten Rußlands befinden, haben zur Nowosselje beigetragen. Unter den Poeten bemerken wir Puschkin, Schukowsky, Gneditsch, Fürst Wiasemsky, Kryloff (den Fabeldichter) und Kosloff; unter den Prosaisten Gretsch, Bulgarin, Massalsky, Ponajeff, Senkowsky, Michailowsky-Danilewsky und die Pseudonymen Baron Brambeus und Kosak Lugansky.

Puschkin und Schukowsky haben sich in fremden Dichtungsweisen versucht. Puschkin giebt eine Novelle à la Casti in achtzeiligen Stanzen: „Das Häuschen auf der Kolomno." Die ottave rime sind in der Russischen Poesie noch etwas Neues, und Herr Puschkin führt sie daher förmlich ein, indem er dem scherzhaften Gedichte eine halb ernste militairische Musterung seiner bisherigen Vers-Arten voranschickt und endlich die Oktave aufmarschiren läßt. Die Erfindung der Novelle selbst ist von keiner großen Bedeutung. Eine Wittwe bewohnt mit ihrer schönen Tochter, einer alten Magd und einer Katze ein kleines Häuschen auf der Kolomno, wo die schöne Paschetta mit einigem Herzklopfen die schmucken Garde-Offiziere täglich vorübergehen sieht, ohne doch, von Mutter, Magd und Katze bewacht, einen derselben sprechen zu können. Endlich stirbt die Magd; die Katze bemmt und die Mutter verlangt nach einer anderen Köchin. Sie schickt die Tochter zur Nachbarin, die mit Köchinnen gut Bescheid weiß, und jene kommt auch bald mit einer ziemlich hoch gewachsenen, zur Arbeit, wie es scheint, sehr tüchtigen Person zurück. Die neue Magd ist zwar etwas ungeschickt und hält sich immer ein wenig scheu von der Hausfrau entfernt; aber sie zeigt guten Willen, begnügt sich mit Wenigem und wird darum im Dienste behalten. Am nächsten Sonntage geht die Mutter mit der Tochter in die Kirche und fordert auch die Dienstmagd dazu auf. Diese zieht es aber vor, zu Hause zu bleiben. In der Kirche fällt der Mutter ein: wenn mich die neue Magd nur nicht bestiehlt! Sie läuft unruhig nach Hause und — man denke sich ihr Erstaunen, als sie die Köchin eingeseift findet, mit dem Barbiermesser in der Hand und vor dem Spiegel sich den Bart putzend. Die eingeseifte Magd wartet den Zorn der in Ohnmacht gefallenen Gebieterin nicht ab, sondern springt über sie hinweg und macht sich davon. Die schöne Paschetta ist einigermaßen verlegen, als sie nach Hause kommt; sie scheint von dem Worte der Magd schon früher etwas gewußt zu haben, aber damit endigt die Novelle und der Dichter läßt uns über das fernere Schicksal des Mädchens von der Kolomno in einigem Zweifel.

Schukowsky hat den Russischen Hexameter, dem sonst immer eine gewisse steife Ungelenkigkeit vorgeworfen wird, in Ehren bringen wollen. Seine in diesem Versmaße gelieferte Erzählung erinnert an Hermann und Dorothea und Vossens Luise, die dem kundigen Uebersetzer vieler Deutschen Gedichte wohl vorgeschwebt haben mögen. Seine Russischen Hexameter sind wohlklingend und, wenn auch nicht weich, wie die Griechischen, doch voll rhythmischen Taktes, wie die Deutschen. Hr. Boratynsky hat den Tod Goethe's besungen. Die mächtige Universalität des Deutschen Dichters, seine nach allen Seiten sich manifestirende Schöpferkraft ist es besonders, die der Russische Barde hervorhebt. Wahrlich, sagt er, Goethe hat so viel gethan, daß Gott der Herr gerechtfertigt wäre, wenn unsere Existenz auch nur bis an das Grab hin reichte.

Ungemein poetisch gehalten ist Kosloff's Gedicht: die beiden Nachen. Zwei Nachen schwimmen denselben Strom entlang. Der eine, mit Blumen bedeckt, trägt ein weißes Segel und gleitet leicht auf der Oberfläche des Wassers dahin; ein jugendliches Weib sitzt in dem Nachen; sie singt von ihrem Glück und preist den klaren Himmel und die Natur, die ringsum ihr zulächelt; nur Ein besorglicher Gedanke streift durch ihren heiteren Sinn; sie weiß, daß der Strom da, wo er in das Meer fällt, einen tiefen Abgrund birgt, und dieser Abgrund ist unvermeidlich. Der andere Nachen durchschneidet langsam die Wogen; ein schwarzes Segel ist an seinem Maste befestigt; ein armer unglücklicher Mann sitzt darin; nichts als Thränen und Seufzer hat er, kein Hoffnungsstern leuchtet ihm durch die dunkle Nacht; nur Ein tröstender Gedanke streift durch seinen trüben Sinn; er weiß, daß der Strom da, wo er in das Meer fällt, einen tiefen Abgrund birgt, und dieser Abgrund ist unvermeidlich. Und beide Nachen werden vom Strome fern hinabgeführt, und beide verschwinden in dem dunklen unerforschten Abgrund!

Unter den Beiträgen in Prosa sprechen besonders „die Unbekannte" und „Satans Lever" von Baron Brambeus, „Omar und die Aufklärung" von Bulgarin, ein „Volksmährchen" des Kosaken Lugansky, „der Russische Ikarus" von Massalsky, „Züge aus dem Leben Alexander's I." von Michailowsky-Danilewsky und die „Erinnerungen" von Gretsch den Leser sehr an.

Wenn auch nicht so reichhaltig als die Hundert und Einer, gewährt doch die Nowosselje einen vollständigeren Ueberblick der heutigen Russischen Literatur, als die 11 Pariser Bände von der Französischen geben. Bei Brieff in St. Petersburg wird eine Deutsche Uebersetzung der werthvollsten Beiträge der Nowosselje in einzelnen Bändchen erscheinen.

Bibliographie. In St. Petersburg erschien in Deutscher Sprache:

Der Findling. Herausgegeben von Rioma. Erster Band. — Rioma ist der adoptirte Name einer bereits rühmlichst bekannten Schriftstellerin, die hier ihre kleinen Schriften zusammengestellt hat. Es befinden sich darunter eine Betrachtung über die Würde der Menschengestalt; sechs Briefe über Leben, Liebe, Wissen und Kunst, gesendet auf einer Wanderung durch das südliche Deutschland; die Verirrung, eine Novelle; Ironie und Satire, eine Vorlesung; hundert Aphorismen; zwei Vorreden und eine Nachrede.

Die historischen Tabellen von Kohlrausch sind, in's Russische übersetzt und durch die politische Geschichte Rußlands ergänzt, bei Brieff in St. Petersburg erschienen.

Frankreich.

Gegenwärtiger Standpunkt der Französischen Sprache und Literatur.

Von Victor Hugo.

(Schluß.)

Nicht etwa, als ob wir im entferntesten Anhänger der direkten Nützlichkeit der Kunst wären — eine kindische Theorie, die in den letzten Zeiten von philosophischen Sekten aufgestellt worden ist, welche die Frage nicht gründlich studirt hatten. Das Drama, als Werk der Zukunft und der Dauer, kann nur Alles verlieren, wenn es sich zum unmittelbaren Prediger von drei oder vier gelegentlichen Wahrheiten macht, welche die Polemik der Parteien alle fünf Jahre in die Mode bringt. Den Parteien ist es Bedürfniß, die politischen Stellungen mit Sturm zu nehmen. Sie bedienen sich der dazu nöthigen zwei oder drei Ideen, und mit diesen untergraben sie Tag und Nacht den Boden der Macht. Es ist eine Belagerung

nach allen Regeln. Eines schönen Morgens laufen die Parteien Sturm, wie im Juli 1789, oder die Regierung macht einen Ausfall, wie im Juli 1830, und die Festung wird bei dieser Gelegenheit genommen. Sobald man im Besitz der Festung ist, werden die Belagerungs-Arbeiten eingestellt; nichts erscheint unnützer, unvernünftiger und abgeschmackter, als die Belagerungs-Arbeiten, wenn die Stadt einmal genommen ist. Man schüttet die Trancheen zu, und die großen politischen Wahrheiten, welche zum Angriff gedient hatten, werden, wie altes Geräth, hier- und dorthin geworfen und auf dem Boden vergessen, bis ein forschender Geschichtsschreiber die Güte hat, sie aufzuheben und ihnen in seiner Sammlung von Irrthümern und Täuschungen der Menschheit eine Stelle anzuweisen. Hat irgend ein Kunstwerk das Unglück gehabt, mit den politischen Wahrheiten gemeinschaftliche Sache zu machen und ihnen im Kampfe zur Seite zu stehen, so ist es nur um so schlimmer für das Kunstwerk; nach dem Siege wird es dienstunfähig seyn und wie das Uebrige bei Seite geworfen werden. Laßt es uns daher laut aussprechen: jene großen und ewigen Wahrheiten, die bei allen Völkern und zu allen Zeiten die Grundlage der menschlichen Gefühle gebildet, müssen der Urstoff der Kunst, der unsterblichen und göttlichen Kunst seyn. Die Ideen, welche einen oder zwei Tage nützlich und wahr sind, und mit denen die Parteien eine Festung stürmen, lassen sich eben so wenig zu einem zusammenhängenden System gesellschaftlicher oder philosophischer Wahrheiten gebrauchen, als die Zickzacks und Parallelen, welche zur Einnahme einer Citadelle gedient haben, Straßen und Wege sind.

Das bedeutendste Produkt der nützlichen Kunst, der Kunst, welche bei den politischen Streitigkeiten Partei nimmt, ist das Pamphlet-Drama des 18ten Jahrhunderts, die philosophische Tragödie, ein bizarres Gedicht, in welchem die Tirade den Dialog, der Grundsatz den Gedanken ersetzt; ein Werk der Unvernunft und des Zornes, welches leichtsinnig Bresche in eine Gesellschaft schießt, unter deren Trümmern es nothwendig begraben werden muß. Es ist sicherlich viel Geist, viel Talent, viel Genie in jenen Dramen angewendet worden, welche die Bastille zerstört haben; aber die Nachwelt wird sich nicht darum bekümmern. In ihren Augen ist es eine armselige Arbeit, die Vorrede zur Encyklopädie in eine Tragödie verwandelt zu haben. Noch weniger wird sie sich mit der politischen Tragödie der Restauration beschäftigen, welche durch die philosophische Tragödie des 18ten Jahrhunderts erzeugt worden ist. Alles das ist zu seiner Zeit sehr applaudiert worden, und in der unsrigen sehr in Vergessenheit gerathen. Nicht indem er auf kleinliche Weise für diese oder jene Gewalt, welche einige Tage zu leben hat, Partei ergreift, wird der dramatische Dichter mächtig auf seine Zeitgenossen und auf sein Jahrhundert wirken; sondern nur durch wahre Schilderungen der ewigen Natur, welche Jeder in sich trägt. Und wir wiederholen es, je gründlicher, uneigennütziger und allgemeiner der dramatische Schriftsteller ist, je besser wird er seine Mission sowohl bei den Zeitgenossen als bei der Nachwelt erfüllen. Je mehr sich der Gesichtskreis des Dichters erweitert, um so größer und nützlicher wird er der Menschheit seyn. Uns scheint die Aufgabe des dramatischen Dichters von Molière besser als von Voltaire, und von Shakespeare besser als von Molière gelöst worden zu seyn. Wir ziehen Tartüffe dem Mahomet, und Jago dem Tartüffe vor. Beim Uebergang von einem dieser drei Dichter zum anderen sieht man, wie der Gesichtskreis sich erweitert. Voltaire spricht zu einer Partei, Molière spricht zur Gesellschaft, Shakespeare zum Menschen.

Dramatische Dichter, die Ihr etwas Großes, Starkes und Mächtiges in Euch fühlt, hört auf den Rath eines Mannes, der aus inniger Ueberzeugung redet. Stellt Euch über den Haß der Parteien und selbst über den eigenen, kleinlichen, persönlichen Haß, wenn Ihr einen solchen nährt. Gehöret weder der Opposition, noch der Gewalt an, sondern der Gesellschaft, wie Molière, und der Menschheit, wie Shakespeare. Nehmet an den materiellen Revolutionen nur vermittelst der geistigen Revolutionen Theil. Mottet die Leidenschaften des Tages nicht um Euer unsterbliches Werk zusammen. Schöpfet Eure Tragödieen aus der Geschichte, aus der Phantasie, aus der Vergangenheit, aus der Gegenwart, aus Eurem Herzen, aus den Herzen Anderer, und überlasset den weniger Würdigen das Drama der Schmähungen, der Persönlichkeiten und des Skandals.

Die Menge durch die glänzende Phantasie des Dichters herbeiziehen und begeistern; dem Volke die Regierung, welche es für den Augenblick besitzt, vergessen machen; den Frauen Thränen über eine Frau, den Müttern über eine Mutter, den Menschen über einen Menschen zu entlocken; gelegentlich eine schöne Seele in einer mißgestalteten Hülle zeigen; den Großen Achtung für die Kleinen einflößen, und den Kleinen einen Maaßstab für die Großen in die Hand geben; zeigen, daß die Besten nicht frei von Fehlern sind und auch die Schlimmsten einen Keim des Guten in sich tragen, und dadurch den Schlechten Hoffnung, Nachsicht den Guten einflößen; — darin besteht, unseres Erachtens, der wahre Nutzen und der wahre Einfluß des Dichters. Auf diesem prachtvollen und breiten Wege und nicht durch politische Zänkereien wird die Kunst eine Macht.

Um diesen Zweck zu erreichen, muß das Theater seine großen und reinen Verhältnisse bewahren. Das Drama des Napoleonischen Jahrhunderts darf nicht weniger erhaben auftreten, als die Tragödie Ludwig's XIV. Sein Einfluß auf die Massen wird auf immer im Verhältniß zu seiner eigenen Höhe und Würde stehen. Je höher das Drama gestellt ist, je weiter kann es gesehen werden. Deshalb, dies sey im Vorbeigehen gesagt, ist es zu wünschen, daß die talentvollen Männer nie die Vortrefflichkeit des Grandiosen und des Idealen bei allen Künsten, die zu den Massen sprechen, außer Acht lassen. Die Massen haben ein inneres Gefühl für das Ideale. Ohne Zweifel ist es ein Haupt-Bedürfniß für den Dichter, die mitlebende Gesellschaft zu schildern, und dieses Bedürfniß hat schon bedeutende Werke hervorgebracht; aber man muß sich hüten, der prosaischen Tragödie des Kramladens und des Salons, jener häßlichen, manierirten, sentimentalen, weinerlichen Tragödie, den Vorzug vor dem hohen Universal-Drama zu geben; man muß nicht von Shakespeare zu Kotzebue hinunterspringen.

Die Kunst ist groß. Welchen Gegenstand sie auch behandeln möge, sie rede von der Vergangenheit oder von der Mitwelt, von Lastern oder Tugenden, von Verbrechen oder Leidenschaften — stets muß sie bedeutsam, aufrichtig, moralisch und religiös seyn. Auf dem Theater besonders giebt es nur zwei Dinge, welche die Kunst auf würdige Weise im Auge haben muß: Gott und das Volk. Gott, von dem Alles kömmt! Das Volk, zu dem Alles geht! Gott, welcher das Prinzip, das Volk, welches der Zweck ist. Gott dem Volke verkündet, die Vorsehung dem Menschen erklärt, das ist das einfache Wesen der Tragödie vom Oedip bis zum Macbeth. Die Vorsehung ist der Mittelpunkt der Dramen wie der Dinge. Deus centrum et locus rerum.

Wenn man sich den verschiedenen Gesetzen, welche wir hier aufgestellt haben, unterwirft, wird man leicht begreifen, daß der Beruf des Theater-Dichters in der Zeit, in der wir leben, ein großer seyn kann. Es ist eine schöne Aufgabe, eine ganze Gesellschaft von künstlichen Leidenschaften zu den natürlichen zurückzuführen. Das Drama, wie wir es verstehen, wie es die neuen Generationen uns geben werden, wird eine Reihe so unwiderstehlicher Erfolge haben, daß es sich wenig mehr kümmern wird um Niederlagen oder Siege, welches doch nur augenblickliche Zufälle sind, die nur für das zeitliche Glück der Dichter von Wichtigkeit sind, aber niemals das Wesen der Frage entscheiden. Das Drama, welches unsere Zeit verlangt, wird, dem Volke wie der Gewalt gegenüber, gleich feststehen. Es wird sich seine Freiheit weder von der Menge, die sich zuweilen von der Mode fortreißen läßt, noch von den Regierungen nehmen lassen, die nur zu oft von einem kleinlichen Egoismus Rath annehmen. Stark durch sein Gewissen und im Gefühl seiner Würde, wird es der Gewalt bei sich darbietender Gelegenheit die Wahrheit zu sagen wissen, wenn dieselbe neuerdings ungeschickt genug seyn sollte, sich bei dem Verbrechen der Gesetzwidrigkeit ertappen zu lassen, wie ihr solches vor sechs Monaten, als ihr ein Stück unter dem Titel le roi s'amuse mißfiel, begegnet ist.

Also um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen: Größe und Strenge in der Intention, Größe und Strenge in der Ausführung, dies sind die Bedingungen, unter denen sich das Drama unserer Zeit, wenn es leben und regieren will, entwickeln muß. Moralisch dem Wesen nach, literarisch in der Form; und populair durch Form und Inhalt.

Und da aus Allem, was wir hier geschrieben haben, hervorgeht, daß die Kunst und das Theater populair seyn müssen, so erlaube man uns zum Schluß mit wenig Worten uns in dieser Beziehung deutlicher zu erklären. Ohne Zweifel ist die Popularität eine herrliche Bemantelung der großen Bedingungen einer vollkommenen Kunstleistung; aber es geht hierbei, wie bei allen Dingen; wer nur die Popularität besitzt, besitzt nichts. Und dann muß man zwischen einer Popularität und der anderen wohl unterscheiden. Es giebt eine elende Popularität, welche sich das Triviale und Gewöhnliche erwirbt. In diesem Sinne giebt es nichts Populaireres, als die Lieder Au clair de la lune und Ah! qu'on est fier d'être Français! Dies ist eine flache Popularität. Die Kunst verachtet sie. Die Kunst bemüht sich nur in so weit um einen populairen Einfluß auf die Zeitgenossen, als sie denselben innerhalb der Bedingungen der Kunst erlangen kann. Und wenn ihr zufällig dieser Einfluß versagt werden sollte, was zu jeder Zeit selten und in der unsrigen fast unmöglich ist, so giebt es für sie eine andere Art von Popularität; welche sich aus dem allmäligen Beifall einer kleinen Anzahl der ausgezeichneten Männer jeder Generation bildet; in Jahrhunderten wird daraus auch eine Masse, und diese ist das wahre geistige Volk. Diese langsame Anerkennung der Zeiten gründet jene große Namen, welche oft von den Zeitgenossen gelästert werden, deren Verdienst aber, wenn der Tag gekommen ist, allgemein anerkannt und keinem Streit mehr unterworfen ist. Wenige Menschen in jeder Generation lesen Homer, Dante und Shakespeare mit Fleiß und Einsicht; aber Alle beugen sich vor diesen Kolossen. Die großen Männer sind hohe Berge, deren Gipfel unbewohnt bleiben, die aber doch immer den Horizont beherrschen. Seit funfzig Jahren haben nur zwölf Menschen den Gipfel des Mont-Blanc erklimmt. Wie wenig Geister haben sich auf die Höhe des Dante und Shakespeare geschwungen. Wie wenig Blicke haben die ungeheure Weltkarte betrachten können, welche von jenen Höhen aus vor ihnen ausgebreitet liegt! Was ist aber daran gelegen! Alle Augen sind nichtsdestoweniger auf jene Culminations-Punkte der intellektuellen Welt gerichtet, — Berge, deren Gipfel so hoch ist, daß der letzte Strahl der längst am Horizont verschwundenen Jahrhunderte noch glanzvoll auf ihnen weilt!*)

Bibliographie.

Histoire de l'Empereur Napoléon. (Geschichte des Kaisers Napoleon.) Von Abel Hugo. Erscheint in monatlichen Lfgn. von 4—5 Bogen. Pr. jeder Lfg mit Vignetten 3 Fr.

Ernestine — oder die Probe. Erzählung von Lucien de St. Firmin. Pr. 7½ Fr.

Le Dessert. (Erzählungen in Versen und verschiedenen Dichtungsarten.) Von J. C. Bial. Pr. 3 Fr.

---

*) Es ist die Europe Littéraire, der wir diesen gedankenreichen Artikel entlehnen, und gern nehmen wir die Gelegenheit wahr, einen Theil von dem, was wir über diese Zeitschrift früher gesagt, hier zu berichtigen; sie hat in ihren seitdem erschienenen Nummern in der That eine große Anzahl trefflicher Artikel geliefert. (D. R.)

H o l l a n d.

Herinneringen uit Japan. (Erinnerungen aus Japan.) Von Heinrich Doeff, ehemaligem Niederländischen Verwaltungs-Chef auf dem Eiland Decima in Japan. Harlem, 1833.

Der Verfasser dieses Werkes hat neunzehn Jahre, von 1799 bis 1817, in Japan gelebt und darunter funfzehn als Verwaltungs-Chef auf der Insel Decima. Als er im Jahr 1817 in sein Vaterland zurückkehrte, litt er Schiffbruch und verlor dabei alle seine über Japan gesammelte Materialien, unter andern auch ein von ihm geschriebenes Japanesisches Wörterbuch. Bald nach seiner Rückkehr nach Europa brachte er seine Erinnerungen aus Japan, so wie sie ihm noch frisch im Gedächtniß lagen, zu Papier, hegte jedoch zugleich den Vorsatz, während seines Lebens nichts davon öffentlich erscheinen zu lassen, weil vieles ihn persönlich Betreffende darin vorkommt. Später kam er indessen von diesem Vorsatz zurück, einestheils, um seinen Landsleuten zu zeigen, wie die Niederländische Flagge während der Herrschaft der Franzosen in Europa und der Engländer in Indien, der Intriguen der Letzteren ungeachtet, stets auf der Insel Decima wehte, andererseits, um den Herren Siebold und Overmeer Fisscher, die Beide der Niederländischen Regierung ein Holländisch-Japanesisches Wörterbuch als ihre eigene Arbeit überreicht haben, zu beweisen, daß sie Alles aus dem Wörterbuche des Verfassers, dessen Original in Japan zurückgeblieben ist, entlehnt haben, und sie also eines Plagiats zu überführen.

In Bezug auf die Kämpfersche Beschreibung Japans bemerkt der Verf., dieselbe sey weniger das Werk dieses Deutschen, der nur zwei Jahre in Japan war und die Sprache nicht kannte, als das des Niederländischen General-Gouverneurs Camphuis.

Die Schrift des Herrn Doeff zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster eine allgemeine Uebersicht von der Regierung, den Sitten und der Religion der Japanesen nebst einer Geschichte der von den Katholiken dort erduldeten Verfolgungen enthält. Vollständigkeit ist hier indessen um so weniger zu erwarten, als der Verf. selbst daran erinnert, daß er alle seine gesammelten Notizen im Schiffbruch verloren habe. Sein Hauptzweck bei diesem ersten Abschnitte war, einige falsche Ansichten, die in Europa über Japan noch immer verbreitet sind, zu widerlegen. Ein vollständiges Werk über dieses Reich wird schwerlich möglich seyn, so lange die Bewohner desselben in ihrem Mißtrauen gegen alle Fremden beharren. Kein Ausländer darf die Landessprache lernen, er darf sogar keinen Umgang mit Japanesen haben, und nur durch eine besondere Vergünstigung war dem Verf. gestattet, sich bei Anfertigung seines Wörterbuchs durch Dolmetscher helfen zu lassen, die er in seine Wohnung kommen ließ.

Die Japanesen kennen die ununterbrochenen Reihen ihrer Kaiser von 660 vor Christi Geburt, also seit 2500 Jahren. Aber der Verf. bestreitet die Angabe aller Schriftsteller über Japan, daß dort ein geistlicher und ein weltlicher Monarch, der Dairi und der Sjogsoen regiere. Der Dairi war von Alters der alleinige Herrscher und der Sjogsoen nur der allgemeine Feldherr, der vom Dairi ernannt wurde. Im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt wußte der Sjogsoen Joritamo seine Macht erblich zu machen und später ward die Gewalt des Dairi's durch den Sjogsoen Taiko und dessen Nachfolger Daisae Sama oder Gongen, der im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts herrschte, und der Begründer der noch jetzt bestehenden Staats-Regierung ist, ganz beschränkt, so daß der zu Jiddo residirende Sjogsoen jetzt als der wirkliche Oberherr zu betrachten ist, während dem Dairi's nicht viel mehr denn der Schatten ihrer ehemaligen Größe übrig geblieben ist. Sie werden in Miaco, ihrer Residenz, streng bewacht. Nach der Erzählung des Verfassers ist die Regierungsform in Japan keine absolute, wie bei den anderen orientalischen Völkern. Fünf ordentliche und fünf außerordentliche Reichsräthe, die vom Sjogsoen angestellt werden, leiten die Regierung in seinem Namen; alle Befehle werden von ihnen unterzeichnet und ausgefertigt und ihnen muß sofort gehorsamt werden. Jedoch nicht nur ihre Gewalt, sondern auch die ihres Gebieters ist an Gongen's Einrichtungen und an die alten Gebräuche gebunden, von denen Niemand in Japan ohne einen gänzlichen Umsturz der Dinge abweichen darf. Man denkt hierbei unwillkürlich an einen constitutionellen König, dessen Ministerium das Land nach den bestehenden Gesetzen regiert. Der Polizei-Direktor wird von den Japanesen Mitske und von den Holländern Opperdwarskykne (Oberqueergucker) genannt, die unteren Polizei-Beamten heißen bei den Letzteren dwarskykee's. Zu bedauern ist es, daß der Verf. den Ursprung dieser sonderbaren Holländischen Namen nicht angegeben hat.

Japan ist in 68 Landschaften getheilt; die Fürsten derselben müssen ein Jahr in ihrem Gebiet und das andere am Hofe zu Jeddo zubringen, wo sie ihre Frauen und Kinder stets als Geißeln zurücklassen müssen. Selbstmorde sind bei den Japanesen sehr häufig, und sie sind gewohnt, sich um Dinge, die wir Kleinigkeiten nennen würden, den Bauch aufzuschneiden. Besonders thun dies Beamte, die sich einer Pflichtverletzung schuldig gemacht haben; denn in diesem Falle bleibt die Ehre ihrer Familie unbefleckt, während die letztere die Schande theilen muß, wenn sie durch Henkershand starben.*)

Die Religion der Chinesen war vor etwa 600 Jahren vor Christi Geburt die der Sintos, eine Art von Deismus; jetzt sind viele von ihnen Buddhisten, welche in ihren Tempeln Götzen anbeten. Gegen die christliche Religion sind die Japanesen sehr eingenommen. Der Grund davon ist kurz dieser: Früher war der Verkehr der Fremden in Japan unbeschränkt, und es fanden sich bald Spanische und Portugiesische Missionaire ein, die die christliche Religion unter den Einwohnern zu verbreiten suchten. Dies wurde von 1542 bis 1586 geduldet; in diesem Jahre aber verbot der oben genannte Sjogsoen Taiko seinen Unterthanen die christliche Religion, als mit den altväterlichen Sitten unvereinbar. Als die Hauptveranlassungen zu diesem Verbot kann man den Trotz eines Portugiesischen Geistlichen betrachten, der sich weigerte, einem Japanesischen Reichsrath die übliche Ehrerbietung zu erzeigen, und mehr noch die Prahlerei eines Spaniers, der, von den großen Besitzungen seines Herrn sprechend, einigen vornehmen Japanesen auf ihre Fragen erzählte, sein König habe sich zum Gebieter dieser Besitzungen gemacht, indem er zuerst Geistliche hingesandt, die das Volk zu ihrer Religion bekehrt hätten, und später Kriegsheere, die im Verein mit den Neubekehrten die übrigen Eingeborenen unterjocht hätten. So fing man an, in Japan die Einführung der christlichen Religion als ein Mittel zu betrachten, wodurch die Fremden das Land unter ihre Botmäßigkeit bringen wollten; man wurde mißtrauisch und verbot die Verbreitung der katholischen Religion unter den Eingeborenen; doch erst im Jahr 1597 wurden einige fremde Missionaire mit dem Tode gestraft. Später nahmen die Verfolgungen gegen die Katholiken immer mehr überhand, aber dennoch würden die Portugiesen noch jetzt auf der Insel Decima seyn, wenn sie sich begnügt hätten, ihren Gottesdienst nur für sich auszuüben; allein sie ließen sich im Jahr 1639 in eine Verschwörung mit einigen Japanesischen Großen ein, die heimlich der katholischen Religion zugethan waren. Diese Verschwörung ward zum Theil durch Zuthun der Holländer entdeckt, und die Schuldigen wurden verbannt. In Folge dessen ward das Gesetz gegeben, daß die Einwohner von Nangasaki und der Umgegend alljährlich das Christusbild mit Füßen treten sollten; doch von den Holländern ward dies nicht gefordert. Die Japanesen wissen sehr wohl, daß die Holländer Christen sind; sie betrachten dieselben aber nicht als Portugiesische Christen, wie ein Japanese sich ausdrückte. Da übrigens die Holländer erst im Jahre 1600 nach Japan gekommen sind, so erhellt von selbst, daß die Beschuldigung vieler fremder Schriftsteller, als ob die Holländer die erste Veranlassung der Verfolgung der Katholiken gewesen wären, ganz ungegründet ist; denn diese hatte lange vor ihrer Ankunft in Japan begonnen. Auch würden die Japanesen die Holländer eben so wie alle anderen Europäischen Nationen vertrieben haben, wenn jene nicht von Gongen, dem Stammvater der jetzt regierenden Dynastie, im Jahre 1609 ein für alle Zeiten geltendes Patent bekommen hätten, kraft dessen es ihnen erlaubt ist, sich auf der Insel Decima aufzuhalten und einen beschränkten Handel zu treiben, der in dem Eintausch von Kupfer und Kampfer gegen verschiedene Waaren besteht, welche jährlich von Batavia nach Decima eingeführt werden.*)

Der zweite Theil der Schrift enthält einen Bericht über den Niederländischen Handel in Japan und einen Abriß der Schicksale des Verfassers als Vorstehers seiner Landsleute auf der Insel Decima. Der Handel der Holländer mit Japan hat in der letzten Zeit sehr abgenommen; früher führten sie jährlich 15,000 Pikols Kupfer aus (ein Pikol beträgt 120⅞ alte Pfunde), später wurden ihnen 9700 Pikols und zuletzt bloß 6000 Pikols erlaubt, und sogar diese Quantität wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Holländischen Vorstehers, der bei der Japanesischen Regierung auf Erhöhung antrug, noch ansehnlich vermindert. In diesem Zustande befand sich der Handel, als Herr Doeff im Jahre 1799 als Subaltern-Beamter in Japan zu einer Zeit ankam, wo auch in den übrigen Angelegenheiten der Faktorei die größte Unordnung herrschte, welcher der Verf. unter dem Beistande eines Buchhalters ein Ende machte. Der Handel gewährt übrigens auch jetzt noch der Holländischen Regierung großen Gewinn, obgleich sie an festen jährlichen Abgaben, wenn Schiffe ankommen, für Hofgeschenke, so wie für die Unkosten der Hofreise und die Miethe für die Faktorei auf Decima u. s. w., 24,268 Thails (der Thail ist 33 Stüber, also ungefähr 1 Thaler werth) und, wenn keine Schiffe kommen, 5327 Thails zu bezahlen hat, ohne die Besoldung der Beamten zu rechnen. Die Letzteren dürfen auch für sich einigen Handel treiben, nur nicht mit Kupfer und Kampfer oder mit den Waaren, welche die Holländische Regierung in Japan einführt.

Nachdem der Verf. einige Jahre als Sekretair und Packhausmeister in Japan verlebt, ward er 1803 als Direktor angestellt. Seit 1639 besitzen die Holländer von allen Europäern das ausschließende Recht, Handel in Japan zu treiben, und vergebens haben die Russen und besonders die Engländer wiederholte Versuche gemacht, ebenfalls zu diesem Handel zugelassen zu werden; sie konnten die Erlaubniß der Japanesischen Regierung nicht erlangen. Ein Nordamerikanischer Capitain, Steward, kam 1803 mit einem Englischen Schiff und Ladung unter Amerikanischer Flagge in Japan an; ihm folgte ein zweites Englisches Kompagnie-Schiff. Er hatte in den Jahren 1797 und 1798 für die Holländische Regierung auf Batavia zwei Reisen nach Japan gemacht und schien der Englischen Regierung in Kalkutta Hoffnung gegeben zu haben, daß man ihm, weil er in Japan bekannt war, den Handel erlauben werde. Die Engländer hatten das Schiff mit Amerikanischer Flagge in dem Vertrauen vorausgesandt, daß, wenn diese einmal zugelassen worden, man auch die Englische Flagge nicht abweisen werde; dennoch mußten beide Schiffe unverrichteter Sache umkehren. Der Verf. erzählt bei dieser Gelegenheit ein Beispiel von der Klugheit eines Japanischen Fischers. Das Schiff Steward's war im Jahre 1798 auf eine Klippe gerathen und alle Bemühungen, dasselbe flott zu machen, um es an den Strand bringen

---

*) Vgl. (Nr. 64 des Magazins), was Herr Overmeer Fisscher über diese Sitte berichtet.

*) Der Sage nach, sollen die ersten Holländer, die eine Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen suchten, auf die Frage, ob sie Christen seyen, geantwortet haben: „Wir sind keine Christen; wir sind H o l l ä n d e r." Und dieser Versicherung sollen sie noch jetzt die ausschließliche Vergünstigung des Handelsverkehrs mit Japan zu verdanken haben. (D. R.)

und ausbessern zu lassen, waren vergeblich, bis ein einfältiger Fischer, Kyemon aus der Landschaft Fizen, sich anheischig machte, dies zu bewerkstelligen, wenn man ihm seine Unkosten vergüten wolle; im Falle des Mißlingens verlangte er nichts. Man lachte den Mann aus, der zum ersten Male in seinem Leben ein Europäisches Schiff sah; er ließ sich aber nicht irre machen, sondern befestigte an beide Seiten des Schiffes 15 bis 17 kleine Fahrzeuge, wie diejenigen, mit denen große Schiffe in die Flüsse bugsirt werden, und setzte Stützen darauf, die mit einander in Verbindung standen. Als die hohe Springfluth eingetreten war, kam er selbst mit einem Japanesischen Frachtschiffe, das er an das Hintertheil des Schiffes befestigte, und spannte nun, als die Fluth am höchsten war, auf alle kleine Fahrzeuge, so wie auf sein großes, Segel auf; das schwer geladene, tief gesunkene Schiff ward glücklich von den Klippen heruntergebracht und von dem verständigen Fischer auf einen flachen Strand geführt, wo es bequem ausgeladen und ausgebessert werden konnte. Kyemon erhielt nicht nur seine Unkosten vergütet, sondern der Fürst von Fizen ertheilte ihm außerdem Erlaubniß, zwei Säbel und in seinem Wappen einen Holländischen Hut mit zwei Holländischen Tabackspfeifen zu führen. Im Oktober 1804 kam eine Russische Gesandtschaft nach Japan, um bei der Regierung die Erlaubniß zum Handel zu erwirken; aber auch dieses Gesuch war von der Hand gewiesen, nachdem die Russen ein halbes Jahr auf die Antwort hatten warten müssen.

Im Jahre 1806 machte der Verf. seine erste Reise an den Hof von Jeddo, die früher jedes Jahr, jetzt aber nur alle vier Jahre ein Mal stattfinden muß. Der Direktor begiebt sich alsdann, von dem Arzte und dem Secretair der Faktorei begleitet, nach Jeddo, zu welcher Reise etwa ein Monat erforderlich ist. Dort angekommen, werden die Holländischen Beamten am Audienztage nach dem Palast geführt; der Direktor muß alsdann Sammet-Kleider und einen Sammet-Mantel und der Arzt, so wie der Secretair, mit Gold und Silber besetzte Kleider von Tuch und einen schwarz seidenen Mantel tragen. Die Audienz besteht übrigens in nichts Anderem, als daß die Holländer in den Audienz-Saal eingeführt werden, wo die von ihnen dem Kaiser überbrachten Geschenke aufgestellt sind. Hier sitzt der Kaiser, dessen Kleidung sich von der seiner Unterthanen in nichts unterscheidet; der Direktor macht, gleich den Prinzen des Reichs, sein Kompliment, und einer der Reichsräthe redet ihn mit den Worten an: Kapitan Oranda. Hiermit hat die Audienz ein Ende, die längstens eine Minute dauert. Darauf wird dem Kronprinzen und anderen hohen Personen ein Besuch gemacht, die man aber nie zu Hause findet. Nach drei bis vier Tagen findet die Abschieds-Audienz statt, die der ersten ganz gleich ist, nur daß sie nicht vom Kaiser, sondern von den Reichsräthen ertheilt wird.

Auf der Rückreise von Jeddo im Jahre 1806 wurde der Verf. von einer starken Kolik befallen, und ließ sich auf den dringenden Rath der Japanesen nach ihrer Art mit Nadeln stechen. Eine von dem feinsten Golde gemachte Nadel, die so dünn wie ein Haar ist, wird an der Stelle, wo man es für angemessen erachtet, vorsichtig durch eine Röhre mit dem Finger eingeklopft; sobald sie durch die Haut gedrungen ist, wird die Röhre abgenommen, die Nadel mit dem Finger tiefer eingedrückt, und wenn sie tief genug ist, der Kopf derselben zwischen den Fingern hin und her gedreht. Man fühlt nichts als ein Prickeln in den Nerven, und es bleibt weder eine Wunde, noch ein anderes Zeichen zurück. Diese Operation verschaffte dem Verf. einige Erleichterung, ohne indessen die Ursache der Kolik zu beseitigen.

Im Jahre 1808 ging eine Fregatte unter Holländischer Flagge in Decima vor Anker; da in diesem Jahre noch keine Holländischen Schiffe von Batavia gekommen waren, so war man sehr erfreut, kam indessen bald von der Freude zurück, als sich ergab, daß das Schiff ein Englisches war und nur die Holländische Flagge aufgezogen hatte. Die Engländer bemächtigten sich zweier Holländer, die mit einigen Japanesischen Beamten an Bord kommen wollten, und ließen sie nicht los, bevor ihnen die Japanesische Behörde Wasser und Proviant geliefert. Durch die Fahrlässigkeit des Gouverneurs von Nangasaki und einiger anderen Beamten war nichts in Bereitschaft gesetzt, um den Englischen Capitain für seine Gewaltthätigkeiten zu strafen, so daß er ruhig wieder absegeln konnte. Der Gouverneur und mehrere Beamte schnitten sich aus Furcht vor Strafe den Leib auf, andere wurden vom Hofe bestraft. Den Haß, den die Japanesen seitdem gegen die Engländer gefaßt haben, wußte der Verf. später trefflich zu benutzen. Im Jahre 1813 kamen nämlich zwei Schiffe an, auf denen sich ein neu ernannter Direktor der Faktorei befand; sobald aber der Verf. vernahm, daß Holland dem Französischen Reiche einverleibt worden, Java in Englischen Besitz gekommen, und daß die Schiffe von dem Englischen Gouverneur von Java nach Japan gesandt seyen, weigerte er sich hartnäckig, das Comptoir dem Englischen Kommissarius zu übergeben, und drohte demselben, das wahre Verhältniß der Japanesischen Behörde anzuzeigen, in welchem Falle die Schiffe sammt der Mannschaft verloren gewesen wären. Durch Wiederholung dieser Drohung zwang er sogar den Englischen Kommissarius, die Schulden der Faktorei, die sich auf 80,269 Thails beliefen, zu bezahlen. Die Japanesische Regierung ist noch jetzt in dem Glauben, jene beiden Schiffe seyen Holländische gewesen; nur einige Dolmetscher waren im Geheimniß. Auf dieselbe Weise verfuhr der Verf. mit einem zweiten Englischen Schiffe, das im folgenden Jahre ankam und ebenfalls einen neuen von den Engländern ernannten Direktor an Bord führte; auch dieser mußte die Schulden der Holländer aus dem Erlös seiner Ladung bezahlen. Als Belohnung für dieses Benehmen, durch welches der Verf. die Holländische Flagge in Japan behauptet und die Engländer am Anknüpfen von Handelsverbindungen mit diesem Lande verhindert hatte, wurde ihm vom Könige der Niederlande der Löwen-Orden verliehen. Erst im Jahre 1817 erschienen zwei Holländische Schiffe, welche die glückliche Umkehrung der Dinge in Europa meldeten, und an deren Bord sich ein neuer Direktor befand. Der Verf. begab sich daher nach Batavia und wollte von dort auf dem Kriegsschiffe „Admiral Evertsen" nach Europa zurückkehren, als er an der Insel Diego Garcia Schiffbruch litt. Die Passagiere und die Mannschaft wurden von einer Amerikanischen Brigg, die sich zufällig in jenen Gewässern befand, aufgenommen. Die Papiere, Zeichnungen und Güter, die sich am Bord befanden, gingen aber fast alle verloren. In einem Anhange sucht der Verf. noch besonders sein Recht auf das von den Herren Siebold und Overmeer Fischer der Holländischen Regierung überreichte Japanesische Wörterbuch darzuthun und dieses als sein Eigenthum zu vindiziren.

Bibliographie.

Beschrijving van de Kusten etc. (Beschreibung der Küsten, Häfen, Inseln, Untiefen und Strömungen im westlichen Theile des Mittelländischen Meeres.) Zusammengestellt und mit vielen für Handel und Schiffahrt sehr wichtigen Notizen bereichert vom Marine-Lieutenant erster Klasse, D. G. Müller.

Nalezingen. (Nachlese aus den hinterlassenen Schriften des Dichters W. Bilderdyk.) 2 Bde.

Leiden ontzet. (Leiden's Entsatz im J. 1574.) Poetische Erzählung von A. van der Haap junior.

Het leven etc. (Leben, Thaten und Schicksale von Jan Camphuis, General-Gouverneur von Niederländisch Indien.) Van H. Seeman.

Mannigfaltiges.

— Lord Byron und Miß Marie Chaworth. Lord Byron und Herr Musters, sein Mitbewerber um die Gunst der Miß Marie Chaworth, waren Jugendfreunde, trotz ihrer Nebenbuhlerschaft. Einst hatten sie Beide in dem Trent gebadet; während sie sich am Ufer anzogen, bemerkte Musters bei den Kleidern seines Freundes einen Ring, den er noch vor kurzem als das Eigenthum der Miß Chaworth gekannt hatte. Er nahm ihn sogleich an sich, indem er zu Byron bedeutsam sagte: „Ich kenne die Eigenthümerin dieses Ringes und werde ihn behalten." Byron stellte vergebens vor, daß er ihn von Miß Chaworth habe; jener behielt den Ring. Nachdem sie lange hin und her gestritten hatten, trat, wie sich denken läßt, auf beiden Seiten ein Stillschweigen während der übrigen Zeit ihres Ankleidens ein. Auf dem Heimwege fragte Lord Byron nochmals, gleichsam, um sich völlig über Musters' Entschluß hinsichtlich des Ringes in Gewißheit zu setzen: „Sie geben mir doch den Ring wieder?" Die Antwort war ein entschiedenes: „Nein!" So kamen sie nach Hause; der Ring war nicht zurückgegeben, und die Freunde grollten noch immer. Musters eilte jetzt sogleich zu derjenigen, welche die unschuldige Ursache des Streites war. Der Ring wurde vorgezeigt, und der Liebhaber drang auf eine Erklärung. Marie Chaworth gestand, daß sie gewußt habe, er sey in Byron's Besitz, daß er auch mit ihrer Erlaubniß oder vielmehr mit ihrer Zulassung in seine Hände gelangt sey. Er hätte ihn einst von ihrem Tische genommen und scherzend erklärt, er wollte ihn behalten. Sie hätte sich eben so unbefangen als gleichgültig den Verlust einer Sache gefallen lassen, welcher die Zuneigung in Byron's Augen einen so hohen Werth gab. — Diese Auskunft war bald gegeben, allein Musters fand sich dadurch nicht befriedigt. Er fand es nicht länger zulässig, daß der schöne Gegenstand seiner Zärtlichkeit „zwei Stränge an ihrem Bogen" haben sollte, und äußerte daher das Verlangen, sie möchte Lord Byron wissen lassen, daß sie an solchen Auszeichnungen keinen Gefallen fände. Er forderte ferner, daß, wenn er (Musters) wirklich der vorgezogene Geliebte wäre, dies beiden Parteien kund werden möge. Das Verlangen wurde erfüllt, und Byron erhielt seinen förmlichen Abschied. (Court Magazine.)

— Der Neujahrstag in New-York. In New-York herrscht ein sonderbarer Gebrauch, der, so viel ich weiß, in keinem anderen Theile der Union stattfindet. Am Neujahrstage besuchen alle Herren ihre Freundinnen, um die Freundschaft mit ihnen zu erneuern oder fortzusetzen. Ein Rechtsgelehrter, mit dem ich bekannt war, führte mich an diesem Tage wohl bei dreißig Damen ein. Die Runde, die wir machten, dauerte von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends. Fast in jedem Hause fanden wir mehrere Herren, die in derselben Absicht gekommen waren. Man würde es jeder Dame sehr verargen, wenn sie einen Herrn, der sie mit seinem Neujahrsbesuch beehrte, mit Gleichgültigkeit behandeln wollte. Oft geben diese Besuche Veranlassung, neue Bekanntschaften zu machen oder alte, die abgebrochen waren, wieder anzuknüpfen. Alle Damen, die wir besuchten, bewirtheten uns, nach der allgemeinen Sitte, sehr reichlich mit Kuchen, Konfituren, Wein, Liqueur &c. und waren sämmtlich auf das schönste und zierlichste geputzt. — Alle Handelsgeschäfte ruhen an diesem Tage. Viele Herren fahren in Schlitten umher, um ihren schönen Gefangenen die Aufwartung zu machen, denn die Etiquette erlaubt es keiner Dame, an diesem Tage auszugehen.

(Fiedler's United States and Canada in 1832.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Freitag den 21. Juni 1833.

Nord-Amerika.

Amerikanisches Theater.

William Hallam war im Jahre 1752, nachdem Garrick sich zurückgezogen, Eigenthümer des Theaters von Goodmansfields in London geworden. Das Publikum aber konnte seinen Vorgänger nicht so schnell vergessen, das Haus blieb leer, und Hallam mußte bankerott machen und seine Vorstellungen schließen. Er warb nun eine vollständige Schauspieler-Gesellschaft an und expedirte sie unter dem Geleit seines Bruders nach Amerika. Auf der Ueberfahrt in der „reizenden Sally“ ergötzte sie die Matrosen durch zahlreiche Proben; sie trat mit ihrem Debüt am 5ten September 1752 in der Hauptstadt von Virginien auf und durchzog nun eine Grafschaft nach der anderen. Dies dauerte bis zum Ausbruche der Revolution. Den ersten Stoß gab ihr der Kongreß zu Pennsylvanien im Jahre 1774; er wies alle Arten Verschwendungen, die von England herkamen, zurück, und die Hahnenkämpfe, Spiele, Paraden und Schauspiele wurden aus den Vereinigten Staaten verbannt.

Die Englischen Schauspieler begaben sich nach den Antillen; während des Aufenthalts eines Theiles des Englischen Heeres in Boston führten die Offiziere ein Stück des Generals Bourgoyne auf, „die Einschließung von Boston“ genannt, als ein Sergeant auf die Bühne kam und einen Angriff der Aufrührer ankündigte. Er machte seine Sache sehr natürlich, und das Publikum bezeigte durch lautes Bravorufen seine Zufriedenheit, ohne zu ahnen, daß der Sergeant die Wahrheit gesagt und die Gefahr nahe sey.

Nach wiederhergestelltem Frieden geschah im Kongreß ein Antrag zur Unterdrückung des Lasters und der Unsittlichkeit; man schlug sogar eine Klausel vor, durch welche jede theatralische Vorstellung auf ewige Zeiten aus den Vereinigten Staaten verbannt bleiben sollte. Allein diese Klausel fiel durch; ihre vornehmsten Gegner waren der Held von Stony Pont, General Wayne, und der Staatsmann Robert Morris, welche das belehrende, unschuldige Vergnügen, das das Schauspiel gewähre, als ein nützliches Mittel zur Verbesserung der Sitten und Gewohnheiten der Nationen betrachteten. Umsonst versicherte Herr Smiley, daß Vergnügungen dieser Art die Völker ihren politischen Verpflichtungen abwendig machen, und daß der Kardinal Mazarin in Frankreich die Akademie der Künste nur deshalb errichtet habe, damit die Franzosen für die Staatsgeschäfte unfähig würden; umsonst erklärte Hr. Whitehall, Urheber des Angriffs auf das Theater, die Schauspiele für unsittlich. Hallam's Truppe begann ihre jährlichen Rundreisen mit gewohntem Glücke, und selbst Amerikanische Schauspieler traten auf, da der Geschmack für die Bühne zunahm. Herr Dunlap, aus dessen neuestem Werke*) wir Gegenwärtiges mittheilen, war einer der ersten Bewerber um dramatischen Ruhm.

Die Stimmung zu Gunsten der Schauspiele wurde allgemein. Massachusets, wo man am hartnäckigsten die Lockungen des Theaters verschmäht hatte, hob im J. 1793 ein Gesetz des Jahres 1750 auf, welches jede theatralische Vorstellung verboten hatte. Die Bühne in Boston ward mit einem Prolog von Thomas Payne eröffnet. Es wurden Singspiele gegeben, deren Stoff den Ereignissen aus dem Freiheitskriege entlehnt war. Herr Dunlap giebt die Geschichte der verschiedenen Direktoren, Schriftsteller und Schauspieler, die zwischen England und Amerika gewechselt wurden, und theilt von mehreren derselben anziehende Anekdoten mit. Wir beschränken uns auf die Darstellung des Theaterbrandes zu Richmond im J. 1811, die der Autor dramatischer beschreibt, als vielleicht seine für die Bühne bestimmten Dichtungen gewesen sind.

„Man hatte ein neues Stück und eine Pantomime zum Benefiz des Herrn Placide angekündigt. Der Saal war ungewöhnlich voll, das Stück und die Hälfte der Pantomime waren gespielt, der zweite und letzte Akt begann, und Alles war heiter und fröhlich. Die noch muntere Neugierde erwartete nach lebhaftem Vergnügen dessen noch mehr, das Orchester spielte lustig drein, als man plötzlich einige Verwirrung auf der Bühne bemerkte und sogleich Funken, wie von einem Feuerregen, herabfielen. Einige erschraken, Andere hielten dies für einen Theil der Darstellung. Einen Schauspieler trafen brennende Materialien, die herabfielen, andere sah man die Decorationen losreißen und umwerfen; mehrere Personen riefen oberhalb des Theaters, daß keine Gefahr sey, aber fast in dem nämlichen Augenblick rannte Hopkins Robinson nach dem Vordergrunde der Bühne, und nach der von der Flamme ergriffenen Decke zeigend, schrie er: der Saal brennt! Alles ward Entsetzen und Angst. Robinson half mehreren Menschen von den Logen nach dem Theater herab, welches das schnellste Rettungsmittel war. Das Geschrei Feuer! und das zerreißende Rasen der Frauen und Kinder erfüllten das Haus; Alles drängte sich nach den Ausgängen, und dies war die Veranlassung zu dem grausamen Tode vieler Personen.“

„Die Eingangsthüre zu dem Parterre und den Logen konnte in der Breite nicht mehr als drei Menschen fassen; sie war aber von dem Eingange ins Parterre nicht fern, so daß dieser Theil des Saales ziemlich leicht geleert werden konnte. Um aber von den Logen nach diesem Ausgange zu kommen, mußte man eine lange winkelige Treppe hinab- und dann wieder hinaufsteigen. Die Gallerieen hatten einen besonderen Ausgang, und die, welche daselbst waren, entkamen. Aber Tod und Qual war für die unglücklichen Besucher der Logen, die in ihrem Schrecken übersahen, daß das schnell geleerte Parterre ihnen einen Ausweg darbot; sie drängten sich Alle nach dem krummen engen Gange, durch welchen sie hereingekommen waren. Einer von denjenigen, welche zuletzt das Parterre verlassen hatten, bemerkte, daß es völlig leer bleibe, und sah von der Straße aus keinen der Logenbesucher, die noch nicht hatten herauskommen können, durch den Haupt-Eingang kommen. Ein zufällig ins Parterre hinabgeworfenes Ehepaar wurde auf diese Art gerettet; aber Alle, die so schrecklich umkamen, hätte die Geistesgegenwart, von den Logen herabzuspringen, gerettet. Allein sie drängten sich in den engen Gängen zusammen; die Treppen waren versperrt, ein brennender Rauch umhüllte Alles, und von allen Seiten drangen die Flammen ein. Ein schwarzer erstickender Qualm hatte die Lichter ausgelöscht, und verzweifelndes Geschrei nahm vollends Allen die Besinnung. Man kämpfte, um die Oeffnungen, welche die Luft einließen, zu erreichen, und glücklich waren die, welche an ein Fenster gelangen und einen Augenblick den freien Wind einathmen konnten. Die Leute auf der Straße, die sie an den Fenstern bemerkten, schrieen ihnen zu, herabzuspringen, und streckten die Arme aus, um sie aufzufangen; Männer, Frauen und Kinder stürzten sich aus dem ersten und dem zweiten Stock herab; Einige kamen unverletzt davon, Andere wurden im Fall verstümmelt oder getödtet; Unglückliche, deren Kleider brannten, sprangen schreiend aus dem Fenster, um eine kurze Linderung zu gewinnen, und fanden unter Schmerzen den Tod.“

„Wer malt die Qualen der Unglücklichen, die, unfähig die Fenster zu erreichen, in den langen Durchgängen eingekerkert blieben! Das Geschrei derer, welche an die Fenster der höheren Etagen gelangt, die Unmöglichkeit, herunterzuspringen, sahen, war fürchterlich; mehrere von denen, welche die Straße gewonnen hatten, kamen so gräulich verbrannt an, daß sie nach wenigen Stunden den Geist aufgaben, andere wurden bei dem Herausgehen an der Thüre zerquetscht und zertreten. Unbeschreiblich war der Schmerz derer, welche ihre Angehörigen und Freunde in dieser schrecklichen Nacht im Schauspielhause wußten. Halb wahnsinnig rannten Einige nach dem Platze, nebst der Masse Menschen, die von allen Seiten herzuströmten. Die Sturmglocke erklang als Todtengeläut in den Ohren der unglücklichen Eltern, die ihren Söhnen und Töchtern diesen Abend den Besuch des Theaters vergönnt hatten.“

„Als mein Vater“, erzählt Herr Heinrich Placide, „mich nach meinem Hause brachte, sahen wir Herrn Greene, von Anstrengungen erschöpft an ein Stacket gelehnt und diese traurige Scene betrachtend, denn das Ganze war nur noch eine schwarze Masse rauchender Trümmer. „„Gott sey gelobt““, rief Greene, „„ich habe Nancy heute ins Schauspiel zu gehen verboten; sie ist in Sicherheit, gelobt ist Gott!““ Nancy war seine einzige Tochter, ein reizendes junges Mädchen und noch in der Pensions-Anstalt von Mistreß Gibson. Diese Dame war mit ihren Hausgenossen in die Komödie gegangen, und Nancy Greene bat ihren Vater um die Erlaubniß, sie dahin begleiten zu dürfen. Er schlug es ab und fügte unglücklicherweise den Grund hinzu: „„Es wird voll genug seyn und Nancy einen Platz einnehmen, der sonst von einem Anderen bezahlt werden würde.““ Diese Worte besiegelten das Schicksal seiner unschuldigen Tochter. „„Ich werde Ihr Billet bezahlen““, entgegnete ihre Pflegerin, „„deshalb werden wir Sie nicht zu Hause lassen.““ Mistreß Gibson und ihre junge Pensionairin waren unter den Schutthaufen begraben, die der Vater mit Danksagungen an den Himmel für die Rettung seiner Nancy betrachtete; zu Hause erfuhr er, daß er keine Tochter mehr habe.“

*) History of the american theatre, by William Dunlap, author of the memoirs of George Frederic Cooke two vol. in 8. London, Bentley. 1833.

„Man nennt eine Familie, die diesem Unglück entging. Der Mann und seine drei Kinder waren in einer Loge zweiten Ranges, die Frau mit einer Freundin in einem anderen Theile des Saales. Die Frau erreichte ein Fenster, sprang heraus und rettete sich; ihre nachspringende Freundin brach den Hals. Der Mann hatte die beiden Töchter vor seine Brust gestellt, und sie in seine Arme schließend, ging er, von seinem zwölfjährigen Sohne gefolgt; der Knabe ward in dem Gedränge von seinem Vater getrennt, gelangte an ein Fenster und sprang unversehrt herab; der Mann mit den Mädchen ging der Treppe zu; gedrückt und eingeschlossen von den Nachkommenden und von denen, die über Köpfe und Schultern der Menge hinwegschritten, verlor er die Besinnung, ward jedoch von der Masse bis auf die Straße mit fortgerissen, in sein Bett gebracht und sah, als er die Augen aufschlug, die Seinen in Sicherheit."

„Der Lieutenant Gibbon von der Königl. Marine, ein eben so vortrefflicher Mensch als ausgezeichneter Krieger und im Begriff, sich mit Miß Carvers, dem Stolz von Richmond durch Tugend und Schönheit, ehelich zu verbinden, war mit seiner Mutter im Schauspiel; er brachte sie in Sicherheit und kehrte keuchend in den heulenden Ofen zurück, um seine Geliebte zu retten. Er traf sie, nahm sie in seine Arme und hatte sie bis mitten auf die Treppe gebracht, als die Stufen einsanken und Beide in die Flammen stürzten."

„Freitag der 27. Dezember 1811 war ein Tag der Trauer in Richmond. Alle Banken und Läden waren geschlossen; ein Gesetz erging, das jede Lustbarkeit auf vier Monate verbot."

Auch aus dieser Erzählung leuchtet ein, wie sehr solche Ereignisse durch Geistesgegenwart an ihrer Furchtbarkeit verlieren. Junge Leute lernen in Turn-Uebungen auf Balken gehen, an Stricken die Fenster hinauf- und herabsteigen, und alle Fertigkeiten der Löschleute. Es würde aber eben so ersprießlich seyn, und für Frauen eben so wohl als für Männer, wenn man sich gewöhnte, seine Furcht in Schranken zu halten, nicht so leicht und heftig zu erschrecken und in der Unruhe vor jener Fassungslosigkeit sich zu bewahren, die Sinn und Auge mit dickeren Wolken verhüllt, als der Rauch der Feuersbrünste. Je geringer die Furcht, desto kleiner ist die Gefahr.

Bibliographie.

A system of universal geography. (Allgemeine Erdbeschreibung.) Von S. G. Goodrich. Boston.

Compendious greek grammar. (Griechische Sprachlehre.) Von Berney. Durchgesehen und verbessert von Hermann Bokum. Philadelphia.

Book keeping. (Die Buchhaltung.) Für Kaufleute und Gewerbtreibende. Von Mich. Walsh. Boston.

England.

Ersteigung des Berges Peter-Botte auf der Insel Mauritius.

Man hat es bis jetzt für unmöglich gehalten, diesen höchst merkwürdig gestalteten Berg zu ersteigen, und obschon die Sage existiert, daß ein gewisser Peter Botte, der auf der Rückkehr sein Leben verlor, ihn erstiegen haben soll, so fehlt uns doch ein authentischer Bericht hierüber. Vor etwa 42 Jahren rühmte sich ein Franzose, den Gipfel erklimmt und ein Loch für eine Flaggenstange in den Felsen gebohrt zu haben. Die Unwahrheit seiner Aussage wird sich aus dem Folgenden ergeben.

In den letzten Jahren ist die Ersteigung des Berges von verschiedenen Personen häufig versucht worden; einmal von den Offizieren der Kriegs-Schaluppe „Samarang", die ihren Weg verloren und sich plötzlich durch eine fürchterliche Felsenspalte von dem Peter Botte getrennt sahen. Sie waren genöthigt, umzukehren. Capitain Lloyd und Oberst-Lieutenant Dawkins versuchten das Wagestück im J. 1831; sie gelangten an einen Punkt zwischen Schulter und Hals, wo sie eine Leiter aufstellten, die aber nicht einmal zur halben Höhe einer senkrechten ihnen im Wege stehenden Felswand reichte. Capitain Lloyd war jedoch jetzt so fest von der Möglichkeit, den Gipfel zu ersteigen, überzeugt, daß er im vergangenen Jahre das Experiment zu wiederholen beschloß und zu Anfang Septembers alles Nöthige herbeischaffte. Den 6ten des Monats verließ er Port Louis in Begleitung der Lieutenants Phillpotts, Keppel und Taylor. Dem letztgenannten Offizier verdanken wir den Bericht über das mit dem glücklichsten Erfolg gekrönte Unternehmen.

„Wir hatten", erzählt Taylor, „zwei Aufseher im Dienste des Capitains mit ungefähr 25 Negern und Seypoy's vorangeschickt, um alle nothwendige Vorkehrungen zu treffen. Diese trugen eine Art Zelt, mit Stricken, Enterhaken, einer tragbaren Leiter, Speisevorräthen und Allem, was wir möglicher Weise in einer Zeit von drei bis vier Tagen gebrauchen konnten, denn es war unsere Absicht, so lange auf der Schulter*) des Berges zu bleiben, bis wir den gewünschten Erfolg haben würden oder uns überzeugten, daß jeder Erfolg unmöglich sey. Diese Leute hatten tüchtig gearbeitet; denn bei unserer Ankunft fanden wir Zelte und Geräthschaften wohlbehalten auf der Schulter des Peter-Botte.

Von den meisten Punkten aus betrachtet, scheint dieser Berg einer Kette anzugehören, die mit der See fast parallel läuft. Kommt man aber zur Basis, so findet man, daß er durch eine fürchterlich tiefe Kluft von den übrigen Bergen getrennt ist. Von der Stadt aus gesehen, erscheint er als ein Kegel mit einem großen überhangenden Felsen am Gipfel; allein er ist, gleich allen Felsenbergen der Insel, in so bizarrer Form gebaut, daß man ihn von funfzig Standpunkten beschauen und dennoch seine wahre Gestalt nicht beschreiben kann.

Wir übernachteten in der Ebene am Fuße des Pik's und brachen in aller Frühe auf. Selten habe ich einen pittoreskeren Zug gesehen. Die Avantgarde bildeten funfzehn oder zwanzig Seypoys in allen Trachten, dazu noch einige Neger, die unsere Speisen, trockene Kleider u. s. w. schleppten. Unser Zug ging eine sehr steile Schlucht hinan, die Regengüsse in der nassen Jahreszeit gebildet hatten. Die von dem Regen losgerissenen Steine machten den Marsch nichts weniger als angenehm; denn derjenige, welcher hinter dem Vordern ging, sah ganze Felsenstücke auf sich herabrollen, von denen eines den Lieutenant Keppel und mich wie durch ein Wunder verfehlte. Oben angelangt, sahen wir uns nach der Schlucht um, wo eine lange Reihe Pygmäen auf einem Pfade herankroch, der zuweilen nicht einen Fuß breit war; allein diese Aeffchen schleppten ihre Lasten volle 400 Yards den Abhang hinauf und machten bei den Gesträuchen über ihnen Halt, während in einer Tiefe von mehr als 900 Fuß unter ihnen Alles mit Wald bedeckt war. Als wir die Schulter erstiegen hatten, eröffnete sich uns eine unbeschreibliche Aussicht. Wir standen auf einem schmalen ungefähr zwanzig Yards langen Vorsprunge. An der Seite, wo wir hinaufgekommen waren, sahen wir in eine tiefe walbbewachsene Schlucht; an der entgegengesetzten zwischen sechs und sieben Fuß breiten Seite des Felsens senkte sich der Abhang schroff und ohne Wülste 1500 Fuß tief bis in die Ebene.

Eine Extremität des Halses war eben so abschüssig, die andere gewährte den prächtigsten Anblick, den ich je gesehen. Eine schmale schwerdtähnliche Felsenspitze, hin und wieder durch steile Vorsprünge holperich gemacht, strebte in konischer Form 300 bis 350 Fuß über unseren Häuptern empor, und auf der eigentlichen Zinne thronte der alte Peter-Botte in finsterer Majestät.

Nach kurzer Ruhe gingen wir ans Werk.*) Zunächst hatten wir zwei dicht an einander stoßende, an den Seiten stark hervorragende, von vorn aber ganz senkrechte Felsen (gleichsam zwei abgestumpfte Höcker des Pik) vor uns, an welche die 12 Fuß lange Leiter noch gelehnt war, die Lloyd und Dawkins 1831 zurückgelassen hatten, und die nur ungefähr bis zur halben Höhe der Felswand reichte. Der angenagelte Fuß dieser Leiter stand auf einem so schmalen Vorsprung, daß zu jeder Seite nur ein Raum von drei Zoll blieb. Auch eine Enter-Leine (Strickleiter) hatte man im vergangenen Jahre zurückgelassen, die nicht in Gebrauch kam. Einer von Lloyd's Negern, halb Affe, halb Katze, kletterte von der Spitze der Leiter aus in der Spalte, die beide Felsen trennt, aufwärts, weil er seine Körperlast der alten und verwitterten Leine nicht anvertrauen wollte. Er hatte einen kleinen Strick um die Hüften gebunden, und es war grausig zu sehen, wie kaltblütig der Bursche sich hinanrückte**), da doch ein einziger loser Stein oder falscher Griff ihn — Gott weiß, wie tief! — hinabgestürzt hätte. So klimmte er ruhig weiter, bis wir ihn endlich vom Halse der Kuppel herunterschreien hörten: „Alles geht gut!" Diese Neger bedienen sich ihrer Füße ganz wie die Affen, indem sie jeden Vorsprung fast eben so sicher mit den Zehen wie mit den Händen fassen. Die mitgeschleppte Leine machte er oben fest, und jetzt klimmten wir alle Vier an derselben empor, Einer nach dem Anderen. Es war, Scherz bei Seite, eine gräßliche Operation. An mehreren Stellen war die Kante des Abhangs nicht einen Fuß breit, und ich hätte in meiner halb sitzenden, halb knieenden Stellung meinen rechten Schuh — wäre ich anders beschuht gewesen — in die Ebene auf der einen Seite und meinen linken in die Schlucht auf der anderen Seite hinabschleudern können. Das Einzige, was mich in Staunen setzte, war meine Nervenstärke und Freiheit von allem Schwindel. Noch am Morgen, als wir die Schlucht hinanstiegen, fühlte ich meine Nerven gereizt, aber nach und nach ward ich so fest und gutes Muthes, daß ich ohne das geringste Drehen im Kopfe von der schwindlichen Höhe hinabschauen konnte. Bei allem dem wurde es mir herzlich sauer, und ich freute mich sehr, als ich wohlbehalten in der Wölbung des Halses ankam. Der Kopf, eine kolossale Felsenmasse von ungefähr 35 Fuß Höhe, ragt an jeder Seite einige Fuß weit über seine Basis hinaus.***) Ein ziemlich ebener Felsen-Rand, von etwa sechs Fuß Breite, läuft um drei Seiten der Basis und wird überall von der scharfen Kante des Abhangs begränzt, ausgenommen an der holperigen Seite, wo wir heraufgekommen waren. Der Kopf, welcher, wie bereits gesagt, mehrere Fuß weit über seine Basis hinaushängt, befindet sich an Einer Stelle nur in gleicher Linie mit der Kante des Abhangs, und zum größten Glück war eben diese Stelle unser Landungsplatz. Jetzt wurde vermittelst zweier Leinen eine Communication mit den Leuten auf der Schulter angeknüpft, und so verschafften wir uns das nothwendige Material, Capitain Lloyd's tragbare Leitern, noch mehr Stricke, Haken u. s. w. Doch blieb es eine kitzliche Frage, wie wir die Leiter an dem Felsen aufstellen könnten? Nous verrons! Lloyd hatte einige eiserne Pfeile mit Riemen in Bereitschaft, um sie hinüber zu schießen. Dann nahm er eine Flinte, band sich eine Leine um den Leib, an der wir Alle festhielten, ging dann über die Kante des Abhangs an die entgegengesetzte Seite, lehnte sich mit dem Rücken an die Leine und feuerte über den am wenigsten vorspringenden Theil. Riß die Leine, so fiel er in eine Tiefe von 1800 Fuß. Zwei Mal

*) So nennt man einen bedeutenden Vorsprung an dem einer menschlichen Figur nicht unähnlichen Berge, von dem aber noch ungefähr 300 Fuß bis zum Halse und einer Aushöhlung, die den stumpfen Kopf trägt.

*) Der Verf. hat seiner Beschreibung einige Holzschnitte beigefügt, die Alles anschaulicher machen. Da diese Abbildungen hier zu viel Raum einnehmen würden, haben wir in dem Berichte Einiges modifizirt und vervollständigt.

**) Es rückt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.
Goethe's Todtentanz.

***) Besonders merkwürdig an diesem sogenannten Kopfe sind zwei durch Vorsprünge gebildete menschliche Gesichter, die eine Art von Janus-Kopf aus ihm machen.

schoß er vergebens und nahm jetzt seine Zuflucht zu einem großen Stein mit einer Strickleiter (lead line), die er in diagonaler Richtung schleuderte. Er that mehrere schöne Würfe; aber das traßige Seil wollte nicht fassen und der Stein fuhr tief hinab, bis endlich Aeolus, den die Ausdauer des Capitains freuen mochte, uns eine Minute lang einen starken Wind schickte, so daß der Stein hinüberflog und an jener Seite fest liegen blieb. „Hurrah, brave Jungen, jetzt frischen Muth!“ An das Seil über unseren Häuptern knüpften wir vermittelst eines anderen Seiles eine Leiter und befestigten diese wieder an unserem Standpunkt, worauf wir Viere, Capitain Lloyd voran, lustig emporkletterten. Bald wehte die Flagge unseres alten Englands frei auf dem gefürchteten Peter-Botte. Kaum war die Flagge sichtbar, als der Unverzagte (the Undaunted) im Hafen salutirte und die Kanonen unserer salutirenden Batterie losdonnerten; denn obgleich unsere Expedition geheim gehalten ward, bis wir aufbrachen, so wurde sie doch am selbigen Morgen bekannt, und Jedermann harrte neugierig des Erfolges. Wir schafften uns eine Flasche Wein auf den Gipfel, tauften ihn König Wilhelms Pik und tranken, die Flagge umarmend, seine Gesundheit. Nie fühlte ich mich so begeistert, wie in diesem Augenblick; selbst die Neger unten auf der Schulter stimmten in unser Hurrah ein, und wir konnten tief unten in der Ebene das schwache Jauchzen der erstaunten Bewohner vernehmen. Da wir beschlossen hatten, nichts halb zu thun, so trafen wir nun Vorkehrungen zu unserem Nachtquartier in der Wölbung des Halses und legten uns Decken, Nachtjacken, Branntwein, Cigarren u. s. w. zurecht. Mittlerweile bereitete man unten auf der Schulter unser Mittagessen, und gegen vier Uhr Nachmittag stiegen wir unseren kitzlichen Pfad hinab, um die tragbare Suppe, den geräucherten Lachs u. s. w. einzunehmen. Unsere Gesellschaft bekam neuen Zuwachs durch Dawkins und seinen Vetter, einen Lieutenant vom „Talbot“, die wir von unserer Hoffnung auf guten Erfolg schriftlich benachrichtigt hatten.

Nach der Mahlzeit, als es zu dunkeln begann, stählte ich meine Nerven und klimmte zu unserem wunderlichen kleinen Neste am Gipfel empor, begleitet von Keppel und einem Neger, der einiges trockene Holz mitbrachte und in einer Felsenspalte ein Feuer anzündete. Lloyd und Phillpotts kamen bald nach, und wir begannen, mit einem Glase Schnaps den Anfang machend, für unser Lager zu sorgen. Ich trug auf meinem Körper eine Jagd-Weste und Jacke, ein ungeheures weites Wamms darüber, eine dicke wollene Matrosen-Mütze, zwei Decken, eine Branntwein-Flasche und Cigarren-Dose. Wir setzten uns nieder, Jeder mit einer brennenden Cigarre, und erwarteten so die zum Signal unseres guten Erfolges bestimmte Stunde. Es war ein herrlicher Anblick, von dieser schwindelnden Zinne die ganze Insel zu übersehen, wie sie im sanften Mondschein, den nur die dunklen schwarzen Schatten der anderen Berge unterbrachen, zu unseren Füßen lag. Hin und wieder schimmerte ein Licht aus den Ebenen oder ein Feuer aus einer Zuckersiederei hervor; aber kein Laut drang bis zu unserem Revier, das Jubelgeschrei der Schulter-Männer ausgenommen, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte. Endlich sahen wir in der Richtung von Port Louis einen Blitz aufleuchten, dem erst lange nachher der dumpfe Donner der Abend-Kanone folgte. Jetzt schritten wir zu unserem Signal, und Hussa! flog eine Rakete aus der Höhle, die einen Augenblick alle Gipfel zu unseren Füßen erleuchtete und uns dann in sichtbarer Dunkelheit ließ. Hierauf zündeten wir ein blaues Licht an, und nichts konnte sich prächtiger ausnehmen. Der magische Schein an dem überhangenden Felsen, die wilde Gruppe, die wir in unserer abenteuerlichen Hülle bildeten, der schmale deutlich sichtbare Rand, auf dem wir standen, die vielen tropischen Vögel, die, von unserem Lärmen aufgeschreckt, herbeiflogen und dann wieder krächzend in dem Dunkel zu unseren Füßen sich verloren — denn der jähe Abgrund linker Hand war so finster, wie der Erebus — Alles machte einen wunderbaren Eindruck. Wir zündeten noch ein blaues Licht an und ließen noch zwei Raketen steigen, worauf unser Laboratorium erschöpft war und der geduldig zusehende insultirte Mond wieder in seine Rechte trat. Jetzt wickelten wir uns in die Decken, banden Herrn Phillpotts, der ein determinirter Nachtwandler ist, an Keppel's Bein und versuchten zu schlafen; allein wie tobte der Wind vor Tagesanbruch, und ob, wie frostig! Wir tranken all unseren Branntwein auf und mummten uns die ganze Nacht in unsere Decken — aber vergebens.

Als der Tag graute, erhoben wir uns, steif, kalt und hungrig. Nach vier- oder fünfstündiger harter Arbeit hatten wir ein Loch in den Felsen gegraben, senkten den Fuß unserer zwölf Schuh langen Leiter tief in den Gipfel, knüpften ein Wasser-Tönnchen als Gränz-Mal an die Spitze und darüber einen langen Stab mit flatternder Union-Fahne. Dann stiegen wir, Einer nach dem Anderen, auf die Leiter, um noch Ein Mal eine Aussicht zu genießen, wie ich sie wohl nie wieder sehen werde, nahmen von dem Schauplatz unserer Mühe und unseres Triumphes ein ewiges Lebewohl und gelangten auf der anderen Leiter wieder zum Halse, worauf wir alle Communication mit dem Gipfel oder Kopfe sorgfältig abschnitten.

Um uns Zeit zu ersparen und Gefahr zu vermeiden, machten wir jetzt eine Leine, die vom Halse zur Schulter hinabhing, möglichst fest, hingen unser Geräthe mit Hülfe von Ringen daran und ließen einen um den anderen hinabschießen, daß die Leine dampfte. So gelangte Alles wohlbehalten zur Schulter, ausgenommen ein Sack voll Decken, mein Gewehr und verschiedene andere Artikel, die, weil sie nicht genug befestigt waren, ihre Schnur am Ringe entzweirissen und — hinab zu den Pampelmussen wanderten. Zuletzt machten wir uns auf den Weg und kamen glücklich bei der Schulter an, ohne auch nur einen Faden zurückzulassen, der entdecken könnte, wo wir hinaufstiegen. Wir frühstückten und erreichten nach langem und etwas beschwerlichem Abwärtssteigen die terra firma, wo uns Capitain Lloyd's Wagen alle Sechs aufnahm und im vollen Trabe in die Stadt spedirte. Alles bewillkommnete uns mit großer Herzlichkeit, und sämmtliche Franzosen finden jetzt, daß das Unternehmen „une chose bien facile“ sey. Mögen sie hingehen, die Brittische Flagge herausziehen und ihr dreifarbiges Ding an ihrer Stelle aufpflanzen! — doch, wir müssen auch Anderen etwas gönnen. (U. S. J.)

Zur Gartenkunde.

Englischer und Italiänischer Stil. — Französische Gärten.

„Ich habe sehr schöne Gärten gebaut“, sagte Cicero in einem Schreiben an seinen Freund Atticus: Hortos aedificavi pulcherrimos; und in der That bauten die Römer ihre Gärten; denn wenn man die mit Bäumen vermischten Säulengänge, die mit Statuen bevölkerten Alleen, die marmornen Terrassen, die schönen Obelisken betrachtet, welche die Römer so verschwenderisch in ihren Gärten aufstellten, so ist man geneigt, Cicero's Ausdruck: Hortos aedificavi, für richtig anzuerkennen. Dieser architektonische Stil, diese Art, Gärten zu erbauen und nicht anzulegen, hat sich im modernen Italien erhalten. Die Natur ordnet sich dort der Bildhauerkunst und der Architektur unter.

Die Franzosen sagen nicht, wie die Römer, einen Garten bauen, sondern einen Garten zeichnen (dessiner un jardin), und dieser Ausdruck ist ebenfalls bezeichnend. Der alte Französische Garten war ein regelmäßig und symmetrisch gezeichneter geometrischer Plan. Die Waage, der Kompaß und das Winkelmaaß spielten bei der Anlage die Hauptrolle; man zeichnete Vierecke, Halbkreise und Parallelogramme. Sagt man nicht noch heute: ein Viereck von Tulpen? und drückt das Wort Rabatte (plate-bande) nicht jene einförmige Regelmäßigkeit aus, zu der sich die Französischen Gärtner ehemals verdammt sahen?

In England bedient man sich des Ausdrucks: einen Garten pflanzen (to plant a garden). Dies ist die einzige passende Bezeichnung für den Stil der Englischen Gärten. Ich spreche hier nicht von den Ungeheuern, welche einige Leute von schlechtem Geschmack, die gern originell seyn möchten, geschaffen haben; buntscheckige und wunderliche Gärten mit Kiosken, Obelisken, Pagoden, Chinesischen Brücken, modernen Ruinen, Parodieen eines ehrwürdigen Alterthums, und mit allen den phantastischen Zierrathen, an denen ein krankhaftes Gehirn Vergnügen findet. Der wahre Englische Garten gehört England nicht mehr als jeder anderen Gegend Europa's an. Die Vollkommenheit in dieser Gattung besteht darin, sich den Lokalitäten zu fügen und Nutzen aus denselben zu ziehen, die schönen sammetartigen Rasen Großbritanniens geltend zu machen, über seine grünen Grasplätze und seine großen Eichen auf eine für das Auge angenehme Weise zu verfügen. Selbst in Holland würden der einförmige Anblick des Bodens, die geradlinigen mit Fahrzeugen bedeckten Kanäle, die aller Abwechselung ermangelnden Flächen, durch die Kunst des Landschafts-Gärtners modifizirt und verschönert werden. Dieser Künstler — der Name kömmt ihm mit Recht zu — muß nicht, wie man wohl hin und wieder glaubt, Alles umstürzen, Alles neu erschaffen, Hügel erheben, wo Seen waren, oder durch seiner Hände Arbeit eine neue unbekannte Natur hervorrufen. Er studirt die natürliche Landschaft, welche man ihm anvertraut, und die zu vervollkommnen seine Pflicht ist. In ihr selbst findet er alle seine Hülfsquellen. Er benutzt die Aussichten, er verfügt mit Kunst, aber ohne daß man die Absicht merkt, über die Gruppen von Bäumen und Blumen. Er hilft nur der Natur nach und dient ihrer Schönheit.

Der Landschafts-Garten (landscape-garden) ist seltener, als man glaubt. Wir haben einen großen Theil von Europa und Amerika durchlaufen, ohne daß wir zahlreiche Muster angetroffen hätten, die wir den Liebhabern empfehlen könnten. Die Laune der Eigenthümer widerspricht der Natur viel lieber, als daß sie ihr dient; und die seltsamste Bizarrerie entstellt oft die Anlagen einiger berühmten Gärten. In Großbritannien findet man zu gleicher Zeit Proben von den verzerrtesten und geschmacklosesten Parks und von den bewundernswürdigsten künstlichen Landschaften.

Ich habe schon meine Ansicht über die Italiänischen Gärten ausgesprochen; aber ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß man diese Gattung verachten müsse. Es würde thöricht seyn, den Bannfluch über jene schönen regelmäßigen Parks auszusprechen, welche die Künstler des 15ten und 16ten Jahrhunderts mit ihren Meisterwerken verziert haben. Allerdings verschwinden die großen Züge der Italiänischen Landschaft unter der Hand des Architekten. Unter einem heißen Himmel, auf einem brennenden Boden sieht man mit Erstaunen große offene Alleen, Säulengänge, mit Statuen verziert und des Schattens beraubt, Tempel von Marmor ohne Laubwerk und Grün. Aber die Italiänische Landschaft, so prachtvoll und großartig, strahlt in ihrem vollen Glanze nur in den Abruzzen und in den Ebenen der Lombardei. Man hütet sich, die hundertjährigen Eichen und die hängenden Weinberge in die Gränzen eines Parks einzuschließen. Die Wälder haben zu viel natürliche Majestät, die Lichter in dem Gehölz und in den wunderbaren Seen enthalten eine zu mächtige Poesie, als daß die Hand des Menschen ihren Schönheiten irgend etwas hinzufügen könnte.

Man betrachte daher die Terrassen und Statuen auf den Borromäischen Inseln, die schönen Gärten Boboli's bei Florenz als architektonische Denkmäler, als merkwürdige Muster des Italiänischen Stils. Man sieht daselbst mehr Statuen als Gebüsche, mehr Marmor als Blumen. Trotz unserer Vorliebe für den Englischen

Park, für den grünen Rasen und für die schattigen Windungen der Alleen würden wir doch untröstlich seyn, wenn jene Proben einer Kunst, die bald verloren gehen wird, gänzlich verschwinden sollten. Wer sieht nicht, daß Versailles mit seinen regelmäßigen Buchenhecken und mit seinen Tausenden von Göttern und Göttinnen ein ganzes Jahrhundert repräsentirt? Wer möchte gern für immer jene großen Erinnerungen an verflossene Zeiten verlieren? Was die Anlage im Ganzen und die Verbindung der Details, was die Perspektive und die Anordnung der Massen betrifft, so haben jene langen Gänge von buntfarbigem Marmor, jene Wälder von antiken Büsten und über einander gereihten Statuen etwas Wunderbares, wie eine Theater-Decoration. Man verweile daselbst in einer schönen Sommernacht beim Mondschein, oder des Morgens, wenn ein leichter Wind Wellen auf dem Wasser kräuselt, das sich in den steinernen Bassins befindet: der zauberische Anblick von Versailles wird dann bei weitem auffallender hervortreten, als während der Hitze des Tages. Oder man besuche lieber die Borromäischen Inseln; dort ist der wahrhaft vollständige und ursprüngliche Typus der Gattung, von der wir jetzt sprechen. Man lehne sich dort auf die Brüstung eines der Balkons, welche die wunderschöne Gegend beherrschen; man bleibe dort, während der Morgenwind die kleinen Barken auf den blauen Wellen des Lago Maggiore treibt. Der Kontrast zwischen den Werken des Menschen, die, sie mögen noch so symmetrisch, zierlich oder großartig seyn, doch immer kalt und todt bleiben, und zwischen den Schöpfungen der Natur, wie ihrer mannigfaltigen Fruchtbarkeit und ihrer sich ewig neu erzeugenden Jugend, bringt dann recht lebhaft auf uns ein.

Die Franzosen, klassisch in dem Sinne, wie es die Italiäner sind, und diesen die oft ungeschickte Nachahmung der Sitten und Gebräuche der Römer entlehnend, haben auch den erwähnten architektonischen Stil noch überboten. Die Italiäner hatten einen mit Grün vermischten Palast erschaffen; sie hatten einen weiten Raum mit Marmor bedeckt, auf dem sich nur hin und wieder einige Blumen und einige Sträucher zeigten. Die Pflanzen waren in Vasen eingeschlossen, und alle Schöpfungen der Natur wurden dem Joche der Kunst unterworfen. In Frankreich ging man noch weiter; man begnügte sich nicht mit der Skulptur des Marmors, sondern man legte gleichsam den Meißel auch an die Bäume. Der Taxus und die Tanne wurden auf tausend wunderliche Arten modellirt. Die Gartenscheere erschuf Götter und Göttinnen, Säulengänge und Hallen. Lächerliche Verirrung! In Versailles und in den Tuilerien mischt sich indessen ein Gefühl der Größe in diese Wunderlichkeiten. Man kann nicht ohne ein Gefühl, welches sich der Ehrfurcht nähert, jene Masse von stummen, ruhigen und schönen Figuren, jene majestätische Regelmäßigkeit, jene Symmetrie betrachten, welche an ein Jahrhundert der Ordnung, der Stärke, der Etiquette und der Sklaverei erinnert.

Gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts fing man an, den Stil der Englischen Gärten in Frankreich einzuführen; indessen hat sich mehr als Eine Spur des alten Geschmacks in den Provinzen und selbst in Paris erhalten. Man kann nicht sagen, daß das Studium der Landschafts-Gärtnerei in Frankreich so ausgebildet sey, wie in England. Die Baumgärtner sind dort sehr geschickt; aber die Verzierungen findet man oft sehr vernachlässigt. In dieser Beziehung hat nicht allein Frankreich, sondern ganz Europa noch sehr viel von England und Holland zu lernen. Vor ungefähr funfzig Jahren verstanden die Französischen Gärtner die Zucht und die Erhaltung der Obstbäume bei weitem besser, als die Englischen; aber ich glaube, daß die Englischen und Holländischen Gärtner, was die Treibhäuser und die Zucht der Gemüse während des Winters betrifft, jetzt noch den Vorzug vor allen Gärtnern Europa's verdienen. Besonders aber glaube ich, daß die Anlage eines Parks oder eines Vergnügungs-Ortes in England besser verstanden wird, als sonst irgendwo.

Der Park von Chantilly, von großen Wäldern umgeben, welche die alte Aristokratie in der Nähe der Hauptstadt angelegt hatte, ist unter den fast Königlich ausgestatteten Besitzungen berühmt; er nimmt einen großen Flächenraum ein; — das ist so ziemlich seine ganze Schönheit. Der Boden von Chantilly ist leicht und sandig. Pappeln, Ulmen und Linden, unregelmäßig gepflanzt, bilden ein ziemlich dichtes Gehölz, welches von großen Alleen durchschnitten ist. Die Ställe, welche man uns bewundern ließ, sind ein anspruchsvoller Palast, ein Versailles für die Pferde, ein lächerliches und unbequemes Nebenwerk, welches sich so schlecht für seine eigentliche Bestimmung eignet, daß wir nicht umhin konnten, die Thiere zu bedauern, die so prächtig und zugleich so schlecht wohnen. Ein Mal im Jahre deckte man die Tafel in jenen Ställen, wo dann der Herzog mit seinen Freunden speiste.

Mitten in dem ziemlich schattigen, aber einförmigen und auf ganz ebenem Boden gepflanzten Gehölz erhebt sich eine alte Masse verfallener Gebäude. Das schlammige Wasser eines viereckigen Grabens schützt und umgiebt dieselben. Unter dem Dache nisten zahllose Schwalben. Das Gesims fängt an, sich abzunutzen; die Thüren wackeln, die Fenster sind wurmstichig und verwittert. Das Auge verweilt, ohne sich zu ergötzen, auf einem Bette trockenen Sandes, auf mit grünlichem Moose bedeckten Terrassen. Dazu kommt ein Rasen, den die Grille verzehrt und vernichtet, ein schmutziges Wasser, welches eine stinkende Ausdünstung verbreitet, und eine Koppel Hunde, die Morgens und Abends mit der Peitsche dressirt werden. Dies ist ein ungefähres Bild jenes seltsamen Vergnügungs-Ortes, der als ein nur zu richtiges Symbol des jetzigen Zustandes der Französischen Aristokratie dienen kann. Warum hat man auch der Natur Gewalt anthun wollen? Man verlangte das Unmögliche von ihr, als man versuchte, aus Chantilly einen Englischen Garten zu machen. Der undankbare Boden, der zur Hervorbringung einiger Küchengewächse bestimmt war, lehnt sich gegen alle ihm aufgedrungene Verschönerungen auf, und die ungeheuren Summen, welche man in diese unfruchtbare Sandwüste gesteckt hat, konnten nicht mit Vortheil gegen die schlechte Wahl des Ortes ankämpfen.

Die Gärten von Ermenonville haben wir in demselben Zustande des Verfalls gefunden; Rousseau's Zimmer war von einem vormaligen Läufer des Prinzen von Condé bewohnt; die ganze Besitzung fanden wir in ein Wild-Gehege verwandelt, die Rasenplätze und die Rabatten verwüstet. Die Erinnerungen, welche sich an Ermenonville knüpfen, machen diesen Zustand noch auffallender. Man sollte glauben, daß Frankreich wenig Gedächtniß für seine glorreichsten Erinnerungen besitzt. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The mysteries of time. (Die Mysterien der Zeit oder Boswell Cave.) Ein Gedicht. Pr. 8½ Sh.

Alphabet of angling. (Lexikon für Fisch-Angler.) Von Rennie. Pr. 2½ Sh.

Report etc. (Bericht über die erste und die zweite Versammlung des Britischen Vereins zur Beförderung der Wissenschaft.) Pr. 18 Sh.

History of the church. (Kirchengeschichte.) Von der frühesten Zeit bis zur Reformation. Von G. Waddington. Pr. 13 Sh.

On church reform. (Ueber Kirchen-Reform.) Von Wetherell. Pr. 1 Sh.

Mannigfaltiges.

— Lach- oder Paradies-Gas. Sir Humphrey Davy stellte während seines Aufenthaltes in dem pneumatischen Institute zu Bristol die kühnsten Versuche mit der Salpeter-Säure oder dem Stickstoff-Gas an, welches man auch Lach- oder Paradies-Gas nennt, wegen der merkwürdigen Wirkungen, welche es auf die menschliche Maschine hervorbringt, wenn es eingeathmet wird. Davy wollte sich nur überzeugen, ob dieses Gas dazu dienen könne, das Athemholen zu unterhalten; und er vergewisserte sich in der That, daß man es ohne Gefahr in die Lungen aufnehmen könne, und daß es selbst einige Minuten zum freien Athemholen diente; aber er empfand bald andere Wirkungen, an die er gar nicht gedacht hatte. Auf ein leichtes Gefühl der Beklemmung folgten außerordentlich angenehme Empfindungen, denen gleich, welche der erste Grad der Trunkenheit mit sich bringt. Alle Gegenstände, welche ihn umgaben, glänzten in einem hellen Lichte; sein Gehör hatte eine ganz ungewöhnliche Feinheit erlangt; seine Muskelkräfte waren bedeutend vermehrt, und er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sich zu bewegen. — Diese Erfahrung erregte die lebhafteste Aufmerksamkeit, und sie wurde in Gegenwart einer großen Menge berühmter und ausgezeichneter Männer wiederholt. Unter ihnen befanden sich die Dichter Southey und Coleridge, welche Beide mit ganz poetischem Schwunge die Empfindungen beschrieben haben, die das Einathmen des Gases in ihnen hervorbrachte. Die beständige Wirkung, welche es bei allen dasselbe einathmenden Personen hervorbringt, ist ein starker Hang zum Lachen, weshalb man ihm auch den Namen Lach-Gas gegeben hat. Ein Herr Tobin, Bruder des dramatischen Schriftstellers, sprang nach zwei oder drei Einathmungen von seinem Stuhl auf, schlug in dem Anfall von Heiterkeit rechts und links um sich und lief dann wie ein Verrückter durch alle Zimmer des Hauses. Das Lachen wurde ansteckend und theilte sich bald allen Experimentirenden mit. Es konnte nichts Komischeres geben, als diese Versammlung ernster und gesetzter Männer, welche alle einen mit Gas angefüllten seidenen Beutel vor dem Mund hatten, pfeifend und lachend umherlaufen sehen, als ob Bedlam seine Thore geöffnet hätte. (R. B.)

— Englands Verkehr umfaßt die ganze Welt. Bei allen seinen Fehlern, seinem Elend, seinen Schulden und seinen Auflagen ist Großbritanien dennoch das merkwürdigste Land in der Welt. Ein bloßes Fleckchen im Ocean, wenn man es mit seiner eigenen Kolonie Neu-Süd-Wales vergleicht, berührt es dennoch zu gleicher Zeit mit der rechten Hand den Osten und mit der linken den Westen. Sein tausendfacher Verkehr, worunter so mancher unermeßlich ist, hat Augen, die nie schlummern, Ohren, die nie verschlossen sind. Sein Handels-Interesse umfaßt die äußersten Gränzen der Erde. Vom Aequator bis zum Nord- oder Südpol ereignet sich nichts von moralischer oder politischer Bedeutung, wobei es nicht lebhaft interessirt wäre. Ob in Grönland die Wallfische, in Nord-Amerika das Pelzwerk, in Neu-Foundland der Stockfisch häufig sind; ob das Gewürz in Java, der Thee in China, die Baumwolle in Süd-Karolina, der Wein in Portugal und Frankreich, der Zucker in West-Indien gerathen sey; wie es in Kanada um das Holz, in Rußland um Talg und Hanf, in Polen um den Weizen, in der Türkei um den Kaffee stehe; was die Edelsteine in Brasilien, das Gold in Peru, die Cochenille in Malta, die Orangen in St. Michaels gelten, — nichts von dem Allen ist ihm gleichgültig, Alles wirft sein Gewicht in die Wagschale des National-Wohlstandes und äußert seinen Einfluß gewissermaßen bis in die niedrigste Hütte der Schottischen Hochlande. In Indien herrscht England, nach Sir John Cam Hobhouse, wenigstens durch seine Machtverleihung, über eine Bevölkerung von 89 Millionen Seelen, und sein Scepter, den es über den Ocean ausstreckt, beherrscht einen Kreis von nicht weniger als 1,128,000 Quadrat-Meilen. (E. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Montag den 24. Juni 1833.

Frankreich.

Heinrich's IV. Versöhnung mit der katholischen Partei. 1593.

Ein historisches Gemälde, von A. Bazin.

Seitdem der ermordete Heinrich III. es dem Könige von Frankreich überlassen hatte, die Krone Frankreichs zu erobern, d. h., seit beinahe vier Jahren, hatte dieser Fürst das abenteuerlichste Königs-Leben geführt, das man sich nur denken kann; immer im Felde, und den Panzer auf den Schultern; bald an der Spitze eines zahlreichen Adels und dann einmal wieder von fast allen seinen Dienern verlassen; einen Tag vor den Thoren von Paris, im anderen Monat am äußersten Ende des Königreichs; immer des Geldes, aber nie des Muthes ermangelnd; der ärmste Edelmann, aber der tapferste Soldat seiner Armee. Dies Alles hinderte ihn nicht, verliebt zu seyn, wie andere Französische Prinzen. Es scheint, daß man ihm in dieser Hinsicht auf seine guten Aussichten kreditirte, denn er hatte schon damals eine Geliebte in Guyenne, die beinahe vergessen war, eine gewöhnliche Geliebte, die aus dem Kloster Montmartre entführt worden war, und eine regierende Geliebte in Compiegne. Er würde ohne Zweifel eine vierte in Rouen gefunden haben, wenn der Herzog von Parma die Eroberung der Stadt zugegeben hätte. Aber diejenige, welche jetzt eine unumschränkte Gewalt über sein Herz ausübte, war die Tochter des Marquis von Coeuvres, Gouverneurs von Noyon, Gabriele von Estrées, welche er vorsichtigerweise an einen ehrlichen Edelmann verheirathet hatte, um ihres alleinigen Besitzes gewiß zu seyn, und die ihn, den erklärten Geliebten, betrog, als ob sie keinen Gatten gehabt hätte.

Während jener vier Jahre hatte er schöne und glorreiche Siege davon getragen, eine gewisse Anzahl von Städten in der Picardie, Normandie und in der Champagne genommen, mit mehr Vortheil für seinen Ruf als für die Förderung seiner Angelegenheiten. Es fehlte ihm weiter nichts, um sich im Ernste König von Frankreich nennen zu können, als der Besitz von Orleans, Bourges, Rouen, Havre, Troyes, Sens, Lyon, Poitiers, Chateau-Thierry, Agen, Laon, Soissons, Amiens, Beauvais, St. Malo, Toulouse und anderer Städte von gleicher oder minderer Wichtigkeit. Aber besonders fehlte ihm der Besitz von Paris; der Stadt Paris, welche schon vor fünf Jahren das besondere Vergnügen gehabt hatte, seinen König fortzujagen, ohne deshalb glücklicher zu seyn; Paris, wo die Bürger sich durch das Auswachziehen die heftigsten Erkältungen zuzogen, wo man Prozessionen in Waffen hielt, und wo die Nahrung oft nur in wüthenden Predigten und in falschen Nachrichten bestand; wo man regelmäßig jede Woche an den Tod des Bearner glaubte, wo man vor Langeweile gestorben wäre, wenn man nicht abwechselnd bald einige Gemäßigte und bald einige Exaltirte von derselben Partei hätte hängen sehen. Er hatte es schon zweimal belagert, einmal ihm alle Zufuhren abgeschnitten, und kehrte von Zeit zu Zeit unter seine Mauern zurück, um zu sehen, ob die Nachricht von seinen Siegen nicht eine Bresche eröffnet hätte, ob die Spanier noch immer die Thore besetzt hielten, und ob die Politiker, welche ihm wohlwollten, nicht endlich aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen wollten. Aber er fand es immer verschlossen; die Soldaten des katholischen Königs hielten mit brennenden Lunten Wache auf den Wällen, und die Politiker machten im Stillen Epigramme, wie es so geistreichen Leuten zukam. In Ermangelung der großen Stadt hielt Heinrich IV. wenigstens Saint-Denis besetzt, welches der Graf von Aumale ihm nicht hatte entreißen können, obgleich zum Angriff der Tag des heiligen Genovefa gewählt worden war; so daß, wenn ihm das Louvre fehlte, um sich von seinen Anstrengungen auszuruhen, er doch wenigstens sicher war, in Königlicher Erde begraben zu werden, was bei dem Handwerk, welches er trieb, keine üble Aussicht war.

Der erste Monat des Jahres 1593 brachte den Parisern einen neuen Gegenstand für die Unterhaltung und für die Schaulust; nämlich die Versammlung der drei Staaten des Königreichs, welche von dem General-Statthalter der Krone zusammenberufen und, wie es sich thun ließ, aus Leuten zusammengesetzt waren, die ihre Städte, Abteien oder Schlösser verlassen hatten, um sich durch die Armeen aller Art und aller Fahnen einen Weg nach Paris zu bahnen. Diese Versammlung glich weder an Zahl noch an Ansehen der Personen den letzten im Jahre 1588 in Blois versammelt gewesenen General-Staaten; es fanden sich zu derselben weder Prinzen von Geblüt, noch Groß-Offiziere der Krone, noch Pairs ein, außer vier Marschällen und einem Erzbischof, die man besonders zu dieser Gelegenheit creirt hatte. Die Spötter konnten mit Fug und Recht über die außerordentliche Magerkeit einer Versammlung spotten, welche auf nichts Geringeres Anspruch machte, als das Gesetz der Erbfolge für die Krone Frankreichs zu zerstören und einen neuen König zu schaffen; „als ob das", so sagte man, „eine Sache der Berathschlagung und der Laune wäre; als ob ein König das Produkt der Menschenhände seyn könne und nicht aus sich selbst wachsen müsse, um Leben und Werth zu haben." Man konnte auch noch anführen, und man ermangelte auch nicht, es zu thun, daß diese klägliche mit so hohen Ansprüchen auftretende Versammlung aus aufrührerischen hülfsbedürftigen Personen bestände, welche die Unruhe liebten, weil sie selbst nichts zu leben hatten und sich das Eigenthum Anderer anzueignen suchen mußten, außerdem auch keine Kenntniß oder Erfahrung in den Geschäften besäßen. Dergleichen Reden führte man in Paris in hundert wohl verschlossenen Häusern; in der Umgebung des Königs aber unumwunden und mit lauter Stimme. Aber der König selbst, besser berathen, stimmte nur sehr vorsichtig ein; denn jene Versammlung führte doch den Titel: „General-Staaten von Frankreich", ein Titel, der auf die Menge immer Eindruck macht. Das, was sie beschlossen hätte, gültig oder nicht, mit Recht oder Unrecht, wäre nichtsdestoweniger eine abgemachte Sache gewesen, um die sich Interessen gesammelt hätten, welche durch den geringsten kriegerischen Erfolg dauerhaft geworden wären; und sein gesunder Verstand hatte ihn gelehrt, daß, wenn Männer mit der Befugniß, zu reden, zu berathschlagen und zu votiren, versammelt sind, man sie niemals reizen muß, eine Thorheit zu begehen.

Er hatte dies selbst kürzlich empfunden. War nicht sein herumziehendes Parlament, sein Bruchstück eines höchsten Gerichtshofes, auf den Einfall gekommen, zu befehlen, „daß das Haus, wo die angeblichen General-Staaten gehalten würden, und die Stadt selbst, wo sie sich versammelten, zum ewigen Andenken an einen so furchtbaren Verrath der Erde gleich gemacht werden sollten!" Der Herzog von Mayenne hatte darauf sehr gut geantwortet, indem er die Deputirten nach Paris berief und sie in dem großen Saale des Louvre installirte. — Auch hielt es Heinrich nicht für klug, einen so stolzen Ton gegen Leute anzunehmen, welche der König von Spanien „Ehrwürdige, Erhabene, Herrliche und sehr Geliebte" nannte; er begnügte sich damit, die Versammlung für null und ungesetzlich zu erklären, und diejenigen, welche sich zu derselben hatten verleiten lassen, aufzufordern, sich binnen 14 Tagen zu entfernen. Zu gleicher Zeit aber glaubte er, ihnen im Namen der katholischen Fürsten und Herren, welche seiner Partei folgten, entgegenkommen zu müssen, indem er eine freundschaftliche Zusammenkunft vorschlug, welche zwischen Paris und Saint-Denis stattfinden sollte. Und was ihn selbst und die Ketzerei, welche man ihm vorwarf, betraf, so sagte er sich, daß er ihr nicht so hartnäckig anhinge, um sie nicht aufgeben zu können, wenn sein Irrthum ihm bewiesen würde. Er wünschte nichts mehr, als sich belehren zu lassen; er hatte mehrere Male mit vielem Eifer seine Studien über diesen Gegenstand begonnen; aber immer war er durch irgend ein Kriegs-Ereigniß gestört worden; und für solche ernste Gedanken war eine Zeit allerdings nicht günstig, wo der Donner der Kanonen unaufhörlich mit in's Spiel kam und wo man seinen Katechismus auf dem Pferde lernen mußte.

Auch war es die Versammlung in Paris nicht allein, welche ihm Sorgen machte und ihn zu dieser sanften Sprache zwang; er sah um sich her traurige Gesichter, melancholische Haltungen, gen Himmel gerichtete Augen, auf der Brust gekreuzte Arme und vernahm leises Geflüster. Dies war besonders seit einiger Zeit das gewöhnliche Benehmen der vornehmsten Katholiken, welche sich ihm angeschlossen hatten; Allen war dieser Krieg ohne Ende, diese Siege ohne Nutzen, dieses stets bedürftige Königthum, welches nur mit Danksagungen und Versprechungen bezahlte, und dieser wandernde Hof zuwider, dessen ergötzlichster Aufenthalt die Stadt Mantes war. Sie nahmen keinen Anstand, es auszusprechen, daß es der Geduld und der Prüfungen genug wären; daß Gott sich deutlich erklärt habe, daß die Tapferkeit der Streitenden dabei nichts ausrichten könne, daß man durch eine gute Messe die Sache beendigen müsse, daß der Himmel diesen Preis für den Thron Frankreichs setze, und daß sie sonst ihrerseits sich bemühen würden, einen ächten, einen katholischen König zu finden. Und da Heinrich IV. Vettern hatte, eine sehr überflüssige und lästige Verwandtschaft für Könige in seiner Lage, so hatten sie schon ihre Augen auf den jungen Karl von Bourbon

geworfen, der zwar der Sohn und Enkel von Huguenotten, jetzt aber Kardinal der heiligen Römischen Kirche und so geneigt war, wie irgend sonst ein Verwandter, dem Oberhaupt der Familie die Krone zu entreißen und sich selbst Karl X. zu nennen.

Von der anderen Seite begegnete er den finsteren und mißtrauischen Blicken der Huguenotten, seiner ältesten und besten Freunde, die aber beständig die Erinnerung an ihre Dienste im Munde führten. Diese stellten ihm kühn vor, daß er aus ihrem Schooße entsprungen sey, daß er seine Macht, seine Stärke und seinen Ruf ihren Diensten verdanke; daß sie alle Gefahren und alles Elend zusammengetragen und die schlechten Zeiten treulich mit einander durchlebt hätten; daß es weder verständig noch rechtschaffen sey, in dem Augenblick, wo sie den Sieg und die Krone in seine Hände gegeben hätten, sich von ihnen trennen zu wollen. Sie stellten ihm vor, wie man zu allererst von ihm verlangen würde, daß er den Ketzern, den Gefährten seines Ruhms und seiner Gefahren, den Krieg erklären solle. Deshalb droheten sie ihm geradezu, daß sie sich gegen ihn in die Stellung versetzen würden, welche sie angenommen hätten, um seine Rechte zu vertheidigen, sich eng vereinigt und verbündet zu halten, überzeugt, daß die Stelle an ihrer Spitze nicht lange leer bleiben würde. Und nach diesen Reden, welche eine Art republikanischer Rauheit athmeten, kamen die der reformirten Geistlichen, welche eben so bereit waren, Urtheile der ewigen Verdammniß auszusprechen, als die wüthendsten Priester in Paris, und eben so mit heiligen Sprüchen gegen die Fürsten versehen waren, welche die Sache Gottes verließen, und die schon die Leichtfertigkeit seiner Sitten als einen Weg zur Apostasie bezeichneten. Worauf der König nichts anderes zu thun wußte, als sie bei Seite zu nehmen, und ihnen zu sagen: „Meine guten Herren, wenn man Ihnen erzählt, daß ich einige Sünden der Unenthaltsamkeit begangen habe, so glauben Sie es, denn ich kann fehlen. Wenn man Ihnen aber sagt, daß ich unsere Religion verlassen wolle, so seyn Sie überzeugt, daß man mir Unrecht thut; mein Entschluß ist, in derselben zu leben und zu sterben." Und wenn einer der katholischen Herren ihn aufforderte, einen Prediger zu bestrafen, der ihn von der Kanzel herab mit Vorwürfen wegen seiner bevorstehenden Glaubens-Veränderung überhäuft hatte, so erwiederte er seufzend: „Was soll ich dazu thun; er hat nur Wahrheiten gesagt." (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Coriolan devant Rome. (Coriolan vor Rom.) Trauerspiel in fünf Akten von Levachee de la Feutrie.

Essai sur l'histoire littéraire du moyen age. (Literaturgeschichte des Mittelalters.) Von J. P. Charpentier.

E n g l a n d.

Zur Gartenkunde.

Englischer und Italiänischer Stil. — Französische Gärten.

(Schluß.)

Den Französischen Gärten fehlt in der Regel Schatten, Einsamkeit und Ruhe. Wir Engländer suchen vor allen Dingen Schatten, Absonderung und eine gewisse Einförmigkeit in der Umgebung. Wir sind mit dem Dichter Cowper der Meinung, daß die Wälder gepflanzt sind, um den träumenden Menschen zu trösten, der sich in ihren Krümmungen verirrt. Selbst die Gärten, welche man in Frankreich Englische Gärten nennt, entgehen jenem Fehler nicht. Bagatelle, eine Nachahmung der Englischen Gattung, ermangelt indessen nicht der Zierlichkeit und des guten Geschmacks. Ohne von dem Hause und dem Schlosse sprechen zu wollen, welche uns weniger für die Bequemlichkeit der Bewohner, als für den äußeren Anblick eingerichtet scheinen, ist daselbst, unseres Erachtens, zu viel Lärm und Geräusch, zu viel Wege, zu viel Statuen, zu wenig Bäume und grüne Massen; man glaubt sich niemals in der Einsamkeit und auf dem Lande. Selten kann man sich unter den Schatten eines bedeckten Baumganges flüchten; der Zwischen-Alleen sind zu viele, und die Richtung des Weges ändert sich fast alle Augenblicke.

Der Park von Saint-Ouen, von Gabriel Thouin gezeichnet, ist bei weitem besser angelegt. Der talentvolle Mann, den wir so eben genannt haben, ist der einzige Französische Gärtner, der die natürlichen Regeln errathen hat, nach denen ein Englischer Park angelegt wird; der Einzige, der die wissenschaftlichen Grundsätze desselben verstanden hat. Vielleicht findet man noch nicht genug dickes Gehölz in dem Plan dieses Parks, dessen Alleen zu häufig in scharfen Winkeln durchschnitten werden. Aber die Windungen dieser Alleen sind angenehm und zweckmäßig. Der Anblick der Landschaft wechselt häufig, ohne Wunderlichkeiten darzubieten, die abstoßen; kurz, es ist eines der Meisterwerke jenes Künstlers. Obgleich das Schloß am äußersten Ende des Parks liegt, so sieht man es doch durch die sich krümmenden Alleen durchschimmern, und es gewährt von weitem einen höchst malerischen Anblick.

Villeneuve-l'Etang hat lange Zeit dem Marschall Soult gehört, der sich darin gefiel, diese herrliche Besitzung zu verschönern, und sehr bedeutende Summen darauf verwendet hat. Das Schloß liegt schlecht. Es nimmt die Gränze des Parks ein, welcher sich über die beiden Abhänge eines Hügels ausdehnt. Aber hinsichtlich der Landschaft dürfte es schwer und fast unmöglich seyn, eine günstigere Lage für den Gärtner zu finden; es ist ein bewundernswürdiger Boden: reich, fruchtbar und abwechselnd. Man hat keinen Vortheil daraus zu ziehen gewußt. Die 300 Morgen des Parks sind in Bruchstücke von Baumgruppen getheilt worden, deren Unregelmäßigkeit nichts Angenehmes hat. Die einzige wirklich merkwürdige Partie, und die einen Begriff von einer natürlichen Landschaft giebt, ist ein mit Taxus und Fichten bepflanzter Raum, dessen Anlage der Marschall selbst geleitet haben soll. Die Herzogin von Angoulême wünschte diese Besitzung zu kaufen, und der Marschall trat sie ihr nicht ohne Bedauern ab. Man verdankt der Herzogin die Hinzufügung eines sehr schönen Laubenschlags, eines Hühnerhofes und einer Meierei. So lange sie das Gut besaß, hat sie nur eine einzige Nacht daselbst zugebracht. Der Küchengarten liegt auf einem kleinen Berge. Als wir ihn besichtigten, fiel uns besonders eine Einfassung von Iberis sempervirens auf. Die Kunst, Gärten ohne Geschmack, ohne Auswahl, ohne Plan anzulegen, wie in Bagatelle und Villeneuve-l'Etang, ist in unseren Augen eine ganz nutzlose Unregelmäßigkeit und Verwirrung.

Herr Doublat, Banquier in Epinal, hat den schönsten Garten angelegt, den Frankreich jetzt besitzt. Es ist wahr, daß die Lage, welche er benutzen konnte, prachtvoll war, und daß niemals einem Privatmanne eine wundervollere natürliche Landschaft zu Gebote stand. Ein sehr steiler Felsen erhebt sich plötzlich mitten in der Stadt Epinal, 300 Fuß hoch, mit fruchtbarer Erde bedeckt. Er erstreckt sich westlich in der Gestalt eines länglichen Streifens, sich eine Stunde weit allmälig abflachend, bis in das malerische Thal der Mosel. Die Stadt Epinal umschließt mit einem Halbkreis von Häusern den östlichen Theil jenes Berges. Die Mosel, welche die Stadt durchschneidet, dient der Besitzung des Herrn Doublat zur nördlichen Gränze, und im Süden wird der herrliche Park durch die Landstraße begränzt. Auf dem Gipfel des Felsens nach Epinal zu finden sich noch einzelne verwitterte Ruinen des alten Schlosses, aus dessen zerstörten Gräben das Wasser einem benachbarten Teich zugeflossen ist. In den ausgetrockneten Gräben, welche früher zur Vertheidigung des Schlosses dienten, befinden sich die Meierei, die Federvieh-Höfe und die Ställe. Der sanfte und allmälige Abhang des Bodens hat sich zu den Arbeiten des Architekten hergegeben, welcher daselbst mehrere mit Obstbäumen und Weinstöcken bedeckte treppenartige Terrassen angelegt hat. — Herr Doublat hat Sorge getragen, die künstlichen Arbeiten mit dem wilden und ganz eigenthümlichen Charakter der Landschaft in Einklang zu bringen. In den Spalten der Ruinen und Felsen haben große Bäume ihre Wurzeln geschlagen. Schlingpflanzen und Moose verzieren die Seiten der Gräben und erinnern an eine Schweizerische Landschaft. Eine durch den Felsen gehauene Gallerie gewährt eine Aussicht auf das Thal und auf den Lauf der Mosel. Anstatt die Bäume zu vereinzeln oder sie in gleichförmigen Massen zusammenzustellen, hat man sie mit Geschmack gruppirt, und ihre Stämme, mit jungen Bäumen umgeben, gewähren den Anblick eines natürlichen Waldes.

Das Landhaus, welches Herr Berthaud, vormaliger Ingenieur der Brücken und Chausseen, bei Chantilly besitzt, nähert sich dem Italiänischen Stil. Es ist daselbst Ueberfluß an Werken der Bau- und Bildhauerkunst. Im Thale erblickt man ein Haus im Griechischen Stil, vor welchem mit ziemlich reizender Unregelmäßigkeit Vasen, Statuen u. s. w. aufgestellt sind. Die innere Einrichtung ist originell. Neben dem Hause ist eine Grotte, über welcher sich ein mit vieler Eleganz möblirtes Schlafzimmer befindet; eine geheime Thür führt von der Grotte nach einer kleinen Küche und einigen anderen kleinen Zimmern. Etwas weiter hin bemerkt man eine Kapelle; der untere Theil derselben scheint wirklich zu kirchlichem Zweck bestimmt zu seyn; aber über der Kapelle befindet sich eine Speisekammer und über dieser ein Billard. Ein Eiskeller, halb unter Bäumen und Gebüsch versteckt, sieht aus wie ein durch Zufall hingeworfener Felsen. Man sieht überall nur zierliche Hütten, Chinesische Kioske, Rasenplätze, Taubenhäuser, Türkische Minarets, u. s. w. Inmitten dieser zu verschwenderisch angebrachten Verzierungen bemerkt man einen den Künsten geweihten, mit Hieroglyphen bedeckten Obelisk. Die äußeren Mauern des Hauses sind größtentheils al fresco gemalt, so wie die Chinesischen Gebäude, welche den Park zieren. Wir lieben die Fresko-Malereien nicht an den Außenseiten der Gebäude; sie gleichen allzusehr den Theater-Decorationen.

Der Garten in Fromont-sur-Seine scheint uns allen denen, welche wir bis jetzt angeführt haben, weit überlegen. Es ist zu gleicher Zeit ein reizender Vergnügungs-Ort, eine reiche Sammlung ausländischer Gewächse und eine Schule für junge Gärtner. Herr Soulange-Bodin, einer der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, hat das treffliche Ackerbau-Institut in Fromont gegründet. Er ist zu gleicher Zeit Landbauer, Weltmann, Kaufmann und guter Schriftsteller. Er hat lange in den Französischen Armeen gedient und den größten Theil von Europa gesehen. Leidenschaftlich der Jardinamanie — wie sich der Fürst von Ligne ausdrückt — ergeben, hat er verschiedene Arten der Kultur zum besonderen Gegenstand seiner Forschungen gemacht. Er hat die Baumschule in Fromont angelegt und seinen Park im Englischen Stil ausgeführt. Derselbe ist ungefähr 100 Morgen groß; rund um denselben geht eine zum Spazierengehen bestimmte Allee, von wo aus sich dem Auge verschiedene sehr geschickt angelegte Aussichten darbieten. Das Schloß und die Seine bilden die Haupt-Verzierungen und sind abwechselnd gewissermaßen der Mittelpunkt der Landschaften. Viele exotische Gewächse werden mit Erfolg in Fromont gepflegt. Eine Bibliothek, ein Museum und öffentliche Vorlesungen über die Garten-Baukunst setzen diesem schönen Etablissement, welches in England nicht seines gleichen hat, die Krone auf. Die Eigenthümer der schönsten Besitzungen in Frankreich, statt dem Publikum ihre Gärten durch Schlagbäume zu verschließen, wie es in England geschieht, beeifern sich, den Fremden und den Besuchenden alle gewünschte Aufschlüsse zu geben. Wir verstehen es ohne Zweifel besser als die Franzosen, unsere Gebüsche anzulegen und unsere Bäume in übereinstimmende Gruppen zu ordnen; aber die Gastfreundschaft, welche die Franzosen üben,

und welche einen Theil ihrer Sitten ausmacht, stellt sie weit über uns.

Die Besitzung des Admirals Tschitschakoff bei Sceaux nimmt nur 15 bis 20 Morgen Landes ein; man hat versucht auf diesen engen Raum alle Charaktere des Englischen Gartens zu vereinigen; und dem Herrn Blaikie, der den Garten angelegt hat und unterhält, ist der Plan sehr wohl gelungen. — Etwas weiter hin in dem Thale von Aulnay haben wir die Geschicklichkeit bewundert, mit welcher Herr von Girardin, den Boden und die Gegend benutzend, seinem Wohnort den Anschein einer Schweizerhütte gegeben hat. — Der Park von Neuilly, auf einem flachen Boden am Ufer der Seine gelegen, bietet nichts malerisches dar; er zeichnet sich aber durch eine sehr wohl unterhaltene Baumschule und durch die vielen Treibhäuser aus. — In Ruel ist der alte Park des Herzogs von Richelieu beinahe in seinem früheren Zustand verblieben, und ist eine fast unberührte Probe eines ganz aus der Mode gekommenen Geschmacks. Er gehört der Familie des Marschalls Massena.

Das Schloß Renviller, zwischen Nancy und Noville gelegen, ist ein merkwürdiges Denkmal des großartigen und ernsten Stils der Gärten und Parke unter Ludwig XIV. Man denke sich eine Masse ernst aussehender Gebäude, ohne überflüssigen Zierrath, mit hohen Dächern und großen Fenstern, von wo aus man das schöne Mosel-Thal erblickt. Das Schloß ist auf einen hervorspringenden Felsen gleichsam hingeschleudert und beherrscht die ganze umliegende Gegend; es nimmt mit seinen Neben-Gebäuden ungefähr einen Morgen Landes ein. Eine kurze Auffahrt führt zu einem Säulengange, den man passirt, um zum Herrn-Hofe und von dort in den Saal zu gelangen, aus dessen breiten Fenstern sich vor dem Auge eine der schönsten Aussichten in Europa entfaltet. Man sieht das ganze Mosel-Thal mit seinen zahlreichen Dörfern, Pachthöfen, Feldern, Weinbergen und mit seinem von tausendjährigen Bäumen bekränzten Horizonte. Der im klassischen Stil angelegte Garten liegt in Trümmern. Indessen bemerkt man noch Spuren seines alten Reichthums, und man erblickt nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht und des Bedauerns jene zertrümmerten Terrassen, jene mit Moos bedeckten Vasen von Bronze und alle jene Erinnerungen an einen ehemaligen Glanz.

Der Garten Elysée-Bourbon in Paris nimmt sehr wenig Raum ein. Der Architekt Belanger, welcher den Plan dazu entworfen hat, konnte denselben nicht besser benutzen. Besonders ist einer schönen Terrasse vor dem Schlosse zu erwähnen. Dieser Garten ist eine ziemlich geschickte Art von Mischung des Englischen und Italiänischen Genres. Man findet daselbst einen schönen länglichen Rasenplatz, ein Wasserwerk mit einer Insel, eine gerade bedeckte Allee, mehrere offene, gekrümmte und dann wieder schattige und fast im Grün versteckte Alleen.

Hinsichtlich der ausländischen Pflanzen und Bäume ist der Garten des Herrn Boursault in der Rue Blanche in Paris unstreitig der merkwürdigste in ganz Europa. Die Treibhäuser sind mit Säulen von weißem Marmor im schönsten Stil verziert. Zu der Zeit, als man sich in Frankreich noch sehr wenig mit der Kultur exotischer Gewächse beschäftigte, und wo man sich dieselben nur mit großen Kosten verschaffen konnte, besaß Herr Boursault in seiner Sammlung bereits alle vor dem Frieden im Jahre 1815 in Europa bekannten Pflanzen. Er war in Frankreich der einzige Eigenthümer einer so seltenen und kostbaren Sammlung. Wie soll man einen richtigen Begriff von der Wirkung machen, den die Mischung jener allen Weltgegenden angehörenden Pflanzen hervorbrachte? Massen von Mandelbäumen mit ihren purpurnen Blüten, Bananen mit ihren breiten Blättern, riesenhafte Tulpenbäume; hier die Ceder des Libanon, dort der Kaffeebaum und der Rhododendron; alle bekannte Rosen auf demselben Beete vereinigt; der Zimmet, dessen Nelken bei Herrn Boursault zur Reife gediehen sind. Das finstere Grün der Tannen und das Silberblatt der nordischen Birke mischt sich dort mit dem Laub der Orangen- und Citronen-Bäume.*)

Der Bel-Respiro, dicht bei der Barrière de l'Etoile, ist ein ganz künstlicher Garten, dessen Bäume sämmtlich erst im Frühjahr 1828 gepflanzt worden sind. Die Bauart des Hauses ist Griechisch und in einem sehr geschmackvollen Stil. Indessen bieten solche im Innern der Stadt gelegene Gärten keine Studien für den Landschafts-Garten dar, mit dem wir uns hier hauptsächlich beschäftigen.

Der Park des Herrn Ternaux in St. Ouen, der an einem erhöhten Ufer der Seine liegt, hat den Vortheil, eine weite Aussicht und eine abwechselnde Landschaft zu beherrschen. Man hat es sich besonders angelegen seyn lassen, das Innere des Parks mit der umliegenden Landschaft in Einklang zu bringen, und dies ist vollkommen gelungen; sonst pflegt ein solcher Plan die Klippe zu seyn, an der das Talent des Landschafts-Gärtners scheitert. — Lange Zeit sah man auf den Rasen des Parks jene schönen Tibet-Ziegen umherirren, welche Hr. Ternaux in Frankreich einheimisch machen wollte, und denen unsere Damen so schöne Shawls verdanken.

Wir könnten noch Maisons, die Landhäuser der Gräfin von Benee, der Mademoiselle Mars bei Sceaux-Penthièvre, des Herrn Sartels und mehrerer Anderer anführen; aber es ist uns hier nicht um eine genaue Statistik aller berühmten Parks und Gärten in ganz Frankreich zu thun. In diesen Provinzen ist die Natur malerisch, und die Abwechselungen des Bodens eignen sich oft ganz vortrefflich für die Arbeiten des Landschafts-Gärtners; aber man findet vielleicht in ganz Frankreich nicht ein einziges vollkommenes Muster eines pittoresken Gartens. Man legt zu viel Alleen und Gegen-Alleen an; man vertheilt die Gruppen der Bäume und Gesträuche schlecht; man schlängelt die Fußsteige mit zu viel Hartnäckigkeit und Laune; auch sind die Fußsteige gewöhnlich zu dicht bei einander, und ihre Richtungen sind sich so gleich, daß die Einförmigkeit ermüdet. Es ist weit mehr Größe, Einsamkeit, Einfachheit und Wirkung in einigen den Park durchschneidenden Wegen, die nach verschiedenen Richtungen laufen. Man wendet in der Regel weit mehr Aufmerksamkeit auf die Ausdehnung der Besitzung, als auf ihre gute Unterhaltung, und in Frankreich wie in England sind die Landsitze und Parks, deren Anlage das meiste Geld gekostet hat, gerade die, welche man am meisten vernachlässigt. Von dieser Regel muß man indessen den Garten in Fromont, den des Herrn Boursault in Paris, den Park des Herrn Ternaux in Saint-Ouen und den des Admiral Tschitschakoff in Sceaux ausnehmen. Der Rasen in Frankreich hat bei weitem nicht den Werth wie der Englische, dessen Glanz, Feinheit und Sammetartigkeit sich das ganze Jahr hindurch erhält, während der Französische hart wird und im Sommer vertrocknet. Die Seltenheit des schönen Rasens und der immer grünenden Gesträuche, welche mit so viel Erfolg in England benutzt werden, ist ein großes Hinderniß für die Französischen Gärtner. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre in Großbritannien trägt sehr viel zu dem einsamen, melancholischen, aber reichen und fruchtbaren Anblick unserer Gärten und Parks bei. (Gardener's Magazine.)

Bibliographie.

The original legend of „Der Freischütz." (Die Sage vom Freischützen.) Nach A. Apels Original übersetzt. Pr. 1½ Sh.

England and the english. (England und die Engländer.) Von E. L. Bulwer. 2 Bde.

The life of William Roscoe. (W. Roscoe's Leben.) Von seinem Sohn H. Roscoe. 2 Bde. Pr. 30 Sh.

Three weeks in Palestine and Libanon. (Drei Wochen in Palästina und auf dem Libanon.) Nebst Abbildungen.

D ä n e m a r k.

Nordische Literatur. 1831—32.

Die Königl. Dänische Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde hat im Verlaufe dieser Zeit, ihrem Hauptzwecke gemäß, — die Isländischen oder Nordischen Alterthumsschriften zu ediren — der „Fornmanna Sögur" Bd 6 und 7, und von deren Dänischer Uebersetzung („Oldnordiske Sagaer") Bd. 4. 5. 6 und 7 herauszugeben, welche unter den geschichtlichen Saga's der Begebenheiten außerhalb Islands, die Geschichte der Norwegischen Könige von Olaf dem Heiligen bis auf Magnus Erlingsen, oder den Zeitraum von 1035 bis 1184 enthalten. Druckfertig und zum Theil unter der Presse sind derselben Saga's Bd. 8, (Geschichte des Norwegischen Königs Sverre) und die lateinische Uebersetzung derselben (scripta historica Islandorum) Bd. 4 5 6 und 7.

Die Entdeckungsreise, welche ein Mitglied der Gesellschaft, der Capitain Graah, auf Veranstaltung der Dänischen Regierung an den Ostküsten Grönlands unternommen hat, und welche besonders den wichtigen wissenschaftlichen Endzweck hatte, hinsichtlich der Lage der alten Europäischen Kolonie, Eystribygd (Dänisch Oesterbygden) und des dasigen mehrere Jahrhunderte lang blühenden Bisthums Gardar wo möglich zur Gewißheit zu gelangen, hat die Gesellschaft veranlaßt, alle ihr zu Gebote stehende Mittel anzuwenden, um zur möglichsten Aufklärung dieser Sache zu wirken. Sie hat demnach beschlossen:

1) Durch angestellte Nachgrabungen die wichtigsten Ueberbleibsel aus den Zeiten der alten Europäischen Ansiedler in Grönland, vorzüglich im Umkreise von Julianeshaab und an den übrigen Küsten der Baffinsbucht, untersuchen zu lassen. Zu diesem Zwecke setzte man sich zuerst in Briefwechsel mit den in den verschiedenen Kreisen angestellten Beamten; worauf man zur behutsamen Untersuchung der Kirchentrümmer und anderer Ueberbleibsel besondere Anleitungen verfaßte, welche, nebst allen zum Nachgraben erforderlichen Werkzeugen und Vorschüssen, sogleich überschickt wurden.

Schon früher hatte Capitain Graah der Gesellschaft einen Bericht über eine von ihm angestellte Untersuchung der Kirchentrümmer zu Katortak, und Dr. Pingel seine Bemerkungen über einige minder bekannte Ruinen an der Westküste mitgetheilt. Ebenso hatte auch das Museum für Nordische Alterthümer durch den Capitain Graah einen auf der Insel Kingiktorsoak gefundenen Runenstein, und später durch den Vorsteher der Kolonie Julianeshaab, Mathiesen, einen anderen Runenstein, der bei Igalikko gefunden wurde, und noch einen dritten mit Isländischer Inschrift in lateinischen Buchstaben versehenen Stein empfangen, welcher bei Igiget (im südlichsten Theile der Westküste) gefunden wurde. Der Missionar Esmann in Julianeshaab ließ nun im J. 1832 die Kirchentrümmer in Igalikko, dem Fundorte jenes Steines, sorgfältig durchgraben, und überschickte der Gesellschaft, nebst mehreren gefundenen Bau-Zierraten und Metallbruchstücken, Glockenspeise und anderen Alterthümern, eine Beschreibung dieser Ruine. — Herr J. Wahl, der gegenwärtig eine botanische Reise im Lande macht, hat Bemerkungen über verschiedene bisher unbekannte alte Europäische Denkmäler im südlichen Theile des Landes geliefert, und auch, so wie der Inspecteur in Nordgrönland, Major Fasting zu Godhaab, einige an der Westküste gefundene Eskimoische Alterthümer überschickt. Auch Capitain Graah legte der Gesellschaft einige ähnliche von ihm sehr nördlich an der Westküste gefundene Alterthümer vor. Von mehreren Beamten hat man vorläufige Nachrichten erhalten, welche in der Folge wissenschaftliche Ausbeute hoffen lassen.

2) In einem besonderen Werke über Grönlands geschichtliche Denkmäler eine möglichst vollständige kritische Ausgabe sämmtlicher

*) Die merkwürdige Sammlung ausländischer Bäume und Gewächse des Herrn Boursault ist jetzt verkauft worden.

alten Nachrichten von Grönland zu veranstalten, welches nicht nur die geographische und physische Beschreibung, so wie die ältere Geschichte und Verfassung des Landes umfassen, sondern auch ausführlichere Saga's (Nordische Geschichtswerke) nebst Auszügen aus geographischen und historischen Werken, Jahrbüchern, Gesetzen, so wie auch Urkunden, enthalten soll. Der Entwurf zu diesem Werke ist bereits ausführlich bekannt gemacht, das Werk selbst zum Theil ausgearbeitet und unter der Presse; weil es aber von beträchtlichem Umfange (gegen 150 Bogen stark) seyn wird, so möchte noch einige Zeit hingehen bis zur vollständigen Erscheinung.

An die Nachrichten von der alten Europäischen Ansiedelung auf Grönland schließen sich die von der fruhesten Europäischen, von dort aus geschehenen Entdeckung von Amerika, so wie von den im 10ten und nachfolgenden Jahrhunderten durch die Skandinavier unternommenen Entdeckungsreisen nach diesem Welttheile. Um diese bisher nicht genugsam gewürdigten Nachrichten den Forschern außer dem Norden zugänglicher zu machen, hat die Gesellschaft beschlossen, eine möglichst vollständige Sammlung der davon vorhandenen Nachrichten, in der Altnordischen Urschrift, mit lateinischer Uebersetzung, herauszugeben.

Das Museum für Nordische Alterthümer in Kopenhagen hat im J. 1832 einen Zuwachs von 400 Stück gewonnen; im J. 1831 betrug er 146 und im J. 1830 nur 84 Stück. Seit Anfang des laufenden Jahres ist noch mancherlei hinzugekommen, besonders ein prachtvolles Brustgeschmeide von Gold, in Verbindung mit Byzantinischen Kaisermünzen aus dem 5ten und 6ten Jahrhundert (Gewicht 53 Dukaten) und eine auf Fünen gefundene Reihe von Hals- und Armringen, nebst seltenen zum Theil mit Runenschrift geprägten Bracteaten von Gold (Gewicht 1150 Dukaten). — Das Museum ist nach dem Schlosse Christiansburg verlegt worden, wo demselben 6 geräumige Säle angewiesen sind. Bei dieser Versetzung wurde eine beträchtliche Sammlung von Doubletten ausgesondert, um theils zur Grundlage einer in Kiel zu errichtenden Alterthumssammlung, theils zum Vertauschen gegen Alterthümer aus anderen Sammlungen zu dienen.

Sodann hat die Gesellschaft sich auch angelegen seyn lassen, den Inhalt der alten Werke und Denkmäler und das Alterthum im allgemeinen durch besondere darauf bezügliche Untersuchungen zu beleuchten, welche sie in ihrer angefangenen Nordischen Zeitschrift für die Alterthumskunde („Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed"), deren erster Band erschienen während der zweite unter der Presse ist, den Alterthumsfreunden vorlegt.

Die Gesellschaft hat beschlossen, künftighin jährlich eine Deutsche Heftschrift herauszugeben, worin diejenigen dieser Untersuchungen, welche vorzüglich auch für das Ausland wichtig scheinen möchten, entweder vollständig oder auszugsweise mitgetheilt werden, und zwar mit den dazu gehörigen Abbildungen. Als solche Untersuchungen werden aufgeführt: 1) Ueber Ursprung, Blüte und Untergang der Isländischen Geschichtschreibung, von Dr. P. E. Müller, Bischof des Stifts Seeland. 2) Ueber das Isländische Gesetzbuch Gragas (graue Gans), vom Konferenzrath Schlegel. 3) Ueber die Verdienste des Dänischen Alterthumsforschers Ole Worm um die Nordische Alterthumskunde, vom Etatsrath Werlauff (im gedrängten Auszuge). 4) Ueber die dem Venetianer Zeni beigelegten Reisen im Norden, vom Capit. Zahrtmann, Direktor des Seekarten-Archivs. 5) Ueber die Geschichte der Sprache auf der Jütländischen Halbinsel, besonders im südlichen Theile derselben, vom Prof. Paulsen. 6) Islands Entdeckung und erste Bevölkerung, vom Registrator N. M. Petersen. 7) Ueber einige in Grönland entdeckte Europäische Denkmäler und Alterthümer, von Cap. Graah, Dr. Pingel u. A. 8) Ueber Eskimoische Alterthümer, ebendaselbst gefunden. 9) Ueber das sogenannte Gothische Festlied, das am Hofe der Byzantinischen Kaiser zu Weihnachten abgesungen wurde, vom Prof. und Geheim-Archivar Finn Magnusen. 10) Uebersicht Nordischer Alterthümer von Stein aus den heidnischen Zeiten, mit Abbildungen. 11) Ueber einige in heidnischen Grabhügeln Norwegens gefundene Schaalwaagen und Gewichte, mit Abbildungen. 12) Ueber merkwürdige in Dänemark und Schweden gefundene Münzen.

Prof. Finn Magnusen las bei der letzten Jahres-Versammlung, 31. Jan. 1833, eine kurze Geschichte der Astrologie der Römer und Griechen, mit Rücksicht auf ihren späteren Einfluß auf den Norden. — Von den zuletzt herausgegebenen Schriften des verewigten Rask wurden vorgelegt: 1) Kurzgefaßte Anleitung zur Altnordischen oder Alt-Isländischen Sprache; 2) Altnordisches Lesebuch; 3) Raisonnirte Lappische Sprachlehre, nach der Mundart der Fjeldlappen am Porsanger-Busen in Finnmarken. — Der Reichs-Antiquar Schwedens, Prof. Liljegren, legte seine eben erschienene Runenlehre („Runlära") vor, und gab Bericht über merkwürdige im J. 1832 in Schweden gefundene Alterthümer. Der Vorsteher des Museums der Alterthümer zu Lund, Mag. Hildebrand, und Dr. Ekman zu Kalmar lieferten ähnliche Berichte über Funde in Schonen, Småland und auf Öland; Prof. Sternblock in Christiania über Alterthümer im dortigen Museum, die theils in Norwegischen, theils in Sibirischen Grabhügeln gefunden sind; Pred. Stockfleth über einen Denkstein bei Vadsö in Ostfinnmarken; Kammerherr Warnstedt zu Plön und Dr. Vave in Heiligenhafen über in Holstein gefundene Alterthümer. Dr. Becker gab eine chemische Analyse einiger Nordischen Bronce-Alterthümer. Der Secretair der Gesellschaft der Schottischen Antiquare zu Edinburg, Donald Gregory, berichtete über eine schöne Schnalle mit zwei eingegrabenen Runen-Inschriften, welche erst kürzlich in der Nähe von Largs an den Ufern der Clyde-Bucht in Schottland gefunden worden. Thomas Webb in Providence gab Kunde von Nord-Amerikanischen alten Denkmälern, namentlich Grabhügeln und Befestigungen, welche den Nord-Europäischen ähnlich sind. Derselbe überschickte Beschreibungen und Zeichnungen unbekannter in Felsen eingehauener Denkmäler, wahrscheinlich sehr alten Ursprungs, nämlich: Facsimile einer Inschrift des Dighton Felsen in der Provinz Bristol in Massachusetts, und Abbildungen von Figuren an einem Felsen bei Scaticook im Kents-Distrikt von Connecticut. Endlich machte er auf eine Art Kupfermünzen aufmerksam, welche unter einem großen Stein in Medford in Massachusetts gefunden worden. — Pred. Schröter auf den Faröern (wo noch die Nibelungen-Lieder und andere alte Helden-Lieder bei Hochzeiten gesungen und getanzt werden) übersandte ein altes Faröer-Lied, worin des Winland, wie die alten Normänner eines der Küstenländer Amerika's zu nennen pflegten, erwähnt wird. Der Registrator Petersen lieferte Bemerkungen über den Ursprung und die Erklärung Dänischer und Norwegischer Orts-Namen.

Der Königl. Preuß. Reichs-Archivar und Prof. Voigt zu Königsberg hatte im Jahr 1831 der Gesellschaft ein Verzeichniß von mehreren im dortigen Archiv befindlichen Original-Briefen Nordischer Könige und anderen Urkunden der Nordischen Geschichte zu den Zeiten Erich's von Pommern und seiner Nachfolger übersandt und Abschrift erboten, welche, auf Bericht der Gesellschaft an den König von Dänemark, angenommen und auf Königliche Kosten ausgeführt wurden.

Von den vielen der Gesellschaft aus fast allen wissenschaftlichen Landen zugesandten neuen Werken erwähnen wir hier nur solcher, welche mit den Arbeiten derselben in Berührung und Verbindung stehen: Capit. Graah legte seine Untersuchungs-Reise nach der Ostküste Grönlands vor. Dr. Hibbert zu Edinburg übersandte seine Description of the Shetland-Islands; G. Higgens zu London sein Werk The Celtic Druids. Mohnike zu Stralsund, Uebersetzung der Fridthjofs-Saga; v. d. Hagen zu Berlin, Uebersetzung der Ragnar-Lodbroks- und Norna-Gests-Saga; L. Giesebrecht in Stettin, über Halfred Vandraada-Skald; Kombst in Stettin, Uebersetzung der Knytlinga-Saga; Mooyer in Minden, über den in Isländischen Saga's erwähnten Ort Herfurda. Pardessus in Paris, Bemerkungen über das Isländische Gesetzbuch Gragas; Le Prevost in Rouen, Bericht über die Arbeiten und Unternehmungen der Gesellschaft, nebst Aufforderung an die Gelehrten der Normandie, an den wissenschaftlichen Unternehmungen derselben Theil zu nehmen. Hettema in Leeuwarden, ähnliche Uebersicht in Holländischer Sprache, und mehrere Altfriesische Werke, darunter seine Uebersetzung von Rask's Friesischer Sprachlehre. — Mit den Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 1—12, erfolgten auch mehrere Wörterbücher und Sprachlehren der Malaischen und Javanischen Sprache.

Ein ungenannter Gönner Islands in Schweden hatte 100 Exemplare der in Schweden veranstalteten Ausgabe von Snorre Sturlason's Heimskringla oder Geschichte Norwegens (3 Bde. 8.) übermacht, zur Austheilung an unvermögende und wißbegierige Isländer. Die Gesellschaft hat durch zweckmäßige Vertheilung, welche durch die höchsten Beamten des Landes bewirkt ist, die von dem Geber geäußerte edle Bestimmung dieses Geschenks, — die unter dem gemeinen Manne Islands Jahrhunderte hindurch vorherrschende Lust, die alten Denkschriften seiner Vorfahren zu kennen und aus denselben belehrt zu werden, — auf's gewissenhafteste zu fördern gesucht.*)

Der Präsident der Gesellschaft, Konferenz-Rath und Prof. Schlegel, hielt eine Rede zum Andenken des leider so früh verstorbenen, für die Arbeiten der Gesellschaft eben so thätigen, als zugleich alle wichtigen Sprachen des Auslandes umfassenden Sprachforschers Rask.

v. d. H.

Bibliographie.

Danmarks Handel, Skibsfart 2c. (Dänemarks Handel, Schiffahrt, Geld- und Finanzwesen von 1730 bis 1830.) Historisch zusammengestellt und erläutert von M. L. Nathanson. Zweiter Theil. Pr. 2 Rbd.

Offentlig Epistel til Hr. Grosserer Nathanson. (Offenes Sendschreiben an Hrn. Grossierer Nathanson und Beitrag zur Untersuchung der Lage des Vaterlandes sonst und jetzt.) No. 2. Vom Etatsrath Fr. Thaarup. Pr. 3 Mk.

Den theologiske Strid i Slagelse. (Der theologische Streit in Slagelse.) Von J. Hald. Erstes Heft. Pr. 36 ß.

Om de juridiske Studium. (Ueber das juridische Studium auf der Universität Kopenhagen.) Sendschreiben an den Grh. Konferenzrath Rothe, von J. E. Elberling. Pr. 2 Mk.

Efterretning om den danske og norske Sømagt. (Nachricht über die Dänische und Norwegische Seemacht.) Von Cap. Garde. Pr. 3 Mk.

Mannigfaltiges.

— Wirkung des Dampfes. Aus einem Pfund Baumwolle konnte man sonst höchstens einen Faden von 180 Yards Länge spinnen; jetzt, mittelst der Anwendung des Dampfes, gewinnt man daraus einen 167 (Engl.) Meilen langen Faden. (Gordon's Lectures etc.)

*) Die Einnahme der Gesellschaft für 1832 betrug 5800 Reichsbanko-Thaler Silber, die Ausgabe nur 2110 Rthlr. Vom Ueberschuß wurden 3300 auf Zinsen angelegt. Fünf neue Mitglieder haben ihre Legate von 100, 100, 300, 400 und 600 Rthlr gestiftet; Etatsrath Thomsen zu Lindau am Bodensee hat sein früheres Legat von 1000 Rthlr. bis auf 2020 Rthlr. erhöht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Mittwoch den 26. Juni 1833.

Morgenländische Literatur.

Ueber das Studium des Orients in Europa.

(Aus der Bibliothèque Universelle.)

Es könnte auf den ersten Blick einigen Schein von Vermessenheit haben, daß wir die Beurtheilung eines so wichtigen Gegenstandes unternehmen. Ueber den Orient sprechen und den Zustand unserer heutigen Kenntnisse von demselben schildern zu können, das setzt eine Gelehrsamkeit und Thätigkeit voraus, deren wenige Menschen fähig sind; denn das Morgenland ist der Sammelplatz von Völkern, die in ihrer Individualität einander viel schroffer gegenüberstehen, als die Abendländer; es ist ein aus verschiedenen sorgfältig zu unterscheidenden Civilisationen gebildetes Ganze; es ist endlich eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Sitten, Gesetzen, Literaturen und Religionen. Wenn wir diese Völker und Civilisationen unter einander zu mengen pflegen, so liegt dies daran, daß sie alle jenem unermeßlichen Welttheil angehören, den wir im Gegensatz zu unserer Europäischen Einheit ebenfalls nur als Einheit betrachten, und daß sie sämmtlich für uns schwierig zu studiren oder in mystisches Dunkel gehüllt sind.*)

Auch tragen wir kein Bedenken, die zahlreichen über den Orient gesammelten Dokumente in besondere Massen zu gruppiren, so daß ein vollständiges charakteristisches Gemälde der Völkerheere, die zwischen Japan und Aegypten sich ausbreiten, ins Leben trete. Jede dieser großen Völker-Familien verdient ein besonderes Studium, und jede hat ihre Beobachter gefunden. China, die Tatarischen Völker, Indien und seine Inseln, Persien, Armenien, Arabien, Syrien, Aegypten und die übrigen Länder des Orients haben, eines nach dem anderen, ihre intellektuellen Schätze durch Europäische Gelehrte benutzen sehen. Es fehlt uns sowohl an Zeit als an den erforderlichen Kenntnissen, um diesen Letzteren auf dem Pfade ihrer mühseligen Forschungen zu folgen**) und das Verdienst ihrer Leistungen im Einzelnen zu würdigen; auch dürften wir kaum auf die Geduld der Leser rechnen, wenn wir sie in das eigentliche Gebiet der morgenländischen Studien führen wollten. Wir betrachten es also mit ihnen nur von der Außenseite und begnügen uns, über die Aufnahme, welche diese Studien gefunden, und über die Resultate, zu denen sie geführt, einige allgemeine Bemerkungen zu machen.

Es ließ sich erwarten, daß der Orient, wie Alles rein Menschliche, unter den Gelehrten Europas Männer finden würde, die ihn mit Eifer studirten; aber das große Publikum ist kalt und gleichgültig geblieben. Verschiedene Umstände erklären diese doppelte Thatsache. Wir wollen die vornehmsten andeuten:

Vor Allem fällt uns die tiefe Kluft ins Auge, welche, von einem allgemeinen Standpunkt betrachtet, unsere Civilisation von der orientalischen trennt. Seit den ältesten Zeiten ward, wie durch Uebereinkunft, zwischen dem Orient und Occident eine scharfe Gränzlinie gezogen; nicht anders, als hätten zwei Aeste von gleichem Stamm, seit ihrem Entstehen in Disharmonie, ihre besonderen Richtungen genommen, um in der Folge nur durch immer sich verjüngende Kämpfe mit einander Bekanntschaft zu machen, die, öfter an den Gränzen beider Regionen geführt, mit Alexander bis ins innere Asien und mit den Tataren bis ins Herz von Europa wütheten.

Die Antipathie des Europäischen Elements gegen das Asiatische offenbarte sich bereits in einer Epoche, von der die Geschichte nur dunkle Erinnerungen bewahrt, durch die Vertilgung oder Unterdrückung des Pelasgischen Stammes, der weiland das mittägliche Europa bewohnte und wahrscheinlich aus Asien herüberkam. Später wehrten die Kriege der Hellenen gegen die Perser, der Römer gegen die Karthager, einer neuen Invasion jener tyrannischen, finsteren, grausamen und gleichsam verschleierten Civilisation, die ein Xerxes und Hannibal, wären sie Sieger geblieben, unserem Kontinent aufgedrungen hätten. Ungeachtet seiner damaligen Schwäche hat Rom Europa gerettet; es konnte aber mit aller seiner Macht nicht über Asien triumphiren. Um natürliche Antipathieen zu besiegen, ist es nicht hinreichend, bloß mit Waffen zu kämpfen.

Die spätere Geschichte bietet ganz ähnliche Erscheinungen; und wenn Europa sich einstens von den Horden, die Asien ausspie, überschwemmt sah, so war es doch weit entfernt, seinen Charakter zu verleugnen; es assimilirte sich vielmehr (größten Theils) die barbarischen Unterdrücker. Was die Araber und Türken betrifft, so haben Erstere in den Gefilden Andalusiens Städte erbaut und in den Ebenen von Poitiers ihre Banner wehen lassen, Letztere aber (zwei Mal) ihren Halbmond unter den Mauern Wiens aufgepflanzt. Jetzt sind die Araber aus Europa verschwunden, die Türken liegen im Todeskampf; und wenn wir heutiges Tages das Recht der Wiedervergeltung gebrauchen, so darf man wohl vermuthen, daß die neuen Eroberungen der Europäer auf die Umgestaltung der Sitten des Orients einen mächtigeren Einfluß haben werden, als die ehemaligen Triumphe der Kalifen und Osmanischen Wesire auf die Entstellung des Europäischen Elements.

Aber nicht bloß in politischer und socialer Hinsicht offenbarte sich die Scheidung des Ostens und Westens. Das Christenthum stellte sie in ein noch stärkeres Licht. Gepredigt in einem, so zu sagen, neutralen Lande, in Jerusalem und in Athen zu gleicher Zeit verkündigt, durch seine ersten Herolde in Indien*) wie im Occident proklamirt, ward diese Religion von der orientalischen Welt zurückgestoßen oder verfälscht und mußte bald fast ausschließlich in Griechischen und Römischen Formen auftreten, um in Europa Bürgerrecht zu finden. Sollte wohl Asien, einem Instinkte der Selbsterhaltung zufolge, dem die Völker bisweilen unbewußt sich hingeben, in dem Christenthum seinen Feind, Europa dagegen seinen Befreier erkannt haben? Sollten die Ideen im Plane der Vorsehung wirksamere Mittel zum Untergang oder zur Aufrechthaltung der Völker seyn, als Krieg und Waffen?

Jedenfalls ist es diese von jeher bestehende Absonderung beider Welten, welche zur Genüge darthut, warum die Studien des Orients weder unsere Sympathie, noch unsere Wißbegierde erregen, während Griechenlands und Roms Civilisation für uns nicht bloß der Gegenstand vieler Studien, sondern auch von allgemeinem Interesse sind. Aber selbst wenn die Geschichte schwiege, würde doch die Eigenthümlichkeit beider Elemente hinreichen, um über die angedeutete Thatsache Rechenschaft zu geben. Griechenland und Rom sind in gewisser Beziehung der Stamm, auf den unser ganzer gesellschaftlicher Zustand gepfropft worden; ihre Civilisation hat in unseren Ideen, Gewohnheiten, Literaturen und socialen Einrichtungen eine Menge Spuren hinterlassen; sie enthält den Keim sehr vieler Arten von Entwickelung, deren Ziel wir erreicht und deren Ursprung und Gang wir gern nachstreben. Der allgemeine Charakter dieser klassischen Civilisation ist rein Europäisch, insofern er ein fortschreitender ist und trotz vieler Hindernisse die Quelle der Freiheit und das Prinzip der Individualität in sich trägt.

Im Orient begegnet uns nichts von allem dem. Es können unsere Gewohnheiten und unsere Erinnerungen, selbst unser Räsonnement und unsere Einbildungskraft, nicht sympathisiren mit Sitten, die wir von Kindheit an als lächerlich und gehässig betrachten lernen, mit Gesellschaften, die sich unter Formen konstituirt haben, welche uns ganz unbekannt sind, mit Literaturen, die, um verstanden zu werden, das Studium von Einrichtungen, Religionen und Klimaten erfordern, zu denen Europa gar keine Analogie darbietet. Endlich aber muß der allgemeine Charakter der Unveränderlichkeit im Intellektuellen und Religiösen, des absoluten Despotismus im Politischen, der Nullität des Individuums in der Gesellschaft, obgleich mehreren Ausnahmen unterworfen, doch die morgenländische Civilisation unseren Sympathieen, unseren Meinungen und unserem Geschmacke immer entfremden. Ihr Studium, eingeschränkt in das Gebiet der Wissenschaft, wird zwar für Einzelne ein Gegenstand der Wißbegierde seyn; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß sie jemals ein Gegenstand populärer Kenntniß werden dürfte.

Dessenungeachtet ist das neuere Europa nicht ohne Beziehung zu den Nationen des Orients geblieben. Drei mächtige Motive haben seine Kinder nach Aegypten und Asien getrieben; die Liebe zum

---

*) Vielleicht darf man zu behaupten wagen, daß zur klareren Kenntniß des vielfarbigen Morgenlandes die lebendige Anschauung und frische Gestaltung eines unserer jüngeren Deutschen Dichter im Gebiete der Phantasie schon großen Theils geleistet hat, was einstens der philosophische Forscher in seinem Gebiete leisten wird. Möchte man doch nur erst allgemeiner die „Bilder des Orients“ (von Heinrich Stieglitz) als Produkte freier Begeisterung anerkennen, und möchte eine einseitige Kritik aufhören, sie mit bloßen Nachahmungen morgenländischer Dichter oder gar mit Uebersetzungen in Eine Kategorie zu stellen!

**) Der Verf. scheint hier einen Wink zu geben, daß er selbst entweder nicht Orientalist oder wenigstens nicht vielseitiger Orientalist sey. Auch werden seine im Allgemeinen treffenden Beurtheilungen gerade da am unbefriedigendsten, wo er von dem besonderen Verdienste einzelner Gelehrten handelt. Außerdem ist er Franzose, und so mag man ihm zu Gute halten, wenn er im Verfolge dieses Artikels von einigen seiner Landsleute zu exaltirt spricht.

*) Unerweislich.

Gewinn, zum Ruhm und zur Menschheit. Portugal, Holland, Frankreich, England strebten nach den Natur- und Kunst-Produkten des Orients; allein ihre Erwerbungen sind weder von Ungerechtigkeiten noch von Blutvergießen frei geblieben. Ein berühmter Eroberer wollte seine Kräfte in Aegypten und Syrien erproben; am Fuße der Pyramiden faßte er den Plan, Asien in seine Gewalt zu bringen; aber seine großartigen Träume sollten in Europa zur Wirklichkeit werden. Harmloser und weniger ehrgeizig haben die Diener der Religion durch Verkündigung neuer Wahrheiten und unbekannter Pflichten den Orient zu unterwerfen gesucht.

Die Wissenschaft folgte der von Handel, Eroberung und religiösem Eifer gebrochenen Bahn. Die zu kaufmännischem Zwecke errichteten Etablissements, die wissenschaftliche Expedition im Nachtrab der kriegerischen, endlich die auf Reisen und Missionen gesammelten Dokumente sind eine fruchtbare Quelle von Belehrungen und Materialien geworden, an denen die neueren Gelehrten sich üben konnten, und die ihnen auch den Wunsch nach Mehrerem einflößten.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß die meisten orientalischen Studien sich erst von gestern her schreiben. Sie sind noch in ihrer Wiege, und wenn in dieser Neuheit für den Forschbegierigen ein besonderer Reiz liegt, so macht diese Neuheit selbst auf der anderen Seite die Aufnahme des Publikums weniger eifrig und bereitwillig. Versucht man das Publikum zu unterhalten, so ist es mit Allem zufrieden; lenkt man aber seine Aufmerksamkeit auf ernstere Gegenstände, so fragt es: à quoi bon? eine trostlose Frage für den, der sich in solchen Materien nicht auf Sitte und Brauch berufen kann. Man gebe den Leuten „Tausend und Eine Nacht“ in die Hände: sie werden das Buch verschlingen; ist es aber die Philosophie der Hindu's, sind es Arabische Historiker oder selbst Persische Dichter, so weiß Keiner, was er damit anfangen soll. Warum sich auf Kenntnisse legen, von denen weder im Lyceum, noch im Kollegium, kaum auf der Sorbonne die Rede gewesen ist? Horaz, Thukydides, Platon mögen noch passiren; allein Wiasa, Abulfaradsch und Ferdussi! Denn trotz der Selbstständigkeit, womit es sich breit macht, und trotz seiner Besorgniß, hinter's Licht geführt zu werden, folgt dennoch das Publikum, das gebildete Publikum, den Eindrücken sklavisch, die es in der Jugend empfangen hat, und nährt sich in Allem von Traditionen.

Was aber die Mehrheit verschmäht, dessen bemächtigt sich der Gelehrte. Wenn dieser nur dasjenige verstände, was alle Welt lernen kann, so wäre sein Wissen ohne Verdienst. Er bedarf einer besonderen Arena, wo er freie Bahn und wenig Nebenbuhler hat. Nachdem er — denn es immer noch neuen Entdeckungen gelüstet, und wären auch auf dieser Erde keine mehr zu machen, — die klassische Literatur gelesen, kommentirt, analysirt, zerlegt, zergliedert, verbessert, wirft er sich mit Entzücken in die morgenländische, einen unermeßlichen Ocean, aus dem er nie wieder auftaucht, glücklich genug, daß er einen seiner Forschungen würdigen Gegenstand und immer neue Nahrung für seinen Geist gefunden.

Wenn er nur wenigstens mit Ruhe und Kaltblütigkeit von dem Ergebniß seiner Entdeckungen und Studien reden könnte, wenn er seinen Eifer für das Studium als solches zu bewahren und seinen ungeregelten Enthusiasmus für die besonderen Gegenstände, die ihn beschäftigen, zu dämpfen verstünde; wenn er nur eine mäßige und vernünftige Bewunderung verlangte; vielleicht würde ihm das Publikum ein willigeres Ohr leihen. Kommt er aber und erhebt etwas, das uns nun einmal nicht begeistern kann, bis in den Himmel, so wirkt seine Ekstase gleich abkühlend, und wir weichen dem aus, was wir mit Gewalt bewundern sollen. Und doch, was ist natürlicher, als dieser Enthusiasmus? Warum, nachdem man Jahre lang unermüdlich daran gearbeitet hat, sich schwierige, dunkle, räthselhafte Sprachen eigen zu machen und irgend ein Arabisches, Indisches oder Chinesisches Werk mühselig zu entziffern, oder einer heiß ersehnten Entdeckung nachzustreben; warum dann, wenn das Ziel erreicht ist, jenen Enthusiasmus ablegen, der allein solche Arbeiten unternehmen, fortsetzen und vollenden konnte? Warum nicht in Versuchung kommen, das zu überschätzen, was so viel Mühe gekostet hat, und den Werth eines Schriftstellers nach den Schwierigkeiten zu ermessen, mit denen das Studium desselben verknüpft war?

Noch giebt es zwei Umstände, die ohne Zweifel die Gleichgültigkeit des Publikums erhalten haben, und die später einmal verschwinden werden. Der erste ist die oft ziemlich unkluge Auswahl der in unsere Sprachen übersetzten Werke aus der orientalischen Literatur, und der andere die Gewohnheit, öfter Fragmente als vollständige Werke zu publiziren.

Die Seltenheit der orientalischen Handschriften, die häufige Unkenntniß ihres Inhalts, die Unmöglichkeit, irgend eine Literatur des Orients ganz zu übersehen, führen nothwendig dahin, daß man diejenigen Werke studirt, die Einem eben zugänglich sind, und so ereignet sich's denn leicht, daß wir Werke publiziren, die wir nicht gewählt haben würden, wenn uns ein Ueberblick und eine Vergleichung sämmtlicher Erzeugnisse des Faches der Literatur, zu dem das bewußte Buch gehört, möglich gewesen wäre. Solche Schriften haben dann für den bloßen Liebhaber durchaus keinen Werth.

Aber es giebt noch eine andere Ursache, die das orientalische Fach isolirt; diese ist die philologische und gelehrte Richtung, die es durch seine berühmtesten Anhänger bekommen hat, eine eben so schickliche als nothwendige Richtung, weil von genauer und tiefer Kenntniß der Sprache die Genauigkeit aller unserer Kenntnisse im Gebiete der Literatur, der Geschichte und Religion eines Asiatischen Volkes abhängt. Indem nun die gelehrten Orientalisten vor Allem dieses zuverlässigsten Führers in der östlichen Welt sich versichern oder auch die Sprache zum besonderen Gegenstand ihrer Forschungen machen, legen sie von ihrer Einsicht und ihrem Scharfsinn, ja wir fügen noch hinzu von ihrer Selbstverleugnung, eine Probe ab; denn sie weihen sich Studien, die heutzutage Wenige schätzen, und die sich ihre Nachfolger zu Nutze machen und den Ruhm ihrer Vorgänger sich selbst anmaßen werden. Indessen ist dem Orient schon eine Stelle im Gebiete der höheren Literatur gesichert, und wenn die Studien, deren Gegenstand er ist, auch erst spät das allgemeine Interesse fesseln sollten, so glauben wir ihnen doch treue Proselyten versprechen zu können, deren Eifer und Arbeiten die Schwäche der Zahl ergänzen werden. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Heinrich's IV. Versöhnung mit der katholischen Partei. 1593.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als ob es nicht genug gewesen wäre, die Einen irre leiten und die Anderen täuschen zu müssen, um zum Besitz der Königlichen Gewalt zu gelangen, hatte er auch noch häusliche Sorgen. Er unterhandelte mit seiner Frau, welche sich auf ein Schloß in Auvergne zurückgezogen hatte, um eine Versöhnung zu erlangen, die eine freundschaftliche Trennung gestattete, wobei man des Papstes nicht bedürfte. Dann mußte er noch von seinem Lager aus über die Tugend seiner Schwester, der Regentin in Bearn, wachen, welche sich leidenschaftlich in ihren Vetter, den Grafen von Soissons, verliebt hatte. Um sie vor der Versuchung zu schützen, wußte er nichts Besseres zu thun, als sie zu sich kommen zu lassen; und während ~~er~~ ihr noch Somme entgegenreiste, nahm ihm der Herzog von Mayenne Noyon.

Es war daher nicht zu verwundern, daß der König Heinrich inmitten aller dieser Verlegenheiten traurig und niedergeschlagen war und, von allen Seiten bedroht, nicht wußte, wozu er sich entschließen sollte. In diesem Augenblick nahm er am liebsten zu denjenigen seiner Diener Zuflucht, für die er am Morgen nach einem Siege am wenigsten that, besonders zu dem jungen Baron von Rosny, einem Hugenotten, treu der Predigt, wie seinem Könige; aber ein Hugenotte bis an die Gränzen der Staats-Klugheit, der sehr dafür war, daß der König, die Gewissensfrage bei Seite gesetzt, irgend ein äußeres Bekenntniß des Katholizismus ablegte, weil die ungeheure Mehrheit seiner Unterthanen nicht davon ablassen wollte. „Sonst“, sagte er ihm, „wird man immer Strenge und Gewalt anwenden, immer erobern, immer Städte nehmen und vertheidigen und auf Ruhe und Vergnügungen Verzicht leisten müssen. Mit ein wenig Messe im Gegentheil würde man sich bedeutende Vortheile in dieser Welt sichern, und es sey auch noch nicht ausgemacht, ob es einem deshalb in der anderen schlecht gehen würde.“ — Dann, wenn sein Herr in ihn drang, das Wort auszusprechen und ihm offen zu sagen, was er an seiner Stelle thun würde, so antwortete ihm Maximilian: „Sire, Sie wissen, daß ich es lange zu überlegen pflege, bevor ich einen Rath ertheile; da ich es nun bei Dingen, die mich selbst betreffen, eben so halte, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich noch nicht daran gedacht habe, was ich thun würde, wenn ich König von Frankreich wäre.“

Inzwischen hatten die in Paris versammelten General-Staaten, trotz des Römischen Legaten, des Spanischen Gesandten und der ganzen Sorbonne, das Anerbieten einer freundschaftlichen Konferenz angenommen, zu deren Abhaltung man das Dorf Surenne wählte, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man daselbst weder mit dem Ketzer noch über den Ketzer unterhandeln wolle, weil beide Fälle den Bannfluch mit sich führten. Drei Monate hatte es bedurft, um dahin zu gelangen; aber glücklicherweise schritt die Versammlung der Ligue in ihren Geschäften nicht rascher vorwärts; sie hatte diese ganze Zeit damit hingebracht, sich zu vervollständigen, die Formalitäten zu ordnen, und schien es zu fürchten, den Gegenstand zu berühren, um dessentwillen man sie zusammenberufen hatte. Der Herzog von Mayenne seinerseits beeilte sich nicht, durch seine Gegenwart eine Berathung zu beschleunigen, welche seiner Gewalt ein Ende machen konnte; und der Spanier, welcher nur Redensarten, aber weder Geld noch Beistand mitbrachte, verschaffte den Empfehlungen seines Königs wenig Ansehen. Die Pariser hatten also nichts Besseres zu thun, als zu sehen, wo die Katholiken mit der weißen Schärpe, welche Worte des Friedens vernehmen ließen, hinaus wollten. Als man darüber einverstanden war, sich in Surenne versammeln zu wollen, theilten Kommissarien das Dorf in zwei Hälften; die eine für die aus Paris, die andere für die aus St. Denis kommenden Deputirten. Durch ein in die Höhe geworfenes Stück Geld wurde bestimmt, welchen Theil jede Partei einnehmen sollte. Den vereinigten Katholiken fiel die Seite der Münze zu, worauf sich das Kreuz geprägt befand; die andere Seite der Münze, auf welcher sich eine Krone und das Lilien-Wappen befand, bezeichnete den Platz der Royalisten. Beide Theile waren mit dem ihnen zugefallenen Loose außerordentlich zufrieden; vielleicht wäre es klug gewesen bei den Bedingungen des Vertrages denselben Weg einzuschlagen und dieselben auch dem Zufall zu überlassen.

Es standen sich daselbst zwei Erz-Bischöfe gegenüber, der von Lyon für die Ligue und der von Bourges für den König. Sie wetteiferten in Höflichkeit, Beredsamkeit und Gelehrsamkeit. Beide suchten in der Geschichte der Juden und der ersten Christen eine Menge von Beispielen auf, um zu beweisen, der Eine, daß man ketzerischen Fürsten keinen Gehorsam schuldig sey, der Andere, daß die Gottlosigkeit der Könige die Unterthanen nicht ihrer Pflicht entbinde. Das Gewicht der Autoritäten war beinahe gleich, und die beiden Redner konnten sich keinen Vortheil abgewinnen, als endlich der Erz-Bischof von Bourges, der sich bisher immer auf seinem Gebiete vertheidigt hatte, seinem Gegner mit der Frage: „Und wenn

nun der König katholisch würde?" gleichsam das Pistol auf die Brust setzte. Der überraschte Prälat erwiederte stotternd, daß ihm dann nur zu wünschen übrig bleibe, daß die Bekehrung aufrichtig sey. Er entfernte sich verwirrt, und man schrieb dem Könige, daß das Argument aufgestellt sey, und daß es jetzt von ihm abhinge, davon Gebrauch zu machen.

Nun war die Zeit des Schwankens und der Ausflüchte vorüber. Der König beeilte sich daher, durch ein Circulare eine hinreichende Anzahl von Bischöfen und Gottesgelehrten zusammenzurufen, um sich durch sie belehren zu lassen, versichernd, daß man ihn gelehrig für Alles finden würde, was einem Allerchristlichsten Könige zukomme. Die Hugenotten hofften einen Augenblick, daß es für sie eine Gelegenheit seyn würde, eine feierliche Debatte über die beiden sich gegenüberstehenden Lehren zu eröffnen, und schon versprachen sich die beredtesten ihrer Prediger Wunder zu thun. Aber man erklärte ihnen, daß es hier auf Belehrung und nicht auf Streit ankomme, daß der König in seinem Gewissen hinlängliche Vertheidigungsmittel finden werde, wenn man schlechte Gründe vorbrächte, und daß es ihm genügen müsse, eine der beiden Parteien zu hören, da er das, was die andere sagen könne, auswendig wisse. Deshalb glaubte auch Duplessis-Mornay sehr weislich, daß es besser sey, gar nicht zu reden, als vor einem Richter, der schon im Voraus einen Entschluß gefaßt habe.

Uebrigens hat sich Heinrich zur gehörigen Vorbereitung Zeit genommen. Bis zu dem zur Zusammenkunft anberaumten Tage sollten noch zwei Monate verfließen. Man könnte glauben, daß er diesen Aufschub benutzte, um über den bevorstehenden wichtigen Schritt reiflich nachzudenken, seine Seele allmälig von dem Glauben, in dem er gelebt hatte, abzulösen, und um sich über alle seine Skrupeln Raths zu erholen. Aber die historische Wahrheit verpflichtet uns, zu sagen, daß uns davon keine Spur geblieben ist. Man findet nur, daß er in dieser Zeit oft an seine Geliebte schrieb. Außerdem stählte er seine Seele durch die mächtigen Aufregungen des Krieges. Am 18. Mai hatte er jenes Zusammenberufungs-Schreiben an die Bischöfe gerichtet, und am 8. Juni begann er die Belagerung der Stadt Dreux, welche ihn einen ganzen Monat hindurch an jeder geistigen Beschäftigung hinderte; er war in dieser Zeit mehr mit Tranchéen, Kanonaden, Breschen und Minen als mit dem Fegefeuer und mit der Ohrenbeichte beschäftigt. Indessen ereigneten sich seltsame Dinge in Paris, wo es genug berathschlagende Körperschaften gab, um die Angelegenheiten völlig in Unordnung zu bringen: Generalstaaten, Parlamente, Unions-Räthe, Stadt-Räthe, ohne die unregelmäßigen Versammlungen zu rechnen, welche ihre Entscheidungen durch Straßen-Aufläufe in Ausführung zu bringen suchten. Man hatte daselbst mit mehr Pomp als jemals den fünften, den letzten Jahrestag der heiligen Barrikaden gefeiert; die Predigten, welche nichts anderes als die Journale der damaligen Zeit waren, wo jeder Nahrung für seine Leidenschaften suchte, hatten einen neuen Grad von Heftigkeit angenommen; aber der Eifer und Enthusiasmus, mit dem sie sonst angehört und aufgenommen wurden, war verschwunden. Das Volk verließ sich nach Anhörung derselben kalt, gleichgültig und sorglos. Man konnte es nicht mehr zur Wuth reizen oder es auf eine Beute hetzen, indem man mit dem Finger auf einen Politiker wies; die gute Zeit für die Redner war vorüber; man fiel über Niemanden mehr her.

Die Pariser hatten eine an sich gute und, was mehr galt, neue Sache gekostet. Die Konferenz von Surene hatte ihnen einen kurzen Waffenstillstand zu Wege gebracht, der sich von Tag zu Tag und von Woche zu Woche verlängerte. Dieses benutzend, hatten sich die Pariser außerhalb der Stadt verbreitet, in welcher sie so lange eingeschlossen gewesen waren. Bei sich an ein behutsames Leben, an eine gezwungene Mäßigkeit, an die einförmigsten Scenen gewöhnt, konnten sie nun frei das Land durchstreifen. Sie fanden die Vorposten des Königs bereit, sie zu bewirthen; überall gutes Essen und lustige Gesichter; Lebensmittel im Ueberfluß, um sich auf dem Platz zu ergötzen oder dieselben mit nach Hause zu nehmen; und wenn sie in die Ketten ihrer Prediger zurückkehrten, sagten sie spöttelnd, daß das Brod der Exkommunizirten ihren Körpern sehr gut bekamme. Von nun an war das Wort des Volkes nicht mehr die heilige Ligue, das Werk der heiligen Barrikaden, sondern der Friede und Ueberfluß an allen Gütern, der Friede und Arbeit, deren Vortheile sich in Genüsse verwandeln. Umsonst wollten die Eifrigen diesem Wunsche Stillschweigen auferlegen, der jetzt populairer war, als der Haß von gestern; es bot sich kein Arm dar, um ihrem Zorn zu dienen; und als sie den Herzog von Mayenne baten, einen armen Handwerker zu bestrafen, der den Friedens-Ruf hatte ertönen lassen, erwiederte er ihnen: „Meine Herren, ein Seifensieder mehr oder weniger wird Ihre Partei nicht stärker und nicht schwächer machen."

Man kann danach urtheilen, welche Wirkung in diesem Augenblick extreme Beschlüsse hervorgebracht haben würden, welche auf nichts Anderes hätten hinzielen können, als einen Krieg wieder anzufachen, der mit der gänzlichen Ausrottung der einen Partei hätte endigen müssen. Und doch versuchte dies damals der Spanische Gesandte, unterstützt von dem Römischen Legaten, und die Geschichte würde aufhören wahr zu seyn, wenn sie nicht die heftigsten Entschlüsse der Parteien gerade in die Zeit ihrer größten Schwäche versetzte. Gerade also während jener deutlichen Zeichen der öffentlichen Abneigung schlug der Spanier den Generalstaaten vor, die Tochter Philipp's II., die Enkelin unseres Heinrich's II., als Königin anzuerkennen; und als er damit nicht durchgedrungen war, brachte er einen Prinzen aus dem Hause Oesterreich, den Erz-Herzog Ernst, in Vorschlag, der, wie er sagte, den Franzosen um so angenehmer seyn müsse, als er ihren Streitigkeiten ganz fremd wäre. Später ließ er sich fragen, ob Philipp II. seine Tochter einem von den Staaten erwählten Französischen Prinzen geben würde? Es war die Rede davon, eine Liste von vier Kandidaten für die Heirath und für die Krone zu bilden, unter denen sich der katholische König einen Schwiegersohn wählen und Frankreich einen König geben sollte. Endlich schienen sich die Stimmen der Planmacher auf den jungen Herzog Karl von Guise, den Sohn des Märtyrers von Blois, zu vereinigen; der Spanier willigte ein, und der Herzog von Mayenne war erstaunt, sich eines schönen Morgens fast allein in seinem Hause zu befinden, während sein Neffe nicht mehr wagte über die Straße zu gehen, aus Furcht, daß man ihn „Sire" anreden möchte.

Aber alle diese schnell entworfenen, veränderten und nach einigen Tagen wieder aufgegebenen Plane beschäftigten nur die starken Geister der Partei, die immer die Schwächsten sind, wenn die Arme fehlen, wenn der Pöbel nicht vor den Thüren der Rathsversammlung tobt und auf das Zeichen zum Morden oder zum Ausrufen wartet. Die Gedanken, die Neigungen des Volkes waren anderswo; es regte sich nur noch, um einen allgemeinen Waffenstillstand zu erlangen, und die Royalisten trugen Sorge, diese Bedingung in allen ihren Verhandlungen oben an zu schreiben. Der Legat allein widersetzte sich derselben, und hintertrieb die Einwilligung der Staaten, indem er behauptete, daß die Frage über Krieg und Frieden ihm ausschließlich zustehe. Aber das Volk murrte gegen den Legaten und ging so weit, zu sagen, man müsse ihm die Ohren abschneiden und ihn in's Wasser werfen. Vergebens wollten die untergeordneten Magistratspersonen, die immer am liebsten strafen, gegen solche kühne Worte gerichtlich einschreiten. Das Parlament verbot den Kommissarien des Chatelet und namentlich einem gewissen Jacques Bazin*), rechtschaffene Leute zu beunruhigen. Und bald erhob sich dieser Gerichtshof über die General-Staaten und fürchtete sich nicht, zu erklären, „daß alle Verträge, um einen fremden Prinzen oder eine fremde Prinzessin auf den Thron zu setzen, ungültig wären, weil sie mit dem Salischen Gesetze und mit anderen Grund-Gesetzen des Königreichs im Widerspruch wären."

Dies bewies, daß sich die heilige Ligue in einem kläglichen Zustande befand; und die klugen Leute merkten dies noch deutlicher, als sie erfuhren, daß Nicolas von Neuville, Herr von Villeroi, Paris verlassen hatte, ohne Abschied zu nehmen. Denn er war sehr wohl als einer von den Leuten bekannt, die sich niemals auf der Seite der unterliegenden Partei befinden, wenn die Entwickelung der politischen Dramen heranrückt. Er hatte der katholischen Union nach Kräften gedient, und es war nicht seine Schuld, wenn sie unterlag. Seit 26 Jahren Staats-Secretair unter Karl IX., unter Heinrich III. und unter dem Herzog von Mayenne gewesen, würde er dieses Amt auch gern unter dem erwählten König bekleidet haben, wenn dessen Einsetzung gelungen wäre. Da aber die Sachen hier eine schlechte Wendung nahmen, so beeilte er sich, die Stelle als Staats-Secretair unter Heinrich IV. anzunehmen; denn es war doch nun einmal sein Amt.

Inzwischen hatte der König am 8. Juli Dreux genommen und befand sich am 12ten in Saint-Denis, also pünktlich zu dem Rendezvous, zu dem er die sanftesten und versöhnlichsten Geistlichen von Paris in Menge eingeladen hatte. Er verschob indeß die Konferenz um 10 Tage und begab sich noch einmal nach Mantes, wo er am 18ten zum letzten Male die Predigt hörte. Am 22sten übernachtete er wieder in Saint-Denis, um sich am andern Morgen, als resignirter Schüler, den Händen seiner Bekehrer zu überliefern.

Es hatten sich daselbst der Erzbischof von Bourges, neun Bischöfe, der Pfarrer von Notre-Dame, vier Pariser Geistliche und mehrere Gottesgelehrte versammelt. Am 23sten Morgens traten der Erzbischof und drei Bischöfe in das Zimmer des Königs; der Kardinal von Bourbon wollte der Unterredung beiwohnen; aber der König erlaubte es nicht, aus Furcht, daß die Gegenwart seines geliebten Vetters einen Rückfall veranlassen könnte. Eine fünfstündige Konferenz genügte, um die Bekehrung zu bewirken, so gut war der Gegenstand vorbereitet; und der König gab sogleich einen Beweis seines Gehorsams, indem er die für ihn zubereiteten Fleischspeisen abbestellte, weil es gerade Freitag war. Dann schloß er sich in sein Kabinet ein und schrieb folgenden Brief:

„Ich bin gestern Abend frühzeitig hier eingetroffen und wurde bis zum Schlafengehen von frommen Leuten belästigt; wir glauben an den Waffenstillstand und hoffen, daß derselbe heute abgeschlossen werden wird; was mich betrifft, so gehöre ich hinsichtlich der Liguisten zum Orden des heiligen Thomas. Ich habe heute Morgen schon wieder angefangen, mich mit den Bischöfen zu unterhalten. Ich schicke Dir zur Eskorte funfzig Bogenschützen, welche so gut sind, als Kürassiere. Die Hoffnung, Dich morgen zu sehen, hält meine Hand vom weiteren Schreiben ab. Morgen, Sonntag, werde ich den gefährlichen Sprung thun. In dem Augenblick, wo ich dies schreibe, liegen mir hundert Ueberlästige auf dem Halse, welche mir Saint-Denis zuwider machen werden, wie es Dir Mantes ist. Lebe wohl, mein Herz, triff morgen zeitig ein; denn es dünkt mich schon ein Jahr, seit ich Dich nicht gesehen habe. Ich küsse die schönen Hände meines Engels und den Mund meiner theuren Geliebten Millionen Mal."

Es scheint, daß diese Beschäftigung den König etwas von seiner Gefügigkeit für die des Morgens erhaltenen Lehren zurückgebracht hatte; denn als man ihm die mittlerweile entworfene Abschwörungs-Akte vorlegte, fand er sie so mit bigotten Floskeln gespickt, daß er dieselbe nicht unterschreiben wollte. Der Baron von Rosny mußte, so sehr er auch Hugenotte war, Hand daran legen, um sie auf das Wesentlichste und Nothwendigste zu beschränken. Man behielt aber die Abschrift des ersten Entwurfes, um sie dem Papste zu senden.

*) Also einem Namens-Vetter des Verfassers.

Darauf ließ der König anzeigen, daß die Feierlichkeit am übermorgenden Tage in der Kirche von Saint-Denis stattfinden solle. Als diese Nachricht sich in Paris verbreitete, bemächtigte sich der Einwohner die Wuth der Neugierde; und da man strenge Strafen, ja sogar Todesstrafe darauf gesetzt hatte, wenn Jemand die Stadt ohne Paß verließe, so beeilte sich Alles, herauszukommen, bevor die Thore geschlossen wurden. Die Saumseligsten waren genöthigt, über die Mauern zu klettern, Gräben zu überspringen oder sich auf der Seine einzuschiffen, so daß sich in Saint-Denis mehr Pariser als Diener des Königs befanden, obgleich er alle seine Anhänger zusammenberufen hatte, sogar die Geistlichen seines bisherigen Glaubens, von denen er rührenden Abschied nahm, und die er aufforderte, zu Gott inbrünstig für ihn zu beten.

An dem festgesetzten Tage, am Sonntag den 25. Juli 1593, begab sich der König, festlich geschmückt, von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleitet, mitten durch die Wogen des Volkes, nach dem alten Dom, dessen Thüren sich bei seiner Ankunft öffneten, und in dessen Innern er, ungefähr zehn Schritte vom Eingange, den Erz-Bischof auf einem mit weißen Teppichen bedeckten Stuhle sitzend fand, der das Evangelium in der Hand hielt. Der König beugte das Knie vor dem Prälaten, überreichte ihm die unterzeichnete Abschwörungs-Formel und betheuerte laut, „daß er in der katholischen, apostolischen und Römischen Kirche leben und sterben, sie gegen Alle und Jeden vertheidigen und allen Ketzereien, die ihr zuwiderliefen, entsagen wolle.“ — Der Erz-Bischof und der Kardinal von Bourbon nahmen ihn darauf bei der Hand, um ihn bis an den Fuß des Altars zu führen, während die Orgeln, die Trompeten, die Trommeln, das Jauchzen des Volkes die Hallen des Tempels erschütterten. Er wiederholte seine Betheuerung vor dem Altar und ging dann mit dem Erz-Bischof hinter eine Tapete, als ob er Beichte ablegen wollte. Nachdem er die Absolution erhalten hatte, hörte er die Messe, wobei sein Vetter Karl und der Erz-Bischof von Bourges ihm zur Seite blieben, um ihm alle Ceremonien zu erklären. Dann vertheilte man Gold und Silber unter das Volk. Der König setzte sich zur Tafel, wohnte dann der Predigt und der Vesper bei und begab sich hierauf, um Gott zu danken, nach der Abtei von Montmartre, die ihm nicht ganz unbekannt war. Dies ist Alles, was die Geschichte uns von jenem Tage erzählt. Es wird nur noch hinzugefügt, daß er am Abend ein Bad nahm; und die Hugenotten scheuten sich nicht, zu behaupten, daß er damit seine Sünden habe abwaschen wollen.

So wurde der Uebertritt Heinrich's IV., Königs von Frankreich und Navarra, — der mit Recht, aber anderer Dinge halber, der Große genannt wird, — zum katholischen Glauben herbeigeführt und vollzogen. Dies öffnete ihm aber noch nicht die Thore von Paris, wo er erst acht Monate später einzog. Auch seine Macht wurde dadurch noch nicht anerkannt; denn noch in der Waffenstillstands-Akte, welche einige Tage darauf publizirt wurde, traten Heinrich von Bourbon und Karl von Lothringen, als einander gleich, als Partei-Oberhäupter auf. Eben so wenig wurden seine Feinde dadurch entwaffnet; denn er mußte nach einander, in einem Zeitraum von fünf Jahren, fünfundzwanzig verschiedene Verträge abschließen, um mit allen seinen Unterthanen in Frieden zu leben. Und was endlich den religiösen Fanatismus betraf, dessen Wuth er zu besänftigen glaubte, so blieb genug davon übrig, um die Hände Barriere's, Chastel's und Ravaillac's mit dem Dolche zu bewaffnen.

Bibliographie.

- Atala de Montbard — oder mein Feldzug in Algier. Von Madame Adele ***. 2 Bde.
- Mélanges politiques et philosophiques. (Politische und philosophische Miszellen, aus Jefferson's Briefwechsel gezogen.) Nebst einer Darlegung der Prinzipien der Amerikanischen Schule. Von L. S. Conseil. 2 Bde.
- Vies des saints du diocèse de Paris. (Lebensbeschreibung der Heiligen des Pariser Sprengels.) Vom Abbé Hunkler.

England.

Edmund Kean.

Der berühmteste Englische Tragiker unserer Zeit ist am 15. Mai zu Richmond gestorben. Er war am 17. März 1788 geboren, und kaum konnte er gehen, erschien er auch schon in Knabenrollen auf der Bühne, und so ging er durch alle Beschwerden und Gefahren, die das Leben eines jungen Schauspielers darbietet. Auf dem Drury-Lane Theater, als Kemble auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, wurde das unbeachtete Kind, der noch ungeahnte Erbe des tragischen Thrones, bei Prozessionen ꝛc. gebraucht. Später, in Haymarket, wurde er mit Botschaften geschickt und spielte kleine Rollen, ohne Vortheil für sich, für die Gesellschaft, oder für das Publikum. Nur das Stillschweigen und scheue Wesen, mit welchem er seinen Sitz im grünen Zimmer einnahm, zeichneten ihn vor Anderen aus; sein Auge allein „sprach in den beredsamsten Tönen.“ Er versuchte sich auf verschiedenen Provinzial-Theatern mit abwechselndem Erfolge, bis er zu der Gesellschaft trat, die damals zu Exeter spielte. Hier erregte er zuerst die Bewunderung des Dr. Drury, eines Mannes von Geschmack und vielem Einfluß. Auf Veranlassung dieses Mannes geschah es, daß das Comité des Drury-Lane Theaters Herrn Arnold nach Dorchester sandte, in der ausdrücklichen Absicht, Kean spielen zu sehen. Das Resultat war ein Engagement, und im Januar 1814 erschien er auf den Brettern von Drury-Lane. Unter allen seinen Zuschauern in den Provinzen hatten, wie wir glauben, die guten Leute von Exeter allein Sinn für sein hohes Talent, während die Einwohner von Guernsey sich durch ihr Mißfallen an seinem Spiel auszeichneten und ihn im buchstäblichen Sinne von ihrer Bühne jagten. Kean's erstes Auftreten in Drury-Lane, als Shylock, am 26. Januar 1814, in den unglücklichsten Zeiten jener Bühne, werden wir nicht leicht vergessen. Das Haus war fast ganz leer; es waren nur Kritiker da und solche, die mit Orangen zum Werfen und Aufträgen zum Zischen kamen, und die Gleichgültigkeit des kleinen geistlosen Publikums bei der ersten Vorstellung des neuen Shylock war „das Brüten, das keine Ruhe ist.“ Da trat ein kleiner Mann auf, mit einem Italiänischen Gesicht und vielsagenden Auge, der Allen auffiel. Die Aufmerksamkeit wurde bald zum Enthusiasmus, und nie vielleicht spielte Kean mit solchem ergreifenden Effekt, als diesen Abend vor dem erstaunten Häufchen. Seine Stimme war rauh, sein Stil neu, seine Action abgebrochen und schroff; aber Zuversicht, die Inspiration des Genius, lag im Blick, Ton, Geberde. Der harte unbeugsame Jude stand vor uns in der ganzen Kraft seiner Bösartigkeit; in seinem Auge wohnte die Trauer über die Kränkung, die er und sein Stamm zu erdulden hatten, aber der dunkle Geist der Rache blickte hindurch, in furchtbarer unversöhnlicher Wuth starrend. — An diesem Abend begann Kean seine große und glänzende Laufbahn.

Nie (sagt ein beredsamer Schriftsteller im Athenäum) hatte ein Schauspieler den Glücksball so völlig zu seinen Füßen, wie Kean ihn hatte. Ja, der Ball zu seinen Füßen wartete nicht einmal des forttreibenden Stoßes. Gleich dem bezauberten Knäuel, der vor Fortunatus herlief und ihn zu Glück und Ruhm leitete, rollte er vor ihm hin. Allein die dem Genie angeborene Launenhaftigkeit verlockte ihn auf jeden Seitenpfad der Leidenschaft und des Vergnügens und riß ihn fort:

„— Von einer Blume zur anderen,
O, schlecht verbrachte Zeit, o, freudenloses Wandern!“

Offen von Natur, mit stürmischem Gemüth, kannte er keine Ruhe, weder im Genuß noch im Besitz eines Gegenstandes. „Aut Caesar, aut nihil“ war sein Wahlspruch; er mußte entweder fliegen, oder sich ganz in den Strudel stürzen, und nie verhehlte er seine Laster oder seine Tugenden. Bei höherem Kunsttalent als Garrik, hatte er Thorheiten und Leidenschaften, die ihn zuweilen unter einem Cooke erniedrigten. Er konnte in Drury-Lane einen Byron elektrisiren und sein Herzblut starren machen durch die furchtbare Energie seines wundervollen Genies und dann, nachdem er die Pairs verlassen, an demselben Abend mit seinem glänzenden schlagenden Witze und seinem lebendigen Gesang die Geister eines wackeren Unterhauses ergötzen. Wer ihn im dritten Akt des Othello sah, wird immer bei der Erinnerung daran zittern, und wer ihn „schwarzäugig Suschen“ nach seiner eigenen Melodie pathetisch singen hörte, nicht ohne Trauer daran denken können. Solche Leidenschaft und solche ausgelassene Lustigkeit sind eben so wenig leichte Geburten des Augenblicks, als leicht vergessen. (N. M. M.)

Bibliographie.

- Criminal trials. (Kriminal-Prozesse.) Von Pitcaire. Bd. X. Pr. 30 Sh.
- A subaltern's furlough. (Urlaub eines Subalternen.) Von Lieutenant Coke. Pr. 15 Sh.
- Turkey and its resources. (Die Türkei und deren Hülfsquellen.) Von D. Urquhart. Pr. 9½ Sh.
- On the influence of the troubled mind on the health. (Ueber den Einfluß des Gemüths auf die Gesundheit.) Von R. Fletcher. Pr. 12 Sh.
- Phoenician Ireland. (Das phönizische Irland.) Von H. O'Brien. Pr. 12 Sh.
- The ouranologos. (Himmelskunde.) Von John Galt. Erste Abthg. 4. Pr. 6 Sh.
- Henry St. Clair. Der Märtyrer der Freiheit. Pr. 3½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Zweiköpfige Schlange. Der zoologische Garten zu Surry hat ein sehr schönes Exemplar dieser merkwürdigen Schlange (der Amphisbaena) von Herrn Broughton erhalten. Der Schwanz des Thieres ist ungemein stumpf und hat so viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe, daß es eines scharfen Blicks bedarf, um die beiden Enden von einander zu unterscheiden. Dieser Umstand und die Leichtigkeit, mit welcher sie eben so schnell rückwärts als vorwärts kriecht, hat den gemeinen Irrthum veranlaßt, der von allen das Wunderbare liebenden Naturgeschichts-Schreibern wiederholt wurde, als besäße sie wirklich zwei Köpfe. — Jene Schlange ist von Indien gebracht worden. Sie ist 4 Fuß lang, hat 5 Zoll im Umfang und ist ohne Schuppen. Ihr Körper ist glatt, cylinderförmig und fast überall von gleicher Dicke. Die Farbe ist kastanienbraun. Man hält sie für unschädlich, da man keine Gift-Fangzähne in der oberen Kinnlade fand. (N. M. M.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Freitag den 28. Juni 1833.

Frankreich.

Moralische Statistik von Frankreich.

Zu den wichtigsten, aber auch schwierigsten Gegenständen, die der Statistik anheimfallen, gehört die Uebersicht und Vertheilung der menschlichen Handlungen, welche auf das Allgemeine oder den Einzelnen einen äußerlichen Einfluß üben. Die Handlungen aber, die wir zu diesem Behuf erkennen müssen, umfassen ein so ausgedehntes Gebiet und haben einen so mannigfaltigen Ursprung und so verschiedenartige Farbe, daß in diesem Zweige statistischer Forschungen erst nach einer langen Reihe von Beobachtungen etwas Nützliches geleistet werden kann. In Frankreich macht seit dem Jahre 1825 der Justiz-Minister alljährlich eine Uebersicht der Verwaltung der Kriminal-Rechtspflege bekannt. Diese dienen als Grundlage zu einem Buche des Advokaten Guerry*), das sich mit der sittlichen Statistik von Frankreich beschäftigt, und worüber die Herren Lacroix, Silvestre und Girard der Akademie der Wissenschaften einen sehr günstigen Bericht erstattet haben.

Zunächst wird die Bemerkung gemacht, daß die Menge der begangenen Verbrechen genauer aus der Anzahl der Angeklagten, als aus der der Verurtheilten hervorgehe, indem über die Wirklichkeit des Vergehens, selbst nach erfolgter Freisprechung, meist kein Zweifel obwalte. Ferner ergeben sich aus den jährlich publizirten Tabellen allgemeine Resultate in den verschiedenen Theilen des Landes, die regelmäßig wiederkehren und nicht Werk des Zufalls seyn können. Der Verfasser hat daher Frankreich in 5 Regionen, jede aus 17 Departements bestehend, eingetheilt: den Norden, Süden, Osten, Westen und das Centrum. Während der sechs Jahre von 1825 bis 1830 hat die größte Variation in der Anzahl von Verbrechen, die in jeder Region jährlich gegen die Personen begangen wurden, nicht 4 Procent, und das Maximum dieser Verschiedenheiten hinsichtlich der Vergehen gegen das Eigenthum nur 2 Procent betragen. In einer ersten Tabelle werden die jährlichen Verbrechen aufgezählt: gegen die Personen wurden 1900, gegen das Eigenthum 5300 begangen; unter diesen bildet der Diebstahl die zahlreichste Klasse. Aus den beiden folgenden Tabellen ersieht man das Verhältniß der beiden Geschlechter zu den Verbrechen. Unter 100 Vergehungen gegen Personen, wurden nur 14 von Frauen ausgeübt, während ihnen unter 100 Vergehungen gegen das Eigenthum 21 zufallen. Die geringere Anzahl weiblicher Verbrechen in Bezug auf die Personen rührt von der Furchtsamkeit der Frauen und ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen her; bei Räubereien, Verwundungen und Rebellion wird man sie selten betheiligt finden. Aber sie werden unternehmender, wenn die Gefahr geringer, die Entdeckung schwieriger wird. Daher sollen unter 14 Vergiftungen 12 den Frauen zur Last. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Hausdiebstählen; sie machen ⅖ aller von Frauen begangenen Diebstähle aus, während sie nur ⅛ unter den von Männern verübten ausmachen.

Eine vierte Tabelle zeigt die Vertheilung der Verbrechen auf die verschiedenen Lebens-Epochen, von dem Alter der Mannbarkeit bis über das siebzigste Jahr hinaus. Die meisten Verbrechen werden innerhalb der Periode vom 25sten bis zum 30sten Jahre begangen, und findet dies bei beiden Geschlechtern statt. Die Neigungen zum Verbrechen entwickeln sich schneller und nehmen auch früher ab bei dem männlichen als bei dem weiblichen Geschlechte; aber vom 50sten Jahre an ist bei beiden Geschlechtern die Hinneigung zu straffälligen Handlungen gleich. Es giebt auch Verbrechen, die jedem Alter eigenthümlich sind. Auf der fünften Tabelle findet man eine Uebersicht für die beiden äußersten Lebensperioden. Die sechste Tabelle macht den Einfluß der Jahreszeiten auf Natur und Anzahl der Verbrechen deutlich. Im Sommer wird mehr Strafbares gegen die Personen, im Winter mehr gegen das Eigenthum verübt; den größten Einfluß unter allen Verbrechen gegen Personen übt die Jahreszeit bei den Angriffen auf die Keuschheit. Unter 100 Verbrechen dieser Art zählt man 36 im Sommer, 25 im Frühling, 21 im Herbst, 18 im Winter.

Höchst wichtig würde derjenige Theil der Kriminal-Statistik seyn, welcher die wahrhaften Bewegungsgründe der strafbaren Handlungen zu erkennen gebe. Aber diese Untersuchung ist von solchen Schwierigkeiten umringt, daß bis jetzt nur die Klassifizirung der Gründe vom Kapital-Verbrechen möglich wurde. Herr Guerry zählt deren zwölf auf, die nach dem Verhältniß ihrer Häufigkeit in der siebenten Tabelle angegeben werden. Unter 100 Vergiftungen, Mordthaten und Brandstiftungen geschehen die meisten, nämlich 26, aus Haß und Rachsucht. Die folgende Tabelle stellt die Kapital-Verbrechen nach der Reihe ihrer offenkundigen Ursachen auf. So findet man z. B., daß unter 100 Vergiftungen 35 eine Folge des Ehebruchs sind. Fast die Hälfte der aus dieser Ursache herrührenden verbrecherischen Angriffe ist gegen den beleidigten Gatten gerichtet; dahingegen wird durch Vergehungen, welche eine Folge des liederlichen Lebens und der Verführung sind, mehr das Leben der Konkubine oder der Verführten bedroht.

Was die verschiedenen fünf Regionen des Landes anbelangt, so ergeben die Register der Jahre 1825 bis 1830 für die Verbrechen gegen Personen einen Angeklagten im Süden unter 11,003 Bewohnern, im Osten unter 17,349, im Norden unter 19,964, im Westen unter 20,984, im Centrum unter 22,168. Diese Unterschiede werden noch größ[illegible] wenn man die einzelnen Departements berücksichtigt. Korsika [illegible] 2199 Einwohner einen Angeklagten, das Departement [illegible] aber nur einen unter 37,014. Hinsichtlich der Verbre[illegible]lichkeit [illegible] Eigenthum stellt das Verhältniß sich anders, nämli[illegible] erkennen. De[illegible] unter 3984 im Norden, im Osten unter 694[illegible] von der vortreff[illegible] 7534, im Westen unter 7945, im Centrum un[illegible] Unter anderen [illegible] eine Departement (Paris) hat unter 1368 Bewoh[illegible] [illegible] die H[illegible] (wegen Verbrechen gegen das Eigenthum), das [illegible] Königin ist, [illegible] Creuse aber nur einen unter 20,235.

[illegible] der Unwissenheit auf das Thun der Verbrecher zu ermitteln, hat Herr Guerry die Angaben zu Rathe gezogen, welche seit 1827 auf Befehl des Kriegsministeriums über die Zahl der des Lesens und Schreibens kundigen Militairpflichtigen alljährlich gesammelt werden. Der zehnten Tabelle zufolge, konnten in den Jahren 1827 bis 1829 unter 100 zum Dienst ausgehobenen jungen Leuten im Osten 53 lesen und schreiben, im Norden 52, im Süden 33, im Westen 27, im Centrum 25. Nun aber waren unter 100 Angeklagten, die vor die Geschwornengerichte gestellt wurden, des Lesens und Schreibens kundig im Osten 52, im Norden 47, im Süden 29, im Westen 26, im Centrum 24. Es giebt demnach im Durchschnitt überall unter 100 Angeklagten und unter 100 Nicht-Angeklagten eine gleich große Anzahl, welche Elementar-Unterricht genossen hat. Uebrigens herrscht in den einzelnen Departements eine große Verschiedenheit in diesem Punkte, da unter 100 Konskribirten im Maas-Departement nur 26 nicht lesen und schreiben können, während in Corrèze bis 88 nicht im Stande sind.

Eine eigene Charte macht die Verhältnisse klar, die bis jetzt über die unehelichen Geburten in den verschiedenen Landestheilen beobachtet wurden. Die meisten finden in den Städten Paris, Lyon, Rouen, Lille, Marseille und Bordeaux statt, nicht bloß wegen der dichteren Bevölkerung, sondern in Folge der Gelegenheit, welche die Findelhäuser darbieten, solche Kinder unterzubringen. Auch hat der Verfasser einige Dokumente über die den Armenanstalten, Schulen und geistlichen Stiftungen gemachten Geschenke und Vermächtnisse gesammelt und dieselben nach dem Geschlecht, Alter, Lebensverhältnisse und Wohnort der Geber geordnet. Indeß sind diese Dokumente noch nicht zahlreich genug, um daraus bestimmte Folgerungen zu ziehen.

Der letzte Theil der Untersuchungen ist den Selbstmorden gewidmet. Innerhalb der vier Jahre von 1827 bis 1830 sind in Frankreich 6900 Selbstmorde vorgefallen; diejenigen ungerechnet, wo der Tod nicht erfolgt oder doch wenigstens keine gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden. Da nun jährlich 600 Angriffe auf das Leben Anderer gemacht, und mithin von der Zahl der Selbstmorde um das Dreifache übertroffen werden, so kann man jedesmal, wenn in Frankreich ein Mensch vorsätzlich und gewaltsam umkommt, drei gegen eins wetten, daß er selber seinem Leben ein Ende gemacht habe.

Unter 100 Selbstmorden geschehen jährlich 51 im Norden, 16 im Osten, 13 im Westen, 11 im Süden und 9 im Centrum. Der sechste Theil aller Selbstmorde wird im Seine-Departement begangen, doch sind die meisten Sünder dieser Art der Hauptstadt fremd. Unter tausend Personen, die in Paris sich dieses Vergehens schuldig machen, stammen 505 aus dem Norden, 168 aus dem Süden, 65 aus dem Westen, 52 aus dem Centrum. In Paris zählt man unter 3600 Einwohnern einen Selbstmörder, im Departement der Ober-Loire nur einen unter 163,000 Einwohnern. Was das Verhältniß in den fünf Regionen betrifft, so kommt ein Selbstmörder auf 9853 Seelen im Norden, auf 21,734 im Osten, auf 27,393 im Centrum, auf 30,499 im Westen,

*) Essai sur la statistique morale de la France, in 4, avec 7 planches gravées. Librairie de Crochard.

schen Systeme Asiens hat nur durch die Arbeiten solcher Männer, die uns authentische Dokumente davon verschaffen können, Fortschritte gemacht; das Bewußtseyn, daß sie, in gewisser Beziehung, alte Religions-Systeme offenbaren, muß sie in ihren Studien unterstützen und bei ihren Unternehmungen ermuthigen. Doch muß man sagen, daß ihre künftigen Leistungen uns glücklichere Ergebnisse versprechen, als ihre bisherigen Arbeiten. Die System-Wuth, die Sucht, in diesen alten Glaubens-Denkmälern Waffen für oder wider das Christenthum zu entdecken u. s. w., alle diese Ursachen haben in die nach den Original-Untersuchungen über die heiligen Texte Indiens und Persiens abgefaßten Werke Unkorrektheiten und Irrthümer eingemengt.

Aber gesetzt auch, diese Motive wären nicht vorhanden gewesen, so würden die genannten Werke doch nothwendig sehr unvollkommen gerathen seyn. Sie ruhen jedenfalls auf einer Basis, die an sich nur aus schüchternen Versuchen zusammengesetzt ist, also die Original-Dokumente nicht genau wiedergeben kann. Einige Fehler in der Uebersetzung hindern uns nicht, ein Gedicht oder Drama zu schätzen; handelt sich's aber von philosophischen und religiösen Systemen, so kann eine übel verstandene Phrase, ein falsch erklärter Ausdruck den Sinn der Lehren, die wir zu ergründen suchen, ganz entstellen. An Beispielen fehlt es nicht. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir hier nur an solche Gelehrte denken, die ihr nothwendiges Material erst von den Sprachkennern entlehnen müssen. Die Arbeiten aus der ersten Hand haben ein ganz anderes Verdienst, und um nur einen Kultus anzuführen, so verdienen die Nachsuchungen einiger Englischen Gelehrten über den Buddhismus, nach Sanskritanischen Denkmälern, und nach den Entdeckungen Abel Rémusat's in der Chinesischen Literatur, besondere Erwähnung.

Der Name Abel Rémusat's ist wohl den meisten unserer Leser nicht fremd, weil sie wenigstens durch die „beiden Basen" auf ihn aufmerksam geworden seyn müssen. Die Zweifel an der Aechtheit dieses Romans waren ungerecht; denn der Uebersetzer verstand noch mehr von der Chinesischen Sprache, als zum Verständniß des Jü-kiao-li nothwendig war. Gelehrte Untersuchungen über die Tatarischen Sprachen, eine Grammatik, und Memoiren jeder Art über Literatur, Wissenschaften und Religion des himmlischen Reiches sind aus seiner fruchtbaren Feder geflossen. Außer Frankreich wird das Chinesische fast nur in England und Rußland gepflegt; denn in beiden Ländern machen Missions- und Handels-Verhältnisse dies Stadium nothwendig. Das wißbegierige Deutschland hat jedoch ebenfalls mit Einführung dieses neuen Zweiges der Erudition den Anfang gemacht*). Die Schüler des verstorbenen Abel Rémusat legen sich vornehmlich auf gründliche Entzifferung der Schrift-Elemente, und verlieren keine Gelegenheit, Original-Texte oder Uebersetzungen herauszugeben.

Einer der vorzüglichsten Sinologen Frankreichs ist Hr. J. Klaproth, am bekanntesten durch seine linguistischen Sammlungen und zwei Reisen nach Asien. Eine sehr in's Breite gehende Erudition würde man ihm mit Unrecht absprechen. Er ist keiner Schule zugethan, strebt nach einer vielleicht etwas gewagten Universalität, und thut sich auf eine Unabhängigkeit etwas zu Gute, die nicht immer von bitterer Intoleranz frei ist. Es erscheint fast kein gelehrtes Werk über den Orient, das er nicht gleich bekrittelte, nicht anders als wollte er sich das Monopol der Polemik anmaßen. So ist er noch unlängst über das hieroglyphische System Champollion's hergefallen. Wir nehmen für Niemand Partei, und wenn wir dem Angreifer zugestehen, daß einige seiner Bemerkungen richtig seyn mögen, so schmälert dies doch in unseren Augen nicht das Verdienst des Gelehrten, den er bekämpft.

Von allen wissenschaftlichen Resultaten, die der Krieg in Aegypten erzeugt, ist wohl keines so merkwürdig und überraschend gewesen, als die Arbeiten Champollion's. Man kann diesem Gelehrten ohne Zweifel vorwerfen, daß er seine Schlüsse übereilt hat, daß er alle Hieroglyphen auf den Grund sehr unsicherer Data entziffern wollte, und zu großes Vertrauen auf seine eigenen Arbeiten setzte. Es ist aber auch eben so gewiß, daß die Richtung, die er dem Studium der Hieroglyphen gegeben, in Zukunft denen als Wegweiser dienen wird, die sich guten Erfolg versprechen. Wir wissen nicht, was für Erben seines Wissens und seiner Talente Herr Champollion hinterlassen hat; früher oder später werden wir ohne Zweifel irgend einen gelehrten Mitbewerber aufstehen sehen, der, noch glücklicher als er, das begonnene Werk vollenden wird. Ist es gleichwohl erlaubt, über eine sehr problematische Frage ein Urtheil abzugeben, so möchten wir sagen, daß das Verstehen der Hieroglyphen selbst immer ein merkwürdigeres Faktum bleiben wird, als die etwanigen Ergebnisse dieser Entdeckung. Die Hieroglyphen sind ein kostbarer Schlüssel, der uns aber einen Schatz aufschließt, dessen Werth unseren Erwartungen nicht entsprechen dürfte.

England.

Bienenzucht.

Es giebt keinen Zweig der Landwirthschaft, der mit mehr Nutzen betrieben werden kann oder die müßigen Stunden unserer Landleute auf vortheilhaftere Weise ausfüllt, als die Bienenzucht. Wir machen daher mit Vergnügen unsere Leser auf einige wichtige Resultate aufmerksam, die in einem System dargelegt sind, welches Herr Nutt, ein praktischer Bienenzüchter in Lincolnshire, aufstellt. Sie sind um so interessanter, als dies System sich auf Eigenheiten und Haushalt dieser betriebsamen Insekten gründet, welche bisher den aufmerksamsten Beobachtungen der besten Naturforscher entgangen sind.

Herr Nutt nennt sein System sehr passend: „Menschlichkeit gegen Bienen", weil eine der größten Verbesserungen seiner Methode darin besteht, den Inhalt der Stöcke erlangen zu können, ohne die Bienen zu tödten, während durch seine sinnreiche Erfindung, den Raum des Stocks und die Vorrathskammer der Bienen zu erweitern, der Urstock sich immer wieder von selbst füllt. Von der höheren Produktivität seines Systems kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man aus den Angaben des Herrn Nutt erfährt, daß ein einziger Stock in einem Jahre 295 Pfund des reinsten Honigs gab.

Die Grundzüge dieses neuen Systems sind, daß man den Urstock oder, wie ihn Herr Nutt nennt, „den natürlichen Sitz des Schwarms" unberührt läßt. Wenn dieser mit seinem süßen Schatz angefüllt ist, der unangetastet und nur für den Gebrauch des Stocks aufbewahrt bleiben muß, so setzt Herr Nutt, damit die Bienen aus Mangel an Raum zu ihren Arbeiten nicht genöthigt seyen, zu schwärmen, Seitenstöcke an den Hauptstock an, mit welchem sie durch angebrachte Oeffnungen in Verbindung stehen; und die Bienen, die nun neuen Raum haben, arbeiten mit frischer Thätigkeit. An diesen Stöcken sind auf sinnreiche Weise Luftzüge angebracht, um dem Stock eine frei zirkulirende und gleichmäßig temperirte Luft zu verschaffen, deren Nothwendigkeit durch ein Thermometer angezeigt wird. Dieser Punkt der erforderlichen Luft-Temperatur ist allen anderen Naturforschern, die sich mit Beobachtung der Bienen beschäftigten, entgangen. Unter gewöhnlichen Umständen ist die nöthige Temperatur 80° F.; steigt das Thermometer auf 90°, so zeigt dies die Nothwendigkeit, die Luftzüge zu öffnen. Steigt es plötzlich auf 120 oder 130°, so ist dies ein Zeichen, daß der Stock voll ist, und daß ein neuer Nebenstock angesetzt werden muß, den man an der entgegengesetzten Seite des Hauptstocks anbringt. Um die Bienen in den Hauptstock zurückzutreiben, gebraucht man wieder die Luftzüge, durch welche man die innere Hitze des Stocks der äußeren Temperatur gleich macht. Die Bienen weichen dann vor dieser plötzlichen Kälte zurück, dann schließt man die Verbindung mit dem Hauptstock und nimmt den Nebenstock weg, ohne ein einziges Thier zu beschädigen. Wer mit der Bienenzucht vertraut ist, wird den Vorzug dieser Methode vor jeder anderen, die Bienen fortzutreiben, welche die Menschlichkeit eingiebt, um das Leben der kleinen Arbeiter zu erhalten, erkennen. Der auf diese Weise gewonnene Honig und Wachs sind von der vortrefflichsten Gattung.

Unter anderen interessanten Beobachtungen zur Naturgeschichte der Bienen, die Herr Nutt anstellte, ist auch die, daß es nicht eine junge Königin ist, welche mit einer Kolonie den Stock verläßt, um zu schwärmen, sondern die ursprüngliche Monarchin des Stockes selbst, und dann sind die bleibenden Bienen damit beschäftigt, eine neue Königin-Puppe zu beleben, die aber, wenn kein Anlaß zum Schwärmen da ist, in diesem leblosen Zustande aus dem Stock geworfen wird.

Herr Nutt hat jüngst ein Werk über sein System, unter dem Titel: „Menschlichkeit gegen Bienen", herausgegeben, voll der schätzbarsten praktischen Lehren, welche der Aufmerksamkeit aller derjenigen würdig sind, die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen oder für die Förderung des Wohlstandes unseres Landvolks sich interessiren. Seine Stöcke mit Proben ihres Ertrages sind, wie wir vernehmen, in dem Museum der National-Manufakturen ausgestellt. (N. M. M.)

Bibliographie.

Clinical lectures etc. (Vorlesungen über den kontagiösen Typhus in Glasgow und dessen Umgegend.) Von Dr. R. Miller. Pr. 5 Sh.

The danger etc. (Das Gefährliche der in Bezug auf die Bank vorgeschlagenen neuen Anordnungen.) Von A. Mundell. Pr. ½ Sh.

Hints on health. (Winke in Bezug auf Gesundheit, Mäßigkeit und moralische Eigenschaften.) Von Doyle. Pr. 1 Sh.

Magrath's Letters from Canada (Magrath's Briefe aus Canada.) Herausgegeben von T. Radcliff. Pr. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Herr P. F. von Siebold. Dieser Reisende hat in Holländische Blätter ein Schreiben einrücken lassen, worin er sich gegen den (in Nr. 73 des Magazins erwähnten) Vorwurf des Ethnographen von Japan, Herrn Doeuff, rechtfertigt, als habe er, eben so wie Herr Overmeer Fisscher, eine Compilation des Doeuffschen Wörterbuchs sich erlaubt, ohne den ursprünglichen Verfasser desselben namhaft zu machen. Herr von Siebold weist vielmehr sowohl auf sein Werk über Japan als auf seinen Bericht an die Niederländische Regierung hin, worin er jedes Mal jenes Niederländisch-Japanischen Wörterbuchs ausdrücklich als einer Arbeit des Herrn Doeuff gedacht habe.

— Simon, der Säulenheilige. Um sich einigermaaßen dem Zudrange derjenigen zu entziehen, die seine Einsamkeit störten, hatte Simon eine Säule errichtet, auf welcher er sein Leben zuzubringen beschloß. Diese Säule war Anfangs sechs Fuß hoch, dann zwölf, später zweiundzwanzig, und als Theodoret schrieb, hatte sie sechsunddreißig Fuß Höhe; „denn ihr Bewohner wünscht", sagt er, „dem Himmel näher und alles Verkehrs dieser Erde überhoben zu seyn." Die Heiden aus den verschiedenen Provinzen kamen zu ihm, entsagten ihrer Abgötterei, nahmen das Christenthum an und verließen den Weg, indem sie den Namen des wahren Gottes priesen.

*) Wir dürfen in dieser Hinsicht mit Recht auf unseren gelehrten Mitbürger, den Uebersetzer des Kaniucius, Dr. Wilhelm Schott, hinweisen, der im gegenwärtigen Semester auch an der hiesigen Universität Vorlesungen über das Chinesische hält. (D. R.)

Das Gerücht von seiner außerordentlichen Frömmigkeit, welches sich durch die ganze christliche Welt verbreitete, setzte manche Leute so in Erstaunen, daß sie anfingen zu zweifeln, ob er wirklich ein menschliches Wesen wäre. Ein ehrwürdiger Greis aus Arabena machte eine Reise zu dem Pfeiler, um sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen. Er wandte sich an den Einsiedler und bat ihn, ihm zu sagen, ob er ein Mensch oder ein unkörperliches Wesen wäre. Die umstehende Menge gebot ihm mit Heftigkeit Stillschweigen, allein Simon forderte ihn auf, ihm den Grund zu seiner Frage zu sagen. „Weil man mir gesagt hat", erwiederte der alte Mann, „daß Du weder Speise nimmst noch schläfst, und es ist bekannt, daß kein menschliches Wesen ohne Speise und Schlaf bestehen kann." Der Einsiedler, statt der Antwort, hieß den Greis zu ihm auf die Säule kommen, und als er oben war, ließ er ihn nicht nur seine Hände berühren, sondern zeigte ihm auch, zu seinem Erstaunen und Entsetzen, daß einer seiner Füße von Geschwüren fast zerfressen war, was deutlich genug bewiese, daß er wirklich ein Mensch von Fleisch und Blut wäre. — Um das Beispiel seiner außerordentlichen Frömmigkeit für die Menschheit so heilbringend als möglich zu machen, verweigerte er es nie an Festtagen, sich der zahlreichen Menge zu zeigen, die dem Berge zuströmte. Man sah ihn oft, von einem Sonnen-Untergange zum andern, mit zum Himmel ausgestreckten Händen flehen; weder Ermüdung noch Schlaf zogen ihn je von seiner Andacht ab. Seine Demuth blieb sich immer gleich, nachdem er bereits einen so hohen Ruf als Heiliger erlangt hatte, und der ärmste Bauer oder Handwerker erhielt eine eben so gütige und freundliche Antwort auf seine Fragen, als der edelste oder reichste Besucher. Simon lebte in dieser erstaunlichen Bußübung bis zum neunundsechzigsten Jahre und starb auf der Säulenspitze, die ihm so lange zur Wohnung gedient hatte. (Cabinet Cyclopaedia.)

— **Chinesische Methode, die Obstbäume fortzupflanzen.** Die Chinesischen Landwirthe suchen sich an dem Baume, welcher fortgepflanzt werden soll, einen Ast aus, und zwar einen solchen, durch dessen Hinwegnahme der Baum so wenig als möglich Schaden nimmt oder verunglimpft wird. Rings um den Ast, und zwar der Stelle, wo er sich mit dem Stamme verbindet, so nah als zweckdienlich ist, winden sie ein Strohseil, das mit Kuhmist beschmiert wird, bis eine Kugel entsteht, die fünf oder sechs Mal den Durchmesser des Astes hat. Sie ist gleichsam das Bett, in dem die jungen Wurzeln schießen sollen. Gleich nachher macht man unterhalb der Kugel (oder des Wulstes) auf beinahe zwei Drittheile des Umfangs einen Einschnitt in die Rinde, der bis an's Holz geht. Dann wird eine Kokos-Schale oder ein kleiner Topf, an dessen Boden ein so kleines Loch ist, daß das Wasser nur tropfenweise durchdringt, über den Wulst gehangen. Durch diese Vorkehrung hält man das Seil immer naß. Von jetzt an ist drei Wochen lang nichts weiter nothwendig, als das Gefäß mit Wasser zu versorgen. Am Ende dieser Periode wird ein Drittheil der noch übrigen Rinde weggeschnitten und der erste Einschnitt beträchtlich tiefer gemacht, weil man voraussetzt, daß nun einige Wurzeln in den Verband geschossen sind und zu Erhaltung des Astes ihren Beitrag geben. Nach einer ähnlichen Periode wiederholt man die Operation, und in ungefähr zwei Monaten kann man gewöhnlich sehen, wie die Wurzeln an der Oberfläche der Kugel einander durchkreuzen. Dies ist ein Zeichen, daß sie genugsam herangediehen sind, um die Trennung des Astes vom Stamme zu erlauben. Am besten sägt man den Ast an der Stelle ab, wo der Einschnitt sich befindet. Das Strohseil, welches um diese Zeit beinahe verfault ist, darf aber durch die Bewegung nicht geschüttelt werden. Den abgeschnittenen Ast pflanzt man als jungen Baum. (N. M. M.)

— **Völker mit schwarzen Zähnen.** Die Zähne der Bewohner von Tunkin und von Siam — beides Reiche der Hinter-Indischen Halbinsel — sind so schwarz als die Kunst sie nur machen kann. Das Färben derselben dauert etwa drei oder vier Tage und wird sowohl an Knaben als an Mädchen vollzogen, wenn sie zwölf bis vierzehn Jahr alt sind. Während der ganzen Operation dürfen sie nur flüssige Nahrung zu sich nehmen, damit sie durch das Hinunterschlucken des Pigments nicht vergiftet werden, was beim Genuß einer Speise, die erst zerkaut werden muß, befürchtet wird. Vornehme und geringe, reiche und arme Personen müssen diese Operation bestehen, „denn, sagen sie, „es würde die menschliche Natur entehren, wenn der Mensch so weiße Zähne hätte, wie ein Hund oder ein Elephant." Poivre gedenkt dieser Sitte, schreibt sie aber aus Mißverstand den Chinesen zu. Wie weit indessen diese von der Sitte des Schwarzfärbens der Zähne entfernt sind, erhellt zur Genüge daraus, daß ihre Historiker und Dichter obgenannten Völkern das Epitheton He-tschi oder die Schwarzgezähnten beilegen.

— **Amerikanische Höflichkeit.** Wenn eine Frau, gleichviel, von welchem Stande — vorausgesetzt, daß kein Neger-Blut in ihren Adern rollt —, eine Kutsche oder irgend ein anderes Fuhrwerk besteigt, so ist es, wie zum Theil auch wohl in Europa, in Nord-Amerika aber allgemein gültige Sitte, ihr den besten Platz einzuräumen; der beste Platz in einem Wagen ist aber derjenige, welcher den Reisenden in den Stand setzt, das Gesicht den Pferden zuzukehren. Diese Sitte gilt auch für die Postwagen, wo doch in anderen Ländern der Reisende seinen festen Platz hat. Herr Stuart (der bekannte Reisende) war des Rücksitzes müde, und erwirkte sich von dem Postamt die Erlaubniß, den Ehrenplatz ungestört einnehmen zu dürfen. Aber diese Glückseligkeit dauerte nicht lange. Der Postillon hielt plötzlich in einer Straße an den Außenwerken der Stadt, eine Hausthür öffnete sich, und der gewöhnliche Ruf: „Es kommen Damen!" mahnte unseren Reisenden, daß sein frisch erworbenes Privilegium Gefahr liefe, ihm entrissen zu werden. Umsonst verfocht er seine Sache; der ganze Vertrag ward für null und nichtig ab initio erklärt; Postillon, Pförtner, Passagiere und Umstehende, Alles nannte seine Ansprüche mit Einem Munde verkehrt und abgeschmackt; die Ladies weigerten sich, einzusteigen und sogar das Haus zu verlassen, bevor der Sitz geleert sey, und Alles war in der größten Konfusion. Der Wirth des Hotels, wo die Kutsche abgefahren war, mußte herbeikommen, um den Streit zu entscheiden. Er leugnete ebenfalls die Gültigkeit des Vertrages, in den sein Buchführer nicht ohne seine besondere Erlaubniß hätte eingehen dürfen; und als Herr Stuart fortfuhr, gegen alle Vorstellungen und Verweise taub zu bleiben, erklärte ihm der erzürnte Eigenthümer endlich, wenn er seinen Sitz hartnäckig behaupten wolle, möge er es nur thun; allein es würde ihm von wenig Nutzen seyn; denn er (der Wirth) werde die Pferde abspannen und vor eine Reserve-Kutsche spannen lassen, in der die Ladies den ihnen gebührenden Platz einnehmen sollten. Da Herr Stuart noch immer kein Zeichen von Einwilligung gab, schickte man sich wirklich an, die Drohung auszuführen. Endlich überzeugte sich der Englische Reisende, daß Ein Individuum einem ganzen Haufen nicht wohl widerstehen könne, und so mußte er sich nolens volens dazu bequemen, unter dem jauchzenden Gelächter der Umstehenden in den anderen Wagen zu steigen. Herr Stuart, der diese Begebenheit sehr launig erzählt, fügt noch hinzu, daß er, nachdem sie ein paar Meilen gefahren, mit den Schönen, die ihn verdrängt hatten, eine Unterhaltung anfing, und daß die ganze Gesellschaft bald sehr vertraut wurde.

— **Merkwürdiges Experiment mit einer Klapperschlange.** Folgendes merkwürdige Faktum ist aus einem Briefe des Richters Samuel Woodruff an Professor Silliman, in der letzten Nummer des „American Journal of science", entlehnt. — Im Monat August ging ich mit Hrn. Kirtland und Doktor Dutton nach einer Stelle am Mahanning, um Rothwild zu schießen, welches an das Ufer zu kommen pflegte, um an den seichten Stellen das Moos von den Steinen abzufressen. Wir stellten uns an einer hohen Stelle des Ufers auf den Anstand, etwa 15 bis 20 Yard vom Flusse. Nachdem wir eine Stunde gelauert hatten, entdeckten wir statt des Wildes eine Klapperschlange, welche, wie es schien, ihre Höhle in dem Felsen unter uns verlassen hatte und durch eine weiche schmale Sandbucht dem Wasser zukroch. Als sie unsere Stimmen oder sonst ein Geräusch hören mochte, hielt sie an und lag still ausgestreckt, mit dem Kopfe dicht am Wasser. Mir fiel ein, daß jetzt die Gelegenheit da wäre, die Kraft der weißen Eschen-Blätter zu erproben. Ich bat die anderen Herren, sie in meiner Abwesenheit nicht aus den Augen zu lassen, und ging sogleich, um die Blätter zu suchen, fand auch in einer Niederung, 30 oder 40 Ruthen vom Ufer, was ich wünschte, und schnitt mit meinem Waidmesser eine junge Esche von acht bis zehn Fuß Länge ab, und, um mein Experiment noch vollständiger zu machen, schnitt ich auch ein junges Zucker-Ahorn-Bäumchen ab und kehrte mit diesen „Zauberstäben" auf den Kampfplatz zurück. Um der Schlange den Rückzug nach ihrer Höhle abzuschneiden, näherte ich mich ihr von hinten. Sobald ich ihr bis auf 7 oder 8 Fuß nahe gekommen war, rollte sie sich zusammen, erhob ihren Kopf ungefähr 10 Zoll in die Höhe und fuhr mit ihrer Zunge hin und her, gleichsam als bereite sie sich zum Kampfe. Ich hielt ihr zuerst die weiße Esche hin, so daß die Blätter ihren Körper berührten. Sogleich senkte sie den Kopf zu Boden, rollte sich auseinander, legte sich auf den Rücken und wand und krümmte sich nach allen möglichen Richtungen, nur daß sie sich nicht zusammenrollte. So weit mit dem Versuche zufrieden, legte ich die weiße Esche bei Seite. Augenblicklich richtete sich die Klapperschlange auf und nahm die oben beschriebene drohende Stellung wieder an. Ich hielt ihr jetzt den Zuckerahorn hin, sie fuhr darauf los, gerieth mit dem Kopf zwischen die Blätter, rollte sich wieder zusammen, und stürzte sich abermals darauf, indem sie sich bei jedem Satze mit Pfeilschnelle, so lang sie war, ausstreckte. Nachdem sie dies mehrere Mal wiederholt hatte, nahm ich wieder die weiße Esche zur Hand und hielt sie ihr entgegen. Schnell kroch sie zu Kreuze, indem sie sich, wie das erste Mal, auf den Rücken ausstreckte. Es wurde dann vorgeschlagen, zu versuchen, welche Wirkung einige Hiebe mit der Esche wohl auf sie äußern möchten. Ich gab ihr daher einige Schläge, aber statt sie dadurch aufzubringen, schien es, als wenn ihre Bestürzung nur zunahme. So wie die Streiche stärker wurden, steckte sie den Kopf in den Sand, so weit sie nur konnte, als wollte sie sich einen Weg durch die Erde graben, um ihren unwillkommenen Besuchern zu entgehen. Da wir uns nun überzeugt hatten, daß das Experiment vollkommen gelungen und befriedigend ausgefallen sey, so hielten wir es für unnütz, ihr das Leben zu nehmen, nachdem sie unserer Wißbegierde so viel Befriedigung gewährt hatte. Wir ließen sie daher in Ruhe und schieden als gute Freunde von ihr.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Vierter Band,

Juli bis Dezember.

1833.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

October: Der Armenier. — Deutsche Malerkunst im neunzehnten Jahrhundert. — Wie verhält sich ein Betrunkener zu einem Nüchternen? — Central-Amerika. — Yedo, die Hauptstadt des Japanischen Reichs. — Ein Zweikampf in Japan. — Einfluß der Pocken-Impfung auf die Bevölkerung. — Transportmittel in Paris. — Mannigfache Bedeutung der parlamentarischen Worte: „Hört, hört!“ — Englische Frühstücks-Philosophie. — Londoner Polizei. — Neustadt und Altstadt. — Muhamedanische Magie. — Brasilianische Distanzen beim Wandern. — Benjamin Constant und seine Gläubiger. — Die Brücke von Fudschen-Fu in China. — Die Bedienung bei Tische in Westindien. — Der Orient. — Aberglaube der Türkischen Fischer. — Entsetzliche Wortverstümmelung. — Die Hunde des Sultans. — Türkisches Mittel, auf den Grund des Wassers zu sehen. — Sind Lesen und Schreiben allein hinreichend, um sittlich besser zu machen? — Mechanismus der Vogelstimme. — Ein neuer Beitrag zur Förderung der Welt-Literatur. — Ankündigung von Büchern unter der Presse. — Männer und Frauen in Madeira. — Ein solider Leser.

November: Abbotsford. — Türkische Ansichten vom Salutiren und Hutabziehen. — Londoner Taschendiebe. — Eine Pagode im Wasser. — The Tyrol, von Inglis. — Pracht der alten Klöster. — Sterblichkeit in Europa. — Der Apfelbaum. — Washington's Rechnungen. — Eine Fahrt auf dem Ganges. — Merkwürdiger Kampf mit einem Hayfisch. — Tigerkampf. — Provinzial-Bibliotheken in Frankreich. — Epidemischer Selbstmord. — Die Gräfin Guiccioli. — Zweck der Strafe. — Wilde Bewohner von Ceylon. — Eine seltsame Ehe. — Die Wölfe in Amerika und Europa. — Tyrannei der Mode. — Deutsches im Auslande. — Jakob II. in St. Germain. — Joseph Lancaster. — Afrikanische Minstrels. — Wuth des Falken. — Alexander Pope's Diät. — Schnelligkeit der Luftballons. — Entdeckung eines Raubmörders mit Hülfe der Phrenologie.

Dezember: Reden an die Nachwelt. — Ein berittener Landwehrmann in Amerika. — Eine Hochzeit in Sibirien. — Der Anblick einer echt Irländischen Stadt. — Hohes Alter der Bäume. — Maria Tudor. — Sheridan's erste Einführung in die große Welt. — Englische und Irische Verbrecher. — Wirkung der Deportations-Strafe. — Ein Portugiesischer Linguist. — Ein Duell unter zwei Freunden. — Eine Reliquien-Kapelle in Portugal. — Spanische Weine. — Virgil, Französisch. — Die Fabrikation der Kaschmir-Shawls. — Wirkung des Windes. — Gläserne Glocken. — Blake und Faick. — Inventarium von Paris. — Ein ausgebrannter Vulkan auf der Insel Zante. — Verkauf einer Frau. — Deutsches im Auslande. — Portugiesische Faulheit. — Crabbe. — Literatur-Periode Scott's und Byron's. — Akenside, Beattie und Parnell. — Dramatische Kunst in England. — Gesundheits-Zustand der Bewohner Londons. — Anfeuerung zur Tapferkeit.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Montag den 1. Juli 1833.

England.

London, von vier Seiten betrachtet.

Ein Mensch — [illegible] dazu ein Beobachter — kann seine ganze Lebenszeit in Lo[illegible] [illegible]ringen, ohne doch die Hälfte von dem gesehen zu haben, w[illegible] zu [illegible] zu sehen ist. Es ist vielleicht vielen Personen nie aufgefallen, daß die vier verschiedenen Enden dieser mächtigen Hauptstadt dem Menschenforscher vier verschiedene Klassen von Bewohnern darbieten, deren Sitten und Lebensweise so von einander abweichen, als gehörten sie vier verschiedenen Menschenracen an. Betritt man Spitalfields, so findet man sich unter einer wogenden Menge von Tausenden menschlicher Wesen, die an Größe und Ansehen eben so sehr von dem im Norden der Stadt lebenden Tausenden unterschieden sind, als der untersetzte Kaplander von dem hochstämmigen Eingebornen Amerika's. Die jungen Leute in dieser unglücklichen Region der Noth und übermäßigen Arbeit sehen zu zwanzig Jahren aus, als wären sie dreißig; die Vierzigjährigen sehen aus, als hätten sechzig Winter ihr Haupt gebeugt. Männer von sechzig sind in der That selten; diese scheinen unnatürlich alt, sind schrecklich gekrümmt und in jede Art von Mißgestalt zusammengewachsen. Krumme Rücken, runde Schultern und Köpfe, die auf eine furchtbare Weise vorwärts hangen, sind die gewöhnlichen Zeichen der übertriebenen Anstrengung dieser schlecht bezahlten und schlecht genährten Klasse von Handwerkern, der Seidenweber dieses gewerbfleißigen Stadtviertels. Doch was Einen hauptsächlich mit melancholischer Verwunderung erfüllt, ist ihre kurze Statur. Fünf Fuß zwei Zoll ist die gewöhnliche Höhe dieser verkrüppelten Wesen, und wohnt hier ein Mann von 6 Fuß, so ist er kein „Einheimischer, zu dieser Weise geboren", und treibt nicht das allgemeine Gewerbe des Viertels. Vor drei oder vier Jahren zog eine Prozession dieser Weber durch die City, um die Entscheidung einer Frage über Seiden-Fabrication, die damals dem Unterhouse vorlag, abzuwarten. Es war der elendeste Anblick, den man je in dieser großen Hauptstadt gesehen hat. Zuerst fiel Einem die kleine Gestalt dieser unglücklichen Menschen auf, dann ihr abgemagertes und verhungertes Aussehen, zuletzt ihr zerlumpter und zerfetzter Anzug.

Die eine Hälfte von London ist, wie gesagt, so sehr eine terra incognita für Viele, die ihre Lebenszeit in der anderen Hälfte derselben zugebracht haben, daß ich neugierig wurde, diese unglücklichen Wesen in ihrem eigenen Viertel aufzusuchen, und den ersten geschäftslosen Tag dazu wählte, mich in ihre Mitte zu begeben. Ich war seit dreißig Jahren nicht in diese Gegend gekommen, und wunderte mich daher nicht, daß mir Alles so neu darin vorkam, als wäre ich in einer anderen Stadt und unter ganz fremden und neuen Menschen und Dingen. Es war gerade an einem Festtage, und so hatte ich Gelegenheit, sie an ihren Erholungsplätzen zu sehen, wo sie die ärmlichen Vergnügungen und Genüsse aufsuchen, welche die Zeit und ihre wenigen Pfennige ihnen gestatten. Nichts konnte trauriger seyn! Der elende Theegarten (oder vielmehr ein Platz, dem man diesen Namen gab, und wo man denen, die ihren Thee, Zucker u. s. w. mitbringen, zu zwei Pence per Kopf das heiße Wasser und Geschirr liefert), mit seinem rußschwarzen Grasplatz und einer Schaukel für die Kinder; das Wirthshaus mit seiner bedeckten Kegelbahn, das war die ganze Herrlichkeit. An einer Stelle hatte man den Versuch gemacht, eine mit Seife bestrichene Stange mit einer Hammelkeule auf der Spitze, aufzustellen, als eine Lockspeise, um Gesellschaft herbeizuziehen; aber nicht Einen sah ich, der Lust bezeigt hätte, das Hinanklimmen zu versuchen. Einige Wenige saßen bei einander mit Porter und Pfeifen, aber alle Munterkeit und Lust fehlte. Ein Tag, wenn auch ein Festtag, war nicht hinreichend, um sie alle ihre Entbehrungen und ihre Armuth vergessen zu machen. Auch in die Kirche sah ich sie am Sonntage gehen; rein gewaschene Lumpen waren ihr Putz und der Schmutz fast noch immer auf Gesichtern, die selbst „das Licht des Himmels" nicht erheitern konnte. Tritt man in ihre Häuser, oder wirft nur einen Blick in dieselben, so findet man das Elend als harter Gebieter an ihrem Heerde. — Wenn es irgend einen Theil dieser Hauptstadt giebt, der eine gründliche Untersuchung der Noth seiner arbeitenden Klasse erfordert, so ist es Spitalfields.*)

Wir wollen diesen unseligen Fleck verlassen und unsere Schritte nach Whitechapel, jenem Böotien der handfesten schwarzen Burschen, wenden. Diese Warze an dem „großen Kropf" ist eben so ausgezeichnet und scheint eben so auswuchsartig, als wäre sie von einer anderen Stadt abgeschnitten und dieser angesetzt. Und dennoch sind ihre Eigenthümlichkeiten ganz Englisch. Die schwarzen Burschen scheinen dem Fleck eben so angemessen, als sie jeder anderen Klasse ungleich sind. Hier sieht man keine zwergartige und schwindsüchtige Weber mehr; man schreitet unter stämmigen Männern einher, Männern von kräftigen Muskeln und Sehnen, die ächte Gattung des Stoffes, von welchem der gewöhnliche Mensch gemacht ist; keine feine zerbrechliche Porzellan-Waare, sondern derbes Englisches Steingut, grob bemalt, aber stark, fest und dauerhaft. Der Charakter dieser Männer gleicht nicht dem der Bewohner anderer Quartiere von London. Sie haben ihre eigene Sprache, selbst ihre Flüche gehören ihnen allein; ihre Manieren sind denn natürlich eben so einzig und völlig lokal. Ein „Whitechapel-Vogel" war einst die wohlbekannte Bezeichnung eines durchtriebenen Erzschelms, Eines, der in allen Künsten des Bullhetzens, Hunde-Abrichtens und Stehlens wohl bewandert ist; der am Sonntag Morgen sich für Geld boxt, stiehlt, was er bekommen kann, täuscht, schachert und jede Art gemeiner und grober Schändlichkeiten begeht. Vor dreißig Jahren ging kein Markttag zu Smithfields vorüber ohne eine sogenannte Bullenhetze, welche darin bestand, daß sie eines dieser Thiere von der ersten besten Heerde, die zu Whitechapel eingetrieben wurde, sich aussahen, es durch die Straßen hetzten, bis es wüthend wurde; — wenn sie dann ihre Lust gebüßt und genug Schrecken und Unruhe verbreitet hatten, so schlugen sie das arme Thier vor den Kopf und gaben es dem Eigenthümer wieder, wenn er zu finden war. Wollte sie Jemand in ihrem Vergnügen hindern, so wurden augenblicklich die Messer gezogen und eben so schnell gebraucht. Jetzt hat nun wohl der starke Arm des Gesetzes diesen Abscheulichkeiten gesteuert. Die „Eingeborenen" sind noch immer große Taubenzieher. Dies ist eine theuer Liebhaberei, wenn sie weit getrieben wird; denn die Sammlung eines Kenners muß reichhaltig seyn und Vögel der seltensten Art enthalten. Ein solcher Liebhaber, den man nach seinen Lumpen keinen Penny reich schätzen sollte, hat nicht selten ein Eigenthum dieser Art, das 40 bis 50 Pfd. Sterl. werth ist. Alles wird diesem Geschmack geopfert, wenn er überhand nimmt, Kleider, Vergnügen und selbst sein und seiner Kinder Brod. Oft sieht man mehrere dieser Männer im Sommer auf den Hügeln von Highgate, jeder mit seinem Paar Beuteln voll Tauben. Nachdem sie auf dieser Anhöhe ihre Stellung gewählt haben, wird von Zeit zu Zeit eine Taube in die Höhe geworfen, welche, nachdem sie einige Mal in der Luft umhergekreist ist, gleichsam, um die bekannte Gegend erst herauszufinden, immer höher steigt, bis sie endlich zum kleinen Punkt wird und, ohne zu fehlen, ihren Weg nach Hause nimmt. Diese Liebhaberei ist in der That sehr harmlos, denn das schöne Gefieder und der anmuthige Flug dieses Vogels sind gewiß der Bewunderung würdig. Schade nur, daß ein Thier, das so hoch fliegen und sich in den höheren Luftregionen herumtummeln kann, endlich sein Grab in einer Pastete finden soll.

Whitechapel und Gemeinheit waren lange Zeit Synonyme, und man sollte fast glauben, daß die Professoren dieser Kunst mit großer Sorgfalt darüber wachen, ihren Ruf der Rohheit zu bewahren und ungeschwächt zu erhalten. Und doch, so sonderbar es auch scheinen mag, auf dem Theater dieses Stadtviertels, dem Pavillon, spielte Shakespeare weit öfter und vor einem weit volleren und aufmerksameren Hause, als auf den Theatern der höheren Regionen. Dasselbe Volk gab auch der Bühne einen Garrik. Dies bringt ihm Ehre und macht es klassisch.

Ein Whitechapeler Schlächter ist das beau ideal eines Schlächters. Einer von demselben Gewerbe aus einem anderen Stadtviertel kann sich eben so wenig mit diesem messen, wie ich mit einem Herkules. Der aus dem anderen Stadtviertel ist superklug und giebt

*) Einer meiner Freunde, der Gelegenheit hatte, einem Comité dieser unglücklichen Menschen während der Unruhen, welche durch die Frage über den freien Handel entstanden, beizuwohnen, beschreibt diese Versammlung als ein Schauspiel der peinlichsten Gattung. Es waren nahe an zweihundert dieser beklagenswerthen Wesen zugegen. Der Versammlungsort war eine Schenke, doch alle Erfrischungen, die sie während ihrer Verhandlungen sich vergönnen konnten, bestanden in — Wasser, wovon mehrere Kannen auf dem Tische standen, mit kleinen Bechern dabei. Mehrere dieser Männer standen von Zeit zu Zeit auf, um ihn anzureden, brachen aber nach wenigen Sätzen zusammen, bloß aus physischer Erschöpfung. Und was Wunder! Ihre Einnahme in jener Zeit belief sich auf ungefähr fünf Schilling wöchentlich, wofür sie 14 bis 16 Stunden täglich zu arbeiten hatten, und selbst diese schlecht bezahlte Arbeit ging alle 4 oder 6 Wochen aus und brachte sie auf einen noch geringeren Lohn herab. Mein Berichterstatter fand sich so ergriffen von dem Elend, daß er eine Subscription unter seinen Freunden eröffnete, die etwas mehr als 100 Pfd. eintrug, welche er dem Comité zustellte.

(Anm. des Hrn. Bulwer.)

sich ein gewisses Ansehen; er ist halb Handwerker, halb Gentleman; er legt das Messer, die blaue Schürze und die schmutzigen Stiefel ab, bindet eine weiße Schürze um eine kurze Jacke, zieht moderne Pantalons und Wellington-Stiefel an, kurz, er ist ein Schlachter nach modernem Schnitt. Nicht so sein Urbild in Whitechapel. Dieser ist ohne großen Witz; was er jetzt ist, waren seine Väter vor ihm und werden seine Söhne vielleicht nach ihm seyn. Er verachtet geistige Fortschritte und hält sich an sein frisches Hammelfleisch und an die alten Sitten. Wie mit dem Schlachter, so ist es mit der übrigen Volksmasse; Sitten, Geschmack, Sprache, Redensarten, Häuser und Straßen sind bei ihnen wenigstens um 40 Jahre hinter denen der anderen Theile der Stadt zurück.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Tales for winter evenings. (Erzählungen für Winter-Abende.) Von einer Dame. Pr. 2 Sh.

Rose Sydney. — Von einer Dame. Pr. 2½ Sh.

Herodotus. — Herausgegeben von Long. Pr. in 8. 15 Sh., in 12. 10½ Sh.

Rhymes and rhapsodies. (Verse und Rhapsodieen.) Von Williams. Pr. 6 Sh.

Frankreich.

Uebersicht der wichtigsten Reisen, die während der letzten Jahre nach verschiedenen Theilen der Erde unternommen wurden.

Es ist, wie schon die Ueberschrift anzeigt, nicht unser Plan, hier eine vollständige Uebersicht aller Reisen in fremde Welttheile zu geben, die in diesen kleinen Zeitabschnitt fallen. Den Zweck unserer Zeitschrift im Auge behaltend, beschränken wir uns auf eine Anzeige derjenigen Reisebeschreibungen, welche die Aufmerksamkeit und das Interesse des Lesers am meisten in Anspruch nehmen.

Die Herren von Humboldt und Bonpland haben die Publication ihrer Reise nach den Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinentes fortgesetzt; diejenige Lieferung, welche den Schluß des zwölften und den Anfang des 13ten Bandes (der Oktav-Ausgabe) begreift, ist 1831 erschienen. Sie enthält wichtige Dokumente über die Geographie und Statistik der Insel Kuba, eine gedrängte Uebersicht aller Beobachtungen über magnetische Inclination und Intensität, die Herr v. Humboldt auf seinen Reisen in die Aequinoctial-Regionen gemacht, und die Erzählung von der Rückkehr beider Reisenden von Kuba nach Karthagena, von ihren Excursionen in den Umgebungen letzterer Stadt und ihrer Abreise nach Santa Fé de Bogota. Wie alle vorhergehenden bietet auch diese neue Lieferung dem Gelehrten sehr schätzbare physikalische, astronomische, geographische, statistische und naturhistorische Beobachtungen und Schlüsse; zugleich enthält sie Details über die Sitten der Bewohner der neuen Welt und die anziehendsten Natur-Schilderungen, die das Werk selbst demjenigen interessant machen, der es mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung liest. Das gelehrtere Publikum machen wir besonders auf Herrn v. Humboldt's Notizen über die Temperatur des Meeres der Antillen, des Atlantischen Oceans und der Küstenstriche desselben aufmerksam; den übrigen empfehlen wir vor Allem die Beschreibung der Mündung des Rio Sinú, die selten von Reisenden besucht worden, und der Umgebungen des Dorfes Turbaco, fünf Meilen von Karthagena.

Der Norden Asiens ist im Ganzen weniger untersucht worden. Hier nehmen wir Gelegenheit, von einem Werke zu sprechen, das bereits 1830 in London erschien, von dem wir aber glauben, daß es noch ziemlich unbekannt ist. Es sind die „Reisen nach Kamtschatka und Sibirien, nebst Bericht über einen Aufenthalt in China, von Herrn Dobbell, Kaiserl. Russischem Hofrathe.*) Seine Stellung erlaubte ihm, jene weitläufigen Gebirte des Asiatischen Rußlands näher erforschen, und sich genaue Data über Bevölkerung, Klima, Landwirthschaft und Natur-Erzeugnisse, so wie über Sitten, Gewohnheiten und Religion der Völkerstämme, die Kamtschatka und Sibirien bewohnen, verschaffen zu können. Alle diese Beobachtungen tragen den Stempel eines klaren und unpartheiischen Geistes. Herr Dobbell, der rücksichtlich der nach Sibirien Verbannten etwas ins Einzelne geht, schildert ihr Schicksal, Dank den milden Verordnungen Alexanders, weniger beklagenswerth, als man gewöhnlich annimmt.

In China hat Herr Dobbell sieben Jahre sich aufgehalten. Man sollte denken, daß ein so verlängerter Aufenthalt ihm Mittel an die Hand gegeben hätte, eine vollständige Beschreibung dieses einzigen Reiches zu liefern. Allein da würde man sich täuschen. Die Vorkehrungen, welche die Regierung trifft, um jeden Verkehr zwischen Europäern und Eingebornen abzuschneiden, die Vorurtheile der Letzteren, ihr nationaler Dünkel, ihre Verachtung aller Fremden legen dem Beobachter auf jedem Schritte Hindernisse in den Weg, und Herr Dobbell gesteht, daß er dieselben nicht habe besiegen können. Dennoch enthält seine Relation viele neue Data in Betreff des Handels und der Marine China's, der Thee-Kultur, der Polizei und kommerziellen Gesetze u. s. w. Herr Dobbell ist durchaus kein Bewunderer des National-Charakters der Chinesen und findet weit mehr zu tadeln, als zu loben; jedoch scheint es, daß ihn die Unsittlichkeit der niederen Volks-Klasse weniger unangenehm berührt hat, als die Verderbtheit des Gouvernements und die Raubsucht seiner Agenten.

Ein anderer Engländer hat uns mit einem eben so wenig bekannten Theile des südlichen Asiens bekannt zu machen gesucht.**)

*) Travels in Kamtschatka and Sibiria, with a narration of a Residence in China; by P. Dobbell etc. London 1830. 2 Bde.

**) Fifteen months pilgrimage etc. (Funfzehnmonatliche Wanderungen durch unbesuchte Theile von Chusistan und Persien, auf einer Reise von Indien nach England.) 2 Bde. London, 1832.

Herr Stocqueler verließ 1831 Bombay, landete bei Buschir oder Buschihr am Persischen Meerbusen und begab sich nach Bassora, in der Absicht, den gewöhnlichen Rückweg nach Europa über Bagdad zu nehmen. Die Pest und die Bürgerkriege, welche in den Provinzen wütheten, durch die sein Weg führte, bestimmten ihn, seinen Plan zu ändern und über die Bachtiari'schen Berge, welche Chusistan von den östlichen und südlichen Provinzen Persiens trennen, nach Ispahan zu wandern. Nachdem er die Hauptstadt des Persischen Reiches besucht, begab er sich nach Tauris, dann nach Trapezunt (Trebisonde), und kehrte über Odessa nach Europa zurück. Das Interessanteste in dieser Erzählung, die übrigens zu viel mit persönlichen Abenteuern des Herrn Stocqueler angefüllt ist, sind die Details, welche er über die sehr wenig bekannten Bachtiarischen Berge*) und die Armenische Kolonie von Dschulfa giebt. Dschulfa, eine Vorstadt Ispahans, wird von diesem fleißigen und betriebsamen christlichen Volke ganz allein bewohnt. Lange haben sie unter dem peinlichsten Drucke gelebt, und fangen jetzt an, den wohlwollenden Schutz des muthmaßlichen Thronerben Abbas-Mirsa zu genießen, der von ihrem Handel und ihrer Industrie nützliche Dienste für die Verbesserungs-Pläne erwartet, über denen er brütet. Die Armenier von Dschulfa selbst suchen, im Vorgefühl einer glücklicheren Zukunft, ihre Unterrichts-Anstalten zu vervollkommnen. Sie haben 1832 eine Schule gestiftet, an deren Spitze einer ihrer Landsleute, Herr Mesrop David, steht, ein Zögling des Kollegiums von Kalkutta, dessen Eifer der Anstalt fröhliches Gedeihen verspricht.

Eine Reise von 1200 (Engl.) Meil[illegible] den Ganges aufwärts, Ausflüge nach Delhi und anderen be[illegible] Städten Hindostans und eine Exkursion nach den Quellen [illegible] Dschemna und Ganges sind die Gegenstände des Skinner'schen Werkes.**) Nichts ist interessanter, als Herrn Skinner's Gemälde von Herdwar, diesem allgemeinen Pilgerort und Jahrmarkt der Hindu's, und seine Beschreibungen des Inneren der Himalaya-Kette.

Verschiedene Theile Afrika's sind gleichfalls von kühnen Reisenden besucht worden. Zunächst gedenken wir des Englischen Seemannes Nathanael Pearce, der bei Mocha von dem Schiff, auf welchem er diente, desertirte, zum Islam übertrat und in Abyssinien sich niederließ.***) Ein neunjähriger Aufenthalt in Habesch hat ihm Gelegenheit gegeben, die Sitten, Gesetze und religiösen Bräuche des Volkes in der Nähe zu beobachten. Er erzählt wirklich bizarre und lebhaft interessirende Details von denselben; aber seine Berichte verkünden einen Mann, dem es an gewissen Vorkenntnissen gebricht, ohne welche der Reisende nicht leicht ein genauer und einsichtsvoller Beobachter wird; auch kann man sie nicht ganz ohne Mißtrauen lesen. Was in Pearce's Relation am meisten auffällt, ist das sonderbare Gemisch christlicher Ceremonie und des gröbsten Aberglaubens, dem man bei den Abyssiniern auf jedem Schritte begegnet, und welches zeigt, in welchem Grade der Geist des Christenthums von diesem Volke gewichen ist.

Herr Cowper Rose führt uns in einen anderen Theil Afrika's †). Mehr aus Neugierde, als zu wissenschaftlichen Zwecken hat dieser Herr das Innere des Landes der Kaffern besucht; er schildert als Mann von Geist die Eindrücke, die dieses Land und Volk auf ihn gemacht, ohne tiefer in die Sache dringen zu wollen. Doch begleitet man ihn mit Vergnügen, mag er nun die eben so stolzen als armen Häuptlinge der Kaffern in ihren bescheidenen Hütten besuchen, oder den religiösen Versammlungen der dort angesiedelten Missionaire beiwohnen, wo der Gottesdienst halb in Kaffrischer, halb in Holländischer Sprache begangen wird; mag er die Beschwerden und Gefahren der Elephanten-Jäger theilen, oder weite Einöden durchziehen, die mit Tigern (Pardern?), Rhinocerossen und Gazellen bevölkert sind. Mit den lebhaftesten Farben malt Herr Cowper den ziemlich schwerfälligen und phlegmatischen, aber dennoch auf seine vorgebliche Superiorität über die Eingebornen stolzen Holländer; den kleinen krausbaarigen Hottentotten mit seinen hervorstehenden Augenknochen und seinem schüchternen Blicke, der sich freiwillig zum Sklaven des Europäers gemacht und einige Vortheile der Civilisation sich angeeignet hat, ohne gleichwohl den Enthusiasmus und die Unbesonnenheit des Wilden abzulegen; den hochstämmigen schön gebauten Kaffern, voll Kraft, Leben und Klugheit, dessen kühner Blick den freien Sohn der Wüste ankündigt; endlich den Buschmann, den Urbesitzer des Landes, der jetzt nur in Höhlen und entlegenen Einöden seine Zuflucht findet, einen geschworenen Feind der Europäer und von den Pflanzern gejagt, wie ein Stück Rothwild. Alle diese Gemälde sind ganz nach dem Leben entworfen, und wenn Herr C. R. die Wissenschaft nicht bereichert hat, so schenkt er uns wenigstens eine angenehme Lektüre mehr.

Der Ritter von Prokesch, Verfasser mehrerer Reisen nach dem Orient, gehört zur Klasse der gelehrten Reisenden.††) Die geographische Lage einiger wichtigen Punkte zu bestimmen, die Denkmäler des Landes zu beschreiben und statistische Data zu sammeln; dieses waren die Zwecke, die er bei Untersuchung desjenigen Theiles von Nieder-Nubien, der zwischen Wadi-Halfa und der Aegyptischen Gränze bei Assuan liegt, verfolgte. Eine gute Karte des Nil-Thals begleitet seine interessante Relation.

*) Siehe einen anderen Artikel des Magazins, im Novemberheft des Jahres 1832 (S. 516).

**) Excursions in India etc. London, 1832. S. über Herdwar, den Himalaya und seine Bewohner mehrere zerstreute Artikel im vorigen Jahrgang des Magazins.

***) The life and adventures of N. Pearce etc. (Leben und Abenteuer des N. Pearce.) (Geschrieben von ihm selbst während seines Aufenthaltes in Abyssinien, von 1810—19. 1 Bd. London, 1831.

†) Quatre années de séjour dans l'Afrique méridionale etc. Vierjähriger Aufenthalt in Süd-Afrika; Skizzen von Cowper Rose, Offizier beim Königl. Ingenieur-Corps. In's Französische übersetzt. Paris, 1831.

††) Das Land zwischen den Katarakten des Nil u. s. w. Von Prokesch, Ritter v. Osten, Kaiserl. Oesterreichischem Major. Wien, 1831.

Die beiden wichtigsten Reisen in Afrika, die 1832 herauskamen, sind die des Herrn Douville und die der Brüder Lander. Der Hauptzweck der Douville'schen Reise war Congo.*) Er landete zuerst in Benguela, einer Portugiesischen Küsten-Kolonie, und begab sich zur See nach Loanda, der Hauptstadt des Königreichs Angola und Residenz des General-Capitains, die eine Bevölkerung von beiläufig 5000 Seelen zählt, und von wo man ehemals bis an 20,000 Sklaven jährlich nach Brasilien schleppte. Den 6. Februar 1828 verließ Herr Douville die Hauptstadt von Angola, um in's Binnenland zu wandern. Er kam durch die Provinz Golungo Alto, den östlichen Theil Angola's, der zugleich der fruchtbarste ist, und dessen Bewohner in der Civilisation am weitesten vorgerückt scheinen. Nachdem er das Land der Dembos, von deren Häuptlingen jeder bis an 200 Frauen unterhalten soll, und das Presidio d'Ambacca zurückgelegt hatte, eine fruchtbare von einem boshaften und räuberischen, oder thätigen und arbeitsamen Menschenschlag bewohnte Region, betrat Herr Douville endlich die unabhängigen Neger-Staaten. Er besuchte der Reihe nach die Plateaus von Hoca, Tamba, Bailundo und Bibé, welche terrassenartig über einander liegen. Das Plateau von Bibé erhebt sich 6240 Pariser Fuß über den Meeresspiegel. Dieser Punkt ist von denen, die Herr Douville erreichte, der nächste am Aequator und zugleich der größte Markt von Menschenfleisch in ganz Congo. Man bringt jährlich an 6000 Sklaven dorthin; die Einen sind Kriegsgefangene, die Anderen wegen Verbrechen oder selbst leichten Vergehungen zum Verlust ihrer Freiheit verurtheilt, und man expedirt sie von da weiter nach Benguela und Angola. Herr Douville versucht den Berg Zombi zu erklettern, einen Vulkan, über den man bloß verworrene Nachrichten hatte. Schon hat er eine Höhe von 1780 Toisen (10,680 Pariser Fuß) über dem Niveau des Oceans erreicht, als er seinem Projekt entsagen muß, weil die Neger, die seine Vorräthe transportiren, ihm nicht weiter folgen wollen. Von Zambi kehrt der Reisende durch das Presidio de Pungo-Andazo, die Regentschaft Cambambé und längs den Ufern des Coanza nach Loanda zurück.

Auf einer zweiten Exkursion bricht Herr Douville von der Mündung des Flusses Ambriz auf, verläßt die Linie der Portugiesischen Besitzungen und wendet sich in die unabhängigen Gebiete. Er setzt über den Logé, da, wo er den Cacongo aufnimmt, tritt in die Staaten von Ginga, und richtet sich nordwärts, um Cassawi zu erreichen. Diese Stadt liegt in einer Ebene, an 370 Toisen über dem Ocean, unter 21° 11′ 30″ östlicher Länge von Paris, und 5° 57′ 4″ südlicher Breite. Hierauf durchwandert er Banka und das Land der Humé, welches grausame Menschenfresser seyn sollen. Er gelangt zu den Ufern des Sees Coussoua, was so viel bedeutet als todter See. Dieser liegt zwischen dem 4ten und 5ten Grad südlicher Breite und unter dem 25sten Meridian östlicher Länge. Seine Länge beträgt ungefähr 20, seine größte Breite 10 Meilen. Kein Fluß nährt die Wasser dieses Sees, den eine dichte, dem Sonnenstrahl undurchdringliche Lage Erdpech überdeckt. Der Coussoua ist von einem Berggürtel mit rauher Oberfläche umgeben, dessen mittlere Höhe sich auf 150 Toisen über der Wasserfläche beläuft. Allem Anschein noch verdankt er dem Einsinken eines ungeheuren Vulkans sein Entstehen.

Den See Coussoua verlassend, wandert Herr Douville über die Ohumukutischen Berge, die sich 1646 Toisen (9876 Fuß) über die Fläche des Oceans erheben, und besucht den Häuptling Mucangama, einen Mann, der seine Landsleute an Aufklärung weit überflügelt; denn er hat für gut gefunden, die Erblichkeit und die unumschränkte Gewalt abzuschaffen, ein Phänomen, das man in Congo, unter dem zweiten Breitengrad, kaum erwarten sollte. Von da begiebt er sich in die Staaten des Königs der Molonas, welcher in der beinahe unter dem Aequator liegenden Stadt Yanno residirt, während die Königin, seine Gemahlin, funfzig Meilen entfernt in der Stadt Tandi-a-Vona wohnt und ihren Gatten alle funfzehn Monate nur ein Mal besucht. Nicht ohne Mühe gelingt es Herrn Douville, den Anerbietungen dieses Königs, der ihn mit Gewalt bei sich behalten wollte, mit List auszuweichen; er verläßt ihn endlich, durchzieht die Staaten von Canerobella und das Land Holo-ho und kommt wieder zur Mündung des Ambriz, dem Punkt seiner Abreise.

Der Reisebericht des Herrn Douville, reich an sehr merkwürdigen Details und an Begebenheiten, die fast ans Wunderbare gränzen, hatte bei seiner Bekanntmachung einen glänzenden Erfolg. Die geographische Gesellschaft von Paris verehrte sogar dem Verfasser die goldene Medaille, die sie zum Preis der wichtigsten, im Jahre 1830 zu machenden Entdeckung bestimmt hatte. Allein bald wurde dieser Erfolg bestritten. Ein Englisches Journal, die Foreign Quarterly Review, erhob zuerst Zweifel über die Richtigkeit einiger Data der Relation des Herrn Douville; etwas später ließ ein Französischer Geograph, Herr Theodor Lacordaire, zwei Artikel in die Revue des deux mondes einrücken, welche mehrere Widersprüche in den astronomischen und physikalischen Beobachtungen des Herrn Douville ins Licht stellen sollten. Herr Lacordaire gesteht Letzterem nur zu, daß er in Congo gewesen seyn möge, behauptet aber, Herr Douville sey durchaus nicht in die Binnenländer gekommen, und Alles, was er davon erzähle, beruhe nur auf schriftlichen oder mündlichen Notizen, die er während seines Aufenthalts in Brasilien und in den Portugiesischen Niederlassungen an der Küste von Afrika eingezogen haben könne.**) Herr Douville hat gegen diese Behauptung eine Broschüre erscheinen lassen, in welcher er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen sucht und Dokumente vorbringt, die die Authenticität seiner Reise außer Zweifel setzen sollen. Herr Lacordaire, von seiner Seite, bringt neue Thatsachen und neue Zeugnisse zur Unterstützung dessen, was er schon als Behauptung aufgestellt hat. Die Wahrheit wird wohl auch hier in der Mitte liegen. Herr Douville hat unstreitig nicht so viel erfunden, als ihm seine Gegner in ihrem Eifer vorwerfen, aber die volle Glaubwürdigkeit seiner Berichte bleibt in Zweifel gestellt, und wenn er auch noch bessere Zeugnisse dafür aufbrachte, als er bis jetzt vermocht hat.

Das Resultat des Hauptzweckes, den die Brüder Lander auf ihrer Reise verfolgten, ist Folgendes*): Von Boussa, einer Stadt am Niger oder Quorra, in deren Nähe Mungo Park sein Leben verlor, wendet sich dieser Strom ungefähr 25 Meilen lang gerade nach Mittag; dann lenkt er südöstlich ein und bleibt in dieser Richtung bis zum achten Grad nördlicher Breite; von da strömt er nach Südwest und ergießt sich in mehreren Mündungen, unter vier Grad Nordbreite und zwischen dem dritten und vierten Grad östlicher Länge, in den Ocean. Er bespült auf seinem weiten Laufe Länder, die im Ganzen ziemlich fruchtbar und bevölkert sind; die Bewohner, ohne civilisirt zu seyn, haben gleichwohl keinen grausamen Charakter; sie scheinen mit Nationen Verkehr zu unterhalten, die wieder mit den Europäern in Handels-Verbindung stehen. Wenigstens vermuthete dies Lander, als er Stoffe bei ihnen sah, die er für Portugiesische Fabrikate erkannte. Da Herr Lander weder Physiker, noch Natur-Historiker ist, so hat er die Naturwissenschaften nicht mit neuen Entdeckungen bereichern können; aber sein Reisebericht ist nichtsdestoweniger von großem Interesse.

Wir sagen noch ein paar Worte über die Reise des Herrn Dumont d'Urville, von der im Laufe des Jahres 1832 drei Lieferungen erschienen sind.**) Der Zweck dieser Reise war einerseits, den Ort aufzufinden, wo la Pérouse's Schiffe zertrümmerten, andererseits, im stillen Ocean Entdeckungen zu machen. Von Port-Jackson aus begann Herr D'Urville sein großes Unternehmen, indem er die beiden Inseln von Neu-Seeland auskundschaftete. Dann wendete er sich nach den Freundschafts-Inseln, und mußte hier, wie ehemals Cook und D'Entrecasteaux, die Wirkungen der Habgier und Schlauheit dieser Insulaner empfinden. Die Fidschi-Eilande, von den Eingebornen Viti genannt, die des Archipels vom heiligen Geiste, die Inseln Loyalty, die Küsten von Neu-Kaledonien, der Louisiade, Neu-Granada's und Neu-Britaniens wurden sorgfältig besucht, ohne daß man die geringste Spur von der Expedition la Pérouse's entdeckte. Nach einem kurzen Verweilen in Amboino stach Herr d'Urville wieder in See und begab sich in den Kanal d'Entrecasteaux. Hier empfing er Nachweisungen über die Richtung, die er einschlagen sollte, um den wichtigsten Theil seines Auftrages zu erfüllen. Das Schiff Astrolabe ankerte zwischen den versteckten Klippen, die am östlichen Theile der Insel Mallicolo oder Vanicoro liegen und wo Capitain Dillon Spuren von dem unglücklichen la Pérouse gefunden haben wollte. Es wurden Kähne expedirt, um die Gegend aufzusuchen, wo seine Schiffe gescheitert waren, und bald entdeckte man auf dem Meeresgrund Waffen, Kanonen, Kugeln und eine große Menge bleierner Platten, unumstößliche Beweise eines Schiffbruchs; eine sehr genaue Untersuchung dieser Gegenstände stellte es außer Zweifel, daß sie la Pérouse's Schiffen angehört hatten.

Nachdem Herr d'Urville noch die Inseln Dublon und den Archipel der Karolinen besucht hatte, segelte er über Celebes, Batavia und Mauritius nach Europa zurück, wo er 1828 ankam.

Ungefähr 65 Karten oder Pläne von Küsten, Häfen und Ankerplätzen, die im Laufe der Expedition abgefaßt oder skizzirt wurden, und künftigen Welt-Umseglern sehr nützlich seyn werden; mehr als 1200 Zeichnungen von Landschaften, Kleidungen, Waffen, Wohnungen; 153 Portraits, welche die Gesichtsbildung mehrerer Individuen der verschiedenen Völker der Südsee darstellen — dies sind die materiellen Ergebnisse einer Reise, die man denen beizählen kann, welche zur Bereicherung der Wissenschaft das meiste beigetragen haben. (B. U.)

Bibliographie.

La religion constatée universellement à l'aide des sciences et de l'érudition modernes. (Die Religion auf wissenschaftlichen Grundlagen.) Von *** de la Marne. 2 Bde. Pr. 8 Fr.

Pélerinages. (Wanderungen.) Von Paul von Julvécourt und J. von Saint-Felix. 12 Lfgn. zu 1 Fr.

Vie de Benvenuto Cellini. (Selbstbiographie Benv. Cellini's.) Uebersetzt von D. D. Farjasse. Mit Anmerkungen über die Werke und Zeitgenossen dieses Künstlers. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Italien.

Zara in Dalmatien.

(Aus Italianischen Quellen)

Diese Stadt, von den Lateinern Jadera und in späteren Zeiten Diadora genannt, war einst die Hauptstadt Liburniens oder der großen Halbinsel, die sich zwischen den beiden Flüssen Tedanius und Titius (jetzt Zermagna und Kerka) in das Meer erstreckt, und ist nach dem Verfalle des Römischen Reiches die Hauptstadt einer noch ausgedehnteren Provinz geworden. Die Zeit, welche sogar die Spuren der meisten Liburnischen Städte zerstörte, hat Zara stets verschont, das noch jetzt das ungeschmälerte Ansehen der Hauptstadt einer Provinz besitzt. Von den alten Römischen Gebäuden, welche einst die Stadt zierten, sind kaum noch einige wenige Spuren vor-

*) Vgl. Nr. 83 und 84 des „Magazins" vom J. 1832.

**) Dasselbe hatte im Wesentlichen auch schon der Englische Rezensent behauptet, der übrigens weit mehr als einige Data angreift.

*) Wir halten es für überflüssig, die Hauptumstände dieser in No. 40 des „Magazins" v. J. 1832 näher erwähnten Reise dem Leser zu wiederholen, da wir solche als ziemlich allgemein bekannt voraussetzen dürfen.

**) Voyage autour du monde etc. (Reise um die Welt und zu Erkundigungen über la Pérouse.) Ausgeführt auf der Fregatte L'Astrolabe, in den Jahren 1826—28

handen, da die neueren Festungswerke auf Kosten jener alten Ueberreste erbaut worden sind. An verschiedenen Orten findet man noch Inschriften, die bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufbewahrt worden, und aus denen erhellt, daß diese Stadt und Kolonie von vielen Römischen Kaisern, namentlich von August und Trajan, mit besonderer Vorliebe behandelt worden ist. Der Erstere erwarb sich den Beinamen eines Vaters der Jadertinischen Kolonie, worüber das Dokument noch auf einem kostbaren Steine vorhanden ist; der Zweite ließ eine Wasserleitung, die das Wasser aus der Ferne in die Stadt führte, erbauen oder wiederherstellen, wie sich aus dem Fragmente einer noch vorhandenen Inschrift ergiebt.

Die Stadt ist von mittlerer Größe, aber stark befestigt und der Hauptort von ganz Dalmatien mit Ragusa und dem Oesterreichischen Albanien; sie hat die Form eines länglichen Vierecks und einen Umfang von etwa 1330 Schritten. Auf einer in das Meer hinausreichenden Landzunge gelegen, bildet sie einen schönen, auch für die Aufnahme großer Schiffe geeigneten Hafen. Die Festungs-Werke bestehen in sieben großen Schanzen mit Erdwällen; zwei im Westen und Norden vertheidigen die Einfahrt in den Hafen, zwei andere trefflich gebaute liegen nach dem Festlande zu, die übrigen vertheidigen die nach dem Hafen hin liegende Seite der Stadt, während die andere südlich nach dem Meere hinausblickende Seite von mehreren unregelmäßigen Werken gedeckt wird. Vom Festlande ist sie durch einen doppelten Graben getrennt; jenseits des ersten erblickt man ein großes Fort, das den Halbmond und die Esplanade, die durch den zweiten Graben davon getrennt sind, beherrscht. Das Geschütz auf den Wällen ist schön und zahlreich, die Arsenäle und Magazine sind mit Munition reichlich versehen. Die schönsten Gebäude sind das Thor nach dem Festlande zu, das Logen-Gebäude auf der Piazza de' Signori, das Viertel der großen Wache und das St. Michaels-Viertel. Von den alten herrlichen Bauwerken sieht man noch in der Stadt zwei große Säulen und außerhalb derselben die Spuren des oben erwähnten Aquedukts, der das Wasser vom Flusse Kerka hineinleitete.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut und zählt 1040 Häuser mit 7000 Einwohnern. Unter den Kirchen verdienen die Kathedrale und die Kirche des heiligen Chrysoganus durch Alterthum und Bauart Aufmerksamkeit; sie sind mit trefflichen Gemälden geschmückt, unter denen sich Stücke von Tintoretto und Palma befinden. Es wird wenig Städte geben, die bei einer so geringen Einwohnerzahl eine solche Menge von Behörden und öffentlichen Anstalten besitzen; als Hauptstadt Dalmatiens ist sie nämlich der Sitz des General-Gouvernements der Provinz, des General-Militair-Kommandos, eines Appellations- und Kriminal-Gerichtshofes, einer General-Polizei-Direction, mehrerer Verwaltungs-Directionen, eines Lyceums, eines Gymnasiums mit einer Bibliothek, eines National-Museums, einer Normalschule, einer Hebammen-Anstalt u. s. w. Ferner residirt hier ein Erz-Bischof, welcher der Metropolit von ganz Dalmatien ist.

Im Westen der Stadt liegt auf einem steilen Felsen das historisch merkwürdige Kastell San Michele, über dessen Entstehung die Geschichte folgendes berichtet: Als im Jahre 1202 die Venetianer unter dem Dogen Enrico Dandolo und die Franzosen unter dem Grafen v. Montfort die Stadt Zara auf ihrem Zuge nach dem Orient schleiften, bauten sie ein Kastell und legten eine Venetianische Besatzung hinein, um die Zaratiner, welche entflohen waren und sich auf die Inseln zerstreut hatten, am Wiederbau der Stadt zu verhindern. Nach dem Abzuge der Venetianischen und Französischen Truppen sammelten sich die Zaratiner von den Inseln und nahmen im Verein mit zwölf Schiffen der Gartaner den Felsen mit Sturm, machten die ganze Venetianische Besatzung nieder und begannen die Stadt wieder aufzubauen. Darauf sandten sie Abgeordnete nach Venedig und da die Venetianer dafür, daß sie mit den zur Eroberung des heiligen Grabes bestimmten Truppen an einer katholischen Stadt Rache genommen hatten, vom Papste exkommunizirt worden waren, so war die Unterhandlung leicht und der Zwist bald beigelegt, ja die Venetianer sollen sogar zum Bau der Kathedrale Geld beigetragen haben. Später wurde in dem Kastell eine Dominikaner-Abtei errichtet, diese aber nach Aufhebung des Klosters in eine öffentliche Unterrichts-Anstalt verwandelt.

Bibliographie.

Notizie storiche dei Saraceni Siciliani. (Historische Notizen über die Sarazenen in Sicilien.) 4 Bücher von Carmelo Martorano. Palermo.

Sull' educazione della prima infanzia nella classe indigente. (Ueber den Elementar-Unterricht der Armen.) Turin.

Mannigfaltiges.

— Kritischer Unsinn. Unter dem Titel „Characteristics of Goethe" hat Miß Sarah Austin, die gewandte Uebersetzerin der „Briefe eines Verstorbenen", eine Englische Uebersetzung der nach Goethe's Tod erschienenen Schriften Johannes Falk's und des Kanzlers v. Müller herausgegeben. Ein Kritiker im Engl. Courier, der von Goethe nichts weiter zu sagen weiß, als daß er 1749 geboren und 1832 gestorben sey und daß er die beliebte Geschichte des „Werter" und das Schauspiel „Getz" (Götz) geschrieben habe, maßt sich hinterdrein an, der Deutschen Sprache, von der er auch nicht eine Sylbe versteht, nachzusagen, sie sey hart, holperig und unangenehm und ihre Kenntniß durchaus von keinem Nutzen für Engländer. Der Mensch könne durch Europa kommen, wenn er Französisch, und durch die ganze Welt, wenn er Englisch verstehe, wozu also auch noch Deutsch lernen? Ja, sogar das Französische sey meist ein überflüssiger Luxus-Artikel, fügt unser Rezensent hinzu, von dem man nur nicht begreifen kann, wozu er gar Englisch gelernt hat, da die Welt gewiß nichts verlieren würde, wenn er gar keine Sprache verstände.

— Militair-Aerzte im sechzehnten Jahrhundert. Ich erinnere mich, sagt Thomas Gale, daß um die Zeit des hochberühmten Heinrich's VIII. ein zahlreiches Gesindel die Chirurgie handhabte. Etliche waren Schweine- und Pferde-Verschneider, Andere Schuh- und Kesselflicker. Dies edle Gezücht that so gewaltige Kuren, daß sie sich einen ewigen Namen erwarben; denn gleich wie die Sekte des Thessalus Thessalier hieß, so ward dieser Pöbel, ob seiner notorischen Kuren, Hunde-Egel oder Hunde-Doktoren (dog-leeches) genannt; denn mit zweimaliger Behandlung pflegten sie ihre Patienten heil und gesund zu machen auf ewig, so daß sie hinführo weder Hitze noch Kälte, noch irgend ein anderes Leid mehr verspürten. Als aber der Herzog von Norfolk, ihr General, erfuhr, wie die Leute dahinstarben, und zwar an leichten Wunden, da schickte er nach mir und einigen andern Chirurgen, mit dem Befehl, wir möchten Erkundigung einziehen, wie und auf welche Weise die Mannschaft zu Tode käme; demzufolge durchstöberten wir das ganze Lager, und ertappten viele von den sauberen Kerlen, die sich den Namen von Chirurgen anmaßten, — oder nicht bloß den Namen, sondern auch die Löhnung. Wir fragten sie, ob sie Chirurgi seyen oder nicht; sie antworteten, wohl seyen sie dergleichen. Wir fragten weiter, bei wem sie in der Lehre gewesen; da pflegten sie mit frechen Gesichtern einen oder den anderen kunstverständigen Mann zu nennen, der allbereits todt war. Dann verlangten wir den chirurgischen Stoff zu wissen, mit dem sie kurirten; sie zeigten uns einen Topf oder eine Büchse, die sie in einem ledernen Beutel trugen, und worin solcher unnütze Quark lag, womit sie die Fersen der Pferde beschmierten oder den Rücken schäbiger Gäule belegten. Andere, die Schuh- und Kesselflicker waren, bedienten sich des Schuster-Pechs, benebst dem Roste alter Pfannen, und bereiteten daraus eine edle Salbe, wie sie das Zeug nannten. Zu guter Letzt aber ward das ehrenwerthe Völklein dem Marschallsea überantwortet und von des Herzogs Gnaden mit dem Galgen bedroht, wo sie nicht bekennen wollten, wer sie seyen und welches Gewerbes. So bekannten sie denn endlich, wie vorhin schon gemeldet.

— Klugheit und mütterliche Liebe des Wallfisches. Bei all seiner ungeheuren physischen Kraft ist der Wallfisch ein so sanftes und harmloses Geschöpf, daß ihn seine meisten Beobachter als stumpfsinnig beschrieben haben. Mehrere Umstände könnten vielmehr das Gegentheil darthun. Das Thier zeigt die gewöhnliche instinktmäßige Scheu vor Gefahr, wenn es seinen Erbfeind, den Menschen, herannahen sieht, und greift gewöhnlich, sowohl vor als nach seiner Verwundung durch den Harpun, zu den besten Flucht-Mitteln. Wenn z. B. ein Eisfeld in der Nähe ist, so schlüpft es unter dasselbe, wohin ihm kein Boot folgen kann; und selbst wenn es den Versuch macht, durch ein rasches Eintauchen in die Tiefe sich zu befreien, könnte man nicht leicht sagen, daß es klüger thäte, wenn es die Leine abzureißen suchte. Hätte der Wallfisch nicht mit Allem, was Menschenlist und Gewandtheit nur leisten kann, den Kampf zu bestehen, so würde er vermuthlich in jedem Falle obsiegen. Bestätigt sich endlich das Faktum, daß die Wallfische im Nordmeer gewisse Distrikte ihres ursprünglichen Gebietes, die den Schiffen der Fischer zugänglicher sind, verlassen und sich in andere Gegenden zurückgezogen haben, denen man nicht so leicht nahe kommt, so würde dies nicht bloß eine Art Reflexion und Erfindungskraft in den Individuen, sondern beinahe auch das Vermögen der Spezies, ihre Erfahrungen auf kommende Generationen fortzupflanzen, darthun. Doch wie dem auch sey: will man den Wallfisch nicht für ein sehr verständiges Thier erklären, so scheint er wenigstens große Liebe für seine Brut zu fühlen. Wirklich benutzen die Fischer diese mütterliche Zuneigung des weiblichen Wallfisches zu seinem Verderben. Man harpunirt das ziemlich werthlose Junge, um die Mutter zu seinem Beistand herbeizulocken. „In diesem Fall", erzählt Scoresby, „kommt die Alte, so oft das Junge Athem schöpfen will, auf der Oberfläche des Wassers an seine Seite; sie ermuthigt es, weiter zu schwimmen; begünstigt seine Flucht, indem sie es unter ihre Finne nimmt, und verläßt es überhaupt selten, so lange noch Leben in ihr ist. Unter solchen Umständen ist es gefährlich, in ihre Nähe zu kommen; allein sie giebt viel Gelegenheit zum Angriff. Sie vergißt jede Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, um nur ihr Junges zu erhalten; — stürzt mitten unter ihre Feinde; — verachtet die Gefahr, die ihr droht; — und bleibt sogar freiwillig bei ihrer Brut, nachdem schon mehr als Ein Harpun in ihren Leib gedrungen. Im Juni 1811 stieß einer meiner Harpunirer gegen einen Säugling, in der Hoffnung, die Mutter fangen zu können. Gleich erschien letztere dicht am Boote, faßte ihr Junges und zerrte ein Stück Tau von einigen hundert Faden mit ausnehmender Kraft und Schnelligkeit aus dem Boote. Darauf kam sie wieder oben zum Vorschein, schoß wüthend hin und her, machte öfter Halt, oder änderte ihre Richtung, und gab alle Zeichen entsetzlicher Angst. Lange Zeit setzte sie dies Manöver fort, obschon die Böte ihr dicht nachfolgten, und schien auf keine Gefahr zu achten. Der erste Harpun traf sie, blieb aber nicht stecken; ein zweiter Harpun drang auch nicht ins Fleisch; der dritte endlich saß fest. Noch immer versuchte sie nicht, zu entrinnen, so daß in wenigen Minuten drei Harpune mehr in ihr steckten. Nach einer Stunde war sie todt."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Mittwoch den 3. Juli 1833.

Frankreich.

Ueber die Französische Kunst im Allgemeinen und über die Kunst-Ausstellung vom J. 1833 insbesondere.

Die schönen Künste gehören zu den wichtigsten Ergebnissen des geselligen Lebens, und die Art, wie sie in einer gewissen Epoche aufgefaßt und gepflegt werden, giebt ein sehr nützliches Hülfsmittel an die Hand, um den Charakter einer Epoche zu bezeichnen. Auch kann derjenige, der die traurige Aufgabe übernahm, den Zeitpunkt, in dem wir leben, zu analysiren, im Louvre eben so viel lernen, als z. B. in der Deputirten-Kammer. Man gewahrt da bald, daß unser Jahrhundert in den Künsten das ist, was es in allen anderen Dingen ist, unsicher, hin und her schwankend, ohne wahren Enthusiasmus, den es durch eine künstliche Ueberspannung zu ersetzen sucht, ohnmächtig und eigentlich unfruchtbar, unter einem falschen Scheine von Fruchtbarkeit, wie ein abgelebter Greis, der noch Begierden, aber keine wahre Leidenschaften hat, eine ungezügelte Phantasie, aber kein thätiges und warmes Blut, der tausend Dinge unternimmt, aber keines zu Ende bringen kann, weil Kräfte und Athem ihm ausgehen.*)

Offen gestanden, wir glauben nicht, daß die Kunst in Frankreich einer glänzenden Zukunft entgegengehe. Man bringt angenehme und geistvolle Werke zu Stande und wird sie auch künftig zu Stande bringen, aber die Zeit der großen Dinge, der hohen Ideen, der erhabenen Conceptionen ist hier vorüber, weil sie die Gesellschaft nicht mehr ansprechen, weil diese nicht mehr im Stande wäre, sie zu begreifen und zu würdigen. Plato vergleicht in einem seiner Dialoge die poetische Inspiration mit einem Magnet, der eiserne Ringe an sich zieht, denen er seine eigene Anziehungskraft mittheilt. Die Inspiration geht, wie er sagt, von einer Muse oder einem Gotte aus, der ihre Kraft einer ganzen Kette mittheilt, wovon der Dichter den ersten Ring, und die Menge, die ihn bewundert, das letzte Glied bildet. Bei uns aber ist diese Kette zerrissen. Der gemeinsame Gedanke, das magnetische Band derselben ist nicht mehr vorhanden. Der Glaube, der dem Künstler die Begeisterung, der Menge die Sympathie verleiht, ist überall erloschen oder geschwächt. Der Kunstsinn an und für sich genommen, von dem Einige so viel Aufhebens machen, ist nur eine unbestimmte nicht festzuhaltende Abstraction. Das Genie, wenn es sich ja irgendwo findet, bleibt unbekannt und wird von den Massen nicht begriffen, oder macht sich, für ein wenig Gold und Ruhm, zum Sklaven des Publikums, wird, indem es dem Geschmack desselben huldigt, materiell und roh, regt die Sinne auf, statt Ideen zu wecken, und verläßt die höheren Regionen des Geistigen, um zu dem Koth der Straßen und öffentlichen Plätze hinabzusteigen.

Wenn man die Ansprüche auf hohe Leistungen im Fache der schönen Künste, die unser Zeitalter machen dürfte, richtig würdigen will, so darf man es nur fragen, wie es denn mit der ersten von allen, der größten, der populairsten, der die anderen gewissermaßen nur als Zugabe und Verzierung dienen, mit Einem Worte, wie es denn mit der Baukunst stehe? Was sind unsere wenigen öffentlichen Monumente aus dem 19ten Jahrhundert? Kalte und ungeschickte Nachahmungen des Griechischen Alterthums, ohne Bedeutsamkeit, ohne eigenen Charakter, ohne Beziehung zu unseren historischen Erinnerungen, zu unserem Klima und selbst zu ihrer eigenen Bestimmung: wenn man sie mit jener großen Menge zierlicher oder großartiger Gebäude vergleicht, welche die Kunst des Mittelalters in alle Winkel Frankreichs hingestreut hat, und die der schlechte Geschmack unserer Zeit muthwillig entehrt, wo sie der revolutionnaire Vandalismus nicht schon zertrümmert hat. Heutzutage ist es gestattet, das Liebliche, Großartige, Originelle in den Monumenten unserer Vorfahren anzuerkennen, und die wahre Barbarei ist, nach dem Urtheil der Kenner, bei den Maurern unseres Jahrhunderts anzutreffen, sie mögen nun Bazare bauen oder unsere alten Paläste auf ihre Weise ausbessern. In eben dem Grade, wie unsere öffentlichen und besonderen Bauwerke durchgehends ein gewisses Gepräge des Gemeinen, Kläglichen und Prosaischen an sich tragen, das man Philisterei nennt, eben so sehr zeugt die Architektur des Mittelalters, man betrachte sie nun in den Kathedralen und alten Schlössern, oder in den alten und ausdruckslosen Häusern, die man noch in manchen Städten findet, von einem tiefen Gefühl für Kunst und Poesie, welches die Religion allein allgemein machen kann, und das in eben dem Maße erlischt, in welchem diese aus dem Leben weicht und es dem irdischen Interesse, der gemeinen Sorge für Unterhalt und dem rohen Streben der Sinnlust zur Beute überläßt.

Kunst und Religion sind auf's innigste mit einander verbunden. Die Kunst ist groß, wenn sie gleichsam die Blüthenzeit der religiösen und sozialen Ideen ist. Dann ist sie dem Volke zugänglich und wird von Allen begriffen. Sobald sie aber zum ausschließlichen Vergnügen einiger Wenigen wird, schrumpft sie zusammen. Das Studium und die Verehrung des heidnischen Alterthums, welche die Epochen des Wiederauflebens von Kunst und Wissenschaft charakterisiren, gaben dem Streben der christlichen Völker nach dem Schönen eine neue Richtung, welche die Jahrhunderte Leo's X. und Ludwig's XIV. erzeugte; ruhmvolle Jahrhunderte in der That, und die ich eben so sehr bewundere, als irgend Einer; dennoch aber kann ich mich des Glaubens nicht erwehren, daß das rein christliche Streben des Mittelalters höher und weiter gegangen wäre, wenn man es nicht von seinem natürlichen Laufe abgewendet hätte. Man betrachte das Gedicht Dante's, die Fresko-Gemälde der alten Florentinischen Maler, die Raphael selbst in den höchsten Partieen der Kunst nicht übertroffen hat; man betrachte den unvollendeten Kölner Dom. Nimmt man diese großen Werke als Anfangspunkte an, so läßt sich daraus ableiten, was die christliche Civilisation hätte werden können, wenn die Reformation, die Sucht nach Klassicität und die monarchische Centralisation nicht gewesen wären. Ich kann diese Ideen, die Manchem vielleicht paradox vorkommen werden, hier nicht entwickeln; aber ich will nur an Eine auffallende Thatsache erinnern, die viel zu denken giebt. Gerade im 16ten Jahrhundert geschah es, daß die christliche Architektur plötzlich innehielt, daß so viele unternommene große Werke ins Stocken geriethen, um nie wieder aufgenommen zu werden. Die prächtigsten Kirchen standen halb vollendet da, einige bis auf den Chor, andere mit Einem Schiff, die meisten ohne Façade und Thürme. Beim Anblick dieser erhabenen Fragmente fragt man sich, wo plötzlich jenes Riesengeschlecht von Maurern und Steinhauern hingekommen sey, das so mächtige Spuren in Europa hinterließ! — Von jener Zeit an ist es aus mit der Volkspoesie, die Kunst wird Sache der Fürsten und großen Herren, bis endlich die täglich sich vervollkommnende Staats-Verwaltungs-Maschine sie an sich reißt, um sie auszutrocknen, wie alles Uebrige.

Wenn Skulptur und Malerei über die Baukunst den Vorrang gewinnen, wenn später die Oelmalerei, die Michel Angelo so sehr verachtete, das Fresko verdrängt, so sind das eben so viele Anzeichen des Verfalls der Kunst. So folgen auf jene heroischen Jahrhunderte, wo das Epos von ganzen Völkern gemacht und gesungen wurde, literarische Epochen, wo die Poesie das Gewerbe Einzelner wird, Sache der Eitelkeit und des Geld-Erwerbes, die mit dem National-Leben nichts mehr zu thun hat. — Obgleich die allgemeine Regsamkeit im 16ten Jahrhundert mir nichts weniger als ein Fortschritt scheint, so bin ich doch weit entfernt, dem Großen und Schönen, das es hervorgebracht hat, meine Bewunderung zu versagen, und neige mich, wo es sich von Malerei handelt, mit Ehrfurcht vor der Florentinischen, Römischen und Venetianischen Schule. Der alte Lebenssaft des Katholizismus, durch das Studium der Antike aufgeregt und nicht unterdrückt, brachte damals unvergleichliche Meisterwerke hervor. So stellten uns die Fürsten der Malerkunst, Raphael und noch mehr vielleicht Leonardo da Vinci, ein glückliches Gleichgewicht vor Augen, zwischen der idealen Schönheit der Form, wie die Griechen sie erstrebten, und der ausdrucksvollen Naivetät, dem hohen Spiritualismus, die dem Mittelalter angehören. Italien wirkte im 16ten Jahrhundert mächtig auf Frankreich ein. Die Französischen Maler und Bildhauer suchten jenseits der Alpen brauchbare Traditionen, geschickte Meister, herrliche Modelle. Franz I. zog den Primatice, Rosso den großen Leonard an seinen Hof. Der erhabene Italiänische Stil fand überall Eingang, und es ist ausgemacht, daß in jenem Zeitpunkt am meisten guter Geschmack, Eleganz und Kunstsinn herrschten. Jean Goujon, Germain Pilon und noch viele Andere, deren Namen weniger bekannt sind, bleiben in dieser Hinsicht ohne Gleichen, und die Französische Schule würde gewiß zu hohem Glanze gelangt seyn, wären die Bürgerkriege und die fortwährenden Unruhen, welche die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts ausfüllten, nicht dazwischengetreten, unter denen alle Traditionen verloren gingen, alle Arbeiten unterbrochen wurden und jedes Studium liegen blieb.

Erst unter Ludwig XIII. erholten sich die schönen Künste ein

*) Der Deutsche Kunstfreund, der sich der letzten Kunst-Ausstellungen in Deutschland erinnert, wird sich mit Vergnügen sagen, daß diese etwas düstere Ansicht in Bezug auf das eigene Vaterland keine Anwendung findet.

wenig von dem kraftlosen Zustande, in den sie durch die unglücklichen Zeiten gerathen waren. Mit Ludwig XIV. beginnt die Zeitrechnung der Französischen Schule, denn der Grund dazu wurde durch die Stiftung der Königl. Maler-Akademie gelegt. Von Lebrun bis auf David hatte die Französische Schule keinen entschiedenen Charakter. Es war ein ziemlich gewandter Eklekticismus, der in seinen besten Augenblicken die verschiedenen Theile der Kunst bis zu einem gewissen Grade in sich vereinigte, aber keine einzige zu einer hohen Vollkommenheit brachte. Die beiden größten Maler, welche Frankreich hervorbrachte, sind älter als die Maler-Akademie. Vereinzelnete Genies, ohne Lehrer wie ohne Schüler, gehören sie keiner Schule an. Nicolaus Poussin brachte den größten Theil seines Lebens in Rom unter einsamem Fleiße zu. Lesueur, wenn er auch von Vouet die Anfangsgründe der Kunst erlernte, hatte doch eigentlich keinen anderen Lehrer als die Natur und die Zeichnungen der großen Italiänischen Maler. Zu 38 Jahren gestorben, wie Raphael, kam vielleicht Niemand diesem Künstler näher und wußte besser seine einfache Schönheit, die Strenge seines Ausdrucks und seine grandiose Majestät nachzuahmen. Lesueur lebte verkannt und vernachlässigt, während Lebrun, sein glücklicher Nebenbuhler, der Gunst des Hofes genoß, die großen Arbeiten erhielt und gewissermaßen den Scepter im Reiche der schönen Künste führte. Auch war es Lebrun, welcher der Französischen Schule sein Gepräge aufdrückte. Lebrun besaß ausgezeichnete Eigenschaften. Er war fruchtbar und edel in seinen Compositionen, seine Zeichnung ist korrekt, die Farbengebung ziemlich gut, aber es fehlte ihm an Feinheit und Tiefe. Den so unendlich mannigfachen Ausdruck der Leidenschaften hatte er auf eine gewisse Anzahl Züge beschränkt, daher wiederholte er sich oft, nahm zu viel Manier und eine etwas theatralische conventionelle Größe an. Dies waren Klippen, die am Hofe Ludwigs XIV. sich schwer vermeiden ließen, besonders, als Alles in Europa nach demselben Ziele strebte und Italien, wo Pietro de Cortona und Bernini unumschränkt herrschten, Frankreich durch sein Beispiel nur irre führen konnte, statt es zurecht zu weisen. Im 18ten Jahrhundert folgten unsere Maler immer mehr der Einwirkung des Hofes und des Theaters, und so gelangte man durch Coypel und de Troy zu Boucher und seinen Boudoir-Schäferinnen, während Baukunst und Bildhauerei einen ähnlichen Weg einschlugen.

Ich erinnere an diese Thatsachen, um darzuthun, daß Frankreich, selbst unter Ludwig XIV., wiewohl es große Künstler hervorbrachte, keines jener begünstigten Länder war, wo der göttliche Hauch der Inspiration wehte, und daß die Kunst, die bei uns wie eine Treibhaus-Pflanze mit Sorgfalt gepflegt wurde, nie einen recht starken befeuchtenden Nahrungssaft fand. Die Französische Schule brachte viele mit Verstand und Sinn entworfene Werke hervor, aber die Meisterstücke waren selten. Sie nahm immer eine ehrenvolle Stellung in Europa ein, denn selbst ihr Verfall war nur ein Theil des allgemeinen Verfalles, aber sie wurde nie, wie die Italiänische Schule, der Heerd einer großen und mächtigen Anregung. Vielleicht liegt es an dem Französischen Genie, das überlegend, nachdenklich und systematisch, eben dadurch in Hinsicht auf Kunst und Poesie etwas kalt und unfruchtbar wird. David's Neuerungen, indem sie der Kunst des Zeichnens eine neue Richtung gaben, änderten in dieser Hinsicht nichts an dem Wesen der Sache. Er brachte die Schule auf einen guten Weg, denn es war derjenige, den Raphael und die Römische Schule gegangen waren. Aber wo sind die Monumente ihrer langen Arbeiten, die diese Schule hinterließ? Welche Unfruchtbarkeit, welche schwere Productionskraft selbst bei ihren berühmtesten Männern! Wie kalt in ihren ewigen Griechischen oder Römischen Darstellungen; wie einförmig in ihren Compositionen, die immer aussehen wie angestrichene Basreliefs. David's geschickte Zeichnung und erhabener Stil sind ohne Zweifel zu bewundern, aber man muß gestehen, daß er die antike Kunst, den Gegenstand seiner Verehrung und seines Nachstrebens, ungefähr eben so begriff, wie die Gründer der einzigen und untheilbaren Republik Rom und Athen begriffen. Er faßte nur das Aeußere, die todte Form derselben auf, aber das Leben, die Regsamkeit, das Naive, der freie Geist darin, entging ihm, und er schöpfte daraus eine wahrhaft drakonische Kunstgesetzgebung, die den unabhängigen Griechischen Genius empört hätte.

Eine Reaction gegen diesen Despotismus war unvermeidlich. Sie trat unter der Restauration ein, eine Epoche der Freiheit und der Bewegung, wo es in allen Köpfen gohr, wo es in allen Gemüthern sich regte, als hätte es gegolten, eine neue Welt zu schaffen. Es bleibt nun zu untersuchen, welches in den Künsten die Resultate dieser Bewegung waren, die in der Politik zu der Bürger-Monarchie führte. Da David's Schule besonders die Zeichnung zu Ehren gebracht hatte und fast einzig von den Antiken inspirirt wurde, so hielten sich ihre Widersacher an das Kolorit und die Wirkungen des Lichtes, nahmen Rubens, Paul Veronese, Rembrandt zu Mustern und wählten vorzugsweise die Sujets und das Kostüm des Mittelalters. Wir sahen in den Ausstellungen die Neueren anfangs in geringer Zahl und nur Wenigen zusagend, bald mit gleichen Streitkräften kämpfend, dann Herren des Schlachtfeldes bleiben. Heutzutage giebt es keinen Maler von einigem Verdienst, der nicht den engen von David gezeichneten Kreis überschritten hätte; dennoch aber haben wenige Künstler den Weg eingeschlagen, auf dem die ungezügelte Einbildungskraft einiger Romantiker sie gern fortgerissen hätte; man schrak sogar vor der Barbarei zurück, zu welcher ihre wunderlichen Conceptionen, ihre Verachtung aller Zeichnung und ihre Farben-Ueberladung führen zu wollen schien. Die Talente, die am meisten der Reaction huldigten, diejenigen, die man die Jakobiner der Malerei nennen könnte, haben viel von ihrem Anhange verloren, und in der Art, wie die öffentliche Meinung sich über den Salon von 1833 und selbst über den von 1831 aussprach, dürfte man vielleicht einige Aehnlichkeit finden mit dem Triumphe des Juste Milieu, das sich einer Revolution bemächtigte, welche die Republikaner gemacht hatten.

Uebrigens darf man nur einen Blick auf die Ausstellung werfen, um sich zu überzeugen, daß es keine Französische Schule mehr giebt, wenn man sich nämlich hierunter einen Verein von Künstlern denkt, die ähnliche Traditionen, gewisse angenommene Regeln und eine analoge Manier haben. Jeder geht seinen eigenen Weg, der Eine sucht die Vollkommenheit in der Zeichnung, der Andere in der Farbengebung; Dieser glüht für die Antike, Jener für die Römische Schule, ein Dritter für die Venetianische, ein Anderer wieder für die Niederländischen, oder gar Englischen Maler. Es ist ein wahres Gemengsel, eine völlige Anarchie, die aber dennoch schüchtern auftritt, in der man nicht mehr so in die Extreme greift, und wo die größere Zahl sich etwa halben Weges zwischen David und Delacroix stellen möchte. Ueberall nimmt man Umhertappen, Schwanken, Ungewißheit wahr — in dem Gedanken, in der Ausführung, in der Wahl des Sujets. Hier wollen wir beiläufig erinnern, wie sehr die religiösen Sujets dem großen Malerstyl zusagten. Sie hatten den Vortheil, den Künstler gleich Anfangs in eine hohe und poetische Region zu versetzen, faßlich zu seyn, und allgemein anzusprechen. Wenn es aber keinen Glauben mehr giebt, weder bei den Künstlern noch bei dem Publikum, so läßt man sie liegen und thut Recht daran. Wir Christen besonders freuen uns dessen, denn der Gedanke ist uns schmerzlich, daß man das Kalte und Leblose, welches der Unglaube unserer Zeitgenossen diesen Compositionen mittheilt, auf Rechnung unseres Glaubens setzen könnte. Dennoch, da diese Ader, wie es scheint, erschöpft ist, so weiß man nicht mehr, wo man Sujets hernehmen soll. Die Götter des Olymps haben nur spärliche Anbeter, die Griechen und Römer sind auf der Leinwand eben so langweilig, wie auf dem Französischen Theater; das neunzehnte Jahrhundert bietet unüberwindliche Schwierigkeiten durch sein undankbares Kostüm und ein gewisses bürgermäßiges prosaisches Ansehen. Das Mittelalter hat einige Anhänger, allein die Menge begreift es nicht, und die Künstler selbst kennen nur sein Aeußeres, aber nicht seinen Geist und sein wahres Leben. Das 18te Jahrhundert, welches ein wenig in Gunst kommt, ist nur erträglich in der Genre-Malerei. Zu diesen Hindernissen, welche den Aufschwung des Geschichtsmalers hemmen, wenn ja ein Aufschwung da ist, rechne man, wie die großen Gemälde für Kirchen und Paläste mit jedem Jahre geringer geachtet werden, zu einer Zeit, wo die Kirchen arm sind, und mit den schönen Künsten wenig zu thun haben, und wo es keine Paläste mehr giebt, weil wenige Menschen reich genug seyn würden, um sie zu bewohnen und zu möbliren, und diese Wenigen das Comfortable der Pracht vorziehen. Es bleiben also für große Bilder nur noch die Bestellungen der Regierung, welche selbst auch nicht sehr prachtliebend ist, und die außerdem nicht ganz allein einen Kunstzweig aufrecht erhalten könnte, den das Publikum aufgegeben hat.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Lucile — oder die Sängerin. Von Jean v. Thelusson. 2 Bde. Pr. 7 Fr.
- Hector Fieramosca. — Roman aus dem Italiänischen, von J. Gosselin. 2 Bde.
- L'observateur au 19e siècle. (Der Beobachter im 19ten Jahrhundert.) Von A. S. C. St. Prosper. Fünfte Aufl. Pr. 12 Fr.
- L'absolution. (Die Absolution.) Von der Baronin Luise von Carlowitz. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

England.

London, von vier Seiten betrachtet.

(Schluß.)

Verlassen wir jetzt die Tausende, welche Plätze wie Wapping und Ratcliffe-Highway bevölkern, die, obgleich sie ihre Eigenthümlichkeiten und einige ausgezeichnete Züge haben, dennoch keiner näheren Beachtung werth sind, und gehen wir ohne weiteres nach Georgfields und Umgegend. Hier ist man unter einem anderen Geschlecht und anderen Sitten. In diesem kleinen Raum giebt es mehr Jungen und „junge Bursche", welche auf eine Weise leben, die der Himmel und Union-Hall allein kennen, als in ganz London zusammen. Sieh jenen müßigen Haufen an der Ecke der Londoner Straße. Der älteste des Trupps ist höchstens 16 Jahr alt und könnte nach seiner Kleidung für einen anständigen und rechtlichen Burschen gelten; aber betrachte nur seine Gefährten; darunter sind fünf zwischen 10 und 14 Jahren, zerlumpt und schmutzig, ohne Schuhe und Hüte. Was ist er, und was sind sie? Sie sind oder werden nichts anderes seyn, als Diebe, und er ist oder wird seyn ihr Führer zum Kerker oder Galgen, je nachdem es kommt. Solche Gruppen findet man in allen Theilen dieser Gegend, von der Polizei, wie es scheint, unbeachtet. Nur dann, wenn Banden derselben zu einer hübschen Zahl anwachsen, den Titel der „40 Diebe" annehmen und sich als die fortwährenden Plünderer der Nachbarschaft erweisen, schütteln die Beamten ihre gepuderten Häupter und wundern sich über die verderbte Jugend, da doch, wenn sie ihre Schuldigkeit thäten, diese Galgenvögel-Nester mit den Eiern ausgenommen und ihr Ueberhandnehmen verhindert werden könnte. Die Augen eines Beamten, wenn er nur über die Wände seiner Amtsstube hinaus blicken wollte, könnten in diesem Distrikt eben so viel Gutes stiften, als hundert Mann bewaffneter Polizei mehr. In der That, herumwandernde Beamten, die täglich die bekanntesten Schlupfwinkel des Verbrechens besuchten und verkleidet diejenigen belauerten, die da ihr Wesen treiben, und so den moralischen Zustand ihres Distrikts unter beständiger Aufsicht hielten, würden den Hauptzweck

der Gesetze fördern, der eben so wohl dahin geht, Verbrechen zu verhüten, als zu bestrafen. Sie müßten so viel als möglich denjenigen, über welche sie zu wachen haben, von Person unbekannt seyn. Um dies zu bewerkstelligen, dürften sie sich nur in die Distrikte Londons theilen und solche stets gegen einander wechseln, so würden sie mit Nutzen und Erfolg eine „moralische Polizei", wie ich sie nennen möchte, ausüben. Das Ausspähen jener Schlupfwinkel des Verderbnisses müßte ihr einziges Geschäft seyn; was sie bemerken, müßte den fungirenden Beamten allein mitgetheilt, diese wandernden Aufseher aber nie, weder in den Gerichtshöfen noch in der Amtsstube, gesehen werden. Ihre Berichte müßten natürlich zu gewissen Zeiten dem Ministerium des Innern zugestellt und als Dokumente aufbewahrt werden, bei denen man sich über den Ruf gewisser Plätze, Häuser und Personen Raths erholen könnte. Man möchte vielleicht einwenden, daß solch ein Amt zu viel Aehnlichkeit mit dem eines Spions der Inquisition habe, und daß solche Gewalt zu großen Mißbräuchen führen könnte; allein es ist wenig Gefahr dieser Art vorhanden. Männer von Bildung, die für ihre Amtsführung verantwortlich sind und in einem Lande leben, wo die öffentliche Meinung jederzeit eine mächtige Wehr gegen schlechte Handlungen war, werden nicht so leicht in solchen Dingen zu weit gehen, und was den bloßen Namen eines solchen Amtes betrifft, so wird die Benennung: inquisitorisch, es noch nicht dazu machen. Ueberdies giebt es mehrere von der Regierung angestellte Beamte, denen man mit eben so vielem Grunde diesen Schimpfnamen anhängen könnte, als z. B. die Accise-Beamten 2c., deren Pflichten weit inquisitorischerer Natur sind. Vielleicht denkt auch Mancher, daß solche Verrichtungen besser Personen niederen Standes aufgetragen werden könnten, wie den Polizei-Aufsehern; allein ich glaube nicht, daß man dergleichen Leuten dieses Amt mit Sicherheit anvertrauen könne, und zwar aus dem Hauptgrunde, weil sie den verdächtigen Personen bereits zu bekannt sind, und außerdem macht sie ihre Lage gewissen Versuchungen zugänglich, so daß diejenigen, die zum Schaden der Gesellschaft leben, nur allzu oft Mittel finden möchten, ihnen die Augen zuzudrücken und den Mund zu verschließen, kurz, den ganzen Zweck ihres Amtes, nämlich auf den Anwachs der Verbrecher ein wachsames Auge zu haben, zu vereiteln.

Doch das entstehende Verbrechen ist nicht eher etwas bei unseren Dienern des Gesetzes, als bis es zur furchtbaren Größe heranwächst. Manches Unkraut wird mitunter vor sie gebracht, um zu zeigen, wie das schädliche Gewächs den guten Weizen bedroht; sie untersuchen es mit neugierigem Auge, thun einige Fragen über seine Art und Weise und heißen es dann wieder nach dem Fleck hinbringen, von dem es genommen ist. Wird es zum zweiten Mal herbeigebracht, so wird dasselbe Spiel damit getrieben, statt daß man es, nebst der ganzen Gattung, mit Stumpf und Stil ausrotten sollte. Doch dies würde manches spätere Unheil verhindern, und wenn es kein Unkraut gäbe, so gäbe es nichts auszujäten, und die Jäter möchten dann ihre Beschäftigung verlieren. Daher lassen sie es aufschießen, und ist es dann so hoch herangewachsen, daß die blinde Justiz selbst mit der Nase dagegen rennt, dann, erst dann, hält man es zum Ausrotten reif. St. Georgfields ist die wahre Hochschule des Verbrechens. Wenn die Gerichts-Beamten hieran zweifeln, so mögen sie einmal die öffentlichen Häuser, die in der Nähe des Obelisken stehen, besuchen. Dort werden sie Zimmer voll Frauen einer gewissen Klasse finden, und lustige Brüder, die mit ihnen leben. Die gewöhnliche Galanterie ist hier umgekehrt, denn die „Damen" traktiren die „Herren" und machen ihnen den Hof. Sich die Mützen und Hauben vom Kopfe reißen, ist in diesen Häusern etwas eben so gewöhnliches, als Branntwein und Bier. Miß A. argwöhnt, daß Miß B. die Absicht habe, ihr ihren „theuren Freund", Sam Sampson, abspänstig zu machen. Dieser theure Freund erhält zwei Drittheil von dem, was sie verdient, als rechtmäßige oder vielmehr unrechtmäßige Beute. Sam ist außer Dienst. Kein Wunder; denn sein Herr hat ihn darüber betroffen, wie er ihm Geld aus seinem Pult entwandte. Er gab ihn den Gerichten nicht an, weil er achtbare Freunde, eine tiefbetrübte Mutter und einen gütigen Herrn hatte. — Die Polizei kennt diese Schlupfwinkel jugendlicher Verworfenheit wohl, allein weiter geht auch ihre Kenntniß nicht. Wenn ihr Dienst wahrhaft nützlich seyn sollte, so müßte sie diese Häuser schließen und so deren Kunden wenigstens zerstreuen, wenn sie sie nicht ganz aus dem Wege schaffen kann. Aber nein! Wie wohl man weiß, daß sie Diebe sind, da man nichts gegen sie aufbringen kann, das „der Mühe lohnte", so läßt man sie unangetastet, bis das, was sie technisch ihr „Gewicht" nennen, schwer genug ist, um den Wagebalken der Justiz herunterzudrücken. Das umsichtige Gesetz nennt den Dieb nicht eher Dieb, als bis ihm der Diebstahl bewiesen werden kann. Sein Ruf und das eigene Geständniß seines Gewerbes gelten für nichts. Er wird beaufsichtigt, aber nur, wenn er nicht beim Werke ist, und so, wenn er schlau und ein geschickter Künstler ist, kann er es von 15 bis 50 Jahren so treiben, ohne je die Hand der Gerechtigkeit zu fühlen. Es gehen in dieser Stadt Menschen umher, die seit dreißig oder vierzig Jahren als Diebe bekannt sind und dennoch nie tiefer in das Labyrinth der Justiz geriethen, als bis in Bow-Street (wo das Polizei-Amt ist), wo irgend ein ehrlicher Anwalt oder ihre eigene Schlauheit ihnen bald loshalfen. Sie kamen mit einer Ermahnung statt mit einer Züchtigung davon und wurden nur behutsamer für die Zukunft. Die Freiheit eines Diebes ist heilig; die Freiheit eines ehrlichen Mannes ist so lange sicher, bis man für gut findet, sie zu verletzen; denn in dem Lande, wo man zu jeder Zeit die zarteste Rücksicht auf die Rechte des ausgeartetsten Theils der Gesellschaft nimmt, kann, in Kriegeszeiten, ein Mann, der in irgend einer Eigenschaft zur See gedient hat, gewaltsam aus seinem Hause und von seiner Familie gerissen und auf die See geschickt werden, um seinem Könige zu dienen, bis man ihn dann, mit einem Arm oder mit einem Schenkel weniger, wieder nach Hause sendet. — „Und was wäre denn nun Ihr Vorschlag?" — Bloß dieser, daß man verdächtige Verbrecher nicht für unverletzlicher halten soll, als bekannte Seeleute. Man dehne das Recht des Beamten, einen aufgegriffenen Dieb auf drei Monate in die Tretmühle zu senden, auf drei Jahre aus. Drei Jahre einer strengen Strafe würden die ganze Gattung bald aufräumen. Unterdessen müßte man auf Mittel denken, sie nutzbar zu machen. Da die Gesellschaft durch sie Verluste erlitten, so mag sie auch etwas durch sie gewinnen. Zur Arbeit anhalten, das ist die härteste Strafe für Menschen von einer so ausschweifenden Lebensweise. Sobald sie entschiedene Zeichen der Besserung geben, so setze man sie unter gewissen strengen Bedingungen in Freiheit. Man wache eine Zeit lang über ihr Betragen, verschaffe ihnen Gelegenheit, auf ehrliche Weise etwas zu erwerben; man betrachte sie als Mündel der Gerechtigkeit und lasse sie nie aus den Augen. Thun sie gut, — desto besser. Fallen sie aber in ihre Laster zurück, nicht aus Noth, sondern aus eingewurzelter Schlechtigkeit, dann weg mit ihnen, und für immer. Es wird noch manches Jahr in Westindien an weißen Arbeitern fehlen; Menschen, die das Verbrechen geschwärzt hat, dürfen sich daher nicht beklagen, wenn man sie nicht so hoch anschlägt, als schwarze Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie unfähig sind, sich für das so lange erlittene Unrecht selbst Recht zu verschaffen.

Wer London besucht und den „neuen Durchgang" (new Cut) nicht gesehen hat, dem ist einer der merkwürdigsten Flecke der Hauptstadt entgangen. Der Platz ist einzig. Es fehlt nur an Häusern mit Giebeldächern, hervorgebauten Erkern und bammelnden Schildern, um ihn zu dem malerischsten Ort zu machen. Von einem Ende zum anderen sieht man Laden an Laden, und in eben so vielen Buden auf dem Fußsteige sieht man Alles ausgelegt, Nützliches und Unnützes, was Einen nur in Versuchung führen kann. Bücher, Bilder, Werkzeuge, Instrumente und Spielzeug aller Art; Portraits, so zahlreich und von so verschiedenartigen Gesichtern, daß ein Jeder seinen Großvater und seine Großmutter heraussuchen könnte; Taschentücher, auf die Du schwören möchtest, sie wären Dein Eigenthum. Du blickst unschuldig nach dem Zipfel, allein die Buchstaben sind nicht mehr darin. In der That, wer kürzlich um irgend einen Artikel gekommen ist, darf nur diesen Platz besuchen, so kann er ihn sicher für die Hälfte des Preises, den er ihm gekostet hat, wieder kaufen. Auch Eßwaaren aller Art findet man hier: Pökelfleisch, das aussieht, wie gesalzenes Menschenfleisch; Austern, die Dich mit offenem Maul angähnen, und Fische, die längst nichts mehr vom Wasser wissen, so lange ist es her, daß sie es verlassen haben; Rosinen-Pudding, in denen die Rosinen so selten sind, wie Edelsteine, und „frisch gebratene Kartoffeln, noch ganz heiß." In jedem Winkel sieht man einen Kerl, der auf seine gebratene Delikatesse aus voller Lunge bläst und sehnlich wünscht, daß sie erst kalt genug zum Essen seyn möge. Ein Anderer wirft die rauchende Speise aus einer Hand in die andere, theils, weil sie zu heiß ist, theils, um sich die Finger zu wärmen. Man sollte glauben, die ganze Bevölkerung sey vom Morgen bis zum Abend nur mit Essen, Trinken und Naschen beschäftigt; doch es werden dabei Geschäfte genug gemacht. Branntwein-Laden sind im Ueberfluß da, und in den Nebengäßchen wimmelt es von Gaunern und Beutelschneidern; denn hier stehen Hunderte von Tagdieben an Wänden und Thürpfosten, in Matrosen-Jacken, die nie ein Salzwasser benetzte, alle mit der müßigen Hand in der Tasche, die nur auf Gelegenheit lauert, in fremden Taschen Beschäftigung zu finden. Diese ganze Gegend bedürfte eines moralischen Ausfegens; allein wer will den Besen führen? — Unsere Londoner Beamten, wie sie jetzt sind, gewiß nicht.

Wir wollen jetzt nach Paddington. Ein Omnibus rumpelt Dich hin für den mäßigen Preis von 6 Pence. Hörst Du nicht? Jener halb militairisch gekleidete Kerl mit dem Dragonerhut fragt Dich, ob Du „hinunter" willst? Ja? Nun, so kannst Du fahren wie ein Gentleman, es sitzen erst dreißig darin, lauter anständige Schreiber, gute harmlose Bursche, die nach Hause gehen, um ihren Thee zu trinken; was hättest Du zu fürchten? — Islington mit seinen Einwohnern und Ansiedlern beachten wir weiter nicht; es sind ganz gewöhnliche Leute, sehr reich, sehr gesund, quasi fromm, und die sich am Sonntage gern mit ihrem vergoldeten Gebetbuch auf der Straße zeigen. Unter den Frauen dieses am „siebenten Tage" so lebendigen Stadtviertels giebt es sehr viele hübsche. Schönere Farbe, glänzendere Augen und leichteren Schritt findet man nirgends in London. Die Bewohner dieses Stadttheils sind die fleißigsten Kirchengänger, die ich kenne, und seine zahlreichen und angesehenen Buchhändler haben ihre Ladenfenster mit Andachts-Büchern vollgestapelt. Islington sieht einer Landstadt sehr ähnlich, mit seinen Bäumen, seinen grünen Plätzen und seinen kleinen aber sehr niedlich ausgeputzten Läden. Die Ankunft mehrerer Landkutschen aus dem Norden, jeden Abend, giebt seiner Hauptstraße eine große Lebhaftigkeit und viel Malerisches. Es ist der größte Einkehr- und Abfahrplatz für alle Fuhrwerke, die nach dem Norden gehen oder von daher kommen, und hier am Rande der Hauptstadt werden alle Arten ankommender Fremden abgesetzt. Sandies im weiten Mantel, Dandy Dinmots aus Yorkshire, die zum Viehhandel kommen, und Nicolaus Jervies aus Manchester (lauter bekannte Personagen aus W. Scottischen Romanen) im wollenen Brusttuch und mit zolldicken gestrickten wollenen Strümpfen.

In Pentonville wollen wir uns nicht viel umsehen, es ist nicht mehr was es war, ein ländlich schöner Platz. Die Felder hinter demselben waren zu meiner Zeit mit ihrem dunkeln Grün zwischen den hohen Hecken, ihren dicht gesäeten Blumen, ihren stattlichen Ulmen und grünen Hügeln eben so wild und romantisch, als sie jetzt

melancholisch aussehen mit ihren Reihen unvollendeter und folglich unbewohnter Häuser, die während des Paroxismus der Bausucht hier aufgeführt wurden und jetzt mit dem Vermögen der thörichten Spekulanten zugleich in Ruinen fallen. Die neuen Bau-Anlagen in den Vorstädten haben Alles, was grün, still und zur einsamen Betrachtung geeignet war, fortgescheucht. Hier ist auch jenes Paradies der Lehrbursche, das „weiße Cundit Cause" (Conduct House), wie seine Besucher in ihrer verderbten Sprache es nennen, welches viel dazu beitrug, die Sittlichkeit aus dem Distrikt zu verbannen. Vor dreißig Jahren wurde dieser Platz besser besucht, d. h. es kam eine große Zahl achtbarer Erwachsener, Eltern mit ihren Kindern und kein so großer Schwarm Ladenjungen, die übrigens aus Scheu vor den älteren Personen sich anständig benehmen mußten. Die Manieren sind übrigens ungefähr noch, was sie damals waren; die Herren in den Ballzimmern tanzten ihre Contretänze mit dem Hut auf dem Kopfe und in bloßen Aermeln. Die Hüte werden jetzt abgenommen, aber den Rock anzubehalten gilt noch immer für unmodisch in diesen Galla-Zirkeln. Die Schönen trugen zu jener Zeit lange Schleppen an ihren Kleidern. Es war eine sehr beliebte Art, mit einer Dame Bekanntschaft zu machen, indem man ihr auf die Schleppe trat. Man entschuldigte sich sodann artig; die Bekanntschaft war begonnen und gedieh oft schnell bis zur Einladung zum Thee und heißen Brödchen, wegen welcher dieser Ort einst berühmt war. Jetzt da es ein stark besuchter öffentlicher Platz ist, hat sich auch jenes Gesindel eingefunden, das sich an die Ferse der menschlichen Gesellschaft hängt, Marketender und Gauner aller Art, welche wohl wissen, daß da, wo eine große Zahl Männer und junger Bursche ihrem Vergnügen nachgehen, Schwelgerei und Laster stets willkommen sind. Sie haben daher Alles herbeigeschafft, was diese brauchen, und Pentonville kann sich jetzt brüsten und an Schlechtigkeit mit jedem anderen Theil von London wetteifern. Gehe nun hinein, wenn Du willst, steige den Hügel hinab, so findest Du dich bei Battle-Bridge unter einem Haufen von so charakteristischem Ansehen, und der dem Platze so angemessen scheint, als wäre er für den Ort und der Ort für ihn gemacht. Mit Einem Blicke wirst Du den Unterschied zwischen ihnen und der Bevölkerung, durch die Du bereits gekommen bist, wahrnehmen. Hier ist das große Centrum der Gassenfeger, Pferde- und Hunde-Händler, Ziegelstreicher und anderer niedriger, aber nothwendiger Handwerker.

Wir sind nun hinlänglich durchgeschüttelt. Man mag dies fahren nennen, wenn man will; ich meines Theils nenne es „die Plage für Alle" (omnibus); als Verordnung des Arztes lasse ich es gelten, nach Paddington zu fahren, um sich tüchtig durchschütteln zu lassen. Ich habe die Franzosen nie besonders geliebt, jetzt aber liebe ich sie noch weit weniger, wegen dieser Erfindung des Leviathans der Landstraße. Doch was weiß ein Franzose von Pferden und besonders von bequemem Fuhrwerk! Hier sind wir nun, sechs und zwanzig schwitzende Personen, eingeklemmt und zusammengepreßt, wie zu viele Erbsen in einem Topfe, oder wie der Fuß eines Afrikaners in einem Chinesischen Schuh. Die sechs kupfernen Knöpfe auf der blauen Jacke meines Nachbars, die er mir in den Leib drückte, werde ich gewiß noch vier Wochen fühlen. Puh! wie ist es so heiß! Herr Conducteur, lassen Sie mich hinaus, denn hier geht der Weg nach Paddington. Gottlob! da sind wir wieder auf festem Boden. Nein — doch — o Shakespeare und die Musen, was sehe ich hier! das Königliche Clarence-Theater und Shakespeare's herrlichstes Stück, den Hamlet, und die Rolle des melancholischen Prinzen von einem „Stern" aus dem Osten dargestellt. Hier giebt es Genuß für Dich! Hier, wo noch vor zehn Jahren — nein, so lange ist es nicht her — jenes angestaunte Wunder aller Maulaffen stand, ein in die Wolken reichender Staubhügel, steht jetzt ein zwar kleines Gebäude, aber groß genug für den mächtigen Geist Shakespeare's, um innerhalb seiner Mauern zu sprechen, und wo Du, wenn Du kein Vorurtheil gegen das Gute hast, weil es nicht hoch steht, ihn in der „beredsamsten Musik" kannst sprechen hören. Hier will ich hineingehen; das ist besser als nach Paddington rumpeln. Das Innere ist etwas phantastisch, aber hell und hübsch, und ein achtbares Publikum ist da, von Battle-Bridge, Herren und Damen; nicht Ein Gassenfeger darunter, so viel ich bemerke. Ich werde recht gut sitzen. „Madame, ein Billet!" — Der Vorhang wird aufgezogen. „Francesco an seinem Posten; Bernardo tritt zu ihm." Eine recht brave Vorstellung, und der Hamlet ganz Shakespearisch und trefflich. — Das wäre also eine Wanderung durch London.

Bibliographie.

- A treatise on astronomy. (Ueber Astronomie.) Von Sir John Herschel. Bildet den 43sten Band von Dr. Lardner's Kabinets-Encyklopädie. Pr. 6 Sh.
- Historical account etc. (Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Astronomie.) Von Narrien. Pr. 14 Sh.
- A pocket companion. (Taschenbuch für Reisende durch die Insel Wight.) Von W. Kidd. Mit 420 Abbildungen. 2 Bände.
- The crusaders. (Die Kreuzritter.) Von Thom. Keightley. Mit 12 Abbildungen. Pr. 5½ Sh.
- The slave king. (Der Sklaven-König.) Roman. Pr. 6 Sh.

Nord-Amerika.

Bericht über einige Exkursionen in einer Taucher-Glocke.

(Aus dem American Journal of science and art.)

Die Neugier des Publikums von Portsmouth (in New-Hampshire) ward im Herbste des Jahres 1805 durch mehrmals wiederholte Exkursionen auf den Meeresgrund, von denen New-Hampshire bis dahin noch nicht Zeuge gewesen war, lebhaft angeregt. Ungefähr zwei Jahre früher war eine mit beiläufig dreißig Tonnen Eisenstangen beladene Gondel im Flusse Piscataqua, dreißig Fuß von dem Quai Simes und an einer Stelle, wo das Wasser zur Ebbezeit 60 Fuß tief ist, auf den Grund gegangen.

Herr Ebenezer Clifford von Exeter und der Capitain Richard Tripe wollten es versuchen, ob sie die Ladung retten könnten. Sie bedienten sich zu diesem Zweck einer Taucher-Glocke von 5 Fuß 9 Zoll Höhe, deren Durchmesser an der Basis 5 und oben 3 Fuß betrug. Die Absicht dieser Herren war, die Gondel an die Glocke zu befestigen und so schwebend aus dem Wasser zu ziehen. Im Innern der Glocke waren zwei Bänke für zwei Personen angebracht, und der Stiel eines alten Ankers diente als Querbalken, worauf man die Füße stellte. Eine schickliche Zahl Eisen-Gewichte, jedes von drei Pfund, ward unten an die Wände gehängt, so daß ein Total-Gewicht von zwei Tonnen entstand. Die Herren Clifford und Tripe ließen sich hinabsenken; der Erstere machte sechs, der Andere zwölf Exkursionen.

Mehrere andere Personen folgten ihrem Beispiel, und die Sicherheit war so groß geworden, daß mehrere Arbeiter lieber in die Glocke gehen als an der Winde beschäftigt seyn wollten. Gewöhnlich setzten sich ihrer Zwei in die Maschine, welche — mit Einschluß von wenigstens 20 Minuten der Auf- und Niederfahrt — 60 bis 70 Minuten unter Wasser blieb.

Die Herren Clifford und Tripe brachten mehrmals eiserne Stangen mit herauf. Auch entdeckten sie, auf dem Grunde wühlend, einen kleinen Anker, dessen sie sich bemächtigten.

Nach vielen Schwierigkeiten und fruchtlosen Versuchen gelang es ihnen zwei Mal, das Vordertheil und das Hintertheil der Gondel fest an ihre Glocke zu binden; aber zwei Mal vereitelte ein unvorhergesehener Zufall ihre Hoffnung. Nachdem sie die Gondel mit Tauen fest angeknüpft, hatten sie für gut gefunden, die Operation des Aufwindens der ungeheuren Last auf den nächsten Morgen zu verschieben; allein während der Nacht stieß ein Schiff mit solcher Gewalt an die Gondel, daß die Kabeln entzweirissen. Dadurch wurde das Wrack so übel zugerichtet, daß es unmöglich noch ein Mal an die Glocke gebunden werden konnte, und man mußte von dem Unternehmen abstehen.

Während des Hinabsenkens empfanden die Taucher stets einen Schmerz am Trommelfell, der nach Herrn Clifford von einem Geräusch, ähnlich dem einer Fliege, die sich in ein Spinnengewebe gefangen hat, begleitet war. In einer Tiefe von ungefähr 12 Fuß verspürten sie eine Bewegung im Ohr, in deren Folge der Schmerz aufhörte. Das peinliche Gefühl, die innere Erschütterung und die Erleichterung, welche derselben folgte, wiederholten sich regelmäßig, so oft sie gegen 12 Fuß tiefer waren. Nach mehreren Niederfahrten beobachteten sie, daß, wenn sie sich alle 8 oder 10 Fuß um einen oder zwei Fuß wieder hinaufziehen ließen, weder jene Bewegung im Ohr, noch der Schmerz, den die gleichmäßig zunehmende Dichtheit der Luft verursachte, empfunden ward.

Diese Herren stellten ihre Exkursion unters Wasser einmal während der Fluth an: sie stiegen damals 72 Fuß tief. Zwei Drittheile der Glocke waren, nach ihrem Ermessen, mit Wasser gefüllt. Die Helle des Tages und das ruhige Meer setzten sie in den Stand, eine ziemlich grobe Schrift in der größten Tiefe lesen zu können. Während sie die Steine auf dem Meeresgrund mit einer langen Stange rüttelten, kamen dichte Schaaren von Fischen herbei, die von dem Anblick der Taucher so wenig erschreckt schienen, daß man wohl merken konnte, daß sie in ihrer Behausung von Menschen nie gestört worden waren. Die tiefen Gewässer des Piscataqua, von einer schönen Sonne durchstrahlt, entfalteten eine wunderbare Scene vor ihren Augen.

Es scheint nicht, als ob die Gesundheit Eines der kühnen Taucher zufolge dieser Exkursion gelitten hätte. Während des Untertauchens war ihr Pulsschlag rasch und sie transpirirten stark. So oft sie aus dem Wasser kamen, empfanden sie eine Art von Lähmung und große Schlaflust. Noch verdient ein merkwürdiges Faktum Erwähnung. Herr Clifford hatte mehrere Jahre an Rheumatismen gelitten. So lange seine Versuche zum Heraufziehen der untergegangenen Gondel anhielten, fühlte er sich von dieser Beschwerde befreit. Als er zum ersten Male sich hinabließ, empfand er sie jedoch in hohem Grade; sobald er aber die freie Luft wieder erreicht hatte, war er seiner Schmerzen so ganz ledig, daß er einen Spaziergang von sechs (Engl.) Meilen machte, ohne zu ermüden, eine Leibesbewegung, an der ihn seine Gesundheit schon viele Jahre verhinderte.

Mannigfaltiges.

— Goethe an Chezy. Das Journal Asiatique publizirt ein Schreiben des Ersteren an den verstorbenen Orientalisten Herrn v. Chezy. Es ist aus Weimar vom 9. Oktober 1830 datirt und spricht in sehr verbindlichen Aeußerungen Goethe's Dank für die ihm übersandte von Chezy eben herausgegebene Uebersetzung (nebst Original) der Sakontala aus. Goethe sagt darin, daß er, wiewohl vergeblich, in früherer Zeit den Versuch gemacht, jenes Drama, seit 30 Jahren der Gegenstand seiner Bewunderung, der Deutschen Bühne anzupassen. Goethe schließt mit sehr schmeichelhaften Worten, sowohl für die Französische Sprache, als für die Deutsche Dichterin Frau v. Chezy, deren Abwesenheit dem Gatten, wie er an Goethe geschrieben hatte, sehr schmerzlich fiel.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Freitag den 5. Juli 1833.

Australien.

Ueber die Bildungsfähigkeit der Papuas in Neu-Holland.

So viel auch in den letzten Jahrzehnden zur geographischen Kunde des Austral-Oceans geschehen ist, der große Kontinent desselben, Neu-Holland, ist doch nicht viel mehr als seiner äußeren Hülse nach erforscht; der Kern ist uns bis jetzt noch ein viel größeres Geheimniß geblieben, als das Herz jenes großen mythisch-mystischen Welttheils, Afrika! Der fünfte Welttheil, über dessen Namen selbst die Erdbeschreiber bisher noch nicht einig werden konnten, indem er bald Australien und bald Süd-Indien, bald nach seinem Archipelagus, Oceanien, und bald endlich nach seinem größten Festlande, Neu-Holland, genannt wird, hat das seltsame Schicksal gehabt, schon vor seiner Entdeckung von den Europäern gemißhandelt zu werden, indem bekanntlich die Portugiesen die Existenz Neu-Hollands, von der sie bereits wußten, hundert Jahre lang geheim hielten, und zwar haben sie aus Besorgniß, daß eine andere Europäische Macht etwas davon erführe, sich selber so wenig darum gekümmert, daß der ganze Welttheil am Ende wieder vergessen wurde, bis er im 17ten Jahrhundert von den Holländern aufs Neue entdeckt und nun erst in die Rechte des Daseyns eingesetzt worden ist.

Zwei Jahrhunderte vergingen darauf, bevor Europa sich wieder ernstlich um diesen seiner ganzen Wichtigkeit nach freilich noch nicht erkannten Kontinent bekümmerte. Als im J. 1788 Capitain Philipp die ersten 700 Verbrecher nach Sydney führte, geschah es nicht sowohl, weil man angefangen hatte, die bisherige Vernachlässigung dieses Welttheils als einen Fehler einzusehen, als weil man nach dem Abfalle der Nord-Amerikanischen Verein-Staaten keinen besseren Absatz-Ort für die bösen Säfte des damals schon zu vollblütigen Alt-Englands wußte. Die Kanadas und Westindien schienen, ihrer Lage wegen, zu gefährliche Punkte für eine Niederlassung von Transportirten, und man wählte daher ein, der damaligen Ansicht nach, südliches Sibirien, wo, statt der Zobel des nördlichen, die Verbrecher nach Kängurus jagen sollten, um, wenn auch eine nutzlose, doch mindestens eine die menschliche Gesellschaft nicht gefährdende Existenz zu fristen. Freilich hat damals Niemand geahnt, daß nach etwa 40 Jahren dieses südliche Sibirien sich durch menschlichen Fleiß dermaßen hesperisirt haben würde, daß der dortige Aufenthalt nicht bloß keine Strafe mehr für Verbrecher, sondern für manchen ehrlichen zu Hause darbenden Irländer eine wahrhaft paradiesische Belohnung scheint. Allerdings hat der sittliche Zustand der meisten Verbrecher-Kolonisten Neu-Hollands nichts paradies-ähnliches; im Gegentheile befindet sich derselbe, wie Hr. Dr. Julius in einer so eben erschienenen gehaltreichen Schrift*) nachgewiesen, auf einer beklagenswerthen niedrigen Stufe; für diesen verderbten sittlichen Zustand ist jedoch nicht im fünften, sondern in unserem eigenen Welttheile die Quelle aufzusuchen, während der bewundernswerthe physische Zustand des Landes, so weit es angebaut ist, von seiner allen moralischen Einflüssen trotzenden ungeheuren Productionskraft zeugt. Welche außerordentliche Hülfsquellen muß nicht ein Land darbieten, das, ungeachtet seit 40 Jahren fast nur Sträflinge und heimathlose Menschen, die sich in der alten Welt keinen Unterhalt zu verschaffen wußten, dorthin gegangen sind, doch bereits eine Kette von Städten, eine über Gebirge geführte Kunststraße, Kohlen- und andere Bergwerke, Fabriken, blühende Ackerbau-Distrikte und eine unsere Deutsche Wollkultur bedrohende Schafzucht aufzuweisen hat?

Der Grund und Boden in der Nähe von Sydney, der noch vor zehn Jahren Jedem, der ihn anbauen wollte, geschenkt wurde, wird jetzt, besonders wenn er in der Nähe des Hafens liegt, fast eben so theuer bezahlt, wie in London. Hauptsächlich aber ist es die benachbarte Insel Vandiemens-Land (oder Tasmanien, wie sie auch nach ihrem ersten Entdecker, dem Holländischen Capitain Tasman, genannt wird), die sich seit einigen Jahren durch den Handelsflor ihrer Hauptstadt Hobart-Town und in Folge des vorzüglicheren Gedeihens der dortigen Schafzucht emporgeschwungen hat. Die Einfuhr von England in Hobart-Town soll sich im vorigen Jahre auf 2 Millionen Thaler belaufen haben, während die Staats-Einkünfte der Insel, die etwa so groß ist wie Irland, im ersten Trimester des J. 1832 nahe an 125,000 Thaler betragen haben sollen. Zwischen Hobart-Town und Sydney ist jetzt eine regelmäßige Verbindung durch Dampfböte hergestellt.

Glaube man aber ja nicht, daß die Englische Regierung etwa, außer der jährlichen Bewilligung zum Unterhalte des Gouvernements und der Verbrecher-Disciplin, Außerordentliches gethan hat. Die Natur thut Alles, indem sie der Gewinnsucht der Einzelnen mit tausendfältigem Wucher entgegenkam. Mit Ausnahme weniger einen höheren menschlichen Zweck habenden Anstalten, wie die Schule und die Sternwarte in Paramatta und das von dem presbyterischen Geistlichen Lang gegründete sogenannte Australische Kollegium in Sydney, hat der materielle Nutzen allein den dortigen Anlagen die Richtung gegeben, und nach dem Capt. Evans, der im J. 1813 die blauen Berge überstieg, hat es noch kein Reisender aus wissenschaftlichen Zwecken versucht, in das Innere des Landes, das freilich der Kultur keinen so fruchtbaren Boden und mithin nicht sogleich einen reinen Gewinn verspricht, tiefer einzudringen. Nur durch ihre Verbrecher und durch ihre Gewinnsucht sind die Engländer den Kreolen Neu-Hollands bekannt, und ein junges Mädchen, eine Kreolin, der das Anerbieten gemacht wurde, eine Reise zu ihrem Vergnügen nach England zu unternehmen, antwortete ganz naiv: „O pfui, nach einem so häßlichen Lande möchte ich nicht, wo es nur Spitzbuben und gar keine ehrliche Leute giebt!“

Diese Jagd nach positiven Vortheilen ist es wohl auch, die bisher einer größeren Kultur der Papuas, jener Ur-Einwohner Neu-Hollands, im Wege gewesen ist. Die Papuas, die zu den am stiefmütterlichsten ausgestatteten Gattungen des Menschengeschlechts gehören, sind, wiewohl sie mit den Negern Afrikas in ihrer äußeren Erscheinung manche Aehnlichkeit haben, doch wegen ihres zu schwachen Körperbaus — namentlich sind Arme und Beine sehr dünn und machen einen widerlichen Eindruck — zu schwerer Arbeit fast untauglich und reizen daher die Kolonisten zu einer Art Versklavung derselben um so weniger, als diese in den zahlreichen Sträflingen einen geschickteren und eben auch nicht kostspieligen Beistand besitzen. Die Papuas sind nun der anderen im Austral-Ocean sich findenden Malayischen Menschengattung, welche uns namentlich aus zahlreichen Reisebeschreibungen der Sandwich-Inseln, Neu-Seelands u. s. w. bekannt ist, fast noch mehr verschieden, als es etwa der Neger von dem weißen Europäer ist. Diese Malayische Gattung zeichnet sich durch ihre Fähigkeiten zur leichten Erlernung sowohl aller Europäischen Handarbeiten, als einer regelmäßigen Schriftsprache aus und ist körperlich so schön gebildet, daß Cap. Earle in seiner Reise nach Neu-Seeland erzählt, er habe mit einem Gefühle, das sonst nur ein vollendetes Kunstgebilde einzuflößen pflege, die eben so kräftig als edel gestalteten Männer und die reizenden Frauen, die durch Hautfarbe und einzelne Formen an unsere Spanierinnen und Italienerinnen erinnern, in ihren wilden Neuseeländischen Tänzen bewundert. Die Papuas dagegen scheinen, was die Bildung des Körpers sowohl als ihrer intellektuellen Fähigkeiten betrifft, eine Art von Mittelding zwischen Menschen und Affen zu seyn und als solches auch von den Kolonisten Neu-Hollands betrachtet zu werden. Ihr einsames scheues Hausen in den Wäldern, wohin sie durch die Europäer, welche sich der Küsten bemächtigten und sie dadurch der leichteren Ernährung durch Fischfang beraubten, vertrieben worden sind, ihre Entbehrung jedes Volks- und Familien-Lebens, indem sie einerseits weder Fürsten noch Krieger besitzen und andererseits, schon vermöge ihrer allgemeinen Polygamie und Polyandrie, die zarten Verhältnisse zu Vater und Mutter gar nicht kennen, geben in der That ihrer Erscheinung einen entschiedeneren Charakter von Bestialität, als ihn die meisten anderen Wilden besitzen. Kommen auch Einzelne unter ihnen zu den Kolonisten und nehmen eine Zeit lang an ihren Gewohnheiten Theil, so halten sie es doch nicht lange aus und flüchten bald wieder in ihre Wälder, wo sie zu dem alten unstäten Leben zurückkehren.

Die Papuas von Vandiemens-Land, welche sich von denen von Neu-Holland wenig, aber doch noch zu ihrem Vortheil, unterscheiden, werden von einem neueren Reisenden folgendermaßen beschrieben: Ihre Furchtsamkeit und ihr scheues Mißtrauen gegen die Weißen ist oft so groß, daß sie, wie aufgeschrecktes Wild, davonlaufen, wenn sie nur die Spur eines Europäers gewahren. Ihre Sprache ist noch sehr wenig gekannt und zeichnet sich unter Anderem dadurch aus, daß die Wilden den Buchstaben R mit einer ganz besonderen Emphase, hauptsächlich wenn sie in Leidenschaft sind, artikuliren. Am häufigsten brüllen sie dann das Wort Oerre, das in ihrem Munde in der That wie eine onomatopoetische Nachahmung des Donners klingt. Ihre Furchtsamkeit geht so weit, daß sie sich selten ein Feuer anzünden, durch das sie, wie sie glauben, leicht verrathen werden können, weshalb sie auch das Fleisch der Thiere, deren sie habhaft werden können, roh verzehren; meistens aber ernähren sie

*) Amerikas Besserungs-System. Berlin, bei Th. Chr. Fr. Enslin.

sich von Wurzeln und Gestrüppe. Auffallend ist in Vandiemensland, wo ihre Anzahl kaum einige Tausend betragen mag, das fünf bis sechs Mal größere Verhältniß der männlichen Individuen zu den weiblichen, was darin seinen Grund haben soll, daß die Frauen eine Vorliebe für die Söhne haben und dagegen oft ihre Töchter gleichgültig umkommen lassen.

Zu Gunsten dieser Papuas, d. h. zur Beförderung ihrer Civilisation, hat sich kürzlich die Stimme eines Deutschen in Neu-Holland erhoben. Hr. Dr. Lhotsky, der sich eine Zeit lang in Rio-Janeiro aufhielt und jetzt in Sydney lebt, hat in die dortigen Zeitungen (über deren Charakter wir Gelegenheit hatten in Nr. 67 des Magazins zu sprechen) zu jenem Endzwecke einen Aufruf einrücken lassen, der uns in diesem Augenblicke vorliegt. Unser Deutscher Landsmann hält es sowohl zum Besten der Kolonieen selbst, als zur größeren Verbreitung der Humanität überhaupt, für dringend nothwendig, daß man in Neu-Holland Institute begründe zur Aufnahme einiger hundert Papuas, die sich in dem Alter von etwa 7 bis 14 Jahren befinden, und zwar nicht bloß, um sie zu taufen und zur christlichen Religion zu erziehen — denn, sagt er, unzählige Beispiele hätten bewiesen, daß einzelne Papuas, nachdem sie getauft worden, wieder zu den Ihrigen gingen und, das alte Leben fortführend, von dem neuen Glauben kaum das Andenken an die Tauf-Ceremonie behalten hätten —, sondern auch, um sie in häuslichen Arbeiten und im Anbau des Bodens zu unterrichten, demnächst aber, wenn sie das erforderliche Alter erreicht haben, sie auch zu verheirathen. Auf das letztere dringt Herr Lhotsky vorzugsweise, weil, wie er bemerkt, andere Beispiele schon mehrfach dargethan, daß diese Menschen, in denen der thierische Trieb noch bei weitem vorherrschender sey, als in anderen Wilden, sobald sie das Alter der Pubertät erreichten, durchaus nicht mehr in den bisherigen Schranken zurückzuhalten seyen; das Bestialische in ihnen unterdrücke dann mit Gewalt Alles, was etwa schon Humanes in ihnen hervorgerufen sey, und mit einer Art von Wuth stürzten sie dann in die Wälder zurück, um das aufzusuchen, was ihnen fehlt.

Sollen nun aber die Zöglinge in den von Herrn Lhotsky vorgeschlagenen Instituten mit der Aussicht auf ein begründetes Familienleben verheirathet werden, so müssen es nothwendig zumeist Mädchen seyn, die darin aufgenommen werden. Denn bei einer Verehelichung der Papuas unter einander ist kaum zu hoffen, daß sie nicht wieder einen Rückfall in ihren alten brutalen Zustand bekommen. Es müssen also Weiße seyn, mit denen sie verbunden werden. Nun ist aber nicht bloß in Neu-Holland ein fühlbarer Mangel an weißen Frauen, sondern diese würden sich auch schwer entschließen, mit einem schwarzen überdies nicht sehr anziehend gestalteten Jüngling ein Bündniß einzugehen, — während die männlichen Kolonisten, namentlich die unter leichter Aufsicht arbeitenden oder entlassenen Sträflinge sich, bei der Entbehrung jeder anderen Wahl, mitunter gern entschließen würden, eine 10 Jahre lang zu häuslichen Verrichtungen und zum Feldbau erzogene Papua zu ehelichen. Moralisch würden sie auch dabei weniger Gefahr laufen, als bei der Verheirathung mit den liederlichen Dirnen, die häufig aus Speculation von England nach Neu-Holland geführt werden und hier, wo sie weniger goldene Berge finden, als sie zuhause träumten, den Armen, der, nach ehelichem Glück sich sehnend, sie zum Traualtar geführt, zum unglücklichsten Menschen machen.

Diese Mädchen werden oft schaarenweise in London und anderen Englischen Hafenstädten von einzelnen Spekulanten angeworben. Was nicht mehr den Matrosen gut genug scheint, soll doch noch, wenn nur ein gewisses Maximum des Alters nicht überschritten ist, für die Kolonisten in Neu-Süd-Wales taugen. Solche Frauenzimmer haben oft kaum ein Kleid, geschweige denn Geld zur Bezahlung der Ueberfahrt; aber das schadet nichts. Wer eine Frau haben will, muß dem Spekulanten, je nachdem sie jünger oder älter ist, 50, 75 oder 100 Pfd. Sterl. bezahlen. Die Waare findet raschen Absatz, aber nur allzu oft ist schon der Fall vorgekommen, daß die rasch vergriffenen Frauen von ihren Männern eben so rasch wieder fortgejagt werden und nun eine Gelegenheit aufsuchen, um mit einigem Gelde, das sie sich wahrscheinlich nicht auf die rechtmäßigste Weise erworben, nach Europa zurückzukehren.

Herr Lhotsky bekämpft das in Neu-Holland sehr verbreitete Vorurtheil, daß die Papuas gar keine Bildungsfähigkeit besitzen. Die Untersuchungen des Herrn Balmain, sagt er, haben ergeben, daß die Schädel der Papuas eine ganz analoge nur in wenigen Stücken abweichende Bildung mit denen der Afrikanischen Neger hätten; warum also nicht dasselbe geistige Vermögen bei ihnen voraussetzen, das doch jetzt Niemand mehr, wie es sonst wohl auch geschehen sey, bei den Afrikanern bezweifelt? Wenn der Papua auf einer um so viel niedrigeren Stufe menschlicher Gesittung stehe, als der Afrikaner, so trage der verschiedene Boden die Schuld, den Beide bewohnten. Der Afrikanische Neger sey seit Jahrtausenden der aus Asien gekommenen Humanisirung nahe und mitunter auch zugänglich gewesen; der Papua dagegen bewohne ein, wenn der menschliche Fleiß es nicht umschaffe und kultivire, höchst unfruchtbares Land, auf das die Worte der Schrift „und die Erde war wüste und leer" mehr als auf irgend ein anderes angewandt werden könnten. Es sey ein Boden, den niemals eine Pflugschar berührt habe, der weder die Jatropha noch die Süd-Amerikanische Yams-Wurzel trage und überhaupt keine von den Subsistenzmitteln darbiete, die dem Wilden, vermöge der Leichtigkeit ihrer Gewinnung, auch noch so viel Zeit lasse, an mehr als die bloße Fristung seines Lebens zu denken. Selbst die Zugvögel verschwänden, je tiefer man in das Land eindringe. Was aber seit den 40 Jahren der Europäischen Ansiedelung für den Boden geschehen sey, habe den Papuas keinen Nutzen bringen können. Gewohnheiten, die seit Jahrtausenden eingewurzelt wären, ließen sich nicht aus der Ferne durch das bloße Beispiel bessern. Heranbilden müsse man die Kinder, die von ihren Müttern, namentlich wenn es Mädchen seyen, sehr gern für ein kleines Geschenk hergegeben werden würden; wo sie aber mit Güte nicht zu erlangen wären, was nur in höchst seltenen Fällen vorkommen möchte, müsse man sie dazu zwingen. Ueberhaupt sey man in den Fehler verfallen, hinsichtlich der Wilden von einem Extrem zum anderen, von der tyrannischen und grausamen Behandlung der Spanier zu einer mißverstandenen apathischen, aber zu gleicher Zeit sehr bequemen Philanthropie überzugehen. Man glaube, genug gethan zu haben, wenn man den armen Menschen den Zugang zum Christenthum zeige, vergesse aber, daß der Boden noch fehle, in welchem dieser Baum, der ewige Früchte trage, gedeihen könne. Bevor man sie katechisire, müsse man die Wilden humanisiren. Zu einer solchen Vermenschlichung bedürfe es vorerst nur eines Stammes von einigen Hunderten, dem dann, durch lebendiges Beispiel angeregt, die Genossenschaft des Papua-Volkes, das übrigens mit jedem Jahre dünner und dünner werde, um so leichter sich anschließen würde. Für 100 Pfd. Sterl. glaubt sich Herr Dr. Lhotsky hundert Kinder von Papuas gutwillig verschaffen zu können, und 500 Pfd. jährlich würden, seiner Meinung nach, zu deren Erziehung vollkommen hinreichend seyn. Er gedenkt diese Idee in einigen weiteren Aufsätzen noch näher auszuführen, und fordert einstweilen die Bewohner Sydney's auf, ihn darin zu unterstützen. Möge sein menschliches segenvolles Unternehmen die Förderung finden, die es verdient.

Für Deutsche, die es interessirt, und die sich an ihn wenden möchten, bemerke ich, daß seine Adresse: Dr. Lhotsky, Pitt-Street, Sydney, ist.

J. Lehmann.

Frankreich.

Ueber die Französische Kunst im Allgemeinen und über die Kunst-Ausstellung vom J. 1833 insbesondere.

(Schluß.)

Da wir hier nur einen allgemeinen Ueberblick des Zustandes der Kunst in Frankreich geben wollen, so werden wir uns nicht in lange Zergliederungen mittelmäßiger Werke einlassen und nur bei der sehr kleinen Zahl derer verweilen, welche die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zogen.

Wenn die beachtenswerthen Gemälde, wie wir gesagt haben, in dem Salon von 1833 nur selten sind, so müssen wir, um gerecht zu seyn, sagen, daß Herfent ausruht, daß Paul Delaroche und Leopold Robert nichts geliefert haben, daß Schnetz, der energische und ausdrucksvolle Maler Italiänischer Sitten, den Auftrag erhalten hat, einen Plafond zu malen, der den Hof Karl's des Großen vorstellt; eine wundervolle Idee, und die man noch dazu, um der Plafonds der Herren Steuben und Leon Cogniet willen, wieder fahren ließ.

Das Portrait des Herrn Bertin, von Ingres, hat großes Aufsehen gemacht. In Folge jener baldigen Reaction gegen die Ausschweifungen der Romantiker, wovon ich oben sprach, ist der geschickte Maler des „Gelübdes Ludwig's XIII." und der „Apotheose Homer's" beinahe in Mode gekommen. Dies ist eine späte Gerechtigkeit, die man einem hohen Verdienst widerfahren läßt. Herr Ingres hat durch fleißiges Studium der Florentinischen und Römischen Schulen sich die großartige Manier und den schönen Stil derselben angeeignet. Das Portrait des Herrn Bertin ist bewundernswürdig durch Zeichnung, Umriß und Aehnlichkeit. Es ist mit außerordentlicher Vollendung bis in die kleinsten Züge ausgeführt, und doch herrscht in dem Ganzen eben so viel Größe als Strenge. Dennoch darf man in diesem schönen Werke nicht ein Antwerpensches oder Venetianisches Kolorit suchen; man darf nicht den verführerischen Pinsel, den glänzenden und kräftigen Strich eines van Dyk oder Titians fordern. Von Raphael wurde gesagt, er werfe vielmehr einen Schatten über seine Gemälde, als daß er sie kolorire; denselben Vorwurf kann man Herrn Ingres machen, der nicht eine gleiche Entschuldigung hat, da es nur von ihm abhing, alle Hülfsmittel zu benutzen, die die Malerei seit der Transfiguration erfunden hat. Einige Personen finden in ihrem Enthusiasmus, Herr Ingres sey dazu berufen, der Meister der Kunst in Frankreich zu werden und unserer Schule sein Siegel aufzudrücken. Wir unseres Theils glauben nicht, daß dies seine Bestimmung sey. Er besitzt die seltensten und erhabensten Erfordernisse der Kunst; aber es fehlt ihm an Regsamkeit und Fruchtbarkeit, was ihn stets verhindern wird, eine große Thätigkeit zu entwickeln. Seine Manier selbst, die oft an Nachahmung gränzt, scheint uns etwas Enges und Einseitiges anzudeuten. Wenn Herr Ingres jemals eine Schule stiftete, so würde es die Schule David's unter einer anderen Form seyn; von dieser Seite aber steht wenig zu erwarten. Wir wünschten sehr, daß unsere jungen Maler dem Herrn Ingres das ernste Arbeiten, das anhaltende Studium, den Geschmack für den großen Stil und die Liebe zu guten Vorbildern ablernten; aber wir hoffen es kaum bei jetziger Zeit. Herr Ingres wird in der Hochschätzung der Kenner seine besondere Stelle einnehmen, weil er mit ausgezeichnetem Muth und Talent den Weg verfolgt hat, den er sich von Anfang an vorzeichnete; aber wir glauben nicht, daß sein Streben einen besonders direkten und mächtigen Einfluß auf die künftige Kunst haben wird.

Herr Horaz Vernet hat Werke geliefert, an denen viel zu loben und viel auszusetzen ist. Nachdem er während der ganzen Restauration Schlachten, Jagden und militairische Scenen geliefert hat, Productionen voll Geist und Leichtigkeit, oft Werke des Oppositions-Geistes und dadurch mehr bewundert und beliebt, als ihnen sonst zugekommen wäre, wollte Herr Vernet, nachdem er Direktor

der Französischen Schule zu Rom geworden, seine seltenen Gaben der höheren Malerei widmen, und es ist ihm in gewisser Hinsicht gelungen. In der Ausstellung von 1831 zeigten seine „Thronbesteigung Papst Pius VIII.", seine „Judith", besonders aber seine beiden „Sabinischen Bäuerinnen" eine geschicktere Zeichnung, eine reichere Farbengebung, eine sorgfältigere und strengere Ausarbeitung, als man sie von dem Maler der Schlachten von Jemappes und Montmirail erwarten durfte. Dennoch konnte man voraussehen, daß er es auf diesem neuen Wege nicht sehr weit bringen würde, obgleich er gewisse sehr schätzbare Eigenschaften besitzt, weil ihm die edle und poetische Auffassung, die große und einfache Composition, der erhabene und grandiose Stil fehlte. Sein Hauptwerk in diesem Jahre ist „das Zusammentreffen Michel Angelo's mit Raphael." Es giebt nur Eine Meinung darüber, daß das Sujet unverständlich, die Anordnung des Gewölbes verfehlt ist, und daß die glückliche Idee, die beiden Fürsten der Kunst aus dem 16ten Jahrhundert und den Papst Julius II., der würdig war, ihr Beschützer zu seyn, in demselben Rahmen zu vereinigen, durch die Ausführung gänzlich verdorben ist. Michel Angelo steht im Vordergrunde, mit halbem Leibe sichtbar, und steigt die Treppe des Vatikans herab. Es ist gut gemalt; aber würde man wohl an dieser wilden und gemeinen Figur den stolzen Abkömmling der Grafen von Canossa, den platonischen Anbeter der Marquise von Pescaro, den spiritualistischen und mystischen Dichter erkennen? Sollte man ihn nicht vielmehr für den Henker halten, mit welchem sein Nebenbuhler ihn eben verglichen hat? — Einige Stufen höher zeichnet Raphael, von seinen Schülern umgeben, eine junge schlafende Bäuerin, die ihr Kind in den Armen hat. Noch weiter hinauf steht Julius II. dieser Scene zu, die er nicht recht zu begreifen scheint. Raphael ist ein wenig zu geziert, aber die junge Mutter ist wirklich bewundernswürdig an Zeichnung, Lage und Form. Es ist eine der erhabensten und anmuthigsten Schöpfungen, die jemals aus Verner's Pinsel hervorgingen, und in diesem Fragment weht ein wahrhaft Raphaelischer Geist. — Das Portrait der jungen Römischen Dame am Klavier kann ich nur loben. Die Stellung ist einfach und ungekünstelt, die Zeichnung rein und edel, die Färbung fein und harmonisch, obgleich die Licht-Partieen vielleicht etwas zu hell sind. Eine kräftig gemalte Amme, ein Kind, mit Anmuth und Geist dargestellt, vervollständigen auf würdige Weise dieses reizende Bild. — Ich rede hier nicht von dem Portrait Ludwig Philipp's in Lebensgröße, noch von dem „Herzog von Orleans, der sich am 31. Juli 1830 auf das Stadthaus begiebt", von demselben Maler. Dies sind Kauf-Arbeiten, wie er sie zu Dutzenden macht, wenn er will, und die keine ernste Beachtung verdienen, weil sie nicht mit Ernst gearbeitet sind.

„Margarethe in der Messe", von Scheffer, hat das Merkwürdige, daß sie für diesen geschickten und geistreichen Künstler der erste Versuch in einer neuen Manier ist. Seit dem entscheidenden Sieg der Romantiker, zu dem vielleicht Niemand mehr beigetragen hatte, als er, hatte er sich seiner Leichtigkeit im Arbeiten ohne Zügel hingegeben und eine ungeheure Menge romantischer und Familien-Scenen geliefert, in denen oft Geist, Phantasie und ein seltener Sinn für Farbengebung einerseits, aber andererseits auch Unkorrektheit, Eintönigkeit und eine nachlässige und flüchtige Arbeit wahrzunehmen sind. Herr Scheffer wurde der Nachtheile seiner raschen und fahrlässigen Ausführung gewahr und machte sich an das Studium der alten Deutschen Meister, die eine so sauber, exakt und sorgfältig ausgearbeitete Manier haben. Er hat es versucht, ihre Eigenschaften mit denen, die ihm angeboren sind, zu vereinigen, und wenn es ihm auch nicht ganz gelungen ist, so hat er es doch sehr geschickt angefangen, um das Unpassende und Widersprechende, das darin liegen könnte, zu verbergen. Margarethe ist daher auch von einem anderen Styl und aus einer anderen Schule, als einige von den sie umgebenden Personen; doch dies wird nur geübten Augen sichtbar, und das Ganze des Bildes hat etwas unwiderstehlich Reizendes.

„Das Leichenbegängniß des Titian", von Alexander Hesse, ist eine der glänzendsten Debüt-Arbeiten und verdient den allgemeinen Beifall, der ihr zu Theil wurde. Der junge Künstler hat sich die Venetianische Schule zum Vorbilde genommen und ihr eine Energie und eine Macht des Pinselstrichs abgeborgt, die man in wenigen neueren Productionen in demselben Grade antreffen wird. An der Anordnung des Bildes und einigen Einzelnheiten könnte man vielleicht Einiges aussetzen; allein wie gut gemalt und richtig angebracht sind alle diese kleinen Figuren! welches Leben in diesen Köpfen, welcher Reichthum in diesen Gewändern! Eine solche Vollkommenheit bei einem Maler von zwanzig Jahren ist wirklich erstaunlich, und in einem Jahrhundert, wo so viele schöne Talente in der Geburt sterben, könnte man wohl fürchten, daß er, statt weiter zu schreiten, sich nicht auf dieser Höhe erhalten möchte. Möge Herr Hesse, nach diesem ersten Erfolge, fleißiger als jemals studieren; möge er sich hüten, zum Nachbeter zu werden, und danach streben, er selbst zu seyn, so wird sich die glänzendste Laufbahn vor ihm aufthun.

Hr. Orsel ist ebenfalls ein sehr verdienstvoller Nachahmer; er aber ist bis zur Florentinischen Schule des 14ten Jahrhunderts zurückgegangen, um seine Muster zu suchen. Sein allegorisches Gemälde, welches zuerst durch seine Sonderbarkeit anzieht, dann durch das höchste Talent fesselt, zerfällt in zwei Compositionen, wovon die eine den Mittelpunkt der Leinwand einnimmt, und die zweite einen Halbkreis darüber bildet. Acht andere, weit kleinere Compositionen, welche längs der Seiten des Rahmens hinlaufen, bilden das Band, welches die großen vereint. In der Mitte des Bildes sitzen zwei junge Mädchen vor einem Landhause. Vor dem einen, welches in dem Buche der Weisheit liest, steht ein Engel, der es mit einem Schilde bedeckt; das andere, mit mehr Sorgfalt geputzt, hat dasselbe Buch aus der Hand fallen lassen und horcht auf die verführerischen Worte, welche der böse Feind ihr durch eine Art von Sprachrohr ins Ohr raunt. Unterhalb dieser Scene finden wir auf der einen Seite das gute Mädchen wieder, um welches ein Ritter ehrfurchtsvoll wirbt, auf der anderen das schlechte Mädchen, welches mit einem Verführer die Flucht nimmt. Die erstere heirathet, wird Mutter und genießt jedes häuslichen Glücks; die andere wird von ihrem Liebhaber verstoßen, dem sie vergebens die Frucht ihrer Liebe hinreicht. Ihre Eltern stoßen sie von sich, und zuletzt erhängt sie sich, nachdem sie ihr Kind erdolcht hat. Endlich auf der Spitze des Bildes sieht man Christus, in seiner Glorie thronend, der mit der einen Hand die Auserlesene empfängt, die ihr Schutzengel ihm zuführt; mit der anderen stößt er das fluchbeladene Mädchen zurück, welche der Dämon, ihr treuer Gefährte, in den Abgrund zieht. Composition und Ausführung sind vorzüglich in dem Bilde des Herrn Orsel; der Styl ist rein, edel und anmuthig; das lasterhafte Mädchen hat sehr viel Ausdruck und Wahrheit; die Engel sind herrlich und Christus bewundernswürdig. Dieses Bild weist Herrn Orsel eine sehr hohe Stelle in der Schule an. Aber wird er weit kommen auf dem Wege, den er eingeschlagen hat? Gewiß, wir wissen ihm für seine Liebe zu den alten katholischen Malern unendlichen Dank. Es gehört ein hoher Geist dazu, um einzusehen, daß die Kunst, unter den Händen der Giotto, der Orcagna, der Fiesole, trotz ihrer materiellen Unvollkommenheiten, größer war, als später selbst unter den Händen eines Raphael, weil sie von einem ernsteren Gedanken, von einer höheren und innigeren religiösen Inspiration beherrscht wurde. Aber es ist nicht genug, diesen großen katholischen Gedanken als Künstler zu bewundern und zu suchen, die Form desselben, in die er sich anfangs kleidete, wieder hervorzurufen. Damit dieser Gedanke Frucht trage, muß man als Mensch davon durchdrungen seyn, glauben, was Dante und Giotto glaubten, und wie sie, in der Kunst nur ein Mittel, nicht einen Zweck, eine Lehre, nicht einen Zeitvertreib erblicken. Wir wagen nicht zu hoffen, daß Hr. Orsel dahin gelange sey, die Malerei so ernst zu nehmen, denn alsdann gehörte er weder seinem Jahrhundert, noch hauptsächlich seinem Lande. Und doch, wenn dem nicht so ist, so wird er sich nie über die knechtische und äußerliche Nachahmung erheben. Sein Archaismus, nachdem man ihn als Witzspiel und als historische Kuriosität pikant gefunden, wird bald kalt und langweilig scheinen und es in der That seyn, denn er wird seinen Vorbildern nur die todte Form, nicht den lebenden Geist entnommen haben.

Wir haben es versucht, eine Idee zu geben, von dem Hinneigen zur Italiänischen Schule und dem großen Stil, das sich dieses Jahr unter den Geschichtsmalern kund thut. Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über die Genre-Malerei zu sagen, die sich noch immer in Gunst erhält, und in welcher sich wie gewöhnlich die Herren Johannot, Roqueplan, Decamps, Bodinier, Heinrich Scheffer &c. ausgezeichnet haben. Da dieser Theil der Kunst besonders der Farben, des Lichts und pikanter Effekte bedarf, so kam ihm die romantische Reaction, welche das Studium der Flamändischen und Holländischen Maler in Mode brachte, sehr zu statten. Die Landschafts-Malerei hat aus demselben Grunde sehr große Fortschritte bei uns gemacht. Die diesjährige Ausstellung ist in dieser Hinsicht sehr befriedigend. Einige kopiren die Natur mit der skrupulösen Treue eines Ruysdael und Winants; Andere streben nach Poussin's schönem Pinselstrich; Alle aber haben die kalte und matte Manier der klassischen Landschafts-Maler aus der Zeit des Kaiserreichs aufgegeben. Der „Dorf-Arzt" von Herrn a. Laberge, die „Ansicht von Rouen" von Paul Huet, die „Aussicht an einer Stelle des Waldes von Fontainebleau" von Aligny sind sehr beachtenswerthe Werke. Rousseau, Cabat, Girone, Dupré, Jadin, Jolivard haben ebenfalls ein ausgezeichnetes Talent bewiesen. An Seestücken ist nicht so viel Vorzügliches da. Herr Gudin hat nichts geliefert, und Herr Eugène Isabey, wiewohl sein Pinselstrich immer noch eben so fein und durchsichtig ist, ist doch nicht weiter geschritten und scheint nicht darauf zu denken, die ihm mangelnden Eigenschaften zu erlangen.

Wir haben unseren Lesern keinen genauen ausführlichen Bericht der Ausstellung von 1833 übergeben wollen, sondern bloß bei dieser Gelegenheit einige allgemeine Ansichten über Kunst. In der Französischen Schule ist allerdings ein löbliches Streben sichtbar. Einige Künstler studiren sehr fleißig und zeichnen sich durch lobenswerthe Bestrebungen aus. Indeß haben wir bereits die traurige Ueberzeugung ausgesprochen, daß alles dies nichts für die Zukunft verspricht. Einige einzelne Geister mögen sich hervorthun, aber ein allgemein mächtiges und fruchtbares Regen, sowohl in der Literatur als in der Kunst, halten wir nicht für möglich, wenn es nicht in einem socialen, einzigen und starken Gedanken sein Prinzip findet. Damit wird hinlänglich angedeutet, daß die gegenwärtige Gesellschaft so getheilt, zersplittert, erschöpft, so baar aller Energie und alles Enthusiasmus, uns in dieser Hinsicht keine nahe Hoffnung gestattet. Wenn die religiöse Wiedergeburt, von der unsere vielleicht getäuschten Augen mitten in der Anarchie, die uns umgiebt, einige Anzeichen zu erblicken glauben, in der That stattfindet, so wird auch die Kunst mächtig und schöpferisch werden; wo nicht, so wird sie dem Strom des allgemeinen Verfalls folgen und bald in Skepticismus und Ohnmacht untergehen.

(Revue Européenne.)

Bibliographie.

Mémoires sur la formation et la contagion apparente des atmosphères cholériques. (Ueber die Cholera-Atmosphäre, deren Bildung und scheinbare Ansteckung.) Vom Baron von Beaumont.

Struensée — oder die Königin und der Günstling. Eine Dänische Geschichte von H. Fontenier und A. Arnould. 2 Bde.

Thadéus le ressuscité. (Der Wiederauferstandene.) Roman von Michel Masson [Raymond] und A. Luchet. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

England.

Kinder-Poesie.

Mehrere liebenswürdige Englische Dichterinnen haben ihre Muse dem Dienste der Kindheit geweiht, und wahrlich, sie haben sich um ihr Vaterland wohl verdient gemacht, und noch lange werden ihre bewunderungswürdigen, wiewohl anspruchlosen Erzeugnisse den kommenden Geschlechtern zum Segen gereichen. Wiewohl selbst aus diesen kleinen Werken ihre Meisterschaft und ihr Beruf, für Erwachsene zu schreiben und nach der höchsten Dichterpalme zu ringen, hervorgeht, so ließen sie sich doch herab, am Fuße des Parnasses Blümchen zu sammeln, um daraus einen Kranz für die Stirn der Kinder zu winden, statt dessen Gipfel zu erklimmen, um den Lorbeer für ihre eigenen zu pflücken. Ich sage, sie ließen sich herab, denn dem Selbstbewußtseyn höherer Fähigkeiten muß es nicht leicht ankommen, sich die Gelegenheit zu versagen, sie vor der Welt glänzen zu lassen. Die meisten Dichter würden es gewiß sehr langweilig finden, sich auf die Kinderstube und den Spielplatz zu beschränken und mit ihren Liedern kleine Kinder zu ergötzen, während sie die Aufmerksamkeit von Männern fesseln könnten. Die Kinder, so sehr sie sich an dem Gesang erfreuen mögen, denken doch nicht daran, dem Sänger Beifall zu zollen. Wenn ein schöner Gedanke in einem Buche sie entzückt, so äußern sie ihr Vergnügen auf dieselbe Weise, als wenn sie einen Pfau sehen oder den Guckuk hören. Ihrem arglosen Gemüthe fällt es nie ein, dem Spender solcher Freuden ein Verdienst beizulegen. Der Sinn für Genuß und das Verlangen danach sind ihnen angeboren; Dankbarkeit und Verehrung aber müssen gelehrt werden. Daher ist, außer der inneren Befriedigung, die Gutesthun gewährt, wenig Belohnendes darin, für das Vergnügen derjenigen zu arbeiten, die weder der Eitelkeit ihrer Wohlthäter schmeicheln, noch ihre Arbeit vergelten. Die Verfasserinnen jener Gedichte haben völlig dem Ehrgeiz entsagt und sich damit begnügt, die Wahrheit in eine so klare und reine Sprache zu kleiden, daß sie wie durch ein himmlisches Lichtgewand zu strahlen scheint, um Augen, die noch Finsterniß umgiebt, und Füße, die noch auf dem Pfade des Irrthums wandeln, herbeizuziehen. Wie glücklich ihnen ihr Vorhaben gelungen ist, mögen drei kleine Beispiele darthun, welche zugleich meine oft wiederholte Behauptung beweisen, daß Verse so schmucklos und ungekünstelt wie Prosa seyn können, ohne darum als Dichtung weniger zart und erhaben zu seyn. Die Allgegenwart, eine von den Attributen der Gottheit, ist vielleicht so schwer, anders als durch dieses ausdrucksvolle Wort bezeichnet zu werden, als irgend ein Begriff in der Welt. Wenn ich nicht sehr irre, so ist das Möglichste hierin in folgenden Zeilen geleistet worden, die einem Kinde in den Mund gelegt werden:

> Und wählt' ich, um versteckt zu seyn,
> Ein Fleckchen, das kein Mensch noch sah,
> Ich wäre dennoch nicht allein;
> Denn immer wäre Gott mir nah.

Dies ist der Gedanke eines Kindes mit den Worten eines Kindes ausgedrückt; und doch, je länger man dabei verweilt, desto ausdrucksvoller wird er, und wir fühlen eben so innig, daß wir in der Nähe Gottes sind, als wir erkennen, daß uns überall der Horizont umgiebt und das blaue Himmelszelt sich über uns wölbt, wohin wir auch gehen mögen, und wie Alles um uns her auch wechseln mag. — Ewigkeit ist nicht minder ein unendlicher und nicht darzustellender Begriff. Hören wir, wie sie das Kind sich denkt; wir glauben nicht, daß die Weisesten etwas daran auszusetzen haben möchten.

> Tage, Monden, Jahre müssen enden,
> Ewigkeit fängt immer wieder an;
> Stets hat sie viel Zeit sie noch zu spenden,
> Wie vordem, da sie begann.

Die Unzulänglichkeit der Sprache selbst ist oft der stärkste Ausdruck des Gefühls. Hier, wo die Worte unter dem Gewicht des Gedankens zusammenbrechen, wie natürlich und rührend ist da das Gebet des Kindes zu Gott, bei welchem es gleichsam vor der überwältigenden Betrachtung Schutz sucht:

> Ein Kind, o Gott, kann nicht beschreiben
> Die Dauer einer Ewigkeit;
> Nur bitt' ich, Vater, laß mich bleiben
> Bei Dir die ganze lange Zeit.

(Montgomery, Lectures on poetry.)

Bibliographie.

Transactions etc. (Verhandlungen der medizinisch-chirurgischen Provinzial-Gesellschaft.) Bd. I. Pr. 12 Sh.

Delaware — oder die zerrüttete Familie. Roman in 3 Bden. Pr. 31½ Sh.

Treatise on the wealth, power and resources of the British empire. (Der Reichthum, die Macht und die Hülfsquellen des Britischen Reichs.) Pr. 8 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Neue Neger-Literatur.** Der Abbé Grégoire hat bereits unter diesem Titel ein Buch herausgegeben, und die Schriftstellerei ist also keine ganz neue Erscheinung unter den Negern. In Haiti erscheinen Bücher und Journale und seit einiger Zeit sogar eine kritische Zeitschrift, eine Art Revue, „die neue literarische Welt" betitelt. In einer der letzten Lieferungen derselben findet sich ein seltsamer Artikel, dessen Verfasser sich nach der Landessitte den hochtrabenden Titel eines Grafen de la Marmelade beilegt. Der Inhalt ist eine Geschichte des Kaisers Christoph im Neger-Stil. „Ich den großen Mann lieben und bewundern", heißt es in der Einleitung, „Du (Anrede an den Leser) mich seine großen Kriege erzählen hören, und wie er es gemacht, um Schwarz auf Weiß zu setzen; er sehr gütig gegen den Soldaten im Felde, aber manchmal hart bei den Musterungen; er alle Tage sechs kleine Weiße zum Frühstück verzehren und dem Publikum viele Schlangen zu verschlucken geben u. s. f." In diesem Kauderwelsch geht es einen ganzen Bogen lang weiter, und man muß gestehen, daß dieser Stil in der Geschichtschreibung neu und ergötzlich genug ist.

— **Chinesische Oefen.** Die Chinesen heizen ihre Zimmer mittelst Stubenöfen (Stoves), Brennöfen und Glühöfen, von denen sie mehrere Arten haben. Pater Gramont beschreibt uns diejenige Art, welche Kang genannt wird. Der Kang ist eine Art von Stubenofen, der durch einen Glühofen geheizt wird; es giebt folgende Gattungen desselben: der Kang mit Steinplatten, oder Ti-Kang; der Kang für Leute, die darum her sitzen wollen, oder Koa-Kang, und der mit einem Kamin, oder Tong-Kang. Da sie alle nach denselben Grundsätzen gemacht sind, so wollen wir bloß die Beschreibung des Koa-Kang geben. Derselbe besteht: 1) aus dem Glühofen; 2) einer Röhre zur Wärmeleitung; 3) einem Stubenofen von Backsteinen; 4) zwei Rauchfängen. Die Größe des Glühofens richtet sich nach dem Umfange des Stubenofens, den er heizen soll. Unten ist die Höhlung, in welche die Asche fällt, dann kommt der eigentliche Glühofen, der eine Oeffnung hat, welche die Flamme und Hitze dem Stubenofen durch eine Röhre zuführt, die an der Oeffnung des Glühofens anfängt und einen Kanal bildet, der in einem rechten Winkel mit einer zweiten zusammentrifft, welche gerade durch den Fußboden geht; diese letztere Röhre hat an einigen Stellen Luftlöcher. Der Stubenofen besteht nur aus einer Platte von Backsteinen, welche an den vier Enden von kleinen dicken Pfeilern getragen wird, dadurch entsteht zwischen der Platte und dem unteren Pflaster ein hohler Raum, in welchem die Hitze zusammengehalten wird und den Fußboden erwärmt. Die Rauchzüge sind an beiden Enden mit einer kleinen Oeffnung versehen, eine an dem Stubenofen und eine andere nach außen, welche den Rauch abführt. Der Glühofen kann entweder in der Stube selbst, oder in dem Nebenzimmer, oder außerhalb des Hauses stehen. Die Armen, welche das Feuer, das den Koa-Kang heizt, um den sie bei Tage sitzen und des Nachts schlafen, so viel wie möglich benutzen wollen, haben ihn in demselben Zimmer; die mittlere Klasse setzt ihn in ein Nebenzimmer; die Reichen und Vornehmen aber haben ihn außer dem Hause, gewöhnlich hinter der nördlichen Wand. Der Glühofen steht immer viel tiefer als der Stubenofen, damit die Hitze und Flamme mit desto größerer Gewalt in die Röhre steige und keine Asche mitführe. Die Chinesen haben stets ein Gefäß mit Wasser in ihrem Zimmer stehen, das sie auf Kohlenfeuer warm machen, und worin sie Goldfische zur Zierde halten. In dem Kaiserlichen Palaste sind die Gemächer mit Blumentöpfen, kleinen Orangenbäumen rc. ausgeschmückt. Die Chinesischen Gelehrten behaupten, dies sey das beste Mittel, die Luft zu mildern und die Feuertheile aus derselben aufzunehmen. Die Armen lassen in ihrem Kang oft ein kupfernes oder eisernes Gefäß einmauern, welches sie mit heißem Wasser zu ihrem Thee versorgt.

(Cabinet Cyclopaedia.)

— **Kolossale Stärke des Wallfisches.** Als Capitain Lyons (1802) an der Küste von Labrador herumkreuzte, zeigte sich eines Tages ein großer Wallfisch in geringer Entfernung von dem Schiffe. Vier Böte wurden gegen ihn abgeschickt, von denen zwei ihm so nahe kamen, daß er zwei Harpune zu gleicher Zeit empfing. Der Fisch fuhr in der Richtung eines dritten Bootes, das eben vorwärts steuerte, einige Faden tief ins Wasser, erhob sich zufällig unter dem Boote, stieß mit dem Kopf dagegen und schleuderte Boot, Mannschaft und Geräthe wohl funfzehn Fuß hoch in die Luft. Das Boot kehrte sich um und fiel mit dem Kiele nach oben ins Wasser. Die ganze Mannschaft ward durch das vierte Boot gerettet, Einen ausgenommen, der in dem umgeworfenen Boote stecken blieb und so ertrinken mußte. Der Fisch wurde indessen doch noch erlegt. Capitain Scoresby war Zeuge eines ähnlichen Kraft-Experiments. Den 23sten Juni 1809 ward ein großer Wallfisch von einem Boote des Schiffes „Resolution" harpunirt. Scoresby selbst befand sich im ersten Boote und warf seinen Harpun auf Armlänge, wodurch sie glücklicherweise dem Schlag entgingen, der, wie es schien, dem Boote zugedacht war. Dann rückte ein anderes Boot vor und warf einen zweiten Harpun aus, aber nicht mit demselben Erfolge; denn der Streich ward in demselben Augenblick durch einen fürchterlichen Schlag mit dem Schwanze des Ungeheuers erwiedert. Das Boot sank und wirbelte sich dabei mit solcher Schnelligkeit herum, daß der Steuermann ins Wasser stürzte und in eine bedeutende Tiefe mit hinunter gerissen ward. Nach einer Minute tauchte er wieder empor und wurde von seinen Kameraden in Scoresby's Boot gebracht. Das nächste Boot mußte einen ähnlichen Angriff bestehen, allein der Harpunier gebrauchte so viel Vorsicht, daß der Schlag des Wallfisches, obgleich dem vorigen an Stärke gleich, von geringerer Wirkung war. Das Boot bekam nur einen mäßigen Ruck. Die List und Geschicklichkeit der Lanzen-Männer vereitelte bald die Anschläge des Feindes und vollendete seine Gefangennehmung. (P. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Montag den 8. Juli 1833.

Italien.

Italiänische Ansichten über National-Poesie.

Die Poesie entsteht aus dem Impulse des Schönen, und die Schönheit ist das Ergebniß der Eindrücke, die von denjenigen äußeren Gegenständen erzeugt werden, welche direkt auf die Gefühls-Vermögen unserer Seele wirken. Es nährt sich die Poesie von diesen Eindrücken und empfängt durch sie ihre Bedeutung, ihren Charakter; gerade so wie die Nahrungsmittel den organischen Körpern sich assimiliren, und wie Form und Farbe der Gegenstände in der klaren Welle sich spiegeln. Nun aber hat jedes Land einen Kreis von poetischen Eindrücken, die auf dem heimathlichen Boden lebendiger und häufiger sind; denn jedes Land besitzt eine ihm eigenthümliche Klasse von Gegenständen der Natur und Kunst, der Religion und Moral, was mit anderen Worten sagen will: jede Nation hat ihre eigne Gabe, ihre besondere Art von Schönheit; sie muß also auch eine eigenthümliche Poesie besitzen, die mit ihren physischen und moralischen Elementen harmonirt. Aus diesem Grunde sagt man, die Poesie sey der Ausdruck der Affekte und Sitten eines Volkes; nicht als ob die Poesie von diesen sich herleitete, sondern weil sie mit den Affekten und Sitten gleichen Ursprung hat und von denselben Ursachen modifizirt wird, weshalb zwischen ihnen eine fortwährende und absolute Analogie vorhanden ist. Aus diesem Grunde sind auch die an auffallenden Natur-Schönheiten reichsten Länder an Dichtern und Künstlern fruchtbarer, wie z. B. Griechenland und Italien. Aus demselben Grunde endlich blühten Poesie und Künste in den Jahrhunderten vorzugsweise, die durch große und denkwürdige Begebenheiten ausgezeichnet waren.

So sicher und mächtig die Wirkung dieser Motive ist, so bleibt sie doch dem gewöhnlichen Menschen verborgen; sie eröffnet aber dem Denker ein schönes Feld zur Erforschung der geheimen Triebfedern, der progressiven Entfaltung, der Grade und Variationen des Genius der Poesie; auf diesem Wege findet er eine Basis für seine ästhetischen Lehrsätze und erhebt sich zu Theorien, die, unabhängig von einer Schule oder Mode, der moralischen Erfahrung und den allgemeinen Gesetzen der Menschheit entsprechen. Der mit feineren Organen und ungewöhnlichen Seelenkräften begabte Mensch hat eine lebhafte Empfänglichkeit für die physischen und moralischen Eindrücke seines Heimatlandes, und in der glühenden Begeisterung, die jene Eindrücke bei ihm erregen, in seiner leidenschaftlichen Entzückung schafft er Werke, welche die Mitwelt anstaunt und die Nachwelt zu Mustern nimmt. Andere dagegen, die kein solches Privilegium von der Natur erhielten und doch einen Ruhm erwerben wollen, den ihnen das Schicksal versagt hat, flüchten sich, weil ihnen der Zugang zu jenen Quellen, aus denen alle wahre und erhabene Dichtkunst strömt, verschlossen ist, in das Gebiet der Speculation; sie werden Nachahmer, sie haschen nach jeder fremden Erfindung und barocken Neuheit, und bedienen sich jedes Mittels, um für die Armuth der Natur, die ihnen farb- und lautlos erscheint, für die Nüchternheit der Phantasie und die Seichtigkeit des Gemüthes Ersatz zu bekommen. Daraus entsteht eine neumodische und sonderbare, um nicht zu sagen eine gräuliche Poesie. Diese Leute wähnen etwas Nationales zu dichten, indem sie vaterländische Gedanken und Thatsachen in fremdartige, wunderliche Gestalten kleiden, ohne zu beachten, daß die Poesie weniger durch ihren Gegenstand, als durch wesentliche Analogie und innige Verwandtschaft der Kunstschöpfungen einer Nation mit ihrem physischen und moralischen Zustand, ein nationales Gepräge erhält. Aus diesen und ähnlichen Ursachen glauben wir behaupten zu können, daß nur diejenige Poesie Anspruch auf Nationalität habe, welche mit den eigenthümlichen Eindrücken ihres Geburtslandes in Harmonie ist. Im Verfolge unserer Untersuchung wird dieser Gegenstand noch mehr in's Licht treten.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß Gegenstände, die überall vorhanden, von ewiger Dauer und dabei keinem anderen Wechsel unterworfen sind, als dem, den ihre Eigenthümlichkeit nothwendig macht, und die endlich jene Eindrücke, welche der Poesie ihre Nahrung geben, in üppiger Fülle spenden, sich auch am besten dazu eignen, der Literatur und den Künsten einen nationalen Charakter zu verleihen. Diese Gegenstände sind vornehmlich Natur und Religion, die auf alle Menschen weniger einen Einfluß als eine beständige und unumschränkte Herrschaft ausüben und bei allen Völkern wie in allen Zeiten die Haupt-Elemente der nationalen Poesie bilden. Wenden wir uns erst zur Mutter Natur. Wer seine nach Schönheit lüsternen Augen öffnet, dessen Blick ergeht sich entweder auf dem unermeßlichen Schauplatz der Erde, oder erhebt sich zum Firmamente. Er bewundert in seligem Entzücken die Idee, welche das allmächtige Wesen liebend in's Daseyn rief, und die in jedem geschaffenen Dinge durch den göttlichen Hauch, der es beseelt, durch die Liebe, die es bewegt, und die Fähigkeit, die in ihm sich regt, offenbart wird. Und blicken wir zum Himmel, dessen Gränzen nur Licht und Liebe sind, da bleibt die Phantasie in ihrem kühnsten Schwunge ohnmächtig, weil ein sterbliches Auge noch nie über die Sonne geschaut hat. Unter so prächtigen Erscheinungen entwickelt sich der moralische Mensch, und alle zartere Neigungen, alle süßere Bande, der Genuß des ehrbaren Zusammenlebens, theuerer Gewohnheiten, fröhlicher und schöner Vereine, Alles fließt aus jenen Quellen der Liebe, in denen im Augenblick der Schöpfung die ewige Liebe sich ergoß. Diese wunderbare Fülle von Erscheinungen, diese unaussprechliche Harmonie, diese tausendgestaltige Liebe kann der Mensch durch kein anderes Mittel erkennen und erfassen, als durch ihre Eindrücke auf sein Gemüth, und die Eindrücke erzeugen jene Regungen, jene Impulse, jene instinktartigen Tendenzen, welche auf dem großen Ocean des Seyns alle Wesen zu den verschiedenen Bestimmungsorten führen, die ihnen angewiesen sind. Auf diese Weise macht die Ordnung das Weltgebäude der Gottheit ähnlich; die Ordnung leitet den Menschen auf einer unendlichen Reihe von Stufen, die eben so viele Quellen des Genusses und des Verdienstes sind, zu jenem vorgesteckten Ziele, der Vollkommenheit, und vermöge einer tief verborgenen unbegreiflichen Fähigkeit fördert der Mensch selbst mit seinen Wünschen, seinen Launen, seinen Leidenschaften, ja sogar mit seinen Vergehungen jene große und allgemeine Tendenz zur Vollkommenheit.

Um nur eines Beispiels zu gedenken, so läßt die gegenseitige Liebe der Geschlechter, der stärkste Trieb, den die Natur den Geschöpfen eingeflößt hat, um für die Erhaltung der Gattung zu sorgen, diese Liebe läßt unter den Menschen das eheliche Band entstehen, die Grundlage und das Bild der Gesellschaft; und die Civilisation, das Ergebniß der ehelichen Verbindung, erst durch Bedürfnisse, Neigungen und Mittheilungen allmählich erweitert, die bürgerlichen Einrichtungen, die nützlichen Institutionen, jede Art von Ergötzlichkeit, jede kriegerische, politische und bürgerliche Tugend in's Daseyn. Die Wurzeln dieser herrlichen Früchte sind die Eindrücke auf das Gemüth. Darum hat die Poesie, deren wahres und erhabenes Ziel Mitwirkung an der Veredelung der Allgemeinheit und festere Knüpfung der Bande der menschlichen Familie ist, an diesen Eindrücken festzuhalten, dem Prinzip, das die Natur ihr anweist.

Gleichwie aber die Geschöpfe eine Stufenreihe bilden, die zum Schöpfer führt, und die höchste Liebe, die gegen das Allwesen seyn muß: so bedingt die Natur die Religion, oder vielmehr, diese schreitet ihr an Würde und Erhabenheit unendlich vor, den Menschen seligen Trost einflößend und die Geheimnisse des Himmels enthüllend. Während nun die Seele einerseits an der Natur festhält und von den Eindrücken beherrscht wird, macht sie sich andererseits von den Banden des Körpers los und erhebt sich mit der Religion zu erhabenen Betrachtungen. So giebt es außer der Welt, die wir bewohnen, eine andere, in der Alles Gute aufkeimt und zur Vollendung kommt, wo Dinge geoffenbart werden, die unseren Sinnen verschlossen bleiben, und wo der Sterbliche erfährt, wie jene Wünsche in Erfüllung gehen sollen, die auf dieser Erde in seinem Herzen zwar geweckt, aber nie befriedigt werden können.

Dieser wunderbare Stufengang von den Eindrücken der Natur zu den religiösen Ideen, diese unendliche Zukunft, die einer sehr kurzen Gegenwart folgen soll, diese Liebe, welche, unschuldig in der Natur, edel, oder zerstörbar im Menschen, durch die Religion ihre Göttlichkeit erhält, bilden den edelsten und erhabensten Theil der Poesie. Diese modifizirt sich dann nach dem Charakter der besonderen Religionen, und besonders nach den Formen des äußeren Kultus. Darum giebt der nationale Glaube der nationalen Poesie unmittelbar einen Theil ihres auszeichnenden Charakters. Versuchen wir jetzt, zu erforschen, ob und wie jene beiden vornehmsten Triebfedern, Natur und Religion, der Poesie des nördlichen und der des mittäglichen Europa einen deutlich zu unterscheidenden Charakter gegeben haben. Diese Eintheilung ist ohne Zweifel die allgemeinste, und den Lehren am angemessensten, nach denen man heutiges Tages in der Literatur scheidet und streitet.

In dem lieblichsten Klima Europens, inmitten zweier Meere, des Jonischen und Aegeischen, dehnt sich ein Land aus, wo die Wissenschaften zuerst gediehen, wo Poesie und Künste zur Vollkom-

menheit heranreiften, wo die Menschheit in ihrer schönen Jugend blühte. Stolz auf seine seltenen Naturgaben, war Griechenland das einzige Land, das die Pflege des Schönen zur Staats-Angelegenheit machte. Hier befahl das Gesetz den Künstlern, nur die Schönheit in ihren Schöpfungen wiederzugeben, und zeichnete ihnen die allgemein gültigen Modelle vor, nach denen sie die Götter bilden sollten; hier gab es öffentliche Wettkämpfe um den Preis der Schönheit; hier glaubte man schöne Individuen einer besondern Erwähnung in der Geschichte würdig und weihte ihnen sogar Altäre. Wer Athen besuchte und nach dem Theater ging, kam durch die „Straßen der Dreifüße", welches Trophäen waren, die man daselbst den Siegern in Musik und Tanz widmete; am Eingang der Schule Platon's stand die Bildsäule des Eros, um anzudeuten, daß die Vernunft ohne Liebe nicht bestehen könne; an dem Wege zur Akademie erhoben sich die Grabmäler der Tapferen, und das Monument des Euripides stand zwischen den Tempeln des Jupiter, der Juno, des Theseus und der Ceres, als ob die Monumente großer Menschen eher Altäre als Gräber seyn sollten. Die Religion begünstigte so nützliche Institutionen und heiligte so edle Gedanken. Ihre ganze Mythologie war eigentlich nur die Apotheose der physischen und moralischen Natur; darum hatte jeder Quell seine Najade, jeder Wald seine Dryas, jeder Berg seine Oreas; das Meer war von Nereiden, die Luft von Genien, die ganze Erde von Liebesgöttern bevölkert. So stand jeder Ort, jeder Gegenstand, jedes Gefühl unter dem Schutz einer Gottheit oder wurde zur Gottheit; die Tapferkeit, die Seelengröße, die Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und überhaupt jede Tugend hatte, verschiedentlich symbolisirt, ihren Kultus und Altar und ward als Wunder der menschlichen Natur angebetet. Dies geschah in weiser Absicht und zu erhabenem Zwecke; denn die Vervielfältigung der Bilder und Muster der Schönheit, die Darstellung jedes Wesens in edlen Formen, die Sorge dafür, daß Schönheit überall sich finden, das ganze Leben schmücken und in allen Verhältnissen oder Schicksalen eine Rolle spielen sollte, wirkte dahin, daß der Mensch seine Würde tief begreifen und so zur Vollkommenheit schreiten lernte.

Diese **Erhebung** des Menschen, als Werkzeug zur Vollkommenheit betrachtet, war, wenn ich nicht irre, der Mittelpunkt, in dem alle religiöse, politische und ästhetische Systeme der Griechen sich berührten. Daher wußte ihre Poesie — eben so wie die anderen Künste — das Gepräge jener Einfalt tragen, die nichts Anderes ist, als der Sinn für das Schöne in seiner ursprünglichen Reinheit und angebornen Unschuld; jener sorgfältigen Wahl, die allen Schein von Mißgestalt und Gebrechen, in der Natur wie im Menschen, vermeidet; jener Mäßigung, welche die Granzen ehrt, und den Gefahren der Unziemlichkeit in den Formen, der Gezwungenheit im Stil und der Uebertreibung, oder der Dürftigkeit in den Auffassungen ausweicht; jener Ruhe, die eine heitere Seelengröße beurkundet, und alle einzelnen Theile der Schönheit besser unterscheiden und würdigen läßt; vor Allem aber jener Einheit, welche die erste Basis des Schönen ist. Diese Prinzipien bilden den Charakter der klassischen Poesie, welche die Elemente, die Gesetze, die Verhältnisse der universalen Schönheit in sich begreift, und deren Ziel die Förderung der moralischen Vollkommenheit ist. Dieser Charakter und dieses Ziel, in Griechenland das Ergebniß der physischen Natur und der Religion des Volkes, machten dort die klassische Poesie vorzugsweise national.

Aber die schönen Tage Griechenlands schwanden hin, und es hatte das Ansehen, als ob die Natur-Schönheiten mit ihnen untergingen. Macedonier, Römer und Barbaren unterjochten Griechenland, und ist der Mensch erst Sklave, so verliert er, wie Homer energisch sagt, **die Hälfte seines Geistes**. Doch Literatur und Künste der Griechen folgten dem siegreichen Römischen Adler nach Latium, wo die Künste sehr schwach gediehen, die Literatur aber das Zeitalter des August erzeugte, obgleich sie, größten Theils den Schulen Athens entstammt und der Nachahmung Griechischer Muster zu sehr ergeben, ihren nationalen Charakter sehr zweifelhaft machte. Nachdem die Finsternisse der Barbarei von Italiens Himmel verscheucht waren, kehrte die schöne Literatur mit ganz anderem Glücke wieder, und als sie, auf immer aus ihrem Heimathlande verbannt, in Italien Zuflucht suchte, fand sie statt jener auf ihre kolossale Macht stolzen und die Künste des Friedens geringschätzenden Herrscher der Welt freisinnige und höchst freigebige Fürsten, hoch kultivirte Staaten, feingebildete Männer und äußerst liebenswürdige Frauen; Theater, Kampfplätze, Siegeskränze, welche die Olympischen verdunkelten; ein Klima und eine Natur, die so eingerichtet schienen, daß der neue Gast seinen veränderten Aufenthalt nicht gewahren sollte; endlich eine erhabene und heilige Religion, deren Grundlage die **Liebe** ist, dieses trostreichste Gefühl edlerer Seelen, dieser unzertrennliche Gefährte der Schönheit und folglich mit der Natur wie mit der Dichtkunst in wunderbarem Einklang. Diese Religion adoptirte (zum Theil von dem heidnischen Kultus) ein sehr prächtiges Ceremoniell und priesterliches Kostüm, und in majestätischen Tempeln, unter feierlicher geistlicher Musik, umdampft von Weihgerüchen, bestrahlt von Kerzenschein, fühlt sich der begeisterte Gläubige zum Himmel entrückt und glaubt den Ewigen zu schauen, wie er seinen dienenden Engeln Winke des Friedens, der Verzeihung, der Hülfe giebt. Es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn die Literatur und die Künste der Griechen in dem neueren Italien eine Natur und eine Religion fanden, die ihren Prinzipien sich anbequemten, und also ohne wesentliche Metamorphose national werden konnten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Poesie bibliche. (Biblische Dichtungen.) Uebersetzt von berühmten Italianern und erläutert durch Anmerkungen. Nebst einem Anhange Lateinischer Versionen und Paraphrasen von Rossi, Rossi, Lowth rc. **Mailand.** Pr. 5 L. 88.

Franco Allegri. — Erzählung sowohl eigener Abenteuer als anderer Denkwürdigkeiten des 16ten Jahrhunderts. 3 Bde. **Mailand.**

Cenni biografici sopra Cottardo Solari. (Das Leben Cottardo Solari's.) Vom Adv. G. R. — **Genua.**

Cenni storici e statistici sopra l'isola della Giudecca. (Die Insel Giudecca bei Venedig in geschichtlicher und statistischer Hinsicht.) **Venedig.**

Documenti, sigilli e monete etc. (Aktenstücke, Siegel und Münzen zur Geschichte von Savoyen.) Auf Befehl des Königs Karl Albert gesammelt in Savoyen, in der Schweiz und in Frankreich von L. Cibrario und D. C. Promis. **Turin.**

England.

The Repealers. (Die Irländischen Demagogen.) Roman, von der Gräfin v. Blessington. 3 Bde. London 1833.

Der Roman hat in letzterer Zeit seine Grenzen so erweitert, und sein Gebiet hat ein so verschiedenes Ansehen gewonnen, daß ein guter altfränkischer Romanleser von vor zwanzig Jahren, der etwa diesen Zeitraum hindurch geschlafen hätte, und nun, um das Verlorene wieder einzubringen, nach der Leih-Bibliothek schickte, um sich eine „Räuber-Geschichte", eine „Mitternachtsglocke", ein „Opfer der Empfindsamkeit" holen zu lassen, eben so erstaunt seyn würde, als ein Franzose, der nach langer Abwesenheit aus den Indianischen Wäldern im J. 1793 zurückkehrte, und eine Republik fand, wo er einen König verließ — den lärmenden Pöbel, wo sonst der feine Hof war — Klubbs an der Stelle der Feten — und Gleichheit, Freiheit und Menschenrechte als feststehende, das heißt mit anderen Worten, höchst wandelbare Principien der Zeit. Gerade so würde es unserem Romanleser gehen; er würde finden, daß man seinen Geistesfähigkeiten Dinge zumuthet, die er sich nie träumen ließ. Statt des Lehnstuhls, der Pantoffeln und der Gemächlichkeit, mit welcher er sich sanft zum Lesen ausstreckte, würde er jetzt durch Politik, Philosophie und Metaphysik wach erhalten, wäre es auch nur vor lauter Erstaunen. Herr d'Israeli sagt, die Konvulsionen der Staaten und Völker, denen jede Woche eine neue Constitution, oder wenigstens einen Versuch dazu bringt, rühren von dem Uebergange her, der jetzt von den Feudal- zu den Föderal-Principien stattfinde. Dieselbe Bemerkung ließe sich auf die Dichterwelt anwenden. Der Roman vertauscht jetzt seine angestammte Herrschaft über Helden und Intriguen gegen das republikanische Gemisch aller Arten von Compositionen, die in Skizzen jeder Gattung dargestellt werden. Lady Blessington's Werk ist nach den modernsten Principien zugeschnitten, reich an Dialogen, Personal-Schilderungen und Reflexionen. Eine Geschichte ist nicht da, und wir haben genug von den alten Vorurtheilen beibehalten, um dies als einen Fehler zu betrachten, so geschickt auch übrigens der Stoff behandelt ist. Wir lassen uns gern eine große Menge Digressionen gefallen — etwas zum Nachlesen, wenn die Nuß der Intrigue aufgeknackt ist, aber doch haben wir gern einen Hauptpunkt, auf den sich das Interesse richtet — wir verlangen eine Erzählung. Folgendes Gespräch, das ein wenig an Barnstaples Rezept (S. Nr. 72 des Mag.) zu einem Roman nach der Mode erinnert, mag von dem Styl des Werks einen Begriff geben. Der Schauplatz ist die Oper.

„Mir ist die Oper lieber als jede andere theatralische Unterhaltung", fuhr Lord Albany fort, „die Stunde paßt weit besser zu unserer Lebensweise. Denn wirklich, es ist bien gênant, genöthigt zu seyn, sein Mittagsmahl hinunter zu würgen und dann in einem Zustande des Unbehagens fortzueilen, um anzukommen, wenn das Lust- oder Trauerspiel bereits halb vorüber ist, und sich sagen zu lassen, daß die effektvollsten Scenen versäumt sind. Und dann, welch ein Mittagsmahl genießt man vor dem Schauspiel — ich schaudere, wenn ich daran denke. In einer bonne maison an einem Tage zu speisen, an welchem man ins Schauspiel will, daran ist nicht zu denken, so ist man also genöthigt, bei Crockford seine Suppe und Cotelets schnell hinunter zu schlucken, auf die Gefahr, sich den Mund zu verbrennen, Wein zu trinken, der kaum halb abgekühlt ist, und sich den feinern Genuß zu versagen, sein Dessert recht mit Bedacht zu verzehren. Und dann, in einem Kabriolet auf dem Steinpflaster tüchtig durchgeschüttelt zu werden, man hat schon alle Laune verloren, ehe man ankommt; die Verdauung ist gestört, das Vergnügen verdorben, und die Geduld bereits hors de combat, und folglich ist man eben nicht aufgelegt, das Stück günstig zu beurtheilen, und verläßt das Theater mit der Behauptung, daß wir weder Dichter noch Schauspieler mehr haben; und warum dies Alles? — weil wir derangirt wurden, und weil sie eben so wenig ihre Stunden ändern wollen, als wir die unsrigen." „Aber wäre es nicht gescheidter, wenn man ins Theater ginge, ohne zu speisen, und nachher soupirte?" fragte Lady Oriel, „dadurch würde man alle die bösen Wirkungen vermeiden, über die Sie so pathetisch klagen." „Ach, meine Damen", sagte Lord Albany, „ich habe diesen Plan versucht, aber es geht nicht. Wenn man hingeht, ohne zu Mittag gespeist zu haben, so kann man Abends um so stärker essen, und das vertreibt den Schlaf. Die Geister des gemordeten Lammes, der Hühnchen u. s. w., die unserem Appetit geopfert wurden, erheben sich anklagend gegen uns und erscheinen in noch schrecklicheren Gestalten, als die, welche Macbeths Schlaf beunruhigten." „Ihr Männer denkt doch an das Essen weit mehr als wir", sagte Mrs. Forrester. „Ich gestehe, im Allgemeinen ist dies der Fall, denn die Gourmandise ist kein weibliches Laster. Indeß wer kann leugnen, daß ein großer Theil unserer inneren Zu-

friedenheit von unserem Mittagsessen abhängt. Derjenige ist daher weise, der, da wir doch 365 mal im Jahre speisen müssen, sich entschließt, gut zu speisen, und so seinem Magen und seiner Gemüthsstimmung zugleich eine Güte thut. So oft ich bei Lord Reston speise, fühle ich mich für den übrigen Theil des Abends ein glücklicherer und, wie ich glaube, auch ein besserer Mensch. Seine plats sind so köstlich, so épuré von allem Groben, daß sie dem Gehirn nur leichte und angenehme Dünste zusenden können, und daher kommt es, daß er immer aufgeräumt, spirituel und liebenswürdig ist." „Ob dies die Ursache ist, weiß ich nicht", sagte Lady Oriel, „aber die Wirkung gebe ich zu, denn Lord Reston ist wirklich angenehm und spirituel." „O ich versichere Ihre Herrlichkeit", versetzte Lord Albany, „daß meine Theorie in diesem Punkte unwiderleglich ist. Gute Köche machen angenehme Menschen. Man vergleiche nur den geistreichsten Gesellschafter, Moore selbst, nach einem Mittagsessen bei Reston, oder wenn er in einem gewöhnlichen Hause mit derselben Tischgesellschaft gespeist hat, es ist gar der witzige Mann nicht mehr. Ich habe schon darauf gedacht, in der Geschichte zu forschen, um zu entdecken, was wohl die ausgezeichnetesten Männer des letzten Jahrhunderts an dem Tage einer merkwürdigen That oder den Tag vor derselben gegessen haben mögen; ich bin überzeugt, dies würde über mein System ein großes Licht verbreiten. Denken Sie nur, welche schwere Verantwortlichkeit man der armen menschlichen Natur abnehmen könnte, wenn man entdeckte, daß alle unsere Verbrechen von einem schlechten Mittagsessen oder etwa gar nicht essen herruhten, und beweisen könnte, daß

„Wenn arme Teufel sich einmal vergessen,
So ist's nicht ihre Schuld; es liegt am Essen."

„Ich muß gestehen, Sie sprechen recht con amore vom Essen", sagte Lady Oriel; „Sie könnten einen fast überreden, daß Sie an nichts Anderes denken." „A-propos, weil Sie von con amore sprechen, wer ist die schöne Frau, die uns gegenübersitzt? Sie macht, daß man Mittags- und Abendessen vergißt." „Diese Dame", sagte Lady Oriel, indem sie sie durch ihr Glas betrachtete, „ist die Frau unseres beliebtesten Schriftstellers und wirklich ausgezeichnet schön; Gesicht, Farbe, Ausdruck, Alles ist tadellos. Herr Desmond bezeichnete sie mir vor einigen Abenden als eines von den wenigen vollkommenen Mustern der Schönheit, die Irland eigen sind. Haare wie die Schwingen des Raben, wenn die volle Sonne darauf scheint, eine Haut, weiß wie frisch gefallener Schnee, und Augen vom schönsten Himmelblau. Die Lady stammt von einem alten Irländischen Geschlecht, und verleugnet ihr Blut nicht, welches ihre Wangen mit einer Rosengluth überzieht, „„als ob sie erröthete, weil sie zu schön ist."" „Das ist eine mauvaise honte," fügte Lord Albany hinzu, „deren sich wenige Damen bei solcher Veranlassung schuldig machen werden. Sehen Sie einmal hinab ins Parterre. Die beiden Männer, die sich da mit einander unterhalten, haben es im Dichten am weitesten gebracht — Moore, der Dichter, und Lord Fableton. Beide verdanken ihren Ruf derselben Gabe — der Einbildungskraft; aber so geht es mit den Vorurtheilen in der Gesellschaft, während man den Einen als Dichter bewundert und aufsucht, ist der Andere verrufen und gemieden, als ein — Lügner. Die Einbildungskraft, welche das Eldorado der Dichter und der Romanenschreiber ist, wird oft die gefährlichste Gabe für diejenigen, welche in der Gesellschaft als Erzähler, statt als Schriftsteller auftreten. Wie sonderbar muß dies dem Kasuisten vorkommen", fuhr Lord Albany lächelnd fort, „daß ein Mensch mit seiner Feder sich in die Regionen der Dichtung hinaufschwingen und durch eine glänzende Fabel Unsterblichkeit erwerben kann, während ein Anderer, der sich seiner Zunge statt der Feder bedient, und in Prosa statt in Versen spricht, mit dem entehrenden Beinamen eines Lügners gebrandmarkt wird, und das Alles, weil sie dieselbe Fähigkeit auf verschiedene Weise anwenden. Was wäre mein armer Freund Fableton für ein Dichter geworden, hätte er seine Erfindungsgabe auf so gute Weise benutzt, statt daß er jetzt als ein Nebenbuhler des Freiherrn von Münchhausen betrachtet wird. Ich war vor einigen Abenden gegenwärtig", fuhr Lord Albany fort, „als man ein Gedicht von einem berühmten Verfasser vorlas. Welche glänzende Einbildungskraft! welche Erfindungsgabe! rief man von allen Seiten, und ich mußte dem wohlverdienten Lobe beistimmen. Ich verließ den Ort mit dem ersten Eindruck, daß die Einbildungskraft eines der größten Talente wäre, und mit dem Wunsche, daß ich auch eine Leiter finden könnte, um in diesen goldenen Palast zu steigen, und etwas daraus mitzunehmen, wäre es auch nur ein wenig Staub. Mit diesem Gefühl trat ich in White's Kaffeehaus, und setzte mich nieder, indem ich innerlich die Einbildungskraft anrief, bis ich durch die Stimme meines erfindungsreichen Freundes, des Lord Fableton, unterbrochen wurde, der so recht im Zuge war, Geschichten und Anekdaten zu erzählen, und bei den meisten seiner Zuhörer die Ueberzeugung zurückließ, daß er ihnen die glänzenden Geburten seines Gehirns für wahre Thatsachen aufgebrstet habe. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren auf gleiche Weise und mit gleicher Unpartheilichkeit verfälscht, und in dem Gedicht, welches ich denselben Abend hatte vorlesen hören, war weit weniger Erfindung, als in seinen Erzählungen. Kaum war er fort, so ließ sich die zurückgebliebene Gesellschaft mit großer Strenge über seinen Mangel an Wahrheitsliebe aus. Das also, dachte ich, ist der Lohn des Genie's, und auf so neidische Weise macht man einen Unterschied zwischen Männern von gleich fruchtbarer Einbildungskraft. Der Eine erwirbt sich Unsterblichkeit durch seine Feder, während das Vorurtheil der Gesellschaft meinem armen Freunde den Schandfleck eines Lügners anhängt, bloß weil er seine Erdichtungen sprach, anstatt dieselben zu schreiben. Er hätte auch sollen ein Dichter werden." —

Solche Schilderungen zeugen von einem reichen Beobachtungs-Talente. Die Irländischen Scenen verdienen jedes Lob (was wir in einem zweiten Artikel zu zeigen hoffen); sie sind eben so gefühlvoll als sinnig dargestellt, und Grace Cassidy ist ein liebliches und rührendes Gemälde. Das Gespräch, welches zur Einleitung dient, ist charakteristisch und unterhaltend und zeigt, mit welchem richtigen und scharfen Blick die Verfasserin ihren verwickelten und buntgewirkten Stoff aufgefaßt hat. (L. G.)

Bibliographie.

The mothers manual. (Handbuch der häuslichen Oekonomie.) Von E. T. Pr. 10 Sh.

Woman, the angel of life. (Das Weib, der Engel des Lebens.) Gedicht von Rob. Montgomery. Pr. 7½ Sh.

The young enthusiast in humble life. (Der junge Enthusiast aus niederem Stande.) Eine ganz einfache Geschichte. Pr. 2½ Sh.

Domestic architecture. (Architektur der Wohnhäuser.) Von J. Goodwin. 4. Pr. 52½ Sh.

Frankreich.

Karl X. in Schottland.

Mehrere Pariser Journale, welche im Interesse des älteren Zweiges der Bourbonen schreiben, enthalten folgende Anekdote:

„Während des Aufenthalts Karl's X. und unserer verbannten Prinzen zu Holyrood — eines Aufenthalts, der in dem Herzen der Schotten eben so viele angenehme als schmerzliche Erinnerungen zurückgelassen hat —, bekam einst der Herzog von Bordeaux Lust, die nördlichen Clans zu besuchen. Er legte demnach die alte Schottische Nationaltracht an und machte sich auf den Weg, von seinem Großvater begleitet, der ihn aber bloß bis Aberdeen brachte, indem er ihn für den übrigen Theil der Reise der schwärmerischen Liebe der Schotten anvertraute, welche in ihm einen der letzten Sprößlinge ihrer Stuarts zu sehen glaubten, den ein Sturm auf die Küste seines Vaterlandes geworfen hätte, von der sein Geschlecht so lange verbannt war."

„Zu Aberdeen also trennte man sich. Der junge Prinz nahm seinen Weg nach Norden, und der König kehrte nach Holyrood zurück, nur langsam reisend und mit einem Herzen, das alle Schmerzen eines Verbannten und alle Leiden eines Königs auf dem Wege noch einmal nachempfand. Es wurde dunkel, und der König fand, um einige Stunden auszuruhen, nur ein kleines einsam stehendes Wirthshaus, welches schlecht auf die Bedürfnisse der Reisenden eingerichtet schien. Karl X beschloß indeß, hier anzuhalten, stieg aus dem Wagen und ließ den Wirth in die niedrige Gaststube rufen, wo er sich an dem Torffeuer, welches im Kamin brannte, niedersetzte. Unterdessen war es ganz Nacht geworden, und die Stube, in welcher der König war, wurde nur durch die matten Strahlen des verglimmenden Feuers erleuchtet. Diese berauchte Herberge hatte einen Anstrich von Traurigkeit und Melancholie, die sich Jedem, der sie betrat, aufdrang; Karl X. konnte ihrem Einflusse nicht widerstehen, und während der wenigen Minuten, die bis zur Ankunft des Wirths verstrichen, verlor er sich so in seine Erinnerungen und Gedanken, daß er, als dieser endlich eintrat, den Kopf auf die Hand gestützt, ihn nicht kommen hörte."

„Der Wirth war ein alter Mann, über den manches rauhe Jahr schwer dahingeschritten war, und die wenigen einzelnen Haare auf seinem Haupte hatten ihre Farbe verloren. Er blieb stehen in Erwartung einer Antwort auf die Frage, die er an den König gerichtet hatte, dessen Namen und Rang er nicht kannte."

„„Was verlangen Ew. Gnaden?"" hatte die Frage gelautet. Der König erhob endlich das Haupt, und seinen alten Wirth ansehend, erklärte er ihm, daß er wünsche, die Nacht in seinem Hause zuzubringen.

„„Ew. Gnaden werden ein schlechtes Quartier haben. Ich habe nichts als zwei kleine Zimmerchen hier oben. Mein Haus ist alt, und die Fenster schließen nicht gut; indeß, wir wollen unser Bestes thun.""

„„Habt Ihr keine andere Stube, hier gleicher Erde?"" fragte der König.

„„Gleicher Erde, Herr?""

„„Ja, hier. Wohin führt diese Thüre?"" Der Königliche Gast zeigte auf eine verschlossene Thür, nicht weit von der Stelle, wo er saß.

„„Diese Thür, Herr"", erwiederte der Gastwirth, indem er sich, so groß er war, in die Höhe richtete und in eine Bewegung gerieth, die er vergebens zu verbergen suchte, „„diese Thüre soll, so lange ich lebe, sich für Niemanden aufthun, und wenn mein Sohn an den Segen oder an den Fluch eines Vaters glaubt, so wird sie sich auch nach meinem Tode nicht öffnen. Vergebt, Herr, daß ich Euch in dieser Stube die Gastfreundschaft versagen muß; aber mein Vater gab mir sterbend zum ersten Male den Schlüssel dazu, und ich mußte ihm versprechen, nie hineinzugehen. Noch bin ich meinem Vater nicht ungehorsam gewesen. Diese Thüre bleibt verschlossen; sie ist mir eben so heilig, wie das Grab meines Vaters.""

„„Ihr seyd ein wackerer Mann"", entgegnete Karl, „„Ihr ehrt den Willen Eures Vaters und dafür wird auch Euer Andenken einst von Eurem Sohne heilig gehalten werden. Es war wohl ein großes Ereigniß, das Eurem Vater dieses Zimmer so theuer machte?""

„„Hier"", entgegnete der Schotte, indem er seinen alten Gast mit feierlichem Blick anschaute, „„hier in diesem Zimmer wohnte einst der letzte Stuart, der letzte, der den Boden seiner Väter be-

trat; hier wohnte er, als er unglücklich und verlassen vor seinen siegreichen Feinden floh.‟‟‟

„„„Unglücklicher Karl Eduard!‟‟‟ rief der Greis, der seine Thränen verbarg; „„„doch glücklicher als ich hier, denn Du warst auf dem Boden Deiner Väter!‟‟‟

„„„Als Ihr!‟‟‟ rief der Schatte, dem es mit einem Male wie ein Blitz durch die Seele fuhr. „„„Ihr seyd Karl X. — nicht wahr, Ihr seyd's?‟‟‟

„„„Ich bin's!‟‟‟

„„„O, so tretet ein in dieses Zimmer‟‟‟, sprach der Landmann, der sich auf ein Knie niederließ. „„„Hier ist der Schlüssel zu dem Gemache, das durch das Unglück geheiligt ist, und das seit dem letzten Stuart kein anderer Fuß betrat. Der Geist meines Vaters blickt segnend auf mich herab.‟‟‟

„Und Karl X. betrat das stille, seit 86 Jahren zum ersten Mal sich wieder öffnende Gemach und verbrachte, von tiefer Bewegung erschüttert, eine lange schlaflose Nacht in demselben Bette, das einst dem unglücklichen Stuart zur letzten Lagerstätte im Lande seiner Väter gedient hatte.‟

Bibliographie.

La lanterne magique. (Die Zauberlaterne.) Ein neues Kuriositäten-Blatt. Pr. 5 Fr. jährlich.

Carte du royaume de la Grèce. (Neue Karte von Griechenland.) Nach amtlichen Aktenstücken in 10 Departements abgetheilt. Von P. J. Lameau, Eskadrons-Chef im Generalstabe. Pr. 10 Fr.

Mannigfaltiges.

— Thelussons Testament. Als Thelusson im Jahre 1797 starb, warf sein Vermögen ein jährliches Einkommen von ungefähr 20,000 Pfd. St. ab. Durch sein Testament setzte er fest, daß dieses Vermögen durch Zins auf Zins so lange gehäuft werden sollte, als nach einer seiner bei seinem Tode lebenden oder 9 Monate nach seinem Tode geboren werdenden Verwandten am Leben seyn sollte. Ein Haupt-Argument, welches man gegen die Gültigkeit dieses Testamentes vorbrachte, bestand darin, daß, wenn die Anhäufung nach der gewöhnlichen Dauer des menschlichen Lebens aufhörte, das Kapital sich auf 70 Millionen Pfund Sterling belaufen und also der dermaleinstige Erbe bei seiner Großjährigkeit ein Einkommen besitzen würde, welches den Betrag der Civilliste überstiege, was man als einen für die Sicherheit des Landes gefährlichen Umstand darstellte. Dies waren prächtige Träume, aber die wachende Wirklichkeit ist etwas anders ausgefallen; und so weit der endliche Ausgang jetzt abgesehen werden kann, scheint kein Grund für die oben erwähnte Besorgniß vorhanden zu seyn. Kein Nachkomme des Herrn Thelusson wird reicher seyn, als der König. Mit einem Worte, die jährliche Einnahme, die sich im J. 1801 auf etwas über 20,000 Pfd. St. belief, betrug im J. 1831, also nach 30jähriger Anhäufung, ungefähr 22,000 Pfd. St.*) Die Summe, welche 1828 zum Kapital gezahlt wurde, betrug 16,000 Pfd. St.; im Jahre 1829 sank sie auf 12,000 Pfd. und im Jahre 1830 auf 10,450 Pfd. St. Der Irrthum des Erblassers bestand darin, daß er ungeheuren Reichthum als ein positives Gut betrachtete, ohne auf dessen Genuß Rücksicht zu nehmen, und die Frucht seiner Sorgen und Mühen ist gewesen, eine Verschwendung des Eigenthums zu veranlassen, wie sie in den Angelegenheiten eines Privatmannes ohne Beispiel ist. Sein Vermögen ist noch vollständig beisammen, und die Anhäufung schreitet nach dem oben erwähnten geringen Verhältnisse vor, während seine Nachkommen mit allen den Mühseligkeiten kämpfen, die mit beschränkten Umständen verbunden sind. Es ist bekannt, daß das Vermögen des jetzigen Lord Rendlesham (Sohn des ältesten Sohnes des Testators) vielleicht nur eben für einen Privatmann hinreicht und zur Aufrechthaltung seines Ranges durchaus nicht genügt. Seinen Brüdern geht es noch schlechter, und die Nachkommen eines anderen Sohnes leben in den allerdürftigsten Umständen. Kann einem solchen ungerechten Uebelstande nicht abgeholfen werden? Ist es billig und recht, daß Niemand das Vermögen angreifen kann, bis die von dem Erblasser festgesetzte Zeit herangekommen ist? Wenn die gewöhnlichen Gerichtshöfe des Landes dazu nichts thun können, so scheint der Fall der Art, daß sich das Parlament in's Mittel legen sollte. (Times.)

— Unerfüllte Prophezeiung. Seit Kurzem sind in England, zum Theil durch die letzten politischen Ereignisse hervorgerufen, mehrere sehr schätzbare Werke über die Levante erschienen. Ueber eines der gründlicheren: „Turkey and its resources‟, von D. Urquhart, welches dem Könige Wilhelm IV. gewidmet ist, denken wir nächstens ausführlicheren Bericht zu erstatten. Hier folge einstweilen die Prophezeiung eines anderen Engländers, die jedoch, wie man sieht, bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen ist: „Die Zeichen der Zeit sind furchtbar drohend, und der Sultan scheint sie richtig zu deuten. Sein prächtiger neuer Palast ist auf dem Asiatischen Ufer erbaut, und, sonderbarer Zufall, der Platz heißt: „das Thal des Kreuzes‟. Das Reich stürzt fast auf allen Seiten zusammen. Griechenland, eine seiner schönsten Provinzen, ist bereits dahin. In Bosnien bricht fast alljährlich eine Rebellion aus, die sich immer schwerer dämpfen läßt; Albanien lauert schon lange auf die Gelegenheit, seine Unabhängigkeit zu erringen, und nun hat der Pascha von Aegypten geradezu den Gehorsam aufgekündigt und Syrien ist bereits in seinen Händen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der glückliche Ausgang seines Unternehmens die Losung zur gänzlichen Zerstückelung des Ottomanischen Gebietes seyn wird; ein Ereigniß, welches man unmöglich bedauern kann. Es ist zu hoffen, daß eine weisere und umsichtigere Regierung folgen wird. Diese weitläuftigen so herrlichen und fruchtbaren Landstriche, die so lange unter dem Mehlthau des Despotismus hinwelkten, werden, von dem Alp der Unterdrückung befreit, bald ihre reichen und vielfältigen Hülfsquellen aufschließen. Die Bevölkerung wird mit einer Schnelligkeit zunehmen, die man seit langer Zeit nicht kannte. Europa und die Levante werden durch einen ausgebreiteten und weitverzweigten Handel zu einer Höhe des Wohlstandes und Glücks gelangen, deren Umfang oder Ziel kein menschliches Auge absehen kann, und lachende Fluren und ein glückliches Volk werden an die Stelle dieser „barbarischen Anarchie des Despotismus treten‟ — um uns der Worte eines ausgezeichneten Mannes zu bedienen —, „unter welchem die schönsten Länder, in dem herrlichsten Klima der Welt, durch den Frieden weit mehr verödet wurden, als andere durch den Krieg; wo man die Künste nicht kennt, wo die Fabriken daniederliegen, die Wissenschaft verbannt, der Ackerbau im Verfall ist, — wo das Menschen-Geschlecht selbst hinzuschwinden und vor den Augen des Beobachters zu vergehen scheint.‟ (Sketches in Greece etc.)

— Das Rath Dschatra. Dieses Jahresfest wurde auch das letzte Mal mit dem gewöhnlichen Gedränge gefeiert. Das Elend, welches seit einigen Monaten in Cattack und Balasore herrschte, in Folge der schlechten Ernte des vergangenen Jahres, die der furchtbare Orkan im Monat Oktober veranlaßte, hatte vermuthen lassen, daß sich dieses Jahr verhältnißmäßig nur eine geringe Anzahl Fremder zu dem Dschatra einfinden würde. Die Zahl der versammelten Menschen wurde verschieden angegeben; doch am ersten Tage der Feierlichkeit, als der Wagen in Bewegung gesetzt wurde, waren nicht weniger als 50 bis 60,000 Menschen gegenwärtig. Der Wagen des Dschagernat, so wie der seines Bruders und seiner Schwester, waren mit rother und gelber Leinwand und verschiedenen Zierrathen geschmückt. Der Hauptgötze unterschied sich durch sein schwarzes Gesicht. Er war von einer Menge Hindus von ehrwürdigem Ansehen umgeben, die auf Wagen saßen, und von der gewöhnlichen Musik begleitet, die dem Ohr eines Fremden außerordentlich mißtönend vorkommt. Es war etwas martialisches in dem Geräusch und der Bewegung dieser ungeheuren Menschenmasse, und das Gemisch so vieler fremder Sprachen gab ungemein viel zu denken. Der Wagen wurde von ungefähr 4000 Menschen gezogen, welche, wie man mir sagte, zu diesem Zweck von der Regierung gehalten werden und ein kleines Stück Land zum Lohn erhalten, das sie zu ihrem Unterhalt anbauen. Sie schienen Alle von der niedrigsten Klasse. Die Stricke, womit der Wagen gezogen wurde, glichen den Tauen eines großen Linienschiffes. Die Entfernung von dem Tempel nach dem Ort, wohin Dschagernat alle Jahre geführt wird, beträgt 1 bis 1½ Meile. Der Götze kommt nur sehr langsam vom Fleck, denn die Fahrt dauert gewöhnlich drei oder vier Tage. Ungefähr zwei Tage vor dem Dschatra brach die Cholera unter der Menge aus. Wie Viele fanden hier ihren Tod, in unermeßlicher Entfernung von ihrer Heimath und ihren Familien. Wir saßen ungefähr eine Stunde lang an derselben Stelle und sahen auf einem wenige Fuß großen Raum ein halbes Dutzend Unglücklicher dieser schrecklichen Krankheit erliegen. Wenn es in den anderen Theilen der Stadt eben so ging, wie an dem Ort, den wir beobachten konnten, so muß die Sterblichkeit sehr groß gewesen seyn. Man sagt, die Abgabe, welche die Pilger am Stadtthor zu entrichten haben, werde dieses Jahr nicht viel einbringen. Eine große Menge derselben, die außerhalb des Hauptthores blieben, weil sie die Abgabe nicht bezahlen konnten, wurden am zweiten Tage des Dschatra unentgeltlich eingelassen. Uebrigens haben weder Unordnungen noch Unfälle stattgefunden. (Madras Gazette.)

— Raben-Zärtlichkeit. Im Gentleman's Magazine wird folgende Anekdote von einem merkwürdigen Raben erzählt. Der Rabe befand sich vor mehreren Jahren in einem Gasthofe bei Hungerford, und hieß Rose; ein Reisender, der in dem Gasthofe logirt hatte, erzählt: „Als ich in den Hof einfuhr, kam mein New-Foundländer Hund unter die Räder und brach einen Schenkel. Während ich das Thier untersuchte, war Rose augenscheinlich ein bestürzter Zuschauer. Für den Augenblick wurde der Hund mit meinem Pferde in den Stall gebracht, und Rose besuchte ihn nicht allein, sondern brachte ihm auch Knochen, und pflegte ihn mit auffallender und besonderer Sorgfalt. Ich machte den Stallknecht darauf aufmerksam, der mir erzählte, daß der Vogel mit einem Hunde zusammen aufgezogen worden sey, und daß die ganze Nachbarschaft oft Zeuge von der Zärtlichkeit zwischen den beiden Thieren gewesen sey. Rose's armer Hund habe einmal ein Bein gebrochen, und während der langen Zeit, wo er liegen mußte, sey Rose beständig um ihn gewesen, habe ihm zu Essen zugeschleppt und ihn kaum einen Augenblick allein gelassen. Eines Abends sey zufällig die Stallthüre verschlossen worden, so daß Rose die ganze Nacht über der Gesellschaft seines Freundes beraubt war; aber der Stallknecht fand am andern Morgen die Thüre so zerpickt, daß, wenn er noch eine Stunde so gearbeitet hätte, Rose sich selbst einen Eingang gebahnt haben würde. Die Gastwirthin bestätigte diese Erzählung und führte mehrere andere Fälle von Zuneigung des Raben zu Hunden im Allgemeinen, besonders aber zu kranken oder verwundeten Hunden an.‟

*) Die Erklärung über dieses seltsame alle Berechnung täuschende Resultat bleibt uns zwar der Berichterstatter schuldig, doch scheint aus dem Nachfolgenden hervorzugehen, daß die Verwaltung des Vermögens, d. h. des Kapitales, gränzenlos schlecht ist, ohne daß jedoch der Familie des Erblassers von dem Ertrage desselben etwas zu gut kommt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Mittwoch den 10. Juli 1833.

China.

Die Ermordung des Tungdschu.

Episode aus dem historischen Romane San-kue-dschi, oder „Geschichte der drei Reiche."

Die Chinesen besitzen mehrere sehr geschätzte historische Romane. Einer der berühmtesten, betitelt: San-kue-dschi, enthält in zwanzig (dünnen) Bänden die Geschichte der drei Staaten Schu, Wei und Wu (U), in welche das Chinesische Reich ums Jahr 220 unserer Zeitrechnung zerfiel, als die Dynastie der östlichen Han mit Kaiser Hiän-ti erlosch, unter dessen Regierung, im Jahre 193, die Ermordung des Tungdschu erfolgte.*) Wir lassen jetzt den Chinesischen Roman selbst sprechen.

... Tungdschu befand sich in der Stadt Dschangan, als er den Tod des Feldherrn Sünkian erfuhr. „Endlich", rief er aus, „bin ich von einer Last befreit, die mich niederdrückte." Dann fragte er nach dem Alter seines Sohnes Sündsző. „Siebzehn Jahre", antworteten ihm, die um ihn standen. „Siebzehn Jahre! Das ist der Rede nicht werth."

Von diesem Augenblick an legte sich Tungdschu den Titel eines Dschangfu bei und ging, als wäre er der Kaiser, dessen Rechte er usurpirte, niemals ohne starke Bedeckung aus. Er wählte Fürsten nach seiner Laune, ohne zu fragen, welches ihr Alter und ihre Familie sey, und theilte an Kinder beiderlei Geschlechts, die noch von ihren Ammen gewiegt wurden, das Purpurkleid und den goldenen Gürtel aus. Er schickte 250,000 Frohnarbeiter, um die Stadt Mein zu erbauen. Er wollte den Mauern dieser Stadt einen Umfang von 1000 Li geben, und gleiche Höhe und Dicke mit den Mauern der Hauptstadt. Er errichtete im Innern der Stadt prachtvolle Paläste und Magazine, in denen er Kornvorräthe auf zwanzig Jahre sammelte. Er wählte unter dem Volke achthundert der schönsten Mädchen von funfzehn bis achtzehn Jahren, die ihm als Sklavinnen dienten, und häufte unermeßlich viel Gold, Silber, Perlen, seidene Stoffe und edle Steine.

Er hatte die Gewohnheit, zu sagen: Wenn ich in meinen Plänen glücklich bin, so will ich mich des Reiches bemächtigen; wo nicht, so werde ich diese Stadt behalten und daselbst den Rest meines Lebens zubringen.

So oft Tungdschu sich öffentlich sehen ließ, waren die Präsidenten der höchsten Kollegien und die Minister genöthigt, an seinem Wagen niederzuknieen, und die Magistrate, welche dem Staat alte Dienste erwiesen hatten, konnten zu keinem Amte gelangen, wenn nicht ein Mensch ohne alles Verdienst, Namens Dsaiyung, sie vorstellte.

Eines Tages hatte sich ein Kaiserlicher Censor, der Hoangfusung hieß, vor Tungdschu's Wagen niedergeworfen. — Ha! rief Letzterer, Hoangfusung muß sich auch vor mir bücken!

„Wer konnte denn vorhersehen, daß Euer Excellenz den Gipfel der Macht ersteigen würde?"

„Der Adler ist zu hohem Fluge geboren; der Sperling, welcher sich kaum über die Erde erhebt, kann seine edle Bestimmung nicht fassen."

„Ehemals, gnädiger Herr, galten wir Beide für Adler. Hätte ich wohl denken können, daß Ew. Excellenz noch zu einem Funghoang (Phönix) würde?"

Tungdschu (mit großem Gelächter): „Fusung, fürchtest du mich?"

„Herr, wenn Ihr die Weisen ehret, wenn Ihr sie mit Großmuth behandelt, wer wird sich dann nicht beeifern, Euch seine Huldigung zu bringen? Wenn Ihr aber grausame Edikte erlasset, wenn Ihr Strafen auflegt, die die Menschheit empören, so wird nicht allein Fusung, sondern das ganze Reich vor Euch zittern."

Tungdschu lachte von neuem.

Er hielt sich mit seinem ganzen Hause in der Stadt Mein auf, von wo er bald nach vierzehn Tagen, bald nach einem Monate in der Hauptstadt erschien. Die Groß-Würdenträger empfingen ihn alle vor dem Thore (der Hauptstadt), genannt Kuang-men (das Glanz-Thor), und auf seinem ganzen Wege breitete man kostbare Teppiche über die Erde. Bei dieser Gelegenheit pflegte er die Groß-Würdenträger bei sich einzuladen. Eines Tages verkündigte man ihm die Ankunft einiger hundert Soldaten aus Norden, die zu ihrer Pflicht zurückgekehrt waren. Er ließ alle diese Soldaten vor sich führen und behandelte sie mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Den Einen ließ er Hände und Füße abschneiden, den Anderen die Augen ausstechen, wieder Anderen die Zunge ausreißen und noch Andere in Kessel voll kochenden Wassers werfen. Diese Unglücklichen baten noch im Todeskampf um Gnade. Die Magistrats-Personen bebten vor Grausen; sie ließen die Speise-Stäbchen sinken und dachten an kein Essen mehr. Tungdschu aber trank und aß wie zuvor und stieß dazwischen ein schallendes Gelächter aus. Die Magistrate wollten den Fest-Saal verlassen.

„Ich habe diese Rebellen hingerichtet", sprach der Gräuliche; „warum wird Euch bange?"

„Der Himmel überzieht sich mit finsterem Gewölk", entgegnete der Ober-Archivarius; „das ist ein Unglücks-Zeichen für die hohen Staats-Beamten."

Am nächsten Tage hatte Tungdschu alle Würdenträger in seinem Hotel vereinigt und in zwei Reihen niedersitzen lassen. Als der Wein mehrmals herumgekreist war, näherte sich Liüpu dem Tungdschu und sagte ihm einige Worte in's Ohr. „Was! kann ich das glauben?" rief der Tyrann lachend aus. Sogleich befahl er Liüpu, den Minister der öffentlichen Bauten, Dschangwen, bei den Haaren zu fassen und aus dem Saale zu zerren. Alle Magistrate verfärbten sich. „Gestern", sagte Tungdschu, „hat der Herr Ober-Archivarius den Magnaten ein Unglück angekündigt, und an diesem Menschen geht es in Erfüllung."

Einige Augenblicke nachher kam ein Bedienter und überreichte ihm in einer rothen Schüssel — den Kopf des Dschangwen. Tungdschu befahl dem Liüpu, den Gästen Wein zu schenken, und dieses blutige Haupt Jedem, bei dem er vorüberginge, zu kredenzen.

Die Magistrate sind von Furcht überwältigt; sie wagen es nicht, einander anzusehen, um ihr Grausen nicht zu verrathen.*)

„Meine Herren", sagte Tungdschu lachend, „fürchtet nichts. Dschangwen hatte sich mit Yuanschao verbündet, um mir das Leben zu nehmen. Er schickte Jemand, einen Brief zu bestellen, der zufällig in die Hände meines Sohnes Liüpu fiel. Darum habe ich ihn getödtet und werde seine ganze Familie ausrotten. Was aber Euch betrifft, die Ihr mir unbegränzten Gehorsam schenkt, Euch werde ich nicht tödten. Ich lebe unter dem Schutz des Himmels. Wer nach meinem Leben strebt, der ist des Todes."

Die Magistrate blieben stumm; ein Kopfnicken war ihre ganze Antwort. Als der Abend kam, zogen sie sich zurück, ohne ein Wort zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tungdschu befand sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres, das man ihm anvertraut hatte, um eine Empörung zu ersticken. Er vermehrte seine Streitkräfte in solchem Grade, daß er die des Kaisers lähmen konnte, den er aus eigener Autorität stürzte, um seinen Bruder Lien-hie auf den Thron zu bringen. Er ließ die Kaiserin und ihren Sohn, den er abgesetzt hatte, einkerkern und bald nachher Beide tödten. Von diesem Augenblick an glaubte er, Alles wagen zu können. Er nahm den Titel eines Statthalters des Reiches an und ließ kein Verbrechen unbegangen, womit er seine Rache oder seinen Ehrgeiz befriedigen konnte. Er ließ die Stadt Loyang abbrennen, deren Einwohner zu einigen Hunderttausenden aufstanden, und zwang den Kaiser, in Dschangan zu residiren. Tsaotsao, Sünkian und mehrere mächtige Chefs verbündeten sich, ihn zu bekämpfen. Allein sie trennten sich bald wieder und vergaßen das Wohl des Staates, um ihr eigenes Interesse zu verfolgen. Diese Entzweiung der Alliirten freute den Tungdschu sehr, und er dachte an nichts mehr, als an die höchste Gewalt. Allein der Minister Wangyün, seiner Verbrechen müde, erwirkte einen geheimen Befehl vom Kaiser und ließ ihn durch Liüpu ermorden.

(Aus den Chines. Reichs-Annalen.)

*) Wenn ein Chinesischer Autor sein Publikum mit Grausen erfüllen will, so verdirbt er Alles wieder durch die ungeschickte Beschreibung der Furcht, die etwas Gräßliches hervorbringt, oder sein Tyrann geberdet sich wie der Teufel in einem Puppenspiel und erzeugt weit eher Gelächter als Schrecken. So geht es, wenn die ästhetische Würde fehlt und das Naive zum Kindischen wird.

Italien.

Italiänische Ansichten über National-Poesie.

(Schluß.)

Ein ganz anderer Schauplatz eröffnet sich uns im Norden Europas. Farblose und unfruchtbare Fluren, eine dicke trübe Luft, eine Sonne ohne Glut und oft ohne Glanz, hohe Berge mit Klüften und jähen Abhängen, ewiger Schnee, finstere Wälder, die unbetretenen Wohnsitze aller fantastischen Gestalten, welche die Einbildungskraft nur ersinnen kann, ein Erde und Himmel umschleiernder Nebel, der die Umrisse der Gegenstände verzerrt und sie häufig den Blicken entzieht; alles dies bildet eine düstere wilde Natur, der es gleichwohl nicht an Reizen und Schönheiten fehlt. Wenn nun die Natur der mittäglichen Länder das Herz der Freude öffnet, so er-

weckt die des Nordens ein anderes wohlthuendes Gefühl, die Schwermuth; jene erfüllt das Gemüth mit heiteren Ideen, mit reizenden Idealen, mit lieblichen Wahngebilden; diese lenkt es zu ernster Betrachtung und erhabener Anschauung; die eine fesselt den Menschen mit dem Zauber ihrer süßen und wechselnden Eindrücke an das gegenwärtige Leben, und an die schöne Natur, die ihn umgiebt, die andere zieht ihn mit ihrer Würde und düster majestätischen Einförmigkeit von einer rauhen Wirklichkeit ab und leitet ihn zu einer unsichtbaren Welt, die seine geschäftige Einbildungskraft mit Freuden und Hoffnungen in reichem Maße bevölkert. Wenn die Zauberin Phantasie ihre nie ermüdenden Schwingen in hellem Sonnenschein, in den Wohlgerüchen der Felder und Lüfte ausbreiten kann, und wenn sie gleich einer fleißigen Biene Blumen findet, um darauf auszuruhen, und Süßigkeiten, um sie einzuschlürfen: so hemmt sie freudig bei solchen Gegenständen ihren Flug; entdeckt sie aber eine traurige schweigende Natur, und bleibt sie gleichsam eingekerkert in Frost und Finsterniß: so schwingt sie sich gleich zu einer andern Welt auf, die sie gleichsam aus eigenen Mitteln schafft und ausschmückt; denn der produktive Dichtergeist gleicht den Fluthen, die, an einer Seite eingedämmt, an der anderen mächtig hervorbrechen. Darum haben die Kaledonier, die Gallier, die Germanen, die Skandinavier und überhaupt alle Völker, die der unermeßlichen Celtischen Familie angehören, das Prinzip des künftigen Lebens an die Spitze ihrer Lehren und Einrichtungen gestellt; mögen sie es nun ihrem gemeinsamen Gesetzgeber **Odin** oder den Persern und Indern verdanken. Die Religion, wenn sie nicht ein Abglanz der ewigen Wahrheit ist und also menschlicher Argumente bedarf, richtet sich von selbst nach Klima und Sitten der Völker. So bestärkte auch der Glaube der nordischen Völker durch Lehre und äußeren Kultus den Hang zum Grausenhaften und Melancholischen, den ihre Natur erweckte; wie die Natur traurig, träge, einförmig war, so war die Religion einfach in ihren Vorschriften, streng in ihren Bußen, schreckbar in ihren Gebräuchen. Man verehrte einen **Herrn der Stürme**, einen **ewig schweigenden Gott**, eine Göttin, die **Verkünderin des Leidens**, den Gott der **grausigen Eise** u. s. w. Würdige Diener solcher Gottheiten waren jene furchtbaren Druiden, die ihre blutigen Mysterien im unzugänglichen Dickicht feierten oder mit finsterer Miene an den Zauber-Steinen saßen, um Orakel zu sprechen. Wer sich ihnen nähern wollte, wanderte durch öde Strecken, über dräuende Felsen, durch weites melancholisches Haideland, an wolkenhohen Eichen, an bemoosten Gräbern, an Altären vorbei, die vom Blute der Menschenopfer rauchten, und hörte er unter dem Heulen des Sturmes, dem Brausen der Waldströme und dem Stöhnen der Jungfrauen, die auf dem Holzstoß verbrannt wurden, die gefürchteten Orakel, so schien es ihm, als thäte der Himmel selbst durch so schreckbare Zeichen sich kund, und er glaubte an die donnernde Stimme der Götter. Daher war die Idee eines künftigen Lebens für jene Völker eine Eingebung, ein Beistand, eine Nothwendigkeit; sie hielten den Frieden für das höchste Glück, vermeinten aber, die Natur habe den Menschen zu unaufhörlicher Qual und Unruhe geschaffen; daher trotzten sie keck den Gefahren und spotteten des Todes, weil sie von jenseitiger Belohnung und Seligkeit überzeugt waren.

Die Poesie saß damals nicht an den Tischen der Großen, noch trieb sie einen schamlosen Handel mit Glückwünschen und Lobpreisungen; wohl aber erfüllte sie ihren ursprünglichen edelsten Beruf; sie unterstützte und befeuerte große nationale Gesinnungen, und erweckte die Gemüther zur Tugend, zu hochherzigen Plänen, zu tapferen Thaten. Sie ward bei den Kaledoniern sorgfältig gepflegt, um jene Lehre vom künftigen Leben, die so viel Unerschrockenheit im Angesicht des Todes erzeugte, lichtvoll und wirksam zu machen. Alles Wunderbare und die ganze Maschinerie der Kaledonischen Dichtkunst entstammte also dem Glauben an eine Zukunft jenseits des Grabes. Die Manen der Abgeschiedenen verkündigten den Ueberlebenden durch den Mund der Barden oder Skalden den Willen des Schicksals; sie ermahnten und ermuthigten, so, daß man sagen kann, die Schatten verwalteten in der nordischen Poesie das Amt der Seher und der Chöre in den Griechischen Tragödien. Die Schatten wohnten den Festgelagen bei, sie kämpften mit in den Schlachten, und das nächtliche Röcheln der Sterbenden auf dem blutgetränkten Wahlplatz war den Lebenden die Stimme von tausend über den Hügeln stöhnenden Geistern. Findet man zuweilen in der nordischen Poesie heitere Gedanken und Gefühle, so verdanken diese der Kunst*) des Dichters ihr Entstehen, welcher in sein schauriges Gemälde einige Lichtpunkte bringen wollte, wie auch zuweilen eine trübe Gemüthsstimmung in die mittägliche Poesie ein Helldunkel bringt. Aber im Allgemeinen war der Einfluß jenes neblichen Himmels so groß, und das Grausen von solcher Wirkung, daß man der Sonne ihr Recht entzog, und daß sowohl Kaledonier als Skandinavier die Zeit nach Nächten eintheilten, statt nach Tagen. Dieses System macht begreiflich, wie eine Poesie, die so innig mit dem Charakter jener Völker übereinstimmte, wahrhaft national werden konnte.

Eine mächtige Umwälzung kam durch das Christenthum in die nordische Poesie. Diese Religion lehrte die Unsterblichkeit der Seele als Glaubens-Artikel, versprach eine gerechte Wiedervergeltung, heiligte die Gräber und verordnete feierliche Bestattung und Gebete für die Todten. So verwandelte sie einen unstäten Glauben, eine Art von Ahnung, in eine positive, begründete, unerschütterliche Lehre, und hielt auf diese Weise das Lebens-Prinzip der nordischen Poesie aufrecht, das sie nur von den Meinungen und Irrthümern reinigte, die es entstellten und verfälschten. Es blieben ihr jedoch die einsichen Formen und der strenge Kultus, welcher der nordischen Natur so entsprechend ist. Die Kirchen-Reform trug nicht wenig hierzu bei; denn indem die Protestanten die prächtigen Feste und erhabenen Ceremonien des katholischen Kultus abschafften, den Geistlichen ihr Priestergewand auszogen und die Anrufung der Heiligen abstellten, raubten sie der Religion Alles, was die Phantasie erregen und dem Bedürfniß, dem Schmerz, dem Lebensüberdruß der geplagten Menschheit zu Hülfe kommen kann, und schränkten sie auf jene ganz geistige Gemeinschaft mit Gott ein, welche in beschaulichen Seelen den Enthusiasmus erweckt und sie durch Visionen und mystische Eingebungen nährt und erhebt.*)

Diese Ursachen und Veränderungen bereiteten die moderne Poesie des Europäischen Nordens vor. Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts fing man in Deutschland an, die Gründe der Poesie zu erforschen; man erkannte, daß sie, um einen entschiedenen Charakter zu erhalten, auf die Lehre vom künftigen Leben basirt werden müsse, als auf diejenige, deren Wahrheit den Lehren des Christenthums, deren Würde der Natur jener Länder, deren langer Einfluß auf die Nation den vaterländischen Alterthümern, den geschichtlichen Denkmälern, den örtlichen Sagen am entsprechendsten war. Da nun diese Lehre, die von der ästhetischen Seite aufgefaßt ward, auf jene Berufung zu einem besseren Loose sich gründet, welche jeder Mensch im innersten Herzen fühlt, und die ebenfalls den Eindrücken des Ganzen der Natur, den großen Ideen, zu welchen der Geist durch Folgerungen sich erhebt, den Affekten und Handlungen der Menschen ihr Daseyn verdankt; so urtheilten jene tiefdenkenden Deutschen Geister, daß ihre Poesie Alles ohne Unterschied sich aneignen müsse, was in der physischen und moralischen Natur zur Anschauung kommt, Alles, was Geschichte und Leben in ihren bedeutendsten Wechseln wie in ihren unbedeutendsten Zufällen uns bieten, weil die Menschheit sich selbst, ihre Geheimnisse, ihre Kräfte, ihre Tendenz eben so gut im strahlendsten Ruhm wie in der tiefsten Erniedrigung, in der Tugend wie im Laster, in der schmeichelnden Liebe wie im quälenden Hasse offenbart. Wie ferner dies wunderbare Ineinanderwirken der verschiedensten Elemente bewies, daß der Mensch ein unerklärliches Gemisch von Hoheit und Elend, von Stärke und Schwäche, von Weisheit und Thorheit, Güte und Treulosigkeit sey, wie immer ein neues Geheimniß sich darstellte, und wie es schien, als ob zwei feindliche Mächte in ihm stritten und sich bemühten, ihm sein erhabenes Erbtheil abwechselnd zu geben und zu entreißen; so kam in diese Poesie die Idee eines Räthsels, dessen Lösung dann erst möglich seyn wird, wenn die Schatten des Lebens aufgehellt sind, und ein Kampf beigelegt, der nicht eher aufhören kann, als bis die Fesseln gebrochen sind, welche unser geistiges Selbst in die Materie bannen. Demgemäß kann man diese Poesie als eine Darstellung des gegenwärtigen Lebens definiren, durch die das künftige begreiflich werden soll. Daher findet Alles in dieser Dichtkunst eine Stelle, das Gewöhnliche und Außergewöhnliche, das Gute und Böse, was betrübt und was tröstet, was die menschliche Natur bis zum Engel erhebt und bis zum Thiere niederdrückt, die Thronen und die Blutgerüste, die Altäre und die Kirchhöfe, das Leben und der Tod.

Diese Poesie, immer nach voller und ewiger Erkenntniß strebend, verachtet beinahe Alles, was seine Gränzen hat, und verläßt die Wirklichkeit, um in einer Idealwelt zu schweifen, wo man der Phantasie die Zügel schießen läßt und wo jene Regeln nicht mehr gültig seyn können, die der Aesthetiker aus dem Studium der Wirklichkeit und den Gesetzen des Eindrucks auf das Gemüth ableitet. In eine solche Poesie muß nothwendig das Prinzip des Fatalismus sich einschleichen, welches, indem es den Ereignissen ein schrecklicheres Ansehen, den Leidenschaften einen dramatischeren Charakter giebt, die Phantasie mächtig erregt oder die Wirklichkeit und unser Sehnen in beständigen schneidenden Kontrast stellt. Die Ahnungen, als Vorboten des Schicksals, das unserer wartet; der Aberglaube, der, mit Schwäche und Unwissenheit im Bunde, der ewigen Sonne einen Funken und dem Schöpfer einen Theil seiner Wunderkraft rauben möchte; die Vorurtheile, die den großen Haufen so mächtig beherrschen, und der Tod endlich, den die Phantasie mit Larven und Schreckbildern, die Religion mit Segnungen umgiebt — alles dies im Bunde erzeugt eine Poesie voll Erhabenheit und Finsterniß, schwankend zwischen unruhigem Sehnen und zagender Hoffnung und sehr geeignet, die Seele in einem Mittelzustand zwischen dem Schmerz über die verlorene Glückseligkeit und der ängstlichen Erwartung glücklicher Tage, welche die Erlösung uns verbürgt, zu erhalten. So schließt sich diese Poesie einerseits an die akademische Philosophie, weil sie, gleich den platonischen Seelen, der verlorenen ursprünglichen Vollkommenheit sich erinnert; andererseits nähert sie sich der des Leibnitz, indem sie wie diese von der Wirklichkeit sich losmacht und ihre Ideen und das Material ihrer Thätigkeit gleichsam unmittelbar aus dem Innersten schöpft. Eben so läuft die Philosophie auch im Süden Europa's mit der Dichtkunst parallel. Während jene durch Schönheit sich bildet und durch Eindrücke erzeugt wird, macht diese aus den Eindrücken selbst ein festes klar sichtbares Bindungsglied, welches die Reihe der Seelen-Operationen an die Reihe der existirenden Gegenstände knüpft. Diese Analogieen und Uebereinstimmungen sind, unseres Bedünkens, von hoher Wichtigkeit und aufmerksamer Betrachtung würdig; denn es gewährt hohen Genuß und die nützlichste Belehrung, zu beobachten, wie Philosophie und Dichtkunst, obgleich scheinbar so verschiedenartige Entfaltungen des menschlichen

---

*) Das wäre nicht **Kunst**, sondern **Erkünstelung**. Bei dem wahren Dichter giebt es eben so wenig bezweckende Gefühle, als bezweckende Phantasieen.

*) Hier scheint der Verf. die unseligen Verwirrungen gemüthskranker Schwärmer mit dem reineren Mysticismus zu konfundiren, der immer tröstlich auf das Gemüth wirkte, und unserem evangelischen Deutschland, noch ehe wir eine klassische Literatur hatten, einen Schatz von herzerhebenden geistlichen Liedern schenkte, wie ihn vielleicht kein katholisches Land besitzt.

Geistes, doch während des geistigen Fortschreitens auf einer gewissen Höhe einen Punkt finden, wo sie sich vereinigen und scheiden.

Aus dem bisher Gesagten wird der verständige Leser klar erkannt haben, daß wie in dieser Untersuchung die klassische Italianische Literatur und die romantische Deutsche in Parallele gestellt. Obgleich nun der Besitz der romantischen Poesie in Deutschland zu suchen ist, wo Natur und Religion, Sitten und Sagen besser als anderwärts die Prinzipien und Formen derselben begründen, so verbreitete sie sich doch von dort aus über andere Länder, und viele romantische Kolonieen wurden in anderen Theilen Europa's gegründet. Eine Dichtungsart, welche die Darstellung des gegenwärtigen Lebens der Ahnung eines zukünftigen unterordnet, welche sich von den ältesten und gepriesensten Mustern ganz losreißt und gegen die Regeln sich empört, als wären es Pfähle und Spannketten, schmeichelt der Phantasie ungemein mit ihren Gaukeleien, begünstigt vermöge der Leichtigkeit des Gelingens*) die Illusionen der Eigenliebe und empfiehlt sich also denen besonders, welche eine rasch wirkende regsame Einbildungskraft mit der Macht des Genies und das plötzliche Aufwallen der ersteren mit dem kühnen Schwunge des letzteren verwechseln, die Phantasie über alle Gränzen hinausschweifen lassen und so monströse Geburten zur Welt fördern, die ihnen, ihres Bedünkens, einen bleibenden Ruhm sichern, der ohne Mühe, ohne Führer und fast ohne Studium erkauft ist.

Diese Neigung zum Romantischen fand noch Stütze und Nahrung an jenen Ideen, welche die nordischen Völker, die Gothen, Vandalen, Longobarden fast überall hinbrachten, als sie sich über Europa ergossen. Jene verworrenen Sagen, jene zerstreuten Ueberreste Skandinavischen Glaubens, dienten wie verlassene Trümmer eines zerstörten Gebäudes als Material zum Wiederaufbauen jenes Systems, das sich in der Folge nach dem verschiedenen Klima und den veränderten Umständen nothwendig modifizirte. In Spanien z. B. entstammte der Romantizismus ursprünglich den Lehren der Gothen, die jenes Land eroberten; allein er verklärte sich in den prächtigen Bildern, die Himmel und Natur des Südens dem Dichter einhauchen, und bereicherte sich mit Allem, was die Orientalische Poesie, die Arabischen Sitten, die Maurischen Künste Schönes, Wunderbares und Bizarres haben. Man kann den Romantizismus des Nordens eine finstere Nacht voller Mysterien und Schrecknisse nennen, den Spanischen aber eine heitere Sommernacht, von zahllosen Sternen erleuchtet und durch die fröhlichsten Träume verschönert. Eben so giebt es in Italien ein altes Vermächtniß romantischer Materialien, aus den Ideen und Einrichtungen Germanischer Völker gebildet, welche die Halbinsel beherrschten. Dies romantische Material pflanzte sich im Mittelalter fort und gab dem ganzen Zeitraum einen sehr eigenthümlichen Charakter.

Noch müssen wir dem bisher Gesagten zwei Bemerkungen beifügen. Die erste ist die, daß zuweilen in diesem oder jenem Lande bevorzugte Genie's emporkeimen, die, mit außerordentlichen Kräften geboren, wegen ungünstiger Umstände ohne Bildung bleiben, die poetische Schöpfungen zu Tage fördern, in denen auf der einen Seite wunderbare Schönheiten von dem erhabenen Geiste zeugen, der sie erfaßte, und auf der anderen alle jene Fehler ins Auge fallen, welche Mangel an Studium und Wissen und besonders Mangel an Ordnung, Auswahl und Urtheil unvermeidlich macht.**) Dies zufällige Zusammentreffen mit den Grundsätzen des Romantizismus bewirkt, daß die romantische Schule dergleichen Produkte sich aneignet; und die Häupter derselben bemühen sich mit großem Aufwand von Scharfsinn, vielleicht auch mit der ehrenwerthesten Treuherzigkeit, zu erweisen, daß die Dichtungen selbst den Prinzipien und Endzwecken jenes Systems entsprechen, und daß Ordnungslosigkeit, Nachlässigkeit, Unregelmäßigkeit, ja die Fehlgriffe selbst ungemein viel zur Bildung und Charakteristik einer Poesie beitragen, die mit dem Unsichtbaren vertraut seyn will. So kann man, ohne der Wahrheit untreu zu werden, sagen, daß Shakespeare, Lopez, Calderon romantische Dichter waren, ohne es zu wissen. Die zweite Bemerkung ist, daß der Romantizismus desto mehr an seiner Wesenheit verliert, je weiter er von seinem Ursprung sich entfernt, und endlich zu einem blassen Schatten ohne Körper und Bedeutung wird. Er besteht alsdann aus einer endlosen Wehklage über die Leiden der Menschheit mit unbestimmtem Sehnen und unbestimmter Hoffnung, aus einer fast abergläubischen Sorgfalt, häusliche Thatsachen zu sammeln und mit skrupelhafter Genauigkeit, mit einer gewissen demonstrativen Evidenz vorzulegen, aus einer erklärten Verachtung aller Regeln, Methoden und Modelle. Diese Form wird, je nachdem Laune oder Mode es verlangen, ohne Unterschied den Versen, der Prosa, der Malerei, dem Tanz, der Gartenkunst, den Fabrikaten und endlich den Kleidern und Geräthschaften angepaßt.

Wir wissen recht gut, daß ein großer Theil der angeführten Thatsachen und darauf beruhenden Reflexionen ausführlicher erörtert, strenger bewiesen und klarer auseinandergesetzt werden sollte. Und hätten es die uns vorgeschriebenen Gränzen erlaubt, so würden wir im Stande gewesen seyn, darzuthun, daß bei den alten nordischen Völkern die ersten Keime der Zauberkünste, der Wahrsagerei und überhaupt des ganzen Hexenwesens zu finden sind, die dem Romantizismus so gut zu Statten kommen; und daß die uralte Ehrfurcht dieser alten Völker vor dem weiblichen Geschlechte, mit Religiosität und Tapferkeit im Bunde, der erste Keim des ritterlichen Geistes war, welcher eigentlich aus einer fanatischen Liebe zu Gott, dem Ruhm und den Frauen besteht. Vielleicht würde dies unsere Untersuchung zweckmäßiger abgerundet haben. Auf jeden Fall aber hoffen wir, daß der positive Unterschied zwischen der klassischen Literatur des Südens und der romantischen des Nordens deutlich daraus hervorleuchten wird, mögen wir nun Zweck, Mittel oder Wirkungen in's Auge fassen. Nur in dem einen Punkte begegnen sie einander, daß beide ganz der Natur, der Religion, den Sitten der respektiven Länder angemessen und folglich beide als vollkommen national zu betrachten sind.

Diejenigen, welche behaupten, daß der Italiäner, weil er in die Fußstapfen der Griechen tritt, einer nationalen Literatur entbehre, und aus diesem Grunde zu den ultramontanen Schulen seine Zuflucht nehmen müsse, wissen eigentlich nicht, was sie sagen. In Italien sind Natur, Poesie und Religion in wunderbarem Einklang, und dieser Einklang dreier Potenzen, von denen die ganze menschliche Moralität und ein großer Theil alles Wissens abhängt, beruht auf der Liebe, welche die Natur einflößt, die Religion heiligt, die Poesie stärkt und veredelt. Dieses erhabene Kleeblatt ist unsere Zierde, unser Schutz, derjenige Theil unseres irdischen Besitzes, um den man uns immer beneidet hat, ohne ihn jemals uns entreißen zu können.

Wenn jedoch die klassische Italiänische Literatur und die romantische des Nordens beide relativ national sind, so folgt daraus, daß jede Nation weise handelt, wenn sie sich an ihre eigne hält und aufhört, um einen Vorrang zu kämpfen, der nichts anderes seyn kann, als ein Wort ohne Sinn, oder eine Idee ohne Wahrheit; denn jede dieser Literaturen ist in ihrer respektiven Heimath vorherrschend und muß daselbst vorzugsweise angebaut werden. Mögen wir uns nicht von thörichten Hoffnungen auf eine Vervollkommnung der Kunst hintergehen lassen. Nur die Wissenschaft hat eine unbeschränkte Bahn, und der Schatz des menschlichen Wissens kann durch neue Beobachtungen und neue Wahrheiten immer reicher werden; wogegen die schönen Wissenschaften und die Künste in jedem Zeitalter ihren Zweck vollkommen erreichen, wenn sie die Schönheit treu wiedergeben, angenehme Gefühle erwecken und zur Tugend begeistern.

Bibliographie.

Sull' istruzione de' ciechi. (Ueber den Unterricht der Blinden.) Denkschrift des Grafen Giovanni Scopoli. Verona.

Le feste del Signore e della B. Vergine. (Die Feste des Herrn und der heiligen Jungfrau.) Nach dem Englischen des A. Butler, mit historisch-kritischen Anmerkungen. 4 Bde. Monza.

Dell' abolizione delle tasse annonarie. (Ueber die Abschaffung der Consumtionssteuern.) Turin.

Frankreich.

Stanislas Andrieux.

Der vor kurzem verstorbene perpetuelle Secretair der Academie française, François Guillaume Jean Stanislas Andrieux, wurde am 6. Mai 1759 in Straßburg geboren; seine Schulstudien, die er in Paris in dem Gymnasium des Kardinal Lemoine durchmachte, hatte er bereits mit dem 17ten Jahre beendigt, und mit 23 Jahren gab er das Lustspiel „Les Étourdis", eines seiner besten Stücke, heraus, das mit großem Beifall auf der Bühne aufgeführt wurde. Durch diesen Erfolg ließ er sich aber nicht bewegen, sich der Schriftsteller-Laufbahn zu widmen, sondern zog, weil er die Stütze einer unbemittelten Familie werden sollte, den weniger glänzenden, aber ein sichereres Brod gewährenden Advokaten-Stand vor; er studirte daher Jurisprudenz, arbeitete fleißig bei einem Prokurator, trat im Justiz-Palaste unter den Auspizien des berühmten Hordouin auf und wollte sich eben in die Advokatenliste eintragen lassen, als die Revolution ausbrach. Nachdem in deren Folge der Advokatenstand aufgelöst worden, mußte er andere Erwerbsmittel suchen, und es gelang ihm, Büreau-Chef bei der General-Liquidation zu werden, welches Amt er jedoch nach dem 31. Mai niederlegte. Als das Land sich später reorganisirte, wurde er in das eben errichtete Cassations-Tribunal neben die berühmtesten Justiz-Beamten und Advokaten berufen; er erwarb sich die Achtung seiner neuen Kollegen und wurde bei einer ihrer Wahlen einstimmig zum Vice-Präsidenten ernannt.

Bei den legislativen Wahlen des Jahres VI. brachen Spaltungen in den Wahl-Versammlungen aus; in einer der Pariser Sectionen ernannte eine Partei Andrieux, während die andere Gohler ihre Stimmen gab. Obgleich Andrieux erklärte, daß die letztere Wahl die allein gültige sey, so ward dieselbe dennoch annullirt, und Andrieux hatte nunmehr zwischen den Functionen eines Richters und eines Gesetzgebers zu wählen, da die Verfassung beide als unvereinbar miteinander erklärte; er entschied sich für die zweite, wiewohl kein Gehalt damit verbunden war. Nach dem 18ten Brumaire trat Andrieux in das Tribunat, in welchem er mehrere Male das Wort ergriff und ein Vierteljahr lang sogar den Vorsitz führte. Die Versuche, sich unabhängig zu zeigen, welche diese Versammlung machte, erregten den Unwillen des ersten Konsuls, der den Widerspruch nicht liebte. Der erste Titel des Civil-Gesetzbuches war verworfen worden, und Andrieux hatte zu diesem Resultate als Redner beigetragen; als nun Bonaparte sich gegen ihn über den Widerstand des Tribunats beklagte, erwiederte Andrieux: „Bürger und erster Konsul, man kann sich nur auf

*) Der wahrhaft große romantische Dichter wird wohl verhältnißmäßig eben so selten seyn, als der große klassische, und die größere Leichtigkeit des Gelingens in der ersteren Dichtungs-Art gehört ohne Zweifel zu den mannigfachen Täuschungen der Theoretiker, die nicht näher mit ihr vertraut sind. Nur wo Genie vorhanden ist, da ist auch — richtig verstanden — ein Gelingen denkbar. Eben dieses Genie hat auch, im Romantischen wie im Klassischen, seine anerschaffenen — nicht erborgten — Regeln und Gesetze, die ihm stets heilig bleiben.

**) Hatte der Italiänische Kritiker hier die takt- und maaßlosen Ausschweifungen genialisirender Halbtalente oder ungeschickter Nachahmer im Auge, so würden die Worte „Mangel an Studium und Wissen, an Ordnung, Auswahl und Urtheil" gerechtfertigt seyn; da er jedoch, wie aus dem Verfolg hervorgeht, an die Werke Shakespeare's und Calderons denkt, so können wir nur seine schwachen Augen bedauern, die von dem Sonnenglanze genialer Schöpfungen dermaßen geblendet wurden, daß sie die darin waltende Ordnung nicht zu erkennen vermögen.

das stützen, was Widerstand leistet", — eine geistreiche und tiefe Aeußerung, die seitdem oft wiederholt worden ist. Der erste Konsul ließ sich aber dadurch nicht überzeugen, sondern eliminirte bald darauf die unabhängigsten Mitglieder, wie Andrieux, Constant und Daunou, aus dem Tribunate, das späterhin ganz aufgelöst wurde. Andrieux trat nunmehr in das Privatleben zurück, das seinen Neigungen ohnehin mehr zusagte. Seine Lage aber war jetzt keinesweges glänzend, denn er war seit mehreren Jahren verheirathet und hatte außer zwei Töchtern eine Schwester und seine bejahrte Mutter zu ernähren; dennoch schlug er das ihm von dem Polizei-Minister Fouché angetragene Amt eines Censors aus. Seine litterarischen Beschäftigungen, die bisher nur eine Erholung für ihn gewesen waren, wurden jetzt zur Erwerbs-Quelle. Mehrere leichte Poesieen voll Salz, Urbanität und gesunder Philosophie, wie die Epître au pape, le meunier de Sans-Souci, le Doyen de Badajoz u. a. m., hatten seit dem Erscheinen der „Étourdis" seinen schriftstellerischen Ruf vermehrt, er hatte mit Ginguené, Esménard und anderen an der Redaction einer geschätzten periodischen Zeitschrift „la Décade philosophique et littéraire" Theil genommen und war Mitglied des Instituts geworden. Durch den öffentlichen Beifall aufgemuntert, schrieb er wieder mehrere Bühnenstücke, „Helvetius", „Le Souper d'Auteuil" und „Le Trésor", welche großes Glück machten; letzteres Lustspiel wurde 1810 von der zweiten Klasse des Instituts gekrönt.

Als Napoleon Kaiser und Joseph Bonaparte Prinz geworden war, ernannte der Letztere seinen alten Kollegen Andrieux, neben welchem er im legislativen Körper gesessen hatte, zu seinem Bibliothekar mit 6000 Fr. Gehalt; dasselbe Amt ertheilte ihm der Senat auf die Verwendung einiger Freunde, unter denen Madame Laplace, die Gemahlin des berühmten Geometers, obenan stand. Noch in demselben Jahre (1804) wurde Andrieux zum Professor der Französischen Sprache und Literatur an der polytechnischen Schule ernannt. Seiner bekannten Freiheitsliebe ungeachtet behielt er nach der ersten Restauration seine Aemter, verlor aber nach der zweiten das eines Professors an der polytechnischen Schule; dafür war ihm aber der Lehrstuhl der Literatur an dem Collège de France verliehen worden, und seine Vorlesungen an dieser Anstalt wurden nunmehr seine liebste Beschäftigung. Daneben schrieb er einen „Versuch über die Sprachen", interessante Abhandlungen über den Prometheus des Aeschylus und das Theater der Griechen in der Revue encyclopédique, arbeitete an der Sammlung fremder Bühnenstücke, so wie an der der Lateinischen Klassiker mit, schrieb die nach der Juli-Revolution mit Beifall aufgeführte Tragödie Brutus und war als Akademiker Mitglied der Kommission für das Dictionaire, dem er mit seinem Freunde Droz täglich mehrere Stunden widmete. Nachdem er seit dem Ausbruch der Cholera zu kränkeln angefangen hatte, starb er in der Nacht des 10. Mai 1833 in einem Alter von 73 Jahren. Als Hauptzüge seines Charakters als Schriftsteller nennt der Verfasser des Tableau de la littérature française Eleganz und Feinheit des Witzes. Die Deutsche Poesie liebte er „wegen ihrer Extravaganz" nicht und konnte der Frau v. Staël ihre Bewunderung für dieselbe nicht vergeben. (R. d. P.)

Bibliographie.

Nouvelles legendes françaises. (Neue Französische Sagen.) Von Ed. d'Anglemont.

La restauration de la société française. (Die Restauration der Französischen Gesellschaft.) Herausgegeben von der Redaction der Gazette de France. Pr. für die Abonnenten der Gazette 3 Fr.

La grande dame et la jeune fille. (Die vornehme Dame und das junge Mädchen.) Roman von Max. Perrin. Zweite Auflage. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Penny Magazine. Dieses seit dem 1. März 1832 von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in London herausgegebene Journal zählte bereits in den ersten Monaten an 80,000 Abnehmer. Nach dem letzten Berichte jener Gesellschaft war der Debit bis zum 31. Dez. v. J. auf 226,000 Exemplare (von jeder Nummer) gestiegen, und bis zum 1. April 1833 sollen, sämmtliche Auflagen nach ihren einzelnen Exemplaren zusammengezählt, nicht weniger als funfzehn Millionen Blätter ausgegeben worden seyn! In der That, eine ungeheuere vielversprechende Aussaat von Kenntnissen, wenn auch nur der tausendste Theil auf einen fruchtbaren Boden fällt. Das in Deutschland seit kurzem nachgebildete Pfennig-Magazin (Leipzig, bei Bossange) das diesen Namen mit Unrecht führt, indem jede Nummer nicht einen Pfennig (wie in England einen Penny), sondern etwa einen Groschen kostet, ist zwar ebenfalls mit ähnlichen Holzschnitten ausgestattet, jedoch nicht so reichen Inhalts wie das Englische. In Deutschland, wo alle Journale im Vergleiche mit Englischen Preisen einen verhältnißmäßig nur sehr geringen Kosten-Aufwand verursachen, kann natürlich das „Pfennig-Magazin" keine so überraschende Erscheinung seyn, doch ist ihm, schon wegen seines für Kinder höchst anziehenden und belehrenden Inhalts, jedenfalls auch eine günstige Aufnahme zu versprechen.

— Geographisches Museum in Brüssel. Herr P. van der Maelen, ein achtungswerther Gelehrter, hat seit zwei Jahren in Brüssel an einer reizenden Stelle am Ufer der Senne ein weitläufiges Etablissement angelegt, in welchem man Alles, was sich in Hinsicht geographischer Belehrung nur wünschen läßt, vereinigt findet. Schon besitzt es eine reichhaltige Bibliothek, enthaltend alle Reisewerke, Ikonographieen, die Memoiren fast aller gelehrten Gesellschaften Europa's, sämmtliche periodische Schriften und eine vollständige Sammlung aller bis jetzt erschienenen Atlasse und Karten; Naturalien-Sammlungen, in welchen man Exemplare heimischer und auswärtiger Mineralien und fossiler Knochen findet; unter anderen eine kostbare Sammlung von Mineralien des Vesuvs, die der gelehrte Professor Manicelli eingesandt hat; einen Garten, wo fremde Pflanzen gezogen werden, und zahlreiche Ateliers, worin fleißig gearbeitet wird, und wo mehrere Künstler sich bereits durch Fortschritte in ihrer Kunst einen wohlverdienten Ruhm erworben haben. Diese Anstalt giebt von Zeit zu Zeit eine geographische Denkschrift heraus. In ihrem Lokale selbst werden regelmäßig unentgeltlich Vorlesungen über Sprachen und Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen gehalten und so eine Art von landwirthschaftlichem Institut gebildet, wo der Lehr-Kursus hauptsächlich folgende Gegenstände umfaßt: den Landbau, die Verbesserung des Bodens, der Düngung, die Ackerbau-Instrumente, die Pflanzen, welche von den Künsten benutzt werden, die medizinischen und heilsamen Pflanzen, die Erzeugnisse des Ackerbaues, die Ausrottung schädlicher Thiere ꝛc. ꝛc. Mit einem Worte, der Jugend steht hier Alles zu Gebot, um sich zu unterrichten; Bücher, Karten, physikalische und Ackerbau-Instrumente, Naturalien, kurz Alles, was die Anstalt enthält. Jeder der jungen Leute wird nach seinen Anlagen zu einem besonderen Fache mit Nachdruck angehalten. — Wir machen das Publikum auf diese Anstalt, die mit den meisten gelehrten Gesellschaften in Korrespondenz steht, als auf ein wahres geographisches Museum aufmerksam, welches ein gemeinschaftliches Band für die gelehrte Welt werden kann. (Fa Fe.)

— Bergami. Unter diesem Titel wird jetzt auf dem Pariser Theater der Porte St. Martin unter ungeheurem Zulauf ein Melodrama gegeben, das den bekannten Proceß der verstorbenen Königin von England zum Gegenstand hat. Das ganze Oberhaus und natürlich eine große Anzahl noch lebender bekannter Personen kommt auf die Bühne. Brougham tritt mit seiner großen Amts-Perücke als Vertheidiger der Königin auf, und Rossini wird von einem ziemlich korpulenten Schauspieler, wie er leibt und lebt, wie er singt und komponirt, dargestellt.

— Schießpulver zu erproben. Man schüttet einen oder zwei Schuß Pulver auf weißes Papier und zündet es an, indem man es mit einem glimmenden Holzstengel berührt, oder, noch besser, mit einem an einem Ende glühenden eisernen Stäbchen. Ist das Pulver gut, so fliegt es schnell mit einem weißen und hellen Rauch auf und läßt auf dem Papier nur einen runden graulichen Fleck zurück. Schlechtes Pulver hingegen hinterläßt einen schwarzen Fleck, und das Papier ist angesengt. (Fu. Fe.)

— Der Algiersche Schakal. Capitain Blondin, Kommandant der Brigg „La Jeanne d'Arc", hat dem Museum zu Boulogne einen lebendigen Schakal, Canis aureus, geschenkt, den er von Algier mitgebracht hat. Dieses Thier, welches an Farbe dem Wolf gleicht, unterscheidet sich von demselben durch den Schwanz, der dickbehaart wie ein Fuchsschwanz und viel kürzer ist. Die Größe des Thieres hält die Mitte zwischen dem Wolf und dem Fuchs. Der Schakal scheint über alle heiße Gegenden von Asien und Afrika verbreitet. Er lebt in zahlreichen Trupps, bewohnt Höhlen, die er sich selbst gräbt, und alle, die zu einem Trupp gehören, gehen zusammen auf die Jagd und vertheidigen einander, wenn sie angegriffen werden. In den Gegenden, wo sie überhand nehmen, richten sie vielen Schaden an. Sie graben die Leichen aus, dringen selbst in die Viehställe, wo sie sogar das Leder an den Geschirren abfressen, wenn sie keine andere Nahrung finden. Wenn sie sehr hungrig sind, fallen sie selbst Menschen an; gewöhnlich aber leben sie von Aas, welches sie den Hyänen und Geiern abjagen. Man hat die Abstammung des Haushundes von dem Schakal herleiten wollen, und es ist allerdings mehr Grund da, ihn von diesem Thiere als von dem Wolf abstammen zu lassen. Indeß kann nur eine unmittelbare Erfahrung lehren, ob der Schakal geeignet ist, die häuslichen Eigenschaften des Hundes anzunehmen. So lange dies nicht geschehen, wird man immer finden, daß der Hund sich durch einen Charakter unterscheidet, der ganz besondere natürliche Anlagen vermuthen läßt, die man bis jetzt keinen Grund hat, auch bei dem Schakal vorauszusetzen. — Herr Isidore Geoffroy de St. Hilaire giebt in dem zoologischen Theil der „wissenschaftlichen Expedition nach Morea" folgende gedrängte Beschreibung dieser bis jetzt noch nicht vorgekommenen Art des Schakals von Algier: „Die Merkmale des Algierschen Schakals lassen sich folgendermaßen angeben. Der Wuchs groß und das Haar weniger rauh als bei den übrigen Schakaln; der obere Theil des Kopfes gelblich grau, häufig mit Schwarz wechselnd, welches in allen anderen Farben an den verschiedenen Theilen vorherrscht, besonders auf dem Kreuz und am Ende des Schwanzes, die fast ganz schwarz sind. Der untere Theil des Leibes von sehr hellem Fahlgelb; der untere Theil des Kopfes, der Hals und der Rand der Oberlippe weiß. Ueber dem Schädel fahlgrau mit Schwarz getippt; der obere Theil der Schnauze, die Ohren, der obere Theil des Halses und der Glieder brandgelb. Oberhalb der Brust an der Schulter fängt eine schwarze Linie an, die am Dickbein aufhört, aber am Mittelfuß wieder zum Vorschein kommt; eine ähnliche schwarze Linie zieht sich über die hinteren Glieder, doch nur in der Gegend der Schenkel und der Kniekehle. (Annotateur boulonnais.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Freitag den 12. Juli 1833.

England.

Das Gedächtniß der Blinden.

Eine bekannte Wahrnehmung ist es, daß den Blinden und Tauben, als Ersatz für die ihnen fehlenden Sinne, oft ein viel schärferes Vermögen ihrer übrigen sinnlichen Organe beiwohnt. Seltener trifft es sich, daß auch ihre geistigen Fakultäten um so viel mehr sich ausbilden. Am meisten ist dies noch mit dem Gedächtniß der Fall, wovon nachstehende Erzählung ein merkwürdiges Beispiel liefert:

Zu Stirling in Schottland lebt ein alter blinder Bettler, den man in der ganzen Umgegend unter dem Namen des „blinden Alick"*) kennt, und der ein in der That unglaublich starkes Gedächtniß besitzt.

Alick war von seiner Kindheit an blind. Seine armen Eltern konnten wenig für ihn thun, obgleich dazumal selbst Reichthum einem Blinden wenig helfen konnte; denn noch war das bewundernswürdige System des Unterrichts Blindgeborener, noch waren die geistreichen Erfindungen unserer Zeit, von denen man fast sagen möchte, daß sie für die Entbehrung des Augenlichts Ersatz geben, völlig unbekannt. Doch muß man den armen Bewohnern Schottlands zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie immer ängstlich darauf bedacht gewesen sind, ihren Kindern die ersten Elemente des Unterrichts beizubringen, und lange Zeit die Gewohnheit hatten, sie täglich in eine Schule zu schicken. So thaten auch die Eltern des Alick, um ihren Sohn vor Unglück zu bewahren, und damit er durch Anhören des Unterrichts anderer Kinder etwas lernen möchte. Das einzige Lesebuch in solchen Anstalten war damals die Bibel, und die Schüler pflegten, während sie in der Reihe herumlasen, die Zahl jedes Kapitels und sogar jedes Verses mit anzugeben. Das regelmäßige Anhören dieses Ablesens prägte dem kleinen Alick nicht bloß viele Stellen der Schrift, sondern auch die Nummer des Kapitels und Verses, wo jede Stelle vorkam, ins Gedächtniß. Vermuthlich ist Alick, wegen seiner Untüchtigkeit zu jedem nützlichen Gewerbe, ungewöhnlich lange Zeit in dieser Schule geblieben, und sein Vater mochte, wie dies bei den Schottischen Bauern allgemein ist, ein eifriger häuslicher Bibelleser seyn. Ein regelmäßiger Besuch der Kirche konnte indessen zu dem nämlichen Ergebniß führen.

Wie dem auch sey, man bemerkte mit Erstaunen, daß der blinde Alick, als er zum Manne gereift war und wegen des Todes seiner Eltern in den Gassen von Stirling sein Brod erbetteln mußte, die ganze Bibel, sowohl das alte als das neue Testament, im Kopfe hatte. Dies wunderbare Gedächtniß erregte natürlich die Aufmerksamkeit vieler wohlhabenden Leute und empfahl ihn der armen presbyterianischen Gemeinde. So brachte es Alick dahin, ein sorgenfreies Bettlerleben zu führen, und ward noch außerdem für ein Wunder seines Geburtsorts angesehen. Auch gelehrte Personen nahmen Kenntniß von ihm.

Der verstorbene Professor Dugald Stewart äußerte einmal seine Absicht, den blinden Alick auszufragen und dies merkwürdige Phänomen zu prüfen. Der scharfsinnige Metaphysiker hätte wohl einige interessante Wahrnehmungen machen können; allein wir glauben nicht, daß die projektirte Zusammenkunft jemals stattfand. Dagegen haben viele andere gebildete und wohlunterrichtete Leute den Alick geprüft, und Alle staunten über den Umfang seines Gedächtnisses. Welche Stelle der Bibel man ihm auch rezitiren mag, immer wird er Kapitel und Vers genau angeben, und fragt man ihn, wie der und der Vers dieses oder jenes Kapitels laute, so wird er die Stelle Wort für Wort herzusagen wissen. Vor kurzem wollte ihn Jemand in Verlegenheit setzen, indem er einen Vers aus der Bibel mit einiger Veränderung in den Worten herlas. Alick zögerte einen Augenblick und sagte dann, wo die Stelle zu finden sey, bemerkte aber zugleich, sie sey ihm nicht korrekt vorgesprochen worden; dann rezitirte er selbst den Vers, wie er im Buche stand, und verbesserte den absichtlich begangenen Fehler des Lesers. Hierauf fragte ihn derselbe Herr nach dem 90sten Verse des 7ten Kapitels im 4ten Buch Mose. Alick stutzte wieder einen Augenblick und sprach dann hastig: „Sie treiben Ihren Scherz mit mir, lieber Herr! Das Kapitel hat ja nur 89 Verse." Mehrere andere Versuche dieser Art wurden mit gleichem Erfolg angestellt. Oft befragte man ihn den Tag nach einer Predigt über den Inhalt derselben, und seine Examinatoren fanden alle Mal, daß der blinde Alick den ganzen Sermon wiederholen konnte, wenn ihre Geduld es zuließ.

Eine andere merkwürdige Seite an dem Gedächtniß dieses Bettlers ist die Leichtigkeit, mit der er sich den individuellen Ton der Stimme einprägt. Ein Schotte, der sich früher oft mit dem alten Manne belustigt hatte — Alick hatte einen derben und guten Humor — aber viele Jahre nicht in Stirling gewesen war, kam neulich zufälliger Weise wieder dorthin. Er begegnete Alick auf seinem täglichen Gange und redete ihn an. „Ich muß diese Stimme kennen", sagte der Blinde, „sie ist aber nicht mehr so Schottisch, wie vormals; — Sie werden wohl seitdem unter den Engländern gelebt haben." Alick hatte ganz Recht; jener Mann war geraume Zeit außerhalb Schottlands gewesen, und dies geschah zum Theil auf Kosten seines vaterländischen Accents.

Der blinde Alick wohnt allein, und so oft er sein Stübchen verläßt, schließt er die Thür ab und trägt den Schlüssel in der Hand mit sich. Diesen altmodischen Schlüssel hält er, wenn er draußen ist, immer in den Händen, und während er plaudert oder Fragen beantwortet, die ihm so häufig gestellt werden, schiebt er ihn vorwärts und rückwärts, oder aus einer Hand in die andere. Man hat zufällig die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß der wunderbare Fluß seines Gedächtnisses gehemmt wird, wenn ihm dieser Schlüssel fehlt. Davon überzeugte sich unter Anderen eben der Herr, dessen veränderter Accent dem Blinden aufgefallen war. Er nahm den Schlüssel, als wollte er ihn untersuchen, und fuhr fort, den Bettler über verschiedene Schriftstellen u. dgl. zu befragen. Alick's Antworten erfolgten immer langsamer und wurden am Ende nicht mehr genau, so daß er den Herrn ersuchen mußte, ihm seinen Schlüssel wiederzugeben, weil er seinem Gedächtniß nicht gebieten könnte, ohne den Schlüssel in Händen zu haben. Aus diesem Umstand haben Unwissende den Schluß gezogen, der Schlüssel des blinden Alick sey eine Art von Talisman. Uns jedoch erscheint dieses Faktum nur als ein neuer Beweis von der Macht der Gewohnheit und von dem mystischen, obgleich natürlichen Bande, das unsere geistigen Vermögen mit materiellen Dingen und Umständen verknüpft. So kennt der Verfasser dieses Artikels einen alten Spanier, der sich durch seine Unterhaltungsgabe auszeichnete, aber alle Mal verstummte und zerstreut ward, wenn Jemand einen besonderen Stuhl in einem besonderen Theile des Zimmers einnahm, den er durch eine lange Reihe von Jahren okkupirt hatte. Vergebens suchte man ihn dann mit Gegenständen der Unterhaltung, die ihm gerade die liebsten waren, anzuregen; Don Felix brachte kaum ein Wort über die Lippen, bis er wieder an seinem gewohnten Platze saß.

Das Gedächtniß dieses Mannes hat nicht bloß den Gebrechlichkeiten eines hohen Alters, sondern auch dem die Seelenkräfte noch mehr zerstörenden Einfluß starker Getränke widerstanden.

Ungeachtet seiner Blindheit ist Alick mit jeder Ecke und jedem Winkel, mit jeder Anhöhe und Vertiefung in und um Stirling so vertraut, daß er durchaus keinen Führer braucht; er verzichtet sogar auf die Dienste eines Hundes, dieses scharfsichtigen und treuen Begleiters armer Blinden. Sein Lieblings-Spaziergang ist der um den abschüssigen Felsen, auf welchem Schloß Stirling erbaut ist, und wo an vielen Stellen eine kleine Abirrung vom Pfade ihm den Hals kosten könnte. An der besonnten Seite dieser Anhöhe wird der neugierige Wanderer jeden Tag den blinden Alick antreffen, mit seinem Schlüssel in der Hand. (P. M.)

Bibliographie.

The chronology of history. (Chronologie der Geschichte.) Von Sir Harris Nicolas. Bildet auch den 44sten Bd. von Lardner's Kabinets-Encyklopädie. Pr. 6 Sh.

The principles of astronomy. (Grundzüge der Astronomie.) Zweite Abthg. Von W. Brett. Pr. 10 Sh.

The voyage. (Die Reise.) Ein Gedicht, von Henry Christmas. Pr. 6 Sh.

Domestic animals. (Hausthiere, in ihrem Verhältnisse zur civilisirten Gesellschaft.) Pr. 3½ Sh.

China.

Die Ermordung des Tungdschu.

(Fortsetzung.)

Der Minister Wangyün war in seine Wohnung zurückgekehrt und dachte über die blutigen Auftritte beim Festmahl nach. Er fehlte

*) Schottisches Diminutiv für Alexander.

sich auf eine Matte, konnte aber keine Ruhe finden. Er nahm seinen Stab und ging zu Fuß in den Garten hinter seinem Hause. Eben blickte er Thränen vergießend zum Himmel, als er aus einem nahen Pavillon ein Seufzen und Schluchzen vernahm. Wangyün schleicht sich verstohlen näher; er erblickt eine der Frauen seines Hauses, eine Tanzkünstlerin von hoher Schönheit, Namens Tiaodschan, die von Kindheit an unter seine Figurantinnen aufgenommen war. Wangyün, der ihre seltenen Anlagen bemerkte, hatte sie in Tanz, Gesang, Flöte und Zither unterweisen lassen. Es war ihr genug, Ein Ding zu wissen, um hundert Dinge zu verstehen. Die drei Religionen*), die neun**) Wissenschaften enthielten kein Geheimniß für sie.

Sie hatte von der Natur jene Schönheit empfangen, die Städte einnimmt und Staaten überwältigt. Damals war sie achtzehn Jahr alt. Wangyün liebte und pflegte sie wie seine eigene Tochter.

Nachdem er ihr lange zugehört, unterbrach er das Schweigen und sagte mit erzürnter Stimme: „Elende! gewiß hat Dich eine Liebes-Intrigue hierher geführt?“ Tiaodschan fiel zitternd zu seinen Füßen. „Herr“, sagte sie, „wie könnte Eure Sklavin es wagen, eine verbrecherische Liebe zu nähren?“

„Wenn Du nicht einen geheimen Liebeshandel hättest, wie kämest Du zur Nachtzeit in diesen Pavillon, um zu weinen und zu seufzen?“

„Erlaubet mir, daß ich Euch mein Herz ausschütte.“

„Verhehle mir nichts, ich will die Wahrheit ganz erfahren.“

„Herr, Eure niedrige Magd ist von Euch mit Wohlthaten überhäuft worden; Ihr habt sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters erzogen; Ihr habt sie in jeder schönen Kunst unterweisen lassen und nie als eine Sklavin behandelt. Wenn ich in Eurem Dienste mein Leben opferte, so wäre damit nicht der tausendste Theil Eurer Wohlthaten vergolten. Ich habe Eure Stirn von Kummer umwölkt gesehen und habe gedacht, die großen Interessen des Staates gingen Euch zu Herzen. Ich hätte gern Eure Sorgen verscheucht; allein ich fürchtete, Euch zu befragen. Nach diesen Abend war ich Zeuge Eurer Unruhe; ich sah, daß Ihr weder gehen, noch einen Augenblick stille stehen konntet. Dies ist die Ursache meiner Thränen. Ich glaubte nicht, daß Eure Herrlichkeit meinen Schmerz entdecken und mein Geheimniß mir entreißen würde. Kann ich Euch in Etwas nützlich seyn, so bin ich bereit, zu gehorchen, und müßte ich tausend Mal den Tod erleiden.“

Wangyün schlug mit seinem Stab an den Boden und sprach: „Wer hätte denken sollen, daß das Heil des Staates in Deinen Händen ruhte? Folge mir in den gemalten Salon.“

Tiaodschan folgte dem Wangyün, der allen seinen Frauen ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Als er mit Tiaodschan allein war, hieß er sie mitten im Saale Platz nehmen und warf sich vor ihr nieder, mit der Stirn den Boden berührend.

Tiaodschan ward von Schrecken ergriffen. „Herr“, sagte sie, auf die Knie sinkend, „warum werft Ihr Euch vor Eurer niedrigen Magd an den Boden?“

„Erbarme Dich des Reichs der Han und seiner unglücklichen Unterthanen!“ Er sprach's, und zwei Thränenbäche stürzten über seine Wangen.

„Ich wiederhole es, habt Ihr einen Befehl an mich, so bin ich bereit, zu gehorchen, und stände mir tausendfacher Tod bevor.“

Wangyün fiel von Neuem vor ihr nieder und sprach: „Das Volk schwebt in einer Gefahr, die nur mit der eines Menschen verglichen werden kann, der mit dem Kopfe nach unten hängt. Kaiser und Minister sind am Rande des Abgrundes, und Du bist das einzige Wesen, das uns retten kann.“

Tiaodschan warf sich dreimal vor ihm nieder und bat ihn, ihr sein Geheimniß zu offenbaren.

Wangyün sagte: „Tungdschu will sich des Thrones bemächtigen, und unter allen Beamten des Kaisers ist keiner, der ihn mit List aus dem Wege schaffen könnte. Tungdschu hat einen Adoptiv-Sohn, Namens Liüpu, der Muth genug besitzt, um Zehntausenden zu widerstehen. Ich vermuthe, daß sie Beide Freunde des Weins und der Wollust sind. Ich wünschte Dich erst dem Liüpu und dann dem Tungdschu zur Ehe anzubieten. Benutze diese Gelegenheit, damit Eifersucht entflamme zwischen Vater und Sohn und Einer gegen den Anderen die Waffen kehre; suche den Liüpu dahin zu bringen, daß er Tungdschu tödtet. Dann hast Du uns von einer Seuche befreit, die im Reiche wüthet; Du befestigst den wankenden Thron der Han und schützest ihn, als bildeten Meere und Gebirge seine Gürtel. Was gedenkst Du zu thun?“

„Herr, Eure Magd ist bereit, Euch Folge zu leisten. Führet mich ohne Weilen zu ihm, mein Entschluß steht fest.“

„Wenn dieses Unternehmen scheiterte, so würde Tungdschu meine ganze Familie vertilgen.“

„Seyd ganz ohne Sorge. Wenn Eure Magd die Pflichten der Gerechtigkeit und Dankbarkeit außer Augen läßt, so mögen sie tausend Schwerdter durchbohren! Ihre Seele komme nie wieder in einen menschlichen Leib!“***)

Wangyün dankte mit einer neuen Huldigung und hüllte den Plan, über welchem er brütete, in tiefes Schweigen. Des folgenden Morgens nahm er einen Karfunkel von unschätzbarem Werthe†), ließ ihn auf ein von Gold strahlendes Barett fassen und überschickte dasselbe heimlich dem Sohne des Tungdschu. Ganz außer sich vor Freude machte sich Liüpu gleich auf den Weg, um seinen Dank abzustatten.

*) Die des Thiän (Himmels), des Laoktün und des Buddha.
**) Unbestimmte Zahl für alle Wissenschaften.
***) Anspielung auf die Metempsychose der Buddhisten.
†) Ein solcher Mützenknopf aus edlem Steine ist das Abzeichen der Staats-Beamten vom ersten Range, welches auch jetzt nur die Minister tragen.

Wangyün hatte, in Erwartung des Besuchs, eine herrliche Mahlzeit bereiten lassen, wo die seltensten Früchte, die ausgesuchtesten Speisen, die köstlichsten Weine in Ueberfluß vorhanden waren. Er ging dem Liüpu selbst entgegen und bot ihm einen erhöhten Sitz an.

„Herr“, sagte der Gast, „ich bin nur einer der niedrigsten Hauptleute im Dienste Eurer Excellenz; Ihr aber seyd einer der ältesten und vielvermögendsten Staats-Minister. Warum laßt Ihr Euch so herab und erweiset mir eine Ehre, die mir nicht zukommt?“

„Ihr seyd jetzt der erste, ja der einzige Held des Reichs. Es ist nicht Euer Rang, den ich ehre; durch Eure Tugenden und Euren erhabenen Muth habt Ihr meine Ehrfurcht und Huldigung mir abgenöthigt.“

Liüpu war entzückt. Wangyün bewies ihm eine Aufmerksamkeit, die an Anbetung gränzte. Jeden Augenblick trank er seine Gesundheit und hörte nicht auf, ihn und Tungdschu zu preisen.

„Ich wage zu hoffen“, sagte Liüpu, dem der Wein schon zu Kopfe stieg, „daß Eure Excellenz mich bei erster Gelegenheit beim Kaiser empfehlen wird.“

„Ihr täuscht Euch, Feldherr, Ihr bedürft dessen nicht. Im Gegentheil, Ich wage zu hoffen, daß Ihr meiner bei dem Thaissö (ersten Minister)*) gedenken werdet. Mein Lebenlang werde ich diese unschätzbare Wohlthat nicht vergessen.“

Liüpu trank immer fort, lachte viel und gab seine Freude deutlich zu erkennen. Wangyün entließ sein ganzes Gefolge und behielt nur einige junge Sklavinnen zurück, die den Wein kredenzten.

„Man rufe meine Tochter“, sagte Wangyün, „damit sie auf die Gesundheit des Generals trinke.“

In wenigen Minuten führten zwei blau gekleidete Dienerinnen Tiaodschan vor die Gäste. Liüpu fragte, wer sie sey?

„Es ist meine Tochter. Da ich nichts habe, womit ich Euch meine Ehrfurcht vollkommen beweisen könnte, wollte ich sie Euch vorstellen.“

Liüpu trank mit Tiaodschan und betrachtete sie dabei mit lüsternen Blicken.

„Meine Tochter“, sagte Wangyün, sich etwas benebelt stellend, „ich bitte Dich, mit dem General ein Paar Tassen**) zu trinken. Er ist die Stütze meines ganzen Hauses.“

Liüpu ersuchte Tiaodschan, sich niederzulassen; allein sie wollte sich zurückziehen.

„Meine Tochter“, sagte Wangyün, „der General hat mich mit Güte überhäuft; nichts hindert Dich, einen Augenblick an seiner Seite Platz zu nehmen.“

Tiaodschan gehorchte und that dem General noch auf einige Tassen Bescheid. Wangyün selbst war so berauscht, daß er kaum aufrecht stehen konnte. Plötzlich erhob er mit begeisterter Miene das Haupt und sprach unter schallendem Gelächter: „Feldherr, ich biete Euch meine Tochter zur Ehe an; werdet Ihr wohl geruhen, sie zu heirathen?“

„Wenn dies Anerbieten von Herzen kommt“, entgegnete Liüpu dankend, „so bin ich bereit, im künftigen Leben in den Körper eines Hundes oder Pferdes zu wandern, um Euch dienen und meine Dankbarkeit beweisen zu können.“

„Bei erster Gelegenheit werde ich einen glücklichen Tag wählen***) und meine Tochter in Eure Behausung geleiten.“

Liüpu war nicht mehr Herr seiner Freude und wollte Tiaodschan mit den Augen verschlingen. Die Letztere erwiederte mit anmuthsvollem Lächeln und entzündete seine Leidenschaft immer mehr, indem sie ihm glühende Blicke zuwarf.

„Gern“, sagte Wangyün, „hätte ich Euch gebeten, die Nacht in meinem Hause zuzubringen, aber ich fürchte, der Thaissö (Tungdschu) könnte Verdacht schöpfen.“ Er hieß Tiaodschan sich entfernen und gab Liüpu das Geleite bis an den Ort, wo er sein Pferd bestieg. Nach der Rückkehr sagte Wangyün zu dem Mädchen: „Diese Zusammenkunft ist das Heil des Staates. Bei erster Gelegenheit werde ich den Premier-Minister einladen. Du wirst seine Begierden durch verliebte Lieder und einen wollüstigen Tanz aufregen.“ Tiaodschan versprach dies.

Als Wangyün des anderen Morgens im Kaiserlichen Audienz-Saale war, bemerkte er Tungdschu, der, gegen seine Gewohnheit, den Liüpu nicht bei sich hatte. „Gnädiger Herr“, sagte ihm Wangyün niederknieend: „ich wünschte, daß Ew. Herrlichkeit sich herablassen möchte, in meinem niedrigen Hause zu speisen.“ „Ew. Herrlichkeit“, sagte Tungdschu, „ist einer der ältesten Minister; da Ihr mich auf morgen einladet, wie könnte ich es ablehnen?“

Wangyün dankte demüthigst. Sobald er zu Hause war, ließ er den ersten Saal mit verschwenderischer Pracht ausschmücken; in die Mitte kam ein von Gold und Edelsteinen strahlender Sitz, und über den ganzen Fußboden wurden kostbar gestickte seidene Teppiche ausgebreitet.

Des anderen Morgens, um die sechste Stunde, meldete man die Ankunft des ersten Ministers. Wangyün empfing ihn im Ceremonien-Kleide und warf sich zweimal vor ihm nieder. Als Tungdschu von seinem Wagen abstieg, geleiteten ihn hundert Lanzenträger und Gepanzerte bis in den Speisesaal, wo sie sich in zwei Reihen aufstellten. Ihre Waffenrüstung war weiß wie der Schnee und schim-

*) Der vornehmste unter den sechs Pu-siang oder Ministern wird jetzt Tschen-siang genannt, welches Wort so viel als Ober-Beisteher bedeutet, wie Thaissö Ober-Lenker oder Regierer.
**) Die Chinesen trinken auch ihre geistigen Getränke aus Tassen, die, wo es anständig hergeht, sehr klein seyn müssen.
***) Der Chinese unternimmt kein wichtiges Geschäft, ohne vorher seinen Kalender zu befragen, in dem die Glücks- und Unglücks-Zeiten haarklein angegeben sind.

wernd wie Reif im Vorfrühling. Tungdschu hob den knieenden Wangyün auf und ließ ihn zu seiner Rechten sitzen.

„Herr", sagte ihm Wangyün, „Eure Tugend ist so groß und so erhaben, daß sie die des Y-in und des Dscheukung, dieser Weisen des Alterthums, verdunkelt." Sehr geschmeichelt nahm der Gast eine mit Wein gefüllte Tasse und gab selbst das Zeichen zur Musik. Wangyün bezeigte ihm größere Ehrfurcht, als dem Kaiser selbst.

Nach und nach wurde es finster. Als Wangyün merkte, daß sein hoher Gast vom Weine schon etwas betäubt war, führte er denselben in einen entlegenen Saal, reichte ihm eine Tasse und sprach: „Von Kindheit an habe ich die Gesetze der Astronomie studirt; aus der heutigen Stellung der Gestirne sehe ich, daß die Dynastie Han ihr Ziel erreicht hat. Die ganze Erde hallt von dem Rufe Eurer Thaten wieder. Ihr werdet an die Stelle des Kaisers der Han kommen, wie Schün dem Yao, wie Yü dem Schün folgte. So ist der Wille des Himmels und der Wunsch aller Bürger."

„Wie könnte ich so kühne Hoffnungen fassen?"

„Die Herrschaft", entgegnete Wangyün, „gehört nicht einem Einzelnen, sondern allen Männern im Reiche. Zu jeder Zeit haben tugendhafte Männer verderbte Fürsten entthront und unwürdige Fürsten dem Verdienste Platz machen müssen. Was hindert Ew. Excellenz, den Thron zu besteigen?"

„Ihr habt Recht", sagte Tungdschu lächelnd, „mir kommt die Kaiserliche Krone zu, und ich werde Euch auszeichnen als den verdientesten Mann im Staate."

Wangyün dankte fußfällig. Als die Lampen angezündet waren, erwartete man nur die Sklavinnen, die Wein und Speisen kredenzen sollten. „Eine gemeine Musik", sagte Wangyün, „ist Eurer Aufmerksamkeit nicht werth. Würdet ihr wohl geruhen, die Musik meiner eigenen Schauspielerinnen zu hören?" — „Mit Vergnügen", antwortete der Gast.

Wangyün schickte die ersten Musiker wieder fort und befahl, daß man Tiaodschan brächte, damit sie vor den Fenstern des Saales tanze und auf dem Sengbnang*) spielte. Als der Tanz vorüber war, ließ er sie näher kommen. Sie trat in den Saal und grüßte mit zweimaliger Kniebeugung.

„Wer ist dies junge Mädchen", fragte Tungdschu? — „Eine junge Figurantin." — „Kann sie singen?" — Wangyün befahl der Tiaodschan, ihre Kastagnetten zu nehmen und mit halber Stimme zu singen. Ihr Lied war folgendes:

Meine Lippen prangen im Purpurschein,
Meine Zähne gleichen zwei Perlenreihn.
Meine Stimme tönet wie Frühlings-Weisen,
Meine Zung' entsendet ein scharfes Eisen,
O, brächt es der Verräther-Brut den Tod,
Die meinem Land und Volk Verderben droht'

Tungdschu konnte nicht müde werden, die Sängerin zu loben und mit Begeisterung von ihren Reizen zu sprechen. Auf Wangyün's Geheiß überreichte sie dem ersten Minister eine Tasse mit Wein.

„Wie viele Frühlinge zählst du, Mädchen?" fragte Tungdschu, die Tasse annehmend. — „Ich bin im zwanzigsten Jahre." — „Traun, du gleichst einer Unsterblichen!"

„Gnädiger Herr", sagte Wangyün nach zweimaliger Begrüßung, „Euer alter Diener möchte Euch dies Mädchen anbieten; allein er weiß nicht, ob Ihr geruhen werdet, sie hinzunehmen?" — „Wollt Ihr mir diese himmlische Schönheit anvertrauen, wie soll ich Euch dann meine Erkenntlichkeit bezeugen?" — „Wenn sie die Ehre hat, Euch dienen zu dürfen, so ist ihr Glück vollkommen. Der Himmel beginnt übrigens zu dunkeln; ich will Tiaodschan in einem bequemen Wagen nach Eurem Hause bringen lassen."

Wangyün begleitete seinen Gast, vor dem Wagen herreitend, bis zu dessen Palaste, wo Tungdschu ihn wieder entließ. Kaum war er auf seinem Rückweg hundert Schritte von dem Hause des ersten Ministers entfernt, als er zwei Reihen Laternen auf sich zukommen sah. Ein Reiter, der eine lange Lanze trug, sprengte gegen ihn an — es war Lüpu — packte ihn mit nervigem Arm, zog seinen kostbaren Degen und sprach mit flammendem Blick: „Alter Schurke, Du hast mich zum Besten gehabt. Du bietest mir Tiaodschan zur Ehe und bringst sie ins Bett des Premier-Ministers?"

Wangyün antwortete mit Geistesgegenwart: „Hier ist kein schicklicher Ort zur gegenseitigen Verständigung. Kommet zu mir, ich werde Euch die Motive kennen lehren, die mein Benehmen rechtfertigen." Lüpu folgte dem Wangyün, der ihn, als sie angekommen waren, nach einem entlegenen Gemach seines Hauses führte.

„General", hub Wangyün an, „warum habt Ihr an einen Greis, wie mich, so harte Vorwürfe gerichtet?" — „Man hat mir angezeigt, daß Ihr ein junges Frauenzimmer in das Hotel des ersten Ministers gebracht. Wenn dies nicht Tiaodschan ist, wer sonst?" — „Ihr wißt nicht, was sich zugetragen hat." — „Wie kann ich Euer Geheimnisse kennen?" —

„Gestern", sprach Wangyün, „kam der Premier-Minister im Audienz-Saale zu mir und sagte: Ich habe eine Bitte an Euch; morgen werde ich Euch besuchen. Ich ließ eine kleine Mahlzeit bereiten und erwartete seine Ankunft. Heute ist er gekommen. „„Ich habe erfahren"", sagte er mir unter der Mahlzeit, „„daß Ihr eine Tochter habet, die Ihr meinem Sohne zur Ehe versprochen. Ich befürchtete, Ihr könntet Euch zu diesem Opfer nicht entschließen, und wollte Euch darum ausdrücklich fragen, ob dies noch Euer Wille ist."" Sogleich ließ ich Tiaodschan rufen. „„Es ist heut ein glücklicher Tag"", sagte der Minister; „„ich möchte meine Schwiegertochter mitnehmen, ein großes Fest anstellen und sie mit Lüpu verbinden."" Nun überlegt selbst, Feldherr, ob ich sein Gesuch zurückweisen konnte?"

*) Ein Wind-Instrument, das aus mehreren Bambus-Röhren besteht.

„Herr, entschuldigt mein Vergehen, ich war im Irrthum. Ich will morgen dafür Buße thun." Lüpu entfernte sich.

Als die Nacht herbeikam, legte sich Tungdschu mit Tiaodschan nieder, und sie blieb den ganzen Morgen des folgenden Tages in seinen Armen. Lüpu begab sich zum Palaste des Premier-Ministers, konnte aber keinen Aufschluß über die Sache erhalten. Er ging gerades Weges auf das mittlere Gemach los und fragte eine Sklavin, wo der Minister sey? Diese gab ihm den Bescheid, er und seine Neuvermählte seyen noch nicht aufgestanden. Lüpu schlich näher herbei, um den Tungdschu zu belauschen. Eben machte Tiaodschan am Fenster ihre Toilette. Sie bemerkte, als sie hinausblickte, das Spiegelbild eines hochgewachsenen Mannes in einem Wasserbecken. Es war Lüpu, der am Rande des Beckens stand. Sie nahm eine traurige und unruhvolle Miene an und hielt ein Schnupftuch vor die Augen, als wollte sie ihre Thränen verbergen.

Lüpu beobachtete sie lange verstohlen. Dann entfernte er sich und sann im Stillen über das Ereigniß nach, ohne noch seiner Sache gewiß zu seyn. Einige Zeit nachher kam er wieder. Tungdschu frühstückte im mittleren Saal. Als er Lüpu hereintreten sah, fragte er ihn, was es Neues gäbe? — „Ich weiß nichts", antwortete Lüpu. Er blieb vor dem Tische stehen und bemerkte hinter einem gestickten Vorhang die Bewegungen einer Person, die ihn neugierig zu belauschen schien. Bald ließ sie einen Theil ihres Gesichtes sehen und blickte ihn voll Zärtlichkeit an.

Lüpu erkennt Tiaodschan. Er ist nicht mehr Herr seiner Bewegung. Tungdschu bemerkt Verwirrung in seinen Reden. Er beobachtet ihn und sieht, wie er mit unverwandten Blicken nach dem Innern des Gemachs stiert.

„Lüpu", sprach sein Vater, „da Dich kein Geschäft hieher führt, so entferne Dich wieder."

Voll des grausamsten Argwohns ging Lüpu nach Hause. Seine Frau*) las Schmerz und Schwermuth in seinen Zügen. — „Was fehlt Euch?" sagte sie. „Hat der Minister mit Euch gezankt?" — „Was hat Tungdschu mir zu befehlen?" — Seine Frau wagte nicht, weiter zu fragen.

Seit dieser Zeit war das Innere des Lüpu nur von Tiaodschan erfüllt. Jeden Tag ging er in die Wohnung des ersten Ministers und konnte sie niemals ansichtig werden. Unterdeß gab sich Tungdschu der blinden Leidenschaft ganz hin, die ihm Tiaodschan einzuflößen gewußt, und einen ganzen Monat lang führte ihn keine Staats-Angelegenheit aus dem Palast. Ein Mal wurde Tungdschu unpäßlich. Tiaodschan pflegte ihn mit solcher Zärtlichkeit, daß sie sich keine Nachtruhe gönnte. Alles dies entflammte seine Leidenschaft immer mehr. Eines Tages, als Tungdschu eben schlief, stand Lüpu zu Häupten des Bettes; Tiaodschan befand sich hinter dem Bette. Sie bog sich mit dem halben Leibe hervor, um Lüpu zu sehen, legte die Hand auf ihr Herz und betrachtete ihn mit liebetrunkenen Augen. Lüpu antwortete mit Geberden. Tiaodschan deutete auf den Schlafenden, und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

Obgleich Tungdschu's Augen voll Schlaf waren, so bemerkte er doch, was vorging. „Wie!" sprach er plötzlich mit donnernder Stimme, „Du wagst es, dem Weibe meines Herzens Liebe zu erklären!" Sogleich rief er seine Offiziere und ließ den Lüpu mit dem Verbote, nie wieder seine Schwelle zu betreten, hinausbringen.

Lüpu kehrte, vor Wuth schäumend, nach Hause. Liju (ein Günstling des Ministers) hörte, was sich zugetragen, lief eilig in Tungdschu's Palast und stellte ihm vor, daß eine Entzweiung mit seinem Sohne ihm sehr nachtheilig seyn könnte. Der Premier-Minister ließ sich bewegen, den Lüpu wieder einzuladen, entschuldigte den Auftritt von gestern mit einer augenblicklichen Geistesverwirrung, die seine Krankheit veranlaßt, und machte ihm kostbare Geschenke. Jetzt kam Lüpu wieder täglich in den Palast des Ministers, ohne Furcht oder Haß zu zeigen. Tungdschu genas bald wieder. So oft er sich nach Hofe begab, ritt ihm Lüpu zur Seite, eine Lanze in der Hand. Eines Tages, als Tungdschu ungewöhnlich lange Audienz hatte, benutzte der General die Gelegenheit und sprengte gerade auf die Wohnung des Ministers los. Er band sein Pferd in der Nähe an und trat mit der Lanze in den hinteren Saal, um Tiaodschan aufzusuchen. Diese eilte ihm entgegen und sprach: „Erwarte mich im Pavillon des Phönix, im Hintergrunde des Gartens." Lüpu ging an den bezeichneten Ort, und bald erschien die Geliebte, schön wie die Mond-Göttin.

„General", sagte sie weinend, „obschon ich nur die Adoptiv-Tochter Wangyün's bin, so schätzt er mich doch, wie einen Edelstein. Als Ihr verspracht, mich zur Gattin zu nehmen, glaubte ich, mein geträumtes Glück vollkommen zu besitzen. Hätte ich denken können, daß der erste Minister eine verbrecherische Liebe fühlen und Euer Weib entehren würde? Mein einziger Schmerz ist, daß der Tod mich flieht. Da ich jedoch das Glück habe, Euch heute zu begegnen, soll Ihr Euch von der Wahrheit meiner Gefühle überzeugen. Mein physisches Selbst ist befleckt; es verdient nicht mehr, einem Helden anzugehören. Ich muß vor Euren Augen sterben, um die Flamme zu löschen, die Euch nutzlos verzehrt." Mit diesen Worten faßte sie das Geländer unten am Pavillon, als wollte sie sich in den „Teich der Nymphäen" stürzen.

Lüpu riß die Geliebte in der heftigsten Bewegung zurück, umarmte sie weinend und sprach: „Schon längst kenne ich Deine Gefühle. Mein ganzer Schmerz ist, daß ich nicht länger mit Dir mich unterhalten kann." — „Herr", sagte Tiaodschan, „seine Hand krampfhaft drückend, wenn ich in diesem Leben Eure Gattin nicht werden kann, so ist mein einziger Wunsch, dieses Glück in jener Welt zu

*) Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß es in China erlaubt ist, mehrere Frauen zu halten, von denen jedoch die erste die Hauptgemahlin bleibt.

genießen." — „Nein", rief Liüpu, „kann ich Dich jetzt nicht besitzen, so verdiene ich nicht, der Held des Jahrhunderts zu heißen." — „Die Tage, die ich fern von Euch lebe, sind wie lange Jahre; ich bitt' Euch, Herr, habt Mitleid mit meinem Schicksal und befreiet die, deren Daseyn Euch angehört."

„Ich war im Kaiserlichen Palaste und habe einen günstigen Augenblick benutzt, um Dich zu sehen; allein ich fürchte, der alte Schurke wird argwöhnisch. Ich muß eiligst fort." Er griff zu seiner Lanze, und wie er sich anschickte, zu gehen, sprach Tiaodschan, ihn beim Kleide fassend: „Ach Herr! wenn Ihr den alten Bösewicht in solchem Grade fürchtet, so wird Eurer Magd die Sonne des Glückes nie aufglänzen." Liüpu blieb stehen. „Erlaube mir", sagte er, „einen Augenblick nachzusinnen, auf daß ich ein Mittel finde, Dich mein Leben lang zu besitzen."

„Schon als Kind", sagte Tiaodschan, „hörte ich gern von Euren Thaten erzählen, deren wachsender Ruf, wie ein Donner, den das Echo fortpflanzt, zu meinen Ohren drang. Ich war voll von Euch; ich sah Niemand auf Erden, als Euch. Hätte ich denken können, daß Ihr einst von einem Anderen Euch leiten ließet?"

Sie sprach dies unter häufigen Thränen. Beide umarmten sich brünstig, ihre Thränen und Seufzer vermischend. Indeß hatte Tungdschu den Liüpu an der Pforte des Kaiserlichen Palastes vermißt und den qualendsten Argwohn geschöpft. Er fährt nach seinem Hause zurück, sieht das Pferd des Liüpu vor der Thüre und erfährt von dem Pförtner, daß der General in's Innere des Palastes gegangen ist. Tungdschu läßt seine Offiziere abtreten und sucht ihn im ganzen Hause vergebens. Endlich gelangt er in den Garten und sieht Liüpu, auf seine Lanze gestützt, mit Tiaodschan sprechen. Mit einem fürchterlichen Schrei stürzt er auf ihn los. Liüpu sieht sich um, erblickt seinen Pflegevater und wird von Schrecken ergriffen. Tungdschu entreißt ihm seine Lanze, aber Liüpu entkommt durch die Flucht.*) Tungdschu will ihm nach, um ihn zu durchbohren; aber seine Wohlbeleibtheit und die Schnellfüßigkeit des Liüpu vereiteln diese Absicht. Liüpu schlägt mit der Faust gegen den Schaft der Lanze, daß sie zu Boden fällt. Tungdschu rafft sie wieder auf und will dem Liüpu weiter nachsetzen, der bald einen Vorsprung von funfzig Schritt gewonnen hat. Tungdschu läuft noch außerhalb des Gartens hinter ihm drein; aber ein Mann, der in entgegengesetzter Richtung läuft, stößt mit ihm zusammen und wirft ihn rücklings an die Erde.

Wollt Ihr wissen, welchen Kunstgriff Wangjün anwandte, um sich des Tungdschu zu entledigen, so leset das folgende Kapitel.

(Schluß folgt.)

*) Eine ächt Chinesische Chevalerie! Der Verfasser hat nach besten Kräften dafür gesorgt, daß sein Held nicht travestirt werden kann.

Frankreich.

Neu-Seeländischer Flachs. (Phormium tenax.)

Diese so äußerst nützliche Pflanze ist eine der wichtigsten, deren Einführung man dem Sir Joseph Banks verdankt. In der ersten Reise Cook's sagt er, von den Productionen Neu-Seelands sprechend: „Es giebt zwei Arten, deren Blätter denen der Schwertlilie gleichen, aber die Blüthen sind kleiner, auch haben sie weniger Büschel. Die eine hat gelbe Blüthen, die andere dunkelrothe." Das Phormium tenax, das Banks 1789 einführte, nachdem er schon 1771 Saamenkörner gesandt hatte, die aber nicht gediehen, kam in dem Drome-Departement im Jahre 1812 zur Blüthe, gab aber keine Frucht. In der Gegend von Cherbourg hingegen kam die Frucht zur Reife. Nach den Experimenten Villarbière's reißt die Faser der Agave americana bei einem Gewicht von 7 (das sieben Mal so schwer ist, als die Faser), die des Flachses bei $11\frac{3}{4}$, die des Hanfs bei $16\frac{1}{3}$, die des phormium bei $23\frac{7}{11}$, und die der Seide bei 24. Daraus wäre bewiesen, daß von allen vegetabilischen Fasern die des phormium die stärkste ist. Man hofft, daß es in einigen Theilen Englands fortkommen wird, besonders im Süden von Irland.

Herr Allan Cunningham, ein Englischer reisender Botaniker, hat jüngst von Neu-Seeland folgende neue Auskunft über diese Pflanze mitgebracht, von der es so sehr zu wünschen wäre, daß sie in Europa heimisch würde, und die besonders in Algier gedeihen möchte.

„Seit mehreren Jahren fand einiger Verkehr zwischen Einwohnern von Port-Jackson und den Eingebornen von Neu-Seeland statt, aber erst seit kurzem ist der Handel mit dem phormium Gegenstand einer einträglichen Speculation geworden. Die Kaufleute von Hobart-Town und Launcestown auf Van-Diemensland, von seinem Nutzen überzeugt, beschäftigen sich jetzt eifrig mit diesem Handel. Folgende Umstände geben einen Begriff von der Ausdehnung, welche der mit den Insulanern betriebene Handel mit phormium seit 1828 erhielt.

„Nach den statistischen Tabellen von Neu-Südwales vom Jahre 1828 wurden in gedachtem Jahre 60 Tonnen, an Werth 2600 Guineen, von Sydney nach England ausgeführt. Im Jahre 1830 dagegen betrug, den Zollregistern zufolge, die Einfuhr zu Sydney durch die Englische Faktorei 141 Tonnen und im Jahre 1831: 1062 Tonnen. Diese Waare galt im Jahre 1831: 15 — 25 Pfd. Sterl. die Tonne, je nach der Güte und Reinheit derselben. Einige Kaufleute zweifelten indeß, daß dieser Handel mit Neu-Seeland auf demselben Fuß lange bestehen könne. Für den Augenblick mag dies richtig seyn, da die Nachfrage auf dem Londoner Markt nach dieser rohen Waare nicht beträchtlich ist, indem die Auctionen wenig besucht werden und erst wenige Händler angefangen haben, das phormium zu verarbeiten, so daß der Verkauf nur geringen Nutzen gewährt. Aber wenn man die Beschaffenheit dieser Hanfart besser kennen wird und die Seil-Manufakturen in England seinen Vorzug vor dem Russischen Hanf erprobt haben werden, so wird die Nachfrage zunehmen und folglich der Preis steigen. Dieses wird die Kaufleute zu Sydney anspornen, mit den Häuptlingen der Neu-Seeländer neuere und nähere Verbindungen anzuknüpfen, damit sie ihnen phormium liefern. Wenn bis jetzt hierin einige Stockung eintrat, so war es, weil die Kaufleute sich nach anderen nützlichen oder Luxus-Gegenständen umsahen, die sie den Eingebornen als Tausch-Artikel anbieten könnten, statt der Flinten und des Pulvers, welche diese bis jetzt am meisten begehrten.

(Annales du Fromont.)

Bibliographie.

Eugène. — Roman von Rag. v. Villebrune. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
Rachel. — Erzählung von Eugenie Foa. Pr. $7\frac{1}{2}$ Fr.
Elfride. — Neuer Roman, von A. Fremy.
Marie. — Roman, von F. d'Azur.

Mannigfaltiges.

— Beobachtungen über den Winter $18\frac{33}{34}$. Der diesjährige Winter hat sich durch Eigenheiten ausgezeichnet, die in den verschiedenen Klimaten sehr ungewöhnlich waren. Im Norden war die Kälte sehr mäßig. In Dänemark hörte man in den ersten Tagen des Februar die Lerchen singen, und selbst im nördlichen Rußland war die Kälte bei weitem nicht so streng wie gewöhnlich. In Petersburg fiel das Thermometer nur an einem einzigen Tage auf $18\frac{3}{4}$ Gr. R. Die übrige Zeit war die Witterung sehr gelinde, und die Kälte erreichte nur 12 Tage lang 10 Grad. Auch in Mittel-Europa (in Deutschland), wo sehr wenig Schnee fiel, (in einigen Ländern sah man fast gar keinen) war das Wetter sehr gelind. Dagegen zeigte sich der Winter in der Europäischen Türkei desto strenger, besonders aber in der Asiatischen Türkei nach Osten hin, und in Mittel-Asien hat dies Jahr eine ungewöhnlich heftige Kälte geherrscht. In Persien und in den südlichen und östlichen Provinzen Rußlands war sie fast ohne Beispiel. In Tiflis und Erivan, dort, wo man den Winter kaum kannte und gewohnt war, im Januar die Rosen blühen zu sehen, stieg die Kälte auf 30 Gr. R., eine Winter-Temperatur, die eigentlich nur dem nördlichen Europa angehört. Aber nirgends war die Witterung diesen Winter abwechselnder, als zu Konstantinopel, wo sie höchst merkwürdige Veränderungen darbot. Vom 15. bis zum 25. Januar fiel ungeheuer viel Schnee bei einem scharfen Nordwind, der eine Kälte erzeugte, welche, wie man behauptet, noch die des berühmten Winters von 1812 übertraf. Mehrere Tage lang war aller Verkehr unterbrochen, sowohl durch die Masse von Schnee, welche die Wege bedeckte, als wegen des heftigen Frostes. Plötzlich aber folgte eine Frühlings-Witterung auf diese strenge Kälte, die wie durch einen Zauberschlag verschwand. Der Schnee schmolz in zwei Tagen. Der Südwind und eine klare Sonne erzeugten in Konstantinopel Tage, eben so schön und mild, wie in den Monaten April und Mai. „Wir sahen selbst in unseren westlichen Gegenden mitten im März plötzlich Frühlingswetter eintreten, bald aber wieder einer so rauhen Luft Platz machen, wie in den kältesten Tagen des ganzen Jahres. (Le nemeue)

— Verdampfung. Der Dampf und die Dünste enthalten eine bedeutende Quantität Hitze, welche sie den kochenden Flüssigkeiten entziehen, und hieran liegt es, daß Flüssigkeiten nicht über den Siedepunkt erhitzt werden können. Man kann daher Wasser in einer offenen Pfanne über starkem Feuer zu keiner höheren Hitze als 212° F. bringen, wenn auch das Feuer selbst mehr als 2000° hat; denn der Dampf entzieht dem Wasser die Hitze eben so schnell, als es sie vom Feuer erhält. Diese Eigenschaft des Dampfes, die Hitze einzufangen, macht, daß wir in nassen Kleidern solche Kälte empfinden, da die Ausdünstung der Feuchtigkeit die Hitze aus unserem Körper zieht, die von dem Dampfe fortgeführt wird. Spirituöse Flüssigkeiten verdünsten weit schneller, als Wasser, und die Kälte, die ihre Ausdünstung erzeugt, ist daher weit größer. Tröpft man sich z. B. Aether auf die umgekehrte Hand, so fühlt man eine scharfe Kälte, und thut man es in voller Sonnenhitze, so ist die Wirkung noch stärker, indem die Ausdünstung dann noch schneller geschieht. Die Hitze wird in der That so schnell ausgezogen, daß man auf diese Weise kleine Thiere mitten in der Sonnenhitze zum Erfrieren bringen kann. (Bakewall's Philosophical Conversations.)

— Kleinodienkunde. Das Geringste, was an Juwelen und Schmucksachen jeder Art gewonnen wird, ist hundert pCt.; doch die Konkurrenz ist so gering, daß es schwer hält, sie wohlfeilerren Kaufs zu erhalten. Wer Einkäufe dieser Art zu machen hat, thut am besten, nicht selbst zu besorgen, sondern sie einem Freunde, der sich auf Edelsteine versteht, zu übertragen. Um nicht mit unächten Steinen betrogen zu werden, merke man sich hauptsächlich, daß jeder ächte Stein seinen Glanz behält, wenn man ihn mit Blei reibt, jeder falsche hingegen ihn verliert. Perlen, die ihren Glanz verloren haben, schüttle man in heißem Wasser, worin Kleie mit etwas Alaun abgekocht wurde, und reibe sie sanft zwischen den Händen; damit fahre man fort, bis der Glanz sich einstellt, sodann spüle man sie in lauwarmem Wasser und lege sie an eine dunkle Stelle zum Trocknen. Goldene Kleinodien kann man auf eben so wohlfeile Art reinigen, indem man sie mit Seifenwasser wäscht und, wenn sie trocken sind, mit etwas trockener Kleie in den Ofen legt.

(New Book of Economy)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Montag den 15. Juli 1833.

England.

Das jetzige Englische Theater.

Von Amedée Pichot.

Einer der Gründe des Verfalls der Theater in England wie in Frankreich ist darin zu suchen, daß das Publikum seit einigen Jahren heftige Gemüthsbewegungen nicht mehr in den Täuschungen der Bühne sucht. Vergebens bekämpfen wir von Zeit zu Zeit den Dämon der Politik; er beherrscht uns selbst dann, wenn wir ihn verwünschen. Ich selber befand mich in dieser der Literatur so wenig günstigen Stimmung, als ich eben eine Reise in einem rein literarischen Zwecke angetreten zu haben glaubte. Die Diligence von Paris nach Calais geht um acht Uhr des Morgens ab. Wohlweislich hatte ich, ehe ich meinen Platz im Wagen einnahm, mein noch uneröffnetes Zeitungs-Paquet in die Tasche gesteckt, und auf der zweiten Station löste ich die Hülle des Courrier français, der mir zuerst in die Hände fiel. Natürlich zogen die Londoner Nachrichten zunächst meine Aufmerksamkeit auf sich, da ich mich auf dem geraden Wege nach London befand. Wir hatten den 16. Mai, und ich las unter dem Artikel England, daß es in der Hauptstadt der drei Königreiche in Folge einer Emeute, bei welcher John Bull den National-Konvent proklamirt habe, äußerst unruhig aussehe. „Sehr schön", sagte ich zu mir in einem Anfall unüberlegter und grausamer Schaulust und Neugier, „England wird mir also ein Schauspiel darbieten, das die Mühe einer Reise lohnt. Gebe der Himmel nur, daß ich ankomme, bevor noch die drei Tage in London beendigt sind." Dies sagte ich wirklich zu mir, obgleich ich kein Republikaner bin. Diese Sucht nach Volks-Aufläufen und Spektakel auf den Straßen ist jetzt die allgemeine Krankheit. Wir Pariser haben uns zwar an Emeuten satt gesehen, aber wie viele Personen, die im Jahre 1830 nicht in Paris waren, haben mir später ihr Bedauern ausgedrückt, nicht da gewesen zu seyn, und mich beneidet, daß ich das Alles mit eigenen Augen gesehen. Auch ich würde bei dem vorläufigen Kosten-Ueberschlag meines Aufenthalts in London gern die Miethe für ein Fenster mitgerechnet haben, von dem aus ich die Englische Revolution gemächlich hätte können vorüberspazieren sehen. Zum Glück oder Unglück für England, wie man will, blieb meine Londoner Revolution im Postwagen zurück, die Emeute von Coldbath-Field war ein Auflauf ohne weitere Folgen und hatte nur das Stadtviertel, in welchem sie vorging, in Unruhe versetzt; die übrige Stadt war davon so wenig berührt worden, daß ich die erste Nachricht von dem ganzen Vorfall von Paris aus einer rechtschaffenen Familie überbrachte, welche jenseits des Westendes wohnt. Ich mußte mich also in London vorläufig mit demjenigen Schauspiel begnügen, welches nach dem noch jetzt üblichen Ausdruck „die Diener des Königs mit Genehmigung des Ober-Kammerherrn Sr. Großbritanischen Majestät" beim Schein der Gaslampen aufführen.

Die Monate Mai und Juni sind stets die glänzendste Jahreszeit für London, denn alsdann ist die ganze schöne Welt dort versammelt, am Tage in vergoldeten Wagen auf den durch Handel belebten und fashionablen Straßen paradirend, des Nachts sich in den aristokratischen Salons, in den Konzerten und auf Bällen, nur nicht in den Theatern drängend. Seit einigen Jahren nehmen die Theater, ein einziges ausgenommen, von der guten Jahreszeit fast nichts mehr wahr. Das erste Journal, das ich aufschlug, um zu sehen, wo ich mich den Abend am besten würde amusiren können, würde mir den Verfall der Schaubühnen verrathen haben, wenn ich diesen nicht schon durch Hörensagen gekannt hätte. Zunächst las ich eine für das Trauerspiel höchst traurige Nachricht, den Tod Edmund Kean's, des letzten der Römer, von dem in einem Nekrolog gesagt war, er habe, wie Talma, seine Kunst in's Grab mitgenommen, — eine schmerzliche Huldigung, gegen welche kein Bewunderer Macready's und Young's, die noch vor kurzem für gefährliche Nebenbuhler Kean's gelten konnten, Einspruch thut. Kean hatte seit fünf Jahren sein Talent überlebt; seine Verirrungen hatten seine physischen Kräfte erschöpft und dem Publikum Vorwand zur Gleichgültigkeit gegeben. Nachdem auch ich dem verstorbenen Künstler meinen Tribut des Schmerzes gezollt, sah ich nach, was die Truppe des Drury-Lane-Theaters diesen Abend aufführe, um ihre trauernde Melpomene zu trösten. Der Zeitungsschreiber kündigte mit Bedauern an, daß Drury-Lane, das Nationaltheater, von einer Deutschen Truppe in Beschlag genommen sey, und daß die Englischen Schauspieler nur einen Tag um den anderen darauf erschienen, um komische Opern von dem Repertoire des alten Französischen Theaters Feydeau zu singen, oder ebenfalls von unserer Bühne entlehnte Ballets zu tanzen. Coventgarden ist seit vierzehn Tagen geschlossen, obgleich es noch am Abend vor dem Ausbruche seines Bankerotts ein volles Haus gehabt, und die entlassene Truppe hatte sich in den kleinen olympischen Saal geflüchtet, um dort einige Abende lang das neue Drama von Sheridan Knowles zu geben. Haymarket kündigt Ferien an, weil es, wie auf dem Anschlagezettel gesagt ist, mit der Anziehungskraft, welche die fremde Einfuhr auf den anderen Bühnen ausübt, den Wettkampf nicht bestehen kann. Kurz, welche Achtung man auch vor dem dramatischen Genie der Mitbürger des großen Shakespeare haben mag, da die Leere die Leere zur Folge hat und die Menge die Menge nach sich zieht, so kann ein Fremder, wenn er sich in guter Gesellschaft zerstreuen will, den Abend kaum anderswo als in der großen Oper mit Anstand zubringen. Es ist also auch hierin in London wie in Paris, nur mit dem Unterschiede, daß unser lyrisches Drama wenigstens dem Texte nach Französisch geblieben ist, während man in der Londoner großen Oper nur Italiänische Musik aufführt und Französische Pirouetten schlägt. Ich begann also meine dramatischen Streifzüge mit der Oper, um „Tankred und Rathnlie" aufführen zu sehen.

Das Haus war voll, denn dieses Theater ist das einzige, welches die Englische Aristokratie mit ihren Beiträgen und ihren Besuchen beehrt, weil sie hier herrscht und ihre Etiquette selbst dem Parterre auferlegt; die Herren werden nur in Schuhen und seidenen Strümpfen zugelassen und die Damen erscheinen, wie im Salle Favart, in glänzenden Abend-Toiletten. Unsere Dilettanti werden mich beneiden, wenn ich ihnen erzähle, daß Rubini, Tamburini und die Damen Pasta und Damoreau an diesem Abende sangen und Demoiselle Taglioni tanzte; vielleicht werde ich aber einiges Aergerniß geben, wenn ich hinzufüge, daß Madame Pasta alle Arien, mit Ausnahme ihrer berühmten Cavatine, unrein sang, was aber keinesweges verhinderte, daß sie fast bei jeder Note den rasendsten Beifall einerntete. Madame Pasta, die wir das letzte Mal so kalt aufgenommen haben, behauptet hier noch ihren ganzen Ruf, weil sie eine große tragische Schauspielerin geblieben ist und die Londoner Dilettanti, weniger feinhörend als die unsrigen, den leidenschaftlichen Stil ihres Gesanges bewundern, ohne sich um die Korrektheit desselben zu bekümmern, während die reine Stimme der Madame Damoreau weniger Beifall findet. Eben so zieht man Tamburini dem Rubini vor, dessen lieblicher Gesang monoton genannt wird. „Rubini", hörte ich einen jungen Lord sagen, „ist eintönig, wie die Nachtigall; ich würde ihn lieber bei Mondschein in einem Gebüsch, als beim hellen Schein unserer Wachslichter und in unserem großen Theater hören." Demoiselle Taglioni erregt hier, wie überall, Enthusiasmus, und Jeder, der den geringsten Tadel an ihr laut werden ließe, würde als ein Lästerer gesteinigt werden. Man betet ihren Fuß und ihr Bein buchstäblich an und treibt wahren Götzendienst damit; Fuß und Bein werden bald in Gyps, bald in Ebenholz oder Mahagoni nachgeformt und sind unter Glas fast in allen modernen Schubläden als Schild ausgehängt.

Eine Nebenbuhlerin hat die unvergleichliche Pasta in der Bewunderung der Engländer an Madame Malibran, der vielzüngigen Sängerin und Schauspielerin, die ich begierig war, Englisch sprechen und singen zu hören. Ich sah sie im Drury-Lane-Theater in der Somnambula von Bellini, wozu der Text und die Handlung nach dem Scribeschen Ballet bearbeitet war. Madame Malibran ist in der That auch eine große tragische Schauspielerin; so oft sie auftritt, ist es in Drury-Lane fast eben so voll, wie in der großen Oper, mit welcher die erstere Bühne in Gesang und Tanz wetteifert. Mit der Somnambula wurde an demselben Abende der Gott und die Bayadere, die hier „das Mädchen von Kaschmir" genannt wird, zusammen gegeben. Die Aubersche Musik ist von dem Engländer Bishop arrangirt, der sich seit funfzehn Jahren durch seine Uebersetzungen einen Ruf verschafft hat. Eine schöne Miß Augusta tanzte in der letzteren Oper die Rolle der Demoiselle Taglioni mit einer Grazie, welche oft an diese erinnerte. In den übrigen Theatern, wie in Drury-Lane habe ich mich überzeugt, daß die Englische Bühne nicht nur von unseren Schauspielern, sondern auch von unseren Stücken lebt. Doch haben unsere Bühnendichter in London keinen Ruf, wie unsere Künstler und Künstlerinnen; damit dies der Fall seyn sollte, müßten sie in Person jeden Abend vor dem Publikum erscheinen, oder wenigstens die Direktoren nöthigen, ihren Namen auf den Theaterzetteln anzugeben, die, beiläufig gesagt, in den

Schlächterläden stets an den Hammelkeulen oder den Kalbs-Nierenbraten befestigt sind. Scribe, der den großen und kleinen Londoner Theatern wenigstens hundert Stücke geliefert hat, ist hier beim Publikum eben so wenig bekannt, wie Viktor Hugo, dessen Lukrezia Borgia seit einer Woche auf einem Pantomimen-Theater aufgeführt wird.

Diejenigen, welche in den Journalen über die Ausartung des Englischen Theaters klagen, ermangeln nicht, unter anderen Beschwerden den Direktoren die Einfuhr fremder Stücke vorzuwerfen, welche das National-Drama, als etwas Veraltetes, verdrängt haben. Die Direktoren ihrerseits entschuldigen sich damit, daß sie wohl gezwungen seyen, anzunehmen, was die Bühnendichter ihnen brächten; die Letzteren sagen wieder ihrerseits, sie hätten mit einem Publikum zu thun, das gleichgültig, eigensinnig und für wahre Kunst wenig empfänglich sey, und mit Direktoren, welche kein solches Honorar zahlten, wie die Pariser. Ganz natürlich sey es also, wenn sie dem Publikum und den Direktoren so viel gäben, als diese für ihr Geld verlangen könnten, und wenn sie ihre Phantasie und ihr Genie zu eigenen Stücken für bessere Zeiten aufbewahrten. Thatsache ist, daß kein Englischer Dichter von Ruf und Verdienst seit funfzehn Jahren für die Bühne geschrieben hat. Ein dramatischer Sieg in Drury-Lane oder Coventgarden ist weder fashionabel noch profitabel. Die Schriftsteller-Republik ist hier entweder sehr aristokratisch oder sehr industriös, wie die Nation selbst; man könnte ein ganzes Oberhaus zusammenbringen, so viele reiche Herren giebt es hier, welche Romane oder Artikel für die Review's schreiben, die Literaten des Unterhauses aber wollen in London so wenig wie in Paris umsonst schreiben. Wer ein Bühnenstück schreibt, erhält von dem Direktor höchstens hundert Louisd'ore und ist dem Pfeifen und Zischen John Bull's ausgesetzt, während ein Buchhändler für einen Roman 25,000 Fr. bietet und den Verfasser in fünfundzwanzig Zeitungs-Anzeigen als den Nebenbuhler Walter Scott's anpreist.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Narrative of a voyage to Patagonia. (Reise nach Patagonien.) Von Macdouall. Pr. 8 Sh.
- On the hand. (Die Hand.) In physiologisch-anatomischer Hinsicht. Von Sir Charles Bell. (Bildet einen Theil der Bridgewater treatises.) Pr. 10½ Sh.
- Ritson's letters. (Ritsons Briefe.) Nebst seinem Leben, von Sir Harris Nicholas. 2 Bde. Pr. 18 Sh.

C h i n a.

Die Ermordung des Tungdschu.

(Schluß.)

Lisu war nach dem Palaste des Premier-Ministers gegangen und auf dem Wege Einem von dessen Gefolge begegnet, der ihm sagte: „Seine Excellenz ist im Begriff, dem Lüpu nachzusetzen, dessen Betragen Höchstdero Zorn entflammt hat." Lisu ging eilig hinein und sah den Lüpu laufen, indem er mit verstörter Miene ausrief: „Der Premier-Minister will mich umbringen!" Lisu eilte ins Innere des Palastes, — wo er, wie oben bemerkt, mit Tungdschu zusammenrannte und ihn an den Boden schleuderte.

Lisu bemühte sich, den Tungdschu wieder aufzuheben, führte ihn nach seiner Bibliothek und sprach zu ihm: „Gnädiger Herr, als ich Eure Excellenz zu Boden warf, hatte mich brünstiger Eifer für das Interesse des Staates fortgerissen. Ich verdiene den Tod, ja, ich verdiene den Tod."

Tungdschu (keuchend): „Dieser Spitzbube hat der Frau, die ich liebe, den Hof gemacht. Ich habe geschworen, ihn zu tödten." — „Mein vortrefflicher Herr, Ihr habt Unrecht. Einstens lud Dschuangwang, König von Tsu, die Vasallen zu einem nächtlichen Gelage. Er befahl seiner Favoritin, den Gästen Wein zu reichen. Plötzlich erhob sich ein ungestümer Wind, der alle Lampen auswehte. Einer der Gäste nahm sich die Dunkelheit zu Nutze, um die Favoritin zu küssen. Diese riß ihm die Troddel vom Barett und klagte dem König seine Frechheit. „Bah! sagte der Fürst, das war ein unschuldiger Spaß, an dem der Wahnwitz des Weines schuld ist!" Sogleich befahl er einem Kammerdiener, eine goldene Schüssel zu bringen und alle Troddeln an den Baretten der Gäste abzuschneiden, so daß derjenige, welcher seine Liebste insultirt hatte, unerkannt blieb. Dieses Fest wurde das Fest der abgeschnittenen Troddeln genannt. Einige Zeit nachher fand sich der König von den Truppen des Königs von Tsin eng eingeschlossen; aber ein General stürzte sich mitten unter die Feinde und befreite den Dschuangwang. Der König sah, daß sein Retter schwer verwundet war, und fragte ihn, wer er sey? „Ich heiße Dsianghiung. Beim Feste der abgeschnittenen Troddeln hat mir Eure Majestät das Leben geschenkt, das ich verwirkt hatte. Darum bin ich heute gekommen, meine Erkenntlichkeit zu bezeugen." — Herr, fügt Lisu hinzu, nehmt Euch die Seelengröße des Dschuangwang zum Muster und benutzt diese Gelegenheit, Eure Tiaodschan dem Lüpu abzutreten. Lüpu wird von Dankgefühl durchdrungen seyn und jeden Augenblick für Euch sein Leben lassen."

Ein freudiges Lächeln verdrängte den Ingrimm aus Tungdschu's Zügen. „Geh", sagte er, „und zeige dem Lüpu an, daß ich ihm Tiaodschan bewillige." Dann ging er, um die Günstlingin zu rufen. „Warum hast du mit Lüpu ein geheimes Einverständniß gehabt?" In Thränen zerfließend antwortete Tiaodschan: „Ich wußte, daß er der Sohn Eurer Excellenz sey, und wollte mich seinen Nachstellungen entziehen; allein der Bösewicht hat mich bis zum Pavillon des Phönix verfolgt. Eure Magd wollte sich in den Teich stürzen; da hielt er mich zurück und bemächtigte sich meiner. Ich schwebte zwischen Leben und Tod, als Eure Excellenz zu meiner Befreiung kam. — „Ich will Dich dem Lüpu anbieten." — „Eure Magd hat sich Euch schon hingegeben. Ich will lieber sterben, als entehrt seyn."

Mit diesen Worten zog sie einen Degen, der an der Mauer hing, als wollte sie sich durchbohren. Tungdschu entriß ihr den Degen, schloß sie zärtlich in seine Arme und sprach: „Ich wollte ja nur scherzen, mein Kind." Tiaodschan sank ihm schluchzend an die Brust. „Ich bin überzeugt, dies ist ein Streich von Lisu, dem vertrauten Freunde des Lüpu." — „Wie könnte ich Dich einem Anderen überlassen!" — „Ich fürchte nur Eines, von Eurer Excellenz verlassen zu werden." — „Ich werde Dich mit Gefahr meines Lebens vertheidigen." — „Es ist nicht gerathen, hier zu bleiben. Wir haben von Lüpu Alles zu befürchten." — Morgen kehre ich mit Dir nach Mei zurück." — „Ist dieser Aufenthalt ganz sicher?" — „Die Stadt Mei hat Lebensmittel auf zwanzig Jahr, und außerhalb liegen ein Paar Millionen Streiter. — Gelingt es mir, den Thron zu besteigen, so wirst Du Kaiserin; gelingt es mir nicht, so bist Du wenigstens die Frau des reichsten und mächtigsten Mannes im Staate. Ich bitte Dich, verbanne Deine Sorgen."

Des anderen Morgens stellte sich Lisu wieder ein: „Heute ist ein glücklicher Tag; benutzet ihn und geleitet Tiaodschan zu Lüpu."

Tungdschu veränderte die Farbe. „Möchtet ihr wohl Eure Frau dem Lüpu geben?" — „Herr, laßt Euch durch ein Weib nicht berücken." — „Welches Weib könnte mein Herz bethören? Redet mir nicht wieder von Tiaodschan. Wenn Ihr nur den Mund öffnet, so kostet's Euch den Kopf." Lisu blickte seufzend zum Himmel: „Wir Beide werden durch die Hand eines Weibes sterben!" Tungdschu ließ den Lisu durch seine Offiziere hinausbefördern. Dann sammelte er seine Truppen und kehrte, von dem ganzen Magistrat begleitet, nach Mei zurück.

Tiaodschan saß auf einem Wagen. Sie bemerkte in der Kriegerschaar den Lüpu, der sie mit den Augen suchte, und verbarg sogleich ihr Gesicht, als wollte sie ihren Schmerz verhehlen. Zu Lüpu sprach Einer aus seinem Gefolge: „Herr, warum weinet Ihr und seht in die Ferne?" Lüpu drehte sich um und erkannte den Wangyün. „Ach! es geschieht um Eurer Tochter Willen." Wangyün stellte sich verwundert. „Es ist nicht seit gestern, daß ich sie Euch zum Weibe gegeben habe: wie, General! sie ist noch nicht Eure Gattin?" — „Der alte Bösewicht Tungdschu besitzt sie schon lange." — Wangyün verbarg sein Gesicht: „Das ist doch ein viehisches Benehmen!"

Lüpu erzählte ihm Alles, was sich zugetragen hatte. „Kommt zu mir", sagte Wangyün, „daß wir nach Muße sprechen können." Zu Hause angelangt, ließ er Wein bringen und behandelte den General mit der größten Auszeichnung. — „Feldherr", sagte Wangyün, „der Premier-Minister hat meine Tochter entehrt; er hat Euer Weib Euch entrissen: Stoff genug, daß wir im ganzen Reiche zum Gelächter und Gespötte werden. Was mich alten und schwachen Mann betrifft, so gehöre ich zu denen Leuten, die man für nichts mehr achtet. Ach! daß ich nicht Eure Jugendgluth und jene Tapferkeit habe, die Euch zum Helden des Jahrhunderts gemacht hat!"

Lüpu bebte vor Wuth, und seine Leidenschaft übermannte ihn dermaßen, daß er niederstürzte. Wangyün half ihm empor und brachte ihn wieder zu sich selbst. „General", sagte er, „ich habe unkluge Worte gesprochen; ich bitte Euch, besänftigt Euren Zorn." — „Ich schwöre", rief Lüpu aus, „daß ich dies Ungeheuer morden werde, um meine Schande abzuwaschen!" — Wangyün hielt ihm die Hand vor den Mund und sprach: „Still doch, General! Ihr gefährdet mein Leben und das meiner ganzen Familie!" — „Ein Mann von Herz lebt im Angesicht des Himmels und der Erden, und der sollte schimpflich unter dem Joche Anderer kriechen?" — „Bei Euren Talenten und Eurem Heldenmuth seyd ihr dem Hansiu hundertfach überlegen, und doch hat sich Hansiu auf den Thron geschwungen. Könntet Ihr, General, Euren obskuren Titel noch länger ertragen?" — „Mein Entschluß steht fest, ich will den alten Räuber aus der Welt schaffen. Und doch ist er mein Vater! Ich fürchte den Haß der Nachwelt." Wangyün entgegnete lachend: General, Euer Familien-Name ist Liü; der seinige Tung. An dem Tage, wo er Euch niederstechen wollte, hat er selbst alle Bande zerrissen, die Sohn und Vater knüpfen." — „Herr", erwiederte Lüpu lebhaft, „ohne Euren herrlichen Rath hätte ich selbst durch die Hand des Bösewichts sterben müssen." — „Feldherr, wenn Ihr den wankenden Thron der Han befestigt, so handelt Ihr als loyaler Unterthan; Euer Name wird in den Annalen des Reiches zehntausend Generationen überleben und der Strahlenkranz Eures Ruhmes nie verbleichen. Unterstützt Ihr aber den Tungdschu, so handelt Ihr als Rebell; mit Einem Pinselstrich wird die Geschichte Eurem Namen einen Schandfleck anhängen, der bis zum Ende der Welt nicht verlöschte!"

Lüpu fiel auf die Knie: „Mein Entschluß steht fest; zweifelt ja nicht daran." Hiermit zog er seinen Degen, fleischte sich den Arm und schwur bei dem herausspritzenden Blute, Rache zu nehmen.

Wangyün dankte ihm knieend: „Da Euer Muth so kühn ist, so darf sich die Dynastie Han eine Zukunft von vierhundert Jahren versprechen, und Euch allein verdankt sie dies unbehoffte Glück. Hier habt Ihr einen geheimen Befehl des Kaisers; bewahrt ihn sorgfältig. Ist die rechte Zeit gekommen, so will ich Euch davon benachrichtigen."

Lüpu nahm das Dekret lebhaft, gab Wangyün sein Wort und zog sich schweigend zurück. Wangyün lud den Staats-Minister Szösünjui, den General-Inspektor Hoangwan und Szöli, den Intendanten der Kavallerie, zur gemeinsamen Berathung.

„Jetzt", sagte Sünjui, „bessert sich die Gesundheit des Kaisers

wieder; man muß einen gewandten Redner nach Mein schicken und Tungdschu zum Staatsrath einladen. Im Inneren des Palastes legen wir ihm einen Hinterhalt von Soldaten, und sobald er ankommt, muß er ihren Stößen erliegen. Ich glaube, das ist ein herrlicher Plan.“ — „Wer wird den Muth haben, hinzugehen?“ versetzte Hoangwan. — „Ich kenne einen Landsmann des Liüpu, einen Intendanten der Kavallerie, mit Namen Lisu. Noch in diesen Tagen war er auf Tungdschu wüthend, weil dieser ihn nicht befördert hat. Befehlet dem Liüpu, den Lisu zu schicken. Tungdschu, der seinen Groll nicht kennt, wird nichts Arges ahnden.“ — „Vortrefflich!“ rief Wangyün und lud sogleich den Liüpu zum Antheil an der Berathung. — „Als ich damals den Tingkiänyang erschlug“, sagte ihnen Liüpu, „da wurde eben dieser Mann als einladender Redner gebraucht. Will er heute nicht gehen, so laß ich ihm den Kopf abschlagen.“

Sogleich ließ er den Lisu rufen und sprach zu ihm: „Vordem habe ich, Dank Deiner Beredtsamkeit, den Tingkiänyang getödtet und Tungdschu als meinen Gebieter anerkannt. Aber jetzt hat dieser alles Gefühl der Menschlichkeit und Gerechtigkeit in sich erstickt und alle Gesetze mit Füßen getreten. Trage dies Kaiserliche Dekret in die Stadt Mein und kündige dem Tungdschu an, daß der Kaiser ihn im Palast erwartet. Sobald er kommt, wirst Du mit allen Deinen Soldaten über ihn herfallen und ihn tödten.“

„Schon lange wollte ich dies Ungeheuer aus der Welt schaffen. Diese Gelegenheit ist ein Geschenk des Himmels.“ Diese Worte begleitete Lisu mit einem Schwur, indem er einen Pfeil zerbrach.

„Könnt Ihr diesen großen Plan ausführen“, sprach Wangyün, „so werdet Ihr nicht mehr nöthig haben, Euch nach Ehren und Würden zu sehnen.“

Als Lisu in Mein angelangt und dem Tungdschu vorgestellt war, sagte er ihm, der Kaiser wolle sämmtliche Militair- und Civil-Chefs in den Palast kommen lassen und die Krone feierlich Sr. Excellenz übergeben. Man erwarte nur noch des Premier-Ministers Ankunft. Mit frohem Gelächter sprach Tungdschu: „Diese Nacht träumte mir, als ob ein Drache*) mich umstrickte. Ich habe nun keine Zeit mehr zu verlieren.“

Ehe Tungdschu abreiste, nahm er von seiner neunzigjährigen Mutter Abschied. — „Wohin gehst Du, mein Sohn?“ sprach sie. — „Euer Sohn reist nach Dschangan, wo er feierlich zum Thronerben gewählt werden soll. Ihr werdet ehestens den Titel „„Kaiserin Mutter““ führen.“ — „Ach, mein Sohn! Seit mehreren Tagen ist mein Herz bewegt und voll banger Ahnungen; das ist keine gute Vorbedeutung.“ — „Eure Unruhe wundert mich nicht; sie deutet an, daß Ihr die Mutter einer Dynastie werden sollt, die durch zehntausend Generationen blühen wird.“

Von mehreren tausend Soldaten begleitet, machte sich Tungdschu auf den Weg. Er war noch nicht dreißig Li weit, als ein Rad seines Wagens zerbrach; aber diejenigen, die ihn umgaben, schützten ihren Gebieter vor einem Fall. Er bestieg jetzt ein Pferd; aber kaum war er zehn Li weit geritten, als sein Pferd fürchterlich wieherte und den Zaum entzweiriß. Tungdschu fragte den Lisu: „Ein Wagenrad gebrochen, der Zaum vom Pferde zerrissen; was bedeutet das?“ — „Eure Herrlichkeit wird das Reich der Han erben und ein neuer Gebieter an die Stelle des alten treten.“ — Des folgenden Morgens erhob sich plötzlich ein Sturm, und der Himmel ward umwölkt. „Was sollen diese Vorboten?“ fragte Tungdschu. — „Eure Excellenz besteigt heute den Thron des Drachens. Diese rothglühenden Wolken, diese purpurnen Dünste zeigen an, daß der Himmel Euch mit imposanter Majestät umgeben wird.“

Vor den Thoren von Dschangan kam der ganze Magistrat dem Tungdschu entgegen und huldigte ihm als dem neuen Herrscher. Am anderen Morgen war Liüpu der Erste, welcher ihm gratulirte. „Herr“, sagte er, „morgen dürft Ihr nicht eher in die Stadt kommen, bis Ihr gefastet und gebadet habt, wenn Ihr die Thronfolge in einer Dynastie erlangen wollt, die ewig dauern wird.“ — „Mein Sohn, es scheint gewiß, daß ich den Thron besteigen werde; Du sollst Ober-General meines ganzen Heeres seyn.“ Liüpu dankte und schlief vor dem Zelte des Tungdschu. Am dritten Tage ordnete Tungdschu seine Truppen und fuhr in die Stadt. Er bemerkte einen Taoßö**), der einen blauen Mantel und eine Mütze aus weißem Zeuge trug. In seiner Hand hielt er eine lange Stange, von der ein zehn Fuß langes Stück Zeug herabhing. Auf diesem stand in groben Zügen der Name Lisü.

Tungdschu fragte den Lisu, was dieser Mann bezwecke? „Er ist ein Narr“, sagte Lisu und ließ ihn auf die Seite bringen. Im Innern des Palastes empfingen alle hohe Beamte den Tungdschu in ihren Ceremonien-Kleidern. Als man zur Pforte Peymen gekommen war, blieben alle Truppen des Tungdschu draußen, und er fuhr hinein, von nicht mehr als einigen zwanzig Mann begleitet. Als Tungdschu sah, daß Wangyün und dessen Freunde die Pforten mit entblößtem Degen bewachten, erschrack er und fragte den Lisu, was diese Bewaffneten hier sollten? Lisu antwortete nichts.

Plötzlich wurden die Räder des Wagens abgenommen. „Der Räuber ist hier!“ rief Wangyün; „wo sind meine Soldaten?“ Von zwei Seiten stürzten gegen hundert Mann auf Tungdschu los und stießen mit ihren Lanzen nach ihm; aber sein Panzer schützte ihn. Tungdschu, der immer befürchtete, ermordet zu werden, pflegte nämlich unter seinen Kleidern einen Panzer aus dicht geschlossenen Ringen zu tragen. Am Arm verwundet, fiel er von seinem Wagen und rief dem Liüpu. Liüpu tritt hinter dem Wagen hervor und ruft mit furchtbarer Stimme: „Ein Dekret des Kaisers gebietet mir, dies Scheusal zu tödten!“ Sogleich stößt er ihm seine Lanze in die Gurgel. Lisu schneidet ihm den Kopf ab und hält ihn bei den Haaren in die Höhe. Liüpu nimmt seine Lanze mit der Rechten, zieht mit der Linken das Kaiserliche Dekret aus seinem Busen und ruft, daß es wiedertönt: „Auf Kaiserlichen Befehl habe ich Tungdschu, seinen rebellischen Minister, getödtet! Verlangt nicht mehr zu wissen.“ Bei diesen Worten fielen alle Magistrats-Personen auf die Knie und riefen: „Hoch lebe der Kaiser!“

Liüpu fuhr fort: „Lisu hat dem Tungdschu in seinem frevelhaften Beginnen beigestanden. Wer bringt ihn zu dieser Stelle?“ — „Ich eile hin!“ sagte Lisu. — Schon hörte man ein tumultuarisches Geschrei an der Pforte, und ein Offizier brachte die Nachricht, daß Lisu von seinen eigenen Bedienten gefesselt herbeigeschleppt werde. „Das Ungeheuer Tungdschu“, sprach Wangyün, „hat seine ganze Familie in Mein gelassen. Wer will gehen, sie auszurotten?“ — „Ich eile dahin!“ antwortete Liüpu. — Er marschirte sofort mit fünftausend Mann nach Mein.

Tungdschu hatte vier Feldherren, die er reich besoldete, und die mit dreitausend Mann erlesener Truppen in Mein lagen. Sobald sie erfuhren, daß der Tyrann getödtet sey, und daß Liüpu mit einem furchtbaren Heere herannahe, zogen sie mit ihren Truppen aus der Stadt.

Als Liüpu in Mein einrückte, nahm er zuvörderst Liaodschan und führte sie nach der Residenz. — „In dem Palaste des Tungdschu“, sagte ihm Hoangjusung, „befinden sich achthundert Frauen von guter Familie. Man muß sie mit allen anderen Personen, die zum Haushalt des Tyrannen gehörten, an Eine Stelle zusammentreiben und ohne Rücksicht auf Jugend oder Greisenalter niederwürgen.“ Als Tungdschu's alte Mutter dies hörte, kam sie zitternd und flehte um ihr Leben. Allein sie hatte noch nicht ausgeredet, als ihr Kopf schon vom Rumpfe flog. Mit ihr wurden fünfzehnhundert Personen niedergemetzelt. Wangyün befahl, einen Theil der unermeßlichen Schätze, die man vorfand, zu konfisziren; das Uebrige erhielten die Krieger. Der Leichnam des Tungdschu ward auf die Heerstraße geworfen. Da er ein sehr wohlbeleibter Mann war, so zündeten die Soldaten über seinem Bauche ein Licht an und machten eine scheußliche Lampe aus demselben, welche die ganze Nacht hindurch fortbrannte, während das flüssig gewordene Fett den Boden tränkte*). Das Volk ergötzte sich daran, auf den Kopf des Tungdschu loszuhämmern, bis er eine teigartige Masse ward. Lisü ward öffentlich aufgeknüpft. Das Volk stritt sich um die Stücke seines Körpers und fraß dieselben auf, um seine Rache zu sättigen! Kinder und Greise ergaben sich rauschender Freude. Arme Mädchen verkauften ihre Kleider um Speise und Wein. „Diese Nacht“, sagten sie, „können wir doch ruhig in unseren Betten schlafen.“

Die beiden Brüder des Tungdschu wurden an Händen und Füßen aufgehängt. Alles, was sich sonst seinem Dienste geweiht hatte, mußte im Kerker umkommen.

Wangyün lud alle Minister und Groß-Würdenträger zu einem glänzenden Fest im Palast, um die Freude und das Glück zu feiern, die Tungdschu's Tod über das ganze Reich brachte.

(Europe littéraire.)

Morgenländisches.

Asoka-Malla.

Eine Erzählung aus den Geschichtsbüchern von Ceylan.

Der Prinz Salli-Radschah zog eines Tages seinen besten Schmuck an und ging, von einer großen Menge Volks begleitet, durch das westliche Thor nach dem Lustgarten auf einer Straße, die er selbst angelegt. Da sah er Prinzen, die in dem schönen Garten spielten und sich ergingen, und er beschaute mancherlei artige Dinge. Unter Anderem fiel ihm ein blühender Asoka-Baum ins Auge, und als er sich diesem näherte, gewahrte er auf demselben ein Mägdlein, genannt Dewih, die Tochter des Häuptlings der Tschandall's**), vom Dorfe Hallolih, die hinaufgeklimmt war, um Blüthen zu pflücken, und deren Leib aus den grünen Blättern hervorschimmerte, wie ein Blitz, oder wie der Vollmond, wenn er durch finsteres Gewölk bricht. Sie hatte sich mit Blumen bekränzt und hielt ein Blatt von demselben Baum in ihrer Hand.

Die Prinzen erblickten sie Alle, staunten ihrer Schönheit an, und von unendlicher Liebe ergriffen, sprachen sie voll Sehnsucht im Auge: „Liebliches Wesen, wer und von wannen bist Du? Bist Du die Tochter eines Menschen oder einer Gottheit? Denn noch nie haben wir solche Schönheit an einem Weibe gesehen. Bitte, sag' uns unverholen, wer Deine Eltern sind, und ob Du vermählt bist oder nicht?“ Das Mägdlein sprach: „Herr, ich bin die Tochter des Häuptlings vom Dorfe Hallolih und gehöre zur Kaste der Tschandall.

Der Prinz Salli, welcher dies hörte, bat sie, herabzukommen, indem er sprach: „Perlen und edle Steine werden niemals verschmäht, und fände man sie in gehäuftem Schmutz; daher dieses Mädchen Einem wohl gefallen kann, obgleich sie in der Kaste der Tschandall's geboren ist.“ So geleitete er sie in einer Sänfte aus feinem Linnen und nannte sie Asoka-Malla, nach dem Namen des Baumes, auf dem sie gefunden ward.

Kein Weib auf der Insel Lanka übertraf sie an Reizen. War sie in einem dunkelen Gemach, so verbreitete ihr strahlender Körper einen hellen Schein rings umher; ihr Mund versandte den süßen

*) Das Symbol der Kaiserlichen Macht.

**) Die Taoßö, ausgeartete Schüler des großen Laakiün, sind jetzt eine Art von Derwischen, die sich stark auf Wahrsagerei und Magie legen.

*) Dieser Umstand ist historisch. In den Reichs-Annalen heißt es: „da er sehr dick und fett war, schnitt ihm der Pöbel den Bauch auf und steckte einen Docht hinein, welcher mehrere Tage fortbrannte und Licht gab.“

**) Die niedrigste aller Klassen.

Duft der Mahanel-Blume; ihre Hand wurde durch keine Berührung befleckt. Dies reich begabte Mägdlein hatte in einem früheren Leben ihre Mutter gekränkt, indem sie dieselbe „Tochter eines Tschandall's" nannte, und mußte dafür in dem gegenwärtigen die Strafe leiden, daß sie in eben dieser Kaste zur Welt kam; allein wegen der guten Werke, die sie im vorigen Leben verrichtet — sie reinigte den Bomullowa, oder den heiligen Platz am Fuße eines Banianen-Baums —, empfing sie diese hohe Schönheit, und ihre anderen Verdienste erwarben ihr die Hand des Prinzen Salli. Daher man die Zurechnung guter oder böser Werke nicht gering anschlagen darf.

Als nun Asoka-Malla in der Stadt ankam, verbreitete sich allenthalben das Gerücht, der Prinz Salli habe ein Mädchen von den Tschandall's zum Weibe genommen, was dem alten Könige, Dutogameni, gar nicht gefiel. Er schickte eine seiner Favoritinnen zu dem Sohne, die also sprach: „Herr, Dein Vater will Dir eine Prinzessin aus Königlichem Blute oder aus der Brahminen-Kaste geben, die Du zum Weibe erküren magst, und zugleich darfst Du Dich krönen lassen. Aber Du mußt dieser Dirne aus der Kaste der Tschandall entsagen, damit das Königliche Blut nicht befleckt werde." Der Prinz entgegnete: „Ein schwangeres Weib können reife Mango's nicht befriedigen, wenn ihr nach Granatäpfeln gelüstet; und so würde mich keine Göttin, viel weniger ein irdisches Weib zufriedenstellen, ohne diese Einzige. Die Blumen erschließen sich dem Strahl der Sonne, aber niemals dem Mondlicht." So sprach er manches Gleichniß, das seine unwandelbare Liebe kund that.

Als dies dem Könige zu Ohren kam, berief er einige in der Kunst, zu weissagen, erfahrene Brahminen und sagte: „O, gute Brahminen! gehet Alle zur Asoka-Malla und prüfet sie, ob sie die Zeichen des Glückes an sich trägt, damit wir jedenfalls wissen, was zu thun sey."

Die Brahminen begaben sich zu Asoka-Malla, und als sie befanden, daß dieses Mägdlein an vierundsechzig Merkmale weiblicher Schönheit und hohen Glückes besaß, wurden sie von Staunen ergriffen, kehrten zurück und schilderten dem König ihre Reize, als wären sie vom Anschauen berauscht geworden. „O König", sagten sie, „die Braut des Prinzen Salli hat einen goldhellen Körper, ein Paar große Augen, zweien Blättern der blauen Mahanel-Blume vergleichbar, und die rosenfarbenen Sohlen ihrer Füße sind wie zwei Blätter der rothen Teichblume. O König! einem Weibe die so ausgestattet ist, deren Scheitel wie eine blaue Umbrella glänzt, und die so volle und rundliche Hände und Füße hat, einer solchen ist die Göttin Seija-Kantha gewiß gnädig, und sie besitzt die großen glückverkündenden Merkmale, die sie geschickt machen, die vornehmste Gemahlin des Sakkrai zu werden."

Der König wurde selbst neugierig, das herrliche Geschöpf zu sehen. Er kündigte dem Prinzen Salli einen baldigen Besuch an. Der Prinz wendete sich dem gemäß an Asoka-Malla und sprach: „Liebes Weib, der König wird heut in diesen Palast kommen; ohne Zweifel geschieht es, um Dich zu sehen; daher laß' es an schicklicher Vorbereitung nicht fehlen." Asoka-Malla bereitete köstliche Speisen und Getränke, als Reis, Fische und Kuchen, für den König und sein Gefolge, die mit großer Pracht anlangten. Der Prinz Salli ging ihnen mit seinem Weibe entgegen und trat in demüthiger Stellung an die Seite. Der König weidete sich an Asoka-Malla's himmlischer Schönheit und fragte voll Entzücken: „Bist Du jenes glückselige Mädchen?" Sie antwortete: „Ja, mein Herr." Der süße Duft, gleich dem der Mahanel-Blume, welcher bei diesen Worten aus ihrem Munde drang, füllte den ganzen Palast. Der König setzte sich auf einen für ihn bestimmten Thron nieder, und während des Mahles bediente ihn Asoka-Malla mit den Speisen, die sie selbst bereitet hatte. Als die Mahlzeit vorüber war, gereute es den König, daß er seinen Sohn eines so herrlichen Wesens hatte berauben wollen, und er sagte sich selbst, dies sey ein Mägdlein von wunderbaren Eigenschaften. Sogleich rief er den Prinzen und das Mädchen, gab ihnen heilsamen Rath für die Zukunft, ließ sie auf einen Haufen Geldes treten und vollzog die hochzeitlichen Gebräuche. Dann kehrte er in seinen Palast zurück.

Nachdem Asoka-Malla die Leute des Gefolges eben so wie den König bewirthet hatte, entfernten sie sich, lobten sie und sprachen: „Die edle Substanz Gorotschena, fände man sie auch in dem Aase eines Rindes, wird mit Freuden genommen, während man das Aas mit Verachtung wegwirft; und ein so vollkommenes Weib wie diese, beides an Tugend und Schönheit, ist schätzbar, welches auch die Kaste sey, die ihr das Daseyn gegeben."

Seit dieser Zeit lebte die Prinzessin Asoka-Malla in glücklicher Ehe mit dem Prinzen Salli.*)

Bibliographie.

Fables de Vartan. (Wartan's Fabeln.) Armenisch und Französisch herausgegeben von Saint-Martin und Zohrab. Paris. Pr. 3½ Fr.

Élémens de la grammaire Japonaise. (Des Pater Rodriguez Japanische Grammatik.) Aus dem Japanischen übersetzt von C. Landresse. Mit einer Erklärung der Japanischen Sylben-Abtheilung, von Abel Remusat. Paris. Pr. 9 Fr.

Élégie etc. (Klagelied über die Einnahme von Edesse durch die Moslemim.) Von Nerses Klaietsi, Patriarchen von Armenien. Zum ersten Mal Armenisch herausgegeben von J. Zohrab. Pr. 5 Fr.

Chronique géorgienne. (Georgische Chronik.) Text und Uebersetzung von Brosset. Pr. 10 Fr.

Chrestomathie chinoise. (Chinesische Chrestomathie.) 4. Paris. Pr. 10 Fr.

*) Aus dem Werke: The Mahavansi, the Raja-Ratnacari, and the Raja-Vali u. s. w. (Die heiligen und historischen Bücher von Ceylan, aus dem Singhalesischen übersetzt v. E. Upham.) London, 1833. 3 V. 8.

Mannigfaltiges.

— Die Malibran und die Schröder. Es ist merkwürdig, wie die Talente zweier großer Sängerinnen sich auf dem nämlichen Theater so verschieden zeigen. Die größten Sängerinnen in London sind gegenwärtig unstreitig die Malibran und die Schröder. Sie erscheinen in derselben Sphäre, haben aber verschiedene Bahnen und bekunden ihre Meisterschaft auf ganz entgegengesetzte Weise. Die Malibran besitzt ein hohes Kunsttalent, ein tiefes Gefühl und einen Alles beherrschenden Genius. Mit den Vorzügen, welche die Natur ihr verliehen, verbindet sie eine Kenntniß ihrer Kunst, die wirklich erstaunlich ist. Sie ist Meisterin jedes Stils und jeder Europäischen Sprache. Flüchtig und launenhaft, gleich allen Genies, findet sie ihr Vergnügen an Sonderbarkeiten und wunderlichen Einfällen, und zu diesen gehört, daß sie ein unbedeutendes Stück hervorsucht, um es durch ihre Kunst höchst anziehend zu machen. Ein solches ist die „Somnambula", wahrer Schofel, allein ihre zauberische Kunst macht die Rolle der „Amina" entzückend, hinreißend. Mit einem Blick, einem Ton, einer Geberde haucht sie einem Erdklumpen Leben ein. Eine andere ihrer Grillen ist, daß sie in der „Teufelsbrücke" die Rolle des Grafen Belino übernimmt, eine zusammengeflickte Oper, zu welcher Braham, in den früheren Zeiten des Englischen Opern-Theaters, einige Balladen für sich selbst schrieb. Das Stück war vergessen, und mit Recht. Und warum sucht es die Malibran wieder hervor? — Gerade deshalb. Sie ist hierher gekommen, um die Alchymistin zu machen, uns die Wahrheit der Lehre von der Verwandlung der Stoffe darzuthun, unsere Sinne selbst zu überführen, daß aus Blei Gold werden kann — und sie überführt uns. — Die Schröder ist ein Wesen von ganz verschiedener Gattung. Musik ist ihre Gottheit, die sie in solchen Offenbarungen anbetet, wie sie sich in den Werken Beethoven's und Mozarts kund geben. Der Dienst, den sie ihr geweiht, ist für sie ein heiliges und unwandelbares Prinzip; sie kann nicht nach Willen dem Guten und Schlechten dienen, nicht Bellini neben Beethoven. Sie lebt nur in der Atmosphäre musikalischer Trefflichkeit, dies ist ihre Luft, die sie athmet, und ohne diese würde sie nicht leben können. Mit instinktartiger Gier erfaßt sie Alles, was erhaben ist, und identifizirt sich ganz mit ihren Komponisten. Könnten wir uns Beethoven als Sänger denken, so möchten wir, wenn wir ihre „Leonore" in Fidelio hören, ausrufen: So würde er gesungen haben. Die Malibran lockt unsere Thränen hervor mit ihrem „Deh parlate", reißt uns hier mit ihren Spanischen Balladen, macht uns fast ersticken vor Lachen, wenn sie „einer gewissen vornehmen Dame" nachahmt, die sich einst in ihrer Gegenwart mit vieler Selbstgefälligkeit hören ließ. Die Schröder hat nichts von dieser Vielseitigkeit. Sie giebt uns Mozart und Weber, Beethoven und Spohr, aber zu niederen Regionen kann sie sich nicht herablassen. Sie ist die Siddons ihrer Kunst. Die höchsten Pfade derselben wandelt sie mit Sicherheit, aber auf den niederen Wegen kommt sie nicht fort; mit Bellini und anderen Komponisten der geräuschvollen Schule weiß sie nichts anzufangen. Bei ihr ist es Zweck und Grundsatz, das Werk des Meisters gerade so zu geben, wie er es niederschrieb; sie betrachtet sich bloß als Vehikel, um seine Ideen zu verkörpern, und hält es eben so wenig für erlaubt, damit zu tändeln, oder Zusätze zu machen, als die Siddons sich unterfangen haben würde, Shakespeare's Text zu verändern. Ganz anders die Malibran. Diese behandelt ihren Tonsetzer mit der äußersten Geringschätzung. Ihr Gesang ist eine Art von Improvisation; jeden Abend anders. Sie ist in der That ihre eigene Komponistin, und wenn Beethoven über die vollkommene Treue, womit die Schröder seine Leonore darstellt, in angenehmes Erstaunen gerathen würde, so dürfte Bellini seinerseits nicht weniger überrascht seyn über die Anmuth und das Interesse, welches die Malibran seiner Amina zu verleihen weiß. (Spectator.)

— Grundbesitz von Griechenland. Morea enthält 6 Millionen Stremmata (jedes zu 848 Quadrat-Ruthen) Forst- und Weideland, eben so viel Ackerland, ½ Million Bewässerungsboden, 1500 Stremmata Gärten, 6000 an Weinbergen, 100,000 Oel- und 20,000 Obstbäume und 1400 Mühlen. Nach einem Durchschnitt der Verkaufs-Preise von den Jahren 1829 und 1830 — die aber bei zunehmendem Wohlstande und einer verständigen Administration sich in kurzer Zeit verdreifachen müssen — ist ein Stremma Wiese 3 Piaster werth, Kornland 50, Bewässerungsboden 1000, Gartenland 3000, Weinland 1000, ein Olivenbaum 50, ein Obstbaum 20, eine Mühle 5000. Dies macht zusammen beinahe 836 Mill. Piaster oder etwas über 78 Mill. Thaler. Auf dem Griechischen Festlande beträgt nach denselben Anschlägen das Wiesenland und die Waldungen 3 Mill. Piaster, das Kornland 37½ Mill., die Gärten und die Weinberge 3 Mill., die 150,000 Olivenbäume 7½ Mill., die Mühlen 600,000; zusammen 51⅔ Mill. Piaster, so daß das Totale 83 Mill. Thaler ausmacht. Euböa und Attika sind hierin nicht einbegriffen, weil daselbst die Türken das Recht behalten haben, ihre Besitzungen zu verkaufen. (Urquhart, Turkey and its resources.)

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Mittwoch den 17. Juli 1833.

Nord-Amerika.

Lieutenant Coke über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Lieutenant Coke, der, gleich so vielen Anderen, in Folge der widersprechenden Schilderungen der Vereinigten Staaten, die seit einiger Zeit erschienen, am Ende nicht mehr wußte, was er denken sollte, benutzte voriges Jahr einen kurzen Urlaub, um den westlichen Kontinent zu besuchen und durch sich selbst zu urtheilen. Das Resultat seiner Beobachtungen ist in einem eben erschienenen Bande zusammengestellt,*) und er übergiebt denselben dem Publikum, nicht aus Schriftsteller-Eitelkeit, sondern mit dem lobenswerthen Wunsche, zu der bereits vorhandenen Kenntniß eines Gegenstandes, an welchem das Interesse mit jedem Tage zunimmt, seinen Theil beizutragen.

Das Werk ist reich an vernünftigen Bemerkungen über die Institutionen Amerikas, man findet hier nichts von jener milzsüchtigen Laune, welche die Schilderungen der Mrs. Trollope verunstalten; eben so wenig sucht er, wie andere Engländer, aus niedriger Eifersucht oder persönlicher Empfindlichkeit die Dinge herabzusetzen; er beschreibt vollständig und mit Klarheit den gegenwärtigen Charakter der Dinge, von denen er Kenntniß erhielt. Der große Unterschied zwischen diesem Werke und einem Buche, wie das der Mrs. Trollope, besteht darin, daß das eine unbeschränktes Vertrauen einflößt, während das andere fortwährend unseren Argwohn nährt. Lieutenant Coke schreibt wie ein Weltbürger; Mrs. Trollope wie die Schülerin einer bigotten Sekte. Sie mögen Beide viel Wahres geben, aber die Art, es zu geben, ist äußerst verschieden. Mrs. Trollope kann von der ersten bis zur letzten Seite ihren Aerger darüber, daß die Amerikaner sie ein „altes Weib" nannten, und daß die Speculation, die sie nach den Vereinigten Staaten führte, wo sie Alles zu bekehren hoffte, fehlschlug, nicht verbergen. Eben so augenscheinlich aber beweist das Buch von Lieutenant Coke, daß er mit keinen feindseligen Gesinnungen kam, daß er das Lächerliche, das Satirische und Unweise als ein Mann von gesunder Vernunft aufnahm, und daß er Herr genug über seine Stimmung war, um nicht wegen kleiner Unannehmlichkeiten, denen er in einem Staate von abweichenden Sitten nicht wohl entgehen konnte, die ganze Nation anzuklagen. Seine Kritik der Amerikanischen Sitten geht von einem höheren Standpunkte aus. Mrs. Trollope findet nichts zu niedrig oder unbedeutend, um schwere Verleumdungen darauf zu gründen, und wo ihre Feder nicht ausreicht, nimmt sie den Pinsel zu Hülfe, um das Abgeschmackte stärker auszumalen. Beide Bücher stimmen zwar darin überein, daß die Amerikaner ein neugieriges, rohes und unzartes Volk sind, aber die Art, dies zu beweisen, ist so verschieden, daß man Mrs. Trollope's Schilderungen nur persönlicher Rachsucht zuschreiben kann, während man die des Lieutenant Coke mit Achtung und Aufmerksamkeit aufnimmt, weil sie frei von jedem verdächtigen Motiv sind.

Der erste Gegenstand, der einen Englischen Reisenden interessirt, ist der Gasthof. Läßt es sich hier auf behagliche Weise essen, trinken, schlafen? Hier ist die einfache Antwort auf diese wichtige Frage:

„Die Schlafzimmer in den Gasthöfen der Vereinigten Staaten sind im Allgemeinen nicht so groß, so freundlich oder so gut möblirt, wie in England; doch die Häuser selbst in Hinsicht auf Größe und Geräumigkeit, um viele Gäste zu fassen, übertreffen weit die Englischen. In Amerika wird viele Bequemlichkeit aufgeopfert, um eine größere Anzahl Gäste aufnehmen zu können; ein besonderes Gesellschaftszimmer oder besondere Mahlzeiten sind kaum zu haben, und nur zu sehr hohen Preisen; da folglich jeder nothgedrungen an der Table d'Hote speisen muß, so bietet ein großes Hotel eine Scene bunten Wirrwarr's und geräuschvoller Geschäftigkeit dar."

Wir haben von vielen Leuten, die in Amerika gereist sind, gehört, daß die Gasthöfe in den vornehmsten Städten sehr prächtig eingerichtet wären; doch alle bestätigten, wie schwierig es sey, seine besondere Bequemlichkeit zu erhalten. Man muß an Table d'Hote speisen, und zwar wenn der Wirth will, oder man riskirt, gar nichts zu essen zu bekommen. Nach den Englischen Begriffen von Unabhängigkeit ist die persönliche Freiheit da eben nicht besonders groß, wo es einem nicht einmal gestattet ist, auf seine eigene Weise zu essen.

Der Verf. gesteht unverholen, daß die Amerikaner eine natürliche Neigung zur Geschwätzigkeit haben, bemerkt aber dabei, daß einige Theile der Union von diesem Fehler frei sind. Philadelphia z. B. ist merkwürdig wegen seiner quäkermäßigen Schweigsamkeit. Die Stadt selbst schildert Coke auf sehr vortheilhafte Weise; sie hielte, meint er, die Vergleichung mit jeder anderen Stadt aus, die er je gesehen, und ist, nach seiner Meinung, allen Städten auf dem Kontinent in Nord-Amerika vorzuziehen.

Die Landstraßen sollen sehr schlecht seyn, obgleich in einem anderen Buche von Herrn Mackenzie, welches ebenfalls kürzlich erschienen ist, die verbesserten Landstraßen außerordentlich gelobt werden. Diese ewigen Widersprüche sind es, die es fast unmöglich machen, eine richtige Ansicht über Amerika zu erhalten.

Das Haus der Repräsentanten zu Washington, eine Stadt, die den Erwartungen unseres Reisenden nicht entsprach, ist seinem Zwecke weit angemessener, als die Stephans-Kapelle, in der sich das Brittische Unterhaus befindet. Es ist von halbrunder Form, mit einer gemalten Kuppel, wird von 24 Säulen getragen und durch Lampen und einen prächtigen Kronleuchter erhellt.

„Der Stuhl des Sprechers nimmt die Mitte der Basis des Halbzirkels ein und steht unter einem Thronhimmel, neun Stufen über den Fußboden erhöht. Die anderen Mitglieder sitzen in Halbkreisen um den Sprecher her, jeder hat seinen Stuhl, sein Pult, Schreibmaterialien und — was ja nicht zu vergessen — seinen kupfernen Spucknapf. Hinter ihnen, zwischen den Marmorsäulen, halten sich diejenigen Personen auf, welche, obgleich keine Mitglieder, doch zu einem Platz im Hause selbst berechtigt sind. Die Fremden-Gallerie von Marmor, mit drei Reihen gepolsterter Sitze und einem mit Teppichen belegten Fußboden, ist ungefähr 12 bis 14 Fuß über dem Boden des Hauses erhöht und nimmt den Raum zwischen den Säulen und der Wand ein, so weit der Halbzirkel reicht. Ueber dem Sitz des Sprechers befindet sich eine große Bildsäule der Freiheit, und ihr gegenüber, über der Eingangsthüre, eine andere (was diese vorstellen sollte, konnte ich mehrere Tage lang nicht herausfinden). An der einen Seite des Saales sieht man das Portrait von Lafayette in Lebensgröße mit der Amerikanischen Fahne und der Unabhängigkeits-Erklärung in der Hand. Ihm gegenüber soll das von Washington aufgehängt werden. Es waren ungefähr 150 Mitglieder zugegen, als ich eintrat, und das Ganze gewährte wirklich einen imposanten und herrlichen Anblick. Ich hatte durchaus nicht erwartet, etwas so Großartiges zu erblicken, und fand es prachtvoller, als irgend etwas, das ich je gesehen."

Der erste Anblick des Senatoren-Hauses hat schon etwas mehr von der Amerikanischen Art.

„Das Haus des Senats ist von derselben Form wie das Haus der Repräsentanten, aber kleiner, indem es nur 74 Fuß lang und 42 Fuß hoch ist. Als ich die leichtgebaute Fremden-Gallerie hinanstieg, welche, von eisernen Säulen getragen, um den runden Theil desselben hinläuft, fiel mir folgende Anzeige an der Thüre derselben ins Auge, über die ich lächeln mußte: „„Die Herren werden ersucht, ihre Füße nicht auf den Rand der Gallerie zu setzen, indem der Schmutz derselben den Senatoren auf die Köpfe fällt.""

Die schnelle Entstehung und Vergrößerung der Städte in Amerika, die uns zeigt, auf welche Weise eine anwachsende Bevölkerung sich in der Geschwindigkeit mit Wohnungen versieht, verdient bemerkt zu werden.

„Eine Stadt erhebt sich in Amerika mit fast zauberähnlicher Geschwindigkeit. Kaum ist der Entwurf zu einem neuen Kanal oder einer Eisenbahn gemacht, oder kaum fängt man an, die Waldungen an dem Ufer eines schiffbaren Stromes zu lichten, so kömmt eine Schenke zum Vorschein auf einem Flecke, wo sich erwarten läßt, daß der Reisende nach einem Trunk verlangen werde. Bald folgt eine Säge- und Kornmühle, ein oder zwei Kaufmanns-Laden, ein Postamt, eine Druckerei und eine Bank. Die Mühle muß wahrscheinlich bald dem Fischteich Platz machen; die Bank stellt auch wohl ihre Zahlungen ein, und die Eigenthümer machen sich davon, um ihre Speculationen anderwärts von vorn anzufangen. Wo noch vor sechzig Tagen nichts als eine Wildniß war, herrscht jetzt die geräuschvollste Thätigkeit; die Stadt wächst beinahe zwischen den Bäumen hervor, die Straßen sind abgesteckt, eine Schenke, mehrere Waarenladen und an 50 Häuser sind schon bewohnt."

Eine kleine Anekdote gereicht so sehr dem Charakter der Amerikanischen Gastwirthe zur Ehre, daß wir uns das Vergnügen nicht versagen können, sie hier aufzunehmen. Wir wissen wohl, daß Eine Schwalbe keinen Sommer macht, aber wo Eine Schwalbe ist, läßt

*) A Subalterns furlough: descriptive of Scenes in various parts of the United States etc. during the Summer and autumn of 1832. By E. T. Coke.

sich doch immer vermuthen, daß mehrere andere nicht weit sind. „Zu Ehren des rechtschaffenen Gastwirths auf der „Felsenspitze" muß ich erzählen, daß ich bei meiner schnellen Abreise einen Rock in dem Gastzimmer hängen ließ und nach einer Reise von 3000 (Engl.) Meilen denselben, sauber eingepackt, unter meiner Adresse in dem Gasthofe zu New-York vorfand, wo er bereits seit 4 Monaten gelegen hatte, während ich längst nicht mehr daran dachte, ihn je wieder zu sehen."

Jedermann hat von der Breiten Straße in New-York gehört. Folgende Beschreibung derselben scheint sehr der Wahrheit gemäß zu seyn.

„So viele Amerikaner hatten mir bereits von der Größe und Pracht der Breiten Straße gesagt und Manche sogar behauptet, daß keine Straße in London sie übertreffe, daß ich mich sehr getäuscht fand, als ich sie sah; ich denke, daß man sie weit richtiger mit Liverpool vergleichen könnte. Die Kaufmanns-Laden darin lassen sich gewiß nicht mit denen in letzterer Stadt vergleichen, doch in der Anzahl der Equipagen wird sie von New-York übertroffen, und in Hinsicht auf Miethkutschen hat dieses den Vorrang vor London oder jeder andern Englischen Stadt. Diese sind so zierlich und selbst so schön, daß ein Fremder sie wohl für Privat-Equipagen ansehen kann. Die Breite Straße wird den ganzen Tag von Wagen und Reitern und einem ewigen Gedrange von Omnibus belebt. Merkwürdig ist es in Hinsicht dieser letzteren, daß sie in New-York (wo sich doch ein jeder das Ansehen giebt, Titel und Rang zu verachten) alle solche Namen führen, als: Lady Clinton, Lady Washington, Lady van Renslaer &c. Mitunter sieht man auch Bediente in Halb-Livree auf Kutschen, deren Thüren mit einem Wappenschilde prangen. Diese Straße ist ungefähr 3 Engl. Meilen lang und 80 Fuß breit und erstreckt sich in einer fast geraden Linie von einem Ende der Stadt zum anderen."

Von den Vaux-Hall-Garten in New-York heißt es:

„Ich fand ein treffliches Musik-Chor, sehr schönes Feuerwerk und eine weit größere Menschenmasse, als ich erwartet hatte. Man zeigte ein Panorama in einem Theile des Gebäudes, wo die Leute sich versammelten, um die Musik zu hören. Es stellte den Freiheitskampf der Griechen und die Schlacht bei Navarin vor. Der Eigenthümer sagte uns, daß er es auch in London gezeigt hätte. Ich zweifle aber sehr, ob er seinem Londoner Publikum solche Vorlesungen über den Segen der Freiheit hielt, wie die, welche er seinen Zuschauern in New-York zum Besten gab. Er belehrte uns in hochtrabender Sprache und in den schwülstigsten Ausdrücken mit dem Ton eines Mannes, der eine Menagerie zeigt, wie die Engländer kein Recht gehabt hätten, in die Bucht von Navarin einzulaufen; sie hätten zuerst den Frieden gebrochen, und wenn die Offiziere, welche die Batterie am Eingange der Bucht kommandirten, nur einen Augenblick eine solche Absicht gemuthmaßt hätten, so wäre die ganze Flotte in den Grund geschossen worden."

Es scheint, daß Mrs. Trollope's Buch großes Aufsehen in Amerika gemacht hat, und daß es in der äußeren Rohheit, über welche diese Lady klagt, einige Besserung bewirkte. Man scheint in den Vereinigten Staaten allgemein der Meinung zu seyn, daß die kritisirende Lady und Capitain Basil Hall eine und dieselbe Person sind (!), und Einige gehen so weit, zu behaupten, daß dieses schon durch den Stil beider Werke erwiesen wäre, obgleich sich nichts Unähnlicheres in dieser Hinsicht denken läßt. Lieutenant Cole würdigt das wirkliche Verdienst von Mrs. Trollope's Schrift sehr richtig.

„Obgleich ich", sagt er, „den Meinungen und Ansichten der Mrs. Trollope nicht völlig beitreten möchte, insofern sie offenbar, bei einigen ähnlichen Zügen, eine wahre Karrikatur von den Amerikanern zeichnete und denjenigen, welche die Vereinigten Staaten nicht besucht haben, die falsche Idee beibrachte, daß man dort keinen gebildeten Menschen finde, so denke ich doch, daß ihr Buch unter einer gewissen Klasse von Leuten Gutes stiften wird. Die Wirkungen fingen sogar schon an, sich zu zeigen, ehe ich das Land verließ, und ich erwähne folgende Anekdote, damit, wenn jemals diese Zeilen der geistreichen, aber sehr getäuschten Verfasserin vor Augen kommen, sie sich zu der theilweisen Reform, die sie bereits bewirkt hat, Glück wünschen möge. Als Miß Kemble zum ersten Male im Schauspielhause zu New-York auftrat, war es übermäßig voll. Ein Herr in den Logen, der sich in den Zwischen-Akten herumdrehte, um mit Jemanden zu sprechen, der hinter ihm saß, zeigte dem Parterre etwas mehr von seinem Rücken, als der Anstand erlaubte. Kaum bemerkte man dies, so erhob sich ein leises Gemurmel unter den beleidigten Zuschauern, welche bald in das laute Geschrei ausbrachen: „„„Trollope! Trollope! Werft ihn hinaus! Werft ihn hinüber!""" u. s. w., das mehrere Minuten unter furchtbarem Lärmen anhielt, bis der Beleidiger eine passendere Stellung annahm. Ich kann bezeugen, daß ich sehr oft eben so viel Mangel an Anstand in unseren Theatern sah, als jemals in Amerika, und ich denke, daß man eben so gut die Gaststuben und Speisehäuser in der Provinz oder die Passagiere in den Lohnkutschen als Muster annehmen könnte, um danach die Englische feine Welt zu beurtheilen, — als die Reisenden auf Dampfschiffen und in Wirthshäusern den gebildeten Amerikaner darstellen mögen. Daß die Amerikaner im Allgemeinen manche unangenehme Sitte haben, wird kein vernünftiger Mensch im Lande selbst leugnen, und wenn es einige Verbesserungen herbeiführen kann, daß man ihnen unaufhörlich das Tabackskauen, Rauchen, Branntweintrinken und Spucken vorwirft, so wird es kein Englischer Reisender daran fehlen lassen; auch hat wohl Niemand seinen Abscheu gegen diese garstigen Gewohnheiten stärker ausgedrückt, als ich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten."

Dies heißt offen und redlich gesprochen. Er zeigt die Sache, wie sie ist, und sucht nicht, um eine thörichte Verfeinerung an den Tag zu legen, die Amerikaner schlechter zu zeigen, als sie wirklich sind. Jonathan wird so aufgebracht gegen Jeden, der sich gegen sein Geburtsland einige Freiheiten herausnimmt, daß unser Verfasser überzeugt ist, weder Mrs. Trollope noch Capitain Hall dürften sich mit Sicherheit wieder in den Vereinigten Staaten sehen lassen. Bloße Billigung, bemerkt er, ist dem Amerikaner nicht genug, man muß unbedingten Beifall geben, und er nimmt jede tadelnde Bemerkung über die Nation als eine persönliche Beleidigung auf; dennoch behauptet Lieutenant Coke, daß Amerika ein herrliches Land sey und das Volk weit trefflicher, als man gewöhnlich glaubt. (Atlas.)

Bibliographie.

American law. (Das Amerikanische Gesetz.) Von J. Kent. New-York.

A Manual of percussion and auscultation. (Ueber Ohrenkrankheiten u. s. w.) Von J. W. Sheafe. New-York.

A practical guide to operations on the teeth. (Zahn-Operationen.) Von J. Snell. Philadelphia.

England.

Das jetzige Englische Theater.

(Schluß.)

Ich schließe hier meine Betrachtungen über den Verfall der Theater in England, worüber mir meine Freunde vollständigere Notizen versprochen haben, als ich besitze, und will nun von dem Stücke sprechen, das, obgleich es mit großem Beifall gegeben wurde, den Untergang des Coventgarden-Theaters nicht hat verhindern können. Es ist betitelt: „Die Frau, eine Mantuanische Erzählung"; ich sah dasselbe auf dem kleinen olympischen Theater aufführen, das ich mit unserem Theater Montansier vergleichen möchte, und wo die verabschiedete Schauspieler-Truppe von Coventgarden auf eigene Rechnung mit Genehmigung des Lord-Kammerherrn spielt.

Das Haus war nicht voll, obgleich die Zeitungen, die vielleicht auch hierin uns Pariser nachahmen, jeden Morgen versichern, es sey schwer, noch einen Platz zu finden. Diese menschenfreundliche Rücksicht der Journal-Schreiber für eine arme entlassene Schauspieler-Truppe, die, den aus Ilion vertriebenen Teucern ähnlich, mit den Trümmern ihrer Habe und ihren heimischen Göttern umherirrt, ist jedenfalls löblich. Der Verfasser der „Frau" flößt auch persönliches Interesse ein; Sheridan Knowles, Schauspieler und Dichter zugleich, vergleicht sich im Prologe mit der Fledermaus Aesop's, die zwischen zwei Naturen schwankt und von den Vögeln ausgepfiffen wie von den Mäusen ausgezischt wird. Man hat von ihm bereits den „Virginius", der auch in Paris von Macready gegeben worden ist, und den „Bucklichen", ein gutes Kassenstück; auch ist eine Sammlung von Erzählungen von ihm erschienen. Sein neues Drama zeichnet sich durch einen dem alten Theater geschickt nachgebildeten Stil aus, ohne mit veralteten Formen überladen oder schwülstig zu seyn; die Poesie darin hat mehr Zartheit als Kraft, einige glänzende Gedanken, Schwung in den Rhythmen, Eleganz der Sprache, übrigens nichts eigentlich Originelles, aber auch nichts Bizarres.

Die Handlung geht in Italien vor, und die Fabel des Stücks ist ein kleiner Roman; denn auch in England ist man dahin gediehen, einen Roman für's Theater zu dialogisiren, statt ein wahres Drama zu schreiben und die Charaktere gehörig zu entwickeln, wie es Corneille und Shakespeare thaten. Aber wenigstens hat es Sheridan Knowles nicht wie mehrere seiner Landsleute gemacht, die, wenn sie einen Roman oder ein Drama nach Italien oder Spanien versetzen, nach Hamiltons Ausdruck Arabischer seyn wollen, als man in Arabien selbst ist, und ihrem Dialog eine angebliche Italiänische oder Spanische Farbe geben, die so stark aufgetragen ist, daß die Gemälde von Paul Veronese und Murillo dagegen blaß erscheinen müssen. Doch ich kehre zu Sheridan Knowles und seinem Stücke zurück. Der Inhalt des letzteren ist folgender: In Mantua lebte einst ein armes Mädchen, das mit seinem Vater aus der Schweiz gekommen und, nachdem dieser gestorben, der Obhut eines Vormundes anvertraut worden war, der sich berechtigt glaubte, über ihre Hand zu verfügen und dieselbe dem Grafen Floria versprochen hatte. Mariana, so hieß das Mädchen, ließ sich nach langem Sträuben durch die gemißbrauchte Autorität des Vormundes einschüchtern und wurde zum Altar geschleppt; hier aber fand sie in dem Augenblicke, wo sie das verhängnißvolle „Ja" aussprechen sollte, ihren Muth wieder und erklärte, sie werde nie die Gattin des Grafen Floria seyn und stelle sich unter den Schutz des Pfarrers Antonio. Der ehrwürdige Geistliche versprach Marianen seinen Beistand, und der Vormund war genöthigt, sich an den Herzog von Mantua zu wenden, um seine Mündel zurückzufordern, über deren Hand er ein Recht habe frei zu verfügen. Ferrardo Gonzaga, der regierende Herzog, kündigte an, er werde die Sache nach den Gesetzen des Landes entscheiden lassen; aber vergeblich suchte Mariana in Mantua einen Anwalt; die dortigen Advokaten waren alle vom Grafen Floria bestochen, und der Pfarrer Antonio mußte einen seiner Neffen, der Advokat in Rom war, durch ein Schreiben auffordern, nach Mantua zu kommen, um die verfolgte Waise zu vertheidigen. Der Advokat, Lorenzo mit Namen, machte sich auf den Weg, wurde aber von Räubern überfallen und lange in Gefangenschaft gehalten. Endlich entkam er und befreite zugleich einen Unglücksgefährten, der sich erbot, bei ihm die Stelle seines von den Banditen getödteten Schreibers zu vertreten. Beide langten glücklich an dem Tage, wo der Prozeß verhandelt werden sollte, in Mantua an. Der gute Pfarrer stellt seinen Neffen der Waise vor, und diese erzählt nun ihrem Anwalt, sie könne den Grafen Floria

nicht lieben, weil sie schon einen Anderen liebe, einen jungen Reisenden aus Mantua, den ihr Vater vor einer herabstürzenden Lawine gerettet und in seine Hütte aufgenommen habe; hier habe sie selbst ihn gepflegt, ihn aber vergebens gesucht, nachdem er die Schweiz verlassen; was aus ihm geworden sey, wisse sie nicht, sie werde ihn aber dennoch stets lieben. Das Geständniß einer so zärtlichen Leidenschaft rührt den Advokaten und seinen neuen Schreiber zu Thränen, und sie begeben sich vor den Herzog. Der Prozeß beginnt, der Anwalt des Grafen Florio spricht zuerst, die Replik Lorenzo's würdigt der Herzog Ferrardo kaum anzuhören und fällt das Urtheil, daß Mariana den Grafen heirathen müsse. Der Pfarrer ergreift voll Unwillen über diese tyrannische Partheilichkeit das Wort und wagt, dem Fürsten die Ungerechtigkeit seiner Entscheidung vorzuwerfen. Dieser erwiedert, das Urtheil sey gefällt, und man möge das Mädchen seinem gesetzlichen Vormunde wieder geben. „Nur meinen Leichnam wird man ihm wiedergeben“, ruft Mariana in Verzweiflung aus, indem sie ein Fläschchen aus ihrem Busen zieht, „der Tod ist an meiner Lippe, man wage einen Schritt, um mich zu ergreifen, und sogleich wird ein Tropfen dieses Giftes mich aus Menschenhänden befreien.“ Der Herzog fragt nach der Ursache dieser Abneigung gegen den Grafen; Mariana antwortet, sie sey einem Anderen verlobt, und auf die Frage, wer dieser Andere sey, und wo er wohne, entgegnet sie, in diesem Augenblicke wisse sie nur, daß er in ihrem Herzen wohne. Der Herzog sieht, daß er es mit einer Schwärmerin zu thun habe, und befiehlt die Vollziehung des Urtheilspruches, als eine neue Stimme sich erhebt, welche die Schritte der Gerichtsdiener lähmt und auf Marianen so heftig wirkt, daß sie die Giftflasche, die sie eben zur Lippe führt, fallen läßt. „Meine Mariana“, ruft die Stimme, welche keine andere ist, als die des Schreibers Lorenzo's. „Er ist's, mein Geliebter!“ antwortet Mariana, und Beide fallen einander, ohne Rücksicht auf den hohen Richter, in die Arme. Der Herzog befiehlt, daß man diesen Ungeschliffenen entferne, der nicht wisse, in wessen Gegenwart er sich befinde. Der Secretair aber, weit entfernt, sich durch diesen Befehl einschüchtern zu lassen, wendet sich zum Herzoge selbst mit den Worten: „Steige herab, edler Herzog, Du weißt nicht, wo Du sitzest.“ — „Wo ich sitze? was soll das bedeuten?“ — „Auf dem Throne Deines Vetters.“ — „Der ist todt.“ — „Nein, er lebt und nimmt den ihm gebührenden Platz in Anspruch; erkennst Du mich wieder, Vetter?“ Der vermeintliche Schreiber wird in der That nicht nur vom Herzoge, sondern auch von allen der Gerichtssitzung beiwohnenden Senatoren von Mantua erkannt. Er war Leonardo Gonzaga, der noch während der Regierung seines Vaters, des verstorbenen Herzogs, von einem unruhigen, romanhaften Geiste getrieben, incognito durch die Welt gereist, für todt geglaubt worden war und jetzt zu großer Verlegenheit für seinen Vetter zurückkehrte. Dieser fügte sich mit Anstand in das Unvermeidliche und dankte zu Gunsten des rechtmäßigen Thronerben ab, der unter dem Rufe: „Der Herzog und die Herzogin sollen leben!“ die zitternde Mariana an seiner Seite niedersetzen ließ und sie zur Herzogin von Mantua ernannte.

Der neue Fürst hatte kaum einen Monat die Freuden der Flitterwochen genossen, als die Franzosen in Italien einbrachen und er an die Gränze eilen mußte. Er ließ seine Gemahlin in Mantua und vertraute sie der Ehre seines Vetters, den er zum Regenten für die Zeit seiner Abwesenheit ernannte, voll Vertrauen in die Treue eines Verwandten, der ihm ohne Zögern die Herzogskrone zurückgegeben hatte. Ferrardo aber, der nur gute Miene zu bösem Spiel gemacht hatte, nährte heimlichen Groll gegen Leonardo, der ihn aus seinen Herrscherträumen gerissen, und wollte die Regentschaft benutzen, um die Gewalt wieder zu gewinnen. Da Gift und Dolch für seinen feigen Sinn zu gewagte Mittel waren, so faßte er den Plan, Leonardo's Glauben an die Treue seiner Gemahlin wankend zu machen, überzeugt, daß der Beweis ihrer Untreue seinen romantischen Vetter ums Leben bringen werde. Ueber die Mittel zur Ausführung dieses Plans nachdenkend, begegnet er an der Pforte seines Palastes einem Menschen von verdächtigem Aussehen, der ihm den Weg zu vertreten scheint; der Herzog bietet dem Bettler, seiner Unverschämtheit ungeachtet, einen Florin, aber der Bettler weist ihn zurück; der Herzog bietet einen Dukaten; auch das genügt dem Frechen nicht, der hundert Dukaten verlangt. Der Herzog will ihn verhaften lassen, als der Bettler sich ihm als das Werkzeug zu erkennen giebt, dessen er sich früher zu verdächtigen Aufträgen und schlechten Handlungen bedient habe; der Herzog giebt San-Pietro, so heißt der Bösewicht, seine Geldbörse und kauft auf's Neue seine Dienste. Er zweifelt jetzt nicht mehr an dem Gelingen seiner Pläne; er will San-Pietro brauchen, um die Herzogin zu verführen oder wenigstens um ihren Ruf zu bringen.

San-Pietro, der nun durch die Freigebigkeit des Regenten wieder ein Edelmann geworden ist, führt ein verschwenderisches Leben, er spielt leidenschaftlich und mit Unglück; um sich militairischen Ruf zu verschaffen, begiebt er sich zum Heere und ist, als er mit einem Auftrage des Herzogs an den Regenten nach Mantua zurückkehrt, so arm wie zuvor. Ferrardo bezahlt noch ein Mal seine Schulden und braucht ihn nun für seine Zwecke gegen Mariana. Die unschuldige Fürstin fällt bald in die listigen Schlingen, die ihr gestellt werden. Der äußere Schein ist ganz gegen sie; in Mantua verbreitet sich das Gerücht, San-Pietro sey ihr Geliebter, man hat sie leidenschaftlich mit ihm sprechen sehen. Der gute Pfarrer Antonio selbst glaubt, Mariana sey durch zu großes Vertrauen in ihre Tugend gefallen, und erinnert sie ernst an ihre Pflicht. Sie äußert Unwillen über den Verdacht des Greises und fragt ihn, ein schwarzes schändliches Komplott argwöhnend, ob er auch auf die Seite ihrer Feinde getreten sey, da er, ohne Grund, an ihrer Unschuld zu zweifeln, die gehässigen Gerüchte wiederhole, die man erfunden habe, um sie ins Verderben zu stürzen. „Wie“, fällt ihr Antonio in die Rede, „ist nicht diese Nacht ein Mann in Eurem Gemach überrascht worden?“ — „Welch ein Mann?“ — „Derselbe, mit dem Ihr gestern Abend spracht.“ — „Ich bin verloren!“ ruft Mariana aus, und in demselben Augenblick tritt der Regent Ferrardo mit mehreren von ihm herbeigerufenen Vornehmen und Beamten in das Zimmer. „Ihr seyd verloren!“ wiederholt Antonio. — „Ja, aber unschuldig“, antwortet Mariana, die nun sieht, daß sie das Opfer einer schändlichen Kabale ist. Ferrardo und die Uebrigen erscheinen mit einer Schärpe, die sie auf dem Bett der Prinzessin gefunden, und die man als San-Pietro's Schärpe erkennt. Antonio zweifelt nicht mehr an Marianens Schuld und entfernt sich mit allen Zeugen dieses Auftritts, Ferrardo ausgenommen, der Theilnahme für die inzwischen wieder zu sich gekommene Herzogin heuchelt und ihr zur Flucht räth, indem er ihr Geld und Pferde dazu anbietet. Mariana beschließt, zu entfliehen um sich der Schmach und dem Zorne ihres Gemahls zu entziehen.

Der Regent freut sich über das Gelingen seines Plans und will nun auch San-Pietro aus Mantua entfernen, den er in ein benachbartes Zimmer eingeschlossen hatte, und den er jetzt vor sich führen läßt. Ferrardo bemerkt die düstere und unzufriedene Miene San-Pietro's, der ihn fragt: „Sind wir allein? Hast Du jene Trabanten fortgeschickt, die mich gestern Abend festnahmen und hierher schleppten?“ — „Hast Du nicht gemerkt“, erwiedert Ferrardo, „daß sie auf meinen Befehl handelten?“ — San Pietro, der auf Rache am Regenten sinnt, klagt über die Gewaltthätigkeit, mit der man ihn halbtrunken in das Zimmer der Herzogin geschleppt habe. „Gieb Dich zufrieden“, sagt Ferrardo, ihm dennoch seinen Dolch zeigend, „Du bist nur hierher gebracht worden, um Dein Glück zu machen; dieses Kästchen mit 10,000 Dukaten ist Dein, wenn Du mir einen letzten Dienst leisten willst. Schreibe nieder, wie wenn Du Dich dessen rühmtest, daß Du die verwichene Nacht bei der Herzogin in ihrem Schlafgemach zugebracht. Was siehst Du mich so starr an? Es kostet ja nicht viel Mühe, hier ist Feder, Dinte und Papier, schreibe, was zögerst Du noch?“ — „Ich denke darüber nach“, erwiedert San-Pietro, „wie ich Deinen Wunsch am besten erfüllen kann; diktire mir, was sich zugetragen haben soll, ich werde es niederschreiben.“ Ferrardo diktirt, und San-Pietro ist eben fertig, als er ungeduldig ausruft: „Bei den Pforten des Todes, ich habe mich hier verschrieben; leihe mir Deinen Dolch, um das falsche Wort mit der Spitze desselben auszuradiren!“ Ferrardo giebt ihm den Dolch. „Nun sieh zu, ob es richtig ist“, fährt San-Pietro fort. Ferrardo liest und findet seine eigenen Schandthaten, nicht die Pietro's verzeichnet. „Du erkennst Dich in diesem Spiegel wieder, Herzog“, sagt höhnisch San-Pietro; „ich bin ein geschickter Secretair, wie Du siehst, wohlan, unterzeichne dieses Geständniß.“ Ferrardo kann von seinem Erstaunen nicht zurückkommen und fragt: „Bist Du denn wirklich San-Pietro?“ — „Ja, ich bin es, aber so, wie ich durch Dich geworden bin, nicht mehr das einfache Schweizerkind, das Du der väterlichen Hütte entrissest, sondern ein Mann, der bei Dir in die Schule gegangen und in der Stadt eben so verderbt worden ist, wie Du.“ Der Herzog will sich erheben; aber sein Dolch ist in San-Pietro's Hand, und er muß daher geduldig zuhören, wie dieser ihm vorwirft, seine Jugend verführt und sein Leben durch ewige Gewissensbisse vergiftet zu haben. Ferrardo bietet San Pietro zwanzig, ja vierzig tausend Dukaten; aber dieser verlangt unerbittlich, er solle jenes Geständniß unterzeichnen, und droht, ihn mit dem Dolche zu erstechen, wenn er länger sich weigere. Ferrardo unterzeichnet und wird außerdem von San-Pietro gezwungen, ihm seinen herzoglichen Ring zu geben. San-Pietro schließt ihn zur Vergeltung in das Kabinet ein und entfernt sich, ihm spöttisch dankend.

Ferrardo verzweifelt dessenungeachtet am folgenden Tage noch nicht an dem Gelingen seines Planes. Das Gerücht von dem Verbrechen der Herzogin hat sich in der Stadt verbreitet, das Verschwinden Marianens und San-Pietro's scheinen es nur zu bestätigen. Der Regent, Antonio und die Gerichtsbeamten von Mantua begeben sich nach dem Lager, um dem Herzoge Leonardo die traurige Nachricht seiner Schmach zu überbringen. Dieser will einen so schändlichen Verrath nicht glauben, obgleich der Pfarrer Antonio selbst die Wahrheit des Berichts des Regenten bezeugt; Leonardo vertraut so fest auf die Tugend seiner Mariana, daß er sogar ihre Flucht günstig auszulegen weiß. In demselben Augenblicke kündigt ein Offizier die Herzogin selber an, Leonardo hatte recht gerathen, sie war nur entflohen, um bei ihm Hülfe zu suchen. Sie steht nun ihren Anklägern gegenüber und vertheidigt sich mit der Würde verleumdeter Unschuld, ohne zu verhehlen, daß sie für ihre Rechtfertigung besonders auf die Liebe Leonardos gerechnet hat. Ferrardo beharrt bei seiner Anklage, aber der angebliche Mitschuldige der Herzogin, San-Pietro, wird hereingeführt und stürzt auf Ferrardo in dem Augenblicke, wo dieser mit frecher Zuversicht Marianen eine Ehebrecherin nennt. „Lügner!“ ruft er ihm zu, „sie ist so treu, wie Du treulos bist.“ Ferrardo zieht seinen Degen und sticht nach San-Pietro, der tödtlich verwundet zu Boden sinkt; „einem Sterbenden wird man glauben“, sagt er mit matter Stimme, „Prinz, lesen Sie dieses Bekenntniß.“ — „Es ward mir durch die Androhungen des Todes abgedrungen“, entgegnet Ferrardo, „aber kannst Du leugnen, daß Du die Nacht allein bei der Herzogin zugebracht?“ — „Herr“, sagt San-Pietro, zu Leonardo gewendet, „trägt Mariana nicht ein kleines plump gearbeitetes Kreuz?“ — „Ja“, fällt Mariana ein, „dasselbe, das ich Euch zeigte, als wir in Mantua mit einander sprachen.“ — „Es war ein Geschenk, das Euer Bruder Euch vor funfzehn Jahren machte.“ — „Ja, ich war damals noch ein Kind und er fast schon ein Mann.“ — „Saht Ihr nicht eines Morgens beim Erwachen diesen Bruder weinend vor Eurem Bette stehen, segnete er Euch

nicht, und hing er Euch nicht dieses Kreuz um den Hals, küßte Euch auf die Stirn, sagte Lebewohl und ging fort, ohne wiederzukehren? Tretet näher zu mir, ich beschwöre Euch, mein Gott, es ist ganz das Gesicht meiner Mutter!" — „Mein Bruder Ambrosio!" ruft Mariana aus. Sie waren Geschwister, die Verleumdung war nun erwiesen. San-Pietro hatte bei seiner Rückkehr vom Heere Marianen wieder erkannt, ihr Anblick hatte die Erinnerungen seiner Jugend in ihm erweckt und sein Gewissen rege gemacht; er starb nun mit der Genugthuung, die Unschuld seiner Schwester bewiesen zu haben.

Dies ist der Inhalt des Stückes von Sheridan Knowles; die Geschichte ist, wie man aus diesem Berichte abnehmen kann, eine sehr gewöhnliche und der Plan keinesweges erfindungsreich. Die Charaktere sind eben so wenig neu, und dennoch wurde Mariana, eine Kopie der Desdemona oder vielmehr der Imogen im Cymbeline von Shakespeare, bewundert. Mit Charakteren, wie San-Pietro, könnte man ein ganzes Bagno aus den neueren Melodramen anfüllen. Das Verdienst des Verfassers muß man daher in dem Ausdruck und in der Harmonie der Verse suchen; an einigen Stellen ist der Stil sogar glänzend zu nennen. Der Verfasser spielt in seinem Stücke selbst die Rolle San-Pietro's; seine Gesichtszüge sind mehr gemein als edel, sein Spiel ist sicher und einsichtsvoll, erhebt sich aber nicht über das Gewöhnliche; die übrigen Schauspieler geben ihre Rollen leidlich, nur Miß Ellen Tree macht ihre Rolle durch Anmuth, Empfindung und edle Einfachheit zu einer poetischen. Dennoch ist nach dem eigenen Geständniß der Engländer Madame Malibran, für Andere Madame Pasta die beste Schauspielerin, die sich gegenwärtig in London befindet. Eben so ist das am meisten bewunderte Bein nicht mehr das der Engländerin Vestris, dessen Gypsabguß dem Lord Fife so viel Geld kostete, sondern das der Demoiselle Taglioni, und selbst in der Nachahmung Shakespeares stehen wir den Engländern voran, wie ich aus dem mir eben zugekommenen Bericht über Casimir Delavigne's „Kinder Eduard's" schließen darf. (!) Ich hätte nun noch die Ursachen des Verfalls des Englischen Theaters zu untersuchen, doch dies ist der Inhalt einer von Herrn Bulwer im Parlamente in Anregung gebrachten Bill, deren gefällige Mittheilungen ich abwarten will. „Die Kinder Eduard's" erinnern mich an einen Besuch, den ich gestern im Tower machte. Da es nicht mein erster Besuch war, so ließ ich mir die Krone des Königs von England nicht mehr zeigen, die hinter einem eisernen Gitter vor Dieben bewahrt wird, und das in einer Festung, die einer Armee trotz bieten könnte! Nachdem mir der Aufseher das Beil gezeigt, mit dem Anna Boleyn hingerichtet worden, wies er mir unter einem dunklen Bogengang die Thür zum Blutthurm, wo die Kinder Eduard's ermordet wurden. Aus dem Tower stiegen wir in die Westminster-Abtei hinab, wo sich das Grab der Kinder Eduard's befindet; beide ruhen, in Marmor abgebildet, über ihrem Sarkophage. Eine kleine Engländerin, die sich mit ihrer Mutter in der Kirche befand, fragte, wer diese beiden Kleinen seyen? die Mutter antwortete: „Es waren zwei kleine Kinder, wie Du, die von ihrem Oheim getödtet wurden." — „Und warum tödtete er sie?" — „Weil sie nicht artig waren, meine Tochter." Das Mädchen war mit dieser Erklärung, in welcher die Geschichte der Moral aufgeopfert wurde, zufrieden, und ich selbst freute mich darüber, weil in unserer Zeit die Geschichte und der Roman so oft auf Kosten der Moral entstellt werden.

Frankreich.

Literatur der Botanik. 1832.

In einem sehr schätzbaren Artikel des Herrn De Candolle in der Bibliothèque universelle (Notice sur les progrès de la botanique pendant l'année 1832) giebt derselbe folgende Uebersicht der im vorigen Jahre im Fache der Botanik erschienenen Werke:

I. Allgemeine Lehrschriften.

An introduction to botany. Von Prof. Lindley. London.
Introduction to botany. Von W. Arnott. London. (Im fünften Bande der Brittischen Encyklopädie.)
Handbuch der botanischen Terminologie und Systemkunde. Von G. W. Bischoff. 4. Nürnberg. 1830—32.

II. Organographie.

Recherches anatomiques et physiologiques sur le Marchantia polymorpha. Von Herrn v. Mirbel. 4. Paris.
Complément des observations sur le Marchantia polymorpha. Von demselben vorgelesen in der Pariser Akademie der Wissenschaften am 31. Dez. 1832. (In den Annales Bot. I. p. 97.)
Beiträge zur Kenntniß des Pollen. Von Julius Fritzsche. 4. Berlin.
Ueber den Bau des Cycadeen-Stammes und sein Verhältniß zu dem Stamme der Coniferen und Baumfarren. Von H. Mohl. 4. München.
De Antholysi Prodromus. Von Engelmann. Frankfurt a. M.

III. Physiologie.

Traité de Physiologie végétale. Von A. P. De Candolle. 3 Bde. Paris. (Der Verf. macht auf eine Deutsche Uebersetzung von Roeper aufmerksam.)
Essai sur la théorie des assolemens. Von A. P. De Candolle. (Im Bulletin de la Classe d'agriculture de Genève. Janv. 1832.)
Sur l'accroissement et la longévité des arbres. Von De Candolle. — Sur les arbres des environs de Nice. Von Berthelot. — Sur quelques arbres des Alpes. Von demselben. (Sämmtliche 3 Abhandlungen befinden sich in der Bibl. Univ. von 1832.)
Deux mémoires sur les excrétions des racines des végétaux etc. (In den Mémoires de la Soc. de phys. et d'hist. nat. de Genève. T. V.)
Biologie der Pflanzen. Von Agardh. Stockholm.

IV. Methodologie und Monographieen von Pflanzenfamilien.*)

Uebersicht der phanerogamischen natürlichen Pflanzenfamilien rc. Von J. Heß. Darmstadt.
Natürliches System des Pflanzenreichs. Von Schultz. Berlin.
Programme d'un cours de botanique, suivi de la nomologie bot. Von Desvaux. 2te Aufl. Angers.
Mémoire sur la famille des Anonacées. Von A. De Candolle. 4. Genf.
Mémoire sur le groupe des Méliacées. Von Andrien de Jussieu. Paris.
Cistineae. Von Sweet. London.
Mémoire sur la famille des Valérianées. 4. Von A. P. De Candolle. Paris.
Synopsis generum Compositarum. Von Lessing. Berlin.
Genera et species Asterearum. Von C. G. Nees v. Esenbeck. Breslau.
Tentamen de Abrotanis. Von Besser. Moskau.
Labiatarum genera et species. Von George Bentham. London.
Aufsätze über Bignoniaceen von Endlicher und Chamisso in der Linnaea von 1832.
Essai d'application à une tribu d'Algues, de quelques principes de taxonomie. Von Duby. (Im 5ten Bande der Mém. de la soc. de phys. de Genève.)

V. Monographie der Gattungen und Species.

Monographia generis Capsici. 4. Von Fingerhuth. Düsseldorf.
Plantae novae aut minus cognitae. 4. Von Zuccarini. München.
Collection des Camellias élevés à Bollwyller. 4. Von Baumann.
Ueber die Deutschen Callitrichen, von Kützing; in der „Linnaea" pag. 172.
Memoria sopra diverse specie del genere Musa, in den „Atti dell' academia Pontaniana. T. II. Fasc. I.
Synopsis Jungermanniarum, in Germania vicinisque terris hucusque cognitarum. 4. Von Eckarde. Koburg.
Cyperaceae novae descriptionibus et iconibus illustratae. 4. Von M. C. A. Meyer. Petersburg.
Description d'une nouvelle espèce de Clavija. Von Desfontaines in den „Nouv. Ann. du Museum." Paris.
Vier botanische Abhandlungen, in der Königl. Akademie der Wissenschaften vorgelesen von Kunth. Berlin.
Bemerkungen über das Geschlecht der Erytheäen. Von Schmidt, in der „Linnaea" pag. 407.
Illustrationes variarum Stirpium horti botan. Taurinensis. Vom M. Moris in den „Act. Acad. Taur."
Cose Botaniche. 8. Von Savi. Pisa.
Descrizione dei Funghi mangerecci. 4. Von Vittadini. Mailand.
Di alcune alghe microscopiche Saggio. 4. Von Biasoletto. Triest.
Description d'une nouvelle espèce de Phallus. Von Legrand in den „Act. de la société Linn. de Bordeaux." T. V.
Memoria su di una nuova Felce e su varie altre specie. Von Tenore, aus den „Atti acad. del reale Instituto d'incoraggiamento." Neapel.
Abbildungen neuer und seltener Gewächse des Königl. botanischen Gartens zu Berlin. 4. Herausgeg. von Link und Otto. Berlin.
Icones plantarum rariorum et minus rite cognitarum Europae. 4. Von Reichenbach, seit 1823 bis 1832. Leipzig.
Plantae asiaticae rariores, or descriptions and figures etc. Von Dr. Wallich. fol. London 1829—32.
Illustrations of the Indian Botany. 4. Von Wight. Glasgow. 1831—32.
Flora altaica. 2 Bde. 8. Berlin. — Icones plantarum altaicarum. 2 Bde. in fol. Von Ledebuhr.
Flore de Senegambie. 4. Von Guillemin, Perrotet und Richard. Paris. 1831—32.
Flora Brasiliae meridionalis. 4. Von August de St. Hilaire. Paris. 1825—32.
Nova genera et species, quas in itinere per Brasiliam etc. 4. Von Martius. 3 Bde. München. 1823—32.
Genera plantarum Florae Germanicae, iconibus et descriptionibus illustrata. 8. Von Th. Fr. L. Nees. Bonn.

VI. Botanische Geographie.

Corona Endressiana Pyrenaica. 8. Von Gay nach Endreß. Paris.
Statistique de la Flore d'Alsace et des Vosges. 4. Von Kirschleger. Straßburg.
Catalogue détaillé des plantes vasculaires, qui croissent aux environs de Genève. 12. Von Reuter. Genf.
Die Pflanzen der Schweiz, nach ihrem wesentlichen Charakter rc. 8. Von Moritzi. Chur.
Flora Helvetica. 8. Von Gaudin. Zürich. 1828—32.
Deutschlands Flora. 24. Von Sturm. Nürnberg. 1798—1832.
Flora Halensis. 12. Von Sprengel. 2te Aufl. Halle.
Flora des Herzogthums Nassau. 8. Von Jung. Hadamar und Weilburg.
Novitiarum Sueciae mantissa prima etc. 8. Von Fries. Lund.
Plantarum novarum vel minus cognitarum quas in itinere Caspio-Caucasico observavit. fol. Von Eichwald. Wilna.
Relazione del viaggio fatto in alcune luoghi di Abbruzzo citeriore. 8. Von Tenore. Neapel.
A numerical list of dried specimens of plants in the East-India Company's Museum collected under the superintendance of Dr. N. Wallich. fol.
List of indian woods etc. 8. Von Dr. Wallich. London.
Flora Boreali-Americana, or the Botany of the northern plants of British America etc. 4. Von Hooker. London 1829—32.
The Botany of Capitain Beechey's voyage. 4. Von Hooker und Arnott. London. 1831 und 32.

VII. Phytologische Botanik.

Histoire des végétaux fossiles. 4. Von Brongniart. Paris. 1828—32.
The fossil Flora of Great Britain. 8. Von Lindley. London. 1831—32.

VIII. Medizinische Botanik.

Handbuch der medizinisch-pharmaceutischen Botanik. 8. Von Nees und Ebermayer. Düsseldorf. 1830—32.
Pharmaceutische Waarenkunde. 4. Von Göbel. Eisenach. 1827—32.
Dictionnaire universel de matière médicale et de thérapeutique générale. 4. Von Merat und de Lens. Paris. 1829—32.
Considérations sur l'amertume des végétaux. 4. Von Guillemin. Paris. 1832.

IX. Landwirthschaftliche Botanik.

An Outline of the first principles of Horticulture. 12. Von Lindley. London.
Traité de la Culture des forêts. 8. Von Noirot. Dijon.
A Treatise on the Propagation, Cultivation and general treatment of Cape Heaths. 8. Von Macnab. Edinburgh.
Recherches sur l'emploi des engrais salins en agriculture. 8. Von Lecoq. Clermont.
Calendrier horticultural. 8. Von Aguillon. Toulon.
Upon the management of plants, during a voyage from India. 4. Von Wallich. London.
Mémoire sur la culture des indigofères tinctoriaux. fol. Von Perrotet. Paris.

X. Geschichte der Wissenschaft.

Saggio sullo stato della Botanica in Italia, al cadere dell' anno 1831, aus dem Journal: „Il progresso delle Scienze, delle Lettere e delle arti." 8. Von Tenore. Neapel.
Repertorium Botanicum. 8. Von Dierbach. Lemgo.
Vie de Linné. 8. Von Fée.
Elogio storico dell' academico Professore G. B. Balbis. 4. Von Colla. Turin.

*) Hr. De Candolle macht bemerklich, daß die drei in den J. 1830 und 1831 erschienenen dahin einschlagenden Werke von Lindley, Bartling und Kunth diesen Theil der Wissenschaft so erschöpfend behandelt hatten, daß dem folgenden Jahre nur wenig zu thun übrig geblieben sey.

Berichtigung. Im vor. Blatte des „Magazins" S. 336. Sp. 1. Z. 11 v. u. st. „Japanischen" l. „Portugiesischen".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Freitag den 19. Juli 1833.

England.

Miß Martineau's staatswirthschaftliche Romane.

Die Staatsökonomie ist seit einem halben Jahrhundert unter allen Formen dargestellt worden und hat mehrere ganz entgegengesetzte Systeme ins Daseyn gerufen. Alle Schriftsteller, die sich bis jetzt damit beschäftigten, haben Werke geliefert, die mehr oder minder unverständlich sind, indem sie eine Reihe von Raisonnements auf schwerfällige Weise an einander knüpften, und so nur wenigen Personen den Zugang zu einem Gegenstand gestatteten, der, seiner Wichtigkeit wegen, gerade für Jedermann faßlich seyn sollte; denn ein Jeder kann für sein Verhalten Regeln daraus ziehen. Miß Henriette (Harriet) Martineau hat zuerst die glückliche Idee gefaßt, diese Wissenschaft, so zu sagen, praktisch zu machen und sie in einer Reihe von höchst interessanten und anmuthigen Erzählungen zu versinnlichen, in denen sie alle Gründe zusammenstellt, die für das Prinzip, welches sie durchführen will, sprechen, und wo die Aufmerksamkeit des Lesers in Episoden, die mehr oder weniger mit dem Hauptgegenstande zusammenhängen, einige Erholung findet. Ihr einfacher Styl macht ihr Werk allen Klassen zugänglich, so daß es in der That national und volksthümlich werden muß.

Noch vor einem Jahre war der Name der Miß Martineau ganz unbekannt, und es möchte hier wohl nicht der unrechte Ort seyn, einige Nachrichten über eine Dame mitzutheilen, die sich in so kurzer Zeit einen ehrenvollen Ruf zu erwerben wußte.

In einem Winkel der Englischen Provinz Norfolk lebte, der Welt unbekannt, eine Person, bei der man nie irgend ein ausgezeichnetes Talent vermuthete. Ohne Vermögen und ohne äußere Vorzüge, die es ersetzen können, war sie ehelos geblieben. Eine hinzugetretene Taubheit trennte sie noch mehr von der Gesellschaft, so daß das Lesen ihre einzige Unterhaltung wurde. Zufällig gerieth ihr das treffliche Werk der Madame Marcet über Staatsökonomie in die Hände.*) Dies war für sie die Morgenröthe eines neuen Lebens, und ein Talent gab sich kund, das sie vorher selbst nicht gekannt hatte. Sie schrieb ihre ersten Erzählungen, und man kann mit Wahrheit sagen, daß ihre Probe-Arbeit ein Meisterstück war; allein wir leben leider in einem Jahrhundert, wo das Talent allein ohne Gönner nicht durchdringt. Miß Martineau suchte zwei Jahre lang vergebens einen Buchhändler, der die Druckkosten daran gewagt hätte. Endlich ließ sich ein unbedeutender Buchdrucker, eben so arm und eben so unbekannt wie sie, durch ihre Bitten bewegen, das Wagestück zu unternehmen.

Kaum waren ihre Erzählungen erschienen, als deren Werth allgemeine Anerkennung fand. Die erste Auflage war bald vergriffen, eine zweite folgte, dann eine dritte, und jetzt folgen sie so rasch auf einander (obgleich jede von 5000 Exemplaren), daß die Verfasserin sowohl als der Verleger ihr Glück gemacht haben. Miß Martineau, jetzt in London wohnhaft, hat, wie man sagt, schon drei Heiraths-Anträge abgewiesen. Die Minister, die ganze Nützlichkeit ihrer Werke einsehend, suchten ihre Bekanntschaft und verschafften ihr die der ausgezeichnetsten Männer. Wir wollen wünschen, daß ein so schneller Glückswechsel ihrem Talent keinen Eintrag thue. Man spricht von zwei neuen Werken von ihr, die den früheren nachstehen sollen, wir glauben indeß in jedem Falle, daß bei einer so hochbegabten Person das Talent bald wieder seine vorige Höhe erreichen und sie nicht lange hinter sich selbst zurückbleiben werde.

Beim Lesen dieser Erzählungen muß man der Ordnung folgen, in welcher sie erschienen sind, indem die Verfasserin den Anfang mit den Grundprinzipien der Wissenschaft gemacht hat. In einem bloßen Auszuge läßt sich schwer eine richtige Idee davon geben, weil immer ein Raisonnement dem anderen zur Stütze dient. Indeß wollen wir versuchen, von der zweiten dieser Erzählungen eine schwache Skizze zu entwerfen, indem wir einige Stellen hinzufügen, die sich noch am besten herausheben lassen. Um sie verständlicher zu machen, wollen wir eine Art von Inhalts-Anzeige vorausschicken, welche eine kurze Darlegung der darin entwickelten Prinzipien enthält. Eine solche Inhalts-Anzeige findet sich im Original am Ende jeder Erzählung.

Kapital heißt Alles, was bestimmt ist, auf produktive Art verwendet zu werden; das Kapital wird durch die Arbeit erzeugt und durch Oekonomie vermehrt.

Das Kapital besteht
1) in den Werkzeugen, womit man arbeitet;
2) in dem Stoff, den man verarbeitet, er sey einfach oder zusammengesetzt;
3) in dem Lohn, von dem die Arbeiter leben.

Den ersten Theil kann man festes Kapital nennen; den zweiten und dritten ergiebiges Kapital.

Da das Kapital ein Erzeugniß der Arbeit ist, so trägt jede Ersparniß an Arbeit zur Vermehrung des Kapitals bei.

Die Maschinen ersparen die Arbeit, folglich dienen sie zur Vermehrung des Kapitals.

Die Vergrößerung des Kapitals vermehrt die Nachfrage nach Arbeit.

Die Maschinen, indem sie zur Vergrößerung des Kapitals beitragen, vermehren die Nachfrage nach Arbeit; oder mit anderen Worten, die Entwickelung der produktiven Industrie steht in gleichem Verhältniß mit dem Kapital, es sey fest oder ergiebig.

Beide Klassen von Produzenten, der Kapitalist und der Arbeiter, haben also einerlei Interesse, da ihr Gedeihen von der Vergrößerung des Kapitals abhängt.

Der Hügel und das Thal.

Zu Anfang giebt uns die Verfasserin eine sehr anziehende Schilderung von dem wunderlichen Charakter des Herrn John Armstrong, eines 70jährigen Greises, der, von seinem Handlungs-Associé betrogen, gegen die ganze Menschheit einen Abscheu gefaßt und Alles, was ihm blieb, zu Gelde gemacht hat. Nachdem er eine kleine Hütte und zwei Morgen Landes in dem wildesten Theil von Wales gekauft, hat er sich daselbst mit einer alten Haushälterin niedergelassen. Er baut selbst seinen Garten, flieht allen Umgang mit Menschen und geht nur zum Gottesdienst in die Stadt.

Seine Haushälterin, eben so ungesellig wie er, verläßt nur zwei Mal im Jahre ihre Wohnung, um Vorräthe einzukaufen. Eine kleine Leibrente, die Herr Armstrong bezieht, reicht zu ihrem Lebensunterhalt hin, und der Ueberrest seines Vermögens, aus zweihundert Guineen bestehend, liegt wohl verwahrt in einem Kasten unter dem Bette, so sehr ihn auch seine einzige Tochter und sein Eidam bitten, dies Geld auf irgend eine Weise anzulegen; aber sein Menschenhaß, unter welchem übrigens ein treffliches Herz sich verbirgt, will nichts mit der Welt zu thun haben, und nur ein alter Freund, Herr Hollins, ist davon ausgenommen. Auch liest er noch gern die Tagesblätter, die man ihm alle Tage an einen bestimmten Ort legt, wo er sie dann selbst abholt.

Eines Morgens wird die Ruhe des Thals plötzlich durch das Geräusch mehrerer Wagen unterbrochen, die mit Materialien beladen und von einer ziemlichen Anzahl Arbeiter begleitet sind, welche am Fuße des Hügels, der Wohnung des Herrn Armstrong gegenüber, anhalten, und er erfährt zu seinem Leidwesen, daß eine Manufaktur oder ein Eisenhammer in dieser bisher so romantischen Gegend angelegt werden soll.

Herr Wallace, ein junger verdienstvoller Mann, der sein Vermögen nur seiner Industrie verdankt, läßt sich als Direktor des Werks in der Nachbarschaft nieder, und, Dank seinem Talent und seiner Thätigkeit, die Manufaktur gedeiht bald mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Herr Wallace vergaß nicht, daß sein Vermögen eine Frucht der Arbeit war und durch Sparsamkeit zugenommen hatte, und er wußte, daß es sich nur durch die nämlichen Mittel vermehren ließ.

Er hatte nicht das ganze Kapital oder das seiner Handels-Genossen baar in dieser Unternehmung angelegt, sondern es in drei Theile gesondert, die bestimmt waren zur Bezahlung
1) des Materials, d. h. der Gebäude, der Schmelzöfen, der Schmieden, der Mühlen, kurz alles dessen, was man die Werkzeuge zur Arbeit nennen kann;
2) des Materials, der Kohlen und Kalksteine, die mit dem Boden gekauft waren und den zu verarbeitenden Stoff darstellten;
3) des Arbeitslohns, d. h. das Geld, wovon die Arbeiter leben sollten.

Herr Wallace empfand eine wahre Freude, als er sah, daß die Anlegung seiner Kapitalien mehr als 300 Personen Lebensunterhalt gab, und bedachte, daß das Produkt ihrer Arbeit noch so vielen Anderen, da, wo es hin versandt wurde, Nutzen gewährte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Noch mehr mögen wohl die unterrichtenden Erzählungen derselben Schriftstellerin (Madame Marcet), deren einige bereits vor zwei Jahren erschienen, und die jetzt unter dem Titel „John Hopkins, oder Ideen über Staatsökonomie" gesammelt sind, auf Miß Martineau eingewirkt haben.

Bibliographie.

Memoirs of Charles the First. (Denkwürdigkeiten Karl's I.) Von Miß Aikin. 2 Bde. Pr. 28 Sh.

Andrew the Savoyard. (Andreas der Savoyarde.) Nach dem Franz. des Paul de Kock. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

The teachers lessons on the creation. (Lehrvorträge über die Schöpfung.) Pr. 1 Sh.

Improvement. (Ein Besuch bei Großmama.) Erzählung für Kinder, von Mrs. H. Bayle.

Frankreich.

Cherubini.

Eine biographische Skizze.

Cherubini wurde gegen Ende des Jahres 1760 in Florenz geboren. Schon in einem Alter von 9 Jahren gab er sich dem Studium der Composition hin. Seine ersten Lehrer waren Bartolomeo und Alessandro Felici; dann besuchte er die Schulen Pietro Bizzari's und Guiseppe Castrucci's. Diese Musiker sind heutzutage kaum noch bekannt, und wenn ihre Namen auf die Nachwelt kommen, so danken sie es dem Schutze ihres Schülers. Sie hatten übrigens nicht den Ruhm, ihr Werk zu vollenden; denn in seinem 18ten Jahre ging der junge Komponist, schon durch seine Erfolge auf dem Theater und in der Kirchen-Composition berühmt, nach Bologna, um durch seinen Unterricht bei Sarti seine musikalische Erziehung zu vollenden. Der Großherzog von Toskana, Leopold II., ließ ihn auf seine Kosten ausbilden.

Dort, unter der Leitung von Sarti, vervollkommnete er sich in seiner Kunst. Vier Jahre eifrigen Studiums befestigten sein Talent und gaben ihm jene innige Ueberzeugung, jenes Künstler-Gefühl, welches man in allen seinen Werken bemerkt. Bald half er seinem Meister bei dessen Arbeiten und komponirte viele Stücke, die Sarti nur ausfeilte und dann unter seinem Namen mit Beifall erscheinen ließ.

Einige Jahre später, im Jahre 1784, verschafften dem jungen Meister die Erfolge, welche er für eigene Rechnung auf den Theatern von Rom, Livorno, Florenz und Mantua erlangte, einen Ruf nach England, wo er zwei Opern schrieb. Er komponirte in London la finta Principessa und Giulio Sabino; die Haupt-Rollen wurden von Crescentini und Rubini gesungen.

Bei seiner Durchreise durch Paris lernte er Viotti kennen, mit dem er später eine Freundschaft schloß, die sich niemals verleugnet hat. Viotti suchte ihn in Paris zu fesseln, und nach Ablauf seines Engagements in London, im Jahre 1785, brachte er uns seinen keimenden Ruhm und sein Genie. Seit jener Zeit gehört er Frankreich an. Er machte indessen einige Ausflüge in's Ausland und komponirte im Jahre 1788 in Turin seine Ifigenia in Aolide. Der Erfolg dieser Oper, aus der ein herrliches Terzett noch im Gedächtniß aller Musikfreunde lebt, war sehr groß. Im Jahre 1805 ließ er, wie man später sehen wird, in Wien Faniska aufführen; und im Jahre 1815 ging er noch einmal nach England, um die Konzerte der philharmonischen Gesellschaft zu dirigiren.

Viotti, den zu jener Zeit die beste Gesellschaft von Paris aufsuchte, führte seinen jungen Landsmann überall ein, der allgemein gefiel und bald mit allen ausgezeichneten Personen der Stadt und des Hofes bekannt war. Man fand ihn bei dem Abbé Morellet und bei Frau von Richelieu, bei Frau von Enalles und bei Marmontel, bei Herrn von Flotan und bei den General-Pächtern. Der Königin vorgestellt, wurde er zu den Konzerten der Frau von Polignac eingeladen, wo Garat und Azevedo entzückten.

Diese gute Aufnahme in der großen Welt verhinderte aber Cherubini nicht, an seine Arbeiten zu denken. Marmontel entwarf ihm einen Text, und Démophon, die Frucht seiner Verbindung mit jenem Gelehrten, im Jahre 1788 in der großen Oper aufgeführt, eröffnete die Reihe der Meisterwerke, mit denen er die Französische Bühne bereichern sollte. — Er wurde bald darauf mit der musikalischen Leitung der vortrefflichen Italiänischen Gesellschaft beauftragt, welche Paris damals besaß. Er leitete nicht allein die Vorstellungen, welche durch seine Sorgfalt und durch seine Rathschläge vollkommen wurden, sondern er fügte auch den Werken, welche man in Scene setzte, stets einige Musikstücke von seiner Composition hinzu, die fast immer den Erfolg der neuen Oper entschieden. Fast für alle Künstler, welche damals nach Paris kamen, komponirte er Arien. Zu jener Zeit war es auch, wo er für die Oper I Viaggiatori felici das berühmte Quartett: Cara, da voi dipende komponirte.

Während dieser Composition einzelner Musikstücke, welche zum Gedeihen des Italiänischen Theaters wesentlich beitrugen, studirte Cherubini den Geschmack und den Geist der Franzosen. Er nahm wahr, daß die stets reinen, zierlichen und süßen Melodieen Italiens für ein Französisches Drama nicht ausreichten. Ueberdies war die Französische Oper zu jener Zeit weit davon entfernt, das bewundernswerthe Ensemble und die Vollkommenheit in der Ausführung darzubieten, wie man sie bei den Italiänern antraf. Er begriff daher, daß man den Erfolg in einer neuen Gattung von Effekten und Ideen aufsuchen müßte.

Plötzlich trat daher Cherubini im Jahre 1791 mit einem Werke ganz neuer Art auf; er ließ auf dem Theater Feydeau seine Oper Lodoiska aufführen. Der Erfolg dieses Werkes war merkwürdig. Der Reichthum der Instrumentirung, die Neuheit und die Kraft der Modulationen, die ausdrucksvollen und dramatischen Gesänge, dies Alles machte einen tiefen Eindruck. Es war ein neuer Zeitabschnitt für das Theater. Dieser Oper folgten in mehr und minder langen Zwischenräumen: Elisa, Medea, das Portugiesische Wirthshaus und der Wasserträger. Es war gewiß eine schöne Epoche für die Französische Musik, als Cherubini die genannten Meisterwerke schuf, wo Berton seinen Montano und den Wahnsinn, Mehul seine Euphrosyne und Lesueur die Räuberhöhle aufführen ließ.

Das Jahr 1800 sah den Wasserträger zum ersten Male darstellen. Das Conservatoire war bereits organisirt und Cherubini zu einem der Direktoren an demselben ernannt worden. Kurz vor dieser Zeit war es, wo er Napoleon zum ersten Male sah. — Die Freunde Cherubini's und der musikalischen Kunst sind oft über die Vergessenheit erstaunt gewesen, in welcher Napoleon diesen großen Komponisten ließ. Niemals fiel von dem Kaiserlichen Throne die geringste Gunst auf den Künstler. Man hat die Kälte des Kaisers gegen einen so genialen Mann einigen heftigen Antworten Cherubini's zugeschrieben. Dem war aber nicht so; man wird gleich sehen, daß der Komponist mit vielem Geist und mit vieler Mäßigung den Kaiserlichen Kritiken ertrug. Vielleicht wurde die Abneigung Napoleons durch einen Umstand veranlaßt, den wenige Personen kennen.

Kurze Zeit nach der Organisation des Conservatoire wurde der Chef dieser Anstalt benachrichtigt, daß der General Bonaparte, der aus Italien zurückgekehrt war, einen Marsch von Paisiello mitgebracht habe, den er zu hören wünschte. Der Direktor glaubte diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um dem General das Orchester und die Sänger des Institutes in einer bedeutenderen Composition hören zu lassen. Er wählte ein Musikstück Cherubini's, welches dieser für das Leichenbegängniß Hoche's komponirt hatte. Es war eine Art von Dithyrambe; Chenier hatte die Worte dazu gemacht. — Bonaparte war betroffen darüber, daß man ihm mehr gab, als er verlangt hatte. Er glaubte, daß man ihm eine Lehre geben und ihm zeigen wollte, daß er nicht nöthig habe, fremde Compositionen nach Frankreich einzuführen. Vielleicht war es ihm auch empfindlich, das Lob Hoche's singen zu hören. Wie dem aber auch seyn möge, er schien mißvergnügt, und als die Sitzung beendigt war, näherte er sich Cherubini und ergoß sich in Lobeserhebungen über Paisiello und dessen Werke. Es sey, sagte er ihm, der erste aller Komponisten, und um Cherubini auch die Hoffnung auf die zweite Stelle zu benehmen, beeilte er sich hinzuzufügen, daß auf Paisiello Zingarelli folge. — Es ist noch zu bemerken, daß Napoleon von diesem Augenblick an jedes Mal, wenn er mit Cherubini sprach, damit begann, Paisiello und Zingarelli herauszustreichen.

Nach dem Unfall am 3. Nivose (Höllen-Maschine) empfing der erste Konsul in den Tuilerieen Deputationen von ganz Frankreich, von allen öffentlichen Anstalten. Das Conservatoire sandte ebenfalls die seinige, unter deren Mitgliedern sich Cherubini befand. Da seine frühere Unterredung mit Napoleon nicht sehr ermunternd für seine Eigenliebe gewesen war, so lag ihm nicht viel daran, sich dem ersten Konsul zu zeigen, und er hielt sich daher bescheiden hinter seinen Kollegen. Bonaparte fragte nach ihm. „Ich sehe Herrn Cherubini nicht", sagte er, indem er es sich augenscheinlich angelegen seyn ließ, dem Namen einen Französischen Accent zu geben. Der Komponist trat vor, und wenige Tage darauf erhielt er eine Einladung zum Diner.

Es waren sehr viel Leute bei diesem Diner, welches in den Zimmern der Madame Bonaparte servirt wurde. Gleich nach aufgehobener Tafel begab man sich in den anstoßenden Salon, wo, zum größten Erstaunen des Komponisten, der erste Konsul gerade auf ihn zuging und vor allen Gästen mit lauter Stimme eine Erörterung über Musik begann. Er eröffnete den Angriff auf eine seltsame Weise und als wahrer Eroberer: „Wohlan, Herr Cherubini, die Franzosen sind in Italien." Der Künstler hatte nicht übel Lust, ihm zu antworten: „Glücklicherweise ist die Französische Musik nicht mit eingerückt"; aber er fühlte die Nothwendigkeit, liebenswürdig gegen den Helden zu seyn, und es gelang ihm, die Redensart herauszubringen: „Wohin würden sie nicht kommen, geführt von einem solchen Feldherrn!" — Cherubini als Hofmann muß sich herrlich ausgenommen haben; ich hätte viel darum gegeben, um Zeuge von der Anstrengung zu seyn, welche ihm das Herausbringen dieser Phrase kosten mußte. — Nachdem auf diese Weise das Faktum der militairischen Eroberung festgestellt worden war, näherte sich der erste Konsul der großen Frage. Er sprach von der Französischen Musik, von der Italiänischen Musik, und zugleich erschallte das Lob Paisiello's und Zingarelli's. Er hatte die Unterredung in Italiänischer Sprache begonnen, und Cherubini hatte ihm in derselben Sprache geantwortet. Im Laufe der Unterhaltung wechselte er mehrere Male mit den Sprachen und redete bald Französisch, bald Italiänisch, und Cherubini folgte ihm immer in diesen Uebergängen, wie er ihm bei dem hastigen Durchschreiten des Salons folgte. — „Ich liebe die Paisiello'sche Musik sehr: sie erregt mir angenehme Gefühle. Sie haben sehr viel Talent; aber Ihre Accompagnements sind oft zu stark." — „Ich habe mich, Bürger-Konsul, dem Geschmack der Franzosen gefügt: Paese che vai, usanza che trovi." — „Sie haben eine Lodoiska geschrieben, die einen großen Erfolg gehabt hat." So auf und ab gehend, Cherubini viel Talent zuerkennend und dann immer auf Paisiello zurückkommend, schloß er endlich mit den Worten: „Kurz, ich liebe die monotone Musik." — „Aber die Monotonie, in welcher Kunst sie sich auch zeige, ist ein Fehler." — Er erklärte darauf, was er unter monotoner Musik verstehe. Er meinte die ruhige leidenschaftslose Musik, welche ihm angenehme Gefühle erregt. „Ich verstehe"; erwiederte der Künstler, „Sie lieben die Musik, welche Sie nicht verhindert, an die Staats-Geschäfte zu denken." — Diese Antwort, welche dem ersten Konsul nicht sehr zu gefallen schien, beschloß die Unterredung.

Sie verließen sich; Bonaparte kehrte zu seinen Siegen, Cherubini zu seinen Partituren zurück. Bonaparte wurde Kaiser, Cherubini schrieb Anacréon und Achille à Scyros; und im Jahre 1805 führte

sie der Zufall wieder in Wien zusammen. — Cherubini war nach Wien berufen worden, um daselbst zwei Opern zu schreiben: man lebte im tiefen Frieden mit Oesterreich; aber plötzlich bricht der Krieg aus, und wenige Monate darauf, während der Komponist ganz ruhig an seiner Oper Faniska arbeitete, gewann der Eroberer die Schlacht bei Austerlitz.

Napoleon erfuhr durch Maret, daß Cherubini in Wien sey; er beschied ihn zu sich. „Wie kommt es, daß Sie hier sind?“ — „Ich habe eine Aufforderung erhalten, zwei Opern für Wien zu schreiben.“ — „Haben Sie die Erlaubniß Ihrer Vorgesetzten dazu erhalten?“ — „Der Minister hat mir einen Urlaub ertheilt.“ — „Nun wohl, weil Sie hier sind, so wollen wir Musik machen. Sie werden meine Konzerte dirigiren.“

Der Liebhaber der sanften Musik verleugnete sich bei diesen Gelegenheiten nicht. Eines Abends während des Konzerts gab er Zeichen der lebhaftesten Ungeduld. „Herr Cherubini“, sagte er endlich, „das Orchester spielt zu laut.“ — „Sire, ich kann versichern, daß vollkommen rein gespielt wird.“ — „Wenn ich sage, daß das Orchester zu laut spielt, so verstehe ich darunter, daß es zu viel Geräusch macht.“ — Cherubini ließ darauf Pianissimo spielen, und die Heiterkeit erschien wieder auf dem Gesichte des Kaisers.

Außer den Hof-Konzerten ließ Napoleon oft in Schönbrunn in kleinem Zirkel Musik machen. Cherubini spielte dann das Klavier, und Crescentini sang. Diesen Konzerten folgten oft musikalische Unterhaltungen und Erörterungen, in welchen Napoleon, seinem System treu bleibend, Cherubini immer von Paisiello und Crescentini von Marchesi unterhielt. Er hatte keine Völker mehr zu demüthigen und wandte sich deshalb an die Musik. — Nach einer jener Gesellschaften im kleinen Comité sagte er zu Crescentini: „Das nächstemal, wenn wir wieder Musik machen, werden Sie mir die Arie des Vaters in Nina von Paisiello vortragen.“ — „Aber, Sire,“ erwiederte der Diskantist ganz bestürzt, „das ist eine Baß-Arie.“ — „Was schadet das“, sich zu Cherubini wendend, „nicht wahr, er kann sie singen?“ — „Sire“, bemerkte dieser, „er kann sie singen, aber eine Oktave höher.“ — „Nun wohl, so mag er sie singen, auf eine Oktave kömmt es mir nicht an.“ — Es fand indessen keine Musik bei'm Kaiser mehr statt, und Crescentini entging dem Befehle, eine Oktave höher zu singen. Man unterzeichnete den Frieden. Napoleon verließ Schönbrunn, Cherubini blieb in Wien, wo er im Jahre 1806 seine Faniska mit großem Beifall aufführen ließ.

Nach Paris zurückgekehrt, befiel ihn eine Nerven-Krankheit, welche seiner Familie die größte Besorgniß verursachte. Achtzehn Monate hindurch konnte er keine Note schreiben. Durch seine körperlichen Leiden niedergedrückt, bildete er sich ein, daß, wenn die Krankheit auch sein Leben schone, doch seine künstlerische Laufbahn beendigt sey und er niemals wieder komponiren würde. — Um ihn zu zerstreuen, brachte man ihn nach Chimay zu dem Fürsten von Chimay. Er fand daselbst den Komponisten Auber, seinen Schüler und Freund. Man bat ihn, seine Arbeiten wieder vorzunehmen. Um seinem Wirthe gefällig zu seyn, versprach er, den Versuch machen zu wollen, eine Messe zu komponiren. Dieser Versuch fiel überaus glücklich aus; denn damals komponirte er jene bewunderungswürdige dreistimmige Messe.

Der Gesundheit wiedergegeben, arbeitete er mit erneutem Eifer. Er schrieb Pygmalion für das Hof-Theater im Jahre 1809; le Crescendo für die komische Oper im Jahre 1810, und die Abencerragen für die große Oper im Jahre 1813.

Das Schicksal Napoleons ging in Erfüllung; die großen Unglücksfälle hatten begonnen; die schönen Künste sollten dem Reiche zu Hülfe kommen. Auf allen Theatern spielte man patriotische Stücke. Es wurden Opern befohlen; aber man mußte damit eilen, denn der Feind konnte rascher vorrücken, als die Komponisten. Man theilte die Arbeit; drei bis vier Dichter und drei bis vier Komponisten arbeiteten an Einer Oper, und so improvisirte man die Oriflamme und Bayard in Mezières. Cherubini war einer der Mitarbeiter an dem letzteren Werke.

Aber weder Bayard noch die Oriflamme konnten den Fall des Kaiserreiches aufhalten; 1814 war gekommen.

Napoleon hatte Cherubini vernachlässigt, die Bourbonen waren gerechter. Schon bei der ersten Restauration wurde er General-Intendant der Königlichen Kapelle. Während der hundert Tage ernannte Napoleon ihn endlich zum Ritter der Ehren-Legion. Zu derselben Zeit wurde durch ein Kaiserliches Dekret die Zahl der Mitglieder der Akademie der schönen Künste vermehrt und Cherubini zum Mitglied des Instituts gewählt.

Die zweite Restauration bestätigte Cherubini in seinem früheren Amte. Er beschäftigte sich nun fast ausschließlich mit geistlicher Musik. Er schrieb für die Kapelle Ludwig's XVIII. und Karl's X. herrliche Kirchenmusiken. Die ganze musikalische Welt kennt seine Messen, seine Psalmen, sein Requiem und die Messe, welche er für die Krönung Karl's X. komponirt hat. Ludwig XVIII. hatte ihm den St. Michaels-Orden ertheilt; Karl X. ernannte ihn zum Offizier der Ehren-Legion. Im Jahre 1822 wurde er zum Direktor des Conservatoire ernannt, welches ihn noch mit Stolz an seiner Spitze sieht. Aber die Revolution von 1830 hat die Kapelle vernichtet.

Diese so reich gefüllte Laufbahn, dieses Leben, welches so viele Meisterwerke hervorgebracht, ist noch nicht beendigt; wir werden in kurzer Zeit ein neues Werk, den Ali-Baba, hören. (J. d. D.)

Bibliographie.

Abrégé de la doctrine chrétienne. (Die christliche Glaubenslehre.) Von J. Vallès. Pr. 5 Fr.

L'art de formuler. (Handbuch für Aerzte.) Von zwei Pariser Doktoren der Medizin. Pr. 3 Fr.

Memoires de la reine Hortense. (Handbuch der Königin Hortensia.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Ostindien.

Indische Panoramen.

Allahabad.

Allahabad, „die Wohnung Gottes“, hat diesen Namen von den Muselmännischen Eroberern Ostindiens erhalten. Sie haben Denkmäler ihres Glanzes in einer Festung, die an Schönheit einst nicht ihres gleichen hatte und jetzt durch ihre Stärke den Verlust der Schönheiten ersetzt, — verschiedene geschmacklose Grabmäler und einen Garten nebst Serail zurückgelassen. In der Stadt selber bemerkt man keine Ueberreste jener Pracht, die ein Residenzort erwarten ließe, der außerdem sowohl für den Handel der neuen Besitzer als für die Sicherung ihrer Herrschaft in Hindostan so gut gelegen war. Außer dem Namen und den gedachten Bauten enthält sie wenig Spuren der Mogolischen Eroberung, denn die Muselmännischen Einwohner sind gering an Zahl und eben so unbedeutend hinsichtlich des Reichthums, des Ranges und der Talente. Allahabad ist fast gänzlich dem Götzendienste anheimgefallen und war von je her als Pilgrimsort frommer Hindus berühmt, welche nach dem geheiligten Zusammenfluß zweier Ströme, des Ganges und des Dschemna, hinwandern und jährlich schaarenweise sich darin baden. Während Kindermord, lediglich um die Kosten der Auferziehung von Töchtern zu vermeiden, bei vielen Klassen der Hindus früher öffentlich im Schwunge war, jetzt heimlich verübt wird, betrachtet man allgemein den Fluch der Unfruchtbarkeit als das größte Mißgeschick der Ehe. Waren Gebete und Geschenke an die Braminen ohne Wirkung geblieben, so versprechen die Eltern nicht selten der blutdürstigen Gottheit Durga das erstgeborene Kind zum Opfer, und wenn ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, halten sie sich auch zur Vollziehung des Gelübdes verpflichtet. Der heilige Ort, wo der Dschemna in den Ganges mündet, wird gemeiniglich für die Vollziehung jenes schrecklichen Gebrauches auserkoren. Die Britische Regierung gestattet zwar den Kindermord auf keine Weise, allein die Eingeborenen wissen ihn insgeheim zu begehen; eine kleine Dosis Opium, die man unter die Nahrung des neugeborenen Kindes mischt, befördert dasselbe in die ewige Ruhe, ohne daß über den scheinbar natürlichen Tod eine Untersuchung angestellt wird. Auch fällt es nicht schwer, wenn die breite Stromfläche mit Böten bedeckt ist, das Schlachtopfer in das Wasser zu werfen und das Ereigniß alsdann für einen Zufall anzugeben; die religiösen Vorurtheile der umgebenden Menge verhindern schon, daß die öffentlichen Behörden Kunde davon erlangen; zugleich ist der Fatalismus, welcher die Hindus in der Gefahr für sich und für andere unthätig macht, zu groß, als daß sie bewogen werden sollten, zur Rettung eines Sinkenden einen Versuch zu machen. Man weiß zwar, daß die Braminen, in der Voraussetzung, daß Durga sich besänftigen und das angebotene Opfer fahren lasse, in Böten den Strom abwärts Platz nehmen und die Kinder, welche der Gefahr des ersten Sturzes entronnen sind, herausziehen; aber solche gerettete Kinder werden ihren Eltern nicht wieder zugestellt, sondern von den Beschützern zurückbehalten und zur Verrichtung religiöser Dienste auferzogen. Haben die Eltern ihr erstgeborenes Kind zu lieb, um es den Wirkungen eines raschen Gelübdes preiszugeben, so hat dieses beabsichtigte Opfer nicht selten in den Jahren der Reife aus Gewissensskrupel, zumal wenn die Familie Unglück hat, sich selbst in den Strom oder einen Felsen hinab in den Abgrund gestürzt.

In den Radschput-Staaten ist die Ermordung der Kinder weiblichen Geschlechts aus politischen Gründen unter den höchsten Familien allgemein üblich gewesen und findet vermuthlich noch jetzt statt. Die Bemühungen Britischer Residenten haben indeß viel zur Abschaffung dieser unmenschlichen Sitte beigetragen; jedoch giebt es kein förmliches Gesetz dawider. In weniger angesehenen Familien giebt man den neugeborenen Mädchen den Gnadenstoß, weil man für die Zukunft die Kosten der Hochzeitfeier dadurch erspart; ein Schmaus und Festlichkeiten sind nämlich so wesentlich nöthig, wenn ein Mädchen in Indien heirathet, daß Eltern, die dies nicht standesmäßig leisten können, ihre Tochter lieber erwürgen.

In älteren Zeiten wurden an der Stelle, wo der Dschemna sich in den Ganges ergießt, Menschenopfer dargebracht. Ein Jüngling und ein Mädchen wurden, nachdem die Menge ihnen göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen, in das Wasser gestürzt, und dann glaubte man, der heilige Strom habe sie in das Paradies getragen. Jetzt begnügt man sich mit Figuren aus Thon, auch ist das Fest zu einer gewöhnlichen Volkslustbarkeit herabgesunken. So pflegten auch ehedem zur Erinnerung von Paria's und Hunumaans Siege über den Riesen Rawana Menschen geopfert zu werden. Die unglücklichen Wesen, welche die beiden Gottheiten darstellten, waren zu Ende der Feier nicht mehr sichtbar, und das Volk glaubte, die Götter hätten sie abgerufen, ja viele hielten die Darsteller für die Gottheiten selbst. Das Geheimniß war nur den Priestern bekannt, die zu Ende des Mahls ihnen vergiftete Speisen reichten. Die Mogolen haben sich diesen barbarischen Gebräuchen zuerst widersetzt; seit die Christen in Indien gebieten, ist Menschenopfer etwas seltenes. Da die nach Allahabad ziehenden Pilger eine Abgabe zu erlegen haben, so hat die Zahl der Badenden und mithin die Möglichkeit jener Ertränkungen bedeutend abgenommen.

Das merkwürdigste Gebäude in Allahabad ist die Citadelle, welche auf einer in die beiden Ströme hineingehenden Landzunge gebaut ist und ungeachtet der Aenderungen, die mit ihr aus Rücksichten der wirksameren Befestigung vorgenommen wurden, noch Einiges von ihrem morgenländischen Aussehen behalten hat. Sie erhebt sich in

majestätischer Größe aus dem Strom, und während der Regenzeit erlaubt der reißende Lauf des Gewässer keinem Boote, bei ungünstigem Winde den Ganges hinauf zu fahren. Dies trägt zur Festigkeit des Ortes wesentlich bei. Der Haupt-Eingang zu dem Fort ist von der Landseite und von großer Pracht: eine gewölbte Halle in Gothischer Bauart, über die ein Dom hervorragt, erscheint, mit Arabesken von Gold und Blumen geschmückt, über dem weiten Portal und bildet eines der schönsten Festungsthore. Das Innere enthält verschiedene Gebäude, in denen die ursprüngliche Schönheit der Architektur noch nicht ganz verwischt ist, und welche, wenigstens in zwei Jahreszeiten, einen sehr angenehmen Aufenthalt gewähren. Von einem Balkon neben einer Thurmspitze genießt der Beschauer eine reizende Aussicht; er sieht auf einen mit schönen Papageien bevölkerten Lustwald von Mangobäumen hinab; wenn die Sonne auf das glänzende Gefieder der Vögel scheint, schießt es aus den Zweigen gleich dem bunten Lichte von Smaragden hervor. An den Ufern ragen unter zahlreichen Bäumen verschiedene Gebäude, und auf den kleinen Inseln hausen Alligators. Den Hintergrund bilden die Hügel der jenseitigen Küste von Bundelkund, die mit Pagoden oder Ueberresten von Bergfestungen besetzt sind. Innerhalb der Citadelle giebt es schöne Baumplätze, und dort sowohl als in St. William genießen die vielen in den Zweigen hausenden Vögel eine ungestörte Ruhe.

Ein angesehener Staatsgefangener, der usurpatorische Radschah von Bhurtpore, bewohnt eine Reihe von Zimmern in dieser Feste und wird vermuthlich daselbst seine Tage beschließen. Auf die Uneinnehmbarkeit seiner Festung allzu sehr vertrauend, hatte er gerade während des Birmanenkrieges den Engländern den Fehdehandschuh hingeworfen. Allein der Fall von Bhurtpore hat die Hoffnungen jener kriegerischen Völkerschaft abgeschnitten, die trotz vieler Niederlagen noch immer geglaubt hat, die Herrschaft in Gebieten zu erringen, welche Perser und Tataren ihren Voreltern so oft genommen hatten.

Die Garnison ist klein, aus nicht mehr als zwei Regimentern Eingeborener — von denen eines in der Regel Invaliden sind — und der zum Dienst erforderlichen Artillerie bestehend. Es giebt in Allahabad kein Schauspiel; die Müßiggeren nehmen ihre Zuflucht zum Billard, die Leselustigen finden in einem Bücherklub Unterhaltung. Den Geologen bietet das felsige Bett des Dschemna ein Feld für ihre Untersuchungen dar, das sie in dem mürben Boden der Ganges-Ufer umsonst suchen möchten. Unter Kieseln entdeckt man seltene Arten Karneole und noch werthvollere Steine. Die gegenüberliegende Gegend von Bundelkund ist durch ihre Diamanten berühmt, die denen aus Golkonda nicht nachstehen und an einigen Stellen in beträchtlicher Menge gefunden werden. Alle unter einem festgesetzten Gewicht gehören dem Finder; die schwereren gehören dem Radscha von Punna, der einen gewissen Preis zahlen muß, im Fall er von seinem Vorrechte des Kaufes Gebrauch macht. Die Weise der Eingeborenen, Diamanten zu sammeln, ist einfach und nicht kostspielig. Einige Arbeiter lichten eine passende Stelle auf einer felsigen Oberfläche, und wenn diese bloß liegt, so holen sie in Eimern die Erde aus denjenigen Stellen, die sie für die ergiebigsten halten, zerreiben sie mit der Hand und finden so leicht die Edelsteine, die selbst in ihrer rohen Gestalt sehr leuchten. Die ganze Auslage besteht in dem Arbeitslohn, und aufmerksame Sucher sammeln oft eine reiche Aerndte. Es scheint, daß man ohne viel Geräusch die Diamanten von Bundelkund einsammelt, und daß beträchtliche Vorräthe davon den Juwelieren in Kalkutta zugehen. Die glücklichsten Sucher sind die Eingeborenen; auch bemühen sie sich, die reichsten Lager geheim zu halten.

Ein Englischer Offizier, der in kurzer Zeit 40 Diamanten verschiedener Größe gesammelt hatte, stieß, als er durch einen Wald ritt, auf einen Mann, der unter einem Baume „Durna" saß; er war halb nackt, der Kopf mit Asche bedeckt, und saß wie ein Trauernder, nach der Sitte derer, welche bei erlittenem Unrecht sich der Nahrung enthalten und dem Wind und Wetter preisgeben, bis der Tod sie erlöst oder ihr Gesuch Erhörung gefunden hat. Sterben sie in Folge dieser Lebensweise, so fällt, wie man in Hindostan glaubt, ihr Blut auf das Haupt derjenigen Person, welche sie zu diesem schrecklichen Mittel getrieben hat. Alsdann besucht der abgeschiedene Geist die Erde wieder, um den hartnäckigen Feind zu quälen. Viele Hindus sind von der Größe des Verbrechens, das sie begehen, wenn sie Jemanden zwingen, auf diese schauderhafte Art sein Gesuch anzubringen, so durchdrungen, daß sie sich nicht zu essen für berechtigt halten, so lange eine Person, die vor ihrem Hause „Durna" sitzt, fastet. Der Offizier entdeckte in dem Trauernden einen Tschuprassi, der früher bei ihm in Diensten gestanden und nun auf Befragen ihm erzählte, daß ein Radscha des Bezirks sich einen großen Diamanten zugeeignet habe, den er in dessen Gebiete gefunden, ohne ihm die ihm zustehende Summe zu zahlen. Der Offizier lud ihn zu sich in sein Zelt und nahm der Sache sich so ernstlich an, daß dem Manne 3000 Rupien von dem Radscha ausgezahlt wurden. Er legte seine Trauertracht ab und kam in Staatskleidern zu dem Militair, ihm seinen überschwenglichen Dank abzustatten, worauf er sich nach seinem Dorfe begab, dort seines Glückes zu genießen.

Die Hindostaner sind lebhaft, und ihr unabhängiger Geist fügt sich keiner Handlung der Ungerechtigkeit; vielmehr machen sie erstaunliche Anstrengungen, um die Abstellung der Ungebühr zu erlangen, und lassen kein Mittel unversucht, das ihnen zu ihrem Rechte verhelfen kann. Hierbei kehren sie sich nicht an Stand und Rang ihrer Unterdrücker. Oft haben Bediente, die schlecht behandelt wurden, eine Reise von vielen Meilen nach dem Hauptquartier des Bezirks nicht gescheut, um dem kommandirenden General ihre Beschwerde vorzulegen. Ein Subadahr aus einem Kavallerie-Regiment Eingeborener, dem durch einen Akt der Ungerechtigkeit der Dienst genommen worden, schiffte sich, als er bei der Behörde nichts ausrichten konnte, nach England ein. Die Direktoren der Ostindischen Compagnie schickten ihn zurück und befahlen der Lokal-Regierung, die Sache neuerdings zu untersuchen. Da der Rath von Kalkutta sich weigerte, reiste der Subadahr zum zweiten Male nach England, und nun gaben die Direktoren den bestimmten Befehl, dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Indische Regierung setzte ihm hierauf eine Pension von monatlich 10 Rupien aus. Aber der Subadahr schlug diese elende Entschädigung aus und trat in die Dienste des Königs von Aude. Während seines Aufenthaltes in England machte er eine Reise nach Cornwall, um daselbst die Kinder eines Offiziers seines Regiments zu besuchen, und eine zweite Reise nach Durham zu einem verabschiedeten Hauptmann dieses Corps. Beide Besuche geschahen lediglich aus Anhänglichkeit gegen Personen, die sich einst gütig gegen ihn erwiesen hatten. Dies ist eines von den vielen Beispielen, welche den den Hindus gemachten Vorwurf der Herzlosigkeit sattsam widerlegen. In der Regel gehen dergleichen Beschuldigungen von Menschen aus, die selber herzlos nie die Erkenntlichkeit ihrer Nebenmenschen zu verdienen gesucht haben.

Die Schifffahrt auf dem Dschemna war ehemals sehr schwierig, ja selbst gefährlich wegen der vielen aus dem Wasser hervorragenden Felsen und der versteckten Klippen. Verschiedene Ingenieure erhielten den Auftrag, die Felsen in allen Richtungen zu sprengen und, wo Untiefen sind, das Strombett zu vertiefen. Jetzt fahren große Böte mit Sicherheit den Fluß auf und ab. Der Handel auf dem Dschemna ist beträchtlich. Die in den benachbarten Distrikten wachsende Baumwolle wird in Humierpora, Kulpie, Agra ꝛc. nach Kalkutta verschifft; zahlreiche Fahrzeuge sind mit Indigo und Zucker beladen, und in Chilli-Tari Ghaut werden Güter aller Art, die auf Kameelen von Bombay kommen, für den Bedarf von Bengalen eingeschifft. Seltsam, daß Allahabad bei dem Vortheile einer so leichten Communication nach den fernsten Theilen von Indien kein großer reicher Handelsplatz geworden ist; vielmehr ist es ein Haufen von Trümmern, von armen Leuten bewohnt, so daß es selbst den Namen Fakirabad (Bettlerstadt) erhalten hat. Vielleicht daß dieser Stand der Dinge sich ändert, wenn Hindostan von der Ostindischen Compagnie emanzipirt wird.

Die Lage von Allahabad soll gesund seyn. Indessen ist es dort feuchter als an irgend einem Orte des Doaab, welches theils die beiden Ströme, theils die Waldungen der Nachbarschaft verursachen. Die heißen Winde werden gemildert, und der Regen fällt, wenn die anderen Theile des Bodens trocken sind. Die Gärten sind daher äußerst ergiebig; die Artischocken erreichen eine seltene Größe. Insbesondere bildet die Winde, jene Schmarotzerpflanze, die ihr Geflechte um jeden nahestehenden Ast schlingt, die Zierde der Gärten Allahabads. Die Gärtner ziehen sie um aufrechtstehende Bambus, und mit ihren auf den Boden herabhangenden Guirlanden nehmen sie sich wie unermeßliche Wälle von kegelförmiger Gestalt aus. Unglücklicherweise darf man sie nicht um die Pfeiler der Gartenhäuser ziehen, weil sie sonst eine Herberge für giftige Thiere werden, die sich alsdann in die Wohnungen einschleichen. Man muß vielmehr jeden Grashalm, der in der fruchtbaren Regenzeit aufsprießt, sorgfältig aus dem Boden, der das Haus unmittelbar umgiebt, herausreißen, damit sich dort nicht Schlangen ansiedeln und ungesehen in die Zimmer kriechen, woselbst sie still an einem Orte liegen, bis sie von demselben aufgestört werden.

Die reichen Muselmänner sowohl als Hindus werden von ihrer Religion aufgefordert, Bäume zu pflanzen, Brunnen zu graben und öffentliche Gebäude aufzuführen, — Liebeswerke, die für ein Volk Bedürfniß sind, das in einer Gegend lebt, wo Wasser, Schatten und der Schutz eines Daches unberechenbaren Werth haben. Dem Buchstaben nach wird die Vorschrift befolgt, aber dem Geiste nach vernachlässigt. Die vornehmen Einwohner verschwenden große Summen auf neue Gebäude, durch welche der Gründer sich unsterblich zu machen meint, die aber, wenn er sie nicht vollendet, in Trümmer zerfallen, da die Erbe lieber ein neues anfangt, als das alte fortführt oder ausbessert. Die Ufer des Dschemna bieten manche ansehnliche Ghauts dar, die nicht einmal zu Landungsplätzen taugen, da die unteren Stufen vom Strom abgespült worden und Niemand an Reparaturen denkt. Ein vom Sultan Chusru erbautes viereckiges Karavanserai ist jetzt in sehr baufälligem Stande; auch der dazu gehörige mit Mangobäumen bepflanzte Garten ist verwildert. Die Regierung dachte bereits an einen Neubau, als der Birmanische Krieg das Vorhaben unterbrach, das seitdem unterblieben ist. Nur drei solid gebaute Grabmäler, die einzigen Ueberbleibsel von dem Glanze der Mogulen, haben den Verwüstungen der Zeit widerstanden.

Mannigfaltiges.

— Eine Messe von Rossini. Auf dem einige Meilen von Paris entfernten reizenden Landsitze des Spanischen Banquiers Aguado, Petit-Bourg, wurde am 30. Juni d. J. in der Dorfkirche eine von Rossini komponirte Messe unter der eigenen Leitung des divin maestro aufgeführt; das Fortepiano, welches nothgedrungen die Stelle der Orgel vertrat, wurde vom Kompenisten selbst gespielt, der auch das Gloria in excelsis anstimmte. Mehrere Künstler der großen Pariser Oper, wie Levasseur, Bordogni und einige vornehme Dilettantinnen, führten die Hauptpartieen aus.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Montag den 22. Juli 1833.

Türkei.

Griechisches Municipalwesen in der Türkei.

Unter den zahlreichen Werken über Griechenland und die Türkei, die in der neueren Zeit unsere Kenntniß vom Auslande bereichert haben, gebührt dem vor zwei Monaten zu London erschienenen Buche des David Urquhart *) eine besondere Aufmerksamkeit. Der Verfasser, der in den Jahren 1829 bis 1832 jene Länder bereiste, hat vorzüglich die Institutionen der die Türkei bewohnenden Völkerstämme und die Entwickelung der dort begonnenen Fortschritte zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht und danach den politischen und den kommerziellen Zustand beleuchtet. Mit den Ergebnissen früherer Reisebeschreiber, die er durch Mittheilung angesehener Beamten und eigene Beobachtungen, namentlich unter Landgemeinden, berichtiget, verbindet er scharfsinnige und eingreifende Darstellungen des Municipalwesens der Griechen, des Türkischen Abgabe-Systems, der Provinzial-Verwaltung, der Handels- und auswärtigen Verhältnisse der Türkei und Griechenlands. Der Mittelpunkt des Ganzen bildet das Abgabe-System, insofern dasselbe einerseits auf einer Handels-Gesetzgebung, andererseits auf Municipal-Einrichtungen beruhe; überall redet der Verfasser der Befreiung des Handels und der Gemeinden das Wort, — diese könne nur bei unabhängigen Municipal-Behörden, jener nur frei von centralisirenden Gesetzen gedeihen. Hiermit im Zusammenhange werden die kommerziellen, sittlichen und politischen Nachtheile des Systems der indirekten Besteuerung aus einander gesetzt, alles mit besonderer Bezugnahme auf Englands Finanz- und Handels-Interessen. Was die Türkei insbesondere anbelangt, so schildert Herr Urquhart deren Hülfsquellen und führt die Behauptung durch, daß zur Wiedergeburt derselben alle nöthigen Elemente vorhanden seyen, und daß auch Griechenland eine glänzende Zukunft bevorstehe, zu deren Verwirklichung jedoch England thätig seyn müsse. Indem wir aus diesen Darstellungen Mehreres unseren Lesern vorzuführen beabsichtigen, machen wir mit einer Schilderung des Griechischen Municipalwesens den Anfang, einem Auszug aus demjenigen, was der Verfasser p. 12 — 77 seines Buchs, und zwar immer mit einem Hinblick auf sein Englisches Vaterland, über diesen Gegenstand mittheilt.

„Alle Ursachen zum Untergange einer Nation sind in der Türkei in voller Thätigkeit. Seit Jahrhunderten waren alljährlich Zerrüttung, Blutvergießen und Verheerungen auf einander gefolgt, und stets prophezeite man den nahen Ruin des Europäischen Handels, die Versiegung aller Quellen des Wohlstandes; aber die Türkei steht noch, ja sie liefert Material zu neuer Zerstörung, und ihr Handel mit Europa ist im Steigen. Diese Erscheinung ist lediglich aus folgenden zwei Momenten zu erklären: aus der Abwesenheit vieler Uebel, welche sonst den Despotismus begleiten, und dem Daseyn eines Municipalwesens.

Der Druck in der Türkei ist direkt und offen. Das Volk kennt den ganzen Umfang der Uebel, aber auch ihre Ursachen und die möglichen Heilmittel. Ihre politische Einsicht und ihr richtiger Blick bildet einen starken Gegensatz zu der bei den Europäern über Angelegenheiten der Administration herrschenden Unwissenheit und Gleichgültigkeit. Die Tyrannei ist zwar streng, unwiderstehlich, aber nicht beharrlich und systematisch; man kennt dort keine bevorrechtete Klassen und mehrbegünstigte Interessen, keine Douane, keine Beamten für inländischen Zoll. Andererseits halten sie brüderlich zusammen, um die Bürde gemeinschaftlich zu tragen, so daß die innige Vereinigung der Menschen und der Interessen, die durch direkte Abgaben erzeugt und durch die Sanction einer Municipal-Einrichtung befestigt wird, sie fähig macht, einen Druck zu ertragen, der unter anderen Umständen sie längst hätte vernichten müssen. Ja man darf behaupten, daß die Erhebung der Griechen zu politischer Wichtigkeit, die Mittel zur Reorganisirung der Türkei, der sittliche Charakter und der Gewerbfleiß der Bewohner, die Erhaltung ihrer besonderen Sitten und Religionen, und selbst die Fortdauer des Osmanischen Reiches, Wirkungen des Municipalwesens sind.

Mit dieser Institution der Ortsbehörden hängt das Türkische Finanz-System, welches auf direkten Abgaben beruhet, aufs innigste zusammen. Ich habe Türken gesprochen, welche Reisen durch Europa gemacht und, nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt, mehr als je die Mißbräuche ihrer Regierung verabscheueten, allein den Prinzipien des Arabischen Staatshaushaltes, hinsichtlich des Municipal- und des Finanzwesens, zugethaner waren als zuvor. Sie konnten nicht begreifen, weshalb wir Handel und Gewerbe beschränken und bloß des Einkommens halber den Austausch der Waaren erschweren, indem die Erhebung direkter Abgaben die am wenigsten lästigste und wohlfeilste Art sey. Alle mit dem System der indirekten Abgaben verbundene Uebel, als: Ueberfüllungen, Bankerotte, künstlicher Reichthum, schädliche Industrie, übertriebener Preis der Lebensbedürfnisse, Armentaxen, Gesetze und Strafen gegen Fälschungen und Schmuggler u. dgl. m. haben nie in der Türkei existirt. Die Verbindung aber zwischen dem direkten System und den Municipal-Einrichtungen besteht darin, daß jenes nur durch diese möglich wird.

Jede Stadt, jedes Dorf und sonstiger Landestheil bildet zur Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten eine von der politischen Regierung unabhängige Administration. Die Türken vernichteten die Regierung, die Einrichtungen, Klassen und Stände des Byzantinischen Reiches; aber sie legten den Ueberwundenen weder neue administrative Formen noch ihren bürgerlichen Codex auf. Die Institutionen der Raja's waren so unabhängig von dem Islamischen Gesetzbuche, daß, wo das Land blühete, es gewiß von aller politischen Verbindung mit der Pforte getrennt war. Ja man kann hinzufügen, daß Wohlergehen die unveränderliche Folge der Vernachlässigung der Centralverwaltung ist.

Die Raja's verdanken diese Institutionen der Türkischen Herrschaft. In dem schwachen Reiche der Byzantiner war die Masse des Volks zu der niedrigsten Stufe sittlicher und politischer Entartung herabgesunken. Eine verderbte Aristokratie, eine tyrannische Geistlichkeit, der Druck schlechter Gesetze, die Erpressungen einer verächtlichen Regierung und zunächst die Monopolien, der Fiskus und ein Heer von Steuer- und Zoll-Einnehmern ließen dem Volke weder Rechte noch Institutionen, weder eine Möglichkeit zur Verbesserung noch eine Aussicht auf Abhülfe. Kein Wunder also, wenn sie von dem Steuerbeamten zu dem Barbaren floben und späterhin die Tyranneien ihrer schwachen Regierung gern gegen den mächtigen Schutz der Osmannen vertauschten, deren Staat der Zufluchtsort aller Bedrückten ward, der Juden aus Spanien und der Protestanten aus Ungarn.

Mit der Türkischen Herrschaft war das Aufhören aller Monopolien und Vorrechte verbunden; die Bevorzugung von Kasten, das gehässige Ausschließen einzelner Klassen hatte ein Ende. Der Ueberwuchs der Hierarchie nahm ab, die Sitten der Geistlichen wurden bessre, unterdrückender Einfluß wurde abgestellt und die Nation in den Stand völliger Gleichheit zurückgeführt, indem alle Rechte und Auszeichnungen der einzigen Unterscheidung, welche Industrie gewährt, weichen mußten; und wenn der Gewerbfleiß auch durch Anarchie in der Türkei unterdrückt ward, so war er doch nie gesetzlich in Fesseln geschlagen. Jeder Bezirk mußte eine feste Summe als Abgabe liefern, und die Vertheilung und Eintreibung derselben ward den Griechen selber überlassen; wiewohl in der Folge diese Abgaben willkürlich eingetrieben wurden, so waren sie doch nicht willkürlich angesetzt.

Unter einem Drucke, den man in Europa eben so als entehrend wie gesetzlos betrachtete, scheint die Lage der Raja's sich allmälig verbessert zu haben. Als selbstständiges Volk hatten die Griechen allen Sinn zu Handel und Unternehmungen gänzlich verloren; als Sklaven erwarben sie sich jenen Geist wieder und brachten den Handel zu einem unglaublichen Grade der Vollendung. Zur Zeit des Kaiserreichs floh die Literatur in die Bibliotheken von Konstantinopel und die Klöster auf dem Athos; jetzt hat jedes Dorf seine Schulen. Die Unterdrückung hat den National-Charakter geläutert, nämlich bei der Masse des Volks; denn ich rede hier nicht von den Mäklern in Smyrna, den Dolmetschern in Konstantinopel und allen denen, welche in persönliche Berührung mit Türken und Europäern kommen mußten.

Die Einsammlung des Tributs war der Ursprung und ist stets der Zweck der Munizipalitäten gewesen, die daher auf gleiche Weise im ganzen Lande bestehen, wenigstens in allen unbedingt unterworfenen Distrikten. Die Bewohner mußten aus ihrer Mitte Personen wählen, die zu dem Amte von Beisitzern, Sammlern und Kassirern sich eigneten; da nun unter dem gemeinsamen Joche kein privilegirter Stand Einfluß genug besaß, um diese Aemter für sich allein in Beschlag zu nehmen, so gab es auch keine zurückgesetzte Klasse, die

*) Turkey and its resources: its municipal organisation and free trade; the state and prospects of english commerce in the east, the new administration of Greece, its revenu and nationales possessions. XV und 328 Seiten in 8. Das Werk ist dem Könige von England gewidmet. In Berlin in der Asher'schen Buchhandlung zu finden.

von einer gleichen Stimme über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten ausgeschlossen war. Der Mangel an Beschränkungen machte Regeln über die Stimmberechtigung und die Wahlformen entbehrlich; auch gab es keine entgegengesetzte Interessen auszugleichen, weil das Türkische System der direkten Abgaben nicht zuläßt, daß das, was wir widerstrebende Interessen nennen, einander gegenübergestellt werde. Die einzige Frage am Ende war das Verdienst und der Charakter der Kandidaten; gewöhnlich waren die Wahlen ohne Formalitäten binnen wenigen Minuten abgemacht. Es geschah dies in der Kirche oder unter dem großen Baume des Dorfes. Die erwählten Aeltesten behielten ihr Amt ein Jahr. Mit gleich wenig Ceremonien geschah die Administration; dieselben Männer können Jahre lang, ja lebenslänglich im Amte bleiben; sobald sie aber das öffentliche Vertrauen verlieren, werden sogleich, und ohne den Wahltag abzuwarten, andere an deren Stelle ernannt.

Ihre Functionen sind wichtig und von mancherlei Art. Zuvörderst vertheilen sie die Abgabe der Gemeinde auf die einzelnen Familien; sie müssen daher mit dem Vermögensstande des Ganzen und der einzelnen Mitglieder der Gemeinde bekannt seyn. Sie haben durch Rath oder Verweis der Nachlässigkeit und dem Mißgeschick Einzelner vorzubeugen, damit hierdurch die Lasten der Uebrigen nicht erschwert würden. Sie vertheilen und erheben die Kopfsteuer*), die Abgabe von den Häusern (Kadniatile) und die Grundsteuer, und manche andere, deren Beschaffenheit in jedem Dorfe fast verschieden ist, aber überall dem Eigenthum angepaßt wird. Ferner verwalten sie den Gemeinde-Fonds, welcher zusammengebracht wird, um Häuser, in welchen Türken logirt haben, zu entschädigen, um Vorräthe für Truppen oder durchpassirende Türken herbeizuschaffen und um mancherlei mit der örtlichen Verwaltung verknüpfte Ausgaben zu bestreiten, als: Geschenke an Gouverneure und Staats-Boten und Bestechungen, um angesetzliche Arbeiten und Auflagen zu hintertreiben. Die Fonds zu diesem Behufe sind oft eben so beträchtlich als die regelmäßige Abgabe an die Regierung, ja wohl noch stärker**); nach geschehenem Ueberschlage werden sie, gleich den Abgaben, nach der Schätzung des Vermögens auf die Einzelnen vertheilt.

Es giebt in der Türkei kaum ein schuldenfreies Dorf. Man kann im Durchschnitt auf jedes Haus 14 Thaler rechnen. Solche Schulden entstanden aus dringenden Bedürfnissen der Gemeinden, denen man nicht selten die Wohnungen angezündet hatte, wenn sie für ihre unwillkommenen Gäste nichts zu essen hatten besorgen können. Zu weniger als zu 20 Procent wurde nie Geld herbeigeschafft. Die Darleiher waren Banquiers der Pascha's oder reiche Türken, die, als Muselmänner des Schutzes der Regierung sicher, von den Schuldnern auch noch Dienste jeder Art forderten. Die Verwaltung dieser Schulden ist daher ein verwickeltes Geschäft und wohl die schwierigste Pflicht der Aeltesten, auf deren Verantwortlichkeit sie gemacht werden, und die, wenn ihre mächtigen Gläubiger zum Aeußersten schreiten, die Ersten sind, welche an Person und Eigenthum leiden. Die Finanz-Geschäfte der Gemeinden bestehen aus der Vertheilung und Erhebung der Abgaben, der Einsammlung und Verwaltung der Munizipal-Gelder, der Administration der gemeinschaftlichen Anleihen; sämmtliche drei Gegenstände gehören in den Geschäftskreis der Aeltesten.

Ihrer Civil-Verwaltung ist gleichfalls Mancherlei anvertraut. Unbebautes oder ohne Erben zurückgelassenes Land vertheilen sie; in Geschäften zwischen Kaufleuten und Gemeinde-Gliedern, betreffend Käse, Butter, Wolle, Baumwolle oder jedes sonstige Produkt, wird der Vertrag durch die Unterschrift eines oder mehrerer Aeltesten gesetzlich, die solchergestalt für ihre Mitbürger eine Bürgschaft werden. Allgemein herrscht der Gebrauch, daß den Bauern 2 bis 3 Monate vor der Aerndte auf den Ertrag des Ackers Geld vorgeschossen wird. Dafür liefert der Bauer zu einem festgesetzten Preise, gewöhnlich 2 bis 6 Procent wohlfeiler, als der Marktpreis ist, sein Produkt und verpflichtet sich, nichts davon einem anderen Kaufmann abzulassen. Nie hat es sich ereignet, daß der Empfang des Geldes abgeleugnet, die Zahlung verweigert oder der Ertrag einem Dritten veräußert worden, auch wenn dieser mehr geben würde. Und doch sind diese Verträge nur mündlich oder höchstens von den Aeltesten unterzeichnet. Ein Schäfer auf dem Gebirge verweigerte mir einstmals für jeden Preis ein Ok Käse, weil er sämmtlichen Käse einem Kaufmann versprochen hatte. Nachher machte er mir davon ein Geschenk, und als ich ihm einen Bakschisch gab, sagte er: „Erinnere Dich, daß dies nicht eine Zahlung für den Käse ist.“

Käufe sind nur gültig, wenn die Aeltesten Zeugen sind — wie bei den Hindus und einst bei den Angelsachsen. Gemeinschaftlich mit den Priestern entscheiden sie alle Streitigkeiten, erörtern über bestrittene Erbschaften und Bewässerungswege und behaupten eine Art von Regierung, welches der Unordnung mehr zuvorkommt als steuert, weil sie über jedes Individuum der Gemeinde eine väterliche oder patriarchalische Kontrolle üben. Da sie ihr Amt bloß dem Vertrauen zu danken haben und die öffentliche Meinung unmittelbar gegen sie einschreitet, so führt die Vereinigung dieser Gewalten zu keinem Mißbrauch. Die gleiche Berechtigung Aller zu den Wahlen und zu dem Amte, die gleiche Vertheilung der Lasten und die Unveränderlichkeit der gemeinschaftlichen Bürde verursacht, daß Niemand sich dem allgemeinen Interesse widersetzt; vielmehr wird Privat-Besitz als öffentlicher Reichthum, individuelle Armuth als gemeinschaftliches Unglück angesehen. Ein Jeder wird gewissermaßen ein Bürge für des Nachbarn Verpflichtungen. Sie tadeln den Müßiggänger, weil er eine Bürde für die Uebrigen wird; sie wachen über den Flüchtigen, weil dessen Schulden die Gemeinde übernehmen muß. Sie strafen den Dieb, um nicht für ihn zu leiden, und sind erfreut, wenn der Gehorsame nicht für den Widerspänstigen gestraft, der Lebende nicht für den Todten gebrandschatzt wird.

Das Amt eines Richters oder Schiedsrichters gehört den Priestern. In Konstantinopel sind die Häupter der verschiedenen Konfessionen für deren Bekenner verantwortlich und bekleiden eine bürgerliche Autorität. In den Provinzen ist der Bischof der Richter der Christen; sein Beirath entscheidet über Heirathen und Scheidungen. Einmischungen in die Aussprüche freiwillig gewählter Schiedsrichter sind durch Kaiserliche Firmans untersagt. In weltlichen Dingen richten sie sich nach den Pandekten; nur in Fällen öffentlicher Gewaltthätigkeit, oder wo Christ und Muselmann in Kontakt kommen, gilt das Türkische Gesetz. In kleineren Ortschaften versieht bei minder erheblichen Sachen der Priester die Stelle des Bischofs. Er ist übrigens von den anderen Mitgliedern der Gemeinde kaum in etwas unterschieden; das Ansehen seines Amtes hängt größtentheils von dem persönlichen Verdienste ab. Er bezieht für religiöse Ceremonieen, für Trauungen, Begräbnisse und Taufen nur geringe Sporteln. Er bebauet seinen Acker mit eigener Hand oder betreibt ein Handwerk; da er verheirathet ist oder seyn kann, so verfolgt er kein Interesse der Kaste. Sein Amt kauft er, welches weniger wider ihn als wider das schlechte System zeugt. Die höheren Geistlichen sind verderbt, wie fast alles, was in Berührung mit dem Einflusse der Türkischen Regierung kommt.

Die Munizipal-Beamten, demnach aus Aeltesten, als den Verwaltenden, und Priestern, als den Schiedsrichtern, bestehend, sind gemeiniglich die reichsten Einwohner des Orts oder doch mit von den Wohlhabendsten. Die Aeltesten sind getreue Einnehmer, einsichtsvolle Verwalter; sie treten zwischen Armuth und Mangel, zwischen Schwäche und Unterdrückung und werden wie Väter Aller geliebt. Ausnahmen von dieser Regel sind in den Dörfern selten, und die Lobsprüche, mit denen die Bauern ihrer Aeltesten gedachten, schienen mir gewichtiger als der Tadel, den ich hin und wieder gehört. Ich habe in den bürgerlichen Einrichtungen keines Landes etwas gesehen, was von der Gleichartigkeit des Charakters und der Einheit im Handeln, die diese Gemeinden durch ihre Verfassung erlangen, einen Begriff giebt. Der Charakter des Einzelnen ist in den des Stammes versenkt, der sich in die Nothwendigkeit fügend seine Kräfte konzentrirt, jede fremde Mischung zurückstoßend; obgleich nach außen zahm und unterwürfig scheinend, besitzen sie einen thätigen Fleiß, eine sich verläugnende Mäßigkeit. Diesen Institutionen allein verdanken die Griechen die Erhaltung ihres Charakters, ihrer Sprache und Religion, und die Türken den Gehorsam der an Zahl ihnen überlegenen unterworfenen Christen. Aber die kühneren Arme sind durch die Meinung und die Verantwortlichkeit ihrer Gemeinden zurückgehalten worden. Mehr von ihren Brüdern als von den Herren bewacht und ihrer Heimath zugethan, kamen solche Männer nicht leicht in Versuchung, die Türkischen Unterdrücker zu beunruhigen. Daher ist es erklärlich, wie ein einzelner Türke, gleichgültig und unbedrohet, in der Mitte eines von ihm gebrandschatzten Dorfes seine Pfeife rauchen konnte, ohne daß jemand an Flucht oder Widerstand dachte. Denn es war Jeder Bürge für den Anderen, das Ganze für alle Einzelne und jeder Bauer gleichsam Gefangener und Kerkerwächter zugleich. Nur im höchsten Grade der Noth schreitet man zur Flucht; dann aber wird diese während der Nacht von allen bewerkstelligt, so daß den folgenden Morgen keiner gefunden wird, der für die Gestohenen leiden muß. Fängt man sie, so werden sie geschlagen, ausgeplündert, eingekerkert oder zu Sklavendiensten gebraucht, und, wo sie Zuflucht finden könnten, scheuen die anderen Gemeinden sie aufzunehmen. Der bloße Verdacht, daß Flüchtlinge versteckt seyen, setzt das Dorf den Durchsuchungen der Kowasch aus, welches nicht die angenehmsten Gäste sind und die so lange bleiben, bis sie ihren Zweck erreicht oder alle Hühner und Lämmer verzehrt und sämmtlichen Raki des Dorfs ausgetrunken haben.

(Schluß folgt.)

England.

Miß Martineau's staatswirthschaftliche Romane.

(Fortsetzung.)

Herr Wallace machte eines Tages seinen Freund Hollins auf das Fortschreiten des Etablissements seit seinem letzten Besuch aufmerksam. „Gewiß, Ihr Geld ist besser angelegt“, sagte Hollins, „als wenn es im Kasten läge. Ich wollte, ich könnte unseren alten Freund Armstrong überreden, seine 200 Guineen in Ihr Geschäft zu stecken; es würde seiner Tochter einst zu gute kommen. Dieser Zuwachs an Kapital könnte Ihnen nicht schaden: man könnte mehr Eisen verarbeiten lassen, und die Arbeitsleute würden dadurch mehr gewinnen.“

„Allerdings würde diese Summe, so klein sie ist, in dem Handel mehr nützen, als wo sie sich jetzt befindet“, erwiederte Wallace, „und ich glaube nicht, daß ein einziger unserer Kapitalisten der Gesellschaft so zu nahe treten würde, sein Geld, welches ihr so nützlich werden könnte, müßig liegen zu lassen.“

„Und was giebt es denn hier sonst noch für Kapitalisten außer Ihnen?“ fragte eine unbekannte Stimme.

*) Das Kopfgeld ist in der Regel an General-Einnehmer oder Knrudschis verpachtet; in mehreren Bezirken aber kaufen sich die Gemeinden mit einer bestimmten Summe auf mehrere Jahre los. Dies heißt Kissim und wird mittelst einer Zulage auf die Eigenthums-Abgabe erhoben.

**) Der Grund und Vorwand zu diesen schweren Abgaben würden verschwinden, wenn die Statthalter festes Gehalt, die Truppen regelmäßigen Sold erhielten und den Griechen gestattet würde, ihre Steuer an dem Hauptort der Provinz zu entrichten. In dem Bezirk Avavrolasteo zahlten die 300 Griechischen Häuser eine Abgabe von 11,000 Piastern. Der Groß-Wesir that ihnen den Vorschlag, daß sie die Summe unmittelbar durch ihre Aeltesten an seinen Schatzmeister auszahlen sollten, und fragte sie, wie viel sie ihm für diese Erlaubniß geben wollten? Laut der Register, die ich gesehen habe, wurden im Jahr 1831 nicht weniger als 40,000 Piaster gezahlt.

(Anm. d. Verf.)

Die Herren wandten sich um, und erblickten einen Mann, der ungefähr 30 Jahr alt schien. Sein Aeußeres zeugte von Kraft und Muth und stach sehr gegen die Lumpen ab, womit er bedeckt war. Seine Armuth war so groß, daß er weder Hut, noch Strümpfe, noch Schuhe hatte.

„Wer seyd Ihr, mit Erlaubniß", fragte Wallace.

„Nennen Sie mich Paul", erwiederte der Fremde; „dieser Name wird es eben so gut thun, als jeder andere. Was mein Gewerbe betrifft, so dürfte ich vielleicht bald eins wählen, und endlich, wenn Sie wissen wollen, warum ich hier bin, — bloß weil es mir so gefällt."

„Die Frage ist nur, ob es mir eben so sehr gefallen wird, als Euch", versetzte Wallace. „Wisset, mein Freund, daß wir hier keine Müßiggänger dulden."

„Zeigen Sie mir den tüchtigsten Arbeiter unter allen Ihren Leuten", sagte der Fremde, „und ich wette, ich leiste mehr als er."

„Und in welchem Fache?"

„Es wäre schlechte Politik, seine Unwissenheit einzugestehen", versetzte Paul, „daher besehe ich mir alles, um zu entdecken, welche Art von Arbeit am besten bezahlt wird, die will ich dann wählen. Aber ich darf nicht vergessen, daß ich erst unterthänig um Ihre Erlaubniß anhalten muß. Wenn Sie also gestatten, daß ich in den Gruben arbeite, so werde ich Ihnen morgen Bescheid sagen. Adieu also, bis auf Wiedersehen."

„Noch einen Augenblick", sagte Wallace. „Sagt uns doch etwas mehr von Euch. Ich möchte wohl wissen, wo Ihr so viel Keckheit her habt, denn ich darf wohl annehmen, daß Ihr bis jetzt mehr geeignet wart, Eure Zeit zu verschwenden, als ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Arbeit kann man bei uns leicht haben, und der geringste ehrlich erworbene Lohn wird Euch bessere Kleider verschaffen, als Ihr jetzt tragt."

„Es ist wahr", sagte Paul, „ich habe seit sechs Monaten gefaullenzt, wenigstens mit den Händen. Indeß war diese Zeit nicht verloren, denn ich wandte sie zum Beobachten und Nachdenken an."

„Und was triebt Ihr vor diesen sechs Monaten?" fragte Wallace.

„Ueber dieses Kapitel erlauben Sie mir zu schweigen, wäre es auch nur, um Ihnen das Vergnügen zu lassen, zu errathen, wie es kommt, daß meine Worte so wenig denen eines Bettlers oder Tagelöhners gleichen. Das einzige, was Sie zu wissen brauchen, ist, was ich jetzt bin. Ich sage Ihnen also, daß ich zwei gesunde Arme zu Ihren Diensten habe, und recht sehr wünsche, alles was ich anfangen werde, recht gut zu machen."

„Ich fürchte", sagte Wallace, „daß Ihr zu vornehm seyd, um Euch den Befehlen des Oberaufsehers der Arbeiten zu unterwerfen, und doch ist dies unerläßlich, wenn Ihr bei mir angestellt seyn wollt."

„Der Aufseher kümmert mich wenig, wenn er mich nur nicht hindert, meine Arbeit zu thun. Ich bin ein ehrlicher Mann und scheue keine Aufsicht."

„Wenn dem so ist, so sollte es mir leid thun, Euch in Müßiggang verderben zu lassen. Ich will den Schichtmeister rufen und ihm befehlen, Euch Arbeit anzuweisen."

„Möchten Sie wohl vorher die Frage beantworten, mit der ich zuerst bei Ihnen antrat?" sagte Paul; „erinnern Sie sich, auf wie viele Fragen ich eben selbst geantwortet habe. Auch muß ich Ihnen bemerken, daß die Arbeiter jetzt eben zum Essen gehen; ich habe daher beinahe eine Stunde vor mir, die mir sehr lang werden möchte, da ich selbst nichts zu essen habe."

Die beiden Herren fanden die Sonderbarkeit dieses Menschen so unterhaltend, daß sie ihm nicht den Rücken zukehrten, wie so viele andere nach einer ähnlichen Forderung gethan hätten. Seine Weise, obgleich frei, hatte nichts Beleidigendes, und seine Sprache bewies, daß er bessere Tage gesehen hatte.

„Gehört Eure Anspielung auf das Mittagessen", sagte Wallace lachend, „zu Eurem alten Gewerbe, oder zu Eurem neuen? Bettelt Ihr um ein Mittagbrod, oder verlangt Ihr es auf Abschlag Eures Lohns?"

„Keins von beiden", antwortete Paul. „Ich habe lange Zeit mit meinem Mittagessen, der Mode zu Gefallen, bis sieben Uhr gewartet, heute werde ich, der Ehre zu Liebe, bis sechs Uhr warten, denn dann werde ich es, wie ich hoffe, verdient haben. Sie müssen wissen, daß von dem Augenblicke an, wo Sie mir Arbeit versprachen, ich dem Bettler-Handwerk entsagte und es nie wieder aufzunehmen denke."

Wallace, der zu menschlich dachte, um Paul seine Arbeit nüchtern anfangen zu lassen, rief einen Mann, der eben vorbeiging, und fragte ihn, „ob er in seinem Korb ein Mittagbrod hätte, das er ihm überlassen könnte. Da dieser es bejahete", sagte er: „Gebt es diesem Manne; er wird es Euch heute Abend bezahlen, wo nicht, so werde ich es thun."

„Jetzt", fing Paul wieder an, indem er sich entschuldigte, daß er in ihrer Gegenwart aß, „haben Sie die Güte mir zu sagen, was es hier noch für andere Kapitalisten giebt."

„Alle Arbeitsleute, die in meinem Eisenhammer arbeiten, können es seyn", erwiederte Wallace, „außer Ihr vielleicht, und selbst Ihr, will ich hoffen, werdet es in einigen Stunden seyn können."

„Was nennen Sie Kapital?" sagte Paul lächelnd. „Verstehen Sie darunter eine Summe, welche sich durch die Zinsen, die sie trägt, vermehrt, oder eine Summe, für die man Waaren kaufen will; denn zwischen diesen beiden Erklärungen ist ein großer Unterschied."

„Ein sehr großer, in der That", sagte Herr Hollins; „Pury, der Aufseher der Arbeiter, ist ein Kapitalist, denn er hat Geld genug zusammengebracht, um ein kleines Haus zu kaufen, welches er für fünf Livres Sterling jährlich vermiethet, aber ist auch Briggs der Koch ein Kapitalist? Er besitzt zwar ein Bett, einen Tisch und einige Stühle, aber da diese Gegenstände nichts eintragen, kann man sie wohl Kapital nennen?"

„Man kann es in gewissem Sinne", sagte Wallace, „denn wenn man sie verkaufte, so könnte man das Geld dafür auf einträgliche Art anlegen. Indeß, wenn ich sage, daß alle unsere Arbeiter Kapitalisten sind, so verstehe ich darunter, daß sie mehr Geld verdienen, als sie durchaus zum Lebensunterhalt brauchen. Sey es nun ein Schilling oder eine Guinee, es ist immer ein Kapital, das etwas eintragen kann, man lege es nun auf Zinsen an, oder man kaufe Waaren dafür, die mit Vortheil wieder zu verkaufen sind, oder auf jede andere Weise."

„Wenn dem so ist", sagte Herr Hollins, „so glaube ich, bei dem blühenden Zustand Ihrer Manufakturen, behaupten zu können, daß der größte Theil Ihrer Arbeiter in der That Kapitalisten sind."

„Ja", sagte Wallace, „und deshalb betrachte ich sie als Wohlthäter der Gesellschaft. Aber leider giebt es deren nur zu viele, die, da sie ein Obdach und Kleider auf dem Leibe haben, sich mit diesem geringen Wohlstand begnügen und allen ihren Ueberfluß auf die unnützeste Weise ausgeben. Solche Menschen müssen über kurz oder lang der Gemeinde zur Last fallen."

Paul seufzte hier so tief, daß die beiden Anderen zusammenfuhren. Sie bemerkten mit Betroffenheit den melancholischen Ausdruck, der sich über seine Züge verbreitet hatte; aber kaum bemerkte er, daß er beobachtet wurde, als er seine innere Bewegung mit Gewalt unterdrückte und sich wieder in das Gespräch mischte.

Paul wurde bald einer der nützlichsten Arbeiter der Manufaktur; in seinen Freistunden beschäftigte er sich mit tausend kleinen Arbeiten, die ihm Geld eintrugen, und versagte sich jeden Genuß des Lebens, um seinen Gewinn nicht zu schmälern.

Neue Schilderungen der Lebensweise des Herrn Armstrong stellen den Kontrast seines unnützen und einsamen Lebens mit der Thätigkeit, welche in der Manufaktur herrschte, noch besser hervor. Herr und Frau Wallace besuchen ihn zuweilen und bemühen sich vergebens, ihn zu bewegen, seine zweihundert Guineen auf eine nützliche Weise anzuwenden. Er bleibt bei seiner Weigerung, selbst als er einst des Nachts durch einen Versuch, ihn zu bestehlen, in der Ruhe gestört wird.

Von nun an beschließt er, so wenig wie möglich auszugehen und des Nachts zu wachen, während seine Haushälterin schläft, um nicht überfallen zu werden; sie muß ihm auch das tiefste Stillschweigen über dies Ereigniß versprechen.

Da ihn Wallace nicht mehr in der Kirche sieht, so erkundigt er sich bei Hollins nach der Ursache seiner Abwesenheit. Dieser, welcher den wahren Grund selbst nicht kannte, sagt ihm, daß, da eine große Zahl von Sektirern in einem kleinen Thal nicht weit von Armstrong's Wohnung zum Gottesdienst zusammenkomme, so nehme er an ihren Versammlungen Theil. Herr Hollins macht Wallace Lust, an einem Sonntage selbst ein Mal hinzugehen, indem er ihm sagt, daß die meisten seiner Arbeiter zu dieser Versammlung gehören.

Sie kamen spät, und es herrschte eine so tiefe Stille in der Gesellschaft, daß Wallace außerordentlich überrascht war, als sie beim Umbiegen um eine Ecke plötzlich gegen tausend Personen vor sich sahen, die auf dem Rasen saßen. Es schien, daß man mit dem Gottesdienst auf Herrn Armstrong wartete; denn kaum hatte er sich auf einen Fleck niedergelassen, der offenbar für ihn allein aufbewahrt wurde, als ein Mann auf einen Wagen stieg und der Gesellschaft erklärte, daß der Prediger krank wäre, und er, obgleich ein unstudirter Mann, sich daher veranlaßt fände, seine Stelle zu vertreten; er hoffe aber, daß das Wort der Wahrheit die unwürdigen Lippen, die es verkünden sollten, heiligen werde. „Ich glaube", sagte Herr Armstrong leise, „daß dieser Mann besser predigen wird, als die Geistlichen von Profession, nach dem zu urtheilen, was ich bereits über ihn vernommen habe." Wallace war zu überrascht, um auf diese Bemerkung zu antworten, denn dieser Mann war Paul. Da dieser Punkt einmal ausgemacht war, so konnte ihn von Allem, was folgte, nichts mehr in Erstaunen setzen; denn er kannte ihn genug, um überzeugt zu seyn, daß er mit Allem, was er unternehme, gut fertig zu werden wüßte. Er war neugierig auf den Text der Predigt und hoffte, er würde über die Worte predigen: „Häufet keine Schätze auf Erden"; aber dem war nicht so; Paul wählte das Gebot: „Du sollst nicht stehlen." Armstrong fuhr bei diesen Worten zusammen und schien mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zuzuhören; als aber der Prediger anfing, die Gewissensbisse zu schildern, die den Dieb martern, selbst dann, wenn kein menschliches Auge ihn sehen, kein Verdacht ihn treffen kann, sprang Armstrong auf den Wagen neben den Prediger, und indem er die Hand über die Augen hielt, damit ihn die Sonne nicht blende, blickte er überall umher, als wenn er gehofft hätte, auf den Gesichtern zu lesen.

Paul hielt einen Augenblick ein, und schien überrascht von diesem Benehmen; allein er dachte, wie Wallace, daß es eine Sonderbarkeit des wunderlichen Mannes wäre. Indeß es war keine Grille, und die Wahl des Textes war ein glücklicher Umstand für die Ruhe Armstrongs, denn nachdem er auf allen Gesichtern aufmerksam geforscht hatte, war er überzeugt, daß keiner von den gegenwärtigen Zuhörern der Dieb seyn könne.

Nach dem Gottesdienst, als die Menge sich verlaufen hatte, traten Herr Wallace und sein Begleiter zu Paul, dankten ihm für seine treffliche Rede und schlugen ihm vor, mit einander zu gehen. Im Laufe des Gesprächs äußerte der Prediger: nicht für Jeden tauge dieselbe Predigt; es bedürfe, so zu sagen, eines besonderen Textes für jeden einzelnen Zuhörer, und auch dann müßte man vielleicht alle Tage damit wechseln, wenn eine Predigt die Macht haben sollte,

den gewaltigen Einfluß der Leidenschaften zu bekämpfen, welche den Menschen beherrschen.

„Ich möchte wohl wissen, welche Predigt Ihr mir halten würdet," sagte Herr Armstrong, „und was Ihr für meine herrschende Leidenschaft haltet."

„Ihre einzige Leidenschaft sind Sie selbst," erwiederte Paul, „und ich könnte nicht umhin, sie Ihnen streng zu verweisen; indeß würde ich vielleicht Ihr gutes und harmloses Gemüth dagegen in Anschlag bringen; aber das Unrecht, welches Sie der Gesellschaft anthun, kann ich nicht verzeihen."

„Ich verstehe Euch nicht," erwiederte Armstrong. „Deutet Ihr vielleicht auf mein einsames Leben hin?"

„Leben Sie, wie Sie wollen," antwortete Paul, „das steht bei Ihnen, darauf kommt es nicht an; aber wie wollen Sie Ihren Egoismus rechtfertigen? Sie benutzen die Wohlthaten der Gesellschaft, ohne je etwas für dieselbe zu thun; Sie genießen die Frucht der Arbeit und der Kapitalien Anderer, und Sie . . ."

„Aber ich bezahle Alles, was ich verzehre," unterbrach ihn Armstrong.

„Sie bezahlen freilich, aber weil Sie nicht anders können; denn Sie erzeigen der Gesellschaft nicht einen einzigen freiwilligen Dienst. Alle Menschen sollten zu einer der produzirenden Klassen gehören, oder die Industrie durch eine nützliche, wenn auch unergiebige Arbeit anspornen. Aber Sie, was thun Sie? Gleichen Sie dem Arbeiter, der das Kapital seines Herrn vermehren hilft, oder dem Kapitalisten, der, von seinen Arbeitern unterstützt, die Hülfsquellen der Gesellschaft vermehrt, oder endlich dem Manne von Genie, der, indem er an Verbesserung des geselligen Zustandes arbeitet, durch seine Erfindungen neues Begehr nach den Annehmlichkeiten des Lebens hervorruft? Der arme Barbier in dem benachbarten Städchen oder selbst der geringste Arbeiter in der Manufaktur sind bessere Bürger als Sie."

„Ich sehe wohl, Ihr würdet das Gleichniß mit dem vergrabenen Talent zu Euerm Texte wählen," sagte Armstrong.

„Ganz recht," erwiederte Paul, „Sie kennen Ihren Zustand, und sind nur um so strafbarer, weil Sie nicht aus Unwissenheit sündigen. Wissen Sie, daß der Knecht in jenem Gleichniß, selbst wenn er ein Astronom, ein großer Politiker, ein Gartenliebhaber, ein geschickter Tonkünstler gewesen wäre, darum nicht weniger ein unnützer Knecht war, weil er das Geld verbarg, welches ihm anvertraut wurde, gleichviel, ob er es vergrub oder unter sein Bett versteckte."

Wallace, welcher sah, daß Herr Armstrong sich einer peinlichen Bewegung nicht erwehren konnte, fragte Paul, worüber er ihm wohl den Text lesen würde?

„Ihnen hätte ich weniger zu sagen, als den meisten Menschen," antwortete Paul, dem man seine Offenheit wegen seiner munteren Laune zu gute halten mußte, „Ihre herrschende Leidenschaft ist die, welche Ihre Lage mit sich bringt; erstens Ihre Frau, dann das Gedeihen aller Ihrer Leute, und, in letzterer Hinsicht wenigstens, verstehen Sie Ihre Sache gut und benehmen sich weise."

„Und über den ersteren Punkt habe ich Euren Beifall nicht?" sagte Wallace.

„Ich fürchte," sagte Paul, „daß Sie es einst bereuen möchten, so viel Geld für Dinge ausgegeben zu haben, die nichts einbringen. Ich weiß, daß Sie zu fest in Ihren Grundsätzen sind, um einen zu großen Theil Ihres Vermögens auf solche Art zu verwenden; aber dennoch kann ich nicht umhin zu denken, daß es besser wäre, wenn Sie weniger Staatspferde, Stallknechte, Pelze und Shawls hätten."

„Mein Vermögen ist aber die Frucht meines Kapitals und meiner Arbeiten, und da kann ich doch wohl, ohne Verbrechen, meiner Frau und mir selbst die Genüsse gewähren, die uns am meisten behagen."

„Das ist richtig", antwortete Paul, „aber die Frage ist nur, in welchen Gränzen Sie sich halten sollen. Wenn Sie es wahrscheinlich finden, daß Sie auch ferner die Gesellschaft durch Anhäufung Ihrer Kapitalien bereichern werden, wie es bis jetzt geschah, so haben Sie Recht, daß Sie den Ueberfluß anwenden, wie es Ihnen beliebt; aber, wenn einst weniger gute Zeiten kommen können, und Sie gezwungen sind, mehr Kapitalien aufzuwenden und weniger Gewinn daraus zu ziehen, so fürchte ich, daß es Ihrer Frau dann schwer fallen wird, dem Luxus zu entsagen, an den Sie sie gewöhnt haben."

Nachdem das Gespräch über diesen Gegenstand lange genug gedauert hatte, schickte sich Paul an, seine Begleiter zu verlassen. „Meine Herren", sagte er, „nachdem ich Ihnen wenigstens fünf Predigten statt einer gehalten habe, werden Sie mir erlauben, mich zu empfehlen."

„Noch einen Augenblick", sagte Wallace, „es ist billig, daß ein Jeder an die Reihe komme. Glaubt Ihr selbst gar keiner Ermahnung zu bedürfen?"

„O ja, ich bedarf ihrer, und vielleicht mehr als ein Anderer, aber ich erhalte sie jeden Tag, und mein trauriges Schicksal ist für mich die beste Lehre."

„Und doch sehe ich in Euerer Lage kein anderes Leiden, als das, welches Ihr Euch selbst auflegt, eine übertriebene Arbeit und Entbehrung aller Genüsse. Diese Lebensweise ist freilich streng, aber es ist Euer eigene Wahl."

„Ja, alle diese Entbehrungen sind freiwillig, und ich betrachte sie nicht als ein Leiden, denn sie führen alle zu meinem großen und einzigen Ziel, der Erwerbung von Reichthümern."

Seine Begleiter sahen ihn bei diesem so offenen und unumwundenen Geständniß mit Erstaunen an.

„Wie meint Ihr das? Was bedeuten denn Eure Klagen? Worin besteht Euer unglückliches Schicksal?" fragten Beide zugleich.

„Eine Frage nach der anderen", sagte Paul mit seinem gewöhnlichen Phlegma. „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß, da mein Charakter irgend eines mächtigen Antriebes bedarf, und da alle Leiden, die ich erlitten, mehr oder minder mit dem Gelde in Verbindung standen, es nicht zu verwundern ist, daß ich mich dem Streben nach Reichthum mit Leidenschaft hingegeben habe; mit einem Wort, ich bin ein Geizhals."

„Und wie denkt Ihr wohl Euren Geiz zu rechtfertigen?" fragte Wallace ungeduldig, „denn da Ihr Euch nicht scheuet, ihn einzugestehen, so denke ich, daß Ihr ihn mit anderen Augen betrachtet, als wir."

„Ich will nicht suchen mich zu rechtfertigen. Ich habe nicht einmal so viel Nachsicht für mich, als Sie vielleicht für mich hätten, wenn Sie meine Geschichte kennten. Meine erste Wahl war schlecht, und ich hatte die Folgen davon zu tragen. Ich fürchte, die zweite war nicht besser, Gott allein mag wissen, was daraus werden soll. Unterdessen müßte der nagende Wurm, der mein Leben vergiftet, die beste Lehre seyn, wenn nicht alle Lehren gegen den Strom der Leidenschaften ohnmächtig wären. — Sie fragen, worüber ich zu klagen habe. Die schlaflosen Nächte, wenn ich, auf meinem traurigen Lager hingestreckt, an Kälte, Ermüdung und Hunger leidend, alle Unfälle überdenke, die meinem Schatz drohen könnten; die bitteren Vorwürfe, die ich mir mache, wenn ich eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ihn zu vermehren, das beständige Denken an Guineen, Schillinge und Pence, welches ich nicht aus dem Kopfe los werden kann, wenn ich mich auch einen Augenblick erholen möchte; sind das keine Leiden? Ich kann nicht mehr dem Murmeln eines Baches horchen, noch den Himmel in einer schönen Sommernacht bewundern, denn ich würde es mir zum Vorwurf machen, einen Augenblick die Jagd nach jenem Golde zu versäumen, das mir so theuer ist. Wenn ich in meiner Angst beten und meine Seele zu Gott erheben will, so wiederholen meine Lippen unwillkührlich die Worte: Du kannst nicht dem Mammon und Gott zugleich dienen. — Nennen Sie das keine Qual? Und wüßten Sie eine mächtigere Stimme für mich, als die des Allmächtigen Gottes?"

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Henry's Letters etc. (Henry's Briefe an einen Freund über Bekehrung und Seligkeit.) Pr. 4 Sh.

Botanical geography. (Botanische Geographie. Allgemeine Beobachtungen über Vegetation.) Aus dem Französischen des Mirbel übersetzt. Pr. $3\frac{1}{2}$ Sh.

Edgeworth's novels and tales (Edgeworth's Novellen und Erzählungen.) Vol. XV. Pr. 5 Sh.

Hodges' narrative. (Bericht über die Expedition nach Portugal im Jahre 1832.) Von Hodges. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

A practical treatise. (Eine praktische Abhandlung über das Zoll-Gesetz.) Von Frederick Gunning. Pr. 9 Sh.

Mannigfaltiges.

— Bevölkerung der Europäischen Türkei. Vor dem letzten Russischen Kriege unterhielt die Pforte die übertriebenste Meinung von der Volkszahl des Landes. Sie verließ sich auf alte Register oder die Schätzungen der Bulukbaschi's, Bey's und Pascha's, die durch solche Vergrößerungen ihre Wichtigkeit zu erhöhen suchten. Seit dem Uebergange über den Balkan ist die Regierung klüger geworden; man hat im ganzen Lande von den Orts-Behörden statistische Auskunft gefordert. Die jüngst ernannten Gouverneure und Pascha's können lesen und schreiben, und die bei ihnen eingegangenen Listen geben folgendes Resultat: 1) Osmanli's, von Türkischer Abkunft und Sprache, sämmtlich Moslims, 700,000; 2) Griechen 2,050,000, und zwar 870,000 in dem unabhängigen Griechenland (Morea 400,000, die Inseln 220,000, der östliche Kontinent 150,000, der westliche 100,000), 400,000 in Thessalien und Epirus, 300,000 in Macedonien, 200,000 in Thracien, 280,000 auf den Inseln (Candia, Samos, Rhodus, Scio, Mitylene rc.); 3) Albanesen 1,600,000; hiervon $\frac{2}{3}$ Christen; 4) Slaven 6 Mill.; hierunter gehört $\frac{1}{3}$ (Bosniaken, Tulemans und Pomaks) dem Islam, die Uebrigen gehören der Römischen (Mirditen, Kroaten) und der Griechischen Kirche (Servier, Bulgaren); 5) Wallachen von Griechischer Konfession 600,000; 6) Armenier 100,000; 7) Juden 250,000; 8) Franken rc. 50,000; 9) Zigeuner 200,000, zusammen 11,550,000; also bleiben nach Abzug von Griechenland 10,680,000, unter denen die Muselmännische Bevölkerung etwas mehr als den dritten Theil beträgt. Außerdem zählt man in der Moldau und Wallachei $1\frac{1}{2}$ Mill. Seelen. Dies giebt für das Gesammt-Gebiet der Europäischen Türkei etwas über 12 Millionen Einwohner (bei Stein nur $10\frac{3}{4}$ Millionen).

(Urquhart, Turkey and its resources.)

— Gewaltsame Weise, Enten aufzuziehen. Diese bringt vielen Landleuten in Aylesbury in der Grafschaft Buckingham bedeutenden Vortheil. Man hindert die Enten bis zu den Monaten Oktober oder November am Legen der Eier, und dann zwingt man sie durch aufreizendes Futter, sich derselben zu entledigen. Die Eier werden dann verschiedenen Hennen untergelegt, welche zwei bis drei Brütungen durch auf dem Neste bleiben müssen, bis sie ganz erschöpft sind und nicht selten sterben. Die kleinen Enten aber werden beim Feuer groß gezogen und dann oft für eine Guinee das Paar auf den Londoner Märkten bezahlt. (L. P.)

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅚ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Mittwoch den 24. Juli 1833.

Frankreich.

Katakomben.

Die Katakomben in Paris waren ursprünglich Steinbrüche, aus denen das Material für die Gebäude des alten Paris geholt wurde, und die man im Stich ließ, als sie aufhörten, ergiebig zu seyn. Die Erde stürzte bald dort an verschiedenen Stellen ein; die Eingänge wurden verschüttet, und man vergaß sie endlich ganz und gar, als im Jahre 1774 mehrere Häuser desselben Viertels, ohne scheinbare Ursache, einstürzten. Man stellte nun Untersuchungen an und fand, daß in jener Gegend der Boden nicht dick und fest genug sey, ja, daß er mit dem größten Theil der Oberfläche von Paris die gleiche Bewandtniß habe. Man mußte nun dazu schreiten, neuen Versinkungen vorzubeugen. Man stieg in jene unterirdischen Gallerieen herab, die nach keiner [illegible]ng gegraben waren, sondern, je nachdem die Arbeiter Gestein [illegible] an verschiedenen Stellen. Die Stützbauten, die der Erde [illegible] Widerhalt dienen sollten, wurden so geschickt ausgeführt, daß alle Gallerieen, welche leer blieben, sich genau unterhalb des von den Straßen eingenommenen Raumes befanden, diejenigen aber, deren Decke mit Gebäuden beschwert war, theils gänzlich ausgefüllt, theils mit starkem Mauerwerk gestützt wurden. Im Jahre 1780 schlug der Polizeimeister Lenoir vor, die sterblichen Ueberreste, mit denen die Pariser Todtenäcker angefüllt waren, nach jenen unterirdischen Wohnungen zu schaffen. Man ging schleunig ans Werk, da durch den üblen Geruch der Ausdünstungen, welche die über einander gehäuften Leichen verursachten, die Gesundheit der Bewohner, insonderheit einiger Stadtviertel, bedroht war. Der Kirchhof des Viertels des Innocens hatte seit 700 Jahren die Todten von 20 Kirchsprengeln erhalten. Die Fortschaffung der Todtenknochen nach den Katakomben geschah in den Jahren 1786 bis 1788; in den Jahren 1810 und 1811 nahm man Verbesserungen mit der Aufstellung der Knochen vor, reinigte und erweiterte die Gänge und brachte Sprüche und Inschriften an.

Man steigt in die Katakomben vermittelst dreier großer Treppen hinab, von denen die Haupttreppe an der Höllen-Barrière liegt. Mit Führern und Fackeln versehen, begiebt man sich 70 Fuß tief unter die Oberfläche, und gelangt in eine Gallerie, deren Höhe und Breite in den verschiedenen Räumen abwechseln. An einigen Stellen wird sie von dem Felsen, an anderen von steinernen Pfeilern getragen; aus der ersten kommt man in eine große Zahl anderer Gallerieen. In einer achteckigen Vorhalle erblickt man eine schwarz angestrichene Pforte zwischen zwei etrurischen Säulen; eine lateinische Inschrift und ein Vers des Dichters Delille verkündigen, daß hier der Eingang in das Todtenreich ist. Beim Eintritt in dasselbe sieht der Besucher rings herum in allen Gängen Menschenknochen vom Boden bis an die Decke der Gewölbe aufgeschichtet, in der Gestalt von Pyramiden und Obelisken, selbst Altäre bildend, indem man die Knochen zusammengekittet hat. Passende Sprüche sind mit schwarzen Buchstaben auf einem blauen Grund angebracht. Einige dieser Gruppen von Menschengebein sind nach der Gestalt der aufgerichteten Denkmäler genannt worden, z. B. der Altar der Obelisken, der Sarkophag der Thränen-Urne, der Springbrunnen der Samariterin, welcher aus einer tiefen Quelle geleitet und mit einem Wasserbehälter umgeben ist u. dgl. m. Die Ueberreste von den Opfern der Revolution haben einen eigenen Platz, der hier und da mit geschichtlichen Inschriften versehen ist.

In den Pariser Katakomben findet man eine Sammlung verschiedener Mineralien, die der Boden liefert. Auch ist daselbst eine Sammlung von Knochen, die von einer Krankheit angegriffen wurden, welche den Tod des Individuums herbeigeführt. Diese Knochen sind nach der Reihenfolge der Fortschritte, die das Uebel gemacht, aufgestellt. Dicht daneben sieht man eine Menge menschlicher Schädel, deren Mannigfaltigkeit des Baues Stoff zum Studium darbieten.

Merkwürdig ist in diesen unterirdischen Wohnungen die stets reine Luft. Man hat dies auf folgende einfache und doch sinnreiche Art bewerkstelligt. Die Brunnen, welche den oberhalb der Katakomben erbauten Häusern das Wasser liefern, durchschneiden die ganze Höhe der Gallerieen, in denen sie sich wie einzeln stehende Säulen ausnehmen; um diese Brunnen hat man steinerne Mauern aufgeführt, und in denselben Löcher in großer Anzahl angebracht. In die Löcher gehen Glasröhren, die mit Stöpseln verschlossen sind, aber geöffnet werden, sobald an irgend einer Stelle frische Luft nöthig wird. Sobald die Aufseher bei der Runde bemerken, daß die Lampen trübe brennen, daß die Arbeiter Beschwerde fühlen, überhaupt, daß die Luft dick und stinkend wird, öffnen sie einige Röhren, und eine reine Luft durchströmt sofort den unterirdischen Raum. Durch Gewohnheit und Uebung haben diese Leute eine große Fertigkeit hierin erworben, so daß sie auf die Minute den günstigen Zeitpunkt treffen, um die größtmögliche Quantität reine Luft den Katakomben zuzuführen.

Bibliographie.

- Triomphe du Saint-Siège etc. (Der Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche, oder die modernen Neuerer, mit ihren eigenen Waffen bekämpft.) Von Mauro Capellari, gegenwärtig Gregor XVI. Aus dem Italiänischen übersetzt vom Abbé James. Zwei Bände.
- Etudes de droit commercial. (Studien zu einem Handelsrecht oder zu einem auf dem allgemeinen Gebrauch der Handelnden begründeten Rechte.) Von A. Fremery, Advokat.
- Influence de la philosophie du XVIIIe siècle sur la législation et la sociabilité du XIXe. (Einfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf Gesetzgebung und gesellschaftliche Institutionen des neunzehnten.) Von E. Lerminier. Pr. 8 Fr.
- Introduction à la science de l'histoire. (Einleitung in die Wissenschaft der Geschichte oder die Wissenschaft der Entwickelung der Menschheit.) Pr. 8 Fr.
- Méditations etc. (Gedanken eines Verbrechers über die Todesstrafe im heutigen Frankreich.) Von F. M. Pouchon. Pr. 7½ Fr.
- Élémens etc. (Elemente des politischen Rechts.) Von M. L. A. Macarel. Pr. 4 Fr.

Türkei.

Griechisches Municipalwesen in der Türkei.

(Schluß.)

Auch außerhalb der Türkei findet man Griechen ziemlich zahlreich, namentlich in der Krimm, Siebenbürgen, Ungarn, Anatolien, Sizilien, Sardinien und Korsika; fast in allen diesen Gegenden hat der Griechische Charakter seine Eigenthümlichkeit und insbesondere die Thätigkeit und die Einsicht, die ihn auszeichnen, eingebüßt. Ihre Sprache ist nicht selten unverständlich, ihr Glaube ein anderer geworden und sie scheinen sittlich sowohl als geistig unter dem Rajah der Türkei zu stehen. Und doch finden sich diese Niederlassungen in civilisirten Staaten, deren Regierungen den anmaßenden Bauern aller Verantwortlichkeit, aller Mühe bei der Aufbringung seiner Abgaben, und der Verwaltung seiner Angelegenheiten entheben. Aber gerade der Steuersammler und der Polizeibeamte haben das Gepräge der Nationalität verwischt; die Abwesenheit jener menschlich und verständig machenden Institutionen hat ihre Sprache und ihren Glauben ausarten lassen. Obgleich die Vortheile des Uebertrittes in den Türkischen Ländern die in den christlichen weit überwiegen, blieben doch die Griechen der Türkei Christen, während die Italiänischen katholisch wurden; ja sie würden ihr Leben nicht einmal mit einer Veränderung des Namens erkaufen. Diese feste Anhänglichkeit an den Glauben der Väter wird nicht durch Einfluß der Priester oder selbst der Religion hervorgebracht; es ist die Hochachtung gegen die Meinungen der Gemeinde, welche für den Einzelnen die Gegenstände seiner Zuneigung umfaßte. Man erlitt Jahrhunderte lang Verfolgungen und verschmähete die Lockungen weltlicher Güter, nicht allein aus Ergebenheit für Ceremonieen, sondern in Folge der moralischen Gewalt und Liebe, welche aus dem engen Zusammenleben, der festen Verknüpfung der Interessen und Meinungen durch das municipale Band hervorgehen; die gute Meinung und die Zuneigung der Brüder ist jedem mehr als Glauben oder Gesetz.

Dieses moralische Band ist in der That das einzige Gesetz des Türkischen Raja, denn die Strafen, die den Unschuldigen wie den Schuldigen treffen, haben ihre Schrecknisse verloren. Seit der Revolution haben die Griechen sehr gelitten, aber nicht die übrigen Völkerschaften; ich habe nie gehört, daß ein Jude oder Bulgar hingerichtet worden. Es giebt in der Türkei keine mit Schuldnern und Spitzbuben angefüllte Gefängnisse, ja man kann kaum sagen, daß Gefängnisse vorhanden sind. Die bloße Betrachtung des Bagno in Konstantinopel zeigt den milden Geist des Türkischen Kodex und unterstützt die Behauptung, daß öffentliche Gesetze und Strafbestim-

mungen nichts mit der Sittlichkeit des Türkischen Raja zu schaffen haben. Das Bagno ist ein ruhiges wohl verwaltetes Gefängniß, dessen Bewohner es hundertfach besser haben, als die Galerrensklaven zu Toulon; sie schlafen in Betten und haben wenig zu thun. Innerhalb des Bagno giebt es eine Moschee, eine Griechische Kirche und eine Synagoge. Die Zahl der Sträflinge — tausende in Toulon — beträgt in dem volkreichen Konstantinopel selten einhundert.

In dem Türkischen Reiche sind die verschiedenen Völkerschaften der Raja's ihrem Glauben treu geblieben. Dies gilt von den Juden, Griechen, Armeniern, Servieen und einem Theil der Bulgaren. Mit den Türken amalgamirt hat sich der größte Theil der Albanier, ein Drittheil der Bosniaken und mehrere Stämme des Slavischen Geschlechts. Das Municipalwesen findet man bei den Griechen, Armeniern und den christlichen Bulgaren. Die Albanier und Sklavonier hatten statt dieser Institutionen Odjaks und Censen, eine Art militairischer Häuptlinge. Die Mahomedanischen Bulgaren bewohnen die bergigen und entfernteren Gegenden des Landes; sie bestehen aus den Tulemans, welche die Distrikte von Rhodope, oberhalb Jenidge und Kavalle, und den Pemak, die an der Donau und den Gränzen von Servien wohnen. Diese Muselmänner haben ihre Bulgarische Sprache, Sitten und Industrie beibehalten, nur leiden nicht, daß ein bewaffneter Türke in ihre Gebirge eindringe. Sie sind tapfere Soldaten und vortreffliche Reiter, schön gebaut und gastfrei. Der Groß-Wesir rechnete in seinem Organisirungsplan, daß er 40 bis 50 tausend Mann regelmäßiger Truppen aus ihrer Mitte schaffen werde. Die christlichen Bulgaren wohnen in den Ebenen von Macedonien, Epirus, Bulgarien und Thrazien, in der Nachbarschaft von Monastir, Salonik, Janina, Nyssa, Sofia, Philippopel, Adrianopel und Konstantinopel, sind daher der Uebermacht und dem Druck ausgesetzt. Bei ihnen wurde militairische Gewalt und eingeborener Adel vernichtet, und es blieb ihnen nichts als die Wahl ihrer städtischen Behörden. Aber in den stärkeren Positionen der Gebirge behaupteten kleine Chefs ihr Gut und Ansehen, die feste Verschmelzung der Interessen und der Meinungen vermittelst des Kommunal-Systems wurde nicht eingeführt, und wo es geschehen mußte, handelten die Chefs um ausschließliche Privilegien, so daß anstatt der Meinung der Gesammtheit ihre launische Gunst die Richtschnur der Rechte, das Motiv der Thätigkeit wurde. Und so bequemten sie sich, obgleich frei von Verfolgung, dem herrschenden Glauben, um dem Kopfgelde zu entgehen, um dem Ehrgeize ihrer Häuptlinge zu fröhnen, die hierdurch Ansehen in ihrer Heimath und Zutritt zu Militairwürden nebst Aussicht auf Kriegesbeute erlangen.

Dieselbe Leichtigkeit des Abfalls vom Glauben ist unter den Albaniern, Gegs, Bosniaken und Slavoniern im Norden und Westen, verhältnißmäßig mit der Stärke des Landes und der Leichtigkeit des Druckes, bemerklich. Unter diesen Stämmen scheinen die Menschen mehr einander zu fliehen als sich zu verbrüdern. Nur die Mirditen erfreuen sich einer Art von Autonomie, auch haben sie ihren Glauben behalten; wo jene fehlt, ist auch dieser gewichen. Die frühesten Bekehrungen zu dem Islam fanden unter denjenigen Stämmen statt, die am längsten bei ihrer Religion beharrt hatten. Die Nachkommen von Skanderbeg's Kriegern und den Vertheidigern von Skodra sind jetzt Muselmänner, oder mancher Vorfahr des demüthigen Raja und des christlichen Mönchs hatte sich dem Mohamedanismus bei seinem ersten Erscheinen zugewandt.

Einen ganz verschiedenen Anblick gewährt das Municipalwesen der Städte. Die Primaten werden für schlimmer als die Türkischen Statthalter gehalten. Zur Erlangung dieses Amtes intriguiren die Reichen und Mächtigen, die Ernennung hängt von den Türken ab; unter dem Volke bleibt ein tiefes Gefühl von Unrecht und Unterdrückung rege, und jede größere Gemeinde theilt sich in viele sich einander anfeindende Parteien. Dieser Unterschied zwischen den Dorfbewohnern und den Städten entspringt daher, daß in den Städten die Abgaben nicht direkt sind, sondern durch Verpachtungen des Kopfgeldes, Accise, Zoll und Abgaben von Verkäufen und Läden, welche Beamte einziehen, ersetzt werden. Die Bestimmung der Municipalitäten hört mithin in den Städten auf und die Natur derselben mußte nothwendig ausarten. Eine solche Ausartung der sozialen Einrichtungen ist gewöhnlich von dem Verfall des Wohlstandes begleitet. Namentlich gilt dies von Handelsstädten, deren Blüthe nur so lange dauert, als sie frei sind, unabhängig von politischer Centralisirung. Der wenig versprechende Ort, um den man sich nicht kümmert, hat stets rasche Fortschritte gemacht; diejenigen Theile der Türkei, die Wohlstand, Kräfte und Berühmtheit erlangten, erblüheten fern von Türkischer Autorität und nicht von derselben centralisirt. So erhoben sich im Mittelalter, an entfernten Stellen und von Barbarei umgeben, glänzende Handelsorte; als aber die großen Mächte ihr Gebiet erweiterten, wurden diese Orte in den Kreis politischer Centralisation hineingezogen, oder den politischen Zwecken statt den kommerziellen zugewandt. Dann war auch ihr Fall nahe. Belege zu dieser Ansicht geben die Städte Amalfi, Ankona, Montpellier und Barcellona; ihr Verfall zeigt die Gefahren der Handels-Gefährdung.

Eine ähnliche Erscheinung in der Türkei bietet Ambelakia dar. Diese außerordentliche Handelsgesellschaft löste sich nach einer 20jährigen glänzenden Existenz auf, und zwar in Folge verwickelter Prozesse, zu deren Entscheidung es keine kompetente Behörde gab, und bei welchen die Regierenden ein interessirter Theil waren. Mit ungeheuren Kosten schleppten sie Jahre hindurch den Prozeß von Gericht zu Gericht und verwarfen die geforderten Entscheidungen. Die Municipalität, welche zugleich die Handelsfirma war, verschloß ihre Thüren der Volkswahl und ihre Bücher der Einsicht des Publikums. Diese Prozesse, die Verluste in Wien und die Handels-Umwälzung, welche Englisches Baumwollengarn hervorbrachte, kamen mit politischer Unruhe zusammen, um Ambelakia's Handel zu zerstören. Aber es bleibt ein Beispiel, was in der Türkei bewirkt werden kann, nicht gerade durch eine Reform der Grundsätze, als vielmehr durch den Boden, welchen man dem praktischen Mißbrauch entzieht. Die Gründe der Uneinigkeit und aller daraus folgenden Uebel für Ambelakia waren: 1) die zu große Ausdehnung des Municipal-Körpers, der Mangel an Thätigkeit und Kontrolle, die Abwesenheit aller Verantwortlichkeit; 2) der Mangel einer gerichtlichen Behörde, so daß die Streitigkeiten lediglich durch Parteigewalt entschieden werden konnten. Schon seit länger als 10 Jahren ist Ambelakia, das im J. 1798 vier tausend Seelen zählte, verlassen, der Handel ist verschwunden. Indessen haben die Revolutionen in der Türkei und Manchesters Handel auch das übrige zu dessen Fall beigetragen. Noch mehrere blühende Ortschaften Thessaliens sind in den letzten Stürmen zerstört worden. Aber immerhin lehrt das Beispiel von Ambelakia, das durch seine Lage nicht begünstigter als andere Thessalische Dörfer war, das weder Industrie noch Handels-Verbindungen besaß und kein Feld in der Umgegend hatte, was Sparsamkeit, geschickte Verwaltung, Verbrüderung des Interesses, unbelästigt durch Handels-Gesetze, zu leisten vermögen. Zwanzig Jahre lang stand Ambelakia allein, kein anderes Dorf kam ihm nach: aber man kümmerte sich nicht um Ambelakia: in diesem kurzen Ausspruche liegt das Geheimniß seines Wohlstandes und die Aussicht zu einer Regeneration der Türkei und Griechenlands.

Der Ursprung des Gedeihens der Griechischen Marine ist gleichfalls in Municipal-Einrichtungen zu suchen. Die Gemeinden von Galaxidi, Missolunghi, Kranidi, Spezzia, Hydra, Ipsara, Cassos, Santorin rc. — lauter Oerter, die nicht auf Handelsstraßen liegen — besitzen 600 Schiffe von 300 Tonnen und darüber, während alle große Handelsplätze der Levante zusammen nicht zwölf Griechische Fahrzeuge derselben Klasse aufweisen können. Das Prinzip der Vergesellschaftung ist von diesen Gemeinden auch auf ihre Schiffe übertragen worden. Die Schiffsmannschaft besteht aus Eigenthümern des Fahrzeuges oder Theilhabern an der Ladung; Arbeit und Kapital werden gleich berechnet und den ganzen Körper leitet ein gemeinschaftliches Interesse. Die moralische Kontrolle, dieser beseelende Geist der Munizipalitäten, folgte ihnen auf ihren Berechnungen zur See; alle Geschäfte werden mündlich und durch bloßes Angeld abgemacht. Sie kennen weder Schreiber noch Dintenfaß, haben aber auch kein Tribunal; vor der Revolution gab es auch keinen Bankerott. Als einen Beweis der Anhänglichkeit der Familien gilt die merkwürdige Sitte auf Hydra, daß Brüder die Aussteuer der Schwestern besorgen und ihnen Männer schaffen, bevor sie selber sich verheirathen.

Das Vorgebirge des Pelion an dem Meerbusen von Volo und der Berg nach Tirkeri zu sind mit 24 Griechischen Ortschaften besetzt, welche während der Revolution zerstört worden, aber sich wieder zu erholen anfangen. Es waren die reichsten und blühendsten unter den Gemeinden der Raja's; mit ihren seidenen und wollenen Kappenmänteln versorgten sie die ganze Levante. Als sie von den Türken heimgesucht wurden, hatten sie einen Professor der Chemie und Experimental-Physik, und unter der Beute waren galvanische Tröge und Elektrisirmaschinen. Aber sie standen auch nicht unter dem Einflusse des Serail oder der Kaiserlichen Moscheen: man beobachtete die mit ihnen abgeschlossene Capitulation, sie hatten mit den Provinzial-Beamten nichts zu schaffen und wurden von ihren eigenen Munizipal-Behörden und einem aus Konstantinopel geschickten Wostandschi regiert. In diesen Dörfern bemerkte ich Gleichheit und gutes Vernehmen zwischen Türken und Christen. Alle zahlen gleiche Abgaben, auch ist bei den Bevölkerungen derselbe Fleiß und gleiches Wohlergehen sichtbar.

Der Bezirk von Chalcidien in Macedonien verdankt seine Emancipation von der Türkischen Verwaltung höchst wahrscheinlich der Verpflichtung, die dortigen Bergwerke zu bearbeiten und einen bestimmten Theil nach Konstantinopel zu schicken. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts herrschte daselbst eine andere Art der Bearbeitung der Minen, auch werden die Institutionen nicht erwähnt, die späterhin existirten. Damals überließ man die Gewinnung des Metalls Privat-Spekulanten, die gewisse Procente an die Regierung abgeben mußten. Die Einsammlung einer so starken Revenue von 5 bis 6 hundert durch das Gebirge zerstreuten Schmelzöfen bedurfte vieler Agenten, deren Geschäft große Versuchung und geringe Kontrolle darbot. Vermuthlich blieb ein großer Theil des Ertrages in den Taschen dieser Beamten, so daß die Pforte diese Weise einstellte und dafür die benachbarten Herrschaften zwang, die Bergwerke zu bearbeiten und eine gewisse Rente zu entrichten. Den nämlichen Gang war die Römische Gesetzgebung über die Minen gegangen. Da alle Arbeiter und vermuthlich mehrere der Kapitalisten den Dörfern angehörten, so war der Vorschlag der Aenderung sowohl für die Dörfer als für den Schatz vortheilhaft. Die Erpressungen, Veruntreuungen und überhaupt die Dazwischenkunft der Agenten nahmen nun ein Ende; vermittelst der wirksamen und ökonomischen Kontrolle der Municipal-Einrichtungen konnte sie nunmehr die Lasten gleich vertheilen. Diese ganze Verfassung ist ohne Zweifel ernstlich berathen und durch Firmans sicher gestellt worden. Auch waren sie jetzt von jeder anderen Abgabe befreit. Dergleichen Firmans sind in vollkommener Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Türkischen Regierung, die ihren Agenten keine Kontrolle über Einzelne oder Korporationen, die keine Verbrecher sind und ihre Abgaben entrichtet haben, zuertheilt. Die Bergwerks-Gemeinden haben der Regierung wohl die Nothwendigkeit vorgestellt, daß zu einem so großen Unternehmen auch die umliegenden Dörfer mit zutreten müßten. Der Distrikt mußte nun ein bestimmtes Gewicht an Silber, späterhin 350 Pfd. zahlen, und 12 Ortschaften bildeten eine eigene Administration, der 360 Dörfer untergeben waren.

Die Miniatur-Verfassung, die sie sich damals gaben, ist einzig

in ihrer Art, obwohl jede Corporation von Raja's in der Türkei eine ähnliche angenommen haben würde, hatte sie über solche Angelegenheiten eine Stimme gehabt. In Sachen der einfachen und Zucht-Polizei waren sie dem Madem emin, der einzigen Türkischen Autorität, ja dem einzigen Türken, der in ihrem Distrikt wohnen durfte, Gehorsam schuldig; doch hatte derselbe sich nicht in ihre innere Verwaltung einzumischen. Außer dem erwähnten Metall-Quantum zahlten sie nur noch das Kopfgeld, und zwar im Ganzen an den Einnehmer des Paschaliks; aber der Bezirk und der Türkische Gouverneur waren von dem Pascha und der Melliame von Salonichi unabhängig. Jedes Dorf hatte die im Lande übliche Munizipal-Einrichtung. Das in den Bergwerks-Bezirken herrschende Repräsentativ-System war vielleicht der Kloster-Verwaltung des Berges Athos nachgebildet. Abgeordnete der 12 Ortschaften vereinigten sich zu einer Central-Versammlung. Jeder Gegenstand der Berathung wurde von den verschiedenen Munizipalitäten besonders erörtert; wenn die Mitglieder der allgemeinen Versammlung sich nicht einigen konnten, kehrten sie zu den Munizipal-Behörden zurück, um die Frage neuerdings zu besprechen, da bei jeder Maaßregel Einmüthigkeit erforderlich war. Um dieser Einmüthigkeit sicher zu seyn, ward kein Beschluß ohne das Siegel der Versammlung für gültig erachtet, und dieses Siegel bestand aus 12 Stücken, von denen jede Munizipalität eins in Händen hatte. Diese Theile mußten zusammengefügt werden, wenn man von dem Siegel Gebrauch machen wollte. So lange die Munizipal-Beamten frei gewählt und öffentlicher Verantwortlichkeit unterworfen waren, war es sehr vernünftig, völlige Uebereinstimmung aller Mitglieder zu fordern. Es beweist dies die Reinheit der Wahlen, ohne welche auch weder jene Einmüthigkeit noch überhaupt der Gebrauch des Siegels möglich gewesen wäre. Jede der 12 Ortschaften hatte unter sich eine Anzahl von Dörfern, und diese Corporationen wurden in den Ortschaften, von welchen sie abhingen, repräsentirt.

Indeß hat die Speculation dieser Bergwerks-Pächter keinen Fortgang gehabt. Schon mehrere Jahre vor der Revolution hörte die Arbeit in den Gruben gänzlich auf; allein die Einrichtungen, die ihnen für jene Arbeit eingeräumt worden, waren ihnen so theuer, daß man in Konstantinopel keinen Erlaß von den auferlegten Zahlungen begehrte, vielmehr jährlich Spanische Thaler kaufte und einschmolz und als Ertrag der Minen nach der Hauptstadt schickte, damit gar keine Untersuchung stattfände und jeder Vorwand zur Annullirung eines Vertrages verschwinde, der zwar als Handelsgeschäft mißlungen, welcher ihnen aber die freie Ausübung eigener Munizipal-Rechte, eine unbelästigte Industrie und so in der Oberfläche ihres fruchtbaren Bodens größere Schätze gewährte, als in dessen verborgenen Schachten.

Noch ein Gegenstand der Untersuchung und des Vergleichs zwischen Völkern mit Munizipal-Einrichtungen und Völkern ohne dieselbe ist die Zu- oder Abnahme der Bevölkerung, wobei ich mich hier lediglich auf die Türken und die Griechen beschränken werde. Seit Jahrhunderten hat eine große Anzahl von Türken sich in Europa niedergelassen; die Arbeit der christlichen Bevölkerung gab ihnen Wohlstand, ihre Zahl ward durch Proselyten vergrößert, ihre Harems mit Griechischen Frauen angefüllt; nichtsdestoweniger hat ihre Bevölkerung abgenommen, und in vielen Theilen des Landes beträgt ihre Zahl kaum den zehnten Theil der Griechen. Man darf die Anzahl der Türkischen Seelen, welche zur Zeit der Eroberung in die verschiedenen Militair-Lehen vertheilt wurden, nicht unter einer halben Million anschlagen: denselben Berechnungen zufolge muß Negroponte 10,600, Caristo 6950 Türken erhalten haben, und doch war ihre Zahl, als der Griechische Krieg ausbrach, auf jener Insel, die Albanier mitgerechnet, nur 7000, auf Caristo 2000, während die der Griechen resp. 36,000 und 22,000 betrug! Dabei waren gerade diese Provinzen außer dem Bereich der Kriege und durch Militair-Dienste nicht erschöpft. Von dem politischen System der Türkei ärndteten die Türken alle Vortheile, die Raja's alle Uebel und Leiden; aber auch in dieser Beziehung war der Fortschritt beider Völker sehr verschieden. Das Elend und die Verwüstungen in Rumelien, Albanien rc. während der letzten Jahre des Byzantinischen Reiches, übertreffen wo möglich noch die der neueren Zeit. Phranza's Bericht von den damaligen christlichen Albaniern wird von den Erzählungen ihrer täglichen Verheerungen nicht in den Hintergrund gestellt. Ich habe Janina durch innerliche Fehden zerrissen und von vier streitenden Horden eingeschlossen gesehen; allein ich sah nichts, das den Schrecknissen gleich kommt, von denen Barletius u. A. berichten, und welche Jahrhunderte lang alltägliche Ereignisse gewesen zu seyn scheinen. Die ältesten Reisebeschreiber, als Becantius, Belon, Brown, Ricaut rc., beschreiben ähnliche Auftritte, welche ihre Nachfolger wiederholen, und jeder prophezeite die nahe unmittelbare Auflösung des Türkischen Reichs. Die Entvölkerungen waren fast bleibend, und obendrein waren viele Griechische Frauen und Kinder zum Islam gezwungen worden, und dennoch existiren die Griechen und sind wenigstens eben so zahlreich, als zur Zeit ihrer Unterjochung, während ihre Herren, trotz aller Maaßregeln zur Verhütung, abgenommen haben. Dies spricht laut genug für das Munizipal-Wesen.

In diesem System hat das Volk endlich zu einer Aenderung reif gemacht, und der Einfluß des Munizipal-Wesens sich durch die allgemeine Hinneigung zu dem Repräsentativ-System offenbart. Dabei wurden auch in der Griechischen Verfassung Stimmrecht und Wahlbestimmung gar kein Gegenstand der Erörterung. In den drei ersten National-Versammlungen, ehe Capodistrias ankam, sind stets die besten Männer, die zu finden waren, gewählt worden, und in ihren Meinungen offenbarte sich eine wahrhaft erstaunenswürdige Freisinnigkeit der Gesinnung. Diese repräsentative Taktik ist eine Folge der Selbst-Regierung, in der sie zuvor durch die erwähnten Institutionen geübt worden. Daß das freie Griechenland ohne Weiteres die repräsentative Regierungsform angenommen, zeigt, daß in der Türkei Elemente einer politischen Wiedergeburt vorhanden sind, die man zuvor übersehen, während der Revolution verkannt und von den Griechen selbst nachher noch nicht nach Gebühr verstanden hat. Sie haben, ängstlich beflissen, Europa nachzuahmen, ihre eigenen Munizipalitäten geringgeschätzt, um die Europa sie beneiden mag."

England.

Miß Martineau's staatswirthschaftliche Romane.

(Schluß.)

Ein langes Schweigen folgte auf diese schrecklichen Worte, denn Paul war so tief bewegt, daß keiner seiner Gefährten es wagte, ihm ein Wort zu sagen. Endlich erhob er den Kopf und sagte, gegen Herrn Armstrong gewendet: „Hüten Sie sich, meinen Rath zu verachten, unter dem Vorwande, daß er aus einem unwürdigen Munde komme. Erinnern Sie sich, daß, so unrecht ich auch gegen mich selbst handle, ich doch der Gesellschaft diene, zwar nicht durch mein Beispiel; in dieser Hinsicht bin ich nur eine traurige Warnung; aber indem ich unaufhörlich an der Vermehrung eines Kapitals arbeite, dessen Nutzen nach meinem Tode fortdauern wird. Kann ein Elender, wie ich, mehr thun?"

„Wenn Ihr ein Mann seyd", sagte Wallace mit feierlicher Stimme, „so entreißt Euch diesem harten Joch, entsagt Eurer verächtlichen Lebensweise und genießt der Güter, die Gott Euch verlieh. Erinnert Euch jener glücklichen Tage, wo das Lächeln Eures Vaters hinreichend war, Euch mit Freude zu erfüllen, wo die Stimme Eurer Mutter Euch die süßeste Musik dünkte. Werdet ein Kind dem Herzen nach, so werdet Ihr den wahren Frieden wiederfinden, ohne welchen es kein Glück geben kann."

Paul antwortete nicht, aber er wandte sich ab, um die Bewegung in seinen Zügen zu verbergen, dann entfernte er sich mit großen Schritten und entschwand ihren Augen.

Die Manufaktur hatte sich indessen so gehoben, daß die Eigenthümer elf bis zwölfhundert Arbeiter beschäftigen konnten. Mit der Zeit aber verminderte sich die Nachfrage, und nach drei Jahren war, durch einen Zusammenfluß verschiedener Umstände, der Preis des Eisens auf die Hälfte herabgesunken, der Handel hatte durch die politischen Erschütterungen in vielen Ländern gelitten, und die Menge des Eisens, welches durch den Ueberfluß der Kapitalien und der Arbeit erzeugt wurde, stand in keinem Verhältniß mehr mit dem Verbrauch desselben. Die Märkte waren überfüllt; man glaubte, dies würde vorübergehend seyn, allein es stand zu fürchten, daß das Begehr nach Eisen nie wieder das werden würde, was es in den guten Zeiten der Manufaktur gewesen war, als andere Gegenden Europa's, und selbst Amerika noch nicht eine furchtbare Konkurrenz aufgestellt hatten.

Manufakturen, die an Flüssen angelegt wurden, konnten ihr Produkt wenigstens um die Hälfte wohlfeiler liefern, als die in Wales. Die Eigenthümer sahen mit Schmerz, ihren Gewinn mit jedem Tage abnehmen, und die Arbeiter waren nicht wenig erbittert auf die Franzosen und Amerikaner, welche ihnen ihr Brod wegnahmen. Sie vergaßen, daß die Natur ihre Schätze über den ganzen Erdboden verbreitet hat und alle Bewohner derselben daher gleiche Rechte daran haben, und daß es für Niemand ein ausschließliches Privilegium giebt. Die geschicktesten sind diejenigen, welche durch ihre Industrie die Mittel der Fabrikation zu verbessern und die niedrigsten Preise, ohne Verschlimmerung der Qualität, zu erzielen suchen.

Da die drückende Lage der Unternehmer sie zwang, den Arbeitslohn täglich zu vermindern, so verbargen die Arbeiter ihre Unzufriedenheit nicht länger, besonders als man genöthigt war, um die Konkurrenz auszuhalten, viele Arbeiter zu entlassen, und sie durch Maschinen zu ersetzen. Jetzt kannte das Mißvergnügen keine Gränzen mehr.

Man hatte gehofft, daß die entlassenen Arbeiter anderwärts Beschäftigung suchen würden; statt dessen blieben sie hartnäckig, so lange bis sie ihren letzten Schilling verzehrt hatten, und in ihrem Müßiggange reizten sie die anderen zur Empörung.

Unter diesen traurigen Umständen wollte das Unglück noch, daß ein Knabe, dem die Aufsicht über die letzte Maschine übertragen war, (diejenige, welche am meisten Unzufriedenheit erregt hatte), ihr unvorsichtigerweise zu nahe kam, und einen Schlag an den Kopf erhielt, der ihn auf der Stelle tödtete. Es war kein Grund da, über diese Maschine mehr zu klagen, als über die andere, sie hätten alle, bei gleicher Unvorsichtigkeit, dasselbe Unglück anrichten können. Allein das Maaß war voll, und dieser Vorfall machte, daß es überlief.

In dem Augenblick, als man den Körper hervorzog, erhoben die Arbeiter ein Geschrei, welches den Inspektor herbeirief. Er fand vier oder fünf Personen um den Leichnam versammelt, dessen zerschmetterter Schädel und verstümmeltes Gesicht einen schrecklichen Anblick darbot. Ein Mann, der mit Heftigkeit sprach, hielt eine Anrede an den Haufen, der mit jedem Augenblick zunahm, und fragte, ob man so mit dem Leben der Armen sein Spiel treiben dürfe, bloß damit der Reiche im raffinirtesten Luxus schwelgen könne, und ob man es dulden könnte, nicht bloß um seine Arbeit zu kommen, sondern sich noch von einer Gewalt zu Boden schlagen zu lassen, der keine menschliche Kraft zu widerstehen vermöchte. Auf diesen heftigen Redner folgte ein anderer, welcher, mit mehr Gelassenheit im Aeußeren, dennoch nicht weniger bestrebt war, die Leidenschaften zu entzünden.

„Ihr vergeßt", sagte er, „daß es für unsere Herren weit angenehmer ist, Sklaven zu gebrauchen, die weder essen noch trinken, keinen Lohn verlangen, und nie klagen. Sie sind unserer überdrüssig, weil unsere Frauen und Kinder leben wollen, während Eisen und Holz sich nie beschweren, daher ziehen sie uns die Maschinen vor."

„Dies Kind", rief der erste Redner, „dies Kind soll für uns sprechen, sein Tod soll unsere Rettung seyn. Ich werde seinen Leichnam von einem Ende des Thals zum andern tragen, und alle, die eine Veränderung wünschen, werden seinem Begräbniß beiwohnen."

„Mein Kind, mein Kind", rief eine schreckliche Stimme, „ich will mein Kind sehen, und es selbst rächen, nennt mir seinen Mörder, aber meine Rache soll euch Alle treffen."

Es war die unglückliche Mutter, welche eben vernommen hatte, daß ihr Kind getödtet worden sey, ohne noch zu wissen, durch wen.

„Die Rache ist nicht so leicht", erwiederte der Mann mit der gelassenen Miene, „Ihr könntet wohl die Maschine in Stücke schlagen, aber Holz und Eisen fühlen nichts, und was diejenigen betrifft, die diese höllische Maschine hier eingeführt haben, die stehen zu hoch, um etwas von der Rache armer Leute, wie wir sind, zu fürchten."

Ohne hier den einzelnen Begebenheiten folgen zu wollen, welche die Erbitterung aufs höchste trieben und ein lebendiges Gemälde der Scenen darstellen, die in unseren Tagen sich so oft erneueten, wollen wir bloß sagen, daß die Arbeiter sich endlich offen empörten und die Maschinen zerschlugen und in Brand steckten, ohne daß Poni und einige Andere, die ihrer Pflicht treu geblieben waren, sie zurückhalten konnten.

Das Militair, welches man aus der benachbarten Stadt herbeirief, kam zu spät, und konnte nichts weiter thun, als den Haufen zerstreuen und die Strafbarsten verhaften. Am andern Morgen packte man die Gefangenen auf einen Wagen, und ein Detaschement Kavallerie geleitete sie nach dem Gefängniß der Grafschaft. Ihre Verwandten und Freunde hatten sich versammelt, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen, und der Wagen fuhr unter dem Jammergeschrei der Menge davon. Alle Augen folgten derselben Richtung, so lange man ihn bemerken konnte, und jedes Gesicht drückte Scham und Schmerz aus.

Herr Wallace und seine Handels-Genossen hielten den Augenblick für günstig, um ihre Angelegenheiten darzulegen und den Arbeitern begreiflich zu machen, welche traurige Aussichten sich ihnen eröffneten.

Wallace erschien an einem Fenster und wandte sich an den bestürzten Haufen. „Es geschieht", sagte er ernst, „aus freiem Willen und in der Hoffnung, Euch nützlich zu seyn, daß wir Euch unsere Lage darstellen wollen; denn wir sind Niemanden von unserer Aufführung und unseren Handlungen Rechenschaft schuldig. Aber wir wollen Euch zur Einsicht bringen, daß, wenn wir unser Unternehmen aufgeben, es geschieht, weil wir nicht anders können, und daß nicht wir an dem Unglück so vieler braven und fleißigen Familien Schuld sind, die an einem einzigen Tage ihren Unterhalt verlieren werden. Vielleicht, daß diejenigen unter Euch, die nur der Absicht nach strafbar waren, in dieser treuen Darstellung eine nützliche Lehre finden, und die Thorheit, wenn auch nicht das Verbrecherische ihres Unternehmens einsehen."

„Als wir uns hier niederließen, fand ein stillschweigender Vertrag zwischen den beiden Theilen, die bei dieser Unternehmung interessirt waren, statt. Ihr gabt Eure Arbeit her für den Lebensunterhalt, den Euch unser Geld verschaffte. Jedermann war damals zufrieden, weil Jeder durch diese Manufaktur zu gewinnen hoffte. Eine Verpflichtung konnte von beiden Seiten nicht übernommen werden, denn Niemand konnte mit Gewißheit sagen, daß das Verhältniß zwischen dem Kapital und der Arbeit immer dasselbe bleiben würde. Es war möglich, wenn die Nachfrage zunahm, daß Ihr einen größeren Lohn von uns erhalten konntet; es war aber auch eben so möglich, daß, wenn die Preise herabgingen, eine Verminderung des Lohns und selbst Entlassung eines Theils der Arbeiter nöthig wurde, so wie die Anwendung eines weniger kostspieligen und schnelleren Arbeitsmittels."

„Es gab also damals, zum Glück, keine Verpflichtung unter uns, denn beide Veränderungen, die ich erwähnte, traten nach einander ein. Der Absatz nahm rasch zu, und wir erhöheten gern den Lohn, als der gute Zustand der Geschäfte es gestattete. Nach einiger Zeit wurde die Sache anders. Die Nachfrage wurde schwächer, die Preise fielen; es war unmöglich, so großen Lohn zu geben, und Ihr machtet keine Schwierigkeiten, ihn nach und nach vermindert zu sehen, in dem Maaße, wie die Geschäfte mißlicher wurden. Zu der Zeit lebten wir noch in Frieden. Alle litten, Euer Leiden ging uns nahe, aber keiner von beiden Theilen dachte daran, den andern zu beschuldigen. Die Einführung einer neuen Maschine war es, die diese Eintracht störte ..."

Hier erhob sich ein dumpfes Gemurmel in der Versammlung und ließ fürchten, daß man ihn nicht anhören würde; aber einige Arbeitsleute, neugierig, wie Wallace sich rechtfertigen würde, geboten Schweigen, und der Redner fuhr also fort:

„Da nichts ohne Arbeit und Kapital fabrizirt werden kann, so ist es klar, daß jeder Versuch, sie zu trennen, eine Thorheit ist. Auch ist es erwiesen, daß, so wie das Kapital und die Arbeit sich vermehren, alle Gegenstände, welche zum Genuß des Lebens dienen, häufiger und wohlfeiler werden; demnach ist ein Jeder dabei interessirt, beide vermehren zu helfen. Einige von Euch z. B. werden sich der Zeit erinnern, wo das Tuch so theuer war, daß nur wenige Leute welches kaufen konnten; jetzt hingegen, Dank der Vervielfältigung der Maschinen, hat fast Jeder sein gutes Tuchkleid für den Sonntag. Eben so war es mit dem Eisen. Es ist gewöhnlicher und wohlfeiler geworden: dies ist ein Unglück für uns, gegen welches es nur Eine Abhülfe gab, nämlich, es noch häufiger zu machen, damit es allgemein gebraucht würde, und die Größe des Absatzes für den geringeren Nutzen entschädigen könnte. Aber, um dahin zu gelangen, war es durchaus nöthig, an Kapital und Arbeit Ersparnisse vorzunehmen, was nach einer gewissen Zeit Allen zum Vortheil gereicht hätte. Wir hofften, diesen Zweck auf folgende Weise zu erreichen."

„Wir wissen Alle, daß das Kapital nicht anders vermehrt werden kann, als indem man alle Jahr einen Theil des Gewinnes, den es einbringt, oder die Zinsen, die es trägt, dazu schlägt. Mit der Arbeit ist es anders; sie nimmt nur zu durch Mittel, welche Zeit ersparen, d. h. durch Anwendung von Maschinen, sey es nun, daß sie besser, oder schneller, oder wohlfeiler arbeiten, als der Mensch es kann. Dies Letztere war der Fall mit unserer neuen Maschine. Sie sollte nicht, wie die Schmelzöfen oder die Walzen, eine Arbeit verrichten, die die Kräfte des Menschen übersteigt, sondern sie brachte in kürzerer Zeit und wohlfeiler dieselben Gegenstände hervor, die bis jetzt von Arbeitsleuten fabrizirt worden waren. Sie ersparte die Arbeit, und da jede Ersparniß nützlich ist, so war auch unsere Maschine gut und nützlich."

Hier schien eine Regung des Unwillens sich der Versammlung zu bemächtigen. „Ich sehe", sagte Wallace, „daß Ihr glaubt, der Gebrauch dieser Maschinen sey für uns Kapitalisten nützlicher, als für Euch; hört mich nur noch einen Augenblick an, und Ihr sollt die Wahrheit einsehen."

„Wenn wir hätten zurückgehen können und die Dinge auf den Fuß herstellen, auf dem sie vor 4 Jahren waren; wenn es möglich gewesen wäre, das eingeführte fremde Eisen fortzuschaffen, die Manufakturen, die mit uns wetteiferten, zu unterdrücken und den höchsten Lohn zu geben, so hättet Ihr Euch wenig um die Einführung einer neuen Maschine bekümmert, weil es Arbeit für Alle gegeben hätte; jetzt klagt Ihr darüber und betrachtet sie als die Ursache, daß man einige Arbeiter fortschickte, ohne zu bedenken, daß sie doch einige beschäftigte, die jetzt, da sie zerstört ist, auch keine Arbeit mehr haben werden."

„Was uns betrifft, so war unsere Lage so beschaffen: wir hatten nur zwei Partien zu ergreifen, entweder zwei Drittheile unserer Leute mit Hülfe der neuen Maschine zu beschäftigen, oder sie alle zu entlassen, wenn wir dies künstliche Mittel nicht zu Hülfe nehmen sollten. Wir glaubten also für das allgemeine Beste zu arbeiten, als wir diese glückliche Erfindung annahmen, denn ohne Hülfe dieser Maschine hätten wir die letzten sechs Monate unser Unternehmen nicht mehr fortsetzen können, jetzt aber, da sie zerstört ist, sind wir genöthigt, alles aufzugeben; und wenn wir auch Kapitalien genug fänden, um unseren Verlust zu ersetzen, so läßt sich doch das einmal verlorne Vertrauen nicht wieder unter uns herstellen."

„Ich werde also noch so lange hier bleiben, bis unsere Geschäfte in Ordnung sind, alsdann wird diese Gegend, die vor wenigen Tagen noch so belebt war, diese Gegend, wo so viele Familien ihren Unterhalt fanden und vergnügt lebten, nichts als das traurige Schauspiel der Verödung und Zerstörung darbieten. Vielleicht werden einst einige unserer Nachkommen dieselben Minen bearbeiten; möchte es ihnen dann besser gehen als uns und sie Leute antreffen, die einen richtigeren Begriff von dem Rechte und dem allgemeinen Besten haben. Dann, wenn ihnen die Erzählung dieser traurigen Ereignisse zu Ohren kommt, werden sie Eure Rache noch mehr thöricht als strafbar finden, denn Ihr werdet mehr dadurch leiden als wir, so groß auch unser Verlust ist. Ihr habt Euch selbst um die Arbeit gebracht, die Eure Familien ernährte, und was noch schrecklicher ist, Ihr habt Alles für diejenigen von den Eurigen zu fürchten, denen die Strenge des Gesetzes droht; denn nachdem sie seit ihrer Geburt des Schutzes und der Sicherheit genossen haben, die der gesellschaftliche Zustand uns Allen gewährt, haben sie plötzlich diesem glücklichen Vorrecht entsagt, indem sie dem Gesetz ungehorsam waren; sie müssen also die Folgen davon tragen."

„Aber ich will aufhören; ich sehe dieser Gedanke ist Euch zu peinlich. Mögen diejenigen von Euch, welche Kinder haben, ihnen die tiefste Ehrfurcht vor dem Gesetz einflößen, damit ihnen Eure traurige Erfahrung zugute komme, damit sie wissen, daß, so hart die Armuth auch sey, sie sich doch besser tragen läßt, wenn man sie nur nicht durch seine eigene Schuld verdient hat, als die grausamen Vorwürfe, welche einige von Euch sich heute zu machen haben, wenn sie bedenken, daß sie mit eigner Hand den Abgrund gegraben, in den ihre Familien versinken. — Ich will nur noch ein Wort hinzufügen, welches vielleicht einst Euren Kummer lindern kann, daß wir nämlich das uns widerfahrene Unrecht aufrichtig verzeihen. Eure traurige Lage geht uns zu nahe, als daß wir so sehr auf die unsrige sehen sollten. Lebet also wohl; lebet wohl auf immer."

Bald sah man die Menge still aus einander gehen, und jeder begab sich langsam nach seiner Wohnung.

Bibliographie.

Little library. (Taschenbibliothek. Kurz erzählte Französische Geschichte.) 4 Sh.
Cruickshank's Sketch-Book. (Cruickshank's Skizzenbuch) 4. 2 Sh. 6 P. Kolorirt 3 Sh. 6 P.
Stories. (Erzählungen gemischten Inhalts.) 1 Sh. 6 P.
History of etc. (Geschichte der arbeitenden Mittelklasse.) 8 Sh.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Freitag den 26. Juli 1833.

England.

Die Lebensalter der Gelehrten und Künstler.

Unsere Zeit hat eine wahre Wuth auf statistische Tableaumachereien. Bald wird es keine Sphäre des Lebens, keine Richtung des Geistes, kein Winkelchen in dem Mikrokosmos des menschlichen Thun und Treibens mehr geben, das man nicht in Tabellen gebracht hätte, um daraus die Durchschnittszahl einer absurden Möglichkeit herauszudemonstriren. Aber es sind Zahlen, Zahlen, Zahlen! Nichts als Zahlen! Es sind Anweisungen, die auf der Bank des Lebens nicht für voll angenommen werden und mitten unter den Reichthümern der Wahrscheinlichkeit den theoretischen Millionair Hungers sterben lassen.

Da hat ein Mr. Madden in London ein Buch herausgegeben, er nennt es eine Physiologie der Gelehrten*). Dies klingt wunderlich genug und hört sich fast an, wie eine „Monographie der Ratten." Aber das Wunderlichste an dem ganzen Buche sind sechs darin enthaltene Tableaus, welche die Relativität der Lebensalter in den verschiedenen Gelehrten- und Künstlerklassen durch Zahlen veranschaulichen sollen. Zum Grunde liegt kein übler Gedanke. Es ist allerdings interessant, zu beobachten, was die geistige Beschäftigung des Menschen für Einflüsse ausübt auf das Mehr oder Minder seiner Lebensdauer; nur muß man sich hüten, auf die Resultate, welche dabei herauskommen, etwas zu geben. Denn wie darf man eigentlich nach Kalender-Berechnungen die Lebensdauer messen bei schaffenden Geistern, welche über die kürzeste Spanne Zeit, die sie umfängt, doch siegreich hinausleben!

Auch hat sich Mr. Madden die Sache gar zu leicht gemacht. Er stellt in seinen sechs Lebenstabellen unter der Rubrik: Naturforscher, Poeten, Philosophen, Mediziner, u. s. w. eine Reihe Namen bekannter, oft auch unbekannter Männer zusammen, fügt (mit vielen Fehlern in den einzelnen Angaben) das Lebensalter, das sie dem Kalender nach erreichten, bei, addirt diese Zahlen zu einer Totalsumme, vergleicht die einzelnen Totalsummen, welche die verschiedenen Rubriken ergeben, mit einander und läßt dann die Majorität entscheiden, indem die, welche es in ihrer Rubrik zu den höchsten Zahlen gebracht, alsdann zu dem höchsten Lebensalter ihm berufen und auserwählt scheinen. Ein Uebelstand liegt hier schon in der Unvollständigkeit und Einseitigkeit, mit der die Namen der aufgeführten Gelehrten und Künstler zusammengestellt sind, indem unser Englischer Tableaumacher fast nur die Sterblichkeit und Unsterblichkeit seiner eigenen Landsleute bei seinen Angaben berücksichtigt hat. In seinem ächt Englischen Egoismus lag ihm z. B. an der Lebensdauer unserer Deutschen Notabilitäten, die doch auch mitzählen wollen, wenig, und hier fehlen viele bedeutende Namen. Man brauchte daher manche Tabellen nur immer durch Hinzustellung einer gleichen Anzahl von Namen zu verdoppeln, um hier und da ganz andere Resultate hervorzubringen, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß die Hauptresultate des Mr. Madden eine gewisse Richtigkeit des Prinzips für sich haben. Die Rangordnung der Lebensalter, welche in den verschiedenen Rubriken gewonnen werden, ergiebt sich bei ihm als folgende: 1) Naturforscher, welche ein Durchschnittsalter von 75 Jahren erreichen; 2) Philosophen, mit dem Durchschnittsjahr 70; 3) Maler und plastische Künstler, mit fast gleicher Lebensdauer als die Philosophen; 4) Juristen und Gesetzgeber, mit dem Durchschnittsjahr 69; 5) Mediziner, mit einer Lebensdauer von 68 Jahren; 6) Theologen, mit dem Durchschnittsalter 67; 7) Philologen, mit dem Durchschnittsjahr 66; 8) Musiker, mit dem Durchschnittsjahr 64; 9) Romandichter und Kritiker, die wunderlich genug unter eine Rubrik zusammengeworfen werden, mit dem Durchschnittsjahr 62½; 10) Dramatische Schriftsteller, die, man weiß nicht warum, von der Rubrik der Poeten überhaupt ausgeschieden sind, obwohl Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. darunter stehen, mit dem Durchschnittsjahr 62; 11) Autoren, die über Natur, Religion geschrieben haben, mit fast gleichem Durchschnittsalter, und endlich 12) die Poeten, mit der geringsten Lebensdauer, im Durchschnitt von 57 Jahren.

Da hat man das ganze Chaos von Lebensbestrebungen in den regelmäßigen Schein eines Systems geordnet! Die Berechnung des Daseyns, in einem mit Händen zu fassenden Exempel so bündig ausgerechnet, daß man glauben sollte, es könnte sich nun Jeder danach richten! Kann man irgendwo eine bedeutsamere Zusammenstellung von Unsinn, Ironie und Weisheit beisammen finden, die einen sinniger anregte, lächerlicher neckte und zu tieferen Betrachtungen über das menschliche Leben hinführte, als in diesen Tabellen? Es ließe sich ein ganzes schönes Buch schreiben über diese absurden Tabellen, über die man sich ärgert, indem man zu gleicher Zeit über sie nachdenklich wird.

Den Preis des Lebens tragen die Naturforscher davon. Es liegt eine große Weisheit in dieser Nr. 1. Man findet unter den hier versammelten Lebensaltern, welche an den nährenden Brüsten der alma mater zu so hohen Jahren gekommen, noch den bekannten offiziellen Termin: „wenn's hoch kommt", überschritten; man findet weit vorgerückte Achtziger, ja Neunziger, keinen Einzigen aber mit nicht wenigstens einem halben Jahrhundert. Welche Aussicht zu noch mancher guten Festmahlzeit für die alljährlich wandernde Versammlung der Deutschen Naturforscher! Und doch sieht man Märtyrer ihrer Wissenschaft nirgends häufiger als in der Geschichte der Naturforscher! Da steht Kepler, als Sechziger, in den Annalen des Lebens eingezeichnet, in dem Glorienschein seiner Gesetze der Bewegung mit hungerbleicher Miene sich spiegelnd; dort Copernicus, dem siebenzig kummervolle Jahre der Arbeit und Entbehrung hinreichten, um ihn erkennen zu lassen, daß das jammervolle tellurische Leben sein Centrum nicht in sich selber haben kann; dort sieht den göttlichen Greis Galilei, mit seinen 78 erhabenen Jahren, die ihm nicht zu lang wurden, um unter den Foltern der Inquisition das System seines Copernicus zu vertheidigen und zu beweisen, daß es der heiligen Schrift nicht widerstreite, bis ihm endlich sein armes, wahrheitschauendes, der undankbaren Welt müdes Auge erblindete und er den Blick in die Tiefen des inneren, geistigen, ewigen Sonnensystems niederkonchte. Mit einem Auge kam dagegen noch der gute Herschel davon, nachdem er mit seinem siebenfüßigen Newtonianischen Teleskop den Uranus gefunden hatte. Herschel war bekanntlich früher Musiker gewesen und hatte es schon bis zum Musik-Direktor in Bath gebracht. Hier könnte nun die schwierige, aber vollkommen zur Stelle gehörige Frage sich aufwerfen lassen, ob er, wenn er Musiker geblieben, wirklich eben so alt geworden wäre, wie er es darauf als Naturforscher wurde, nämlich seine vollen 82 Jahre*) alt? Nach Mr. Madden's Tableau wäre er als Musiker unbedenklich unter No. 8 gekommen, und hätte sonach vielleicht nur sein Durchschnittsjahr 64 erreicht! Herschel, der die Madden'sche Physiologie der Gelehrten ohne Zweifel schon damals voraus gewittert hat, war daher klug genug, lieber der Musik Lebewohl zu sagen, bei der er, auf Grund jenes Tableaus, nur auf kürzere Lebensmelodieen rechnen durfte. Er wandte sich jenem Beruf zu, wo er gewiß war, daß ihn der Mr. Madden einst unter No. 1 in der Lebens-Hypothek einschreiben würde, und so wurde er, zum Glück für einen gleich einem jungen Autor auf Bekanntwerdung harrenden Planeten, Astronom, um statt der musikalischen Rhythmen die Rhythmik der Sphären zu belauschen.

In der zweiten Hypothek stehen die Philosophen. Ich gönne den Philosophen ein langes Leben, aber, offen gestanden, ich wundere mich darüber, daß sie so alt werden, da es eigentlich ganz unphilosophisch ist, alt zu werden. Methusalem, bekanntlich der Aelteste unter den Altwerdenden, wurde gewiß nur deshalb so alt, weil er kein Philosoph war. Aber man sieht, die Philosophen verstehen doch bei ihren Abstractionen auch noch von soliden körperhaften Lebensstoffen zu zehren, und die abgeschlossene Fertigkeit des Gedanken-Systems, wonach sie alle hinstreben, verhilft ihnen auch von der anderen Seite wieder nicht dazu, schneller fertig mit dem Leben zu werden, sondern die ganze Schwere und Umständlichkeit der leiblichen Materie müssen auch sie, gleich jedem anderen unphilosophischen Erdensohn, langsam und reglementsmäßig abbüßen, wie eine harte Schulfrucht; sie müssen, wenn sie auch in ihrem System mit der Idee des Lebens längst fertig sind, doch noch lange leben. Qual und Strafe genug für das vermessene Schnellleben der Reflexion! Wie wenig aber die Philosophen in der Regel selbst ihr langes Leben als ein Gut zu schätzen wissen, beweist z. B. Zeno, der Stammvater der Stoiker. Beging er nicht noch in seinem hohen achtundneunzigsten Jahre einen Selbstmord, und bloß aus Verzweiflung darüber, weil er sich bei einem Fall einen kleinen Finger gebrochen

*) The infirmities of genius, illustrated by referring the anomalies in the litterary character to the habits and constitutional peculiarities of men of genius. By R. R. Madden. 2 Vol. London. 1833.

*) Mr. Madden hat sich in seinem Tableau in der Angabe von Herschels Alter um zwei Jahre verrechnet.

hält? (Vergl. Laertius, lib. 7. segm. 28.) Sein kleiner Finger war ihm also lieber, als sein ganzes achtundneunzigjähriges Philosophenleben, welches für ihn werthlos wurde, nachdem ihm sein Liebling, der kleine Finger, gebrochen war. Eine erstaunenswürdige Logik der menschlichen Schwäche! Da lobe ich mir dagegen unseren Kant, der, um sich sorgfältigst zu konserviren, seine ganzen achtzig Lebensjahre hindurch nie aus Königsberg herausging und lange Mittagstafeln liebte. Diesen, den langen Mittagstafeln, soll er so ergeben gewesen seyn, daß er sich, die biographische Fama berichtet es, bei solchen, von Mittag bis Abend unter philosophischem Gespräch hingebrachten, wahrhaft Platonischen Königsberger Symposien allmälig die Posteriora gänzlich abgesessen hatte; und auch dies war ächt philosophisch, oder es war vielmehr symbolisch für die damalige Wendeperiode der Deutschen Philosophie überhaupt, die eben nicht mehr a posteriori erkennen wollte. —

Den Philosophen an Lebensdauer gleichkommend sehen wir die plastischen Künstler. Da stehen die Altväter der lebensdauernden Plastik, Michael Angelo und Titian mit ihren 96 Jahren, Claude mit 82 u. A. Nur der ätherische Rafaël, mit seinen 37 irdischen Jahren und seinen Jahrtausende werthen Werken macht eine Ausnahme, aber es giebt Ausnahmen — sagt einmal ein Schriftsteller — die göttlich sind! Die Plastik ist sonst das eigentliche Symbol einer schönen, gediegenen, heiteren Lebensdauer, und die plastischen Künstler hätten alles Recht, mit den Naturforschern um Nr. 1 zu konkurriren. Es wäre eine Konkurrenz zwischen Natur und Kunst um den höchsten Preis des Lebens. Aber die Kunst, welche den spröden Naturstoff zu milden Formen besiegt, hat schon mehr geistige Kräfte daran zu setzen an diesen Kampf, als die ruhigere Naturbetrachtung selbst, die an der unmittelbaren Urfrische des Stoffs sich immer physisch stärkt. Der Fels mit seinen Steingeröllen und Lagerschichten, auf welchem der emsig forschende Geologe rüstig umherwandelt, beut ihm zugleich den lachenden erheiternden Anblick über Meer und Länder dar und vertreibt ihm durch die gesunde Luft seiner Gipfel vielleicht eine angeborene Anlage zur Migraine aus dem Kopf; die Statue dagegen, das angestrengte Werk des Meißels, welches hernach aus diesem Fels der Künstler schlug, kann als Folge vieler Nachtwachen und körperlichen wie geistigen Tagesmühen die Migraine schon erzeugt haben, welcher der Geolog auf dem noch ungehauenen Felsen glücklich entfloh.

Doch wie bin ich mitten unter Natur und Plastik auf die Migraine gerathen? Ich will von da zu den Juristen übergehen, die mit den Gesetzgebern zusammen die vierte Nummer in den Madden'schen Lebens-Tabellen einnehmen. Billig muß man sich wundern, daß die Juristen nicht länger leben, da sie so lange Prozesse machen. Aber der Tod macht dagegen freilich kurzen Prozeß, oder vielmehr das Leben selbst ist ein summarischer Prozeß, der, in aller Eil anhängig gemacht, schnell und eilig abgeurtelt wird. Mit den Gesetzgebern geht es nicht besser. Sie müssen es sogar erleben, daß sie endlich alle einem Gesetz unterliegen, welches sie nicht einmal selbst gegeben haben. Dies ist das der Vergänglichkeit, das Gesetz aller Gesetze, der wahre esprit des lois, auf das auch Montesquieu seine 66 Lebensjahre hindurch nur hinstudirt hatte. Der Tod erläßt von Gottes Gnaden seine Ordonnanzen, ohne die Gesetzgeber um Rath gefragt zu haben.

Tiefer unten stehen die Philologen, bei ihren vielen falschen Lesarten, Konjekturen und Emendationen zu keiner rechten freudigen Lebensdauer gelangend. Sie bessern das Leben unaufhörlich im Einzelnen aus, ohne zu bemerken, daß das ganze Daseyn doch nur ein codex rescriptus ist, bei dem am Ende die wahre Schrift und der wahre Inhalt erst zum Vorschein kommt, nachdem der Glanz einer darüber hingeschossenen falschen Buchstabenwelt wieder erloschen und abgewaschen. Dann tritt ein längst vergessener großer Autor, wie ein tiefsinniges Lebensmysterium, wieder hervor, und hinter den ausgelöschten Zeilen scheint eine neue Welt mächtig aufzuerstehen. Wehe dem, der an den darüber geschriebenen äußeren Zeilen hängen blieb, sie für Etwas ansehend! Er kommt nicht zu dem großen unsichtbaren Autor! Siehe da ein philologisches Gleichniß, in dem Leben und Tod sich spiegeln! —

Unter den Kandidaten der kürzesten Lebensdauer müssen wir noch die zuletzt stehenden, die Poeten, hier besonders erwähnen. Die Poeten haben wenigstens den Vortheil, daß man sie überall gern auf Leibrenten nehmen wird, da sie, wie Mr. Madden's Tabelle zeigt, nicht lange leben. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Indeß hat auch die Poesie ihre Matadore der Makrobiotik aufzuweisen. Young zehrte sich z. B. bei seinen Nachtgedanken nicht so sehr ab, daß er nicht dennoch seine 84 Lebensjahre hätte hinter sich bringen sollen. Das naheliegende Beispiel Goethe's, an dem die Poesie als stärkste Lebensessenz sich erwiesen, brauchen wir nicht erst zu nennen. Auch scheint den Romandichtern mit ihrem längeren epischen Lebensfaden vorzugsweise ein ziemlich spätes Alter gegönnt. Selbst Hunger und Gefängniß konnten dem guten ironisch lächelnden Cervantes seine tüchtigen 70 Jahre nicht kürzen; und der unermüdliche Le Sage erzählte so lange gemächlich fort, bis er unversehens 80 Jahr alt wurde. Walter Scott, der bei seiner bekannten Manier den längsten epischen Faden hatte, brachte es freilich nur auf 62; aber es war immer schon ein anständiger Termin für einen Poeten. Uebrigens können die Poeten mehr als andere Leute sich trösten, wenn sie nicht alt werden. Sie leben lange in ihren Werken. Was dauert länger als Poesie, die alle Zeiten Werke überdauert? Die Gedichte des früh gestorbenen Jünglings Hölty werden leben, so lange es eine Abendröthe am Himmel giebt und der Mond über schönen Sommernächten aufgeht; mit jedem Frühling fangen sie wieder an zu leben. —

Warum hat aber Mr. Madden gar nichts von den Schauspielern, von den Sängern und Sängerinnen und ihrer Lebensdauer gesagt?

Es wäre wohl der Mühe werth, diese Lebensstudien einmal gründlicher und umfassender zu betreiben, als es hier Mr. Madden mit seiner Tableaumacherei gethan. Besonders müßten vergleichende Angaben in Bezug auf die Menschen des Alterthums das Interesse solcher Untersuchungen noch um ein Bedeutendes erhöhen; es würden dort zum Theil ganz andere Resultate, als in der modernen Welt, dabei herauskommen. Th. Mundt.

Bibliographie.

Sharpe's Peerage. (Die Pairs von Großbritanien.) Von Sharpe. 2 Bde. 36 Sh.

The Colonies. (Die Kolonieen; ihr Werth im Allgemeinen, die Jonischen Inseln insbesondere und die Verwaltung des Sir Frederick Adam.) Von C. J. Napier, Colonel. Pr. 18 Sh.

Narrative of voyages. (Bericht über mehrere Reisen zur Erforschung der Küsten von Afrika, Arabien und Madagaskar.) Von Capitain Owen. 2 Bde. Pr. 12 Sh.

Life etc. (Leben des Gouverneur Morris) Von Jared Sparks. 3 Bde. Pr. 27 Sh.

Dramatic scenes. (Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben.) Von Lady Morgan. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Frankreich.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

Eine Skizze von J. Janin.

(Zweiter Artikel.*)

In dem ersten Artikel meines Berichts habe ich der Bemühungen des Herrn von Gallois gedacht, welcher die erste Idee einer Eisenbahn nach St. Etienne brachte. Es konnte nicht fehlen, daß diese zu großen Resultaten führende Idee in einem Lande, das an unterirdischen Hülfsquellen, denen es bisher nur an einer Ableitung mangelte, für diesen Zweck so reich ist, begierig aufgegriffen wurde. Wie es in der Regel mit guten Ideen und wohlersonnenen Unternehmungen der Fall ist, so fanden sich bald nach dem betrübenden Tode des Herrn von Gallois mehrere Männer von Talent, die sich bereit zeigten, seine gigantischen Entwürfe zur vollendeten Ausführung zu bringen. Die Herren Henri und Mellet übernahmen die Herstellung der Eisenbahn von St. Etienne nach Roanne; Herr Baunier, ein Mann von Geist und Unternehmungsgeist, war der Erste, welcher die Eisenbahn von Andrezieux ausführte; und endlich sind die gewandten Brüder Séguin zu nennen, denen das südliche Frankreich bereits so viele eiserne Brücken, Dampfmaschinen und andere rühmliche Unternehmungen verdankt, und die, ungeachtet der beim ersten Beginn fast unübersteiglich scheinenden Hindernisse, die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon, von der ich jetzt reden will, anlegten und vollendeten.

Diese Eisenbahn nimmt fast an derselben Stelle, wo die Landstraße beginnt, ihren Anfang; nur daß sie, wo letztere in diesem Gebirgslande zu tausend Umwegen genöthigt ist, sich bald von derselben entfernt, um nur noch an seltenen Zwischenpunkten mit ihr zusammenzutreffen. Gegenwärtig ist die Landstraße nichts weiter mehr als ein Feldweg, und die Unternehmer der Reisefuhrwerke haben in dem Mercure ségusien, einem sehr achtbaren Journal der Provinz, folgende Bekanntmachung ergehen lassen: „Die Herren Galline und Comp. benachrichtigen die Herren Reisenden, daß vom 1. Januar 1833 der Dienst ihrer Fuhrwerke aufgehört hat, da sie nicht länger die Konkurrenz mit der Eisenbahn auszuhalten im Stande sind."

Dies ist das Schicksal, welches alle Unternehmer der Diligencen früher oder später erwartet, und sie haben jetzt nur noch von dem kurzen Augenblick Nutzen zu ziehen, wo sie Herren der gewöhnlichen Landstraßen sind; die Eisenbahnen müssen ihnen unvermeidlich den Tod bringen. Und in der That, was gäbe es wohl für Mittel, um mit diesen Bahnen zu wetteifern? Ich will den Leser einladen, sich mit mir von St. Etienne nach Lyon zu begeben. Nehmen wir an, es ist ein schöner Tag, wo Alles still und friedlich ist; denn ruhig muß es seyn, um gut beobachten zu können. Aber wir müssen uns beeilen! Denn die Eisenbahn wartet nicht fünf Minuten, und wenn der Wagen einmal abgegangen ist, ist er auch schon angekommen. Seht dort dies ungeheure Gebäu, es vertheilt die Stelle des Wagens. Steigen wir ein! Der Wagen besteht aus mehreren Abtheilungen. Vorn sitzen sechs ganz gemächlich neben einander in einer Art von Lehnsitz; auch der Führer befindet sich dort, eine Trompete in der Hand und in Uniform; in der Diligence dagegen sitzen vierundzwanzig möglichst gemächlich. Hinten sieht man ebenfalls, wie vorn, sechs Passagiere, und auch dort befindet sich ein Conducteur in Uniform, mit einer Trompete in der Hand. Es erfolgt ein Aufruf der Reisenden, man placirt sich; der erste und zweite Wagen sind gefüllt; dann kommt ein dritter, ein vierter, je nachdem die Zahl der Passagiere ist. Im Vorbeigehen gesagt, bringen die Reisenden von St. Etienne nach Lyon und von Lyon nach St. Etienne der Eisenbahn bereits 45,000 Fr. monatlich ein; eine ungeheure Anzahl von Passagieren, auf welche die Entrepreneurs selbst nicht einmal in ihren Calculen in dem Maße gerechnet hatten.

Wenn nun Jeder sich gesetzt hat und alle Wagen eine Reihe bilden, in der einer dem anderen fogsam folgt, giebt der erste Führer ein Zeichen mit seinem Horn, und jeder Führer antwortet auf dieses Signal mit dem seinigen. Alsbald bricht jedes Mal der erste

*) Vergl. Nr. 47 des Magazins

Führer eine Schraube an dem Rade um, welche sich in der Mitte einer Kerbe, die ihm zur Hand angebracht ist, befindet; wer gerade bei der Winde ist, giebt dann dem ersten Wagen einen Stoß, und dieser Wagen zieht, indem er sich in Bewegung setzt, dann alle übrigen der Reihe nach in seinem Gefolge mit fort. Erst geht es langsam, bald wächst die Schnelligkeit. Je mehr Wagen sich in der Reihe befinden, desto schneller wird auch die Bewegung trotz des Gewichts, das sie treibt. Es ist in der That ganz etwas Wunderbares, so schnell fortzukommen, nichts vor sich zu sehen, was uns zieht, keinen Ruck, keine Bewegung zu empfinden und doch nur in einem ganz gewöhnlichen Wagen zu sitzen. Zu jeder Seite der Straße sieht man die alten hohen Bäume auf den Gipfeln der Berge verübergleiten; man sieht alte, zum Theil aufgewühlte Felsen, mit Haufen von Kohlenerde, die Tag und Nacht in Brand sind, um die abgeschwefelte Steinkohle (coke) zu bereiten; bald hat man zur Rechten und Linken einen Abgrund von 60 Fuß Tiefe vor sich; dann gelangt man in ein dunkeles und endloses Gewölbe. Ich kann unmöglich den Eindruck wiedergeben, den ich empfand, als ich mich das erste Mal diesem ganz neuen Element anvertraute. So fortzustürzen, Berge zu überspringen, Abgründe zu überhüpfen, und das Alles nur vermöge zweier Parallel-Linien aus Eisen! Jede Eisen-Linie ist zwölf Fuß lang und ruht in Haken. Die Unternehmer der Bahn halten sich eine Menge solcher Geleise zur Reserve, die erforderlichen Falls in zwei Stunden untergelegt werden können. Obwohl wir uns an diesem Tage in keinem schwebenden Wagen befanden, so war dennoch die Bewegung fast unmerklich. Wie wird es nun erst seyn, wenn die Eisenbahnen ihre eleganten Kaleschen mit Englischen Federn haben werden?

Im Uebrigen weichen die Wagen der Eisenbahn von den gewöhnlichen Wagen in nichts ab, als in den Rädern, die ganz von Eisen und leicht gekrümmt sind, damit sie sich in die beiden Geleise genau fügen. Einen großen Theil des Weges hindurch ist die Bahn doppelt, damit die Wagen, welche hin und zurück gehen, sich begegnen können, ohne sich jemals zu kreuzen. Die Einfachheit aller dieser Dinge ist vielleicht gerade das Erstaunenswürdigste an dem ganzen Wunder.

Die Eisenbahn bringt uns so schnell vorwärts, daß wir nicht einmal Zeit übrig behalten haben, wie es anfangs unsere Absicht war, einen Blick auf die merkwürdige Stadt zu werfen, die wir so eben verlassen haben; ich meine St. Etienne. In der That, es ist Schade, so schnell von ihr zu scheiden! Ihre großen Etablissements, ihre rauchenden Oefen, ihre unter dem Lärm des Hammers wiederhallenden Schmieden, ihre Seiden-Fabriken, ihre Färbereien, ihre Eisenhütten, ihre Weberstühle, ihre Dampfmaschinen, ihre allezeit beweglichen Räder- und Mühlenwerke, Alles liegt nun hinter uns! Das ist ein ungeheurer Lärm, eine unermeßliche Thätigkeit; von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine unaufhörliche Fabrication der verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Gegenstände! Was für eine Stadt ist aber auch St. Etienne! Voll tosenden Lebens, reich, ernst, ökonomisch, habsüchtig, christlichen Glauben und possenhaften Skeptizismus zugleich in sich beherbergend, alle Kontraste in sich vereinigend, keine einzige der Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens kennend, ohne alle Begriffe von der Kunst, die nichts als Kraft seyn will, immer nur spekulirend, über wie unter der Erde. Aber die Eisenbahn führt uns schon weit hinweg von diesem Lärm und Rauch, und kaum ist es noch vergönnt, den Kopf danach umzuwenden, denn das ganze St. Etienne liegt nur noch wie eine dichte Dampfwolke da.

Kaum hat man eine Meile zurückgelegt, das heißt so viel als: Kaum hat man fünf Minuten lang auf seinem Platz gesessen, so sieht man sich auf einmal in eine dunkle Halle, so schwarz wie der Paß der Unterwelt, geführt. Wir wollen uns gut in unsere Mäntel einhüllen, denn wir müssen jetzt einen Berg durchwandern, der nicht weniger als 1507 Mètres, d. h. 4600 Fuß, in der Breite hat. Dieser Berg, der ganz und gar hatte durchbrochen werden müssen, war das erste Hinderniß für die Herren Séguin bei Anlegung der Eisenbahn gewesen, und man zauderte lange, ehe man an's Werk ging. Man überlegte, ob man nicht mit gebogenen Flächen vorschreiten könne, wie es die Herren Henri und Meyler bei dem Wege von Roanne gethan, bis man sich endlich für das Durchbrechen des Berges entschied. Dies wäre leicht gewesen, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, einen Felsen zu sprengen, wo man, wenn die Härte des Felsens einmal berechnet ist, auf eine gewisse Zeit vorausbestimmen kann, wie viel Aufwand an Zeit und Geld die Arbeit kosten werde. Aber hier auf diesem lockeren schon seit Jahrhunderten in allen Theilen unterminirten Terrain, auf diesem wankenden dem Einsturz preisgegebenen Boden, war jede Berechnung unmöglich. Bei jedem neuen Versuch, zu graben, schüttete die Erde zusammen; jede neue Oeffnung füllte sich wieder mit Nacht aus, und nicht ohne Gefahr für die Arbeitenden. Alle Geduld und unermüdliche Gewandtheit der Leute in dieser Gegend und alle Geldmittel, die der Compagnie zu Gebote standen, waren erforderlich, um hier den Zweck des kühnen Unternehmens zu erreichen. Aber endlich wurden alle Hindernisse überwunden, dem Einstürzen der Erde begegnete man durch Anlegung von festen Gewölben, und die aus dem Berge ausgegrabene Erde mußte dazu dienen, die benachbarten Gräben auszufüllen, so daß heutzutage dieser Berg nichts weiter als ein Gewölbe von 4600 Fuß ist. Unter diesem Gewölbe und an der Seite, zur Rechten und Linken der Straße, hat man ein Dutzend Gruben angelegt, die zu eben so vielen Kohlenminen dienen. Man braucht jetzt nur mit dem Fuß zu stoßen, um Steinkohlen zu haben, welche in dieser Gegend die schönste Qualität besitzen. Dies gehört mit zu den Revolutionen meiner Provinz. Als ich ein Knabe war, würde ganz Etienne den ausgelacht haben, welcher behauptet hätte, daß man eines Tages ebenen Fußes in den Kohlenminen spaziren würde; daß man, wenn man künftig diese unterirdische Welt besuchen wolle, nicht mehr nöthig haben sollte, durch jene langen Gruben, auf einem schwankenden Gerüst sitzend, eine dämmernde Lampe in der Hand, mit Gefahr, sich den Kopf in Stücken zu fallen, hinabzusteigen. Heutzutage, wenn man sich unter dem Gewölbe befindet, von dem die Rede ist, braucht man sich nur zur Rechten oder zur Linken zu wenden, und man sieht sich in einer Kohlenmine. So gelangt auch die Steinkohle, die bis dahin in den Eingeweiden des Schachts verborgen gewesen und viele Hindernisse zu überstehen hatte, ehe sie das Tageslicht erblickte, jetzt ganz ebenen Fußes auf die Bahn, die sie gewissermaßen in einem Athem nach Süden oder Norden fortschafft. Es ist unmöglich, die große Ersparniß an Zeit, Geld, Menschen und selbst an Gefahren in Anrechnung zu bringen, welche dadurch bewirkt wird; um so mehr, da man selbst im Innern dieser Minen, welche die Eisenbahn berühren, kleine Eisenbahnen für die Schubkarren angelegt hat, die sich dann bis zu den Fuhrwerken der Hauptbahn hinerstrecken. So kann eine Ladung Steinkohlen aus der Mine geholt, in das Fuhrwerk gebracht und über die Rhone oder Loire geschafft werden, und Alles noch an einem und demselben Tage.

Dies, glaube ich, ist wohl im Stande, von dem unermeßlichen Nutzen dieser Eisenbahn eine Vorstellung zu geben. Auch fangen bereits rund um die Straße, welche die Eisenbahn durchläuft, alle Besitzer von Schmelzöfen, Kohlenwerken, Glashütten, Handels- und Verkehrs-Geschäften aller Art, bei denen die Ausfuhrkosten einen sehr großen Theil des Preises ausmachen, an, sich Eisenbahnen anzulegen, eine Art von Nebenbahnen, die bei ihren Manufakturen beginnen und sich bis zur Haupt-Eisenbahn durch Verbindungswege hinerstrecken.

Doch ich kehre zu dem Gewölbe zurück, in dem wir uns noch befinden. Wenn man auf der Vorderseite des Wagens sitzt, muß man sich recht oft nach dem Tageslicht umwenden. Vor Dir ist tiefe Nacht; hinter Dir aber, am Eingang der Halle, wirst Du den Tag wie einen Punkt erblicken. Es ist ein ganz wundersamer Schimmer, vergleichbar mit dem Glas einer magischen Laterne, die eine unermeßliche Landschaft in den Gesichtskreis faßt. Der Wagen rollt im finsteren Schatten fort, und indem er Dich ganz von der Sonne entfernt, erblickst Du doch über Deinem Haupte, durch die Oeffnung der Halle selbst, beim Glanz einer der gewöhnlichen an Schimmer und Wärme gleichen Sonne, eine ganze belebte Landschaft von funkelnden Gebirgen und strahlenden Bäumen in völlig bestimmten Umrissen und in einer Entfernung von 4000 Fuß. Sollte in London der Tunnel unter der Themse nicht vollendet werden, so dürfte unser auf diese Weise durchbrochenes Gebirge von St Etienne die schönste camera obscura der ganzen Welt seyn.

Als wahrhafter Reiseberichter und als solcher, für den auch die kleinsten Umstände einer pittoresken Reise ihren Reiz der Erinnerung haben, muß ich indeß noch einer Gefahr erwähnen, welcher sich alle unvorsichtigen oder zu jungen Passagiere, die sich während dieser langen Durchfahrt durch die Finsterniß vielleicht mit etwas Anderem beschäftigen als gerade mit der camera obscura und der Perspektive der Fernsicht, in diesem Gewölbe aussetzen. Es war gerade am Dienstage, und offenbar kam es der Mehrzahl unserer Reisenden hier nur auf eine Vergnügungsreise an. Bevor ich jedoch in meiner Erzählung fortfahre, muß ich bemerken, daß dies Gewölbe von 4600 Fuß nur fast 4000 Fuß lang in gerader Linie fortläuft; auf diesem Punkt angelangt, macht die bis dahin bewunderungswürdig gerade Linie plötzlich einen wilden Absprung, der Dich, da der Ausgang des Gewölbes von da nur noch 600 Fuß fern ist, auf einmal mit einem unerwarteten Lichtstrom überschüttet. Hier zeigt sich nun die Gefahr, von der ich sprach. In der That wurde ich an diesem Tage aus einer stummen Betrachtung plötzlich durch ein gewaltiges Gelächter meiner Reisegefährten erweckt. Ich kehre mich um und sehe ein armes junges Mädchen, welches die Schamröthe ihres Gesichts nach Kräften mit ihren beiden Händen zu bedecken bemüht war. Es schien, daß sie sich während der Durchfahrt ein Küßchen hatte rauben lassen, indem sie etwas zu sehr auf das Dunkel rechnete, das so schnell wie im Nu entschwunden war. Dieser plötzliche Absprung der Linie war verhängnißvoll für sie geworden. An ihre Seite hatte sich ein hübscher, junger, braungelockter Mann geschmiegt, der sich jedoch ohne alle Verwirrung zeigte; die Ausbrüche des Gelächters wiederhallten sich aber bis zu dem Augenblick, wo der Wagen aus dem Gewölbe herausfuhr. Jetzt, wo wir wieder unter freien Himmel gelangt waren, verschaffte sich der junge braungelockte Mann an den Lachern Genugthuung. „Meine Herren!“ sagte er, indem er auf die arme junge Dame zeigte, die noch ganz bestürzt war — „ich stelle Ihnen hier meine Frau vor!“ Und dem war in der That so. Er hatte sie den Tag vorher in St. Etienne geheirathet und führte das artige Weibchen jetzt nach St. Chamond, der ersten kleinen Stadt, die zur Linken liegt, sobald man aus dem Gewölbe heraustritt.

In St. Chamond sollte Niemand verfehlen, wenn die Eisenbahn einen Stillstand vergönnte, zwei Hauptwerke der Industrie dort in Augenschein zu nehmen, eine Eisengießerei und eine Schnurfabrik.

Die Eisengießerei ist ganz Feuer und Flamme. Ich sprach in meinem ersten Artikel von den hohen Schmelzöfen, in welchen das Mineral in Eisen verwandelt wird. Das auf diese Weise zum ersten Mal gegossene Eisen bildet jedoch nur noch einen unförmlichen und bröckelnden Klumpen, und es muß wiederum ins Feuer geworfen werden, um diesen Klumpen in Eisenstangen zu verwandeln. Wann es zum zweiten Male gegossen ist, wird es abgeplattet, worauf man es zwischen einem Dutzend Rädern in verschiedenen Zwischenräumen hindurchgehen läßt. Hier sieht man, wie die unförmliche Masse allmälig zu einer länglichen Barre wird. Dann wird diese ursprünglich auf der Eisenbahn, erst in der Form des Minerals, dann in der Gußform, hier angelangte Barre vielleicht selbst einmal eine Fuge zu der Eisenbahn.

Und dies giebt eben diesen Bahnen hier im Gebirge so viel Bedeutsamkeit, daß Alles durch sie und eben so sehr auch Alles für sie geschieht, daß sie eben so viel Nutzen wiederempfangen, als sie leisten. Dieser Austausch wechselseitiger Vortheile, welchen die Eisenbahn mit dem Boden, den sie durchläuft, unterhält, ist in der That ganz merkwürdig. Die Eisenbahn giebt dem Boden seinen Werth, seine Festigkeit; der Boden vertraut ihr dagegen seine Kohlen, sein Eisen an. Ohne die Kohlen von St. Etienne würde es keine Eisenbahn zu St. Etienne geben, und im Gegentheil würde man wieder zu St. Etienne um die Hälfte weniger Kohlen ohne die Eisenbahn haben.

Nachdem wir diese brennende Gußstätte mit ihrem Lärm und Feuer verlassen, wenden wir uns auf die linke Seite und gehen über die freundliche Brücke, die sich uns dort darbietet. Wir pochen an die Thür jenes großen Gebäudes; es wird geöffnet, wir befinden uns in der Schnurfabrik des Herrn Richard Chambovet. Nach dem gewaltigen Lärm der Hammerwerke empfängt uns hier ein angenehmes leises Geflüster; statt der Massen flüssigen Eisens erblicken wir hier tausend anmuthige kleine Säulen, die alle einer und derselben Bewegung gehorchen. Seht, wie sie lustig und munter durch einander gewickelt und leicht, wie der Gedanke, eine hinter der anderen herlaufen, sich tausend verschiedenartigen Sprüngen überlassen und unaufhörlich durch einander tanzen, ohne sich je zu berühren, daß es fast ein Wunder scheint! Alle diese Spulen sind in Bewegung, um Schnüre von Zwirn, Baumwolle oder Seide zu weben. Wenn es sich ereignet, daß ein Mal einer von diesen hunderttausend Fäden reißt, stehen plötzlich alle andere Fäden in Uebereinstimmung mit dem zerrissenen wie durch einen Zauberbann still, bis eine Arbeiterin sich naht, um das unterbrochene Gewebe wieder herzustellen. Dann setzen sich die angehaltenen Spulen wieder in die alte Bewegung, unermüdlich, wie Tag und Nacht, in ihrer Thätigkeit. Zwei oder drei Frauen reichen hin, um diese Arbeit zu besorgen, welche, ohne die Maschine, ein Heer von Arbeitern erfordern würde. Ich fragte eines dieser Mädchen, wie viel Ellen Schnur die Fabrik wohl jährlich liefern könne? Das gute junge Kind lachte mir geradezu ins Gesicht, als sie diese Frage hörte, und sagte endlich, da sie meiner Miene doch etwas Treuherzigkeit mit Ignoranz vermischt ansehen mochte: „Ach Gott, mein Herr! wie viel Ellen Schnur wir jährlich machen, das weiß ich nicht; aber man hat mir ein Mal gesagt, daß wir so viel machen, als vier Mal von hier nach Rom reicht, und von dort wieder vier Mal zurück." Bei diesen Worten besserte sie einen zerrissenen Faden aus, und ich stand erstaunt über dieses sublime Ellenmaaß, an dessen einem Ende die Eisenbahn, an dem anderen St. Peters Dom hing.

Von St. Chamond gelangt man nach Rive-de-Giers, und dort wollen wir einen Augenblick jenen berühmten Kanal von Giers betrachten. Aber wie kläglich sieht es jetzt mit diesem alten Wunderwerk unserer Provinz aus! Die Eisenbahn hat diesen Kanal gänzlich auf nichts zurückgeführt; eine Usurpation, könnte man sagen, ist durch eine andere besiegt worden. Dieser ehemals so viel bewunderte Kanal braucht in der schönsten Jahreszeit nicht weniger als vierzehn Tage, um einen Transport zu bewerkstelligen, der auf der Eisenbahn zu jeder Zeit nicht mehr als eine Stunde erfordert. Im Winter ist der Kanal gefroren, im Sommer leidet er an Austrocknungen, und zu jeder Jahreszeit ist er bald Wasser-Verlusten, bald unzähligen Ausbesserungen ausgesetzt. Welchen Triumph hat man nicht aber auch jetzt über ihn davongetragen! Es geht den Kanälen eben so, wie allen Mächten der Erde; man ruft das: vae victis! über sie. Der Kanal von Rive-de-Giers war lange Zeit hindurch der despotische Souverain dieser Gegend; er war der Herr aller Transporte in der Provinz! Unsere Steinkohlen, unser Eisen, überhaupt alle unsere schweren Produkte jeder Art mußten über den Kanal gleiten, und er machte mit diesem Geschäft ein ganz außerordentliches Glück. Jetzt blickt die Eisenbahn lachend auf ihn herab; die Eisenbahn hat sein Scepter ergriffen und seine Geschäfte über sich genommen.

Nachdem sie nun noch einen verächtlichen Seitenblick auf den Kanal von Rive-de-Giers geworfen, wendet sich die Eisenbahn fort nach Givors. Givors ist ein Hafen der Rhone; von hier gehen alle Produkte von St. Etienne aus, um in den Süden zu wandern. Zu Givors angelangt, haben wir nichts weiter zu thun, als in ein Schiff zu steigen und die Rhone hinabzugleiten, diesen schönen, gewaltigen, schwatzhaften Strom, ein Ebenbild des umherschweifenden Provenzalen, der sich mit so vieler Liebe dem Mittag zuwendet und von dort, den Hut übers Ohr gerückt, sich bis zum Meere begiebt, wo er sich murrend verliert. Wenn man also einen Ball auf die Eisenbahn von St. Etienne schleudert, so heißt dies eben so viel, als ihn in die Rhone werfen und zu gleicher Zeit in's Meer senden; was aber uns betrifft, die sich nach Lyon begeben, und die sonst genöthigt seyn würden, sich über die Rhone rudern zu lassen, so bietet sich die Eisenbahn dar, um die Rhone für uns zu betreten. Wir gehen also auf die Rhone los, und es möchte schwer zu entscheiden seyn, was von beiden schneller ginge, die Rhone, welche abwärts gleitet, oder die Eisenbahn, welche aufwärts steigt. Pascal würde sich wundern, wenn er dies sähe, und ich möchte wohl wissen, auf welches von beiden, ob auf die Eisenbahn oder den Fluß, er seine schöne Definition der Ströme jetzt anwenden würde. Ich für mein Theil bilde mir ein, daß Pascal sich vielleicht genöthigt sehen möchte, seine treffende Definition folgendermaßen zu stellen: „Ströme sind Bahnen, die vorwärts schreiten, oder Eisenbahnen sind Bahnen, die galoppiren."

Wenn Du nun eine Zeit lang, d. h. einige Minuten, an den Ufern der Rhone fortspazirst, wenn Du leicht vorübergeflogen bist an diesen reizenden mit weißen Häusern und alten Bäumen geschmückten Ufern; wenn Du die Grotte begrüßt hast, unter welcher J. J. Rousseau eine so kostbare Nacht hinbrachte, durchhallt vom Geräusch derselben Wogen, die noch immer wie damals brausen, aber vergeblich einen Jean Jacques Rousseau suchen, um ihn damit einzuschläfern; dann gelangst Du nach La Mulotière, und die Eisenbahn setzt leichtfüßig über die Saône mit trockenen Schuhen, ohne daß sie nöthig hatte, auch nur die Schleppfalten ihres Kleides in die Höhe zu heben, und zwar vermittelst einer prächtigen Brücke, die dort erbaut worden und jährlich gegen 80,000 Francs Zoll einbringt.

Und nun sind wir in Lyon und können uns in der That rühmen, die bewundernswürdigste Reise gemacht zu haben, die man heutzutage nur in Frankreich machen kann. Fürwahr, wir haben in weniger Zeit als man rechnet, um zwei Meilen zu Pferde zurückzulegen, funfzehn Meilen in einer schwierigen, gebirgigen, von Bächen, Gräben und Morästen unterbrochenen Gegend zurückgelegt. Alle nur erdenkliche Schwierigkeiten haben wir überstanden; Berge durchbrochen und fürchterliche Abgründe, über die man funfzehnbögige Brücken gelegt, überschritten. Und auf unserem ganzen Wege sind uns überall reizende oder schauerliche Landschaften vorübergeflogen, überall ist uns eine erstaunenswürdige Industrie entgegengekommen; wir haben Feuer, Eisen, grüne Flur, tausendfarbige Seide gesehen, und das Alles ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Gefahr, d. h. ohne eine andere Gefahr, als die, welche ich in jenem 4600 Fuß langen Berggewölbe bezeichnet habe.

Mich, der ich die Gebirge, deren sich die Eisenbahn bemächtigt hat, noch in ihrem Urzustande gekannt und noch immer die Erinnerung an sie als an unübersteigliche Schwierigkeiten mit mir herumtrug, wenn ich alljährlich an der Seite meiner schönen guten Mutter in unser dörfliges Landhaus wandelte, mich könnt ihr noch ganz erstaunt über alle diese Wunder sehen. Jetzt halte ich in der That nichts mehr für unmöglich; man kann Alles. Die hier auf diesem Boden angelegte Eisenbahn, könnte man sagen, ist ganz besonders dazu bestimmt, Frankreich zu beweisen, wie es nur in seinem Willen liegt, um in allen seinen Theilen von solchen zwei Eisen-Fugen durchfurcht zu werden. Das Problem ist jetzt vollständig gelöst, selbst für die Bergbewohner von St. Etienne, welche bekanntlich die dümmsten Leute von der Welt sind, so schwer es auch war, es ihnen anfangs begreiflich zu machen. Herr Séguin erzählte mir unter Anderem, daß ein Bauer aus dem Gebirge, der gutwillig nicht zwei Schritt von seinem Garten für die Eisenbahn hatte abtreten wollen, als er endlich durch einen Ausspruch des Tribunals genöthigt worden, den Platz für das Zwanzigfache des Werths zu verkaufen, sich dennoch selbst dem richterlichen Ausspruch wie ein wahrer Sarmat widersetzte. Mehr als einmal hatte er die Arbeiter mit der Hacke vertrieben und selbst die angelegten Fugen wieder zu zerstören gesucht; und als endlich die Bahn dennoch vollendet worden, suchte dieser Mensch seine vier Kinder zusammen und warf sich an dem Tage, wo der erste Versuch auf der neuen Straße gemacht wurde, mit seiner Frau und seinen vier Kindern in der Mitte der Bahn auf die Kniee, mit gekreuzten Armen über die Rinnen sich legend und den Kopf gegen den herbeirollenden Wagen gerichtet, bereit, sich zerschmettern zu lassen, um für das Grundprinzip der modernen Gesellschaft, das Eigenthum, zu sterben.

Dies ist Alles, was ich über die Eisenbahn zu sagen weiß, und ich bitte den Leser, mit diesem Bericht eines ignoranten Reisenden über einen Gegenstand, über den Andere gelehrtere Betrachtungen anstellen mögen und werden, vorlieb zu nehmen.

Bibliographie.

Collection complète. (Vollständige Sammlung der Vögel Europa's.) Nach der Natur gezeichnet und kolorirt von E. Swagers. Das Ganze wird aus 50 monatlichen Lieferungen bestehen. Pr. einer jeden 3 Fr.

Géologie populaire. (Populaire Geologie für Jedermann, auf Ackerbau und Industrie angewandt.) Von Nérée Boubée. Pr. 3 Fr. 50 Cent.

Souvenirs du choléra. (Erinnerungen an die Cholera von 1832.) Von M. Hellis, Oberarzt am Hôtel-de-Dieu. Pr. 3 Fr. 50 Cent.

Considérations. (Betrachtungen über die Organisation der Französischen Infanterie und über die Bildung einer Reserve.) Von Lacoste, General-Lieutenant. Pr. 1 Fr. 75 Cent.

Du régime colonial. (Ueber Kolonial-Herrschaft und ihren Einfluß auf den Handel, die Industrie und die Seemacht Frankreichs.) Von Chaudrau Junat. Pr. 2 Fr. 50 Cent.

Galerie des peintres. (Maler-Gallerie, oder Sammlung von Bildnissen der berühmtesten Maler aller Schulen.) Von einer Notiz über Jeden und von Kopieen nach Original-Zeichnungen begleitet. Von M. Chabert. Fol. 33ste Lfg. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Kunstausstellungen. Das Interesse für Malerei und Plastik centralisirt sich auch in Frankreich nicht mehr in der Hauptstadt. So wie sich bei uns die größeren Städte der Provinzen mit rühmlichem Wetteifer bemühen, öffentliche Ausstellungen von Gemälden zur Erweckung des Kunstsinns im größeren Publikum von Zeit zu Zeit zu veranlassen, so wird auch aus Französischen Provinzial-Städten, wie ganz kürzlich aus Douai und Rouen, über Ausstellungen berichtet, bei denen namentlich einheimische Talente, die ohne diese Anregung wahrscheinlich unbemerkt geblieben wären, Gelegenheit gefunden haben, sich eine erste Anerkennung zu verschaffen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Montag den 29. Juli 1833.

Nord-Amerika.

Amerikanische Wälder und Baumpflanzungen.*)

Das Wort Sylva muß Jeden an Evelyn erinnern, der, eingezogen und anspruchlos lebend, dennoch zu den Wohlthätern der Menschheit gerechnet wird. Es war kein kleines Verdienst, Leuten, die Vermögen und Muße dazu haben, die Anpflanzung und Zucht schöner Bäume als eine der angenehmsten und gemüthlichsten Beschäftigungen zu empfehlen. Manches öde Dorf wurde verschönert, manche nackte Straße verdankte ihren Schatten der Anregung, welche sein Andenken und sein Beispiel hervorriefen. Der Ruhm des Schöpfers wurde verherrlicht, die Quellen philosophischer Forschungen vermehrten sich, indem man diese Fürsten der Wälder aus ihrer dunkeln Einsamkeit zog und sie vor das Auge des Beschauers hinpflanzte. Denn was kann man sich Edleres denken, als einen Baum, der viele Menschenalter hindurch den Stürmen trotzte und noch immer die mächtigsten Windstöße unerschüttert abwehrt, der in stolzer Unabhängigkeit dasteht und seine schützenden Arme weit ausstreckt, als sollten sie künftigen Generationen noch Schutz verleihen. Zwar giebt es viele Menschen, denen die Bäume als Gegenstand des Nachdenkens und der Betrachtung von keinem Werth seyn werden; doch ihren wirklichen Nutzen erkennt wohl Jeder an. Nachdem sie unsere Wohnungen bauen und ausstatten halfen, schützen sie sie freundlich gegen die brennende Sonne. Im Winter nehmen wir abermals unsere Zuflucht zu ihnen. Sie werfen ihre Blätter ab, um die Sonnenstrahlen hindurch zu lassen, und erleuchten und erwärmen unsere Häuser mit ihrem lustigen Feuer. So gleichen sie treuen Vasallen, stets bereit, für ihren Häuptling zu leben und zu sterben. Selbst ganze Nationen stützen ihre Macht auf die wilden Söhne des Waldes. Seine Eichen sind es, die den siegenden Donner der Englischen Seemacht in alle Welttheile tragen. — Es ist ein erfreulicher Gedanke, wie viel der einzelne Mensch im stillen Wirkungskreise des Privatlebens für das Wohl seines Landes und der Menschheit thun kann. Wir wüßten keinen Staatsmann aus Evelyn's Zeiten, von Cromwell bis Clarendon, dessen Wirken noch heute eben so wohlthätig empfunden würde, sey es von der Welt im Allgemeinen, von seinem Vaterlande oder auch nur von einzelnen Menschen.

Evelyn's Beispiel möchte wohl in der Folge in unserem Lande (Amerika) wirksamer seyn, als in seinem eigenen, wenn nicht eine große Veränderung in dem inneren Zustande Englands vorgeht. So viel wir wissen, gab es vor zehn Jahren nicht mehr als 20,000 Land-Eigenthümer in England, wenn man die Geistlichkeit und die Corporationen nicht mitrechnet. Die bloßen Pächter auf Zeit haben kein Interesse dabei, Bäume zu pflanzen, da sie keine Hoffnung haben, daß ihre Nachkommen sich ihres Schattens erfreuen werden; oder vielmehr, der Gedanke, daß sie kein Fleckchen Erde das ihrige nennen können, hält sie ab, sich für irgend eine Verbesserung zu interessiren. In unserem Lande hingegen ist der Zustand der Gesellschaft ein ganz anderer. Es giebt auf einer Strecke, so groß wie England, kaum 20,000 Bewohner, die nicht Besitzer von Grundstücken sind. Jeder ist gewissermaßen stolz auf sein väterliches Besitthum. Wäre es auch nur ein Morgen Landes, so wünscht er es doch so beschaffen, daß es das Auge des Wanderers auf sich ziehe und einen Vergleich mit den größeren Gütern seines reichen Nachbars aushalte.

Unsere Wälder bieten uns Schätze dar, wie sie wenige Länder aufzuweisen haben, und die gewiß keines übertrifft. Man behauptet, daß es in den Vereinigten Staaten 140 Spezies von Waldbäumen der größeren Gattung giebt, während Frankreich nur 30 derselben Art besitzt, wovon nur 18 zum Holzschlag dienen und nicht mehr als 7 zum Bauen benutzt werden können. Die wilde Pracht unserer Wälder im Herbst, ihr mannigfach schattirtes Grün im Frühling, das dunkelgrüne mit Schnee bedeckte Gewand im Winter kann seinen tiefen Eindruck selbst auf den gleichgültigsten Beobachter nicht verfehlen. Dem ersten überraschenden Eindruck folgt bald lebhaftes Interesse, welches in dem Grade zunimmt, wie die Wissenschaft die geheimnißvollen Wunder jeder Pflanze vor ihm entfaltet, und er fühlt sich von selbst angetrieben, sich mit diesen edlen Werken der Schöpfung zu umgeben. Dieses Interesse, das, einmal rege, so leicht zu befriedigen ist, nimmt mit der Zeit eher zu als ab, denn es führt, gleich der Tugend, seinen unmittelbaren augenblicklichen und völlig genügenden Lohn mit sich.

Doch abgesehen von dem Interesse, welches eine Beschäftigung dieser Art so natürlich erwecken muß, so fesseln auch die Gegenstände derselben bald unsere besondere Neigung. Der Mensch gewinnt die Bäume lieb, die mit ihm heranwuchsen. Wir waren immer der Meinung, daß die unerklärliche Wehmuth, welche den Schweizer im Auslande ergreift, wenn er den Kuhreigen hört, ihren Grund in der lebhaften Vorstellung hat, die seinem Gemüth die Scenen seiner Heimath abbildet. Der ernste Felsen, der rauschende Strom, der in Wolken gehüllte Bergrücken lagen klar und deutlich in seiner Erinnerung, und der Ton eines Liedes ist hinreichend, die zarte Feder zu berühren, die sie plötzlich vor seine Seele zaubert. Eben so haftet in der Fremde unsere Erinnerung an dem Baum, der das Thor des väterlichen Hauses beschattete. Wir sehen ihn noch immer mit frischem Grün bekleidet, obgleich die Kinder, die sonst in fröhlicher Sorglosigkeit unter ihm spielten, sich längst zerstreut haben und der alte Mann, der aus seinem Lehnstuhl ihn gedankenvoll anblickte, längst im Grabe ruht. Man kann überall bemerken, daß die Bewohner solcher Oerter, die irgend einen merkwürdigen Gegenstand dieser Art aufzuweisen haben, ihrem Geburtsort weit lebhafter anhängen, mit weit mehr Vergnügen und Stolz an ihre Heimath denken, sich für die Verschönerung derselben weit mehr interessiren, als diejenigen, die kein solches Merkzeichen in ihrem Gedächtniß aufzubewahren haben.

Indem wir die Anpflanzung oder Verpflanzung von Waldbäumen empfehlen, wollen wir damit keinesweges sagen, daß sie wichtiger sey, als die Zucht der Obstbäume. Allein diese empfehlen sich selbst hinlänglich. Die unermüdlichsten Zerstörer von Waldungen verschonen die Obstbäume, weil diese nur so lange nützen, als sie stehen, oder, einmal umgehauen, nichts mehr werth sind. Die Vorzüge eines Waldbaumes hingegen werden nicht von Jedermann erkannt, obgleich sie offen genug daliegen. Die Anpflanzung der Obstbäume ist der Sorge des Menschen überwiesen, weil der Antrieb dazu von Jedem empfunden und begriffen wird, daher ist ihr Saame fast allgemein von der Art des Pfirsich- oder Apfelkerns, der ohne menschliche Hülfe nicht aufschießt. Ihre Früchte sind darauf eingerichtet, gesammelt zu werden und nicht unter dem Baume, auf dem sie gewachsen sind, neue Keime zu treiben. Für die Waldbäume hingegen, die nicht so leicht freundliche Hände finden, die ihnen diesen Dienst leisten, hat die Natur mütterlich gesorgt. Ihre Saamenkörner sind leicht und sondern sich ohne Mühe von dem Baume ab. Manche Art hat sogar gleichsam Schwingen, um sich von dem Winde dahin tragen zu lassen, wo Regenschauer ihren Flug hemmen, sie niederdrücken und in die Erde senken. Auch die Verschiedenheit ihrer Gestalt ist merkwürdig. Die Bäume, welche dem Menschen ihre Früchte darbieten, sind im Ganzen niedrig und leicht zu erklimmen, sie wachsen zu keiner so riesenmäßigen Größe an. Die Waldbäume hingegen, welche sich unter keiner Last beugen, wachsen zu stolzer Höhe empor, gleichsam als rühmten sie sich ihrer Unabhängigkeit von den Menschen. Im Allgemeinen läßt sich auch hier, wie im ganzen Reiche der Natur, wahrnehmen, daß die Vorzüge nach den Gesetzen der höchsten Billigkeit vertheilt sind. Die wilden Blumen des Feldes sind schöner, als die nutzbaren Gartengewächse, und eben so verhält sich das Ansehen des Waldbaumes zu dem der Gärten, wie das Ansehen des Fürsten zu dem der Sklaven.

Werke, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Gegenstand lenken, sind daher eine erfreuliche Erscheinung. Der Verfasser der Sylva Americana, Hr. Browne, hat sehr wohl gethan, daß er, um das Interesse daran zu erhöhen, nicht bloß von der Zucht, sondern auch von der Physiologie der Bäume handelte. Die gewöhnliche Art, die Botanik zu studiren, heißt die Ordnung der Pflanzen umkehren. Einige Kenntniß von der Organisation der Natur ist durchaus nothwendig, wenn man mit Interesse und Erfolg an das Studium derselben gehen will, und Jeder, der nur einigermaßen mit dem Fache vertraut ist, weiß, daß alle praktische Verbesserungen in Anpflanzung und Zucht der Bäume von solchen Männern gemacht worden, die mit der Pflanzen-Physiologie genau bekannt waren, die die Bestimmung und die Wichtigkeit der verschiedenen Theile und Organe, die Natur und Einwirkung des Bodens, des Klimas und der Jahreszeiten und mehrere andere Umstände kannten, auf welche Rücksicht genommen werden muß, die aber von den Meisten ungekannt oder unbeachtet sind.

Außer der Wichtigkeit dieses Studiums ist es auch eins der er-

*) Sylva Americana. By D. J. Browne. Boston, 1831.

göttlichsten selbst für diejenigen, die keine praktische Kenntniß der Bäume haben. Es legt uns die wundervollsten Beweise göttlicher Vorsicht und schöpferischer Anordnung, um in unbelebten Wesen den Mangel der Intelligenz zu ersetzen, vor Augen. Wir wollen hier in keine Vergleichung der Eigenschaften der Pflanzen mit dem Instinkt der Thiere eingehen, doch müssen wir bekennen, daß uns keine Einrichtung in der animalischen Welt so bewunderungswürdig scheint, als die Art, wie die Pflanzen, an ihre Stelle gewurzelt, vermögend sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen, sich gegen Verletzung zu schützen, oder, wenn sie eine erhielten, sich wieder herzustellen, wie sie auf jeden Wechsel der Jahreszeiten und des Klimas gefaßt sind und für die Menschen und die Natur im Allgemeinen wohlthätig wirken. — Nichts ist z. B. merkwürdiger, als zu beobachten, wie die Wurzel sich gestaltet und ausbreitet, um dem Baum gerade den Halt und die Festigkeit zu geben, deren er bedarf. In dürrem Boden oder trockener Jahreszeit setzt sie mehr Fasern an, um ihre Nahrungsquellen zu vermehren. Die Fasern selbst drehen und wenden sich nach allen Richtungen, wo sich Feuchtigkeit findet, so daß es Fälle gab, wo die Wurzel eines Ahorns, der in beträchtlicher Höhe auf einem Walle stand, sich bis auf den Grund hinabzog, um da ihre Nahrung zu schöpfen. Die Fasern saugen unaufhörlich mit ihren schwammigen Mündungen Wasser aus dem Boden, das mit allen dem Baume nöthigen Substanzen geschwängert ist, und selbst, wenn der Stamm bereits abgestorben ist, setzen sie ihr Werk noch eine Zeit lang fort. Ebenso merkwürdig ist die Art, wie der Stamm empor wächst und sich gegen die Elemente abhärtet. Das Holz des jungen Bäumchens wird durch neue Lagen, die sich jedes Jahr ansetzen, immer mehr zusammengedrückt und so in die Höhe getrieben und zugleich härter und fester. Während das Holz durch Ansätze von außen gebildet wird, wächst die Rinde durch Schichten, die sich von innen ansetzen und den Baum anschwellen, bis sie berstet und zur rauhen schützenden Hülle desselben wird. Die frischen Holzschichten enthalten die Kanäle, welche den Blättern den Saft zuführen, wie das menschliche Blut den Lungen zugeführt wird. Die Blätter, aus den Fasern des Stammes gebildet, und durch ein feines grünes Netzwerk ausgespannt und zusammen gehalten, sind voller Adern und Gefäße, durch welche der Lebenssaft fließt. Sie bilden sich im Sommer, um sich im folgenden Jahre zu entfalten. Bis dahin liegen sie in den Knospen mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Nettigkeit zusammengerollt, mit einer braunen Schale umgeben, um sie vor dem Winterfrost zu schützen, und, wo es nöthig ist, selbst mit einem Firniß bedeckt, der Luft und Nässe in der gefährlichen Jahreszeit abhält, aber in der nächsten Frühlings-Sonne wegschmilzt und so dem grünen Laube Raum giebt, hervorzubrechen, um den Baum aufs Neue zu bedecken. Wenn der sanfte Einfluß der Plejaden die Bande löst, welche die Natur gefesselt halten, ergießt sich der erste Saft in die Gefäße. Wenn dieser die Knospe geöffnet und die jungen Blätter genährt hat, folgt ihm der zweite kräftigere Saft, der den Nahrungsstoff des Baumes auflöst und bis in die Blätter dringt. Diese behalten das Nutzbare bei sich und geben das übrige durch Ausdünstung von sich, die dem Baume eben so nöthig ist, wie dem Menschen die fortwährende Transspiration, aber ohne die freundliche Einwirkung der Sonne nicht stattfinden kann. In dem Blatte wird der Saft theilweise zum Nahrungsstoff für den Baum bereitet und diesem dann durch Gefäße zugeführt, die theils durch die Rinde, theils durch die äußeren Holzschichten gehen. Aus diesem zurückfließenden Saft sondern sich die verschiedenen Harze und ähnliche Substanzen ab, die aus dem Baume fließen, wie sich in dem menschlichen Organisations-System Thränen und Speichel von dem Blute absondern. Die Art der Respiration der Blätter und ihre Wirkung gehört ebenfalls zu den interessantesten Theilen dieser Operation. Des Nachts saugen sie den Sauerstoff aus der Atmosphäre ein, versehen ihn mit dem in dem Saft befindlichen Kohlenstoff und verwandeln ihn so in Kohlensäure. Diese wird durch das Licht zersetzt, und während der Kohlenstoff in dem zurückfließenden Saft bleibt, verdünstet sich der Sauerstoff in die Luft. Es ist also eigentlich nur eine Wiedererstattung dessen, was die Blätter von der Luft entlehnt haben, aber hinreichend, die Gewächse gegen schädliche Wirkungen zu schützen, gleich denen, welche Thiere empfinden, die lange in einem verschlossenen Raum geathmet haben. Hieraus ergiebt sich auch, daß die Nähe der Pflanzen zwar nachtheilig bei Nacht, am Tage aber ganz unschädlich ist.

Weit entfernt, schädlich zu seyn, ist die Respiration der Millionen Bäume, Kräuter und Blumen vielmehr wohlthätig für die Luft. Sie reinigt fortwährend die mit dem Athem der Thiere und mit Stickstoff geschwängerte Atmosphäre; denn der Sauerstoff, den die Pflanzen der Luft wiedergeben, ist nicht bloß der, welchen sie einsogen, auch derjenige, welcher mit dem Safte dem Boden entstieg, wird mit dem anderen zugleich ausgedünstet, und so tragen sie ihre Schuld mit Wucher ab. Die Wirkung dieses Einsaugens und Wiederausdünstens ist höchst wunderbar. Wenn der Sauerstoff in der Sonne ausgehaucht ist, so mischt sich der zurückgebliebene dunkelblaue Kohlenstoff mit dem gelben Gewebe und bringt so das Grün hervor, von dem ersten blossen Anhauch des Frühlings bis zum dunkeln Grün des Sommers, und wenn im Spätjahr die Blätter den Sauerstoff bei Nacht einsaugen, ohne ihn bei Tage verdunsten zu können, so zerstört er die grüne Farbe und bringt jene wilde und phantastische Farbenmischung hervor, mit welcher der Herbst eine Zeit lang die traurige Wahrheit der hinsterbenden Vegetation verschleiert, eine Farbenmischung, die sich in unserem Lande prachtvoller als in jedem anderen zeigt und keine der geringsten Schönheiten unserer Wälder ausmacht.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die Bäume gegen das Ende des Jahres sich in Bereitschaft setzen, der Kälte zu widerstehen und den Winterstürmen Trotz zu bieten. Sie gleichen alsdann einem Schiffe, das seine Luken schließt, sein Tauwerk zusammenrollt und seine Segel einzieht, wenn der Sturm noch in der Ferne droht und nur von dem erfahrenen Seemann verspürt wird. Sie lassen die Blätter fallen, ziehen den Stamm dichter zusammen, und stellen die Lebens-Circulation ein, so wie das erste Pfeifen des Nordwindes sich hören läßt. Der innere Baum selbst behält das ganze Jahr eine gleiche Temperatur. Er zieht seinen Saft aus einer Tiefe, wo es im Sommer kälter und im Winter wärmer ist als auf der Oberfläche des Bodens. Die Rinde, ein schlechter Wärmeleiter, dient ebenfalls, seine Wärme zusammenzuhalten, und der Baum macht diese Zubereitungen, als wüßte er, daß es um ihn geschehen ist, sobald die Kälte in seine Gefäße dringt und sie sprengt. Die überflüssige Feuchtigkeit schafft er sobald als möglich fort, indem die Kälte ihm schädlich wird, nach Maaßgabe des Wassers, welches er bei sich hat; denn, wie unseren Landleuten durch traurige Erfahrung bekannt ist, eine heftige Kälte nach großer Nässe ist den Bäumen höchst verderblich. Doch, ganz besondere Fälle ausgenommen, wissen sie sich so sicher zu stellen, daß ihnen der strengste Winter nichts anhaben kann. Die abgefallenen Blätter ihrerseits scheinen, im Gegensatz zu allen anderen faulenden Vegetabilien, die Luft zu reinigen. Jeder, der über das abgefallene Laub in den Wäldern schritt, muß den scharfen eigenthümlichen Geruch desselben empfunden haben. Kurz, Alles an diesen Fürsten der Wälder ist geeignet, sinnige Gemüther anzuziehen. Ihre Anmuth und majestätische Form gefällt dem Auge; ihr Bau und ihre innere Thätigkeit spornen die Wißbegierde und geben dem Geist eine würdige Beschäftigung; ihr Hauch füllt die Luft mit Wohlgerüchen, und so zeigen sie sich auf vielerlei — gewiß Manchem bisher noch nicht bekannte — Weise als Freunde des Menschen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A congress of nations. (Ein Völker-Kongreß, für die friedliche Beilegung nationaler Zwistigkeiten.) Von einem Freunde des Friedens. Richmond.

Philosophical catechism. (Philosophischer Katechismus der natürlichen Gesetze des Menschen.) Von G. Spurzheim. Boston.

Italien.

Ettore Fieramosca, o la Disfida di Barletta. (Hektor Fieramosca, oder der Ehrenkampf von Barletta.) Eine Erzählung von Massimo d'Azeglio. 2 Bde. mit 8 Abbild. in Steindruck. Mailand, 1833.

Im Jahre 1506 belagerten die Franzosen Barletta, das der Ober-Feldherr Consalvo (Gonsalvez) vertheidigte. Es befanden sich in dieser Festung außer den Spanischen Milizen auch mehrere Italiäner, die von Prospero Colonna, der das Schicksal der Spanier theilen wollte, angeworben waren. Einige Reden, die entweder Italiäner gegen die Franzosen, oder der Franzose La Motte gegen die Italiäner geführt, — das erstere ist Guicciardini's, das letztere Sabellico's und Giovio's Meinung — veranlaßten eine Ausforderung: dreizehn Italiänische Krieger kämpften mit eben so vielen Franzosen, und die Italiäner blieben Sieger. „Von Französischer Seite", erzählt Muratori, „fiel ein Mann, und man sagte, er habe diesen Tod verdient, weil er aus Asti war und gegen seine Landsleute die Waffen ergriffen hatte."

Bekanntlich hat Herr D'Azeglio diesen Kampf schon auf einem seiner berühmten Gemälde dargestellt; jetzt ist er ihm Stoff zu einer Erzählung geworden, die sich nicht weniger als seine Gemälde durch Tiefe des Gemüths, lebendige Anschauung, Wahrheit der Charaktere und eine gewandte Schreibart auszeichnen. Diese Erzählung gehört eigentlich in die Klasse der historischen Romane und erreicht auch vollkommen den Zweck derselben, denn sie lehrt uns die Haupt-Personen des Zeitalters und den Zustand des Volkes unter dem glücklichen Fortgang ihrer Laster wie unter dem wohlthätigen Einfluß ihrer Tugenden kennen. Wenn wir trotz allem dem, was Viele geschrieben haben, um Andere vom Abfassen und vom Lesen solcher Bücher abzumahnen, die historischen Novellen täglich sich vermehren und das Publikum gierig nach ihnen haschen sehen, so werden wir einräumen müssen, daß sie in gewisser Hinsicht dem Zeitgeiste sehr angemessen sind, und Menzel's Ansicht hierüber, die er in seiner „Deutschen Literatur" ausgesprochen, scheint uns Beachtung zu verdienen. Was uns betrifft, so schätzen wir uns glücklich, daß wir gerade in einer Zeit, wo Niemand mehr allgemeine Erörterungen über diesen Punkt anhören möchte, der Lesewelt ohne Weiteres Rechenschaft davon ablegen können, wie Herr D'Azeglio durch das Einweben einer rührenden Liebes-Novelle sein Werk gehoben hat.

Im Dämmerlichte des Tages, an dem der berühmte Ehrenkampf stattfand, landete Cäsar Borgia, Herzog von Valencia, begleitet von Michele da Corella, einem der verwegensten Gehülfen bei seinen ruchlosen Thaten, vor Barletta. Zwei Gründe hatten ihn zu dieser Reise bestimmt: der eine war sein Wunsch, mit Consalvo in einige Verbindung zu treten, damit er, wenn die Franzosen besiegt werden sollten, nicht nothwendig mit ihnen zu Grunde ginge; der andere war die Hoffnung, eine gewisse Ginevra wiederzufinden, die, wie er aus vielen Indizien für gewiß hielt, in Gesellschaft eines Italiänischen Kriegers, Hektor Fieramosca, daselbst verweilte. Diese Ginevra, Tochter des Grafen Bosio von Montreal, hatte den Fieramosca von ihrer Kindheit an geliebt, und zwar mit jener unschuldigen ihrer selbst unbewußten Liebe, die in gleichgestimmten Gemüthern zuweilen emporkeimt und nicht selten ein Vorbote wunderbarer Abenteuer zu seyn scheint. Als Hektor ihr das erste Mal sein

Herz erschloß, erröthete sie, antwortete nichts und vermied seit der Zeit Gespräche mit ihm. Der Jüngling, in dem Wahne, daß die Liebe, die er in ihr zu entdecken geglaubt, ein Traum seiner Phantasie gewesen sey, beurlaubte sich bei dem Grafen und machte sich mit einer Compagnie Soldaten auf den Weg nach Rom. Eine Wunde, die er in einem Treffen bei Velletri empfing, nöthigte ihn, ungefähr zwei Monate daselbst zu verweilen, so daß er um die Zeit nach Rom kam, als die Franzosen das Königreich schon erobert hatten und gegen die Hauptstadt anrückten. Dorthin kam bald auch Ginevra, gegen die das Schicksal bereits zu wüthen begann. Der Graf Bosio war an einer Wunde gestorben, die er empfing, als die Franzosen Capua belagerten, und hatte seine Tochter, um sie nicht ohne Stütze zu lassen, an Grajano D'Asti verheirathet, wobei sie seine ganze Habe als Mitgift erhielt. Mit diesem Grajano, der ebenfalls verwundet war, zog sie nach Rom und begegnete dem Hektor, als er eben diese Stadt verlassen wollte. Der Gemahl der Ginevra, in dessen Hause Hektor sich Zutritt verschaffte, verließ die französischen Fahnen und trat in die Dienste des Cäsar Borgia, als ein Mann, der auch dem Groß-Sultan gedient haben würde, wenn er ihn besser bezahlt hätte; wo er aber großen Vortheil verhoffte, da entwuchs auch ihm das Unglück. Borgia hatte sich in Ginevra verliebt; da er jedoch fand, daß sie gegen die Stimme der Verführung taub war, gab er ihr einen Trank, der sie in todtähnlichen Schlaf versenkte, und so wurde sie für todt in die Kirche getragen. Der Bösewicht gedachte, sie von der Bahre wegnehmen zu lassen, um sie dann in seiner Gewalt zu haben; aber der Zufall vereitelte seinen Plan. Hektor, der seine Ginevra noch einmal sehen und dann sterben wollte, suchte in die Kirche zu gelangen. Der Sakristan hielt ihn für einen von Borgia's Leuten, und so gewann er Zeit, die Nägel aus dem Sarge zu ziehen, in dem er Ginevra wider alle Erwartung noch am Leben fand. Er brachte sie in das Haus eines Freundes, der ihm bei seinem ganzen Vorhaben hülfreiche Hand geleistet hatte. Borgia, damals durch weit wichtigere Dinge abgehalten, forschte nicht weiter über die Begebenheit nach und reiste mit Grajano von Rom ab. Der Letztere machte sich bald wieder von seinem Dienste los und enrollirte sich aufs Neue bei den Franzosen. Von der anderen Seite überredete Hektor die Ginevra, für's Erste nicht nach ihrem Manne zu forschen; es wäre schwer gewesen, ihn aufzufinden, und wieder mit ihm sich vereinigen, hieß den neuem in die Schlingen des Herzogs geben. Als Hektor in der Kirche noch geöffneter Bahre durch's Gefühl sich überzeugt, daß die Pulse seiner Geliebten noch schlugen, hatte er bei der heiligen Jungfrau geschworen, daß er, wenn es ihm gelänge, sie wieder in's Leben zu rufen, niemals etwas Unsittliches von ihr begehren wollte, und jetzt erneuerte er ihr diesen feierlichen Schwur, damit sie sich ihre Rettung angelegen seyn ließe. Die gute unglückliche Ginevra schied jetzt von ihm und verweilte zwei Jahre in einem Kloster zu Messina, wo Hektor unter dem Namen ihres Bruders sie ziemlich oft besuchte. Als der Krieg zwischen Frankreich und Spanien von neuem ausbrach, schiffte sie mit ihm nach Manfredonia, wo Prospero Colonna Soldaten zum Spanischen Dienste warb; dann ging sie in das Kloster der heiligen Ursula, wo Hektor sie unterbrachte, als er mit den anderen Italiänern und mit den Spaniern die Belagerung des benachbarten Barletta bestand. Hier war es also, wo Cäsar Borgia mit seinem verworfenen Gefährten ankam. Der Zufall führte ihn nach einer Schenke, wo der Ehrenkampf angeboten und angenommen ward, und wo er ein Gespräch hörte, das ihn überzeugte, Ginevra sey bei Fieramosca. Des folgenden Morgens erbat sich D. Michele eine Schutzwache von Consalvo, ging, als er sie erhalten, in eigener Person zum Oberfeldherrn und sagte ihm den Grund seiner Ankunft. Der Spanier überlegte sich die Sache einige Tage und wies ihm dann ein Paar Zimmer in einem Erdgeschoß, mit der Aussicht aufs Meer, an, wo er sicher und unentdeckt bleiben könnte, so lange es ihm gefallen würde sich in Barletta aufzuhalten. Der Hauptzweck seiner Reise schlug übrigens dem Herzog fehl; denn obgleich ein Meister in der Verstellungskunst, konnte Borgia dem Consalvo doch nicht Vertrauen genug einflößen, als daß er ein Bündniß mit ihm eingegangen wäre oder ihn wenigstens unterstützt hätte. Der andere Zweck seiner Reise ward aber vollkommen erreicht. Cäsar Borgia hatte jede schöne Frau, mit der er in Berührung kam, schuldbefleckt oder unglücklich verlassen, und es wurmte dem ruchlosesten der Bösewichter, daß Ginevra allein unverfehrt seinen Klauen entronnen war. In den wenigen Tagen seines Aufenthalts that er mit Hülfe des Don Michele Alles, was List und Verwegenheit ersinnen konnten, um ihre Wohnung zu entdecken und sie in seine Gewalt zu bekommen. Endlich gewährte ihm das Schicksal, was er von den Ranken seines schurkischen Dieners vergebens erwartete.

Die unglückliche Ginevra hatte immer wie eine tugendhafte Schwester mit Hektor gelebt; allein sie liebte ihn auf das zärtlichste und hätte eher an ihren Tod, als an die Möglichkeit, von ihm verrathen zu werden, denken können. Was Grajano betraf, so war sie in der dringendsten Noth sein Weib geworden, und er hatte sie in der Folge so sehr vernachlässigt, daß sie weder Achtung noch Liebe gegen ihn fühlen konnte. Dessenungeachtet wußte sie, daß auch die Nothwendigkeit heilige Pflichten auflegen kann, und sie klagte sich sogar von Zeit zu Zeit an, daß sie nach ihrer Abreise von Rom keine Erkundigung über ihn eingezogen. Jetzt erfuhr sie zu gleicher Zeit, Grajano sey frisch und gesund bei den Festlichkeiten zugegen, die man wegen der Ankunft der Donna Elvira, einer Tochter des Oberfeldherrn, anstellte, und ihr Hektor habe diesem Fräulein so wohl gefallen, daß man schon von einer bevorstehenden Verbindung zwischen Beiden sprache. Im Innersten der Seele verwundet, sah sie Hektors Untreue für einen Wink des Himmels an, der sie bewegen sollte, den Mann wieder aufzusuchen, dem ihr Vater sie sterbend anvertraut hatte. Auf einem kleinen Kahne entwich sie ganz allein und bei nächtlicher Weile aus dem Kloster und begab sich auf den Weg nach Barletta. So entkam sie, ohne es zu wissen, den Nachstellungen Don Michele's, der sich um dieselbe Stunde ins Kloster geschlichen hatte, um sie zu entführen; allein, es half ihr nichts! Als sie vor Barletta anlegte, sah sie Elviren auf einem Balkone sitzend und einen vor ihr knieenden Jüngling, den sie an seinem von ihr selbst gestickten Mantel für Hektor erkannte. Mit einem Schrei unendlichen Schmerzes fiel sie ohnmächtig in die Barke. Dies hörte Borgia, dessen Zimmer gerade nach dem Theile des Ufers hinausschauten, wo Ginevra im Begriff war, zu landen. Er eilte herbei und fand sich nun im Besitz derjenigen, die er mit so teuflischer Beharrlichkeit verfolgt hatte. Was frommte es der Unglücklichen, daß sie um Barmherzigkeit flehte und Gott und seine Heiligen anrief! Als die schändliche That Borgia's ruchbar ward, segelte er schon in Sicherheit nach Rom zurück, über noch ärgeren Freveln brütend.

Aus der todtähnlichen Betäubung erwacht, in die ihr namenloses Unglück Ginevra versenkt hatte, fühlte sie nur noch Sehnsucht nach dem Tode. Sie rief einen Beichtvater zu sich und wollte ihre reine Seele heiligen, indem sie Elviren verzieh. Als die Letztere vor ihr stand, fragte sie dieselbe, ob sie sich um die dritte Stunde dieser Nacht auf dem Altan nach dem Meere hin befunden habe, und ob der, welcher zu ihren Füßen kniete, Hektor Fieramosca gewesen sey? Elvira und Ginevra hatten sich Beide getäuscht; denn jener Jüngling war nicht Hektor, sondern Fanfullo von Lodi gewesen und hatte sich absichtlich in den Mantel seines Kameraden gehüllt. Wäre Elvira dem Betruge auf die Spur gekommen, hätte sie der Ginevra sagen können, daß ihr Hektor um die nämliche Stunde für sie sein Leben dem Dolche des Don Michele aussetzte, so wäre dieses Opfer des Unglücks viel weniger elend gestorben. Aber alles dies blieb ihr verborgen, und nach einigem Zögern sprach Elvira: „Ja . . . . wir sind es gewesen.“ Den grausamsten Kampf in sich niederdrückend, der jemals einen menschlichen Busen erschüttern kann, warf sie Elviren die Arme um den Hals und sprach: „So möge denn Gott Euch segnen und glücklich machen!“ und — gab ihren Geist auf. Unterdeß litt Hektor an einer Wunde, die ihm Don Michele mit einem in Gift getauchten Dolche beigebracht hatte. Wie durch ein Wunder aus dieser Gefahr errettet, forschte er nach seiner Ginevra; allein man sagte ihm, sie befände sich an einem Orte der Sicherheit, er möge jetzt an den Ehrenkampf denken, der ausgefochten werden sollte, und an die Ehre Italiens, für die er stritt. Diese Ermahnung seiner Freunde war nicht vergeblich. Er rüstete sich zum Streit und errang keinen geringen Theil von dem Ruhme dieses Tages. Grajano von Asti fiel unter den Hieben Brancaleone's, und Hektor tröstete sich nun damit, daß er endlich für immer mit seiner Ginevra vereinigt werden könne; aber Ginevra gehörte keinem Wesen mehr an, außer Gott. Als der tugendhafte und unglückliche Jüngling den Sarg erblickte, in dem sie lag, und nun sich überzeugte, daß er sie auf Lebenslang verloren habe, riß er sich von seinen Begleitern los, schwang sich auf den Sattel, drückte seinem treuen Pferde die Sporen in die Seite und verschwand. Man hörte nie wieder von ihm.

In dieser Skizze haben wir verschiedene Umstände und Beschreibungen übergehen müssen, die der Erzählung des Herrn d'Azeglio großen Reiz geben und sowohl das Genie des Schriftstellers als seine stilistische Kunst, mit der er die an Begebenheiten so reiche Erzählung bis zum Schlusse gehandhabt, in das hellste Licht setzen. Um jedoch das Bild dieser tragischen Geschichte zu vollenden, wollen wir noch kürzlich etwas über Don Michele und über die Rolle hinzufügen, die ihm der treffliche Autor in seinem Buche übertragen hat.

Die Historiker gedenken eines gewissen Don Micheletto, dessen sich Borgia bei seinen lasterhaftesten Anschlägen als Werkzeug bediente. Nach D'Azeglio hatte dieser schurkische Diener eines noch schurkischeren Herrn eine hübsche Frau gehabt, die sein eigener Bruder ihm entführte. Nachdem er vergebens gestrebt, diesen Schimpf zu rächen, schien es, als ob sein Zorn sich besänftigen wollte. Im Jubeljahr 1500 that er sogar öffentlich Buße und nahm die Kutte eines Barfüßler-Mönchs. An dem Tage, wo er seine erste Messe las, stand er (wie gebräuchlich) in der Sakristei, im Meßgewande und empfing seine Verwandten und Freunde, von denen Einer nach dem Anderen kam, ihn zu umarmen und ihm die Hand zu küssen. Bei dieser feierlichen Gelegenheit entschloß sich endlich auch sein Bruder, dem die ganze Verwandtschaft mit ihren Bitten zusetzte, vor ihm zu erscheinen. Don Michele hatte den gegen ihn genährten Haß schon so lange bereut, daß Alle sich einbildeten, es käme zu einer aufrichtigen Versöhnung. Als aber der reuige Sünder herantrat, ihn zu umhalsen, stieß ihm der falsche Priester einen kleinen Dolch ins Herz, entfloh und ließ ihn entseelt am Boden liegen. Zum Tode verurtheilt, flüchtete er aus einem Land in das andere, bis ihn der Herzog Borgia zu Rom in seinen Schutz nahm. Dieser ruchlose Gebieter hätte in der ganzen Welt keinen verwegeneren, gewandteren und verschwiegeneren Schergen finden können: so wie dieser nicht leicht einen Patron finden konnte, der sein Talent zu schlechten Streichen besser zu schätzen wußte. Und dennoch darf man annehmen, daß Keiner von Beiden in der Gesellschaft des Anderen sich behaglich gefühlt hätte, wenn der Herzog schon beim ersten Zusammentreffen mit Don Michele's Charakter ganz vertraut gewesen wäre. — Als Borgia Bischof von Pamplona war, hatte er der Frau des Don Michele in Pisa den Hof gemacht. Um aber unentdeckt zu bleiben, erwürgte das Scheusal ihre kleine siebenjährige Tochter vor den Augen der Mutter. Die Frau, deren Liebe jetzt in Haß überging, brütete von der Zeit an über einer furchtbaren Rache, und als ihr Sohn

erwachsen war, stellte sie ihn eines Abends in Rom an die Ecke einer Straße, damit er den Wütherich ermordete. Aber der Stoß fehlte seinen Mann, und dem unerfahrenen Mörder wurde die Zunge abgeschnitten. Dieser Elende, verstümmelt, ohne Kenntniß von Gott, von den Gesetzen und von sich selbst, ward später, unter dem Namen Pietraccio bekannt, das Haupt einer Mörderbande und übte mit diesen, in Gesellschaft seiner Mutter, Frevel und Gewaltthätigkeiten aller Art. Zu der Zeit, als die in Azeglio's Buche erzählte Begebenheit vor sich ging, befand sich Pietraccio in Barletta, wo er dem Stadtrichter die Kehle abschnitt und in einen Thurm desselben Klosters, wo Ginevra Zuflucht fand, gesteckt wurde. Seine lasterhafte Mutter hatte, indem sie den Häschern Widerstand leistete, eine schwere Wunde bekommen, an der sie bald nachher im Gefängniß starb; ehe sie aber den Geist aufgab, erzählte sie ihrem Sohne die ganze scheußliche Geschichte und verlangte von ihm, daß er wenigstens mit einem Kopfnicken beschwören möchte, seinen Fehler, wenn es anginge, wieder gut zu machen, jetzt wo er im Morden die Meisterschaft erlangt hätte. „Und hast Du ihm", fügte sie hinzu, „das Herz durchbohrt, so sag ihm: „„Bewahre diese Kette... meine Mutter stellt sie Dir zurück.""" — Von allem dem wußte Don Michele nichts, als er in Borgia's Dienste trat; aber das Schicksal fügte es so, daß er Zeuge von dem verzweifelten Hintritt seines Weibes seyn und aus ihrem Munde einen Theil der Gräuel seines Herren, die ihn nahe genug angingen, hören mußte. Wie sehr auch die Namen Weib, Kind und Ehre für Michele ein leerer Schall seyn mochten, so ist es doch wahrscheinlich, daß er von jetzt an wünschte, Pietraccio möchte die Aufträge seiner Mutter ins Werk setzen. Allein die Hoffnung auf künftige Vortheile und das Schrecken, welches Borgia auch den Kühnsten einflößte, mochten ihn davon abhalten, daß er selbst eine Rache übernahm, die ihm an jenem Orte und unter solchen Umständen so leicht gelungen wäre. Wer hatte den Herzog retten können, wenn Michele, sein Schweigen brechend, den Ort seines Aufenthalts entdeckte? Statt dessen begnügte er sich damit, Pietraccio einen Dolch einzuhändigen. Der Letztere, aus seinem Kerker erlöst und durch Ginevras mitleidige Fürsorge in einer Holzkammer geborgen, hört in jenem Schlupfwinkel von dem Anschlag, seine Wohlthäterin zu entführen, hört, daß Borgia in Barletta ist, und schickt sich an, dorthin zu gehen, um Hektor davon zu benachrichtigen und, wo möglich den grausamen Befehl seiner Mutter zu vollziehen. Der letztere Plan scheiterte, weil Borgia sich in seine Zimmer verschlossen hatte; dagegen fand er Mittel, den Fieramosca von der Gefahr zu unterrichten, in der seine Geliebte schwebte. Ohne einen Augenblick zu zögern, entfernte sich Hektor aus dem Saale, wo man Elviren's Ankunft feierte, und ließ seinen Mantel zurück, den nachher Fanfulla zu Ginevra's größtem Unglück sich selbst überwarf. Pietraccio begleitete den Fieramosca mit einigen Anderen nach St. Ursula, wo er, wie er hoffte, dem Herzog zu Leibe gehen konnte. Wir haben schon gesehen, wie und warum Ginevra zu dieser Stunde das Kloster verließ. Die Spießgesellen Borgia's irrten sich in der Person und raubten ihre Gefährtin, eine gewisse Zoraide, die sie bereits in ihre eigene Barke geschleppt hatten. Pietraccio war einer von den Ersten, die hineinsprangen, stürzte aber, von einem Ruderschlag an den Kopf getroffen, besinnungslos zu Boden; die Donna, die man für Ginevra hielt, ward ihren Räubern entrissen, welche, den Pietraccio mit sich nehmend, in dem Augenblick vor Barletta ankamen, als Borgia allem dem, was es im Himmel und auf Erden Heiliges giebt, zum Hohne, Ginevra's reine Tugend schändete. Nach kurzem Verweilen segelten Borgia, Michele und Pietraccio der Romagna zu. Pietraccio merkt, daß er jetzt den Mann vor sich hat, den er in Barletta und St. Ursula vergebens gesucht, und da er zum Unglück ohne Waffen ist, will er ihn mit Zähnen oder Nägeln zerfleischen. Allein der zur Gegenwehr fertige Herzog stößt ihm einen Dolch in die Brust. Ehe noch der Leichnam ins Meer geworfen war, erzählte Don Michele, der vielleicht einen ganz anderen Ausgang gehofft hatte, seinem Gebieter, wo er diesen Jüngling zuerst gefunden, suchte die Kette hervor und zeigte sie ihm. Es schien, als ob bei diesem Anblick eine ganze Wucht von Gedanken, eine ungewohnte Gewissenspein den stolzen Sinn des Borgia niederdrückte, welcher sich schweigend niedersetzte und mit gebrochener Stimme von Neuem befahl, man solle den Leichnam ins Meer werfen.

Wie konnte jemals ein Mensch, der unter so vielen Schandthaten auferzogen war, beim Anblick dieser Kette bestürzt werden? Warum sollte der einzige Pietraccio einen Mann außer Fassung gebracht haben, der einst seinen eigenen Bruder mit solcher Gefühllosigkeit in die Tiber warf? Wer war dieser Pietraccio? Vielleicht gar der Sohn dessen, der ihn erdolchte? Das verführte Weib Michele's konnte dem Pietraccio diesen Theil ihrer gräßlichen Geschichte nicht erzählen, und daher mag jeder Leser dieses Problem so gut lösen, als ihm möglich ist.

Noch einige andere Fragen sind von Vielen aufgeworfen worden; zum Beispiel: Ob alle die Gräuelthaten wahr seyen, welche Herr d'Azeglio seinen Lesern vor die Augen führt? Ob die von ihm auf den Schauplatz gestellten Personen auch wirklich der Verbrechen und Gottlosigkeiten fähig waren, die er ihnen zuschreibt? Ob diese Schilderung einer rettungslos unglücklichen Tugend und eines glücklichen triumphirenden Lasters nicht zu unerquicklich sey? Auf die ersten Fragen glauben wir antworten zu können, daß der Verf. sich gewissenhaft an die Geschichte gehalten oder wenigstens Umstände erdacht hat, die in jenem Zeitalter und unter jenen Menschen, die er zu schildern unternahm, möglicher Weise sich ereignen konnten. Was die letzte Frage betrifft, so weiß Schreiber dieses Artikels sehr wohl, daß man ein gleiches Ziel auf verschiedenen Wegen erreichen kann, und daß wir unter gewissen Umständen leicht Gefahr laufen, das Ziel zu verfehlen, wenn wir den sanfteren Pfad einschlagen; nichts desto weniger glaubt er sagen zu können, daß unsere Romanen-Dichter vielleicht auf ganze Nationen anwenden sollten, was Plutarch in Beziehung auf die Individuen anräth, nämlich, daß man tugendhafte und nachahmungswürdige Eigenschaften sorgfältig ausmale, der Laster und Gebrechen aber mit einer gewissen schamhaften Zurückhaltung gedenke, gleichsam aus Achtung vor der menschlichen Natur, die kein vollkommen gutes Wesen hervorzubringen vermag.

(Biblioteca Italiana.)

Bibliographie.

Opuscoli etc. (Mathematische und physikalische Abhandlungen von verschiedenen Verfassern.) 1stes, 2tes und 3tes Heft. Mailand, bei P. E. Giusti. Der Pr. von 4 Heften ist 18 Lire Oesterr.

Repertorio legale intorno ai diritti reali e ad alcuni atti di processura. (Gesetzliches Repertorium, betreffend die wirklichen Rechte und einige Prozeß-Akte.) Von dem Advokaten J. B. Pagani. Erster Band. Brescia.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaftlicher Verein in Caen. Ein neuer Beweis für die Belebung der Provinzen und die Decentralisirung Frankreichs liegt in dem „wissenschaftlichen Verein" zu Caen vor, der am 20sten Julius eröffnet werden und fünf Tage dauern sollte. Die Sectionen sind folgendermaßen abgetheilt. 1) Mineralogie und Geologie (der Secretair hat sich nicht genannt). 2) Physik, Chemie, Landwirthschaft u. s. w. Secretair: Hr. Girardin, Prof. der Chemie in Rouen. 3) Schöne Künste, Literatur und Philologie. Secretair: Hr. Aug. le Prevost aus Rouen. 4) Archäologie und Geschichte. Secretair: Hr. M. A. de Caumont. 5) Allgemeine Naturgeschichte. Secretair: Hr. Eudes Deslongchamps. 6) Medizinische Wissenschaften. Secretair: Hr. de Lafosse. Die Veranstalter des wissenschaftlichen Vereins in Caen verhehlen in ihrem Rundschreiben durchaus nicht, daß die Vereine der Naturforscher und Aerzte Deutschlands die erste Idee zu einer ähnlichen, aber umfassenderen Versammlung in ihnen angeregt haben, und weisen auf die Erfolge jener wissenschaftlichen Kongresse in Berlin, Wien, Hamburg und Heidelberg hin. Hierüber bemerkt die Europe littéraire: „Es war natürlich, daß Deutschland den ersten Anstoß gab, da es durch sein vorzugsweise theoretisches Genie und die große Anzahl seiner Universitäten an die Spitze der wissenschaftlichen Bewegung der Europäischen Gesellschaft gestellt ist. — Gleichwohl müssen wir gestehen, daß diese Deutschen Vereine bisher keine bedeutende Resultate gehabt haben; es sey denn, daß sie durch das Band geselllschaftlicher Verhältnisse Männer einander genähert haben, die sich schon längst durch ihre Schriften kannten. Man vereinigte sich, um vereinzelte Abhandlungen vorzulesen, man ging aus einander, ohne etwas beschlossen zu haben. Man hat fraternisirt und sich erlustigt, aber von allgemeinen Betrachtungen über die gegenwärtigen Bedürfnisse der Wissenschaft und ihre Zukunft, von Würdigung unbekannter Arbeiten und Berichtigung voreiliger Urtheile der Kritik war gar nicht die Rede. Das ist es, was wir von dem gesellschaftlichen Geist Frankreichs erwarten, sobald es nur erst in die Richtung eingegangen seyn wird, die ihm das spekulative Deutschland gegeben hat." Das ist es eben, möchten wir erwiedern, wovon der gesunde Geist Deutscher Wissenschaftlichkeit sich fern hält. Solche apriorische Veranstaltungen für den Fortschritt der Wissenschaft locken die ehrlichen Forscher in ein Gebiet der Phantome und fördern nichts. Wo ist die Versammlung von Gelehrten, die sich stark genug fühlte, um, wie die Kirchenversammlungen der Kirche, der ewig freien Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens vorzuschreiben? Sie schafft sich aus eigener Machtvollkommenheit die Männer und die Institutionen, die ihr helfen, die Geburten, mit denen sie schwanger geht, zur Welt zu bringen. Redliches Zusammenwirken isolirter Kräfte, Ergänzen des einen durch den anderen, und Anregung neuer Ideen, dies ist der Zweck wissenschaftlicher Vereine. Wenn auch nicht greifbar und zählbar, so sind die Resultate derselben nicht minder wirksam. Die Erweckung, die der Einzelne mit nach Hause nimmt, um einen lange gehegten Plan zur Reife zu bringen — ist sie nicht schon Gewinns genug? Aber wer mag solche stille Nachwirkung berechnen? In diesem Sinne wäre es gewiß höchst wünschenswerth, wenn auch in Deutschland sich die Pfleger anderer als der ärztlichen und Naturwissenschaften zu ähnlichen Vereinen zusammenthäten. Es kommt nur auf den gewichtigen Aufruf eines vollgültigen Mannes an.

— Gärten in Kanada. Die niederen Klassen der Französischen Bewohner von Kanada sind große Liebhaber von Blumen, besonders die in den Städten wohnen, und wissen sie im Winter, vermöge der großen Stubenhitze, sehr gut zu erhalten. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, in den Vorstädten von Montreal ganze Reihen von Franzosen bewohnter Häuser zu sehen, deren Fenster mit blühenden Rosen, Nelken und Pelargonium besetzt sind. Der kleine Garten am Hause, in welchem sie ihr Gemüse ziehen, prangt im Sommer immer mit einigen Blumen und wohlriechenden Stauden. Der Fliederbaum und einige Blumen-Rabatten dürfen in keinem Garten des gemeinen Französischen Kanadiers fehlen. In letzterer Zeit haben sie auch mehr Geschmack an der Obstbaum-Zucht gewonnen. Die Gärten der vornehmen Französischen Kanadier, so wie der Englischen Einwohner, sind sehr gut erhalten, und man findet darin eine große Mannigfaltigkeit der verschiedensten Obstarten und treffliche Trauben. (Loudon's Gardiner's Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Mittwoch den 31. Juli 1833.

Frankreich.

Chronique du Juillet 1830. (Chronik des Juli 1830) Von M. L. Rozet. Paris 1833.

Zu den vielen Werken, welche es sich zum Zweck machen, Aufschlüsse über die Ereignisse des Monats Juli 1830 zu geben, gesellt sich hier ein neues, dessen Verfasser wenigstens von vorn herein aufrichtig genug ist, einzuräumen, daß er nicht allein nicht Alles, sondern gar nichts von dem, was er erzählt, aus eigenen Erlebnissen oder aus eigener Anschauung geschöpft, sondern es sich nur zum Zweck gemacht habe, aus authentischen Quellen und in einem übersichtlichen Zusammenhange die nächsten Ursachen und die Begebenheiten der Juli-Revolution zum Nutzen und Frommen künftiger Geschichtschreiber hinzustellen. Nach diesem ehrlichen Geständniß ließ sich allerdings nicht erwarten, daß der Verfasser, bei der Anzahl von Materialien, welche schon zur Geschichte jener verhängnißvollen Zeit geliefert worden sind, etwas wesentlich Neues ans Licht fördern würde, und diese Erwartung ist auch in Bezug auf die eigentlichen Juli-Ereignisse nicht getäuscht worden. Dagegen finden sich in dem zweiten Theile des oben angezeigten Werkes über die Reise Karls X. von Cherbourg aus einige Details, die nicht allein den Reiz der Neuheit haben, sondern auch als ein besonderer Akt jenes geschichtlichen Dramas von nicht untergeordnetem Interesse seyn dürften. Der Verfasser hat Karl X. mit seiner Familie und seiner Begleitung bis nach Cherbourg gelangen lassen und erzählt dann die darauf folgenden Ereignisse in nachstehender Weise.

„Zu derselben Zeit, als die provisorische Regierung Kommissarien nach Rambouillet schickte, um Karl X. zu veranlassen, sich so bald als möglich aus Frankreich zu entfernen, mußte sie auch für die Mittel sorgen, ihn zur See in ein fremdes Land zu befördern. Man konnte eine solche Mission nur einem See-Offizier anvertrauen, der der neuen Ordnung der Dinge ergeben war. Dies hatte seine Schwierigkeiten, da noch keiner seine Zustimmung eingesandt hatte und im See-Ministerium sich Niemand befand, der über das Personal Aufschluß geben konnte."

„Der Schiffs-Capitain Dumont von Urville, der die wissenschaftliche Expedition des „Astrolabe" kommandirt hatte, befand sich zur Zeit der Juli-Revolution in Paris, wo er mit der Herausgabe eines Werkes über seine Reise beschäftigt war. Die drei Tage unterbrachen ihn in dieser Arbeit; er nahm thätigen Antheil an der Revolution, und da er sah, daß man nach dem Siege gar keine Befehle für die Marine ertheilte, und daß dieses Ministerium ganz vernachlässigt wurde, so begab er sich am 2ten August nach dem Palais-Royal, um dem Herzoge von Orleans seine Dienste anzubieten. Er wurde zwar nicht bei dem Herzoge vorgelassen, aber zwei Stunden darauf ließ man ihm sagen, daß er dazu bestimmt sey, die Königliche Familie bei ihrer Abfahrt von der Französischen Küste zu begleiten; man forderte ihn auf, augenblicklich nach Havre abzureisen und daselbst zwei Transport-Schiffe zu miethen. „„Es ist wahrscheinlich"", fügte man hinzu, „„daß Sie sich nach Neapel begeben werden."" — Dies war der ganze Inhalt seiner ersten Instructionen. Er nahm Postpferde und kam am 4ten um 6 Uhr Morgens in Havre an. Da man ihm die größte Eile empfohlen hatte, so miethete er sogleich in Uebereinstimmung mit dem Marine-Kommissarius zwei schöne Amerikanische Paketböte, den „Great-Britain", Capitain Fiench, und den „Charles-Caroll", Capitain Clarke. Am 5ten reiste Hr. von Urville auf dem „Charles-Caroll" ab und kam am 7ten in Cherbourg an."

„Er fand daselbst die Instruction vor, die Königliche Familie hinzuführen, wohin sie wolle, ausgenommen nach den Niederlanden und nach den Inseln Jersey und Guernsey. Im Fall Karl X. sich bei der Abfahrt weigern sollte, einen Hafen zu bestimmen, wo er landen wolle, so erhielt Herr von Urville die Anweisung, ihn nach Portsmouth zu führen und dort zu landen."

„Karl X. wurde am 13ten in Cherbourg erwartet; da er aber sehr langsam reiste, so kam er erst am 16ten an. Der Capitain von Urville benutzte diese Zeit, um seine Schiffe zu verproviantiren und die nöthigen Anordnungen zur Bequemlichkeit seiner Königlichen Passagiere zu treffen. Er bemerkte bald, daß keiner von den Hafenbeamten es sich angelegen seyn ließ, ihn bei dieser rein politischen Expedition zu unterstützen. Er bat daher den See-Minister, ihm Hrn. Lattin zu senden, der seit 15 Jahren mit ihm zur See gewesen war; man ließ diesen sogleich nach Cherbourg abreisen. Schon im Jahre 1814 hatten Hr. von Urville und Hr. Lattin zum Generalstabe des Schiffes „die Stadt Marseille" gehört, auf welchem der Herzog von Orleans sich in Toulon einschiffte, um seine Familie von Palermo zu holen."

„Es wurde festgesetzt, daß der König und die Königliche Familie mit 20 Personen ihres Gefolges den „Great-Britain" und der übrige Theil des Gefolges den „Charles-Caroll" besteigen sollte. Zwei Französische Kriegsschiffe sollten die Amerikanischen Fahrzeuge begleiten; es wurden dazu die „Seine" von 26 Kanonen und der „Rodeur" von 6 Kanonen ausersehen. — Es wurde ferner festgesetzt, daß der Capitain von Urville sich mit dem Könige auf dem „Great-Britain" einschiffen und die ganze Eskadrille kommandiren sollte. Die Bestimmung der beiden Kriegsschiffe war es, die Schiffe Karls X. in Respekt zu halten und sie zu verhindern, nach einem der verbotenen Orte zu segeln."

„Karl X. kam an, und der in den Instructionen vorausgesehene Fall trat wirklich ein. Der König schien nämlich nicht geneigt, den Ort der Landung bestimmen zu wollen, und der Capitain erfuhr von den Personen des Gefolges, daß Karl X. in Spithead anzulegen beabsichtige, um dort erst definitiv den Landungsort zu bestimmen. Hr. von Urville erklärte darauf den Kommissarien, daß er seine Instructionen, falls sie dieselben nicht modifiziren könnten, wörtlich ausführen und unverzüglich nach Frankreich zurückkehren müsse, sobald Karl X. in Spithead das Land betreten habe. Die Kommissarien ermächtigten ihn darauf, die Rhede von Spithead als einen Ruhepunkt zu betrachten, wo Karl X. noch immer die Wahl seiner definitiven Bestimmung haben solle."

„Der König hatte erklärt, daß, wenn sich am Bord des Schiffes eine einzige dreifarbige Kokarde sehen ließe, er dasselbe nicht gutwillig besteigen würde. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, zogen der Capitain von Urville und die kleine Anzahl Französischer Offiziere und Matrosen, welche sich am Bord des Schiffes befanden, bürgerliche Kleidung an."

„Am 16ten um 2 Uhr Mittags kam der König, welcher durch Cherbourg gefahren war, ohne sich aufzuhalten, auf dem Quai an, wo die beiden zur Abfahrt fertigen Schiffe lagen. Der Hafen war mit Schiffen angefüllt, die die dreifarbige Flagge aufgezogen hatten. Die Quais, die Wälle, die benachbarten Gebäude waren mit einer ungeheuren Menschenmenge bedeckt, welche ohne Zweifel von den verschiedenartigsten Gesinnungen beseelt, aber ruhig und still war. Das allgemeine Gefühl war eine Art von Neugierde für ein ungewöhnliches Schauspiel. Hinsichtlich des Ereignisses an und für sich fühlte man, daß darin nicht die Revolution läge, sondern daß dieselbe durch die Abdankung des Königs und durch die Installirung einer neuen Regierung schon vollkommen beendigt worden sey. Der vom Throne herabgestiegene König konnte nicht in Frankreich bleiben; seine Abreise erschien daher als eine ganz einfache und natürliche Sache. Die Kommissoren befanden sich auf dem Quai, um der Einschiffung beizuwohnen und ein Protokoll darüber aufzunehmen."

„Bei der Abreise von Valognes an demselben Morgen hatten der König und der Dauphin ihre Uniformen und alle Insignien ihres Ranges abgelegt. Der König trug einen blauen Rock ohne Orden, blaue Beinkleider und einen grauen Hut. Trotz seiner Niedergeschlagenheit sah er sehr wohl aus; in seinem ganzen Wesen lag ein edler Anstand, und selbst die vernachlässigte Kleidung trug dazu bei, die Zierlichkeit und den Adel seiner Manieren hervortreten zu lassen."

„Die Wagenthür öffnete sich; der Baron von Damas stieg schnell aus, nahm den Herzog von Bordeaux in seine Arme, und ihn fest an sich drückend, trug er ihn mit solcher Eile nach dem Schiffe, daß einer der Kommissarien nicht unterlassen konnte, ihm zu sagen: „„Seyn Sie unbesorgt, mein Herr, es wird dem Prinzen nichts geschehen."" Einige Personen umgaben den Baron, bis er seinen Zögling auf das Schiff niedergesetzt hatte. — Der übrige Theil der Königlichen Familie stieg hierauf aus dem Wagen und begab sich an Bord des „Great-Britain." Der König und der Dauphin schienen im tiefsten Innern erschüttert; Thränen standen ihnen in den Augen. Die Personen ihres Gefolges waren niedergeschlagen, die Dienstboten weinten. Einige Royalisten warfen aus der Ferne leidenschaftlich theilnehmende Blicke auf die unglückliche Familie. Die Gesichtszüge des Herzogs von Ragusa waren ganz verstört und trugen noch die Spuren der inneren Kämpfe, welche er in jenen unseligen Tagen zu bestehen gehabt hatte. Er sagte lebhaft zu den Kommissarien, als er Abschied von ihnen nahm: „„Ich danke Ihnen; Sie haben meine letzten Augenblicke auf Französischem Boden erträglich gemacht.""

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La Grande Bretagne en 1833. (Großbritannien im Jahre 1833.) Vom Baron von Haussez, Minister der Marine unter Karl X. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Lettres, écrites d'Égypte et de Nubie (Briefe aus Aegypten und Nubien, in den Jahren 1828 und 1829 geschrieben.) Von Champollion dem Jüngeren. Vollständige Sammlung, nebst drei bisher ungedruckten Abhandlungen. Mit Kupfern. Pr. 8 Fr.

Nord-Amerika.

Amerikanische Wälder und Baumpflanzungen.

(Schluß.)

Wir wollen nicht länger bei einzelnen Umständen verweilen, die wohl vielen unserer Leser bereits bekannt sind; doch glauben wir, die Menschen eher zu bewegen, etwas für sich selbst zu thun, wenn wir ihnen zeigen, mit welcher Freigebigkeit die Natur für sie gesorgt hat. Dieses erscheint besonders in der Art, wie der Saame des Baumes sein Lebens-Prinzip bewahrt und der Fäulniß widersteht. Man kann ihn so weit führen und so lange aufbewahren, als man will. Dies gilt nicht allein von dem Saamen der Bäume, denn der schwächeren Pflanzen ist ebenfalls in dieser Hinsicht ganz für den Gebrauch des Menschen eingerichtet. Wird er zu tief in den Boden gelegt, als daß die Hitze darauf einwirken könnte, so keimt er nicht, und wird er dann nach vielen Jahren zufällig der Oberfläche des Erdreichs näher gebracht, so schießt er auf und wächst lustig empor. Dies hat man oft in Gärten bemerkt, wo lange verlorene Pflanzen auf diese Weise wieder zum Vorschein kamen und Felder, die in einem halben Jahrhundert nicht besäet waren, sich mit einem Male mit Grün bedeckten, nachdem man sie tiefer als gewöhnlich aufgepflügt hatte. Weizen, bei Aegyptischen Mumien gefunden, soll aufgekommen und gehörig gewachsen seyn, als man ihn säete, und selbst Zwiebelsaamen, der mehr wie eine Knolle als wie Saamen aussieht, wuchs schnell in die Höhe, nachdem er länger als zweitausend Jahre gelegen hatte. Auf diese Weise läßt sich ohne Zweifel die so unbegreiflich scheinende Thatsache erklären, daß in Waldungen, die durch das bei uns so gewöhnliche summarische Verfahren ausgerodet worden, eine ganz andere Pflanzung zum Vorschein kam. Der Saamen muß unter der Erde verborgen gelegen haben, eine wohlthätige Vorsorge der Natur, um den Platz mit Grün zu bedecken, sobald der Mensch ihn davon entblößt hat. Diese liebevolle Sorge zeigt die Natur auch in der geographischen Vertheilung der Bäume. Wir haben bereits von dem beschwingten Saamen gesprochen, den die Platanen oder eigentlich fast alle Waldbäume besitzen. So wie er sich erhebt, faßt ihn der Wind und trägt ihn nach allen Richtungen hin. Vögel streuen ebenfalls manchen Saamen aus, den die Luft nicht fortführen könnte; sie verschlucken die Beeren und geben die Saamenkörner unversehrt wieder von sich. Ihr Flug erstreckt sich so weit und ist so schnell, daß man oft junge Trauben in dem Kropf der Tauben fand, die man hier zu der Zeit fing, wo unser Wein kaum in der Blüthe steht. Man sieht oft Bäume wachsen, wo keines Menschen Hand sie hinpflanzen konnte; diese sind gewöhnlich durch Vögel gepflanzt worden. Tavernier bemerkt, daß Vögel in entfernten Inseln die reife Muskatennuß verschlucken und sie unverdaut wieder von sich geben, und daß sie dann zu einem herrlichen Baum empor schießt. Alle Thiere tragen ihren Theil zu diesem großen Werke der Natur bei. Die Indianer glauben, daß das Eichhörnchen in müßigen Stunden Nüsse zum Nutzen der Menschen pflanzt. Auch Mäuse fördern dieses menschenfreundliche Werk. Wäre es nun nicht eine Schande für die Menschen, wenn sie nichts für sich selbst thun sollten, da die ganze belebte und unbelebte Natur für sie arbeitet?

Nach dem Bericht der Geologen scheint es, als wenn wir einen großen Theil unseres jetzigen Brennmaterials dem Pflanzenreiche verdankten. In den Schottischen und Irländischen Torfmooren findet man sehr häufig Ueberbleibsel großer Bäume. Sie müssen ursprünglich vor Alter umgefallen seyn, und indem sie so den Strom abdämmten, den Boden zur Vegetation untauglich gemacht haben, so daß ganze Waldungen umfielen und nach und nach mit vegetabilischen Stoffen bedeckt wurden. Als man die Niederungen von Hatfield austrocknete, fand man eine große Anzahl Bäume jeder Art unter der Erde, welche wahrscheinlich von den Römern umgehauen wurden, um die Einwohner, die sich darunter bargen, zu vertreiben. In den Schottischen Torfmooren findet man Fichten, die seit vielen Menschenaltern vergraben liegen, und, in ihr eigenes Harz einbalsamirt, sich ganz unversehrt erhielten. Aehnliche Ueberbleibsel fand man in verschiedenen Theilen Englands. In mehreren dieser Moore kann man die Spuren successiver Bildung von Schichten sehen. In der unteren Schichte findet man die Eiche, und in Schottland, wo heutiges Tages die Eiche zwergartig bleibt oder gar nicht fortkommt, findet man unter der Erde deren von der größten Art. Ein solches Torflager soll der Kohle wenig nachgeben. In der zweiten Schichte findet man schon eine weit größere Verschiedenheit von Hölzern. Die Birke und die Haselstaude sind vorherrschend. Wo es eine dritte Schichte giebt, besteht das meiste Holz aus Erlen. Obgleich der Torf in diesen Gegenden wenig geschätzt wird, wo andere Heizungsmaterialien im Ueberfluß vorhanden sind, so giebt es doch Länder, in welchen er ein sehr wichtiger Artikel ist, und wir finden, wie bereits oben angedeutet, daß in Gegenden, wo die Wälder verheert wurden, so daß sie fast ganz ausgegangen sind, und wo die Einführung der Kohlen sehr kostspielig, wo nicht gar unmöglich seyn würde, die Vorsehung diese Trümmer alter Wälder gleichsam als einen vergrabenen Schatz aufbewahrt hat, den Menschen zugänglich genug, um seinem Bedürfnisse abzuhelfen, aber seiner zerstörenden Hand unerreichbar, und so scheint es, daß ein großer Theil der Menschen jetzt die Ueberbleibsel einer früheren Vegetation benutzt, welche die Natur mit unverdienter Freigebigkeit ihm aufbewahrte.

Wir sagen unverdient, denn die Menschen verfahren in dieser Hinsicht mit unverantwortlicher Nachlässigkeit. Daß die ersten Ansiedler einer waldigen Region die Wälder so schnell wie möglich zu lichten suchen, ist natürlich; aber lange nachher, wenn der Boden längst gewonnen ist, noch mit Axt und Feuer das Zerstörungswerk fortzusetzen, ist mit der gesunden Vernunft unvereinbar. Die westlichen Jäger, die im Stande sind, einen Büffel zu tödten, bloß um seine Zunge zu haben, verfahren nicht schonungsloser, als die Kanadischen „Herumstreicher." Eine Partei, die einen solchen Streifzug unternimmt, versieht sich mit Aexten, Lebensmitteln und Vieh (Cattle) und begiebt sich nun nach dem Platze, den sie zu ihrer Niederlassung ausersehen hat, natürlich immer ein solcher, wo das Fichtenholz am häufigsten ist. Hier schlagen sie ihr Blockhaus auf die gewöhnliche flüchtige Art zusammen, mit einem Loche im Dache statt des Kamins. Fichtenzweige dienen ihnen zum Bett, auf dem sie, mit den Füßen gegen das Feuer gekehrt, schlafen. Derjenige, der den Koch macht, besorgt vor Tagesanbruch das Frühstück, wenn man dieses Mahl so nennen kann, welches sie nie genießen, ohne vorher der Flasche zugesprochen zu haben. Nach dem Frühstück zerstreuen sie sich in den Wald; einige fällen die Bäume, andere behauen sie, und wieder andere schaffen sie ans Wasser. So beschäftigen sie sich, bis der geschmolzene Winterschnee die Ströme anschwellt, dann verwandeln sie ihr Blockhaus in Flöße und bleiben nun so lange auf dem Wasser, bis sie einen Widerwillen dagegen für ihre ganze Lebenszeit bekammen. Dieser ist jedoch nicht von langer Dauer, denn ihr Gewerbe ist ihnen eben so verderblich als den Bäumen, die sie umhauen. Diese Streifpartieen zerstören die besten nördlichen Wälder, doch richten sie bei aller ihrer Nachlässigkeit nicht halb so viel Schaden an, als die Ausroder durch Feuer; denn sie stecken den Wald ohne alle Rücksicht in Brand, bloß zu dem Zwecke, einige Morgen auszuroden, und bedenken nicht, daß das Feuer sich auch wohl weiter verbreiten könnte, und so entsteht oft ein Brand, den keine Fluth löschen kann, und der Anwachs von Jahrtausenden wird in einem Tage zum rauchenden Aschenhaufen.

Die Zeit muß kommen, wo unsere Wälder den Anforderungen, die man an sie macht, nicht länger genügen können, wenn man nicht diesem vernachlässigten Gegenstande einige Aufmerksamkeit widmet. Manche andere Länder, welche schon diesen Mangel zu fühlen begannen, waren mit einem Ernst auf Abhülfe bedacht, der vielen unserer Landsleute unbegreiflich scheinen wird. Die Deutschen haben Forstschulen angelegt, in denen Alles gelehrt wird, was zu dieser Art von Pflanzung und zur Behandlung und Schonung der Wälder gehört. Dieses System wäre jetzt bei uns nicht anwendbar, wenigstens nicht nach gleichem Maaßstabe, denn der Deutsche, gründlich in Allem, zieht eine Menge Kenntnisse in den Kreis der Forstwissenschaft, indem diese nicht allein das umfaßt, was unumgänglich nothwendig ist, sondern Alles, was dem Forstmann in seinem Fache nützen kann, während bei uns die Eigenschaft eines guten Holzfällers Alles wäre, was man für nöthig hielte.

Das Geschäft, Bäume zu ziehen und die abgehauenen durch neue zu ersetzen, kann nicht der Natur allein überlassen bleiben; denn bei aller Freigebigkeit scheint sie es oft müde zu werden, ihre Güter zu verschwenden, wo Niemand darauf achtet oder achten will. Waldbäume, so hart sie sind, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, sind in ihrer Jugend zart und erfordern viele Sorgfalt. Wird ihnen diese gewährt, so lohnen sie reichlich; im entgegengesetzten Falle giebt es Beispiele, daß ganze Waldungen ausgestorben sind und eine Wüste an der Stelle zurückblieb, wo sie gestanden hatten. Die Erde bedarf ihrer zum Schutz gegen übermäßige Hitze und Kälte, zum Bewahren der Feuchtigkeit und um gewisse Veränderungen in der Luft hervorzubringen. Wo sie umkommen, leidet daher die Erde nicht bloß durch ihren Verlust, sondern durch den Verlust aller der Vortheile, die sie jeder andern Vegetation gewähren, den Schaden für die Menschen gar nicht zu rechnen. Die jetzt so traurigen Irländischen Sümpfe waren einst mit Holz bedeckt, und dieselbe Veränderung fand in Lappland und in den nördlichen Inseln statt. In Amerika waren, nach der Sage der Indianer, mehrere weite, jetzt wüste Strecken einst mit großen Holzungen bedeckt. Schottland ist in neuerer Zeit wegen seines Mangels an Holzwuchs bekannt. Man glaubt allgemein, daß nicht bloß der Boden, sondern auch das Klima durch diesen Verlust eine wesentliche Veränderung erlitten. Wahrscheinlich entstand es aus Vernachlässigung, welche dieselben Folgen hat, als wenn man der Natur muthwillig Gewalt anthut, und wir sehen nicht ein, warum es anderen Ländern besser ergehen sollte, wenn sie nicht den Segen in Acht nehmen, der, wenn ihn die Gottheit auch ausstreut, doch der Pflege des Menschen bedarf.

Die Sylva des Herrn Browne beginnt mit einer Abhandlung über die Physiologie der Pflanzen, in welcher die merkwürdigsten Ergebnisse dieser Wissenschaft klar und mit Genauigkeit dargestellt sind. Sie hält sich natürlich innerhalb enger Gränzen, damit das Werk für den Geschmack der Menge nicht zu groß werde; doch ist sie nicht so zusammengedrängt, daß sie dadurch dunkel würde. Der Verfasser folgte größtentheils Michaux in der Beschreibung unserer Waldbäume. Wir haben diesem Ausländer viele Verpflichtungen, der zwei Mal unser Land besuchte, um seine Unternehmung auszuführen; das erste Mal aus Enthusiasmus für seine Wissenschaft, und später im öffentlichen Auftrag, indem ihn die Französische Regierung hierher sandte, um unsere Waldminen zu durchforschen. Sein Werk, obgleich prachtvoll und weitläufig ausgeführt, ist doch der Anlage nach

sehr gemeinnützig und scheint mit mehr Rücksicht auf die nützlichen Künste des Lebens als auf wissenschaftliche Eintheilung ausgearbeitet zu seyn. Es würde uns zu weit führen, alle Baumgattungen hier aufzuzählen; wir wollen uns also nur auf das Interessanteste oder nicht allgemein Bekannte beschränken.

Die Thalgründe unweit des Konnetikut-Flusses liefern einige der edelsten Arten der gewöhnlichen Ulme. Manche haben mehrere Fuß im Durchmesser und den schönsten Wuchs, den man sehen kann. Dieser Baum bietet ein schönes Beispiel von der Vorsorge der Natur dar, durch welche die Wurzel, dieser Mund der Pflanzen, reichlich mit Feuchtigkeit versehen wird. Sie dehnt sich unter der Oberfläche gerade so weit aus, als der Kreis reicht, den die herabhängenden Aeste beschreiben. Der Regen und Thau, der sich auf den Zweigen und in den Blättern sammelt, träuft hernieder, gerade auf die Stelle, wo die Wurzel ihn aufnimmt. Wir wüßten keinen Baum, der besser dazu taugte, Häuser zu beschatten oder Landstraßen und öffentliche Plätze zu zieren. Er hat ein großartiges und stattliches Ansehen, ohne düster zu seyn. Die fremde Ulme, welche in manchen Gegenden unseres Vaterlandes gezogen wird, eignet sich durch ihr tiefes und dunkles Laub mehr für Begräbnißplätze. Da die Thränenweide unseren nordischen Winter nicht aushält und daher, so schön sie ist, bei uns zu diesem Zwecke nicht benutzt werden kann, so taugt kein Baum besser dazu, die Ruhestätte der Todten zu zieren, als die ausländische Ulme.

Der Ahorn trägt am meisten zu der Pracht unserer Wälder im Spätjahre bei. Von allen Arten desselben ist der Acer saccharinum am meisten geschätzt und vielleicht der edelste Baum. Man kennt ihn unter den verschiedenen Namen des harten Stein- oder Zucker-Ahorns. In Kanada wird seit mehr als zweihundert Jahren Zucker aus dem Safte desselben bereitet und nach Frankreich gesendet. Um den Saft zu gewinnen, bohrt man den Baum, doch nicht sehr tief, an und steckt Röhren in die Löcher, durch welche der Saft in Tröge oder Eimer fließt, und zwar so reichlich, daß ein Baum von gewöhnlicher Größe beinahe 30 Gallonen giebt. Das Sieden geschieht gewöhnlich auf sehr einfache Weise, indem man weiter nichts als einen Kessel und eine Axt zum Holzhauen dazu braucht. Der Saft siedet über einem starken Feuer, und was durch die Verdampfung abgeht, wird durch Zugießen ersetzt, bis er anfängt, sich zu krystallisiren; dann wird er ausgegossen, um abzukühlen und hart zu werden. Den Syrup gewinnt man, indem man den Saft nicht so lange kochen läßt, oder auch auf gewöhnlichem Wege durch den Bodensatz, der vom Zucker zurückbleibt. Da der Saft Anfangs März zu fließen beginnt, so fällt diese Arbeit in eine Zeit, wo keine dringende Verrichtungen dadurch versäumt werden. — Wem es nur um erquickenden Schatten zu thun ist, dem wollen wir zu dem Platanus occidentalis oder Maulbeer-Feigenbaum rathen, einem Baum von außerordentlicher Größe und sehr schnellem Wachsthum. Doch keiner übertrifft in dieser Hinsicht die Robinia pseudacacia. Ihr sammetartiges grünes Laub thut dem Auge wohl, und ihr schneller Wuchs gewährt nach kurzer Zeit den ersehnten Schatten. Ein trauriger Anblick ist es aber in der That, den Zustand dieses Baumes in Neu-England zu sehen. So hart und fest das Holz auch ist, so wird es doch durch und durch von der Larve einer Motte zerfressen, so daß der Stamm zusehends abstirbt und die Aeste vom Winde abgebrochen werden. Einige Anpflanzungen sind bis jetzt verschont geblieben; doch das Uebel ist so allgemein, daß kaum eine Rettung des Baumes zu hoffen ist, besonders da bis jetzt weder praktische Erfahrung noch wissenschaftliche Forschung auch nur die Spur einer Abhülfe anzugeben wußte. Dies ist um so mehr zu bedauern, da der Baum einen leichten und dürren Boden liebt, der zu anderem Holzwuchs nicht taugt und ihn jährlich mit seinem Laube bedeckt, welches unter allen Substanzen am meisten zur Fruchtbarmachung eines Bodens beiträgt. Michaux verpflanzte den Locust nach Frankreich, wo er, von jenen Feinden ungefährdet, gut fortkommt. Beim Schiffbau und als Pfahlwerk ist er nicht zu ersetzen; denn er ist fester als die Eiche und leichter als die rothe Ceder und doch eben so dauerhaft wie beide.

Doch wir können nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen; genug wenn wir sagen, daß unsere Wälder Alles liefern, was der Anpflanzer nur wünschen kann, der durch verständige Wahl des Bodens, durch den Kontrast der verschiedenen Farbenschattirungen und Formen und durch eine sinnige Zusammenstellung der Bäume, die im Herbst ihre Farbenpracht entfalten, ohne verschwenderischen Aufwand und mühsame Anlagen, bezaubernde Wirkungen hervorbringen kann, die Herz und Auge in gleichem Grade befriedigen.

Die meisten von denen, welche hier zu Lande sich mit Anpflanzungen beschäftigen, scheinen dies mechanisch zu thun, und zu dem einzigen Zweck, um Bäume in hinlänglicher Zahl zusammenzubringen, ohne Rücksicht auf Sinn und Geschmack. Und doch ist die Kunst des Verpflanzens alt genug, um besser verstanden zu werden. Allein dies ist eines von den Dingen, die selten gut gethan werden, weil sie zu leicht zu thun sind. Es ist bekannt, daß die Griechen und Römer sehr häufig Bäume und oft ganze Pflanzungen versetzten, ohne dabei eine andere Regel zu befolgen, als die heutiges Tages bei unseren Pflanzern im Gebrauch ist, nämlich die Aeste zu beschneiden nach Verhältniß dessen, was die Wurzel verloren hat. Graf Moritz von Nassau wählte, als Gouverneur von Brasilien, eine nackte Insel zu seinem Aufenthalt, und indem er eine große Anzahl von Bäumen, wovon mehrere über 50 Jahre alt waren, dahin verpflanzte, bedeckte er sie bald mit dem schönsten Grün. Aehnliche Versuche wurden in Europa, zum Theil auf noch kühnere Weise, gemacht, indem man die Verpflanzungen mitten im Sommer vornahm. Evelyn bemerkt, daß vor seiner Zeit große mächtige Eichen verpflanzt worden seyen. Allein alle diese vermeintlichen Verbesserungen erforderten große Kosten und Arbeit und zeugten mehr von dem Reichthum der Unternehmer, als von ihrem Geschmack und ihrem Sinn für Natur.

Das bekannte Experiment des Sir Henry Stuart war der erste Versuch einer wirklichen Verbesserung. Es dünkte ihm eben so unnatürlich, die Bäume zu behauen und zu verstümmeln, ehe man sie versetzt, als wenn man einem Auswanderer Hände und Füße abhauen wollte, ehe er sein Vaterland verließ. Es muß allerdings Wurzel genug da seyn, um den Stamm und die Blätter zu ernähren, wenn sich aber die Wurzel unverstümmelt erhalten läßt, so können es auch der Stamm und die Aeste bleiben. Jenes kann geschehen, entweder indem man die Wurzel ganz ausgräbt oder im vorhergehenden Frühjahr die Enden der größeren Wurzeln abhaut; sie setzen alsdann sogleich Fasern an und geben so, bei geringerem Umfange, doch eben so viel Nahrung. Der engere Raum, den sie nun einnehmen, macht es leichter, rund herum abzugraben und sie aus der Erde zu heben, und da der Platz, der den Baum aufnehmen soll, schon vorher in Bereitschaft ist, so ist die ganze Operation in kurzer Zeit und mit geringer Mühe vollendet. Dieses Verfahren, so einfach und natürlich es scheint, war dennoch ganz neu, und der glückliche Erfolg desselben wird Manchen zur Nachahmung aufmuntern. Den Gärten des Sir Henry fehlte es eben so sehr an Holzung als an Wasser, er wußte ihnen aber beides zu verschaffen, nicht indem er der Natur entgegenwirkte, sondern indem er ihren Vorschriften folgte, denn sie strebt unaufhörlich dahin, der Unfruchtbarkeit abzuhelfen und Vegetation zu erwecken und zu fördern, und bedeckt selbst die Ruinen, die von der Zerstörungswuth des Menschen zeugen, mit ihrem freundlichen Grün.

Zum Schlusse wünschten wir noch, wir könnten etwas dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der Menschen auf die Ruhestätte der Todten zu lenken. Es ist ein peinlicher Anblick, in unseren Städten und Dörfern den Zustand gänzlichen Verfalls der Begräbnißplätze zu sehen, die wenigstens das Herz heilig halten sollte, wenn es kein religiöses Gefühl mehr thut. Wenn nicht hier und da ein Denkmal hervorblickte, würde man sie von keinem anderen nackten Felde unterscheiden können. Ein schlechter Zaun von rohem Holze ist ihr ganzer Schutz gegen Entweihung, und wenn ein Baum seinen freundlichen Schatten darüber deckt, so kann man sicher seyn, daß er von der Natur und nicht von Menschenhand gepflanzt ist. Wir haben Plätze dieser Art auf dem Lande gesehen, welche die Vorväter mit wahrhaft sinnigem Geschmack gewählt zu haben schienen. Sie lagen an den Ufern der Flüsse oder am Rande dunkler Wälder, wo Alles umher der inneren Beschauung günstig ist, welcher das Gemüth sich an solchen Plätzen hingiebt oder hingeben sollte. Allein der Zustand des Verfalls und der Verwüstung, in welchem wir sie fanden, bewies leider die Ausartung der Nachkommen, welche entweder aus Geiz oder Gefühllosigkeit sie gänzlich vernachlässigten. In Hinsicht dieses zarten und heiligen Gefühls sind uns mehrere der rohesten Völker um Jahrhunderte voraus. Sie würden nicht zugeben, daß Jugend und Schönheit und das ehrenwerthe Alter an so vernachlässigte Plätze hingeworfen würden, da man selbst einem treuen Hunde ein ehrenvolles Grab nicht versagt. Unsere immer grüne Cypresse eignet sich eben so sehr wie die orientalische zur Zierde der Begräbnißplätze, und wäre dies nicht, so haben wir noch manche andere Bäume, deren Gestalt und Laub das schwermüthige und nachdenkliche Ansehen haben, das einem solchen Platze ziemt. (North American Review.)

Bibliographie.

Atalantis (Atalantis, eine Meersage.) New-York.

History etc. (Geschichte der Stadt Plymouth.) Von James Thacher. Boston.

Address etc. (Adresse der Mäßigkeits-Gesellschaft der jungen Männer an die jungen Männer von Boston.) Boston.

Ostindien.

Das Leben der Frauen im Britischen Indien.

Die Europäerinnen, die in der heißen Zone leben, finden wenig Mittel, die Zeit zu verbringen und nicht vor Langeweile umzukommen. Die meisten Beschäftigungen, denen sie sich in England hingeben können, gehen ihnen ab, ja es wird ihnen schwer, eine Menge kleiner Bedürfnisse, deren ihr Fleiß bedarf, sich anzuschaffen. Es fehlt ihnen die Mittheilung, das Zusammenleben zu gemeinschaftlicher Arbeit, und fast überall ist die Faulheit an der Tagesordnung. Einen großen Theil des Jahres hindurch ist die kleinste Anstrengung ein Frohndienst, und die Gewohnheiten, welche man in der heißen Jahreszeit angenommen, können in den wenigen Monaten der kälteren Witterung nicht abgelegt werden. Der Punkah oder Fächer ist gleichfalls ein Feind jeder Beschäftigung; es ist nicht auszuhalten, wenn dieser große Luftkühler nicht in Bewegung gesetzt wird, und so wie er thätig ist, muß Alles, was von leichter Gattung auf dem Tische sich befindet, mit etwas Gewichtigem beschwert werden, damit es nicht davonfliege. Nimmt man die Beschwerer ab, so fliegt im Zimmer Alles durch einander, und den Aerger, den solche Widerwärtigkeiten verursachen, verbunden mit der übergroßen Hitze und dem unaufhörlichen Gesumse und den Stichen der Mustito's, kann der nicht begreifen, der es nie versucht hat, unter solchen Umständen eine Arbeit vorzunehmen. Die Frauen der verschiedenen Familien besuchen sich fast gar nicht. Obgleich nun die Unterhaltung nicht durch Nadel und Stickmuster bedingt wird, so erhebt sie sich doch nicht zu erhabeneren Gebieten, sondern bleibt bei der sogenannten Medisance stehen, wozu die Männer nicht bloß den Stoff liefern, sondern die sie auch verbreiten und umhertragen und alle Nachrich-

Ignatius eine der standhaftesten Stützen der katholischen Lehre von der Transsubstantiation zu finden. Kaum hatte er sich von der Verwunderung über diese Entdeckung erholt, als er auf ein anderes sonderbares Faktum stieß, nämlich, daß, als Ignatius den Märtyrertod erleiden mußte, die treuen Chorherren, welche ihn nach Rom begleitet hatten, die wenigen Gebeine sammelten, welche die Blutgier der Löwen übrig gelassen hatte, sie nach Antiochien zurückbrachten und in jener Stadt in einem Schrein aufbewahrten, an welchem nachher jedes Jahr die Gläubigen, zum Andenken jenes Heiligen, ihre frommen Vigilien hielten. Nicht minder wichtig war der Umstand, der in der Geschichte des Martyrerthums dieses berühmten Heiligen vorkommt: daß, während seiner Reise durch Asien nach Rom, wo er den Tod leiden sollte, er die Gemeinden ernstlich ermahnte, sich vor Ketzerei zu hüten und fest an den Ueberlieferungen der Apostel zu halten.

Diese Entdeckungen waren wunderbar, sagt unser Wanderer, der eine neue Religion aufsuchen wollte, in der That höchst wunderbar. Wer hätte das denken sollen! Dennoch, entschlossen, sein Vorhaben nicht so leicht aufzugeben, ging er von dem ersten zum zweiten Jahrhundert über, um zu sehen, was er in diesem für Aufmunterung finden möchte. Die erste Autorität, die ihm in dieser Epoche entgegentrat, war St. Justin der Märtyrer, dessen unzweideutiges Zeugniß in Hinsicht des Glaubens an die Transsubstantiation unserem Forscher keine Sylbe einzuwenden übrig ließ. „Gewohnt, wie ich es war", sagt er, „die päpstliche Jurisdiction als eine Anmaßung aus den finsteren Zeiten zu betrachten, wurde ich durch die deutlichen Beweise, die jetzt vor mir lagen, von der Reihenfolge, wodurch dieser Titel bis zu jenem „„Felsen"" hinaufgeführt und befestigt war, auf welchem die ganze Kirche gebaut ist, zu meiner Bestürzung überführt." Etwas weiterhin gerieth er an eine Stelle eines gleichzeitigen Schriftstellers, des heiligen Irenäus, der unbedenklich sagt, daß er alle Bischöfe herzählen könne, welche von den Aposteln und ihren Nachfolgern, bis auf ihn und seine Kollegen herab, eingesetzt worden wären. Auch erwähnt St. Irenäus in diesem Dokument der Römischen Kirche, als derjenigen, die jede andere als ihr Oberhaupt anerkennen müsse. In diesem Zeitalter (dem 2ten Jahrh.) ist es auch, daß unser Wanderer die unzweifelhaftesten Beweise von dem allgemeinen Vertrauen findet, welches man in mündliche Traditionen setzte. Die Wirkung dieser Nachforschungen schildert uns bei dieser Gelegenheit der Dulder selbst auf ziemlich ergötzliche Weise.

„Man wird leicht glauben, daß ich am Ende dieses langen Tagewerks mich gänzlich entmuthigt und meines Vorhabens überdrüssig fühlte. Ich hatte nun, durch die Autorität der frühesten Kämpfer des Christenthums — an denen Männer Theil nahmen, „„in deren Ohr die Predigten der Apostel noch nicht verhallt waren"" —, sechs der päpstlichen Glaubens-Artikel und Observanzen kanonisirt gefunden, und zwar: 1) die Anerkennung eines obersten Priesters; 2) die Verehrung der Reliquien; 3) Gottes Wohlgefallen an Fasten, Almosen geben &c.; 4) die Autorität der Traditionen; 5) die leibliche Gegenwart beim Abendmahl, und 6) das Messelesen. — Wer mag sich nun noch wundern, wenn ich, nach allem diesem, daran verzweifelte, mich von dem Papstthum losmachen zu können! Mit einem schweren Seufzer schlug ich meinen dicken Folianten zu, und ging mit einer Beklemmung zu Bette, als hätte ich den leibhaften Papst in mir, indem mir zu Muthe war, wie Sindbad dem Reisenden (in Tausend und eine Nacht) seyn mußte, wenn er, nachdem er, seiner Meinung nach, den kleinen alten Mann, der ihm auf dem Nacken saß, endlich abgeschüttelt hatte, dessen Schenkel auf's Neue um seinen Hals fühlte." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Commentaries. (Kommentarien über Irland.) Von W. Stanley.

England and the English. (England und die Engländer.) Von E. L. Bulwer. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Conversations (Unterhaltungen über kirchliche Politik.) Von einer Dame. Pr. 5 Sh.

Facts, not fables. (Thatsachen, nicht Fabeln.) Von C. Williams. Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Chronique de Juillet 1830. (Chronik des Juli 1830) Von M. L. Rozet. Paris 1833.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Als die ganze Königliche Familie eingeschifft war, nahm der König, auf dem Verdeck stehend, Abschied von mehreren Gardes du Corps und ihren Offizieren, welche einer nach dem anderen herantraten und ihm die Hand küßten. Die Herzogin von Berry sagte ihnen mit ihrem Sohne auf eine rührende Weise Lebewohl. Die Kommissarien gestatteten allen Personen, welche von der Königlichen Familie Abschied nehmen wollten, den Zutritt. Der König ließ bald darauf die Kommissarien selbst rufen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Die Dauphine dankte flüchtig; der Dauphin machte eine Bewegung mit dem Kopfe; die Herzogin von Berry drückte ihren Dank am lebhaftesten aus. Der König war in diesem Augenblick, wie auf der ganzen Reise, ruhig und edel. Er dankte den Kommissarien für ihre Sorgfalt mit der ganzen Artigkeit und Herzlichkeit, welche die Art der geleisteten Dienste erheischte. Er zog ein Papier aus der Tasche, welches er ihnen zustellte, und worauf ungefähr folgende mit der Unterschrift des Königs versehene Worte standen: „„Ich mache mir ein Vergnügen daraus, den Herren Kommissarien, ihrem Wunsche gemäß, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich kann ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Ehrerbietung gegen meine Person und meine Familie nur lobend gedenken.""

„Dann unterhielt sich der König lange mit ihnen über seine Privat-Angelegenheiten, über seine Diener und über seine Gläubiger. „„Sie wissen"", sagte er, „„daß ich Schulden habe. Ich hoffe, Ihre Regierung wird dieselben anerkennen. Uebrigens lasse ich genug zurück, womit sie getilgt werden können. Das Geld des Dey von Algier gehört mir durch das Recht der Eroberung; es muß zur Abtragung meiner Schulden benutzt werden." — Die Kommissarien, ehrfurchtsvoll bis zum letzten Augenblick, beschränkten sich auf die Antwort: „„Sire, das ist eine Frage, die geprüft werden wird."" — Der König hatte sich am 2. August durch Herrn von Girardin von der Regierung eine Summe von 600,000 Frcs. als Vorschuß auf die Einnahmen von seinen Privat-Domainen erbeten. Die Regierung hatte Herrn von Girardin beauftragt, diese Gelder nach Cherbourg zu bringen, und ihm zwei Beamten des Schatzes zur größeren Sicherheit mitgegeben. Die Kommissarien empfingen diese Summe in Cherbourg aus den Händen des Herrn von Girardin, stellten dieselbe sogleich zur Verfügung des Königs, und fragten ihn, welche Münzsorten er zu empfangen wünsche. Der König wünschte die Hälfte in Französischen Goldstücken und die Hälfte in Piastern. Das Geld wurde sogleich in dieser Weise an Bord des Schiffes gebracht; der König ließ es in sein Zimmer tragen und sagte zu den Kommissarien: „„Ich werde Ihnen einen Empfangschein und eine Anweisung auf meinen Geschäftsträger in Paris geben, der diese Summe zurückerstatten wird."" — „„Sire, wir haben weder einen Empfangschein noch eine Anweisung von Ihnen zu fordern."" — Der König bestand noch auf seinem Vorsatz, die Kommissarien aber weigerten sich. „„Mein Wunsch"", sagte der König, „„besteht nur darin, weder Frankreich noch irgend einer fremden Macht zur Last zu fallen."" — „„Sire"", erhielt er zur Antwort, „„Frankreich wird nicht zugeben, daß Der, welcher es beherrscht hat, dem Auslande zur Last falle.""

„Als die Kommissarien wieder an's Land gestiegen waren, fragte der König den Kommandeur, ob er der Capitain von Urville sey. „„Ja, Sire."" — „„Ich freue mich, von einem so ausgezeichneten Offizier begleitet zu werden; ich kenne Sie bereits, und ich zähle auf Sie."" — „„Sire, Ihre Wünsche, in so fern sie meinen Instructionen nicht zuwiderlaufen, werden Befehle für mich seyn."" — „„Ich will mich zuvörderst nach Spithead begeben und wünsche dicht bei Cowes vor Anker zu gehen, nicht bei St. Helena (einer kleinen Bucht vor Spithead). — „„Ich kenne die Rhede von Portsmouth nicht so genau; wenn wir dort angekommen seyn werden, so ist es die Sache des Lootsen, uns nach Cowes zu führen.""

„Der König wußte noch nicht, ob er in England bleiben oder sich wo anders hinwenden würde. Es schien, daß er in Cowes die Berichte seiner Agenten über die Stimmung der fremden Mächte abwarten und danach einen ferneren Beschluß fassen wollte."

„Die Herzogin von Berry empfing einen Brief von der Königin, worin diese ihr anzeigte, daß man eine Sicherheits-Wache nach Rosny geschickt habe. „„Sie sind sehr besorgt für unsere Lumpen"", sagte sie zu einer Person ihres Gefolges, „„und nehmen dabei meinem Kinde die Krone.""

„Um $2\frac{1}{2}$ Uhr ließ der Capitain die Brücke einziehen und gab das Zeichen zur Abfahrt. Aber das Dampfschiff, welches die beiden Amerikanischen Schiffe im Schlepptau hatte, blieb dem Kommando zum Trotz unbeweglich. Einige Royalisten bewunderten schon die Vorsehung, welche nicht erlauben wolle, daß die Königliche Familie den Französischen Boden verließe; es war indessen nur eine plötzliche Störung in der Dampfmaschine eingetreten. Der Capitain ließ sogleich die Segel einsetzen, der Wind schwellte sie an, und der „Great-Britain" segelte so rasch ab, daß er beim Vorüberfahren ein Rad des Dampfschiffes beschädigte, welches nicht Zeit genug gehabt hatte auszuweichen."

„Sobald man das Schiff des Königs sich entfernen sah, begaben sich die Kommissarien nach ihrem Hotel, um ein Protokoll aufzunehmen und der Regierung diese Nachricht anzuzeigen. Die Ober-Offiziere und alle Militairs, welche Hüte trugen, nahmen augenblicklich die weiße Kokarde ab."

„Herr von Urville hatte das Schiff auf vier Monate verproviantiren lassen, damit der König sich, wenn er wollte, ohne Aufenthalt in ein entferntes Land begeben konnte; es befanden sich auf dem Schiffe ausgesuchte Lebensmittel, Geflügel, Trüffeln, Champagner und andere feine Weine. Aber als man sich noch auf der Rhede befand und eben alle Segel beisetzte, um die offene See zu gewinnen, zeigte man dem Capitain an, daß sich kein Brod am Bord befände, und daß, um das Unglück vollständig zu machen, der Bäcker am Lande geblieben wäre. Kein Brod, schon am ersten Tage und noch auf der Rhede! Kein Brod, bei Trüffeln und Champagner! Diese traurige Nachricht verbreitete sich schnell auf dem ganzen Schiffe. Die Kinder hatten auf dem Fleck Hunger. Alles kam zu dem Capitain gestürzt und fragte, ob es wahr sey, daß man kein Brod am Bord hatte. Der Capitain war trostlos, daß er der Königlichen Familie noch im Angesicht der Französischen Küste Schiffszwieback vorsetzen mußte; er sandte ein Boot nach Cherbourg, um Brod und den Bäcker zu holen. Der „Great-Britain" lavirte, um die Rückkehr des Bootes abzuwarten, welches endlich zur allgemeinen Freude wieder eintraf und vier bis fünf 8 pfündige Brode mitbrachte."

„Als das Schiff bei dem Bassin Remis vorüberfuhr, sagte die Dauphine zu Herrn von Urville: „„Vor zwei Jahren wurde in meiner Gegenwart das Wasser hineingelassen."" Sie suchte ein Schiff mit den Augen und fragte dann den Capitain, ob das nicht „der Herzog von Bordeaux" sey. — „„Ja, Madame, aber seit gestern heißt er der „Friedland." — Sobald das Schiff sich außerhalb des

großen Hafens befand, schienen die Manöver des Schiffes und der Anblick der Rhede die Königliche Familie zu zerstreuen."

„Der König sagte Herrn von Urville noch einmal, daß er ihn bereits kenne. „„Das ist merkwürdig, Sire, denn ich habe niemals die Ehre gehabt Ihnen vorgestellt zu werden."" — „„Wie! Sind Sie mir nicht nach der Rückkehr von Ihrer großen Reise vorgestellt worden."" — „„Nein, Sire; obgleich ich kein Höfling bin, so würde ich mich doch sehr geehrt gefühlt haben, bei jener Gelegenheit ein Wort der Zufriedenheit aus dem Munde meines Monarchen vernommen zu haben. Ich gab meinen Vorgesetzten diesen Wunsch zu erkennen, aber vergebens."" — „„Das ist seltsam,"" bemerkte der König."

„Als das Kriegsschiff „die Seine" sich uns mit der dreifarbigen Flagge näherte, fragte der Dauphin den Capitain, wohin das Schiff gehe. „„Mit uns, gnädiger Herr,"" erwiederte Herr von Urville. Der Prinz meldete dies sogleich dem Könige, der aufs Verdeck kam und sagte: „„Ist es wahr, Capitain, daß jenes Schiff mit uns segelt?"" — „„Ja, Sire, die „Seine" wird uns bis zu unserer definitiven Bestimmung begleiten, und der „Rebenr" bis Spithead."" — „„Das ist sehr sonderbar; man hatte mir doch ausdrücklich versprochen, daß nur die beiden Amerikanischen Schiffe uns fortführen sollten."" — „„Es ist wahr, Sire, dies war der ursprüngliche Plan; erst gestern Abend ist mir von Paris der Befehl geworden, uns von den beiden Kriegsschiffen begleiten zu lassen."

„Der König ließ für den Augenblick den Gegenstand fallen; aber die Gegenwart der Kriegsschiffe mißfiel ihm und der ganzen Familie im höchsten Grade. Er schien unruhig; er fürchtete vielleicht, daß man ihn und die Seinigen deportiren wolle, oder noch etwas Schlimmeres. Indessen bezeigte er kein Mißtrauen gegen Herrn von Urville und änderte nichts an seinem Benehmen gegen denselben. Es war aber leicht zu bemerken, daß diese Eskorte ihn sehr besorgt machte, und er suchte zu erfahren, was dieselbe für Instructionen habe; der Capitain wich aber den in dieser Beziehung an ihn gerichteten Fragen aus."

„Er wünschte auch zu wissen, wie es gekommen sey, daß Herr von Urville zu seinem Begleiter erwählt worden wäre; dieses außerordentliche Vertrauen der Regierung schien ihn ebenfalls zu beunruhigen. Herr von Urville erwiederte ganz einfach, daß man ihn ernannt habe, weil er zur Zeit der einzige See-Offizier gewesen sey, der dem General-Statthalter seine Dienste angeboten habe."

„Der König lenkte das Gespräch auf die Amerikanischen Schiffe, deren Bauart und innere Einrichtung er bewunderte, worauf er einige Betrachtungen über die Fortschritte der Amerikanischen Nation anstellte, welche er mit den Worten schloß: „„Das Alles verdanken sie doch eigentlich nur uns."" — „„Sehr wahr, Sire"", bemerkte Herr von Urville, „„Ihrem Bruder, Ludwig XVI., verdanken die Amerikaner zum größten Theil ihren jetzigen Wohlstand; auch haben sie den Beistand, den ihnen Frankreich damals leistete, nicht vergessen. Es ist eine der ruhmwürdigsten Handlungen der Regierung Ludwig's XVI."" — Der Capitain glaubte, dem Könige etwas Angenehmes zu sagen. Dieser, ohne das zu bemerken, entgegnete in einem Tone innerer Ueberzeugung: „„Das war ein Fehler, ein sehr großer Fehler von Seiten Ludwig's XVI.""; und nach einigen Sekunden fügte er seufzend hinzu: „„doch wer hätte deren nicht in seinem Leben begangen?"" Der Herr von Urville entfernte sich."

Am folgenden Tage ging der „Great-Britain" auf der Rhede von Portsmuth vor Anker, und der König sandte sogleich den Marquis von Choiseul, den Herzog von Luxemburg und Herrn Bauriel St. Ludia nach London, um in Unterhandlungen mit der Englischen Regierung zu treten. Ein Dampfschiff nahm darauf den „Great-Britain" in's Schlepptau und brachte ihn nach Cowes, wo der König, am Bord bleibend, die Rückkehr seiner Abgesandten erwartete. Ueber den Aufenthalt der Königlichen Familie vor Cowes befindet sich in dem vorliegenden Werke eine Art von Tagebuch, aus dem wir Folgendes ausziehen:

„Donnerstag, 19. Aug. Karl X., mit dem Capitain sich unterhaltend, kam von Zeit zu Zeit auf die Reise des „Astrolabe" zurück. Bei einer dieser Gelegenheiten sagte er dem Herrn von Urville: „„Warum mögen Sie mir denn wohl nicht vorgestellt seyn?"" — „„Sire, wahrscheinlich wegen meiner politischen Meinungen."" — „„Waren Sie uns denn nicht ergeben?"" — „„Allerdings Ihnen, als Oberhaupt des Staates; aber nicht Ihrer Familie."" — „„Warum haben Sie aber alsdann diese Mission übernommen?"" — „„Ich war der Einzige zur Hand; auch glaubte ich, dieselbe um so weniger ablehnen zu dürfen, als sie nicht zu den erfreulichen gehörte. Und jetzt wünsche ich mir doppelt Glück, sie angenommen zu haben, wenn ich, ohne gegen meine Grundsätze und gegen meine Pflicht zu fehlen, dieselbe zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt habe."" — „„Ganz gewiß. Ich und meine Familie werden Ihnen ewig dankbar für Ihre Aufmerksamkeit und für Ihr gutes Benehmen seyn. Aber was machten Sie denn in Paris?"" — „„Ich arbeitete an der Herausgabe meiner Reise, die ich auf Ihren Befehl unternommen hatte."" — „„Sie waren also bei den Ereignissen in Paris gegenwärtig?"" — „„Allerdings, Sire, und ich war Zeuge von manchem Gemetzel; übrigens habe ich nicht mitgekämpft, weil mir dies als öffentlicher Beamter gegen meine Pflicht schien, so lange Ihre Regierung nicht von einer anderen ersetzt war; aber ich habe aufrichtigen Antheil an dem Siege des Volkes genommen.""

„Dieses Glaubensbekenntniß gefiel dem Könige nicht, was in seinen Mienen deutlich zu lesen war. Er sagte nach einer kleinen Pause mit einem tiefen Seufzer: „„Die Ordonnanzen sind nur ein Vorwand gewesen; der Schlag war vorbereitet, und am 17. Sept. sollte die Monarchie gestürzt werden."" — „„Ich kann unmöglich glauben, daß die Juli-Ereignisse das Resultat einer Verschwörung gewesen sind."" — „„O! seit langer Zeit war dieselbe angezettelt."" — „„Wer sollte denn wohl das Oberhaupt derselben gewesen seyn?"" — „„Das ist jetzt leicht wahrzunehmen: derjenige, der Vortheil aus der Rebellion gezogen hat."" — „„Der Herzog von Orleans? Ich kann versichern, Sire, daß diejenigen, welche die Juli-Revolution eigentlich gemacht haben, nicht daran dachten, den Herzog von Orleans an Ihre Stelle zu setzen. Man rief anfänglich: Es lebe die Charte! dann: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon II.! aber keine Stimme rief: Es lebe Orleans!"" — „„Uebrigens kenne ich den Herzog von Orleans; er wird nicht mit ihnen fertig werden; er ist es nicht im Stande; die Franzosen sind unregierbar."" — Trotz aller Versicherungen des Herrn von Urville beharrte der König bei dem Glauben, daß die Revolution vorher organisirt worden sey, daß sie am 17. Sept. hätte ausbrechen sollen, und daß der Herzog von Orleans an der Spitze derselben gestanden habe."

„Freitag, 20. Aug. Der König hatte erfahren, daß Herr Lattin vor dem Kriege mit einer Mission nach Algier geschickt worden war, und richtete eine Menge Fragen in Betreff jenes Landes an ihn. Er sprach auch mit Herrn von Urville viel über die Expedition nach Algier. „„Sie müssen eingestehen"", sagte er, „„daß die Opposition sich sehr schlecht benommen hat. Sie that alles, was in ihren Kräften stand, um den Sieg zu verhindern. Das war nicht patriotisch."" — Ohne dieses Unrecht rechtfertigen zu wollen, erwiederte Herr von Urville, daß es allen Parteien eigen sey, Alles zu übertreiben und ihren Zweck durch jedes mögliche Mittel zu verfolgen. „„So hat man"", fügte er hinzu, „„den Ruhm von Navarin sehr übertrieben, bloß aus Oppositionsgeist gegen das Ministerium, welches jenen Krieg wider Willen führte."" — Heute zeigte endlich Karl X. dem Capitain an, daß er sich definitiv in England niederzulassen wünsche. Bald darauf fiel die Unterredung auf den General Lafayette. Da der König sich sehr heftig über die Charakterlosigkeit gewisser Personen geäußert hatte, welche früher seine eifrigen Anhänger gewesen und jetzt schon mit Leib und Seele zu Ludwig Philipp übergegangen waren, so sagte ihm der Capitain: „„Nun, Sire, Lafayette ist wenigstens einer von denen, die dieser Vorwurf nicht trifft."" — „„Er ist eine alte Fahne. Er möchte gern König des Pöbels werden, wird aber niemals zu irgend etwas zu gebrauchen seyn. Man wird sich seiner bedienen, und dann wird man ihn fallen lassen.... Und doch würde das in seiner Jugend Niemand von ihm geglaubt haben; er versprach viel, aber er ist schlecht eingeschlagen."" — „„Sie haben ihn also sehr jung gekannt, Sire?"" — „„Allerdings. Wir nahmen zusammen gymnastische Uebungen vor; er war linkisch und ungeschickt in seinen Bewegungen, aber sehr artig und liebenswürdig und gefiel uns Allen sehr wohl. Wer hätte damals gedacht, daß es so kommen würde!"" —

„Sonntag, 22. Aug. Der König und der Dauphin hatten noch mit dem Capitain lange Unterredungen über die politischen Angelegenheiten, wobei sie immer die Ansicht durchzuführen suchten, daß eine allgemeine Verschwörung gegen den Thron im Werke gewesen sey, daß der einzige Damm, den sie dem Strome hätten entgegensetzen können, die Ordonnanzen gewesen wären, und daß früher oder später die Sache der Gerechtigkeit doch siegen, und die Krone ihrem legitimen Besitzer wieder zufallen würde. — Am Abend vor dem Schlafengehen sagte Karl X zu Herrn von Urville, daß es nicht seine Absicht sey, für immer in England zu bleiben. Sobald die Europäischen Angelegenheiten sich beruhigt hätten, wolle er sich nach dem Süden von Europa in die Gegend von Venedig oder Mailand begeben. — Dann sagte er zu Herrn von Urville mit großer Herzlichkeit, indem er ihm beide Hände drückte: „„Mein lieber Capitain, ehe ich Sie verlasse, ist es mir angenehm, Ihnen von neuem meine ganze Dankbarkeit auszudrücken, und Ihnen für alle Aufmerksamkeiten, für alle Gefälligkeiten zu danken, welche Sie für mich und meine Familie gehabt haben."" — „„Sire, Alles, was ich gethan habe, war meine Pflicht; übrigens brauchten Sie und Ihre Familie nur im Unglück zu seyn, um von mir als geheiligte Gegenstände betrachtet zu werden."" — „„Ja, mein Lieber, Sie hätten Ihre Mission unmöglich mit mehr Ehre und Delikatesse ausführen können. Ich freue mich sehr, Sie kennen gelernt zu haben, und ich hoffe, daß ich Sie nicht zum letzten Male gesehen haben werde. Wir werden uns eines Tages unter günstigeren Auspizien wiedersehen."" — „„Ich weiß nicht, Sire, was Sie mir durch diesen Wunsch andeuten wollen. Wenn Sie vermuthen, daß meine abenteuerliche Lebensweise mich einst in die von Ihnen bewohnte Gegend führen dürfte, so werde ich allerdings mit wahrem Vergnügen um die Ehre nachsuchen, Ihnen vorgestellt zu werden. Mit Ausnahme dieses Falles aber wüßte ich nicht, wie wir uns je wiedersehen sollten."" — „„Aber, mein Lieber, Frankreich kann nicht in dem Zustande bleiben, in welchem es sich jetzt befindet; eines Tages wird es die Augen öffnen, und der Herzog von Bordeaux wird sein legitimer Souverain seyn; dann werden Sie zu den Unsrigen gehören."" — „„Was Sie da sagen, Sire, ist allerdings nicht unmöglich; aber nur durch großes Unglück könnte man dahin gelangen. Wenn der Herzog von Orleans, taub gegen die Wünsche der Franzosen und den Ursprung seiner Macht verkennend, nicht mit der öffentlichen Meinung zu gehen weiß, so wird er nach und nach die Achtung und das Vertrauen der wahren Franzosen verlieren; man wird es bereuen, ihm die Geschicke des Landes anvertraut zu haben, und die Anhänger der Republik, welche schon zahlreich sind, können die Fehler des neuen Monarchen benutzen, um den Thron umzustürzen und ihr System an die Stelle zu setzen. Obgleich die Franzosen, nach den gemachten Erfahrungen, nicht mehr den Gräueln

von 1793 ausgesetzt seyn dürften, so zweifle ich doch, daß die Republik bei uns von langer Dauer seyn würde. Wir könnten zur Anarchie und zum Bürgerkriege zurückkehren, und dann wäre es möglich, daß Ihr Enkel, von einer Partei im Innern und von fremden Mächten unterstützt, den Thron Frankreichs besteigen könnte. Aber ich versichere, Sire, daß ich, für mein Theil, einer solchen Zukunft aus dem Grunde meines Herzens entgegen bin. Ist uns ein solches Schicksal vorbehalten, so müssen wir es als eine Thatsache, aber als die traurigste für unsere Freiheiten annehmen.''' — ,,,Ah! mein Lieber, Sie sprechen immer wie ein Liberaler; aber Sie werden von diesen Ideen zurückkommen. Uebrigens seyn Sie versichert, daß mein Enkel niemals durch die Hülfe fremder Bajonette nach Frankreich zurückkehren wird; die Franzosen selbst werden ihn zurückrufen, oder er wird in der Verbannung bleiben.'''

,,Plötzlich erinnerte sich der König der beiden Kriegsschiffe und sagte zu Herrn von Urville: ,,,Nun, Capitain, jetzt ist's doch kein Geheimniß mehr, warum sind jene beiden Schiffe uns bis hierher gefolgt?''' — ,,,Sire, um Sie zu verhindern, sich nach einem der Orte zu begeben, welche die Regierung ausgenommen hatte.''' — ,,,Meiner Treu'! man hat Recht gehabt; ich hatte Lust, nach Belgien zu gehen.'''

,,Der König wiederholte dem Herrn von Urville nochmals seine Danksagungen und zog sich dann zurück. Am anderen Morgen wollte er sich mit seiner ganzen Familie nach Weymouth begeben.''

,,Während der 7 Tage, die der König am Bord des ,,Great-Britain'' zubrachte, lud er den Capitain von Urville niemals zu Tische ein, so wie er während seiner Reise von Rambouillet nach Cherbourg auch niemals die Kommissarien eingeladen hatte. Die Herren von Damas, von Luxemburg und von Choiseul allein aßen mit der Königlichen Familie. — Der König zeigte sich beständig als der einfachste und anspruchloseste Mann. Der Dauphin bezeigte ihm die tiefste Ehrerbietung. Er sprach nie anders, als mit entblößtem Haupte mit ihm. Seine ganze Haltung war nicht allein die eines unterwürfigen Sohnes, sondern beinahe die eines furchtsamen Kindes. Die ganze Königliche Familie widmete ihrem Oberhaupte die zärtlichste Sorgfalt. Der Dauphin und die Dauphine schienen sehr gut mit einander zu leben; auf dem Schiffe, wie auf der ganzen Reise, waren sie beständig beisammen. — Alle Tage um 10 Uhr hörte der König die Messe in seinem Zimmer, ohne Ceremonie. Am Sonntag beging man sie etwas feierlicher. — Am anderen Morgen um 8 Uhr begab sich der König mit seiner Familie an Bord eines Dampfschiffes, welches ihn in kurzer Zeit nach Weymouth brachte, wo er Englands gastliche Erde betrat.''

Bibliographie.

Souvenirs etc. (Erinnerungen eines Sechzigjährigen.) Von A. V. Arnault. Zweiter Band. Pr. 7 Fr. 50 Cent. [Dies Werk wird zu 8 Bänden anwachsen.]

Atlas historique et géographique etc. (Historischer und geographischer Atlas der Revolutions-Kriege von 1792—1815.) Von P. G., ehedem Schüler des polytechnischen Instituts. Nach geschichtlichen und geographischen Dokumenten berichtigt, die im Kriegs-Archive aufbewahrt werden. Erste Lieferung. 4. Mit vier Karten. Pr. 4 Fr. [Dies Werk wird aus sechs monatlich erscheinenden Lieferungen bestehen.]

Mannigfaltiges.

— Byron über Unterhaltung mit Schriftstellern. — W. Scott. — Th. Moore. ,,Es ist sonderbar'', sagte Byron, ,,daß mir die Unterhaltung mit literarischen Männern nie recht von statten gehen wollte; sie schienen es immer für ihre Schuldigkeit zu halten, mir ein recht feines und passendes Kompliment über mein letztes Werk zu machen, wogegen ich denn natürlich eines der ihrigen loben mußte. Sie schienen nie recht zufrieden mit einem schwachen Lobe, und ich war eben so wenig zufrieden, daß ich es spenden mußte; so folgte gegenseitiger Zwang, ein jeder war in Erwartung, was nun kommen sollte, und wünschte den anderen (wenigstens war dieses von meiner Seite der Fall) zum Teufel. Scott aber, obgleich ein Riese in der Literatur, ist hierin ganz anders; er erwartet nie Komplimente in der Unterhaltung und macht auch keine. In seinem Charakter und in seinem Benehmen herrscht eine Aufrichtigkeit und Einfachheit, die jedes Lob von ihm zur Wahrheit stempelt; jedes ihm dargebrachte Lob hingegen muß hinter seinem Verdienst zurückbleiben, so daß man in seiner Gesellschaft keinen Zwang fühlt. Bei ihm empfand ich nie, was ich so oft bei anderen empfand, die zu sagen schienen: ich lobe Dich, damit Du mich wieder lobest. — Moore ist ein herrlicher Gesellschafter'', fuhr Byron fort, ,,fröhlich ohne lärmend zu seyn, witzig ohne Anstrengung, komisch ohne Rohheit, empfindsam und doch nicht weinerlich. Er kommt einem vor, wie jene Fee, der, so oft sie sprach, Perlen aus dem Munde fielen. Meine Soupers tête-à-tête mit Moore gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meiner in London verlebten Stunden, sie sind das erquickende Licht in dem düsteren Gemälde, aber sie waren:

,,,Gleich Engelsgrüßen, wenig nur und selten''';

denn der große Fehler meines Freundes Tom ist eine Art von krankhafter Unruhe, welche ihm nicht gestattet, sich irgend einem Freunde so ganz con amore hinzugeben, weil er immer denkt, er könne mit einem anderen noch glücklicher seyn. Das Organ der Ortsveränderung, wie sich ein Schüler Gall's ausdrücken würde, ist sehr entwickelt bei ihm, er möchte gern an drei Stellen zugleich seyn. Wenn ich bei Moore war, so wünschte ich immer, wie Johnson einst von einem angenehmen Gesellschafter sagte, ihn in einer Postchaise bei mir allein zu haben, damit er mir nicht entwischen könnte. Es muß eine Wonne seyn, ihn in einem Landhause, in hinlänglicher Entfernung von jedem anderen verlockenden Platze, so ganz allein zu besitzen und sich an seinem Gespräch und seinem Gesang zu ergötzen, ohne beständig zu fürchten, daß er bei dieser oder jener Lady erwartet würde; oder daß es ihm einfallen möchte, er sey hier oder dort versagt. Das Wunder ist, nicht daß man sich so um ihn reißt, sondern daß er selbst sich solchen Leuten hingiebt, die so wenig im Stande sind, ihn gehörig zu schätzen, wenn sie auch den Glanz, den sein Ruf ihren abgeschmackten Entrées verleiht, zu würdigen wissen. Ich kannte einen beschränkten Menschen, der eine ganze Woche an einem Bonmot von Moore zehren konnte, und ich bot einst eine bedeutende Wette an, daß der Erzähler dennoch die Pointe davon nicht verstande, allein es wollte Niemand mit mir wetten.''

— Byron's Ansichten von der Einsamkeit. ,,Die Einsamkeit (sagte Byron) hat nur den einen, aber bedeutenden Fehler, daß sie uns zu leicht eine zu hohe Meinung von uns selbst beibringt. In der Welt sind wir sicher, oft an jeden unserer wirklichen oder vermeintlichen Fehler erinnert zu werden, daher können wir selten eine zu hohe Idee von uns fassen, wir müßten denn eine ganz ungewöhnliche Portion Eitelkeit besitzen. Wehe dem, der sich in Gesellschaft wollte merken lassen, daß er höher von sich denkt, als von seinem Nächsten; dieses Verbrechen würde Alle in den Harnisch gegen ihn bringen. Dies war die Klippe, an der Napoleon scheiterte. Er hatte so oft die amour propre Anderer verletzt, daß sie mit Freuden ihn von der Höhe hinabstürzen halfen, die ihn als Riesen und seine Umgebungen als Pygmäen erscheinen ließ. Läßt sich bei einem Mann oder einer Frau ein ausgezeichneter Vorzug nicht in Abrede stellen, so wird irgend ein großer Fehler oder eine Schwachheit hervorgesucht, die ihn aufwiegt, und seine Zeitgenossen trösten sich in ihrem Neide mit den Worten: Ich habe freilich nicht so viel Genie wie Dieser, bin freilich nicht so schön wie Jene; dafür bin ich aber auch nicht so jähzornig wie der Eine, oder so übertrieben eitel wie die Andere. — Doch, um wieder auf die Einsamkeit zu kommen, (sagte B.) diese ist das einzige Schlaraffenland auf Erden. Da ist Niemand, der uns an unsere Fehler erinnert, oder durch dessen Vergleichung wir gedemüthigt werden können. Unsere bösen Leidenschaften schlafen, weil sie nicht aufgeregt werden; unsere Productionen scheinen trefflich, weil kein wohlmeinender und einsichtsvoller Freund uns einen Wink über ihre Mängel giebt oder uns Fehler in Styl und Erfindung nachweist, wo wir am meisten zu glänzen glaubten. Das sind die Annehmlichkeiten der Einsamkeit, und wer sie einmal gekostet hat, kann an den fieberhaften Genüssen der geräuschvollen Welt so leicht keinen Geschmack mehr finden. In der Welt (sagte Byron) bin ich immer reizbar und heftig; schon das Geräusch in den Straßen einer volkreichen Stadt greift meine Nerven an. In einem Londoner Hause kam ich mir vor wie gefangen, eingesperrt, eingepfercht, und mir war zu Muthe wie einem Tiger in einem zu engen Käfig. Weil wir vom Tiger reden, haben Sie wohl bemerkt, daß alle Menschen, wenn sie in heftiger Wuth sind, hin- und herrennen, wie wilde Thiere in ihrer Höhle? Mir ist es besonders aufgefallen (fuhr er fort) und bewies mir, woran ich nie zweifelte, daß wir viel Thierisches und Wildes in unserer Natur haben, welches, nach meiner Ueberzeugung zunimmt, wenn wir unseren fleischlichen Neigungen zu viel nachsehen. — Man hat gesagt, daß ein Mensch, um an der Einsamkeit Gefallen zu finden, sehr gut oder sehr böse seyn müsse; ich leugne dies, denn es giebt keine Superlative im Menschen; sie sind alle komparativ oder relativ, doch, hätte ich auch sonst keinen Grund, es zu leugnen, so würde mir meine eigene Erfahrung einen an die Hand geben. Gott weiß es, ich schmeichelte mir nie mit der Idee, besonders gut zu seyn, denn Niemand kennt seine Fehler besser, als ich die meinigen; aber zu gleicher Zeit kann ich mir eben so wenig denken, daß ich so sehr schlecht bin, und dennoch finde ich weit mehr Geschmack an der Einsamkeit, als ich je an der Gesellschaft fand, selbst in meinen Jugendjahren.'' (New Monthly Magazine.)

— Auch bei Tage kann man Sterne sehen. Das Teleskop zeigt die Sterne bekanntlich bei Tage wie bei Nacht und zwar, wenn es die gehörige Schärfe hat, nicht bloß die größesten und hellsten derselben, sondern auch die von schwächerem Glanze, sie müßten denn der Sonne zu nahe stehen. Aber sogar mit unbewaffnetem Auge kann man aus tiefen und engen Brunnen, Gruben oder Schachten solche hellglänzende Sterne, die durch den Zenith gehen, bei Tage entdecken, und ein berühmter Optiker versichert, daß ein großer Stern, den er mehrere Tage hinter einander, zu einer bestimmten Stunde, durch seinen Rauchfang beobachtet, seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Astronomie gelenkt habe.

(Herschel on Astronomy.)

— Thränen-Fläschchen. Bei Trauer-Versammlungen der Perser ist es Brauch, daß ein Geistlicher zu jedem Anwesenden, nach dem Grade seiner Trauer, hintritt, die herabfallenden Thränen in einem Stück Wollenzeug sorgfältig einsammelt und dann in eine Flasche ausdrückt. Dies ist ein praktischer Kommentar zum 8ten Verse des 56sten Psalms: ,,Sammle du meine Thränen in deine Flasche.'' Einige Perser glauben, daß ein Tropfen dieser gesammelten Thränen, in den Mund eines Sterbenden gethan, ihn schon öfter wieder ins Leben gerufen hat, und eben zu diesem Gebrauche werden sie aufbewahrt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Montag den 5. August 1833.

Süd-Amerika.

Bilder aus Mexiko.

Vera-Cruz und seine Umgebungen.

Zweimal hat diese Stadt ihre Stelle verändert, und zweimal hat das gelbe Fieber ihre Einwohner weggerafft. Anfangs lag sie bei Antegoa, dann am Ufer des kleinen Flusses Medelin, endlich behauptete sie die Stelle am Meeresufer, dem Eiland und Schlosse San Juan de Ulloa gegenüber. Unter der Oberherrschaft der Könige von Spanien war Vera-Cruz stolz auf seinen unermeßlichen Handel, seine zahlreiche Bevölkerung, seine kolossalen Reichthümer und prachtvollen Gebäude. Später kam die Freiheit, mit Bürgerkriegen und Zügellosigkeit in ihrem Gefolge, und heutzutage zeigt diese Stadt in ihren Mauern nichts mehr als einen Haufen Trümmer und in ihren fast ganz entvölkerten Straßen nur lange Reihen Häuser, die, schon aus der Ferne betrachtet, einen erloschenen Glanz verkünden. Wie viel war sie Spanien werth, diese Stadt, als noch in jedem Jahre goldbeladene Flotten aus ihrem Hafen segelten! Ihre Straßen sind breit, schneiden sich in rechten Winkeln und haben wohlverbundene Trottoirs, auf denen sich's angenehm geht. Die Häuser sind niedrig, selten mehr als einstöckig, so daß Licht und Luft überall gut durchdringen und cirkuliren können. Es ist dies ein großer Vortheil in einem heißen Klima, wo es am Tage unmöglich ist, der Sonnengluth zu widerstehen. Des Abends mag man auf den Terrassen der Häuser recht behaglich frische Luft schöpfen. Die Polizei ist sehr schlecht, besonders in Hinsicht der Reinlichkeits-Pflege, und es scheint fast, als ob die Sorge für letztere lediglich ganzen Heerden von Vögeln aus dem Geier-Geschlechte anvertraut wäre, welche die Einwohner zopilotes nennen. Man begegnet ihnen auf jedem Schritte. Manche sind so groß wie Truthühner. Sie verzehren die todten Hunde und Katzen und die Fetzen Fleisch, welche von den Bänken der Schlächter fallen. Trotz der Gier, mit welcher diese Vögel die Ueberbleibsel aller animalischen Stoffe hinunterschlingen, erheben sich doch von allen Seiten so viele faule Dünste, daß der in solcherlei Dingen abgehärtetste Mensch sein Gesicht verziehen muß. Die Umgebungen der Stadt sind dürr, sandig und ohne Kultur; allein die Promenade (el paseo), die längs einem Bache läuft, nimmt sich hübsch aus; man entdeckt hier wenigstens etwas Grün. Dieser Bach unterhält die Brunnen der Stadt vermittelst unterirdischer Kanäle.

Die Einwohner des Landes zerfallen in zwei merklich unterschiedene Klassen, Mexikanische Kreolen und Indianer. Wir sprechen hier weder von den Mestizen noch von den Negern; diese sind in geringer Zahl und bilden außerdem seit Abschaffung der Sklaverei keine besondere Klasse mehr. Die Kreolen sind der edelste Schlag; man findet deren niemals unter der Hefe des Volkes, obschon sie drei Stände ausmachen, den Handel- oder Gewerbtreibenden, die Ackerbauer und die Nobeln; diese letztere Qualification erhält sich noch, obgleich der Handel gesetzmäßig abgeschafft ist. Sie sind alle gleich stolz auf den Titel Mexikaner, besonders aber darauf, daß sie die Spanier vertrieben haben. Schon vor der Revolution waren sie reich, und sie haben ihre Reichthümer mit denen ihrer Unterdrücker noch vermehrt. Die Tracht der Kreolen von der ackerbauenden Klasse ist reizend; sie gleicht der der Andalusier. Ein grauer Hut, niedrig und mit breiten Krempen, unter dem ein weißes Tuch nachlässig auf die Schultern fällt; ein Hemd von feiner blendend weißer Leinwand, mit einer breiten Krause besetzt und ohne Kragen; lange Beinkleider von blauem Tuche, an der Wade mit einer Reihe dicker silberner Knöpfe besetzt und vermittelst eines breiten rothseidenen Gürtels mit goldenen Franzen um die Hüften befestigt; Halbstiefelchen von rothem oder gelbem Maroquin, eine offene, freie, abenteuerliche Miene . . . kurz der leibhaftige Figaro.

Die Indianer stehen dem Naturzustande so nah, daß sie kaum die ersten Elemente der Civilisation kennen. Sie sind abergläubisch, und ihre Priester behaupten eine mächtige Autorität unter ihnen. Man kann wohl sagen, daß sie mit der Annahme des Christenthums nur die Idole gewechselt. Das Machiavellistische System der Spanier strebte dahin, die Finsterniß ihrer Unwissenheit immer dichter zu machen, damit sie ihre Herrschaft desto wirksamer begründen konnten. Ihre außerordentliche Nüchternheit, ihr Phlegma und harmloses Naturell trugen dazu bei, daß sie auf ihrer niedrigen Stufe blieben. Mais-Kuchen (tortillas) und einige Waldfrüchte sind ihnen Speise genug; eine Hose und ein leinenes Hemde bilden ihre Kleidung; die Manga dient ihnen als Mantel, als Bettdecke und oft sogar als Wohnung. Obwohl von sanftem Charakter, sind sie doch im Allgemeinen kriegerisch und folgen, wie in der Väterzeit, einem selbstgewählten Häuptlinge.

Die Fremden, Franzosen, Nord-Amerikaner, Engländer, bilden eine Klasse für sich, die großes Ansehen hat, und das ist sehr natürlich. Der Mensch kümmert sich wenig um die Erhaltung dessen, was er mit leichter Mühe erringt; ebenso vernachlässigen die Mexikaner, durch die Austreibung der Spanier bereichert, die Verwaltung ihrer Güter. Einen Theil des Tages halten sie Siesta, den anderen bringen sie mit Spielen und Ausschweifungen zu. Sie überlassen also die Leitung ihrer Geschäfte Fremden; Fremde sind über die Bergwerke gesetzt, der Handel im Großen und Kleinen ruht in den Händen derselben. Einige haben ein bedeutendes Vermögen gesammelt, und man weiß, wie sehr das bürgerliche Ansehen davon abhängt.

Das Klima dieses Theils der Küste ist schrecklich, besonders für die Bewohner des Innern, die an eine liebliche Temperatur gewohnt sind; denn es giebt vielleicht kein Land in der Welt, das ein ungleicheres Klima hätte, als Mexiko. Dies hängt mit der Gestalt des Bodens zusammen; den Mittelpunkt durchschneidet eine Kette sehr hoher Berge, deren Gipfel hin und wieder die Region des ewigen Schnees erreicht. Von dort bis zum Meeresufer senkt sich der Boden in mannigfaltigen Abdachungen, so daß man abwechselnd Zonen von bedeutendem Umfang findet, wo die Kälte alle Vegetation hemmt; andere, wo die Temperatur gemäßigt, und wieder andere, wo die Hitze drückend ist. So in Vera-Cruz. Während des Winters regieren ungemein heftige Nordwinde, die man nach dem Grade ihrer Gewalt den kleinen Nord (Norte chiquito) und den guten Nord (N. bueno) nennt. Ihre Richtung ist abwechselnd aus Nord-West und Nord-Ost; die letzteren sind stürmischer und kürzer; die ersteren feuchter und anhaltender. Es giebt einige Vorboten dieser Windstöße, die sich wohl zweimal in einer Woche wiederholen, nämlich in der Periode, wo sie am häufigsten sind. Ihre nächste Ursache ist immer die Verdünnung der Luft durch die Hitze. Wenn die Sonne auf den Bergen Mexiko's einen sehr hohen Stand der Temperatur bewirkt hat, so steigen die Wolken, die sie bedecken, gewöhnlich in die höheren Regionen, und man sieht deutlich ihre Gipfel. Dies ist ein schlimmes Zeichen; die verdichtete Luft der nördlichen Theile Amerika's stürzt sich in den leeren Raum, den die dilatirende Hitze verursacht hat, und erzeugt jene reißenden atmosphärischen Strömungen, die den Schiffern so furchtbar sind. An dieser Küste, wo die Strömungen des Meeres mit denen der Luft im Bunde wirken, sind Schiffbrüche sehr häufig.

Vera-Cruz wird oft von dem gelben Fieber heimgesucht. Man hat über diese schreckliche Epidemie viele Untersuchungen angestellt, ist aber zu keinem befriedigenden Ergebniß gekommen. Es scheint nur, daß die geographische Lage eben so vielen Antheil daran hat, als die Hitze des Klimas. Die Stadt ist auf einer halbzirkelförmigen Sandfläche erbaut, deren Halbmesser eine kleine Meile beträgt, und die nur einige Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt. Rings um diese Sandstrecke zieht sich eine doppelte Reihe Dünen, zwischen denen das Regenwasser, das durchaus keinen Abfluß hat, sich ansammelt. Außerdem stehen diese Dünen den kühlen, periodischen Seewinden im Wege, und drängen so die von allen Seiten emporsteigenden giftigen Dünste um die Stadt zusammen. Die natürliche Apathie der Einwohner läßt diese Dünen bestehen. Hinter denselben dehnen sich die unermeßlichen Mexikanischen Wälder aus, die nur selten ein menschlicher Fuß betreten hat. Es sind verschiedene Wege durch dieselben gebrochen, die den Verkehr zwischen den verschiedenen Städten des Landes unterhalten; aber diese sandigen Wege sind für den Wanderer mühselig und schwierig, und die Waaren werden nur durch Maulthiere transportirt. Zwischen Mexiko und Vera-Cruz werden 70,000 Maulthiere zu diesem Zweck unterhalten. Die folgende Erzählung mag von den Wäldern und ihren Bewohnern einen Begriff geben.

Im Dezember 1831 machten vier Französische Reisende einen Ausflug in die Umgebungen von Vera-Cruz, in der doppelten Absicht, das Land auszuforschen, und sich das Vergnügen der Jagd zu verschaffen. Erst mußten sie die lose Sandstrecke durchwaten, die nur von einigen Sümpfen unterbrochen ist; dann traten sie in den Wald, der so alt wie die Schöpfung und an vielen Stellen undurchdringlich ist. Die erste Tagereise bot nichts Merkwürdiges, außer daß eine ungeheure Menge merkwürdiger Vögel die Wanderer in Staunen setzte: der Kardinal mit dem feuerrothen Gefieder, der

Tukan mit dem riesigen gelben Schnabel und tausend andere Vögel in der buntesten Farbenpracht. Mitten in dem Gezwitscher und Gekreische dieses lärmenden geflügelten Volkes unterschied man die Stimme des Spottvogels (moqueur, mock-bird), dessen Kehle so geschmeidig und harmonisch ist, daß er den Gesang aller Vögel nachmacht und dabei ins Lächerliche verkehrt. Sie blieben die Nacht in einer Art von Meierei, wo sie zwar ein schlechtes Lager hatten, aber wenigstens vor der Luft und dem Stich der Mosquitos geschützt waren. Des folgenden Morgens drangen sie, von einem Indianer geführt, im dichtesten Walde vorwärts. Die Pfade, welche die Indianer mitten in den Wäldern anbringen, sind wahrhaft merkwürdig. Sie hauen mit ihrem machete (einer Art Säbel) die Zweige ab, die den Durchgang hindern, oder krümmen sie bogenförmig über ihren Köpfen, so daß man zuweilen durch eine zwanzig bis dreißig Meilen lange Laube wandert. Unsere Reisenden kamen zu einer Savanne, in deren Mitte ein von Rohr und Binsen überdeckter Sumpf war, an dessen Rande zwei oder drei Indianische Hütten sich erhoben, wo sie gastfreie Aufnahme fanden. Aus dem Röhricht ertönte das Geschrei einer Menge wilder Enten, deren Köpfe von Zeit zu Zeit über die Oberfläche hervorguckten, und die Reisenden umgingen den Sumpf, in der Hoffnung, einige derselben zu schießen; allein das Wild blieb immer außer der Schußweite. Sie fingen schon an, die Lust zu verlieren, als einer der Jäger in den Binsen eine sehr leichte Pirogue entdeckte. Entzückt über seine Entdeckung springt er hinein, schneidet das schwache Band, das sie am Ufer festhielt, entzwei und gelangt mit Einem Ruderschlag zum Sammelplatz der Enten. Schon hatte er seine Flinte angelegt und den Daumen am Drücker, als er, um desto sicherer zu treffen, den rechten Fuß ein wenig vorwärts schob. Hierdurch wurde das Gleichgewicht zerstört, der Nachen kehrte sich um, und der Jäger stürzte häuptlings ins Wasser. Von Schrecken ergriffen, ließ er Flinte, Jagdtasche und Pirogue im Stich und rettete sich schwimmend aufs Trockene. Seine Kameraden eilten herbei; bevor er sich aber entschließen konnte, sein Jagdgeräth zu holen, fragte er die Indianer, ob es in diesem Sumpfe Kaiman's (Amerikanische Krokodile) gäbe? Mag nun die Frage schlecht gestellt oder schlecht verstanden worden seyn, genug, die Antwort der Indianer lautete verneinend. Jetzt machte er sich wieder auf den Weg, tauchte unter, holte seine Flinte, Jagdtasche und Pirogue und steuerte zurück. Allein wie groß war sein Entsetzen, als er beim Aussteigen einen ungeheuren gepanzerten Kopf an der Oberfläche des Wassers erblickte! Die Augen lagen in tiefen Höhlen, die Schnauze lief spitzig zu, der ungeheure halb geöffnete Rachen enthüllte eine doppelte Reihe scharfer Zähne — es war der Kopf eines Kaiman's, der eben aus dem Grunde emportauchte, um freier zu athmen.

Zur Nachtzeit kehrten die Reisenden wieder in der gastfreien Hütte ein. Wie freundlich auch der Empfang war, so konnten sie doch eine augenblickliche Unruhe nicht bewältigen. Der erste Gegenstand, den sie vor sich erblickten, war ein hochstämmiger Indianer mit einem finsteren Zigeuner-Gesicht, einem wilden und stieren Auge, die Hand auf seinen großen entblößten Säbel gestützt und regungslos dastehend. Das Innere der Hütte war dunkel, und man konnte die Gegenstände nur im flackernden Scheine des Kaminfeuers erkennen, welcher der kupferfarbigen Gestalt des Indianers etwas Teuflisches gab. Die erste Frage der bestürzten Reisenden war: „Was zum Henker willst Du mit dem Säbel!" Er sprach gleichgültig und lakonisch: „Es ist so der Brauch" (es la costumbre). Wirklich legen die Indianer niemals ihren Säbel ab; er dient ihnen als Trutzwaffe in Kämpfen, als Axt in den Wäldern und als kriegerischer Schmuck an Festtagen. Sogar in der Nacht ruht er zu Häupten des Lagers.

Bald war das Abendessen auf einem wackelnden Tische angerichtet; der Wirth hatte zwei recht artige junge Töchter, die höflichst eingeladen wurden, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, und die ganze Gesellschaft, auf Schemeln oder Klötzen sitzend, dachte an nichts Anderes, als der Indianischen Küche Ehre zu erweisen. Mit Harz bestrichene Strohwische dienten als Fackeln und warfen auf alle Gegenstände ein zitterndes Licht. An dem erlöschenden Kaminfeuer kauerte eine alte Indianerin, mit dem Topfe beschäftigt, der das zweite Gericht enthielt. Ihre hohlen Wangen, tief liegenden Augen, runzligen Züge und das lange graue Haar, das die Schultern bedeckte, machten sie einer Hexe vollkommen ähnlich. An der Thüre stand der vorhin erwähnte unbewegliche Hüter; dann und wann verzog ein zu heftiger kalter Windstoß die Muskeln seines Gesichts, und eine Reihe blendend weißer Zähne kontrastirte mit der kupferrothen Hautfarbe. Seine großen wilden Augen glichen zwei phosphoreszirenden Kugeln, wenn das Licht der Fackeln auf der glatten glühenden Oberfläche ihrer Kreise sich spiegelte. Nahe dabei lag, auf seiner Manga (einer Art Mantel) ausgestreckt, das Familienhaupt, ein ehrwürdiger Greis, der seine neuen Gäste unempfindlich betrachtete. Er war durch einen Fall am Beine beschädigt. An der andern Seite, im Hintergrunde, stritten sich Schweine grunzend um ihr Nachtlager, und Hühner, durch den ungewohnten Lärm aufgeschreckt, irrten hin und her. Um den baufälligen Tisch aber saßen die vier Reisenden und die beiden Töchter des Wirths, Alle von dem Feuer der Jugend und Gesundheit durchglüht, und überließen sich den Ausbrüchen einer rauschenden Lustigkeit. Welches Abendessen für ausgehungerte Leute!... Ein in Piment ersauftes Huhn präsentirte seine abgerundete goldfarbige Brust auf einer verstümmelten Schüssel; es sah recht appetitlich aus; aber beim ersten Imbiß verbrannten sich die weichlichen Europäer die Lippen, wie an einem glühenden Eisen, und mußten, trotz ihres Heißhungers, das ganze Gericht den hübschen Indianerinnen überlassen, deren abgehärteter Gaumen die Mahlzeit würzte. Zum Trinken hatten sie Whisky, ein verwünschtes Gesöff, noch zehn Mal stärker gepfeffert, als der Wachholder-Branntwein, und trübes unreines Wasser aus dem nahen Sumpfe. Die Stelle des Brotes vertraten Tortilla's, die zwei alte Indianerinnen vor ihren Augen bereiteten. Es sind dies kleine Kuchen aus Welschkorn-Teig; die Weiber nehmen ein Stück solchen Teiges, platten es ab, indem sie es geschickt auf der flachen Hand herumdrehen, und werfen dasselbe, wenn es die Dicke eines Fünffrankenstücks hat, auf eine erhitzte eiserne Platte. Während der Manipulation bleibt der Teig zuweilen an ihren Händen kleben; um ihn abzulösen, finden sie den Gebrauch des Speichels oft bequemer, als den des Wassers. Zum Essen bediente man sich keiner anderen Werkzeuge, als der Finger, und es war eine Lust, die rothhäutigen Schönen in der Sauce herumgreifen und die Stücke Fleisch mit den Nägeln abkneipen zu sehen.

Glücklicher Weise erschien endlich eine ungeheure Schüssel voll kleiner, schwarzer und sehr delikater Schminkbohnen, welche die Indianer vortrefflich zubereiten; an diesem Gerichte nahmen unsere unbefriedigten Gäste für die Hitze der Huhn-Brühe Rache, aber die allgemeine Munterkeit verlor dabei nichts. Man wollte auf neue Mittel denken, um die Mahlzeit in die Länge zu ziehen; denn das Ruhebett schien nicht eben erquicklich. Eine große Bowle mit Whisky ward angezündet, und in die Bowle warf man einen kleinen Zuckerhut von einheimischer Fabrikation, so erdfahl wie unsauberer Farinzucker. Die emporlodernde blaue und gelbe Flamme gab allen Figuren ein teuflisches Ansehen, und das Getränk erhielt, als es fertig war, den hochtönenden Namen Rum-Punsch. Die Indianer geriethen bei dem Anblick der sonderbaren Flamme in Extase und weideten sich an dem Getränke, das ihnen süßer als Nektar vorkam. Selbst in dem Greise entzündete sich eine jugendliche Gluth, und seine bebende Stimme mischte die klagenden Melodieen der Indianer in die lustigen Französischen Refrains. Zwischen den schönen Indianerinnen und ihren Gästen wechselten zärtliche Blicke; wie reizend waren sie, als sie die großen Gläser leerten! Ihre Augen funkelten vor Fröhlichkeit. In den kurzen Pausen, die man beim Trinken machte, zogen sie unter ihrem Brusttuch mächtige Nasenwärmer hervor, die durch langen Gebrauch geschwärzt waren, und deren Röhre kaum einen Zoll maßen. Eine Jede füllte ihren Pfeifenkopf, steckte den Taback an der Fackel in Brand, that zwei oder drei Züge und reichte dann die Maschine mit lieblichem Lächeln ihrem Nachbar. So verstrich ein Theil der Nacht. Endlich dachte man ans Schlafengehen.

Auf dem harten und holperigen Boden breitete die Alte eine Matte aus, die sie mit einem großen Fliegenschirm bedeckte. Dennoch war von Seiten der Gäste an Schlaf und Ruhe vor den Mosquitos nicht zu denken. Dies verwünschte Geschmeiß kroch durch einige Ritzen am Boden und letzte sich an ihrem Blute. Vom Wirbel bis zur Sohle gemartert, konnten sie nichts Besseres thun, als sich kratzen und lachen. Die Hütte war mit einem Strohdach gedeckt, das nur den Thau abwehren konnte, aber gegen einen starken Regen nicht schützte. Die Wände bestanden aus Baumästen, die, durch große leere Räume getrennt, im Boden steckten. Die Nacht war finster und es stürmte ein eisiger Nordwind. Vor Kälte mit den Zähnen klappernd, drängten sich die Indianer wie vom Winter überraschtes Wild an einander, und als man den Patriarchen fragte, warum er nicht mehr Aeste abhiebe, um die Hütte gegen das Wetter zu schirmen, antwortete er mit viehischer Gleichgültigkeit, er fühle sich alt und sey während des Sommers ein wenig krank gewesen. — „Aber Eure Kinder sind doch jung und kräftig!" — „„Oh! denen schadet der Frost nicht; sie brauchen sich also keine Mühe zu geben, die Hütte auszubessern."" Kindliche Liebe und väterliche Autorität sind in diesen Waldungen ziemlich unbekannt. Uebrigens steckt Alles unter einem Dache, Menschen, Schweine, Hunde, Hühner u. s. w.

Mit Tagesanbruch schickte sich jeder zur Fortsetzung der Reise an. Die alte Indianerin bereitete Kaffee und Whiskey, und man schied unter großen Freundschafts-Versicherungen aus einander. Wir übergehen das Detail der verschiedenen Tagereisen im Walde, von denen eine der anderen sehr ähnlich war, und gedenken nur einer Begebenheit, die beinahe einen tragischen Ausgang genommen hätte. Eines Tages, um die Mittagszeit, hatten die vier Freunde am Rande einer sumpfigen Ebene Halt gemacht, wo sie eine verlassene alte Hütte vorfanden. Sie bestimmten diese zum Sammelort und jagten dann wieder auf gutes Glück, ihre Stellung durch Flintenschüsse bezeichnend. Der eine verfolgte einen jener engen bedeckten Pfade, von denen schon die Rede gewesen, als er ungefähr 15 Schritte weit einen Indianer auf einem abgebrannten Baumstamme sitzen sah, der mit einer kleinen Art und Spitzhacke die über seinem Haupte hängenden Aeste eines Baumes ganz sorglos beschnitt. Diese Begegnung schien dem Reisenden Glück bedeutend, und er rief dem Indianer einen heiteren Gruß zu; der Letztere aber schrie mit wichtiger Geberde: „Bleibet dort!" Der Franzose, der nicht wußte, was vorging, stellte seine Flinte an den Boden, stützte seinen Arm auf den Lauf und wartete. Kaum war er sieben oder acht Minuten in dieser Stellung, als ein fürchterliches Geheul vor ihm auf dem Pfade erscholl und in demselben Augenblick ein wuthentflammter Jaguar (Amerikanischer Tiger) in gewaltigen Sätzen herankam. Beim Anblick der beiden Männer machte das Thier etwa 12 Schritte weit von dem Indianer Halt, duckte sich nieder und blieb auf dem Anstand; seine flammenden Augen drehten sich in ihren Kreisen; seine Ohren waren gespitzt, der Schnauzbart gesträubt, der Rachen gräßlich verzerrt. Der Jäger, von diesem Anblick wie versteinert, vergaß seine Flinte, obgleich sie mit Rehschrot geladen war; seine Kniee schlotterten; er lehnte sich an einen starken Baum und hielt sich für verloren. Plötzlich stürzt der Tiger mit einem ungeheuren Satze auf den Indianer los..... Die Augen des Jägers schlossen sich bei diesem Anblick. Als er sie wieder öffnete, sah er

den Indianer ruhig auf seinem Baumstamme sitzen, mit der Axt in der Hand und den Tiger mit gespaltenem Schädel zu seinen Füßen. Jetzt athmete er wieder auf und machte eine Bewegung, um sich dem Indianer zu nähern und ihm seine Erkenntlichkeit auszudrücken; dieser aber hielt ihn an und sprach, ohne die Miene zu verziehen: „Jetzt seyd Ihr an der Reihe, seht Euch um!“ Diese ruhigen Worte gaben dem Jäger seine Kaltblütigkeit wieder; er schwenkte sich mit angelegtem Gewehr, und fast in demselben Augenblick erschien das Weibchen des Jaguars, das auf sein Geschrei von der anderen Seite herbeieilte. Die Tigerkatze hielt ebenfalls einen Augenblick inne, um den Raum, der sie von ihrem Feinde trennte, abzumessen und dann loszuspringen. Allein die Lection war streng gewesen; der Jäger benutzte diesen Augenblick des Verzugs, richtete seine doppelte Ladung gegen den Raum zwischen beiden Augen und streckte das Thier fast ganz entseelt nieder. Stolz auf seine That, lief er freudig zu dem Indianer; dieser hemmte den Ausbruch seiner Freude nach einmal, indem er kalt sagte: „Es bien, señor“, und näherte sich dann den Körpern, um sie zu zerlegen und die Felle abzuziehen. Dieses Ereigniß erfüllte die Jäger mit Schrecken; sie stellten Betrachtungen an über die Gefahren, denen sie sich so leichtsinnig aussetzten, trennten sich von der Zeit nicht wieder und dachten an eine frühere Heimkehr, als sie anfangs projetirt hatten.

Eine Jagd, die ihnen sehr drollig vorkam, und die den Europäern vielleicht unglaublich erscheinen dürfte, ist die Jagd auf Wachteln. In einer gewissen Periode des Jahres, gewöhnlich im Februar, März und April, und zuweilen schon vom Dezember an, kommt eine große Menge Vögel nach Mexiko, die den Wachteln außerordentlich ähnlich sind. Das einzige, was sie von unseren Wachteln zu unterscheiden scheint, ist ihre Gewohnheit, aufzufliegen und sich auf Bäume zu flüchten. Sie stecken gewöhnlich mitten in den Savannen, unter Binsen oder trockenem Grase. Sobald ein Jäger sich zeigt, schwingen sie sich gleich in die Höhe und lassen sich dann truppweise auf dem ersten besten Baum oder Strauch nieder; der Hund setzt ihnen bellend nach, und die Wachteln bleiben, durch das Gebell gleichsam bezaubert, regungslos auf ihren Zweigen, so daß der Jäger dem Baume so nahe kommen kann, als ihm beliebt. Man bedient sich, um sie zu fangen, einer kleinen Stange oder Ruthe, an die eine Schlinge aus Haaren oder Zwirn befestigt ist, und während der Vogel den Hund starr ansieht, wirft man ihm die Schlinge um den Hals und zieht sie zusammen. Wenn der Hund aufhört zu bellen, so fliegt der ganze Schwarm augenblicklich davon. (Annales des Voyages.)

E n g l a n d.

Travels of an Irish Gentleman. in search of a Religion. By the Editor of Captain Rocks memoirs. (Wanderungen eines Irländers, der auf Entdeckung einer neuen Religion ausging.) Von Thomas Moore. 2 Bde. London, 1833.

(Schluß.)

Indeß war unser Wanderer immer noch weit davon entfernt, mit dem Papstthum ausgesöhnt zu seyn, und er war entschlossen, in seinen Bemühungen nicht nachzulassen, um einen Grund zu finden, Protestant zu werden. Doch je weiter er in seinen Untersuchungen ging, desto weiter entfernte er sich vom Protestantismus; er fand vielmehr, bei genauerer Nachforschung, noch drei andere katholische Gebräuche von der Autorität der ersten Kirchenväter sanctionirt; diese waren: Gebete für die Todten, Verehrung der Bilder und die Bekreuzigung. Hiernach würde jeder vernünftige Mensch, wie er selbst offen gesteht, seine Forschungen aufgegeben haben; auch er hätte dies gethan, sagt er, wenn er nicht aus besondern Ursachen gewünscht hätte, Protestant zu werden. Er fuhr also fort, in den Kirchenvätern des 3ten und 4ten Jahrhunderts nachzuschauen, aber ohne einen einzigen Protestanten unter ihnen entdecken zu können. Jeder Schriftsteller von Ansehen gab den Bescheid, daß er zu der einzigen katholischen Kirche gehöre, deren Centralpunkt der heilige Stuhl zu Rom sey. Dies waren die deutlichen Worte oder doch die Meinungen aller großen Kirchenväter aus dem 3ten und 4ten Jahrhundert. Der Verfasser führt dann die Stellen an, die ihren Glauben an alle bestrittene Punkte darthun. Für die Autorität der Kirche und der Traditionen sind Gewährsmänner: Tertullian, Origenes, Lactantius, St. Cyprian, Eusebius, St. Basil, St. Epiphanius und St. Chrysostomus; für das Primat der Nachfolger St. Peter's: St. Cyprian, St. Hieronymus und St. Chrysostomus; für das Gefallen Gottes an Werken der Buße: St. Cyprian, St. Ambrosius; die Gebete für die Todten empfohlen: St. Cyrillus von Jerusalem, St. Ambrosius, St. Epiphanius und St. Chrysostomus. Für die Anrufung der Heiligen und der gebenedeiten Jungfrau erklärten sich: Origenes, St. Cyprian, St. Athanasius, St. Hilarius, St. Basilius und Ephraim von Edessa; für die Verehrung der Reliquien und Bilder: St. Hilarius, St. Basilius, Ephraim, St. Ambrosius, St. Chrysostomus, St. Gregorius von Nyssa und Nilus.

In Hinsicht der Anrufung der heiligen Jungfrau blieb unserem Wanderer kein Zweifel, daß diese Verehrung der Mutter Gottes, so wie sie von den Katholiken stets verstanden wurde, bereits in den frühesten Zeiten der Kirche einen Theil der christlichen Andacht ausmachte. Der Verf. giebt zu, daß die Verehrung der katholischen Kirche für die Jungfrau Maria, in der neueren Zeit, und zwar in einem hohen Grade, gemißbraucht wurde. Doch obgleich solche Mißbräuche wirklich bestehen und schon in den frühesten Zeiten der Kirche gefunden wurden, so sind sie doch stets als Abgötterei bezeichnet worden. Kurz, nachdem unser Wanderer alle Werke der obengenannten berühmten Kirchenväter durchgegangen war, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß das Papstthum des 19ten Jahrhunderts in keinem Betracht von dem Christenthum des 3ten und 4ten verschieden sey, und daß, wenn die Zierden der früheren Kirche, St. Ambrosius und St. Basil, jetzt, nach funfzehnhundertjährigem Schlafe, auf dem Irländischen Bischofssitz des Dr. Doyle erwachen könnten, sie nicht bloß, sagt unser Verf., stolz seyn würden, die Bekanntschaft eines solchen Mannes zu machen, sondern auch seinen Glauben bis auf ein Jota mit dem ihrigen übereinstimmend finden würden.

Die Lehren vom Fegefeuer und der Ohrenbeichte, bemerkt Hr. Moore, sind, wenn auch nicht ausdrücklich von den früheren Kirchenvätern erwähnt, dennoch so stark angedeutet, daß kein Zweifel über ihr Daseyn in der primitiven Kirche bleiben kann. Es ist nichts ausgemachter, sagt er, als daß die Kirche, von den ersten Zeiten an, für die Todten betete, und die alten Liturgieen sind voll von Beweisen dafür. Nun aber setzt das Gebet für die Todten nothwendig den Glauben an einen gewissen Mittelzustand voraus, in welchem die Seelen nach dem Tode sich befinden, und in welchem die Gebete frommer Lebenden ihnen von Nutzen seyn können. Justin der Martyrer, St. Basil, St. Ambrosius und alle Kirchenväter aus den ersten Zeiten sind einig über das Daseyn eines Mittel-Zustandes. Andere Autoritäten aus den vornehmsten Kirchenvätern beweisen eben so den Gebrauch der Ohrenbeichte.

Die große Hauptlehre vom Abendmahl oder der leibhaften Gegenwart hat Hr. Moore einer Reihe von Kapiteln vorbehalten, in welchen er, mehr als irgendwo in dem Werke, erstaunliche Beweise seines fleißigen Forschens ablegt. Es ist ganz klar, sagt er, daß, in den ersten zwei Jahrhunderten jedenfalls, die Christen nicht allein fest glaubten, der Leib Christi sey wirklich und körperlich in dem geweihten Brode gegenwärtig, sondern daß das Brod sich, nach der Einsegnung, auf eine wunderbare Weise verwandle. Dieser Glaube scheint zur Zeit des Tertullian allgemein im Gange gewesen zu seyn, und in den Schriften dieses großen Kirchenlichts finden wir die ersten Andeutungen von dem System des Mysteriums im Abendmahl, welches seitdem aufgestellt wurde.

Jede Hoffnung aufgebend, in dem Glaubensbekenntniß derjenigen, welche als Autoritäten der christlichen Kirche während der ersten vier Jahrhunderte gelten, den Protestantismus aufzufinden, entschloß sich unser Wanderer, der, wie schon gesagt, sehr triftige Gründe hatte, durchaus Protestant werden zu wollen, die Lehren einiger der frühsten ketzerischen Schriftsteller zu Rathe zu ziehen. Er wußte, welchen Reiz ein Irrthum durch sein hohes Alter zu gewinnen vermag, und sollte er unter den Ketzern jener ehrwürdigen Periode etwas Protestantismus finden, so würde er wenigstens die Befriedigung haben, keine neugebackene Meinung, sondern eine alte derbe Ketzerei anzunehmen, welche, wie er launig bemerkt, wenn sein Gewissen ja schon unterliegen müßte, seinem Falle wenigstens einige Würde verleihen dürfte. Er ging daher aufs Neue an die Arbeit und fand bald, daß die Capharnaiten die ersten Protestanten waren. Er geht dann die vornehmsten früheren Sekten durch, welche die Kirche erschütterten, als die der Doceten, des Simon Magus, der Ebioniten, der Elcesaiten, der Gnostiker, des Marcion, des Apelles, der Ophiten, und jene der späteren Sekten, der Marcusianer, Melchisedekianer, Peratäer, Messalianer, Montanisten und Manichäer, indem es seine Absicht ist, zu zeigen, auf welche Ausschweifungen der menschliche Geist geräth, wenn er den Zügel abwirft, und welche wilde Theorieen er sich baut. Die Wahrheit seiner Behauptung belegt er durch folgende Beispiele.

Die **Marcusianer**, um die Dreieinigkeit zu verdrängen, erdachten eine Art von Viereinigkeit in Gott Vater und behaupteten, daß die volle Wahrheit in dem Griechischen Alphabet zu finden sey, indem sie sich hierbei auf die Worte in der Offenbarung Johannis stützten: „Ich bin Alpha und Omega.“ Ihr Stifter, Marcus, behauptete dabei nicht allein, daß Gott mehrere Kinder habe, sondern spricht von diesen Kindern so vertraut, sagt Irenäus, als hätte er sie alle zur Welt kommen sehen.

Die **Melchisedekianer** wählten, wie ihr Name besagt, den Melchisedek zum Gegenstand ihrer Verehrung, nannten ihn eine Dynamis oder göttliche Kraft und stellten ihn höher als Jesus, indem er der Mittler zwischen Gott und den Engeln sey, Jesus aber nur zwischen Gott und den Menschen.

Die **Messalianer**, welche in der Schrift gelesen hatten, daß der Böse umhergingt wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlingen möge, begnügten sich nicht mit einem einzigen Brüller dieser Art, sondern bildeten sich ein, daß die ganze Atmosphäre von Teufeln wimmle und daß man sie mit der Lebensluft einathme. Demzufolge thaten sie nichts, als spucken und sich schnäuzen, und zwischen der letzteren Uebung glaubten sie mitunter, einen Schimmer der Dreieinigkeit zu erblicken.

Die **Peratäer** gingen mit göttlichen Kräften nicht sparsam um und nahmen in ihrem System drei Väter, drei Söhne und drei heilige Geister an, und man glaubt, daß die Protestation, welche die Athanasianer noch heut zu Tage ablegen müssen, indem sie sagen: „Es giebt nur Einen Vater, nicht drei Väter, nur Einen Sohn, nicht drei Söhne, nur Einen heiligen Geist, nicht drei heilige Geister“, gegen diese Sekte gerichtet ist.

Die **Montanisten**, eine sehr zahlreiche Sekte, die lange im Flor war, hielt ihren Stifter, auf sein Wort hin, für den wahren Paraklet, der von dem Erlöser verheißen war, um sein neues Reich über das Evangelium zu verkündigen. Diese Ketzer (die zu keinem Zweig der Gnostiker gehören) nahmen an, daß Gott bereits zwei vergebliche Versuche gemacht habe, um die Menschen vom Sündenfalle zu erlösen, erstens durch Moses und die Propheten, dann durch seine eigene Fleischwerdung. Da beide Unternehmungen fehlschlugen, so war er zuletzt genöthigt, mittelst des heiligen Geistes

herabzukommen und sich, durch eine Art dreifacher Inspiration, zwischen Montanus und zwei Frauen von Stande, die mit ihm lebten und nicht in dem besten Ruf standen, zu theilen. Ein besonderer Zweig dieser Sekte, die Ariten, pflegten an ihrem Altar eine Art von angeschwellter Blase aufzuhängen und rund um dieselbe zu tanzen, indem sie diese Blase als das Emblem jener geistigen Einblasung ansahen, deren sie selbst vom heiligen Geiste gewürdigt würden. Ein anderer Zweig, die Tascodrugiten oder Pattaläorinchiten, hielten, als Zeichen der Andacht, während des Gebets den Finger an die Nase oder an den Mund, indem sie damit, wie Augustin sagt, den David nachahmen wollten: „Herr, setze einen Wächter vor meinen Mund, schließe das Thor meiner Lippen."

Den Manichäern, von dem Ketzer Manes so benannt, welche um das Ende des dritten Jahrhunderts emporkamen, scheint der scheidende Geist des Gnosticismus seinen Mantel hinterlassen zu haben. Ihr Stifter behauptete, von einer Jungfrau geboren zu seyn, gleich Christus, und hielt sich ebenfalls zwölf Apostel, von denen einer falsche Dokumente schmiedete, die er den Aposteln unseres Herrn unterschob.

Fast auf jeder Seite liefert Herr Moore Beweise zu seiner oft wiederholten Bemerkung, daß es in neueren Zeiten kaum eine einzige Sekte gab, die nicht eine Nachahmung irgend einer jener ketzerischen Sekten gewesen wäre, deren die Kirchenväter erwähnen. Dieselben Texte, welche vor 1600 Jahren von den Gnostikern angeführt wurden, um die Lehre von Gnadenwahl und Verdammniß zu predigen, wurden in neueren Zeiten zu dem nämlichen Zwecke benutzt. Indem er von dem ersten und zweiten Jahrhundert zu dem dritten und vierten fortschritt, fand Herr Moore zu seiner tiefen Kränkung, daß seine Protestanten, wenigstens diejenigen, deren Lehren einige Aehnlichkeit mit dem Protestantismus unserer Zeit haben, alle von der ächten Kirche als die Schismatiker und Heterodoxen des Tages angeführt werden. Unter den Schismatikern aus der Mitte des dritten Jahrhunderts sind die Novatianer besonders zu merken. Diese, sagt der Verf., waren so gute Protestanten, als man nur verlangen kann, (!) denn sie bestritten hartnäckig die Macht der Kirche, einige Sünden zu absolviren. Unter den anderen Sektirern aus dieser Periode, die unser Wanderer erwähnt, ist Arius. Er bewarb sich um die Würde eines Bischofs in der Kirche, und da ihm dies fehlschlug, so erfand er die Lehre, daß die Bischöfe kein Recht zu irgend einer Obergewalt oder Jurisdiction über die Kirchenältesten hätten. Auch die Gebete für die Todten focht er an, wodurch er sich hauptsächlich den Makel der Ketzerei zuzog. Herr Moore führt diesen Ketzer vorzüglich deshalb an, weil sein Einspruch gegen die Gebete für die Todten jeden Zweifel über das Alter dieses Gebrauchs beseitigt. Er meint, daß die entschiedene Art, mit welcher die ganze Kirche den Arius und seine Nachfolger ausstieß, nachdem er die Todtengebete verdammt hatte, einen untrüglichen Beweis von den Gesinnungen der Kirche in diesem Punkte abgiebt.

Und dennoch ist unser Wanderer noch nicht zufrieden. Nach allen gemachten Erfahrungen, nach allen Demüthigungen und getäuschten Erwartungen kann er sich immer noch nicht von dem Wunsche lossagen, Protestant zu werden. Er tritt jetzt endlich mit dem oft versprochenen Aufschlusse hervor, warum es ihm so schwer wird, dieses Vorhaben aufzugeben, und welche Motive ihm den Uebergang zum Protestantismus so wünschenswerth machten. Mit einem Worte, er erklärt uns offen, daß er sich in dem Falle des Jason befand, der das goldene Vließ aufsuchte, und daß er in seinen Nachforschungen von einer zweiten Medea angefeuert und unterstützt wurde.

Herr Moore löst uns das Räthsel seiner beharrlichen Versuche, indem er die Episode seiner Liebschaft mit der Tochter eines benachbarten Edelmannes einflicht. „Die junge Dame", sagt er, „bezeigte vom Anfange unseres Umganges an ein großes Interesse an meinem Seelenheil und benutzte die Spaziergänge, die sie mit einander machten, um ihn den Herrn erkennen zu lehren. Ob die junge Dame, in diesen Bemühungen, mich zu bekehren, noch andere Absichten hatte, als den so wirksamen Eifer, in jedem Heiligen eine Seele zu retten, wage ich nicht zu bestimmen; indeß wurde ich bald gewahr, daß Gefühle anderer Art sich ihrer Sorge um mein Seelenheil beimischten; auch konnte mir die Bemerkung nicht entgehen, daß in dem Maße, wie ich mich dem mannbaren Alter näherte und sie sich davon entfernte, ihr Interesse für mich sich zärtlicher aussprach. Unsere Spaziergänge wurden durch ihre Veranstaltung häufiger und länger, und selbst ihre Religionsgespräche übergoß sie so mit Empfindsamkeit, daß Cupido und Calvin gewiß noch nie so schwer von einander zu unterscheiden waren als hier."

Mit einem Wort, die junge Dame machte es ihm am Ende zur Gewissenssache, sich zu entschließen, ob er ein Protestant und Geistlicher werden oder in einem Zustande des Zweifels verharren und sie gar nicht heirathen wollte. Sie erkannte seine Bemühungen, sein Gemüth dem Protestantismus zu öffnen, und er bewies ihr gelegentlich in seinen Briefen, dem einzigen Mittheilungsmittel, welches ihnen jetzt zu Gebote stand, daß er wirklich die Kirchenväter studire. Um sie, wie er sagte, sowohl gegen diese Väter als gegen sich selbst in guter Laune zu erhalten, sandte er ihr mitunter Uebertragungen in Versen von einigen jener häufigen in blumenreichem Styl geschriebenen Stellen, die man bei ihnen antrifft. Er giebt uns einige Proben dieser Uebersetzungen, von denen wir eine hier mittheilen. Es ist die Uebersetzung einer pathetischen Ermahnung des heiligen Basilis an eine gefallene Jungfrau. Fenelon spricht von diesem Stücke als von einem der größten Meisterwerke der Beredtsamkeit, die jemals geschrieben wurden.

„Gedenke jener Jungfraun Schaar,
Die so voll Liebe an Dir hingen,
Eh' es der Welt gelungen war,
Der Lüste Netz um Dich zu schlingen."

„Gedenke ihres Wonneblicks,
Wenn sie am Abend Hymnen sangen,
Und Seufzer, Boten stillen Glücks,
Aus Deiner Brust zum Himmel drangen."

„Denk' auch an jenen süßen Schlummer,
Der in Dein Kämmerchen sich stahl,
Nachdem, zum Schutz vor Harm und Kummer,
Sich Deine Seele Gott empfahl."

„Wo ist sie hin, die schöne Zeit,
Die Glück und Unschuld einst Dir kürzten,
Wo Mäßigung, Genügsamkeit
Dir jede Mahlzeit lächelnd würzten?"

„Die holdeste Jungfräulichkeit
Erkannte man am Kleid, im Gange,
Und mädchenhafte Schüchternheit
Färbt' oft mit Roth die blasse Wange."

„Die Wange ohne Tropfen Blut,
Die dennoch reizender erschien,
Als frischer Schönheit Rosengluth,
Wo ist sie — ach! wo ist sie hin?"

Auf Veranlassung der Dame, welcher er die unglücklichen Resultate seiner Forschungen in den alten geistlichen Schriften mittheilte, geschah es, daß unser Wanderer endlich die Reise nach Deutschland, dem Geburtslande Luther's und des Protestantismus, antrat. Hier begiebt er sich, nachdem er angeblich in Hamburg ein abschreckendes Beispiel religiöser Verkehrtheit erlebt, nach Göttingen, wo er sich zum eifrigen Schüler eines Professors Strutschenbach macht, dem er so unhaltbare rationalistische Lehren in den Mund legt, daß es Herrn Moore, der dazu kaum so vielen Scharfsinn aufzuwenden nöthig hatte, als er zuweilen thut, natürlich leicht wurde, ihn zu widerlegen.

Und dies nennt Thomas Moore seine Entdeckungsreise nach dem Protestantismus, von der er unverrichteter Sache nach seinem Vaterlande zurückkehrte!

Fast alle kritische Zeitschriften Englands haben es für wichtig genug gehalten, den Inhalt des vorliegenden Werkes ihren Lesern ausführlich mitzutheilen; fast alle haben es aber auch für eine merkwürdige Verirrung des berühmtesten jetzt lebenden Englischen Dichters erklärt. (M. R.)

Bibliographie.

The doctrine of etc. (Die Lehre von der Reue, in einer Reihe von Vorlesungen.) Von Dr. Walton. Pr. 5 Sh.

Mc Gregor's british America. (Das Britische Amerika.) Von Mc Gregor. Zweite Ausgabe. Mit Zusätzen und neuen Kupfern. 2 Bde. Pr. 30 Sh.

A statistical survey. (Statistische Uebersicht der Grafschaft Roscommon.) Von Isaac Weld. Pr. 14 Sh.

Village Belles. (Dorfschönheiten.) Ein Roman in drei Bänden. Pr. 27 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Die taube Dame.** Die Herzogin von Abrantes beschreibt in dem fünften Theil ihrer Denkwürdigkeiten mit außerordentlicher Anmuth und Leichtigkeit die häusliche Einrichtung der Madame Bonaparte, Mutter Napoleon's. Es geschieht dabei einer Dame Erwähnung, die, obgleich nicht eigentlich zum Hause gehörig, doch so häufig zu den Privat-Zirkeln der Madame Bonaparte eingeladen wurde, daß sie füglich als Mitglied des Hausstandes betrachtet werden konnte. Es war Frau von Brissac. Ihre Harthörigkeit gab zu manchen komischen Auftritten Anlaß, welche von Madame Junot sehr ergötzlich erzählt werden. Frau von Brissac sollte dem Kaiser vorgestellt werden, und um durch ihre Harthörigkeit nicht in Verlegenheit zu gerathen, erkundigte sie sich vorher genau, welche Fragen der Kaiser gewöhnlich an die ihm vorgestellten Personen zu richten pflege. Sie erfuhr, daß der Kaiser zuerst immer nach dem Departement frage, aus welchem man komme; dann pflege er gewöhnlich nach dem Alter der Vorgestellten und endlich noch der Zahl ihrer Kinder zu fragen. Der Tag kam, und am ganzen Hofe war vielleicht Niemand so gut auf seine Antworten vorbereitet, als Frau von Brissac. Nachdem sie dem Kaiser ihre drei Verbeugungen gemacht hatte, sah sie, daß der Monarch sie anredete. Die Frage, welche er an sie richtete, lautete folgendermaßen: „Ist Ihr Gatte ein Bruder des Herzogs von Brissac, der am 2. Sept. getödtet wurde, und hat er nicht seine Güter geerbt?" Die arme Dame, welche sich's nicht träumen ließ, daß eine andere als die hergebrachte Frage an sie gerichtet werden würde, antwortete ganz zuversichtlich: „Aus dem Departement der Seine und Oise, Sire." — Der Kaiser, ganz verwundert, sagte darauf: „Ich glaube, Sie haben keine Kinder?" — „Zweiundfunfzig, Sire!" erwiederte die taube Dame, welche glaubte, daß von ihrem Alter die Rede sey. — Der Kaiser setzte hierauf ohne weitere Fragen seine Runde durch den Saal fort. (L. O.)

— **Hartley Coleridge.** Der Sohn des bekannten Lyrikers Coleridge ist mit einem Bande Gedichte aufgetreten, dem die Quarterly Review das Zeugniß giebt, daß sie die besten seit Byrons Tode seyen. Daß der Sohn eines Dichters dem Ruhm des Vaters gleichkommt, ist gewiß ein seltener Fall in der Geschichte der Litteratur, da die Erben bedeutender Namen gewöhnlich dazu verdammt sind, die Ansprüche, die sich an diesen Namen knüpfen, als eine peinliche Last mit sich herumzutragen. —

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Mittwoch den 7. August 1833.

England.

Die Fortschritte der Musik in England seit dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Die schöne Kunst, von der wir hier sprechen wollen, ist jetzt in England so allgemein geworden, daß es fast kein Haus giebt, in welchem man nicht irgend ein musikalisches Instrument fände. Musik-Vereine sind häufig, nicht bloß in den Städten, sondern selbst in Dörfern, wo sich jetzt auch Gesellschaften von Blase-Instrumentisten häufig bilden. Zwei Thatsachen entgegengesetzter Art mögen zeigen, wie stark das Fortepiano jetzt in England kultivirt wird: Vor einigen Jahren soll die Bilanz einer großen Manufaktur solcher Instrumente in der Hauptstadt, bei einem einzigen Jahres-Abschlusse, einen Gewinn von ungefähr 90,000 Pfd. Sterl. ergeben haben, und ungefähr um dieselbe Zeit versicherte mir eine Arbeitsfrau, daß auf dem Hofe, wo sie wohnte, und der nur von der arbeitenden Klasse bewohnt wird, zwölf Klaviere gefunden wurden, und daß eine ihr gegenüber wohnende junge Person für sechs Pence die Stunde auf diesem Instrumente Unterricht ertheilte. Hier sind also die beiden Extreme, und die oberflächlichste Beobachtung muß Jeden überzeugen, daß die dazwischen liegenden Klassen der Gesellschaft die Musik mit Neigung und Geschmack kultiviren. Der ungeheure Katalog der Musikalien-Händler, die Menge von Platten, welche sie besitzen, und die in die Hunderttausende gehen, die täglich neuen Verlagswerke, welche sie an sich bringen, die Einführung verbesserter und neuer Instrumente, alles dies bildet einen Handel, der die Berechnung des Dr. Colquhoun über den Ertrag des Umsatzes in den schönen Künsten zu Schanden macht; denn wir glauben bestimmt, daß mehr als die Summe, die er für Alle annimmt, (1,400,000 Pfd. jährlich) durch den Musikhandel und Musik-Unterricht allein umgesetzt wird. Das Gesammt-Einkommen der Londoner Tonkünstler und Sänger beläuft sich auf eine Summe, die demjenigen, der an solche Berechnungen nicht gewöhnt ist, durchaus unglaublich scheinen würde, und trotz der Klagen solcher Leute, daß das Talent schlecht belohnt wird, sind doch die Einnahmen für Konzerte in London während der Saison sehr bedeutend. In dem Zeitraum zwischen Ende April und Juli vergeht kein Tag, an welchem nicht ein oder mehrere öffentliche Konzerte gegeben werden. Im Mai giebt es gewöhnlich zwei und drei täglich. Dazu kommen nun noch die Privat-Konzerte, deren auch ein, zwei bis drei jeden Abend in vornehmen Häusern stattfinden. Vor ungefähr fünf Jahren war die Wuth, Musikfeste zu geben, und zwar nach einem Maaßstabe, der in keinem anderen Lande der Welt seines gleichen hatte, so hoch gestiegen, daß in demselben Jahre (1828) nicht weniger als neun in Provinzial-Städten veranstaltet wurden; nämlich zu Cambridge, Salisbury, Hereford, Derby, Manchester, Bury, Exeter, Brighton und Denbigh. Die gesammte Einnahme betrug schwerlich unter 50,000 Pfd. Dies ist der eigentliche Verkehr in der Musik; zu dieser Rechnung kommt nun aber noch die Italiänische Oper, die Oratorien, die zu den Schauspielen gehörige Musik auf Englischen Theatern. Coventgarden und Drurylane geben im Durchschnitt zwei Opern wöchentlich während der Saison; dann Vauxhall und andere Etablissements dieser Art, wo täglich Musik ist. Die Königliche musikalische Akademie macht den Beschluß. Wenn wir zu diesen öffentlichen musikalischen Darstellungen noch die in den Provinzen, noch die Musik, die in Privathäusern getrieben wird, hinzurechnen, so möchte dies wohl ein hinlänglicher Beweis seyn, daß die Engländer den Titel einer musikalischen Nation verdienen.

Und doch spricht die Welt im Allgemeinen England diesen Vorzug ab. Und warum? — Es giebt der Ursachen viele, und die Aufrichtigkeit nöthigt uns das Geständniß ab, daß der Vorwurf nur zu gerecht ist. Man mag uns daher eine kleine Digression über diesen Gegenstand zu Gute halten.

„Die Engländer genießen die Musik", sagen Ausländer, „mittelst Kauf, nicht durch Erbe. Sie haben keine Original-Musik; sie haben keinen wahrhaft leidenschaftlichen Sinn für ihre Schönheit oder Vervollkommnung; sie sind bloß musikalisch, weil sie unbeschäftigt und reich sind; sie müssen daher Vergnügungen haben und können das Höchste und Trefflichste in seiner Art bezahlen; sie sind aber gleich unfähig, das Herrliche, welches sie bezahlen, zu fühlen oder zu würdigen."

Unsere Ansprüche auf Original-Compositionen gründen sich hauptsächlich auf unsere frühere Kirchen-Musik und kleine Liedchen. Die letzteren, mit denen wir uns so viel wissen, werden von einem Franzosen, dem geistvollsten Schriftsteller, der je über Musik schrieb, als „quelque chose de bien triste" beschrieben; dies ist die genaueste Definition, die er davon zu geben wußte. Unsere frühere Kirchen-Musik hat sowohl Originalität, als Kraft und schönen Ausdruck. Aber, kann man Händel's Oratorien eigentlich Englisch nennen? Sie sind das Werk eines Deutschen. Doch ist es sehr die Frage, ob sie in irgend einem anderen Lande als in England komponirt worden wären, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie in keinem anderen, so groß und herrlich sie auch sind, das Nationalgefühl so angesprochen hätten. Es gab einst eine gewisse Tiefe und Innigkeit des Gefühls in England, die keinem anderen Volke angehörte, und die sich selbst in seinen Vergnügungen äußerte. Wir werden später Gelegenheit haben, von der Veränderung dieses Gefühls und deren Wirkungen zu sprechen; aber genug, dies war der Charakter des Nationalgefühls. Diese ernste und feierliche, aber verborgen und heimlich fortreißende Seele der Kunst lebte in Händel's heiligen Werken. Aber dennoch, so sehr unsere Landsleute den musikalischen Giganten mit „seinen hundert Armen" vergöttern und mit Heftigkeit und Leidenschaft ihn als den Unsrigen in Anspruch nehmen, so läßt sich doch die nackte offene Thatsache, daß er ein Ausländer war, daß er seine musikalischen Anlagen Deutschen Eltern und seine musikalische Erziehung fremdem Unterricht und ausländischen Studien verdankte, nicht wegleugnen. Und doch haben wir wenig oder nichts Unvergängliches in diesem Fache, außer Händel. Von Purcell hat sich nur sehr wenig erhalten; etwas mehr vielleicht von Arne, und damit schließt unser Katalog Englischer Meister, wenn man Komponisten, die unserer Zeit so nahe stehen, diesen Namen beilegen kann. Von den Neueren wollen wir später reden. — Man sieht also, welche enge Gränzen unseren Ansprüchen gesteckt sind.

Die zweite und schlimmere Beschuldigung, daß die Engländer nicht fähig sind, den Zauber der Composition oder ihrer herrlichen Ausführung hinlänglich zu schätzen, gründet sich hauptsächlich auf unser zurückhaltendes Wesen. Die Deutschen theilen diesen Vorwurf mit uns in gewissem Grade, die Franzosen in höherem Maße (?), ja fast alle Nationen, außer der Italiänischen, müssen sich diese Beschuldigung gefallen lassen. In dem Leben Haydn's und Mozart's von Beyle, der abwechselnd unter dem Namen Stendhal und Bombet schrieb, findet man folgende Stelle: „Sie werden sich sehr getäuscht finden, mein lieber Louis, wenn Sie je Italien besuchen und die Orchester so viel schlechter als das des Odeon und vielleicht nicht mehr als eine oder zwei gute Stimmen in einer Gesellschaft finden. Sie werden denken, ich habe Ihnen Reisemährchen erzählt. Nirgends werden Sie eine solche Versammlung antreffen, wie die zu Paris, wo Sie in der Oper die Damen Barelli, Neri, Festa und die Herren Crivelli, Tachinardi und Porta hörten. Aber verzweifeln Sie darum nicht an Ihrem Abend. Die Sänger, die Sie für mittelmäßig halten, werden durch ein gefühlvolles und enthusiastisches Publikum begeistert. Das Feuer verbreitet sich aus den Logen auf das Theater und von dem Theater in die Logen. Sie werden sie mit einer Einheit, Wärme und Begeisterung singen hören, von der Sie nicht einmal eine Idee haben; Sie werden Zeuge seyn von Augenblicken des Wahnsinns, wenn Sänger und Zuhörer von der Schönheit eines Finale des Cimarosa ganz hingerissen sind. Was hilft es, daß man Crivelli zu Paris 30,000 Franken giebt, man müßte auch ein Publikum dazu kaufen, das geeignet wäre, ihn zu hören und die Liebe zur Kunst mit ihm zu theilen. Kommt eine einfach erhabene Stelle vor, so wird sie nicht beachtet, kommt aber eine gewöhnliche und leicht aufzufassende Verzierung, so will gleich ein Jeder zeigen, daß er Kenner ist, und betäubt seinen Nachbar mit Klatschen, als wenn er närrisch wäre. Dieser Beifall ist aber ohne wahre Wärme, die Gefühle bleiben unbewegt, und nur das Urtheil giebt seine Zustimmung. Der Italiäner überläßt sich unbesorgt dem Genusse einer schönen Melodie, die er zum ersten Male hört; der Franzose klatscht nur mit einer Art von Aengstlichkeit; er fürchtet, etwas Mittelmäßiges gelobt zu haben. Erst bei der dritten oder vierten Vorstellung, wenn die Arie als köstlich anerkannt ist, wird er es wagen, sein „Bravo!" zu rufen, wobei er sorgfältig den Ton auf die erste Silbe legt, um zu zeigen, daß er Italiänisch versteht. Geben Sie acht, wie er am ersten Abend seinen Freund im Erfrischungszimmer anredet: „Wie göttlich dies ist!" Er bejaht mit den Lippen, aber mit den Augen fragt er. Wenn sein Freund nicht mit einem noch stärkeren Superlativ antwortet, so wirft er seine Gottheit schnell von ihrem Thron. Der musikalische Enthusiasmus

zu Paris läßt keine Diskussion zu; ein Stück ist entweder „délicieux" oder abscheulich; jenseits der Alpen weiß ein Jeder, was er fühlt, und die Gespräche über Musik nehmen kein Ende."

Wir fürchten, es ist nur zu viel Wahres in dieser Darstellung, und sie läßt sich besonders auf den Stolz, die Eigenliebe und die starren Manieren unserer Landsleute anwenden. Daher kommt es, daß Wärme und Energie des Charakters die südlichen Nationen auszeichnen und ihnen über unsere kalte zögernde Unentschiedenheit das Uebergewicht geben. Wir verlieren dadurch nicht allein den Vorrang, den ein kühner und entschiedener Ausdruck des Gefühls verleiht, sondern jedes Recht, über Productionen der Kunst und ihre Ausführung zu urtheilen. Mit einem Wort, wir sind auf diese Weise dahin gebracht, den Ton von Anderen anzunehmen, statt ihn anzugeben. Es giebt noch andere durch unsere Weise erzeugte Umstände, die unseren musikalischen Geschmack nicht aufkommen lassen, doch diese wollen wir entwickeln, wenn wir von den Fortschritten der Musik handeln.

Die Periode, welche wir als Ausgangs-Punkt annehmen, um den Lauf unserer musikalischen Fort- oder Rückschritte zu verfolgen, haben wir darum gewählt, weil mit ihr eine neue Aera, nicht bloß des Geschmacks, sondern vielleicht der Wissenschaft selbst begann; denn wenn man Verschiedenheiten darthun soll, so muß man eine gewisse Regel als Norm haben. Es gehört nothwendig eine längere Zeit dazu, ehe das Fortschreiten in der Kunst, so merklich es auch sey, allgemein bekannt und anerkannt wird. So können wir die allgemeine Würdigung der Werke von Haydn und Mozart, jener großen Verbesserer, erst von der letzten Zeit ihres Lebens datiren, welche ungefähr mit dem Schlusse des letzten Jahrhunderts zusammentrifft.

Wir sagten, daß damals eine neue Aera für die Wissenschaften anfing. Hierunter verstehen wir die Erweiterung jener Gränzen, in welche die strenge Harmonik früherer Zeit den Komponisten zwangte, so wie die ausgedehntere Macht der Instrumentation und die Reichhaltigkeit der Melodie. Indem wir die musikalische Composition in zwei große Haupt-Abtheilungen sondern — die Kirche und das Theater —, welche unserem gegenwärtigen Zwecke genügen, bemerken wir, als einen besonderen Beweis von Genie, daß jene zwei außerordentlichen Männer sowohl der Orchester- als auch der Kammer-Musik einen neuen Ton gaben. Bis auf Haydn war die Kirchen-Musik feierlich und streng. „Unter Musica de Chiesa" (Kirchen-Musik im eigentlichen Sinne), sagt Dr. Burney, „verstehe ich eine ernste und wissenschaftliche Composition, bloß für Stimmen, deren Trefflichkeit mehr in der schönen Harmonie, geschickten Modulation und den Fugen über geistvolle und einfache Sujets, als in leichten Arien oder geräuschvollem Accompagnement besteht." Dieser Definition gemäß soll also der Gottesdienst nur Eine Art von Empfindung und Gefühl in Anspruch nehmen, und der gelehrte Doktor entnahm seiner Philosophie nicht bloß eine ideale Moral, sondern eine eben so eingeschränkte musikalische Theorie. Er wurde indeß in seinem Urtheil von den damals bestehenden Mustern geleitet, von jener Musik, welche zu seiner Zeit als die schönste und angemessenste betrachtet wurde. Haydn aber, sey es nun aus angeborener Neigung, oder aus einem tieferen Auffassen der Gewalt seiner Kunst, vereinigte die Schönheit mit der Kraft. Die Musik in katholischen Kirchen war immer prachtvoller gewesen, als in protestantischen, trotz aller Verbote, die deshalb seit Gregor dem Großen erlassen wurden. Dies ist in der That eine nothwendige Folge der Einführung der Instrumental-Begleitung sowohl, als der natürlichen Fortschritte der Composition, welche, gleich allen anderen Künsten, durch Erfindungen und Ausschmückung reichhaltiger, wenn auch nicht gediegener wird. Wenn die Einfachheit sich erschöpft hat, so muß eine solche Veränderung erfolgen. So sind Haydn's Messen weit kunstreicher, als die seiner Vorgänger; sie zeigen, mit einem Wort, das Charakteristische seines Genius und seines Zeitalters. Eine gleiche Veränderung führte er in einer anderen Art von Composition ein, die, wenn sie nicht ganz rein und streng ist, doch nur die tiefsten und mächtigsten Hülfsmittel der Kunst auf höchst erhabene und imposante Weise anwenden darf — nämlich das Oratorium.

Wenn er auch in seiner „Schöpfung" die Erhabenheit nicht erreicht hat, zu der Händel in seinem „Messias" sich aufschwang, so wußte er doch Empfindungen von mehr enthusiastischer und fast eben so ungemischter Art zu erregen. Wir haben hier zum ersten Mal, in einer Composition dieser Art, einen freien und schönen, wenn auch etwas üppigen Stil der Melodie, der den Zuhörer bezaubert und seine Seele mehr mit zärtlichen als schauerlichen Regungen füllt. Andacht und Liebe fließen, wie man sagt, aus Einer Quelle. Haydn hat (vielleicht ohne es zu wissen) beide verschmolzen und der einen weit mehr von der anderen beigegeben, als seine ersteren Vorgänger. Was wir sagen, gilt nicht bloß von dem Theil des Oratoriums, in welchem das Gefühl der Liebe vorherrscht; dieselbe Leidenschaft weht durch das Ganze. Wenn Adam und Eva ihren Schöpfer preisen und „die Güte, wovon Erd' und Himmel voll ist", so ist es ganz natürlich und angemessen, daß der charakteristische Ausdruck ihrer ersten Gefühle für einander eben so sehr als das für ihren Schöpfer sich kund giebt. Dies ist durch die ganze dritte Abtheilung wahrzunehmen. Man nehme z. B. das Duett: „Der Sterne hellster, o wie schön", so deutet ein Jeder diesen Anfang auf einen anderen Gegenstand der Anbetung, bis das Wort „Sonne" der musikalischen und rhetorischen Phrase ihre Bedeutung giebt, und die meisten haben wohl ein anderes Wort erwartet, nämlich „Eva." Diese Weise geht durch das ganze Stück. Das „sanfte Rieseln des klaren Baches" wird durch eine Musik ausgedrückt, die ganz der Sprache der Liebe angehört; eben so „die Felder im grünen Gewande." Selbst die Schilderung des Sonnen-Aufgangs trägt dasselbe Gepräge, und dies eben macht die „Schöpfung" so bezaubernd und so allgemein ansprechend. Die Gefühle, die sie hervorruft, sind minniger, weil sie, wenn auch eben so innig, doch weniger Schauerliches haben, als die Ideen von Tod und Gottes Gericht, dem Thema von Händels begeistertem und unsterblichem Werke.

Dies war nicht Alles. Haydn wandte die Entdeckungen, die er in der Construction der Symphonie gemacht hatte, auf das Accompagnement an. Sängerinnen selbst, unter Anderen die Mara, gaben ihre hohe Bewunderung über die Wirkung der Instrumental-Parthieen zu erkennen. Wenn die Melodie die scharfen und lieblichen Umrisse des Sujets darstellt, so ersetzt die Instrumentation das Kolorit, und es läßt sich nichts Schöneres und Wohlersonneres denken. Nicht allein werden die Original-Ideen dadurch verstärkt, sondern es werden Accessorien angebracht und Wirkungen erzielt, welche vor diesen Verbesserungen man sich kaum gedacht oder bei den beschränkten Mitteln kaum versucht hatte. „In der Beschreibung des „Leviathans", der sich auf schäumender Well' emporwälzt", sagt ein Kritiker von Ansehen, „werden die Schläge des Ungeheuers mit dem Schweife und das Plätschern des umhersprühenden Wassers durch den Trompetenschall, der plötzlich aus dem tiefen Baß hervorschmettert, bewundernswürdig dargestellt", und eine noch weit vollkommnere Analogie findet derselbe Kunstkenner zwischen den Lichtstrahlen und den Tönen, womit die Instrumente das glänzende Recitativ begleiten, welches den Sonnen-Aufgang beschreibt. Ein Zuhörer von noch so weniger Imagination wird diese Aehnlichkeiten dennoch sinnreich, wiewohl vielleicht phantastisch finden. An dem mehr oder weniger liegt nicht viel; für unser Argument ist es hinreichend, daß sie neue Erfindungen sind und sowohl dem mechanisch als dem ideolisch Schönen neue Prinzipien und neue Wege aufthun.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Great Britain. (Großbritanien im Jahre 1833.) Aus dem Französischen des Baron Haussez. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Memoirs. (Denkwürdigkeiten von Rowland Taylor.) Von T. Stew. Pr. 5 Sh. 6 P.

The contrast. (Der Widerspruch, oder Entsagung und Ungestüm.) Von Thos. Moeten.

Ten sermons. (Zehn Predigten über das Wesen und die Wirkungen des Glaubens.) Von James T. O'Brien. Pr. 12 Sh.

Frankreich.

Correspondance de l'Orient. (Briefe aus dem Morgenlande, von den Jahren 1830 und 31) Von Michaud und Poujoulat. Paris 1833.

Die Geschichte der Kreuzzüge ist der stete Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeiten Michauds gewesen. Bekannt sind die langen und gründlichen Studien, die er gemacht, um dieses schöne Werk zu einem Grade der Vollendung zu bringen, die in unseren Tagen zu wenig anerkannt wird. Viermal hat er sein Werk umgearbeitet, gegen dessen Mangel ihn die väterliche Liebe nie blind machte, ja er hat aus Sorgfalt für dasselbe noch im hohen Alter, wo Ruhe erstes Bedürfniß ist, eine lange und fast gefährliche Reise unternommen. Der Geschichtschreiber der Kreuzzüge wollte die von ihm beschriebenen Orte, die einst Zeugen so schmerzlicher Begebenheiten, aber auch Zeugen der christlichen Waffenthaten waren, an denen Frankreich auf das ruhmvollste Theil nahm, mit eigenen Augen sehen. Die geographischen Irrthümer unserer alten Chronikenschreiber zu berichtigen, etwa noch vorhandene Traditionen zu sammeln und sich durch den Anblick jener schönen Gegenden zu stärken, war der Zweck dieser Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande. Das Ministerium Polignac hatte Herrn Michaud die Mittel zu seiner Reise bewilligt, wofür er in einer kurzen Vorrede zu seinem Werke Herrn von Polignac öffentlich Dank sagt. Er thut dies auf eine wahrhaft rührende Weise, und Dankbarkeit gegen den ins Unglück gerathenen Wohlthäter ist etwas so Seltenes, daß man sich freut, ihr zu begegnen, zumal, wenn sie, wie hier, frei von Hoffnungen und politischen Rückgedanken auftritt.

Aber auch bei einer für wissenschaftliche Zwecke unternommenen Reise drängt sich eine Menge von Betrachtungen auf, die zu jenem Zwecke nur in entfernter oder in gar keiner Beziehung stehen. Das schönste Schauspiel gewährt keinen vollen Genuß, wenn man es allein genießt, am allerwenigsten für einen Schriftsteller, der gewohnt ist, mehr für das Publikum, als für sich selbst zu denken. Irgend ein Philosoph hat gesagt, daß, wenn Gott einen von uns in die Mitte der unendlichen Wunder der Welt unter der Bedingung führte, das Entzücken über einen solchen Anblick in sich zu verschließen, die Freude darüber nur eine halbe seyn würde. Freilich stehen hinter den Wundern der Welt auch die schönsten Gegenden des Morgenlandes weit zurück, aber schon der Anblick der letzteren muß für uns Europäer, die wir unseres grauen Himmels, unserer düstern Wohnungen und einförmigen Sitten müde sind, so mannigfache Ueberraschungen gewähren, daß man das Bedürfniß fühlt, sie seinen Landsleuten mitzutheilen. Diesem Bedürfniß verdanken wir die Bekanntmachung der Korrespondenz aus dem Morgenlande. Der Verf. hat passend die Briefform gewählt, weil sie am meisten die Lebendigkeit und Frische des ersten Eindrucks wiederzugeben vermag.

Michaud und sein junger Reisegefährte Poujoulat schifften sich am 27. Mai 1830, zwei Tage vor dem Abgange der großartigen Algierischen Expedition, in Toulon ein. Korsika, Sardinien, die Liparischen Inseln (Inseln des Aeolus) sind die ersten Gegenstände, an denen sie vorübersegelten, nachdem sie die Französische Küste aus dem Gesicht verloren. Inmitten der Liparischen Inseln erhebt sich der Vulkan Stromboli, dessen majestätische Ausbrüche sie eine ganze Nacht hindurch mit Muße betrachten konnten. Am anderen Morgen bot sich

ihnen ein Anblick anderer Art dar; die Ufer der vulkanischen Insel waren mit Wein, Oelbäumen und Getraide bebaut, Baumwollenpflanzungen, Gärten, Lusthäuser, Ziegenheerden mit ihren Hirten wurden sichtbar, ja am nordöstlichen Rande des Vulkans erhob sich sogar eine kleine Stadt. „Diese Sicherheit!" sagt der Verf., „diese Werke der Menschenhände, diese dem Vergnügen gewidmeten Anlagen so nahe an einem feuerspeienden Krater überraschen anfänglich; man kommt aber von seiner Verwunderung zurück, wenn man bedenkt, was in unseren unaufhörlich von Revolution bedrohten Staaten geschieht. Welcher Staat hat in unserer Zeit nicht einen Vulkan zur Seite? Und dennoch gehen die Hoffeste, die Schausoirée, die Intriguen und Schmeicheleien ihren Gang fort. Lassen wir also die armen Bewohner dieser vulkanischen Insel Häuser bauen, das Feld ackern und friedlich ihre Heerden in die Nähe dumpfdröhnender Abgründe führen." Michaud schrieb in den letzten Tagen des Monats Mai 1830 am Bord eines Schiffes diese schwermüthigen Betrachtungen, welche der seltsame Kontrast einer üppigen Vegetation und eines unter der Erde kochenden Feuers in ihm anregte; nach kaum zwei Monaten waren seine Worte zu einer in Erfüllung gegangenen Prophezeiung geworden. Doch was hilft alle Voraussicht? Stets wird man am Abhange der Vulkane, ja selbst auf den Trümmern der von der Lava zerstörten Städte neue Städte bauen, und nach Revolutionen werden Feste, Vergnügungen und Sorglosigkeit bei den Glücklichen wieder eintreten, wie wenn sie jene furchtbaren Erfahrungen gar nicht gemacht hätten.

Navarin, sein schöner Hafen, seine einst blühenden, jetzt verwüsteten Gefilde sind seit der Seeschlacht, die diesen Ort berühmt gemacht hat, so oft beschrieben worden, daß es nicht nöthig ist, hier dabei zu verweilen. Der Krieg mit seinen Schrecken hat diese Gegend heimgesucht und sie mit frischen Trümmern bedeckt, und der erste Anblick Griechenlands macht einen schmerzlichen Eindruck, der gegen die poetischen Vorstellungen, die man sich in der Ferne davon gemacht hat, grell absticht. Wie häufig wird aber nicht die Phantasie enttäuscht, wenn sie die Wirklichkeit mit ihren Bildern vergleicht. Glücklicher war Michaud auf einem Ausfluge, den er nach der Gegend machte, in welcher sich einst Pylos, die Residenz Nestor's, erhob. Pylos, von Homer die göttliche genannt, lag in geringer Entfernung von Navarin; der Weg dahin führt über einen hohen steilen Berg, dessen nördlicher Abhang mit einem dichten schwer zu durchdringenden Walde bewachsen ist. Tiefes Schweigen ruht auf dieser Gegend, die einst oft von der Rede Nestor's wiedertönte; denn bekanntlich war der alte Held etwas ausführlich in seinen Erzählungen. Diese magische Einsamkeit stimmt zu den alten Ruinen; sie unterbricht gleichsam den Lauf der Jahrhunderte und ruft die Vergangenheit wieder in's Leben, während neue Völker, neue Sitten und neue Gebäude dieselbe ganz in den Hintergrund stellen. Von dem alten Pylos sollen noch einige Spuren übrig seyn; die Entscheidung über diesen Punkt überläßt indessen der Verfasser den Alterthumsforschern, tritt aber dennoch der Meinung des Thukydides bei, der Pylos in den Umkreis des alten Navarin versetzt, während mehrere Geographen, und in neuerer Zeit Pouqueville, die alte Stadt in das der Rhede gegenüber in den Bergen liegende Pyla versetzen.

In keiner blühenderen Lage, als Navarin, scheint sich Modon, das alte Methone, zu befinden, wie sich aus dem traurigen Zustande und der geringen Anzahl seiner sich kaum auf zweihundert Köpfe belaufenden Bevölkerung schließen läßt. Drei bis vier in Modon zurückgebliebene Türken sind hier ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde. Nachdem unsere Reisenden an den Sapienza-Inseln, an Koron und Kalamata vorbeigesegelt, in der Ferne die Berge Ithome und Taygetus erblickt, in deren Nähe einst Messene blühte; nachdem sie an der Küste von Maina, dem Aufenthalt der Griechischen Seeräuber, an dem Vorgebirge Malea und der Insel Cythere vorübergekommen, ging das Schiff in dem Meerbusen von Argolis, an welchem Nauplia, der Sitz der Griechischen Regierung, liegt, vor Anker. Herr Michaud stattete hier dem Grafen Kapodistrias einen Besuch ab und hatte mit ihm über die Zukunft Griechenlands eine Unterredung, die wir nicht unterlassen wollen vollständig mitzutheilen.

„Nachdem ich durch eine einsame Gasse, deren Namen ich nicht weiß (die meisten Gassen von Nauplia haben keine Benennung), gekommen war, gelangte ich in ein Haus von unscheinbarem Aeußeren; nicht einmal eine Schildwache erinnere ich mich davor gesehen zu haben. Ich kam durch einen engen dunkeln Vorhof und über eine hölzerne Treppe in ein Vorzimmer, wo sich indeß Niemand befand. Diese Einfachheit, die mir hier überall entgegentrat, erinnerte mich an die Tugenden des alten Griechenlands, und fast meinte ich, bei Phocion oder irgend einem Philosophen der Stoa einen Besuch zu machen. Der Präsident empfing mich in einem großen Saale, in den das Licht von allen Seiten zu gleicher Zeit eindrang, und worin die Sonne fast der einzige Schmuck war; denn ich fand nur ein an den Wänden herumgehendes Sopha und eine Art von Secretair, an welchem Se. Excellenz arbeitet. Der Präsident ist ein Mann von fünfundfunfzig Jahren. In seiner Physiognomie bemerkte ich Geist und Wohlwollen und in seinem Benehmen die Höflichkeit des Hofmannes, verbunden mit dem zurückhaltenden Tone des Diplomaten. Seine Aussprache ist leicht und gefällig; in seinem Geiste spricht sich mehr Feinheit, als Erhabenheit und Hoheit der Gedanken aus. Seine Unterhaltung hält sich weniger an das Bestimmte der Erfahrung, als an die Speculationen der Philosophie, und er scheint mehr der schwärmerischen Schule des Plato als der politischen des Perikles anzugehören, während die Eitelkeit, welche er durchaus nicht verbirgt, ihn sogleich auf den ersten Anblick als Griechen erkennen läßt."

„Nach den gewöhnlichen Begrüßungen von beiden Seiten fragte mich der Präsident nach Neuigkeiten aus Frankreich. Ich war jedoch begierig, über Griechenland Etwas zu hören, und bemühte mich daher, die anfangs allgemeine Unterhaltung von den vergangenen Zeiten, über welche sie sich verbreitete, der Gegenwart näher zu rücken. Ich fragte daher den Präsidenten, welchen Namen man wohl Griechenland geben müsse; ob es ein Königreich oder eine Republik seyn werde? — Ein Königreich, antwortete er; denn man muß den einzelnen Provinzen, die stets bereit sind, sich von einander zu trennen, ein gemeinschaftliches Band, ein gemeinschaftliches Interesse geben. — „Aber das wird nicht leicht seyn", bemerkte ich dagegen; man hat wohl dem wahren Gott einen Tempel aus Säulen eines Tempels des Jupiters oder der Minerva errichten können; aber wie will man einen Thron auf dem Boden und gleichsam aus den Elementen alter Republiken erbauen!" — Was mir hier auch Se. Excellenz erwiederte, bewies mir, daß derselbe meine Ansicht theilte; und wenn ich seine Gedanken errathen habe, schien er mir nicht gar zu weit von der Ueberzeugung entfernt zu seyn, daß es besser gewesen, es bei der Präsidentschaft zu lassen. — Welchen Namen man auch dem wiedergeborenen Griechenland geben möge: immer wird es schwer seyn, ein Land, das Jeder gerettet haben will und noch alle Tage zu retten behauptet, zu regieren. Eine andere Schwierigkeit, vielleicht die größte von allen, ist das Unglück, welches im Gefolge einer Revolution ist und Unzufriedenheit und aufrührerische Klagen hervorbringt. Ein plötzlicher und gewaltsamer Uebergang zur Freiheit muß den Geist des Gehorsams geschwächt und die Achtung der Völker für Alles, was in der menschlichen Gesellschaft heilig ist, gemindert haben. — Der Präsident gestand ein, daß noch viel zu thun sey, ehe eine gute Regierung in Griechenland begründet werden könne. „Wir besitzen nicht mehr", fügte er lächelnd hinzu, „die wunderbare Quelle des Delphischen Orakels; aber die Grundsätze müssen uns dafür statt des religiösen Glaubens dienen." — „Man kann wohl", erlaubte ich mir darauf zu erwiedern, „auf unseren politischen Tribunen von Grundsätzen reden, und diese können wohl auch noch dem Ehrgeize, dem Haß und dem Parteigeiste zum Vorwande dienen; aber im Leben und in dem Verhalten der Einzelnen richtet sich Niemand mehr darnach." — „Es ist ein Unglück", antwortete Se. Excellenz, „daß ein Volk, das sich die Freiheit erkämpft hat, wenig daran denkt, den Schutz derselben der Weisheit der Gesetze anzuvertrauen, und daß eine Generation, welche das Joch abgeworfen hat, selten dazu bestimmt ist, Institutionen zu begründen." — Nichts ist wahrer, als das", entgegnete ich, „eine Generation, die durch eine Revolution gegangen ist, hat oft nichts weiter zu thun, als Alles wieder zu zerstören, was sie erst ausgerichtet hat. Frankreich bietet uns dafür seit funfzig Jahren mehr als ein Beispiel dar. Aber wenigstens sollte man daran denken, durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit die Wunden der Gegenwart zu heilen. Fast überall habe ich unter den Griechen einen starken Hang zur Trägheit, dieser gefährlichen Krankheit aller Staaten des Morgenlandes, wahrgenommen. Das alte Attika hatte z. E. vier mal hunderttausend Sklaven, welche arbeiteten, während die Bürger von Athen sich mit den Gesetzen der Republik beschäftigten. Anders ist es im neueren Griechenlande, wo Niemand arbeitet, wo aber alle Welt Gesetze machen oder abschaffen will." — Der Präsident war, gleich mir, von diesen Bemerkungen betroffen; denn alle Maaßregeln seiner Regierung gingen dahin, aus den Griechen ein thätiges und arbeitsames Volk zu machen. Einige seiner Mittel, die er zu diesem Zwecke anwenden will, haben mir indeß etwas seltsam und sonderbar geschienen, so daß ich nicht ganz an den Erfolg seiner Unternehmungen glauben kann. Das beste dieser Mittel ist, nach seiner Ansicht, die Griechen dahin zu vermögen, daß sie ihr Kostüm ändern und die Fustanella (Albaneserhemd) ablegen, die ihre Bewegungen hemmt und sie in der Unthätigkeit erhält. — Unsere Unterhaltung kam später auf die Popularität im Allgemeinen und auf diejenigen zu reden, die sich dem Glücke der Nationen widmen. Indeß war dieser fruchtbare Gegenstand nicht leicht einem Manne gegenüber zu verhandeln, den die Volksgunst anfänglich mit Enthusiasmus empfangen hatte, gegenwärtig aber mit Heftigkeit zurückstößt. — Die Revolutionen, äußerte ich, haben ihre Geheimnisse, die sie nicht enthüllen; fast niemals weiß man, was sie alles wollen, und eben darum ist es so schwer, ihnen zu dienen, und so gefährlich, sich an ihre Spitze zu stellen. Die alte Geschichte erzählt uns von der Sphinx am Berge Cythaeron, daß sie die Vorübergehenden anhielt, um ihnen Räthsel aufzugeben, und diejenigen verschlang, die sie nicht erriethen; jede Volks-Revolution macht es eben so. — Indeß schienen diese allgemeinen Betrachtungen Se. Excellenz zu mißfallen, und ich glaubte zu bemerken, daß seine Philosophie gegen gewisse Wahrheiten noch nicht stark genug sey. Von der Ungerechtigkeit der Völker wollte ich nicht zu ihm reden, weil dies ein Gemeinplatz war, und eben so wenig von den Beispielen des Themistokles und Aristides, was eine Schmeichelei gewesen wäre. Ich zog es daher vor, das Gespräch auf etwas Anderes zu richten, und ich schloß damit, von dem ehemaligen Minister des Kaisers Alexander zu reden. Das Entgegenkommende seiner Antworten ließ mich erkennen, daß er noch nicht den Russischen Hof vergessen hat, und daß der Präsident von Griechenland noch einigen Werth auf die Gunst der Könige setzte.

Hiermit endete unsere Unterhaltung. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß ich die Politik und den Charakter des Präsidenten Kapodistrias von Grund aus kenne; aber so viel sehe ich, daß nichts leichter ist, als seine Verlegenheiten zu erkennen. Wir haben in Frankreich oft provisorische Regierungen gesehen, und man weiß, was durch sie geschehen ist: und in der That, was ist eine Gewalt, die gestern nicht vorhanden war und morgen vielleicht nicht seyn wird? Was ist ein Präsident, der nur auf einen Monarchen wartet? Was eine Republik, die man nur als eine Vorbereitung zur Monarchie

begründet? Was ist heute eine Art von Monarchie ohne König? und vielleicht bald ein König ohne Monarchie? Man gesteht dem Präsidenten von Griechenland die Eigenschaften eines Staatsmannes nicht zu; aber — würde ein Staatsmann glücklicher seyn? Mir scheint es, als wäre es die Lage des Kapodistrias, — eine Lage, die er nicht gesucht und gewählt, die ihn in den Mißkredit gestürzt hat, in dem er sich befindet, und der er die Unmöglichkeit verdankt, zu regieren und zu handeln, — mehr, als die Mißgriffe, die er vielleicht begangen hat. Es ist in der Politik nichts schlimmer und gefährlicher, als ein Zustand der Dinge, von welchem man meint, er sey gewiß, und der es nicht ist. Auch hier hat die Gründung einer ungewissen Macht zugleich Europa und Griechenland wie den Präsidenten selbst getäuscht; denn man denkt nicht daran, das zu thun, was man schon gethan glaubt, und so hat man vielleicht, um dieses unglückliche Land wahrhaft zu organisiren, die einzigen Augenblicke vorübergehen lassen, welche über das Loos der Revolutionen und das Schicksal der Völker entscheiden! Man macht dem Präsidenten Verstellung zum Vorwurf; aber es ist dies der nämliche Vorwurf, der allen denen gemacht wird, welche die Verhältnisse in eine falsche Lage gebracht haben, und von denen die Volksgunst sich ganz und gar abgewendet hat. Anfangs klagt man sie an, feindselige und gewaltthätige Zwecke zu haben; dann, weil diese Zwecke sich nicht in äußeren Thaten kundgeben, werden die Parteien darüber unwillig, daß ihre Prophezeiungen als falsch sich darstellen, und nun kommt die Idee von Verstellung dem unversöhnlichen Hasse und dem entschiedenen Uebelwollen zu Hülfe. Ich habe oft behaupten hören, daß der Präsident Versuche gemacht habe, die Ankunft des Prinzen Leopold zu verzögern und diesen dahin zu bringen, daß er seine Entlassung eingebe, und daß er, Kapodistrias, auf diese Weise hoffe, die Präsidentschaft zu behalten und sie für sich und seine Familie in eine Art von Souverainetät zu verwandeln; auch hat es mir geschienen, als schimmere ein solcher Gedanke durch einige Worte seiner Unterhaltung. Gleichwohl kann ich nicht glauben, daß es ihm damit Ernst gewesen sey. Oder wäre nicht wirklich die Verblendung größer, als der Ehrgeiz, über Abgründen herrschen zu wollen, die man nicht schließen kann? Stürmen sich auszusetzen, gegen welche man nichts vermag? Die Lehren der Vergangenheit zu verachten, um einer Zukunft zu trotzen, die mit neuen Unfällen hereinbricht?" —

In Korinth, dessen in der Nähe von Nauplia liegende Ruinen unser Reisender besuchte, begegnete er einem jungen Griechen, der sich ihm als Führer anbot. Dieser junge Mann, der ziemlich geläufig Französisch sprach und nicht ohne Kenntnisse zu seyn schien, antwortete auf die Frage, ob er aus Nauplia sey, er sey in Sparta geboren und wohne in Argos, wo sein Vater Mitglied des Cassations-Hofes sey. Herr Michaud bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Dieser junge Spartaner mit seinen Französischen Sitten, seiner Französischen Broschüre (er trug eine solche unter dem Arm) und seinem Vater, der Mitglied des Cassations-Hofes war, kann eine Vorstellung von der Griechischen Nation und von dem Zustande eines Landes geben, das zwischen den dunkeln Erinnerungen seiner eigenen Geschichte und den Wundern der modernen Civilisation steht, die es nachahmen will, ohne sie zu begreifen. Ich habe in unserer Revolution unsere Aristides auf der Straße das alte Griechenland, das sie nicht kannten, nachaffen sehen; eben so affen heute die Kinder Griechenlands das neue Frankreich nach, ohne mehr davon zu wissen. Einer meiner Reisegefährten erwiederte mir: Etwas giebt es doch, was Griechenland nicht von uns entlehnen wird, ich meine die schöne Sonne, die uns jetzt bescheint und das Land mit reicher Aerndte bedeckt; durch ihren Einfluß muß sich nothwendig ein Land aus dem Elende, in das es versunken ist, erheben. Das ist allerdings wahr, aber die Sonne schafft keinen Patriotismus; um seinem Vaterlande zu dienen, muß man damit beginnen, ihm auch wahrhaft anzugehören, seinen Charakter und seine Sitten festzuhalten und durch Erinnerungen sich an dasselbe fesseln zu lassen. Sie sehen, daß die Sonne Griechenlands, wie die unsrige, nur solche Pflanzen befeuchtet, die in dem Boden wurzeln; die anderen werden von ihr versengt oder vom Winde fortgetragen. Ich gebe zu, daß das alte Griechenland sich nicht in's Leben zurückrufen läßt, aber die Civilisation eines Volkes muß aus dessen eigenem Geiste und aus dem Charakter hervorgehen, den die Natur ihm gegeben hat; kurz, Griechenland kann mit Griechen, die abwechselnd Franzosen, Deutsche oder Engländer und in manchen Augenblicken sogar Türken sind, nicht glücklich seyn.

Es ist hier nicht möglich, dem Verf. in allen seinen Beschreibungen und geistreichen Bemerkungen zu folgen. Bei dem Reichthum des Inhalts läßt sich nur Einzelnes herausheben, während man mit Herrn Michaud gern bei jeder Tempelruine verweilen möchte. Am Vorgebirge Sunium, einem der schönsten Punkte der Welt, wo sich noch einige blendend weiße Säulen von dem alten Tempel der Pallas befinden, glaubt der Verf. unter der luftigen Vorhalle des Heiligthums den Schatten Platon's, wie er seinen Schülern Lehren über die Gesetze der ewigen Weisheit ertheilt, sitzen zu sehen. Smyrna und seine Umgebungen, diese bald Orientalische, bald Europäische Stadt, das Paris des Morgenlandes, wie man sie nennt, ferner Ephesus mit seinen Ruinen, fesselten lange die Aufmerksamkeit unserer Reisenden, die sich von dort nach Troas begaben. Als sie ans Land stiegen, würden sie gern gerufen haben: Ilium! Ilium! wenn sie nicht besorgt hätten, die in ihren Gräbern ruhenden Heroen zu stören. Der Verf. führt uns nun an die Stätten, wo einst Troja gestanden haben soll, und die zum Theil das Türkische Dorf Bunarbaschi einnimmt; er sieht im Geiste das Skäische Thor, die hohen Thürme, wo die Trojanischen Greise die Wunder vergangener Zeiten erzählten, die Flüsse Simois und Skamander und in der Ferne das Lager und die Flotte der Griechen, die Zelte des Odysses, Ajax und am Meeresufer die des Achilles und seiner Myrmidonen. Es überrascht, wenn man beschrieben liest, wie klein und ärmlich die Orte oft sind, die einst der Schauplatz unsterblich gewordener Ereignisse waren. Die Königreiche Agamemnon's, Menelaos', Peleus', Ulysses' und des Priamus waren kaum so groß, wie heutzutage eine Provinz, und sie selbst waren nicht viel mächtiger, als die Ritter des Mittelalters, die um den Besitz einer Burg blutige Schlachten unter einander lieferten. Dennoch sind die meisten der Letzteren vergessen, während die von Homer besungenen Helden ewig leben werden. So weit der Inhalt dieses ersten Bandes der Briefe aus dem Morgenlande; in den folgenden verspricht Herr Michaud Briefe von den Ufern des Hellesponts, aus Konstantinopel, den Gegenden zwischen dieser Stadt und Jerusalem, und endlich aus Palästina, Syrien und Aegypten mitzutheilen.

Bibliographie.

Des sociétés commerciales. (Ueber Handels-Gesellschaften, oder Kommentar über Gesellschaften im Allgemeinen, über die verschiedenen Arten von Handels-Gesellschaften und über die Auflösung derselben.) Von E. Persil, Advokat beim Königl. Gerichtshof in Paris.

Paris municipe, ou tableau de l'administration de la ville de Paris etc. (Die städtische Verwaltung von Paris seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Prüfung des neuen Munizipal-Gesetz-Entwurfs für die Stadt Paris.) Von Alexander Delaborde.

De la Vendée militaire. (Die Vendee in militairischer Beziehung.) Von einem hohen Offizier. Pr. 5 Fr.

Lettres de Napoléon à Joséphine. (Briefe Napoleon's an Josephine, während des ersten Feldzugs in Italien, während des Konsulats und Kaiserthums, und Briefe Josephine's an Napoleon und an ihre Tochter.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Freiheitsliebe einer Negerin. Der Französische Arzt Belot kaufte während seines Aufenthaltes in Havanna eine junge schöne Negerin, die unlängst von Guinea angekommen war. Das Mädchen hielt sich stets von den anderen Negern entfernt, that seine Arbeit pünktlich und gab sich große Mühe, Spanisch zu lernen. Als sie sich in dieser Sprache ziemlich geläufig ausdrücken konnte, suchte sie ihren Herrn auf, nahm eine theatralische Stellung an und redete ihn folgendermaßen an: „Ich bin die Tochter eines Fürsten und war bestimmt, über meinen Stamm zu herrschen; die Weißen haben mich ergriffen, gebunden und hierher gebracht. Heute bin ich Deine Sklavin, allein mein Sinn steht zu hoch, um es länger zu seyn. Wenn ich mich nicht früher getödtet habe, so geschah es, weil ich Dich lehren wollte, welches Blut in meinen Adern fließt." Und bei diesen Worten schnitt sie sich die Kehle ab.

— General Jackson. Die Haltung und das Ansehen des Präsidenten sind von der Art, daß man ihn nicht vergißt, wenn man ihn einmal gesehen hat; seine lange gerade Figur und originellen Gesichtszüge prägen sich dem Gedächtnisse ein. Sein Blick ist männlicher, gebieterischer und offener als die gestochenen Bildnisse zeigen; sein Auge ist leidenschaftlich, nicht finster; seine Stirn hoch und tief gefurcht; seine Farbe von der Sonne verbrannt und das Gesicht das eines kriegsgewohnten Veteranen. Er scheint stets nachdenkend. Er geht schwarz gekleidet, ohne ein Zeichen seines Ranges.

(Mackenzie sketches of Canada and the United States.)

— Weinbau in Frankreich. Den meisten Wein gewinnt man in dem Departement der Nieder-Charente, jährlich etwa $2\frac{1}{2}$ Million Hektaliter. 3 Departements bringen jährlich über 2 Millionen, nämlich außer dem erwähnten der Nieder-Charente die Departements Gironde und Herault. 4 Dep. bringen 1 bis 2 Million (Charente, Nieder-Loire, Loiret, Gard); 20 bringen zwischen 1 und $\frac{1}{2}$ Million (Gers, Var, Yonne, Saone und Loire, Loire und Cher, Lot und Garonne, Meurthe, Dordogne, Marne, Rhone, Indre und Loire, Vienne, Aube, Ober-Marne, Oberrhein, Aude, Goldhügel, Seine und Oise, Seine und Marne, Niederrhein); 9 zwischen 4 und 5 hunderttausend, (Ain, Rhone-Mündungen, Jura, Maine und Loire, Maas, Ardèche, Ober-Garonne, Tarn und Garonne); 10 zwischen 3 und 4 hunderttausend (Lot, Puy de Dome, Ober-Saone, Nieder-Pyrenäen, Isere, Ober-Pyrenäen, Ost-Pyrenäen, Allier, Tarn, die Haiden; 11 bringen von 2 bis 3 hunderttausend (Indre, Vaucluse, Aveyron, beide Sèvres, Drome, Nièvre, Cher, Korsika, Mosel, Vendee, Aisne); 8 zwischen 100.000 und 200,000 (Doubs, Eure und Loire, Corrèze, Vogesen, Sarthe, Loire, Arriège); 12 weniger als 100,000, nämlich: Ober-Loire, Ober-Alpen, Nieder-Alpen, Ardennen, Oise, Lozère, Eure, Ober-Vienne, Cantal, Mayenne, Ille und Vilaine, Morbihan. Das letztgenannte Departement erzeugt nicht mehr als 1000 Hektaliter. In zehn Departements (Calvados, Nordküste, Creuse, Finisterre, Laval, Nord, Orne, Straße von Calais, Nieder-Seine, Somme) wird gar kein Wein erzielt. Es giebt jetzt fast ein Viertel mehr Weinberge als im Jahre 1789, und der Boden liefert 20 pCt. mehr, als er damals gebracht. Im Ganzen sind 2 Millionen 19 tausend Hektaren mit Wein bepflanzt.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Freitag den 9. August 1833.

Frankreich.

Hoëné Wronski.

Mitgetheilt von Dr. F. W. Carové.

Erster Artikel.

Lebensverhältnisse und Schriften Wronski's.

Hoëné Wronski, von Geburt ein Pole, war schon in seinem 16ten Jahre Offizier der Artillerie in der Armee seines Vaterlandes. Bei der berühmten Belagerung von Warschau (1793) befehligte er eine der Batterieen, welche den Preußischen Linien zu Wola am nächsten lag. Indem es ihm gelang, durch Sprengung der Pulver-Magazine Wola in Brand zu stecken, wo der Feind sich stark verschanzt hatte, trug er hiermit nicht wenig zum Rückzuge desselben bei und empfing dafür lohnende Auszeichnung. In der nicht minder berühmten Schlacht von Maciejowice befehligte er die Batterie des rechten Flügels und wurde an der Seite Kosciuszko's mit demselben gefangen. Als späterhin Polen seine Selbstständigkeit ganz eingebüßt, trat Wronski in Russische Dienste, wurde bald zu einer höheren Stelle in der Artillerie befördert und dem Generalstab Suwaroff's zugewiesen. Aber er hatte noch kaum sein 20stes Lebensjahr erreicht, als schon der Gedanke in ihm zum Entschlusse gereift war, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er nahm im Jahre 1797 seine Entlassung aus Russischen Diensten, versilberte sein väterliches Vermögen und wanderte nach Deutschland, wo er sich nun ganz dem Studium nicht nur der mathematischen und physischen, sondern auch der verschiedenen philosophischen Wissenschaften hingab. Nur auf kurze Zeit wurden diese Studien demnächst durch eine Reise unterbrochen, welche er im J. 1800 nach Paris und Marseille machte, um den Generalen Kosciuszko und Dombrowski seine Mitwirkung zur Befreiung des unglücklichen Polens anzubieten. Er kehrte jedoch bald wieder zu seinen geliebten Studien zurück, und als er in seinen Forschungen Keime großer Entdeckungen wahrzunehmen glaubte, wurde es ihm vollends klar, daß er sich ausschließlich der Wissenschaft zu widmen habe, da er hierdurch nicht bloß seinem Vaterlande, sondern der ganzen Menschheit nützlich zu werden hoffte. Er zog sich daher aus allen anderweitigen Verhältnissen zurück, um zunächst mit ungetheilten Kräften der wissenschaftlichen Forschung zu leben, obgleich er durch diese Zurückziehung genöthigt wurde, sich seinen Lebensunterhalt durch Unterrichtgeben zu verdienen.

Nach zehn Jahren angestrengtester Studien hatte er eine Reihe von Arbeiten vollendet, zu deren Bekanntmachung er sich nach Paris begab. Er legte dem Französischen Institut eine Uebersicht der Resultate vor, die er in seinen mathematischen Forschungen gewonnen. Das Gutachten, welches, wie Referent sich zu erinnern glaubt, auf den Bericht von Lagrange und Legendre, vom Institut darüber abgegeben wurde, fiel ziemlich günstig aus und forderte zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten auf. Demzufolge gab Wronski 1811 seine „Introduction à la philosophie des Mathématiques" und im folgenden Jahre eine „Résolution générale des Equations de tous les degrés" heraus. Das Institut sprach sich nun zwar über diese Arbeiten keinesweges günstig aus, motivirte jedoch sein Gutachten hauptsächlich nur durch den sehr zweideutigen Grund, daß das Geleistete der Verständlichkeit ermangele. Noch in demselben Jahre ließ Wronski eine „Réfutation de la théorie des fonctions analytiques de Lagrange" erscheinen.

Zu dieser Zeit lernte er den Kaufmann Arson kennen, der in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen erworben und gerade damals sich zu Paris niedergelassen hatte. Arson war ohne wissenschaftliche Bildung und fühlte, als der Handel seinen Anreiz für ihn verloren, das Bedürfniß, sich nun auch ein wissenschaftliches Vermögen zu erwerben. Er bat Wronski, ihm Unterricht zu geben, und dieser, der damals keine andere Subsistenzmittel hatte, übernahm es, ihn zuerst mit der Mathematik, dann auch mit der Philosophie bekannt zu machen. Zunächst führte er ihm diese Wissenschaften in der Weise vor, wie sie bis dahin gelehrt worden; als aber sein Zögling sich das Dargebotene mit großer Leichtigkeit angeeignet, machte er ihn mit einigen Prinzipien bekannt, die über die bisher angenommenen hinausreichten, und lehrte ihn mittelst derselben mehrere Aufgaben lösen, die bis dahin für unauflöslich gegolten. Arson, hierüber erstaunt und überzeugt, daß diese Prinzipien der Wissenschaft einen neuen Aufschwung geben würden, zugleich aber auch die Hindernisse erkennend, welche der Ausbreitung derselben entgegenstanden, erbot sich seinem Lehrer, diese Hindernisse zu heben, und stellte ihm zu diesem Behuf eine Urkunde aus, durch welche er ihm in bestimmten Fristen 100,000 Franken zu zahlen sich verpflichtete. Dies geschah im Jahre 1813. Ein so bedeutendes der Ausbreitung der Wissenschaft und somit der Menschheit selbst dargebrachtes Opfer rief in Wronski ein unbeschränktes Vertrauen zu seinem Schüler hervor. Er gab sich ihm ganz hin und theilte ihm, so weit er sie fassen konnte, alle wissenschaftliche Erkenntnisse, alle philosophische Wahrheiten mit, die er sich erarbeitet hatte, wogegen Arson ihm sein ganzes bisheriges Leben offen darlegte und seine Absichten für die Zukunft mittheilte. So bildete sich zwischen ihnen eine so innige Vertraulichkeit, daß, als Wronski vom Fürsten Czartoryski sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden, sowohl zur Herausgabe seiner Werke, als zur Rückkehr in sein Vaterland, Arson, um seinen Lehrer, der gewissermaßen sein zweiter Vater geworden, nicht zu verlieren, eine völlige Gütergemeinschaft mit ihm einging, welche die Herausgabe aller mathematischen und philosophischen Schriften desselben bezweckte.

Fortan hegte Wronski ein völlig unbedingtes Vertrauen zu seinem Schüler. Alle seine Manuskripte standen demselben zu Gebot; alle eingehende Gelder wurden seiner Verfügung und seinem Gewahrsam überlassen. Arson dagegen schien seinem Lehrer völlig ergeben und unterstützte die Ausführung seiner Projekte durch alle ihm zu Gebot stehende Mittel.

So verflossen vier Jahre, in welchen Wronski diejenigen seiner mathematischen Werke herausgab, welche seinen philosophischen Werken vorausgehen sollten. So erschien im Jahre 1814 seine „Philosophie de l'Infini", im folgenden Jahre die „Philosophie de la Technie, 1e section, contenant la Loi suprême des Mathématiques", und zu Anfang 1816 die 2te Abtheilung des letzteren Werkes, „— contenant les Lois des séries, comme préparation à la Réforme des Mathématiques", und als Arson im August dieses Jahres nach seiner Vaterstadt Nizza reisen sollte und er befürchtete, sein plötzlicher Tod könne seinen Lehrer der Mittel berauben, den Druck seiner Werke fortzusetzen, ließ er ihm aus eigenem Antrieb Anweisungen für den Betrag von 36,000 Franken zurück.

Aber Arson reiste nicht. Eine unerklärliche Veränderung war in ihm vorgegangen. Plötzlich verläßt er seinen Lehrer, erklärt öffentlich, daß er ihm Alles, was er ihm schuldig gewesen, bezahlt habe, und fordert alle Urkunden zurück, welche derselbe noch in Händen habe, und denen zufolge er ihm noch 45,000 Franken schulden würde. Erst als er vergeblich diese Anforderung geltend zu machen gesucht, verläßt er Paris, um sich nach Nizza zurückzuziehen. — Wronski sah sich durch jene öffentliche Erklärung in seiner Ehre angegriffen, zugleich aber in die größte Verlegenheit versetzt, da er im Vertrauen auf die Versprechungen seines Schülers bedeutende Verpflichtungen hinsichtlich des Druckes seiner mathematischen Schriften eingegangen war. Nachdem er vergeblich Alles angewendet, um eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen, sah er sich genöthigt, Arson bei den Gerichten von Nizza wegen Zahlung der von demselben unterschriebenen Schuldscheine zu belangen. Da trat dieser gegen seinen Lehrer mit einer Denkschrift auf, die er betitelte: „Document pour l'histoire des grands fourbes qui ont figuré sur la terre", — und worin er zu verstehen gab, sein Lehrer habe seinen Einfluß auf ihn mißbraucht, um ihn seines Vermögens zu berauben. Wronski gab eine Antwort auf Arson's Denkschrift heraus, worin er urkundlich die Falschheit der gegen ihn gerichteten Anklagen und die Gesetzlichkeit seiner Schuldforderung, mithin auch sein unbestreitbares Recht, dieselbe gerichtlich geltend zu machen und auf Bestrafung der ihn betreffenden Schmähungen anzutragen, erwies. Nichtsdestoweniger verzichtete er auf seine gerichtlichen Vortheile und erklärte, daß er Arson selbst zum Schiedsrichter in dieser Sache wähle, indem er folgende Aufforderung an ihn richtete: „Ich frage den Herrn Arson, ob die Kenntnisse, die ich ihm mitgetheilt, dasjenige werth sind, was er mir dafür zu zahlen sich verpflichtet hat. Seine Antwort muß kategorisch seyn in folgender Weise: „„Ja"" oder „„Nein"",

„„(unterzeichnet) Arson.""

Ist die Antwort: Nein, dann werde ich, sobald sie mir auf gesetzmäßige Weise zugegangen, die Vollmachten für die Gerichte von Nizza ausstellen, in Folge welcher ihm (Arson) die dort niedergelegten Urkunden eingehändigt werden." —

Aber Arson wollte doch das „Nein" nicht unterzeichnen! Als nun Wronski vergeblich 3 Monate und 3 Tage auf Antwort gewar-

tet, gab er eine Schrift heraus, überschrieben: „Conduite coupable du nommé Arson", in welcher er die demselben eröffnete Befugniß, durch ein „Nein" seine Schuld zu tilgen, zurücknahm, jedoch in Berücksichtigung jener Weigerung Arson's, welche noch einige Achtung vor der Wahrheit zu erkennen zu geben schien, erklärte, daß er auf alle gerichtliche Einschreitungen gegen denselben verzichte.

Indessen hatte diese Geschichte bereits viel Aufsehen erregt. Alle Tagblätter sprachen davon. Man suchte Arson auf; man warf ihm vor, daß er von seiner ersten Erklärung abgewichen; man erregte Zweifel in ihm über den Werth der Kenntnisse, die ihm waren mitgetheilt worden; man zeigte ihm das ungünstige Urtheil, welches die Akademie der Wissenschaften über ein mathematisches Werk seines ehemaligen Lehrers gefällt; ja man zog sogar, da Wronski ein Ausländer war, Rücksichten auf Nationalität in die Sache hinein.... So ließ Arson sich bestimmen, einen Brief in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen, in welchem er erklärte, „er sey nicht der Mann, vor dem Nein-sagen zurückzuweichen." Sofort, nachdem Wronski hiervon Kenntniß erhalten, gab er schriftlich und in Gegenwart des Eigenthümers des Journal général seinem Schüler die Befugniß zurück, durch solche Nein-Erklärung seine Schuld gegen ihn zu tilgen. Man verabredete eine Zusammenkunft bei jenem Journal-Eigenthümer zur förmlichen Unterzeichnung jenes Nein's." — Arson stellte sich ein. Als er aber wirklich unterzeichnen sollte, sprang er ungestüm auf und erklärte, daß er weder Ja noch Nein sagen wolle. Acht Tage darauf gab er einen Appel à l'humanité heraus, in welchem er behauptete, daß er seine erste Denkschrift nur bekannt gemacht habe, um durch dieses Skandal die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf das Daseyn der Wahrheit in ihrer Mitte hinzulenken. Er erkannte darin zu gleicher Zeit das Tadelnswerthe seines Benehmens und versicherte, daß Wronski gegen den Geist des Bösen kämpfe, dessen Gegenwart unter uns thatsächlich durch die Umtriebe einer geheimen Gesellschaft erwiesen sey, welche von Paris aus sich über die ganze Erde verbreite und das Aufkommen der Wahrheit und deren Bethätigung in der Menschheit zu verhindern bezwecke. — Zwei Tage nach Bekanntmachung dieses Appels machte Arson, um die ganze Sache zu Ende zu bringen, sich verbindlich, 30,000 Franken zu zahlen, nämlich:

zur Tilgung seiner Schuld	20,000 Fr.
zur völligen Deckung der Druckkosten von Wronski's Philosophie de la Technie . .	4,000 „
zur Einlösung zweier von Wronski escomptirten Anweisungen	6,000 „
	30,000 Fr.

Hiermit endigte jene damals vielbesprochene Geschichte, und bei einer letzten Zusammenkunft, welche am 29. Sept. 1818 zwischen Wronski und Arson stattfand, erklärte der Letztere: „daß er die ganze Welt, — seine Freunde und das Publikum zum Besten gehabt." Eben so hatte, nach Wronski's durchaus glaubwürdiger Versicherung, als er Arson zu Nizza ermahnt, auf bessere Wege zurückzukehren, dieser ihm erwiedert: „Mag Alles, mag meine Ewigkeit zu Grunde gehen, wenn nur meine Individualität triumphirt." — Er starb im Jahr 1819.

Wronski aber setzte seine Arbeiten ununterbrochen fort. Er wandte sich mit seinen mathematischen Schriften an die Königl. Gesellschaft in London, an die Akademie der Wissenschaften in Berlin, selbst an die von Brüssel; jedoch überall ohne Erfolg. — Auch die Resultate seiner religiös-philosophischen Forschungen hatte er seit 1818 bekannt zu machen angefangen und zwei Hefte in 4. herausgegeben, das erste als „Introduction au sphinx" (Paris, 1818), das zweite unter dem Titel: „Le sphinx, ou la Nomothétique séhélienne" No. 1 (Ebend.) Wir werden darüber in einem zweiten Artikel berichten. Zu Paris aber fanden diese „metaphysischen" Arbeiten nur ein sehr kleines Publikum, und so konnte die Herausgabe derselben nicht fortgesetzt werden, da Wronski selbst sein Leben nur kümmerlich durch Unterrichtgeben fristete. Dessenungeachtet setzte er seine Studien unermüdlich fort, und obgleich er in äußerster Zurückgezogenheit lebte und an dem Getriebe der Parteien keinen unmittelbaren Antheil nahm, so wurde er doch zuweilen von den Wenigen, die ihren Standpunkt über den Parteien zu behaupten wissen, aufgesucht, ja sogar von einigen sehr einflußreichen Staatsmännern in schwierigen Lagen zu Rath gezogen. — So fand er sich auch veranlaßt, im J. 1829 in einer Abhandlung, die er „Problème fondamental de la politique moderne" überschrieb, die Charaktere und Konsequenzen der beiden politischen Parteien, welche die soziale Antinomie bilden, festzustellen und diese Schrift dem Ministerrath Karls X. vorzulegen. Als er aber erfuhr, daß dieses politische Problem von der damaligen Regierung nicht einmal anerkannt werden könne, nahm er die Abhandlung vom Buchhändler, dem er sie übergeben hatte, wieder zurück. —

Als in diesen letzten Jahren die Schule Saint-Simon's durch theilweis großartige Ansichten und anscheinend edle Zwecke, so wie durch den ausgezeichneten Charakter mehrerer ihrer Häupter und Anhänger, zu schönen Erwartungen berechtigte, fühlte auch Wronski sich berufen, an der großen Arbeit, deren diese Schule sich unterzogen, Theil zu nehmen. Er wandte sich daher brieflich an die damaligen Vorsteher derselben — Enfantin und Bazard — indem er ihnen erklärte, daß, wenn er auch keineswegs mit allen Lehren der Simonistischen Schule einverstanden sey, er doch ihr Bestreben ehre und, weil er ihr Unternehmen in mehreren Beziehungen glaube fördern zu können, sich ihnen als Mitarbeiter anbiete, wenn für seinen nothdürftigsten Lebensunterhalt Sorge getragen würde.*) Unterhandlungen wurden eröffnet: obgleich aber mehrere Mitglieder des Saint-Simonistischen Vorsteher-Kollegiums, die die hohen Geistesgaben und die gründlichen und seltenen Kenntnisse und Einsichten dieses Mannes zu würdigen wußten, sich lebhaft für Annahme seines Anerbietens verwendeten, so verweigerte doch Enfantin hartnäckig seine Einwilligung und zeigte hierdurch schon damals, daß er die Kapazitäten, auf welche fortan doch Alles ankommen sollte, nur so weit anzuerkennen gesonnen sey, als sie dem ausschließlichen Ansehen, nach dem er trachtete, nicht gefährlich werden könnten.

So blieb denn Wronski, nach wie vor, der Noth des Lebens preisgegeben, da ihm von jenem Sektenhaupte sogar eine unbedeutende Unterstützung abgeschlagen wurde, durch welche er sich gerade damals eine sorgenfreiere Lage hätte bereiten können. —

Indessen ist jene wie ein glänzendes Meteor aufgestiegene Sekte gerade dadurch zerfallen und zerstoben, wodurch Wronski von derselben ausgeschlossen blieb. Sie wollte die ganze Welt von Grund aus neu einrichten, ohne auch die Haltbarkeit ihres neuen Bauplanes gründlich geprüft zu haben; sie sah den Aufriß zu diesem Bau als schon vollendet an und schloß daher jeden Selbstdenker aus, der an jenem Plane etwas auszusetzen fand, oder von welchem irgend eine Selbstherrlichkeit zu befürchten stand. So war schon früher der spiritualistische Buchez und bald darauf auch der scharfsinnige Comte, der eigentlichste Nachfolger St. Simon's, zum Austritt veranlaßt worden; so suchte Enfantin, das verschmitzte, aber keineswegs kluge Sektenhaupt, jede selbstständige Kapazität in Unterordnung oder entfernt zu halten und schrumpfte hierdurch endlich zu einem Jean sans terre, einem Papst ohne Kirche, zusammen. —

Wronski, wieder auf sich selbst zurückgewiesen, vertiefte sich von neuem in die Forschung, die stets auf das Größte gerichtet blieb, was der menschliche Geist sich als Zielpunkt seines Strebens vorsetzen kann: auf die wissenschaftliche Lösung des ungeheuren Komplexes von anscheinlichen Widersprüchen, welchen man das Universum nennt.

Die nächsten allgemeineren Ergebnisse dieser Forschung machte er im September 1831 unter folgendem Titel bekannt:

Messianisme etc. T. I prodrome du Messianisme etc. d. h. Messianismus, schließliche Einigung der Philosophie und der Religion, konstituirend die absolute Philosophie (mit dem Griechischen Epigraph: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort, Alles ist durch dasselbe geworden."...) Erster Band. Prodromus des Messianismus. Offenbarung der Bestimmungen (destinées) der Menschheit. Zu Paris, in den Bureaus der Antinomischen Vereinigung (Rue montmartre, N. 161 et rue belle fond, N. 5 faub. poissonnière. Sept. 1831.) 4to. 96 S. (15 Frank.) Diese Schrift hatte er durch den „prospectus du Messianisme" eingeleitet, in welchem er die heftweise Mittheilung der neuen Lehre angekündigt, ein Vorhaben, welches nun dahin abgeändert wurde, daß statt Heften größere Abtheilungen erscheinen sollten. Als Hauptabsicht dieser Bekanntmachungen wurde angegeben, daß sie die theoretische Grundlage eines großen Vereines bilden sollten, den er „union antinomienne" nannte, und von und zu dessen Ausbreitung er im Mai des folgenden Jahres das erste Heft eines „Bulletin de l'Union antinomienne" (4to 30 S.) erscheinen ließ. —

Dies, was uns über die Lebensverhältnisse und die literarische Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes bekannt geworden ist. Ja

---

*) Nachdem das Obige bereits geschrieben war, wurde dem Referenten das eigenhändige Antwortschreiben Wronski's mit der Erlaubniß mitgetheilt, von demselben, Behufs gegenwärtigen Artikels, Gebrauch zu machen, und wir glauben, daß eine Uebersetzung desselben in mehreren Hinsichten eine Stelle hier verdient.

„Antwort auf die Vorschläge."

1) „Ich glaube, vollkommen die spekulativen und praktischen Prinzipien der (Saint-Simonistischen) Lehre, so wie ihr Fundamental-Dogma und ihren Endzweck, zu kennen."

2) „Ich glaube sogar, daß es unter allen Voraussetzungen nicht schwer fallen dürfte, zu erkennen, was das Geheimniß bei deren Gründung seyn mag."

3) „Aber ich ehre alle Geheimnisse so sehr, daß ich mir jede Nachforschung in dieser Beziehung untersage. — Ich erlaube mir niemals, von etwas Anderem zu sprechen, als von dem, was freiwillig vor das Publikum gebracht worden."

4) „Daher wird nur die ostensible Lehre, wie sie schon öffentlich vorgetragen ist, und wie sie noch fortschreitend (progressivement) in der Zukunft vorgetragen werden kann, — der Gegenstand dieser Vorschläge seyn."

5) „Nun erkläre ich aber, daß diese Lehre, von einem absoluten Standpunkte aus angesehen, einen wesentlichen Ketten-Ring (un chaînon fondamental) in der gegenwärtigen Entwickelung der Menschheit bildet."

6) „Noch mehr: sie ist geeignet, diese Grundstellung in der ganzen Zukunft der Menschheit zu bewahren."

7) „Hierzu aber muß sie, ohne daß etwas an ihren Prinzipien geändert wird, auf ihren wahrhaften Gesichtspunkt zurückgeführt werden, von welchem allein aus sie eine unsichtbare Leitung erhalten kann."

8) „Mehrere ähnliche Lehren sind in diesen letzten Zeiten hervorgetreten. — Diejenige, welche zuerst sich auf den absoluten Gesichtspunkt, von dem hier die Rede ist, erhebt, wird unfehlbar triumphiren und ohne Widerstand die Leitung der Menschheit erhalten."

9) „In der That wird die Lehre, indem sie so zu einer didaktischen und positiven Bestimmung gelangt, eines strengen Erweises empfänglich werden, und zwar schon im jetzigen Zustand des menschlichen Wissens."

10) „Noch mehr: dieser Erweis wird geeignet seyn, zugleich sowohl so populär gemacht zu werden, als man es wünschen mag, um alle Klassen der Gesellschaft zur Ueberzeugung zu bringen, — als auch an immer höhere Prinzipien angeknüpft zu werden, damit keine andere philosophische oder religiöse Lehre mehr die fortschreitenden Ansichten derselben überflügeln könne."

11) „Ich glaube, der Gesellschaft diesen Dienst leisten zu können."

12) „Nach so vielen Opfern aber, die ich bereits der Menschheit dargebracht habe, indem ich ihr mein ganzes Leben und Alles, was davon abhing, gewidmet, so bin ich nicht mehr im Stande, noch irgend ein ferneres Opfer zu bringen."

13) „So feurig daher auch mein Wunsch ist, zu einem so großen Gute beizutragen, so werde ich doch hier über die Früchte meiner langen Nachtwachen nicht anders verfügen können, als gegen eine freiwillige Vergütung (rétribution) von Seiten derjenigen, denen jene Früchte zu Theil würden, so jedoch, daß ich es ihrer Gerechtigkeit anheimstellen würde, den Betrag der Vergütung nach dem Umfange ihrer Mittel zu bestimmen." —

(Paris) am 20. August (1830). Hoëné Wronski.

einem zweiten Artikel werden wir die Hauptmomente der Weltansicht desselben übersichtlich zusammenzustellen versuchen. —

Bibliographie.

Bibliographie Saint-Simonienne. (Saintsimonistische Bibliographie.) Von H. Fournel. Von 1802 bis zum 31. Dez. 1832. Pr. 4 Fr.

La Parole du père. (Das Wort des Vaters am 8. April 1833.)

1833 ou l'année de la mère. (1833, oder das Jahr der Mutter.) Von C. Barrault.

Foi nouvelle. Livre des actes. (Neuer Glaube. Aktenbuch. Herausgegeben von den Frauen.) Erster Theil. [Wird bogenweise ausgegeben.]

England.

Die Fortschritte der Musik in England seit dem Anfange dieses Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die angegebenen Verbesserungen, obgleich von der großen Menge leichter begriffen und bewundert, sind doch vielleicht nicht so bedeutend, als diejenigen, welche jener großen Combination, der Symphonie, beigegeben und eingewebt wurden. Dies wahre Meisterstück instrumentaler Vollkommenheit war im Anfang des 18ten Jahrhunderts fast unbekannt. Beim Beginn des 19ten hatte es eine Vollendung erreicht, die kaum weiter gehen kann, wenn nicht etwa mit Hülfe ganz neu erfundener Instrumente. Haydn war der Erfinder dieser „melodischen Conversation", man findet den Keim dazu in seinen Quartetten, die vollkommene Entwickelung in seinen Symphonieen. Während frühere Tonsetzer sich nicht getrauten, über die Gränzen des streng Wissenschaftlichen hinauszugehen, während für sie die Fuge das non plus ultra war, gab Haydn jedem Instrument seinen besonderen Charakter. Er erweiterte die Gränzen des Vortrages in einem nie geahnten Grade, durch Erfindung seiner Passagen, indem er dadurch die Tonkünstler zu neuen Versuchen anfeuerte, und zeigte, wie weit mehr gethan werden könne, als man für ausführbar gehalten. Sein einfaches Leben, sein gänzliches Hingeben an die Kunst, seine tägliche Uebung im Komponiren, Alles wirkte zu der Regelmäßigkeit und Schönheit seiner Productionen zusammen, und wenn anfangs Armuth und Mangel seine Phantasie erkaltete und den Strom seines Genie's erstarrte, so brachte sie dafür wahrscheinlich jenes Methodische zuwege, welches seinen Werken einen so hohen Reiz verleiht. Durch ihn wurde die Instrumental-Musik nicht allein fähig, Natur-Gegenstände zu schildern, sondern selbst gewisse Regungen auszudrücken. Seine Imagination entwarf zuerst eine Erzählung, und dann arbeitete er sie in Musik aus. Eine andere seiner charakteristischen Eigenthümlichkeiten besteht darin, eine einzige Tonweise auf so vielfache Art zu verändern, daß sie fortwährend neu scheint und dennoch geschmackvoll und einfach bleibt. Seine Kontraste, „schön durch stufenweise Schönheit", beschleichen das Ohr. Die Einheit des Motivs windet sich durch alle Zusätze, und in dem Augenblick, wo das Gemüth von der Fülle der Abwechselung hingerissen wird, wendet er sich plötzlich wieder zu seinem Thema und entfaltet dessen Schönheiten mit einer Zartheit und Milde, die ihm allein angehören.

Mozart vollendete, was Haydn begonnen hatte. In seinem Gemüth lag ein tiefes und inniges Gefühl, welches Leidenschaft und Empfindsamkeit in wollüstige Zärtlichkeit verschmolz und auflöste. Er hatte mehr natürliche Begeisterung, hingegen weniger Methode und Uebung, und mit weniger Studium wußte sein Genius mit unübertroffener Schnelligkeit die von dem eifrigen Musikliebhaber zusammengetragenen Materialien zu ordnen und seine geistige Scheidekunst sie gehörig zu zersetzen. Bereits in seiner Kindheit war Musik sein höchster Genuß, deren Elemente er gleichsam durch Intuition in sich aufnahm, und mit dem Talent früher Erfindung und Combination, welches den Komponisten eigen zu seyn scheint, erreichte er fast den Gipfel seines Ruhms, als man ihn noch beinahe ein Kind nennen konnte. Er setzte seine Deutschen Musiklehrer in seinem siebenten Jahre, die Englischen in seinem achten, und in seinem neunten die Holländischen in Erstaunen. Im zwölften Jahre schrieb er seine erste Oper, aber obgleich sie den Beifall Hasse's und Metastasio's hatte, wurde sie doch nicht aufgeführt. „Mithridates", zu 14 Jahren geschrieben, wurde in Mailand zwanzig Mal nach einander gegeben, und von dieser Zeit an komponirte er regelmäßig für die Italiänischen und Deutschen Theater. Seine bedeutendsten dramatischen Werke erschienen zwischen dem einundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens. Doch wir wollen hier keine Biographie dieses großen Künstlers geben, sondern nur andeuten, was er für das Fortschreiten der Musik that. „Der hervorstechendste Zug in Mozart's Stil", sagt ein ungenannter, aber offenbar sehr feinsinniger Schriftsteller, „ist Wärme und Reichthum der Imagination. So sehr er in diesen Eigenschaften über Haydn steht, so viel fähiger war er, seine musikalischen Gemälde mit glühenden Farben auszustatten und ihnen ein höheres Interesse zu geben. So zeigte er bei der Anwendung der Blase-Instrumente ein lebhafteres Gefühl für das Schöne als Haydn, und hierin liegt seine große Verbesserung. Er hat ihre besonderen Eigenschaften fein unterschieden, hat jedem einen entschiedenen Charakter gegeben, und vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme hat er sie in der That als Chorsänger behandelt. Sein Verdienst um die Symphonie besteht darin, daß er sie durch einen lebhafteren und höheren Schwung der Phantasie bereicherte und hob. Doch hat zu gleicher Zeit derselbe Eifer, der ihn auf einer Seite so richtig leitete, ihn auf der anderen zuweilen irre geführt, indem er ihn über die Gränzen jenes reinen und zarten Geschmacks hinausriß, die Haydn nie überschritt, und indem er ihn die Einheit und Klarheit des Plans aus den Augen verlieren ließ, welche zu den größten Vollkommenheiten seines berühmten Vorgängers gehören." Die Trefflichkeit seines Gesang-Stils besteht in derselben Wärme und dem Reichthum, welche die Schönheit seiner geräuschlosen Melodieen mildern, ihnen aber eine üppige Sanftheit verleihen, die augenblicklich in den schmelzenden Regungen fühlbar wird, welche Stücke, wie „voi che sapete" und „ah perdona" nie zu erzeugen ermangeln. Seine tief gefühlte und erhabene Zärtlichkeit war jener wiewohl mit Gefühl verschmolzenen Leichtigkeit unfähig, welche, wie wir zeigen werden, den Haupt-Charakter der dramatischen Musik unserer Zeit ausmacht. Er vermochte nie, eine Aria Buffa zu schreiben; „Non piu andrai" selbst ist eine Aria heroica.

Es ist vielleicht nicht weniger wahr, daß seine Kirchenmusik (mit Ausnahme des „Requiem") mehr Verzierungen hat als seine Theatermusik. So lieblich und prachtvoll seine Messen sind, so müssen sie doch alle jenem Werke „tremendae majestatis" weichen. Dennoch ist sein Charakter der einer neueren Zeit, wenn man ihn mit Händel und selbst mit Haydn vergleicht. Es herrscht eine auffallende Aehnlichkeit des Gefühls zwischen dem Quartett von Händel: „Als das Ohr ihn hörte", und dem „Benedictus" in dem „Requiem." Beide sind feierlich und anmuthig; aber wer kann sie mit einander vergleichen, ohne die höhere Einfalt des einen und die mehr ausgearbeitete Zierlichkeit des anderen zu bemerken? Beide haben tiefen Pathos; aber wie weit mehr menschliche Leidenschaft liegt in dem letzteren als in dem ersteren. Welcher Unterschied zwischen „die Trompete soll ertönen" und der: „Tuba mirum spargens sonum!" Das Thema ist dasselbe: der furchtbare Ruf der letzten Posaune, aber wie verschieden sind die Empfindungen, welche beide mächtige Compositionen wecken; die eine erregt Schauer, die andere ein erhebendes Gefühl.

Musik, in ihrer gewöhnlich genommenen Bedeutung, wird weit allgemeiner auf Stimmen als auf Instrumente angewendet. Betrachten wir aber alle ihre Phasen, so muß man den letzteren ihr Recht widerfahren lassen. Aus diesem Grunde müssen wir Beethoven anführen, sowohl weil er Haydn's und Mozart's Entdeckungen vervollständigte, als wegen der Schönheit, Kraft und Originalität seiner Werke. Er besaß in hohem Grade das erste Element der Kunstvollendung: Einfachheit. Er wagte die kühnsten Experimente in der Harmonie; seine Originalität war unerschöpflich. — Fassen wir nun mit den Worten jenes bereits angeführten Schriftstellers die Hauptsumme ihrer Leistungen und Verbesserungen zusammen, so konnte ein glücklicheres Aufeinanderfolgen dreier Geister, die so ganz zur Begründung dieser herrlichen Erfindung (der Symphonie) geeignet waren, nicht erdacht werden, als das von Haydn, Mozart und Beethoven. Der Erste gab ihr Form und Wesen und entwarf die Gesetze, nach denen sie sich bewegen sollte. Der Zweite gab den schönen Schöpfungen seiner Phantasie noch Reichthum, Wärme und Abwechselung hinzu, und der Letzte verlieh ihnen die Erhabenheit und hinreißende Macht der Darstellung.

Hier endet die musikalische Aera, welche wir als Ausgangspunkt annahmen, um die folgenden Fortschritte zu messen. Eine Zeit lang schien die Kunst still zu stehen. Wir haben bereits mit flüchtigen, aber doch anschaulichen Zügen die Wirkungen nachgewiesen, welche die Verbesserung der Melodie, die Erweiterung der Harmonie, die außerordentliche Instrumental-Vervollkommnung in der Kirchen-Musik auf dem Theater und in dem Orchester hervorbrachte. Die Kammer-Musik hatte unterdessen ihren Charakter ebenfalls gänzlich verändert, seit dem nie geahnten von Clementi und den bereits angeführten Komponisten eingeführten Vortrag, zunächst aber durch die Erfindung des Pianoforte, welches dem Klavier folgte und der Stimme Ton, Kontrast und Ausdruck verlieh und zugleich ein weites Feld des Accompagnements eröffnete. Die Lieder von Haydn und Mozart, die keinesweges zu ihren minder werthvollen Productionen gehören, gaben der einfachen und gewissermaßen kühnen Sang-Composition der früheren Zeit mehr Schmuck und einen wollüstigeren Ausdruck.

Wir werden später auseinandersetzen, wie sehr diese wichtige Erweiterung der Mittel gesellschaftlichen Vergnügens, welche Musik dieser Art dem häuslichen Leben mittheilt, selbst auf unsere Zeiten einwirkte.

Aber das Theater ist in allen Ländern, und in England besonders die Italiänische Oper, die mächtigste und allgemeinste Quelle musikalischen Glanzes. Wir dürfen daher Opern, wie die von Sacchini, Paesiello, Guglielmi, Zingarelli, Cimarosa, Winter und einigen Anderen, nicht ganz übersehen. Die Welt verdankt diesen Komponisten den leichten und lebendigen Stil der komischen Oper, der eben auf einer schönen Melodie und einem leichteren und lebhafteren Accompagnement beruht, worin man es nachher so weit brachte, und welches seitdem der Vokal-Musik aller Nationen, die für musikalisch gelten können oder gelten wollen, jenen so neuen und ausgezeichneten Charakter verlieh. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Entomology of Australia. (Australische Entomologie.) Von G. R. Grav. Erster Band, das Genus Phasma enthaltend, mit 8 Kupfertafeln. 4. Pr. 21 Sh.

Junius Lord Chatam. (Junius Lord Chatam und seine vermischten für unächt gehaltenen Briefe.) Von John Swinden. Pr. 5 Sh.

Familiar Letters. (Freundschaftliche Briefe und vermischte Papiere von Benjamin Franklin.) Herausgegeben von Jared Sparks. Pr. 7 Sh.

Schweden.

Die öffentliche Ausstellung des Kunstvereins in Stockholm im Jahre 1833.

Der Kunstverein, der sich zunächst auf Malerei zu beschränken scheint und im Jahre 1832 seine erste Zusammenkunft hielt, bezweckt, theils durch Ausstellung von ausgezeichneten Werken der vornehmsten Malerschulen Liebe zur Kunst allgemeiner zu erwecken und auf den Geschmack des kunstliebenden Publikums vortheilhaft einzuwirken, theils auch durch Ankauf von Werken jüngerer und unbekannter einheimischer Künstler das Talent zu ermuntern und zu befördern, da es in einem so armen Lande wie Schweden weit eher der Gefahr ausgesetzt ist, ungekannt und ohne Unterstützung zu verkümmern. Die Anzahl der Mitglieder des Vereins beläuft sich jetzt auf beinahe fünfhundert, und die Einkünfte desselben sollen nicht unbedeutend seyn. Die ausgezeichnetsten Künstler Schwedens, Byström, Fahlcrantz, Sandberg u. s. w., stehen an der Spitze desselben.

Ueber die Kunst-Ausstellung in diesem Jahre heißt es in einem Schwedischen Blatte: „Nachdem der Kunstverein im vorigen Jahre durch Ausstellung von Werken aus den vornehmsten Malerschulen dem Liebhaber der Kunst Gelegenheit zu einem allgemeinen Ueberblick der hervorstechenden Eigenschaften dieser Schulen und ihrer gegenseitigen Beziehungen zu einander gegeben, hat er in diesem Jahre die Reihe der Ausstellungen begonnen, welche für besondere Schulen und Meister bestimmt waren. Der Verein, wie es im Vorwort zum Kataloge für die Ausstellung dieses Jahres heißt, hat es für das Geeignetste angesehen, die Spezial-Ausstellungen mit den beiden Niederländischen Schulen zu beginnen, weil in ihnen die Natur-Nachahmung, die Grundlage aller bildenden Kunst, selbstständig und in ihrer einfachsten Form, ohne besondere Auswahl des Gegenstandes und ohne ideelle Tendenz, hervortritt. Die Kenntniß dieser Schulen scheint daher der der Italiänischen vorangehen zu müssen, wo die Natur-Nachahmung schon nicht mehr unmittelbarer Gegenstand ist, sondern Mittel zur Versinnlichung irgend einer großen Idee, wo sie sich daher zum Stil erhebt. Zu diesen Beweggründen kommt wahrscheinlich noch der hinzu, daß die Niederländische Schule durch ihre populaire Tendenz am leichtesten einen Sinn anspricht, der sich noch nicht an das Anschauen und Beurtheilen von Kunst-Gegenständen gewöhnt hat und daher am besten sich dazu eignet, das Interesse für bildende Kunst in einem Lande zu erwecken, wo die Produktionen derselben sich selten dem Genuß darbieten. Außer Landschaften und Seestücken sind es häusliche Scenen, Bambocciaten, Genre-Gemälde und Aehnliches, womit sich die Flamändischen und Holländischen Maler am öftesten und glücklichsten beschäftigt haben. Solche Gegenstände, mit der handgreiflichsten Natur-Wahrheit ausgeführt, sprechen Jeden an, ohne daß er dazu einer besonderen historischen oder ästhetischen Bildung nöthig hätte; Jeder kann hier Etwas auffassen, was er selbst gesehen hat, ohne sich in eine Vorwelt mit zum Theil unbekannten Verhältnissen zu versetzen, oder sich zu einer idealischen Region zu erheben, wo die Phänomene des Naturlebens in Bild und Handlung in einer veredelten Gestalt hervortreten und in einer Wahrheit erscheinen, welche bloß für den Gedanken existirt oder von einem poetischen Auge angeschaut werden kann. Deshalb sah man auch bei der ersten Ausstellung die Mehrzahl der Betrachter sich vorzugsweise zu den Niederländischen Malern hinwenden, was vielleicht auch daher rühren mag, daß Schweden von ihnen die verhältnißmäßig ausgezeichnetsten Werke, die meisten Originale und die am besten erhaltenen Exemplare besitzt. Von der Deutschen, wie von der Spanischen Schule hat man zu wenig, um von ihnen einen vollständigen Begriff erhalten zu können. Von der Italiänischen Schule bot ohne Zweifel die Kunst-Ausstellung des vorigen Jahres mehrere schöne Werke dar; aber man hatte wenig oder nichts von den ausgezeichnetsten Gemälden der größten Meister, eines Michel Angelo, Raphael, Correggio, Titian, da Vinci u. s. w. Dasselbe gilt fast von der Französischen und ihren Meistern, Claude Lorrain, die beiden Poussin u. A. Dagegen zeigte besonders die jetzige Ausstellung, daß man in Schweden einen weit größeren Reichthum an Gemälden aus der Niederländischen Schule besitzt, obgleich auch hier eine bedeutende Lücke verspürt ward, nämlich in der unvollständigen Weise, mit der die glänzendsten Namen der Niederländischen Schule, Rubens und Van Dyk, repräsentirt wurden. Von diesem waren nur einige wenige Portraits da, und auch von Rubens nur einige unbedeutendere geistliche Compositionen, welche durchaus nicht dieses gewaltige, reiche und weit umfassende Genie charakterisiren können. Durch diesen Mangel mußte man auch Alles entbehren, was die selten, aber doch zuweilen vorkommende ideelle Richtung der Niederländischen Schulen in einem vortheilhaften Lichte hätte zeigen können, da eine solche, wie auch im Katalog bemerkt wird, fast ausschließend Rubens und seinen Schülern angehört. Schon vor ihm wurden übersinnliche religiöse Gegenstände behandelt, wovon hier Proben waren in des Hieronymus Frank verdienstvollen Gemälden, „die Könige aus dem Morgenlande" und „Herodias mit dem Kopfe des Johannes." Aber ungeachtet des Ernstes und der Andacht in der Art Gemälden aus älterer Zeit findet man in ihnen doch keine eigentliche Idealität, weder in der Auffassung noch in den Formen. Rubens, der sich nach den Italiänern gebildet hatte, gab der Niederländischen Malerei eine höhere Richtung, die nur von wenigen seiner Schüler beibehalten ward. Doch waren die Niederländischen Künstler im Idealen nicht in ihrem wahren Element. Dies konnte man auch hier sehen, wenn man zwei Gemälde von Rembrandt, Portrait eines Philosophen und des Künstlers Mutter, wo die keinesweges schöne Natur mit ausnehmender Wahrheit nachgeahmt ist, mit einem anderen desselben Künstlers verglich, „Isaak und Rebekka." Mehr befriedigt ward man von einem anderen Werke Rembrandt's, „die Engel und die Hirten", so wie von ähnlichen Gemälden Poelemburg's; nicht aber so von der Madonna auf der sonst wohlgelungenen Tafel Jordaens, „die Anbetung der Hirten."

So oft die Niederländischen Maler das Ideale verlassen und die Wirklichkeit malen, sind sie unübertreffbar. Im Vorwort des Kataloges werden ihre charakteristischen Eigenschaften folgendermaßen bestimmt: „Vor Allem die höchste Vollkommenheit im Farbenspiel und im Helldunkel, sodann fügsame und wahre Zeichnung, wiewohl bei den Menschenfiguren oft ohne Auswahl der Formen, sinnreiche Composition, immer aber Stärke im Ausdruck, manchmal bis zur Uebertreibung gesteigert, in der Ausführung Kraft, Lebendigkeit und Anmuth, oft mit der größten Genauigkeit verbunden." Im Allgemeinen mag diese Charakteristik treffend genannt werden, besonders wenn man auf die Ausführung sieht. Sieht man jedoch auf die Wahl der Gegenstände und im Allgemeinen auf die Composition, so muß man an jene Aeußerung Ehrensward's*) denken, daß der Flamänder einen plumpen Geschmack im Großen hat, der Holländer einen naiven im Plumpen. Am edelsten und am meisten poetisch erscheinen uns die Niederländischen Maler in Landschafts- und Seestücken. Dies zeigten die Gemälde Ruysdaels, obgleich die von ihm hier aufgestellten nicht zu den besten gehörten; ferner die herrlichen Landschaften von Artois, van der Neer, Paul Brill, Berghem, ein Wintergemälde mit Figuren von Teniers, ein Italiänischer Seehafen mit Figuren, ein Bauerndorf, so wie Werke von Breughel, der beiden van der Velde u. s. w.

Wie selbst Bambocciaden und Auftritte des täglichen Lebens mit Größe und Naivetät behandelt werden können, sieht man in zwei herrlichen Gemälden von Brauwer, „die rauchenden Bauern" und „die Wirthshausscene", in mehreren ähnlichen Stücken von Teniers in Brakenburg's tanzenden Bauern und den Werken Adrian's van Ostade. Die Bonhomie und Einfachheit in diesen Werken wird jedoch in der Wirthshausscene von van Steen vermißt, wo Alles bis zur Uebertreibung gesteigert ist. Ja die niedrigsten Gegenstände können durch geistreiche Behandlung veredelt werden, wie zwei meisterhafte Werke Paul Potters, „Vieh auf der Weide" und „Bauernstube mit Figuren", zeigten. Von Wouverman, der mit Vorliebe Pferde malte, waren sieben Tafeln aufgenommen. Besonders erwähnt zu werden verdienen Dujardin's drei Gemälde, ein Feuergemälde von Schalken und eine meisterhafte Familientafel, wo sich die überzeugendste Naturwahrheit mit der äußersten Vollkommenheit in der Ausführung vereint. Eben so täuschende Naturnachahmung, auf leblose Dinge angewandt, fand man in van Aelst's „todten Vögeln und Jagdgeräthschaften" wieder. Aufmerksamkeit erregten noch ein nähendes Mädchen von dem älteren van Aelst, ein Konzert von Quintin Messis und das Portrait eines Kindes von Albrecht Cuyp.

Ueberhaupt wäre noch viel von dieser Ausstellung zu sagen, wenn dies nicht der Tendenz dieses Artikels entgegen wäre, der eine flüchtige Anmeldung enthalten sollte. Daß die Ausstellung, hinsichtlich des Zweckes, eine vollständige Uebersicht der Niederländischen Malerschulen zu geben, nicht alle Forderungen erfüllen konnte, darf Niemanden befremden. Von einigen der ersten Meister hatte man nur wenige der weniger ausgezeichneten Werke, von anderen gar keine. So z. B. war nichts von dem berühmten Thiermaler Snyders da, keine Blumen- oder Fruchtstücke, bloß eine Landschaft von van Huysum u. s. w., welches nicht so sehr von der Eingeschränktheit unserer Kunstsammlungen herrührte, als von so manchen anderen hindernden Umständen. So befinden sich zwar manche Gemälde von Snyders in Stockholm, können aber wegen ihrer Größe nicht leicht transportirt werden. Wie dem auch sey, immer hat die Verwaltung des Kunstvereins sowohl durch diese als die vorjährige Ausstellung sich volle Ansprüche auf den Dank der Schwedischen Kunstwelt erworben. Auch haben Besitzer von Gemäldesammlungen diese Gelegenheit nicht versäumt, ihre Gallerieen für das Publikum zugänglich zu machen, und der Kronprinz hat nicht allein zu seinen Kunstsammlungen freien Zutritt gestattet, sondern auch ein schönes Lokal in des Herzogs Karl Palais hergegeben, wo sonst der Kunstverein seine Sitzungen zu halten pflegte. (Swenska litteratur tidning.)

Mannigfaltiges.

— Geschichtlicher Irrthum. Hr. Thiers erzählt in seiner Geschichte der Französischen Revolution: (VI. 377) „Das Revolutions-Tribunal beging die sonderbarsten Irrthümer. Ein würdiger Greis, Loizerolles, hört die Vornamen seines Sohnes vor seinem Namen verlesen; er hütet sich, Einspruch zu thun, und wird hingerichtet. Einige Zeit darauf wird der Sohn gleichfalls verurtheilt, und es ergiebt sich, daß ein Individuum mit allen seinen Vornamen bereits für ihn den Tod empfangen habe. Es war sein Vater. Nichtsdestoweniger mußte er gleichfalls sterben." Der Geschichtschreiber bürdet hier dem Revolutions-Tribunal ein Verbrechen zu viel auf; der Sohn des Hrn. von Loizerolles lebt noch. Als ein unbemittelter Gelehrter würde er gewiß Hrn. Thiers sehr dankbar seyn, wenn ihm der Minister eine bescheidene Pension bewilligen wollte, um ihm das Leben zu fristen, das der Geschichtschreiber ihm genommen hat. — (R. d. P.)

*) C. A. Ehrensward war einer der ausgezeichnetsten Schwedischen Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts. Besonderen Ruhm erlangte er durch seine beiden Werke „Reise in Italien" und „Philosophie der schönen Künste."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Str. Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Montag den 12. August 1833.

Rußland.

Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands, herausgegeben von den Professoren Blum, Bunge, Goebel, Neue, Struve, Friedländer, Kruse, Rathke, Walter und dem Syndikus der Universität, v. d. Borg. Ersten Bandes erstes Heft. Riga und Dorpat. Eduard Frantzen.

So wie überhaupt Kurland, Liefland und Esthland, die drei von Deutscher Colonisation durchdrungenen Provinzen Rußlands, das ungeheure Reich nach allen Beziehungen seines geschichtlichen Lebens mit dem westlichen Europa in lebendigem Austausch erhalten, so haben sich namentlich die vorliegenden Jahrbücher zur Aufgabe gemacht, dem geistigen Ideen-Verkehr Rußlands mit dem Europäischen Westen zum Organ zu dienen. Rußland bietet der wissenschaftlichen Erforschung ein kolossales Material, reiche Schätze der Natur und der Geschichte. Die Organisation des Reiches schreitet vorwärts, und eine National-Literatur regt zuerst den schüchternen Flug. Hierin sind die Momente gegeben, die von den Dorpater Jahrbüchern nicht übersehen werden dürfen. Sie müssen uns über die Resultate naturwissenschaftlicher Untersuchungen in Kenntniß setzen, durch welche das elementarische Chaos dieser weiten Länderstrecken in Beziehung auf geometrische Ortsbestimmungen, auf die geologische Erkenntniß seines Bodens, auf seine Fauna und Flora nach und nach gelichtet wird; sie werden keine philologische oder historische Bemühung, keine Reisebeschreibung übersehen dürfen, welche die Sprache, die Geschichte oder die gegenwärtigen Zustände eines der mannigfaltigen in Rußland einheimischen Völker aufklärt und veranschaulicht, welche die fragmentarischen Ueberreste einer untergegangenen Welt zu erklären und ihre Bedeutung zu würdigen weiß. Sie werden uns ferner über alle Maaßregeln zu berichten haben, die von der Regierung in der Absicht angeordnet werden, das Russische Reich immer mehr der Europäischen Gesammt-Intelligenz zu assimiliren, und haben endlich wegen der geringen im Auslande verbreiteten Kenntniß der Russischen Sprache eine genügende Anschauung von den Produkten ihrer National-Literatur zu verschaffen und somit, was Russischer Geist durch die Aneignung westlicher Kultur erarbeitet hat, dem Westen wiederum zur Beurtheilung auszustellen.

Die Herausgeber des vorliegenden ersten Heftes der Dorpater Jahrbücher scheinen ihre Aufgabe richtig erkannt zu haben. Die Einleitung bildet ein Vorwort von K. L. Blum, das einfacher und gediegener hätte geschrieben werden können. Die Wichtigkeit, womit Bekanntes aufgeputzt wird, hat etwas Dilettantenartiges. Doch bleibt im Ganzen kein bedeutender Gesichtspunkt unberührt, und es werden Gedanken zur Sprache gebracht, die, wenn man sich, wie billig, auf den Standpunkt dieser Zeitschrift stellt, anregend und folgenreich wirken können.

An das Vorwort schließt sich zunächst ein lehrreicher Auszug aus dem offiziellen Berichte über die Codification in Rußland.*) Der erste Theil des Buches enthält eine Uebersicht der Arbeiten der früheren Gesetzgebungs-Kommissionen von 1700 bis 1825. Zehn solcher Kommissionen werden angeführt, „meist aus Gliedern zusammengesetzt, deren Zeit durch anderweite Aemter in Anspruch genommen war, denen es oft an theoretischen Rechtskenntnissen fehlte, die unter beständigem Schwanken in ihren Plänen, ohne die erforderlichen Vorarbeiten sich an die letzte Ausführung des Werkes machten und aus allen diesen Gründen zu keinem Resultate kamen.“ Die Geschichte der im zweiten Theil des Buches erzählten Redaction des Russischen Gesetzbuches, die seit dem 31. Januar 1826 vollendet worden ist, bietet dagegen wahrhaft glänzende Resultate. Diese Arbeit zerfiel wieder in zwei Abtheilungen, eine Sammlung der bisherigen Gesetze und einen auf dieser Sammlung begründeten Neubau eines systematisch und übersichtlich angeordneten Gesetzbuches.

Die Sammlung beginnt mit dem Jahre 1649, der Gesetzgebung des Czaren Alexei Michailowitsch, der den ersten Grundstein des neuen Russischen Reichs gelegt hat, und reicht bis zum 12. Dezember 1825, an welchem Tage das erste Manifest des jetzt regierenden Kaisers erschienen ist. Die nicht mehr gültige Gesetzgebung vor dem Czaren Alexei soll später, als ein Dokument der Vorzeit, unter dem Titel: „Alte Gesetze“ zusammengestellt werden. In die Sammlung von 1649 bis 1825 sollten alle Verordnungen der höchsten Gewalt aufgenommen werden, ohne zwischen noch geltenden oder abrogirten Gesetzen eine Unterscheidung zu gestatten; gerichtliche Entscheidung einzelner Fälle aber nur dann, wenn ihre Anwendung auf künftige Fälle ausdrücklich in ihnen angeordnet ist, oder wenn sie, bei anderen Entscheidungen zu Grunde gelegt, allgemeiner Natur geworden sind. Endlich sollten alle Privatsachen und temporelle Maßregeln weggelassen werden, mit Ausnahme einiger Stücke, als historisch wichtiger Denkmale. Nach Feststellung dieser Grundsätze wurde zur Durchforschung sämmtlicher Archive in Moskau und St. Petersburg geschritten. Es fanden sich 53,239 Nummern vor. Nach sorgfältiger Ausscheidung vieler Doubletten und genauer dreimaliger Revision wurde der Druck dieser Sammlung am 1. Mai 1828 begonnen und am 1. April 1830 vollendet. Der Titel lautet:

„Vollständige Sammlung der Gesetze des Russischen Reichs. St. Petersburg, 1830. 45 Theile in 48 Bänden. gr. 4.“ (Pr. 500 Rbl. Bco.)

Zur Erleichterung des Gebrauchs sind zweckmäßig angelegte Tabellen und Register beigefügt. Eine Fortsetzung dieses Werkes, unter dem Titel: „Zweite Sammlung der Gesetze“ (bis jetzt 8 Bände), enthält die seit 1825 erschienenen Verordnungen und wird jährlich fortgesetzt.

Nachdem auf diese Weise das legislative Material zusammengestellt war, begann die zweite Hälfte der Arbeit, die Systemalisation (Swod) desselben*), wobei die Grundsätze beobachtet werden sollten, die Baco (tractat. de justit. univers. Aphorism. 59 – 63) für ein solches Werk feststellt. Auch trägt die vollendete Arbeit das Motto des Verulamiers [illegible] an der Stirn: Structura nova veterum legum.

Nach Anfertigung eines allgemeinen Schemas über alle und speziell detaillirter Schemata über jede einzelne Rechtsmaterie wurden die Gesetze unter den betreffenden Rubriken in chronologischer Ordnung zusammengestellt. Hierauf wurden sie durch Vergleichung unter einander geordnet und in Form einer historischen Darstellung redigirt, aus welcher man die Veränderungen, Erläuterungen und Ergänzungen in der Gesetzgebung über einzelne Gegenstände ersehen konnte. Mit Ausscheidung aller nicht mehr geltenden Bestimmungen wurden nun aus dieser historischen Darstellung die einzelnen Artikel des Swod des heutigen Rechts gebildet und nach Vollendung des Ganzen diese Artikel nochmals in ihrer Gesammtheit verglichen, Widersprüche ausgemerzt u. s. w. Diese Arbeit erschien unter dem Titel: „Swod der Gesetze des Russischen Reiches, verfaßt auf Befehl des Herrn und Kaisers Nikolai Pawlowitsch. St. Petersburg 1832. 15 Bde. gr. 8 (100 Rbl. Bco.)“

Die Zahl der Artikel des Swod erstreckt sich auf 36,000 und mit Inbegriff der Beilagen, die erläuternde Anmerkungen oder eine kurze Geschichte des betreffenden Gesetzes enthalten, auf 42,198, unter 1499 Kapitel vertheilt. Jährlich sollen die Gesetze des vergangenen Jahres nach der Ordnung des Swod in Supplementen nachgetragen werden.

Mit Ausschluß der Kriegs- und Seegesetze und des Kirchenrechts umfaßt der Swod sämmtliche Theile der Russischen Gesetzgebung und Staatsverfassung unter folgenden Rubriken:

1) Die Gesetze über Staatsverfassung und Verwaltung. 3 Bde.
2) Ueber die öffentlichen Lasten oder Staatsdienstbarkeiten. 1 Bd.
3) Ueber das Finanzwesen. 4 Bde.
4) Ueber die Stände. 1 Bd.
5) Die bürgerlichen und Messungsgesetze. 1 Bd.
6) Die staatswirthschaftlichen Gesetze. 2 Bde.
7) Die Polizeigesetze. 2 Bde.
8) Die peinlichen Gesetze. 1 Bd.

Mit dem ersten Januar 1835 soll der Swod in gesetzliche Wirksamkeit treten; sein Verhältniß zur Gesetzsammlung wird alsdann, dem Kaiserl. Manifeste vom 31sten Jan. 1833 zufolge, darin bestehen, daß der Swod das buchstäbliche Gesetz, die Grundlage der Entscheidungen, die Sammlung dagegen ein Hülfsmittel zum genaueren Verständniß des gesetzlichen Textes seyn wird, denn beide sind nur

*) Eine Deutsche Uebersetzung desselben wird binnen kurzer Zeit unter dem Titel: „Historische Skizzen über die Abfassung des Corpus juris des Russischen Reichs“ erscheinen.

*) „Eine passende Bezeichnung für das Russische Wort Swod, in dem die Begriffe von Zusammentragen, Ordnen und Zusammenfügen verbunden sind, welches die Handlung des Zusammentragens sowohl als auch das zusammengetragene Werk, das Wölben wie das Gewölbe bezeichnet, kennen wir im Deutschen nicht. Wir glauben daher am besten zu thun, wenn wir das Russische Wort wie in „Ukas“ beibehalten.“

zwei Formen einer und derselben Gesetzgebung. Außerdem wird die Gesetzsammlung in solchen Rechtssachen angewandt, welche sich auf vergangene Handlungen beziehen, da der Swod keine rückwirkende Kraft haben kann.

In einem darauf folgenden mit Klarheit und Freimuth abgefaßten Aufsatze von Alexander von Reutz, ordentlichem Prof. des Russischen Rechts, wird die Bedeutung dieser Redaction der Gesetze für die Zukunft Rußlands lichtvoll auseinandergesetzt. Jetzt erst könne eine Schule und ein Stand der Rechtsgelehrten erstehen, da sich der Richter, dem es bisher unmöglich war, die Masse der Gesetze zu lernen, nicht mehr auf das Gedächtniß der alten Rechts-Depositare werde zu verlassen haben. So werde der Zustand regelloser Willkür in der Verhandlung und Entscheidung allmälich aufhören. Zur Verhütung fernerer Mißbräuche, die allerdings von Jenen, welchen Amt und Gewerbe nur zum eigenen Vortheil dienen soll, zu befürchten sind, bietet fortan die wissenschaftliche Rechtskunde der praktischen die Hand. Die Rechte einer gründlichen Kritik der legislativen Arbeiten werden aber selbst in der obenerwähnten „historischen Skizze" freisinnig anerkannt.

Zuletzt erklärt sich der Verf. für öffentliche Gerichts-Verhandlungen und gegen Ausnahmegerichte. Er schließt mit folgenden Worten: „Sollte das öffentliche Rechtsverfahren nicht dem National-Charakter des Russen angemessen seyn und vortheilhaft auf seine Sittlichkeit wirken? Ist er nicht überhaupt in der öffentlichen Verhandlung seiner Dorfs- und Gemeinde-Angelegenheiten viel treuer, offener und ehrenwerther, als im Privatleben und dessen Geschäften? — Sollte durch die Oeffentlichkeit wirklich dem Verbrecher ein Unterricht erwachsen, wie er sich der Strafe entziehen könne? Und gesetzt, dies wäre der Fall, ist der Vortheil nicht bei weitem überwiegend, daß durch öffentliche Verhandlungen die Rechtskenntniß wieder allgemeines Gut des Volkes wird, während sie sonst nur den Gerichten gehörte? Mit der Kenntniß seines Rechts erstarkt auch der Charakter und die allgemeine Gerechtigkeit! Darum lasset uns arbeiten an Verbreitung von Kenntnissen und hoffen auf ein Besserwerden jeglicher Dinge!" —

Ueber „Boris Godunow", historisches Trauerspiel von Alexander Puschkin, urtheilt Baron Rosen in einer sehr einsichtsvollen Kritik, worin er namentlich tadelt, daß der Dichter die vernünftige Freiheit der handelnden Personen der starren Nothwendigkeit der Schicksals-Idee geopfert habe. „Aber ungeachtet seiner Mängel als Drama ist Boris Godunow", fährt der Kritiker fort, „ein Werk der Nation, das späterhin gewiß eine würdige Anerkennung finden wird. Die Deutsche Uebersetzung des Herrn von Kupering wird zwar durchweg getadelt; doch wird es dem Deutschen Leser gewiß von hohem Interesse seyn, das Werk des Slavischen Dichters mit dem Entwurf des Schillerschen Demetrius zu vergleichen.

Unter den übrigen Aufsätzen machen wir noch aufmerksam auf den Bericht über Konstantinopel in medizinischer Beziehung, von Dr. Seidlitz, über die neuesten astronomisch-geodätischen Arbeiten von Struve und auf eine Antwort des Patriarchen Joannes den Armeniern auf die Anfrage des Prof. Closius, ob sich in dem Kloster zu Etschmiadzin Armenische Uebersetzungen verlorener Griechischer Schriftsteller vorfinden.

Der bei weitem größte Theil der Mitarbeiter an den Dorpater Jahrbüchern ist Deutschen Ursprungs; Einige derselben haben als Lehrer an unseren Universitäten ihre Laufbahn begonnen; Alle aber gehören Deutscher Bildung an und schreiben Deutsch. Die Deutsche Sprache tritt somit zum ersten Male, was die Französische durch ihre Allgemeingültigkeit und die Englische durch ihre große Ausbreitung in den entferntesten Kolonieen schon längst gewesen ist, in dem Verhältniß des östlichen zum westlichen Europa als vermittelnde Weltsprache auf.

Als wir eben diesen Bericht beendet hatten, wurde uns ein Brief unseres gegenwärtig in Rußland sich aufhaltenden Freundes Heinrich Stieglitz mitgetheilt, aus dem wir nicht unterlassen wollen, einige fragmentarische Schilderungen beizufügen, die zugleich als Proben der Reiseskizzen dienen mögen, die H. St. nach seiner Rückkehr dem Deutschen Publikum vorzulegen gedenkt.

„— — Soll ich nun aus der reichen Fülle des Erlebten und Geschauten, das in diesen wenigen Wochen sich zusammendrängt, in denen Ausflüge in die Umgegend, Festlichkeiten, Besuche, künstlerische und wissenschaftliche Eindrücke im eigentlichen Sinne des Wortes einander hetzten, Einzelnes hervorheben, so sind es vorzüglich zwei Erscheinungen, die sich unauslöschlich in mich eingefurcht und zu dem Bedeutendsten, was ich jemals erlebt, gesellt haben — der Wassersturz von Imatra und das Fest von Peterhoff.

Der Wassersturz von Imatra liegt gegen dreißig Meilen auswärts von hier in Finnland. Das Seltsame und Ueberraschende seiner Erscheinung wurde durch die eigenthümlichen Granitfelsenbildungen — die Natur scheint hier mit den mächtigsten Blöcken nur ein leichtes Spiel getrieben und in wunderlichen Gruppirungen gigantischer Massen sich gefallen zu haben — durch die Abwechselung von Land und Seen, durch die auffallende Natur der Bewohner, die an Wohnung, Kleidung, Sitte, Gesichtsbildung ganz und gar von den herrschenden Slaven sich unterscheiden, während der ganzen Fahrt schon vorbereitet; aber als das Brausen der Wasser mehrere Werst vom Ziele entfernt sich ankündigte, als wir immer mehr den Donnersturz wachsen hörten, als wir endlich nun die Felsen selbst sahen, durch welche die zusammengekeilten Fluthen der Wora vor grauen Jahrhunderten sich eine Bahn gebrochen, in der sie, mit fröhlichem Uebermuth einherstürzend, in stets erneutem Wetteifer sich selber einholen zu wollen scheinen und doch in so abenteuerlichen Luftsprüngen zu Einzelmassen sich gruppiren, daß man glauben sollte, es sey dies Alles nur zu einer Verlebendigung des Augenblicks ersonnen, während jeder Augenblick doch wieder seine neuen Strudel bildet, die, sich fassend, lösend, tobend und brausend, recht wie ungebundene, lebensfrohe Titanenkinder der Natur zum Tanze laden — da gestand sich ein jeder der Gesellschaft — es waren Engländer, Deutsche, Schweden und Russen darunter, die den Niagarasturz wie die raschen Fälle des Lorenzo, den Rhein bei Schaffhausen und die Trollhettaer Katarakten gesehen hatten — daß die gegenwärtige Erscheinung, trotz der unvergleichlich größeren Wassermasse und des höheren Falles einiger der genannten, eben durch ihre wunderbare Eigenthümlichkeit vom mächtigsten Ergreifen sey. Stundenlang verweilten wir dort, ohne zu ermüden; am anderen Morgen sind wir nach dem Besuch der kleinen oberen Wasserfälle wieder hingezogen, haben nach dem Mittagessen von der anderen Seite unserem neuen uns geleitenden Freunde in Finnland einen dritten Besuch gemacht, und immer blieb derselbe imposante Eindruck, ja, er steigerte sich noch, wie alles Große und Aechte. Ich möchte meinen Freunden in der Heimath diesen Genuß gewähren, möchte das Ganze mit seinen schäumenden Massen, mit seinem heiteren Regenbogenspiel im Sonnenschein und dem düsteren Grauen in der Mondnacht dieser nordischen Natur im Bilde festhalten können, und doch seh' ich wohl, daß auch der kühnste Maler nur ein schwaches Abbild von dem ungeheuren Ganzen geben würde. Noch jetzt, nachdem vierzehn Tage seit meiner Rückkehr aus Finnland verflossen sind, steht Alles so lebhaft vor meiner Seele, daß ich zuweilen die durchbrechenden Wogen der Imatra draußen zu hören glaube, und auch *** kann den fröhlichen Jüngling aus Finnland nicht vergessen, wie er die feuchten Riesenlocken schüttelt und, gleich dem Olympischen Zeus, die Erde erbeben macht. Es ist doch herrlich, daß die Natur sich durch alle Zeiten so groß hindurchringt!

Das Fest in Peterhoff war ein Genuß ganz anderer Art, von Menschenhand bereitet, aber in seinem magischen Glanz das Prachtvollste, was ich je gesehen. Der Kaiserliche Garten am Meer, durch seine abschüssige Lage zu Kaskaden und Fontainen geeignet und überall zweckmäßig dazu benutzt, wird am Abend des ersten Juli, dem Geburtstag der Kaiserin, durch viele Tausende brennender Lampen geschmückt, die durch das Grün in vielfarbiger Mischung tanzen und flimmern. Jeder Abhang ist von überstürzenden und aufsprudelnden Wassern belebt, die über Reihen und Gruppen darunter glühender Lampen sich in so strahlender Beleuchtung ergießen, daß man glaubt, die Nacht sey Tag geworden. Die erhellten Laubgänge des Gartens werden von zahllosen Menschen durchfluthet, unter denen Tscherkessen zu Fuß und zu Pferde in ihren Panzerhemden, Bucharen und Tataren im Kaftan und Keleloe, Türken, Griechen, Kosaken, Armenier, alte Bartrussen, junge Stutzer, schwarze Lampenputzer neben bunten Livreebedienten, Derwische und Popen, Betende und Trunkene, Ehrbare und Taumelnde in wunderlicher Mischung bald auftauchen, bald wieder in dem wogenden, wachsenden Menschenstrom verschwinden. Dann und wann bewegt sich auf langen Wagen der Kaiser und sein Hof, von einem Theil der meist aus Bergvölkern bestehenden Garde und der ganzen Diplomatie gefolgt, feierlich langsam durch die fluthenden Massen. An dem einen Ende des Parks das Meer mit erleuchteten Schiffen, an dem anderen das Kaiserliche Schloß, von Gästen wimmelnd, wo wir uns selbst kurz vor unserer Wanderung durch den Park unter dem bunten Maskenspiele ergangen hatten — einige Grusinische Prinzessinnen mit lang überhangendem Schleier waren unsere Nachbarinnen — Alles dies bot einen so eigenthümlich belebten und belebenden Eindruck dar, daß man ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht verwirklicht glaubte. Ich erinnere mich jenes schauerlich schönen Mährchens immer noch mit einem grauenhaften Vergnügen, wo der Wanderer in die stumme Stadt mit ihren Wunderbauten und seltsamen Erscheinungen tritt, ohne daß ihm nur irgendwo eine Spur von Welt und Volksleben entgegenblickt. So verzaubert ging ich durch dies Wogen und Treiben der blendenden Massen, durch all diese Lichter und Sterne, durch dies Welt — — doch ich werde recht zur Unzeit unterbrochen.

— — Uebrigens ist ganz Petersburg eine immerwährende große Maskerade, wo Gäste aller Art aus Ost und West mit und ohne Domino sich umhertreiben. Dies bunte Spiel unter den lustigen Prachtgebäuden und an den Ufern des stolzen Stromes hat etwas ungemein Anziehendes und bildet täglich neue Gruppen. Ich kann mich stets von neuem der Ueberraschung nicht erwehren, wenn ich von einer der ländlichen Beistädte, welche die schöne Newa-Insel mit dem Landhause meines trefflichen Oheims bilden, über die imposante Brücke, die von Wassiliostrow in die eigentliche Stadt führt, und an deren äußerstem Ende Peter's des Großen Häuschen steht, von wo er die Bauten der neuen Stadt geleitet hat, in die prachtvolle Kaiserstadt eintrete.

Einige vorzügliche Männer habe ich während meines Hierseyns kennen lernen; aber ein Zusammenwirken intellektueller Kräfte scheint doch zu fehlen und wird vielleicht noch lange entbehrt werden. — Eine merkwürdige und höchst interessante Erscheinung war mir der alte Feßler, dieser gefesselte Titane, zu dem mich endlich ** führte, und bei dem wir mehrere Stunden blieben. Den Achtzigern nahe, durch einen Beinbruch an den Lehnstuhl gefesselt, hört dieser unruhige Geist noch immer nicht auf, sich mit neuen Plänen für die Zukunft zu beschäftigen und für die Zeit seiner Genesung einen neuen Standpunkt des Wirkens aufzusuchen. — Puschkin und einige der neueren Slavischen Dichter hoff' ich nach meiner Rückkehr aus Nischni zu sehen."

Gegenwärtig ist der Briefsteller auf einer Reise über Moskau nach Nischni-Nowgorod und Kasan begriffen, von welcher er uns gleichfalls einige, wenn auch nur flüchtig hingeworfene, Berichte versprochen hat. **M. B.**

England.

Die Fortschritte der Musik in England seit dem Anfange dieses Jahrhunderts.

(Schluß.)

Was leistete aber die Musik in England während dieser Periode? Wir haben diese Frage vorsätzlich von der Darstellung des allgemeinen Einflusses derselben gesondert, um sie ganz und ununterbrochen zu behandeln, wenn wir die Geschichte dieses Einflusses vollendet haben.

Einige Jahre lang nach Mozarts Tode wurde die Italiänische Oper mehr nach den Sängern als nach den Komponisten beurtheilt, bis endlich jener Genius erstand, der die Herrschaft an sich riß und bis zu einem gewissen Grade den Stil umformte. Wir meinen natürlich keinen Anderen, als Rossini — den Mann, welcher jenen „Furore", der sonst nur in Italien herrscht, in ganz Europa weckte. Man hat gesagt, „daß Mozart nie mehr als zwei oder drei Mal in seinem Leben Munterkeit zeigte, und daß Rossini eben so selten melancholisch war, daher der wesentliche Unterschied in dem Charakter ihrer Compositionen." Dies mag wahr seyn; denn es ist ausgemacht, daß Mozart's Trefflichkeit in der tiefen Gedankenfülle liegt, welche seine Musik erzeugt, während die Rossini's ihren Reiz dem schimmernden Glanze sowohl als dem Gefühl verdankt, welches seinen ernsteren Stücken beiwohnt. Wenn dies Verdorbenheit ist, so hat er selbst unsere klassischen Zuhörer verdorben, denn die Erfahrung der letzten Jahre hat es bewiesen. Nie ist eine Musik, wenn wir die strenge Wahrheit sagen sollen, mit mehr Bewunderung und Beifall vernommen werden, als Rossini's Opern. Selbst der „Matrimonio segreto", als man ihn jüngst für Donzelli und Lablache wieder in Scene setzte, und die „Medea" von Meyer und „Romeo e Giulietta" von Zingarelli hielten sich nur durch die Pasta. Der „Crociato" wurde durch Velluti emporgehalten; hingegen „Tancrede", „il Barbiere de Seviglia", „Pietro l'Eremita", „la Cenerentola", „il Turco in Italia" und „Semiramide" behaupten ihre Herrschaft, von welchen Sängern sie auch dargestellt werden mögen. Noch mehr, vor einem Jahre veranstaltete die Königliche Akademie ein ganzes Konzert von sogenannter klassischer Musik, mit Ausschluß von Rossini; nun, man erduldete es mehr, als daß man Genuß darin fand. Wir waren gegenwärtig und unterhielten uns nach demselben mit Personen von ausgezeichnetem Urtheil; sie erklärten es Alle für außerordentlich schwerfällig und schrieben den veränderten Geschmack dem Zauber zu, den Rossini's glänzende Töne auf das Ohr üben.

Der Reiz von Rossini's Composition liegt unstreitig in dem seelenvollen Gefühl, welches den Komponisten begeistert und in die Zuhörer überströmt. Er schwelgt in Melodie. Seine mächtige Accentuation, der Rhythmus, die melodischen Züge prägen sich tief in die Phantasie. Er ist auch der Erfinder einer neuen musikalischen Phraseologie. Er war der erste, vielleicht der einzige Komponist, der die Notentheilung zum Ausdruck benutzte, der den Arpeggio's, Volata's und Passagen eine klare und entschiedene Bedeutung gab. Im „Barbiere" finden wir zahllose Stellen, wo wir nicht allein sanft gerührt und hoch begeistert werden, sondern wo der Sturm des Entzückens Sinn und Gefühl fortreißt. Man nehme z. B. die Stelle „ah tu solo amor tu sei" in dem Duett zwischen Rosina und Figaro: „ah che d'amore", oder jene zwischen Almaviva und Figaro mit der Stelle in der Einleitung zu „zitti zitti". Auch ist der Gebrauch der musikalischen Sprache bei ihm nicht bloß auf leichte oder flüchtige Eindrücke beschränkt; in „Semiramide" und „Tancrede" drückt sie die düstersten und erhabensten Gefühle aus. Es giebt kaum irgend eine Stimme, vom Baß bis zum Sopran, die solche Notentheilungen, wie sie jetzt in die regelmäßige Sprache der Composition aufgenommen sind, für ausführbar gehalten hätte, und noch weniger der hohen Bedeutsamkeit fähig, die er ihr zu geben wußte, bis er es unternahm, so zu schreiben. Die Veranlassung zu dieser Anhäufung von Noten wird in folgender Anekdote angegeben. Rossini, damals 22 Jahr alt, kam 1814 nach Mailand, um den „Aureliano in Palmira" zu komponiren. Dort wurde er mit Velluti bekannt, der damals in der Blüthe seiner Jugend und seines Talents stand und einer der schönsten Männer seiner Zeit war. Der Sopran besaß keine kleine Portion Eitelkeit und fand sein Vergnügen daran, die Gewalt der Stimme, mit welcher die Natur ihn begabt hatte, zu zeigen und zu mißbrauchen. Ehe Rossini Gelegenheit hatte, diesen großen Sänger zu hören, hatte er eine Cavatine für seine Rolle geschrieben. Bei der ersten Probe fing Velluti an zu singen, und Rossini wurde von Bewunderung ergriffen. Bei der zweiten zeigte Velluti sein Talent im Verzieren. Rossini fand den Effekt herrlich und bezeigte laut seinen Beifall. Bei der dritten Probe verlor sich die ursprüngliche Einfachheit der Cantilena gänzlich zwischen der Fülle der Verzierungen und Zusätze. Endlich erschien der Tag der ersten Darstellung. Die Cavatine und die ganze Rolle Velluti's wurden mit Furore aufgenommen, doch kaum erkannte sich Rossini in Velluti's Gesang wieder — es war nicht mehr seine Musik. Indeß war der Gesang Velluti's voller Schönheit und riß das Publikum zur Bewunderung hin. Wie sehr fand sich der Stolz des jungen Komponisten gedemüthigt; seine Oper fiel durch, und der Sopran allein trug allen Beifall davon. Rossini's feuriger Geist erfaßte mit Einem Blick alle Vortheile, die er aus diesem Vorfalle ziehen konnte; nicht Ein Umstand ging ihm verloren.

„Es war ein glücklicher Zufall", mag er zu sich selbst gesagt haben, „daß Velluti dahinter kam, er besitze selbst Geschmack genug; wer steht mir aber dafür, daß nicht andere Sänger mit weniger Geschmack, aber gleicher Wuth, Verzierungen anzubringen, meine Musik so verunstalten, daß sie nicht allein mir selbst verächtlich, sondern dem Publikum zum Ekel würde. Es ist daher Zeit, daß ich mein bisher befolgtes System ändere. Ich bin selbst des Singens nicht unkundig und werde daher die Zusätze und Verzierungen selbst anbringen; dann bin ich sicher, daß sie im guten Geschmack sind, und kann sie nach den Fähigkeiten der Sänger, für welche ich die Rollen komponire, einrichten. Ich will ihnen für keine einzige Appoggiatur Raum lassen. Dieses Streben, dem Ohr zu schmeicheln, soll von nun an einen integrirenden Theil meiner Singstücke ausmachen."

Dies war der Ursprung dessen, was man seine zweite Manier nannte, doch sind alle Beweise vorhanden, daß sein figurenreicher Stil weit mehr aus der übergroßen Fruchtbarkeit seiner Phantasie erwuchs, als aus jenem Vorfalle mit Velluti, und daß mit dem Reichthum seiner Imagination auch seine Vervielfältigung der Noten zunahm. Aus der Weise, wie er die Hülfsquellen der Harmonie alla tedesca, die Instrumentation und die ganze Gewalt seiner Kunst zu benutzen wußte, geht offenbar hervor, daß er mit der ausgedehntesten Auffassungsgabe einen eben so hohen Geist als flüchtige und herumschweifende Phantasie verband. Was auch immer die Ursachen seyn mochten, sey es Temperament, sey es die fortwährende Anregung, welche Veränderung des Orts und der Gegenstände in ihm weckte, sey es der ihm gespendete Beifall oder eigenes Streben, genug Rossini bemächtigte sich mit einer Schnelligkeit, welche die erleichterte Mittheilungsweise unserer Zeit begünstigte, mit einem Male des Vorrangs über alle andere Komponisten und hat sich bis auf diese Stunde im ungestörten Besitz des Platzes behauptet, den er einmal eingenommen. Wenn Meyerbeer und Bellini einiges Aufsehen machten, so geschah es, weil Rossini eine Zeitlang feierte und die Welt immer etwas Neues haben muß; womit wir jedoch den Komponisten des „Crociato" und „Pirata" ihr Verdienst keinesweges schmälern wollen.

Ein einziger war es, der den Beifall Europas mit dem Meister von Pesaro theilte, und zwar kein Italiäner, sondern ein Deutscher. — Kaum brauchen wir wohl zu sagen, daß wir Karl Maria von Weber meinen. Es ist aber merkwürdig, daß sein Ruhm auf einem einzigen Werke, dem „Freischützen", beruht, denn seine früheren Compositionen und sein „Oberon" selbst sind kaum außerhalb der Britischen Hauptstadt, wo letzterer geschrieben wurde, bekannt. (?)

Die mystische Musik so wie das sentimentale Drama Deutschlands wurden von dem Rufe ausposaunt und ihr Verdienst folglich übertrieben. Die Ouvertüre zum Freischützen hörte man zuerst, und es ist unmöglich, den Werth und die Wirkung dieses Musikstücks nach Verdienst zu würdigen. Eine so poetische, malerische, hinreißende, kraftvolle Composition war in dieser Art noch nie da gewesen. Als endlich die ganze Oper zur Aufführung kam, wurde sie sogleich universal. Die Englische Oper, sieben oder acht geringere Theater und gleich darauf Covent-Garden und Drury-Lane gaben sie mit allem Glanze, der ihnen zu Gebote stand. Die Provinzen folgten natürlich dem Beispiel. Der Geist des Publikums wurde in fortwährender Spannung erhalten, durch dieselbe Art von Täuschung, die der Taschenspieler anwendet, indem er, statt des ganzen Spiels Karten, nur diejenige zeigt, die man in Gedanken fassen soll. Das Resultat war, wie es sich erwarten ließ; der Freischütz herrschte eine Zeitlang ausschließlich. Indeß hat das Stück wirklich große und besondere Schönheiten. Eine entzückende Melodie, eine glückliche Uebereinstimmung mit dem Texte, (wie z. B. das Trinklied) Harmonieen und Passagen, die nicht allein dem Ausdruck der Leidenschaften, sondern dem Mystischen und Malerischen völlig angemessen sind, und einen merkwürdig originellen Stil, wenn man das Zeitalter erwägt. Dies Alles, durch den romantischen Stoff hervorgehoben, begründete seinen Ruf der Gediegenheit und Schönheit, und vielleicht selbst etwas über Verdienst. Die Folge war ein Meinungsstreit zwischen der Italiänischen und Deutschen Schule, und man fing an, der letzteren mehr Kraft und Originalität zuzusprechen. Die Erscheinung der Sonntag und der Stockhausen befestigte den wachsenden Glauben, daß Europa von nun an von Deutschland sowohl Musik als Sänger zu erhalten habe. (Seine Instrumentalisten waren schon früher berühmt.) Das Einschalten von Schweizer- und anderen National-Liedern, die Neuheit des Jodelns, welche die Malibran und andere große Sängerinnen annahmen, vollendete die Beifallswuth. Diese hat sich jedoch seitdem etwas abgekühlt; obgleich sie anfangs erhöht wurde, als die Deutsche Oper auf ihrer eigenen Bühne es mit der Italiänischen aufnahm, so hat sie doch diese Probe nicht bestanden. So viel ist aber sicher, daß diese Umstände der Composition eine neue Richtung gegeben haben. Harmonieen und starke Kontraste, Melodieen mit unterbrochener Stimmenbegleitung, haben die Stelle einer natürlichen, leichten, fließenden Manier eingenommen. Rossini selbst huldigte dieser Mode in seiner „Zelmira", Bellini ließ sich davon hinreißen, während Spohr und Marschner sie in ihrer höchsten Kraft und Seltsamkeit darstellten.

So steht es jetzt um die Composition unter jenen Nationen, welche in Europa den Ton angeben. Frankreich hat zwar jüngst durch einige Opern von Auber etwas Abwechselung hineingebracht, doch die Wirkung wird weder stark noch von Dauer seyn.

Der Leser hat nun so viel entnommen, daß die symmetrische Schönheit Haydn's, die wollüstige und tiefgefühlte Zärtlichkeit Mozart's, der lebhafte und schimmernde Glanz Rossini's, die poetische und mystische Kraft Weber's, alle zu ihrer Zeit ihren Triumph feierten und noch fortwährend ihre Anhänger haben. Es wurde die Wissenschaft erweitert und die Hülfsmittel außerordentlich vervielfältigt. Die Regungen, welche die Musik jetzt erzeugt, fließen aus ganz anderen Quellen. Zuerst wurden die strengeren Gefühle zum Schweigen gebracht und wichen dem Zauber sanfterer und rührenderer Empfindungen. Die Empfindsamkeit ihrerseits wurde durch höhere

geistige Anfregung verdrängt; zuletzt folgte der Mysticismus. Alle diese Reizmittel angenehmer Empfindungen liegen jetzt dem Kunstfreund zur Auswahl vor oder werden von blaßen Nachahmern in einem verwirrten und langweiligen Jargon unter einander geworfen. Welche Folgen dieses alles für den Englischen Geschmack und Englische Composition hatte, wollen wir versuchen in einem zweiten Artikel auseinanderzusetzen. (N. M. M.)

Bibliographie.

Flowers of the East. (Oestliche Blumen, mit einer einleitenden Skizze der orientalischen Poesie und Musik.) Von Ebenezer Parack. Pr. 6 Sh.

Visitor of the Poor. (Der Armen-Besucher.) Aus dem Französischen des Baron von Gerando, mit einer Vorrede des Herausgebers. Pr. 4 Sh. 6 P.

The Continental traveller. (Der Reisende auf dem Kontinent, oder das Tagebuch eines ökonomischen Reisenden (tourist). Pr. 6 Sh. 6 P.

Mannigfaltiges.

— Einfluß der Jahreszeit auf die Lebensdauer. Die Bibliothèque universelle theilt eine bei der Sitzung der Helvetischen Gesellschaft der Naturwissenschaften im Jahre 1832 gelesene Abhandlung des Dr. H. C. Lombard über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit in den verschiedenen Lebensaltern mit, der wir folgende Resultate entlehnen. „Der Winter steht im Allgemeinen für die Sterblichkeit in der ersten Reihe, während der Sommer diejenige Jahreszeit ist, wo man am wenigsten Todte zählt. Unmittelbar nach dem Winter kommt der Frühling, und der Herbst steht wieder dem Sommer am nächsten. Diese Reihe der Jahreszeiten wechselt nach dem verschiedenen Lebensalter. Unter einem Monat bewährt sich die oben angegebene Reihe. Zwischen einem Monat und zwei Jahren ist der Herbst die gefährlichste Jahreszeit; dann folgen im Verhältniß der abnehmenden Sterblichkeit Winter, Sommer und zuletzt der Frühling. Vom zweiten bis zum funfzehnten Jahre ist der Frühling die Epoche der größten Sterblichkeit; dann folgt Herbst, Sommer und Winter. Nach funfzehn Jahren bezeichnet der Winter regelmäßig das Maximum, der Sommer das Minimum der Sterblichkeit. Bis zu achtzig Jahren folgt der Herbst unmittelbar auf den Winter. Nach achtzig Jahren zählt der Frühling eine bei weitem größere Anzahl von Opfern, als der Herbst. Aus dieser Vergleichung geht hervor, daß die Wirkungen der Jahreszeiten während der Dauer des Lebens nicht gleichartig sind, und daß man daher nicht etwa zwei Monate (z. B. Juli als Minimum und Januar als Maximum der Sterblichkeit) annehmen kann, um sie als Repräsentanten des allgemeinen Einflusses der Temperatur aufzustellen. — Da die Untersuchungen über denselben Gegenstand, die Herr Quetelet im Februar-Heft der Révue encyclopédique von 1832 niedergelegt hat, großentheils mit den hier mitgetheilten, von jenen durchaus unabhängigen, Resultaten übereinstimmen, so dürfte man wohl berechtigt seyn, sie für den Ausdruck eines allgemeinen Gesetzes, mindestens für unsere gemäßigte Zone, zu halten. Herr Lombard hat seine Beobachtungen nach Genfer Mortalitäts-Tabellen von 24 Jahren angestellt.

— Die Mineralquellen Frankreichs. Frankreich besitzt beinahe tausend Orte, an denen Mineralquellen aus dem Boden hervorsprudeln, von denen aber kaum achtzig einigermaßen bekannt sind; 77 derselben, die in 40 Departements zerstreut liegen, stehen unter der Aufsicht des Staates, dem aber nur 8 davon eigenthümlich zugehören. Unter diesen sind 54, deren Ruf sich nur auf ein oder einige Departements erstreckt, und die man also nur Lokal-Bäder nennen kann; sie werden von Personen aus allen Ständen besucht, denen ihr Beruf oder ihre Vermögens-Umstände den Gebrauch derjenigen Bäder, welche mehr Aufwand von Zeit und Geld erfordern, nicht gestatten. So gehen die Bretagner nach Lamnian oder Dinan, die Languedoker nach Lamalau oder Rennes, die Bürger von Aix baden sich in der alten und prächtigen Quelle des Sextius, die Einwohner von Aix gehen nach Manjolet und Roche-Porah, die von Chatelleroult, Auchet und Condom nach Castera, die von Bayonne nach Combo; von Thouars und Saumur geht man nach Bilazai, von Nevers und Clamecy nach Pougues, von Caen nach Bracourt, von Rhodez nach Cransac und von Orleans nach Segrai. Diese Quellen werden im Durchschnitt jährlich von 20,000 Trink- und Badegästen besucht und dadurch ein Kapital von etwa zwei Millionen Fr. in Umlauf gebracht. Der berühmteren Bäder giebt es 23, und zwar 11 ersten, 12 zweiten Ranges; in ihnen versammeln sich jeden Sommer ungefähr 18,000 Gäste, welche die bedeutende Summe von 10 Millionen Fr. in Circulation bringen. Unter ihnen befinden sich: 1) zehn Schwefelbäder, nämlich Barèges, Bonnes, Cauterets, Luchon, Ax, Eaux Chaudes, St. Sauveur, Bagnoles (im Orne-Departement), Enghien and Bagnoles (im Lozère Depart.); sie alle haben, mit Ausnahme von Enghien, starken Schwefelgeruch und hohe Temperatur; — 2) vier gashaltige Quellen, und zwar: Mont d'or, Vichy, Bourbon-l'Archambault und Neris; die ersteren liegen größtentheils am Fuße der Pyrenäen, diese hauptsächlich im Bourbonnais und in der Auvergne; 3) neun salzhaltige Quellen: Plombières, Luxeuil, Bagnères, Bourbonne, Balaruc, Bains, Bourbon-Lancy, Contrexeville und Dieppe (Seebad); sie liegen in sehr verschiedenen Provinzen zerstreut. Drei Quellen erreichen fast den Siedepunkt, nämlich Ax (im Ariège-Dep.), Manjolet bei Arles und Chaudes Aigues (im Dep. des Cantal); zehn andere, wie Bourbonne und Plombières, haben eine Temperatur von 40 bis 50° R.

— Die Salzwerke bei Hall. Nach dem Frühstück besuchte ich die Salzgruben. In einem passenden Anzuge, mit dem Stock in der Hand, folgte ich dem Führer, der eine Fackel voranttrug, in die Grube. Zuerst hat man 300 Stufen hinabzusteigen und glaubt im Eingeweide des Berges zu seyn. Ein sonderbares Gebiet bilden diese düsteren Wohnungen. Das Leben ist ganz anders, wenn das Sonnenlicht fehlt; ein erkaltendes Gefühl befällt das Herz wie die Sinne, wenn man diese düsteren Gänge, diese dunkeln Wände betrachtet, die von einigen Fackeln ein schwaches Dämmerlicht erhalten, das man wirklich eine „sichtbare Finsterniß“ nennen kann; wenn man die unterirdischen Seen erblickt, deren Umfang und Tiefe man nur durch den Sturz eines Felsenstücks ahnen kann, das zuweilen von der Decke hineinstürzt; wenn man die entfernten Axtschläge des Bergmannes hört, tief in die Felshöhlen hinein. Noch sichtbarer wird der Unterschied zwischen der Oberwelt und diesen Regionen, wenn man auf den einsamen Bergmann stößt, der in einer weiten Höhle, bei seinem einzigen Lichtchen, immerfort mit der Axt in den Felsen haut. Aber nicht weniger werden wir von Erstaunen und Bewunderung ergriffen über die Gewalt des Menschen, der mit scheinbar schwachen Werkzeugen, — seinem Arm und der kleinen Axt, — es mit dem kolossalen Werk der Natur aufnahm. In der That sind die Erfolge fast unglaublich. Nicht weniger als 45 Höhlen sind gemacht worden, jede von einem bis zwei Morgen im Umfange. Einer der Gänge ist drei Seemeilen (Leagues) lang, und man versicherte mir, daß sechs volle Tage dazu gehörten, alle Gänge zu durchwandern. Das Verfahren ist folgendes. Wenn die Höhlen gemacht sind, so lösen die Bergleute von der Decke und den Wänden Stücke Steinsalz los, und sobald die Höhle damit angefüllt ist, so läßt man klares Wasser hinein, welches das Salz auflöst. Dieses so gesättigte Wasser wird durch Wasserleitungen der Saline zu Hall zugeführt. Als ich die Grube besuchte, waren einige dieser Höhlen trocken, und die Bergleute arbeiteten darin; andere waren Salzseen, in welchen das Werk geräuschloser vor sich ging. Mitunter hörte man ein fernes dumpfes Tosen, welches man für das Brausen eines Wassers halten mochte. Es entsteht durch kleine Wagen, die den Schutt aus der Grube fahren. Der Weg ist eine Eisenbahn, und diese kleinen Fuhrwerke fliegen mit furchtbarer Schnelligkeit dahin. Wenn man das Getöse näher kommen hört, so muß man in eine der Vertiefungen treten, welche in den Wänden angebracht sind; die jungen Bergleute, die vorn auf dem Wagen sitzen, nehmen sich aus wie Gnomen, die auf ihren höllischen Wagen dahinrasen. (The Tyrol etc. von Inglis.)

— Räuber-Rache. Zwei Mainatien, die das Räuber-Handwerk lange gemeinschaftlich getrieben hatten, veruneinigten sich endlich bei der Theilung der Beute einer geraubten Venetianischen Brigg. Der Eine, Theodor, von Rachgier entflammt, bemächtigte sich der Frau seines Gefährten, Anapleotti, und führte sie einem in der Bucht liegenden Maltesischen Korsaren zu, um sie ihm zum Kauf anzubieten und so das zu ersetzen, um was er, nach seiner Meinung, bei der Theilung zu kurz gekommen war. Der Malteser aber fand den geforderten Preis zu hoch, indem er eben erst, wie er sagte, eine andere Frau weit wohlfeiler gekauft habe, die er auf Theodor's Verlangen herbeibrachte. Zu seiner äußersten Bestürzung erkannte dieser in ihr seine eigene Frau, indem sein Spießgeselle ihm mit derselben List zuvorgekommen war und seine Frau zwei Stunden früher verkauft hatte. Dennoch verbarg er seine Wuth, gab Anapleotti's Weib für den gebotenen Preis dem Malteser hin und kehrte an's Land zurück, wo er seinen bisherigen Gefährten antraf, der seines Verlustes inne geworden war und Rache schnaubte. Es dauerte jedoch nicht lange, so verständigten sich die würdigen Freunde. Sie begaben sich in der Stille an Bord des Maltesers und zwangen ihn ohne viele Ceremonien, beide Frauen herauszugeben. Dies geschah, und mit ihrer gegenseitigen für beide einträglichen Rache zufrieden, verbanden sich die Genossen auf's neue so fest als jemals und setzten ihr schändliches Gewerbe fort.

(Sketches in Greece and Turkey.)

— Charaktere der Thiere. Ein Herr S. fordert in der Bibliothèque universelle auf, daß man sich näher mit dem Charakter der Thiere beschäftigen möge. Nachdem er einige höchst rührende und poetische Charakterzüge von Schweinen, Pferden und Hunden erzählt hat, fährt er fort, sogar auf die individuellen Verschiedenheiten innerhalb derselben Thiergattung aufmerksam zu machen. „Ich habe zwei Hunde gekannt“, erzählt er, „deren einer kalt, egoistisch, indolent war, ein echter Dandy in seiner Art; der andere hingegen leidenschaftlich, ungestüm, schmeichlerisch, empfänglich, mit einem Worte der Gegensatz seines Kameraden, der demselben Besitzer gehörte. Wenn man die Katzen studiert, wird man dieselben Verschiedenheiten bemerken; die einen sind still und bescheiden, die anderen anmaßend; einige sind zurückgezogen, andere lieben die Gesellschaft u. s. w.

— Lorenzo Dow. Dies ist der Name eines sonderbaren Mannes, den man auch den verrückten Dow nennt, und welcher als Methodisten-Prediger die Vereinigten Staaten und Kanada durchzieht, oft in den wildesten romantischsten Gegenden von Felsenspitzen herab predigt und seine Zuhörer oft auf Jahre hinaus zu der nämlichen Stelle bescheidet. Er findet sich alsdann pünktlich wieder ein. Im Juni des Jahres 1830 hielt er in Washington eine Predigt, und am Schluß bemerkte er, daß er Lust zu heirathen habe; wenn ein Frauenzimmer in der Versammlung gleiche Neigung habe, so möge sie sich erheben. Ein junges Mädchen that also; er besuchte sie, und sie ward seine Frau.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Mittwoch den 14. August **1833.**

England.

Wir stellen unter einer Rubrik zwei Werke zusammen, die denselben Gegenstand, eine Sittenschilderung Englands, freilich aber von ganz verschiedenem oder vielmehr von entgegengesetztem Standpunkt behandeln. Der Verfasser des „Pelham" und „Aram", das ehrenwerthe Mitglied des Unterhauses, bestrebt sich, die inneren Zustände seines Vaterlandes nach bestem Wissen und Willen darzustellen, um auf so manche Mißverhältnisse aufmerksam zu machen, die er zu rügen und durch diese Rüge vielleicht auszugleichen gedenkt. Seit Mistreß Trollopes Schilderung der häuslichen Sitten Nord-Amerika's einen solchen Eindruck in den Vereinigten Staaten hervorgebracht hat, daß eine von ihr gerügte Unart durch den bloßen Ausruf ihres Namens gestraft wird, mag man es einem ehrlichen Manne nicht verargen, wenn er durch seine Darstellungen ähnliche unmittelbare Resultate hervorzubringen hofft. Wenn daher Herrn Bulwer's Raisonnement gar oft in eine triviale Breite ausartet, so möge man bedenken, daß sein Werk weniger dem geistreichen Schriftsteller, als dem patriotischen Biedermann seine Entstehung verdankt. — Der ehemalige Minister Karl's X. gehört hingegen einer Klasse von Reisenden und Reisebeschreibern an, die, uns[illegible]es Wissens, Yorik Sterne noch nicht rubrizirt hat. Anstatt die Dinge klar zu schauen, wie sie sind, ist er in der festen Absicht von Hause abgereist, sie gerade so zu finden, wie er sich vorgenommen hat, daß sie seyn sollen. Statt die Objekte in sich aufzunehmen, sieht er sich in die Objekte hinein. Desto interessanter ist es, zu beobachten, wo Herr Bulwer und Herr Haussez sich gleichwohl in ihren Wahrnehmungen begegnen. —

England und die Engländer.

Von E. L. Bulwer.*)

Eine der schwierigsten Aufgaben bleibt die Darstellung des eigenen Landes, die Sittenschilderung der Landsleute. Die Furcht vor langweiligen Auseinandersetzungen und die Scheu, unbemerkt in Vorurtheile zu verfallen, die Gefahr, Wichtiges zu übergehen, die Rückwirkung persönlicher Gefühle, politischer Rücksichten und moralischer Verbindungen wirken vereint, um dem Autor, der die Gewohnheiten und das Eigenthümliche seines Vaterlandes schildern will, Hindernisse in den Weg zu legen. Den meisten Erfolg in dieser Hinsicht hatte bis jetzt unstreitig Goldsmith. Aber er trat nicht in seiner Persönlichkeit auf, sondern sprach zu seinen Landsleuten unter der Maske eines Ausländers, und als solchem stand es ihm natürlich frei, über das Wundervolle zu erstaunen, aber auch das Unhaltbare, das Lächerliche in starken Zügen zu malen. Herr Bulwer hingegen tritt uns offen und kühn in seiner eigenen Person entgegen. Nun aber kann man nicht erwarten, daß ein Mann, der England beschreibt, wie es ist, gesetzt auch er habe, unzugänglich dem Einflusse Einzelner und der öffentlichen Stimmen, sich nach besten Kräften von den Banden der Gewohnheit und der anerzogenen Neigung frei zu machen gesucht, mehr Zustimmung als Widerspruch hervorrufe. Mehr als andere Völker bilden sich die Engländer gern selbst die Meinung, die sie von sich haben; sie halten auf das Recht, eine Meinung zu haben, mehr als auf die Meinung selber, und wir glauben in der That, daß ein Engländer lieber eine Meinung, die er nicht theilt, verficht, bloß wegen seines Rechts, sie zu behaupten, als daß er von einem Anderen eine richtigere annimmt. Daher wird in England ein jedes Werk über den Charakter der Nation einen Widerstand erfahren, der noch über die durch Vorurtheile und Partei-Grundsätze entstehende Opposition hinausreicht. Diese Hartnäckigkeit ist zwar von Herrn Bulwer nicht übergangen worden, aber er kann immerhin in einer neuen Auflage noch ein eigenes Kapitel darüber hinzufügen. Manches ist überhaupt zu schmeichelhaft für den Englischen National-Charakter ausgefallen. Er lobt z. B. die Theilnahme, welche die Bewohner des Arbeitshauses an einander bezeigen. Dies ist nichts als Selbstsucht, da diejenigen, welche Antheil nehmen, genau in der Lage sind, gleichen Antheil zu erregen und zu fordern. In Rochefoucauld's Maxime, daß wir den Unglücklichen Almosen geben, nicht weil wir sie bemitleiden, sondern um den Schmerz, den ihr Anblick erregt, los zu werden, liegt namentlich, was England betrifft, viel Wahres. Wir besitzen allerdings mehr Anstalten für Wohlthätigkeit, als irgend ein Land, aber wir haben auch mehr Reiche und mehr Arme; Ueberfluß und Mangel kommen bei uns in stärkere und öftere Berührung als irgendwo, und dazu gesellt sich der Geldstolz, worin wir es allen Völkern zuvorthun, und der die wahre Triebfeder vieler öffentlichen und prahlerischen Gaben ist. Alle Künste, welche unserem Appetit gütlich thun, unserem Luxus schmeicheln, unsere Bedürfnisse befriedigen, werden in England geachtet und gut bezahlt; das Genie allein ist auf unserem Boden ein Fremdling. „Die Achtung", sagt Herr Bulwer, „die wir dem Reichthum zollen, verschlingt diejenige, welche wir dem Genie schuldig sind; Schriftsteller haben als solche bei uns keine anerkannte Stellung, und bei der Vertheilung der Ehrenposten ist ihnen keiner zugefallen. Bei uns werden am besten Generale, Politiker und Sänger bezahlt; am schlechtesten diejenigen, die uns unterrichten. Es ist eine wichtige Bemerkung von Helvetius, daß in einem Staate der Grad der öffentlichen Tugend von der gehörigen Vertheilung der öffentlichen Belohnungen abhängt. Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten von England sagte: „„Hier bin ich Nichts; um mir die Selbstachtung zu erhalten, muß ich von Zeit zu Zeit ins Ausland reisen."" Es ist mithin bloßer Rang-Egoismus, der diejenigen verschwenderisch belohnt, welche unserer Eitelkeit fröhnen, in Mußestunden uns amusiren, uns die Annehmlichkeiten des Lebens und die Mittel, unseren Dünkel zu nähren, verschaffen, der aber das Genie, das Nichts von allem diesem thut, verhungern läßt."

„Die Armuth ist überall ein Unglück, aber bei uns ist sie ein Verbrechen. Außer in der Bedeutung von „Virtuoso", welches so viel heißt, als ein Geldsammler, wird im geselligen Leben wenig von Tugend (virtus) gehört; ja, es dürfte dieses Wort wohl gar einen Verdacht auf die gute Erziehung oder die Orthodoxie werfen. Aber der beliebte Ausdruck ist „Respektabilität"; ein respektabler Mann braucht keine Tugend zu besitzen, aber ein anständiges Maaß von Reichthum ist ihm unentbehrlich. Jener ältliche Gentleman, Mr. Warm, ist ein sehr respektabler Mann. Als sein vertrautester Freund seine Zahlungen einstellte und in's Gefängniß wanderte, verschwor Mr. Warm seinen so wenig respektablen Freund. Als Jüngling hatte er ein junges Mädchen verführt; sie lebte drei Jahre mit ihm; aber als er heirathete, entließ er sie ohne einen Pfennig, denn für einen verheiratheten Mann war diese Verbindung nicht respektabel. Mr. Warm bezahlt seine Rechnungen pünktlich, unterzeichnet zu sechs Wohlthätigkeits-Anstalten, geht mit seiner ganzen Familie Sonntags in die Kirche und um 12 Uhr jeden Abend zu Bett; aber er ist geizig, hartherzig, ungerecht, gefühllos, weder ein guter Vater, noch ein treuer Freund, noch ein thätiger Bürger. Nichtsdestoweniger bleibt Mr. Warm ein höchst respektabler Mann. Dieser Charakter und dieser Ruf zeugen für unsere Hochachtung vor der Außenseite, für unsere Ehrfurcht vor dem Gelde. Es ist daher kein Wunder, daß Jedermann nach Reichthum trachtet. Selbst die den Armen so ungünstigen Gesetze, welche Aristokraten machten, sind eine Wirkung dieser Denkungsart. Eine andere Strafe für die dem Scheine dargebrachte Huldigung ist das Glück, das die Schwindler machen. Seher daß den Gentleman, der fashionabel gekleidet ist, mit militairischem Ansehen ein einnehmendes Aeußere verbindet, sich Cavendish Fitzroy nennt, in anständiger Gegend eine Wohnung miethet, Juwelen und Seidenwaaren sich bringen läßt und — durch die Hinterthür mit den schönen Sachen entläuft. Hunderte solcher Streiche haben er und seines Gleichen schon verübt; die Zeitungen erzählen warnende Beispiele, die Polizeihöfe liefern Muster dieser Art — umsonst, wider solche respektable Außenseite ist man in England nicht auf seiner Hut. Wer einnehmend aussieht und Mr. Cavendish Fitzroy sich nennen läßt, erregt keinen Verdacht."

Mit gleicher Treue wird ein anderes Individuum von einer Gattung geschildert, die seit kurzem auf eine bedauerliche Weise sich vermehrt hat. „Mr. Bluff ist ein praktischer Mann, der alle Spekulationen verachtet, diejenigen ausgenommen, wobei er als Actionair betheiligt ist. Für fremde Steckenpferde ist er unduldsam; er haßt Dichter und Philosophen; aber er liebt Thatsachen, und wer mit ihm auswendig über das Einmaleins sprechen kann, gilt für einen großen Redner. Er kümmert sich nicht darum, wie die Thatsachen auf die Theorie angewendet werden; er verlangt nichts, als die Thatsachen selber. Wenn Sie ihm sagen: „„Mißbräuche müssen abgestellt werden, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht haben"", so hält er Sie für einen gelbschnabeligen Theoretiker. Aber wenn Sie also sprechen: „„In London werden tausend arme Kinder geboren; im Jahre 1823 kostete der Waizen 49 Schilling; Hopfenboden wird verpachtet zu 10 bis 12 Schilling der Englische Morgen; und daher müssen Sie gestehen, daß Mißbräuche, die eine gewisse Höhe erreicht

*) England and the English. By Edward Lytton Bulwer, Esq. M. P. 2 vol. London 1833.

haben, abgestellt werden müssen.‟‟ Dann wird Herr Bluff sein weises Haupt schütteln und seinem Nachbar von Ihnen sagen: „„Da habe ich den rechten Mann für mein Geld; welche Menge von Thatsachen flicht er in seine Rede ein!‟‟ Thatsachen sind wie Steine, an und für sich selbst nichts; ihr Werth besteht in der Art, wie sie zusammengesetzt, und in dem Zweck, zu welchem sie angewandt werden. Aber Herr Bluff sieht keinen Zoll breit jenseit des Faktums; wenn man ihm stets vorsagt, 2mal 2 ist 4, kann man ihn zu den größten Unbesonnenheiten verleiten. Stets haben uns sogenannte praktische Leute zu den wildesten Spekulationen verführt.‟

Folgende Probe giebt Herr Bulwer von dem Inhalt der Conversation der vornehmen Damen.

„Was halten Sie von der letzten Novelle der Lady **?‟

„Sie sagen, sie sey nicht natürlich genug; die Charaktere sind ein wenig überladen, und dann der Stil, so so — ein gewisses Etwas — Sie werden mich verstehen; — aber es ist doch ein köstliches Buch!‟

„Kennen Sie Lady **?‟

„O Theure, ja! ein nettes Geschöpf.‟

„Ja, in der That, sehr nett.‟

„Welch' ein köstliches kleines Pferd hat da der arme Lord **!‟

„Es hat Fehler.‟

„Wirklich? ein kleines köstliches Ding.‟

„Ach, kränken Sie die arme Frau ** nicht! Freilich wohl, sie ist bös und hitzig, aber doch ein nettes — —‟

„Köstlich‟ und „nett‟, das ist der Inhalt alles Schönen und Edlen in der weiblichen Conversations-Moral. Aber die Geschmacklosigkeit und Leerheit der Englischen Damen hat ihren Grund lediglich darin, daß unser gesellschaftliches Leben eitel und anmaßend ist. Unterrichtete Männer und Schriftsteller werden in Frankreich gesucht, wo sie die vornehmsten Gesellschaften beleben und der Unterhaltung Reiz und Inhalt verleihen. Unsere Aristokraten aber schließen sie aus, und so sind denn unsere Frauen auf Coterieen verwiesen, in denen langweiliges alltägliches Geschwätz die Stelle von Witz und Weisheit einnimmt. (A.)

Großbritanien im Jahre 1833.

Vom Baron von Haussez.

Unter diesem Titel hat der ehemalige Marine-Minister unter Karl X. ein an interessanten Details reiches Gemälde jenes Landes entworfen. Gesellschaft, Sitten, Gebräuche, Handel, Industrie, Ackerbau, Verwaltung, Königliche Familie, über Alles läßt sich der Verf. vernehmen, und die Stellung, welche derselbe früher eingenommen, leiht seinen Ansichten ein eigenes Interesse. Wir entnehmen diesem Werke die nachstehende Skizze, welche besonders dazu geeignet seyn dürfte, den Leser mit dem Geist und der befangenen Auffassungsweise des Verfassers bekannt zu machen.

Eine Parlaments-Wahl.

Es ist ein großartiges Schauspiel, ein Volk zu sehen, welches seinen Antheil an der Souverainetät ausübt, ein Volk, welches die Männer wählt, denen es die Vertheidigung seiner Rechte und die Bewachung seiner Freiheiten anvertraut! Ja, gewiß, das ist ein großes Schauspiel! Aber wenn Euch daran gelegen ist, eine verführerische Täuschung zu bewahren, wenn Ihr nichts von dem Enthusiasmus verlieren wollt, den Ihr für die Repräsentativ-Regierung im Allgemeinen und für die von Großbritannien im Besonderen habt, so hütet Euch, den Wahlen in Großbritanien beizuwohnen. Bleibt zu Hause, so lange sie dauern, sonst wird Euch eine Meinung entschwinden, in der Ihr Euch, wie Ihr Euch überzeugen würdet, nur gefallen habt, weil Ihr die Grundlagen derselben früher nicht gehörig geprüft habt.

Eines schönen Morgens erfährt man, daß es den Ministern gefallen hat, den König sagen zu lassen, es habe ihm gefallen, das Parlament aufzulösen. Nun bildet sich mit einem Male das ganze Volk ein, es sey etwas, der Ehrgeiz wird überall rege, die Ehrgeizigen befinden sich auf den Landstraßen, London wird öde, die Provinzen sind im Besitz ihrer reichsten Einwohner, und der aristokratische Sinn beugt sich vor plebejischen Launen. Weder die Gesinnungen noch die Menschen befinden sich mehr an ihrem gewöhnlichen Platz. Die gesellschaftliche Leiter ist umgestürzt, und die Verhältnisse, welche durch sie abgestuft wurden, mischen sich in die allgemeine Bewegung. Der Hochmuth, die Verachtung, die Weigerung wenden sich von den bisherigen Empfängern zu den bisherigen Austheilern; und die dringendsten Bitten werden von einem für den Augenblick erniedrigten Standpunkt aus an einen momentan erhöhten, mit einem langen Gefolge von Entschuldigungen, Höflichkeiten und Versprechungen vernommen. Es läßt sich hübsch ansehen, wie ein Lord seinen Handschuh auszieht, um seine Hand in die grobe und schmutzige seines Fleischers und seines Pächters zu legen, dem einen seine fernere Kundschaft, dem anderen eine Pacht-Verlängerung versprechend, sich nach den Interessen ihrer Familien erkundigend und die Bitte um eine Stimme mit den herzlichsten Freundschafts-Versicherungen begleitend. Er hat einen Unglücklichen, der ihm einige Fasanen getödtet hatte, nach Botany-Bay transportiren lassen. Er beklagt den armen Teufel, beschwert sich über die Strenge der Gesetze und verwünscht das Wild. Er wird alle Hasen vertilgen lassen und um die Begnadigung des Wilddiebes nachsuchen. Er jammert über das Schicksal des Landmannes, der ihm den zehnten Theil der Ernte abgeben muß. Er wird der erste und eifrigste Unterstützer der Abschaffung des Zehnten seyn, der ihn, obgleich ganz für seinen Vortheil geschaffen, stets betrübt hat. Keine Abgaben mehr, und doch die regelmäßigste Pünktlichkeit im öffentlichen Dienst! Vollkommene Freiheit im Reden, Schreiben und Handeln, und doch die Befestigung der Ruhe und Ordnung! Es soll das goldene Zeitalter, und England ein zweites Eldorado werden. Und wovon hängt der Eintritt dieser Aera des Glückes und der allgemeinen Zufriedenheit ab? Von dem Erfolg der Ansprüche desjenigen, der allein so viel Seligkeit verschaffen kann; eines Mannes, der dem öffentlichen Wohle alle seine Gewohnheiten, seine Liebe zur Einsamkeit, sein häusliches Glück, seine Privat-Interessen u. s. w. zum Opfer bringt.

Einige Thoren lassen sich durch diese schönen Redensarten fangen; sie versprechen ihre Stimmen. Andere besser Berathene lassen die ihrige erkaufen und verlangen die sofortige Verwirklichung der ihnen persönlich gemachten Versprechungen. Was diejenigen betrifft, welche sich auf allgemeine Vortheile beziehen, so verlassen sie sich auf die Rechtlichkeit ihres Kandidaten. Einige verweigern ihre Stimmen, theils weil sie die politischen Ansichten des Kandidaten nicht theilen, theils weil sie von einem Mitbewerber besser bezahlt werden.

Der Kandidat kann sich indeß, so groß auch sein Eifer und seine Thätigkeit seyn mag, nicht persönlich bei allen Wählern bewerben. Er wählt sich also unter den Personen, welche sich mit dieser Art von Industrie beschäftigen, einen Agenten, der für eine bestimmte Entschädigung die Bearbeitung der Wähler übernimmt. Er versteht sich auch mit einem Advokaten, der für einige hundert Pfund Sterling die Wahlfähigkeit seiner Gegner bestreiten und die seiner Anhänger vertheidigen muß. Briefe, Reisen, Gastmähler, nichts wird vernachlässigt. Bei allen Postmeistern, bei allen Gastwirthen werden Rechnungen eröffnet, um alle Ausgaben der Wähler zu bestreiten. Die Straßen sind mit vierspännigen Wagen bedeckt, in denen Leute fahren, die sonst nur auf dem Verdeck der Postkutschen zu sitzen pflegen. Eine stets gedeckte Tafel erwartet die Reisenden auf jeder Station, und dieses glückliche Leben dauert bis zu ihrer Rückkehr nach Hause.

Inmitten dieser Vorbereitungen versäumt man nichts, um den Kandidaten in einem möglichst günstigen Lichte zu zeigen. Die Journale verzeichnen seine Versprechungen, rühmen seine Talente, führen Bruchstücke aus seinen Reden an und erstrecken die Lobsprüche nöthigenfalls auch auf seine Vorfahren. In den Straßen von London sieht man Leute, die Zettel auf Leib und Rücken tragen, auf denen mit kolossalen Buchstaben die Namen und das politische Glaubens-Bekenntniß des Kandidaten gedruckt stehen. Das Papier dieser Anzeigen und die Bänder, mit denen sie verziert sind, tragen die Farbe, welche der Kandidat angenommen hat. Ihre Anhänger schmücken sich mit denselben Farben und putzen auch ihre Wagen und Pferde damit heraus.

An dem bestimmten Tage stehen sich die beiden Parteien gegenüber. Auf einem öffentlichen Platze sind ein oder mehrere Gerüste für die Konkurrenten errichtet, welche zu Pferde oder zu Wagen unter Vortritt von Musikanten und begleitet von ihren Freunden und dem Theil des Pöbels, der sich für sie erklärt hat, ankommen. Fahnen mit auf die Gelegenheit bezüglichen Inschriften dienen zum Sammelplatz des Haufens, der nun unter Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens von Seiten der Zuschauer vorrückt.

Wenn Jeder seinen Platz eingenommen hat, so eröffnet die mit der Leitung der Wahl beauftragte Magistratsperson, welche sich durch kein besonderes Kostüm auszeichnet, die Sitzung und läßt die Kandidaten aufs Evangelium schwören, daß sie sich keiner unerlaubten Umtriebe und keines Bestechungsmittels bedient haben. Dieser vor den Augen eines das Verfahren der Kandidaten kennenden Publikums abgelegte Eid kann demselben kein großes Vertrauen zu der Achtung vor den übernommenen Verbindlichkeiten einflößen. Alsdann schlägt einer der Freunde des Kandidaten denselben in einer kurzen oder kräftigen Rede zum Repräsentanten vor, und ein anderer Freund unterstützt diesen Vorschlag. Dann kommt der Kandidat selbst, welcher die ihm von seinen Freunden ertheilten Lobsprüche noch überbietet. Seine Rede muß schwülstig und reich an tönenden Phrasen seyn und von wüthenden Geberden begleitet werden.

Diese Förmlichkeit erneuert sich für jeden Kandidaten. Wenn keine Konkurrenten auftreten, und wenn also die Wahl nicht bestritten wird, so zeigt die Magistratsperson an, daß sie sogleich zur Ernennung schreiten werde, und fordert die Wähler auf, als Zeichen ihrer Zustimmung die Hände aufzuheben. Wenn er in den erhobenen Händen die Majorität zu finden glaubt, so proklamirt er das neue Parlaments-Mitglied und löst die Versammlung auf.

Ein solcher Fall ist übrigens selten und kommt fast nur in Städten vor, wo die Richtung des öffentlichen Geistes bekannt und die Stimmung einer tumultarischen Bevölkerung so drohend ist, daß Gewaltthätigkeiten zu befürchten sind, die für keine Aussicht auf Erfolg entschädigen könnten. Solcher Art sind gewöhnlich die Wahlen in Westminster und Southwark, und fast in allen großen Fabrikstädten. Die anständigen Leute, selbst unter den Anhängern des Kandidaten, mischen sich nicht unter jene Haufen, welche aus den untersten Klassen der Wähler und aus Pöbel zusammengesetzt sind, der sich nur in der Hoffnung auf Skandal und Unordnung einfindet.

Wenn die Wahl bestritten wird, so schreitet man zu einem sogenannten Poll. Jeder Wähler besteigt den Husting (das Wahlgerüst) und schreibt seinen Namen in eines der für die resp. Kandidaten eröffneten Register. Diese Operation kann 14 Tage*) dauern.

Diese Zeit benutzen die Konkurrenten, um ihre Freunde und die Personen, deren Stimmen ihnen zugesichert sind, einzutreiben. Von einem Ende Englands bis zum anderen jagen Kuriere, cirkuliren Agenten, reisen Wähler, ohne daß die dadurch veranlaßten Kosten die ehrgeizigen Kandidaten abschreckten. Jede Partei zieht ihre Angriffs- und Vertheidigungsmittel zusammen, manövrirt mit Gewand-

*) Nach der Reformbill nur respektive 2 und 4 Tage.

heit und zeigt eine große Geschicklichkeit in der Benutzung ihrer Hülfsquellen. Alles ist gut, wenn es den Sieg verschafft: Verleumdungen, Vorwürfe, Drohungen. Die Wahlgerüste werden Rednerbühnen, von denen herab die heftigsten Reden, die gröbsten Schmähungen erschallen; zuweilen läßt man es dabei noch nicht bewenden, sondern greift zu unritterlichen Waffen. Aepfel, Orangen, Kartoffeln fliegen den Gegnern an die Köpfe, und wenn diese Wurfgeschosse erschöpft sind, dann wird man handgemein. Die stärkste Partei bleibt Herr des Schlachtfeldes, schließt die Besiegten aus, beendet die Wahl, und vervollständigt das Fest durch einen Angriff auf die Wohnungen der Oberhäupter der feindlichen Partei. Während dieser Expedition setzt man die erwählten Kandidaten auf Sessel, welche mit Bändern von ihrer Farbe geschmückt sind, und trägt sie im Triumphe durch die ganze Stadt. Von Zeit zu Zeit hält der Zug an; der Triumphator harangirt die Menge, und endlich vereinigt man sich zu einem Mahl, welches mit Gesängen zu Ehren des neuen Parlaments-Mitgliedes und mit der allgemeinen Betrunkenheit der Gäste schließt.

Diese unter dem Namen Procession bekannte Feierlichkeit ist eine von denen, welche der Eitelkeit der Engländer am meisten schmeicheln. Wer einmal der Held derselben gewesen ist, spricht mit Selbstgefälligkeit davon und läßt keine Gelegenheit vorüber, das Ereigniß bis in seine kleinsten Details zu erzählen.

Aus diesem Allen sollte man nun auf einen Zustand gänzlicher Desorganisation der Gesellschaft schließen. Dem ist aber nicht so, und der Grund davon findet sich in dem Vorherrschen des aristokratischen Prinzips selbst inmitten dieser demokratischen Aufregung. Diese Wahlen werden nicht sowohl gemacht, als von dem Volke der höheren Klasse der Gesellschaft verkauft, welche sie so theuer bezahlt, daß sie nur wieder den Vornehmsten und also denen, die bei der Aufrechthaltung der Ordnung und der Institutionen am meisten interessirt sind, anheimfallen können. Man nehme den Englischen Wahlen ihre Käuflichkeit, und man würde in eine reine Demokratie verfallen. Es ist ein glücklicher Umstand, daß die reichen Leute in England eine Leidenschaft für eine Art von Auszeichnung haben, für die sie sich zuweilen zu Grunde richten, und die dem größeren Theil nichts als die unfruchtbare Ehre verschafft, in dem Unterhause auf einer gepolsterten Bank schlafen zu können und während ihrer ganzen parlamentarischen Laufbahn zwei oder drei Reden zu halten, die sich gewöhnlich im Geräusch der Unterhaltungen verlieren. Denn die hohen Stellen, die einträglichen Aemter, zu denen der Eintritt in's Parlament den Weg bahnt, sind in der Regel dem Verdienst vorbehalten.

Man macht sich in Frankreich schwer einen Begriff davon, mit welchen ungeheuren Kosten gewisse Wahlen verknüpft sind. Es giebt deren, die 50, 80, ja 100,000 Pfd. Stlg. kosten. Wenn diese Kosten nicht von der Familie oder den Freunden des Kandidaten bestritten werden, so bringt eine einzige Wahl oft seinen völligen Untergang zu Wege. Er zieht sich dann wohl nach einem unbekannten Winkel des Kontinents zurück, um dort ärmlich zu leben, und erist sein ganzes Leben hindurch auf dem andern Theil der öffentlichen Konduitschen, um das kostspielige Vergnügen einer Parlaments-Wahl abzubüßen. Aber der gesellschaftliche Körper gewinnt dabei; er behält seine Gestalt und seine Kraft, er gedeiht, und das ist die Hauptsache.

Wehe England an dem Tage, wo seine Wähler zu rechtliche Leute sind, um sich nicht zu verkaufen, und wo die Kandidaten zu klug sind, um jene nicht zu erkaufen; es steht dann am Vorabend einer neuen Revolution. Die Elemente dazu, welche eine zerstörungssüchtige Faction stets in Bereitschaft hält, sind nicht weniger furchtbar als die, welche Frankreich seit vierzig Jahren erschüttern.

(J. F.)

Frankreich.

Lanjuinais und seine Werke.*)

Von Dedouz (du Cher.)

Jenen großen Revolutions-Gestalten gegenüber, jenem Wohlfahrts-Ausschuß, jenem Sicherheits-Comité, welche schworen, Alles niederzuwerfen, den Gerechten und Ungerechten, Alles zu opfern, den Armen wie den Reichen, Alles hinzuschlachten, das Laster wie die Tugend, nur den einzigen Gedanken durchzusetzen, Frankreich den Sieg über die Coalition der Könige zu verschaffen, erblicken wir auch große Charaktere, die ihrerseits den Eid ablegten, sich dem Unrecht stets entgegenzustemmen, die Politik immer auf die Moral zurückzuführen, den Proscriptionen fortwährend zu trotzen, damit der Tugend nicht das Beispiel des Muthes fehle.

Und unter diesen schönen moralischen Physiognomieen tritt die Lanjuinais' besonders hervor. Wie Cato, scheint er, bei jeder Katastrophe, wo das Recht unterliegt, zu rufen:

Me invadite ferro
me frustra leges et inania jura tuentem.

Ein Geist, von den heiligen Lehren der praktischen Philosophie tief durchdrungen; eine Vernunft, stets mit den Schätzen einer umfassenden Gelehrsamkeit ausgerüstet, ein Charakter von unbeugsamer Beharrlichkeit, der sich jeder politischen Ungerechtigkeit widersetzt, dagegen protestirt, nicht um sie zu besiegen — dazu hat er keine Hoffnung — aber um sie zu verhindern, die Welt ohne Widerspruch in Besitz zu nehmen; ein treuer Freund der Freiheit, die er unaufhörlich in allen Kreisen der Revolution anruft, indem er diese anfleht, die Würde des Menschen nicht zu entehren.

*) Oeuvres de M. J. D. Lanjuinais, Pair de France, membre de l'Institut, avec une notice biographique, par M. Victor Lanjuinais. 4 vol. in 8, avec portraits. Prix 30 fr. Chez Dondey-Dupré père et fils.

Freiheit ist in der That der große Gedanke, der in allen Werken Lanjuinais' athmet, nachdem sie ihn bei allen Handlungen seines ganzen Lebens beseelt hat.

Er ist religiös, um die Freiheit wie das Leben vom Himmel herab zu rufen; er wird einer der ersten Juristen im Fache des geistlichen Rechts, um die Tyrannei der Priester zu bekämpfen; er ist Publizist, um alte constitutionnelle Formen auf die Garantie der individuellen Rechte zurückzuführen, welche doch das Endziel jeder wohlgeordneten Regierung sind.

Er schreibt ohne Anmaßung, ohne Anstrengung, mit der Klarheit eines stets selbstbewußten Geistes, ohne mühsam nach jener einfachen Beredtsamkeit zu streben, die ihm von selbst aus der Feder fließt, aber auch ohne sich das Ansehen einer Tiefe zu geben, welche leider oft die Wahrheiten verdunkelt, die sie enthüllen soll.

Er geht gerade auf sein Ziel los und denkt nicht an oratorische Kunstgriffe; er hat andere Dinge zu thun, als um den Beifall seiner Leser zu buhlen. Er eilt stets seinem Schlusse zu; ein Beiwort, wenn es auch seinem Gedanken mehr Glanz verleihen würde, verwirft er, sobald er seinen Gang nur um die Länge eines Wortes aufhält. Dennoch wird die Strenge seines Stils oft durch das Feuer des Redners auf eben so interessante als ergreifende Weise verdrängt.

Der Gedanke des politischen Redners verdankt seinen Glanz und selbst seine Erhabenheit oft dem Ort, der Zeit und den Zuhörern. Die Imagination müßte alle diese Umstände wieder vergegenwärtigen, um nicht allein den Muth des Redners, der übrigens seinen Worten so viel Nachdruck verleiht, sondern auch den Eindruck, den er hervorbringen mußte, gehörig zu würdigen.

Wie soll aber die Imagination jene Scenen oder vielmehr jene Volks-Tragödien des Konvents, welche die kräftigen Reden Lanjuinais' hervorriefen, wieder herzaubern! Die Ansichten Lanjuinais' knüpfen sich in dieser Beziehung an die Geschichte der Revolution, von der sie ein Element ausmachen, dessen Studium um so mehr Werth hat, als er durch seine lebhafte und muthige Opposition die verschiedenen Dramen, deren Schauspieler oder Zuschauer er war, erläutert und entwickelt.

Lanjuinais besaß die Kunst, der Republik, dem Kaiserreich und der Restauration anzugehören, ohne seinen Charakter zu ändern, weil er nur Eine einzige und beständige Leidenschaft hatte, — die der Freiheit.

Unter der Republik wollte er nicht, daß Ludwig XVI. von dem Konvent gerichtet würde; er verlangte, daß das Gemetzel der Septembertage bestraft würde, daß die National-Repräsentation sich am 31sten März nicht selbst verstümmeln sollte, daß die Kirchen dem Gottesdienst zurückgegeben würden, daß den Verurtheilten ihre Güter wieder erstatten sollte, daß die Angehörigen der Emigranten in aufsteigender Linie durch eine angebliche Vorwegnahme der Erbschaft nicht ihres Vermögens beraubt, daß sie nicht von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen würden.

Unter dem Kaiserreiche widersetzte er sich zuerst dem lebenslänglichen Konsulat, sodann der Kaiserlichen Macht selbst.

Unter der Restauration versagte er seine Zustimmung der Censur, der Entschädigung der Emigranten, der Aufhebung der öffentlichen Freiheiten, der Verurtheilung des Marschalls Ney, der Aenderung des Wahlgesetzes, dem Sakrilegien-Gesetz, dem Erstgeburts-Gesetz und dem Gesetz über die Unveräußerlichkeit der Güter.

Die Kraft der Menschen vermag nichts gegen die Revolution, sein Charakter aber verfolgt unablässig sein Ziel unter allen Regierungsformen. Die Männer, welche ihr Leben einem großen National-Interesse weihen, können nicht anders handeln, denn sie sind nicht Herren der Ereignisse; indeß giebt ihnen die Verschiedenheit der Stellungen, die sie annehmen müssen, das Ansehen der Inkonsequenz, während doch nichts so unveränderlich ist, als ihre Gesinnungen.

Wie alle beschauliche Gemüther, welche, in einem Punkte in ihrer Erwartung getäuscht, sich dem tiefen Studium eines anderen Faches zuwenden, widmete sich Lanjuinais, während die Freiheit unter dem Kaiserthum schlummerte, wissenschaftlichen Forschungen über die Sprachen, die Literatur, die Religionen und die Philosophie des Orients.

Das Studium der Sanskrit-Literatur war für den Gesetzgeber nicht verloren, der darin die Kenntniß der bürgerlichen und religiösen Institutionen Indiens schöpfte, und das Geheimniß der reichhaltigen Gesetzgebung der Kasten.

Unter der Restauration wird der kriegerische Geist mit seinen glorreichen Täuschungen von dem Geist der Freiheit mit seinen freisinnigen und nothwendigen Diskussionen verdrängt. Damals trat Lanjuinais wieder als Publizist auf, und seine Schriften warfen ein helles Licht auf die konstitutionellen Theorieen, die er als Pair von Frankreich vertheidigte.

In seinem Buch von den Constitutionen der Französischen Nation versucht er es, die Regierungen und die Verfassungen zu definiren, einer jeden Souverainetät das Recht als Schranke anzuweisen; er analysirt die alte Regierungs-Verfassung Frankreichs durch kurze, aber inhaltreiche Erläuterungen über die beständige Wandelbarkeit der Institutionen, über den Charakter des Königthums, über das Salische Gesetz, über die anfangs verliehenen, dann erblichen Staatsämter, über die Privilegien und die Anarchie des Lehnwesens, über die National-Versammlungen und General-Staaten, die Gerichtshöfe, das Eintragen und Modifiziren der Gesetze durch die Parlamenter, über das Konkordat mit Leo X., über die Abschaffung der religiösen Freiheiten, und leitet aus diesem alten Zustand der Dinge die Nothwendigkeit der Constitution von 1789 ab.

Ohne die Geschichte der Revolution von 1789 zu schreiben, sondern indem er bloß die großen legislativen Resultate betrachtet, die

sie hervorgebracht hat, bezeichnet er den Charakter der contrerevolutionnairen Opposition, die zum Aeussersten führt, zum Bürgerkriege und zum auswärtigen Kriege. Er zeigt den Nutzen der beiden Kammern in Hinsicht einer reiferen Gesetzgebung und der Verantwortlichkeit der Minister; er setzt die Fehler der Constitution von 1791 auseinander, die ihren Sturz herbeiführten; der Constitution von 1793 erwähnt er nur als eines anarchischen Machwerks, das jeder wahren Gesetzgebung fremd war; in der von 1795 mit ihren beiden Räthen (dem Rath der Alten und der 500) sieht er nur eine Verbesserung der Constitution von 1791, aber ohne Stütze für die Zukunft, aus Mangel eines einzigen Hauptes, aus Mangel einer gesetzlichen Sanction, die der vollziehenden Macht fehlte, und wegen der Ausnahme-Gesetze, die diese Constitution vom ersten Augenblick an begleiteten.

In der konsularischen Verfassung sah Lanjuinais einen Eingriff in die höchste Gewalt der Nation, eine Combination, die geeignet war, der Regierung die Uebertretung der Gesetze zu erleichtern, und die in der That bald durch die Senatus-Konsulte verdrängt wurden, einer Gewalt, welche mit Proskriptionen anfing, die Wahlen zum Possenspiel machte, die öffentliche Freiheit, die ihrer Obhut anvertraut war, erstickte, den Militair-Despotismus des Kaiserreichs gründete, dessen Dekrete die National-Gesetzgebung an sich rissen, die Memoiren des Instituts über moralische und politische Wissenschaften, die man damals zu lästig fand, unterdrückte und in dem ganzen Staatskörper das Verderbniß der Titel, der Staats-Aemter und des Geldes verbreitete, der endlich der Polizei die ersten Triebfedern der Regierung anvertraute, welche endlich vor den fremden Heeren zusammenstürzte, die der Haß der Europäischen Völker hier versammelt hatte.

Die Charte von 1814, unter deren Herrschaft der muthige Publizist im Jahr 1819 diese historische Analyse der Französischen Constitution schrieb, schien ihm gleich in ihrem Ursprung verfehlt, durch die contrerevolutionnaire Verknüpfung der vergangenen Zeit mit der Gegenwart, weil sie ferner nicht von den Kammern angenommen war, weil es an Gesetzen fehlte, um die hohe Intelligenz und den argwöhnischen Scharfsinn der Franzosen im Punkte der öffentlichen und persönlichen Freiheit, der Presse, der Wahlen und der Jury völlig zufrieden zu stellen.

Mit kräftigen Zügen stellt er die ersten Fehler der Restauration dar, zu einer Zeit, wo sie, ohne den Willen, sie zu verbessern oder zu vermeiden, in jedem Kritiker einen Feind sah. Einige dieser Fehler, die einer vergangenen Zeit angehören, geben auch für die Gegenwart viel zu denken. Die Vollziehung der Charte unter der zweiten Restauration bietet das Gemälde derselben contrerevolutionnairen Bestrebungen dar, die, vielleicht mit weniger Heftigkeit, sich unter der ersteren bemerklich machten, um die Wirkungen der Charte zu vernichten und deren Zurücknahme herbeizuführen.

Dieser kurze historische Ueberblick der vier Französischen Constitutionen, der alle Krisen der drei ersten bezeichnet und den Sturz der vierten vorauszusehen scheint, führt den Verf. zu einem vollständigen Kursus des constitutionnellen Rechts, der durch die Menge und Klarheit der Definitionen merkwürdig ist. Wiewohl er die Charte von 1814 zur Basis seiner constitutionnellen Theorie nimmt, so weiß er diese dennoch so zu entwickeln, daß sie in der That das ganze, sowohl innere als auswärtige, Staatsrecht eines freien Volkes umfaßt, welches Rechte besitzt, ehe es noch eine Constitution hat, und welches eine Constitution nur als die Garantie dieser Rechte annimmt. Aber gerade durch seine enge Verwandschaft mit der Charte von 1814 wird dieses Lehrgebäude des Constitutionswesen ein herrlicher Rathgeber, um uns Mittel und Ideen an die Hand zu geben über die Entwickelung, deren die Charte von 1830 fähig ist.

Wenn die Revolution den ehrgeizigen Unternehmungen des Klerus unverrückbare Gränzen gesetzt hat, so bleibt dennoch die Civilgewalt stets in nothwendiger Beziehung mit der geistlichen Macht. Der Staatsmann wird daher immer richtigere Ideen über die Kanon's, die Bullen, die Concilien, die Konkordate, die Dekretalen, nicht entbehren können, und selbst demjenigen, der geistliche Geschichte und geistliches Recht gründlich studiren will, wird doch eine kurzgefaßte Sammlung der Grundprinzipien über diese Materien, die man jetzt in den juristischen Schulen vermißt, nicht unwillkommen seyn. Eine solche Sammlung findet er in einer Reihe von Artikeln, die Herr von Lanjuinais der neueren Encyklopädie bestimmte.

Der dritte Band der Werke Lanjuinais enthält eine große Zahl von Aufsätzen, deren Mannigfachheit seine ausgebreiteten Kenntnisse bekunden, obgleich sie alle, durch ihre Beziehung auf Moral, Religion, Politik und Gesetzgebung denselben Charakter tragen. Es herrscht in diesen Schriften, die, ihrem Gegenstand nach, abgesondert erscheinen, eine Einheit der Ansicht, die sie mit einander verbindet, indem sie alle religiöse Toleranz, Beseitigung des Aberglaubens und Freiheit zum Zweck haben.

Zwei biographische Aufsätze über zwei der berühmtesten Schriftsteller des Port-Royal, Anton Arnaud und Pierre Nicole, wurden im Jahre 1823 gegen den Jesuitismus gerichtet, der damals die bürgerliche Gewalt in Frankreich zu verschlingen drohte, und der nie furchtbarere Widersacher gehabt hat, als Pascal, Arnaud und Nicole. Von diesem Letzteren sagt Voltaire, daß seine „Essais de morale" unvergänglich wären, so nützlich seyen sie dem Menschengeschlecht.

Lanjuinais gab im J. 1815 die „Histoire naturelle de la parole" von Court de Gebelin heraus. Er schickte eine Abhandlung über die Person und die Schriften des Verfassers der „Urwelt" voran. Diese Abhandlung findet sich in dem vierten Band der Werke von Lanjuinais. Es ist ein sehr merkwürdiger philologischer Aufsatz, worin der Verf. den älteren und neueren Zustand der allgemeinen Wissenschaft der Sprachen analysirt und eine kurze Uebersicht der Werke giebt, welche von der Metaphysik der Sprachen handeln.

Jeder Schriftsteller trägt in sein Werk das Gepräge seines Geistes über. Lanjuinais Charakter bestand in einer unerschütterlichen Beharrlichkeit, Alles auf die Freiheit und die Würde der Menschheit zurückzuführen. Dieses Gefühl theilte er mit dem gelehrten Bischof Gregoire, den eine unserer gesetzgebenden Versammlungen aus ihrem Schoße verwies. Die Freundschaft, welche diese beiden widerspenstigen Senatoren des Kaiserreichs — unter welchen die Widerspenstigen selten waren — mit einander verband, hat sie wahrscheinlich angeregt, einige Gedanken über Gegenstände bekannt zu machen, die für die Menschheit und die Civilisation höchst wichtig sind. Hr. Gregoire gab ein Werk über die Literatur der Neger heraus, wovon Hr. Lanjuinais im J. 1818 eine Notiz mittheilte, in welcher er von dem durch einige Naturforscher unmenschlicherweise bestrittenen Prinzip ausgeht, daß die Neger dieselben intellektuellen und moralischen Fähigkeiten, und daher auch dieselben Rechte und Pflichten haben, wie die Weißen. Durch physiologische, moralische und metaphysische Gründe sucht er sie wieder in ihr Recht einzusetzen. Hr. Gregoire schrieb eine „Geschichte der Beichtväter der Kaiser und Könige", die er im J. 1824 herausgab. In einer Notiz über das Werk seines Freundes, nimmt Hr. Lanjuinais Veranlassung daran, bemerklich zu machen, daß der Bürgereid, den die konstituirende Versammlung von den Geistlichen forderte, dem Eide gleiche, welchen der König von England im J. 1606 von den katholischen Priestern heischte, der von dem Pater Cotton, einem Jesuiten und Beichtvater Heinrichs IV. und von Bossuet gebilligt wurde, und den die Englischen Katholiken noch ablegen: „Alle ihre Bemühungen anzuwenden, um die gegenwärtig herrschende Familie auf dem Englischen Throne erhalten zu helfen." Die Revolution von 1688, welche eine protestantische Familie auf den Thron erhob, hat in diesem Eide keine Veränderung hervorgebracht. Sollte die Revolution von 1830, welche eine katholische Dynastie zur Regierung berief, zu viel verlangen, wenn sie von den katholischen Priestern denselben Eid fordert, den sie in England einer protestantischen Familie leisten?

Jean Jaques Rousseau, nachdem er die Trennung des theologischen Systems von dem politischen System der Staaten als die Ursache aller inneren Zwietracht erklärt hat, die von jeher die christlichen Völker zerrüttete, leitet hieraus die Nothwendigkeit einer Staatsreligion ab, welche Religion und Staat zur Einheit führen solle, und um diese Staatsreligion aufrecht zu erhalten, sieht er sich auf logischem Wege gezwungen, zu sagen, „daß, wenn Jemand, nachdem er öffentlich die Lehren der Staatsreligion anerkannt habe, sich so beträgt, als glaube er nicht daran, so müsse er mit dem Tode bestraft werden."

Lanjuinais hat dieses achte Kapitel des Contract social einer Prüfung unterworfen, nicht bloß um das Christenthum gegen den Vorwurf der Unverträglichkeit zu vertheidigen, welchen ihm der Genfer Bürger macht, sondern um darzuthun, daß jede Staatsreligion Inquisition und Despotismus in ihrem Gefolge habe. Diese Prüfung, durch kräftige Gründe unterstützt, ist ein Dienst, den er unserem Staatsrecht leistete. Es ist noch nicht lange her, daß man uns ein Sakrilegien-Gesetz geben wollte; war es etwas anderes, als die Einführung jener Staatsreligion, welche die Religion mit dem Gesetze vermengt und die eine durch das andere sanctionirt, indem sie, wie es Rousseau will, denjenigen zum Tode sendet, der, indem er sich so benimmt, als glaube er an ihre Lehrsätze nicht, das größte Verbrechen begeht, weil er vor dem Gesetze lügt?

Hat man nicht noch vor kurzer Zeit, sogar auf legislativem Wege, die Frage erörtert, ob die Heirath der Priester kraft der Religionsgesetze verboten werden könne, obgleich dieses Verbot nicht in dem Civil-Gesetz steht? Heißt dies nicht abermals eine Staats-Religion, als die Vereinigung des Religions- und Civil-Gesetzes anerkennen? Dieses Beispiel beweist, daß die Abhandlungen Lanjuinais über die wichtigsten Gegenstände unserer socialen Ordnung und unserer Gesetzgebung noch lange ihren hohen Werth behalten werden. Reich an Citationen und Beispielen, voller Thatsachen, frei von allen Abschweifungen, immer bei der Frage bleibend, die sie lösen oder erläutern sollen, würden diese kleinen Traktate über große Gegenstände allein hinreichen, den Werken Lanjuinais einen ausgezeichneten Platz in der Bibliothek eines Staatsmannes anzuweisen, so wie der Charakter des Verfassers demselben einen sehr hohen Rang sichert in der Geschichte der berühmten Männer unserer Revolution, die sie durch ihre Weisheit ehrten, indem sie sie mit dem Lichte einer höheren Vernunft beleuchteten. (France littéraire.)

Bibliographie.

- Mémoires du maréchal Ney. (Denkwürdigkeiten des Marschall Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa.) Herausgegeben von seiner Familie. Erster und zweiter Band. Mit Karten. Pr. 16 Fr. [Das ganze Werk wird aus 8 Bänden bestehen. Bereits ist eine Deutsche und eine Englische Uebersetzung angekündigt.]
- Souvenirs d'Orient. (Erinnerungen aus dem Morgenlande.) Von Henri Cornille. Konstantinopel, Griechenland, Jerusalem, Aegypten. Pr. 7 Fr. 50 Cent.
- Histoire des ducs d'Orleans. (Geschichte der Herzöge von Orleans.) Von M. Laurentin. Zweiter Band. [Der Preis des aus 4 Bänden bestehenden Ganzen, die vierteljährlich erscheinen sollen, wird 20 Fr. betragen.]

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Freitag den 16. August 1833.

Frankreich.

Uebersicht der Fortschritte der Statistik.

In der Statistik finden sich zwei Dinge in steter Vermischung, eine Methode und eine Wissenschaft.

Man bedient sich der Statistik als Methode, so oft man etwas berechnet oder mißt, z. B. die Ausdehnung eines Distriktes, die Bevölkerung eines Landes, die Quantität oder den Preis gewisser Lebensmittel u. s. w. Unter diesem Gesichtspunkt bedarf jeder Zweig des menschlichen Wissens der statistischen Methode, die in der That nur eine numerische Methode ist. Dies Mittel wird täglich mehr angewendet, weil man täglich fühlt, daß unsere Vorgänger zu wenig genau waren. Die Geographie basirt sich jetzt auf eine genaue numerische Bestimmung der Lage, des Umfangs und der physischen Natur der Länder. Die Politik erheischt Kenntniß der Anzahl und des Wohlstandes der Bewohner. Die politische Oekonomie nimmt zu ihren Beweisen und Beispielen numerische Thatsachen, die sich auf Handel, Bevölkerung, Preis der Lebensmittel u. s. w. beziehen. Die Medizin kann nicht zu einem allgemeinen Resultat gelangen, wenn sie bei Beobachtung der Individuen stehen bleibt. Diese Beobachtungen müssen zusammengestellt und berechnet werden; man muß nachweisen können, wie viele Kranke durch jede Art von Behandlung gerettet worden; wie oft sich irgend ein Phänomen, das man beschreibt, in irgend einer Krankheit, unter diesem oder jenem äußeren Einfluß, entwickelt hat, u. s. w. Auch in der Naturgeschichte sind die Zahl und geographische Vertheilung der Wesen ein statistisches Kalkül. Wir könnten leicht noch mehr Beispiele anführen.

Es giebt aber auch eine statistische Wissenschaft. Sie besteht darin, die Zahlen so zusammenzustellen, zu ordnen und zu berechnen, daß sichere Resultate herauskommen. Dies ist aber eigentlich nur eine Aufgabe der Mathematik. Bald muß man zur Algebra seine Zuflucht nehmen, um, wie Laplace gethan, den Grad des Irrthums aufzufinden, der in einer numerischen Urkunde obwalten kann, bald genügen schon die einfachsten arithmetischen Vorkenntnisse. In jedem Falle muß man bei den aus numerischen Berechnungen zu ziehenden Schlüssen streng logisch verfahren; denn nichts ist leichter, als den Ziffern einen Sinn unterzulegen, den sie nicht haben.

Die Nichtkenntniß oder absichtliche Vernachlässigung der Statistik als Wissenschaft ist Schuld daran, daß so viele Schriftsteller mit der numerischen Methode Mißbrauch treiben, und daß andere Personen sie geringschätzen, weil sie nur die Mißbräuche sehen.

Wenn z. B. ein Journalist oder ein Redner behauptet, daß ein Staat, der doppelt so volkreich ist, als ein anderer, auch doppelt so viele Soldaten stellen könne, so hat er, entweder geflissentlich oder aus Unkenntniß, eine Menge Betrachtungen vernachlässigt, die seine Folgerung entkräften können, wie z. B. daß die waffenfähige männliche Bevölkerung zweier Länder fast niemals in gleichem Verhältniß steht, daß bei diesem Verhältniß die mittlere Lebensdauer, die Auswanderungen u. s. w. in Betracht kommen, daß die Schwierigkeit des Transports, die Stärke der Besoldung die Rekrutirungs-Fähigkeit außerordentlich modifiziren. Alles dies beweist, daß der Schluß mehr oder weniger falsch war, und nicht etwa, daß es unnütz ist, die Bevölkerung beider Länder zu kennen und anzuführen. Bald sind die Zahlen ungenau, bald hangen sie von Ursachen ab, die man nicht unter einander vergleichen kann, oder derjenige, der davon Gebrauch macht, argumentirt schlecht. Dies beweist eben so wenig gegen die statistische Methode, als schlechte Thermometer-Beobachtungen gegen den Nutzen des Thermometers.

Die einzige neuere Schrift über die Theorie der Statistik, die wir citiren können, ist die des Mathematikers Herrn Quételet aus Brüssel.*) Sein Zweck ist, darzuthun, daß gewisse allgemeine Fakta in bürgerlichen Gesellschaften, wie z. B. die Verbrechen, welche begangen werden, die Art, wie man ihnen steuert, der Preis gewisser Lebensmittel, die Geburten, Heirathen und Todesfälle u. s. w. alljährlich in einem und demselben Lande mit großer Regelmäßigkeit wiederkehren, dergestalt, daß man sie beinahe im Voraus berechnen könnte. Dies Prinzip hat nichts überraschendes für Personen, die an Berechnung der Wahrscheinlichkeiten gewohnt sind. Man braucht außerdem nur an die mannigfaltigen Ursachen zu denken, welche auf die allgemeinen Ergebnisse einwirken, und zu überlegen, daß diese Ursachen von einem Jahre zum anderen nicht plötzlich sich ändern können; besonders aber, daß kleine Variationen in der Wirksamkeit einer dieser Ursachen öfter durch andere in umgekehrtem Sinn ergänzt werden.

Betrachten wir diejenigen Thatsachen, die auf den menschlichen Willen basirt sind. Je größer die Zahl der beobachteten Individuen ist, desto mehr verschwinden die Ergebnisse des individuellen Willens vor dem, was man als das mittlere Ergebniß der verschiedenen Willen und aller Ursachen ansehen kann, die, indem sie einander unterstützen oder gegen einander ankämpfen, Wirkungen von jeder Art hervorbringen müssen.

Da, wo es keine veränderlichen Ursachen giebt, sind die erzeugten Wirkungen beständig dieselben, und je mehr die Ursachen dem Wechsel unterworfen sind, desto ausgedehnter sind die Gränzen, innerhalb welcher die Wirkungen wechseln. Der Verf. sucht einige dieser Gränzen zu bestimmen, indem er seine Beispiele vornehmlich aus der Zahl der Verurtheilten, in Frankreich und in Belgien, wählt, mit Rücksicht auf die Natur des Vergehens und die Kategorie der Angeklagten.

So betrug in den sechs Jahren von 1826—30 die mittlere Zahl der von den Assisenhöfen Verurtheilten 0,614; allein diese Zahl hat von einem Jahre zum anderen gewechselt. Das Maximum war 0,635 und das Minimum 0,593, was eine Differenz 0,021 über und unter der Mittelzahl giebt. So ist $\frac{21}{614}$ oder 0,34 das wahre Maaß für die Wichtigkeit dieser Abweichungen in beiden Beziehungen. Indem er die nämliche Art von Berechnung auf andere mittlere Ergebnisse anwendet, findet der Autor, daß die Verurtheilungen wegen Verbrechen gegen das Eigenthum gleichförmigere Verhältnisse hatten, als die wegen Verbrechen, die an Personen verübt wurden, und daß in der Bevölkerung Frankreichs die Zahl der Heirathen von dem mittleren Ergebniß mehr divergire, als die der Todesfälle, die der Todesfälle aber mehr, als die der Geburten. In Beziehung auf Belgien macht er ähnliche Berechnungen über die Kriminalität, über den Wechsel der Bevölkerung, über öffentliche Einnahmen und Ausgaben und über den Preis des Getreides.

Man begreift, daß der Maaßstab dieser Abweichungen sehr nützlich ist, wenn man den Grad des Vertrauens, das den jährlichen mittleren Ergebnissen zu schenken ist, würdigen, besonders aber, wenn man den Einfluß der möglichen Ereignisse genau unterscheiden will. Wenn z. B. ein Kriminal-Gesetz abgeändert wird, so erhält man durch eine veränderte Variation in der Unterdrückung der Verbrechen den wahren Maaßstab seines Einflusses. Man kann eben so die Wirkung eines Zoll-Tarifs auf den Preis eines Lebensmittels, die einer Epidemie auf die jährliche Sterblichkeit u. s. w. berechnen.

Durch Vergleichung der Epochen des Maximum und des Minimum der Abweichungen gelangt man auch zu interessanten Resultaten. So fällt das Minimum der Kriminal-Verurtheilungen, in Belgien und in Frankreich, in das Jahr 1830.

Indem wir uns diese Kalkuls des Herrn Quételet ansehen, werden wir immer mehr von einer Wahrheit überzeugt, daß nämlich in allen Dingen, auf welche der menschliche Wille Einfluß hat, die Abweichungen um so schwächer sind, als das Land civilisirter ist, daß also die Größe der Abweichungen zu Beurtheilung der wahren Civilisation eines Landes ein Mittel an die Hand giebt. Hier einige Beispiele.

Die Gleichförmigkeit in dem mittleren Preise der Lebensmittel setzt einen Stand der Dinge voraus, der in dem Grade vervollkommnet ist, daß der Ertrag des Bodens von einem Jahre zum anderen ziemlich gleich bleibt. In einem wohl verwalteten Pachtgute ist dafür gesorgt, daß der Ueberfluß eines Produkts das Fehlende an einem anderen ergänze. Zur Gleichförmigkeit der Preise ist auch nothwendig, daß die Transport-Mittel erleichtert seyen, und daß die Landbauer oder Spekulanten Vermögen, Freiheit und Sicherheit genug haben, um Vorräthe anlegen zu können, wenn die Preise niedrig sind, damit sie abgesetzt werden, wenn Theurung entsteht. Die Gleichförmigkeit in der Taxe der Besoldungen setzt eine gewisse Stabilität in den kaufmännischen Unternehmungen, wenige Bankerotte und wenige abenteuerliche Speculationen voraus. Auch wird vorausgesetzt, daß die Prinzipale und Gehülfen Vorsicht genug anwenden, um im Falle einer Stockung des Gewinns oder einer Theurung der Lebensmittel Hülfsquellen bereit zu haben. Die Gleichförmigkeit der Zahl der Todesfälle beweist, daß keine Veranlassung zu unvorhergesehenem Elend, noch jene verheerenden Seuchen vorhanden

*) Sur la possibilité de mesurer l'influence des causes qui modifient les élements sociaux. Brüssel 1832. Eine Broschüre.

waren, denen die öffentliche und Privat-Ausübung der Heilkunde steuern soll. Die Gleichförmigkeit der Heirathen und der Geburten knüpft sich an die der Todesfälle. Die Regelmäßigkeit in Unterdrückung der Verbrechen ist ein Beweis guter Handhabung der Gerechtigkeit, so wie die Regelmäßigkeit der Thron-Einkünfte eine gute Verwaltung beurkundet.

Die Statistik kann also über die relative Civilisation der Völker genaue Rechenschaft geben. Ehe aber die Wissenschaft berechnen kann, bedarf es zahlreicher spezieller Arbeiten in jedem Lande und in jedem Zweige. Es ist vor Allem erforderlich, daß die Regierungen, durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Untersuchungen, dieselben erleichtern, für genaue Verzeichnisse und gute Untersuchungs-Mittel sorgen und die Leitung unparteiischen Personen anvertrauen. Zwei Länder sind in dieser Beziehung vor anderen ausgezeichnet: **Preußen** und **Frankreich**; aber auch in anderen Staaten findet man einen sehr löblichen Eifer, der nur durch gewisse Formen der Verwaltung gehemmt wird. In England z. B. sind viele Data gar nicht zu erlangen, wegen der Trennung in drei Reiche und das Land Wales, die noch unter mehreren Gesichtspunkten besteht, und besonders wegen der fehlenden Centralisation und Gleichförmigkeit. Die Gemeinden haben keine Maier's, einige bedeutende Städte ausgenommen; die Grafschaften haben keine den Präfekten analoge Chefs. Daraus resultirt, daß jede statistische Untersuchung ein Gesetz erfordert, welches nicht bloß beschließt, was zu thun, sondern auch wie es zu thun sey. Die Untersuchungen der Kammern können allerdings über gewisse Punkte Licht verschaffen; allein sie geben nur unvollständige statistische Dokumente, wie sie Privatleute liefern können, und die außerdem in einer Menge Fragen zerstreut sind. Auch befinden sich die Register des Civilstandes noch in den Händen des Klerus, der vielen Dissidenten ungeachtet. Alle diese Umstände sind den statistischen Arbeiten sehr ungünstig. Die nämlichen Hindernisse zeigen sich noch stärker in Conföderationen, wie in der Schweiz und den Vereinigten Staaten. Indessen können statistische Fakta nur durch Regierungen ermittelt werden. Privatpersonen müssen sich gewöhnlich damit begnügen, sie zu kommentiren, zu vergleichen, zu vereinigen oder verschiedentlich abzutheilen.

Es giebt zwei Arten von Werken über Statistik. Die Einen sind mehr oder weniger vollständige Statistiken eines Landes, d. h. ein Inbegriff aller genauen und numerischen Thatsachen aus allen Zweigen des menschlichen Wissens, in Beziehung auf ein einzelnes Land. Werke von anderer Art geben die Statistik eines einzelnen Gegenstandes, in einem oder mehreren Ländern. Dergleichen sind die Statistiken der Kriminalität in Frankreich, die Tabellen der Einfuhr oder Ausfuhr, die Dokumente über den öffentlichen Unterricht u. s. f.

Allgemeine gut abgefaßte Statistiken liegen außer dem Bereiche einzelner Individuen. Sie erfordern eine unendliche Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, die kein Mensch besitzen kann, und praktische Mittel, die nur den Regierungen zu Gebote stehen. Auch sind vollkommene Arbeiten dieser Art nur von ausgezeichneten Staatsmännern ausgegangen, die Macht und Talent genug besaßen, um die Nachforschungen anzubefehlen und durch verschiedene Personen gleichförmig ausführen zu lassen. Man kennt die schönen Statistiken einiger Französischen Departements, die unter der Kaiserherrschaft durch die Präfekten veranstaltet wurden. Der Impuls dieser Epoche hat so viel gewirkt, daß noch in den letzteren Jahren einige merkwürdige Schriften dieser Art erschienen sind. Dahin gehören zunächst die Recherches statistiques sur le département de la Seine, von denen der ehemalige Präfekt, Herr von Chabrol, bis jetzt vier Bände publizirt hat. Dieses Werk ist von zu evidentem Nutzen, als daß es sich keine Fortsetzung versprechen dürfte, so oft die Verwaltung von Paris einen hinreichenden Grad von Stabilität hat. Wie der Titel verkündet, handelt es sich nicht von einer ausführlichen und abgetheilten Statistik, sondern von einer bedeutenden Anzahl statistischer Tabellen über verschiedene Gegenstände, besonders über Verwaltung, Fortgang der Bevölkerung, Consumtion und Handel der großen Hauptstadt. Vielleicht ist bei einer offiziellen Statistik, die verschiedene Präfekte fortsetzen sollen, diese tabellarische Form den mit Reflexionen untermischten Zahl-Angaben vorzuziehen.

Ein anderer ausgezeichneter Administrator, der einzige Franzose, der die Ehre gehabt hat, in Rom Präfekt zu seyn, Herr Graf v. **Tournon**, publizirte 1831 unter dem Titel: Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des États Romains, die Resultate der interessantesten Nachforschungen, die während der Kaiserherrschaft unter seiner Leitung geschahen. Es ist gewissermaßen eine Rechenschaft über die vier Jahre, in deren Verlaufe Rom, die ewige Stadt, bis zum bloßen Hauptort eines Departements erniedrigt war. Aus dieser Erniedrung erwuchs eine unberechenbare moralische Verantwortlichkeit. Diese Stadt, deren bloßer Name in Glanz gehüllt ist, konnte nicht wie eine andere beherrscht werden. Gedemüthigt durch den Verlust ihrer Unabhängigkeit, machte sie wenigstens auf etwas materielle Wohlfahrt Anspruch. Diese schwere Aufgabe zu lösen, war Niemand fähiger als Herr von Tournon; Niemand kannte die Wichtigkeit seines Berufes besser fühlen. Sein Buch bezeugt dies. Man staunt, daß vier Jahre hingereicht haben, so viele Materialien zu sammeln, so weitreichende Pläne zu entwerfen und sie mit so großem Erfolge ins Werk zu setzen. Als Statistiker könnten den Verf. wohl einige Vorwürfe treffen. So ist die Eintheilung nicht immer streng logisch; man würde z. B. in dem ersten Buche, welches den Titel **Topographie** führt, nicht dasjenige suchen, was sich auf die Bevölkerung bezieht. Man möchte zuweilen lieber sehen, daß die Zahlen, statt im Texte zerstreut zu seyn, unter Tabellen gebracht wären. Diese unbedeutenden Fehler und einige Auslassungen, an denen wahrscheinlich der Verf. nicht schuld ist, dürfen aber das Verdienst des trefflichen Werkes in unseren Augen nicht schmälern. Es ist eine Sammlung sehr schätzbarer Data, und man kann das Buch allen denjenigen empfehlen, die sich der administrativen Laufbahn widmen.

Nicht so günstig können wir von einem Werke über die Statistik von Kanada urtheilen*). Es ist eine Compilation, deren Verf. in Paris selbst Fakta gesammelt haben will, die ihm durch Einwohner von Kanada mitgetheilt worden, oder die er aus Englischen Werken und den alten Archiven der Regierung von Versailles geschöpft hat. Er citirt fast niemals seine Autoritäten, und da er selbst weder obrigkeitliche Person, noch auch nur Bewohner des beschriebenen Landes ist, so weiß man nicht, welchen Grad von Vertrauen jede seiner Aussagen verdient. Man findet außerdem in seinem Buche einen polemischen Geist, und möchte den Autor gern für den Herausgeber irgend einer Zeitschrift erklären. Er macht sich aus eigner Autorität zum Repräsentanten der Kanadier, oder irgend einer politischen Partei in der Kolonie, und schreibt der Mutterstadt, wie auch den Stände-Versammlungen, die Prinzipien vor, denen sie folgen sollen. Die Zahlen, die man in einer statistischen Darstellung von dem Uebrigen gesondert sehen möchte, sind in dem Texte gleichsam verloren, um jeder Behauptung des Verf. als Stütze zu dienen. Der Stil ist außerdem bizarr, und die schroffsten Uebergänge setzen den Leser jeden Augenblick in Erstaunen.

Diese sind, unseres Wissens, die einzigen Werke, die seit einigen Jahren als mehr oder weniger vollständige Statistiken erschienen. Es giebt noch weit mehrere über spezielle Punkte. Wir werden einige derselben auszeichnend erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Manuel du prolétaire. (Taschenbuch des Armen.) Von Achille Roche.
- Histoire de toutes les villes de France. (Geschichte aller Städte Frankreichs.) Von J. F. Daniels. Champagne. Geschichte des Belgischen Galliens und der Hauptstadt Rheims. Mit einer Lithographie. Pr. 3 Fr. 50 Cent.
- Histoire parlementaire de la France. (Parlamentarische Geschichte Frankreichs.) Von A. Lava und Alexander Mesnier. 6 Bde. in 4. Der Band wird in 26 Lieferungen ausgegeben, wovon an jedem Sonnabend eine erscheint. Preis eines aus 26 Lieferungen bestehenden Bandes 30 Fr.

O s t i n d i e n.

Das Reisen in Ostindien.

Sehr viele Personen, die nach Indien gehen, um in den verschiedenen Handelszweigen ihr Glück zu suchen, oder die als Räthe und Anwälte an den hohen Tribunalen fungiren, oder permanente Aemter in Kalkutta, Madras oder Bombay haben, bringen ihr ganzes Leben in den Ländereien der Compagnie zu, ohne weiter vorzudringen, als die Präsidentschaft sich erstreckt, bei der sie angestellt sind. Anders ist es mit den Civil- und Militair-Beamten; eine unstätere und ambulantere Menschenklasse ist nicht denkbar. Zwingt sie nicht ein Befehl des Gouvernements, ihren Aufenthalt zu ändern, so unternehmen sie um ihrer Gesundheit, oder um dringender Privat-Geschäfte willen häufige Reisen, und mit Ausnahme einiger weniger abgehärteter Individuen, die in dem Boden, wohin sie in früher Jugend verpflanzt worden, Wurzel zu schlagen scheinen, zeigt die ganze Englisch-Indische Volksmasse einen Hang zum Herumschwärmen.

Die drei Arten zu reisen sind: mit dem Dâk (der Post), zu Fuße, und zu Wasser in einem langen Boote oder **Budgerow**. Die kalte Jahreszeit ist die einzige Periode des Jahres, in der eine Reise ohne großes Ungemach unternommen werden werden kann. Während der periodischen Regenzeit wandert sich's am besten, weil die Flüsse bei trockenem Wetter sehr niedrig stehen. Bei einer **Dâk-Reise** muß sich der Reisende an den Postmeister des Orts wenden, wo er sich aufhält, damit er an dieser oder jener Station frische Träger bekommt. Eben so werden die Zeiten des Aufbruchs und die Rast-Orte bestimmt. Der Reisende muß sein besonderes Palankin, seine besonderen Schachteln, Seile und Bambusstangen haben. Wird es wohl, in unseren aufgeklärten Zeiten, noch nothwendig seyn, ein Palankin zu beschreiben? Es hieße den Leser beleidigen, wenn man voraussetzte, er sey mit Form und Material der Fuhrwerke in Lappland, Grönland, Kamtschatka oder Tombuktu unbekannt; allein er begnügt sich mit sehr oberflächlicher Kenntniß der Ostindischen, die sich seiner Phantasie gewöhnlich als Minarets aus Gold und Perlen, oder in allen den bunten Farben präsentiren, die Aladdin's juwelenbesetzter Garten zurückstrahlt. Ein vom Orient begeisterter Dichter hat einen Indischen Fürsten mit seiner Tochter in ihrem prachtvollen Palankin reisen lassen, einem Fuhrwerk, in dem, auch wenn es recht geräumig ist, kaum Eine Person Platz genug findet. Eine längliche Kiste mag den besten Begriff davon geben. Die Wände bestehen aus doppeltem Kanevas, sind an der Außenseite bemalt und überfirnißt und von Innen mit Tschintz oder Seide gefüttert. An beiden Seiten befinden sich Fallthüren, die, wenn sie geöffnet werden, in den Kanevas-Wänden verschwinden. Die Decke ragt rings herum etwa einen Zoll weit über den Sitz hinaus und ist manchmal doppelt, um die Sonnenglut abzuwehren. An der Vorderseite befinden sich zwei kleine Fenster mit Blenden und unter denselben ein Simma und eine niedrige Schublade. Der Boden besteht aus gespaltenem und geflochtenem Rohe, mit einer Matratze, einem Polster und Kissen, deren Ueberzug von Leder oder Tschintz ist. Einige haben auch eine bewegliche Rücklehne, für den Fall, daß der Reisende lieber aufrecht sitzen als der Länge lang sich aus-

strecken möchte. Die Tragstangen sind etwas gekrümmt, und jede ist lang genug, um auf den Schultern zweier Männer zu ruhen, die an beiden Seiten gehen und während des Marsches mit den Schultern wechseln. Könnte das Palankin so gebaut werden, daß es auf Springfedern sich wiegte, so würde kein Fuhrwerk angenehmer und bequemer seyn; allein die mechanischen Künste haben in Indien geringe Fortschritte gemacht.

Die Vorkehrungen zu einer solchen Reise sind einfach. Das nothwendige Geräth wird in Petarrah's oder Banghi's gepackt, welches bald viereckige zinnerne Büchsen mit kegelförmigem Aufsatz, bald runde, zugedeckte, mit bemaltem Kanevas übernähte Körbe sind. Diese hangen an beiden Enden eines Bambusrohres, das quer auf der Schulter eines Mannes liegt. Auf den vorerwähnten Simms kann ein Pult gestellt und anderes kleines Gepäck in dem Palankin untergebracht werden, das mit Zwieback, Wein oder Branntwein und einem langhalsigen in ein nasses Tuch eingeschlagenen Wasserkruge verproviantirt zu seyn pflegt. Acht Mann wechseln, je vier und vier, im Tragen des Palankin. Des Nachts kommen zwei Fackelträger hinzu. Diese Leute sind alle Hindu's, und zwar von einer der ärmsten, obwohl nicht der niedrigsten Klassen. Ist der Weg gut, so legen sie in einer Stunde wohl viertehalb bis vier (Engl.) Meilen zurück.

Die Stationen sind von zehn bis vierzehn Meilen, und oft werden die Träger mitten in einer weiten Ebene abgelöst. Die Relais-Träger zünden ein Feuer an, setzen sich um dasselbe und erwarten so rauchend oder schlafend das Palankin. Auf der großen Landstraße von Kalkutta nach Cownpore befinden sich am Ende jeder Station öffentliche Bungalow's, absichtlich zur Bequemlichkeit der Reisenden erbaut; aber auf anderen Straßen müssen sie von der Gastfreundschaft einzelner Individuen abhangen. Es läßt sich immer vorausbestimmen, wann und wo es räthlich sey, zu rasten; doch weist man einen Dák-Wanderer niemals zurück, und er braucht nur an die Thüre zu klopfen und um Obdach zu bitten. In der heißen Jahreszeit wagen diejenigen Personen, die der Schwüle des Tages Trotz bieten, ihr Leben; sie sollten immer dafür Sorge tragen, daß sie um die Mittagszeit unter Obdach sind. Nicht Wenige, die diese Vorsichtsmaßregel unbeachtet gelassen, hat man in ihren Palankins todt gefunden, und Andere sind mit gefährlichen Fiebern davongekommen. Bei kaltem Wetter wandert es sich besser des Tages, weil die Nächte sehr rauh sind. Da die Fallthüren vor Sonnen-Untergang nur theilweise geöffnet werden können, so läßt sich aus einem Palankin von der Gegend nur sehr wenig schauen. Das Auge findet jedoch immer Ergötzung, und besonders in Bengalen gewähren die Sprünge der Affen in den Zweigen und die Feuerfliegen, die ihr smaragdenes Licht über ganze Haine ausgießen, dem, der dafür empfänglich ist, viel Belustigung.

Eine Dák-Reise ist die einzige Art, rasch vom Fleck zu kommen, die man in Indien erdacht hat, und doch geht sie, im Vergleich mit Europäischen Postfahrten, langsam genug von Statten. Auch ist sie, wenn das Ziel der Reise weit liegt, sehr kostspielig, da der Postmeister einen Schilling für die Meile erhält. Eben so muß ein Pfand eingesetzt werden, das der Reisende einbüßt, wenn er die Träger an Orten aufhält, die auf der Route nicht spezifizirt sind. Der Dák-Reisende hat die Unbequemlichkeit, daß er des Beistandes seiner eigenen Bedienten entbehrt, die ihm nach viel langsamer folgen müssen. Auf dem Wege selbst wird ihm dieser Mangel nicht fühlbar, da die Palankin-Träger sehr dienstfertig sind. Sogar Leute, die gar kein Hindustani verstehen, können getrost eine lange Reise unternehmen; denn ihre Indischen Begleiter werden auf alle Weise bedacht seyn, ihren Befehlen Folge zu leisten. Eine Dame, die nicht zehn Worte von der Sprache verstand, erhielt ein sehr gutes Frühstück, weil sie nur auf ihre Theekanne gedeutet hatte, um den Wunsch auszudrücken, daß man den Thee aufwärmen möchte. Ihre Träger zündeten ein Feuer an, wärmten den Thee in einem irdenen Töpfchen und reichten ihr einen Becher voll Ziegenmilch. Der zum Frühstück erkorene Platz gab einen Beweis von dem guten Geschmack dieser Leute. Sie stellten das Palankin unter Bäumen nieder, die eine sanfte Anhöhe krönten. Einige Muselmännische Gräber lagen zerstreut umher, und in gewisser Entfernung ein Brunnen, an dem sich Gruppen weiblicher Gestalten, mit dem anmuthigen Gereah auf ihren Häuptern, hin und her bewegten.

Die angenehmste Reisezeit ist die, welche gleich nach dem periodischen Regen folgt, wenn die Erde noch feucht und frei von Staub ist. Alsdann ist die Tageswärme nicht zu drückend und die Nacht kühl ohne Frost. Leider kann man aber diesen Genuß nicht lange haben; nach Verlauf eines Monats werden Staub und Kälte unangenehm, der Wind pfeift durch das Palankin, und zur Nachtzeit sind Decken nothwendig, um vor der frostigen Luft zu schützen. Während der Regenzeit giebt es viele Beschwerden und selbst einige Gefahren; wird aber das Palankin trocken gehalten, so trifft das Ungemach nur die Träger, und das getragene Individuum sieht die reizendsten Gegenden. Ein bewölkter Himmel kann nur von denen recht geschätzt werden, die fast bis zur Erblindung im Sonnenschein gelebt haben. Jeder Fleck Erde ist dann von dem herrlichsten Grün überzogen, und rankende Pflanzen von üppigem Wuchse, mit Myriaden schimmernder Tropfen übersäet, schlagen sich um die Bäume. Die schönen kleinen Moscheen und Pagoden, welche in allen Gegenden Indiens die Landschaft zieren, erheben sich wie Diamanten über den weichen grünen Rasen, der sie umgiebt, und der Reisende, der in einer weniger günstigen Jahreszeit eine dürre Sandstrecke passirt hat, würde das Land ohne diese prächtigen Marksteine schwerlich wieder erkennen, so zeigt es sich verändert. Die überschwemmten Gefilde sind äußerst malerisch; alle Niederungen stehen unter Wasser, und die Träger müssen manchmal bis an die Kniee, ja bis an die Hüften im Wasser waten. Bei gefährlichen Pässen sind sie genöthigt, das Palankin über ihre Köpfe zu heben, und es erfordert große Behutsamkeit, wenn man die lebendige Last vor dem Untertauchen sichern will. Ein einziger Fehltritt oder ein unvorhergesehenes Loch können eine schlimme Katastrophe herbeiführen. So etwas ereignet sich jedoch selten; wo die Fluthen tief sind, gehen die Fackelträger voran, und die Palankinträger folgen in der angewiesenen Richtung, während die vier ledig Gehenden ihren Kameraden die Hand reichen. Dies geschieht auch, wenn die Wege schlüpfrig sind, und das Palankin, buchstäblich wie eine Dame geführt, würde einer Person, die mit der Nothwendigkeit dieses Verfahrens nicht bekannt ist, einen sehr lächerlichen Anblick gewähren. Viel weniger Lust zum Lachen fühlt der Getragene; denn es ist ein verdrießliches Ding, die Möglichkeit des Einsinkens zu berechnen, während man durch einen scheinbar unendlichen Wasserspiegel langsam getragen wird und das Wasser nur einen halben Zoll vom Boden des Palankins entfernt ist, so daß ein kleiner Gegenstand des Anstoßes unfehlbar die Maschine umkippen ließe. Die Folge davon würde, außer durchnäßten Kleidern, ein starker Fieber-Anfall seyn.

Während der Regenzeit ist das Land von Nullah's durchschnitten; jeder Hohlweg wird alsdann das Bette eines reißenden Stroms, der gewöhnlich nur mit Böten zu passiren ist. An den vornehmsten Stellen zur Ueberfahrt befinden sich Fähren, und gewöhnlich sieht man eine Gruppe von Eingebornen am Ufer versammelt. Die Zeit scheint den Hindu's nicht eben kostbar zu seyn; sie warten wohl Tage lang an einer wenig besuchten Furt, um in irgend einem Boote, das ein wohlhabender Wanderer gemiethet, freie Ueberfahrt zu erlangen, ehe sie das wenige Geld bezahlen, das der Transport kostet. Sobald das Palankin im Boote untergebracht ist, schifft sich der Haufe mit ein, und ist der Eigenthümer so voreilig, seinen Lohn zu verlangen, so fragen ihn die Eingedrungenen mit großem Unwillen, ob er mit dem großen Geschenk, das er eben erhalten, nicht zufrieden sey? Nachdem ihn dieser Herr so freigebig bedacht, seyen sie ihm nichts schuldig, und das Boot gehöre dem fremden Herrn, dem sie allein ihren Dank abzustatten hätten. Dieser Grund scheint gültig zu seyn; wenigstens bestimmt er den Schiffer, nichts zu nehmen.

Der Wechsel, den die Annäherung der Nacht hervorbringt, ist einem Dák-Wanderer besonders auffallend. Viele Stunden haben Staub und blendendes Licht seine Augen ermüdet, und er begrüßt freudig die ersten Schatten, welche die niedergehende Sonne wirft. Eine Indische Nacht ist prächtig; sie hat gewöhnlich so viel Licht, daß man die Gegenstände selbst aus bedeutender Entfernung erkennt. Der Himmel flimmert von Sternen, und das Mondlicht ergießt sich in Strömen. In dem mitternächtlichen Strahl verklärt sich das einfachste und anspruchloseste Gebäude. Der majestätische Elephant gewährt nie einen so hehren Anblick, wie zur Nachtzeit, und stehen ihrer drei oder vier in einem Bivouac bei einander, so nehmen sie sich wie große Massen von schwarzem Marmor aus. Ein Brunnen, eine Kafila mit ihren schlafenden Rindern, welche die müden Glieder neben ihren Lasten ausstrecken; ein Kameel, das plötzlich aus dem Schatten hervorkommt und dann wieder im Dunkel verschwindet: alles dies füllt die Seele mit freundlichen Bildern. Das Tageslicht zerstört den Zauber; der zu mächtige Sonnenschein hüllt die Ferne in einen blendenden Schleier, und dem Reisenden bleibt nichts Anderes übrig, als die Thüren des Palankins zu verschließen und Hitze und Staub in Geduld zu ertragen. Während der heißen Winde sind beide am Tage sehr furchtbar, und nichts als die dringendste Nothdurft sollte den Europäer verleiten, dieser schwülen Atmosphäre sich auszusetzen.

In einigen der waldbewachsenen Distrikte kann der Reisende durch die unwillkommene Erscheinung eines Tigers überrascht werden. In einem solchen Falle ergreifen die Träger des Palankins gewöhnlich die Flucht und überlassen es dem Passagier, nach besten Kräften dem Ungeheuer die Spitze zu bieten. Dies Betragen erregt mehr Erbitterung, als es verdient; denn gewiß sind die Träger einem plötzlichen Sprunge des Tigers weit mehr ausgesetzt, als die Person im Palankin, und können sich auch nicht so gut vertheidigen. Wenn eine so unangenehme Störung der Reise zu erwarten steht, ist der Reisende gewöhnlich auf seiner Hut. In der Nähe eines gefährlichen Passes pflegen die Herren auszusteigen, ihre Pistolen zu ergreifen und jedem mit dem Tode zu bedrohen, der einen Versuch machen sollte, seinen Posten zu verlassen. Man hat viele Beispiele von dringender Gefahr bei unverhoffter Begegnung mit Tigern. Ein Herr, der bei geöffneten Thüren in seinem Palankin saß, erblickte bei hellem Tage eines dieser Ungeheuer, das seiner Länge lang unter einem Baume unfern der Heerstraße lag; zum Glück ward es von den Trägern nicht bemerkt, die ruhig ihres Weges gingen, und der Tiger, welcher entweder schlief oder zu wohl gesättigt war, als daß er nach ein Gericht gewünscht hätte, erlaubte dem ganzen Zuge, ungekränkt vorbeizuziehen. Zu einer anderen Zeit, als die Träger das Palankin ohne Umstände niedergesetzt hatten und geflohen waren, ging der Tiger gerade darauf los, betrachtete es nach Muße und schritt majestätisch weiter. Auf den gewöhnlichen Straßen ist wenig oder gar keine Gefahr zu befürchten, aber in den wilden Waldungen von Rohilcund und den Gebirgspässen von Radschmahal kann eine solche Begegnung sehr leicht stattfinden. In einigen dieser Distrikte werden die Träger der Brief-Pakete sehr oft den Tigern zur Beute. Gewöhnlich haben diese Leute Fackelträger und andere Personen bei sich, die mit langen Trompeten einen widrigen Lärm machen; allein solche Vorkehrungen sind nicht immer von gutem Erfolg, und noch vor wenigen Jahren wurde an einem bekannten Passe in jeder Nacht wenigstens ein Mann weggeschleppt. In anderen

Ländern würden solche Katastrophen vielleicht das ganze Postwesen ruinirt haben; allein unter Prädestinarien und Talisman-Gläubigen schreckt Niemanden das Schicksal seines Nächsten zurück. Immer findet man Leute, die das Brief-Paket aufheben, welches ihr Vorgänger fallen ließ, als ihn die todtbringende Tatze des Tigers packte.

Zuweilen, wenn mehrere Personen im Lande ab- und zureisen, begegnen sich zwei Palankins auf dem Wege. Bei solcher Gelegenheit sollte man denken, daß einsam reisende Europäer, auch wenn sie vorher nicht mit einander bekannt waren, freundliche Grüße austauschen müßten, besonders wenn sie einige Minuten an derselben Stelle aufgehalten werden. Aber selbst in den ödesten Distrikten wird die Englische Zurückhaltung streng beobachtet. Zwei Palankins mögen auf einer wüsten Ebene niedergesetzt werden, und zwar das eine nur ein paar Ellen weit vom anderen; dessenungeachtet werden die Insassen sich abgeschlossen halten und niemals fragen, ob sie einander einigen Beistand leisten können, oder sich gegenseitig von ihren Erfrischungen anbieten u. s. w. Selten erkundigt man sich auch nur nach dem Namen der Person, mit der man in so nahe Berührung gekommen ist. Brüder, die lange getrennt sind, können Gelegenheit finden, sich eine Stunde zu unterhalten; allein ihr zu starres Festhalten an dem ungeselligen Hochmuth, welcher das charakteristische Merkmal eines Engländers ist, verhindert sie daran. Mancher scheut sich, dem Anderen zuvorzukommen, weil er grob abgewiesen zu werden befürchtet; Andere, ganz voll von dem Hochgefühl ihrer eigenen Würde, betrachten jede Intrusion als eine Beleidigung. Es wäre sehr wünschenswerth, daß man die steife Etikette durch allgemeine Uebereinkunft wenigstens aus den Wäldern Indiens verbannte, wo so mancher Fremdling, der die Seinigen besuchen will, ganz einsam die bedeutendsten Tagereisen zurücklegen muß und Fatalitäten von mancherlei Art ausgesetzt ist. Damen haben in der Regel weniger von dieser lieblosen Zurückhaltung; allein ihr Zartgefühl hindert sie an einer Zuvorkommenheit, die ihnen übel gedeutet werden könnte. So oft sie jedoch Individuen ihres Geschlechts begegnen, beweisen sie denselben gern kleine Gefälligkeiten, die so wenig kosten und dem, welcher sie empfängt, so wohl thun. (Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— **National-Charakter der Franzosen und der Engländer.** Beide Völker sind im höchsten Grade eitel auf ihre Nationalität. Dies ist ihre Aehnlichkeit; aber in der Art, diese Eitelkeit kund zu geben, tritt ihre entschiedene Unähnlichkeit hervor. Die Eitelkeit des Franzosen besteht darin, einem so großen Vaterlande anzugehören, die Eitelkeit des Engländers, zu denken, daß dies große Vaterland ihm gehört. Die Quelle unserer Denkart, wie unserer Gesetze, ist die Leidenschaft des Besitzes. Dies ist *meine* Frau, die du nicht beleidigen, *mein* Haus, in das du nicht eintreten, *mein* Land, das du nicht schmähen, und, durch eine Art übersinnlicher Besitznahme, *mein* Gott, den du nicht entheiligen darfst.

(Bulwer, England and the English.)

— **Die Frauen in England.** Die Rolle, welche die Frauen in der Englischen Gesellschaft spielen — sagt der Baron d'Haussez in seinen Fragmenten über Großbritanien — ist unbedeutender, als ihnen selbst vielleicht fühlbar gemacht wird. Die Art und Weise ihrer Erziehung scheint sie anfänglich zu einem ganz anderen Beruf vorzubilden, als ihnen bestimmt ist; aber die Nationalsitte legt ihnen ein Joch auf, und man sieht die ausgezeichnetsten Charaktere sich gewissermaßen vor derselben herabstimmen und jene in die Augen fallende Uniformität annehmen, welche das Aeußere des Englischen Volkes so entschieden bezeichnet. Die größere Freiheit, welche die jungen Engländerinnen in der Zwischenzeit von der Vollendung ihrer Erziehung bis zu ihrer Verheirathung genießen, scheint auch gleichsam nur eine eifrige Vorbereitung für die ernste Zukunft dieses letzteren Berufes zu seyn. Man sieht sie in Begleitung eines Domestiken Visiten machen, die Kaufmannsgewölbe durchwandeln, vor den Laden still halten, mit Bekannten, die ihnen auf der Straße begegnen, plaudern oder auch ein Pferd besteigen und spazieren reiten, u. dgl. Dann unterhalten sie sich auch wohl durch Briefwechsel, ohne daß sie die mindeste Rechenschaft davon zu geben hätten; sie erscheinen selbst auf Bällen, ohne ihre Mütter, und vielleicht nur unter der Führung einer Freundin, welche sie abholt und zurückbegleitet, sich sonst aber wenig um sie bekümmert. Ganz anders gestaltet sich ihre Lebensweise, sobald sie das Band der Ehe knüpfen. In den kleinsten ihrer Schritte dem Willen des Mannes unterworfen, entsagen sie dann, um ihm zu gefallen, fast aller lebhaften Vergnügungen des jugendlichen Alters, besonders dem Tanz, den die meisten Englischen Eheleute zu verbieten pflegen. Man sieht sie auch seltener ausreiten, und nur, wenn der Mann sie begleitet. Sie haben, ohne an der Leitung des Haushalts wirklich Theil zu nehmen, nur das traurige Vorrecht, bei der Tafel und in ihren Salons die Honneurs zu machen, und so bleibt ihnen fast nur noch der Genuß der Eigenliebe, den die Sitte ihnen offen gelassen hat. Ein gewisses Vorgefühl dieser Entbehrungen, welche ihrer in der Ehe harren, macht auch die Engländerinnen deshalb wenig eilig, dies Band zu knüpfen, und sie verheirathen sich selten vor dem zweiundzwanzigsten bis vierundzwanzigsten Jahre. — Die Engländerinnen lassen sich eine gewisse Art des Berufs entgehen, dem man in Frankreich seit langer Zeit den ausgezeichneten guten Ton verdankt, welcher in der ganzen Welt ein Gegenstand der Bewunderung geworden. Sie kümmern sich nämlich nicht darum, in der Gesellschaft zu herrschen, dieselbe zu regeln, ihre Gebräuche aufrecht zu erhalten, die jungen Leute, welche sich eine Verletzung derselben zu Schulden kommen lassen, vor ihr Tribunal zu ziehen und durch Handhabung des Richteramts das Eindringen eines schlechten Gesellschaftstones zu verhindern. Dem Umstande, daß die Englischen Frauen auf diese Weise eines ihrer kostbarsten Vorrechte vernachlässigen, muß man vornehmlich das ungenirte Sichgehenlassen zuschreiben, das man hier in den meisten Salons, in denen sich sonst alle Elemente einer guten Gesellschaft ersten Ranges beisammen finden, dennoch bemerkt. Sonst verdankt die Englische Literatur den Frauen eine reiche Anzahl von Werken, die ein unzweifelhaftes Verdienst haben, besonders in der Gattung des Romans. Da ihnen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse so selten Gelegenheit geben, ihren Geist glänzen zu lassen, so sind sie dadurch gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, zu schreiben, und sie thun dies mit einer Anmuth, Feinheit und Beobachtungsgabe, die ihren Produktionen einen sehr pikanten Charakter leiht. Außerdem giebt es hier auch noch einige Damen, die man, ich weiß nicht warum, *Blaustrümpfe* (blew stockings) nennt. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit den Wissenschaften, sind eifersüchtig darauf, für schöne Geister zu gelten, und leiden dann auch an der Lächerlichkeit, welche von solchen Prätensionen selten ausbleibt. — (Baron d'Haussez.)

— **Victor Hugo in Italien.** Was die Italiäner in der neuen, wie es scheint, fruchtbar werdenden Wendung, welche ihre heutige Tagespoesie besonders in Ober-Italien genommen, *Romantizismus* nennen, ist bekanntlich mehr ein Deutscher Ableger, als daß man irgend einen Anklang an die romantische Schule der Franzosen darin wahrnehmen möchte, welcher letzteren sonst jene vielbesprochene Bezeichnung fast ausschließlich in der neueren Literaturgeschichte beigelegt zu werden pflegt. Die Französischen Romantiker scheinen im Gegentheil noch immer keine sonderliche Anerkennung in Italien gewinnen zu können. Beweise davon sind die neuerdings dort laut gewordenen kritischen Stimmen über das Haupt der Französisch-romantischen Schule, den genialen *Victor Hugo*, der vor kurzem sogar in einem eigenen zu Mailand erschienenen Buche: „Di Vittore Hugo e del romanticismo in Francia. Giudicj ed esempj raccolti da C. *Cantu*", ziemlich stark, obwohl eben nicht geistreich, angegriffen worden ist. Diese Schrift besteht eigentlich großentheils aus einem Wiederabdruck mehrerer Artikel, die früher in der Mailändischen Zeitschrift, l'Indicatore, gestanden, und enthält außer dem eigentlichen kritischen Raisonnement besonders eine Sammlung verschiedener Dicht- und Stil-Proben aus den Werken Hugos. So wenig ungerecht der scharf ergehende Tadel dieses Kritikers auch im Einzelnen oft ist, so hat er denselben doch nie fein und einleuchtend zu motiviren verstanden. Er greift den Französischen Dichter vornehmlich als Lyriker an, spricht ihm wahre Energie, Begeisterung, Tiefe, Anmuth (finezza), Wahrheit und Gedankenreichthum ab, und meint, daß auch vielleicht die Natur seiner Sprache ihm nicht gestattet habe, den höheren Schwung anderer, z. B. Italiänischer, Dichter zu erreichen. Außerdem giebt er dem Signor Hugo Schuld: Monotonie im unaufhörlichen Wiederanschlagen eines und desselben Tones, Wiederholungen, Weitschweifigkeiten, häufige Dunkelheiten, unbestimmte Nomenclaturen (!), Mischmasch aller Art (guazzabuglio), Bizarrerie, Herbheit, Manier, übermäßige Verwegenheit in Worten und Redefiguren, Mangel an Rhythmus, eine gewisse Wuth nach glänzenden Gedanken, ein zu starkes Streben nach Verkörperung der poetischen Ideen, Durcheinandermischung von Scharfsinn und Dummheit, Schwulst und Trivialität, neugebackenen und veralteten Redensarten zugleich. Doch genug des Sündenregisters! Eine gute Bemerkung aber hat Signor Cantu zur Erklärung der inneren Herbheit in Victor Hugo's Poesieen an einem anderen Orte gemacht, indem er sagt, wenn man dennoch in Hugo's Gedichten zuweilen mitten unter den schroffsten und düstersten Darstellungen gewisse sanfte und liebliche Pinselstriche ihm entgleiten sähe, so empfände man dies um so schmerzlicher, weil man sich dadurch überzeuge, daß des Dichters Seele ihn wohl zu süßen Regungen hinführe, sein *System* aber nur ihn immer zu den wilden und unnatürlichen fortreiße. Dies scheint in wenigen Worten in der That eine ziemlich erschöpfende Charakteristik des Französischen Romantikers.

— **Australischer Kunstgeschmack.** Das Neuholländische Parterre ist, wie uns die neueste Sydney-Gazette berichtet, wenn Hinrichtungen auf dem Theater vorkommen, keinesweges mit der bloßen Andeutung zufrieden. Der Horazischen Warnung zuwider, daß Medea ja nicht im Angesicht des Publikums ihre Kinder tödten dürfe, kommt der Strick mit der Schlinge auf's Theater und wird zu Nutz und Frommen der Zuschauer dem Delinquenten um den Hals gelegt. Wir dürfen jedoch auch nicht unerwähnt lassen, daß der Theater-Rezensent von Sydney diesen barbarischen Geschmack des Publikums bitter tadelt.

— **Tod des Zigeuner-Königs.** Vor kurzem ist *Lawrence Boswell*, genannt der Zigeuner-König, in hohem Alter gestorben. Seine Gesundheit war schon lange baufällig gewesen, und während der letzten zwei oder drei Monate hatte er mit einem Theil seiner Familie in Drayeotlane, zwischen Derby und Nottingham, kampirt. Viele Zigeuner-Stämme aus entlegenen Distrikten kamen herbei, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Ein Sarg, von dem besten Norwegischen Eichenholz, empfing seine Ueberreste, die in der Pfarr-Kirche von Wilna beigesetzt werden sollten. (Derby Reporter.)

*) Isidore Lebrun, Tableau statistique et politique des deux Canadas. Ein Band. Paris, 1833.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Montag den 19. August 1833.

England.

Horace Walpole.

Walpole gehörte der Zeit an, in welcher es vollendete Edelleute gab, die aber durch die vorschreitende allgemeiner werdende Civilisation, durch die dem Volke, nicht dem Stande, gewordene Anerkennung verdrängt ist. Jetzt giebt es keinen Walpole mehr; er repräsentirt die höchste Stufe aristokratischer Bildung. Er wagte sich mit Erfolg an jede Art schriftstellerischer Arbeiten, hatte aber zugleich einen großen Abscheu, für einen Autor zu gelten; im Unterhause war er mehr der Grafensohn als der Redner, in der Freundschaft mehr der Freund des Ranges und gesellschaftlicher Vorzüge als des ächten Talents. So lange das Volk noch nicht in den Vordergrund getreten war, ließ er sich viel über Freiheit, Unabhängigkeit und Volksrechte vernehmen, aber er verstummte, da dasselbe wirklich eine abgesonderte Macht zu werden anfing. Er prahlte, nie von den Ministern etwas verlangt zu haben, verzehrte aber gemächlich drei Sinekuren als eine Sache, die sich von selbst verstände; höflich gegen Jedermann, weil es ihm und Anderen Vergnügen machte, war er gegen Wenige großmüthig, weil die Vergrößerung fremder Wohlfahrt den Vorrath seiner eigenen Genüsse verringern würde. Er that alles Unbedeutende mit einer Miene von Größe und Adel, hütete sich aber, wirklich Großes zu thun. In seinen romantischsten Personen erkennt man die Vorstellungen des Weltmannes wieder; beim Lesen seiner Schriften wird man stets daran erinnert, daß der Autor den Schriftsteller spielt, aber ein Edelmann ist. Könnte man die Eigenthümlichkeiten seines Stiles in ein Wort zusammenfassen, so wäre dieses Wort „Anmuth", und wirklich legte er auf diese Eigenschaft den größten Werth. Daher glänzt er auch vorzüglich in solchen Productionen, wo Anmuth und Geschmack zu den besten Erfordernissen gehören. Als Verfasser von Briefen nimmt Walpole den ersten Rang ein, nur daß er auch da zuweilen zu abgeschliffen und höfisch wird und oft, ohne es zu wissen, schmeichelt, weil Schmeichelei zu dem wohlgezogenen Stil seiner Unterhaltung und seiner Ausarbeitungen gehört.

Jene Anmuth giebt seinen Leistungen einen besonderen Reiz. Mit wenigen starken Ausdrücken verbindet er eine gewisse Sorglosigkeit in der Darstellung des Ganzen, so daß der Leser nie versucht wird, über das Studium des Stiles das Interesse an dem Inhalt zu verlieren. Das Sichtbarwerden der Mühe erschien ihm gemein, denn Walpole war vor allen Dingen ein Gentleman. In der That, wenn alle Welt richtig schreibt, sogar die Ladenschilder, so wird ein gewöhnlicher Autor versucht, sich durch eine ungewöhnliche Schreibart hervorzuthun. Diese Bemerkung hat Walpole bereits gemacht. Er würde in der That Außerordentliches geleistet haben, hätte nicht der Edelmann überall dem Schriftsteller im Wege gestanden; hiervon liefert sein Trauerspiel „die geheimnißvolle Mutter" den deutlichsten Beweis. Mit freierem Geiste würde er einen hohen Rang unter den Englischen Tragöden eingenommen haben. Denn wiewohl er in sehr verschiedenen Weisen und über mancherlei Gegenstände schrieb, so hat er doch nie etwas Albernes hervorgebracht.

Die so eben erschienene letzte Folge seiner Briefe ist vielleicht die interessanteste; sie füllt eine Lücke in seiner Korrespondenz aus, die am empfindlichsten war. Dort findet man die ersten Anfänge seiner Laufbahn, die letzten Kämpfe seines Vaters um die Macht und die lebendigen Schilderungen seiner erfolgreicheren Mitbewerber.

Walpole besaß alle gute und schlimme Eigenschaften des Charakters, den er hatte, und den er affektirte. In der Politik machte er den Liberalen, wie er auf einem Maskenball einen Hirten vorgestellt hätte; in beiden war es ihm bloß darum zu thun, die Rolle mit Grazie durchzuspielen. Unter Freiheit des Volks verstand er die Vorrechte des Adels; wenn er von der menschlichen Natur sprach, so meinte er die seinige. Eben so war seine Religion die eines Gentleman; er verabscheute die Französischen Philosophen, weil sie vulgär, dogmatisch, beleidigend waren, ohne Ehrfurcht vor Stand und Rang; aber er hatte denselben Abscheu gegen die ungezogene Unduldsamkeit der Geistlichen. Den Atheismus konnte er nicht leiden, weil er nicht „comfortable" sey, und in die Kirche ging er bloß seines Gesundes halber. Gegen Schriftsteller war Walpole nicht großmüthig; er betrachtete sie bloß als Werkzeuge der Unterhaltung, als Fabrikanten des Vergnügens, die das Erzeugniß ihrer Talente so theuer als möglich verkaufen; überhaupt war er zu sehr ein Freund des Luxus, um großmüthig seyn zu können.

Mit Walpole's Schriften ist das Deutsche Publikum schon früher durch eine von Schlegel*) veranstaltete Auswahl bekannt geworden. Die gegenwärtige bisher ungedruckte Korrespondenz ist von dem kürzlich verstorbenen Lord Dover, dem Verfasser von Friedrich's des Großen Lebensgeschichte, herausgegeben.**) Diese an seinen Freund, Sir Horace Mann, Englischen Minister-Residenten am Hofe zu Florenz, gerichteten Briefe eröffnen eine neue Fundgrube geistreicher Bemerkungen, interessanter Züge von den berühmtesten Männern damaliger Zeit und höchst anziehender Anekdoten. Dennoch wird das, was wir daraus unseren Lesern mitzutheilen gedenken, verhältnißmäßig nur wenig seyn, indem das Meiste in diesen Briefen auf damalige Tages-Begebenheiten und Personen Bezug hat, die entweder bereits vergessen sind, oder alle historische Wichtigkeit verloren haben, oder auch eine vertrautere Bekanntschaft mit dem damaligen Englischen Hofe und seinen politischen Verhältnissen voraussetzen, als man dem Ausländer zumuthen kann. Wir beschränken uns daher nur auf das, was durch Witz, feine Beobachtung oder lebendige Darstellung einen Jeden anspricht und ohne Kommentar verstanden werden kann.

„Neulich, in der Oper, erzählte mir Herr Worsley mit seinem mürrischen Gesicht, auf welchem indeß ein boshaftes Lächeln spielte, als Tagesneuigkeit, (die gute Seele!) er hätte gehört, Hr. Mann sey zu Florenz gestorben. Wie freundlich! uns zu unserer Unterhaltung und als Stadtgeträtsch mitzutheilen, daß unser bester und theuerster Freund todt sey. Ich bin überzeugt, er würde sprachlos werden, wenn er einem etwas Angenehmes erzählen müßte. Wenn es irgend eine Seelenwanderung giebt, so fährt die seinige gewiß in einen Geier, der sich an den Leichnamen nach einer Schlacht sättigen und dann an die Fenster ihrer Verwandten fliegen und ihnen die Todes-Botschaft vorkrächzen wird."

„Ich glaube, es giebt keine leichtere Sprache in der Welt, als die ministerielle; — man lernt sie in einer Woche."

„Ich fand nie, daß die Leute sich weniger liebten, weil sie von einander getrennt lebten."

Vor der Schlacht bei Dettingen schrieb er seinem Freunde:

„Wir, hier zu Hause, sind gewiß zu entschuldigen, wenn wir bei der Ankunft jeder Post zittern, — ich wenigstens werde es sicher. Wenn ich eine Frau wäre, so wollte ich meine Furcht mit mehr Würde tragen; denn wenn man einen Mann oder Liebhaber verliert, so giebt es allerlei Trostmittel, als: Trauerkleider, Cypressen, Leibgedinge, weinende Kupido's ꝛc. Ich aber habe nur einen oder zwei Freunde zu verlieren, und in diesem Falle legt man keinen Trauerputz an, der den Kummer beschwichtigen könnte. Unser einer hat nicht das Vergnügen, einen Tag bestimmen zu können, wo man die Trost-Besuche von tausend Leuten annimmt, die man nicht liebt, weil man die einzige Person verloren hat, die man liebte. Dies ist eine ganz seltsame Lage, die mir gar nicht gefallen will."

Bei einer Gelegenheit, wo er von Theodor, König der Korsen, spricht, sagt er:

„Ein Abenteurer muß nur hierherkommen. Dies ist der wahre Boden für Gesindel und Patrioten; es ist das erste Land in der Welt, um sein Glück darin zu machen. Einer mag noch so wenig Eigenschaften besitzen, so wird doch seine Unfähigkeit oder Schlechtigkeit nicht eher entdeckt, als bis er den gewünschten Posten erhalten hat. Kommen sie denn endlich dahinter, — nun, so schlüpft er in den grünen Beutel (bei den Ministern in England das, was in Frankreich das Portefeuille), und da ruht es sich so sanft!"

„Ich kann nicht sagen, daß ich Jemanden sehr beneide, der aus Liebe heirathet. Heirathen ist schon schlimm genug, aber eine Heirath aus Liebe noch weit schlimmer; denn sie ist im Anfang so wonnevoll, daß die schwindende Neigung sie später desto trauriger macht."

„Die alte Marlborough soll im Sterben liegen; doch, wer weiß, ob es wahr ist. Voriges Jahr lag sie lange krank und war bereits sprachlos. Ihr Arzt sagte: „„Sie muß Spanische Fliegen haben, oder sie stirbt."" — „„Ich will keine Spanische Fliegen und will auch nicht sterben!"" rief sie plötzlich."

„Lady Sundon ist todt. Sie galt viel bei der Königin, obgleich diese sich das Ansehen gab, sie zu verachten; allein sie mußte wohl durch Mittheilung irgend eines Geheimnisses in ihre Gewalt gerathen

*) Historische, literarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, herausgegeben von A. W. v. Schlegel. 1800.

**) Horace Walpole's Letters to Sir Horace Mann. 3 vol. London, 1833.

seyn. Ich sagte zu Lady Pomfret: „„Sie ist gewiß sehr reich gestorben.““ Sie antwortete mit einiger Wärme: „„Sie hat nie Geld genommen.““ — Als ich nach Hause kam, erwähnte ich dies gegen Sir Robert W. „„Nein““, sagte er, „„aber sie nahm Juwelen. Für die Stelle eines Ober-Stallmeisters der Königin, die sie dem Lord Pomfret verschaffte, erhielt sie von demselben ein Paar diamantene Ohrringe, die 1400 Pfd. Sterl. werth waren. Eines Tages trug sie dieselben bei einem Besuch, den sie der alten Marlborough machte. Kaum war sie fort, so sagte die Herzogin zu Lady Marie Wortley: „„Wie kann das Weib so schamlos seyn, diese Ohrringe, mit denen sie sich bestechen ließ, öffentlich zu tragen?““ — „„Madame““, sagte Lady Marie, „„wie soll man wissen, wo Wein zu verkaufen ist, wenn kein Schild aushängt?““

Merkwürdig ist Walpole's Aeußerung über Garrick.

„Alles rennt jetzt nach Goodmansfield, um Garrick, einen Weinhändler, der Schauspieler geworden ist, zu sehen. Er spielt alle Rollen und ist wirklich ein guter Mimiker. Ich habe ihn spielen sehen, und Ihnen, der Sie es nicht weiter erzählen werden, kann ich es sagen, ich sehe nichts Besonderes daran."

Von der Hinrichtung der Lords Kilmarnock und Balmerino, nach der Rebellion von 1745, giebt er folgende lebendige Schilderung.

„Ich kam aus der Stadt den Tag nach der Hinrichtung der rebellischen Lords. Ich war nicht dabei, sah aber zwei Personen bei mir, welche gerade davon herkamen und aus einem Hause nahe am Schaffot Alles mit angesehen hatten; auch sprach ich eine dritte, die auf dem Schaffot selbst war; Sie können sich also auf meinen Bericht verlassen. — Kurz zuvor, ehe sie den Tower verließen, trank Lord Balmerino einen Becher voll auf die Gesundheit des Königs Jakob. Als es zehn schlug, kamen sie zu Fuß heraus. Lord Kilmarnock ging in Schwarz; sein ungepudertes Haar war in einen Haarbeutel gebunden. Er war begleitet von Forster, dem großen Presbyterianer, und Herrn Home, einem jungen Geistlichen, seinem Freunde. Hierauf kam Lord Balmerino, allein, in einem blauen Rock mit Roth besetzt, welches seine Uniform beim Rebellenheer war, eine flanellene Weste und das Todtenhemde darunter. Ihre Todtenbahren wurden hinterhergetragen. Man führte sie in ein Haus, nahe am Schaffot. Das vordere Zimmer hatte Bänke für die Zuschauer; in das zweite brachte man Lord Kilmarnock, und Lord Balmerino wurde in das hintere dritte geführt. Alle drei Zimmer waren schwarz behangen. Hier trennten sie sich. Balmerino umarmte den Lord Kilmarnock und sagte: „„Mylord, ich wünschte, ich könnte für uns Beide den Tod leiden.““ Er hatte ihn kaum verlassen, als er ihn nochmals zu sehen verlangte und ihn fragte: „„Mylord Kilmarnock, wissen Sie etwas von einem Entschluß, der in unserer Armee den Tag vor der Schlacht bei Culloden gefaßt worden seyn soll, alle Gefangene zu tödten?““ — „„Mylord““, antwortete Jener, „„ich war nicht zugegen; allein, seitdem ich hierher kam, habe ich allen Grund, zu glauben, daß ein solcher Befehl erlassen wurde, und ich höre, der Herzog (von Cumberland) habe das Taschenbuch mit der Ordre in Händen gehabt.““ — „„Es war eine Lüge““, antwortete Balmerino, „„die sie erfunden haben, um ihre Grausamkeit gegen uns zu beschönigen.““ Sie müssen wissen, daß diese Beschuldigung des Herzogs gegen Lord Kilmarnock (gewiß auf falschen Bericht) das Schicksal des unglücklichen Mannes entschied. Alles, was man jetzt behauptet, ist, daß es dem Lord Kilmarnock zugekommen wäre, das Zeichen zum Gemetzel zu geben, vermöge seines Ranges als General-Lieutenant, durch den man ihn in die Rebellion hineinzog, nachdem er lange genug von seiner Frau, seiner Mutter, seiner eigenen Armuth und durch Cope's Niederlage dazu angetrieben worden war. In dem Hause blieb er anderthalb Stunden und vergoß viele Thränen. Endlich kam er an das Blutgerüst, gewiß sehr entsetzt, doch mit einer Entschlossenheit, die in seinem Benehmen durchaus nichts Unmännliches oder eines Edelmannes Unwürdiges zuließ. Er achtete nicht auf den Volkshaufen, sondern äußerte bloß den Wunsch, daß der Vorhang vor den Schranken in die Höhe gezogen würde, damit die Menge das Schauspiel sehen könne. Er stand und betete einige Zeit mit Forster, der über ihm weinte, ihn ermahnte und aufmunterte. Er übergab dem Sheriff eine lange Rede und nahm mit männlicher edler Weise seine vor Gericht gethane Erklärung zurück, nämlich, daß er wünschte, Alle, die sich in dieselbe Sache eingelassen, möge ein gleiches Schicksal treffen. Dann mit großer Gelassenheit band er seinen Haarbeutel los, zog Rock und Weste aus, setzte eine weiße Mütze auf und versuchte mehrere Male, das Haupt auf den Block zu legen. Der Scharfrichter, weiß gekleidet, mit einer weißen Schürze, hielt, aus mitleidiger Schonung, das Beil verborgen. Endlich kniete der Graf nieder; sein Widerwille, vom Leben zu scheiden, war sichtbar. Nach fünf Minuten ließ er das Schnupftuch fallen; dies war das Zeichen. Sein Haupt wurde mit Einem Streich vom Rumpf getrennt und blieb bloß an ein wenig Haut hängen. Vier von des Scharfrichters Gehülfen fingen es knieend in ein scharlachrothes Tuch auf, hüllten es ein und legten es mit dem Leib in den Sarg; denn es war Befehl gegeben, die Köpfe nicht zur Schau emporzuhalten, wie dies sonst bei solchen Gelegenheiten geschieht. Das Schaffot wurde sogleich wieder mit Sägespänen bestreut, der Block aufs neue bedeckt, der Henker kleidete sich um, und man brachte ein anderes Beil. Jetzt kam der alte Balmerino, der mit dem Wesen eines Generals einherschritt. Sobald er das Schaffot bestiegen hatte, las er die Inschrift auf seinem Sarge, was er nachher noch einmal that; dann blickte er auf die Zuschauer umher, die in unzähliger Menge da waren und selbst die Spitzen der Mastbäume auf dem Flusse besetzt hatten. Er zog seine Brille heraus und las eine aufrührerische Rede ab, die er dann dem Sheriff übergab; dabei sagte er: der junge Prätendent sey ein Prinz von so hinreißender Liebenswürdigkeit, daß kein Mensch mit Fleisch und Blut der Versuchung widerstehen könne, ihm zu folgen, und indem er den Kopf versuchsweise auf den Block legte, sagte er: „„Hätte ich tausend Leben, ich wollte sie alle für die nämliche Sache hier niederlegen.““ Er sagte noch, daß, wenn er nicht Tages zuvor das Abendmahl genommen hätte, so würde er Williamson, den Kommandanten des Towers, zu Boden geschlagen haben, für die schlechte Behandlung, die er von ihm erfahren. Er nahm das Beil, befühlte es und fragte den Scharfrichter, wie viel Streiche er dem Lord Kilmarnock versetzt habe; zugleich schenkte er ihm drei Guineen. Als zwei Geistliche, die ihn begleitet hatten, hinaufsteigen wollten, sagte er: „„Nicht doch, meine Herren; ich glaube, Sie haben mir schon alle Dienste geleistet, die Sie vermögen.““ Dann ging er bis an's Ende des Schaffots und rief laut dem Aufwärter, um ihm seine Perucke zu übergeben, an deren Stelle er eine Nachtmütze aufsetzte; hierauf zog er Rock und Weste aus und legte sich nieder; doch, als man ihm sagte, er läge auf der unrechten Seite, wälzte er sich herum und gab gleich darauf das Zeichen, indem er den Arm in die Höhe hob, als wenn er das Signal zum Angriff gäbe. Er erhielt drei Streiche; doch benahm ihm der erste gewiß alle Empfindung. Er war im Ganzen keine Viertelstunde auf dem Schaffot. Lord Kilmarnock hatte eine halbe Stunde darauf zugebracht. Balmerino starb sicherlich mit der Unerschrockenheit eines Helden, aber auch mit der Unempfindlichkeit eines solchen. Als er von seinem Gefängniß zum Richtplatz ging und alle Fenster und Häusergiebel mit Zuschauern angefüllt sah, rief er: „„Sehet, sehet, wie sie da aufgeschichtet sind, gleich Haufen fauler Pomeranzen!““ — Lady Townshend, die sich während des Verhörs in Lord Kilmarnock verliebt hat, will nirgends zu Mittag speisen, aus Furcht, man möchte eine Rebellen-Pastete auftragen; „„denn sie sind Alle so blutdürstig““, sagt sie, „„daß sie Rebellenfleisch fressen.““

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Conrad Blessington. — Eine Erzählung. Von einer Dame. Pr. 7 Sh.
- The history of Europe etc. (Geschichte von Europa während des Mittelalters.) In zwei Bänden. Erster Band. [In Lardner's Kabinets-Encyklopädie Vol. XLV.] Pr. 6 Sh.
- Travels etc. (Reisen in den Vereinigten Staaten von Europa und Kanada.) Von J. Finch. Pr. 12 Sh.
- Traditionary stories etc. (Ueberlieferte Erzählungen von alten Familien und legendenmäßige Erklärung der Familien-Geschichte.) Von A. Picken. 2 Bde. Pr. 21 Sh.
- The Coming of the Messiah. (Die Ankunft des Messias in Glorie und Majestät.) Von Juan Josafat ben Esra. Pr. 9 Sh.

Frankreich.

Uebersicht der Fortschritte der Statistik.

(Fortsetzung und Schluß.)

Topographie. Die topographischen Beschreibungen gehören in's Gebiet der Geographie. Diese Wissenschaft hat, mehr als jede andere, einen rein statistischen Theil. Sie ist seit mehreren Jahren, theils durch die Leistungen des berühmten Deutschen Geographen Ritter, theils durch die Werke mehrerer Reisenden, deren Anführung nicht hierher gehört, bedeutend vorgeschritten.

Herr A. Balbi hat dem Französischen Publikum einen großen Dienst erwiesen, indem er alle zeitherige Entdeckungen in seinem Abrégé de Géographie (Paris, 1833) vereinigte, einem Werke, das wir in denjenigen Theilen, die wir beurtheilen können, sehr genau befunden haben. Die Ausdehnung, die physische Eintheilung der Länder und die Bevölkerung hat der Verf., unseres Ermessens, sorgfältig angezeigt.

Das Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris wird monatlich fortgesetzt. Es enthält manchen bedeutenden Artikel über physische Geographie. Wir gedenken hier z. B. des Auszugs einer Notiz der Herren Peytier, Puillon-Boblaye und Servier, Offiziere des Ingenieur-Corps, über die geodätischen Arbeiten, die sie in Morea ausgeführt. Sie haben die Lage sehr vieler Punkte in Griechenland in Rücksicht der geographischen Länge, Breite und Höhe über dem Meeresspiegel bestimmt.

Bevölkerung. Man kann die Bevölkerung unter einem äußerlichen bloß physischen Gesichtspunkt oder von einem intellektuellen Standpunkt betrachten.

Zu der ersteren Art von Betrachtung gehören die verschiedenen Untersuchungen, die man über die Zahl der Einwohner eines Landes, ihre Vertheilung in jedem Distrikte, ihre physiologischen Merkmale, ihren Wuchs, ihre Körperkraft, ihre Abstammung, über die Race, der sie angehören, ihre materiellen Beschäftigungen, ihre Consumtion, ihre Succession (d. h. ihre Verheirathungen, Todesfälle und Geburten, das mittlere Lebensalter jeder Klasse, in jeder Lokalität und Epoche), endlich auch über ihren Sanitäts-Zustand anstellt, der sich an alles Vorhergehende anknüpft.

In intellektueller Beziehung kann man eine statistische Beschreibung aller Institutionen machen, der politischen, bürgerlichen, gerichtlichen, religiösen, philanthropischen u. s. w.

Man fängt damit an, daß man sich ernstlich mit allem dem beschäftigt, was den Fortgang der Bevölkerung betrifft, seitdem theoretische Schriftsteller gewisse wichtige Folgerungen daraus gezogen haben. Wir verweisen hier auf die bereits (in der Bibliothèque universelle) erschienenen und noch künftig erscheinenden Abhandlungen des gelehrten Statistikers Herrn d'Ivernois.

Andere Gelehrte von anerkanntem Verdienst publiziren in Paris eine Zeitschrift, die oft merkwürdige statistische Data enthält. Wir meinen die Annales d'hygiène publique et de médicine légale, redigirt von den Herren Villermé, Bénoiston-de-Châteauneuf, Parent-Duchatelet, u. s. w. So erfahren wir aus diesen Annalen (1te Bd. S. 233), daß, nach einem durch die Königl. Akademie der Heilkunde an die Regierung gemachten Bericht, im Jahre 1830 von 398,516 Gebornen 253,972 eingeimpft worden sind. In demselben Jahre gab es 9764 Pockenkranke, von denen 1310 starben und 831 entstellt oder gebrechlich wurden. Die Kosten der Impfung betrugen 24,217 Franken, also weniger als 10 Centimes für jedes vaccinirte Individuum.

Die Invasion der Cholera Morbus in Frankreich hat schon mehrere Arbeiten veranlaßt, in denen es nicht an Berechnungen fehlt. Da jedoch alle diese Werke ohne Zweifel durch das große von der Regierung anbefohlene statistische Werk über die Cholera in Paris ergänzt oder auch wohl verdunkelt werden mögen, so behalten wir uns vor, ein anderes Mal hievon zu sprechen.

Ueberhaupt strebt jetzt die Heilkunde mehr als jemals dahin, sich auf statistische Data zu stützen. Einige Narren oder Marktschreier ausgenommen, welche an untrügliche Heilmittel glauben oder den Glauben daran verbreiten wollen, weiß Jedermann sehr wohl, daß keine ärztliche Behandlung das Gelingen vollkommen verbürgt. Um aber eine Kur-Methode zu würdigen, dazu sind Berechnungen nothwendig. Jede ärztliche Meinung muß sich demnach auf ein arithmetisches Verhältniß der durch jede Behandlung und unter allen Umständen geheilten Kranken basiren. Man versichert, daß die jungen Aerzte der Pariser Schule den systematischen Geist verwerfen, der einige ihrer Vorgänger in Mißkredit brachte, und als Beweis ihrer Tendenz zitirt man das Faktum der neuen Einrichtung einer „Medizinischen Beobachtungs-Gesellschaft" (Société médicale d'observation), die mehrere unter ihnen gestiftet und bei der die statistischen Untersuchungen an der Tagesordnung sind.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen selbst können nicht mehr ohne Beihülfe gewisser statistischer Details, die der Geist der Genauigkeit unsres Jahrhunderts erheischt, beschrieben werden.

Herr Cousin, von der Französischen Regierung dazu beauftragt, die öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Deutschland zu untersuchen, hat über diesen Gegenstand ein Werk voll Statistik herausgegeben.*) Er bemerkt bei jedem Staate mit Sorgfalt die Anzahl der Schulen, Gymnasien und Universitäten, die Zahl der Schüler und Studenten, die der Lehrer und Professoren, der Gegenstände des Unterrichts, die Summe des Kosten-Aufwands, die Pläne der Gebäude u. s. w. Es ist dies eine sehr schöne Statistik der Unterrichtsmittel in Deutschland. Dessenungeachtet bleibt noch ein anderes Problem zu lösen, ob nämlich der Unterricht selbst bei den Bewohnern eines Staates zu den Mitteln des Unterrichts in regelmäßigem Verhältniß stehe. Wir sagen ein Problem, denn England z. B. hat keine polytechnische Schule, keine Handelsschule, ja nicht einmal Kunst- und Gewerbschulen, und doch kann man nicht sagen, daß es diesem Staate an guten Landstraßen, an wohlgebauten Kanälen und Brücken, an geschickten Handelsleuten, Manufakturisten und Professionisten fehlt. Die Engländer haben auch keine Rechtsschulen, und doch ist ihre Rechtspflege, trotz der Complication ihrer Gesetze, wohl der eines andern Staates werth. Man muß also ein statistisches Verfahren entdecken, um zu ermessen, was man weiß, und nicht, was man lernen kann, oder man muß sich hüten, aus der Zahl der Schulen, der Bücher, der akademischen Kurse, der Universitäten, die in der That nur Mittel zum Unterricht sind, auf den Unterricht selbst zu schließen. Uebrigens tadeln wir hier bloß einige Schlüsse, die man mitunter aus der Statistik der Unterrichtsmittel zieht, und nicht diese Statistik an sich.

Die Philanthropie ist ein Zweig der politischen Oekonomie, in welchem die Statistik mit gleichen Schritt mit der Theorie halten muß. Es trifft sich leider nur zu häufig, daß man Böses thut, indem man Gutes zu thun glaubt. Um über diese Fragen ins Klare zu kommen, muß man sich durch Vernunftschlüsse über individuelle Fälle erheben und ein Ganzes von Thatsachen ins Auge fassen, so wie es die Statistik zu geben vermag. Besonders in denen Ländern, wo die Armen-Taxe besteht, wie in England, und da, wo etwas Analoges sich vorfindet, wie in Holland, Belgien und der Schweiz, geben diese Fragen zu großen Debatten Anlaß. Da wir diese nicht im Ganzen verfolgen können, so beschränken wir uns darauf, dasjenige anzuführen, was in der Schweiz vorgeht.

Die Schweizerische Gesellschaft zu Beförderung des Gemeinwohls, deren Verzweigungen über mehrere Kantone sich erstrecken, beschäftigt sich jetzt mit der Frage, wie der Armuth abzuhelfen sey? Man hat über die Auswanderung gestritten. Anfangs wurde die Frage aufgeworfen, ob die Schweiz wirklich übervölkert sey? Endlich ist man auf etwas gekommen, womit man am besten den Anfang gemacht hätte. Man wollte Thatsachen haben über die Zahl der Armen, über die Beisteuern, die durch die Gemeinden oder auf anderem Wege geschehen, über die Taxe der Besoldungen u. s. w., also etwas Statistisches. Die Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen im Kanton Waadt hat rühmliche Arbeiten über diesen Gegenstand zu Tage gefördert. Besondere Erwähnung verdient ein Memoire des Herren Alexis Forel über eine einzige Gemeinde dieses Kantons, die von Saint-Prex.**) Wären nur einige Gemeinden in jedem Kanton rücksichtlich des Armenwesens, seiner Ursachen und Wirkungen so sorgfältig beschrieben, man wüßte über diese schwierigen Punkte weit mehr, als bloßer Wortstreit lehren kann.

Der Verf. hat die alten Register der Gemeinde sich vorlegen lassen. Die Zahl der aus dem öffentlichen Schatze unterstützten Armen ist sich seit 40 oder 50 Jahren ziemlich gleich geblieben; allein man giebt einem Jeden beinahe das Doppelte! Dies kommt daher, weil die Gemeinde reicher ist, und besonders, weil die Mildthätigkeit mit dem Wohlstand zugenommen hat. In der That, die Abhandlung des Herrn Forel führt zu dem wichtigen Ergebniß, daß die Gränze dessen, was man als Dürftigkeit betrachtet, in jeder Lokalität und Epoche nach Maßgabe des Wohlstandes der Allgemeinheit sich verändert. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er Alles mit sich selbst vergleicht. Wir betrachten, im Allgemeinen, denjenigen als arm, der nur den vierten, den zehnten u. s. w. Theil unsers Einkommens besitzt, wie wir denjenigen reich nennen, bei dem das Doppelte oder Dreifache eingeht. Dies gilt eben so gut vom Bauern, wie vom Kapitalisten, vom Handwerker, wie von einem Spekulanten, der über Millionen verfügt. Es ist also natürlich, daß in reichen Ländern, wie in England und einigen Theilen der Schweiz, die Zahl der Armen und besonders der Almosen die Tendenz gehabt, mit dem Wohlstand der Bewohner zuzunehmen; denn die Gränze der Dürftigkeit ward durch die öffentliche Meinung weiter gerückt, sobald man reichlicher unterstützen konnte.

Um wieder auf die Gemeinde von St. Prex zu kommen, so begnügt sich Herr Forel nicht mit der bloßen Behauptung, daß die Einwohner reicher geworden seyen. Er beweist es, indem er zeigt, daß seit einer oder zwei Generationen der Preis der Ländereien sich erhöht hat, daß die Zahl des Viehes gewachsen und der mittlere Preis der Lebensmittel, die auf dem benachbarten Markte abgesetzt werden, nicht merklich gefallen ist, während viele Erzeugnisse ausländischer Manufakturen wohlfeiler geworden sind. Mit einem Worte, und hierauf kommt es eigentlich an, die Bevölkerung hat nicht in dem Grade zugenommen wie die Mittel zur Existenz, oder die Einkünfte haben sich schneller vermehrt, als diejenigen, die sie beziehen, und so befindet sich jede Familie, was ihren Antheil betrifft, in etwas größerem Wohlstand. Eine merkwürdige Thatsache, welche beweist, wie sehr die beinahe erzwungene Mildthätigkeit der Schweizer Gemeinden die Energie der Unterstützten vermindert, ist die, daß beinahe seit einem Jahrhundert die nämlichen Familien aus dem Armen-Fonds von Saint-Prex unterstützt werden.

Was die Statistik der Kriminalität betrifft, so verdient das offizielle Werk der Comptes généraux de la justice criminelle en France vor allen anderen rühmender Erwähnung; denn es hat an Reichthum der Data, an Genauigkeit und guter Classification bis jetzt nicht seines Gleichen. Analoge Tabellen sind im alten Königreich der Niederlande, in Preußen, noch jüngst im Großherzogthum Baden, im Kanton Waadt und seit 17 Jahren in Genf erschienen. In Hinsicht anderer Staaten haben wir nur unvollständige Dokumente gesehen.

Die Französische Regierung hat 1831 eine statistische Uebersicht der Civil-Prozesse in den verschiedenen Instanzen der Königl. Gerichtshöfe publizirt. Die Zahl der Prozesse stand nicht im Verhältniß zur Bevölkerung, aber vermuthlich weit mehr zu den früheren Gesetzgebungen, ihrer Natur und Entfernung von dem Civil-Kodex gemäß, zur Eintheilung des Eigenthums und zu den Beschäftigungen der Einwohner. Es ist zu bedauern, daß man keine Statistik der Prozesse nach ihren Motiven, ihrem Ursprung, ihrer Dauer, ihren Resultaten, nach den Unkosten, die sie nothwendig machen, und andern wichtigen Betrachtungen herausgiebt. Vielleicht ist die Schwierigkeit dieser Eintheilung daran Schuld, daß ein solches Werk nicht zu Stande kommt.

Landwirthschaft, Industrie und Handel. Die meisten Regierungen publiziren mehr oder weniger vollständige statistische Dokumente über diese verschiedenen Gegenstände. Das Handels-Wörterbuch (Dictionary of commerce), welches neulich durch den berühmten Oekonomisten Mac Culloch herausgegeben worden, ist ein sehr guter Inbegriff der kommerziellen und industriellen Statistik, vorzüglich des Brittischen Reiches. In Frankreich hat man für 1831 ein Tableau général du commerce avec les colonies et les puissances étrangères gesammelt, das viele Einzelnheiten enthält und besser eingetheilt ist, als die früheren Tabellen. Die Französische Regierung hat vor kurzem allgemeine Conseils für Handel, Ackerbau und Industrie organisirt, die für Sammlung neuer statistischer Dokumente über den Handel im Innern und über die Erzeugnisse der Industrie und Landwirthschaft in Frankreich sorgen sollen. Leider aber bewaffnet die unselige Einrichtung der Zölle und Tarife die Kaufleute, Fabrikanten und Oekonomen gegen einander, deren Interessen auf sehr beweglicher Grundlage, auf willkürlicher Protection ruhen. Die nebenbuhlerischen Interessen sind in den drei Conseils personifizirt, und es könnten wohl Ursachen zu Irrungen in der Leitung der statistischen Arbeiten daraus resultiren.

Unser Zweck bei dieser Arbeit ist nur der gewesen, zu zeigen, daß die Statistik gewöhnlich eine bloße Methode sey, die auf Alles Anwendung findet, und die kein Mensch umfassend behandeln weder kann noch soll. Allerdings kann ein Mathematiker theoretisch über Statistik schreiben; aber am häufigsten ist es eine Verwaltungs-Behörde, die viele durch ihre Beamten erhaltene Dokumente in einem einzigen Werke zusammenstellt; oder es ist ein Schriftsteller, der zu irgend einem besonderen Zwecke statistische Tafeln herausgiebt. Wir haben gezeigt, wie diese Methode täglich mehr angewendet wird. Es wäre uns lieb, wenn wir auch ihren Nutzen dargethan hätten.

(Bibl. Un.)

*) Rapport sur l'état de l'instruction publique etc. Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Deutschen Ländern, vorzüglich in Preußen. Paris 1832. Zweite Ausgabe 1833. 1 Bd. 8.

**) Journal de la Société Vaudoise d'utilité publique, faisant suite à la „Feuille du Canton de Vaud"; publié par Chavannes. Lausanne. Dezember 1832.

Bibliographie.

Albert Jacquenard. (Albert Jacquenard, oder zwei Jahre der Revolution.) Von Raban. 3 Bde. Pr. 9 Fr.

La Baronne et le Bandit. (Die Baronin und der Bandit.) Von Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Le Chasseur de spectres. (Der Gespensterjäger und seine Familie.) Von Banim, aus dem Englischen übersetzt von Aug. Pichard. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Isabelle. (Isabelle.) Ein Briefwechsel. Herausgegeben von de Sénancour. 1 Band. Pr. 7 Fr. 50 Cent.

Jeanne de Naples. (Johanna von Neapel.) Von E. M. Masse. 1 Band. Pr. 7 Fr. 50 Cent.

Rachel. (Rahel.) Von Eugenie Foa. Pr. 7 Fr. 50 Cent.

Struensée. (Struensee, oder die Königin und der Günstling. Dänische Geschichte vom Jahre 1769.) Von N. Fournier und Auguste Arnould. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Oeuvres et pièces patriotiques en vers. (Patriotische Gedichte.) Pr. 5 Fr.

O s t i n d i e n.

Die Juden von Cochin.

In den „Reisen des Rabbi David von Beth Hillel", eines reisenden Juden, die in Madras herausgekommen sind, findet man folgende Notiz über die weißen und schwarzen Juden von Cochin (Kotschin).

„Als ich mich in Cochin aufhielt, befanden sich gegen zweihundert Familien weißer Juden daselbst. Sie haben eine sehr schöne mit Chinesischem Porzellan gepflasterte Synagoge. Die Holländer haben der Synagoge eine herrliche Glocke verehrt, für die ein besonderer Thurm erbaut ist. Es gehört viel Gartenland zu derselben. An Festtagen werden viele goldene und silberne Zierathen zur Schau gestellt, von denen man einige auf die geschriebene Thora legt, wenn sie aus der heiligen Arche auf das Pult gebracht wird, wo man das Gesetz vorliest und erklärt. Als die Holländer noch in Cochin zu gebieten hatten, waren die weißen Juden große und reiche Kaufleute; aber nach dieser Zeit sind sie herabgekommen und jetzt sogar in einem elenden Zustand, indem sie hauptsächlich von dem Verkauf des Geräthes leben, das sie in glücklicheren Tagen angeschafft, und, was ich mit Schmerz sagen muß, von der Prostitution ihrer Weiber. Sie sind zu stolz, um für ihren Unterhalt zu arbeiten, und verbringen ihre Zeit fast nur mit gegenseitigen Besuchen. Selbst das Lesen der heiligen Schrift ist bei ihnen nicht im Gebrauche. Doch haben einige Familien noch ihren Grundbesitz, der 2 — 10.000 Rupien werth ist. Ihre Heirathen sind, gleich denen der Hindus, mit großem Aufwand verbunden, so daß viele junge Leute davon abgeschreckt werden. Eines der Privilegien, die ihr alter Freiheitsbrief ihnen bewilligt, ist das Tragen einer goldenen Kette von Seiten des Bräutigams und das Abfeuern von Flinten während der vierzehn Tage des Hochzeitsfestes. Dieser Freiheitsbrief ist in der Malayalim-Sprache abgefaßt und in Kupfer gestochen. Er verstattet ihnen auch, Proselyten zu machen, und ist von fünf gleichzeitigen Fürsten unterzeichnet. Ein anderes Privilegium besteht darin, daß sie für ihre väterlichen Ländereien nur die Hälfte der gewöhnlichen Auflage zu entrichten haben. Ich kenne nicht das Datum dieses kupfernen Briefes; allein ich habe Grund, zu glauben, daß die weißen Juden kurz vor den Portugiesen daselbst ankamen; denn ich habe in Europa Personen gekannt, die eben solche Familien-Namen führten, z. B. Rotenburg, Sephardi (Spanier), Aschkenasi (Deutscher) u. s. w. Ihre Manuskripte sind nicht älter als zwei oder drei Jahrhunderte.

Die schwarzen Juden in Cochin und den umliegenden Dörfern bestehen aus ungefähr 1500 Familien. Sie haben sechs Synagogen. Sie sind brave Leute, und die meisten treiben mechanische Beschäftigungen. Viele sind wohlhabend, und kaum ein Armer befindet sich unter ihnen. Jesuni, ein Schiffbauer, gilt für sehr reich und ist in jedem Betracht ein ehrenwerther Mann. Die schwarzen Juden sind in Hinsicht ihres moralischen Charakters viel achtbarer als die weißen Juden. Im Allgemeinen verstehen sie die Hebräischen Schriften gut, übersetzen sie fertig in das Malayalimische und handeln, so weit es die Umstände zulassen, nach dem Gesetz. Sie haben keinen einzigen Priester oder Leviten. Die weißen Juden sagen von ihnen, sie seyen Abkömmlinge vieler Sklaven, die von einem reichen weißen Juden vor einigen Jahrhunderten gekauft, in Freiheit gesetzt und zum Judenthum bekehrt worden seyen. Derselbe soll alle ihre alten Synagogen gebaut haben. Die schwarzen Juden selbst aber leiten ihr Geschlecht von den Israeliten der ersten Gefangenschaft ab, welche nach Indien gebracht wurden, und mit denen Israeliten, die den zweiten Tempel bauten, nicht zurückkehrten. Diese Erzählung scheint mir glaubwürdig; denn obwohl sie schwarze Juden heißen und etwas schwärzer sind, als die weißen, so haben sie doch nicht die Farbe der Hindus oder solcher Personen, die von Indischen Sklaven abstammen. (Asiat. Journ. Supplement.)

M a n n i g f a l t i g e s.

Journal-Verkauf. Die neueste Europe littéraire zeigt an, daß Streitigkeiten, die unter den Actionairen dieses Journals ausgebrochen sind, die Auflösung der Actien-Gesellschaft herbeigeführt haben. Herr Victor Bohain wird über die administrative und Herr Alphonse Royer über die literarische Leitung des Journals Bericht erstatten, welches demnächst dem Meistbietenden verkauft werden wird.

— Ein musikalischer Telegraph. Ein Französischer Musiker, F. Sudre, hat sich mehrere Jahre hindurch mit der Erfindung einer musikalischen Sprache beschäftigt, durch die es möglich werden sollte, Gedanken jeder Art durch Musikzeichen auszudrücken und verständlich zu machen. Schon vor längerer Zeit war es ihm gelungen, zu diesem Zweck ein musikalisches Alphabet zusammenzusetzen, das sich durch Einfachheit und Genauigkeit empfahl; aber es stellten sich immer noch unzählige Schwierigkeiten der vollen Verwirklichung dieser seiner Lieblings-Idee entgegen, bis er endlich neuerdings mit glücklichem Scharfsinn seine in der That bewundernswürdige Erfindung vollendet hat. Sein System fand nicht nur einen sehr lebhaften Beifall bei der Pariser Akademie der schönen Künste, der es vorgelegt wurde, sondern die Proben, die man damit vielfach angestellt hat, versprechen auch eine eben so erfolgreiche als neue Anwendung davon auf das praktische Leben. Man hat besonders gefunden, daß dies neue Mittel, Begriffe mitzutheilen und sie in entfernten Zwischenräumen, selbst bei Nacht, erkennen geben zu können, vornehmlich zu einem nächtlichen Telegraph mit Glück angewandt werden dürfte und dem Militair im Felde unter solchen Umständen, wo die Mittheilung der nöthigen Ordre auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich gemacht ist, von außerordentlichem Nutzen wäre; dies um so mehr, da das zur Aeußerung dieser musikalischen Sprache vorzugsweise angewandte Instrument die Klarinette ist, die bei jedem Militair-Musik-Corps ohnehin im Gebrauch ist. Außerdem soll die Erlernung für jeden schon musikalisch Gebildeten so leicht seyn, daß man in acht bis zehn Stunden die Sprache des Herrn Sudre sprechen, schreiben und verstehen lernen kann. Auch lassen sich, durch das Mittel der musikalischen Umsetzung, mannigfache Veränderungen im Gebrauch dieser Sprache anbringen, ähnlich denen, deren man sich bei diplomatischen Korrespondenzen durch Chiffern und andere Zeichen zu bedienen pflegt, so daß dieser musikalische Telegraph, zur Vermehrung seines praktischen Nutzens in der Anwendung, sich zugleich einer Geheimsprache zu bedienen vermag. — Interessant sind die Versuche, welche auf Veranlassung des General Despres, welcher vom Kriegs-Minister die Aufforderung erhalten hatte, die Anwendungsfähigkeit der musikalischen Sprache in der Kriegskunst zu prüfen, damit angestellt wurden. In Gegenwart einiger Generale und höheren Offiziere des Generalstabes übersetzte Herr Sudre mehrere Phrasen, die man ihm vorgeschrieben hatte, in Musik und theilte sie einem seiner Schüler, der in dem anstoßenden Zimmer eingeschlossen war, vermittelst des Violons mit. Man wünschte sich zu versichern, ob, wenn man ein anderes Instrument, das die Töne zum zweiten Mal aufnehme, dazwischenstelle, der Schüler auf gleiche Weise die Worte, die man ihm zu hören geben wolle, sich übersetzen könne. Man schaffte daher einen Baß herbei, und der, welcher ihn spielte, wurde in ein Zimmer gestellt, welches das, in dem sich der Meister befand, von dem des Schülers trennte. Herr Sudre ließ alsbald das, was man ihm mündlich vorgesagt hatte, auf seinem Violon in Musik ertönen, und man konnte sich durch den Erfolg dieses Versuchs bestimmt überzeugen, daß es leicht seyn würde, durch in gewissen Zwischenräumen von einander aufgestellte Posten Befehle und Ordres auf sechs, acht bis zehn Meilen weit kundzugeben, ohne daß die Zwischenträger von dem Geheimniß der Sache etwas erführen. — Der Erfinder beschäftigt sich gegenwärtig damit, ein dictionnaire polyglotte mit Rücksicht auf die musikalische Sprache herauszugeben, das die Französische, Italiänische, Spanische, Englische, Deutsche und Russische Sprache umfassen soll.

— London's rasch zunehmende Größe. „Ich besuchte England im Jahre 1829 zum zweiten Male. Seit meinem ersten Besuch waren nur vier Jahre verflossen, und dennoch staunte ich über Londons Vergrößerung. Der Regents Park, welcher, als ich das Westende der Stadt zuerst sah, nichts als Plätze und Felder zeigte, war jetzt eine Stadt mit langen Reihen hoher und prachtvoller Gebäude. Es läßt sich annehmen, daß eine Bevölkerung von nicht weniger als funfzig- oder sechzigtausend Seelen diesen Raum einnahm. In der Nachbarschaft von St. Pancras-Church und der London-University schien eine Stadt von ziemlich gleicher Größe dem Boden entwachsen. In gleiches Staunen versetzte mich Belgrave-Square, das an einer entgegengesetzten Seite liegt. Der Weg von der Westminster-Brücke bis Greenwich war mehrere Meilen lang mit dichten Reihen neuer Häuser besetzt. Finchley-Common, im Jahre 1819 noch öde, füllte sich mit niedlichen Bauerhütten, ja mit wahren Dörfern. Wohin ich nur den Fuß setzte, that sich Aehnliches kund. Ich sage nichts von Carlton-Terrace — denn Carlton-House war nicht mehr — noch von der zwei Meilen langen Straße, die hier anfängt, und bis nach dem Park-Crescent sich erstreckt. Um für diese neue Straße, die unter allen denen, welche ich in Europa gesehen, ihres Gleichen nicht hat, hinlänglichen Raum zu gewinnen, sind ältere Straßen niedergerissen worden. Hätte ich nicht Alles mit eigenen Augen gesehen, ich würde es schwerlich geglaubt haben. Gibbon bemerkt in seiner History of the decline and fall etc., daß die Beschreibung, die im Zeitalter des Theodosius von den vielen Prachtgebäuden der Römer entworfen wurde, die Hyperbel eines ihrer Dichter fast entschuldigen könnte, wenn er sagte: „Rom habe eine Menge von Palästen enthalten, und jeder Palast sey einer Stadt gleich gewesen. Geht Britanniens Hauptstadt vielleicht einem ähnlichen Schicksal entgegen?"

(Rush's Residence at the Court of London.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Mittwoch den 21. August 1833.

Frankreich.

Geschichte der Französischen Musik seit der Revolution von 1789. — Das Konservatorium und die Oper.

(Von Fetis.)

Die Revolution von 1789, die so Vieles in Frankreich veränderte, konnte auch auf die Künste, namentlich auf die Musik, nicht ohne Einfluß bleiben. Die Begeisterung, womit sie alle Gemüther durchglühte, versetzte Künstler und Publikum in einen Zustand, worin sie am besten gestimmt waren, eine kräftige und den Leidenschaften der Zeit entsprechende Musik zu komponiren und zu verstehen. Dieser Stimmung ist die plötzliche Veränderung zuzuschreiben, die um das Jahr 1792 in dem Stil der Französischen Schule vorging, und der Beifall, welchen Mehul's und Cherubini's neue Manier fand.

Mehul, der nur mittelmäßige Studien in der Musik gemacht hatte, dem aber von der Natur ein Sinn für geschmackvolle und reine Harmonie verliehen war, der, als ein enthusiastischer Verehrer von Gluck, von früh an zum ausdrucksvollen Stil hinneigte, Mehul sah ein, daß die Vereinigung gewisser Italiänischer Formen mit den besonderen Eigenthümlichkeiten der Französischen Musik die Wirkung der letzteren verdoppeln würde, und daß unsere Oper sich mit Ensembles, regelrechten Arien und glänzender Instrumentirung, womit Mozart in der Hochzeit des Figaro und im Don Juan ein Muster geliefert hatte, zu ihrem Vortheil bereichern könne. Das Resultat seines Nachdenkens war das lyrische Drama Euphrosyne oder der gebesserte Tyrann, wovon die Partitur im Jahre 1790 erschien. Dieses Werk machte Epoche, denn es zeichnete den Französischen Musikern eine neue Bahn vor; man hörte zum ersten Mal in der komischen Oper geräumig und symmetrisch gearbeitete Musikstücke, eine reiche Instrumentirung und ein System harmonischer Folgen, als deren Erfinder man Mehul betrachten konnte; man fand darin die ausdrucksvollste Composition, die vielleicht jemals auf dem Theater gehört worden, das Duett: „Nur Eifersucht nehmt euch in Acht.“ In diesem Stück findet sich das erste Beispiel von jenen unvermutheten Modulationen, wodurch die Schluß-Kadenz verziert wird; ein Effektmittel, dessen sich nachher die berühmtesten Komponisten Deutschlands und Italiens bedienten.

In der Euphrosyne hatte Mehul sich ganz gegeben. Man mußte darin eine kräftige Natur erkennen, die mit Leichtigkeit das Dramatische in den Situationen auffaßt und es durch die in der Harmonie liegenden Mittel auszudrücken weiß; eine edle, aber wenig variirte, zuweilen auch wohl schleppende und reizlose Melodie, einen hohen, großer Gedanken fähigen Geist, aber ein mehr starkes als empfindsames Gemüth; ein Talent, herrliche Resultate zu erreichen, aber mehr auf dem Wege des Verstandes, als der Begeisterung. Man sieht, daß sein Kunsttalent von Mängeln nicht frei war; aber dies Talent hatte eine eigenthümliche, individuelle Physiognomie; genug, er war ein großer Künstler. Ueberdies konnte Mehul seine Naturgaben gerade in der günstigsten Zeit entfalten; denn seine kräftige Harmonie stimmt viel besser zu den Leidenschaften der Revolution, als einfache und liebliche Melodieen. Seine Vorzüge wie seine Fehler findet man wieder in Stratonice (1792), in Phrosine und Melidor (1794), in Ariodant (1799) und in Joseph (1807). Viele andere Werke, die noch aus seiner Feder flossen, sind von weit geringerem Werth, als jene Opern, und gehören zum Theil einer Gattung an, für die ihn die Natur nicht gebildet hatte.

Cherubini, dessen Name schon berühmt war, als er sich im Jahre 1788 in Paris niederließ, faßte das Bedeutende in der neuen Gattung, wovon Mehul in der Euphrosyne ein Muster aufgestellt hatte, sogleich auf; er zögerte keinen Augenblick, die Italiänische Manier zu verlassen, der er bis dahin gefolgt war, um die zu ergreifen, welche sich ihm darbot, und indem er von seinen gründlichen Kenntnissen und den anmuthigen Melodieen seines Vaterlandes unterstützt wurde, komponirte er im J. 1791 seine Oper Lodoiska. Eine Arie, ein Terzett und das Finale des zweiten Aktes dieser Oper weisen ihr unter den besten Erzeugnissen der Französischen Schule, der sie vermöge der Eigenthümlichkeiten ihres Stils angehört, einen ehrenvollen Platz an. Elisa oder der St. Bernhards-Berg (1794), Medea (1797), das Portugiesische Wirthshaus (1798) und der Wasserträger (1800) setzten Cherubinis Ruhm die Krone auf. Die beiden Tage, eine Oper, welche weder die übermäßigen Längen noch die Fehler der dramatischen Konvenienz hat, wodurch Elisa und Medea entstellt werden, machte erstaunliches Glück. Dieses schöne Werk zeichnet sich durch wahre Wärme, durch eine treffliche melodramatische Farbe und durch bewundernswürdige Kenntniß der Instrumental-Effekte aus. Das Finale des ersten Aktes, die Chöre und mehrere andere Stücke enthalten große Schönheiten; leider herrscht die Melodie nicht darin vor; aber dieser Mangel war jener Zeit eigen, man verlangte damals mehr nach heftigen Leidenschaften als nach sanften Empfindungen.

Ungeachtet der kritischen Ausstellungen, die sich an den dramatischen Compositionen Cherubini's machen lassen, würden diese Werke doch hinreichen, ihrem Verfasser einen Platz unter den berühmtesten Künstlern zu verschaffen; aber sie verschwinden gegen seine übrigen Ansprüche auf Ruhm. In der Kirchenmusik schwang sich das Talent dieses großen Komponisten in die höchsten Regionen. In seinen Werken dieser Gattung findet man schönen Gesang, dramatische Auffassung, ausnehmende Reinheit des Stils, gründliche Kenntniß, überraschende Effekte, kurz Alles vereint; es sind darin vermöge einer bis dahin unbekannten Kunst die Schönheiten der älteren und neueren Formen zum vollkommensten Ganzen verschmelzen.

Lesueur, der sich schon mehrere Jahre vor der Revolution durch seine Kirchenmusik den Namen eines ausgezeichneten Musikers erworben hatte, fing im Jahre 1793 an, für das Theater zu komponiren, und debutirte mit der Räuberhöhle, einem originellen Werk, worin er den angenommenen neuen dramatisch-musikalischen Ideen durch die besondere Eigenheit seiner Melodieen einen frischen Reiz verlieh. Es ist bekannt, daß die Musik des Herrn Lesueur keiner anderen gleicht, und daß sein Verdienst vorzüglich in der Eigenthümlichkeit seines Stils besteht. Die Wirkung der Chöre in der Räuberhöhle war außerordentlich; keine Musik kam der Mehulschen und Cherubinischen gleich; nichts Aehnliches wurde seitdem geleistet. Auf die Räuberhöhle folgten die Opern Paul und Virginie (1794) und Telemach (1796), Werke, die zwar verschiedenes Kolorit hatten, sich aber beide mehr oder weniger der damals gebräuchlichen kräftigen Harmonie näherten.

Um dieselbe Zeit begründete Berton, der in gewisser Hinsicht dieselbe energische Manier annahm, seinen Ruf durch die Opern Klosterzwang, Montano und Stephanie und der Wahnsinn. Boyeldieu gab einen Vorschmack seiner späteren glänzenden Leistungen in Zoraime und Zulnare; ja, selbst die Komponisten, deren Talent am wenigsten geeignet schien, dieser neuen Richtung zu folgen, fanden sich am Ende doch dazu genöthigt; Gretry lieferte Wilhelm Tell, Lisbeth und Elisa; Dalayrac komponirte Kamilla oder das Burgverließ, und Martini brachte Zimeo auf die Bühne. Eine Art von Fieber durchzuckte die ganze Nation und drängte alle Künste in ein System der Uebertreibung hinein, außerhalb welchem kein Erfolg mehr möglich war. Dieses System hatte außerdem den Vorzug der Neuheit; es bereicherte die Musik mit vordem unbekannten Effekten und hatte die Folge, daß die Fertigkeit der Instrumentalisten zunahm. Man ahnte damals nicht, daß es zu einer neuen Musik aus Italien den Grund legen würde. Aber nur aus der auf geistvolle Weise mit Italiänischen Kantilenen verbundenen Mischung dieses Systems bildete sich Rossini's Stil.

Nach Untersuchung dieser Ursachen und der vor etwa 40 Jahren von der Revolution auf die Musik ausgeübten Wirkungen, denen viele noch lebende Künstler unterworfen waren, die zum Lohn für ihre nützlichen Arbeiten eine ehrenvolle Stellung in ihrem Vaterlande erhielten, ist von einem Institut zu sprechen, das den mächtigsten Einfluß auf die Gestaltung der Französischen Musik äußerte und noch äußert, nämlich von der unter dem Namen Konservatorium bekannten Anstalt.

Fünfundvierzig Musiker, aus dem Schooß der Französischen Garden hervorgegangen, waren im Jahre 1789 durch die Bemühungen des Herrn Sarrette zusammengebracht worden, um den Kern zu der Musik der damals von Herrn v. Lafayette befehligten Pariser Nationalgarde zu bilden. Im Monat Mai 1790 nahm die Munizipalität dieses Musik-Corps in Sold, und es wurde bis auf 78 Mitglieder vergrößert, die gleichzeitig bei der Nationalgarde und bei den öffentlichen Festlichkeiten den Dienst thun sollten. Mehrere hochverdiente Künstler schlossen sich diesem Corps an; da aber im Januar 1792 die besoldete Nationalgarde aufgehoben wurde und die städtischen Behörden keine Fonds mehr zu diesem Zweck hatten, schickten sich jene Musiker an, Frankreich zu verlassen; nun wollte man aber die verdienstvollen Männer unter ihnen nicht gern fortlassen, auch dem

gänzlichen Ruin des Musik-Unterrichts vorbeugen, da die Musik-Schulen an den Kirchen eingegangen waren, und Herr Sarette erhielt daher im Monat Juli desselben Jahres die Erlaubniß, eine musikalische Freischule zu gründen.

Diese Schule sollte während des Krieges den vierzehn Armeen der Republik zahlreiche Musik-Corps bilden. Die Dienste, welche sie gleich von ihrer Stiftung an leistete, lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Anstalt, und sie bewilligte die nöthigen Gelder zur Besoldung von Professoren. Im Monat Brumaire des Jahres II. (November 1793) genehmigte der Konvent die Grundlagen zur Organisirung des Konservatoriums unter dem Titel eines *musikalischen National-Instituts*; aber der Schrecken, der damals Frankreich verheerte und seine Schlachtopfer im Schooß des Konvents selbst suchte, ließ keine Zeit, an das Gedeihen der Künste zu denken, und das besagte Dekret kam nicht in Ausführung. Auf Chenier's Antrag erließ der National-Konvent am 16. Thermidor des Jahres III. (1795) ein Gesetz, welches die sofortige Bildung eines *Konservatoriums für Musik* anbefahl. Dieses Gesetz bestimmte die Zahl der Schüler auf 600 und die der Lehrer auf 115. Ein anderes Gesetz von demselben Tage wies die Gebäude der Menus-Plaisirs zum Lokal für diese Schule an und verordnete die *unverzügliche* Einrichtung derselben; aber mit so großen Schwierigkeiten hat man bei Ausführung nützlicher Zwecke zu kämpfen, daß dies Lokal, trotz der wiederholten Befehle des Ministers des Innern, erst im Monat Brumaire des Jahres V. (1796) zur Verfügung des Direktors des Konservatoriums gestellt, die Unterrichts-Arbeiten aber erst im folgenden Monat begonnen wurden.

Durch die Einsicht und Thätigkeit des Herrn Sarette, durch den Eifer der Professoren und den Wettstreit der Schüler wurde die verlorene Zeit bald wieder eingebracht, und schon bei den Preisbewerbungen im Jahre VI. findet man unter den mit dem Preise gekrönten Schülern im Fache des Gesanges Demoiselle Chevalier (nachmals Madame Branchu), Pradher im Pianofortespiel und mehrere Instrumentalisten, die späterhin die Stütze unserer Orchester wurden. In wenig Jahren hatte die Anstalt einen solchen Ruf erlangt, daß ein Musiker nur *Schüler des Konservatoriums* zu heißen brauchte, um sogleich Vertrauen einzuflößen und als ein bedeutender Künstler zu gelten. Alle, die dieser berühmten Schule angehörten, brachten ihr den Ruhm ihrer Leistungen zum Tribut, und erfreuten sich dieses Ruhmes weniger um ihrer Person, als um der Anstalt willen. Die Konzerte derselben, unter dem bescheidenen Namen von *Uebungen* bekannt, waren in ganz Europa berühmt; niemals war die Symphonie mit so viel Feuer und Praecision ausgeführt worden; niemals hatte Frankreich einen so zahlreichen Verein ausgezeichneter Künstler besessen; niemals war der Geschmack für Musik unter denen, die dieser schönen Kunst nicht gänzlich fremd waren, so lebhaft gewesen. Ein Mann von so vollkommenem Organismus, daß man vielleicht nicht wieder seines Gleichen finden möchte, *Garat*, dieser wunderbare Sänger, dessen bloßer Name ein Panegyrikus ist, von dem Sacchini sagte, *er sey die Musik selbst*, Garat gab Frankreich, was es noch nie gehabt hatte, Sänger, die wirklich zu singen verstanden. Plantade und Richer unterstützten ihn als tüchtige Lehrer, und die Zahl ausgezeichneter Schüler wuchs mit jedem Jahre. Auf die Branchu folgten nach und nach Roland, Nourrit, Ponchard, Levasseur, die Damen Philis, Albert, Duret, Rigaut, Damoreau und viele Andere, die bis heute die Stützen unseres lyrischen Drama's sind. Mehrere Tausende von Instrumentalisten jeder Gattung, gebildet unter Rode, Baillot, Kreutzer, Romberg, Levasseur, Frederic Duvernoy, Wunderlich, Adam und Prodher, und unter diesen Instrumentalisten hervorragende Talente, wie der jüngere Kreutzer, die Gebrüder Habeneck, Mazas, Vogt, Tulou, Dauprat, Kalkbrenner, Zimmermann, Herz und Andere; eine in Frankreich zum ersten Mal auf richtige Prinzipien gegründete Schule für musikalische Composition; eine Sammlung von Elementar-Werken zum Unterricht in allen Theilen der Kunst, die Frucht des Nachdenkens, der Forschungen und Untersuchungen gelehrter Professoren, Werke, die nachher klassisch geworden und in alle Sprachen Europa's übersetzt worden sind: dies waren die Resultate der Stiftung des *Konservatoriums für Musik*, dieser Schule, die von ihren Feinden *eine Coterie* genannt wurde, und deren einzige Rache darin bestand, daß sie die Französische Musik auf gleiche Stufe mit der Deutschen und Italiänischen erhob.

Während diese Kunst unter uns auf dem Wege der Vervollkommnung fortschritt, machte sich eine auffallende Veränderung in der Stimmung der Gemüther bemerklich. Die revolutionnaire Heftigkeit hatte sanfteren, ja reineren Sitten Platz gemacht. Die Sinne der Republikaner fühlten allmälig wieder das Bedürfniß nach Luxus, den sie mehrere Jahre hatten entbehren müssen; eine rückarbeitende Bewegung begann, und man erstaunte, bis zu welcher Uebertreibung man sich hatte verleiten lassen. Ein gewisser Verein von Leuten, die man die *Societät des Direktoriums* nannte, hatte es über sich genommen, allen Dingen eine neue Richtung zu geben; man verspürte keinen Geschmack mehr an der Revolutionsmusik, weil die gewaltigen Leidenschaften nicht mehr da waren, denen sie ihren Ursprung verdankte. Unter solchen Verhältnissen trat ein junger Künstler auf, dessen Genius für die Bedürfnisse seiner Zeit gebildet schien, *Della Maria* war sein Name, sein erstes Debut *der Gefangene*, und dies Debut ein Triumph.

Della Maria's Gedanken waren keinesweges erhoben; aber liebliche und natürliche Melodieen, eine geschmackvolle, leichte und gefällige Instrumentirung und namentlich das geistvolle Spiel Elleviou's und der Saint-Aubin, zweier Lieblinge des Publikums, erwarben dem *Gefangenen* so außerordentlichen Beifall, daß diese Oper auf die dramatische Musik von Einfluß wurde. Zeugen dieses Erfolges, erkannten die Musiker, daß der Geschmack der Nation sich verändert habe, und daß die Zeit großer Compositionen vorüber sey. Die Formen wurden allmälig immer zierlicher; Solié, Gaveaux und Tarchi ließen sich ihre Lieder und Romanzen bezahlen; auf Mehul's und Cherubini's herrliche Werke folgten die *komische Oper*, *das Geheimniß*, *der Jokey*, *das zweite Kapitel*, *Dreißig und Vierzig*, *der kleine Matrose*, *der ungültige Vertrag*, *Adolph und Klara* u. s. w., eine Art von Vaudevilles, deren Verdienst mehr in dem fein angelegten Sujet als in einer werthvollen Musik bestand. Von der Nothwendigkeit, Glück zu machen, gedrängt, und durch das Beispiel mit fortgerissen, strengten sich die tüchtigsten Komponisten an, die Natur ihres Talents umzuwandeln. Cherubini schrieb *die Büßung* und *die Gefangene*, Berton *das Familien-Souper*, *das unvermuthete Ende*, *die tiefe Trauer* und *das unterbrochene Konzert*; Mehul den *Irato*, *Je toller je besser*, und den *Schatzgräber*; aber die Musik zu solchen Werken war weder ihrem Geschmack noch ihrem Charakter gemäß: waren sie früher Originale gewesen, so wurden sie jetzt Nachahmer, und die Nachahmung gelang ihnen nicht. Glücklicher organisirt für die Musik, die zu der Neigung des Tages stimmte, war Boyeldieu; er wußte die gemeinen Formen zu vermeiden und doch Melodieen zu ersinnen, die in den Mund des Volkes kamen. In dieser Zeit entstand sein *Chalif von Bagdad* und seine Oper: *Meine Tante Aurora*.

In Folge dieser veränderten Richtung, welche die dramatische Musik eingeschlagen hatte, versuchte es Elleviou, die Werke Gretry's und Monsigny's wieder in Aufnahme zu bringen. Der Erfolg übertraf seine Erwartungen. *Der Hausfreund*, *Richard Löwenherz*, *der König und der Pachter*, *der Deserteur* entzückten noch einmal das Ohr der Franzosen und nahmen die Liebhaber der komischen Oper noch mehr für sich ein, als bei ihrem ersten Erscheinen. Diese Rückkehr zu den alten Formen war der Todesstreich für die Opern, welche im Lauf der Revolution das Licht erblickt hatten. Die Theoretiker wurden wiederum Gesetzgeber für das lyrische Drama und unterdrückten von neuem das Genie der Komponisten. Ein berühmter Kritiker dieser Zeit, Geoffroy, führte in seinen Blättern einen täglichen Krieg gegen Mehul, Cherubini und alle Musiker, die ihr System angenommen hatten. Mozart selbst konnte, ungeachtet seiner köstlichen Melodieen, vor den verblendeten Augen dieses Aristarchs keine Gnade finden. Das Konservatorium, in seinen Häuptern beleidigt, nahm Partei gegen die Kritiker und gegen das Publikum, welches seinen Urtheilen Beifall klatschte. Jetzt wurde dieses Institut in der That der Mittelpunkt einer musikalischen Coterie. Junge eifrige Künstler, darüber erbittert, daß man ihre Lieblingsmusik anzugreifen wagte, verschwärzten wiederum diejenigen, die das Glück hatten, der Menge zu gefallen. Man kam dahin überein, daß das Publikum nichts von der Kunst verstände und nicht verdiene, daß man sich nach ihm richte, und daß die Komponisten keinen anderen Richter über ihr Verdienst anerkannten, als sich selbst. Es ging so weit, daß einer für einen traurigen Musiker gegolten hätte, wenn er es gewagt, zuweilen auch Melodieen anzubringen. Dies dauerte von 1802 bis zur Zeit der Restauration.

Einige geistvollere Künstler fühlten jedoch die Nothwendigkeit, eine gemischte Gattung zu schaffen, in der sich die Schönheiten der Harmonie mit einfachen und leichten Melodieen vereint fänden. *Nicolo Isouard*, der sich seit einigen Jahren in Frankreich niedergelassen hatte und mehr musikalische Bildung besaß, als man gewöhnlich glaubt, bewies, nachdem er ein paar mittelmäßige Werke geliefert, daß er auch Besseres leisten könne, und *Michel Angelo*, *das zugemauerte Fenster*, *Joconde*, besonders aber *Jeannot und Collin* erwarben ihm das Lob der Kunstrichter. *Catel*, schon bekannt durch einige Instrumental-Compositionen, durch eine *Abhandlung über die Harmonie*, deren Erscheinung Epoche machte, und durch seine Oper *Semiramis*, versuchte es, die Formen der komischen Oper zu veredeln, und es gelang ihm, in seinem *Wirthshaus von Bagnères* und in den *Künstlern durch Zufall* zu zeigen, daß ernster Stil mit anmuthigen Melodieen nicht unverträglich seyen. Aber obgleich die Finales des ersteren Werks und ein Trio des letzteren sehr ausgezeichnete Musikstücke waren, obgleich die große Oper *die Bajaderen* und das musikalische Drama *Wallace* von demselben Komponisten vieles Schöne enthielten, so erlangte Catel doch nicht den Ruf, den er verdiente. Man gab zu, daß seine Musik gefällig sey, aber man warf ihm Mangel an Kraft und Empfindung vor. Aergerlich über den geringen Erfolg seiner Arbeiten, beschloß er, dem Theater zu entsagen, wiewohl er noch lange nicht das Alter erreicht hatte, in dem die Künstler sich zur Ruhe zu setzen pflegen.

Ein Mann, der sich bisher durch nichts bekannt gemacht hatte, als durch vierzehn mittelmäßige in Italien komponirte Opern, und dadurch, daß drei oder vier seiner Werke auf den Pariser Theatern durchgefallen waren, wie meinen *Spontini*, erlangte plötzlich durch seine Opern *die Vestalin* und *Ferdinand Cortez* einen glänzenden Ruf. Ein interessantes und gut gearbeitetes Sujet, eine zwar fehlerhafte, gegen die Regeln der Prosodie und Instrumentirung oftmals verstoßende, aber sehr ausdrucksvolle Musik, erwarben dem ersten dieser Werke einen Beifall, der seit Gluck's Zeiten ohne Beispiel war. Ganz Frankreich wollte die *Vestalin* hören, und diese Oper blieb über zwanzig Jahre lang der Schatz der Königlichen musikalischen Akademie.

Von einer langen Reise aus Rußland zurückgekehrt, trat *Boyeldieu* auf dem Theater der komischen Oper mit seinem *Johann von Paris* zum erstenmale wieder auf. Nicolo besaß damals die Gunst des Publikums, und es entspann sich ein Kampf zwischen diesen beiden Künstlern. Nicolo zeichnete sich durch große Leichtigkeit

und Fruchtbarkeit aus; aber er verwand wenig Sorgfalt auf seine Werke und schien seinen Nebenbuhler lieber durch die Zahl, als durch den innern Werth derselben besiegen zu wollen; Boyeldieu hingegen, ein Mann von Geschmack und feinem Gefühl, glättete an den seinigen mit außerordentlichem Fleiß und wagte nichts, über dessen Erfolg er zweifelhaft war, oder das seinen Ruf hätte gefährden können. Um diese Zeit waren die beiden genannten Komponisten und Berton fast die alleinigen Besitzer des Theaters der komischen Oper.

Bibliographie.

Encyclopédie des juges de paix. (Encyklopädie der Friedensrichter, oder Abhandlungen in alphabetischer Ordnung über alle in ihr Amt einschlagende Materien.) Von Pieter Augier. Erster Band A — Bu. Pr. 7 Fr. 50 Cent. [Das Werk wird aus 6 Bänden bestehen.]

Conférences de philosophie catholique. (Gespräche über katholische Philosophie. Einleitung zu einer Philosophie der Weltgeschichte.) Vom Abbé Gerbet. Fünftes Gespräch. Das Ganze wird 9 Fr. kosten.

Essai sur l'étude de l'homme. (Versuch über das Studium des Menschen unter dem doppelten Gesichtspunkte des thierischen und animalischen Lebens.) Von Ph. Dufour. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

Le Général Bertrand (General Bertrand, über die Befestigungen von Paris.) Pr. 1 Fr. 25 Cent.

Mémoire sur etc (Ueber die Colonisation der Regentschaft Algier. Principien, die dabei vorwalten müssen; Vertheidigungs-System, um die Kolonie zu schützen.) Vom Baron von Férussac.

England.

Horace Walpole.

(Schluß.)

„Ich habe Ihnen eine schöne Geschichte von Lord Bath zu erzählen, von dem Sie gewiß lange nichts gehört haben. Er war einem Handelsmann 800 Pfd. Sterl. schuldig und dachte an kein Bezahlen. Der Mann beschloß endlich, ihn so lange zu verfolgen, bis er sein Geld erhielte. Eines Morgens folgte er ihm zu Lord Winchelsea und ließ ihm sagen, er hätte etwas mit ihm zu sprechen. Lord Bath kam herunter und sagte: „„Kerl, was wollt ihr von mir?““ „„Mein Geld““, schrie der Mann, so laut er nur konnte, vor allen Bedienten. Er bestellte ihn auf den anderen Morgen zu sich, ließ ihn aber nicht vor, als er kam. Am nächsten Sonntag folgte ihm der Gläubiger in die Kirche und setzte sich in den nächsten Kirchenstuhl neben dem seinigen. Er lehnte sich über und sagte: „„Mein Geld, geben Sie mir mein Geld!““ Mylord wandte sich gegen das andere Ende des Stuhls, der Mann ebenfalls; „„geben Sie mir mein Geld!““ die Predigt handelte von Geiz, und der Text lautete: „„Verfluchet seyen die, welche Reichthümer aufhäufen.““ Der Mann ächzte laut und wies auf Lord Bath. Kurz, er trieb es so lange und zog die Blicke der ganzen Gemeinde so sehr auf den Lord, daß dieser fortging und ihm bald darauf bezahlte. Ich verbürge Ihnen diese Thatsache."

„Unser größtes Wunderwerk ist jetzt Lady Mary Wortly's Sohn, dessen Abenteuer so viel Lärm gemacht haben. Seine Gaben sind nicht besonders, aber sein Aufwand ist unglaublich. Sein Vater giebt ihm fast nichts, dennoch spielt er, versieht sich mit Kleidern und Juwelen, so daß er sogar für jeden Anzug ein Paar besondere Schuhschnallen haben muß, und hat mehr Dosen, als ein Chinesischer Götze mit hundert Nasen brauchte. Der merkwürdigste Theil seines Anzuges aber, den er von Paris mitbrachte, ist eine eiserne Perücke, Sie sollten darauf schwören, sie sey von Haar — ich glaube, daß ihn deswegen die Königl. gelehrte Gesellschaft zu ihrem Mitgliede aufgenommen hat. Dies wird Sie wundern; was ich Ihnen aber jetzt erzählen will, wird Ihnen nicht auffallen, denn Sie kennen ihre Narrheit längst. Die Herzogin von Queensbarry sagte zu Lady Diana Egerton, der niedlichen Tochter der Herzogin von Bridgewater, sie wollte einen Ball ihr zu Ehren veranstalten. Sie gab den Ball, und Lady Diana wurde nicht eingeladen. Das Mädchen fand sich gekränkt, und ihr Stiefvater, Herr Lyttleton, schrieb der tollen Exlencht seine Meinung darüber. Darauf sandte sie folgende Karte als Antwort: „„Die Zurechtweisung ist richtig eingetroffen. Sie ist sehr hübsch und sehr geistreich. Doch mit hübsch und geistreich kommt man nicht immer durch. Die Herzogin von Queensbarry schmeichelt sich, daß ihr Haus nicht dem des Sokrates gleiche. Seines war klein und faßte doch alle seine Freunde, das ihrige ist groß und hat dennoch kaum für die Hälfte Raum. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Unveränderlich.““

„Sie, der Sie England früher kannten, würden es kaum begreiflich finden, welche Gleichgültigkeit man in Hinsicht der Minister und ihrer Katzbalgereien zeigt. Die beiden Miß Gunnings und ein ausschweifendes Diner bei White werden weit mehr besprochen, als die beiden Brüder und Lord Granville. Es sind zwei Irländische Mädchen ohne Vermögen, die für die schönsten jetzt lebenden Frauenzimmer gelten. Ich denke, ihr Hauptvorzug besteht darin, daß sie ein Paar sind, recht hübsch und herrlich gewachsen, denn einzeln habe ich weit schönere Frauen gesehen. Indeß können sie sich nicht im Park oder im Vauxhall sehen lassen, ohne von einem großen Volkshaufen verfolgt zu werden, der sie gewöhnlich bald nach Hause treibt. Das Diner war eine Rarebit von sieben jungen Leuten, die es so theuer als nur möglich bestellten. Das eine Gericht war eine Torte von Königskirschen aus dem Treibhause, ein anderer Artikel bestand darin, daß sie von jeder Bouteille Champagner nur Ein Glas kosteten. Der Speisezettel soll gedruckt werden, und manche fromme Leute besorgen ein zweites Erdbeben. Ihr Freund St. Leger war an der Spitze dieser üppigen Helden. — Er ist der Held jeder Mode. Nie sah ich schwindelnere Lebhaftigkeit und Narrheit bei einiger Spur von Talenten. Neulich stand er vor Gericht, weil er einen falschen Spieler in's Wasser getaucht hatte, und war im Begriff zu schwören. „„Ich sehe, Sir““, sagte ihm der Richter, „„daß Sie es mit einem Eide sehr leicht nehmen.““ „„Ja, Mylord““, erwiederte St. Leger, „„mein Vater war ein Richter.““

„Man spricht hier jetzt viel von zwei Verbrecherinnen — Miß Jefferies und Miß Blaney. Die eine wurde verurtheilt, weil sie ihren Onkel ermordet hat, die andere hat ihren Vater umgebracht. Beide Thaten sind mit schauderhaften Umständen begleitet. Die erstere wurde von ihrem Onkel verführt; die letztere hatte einen so zärtlichen Vater, daß seine größte Sorge, als er, dem Tode nahe, erfuhr, sie sey seine Mörderin, die Rettung ihres Lebens war. Es ist schrecklich, wenn man denkt, was dieses Land für eine Mördergrube geworden ist. Siebzehn wurden diesen Morgen hingerichtet, welche den Schließer Freitag Nacht umbrachten und beinahe Newgate erbrachen. Man muß um Mittagszeit bewaffnet ausgehen, als ginge es zur Schlacht."

„Frau von Pompadour's Mann durfte sich keine Operntänzerin halten, weil man dadurch zu oft erinnert werden möchte, daß er seine Frau nicht besäße. Ist das nicht ein herrliches Dekorum, und in diesem Lande?"

Ueber die befürchtete Französische Invasion schreibt er:

„Die Gottseligen, die Prophezeihungen hassen, welche Vergnügungen und Liebe verheißen, haben eine Parallele ausgefunden zwischen London und Ninive und anderen guten Städten des Alterthums, die in die Oper und auf Maskeraden gingen, wenn die Franzosen vor den Thoren waren. — Dennoch, wäre auch Arlingtonstreet der vornehmsten Modestraße in Tyrus oder Sydon noch zehnmal ähnlicher, ich lasse mich doch nicht mehr schrecken. Ich habe alle meine Furcht zur Zeit der Rebellion erschöpft. Ich hatte damals Angst genug und will mich nicht wieder in's Bockshorn jagen lassen. Ich würde in der That kein solcher Pedant seyn, mich auf den St. James-Markt in einen Armstuhl hinzusetzen, um die Franzosen zu empfangen, weil die Römischen Senatoren die Gallier so auf dem Forum empfingen. Sie sollen in Southwark seyn, ehe ich ein einziges Miniaturbild einpacke."

„Von Frankreich vernehmen wir bloß, daß jetzt dort eine neue Tollheit herrscht, eben so stark als die der Pantins. Es ist la fureur des cabriolets, zu Deutsch: Einspänner, eine Mode, die Herr Child einführte. Nicht allein fahren sie darin, sondern sie tragen sie, d. h. Alles geht en cabriolet. Die Männer tragen sie auf ihren Westen und als Zwickel an ihren Strümpfen. Die Frauen, die sonst den ganzen Winter ohne etwas auf dem Kopfe gehen, sind jetzt in große Hauben eingemummt mit runden Seitenstücken, welche die Form und fast die Größe der Räder haben."

Es ist bereits von den berühmten Miß Gunnings die Rede gewesen. Beide waren jetzt verheirathet, die Eine an Lord Coventry, die Andere an den Herzog von Hamilton. Walpole erzählt von dem ersteren Ehepaar, welches eine Reise nach Paris gemacht hatte:

„Der armen Lady Coventry erging es sehr übel; denn außerdem, daß sie sehr einfältig ist, nichts von Welt und Erziehung weiß, kein Französisch spricht und weder Schminke noch Puder tragen darf, hat sie beständig einen wahren Plagegeist, ihren Mann, auf dem Halse, der auf seine weise Manier noch einfältiger, ohne Erziehung ist und sehr wenig Französisch spricht, gerade genug, um seine schlechte Erziehung zu beweisen. Der Herzog von Luxemburg sagte ihm, er hätte den Wagen für seine Frau bestellt. „„Vous avez très bien fait““, antwortete Mylord. Er ist eifersüchtig, schnöde und argwöhnisch. Bei einem Mittagsessen bei Sir John Bland, in Gegenwart von 16 Personen, jagte er seine Frau rund um die Tafel, weil er zu bemerken glaubte, sie hätte etwas Roth aufgelegt. Endlich erwischte er sie, rieb es ihr mit Gewalt mit einem Tuche ab und sagte ihr: Da sie ihn betrogen und ihr Versprechen nicht gehalten hätte, so wollte er sie sogleich nach England zurückführen. Als man in ihn drang, noch zu bleiben, um dem großen Fest in St. Cloud beizuwohnen, entschuldigte er sich damit, er könne ein Musikfest in Worcester nicht versäumen. Seine Frau entschuldigte sich, daß sie das Feuerwerk bei Frau von Pompadour nicht mit ansehen könnte, weil dies gerade ihre Tanzstunde wäre. Nur Eine Anekdote will ich Ihnen noch von dem Pärchen erzählen, dann werden Sie wohl wissen, was Sie von demselben zu halten haben. Die Marschallin von Löwendahl fand viel Gefallen an einem Englischen Fächer, welchen Lady Coventry hatte, die so artig war, ihr denselben zu schenken. Am anderen Morgen mußte sie auf Mylords Befehl an die Marschallin schreiben und ihn zurückfordern, „„weil sie ihn vor ihrer Heirath bekommen hätte und, wenn sie ihn weggäbe, dies zu einem unvermeidlichen Bruch führen würde.““ Dabei schickte sie ihr einen alten an dessen Stelle. Sie klagt gegen Jedermann, „„es wäre doch recht fatal, daß Mylord so übel mit ihr umginge, da sie doch wüßte, wie viel er auf sie hielte, und daß er sein Leben für sie lassen würde; er hätte sie ja auch ohne einen Schilling Vermögen geheirathet.““ — Die Geschichte ihrer Schwester ist auch spaßhaft genug. Der Herzog von Hamilton ist der wahre Inbegriff Schottischen Stolzes. Er und die Herzogin gehen in ihrem eigenen Hause zur Tafel der ganzen Gesellschaft voran, sitzen am oberen Ende des Tisches, essen aus einer besonderen Schüssel und trinken mit Niemanden, der nicht wenigstens ein Graf ist. Ist es nicht zu verwundern, daß es noch Menschen unter, oder über diesem Rang giebt, die bei ihnen zu Tische gehen?"

„Mylord Rockingham und mein Neffe, Lord Oxford, haben 500 Pfd. St. auf ein Wettrennen zwischen fünf Truthühnern und fünf

Gänsen gesetzt, die von Norwich nach London laufen sollen. Glauben Sie nicht an Seelenwanderung, und sind Sie nicht überzeugt, daß dieses Wettrennen von Marquis Sardanapalus und Graf Heliogabalus veranstaltet ist?"

Bei Gelegenheit der Einnahme von Mahon und des Mordversuchs gegen den König von Frankreich, im Januar 1757, schrieb Walpole:

„Haben Sie auch gehört, daß die Französischen Damen, nach ihrer Eroberung, kleine Thürme statt Pompons tragen, die sie Mahonnaises nannten? Ich denke, seit dem Mordangriff wird wohl die neueste Mode à l'assassin seyn. Wir sind gänzlich im Dunkeln über diese Geschichte. Dies ist eine von den Unannehmlichkeiten, in seiner eigenen Zeit zu leben, man erfährt nichts Wahres davon, als bis man todt ist."

Walpole's literarischer Geschmack ist bemerkenswerth, wie wir bereits oben seinen Kunstgeschmack kennen lernten, wo er von Garrik spricht.

„Alles rennt jetzt nach einem neuen Stück von Thomson, „Tankred und Sigismunda" genannt. Es ist höchst abgeschmackt, ich habe es gelesen. Ich kann die neuere Poesie nicht leiden. Die Verfeinerer des Schauspiels und des ungereimten Englischen Verses sind erbärmlich langweilig. Ich möchte lieber die schlechtesten Zeilen von Lee geschrieben haben, als den „Leonidas" und die „Jahreszeiten", so wie ich lieber wegen einer Balgerei in der Wache sitzen als mit meiner Großmutter um acht Uhr ruhig Abendbrod essen will."

Bibliographie.

Lives. (Biographieen berühmter Schotten.) Von R. Chambers. Dritter und vierter Theil. Pr. 6 Sh. 6 P. für einen jeden.

Select Views. (Auserlesene Ansichten der Schottischen Seen.) Von John Fleming. Gestochen von J. Swan. Zwölfter Theil. 4. Pr. 5 Sh.

Journals. (Tagebücher über Ausflüge in die Alpen.) Von W. Brockedon. Pr. 10 Sh. 6 P.

Scenes and sketches. (Scenen und Skizzen aus der Englischen Geschichte.) Erster Band. Pr. 3 Sh. 6 P.

The time of the End. (Das Ende der Dinge, eine Reihe von Vorlesungen über prophetische Chronologie.) Von A. W. Hilmes. Pr. 6 Sh.

A Treatise. (Eine Abhandlung über Augenkrankheiten.) Von W. Lawrence. Pr. 18 Sh.

Morgenländisches.

Die Sprache der Koreaner.

Die Civilisation und Literatur der meisten Ost-Asiaten stammt aus China. Korea, Japan, die Lieukhieu-Eilande, Kotschinschina und Tunkin wurden der Reihe nach durch die Chinesen entwildert. Als diese verschiedenen Völker die Chinesische Schrift annahmen, führten sie auch die ursprünglichen Laute dieser Charaktere unter sich ein; allein ihre Sprach-Organe waren von denen der Chinesen sehr verschieden, und sie verwechselten die Chinesischen Laute mit ähnlichen in ihrer Muttersprache. Daher werden die Chinesischen Charaktere bei jeder Ost-Asiatischen Nation, die sie angenommen, auf andere Weise ausgesprochen. Je mehr die Literatur vorschritt, desto häufiger wurde der Gebrauch Chinesischer Phrasen beim Sprechen. So assimilirten sich die Sprachen mehrerer Ost-Asiaten stufenweise dem Chinesischen, wie groß auch ihre Verschiedenheit von letzterem anfänglich seyn mochte. Dessenungeachtet blieben die Chinesischen Charaktere dem ungebildeten Ausländer, der nur die Laute kannte, ihrer Bedeutung nach unverständlich. So entstanden zwei Sprachen, von denen eine nur die Laute der geschriebenen Charaktere, die andere aber die Begriffe ausdrückte. Für die letzteren erfand man besondere Alphabete, die den Sprach-Organen der erwähnten Völker genau angepaßt waren. Diese Bemerkungen finden bei dem Koreanischen ihre volle Anwendung. Die Mehrheit der Einwohner von Korea kann die Chinesische Zeichenschrift lesen; allein zu größerer Bequemlichkeit haben sie für ihre Muttersprache noch ein Alphabet erfunden, das in der Theorie der Japanischen Sylbenschrift*) gleicht. Die Erfindung dieser Buchstaben ist eben so einfach als sinnreich.

Die Koreanische Sprache hat, gleich allen Ost-Asiatischen Sprachen, weder Deklination noch Conjugation. Sie gleicht insofern der Chinesischen sehr, als die gegenseitige Stellung der Wörter die grammatischen Formen ersetzen muß. Eine Menge Chinesischer Wörter ist in das Koreanische eingeflochten, und ein großer Theil des letzteren besteht aus Compositis, in denen einfache Wörter beider Sprachen, die denselben Begriff ausdrücken, an einander geschweißt sind. Sonst aber hat das Koreanische auffallende Aehnlichkeit mit dem Japanischen. Es ist volltönend, nach Euphonie strebend und leicht verständlich. Die Koreaner verwechseln und versetzen gern die Laute l, m, n und r. Sie reden ihre Sprache mit besonderem Nachdruck. Die meisten Wörter für abstrakte Begriffe haben sie von den Chinesen entlehnt.

Die Koreaner kultiviren das Chinesische mit großem Eifer. Wer sich um literarische Ehrenstellen bewirbt, muß die Sprache des „himmlischen Reiches" gründlich verstehen. Dieselbe Anforderung ergeht auch an die Gelehrten anderer durch China kultivirter Länder.
(A. J.)

*) Wir bemerken hier, daß die Japanische Sylbenschrift aus der Chinesischen Begriffsschrift entstanden ist. Man borgte nämlich aus der großen Fülle der Chinesischen Charaktere eine bestimmte Anzahl von denen, deren Laute mit einsylbigen Japanischen Lauten einige Analogie hatten, abstrahirte natürlich von der Bedeutung derselben, verkürzte ihre Gestalt und bekam so ein syllabarisches Alphabet. In diesem merkwürdigen Prozeß finden wir also den Uebergang einer Bilderschrift in ein Alphabet historisch beurkundet.

Bibliographie.

Angekündigt:

Anglo-Bengal Phrase-Book etc. (Englisch-Bengalisches Phrasen-Buch, oder Sammlung von Sentenzen, Briefen u. s. w. in Bengalischer Sprache.) Von H. Piddington in Kalkutta.

Sämmtliche Werke des berühmten Hindustanischen Schriftstellers Wali, herausgegeben von Prof. Garcin de Tassy. [Unter der Presse.]

Mannigfaltiges.

— Einweihung der Brahminen. Wenn ein junger Brahmine das neunte oder zehnte Lebensjahr erreicht hat, so wird ein besonderer Tag zu seiner Weihe angesetzt. Zwei oder drei Tage vorher reiben ihm seine Freunde den ganzen Körper mit Oel und Turmerik ein, um seine Person zu verschönern, und ist er so, nach ihrer Ansicht, ein Ideal von Schönheit geworden, so ermahnen sie ihn, auf seiner Huth zu seyn, damit nicht böse Geister, von seinen persönlichen Reizen angelockt, ihn verfolgen. Zu diesem Zwecke muß er ein Stück Eisen bei sich führen, das ihm als Talisman dient. Am Morgen des feierlichen Tages scheert ihm ein Barbier alles Haar weg und durchbohrt seine Ohrläppchen. Dann opfert ein Freund oder Verwandter den Manen seiner Voreltern und stillt ihren Hunger und Durst. Der Knabe setzt sich auf eine Matte aus Weidenruthen und opfert allen Gottheiten. Ist dies geschehen, so erhält er ein Poita aus Weiden, das jedoch bald weggeworfen wird, und hierauf ein anderes aus Baumwollenzwirn, mit einem kleinen daran befestigten Stück Leder. Auch dieses wird bald weggeworfen, und nun empfängt er das mystische Poita, mit mystischen Knoten versehen. Jetzt ist die Ceremonie vollzogen; der junge Brahmine begiebt sich, mit einem Stock in der Hand, in ein besonderes Zimmer und wird von seinen Freunden und Angehörigen beschenkt. In dem gedachten Zimmer bleibt er eilf Tage eingeschlossen und darf während dieser Zeit keinem Menschen aus einer niederen Kaste ins Gesicht sehen. Zwingt ihn die Nothdurft, das Zimmer zu verlassen, so muß er einen Schleier vorbinden, damit er weder selbst sehe, noch gesehen werde. Während seiner Absperrung von der Gesellschaft genießt er nichts als Reis und einige andere gekochte Vegetabilien, an die aber weder Salz, noch Oel, noch Spezereien kommen. Ist die Periode der Einsperrung abgelaufen, so führen ihn seine Freunde an einem Morgen vor Sonnen-Aufgang zum Ganges und lassen ihn daselbst den am Ceremonien-Tage empfangenen Stock ins Wasser werfen. Jetzt ist er Brahmine und genießt alle Privilegien des Priesterstandes.
(A. J.)

— Der Wasserfall von Trolhedda, bei dem Dorfe Lilla Edet, in Schweden. „Lilla Edet ist ein kleines Dorf, das durch die Fälle des Götha sehr malerisch wird, die in verjüngtem Maßstabe eine Vorstellung von dem majestätischen Wassersturz bei Trolhedda geben. Wenige Meilen von dem letzteren Orte enthüllte sich der kleine, aber schöne See Tröning, den rings ein Amphitheater von Wäldern umzieht, vor unseren Blicken. Unsere kleinen Klepper trabten mit erneuerter Kraft weiter, und so erreichten wir am Abend Trolhedda. Als wir den Hügel hinabritten, verkündigte uns schon aus einiger Entfernung eine dichte über dem Strome schwebende Nebelwolke, in der die Strahlen der Abendsonne sich brachen, den Riesenkampf der tobenden Wasser. Voll Ungeduld eilten wir vorwärts, kamen bald an und überschauten die Scene mit staunender Bewunderung. Die ganze Wassermacht des Götha stürmt hier mit Donnerschlägen steile Felswände hinab zu den Klippen im Abgrund. An beiden Seiten erheben sich andere schroffe Felsenmauern, aus denen hin und wieder eine Fichte emporstrebt. Ehe der Fluß die Katarakten erreicht, gleitet er sanft und krystallhell dahin; im Herunterstürzen bildet er vier Hauptfälle, deren gemeinschaftliche senkrechte Höhe ungefähr hundert und zehn Fuß beträgt. Vielleicht nimmt sich das Ganze in der Entfernung von einer halben Meile nach unten am vortheilhaftesten aus, weil wir da die Wassermacht, die, in Schaum und stäubenden Gischt eingehüllt, uns entgegentost, im Vogelblick schauen können. Damit die Schifffahrt auf dem Flusse nicht gehemmt werde, hat man mit unglaublicher Mühe Spannketten und Schleusen, gleich denen an schiffbaren Kanälen, im Felsen angebracht, durch welche die Fahrzeuge bis zum Wasserspiegel unter den Katarakten hinabgelassen werden und so einen neuen Beleg dazu geben, welche mächtige Hindernisse der Natur die Kunst und Ausdauer des Menschen besiegen kann."*) Die Spannketten und Schleusen, deren Sir A. Brooke gedenkt, befinden sich an einem wahren Kanale, der in den Granitfelsen gehauen ist. Er hat zwei (Engl.) Meilen Länge und 150 Fuß Höhe. Nach vielen erfolglosen Versuchen und Planen wurde dies schwierige Werk endlich zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts von einer Privat-Gesellschaft ausgeführt. In dem Jahre nach seiner Vollendung fuhren 1380 Fahrzeuge von jeder Größe mit Ladungen von Getraide, Heringen, Eisen, Bauholz u. s. w. durch diesen Kanal.

*) Aus Arthur Brookes Reisen durch Schweden, Norwegen und Finnmark zum Nordkap. 1 Bd. 4to. 1831.

Berichtigung. In Nr. 98 des Magazins in der letzten Zeile der letzten Spalte lies statt Wilna, Milne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Freitag den 23. August 1833.

England.

On the progress of Music etc. Ueber die Fortschritte der Musik in England, seit dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Zweiter Artikel.

Am Schlusse unseres ersten Artikels versprachen wir, die Folgen darzustellen, welche aus den verschiedenen Verbesserungen fremder Komponisten in der langen Periode, die wir zurücklegten, für „Englischen Geschmack und Englische Composition" hervorgingen; jetzt, da wir an die Erfüllung unseres Versprechens gehen wollen, fangen wir an, zu bemerken, daß wir zu viel versprochen haben, und daß wir bloß von der Musik hätten sprechen sollen, welche einheimische Komponisten dem Geschmack des Englischen Publikums darboten — so wenig finden wir, was man wirklich, seinem Ursprung und Wachsthum nach, wahres einheimisches Produkt nennen kann.

Seit der Abschaffung der Messe kann man sagen, daß die Musik aus unserem Gottesdienst verbannt ist. Die kunstlose eintönige Psalmodie der Kirche hält den Genius des Tonsetzers in der niederen Sphäre der bloßen einfachen Melodie festgebannt, und nur diejenigen, deren Amtsverrichtung sie täglich in die Kathedralen führt, wissen es, von wie Wenigen der Gottesdienst in diesen edlen und so reich ausgestatteten Gebäuden besucht wird. Das Resultat ist leicht vorauszusehen — unsere Kirchenmusik bleibt in demselben Zustande. Ihr kleiner Schatz ist zwar in den letzteren Jahren von geschickten Händen gesammelt worden, allein die Sache selbst bleibt jeder bedeutenden Vermehrung unfähig, weil sie ihrer Natur nach zu beschränkt ist. Jeder Versuch, Neuheit einzuführen, wird abgeschreckt und zurückgewiesen. Herr Gardiner von Leicester versuchte unter Anderen, den Geschmack an reichhaltigeren Melodieen einzuführen, indem er den Compositionen großer ausländischer Meister Englische Worte unterlegte*), allein man fand dies entweder unvereinbar mit den Gedanken, die man früher damit verband, oder man fand überhaupt diese zu gewaltsame Verbindung des Heiligen mit dem Profanen unstatthaft. Welches auch die Ursache sey, genug, der Versuch mißlang, und jeder spätere hatte keinen besseren Erfolg.

Man kann also hieraus unbedenklich schließen, daß die herrschende protestantische Kirche keine Vervollkommnung in ihrer Musik zuläßt. Die Sektirer denken anders und streben nach dem, was sie gefällige Melodieen nennen. Man erzählt von dem verstorbenen Rowland Hill, daß er in einer Predigt sagte: „Sie können unsere Musik nicht hören, ohne auch unsere Predigten zu hören; auf diese Art fangen wir sie." Der Unterschied indeß besteht nicht allein in der höheren Kraft und Lebhaftigkeit der Kirchenlieder der Sektirer, die Lockung liegt nicht in der Musik, sondern in der Art der Ausführung. Ein Jeder singt mit, er möge Stimme haben, oder nicht; sie werden alle mitspielende Personen, und zwar sehr eifrige Schauspieler; sie sind zugleich Künstler und Zuhörer, und jede Aufregung ist Genuß. Anders ist es in den kühleren Versammlungen der herrschenden Kirche. Der näselnde Geistliche oder die kreischenden Schulkinder plärren die Psalmen durch, und die Versammlung ist gewöhnlich zu stolz oder zu schüchtern, um mitzusingen, und hält dies für ein lästiges Stück Arbeit. Mit einem Wort, unsere Kirche verwirft die Musik als zu sinnlich für ihre Formen, welche sie gern ganz auf Vernunft und natürliches Gefühl der Andacht zurückführen möchte, und so gewährt sie den Compositionen dieser Gattung nur sehr wenig oder gar keine Aufmunterung.

Der abnehmende Geschmack des Volks an Kirchenmusik muß dem verminderten Kirchenbesuch zugeschrieben werden; denn, so seltsam es scheinen mag, und so sehr die Praxis der Theorie widerspricht, unsere Kirchenmusik hat Alles, was sie einem Englischen Gemüth zusagend machen kann. Schon ihr hohes Alterthum empfiehlt sie, denn sie wurde durch Augustin und die anderen Missionarien bereits im J. 596 eingeführt. Unter der Regierung der Königin Elisabeth gelangte sie zur edlen Vollendung. Damals rief, wie Strype erzählt, der Französische Gesandte, als er die Kirchenmusik in Canterbury hörte: „O Gott, ich glaube nicht, daß irgend ein Fürst in Europa je etwas Aehnliches hörte, ja selbst der heilige Vater zu Rom nicht." Ihre feierliche Schönheit stimmt ganz zu dem, was nach Englischen Begriffen zu einer geistlichen Composition gehört, und trotz alles Mangels an Aufmunterung ist der Vorrath doch bedeutend vermehrt worden. Vor einigen Jahren unternahm ein Musikliebhaber (wir glauben, Hr. Peare zu Bristol) die Arbeit, einen Katalog von den gedruckten und handschriftlichen Musikalien in den verschiedenen Kirchen-Bibliotheken zu entwerfen, und es fehlt auch nicht an neueren Fortsetzungen. Was wir von diesen Werken gesehen haben, beweist, daß der Geist da ist, und daß er nur durch die veränderte Richtung des Volksgeschmacks leidet. Die Lieder von Dr. Crotch, Novello und Anderen beweisen, — wenn irgend die Autorität Gregors des Großen, des Dr. Burney und anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand einiges Gewicht hat — daß keine Nation uns übertraf „in jener religiösen Harmonie, welche ergreifend, aber edel, ernst, feierlich und seraphisch seyn soll." Unsere Komponisten haben sich weder durch das Beispiel der großen Meß-Komponisten zu tändelnden Verzierungen hinreißen lassen, noch ließen sie sich durch die strengen Ansichten vom Stil zu sehr einschüchtern; allein, wer will schreiben, wo so Wenige zuhören! und doch ist dieses gerade die Gattung, in welcher wir auf Originalität und Kraft Anspruch machen können; die Fremden haben in der letzten Zeit nichts für uns gethan.

Nur in dem veränderten musikalischen Geschmack unserer Landsleute können wir eine Erklärung finden, warum das Oratorium so ganz abgekommen ist. Dieses erhabene Geisteswerk schien in Händel mit einem Male seine höchste Vollkommenheit erreicht zu haben. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden ungefähr 15 bis 16 geschrieben; seit jener Zeit wissen wir nur von zwei oder drei neuen Oratorien, denn Dr. Gardiner's „Juda" schließen wir natürlich als ein aus den Werken fremder Meister zusammengetragenes Machwerk aus. Unter diesen wenigen aber weist das Oratorium „Palästina", von Dr. Crotch, seinem Verfasser unstreitig den ersten Platz unter den lebenden Englischen Komponisten an. Es ist ein Werk voll tiefer Gelehrsamkeit und Eleganz; es zeigt, mit welchem klassischen Geschmack der gelehrte Tonsetzer das Beste von jedem Stil sich angeeignet, nicht nachgeahmt hat, hauptsächlich aber von Händel, welcher immer der Kern alles Uebrigen bleibt. Er zeigt sich vertraut mit allen Hülfsquellen seiner Kunst sowohl als der Wissenschaft. Er weiß Feuer, Phantasie und feinen Geschmack so zu verbinden, daß sie dem Plan und der Construction Einheit, Kraft und Reichthum verleihen, und es ist in der That zu bedauern, daß das größte moderne Werk eines Englischen Komponisten dem ganzen Lande fast unbekannt ist.

Allein wir müssen es mit zu dem launenhaften Wechsel des öffentlichen Geschmacks zählen, daß die Fasten-Musik, die im Jahre 1717 in der frommen Absicht eingeführt wurde, das Vergnügen dadurch nützlich zu machen, daß es andächtige Gefühle erregt oder nährt, sich fast ganz von diesem Zweck entfernt hat. Keines unserer öffentlichen Vergnügungen beweist auf überzeugendere Art, daß diese und ähnliche Anforderungen an das höhere Gefühl nicht länger bei der leichtfertigen Stimmung des Englischen Volks Anklang finden. Konzerte, aus einzelnen Musikstücken zusammengesetzt, haben die Oratorien völlig verdrängt. Sogar der „Messias", der bis noch vor ganz kurzer Zeit eines großen Publikums stets sicher war, hat seine Anziehungskraft verloren und wird darum nicht mehr aufgeführt. Die Idee, er sey zu düster, oder vielmehr unsere Abneigung, uns ernstlichen und feierlichen Eindrücken hinzugeben, hat völlig die Oberhand gewonnen, und wir haben Ursache, zu glauben, daß auf einem der in diesem Jahre zu veranstaltenden Musik-Feste der „Messias" darum der „Schöpfung" Platz machen mußte, weil man überzeugt war, daß er, nach der Theatersprache, nicht mehr „ziehen" würde. Ein anderer Beweis ist der weit zahlreichere Besuch der Abend-Konzerte, als der geistlichen Morgen-Musik, wenn auch einige Dissenters da sind, die den ersteren nicht beiwohnen mögen.

Wir kommen jetzt zu der Theater-Musik, welche, vermöge ihrer ausgebreiteten und populairen Gewalt, stets als Maßstab des Volks-Geschmacks und des Genius seiner Komponisten obenan stehen muß.

Die Mischung von Dialog und Gesang, welche die Engländer Oper nennen, ist vielleicht die schlimmste unter allen Formen theatralischer Täuschung. Die fortwährende Unterbrechung des einen durch den anderen; die völlig unnatürlichen und unmöglichen Uebergänge; die Pausen, welche in den ergreifendsten Situationen oder der heftigsten Aufregung der Leidenschaft Schauspieler und Zuhörer machen müssen, um dem Orchester zu seinem Zwischenspiel und dem Sänger zu seinem Triller Zeit zu lassen; der tolle Uebergang vom tiefsten Schmerz zur Ballade oder Bravour-Arie widerspricht nicht allein der Vernunft, sondern gestattet keinem Eindruck einige Dauer. Man wirft uns freilich ein, daß eine ganz gesungene Unterhaltung

*) Sacred melodies from Mozart, Haydn and Beethoven, adapted to the best English Poets and appropriated to the use of the British church.

eine durch nichts zu rechtfertigende Abgeschmacktheit ist; allein läßt sich etwas Widersinnigeres denken, als der ewige Wechsel von Sprechen und Singen? Was thut wohl der gesunden Vernunft und dem richtigen Gefühl mehr Gewalt an, wenn der Zuhörer, von dem Grundsatz ausgehend, die Musik sey hier Hauptzweck der Darstellung, sich in die Idee versetzt, sie gehöre mit zur Sprache des Volks, dessen Handlungen und Worte hier vorgestellt werden — aber wenn er seine natürlichen Begriffe von Dialog und Gesang in sein Gefühl hinüberteagen soll? Wir glauben, es kann, philosophisch betrachtet, wohl keine Frage seyn, daß die eigentliche sogenannte Oper, welche bloß aus einer Reihe musikalischer Scenen besteht, bei weitem vernunftgemäßer und geeigneter ist, ein wahres Gefühl für die Musik hervorzubringen. Dennoch ist das Recitativ dem Geschmack der Engländer so entgegen, daß „Artaxerxes" die einzige eigentliche Oper ist, die man noch auf unserem Theater hört. Unsere Landsleute horchen mit Geduld den Melodramen, musikalischen Farcen und allen Arten von widersinnigem Gemengsel und finden Vergnügen daran; aber die wissenschaftliche Intelligenz unseres Landes hat sich noch nie zu der Würde des wahren musikalischen Drama's, es sey ernst oder komisch, erhoben. Dennoch leben wir nicht mehr so ganz in der Finsterniß, welche so lange herrschte; der Tag hat gedämmert und wird heller. Um eine klare Idee von den Fortschritten in diesem Theile der Kunst zu geben, müssen wir ein wenig zurückgehen.

Die Vervollkommnung des musikalischen Drama's muß mehr dem Genie des Dichters als dem des Tonsetzers zugeschrieben werden. Bevor Metastasio sich erhob, war die Oper in Italien und Deutschland fast in einem eben so unvollkommenen Zustande, als die Tragödie zur Zeit ihrer ersten Erfinder. Es ist ein schönes Beispiel, wie das Gute sich selbst belohnt — so wie wir im menschlichen Leben so oft Beispiele von entgegengesetzter Vergeltung antreffen —, daß die Italiänische Bühne ihren größten Dichter einem öffentlichen Sänger verdankt. Mariana Bulgarini war es, der Metastasio den Verfolgungen entzog, die er nach dem Tode seines ersten Patrons, Gravina, erdulden mußte; er war es, der ihm von einem ruinirenden Prozeß half, welchen man ihm in Rom angehängt hatte, und ihn in den Stand setzte, sich jenen Studien zu ergeben, welche die geistigen Genüsse aller folgenden Zeiten und civilisirten Nationen so sehr erhöhen.

Arteaga (ein geborner Spanier, der aber in vorzüglichem Italiänisch die beste philosophische Abhandlung über das musikalische Drama schrieb, die je erschienen ist), giebt uns eine bewundernswürdige Analyse von Metastasio's Eigenschaften, durch die es diesem Dichter gelang, die Oper so zu vervollkommnen. „Um bei seinem Stil anzufangen", sagt er, „so ist die erste Schönheit desselben, die uns auffällt, eine glückliche Gabe, Kürze mit Deutlichkeit, Schärfe mit Weichheit, das Einfache mit dem Mannigfaltigen und das Musikalische mit dem Malerischen zu verbinden (wovon man schwerlich ein zweites Beispiel finden würde). Alles bewegt sich frei und leicht bei ihm, es ist, als wenn die Worte sich selbst bitteten, um, wann und wie er es wünscht, sich an einander zu reihen. Nie wußte Jemand besser die Italiänische Sprache der Eigenthümlichkeit der Musik anzupassen, indem er glänzende Perioden zu Recitativen machte; indem er die Wörter vermied, welche durch ihre Länge oder allzu gedehnten Ton nicht zum Singen taugen; indem er sich oft der Elision und solcher Wörter bediente, die auf einen accentuirten Vokal ausgehen, als: Ardì, piegò, Sarà, wodurch die Diction so fließend wird; indem er kunstreich verschiedene Gattungen des Versmaßes vermischte, um den Perioden eine Abwechselung zu geben, die den musikalischen Absätzen entspräche, und um dem Sänger Zeit zum Athmen zu lassen; indem er Zeilen in zwei Hälften theilte, um die Perioden abzukürzen und sie fließender zu machen; indem er den Rhythmus verständig benutzte, wiewohl ohne bestimmtes Gesetz, und ihn so dem Ohr gefällig machte und Eintönigkeit vermied; endlich, indem er verschiedene Metra mit besonderer Geschicklichkeit anwandte, um verschiedene Leidenschaften auszudrücken, so daß er bei der Schilderung schmachtender Gefühle kürzere Zeilen gebrauchte, gleichsam als sey die Seele nicht stark genug, um ihre Regungen ganz auszusprechen."

Unser philosophischer Kritiker weiß noch, wie Metastasio den glänzenden Bilder-Reichthum der Hebräischen Poesie zu erreichen wußte und „den lyrischen Stil dem dramatischen anpaßte, so daß die Schönheit des einen die Täuschung des anderen nicht störte", oder die Erhabenheit dem Malerischen nicht entgegentrat. Er fährt fort: „In dem größten Theil seiner Gedichte können wir nicht umhin die Geschicklichkeit zu bemerken, mit welcher er seinen Zeilen den gehörigen Grad von Harmonie zutheilt, damit sie, wenn sie der Musik unterlegt werden, nicht zu taktmäßig seyn mögen. Ein fließender Stil, eine gewisse Sanftheit, sowohl im Ausdruck als in den Bildern, eine leichte Versification und ein nicht zu verschiedenartiger Rhythmus, alles dieses mit einer glücklichen Vereinigung der Töne und Anordnung der Sylben verbunden, sind Eigenschaften, deren die für Musik bestimmte Dichtkunst bedarf, und diese charakterisiren vorzugsweise den Stil des Metastasio. „Arteaga läßt sich ferner über die Wahl und Anordnung seiner Stoffe aus, seine Kürze und Bündigkeit im Dialog, sein Einstreuen moralischer Sätze, welche ihn zum ersten philosophischen Dichter seiner Nation machen. Seine höchste Eigenschaft aber ist die Kunst, Rührung hervorzubringen. Unser Verfasser stellt ihn in einen Rang mit Racine und führt die Vergleichung auf folgende Weise durch. „Das Trauerspiel soll sowohl die Vernunft als das Herz befriedigen, daher erfordert es hauptsächlich Einheit der Handlung und Großartigkeit des Dialogs, Eigenschaften, welche auf natürlichem Wege zu größerer Gleichheit in den Scenen und einer lebendigeren Handlung führen. Allen diesen Erfordernissen hat Racine in Fülle genügt. — Die Oper, immer von Vokal- und Instrumental-Musik oder Tanz begleitet und durch große scenische Pracht unterstützt, will nicht allein das Gemüth völlig zufriedenstellen, sondern auch das Ohr und die Einbildungskraft, daher muß ihr Stil mehr lyrisch seyn, muß große dramatische Täuschung bewirken, alle verwickelte und gehäufte Ereignisse vermeiden, sie muß rasch von einer Situation zur anderen übergehen, um die Handlung glänzend und lebendig zu machen. Und dies ist dem Italiänischen Dichter auf wunderbare Weise gelungen. Auf diese Art bleibt die Frage unentschieden, und Italien mag immer seinen Metastasio dem Französischen Racine entgegenstellen, ohne daß der Vorzug des einen vor dem anderen so leicht zu entscheiden seyn wird." Wir haben bei dieser Schilderung Metastasio's so lange verweilt, weil sie uns die beste und gedrängteste Uebersicht der Eigenschaften zu enthalten scheint, die das sogenannte Melodrama erfordert, und weil sie für den Opern-Dichter einen wahren Lehr-Kodex bildet. Nach einem solchen Genius muß England sich umsehen, um seinem musikalischen Drama einen kräftigen Aufschwung zu geben.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lives of the most eminent sovereigns. (Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Monarchen des neueren Europa.) Von Lord Dover, zur Belehrung und Unterhaltung seines ältesten Sohnes geschrieben. Pr. 8 Sh.

A Guide to etc. (Ein Wegweiser zu den Wanderungen eines Irischen Gentleman.) Von M. O'Sullivan. Pr. 7 Sh. 6 P.

A general view of the united states of America. (Allgemeine Uebersicht der Vereinigten Staaten im J. 1833.) Pr. 6 Sh.

Old Bailey experience. (Erfahrungen aus Old Bailey. Die gegenwärtigen Wirkungen unseres Kriminalkodex.) Pr. 12 Sh.

Demetrius. (Demetrius, eine neugriechische Erzählung, mit anderen Gedichten.) Von Agnes Strickland. Pr. 5 Sh.

Frankreich.

Heures du soir. Livre des femmes. (Abendstunden. Buch der Frauen.)

Glauben wir der Vorrede, so ist dieses Buch eine Emeute, eine Revolution der Frauen gegen ein Gesetz, das ihnen zu schreiben verbot, das aber nach unserem Dafürhalten längst annullirt ist, eine geharnischte Bill für die literarische Emancipation der Damen, die ihnen indeß bereits von den Männern zugestanden ist. „Bei den Franken", sagt die geistreiche Verfasserin der Vorrede, „waren die Frauen ein Möbel, ein Wirthschaftsstück, ein irdenes Geschirr, der Milchtopf in der Speisekammer. Unter Franz I. machte man aus ihnen ein Porzellangefäß, that Blumen hinein und setzte es auf den Kamin des Saales." Wollten wir das Bild fortsetzen, so würden wir (doch das verhüte Gott!) sagen, daß, Möbel für Möbel, es doch besser wäre, ein Blumentopf seyn, als ein Dintenfaß.

Voller Anmuth sind die Damen, wenn sie schreiben, begabt mit einer Zartheit des Gedankens, einer Feinheit der Beobachtung, durch die allein sie dahin gelangen, was die Männer nur durch Kunst erreichen; vielleicht von etwas frostiger unfruchtbarer Einbildungskraft, sind sie dagegen so geistreich, so glücklich in ihren Ansichten, so fein in ihren Wahrheiten und in dem engumschränkten, aber freundlichen, wir möchten sagen häuslichen Kreise ihrer Reflexion, was finden und bemerken sie nicht Alles! Und doch, woher kommt es, daß es uns so sehr mißfällt, sie schreiben zu sehen? Daher, weil es um das Schreiben überhaupt ein traurig Ding ist! Die Dinte schwärzt die Einbildungskraft, wie sie die Finger beschmutzt; und wenn die Phantasie lebendig ist, lachend und unentfaltet, und wenn die Finger weiß sind und zart, so sieht man eben nicht gern diese Reinheit entweiht. Es bedarf einer eigenen Art kränkelnder Faulheit, einer eigenen Laune einer welken Phantasie, uns dazu zu bringen, die dürre Furche des Gedankens mit dem Federkiele zu bearbeiten. Welche Mühsal, welche Langeweile, welcher Schweiß! Wir müssen unseren Geist seiner Blüthen berauben, unsere Einbildungskraft in Unkosten versetzen, für die sie sich denn auch bezahlt macht, und durch welche sie ihre Schätze vergeudet; wir müssen die Poesie des Innern in eine geschriebene umsetzen, die Freuden unserer Seele in die Eitelkeit des Autors, die Feste unserer Gedanken, wie Plato sagt, in den trübseligen Schmaus von Lobeserhebungen und Beifallsäußerungen.

Uns Männern vergiebt man wohl dergleichen; uns treibt der Ueberdruß, wir haben auch bei diesem Handel nichts zu befahren. Eine Frau aber, die nicht vom Müßiggange gequält wird, die der Trägheit nicht als Beute verfallen ist, von der können wir nicht voraussetzen, daß sie, frischen und lebendigen Geistes, dieser Krankheit der Phantasie unterworfen seyn könne, welche, ihr Erkranken und Abnehmen fühlend, sich zur Wirklichkeit herauskehren, sich noch einmal ausschreien möchte. Welche selbstgefällige Eitelkeit, die unsere Privilegien uns mißgönnte und sogar mit unseren Fehlern rivalisiren will! Gewiß, es wäre ungerecht, wollte der Himmel einem so verderblichen gegen sich gekehrten Streben günstigen Erfolg gönnen, wenn diese traurige Nachahmungssucht ihr Vorbild überstrahlte, wenn die männliche Literatur, die ja aus einer Obliegenheit, einem natürlichen Uebel fließt, sich nicht wenigstens bis zu einem gewissen Punkte über oder doch auf gleicher Höhe mit der weiblichen hielte, die ja nur eine unverständige Usurpation der traurigsten Prärogative ist, die den Männern zusteht.

Warum ist doch die Gedankenwelt der Frauen so trocken, wenn's ans Schreiben kommt? Warum zittert ihre Phantasie so ängstlich, wird so kränklich, bebt in allen ihren Theilen und zieht sich schaurig

zusammen? Warum hat ihr Geist so wenig Muth? Warum wagt der Gedanke keinen höheren Flug? Warum hat man noch Nichts, von dem wenigstens, was für dies Buch versprochen wird, bis jetzt in den Werken der Frauen finden können, „die Kühnheit des Stils, die großen Lichtstrahlen, in die Tiefen der Seele hineingefallen, diese unabmüdbaren Gedanken, die ihrem Ziele zustreben, ohne sich davon irgend ablenken zu lassen?“ — Warum? sagt Ihr. — Es ist vielleicht der gerechte Genius des Geschlechtes, der nicht zugeben will, daß man, hochgestellt, strebe, hinunterzusteigen, der vielleicht die Frauen strafen will, die Schriftstellerinnen werden, so wie gewisse Engel gestraft wurden, die, von schlechten sterblichen Schönheiten angezogen, sterblich zu werden versucht wurden?

Diesmal ist dem nicht also! „In diesem Buche werden die Frauen als Autoren zugleich Männer und Frauen seyn.“ Warum sollte es ihnen auch nicht überall wenigstens ein bischen gelingen? Gehört doch schon Eine zur Nationalgarde. — „Das Buch“, sagt unsere Vorrednerin weiter, „wird lebendig die Neugier der Frauen anregen und reizen den geistigen Appetit der Männer. — Stehend zwischen den neun Musen, deren Name auf dem Umschlage des Buches zu lesen sind, wird der Leser hoffentlich stutzen, wie ein junger Mensch, der sich im Mittelpunkte eines Kranzes von neun anmuthigen Damen steht. Er wird neunmal in Seufzer ausbrechen, sich fragend, wem er den Preis zuerkenne? Neunmal wird er stutzen und endlich rufen: „Allen der Preis!“ Endlich, Sultan dieses Serails lustiger leichtentschwebender Schönheiten geworden, Herr und Meister dieser köstlichen, ätherischen Frauen, wird er, mit ihren geistreichen Ansichten kosend, ihren lieblichen Eigenschaften lächelnd, mit ihren Gefühlen liebäugelnd, ihre Gedanken einziehend, neunmal in einer Stunde das Schnupftuch diesen abstrakten Wolkengebilden zuwerfen.“ Mit einem Worte, das Buch ist die vollständige Weihe der Frauen zu allen Privilegien, ich will nicht sagen des Geistes (diese besitzen sie bereits), aber der Literatur, die noch ein ganz anderes Ding ist, ihre akademische Zeelassung, wie man ihre moralische schon gepredigt. Sie werden Mitglieder des Instituts, sie werden Künstlerinnen werden, was noch mehr sagen will.

War noch Etwas übrig von der männlichen Aristokratie, welche eine Korsische Allgewalt fürchtete; ist die alte Rede Molière's in den femmes savantes noch in einigen verjahrten Memoiren zu lesen; sind die Vorurtheile literarischer Ungleichheit noch nicht abgetragen: so horcht auf! — Hier ist die Stimme eines neuen Mirabeau, das Schwerdt eines zweiten Napoleon; hier bereitet sich eine Revolution innerhalb des zierlichen Umschlages eines hübschen Oktav-Bandes vor, welche die Bastille mit Sturm nehmen will, — den Laden eines Buchhändlers. Die Verfasserin der „Indiana“ wird der Lafayette dieser neuen Julitage, die — dem Himmel Dank! — weniger unruhvoll sind, als die unsrigen.

Dieses Buch ist das erste Lauten der Sturmglocke der Empörung, es datirt den Beginn einer neuen Aera, den Eintritt der Frauen in die Literatur. Aus diesem Buche, woraus die Männer proskribirt werden, sind keineswegs verbannt „Tiefe der Darstellung, Lebendigkeit des Gedankens“, dessen Recht sich die Frauen angeeignet. Sie werden nicht minder fühlen, als sonst, aber mehr denken.

Da ich das Alles las und glaubte, sagte ich mir in meinem ehrlichen Glauben: „Welches Unglück!“ — Doch, erfüllt denn wirklich das Buch diese Versprechungen, ich möchte sagen, Drohungen? Hält es Wort bis zu dem Punkte, daß es den Frauen das nimmt, was an ihnen das Liebenswürdigste ist, das Reichste, die geschäftige Frische ihres Denkens, die Entfernung oder vielmehr Abneigung gegen die krasse Tiefsinnigkeit, die ungezügelte Phantasie, die trockene stets sich abmüdende Reflexion, die, in Ermangelung eines Bessern, den Ruhm der Männer ausmacht? — Nein, es ist sicherlich nicht der Fall!

Trotz des Titels und des Buches bleiben die Frauen, was sie sind; ihr Geist geht nicht über die Gränzen hinaus, innerhalb derer er gewöhnlich bleibt, und die sie nicht überschreiten, ohne in die Herbheit und Unruhe unseres Geistes zu gerathen. Sie haben nicht die tolle, ausschweifende, ungeregelte Einbildungskraft, wie wir; nichts von dem leidenschaftlichen Pathos, welcher das Herz aufwühlt und die lockeren Staubwolken des Gemüths auf die Oberfläche treibt; sie haben nicht mehr Philosophie, als ihnen gerade gut steht, d. h. gar wenig; sie lassen uns die tiefgrübelnde hochfahrende Unruhe, mit welcher unser Geist sich vermißt, in Mysterien zu dringen, die oft genug willkürliche Erzeugnisse ihrer selbst sind. Sie sind und bleiben Frauen viel mehr als Schriftstellerinnen; und Dank dafür dem Himmel!

Dies scheint uns der in Wahrheit unerwartete Ausgang dieser weiblichen Revolution, ein Ausgang, den wir tausend Mal höher anschlagen, als alle Erfolge männlichen Strebens. Dieses Buch, durchaus geistvoll, und eben, weil es mit Geist gemacht ist, scheint uns die beste Erwiederung, die man den Theorien und Verheißungen der Vorrede entgegensetzen kann. Reden wir frei heraus! — es widerlegt diese geradezu; aber indem es eine dürre, frostige, literarische Täuschung zerstört, bereitet es unserem Gemüth eine theurere, lieblichere; es zeigt uns die Frauen so schön, so rein, so anmuthig, wie sie unsere jungen Schwärmer nur immer träumen können; es stellt uns dieselben vor ohne Dinte an den Fingern, ohne Literatur im Kopfe, und erlaubt uns endlich noch die Bemerkung, daß, wenn die Frauen liebenswürdig sind, wenn sie schreiben, sie es tausend Mal mehr seyn können, ohne sich der Mühe des Schreibens zu unterziehen. (Revue Européenne.)

Bibliographie.

Physiologie de l'homme aliéné, appliquée à l'analyse de l'homme social. (Physiologie des wahnsinnigen Menschen, angewandt auf den Menschen in der Gesellschaft.) Von Scipion Pinel. Pr. 6 Fr.

Mélanges et correspondance d'économie politique. (Vermischte Schriften über Staatsökonomie.) Ein hinterlassenes Werk von J. B. Say, herausgegeben von seinem Schwiegersohne Ch. Comte.

Annuaire des artistes français. (Jahrbuch Französischer Künstler. Statistik der schönen Künste in Frankreich. Zweiter Jahrgang. 1833. Notizen über die den schönen Künsten in Frankreich gewidmeten Anstalten.) Pr. 5 Fr.

Les artistes contemporains. (Mitlebende Künstler. Salon von 1831.) Von M. Ch. Lenormant. 2 Bde. und ein Atlas von zehn Platten. Pr. 15 Fr.

Ostindien.

Indische Panoramen.

Berhampore.

Berhampore liegt am linken Ufer des Hoogley (Hugli), in der schönen und fruchtbaren Provinz Bengalen, und ist von der herrlichsten Vegetation umgeben; die Bäume erreichen eine gigantische Höhe, und die gewöhnlicheren Waldprodukte, als Banianen, Tamarinden, Neem (Nihm), Pipul und Bambus, gedeihen weit üppiger, als in dem Oberlande, wo die Haine, statt aus langem Grase und dickbuschigem Unterholz, aus dürrem Sande emporstreben. Die Cantonnements von Berhampore sind gut belegen und schön gebaut; die Quartiere der zu den Europäischen Regimentern gehörigen Offiziere bilden einförmige Reihen von bedeutender Ausdehnung; ihr Baumaterial sind Backsteine mit Mörtel überzogen. Besonders in die Augen fallend ist der herrliche Parade-Platz, in dessen Nachbarschaft prächtige Privatgebäude sich erheben, die der ganzen Militair-Station etwas Großartiges geben. Im Kontraste mit all' dieser Schönheit erinnert eine geräumige mit Leichensteinen übersäete Begräbnißstätte an die ungesunde Atmosphäre und an die grause Herrschaft des Todes mitten unter den üppigsten Gaben der Natur. Berhampore liegt niedrig und ist vor seiner Besetzung durch Europäische Truppen nicht genugsam ausgetrocknet worden. Jedes Lüftchen, das hier weht, kommt über sumpfiges Land, und die zu reiche Vegetation ist der Gesundheit nachtheilig.

So hübsch und bequem die Europäischen Wohnungen sich ausnehmen, so ist doch bei ihrer Erbauung auf die Gesundheit der Einwohner wenig Rücksicht genommen. Eine der älteren Gewohnheiten in Bengalen, die man leider noch nicht ganz abgelegt hat, ist die, daß man die Häuser nur an der Seite mit Glasfenstern versteht, welche Seemänner die Wetterseite nennen würden. Dichte Fensterläden aus Holz oder Glasthüren halten die Einwohner nur da für nothwendig, wo sie die Regenschauer abwehren, die von den Orkanen aus Nord-West gebracht werden. Daher sind die geschütztern Theile des Hauses nur durch leichte Sommerladen verwahrt, welche die Feuchtigkeit nicht abhalten können. In diesen Sommerwohnungen befinden sich keine Feuerstellen, und wer das ganze Jahr dort verweilen muß, ist jedem Wechsel der Temperatur ausgesetzt, ohne den Uebeln vorbeugen zu können, die ein plötzlicher Uebergang von der Hitze zur Kälte erzeugt. Philosophen behaupten, daß unser Erdkörper allmälich erkaltet, und wenn auch die Schwüle Bengalens während der heißen Jahreszeit nicht im geringsten abgenommen hat, so ist die Luft wenigstens in den kalten Monaten weit schärfer geworden, als vordem. Dies Faktum bestätigen die Fröste, die das Eis in Tschinsurah, wie in den Provinzen des Oberlandes, zu einem Manufaktur-Artikel gemacht haben. In Kalkutta hat man jetzt Feuerstellen, die früher etwas Unerhörtes waren, und während der frostigen Jahreszeit ist die Ofenwärme nach Sonnenuntergang sehr behaglich. Der Mangel dieser Präservative gegen die Cholera wird in Berhampore empfindlich verspürt, wo diese Seuche in jeder Jahreszeit unter den Königl. Regimentern traurige Verwüstungen anrichtet. Kein Geschlecht, kein Alter bleibt verschont, und kein Kirchhof in Ostindien birgt die sterblichen Ueberreste so vieler jungen Mütter und jungen Beauté, wie der von Berhampore.

Allein weder der dicht bevölkerte Begräbniß-Platz, noch die kleinen Eifersüchteleien, die unter gewissen Ständen obwalten, können die Freude des Besuchers trüben, der in einer der wohlgebautesten und wohlerhaltensten Stationen Indiens kurze Zeit verweilt. Die Straßen sind ungemein schön, und kein anwidernder Gegenstand zerstört den Eindruck der prächtigen nach allen Richtungen zerstreuten Gebäude. Wenn nun vollends die Spielleute der Königl. Regimenter auf der Abend-Promenade, umringt von Equipagen voll modisch gekleideter Lady's, die Ouvertüren eines Weber oder Rossini meisterlich spielen, so kann man sich nur mit Mühe überreden, daß die Scene so viele tausend Meilen von der Heimath weg und an die Ufer des Hoogley gerückt ist. Die göttlichen Weisen unserer Lieblings-Komponisten hören sich wohl nirgends entzückender an, als wenn sie zur Seite eines Indischen Flusses an einem schönen heiteren Abend und — quod caput rei — von geschickten Künstlern gespielt werden. Dieser Genuß ist freilich zu selten, als daß er seinen Reiz verlieren könnte; denn Europäische Musik-Banden behalten ihre geschicktesten Spielleuter nicht lange; diese ergeben sich zu leicht einem ausschweifenden Lebenswandel, und sind sie für die Kunst verloren, so muß man viel unfähigere Subjekte an ihre Stelle setzen.

Die Ostindische Compagnie hat eine Seiden-Manufaktur zu Berhampore, welche die in England so sehr geschätzten Bandano-Taschentücher liefert; eben so Taffete und Wasch-Seidenstoffe (washing silks), die jedoch den Produkten anderer orientalischer und occidentalischer Webstühle an Glanz und Güte sehr nachstehen. Der Un-

terschied im Preise dieser Artikel und der ausländischen ist nicht bedeutend genug, als daß die Anglo-Indischen Lady's erstere begünstigen möchten, noch abgesehen davon, daß fremde Fabrikate ein starkes Vorurtheil für sich haben. Sehr schöne Arbeiten aus gedrechseltem Elfenbein werden von dem benachbarten Murschedabad zum Verkaufe gebracht. Obgleich die mechanischen Künstler der ursprünglichen Hauptstadt Bengalens den Chinesischen kaum das Wasser reichen, so besitzen sie doch viel Geschicklichkeit im Zeichnen von Menschen und Thieren, und ihre Figuren übertreffen die grotesken Bilder, die man gewöhnlich in Delhi zu Markte bringt, um Vieles. Die Indischen Eingebornen sind zwar gewerbfleißig und erwerbgierig, aber sie legen sich im Ganzen wenig auf kaufmännische Speculationen, und solche Artikel, die nicht durch ganz Indien verlangt werden, findet man nur an bestimmten Orten. Es giebt keinen allgemeinen Markt in Kalkutta, wo alle die verschiedenen Bequemlichkeiten Hindostan's zu haben wären.

Wenn man nicht alle Gegenden Indiens besucht, so ist es unmöglich, die vielen Zweige der Kunst kennen zu lernen, die in abgelegenen Städten der Eingebornen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt haben. Viele Personen haben Jahre lang in Kalkutta verweilt, ohne gewisse Manufaktur-Artikel sehen zu können, die in England weit besser bekannt sind, als etwa hundert Meilen von dem Orte, wo sie verfertigt werden. Kein Europäischer Kaufmann bei der Präsidentschaft hat sich bis jetzt um die Fabrikate von Mofussil bekümmert, in der Absicht, ein Waarenlager zu ihrem Verkauf anzulegen. Der gute Erfolg, dessen sich das Chinesische Waarenlager auf der Esplanade von Kalkutta zu erfreuen gehabt, dürfte indeß zu einem ähnlichen Etablissement ermuthigen, wo man die goldenen Zierrathen und Stickereien von Delhi, die Mosaiken, Marmor- und Agat-Arbeiten von Aljra, die Backwerke und eingepökelten Speisen von Lucknow, die medizinischen Oele von Mkbow und anderen berühmten Orten, die Tenoiche von Mirsapore, die Musselin-Schärpen von Dakka, die Elfenbein-Arbeiten von Berhampore u. s. w. vereinigt fände.

Siebzig Meilen von Berhampore und nur funfzig von Kalkutta, zu Kisnagur, befindet sich eine Manufaktur sehr vorzüglicher gedruckter Musseline, die man niemals auf dem Markte von Kalkutta antrifft. Diese Musseline empfehlen sich schon dadurch, daß sie hoch im Preise stehen. An demselben Orte haben arme eingeborne Arbeiter eine ausgezeichnete Geschicklichkeit darin erlangt, daß sie Bilder modelliren, welche die große Mannigfaltigkeit der Kasten und Stände in Hindostan anschaulich machen. Nichts kann charakteristischer oder meisterhafter gebildet seyn, als der Ausdruck in den Gesichtern; der Wasserträger sieht müde und verdrossen aus, während der Chansama seine Autorität in der Miene trägt; die Linien der Sorge und des Nachdenkens erscheinen über der Braue des Greises, und der Jüngling erscheint wie von Kraft und Lebenslust übersprudelnd. Man unterscheidet die eiserne Entschlossenheit des sich selbst quälenden Fakir's und die schmeichelnde Zudringlichkeit des gemeinen Bettlers. Die Attitüden sind sehr gut; allein die Glieder, obgleich wohl an einander gefügt, haben nicht den Grad künstlerischer Vollendung, wie die Köpfe; besonders die Hände sind gewöhnlich zu groß. Diese Figuren bestehen nur aus Lumpen und Spren, mit Mörtel überkleidet, und sind deshalb sehr zerbrechlich. Man braucht dem Künstler nur die Kommission zu geben, daß man Figuren von Tänzerinnen, Musikanten, Schneidern oder hundert anderen Personen wünscht, und er wird sie nicht bloß Alle liefern, sondern Alles wird auch naturgetreu seyn.

Den Ergötzlichkeiten der Bewohner von Berhampore ist die Nähe von Murschedabad sehr günstig, einer Stadt, die, nachdem Dakka von dem Kaiserlichen Subadar verlassen worden, die Hauptstadt Bengalens wurde, und wo noch jetzt der pensionirte Nachkomme der früheren Herrscher residirt. Eine Zusammenkunft des Nawab von Bengalen mit seinen Anglo-Indischen Nachbarn ist ohne heilsame Folgen gewesen. Obgleich nicht ohne Talente und scheinbar außerordentlich geneigt, sich ausländischen Sitten anzubequemen, haben doch die Nachkommen des entthronten Mir Dschafer Chan sehr wenig für ihre geistige Bildung gethan, und der kürzlich verstorbene Nawab war ein äußerst ungesitteter Mensch. Von schönem Aeußeren und höflich in seinen Manieren, machte er jeder Europäischen Dame, die ihm begegnete, seinen Bückling, es mochte ihr nun vorgestellt seyn oder nicht. Aber kein ehrbarer Europäer konnte an dem Umgange eines Mannes Vergnügen finden, der sich für nichts als für Ausschweifungen jeder Art interessirte. Wenn er an den Tafeln angesehener Europäer saß, so ward er bald von dem zu starken Genuß jenes Getränks benebelt, das der minder strenge Muhammedaner so gern einschlürft, weil es nicht Wein (scheeab) heißt. Kirsch-Branntwein ist der Lieblings-Trank der lebenslustigeren Moslim's und Hindu's; selbst die hochgesinnten Radschputen, die eifrigsten Anhänger Brahma's, lassen sich so weit herab, von diesem bezaubernden Soft in gierigen Zügen zu trinken, und werden durch ihn, wie sie sich ausdrücken, boora kussi (recht selig).

Am Abend eines jährlichen Festes, das man Bheurer nennt, werden die Ufer des Flusses brillant erleuchtet, und zahlreiche Raketen verkündigen die Annäherung eines schwimmenden Palastes, der auf einer Flöße ruht, und den tausend kleine Lampen umgeben, die, mit Blumen bedeckt, den Wasserspiegel bedecken. Thürme, Pforten und Pagoden des wandelnden Zauberschlosses schillern in tausend Farben und sind von unzähligen kleinen Lichtern erhellt. Nur zwei Stellen am Flusse erlauben einen flüchtigen Blick auf die ganze Herrlichkeit, und so gewinnt der Zuschauer nicht Zeit genug, um zu entdecken, daß sie ein Werk von Menschenhänden ist. Mitten im blitzenden Schein der Raketen, unter dem Schall unzähliger Instrumente und dem Jauchzen von vielen tausend Gaffern, verschwindet das Prachtgebäu, und der Strom erhält wieder seine sanfte Schönheit, der Himmel sein heiliges Sternenheer und die Atmosphäre rings herum ihre schimmernden Meteore.

Auch an Jagden finden die Einwohner von Berhampore großes Vergnügen. Am jenseitigen Ufer des Flusses erheben sich die Berge von Radschmahal, wo die wildesten und grausamsten Thiere hausen. Das Rhinozeros ist ein Bewohner dieses Waldgebirges. Ein Gehege von mäßigem Umfang in dem Barrakpore-Park, das einen großen schattigen Baum und einen kleinen schlammigen Teich einschließt, dient einem dieser ungeheuren Geschöpfe als Gefängniß. Das Thier scheint mit seiner Lage zufrieden zu seyn; es wälzt sich den halben Tag im Schlamme und ruht die übrige Zeit unter den dichtbelaubten Aesten des Baumes. Da sein Gehege dicht an die Landstraße stößt, so fahren täglich Kutschen vor seinen Augen hin und her, denen es übrigens mit großer Gemüthsruhe nachschaut. Jene gewaltigen und grimmigen Bären Hindostans, die in ihren Wohnsitzen nicht weniger furchtbar sind, als der Königstiger, stolziren in grausiger Majestät durch die Wälder von Radschmahal.

In Indien kann man oft sehr seltene und schöne Thiere zu mäßigen Preisen kaufen. Ein Paar von dem kleinen Rindvieh aus Napal, welches die berühmten langen seidenhaarigen Schwänze liefert, ward von dem Besitzer für 300 Rupien ausgeboten. Die Schwänze sind ein starker Handels-Artikel, allein das Thier selbst kann in den Ebenen Hindostans wegen der drückenden Hitze nicht gedeihen. Keine Art Rindvieh ist an äußerer Schönheit mit diesen netten Thierchen zu vergleichen; sie sind sehr zierlich gebaut, und ihr tintenschwarzes wie Taffet glänzendes Haar kontrastirt mit einem langen buschigen und schneeweißen Schweife.

Die sonnigen Gegenden von Radschmahal sind besonders dem Gedeihen der Schlangen günstig, und die Riesenschlange (boa constrictor) erreicht hier eine Größe, die man sonst in ganz Indien nicht kennt. (Asiatic Journal.)

Mannigfaltiges.

— **Vögel und Insekten.** Die Vögel konsumiren in der Brutzeit eine unglaubliche Menge Insekten. Nach Bingley beobachtete man ein Paar von einer kleinen Amerikanischen Vogelgattung, welches in einer Stunde vierzig bis sechszig Mal sein Nest verließ und mit Insekten zurückkehrte. So machten sie es den größten Theil des Tages, und in einer dieser Stunden kamen sie gar einundsiebzig Mal beutebeladen in ihr Nest. Nehmen wir nun an, daß diese Beschäftigung zwölf Stunden dauert, so würgt ein einziges Vögelpaar im Verlauf eines Tages wenigstens 600 Insekten, vorausgesetzt, daß beide jedes Mal nur ein Insekt wegfangen, was ohne Zweifel nur sehr niedrig angeschlagen ist. Betrachtet man die Sache von diesem Gesichtspunkt, so kann die Ausrottung der Insektenfresser unter den Vögeln in gewissen Fällen die Veranlassung zu größerem Unheil werden. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika war einstens die Anzahl der Krähen oder Dohlen, weil die Regierung auf ihre Köpfe einen Preis gesetzt hatte, in solchem Grade verringert und die Zunahme der Insekten so groß, daß der Staat sich genöthigt sah, Belohnungen zum Besten dieser Vögel auszusetzen. Solche Prämien giebt es häufig in Amerika. — Der treffliche Naturforscher Bree behauptet, daß unser Erdboden ohne den wohlthätigen Beistand, den die Schwalben uns angedeihen lassen, kaum bewohnbar seyn würde. Dieser Vogel lebt nur von Insekten, und wenn er nicht existirte, so wäre der Aegyptischen Landplagen kein Ende. Herr Bree hatte eine Mauerschwalbe in der Brutzeit geschossen. Er bemerkte eine Anzahl Fliegen, theils verstümmelt, theils noch unverletzt, die aus dem Schnabel des Vogels krochen; der Schlund und Kropf waren wie mit Fliegen gestopft, und eine unglaubliche Menge ward endlich noch ausgespieen. Herr Bree glaubt nicht zu übertreiben, wenn er behauptet, daß in diesem Vogel mehr Fliegen steckten, als ein gewöhnlicher Suppenlöffel fassen könnte, wenn man sie dicht zusammenpreßte. (Habits of Birds.)

— **Beschreibung von Paris, durch einen Aegypter.** Scheich Rofaab, einer der jungen Aegypter, die in Paris unterrichtet worden, hat zu Bulak in Aegypten eine in Arabischer Sprache abgefaßte Beschreibung von Paris und den Sitten der Franzosen herausgegeben. Unter anderen Dingen beklagt er sich über die feuchte und ungleiche Temperatur von Paris, und indem er der Feuerstübchen und Kamine gedenkt und bemerkt, daß man den Gast immer zunächst an's Feuer setze, macht er folgende Anspielung auf das Schicksal der Christen in einem zukünftigen Leben: „Es ist kein Wunder, daß sie sich gern an das Feuer gewöhnen möchten; Gott bewahre uns vor den Flammen der Hölle!“ Er glaubt, daß die Pariser an Scharfsinn und lebhaftem Witze vor allen christlichen Nationen sich auszeichnen; sie lieben das Neue und wechseln unaufhörlich mit ihrer Kleidertracht, obschon sie, wie er bemerkt, niemals ihre Hüte gegen Turbane vertauschen. Sie beweisen den Fremden viel Aufmerksamkeit, besonders wenn dieselben reich sind; allein sie geben nur dann, wenn sie des Empfangens gewiß sind. „Sie sind allerdings eher geizig als freigebig zu nennen; Freigebigkeit ist das Attribut der Araber!“

— **Byron in Indien.** Das Asiatic Journal theilt die Probe einer von Maharadscha Kali Kritschna Conbadur versuchten Uebersetzung von Byrons Don Juan ins Bengalische mit.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Montag den 26. August 1833.

Frankreich.

Hoëné Wronski.

Mitgetheilt von Dr. F. W. Carové.

Zweiter Artikel *)

Sehelianismus, Achrematismus und Messianismus.

Wir haben im ersten Artikel dasjenige mitgetheilt, was uns von den Lebensverhältnissen Wronski's bekannt geworden ist. Schon längst hat er selbst versprochen, sein System, welches die Vergangenheit, den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft und Endbestimmung der Menschheit umfassen soll, ausführlich darzulegen. Bis jetzt hat er uns aber nur in der 1818 erschienenen Einleitung eine erste und in dem prodrome du Messianisme (1831) eine zweite allgemeine Uebersicht desselben gegeben. In der ersten nannte er es Sehelische Namotheik oder Sehelianismus, in der zweiten Messianismus. Wir werden aus der ersten dasjenige hier mittheilen, was als das Charakteristische dieses Systems anzusehen ist, und demnächst in der Kürze andeuten, welche Momente in den beiden neuesten Schriften jenes in mehrfachen Beziehungen merkwürdigen Mannes eine weitere Ausführung erhalten haben.

Bei Darlegung des Sehelianismus folgen wir der Einleitung, welche in drei Abschnitte, unter den Ueberschriften: Vergangenheit, gegenwärtige Bestimmung und Zukunft, abgetheilt ist. —

I. Vergangenheit.

Die Geschichte, so weit sie uns vor Augen liegt, gliedert sich in vier Perioden, welche sich von einander durch die hauptsächlichen Lebenszwecke, die die Menschheit sich nach und nach vorgesteckt hat, unterscheiden.

1) Der ausgedachteste Kultus des physischen Wohlseyns, besonders in Beziehung auf die Geschlechtsliebe, war das Ziel der Größe bei den Aegyptern und im ganzen Orient.

2) Die Gerechtigkeit und das zu ihrer Verwirklichung nothwendige Heldenthum wurden dieses Ziel bei den Griechen und Römern, wie —

3) die Reinheit der moralischen Grundsätze und die Zuflucht zu Gott (refuge en Dieu) bei den Christen.

4) Die Gewißheit des Wissens endlich, oder auch die natürliche Wirklichkeit (réalité phys.), von welcher diese Gewißheit abhängt, ist seit der Reformation das Ziel der Größe bei den gebildeten Völkern unserer Tage geworden.

Seit der Reformation nämlich ging der menschliche Geist offenbar darauf aus, die Gewißheit des Wissens von unserem gegenwärtigen Daseyn, ja sogar von der bloß materiellen Wirklichkeit abhängig zu machen. Besonders in Frankreich und England war diese Richtung sehr wahrnehmbar. Die Erfahrung wurde daher als das einzige Mittel angesehen, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, und gerade unter dem Einflusse dieser Voraussetzung haben die Naturwissenschaften sich sehr bedeutend entwickelt. Indem nun aber die auf unser physisches Daseyn bezügliche Realität das äußerste Ziel der jetzigen Richtung der Menschheit wurde, so mußte Alles, was bei den Menschen unbedingt ist — im Wissen, im Gefühl und Willen —, aus ihren Vorstellungen verbannt werden oder zum wenigsten aus den Beweggründen ihrer Handlungen verschwinden. So wird denn wirklich im jetzigen Europa:

1) die unbedingte Gewißheit des Wissens, besonders in den philosophischen Wahrheiten,

2) die unbedingte politische Autorität in den inneren Verhältnissen der Staaten,

3) die geistige Suprematie, oder die unbedingte Leitung der Religion und

4) selbst das Unendliche oder das unbedingte Ideal in den Erzeugnissen der schönen Kunst — nicht nur mißkannt, sondern sogar wissentlich ausgestoßen durch eine angebliche Kraft des menschlichen Geistes.

Die individuellen Interessen hingegen, sowohl bei den Nationen, als bei den Einzelnen, machen sich immer stärker geltend unter der Herrschaft der bloß relativen Wirklichkeit.

*) Siehe Nr. 95 des Magazins

Aber diese Gewißheit des Wissens, die nur Bezug hat auf unser Daseyn unter den Bedingungen der Zeit und des Raums, kann sich selbst nicht genügen und geht nothwendig in Skeptizismus über. Denn, wenn es wahr ist, daß die Erfahrung das einzige Mittel ist, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, so muß diese Wahrheit selbst auch aus der Erfahrung hervorgehen, — was einen fehlerhaften Kreis bildet. Hume war der erste, der diesen nothwendigen Skeptizismus aufstellte, indem er bewies, daß das Gesetz der Ursachlichkeit, auf welches sich die Erfahrungs-Gewißheit stützt, selbst keine Gewißheit in der Schule habe. Indessen führte schon Kant das Denken wieder dem Absoluten zu. Zunächst wurde das Unbedingte zwar nur ein Gegenstand des Gefühls; doch knüpfte es schon den Tugend-, veranlaßte vielleicht sogar den heiligen Bund. Eben damit fand fürs erste eine Rückkehr zum Christenthum, ja sogar zum Katholizismus statt, obgleich mit verschiedener Bestimmung.

Das höchste und letzte Strebziel der Menschheit ist nun die wissenschaftliche Verwirklichung des Absoluten ... Dann erst werden unsere ewigen Bestimmungen uns offenbar seyn und wir das unendliche Gut eines absoluten Daseyns erreicht haben. Für die Betrachtung lassen sich jedoch zwei Perioden feststellen. In der ersten wird es genügen, die Realität des Absoluten wissenschaftlich darzuthun; in der zweiten hingegen wird man nicht nur das Wirklichseyn des Unbedingten, sondern dieses letztere selbst kennen zu lernen trachten.

II. Gegenwärtige Bestimmung oder: Erste Aera des Absoluten.

Da die Erkenntniß des Absoluten — oder die Erforschung der Wahrheit die Bedingung aller anderen Endzwecke der menschlichen Handlungen ist, so wird sie nothwendig auch der höchste Zweck derselben. Die menschliche Gesellschaft aber und die Ordnung, die der Vorwurf derselben ist, werden mehr als jemals die unentbehrlichen Bedingungen dieser neuen Entwicklung der Menschheit. Das alte Christenthum, welches zunächst nur ein Geschenk des Schöpfers, eine geoffenbarte Religion war — wird unser eigenes Werk, eine bewiesene Religion werden, die man die Sehelische (relig. sehélienne, vom Hebr. Sehel, raison) oder die Vernunft-Religion nennen wird.

Hiernach werden alle Verhältnisse bestimmt:

1) Die politische Ordnung richtet sich vor Allem auf die öffentliche Sicherheit, oder die Gewährleistung der Rechte, als Mittel zum Endzweck — zur Erforschung der Wahrheit. Hierzu wird eine absolute souveraine Autorität, — ein Staat — erfordert, die dies aber nur seyn kann, insoweit sie auf den unmittelbaren Staatszweck, auf Gewährleistung der Menschenrechte, auf die in einer Verfassung deklarirte politische Freiheit gerichtet ist. Zwischen den einzelnen Staaten wird Föderalität herrschend werden müssen durch Errichtung einer zum wenigsten idealen Autorität, die dem großen Menschheitszwecke entspricht. Die Vernunft allein kann ihr zur Bürgschaft dienen, und konstituirt mag sie werden als heiliger Bund der Staaten. Wirklich heilig ist dieser Bund aber nur, wenn er auch wirklich auf den höchsten Endzweck gerichtet ist. Völlige Unabhängigkeit der Staaten, — als hervorgehend aus der Achtung vor den Rechten der Nationen, — ist nothwendig Grundzeichen einer solchen Bundesautorität.

2) Sittliche Ordnung (ordre moral). Die objektive Realität des Absoluten wird schon hinreichend seyn, um ein für alle Mal die untrügliche Gewißheit des Wahren und des Guten festzustellen... Das Wahre muß alsdann verwirklicht werden in der Reinheit unserer Maximen, — das Gute in der Glückseligkeit der Menschen. Jene, die Reinheit, wird bei den Sehelitern mittelst der Tugend der ideale Ausdruck der eigentlichen Moral, — die Glückseligkeit aber mittelst der thätigen Liebe (charité) das ideale Ziel der neuen Kirche seyn ..

So wird also die Kirche zu ihrem wahrhaften Zwecke die Befreiung der Menschheit von ihren bloß relativen oder irdischen, von ihren vergänglichen bloß endlichen Zwecken haben, wie die Moral die Entwickelung und Befestigung der absoluten oder himmlischen, ewigen oder unvergänglichen Endzwecke in der menschlichen Seele... Beides zusammen wird bei den Sehelitern zur religiösen Vorbereitung dienen, um sie der Seligkeit würdig zu machen, welche die Menschen schon hienieden durch die Anschauung Gottes antizipiren können... Da nun das Wahre und das Gute

sich im Gefühl des Schönen verschmelzen, welches auch ein materieller Beweis der Realität Gottes wird, — so wird die absolute religiöse Anbetung, — der Sehelische Gottesdienst, — der offenbar in der Heiligung unserer Gefühle besteht, — so weit, als es mit der Würde der Religion vereinbar, durch Anwendung der schönen Künste in allen ihren Verzweigungen stattfinden.

Was das Verhältniß der neuen Kirche nach außen hin betrifft, so wird der vorläufige Sehelianism, der nur erst auf Erforschung der Wahrheit gerichtet, dem Staate, der für denselben Endzweck Sicherheit geben soll, im Zeitlichen untergeordnet, im Geistigen — hinsichtlich der Gewissensfreiheit — völlig unabhängig von demselben seyn. Als nur das Christenthum entwickelnd, wird der vorläufige Sehelianism nur mit Ermächtigung des Staates eingeführt und nur unter der kanonischen Autorität der Häupter des Christenthums in Ausführung gebracht werden dürfen. Die Dogmen des Christenthums, und besonders das der Göttlichkeit Christi, welche bisher nur Geheimnisse geblieben, werden evidente Gegenstände des Wissens, und die niederen Stände, die zunächst immer noch das alte Christenthum bekennen, werden dann auch zum Sehelianism sich erheben. —

3) Oekonomische Ordnung. Da Handarbeit mit Mühseligkeit verknüpft ist und der Mensch schon mit einem Theile der Arbeit, deren er fähig ist, seinen natürlichen Bedürfnissen genügen kann, so läßt sich hieraus entnehmen, daß diese Hervorbringung des Bedarfes nur ein endlicher Zweck und der Mensch zu Höherem berufen ist, dem er die übrige Zeit widmen kann. Dieser höhere Beruf ist zunächst Erforschung der Wahrheit, daher die allgemeine Vermehrung der freien Zeit, — als der Bedingung zur Erreichung jenes Endzweckes, — ein öffentliches Recht, welches vom Staat garantirt werden muß. Die Mittel zu solcher Vermehrung bestehen natürlich in Steigerung der Produktivität der industriellen Arbeit, die aber erst dann vorgeschrieben werden kann, wenn sie zuvor mathematisch berechnet ist. Jedenfalls muß jedoch freie Entwickelung der Industrie gesichert seyn.

4) Philosophische Ordnung. Alle Kenntnisse hier sind entweder politische, die auf Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Bezug haben, oder eigentlich philosophische, die nur allein auf Erweiterung der Einsicht gerichtet sind. Da nun unbedingte Autorität in der politischen Ordnung unentbehrlich zur Gewährleistung aller gesellschaftlichen Rechtsverhältnisse ist, so müssen die politischen Lehren, welche diese Gewährleistung zum Inhalte haben, völlig von jener unbedingten Autorität hinsichtlich ihrer Bekanntmachung und Ausbreitung abhängig, die philosophischen hingegen völlig unabhängig von ihr seyn. Daher kann, je nach Umständen, alles Politische der Censur der Regierung unterworfen werden, — das Philosophische aber auf keine Weise.

Die Mittel in dieser Ordnung bestehen in Entdeckungen zur Production der Wahrheit und in Unterricht zur Ausbreitung derselben. Was in letzterem zum Politischen gehört — also namentlich alle nützliche Schulen —, ist der Regierung untergeordnet. Die Entdeckungen im Politischen gehören jedoch ausschließlich in den Bereich der gelehrten Körperschaften; zum wenigsten sind sie von denselben zu bestätigen, wie andererseits die Aufstellung von Irrthümern von denselben verhindert werden muß. Der Unterricht im Philosophischen wird von absoluten Schulen gegeben und ist der Freiheit der Professoren überlassen. Eben so sind die Entdeckungen philosophischer Wahrheiten nicht dem Urtheil der gelehrten Körperschaften unterworfen; denn ihre Autorität ist inkompetent, wo die ganze Menschheit urtheilen und entscheiden muß. Nur sie kann lohnen, indem sie diejenigen für unsterblich erklärt, die, wie Osiris, Brama, Zoroaster, Moses, Thales und Andere, durch fruchtbringende Nachtwachen zum absoluten Wohl der Erde beigetragen haben. —

III. Zukunft.

Zweite Aera des Absoluten.

Ist das Absolute selbst, ist die ewige Wahrheit dem Nichtsseyn (néant) entrissen und ein Gegenstand des menschlichen Wissens geworden, dann wird es nothwendig auch die Handlungen der Menschen beherrschen... Die Menschheit wird auf der Erde das unvergängliche Leben, welches sie sich geben soll, antizipiren... Der Schleier der Isis wird zerrissen und die Inschrift ihres Tempels zu Sais ausgelöscht werden... In dieser Aera wird man die Schranken der jetzigen Welt übersteigen und, von den Bedingungen der Zeit und des Raumes sich befreiend, zum unbedingten Ursprung aller Wirklichkeit, wo noch Nichts existirt, aufsteigen. In Beziehung auf diese ursprüngliche Abwesenheit von Realität wird man diese letzte Periode mit dem Namen Achrematism bezeichnen können...

Indem dann die absolute Wahrheit erkannt ist, so wird der höchste Endzweck der menschlichen Handlungen sich auf die unbegränzte Entwickelung dieser Wahrheit zurückführen lassen, die nunmehr darauf ausgeht, die Prinzipien, die Fortschritte und die Endresultate der Schöpfung auf unserer Erde, in unserem Sonnensystem und in der ganzen Unermeßlichkeit des Weltalls zu entdecken... Alle Wesen müssen dann aus der unbedingten Wahrheit abgeleitet werden, und diese Ableitung wird uns sogar bis in die innerste Essenz des Schöpfers eindringen lassen... Dann wird der dankbare Mensch, indem er sein Gefühl durch sein absolutes Wissen dazu geeignet macht, Gott würdig loben, in Reinheit und ohne darüber hinausreichendes Interesse — ihn anbeten und so sich selbst die ewige Seligkeit bereiten... Das Böse wird dann verabscheut, die erforderliche Ordnung sich von selbst gestalten. Die zu ihrer Erhaltung nothwendige höchste Gewährleistung wird aber dadurch geboten, daß die Ausgezeichnetsten aller Nationen sich in einem heiligen Lande versammeln, — etwa in Aegypten, dieser Wiege der göttlichen Ideen, — um hier einen geheiligten Rath und eine entsprechende Macht zu bilden, welche die öffentliche Ordnung auf der übrigen Erde zu leiten und betreffenden Falles herzustellen haben werden... Dann endlich werden die unabhängigen Staaten ein peremptorisches Bündniß schließen und so das Ideal eines ewigen Friedens verwirklichen können, weil dann eine höhere Gewährleistung dieses Bündnisses und dieses Friedens bestehen wird...

Dies sind die Grundzüge der neuen Lehre, welche angekündigt wird unter dem Namen der absoluten Schöpfung der Menschheit, und verhandelt werden soll in der hiermit eingeleiteten Schrift:

Sphinx, oder Sehelische Nomothetik.

Sie läßt sich in folgendes architektonische Bild zusammenfassen:

A. Spekulative Prinzipien.
  Entwickelung der Menschheit.
    a) Bis zur Aera des Absoluten.
      Philosophie der Geschichte (der vier vorhergehenden Perioden).
    b) In der Aera des Absoluten.
      α) Erste Periode: Realität des Absoluten. Sehelism oder allgemeine Lehre der ersten Periode des Absoluten (während Sehelianism nur die Ueberzeugungs-Religion bezeichnet, welche in dieser ersten Periode das Christenthum krönen wird). — Deduction der Entwickelung in der ersten Aera.
      β) Zweite Periode. Das Absolute selbst. Achrematism.

B. Praktische Regeln.
  Verfassung (constitution) der Menschheit.
    a) Bis zur Aera des Absoluten.
      Alte Gesetzgebungen.
    b) In der Aera des Absoluten.
      α) Erste Periode. Realität des Absoluten. Sehelianische Gesetzgebung.
      β) Zweite Periode. Das Absolute selbst. Achrematische Gesetzgebung. —

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Bergami et la Reine d'Angleterre. (Bergami und die Königin von England, Drama in fünf Akten und sechs Abtheilungen.) Von Fontan, Dupeuty und Maurice Alhoy. Pr. 3 Fr.

La Passion etc. (Das Leiden Jesu Christi. Trauerspiel in fünf Akten und in Versen.) Von François Cristal.

Conséquences du système de cour, établi sous François I. (Folgen des unter Franz I. eingeführten Hofsystems, die politische Geschichte der großen Haus- und Kronämter, der Hofwürden und des Adelssystems seit Franz I. enthaltend.) Von P. L. Roederer.

England.

On the progress of Music etc. Ueber die Fortschritte der Musik in England, seit dem Anfang dieses Jahrhunderts.

(Schluß.)

Um von unserer scheinbaren Digression — welche aber in der That der gerade Weg zum Ziele war — zurückzukommen, müssen wir einen kurzen Blick auf Arne und seinen einzigen Versuch, den „Artaxerxes", werfen. Er schlug den rechten Weg ein, und mit glänzendem Erfolg, wenn die Unsterblichkeit eines Werks Erfolg heißen kann. Doch war es augenscheinlich, daß der Sinn des Englischen Publikums damals noch zur Annahme des Prinzips nicht gehörig vorbereitet war, und kaum kann man sagen, daß er jetzt schon dazu geeignet sey. Leichtigkeit, Eleganz und Sanftheit sind die charakteristischen Züge dieses lieblichen Komponisten, allein es fehlt ihm an dem Feuer und der Kraft, die so sehr die Leidenschaften der Italiäner aufregen und dem dramatischen Effekt unentbehrlich sind. Die Uebergänge und Abtheilungen, die er einführte, sind in der That voller Anmuth, aber er konnte die Leidenschaftlichkeit der Italiänischen Schule nicht erreichen. Wir übergehen Jackson, Linley, Dibdin, Arnold, Kelly und Shield (der würdigste von Allen, weil er der natürlichste und originellste ist), um zu unserer eigentlichen Aera und zu Storace zu kommen, der Wissenschaft, Phantasie und eine ausgebreitete Kenntniß der Werke der Italiäner besaß. Sein großes Ziel war offenbar, ihre Werke in England besser bekannt zu machen und eine Schule zu gründen. Doch das Faktum, daß seine besten Opern (die „Piraten" und „Mahomet") im Pulte ruhen, während „der Geisterthurm", „die Belagerung von Belgrad", „kein Gesang, kein Abendessen", sich mit Hülfe ihrer Intrigue und ihres Dialogs erhalten, beweist hinlänglich, wie langsam die Nation fortschreitet. Bis zu dieser Periode waren die Engländer Imitatores tantum, wenn wir etwa Shield ausnehmen. Storace hatte eine Vorliebe für das Lied, und ungeachtet der vielen schönen Dinge, die er schrieb, verdankt er doch den größten Theil seines Rufs seinen einfachsten Melodieen. Nach dem frühen Tode desselben entstand ein erfolgloser Wetteifer, um den Engländern eine Originalstelle in melodramatischer Composition zu erringen. Reeve, Attwood, Davy und Andere erhoben sich bis zur Oberfläche und sanken eben so schnell, als sie emporstiegen. Braham trat am Schlusse des vorigen Jahrhunderts als Sänger auf und am Anfange des gegenwärtigen als Komponist. Sein außerordentliches Verdienst in dem einen Fache erhob und stürzte

ihn aber auch in dem anderen, denn seine wundervolle Stimme, sein lebendiges, vielseitiges und vollendetes Spiel erregten Erwartungen, denen seine Musik nicht entsprach, und diese getäuschte Hoffnung entzog seinem Werke sogar einen Theil der Achtung, die es wirklich verdiente. Es ist indeß ein merkwürdiger Umstand in der Geschichte der Composition in England, daß er die größte Summe empfing, die jemals für ein musikalisches Werk gezahlt wurde, nämlich zwölfhundert Pfund St. für das Verlagsrecht seiner „Englischen Flotte", von der jetzt nicht eine einzige Arie mehr vernommen oder auch nur erwähnt wird.

Das Ohr der Englischen Opern-Besucher ist seitdem gänzlich von den Productionen eines einzigen Komponisten in Beschlag genommen worden, nämlich Bishops, dessen Werke an Gediegenheit vielleicht denen jedes anderen Meisters gleich kommen. Auch fehlt es ihm nicht an Mannigfachheit, allein das Genie hat lange vergebens gegen die Hemmkette der Gewohnheit zu kämpfen. Schauspiel-Direktoren müssen auf Nutzen sehen und scheuen gewagte Experimente bei einem Volke, das noch nicht zur Musik erzogen ist. England verblieb, selbst bis auf diese Stunde, in dem Zustande, den Arteaga von anderen Theatern in einer gewissen Periode schildert. „Während dessen war die Poesie derjenige Theil des Drama's, den die Komponisten am wenigsten beachteten. Ordnung, Gefühl, gesunder Vernunft, Situation, Charakter, Intrigue, Leidenschaft, dramatisches Interesse, dies alles achteten sie für nichts. Diese Mittelmäßigkeit in der Musik entsteht aus verschiedenen Ursachen. Das Vergnügen, welches die Menge an dem Maschinenwesen und den Decorationen findet, macht, daß sie einen geschickten Maschinisten höher stellen, als den Dichter oder Tonkünstler. Dadurch verliert sich der Wetteifer unter den Meistern, wenn kein öffentlicher Beifall ihn mehr anspornt." Derselbe Schriftsteller macht folgende Betrachtungen über die Fortschritte der Musik in früheren Zeiten: „Indem der Leser so stufenweise vom Tanz zu den Kanzonen, von den Kanzonen zu den Winzer- und Faschings-Liedern und Madrigals, vom Madrigal zu den Chören und Konzertstücken und von diesem zum Dramatischen übergeht, kann er leicht jedem Schritte folgen, den die Musik bis zu dem prachtvollen Schauspiel der Oper zurücklegte." — In Allem, was auf Schauspiel Bezug hat, könnte man sicher darthun, daß die Engländer jedes andere Land hinter sich zurückließen, Frankreich allein vielleicht ausgenommen; allein in Hinsicht der Oper sind wir noch eben so weit zurück als jemals.

Unter diesen drückenden Verhältnissen hat Bishop mit großer Anstrengung nach Ruhm gestrebt. Er hat nicht allein seinen eigenen, sondern jeden anderen Stil versucht. Kein anderer Tonsetzer hat jemals die Werke anderer so gut nachzuahmen oder ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten so passend zusammenzusetzen gewußt. Seine Erfindungsgabe wird durch die Menge seiner Werke bewiesen, die sich jetzt wenigstens auf hundert Opern belaufen — seine Originalität und Trefflichkeit durch sehr viele Arien, Duette, Lieder, Chöre rc., die noch immer gesungen werden; doch sein Genius wird niedergehalten und muß niedergehalten werden, weil es der Oper gänzlich an innerer Einheit, Zusammenhang und Abgeschlossenheit fehlt. Und wohin sind wir endlich gelangt? Daß man Italiänische, Französische und Deutsche Opern in's Englische übersetzt und dabei die Originalfünde beibehält, Dialog mit Gesang unter einander zu mengen, dagegen einige der schönsten und wirkungsreichsten Partieen in den begleitenden Rezitativen verwirft! Wir wollen das hohe Verdienst des Herrn Rolphino Lacy nicht schmälern, der sich in dieser Hinsicht als ein überlegener Nebenbuhler von Storace erwies. Seine Uebertragungen des Rossini sind wirklich bewundernswürdig, allein das letzte Experiment, die Bearbeitung der „Somnambule" des Bellini, einer Musik, die so tief unter aller Kritik ist, läßt fürchten, daß jeder Funke von Hoffnung für einheimische Komponisten erstickt, wo nicht völlig erloschen ist. Wir sind noch immer weit hinter unseren Mustern in der Erfindung und Anordnung der komischen Oper zurück. Die glatte Geschmeidigkeit der Italiänischen Sprache, die sich so ganz zum Geschwindsprechen eignet, gestattet ihr eine schnelle Articulation der Noten und Worte, die unserer rauhen Sprache ganz unbekannt und vermuthlich ganz unmöglich ist. Die Gelenkigkeit, die sie so der Melodie und den Worten geben können, ist unwiderstehlich. Der Scherz ist hier mit Feinheit verbunden, ihre komischen Charaktere sind nie gemein. Die unsrigen sind dem niedrigsten Leben und seinen Eigenthümlichkeiten entnommen; ein Englisches scherzhaftes Liedchen ist das ungehobeltste und rohste Ding von der Welt, es hat keine Verwandtschaft mit der Musik und verläßt oft plötzlich seinen Charakter, um die Eigenheiten oder niedrigen Redensarten, welche eigentlich sein Stoff sind, nachzuahmen. Dies muß einen Jeden anwidern, außer die Gallerie. Ein anderes Vehikel, welches den Italiänern fast ausschließlich angehört, ist das Finale, welches wir uns aus denselben Gründen wohl nie aneignen werden. Storace und Bishop haben indeß einige sehr gute Beispiele geliefert, was durch eine verständige Anwendung des Princips geleistet werden kann. Wenn die letzten Bearbeitungen, besonders Rossinischer Stücke, nicht so glücklich ausfielen, so ist es, weil die Anhäufung der Noten und die außerordentliche Schnelligkeit der Articulation, deren es bedarf, um den Ausdruck zu ergänzen, die Nachahmung unmöglich machte.

Haben wir nun wohl Besseres zu hoffen? Wir denken, die Kenntniß der Musik hat in unserem Lande einen Standpunkt erreicht, der einen interessanten Versuch gestattet. Wir haben Dichter (Moore unter den Ersten), die vollkommen fähig sind, einen schönen Operntext zu liefern. Wir zweifeln nicht, daß es auch Tonkünstler giebt, die Talent genug besitzen, um das Publikum zufrieden zu stellen, und unsere Sänger haben mehr Schule als jemals. Hätte der Eigenthümer des Kings-Theaters die einheimischen Talente dieses Faches engagirt, statt der Deutschen Gesellschaft, so wäre den Gönnern dieses Etablissements eine schöne Gelegenheit dargeboten worden, ihren patriotischen Wunsch, den Genius ihrer Landsleute anzufeuern, an den Tag zu legen. Nichts würde unsere Schriftsteller, Komponisten und Sänger so sehr anspornen. Sie wären in unmittelbarem und männlichem Wettstreit mit den Italiänern aufgetreten, sie hätten — bis auf die Schönheit und höhere Tauglichkeit der Italiänischen Sprache zur Musik — dieselben Vortheile genossen, den Glanz des Hauses, die vollständigste Rollenbesetzung und die anregende Gegenwart des gebildetsten Publikums. Doch so lange dies nicht geschieht, genießt der Fremde einer Aufmunterung, welche dem Englischen Talent jede Aussicht auf die Gunst des Publikums verschließt. Unsere Melodramen-Dichter müssen bloß Uebersetzer bleiben, unsere Tonkünstler Bearbeiter fremder Stücke und unsere Sänger untergeordnete Wesen. Der Versuch, eine sogenannte Englische Oper zu errichten, dient nur, diese Aussprüche zu bekräftigen. Melodramen und Farcen sind keine Opern. Der Haupt-Unterschied besteht darin, daß in der wahren Oper alles Leidenschaft ist, und dies macht ein zur Italiänischen Musik gewöhntes Gehör und Gemüth der Englischen unzugänglich. Von allen unseren Compositionen vermag keine ein solches Gemüth anzusprechen, als die allereinfachsten und kunstlosesten, so weit sind wir noch in dem Ausdruck der Leidenschaft und in der Combination des Instrumental-Effekts zurück.

Das Konzert gehört zu den eigenthümlichen Trefflichkeiten der Englischen Musik. Die philharmonische Gesellschaft, vermöge ihrer Zulassung fremder Tonkünstler aller Nationen, kann es mit jedem ähnlichen Institut auf dem Kontinent aufnehmen. Der Verein für alte Musik*) hat fast Alles gethan, was sich thun ließ, um unsere Ansprüche auf Original-Stil und eine traditionelle Art des Vortrages aufrecht zu erhalten. Während die philharmonische Gesellschaft die Kenntnisse und das Studium fremder Schönheiten nährt und befördert, hat sie den Englischen Instrumental-Productionen höherer Gattung Aufmunterung gewährt. Fremde Künstler strebten danach, sich auf dieser Bühne hören zu lassen, und die herrlichsten Talente wurden durch dies Orchester zuerst eingeführt. Es ist nicht bloß eine Schule, sondern ein Kapitol, wo das hohe Verdienst seine Krone empfängt.

Der alte Musik-Verein, in einen engeren Kreis eingeschlossen, wenn auch an und für sich nicht beschränkter, fängt an, zu gewahren, daß Neuheit dem Vergnügen nicht weniger nothwendig ist, als Gewohnheit. Er ist seiner Auflösung nahe, und wenn er nicht durch Königlichen Schutz erhalten wird, so kann er ihr nicht entgehen. Wenn der Geschmack das Pfropfreis der Kennerschaft ist, was man wohl kaum bestreiten wird, so ist dieses Institut der wahre Begründer und Pfleger des Geschmacks, nicht allein in Hinsicht des Stoffes, sondern auch der Manier. Nicht bloß wurde der Stil von Locke, Purcell, Händel und allen alten Meistern in steter Erinnerung behalten, sondern auch die hergebrachte Weise, ihre Stücke vorzutragen. England wurde auf diese Art die Bewahrerin dieser reinen, einfachen und national-ausdrucksvollen Weise. Nichts kann Englischen Ohren so lächerlich oder abscheulich vorkommen, als Händelsche Stücke von Italiänern singen zu hören. Die Deutschen zwar kommen uns schon näher, allein die innere Gediegenheit, welche auf Deklamation, Einfachheit, sogar auf gewissen Appoggiaturen, Läufen und Kadenzen beruht, ist nur den Engländern bekannt, und unter den Engländern selbst nur Einer Schule — der von Greatorex, Bartleman und Harrison. Die Mara erreichte eine größere Erhabenheit, als jeder andere Sänger Händelscher Stücke, doch sie lernte es hier. Unglücklicherweise wird nur noch wenig von Purcell gesungen — wir sagen, unglücklicherweise, denn der Geschmack an Purcell in der Musik ist das, was der Geschmack an Spenser in der Dichtkunst ist; wenn er dahin ist, so ist auch der alte Ruhm unseres ächten Stils dahin. Wir fürchten indeß, daß er in der nächsten Generation kein Publikum mehr finden wird. Wenn der alte Musik-Verein eingeht, gewiß nicht.

Um die Richtung, die der musikalische Geschmack genommen hat, mit Gewißheit anzugeben, dürfen wir nur die ganze Reihe von Konzerten betrachten, die, von Mai bis August, die Morgen und Abende füllen. Für Ein Englisches Stück hört man wenigstens zehn fremde, und die Englischen Sänger sind fast ganz verschwunden. Deutsche, Französische und Italiänische haben wir, aber wo sind die Englischen? Auf dem Theater? — Auch dieses haben die Deutschen in Beschlag genommen. Im Vauxhall? — Selbst diese Gärten sind italiänisirt. Welch eine Metamorphose, seitdem die Orgel-Konzerte von Händel und Morgan sie so anziehend machten!

Selbst die schönste und eigenthümlichste der Englischen Compositionen, das Ballslied (glee), wird nicht mehr so aufgenommen, wie sonst. Und dennoch, wenn einzelne Gesangstücke irgend Anspruch auf Auszeichnung geben können, so behalten wir hier den Vorzug; hierin können wir es mit der ganzen Welt aufnehmen. Wenn der Franzose von dem Englischen Glee sagt, es sey quelque chose de bien triste, so verräth er nur seine Unwissenheit und seine eigene Flachheit. Die Werke von Webbe, Callcott, Horsley, Stafford Smith, Spofforth, Attwood, Walmisley und einer Menge Anderer erheben sich als Zeugen gegen ihn. Auch sind wir nicht bloß auf die neuere Zeit beschränkt. Das Glee ist eine Composition, in welcher Melodie, Harmonie, Verwebung der Tonstücke, — mit Einem Wort die Construction in allen ihren Punkten und mit allen ihren Hülfsmitteln dahin strebt, einem kunstvollen Lied Energie zu verleihen. Es ist ernst oder scherzhaft. Die Schönheiten sind zwar nicht von jener pikanten buhlenden Art, die dem Theater angehört, aber sie sind natürlich und rührend. Wenn es ihm an Heftigkeit fehlt, so besitzt es dafür alle

*) In diesem wird kein Stück aufgeführt, das nicht wenigstens 30 Jahr alt ist.

Wahrheit einer tiefgefühlten Leidenschaft. Es umfaßt jede Gattung, das Heroische, Erotische, Malerische, und wir können jede Nation herausfordern, herrlichere Muster von dem Ausdruck des Gefühls durch Töne aufzuweisen, als die Glees: „Wenn sonst die Winde wehen", „Eilig von des Berges Rücken", „Von Celia's Baum", „Sanft mögen sie, die Helden, ruhen", und hundert andere. In diesem läßt sich die Gediegenheit des Englischen Geistes am besten erkennen, und es ist offenbar, daß er sich aus unserem geistlichen Stil und unseren tiefen und starken Affekten hervorgebildet hat. Nur weil die Denkweise sich veränderte, weil man nach leichteren Eindrücken verlangt, hat sich der Geschmack daran verloren. Vergebens würde das strengste Urtheil, der schärfste Blick etwas der Nachahmung Aehnliches in diesen Compositionen entdecken wollen. Daß der Geschmack ihrer Verfasser sich durch ihre Bekanntschaft mit fremden Meistern verfeinert und vervollkommt haben mag, ist richtig, doch die Wirkung davon ist nur in allgemeinen Resultaten zu erkennen.

Unsere Lieder-Musik hat sich jeden Stil angeeignet, und einige sehr treffliche und schöne Sachen sind in der Zeit, von der wir handeln, erschienen. Es ist zu gleicher Zeit ein Unglück und eine Ungerechtigkeit, daß unsere Musik auf dem Kontinent keinen Eingang findet, weil unsere Sprache zu wenig verstanden wird. Daß man nie eine Englische Oper im Auslande aufführt, wundert uns nicht, aber darüber müssen wir doch erstaunen, daß man nie ein Englisches Lied hört. Webbe's „Haus des Friedens", Attwood's „Traum eines Soldaten", Horsley's „Sanfte Lyra", Calleott's „Engel des Lebens", Knyvett's „Der Schönheit Töchter sind nicht da", Bishop's „Durch der Venus Tauben Einfalt", Smith's „Hohenlinden" und Beale's „Benins", sind als Musik eben so rein und schön, wie sie als Lieder voll Ausdruck sind; sie sind wahre Muster. Indeß darf der Umstand nicht unerwähnt bleiben, daß wir Haydns Konzerten die Einführung einer neuen Gattung verdanken, welche auf alle Arten von Abwegen gerathen ist; unser einfacher Balladenstil wurde für die schmuckreiche Kanzone verlassen, und die ungekünstelte Melodie mußte dem verzierten Accompagnement weichen. Doch ist die Ballade nicht ganz untergegangen. „Alice Gray" ist so beliebt, wie sie es verdient; seit „Crazy Jane" hat kein neueres Stück so allgemein gefallen.

Die Jagd- und Seelieder, welche zu Dibdins Zeit in ganz England so beliebt waren, sind gänzlich abgekommen. Vor dreißig Jahren war es etwas Gewöhnliches, solche lustige Liedchen bei Tische zu singen; jetzt würde Niemand ein Lied wagen ohne Fortepiano-Begleitung. Sogar die Fuchsjäger zu Melton-Mowbray sollen jetzt ihre Abend-Vergnügungen mehr in Witz und Musik als im Weine suchen.

Es ist sonderbar, daß bei der anerkannten Trefflichkeit unserer Instrumentisten so wenig eigentliche Instrumental-Musik zum Vorschein kommt. Kaum schrieb einer unserer Landsleute ein Solo oder ein Konzertstück. Sie beschränkten sich auf Elementar-Lehrbücher, und hierin, obgleich ausgezeichnet, stehen sie doch immer hinter den Ausländern zurück, denn England hat kein solches Werk aufzuweisen, als z. B. Baillots „Anweisung zum Violinspiel", oder Hummels „Fortepiano-Schule." Herr J. B. Cramer hat zwar viele und sehr schöne Compositionen für das Fortepiano geliefert, allein selbst in diesem beliebtesten Fache unserer Kammermusik verdanken wir doch den bei weitem größeren Theil den Fremden. Wir thun fast nichts, als fremde Compositionen arrangiren, wie von Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Herz und vielen Andern.

Die Errichtung einer regelmäßigen Musikschule in der „Königlichen musikalischen Akademie" ist ein wichtiges Ereigniß in der Geschichte unserer Musik. Sie wurde, wie fast alle Dinge, von zwei Seiten betrachtet. Ihre Stifter und Beförderer behaupten, dies Institut soll den Anfang zur Verbreitung der ächten Wissenschaft machen — ihre Gegner berechneten bloß, daß dadurch die Kenntniß der Musik so allgemein werden würde, daß die Musiklehrer durch die große Konkurrenz alle zu Bettlern werden müßten. Bis jetzt ist noch keines von beiden Resultaten eingetroffen. Musik wird in der Akademie ein wenig, aber nur ein wenig besser gelehrt; der Aufwand ist mäßig, jedoch bedeutend genug, um einen zu großen Zudrang zur Schule abzuhalten, und mehr als die Hälfte der Schüler verläßt die Akademie, wenn sie kaum halb ausgebildet sind. Ein oder zwei Sänger (Herr und Madame Seguin und Madame Bishop z. B.) und eine etwas größere Zahl Instrumentisten haben ziemlich viel geleistet, aber in den ersten sieben Jahren war von dieser Schule durchaus keine Wirkung zu verspüren. Dennoch muß sie am Ende Gutes stiften, wenn sie es nur vermag, sich am Leben zu erhalten.

Die musikalische Literatur ist fortgeschritten, doch gereicht es dem musikalischen Publikum eben nicht zur Ehre, daß das „Quarterly musical Magazine and Review", das philosophischste Werk in diesem Fache, nach zehnjährigem Bestehen einging, und zwar, wie wir vernehmen, aus zwei Ursachen: erstlich, weil es an Schriftstellern fehlte, die Geschicklichkeit und Willen zum Mitarbeiten hatten, wodurch sein Erscheinen stets verzögert wurde; zweitens, wegen der geringen Anzahl der Leser. Das „Harmonicon", ein weniger hochsitzendes Werk, aber nach einem populäreren und umfassenderen Plan angelegt, hat, wie wir hören, kaum die Kosten der Herausgabe gedeckt. Indeß sind die Beurtheilungen in den periodischen „Essays" und in den kritischen Artikeln einiger Journale offenbar besser als früher.

Wenn dennoch England mit den Italiänern und Deutschen nicht gleichen Schritt hält, so steht es doch nicht still. Unsere natürlichen Affekte sind allerdings kälter als die der ersteren; wir sind nicht so romantisch, so viel umfassend wie die letzteren; wir haben mehr und wichtigere Beschäftigungen, wenigstens halten wir sie dafür, als jene beiden Nationen; wir sind Geschäftsmänner und Politiker. Vergnügungen sind weder unsere einzige, noch unsere angelegentlichste Beschäftigung. Wir haben unser National-Temperament, und, man sage dagegen, was man will, unsere Nationalmusik, die, wir geben es zu, von allen Nationen Europas herstammt. Die Kirchenmusik, das Glee und die Ballade gehören uns eigen oder sind es durch eine Naturalisation geworden, welche von natürlicher Abstammung nicht mehr zu unterscheiden ist. Doch ist es vielleicht die Frage, ob wir mit jenem scharfen Gefühl begabt sind, wodurch allein wir uns einst als Erfinder den lebhafteren Nationen gleichstellen könnten, die bis jetzt in den anderen Fächern der Kunst voranschritten. Denn hier handelt es sich nicht um Kunst, sondern um Natur.

(New Monthly Magazine.)

Bibliographie.

The Khans tale. (Die Erzählung des Khans. Ein Mährchen im Karavanserai.) Von J. B. Fraser. Pr. 6 Sh. [Bildet den siebenten Band der Romanbibliothek.]

Archbishop Cranmer's works. (Die Werke des Erzbischof Cranmer.) 4 Bde. Pr. 2 Pfd. 10 Sh. 6 P.

Sweets british flower-garden. (Sweets Britischer Blumengarten.) Zweiten Bandes zweite Lieferung. Pr. 3 Pfd. 15 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Bewohner von Camboja in Hinter-Indien. „Unter den verschiedenen Völkern, die zum Reiche Siam gehören, befinden sich auch die Kameh's oder Eingebornen von Camboja. Dieses im Süd-Ost von Siam belegene Land ist ohne Zweifel ein älterer Staat als alle die benachbarten. Der Name Camboja kommt schon in dem Ramayana und anderen alt-Indischen Dichtungen vor. Die Sprache der Cambojer unterscheidet sich wesentlich von der Siamischen und ist härter, aber auch wortreicher. Ihre Literatur ist sehr groß, und die Bücher sind in einer Art von Charakteren geschrieben, deren sich die Siamer nur dann bedienen, wenn sie ihre heiligen Bali-Bücher schreiben. Die meisten Bücher der Cambojaner, ja mit Ausnahme der Gesetz- und historischen Bücher vielleicht alle, sind poetischen Inhalts. Sie behandeln meist sehr triviale Gegenstände und sind oft äußerst lasciv. Dagegen habe ich ein geographisches Werk gesehen, das vor einigen Jahrhunderten abgefaßt worden ist und noch korrekter zu seyn scheint, als Chinesische Werke von ähnlicher Art. Die Cambojaner sind ein engherziges, kriechendes, zuvorkommendes und nach Umständen auch impertinentes Volk. Doch nehmen sie Belehrung an und ermangeln nicht der Bildungsfähigkeit. Von den Männern sind viele wohlgebaut; die Frauen dagegen haben ein sehr gemeines Aeußere. An Armuth, Unreinlichkeit und Faulheit gleichen sie ihren Nachbarn. Sie handeln fast mit nichts als mit Seidenstoffen, die sie selbst fabriziren, obgleich dies den Geboten Buddha's zuwider ist, weil das Leben der Seidenwürmer dabei gefährdet wird. Camboja stand lange unter der Herrschaft seiner eigenen Fürsten. Erst vor kurzer Zeit erregten zwei um die Krone kämpfende Brüder einen Bürgerkrieg, den Cochinchina und Siam sich zu Nutze zogen und das Land unter sich theilten. Der vornehmste Handelsplatz in Camboja ist Lucknoei, das Enigen der Europäer. Viele Chinesen haben sich hier angesiedelt, und der Ort führt einen sehr lebhaften Handel, besonders in Betel-Nüssen und Seide, mit dem nördlichen China und mit Singapore. Die Hauptstadt umgiebt eine sehr alte Mauer. Das Land ist gut angebaut, obgleich nicht in seiner ganzen Ausdehnung, weil das Volk mit sehr weniger und einfacher Speise, als Reis und trockenen Fischen, sich begnügt und also wenig um Verbesserung seiner Lage durch Industrie sich kümmert." (Gutzlaff's Journal of a Residence in Siam.)

— Aufgefundene Gräber. In der Nähe von Narbonne, im Marne-Departement, hat man am Abhange eines Hügels vier Fuß unter der Oberfläche beim Graben zwölf Gerippe gefunden, die durch eine Reihe nicht behauener und durch keinen Mörtel verbundener Steine von einander getrennt waren; der Kopf eines jeden war mit einem platten Steine bedeckt. Jedes Gerippe trug ein bronzenes Halsband, dessen Form nicht bei allen dieselbe ist, und an der Stelle der Arme fand sich ein Ring von demselben Metall, der 2½ Zoll im Durchmesser hatte und, wie die antiken Armbänder gewöhnlich sind, offen war. Das erste Gerippe in der Reihe hatte ein größeres Armband, als die übrigen, und neben sich ein gerades zweischneidiges Schwerdt liegen; die anderen Skelette waren ohne Waffen. Leider hat man weder eine Inschrift noch eine Münze gefunden, die einigen Aufschluß über diese menschlichen Ueberreste hätte geben können.

— Herkulanum und Pompeji. Es ist eine allgemein verbreitete irrige Annahme, daß diese beiden Städte auf gleiche Weise und durch dieselbe Materie verschüttet worden seyen. Herkulanum ist aber von einem Lavastrom bedeckt worden, und die Ausgrabungen müssen also dort in derselben Weise vorgenommen werden, wie in einem Steinbruche. Weit leichter ist diese Arbeit in Pompeji, das mit weicher Schutterde und Asche bedeckt ist, auf welcher Bäume wuchsen. Bei der letzteren Stadt ist noch ein besonderer Umstand merkwürdig. Gegen das funfzehnte Jahrhundert fehlte es dem großen Dorfe Torre dell' Annunziata plötzlich an Wasser, das man mittelst eines unterirdischen Kanals, der zu diesem Behufe gegraben wurde, aus dem Flusse Sarno dahin leiten mußte; dieser Kanal floß aber gerade unter dem Isistempel und durch die öden Straßen der verschütteten Stadt hin.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Mittwoch den 28. August 1833.

Griechenland.

Barba Yanni.

Ich war im Frühling des Jahres zu Cerigo. Es waren Depeschen an den Gouverneur der Jonischen Inseln zu besorgen, und ich sollte der Ueberbringer seyn. Ob man den Insulanern nicht recht traute, oder aus welcher anderen Ursache, weiß ich nicht; genug, der Kommandant hatte ein altes verwittertes Boot, welches ihm gehörte, und dieses sollte unser Fahrzeug seyn. Ein Kerl, den seine Freunde Barba Yanni (Onkel Johann) und seine Bekannten Coquinos (Rothkopf) nannten, wurde zum Carabucchiere, d. h. Schiffsherrn, ersehen. Barba Yanni war ein Pargiote, folglich ein Schelm; dennoch wußte er durch allerlei Mittel diejenigen, die noch nie mit ihm zu thun gehabt hatten, zu überreden, daß er ein wahrhaft ehrlicher, harmloser, viel betrogener Mann sey. Seine Mannschaft war größtentheils von demselben Schlage, Cephaloniter, Kandioten und Vagabunden jeder Art, die man in Cerigo auftreiben konnte, und die ein Segel von einem Kalamata-Mast zu unterscheiden wußten.

So ausgerüstet, machten wir uns mit Sonnen-Untergang auf. Es waren noch zwei Passagiere auf dem Schiff, außer mir und meinem Albanesischen Diener. Als Barba Yanni einige Yard vom Ufer entfernt war, nahm er uns Alle in genauen Augenschein. Ein armer Teufel, der am Fieber litt, hatte sich tief in seinen Mantel gehüllt; dennoch erkannte ihn Coquinos augenblicklich, nahm ihn in seinen braunen Arm und plumpte den unglücklichen Burschen ins Meer, indem er rief: „Ladro enai, Turko Ladro, Turko Ladro!“ (Ein Dieb, ein Türkischer Dieb!) Hätte ich ihn zu Hydra, so könnte ich fünfhundert Piaster für seinen Kopf haben; — er hat die Griechische Regierung verkauft und soll nimmermehr mit mir fahren.“ — Das ist mir ein sonderbarer Schiffspatron, dachte ich. Indeß sahen wir den armen Kerl das Seewasser abschütteln, als er das Land erreichte. Der Wind war günstig, bald schwellte er die Segel; wir verließen den kleinen Hafen Kapsali und befanden uns bald unter dem Ovo.

Mit Tages-Anbruch brachte die Sonne den schwachen Wind, den wir bisher gehabt hatten, zum Schweigen, und Coquinos schickte sich an, zu landen. Wir waren über Korau hinaus. Alle Vorstellungen, daß wir würden zu Korfu Quarantaine halten müssen, wenn wir landeten, waren umsonst. — „Das wäre unsere Sache nicht. Der Wind schiene schlecht werden zu wollen, und es wäre nichts zu machen &c.“ — War Barba Yanni bisher ein Philhellene gewesen, so wurde er jetzt mit einem Male ein Türke. Keine Seeräuber-Horde, die je die Welt verheert, wäre halb so schlecht, als die Hydrioten, Spezzioten &c., und der Schimpfname Kerata (Kuckuk), welchen man ihnen beilegt, kam fast nicht aus seinem Munde. Er besuchte die Bazars und die Bezestans, die Hamams und die Kaffeehäuser. Er rauchte bald mit diesem, bald mit jenem eine Pfeife, begrüßte die alten Leute mit „Salam“, die jungen mit „Affendi“, die noch jüngeren mit „Affendachi“, mit einem Worte, Barba Yanni war, allem Ansehen nach, recht von Herzen ein Türke. Doch die Zeit zur Abfahrt war da. Manche seiner Freunde hatten Bestellungen zu machen, Gelder zu versenden; — es fehlte den Türken an Lebensmitteln. Ein alter Bey übergab Yanni feierlich einen Beutel mit Mahmudi's, um deren zu kaufen. „Kalla, kalla, polla kalla!“ (Gut, gut, recht gut!) war Barba Yanni's Antwort an Alle, und noch ein Mal stach das Boot ins Meer. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß der Türke nie Barba Yanni noch seine Mahmudi's wiedersah.

Der Wind war nichts weniger als günstig. Indeß durch fleißiges Laviren gelang es uns doch, über Modon hinauszukommen; jetzt aber wurde es völlige Windstille. Wir waren im Angesicht des kleinen Felsen Prodeno, und Barba Yanni beschloß, da anzulegen. Außerdem war der folgende Tag ein Sonntag. Auf der Insel war eine kleine dem heiligen Nikolaus geweihte Kapelle. Coquinos war in der letzten Zeit eben nicht sehr fromm gewesen; dies war jedoch eine zu günstige Gelegenheit, um sie vorbei zu lassen, und so liefen wir um Mitternacht in den kleinen Hafen ein. Prodone ist nichts weiter, als ein nackter Felsen, hier und da mit einigen Hag- und Stechapfelbäumen besetzt. Die Bootsleute brachten schnell das Gepäck ans Land, und wir bivouakirten die Nacht hindurch.

Coquinos hatte die wesentlichen Angelegenheiten des Lebens nicht vernachlässigt. Spiro hatte ein Lamm gestohlen; das Netz wurde im Boot ausgeworfen und einige der schönsten Fische gefangen. Am anderen Morgen hatte Coquinos seine Andacht am Altar des heiligen Nikolaus verrichtet; um 10 Uhr war unsere Mahlzeit verzehrt, und wir schickten uns zu einer Siesta an, als unser würdiger Carabucchiere anfing, sich auf's heftigste zu bekreuzen. Seine Bewegungen waren in der That so schnell, daß der Oleander selbst, unter dem er saß, sich schüttelte, und seine Verzweiflung so heftig, daß er die Erde mit den Fingerspitzen berührte und sie dann auf seine geschorene Scheitel legte, indem er zwischendurch Flüche ausstieß. Alles erstaunte über diesen plötzlichen Anfall; allein als wir nach Osten blickten, löste sich das Räthsel bald. Nahe an der Spitze des Kaps Sapienzo war das Meer mit unzähligen kleinen Schiffen bedeckt, Schoonern, Briggs, Korvetten und allen seltsamen Fahrzeugen des Mittelländischen Meeres. Freund oder Feind, Barba Yanni war sicher, von ihnen ausgeplündert zu werden, wenn nicht ein Wunder geschah. Sein Entschluß war in einem Augenblick gefaßt. Alles, was sich thun ließ, war, sich platt niederzulegen und die Feuer auszulöschen. Allein Yanni hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Während er seine Befehle gab, schimmerte sein rothes Käppchen gelegentlich durch die Oleanderbäume hindurch. Einen Augenblick, und eine Kugel pfiff an ihm vorbei und traf den Felsen dicht neben ihm. Barba fing abermals an, sich zu bekreuzen. Er hatte bald entdeckt, woher der Schuß kam. Gerade der kleinen Bucht, wo unser Boot vor Anker lag, gegenüber, lag mit niedergelassenen Segeln der schönste Schooner, den man sich denken kann, ein wahres Muster von einem Schiff. Das Verdeck schimmerte von dem Golde und den buntfarbigen Turbanen der Mannschaft. Sie waren bewaffnet bis an die Zähne. Yatagans, Pistolen und Dolche, Alles im Ueberfluß. Jetzt gab es nur Eine Art des Benehmens. Barba schrie aus allen Kräften: „Tora, tora, oligora!“ (Jetzt, sogleich!) und augenblicklich rannte er durch die Oleander zu dem Boot hin. Zwanzig Minuten vergingen bis zu seiner Wiederkunft. Wir hörten ihn zwischendurch in heftigem Wortstreit; — doch Alles war vergebens. — „Oh panagia, oh panagia mou, ulo enai kako!“ (O Jungfrau, Jungfrau, Alles ist verloren!“) — Er brachte uns den Befehl, sogleich an Bord zu kommen. Unsere Besucher waren Hydrioten. — Barba bekreuzte sich bei dem bloßen Namen. Ein Schiffsseil wurde uns vom Schooner aus zugeworfen. Der Carabucchiere stand am Steuer und kaute seinen Taback, und da befanden wir uns nun mitten unter der Flotte. Yanni verfluchte während dessen seinen Stern, daß er nach Tages Anbruch noch auf Prodeno die Feuer hatte brennen lassen.

Unsere Convoi war auf der Fahrt nach Nieder-Arkadien unterhalb Zeitunt. Bald nach dem Erscheinen der Flotte gerieth die ganze Gegend in Bewegung. Feuer ohne Zahl brannten in jeder Richtung und sandten ihre Rauchsäulen durch die klare Luft. Als wir uns dem Ufer näherten, konnten wir große Menschenmassen gewahren, welche kamen, ihre Landsleute zu begrüßen. Die Wimpel wehten, Araber bliesen erbärmlich auf dem Klarinett oder hämmerten auf eine mißgestaltete Trommel los. Coquinos verging das Herz, als er alles dies mit ansah. Sein Schicksal schien unwiderruflich entschieden. Dennoch, um von seiner Seite nichts zu versäumen, verbarg er den Beutel mit Mahmudis unter die Dielen am Boden des Boots. Ungefähr 100 Yard vom Ufer wurden wir losgelassen, der Schooner legte sich nahe ans Land, und mehrere Megalles Anthropos, große Männer, wie sich Yanni ausdrückte, gingen ans Ufer. Er hatte jede Bewegung beobachtet, plötzlich sprang er von seinem hohen Sitz am Steuer herab, warf sich flach auf das Gesicht und empfahl uns, dasselbe zu thun. Kaum hatten wir Zeit dazu gehabt, so hörten wir das Getöse des Musketenfeuers und ein Kugelregen flog in das Boot und an demselben vorüber. Der alte Carabucchiere ächzte und fluchte. Doch bald war die Ehrensalve, wofür wir sie nachmals erkannten, vorüber, und diese Gefahr hatte ein Ende.

Es war der Admiral Tombaß, einer der unterrichtetsten Griechen, der gelandet war. Bald erhielt der arme Carabucchiere das Signal, mit seinen Passagieren zu erscheinen. Barba Yanni begann auf die gewöhnliche Weise Betheurungen und Anrufungen der Panagia, St. Nikolaus und einiger andern der angesehensten Heiligen. Allein er hatte es mit Leuten zu thun, welche mitunter dasselbe Spiel treiben, daher halfen sie ihm nichts. Barba, der Kandiote, der Cephaloniter u. s. w. wurden alle an Händen und Füßen gebunden, und der Albaneser, der stark nach einem Türken aussah, wurde entkleidet, um zu sehen, ob er beschnitten sey, eine Ceremonie, wie Yanni sagte, die sein Pathe glücklicherweise unterlassen hatte, sonst

wäre sein Kopf sogleich in den Sand gerollt. Jetzt kam die Reihe an mich, ich konnte mich bloß in der lingua franca verständlich machen und verlangte den Admiral zu sehen. Nach einigem Zögern wurde mein Verlangen gewährt. Der alte Mann saß ruhig mitten unter dem Lärm und Geschwätz seiner Gefährten und rauchte seine Pfeife. Ich hatte nur eben den Zweck meiner Reise dargelegt, als man Befehl gab, das Boot und die Mannschaft frei zu lassen, zugleich erhielt ich eine Einladung von einem der Zaimes, einige Tage zu Zeituni zu verweilen.

Barda Yanni lag unter einem Oelbaum, dem Anschein nach in jedes Schicksal ergeben. „Theos enai megallos" (Gott ist groß) war sein einziger Ausruf. Ueber seine Befreiung schien er nicht allzusehr entzückt, und schrieb Alles der Vermittelung des heiligen Nikolaus zu, der ihn unter seinen Schutz genommen hätte, und dem er ein reichliches Opfer von den Mahmoudis gelobte.

Nur einige Tage hielt sich der Carabucchiere in Zeituni auf. Coquinos fand kein besonderes Gefallen an der Nachbarschaft seiner bewaffneten Landsleute. Die Flotte hatte Geld für die Truppen mitgebracht, die lange im Rückstand waren. Der größte Theil ging in Lumpen, hatte keine Lebensmittel und war in dem erbärmlichsten Zustande. Allein kaum hatten diese Lumpenkerle ihr Geld, als man sie in der Sonne liegen sah, wie sie ihren letzten Para im Hazardspiel verloren. Verschiedene alte Männer gingen von einer Gruppe zur anderen, spreiteten einen Mantel auf den Boden, auf welchem sie ein schmutziges Spiel Italiänischer Karten auspackten. Diese wandernden Gauner sammelten bald die Menge um sich her. Wenn das Geld verloren war, wurden die Flüche häufiger und lauter, man griff nach dem Yatagan oder zog ihn wohl gar heraus. Dann machten sie sich still davon und fingen ihre Operationen bei einer anderen Partei wieder an.

Wir waren noch einmal unterweges. Diesmal kam Spiro, der Kandiote, nicht zum Vorschein. Er hatte den verborgenen Schatz ausgewittert. Es wäre vergebens, die Wuth des Carabucchiere zu beschreiben, er verfluchte seinen Vater und seine Mutter, raufte sich seine langen Haare aus und beging jede mögliche Ausschweifung. Doch was half Alles, das Türkische Gold war dahin, und Barba Yanni war noch nicht am Ziel seiner Leiden. Es wehte ein Mistrale, wir kamen daher nur langsam vorwärts. Endlich zeigte sich das blumige Zakynthos, und Barba Yanni bezeigte gebührigermaßen unserer lieben Frau von Skopo im Vorbeifahren seine Ehrerbietung. Wir waren noch immer im Bereich der Griechischen Flotte. So wie die Schiffe nach und nach vorbeifuhren, riefen sie an, und Barba Yanni schien auf alle ihre Fragen befriedigend zu antworten — nur einem groben Spezzioten gefielen sie nicht. Der Wind war frisch geworden, und einige von den vorausfahrenden Schiffen richteten ihren Lauf lastig nach den Kastellen von Lepanto. Es wurde dunkel, die See ging zu hoch, um dem wilden Spezzioten zu gestatten, ein Boot auszusetzen. Er warf uns ein Seil zu und schwur bei allen Madonnen in der Welt, daß, wenn wir uns nicht selbst daran banden, er uns eine Ladung durch den Schiffsbauch jagen wollte. Bald war das Seil befestigt, über dem größeren Uebel hatte Barba Yanni das kleinere vergessen — der Mahmoudi's wurde nicht mehr gedacht. Die Griechen hielten sich immer in der Richtung der Kastelle, doch in respektvoller Entfernung. Einigen ihrer leichten Mistiks war es gelungen, in den Meerbusen einzulaufen, doch der größte Theil mußte sich außerhalb der Geroffis halten. Mitten unter dem Donner des groben Geschützes war Coquinos Ohr dennoch nicht zu täuschen. Zuweilen vernahm man Schüsse von schwerem Kaliber ohne jenen zischenden Laut, den das zu viel Schwefel enthaltende Pulver der Griechen verursacht. — „Kalia kalia", rief endlich der Carabucchiere, „dieser Schall ist weder von Griechischem noch Türkischem Geschütz", und indem er sich bis zur Kanonenbrüstung herabbeugte, erblickte er die schwarzen Masten des „Cambrian" durch den grauen Abendnebel. „Kalia polia kalla enoi affendi", indem er die Ruder an die Seite des Bootes zog, hieß er uns Alle, uns flach auf das Gesicht werfen. Der Wind stand nach dem Kanal von Cephalonien zu, er richtete das Boot daher genau nach der Spitze von Ithaka, zog sein langes Messer heraus und schnitt plötzlich das Seil los, welches uns an den Spezzioten band. Mehrere Schüsse pfiffen durch unsere Segel, doch der Carabucchiere hatte seine Zeit wohl abgesehen, und wir waren abermals frei. Der „Cambrian" hatte bloß die Bestimmung, die Griechen innerhalb der Gewässer zu halten, auf welche die Türken nach dem Traktat beschränkt waren.

Jetzt hofften wir, Barba Yanni's Ränke würden zu Ende seyn — aber nein. Es gab noch einen Besuch zu machen. Die Albanesischen Türken sind noch einfältiger als ihre Landsleute auf Morea, und bis jetzt hatte die Reise noch nichts eingetragen. Außerdem fehlte Spiro an der Zahl der Mannschaft, und es mußte für ihn Rath geschafft werden, oder wir hätten lange in Quarantaine liegen können. Alles dieses ging Barba Yanni im Kopfe herum, und er beschloß, an irgend einem Punkte auf Ithaka zu landen und dort weiter zu überlegen.

Kaum fuhr ein einziges Boot vorüber, mit dessen Carabucchiere Barba Yanni nicht eine Unterredung anknüpfte, er kannte sie alle. Endlich hatte er die gewünschte Auskunft, und wir schickten uns zur Fortsetzung unserer Reise an. Alles ging still ab, bis wir über Parga hinaus waren. Hier hatten wir sicher geglaubt, der Carabucchiere würde landen und seine Freunde besuchen. Wir irrten uns. Barda Yanni war in seiner Heimath zu gut bekannt. Die Türken von Parga waren alle Krieger und Diebe aus Natolien. Außer einer Calque von Santa-Maura besucht selten ein Schiff den Platz. Endlich erblickten wir den Leuchtthurm von Korfu, und die schwarzen Massen der Citadelle und der neuen Forts gestalteten sich deutlicher vor unseren Blicken. Wir wünschten uns Glück zu der Aussicht, unsere Drangsale bald geendigt zu sehen, als unser Carabucchiere das Steuer herumwarf und zwischen dem Lande und dem schwarzen Felsen, der fast dem östlichen Ende von Korfu gegenüber liegt, hinfuhr. Wir hatten so manche von unseres Patrons tollen Streichen gesehen, daß wir wußten, Unterwerfung sey das Einzige, was uns übrig bliebe. Es gab in der Nachbarschaft einen reichen Türkischen Kaufmann, der die von den Inseln und Venedig kommenden Güter abwartete. Ihn hatte Yanni zu seinem Opfer ersehen. Unter einem elenden Zeltdach, dessen andere Seite von einem Paar Stangen getragen wurde, saß der alte Mann auf einem niedrigen Polster. Hier gab er seinen zahlreichen Besuchern von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang Audienz. Ballen Güter und Päckte lagen zerstreut um ihn her, und ein halb Dutzend erbärmlicher Thiere unter Aufsicht eben so vieler Arabischer Knechte waren in der Nähe an Olivenbäume gebunden. Yanni näherte sich, berührte des alten Mannes Käppchen, dann sein eigenes Haupt, als ein Zeichen der Demuth. „Thulosis affendi" und „Proskennmen" (Dein Diener Herr, und, ich werfe mich vor Dir nieder) wurden die erste halbe Stunde nicht gespart. Binnen zwei Stunden hatte der verschlagene Grieche das Herz des arglosen Türken gewonnen. Güter, Geld, Alles wurde Yanni's Sorge anvertraut, und wäre der Harem des Türken in der Nähe und von einigem Werth gewesen, Yanni hätte ihn zu erlangen gewußt. Er hatte keines lauten Geschwätzes oder fertiger Antworten bedurft; um diesen Zweck zu erreichen, wandte Yanni die mächtigste Waffe der Griechen an — Schmeichelei. Die Güter waren bald in's Boot geschafft, und es kam nur noch darauf an, den fehlenden Spiro zu ersetzen; doch dazu fand er bald Rath. Einer der Stallknechte wurde nach einem benachbarten Dorfe gesandt und kehrte bald mit einem Kerl zurück, der bereit war, jeden möglichen Namen, der im Kalender stand, anzunehmen; und so fanden wir uns denn abermals unterweges.

Die Aussicht, 40 Tage in einem elenden Lazareth gefangen zu seyn, ist zu keiner Zeit angenehm und wird es noch weniger durch den Gedanken, daß man durch die Habsucht eines schurkischen Griechen dazu komme. Auf unsere Fragen konnten wir keine andere Antwort erhalten, als: „Tipotes enai." (Es hat nichts zu sagen.) Wir hatten gegen unseren Willen manche Proben von der Geschicklichkeit des Carabucchiere gesehen, sich und uns aus schwierigen Lagen zu helfen, und konnten daher nichts thun, als ihm auch jetzt vertrauen. Einige Zeit vor Tages-Anbruch hatte er im Hafen von Korfu Anker geworfen. Kaum brach der Tag an, als ein Geräusch begann, von dem sich nur diejenigen einen Begriff machen können, die lange auf dem Mittelländischen Meere waren. Die Ankunft eines Bootes von irgend einem Platze ist zugleich die Ankunft von Zeitung daher, und Barba Yanni wußte die seinige nicht übel anzubringen. Er hatte für Jeden eine stets fertige Antwort. Nach wenigen Minuten kam ein Aufseher und erkundigte sich, wer er wäre, und woher er käme, worauf die gehörige Antwort ertheilt wurde. Bald darauf wurde er ans Land gerufen, um das strengere Examen der Gesundheits-Beamten zu bestehen. Barba Yanni ging ganz unerschrocken ans Land. Wir verlebten eine angstvolle halbe Stunde, ehe wir etwas von ihm vernahmen. Endlich erblickten wir ihn, wie er auf das Boot zuwatschelte und aus allen Kräften schrie: „Pratiqua! Pratiqua!" In wenigen Minuten waren wir frei.

Das Schiffsbuch war übergeben, die Kerzen angezündet worden, und Barba Yanni hatte keck geschworen, daß weder er, noch einer seiner Passagiere mit irgend einer lebenden Seele Gemeinschaft gehabt hatte, seit dem Augenblick unserer Abfahrt bis zu unserer Ankunft.

Wenn der Reisende Napoli di Romania besucht, so schlendert er vielleicht einmal Abends in dem Viertel der „Trois puissances" umher. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er da Barba Yanni antreffen. Zeit und die öftere Befriedigung einer seiner Lieblings-Neigungen haben der Nase des alten Mannes jene Farbe verliehen, von der er den Namen Coquinos erhielt; dennoch hat König Otto wenig bessere Unterthanen in seinen Landen, als Barba Yanni.

(United Service Journal.)

Bibliographie.

Neugriechische Poesieen, gedruckte und ungedruckte, mit Einleitung und sowohl Sach- als Wort-Erklärungen, herausgegeben von Dr. Theodor Kind. (28 Poesieen sind im Originale mitgetheilt; 12 ungedruckte Volkslieder und 16 gedruckte Gedichte von Griechen der neuesten Zeit. Eine Griechisch geschriebene Vorrede legt den Griechen das Studium des Altgriechischen und den Philologen die Beschäftigung mit dem Neugriechischen an's Herz.)

Frankreich.

Hoëné Wronski.

Mitgetheilt von Dr. F. W. Carové.

Zweiter Artikel.

Sehelianismus, Achrematismus und Messianismus.

(Fortsetzung.)

Dies sind die allgemeinsten Grundzüge des Systems, dessen Grundriß Wronski im Jahr 1818 bekannt gemacht und welches er in der Folge vollständig zu entwickeln verheißen hatte. Die Großartigkeit des Planes und die Kühnheit und Ausführlichkeit seiner früher herausgegebenen mathematischen Arbeiten berechtigten zu großen Erwartungen. Die Wendung aber, welche demnächst das politische, religiöse und wissenschaftliche Leben in Frankreich genom-

men, scheinen schmerzliche Besorgnisse in ihm erweckt oder verstärkt zu haben, die ihn entweder von Ausarbeitung oder doch von Bekanntmachung des verheißenen Systems abgehalten.

Das Vorwort des im September 1831 erschienenen prodrome du Messianisme beginnt nämlich folgendergestalt: „Es tritt jetzt in der civilisirten Welt ein Phänomen hervor, welches eben so sonderbar in seinem Erscheinen ist, als es in seinen Resultaten verderblich seyn kann. Alles entwickelt sich in ihr mit dem glänzenden Anschein, aufzuklären und die Bildung vorwärts zu bringen; im Grunde aber geht Alles auf Auflösung der philosophischen und religiösen Einsichten und auf den Sturz (chute) des menschlichen Geschlechts hinaus.“ Frankreich sey es, welches in seiner großen politischen Umwälzung dieses erschreckende Schauspiel darbiete — und durch sein Beispiel und seine Macht — die ganze gebildete Welt mit einer unvermeidlichen Zertrümmerung bedrohe... In dieser kritischen Epoche — und inmitten Frankreichs selbst trete nun der Messianismus hervor, — dessen Hauptzweck sey, die Menschheit ihrer wahrhaften Bestimmung zuzuleiten.

Als die zwei Hauptursachen jener Abirrung bezeichnet er:

1) daß der Fortschritt der Bildung eigentlich der durch den Protestantism bewirkten religiösen Reformation angehöre und somit der Französischen Nation völlig fremd sey, welche durch abscheuliche Gewaltthätigkeiten drei Jahrhunderte hindurch verhindert wurde, an diesem neuen Fortgange des menschlichen Geistes Theil zu nehmen; und

2) daß, in Folge der Mittel, die man angewendet, erst, um diese edle Nation von jenem Fortschreiten abzuwenden, dann, um sie plötzlich in dasselbe hineinzustürzen, die wahre Philosophie in Frankreich ganz verlöscht worden... Hierdurch habe die Freilassung der menschlichen Vernunft, welche Europa seit drei Jahrhunderten zu erobern trachte, in Frankreich entarten und auf eine gefährliche Emancipation des menschlichen Willens durch dessen Befreiung von seinen heilsamen und ewigen sittlichen Banden hinauslaufen müssen.

Im Prodromus soll nun gezeigt werden, daß die Hauptabsichten der Revolution, welche auf den ausschließlichen Sieg der (sg.) liberalen Partei gerichtet, — durchaus falsch seyen und unvermeidlich zu den verderblichsten Folgen für die Menschheit hinführen würden... Die Abwesenheit aller höheren philosophischen Wahrheit in Frankreich erweise sich durch zwei unableugbare Thatsachen: einmal durch die unbeschränkte Zügellosigkeit der Presse, die sich täglich dadurch kund gebe, daß mit eben so viel mauvaise foi als Unwissenheit Alles, was dem Menschen heilig, angegriffen werde, und dann durch die diabolische Unbescheidenheit sg. religiöser Predigten, welche mit eben so viel Stupidität als Verkehrtheit die ewigen Gesetze der Moral gegenwärtig in Frankreich umändern wollen...*) „Indessen“, fügt Wronski hinzu, „geben diese Mißbräuche der Presse und der religiösen Neuerungen selbst ein hohes philosophisches Streben der Französischen Nation zu erkennen, wenn man den Geist der Vernunftherrschaft und des Fortschreitens der Menschheit berücksichtigt, der jenen Mißbräuchen zu Grunde liegt, der aber in Ermangelung einer höheren Leitung natürlicherweise nur Irrthümer erzeugen kann.“ Diese rationelle Tendenz und dieser Kampf gegen jeden Eingriff in die Vorrechte des Vernunftwesens seyen in Frankreich sogar von einer so offenbaren Hingebung an die Interessen der Menschheit begleitet, daß man sich genöthigt finde, die Intention derselben zu bewundern und die höllische Einwirkung zu verfluchen, welche seit drei Jahrhunderten diese so vorzügliche Nation verhindert habe, an den Fortschritten der Bildung auf der lichten Bahn Theil zu nehmen, welche die religiöse Reformation dem neuern Europa eröffnet... Obgleich er daher auch auf Mitwirkung der übrigen aufgeklärten Völker zähle, so hoffe er doch, daß Frankreich, welches, so zu sagen, das Vorrecht, sich für die Menschheit aufzuopfern, erworben, nunmehr an der Spitze der neuen Europäischen Bildung voranschreiten werde.

Dem Vorwort folgt eine „Erklärung“ des Verf., in welcher derselbe bemerkt: da die Vorsehung ihn in das Sanktuarium der Schöpfung habe eindringen lassen, — so sey es nun Pflicht für ihn, diese absoluten Wahrheiten zu überliefern; doch könne er für jetzt nur offenbaren,**) was seine Zeitgenossen bereits interessiren könne, indem es den Kreis ihrer geistigen Bildung nicht überschreite... — Dann aber habe er sie noch gegen die bereits erwähnte höllische Einwirkung zu wahren... Er müsse deshalb, — so unglaublich dies ihnen auch jetzt noch scheinen möge, — den Menschen das wirkliche und nicht unterbrochene Vorhandenseyn mystischer Sekten — oder vielmehr Banden — offenbaren, welche mit vollem Bewußtseyn die höllische Absicht hegen, die jetzige Menschheit an Erreichung ihrer Bestimmung zu hindern, um sie in den Abgrund zu schleudern, aus welchem sie ihre satanischen Inspirationen schöpfen... Welcher anderen fortdauernden Ursache könne man nämlich alle die Verfolgungen, das Elend, die Verleumdungen, Kerker, Dolche, Scheiterhaufen, Schierlingsbecher und das Kreuz zuschreiben, — die allen denen zu Theil geworden, welche die Menschen aufgeklärt haben?... Das wirkliche Vorhandenseyn inmitten der Menschheit von diesen höllischen Wesen, Nachkömmlingen der alten Welt der Sünde und verbündet gegen das neue menschliche Geschlecht, — werde mit mathematischer Strenge erwiesen werden... Seit lange übrigens hätten diese Menschen des Geheimnisses, im höllischen Vorgefühl ihres baldigen Sturzes, gegen den Verf. Alles losgelassen, was die Gesellschaft von Betrug, Ignoranz und Niederträcht in sich schließe, namentlich indem sie den im ersten Artikel von uns erwähnten Prozeß gegen ihn hervorgerufen, den Sphinx aus dem Buchhandel verschwinden machen u. s. w. Daß aber der Verf. unter diesen höllischen Mystikern der jetzigen Zeit besonders die Saint-Simonisten verstehe, geht aus mehreren Andeutungen (p. VII., 60, 62, 68 und 72) völlig unzweifelhaft hervor. —*)

Nach diesen Präliminarien giebt der Verf. in der ersten Abtheilung eine populaire Darstellung des jetzigen Zustandes der Menschheit (p. 2—20), in der zweiten die diabolische Deduction der Krise derselben (p. 10—46), und zwar in Kap. 1 die historische Deduction der socialen Antinomie, in Kap. 2 die rationelle Deduction derselben, nämlich §. 1 die Prinzipien und §. 2 die Folgen dieser Antinomie; in der dritten Abtheilung: die messianische Offenbarung der Bestimmungen der Menschheit (p. 46—73) und in der letzten Abtheilung, die wissenschaftliche Bürgschaft (garantie) des Messianismus (p. 73—92). Zum Beschlusse folgen die architektonische Trichotomie der Bestimmungen der Menschheit, wie sie im Prodromus des Messianismus festgestellt sind, und die ergänzenden (complétifs) Charaktere der theologischen Zusammenwirkung oder der Endzwecklichkeit (finalité) in der Schöpfung des Menschen. —

Im Wesentlichen unterscheidet die hier als Messianismus vorgetragene Lehre sich nicht von derjenigen, welche in den früheren Schriften Hebellianismus genannt worden. Sie ist hier nur reichlicher entwickelt und in ihren einzelnen Partieen schärfer bestimmt.

So ist fürs erste die gesammte Menschenzeit hier folgendermaßen schematisirt:

I. Aera der individuellen Zwecke der Menschheit, welche dem Menschen durch die besondere Vernunft seiner Häupter oder durch ihre Uroffenbarung sich festgesetzt finden (p. 49.); Reich (règne) der Patriarchen; Zeit der Ueberlieferungen.

II. Aera der universalen Zwecke der Menschheit; Reich der Völker; geschichtliche Zeit.

A. Teleologische Mitwirkung (concours) der Geschichte; Endzwecklichkeit in der Schöpfung des Menschen.

1) Aera der relativen oder physischen, — der progressiven Zwecke. Die Endzwecklichkeit (finalité) der Erde stellt dem Menschen progressive Zwecke fest, deren freie Erreichung ihn zur Entwickelung der absoluten Vermögen und Kräfte hinführt, von welchen die Vollendung der Schöpfung abhängt, indem sie stufenweise im Menschen die Spontaneität seiner Vernunft erwecken (p. 50. 53).

Diese Aera, in welcher der Mensch noch vorzugsweise den Gesetzen der Natur folgt (p. 47), theilt sich in folgende Perioden:

a) Erste Periode, hat als positiven Zweck — das körperliche oder gefühlige Wohlbefinden, — deren Gegenstand die physische Entwickelung der passiven Beschaffenheiten oder der Gefühls-Vermögen: sensuriler Zweck (p. 51. 52).

b) Zweite Periode, hat als negativen Zweck die öffentliche Sicherheit oder die Verbürgung der Gerechtigkeit durch die Politik, welcher sich der Herois mus anschließt, als unentbehrlich zu ihrer Verwirklichung: sittlicher (moral) Zweck.

c) Dritte Periode, hat als negativen Zweck die öffentliche Moralität, oder die Verbürgung der Heiligkeit durch die Religion: religiöser Zweck.

d) Vierte Periode, hat als positiven Zweck das geistige Wohlseyn, die Gewißheit des Wissens, oder die Entwickelung der menschlichen Erkenntniß: intellektueller Zweck (p. 52).

B. Höchstes Gesetz der Geschichte; Aufstellung des Gesetzes des Fortschreitens.

2) Aera der transitiven Zwecke, oder kritische Aera der Entwickelung der menschlichen Gattung (p. 49), in welcher von neuem zugleich zwei universale Zwecke vorhanden sind, wovon der eine durch Combination der beiden passiven in der 1sten und 3ten, der andere durch Combination der beiden aktiven in der 2ten und 4ten Periode herrschenden Zwecke gebildet wird, indem man auf die eine Seite die zwei Zwecke stellt, die vom Gefühl, auf die andere die, welche von der Erkenntniß abhängen, — wie denn: Entwickelung des Guten (Religion) der Zweck der sogenannten illiberalen, — Entwickelung des Wahren (Philosophie) Zweck der sogenannten liberalen Partei ist.

Diese Aera bildet —

e) die fünfte Periode, die der socialen Antinomie, die durch die Französische Revolution begonnen, in welcher es sich darum handelt, die Menschheit von den Bedingungen ihrer irdischen Natur zu befreien, um

---

*) W. meint hiermit offenbar vorzugsweise die Vorträge der Saint-Simonisten.

**) S. 1 erklärt der Verf. „Wir sagen offenbaren, weil, da wir noch kein absol. Prinzip und selbst noch kein Kriterium der Wahrheit festgestellt, wir zunächst nur die Resultate der absol. Philosophie, als eben so viele messianische Thatsachen anführen können, uns vorläufig darauf beschränkend, auf die innere Offenbarung des Menschen uns zu berufen, wo er eine erste Bestätigung dieser Wahrheiten finden kann.“

*) Daß wirklich der Sphinx bereits zu den sehr seltenen Schriften gehört, und daß die Saint-Simonisten alle Exemplare der Schriften Saint-Simons, die sie erreichen konnten, aufgekauft, ist dem Referenten kund geworden, und es wäre diesem auch nicht gerade unwahrscheinlich, daß auch der Sphinx von jener Seite aufgekauft werden. Andererseits kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Wronski in seinen Ausfällen gegen die Simonisten mit der Ansicht in Widerspruch gerathen, die er in seinem mitgetheilten Schreiben ausgesprochen.

sie in Stand zu setzen, die absolute Vollendung ihrer Bestimmungen zu erreichen.

II. 2) Die beiden in dieser zweiten Aera (oder 5ten Periode) aufkommenden, aber sich einander ausschließenden, transitiven Zwecke machen sich abwechselnd geltend, ohne andere Regel, als die eines erhobenen Sieges in ihrem fortwährenden Kampfe (p. 54), und nur die Lehre des Messianismus, indem sie die Gesetze der Geschichte feststellt, kann die verborgenen und tiefen Bedingungen des providenziellen Grenzpunktes enthüllen, in welchem diese kritische Aera ihr Ende finden soll (p. 54, 55). (Uebergeben der Philosophie in Religion und dieser in jene durch Erkenntniß der Identität des absoluten Wahren und des absoluten Guten p. 55.)

C. Universales Problem der Geschichte, Vollendung der Schöpfung des Menschen (vermittelst des Messianismus).

3) Aera der rationalen oder absoluten Zwecke, in welcher der Mensch sich ausschließlich der spontanen Gesetze seiner Freiheit bedient. (p 47). Diese Aera kann in zwei Perioden abgetheilt werden:

f) Die sechste Periode bezweckt die Entdeckung der Wahrheit: — Aufstellung der absoluten Philosophie.
Zweck des absol. Wahren: unbedingtes Prinzip aller Realität, bestehend in der ursprünglichen Identität des Wissens und des Seyns.

g) Die siebente Periode bezweckt die Erreichung (obtention) der Unsterblichkeit: — Aufstellung der absol. Religion.
Zweck des absol. Guten: geistige Wiedergeburt oder Selbstschöpfung des Menschen, bestehend in der Realisation des Wortes (verbe) im Menschen. (93)

In diesem Schema nimmt also die gegenwärtige Zeit vom Ausbruch der Französischen Revolution an zu rechnen die fünfte Periode ein, zu deren genauerer Charakteristik wir nunmehr mit dem messianischen Philosophen zur ersten Abtheilung des Prodromus zurückgehen wollen.

Es finden sich jetzt, heißt es dort, in allen civilisirten Staaten zwei politische Parteien unter den verschiedenen Namen — von Whig's und Tory's, Republikanern und Royalisten, Liberalen und Servilen, — endlich von menschlichem und göttlichem Recht, ein Gegensatz, der bei der Englischen Revolution hervorgetreten, erst bei der Französischen Europäisch geworden und nun bereits alle Verhältnisse ergriffen (p 2 und 11). Um alle Beziehlichkeit zu vermeiden, will W. diese Parteien im Allgemeinen durch Liberale und Illiberale, wir aber werden hier jene durch erste, diese durch zweite Partei bezeichnen.

Diese beiden Parteien sind sich in allen Unterscheidungsmerkmalen wesentlich einander entgegengesetzt.

1) In der Theorie erkennt die erste keine andere Wahrheit, als die aus der Erfahrung oder höchstens aus einer empirischen Induction entspringt. Sie trachtet nach auf Erfahrung gegründeter Gewißheit, sucht also Thatsachen und Gesetze im Gegensatze von Träumereien und Vorurtheilen: sie behauptet, die Sphäre der menschlichen Erkenntnisse können unbegränzbar ausgedehnt werden, und in dieser fortschreitenden Entwicklung der für das Leben nützlichen Kenntnisse bestehe die Perfectibilität des menschlichen Geschlechtes. — Die höchste Realität des Universums sey aber die der Vernunft (p. 2, 26—29).

Die zweite Partei erkennt keine Wahrheit an, als die aus der Offenbarung oder im äußersten Falle aus einer theologischen, mithin auf Offenbarung gestützten Deduction hervorgehe. Wie der ersten Partei spekulative Spontaneität, so ist der zweiten Rezeptivität und Offenbarungsglauben eigen, so wie eine Tendenz des Wissens nach dem Absoluten und eine Ahndung des letzteren. Daß aber die Menschheit keine absolute Wahrheit, die über die Offenbarung hinausginge, haben noch erwerben könne, constituire einen Zustand des Abfalls des menschlichen Geschlechts (p 2, 27, 31).

2) Was die moralischen oder praktischen Ansichten betrifft, die aus den theoretischen Prinzipien hervorgehen, so erkennt die erste Partei kein anderes sittliches Gute, als dasjenige, welches aus dem irdischen Interesse der Menschen, mithin aus ihrem eigenen Willen entspringt, und sie behauptet, es gebe kein Recht, mithin keine Zwangsbefugniß oder politische Autorität, als kraft einer wechselseitigen Uebereinkunft der Menschen, und sieht einen solchen durch Gesellschafts-Vertrag eingesetzten Rechts-Zustand als Verwirklichung der Rechte des Menschen an. Eigenthümlich sind ihr daher die Vorstellungen von unbedingter Unabhängigkeit, Freiheit, Gleichheit, Verfassung, Geschwornen Gerichte u. s. w. (p. 3. 28. 30.)

Die 2te Partei erkennt kein sittliches Gute, als welches aus dem himmlischen Interesse der Menschen, mithin aus dem göttlichen Willen entspringt; daher es denn auch, ihr zufolge, kein Recht und keine Zwangsgewalt oder politische Autorität giebt, als kraft einer göttlichen Gesetzgebung; einen solchen Rechtszustand aber, der von Gott für das Wohl der Menschheit eingesetzt, sieht sie als Verwirklichung des göttlichen Rechtes an, so daß also die Staaten aus der absoluten Realität hervorgehen für die Möglichkeit der Entwickelung der Menschheit, und nicht aus unserer eigenen oder zeitlichen Realität, welche letztere selbst ein Resultat jener Entwickelung ist. Die Souverainetät ist hier also auf die Gnade Gottes und nicht auf Vertrag gegründet, und der Souverain ist nur Gott verantwortlich, — und unverletzlich. Dies führt daher, weil Alles auf Gott, als den höchsten und allgemeinen Gesetzgeber, zurückgeführt werden muß, zur Aufstellung einer höchsten Einheit unter den Menschen und zur Bildung einer sittlichen allgemeinen Gesellschaft der Kirche, welche das Reich Gottes — also der Gerechtigkeit und des Guten — auf Erden verwirklichen soll. (p. 3. 32. 33.)

Wenn nun die Parteien die theoretischen Ansichten und praktischen Strebungen vereinigen und

3) von ihnen zum Ursprung des Universums aufsteigen, dann erkennt die erste Partei, die sich nur an die empirische Induction hält, keine andere erste Ursache, als eine mechanische, und sie bekennt sich somit zum Atheismus. Erhebt sie sich demnächst zum Gebrauche höherer geistiger Vermögen, dann läßt sie eine mit Intelligenz begabte, oder dem Menschen völlig unbegreifliche erste Ursache (être suprême) zu und bekennt sich zum Deismus (p. 3).

Die zweite Partei, so fern sie sich bloß an die Offenbarung des Moral-Gesetzes hält, erkennt zunächst als erste Welt-Ursache die Intelligenz des Schöpfers und bekennt sich diesem nach zur Ur-Religion oder dem Theismus; erhebt sie sich demnächst zur Offenbarung des Wortes, dann bekleidet sie den Schöpfer mit höheren Attributen und bekennt sich zum Christenthum, und wenn sie diese Gottes-Anschauung mit ihrer Moral, namentlich mit der christlichen Liebe (charité), verbindet, dann stiftet sie eine geistliche Gesellschaft unter dem Namen Kirche, um das Reich Gottes auf Erden zu errichten (p. 3).

So wie nun die beiden Parteien ihre theoretischen, praktischen und religiösen Ansichten zu verwirklichen suchen, so erkennen sie

4) die Unentbehrlichkeit einer physischen Bürgschaft der sittlichen Gesetze, und sie finden dieselbe in Errichtung der politischen Gesellschaft, welche die Vollführung der Rechtsverhältnisse bezweckt." (p. 3.)

Hier strebt nun die erste Partei nach Individualisation der souverainen Gewalt in jedem Mitgliede dieser Gesellschaft; — sie bezweckt eine vollständige Verbürgung aller Rechte, theilt deshalb die Gewalten, — sucht, erstrebt durch republikanische Einrichtungen, vollkommene Legalität und durch Föderation der Staaten — bei individueller Unabhängigkeit derselben — ein politisches Gleichgewicht. — (p. 3. 29.)

Die zweite Partei hingegen strebt nach Universalisation der souverainen Gewalt in einem einzigen Mitgliede der politischen Gesellschaft; sie konzentrirt mithin die Gewalten und bildet einen heiligen Bund, und wie die einzelnen Staaten durch monarchische Institutionen befestigt, so werden sie in völliger Abhängigkeit von der göttlichen Gesetzgebung zu einer einzigen Theokratie vereinigt. (p. 3. 4. 22.)

Wie nun hinsichtlich der Ansichten, Bestrebungen und Einrichtungen, so sind beide Parteien auch

5) hinsichtlich des Endzweckes derselben entgegengesetzt.

Die erste Partei glaubt, daß durch Verwirklichung ihrer Ansichten die Menschheit ihrer Perfectibilität freie Bahn eröffnen und durch sich selbst die allgemeine Wohlfahrt (bien-être), die ihr höchster Zweck auf Erden ist, erreichen könne. Ihr Ziel ist aber der Sieg oder die Gewinnung des Wahren, welches sich aber nur auf unsere natürlichen (physiques) Beschaffenheiten bezieht, durch Entwicklung des Erkenntniß-Vermögens vermittelt ist und die Befriedigung gewährt, die aus dem Vorschreiten des allgemeinen Interesses sich ergiebt (p. 4. 17. 23. 26).

Die zweite Partei hingegen glaubt, daß vermittelst ihrer Veranstaltungen die Menschheit ihren sittlichen Fall abbüßen, ihrer Rehabilitation theilhaftig werden und alsdann durch die Gnade Gottes die Unsterblichkeit wiederfinden könne, die ihr höchstes Gut in einer anderen Welt ist. Sie erstrebt vermittelst der Entwicklung des Gefühles den Sieg oder die Gewinnung des Guten, welches sich aber nur auf unsere moralischen Eigenschaften bezieht und zunächst nur den Schmerz zur Folge hat, der aus der Verläugnung der besonderen Interessen entspringt (p. 4. 23. 27).

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Souvenirs de la Pologne. (Erinnerungen Polens, historische, statistische und literarische, von einer Vereinigung Polnischer Literatoren herausgegeben.) 9—11te Lieferung. [Dies Werk wird aus 12 Bänden, jeder zu 12 Lieferungen bestehen, deren jede 2 Bogen und 2 Lithographien umfassen wird.] Pr. des Bandes 15 Fr.

Études des passions, appliqués aux beaux-arts. (Studien der Leidenschaft, auf die schönen Künste angewandt.) Von J. B. Delestre. Pr. 7 Fr.

Galérie historique-chronologique etc. (Historisch-chronologische Gallerie, oder Sammlung von Bildnissen berühmter Männer aus allen Völkern und Jahrhunderten, auf 24 großen geätzten Kupfertafeln nahe an funfzehnhundert nach der Zeitfolge geordnet und mit Biographieen und erklärendem Text versehene authentische Bildnisse enthaltend.) Von Ph. Ant. Dethier. 1 Bd. in 4to, der Atlas in Fol.

Béatrix Cenci. (Beatrix Cenci.) Trauerspiel in 5 Akten. Von Mde. Custine. Pr. 3 Fr. 50 Cent.

Fortifications de Paris. (Die Befestigungen von Paris. Betrachtung über National-Vertheidigung und über die Rolle, die Paris dabei zu spielen hat.) Mit einer Karte. Pr. 7 Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Freitag den 30. August 1833.

Ostindien.

Die Thugs in Ostindien.

Die Thugs bilden eine völlig abgesonderte Menschenklasse, die fast ausschließlich von dem Ertrage der Mordthaten lebt, die sie zu begehen pflegen. Ihr Name scheint von der List entlehnt, die sie gewöhnlich gegen diejenigen anwenden, welche sie zu ihrem Opfer ersehen, indem sie sie verleiten, sich ihnen anzuschließen, um die nichts Arges Ahnenden dann zu erwürgen. Sie sind auch unter dem Namen Phanseegurs bekannt, und in dem nordöstlichen Theil des Gebiets des Nizzam nennt man sie Kockbunds. Die Thugs sollen viele Eigenthümlichkeiten haben in ihrem Wesen, in ihrer Art, zu tödten, und in der Vorsicht, die sie anwenden, um jede Entdeckung zu verhindern, was sie von allen Klassen von Verbrechern unterscheidet. Als ihr allgemein unterscheidendes Merkmal kann man annehmen, daß sie jeden Diebstahl, Einbruch oder sonstigen Raub, dem nicht der Mord vorangeht, von der Hand weisen.

Die Thugs tödten auf keine andere Weise als durch Erwürgen, wozu sie sich eines Schnupftuchs oder sonst eines tauglichen Stücks Zeug oder Stricks bedienen. Die Art, wie sie die That verrichten, beschreiben wir später. Nie berauben sie einen Reisenden, bis sie ihm vorher das Leben genommen haben. Nach jedem Mord begraben sie sogleich den Leichnam, wenn Zeit und Umstände es gestatten, oder verbergen ihn auf andere Weise; sie lassen nie einen Erschlagenen unbegraben am Wege liegen, es sey denn, daß sie plötzlich gestört würden.*)

Dem Ursprung dieses Verfahrens nachzuforschen, wäre jetzt eine schwierige Sache, denn, wenn man den Behauptungen der Thugs selbst glauben darf, so war es bei ihnen seit undenklichen Zeiten in Gebrauch, und sie behaupten, ihr Gewerbe sey so alt wie die Welt. Gleich anderen unmenschlichen Gebräuchen, sind die darauf Bezug habenden Traditionen mit Indischem Aberglauben verwebt, und die Thugs möchten gern überreden, daß die zahllosen Mordthaten, die sie jährlich begehen, auf Befehl ihrer Gottheit geschehen, der sie die Ermordeten als ein angenehmes Opfer darbrächten. Der Gegenstand ihrer Anbetung ist die Göttin Kalee oder Bhowanee, und zu Bindachul bei Mirzapur ist ein Tempel, zu welchem die Thugs häufig beträchtliche Opfergaben senden, und die an dessen Altar angestellten Priester gehören alle zu ihrer Gemeinschaft. Bhowanee faßte, der Sage nach, einst den Entschluß, das ganze Menschengeschlecht auszurotten, und opferte Alles hin, bis auf ihre eigenen Schüler. Allein sie entdeckte zu ihrem Erstaunen, daß, vermöge der Schöpfungskraft, aus dem vergossenen Menschenblut sogleich ein neues Wesen entstand, um die Lücke wieder auszufüllen. Sie verfertigte also eine Gestalt, der sie Leben einflößte, berief ihre Schüler zusammen und unterrichtete sie in der Kunst, diesem Wesen durch das Erwürgen mit einem Tuch das Leben zu nehmen. Man fand diese Methode erfolgreich, und die Göttin wies nun ihre Verehrer an, sie anzunehmen und ohne Unterschied Alle zu ermorden, die ihnen in die Hände fielen, indem sie versprach, für die Leichname ihrer Opfer, deren Eigenthum sie den Mördern zusprach, selbst zu sorgen, immer bei der That gegenwärtig zu seyn und sie bei solchen Gelegenheiten zu beschützen, so daß Niemand ihnen etwas anhaben sollte.

So, sagen die Thugs, wurde unser Verein gegründet, und wir kümmerten uns Anfangs nicht um die Leichname derer, die unter unseren Händen fielen, sondern ließen sie da liegen, wo sie erwürgt wurden, bis Einer von uns, neugieriger als die übrigen, es sich einfallen ließ, den Körper eines Erwürgten im Auge zu behalten, um zu sehen, was aus ihm würde. Die Göttin kam wie gewöhnlich herab, um die Leiche fortzuschaffen, allein da sie bemerkte, daß dieser Mann auf der Lauer stand, unterließ sie ihr Vorhaben, schalt ihn heftig für seine Vermessenheit und sagte ihm, sie könne nunmehr ihr Versprechen in Hinsicht der Leichname der Ermordeten nicht länger erfüllen, und seine Genossen müßten künftig selbst dafür sorgen, so gut sie könnten. Daher, sagen sie, entstand der Gebrauch, den die Thugs unabweichlich beobachten, die Leichen zu begraben, und diesem Umstand hauptsächlich kann man die außerordentliche Erscheinung zuschreiben, daß ihre Gräuel verborgen bleiben, denn sie gehen mit solcher Vorsicht und Heimlichkeit zu Werke und beobachten so viel Ordnung und Regelmäßigkeit in allen ihren Operationen, daß die Entdeckung einer ihrer Mordthaten fast zu den Unmöglichkeiten gehört.

So abgeschmackt die eben angeführte Tradition auch ist, so hat sie doch die Wirkung bei den Thugs, daß ihnen nie ein Gefühl der Reue über ihre Unthaten anzukommen scheint, welches doch, wie man annimmt, früher oder später bei keinem, der seine Hände mit Menschenblut besudelte, auszubleiben pflegt. Im Gegentheil, sie verweilen mit Wohlgefallen bei der Erinnerung ihrer verschiedenen glücklich vollbrachten Thaten und erzählen mit nicht geringem Stolze die Vorfälle, bei denen sie zugegen gewesen, besonders wenn die Opfer zahlreich waren, oder die Beute sehr beträchtlich.

Ungeachtet die Gottes-Verehrung der Thugs ganz nach Art der Hindus ist, so sind doch viele Muselmänner unter ihnen; doch kann man von dem Namen eines Thug nicht auf seine Geburt oder Kaste schließen, denn oft hat ein Hindu-Thug einen mohamedanischen Namen mit einem Indischen alias daneben, und so umgekehrt. Fast alle Thugs haben mehrere Beinamen, unter denen sie bekannt sind. Unter den Muselmännischen Thugs sind deren aus allen Sekten, Scheiks, Seyeds, Mogolen und Pathans; unter den Hindus sind sie hauptsächlich aus der Kaste der Brahminen, Radschputs, Luckis, Ochiers und Kulies. Bei mancher Bande der Thugs findet man deren von allen diesen Kasten mit einander zu demselben Zwecke, dem Mord, vereinigt, alle denselben Verordnungen gehorsam, und sowohl Muselmänner als Hindus verehren die Bhowanee.

Gewöhnlich halten sie sich in großen Abtheilungen von 100 bis 200 Personen zusammen und wenden jede Art von List an, um ihr eigentliches Gewerbe zu verbergen. Wenn sie südwärts reisen, so geben sie sich entweder das Ansehen, Dienste zu suchen oder sich zu den Regimentern, denen sie angehören, zu begeben. Geht hingegen ihr Weg nach Norden, so geben sie sich für Seapoys von den Corps zu Bombay oder Nizzam aus, die auf Urlaub nach Hindostan gehen. Die Bande besteht nicht immer aus gebornen Thugs. Sie pflegen durch Verheißung eines monatlichen Soldes, oder durch vorgespiegelte Hoffnung großen Gewinns, viele Menschen zu verlocken, welche die blutigen Thaten nicht ahnen, durch die jenes Geld erworben werden soll, bis sie endlich die Opfer der Raubsucht unter den Händen ihrer Würger fallen sehen. Die Thugs erzählen, daß Novizen zuweilen beim Anblick dieser Gräuel so von Abscheu ergriffen wurden, daß sie auf der Stelle die Flucht nahmen. Andere, mit dem Verbrechen vertrauter, ließen sich durch dies schreckliche Mittel von ihrem Streben nach Reichthum nicht abschrecken; sie blieben bei der Bande und fingen nur zu bald an, selbst an den Mordthaten thätigen Antheil zu nehmen.

Viele der bekanntesten Thugs sind Adoptiv-Kinder Anderer aus derselben Klasse. Sie machen es sich zur Regel, so oft ein Mord begangen wird, keinem das Leben zu schenken, er sey männlichen oder weiblichen Geschlechts, der alt genug ist, um sich der That zu erinnern, um Umstände davon nacherzählen zu können. Wenn sie aber Kinder antreffen, die noch zu jung sind, um etwas zu verrathen, so lassen sie ihnen gewöhnlich das Leben und adoptiren sie, um sie zu ihrem Gewerbe zu erziehen. Diese Menschen erfahren dann natürlich mitunter die Ermordung ihrer Väter oder Mütter durch dieselben Personen, mit denen sie seit ihrer Kindheit gelebt haben, und dies hält sie dennoch nicht ab, das schreckliche Gewerbe fortzusetzen. Man sollte meinen, daß eine Menschenklasse, deren Herzen gegen jedes bessere menschliche Gefühl verhärtet seyn muß, wenig Bedenklichkeit bei Vollziehung ihrer Unthaten finden könne; allein in der That sind sie eben so sehr Sklaven des Aberglaubens und halten eben so sehr auf Vorbedeutungen bei Vollbringung ihrer Mordthaten, wie die harmlosesten eingeborenen Indianer bei den gewöhnlichen Geschäften des Lebens.

*) Die Thugs wurden zur Zeit des Kaisers Akbar von Delhi bekannt, der viele derselben hinrichten ließ. Die Britische Regierung erhielt die erste Kunde von ihnen im J. 1812; damals wurden mehrere in Bundelkund aufgehangt. Im J. 1817 erregten sie abermals Aufmerksamkeit durch ihre Schandthaten, und zwölf Dörfer in Bundelkund, welche fast ganz von ihnen bevölkert waren, wurden durch eine gegen sie abgesandte Militairmacht genommen. Darauf zerstreuten sie sich, sammelten sich aber wieder in verschiedenen Provinzen des Sindiah und Nagpur, auch in Holkars Gebiet. Von 1817 bis 1831 wurden sie nicht beunruhigt und nahmen daher in der letzteren Zeit sehr überhand. In gedachtem Jahre wurden denn endlich Maßregeln zu ihrer Unterdrückung genommen, welche einen sehr erwünschten Erfolg hatten. Hunderte und elf wurden zu Jubalpur hingerichtet, gegen 90 auf Lebenszeit nach den östlichen Niederlassungen von Pinang deportirt, und mehr als 600 sind gegenwärtig im Kerker zu Saugor, um in der nächsten Session zu Jubalpur gerichtet zu werden. Ihre Gefangennehmung und die Entdeckungen, die sie in deren Folge machten, gaben die Mittel an die Hand, sie auch in diesen Gegenden aufzuspüren. Der Offizier Reynolds, dem dieser Auftrag übertragen wurde, hat in weniger als 6 Monaten mehr als 160 eingefangen, und bringt deren noch täglich zur Haft.

Das Haupt-Symbol der Gottes-Verehrung bei den Thugs ist ein Khodul oder eine eiserne Hacke. Es ist bei ihnen unter den Namen Hisbun, Kussie und Mahie bekannt. Jede Bande hat ihren Hisbun bei sich, der ihnen eigentlich zur Standarte dient, und derjenige, der sie trägt, genießt besonderer Vorrechte. Vor dem Beginn einer Expedition feiern die Jemodars der Bande ein Pudschah, welches die ihrer Gottheit eigenthümliche Verehrung ist. Die Ceremonie ist wenig von den gewöhnlichen Gebräuchen der Hindus bei solchen Gelegenheiten unterschieden. Ein Hindu-Thug aus einer guten Kaste erhält den Auftrag, eine Anzahl von den Kuchen zu machen, die man Purie's nennt, und welche, nachdem sie geweiht worden, unter die Gesellschaft vertheilt werden. Der Hisbun wird gebadet und mit dem Dampf von brennendem Benzoin geräuchert; dann wird er dem Hisbun-Wullub übergeben, der ihn in ein Stück Tuch hüllt, das er zu diesem Zweck in Bereitschaft hält. Hierauf trägt man ihn ins freie Feld, in Erwartung irgend eines Vorzeichens. Man legt den Hisbun an einen passenden Ort, in der Richtung des Weges, den die Bande nehmen will, und einige Personen halten Wache bei demselben. Es giebt gewisse Vögel und Thiere, welche die Thugs als ominös betrachten, und deren Geschrei und Bewegung sie bei solchen Gelegenheiten mit großer Aufmerksamkeit beobachten. Zu diesen gehören die Eule, die Dohle, der Schakal, der Esel u. s. w. Wenn eines von diesen zur rechten Hand zum Vorschein kommt oder sich hören läßt, so wird dies als eine günstige Vorbedeutung betrachtet; zur linken aber bedeutet es Unglück, und dann wird das Vorhaben aufgegeben. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Thugs auf eine günstige Vorbedeutung warten, um einen Mord zu begehen, und bei ungünstigen Anzeichen die unmittelbare Ausführung ihres Vorhabens unterlassen, z. B. wenn ihnen eine Schlange über den Weg kriecht, indem sie ihr Opfer verfolgen, oder eines der oben erwähnten ungünstigen Zeichen sie schreckt. Hieraus läßt sich ohne Zweifel erklären, warum die Thugs oft mit Reisenden mehrere Tage beisammen sind, ehe sie den Mord vollbringen, obgleich er von dem ersten Augenblick an, da sie sie antreffen, beschlossen ist. Die Thugs nennen die Vorbedeutungen Sugor, wahrscheinlich das verdorbene Persische Wort Schugne.

Wenn eine Expedition ungewöhnlich glücklich ausfällt, so pflegen sie, der Bhowanee zu Ehren, ein Pudschah zu begehen, und ein Theil der Beute wird bei Seite gelegt, um nach der oben erwähnten Pagode als ein Opfer an die Göttin gesandt zu werden. Es werden auch Sühnopfer dargebracht und verschiedene Ceremonien vor dem Hisbun vollzogen, wenn die Thugs eine Zeit lang nicht viel Beute gemacht haben.

In jeder Bande der Thugs giebt es einen oder zwei Jemodars, welche, wie es scheint, diesen Rang nicht der Wahl ihrer Gefährten, sondern ihrem Reichthum und Einfluß in den Dörfern, wo sie wohnen, und wo sie ihre nächsten Genossen um sich her versammeln, verdanken. Der Antheil eines Jemador ist natürlich größer, als der seiner Gefährten. Er erhält 6½ oder 7 Procent von aller Silbermünze und anderen Gütern, die in der folgenden Aufzählung nicht mit begriffen sind, und nimmt dann an dem Uebrigen seinen Theil gemeinschaftlich mit den anderen Thugs. Wenn sie gemünztes oder ungemünztes Gold erbeuten, so nimmt der Jemador den zehnten Theil, ehe es vertheilt wird; eben so erhält er den Zehnten von allen Perlen, Shawls, goldgestickten Kleidern, kupfernen Gefäßen, Pferden ꝛc. Der Jemador macht den Ceremonien-Meister, wenn ein Pudschah veranstaltet wird, und weist jedem Thug seine besondere Verrichtung bei der Vollziehung eines beabsichtigten Mordes an. Diese Verrichtungen werden nach der Reihe von allen Thugs vollzogen, und dieser systematischen Regelmäßigkeit, die unter ihnen herrscht, muß man den unerhörten Erfolg zuschreiben, der ihre Unternehmungen begleitet. Nächst dem Jemodar ist die wichtigste Person der Bhuttoat oder Würger, der das Tuch trägt, womit die Thugs gewöhnlich ihre Opfer umbringen. Dies ist weiter nichts als ein Stück feines festes Baumwollenzeug, ungefähr eine Yard lang; an dem einen Ende ist ein Knoten; das Tuch ist ein wenig gewunden und wird stets von der Person, die es trägt, in Bereitschaft gehalten. Es leidet keinen Zweifel, daß alle Thugs in dem Gebrauch des Tuchs, welches man Bunal oder Paluh nennt, geübt sind; nach ihrer Behauptung jedoch sind bloß gewisse Personen dazu berufen, diesen Dienst zu verrichten. Wenn eine große Bande beisammen ist, so werden die behendesten und geschicktesten unter ihnen zu Bhuttoats ernannt. Man übergiebt ihnen das Tuch erst nach vielen und weitläuftigen Ceremonien, und nicht eher, als bis man ein günstiges Vorzeichen beobachtet hat. Die alten und erfahrenen Thugs nennt man gewöhnlich Guruh Bhow, und die jüngeren Thugs machen sich ein Verdienst daraus, ihnen aufzuwarten und allerlei kleine Dienste zu leisten. Diese werden nach und nach in alle Geheimnisse der Kunst eingeweiht, und wenn sie sich als tüchtige Männer erweisen, so werden sie mit der Zeit zu Bhuttoats ernannt. Die Thugs sagen, daß, wenn einer von ihren Leuten allein ist und noch nie Jemanden erwürgt hat, so würde er es nicht wagen, das Tuch zu gebrauchen, bis er ein günstiges Zeichen bemerkt. Die Ceremonien, wenn sie einen zum Bhuttoat machen, sind dieselben, die wir oben beschrieben haben, wenn der Hisbun herumgetragen wird, bloß daß bei dieser Gelegenheit das Tuch seine Stelle vertritt und eine Opfergabe von Kupfermünzen, Kokosnuß, Turmerikwurzel, rothem Ocher u. s. w. dargebracht wird. Wenn ein Mord begangen werden soll, so folgt der Bhuttoat gewöhnlich dem vom Jemadar bezeichneten Opfer, und auf das verabredete Zeichen faßt er das Tuch an dem Knoten mit der linken Hand, die rechte hält er ungefähr 9 Zoll höher, und auf diese Weise wirft er es ihm von hinten über den Kopf; die beiden Hände kreuzen sich, so wie der Erwürgte fällt, und mit solcher Sicherheit verrichten sie die That, daß, wie die Thugs oft erzählen, ehe noch der Körper den Boden erreicht, die Augen ihm schon weit aus dem Kopfe stehen und keine Lebensspur mehr in ihm ist. Ist der zu Erwürgende ein starker Mann, oder der Bhuttoat nicht geschickt genug, so faßt noch ein anderer Thug an das Ende des Tuchs, und das Werk ist vollbracht. Als das Meisterstück ihrer Kunst betrachten sie es, wenn mehrere Personen zugleich gemordet werden, ohne daß einer Zeit hat, einen Schrei auszustoßen oder das Schicksal seiner Gefährten zu gewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire du prix fondé par le Comte de Volney pour la transcription universelle des langues etc. (Geschichte des Preises, den Graf Volney für eine universelle Umschreibung der Sprachen in regelmäßig organisirte Europäische Buchstaben ausgesetzt. Nebst einem Anhang über die Entdeckung der Identität der heiligen und hieroglyphischen Sprache der Aegypter mit dem Sanskrit, und über ein neues System, die Hieroglyphen zu erklären u. s. w.) Von de Briere. Paris. 4. Mit vier Tafeln in Steindruck. Pr. 10 Fr.

Frankreich.

Hoëné Wronski.

Mitgetheilt von Dr. F. W. Carové.

Zweiter Artikel.

Sehelianismus, Achrematismus und Messianismus.

(Schluß.)

Dies sind die Eigenthümlichkeiten der beiden Parteien, die sich gegenwärtig in die Interessen der Menschheit theilen, und über deren absoluten Gegensatz man sich nicht durch ewige Mischmeinungen täuschen darf, die nur Folgen sind eines Mangels an Logik oder einer politischen Furchtsamkeit, welche die Grundprinzipien dieser Parteien nicht bis zur Entwicklung ihrer äußersten Konsequenzen gelangen lassen. (p. 4.)

Wronski deutet nun an, wie jede dieser beiden Parteien gerade darin Unrecht habe, daß sie das Prinzip der entgegengesetzten ausschließt, und bezeichnet die Lösung dieser Antinomie als die Grund-Aufgabe für die gegenwärtige Zeit. Das wirkliche Vorhandenseyn dieser Antinomie aber sucht er in der zweiten Abtheilung erst auf historischem, dann auf rationalem Wege zu erweisen.

Die dritte Abtheilung giebt dann, um die Lösung des Gegensatzes einzuleiten und vorzubereiten, die „messianische Offenbarung der Bestimmung der Menschheit."

„Sobald nämlich, heißt es hier (p. 55), die Menschheit gründlich das Vorhandenseyn ihrer unvermeidlichen Antinomie erkannt und eingesehen hat, daß dieser Widerspruch in ihrer Vernunft von der Einwirkung ihrer physischen oder irdischen Bedingungen (conditions) herrührt, deren Inertie der Spontaneität der Vernunft heterogen ist, dann wird sie suchen, sich von diesen Bedingungen, die ihrem unbedingten (inconditionnelle) Wesen fremd sind, zu befreien, und um hierhin zu gelangen, wird sie sich einen absoluten Zweck zu geben suchen, der, ihrer eigenen Vernunft entnommen, frei seyn wird von den widersprechenden Hindernissen ihrer irdischen Natur. Rückwärts wird die Aufstellung dieses absoluten Zweckes durch Erkennen der Endbestimmung des menschlichen Geschlechtes, — dieses durch Entdeckung des Gesetzes des Fortschreitens der Entwicklung — bedingt.

Diesem nach wird die Menschheit zu den Urprinzipien der beiden in der 5ten Periode herrschenden — Zwecke aufsteigen und hierdurch zur Entdeckung des Fortschreitungsgesetzes gelangen, welches darin besteht, daß die beiden Parteien zum Endzweckgegenstand haben, — die eine — das Wahre — die andere — das Gute hervorzubringen oder auf der Erde zu schaffen, — welche beide Urelemente der Welt in ihrem absoluten Stande nothwendig identisch sind, insofern das absolute Wahre auch das absolute Gute ist und umgekehrt. . . Ebendamit — werden sich also die beiden Parteien identifiziren, — die Antinomie wird aufhören, die menschliche Vernunft in den Vollgenuß ihrer schöpferischen Freithätigkeit kommen, und der Mensch, dieser Spontaneität bewußt, in seiner Vernunft die Virtualität der Schöpfung erkennen und somit in ihm selbst das klare und immanente Bewußtseyn des (göttl.) Wortes (du verbe) erhalten. (p. 55 56.)

In der Uebergangszeit aber, in der wir uns befinden, kömmt es der zeitlichen Philosophie, als der Gesetzgeberin der Erkenntniß- oder Erfahrungspartei, zu, das Problem des absoluten Wahren und der offenbarten Religion, als der Gesetzgeberin der Gefühls- oder Offenbarungspartei, — das Problem des absoluten Guten aufzustellen, — womit dann diese wie jene ihr Gränzziel erreichen. (p. 57. 58.) Es ist diesemnach von höchster Wichtigkeit, zu wissen, wie weit Philosophie und Religion gegenwärtig zu ihrem Gränzpunkte vorgerückt sind.

Wronski deutet nun an, wie die Philosophie erst durch Baco und Descartes, dann durch Leibnitz und Hume, die zwei Prinzipien der Realität, — das Seyn, oder das Materielle, und das Wissen, oder das geistige Prinzip, — in Evidenz gesetzt; — wie mit dem Beginn der Uebergangszeit das Bewußtseyn dieser spekulativen Antinomie aufgekommen; — wie Kant die Realität durch Vereinigung jener beiden Prinzipien zu gründen gesucht; — wie das Mißlingen dieses Versuchs einen transcendenten Skepticismus veranlaßt; — wie dann spätere Deutsche Philosophen eingesehen, daß die Heterogeneität der beiden Prinzipien darin ihren Grund habe, daß sie sich

wechselseitig bedingen, — und wie man nun auf den Gedanken eines höheren und unbedingten Prinzips gekommen, aus welchem jene beiden bedingten Weltprinzipien entstanden; wie man somit das *Problem des Absoluten* aufgestellt.

So ist, bemerkt Wronski, durch diese große Umwälzung der Philosophie in Deutschland didaktisch die positive Kenntniß der Tendenz der Menschheit nach dem Absoluten und folglich das rationelle Postulat des Absoluten selbst festgesetzt (établie) worden. Noch mehr, dieses Postulat ist sachlich durch *Fichte*, der das Absolute im transcendenten Bewußtseyn des Ich des Menschen nachgewiesen, bestätigt und schließlich durch *Schelling* didaktisch festgestellt worden, indem er in abstracto die äußeren Charaktere des Absoluten in der *ursprünglichen Identität des Wissens und des Seyns* bezeichnete.

Hiermit hat die Philosophie bereits das *Problem des absoluten Wahren* aufgestellt und die liberale Partei das Granzziel ihrer eigenthümlichen Entwickelung erreicht; denn, fügt Wronski hinzu: die großen Anstrengungen späterer nicht minder eminenter Philosophen, als *Schelling*, — haben immer nur in concreto zum transcendenten Bewußtseyn des Absoluten im Ich des Menschen zurückgeführt, und noch bestimmter zum *Gefühl des Absoluten in der menschlichen Vernunft*, d. h. zum *immanenten Bewußtseyn des göttlichen Wortes im Menschen*. Dies die letzte Frucht der Philosophie, durch welche sie, — namentlich in der *Wiener Schule*, — in dem didaktischen Eingeständniß der christlichen Religion ihre Granze erreicht.

Andererseits bot die *Religion* sich entschieden (p. 5) bei den Protestanten und Mystikern*) in *praktische* und *beschauliche* (contemplative), welche die beiden unvermeidlichen Entwickelungen des stationairen Zustandes der römischen Kirche sind, getheilt und zeigt nun zwei heterogene Moralitäts-Prinzipien. Bei den Protestanten nämlich wird das Moralgebot als eine durch die *praktische Vernunft des Menschen aufgestellte Regel*, bei den Mystikern als *dem Menschen offenbarter Befehl Gottes* angesehen, und die unterscheidenden Merkmale beider bestehen offenbar bei dem ersten in der *Aktivität des menschlichen Willens* und bei dem anderen in der *Passivität des Eingebens oder der Unterwerfung des Menschen*. Dies die praktische *oder Gefühls-Antinomie*, die eine große religiöse Reformation nothwendig macht, um die Moral durch Vereinigung jener beiden untrennbaren in der christlichen Offenbarung enthaltenen Prinzipien zu begründen.**) (p. 60) Das erste Erzeugniß dieser Reformation wird darin bestehen, die Moralität darauf zu gründen, daß das von der praktischen Vernunft des Menschen vorgeschriebene Moralgebot als ein Befehl Gottes angesehen werden muß. Diese bereits in einige philosophische Religions-Betrachtungen eingedrungene Ansicht würde aber unfruchtbar bleiben, wenn ihr nicht von der Theologie eine weitere Deutung zu Theil würde, durch welche sie eine vernünftige Beziehung auf einen Zweck, dessen sie bisher beraubt war, empfinge... Bisher nämlich stellte die Religion die Unsterblichkeit nicht als Wirkung der Moralität, als der Ursache, hin; sie bezeichnete sie nur als finis in consequentiam veniens und nicht als finis in principium veniens. Die rationelle Verbindung zwischen der transcendenten Idee der Moral, — welche Verknüpfung nur durch Offenbarung erkannt werden kann, — ist aber bereits ausdrücklich im *Joh. K. 3 V. 3—7* ausgesprochen, wo Jesus dem Nikodemus die *geistige Wiedergeburt des Menschen als Bedingung seiner Unsterblichkeit* bezeichnet. In der That postulirt diese Wiedergeburt offenbar eine *schöpferische Virtualität* im Menschen, d. h. das immanente Bewußtseyn des *Logos* (verbe). Empfängt diesemnach die Moralität, als Legalität der menschlichen Handlungen, von der Theologie die neue religiöse Bestimmung, nämlich als Bedingung zu der Möglichkeit zu dienen, bei den Menschen jene schöpferische Virtualität zu entwickeln, — dann wird sie sich dadurch nothwendig in einem Causal-Nexus mit der Unsterblichkeit finden. Die erwartete Reformation wird diesemnach zum Gegenstand haben, als Moralzweck und mithin als höchstes Gut *die geistige Wiedergeburt* des Menschen, d. h. seine *Selbstschöpfung* durch positive Verwirklichung des ihm einwohnenden Logos aufzustellen (p. 61 62).

Dies die äußerlichen Merkmale des absoluten Guten, und diese Aufstellung des Problems desselben die äußerliche Gränze der Entwickelung der Gefühls- oder Offenbarungs-Partei.

Die Verwirklichung des Logos im Menschen kann aber nur durch Entdeckung des Absoluten vollzogen werden, womit also die Religion bei der Philosophie, wie im Vorhergehenden, diese bei jener anlangt und die *schließliche Vereinigung* der Philosophie mit der Religion beginnen wird, durch welche die Menschheit sich dann für ihre absolute Bestimmung vorbereitet findet (p. 63). Dann nämlich wird die menschliche Vernunft, völlig von allen irdischen Hindernissen befreit, ihre eigene und unendliche Macht vollständig entwickeln können...

Diese neue Macht, die von nun an der *Messianismus* der Menschheit bringt, besteht nach dem Vorhergehenden in der *absoluten Spontaneität der Vernunft des Menschen*, d. h. in dem schöpferischen *Vermögen*, welches dem menschlichen Wissen inhärirt, — oder in dem *Vermögen, das Absolute zu erkennen*, welches das Ur-Prinzip aller Realität und die Ur-Identität des Wissens und des Seyns ist; denn ein Vermögen, welches durch sich selbst das Prinzip aller Realität bestimmen kann, ist offenbar das *schöpferische Vermögen*, welches nur im Grade seiner Intensität von dem ursprünglichen schöpferischen Vermögen, — von der absoluten Spontaneität der höchsten Vernunft des Schöpfers sich unterscheidet... Diese Spontaneität des Menschen offenbart sich in concreto durch den intellektuellen Akt des *Wahrens*, — der der Ausdruck der Tendenz der menschlichen Vernunft nach dem Absoluten — und unendlich, d. h. unbegränzbar, ist (p. 65).

Der *Messianismus* hat nun die Sendung, jene All-Macht der menschlichen Vernunft, — welche Quelle ihrer unendlichen Thätigkeit und Bürge ihrer unzerstörbaren Existenz ist, — auf der Erde zu erkunden (explorer), um die absoluten Wahrheiten zu erschaffen, die er den Menschen offenbaren soll (p. 65. 66).

Die Anwendung der absoluten Vernunft auf unser psychologisches Erkenntniß-Vermögen bringt aber in uns das höhere Vermögen der Schöpfung der *Prinzipien* und der Deduction der *Folgerungen* hervor, welche der große Gegenstand der *Philosophie* ist, wie andererseits jene Anwendung auf das psychologische Gefühls-Vermögen — das höhere Vermögen des *Moral-* und des *religiösen* Gefühls (p. 66).

Obgleich jedoch die absolute Vernunft — der Logos, der vor aller Schöpfung in Gott war — nur noch eine bloße Virtualität ist, so kann dieser Logos in uns, als virtuelle Realität betrachtet, selbst nur durch das Absolute erkannt werden, welches er eben erschaffen (créer) soll, um sich selbst seine Wirklichkeit zu geben, und dies ist das *große Geheimniß der Schöpfung*, welches der *Messianismus* enthüllen soll und in der Aufstellung und Entwickelung des allgemeinen *Gesetzes des Fortschreitens* zu enthüllen bereits angefangen (p. 67. 68).

Wronski hält es nun für heiligste Pflicht aller Höhergebildeten, sich zu *antinomischen Vereinen* zu verbünden, vor Allem, um den höllischen Ränken zu begegnen, welche jetzt mehr als jemals von geheimnißvollen und dem Menschen feindlichen Wesen geschmiedet werden (p. 68); dann aber, um die Menschheit zu den angegebenen absoluten Endzwecken hinzuführen. Er selbst dürfe und könne nicht selbst sich thätig mit Gründung dieses antinomischen Vereines befassen. Ueberall könne aber dieser geheiligte Verein gestiftet werden, ohne daß es nöthig sey, daß die verschiedenen Unionen sich zum Voraus in Beziehung zu einander setzten. Doch werde dieser antinomische Verein jetzt und auf immer eine *neue geistige Gemeinschaft* bilden, deren speziellet Zweck die *Verbürgung des Heiles der Menschheit* seyn werde... Uebrigens könne sie sich nur innerhalb der *christlichen Kirche* gestalten, deren geheiligte Einsetzung sie nun erfüllen soll durch Verwirklichung ihres erlauchten Ideales, — des *Reiches Gottes auf Erden* mittelst der positiven Hinzufügung der göttlichen Endzwecklichkeit zur Moral des Menschen, und beabsichtigend, die fortschreitende Entwickelung des Menschen, durch eine gerechte Vertheilung der irdischen Güter nach dem Verdienste eines Jeden, zu erleichtern. Ist nur erst die *antinomische Union* hinlänglich konsolidirt, dann wird sie natürlich auch dazu dienen, jene *Einheit der Religion* und jene *Allgemeinheit der Kirche* zu bewerkstelligen, welche das Christenthum innerhalb der heilsamen Schranken, in welchen es bis jetzt gehalten werden mußte, noch nicht verwirklichen konnte (p. 68. 69).

Die *absolute Philosophie* nun, die die erste Attribution des Messianismus ist, wird vorzüglich auf *Befreiung* der Vernunft von den irdischen Hemmnissen gerichtet seyn, und insofern sie also die Vernunft über alle zeitliche Realität, über alle erschaffene Dinge (χρήματα) hinaustreiben soll, kann dieser negative Charakter als *Achrematism* bezeichnet werden... Die *absolute Religion* hingegen, diese zweite Attribution des Messianismus, soll vorzüglich der Moral eine vernünftige Zwecklichkeit *beifügen*, und dieser positive Charakter, — dessen Gegenstand von der christlichen Offenbarung gegeben, oder von der Vernunft des Menschen anerkannt ist, kann, nach dem Hebräischen nekel (Vernunft), durch *Sehelianism* angedeutet werden...

Der antinomische Verein wird also einerseits den bisherigen Dogmatism und Empirism durch den Achrematism zu ersetzen und die Philosophie zum Kantischen Kritizism hinzuführen suchen, um zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen; anderseits wird er den Protestantism und Mystizism durch den Sehelianism zu ersetzen und die Religion zum vernünftigen *Finalism* hinzuführen suchen, um zur Erreichung der Unsterblichkeit zu gelangen (p. 71. 72).

Das einzige Mittel aber, dessen sich der Verein bedienen darf, ist die *freie öffentliche Erörterung* dieser beiden philosophischen und religiösen Betrachtungen, und er muß den feindlichen Geheim-Vereinen besonders dadurch entgegenwirken, daß er das Beispiel der Achtung giebt, welche man den gesellschaftlichen Einrichtungen unbedingt schuldig ist. (p. 73)

Dies das Wesentliche des *Messianismus*, so weit Herr Wronski ihn seinen Zeitgenossen zu enthüllen für möglich und nothwendig erachtet hat, und für den er nun in der *dritten Abtheilung* eine *wissenschaftliche Bürgschaft* bieten zu müssen glaubt. Er bemerkt zunächst, daß, da er die Trägheit oder vielmehr den Widerstand seiner Zeitgenossen gegen Alles, was die absolute Realität des Menschen betrifft, kenne, so habe er ihnen erst dann von diesen ewigen Wahrheiten sprechen wollen, nachdem er durch bedeutendere wissenschaftliche Resultate, die sie zu würdigen verständen, und die sie nicht anders als mit Hülfe absoluter Mittel zu erklären vermocht, — ihre Aufmerksamkeit auf jene höheren Wahrheiten hingezogen hätte (p. 73). Sofort skizzirt er eine Geschichte der ullmä-

*) In einer Anmerk. unterscheidet er den Mystizism, (ce document ineffaçable d'un monde antérieur) in drei Klassen: 1) den *theosophischen*, der durch übernatürliche Werke an der Schöpfung Theil nehmen will; 2) den *religiösen* oder agathodämonischen, von dem oben die Rede sey, und 3) den *höllischen* oder kakodämonischen, den er durch *mystische Sekten* bezeichnet, (ces debris du monde antérieur, parmi lesquels se fomente, par des inspirations sataniques, la ruine du monde actuel. p. 61)

**) Man kann hiernach ermessen, heißt es in einer Anm., wie absurd die Prätention derjenigen, die behaupten, daß das Christenthum bereits erfüllt (zu Ende gekommen) sey.

ligen Entwickelung der Mathematik, um die eminente Stelle zu bezeichnen, welche seine eigenen Leistungen zur Reformation und Vollendung dieser Wissenschaft einnehmen. Er selbst faßt sie (p. 87) in folgende drei Ergebnisse zusammen:

1) Die peremtorische Aufstellung der Technie der Mathematik, als entgegengesetzt der Theorie dieser Wissenschaft und — als die universale Gleichung der Quantitäten darbietend — im Gegensatze mit ihrer individuellen Generation, die der Gegenstand der einfachen Theorie ist.

2) Das vollständige System aller allgemeinen Logarithmen, welche die Technie der Mathematik bilden, und namentlich die bezüglichen Abgränzungen (démarcations) und Grundgesetze dieser allgemeinen Logarithmen.

3) Das höchste Gesetz der Mathematik, welches deren absolutes Prinzip konstituirt, von welchem die ganze Wissenschaft im Einzelnen abzuleiten, jenseits dessen in der Mathematik Nichts weiter mehr existirt, — und welches in dem dem Prodromus vorangestellten (mathematischen) Prototyp des menschlichen Wissens, — dem Emblem des Messianismus, — die oberste Stelle einnimmt. Innerhalb eines abgebildeten Thierkreises stehen nämlich folgende drei Formeln:

Lex suprema

$$Fx = A_0\Omega_0 + A_1\Omega_1 + A_2\Omega_2 \ldots.$$

Τελεωσις

$$x^m \equiv a, \ (\text{mod.} = M)$$

problema universale

$$0 = fx + x_1 \cdot f_1 x + x_2 \cdot f_2 x \ldots.$$

Hiermit glaubt nun Wronski dargethan zu haben, daß er die peremtorische Constitution und die absolute Gesetzgebung der Wissenschaften, welche zu den messianischen Problemen gehören, in seinen früheren Schriften bereits für die größte aller Wissenschaften, für die Mathematik und im Prodromus nun auch für die Geschichtswissenschaft geliefert und hierdurch zureichende wissenschaftliche Bürgschaft für den Messianismus geleistet habe (p. 87. 88).

Zugleich aber, bemerkt Wronski zum Schlusse dieser letzten Abtheilung, habe die Mathematik in der Entwicklung mittelst des Schöpfungs-Gesetzes drei unterschiedene Grundlagen für die architektonische Construction jedes Systems des menschlichen Wissens enthüllt, nämlich:

1) Das höchste im Vorhergehenden angegebene Gesetz, welches die erste Grundlage jedes wissenschaftlichen Gebäudes abgeben müsse. Es sey dies in jedem Wissenszweig das allgemeine Prinzip der Wahrheit, der Ursprung dieser Ordnung von erschaffener Realität, unabhängig von der Einwirkung des Menschen.

2) Das universale Problem, welches auf nothwendige Weise aus dem höchsten Gesetz entspringt, aber als eine andere besondere Grundlage dazu dient, das Ganze (l'ensemble) der nicht vollendeten Realitäten dieser Ordnung zu gründen. Es sey dies in jedem Wissenszweig die Vollendung der Schöpfung durch den Menschen, die, indem sie neue noch nicht existirende Realitäten in das Universum einführt, das schöpferische Vermögen der Vernunft des Menschen und eben damit seinen hohen Beruf auf Erden offenbart.

3) Die teleologische Mitwirkung (concours), deren Ursprung geheimnißvoll scheint, die aber, als providenzielle Grundlage, dazu dient, die Harmonie in jedem System erschaffener Realitäten zu bewirken und somit eine Einheit der Uebereinstimmung (unité d'accord) unter den heterogenen Elementen dieses Systems der Realitäten einzuführen. — Es ist dies in jedem Wissenszweig die Krone der Schöpfung, das erhabene Werk der Intelligenz des Schöpfers, welche allein schon, in Ermangelung jeder anderen Manifestation seiner absoluten Spontaneität, hinreichen würde, sein heiliges Daseyn zu enthüllen (p. 89).

So ist also für die Philosophie der Geschichte, wie bereits bemerkt worden, das höchste Gesetz — das Gesetz des Fortschreitens, das universale Problem — die Entwickelung der Menschheit durch ihre eigne Spontaneität in der Aera der rationalen oder absoluten Zwecke, und die teleologische Mitwirkung die anfängliche (initial) Entwickelung der Menschheit durch die Endzwecklichkeit der Erde in der Aera der physischen oder bezüglichen Zwecke (p. 91).

Die Verwirklichung dieser messianischen Trinität, wie sie nunmehr genau bestimmt werden, bestrebt aber in Folgendem:

In der absoluten Philosophie ist das höchste Gesetz das (oder der) Absolute (l'absolu) selbst, als unbedingtes Prinzip aller Realität; das universale Problem ist die Selbstschöpfung des Menschen, und die teleologische Mitwirkung — die Lösung des Geheimnisses der Schöpfung, in welcher in ihrer Gegensätzlichkeit enthüllt werden sollen — das Verhängniß und die Freiheit, die Universalität und die Individualität, kurz alle philosophische Klippen, an welchen die spekulative Vernunft bisher immer gescheitert. In der absoluten Religion hingegen ist das höchste Gesetz das Drama des Logos (verbe) in Gott und im Menschen, als schöpferische Virtualität; das universale Problem ist die Endzwecklichkeit des Moral-Gebetes in der geistigen Wiedergeburt des Menschen, und die teleologische Mitwirkung ist die Lösung des Geheimnisses des Falles des Menschen, in welcher in ihrer Gegensätzlichkeit enthüllt werden sollen die Sünde und das Verdienst, die Erlösung und das eigne Heil, kurz alle religiöse Klippen, an welchen die speculative Vernunft bisher immer gescheitert.

Ist einmal der antinomische Verein auf der Erde gebildet, dann will Wronski ihm, als eine geheiligte Hinterlage, die Lösung dieser großen Probleme überliefern, so weit sie nöthig zur Vollendung der absoluten Bestimmung des vernünftigen Wesens in der letzten Aera des menschlichen Geschlechts, — und der Verein kann dann den Schleier der Isis zerreißen und aus ihrem Saïtischen Tempel die fürchterliche Inschrift auslöschen:

Εγω ειμι παν το γεγονος, και ον, και εσομενον,
Και τον εμον πεπλον ουδεις πω θνητος απεκαλυψεν. (p. 92.)

Die zwei ersten Nummern des im Mai 1832 erschienenen Bulletins des Antinomischen Vereins, welcher, einer beiläufigen Angabe zufolge, bereits zu Paris gegründet ist, enthalten

1) die Einleitung zu einem Sendschreiben an den König der Franzosen über die Dringlichkeit, absolute Prinzipien für das Heil Frankreichs, und mithin der gebildeten Welt, festzustellen, mit dem Epigraph (aus einer Rede Guizot's in der Deputirten-Kammer): „Nous sommes aujourd'hui sans croyance, sans conviction politique, sans conviction morale et religieuse";

2) ein Schreiben an den Präsidenten des Minister-Raths (Cas. Périer), mit dem Ersuchen, die vorstehende Einleitung dem König zu überreichen, und der Rechtfertigung dieser Bitte;

3) ein Schreiben an den König, um (da der Minister-Präsident durch Krankheit abgehalten) jene Einleitung unmittelbar demselben zu unterbreiten;

4) einige Bemerkungen über den Messianismus von einem Mitgliede des zu Paris gegründeten antinomischen Vereins, und

5) in einem Supplement eine „Philosophie des Cholera-Morbus", in welcher, als Ursache dieser Krankheit, eine geogenische Polarisation angegeben und hiernach deren Phänomene und Heilmittel bestimmt werden.

Auf dem Umschlag werden Antworten auf alle philosophische und religiöse Consultationen angeboten, welche unentgeltlich ertheilt werden sollen, wenn sie mündlich auf dem Bureau des Vereins gegeben werden, wofür aber die Druckkosten entrichtet werden müssen, wenn sie im Bulletin mitgetheilt werden sollen. —

Wir schließen hier unseren Bericht über den Messianismus und seinen Stifter und behalten uns vor, in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik unsere Ansicht über diese merkwürdige Erscheinung auszusprechen.

Bibliographie.

Clinique de l'hôpital Saint-Louis. (Klinik des Hospitals Saint-Louis, oder vollständige Abhandlung über die Hautkrankheiten, die Beschreibung dieser Krankheiten und ihre beste Behandlungsart enthaltend. Mit 65 gravirten Platten, kolorirt und mit dem Pinsel nachgebessert.) Von dem Baron J. L. Alibert. Siebente Lieferung. [Diese neue vermehrte und gänzlich umgearbeitete Ausgabe wird in 12 Lieferungen, von zwei zu zwei Monaten, erscheinen. Pr. einer jeden 25 Fr.] Fol.

Mémoires etc. (Memoiren der Königlichen Akademie der Medizin) Zweiten Bandes viertes Heft. 4to. [Jeder Band besteht aus vier Heften, die von drei zu drei Monaten erscheinen.] Pr. des Bandes 20 Fr.

Mémoires sur etc. (Denkwürdigkeiten über die Königin Hortensia, jetzt Herzogin von St. Leu.) Vom Baron W. F. von Schelten gesammelt und herausgegeben. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

Bienen in einer Felsenkluft. In der Grafschaft Wythe in Virginien sieht man in einem Ast des Alleghany-Gebirges, Lobotee-Knob genannt, nach Südosten eine senkrechte, freistehende, der Sonne zugängliche Felsenwand von 50 Fuß Höhe; 30 Fuß über dem Erdboden läuft eine lange Spalte, oder ein Riß von $\frac{1}{2}$ Zoll bis zu 6 Zoll breit, in horizontaler Richtung ungefähr 80 Fuß weit an dem Felsen hin. Diese Spalte ist mit Bienen angefüllt. Sie sind in solcher Menge da, daß sie zur Sommerzeit, in Klumpen von mehreren Fuß dick, über und unter dem Riß der ganzen Länge nach sitzen. Etwas darüber sind zwei andere Spalten mit Erde angefüllt, auf welcher einige Chinquapin-Sträucher wachsen, die mit Bienen bedeckt sind. Sie fliegen häufig in Schwärmen von dem Umfang einer dicken Tanne aus, müssen aber oft umkehren, weil sie nicht Platz genug finden. Im Frühling, ehe sie ihre Arbeiten anfangen, sieht man, so weit die Oeffnung reicht, den Boden mit Haufen todter Bienen, Reste Wachs und Unrath, den sie aus ihrer Wohnung schaffen, Fuß hoch bedeckt. (New Monthly Magazine.)

— Auswanderungen nach Nord-Amerika. Zu den interessantesten Papieren, die dem Unterhause vorgelegt wurden, gehören die Auszüge der Korrespondenz des Kolonial-Ministers mit mehreren Beamten in den Britischen Kolonieen über die Auswanderungen. In Kanada scheint die Zahl der im J. 1832 eingewanderten Emigranten, die sich in den Provinzen niederließen, sich auf 35,000 Personen zu belaufen, die ein Kapital von 6—700,000 Pfd. Sterl. mitbrachten. Einer von ihnen hatte allein eine Anweisung auf die Bank von Quebek von 16,000 Pfd. Sterl., ein anderer von 4000 Pfd. Sterl. Die Berichte erwähnen der großen Veränderung, die man in Hinsicht des Charakters der Einwanderer bemerkt, indem es größtentheils sehr achtbare Leute sind, die sich in guten Umständen befinden. An der Cholera starben 2350 Eingewanderte. Das Begehr nach Arbeit schien sehr zuzunehmen, und man bot einen Arbeitslohn von $2\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ Schilling täglich. Die Zahl der durch Unterstützung ihrer Gemeinden ausgesandten Emigranten, im J. 1832, belief sich auf 4986. (New Monthly Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Montag den 2. September 1833.

Australien.

Neue Entdeckungen auf dem Australischen Kontinent.

Mehrere in diesem Jahr erschienene Reiseberichte haben unsere Kenntniß des Innern sehr erweitert.*) Der fünfte Welttheil ist freilich noch zu jung, als daß er uns in Hinsicht der künstlichen Formen des Lebens ein so lebhaftes Interesse einflößen könnte, wie es die meisten Schriftsteller gern erregen möchten. Seine politischen Aussichten, seine kommerziellen Mittel, seine Verhältnisse zwischen Freien und Verbrechern, gleichen den fröhlichen Sprüngen und Kraftäußerungen der Kindheit, die eine künftige großartige Entwickelung versprechen. So wird aus der Ecker eine Eiche; so hat eine Handvoll Abenteurer oder Verwiesener mächtige Reiche gegründet. Fürs erste nimmt aber das physische Element, das auch den Naturwissenschaften Bereicherung verspricht, den größeren Theil unserer Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die erste Expedition des Capitain Sturt (1828—29) ging in der westlichen Region, dem Laufe des Macquarieflusses folgend, vor sich. Die Gesellschaft kam bald zu ausgedehnten Marschländern und kampirte in einem Walde aus Rohrgebüsch, wo sie viele Beschwerden zu überwinden hatte.

Endlich gelang es ihnen, weiter vorzudringen, bis sie den Darlingfluß erreichten, der zu ihrem großen Verdruffe salziges Wasser enthielt. Bei ihrer Rückkehr auf dem Castlereaghflusse schifften sie 90 Meilen höher aufwärts quer über den Darling. Die neuen Ergebnisse scheinen nicht bedeutend gewesen zu seyn, denn Capitain Sturt sagt: „Es würde anmaßend seyn, über das Binnenland im Westen dieses merkwürdigen Flusses irgend eine Konjektur zu wagen. Sein Lauf ist gleichfalls in Dunkel gehüllt, und es steht dahin, ob er nach der Südküste strömt, oder in Sümpfen sich verliert, oder einem großen Binnensee zueilt.“

So viel über den ungewissen Lauf des Darling. Dies Land ist wirklich so beschaffen, daß man zwischen der Sommerdürre und dem winterlichen Regen nicht leicht entscheiden kann, was trockener Boden, was Sumpf, Fluß, Binnensee oder Meerbusen ist. Vielleicht ändern sich mit der Jahreszeit Ort und Charakter. Für die Geologie ist Folgendes merkwürdig: „Während unserer ganzen Expedition entdeckten wir auf keiner der Ebenen einen Kiesel oder anderen Stein; und nachdem wir den Berg Harris wieder verlassen und uns dem Castlereagh zugewandt hatten, fanden wir auf unserem Wege keine andere Felsen-Bildung, als eine kleine Reihe von Quadersteinen in der Nähe des Darling. Keine Art von Kiesel war im Bette des Castlereagh oder in den Bächen zu entdecken, die ihm zufließen.“

Noch ein merkwürdiges Natur-Phänomen. „Herr Hume und ich waren damit beschäftigt, die Charte auf den Boden zu zeichnen. Der ganze Himmel war wolkenleer, und kein Lüftchen regte sich. Plötzlich hörten wir einen Knall, als hätte man in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen eine Kanone abgefeuert. Es war nicht der hohle Schall einer Erderschütterung oder das krachende Getöse eines gefällten Baumes, sondern es glich vollkommen der Entladung eines schweren Geschützes. Hierin stimmten wir Alle überein, aber Niemand wußte, woher der Schall gekommen war. Ich schickte gleich Einen meiner Leute auf einen Baum, allein er konnte nichts bemerken. Die Gegend rings umher schien ihm gleichmäßig flach und dick bewaldet. Bis auf diese Stunde ist mir die Sache ein Räthsel.“

Diese Reise erstreckt sich über ungefähr 1300 Englische Meilen. Der zweiten Expedition (November 1829) schloß sich ein Naturforscher an, Herr George M'Leay. Man wanderte diesmal südlicher, die Flüsse Morumbidschi und Murray hinab, fuhr über einen See, genannt Alexandrina, und landete an der Westküste, bei der Encounter-Bai. Der letztere von obengenannten Flüssen fällt in den ersteren und ist an der Mündung 70 Ellen breit. Der See Alexandrina hat eine Länge von 50 und eine Breite von 40 Meilen. Er ist an vielen Stellen seicht, hat aber einige schöne Baien. Die Beschwerden dieser zweiten Reise waren sehr groß.

„Auf unserer Heimkehr“, sagt der Verf., „erlebten wir nichts als Mühseligkeiten. — Wir fingen wenige Fische, konnten nur selten etwas schießen, und so hatte die Mannschaft gewöhnlich nichts als Brod. Ich bemerkte mit Schmerz, wie sie täglich elender wurden, und noch ehe wir den Morumbidschi erreicht hatten, waren sie fast ganz erschöpft. Von Sonnen-Aufgang bis fünf Uhr Nachmittags brachten wir auf dem Wasser zu und mußten von dem Tage an, wo wir das Depot verlassen hatten, bis zu unserer Wiederkehr unaufhörlich rudern. Neununddreißig Tage gingen darauf, bis wir das Depot von der Küste erreicht hatten; denn wir hatten gegen eine starke Strömung in beiden Flüssen zu schiffen, was uns siebenmal mehr Zeit kostete, als das Abwärtsfahren. Von dem Depot bis zu dieser Station mußten wir sieben Tage lang mühselig ziehen. Im Ganzen wanderten wir 88 Tage lang und nicht weniger als 2000 Meilen weit.“ —

Die Anführung einiger Stellen der Reisebeschreibung, die von Eingebornen handeln, wird wohl manchem Leser erwünscht seyn. Daß man sie in gewisser Hinsicht als Menschenfresser zu betrachten habe, ist ziemlich entschieden. Capit. S. sagt:

„Einer der Begleiter zeigte mir zwei Schwarze in geringer Entfernung, von denen der Eine stand und der Andere saß. Jener Sitzende, sagte er mir, hat in vergangener Nacht sein kleines Kind getödtet, indem er es mit dem Kopfe gegen einen Stein schlug; dann hat er es gebraten und verzehrt. Es ergriff mich ein Grausen, und ich konnte diesen Bericht nur mit Mühe glauben. Ich ging zu dem Wilden und stellte ihn darüber, so gut ich konnte, zur Rede. Er versuchte nicht, seine That abzuleugnen, und schlich sich beschämt fort. Ich befragte nun den Anderen, der seinen Freund damit entschuldigte, daß der Kleine krank gewesen sey und doch nicht aufgekommen seyn würde. Er setzte hinzu, er selbst esse kein Menschenfleisch.“ — Folgendes mag als Beispiel dienen, wie diese Wilden überhaupt sich betragen. „Wir bemerkten, wie einige Eingeborene am Ufer hinter uns her liefen; kehrten wir aber das Boot gegen das Ufer, so rannten sie davon. Es war augenscheinlich, daß sie keinen Begriff davon hatten, wer wir seyen. Da nun ihre Furchtsamkeit uns jede Möglichkeit einer Unterhaltung mit ihnen abschnitt, so fuhren wir weiter, bis die gewöhnliche Rastzeit herankam. Wir schlugen unsere Zelte zum Nachtquartier an der entgegengesetzten Seite des Flusses auf. Bald reizte die Wilden ihre Neugier, uns zu folgen. Mit Geheul kamen sie aus dem Dickicht; ihre Leiber waren bemalt, und sie trugen, wie zur Schlacht gerüstet, Speere und Schilder. Einige Zeit lang blieben sie stehen und drohten uns mit großem Geräusch; als sie aber merkten, daß wir uns nicht um sie bekümmerten, wurden sie endlich ruhig. Hierauf trat ich allein hervor, nahm einen Zweig als Friedenszeichen in die Hand und winkte ihnen, herbeizuschwimmen, was nach einer Weile zwei oder drei derselben auch thaten. Sie näherten sich mir jedoch sehr behutsam und bei jedem Schritte zögernd. Bald faßten sie indeß Vertrauen und endlich folgte ihnen das ganze männliche Personal des Stammes. Dem Ersten, der herüberschwamm, schenkte ich ein Tomahawk, das ihm große Freude machte. Bald nachher stellte ich sie alle in einer Linie auf und feuerte ein Gewehr vor ihnen ab. Auf solch' eine Explosion gar nicht vorbereitet, blieben sie ein paar Augenblicke verdutzt stehen und wollten dann allzumal die Flucht ergreifen. Es gelang mir jedoch, ihnen neues Vertrauen einzuflößen, und sechzehn derselben blieben sogar die ganze Nacht bei uns. Des folgenden Morgens begleiteten sie uns den Fluß hinab, wo wir mit ihrem Stamme wieder zusammentrafen. Drei und achtzig Personen von jedem Alter und Geschlecht standen auf einer Anhöhe am Ufer und gewährten einen überaus malerischen Anblick. Sie winkten uns zu landen; allein unsere Zeit erlaubte das nicht. Einige der Verwegensten unter ihnen schwammen rings um das Boot herum, so daß wir kaum rudern konnten, und die Weiber am Ufer gaben ihr Erstaunen durch ein gellendes Geschrei zu erkennen.“ —

Den 19. März, gegen Abend, sahen wir einen großen Haufen Eingeborner vor uns. Als wir näher kamen, machten sie laute Vorbereitungen zum Kampfe und rannten mit gefälltem Speer das Ufer entlang. Sie befanden sich am rechten Ufer, und da der Fluß breit genug war, so daß wir weit von ihnen weg steuern konnten, so kümmerten mich ihre Drohungen nicht sehr. Allein bald erschien ein anderer Haufe am linken Ufer, und jetzt glaubte ich, es sey die höchste Zeit, einen dieser Haufen zu zerstreuen. Ich fand jedoch, daß sie ihren Vortheil nicht zu benutzen wußten; denn sie vereinigten sich, indem die linke Truppe zu der rechten Truppe hinüberschwamm. Dies machte zum Glück eine feindliche Maßregel überflüssig. Jetzt verfolgten sie uns alle, indem sie ihre Speere und Schilde mit fürchterlichem Geschrei an einander stießen. Wir landeten

*) Two Expeditions in the Interior of Southern Australia etc. (Zwei Reisen in das Innere von Süd-Australien, unternommen in den Jahren 1828—31, mit Beobachtungen über Boden, Klima und Hülfsquellen der Kolonie Neu-Süd-Wales.) Von Capitain Charles Sturt. — Journals of several Expeditions in western Australia etc. (Verschiedene Expeditionen in das westliche Australien, vom 1829—32.) Mit einer Karte. — Van Diemens Land Almanac for 1833. Hobart Town, H. Melville.

ten, als die Ruhezeit gekommen war, am linken Ufer, und während die Mannschaft ihre Zelte aufschlug, ging ich mit Herrn M'Leay an's Ufer, um mit diesen Rasenden, so gut es anging, über das Wasser weg zu unterhandeln. Wir nahmen unsere Gewehre mit, beschlossen aber, nur im äußersten Falle davon Gebrauch zu machen. Ich hielt eine lange pantomimische Rede und streckte dabei einen Oelzweig aus. Endlich legten sie ihre Speere nieder und hielten eine lange Berathung, die damit endigte, daß zwei oder drei, wie es schien, gegen die ernstlichen Vorstellungen der Mehrheit, herüber wateten. Die anderen folgten ihnen laut weinend, als wollten sie ihr Schicksal theilen. Sobald sie landeten, setzten wir Beide uns in einiger Entfernung vom Ufer nieder, was die gewöhnliche Einladungs-Ceremonie ist. Sie thaten ein gleiches, wagten aber nicht aufzuschauen. Als sie Vertrauen gewannen, zeigten sie eine brennende Neugierde und glotzten uns unverwandt an. Jetzt führten wir sie in's Lager, wo ich dem Ersten, der herangekommen war, ein Tomahawk und dem Anderen einige Stücke Eisen schenkte. Es waren ihrer etwa fünfunddreißig. Bei Sonnen-Untergang verließen uns die meisten, bis auf drei alte Männer. Es ist ohne Zweifel ein gutartiges zutrauliches Volk, und es fehlte ihm gar nicht an Gemüth. Sie haben dicke Lippen, tiefliegende Augen, weite Nasenlöcher und lange Bärte. Ihr Haar ist kraus und weich. In den unteren Extremitäten scheinen sie nicht so viel Muskelkraft zu haben, wie im Oberkörper; aber die Leichtigkeit, mit der sie die höchsten Bäume erklettern, und die Lebhaftigkeit aller ihrer Bewegungen, so wie auch ihr ausgezeichnet gerader Wuchs beweisen, daß dies nur eine Täuschung ist. Die alten Männer schliefen ununterbrochen am Feuer und erwachten des Morgens am spätesten.

Herrn M'Leay's herrlicher Humor hatte einen sehr günstigen Eindruck auf sie gemacht. Er stimmte sogar in ihren wilden Gesang mit ein. Sey es nun dies Eingehen in ihre lustige Stimmung oder sonst etwas Auffallendes an ihm gewesen, genug, es schien uns Allen, als glaubten sie, er sey ursprünglich ein Schwarzer gewesen, weshalb sie ihm den Namen Rundi gaben. So viel ist gewiß, daß sie ihm zusetzten, er möchte ihnen seine Seite zeigen, und ihn fragten, ob er nicht hier eine Wunde empfangen habe, nicht anders, als hätte der eigentliche Rundi an dieser Stelle eine Speerwunde empfangen und wäre daran gestorben. Der ganze Stamm, an der Zahl 150, versammelte sich, um uns abreisen zu sehen. Vier von ihnen begleiteten uns; einer dieser Leute zeichnete sich durch seine Statur und Körperkraft aus. Der 21ste ging vorüber, ohne daß wir einem neuen Stamme begegneten, und auch die Nacht des 22sten brachten wir in einer menschenleeren Oede zu."

Das zweite der angeführten Werke enthält die Tagesberichte über verschiedene Expeditionen in das westliche Australien bis 1832. Die neuesten Nachrichten beziehen sich auf die Gebirgskette Darling und auf Exkursionen von und um den Swan-River (Schwanen-Fluß). Es scheint, daß man zu Auswanderungen in jene Gegenden ermuthigen will, die wirklich eine Hauptstadt und Anbau sehr nöthig haben. Wir begnügen uns damit, einige interessante Notizen auszuheben.

„Wir hörten", sagt der Verf. eines dieser Berichte, „die Eingebornen, deren Spur wir diesen Morgen gefolgt waren, wie sie einander in großer Entfernung zuriefen. Wir hatten das Glück, diese Nacht ein Obdach gegen den Regen zu finden, der in Strömen herabfiel, und zwar unter einem abhängigen Felsen. Er war von bedeutendem Umfang und hatte die Gestalt des Schilfdachs einer Hütte. In der Nachbarschaft unseres Bivouac, wie auch in einiger Entfernung um dasselbe, lagen große Granitmassen. In einer derselben entdeckten wir eine Höhle, deren Inneres gewölbt war und so ziemlich den Anschein einer alten Ruine hatte. An einer Seite war eine Figur eingegraben, die ohne Zweifel die Sonne vorstellen sollte. Dicht bei derselben sah man einen Arm und mehrere Hände. Dieser Ort schien uns eine Art von Heiligthum der Wilden zu seyn."

An einer andern Stelle heißt es:

„Wir kamen zu einem Thale, dessen ganze Vegetation aus ungewöhnlich großen Sträuchern bestand. Der Grund war — vermuthlich wegen des ewigen Schattens und der fehlenden Circulation — mit Moos bedeckt, und auf diesem mußten wir unter dem Dickicht durchkriechen, während wir eine Menge steiler Abhänge hinabglitten oder hinanklommen. Eine halbe Meile weiter gelangten wir zu dem merkwürdigen Weißen Fetzen (White Patch). Man hält dieses Gebilde für Sandstein, aus erhärtetem Flugsand von der Küste gebildet. Ich für meinen Theil habe Folgendes beobachtet. Das erste, was in die Augen fällt, ist eine bedeutende Kruste von Kalkstein, auf welchem in den Höhlungen und tiefer liegenden Theilen vieler Sand angehäuft ist, der theils von dem Meere hergetrieben wird (was die zerbrochenen Muschelschalen bezeugen), theils von der allmäligen Decomposition des Felsens herrührt. Daß dieser Proceß schnell von statten geht, schließe ich aus Folgendem: An jeder Seite gewahrt man über der Oberfläche starke Auswüchse, die den Stämmen von Sträuchern gleichen und zuweilen so dick sind, wie das Stammende eines Baums. Untersuchen wir diese scheinbaren Auswüchse genauer, so finden wir, daß sie kein Merkmal von Incrustation an sich tragen, sondern die härteren Theile des Felsens sind, die den Wirkungen der Atmosphäre widerstanden haben." — —

Etwas über die Bewohner:

„Nachdem wir ungefähr drei Meilen in nord-westlicher Richtung längs den Ufern gegangen waren, bemerkten wir allmälig deutliche Zeichen von der Nähe des Meeres, als Hottentot'sche Feigen und Fels-Spinat. Von dem letzteren bereiteten wir uns ein Essen. Es war um die zwölfte Stunde. Bevor wir jedoch zur Mahlzeit schritten, wurden wir von drei Eingebornen angerufen, die von jener Seite herüberwateten, vermuthlich aus Besorgniß, wir möchten uns einiger Fischnetze bemächtigen, die sie in unserer Nähe ausgebreitet hatten. Sie führten Speere, näherten sich uns aber mit so freundlicher Miene, daß ich kein Bedenken trug, ihnen allein und unbewaffnet entgegenzugehen. Sie waren im Ganzen von kleinerer Statur, als diejenigen, die ich bis jetzt gesehen, und trugen keine Felle zur Bekleidung. Die Physiognomie Zweier derselben war allerdings häßlich und diebisch genug; allein der Dritte hatte ein joviales Gesicht und einen Ausdruck von Lebendigkeit, begleitet von jenem erschütternden Lachen, das bei diesen Wilden so gewöhnlich ist. Sein Haar, das mit besonderem Geschmack in Stränge, die gesponnenem Garn glichen, abgetheilt und auf dem Scheitel festgebunden war, enthüllte ein Haupt von wahrhaft Kaukasischen Verhältnissen, mit einem weniger scharfen Gesichtswinkel, als man oft bei den Europäern wahrnimmt. Sie staunten sehr über die Leichtigkeit, mit der wir dem Flintenschloß einen Funken entlockten, und bliesen ihn auf unseren Wink bald zur Flamme an. Ich schoß ihnen zwei kleine Vögel und gab ihnen etwas von unserem Kanguru-Fleisch, das sie verzehrten. Zwieback und Vegetabilien wiesen sie zurück."

Die Kolonie Van-Diemens-Land oder Tasmania hat eine Britische Bevölkerung von 24,000 Seelen, von denen die Hälfte aus Verbrechern besteht. Sie hat jährlich gegen 65,000 Pfd. Einkommen, das aber von den Ausgaben weit überstiegen wird, und ist weit weniger vorgeschritten, als Neu-Süd-Wales, von dem es 1825 getrennt ward. Dieses Zurückbleiben mag zum Theil seinen Grund in der Grausamkeit der Wilden haben, die den Unternehmungen der Kolonisten große Hindernisse in den Weg gelegt hat. Jetzt hat man indeß die Ur-Einwohner nach einem kleinen Eiland transportirt, wo sie vermuthlich aussterben werden. Die neuesten Reisen ins Innere — obgleich zwei Drittheile der Insel noch unbekannt sind — haben nicht bloß die Karte ausgefüllt, sondern auch ein Erdreich von besonderer Güte entdecken lassen. Ueberhaupt scheint Van-Diemens-Land in dieser Hinsicht von der Natur besser bedacht zu seyn, als die ungeheure Nachbar-Insel. (Asiat. J. — Litter. Gaz.)

O s t i n d i e n.

Die Thugs in Ostindien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Man verschafft den Bhuttotes manche Gelegenheit, um ihre ersten Versuche in der Kunst des Würgens zu machen. Wenn man einen einzelnen Reisenden antrifft, so trägt man einem Novizen auf, seine Kunst zu versuchen. Die Gesellschaft bricht des Nachts auf und hält an, während es noch dunkel ist, um Wasser zu trinken oder zu rauchen. Während sie so da sitzen, fragt der Jemadar, welche Zeit es wohl sey? Die Thugs sehen nach den Sternen, um es zu erfahren; dies ist das verabredete Zeichen. Der Bhuttotte ist sogleich bei der Hand, und der arglose Reisende, der, gleich den Uebrigen, nach dem Himmel sieht, bietet seinen Hals dem Tuche dar und wird eine leichte Beute seines Mörders. Der Bhuttote erhält acht Anna's (eine halbe Rupie) als Prämie für jeden begangenen Mord, und ist die Beute groß, so wird ihm ein Gegenstand von Werth noch über seinen Antheil zugewiesen. Die Personen, die sie morden wollen, werden verschiedentlich benannt, nach ihrer Sekte, ihrem Gewerbe, ihrem Reichthum &c. Ein Opfer, das viel Eigenthum besitzt, heißt Niamud, man nennt sie auch oft Bundsch. Als Beistand in der Vorbereitung zu einem Mord wird dem Bhuttotte gewöhnlich ein anderer Thug, unter der Benennung Samseeah, beigegeben. Sein Geschäft besteht darin, denjenigen, der erwürgt werden soll, an den Knöchel zu fassen, wenn er zu Fuß ist, oder an einen Schenkel, wenn er zu Pferde sitzt, und ihn niederzureißen. An jeden Reisenden macht sich ein Samseeah und hält sich in gehöriger Nähe, um erforderlichen Falls sogleich bereit zu seyn. Wenn der Reisende zu Pferde ist, so leistet noch ein anderer Thug Beistand, den man Bhugdurea nennt; er faßt das Pferd an den Zügel und hält es an, sobald das Zeichen zum Mord gegeben wird.

Eine der nothwendigsten Personen bei der Bande ist derjenige, den sie Tillaee nennen. Die Thugs verlassen sich nicht immer auf den Zufall, der ihnen Beute zuführen soll, oder streifen umher, in der Erwartung, einen Reisenden anzutreffen, sondern sie nehmen oft ihr Quartier in oder nahe bei einer großen Stadt oder stark befahrenen Landstraße, von wo sie ihre Expeditionen machen, zufolge der Nachrichten, die sie durch die Tillaees erhalten. Diese Leute werden unter den glattzüngigsten und schlauesten gewählt, und ihr Hauptgeschäft ist, Erkundigungen einzuziehen. Zu diesem Zweck erscheinen sie wie achtbare Personen gekleidet, deren Wesen und Manieren sie anzunehmen wissen. Sie besuchen die Bazars in der Stadt, bei welcher ihre Gefährten sich gelagert haben, und bemühen sich, Kunde zu erlangen über die beschlossene Absendung oder erwartete Ankunft von Gütern und Schätzen, wovon sie sogleich die Bande benachrichtigen, welche eine Partei aussendet, um sie aufzufangen. Sie forschen auch nach Reisenden, die angekommen seyn mögen, und wenden jede Kunst an, um mit diesen Leuten eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Der Tillaee giebt ihnen zu verstehen, daß er denselben Weg reise; er läßt Winke fallen über die Unsicherheit der Straßen und die häufig vorfallenden Mordthaten und Räubereien. Er giebt vor, mit einigen Freunden oder Verwandten der Reisenden bekannt zu seyn, und bringt Einladungen in ihrem Namen, in dem Hause, wo der Tillaee eingekehrt ist, mit ihnen zu speisen, wobei er die Bequemlichkeit des Orts und das bessere Wasser sehr rühmt. Das Resultat ist, daß die Reisenden sich verleiten lassen, zu der Bande der Thugs zu stoßen, wo sie mit aller möglichen Höflichkeit und Achtungsbezeigung von denselben Schurken bewirthet werden,

die bereits auf ihren Mord sinnen und schon den Antheil berechnen, den sie bei der Theilung der Beute erhalten werden.

Auf die Vollkommenheit in der Kunst eines Tillaee bilden sich die Thugs am meisten ein und rühmen sich oft, daß sie nur der Gelegenheit bedürfen, ein Mal mit einem Reisenden zu sprechen, um im Stande zu seyn, ihn leicht zu ihrem Opfer zu machen, sobald sie ihn morden wollen. Zuweilen tritt der Fall ein, daß die Thugs ihre Opfer zu zahlreich finden, so lange sie beisammen bleiben; sie sind alsdann nie um Mittel verlegen, Zwietracht unter sie zu bringen und so eine Trennung zu bewirken. Vermögen aber alle ihre Ränke und Schmeicheleien nicht, den gewünschten Zweck zu erreichen, so nehmen sie die Gelegenheit wahr, die Reisenden mit starken Getränken zu berauschen. Es entsteht dann Streit, von Worten kommt es zu Schlagen, und das Ende davon ist, daß die Gesellschaft sich trennt und verschiedene Wege einschlägt, so daß sie ihren Nachstellern leichter zur Beute werden. Nachdem sie so die Reisenden in die Schlinge gelockt haben, so ist ihre nächste Sorge, eine passende Stelle zum Mord zu wählen. Diese nennen sie in ihrer Kunstsprache einen Bhil, und gewöhnlich wählen sie dazu einen Ort in einiger Entfernung von einem Dorfe, oder am Ufer eines kleinen Stromes, wo Bäume und Gehölz sie vor dem Anblick zufälliger Wanderer schützen. Der Thug, den man zu diesem Geschäft aussendet, wird Bhilla genannt, und nachdem er eine Stelle ausersehen, kehrt er entweder in das Lager seiner Bande zurück, oder er trifft sie unterweges und berichtet ihnen den Erfolg seiner Bemühungen. Wenn der Bhilla mit seinem Bericht in's Lager zurückgekehrt ist, so werden die Suggaees oder Grabmacher ausgesendet, um ein Grab für die zur Ermordung bestimmten Personen zu bereiten. Es wird im voraus dafür gesorgt, daß die Bande mit den Reisenden nicht zu früh bei dem Bhil ankomme. An dem bestimmten Fleck stellt sich der Bhilla bei der Gesellschaft wieder ein. Der Jemadar ruft ihm zu: „Bhilla Maajeh?" Hast Du die Höhle ausgeräumt? Der Bhilla antwortet: „Maujeh!" worauf das verabredete Zeichen, die Todeslosung für die unschuldigen Reisenden, gegeben wird, die man sogleich erwürgt. Während Einige die Todten ausplündern, helfen die Anderen sie nach den bereiteten Gräbern tragen. Die Suggaees haben das Amt, die Todten zu begraben, und die übrigen der Bande setzen unterdessen ihre Reise fort, wobei sie immer eine gewisse Zahl Tillaees oder Wächter ausschicken, damit sie nicht überrascht werden. Läßt sich zufällig ein Wanderer sehen, so wirft der Tillaee leise einen Stein unter die Suggaees, die sogleich innehalten und sich platt auf den Boden werfen, bis die Gefahr vorüber ist. Nachdem sie die Todten begraben, treffen die Suggaees wieder bei der Gesellschaft ein; doch ist es nicht ungewöhnlich, daß einer oder mehrere Tillaees als Wache zurückbleiben, um zu verhindern, daß die Leichname nicht von Raubthieren wieder ausgegraben werden, und um ihren Gefährten sogleich Nachricht zu geben, wenn etwa die Landleute der Gegend etwas entdecken sollten, damit sie sich so bald wie möglich aus dem Staube machen.

Oft geschieht es aber auch, daß man nicht zu den erwähnten Anordnungen und Vorsichtsmaßregeln Zeit hat. Man trifft Reisende zufällig auf der Straße, die man schnell umbringt und ohne viele Ceremonie begräbt. In solchen Fällen, wenn es die Umstände erlauben, lassen die Thugs immer Jemanden auf dem Platze als Wache zurück, und ehe sie sich der Gefahr aussetzen, durch die von wilden Thieren ausgegrabene Leiche entdeckt zu werden, kehren sie wieder um und begraben sie noch einmal. Ist der Boden fest, so berühren sie den Leichnam nicht weiter, ist er aber so locker, daß zu vermuthen steht, das Grab werde durch das Anschwellen des Körpers auseinanderbersten, so durchbohren sie den Leichnam mit Messern oder Spießen, wodurch in der That diese Gefahr abgewendet wird.

Wenn die Thugs in dem Falle sind, ihre Opfer an einem freier liegenden Ort zu erwürgen, z. B. in einem Garten in der Nähe eines Dorfes, wo sie die Nacht zubrachten, so gebrauchen sie größere Vorsicht, um Entdeckung zu verhüten. Bei solcher Gelegenheit wird das Grab nach vollzogenem Mord an derselben Stelle bereitet, und nachdem man den Leichnam hineingelegt, wird die übrige Erde in Körben fortgetragen und auf die benachbarten Felder zerstreut, der Platz wird gewässert und festgetreten, und zuletzt belegt man ihn mit trockenem Kuhmist und macht Schubiabs oder Feuerstellen zum Kochen auf dem Flecke. Ist die Bande genöthigt, aufzubrechen, so zündet sie Feuer auf den Schubiabs an, damit es aussieht, als habe sie hier gekocht; entschließt sie sich aber, zu bleiben, so bedient sie sich wirklich am nächsten Tage der Schubiabs zum Kochen, und kein Gewissensbiß stört sie im Genuß der Speisen, die sie auf einer Stelle bereitet haben, an welche nur zu denken selbst für einen Thug zu schauderhaft seyn sollte.

Da die Banden der Thugs oft sehr zahlreich sind, so haben sie manche Lastthiere bei sich, als Ochsen, Pferde und zuweilen selbst Kameele. Wenn sie an einem Platze verweilen, wo sie einen Mord begangen haben, und keine Feuerstelle machen, so gebrauchen sie die Vorsicht, ihr Vieh auf diesem Fleck anzubinden. Die Thugs sagen, daß sie die Feuerstellen der Leute ihres Gewerbes stets erkennen, indem gewisse Zeichen daran sind, die sie machen, um der nächsten Bande, die dieses Weges kommt, als Leitfaden zu dienen. Die Thugs begraben immer ihre Opfer lieber in einiger Entfernung von der Landstraße, daher werden die Körper der Ermordeten, sobald man ihnen Alles abgenommen hat, was sie bei sich hatten, von den Suggaees auf den Schultern nach dem Begräbnißplatz getragen. Sie sagen, daß sie in den Landen des Nizzam die Leichname weniger sorgfältig zu verbergen brauchen als anderwärts, indem sie dort fast nie beunruhigt werden; sie hätten sogar oft die Körper unbegraben liegen lassen, ohne etwas zu wagen, indem sich niemand die Mühe nahm, Nachforschungen deshalb anzustellen.

Die Vertheilung der Beute findet nicht immer unmittelbar nach dem Morde statt, sondern ein Jeder nimmt einen Theil des geraubten Gutes an sich und giebt bei günstiger Gelegenheit die aufbewahrten Sachen heraus, und die Vertheilung wird dann von dem Jemadar vorgenommen, dessen Antheil immer zuerst davongenommen wird; dann kommen die Bhuttotes; sodann erhalten die Samseeahs und Bhugdoeras die besondere Belohnung für jeden Mord, den sie vollbringen halfen; der Tillaee erhält ebenfalls den Lohn, der ihm gebührt, weil er den Reisenden in das Netz lockte; der Suggaee wird dafür bezahlt, daß er das Grab gegraben; was dann übrig bleibt, wird zu gleichen Theilen unter die ganze Bande vertheilt. Man sollte denken, daß einzelne Thugs sich oft durch Habsucht verleiten lassen, ihre Gefährten zu betrügen, indem sie etwas von der Beute, die sie nach dem Mord an sich genommen, unterschlagen, allein sie sagen, daß sie durch einen unverletzlichen Eid gebunden seyen, Alles in den gemeinschaftlichen Schatz abzuliefern, so lange sie bei einer Bande blieben.

Es läßt sich denken, daß bei der Theilung der Beute oft der heftigste Streit entsteht, und es ist zum Erstaunen, daß er nicht mit Blutvergießen endet. Doch fast muß man glauben, daß die Thugs einen Abscheu vor dem Blutvergießen haben, denn wenn sie verfolgt werden, so machen sie nicht so leicht Gebrauch von den Waffen, die sie bei sich führen, selbst um ihr Leben zu vertheidigen. — Auf die Vertheilung der Beute folgt die ausschweifendste Verschwendung. Zuweilen werden die kostbarsten Shawls und gestickte Stoffe in schmale Streifen zerrissen und unter die Bande vertheilt, wenn etwa Streit über das Eigenthumsrecht entsteht. Die Thugs sagen, dies geschähe auch darum, damit ein Jeder dieselbe Gefahr liefe, denn ein solcher Artikel könne nicht vertheilt werden, ohne daß man ihn zu Gelde mache, und dies sey nicht ohne Gefahr. Es scheint, daß sie stets alle Banknoten vernichten, die ihnen in die Hände fallen, so wie viele andere Artikel, die leicht zur Entdeckung führen können. Nach baarem Gelde trachten sie am meisten, und wenn sie die Wahl unter mehreren Opfern haben, so werden sie gewiß immer die Besitzer von Gold und Silber allen Anderen vorziehen. Aus diesem Grunde scheint es unter den Thugs von Bundelkund so sehr in Gebrauch gewesen zu seyn, den Abtheilungen der Seapoys von Bombay und dem Nizzam, wenn sie auf Urlaub nach Hindostan gingen, aufzulauern, bloß wegen des baaren Geldes, welches sie immer bei sich führten, und sie allein, meinen sie, wüßten zu erzählen, wo die Seapoys geblieben wären, die ihre Offiziere für Deserteurs hielten, während ihre Verwandten und Freunde glaubten, daß sie immer noch bei der Armee wären. Der unermeßliche Reichthum, der zu verschiedenen Zeiten diesen Bösewichtern in die Hände fiel, wurde in den größten Ausschweifungen vergeudet, und es läßt sich denken, daß ihr schlecht erworbenes Gut nicht lange in ihren Händen blieb.

Die Thugs haben unter sich nicht gerade eine eigene Sprache, aber gewisse rauderwelsche Ausdrücke und Redensarten, die sie in den Stand setzen, sich mit Leuten ihres Gewerbes zu unterhalten, ohne von den Uneingeweihten verstanden zu werden. Ihr Gruß, an dem sie auch einander erkennen, wenn sie nicht persönlich bekannt sind, lautet: Ali khan bhaee salaam. Höchst merkwürdig ist es, wie genau die Thugs die Namen ihrer Gefährten und ihre Gestalt im Gedächtniß behalten. Sie rühmen sich, daß, wenn ihnen auch der Name eines Mannes von ihrer Bande entfällt, sie doch nie die Gestalt eines Thugs vergessen, der jemals mit ihnen bei einer Mordthat zugegen war. In der That scheinen die Thugs einander beinahe durch ein inneres Gefühl zu erkennen, und die Schnelligkeit, mit welcher dies geschieht, rechtfertigt fast die Behauptung, daß eine Art von Freimaurerei unter ihnen bestehe.

Die Thugs haben, um ihre Operationen zu erleichtern, ein regelmäßiges System von Einverständniß und Mittheilung in allen Ländern, die sie durchwandern, eingeführt, und sie werden mit erstaunlicher Schnelligkeit von dem unterrichtet, was ihre Gefährten in allen Gegenden vornehmen. Sie versäumen keine Gelegenheit, um sich nach dem Wohlergehen der anderen Banden zu erkundigen, und sind eben so bereit, über ihre eigenen Bewegungen die verlangte Auskunft zu geben. Zu diesem Zwecke haben sie mit vielen Personen in den Landen des Nizzam, besonders mit Dorfschulzen, Landbesitzern u. s. w., Bekanntschaften angeknüpft; unter den Letzteren sind viele, die neben ihrem Ackerbau auch das Gewerbe eines Thugs treiben.

Die Marwarries (Einwohner von Marwar, gewöhnlich Banquiers und Handelsleute) und andere Banquiers lassen sich auch oft als Mittelspersonen zwischen den Thugs gebrauchen, und es leidet keinen Zweifel, daß sie ihnen das geraubte Gut abkaufen. Die Bettelmönche im ganzen Lande werden ebenfalls zu diesem Zwecke benutzt, indem sie Botschaften von den Thugs übernehmen, um sie anderen nachfolgenden Banden mitzutheilen. In derselben Absicht haben sie auch die Gewohnheit angenommen, ihre Schuiah's oder Feuerstellen auf besondere Art zu machen, um als Zeichen zu dienen, wie weit sie schon im Lande vorgedrungen sind. Wenn eine Abtheilung Thugs an einen Scheideweg kommt, so machen sie auf folgende Weise ein Zeichen für ihre nachkommenden Gefährten. Der Boden wird an einer passenden Stelle sorgfältig geebnet und die Form eines Fußes deutlich hineingedrückt. Der Thug, der ämsiglich nach diesem Zeichen sucht, erkennt daran gleich die Richtung, die seine Vorgänger genommen haben.

Die Thugs setzen außerordentlichen Werth auf diesen ihnen eigenthümlichen Namen und legen ihrem Gewerbe eine Wichtigkeit und selbst eine Achtbarkeit bei, die, sagen sie, keiner anderen Klasse von Mördern zukommt. Der Name Dieb ist ihnen besonders zuwider, und sie hörten nicht auf, zu bitten, daß man das Wort ausstreiche und dafür „Thug" setze, so oft es in einer sie betreffenden Schrift vorkam, indem sie erklärten, daß, weit entfernt, ein so

schändliches Handwerk, wie das eines Diebes, zu treiben, sie selbst den Namen verabscheuten und sich so ehrlich und treu erwiesen, wie jeder Andere, wenn es die Gelegenheit erforderte.

Sie haben überhaupt, wie es scheint, den Ehrgeiz, für achtbare Personen gelten zu wollen, daher sie einen großen Theil ihres Gewinnes auf ihren Anzug wenden. Selbst diejenigen, welche eingezogen und als Angeber gegen ihre Gefährten gebraucht wurden, waren weit besorgter für ihren Anzug und anständiges Auftreten, als für sonst etwas. Sie haben größtentheils das Ansehen von stillen und harmlosen Leuten mit heiterem Gemüth, was den heftigen Leidenschaften und dem grimmigen Wesen, welches man sich gewöhnlich mit dem Gewerbe eines Mörders vereinigt denkt, völlig entgegen ist.

Das schreckliche System dieser Menschen gedieh zu einer solchen Ausdehnung, daß die ungeheure Zahl der Mordthaten, die sie begingen, und der unermeßliche Raub, den sie dadurch zusammenhäuften, sich unmöglich berechnen lassen. Wenn man erwägt, daß viele bereits eingezogene Thugs bekannten, sie hätten seit 25 Jahren alljährlich einen Streifzug mit einer Bande von mehr als 100 Mann unternommen, die keinen anderen Zweck als Mord und Plünderung hatte, daß sie sich rühmen, zu Zeiten täglich zehn bis zwanzig Menschen umgebracht zu haben, daß sie angaben, die Aufzählung aller Mordthaten, denen sie persönlich beigewohnt, würde das Verzeichniß derselben zu Hunderten und, wie manche sagten, zu Tausenden anschwellen, so kann man sich einen schwachen Begriff von der schrecklichen Wirklichkeit machen. Ueber den Betrag der Güter, welche sie jährlich an sich brachten, läßt sich unmöglich eine Berechnung anstellen, denn außer den Tausenden in baarem Gelde, Juwelen, gediegenem Gold und Silber, den theuren Zeugen und jeder anderen Art von Waare, die ihnen fortwährend zur Beute wurden, muß der Betrag des Papiergeldes, welches sie stets vernichten, zu einer sehr beträchtlichen Summe steigen.

Die Straflosigkeit, mit welcher die Thugs bis jetzt ihr ruchloses Gewerbe trieben, die Leichtigkeit, neue Mitglieder zu werben, da sie sich auf keine bestimmte Kaste oder Sekte beschränken, die Sicherheit, mit der sie bisher der Entdeckung entgingen oder sich, wenn sie ja von den Beamten der schwachen Regierung der Eingeborenen ergriffen wurden, loszukaufen wußten, dies Alles hat so zusammengewirkt, ihr System zu befestigen und ihm eine so furchtbare Ausdehnung zu geben, daß kein einzelner Reisender auf irgend einer Landstraße seines Lebens sicher war, und daß selbst zahlreiche Gesellschaften von Glück sagen konnten, wenn sie den Klauen dieser blutdürstigen Dämonen entgingen.

(New Monthly Magazine.)

Bibliographie.

Herr Bianchi, bereits vortheilhaft bekannt wegen seines Französisch-Türkischen Wörterbuches (1831), ist gegenwärtig mit der Revision eines Türkisch-Französischen Wörterbuches beschäftigt, das sich in den Papieren des verstorbenen Professor Kieffer vorfand. Dies Lexikon wird in einem starken Oktav-Bande herauskommen und, außer dem wesentlichsten Theil des Inhalts des großen Meninsky'schen Werkes, eine Anzahl neuer Wörter enthalten. Wir sehen der Publication desselben mit um so größerem Verlangen entgegen, je theurer und zum Handgebrauch unbehülflicher der schätzbare Thesaurus von Meninsky ist.

Mannigfaltiges.

— Die Britischen Kolonieen in Vandiemens-Land. Das südlichste aller wirthbaren Länder unseres Erdkörpers, die Insel Tasmania oder Vandiemens-Land, kleidet sich immer mehr in Europäisches Kostüm, und bald wird der Britische Einwanderer, mag er nun freiwillig oder deportirt ankommen, dort wie in Old England zu Hause seyn. Als Mistreß Prinsep bei Hobart-Town (Hobarton) landete, staunte sie nicht wenig über die Größe und den Umfang der Waarenläger. Als sie die Hochstraße hinausging, lebten tausend Erinnerungen an England in ihr auf. — Karren und Bauerhütten, Mädchen in hölzernen Ueberschuhen (pattens), Jungen, die mit Klickern spielten, rosige Gesichter, Pausbacken und — Englische Redensarten. Nachdem Mistreß Prinsep die Hauptstadt beschrieben, die ungefähr 1½ Englische Meilen im Gevierte hat, erzählt sie einen Ausflug nach Elisabeth-Town, das 22 Meilen tiefer im Innern liegt, und wohin zweimal wöchentlich eine Postkutsche fährt. Diese sogenannte Stadt zählte bis dahin außer dem Hause des Magistrats, des Statthalters und der Schule nur dritthalb Häuser, indem der Bau des dritten noch unvollendet war. Die Gegend war jedoch schön. Die Kolonie Tasmania besteht wirklich erst aus den beiden Städten Hobarton und Launceston, und die Bevölkerung ist, wie Miß Prinsep sich ausdrückt, auf die Hefen der Britischen gegründet. Sie sagt unter Anderem: „Wenn die Geschichte jedes Hauses an den Tag käme, so würden Europäer schaudern. Selbst in unserem kleinen Haushalt ist der Koch ein ehemaliger Mörder, der Lakai ein gewesener Dieb der Einbruch, und die Dienstmagd hat sich der Bigamie schuldig gemacht. Doch solche schreckliche Wahrheiten werden vertuscht.“

— Steigender Flor der Britischen Kolonieen in Australien. Die ungeheure Entfernung dieser Kolonieen von dem Mutterlande ist Schuld daran, daß die Europäischen Briten selbst noch verhältnißmäßig wenig von dem fröhlichen Gedeihen ihrer Brüder im fünften Welttheil wissen. „Die Kaufleute von Neu-Süd-Wales“, sagt Capitain Sturt, „zeichnen sich durch die kühnsten Speculationen und die riesenhaftesten Projekte aus. Ihre Waaren-Häuser sind nach dem großartigsten Maßstabe und aus dem solidesten Material erbaut. Sowohl Handel als Ackerbau machen reißende Fortschritte. Als ich Sydney zuerst erblickte, war ich in hohem Grade überrascht. Doch erhält der Beobachter durch einen flüchtigen Ueberblick noch keinen vollständigen Begriff von der kaufmännischen Wichtigkeit dieser strebsamen Hauptstadt. Um sie vollkommen würdigen zu können, muß er ein Boot nehmen und von Sydney-Cove nach dem Darling-Harbour fahren. Da werden ihm so viele Waarenhäuser, Magazine, Schiffs-Decken, Mühlen und Werfte in die Augen fallen, wie sie nur Liverpool aufweisen kann.“ Australien ist in finanzieller Hinsicht nicht, wie die anderen Kolonieen, eine drückende Bürde des Mutterlandes; sein Aufwand wird durch die in der Kolonie erhobenen Steuern beinahe gedeckt. Seine Einkünfte beliefen sich 1832 auf 135,909 Pfd. Sterling; die örtlichen Ausgaben betrugen weniger als 100,000 Pfd., und so blieb eine Bilanz von beinahe 40,000 Pfd. für einheimische Bedürfnisse. Der angebaute Theil von Neu-Süd-Wales erstreckt sich jetzt vom 36sten bis zum 32sten Grade und ist in Grafschaften, Pfarreien und Stadtbezirke abgetheilt. Die Bevölkerung der Kolonie wird auf 45,000 Freie und 25,000 Verbrecher taxirt. Die Einfuhr im vergangenen Jahre belief sich auf 602,032 Pfd.; der Werth der Handels-Artikel aus fremden Ländern betrug 144,793 Pfd.; das Uebrige lieferte Britanien und seine Kolonieen. Die Ausfuhr belief sich auf 384,344 Pfd.; darunter Britische und fremde Waaren zu 81,969 Pfd., die wieder exportirt wurden; das Uebrige waren Erzeugnisse der Kolonie, der Neu-Seeländischen Fischereien und der Südsee-Inseln. Die vornehmsten Ausfuhr-Artikel, die nach dem Mutterlande abgingen, waren: Neu-Seeländischer Flachs (806 Tonnen); Wallroth und schwarzes Oel (3,186 Tonnen); Wolle, das Stapel-Produkt der Kolonie (1,515,156 Pf.). Im Jahre 1831 kamen nicht weniger als 150 Schiffe aus fremden Häfen nach Port-Jackson, und zwar mit einer Ladung von 31,259 Tonnen. (A. J.)

— Die Bewohner von Laos in Hinter-Indien. (Geschildert von dem Missionair C. Gützlaff.) „In der Eigenschaft eines Missionairs und Arztes kam ich mit den Laos oder Schoa's in Berührung, einer Nation, die man in Europa kaum dem Namen nach kennt. Ich lernte ihre Sprache, die der Siamesischen sehr ähnlich ist, obgleich die Schrift-Charaktere verschieden sind. Diese Nation, die einen großen Theil der Halbinsel jenseit des Ganges bewohnt — ihr Land wird von Siam, Camboja, Cochinchina, Tunkin, Birma und dem Chinesischen Reiche begränzt — zerfällt in zwei Hauptstämme, die Lau-pung-kan (weiße Laos) und die Lau-pung-dom (schwarze Laos). Dieses Volk bewohnt zumeist gebirgige Gegenden, treibt Jagd und Ackerbau und gehorcht vielen kleinen Fürsten, die von Siam, Birma, Cochinchina und China abhängig sind. Obschon ihr Land viele kostbare Produkte, unter Anderem auch vieles Gold hervorbringt, so ist das Volk dennoch arm und lebt sogar noch elender als die Siamesen, diejenigen ausgenommen, die unter Chinesischer Botmäßigkeit stehen. Sie haben eine nationale Literatur, die sie jedoch nicht mit Eifer studiren. Ihre besten Bücher sind Erzählungen von gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens, oder Mährchen von Feen und Riesen. Ihre religiösen in der Bali-Sprache verfaßten Bücher werden von den Priestern schlecht verstanden. Diese unterscheiden sich von den Siamesischen nur durch ihre größere Dummheit. Obgleich ihr Land als die Wiege des Buddhismus in jenen Gegenden zu betrachten ist, so sind dennoch ihre Buddho-Tempel durchaus nicht mit denen in Siam zu vergleichen; auch sind die Laos nicht so abergläubisch, wie ihre Nachbarn. Ihre Sprache ist sehr weich und melodisch. Die Laos charakterisirt ein fröhliches Gemüth, Liebe zu Tanz und Musik und Leichtsinn im Handeln. Sie haben eine Orgel aus Schilf, die zu den lieblichsten Instrumenten Asiens gehört und vielleicht in den Händen eines Europäischen Künstlers eines der vollkommensten Instrumente werden könnte. Jeder vornehme Laos unterhält eine Truppe tanzender Knaben, die ihren Herrn mit den drolligsten Stellungen belustigen, während diese Orgel gespielt wird. Die südlichen Distrikte des Landes unterhalten einen sehr lebhaften Handel mit Siam, wohin die Eingeborenen auf langen und schmalen Böten kommen, um Elfenbein, Gold, Tigerfelle u. s. w. gegen Europäische und Indische Fabrik-Arbeiten und einige Artikel der Siamesischen Industrie einzutauschen. — — — So gering die Kultur der Bewohner von Laos schon im Allgemeinen ist, so giebt es doch in ihren unzugänglichen Gebirgen Stämme, die noch roher sind. Einer der friedlichsten dieser Stämme sind die Kah's oder Muhr's. Die Laos stehlen gern Individuen dieses Bergvölkchens und bringen sie nach Bankok (Siams Hauptstadt) zum Verkaufe. An letzterem Orte hatte ich selbst Gelegenheit, mit einigen Kah's zu sprechen. Sie sagten mir, ihre Landsleute lebten friedlich und ohne Mangel in ihren Bergen, wo sie gerade so viel Reis bauten, als für ihre Bedürfnisse ausreichte. Uebrigens sind sie ohne Religion und Gesetze und leben in keinem viel besseren socialen Verhältniß, als eine Heerde Elephanten.“

— Fossiler Elephantenkopf. In dem angespülten Lande des Departements des Hérault hat man einen kolossalen Elephantenkopf gefunden. Nach den Verhältnissen der lebenden Gattung dieses Säugethieres zu schließen, mußte der Elephant, dem dieser Kopf gehörte, 20 bis 25 Fuß hoch und verhältnißmäßig lang und dick gewesen seyn, 150 Centner gewogen und zu seiner täglichen Nahrung 8 bis 900 Pfund gebraucht haben. Der jetzige große Elephant Asiens erreicht selten eine Höhe von 12 Fuß. In den Höhlen des südlichen Frankreich hat man außer Elephantenknochen Ueberreste von Hyänen, Tigern, Leoparden, Luchsen, großen Antilopen, Schildkröten, mehreren fremden Vogelarten u. s. w. gefunden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Mittwoch den 4. September 1833.

Frankreich.

Briefe Napoleon's an Josephine.*)

Es ist eine oft wiederholte Bemerkung, daß kein Held vor seinem Kammerdiener besteht, und da uns vorzugsweise die Privat-Verhältnisse bedeutender Menschen von Kammerdienerseelen berichtet zu werden pflegen, so ist es als ein wahrer Gewinn zu betrachten, daß uns der vorliegende Briefwechsel ein Verhältniß, welches funfzehn Jahre hindurch der geschwätzigen Fama Europa's und der Welt überreiche Nahrung gegeben hat, in unmittelbarster Frische und Gegenwärtigkeit vorführt. Ob er wohl lieben konnte, der Gewaltige, der Sohn des Schicksals, wie ihn der Orient nannte? Alle solche Fragen der Neugier oder des Unglaubens werden in diesen Briefen beantwortet, wenn man sie nur mit dem rechten Geiste aufzufassen versteht. Allerdings konnte er lieben — oder auf seine Weise; ausschließend, zärtlich, leidenschaftlich, sinnlich — ein eroberter Eroberer.

In den ersten Jahren seiner Ehe ist er mehr der Eroberte, der Geliebten widerstandlos hingegeben. Alle die mächtigen Gedanken und Leidenschaften, die in seiner Seele gähren, schmiegen sich gezähmt und sanftmüthig vor seiner Liebe, wie der ergrimmte Löwe vor der Flöte des Knaben; die titanischen Elemente seiner Natur wagen es nicht, das heilig abgeschlossene Gebiet des liebenden Gemüths zu berühren oder gar zu verletzen. Rührend erhaben ist es, wie der Held den dringenden Vorbereitungen zur Schlacht oder der tödtlichsten Ermüdung nach errungenem Siege einige Augenblicke für seine Josephine abgewinnt, um ihr die zartesten Regungen seines Herzens anzuvertrauen. Der Titan, durch Schönheit und Güte gefesselt, wird anmuthig und liebenswürdig.

Josephine dagegen, die vielgesuchte Wittwe des General Beauharnois, vergiebt sich auch in der Ehe, wie billig, nicht sogleich ihr Recht; sie opfert dem jüngeren Manne, der sich so durch ihre Hand im Anfang geschmeichelt und gehoben fühlte, weder einen übermäßigen Hang zum Vergnügen, noch selbst die geringfügigsten Grillen und Eigenheiten. Ihres Sieges gewiß, läßt sie sich gern aufsuchen, und wenn sie, um ihres Triumphes doppelt und dreifach zu genießen, ihr Betragen gegen den feurigen Liebhaber bis zur koketten Indolenz steigert, so liegt vielleicht eben in dieser erkünstelten Gleichgültigkeit das kaum ausgesprochene Geständniß, daß der Mann, den sie sonst zu sich emporgehoben, ihre Ueberlegenheit und Selbstständigkeit gefährlich zu überwachsen drohe.

Im Laufe der Jahre vertauschen sich die Rollen unmerklich und allmälig, aber im entscheidenden Augenblick der Trennung unwiderruflich hervortretend. Er ist nun der Eroberer, der seines Sieges gewiß und gewohnt ist, und auch jener heilig abgeschlossene Bezirk seines Innern, in welchem die Liebe ehedem unangefochten wohnte, ist von den titanischen Elementen seiner Natur erobert, ist dem Kaiser unterthan geworden. Josephine ist jetzt die Kaiserin, die über jede ihrer Bewegungen eifersüchtig zu wachen, die den Glanz ihrer Würde zu bewahren, seinen höheren Zwecken fast willenlos zu dienen und sogar Angst und Schmerz mit gemessener Fassung zu tragen hat. Er schilt sie, wenn sie, ihrer Neigung zu leben gewohnt, dem Kaiserlichen Kothurn widerstrebt; er gebietet ihr, rasch gesund zu werden, und indem er ihre unzeitige Zärtlichkeit von dem Schauplatze des Krieges fern hält, bedient er sich ihrer in der Heimath als einer herzgewinnenden Trösterin, als eines hülfreichen Arztes, wo das Schwerdt seiner Macht verwundet hat. Seine Briefe werden immer kürzer, lapidarischer, immer mehr sich auf das Nothwendigste beschränkend. Berichte über sein Wohlbefinden, kurzgefaßte Theilnahme an den Ereignissen der Familie, schnelle Ueberblicke über die Lage der Dinge, im Wesentlichen auf die Bülletins der großen Armee verweisend — dies ist der Inhalt der Handbillete, die der Kaiser an die Kaiserin richtet. Selten ringt sich in der drangvollen Eil der Geschäfte eine Reflexion von der Seele des Schreibenden los; wenn sie aber hindurchbricht, so ist sie in ihrer Einfachheit tief erschütternd, nicht selten auch schneidend großartig und für das Herz der Gemahlin verletzend. Er hat nicht etwa einer Anderen seine Neigung zugewandt; denn, wie er selbst in einem nach der Scheidung an Josephine gerichteten Briefe bemerkt, seines Gleichen wechseln nicht — d. h. wie gewöhnliche Menschen wechseln. Den Rest von Liebebedürfniß, der ihm geblieben war, wendete er freilich noch immer dem Weibe seiner Jugend zu; aber er war nicht mehr liebesuchend, er setzte Liebe voraus, und deshalb erstarrte sie ihm. Da sie ihm somit nicht mehr ein Ziel war, das er zu erstreben hatte, da sie ihm nicht mehr Selbstzweck seyn konnte, so kam er dahin, sie als Mittel zu gebrauchen, und weil sie ihm als solches nicht taugte, sie, wie ein Kleid, von sich abzuthun. So entwickelt sich dies Verhältniß durchaus menschlich und natürlich; ja, es hat sich ihm so natürlich gemacht, daß er zuletzt glauben konnte, es sey eben gar nichts anders geworden, da sich doch Alles, seine ganze innere Natur, verändert hatte.

Die Generalin Bonaparte war siegreicher und herrschgewaltiger gewesen, als die Kaiserin. Ihre alte Indolenz war längst gewichen, und sie fühlte sich von dem übergewaltigen Genius eben so bezwungen, wie er es einst von ihrem Reiz gewesen war. Ihre Zärtlichkeit wurde zudringlich, ihre Eifersüchtelei lästig und unbequem. Endlich brach das Langstgefürchtete über sie herein, und als der Kaiser den herben Zwang durch die Anmuthung, freiwillig zu entsagen, gekrönt hatte, da hielt sie die leidenschaftlichsten Aeußerungen ihrer Verzweiflung nicht länger zurück. Erst allmälig fügte sie sich in das Nothwendige und — entsagte freiwillig. Von dieser Zeit an, immer voll lebhafter Theilnahme für den Kaiser, trug sie ihre Entsagung mit jenem Anstand des gebrochenen Herzens, der gebildeten Frauen immer zu Gebote steht, und der unsere Theilnahme so sehr in Anspruch nimmt.

Wir geben nun einige für die Charakter-Entwickelung beider Schreibenden bezeichnende Auszüge aus dem vorliegenden Briefwechsel.

An Josephine in Mailand.

3. Marmirolo, 29 Messidor (17. Juli 1796) 9 Uhr Abends.

Ich erhalte Deinen Brief, meine angebetete Freundin, und er erfüllt mein Herz mit Freude. Ich bin Dir für die Mühe verpflichtet, die Du Dir gegeben hast, mir Nachrichten über Dich mitzutheilen. Deine Gesundheit muß heute besser seyn; ich bin gewiß, daß Du genesen bist. Ich möchte Dich sehr bitten, zu reiten, was Dir gewiß wohlthätig seyn wird.

Seit ich Dich verlassen habe, bin ich immer traurig gewesen. Mein Glück ist, bei Dir zu seyn. Ohne Unterlaß wiederhole ich mir in meinem Gedächtniß Deine Küsse, Deine Thränen, Deine liebenswürdige Eifersucht, und die Reize der unvergleichlichen Josephine entzünden unaufhörlich eine lebhafte und lohe Flamme in meinem Herzen und in meinen Sinnen. Wann werd' ich, frei von aller Unruhe, von allen Geschäften, jeden Augenblick bei Dir zubringen dürfen, wann werd' ich nichts Anderes thun dürfen, als Dich lieben und nur an das Glück denken, es Dir zu sagen und zu bewähren? Ich werde Dir Dein Pferd schicken, aber ich hoffe, daß Du bald wirst zu mir kommen können. Vor einigen Tagen glaubte ich Dich zu lieben, aber seitdem ich Dich gesehen habe, fühle ich, daß ich Dich noch tausend Mal mehr liebe. Seit ich Dich kenne, bete ich Dich täglich mehr an; ein Beweis, wie falsch La Bruyères Maxime ist, daß die Liebe plötzlich kommt. Alles in der Natur hat seinen Verlauf und verschiedene Stufen des Wachsthums. Ich bitte Dich, laß mich einige Deiner Fehler sehen: sey minder schön, minder anmuthig, minder zärtlich, vor allen Dingen minder gut; besonders, sey niemals eifersüchtig, weine nie; Deine Thränen rauben mir den Verstand, verbrennen mir das Blut. Glaube mir, daß es nicht mehr in meiner Macht steht, einen Gedanken zu hegen, der Dir nicht gehört, und eine Idee, die Dir nicht unterworfen sey.

Ruhe Dich nur aus. Werde schnell gesund. Komm zu mir; damit wir mindestens vor dem Sterben sagen dürfen: Wir waren so viele Tage glücklich!!

Tausend Küsse, sogar Fortuné*), trotz seiner Bissigkeit.

Bonaparte.

4. Marmirolo, 13. Messidor (18 Juli).

Ich bin die ganze Nacht unter den Waffen gewesen. Ich hätte Mantua durch einen kecken und glücklichen Streich nehmen müssen; aber das Wasser im See ist plötzlich so sehr gefallen, daß meine schon eingeschiffte Kolonne nicht landen konnte. Diesen Abend fange ich's auf eine andere Art an; doch wird dies nicht so befriedigende Resultate geben.

Ich erhalte einen Brief von Eugen, den ich Dir schicke; ich bitte Dich, meinerseits diesen liebenswürdigen Kindern zu schreiben und ihnen einige Schmucksachen zu schicken. Versichere Sie nur, daß ich

---

*) Lettres de Napoléon à Joséphine, pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire. Lettres de Joséphine à Napoléon et de la même à sa fille. Deux volumes. —

*) Der kleine Hund Josephinens. Siehe die Rubrik „Mannigfaltiges."

sie wie meine Kinder liebe. Was Dir oder mir gehört, wird in meinem Herzen so sehr eins, daß ich gar keinen Unterschied mehr kenne.

Ich bin sehr unruhig, zu wissen, wie es Dir geht. Ich war in dem Dorfe Virgils, an den Ufern des Sees, im Silberschein des Mondes, und nicht einen Augenblick, ohne an Josephine zu denken!

Der Feind hat am 29sten einen allgemeinen Ausfall gethan; er hat uns zweihundert Menschen getödtet oder verwundet; fünfhundert hat er verloren, als er mit Eil wieder zurückwich.

Ich bin wohl. Ich gehöre ganz Josephinen und habe keine Lust und kein Glück als in ihrer Gesellschaft.

Drei Neapolitanische Regimenter sind in Brescia angekommen; sie haben sich in Folge der Uebereinkunft, die ich mit Pignatelli abgeschlossen habe, von dem Oesterreichischen Heere getrennt.

Ich habe meine Dose verloren. Ich bitte Dich, mir eine recht flache auszuwählen und etwas recht Hübsches darauf schreiben zu lassen, mit Deinen Haaren.

Tausend Küsse, so brennend als Du kalt bist. Unbegränzte Liebe und Treue, die jede Probe besteht. Bevor Joseph abreist, wünsche ich ihn zu sprechen.

5. Marmirolo, 19. Juli.

Seit zwei Tagen bin ich ohne Briefe von Dir. O, wohl dreißig Mal habe ich mir das heute vorgesagt; Du fühlst, wie traurig das ist; Du kannst doch nicht an der zärtlichen und besorgten Liebe zweifeln, die Du mir einflößest.

Wir haben gestern Mantua angegriffen; wir haben der Stadt mit glühenden Kugeln aus zwei Batterien und aus Mörsern eingeheizt. Die ganze Nacht hat diese elende Stadt gebrannt. Dies Schauspiel war fürchterlich und imponirend. Wir haben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt, wir eröffnen diese Nacht die Laufgräben. Ich will morgen mit dem Hauptquartier nach Castiglione abgehen und denke dort zu schlafen.

Ich habe einen Courier von Paris erhalten. Zwei Briefe für Dich waren dabei, ich habe sie gelesen. Und doch, obgleich mir dies Verfahren ganz einfach zu seyn scheint und Du selbst mir die Erlaubniß gegeben hast, so fürchte ich doch den andern Tag, daß es Dir nicht recht ist, und das betrübt mich sehr. Ich wollte sie erst wieder zusiegeln. Pfui! Das wäre ja eine Schmach (horreur). Bin ich schuldig, so bitte ich bei Dir um Gnade; ich schwöre Dir, daß es nicht Eifersucht ist, nein, gewiß nicht. Ich habe von meiner anbetungswerthen Freundin eine zu große Meinung. Doch möchte ich, daß Du mir vollkommene Erlaubniß giebst, alle Deine Briefe zu lesen; in diesem Falle würde von Furcht und Vorwürfen nicht mehr die Rede seyn.

Achille kommt als Courier von Mailand; keine Briefe von meiner anbetungswerthen Freundin! Lebe wohl, mein einziges Gut. Wann wirst Du zu mir kommen können? Ich werde Dich selbst in Mailand holen.

Tausend Küsse, so brennend als mein Herz, so rein als Du.

Ich lasse den Courier rufen; er sagt mir, er sey bei Dir gewesen, und Du habest ihm gesagt, daß Du ihm nichts aufzutragen hast. Pfui! Boshafte, Häßliche, Grausame, Tyrannin, kleines, hübsches Ungeheuer! Du verspottest meine Drohungen! Ach, Du weißt es ja, wenn ich Dich in mein Herz einschließen könnte, ich würde Dich dort gefangen setzen. Laß mich wissen, daß Du heiter bist, wohl und sehr liebevoll.

Bonaparte.

Dies ist der Grundton der Briefe, die der General an Madame Bonaparte geschrieben hat. Wir theilen noch einige Bruchstücke mit:

„Ich bin in Verzweiflung, daß Du glauben konnst, meine theure Freundin, daß mein Herz sich Andern als Dir eröffnen kann; es gehört Dir durch das Recht der Eroberung, und diese Eroberung wird dauerhaft und ewig seyn. Ich begreife nicht, weshalb Du mir von Md. Te.... sprichst, um die ich mich sehr wenig bekümmere, so wie um die anderen Frauen in Brescia. Wenn es Dir nicht recht ist, daß ich Deine Briefe öffne, so wird dieser der letzte seyn." —

Brescia, 31. August

Ich reise sogleich nach Verona ab. Ich hatte auf einen Brief von Dir gehofft; das setzt mich in eine fürchterliche Unruhe. Du warst nicht ganz wohl seit meiner Abreise; bitte, laß mich nicht in einer solchen Unruhe. Du hattest mir mehr Pünktlichkeit versprochen, und damals war Deine Zunge doch eins mit Deinem Herzen. Du, der die Natur Sanftmuth, Liebenswürdigkeit, und was ihr gefällt, verliehen hat, wie kannst Du den vergessen, der Dich so heiß liebt? Drei Tage ohne Briefe von Dir! Ich habe Dir doch oft seitdem geschrieben. Die Abwesenheit ist schrecklich, die Nächte lang, ennuyant und fade, der Tag eintönig.

Allein mit Gedanken, Arbeiten, Schriften, mit den Menschen und ihren hoffährtigen Projekten, habe ich nicht einmal ein Billet von Dir, das ich an mein Herz drücken könnte.

Das Hauptquartier ist fort; ich reise in einer Stunde ab. Diese Nacht habe ich einen Eilboten aus Paris erhalten, für Dich war nichts dabei als der beiliegende Brief, der Dir Freude machen wird.

Denke an mich. Lebe für mich, sey häufig bei Deinem Geliebten und glaube, daß es für ihn nur ein einziges Unglück giebt, das ihn erschreckt, nicht mehr geliebt zu seyn von seiner Josephine. Tausend Grüße, sehr süß, sehr zärtlich und sehr ausschließlich.

Modena, 17. Oktober. 9 Uhr Abends.

Ich war vorgestern den ganzen Tag im Felde; gestern habe ich das Bett gehütet. Das Fieber und ein heftiger Kopfschmerz — alles dies hat mich abgehalten, meiner angebeteten Freundin zu schreiben; aber ich habe ihre Briefe empfangen und habe sie an mein Herz und meine Lippen gedrückt, und der Schmerz der Abwesenheit, hundert Meilen der Ferne waren verschwunden. In diesem Augenblick habe ich Dich neben mir gesehen, nicht eigensinnig und schmollend, nein, sanft und zärtlich, mit jener Salbung von Güte, die so ausschließlich der Antheil meiner Josephine ist. Es war ein Traum; urtheile, ob mich das vom Fieber befreit hat. Deine Briefe sind kalt wie funfzig Jahre, sie sehen aus wie funfzehn Jahre Ehe. Man nimmt darin die Freundschaft und die Empfindungen dieses Lebenswinters wahr. Pfui, Josephine! Das ist recht boshaft, recht schlecht, recht verrätherisch an Dir selbst. Was bleibt Dir übrig, mich beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr lieben? Ach, das ist ja schon geschehen. Mich hassen? Wohl, ich wünsche es. Alles Andere ist erniedrigend, nur der Haß nicht, aber die Gleichgültigkeit mit dem Marmorpuls, mit dem stieren Blick, mit dem eintönigen Schritt! ... Tausend, tausend Küsse, zärtlich wie mein Herz.

Ich befinde mich ein wenig besser, ich reise morgen ab. Die Engländer räumen das Mittelländische Meer aus. Korsika gehört uns. Gute Zeitung für Frankreich und das Heer. Bonaparte.

Verona, 13. November.

Ich liebe Dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabscheue Dich. Du bist recht häßlich, linkisch, dumm. Du schreibst nicht, Du liebst Deinen Mann nicht. Du kennst die Freude, die er an Deinen Briefen hat, und nicht einmal sechs hingeworfene Zeilen!

Was haben Sie denn den ganzen Tag zu thun, Madame? Welches wichtige Geschäft raubt Ihnen die Zeit, Ihrem Freunde zu schreiben? Welche Empfindung erstickt oder beseitigt die Liebe, die zärtliche, beständige Liebe, die Sie ihm versprochen? Wer kann dieser Wundermann, dieser neue Liebhaber seyn, der alle Ihre Augenblicke in Anspruch nimmt, der Ihre Tage tyrannisirt und Sie hindert, sich mit Ihrem Manne zu beschäftigen? Josephine, nehmen Sie sich in Acht, eine schöne Nacht, die Thüren werden gestürmt und — ich bin da.

Aber in vollem Ernst, ich bin unruhig, keine Nachricht von Dir zu haben. Schreibe mir sogleich vier Seiten und zwar von jenen liebenswürdigen Dingen, die mein Herz mit Empfindung und Lust erfüllen.

Ich hoffe, Dich in kurzer Zeit in meine Arme schließen zu können; ich werde Dich mit tausend Küssen bedecken, brennend wie unter dem Aequator. Bonaparte.

Mailand, 27. November.

Ich komm' in Mailand an, ich stürze mich in Dein Gemach, ich habe Alles verlassen, Dich zu sehen, Dich an mein Herz zu drücken; ... Du warst nicht da; Du reisest umher nach Festen, Du entfernst Dich von mir, wenn ich komme, Du bekümmerst Dich nicht mehr um Deinen lieben Napoleon. Eine Grille, daß Du ihn liebtest, Unbeständigkeit macht Dir ihn gleichgültig.

Gewöhnt an Gefahren, kenne ich das Mittel gegen die Langeweile und das Leiden des Lebens. Das Unglück, das ich empfinde, ist unberechenbar; ich hatte ein Recht, es nicht zu erfahren.

Ich werde bis zum 9ten hier seyn. Genire Dich nicht; gehe dem Vergnügen nach, Dein Glück ist gemacht. Die ganze Welt ist überglücklich, wenn sie Dir gefallen kann, und Dein Mann allein ist sehr, sehr unglücklich. Bonaparte.

An Josephine in Genua.

Mailand, den 28. November.

Ich erhalte den Courier, den Berthier in Genua für mich ausgefertigt hat. Du hattest die Zeit nicht, mir zu schreiben, ich fühle das wohl. Von Freuden und Spielen umgeben, hattest Du Unrecht, mir das geringste Opfer zu bringen.

Berthier hat mir den Brief gezeigt, den Du ihm geschrieben hast. Meine Absicht ist nicht, daß Du irgend etwas in Deinen Planen änderst, oder in den Lustpartieen, die Dir angeboten worden sind; ich bin nicht der Mühe werth, und Glück oder Unglück eines Mannes, den Du nicht liebst, hat nicht das Recht, Dich zu interessiren.

Was mich betrifft — Dich allein zu lieben, Dich glücklich zu machen, nichts zu thun, was Dir zuwider seyn könnte — dies ist die Bestimmung und das Ziel meines Lebens.

Sey glücklich, wirf mir nichts vor, bekümmere Dich nicht um die Glückseligkeit eines Mannes, der nur lebt von Deinem Leben, dem nur Deine Freude und Dein Glück Genuß ist. Wenn ich von Dir eine der meinigen gleiche Liebe fordere, so habe ich Unrecht; warum verlangen, daß leichter Putz eben so viel wiege als Gold? Wenn ich Dir alle meine Begierden, alle meine Gedanken, alle Augenblicke meines Lebens opfere, so gehorche ich dem Einfluß, den Deine Reize, Dein Charakter, Deine ganze Person über mein unglückliches Herz zu gewinnen wußten. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir die Reize versagt hat, Dich zu fesseln, aber was ich von Josephinens Seite verdiene, das sind Rücksichten, Achtung, denn ich liebe sie bis zur Raserei und einzig.

Lebe wohl, angebetete Frau, leb wohl, meine Josephine. Möge das Schicksal in meinem Herzen allen Kummer und alle Leiden vereinigen, aber möge es meiner Josephine glückliche Tage geben. Wer verdient sie mehr als sie? Wenn es gewiß seyn wird, daß sie nicht mehr lieben kann, werde ich meinen tiefen Schmerz in mich verschließen und werde mich damit begnügen, ihr in irgend etwas nützlich seyn zu dürfen.

Ich breche meinen Brief wieder auf, um Dir einen Kuß zu geben. Ach Josephine, Josephine! Bonaparte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Réflexions sur les vices et les abus du code Justinien. (Betrachtungen über die Mängel und Mißbräuche des Justinianeischen Kodex, die Privilegien des Klerus, über Verschwörung und Komplotte und über die Mittel, ihnen zu begegnen.) Von J. C. Prevost de Sainte-Marie. Pr. 1 Fr. 50 Cent.

Lithotripsie. (Abhandlung über die Lithotripsie mittelst eines percuteur courbe à marteau genannten Instruments, welches die Anwendung dieses neuen Systems einer Pulverisation der Blasensteine erlaubt.) Vom Baron Heurteloup.

Deutsche Literatur im Auslande.

Fichte in Frankreich.

Die Entdeckungs-Reisen der Franzosen auf dem hohen Meer der Deutschen Philosophie sind bisher, man muß es sagen, ziemlich ohne Kompaß und Magnetnadel gemacht worden, und man kann sich deshalb nicht wundern, wenn man in ihrer heutigen, mit eben so vielem Eifer als Geräusch auftretenden, philosophischen Literatur, wie sie vorzugsweise aus Aneignungen und Nachwirkungen der Deutschen Speculation hervorgeht, so mancherlei windschiefe Bestrebungen, Abirrungen und Strandungen der philosophischen Idee gewahr wird; man kann sich nicht wundern, wenn man die Deutsche Speculation in Frankreich jetzt gewissermaßen verschlagen sieht. Jede bestimmte planmäßige Richtung dieser an sich so ehrenwerthen Aneignungs-Versuche fehlt, besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo auch der glückliche Fund, den Herr **Victor Cousin** mit dem wunderlichen System seines **Eklektizismus** zu thun gemeint hatte, bereits wieder zu den verschollenen und abgelegten Dingen bei den Franzosen gehört. Dieser „Eklektizismus" war wie eine grüne Insel gewesen, die Herr Cousin in voller Eil auf einer Spazierfahrt durch die Hegelsche Philosophie entdeckt hatte; er rief: Land! und stieg aus, aber der Eklektizismus, der auf einer bodenlosen Geschichts-Ansicht von der Philosophie gegründet war, wich ihm allmälig wieder unter den Füßen fort, bis nun endlich die Wellen des Tages über sein vergessenes Daseyn zusammengeschlagen sind. Es war auffallend, daß ein so geistreicher Kopf, wie Cousin, es übersehen konnte, wie er mit diesem nur eklektischen Systematisiren der Geschichte der Philosophie wieder weit hinter Hegel, von dem er doch gelernt haben wollte, zurücktreten mußte, da Hegel die bisherige Geschichte der Philosophie schon zu einer **spekulativen** System-Einheit konstruirt und idealisirt oder vielmehr in eine Logik aufgelöst hatte, so wie alle einzelne Jugendthaten eines alt gewordenen Helden sich ihm zuletzt in der Todesstunde in den einen großen, aber abstrakten Begriff eines reichen Lebens aufstößen. Seit dem Juli-Monat 1830 war es mit dem Eklektizismus vorbei; die jungen Franzosen wollten nun auch ein neues Philosophiren an die Tagesordnung kommen sehen, gewissermaßen eine neue Charte für die Speculation. Da schwang sich Herr **Lerminier**, auch ein junger Wahl-Verwandter der Deutschen Philosophie, auf die spekulative Tribüne, und sprach zuerst die Verbannung des Eklektizismus von dem Grund und Boden der Französischen Philosophie aus. Dann ging er darauf los, eine neue philosophische Dynastie zu gründen; er konstituirte zuerst eine „Philosophie du droit", setzte sich darauf mit einem Berliner in philosophische Korrespondenz, was, wie man denken sollte, besonders gut angeschlagen hat, und ließ diese Korrespondenz doppelt abdrucken*); dann griff er nach verschiedenen unbestimmten Richtungen hin aus und schrieb kürzlich eine interessante Abhandlung: „De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième." (Paris, 1833.) Herr Lerminier hatte als Liberaler die Gunst der studirenden Französischen Jugend für sich; Cousin war der jungen Generation vor Allem zu ministeriell geworden. Darum strömte man dem rechtsphilosophischen Katheder Lerminier's zahlreich und beifallspendend zu, und es läßt sich wohl nicht leugnen, daß derselbe mit einer, wie es scheint, ziemlich vertrauten Bekanntschaft in der Deutschen Philosophie ein selbstständigeres Denkertalent als Cousin verbindet. Aber seine Bestrebungen im Ganzen genommen erscheinen nicht durchgreifend und systematisch verbunden genug, um der Philosophie selbst eine neue und eigenthümliche Entwickelung geben zu können.

Man hat es geistreiche Franzosen neuerdings oft aussprechen hören, daß unser Deutschland gewissermaßen das Normal-Land für die Philosophie ist, und daß man die Richtungen, welche der Geist dort in seinem Entwickelungs-Prozeß genommen, vor Allem sich aneignen müsse, um nicht dieselbe Arbeit und Operation der Idee noch einmal von vorn zu beginnen. Um so mehr muß man sich wundern, daß sie nun in diesen ihren Studien so hin- und herfahren und in bunter Unordnung bald hier, bald da einen Kreis-Ausschnitt aus der Deutschen Speculation sich herausschneiden, ohne die ganze große Peripherie derselben zu ummessen; daß sie sich bald mit einem Stückchen Kant, bald mit einem Stückchen Fichte, bald mit einem Stückchen Hegel, bald mit einem verlorenen Brosamen von dem weiland Göttinger Philosophen Krause abfinden und dann Wunder glauben, wie sie an der reichbesetzten Tafel der Philosophie geschmaust haben, während es doch mehr nur einer spekulativen Hungerkur ähnlich sieht, die sie brauchen. So fangen sie jetzt an, sich ex abrupto den **Fichte** zu übersetzen und können sich unbegreiflicher Weise nichts Besseres auswählen, als gerade das unbedeutendste Buch, das Fichte je geschrieben, nämlich seine „**Bestimmung des Menschen.**" Die kürzlich herausgekommene Uebersetzung davon heißt:

„Destination de l'homme, de Fichte. Traduit de l'allemand par Barchou de Penhoen. Paris, 1833.

Herr Barchou ist ein Mann, der, wie wir vernehmen, sich vorzugsweise den Beruf gesteckt hat, die Franzosen durch Uebersetzungen mit der Deutschen Philosophie bekannt zu machen, und er scheint mit allem Nöthigen zu diesem eben so schwierigen als belohnenden Geschäft ausgerüstet zu seyn. Als vorläufige Uebersetzungs-Uebung müssen wir es allerdings gelten lassen, daß er zuerst an diesem absichtlich populairen und bis zur Durchsichtigkeit allgemein verständlichen Buche Fichte's seine Kräfte versucht hat, wie denn auch Fichte überhaupt unter allen Deutschen Philosophen sich am leichtesten und treusten ins Französische übersetzen lassen möchte, da er, bei einer möglichst eleganten Verarbeitung der Schulterminologie, am meisten rhetorisch ist. Auch dürfte die „Bestimmung des Menschen", eben ihrer großen Popularität wegen, und da sie der Verfasser selbst unphilosophischen den ersten Weg zu einer Entwickelung des Bewußtseyns gebenden Lesern gewidmet hat, um, wie Fichte in der Vorrede sagt, „das, was außer der Schule von der neueren Philosophie brauchbar ist", darzustellen, in dieser Hinsicht wohl gewissermaßen als eine philosophische Propädeutik für die Franzosen passend gewählt erscheinen, wenn nur diese „neuere Philosophie" nicht seitdem schon so gealtert hätte. Wenn daher Herr Barchou im Vorwort zu seiner Uebersetzung bemerkt, daß diese Schrift Fichte's dazu dienen solle, seine Landsleute in die allgemeinen Gesichtspunkte des Deutschen Philosophirens einzuleiten, so brauchen wir ihm wohl kaum zu beweisen, daß diese Fichte'schen Gesichtspunkte den Deutschen längst aus den Augen verschwunden sind. Fichte selbst aber scheint uns nirgends deutlicher, als in diesem Buche, verrathen zu haben, wie sehr er eigentlich bis an sein Ende nur Kantischer Transcendentalist geblieben, indem er seine „Bestimmung des Menschen" zuletzt nur in dieser gesteigerten Sehnsucht nach dem Unendlichen sich zusammenfassen läßt. —

Ein Französischer Kritiker, Herr **Benoiste**, giebt in der Revue encyclopédique, bei Gelegenheit der erwähnten Uebersetzung, eine ziemlich ausführliche Analyse der Fichte'schen Schrift. Was er sagt, empfiehlt sich durch einen leichten Ausdruck philosophischer Gedanken. Nur irrt sich Herr Benoiste, wenn er anzunehmen scheint, daß das Ich, welches in Fichte's „Bestimmung des Menschen" gewissermaßen als der reflektirende Held des Buches auftritt und den verbindenden Faden der Darstellung abgiebt, **Fichte** selber sey. Dies Ich, das hier spricht, sich bewegt, entwickelt und allmälig philosophisch wird, ist aber vielmehr der unwissende populaire **Leser** des Buches, der durch den **Verfasser** im Verlauf dieser Darstellung nach und nach zur Vernunft gebracht werden soll. Um keinen Preis hätte Fichte dies Ich seyn wollen. Wäre der Verfasser dies reflektirende Ich, so müßte man von seinem Buche billigerweise eine wirklich philosophische Deduction erwarten; eine philosophische Abhandlung ist aber die „Bestimmung des Menschen" durchaus nicht, sondern nur das Lern-Exercitium eines noch in den populairsten Sprüngen hin- und herstèigenden Ichs; auch ist es, dem strengen Sinne Fichte's nach, im Anfange noch kaum ein Ich, es ist vielleicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur ein Ich-Foetus. Ein solches Buch hätte Fichte eigentlich in Form eines **Platonischen Dialogs** schreiben müssen, da die monologische Form, in der es gehalten, unangenehm und schleppend ist und bisweilen selbst die Klarheit der Entwickelung stört. Die Darstellung erhebt sich zwar in der Mitte des Buchs zum Dialog zwischen dem **Geist** und dem **Ich**; aber diese gesprächsweisen Stellen können kaum im höheren Sinne **Dialog** genannt werden, zu dem es Fichten wohl überhaupt an Produktivität gefehlt hat. Darin, in kunstmäßiger und eleganter Darstellung philosophischer Gedanken, werden uns die Franzosen bald übertreffen, sobald sie sich nur erst der philosophischen Gedanken selbst bemächtigt haben.

Th. Mundt.

Nord-Amerika.

Franklins vertraute Briefe.

Fast gleichzeitig mit den Briefen Walpole's ist eine Sammlung von Franklins Familien-Briefen in Amerika erschienen.*) Obgleich hier der republikanische Bürger, dort der adelige Hofmann spricht, so sind doch beide einander gleich an Anmuth und Witz, nur daß dort der Sinn des Höflings sich offenbart, hier eine wohlthuende Einfachheit. Bevor wir aber von den Briefen reden, können wir nicht umhin, eines Aufsatzes zu erwähnen, der zugleich mit der Korrespondenz, obwohl er nicht dazu gehört, publizirt worden, und der in jeder Beziehung, selbst in der leichten Feinheit, so sehr an ähnliche Produktionen der Walpoleschen Feder erinnert, daß er aus diesem Gesichtspunkt fast als literarische Merkwürdigkeit gelten kann.

„**Craven-Street-Zeitung.**"

Sonnabend, den 22. September 1770.

„Heute Morgen ist die Königin Margarethe, von ihrem ersten Hoffräulein Miß Franklin begleitet, nach Rochester abgereist. Unmittelbar nach ihrem Abgange war die ganze Straße in Thränen — durch einen mächtigen Platzregen. Wie man hört, so verspricht die neue Familien-Administration, welche bei der Abreise Ihrer Majestät eingesetzt wurde, wie alle andere neue Administrationen, weit besser als die vorige zu regieren. Es heißt, daß eine hohe Person — von ihrer Länge so benannt — in einer gewissen Familie von einer gewissen Straße durch die neulichen Aenderungen höchlich angegriffen ist und diesen Morgen kaum zu beruhigen war, ungeachtet das neue Ministerium ihr für den Mittag eine gebratene Hammelkeule mit Kartoffeln versprach. Einem Gerüchte zufolge, beabsichtigte dieselbe hohe Person, heute, als am Krönungstage, einer anderen hohen Person in St. James die Aufwartung zu machen, in der Hoffnung, hierdurch ihren Kummer einigermaßen zu zerstreuen; sie ward aber hieran durch einen Zufall verhindert. Die Königin Margarethe hatte nämlich den Schlüssel der Kommode herausgezogen, so daß die

*) Zuerst in der Revue des deux mondes 1832, und dann in demselben Jahre einzeln.

*) A collection of the familiar letters and miscellaneous papers of Benjamin Franklin, now for the first time published. Boston 1833.

Garderoben-Dame kein Spitzenhemd für Ihre Hoheit bekommen konnte. Dies verursachte große und laute Unzufriedenheit gegen die Majestät. Nach anderen Berichten hat man hinterdrein die Hemden, freilich zu spät, an einem anderen Platze gefunden. Einige hegen den Verdacht, daß das Suchen nach einem Hemde in jener Kommode nichts als ein ministerieller Vorwand sey, um damit die Anwendung von Dietrichen zu entschuldigen, wodurch alsdann der neuen Verwaltung alle Sachen zu Gebote stehen würden. Man sagt uns, daß die Haus-, Hof- und Kammerdame heute früh in eigener Person nach dem Markte ging, dem Fleischer für das Hammelfleisch gab, was er forderte, auch nicht mit der Kartoffel-Hökerin zankte, zum großen Erstaunen dieser Leute, daß die Zeiten sich so sehr geändert haben. Wie man zuverlässlich meldet, ist bei dem Regenwetter diesen Nachmittag die hohe Person, die etwas frostig ist, und da Niemand zu Hause ist, um die Ausgabe für das Heizen zu tadeln, mit einem Kaminfeuer in ihrem Zimmer beschenkt worden; wie es scheint, um dieselbe allmälig über die Abwesenheit der Königin zufrieden zu stellen. Der Erwägung der Regierung liegt ein Plan vor, die Abwesenheit Ihrer Majestät zu einer Unternehmung zu benutzen, der sie stets abgeneigt war, nämlich an der Hausthüre ein neues Schloß oder für das alte einen Schlüssel machen zu lassen, da man es äußerst unangemessen findet, daß einer oder der andere der hohen Staats-Beamten genöthigt ist, wenn die Magd für einen Sechser Sand oder eine Flasche Bier holt, an der Thüre zu stehen, um sie wieder einzulassen. Da indessen die Meinungen sich nicht darüber einigen konnten, zu welchem der beiden Mittel geschritten werden solle, so ist die Sache einstweilen bei Seite gelegt worden. Aus guter Quelle können wir unsere Leser versichern, daß diesen Nachmittag ein Kabinetsrath beim Thee gehalten wurde; der Gegenstand war ein Vorschlag zur Verbesserung der Sitten und der strengeren Beobachtung des Sonntags. Das Resultat war ein einstimmiger Beschluß, morgen kein Fleisch aufzutragen, so daß der Koch und der Premier-Minister beide Muße gewinnen, die Kirche zu besuchen, indem jener nichts zu thun, dieser nichts zu regieren hat. Man hielt, scheint es, das Stück kalten Hammelbraten und die Aepfel-Pastete für die sonntägliche Mittags-Mahlzeit hinlänglich. Alle fromme Leute schenkten dieser Maßregel ihren Beifall; man glaubt, das neue Ministerium werde bald populair werden. Herr Wilkes fragte heute nach der abwesenden Königin; aber nicht, wie ein Gerücht ging, der Patriot Wilkes stattete diesen Besuch in der Craven-Street ab, sondern sein Bruder, der Hofmann."

Folgendes sind einige jener vertrauten Briefe. Den ersten schrieb Franklin, als er 20 Jahre alt war; der zweite fällt nahe vor seinem ersten Auftreten im öffentlichen Leben und seiner Weigerung, die ihm angetragene Stelle eines Obersten des Philadelphischen Regiments anzunehmen. Es herrscht darin ein edler Geist der Duldsamkeit, welche bei Bigotten und Fanatikern für Irreligiosität gilt.

An Miß Johanna Franklin.

Philadelphia, den 6. Januar 1727.

Theure Schwester!

„Ich bin sehr erfreut über das, was Capitain Freeman mir von Dir erzählt. Aus Deinem Betragen als Kind habe ich stets geschlossen, daß Du eine gute angenehme Frau werden wirst; und Du weißt, Du warst von je her mein Liebling. Nun dachte ich, was wohl das passendste Geschenk seyn würde, für mich, es zu machen, für Dich, es anzunehmen, da Du, wie ich höre, eine berühmte Schönheit geworden bist. Ich war schon entschlossen, einen Theetisch zu schicken; aber ich erwog, daß der Charakter einer guten Hausfrau den Vorzug verdiene vor dem einer schönen vornehmen Dame, und so beschloß ich, ein Spinnrad zu übersenden, das Du, wie ich hoffe, als ein kleines Zeichen meiner Liebe und Zuneigung annehmen wirst. Lebe wohl, Schwester, und bleibe eingedenk, daß, so wie Bescheidenheit ein häßliches Mädchen liebenswerth und reizend macht, so auch der Mangel derselben die vollkommenste Schönheit in ein unangenehmes widerwärtiges Wesen verwandelt. Strahlt aber diese glänzendste weibliche Tugend unter anderen Vollkommenheiten der Seele und des Körpers in derselben Person, so wird die Frau liebenswürdiger als ein Engel. Entschuldige diese Freiheit und übe eine gleiche gegen mich. Ich bin, theure Jenny, Dein Dich liebender Bruder B. F.

An Mrs. Johanna Mecom.

Philadelphia, den 28. Juli 1743.

Theuerste Schwester Jenny!

Deine Ermahnung habe ich freundlich aufgenommen und war weit entfernt, deshalb über Dich böse zu seyn. Wenn ich etwas darüber an Dich schreibe, so will ich lediglich einige irrige Meinungen berichtigen, die Du von mir gehabt zu haben scheinst, und die Dir unangenehm sind; ich aber möchte nicht die Veranlassung zu Deinem Unwillen seyn. Du drückst Dich so aus, als meintest Du, ich sey wider den Gottesdienst und zweifelte, daß man durch gute Werke sich den Himmel verdiene; aber ich glaube, Du hast Dir beides ohne Grund selber eingebildet. Ich bin so weit davon entfernt, zu glauben, daß man Gott nicht dienen müsse, daß ich selbst vielmehr zu meinem eigenen Gebrauche ein ganzes Andachtsbuch ausgearbeitet habe; und ich stelle mir vor, daß wenige oder keine in der Welt so schwach sind, zu meinen, daß das wenige Gute, was wir hier thun können, eine so große Belohnung dereinst verdienen könne. In eurem Neu-Englischen Gottesdienst und Glaubens-System ist Manches, mit dem ich nicht übereinstimmen kann; aber deshalb will ich es nicht verdammen oder Deinen Glauben und Deine Andacht zu erschüttern trachten. Wir mögen zuweilen Dinge nicht, die dessenungeachtet an und für sich recht sind. Nur möchte ich, daß Du mir die gleiche Freiheit zugestehst und eine bessere Meinung sowohl von Deinem Bruder als von der Moralität habest. Lies Herrn Edwards neustes Buch: „Einige Gedanken, betreffend die gegenwärtige Wiederbelebung der Religion in Neu-England" von Seite 367 bis 375, und wenn Du über Andere urtheilst und bemerkst gute Früchte, so erschrecke Dich nicht mit dem Gedanken, daß der Baum schlecht seyn könnte; sondern sey versichert, daß dem nicht so ist, eingedenk dessen, der gesagt hat: „kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?" Ich habe nicht Zeit, mehr hinzuzufügen, als daß ich stets verbleibe Dein getreuer Bruder B. F.

N. S. Es war von Dir nicht freundlich, vorauszusetzen, Deine Schwester wolle, wenn sie gute Werke empfehle, Dir einen Vorwurf machen. Dies war weit von ihren Gedanken entfernt."

Mannigfaltiges.

— Ein Nebenbuhler Bonapartes. In den „Erinnerungen eines Sechzigjährigen" von Herrn Arnault finden sich erläuternde Berichte über die seltsame Rivalität, die zwischen dem General der Italiänischen Armee und dem Schooßhund seiner Gemahlin stattfand. „Der Leser ist etwa begierig, Fortunées Ansprüche auf die Neigung seiner Gebieterin kennen zu lernen? Er war weder schön, noch gutmüthig, noch liebenswürdig; denn er hatte als ausgewachsener Hund nicht gehalten, was er als Hündchen versprach; aber Josephine und ihre Kinder liebten ihn nichtsdestoweniger. Josephine war zu derselben Zeit mit ihrem ersten Manne, dem General Beauharnois, eingekerkert, und war um so unruhiger, als sie durchaus nichts von dem erfahren konnte, was außerhalb vorging. Ihre Kinder hatten zwar die Erlaubniß, sie in Gegenwart ihrer Gouvernante durchs Gitter zu sprechen, aber wie sollten sie ihr Nachrichten zukommen lassen, wenn der Schließer jede Unterredung mit anhörte? Da es Fortunée nicht untersagt war, in das Innere des Gefängnisses einzudringen, so versteckte die Gouvernante eines Tages ein Schreiben an Josephine unter seinem neuen Halsband. Josephine errieth den Kunstgriff bald und antwortete auf dieselbe Weise. So konnte sie unter den Augen ihres Wächters mit den Ihrigen einen Briefwechsel unterhalten, der sie von den Versuchen zu ihrer Befreiung beständig in Kenntniß setzte und ihren Muth aufrecht erhielt. Und als ob der Hund mit Absicht und Aufopferung den Vermittler gemacht hätte, wurde er der Gegenstand einer Verehrung, die bis zu seinem Tode anhielt, und die der General sich gefallen lassen mußte, da es ihm nicht einmal gelang, ihn aus dem Bett Josephines zu vertreiben. — Sein Tod war von sehr tragischer Art. Der Liebling war nämlich zuletzt sehr anmaßend geworden, er attakirte, er biß alle Welt, sogar andere Hunde. Weniger rücksichtsvoll als die Menschen, verziehen ihm die Hunde nicht immer. Eines Abends begegnet er in dem Garten Montebello einem Fleischerhund, der, obwohl er nur einem Diener des Hauses gehörte, sich doch nicht für niedriger hielt, als der herrschaftliche Hund; es war der Hund des Koches. Auf ihn zulaufen und ihn am Schenkel beißen, rechnete Fortunée für nichts; aber der Bullenbeißer packte ihn am Kopf und streckte ihn mit einem Biß todt auf den Wahlplatz hin. Wie groß war der Schmerz der Gebieterin! Der Eroberer von Italien konnte nicht umhin, mit einzustimmen. Aber Josephinens Wittwenschaft dauerte nicht lange; um sich über den Verlust eines Hundes zu trösten, machte sie es, wie andere Frauen, die sich über den Verlust eines Liebhabers trösten wollen — sie nahm einen anderen. — Erbe der Rechte und der Fehler seines Vorgängers, regierte Carlin bereits seit einigen Wochen, als der General eines Tages seinen Koch sich im Schatten eines Gebüsches ergehen sah. Beim Anblick des Generals versteckte sich der Mensch schnell in das dichte Gehölz. „Warum fliehst du vor mir?" sagte Bonaparte. „General, nach dem, was mein Hund begangen hat, fürchtete ich, daß meine Gegenwart lästig seyn würde." „Dein Hund! Hast du ihn nicht mehr, den Hund?" — „Verzeihung, General; aber er setzt die Füße (er meinte die Pfoten) nicht mehr in den Garten, besonders jetzt, wo Madame einen anderen hat." — „Laß ihn nur immer frei herumlaufen; vielleicht befreit er mich von diesem anderen." — Ich habe diesen Charakterzug hervorgehoben, weil er einen Begriff von der Herrschaft giebt, welche die sanftmüthigste und indolenteste Kreolin auf den willkürlichsten und despotischsten Mann ausübte. Sein Wille, vor dem Alles sich beugte, konnte den Thränen einer Frau nicht widerstehen; und Er, der Europa Gesetze vorschrieb, konnte in seinem Hause nicht einmal einen Hund zur Thüre hinauswerfen.

— Der Taback in der Türkei. Die Theologen von Konstantinopel haben über Taback und Kaffee gestritten, wie man in Byzanz über den Bilderdienst disputirt hat. Der Taback hatte anfangs noch heftigere Widersacher gefunden, als der Kaffee, während sein Dampf die Wonne des größten Theils der Osmanli's ausmachte. Die Lehrer des Gesetzes aber betrachteten ihn als den Dampf und Qualm der Hölle, oder als den vergifteten Hauch des Teufels. Amurat IV. proskribirte die Raucher; die auf der That Ertappten wurden strangulirt und ihre Köpfe mit der Pfeife im Munde öffentlich ausgestellt. Gleichwohl verlor der Taback seine Anhänger nicht. Der verfolgende Fanatismus erneuerte von einer Regierung zur anderen seine Versuche; aber Alles war umsonst. Endlich hat sogar Sultan Mahmud in unseren Zeiten ein Interdikt gegen den wohlriechenden Rauchtaback erlassen, aber sein Befehl blieb unausführbar. Der mächtige Kaiser der Osmanli's hat über die Janitscharen triumphirt, aber die Pfeife hat ihm widerstanden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Freitag den 6. September 1833.

England.

Domestic Manners and Social Condition of the White, Coloured and Negro Population of the West-Indies. By Mrs. Carmichael etc. (Häusliches Leben und gesellschaftlicher Zustand der weißen, farbigen und Neger-Bevölkerung in Westindien u. s. w.) London, 1833. 2 Vol. 12mo.

Dies Buch verdient in einem Augenblick, wo die Sache der Westindischen Pflanzer und ihrer Sklaven das Englische Parlament und die ganze Bevölkerung dieses Landes so sehr beschäftigt, unsere volle Aufmerksamkeit. Mrs. Carmichael, eine Schottische Dame, begleitete ihren Mann, einen Pflanzer und Sklavenbesitzer, im Jahre 1820 nach St. Vincent und theilt uns hier ihre Erfahrungen als verständige und achtungswerthe Frau mit, der nicht die kleinste und unbedeutendste Nuance des gesellschaftlichen Zustandes auf jener Insel entging. Wir besitzen bis jetzt kein Werk dieser Gattung, das so sehr in die Einzelnheiten des häuslichen Lebens einginge, und in dieser Hinsicht wird man ihr Buch mit Interesse lesen. Was ihm aber mehr Wichtigkeit giebt, sind die Meinungen und Thatsachen, die Mrs. Carmichael in Hinsicht des Sklavenwesens in Westindien aufstellt. Sie gehört zu denen, welche die Pflanzer in Schutz nehmen, und die behaupten, daß eine so durchgreifende Veränderung des gegenwärtigen, dort bestehenden Zustandes der Dinge ihre großen Gefahren habe.

Ihrer Behauptung zufolge, sind die Westindischen Sklaven weit besser daran und viel glücklicher, als die Europäischen Landleute und Fabrikarbeiter, und die Verleihung der Freiheit (die sie für ihren Theil nicht vermissen), werde sie nur zu Müßiggängern und folglich elend machen. Wir wollen zur Probe einige ihrer Behauptungen und Gründe anführen.

„Ich wage es zu behaupten, daß es keine Menschenklasse auf Erden giebt, die mehr verleumdet wird, als die Westindischen Pflanzer. Ich will für jetzt nicht von ihrer Behandlung der Neger sprechen, dies soll an seinem Ort geschehen, ich spreche nur von ihrem Charakter im Allgemeinen und ihrer Lebensweise als Glieder der menschlichen Gesellschaft. Ich hatte, wie so viele Andere, die Westindischen Pflanzer als eine ganz absonderliche Menschenrace schildern hören, als hartherzig, roh, als Menschen, die sich von Dürftigkeit zum Reichthum emporgeschwungen hatten und nun im Schoße der Ueppigkeit mit tropischer Indolenz der Ruhe pflegten; jeder von ihnen ein Pascha, der die Glieder seines kleinen Haushaltes unumschränkt beherrsche. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß es in Westindien Menschen giebt, die sich, vermuthlich aus einer sehr niedrigen Lage, zu einem gemächlichen Wohlstand erhoben haben, aber kaum brauche ich zu sagen, daß von dem Reichthum, der sonst in gewissem Grade vorhanden war, keine Rede mehr ist. Man könnte weit richtiger sagen, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, obgleich dem Namen nach Eigenthümer, nichts weiter sind, als die Pächter der Britischen Kaufleute, denen sie ihre Produkte jährlich zusenden. Die Pflanzer (ich wenigstens fand keine Ausnahme) sind Leute, die es sich sauer werden lassen, die, mit Tagesanbruch auf den Beinen, oft am Morgen die ersten im Felde und Abends fast immer die letzten sind. Viele von ihnen halten in diesen schlimmen Zeiten keinen Verwalter und nur einen oder zwei Aufseher, die ihnen in der Bewirthschaftung der Pflanzung beistehen, ohne welche sie mit der Arbeit nicht fertig werden können, und diese Aufseher müssen Weiße seyn. Man hat es mehrere Male zu St. Vincent und auf den anderen Westindischen Inseln versucht, farbige Aufseher anzustellen, allein die Neger leisteten ihnen nie Gehorsam, sie haben einen entschiedenen Widerwillen gegen die farbige Bevölkerung.

Die Westindier scheuen keine Beleuchtung ihres Verfahrens gegen ihre Leute und brauchen es auch nicht, denn von einer unparteiischen Untersuchung haben sie nichts zu fürchten. Was sie aber mit Recht fürchten, ist jenes verächtliche, so unbedenklich selbst von denjenigen begünstigte und aufgemunterte Spionirsystem, die zu gut unterrichtet seyn sollten, um den Schilderungen solcher Personen Glauben zu schenken, die in den Kolonieen nie in der besseren Gesellschaft Zutritt hatten und ihre Beobachtungen nur durch die zweite Hand, und zwar, wie kaum zu zweifeln ist, durch die niedrigere Klasse der farbigen Bevölkerung erlangten. Es ist hier der Ort nicht, die Wirkung zu beschreiben, welche die schonungslose Verunglimpfung der ganzen weißen Bevölkerung auf die Neger hervorbringt. Es ist zu spät, den bitteren Kelch des Elends zu versüßen, den manche Europäische Familie leeren mußte. Ich sah mehr als einen Plantagenbesitzer ins Grab sinken, der dem schrecklichen Gefühl erlag, seinen Charakter so ungerechten Angriffen ausgesetzt und seine zeitlichen Aussichten völlig vernichtet zu sehen, während seine trauernde Familie, den Gatten und Vater beraubt, genöthigt war, früh und spät zu arbeiten, um einen kümmerlichen Unterhalt zu erwerben. Es giebt in diesem Augenblick nicht wenige in solcher Lage, die, früher ihren Negern gütige Herrschaften, von diesen, die ihnen nicht mehr gehören, besucht werden und Beweise ihres Mitgefühls von ihnen erhalten, indem sie oft ihrer alten Herrschaft von ihrem eigenen Boden Lebensmittel bringen. Neger sind keinesweges die stupiden Wesen, für die Manche sie halten wollen. Sie wissen sehr wohl zu unterscheiden, wer in gedeihlichen Umständen und wer in bedrängter Lage ist, und schließen richtiger von der Wirkung auf die Ursache, als man wohl denken möchte. Ich erinnere mich, daß eine Negerin eines Tages im April 1828 an meine Thüre kam. Sie trug zwei Körbe, den einen voll Brodbaumfrucht auf dem Kopfe, und einen anderen mit Früchten im Arm. Nachdem ich ihr einige Früchte abgekauft hatte, fragte ich sie, ob die Brodbaumfrucht auch zu verkaufen wäre. „Nein“, sagte sie, und mit einer Thräne im Auge fügte sie hinzu: „ich will sie meiner alten Misses (Mistreß) bringen. Sie war sehr gut gegen mich, als ich ihre Negerin war. Meine Misses kannte bessere Zeiten, aber jetzt sind schlimme Zeiten für Misses, schlimme Zeiten. Meine Misses hatte viele Neger und ihren Mann und hübsche Kinderchen, aber dann kam schlechte Zeit, und sie verkaufte eins, zwei, drei Neger, ich weiß nicht wie viel. Zuletzt starb der Massa (Master). Ich glaube, er starb vor Kummer, und so gehen wir denn zuweilen hin zu unserer Misses und bringen ihr einige Yamwurzeln, Brodbaumfrüchte, oder sonst etwas, um ihr zu helfen.“ — Diese Negerin hatte keinen eigenen Boden, denn sie wurde zu Hausdiensten gebraucht und mußte daher die Früchte für ihre ehemalige Gebieterin gekauft oder wenigstens gegen etwas von ihrem Eigenthum eingetauscht haben. Dieser Fall ist nicht ungewöhnlich; in Trinidad sah ich deren mehrere, und die Noth der weißen Bevölkerung war sogar dort noch größer, als auf St. Vincent.

Nachdem Mrs. Carmichael die Dürftigkeit und die traurige Lage der freien farbigen Leute in den niederen Klassen beschrieben hat, ruft sie aus:

„Wie verschieden ist dieser Zustand von dem des farbigen Haus-Sklaven. Er hat sein bestimmtes Geld wöchentlich und seine Nahrung von seines Herrn Tisch. Er erhält jährlich seine Wäsche, seine Jacken und Nanking-Pantalons, daß unsere guten Englischen Hausfrauen sich darüber verwundern würden. Seine Kleider werden gewaschen, geplättet, ausgebessert, ohne daß er sich im geringsten darum zu bekümmern hat. Ist er krank, so wird er gepflegt, für ärztliche Hülfe und alle Kosten ist gesorgt, und wenn es Noth thut, so erhält er eine Kranken-Wärterin. Hat er Familie, so sind die Kinder keine Last für ihn, oder vielmehr, wenn seine Frau demselben Herrn gehört, so vermehren seine Kinder seine Einnahme; denn es ist ihnen von der Geburt an ein Gewisses ausgesetzt, und es vergehen mehrere Jahre, ehe sie das verbrauchen, was er für sie erhält. Kein Unfall, der ihn zur Arbeit unfähig macht, beraubt ihn seiner Heimath, seiner Nahrung, Kleidung oder irgend eines nothwendigen Lebensbedürfnisses, und er sieht dem heranrückenden Alter ohne Besorgnisse für sich und die Seinigen entgegen, ohne die schreckliche Furcht vor Armuth und Noth.“

„Viele von den freigelassenen und nicht wenige von den farbigen Haus-Sklaven beiderlei Geschlechts sind in England gewesen. Ich sprach mit mehreren derselben, aber Alle hatten eine Abneigung dagegen, und allgemein aus demselben Grunde. Eine dieser Unterhaltungen mag zur Probe dienen. — E., eine Farbige, war lange Sklavin gewesen und wurde besonders bei den Kindern ihrer Herrschaft gebraucht. Sie war, was man eine ausgezeichnete Dienerin nennen kann. Sie ging gewöhnlich sehr gut gekleidet, trug immer Schuhe und Strümpfe, manche theure Schmucksachen und Madras-Tücher als Turban. Sie war mit der Familie ihres Herrn nach England gereist, wo sie sich einige Zeit aufhielt. Obgleich eben nicht geistreich, war sie wohl gebildet, und es fehlte ihr nicht an gesundem Verstande. Sie hatte Erlaubniß, für ihre eigene Rechnung zu arbeiten, bezahlte ihrem Herrn dafür eine gewisse Summe und er lieferte ihr Alles, was sie brauchte. Ihre Beschäftigung war Nähen. Ich fragte sie, wie ihr England gefallen hätte. „Nicht zum besten, Misses.“ — „Nicht, und was gefiel Euch denn nicht?“ — „Misses, England ist freilich ein schönes Land, man kann Alles da haben,

schöne Läden sind da und alles Mögliche. Aber, Misses, England ist ein schlechtes Land für die armen Dienstboten. Misses, wie graute, zu sehen, wie die Mägde da arbeiten müssen und an nichts Anderes denken können. Sie arbeiten gar zu hart. Von früh Morgens an bei der Arbeit, geht es oft so bis Mitternacht, und dann kümmern sich ihr Massa und Misses nicht um sie, wenn sie alt werden, sie geben ihnen kein Haus, um darin zu leben. Ich würde es sehr hart finden, wenn ich für meinen Herrn gearbeitet habe, so lange ich kann, und dann, wenn ich alt bin, gäbe er mir kein Haus und gar nichts. Misses, hier sorgt man viel besser für eine Sklavin, als in England für eine arme Magd." Ich erwiederte ihr, dies wäre allerdings wahr, allein für den Verlust einiger dieser Vortheile wäre sie dagegen auch frei und keine Sklavin mehr, und dies bieten viele für eine hinlängliche Entschädigung. „Recht gut; aber, Misses, was hilft frei seyn, wenn man hungern muß!" — Daß viele farbige Sklaven das bessere Leben, welches sie im Vergleich mit ihren freien Brüdern haben, die in England in Dienst gehen, aus demselben Gesichtspunkt betrachten, davon habe ich mehrere Beweise."

Die folgende Behauptung scheint indeß dem bisher Gesagten einigermaßen zu widersprechen. „Ich habe noch nie einen Kreolen ohne Unwillen von einem Menschen sprechen hören, der sein (mit einer Sklavin gezeugtes) Kind als Sklave behalten konnte. Sie schalten dies immer gefühllos und unnatürlich." — Wie könnte dies aber seyn, wenn der Zustand des Sklaven dem des Freien vorzuziehen wäre?

Folgende Notiz ist interessant.

„Von allen Krankheiten, denen die Neger ausgesetzt sind, ist keine so schwer zu heilen, als das mal d'estomac. Diese Krankheit ist sehr merkwürdig und steht in genauer Verbindung mit dem Erdeessen. Sie nimmt mehrere Formen an; in den meisten Fällen aber ist sie von großer Niedergeschlagenheit begleitet, nicht bloß bei Erwachsenen, sondern auch bei Kindern."

Mrs. Carmichael führt mehrere Beispiele von Erdessern an und erzählt von einem derselben:

„Nie sah ich Einen so viele Erde essen. Ich habe ihn gesehen, wie er allen trockenen Staub rings um das Gesindehaus zusammenfegte, dann sich niederlegte und ihn mit dem Munde aufleckte, als wäre es der köstlichste Leckerbissen. Er bekam Medizin von jeder Art. Frische und gesalzene Nahrungsmittel, Alles wurde versucht, aber nichts als körperlicher Zwang konnte ihn vom Erdeessen abhalten. Man versuchte die Peitsche an ihm, allein ohne alle Wirkung. Man ließ ihn mit uns zu Tische sitzen, und ich sah ihn drei Mal des Tages eine erstaunliche Menge guter Suppe zu sich nehmen; allein, in dem Augenblick, wo er sich unbeobachtet glaubte, kehrte er zu seiner Liebhaberei zurück. Wenn er keine trockene Erde haben konnte, so pflegte er Gras auszureißen und die Erde, die an den Wurzeln saß, abzuschütteln und mit dem Munde aufzufangen, eben so begierig, wie ein anderes Kind Konfekt verzehrt hätte."

An anderen Stellen giebt uns Mrs. Carmichael eine Schilderung ihrer Bemühungen, die Sklaven zu unterrichten und diesen Unterricht zu ihrem moralischen und praktischen Nutzen gereichen zu lassen, was ihr aber gänzlich fehlschlug.

„Ich glaube", sagt sie, „die Neuheit machte sie anfangs willig, zu hören; allein, als dieser Reiz vorüber war, verschliefen sie lieber den Abend. Ich denke, wenn ich sie unterrichtet hätte, ohne auf praktische Pflichten hinzuweisen, die demjenigen obliegen, der ein neues Leben beginnen und ein wahrer Christ werden will, so hätten sie dem Unterricht ferner Gehör gegeben; allein sobald ich bemerkte, daß sie hinlänglich belehrt wären, um im Stande zu seyn, den einzig würdigen Gebrauch von der Religionskenntniß zu machen, nämlich die persönliche Anwendung derselben, so schärfte ich ihnen diesen Punkt nachdrücklich ein, und hiergegen zeigten sie allgemein einen großen Widerwillen. Wenn ich fand, daß sie stahlen, logen oder grausam gegen einander verfuhren, so nahm ich sie auf die Seite und bemühte mich, freundlich ihnen ihre Sünde begreiflich zu machen, die Gott verhaßt wäre. Ich sagte ihnen, daß jetzt, da sie dies wüßten, Gott sie nach der Kenntniß, die sie besäßen, richten würde. Es ist kaum glaublich, wie sehr ihnen eine solche Zurechtweisung mißfiel, und sie sagten mir gerade heraus, sie wollten sich lieber peitschen als so quälen lassen. Allein ich hatte einen großen Widerwillen gegen körperliche Züchtigungen und wünschte gar zu sehr, daß ein Aufruf an ihr Gefühl, mit Hülfe moralischer und religiöser Belehrung, uns in den Stand setzen möchte, alle diese entwürdigenden Mittel zu verbannen. Nach diesem Grundsatze verfuhr ich eine Zeit lang, allein es schlug mir gänzlich fehl, so daß unsere Sklaven am Ende als die Pest der ganzen Nachbarschaft betrachtet wurden; denn sie wurden so kühn (da sie wußten, daß sie keine körperliche Strafe zu fürchten hatten), daß ihre Aufführung unerträglich wurde, und weit schlechter, als da ich mit meinem Unterricht angefangen hatte. W. und noch einige waren eine Zeit lang die vollendetsten Heuchler, die ich je sah. Sie hatten in der Kirche gelernt seufzen, die Augen verdrehen und, wie alle Neger auf St. Vincent, bei jedem Wort „so Gott will" hinzuzusetzen. Sagt man einem Kinde, es solle eine Theetasse herbringen, so wird es sicherlich antworten: „Ja, Misses, so Gott will, werde ich sie gleich holen." Man denke sich, daß eine Hausfrau befiehlt, das Essen aufzutragen, und die Magd antwortet: „Ja, Madame, so Gott will." Ist eine solche Antwort nicht mehr geeignet, Lachen zu erregen, als den Gedanken an die Ungewißheit irdischer Dinge zu wecken? Es ist ein Jammer, daß die Neger diese heuchlerischen Redensarten angenommen haben, welche, da sie dieselben als Zeichen des Christenthums betrachten, ihren Fortschritten in der wahren Religion entgegenstehen. Nach dem Betragen jener Neger zu urtheilen, welche die methodistischen Bethäuser am fleißigsten besuchten, kann ich mich des Glaubens nicht erwehren, daß die methodistischen Missionarien wenig für die wahre Religion gethan, sondern vielmehr dazu beigetragen haben, gefährliche Irrthümer zu unterhalten. Ich fürchte, die Methodisten haben vielen Schaden angerichtet; denn sie haben unter den Negern den allgemeinen Glauben verbreitet, daß in der Enthaltung von Tanz, von Trunk (ein Laster, welchem die Neger, beiläufig gesagt, selten ergeben sind) und in gewissen Redensarten, welche für sie bloße Formen sind, das wahre Christenthum bestehe. Nun wäre es aber weit besser, wenn man die Neger gelehrt hätte, daß Lügen, Stehlen, Grausamkeit gegen seine Nebenmenschen oder gegen Thiere, Verleumdung und Ungehorsam Sünden in den Augen Gottes sind, als daß man den Tanz verdammte, die liebste, und ich darf wohl sagen, die unschuldigste Belustigung der Neger; es sey denn, wenn er, wie dies zuweilen geschieht, der Heiligkeit des Sabbaths einigen Eintrag thut. Religion solcher Art findet leicht bei den Negern Eingang; sie erfordert keine Selbstverleugnung, ausgenommen, dem Tanz und dem bunten Putz und Schmuck zu entsagen. Die Neger aber, so sehr sie den Tanz und den Putz lieben, geben doch lieber diese Dinge auf, als das Lügen, Stehlen, Schlagen und das Beleidigen ihrer Nebenmenschen. Es ist nicht meine Absicht, die Methodisten in dem Lichte darzustellen, als billigten sie oder achteten gering die Sünde des Lügens, Stehlens &c. Ich will nur sagen, daß sie weit mehr Gewicht auf solche Sünden legen, die sie „eitle Vergnügungen und Putz" nennen, als auf jene genannten Laster. Dies liegt aber hauptsächlich daran, daß die Methodisten nicht in dem Falle sind, die tägliche Handlungsweise der Negersklaven zu beobachten, nur der geräuschvolle Tanz wird oft von ihnen heimgesucht. Dies Einzige sehen sie, das Andere aber sehen sie nicht, und da sie sehr wenig mit denen umgeben, die ihnen ein treues Gemälde von den Sitten und Gewohnheiten der Neger entwerfen könnten, so müssen sie nothwendig in großer Unwissenheit über den Charakter der Sklaven oder die angemessene Art, sie zu behandeln, bleiben.

Unsere Parlaments-Verhandlungen über diesen Gegenstand sollen, nach der Behauptung der Verfasserin, äußerst nachtheilige Folgen gehabt haben.

„Von diesem Augenblicke an glaubten die Neger, der Massa, König Georg, habe gesagt, sie sollten alle frei seyn — ein Ausdruck, den sie ganz anders verstehen, als ihre Advokaten diesseits des Meeres. Unter frei versteht der Britte, daß der Neger nicht mehr das Eigenthum seines Herrn, sondern in der Lage des Englischen Arbeiters sey, d. h. er muß für sich und seine Familie arbeiten, oder hungern. Der Neger aber nimmt das Wort frei in ganz anderem Sinne, denn sie sagten mir, das hieße, es gäbe gar keine Massa's mehr. Massa König Georg würde alle Ländereien kaufen und sie ihnen geben, um darauf zu leben; „denn", wie sie oft hinzusetzten, „Misses, was hilft frei seyn, wenn wir arbeiten sollen? Müssen wir arbeiten, so thun wir es noch lieber für einen weißen Massa, als für irgend einen andern. Der weiße Massa geht besser mit uns um, als der schwarze Massa, und was die Sklaverei betrifft, das will gar nichts sagen, denn wenn wir arbeiten sollen, so sind wir lieber Sklaven als Freie, Misse's. Dies ist die wahre Gesinnung, nicht eines sondern fast aller Neger, und Freiheit ohne Befreiung von aller regelmäßigen Arbeit würden die meisten von ihnen nicht als ein Geschenk, sondern als das wahre Gegentheil betrachten. — Dies waren an und für sich schon große Uebel für die Kolonisten. Der Neger verrichtete sein Tagewerk mit weit mehr als gewöhnlicher Trägheit und vernachlässigte es oft gänzlich. Die Folgen dieses Betragens waren natürlich für die Pflanzungen höchst verderblich. Der Boden wurde vernachlässigt, und die Ernte fiel schlecht aus, weil es der Anbauer an der nöthigen Arbeit hatte fehlen lassen. Uebel, denen weder mit freundlichen Vorstellungen, noch mit Vorwürfen abzuhelfen war. Bei solchem ungewissen Zustande würde es auch kein Pflanzer wagen, irgend eine Verbesserung vorzunehmen oder die angefangenen fortzusetzen, und Plantagen, die recht gut gediehen und durch verständige Behandlung und Verbesserung schuldenfrei erhalten worden wären, wurden durch diese unerwarteten Maßregeln in den traurigsten Zustand versetzt."

Da es bloß unsere Absicht ist, von Mrs. Carmichaels Werk eine genügende Idee zu geben, nicht aber ihr durch alle Einzelnheiten zu folgen, so schließen wir hier. Das Buch wird wahrscheinlich vielen Streit unter den betheiligten Parteien veranlassen; wir, unsererTheils, haben bloß den literarischen Zweck, es der Aufmerksamkeit des Publikums zu empfehlen. (Literary Gazette.)

Bibliographie.

Travels in the united states. (Reisen in den Vereinigten Staaten und in Kanada.) Von James Finrb. Pr. 12 Sh.

Report of proceedings etc. (Bericht über die Ereignisse auf einer Reise nach den nördlichen Theilen von China im Schiff „Lord Amherst".) Aus den auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckten Papieren zusammengestellt. Pr. 8 Sh.

Biographia borealis or lives etc. (Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Nordmänner.) Von Hartley Coleridge. Pr. 16 Sh.

The Germany and Agricola. (Die Germania und der Agricola des Tacitus mit einer Englischen Uebersetzung und Anmerkungen.) Von Dr. Spillan. Pr. 4 Sh. 6 P.

Disorders of the brain and nervous system. (Störungen des Gehirns und des Nerven-Systems.) Von Dr. Uwins. Pr. 7 Sh.

The description etc. (Beschreibung eines neuen Lichtleiters und Beobachtungen über die Phänomene des Donners.) Von John Murray. Pr. 3 Sh. 6 P.

Tables of the Revenue, Population, Commerce etc. (Tabellarische Uebersicht der Einkünfte, Bevölkerung und des Handels der vereinigten drei Königreiche.) Aus offiziellen Angaben zusammengestellt.) Erster Band. Fol. Pr. 15 Sh.

Frankreich.

Briefe Napoleon's an Josephine.

(Fortsetzung.)

Der Konsul, der wohl schon damals die Idee einer erblichen Kaiserwürde nährte, schreibt an Josephine nach den Bädern von Plombières.

Malmaison, 8. Messidor XI (1803).

Dein Brief, meine gute kleine Frau, benachrichtigt mich, daß Du unwohl bist. Corvisart hat mir gesagt, dies sey ein gutes Zeichen; die Bäder würden den gewünschten Effekt nicht verfehlen und Dich in einen guten Zustand versetzen. Gleichwohl, wissen, daß Du leidest, ist für mein Herz eine empfindliche Pein. — Ich habe gestern die Manufaktur von Sèvres und Saint-Cloud gesehen. — Tausend Liebes für Alle. — Ewig Dein Bonaparte.

Aus der Korrespondenz des Kaisers wählen wir solche Briefe oder Briefstellen aus, welche den innern Entwickelungsgang seines Verhältnisses zur Kaiserin kundgeben. Im Jahre 1805 war sie in Straßburg; er schreibt ihr von München aus.

45. Ich habe durch Lemarois Deinen Brief erhalten. Es hat mir leid gethan, daß Du Dich zu sehr geängstigt hast. Man hat mir Dinge erzählt, die mir Deine ganze Liebe bewähren. Ich hatte überdies ja vorausgesehen, daß ich in sechs Tagen Dir nicht schreiben würde. — Morgen erwarte ich den Kurfürsten. Mittags reise ich ab, um meine Bewegung gegen den Inn zu sichern. Meine Gesundheit ist ziemlich gut. Du darfst nicht daran denken, vor fünfzehn oder zwanzig Tagen über den Rhein zu gehen; Du mußt heiter seyn, Dich amusiren und hoffen, daß wir uns vor Ende des Monats sehen werden. Ich rücke vor gegen die Russische Armee, in einigen Tagen werde ich den Inn passirt haben. Lebe wohl, meine liebe Freundin; tausend Grüße an Hortensia, Eugen und die beiden Napoleon. — Ich habe gestern den Damen dieses Hofes ein Konzert gegeben; der Kapellmeister ist ein Mann von Verdienst. Ich habe in einer Fasanerie des Kurfürsten gejagt; Du siehst, daß ich nicht so gar ermüdet bin. Herr von Talleyrand ist angekommen.

Napoleon.

49. Wien, 25. Brumaire XIV.

— — Bringe etwas mit, um die Damen und die Offiziere, die den Dienst bei Dir haben werden, zu beschenken. Sei freundlich (honnête), aber nimm alle Huldigungen an; es gebührt Dir Alles, und Du hast nichts zu gewähren, als aus Freundlichkeit. Die Kurfürstin von Würtemberg ist die Tochter des Königs von England. Sie ist eine gute Frau; Du mußt sie gut behandeln, aber ohne Affectation. — Ich werde sehr froh seyn, Dich zu sehen, sobald es meine Geschäfte erlauben. Ich reise zu meiner Avantgarde ab. Es ist entsetzliches Wetter; es schneit viel; sonst gehen meine Angelegenheiten gut von Statten. Lebe wohl, meine liebe Freundin. N.

54. 28. Frimaire XIV.

Große Kaiserin! Auch nicht einen Brief von Ihnen seit Ihrer Abreise von Straßburg! Sie sind durch Baden, Stuttgart, München gereist, ohne uns ein Wort zu schreiben. Das ist nicht liebenswürdig, nicht zärtlich! Ich bin noch immer in Brünn. Die Russen sind fort; ich habe Waffenstillstand. In einigen Tagen will ich sehen, was aus mir werden wird. Lassen Sie sich herab, sich vom Gipfel Ihrer Größe ein wenig mit Ihrem Sklaven zu beschäftigen. N.

73. 3. Dezember Mittags 1806.

Ich habe Deinen Brief vom 26. November (aus Mainz) erhalten, woraus ich zweierlei ersehe. Du sagst mir, daß ich Deine Briefe nicht lese; das heißt schlecht von mir denken. Ich weiß Dir schlimmen Dank für so schlimme Meinung. Du sagst zwar, an Deinem Argwohn sey vielleicht nur ein böser Traum Schuld, und fügst hinzu, daß Du nicht eifersüchtig bist. Ich habe seit langer Zeit die Bemerkung gemacht, daß zornige Leute stets behaupten, nicht zornig zu seyn, und Furchtsame sehr oft wiederholen, daß sie keine Furcht haben. Du bist also Deiner Eifersucht überführet, und ich bin entzückt darüber! Uebrigens hast Du Unrecht; ich denke an nichts weniger, und in den Einöden Polens bekümmert man sich wenig um Schönheiten.... Gestern hat mir der Adel der Provinz einen Ball gegeben; ziemlich schöne Frauen, ziemlich reich, ziemlich schlechte Toilette, obgleich nach Pariser Mode. — Lebe wohl, meine Freundin; ich bin gesund. Ganz der Deinige. N.

Posen, den 3. Dezember.

Ich erhalte Deinen Brief vom 27. November, woraus ich sehe, daß Dein kleiner Kopf widerspänstig geworden ist. Ich habe mich des Verses erinnert:

Verlangen einer Frau ist zehrend Feuer.

Du mußt Dich beruhigen. Ich habe Dir geschrieben, daß ich in Polen bin und daß Du zu mir kommen kannst, sobald die Winter-Quartiere eingerichtet seyn werden; Du mußt Dich daher noch einige Tage gedulden. Je größer wir sind, desto weniger dürfen wir eigenen Willen haben; man hängt von den Begebenheiten und Umständen ab. Du kannst nach Frankfurt oder nach Darmstadt gehen. Ich hoffe, Dich in einigen Tagen zu berufen; aber die Ereignisse müssen es wollen. Die Wärme Deines Briefes beweist mir, daß ihr hübsche Frauen gar keine Schranken kennt; was ihr wollt, muß geschehen; aber ich, ich erkläre, daß ich der größte Sklave unter den Menschen bin: mein Herr und Meister hat keine Eingeweide, und dieser Herr ist die Nothwendigkeit (la nature des choses). Lebe wohl, meine Freundin. — — N.

Pultusk, 31. Dezember 1806.

Ich habe recht über Deine letzten Briefe gelacht. Du machst Dir von den Polnischen Schönen eine Idee, die sie nicht verdienen. Ich habe zwei oder drei Tage das Vergnügen gehabt, Paer und zwei Sängerinnen zu hören, die mir sehr gute Musik gemacht haben. Ich habe Deinen Brief in einer elenden Scheune gelesen, wo ich Koth, Wind und Stroh zum Lager habe. Morgen werd' ich in Warschau seyn. Ich glaube, daß Alles für dieses Jahr geendigt ist: die Armee wird die Winterquartiere beziehen. Ich zucke die Achseln über die Dummheit der Frau von L...; Du solltest so etwas übelnehmen und ihr rathen, nicht eine solche Närrin zu seyn. Das dringt ins Publikum und empört die Leute. — Was mich betrifft, ich verachte Undankbarkeit als das häßlichste Laster des Herzens. Ich weiß, anstatt Dich zu trösten, haben sie Dich gepeinigt.

83. Warschau, 7. Januar 1807.

Meine Liebe, ich bin gerührt von Allem, was Du mir da gesagt hast; aber die Witterung ist kalt, die Wege sehr schlecht, unsicher, ich kann daher nicht darin einstimmen, daß Du Dich so vielen Mühseligkeiten und Gefahren aussetzest. Geh nach Paris zurück, um den Winter dort zuzubringen. Gehe nach den Tuilerieen; empfange Besuch und lebe ganz so, wie Du zu leben gewohnt bist, wenn ich dort bin, das ist mein Wille. Vielleicht säume ich nicht, Dich dort aufzusuchen; aber Du mußt durchaus darauf verzichten, dreihundert Lieu's in dieser Jahreszeit durch feindliche Länder und im Rücken der Armee zu machen. Glaube, daß es mir mehr kostet als Dir, das Glück des Wiedersehens um einige Wochen zu verzögern, doch also gebieten es die Angelegenheiten und das Heil der Geschäfte. — Lebe wohl, meine Liebe, sey heiter und zeige Charakter. N.

Zärtliche Sorgfalt für den von Gefahren umringten Gemahl, nicht minder aber auch das Vorgefühl der Katastrophe, die ihr bevorstand, scheint Josephine schon damals beunruhigt und ihr den Wunsch eingegeben zu haben, immer um den Kaiser zu seyn; eine Reihe der folgenden Briefe enthält nichts weiter als die beharrliche Weigerung Napoleons.

86 — — Warum Thränen, Kummer? Hast Du keinen Muth mehr? Ich werde Dich bald sehen. Zweifle nie an meinen Empfindungen, und willst Du mir noch theurer seyn, zeige Charakter und Seelenstärke. Es demüthigt mich zu denken, daß meine Frau so sehr meinem Schicksal mißtrauen kann. N.

87 — — Ich verlange mehr Kraft von Dir. Man sagt mir, daß Du immer weinst. Pfui, wie das häßlich ist! Dein Brief vom 7. Januar hat mir Kummer gemacht. Sey meiner würdig und nimm mehr Charakter an. Vernachläßige in Paris nicht die passende Repräsentation (sie ist noch immer in Mainz), und vor allen Dingen sey zufrieden. — Ich befinde mich wohl und liebe Dich sehr; aber wenn Du immer weinst, so muß ich glauben, daß Du ohne Muth und Charakter bist; ich liebe die Feigen nicht, eine Kaiserin muß Herz haben. N.

88. — — Ich verbiete Dir zu weinen, bekümmert und ängstlich zu seyn, ich will, daß Du heiter, liebenswürdig und glücklich seyst. N.

89. — — Ich habe recht über Dich gelacht, wenn Du mir sagst, daß Du einen Mann genommen hast, um in seiner Gesellschaft zu seyn; ich habe in meiner Dummheit mir eingebildet, die Frau sey für den Mann gemacht, der Mann für das Vaterland, die Familie, den Ruhm. Verzeihung meiner Unwissenheit; man lernt immer bei unseren schönen Damen. — Lebe wohl, meine Liebe, glaube, daß es mir Ueberwindung kostet, Dich nicht kommen zu lassen. Sage Dir selbst: das ist ein Beweis, wie theuer ich ihm bin. N.

103. — — Meine Liebe, Dein Brief vom 20. Januar hat mir Kummer gemacht. Es ist doch ein Unglück, wenn man nicht ein bischen fromm ist! Du sagst mir, daß Dein Glück Deinen Ruhm ausmacht; das ist nicht hochherzig, man muß sagen: das Glück Anderer macht meinen Ruhm aus. Das ist wieder nicht gesprochen wie eine Ehefrau, man muß sagen: das Glück meines Mannes macht meinen Ruhm aus. Das ist wieder nicht mütterlich, man müßte sagen: das Glück meiner Kinder macht meinen Ruhm aus. Oder, wie die Völker, kann Dein Mann und Deine Kinder nur mit einem wenig Ruhm glücklich seyn. Man muß davon nicht so viel Wesen machen. Pfui, Josephine, Dein Herz ist vortrefflich, Dein Urtheil schwach. Du empfindest sehr richtig, aber Du urtheilst weniger gut. — Doch genug des Streites, ich will, daß Du heiter, zufrieden mit Deinem Schicksal seyst, und daß Du gehorchst, aber nicht mit Schmollen und Thränen, sondern mit Herzensheiterkeit und mit etwas Glück. N.

112. 25. März 1807.

— — Wenn Du mir gefallen willst, mußt Du durchaus in Allem so leben, wie Du lebtest, als ich in Paris war. Damals gingst Du nicht in die kleinen Theater oder an andere Oerter der Art. Du mußt immer in die große Loge gehen. Was die Lebensweise in Deinem Hause betrifft — dort Besuch empfangen und einen regelmäßig eingerichteten Cirkel haben, dies, meine Freundin, ist das einzige Mittel, meine Zustimmung zu erhalten. Die Größe hat ihre Unbequemlichkeiten; eine Kaiserin darf sich nicht an Orten blicken lassen, wo eine Bürgersfrau hingeht. N.

113. — — Dein Brief hat mich bekümmert. Du mußt nicht sterben; Du befindest Dich wohl und kannst keinen vernünftigen Grund zum Kummer haben. Ich denke, Du gehst den Mai nach St. Cloud, aber den April mußt Du ganz in Paris bleiben. — Meine Gesundheit ist gut, die Geschäfte gehen gut. Du darfst diesen Sommer nicht ans Reisen denken; das ist Alles unmöglich, denn Du kannst nicht in Wirthshäusern und auf Feldern kampiren. Ich wünsche so gut als Du, Dich zu sehen und selbst ruhig zu leben. Ich kann andere Dinge thun als Krieg führen, aber die Pflicht geht voran. Mein ganzes Leben hindurch habe ich Alles geopfert, Ruhe, Interesse, Glück — meinem Schicksal. Lebe wohl, meine Liebe. Geh nicht viel um mit dieser Mad. de P...; sie ist eine Frau von schlechter Gesellschaft; das ist zu niedrig und gemein. N.

119. — — Wie gewöhnlich wird Dein kreolisches Köpfchen auf

der Stelle widerspänstisch und betrübt sich. Sprechen wir nicht mehr davon. N.

123. — — Ich erhalte Deinen Brief. Ich weiß nicht, was Du mir von den Damen sagst, die mit mir in Briefwechsel stehen sollen. Ich liebe nur meine kleine, gute, mürrische, launenhafte Josephine, die einen Streit mit Anmuth zu führen weiß, wie Alles, was sie thut; denn sie ist immer liebenswürdig, außer wenn sie eifersüchtig ist, dann wird sie ganz und gar ein Teufel. Aber, um auf die Damen zurückzukommen: wenn ich mich mit einer von ihnen beschäftigen sollte, so versichere ich Dich, ich wünschte, sie wären hübsche Rosenknospen. Nun, sind die besagten etwa von dieser Art? — Ich wünsche, daß Du nie mit Leuten speisest, die nicht mit mir gespeist haben; daß Deine Liste für Deine Zirkel die nämliche sey, daß Du zu Malmaison, für Deinen vertrauteren Umgang, Gesandte und Fremde nicht annimmst. Thätest Du anders, so würdest Du mir mißfallen; umgieb Dich auch nicht zu viel mit Personen, die ich nicht kenne, und die nicht hinkommen würden, wenn ich da wäre. Lebe wohl, meine Freundin. Ganz der Deinige N.

124. — — Ich begreife den ganzen Umfang des Schmerzes, den Dir der Tod des jungen Napoleon*) verursachen muß: Du kannst Dir den Kummer denken, den ich empfinde. Ich wollte, ich könnte in Deiner Nähe seyn, damit Du gemäßigt und weise in Deinem Schmerze seyst. Du hast das Glück gehabt, nie Kinder zu verlieren; aber das ist eine von den Bedingungen und Mühsalen, die zu unserem menschlichen Elend gehören. Möchte ich erfahren, daß Du verständig bist und Dich wohl befindest. Wolltest Du meinen Kummer noch steigern! N.

An die Königin von Holland.

Finkenstein, 20. Mai 1807.

Meine Tochter! Alle Berichte, die mir aus dem Haag zukommen, sagen mir, daß Sie nicht verständig sind. Wie rechtmäßig Ihr Schmerz sey, er muß seine Gränzen haben. Treten Sie Ihrer Gesundheit nicht zu nahe, suchen Sie, sich zu zerstreuen, und wissen Sie: das Leben ist so klippenvoll, es ist vielleicht die Quelle so vielen Unglücks, daß der Tod nicht das größte ist. Ihr liebender Vater N.

An die Kaiserin in Lacken.

128. — — Ich bin recht betrübt über das, was Du mir von der Art von Erstarrung schreibst, in der Hortensia sich noch befindet. Sie muß mehr Muth haben und sich mehr zusammennehmen. Ich weiß nicht, warum sie nach den Bädern soll; sie würde sich weit besser in Paris zerstreuen und dort mehr Kraft finden.

An die Königin von Holland.

2. Juni 1807.

Meine Tochter, Sie haben mir in Ihrem großen und gerechten Schmerze nicht ein Wort geschrieben. Sie haben Alles vergessen, als hätten Sie nichts mehr zu verlieren. Man sagt mir, daß Sie nichts mehr lieben, daß Sie gegen Alles gleichgültig sind; ich bemerke dies an Ihrem Stillschweigen. Das ist nicht gut, Hortensia! Das war es nicht, was Sie uns versprochen haben. Ihr Sohn war Alles für Sie. Ihre Mutter und ich, wir sind Ihnen also nichts. Wenn ich in Malmaison gewesen wäre, ich hätte Ihren Kummer getheilt; aber ich hätte auch verlangt, daß Sie sich Ihren besten Freunden nicht entziehen. Leben Sie wohl, meine Tochter, seyn Sie heiter; man muß entsagen. Seyn Sie wohlauf, um alle Ihre Pflichten zu erfüllen. Meine Frau ist ganz traurig über Ihren Zustand; machen Sie Ihren Freunden keinen Kummer mehr. N.

16. Juni 1807.

Meine Tochter, ich habe Ihren Brief aus Orleans erhalten; Ihr Kummer rührt mich, aber ich wollte doch, daß Sie mehr Muth hätten. Leben ist Leiden, und der tüchtige Mensch kämpft immer, um Herr seiner selbst zu bleiben. — Ich habe am 14. Juni einen großen Sieg gewonnen. Ich bin wohl und liebe Sie sehr. — N.

An die Kaiserin in St. Cloud.

132. Friedland, 15. Juni 1807.

Meine Freundin, ich schreibe Dir nur ein Wort, denn ich bin sehr ermüdet; ich biwakire nun schon mehrere Tage. Meine Kinder haben den Jahrestag von Marengo würdig gefeiert. — Die Schlacht bei Friedland wird eben so berühmt seyn und eben so glorreich für mein Volk. Die ganze Russische Armee in wilder Flucht; 80 Kanonen genommen, 30,000 Mann gefangen oder getödtet; 25 Russische Generale getödtet, verwundet oder gefangen; die Russische Garde vernichtet; es ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz, Jena. Das Bülletin wird Dir das Uebrige sagen. — — Man kann diese Neuigkeit als eine Notiz geben, wenn sie vor dem Bülletin ankommt; man kann auch die Kanonen lösen lassen. Cambacérès wird die Notiz machen. N.

145. Bayonne, 17. April 1808.

— — Ich habe über Deine Erinnerungen gelacht. Ihr Frauen, ihr habt ein Gedächtniß! — Ich wünsche, daß Du in Bordeaux gegen Jedermann freundlich bist; meine Geschäfte haben mir nicht erlaubt, es gegen irgend Jemand zu seyn. — N.

160. Benavente, 31. Dezember 1808.

— — Lefèvre ist gefangen worden. Er hat mit mit 300 Jägern einen unbesonnenen Ausfall gethan; diese Wagehälse sind durch einen Fluß geschwommen und haben sich mitten in die Englische Kavallerie gestürzt. Sie haben Viele getödtet, aber bei der Rückkehr war Lefèvres Pferd verwundet und ertrank; der Strom hat ihn auf das Englische Ufer getragen, so ist er gefangen worden. Tröste seine Frau. Aller Welt ein gutes Neujahr. N.

164. 9. Januar 1809.

Moustache bringt mir Deinen Brief vom 31. Dez. Ich sehe, meine Liebe, Du bist traurig und hast sehr schwarze Besorgnisse. Oesterreich wird nicht Krieg gegen mich führen. Führt es ihn, so habe ich 150,000 Mann in Deutschland, eben so viel am Rhein und 400,000 Deutsche, um ihm zu erwiedern. Rußland wird sich nicht von mir trennen. Man ist thöricht in Paris. Alles geht gut. N.

An die Kaiserin in Straßburg.

168. 6. Mai 1809.

— — Die Kugel, die mich berührt hat, hat mich nicht verletzt; sie hat die Ferse des Achilles kaum gestreift. — N.

171. 31. Mai 1809.

Ich erhalte Deinen Brief vom 26sten. Ich habe Dir geschrieben, daß Du nach Plombières gehen könntest; es liegt mir wenig daran, ob Du nach Baden gehst, man muß nicht aus Frankreich heraus. Ich habe den beiden Prinzen befohlen, nach Frankreich zurückzukehren.

Der Verlust des Herzogs von Montebello, der diesen Morgen gestorben ist, hat mich sehr betrübt. So endet Alles!! — Lebe wohl, meine Freundin; wenn Du dazu beitragen kannst, die arme Marschallin zu trösten, thu' es. Der Deinige N.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Machiavel, son genie et ses erreurs. (Machiavelli, sein Genie und seine Irrthümer.) Von A. F. Artaud. Zwei Bde. Mit einem Bildniß und zwei Fac-Simile's. Pr. 20 Fr.

Mélanges philosophiques. (Vermischte philosophische Abhandlungen.) Von Theodor Jouffroy. Pr. 8 Fr.

Vie de Benvenuto Cellini. (Das Leben des Benvenuto Cellini, Goldschmidts und Bildhauers aus Florenz.) Von ihm selbst geschrieben und übersetzt von D. D. Farjasse. Mit Noten über Zeitgenossen, gleichzeitige geschichtliche Begebenheiten und über die Werke des Künstlers. 2 Bde. Mit seinem Bildniß. Pr 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ein Schachspiel mit lebenden Figuren. In den letzten Regierungs-Jahren des vorigen Chinesischen Kaisers Kiu-Khing zeichnete sich der Sohn einer reichen Wittwe von Thaiyuan-fu (Provinz Schansi) durch seine Verschwendung und Ueppigkeit aus. Er war unter anderen ein großer Schachspieler; allein die leblosen geschnitzten Figürchen auf einem Brett oder Papier wurden ihm endlich zuwider. Herr Tschüa kam auf einen ganz originellen Gedanken. Er ließ den Boden eines geräumigen Zimmers nach Art eines Schachbrettes täfeln, und eine in verschiedene Farben gekleidete Truppe schöner Sklavinnen mußte auf seinen Wink die Aemter der Könige, Springer, Laufer, Thürme, Bauern u. s. w. verwalten. Eine getappte Figur verließ das Zimmer. Diese drollige Erfindung kam aber dem Kaiser zu Ohren, der es höchst ungnädig aufnahm, daß ihn ein reicher Unterthan im Luxus überflügelte. Er verurtheilte Herrn Tschün zu einer Geldbuße von drei Millionen Tael's (einer Million Sterling) und verbannte ihn obendrein auf Lebenszeit in die Tatarei. Schließlich wurde dem Delinquenten noch bedeutet, er sey dem erhabenen Herrscher unendlichen Dank dafür schuldig, daß dieser einen solchen Uebermuth nicht mit dem Leben bestraft habe. So weit das Canton Register. Auf einer Reise durch Rudolstadt erinnere ich mich, die Bekanntschaft eines talentvollen und verdienstvollen Mannes, des Hrn. Kammerrath Werlich, gemacht zu haben, der denselben originellen Einfall wie Hr. Tschün in der Provinz Schansi gehabt hat. Freilich hat er ihn nicht auf seinem reizenden Landhause von einer Truppe schöner Sklavinnen verwirklichen lassen, er hat ihn vielmehr als das Motiv eines geistvoll angelegten Lustspieles höchst wirksam benutzt. Ein alter Herr auf dem Lande, ein passionirter Schachspieler, will die Hand seiner Tochter, die er zur Schachheldin erzogen hat, nur dem Manne zugestehen, der ihn im Spiel überwindet. Es wird ein Schach-Tournier ausgeschrieben. Ein nach Art des Schachbretts getäfelter Teppich wird über die Scene ausgebreitet und das ganze Dorf, Honoratioren und Bauern, in Schachkostüme gesteckt. Das Schachfiguren-Personal bildet somit eine Art von komischem Chaos, der um so pikanter wird, als die eigenthümliche plumpe Bauern-Natur aus der abenteuerlich phantastischen Vermummung, wie der Teufel aus der Kapuze, immer wieder neckisch hervorguckt. Das Tournier geht vor sich, der von der Tochter begünstigte Ritter ist im Nachtheil — da erscheint ein fremder Ritter mit herabgelassenem Visir. Der Sieg ist, wie sich von selbst versteht, mit ihm eingezogen, und er hat das schöne Mädchen gewonnen. Er schlägt das Visir auf, aber der Ritter ist die Tochter des Alten, die sich selber als Kampfpreis gewonnen hat und sich nun, zu allseitiger Befriedigung, ihrem Geliebten schenkt. Dies ist der Inhalt eines Lustspiels, das auf der Bühne von dem besten Effekt seyn müßte, und ich mag den Wunsch nicht unterdrücken, daß eine unserer bedeutenderen Bühnen sich das Manuskript desselben zu verschaffen suche. Dem höchst anspruchslosen fast absichtlich verhüllten Wirken eines Mannes, dessen kluger, betriebsamer und von den mannigfaltigsten Talenten unterstützter Thätigkeit Deutschland das erste Denkmal Schillers in der Heimath seiner Liebe verdankt, würde dadurch eine gerechte öffentliche Anerkennung zu Theil. M. B.

*) Charles Napoleon, Kronprinz von Holland. Gest. im Haag, 5. Mai 1807.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Montag den 9. September 1833.

Nord-Amerika.

Neuere Beiträge zur Geschichte der Indianer-Stämme von Nord-Amerika.

Im vorigen Jahrgange des Magazins (Nr. 25, 97 und 98) hatten wir Gelegenheit, nach Nord-Amerikanischen Schriftstellern Mehreres zur Geschichte der unglücklichen Wilden mitzutheilen. Diese Auszüge haben damals so vielfach interessirt, daß wir den Wünschen unserer Leser zu entsprechen glauben, indem wir nachstehenden der North-American Review entlehnten Artikel übertragen, der ein um so größeres Interesse hat, als er auf die beiden schon mehrfach erwähnten berühmtesten Häuptlinge der Indianer, den Massasoit und König Philipp, ein neues Licht wirft.

Hätten wir treue Geschichtsbücher seit der Niederlassung unserer Väter auf dem Amerikanischen Boden, so würden wir, wenn wir erführen, daß ihre Hülflosigkeit ihnen damals bei den Eingebornen nur als ein Anspruch mehr auf Gastfreundschaft galt, die Abkömmlinge jener wohlthätigen Wesen mit mehr Achtung und Menschlichkeit behandeln. Wenn die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, statt aus einem zusammengelaufenen Gemisch von Leuten aus allen Weltgegenden, denen die Urgeschichte des Landes gänzlich fremd ist, aus gleichartigen Massen, aus eingeborenen Geschlechtern bestände, welche vermöge des Alters ihrer Familien und ihrer eigenen Traditionen bis zum Ursprung unserer Herrschaft hinaufreichen und sie durch alle verschiedenen Phasen, die sie durchwandert, verfolgen könnten, so würde man gewiß nicht in unseren Parlaments-Hallen jenes Geschrei nach Vertilgung der Abkömmlinge derjenigen hören, welche einst die ausschließlichen Eigenthümer des Bodens waren, den wir besitzen, und auf dem sie unsere Väter aus Mitleid aufnahmen. Aber unglücklicher Weise kennt der größte Theil der Bewohner der Union keinen anderen Anfangspunkt unserer Geschichte, als den Unabhängigkeits-Krieg, Washington's Thaten und die Vertreibung der Britischen Truppen. Ihre erste Zeitrechnung datirt von Bunkershill; über diese hinaus ist Alles Chaos für sie. Wie soll man es machen, daß der Elsasser, der, von den Ufern des Rheins kommend, für sein Geld ein Stück Land gekauft hat, den Indianer nicht als Banditen betrachte, der sein Vieh tödtet oder sein Feld verwüstet? Dieser Lage der Dinge, diesem Zustand der Gemüther muß man die Fortdauer jenes schändlichen Systems der Bestechung und der mörderischen List zuschreiben, das man gegen die Indianer anwendet, und das Washington, wie Alle, die edlen Antrieben folgen, laut verdammt hat.

Das Herz blutet einem, wenn man bedenkt, daß diese Unglücklichen, zuerst von ihrem Boden verjagt, dann durch grausame Kriege aufgerieben, bald kein Asyl mehr in jenen Wäldern finden werden, wo die traurigen Trümmer ihres Geschlechts hafften, um von der gewaltsamen Hand der Civilisation erreicht zu werden. Die rothen Männer, edler und unglücklicher als die schwarzen, welche doch wenigstens einst durch die Sklaverei zur Freiheit gelangen werden, haben keine andere Zuflucht, als den Tod; denn ihr stolzer Sinn kann sich nicht zur Knechtschaft erniedrigen.

Was indeß nach diesen Paria's Amerika's von wilder Würde, von angeborner Kraft, von edlem Unabhängigkeitsgeist geblieben ist, hat den Dichtern und Romanenschreibern, jenen guten Seelen, die nicht bloß von Brod, sondern von erhabenen Gedanken und heiligen Inspirationen leben, eine edle Sympathie eingeflößt. Cooper, in seinem „Letzten der Mohikaner", hat diesem guten und muthigen Geschlechte, welches seine Landsleute aufgerieben haben, die Schuld der Menschheit entrichtet. Herr Mac Lellan, ein junger Amerikanischer Barde, hat den Untergang der Indianer in mehreren Gedichten besungen. Der Poesie kommt es zu, jedes Mißgeschick wieder gut zu machen; aber hier ist auch die Geschichte nicht überflüssig; auch sie laß ihre aufrichtige Stimme neben dem Gesang des Dichters ertönen lassen und die Wirklichkeit dem Idealen an die Seite stellen.

Wir wollen uns bemühen, diesem heldenmüthigen und so falsch beurtheilten Geschlecht unseren Tribut zu zollen. Wir wollen diesen Menschen, die man heute als Wilde behandelt, und die nur ihrem edlen Instinkt Gehör gaben, als sie unsere Väter ohne Vorbehalt auf ihrem Boden aufnahmen, in den Augen der Nachwelt ihre rechte Stelle anweisen. Wir werden unserer Erzählung nicht jenen Homerischen Anstrich geben, in den die Geschichte des Don Juan von Solis sich kleidet. Wir wollen wahr seyn. In unserer Erzählung soll man auf einer Seite den Indianer sehen, bald furchtsam, bald vertrauend, aber immer seinem Worte treu; auf der anderen den Europäer, argwöhnisch, immer reich an Schlauheit, immer Arglist anwendend. Ueberdies würde auch das ritterliche Kostüm unseren Auswanderern aus Großbritanien schlecht anstehen. Welche Aehnlichkeit fände wohl statt zwischen Häuptern von Kolonieen, schlauen Diplomaten, kalten Comtoir-Rechnern oder wahnsinnigen Philosophen — und jenen heißblütigen Spanischen Condottieri's, die mit derselben abenteuerlichen Tapferkeit, von der sie im Kampfe gegen die Mauren von Granada oder Cordova beseelt waren, auf die Eroberung einer neuen Welt ausgehen. Diese rechneten nur auf ihren Muth und ihre Schwerdter, Jene auf ihre schlauen Pläne und ihre Geistes-Ueberlegenheit. Die Spanier haben durch ihre Unerschrockenheit ihrem Unternehmen den schimmernden Glanz des Sieges verliehen, während die Engländer durch ihre kalte Berechnung und ihre blutige Arglist sich mit Recht den Tadel der Nachwelt zugezogen haben.

Die klarste, wenn auch nicht vollständigste, Classification der Indianer von Neu-England zur Zeit der Colonisation von Plymouth begreift fünf Völker-Verbindungen, wovon jede ihr Gebiet und ihr Oberhaupt hatte. Die Pequots bewohnten den östlichsten Theil des Connecticut. Im Osten dieses Stammes lebten die Narraghansetts, deren Gebiet Rhode-Island und einige benachbarte kleine Inseln mit in sich schloß. Die Pawtuckets bewohnten besonders den Süden von Neu-Hampshire, und die Massachusetts wohnten um die Bucht, welche ihren Namen führt. Endlich, zwischen diesen Letzteren im Norden und den Narraghansetts im Süden, besaßen die Pakanokets einen großen Theil des Gebiets von Plymouth und Barnstable; sie behaupteten, Anspruch auf einen Theil des Landes zu haben, welches jetzt die Grafschaft Bristol bildet.

Die Pakanakets bildeten neun abgesonderte Kantone, die von eben so vielen Sagamoren oder Squaws beherrscht wurden, welche unter der höheren Gewalt eines Großen Sachem standen, des besonderen Oberhauptes des Bezirks Wampanoag, der zu Montaup residirte. Dieser berühmte Hügel, den man nach einer falschen aus dem Klange des Indianischen Wortes abgeleiteten Analogie so oft Mount Hope (Berg der Hoffnung) nennt, liegt im Osten des Dorfes Bristol, ungefähr 2 Meilen davon. Er ist sehr steil von allen Seiten und hat auf der Spitze einen großen Felsen, der von fern wie ein ungeheurer Dom aussieht. Dies war der Lieblings-Aufenthalt des Sachem, und schien durch seine Lage die Gewalt gleichsam wie eine Vorsehung in die Mitte ihres Wirkungskreises zu setzen. Sasachnt, der Sachem der Pequots, hatte seinen Aufenthalt ebenfalls auf dem Gipfel eines steilen Berges in der Mitte seines Reiches gewählt, damit sein Wohnsitz den Völkern ihre Niedrigkeit und seine Größe versinnliche.

Purchas ist der Erste, der des Sachem von Wampanoag erwähnt, und selbst er spricht von diesem Indianischen Häuptling nur nach dem Bericht eines Capitain Dermer, der im Jahre 1619 auf einem Schiffe von 200 Tonnen von England abgesandt wurde. Dieser Capitain hatte einen wilden Pakanaket, Namens Squanto, bei sich, der im Jahr 1614 mit ungefähr 20 seiner Landsleute geraubt worden war, die mit ihm zu Malaga für eine Guinee per Kopf verkauft wurden. Squanto und seine Mitsklaven wurden von einigen Mönchen dieser Insel befreit oder losgekauft. „Als ich in dem Geburtslande meines Wilden ankam", sagt Dermer in seinem Briefe an Purchas, „und kein lebendes Wesen daselbst antraf, fuhr ich den ganzen Tag bis an einen Ort, Namens Mammastaquyt, von wo ich einen Boten nach Pakanokete sandte, welches an der Meeresküste, eine Tagereise weit nach Osten hin, liegt. Zwei Könige aus dieser Stadt kamen, mich zu besuchen, mit einem Geleite von 50 bewaffneten Männern. Unsere Zusammenkunft war sehr freundschaftlich, und sie gewährten mir Alles, was ich verlangte."

Einer dieser Könige, so nannten die ersten Reisenden die Sachems, soll Massasoit gewesen seyn, mit dem die Kolonisten von Plymouth seitdem so genau bekannt wurden. Der Zweite war vermuthlich sein Bruder Quaudepinah. Mammastaquyt war ohne allen Zweifel der Ort, wo Eduard Winslow auf seiner Gesandtschafts-Reise zu Massasoit im Jahre 1623 anhielt, obgleich er ihn Namasket nennt.

Am 22. März 1621, einige Zeit nach der Anlegung der Kolonie von Plymouth, trat Massasoit zum ersten Male in Verkehr mit den Häuptern der Niederlassung. Er sandte einen Indianer, Namens Samoset, vor sich her, der unser Gebiet allein und mit bedächtigem

Wesen betrat und die neuen Gäste Amerika's willkommen hieß. Er kam zum zweiten Male mit vieren seiner Landsleute wieder, die, wie er, einiges Pelzwerk zum Tausch brachten. Squanto war bei ihnen. Sie kündigten den Engländern an, daß der große Sachem und sein Bruder mit ihrer ganzen Macht eine Stellung in der Nachbarschaft genommen hätten. In der That erschien Massasoit bald hernach auf der benachbarten Anhöhe mit einem Gefolge von 60 Mann. Da es schien, daß diese kleine Armee nicht weiter vordringen wollte, so wurde Squanto als Friedensbote an sie abgesandt, um sich nach dem Vorhaben des Sachem zu erkundigen. Massasoit erklärte, daß er ganz friedliche Absichten hätte und in Unterhandlung zu treten wünschte. Edward Winslow wurde beauftragt, ihn zu begrüßen. Er kam im Indianischen Lager an, wo die Geschenke, die er mitbrachte, eine gute Stimmung erzeugten. Er hielt eine ziemlich lange Rede, welche die Indianer mit der ihnen eigenen ernsten und feierlichen Weise anhörten. Winslow sagte ihnen, daß König Jakob seinem Bruder, dem Sachem, Worte des Friedens und der Freundschaft sende, daß er ihn als Bundes-Genossen aufnehme und daß der Gouverneur ihn zu sprechen wünsche, um in gutem Vernehmen mit ihnen zu verkehren und Handel zu treiben.

Massasoit scheint auf diese Anrede, deren Sinn er, durch Schuld des Dolmetschers, der sie ihm übersetzen sollte, ohne Zweifel nicht ganz begriff, keine bestimmte Antwort gegeben zu haben. Mehr Aufmerksamkeit schenkte er dem Degen und der Rüstung des Winslow, während dieser sprach, und sobald er geendet hatte, bezeigte er seinen guten Willen zum Handelsverkehr, indem er sie zu kaufen verlangte; allein sie waren nicht feil. Er ließ Winslow unter der Aufsicht seines Bruders und setzte über einen Fluß, der ihn von den Engländern trennte, in Begleitung von 20 Wampanoags, die zuvor ihre Bogen und Pfeile ablegen mußten. Jenseits des Flusses fand er den Capitain Standish und einen andern Kolonisten, welche ihm mit einer Eskorte von zehn Mann entgegengekommen waren und ihn nach dem besten Hause des Dorfes geleiteten. Hier breitete man ihm zu Ehren einen grünen Teppich auf den Boden und legte mehrere Polster über einander, auf die er sich ohne Umstände niederließ. Einen Augenblick darauf vernahm man das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten, und der Gouverneur, von einigen Soldaten begleitet, trat in das Haus. Das Entzücken der Indianer bewies, wie angenehm ihnen diese Ehrenbezeugungen waren, und daß sie darin eine Huldigung sahen, die man der Person ihres Monarchen leistete. Der Sachem und der Gouverneur umarmten sich herzlich, und nach einigen gegenseitigen Höflichkeiten ließen sie sich nieder und nahmen ein köstliches Mahl ein, welches man ihnen bereitet hatte. Es scheint, daß die starken Getränke, die man seitdem so erfolgreich anwandte, um die Indianer zu entmenschen und auszurotten, stark auf den Sachem wirkten und ihn geneigt machten, mit den neuen Gästen, die so herrliche Getränke bei sich führten, in nähere Verbindung zu treten.

Morton und einige andere Schriftsteller berichten, daß der Sachem mit der größten Bereitwilligkeit die Bedingungen des Traktats einging, und sie fügen hinzu, daß er seine große Freude zu erkennen gegeben habe, der Verbündete und Vasall des Königs von England zu werden, welchem er das umliegende Gebiet abtrat, damit er und seine Nachfolger in Ewigkeit dasselbe benutzen möchten. Es ist zu verwundern, daß diese Anerkennung der Ober-Lehnsherrschaft des Königs Jakob in dem Traktat nicht ausdrücklich angeführt ist. Indeß die Schenkung des Bodens, welche den einzig rechtmäßigen Besitztitel der Kolonie von Plymouth begründet, wurde durch spätere Akte, besonders aber durch das Benehmen des Massasoit, bestätigt; aber die Unterwerfung unter König Jakob ist weniger gewiß und stimmt nicht mit den buchstäblichen Artikeln des zwischen dem Sachem und dem Gouverneur abgeschlossenen Vertrages. Die Indianer nahmen ihn freiwillig an, und wiewohl sie für das unermeßliche Gebiet, das sie so großmüthig abtraten, nichts als ein Paar Messer, eine kupferne Kette, ein Degengehänge für den großen Sachem, eine Flasche Branntwein, etwas Zwieback und einen Topf Butter für Quandepinah erhielten, so waren doch alle Theile eben so zufrieden mit dem Inhalt des Vertrages, als mit den Ceremonien, die ihm vorangingen. Dies ist eine merkwürdige Verhandlung, die man vergebens in der Geschichte Europa's suchen würde. Es ist erfreulich, zu sehen, daß diese so einfache, so patriarchalische Uebereinkunft von den Schenkern während eines ganzen Jahrhunderts treu gehalten wurde. Weder Massasoit, noch einer seiner Unterthanen während seines Lebens werden, selbst von den eifrigsten Verunglimpfern der Indianischen Race, bezüchtigt, den durch diesen Vertrag erworbenen Rechten den geringsten Eintrag gethan zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Briefe Napoleon's an Josephine.

(Schluß.)

Nach der Rückkehr vom Feldzuge des Jahres 1809 war die Scheidung beschlossen. Die folgenden Briefe sind nach dieser Katastrophe geschrieben.

An die Kaiserin in Malmaison.

190. Acht Uhr Abends Dezember 1809.

Meine Freundin, ich habe Dich heute schwächer gefunden, als Du es seyn solltest. Du hast Muth bewiesen; Du mußt auch Muth haben, um Dich aufrecht zu erhalten. Du darfst Dich nicht einer traurigen Melancholie hingeben, Du mußt zufrieden seyn und vor allen Dingen für Deine Gesundheit sorgen, die mir so theuer ist. Wenn Du mir gut bist, und wenn Du mich liebst, so mußt Du Dich mit Seelenstärke betragen und Dich in eine glückliche Lage versetzen. Du kannst meine beständige und zärtliche Freundschaft nicht bezweifeln, und Du würdest die Empfindungen, die ich gegen Dich hege, sehr falsch kennen, wenn Du voraussetztest, daß ich glücklich seyn kann, wenn Du es nicht bist, und zufrieden, wenn Du Dich nicht beruhigst. Lebe wohl, meine Freundin, schlafe ruhig; denke, daß ich es will.

N.

192. — — Savary sagt mir, daß Du immer weinst. Das ist nicht gut. Ich hoffe, daß Du heut einen Spaziergang gemacht hast. Ich habe Dir Wildpret von meiner Jagd geschickt. Ich werde Dich besuchen, wenn Du mir sagen kannst, daß Du vernünftig geworden bist, und daß Dein Muth die Oberhand gewonnen hat. Morgen arbeite ich den ganzen Tag mit den Ministern. Lebe wohl, meine Freundin, auch ich bin heute traurig. Mir ist es Bedürfniß, Dich befriedigt und gefaßt zu wissen. Schlafe wohl. N.

195. — — Ich habe mich recht gelangweilt, als ich die Tuilerieen wiedersah; dieser große Palast ist mir öde vorgekommen, und ich fand mich vereinsamt darin. N.

200. Sonntag. Acht Uhr Abends 1810.

Ich war gestern sehr befriedigt, Dich gesehen zu haben; ich fühle wohl, wie viel Reize Dein Umgang für mich hat. Ich habe heut mit Estève gearbeitet. Ich habe für das Jahr 1810 100,000 Fr. für die außerordentlichen Ausgaben von Malmaison bewilligt. Du kannst also pflanzen lassen, so viel Du willst.*) Du wirst diese Summe vertheilen, wie es Dir gut dünkt. Ich habe Estève beauftragt, Dir 200,000 Fr. zukommen zu lassen, sobald der Kontrakt des Hauses Julien abgeschlossen seyn wird. Ich habe Befehl gegeben, Deinen Rubinenschmuck zu bezahlen, der von der Intendanz abgeschätzt werden wird, denn ich mag keinen Juwelendiebstahl. Das kostet mich also 400,000 Fr. — Ich habe befohlen, die Million, die Dir die Civilliste für das Jahr 1810 schuldig ist, zur Disposition Deines Geschäftsführers zu stellen, um Deine Schulden damit zu tilgen. Du mußt im Secretair von Malmaison 5—600,000 Fr. finden; Du kannst sie nehmen, um Dein Silberzeug und Dein Leinen damit zu bestreiten. — Ich habe befohlen, ein sehr schönes Porzellan-Service für Dich anzufertigen; man erwartet Deine Befehle, damit es recht schön wird. N.

202. — — Meine Liebe, ich sehe nichts Unschickliches darin, daß Du den König von Würtemberg empfängst, sobald es Dir beliebt. Der König und die Königin von Baiern sollen Dich übermorgen besuchen. — N.

204. — — Meine Liebe, d'Audenarde, den ich diesen Morgen zu Dir geschickt habe, sagt mir, daß Du keinen Muth mehr hast, seitdem Du in Malmaison bist. Freilich ist dieser Ort voll von unseren Empfindungen, die niemals wechseln können und sollen — mindestens von meiner Seite. Ich möchte Dich gern sehen, aber Du mußt gewiß seyn, daß Du stark bist und nicht schwach; ich bin es auch ein wenig, und das macht mir entsetzlich übel. Lebe wohl, Josephine, gute Nacht; wenn Du an mir zweifeln könntest, wärest Du recht undankbar. N.

207. — — Ich höre, daß Du betrübt bist; das ist nicht gut. — Du bist ohne Vertrauen zu mir, und jedes Gerücht, das man aussprengt, macht Dir Sorge; das heißt nicht mich kennen, Josephine. Ich verlange es von Dir, und wenn ich nicht erfahre, daß Du heiter und zufrieden bist, so komme ich und schelte Dich tüchtig aus. N.

211. — — Meine Liebe, ich habe Deinen Brief erhalten. Ich verlange danach, Dich zu sehen; aber die Reflexionen, die Du machst, können wahr seyn. Es ist vielleicht einiges Unschickliche darin, daß wir uns während des ersten Jahres unter demselben Dach befinden. Gleichwohl ist Bessières Landgut zu weit, um dahin zurückkehren zu können; von der anderen Seite bin ich ein wenig verbümirt und bin daher noch nicht gewiß, ob ich hinkommen kann. Lebe wohl, meine Theure. N.

212. 12. März 1810.**)

Ich hoffe, meine Freundin, daß Du mit dem zufrieden gewesen bist, was ich für Navarre gethan habe. Du hast darin einen neuen Beweis meines Verlangens, Dir angenehm zu seyn. Laß von Navarre Besitz nehmen. Du wirst am 25. März hingehen können, um den April dort zuzubringen. Lebe wohl, meine Liebe. N.

Brief der Kaiserin Josephine an den Kaiser.

Navarre, 19. April 1810.

Sire! Ich erhalte durch meinen Sohn die Zusicherung, daß Ew. Majestät in meine Rückkehr nach Malmaison einstimmt, und daß sie mir die Vortheile zugestehen will, die ich von ihr erbeten habe, um das Schloß Navarre bewohnbar zu machen.

Diese doppelte Gunst, Sire, zerstreut großentheils die Ungewißheiten und selbst die Befürchtungen, die das lange Stillschweigen Ew. Majestät mir eingeflößt hatte. Ich fürchtete, gänzlich aus seinem Gedächtniß verbannt zu seyn; ich sehe, daß ich es nicht bin. Ich bin daher heute weniger unglücklich, ja, ich bin selbst so glücklich, als es mir jetzt möglich ist, zu seyn.

Ich werde Ende des Monats nach Malmaison ziehen, wofern Ew. Majestät kein Hinderniß dagegen sehen. Aber ich mag es Ihnen nicht verhehlen, Sire, daß ich nicht sobald von der Freiheit, die Ew. Majestät in dieser Hinsicht mir lassen, Gebrauch gemacht haben würde, wenn nicht das Haus Navarre für meine und meiner Umgebungen Gesundheit dringende Reparaturen erforderte. Mein Vorsatz ist, nur sehr kurze Zeit in Malmaison zu bleiben; ich werde mich

*) „Sie zog sich nach Malmaison zurück, wo sie sich darin gefiel, die kostbarsten Kunstwerke zu vereinigen, und wo sie (während des Aegyptischen Feldzugs) jene Sammlung exotischer Pflanzen anzulegen begann, mit der sie Frankreich bereichert hat." Aus der Biographie universelle des contemporains.

**) Am 11. März 1810 hatte die Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise stattgefunden.

bald von dort aus entfernen, um in die Bäder zu gehen. Aber Ew. Majestät kann gewiß seyn, daß ich während meines Aufenthalts in Malmaison leben werde, als ob ich tausend Meilen von Paris entfernt wäre. Ich habe ein großes Opfer gebracht, Sire, und täglich fühle ich mehr die ganze Ausdehnung desselben. Gleichwohl wird dieses Opfer, was es seyn muß, von meiner Seite vollkommen seyn. Ew. Majestät wird in Ihrem Glücke durch keinen Ausdruck meiner Vorwürfe gestört werden.

Ich werde unaufhörlich den Wunsch hegen, Ew. Majestät möge glücklich seyn; vielleicht auch den anderen, sie wieder zu sehen; aber, Ew. Majestät möge sich überzeugt halten, ich werde stets seine neue Lage achten, ich werde sie durch mein Stillschweigen achten. Den Gesinnungen vertrauend, die sie ehemals zu mir hegte, werde ich keinen neuen Beweis derselben veranlassen; ich werde Alles von seiner Gerechtigkeit und seinem Herzen erwarten.

Ich beschränke mich darauf, Ew. Majestät um eine Gnade zu bitten: mög' es ihr gefallen, selbst ein Mittel zu ersinnen, um sowohl mich selbst als auch meine Umgebungen zuweilen zu überzeugen, daß ich immer noch einen kleinen Platz in seinem Gedächtniß und einen großen in seiner Achtung und Freundschaft einnehme. Dies Mittel, sey es wie es sey, wird meinen Kummer lindern, ohne, nach meinem Dafürhalten, was mir vor allen Dingen wichtig ist, das Glück Ew. Majestät kompromittiren zu können. Josephine.

An die Kaiserin Josephine in Navarra.

Compiegne, 21. April 1810.

Meine Liebe, ich erhalte Deinen Brief vom 19. April; er ist in einem recht schlechten Stil geschrieben. Ich bin immer der nämliche; meines Gleichen wechseln nicht. Ich weiß nicht, was Eugen Dir sagen konnte. Ich habe Dir nicht geschrieben, weil Du es nicht gethan hast, und weil ich nur zu thun gewünscht habe, was Dir angenehm seyn kann. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du nach Malmaison gehst, und daß Du zufrieden bist. Ich werde es seyn, Nachrichten von Dir zu erhalten und Dir von mir zu geben. Ich sage nichts mehr, bis Du diesen Brief mit dem Deinigen verglichen hast; dann überlasse ich Dir das Urtheil, welcher besser, welcher freundschaftlicher ist. Lebe wohl, meine Liebe, sey gesund, und sey gerecht gegen Dich und mich. N.

Antwort der Kaiserin.

Tausend, tausend zärtlichen Dank, daß Du mich nicht vergessen hast. Mein Sohn bringt mir eben Deinen Brief. Mit welcher Hast habe ich ihn gelesen, und doch habe ich ziemlich lange darauf zugebracht; denn es ist kein Wort darin, das mich nicht weinen machte; aber wie süß waren sie, diese Thränen! Ich habe mein ganzes Herz wiedergefunden, und so, wie es von nun an ewig bleiben wird. Es giebt Empfindungen, die das Leben selbst sind, und die nur mit dem Leben aufhören können. — Ich wäre in Verzweiflung, wenn mein Brief vom 19ten Dir mißfallen hätte; ich erinnere mich der Ausdrücke nicht mehr genau, aber noch weiß ich, welch ein peinliches Gefühl ihn diktirt hatte — es war der Kummer, so gar keine Nachricht von Dir zu haben. — Ich hatte Dir bei meiner Abreise von Malmaison geschrieben; und seitdem, wie oft habe ich Dir schreiben wollen! Aber ich fühlte wohl die Gründe Deines Stillschweigens, und ich fürchtete, durch einen Brief lästig zu fallen. Der Deinige ist ein Balsam für mich gewesen. Sey glücklich, sey es so sehr als Du es verdienst, mein ganzes Herz spricht zu Dir. Du giebst mir auch mein Theil von Glück, und einen recht lebhaft empfundenen Theil; nichts kann für mich ein Zeichen Deines Andenkens aufwiegen. Lebe wohl, mein Freund. Ich danke Dir so zärtlich, wie ich Dich ewig lieben werde.

An die Kaiserin Josephine in den Bädern von Aix in Savoyen.

216. Rambouillet, 8. Juli 1810.

Meine Liebe, ich habe Deinen Brief vom 3. Juli erhalten. Du wirst Eugen gesehen haben, und seine Gegenwart hat Dir gewiß wohlgethan. Mit Vergnügen habe ich gehört, daß das Bad Dir wohlbekömmt. Der König von Holland entsagt der Krone und überläßt die Regentschaft, der Constitution zufolge, der Königin. — Ich habe Holland mit Frankreich vereinigt; dieser Akt wird das Gute haben, daß er die Königin emanzipirt, und diese unglückliche Tochter wird mit ihrem Sohn, dem Großherzog von Berg, nach Paris kommen; das wird sie vollkommen glücklich machen. — Meine Gesundheit ist gut. Ich bin hierhergegangen, um einige Tage hier zu jagen. Ich werde Dich diesen Herbst mit Vergnügen sehen. Zweifle nicht an meiner Freundschaft; ich wechsele niemals. Sey wohlauf, heiter und glaube an die Wahrheit meiner Empfindungen. N.

An die Kaiserin Josephine in Genf.

220. Fontainebleau, 1. Oktober 1810.

Ich habe Deinen Brief erhalten.*) Hortensia, die ich deshalb gesprochen habe, wird Dir sagen, was ich darüber denke. Besuche diesen Winter Deinen Sohn (in Mailand), kehre das nächste Jahr nach den Bädern von Aix zurück oder bleibe den Frühling in Navarre. Ich würde Dir rathen, sogleich nach Navarre zu gehen, wenn ich nicht fürchtete, daß Du Dich dort langweilst. Meine Ansicht ist, daß Du den Winter über schicklicherweise nur in Mailand oder in Navarre seyn kannst; nachher billige ich Alles, was Du thun wirst, denn ich will Dir in nichts Zwang anthun. Lebe wohl, meine Liebe; die Kaiserin ist im vierten Monat der Schwangerschaft. Ich ernenne Frau von Montesquiou zur Gouvernante der Kinder von Frankreich. Sey zufrieden und nicht gleich eigensinnig. Zweifle niemals an meinen Empfindungen. N.

*) Untergeordnete dienstbare Geister hatten Josephine den Rath gegeben, freiwillig und auf immer Frankreich zu verlassen, indem es der Kaiser doch in kurzer Zeit von ihr verlangen würde.

An die Kaiserin Josephine in Navarre.

Paris, 24. März 1811.

Meine Liebe, ich habe Deinen Brief erhalten und danke Dir. Mein Sohn ist stark und gesund. Ich hoffe, daß er gedeihen wird. Er hat meine Brust, meinen Mund und meine Augen. Ich hoffe, daß er sein Schicksal erfüllen wird. — Ich bin immer sehr zufrieden mit Eugen; er hat mir nie Grund zum Kummer gegeben. N.

An die Kaiserin Josephine in Malmaison.

227. Trianon, 25. August 1813.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du Dich wohlbefindest. Ich bin auf einige Tage in Trianon. Ich denke, nach Compiègne zu gehen. Meine Gesundheit ist gut. — Bringe Deine Geschäfte in Ordnung; gieb nicht mehr als 1,500,000 Fr. aus, und lege jährlich eben so viel zurück; das macht in zehn Jahren eine Reserve von 15,000,000 für Deine Enkel. Es ist so süß, ihnen etwas geben zu können und ihnen nützlich zu seyn. Statt dessen sagt man mir, daß Du Schulden hast; das wäre recht häßlich. Beschäftige Dich mit Deinen Angelegenheiten und gieb nicht Jedem, der nehmen will. Wenn Du mir gefallen willst, so laß mich wissen, daß Du einen tüchtigen Schatz hast. Denke, welch' eine schlechte Meinung ich von Dir hätte, wenn ich Dich mit 3 Mill. Fr. jährlicher Einnahme verschuldet wüßte. Lebe wohl, meine Liebe; sey wohlauf. N.

228. Freitag, acht Uhr Abends, 1813.

Ich schicke zu Dir, um zu wissen, wie Du Dich befindest; denn Hortensia hat mir gesagt, daß Du gestern im Bett gewesen bist. Ich war Deiner Schulden wegen böse auf Dich; ich will nicht, daß Du verschuldet seyst. Ich hoffe vielmehr, daß Du jährlich eine Million für Deine Enkel bei Seite legen wirst, wenn sie sich verheirathen. Jedenfalls zweifle nie an meiner Freundschaft für Dich, und mache Dir nur keine Sorgen deshalb. Lebe wohl, meine Liebe, laß mich wissen, wie Du Dich befindest. Man sagt mir, daß Du zunimmst, wie eine derbe Pächterin aus der Normandie. Napoleon.

Die Authenticität des mitgetheilten Briefwechsels ist wohl über allen Zweifel erhaben. Wer außer der inneren Beglaubigung, die jede Zeile stempelt, noch äußere Beweise verlangt, der halte sich an die zahlreich eingestreuten Facsimile's und vor allen Dingen an den Umstand, daß die Gräfin von St. Leu, Josephine's Tochter, in deren Besitz die Briefe Napoleons bisher gewesen sind, die öffentliche Bekanntmachung derselben selbst veranlaßt hat. Einige harte und ungerechte Aussprüche über die Kaiserin, die das Memorial von St. Helena Napoleon in den Mund gelegt hat, sollten bereits im Jahre 1825 durch die Herausgabe dieser Briefe widerlegt werden, die aber durch Privat-Rücksichten bis jetzt hingehalten worden ist.

Wir werden hierdurch aufs neue darauf aufmerksam gemacht, wie behutsam das so schätzbare Memorial zu benutzen sey. Verhältnisse, die ihrer inneren Natur nach der gewissenhaftesten und detaillirtesten Auseinandersetzung bedürfen, um bis in die verborgensten Falten hin durchschaut zu werden, können durch einzeln hingeworfene von allen Vorbedingungen und Folgerungen losgetrennte Aussprüche, auch wenn diese der strengsten Wahrheit gemäß sind, doch nur kompromittirt werden. Nur ein Dokument wie das vorliegende, welches auch das scheinbar Unbedeutende, als die Folie und den Rahmen des Wichtigen und Bedeutsamen, nicht zurückhält, kann ein so innerliches Verhältniß nach allen Seiten hin aufklären. Wenn Napoleon in St. Helena in einem Momente des Unmuths sich über die Eifersucht Josephine's beklagt hat, so kann es jetzt der Leser beurtheilen, wiefern der Kaiser zu dieser Anklage berechtigt gewesen sey; doch ohne die Bekanntschaft mit diesem Briefwechsel würde er in Gefahr seyn, aus einer thatsächlich wahren Voraussetzung unwahre Folgerungen zu ziehen. Wenn aber das Memorial noch über diese erste Beschuldigung hinausgeht und ihre Eifersucht mehr der Politik als der Empfindung zuschreibt, so sind wir nunmehr gewiß durch die kräftigsten Beweise in den Stand gesetzt, diese Aeußerung als eine Entstellung der Worte Napoleons oder als ein gänzliches Mißverstehen zu bezeichnen.

Auch die im Anhang mitgetheilten Briefe Josephine's an ihre Tochter bestätigen das Bild, das wir uns nach den Briefen des Kaisers von ihr entworfen haben; denn in den vertraulichen Mittheilungen der Mutter an die Tochter tritt die Anhänglichkeit an den Kaiser am reinsten und unverdächtigsten hervor. Sie ist ein durchaus schönes und liebevolles Gemüth, doppelt schön im Leiden und Entsagen; ihre Fehler streifen nur die Oberfläche der Seele und werden durch den Schmerz verklärt. Wenn auch diese Briefe weniger hervorragende Einzelnheiten darbieten, so gewähren sie doch im Ganzen den wohlthätigsten Eindruck, weil sie uns einen Einblick in die edelsten Familien-Verhältnisse und in die Aeußerungen einer durch alle Wechselfälle des Glücks in siegreicher Reinheit durchgeführten Mutterliebe gestatten. Auch für den Kaiser steigert sich unsere persönliche Hochachtung und Theilnahme, weil er seinen Thron mit einem so würdigen und gediegenen Familienleben zu umgeben gewußt hat. —

M. Veit.

Bibliographie.

De l'Egypte. (Ueber Aegypten und die Europäische Intervention in die Angelegenheiten des Orients.) Von A. Sakakini, Uebersetzer im Dienste des Pascha von Aegypten.

Traité complet de diplomatie. (Vollständige Abhandlung der Diplomatie, oder allgemeine Theorie der auswärtigen Verhältnisse der Mächte Europa's, nach den berühmtesten Autoritäten.) Von einem alten Minister. 3 Bde. Pr. 24 Fr.

La France et l'Europe en 1833. (Frankreich und Europa im Jahre 1833.) Von M. A. Thomas. Pr. 5 Fr.

Italien.

Der Italiänische Missionair Giuseppe d'Amato.

Dieser ehrwürdige und hochverdiente Greis starb gegen Ende März des vergangenen Jahres im Reiche Birma (auf der trans-gangetischen Halbinsel), das beinahe 50 Jahre lang der Schauplatz seines geistlichen Wirkens gewesen war. Zu Neapel geboren, verließ er den heimatlichen Boden bereits 1783, in Begleitung seines Kollegen Luigi Grondona, und gelangte im folgenden Jahre zum Orte ihrer beiderseitigen Bestimmung. In der Periode der bürgerlichen Kriege waren d'Amato und Grondona mehr als dreißig Jahre sich selbst und der Mildthätigkeit ihrer armen Pfarrkinder überlassen. Beide übten Medizin und Chirurgie, worin besonders Grondona sich auszeichnete. Der Letztere starb vor zehn Jahren.

D'Amato, der seinen Pfarrkindern, die nichts als Birmanisch und ein Indo-Portugiesisches Jargon verstehen, unter dem Namen Pater Don Jose bekannt, hielt sich gewöhnlich in seiner Diöcese auf, die fünf kleine Gemeinungen des Bezirkes von Dibayen begreift und gegen 950 Bewohner zählt. Major Burney, der diesen Mann 1830 kennen lernte, wunderte sich ungemein über die Lebhaftigkeit seiner Erinnerungen an das Vaterland. Der gute Alte beschrieb ihm Neapel und ein dort befindliches Meisterstück der Bildhauerkunst mit wahrer Jugendgluth. Die cara Italia war immer das Lieblings-Thema seiner Unterhaltung. Als er die Lady N.N. auf einer Cymbel spielen und dazu singen hörte, brach er in Thränen aus und weinte wohl eine halbe Stunde lang, wie ein Kind, wobei er jedoch immer flehte, sie möchte ihr Spiel nicht unterbrechen.

D'Amato lebte unter den Seinigen, wie Einer ihres Gleichen, und sie bewiesen ihm ausgezeichnete Ehrfurcht. Er trug lange Beinkleider, eine Kutte von schwarzem Baumwollenzeug und Birmanische Sandalen. Strümpfe waren ihm unbequem, und er mied sie sogar in der kalten Jahreszeit. In seinen Erholungsstunden vertrieb er sich die Zeit mit Zeichnen, Malen und Gartenbau. Er versicherte dem Major Burney, daß er noch nicht einen Tag krank gewesen sey, und obschon er damals bereits baufällig wurde, so ging er dennoch viel spazieren und bediente sich keiner Brille.

Der Distrikt, in dem er lebte, wurde öfter von Räubern heimgesucht; aber nur ein einziges Mal insultirte ihn einer der Plünderer, der ihn nicht kannte und dessen Beginnen die übrigen bald Einhalt thaten. Die Birmanen von jedem Stande verehrten den Pater Jose. Bei der Annäherung des Britischen Heeres wollte ihn ein zelantischer Scherge fesseln lassen, allein der König von Birmo sagte: „er ist wie eine gütige Gottheit, warum sollen wir ihm Leides thun?" In der Birmanischen Sprache und in dem Pali (der heiligen Sprache der Buddhisten) besaß dieser Geistliche solche Kenntnisse, daß die unterrichtetsten Birmanen ihn für ihren größten Gelehrten hielten. Er gab dem Major Burney interessante Zeichnungen und Erläuterungen über die Kosmogonie der Buddhisten, ihre Geographie u. s. w. in Birmanischer Sprache.

Er war ein geschickter Zeichner, und da er naturgeschichtliche Kenntnisse besaß, hatte er Abbildungen von ungefähr 300 Vegetabilien und 200 Thieren gesammelt, bei denen er zugleich Alles anmerkte, was er über die Eigenschaften jedes Natur-Produkts erfahren konnte. Daraus entstand ein Werk von vier Folio-Bänden; zwei Bände enthielten die Zeichnungen und zwei die Erläuterungen. Er hatte vierzig Jahre lang an demselben gearbeitet. Als aber der Krieg von 1824 ausbrach, vertraute er das Werk, weil er eine Verfolgung befürchtete, einem seiner Beichtkinder, das in dem Dorfe Men-ge-la-gun wohnte. Zum Unglück wurde dieses Dorf im Verlauf des Krieges geplündert und abgebrannt. Ein Soldat, dem jene Folio-Bände in die Hände fielen, überbrachte die schön gemalten Blätter dem Bruder der Königin, der ihm dafür einen Mantel schenkte und, wie man sagt, die meisten Zeichnungen herausschnitt, um sie an verschiedenen Stellen seines Hauses aufzukleben. Alle Bemühungen des Major Burney, dem ehrwürdigen Greise die Frucht seines vieljährigen Fleißes wieder zu verschaffen, waren fruchtlos. Der Prinz läugnete standhaft, im Besitze dieser Bilder zu seyn, und führte den Major sogar, zu seiner Rechtfertigung, im ganzen Hause umher.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die fünf katholischen Gemeinden von Dibayen Nachkommen von Franzosen und anderen Europäern sind, die 1756 gefangen dorthin geschleppt wurden. Bei Vielen unter ihnen verkündigt noch die helle Farbe der Augen und des Haupthaars ihre Europäische Abstammung.

(Annali universali di Statistica.)

Bibliographie.

- Elegie di Alb. Tibullo etc. (Elegieen Tibull's.) In dreizeilige Reime übersetzt von Prof. Scazzola. Mit Text und Noten. 247 S. 8. Alessandria.
- Il Museo di Cividale (Poetische Beschreibung des neuen Museums der Stadt Cividale.) Udine.
- Sopra un inedito manoscritto etc. (Ueber ein ungedrucktes Manuskript Morando's, das einige Anmerkungen zu Dante enthält.) Von G. G. Orti. Verona.
- Lettere etc (Briefe des Torquato Tasso an Luca Scalabrino.) Zum ersten Mal edirt von B. Gomba. Jai.

Mannigfaltiges.

— Die Bewohner von Daghestan im Kaukasus. Dieses Gebirgsvolk hat in den Gegenden, wo seine Sitten durch Aufenthalt in Städten nicht entwildert worden sind, das Gepräge seiner ursprünglichen Wildheit bewahrt. Sie sind größtentheils mittlerer Größe, von breitschultrigem Bau und schwärzlicher Gesichtsfarbe. Sie sind immer mit ihrem langen zweischneidigen Dolche bewaffnet, und verlassen sie ihre Dörfer, so führen sie außerdem noch eine Muskete, ein Pistol und einen langen etwas gekrümmten Säbel bei sich. Gewöhnlich sitzen sie zu Pferde. Ihr kriegerischer Charakter hindert sie nicht daran, einen Fremden, wo es nothwendig ist, mit der größten Höflichkeit und Herzlichkeit zu empfangen. Sie sind rachsüchtig und ermangeln nicht, ein erlittenes Unrecht in dem Blute des Beleidigers abzuwaschen. Einer der neuesten Reisenden in Daghestan erzählt folgende Begebenheit: „In der Periode der Russischen Eroberung lag ein Individuum, Namens Newrus-Beg, mit einem anderen durch seine Verwegenheit und Plünderungen ausgezeichneten Häuptling im Kriege. Newrus-Beg, entschlossen, seinen Feind zu vernichten, ging in Begleitung seines Sohnes in dessen Lager und legte seine Muskete zu den Füßen des Feindes; aber in demselben Augenblick, als er schwur, das erlittene Unrecht zu vergessen, stellte sein Sohn ein Fäßchen mit Schießpulver unter das Haus und steckte eine brennende Lunte hinein. Vater und Sohn zogen sich zurück und erwarteten die Explosion in einiger Entfernung. Das Haus flog mit den verstümmelten Leichnamen seiner Besitzer in die Luft. Diese tückische Handlung zog dem Newrus-Beg den Haß der übrigen Bergbewohner zu, und nur seine eigene Geistesgegenwart und die Ergebenheit seiner fünf Söhne, die ihn im Schlosse bewachten, retteten ihm das Leben. Ich stattete diesem gefürchteten Mann einen Besuch ab. Er hat ein sehr angenehmes Aeußere und die feinsten Sitten." Diese Bergbewohner bedienen sich unaufhörlich bildlicher und poetischer Ausdrücke, selbst in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens.

(A. J.)

— Bevölkerung des Chinesischen Reiches. Nach einem im Jahre 1813 durch Kaiser Kia-King veranstalteten Census*) beträgt die Bevölkerung dieses Riesenreiches, mit Ausschluß einiger bloßen Schutzländer, über 360 Millionen Seelen! Die einzige vormalige Provinz Kiangnan (jetzt Kiangsu und Ganhui) beherbergt einige siebzig Millionen! So erstaunlich aber das eigentliche China mit Menschen überfüllt ist, so unglaublich volksleer sind die weitläuftigen den Chinesen unterworfenen Länder im Norden und Westen; ein Verhältniß wie Eins zu beinahe Zweitausend!!! Und dennoch haben die so dünn gesäeten Barbaren in West und Nord das „himmlische Reich" mehr als ein Mal empfindlich gedemüthigt.

— Geographie der Farben. „Ich war schon lange davon überzeugt, daß die Farben einen mehr oder weniger starken elektrischen Charakter besitzen, der, ihrer Lage auf der chromatischen Leiter gemäß, regelmäßig zunimmt oder abnimmt und das Maß seiner Intensität in dem Grade der Temperatur, den jede Farbe besitzt, angedeutet findet. Dieses gilt nach meiner Beobachtung nicht nur von den Farben des Prisma, sondern auch von den Farben, welche die Schöpfung, sey es nun im Thierreich oder im Pflanzenreich, schmücken. Die Geographie der Farben bestätigt das Gesagte. In niederen Breiten finden wir den scharlachrothen Ibis und andere verwandte Vögel, während der Flamingo — ebenfalls eine hochrothe Reiher-Art — aus den Lagunen der neuen Welt hervorschimmert. In diesen Regionen sieht man die amherstia nobilis, die bombyx speciosa, die lobelia cardinalis und fulgens, die salvia splendens, lychnis calcedonica und verbena melindres; alle in brennendem Farbenschmuck. Die vorherrschende Farbe der gemäßigten Zonen ist auf der chromatischen Leiter gegen die Mitte hin zu finden. In Britanien z. B. ziert die gelbe ranunculus acris die Felder, und die Zwiebelwurzel u. s. w. wächst am Rande der Sümpfe. Schlüsselblumen und Kuhblumen keimen in den Wäldern empor, blicken durch die Zäune und überkleiden die Wiese. Eben so ist es mit Blumen, die weniger bunt geschmückt sind. Blau und Weiß zeigen sich vorherrschender, je näher wir den Polarkreisen kommen. Es bedarf gar keines Beweises, daß diese Erscheinung mit der relativen Intensität der magnetischen Kraft auf unserer Erdoberfläche korrespondire."

(Murray's New Lightning Conductor.)

— Zur Bibel-Exegese. John Hartley, der als Missionair in Griechenland reist, erwähnt in seinem Tagebuche folgender interessanten Erläuterung zur heiligen Schrift: „Da ich mich in vergangener Nacht mit den Worten: „„Und die Schafe hören seine (des Hirten) Stimme, und er ruft seine Schafe mit Namen"" (Joh. X, 3) beschäftigt hatte, so fragte ich meinen Führer, ob es in Griechenland gebräuchlich sey, den Schafen Namen zu geben. Er sagte mir, daß dies allerdings der Fall sey, und daß die Schafe dem Hirten gehorchten, wenn er sie bei Namen rufe. Heute Morgen hatte ich Gelegenheit, mich von der Wahrheit dieser Bemerkung zu überzeugen. Als ich bei einer Heerde Schafe vorüberkam, richtete ich dieselbe Frage an den Hirten und erhielt dieselbe Antwort. Ich bat ihn darauf, eins seiner Schafe zu rufen. Er that es, und das Thier verließ augenblicklich seine Weide und seine Gefährten und lief zu dem Hirten mit Zeichen der Freude und so schnell gehorchend, wie ich es bei keinem anderen Thiere jemals wahrgenommen habe. Der Hirt erzählte mir, daß viele seiner Schafe noch wild seyen, da sie ihre Namen noch nicht gelernt hätten; die anderen, welche auf ihre Namen hörten, nannte er zahm."

*) Mitgetheilt im Asiatic Journal (August-Heft).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Mittwoch den 11. September 1833.

England.

Ueber den Zustand der Beredtsamkeit in England.

Longin sagt, daß nur freie Männer beredt sind; aber Longin hat sich sehr geirrt. Die Sklaven des Ostens sind beredt; die Irländer sind beredt; — aber die Amerikaner bieten keine glänzende Muster einer Beredtsamkeit, und die Engländer besitzen nur wenige Bruchstücke in nur wenigen Reden, die als Muster wirklicher Beredtsamkeit der Bewunderung späterer Generationen können überantwortet werden.

Bei uns wird Beredtsamkeit nicht wie eine Kunst betrachtet, sie wird nicht studirt, außer von sehr Wenigen, die die formellen Bedingungen der äußeren Action zu ihrem Studium machen, aber übersehen, daß Alles ankommt auf den Geist, wie in der Beredtsamkeit, so in der Poesie. In England wird man im Allgemeinen zum öffentlichen Redner durch die Anwendung einer Reihe von Sentenzen, aber man wendet keine Sorgfalt auf die mannigfache Modulation der Stimme, keine auf die Anmuth der Gesticulation, keine auf die rednerischen Kunstgriffe, sein Auditorium in Schrecken zu setzen oder niederzuhalten; ein Jeder meint, es sey genug, mit lauter Stimme klare Sentenzen auszusprechen, und die Folge hiervon ist, daß es hier zu Lande viele gute Sprecher giebt, aber sehr wenige Redner. Vielleicht desto vortheilhafter für das Land — wir lassen diesen Punkt unerörtert; wir untersuchen bloß den Zustand, nicht die Vor- und Nachtheile der Kunst.

Vielleicht finden sich in keiner repräsentativen Versammlung so viele gute Sprecher beisammen, als gegenwärtig im Unterhause. Ein Beamter des Hauses, der es vor 30 Jahren beobachtet, sagte uns, daß es keinen überraschenderen Kontrast geben könne, als die Zahl der ausgezeichneten Sprecher jetzt, zusammengehalten mit der auch nur leidlicher in früherer Zeit. Und doch kann man von keinem dieser ausgezeichneten Sprecher sagen, daß er sich zu den höchsten Leistungen der Beredtsamkeit erhoben. Als charakteristischer durchgehender Grundzug unserer öffentlichen Redekunst erscheint, daß sie auf Gemeinplätzen beruht. Der feine Sprecher stutzt sie zierlich auf; der tiefgemüthliche trägt sie orakelmäßig vor, der genialisch kräftige strömt sie aus, als wären es Inspirationen der Genialität; aber sie bleiben dennoch Gemeinplätze. Nichts, was neu wäre oder überraschend als Gedanke, nichts, was das Herz träfe oder erhaben wäre als Gefühl, ist noch je über die Lippen von Mr. Stanley oder Sir Robert Peel gegangen, den beiden Vorkämpfern in den nächtlichen Scharmützeln und Kämpfen. In der That gesteht Mr. Stanley auch ein, niemals eine gewisse Schranke der Beredtsamkeit überschritten zu haben. Freimüthig und klar, korrekt und immer auf dem Platze, — hat er es nie erstrebt, der Leidenschaften Herr, der Herzen Meister zu werden. Seine Art ist ganz geeignet, den Bedürfnissen der Verhandlungen Genüge zu leisten, er fürchtet nichts und übersieht nichts. Er tritt seinem Gegner in jedem Punkte entgegen, wie kritisch dieser auch sey: ihm entgeht kein Vortheil, der gewonnen werden kann, und er weiß ihn auf das beste zu benutzen. Viel weniger imponirend, als Sir Robert Peel, ist er in weit höherem Grade natürlich. Keine Kunst mischt sich in die strenge Einfachheit seiner Action, in den gehaltenen Ernst seiner Mienen. In der merkwürdigen Klarheit seiner energischen lebensvollen Darstellung, so wie in der lichten Reinheit seiner Diction, unterscheidet er sich wesentlich von allen seinen Zeitgenossen, von dem meditirten gefeilten Brougham, von der pomphaften Feierlichkeit Peels, von der anmuthigen Blüthe Cannings, von den künstlich auf Effekt berechneten Reden Shiels, von den unendlichen Combinationen des Tones, wie der Haltung, die eines Lebens Erfahrung einen O'Connell gelehrt. Der Geist eines gebildeten, freisinnigen, scharfsichtigen, aber realistischen, kühl besonnenen Volkes kann in keiner angemesseneren Verkörperung zur Erscheinung kommen, als in der Beredtsamkeit des Mr. Stanley. Er ist ein vollkommener Engländer, ein bewundernswürdiger, aber kein eloquenter Sprecher. Es scheint, als fehlte ihm nicht der Geist, wohl aber das Herz zur Beredtsamkeit. Die Heftigkeit seines Charakters ist ihm viel weniger nachtheilig, als die Kälte seiner Dispositionen. Seine Seele scheint sich behaglich auszubreiten, wenn er bei irgend etwas Falschem verweilt, aber nur langsam und mechanisch sich zu bewegen, so oft er zu einer großartigen Wahrheit übergeht. Oft wird unsere Bewunderung eben durch seine Talente erkaltet; es ist etwas Kleinliches in der Besonnenheit der Leidenschaft, die dem Gemüthe nicht zusagt. Was ist wohl dagegen so anziehend, als die Gemüthlichkeit eines liebenswürdigen Herzens?

Wenn Mr. Stanley die eine Seite des Englischen Charakters ausdrückt, so stellt sich in Lord Grey dessen andere Seite dar. Es ist unmöglich, noch einen Menschen zu sehen oder zu hören, dem ausdrucksvoller das Siegel des Adels aufgedrückt wäre. Diese hohe Stirn, diese feinen Gesichtszüge, diese einnehmende Gestalt, diese freie Würde des Ausdrucks, — Alles ist edel; seine Gesinnungen, seine Redegabe entsprechen diesem Aeußeren, diesem Antlitze. Ihn durchlebt ein hoher, stolzer, aber großherziger, unwiderstehlich mächtiger Geist. Man könnte ihn, wie Bussy d'Amboise, einen homme de sang et de feu nennen. Aber auch ihm, — obgleich er der feinste geschätzteste Redner seiner Zeit, — kann, so wenig wie Mr. Stanley, das Attribut eloquent in seinem höchsten Sinne zugestanden werden. Und um nicht in dem Gebrauche dieses Wortes Irrung zu erregen, wollen wir feststellen, was wir mit dem Ausdrucke: eloquent reden, für einen Begriff verbinden. Wir verstehen darunter die Art der Rede, die sich an den Verstand richtet durch das Medium der Leidenschaft: kurz, eine Kunst, ähnlich der des Dramatikers, des Dichters überhaupt, des Malers, die in ihrer höchsten Sphäre sich immer nicht an die bloße Phantasie, sondern an den Geist wenden, in denen die Wahrheit das Ziel der Fiktion ist, und die überzeugen, besänftigen, beherrschen oder schrecken, indem sie den Verstand durch Anmuth fesseln, indem sie sich an das Sinnliche wenden. So machten es die größten Redner. Diejenigen, welche durch mannigfache Künste die größte Gewalt über die Leidenschaften geübt, waren auch unläugbar die, welche den Ansprüchen des Verstandes am meisten Genüge geleistet. So ist es mit Demosthenes, so mit Homer, so mit Sophokles, so mit Michael Angelo. Mirabeau war eloquent, als er ausrief: „Es ist nur ein Schritt vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen!" Die Größe des Gedankens liegt in seiner furchtbar wahren Berechtigung. Martin ist eloquent, wenn er in seinem Gemälde der Sündfluth Mond, Sonne und einen Kometen vereint am Himmel erscheinen läßt. Wir sind betroffen über die unerhörte, aber wahrscheinliche Lösung des furchtbaren Phänomens. Voltaire ist eloquent, wenn er sagt: „Gäbe es keinen Gott, — wir würden einen erfinden." Er nimmt die ganze Seele ein, indem er sich an die Vernunft wendet. Demosthenes war eloquent, da er in die Worte ausbrach: „Was liegt daran, Männer von Athen, ob Philippos lebt oder todt ist. Wenn Euch die Götter von ihm befreien, so werdet Ihr selbst Euch ein zweiter Philippos!" — Dies sind Aeußerungen höchster Eloquenz, ihre Erhabenheit beruht in der gewaltigen Macht der in ihnen zusammengedrängten Wahrheit. Eloquenz solcher Art tritt uns nur selten, auch in unseren größten Rednern, entgegen; man könnte freilich auch fragen, ob die Zuhörer vorbereitet seyen, sie aufzunehmen. Die Beredtsamkeit Chatham's besteht großentheils in kühnen lebensvollen Declamationen; die Sheridan's in einem prunkvollen Wörterpompe; — die Burke's und nicht minder Brougham's in der würdevollen Diction einer wohlgefeilten Abhandlung. Eine der wenigen Aeußerungen jener Art von Eloquenz (obgleich von weit geringerer Macht), die sich uns bei unseren Zeitgenossen darbietet, findet sich in einer Rede des Mr. Croker bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Reformbill. Ueber die Gefahr sprechend, die dem Unterhause bevorstehe, wenn es ihm gelinge, das Oberhaus zu stürzen, trat er langsam hin an die Tafel, und, seine Blicke auf den Anführer der ministeriellen Majorität geheftet, sprach er: „Zählet die Tage, die verstreichen, seit das Unterhaus durch ein Votum das Fortbestehen der erblichen Kammer aufgehoben, bis Cromwell befahl, daß dies Spielwerk, — (indem er die Reichs-Insignien anfaßte) von Eurer Tafel entfernt werde!" Der Ton, der Blick, die Miene des Redners, Alles begünstigte den Effekt. Nichts kann eloquenter seyn; und doch war es bloß die Ansprache an ein einfaches historisches Faktum. Wenn wir es in Abrede stellen, ob zweien der gewandtesten Redner unserer Zeit Eloquenz im wahren Sinne des Wortes beigelegt werden könne, so wollen wir damit sagen, daß sie unsere Leidenschaften nicht erregen. Wir werden nicht fortgerissen, nicht von elektrischen Blitzen durchzuckt, nicht des Athems beraubt; wir fühlen nicht Geist und Gemüth und Urtheil in uns zu ihren Gunsten verbündet. Wir sagen wohl: „Das ist eine vortreffliche Rede", — aber nicht: „lasset uns gegen Philipp ziehen!" —

Wir sprechen jetzt von der Englischen Beredtsamkeit und werden daher unseren Gegenstand nicht durch eine Reihe von Beispielen, von den Irländern entnommen, erläutern, einem Volke, bei welchem, — voll Lebens und reich an Phantasie, wie es ist, — gewiß in Zukunft diese Kunst in ihrem höchsten Glanze erblühen wird, sobald nämlich, als die politischen Unruhen in diesem unglücklichen Lande,

nur einigermaßen beschwichtigt, dem Verstande zu ruhiger Besinnung, dem Geschmack zur Verfeinerung zu kommen, gestatten; sobald überschwenglicher Bilderreichthum und schwülstige Darstellung einer mehr wahren und darum nicht weniger machtvollen Energie der Diction und der Logik des Gedankens Raum gönnen werden. Allerdings sehen wir in Mr. O'Connell, dem mächtigen Zwingherrn des trotzig aufstrebenden Volksgeistes, nur wenig von dem blumenreichen aufgedunsenen Charakter, der die Beredtsamkeit seiner Landsleute eigenthümlich auszeichnet. Seine große Kunst besteht darin, eine Untersuchung festzustellen. Er basirt jede Frage auf den unerschütterlichsten Grund; und die eiserne Stärke seiner Einsicht verhüllt sich nur selten unter Festtags-Kränzen. Dem Mr. Stanley ähnlich, verdankt er alle Wirkung seiner Beredtsamkeit der sichtlichen Uebereinstimmung seiner selbst mit allen großartigen Bewegungen. Wenn er sich ihnen hingiebt, so glänzt sein Auge, und die tiefe Musik seiner unvergleichlichen Stimme scheint zu versagen und zu stocken. Mag dies auch Eingebung seiner Kunst seyn, — denn er ist ein vielerfahrener Künstler — so hat es doch den Schein von Natürlichkeit. — Niemals vielleicht hat er einen siegreicheren Eindruck auf seine Zuhörer geübt, als einmal, da er in seiner Replik gegen Mr. Stanley in Bezug auf die Irische Beschränkungsbill sich plötzlich selbst unterbrach in dem Strome einer heftigen Invektive, auf die Alle nach seinen Vorbereitungen gefaßt waren, und mit veränderter sanfter Stimme die Worte sprach: „Aber der edle Herr hat erklärt, daß ihm Irland theuer sey. Ich danke ihm für diese Versicherung. Ich nehme jedes harte Wort zurück; ich unterdrücke jede heftige leidenschaftliche Aeußerung, die mir über die Lippen gehen sollte. Der Mann, welcher mir sagt, daß ihm Irland theuer sey, — er hört auf, mein Feind zu seyn." Durch die ganze feindliche Majorität verbreitete sich eine unmuthvolle Bewegung; es gab fast nicht einen Mann in derselben, der nicht betroffen schien. Diese Beredtsamkeit, die doch als der Ausdruck edler menschlicher Bewegung erscheint, ist bei Englischen Rednern allerdings selten anzutreffen; und wie unserer Seits können kein Beispiel von ihr aus eigener Reminiscenz anführen.

Durchaus verschiedenen Charakters von Mr. O'Connell, weicht Mr. Shiel in einer Hinsicht von den Irischen Rednern im Allgemeinen ab und nähert sich besonders Mr. O'Connell; — er ist logisch. Mit aller Gluth und allem Schimmer seines Ausdrucks, der sich übrigens schon der spitzigen Antithesen, so wie alles unwesentlichen Schmuckwerks, zu entkleiden beginnt, die vordem in den kalten Englischen Versammlungen seinen Bestrebungen entgegentraten, vereinigt er eine merkwürdige Klarheit des Raisonnements, und eben seine Vorliebe für Wörter-Antithesen führt ihn zu den Antithesen in der Argumentation, die die bündigste Schlußfolge bilden.

Es ist vielleicht wahr, daß dies Uebergewicht des Raisonnements noch klarer hervortreten würde, wenn seine Action weniger heftig und seine Gesticulation freier wäre von jenem unruhigen unaufhörlichen Wechsel, der seinen Zuhörern den Schein des Studirten und Deklamatorischen aufdrängt. Trachtete er weniger nach Effekt, würde er viel mehr Effekt hervorbringen; und wäre er weniger hitzig, so würde er den Engländern, denen Kälte für Wahrheit gilt, wahrer erscheinen. Doch ist vielleicht kein Sprecher in dem Hause populairer, weniger durch seinen Genius, der hochbegabt ist, seine Logik, die streng ist und bündig, seinen Reichthum an Kenntnissen, der, aus eigener Erfahrung gewonnen und wohl geordnet, ein unendliches Detail unter der Herrschaft von Prinzipien umfaßt, als durch die Macht seiner Sarkasmen, seine beißende, aber doch gefällige Ironie, seine unvergleichliche Kunst, des Gegners Inkonsequenz, Schwäche oder Unwürdigkeit, wenn er scheinbar Tugend heuchelt, aufzudecken. Dies führt uns auch mit einem Male in das große Geheimniß der Stimmung und Tendenz des Englischen Unterhauses ein, nämlich dessen Vorliebe für persönliche Angriffe; der geringste leicht erträglichste Fehler desselben ist, daß die Ansprache an niedrige Leidenschaften ihm am meisten zusagt und zugleich von der Gewalt des Redners den höchsten Begriff beibringt. Aber zwei Ausnahmen von dieser allerdings im Allgemeinen gültigen Regel, sich des Hauses Gunst zu erwerben, zwei ehrenvolle Ausnahmen bilden Lord Althorp und Mr. Macaulay; der Eine greift nie muthwillig an, und der Andere, mit gewaltiger Kraft die Prinzipien seiner Opposition angreifend, unterbricht sich selten damit, einen einzelnen Widersacher zu beachten, und noch viel seltener, ihn zu bekämpfen; in reißendem glänzendem Redestrom, in leidenschaftlichen Worten bewegt er seine weitläufigen, doch etwas unhaltbaren Theorieen fort, seine Gegenpartei niederstürzend, die Gegner als Individuen keiner Beachtung würdigend. Das ist es, was ihm den Triumph über alle seine Zeitgenossen verschafft, was ihn aber untüchtig macht zu dem Kleingewehrfeuer und dem Handgemenge der Debatten. Er kann sich nicht bewegen, ohne daß eine Armee von Worten seinen Argumenten auf dem Fuße folgte; er mag nicht den Hieben eines Einzelnen ausweichen; er ist unnahbar in einer großen Hauptschlacht, aber verhältnißmäßig ungeschickt im Zweikampfe. Indeß ist es wahrscheinlich, daß lange Uebung ihm auch die Gewandtheit in dieser am meisten üblichen Methode des Kampfes bringt; — und je mehr er in seiner Macht emporsteigt, desto nöthiger und anhaltender wird jene Uebung werden. — Nimmt man Alles an diesem merkwürdigen Manne zusammen, so besitzt er vielleicht größere Redekraft, als irgend ein Engländer unserer Zeit. Er nährt sich der Beredtsamkeit, die sich an die Leidenschaften wendet, er regt auf, bewegt, entzündet, — während er spricht. Der Fehler ist nur, daß der Eindruck vorübergeht. Er verschmäht durchaus nicht den Gebrauch solcher Sophistereien, die der Reflexion des nächsten Tages nicht Stich halten. Er glaubt vielleicht, es sey dem Redner nöthig, etwas sophistisch zu seyn. Er überzeugt Euch viel mehr von der Leidenschaftlichkeit seines Genius, als von der Haltbarkeit seiner Prinzipien; man kann sich nicht des Zweifels erwehren, ob er selbst sich seiner Prinzipien klar bewußt sey; man wird geneigt, ihn allzusehr zu der „Zunft der Allfertigen" zu rechnen. Ein scharfer Ausdruck, den der Herzog von New-Castle einmal herausgestattert, doch in nicht glücklicher Anwendung auf den weisesten und erleuchtetsten Geistlichen unserer Zeit. — Wenn daher der Beredtsamkeit des Mr. Macaulay die würdevolle, gleichmäßige, majestätische Kraft abgeht, die in den höchsten Aufflügen der Kunst sich zeigt, wenn die Seele an ihr nicht genug hervortritt: so müssen wir sagen, daß sein lebhafter Geist, seine Kenntnisse viel mehr sprechen, als er selbst. Ein unnennbares Etwas gebricht ihm. —

Dies ist gerade die Rückseite von Sir Robert Peel, an welchem, wenn er spricht, der Mann selbst viel mehr unsere Bewunderung erregt, als seine Eigenschaften. Er ist ein vollkommener Senator, der seine Gefühle ausspricht, oft erwartet, oft seicht, oft in Gemeinplätzen, aber doch immer in ihm eigenthümlicher Weise, doch noch verziert durch glückliche Wendungen, doch noch gehoben durch die Feierlichkeit des Vortrags (die, wenn sie sich auch gewissermaßen selbst täuscht, doch schön zusammenstimmt mit seinem Standpunkte und der ganzen Eigenthümlichkeit seines Wesens); man fühlt, daß alle Ansichten, die er aufstellt, nicht für den vorliegenden Fall entlehnt, sondern Stücke und Theile des Mannes selbst sind. Mr. Macaulay spricht wie ein Orator, Sir Robert Peel wie ein Senator. Doch mag es dem Mr. Macaulay noch aufbewahrt seyn, alle Lücken seiner großen Redefähigkeit auszufüllen, einem Berufe ganz zu genügen, zu dem ihn seine Talente mehr noch, als sein Charakter geschickt machen; — er hängt zu wenig einer Partei an; sein Fehler ist die Schüchternheit; er hegt sein Ansehen und seine Privat-Interessen zu zärtlich; die Natur hat ihn zum Anführer bestimmt, und er begnügt sich, ein geschickter Gladiator zu seyn.

Indem wir uns von der Parlaments-Beredtsamkeit zu der gerichtlichen wenden, fühlen wir wohl, daß wir plötzlich hinabsteigen. In den Gerichtshöfen ist Alles in diesem Augenblicke dürftig, kleinlich und zahm; der Mantel Erskine's wird von der Schulter geringerer Männer getragen — die tiefe Stimme Broughams hat kein Echo geweckt. Die vertraulichen Schmeicheleien des Sir James Scarlett, die affektirten Pedanterieen des Sir Edward Sugden bilden gegenwärtig die bedeutendsten Erscheinungen der gerichtlichen Redekunst. Doch verspricht Mr. Follet höhere Leistungen als seine Zeitgenossen. Klar und kräftig in seinen Begründungen, nicht sowohl die Erregung leidenschaftlicher Aufwallungen, als großartigerer und allgemeinerer Gefühle erstrebend; anmuthsvoll in seinem Wesen, melodischer Stimme und viel reicheren Gemüths, als gewöhnlich den gerichtlichen Zänkern einwohnt, — wird Follet, wie wir hoffen dürfen, den alten Glanz der Gerichte wiederherstellen und, tritt er einmal in das Unterhaus ein, gewiß den Ruf fortbin behaupten, der ihm so schnell zu Theil geworden.

Wir fassen schließlich das Gesagte zusammen. Ist auch die Kunst des öffentlichen Vortrags allgemein unter den Engländern verbreitet; hat sie sich auch schon zu einer gewissen nicht unbeträchtlichen Höhe aufgeschwungen in einer größeren Zahl von Rednern, als vielleicht in irgend einem Lande der Welt, so fehlt ihr dennoch Leben und Gluth, „die Begeisterung und die göttliche Kraft", die solchen Männern zusteht, welche die Angelegenheiten einer Stunde durch ewige Farben bewahren, und welche die Lenker des Volkes so wie Gegenstand der Verehrung für die Nachwelt seyn sollen.

Wir können vielleicht diesen Aufsatz nicht besser schließen, als durch die Anführung einer nicht sehr bekannten Rede, die in sich selbst ein Muster erhabener kühner Eloquenz und von einem großen Manne gesprochen ist, nämlich von Lucian Bonaparte. Wir kennen nichts Schöneres, als die hier folgende Personification zweier großen Zeittheile. Sie würde auch auf die gegenwärtige Zeit anzuwenden seyn, wenn wir statt „Jahrhundert" lesen: Aera. An dem Jahrestage der Republik, 22. September 1800, sprach Lucian Bonaparte im Laufe seiner Rede folgendermaßen: „„Ich glaube, das Jahrhundert, das eben ablaufen soll, verweilen zu sehen an den zerbrochenen Statuen und den zertrümmerten Grabsteinen der alten Könige Frankreichs. Ich stelle es mir vor, sich mit folgenden Worten an das beginnende Jahrhundert wendend: „Ich hinterlasse Dir ein reiches Erbe. Man hat mich genannt das Zeitalter der Philosophie, werde Du das Zeitalter rüstiger Thatkraft! Mögen die Stürme, die sich rings um mich gesammelt, mit mir selbst hinabsinken in die Nacht der Zeiten."" — (New Monthly Magazine.)

Bibliographie.

- Memoirs of baron Cuvier. (Denkwürdigkeiten des Baron Cuvier.) Von Frau R. Lee. Pr. 12 Sh.
- Memoirs of the court of king Charles the first. (Denkwürdigkeiten vom Hofe Karls des Ersten.) Von Lucy Aikin. Zweite Ausgabe. 2 Bde. Pr. 28 Sh.
- The converted Jew. (Der bekehrte Jude. Ein Gedicht.) Von T. K. Bredon. Pr 5 Sh.
- Zenobia, a drama. (Zenobia, ein Schauspiel und andere Gedichte.) Von J. Ford. Pr. 7 Sh. 6 P.

Nord-Amerika.

Neuere Beiträge zur Geschichte der Indianer-Stämme von Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Bei der oben erwähnten Zusammenkunft war die Neugierde der Engländer nicht weniger rege, als die der Indianer. Während der Sachem die Rüstung Winslows neugierig beschaute und seine Be-

gleiter sich bemühten, die Trompete zu blasen, betrachteten die Engländer mit Neugierde den Körperbau ihrer neuen Verbündeten. Der Verfasser des Tagebuchs der Kolonie von Plymouth schildert Massasoit als einen kräftigen Mann in den besten Jahren, ernst und zurückhaltend in Worten. Sein Putz unterschied sich von dem seiner Gefährten nur durch eine Kette von weißen Knochen, die er um den Hals trug, welche wahrscheinlich ein Zeichen der Königswürde war. Sein Leib war mit dunklem Roth bemalt, aber Kopf und Gesicht waren so dick mit Oel bestrichen, daß sie leuchteten, als wenn sie gefirnißt gewesen wären. Er hatte keine andere Waffe, als ein langes Messer, welches an einem Strick an seiner Brust hing. Seine Hofleute, ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit nach allen Regeln der Etikette herausgeputzt, waren buntscheckig, weiß, schwarz, roth und gelb bemalt; einige trugen Kreuze und Schmucksachen von verschiedener Form.

Nachdem sie einige der ihrigen den Engländern als Geiseln zurückgelassen hatten, zogen sich die Wampanoags in ein Gehölz, ungefähr eine Meile entfernt, zurück und brachten die Nacht mit Winslow zu, der ihnen als Gegengeisel diente. Es scheint indeß, daß die Engländer sich nicht so ganz sicher glaubten, denn sie durchwachten die Nacht, aus Furcht vor einem nächtlichen Ueberfall, während ihre Gäste ruhig schliefen. Diese Vorsicht macht der Klugheit der Engländer mehr Ehre als ihrer Rechtlichkeit, wenn es wahr ist, daß das Vertrauen immer der Maßstab eigener Redlichkeit ist. Am anderen Morgen sandte der Sachem einen von seinen Leuten, um den Wunsch zu erkennen zu geben, seinerseits einen Besuch von den Kolonisten zu erhalten. Standish und ein gewisser Alderton wagten es, hinzugehen, und wenn sie keine königliche Bewirthung fanden, so wurden sie wenigstens mit Herzlichkeit aufgenommen und hatten Taback und Kartoffeln, so viel sie nur mochten. Der Gouverneur, um die Freigebigkeit des Sachem gegen seine Gesandten zu erwiedern, sandte ihm sogleich einen Vorrath trockener Erbsen. Dieses Geschenk war den Indianern sehr angenehm, welche noch einen Theil des Tages in ihrem Lager zubrachten; dann entfernten sie sich, voller Freude, so gute Nachbarschaft gestiftet zu haben. — Alle Umstände dieses Berichts zeigen uns die Indianer in sehr vortheilhaftem Lichte. Sie begaben sich ohne Waffen, und ohne Mißtrauen zu zeigen, mitten unter die Kolonisten und erwiederten die Aufnahme, die sie fanden, durch eine einfache und herzliche Gastfreundschaft.

Im Juli desselben Jahres schickte der Gouverneur der Kolonie eine Gesandschaft an Massasoit nach seiner Residenz Montaup. Sie bestand aus Eduard Winslow und Stephan Hopkins, welche dem Sachem ein Kleid brachten, das ihm der Gouverneur als ein Zeichen seiner Freundschaft verehrte. Sie hatten auch den köstlichen Auftrag, ihm zu verstehen zu geben, daß bei der großen Zahl der Indianer, welche Plymouth besuchten, die Kolonisten, noch ungewiß, wie die Maisernte ausfallen würde, sie unmöglich länger ernähren könnten, daß indeß, wenn Massasoit selbst oder einer seiner Freunde die Kolonie besuchten, sie stets mit edler Gastfreundschaft aufgenommen werden würden. Der Gouverneur verlangte außerdem, daß die Pokanokets Erlaubniß erhielten, Pelzwerk zu vertauschen und den Kolonisten Mais zur Saat zu verkaufen. Wir finden hier Umstände, welche die Art der Verbindung, die man mit den Indianern herzustellen wünschte, besser in's Licht setzen. Die Kolonisten hatten, wie es scheint, Getraide-Vorräthe, die in der Erde vergraben waren, gefunden. Da keine Einwohner in der Nachbarschaft waren, so nahmen sie an, daß die Furcht sie verjagt habe, und bemächtigten sich dieses Korns, in der Absicht, es zu bezahlen, wenn die Eigenthümer wieder zum Vorschein kämen. Die Gesandten schlugen nun dem Massasoit vor, diese Indianer wissen zu lassen, daß die Engländer bereit wären, sich mit ihnen zu verständigen und sie zu entschädigen.

Ueberall auf ihrem Wege wurden die Gesandten mit einer Einfachheit und Gutmüthigkeit behandelt, welche an die Aufnahme erinnerte, die Columbus von den Bewohnern der Westindischen Inseln und Penn so wie Roger Williams bei den Delawaren und den Narraghansetts erfuhr. Endlich kamen sie nach Sowams. Massasoit war abwesend, er kam aber bald nachher und begrüßte seine Gäste mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr. Er hieß sie nach Art der Indianer herzlich willkommen, führte sie in sein Zelt und ließ sie neben sich sitzen. Nachdem sie ihre Vollmachten vorgezeigt hatten, überreichten sie ihm das Geschenk des Gouverneurs. Es war eine Kavallerie-Uniform von rothem Tuch, reich mit Tressen besetzt. Der Sachem zog sie sogleich an und hing eine lange Kette um seinen Hals, ebenfalls ein Geschenk der Engländer, welche darin ohne Zweifel ein Sinnbild der Lehns-Abhängigkeit sahen. Die Indianer sahen voller Bewunderung aus der Ferne dieser merkwürdigen Scene zu. Der Sachem erwiederte die Anträge des Gouverneurs mit den freundschaftlichsten Versicherungen und versammelte sodann seine Leute um sich her, um sie anzureden. „War er, Massasoit, nicht Herr der ganzen Gegend, und stand nicht jede Stadt unter seiner Gewalt? Mußten ihm nicht ihre Bewohner ihr Pelzwerk liefern?" In diesem fragenden Ton fuhr er fort, gegen dreißig seiner kleinen Besitzungen herzunennen, und seine Zuhörer bezeugten ihre Zustimmung bei jeder Frage durch ein bejahendes Geschrei. Nachdem er seine Rede geendigt hatte, zündete er Pfeifen an, die er seinen Gästen darbot. Er unterhielt sich mit ihnen von ihrem Vaterlande und ihrem Könige und wunderte sich besonders, daß dieser keine Frau hatte.

Da es spät wurde und er ihnen nichts Nahrhafteres anbot, weil er selbst nicht das Geringste vorräthig hatte, so äußerten seine Gäste den Wunsch, sich zur Ruhe zu begeben. Er war es gern zufrieden und theilte sein Bett mit ihnen, das aus einigen Brettern bestand, ungefähr einen Fuß hoch über den Boden erhöht und mit einer leichten Binsenmatte bedeckt war. Unsere Gesandtschaft nahm das eine Ende des Bettes ein, während das Königl. Ehepaar am anderen Ende lag. Den Tag darauf kamen mehrere kleine Sagamoren mit ihren Unterthanen aus den benachbarten Bezirken, und verschiedene Spiele wurden zur Unterhaltung der Gesandten aufgeführt. Mittags theilten sie mit dem Sachem und ungefähr 40 Gästen ein mäßiges Mahl, das vorzüglich aus gesottenen Fischen bestand, die Massasoit selbst mit Pfeilen getödtet hatte. Sie hielten sich am Hofe des Sachem nur drei Tage auf und ließen Massasoit bei ihrer Abreise äußerst bekümmert und beschämt zurück, daß er sie nur so schlecht hatte bewirthen können. Dies waren die freundschaftlichen Verhältnisse, die unter diesen beiden Mächten bestanden; es sollte aber nicht lange so bleiben.

Es scheint, daß Massasoit im Jahre 1639 seinen ältesten Sohn, Moaham oder Wamsutta, als Mitregenten annahm; denn der Bericht erzählt, daß sie im September desselben Jahres Beide nach Plymouth kamen, um die Bestätigung und Unverletzlichkeit des Traktats von 1621 nachzusuchen. Der Rath, im Namen des General-Gouvernements und jeder Stadt besonders, ratifizirte die neuen Klauseln und bestätigte den ganzen Inhalt des alten Bundes-Vertrages. Von diesem Zeitpunkte an finden sich die Namen des Vaters und des Sohnes, bald zusammen, bald getrennt, in allen Akten von Länder-Verleihungen. Im Jahre 1649 verkaufte Massasoit in seinem eigenen Namen das Gebiet von Bridgewater an Myles Standish. Unter diesem Akt befindet sich das Siegel des Sachem und die Unterschriften des Standish und zweier anderer Kolonisten, die sich anheischig machten, dem Massasoit für diese Abtretung sieben Kleider, jedes zu $1\frac{1}{2}$ Ellen, 9 Beile, 8 Grabscheite, 20 Messer, 4 Eisenhaue und $10\frac{1}{2}$ Elle baumwollen Zeug zu geben. Vier Jahre später traten Vater und Sohn, für 35 Pfd. Sterl., einige Ländereien in der Nähe ihres Wohnsitzes ab. Dies war einer der letzten Akte des Massasoit; denn man nimmt allgemein an, daß er im Jahr 1656 starb. Er mußte damals ungefähr 70 Jahre alt seyn.

So war, nach dem Zeugniß der Geschichte, jener Massasoit der erste und treuste Freund der Kolonisten. Diese Berichte zeigen ihn uns als einen einfachen und rechtlichen Mann, der seine Gewalt der Ueberlegenheit seines Geistes und dem Vertrauen verdankte, das er seinen Unterthanen wie seinen Verbündeten einflößte. Während seines langen so ehrenvollen Lebens wurde das gute Vernehmen zwischen seinen Indianern und den Kolonisten nicht einen Augenblick gestört. Seine Vermittlung war uns stets nützlich. Durch ihn blieb die Feindseligkeit des Sachem Caubitaw ohne Folgen, und er führte endlich eine aufrichtige Versöhnung herbei. Auch geschah es auf seinen Rath, daß die vornehmsten Häuptlinge der Massachusetts nach Plymouth kamen, um den Engländern ihr Bündniß und ihren Schutz anzubieten.

Die zärtliche Sorge seiner zahlreichen ihn umgebenden Freunde, als die schwere Krankheit sein Leben bedrohte, bewies die aufrichtige Anhänglichkeit, mit welcher ihm seine Unterthanen und seine Nachbarn zugethan waren. Winslow, der sein Arzt war, erzählt, daß einige Indianer mehr als hundert Meilen weit kamen, um ihn zu besuchen, und daß Alle seiner ärztlichen Behandlung mit einer Aengstlichkeit zusahen, als wenn es für sie das Leben eines Vaters oder Bruders gegolten hätte. Man findet in Winslow's Memoiren eine rührend einfache Stelle, welche beweist, wie sehr Massasoit auf das Beste seiner Unterthanen bedacht war, selbst als er sein eigenes Leben in Gefahr wußte. „Eines Morgens", sagt Winslow, „bat er mich, die Kranken in seinem Dorfe zu besuchen und ihnen dieselbe Sorge zu widmen wie ihm selbst; es wären brave Leute, sagte er."

Aber nicht genug, daß Massasoit den Verträgen treu blieb, die man seiner Unerfahrenheit entlockt hatte, die Gouverneure von Plymouth wollten auch über ihn und seine Unterthanen eine moralische Herrschaft ausüben. Sie warfen ihm mit Bitterkeit vor, daß er, trotz seiner Freundschaft für die Engländer, nie ihre Religion annehmen wolle. Sey es Instinkt, sey es Berechnung, Massasoit wies diese Anträge stets zurück. In seinem letzten Vertrag bestand er darauf, daß man ihm versprechen solle, nie einen Versuch zu machen, seine Unterthanen dem Götzendienst abzuziehen, und entsagte dieser Bedingung nur, als man ihm drohte, die Unterhandlung ganz abzubrechen. Dieser Umstand beweist, daß man schon damals an das Bekehrungs-Geschäft dachte, und daß die Kolonisten nicht Willens waren, dieses mächtige Eroberungs-Mittel aus den Händen zu geben.

Der Nachfolger des Massasoit in der Regierung der Pokanokets war sein ältester Sohn Moaham, oder Wamsutta, bei den Engländern unter dem Namen Alexander bekannt, so wie sein jüngerer Bruder unter dem Namen Philipp. Die Engländer hatten ihnen auf ihr Verlangen diese Namen beigelegt, als sie im Jahre 1656 in Plymouth waren. Von Alexander, der 1662, nach einer sechsjährigen Regierung, starb, weiß man wenig. Er lebte in Frieden mit den Engländern, wiewohl er sie nicht besonders liebte. Hubbard behauptet sogar, daß er mit den Narraghansetts eine Verschwörung gegen die Kolonie anzettelte. Diese Beschuldigung, welche sein Andenken befleckte und wahrscheinlich seinen Tod herbeiführte, scheint uns nicht hinlänglich erwiesen, und auf jeden Fall verfuhr die Kolonial-Regierung mit unverantwortlicher Härte.

Man schickte nämlich, auf die Anzeige des Komaletts, dessen man ihn beschuldigte, Leute ab, um ihn zu verhaften und vor den Rath zu führen, der seinen Prozeß einleiten sollte. Diesen Handstreich übertrug man dem furchtlosen Winslow, der sich mit acht oder zehn der stärksten Männer nach Sowams aufmachte. Sie fanden Alexander mit 80 der Seinigen in einem Wigwam, nicht weit von der Stadt. Sie drangen hinein, nachdem sie sich der Waffen, welche die Gäste draußen gelassen, bemächtigt hatten, und forderten den Sachem auf, ihnen nach Plymouth zu folgen. Er unterwarf sich nur ungern diesem Befehl, und erst dann, als man ihm drohte,

ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er sich weigerte oder eine Bewegung zu seiner Vertheidigung machte. Seine Gefangenschaft, sagt Hubart, zog ihm ein Fieber zu, und er bat um Erlaubniß, nach Hause zurückzukehren. Sie wurde ihm bedingungsweise gewährt, allein er starb unterweges. Auf diese Art erhielt dieses gewaltsame und völkerrechtswidrige Unternehmen seine unerwartete Lösung.

So standen die Sachen, als Massasoits zweiter Sohn, Metacom, den die Engländer Philipp genannt hatten, die Erbschaft seines Bruders Alexander antrat. Er war unter den Indianern sehr beliebt, und sein Regierungs-Antritt wurde durch glänzende Feste und ein ungeheures Herbeiströmen seiner Unterthanen gefeiert, welche aus den entferntesten Theilen seines Landes kamen, um ihren neuen Herrn zu begrüßen. Philipp begab sich, nach Beendigung dieser Festlichkeiten, mit seinem Oheim nach Plymouth und erneuerte in Gegenwart des Rathes, der seinen Bruder hatte richten sollen, die Versicherung seiner Anhänglichkeit an die Engländer. Mehrere Jahre hindurch blieb das Verhältniß beider Völker äußerlich auf freundschaftlichem Fuße, obgleich ein heimliches Mißtrauen von beiden Seiten den Zwiespalt schon begonnen hatte.

Die ersten Symptome eines Bruchs zeigten sich im Jahre 1671, in welchem Philipp sich laut über einige Eingriffe der Kolonisten in sein Jagdrecht beklagte. Um dieselbe Zeit verbreitete man das Gerücht, daß seine Unterthanen sich in ungewöhnlich großer Anzahl versammelten, daß sie ihre Waffen in Bereitschaft setzten und ihre Beile schärften. Die Regierung von Plymouth gerieth in Unruhe und sandte Kommissarien an Philipp, nicht um ihn zu arretiren, wie ehemals seinen Bruder, sondern um seine Absichten zu erforschen. Er antwortete auf diese Botschaft mit Würde, indem er die Häupter der Kolonie (die sich damals zu Taunton befanden, um mit den Gesandten der Regierung von Massachusetts zu unterhandeln, welche die Zwistigkeiten zwischen dem Sachem und der Kolonie als Schiedsrichter schlichten sollten) zu einer Konferenz einlud. Der Gouverneur genehmigte den Vorschlag und verbürgte sich für das Leben Philipp's während der ganzen Verhandlung. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

An ecclesiastical history. (Kirchengeschichte.) Von J. L. Mosheim. Baltimore. 2 Bde.

A Poëm on the meditation of nature. (Die Betrachtung über die Natur. Ein Gedicht, von den Zöglingen des Washington Kollegiums gesprochen.) Von Park Benjamin. Hartford.

Dermot Mc. Morrogh. (Die Eroberung von Irland.) Von J. Q. Adams. Boston.

Mannigfaltiges.

— Ein Ball in London. Ein Ball wird in England als eine sehr wichtige Angelegenheit behandelt. Lange vorher, ehe er stattfindet, sprechen die öffentlichen Blätter davon und unterhalten ihre Leser von demselben, wenn er vorüber ist. Nicht der kleinste Umstand entgeht ihnen, und die hochtrabendsten Ausdrücke werden gebraucht, um die unbedeutendsten Kleinigkeiten zu beschreiben. „Lady M.", heißt es, „gab an dem und dem Tage in ihrem prächtigen Hause zu Berkeley-Square einen der glänzendsten Bälle, denen wir je beiwohnten. Die lange Reihe der kostbar möblirten Gemächer war bei dieser Gelegenheit geöffnet. Die in einem der Zimmer im größten Ueberfluß dargebotenen Erfrischungen der ausgesuchtesten Art machten der Freigebigkeit und dem guten Geschmack der edlen Wirthin Ehre. Um 10 Uhr fingen die Gäste an, sich einzustellen, und um 11 Uhr waren die Säle gefüllt. Eine Stunde verging, ehe die Gesellschaft ihre Neugierde und Bewunderung der prachtvollen Ausschmückung derselben gestillt hatte. Endlich ertönte die Musik, und ein großer Theil der Gesellschaft strömte in den Tanzsaal. Die verführerische Miß — mit einer Rosenguirlande im Haar und in weißen Atlas gekleidet; die liebliche Miß Helene — in einem Kleide von Scharlach-Crepe; die herrlich gebaute Miß Adelaide — in schwarzem Atlas, und die schlanke Lady — in einer mit Silber und Gold gestickten Robe, eröffneten den Ball mit Lord — Lord — Sir William — und Sir —. Ein herrliches Abendessen, das jeden Leckerbissen der Jahreszeit darbot, folgte auf die Erfrischungen, die man während der Contretänze herumgereicht hatte. Um 4 Uhr Morgens ging die Gesellschaft aus einander, mit der herzlichsten Anerkennung des liebenswürdigen Empfangs und des feinen Benehmens der Frau vom Hause und der Gastfreundschaft ihres edlen Gatten." Dies ist der Bericht von einem Balle, auf dem ich zugegen war, wie ihn die Londoner Zeitungen gaben, denen er offiziell zugesandt worden war; jetzt will ich der Wahrheit gemäß erzählen, was ich wirklich sah. Das Haus, in welchem die Fete gegeben wurde, obgleich hübsch genug für ein Englisches Haus, war doch nur ziemlich klein. Wenn man den Raum desselben mit der Anzahl der eingeladenen Personen verglich, war es augenscheinlich, daß es, wie bei den meisten Londoner Feten, an Platz fehlte. Das Empfangszimmer war durch eine Bretterwand abgetheilt, die man bei dieser Gelegenheit weggenommen hatte. Zwei Kronleuchter mit ungefähr funfzig Wachskerzen, deren Licht von einigen schönen Spiegeln zurückgeworfen wurde, kontrastirten unvortheilhaft mit der dunkelrothen Draperie des Salons. Einige Blumentöpfe standen am Fuße und auf den Absätzen der Treppe, auf welcher nicht zwei Personen neben einander gehen konnten. Als ich um halb eilf erschien, fand ich den Herrn und die Frau vom Hause allein, die an dem Haupt-Eingange des Salons saßen und die Gesellschaft erwarteten, die nicht vor 11 Uhr eintraf. Zwanzig große Lehnstühle und zwei Sophas, die in gerader Linie am Kamine standen, waren bald besetzt. Ein paar hundert Damen, welche das eiserne Gesetz des bon ton zwang, sich zu Hause an ihrem Kamin bis 12 Uhr zu langweilen, füllten jetzt die beiden Säle. Nebenan war ein kleines Zimmer, dessen beschränkter Raum noch mehr beengt wurde durch eine Tafel, die mit Karrikaturen, Album's und kleinen Skizzen bedeckt war. Dieses Zimmer stand mit einem kleinen Vorzimmer in Verbindung und führte in eine Gallerie, die an der Treppe endigte, auf deren Stufen die zuletzt gekommenen sich paarweise aufgestellt hatten. Um 12 Uhr wurde der Tanzsaal geöffnet, auf einen Augenblick wurden die anderen Zimmer von dem ungeheuren Gedränge befreit, aber die Erholung war von kurzer Dauer, denn die Wagen, welche unaufhörlich frische Gäste absetzten, deren Zahl mit der Größe der Zimmer in keinem Verhältniß stand, nöthigten zuletzt einen Theil der Gesellschaft, im Vorhause Zuflucht zu suchen, welches von der Dienerschaft ruhig geräumt wurde, die jetzt ihr Hauptquartier auf den Stufen außerhalb der Thüre aufschlug. Jetzt war es für diejenigen, die nicht Kraft genug hatten, ihre Ellenbogen zu gebrauchen, oder einen Theil ihres Anzuges in dem Gedränge im Stich zu lassen, unmöglich, sich von der Stelle zu bewegen. Das Speisezimmer war gepfropft voll Leute, die nicht wieder heraus konnten. Andere, die, vor Durst verschmachtend, vergebens versuchten, in dies Zimmer zu dringen, schalten auf den unmäßigen Appetit derer, die darinnen waren. In dem Ballsaal war dasselbe erstickende Gedränge, nur mit dem Unterschied, daß die Tänzer der herandringenden Menge derbe Fußtritte austheilten und die Lady's ihnen einen Theil ihres Körpers darboten, der ungenannt bleiben soll. Das Orchester bestand aus einem Pianoforte, einer Harfe, Violinen, einem Violoncell und einer Handorgel, welche ihre scharfen Töne mit denen der anderen Instrumente mischte, zuweilen aber auch Solo spielte. Um 3 Uhr begaben sich diejenigen, die es nicht länger aushalten konnten, nach Hause. Zwei Stunden brauchte man, ehe man zu seinem Wagen gelangen konnte, Dank der Verwirrung, die unter ihnen herrschte. Endlich saß jeder in dem seinigen. Die Anzüge, vor wenigen Stunden noch so reizend, waren jetzt völlig verdorben, doch man hatte ja am nächsten Tage das Vergnügen, in den Morgenblättern zu lesen, wie sehr man sich auf dem Ball amüsirt habe, und tausend Umstände, von denen kein Mensch etwas gesehen hatte. (Haussez.)

— Was heißt Volksglück? Worin besteht das größte Glück des großen Haufens? In den finsteren Zeiten des Mittelalters gehörte es zu dem größten Glücke der Menge, daß man Hexen verbrannte. In der That mußte es der großen Masse des Volks, das sämmtlich an Hexerei glaubte, viel von seinem Glück benommen haben, wenn man ihm diese Freudenfeuer geraubt hätte. Es hätte in beständiger Unruhe und Angst gelebt, seine Personen und sein Vieh nie für sicher gehalten, wenn man die Hexen so ganz ungestört auf ihren Besenstielen hätte umherreiten, oder in Austerschalen durch die Luft fahren lassen. Zum Glücke des Volks gehörte also eine hübsche Zahl geschmorter Hexen; ihm diese zu liefern, hieß also damals wirklich für das Glück der Menge sorgen. Durfte dies aber darum einer vernünftigen Gesetzgebung zur Richtschnur dienen? In der That, der Grundsatz: die größtmögliche Zahl müsse man glücklich zu machen suchen, ist als allgemeine Regel trefflich, kann aber nicht als unumstößliches Axiom betrachtet werden. (Bulwer.)

— Passage von Rußland nach Ostindien. Der Raum zwischen den Gränzen des Reichs der Seik's (Sihk's) und derjenigen Kirgisen, die unter Russischem Scepter stehen, kommt ungefähr der ganzen Länge von Italien gleich. Eine rauhe Gebirgskette schneidet und der Fluß Oxus (Gihon), welcher schiffbar ist, durchströmt diesen Landstrich. Rendschit Singh, der berühmte Fürst der Seik's, ist der einzige Asiatische Monarch von militairischer Bedeutung, welcher bei einer etwanigen Invasion von Seiten Rußlands eine Vormauer der Indo-Briten bilden könnte. In einem solchen Falle müßten also beide Reiche darauf denken, sich seiner Freundschaft zu versichern. Rendschit Singh hat ein immer schlagfertiges Heer von 74,000 durch Europäische Offiziere dressirten Kriegern. Die Seik's sind muthig wie Löwen, von athletischem Körperbau und gegen alle Beschwerden abgehärtet. Um ihre Disziplinirung haben sich besonders der Franzose Allard und der Italiänische General Ventura großes Verdienst erworben. (A. J.)

— Selbstaufopferung eines Hindu. „Als ich bei Mirzapore an das Ufer des Ganges kam, sah ich an einer der Fuhrten eine große Menge Indier versammelt, die, wie ich aus ihrem mit Trompetenschall begleiteten Gesang abnehmen konnte, einen ihrer abergläubischen Gebräuche feierten. Ein mit Männern und Frauen überfülltes Boot ruderte mitten in den Strom, und ich erfuhr alsbald, daß diese Leute einem Unglücklichen das Geleite gaben, welcher den Entschluß gefaßt hatte, sein Daseyn zu enden! Als sie einige hundert Ellen vom Ufer entfernt waren, machten sie Vorbereitungen zu der gräßlichen Katastrophe. Das Opfer wurde dicht an den Rand des Bootes gesetzt, die Blicke auf das Wasser gerichtet, und schien einen betäubenden Trank eingenommen zu haben. Neben ihm standen zwei große irdene Töpfe, mit einer rothen Substanz gefüllt. Diese wurden ihm an beide Ellenbogen gebunden; dann bog man ihm die Beine aufwärts und befestigte sie am Leibe. Gleich nach dieser Zurüstung stießen die anwesenden Brahminen ein fürchterlich gellendes Geschrei aus, das der Haufe am Ufer wiederhallte, und der verblendete Unglückliche ward in den Fluß gestürzt, um nicht wieder aufzutauchen! Seine Begleiter warfen ihm mit der größten Seelenruhe die Hukah (Pfeife) und einige Blumen nach und steuerten dann hochbefriedigt an's Ufer zurück." (Bengal Hurkaru.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Freitag den 13. September 1833.

Frankreich.

Ein Gespräch in Kalkutta.

Das nachfolgende Gespräch hat der witzige und geistvolle Verfasser des Théâtre de Clara Gazul, Herr Mérimée, aus dem Nachlaß seines in Bombay verstorbenen Freundes Victor Jacquemont der Redaction der Revue de Paris mit dem Bemerken zugeschickt, daß er ein treffendes Bild derjenigen Damen darin gefunden habe, die Lord Byron so sehr haßte, und deren Lächerlichkeit er so beißend schilderte. Wenn wir uns bewogen finden, das flüchtig skizzirte Gespräch auch unsererseits mitzutheilen, so müssen wir eingestehen, daß wir die Spiegelwahrheit des leicht, aber geistvoll hingeworfenen Bildes an naheliegenden Beispielen erprobt haben, und wir überlassen es dem Leser wie der Leserin, weitere Parallelen aufzufinden und gelegentlich durchzuführen. Es versteht sich wohl aber von selbst, daß wir das gute Englische Sprüchwort: present company excepted auch hier gelten lassen, indem wir unser gesammtes Publikum als die gegenwärtige Gesellschaft betrachten.

(Die Scene ist in einem Speisesaal in Kalkutta.)

Ich. Mein Fräulein, kann ich die Ehre haben, Sie zu Tische zu führen?

Sie. Gern, mein Herr.

Ich. Ich freue mich recht, daß mir Lady W. heut das Vergnügen verschafft, mit Landsleuten zu speisen. So lange ich in Indien bin, nun schon länger als einen Monat, hatte ich nicht Gelegenheit, meine Muttersprache zu sprechen .....

Sie. Und fremde Sprachen können Sie nicht?

Ich. Ich drücke mich im Englischen nicht mit Leichtigkeit aus.

Sie. Das ist den Franzosen unmöglich; sie sprechen schlecht aus.

Ich. Sie selbst, mein Fräulein, die ich nach der Aussprache für eine Engländerin gehalten hätte, sind Sie nicht aus Frankreich?

Sie. Nein, mein Herr.

Ich. So viel ich weiß, ist Ihr Herr Vater ein Engländer; aber Ihre Frau Mutter ist Französin. Sie sind in Frankreich geboren, haben da Ihre Kindheit ....

Sie. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt und wiederhole es: ich bin keine Französin.

(Pause.)

Sie. Sind Sie verheirathet, mein Herr?

Ich. Nein, mein Fräulein.

Sie. Gut. Ihre Religion?

Ich. Sie wissen wohl, daß fast alle Franzosen katholisch sind — Ich bin nicht Protestant.

Sie. Also Katholik?

Ich. Ja wohl, ohne Zweifel. Meine Familie ist katholisch.

Sie. Aber mein Herr sind Sie Katholik oder nicht? Drücken Sie sich deutlicher aus, das verstehe ich nicht.

Ich. Fräulein, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß meine Familie katholisch ist — und habe gar keinen Grund, zu glauben, daß die Religion meiner Väter nicht auch die meinige sey.

Sie. Sind Sie reich?

Ich. Nicht sehr.

Sie. Wie viel haben Sie jährlich zu verzehren?

Ich. Ich weiß wirklich nicht .....

Sie. Das ist sonderbar. Ich dächte, mein Herr, meine Fragen waren deutlich genug, um bündig beantwortet werden zu können.

Ich. Mein Fräulein! Ich schlage meine jährliche Einnahme auf 15,000 Fr. an.

Sie. Das ist sehr wenig! ... Kaum der Sold eines Capitains hier zu Lande.

Ich. Das kann seyn.

Sie. Haben Sie noch Eltern?

Ich. Mein Vater lebt noch.

Sie. Ist er sehr alt?

Ich. Ziemlich.

Sie. Das ist gut. — Aber hat er etwas ihnen zu hinterlassen?

Ich. Sehr wenig.

Sie. Sie haben aber vielleicht alte unverheirathete Vettern oder Verwandte, die Sie beerben?

Ich. Daran denke ich nicht.

Sie. Ich dächte doch, es wäre sehr angenehm, zu erben, vorzüglich wenn man jährlich nicht mehr als 15,000 Fr. hat.

Ich. Fräulein — ich bin so glücklich, Geschmack an einem einfachen Leben zu finden, und bin sehr zufrieden mit dem, was ich besitze.

Sie. Ich will Ihre Freude nicht stören, aber Ihre Zufriedenheit muß zu Fuße gehen. An Ihrer Stelle würde ich eine gute Sinekur suchen, um Equipage halten zu können.

Ich. Mein Fräulein, aufrichtig gesagt, finde ich das Gewerb der Sinekuristen nicht sehr zu loben.

Sie. Warum nicht?

Ich. Man nimmt den Unglücklichen, die arbeiten müssen, das Nothwendigste, um die Müßiggänger in Ueberfluß zu versetzen. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, ein so abscheulich erworbenes Gut zu genießen.

Sie. Sie sind Philanthrop, mein Herr.

Ich. Ein wenig, Fräulein.

Sie. Nein, mein Herr, sehr.

Ich. Sehr, wenn Sie befehlen.

Sie. Warum sind Sie nicht verheirathet?

Ich. Wahrscheinlich weil ich weder den Wunsch, noch die Gelegenheit hatte, mich zu verheirathen.

Sie. Wie alt sind Sie?

Ich. Achtundzwanzig Jahr.

Sie. So müssen Sie daran denken.

Ich. Ob ich bin noch sehr jung, wenigstens für einen Franzosen. Sie wissen gewiß, daß wir später heirathen, als die Engländer.

Sie. Das ist sehr unrecht.

Ich. Unrecht? Weswegen?

Sie. Mein Herr .... sind Sie nicht Christ?

Ich. Fräulein, ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich nicht nur Christ, sondern sogar Katholik bin.

Sie. Ob ich verstehe — sogar auch Philosoph; das sind alle Philanthropen. Nun, mein Herr, wenn Sie so sehr menschenfreundlich sind, warum sind Sie nicht verheirathet?

Ich. Ich sehe nicht, welchen Zusammenhang ....

Sie. So sind Sie sehr kurzsichtig.

Ich. Wie Sie sehen, trage ich auch eine Brille.

Sie. Davon ist nicht die Rede.

Ich. Wovon denn?

Sie. Vom Heirathen.

Ich. Ach, es ist wahr! ich hab' es ganz vergessen!

Sie. So gleicht Ihr Gedächtniß Ihren Augen.

Ich. Unglücklicherweise.

Sie. Es ist ein großes Unglück, kein Gedächtniß zu haben.

Ich. Ich bin deshalb untröstlich.

Sie. Um auf unser Gespräch zurückzukommen, halten Sie die Frauen für glücklicher, als die Männer?

Ich. Ich weiß nicht.

Sie. Was wissen Sie denn, mein Herr?

Ich. Ich bin zwar sehr gelehrt, aber das weiß ich doch nicht.

Sie. Nun mein Herr, wenn Sie so gelehrt sind, werden Sie mir sagen können, ob die Frauen verheirathet oder unverheirathet glücklicher sind?

Ich. Das kommt darauf an.

Sie. Auf was?

Ich. Auf tausend Verhältnisse.

Sie. Thun Sie mir den Gefallen, ich bitte Sie, mir ohne so vielen Umschweif zu sagen, ob Sie nicht glauben, daß es für die Frauen ein Unglück ist, unverheirathet zu bleiben?

Ich. Im Allgemeinen, ja.

Sie. Wenn das ist, mein Herr, so sind Sie äußerst strafbar, äußerst unbeständig in Ihren philanthropischen Grundsätzen, daß Sie in Ihrem Alter noch nicht verheirathet sind. Wenn die Männer Junggesellen bleiben, müssen die Frauen Mädchen bleiben. Ist das nicht vielmehr Egoismus als Philanthropie, in einem Stande zu bleiben der Ihnen angenehm ist, aber nothwendigerweise das Unglück einer anderen Person nach sich zieht?

(Hier rücke ich meinen Stuhl ab.)

Ich. Mein Gewissen wird vollkommen ruhig seyn, so lange ich Niemanden Unrecht thue. Außerdem giebt es zwei fühlende Männer, zu denen ich gehöre, die wünschen, daß das Herz sie zu einer Verbindung treibe, nicht der Verstand, und dem Herzen kann man nicht befehlen.

Sie. Glauben Sie mein Herr, daß Sie eine häßliche Person lieben könnten?

Ich. Aufrichtig gesagt, glaube ich, daß nicht bei Allen die Liebenswürdigkeit die Häßlichkeit vergessen macht.

Sie. Nach Ihren Grundsätzen müssen also Alle, die weder schön noch liebenswürdig sind, Mädchen bleiben.

Ich. Das hab' ich nicht gesagt.

Sie. Sie haben es gesagt; es ist aber sehr gleichgültig, denn der Fall ist selten. Die Frauenzimmer sind sehr liebenswürdig.

Ich. Fräulein, das lassen Sie mich sagen.

Sie. Mein Herr — was halten Sie vom Chor im Griechischen Trauerspiel?

Ich. Was ich vom Chor im Griechischen Trauerspiel halte?

Sie. Ja, was ist denn in meiner Frage so unverständlich? Es ist abgeschmackt, Chöre auf's Theater zu bringen. . . Die Alten hatten übrigens kein Theater.

Ich. Wenigstens nicht nach Art der unsrigen.

Sie. Ich ziehe die Stücke von Voltaire vor.

Ich. Einige sind sehr schön.

Sie. Wie, einige? Sind nicht alle schön?

Ich. Die in seinem Alter geschriebenen sind merklich schwächer, manche sogar sehr langweilig. Auch werden sie nicht aufgeführt. Sie haben wahrscheinlich nicht alle gelesen.

Sie. Mein Herr, ich bitte Sie, zu glauben, daß ich den ganzen Voltaire gelesen habe.

Ich. Ich mache Ihnen mein Kompliment. Ich könnte das nicht sagen.

Sie. Wie, mein Herr, Sie sind ein Franzose und haben Voltaire nicht gelesen?

Ich. Den ganzen Voltaire. — Mehrere seiner Schriften habe ich mehrmals gelesen. Die philosophischen Romane zum Beispiel.

Sie. Ich liebe sie auch sehr — besonders Candide. Das ist ein großartiges tiefes Werk!

Ich. Ein sehr trauriges.

Sie. Sehr lustig, finde ich!

Ich. Ja, in mancher Hinsicht, ohne Zweifel.

Sie. Verbieten Ihre Priester den Voltaire nicht?

Ich. Ich weiß nicht — aber man kann ihn ohne ihre Erlaubniß lesen.

Sie. Oh, gewiß verbieten sie ihn wie die Bibel.

Ich. Diese Zusammenstellung macht Voltaire viel Ehre.

Sie. Das würde seyn, wenn er nur die katholische Religion angegriffen hätte; aber Voltaire ist Atheist, und seine Werke sind für uns nicht weniger verdammenswerth, als für die Priester der Römischen Kirche.

Ich. Und Sie haben nicht gefürchtet, sie zu lesen?

Sie. Vom Lesen geschieht noch kein Unglück. Das geistige Uebergewicht und richtige Urtheil der Frauen erlaubt ihnen ohne Schaden viele den Männern verderbliche Schriften.

Ich. Das habe ich noch nicht gehört.

Sie. Ich mache keine Ansprüche, mein Herr, das Echo des Publikums zu seyn. Aber bezweifeln Sie wirklich, daß die Frauen den Männern weit überlegen sind?

(Ich mache eine ungläubige Miene.)

Sie. Wissen Sie denn keine Geschichte? Ist Alexander größer als Semiramis? Aeneas als Dido? Pindar als Sappho? Und in der neueren Zeit — ist nicht die Zeit von Elisabeths und Anna's Regierung die glänzendste für England? Beweisen nicht Maria Theresia und Katharina II., daß die Frauen zur Herrschaft geboren sind? Ihr Salisches Gesetz ist eine der abscheulichsten der Constitutionen. Was denken Sie darüber?

Ich. Ich fürchte, unsere Meinungen über die Frauen stimmen nicht überein.

Sie. Ganz und gar nicht mein Herr. Aber würden Sie, der Sie ihnen gar keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch in Ihrem Hause ihnen keine einräumen?

Ich. Viel zu viel.

Sie. In Frankreich kann man aber auch nichts thun; das Wirken einer Frau kann wenig nützen, das Volk ist so unwissend! die Katholiken so abergläubisch!

Ich. Bin ich es denn so sehr?

Sie. Ja wohl, ohne Zweifel, wenn Sie katholisch sind. Die Franzosen stehen natürlich unter den Engländern.

Ich. Sie verfertigen zum Beispiel nicht so gute Messer.

Sie. Die Engländer schlagen die Franzosen überall. Die Franzosen haben nicht einmal Muth.

Ich. Ich glaube, daß sie seit 35 Jahren einige Proben abgelegt hatten, die . . .

Sie. Und das Ende? Wer hat bei Waterloo gesiegt?

Ich. Die Preußen.

Sie. Nein, mein Herr, die Engländer.

Ich. Wie Sie befehlen. — Mein Fräulein, die Tafel wird aufgehoben, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Sie. Ich werde den meiner Mutter nehmen.

Bibliographie.

Considérations etc. (Betrachtungen über intellektuelle Emancipation aller Klassen der Gesellschaft.) Von L. Robin, Priester. Pr. 1 Fr.

Jacques Deloeme. (Glück und Religion.) Von M. B. d'Erauvilley. 2 Bde.

Nord-Amerika.

Neuere Beiträge zur Geschichte der Indianer-Stämme von Nord-Amerika.

(Schluß.)

Philipp und seine Gefährten unterzeichneten nach vielfachen vergeblichen Zusammenkünften endlich einen Vertrag, in welchem der Sachem sich zum Unterthan des Königs von England bekannte und sich verpflichtete, dem Gouverneur von Plymouth die wichtigeren Streitsachen zu überweisen und eine jährliche Contribution von 100 Pfd. Sterl. und 5 Wolfsköpfen zu entrichten. So war, von einer Konferenz zur anderen, der arme Sachem aus einem souverainen Fürsten der Vasall eines Englischen Gouverneurs geworden. Diese demüthigenden Bedingungen, welche der Sachem freiwillig unterzeichnete, bewiesen hinlänglich, daß er, bei seiner anscheinenden Unterwerfung, mit Racheplanen umging.

Seine List hatte ihre volle Wirkung. Der Sachem tödtete nicht Einen Wolf zum Besten der Engländer und zahlte nicht Einen Heller auf den Tribut, den er versprochen hatte. Er benahm sich so klug, daß drei Jahre hindurch kein Schritt von seiner Seite den Verdacht der Kolonie weckte. Indeß ist nicht zu zweifeln, daß er diese Zeit benutzte, um einen der größten Entwürfe zur Reife zu bringen, die ein Wilder je gefaßt hatte, nämlich die gänzliche Zerstörung aller Englischen Niederlassungen in den nördlichen Provinzen. Er erkannte wohl, daß die Gefahr und die Schwierigkeit des Unternehmens außerordentliche Mittel erheischten; auch konnte nur ein Verband aller Stämme Neu-Englands ihm die Hoffnung geben, den beschlossenen Krieg glücklich zu beendigen.

Der Verrath eines der Vertrauten Philipp's beschleunigte den Ausbruch. Sassamon, von einer Indianischen zum Christenthum bekehrten Familie abstammend, war zu Cambridge erzogen und lebte als Schulmeister in Natick. Mather zufolge, soll er vom Christenthum abgefallen seyn, und Philipp ihn zu seinem Secretair gemacht haben. Hubbard berichtet, daß er, durch glänzende Anerbietungen verführt, den Sachem, dessen Geheimnisse er alle besaß, verließ. Nach diesem Abgange machte Sassamon, unter dem Vorwande eigener Angelegenheiten, häufige Reisen zu den Pokanokets und theilte den Engländern alle Nachrichten mit, die er sich zu verschaffen wußte. Auf seine Angaben stellte man mit Philipp und einigen seiner Leute ein Verhör an, welches zu nichts führte, weil man keinen Beweis ihrer Umtriebe beibringen konnte. Kurze Zeit darauf verschwand Sassamon. Da er mehrere Male seine Furcht vor einem gewaltsamen Ende geäußert hatte, so wurden seine Freunde unruhig, stellten Nachforschungen an und fanden endlich seinen Leichnam in einem zugefrorenen Teiche. Die Stelle im Eise war noch offen, sein Hut und seine Flinte lagen am Ufer, als wenn er sich selbst ersäuft hätte. Man verhaftete drei Indianer, welche dieses Verbrechens durch das Zeugniß eines ihrer Landsleute beschuldigt wurden, der sie von der Höhe eines benachbarten Hügels gesehen haben wollte; derselbe Zeuge erkannte sie alle drei; sie wurden demnach verurtheilt und aufgehängt; so rasch verfuhr die Justiz der Kolonisten. Man glaubte allgemein, wenn auch ohne Beweis, daß diese Indianer die Vollzieher eines Urtheilsspruchs gewesen waren, den Philipp gegen einen Mann erlassen hatte, der, nachdem er sein Vertrauen verrathen, noch in seine Staaten kam, um die schändliche Rolle eines Spions zu spielen.

Von nun an suchte Philipp seinen Unwillen nicht mehr zu verbergen, noch den Angriffen seiner Unterthanen Einhalt zu thun. Er konnte nicht anders handeln. Das Schicksal seines Bruders, unter weniger bedenklichen Umständen, diente ihm zur Warnung. Die Pokanokets sammelten sich von allen Seiten um ihn und bereiteten sich mit dem größten Eifer zu einem Kriege, den ihr gerechter Unwille laut forderte. Diese edlen Wilden vermochten es nicht, die Rache einer empfangenen Beleidigung lange zu verschieben. Die Hinrichtung der drei Indianer hatte sie auf das Aeußerste gebracht, und ihr Unwille darüber äußerte sich auf so feindselige Weise, daß, bei einem Wortwechsel über diesen Gegenstand, ein Einwohner von Swanzey einen derselben niederschoß, am 16. Juni 1675. Dies war der Anfang der Feindseligkeiten.

Der Krieg wurde nun ohne weitere Zögerung begonnen. Man sandte indeß einen Brief an Philipp, der natürlich unbeantwortet blieb, und wandte sich um Hülfe an den Gouverneur von Massachusetts. Dieser Kampf nahm gleich anfangs einen so blutigen Charakter an, daß man voraussah, er könne nur mit der Vertilgung der Kolonie oder der Wilden enden. Wir wollen hier nicht alle Umstände dieses Krieges berichten, sondern bloß bemerken, daß er ein Jahr hindurch mit der größten Erbitterung geführt wurde, bis er sich mit dem Tode Philipp's gegen Ablauf des Jahres 1676 endigte. Wie der Sachem es vorhergesehen hatte, so geschah es. Die Pokanokets wurden gänzlich aufgerieben; die Narragansetts verloren an 1000 Mann in dem berühmten Gefecht von Sunke-Squaw. Alle am Ufer des Konnektikut wohnende Indianer und der größte Theil der noch übrigen Nipmucks flohen nach Kanada, wo sie später den Franzosen große Dienste leisteten; nur einige hundert flüchteten nach New-York. Die Berichte erzählen, daß vom Monat Juni bis Oktober 1676 bloß das Detaschement des Capitain Church gegen 7000 Indianer tödtete; die Gefangenen wurden ausgeführt und als Sklaven verkauft. Aber die Sieger mußten ihren Triumph theuer bezahlen; dreizehn Städte wurden gänzlich zerstört und an sechshundert Wohnplätze eingeäschert. Fast jede Familie hatte einen oder mehrere Todte zu betrauern, und die Kriegeskosten waren so beträchtlich, daß die Kommissarien der Vereinigten Provinzen bloß die Ausgaben der alten Kolonie auf mehr als 100,000 Pfd. Sterl. abschätzten.

Dies war der Ausgang eines Krieges, den König Philipp selbst mit einer Energie und Geschicklichkeit leitete, die der berühmtesten Feldherren würdig wäre. Außer sämmtlichen Stämmen der Pokanokets zog er noch eine Menge anderer Völkerschaften mit in den Kampf, welche unter seiner Leitung mit einer Einigkeit verfuhren, die sie früher noch nie gezeigt hatten; aber unglücklicher Weise wurden diese Stämme, so wie Philipp selbst, durch den unvermutheten Anfang der Feindseligkeiten überrascht, die, ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges begonnen, mit der Angelegenheit des Sassa-

man endigten, welche den ungeduldigen Eifer der jungen Krieger entzündete. Man sagt, daß Philipp auf die Nachricht von den ersten feindseligen Schritten vor Wuth weinte, aber die Würfel waren einmal geworfen, und von diesem Augenblick an, obgleich er die Katastrophe, die ihn bedrohte, nur zu gut voraussah, wandte er dennoch alle seine Seelenkräfte, alle Hülfsquellen seines Geistes, auf die Führung dieses Krieges, mit welchem der Streit zwischen den rothen und weißen Männern beginnen und enden sollte.

Seine Lage während der letzten Monate des Krieges war so traurig, und seine Anstrengungen dennoch so unermüdet, seine Hülfsquellen so mannigfach, daß wir ihn nur beklagen und bewundern können. Seine ersten Erfolge waren ausgezeichnet; aber bald wandte sich das Glück gegen ihn. Er hatte gegen die ganze Macht der Kolonie und gegen den Verrath einiger von seinen eigenen Leuten zu kämpfen. Während des ganzen Krieges erkannte man ihn nur an seinem plötzlichen Fliehen und eben so unvermutheten Wiedererscheinen. Die Engländer sind ihm auf der Ferse, da stürzt er sich in's Wasser oder springt über eine Kluft, verschwindet Aller Augen und bleibt Monate lang verborgen. Einige Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten wurde er in den großen Sümpfen von Pocasset umzingelt und mußte, um seinen Feinden zu entgehen, ihnen seine Frauen und Kinder preisgeben, während er auf einem Floß mit einigen seiner besten Krieger den großen Fluß Tonnton hinabfuhr. Im folgenden Jahre führte ein Ueberläufer die Engländer in sein Lager. Philipp floh so eilig, daß er seinen Kessel über dem Feuer zurückließ; zwanzig seiner Getreuen wurden gefangen oder getödtet; sein Oheim fiel an seiner Seite. Am anderen Morgen bemerkte Church einen Indianer, welcher auf einem Baumstamm saß, der als Brücke über den Fluß diente. Er legte auf ihn an; da schlich sich ein Indianer zu dem Capitain hin und rief: „er ist einer der Unsrigen''; Church ließ das Gewehr sinken. Jetzt wandte der Unbekannte sich um; es war Philipp. Church legte aufs neue an, aber schon war sein Feind ihm aus den Augen. — Einen Monat vor seinem Tode verrieth ein Neger den Engländern Philipp's Vorhaben, eine gewisse Stadt anzugreifen. Er fügte hinzu, seine Einrichtungen wären so getroffen, daß er auf jedem Punkt, wo er sich befände, 1000 Streiter zu seiner Verfügung hätte. In seinen größten Unfällen wollte er doch nie vom Frieden hören und tödtete mit eigener Hand den einzigen Indianer, der ihn vorzuschlagen wagte.

Dieser hartnäckige Kampf liefert den Beweis, daß Philipp bei einem Muth, der jede Probe aushielt, ungewöhnliche Geistesfähigkeiten besaß. Es ist außer Zweifel, daß, wenn seine Lage ihn nicht gezwungen hätte, in den meisten Gefechten seine Gegenwart zu verheimlichen, die Geschichte sehr viele Thaten von ihm zu erzählen haben würde, die unbekannt blieben oder Anderen zugeschrieben wurden. Nach Church's Schilderung soll er bei jeder Gelegenheit das Zeichen zur Flucht gegeben haben; allein der Preis, der auf seinen Kopf gesetzt war, die Wichtigkeit, welche sein Leben für eine Sache hatte, die mit seinem Fall untergehen mußte, und die zweifelhafte Treue einiger seiner Freunde, Alles heischte von ihm, sein Leben zu schonen und jede bei seinen Landsleuten übliche List anzuwenden, um den Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen. — Philipp war kein Barbar, den Sitten und Gesinnungen nach. Es wird kein einziges Beispiel einer schlechten Behandlung angeführt, die er einem Gefangenen hätte widerfahren lassen, selbst dann, als die Barbarei seiner Widersacher blutige Repressalien gerechtfertigt hätte. Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten rettete er dem James Brown das Leben, den seine Wache, als Kundschafter der Regierung von Plymouth, tödten wollte, indem er die Freundschaft seines Vaters für dessen Familie geltend machte. Auch sein Benehmen gegen die Familie Leonard darf nicht unerwähnt bleiben; er hatte mit derselben Tauschhandel getrieben, und sie besorgte ihm seine Waffen; beim Ausbruch des Krieges gab er gemessenen Befehl, die Glieder dieser Familie und ihre Güter zu schonen, und sein Schutz diente ihnen als Sicherheitswache.

Mit Vergnügen finden wir, daß dem Sachem noch ein Häufchen treuer Freunde blieb, als seine Angelegenheiten schon sehr übel standen. Man sagt, daß er in dem Augenblicke, als er von den Engländern überfallen wurde, ihnen seine bösen Träume erzählt und gerathen habe, ihn zu verlassen und für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Einige Minuten darauf wurde er tödtlich verwundet, als er aus den Sümpfen zu entkommen suchte. Ein Engländer, Namens Cole, legte auf ihn an, aber das Gewehr versagte; hierauf schoß der Indianer, der an derselben Stelle Schildwacht stand, nach ihm und traf ihn ins Herz. „Die Nachricht seines Todes'', sagt Church, „wurde mit Jubel aufgenommen, und die Armee stieß ein dreimaliges Freudengeschrei aus.'' Es ist zu beklagen, daß Church sich durch seine Feindschaft verleiten ließ, seinem großen Gegner die Ehre des Begräbnisses zu versagen. Er ließ seinen Leichnam in Stücke hauen, und sein Kopf wurde an dem nämlichen Tage nach Plymouth gebracht, als man dem Himmel feierlich für den Sieg dankte. Der Kopf des Sachem wurde in Triumph in der Kolonie herumgetragen, und der Indianer, der ihn getödtet hatte, erhielt eine seiner Hände zur Belohnung. Endlich, um bei diesen traurigen Umständen nicht länger zu verweilen, bemerken wir nur noch, daß sein Wehrgehänge, sein Pulverhorn und seine Königlichen Abzeichen bald darauf an einem seiner Hauptleute ausgeliefert wurden. Das Flintenschloß, das ihm so verderblich war, und eine Schüssel, die man in seinem Wigwam fand, werden noch jetzt in der Sammlung von Alterthümern der historischen Gesellschaft von Plymouth aufbewahrt. Montaup, um dessen Besitz die Massachusetts und die Kolonie von Plymouth sich stritten, wurde durch eine besondere Entscheidung König Karl's der letzteren Stadt zugesprochen. Der Sohn des Sachem, 9 Jahr alt, wurde als Sklave nach den Bermuden verkauft. Indeß that man diesen Schritt doch nicht ohne Bedenken. Die Regierung zu Plymouth wandte sich in ihrer Unentschlossenheit an die Geistlichkeit. Herr Cotton war der Meinung, daß die Söhne von Verräthern, Rebellen, Mördern und allen Uebelthätern dieser Art das Schicksal ihrer Väter theilen und, um des öffentlichen Besten willen, den Tod leiden müßten. Der Dr. Mather verglich dieses Kind mit dem Hadad, dessen Vater durch Joab getödtet worden war, und gab zu verstehen, daß, wenn Hadad nicht entwischt wäre, David wohl dafür gesorgt haben würde, daß der Sohn das Verbrechen des Vaters nicht erneuert hätte. Glücklicherweise drang er mit seinen Vorstellungen nicht durch, und die Regierung von Plymouth schlug einen Mittelweg ein, welcher der Vorsicht Genüge that, ohne die Menschlichkeit so grausam zu verletzen.

Der Eindruck, den dieser Krieg in den Kolonieen hervorbrachte, war so stark, daß seitdem kein Feind wieder einen solchen Schrecken einflößte. Es ist unmöglich, die Wichtigkeit der Erfolge zu berechnen, welche Philipp erlangt hätte, wenn die Umstände ihm günstig gewesen wären. Muth und Klugheit vermögen nichts gegen das Glück; aber trotz des unglücklichen Ausgangs seines Unternehmens hat Philipp genug gethan, um seinen Namen als Krieger, als Politiker und, wir könnten hinzusetzen, als Patriot, unsterblich zu machen; denn er focht weniger, um zu erobern, als um die Unabhängigkeit seines Landes und seines Volkes zu erhalten. Welches auch die Vorurtheile seyn mögen, die man in den Schreckenstagen, die seine Thaten herbeiführten, gegen ihn ausstreute, so findet man in unserem Jahrhundert doch Seelengröße und Unparteilichkeit genug, um ihm endlich die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die sein Muth und sein Unglück verdienen. Er unterlag, aber er verkaufte den Sieg theuer, und sein Fall war eine glorreiche Niederlage.

Bibliographie.

- Memoirs of a Nullifier. (Tagebuch eines Taugenichts, von ihm selbst geschrieben.) Von einem Südländer. Columbia.
- Sketches of western characters. (Skizzen westlicher Charaktere.) Von J. M. Mc. Elroy. Philadelphia.
- The heroine. (Die Heldin oder Cherubina's Abenteuer.) Von E. S. Barrett. Baltimore.
- Tales of times. (Sagen, die erste Niederlassung von New-York betreffend.) Von J. F. Watson. New-York.
- Address of etc. (Adresse der Mäßigkeits-Gesellschaft der jungen Leute an die jungen Leute in Boston.) Boston.

Schweden.

Der letzte Freisegler. Roman von Pehr Sparre.

Ein Zeitabschnitt in der Schwedischen Geschichte, wie der des Kampfes zwischen König Sigismund und seinem Oheim Herzog Karl, giebt wegen der damals herrschenden Spaltung der Gemüther, der vielfachen Fehden und persönlichen Mißhelligkeiten zu reichen Gemälden Stoff und Gelegenheit. Dem Verfasser des Romans „der Freisegler'' ist es in mancher Hinsicht geglückt, diese Verhältnisse auf eine Art darzustellen, welche sowohl mit dem Zeugniß der Geschichte übereinstimmt, als auch den romantischen Sinn anspricht. Die Charaktere Sigismund's, Karl's und einiger untergeordneten historischen Personen sind lebendig dargestellt, eben so einzelne Umstände, wie z. B. einige Scenen aus der Schlacht bei Stångebro, die Weihnachtsspiele und andere eigenthümliche Sitten der Vikinger sind nicht ohne eine gewisse Anschaulichkeit beschrieben. Doch könnte man in der Modellirung des Einzelnen Einiges schärfer und stärker hervorgehoben, den Ausdruck des Ganzen lebendiger und naiver wünschen. Dies gilt im gleichen Maße von den Natur- und Ortsschilderungen und im Allgemeinen von dem, was man unter historischem Kostüm und Lokalfarbe versteht, worin der Verfasser nicht dasselbe archäologische Studium und denselben Sinn für das Pittoreske verräth, wie es z. B. der Verfasser „der Blume auf dem Kinne-Kulle'' *) (blomman på Kinne-Kulle) in seinen kleinen lebendigen Miniatur-Zeichnungen offenbart hat. Mit desto größerer Geschicklichkeit aber hat der Verfasser des Freiseglers den Plan zu seinem Werke entworfen, hat er Liebes-Abenteuer sich mit historischen Begebenheiten verflechten lassen und auf eine natürliche Weise die Personen auf den Schauplatz eingeführt. Der scheinbare Held Gustav Stålhand wird in viele und mannigfaltige Situationen versetzt, sowohl durch seine Liebe zu Anna Stolpe, als auch durch sein politisches Glaubensbekenntniß, wodurch er oft in Streit mit seiner Pflicht und Neigung geräth. Eine mystische Person, der Freisegler selbst, leitet im Geheimen viele von den Fäden der Begebenheiten und bewirkt zuletzt noch, wenn endlich der Vorhang von seinem eigenen geheimnißvollen Spiele aufgezogen wird, eine glückliche Katastrophe für seine beiden Schützlinge, Gustav und Anna. In der Mannigfaltigkeit, der Abwechselung und der glücklichen Bereitung der Auftritte und Abenteuer zeigt sich das Talent des Verfassers von der vortheilhaftesten Seite. Die Begebenheiten sind aber oft durch keine innere Nothwendigkeit bedingt, sondern haben eher das Ansehen von Coulissen in einem Schauspiele, welche man nach Belieben und ohne Störung dessen, was auf der Scene vorgeht, umtauschen und verändern kann. Man stößt auf viele und mannigfache Ereignisse und Auftritte, der Schauplatz wechselt beständig, ein Abenteuer drängt das andere, aber die Illusion ist nicht immer so vollkommen, daß der Leser überzeugt seyn könnte, es müßte sich so zugetragen haben, und nicht vielmehr Alles

*) Mellin, der Verfasser vieler vortrefflicher historischer Romane

für eine bloße Anordnung des Verfassers ansehen sollte. Der Verfasser besitzt eine seltene Leichtigkeit, die Begebenheiten zusammenzusetzen und Situationen zu verknüpfen; mit Gewandtheit und dem Talent, sich in ungleiche Verhältnisse hineinzudenken, verbindet er eine gewisse Selbstbeherrschung und versteht das Zufällige planmäßig anzuordnen — lauter achtungswerthe Eigenschaften bei einem Romanschreiber. Aber er verräth nicht in gleichem Maße die Fähigkeit, in den Kern der Dinge einzudringen. In seiner Erzählung ist oft etwas Oberflächliches; das Eigenthümliche und Besondere des Gegenstandes, dessen eigentliche Physiognomie, kommt nicht recht zum Vorschein; die Begebenheiten entwickeln sich nicht unmittelbar und gleichsam organisch aus den Charakteren, sondern werden in eine beinahe materielle Verbindung mit ihnen gesetzt. Es ist nicht die Situation, die dem Charakter Interesse geben soll, sondern umgekehrt. Eine Situation ist innerhalb der Kunstwelt nichts für sich selbst, sie ist bloß die Stellung einer handelnden Person zu anderen oder zum Leben im Allgemeinen und muß daher ihre Bestimmung und Richtung von der auftretenden handelnden Person erhalten. Auch das Zufällige kann in eine Art Nothwendigkeit verwandelt werden, dadurch, daß das vernünftige Wesen, das nach einer inneren nothwendigen Regel handelt, Allem seinen Stempel aufdrückt. Man muß daher nicht fragen können, warum geschah dieses oder jenes, wie man es im Roman „der Freisegler" so oft thun muß. Eine vortheilhafte Ausnahme macht jedoch in dieser wie in mancher anderen Hinsicht der dritte Theil des Romans, wo die hinzugekommenen neuen Charaktere lebendiger und scharfsinniger ausgeführt sind und die Verhältnisse, unter denen die Personen auftreten, in deren eigenem Wesen wurzeln. Das sentimentale Element des Romans ist das schwächste, und zu den am wenigsten gelungenen Partieen des ganzen Buchs gehört ohne Zweifel Gustav's erstes Zusammentreffen mit Anna. Die erste Liebe spricht im Munde eines jungen Mädchens nicht wie eine pragmatische Geschichte. Auch da, wo Anna an der Seite ihrer Tante oder ihres auserwählten Gemahls Lennartson auftritt, vermißt man den überzeugenden Stempel der Natur, dieses Geheimniß der Wahrheit, welches unwillkürlich die Sinne fesselt, weil sie aus des Herzens Tiefe, aus dem ewigen Wesen der Menschen-Natur genommen ist. Glücklicher und mit Spuren wahren Gefühls ist das Verhältniß zwischen Gustav und Maria dargestellt. Doch scheint der Verf. da, wo er Verhältnisse von weniger sentimentaler und erotischer Tendenz schildert, besser an seinem Platze zu seyn. Ohne gerade hinreißend zu seyn, hat seine Darstellung durch ihre Frische und Leichtigkeit Interesse, und der Wechsel der Auftritte giebt der Phantasie einen angenehmen Reiz. Die mystische Erscheinung des Freiseglers trägt nicht wenig dazu bei, die Erwartung des Lesers zu spannen, zumal, da die Auftritte, in denen er diese seltsame Figur wiederfindet, im Allgemeinen sehr geschickt angeordnet sind. Doch üben diese Gemälde auf denjenigen nicht dieselbe Wirkung, der schon mit Coopers geheimnißvollen Personen bekannt ist. Der letzte Freisegler ist eine Reminiscenz des „rothen Freibeuters oder des Streichers auf dem Meere." Die Individualität ist fast dieselbe; nur in der Kostümirung und den Situationen findet man Verschiedenheit. Der Freisegler ist auch, wie Coopers Helden, eine Art von Schmuggler und Kaper; wie diese, ist er im Grund und Boden ein ehrlicher gutgesinnter Mann, mit Kraft und großen Eigenschaften ausgerüstet; aber die Umstände haben ihn zu einem ungesetzmäßigen Gewerbe gebracht. Wer Coopers Helden kennt, hat vielleicht keine vollkommene Illusion von den wunderbaren Thaten des Freiseglers; denn er ahnt leicht, daß er wie ein deus ex machina immer zur Hand seyn wird, sobald alle Rettung von anderen Seiten ausgeblieben ist; daß er, wie seine Vorbilder, Alles wissen und ausrichten und alle Schwierigkeiten besiegen wird. Selbst die prachtvolle mit ausgezeichnetem Talent behandelte Katastrophe kommt nicht ganz unerwartet. So wie der rothe Freibeuter zuletzt seinen Corsaren-Bund auflöst und sein gefürchtetes Schiff anzündet, so löst auch der Freisegler sein freies Seemannsgesetz auf, geht aber, verschieden von jenem, mit seinen Getreuen und einem von Gustav's Verfolgern an Bord und setzt sein berüchtigtes Fahrzeug in Flammen.

Die Darstellungsweise des Verf. liegt in der Mitte zwischen der von Cooper und Ingemann; doch hat sie noch zu wenig Festigkeit und Ausbildung, um eine bestimmte Individualität entwickeln zu können. Daher kommt vielleicht, daß Mancher den anonymen Verfasser der Schnapphahne*) und den Verfasser des Freiseglers für identisch gehalten hat, eine Verwechselung, die um so leichter zu begehen war, da keiner von beiden Romanen das besitzt, was man im artistischen Sinne Stil nennt, welches die Einheit bedeutet, als Ausdruck der Totalität einer bestimmten Persönlichkeit. Hier ist also nicht die Rede von einzelnen und zufälligen Fehlern der Schreibart, sondern von ihrem im Allgemeinen bestimmt ausgesprochenen Charakter, woran man allezeit einen Verf. erkennen will, und der ein Ausdruck seiner eigenthümlichen Art, zu denken, zu fühlen, aufzufassen, seyn muß. In einem historischen Roman kann wohl das Individuelle im Stile nicht mit derselben Lebendigkeit hervortreten, wie in anderen Dichtungen, weil die epische Darstellung alle Subjektivität ausschließt; aber ein origineller Schriftsteller kann auch in einem solchen seine Eigenthümlichkeit nicht verleugnen. So kann man unmöglich Scott und Manzoni, Cooper und Ingemann, Spindler und De Vigny verwechseln.

(Swenska litteratur tidning.)

*) Snapphanarne, roman i 3 delar af n. n. (Die Schnapphahne. Roman in 3 Theilen, erschien im vorigen Jahre.

Bibliographie.

Om Folkundervisningen. (Ueber Volks-Unterricht. Darstellungen, an das aufgeklärte Publikum und an den Schwedischen Bauernstand gerichtet.) Von P. Sahlström. Stockholm. Pr. 24 Shillinge.

Den Blå Bandrosen. (Die blaue Bandrose, Novelle. Schwedisches Original.) Von Fräulein B. M.

Kärlekens Barometer aller Konsten at Kyssa. (Der Barometer der Liebe oder die Kunst zu küssen.)

Sweriges Sköna Litteratur. (Schwedens schöne Literatur. Ein Ueberblick bei akademischen Vorlesungen.) Von P. Wieselgren. Erster Theil. Lund.

Mannigfaltiges.

— Ein Englisches Mittagsmahl. In Frankreich ist es ein Axiom der gesunden Vernunft und guten Gesellschaft, daß man ißt, um zu genießen; in England hingegen scheint man bloß zu essen, um sich zu sättigen. Das Feinere der Kochkunst ist hier unbekannt, mit einem Wort, sie ist keine Wissenschaft; auch ist die Ordnung, in welcher die Gerichte auf die Tafel kommen sollen, kein Gegenstand des Studiums. Eine Tafel mit ungeheuren gesottenen oder gebratenen Stücken Fleisch zu besetzen und diese durch einander zu verzehren, wie sie der Zufall hingestellt hat, scheint die ganze gastronomische Wissenschaft dieses Landes auszumachen. Die gewöhnlichste Würze der Englischen Küche besteht in der ungeheuren Menge der Gewürze, die man mit verschwenderischer Hand in die Saucen wirft. Um der Wirkung hiervon entgegen zu arbeiten, bedient man sich unschmackhafter Gemüse, die bloß in Wasser gekocht werden, und die man unaufhörlich umherreicht. Das Fleisch ist entweder gekocht oder gebraten, der Fisch ist stets gesotten und wird nie anders als mit geschmolzener Butter aufgesetzt. Die mannigfaltigen Gestalten, unter welcher die Bewohner der Fluthen auf Französischen Tafeln erscheinen, kennt man in England nicht. Eier findet man auf keinem Englischen Mittagstisch, und wenn es deren ja giebt, so sind sie in der Schale, denn das Talent, eine Omelette zu machen, gehört nicht mit zu den Erfordernissen eines Englischen Kochs. Das Englische Geflügel ist mittelmäßig, und das Wildpret wird auf eine Art gebraten, die ihm allen Saft raubt. Das Backwerk ist nicht besonders und ohne Abwechselung. Die Gemüse, die bloß als Correctiv gegen die zu scharf gewürzten Speisen dienen, erhalten keinen Platz auf der Tafel, sondern werden nur herumgereicht. Die Entremets sind auf einige wenige Crèmes und unschmackhafte Gelées beschränkt. Folgendes ist die Ordnung, in welcher ein Englisches Mittagsmahl servirt wird. Der erste Gang besteht aus zwei verschiedenen Suppen, die eine stark gepfeffert, in welcher Stücke Fleisch schwimmen, die andere ist eine Suppe à la française. Sie werden an die beiden Enden der Tafel gesetzt und von dem Herrn und der Frau des Hauses herumgetheilt. Hierauf folgt ein Gericht Fische und Rostbeef. In den Häusern, wo es kein Plateau giebt, nimmt ein Salat die Mitte des Tisches ein. Nachdem dieser Gang abgetragen ist, werden die Entrées hereingebracht, welche die Dienerschaft mit verschiedenen Gemüsen herumreicht. Der folgende Gang entspricht dem zweiten Gange in Frankreich, doch ist er ohne Geschmack zubereitet und wird ohne Ordnung aufgetragen. Jeder Gast macht sich an die Schüssel, die vor ihm steht, ohne seinem Nachbar etwas anzubieten. Die Crèmes sind oft verschwunden, ehe noch an Braten gedacht wird, der schlecht zerlegt, gewöhnlich kalt, an den Gast gelangt. Die Engländer schneiden bei Tische vor, und da man jeden Gast fragt, ob er von dem Gerichte haben will, so geht viel Zeit damit verloren, denjenigen, die annehmen, jedes Mal die Schüssel hinzureichen. Ein Mittagsmahl dauert nie unter $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden, ohne die Zeit zu rechnen, die die Herren nach der Entfernung der Damen noch bei Tische verweilen. Der Sallat erscheint vor dem Dessert, von einigen Sorten Käse begleitet. Nachdem das Tischtuch abgenommen ist, werden trockene und frische Früchte und Biscuit auf die Tafel gesetzt; diese machen das eben nicht glänzende Dessert aus. Doch das Ende des Mahles ist derjenige Theil, auf den die Engländer die geringste Sorge wenden. Die Tafel gewährt aber vor dem Essen einen angenehmen Anblick. Dann ist sie mit blendend weißem Linnen bedeckt und mit einem Silber-Service, so reich, mannigfach und glänzend, wie ich es in keinem anderen Lande gesehen habe. Wenn das Dessert aufgetragen ist, beginnt die Unterhaltung. Die Herren stützen sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch, um vertraulicher mit ihren Nachbaren zu plaudern. Die Damen ziehen ihre Handschuhe an; um sie nicht zu beschmutzen, essen sie das Dessert mit der Gabel. Jetzt geht es an's Trinken; bisher haben die Gäste, wie es schien, bloß einige Gläser Wein zur Stillung ihres Durstes mit einander getrunken. Es gehört in England zur Höflichkeit, sein Glas immer mit Jemanden zu trinken. Bei dieser Gelegenheit fragt man, welchen Wein Sie wünschen. Dieser Antrag, mit Jemanden zu trinken, den man nicht ablehnen kann, legt einem die Nothwendigkeit auf, zu trinken, wenn Andere durstig sind. Er wird oft wiederholt, doch ohne großen Nachtheil für diejenigen, die keine starken Trinker sind, denn der Gebrauch gestattet, daß man nur an dem Glase nippt, welches man bei jeder Herausforderung aufs neue zu füllen scheint. Mitunter wird auch zwischen diesen häufigen Libationen ein Glas Bier getrunken. Dies ist kein Wunder, denn die Englischen Weine sind so stark, daß sie eher Durst erregen, als stillen.

(Hausser.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Montag den 16. September 1833.

Frankreich.

Algiers jetziger Zustand. *)

Der zahlreiche Schriftenwechsel über die Angelegenheiten Algiers seit 1830 sollte bereits die Rechte der Afrikaner unter Europäischer Oberheit, so wie die Absichten Frankreichs in Bezug auf dieselben, ins rechte Licht gesetzt haben. Noch aber scheint es sehr zweifelhaft, ob die komplizirte Diplomatie Europas über einen der beiden Punkte ins Klare gekommen. Einleuchtend ist vor Allem, daß die Rechte der Nord-Afrikaner nicht bloß als Europäische und namentlich Französische Angelegenheit gewürdigt werden müssen, sondern vielmehr, insofern sie das Interesse der Humanität und Civilisation im Allgemeinen ansprechen. Wir wollen hierüber Einiges bemerken und zu zeigen versuchen, daß Europas und Frankreichs Pflichten gegen Algier so beschaffen sind, daß sie, nach Recht und Billigkeit erledigt, für jenes wohlthätig, für dies gewinnreich werden müssen.

Lord Aberdeen und seiner Partei Bestrebungen gegen die Französisch-Algierische Angelegenheit ist von der Juli-Revolution beseitigt, und es wird Niemanden hinfort einfallen, Frankreichs Rechte auf Algier, als mit dem Interesse irgend einer Europäischen Macht kollidirend, in Abrede zu stellen. Drei Jahre Ruhe von Seiten der Tories und Whigs haben die Stimme Europa's zum Schweigen gebracht; desto vervielfältigter tönt die Stimme Afrika's über diesen Punkt. Die Afrikanische Expedition war ein Anschlag der älteren Dynastie, die Absichten auf die Freiheiten des Französischen Volkes standen im Hintergrunde; und es ist allerdings befremdlich, da ein Theil des Planes fehlgeschlagen, derselben Partei zu gestatten, durch Diskussionen über eine Eroberung Vortheil zu ziehen, die in ihrer Verwickelung für Europa gefahrbringend war, und die man sich nicht die Mühe gab, für Afrika zum Heile zu wenden. Frankreich nach den Julitagen weist mit Recht Lord Aberdeens Einwände zurück; es braucht auf den Einspruch einer Englischen, wenn auch mächtigen Partei seine Schritte nicht zurückzuwenden; zumal wenn dem Einspruch kein anderes Motiv zum Grunde liegt, als das nationaler Eifersucht. Aber von dem Standpunkte höherer machtvollerer Prinzipien aus kann leicht gezeigt werden, daß Frankreichs Handlungsweise sich ändern muß. Die Achtung, die es nicht minder als jede kultivirte Nation der Stimme der Gerechtigkeit schuldig ist, ist eines jener höheren Prinzipien; noch lauter aber ruft andererseits die Milde, die die civilisirtere Nation der minder civilisirten nicht versagen kann, Frankreich auf, von dem Unheil abzulassen, das es den Nord-Afrikanern zufügt. Dazu kommt nun das gewaltigste aller Prinzipien, das Selbstinteresse, und dies nöthigt Frankreich, zu verzichten auf den Schein falschen Ruhmes, ein Land zu räumen, das der Kolonisirung ungünstig ist, wo vielmehr einem ferneren Verweilen keine andere Aussicht als Geld- oder Truppenverlust bevorsteht.

Den Maßstab für Frankreichs Verpflichtungen giebt ein besonderes Uebereinkommen ab, das mit den Bewohnern des Landes vor Uebergabe der Hauptstadt im Jahre 1830 veranstaltet worden. Die urkundlichen Ausdrücke dieser Versprechungen von Seiten Frankreichs sind in einer Proclamation enthalten, die damals unter die Afrikaner vertheilt worden, welche die Ratification jener Uebereinkunft ihrerseits durch ein Betragen manifestirten, das für die Eroberer höchst günstig war. Die Proclamation lautet, wie folgt: „An die Couloughs, Söhne der Türken und Araber, Bewohner des Gebietes von Algier. Wir, Eure Freunde, die Franzosen, sind nach Algier gesegelt; wir kommen, um die Türken zu vertreiben, Eure Feinde und Zwingherren, die Euch mißhandeln und verfolgen, die Euch Eures Eigenthumes und des Ertrages Eurer Grundstücke berauben und Euer Leben bedrohen. Wir beabsichtigen nicht, die Stadt zu nehmen, um darin Herren zu bleiben; wir betheuern dies mit unserem Blute! Wenn Ihr Euch uns anschließt, Euch unseres Schutzes würdig zeigt, sollt Ihr hier herrschen, wie ehedem, unabhängige Herren Eures Geburtslandes. Die Franzosen werden Euch behandeln, wie sie Eure theuren Brüder, die Aegypter, die noch nicht aufgehört, uns schmerzlich zu vermissen, vor 30 Jahren behandelt, die noch jetzt ihre Kinder nach Frankreich schicken, um dort lesen, schreiben und nützliche Künste zu lernen. Wir versprechen, Euer Geld, Eure Güter, Eure heilige Religion zu achten; denn unser König, der Wohlthäter unseres geliebten Vaterlandes, beschützt jede Religion. Vertraut Ihr nicht unseren Worten und der Macht unserer Waffen, so räumet uns die Wege; verbündet Euch aber nicht mit den Türken, Euren und unseren Feinden. Verhaltet Euch ruhig; Frankreich bedarf keiner Hülfe, um die Türken zu schlagen und zu vertreiben. Die Franzosen sind und wollen Eure aufrichtigen Freunde bleiben; kommt zu uns, es soll uns zum Vergnügen, Euch zum Vortheile gereichen. Liefert Ihr uns Lebensmittel, Fourage, Ochsen und Schiffe, so wollen wir Alles mit dem Marktpreise bezahlen. Scheuet Ihr unsere Waffen, so bestimmt einen Ort, wohin sich unsere vertrauensvollen Soldaten ohne Waffen verfügen sollen, um für Geld Eure Vorräthe einzutauschen. So mag Friede seyn mit Euch und Friede zwischen uns, zu Eurem und unserem Besten."

Nach der Einnahme Algiers ward diese Proclamation gänzlich bei Seite geschoben; Wenige täuschte die Hoffnung, als wolle Frankreich durch eine weise Verwaltung seiner Acquisition zu deren Wohlfahrt wirken. Die großen Begebenheiten zu Paris im Jahre 1830 rückten die Algierische Frage gleichfalls in den Hintergrund; und obgleich die Afrikaner keinen Augenblick die ihnen so feierlich gethanen Versprechungen vergaßen, so wurden ihre Klagen dennoch über Nichterfüllung derselben, so wie über anderes Unrecht, mit Härte von denen erstickt, die desselben Urheber waren. Man rechnete es den Eingeborenen zur Schuld an, daß sie die ihnen stipulirte Unabhängigkeit mit so warmem Interesse umfaßten; und es haben sich Schriftsteller gefunden, die ganz kalt vorschlugen, feindselige Maßregeln zu ergreifen; ja man trug definitiv auf eine Vertreibung der Einwohner an, um so für Europäische Kolonisten Raum zu gewinnen, so wie die Kolonisten am Kap der guten Hoffnung alle fünf Jahre mit Ländereien auf Kosten der Süd-Afrikaner versorgt werden.

Unabhängig von den Zusicherungen in der genannten mitgetheilten Proclamation, durch welche veranlaßt, so viele Eingeborene zu den Franzosen übergingen, garantirte noch eine bei der Uebergabe Algiers veranstaltete Convention dem Volke in allen Klassen Freiheit, Religion, Besitz und Handel; aber sie ist nicht genauer erfüllt worden, als jene. Nach einem öffentlichen und offiziellen Berichte des letzten Gouverneurs, des Herzogs von Rovigo, sind Gefangene ohne Verhör zum Tode geschleppt worden. „In solchen Fällen", sagt der Gouverneur, „müssen die Soldaten ihrer Ordre ungehorsam seyn; denn solche Executionen sind Meuchelmord, und alle Betheiligte haben die Schuld auf ihrem Gewissen. Ein jeder Gefangene steht unter dem Schutze des Gesetzes, und alle Sicherheit ist hin, wenn man ihm ohne Entscheidung eines Gerichtshofes das Leben nehmen kann. Ist dergleichen gestattet, so wird Barbarei an die Stelle der Humanität treten." Die widergesetzlichen Prozeduren, die jene Bemerkungen veranlaßten, fallen besonders in den Mai 1831. — Herr Pichon, der gerechte Klagen gegen die Polizei führt, die ein solches Verfahren geduldet, war 1832 Civil-Gouverneur von Algier; Antritt und Ablauf seiner Amtsführung liegen nicht weiter aus einander, aber zum Glück für Afrika hat er ausführlich über das berichtet, wovon er Zeuge gewesen. Diesem Berichte gemäß sind jene Hinrichtungen, von denen der Herzog von Rovigo spricht, nur der kleinere Theil der in den letzten Jahren verübten Grausamkeiten. Man zerstörte mit frechem Uebermuthe Moskeen, hob Wohlthätigkeits-Anstalten auf, beschimpfte sogar die Gräber und schleppte Gebeine nach Marseille, sie bei der Bereitung des Zuckers für die Französische Nation zu verbrauchen. — Nicht minder werden die Eigenthumsrechte mißachtet. Ungeheure Contributionen wurden ausgeschrieben, so daß von Frankreich aus der Minister wiederholentlich ihren Erlaß befehlen mußte, und lange beachtete der Gouverneur diese Ordre nicht, um nicht durch den Widerruf der Taxen-Ordnung der Wirksamkeit seiner Befehle etwas zu vergeben. Ein noch schmählicherer Eingriff in das Eigenthumsrecht war es, daß man die Grundbesitzer nöthigte, ihre Kaufbriefe dem Gouverneur einzuhändigen. —

Diese Beispiele zeigen hinlänglich den Charakter der Französischen Administration seit 1830, und jede Appellation nach den Tuilerieen ist bis jetzt erfolglos geblieben. Man pflegt überhaupt in Frankreich nicht auf die aus den Kolonieen aus erhobenen Klagen gerade zu achten, kämen sie auch von National-Franzosen. Die Französischen Minister und der Staatsrath sind für dergleichen eben so hermetisch verschlossen, wie unsere Staats-Secretaire, was für den Englischen Leser hinreichen wird, um zu zeigen, wie wenig Rücksicht Frankreich auf seine entfernteren Besitzungen nimmt. Alle diese Uebelstände aber rühren von jener Centralisation her, die den Charakter der Französischen Verfassung ausmacht. Paris ist der Mittelpunkt der öffentlichen Meinung, und das kann für die ferneren Regionen, wo sie

*) Vom Westminster Review bearbeitet nach folgenden Quellen: Alger sous la domination française, son état présent et son avenir. Par M. le baron Pichon, ancien intendant civil d'Alger. — De la domination française en Afrique par M. Raynal. — Appel en faveur d'Alger et de l'Afrique.

nicht mit derselben Energie zur Abstellung von Mißbräuchen auftraf, nur nachtheilig wirken. Vergebens ward dieses System in der jüngsten Sitzung der Kammern angefochten, und die Vorschläge zur Einrichtung einer Kontrolle der Kolonial-Verwaltung sind abgewiesen worden. Versuche, dies System für Algier namentlich zu modifiziren, wo ein noch drückenderer Despotismus herrscht, als selbst unter den alten Dey's, sind in der Deputirten-Kammer mit Hohn, in der Pairs-Kammer mit Unwillen aufgenommen worden. Die Folgen hiervon sind natürlich keine andere, als Mißbräuche und gewaltsame Eingriffe in die Rechte der Personen und des Eigenthums, so wie enorme Ausgaben, die bei einiger Kunde des Provinzial- und Kolonial-Wesens in die Augen springen. Der neulich vom Kriegsminister publizirte Kosten-Anschlag für 1834 übersteigt 19 Millionen Fr., dazu kommen noch die Kosten der Civil-Verwaltung; die Einnahmen können höchstens auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Fr. berechnet werden, während sie sich unter den Dey's auf 6, nach anderen auf 8 Millionen beliefen. 1832 mußte Frankreich mehr denn 30 Millionen auf Algier wenden: daher es nicht überraschen kann, wenn die Deputirten-Kammer zweifelt, ob es wohl zweckmäßig sey, in dem Besitze der Eroberung zu verharren.

Ist nun die finanzielle Lage Algiers für Frankreich nicht eben ersprießlich, so ist der Charakter der hingesandten Kolonisten keinesweges geeignet, diese zu heben, wie ein desfalls erlassener Bericht des Herrn Aymard de la Tour du Pin lehrt. In demselben heißt es: Deutsche, Schweizer und Franzosen sind unter einladenden Versprechungen in das verheißene Land gegangen, haben aber nichts vorgefunden als Dürftigkeit und die Aussicht auf die Unsterblichkeit, die sie erwartet; von öffentlicher Unterstützung abhängig, sind sie zu anständiger Beschäftigung unfähig. Das neue System hat eine noch schlimmere Sorte von Kolonisten eingeführt, bestehend in dem Abschaum der Seehäfen Frankreichs, Spaniens, Italiens, Griechenlands; Menschen, die ihre Heimath vergessen und in einem aus allen Europäischen Sprachen gemischten Jargon sprechen, die ohne Erfolg schon alle Beschäftigungen getrieben, denen Alles, was sie begonnen, mißlungen ist. Das ist nun die höhere Klasse der neuen Bevölkerung Afrika's! Solche Leute schickt Europa, um die armen Kolonisten zu erleuchten, diese leuchten voran als Muster für Afrika! Es folgt eine dritte Klasse, die den Ort vollends ruinirt; es sind dies durch tolle Spekulationen verunglückte Kaufleute aus England, Frankreich, den Vereinigten Staaten, die sich hier zusammenfinden, nichts zur Vervollkommnung der Stadt beitragen, deren Lage sie vielmehr noch mißlicher machen. Das ist die Beschaffenheit der Bevölkerung, die Frankreich nach Afrika geschickt; von solchen Menschen hangen die für die Zukunft zu gewärtigenden Resultate ab! — Und zu Gunsten solcher Kolonisten hat man alles Ernstes über die Austreibung der Eingebornen diskutirt. Hat nun auch die Französische Regierung diese Projekte abgewiesen, so ist sie dennoch nicht einem Verfahren entgegengetreten, das eine schreiende Gewaltthat gegen ein eingebornes Volk ist und geradezu die Bedingungen annihilirt, unter denen die Besitznahme des Landes erfolgte. Offenbar verlangt eine aus so verschiedenartigen Elementen bestehende Volksmasse eine nach der Individualität ihrer Elemente modifizirte Behandlung; es ist dies in mehreren Schriften über Algier ausgesprochen, und namentlich in der des Herrn Raynal, der auf eine permanente Occupation durch Frankreich dringt. Wir theilen seine Classifikation der Einwohner-Masse *) Algiers mit: Der Einfluß der Türken ist schon seit lange im Abnehmen, doch sind es nur wenige Maurische Familien, die nicht durch Verheirathung mit den von Zeit zu Zeit von Konstantinopel hierhergesandten Beamten verbunden waren. Ihre Abkömmlinge heißen Couloglis, die besonderer Privilegien genießen. Die mit ihnen verbundenen Familien kamen zu großem Vermögen; aber die Quelle des Reichthums, die sie sich in den Seeraubereien an den Küsten von Italien und Spanien eröffnet, ward viele Jahre hindurch verstopft, und Lord Exmouth machte 1816 der Christen-Sklaverei ein Ende, nachdem schon früher verschiedene Traktate jene gesetzlosen Freibeutereien beschränkt und die Macht der Türken gebrochen. In dieser Lage fanden wir die Mauren bereit, uns als ihre Befreier aufzunehmen. Unsere Gesinnung sagte ihnen besser zu, als die der Türkischen Soldaten. Noch haben sie Spanien und seine Reize nicht vergessen. Ihre Gesichtsbildung und Haltung, ihre ganze Art hat einen auffallend Spanischen Charakter. Einer von ihnen, Sidi Bou Dharba, erzählte mir eines Tages, daß er von mütterlicher Seite von den Mauren in Granada abstamme. — Ich habe oft in Gesellschaft dieser Barbaren Whist gespielt und befand mich im Mittelpunkt höchst interessanter Unterhaltungen über die respektiven Vorzüge Europäischer und Moslemitischer Art und Sitte. — Ihre Kleidung zeichnet sich durch reiche Verzierung aus. — In dem Landhause des Sidi Hamedan, dessen ältester Sohn zu Paris erzogen ist, fand ich Alles wie bei einem Manne von feinem Geschmack eingerichtet, eine Bibliothek, einen Garten, im Englischen Stil angelegt. — Die Polygamie ist in Algier durchaus unbekannt. Die Weiber erfreuen sich dort einer viel größeren Freiheit, als in irgend einem anderen Muhamedanischen Lande; ihre größte Sorgfalt wenden sie der Erziehung ihrer Kinder zu, so wie ihnen überhaupt ausschließlich die Sorge für das Hauswesen obliegt. — Die Algierer haben viel Sinn für Musik, und sie haben sich erboten, zu den Kosten eines Theaters beizusteuern. Viele von ihnen sprechen Französisch, Italiänisch, Spanisch und Englisch. Was am meisten die Civilisation der Mauren bekundet, ist, daß sie nach der Bell-Lancasterschen Methode des wechselseitigen Unterrichts Schulen haben; so wie überhaupt der Unterricht verbreiteter ist, als in Frankreich. Daher es irrig ist, anzunehmen, daß sie unserer vorgeschrittenen Bildung abgeneigt sind. —

Die Juden sind in dem Zustande tiefer Erniedrigung, in die sie ein 300jähriger Druck natürlich versenken mußte; nichtsdestoweniger finden sich auch unter ihnen Männer von vielem Verdienste. — Die Beduinen oder Araber sind eine sehr traktable Menschenklasse; indeß, wenn sie bedrückt werden, ziehen sie sich bald und gern in die Wüsten zurück; ihre gewandte und wohlbewaffnete Kavallerie hat uns während des Feldzuges manchen Streich gespielt. — Die Kabylen sind die alten Bewohner der Gegend; sie bewohnen die Berge, woselbst sie 2000 Jahre lang den Eroberern Afrika's widerstanden. Karthagern, Römern, Vandalen und Türken ist es nicht gelungen, sie zu bezwingen, wogegen sie von der Verbindung mit ihnen große Vortheile zogen. — Sie gewinnen mehr Getreide als sie konsumiren, und verkaufen der Nachbarn, um ihren Ueberfluß los zu werden. Fast alles Oel liefern sie dem Lande. Sie bereiten Pulver und Geschütze und fertigen in großer Quantität Zeuge an, theils von Wolle, theils von Kameelhaaren. Ihre Arbeitsamkeit ist musterhaft. Vor mehreren Jahren ward den Europäischen Konsuln gestattet, ihre Dienerschaft aus diesem Theile des Volkes zu miethen, und ihre Anhänglichkeit, Treue und Betriebsamkeit ward allgemein gepriesen.

Mit diesen heterogenen Menschenklassen ist nun Europa durch die Eroberung Algiers in Beziehung getreten, und es wäre schlimm, wenn hieraus nur neue Feindseligkeit erwüchse. Gérard, der 1830 Minister war, hat sehr weise bemerkt, daß nichts vorgenommen werden dürfe, was nicht mit den Interessen und Gefühlen der Eingebornen im Einklange wäre. Dagegen hat man bis jetzt auf empörende Weise gehandelt. Dasselbe Verfahren, was mehr als irgend ein anderer Grund die Macht der Spanier in Amerika brach, was unsere eigene Kolonial-Administration am Kap und in Australien den Eingeborenen so wenig annehmlich macht, wird von den Franzosen ganz unbekümmert auch hier geübt. Da aber die Einwohner von Nord-Afrika mächtig sind durch ihre Zahl, ihre Verfassung, ihre Lage, so dürften vielleicht verschiedene Resultate zu erwarten seyn. Herr Pichon, der 6 Monate daselbst Civil-Gouverneur war, hält kaum 100,000 Mann für hinreichend, um das Land zu unterwerfen, wenn nicht das jetzt befolgte System geändert wird. Und vielleicht kommt diese Aenderung unerwartet von Afrika selbst. Alles Unrecht, was durch Englischen Einfluß an Tripoli ist geübt worden, der von Frankreich geübte Mißbrauch seiner Macht in Algier ruft vielleicht die Rache im Westen des Mittelländischen Meeres auf. Andererseits steht von der Erfüllung der in der Proclamation von 1830 gethanen Versprechungen eine günstige Ausgleichung zu erwarten. — Aber gänzlich irrig ist es, zu meinen, daß wir im Verkehr mit Muhamedanern anderen Prinzipien zu folgen hätten, als den zwischen Europäern geltenden. Die Gerechtigkeit ist ein kräftiges Gewächs, das in alle Klimate verpflanzt werden kann, in allen Zonen gedeiht; die edleren Regungen des Gemüths finden sich überall in der Menschheit wieder. Auch im 13ten Jahrhundert, wo das durch die Kreuzzüge geweckte Gefühl des Hasses und der Rache in den Muhamedanern gegen die Christen überhaupt so lebendig war, bestand dennoch in vielen und wichtigen Punkten zwischen gewissen Klassen Beider ein freundliches Vernehmen. Leibnitz giebt den Abriß eines zu jener Zeit zwischen Florenz und Aegypten geschlossenen Traktates, der den Florentinern freien Zutritt ins Land, Sicherheit darin und die Freiheit, nach Gefallen zu reisen, zugestand, ja sie durften eine Kirche bauen, ihren Konsul und Magistrat haben. Eben so hatten hinwiederum die Muhamedaner in Europa ihren Konsul und die Freiheit, in allen unter ihnen obwaltenden Handels-Streitigkeiten nach ihrem Gesetze zu verfahren. Durch lange Kämpfe ward dies gute Verhältniß gestört; religiöse Intoleranz auf beiden Seiten, so wie Eroberungssucht, hemmten den freien Verkehr. Lange blieben die „christlichen Hunde" den Muhamedanern Gegenstand des Hasses und der Verachtung.

Aber das muß eben Alles anders werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Muhamedaner nicht starr in ihrer Eigenthümlichkeit beharren; hegen sie wirklich noch Vorurtheile gegen Europa, so verlangt die National-Ehre und das Prinzip einer gesunden Politik, daß die Europäer nach besseren Grundsätzen handeln. Nur indem auch wir unseren falschen Ansichten entsagen, die Grausamkeiten abstellen, die der Muhamedaner Mißstimmung nähren, kann ein einträchtiger Verkehr sich entwickeln. — Die Eroberung von Algier, mit allen für Nord-Afrika daraus erwachsenden Vor- und Nachtheilen, hat allen diesen Materien neue Bedeutsamkeit verliehen. Die Lage der Dinge kann in ihrer jetzigen Gestalt nicht dauern in diesem Theile der Erde, der dem Gelehrten so wie dem Anwalte menschlicher und religiöser Freiheit in allen Theilen der Welt von so vielem Interesse ist. Hätte sich Frankreich durch sein hartes Verfahren nicht um alle Früchte dieser Acquisition gebracht, so würden sich unberechenbare reißende Fortschritte bereits kund gethan haben. Eine glänzende Bahn war geöffnet; vielleicht ist sie noch offen. Eine weise ehrenhafte Verwaltung, von Frankreich und England geübt, beschwört gewiß noch einmal den Geist alter besserer Zeiten für diese Gegenden herauf, an die sich die Reminiscenzen Karthagischer Handelsblüthe und Maurischen Ritterthums und wissenschaftlicher Bestrebungen knüpfen. Wenn der Muhamedonismus intolerant seine Lehre mit den Waffen zu verbreiten bestrebt ist, wenn der Sklavenhandel in seiner furchtbaren Ausdehnung noch immer geübt wird: so ist es eben die Aufgabe Europas, erleuchteteren Ansichten und besserer Gesittung Bahn

*) Herr Pichon giebt das Verhältniß der Einwohner der Stadt Algier am 1. Juni im Jahre 1832 folgendermaßen an: Mauren 14,000; Juden 5000, Türken 120, Europäer 4021, wovon 421 Britische Unterthanen, besonders aus Malta, 1027 Franzosen, 1962 Spanier; 234 Deutsche; 106 Italiener. Die Französische Armee beläuft sich auf mehr denn 20,000 Mann in dem ganzen Gebiete. Bei der Invasion betrug sie mehr denn 37,000 Mann, wovon 3000 durch die Feinde fielen; Krankheit reduzirte den Rest auf 18,000. Die Bevölkerung im Innern wird verschiedentlich angegeben von 900,000 bis auf 3 Millionen Seelen.

zu machen. Durch die Mittel des Friedens muß Europa den Bau einer besseren Verfassung zu gründen streben. Das Interesse, das wir Nord-Afrika schuldig sind, mag noch aus folgendem Berichte über die Fortschritte der Medizin in Aegypten, unter den Auspizien eines jüdischen Arztes, des Herrn Clot-Bey, im Dienste des unternehmenden Pascha von Aegypten, einem Berichte, den Herr Clot-Bey der medizinischen Akademie zu Paris mitgetheilt, ermessen werden. In demselben heißt es: „Ich faßte den Plan zur Gründung einer medizinischen Schule in Kairo; ein bei den Vorurtheilen des Volkes gegen Anatomie und der Unkunde medizinischer Terminologie von Seiten der Dolmetscher unsäglich schwieriges Beginnen!“ Nach Angabe der zweckmäßigen Maßregeln, deren er sich zur Beseitigung jenes Vorurtheils bedient, fährt er fort: „Nach Einrichtung der Schule, woselbst öffentlich mehrere Sectionen stattfanden, veranstaltete ich die Uebersetzung mehrerer medizinischer Werke, der Physiologie von Magendie, der Pathologieen von Begin, Roche und Sanson u. a. medizinischen Schriften. Unter Mitwirkung einiger gelehrten Araber ward ein medizinisches Wörterbuch und andere Elementarschriften verfaßt. Abyssinische und Negerfrauen lernten die Hebammenkunst, und zahlreiche Studirende befleißigen sich mit Erfolg des Studiums der Medizin. Viele Christen aus Smyrna sind in unsere Anstalt getreten und stehen auf gleichem Fuße mit den Muhamedanern, und bei dem jüngsten Zuge des Pascha von Aegypten nach Syrien begleiteten 250 Chirurgen das Heer. Der Tag wird kommen, wo die Araber wieder als Entdecker in der Medizin auftreten werden, wie ihre Vorfahren. In der großen Schule sind jetzt nahe an 400 Zöglinge, von denen ich 16 als die fähigsten nach Paris gebracht, um ihre Studien dort weiter zu verfolgen.“ — So geht es in Aegypten; sollten wir nicht für Nord-Afrika zu gleichen Hoffnungen berechtigt seyn? —

Bibliographie.

Amour et haine. (Liebe und Haß. Politische und nichtpolitische Poesieen.) Von Leon d'Aveoilly. Pr. 6 Fr.

Chroniques bretonnes. (Chroniken aus der Bretagne vom 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert.) Von M. Charles des Commequiers. Pr. 7 Fr. 50 Cent.

Nouveau traité. (Neue Auseinandersetzung des Schachspiels.) Von L. C. Labourdonnais. Pr. 3 Fr.

Collection de costumes, armes et meubles etc. (Sammlung von Kostümen, Waffen und Hausgeräth, zur Erläuterung der Französischen Geschichte seit dem Beginn der Monarchie bis auf unsere Tage.) Vom Grafen Horace de Viel-Castel. 54ste Lieferung. 4to. Pr. 12 Fr. [Das Werk wird aus 60 Lieferungen in 3 Bänden bestehen.]

Morgenländisches.

Die Gefangene bei den Birmanen.

Eine Scene aus dem Kriege der Indo-Briten gegen Birma im Jahre 1824.

Wer nicht selbst im Orient gereist ist, der kann sich nur eine schwache Vorstellung von der Tyrannei der erobernden Häuptlinge oder von der rohen Grausamkeit ihrer Kampfgenossen machen.

Als die Britische Armee (1824) an der nordöstlichen Gränze der Besitzungen der Compagnie ins Feld rückte, zogen die Häuptlinge von Birma ihr zersprengtes Heer von unserer östlichen Gränze zurück und konzentrirten ihre Hauptmacht im Süden, wo die siegreichen Waffen Archibald Campbell's ihnen bereits den wichtigsten Platz ihres Reiches entrungen hatten. Das Land Cachar (Katschar) war durch die Birmanen hart mitgenommen worden, und ich besuchte eben den Theil des Landes, der am empfindlichsten gelitten hatte. Ich reiste vierzehn Tage lang den Surma hinab und fand meinen treuen Diener Abdullah mit meinen Elephanten an dem zur Ausschiffung anberaumten Orte. Wir wendeten uns ostwärts und erreichten das große Wald-Revier, welches von den halbwilden Nagas bewohnt wird.

In stiller Bewunderung der schönen Gebirgs-Landschaft saß ich, eine Huka rauchend, vor meinem Zelte, als Abdullah mit wichtiger Miene zu mir trat und mir ankündigte, ein Trupp im Walde gelagerter Nagas brächte unter anderen Verkaufs-Artikeln ein junges Weib, das von den Birmanen gefangen weggeschleppt worden sey. Wir eilten zu dem Orte und fanden die barbarischen Krieger um ein großes Feuer sitzend. Nicht weit davon stand eine Reihe kegelförmiger Körbe aus Kattun, welche die Produkte ihrer Berge enthielten, die sie zum Verkauf in die Ebene bringen wollten. Eine Anzahl Frauen klimmte, mit Baumästen beladen, den steilen Rand eines Baches hinan. Sie erhoben ein schallendes Gelächter, das einem jungen Mädchen galt, die ohne Zweifel in das Wasser gefallen war und nun ihre dürftigen Kleider sorgfältig auswrang.

Dies war die Person, für die wir uns interessirt hatten. Ich trat ohne Umstände in den Kreis der Frauen, wo ich sie scharf in's Auge fassen konnte. Ich überzeugte mich bald, daß sie aus dem niederen Lande sey, und begann nun, sie auszufragen. Sie setzte sich auf das abgefallene Laub am Boden nieder und antwortete mit kaum vernehmlicher Stimme: „Herr, ich bin im niederen Lande geboren, und diese da wollen mich verkaufen.“ Ich staunte über die geringe Freude, die es ihr zu machen schien, daß sie wieder in's Vaterland und zu Allem, was ihr lieb war, kommen sollte, und bot mich an, sie auszulösen und ungekränkt an ihren väterlichen Heerd zu geleiten. Sie antwortete mir mit einem tiefen Seufzer, erhob ihr Haupt und senkte es wieder gleich einer Verzweifelten, und ein paar Augenblicke rollten Thränen über ihr auffallend schönes Antlitz, das jedoch die Spuren lange fortgesetzter Körper- und Seelenleiden trug. Als sie ihre Fassung wieder erlangt hatte, rief sie aus: „Habe ich endlich Jemand gefunden, der mich bemitleidet! Der Himmel belohne Euch, Herr! — Oft habe ich Gott gebeten, meinem elenden Daseyn ein Ende zu machen, — aber nur im Grabe will ich Rettung suchen, und da werde ich bald für immer ruhen.“

Nach einigem Zureden bewog ich sie, in mein Zelt zu kommen. Einer der Nagas setzte sich vor ihr nieder und legte ihre Hände um seinen Nacken, während man ein Tuch an die rechte Schulter knüpfte, das die Unglückliche, die ihres Körpers nicht mehr Meister war, vor dem Niedersinken bewahrte. In diesem Zustand war sie von den Naga-Negern herumgeschleppt worden. Ich ließ der Leidenden einige Erfrischungen bringen, und Abdallah mußte wegen ihrer Auslösung unterhandeln.

Ein Beutel voll Rupien ward in die Hände eines der Aeltesten gegeben, der ihn mit einer Miene voll Autorität annahm. Sein Haar war künstlich emporgestrählt; an seinem Gürtel hingen Troddeln aus halbgefärbtem Kattun, und ein Band von demselben Zeuge war unter dem Knie befestigt. Die letzteren Insignien trug keiner seiner Begleiter, von denen er sich außerdem durch Stücke Elfenbein, so dick wie Mannsdaumen, auszeichnete, die ihm in den Ohrlappen steckten. Der Geldbeutel wanderte von Einem zum Anderen, ohne daß sie den Inhalt prüften; plötzlich ergriff ihn der Häuptling wieder, warf ihn auf die Stelle, die ich eben verlassen hatte, und der ganze Haufe setzte sich in Bewegung, die Gefangene wieder abzuholen. Einen zweiten Beutel von gleichem Werthe wies man gleichfalls zurück. Endlich nahmen sie einiges Geflügel und ein paar Flaschen Branntwein gierig als Lösegeld an. Die Frau eines meiner Bedienten sorgte für die dringendsten Bedürfnisse der unglücklichen Weba, die, nachdem sie ein paar Stunden geruht, etwas gesunde Speise eingenommen und saubere Kleider angezogen hatte, sich bereit fand, ihre Geschichte zu erzählen. „Die Wohnung meines armen Vaters“, hub sie an, „die erst geplündert und dann eingeäschert ward, lag nur einige Tagereisen von dem Waldsaume, wo Ihr jetzt lagert. Ehe der Radschah von Menniwore den Ex-Radscha Gowind Tschendra aus Katschar verjagte, waren meine Verwandten die einzigen Besitzer eines Dorfes in dieser Gegend, und wir lebten in Ruhe und Wohlstand. Meine Mutter starb, als ich noch sehr klein war, und so wurde ich von einer älteren Schwester erzogen. Sie und ihr Mann, unser alter Vater und ein Bruder, der vier Jahre älter war als ich, waren von unserer Familie noch übrig, als das Volk dieser Gegend nach Sylhet floh, um in dem Gebiete der Compagnie Schutz zu suchen. Unsere Hütte war so abgelegen, daß sie nicht wohl entdeckt werden konnte, und mein Vater wollte lieber bleiben, als auf der einzigen vorhandenen Heerstraße dem Feinde um so eher in die Hände fallen. Der Mann meiner Schwester war eine Tagereise nach Westen gegangen, um einiges Ackergeräth zu kaufen, und während wir ängstlich seiner Wiederkehr harrten, bemühten sich mein Vater und Bruder, den Pfad, der unser Dörfchen mit der Heerstraße verband, so unkenntlich als möglich zu machen. Ein durchstochener Damm setzte das Dorf im Süden und Westen unter Wasser; der Wald verbarg uns von der Ostseite und eine mit Gestrüpp bewachsene ganz unzugängliche Hügelreihe im Norden.“

„Mein Vater und Bruder hielten des Nachts Wache, und um recht sicher zu gehen, bereiteten wir unser Mahl nach Mitternacht, damit der Rauch uns nicht verriethe. So vergingen viele Tage. In einer stürmischen Nacht bereiteten wir eben unser einfaches Mahl, als plötzlich zwei männliche Gestalten auf unser Haus zuschritten. Sie banden die Tücher, die sie vorher um den Kopf gewunden hatten, um ihre Hüften und näherten sich dann schweigend der Schwelle. Schon war keine Hoffnung mehr zum Entfliehen. Meine Schwester fiel in Ohnmacht; ich aber ging wieder an's Gitter, um zu sehen, was vorging. Der hinterste Birmane lag, von dem Speer meines Bruders durchbohrt, am Eingang, der andere aber stürzte hinein, um die innere Thür zu erbrechen. Mein Vater schlug mit seiner Axt nach ihm; der Bösewicht parirte und bohrte ihm seinen Dolch in den Nacken. Während des Handgemenges entfiel ihm der Dolch, und in demselben Augenblicke sprang mein Bruder herein. Beide waren unbewaffnet; sie packten einander, und während sie rangen, verlor ich die Besinnung.“

„Als ich wieder die Augen aufschlug, sah ich meinen Bruder, der sich verzweiflungsvoll über mich lehnte; allein ich hatte für den Verlust meines Vaters doch so viel Trost, daß mein Bruder mir geblieben war. Wir beerdigten unseren Vater und setzten dann unsere Nachtwachen fort.“

„Eines Abends sahen wir im Mondlicht zwei andere Männer-Gestalten auf uns zukommen. Es war der Mann meiner Schwester und dessen Bruder. Sie erzählten uns in folgender Art, wie sie entkommen seyen:“

„„Zweimal haben wir uns aus der Gefangenschaft befreit. Unsere erste Befreiung verdankten wir der berauschenden Wirkung des Palmsaftes, der unsere Wache betäubte. Auf unserer Flucht mußten wir durch einen Engpaß, wo wir in die Hände eines anderen feindlichen Piquets fielen. Sie banden uns die Hände mit Stricken von gespaltenem Rohr auf den Rücken und stießen uns in einen Winkel, wo wir übernachten mußten. Früh am Morgen wurden wir vor den Häuptling geführt. Dieser ließ uns in eine mit einem Gitter aus Bambus zugedeckte Grube werfen, wo noch ungefähr zwanzig unserer Landsleute schmachteten. Durch das Gitter warf man uns Ueberbleibsel von Speisen oder ein paar Hände voll trockenem Reis zu. Von dieser Kost lebten wir vier Tage. In einer finsteren Nacht verabredeten wir eine allgemeine Flucht. Am folgenden Abend hatte man uns, wie gewöhnlich, zum Trinken an einen Fluß getrieben; hier gab ich das Zeichen und stürzte zuerst hinein. Nach wenigen

Minuten waren wir in Sicherheit, und eine mühselige zehntägige Wanderung hat uns wieder zu Euch geführt.“ “

„Das Jahr begann auf die Neige zu gehen, der Frühling kehrte wieder, und ich freute mich noch einmal des Lebens. Da kam meine Schwester eines Tages ganz außer sich zu mir gelaufen und fragte mich, ob ich nicht ferne Stimmen hörte. Unser Bruder hörte gleichfalls das Geräusch und sprach mit bebender Stimme: „„„Rettet euch über den Fluß in die Büffel-Ebene; dort erwartet mich!“ “ “ Wir eilten zum Flusse, der breit war und nicht durchwatet werden konnte. Ein Geschrei aus tausend feindlichen Kehlen entsetzte uns. Meine Schwester, von ihrem Manne getragen, und ich in den Armen seines Bruders, schwammen durch den Strom.“

„Unterdeß hatte sich der Vortrab des Feindes im Walde zerstreut. Der Feind war auf dem Rückweg von Katschar, und unser kleines Dorf wurde bald ein Schauplatz der Verödung.“

„Durchnäßt, ermüdet und voll Angst wurden wir dahin gebracht, wo wir mit unserem Bruder zusammentreffen sollten. Die Axt des Holzfällers ertönte vor uns; sie mahnte uns, einen Umweg zu machen und unseren Weg durch den Wald zu bahnen. Wir eilten verzweiflungsvoll weiter. Einige Holzbündel lagen auf dem Pfade, und zwei gräßliche Gestalten gingen mit Aexten und Stricken auf uns los. Jetzt kam auch ein dritter. Unsere Begleiter setzten sich zur Wehre; es gab einen wüthenden Kampf, aber die Mehrzahl siegte: meine Schwester verlor einen Mann und ich — einen Geliebten!“

„Die Mörder banden mir die Arme und schleppten mich — wohin, weiß ich nicht. Ich war unempfindlich gegen Alles, was vorging. Ich fühlte meine verwirrten Sinne wieder etwas gesammelt, als ich an dem Platze vorbeikam, wo meine theure väterliche Hütte gestanden hatte, von der nur noch rauchende Trümmer dalagen. Wie soll ich aber die Leiden beschreiben, welche nachfolgten! Ich ward in das Birmanische Lager gebracht; alle Speise war mir zuwider, ich wies sie zurück und ward dafür unbarmherzig geschlagen. Bald folgten noch empörendere Mißhandlungen. Der Morgen erwachte über meinem tiefsten Elend, und man rüstete sich zum weiteren Marsche nach Birma. Ich rührte mich nicht; ich bat, man möchte mich an der Stelle, wo ich lag, ruhig sterben lassen. Allein sie banden mir einen Strick um den Leib und zerrten mich weiter.“

„Viele Tage nahm ich keine Nahrung zu mir, um mich von einem geschändeten Daseyn zu erlösen. Wir setzten die Reise durch das Gebirge fort, welches von den Seufzern und Verwünschungen unserer Mitgefangenen wiederhallte, die zum Theil mit schweren Ketten belastet waren.“

„Die Unmöglichkeit, von den Naga's Lebensmittel zu erhalten, zwang die Birmanen, den mühseligsten Theil der Reise in großer Eil zurückzulegen. An jedem Rastorte wurden die Kranken und Schwachen auf erhöhte Bahren gelegt, damit sie wenigstens nicht eine Beute der Raubthiere würden, sonst aber ihrem Schicksal überlassen. Ich erinnere mich nur sehr undeutlich, wie ich in einem solchen Zustande von den Nagas entdeckt ward. Ich kann mich nicht entsinnen, wie lange es her ist, daß ich von den Meinigen losgerissen bin. Ich erlag immer mehr dem Drucke schmerzlicher Erinnerungen; allein die Naga's sind nicht grausam; ihnen verdanke ich, daß ich noch athme. Sie haben mich als Untergebene, aber nicht mit Härte behandelt. Ich hätte ihnen meine Dankbarkeit beweisen mögen; doch Euer Zusammentreffen mit ihnen hat diesen Zweck vielleicht schon erfüllt.“

Hier übermannten sie ihre Gefühle. Ein Anfall von Verzweiflung raubte ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich selbst gekommen war, nannte sie unaufhörlich die Namen ihres Geliebten, ihres Vaters, ihres Bruders und ihrer Schwester. Ich suchte ihr Trost einzusprechen, und als ich mich zum Aufbruch anschickte, ward sie in einer bedeckten Sänfte getragen. Den dritten Tag unserer Reise nach Westen, als ich eben an ihrem Bette saß, legte sie ihre Hand in die meinige und wendete ihr Gesicht von mir ab. Ein Fieberschauer durchzuckte sie; ihre Stirn war kalt; ihr Puls schlug langsam und schwach. Jetzt warf sie mir noch einen dankbaren Blick zu, und ein Gefühl von Freude wegen des nahen Endes ihrer Leiden erheiterte ihre Züge. Nach wenigen Augenblicken war die liebliche Weda, die mißhandelte Gefangene, verschieden! (A. J.)

Italien.

Biographieen der Paduanischen Schriftsteller.

Von G. Vedova.

Nicht bloß die verschiedenen Provinzen Italiens, sondern auch Städte, wie Rom, Neapel, Perugia, Ferrara, Bologna, Venedig, Mailand, Brescia, Parma, Cremona und andere, selbst die von geringerem Range nicht ganz ausgeschlossen, haben ihre Munizipal-Bibliographieen, d. h. Bibliotheken, Verzeichnisse oder Kataloge der Schriftsteller der respektiven Länder und Städte, mit Anführung der Werke, die sie ans Licht gestellt oder handschriftlich hinterlassen. Nur das alte gefeierte Padua hat bis jetzt noch eines gründlichen Nomenklators entbehrt. Dieser Umstand konnte vielleicht jenem Gelehrten zur Entschuldigung dienen, der, nachdem er durch ein Werk über die Revolutionen Italiens im Vaterlande einigen Ruf eingeärndtet, nach Frankreich ging, woselbst er in Französischer Zunge und zuweilen auch mit Französischer Eleganz schrieb, und wo er, die Rede auf Padua lenkend, dieser Stadt nicht bloß den Ruhm absprach, Krieger und Künstler, sondern auch Gelehrte vom ersten Rang erzeugt zu haben. Diesem Autor, auf den sich zuweilen anwenden ließe, was Franklin von dem Kanonikus Pow sagte, daß er heute etwas schrieb, um es morgen wieder zu bereuen, hat Cesarotti lebhaft entgegnet; Sberti gab zwei Kataloge von Paduanern, die in ihrer Zeit berühmt geworden, heraus, und ein noch vollständigeres Werk erwartete man von dem Abte Gennari, dem Historiker jener berühmten Akademie; doch ging es, durch seinen Tod unterbrochen, wenigstens theilweise verloren. Diese Lücke wird jetzt durch Herrn Vedova befriedigend ausgefüllt. Der Verf. giebt für's erste nur den Versuch einer Biographie der Paduanischen Schriftsteller, weil er daran zweifelt, ob es ihm gelingen dürfte, ein so weitreichendes Unternehmen auszuführen. Er beschließt seine Vorrede mit bitteren Klagen über die neueren Universal-Biographieen, namentlich über die, welche Missiaglia jüngst in Venedig herausgegeben hat, weil so gar viele Namen hochverdienter Gelehrten, Künstler und Literatoren Italiens darin übergangen seyen.

Das vorliegende biographische Werk eröffnet ein Verzeichniß derjenigen Bücher, die der Autor vorzugsweise benutzt hat. Unter diesen finden wir zu unserem Erstaunen Quenstädt angeführt, der ein dickes Buch über das Vaterland ausgezeichneter Menschen schrieb. Die Biographieen selbst sind alphabetisch geordnet; unter jedem Namen stehen Bemerkungen über den Schriftsteller, seine Werke, die Ausgaben derselben u. s. w., Alles mit Klarheit und bündiger Kürze und, wo es nöthig war, mit gesunder Kritik erörtert. Das erste Heft, welches wir bereits in Händen haben, geht nur von A bis Buz. Während wir durch selbiges von dem Reichthum der Paduanischen Literatur einen Begriff erhalten, können wir doch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß die Zahl der Bände zu sehr anwachsen und die ersehnte Vollendung des Werks verspäten dürfte.

Mehrere Artikel des vorliegenden Heftes legen uns von dem Fleiße, der Einsicht und Unparteilichkeit des Verf. ein besonders günstiges Zeugniß ab. Dahin gehören die Notizen über Pietro d'Abano, zu seiner Zeit der große Lombarde genannt; die Artikel Paduanische Akademieen; Aldeighetti, der Name berühmter Aerzte, Literatoren und Rechtsgelehrten; Isabella Andreini, eine Freundin der Musen und mit jeder weiblichen Tugend geschmückt; der Rabbine Archevalti; der Arzt und Dichter Baratella; die Literaten, Dichter und Rechtsgelehrten aus der Familie Barisani; der Alterthumsforscher und Poet Giuseppe Bartoli; der Reisende Belzani; der berühmte Beolco, genannt Ruzzante; die gelehrte Giulia Bigolina; der Komiker Bonfio; die Literaten der Familie Bordoni, aus welcher der berühmte Julius Cäsar Scaliger hervorging; die der Familie Borromeo; Albertino Bottoni, ein berühmter Arzt des sechzehnten Jahrhunderts; der Numismatiker und Diplomat Giovanni Brunacci oder Brunozzi u. s. w. (Biblioteca Italiana.)

Bibliographie.

- Del gusto etc. (Ueber den Geschmack an Wohlgerüchen bei den alten Römern.) Von Querci. Neue Ausgabe.
- Opere etc. (Werke des Sallust.) Uebersetzt von G. Trenta und F. Negri. 1ster Bd. Treviso.
- Istituzioni etc. (Die statische und hydraulische Architektur.) Von N. San-Bertolo. Mantua. Pr. 49 Lir. Oester.
- Prediche quaresimali etc. (Fasten-Predigten und heilige Reden.) Von dem Dominikaner Tommaso Buffa. Mailand. Pr. 9 Lir. Ital.
- Memoria di alcune paralisi curate etc. (Ueber die Heilung einiger Lähmungen vermittelst einer durch die Volta'schen Apparate erregten Elektrizität, nebst einem Anhang über ein neues elektro-physiologisches Phänomen.) Von Professor St. Marianini. 24 S. 4. Padua.
- Cenni sopra il Calendario perpetuo etc. (Ueber den immergültigen Kalender und die Geschichte der Zeitmessung.) Von dem Dalmatier Lazelli De-Capitani. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Neue Methode, die Tiefe des Oceans zu messen. Die Messung der Tiefe des Oceans ist ein Problem, das noch zu lösen bleibt, indem wir bis jetzt mit dem Senkblei nur einen Raum von tausend Faden durchdringen können. Dennoch kann der Ocean in den centralen Theilen des Atlantischen Meeres und der Südsee viele Meilen tief seyn; wenigstens ist dies die Meinung von Laplace. Herr Talbot vermuthet, daß ein guter Erfolg nicht unwahrscheinlich sey, wenn man eine der neu erfundenen Erschütterungs-Schalen (percussion shells) vom Verdeck des Schiffes herabfallen ließe. Diese Maschine würde, sobald sie den Grund erreichte, einen Schall von sich geben, und aus dem Zeit-Intervall des Untersinkens ließe sich die Tiefe des Wassers mit großer Genauigkeit bestimmen. Das Experiment müßte zunächst in einer bekannten Tiefe gemacht werden. Das Untersinken der Schale würde, nach den ersten paar Sekunden, gleichförmig von Statten gehen, wie dies bei allen schweren Körpern der Fall ist, die sich durch ein widerstrebendes Medium bewegen. Um die Dauer des Schalls brauchte man sich nicht zu kümmern, oder es wäre die größte Genauigkeit erforderlich, da der Schall in einer halben Sekunde eine Meile zurücklegen würde. Sollte man uns entgegnen, der Schall könnte wohl aus bedeutenden Tiefen nicht vernommen werden, so erinnern wir den Leser, daß bei den Experimenten des Herrn Colladon der Laut einer Glocke durch das Wasser des Genfer Sees in einer Entfernung von neun Meilen deutlich gehört ward. (L. and E. Philosophical Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Mittwoch den 18. September 1833.

Frankreich.

Charakter-Schilderung des Marschalls Ney.*)

Michel Ney, den 10. Januar 1769 in Saarlouis geboren, zeigte früh eine entschiedene Neigung für den Soldatenstand. Außer der Schulzeit spielte er mit seinen Kameraden Krieg und war stets an ihrer Spitze. Sein Vater, ein Böttcher, hatte während des siebenjährigen Krieges gedient; seine Erzählungen von den Gefechten, denen er beigewohnt, beschäftigten die lebhafte Phantasie des Knaben. Indeß sollte er nach dem Wunsche des Vaters die Rechte studiren und kam zu einem Notarius Valette in die Lehre. Kopieen, die der junge Ney dort angefertigt, sind noch vorhanden. Einem ganz mit militairischen Ideen angefüllten Kopfe wie Ney konnte jene Beschäftigung wenig zusagen, und als er darauf Gehülfe bei einem Königlichen Prokurator wurde, schienen ihm seine Arbeiten noch unerträglicher. Er war bereits 15 Jahre alt und brannte vor Verlangen, Soldat zu werden. Der Vater suchte ihn noch zurückzuhalten, indem bereits sein ältester Sohn, Peter, in Diensten war. Um jedoch der Lebhaftigkeit Michels einen Spielraum zu geben, schickte er ihn in die Bergwerke von Apenweiler, deren Beobachtung ihn auch eine Zeit lang fesselte; nachdem er aber Alles, was zu lernen war, begriffen hatte, erwachte seine alte Vorliebe für kriegerischen Ruhm wieder, er träumte nichts als Gefechte und Schlachtfelder. Die Rathschläge seines Vaters und der Mutter Thränen betrübten ihn, konnten ihn aber nicht umstimmen. Abermals suchte man seinen rastlosen Geist auf andere Weise zu beschäftigen. Obgleich noch sehr jung, war er unterrichtet, thätig und voller Eifer, und man machte ihn zum Inspektor der Hammerwerke von Saleck. Dieses neue Feld bot zugleich die Aussicht auf einstige Wohlhabenheit dar, und Ney ergab sich wirklich diesen Beschäftigungen mit Eifer. Aber nach und nach erkaltete dieser Eifer, der Geschmack für den Kriegerstand machte ihm seine Arbeiten unerträglich, und seine Neigung fand hinlänglichen Anreiz in den vielen benachbarten Staaten, die fast alle Festungen waren, wo er überall Besatzungen und kriegerische Uebungen sah. Nach zwei Jahren legte er seinen Posten nieder und begab sich nach Metz, wo ein Husarenregiment lag: der Kummer, den dieser rasche Schritt seinen Eltern bereiten würde, machte ihn unruhig, und er zögerte lange, vor ihnen zu erscheinen: aber die kindliche Liebe behielt die Oberhand, und er machte einen Umweg nach Saarlouis, um Vater und Mutter Lebewohl zu sagen.

Peinlich war die Zusammenkunft, der Empfang stürmisch. Ney hatte Vorwürfe, Bitten, Thränen und Drohungen auszuhalten. Er konnte diese Scene nicht ertragen und entfloh. Ohne Geld und ohne Wäsche ging er zu Fuß davon und erreichte bald die Straße nach Metz wieder. Seine Schuhe zerrissen, die Füße vom Gehen wund, aber voll Muth, obgleich sehr ermüdet, setzte er seinen Weg fort. Dreizehn Jahre darauf hielt er als Divisions-General seinen Einzug in die Vaterstadt.

Den 1sten Februar 1787 kam der 18jährige Jüngling in Metz an. Er ließ sich bei dem Regimente des General-Obersten, das späterhin das vierte Husarenregiment wurde, anwerben; sein Gönner war ein Landsmann, war aber selber nur Lieutenant und ohne Einfluß; überhaupt war bei dem damaligen Zustand der Dinge, wo nur der Adel avancirte, die Protection ohne Bedeutung. Uebrigens brachte Ney einige gute Vorkenntnisse mit und machte sich durch Pünktlichkeit und Geschick bald bei seinen Vorgesetzten auf eine vortheilhafte Weise bemerklich. Seine Subordination gewann ihm ihre Zuneigung, und weil er eine schöne Hand schrieb, gebrauchte ihn der Quartiermeister bei seinen Arbeiten. Die bei seinen Beschäftigungen ihm übrig bleibende Muße verwandte er darauf, sich die Kenntnisse zu verschaffen, die sein neuer Stand erheischte. Eine schöne Haltung und große Gewandtheit in der Handhabung der Waffen, nicht minder seine Geschicklichkeit, die wildesten Pferde zu bändigen und mit Anmuth zu reiten, erwarben ihm die Auszeichnung seiner Kameraden bei Allem, was körperliche Uebungen betraf, und ihm wurde daher auch die Ehre zu Theil, ihre Beleidigungen auszufechten. Der Fechtmeister eines anderen Regiments, ein unruhiger stets schlagfertiger Mensch, hatte den Fechtmeister der Husaren verwundet und das gesammte Regiment beleidigt. Die Unteroffiziere übertrugen Ney, der unlängst Brigadier geworden war, das Amt, seine Kameraden zu rächen, und mit Freude übernimmt er den Auftrag. Man findet sich ein, und die Säbel sind schon gekreuzt, als er sich plötzlich gewaltsam beim Zopfe festgehalten fühlt; er dreht sich um, es war sein Oberst, der ihn sogleich festnehmen und ins Gefängniß setzen ließ. Der Zweikampf wurde mit dem Tode bestraft; Ney aber war bei seinen Vorgesetzten beliebt und schlug sich im Auftrage Aller. Man suchte ihn zu retten. Sämmtliche Unteroffiziere begaben sich zu dem Obersten und baten für ihn um Gnade. Schon besorgte man bei dem Heere, eine allzugroße Strenge möchte die Soldaten erbittern und die keimenden Ideen von einer Umwälzung zur Reife bringen; eine lange Gefangenschaft rettete Ney von dem Kriegsgerichte. Er war aber kaum seiner Haft entlassen, als er, die überstandene Gefahr vergessend, aufs neue den Kampf aufsuchte; er wollte durch nichts Anderes als durch seine Waffen geschützt seyn. Das Duell hatte wirklich im Geheimen statt. Der Gegner bekam einen Hieb in die Faust und in Folge dieser Wunde den Abschied. Aber Ney vergaß den Unglücklichen nicht und setzte ihm späterhin eine Pension aus.

Niemals vergaß der Marschall seinen Ursprung; im höchsten Glücke liebte er es, an seinen früheren Stand zu erinnern. Mit Kummer bemerkte er, daß man die Erben alter Namen begünstigte, und er verlangte daher zahlreiche Beweise des Muths und der Geschicklichkeit, um sein Vorurtheil gegen Offiziere zu besiegen, die eine mit seinen ersten Erinnerungen streitende Politik einführte, und insbesondere in ihrer Gegenwart sprach er gern von seinen ersten Jahren. Als sich einige einst von ihrem Adel unterhielten, und was ihre reichen Familien ihnen zukommen ließen, unterbrach er sie: „Ich war nicht so glücklich als Sie, meine Herren, von meinen Angehörigen habe ich nie etwas erhalten, ich hielt mich für reich, wenn ich in Metz zwei Betten auf dem Brett hatte.“ Er war zum Marschall erhoben worden; eine zahlreiche Versammlung Glückwünschender umringte ihn. Er unterbrach das Konzert der Schmeicheleien und wandte sich an einen alten Offizier, der in der Ferne stand: „Erinnern Sie sich, Hauptmann, der Zeit, wo ich Ihnen meinen Bericht machte und Sie sagten: „Gut, Ney, ich bin mit Dir zufrieden, Du wirst Dein Glück machen.““ „Sehr wohl, Herr Marschall“, entgegnete sein alter Chef, „ich hatte die Ehre, einem Mann zu befehlen, der mehr werth war, als ich; dies vergißt sich nicht.“ Mit dem stolzen Gefühl, Alles durch sich selbst errungen zu haben, verband er große Anhänglichkeit an die Seinigen; beides machte ihm die alten Zeiten lieb. Er sprach mit Liebe von der Zärtlichkeit seiner Mutter, von den Rathschlägen seines Vaters, und Beiden suchte er die Gefahren, die er bestanden, sorgsam zu verbergen. Einst führte er den Vortrab des Generals Colond, und ein blutiges Gefecht war vorgefallen. Er kommt ermüdet zurück und erzählt die Begegnisse des Tages. Ein Freund tadelt seine Unvorsichtigkeit. „Es ist wahr“, erwiederte Ney, „ich bin heute wieder einmal entwischt. Vielmal war ich allein mitten unter den Oesterreichern.“ So waren Sie glücklicher als Ihr Bruder. „Wie“, fällt Ney ungestüm ein, und die Augen unruhig auf den bestürzten Freund heftend, „ist mein Bruder todt? Arme Mutter!“ Er erfuhr, daß Peter Ney, Offizier bei der 35sten Halbbrigade, in Italien geblieben sey, und konnte bei dieser traurigen Nachricht seine Thränen nicht zurückhalten. „Was wäre aus meiner Mutter und meiner Schwester geworden, wäre ich heute unterlegen. Schreiben Sie ihnen, verbergen Sie ihnen jedoch die Gefahr, der ich mich ausgesetzt habe, damit sie nicht auch meinetwegen in Sorgen seyen.“ Der Krieg und die Stockung der Geschäfte hatten Noth erzeugt, und das ganze Land litt darunter. Ein armer Handwerker mußte dies noch empfindlicher fühlen, die Generale erhielten damals nicht mehr als monatlich 8 Franken. Ney war Subaltern-Offizier, hatte wenig, und seine Mutter war bettlägerig; er legte sich neue Opfer auf, um die Mutter zu unterstützen; sie starb nach vier Jahren. Der Vater starb in hohem Alter im Jahre 1826, ohne das tragische Ende des Marschalls zu wissen. Nur aus dem Trauer-Anzuge der Tochter und der Enkel merkte er den Tod seines Sohnes, aber er fragte Niemand, ward düster, in sich gekehrt und sprach nur selten in seinen Erinnerungen den Namen des Sohnes aus.

Rein und uneigennützig, besaß er, kaum Offizier geworden, ein so tiefes Gefühl der Ehre, daß er erröthet seyn würde, die Gelegenheiten zu benutzen, die der Krieg darbietet, sich auf Kosten des Feindes zu bereichern. Ney war bei der Nord-Armee; als ein junger Capitain brannte er vor Begierde, sich auszuzeichnen. Er stößt auf die Englische Reiterei und greift sie mit solchem Vertrauen an, daß er sie bricht und an der Spitze einer schwachen Schaar bis jenseits der

*) Aus den ersten Kapiteln der Mémoires du Maréchal Ney. Zu finden in Berlin in der Buchhandlung von A. Asher.

feindlichen Linien verfolgt. Eine Schwadron, die er auf seinem Wege findet, wird zerstreut; Ney verfolgt hartnäckig den Anführer, einen höheren Offizier, er holt ihn ein und fordert ihn auf, sich zu ergeben. Bestürzt durch die Lebhaftigkeit des Verfolgers, sucht dieser nicht sich zu vertheidigen, sondern zu unterhandeln; er bietet eine volle Börse an, und da Ney lächelt, fügt der Engländer hinzu, er möge lieber bei ihnen bleiben, er werde schnell hinaufrücken und solle den Französischen Prinzen dienen. Erbittert hierüber, setzt Ney ihm den Säbel auf die Brust. „Wie", rief er, „Geld und eine Desertion! Sie selbst sollen Angesichts Ihres Heeres desertiren! Sie werden mit mir einhauen, Sie sind todt, wenn Sie zu entrinnen Miene machen." Und so jagt er abermals durch die Reihen der Engländer, die ganz bestürzt einen von den Ihrigen neben dem Französischen Offizier sehen, und kommt mit seinem reichen Gefangenen im Hauptquartier an. „Behalten Sie Ihr Geld, woran ich ein Recht haben dürfte; Sie werden es nöthiger haben als ich, aber seyn Sie in der Folge vorsichtiger beim Parlamentiren."

Ney war seinen Vorgesetzten gehorsam, aber weder unterwürfig, noch ein Schmeichler; er verrichtete sein Geschäft mit Feuer und Eifer, weil er es liebte. Niemals war es ihm in den Sinn gekommen, durch Gefälligkeiten Beförderung zu erkaufen. Von jeher kannte er keine andere Ergebenheit, als die für sein Vaterland; zu strenge Maßregeln umging er, ungerechten leistete er Widerstand. Kleber war ein leidenschaftlicher heftiger Mann und hielt viel auf Ney; aber weder sein Zorn noch seine Freundschaft konnte von diesem etwas erlangen. Er hatte gegen einen Offizier, der lange Zeit bei ihm in Gunst gestanden, einen Widerwillen und suchte ihn zu entfernen. Sein General-Adjutant, Ney, der bei ihm war, sollte den Befehl ausfertigen. „Sie entfernen ihn, weil....?" — „Weil er mir nicht gefällt." „Nun wohl", rief Ney, indem er die Feder fortwarf, „mags ein Anderer thun! Man soll mir eher den Arm abhauen, ehe ich eine solche Ordre niederschreibe." Betreten sieht Kleber ihn eine Weile stillschweigend an, dann sagte er: „Mag er bleiben, Sie wollen es, ich bin es zufrieden." Gefährlicher war es, den Befehlen der Repräsentanten Widerstand zu leisten, und gleichwohl scheute er im Nothfalle nicht, ihnen zu mißfallen. Gegen die Emigranten, welche die Gefangenen hinrichteten, war ein strenger Befehl ergangen; einige dieser Unglücklichen hatten jedoch die Waffen gestreckt und um Gnade gebeten. Der General konnte die nicht tödten, die die Soldaten verschont hatten. Er sprach ihnen zu und ließ sie, unter die fremden Kriegsgefangenen gemischt, nach den Depots abführen. Die Repräsentanten vermutheten etwas von der Sache, da sie jedoch keine Beweise hatten, ließen sie Ney als verdächtig sorgfältiger beobachten. Ney ward vorsichtiger. Die Patrouillen hatten Priester, die im Walde herumirrten, aufgegriffen; sie waren vor Hunger, Ermüdung und Schrecken halb todt. In Gegenwart derer, welche sie herbeigeführt hatten, stellt Ney sich gewaltig erzürnt und droht mit aller Strenge des Gesetzes; unter dem Vorwande eines Verhörs bleibt er hierauf mit ihnen allein. Jetzt ändert er den Ton, redet ihnen Muth zu, giebt ihnen zu essen, versieht sie mit Geld und läßt sie mit Hülfe einer Verkleidung zu den feindlichen Vorposten führen. Einer dieser Priester war noch vor wenigen Jahren Pfarrer in Versailles. Den folgenden Morgen gerieth Ney abermals in Zorn, als er die Nachricht von dieser Flucht erhielt. Endlich merkten die Repräsentanten doch das Woher von der Sache; aber die terroristischen Maßregeln begannen bereits milderen Gesinnungen zu weichen, der politische Haß verlor an Schärfe, sie wagten daher keine strenge Behandlung. Einer von ihnen schrie zwar über die Verletzung des Gesetzes; der Andere aber bewunderte die Großherzigkeit des Generals und sagte zu Kleber: „Ihr Freund Ney versteht Französisches Blut zu schonen."

Bekannt ist die Energie, mit welcher Ney die Massen auf den Feind schleuderte. Heiß, ungestüm, wenn es galt, einen Angriff auszuführen, war er von unzerstörbarem Gleichmuth, wenn ein Angriff ausgehalten werden mußte. Unter dem Hagel der Kugeln ruhig, schien es, als ob er von dem Tode gar nichts zu fürchten habe. Seine Kühnheit, die in zwanzigjährigen Gefahren sich nicht verläugnete, gab seinem Geiste die Freiheit des Urtheils, die Schnelligkeit der Ausführung, die in der Mitte der verwickelten Bewegungen des Krieges so nöthig sind. Dies setzte noch mehr in Erstaunen als sein Muth. Auf die Frage eines Offiziers von erprobter Tapferkeit, ob er niemals Furcht gehabt hätte, erwiederte Ney: „Ich habe nie Zeit dazu gehabt." Diese einfache Antwort deutet auf die tiefe Gleichgültigkeit gegen Gefahr, auf das Vergessen des Todes und zugleich auch jene Elastizität des Generals, jene Arbeit des Anführers auf dem Schlachtfelde. Eben diese Ruhe des Geistes setzte ihn in Stand, die kleinsten Aeußerungen der Schwäche des Soldaten zu bemerken. Einst erstattete ihm ein Offizier Bericht von einer Sendung; eine Kugel pfiff so nahe bei ihm vorüber, daß er unwillkürlich den Kopf senkt, aber doch ohne Zeichen der Erschütterung mit seinem Berichte fortfährt. „Sehr gut", antwortete der Marschall, „aber ein anderes Mal grüßen Sie nicht so tief."

Für muthvolle fähige Krieger hatte er großes Interesse; er verwandte sich für deren Beförderung und ruhte nicht, bis er diese erlangt oder doch wenigstens den Mann in Stand gesetzt hatte, seine Talente geltend zu machen. Viele haben es solchergestalt allein dem Marschall Ney zu danken, daß ihr unbekannter Muth ans Licht gezogen wurde. Bis in die niedrigsten Reihen reichte er den Tapferen seine schützende Hand; nicht selten ertrotzte er die Beförderung, die er vorgeschlagen. In seiner Division waren lange Zeit die Streitigkeiten bekannt, die er wegen eines gemeinen Husaren, den man nicht avanciren ließ, im Jahre 1800 mit Laharie und Moreau hatte. Der General B., durch ausgezeichnete Dienste eben so wohl als durch die Verfolgungen von 1815 bekannt, war Hauptmann bei den Grenadieren der 103ten Halbbrigade. Während des Feldzuges von Hohenlinden hatte Moreau selbst die Tapferkeit dieses Offiziers gerühmt, aber bei den Beförderungen ward er nichtsdestoweniger übergangen. Ney brachte bei dem Obergeneral die Dienste dieses Offiziers in Erinnerung und stellte vor, wie sehr die Halbbrigade eines Anführers bedürfe, der die Mannszucht herstellen und die Verwaltung beaufsichtigen könne. Vergebens; man war offenbar dawider. Hierauf ließ Ney die Grenadier-Compagnieen jenes Corps zusammenkommen und gab B. den Oberbefehl. Den wiederholten Beweisen seines Muthes und der Beharrlichkeit seines Generals mußte der böse Wille bald weichen. Eben so hülfreich kam Ney denen entgegen, deren höhere Talente dem Neide ausgesetzt waren. So beschützte er Jomini, nahm ihn in seinen Generalstab auf und verschaffte ihm eine Existenz in der Schweiz, die er durch die Mediationsakte wieder verlor. Er that ihm Vorschub bei der Herausgabe seiner Werke, und der dankbare Jomini hatte im J. 1815 den Muth, für seinen ehemaligen General eine Denkschrift herauszugeben.

Aber er konnte es nicht leiden, wenn man ihm Rathschläge anbot, deren Nothwendigkeit ihm nicht einleuchtete; er fand hierin einen Mangel des dem Obergeneral so nöthigen Vertrauens, fast einen beleidigenden Zweifel. Ein Offizier seines Generalstabes, der von seiner eigenen Einsicht eine hohe Meinung hatte, überreichte ihm einstmals eine Denkschrift über die Angelegenheiten der Schweiz mit diesen Worten: „Hier, General, so muß man zu Werke gehen." Diese unehrerbietige Anmaßung wurde wie eine wahre Unverschämtheit behandelt und der Rathgeber so nachdrücklich abgewiesen, daß er den Glauben an sich selbst nicht wieder mit solcher Zuversicht zu zeigen wagte. Diese strenge Lection hatte auch auf Andere ihre Wirkung. Ney hatte bis dahin mit seinen Offizieren in großer Vertraulichkeit gelebt, sie fühlten durch sein Betragen nicht die Ungleichheit des Standes. Aber es gab auch unbescheidene Menschen. Ein solcher erlaubte sich eines Tages eine unpassende Vertraulichkeit; der Marschall rügte sie und ward seitdem zurückhaltender im Betragen und vorsichtiger, schenkte sein Vertrauen nur geprüften Männern. Die Art und Weise, wie seine Großmuth einst hintergangen wurde, hatte gleichfalls Schuld an dieser Zurückgezogenheit. Er hatte bei seiner Ankunft in der Schweiz einen ehemaligen Chef einer Halbbrigade, der aus der Liste gestrichen worden, aufgenommen, und da der Mann Talente, Muth und ein gewinnendes Aeußere besaß, so wünschte Ney, ihn wieder in Thätigkeit zu sehen. Er gebrauchte ihn zu verschiedenen Diensten und empfahl ihn hierauf dem Minister, doch vergeblich. Als er Commandeur des Lagers von Montreuil wurde, berief er den Mann zu sich und bestand abermals auf dessen Wiederaufnahme in den Dienst. Das erste Mal ohne Erfolg; als er dringender wurde, überschickte ihm Napoleon eine Denunciation, in welcher jener Offizier Ney's Gespräche berichtet und dessen Worte so verfälscht hatte, daß er ihn als einen verdächtigen Menschen, als einen Feind des ersten Konsuls darstellte. Der Elende wurde fortgejagt, aber Ney konnte diese Niederträchtigkeit lange nicht vergessen. Der schändliche Mensch, — C. ist sein Name, — der nach 1815 Ney zu schaden suchte, hat sich unlängst mit Bittgesuchen an dessen Angehörige gewandt und Ney's alte Protection geltend machen wollen.

Der Marschall war streng, aber gerecht; er wurde leicht zornig, aber auch schnell wieder gut, zumal wenn er glaubte, in der Hitze beleidigt zu haben. Im Jahre 1813 inspizirte er ein Regiment schwerer Reiterei, das unter seinen Befehlen stand. Er erfährt, daß ihnen der gebührende Abzug nicht ausgezahlt worden, und macht dem Obersten heftige Vorwürfe. Dieser will sich rechtfertigen, daß er höheren Befehlen habe gehorchen müssen. Aber der Marschall hört ihn nicht, und aus Theilnahme für den Soldaten, dessen Recht er gekränkt glaubt, spricht er mit großer Strenge. Am Abend hatte er die höheren Offiziere seines Corps bei sich; da er den Obersten, den er am Morgen getadelt hatte, vermißte, ging er fort, suchte ihn selbst auf und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich hatte Unrecht, kommen Sie, Alles sey vergessen." Rasch im Zurechtweisen, im Bestrafen der Vergehen, unterließ er nichts, ihnen vorzubeugen. Da er selbst früher gemeiner Soldat war, so hatte er die Leiden empfunden, die man in diesem Stande zu ertragen hat; daher suchte er sie aus allen Kräften zu mildern. Er wußte, daß der Soldat, in der Regel gerecht und erkenntlich gegen den, welcher für ihn sorgt, ungehorsam wird, wenn seine Bedürfnisse unbefriedigt bleiben, wenn er sieht, daß man weder Beschwerden noch Entbehrungen mit ihm theilt. Die strenge Haft wird zuweilen die Verirrung eines Augenblicks gewesen, an welcher die rasche Ungeduld eines Vorgesetzten, vielleicht ein beleidigendes Wort Schuld hat. Ney war auf solche Mißbräuche aufmerksam, er bemühte sich, die ihm untergebenen Offiziere zu überzeugen, daß man den Soldaten in seinen eigenen Augen erheben, daß man ihn mit verdienter Rücksicht, aber mit Festigkeit behandeln müsse, um diese Verläugnung seiner Selbst zu erlangen, in der großentheils das mächtige Band der militairischen Kraft besteht. Er ließ sich über die sittliche Beschaffenheit des Corps genauen Bericht erstatten, und nicht selten fragte er unerwartet über einen Grenadier oder Voltigeur, dessen Bestrafung die Generale längst vergessen hatten.

Auf alle mögliche Weise vermied er, den Soldaten mit unnöthigen Arbeiten zu belasten; er liebte es nicht, aus Eitelkeit sich mit einem großen Gefolge oder vielen Ordonnanzen zu umgeben. Vielmehr suchte er bei diesem ermüdenden Dienste die Truppen zu schonen und die Stärke der Regimenter nicht ohne Grund durch dergleichen Absonderungen zu verringern. Die Soldaten, denen diese Sorgfalt nicht entging, waren Ney vornehmlich dafür zugethan, daß er so beharrlich für ihren Unterhalt sorgte. In dieser Beziehung hat er in dem Feldzuge in Portugal Wunder gethan, und als er in Folge eines Streites mit Massena den Oberbefehl des sechsten Corps

verließ, fehlte wenig, und die Zuneigung der Krieger wäre in offenen Aufstand ausgebrochen. Gleichwohl war er sehr streng gegen Verletzungen der Mannszucht. Als einst in der Hitze des Kampfes seine Soldaten das Dorf Zwingenberg (Darmstadt) plünderten, bestrafte er nicht bloß die Schuldigen, sondern meldete dem Landgrafen sein Bedauern und erbot sich, den Schaden zu vergüten. Auf gleiche Weise schützte er die Einwohner gegen die Erpressungen der Militair-Verwalter. Ein General hatte sich zwei Bauerpferde zugeeignet; der Bauer klagte, und Ney gebot in einem etwas harten Billet die Rückgabe. Als der General hierüber sich beschwerte, erwiederte ihm Ney: „Sonderbarer als Ihnen mein lebhafter Verweis muß mir Ihre Hartnäckigkeit erscheinen, fremdes Eigenthum zu behalten. Ihre Handlungsweise kann mir nicht gefallen; ich habe darauf angetragen, Sie in eine andere Division zu versetzen. Dies wird bald stattfinden; aber Sie erstatten zurück." Bei einer anderen Gelegenheit, als die Französische Armee in Oesterreich stand, drohte er einem General, der sich unrechtmäßiger Weise 8000 Gulden zugeeignet hatte, dies Kaiser Napoleon zu melden, wenn die Wiedererstattung nicht binnen sechs Tagen geschöhe. Beide Generale vergaßen nicht, dies dem Ney zu gedenken, der eine auf dem Schlachtfelde, der andere bei Gelegenheit des Prozesses. In der That machte er sich durch diese Strenge gegen die Schuldigen gefährliche Feinde, allein er scheute solche Rücksichten nicht, wenn es die Erfüllung einer Pflicht galt. Für sich hat er den Oberbefehl, den er in fremden Gegenden führte, nie benutzt. Die Provinzen Gallizien und Salamanca haben noch seine Rechtlichkeit nicht vergessen. Ein einziges Denkmal aus jenen Ländern hat er seiner Familie hinterlassen: eine Reliquie aus San Yago, welche die Mönche eines Klosters ihm verehrt hatten, dankbar für die ihnen erwiesene Menschlichkeit. Als die Engländer nach der Schlacht von Corunna sich eiligst einschiffen mußten, konnten sie nicht alle Frauen mitnehmen und es blieben deren einige funfzig am Ufer, ohne Obdach umherirrend, zurück. Als der Marschall hiervon benachrichtigt wurde, ließ er sie kommen, sprach ihnen Muth zu und befahl einem Nonnenkloster, sie aufzunehmen. Die Aebtissin verweigerte es, weil sie mit Ketzerinnen nichts zu thun haben wolle, obwohl dies die Töchter ihrer Bundesgenossen seyen. Da keine Vorstellung half, so befahl Ney, daß sie, um ihrem Gewissen zu genügen, anstatt dieser Protestanten zwei Compagnieen katholischer Grenadiere einquartieren solle. Dies half, und die Frauen, bestehend aus Töchtern von Offizieren und Unteroffizieren, fanden Schutz und Unterhalt.

Ney, der, als die Revolution ausbrach, gemeiner Husar war, wurde Brigadier zu Anfang des Jahres 1791, Quartiermeister am 1. Februar 1792, Ober-Quartiermeister den 1. April, Adjutant den 14. Juni, Unter-Lieutenant den 29. Oktober, Lieutenant den 5. November und stieg den 23. März 1793 zum Adjutanten des Generals Lamorche empor. Nach dem Gefechte bei Famars (1794) wurde er zum Hauptmann, den 1. August zum Bataillons-Chef und General-Adjutanten Klebers und im September zum Brigade-Chef ernannt. Er ward Brigade-General 1795 im Februar, 1799 im Mai Divisions-General, und im September desselben Jahres führte er den Oberbefehl über die Rhein-Armee. Napoleon erhob ihn zu Ende des Jahres 1801 zum General-Inspektor der Kavallerie, im Jahre 1802 zum Gesandten in Helvetien, 1804 zum Reichs-Marschall und Groß-Kreuz der Ehren-Legion; 1805 ward er Herzog von Elchingen, 1813 Prinz von der Moskwa. Damals gab ihm Napoleon den Namen: der Bravste unter den Braven. Bei den Soldaten hieß er: der rothe Peter, der rothe Löwe, wegen seines stark blonden Haares. Wenn in einem entscheidenden Moment seine Artillerie von fern sich hören ließ, riefen die Soldaten einer dem anderen zu: „Muth, es wird schon gehen, der rothe Löwe heult!"

Bibliographie.

La Grèce régenérée. (Das wiedergeborene Griechenland oder topographische Beschreibung des neuen unabhängigen Griechenlands und der Gränzen, die ihm gebühren. Mit rechtfertigenden und geschichtlichen Belegen.) Von Spiridion Baldi.

Précis historique etc. (Historischer Abriß der Begebenheiten des Jahres 1832.) Von einer ehemaligen Magistratsperson. Pr. 2 Fr. 80 Cent.

Instruction sur etc. (Belehrung über die Landstraßen, Eisenbahnen, Kanäle und Flüsse. Mit Noten über die Transporte und einer Statistik über die vorzüglichsten Kanäle, Eisenbahnen und fahrbaren Wege in den Alpen und Appenninen.)

Traité de la natation. (Schwimm-Unterricht.) Nach der Methode des Neapolitaners Oronzio Bernardi. Mit Platten. Pr. 4 Fr.

England.

Die Londoner Spitzbuben und Vagabunden.

Ein Bürger von London, den man für den Schulmeister der Knaben in Newgate (dem berühmten Gefängnisse) hält, hat eine Reihe von Notizen über die Verbrechen der Hauptstadt und über den Zustand der Londoner Gefängnisse, die er früher zerstreut in Frazer's Magazin einrücken ließ, mit vielen Zusätzen und Erweiterungen als ein Ganzes herausgegeben.*) Auf dieses Werk mögen die Gesetzgeber, wenn es ihnen ansteht, einen verbesserten Kriminal-Koder basiren. Ein Mann von philosophischem Geiste würde aus einer Stellung, wie die des Verfassers ist, große Vortheile gezogen haben, wenn er anders fähig gewesen wäre, seine unendlichen Details mit Geduld zu verfolgen; allein die Philosophie unseres Schulmeisters ist nicht so viel werth als seine Thatsachen, und er hat einen reichen Schatz von Einzelnheiten gesammelt, ohne von seinem Wissen den rechten Gebrauch machen zu können. Durchweg vermißt man den lanzenirenden Geist. Auch befleißt sich der Verfasser keines sorgfältigen Stils, und sein Weizen ist mit vieler Spreu untermengt.

Das ganze Werk aber zeugt von einer herrlichen preiswürdigen Tendenz und verdient im Besitze eines Jeden zu seyn, den der Gegenstand interessirt. Herrn Wakefield's vortreffliches Buch hat zuerst unsere Aufmerksamkeit auf Fortschritte und Entwicklung der Verbrechen in London gelenkt, und das vorliegende beurkundet die von ihm mitgetheilten Thatsachen. Wir wählen nur Einiges aus der Geschichte des Lasters und der Schuld in Britanniens Hauptstadt und überlassen es dem Publikum, seine Folgerungen darauf zu gründen.

Das Wörter-Verzeichniß für die verschiedenen Arten von Verbrechen ist reichhaltig genug, und unsere Leser werden sich über die sonderbaren technischen Ausdrücke wundern, die das Genie**) unserer Diebe und Gauner eingeführt hat. Folgendes ist eine authentische Liste der verschiedenen Spitzbuben-Handwerke, in verständliches Deutsch übertragen:

Krach-Männer (cracksmen) ..... In Häuser einbrechende Diebe.
Groß-Händler (grand tobymen). Räuber auf Hochstraßen.
Klein-Händler (spicemen) ..... Räuber auf Fußpfaden.
Gebißmacher (bit makers) oder Bissenmacher .... Falschmünzer (coiners).
Smashers .... Diejenigen, die falsches Geld ausgeben.
Wegputzer, Wegpuster (conveyancers) .... Beutelschneider.
Schleicher, Duckmäuser .... Gelegenheits-Diebe.
Laden-Knaller (shop-bouncers) . Laden-Diebe (shoplifters).
Grapser (grabbers) .... Solche, die Uhrketten, Uhren u. dgl. vom Leibe stehlen.
Prad-chewers .... Pferde- und Vieh-Diebe.
Herumhüpfer, Schwärmer (ramps) Solche, die Betrunkenen nachstellen, um sie zu bestehlen.
Zäune (fences) .... Die Empfänger gestohlener Sachen.
Fakers .... Verfälscher (forgers).
Zerr-Männer (dragsmen) ...... Wagen-Diebe (die aus Fuhrwerken stehlen).
Leichte Reiter, schwere Reiter, Wasserspieler, Strom-Jäger u. s. w. u. s. w. Alle Diebe am Wasser, auf Schiffen, Barken u. s. w. u. s. w.

Es gehörte einige Erfahrung in Newgate dazu, um hinter alle diese Geheimnisse zu kommen; allein das Wirken dieser Gaunerklassen ist noch weit merkwürdiger als ihre Namen.

Die Häuser-Einbrecher, ein furchtbares Corps, sind durch die neue Polizei in der Ausübung ihres Amtes sehr behindert worden und müssen auf dem Lande Zuflucht suchen. London ist jedoch ihr Hauptquartier; dort entwerfen sie ihre Pläne und machen zu schicklicher Zeit, so gewissenhaft wie die solidesten Kaufleute, ihre Ausflüge in die Provinzen.

Der Häuser-Einbrecher wandert zu jeder Zeit; allein seine Wanderungen sind direkt, sein Ziel ein besonderer Gegenstand des Raubes. Zuweilen ist es eine vorher abgemachte Sache, d. h. es hat Jemand dem Diebe über die Artikel, die er stehlen soll, Rapport gebracht, oder einer seiner Agenten hat ihm eine schöne Gelegenheit zum Stehlen angezeigt. Einzelne aus der Verbrüderung werden immer aufs Rekognosziren geschickt. Wenn sie durch die verschiedenen Städte ziehen, so stoßen sie gar bald auf liederliches Gesindel, das ihren Instruktionen Gehör schenkt und durch die Aussicht auf gute Trinkgelder sich dazu bewegen läßt, ihnen in die Hände zu arbeiten. Solche Charaktere findet man allemal in Gauner-Kneipen, von denen jede Stadt eine besitzt.

Sie reisen gewöhnlich anständig und in Gesellschaft einer wohlgekleideten Weibsperson, damit die Wanderung das gemischte Ansehen einer Lust- und Geschäftsreise habe. Ihre Handlanger, worunter oft verschmitzte Jungen, statten ihnen Bericht ab und leisten auch wohl bei der Ausführung des Unternehmens hülfreiche Hand. Ein Fall, der dem Autor von einem Knaben in Newgate erzählt wurde, welcher das Leben verwirkt hatte, mag als Beispiel dienen.

Er war ein Waisenkind und im Armenhaus erzogen, von wo er unter die Kaminfeger (sweeps) kam. Als ein ausgezeichnet schlauer Knabe entging er derjenigen Menschenklasse nicht, die sich stets nach Helfershelfern bei ihren Plänen umsieht. Eines Morgens begegnete ihm ein Mann, der sich für seinen Onkel ausgab, ihm eine halbe Krone zusteckte und ein Rendezvous mit ihm verabredete. Das Ergebniß dieser und anderer Zusammenkünfte war, daß der Knabe schon funfzehn Diebstähle vermittelt hatte, ehe noch sechzehn Monate seiner Lehrzeit um waren. Der schöne Lohn, den er für solche Dienste erhielt, verleidete ihm bald sein rußiges Handwerk, und er traf mit dem Manne, der ihn zum Verbrechen verführt hatte, die Verabredung zu einem gemeinschaftlichen Diebstahl, nach dessen Ausführung er seinen Meister verlassen wollte. Allein das Haus, dem ihr diebischer Besuch zugedacht war, befand sich in einem uneinnehmbaren Zustand, d. h. es war so gut bewacht, daß der Raub nicht unbemerkt vor sich gehen konnte. Dennoch gelang ihr Vorhaben durch folgende List.

*) Es führt den ellenlangen Titel: Old Bailey Experience. Criminal Jurisprudence, and the actual working of our Penal Code of Laws. Also, an Essay on Prison Discipline. To which is added a History of the Crimes committed by Offenders in the Present Day. By the Author of the „schoolmaster's Experience in Newgate." London, 1833.

**) Die meisten Deutschen Leser werden sowohl in Hinsicht des Reichthums dieser Ausdrücke, als der Genialität ihrer Erfindung nicht eben mit dem Referenten übereinstimmen.

Der Knabe war ein Liebling der Köchin, die nicht zuließ, daß ein Anderer ihr Kamin fegte. Dieses Geschäft wurde den ersten Sonnabend eines jeden Monats besorgt. Der Mann und der Knabe hatten unter sich verabredet, daß Ersterer den Letzteren in der Tracht eines Kaminfegers begleiten sollte, als wär er sein Aufseher. Nun mußte aber der wahre Kamin-Inspektor bei Seite geschafft werden, und hier steckte der Knoten. Es kostete dem Knaben, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, eine sechsmonatlich größere Plage, als der Kaminfeger auszustehen hat, und dem Manne sechs Erscheinungen in früher Morgenstunde, in demselben Habitus, bevor man dieses Ziel erreichen konnte. Endlich, an einem Sonnabend, stellte sich der Knabe an, als vergäße er, was er zu thun hatte, bis alle übrige Gehülfen fort und an ihr Tagewerk gegangen waren. Plötzlich that er, als fiele es ihm ein, und überredete den Meister, ihn allein gehen zu lassen, indem er sagte, er könne die Arbeit selbst vollenden. Um fünf Uhr in der Frühe kam er mit dem verkappten Diebe ins Haus. Die Köchin, die in der Eil nur ein Laken umgeworfen hatte, öffnete die Thür. Der kleine Erzschelm sagte: „Es ist Niemand außer mir und Harry; wollt ihr euch wieder zu Bette legen, Köchin, so geht nur, wir werden schon Alles rein machen und die Thüre hinter uns zuschließen.“ Die Köchin trat ab; die Diebe gingen zum Silberschrank, den sie schon längst ausspionirt hatten, steckten alles kostbare Geräth in den Rußsack und schritten dann mit ihrer Last unbesorgt durch die Straßen. Wenige Stunden nachher war der Knabe in solchem Grade metamorphosirt — er trug die feinste Kleidung, ein nettes Spazierstöckchen und funfzig Pfund in der Tasche — daß er sich überall sehen ließ und zuversichtlich glauben durfte, sein eigener Meister und seine Mitlehrlinge würden ihn nicht wieder erkennen.

Diejenigen, welche falsches Geld ausgeben, besitzen nicht viel weniger Geschick und Geistesgegenwart.

Sie eilen zur Post aus London und springen, so oft in einer Stadt Halt gemacht wird, aus dem Wagen, um ein Paar Handschuhe oder eine andere Kleinigkeit zu kaufen, um bei solcher Gelegenheit ihr falsches Geld gegen ächtes einzuwechseln. Gewöhnlich stecken sie ein großes falsches Geldstück zu acht oder zehn guten und werfen während des Handels alle mit einander auf den Tisch, als suchten sie kleines Geld. Dann schieben sie dem Kaufmann das unächte Stück nachlässig hin, so daß er keinen Betrug ahndet.

Die Beutelschneider (pickpockets) bilden eine wahre Gilde. Sie unterstützen einander sogar im Unglück. Viele von ihnen sind Waisen oder Kinder aus der niedrigsten Klasse. Sie haben ihre nächtlichen Herbergen (night houses) zum Rendez-vous, zu Wahrsagerei und Schlemmerei. Mit der Zeit werden sie vollendete Diebe und wählen alsdann eine Branche der Kunst, die ihrer Neigung und Capacität am angemessensten ist. Diejenigen, welche dem Strick entlaufen, müssen sich glücklich genug schätzen, wenn sie ein achtbares Greisenalter in den Kolonieen verleben können. Unser Autor entwirft eine genaue Schilderung von diesen jugendlichen Delinquenten.

Ein rechter Beutelschneider muß einen leichten Tritt, einen feinen Tastsinn und starke Nerven haben. In den Straßen mag man diese Knaben an ihrer Fußbekleidung erkennen; sie tragen gewöhnlich einsohlige Schuhe (pumps) oder Schuhe von sehr leichter Arbeit, mit langem Fersenleder. Sie laufen mit sehr geschäftiger Miene herum und bleiben niemals in der Straße stehen. Wollen sie sich einen Augenblick berathen, so schlüpfen sie in irgend ein Seitengäßchen, von wo sie sich unter den Leuten, welche die Hauptstraße passiren, den Gegenstand ihres Angriffs aussuchen. Viele stehen in dem Wahn, der Beutelschneider bediene sich künstlicher Instrumente, um einen Beutel von seiner Last zu befreien; dies ist eine falsche Vorstellung; sein einziges Werkzeug ist eine kleine und scharfe Scheere, womit er die ganze Tasche wegschneidet, so oft er den Inhalt nicht mit der Hand herauskriegen kann. Eine besonders reiche Aerndte haben die pickpockets bei neblichem Wetter, und stecken sie im Gefängniß, so hört man sie wohl an solchen Tagen ausrufen: „O, wie kränkend ist es, daß ein so herrlicher Tag ungenützt vorbeigeht!“

Die Ladendiebe verfahren ungefähr auf folgende Art:

Fällt ihnen ein Laden ins Auge, wo ein Theil der Waaren auf dem Rechentisch oder doch so liegt, daß man sie greifen kann, so pflegt eine Person, der Knalier (bonneer) genannt, in den Laden zu gehen und nach Schnupftüchern zu fragen. Dies thut er, wenn nur ein Ladendiener zugegen ist, wie z. B. in der Frühstücksstunde. Während des Handels tritt ein wohlgekleideter junger Mensch mit einem blauen Effekten-Sack herein und fragt nach Schuhbändern oder einem anderen bedeutenden Artikel. Jetzt beginnt das Werk: der erste Käufer beschäftigt die Aufmerksamkeit des Krämers so stark als möglich, indem er von bedeutenden Einkäufen spricht, Ballen aufbindet und die Tücher so ausbreitet, daß der Krämer ganz verblendet wird und die Bewegungen des Knaben nicht bemerken kann, welcher unterdessen einen werthvollen Artikel nach dem anderen einsackt und endlich unter dem Vorwand, daß er nicht länger mehr warten könne, wieder abzieht.“

Von den Landstreichern (swindlers), die Betrügereien jeder Art als Gewerbe treiben, werden viele Anekdoten erzählt.

„Es giebt eine Klasse Menschen“, sagt der Verf., „die in wechselseitigem Einverständniß ihren Unterhalt damit verdienen, daß sie die Leute durch veranstaltete Wetten um ihr Geld betrügen. Die Wahrheit des nachstehenden Falles z. B. kann manche noch lebende Düpe bezeugen. Drei Männer zogen im Lande herum und ernährten sich fast drei Jahre lang reichlich von — dem Worte infortunate! Kamen sie in eine Stadt, so bezog jeder ein besonderes Gasthaus, als ob sie einander fremd wären. Dann besuchten sie diejenigen Zimmer, wo die Kaufleute des Ortes als Stammgäste zusammenkamen, und ersahen sich den Zeitpunkt, wenn die ganze Gesellschaft bei recht fröhlicher Laune war. Da pflegte denn Einer der drei Konföderirten gelegentlich das Wort infortunate in seine Rede einzuflechten, worauf gleich ein Anderer die Korrektheit dieses Wortes in Zweifel zog und mit dem Ersteren um eine bedeutende Summe wettete, ob das Wort ins Lexikon aufgenommen sey oder nicht. Die Vagabunden wußten den ganzen Klub in ihr Interesse zu ziehen, und zwar so, daß Alle wetteten, unfortunate sey gar kein Englisches Wort. Alsdann wurde ein Wörterbuch herbeigeholt; derjenige, welcher unfortunate *) gebraucht hatte, zeigte das Wort, über dessen Klassizität seine beiden Kollegen sehr verwundert schienen, der Gesellschaft und — strich das Geld ein. So simpel diese Speculation erscheinen mag, so war sie doch geraume Zeit sehr einträglich.“

(Atlas.)

Bibliographie.

Letters from Horace Walpole. (Horace Walpole's Briefe an Sir Horace Mann.) Zweite Auflage. 3 Bde. Pr. 2 Pfd. 2 Sh.

Baptism discussed etc. (Ueber die Taufe, zur Vertheidigung der Kinder-Taufe.) Von Daniel Isaac. Dritte Auflage. Pr. 4 Sh. 6 P.

Cruikshank, the new police. (Cruikshank, die neue Polizei.) Pr. 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Mißtrauen der Engländer gegen Fremde.** Man behauptet, daß wir die Fremden im Allgemeinen mit mißtrauischen Blicken betrachten. Dies ist in gewissem Betracht allerdings wahr. Wenn so ein halbes Dutzend derselben zur Sommerzeit mit ihren bordirten Röcken und Schnurrbärten angereist kommt, so trägt der Inhaber eines ansehnlichen Gasthauses allerdings Bedenken, sie aufzunehmen. Man weist sie, wie den Juden vor Alters, nach einem abgelegenen Stadtviertel; da wohnen sie auf einem dunkeln Platz bei einander, der von Gängen und Höfen umgeben ist. Jeden Morgen kann man sie aus der düsteren Einöde von Leicester Square hervorkommen sehen, welches für sich selbst ein kleines Frankreich ist, und wo man eine ganze Kolonie von Wirthshäusern angelegt hat. Allein in der That ist diese Kälte, die man in den besseren Stadtvierteln gegen sie zeigt, durchaus nicht übel gemeint, noch das Resultat irgend eines beleidigenden Vorurtheils. Wir halten sie nicht, wie ehemals, alle für innerlich schlecht, allein wir haben sie in Verdacht, daß sie — arm sind. Ihr schäbiger Staat fällt uns zu sehr auf. Mrs. Smith entschuldigt sich, ihre erste Etage sey versagt, nicht weil sie fürchtet, der fremde Herr möchte ihr die Kehle abschneiden, sondern, er möchte vergessen, seine Rechnung zu bezahlen. Die Fremden bemerken das argwöhnische Wesen, und da sie die wahre Ursache nicht ahnen, so setzen sie ungerechterweise voraus, wir seyen es bloß gegen sie; aber mit nichten. Dieses Mißtrauen ist gegen jede Armuth gerichtet; es ist die abstrakte Eigenschaft, und nicht der materielle Mann, gegen die man auf der Hut ist. Die Gastwirthe würden gegen jeden Engländer, der ihnen arm vorkäme, eben so kalt und abstoßend seyn; mit einem Wort, es ist eine kommerzielle, nicht eine nationale Scheu. Ein reicher Fremder, mit einem großen Wappen an seinem Wagen, einem halben Dutzend Bedienten und einem verbrämten Rock, wird gewiß auf das zuvorkommendste aufgenommen. Daher kommt es, daß der reiche Reisende vom Kontinent, der uns besucht, gewöhnlich unsere Höflichkeit gegen Ausländer rühmt, während der Dürftige gerade das Gegentheil behauptet. Ich hoffe hiermit den Irrthum unserer Nachbarn berichtigt zu haben und versichere sie, daß die einzige zum Nachtheil Monsieur's gereichende Geschichte, die wir uns jetzt noch aufbinden lassen, die Beschuldigung ist, daß er jährlich nicht mehr als 100 Napoleon zu verzehren hat, den übrigen Zucker von seinem Kaffee einsteckt und dem Aufwärter nicht mehr als anderthalb Pence Trinkgeld giebt. — Vor ungefähr zwei Jahren kam ein Russe von meiner Bekanntschaft nach England. Er besaß damals nur einen kleinen Mantelsack. Himmel, wie schimpfte er auf uns! Nie hätte es ein so hartes, argwöhnisches, grausames, barbarisches Volk gegeben. Ich sah ihn vor einigen Monaten; er war eben zum zweiten Mal angelangt, und ich fand ihn ganz entzückt. Nie hatte sich ein Volk so gebessert. Sein Tisch war mit Einladungskarten bedeckt. Was waren wir doch für eine gastfreundliche Nation! Der Herr des Gasthauses hatte eine Englische Familie ausgetrieben, um ihm Platz zu machen. Welche feine Rücksicht für einen Fremden! — Woher kam dieses verschiedene Urtheil des Russen über uns? Sein Onkel war gestorben. Er hatte eine reiche Erbschaft gethan. In beiden Fällen hatten unsere guten Engländer nicht daran gedacht, daß er ein Fremder sey; sie hatten bloß das erste Mal nach seinem Mantelsack und das zweitemal nach seinen drei vierspännigen Wagen gesehen. (Bulwer, England and the English.)

— **Provinzialgeschichte.** Das Studium der Provinzialgeschichte hat in neuerer Zeit einen großen Aufschwung in Frankreich genommen: sieben neue Werke dieser Art sind theils angekündigt, theils erschienen. Darunter eine Geschichte der Stadt Amiens seit der Zeit der Gallier, eine pittoreske Geschichte der Normandie, Forschungen über die Alterthümer der Dauphiné, eine Geschichte der Herzogthümer Lothringen und Bar und der drei Bisthümer, (Metz, Toul, Verdun) historische Notizen über die Küste des Departement Côte-du-Nord u. a. m.

*) Für den Nichtkenner des Englischen bemerken wir, daß unfortunate (unglücklich) zu den geschmacklos gefundenen Wörtern gehört und zwar in Wörterbüchern vorkommt, aber bei weitem nicht so stark im Gebrauche ist, als die ächt-Englischen Wörter unhappy, wretched etc.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Freitag den 20. September 1833.

Frankreich.

Napoleon als Architekt.

Ein Beitrag zur Charakteristik Napoleon's.

(Aus der Revue de Paris.)

Die Steine erheben, suchen und nähern sich mit erneuter Thätigkeit rings um unsere im Bau unterbrochenen Pariser Denkmäler. Das Budget dieses Jahres hat der Stimme der Architektur Gehör geschenkt. Die Säule auf dem Vendôme-Platze, welche unsere Dichter mit einer Königin in Trauer vergleichen konnten, die ihre Stirn mit einem neuen Diadem schmücken soll, ist mit einer Statue gekrönt worden, welche das Auge der Phantasie niemals aufgehört hat auf ihrem Gipfel zu sehen. Es ist dies ein von den Herren Percier und Fontaine sehr günstig gewählter Augenblick, um ein Werk herauszugeben, welches nicht allein die Architektur, sondern auch die Geschichte interessirt; wir sprechen von der Parallele zwischen den vorzüglichsten Hauptstädten Europas, ein prachtvolles Werk, welches von schönen Zeichnungen begleitet seyn wird. Vitruv wollte, daß der Architekt zugleich Schriftsteller und Zeichner, Naturforscher und Mathematiker, Geschichtskundiger und Philosoph seyn sollte. Dies Alles sind die Herren Percier und Fontaine in ihrem Werke. Wenn man liest, was sie mit wahrem Künstler-Enthusiasmus erzählen und beschreiben und in den angefügten Planen ihre Ideen deutlich ausgeführt sieht, so überzeugt man sich besonders bei dem Aufzählen der vielen Denkmäler, durch die Paris seit dreißig Jahren verschönert worden ist, daß die beiden Architekten Napoleon's würdig waren, seine großartigen Entwürfe zu verwirklichen. Nachfolger der Philibert Delorme, der J. Goujon, der Perrault u. s. w. mußten sie dem Helden, der Paris zur Hauptstadt Europa's machen wollte, beständig zu beweisen, daß die Französische Kunst mit der Französischen Tapferkeit und seinen riesenhaften Plänen gleichen Schritt hielt.

Wir wollen durch einige Auszüge einen Begriff von dem schönen Werke geben und zuvörderst schildern, wie der Palast des Königs von Rom sich gestaltet haben würde, wenn das Glück nicht müde geworden wäre, Napoleon zu folgen, als er das Russische Gebiet betrat. Es ist merkwürdig, wahrzunehmen, wie sich der General Bonaparte, aus Aegypten zurückgekehrt, zuerst mit dem bescheidenen Landhause Malmaison begnügt; und wie dann nach Marengo, nach dem Konkordat von Lyon, nach der Einnahme von Wien sich das Programm seiner Architekten immer anders gestaltete, je nachdem es darauf ankam, für einen ersten Konsul oder für einen Kaiser Einrichtungen zu treffen. Es handelte sich nun nicht mehr bloß darum, Malmaison zu vergrößern, sondern auch um die Ausbesserung der Schlösser der Tuilerieen, des Louvre, St. Cloud, Fontainebleau, Compiegne, Rambouillet, Versailles, der beiden Trianons u. s. w., und endlich auch um die Erbauung eines Palastes, der mit dem Ludwig's XIV. wetteifern sollte, des Palastes des Königs von Rom! Wir lassen nun die Herren Percier und Fontaine selbst sprechen:

„Die Lage und der allgemeine Plan des Palastes des Königs von Rom würden schon einen großen Vorzug vor Versailles gehabt haben. Der Eingang von der Südseite würde im sanften Abhange links und rechts von dem Pont d'Jena bis nach dem Vorhofe geführt worden seyn, von wo auf jeder Seite des Hofes die Wagen unter einer bedeckten Säulenhalle bis an den Fuß der beiden großen Treppen hätten fahren können. Zwischen diesen Kolonnaden und den Dienstgebäuden würde auf der einen Seite der Hof der Minister, auf der anderen der der Prinzen gelegen haben. Zwei andere große längliche Höfe, von Gebäuden umgeben, würden zur Hälfte für die Küchen, Speisekammern u. s. w. und zur anderen Hälfte für die Pferde, Remisen u. s. w. bestimmt gewesen seyn, wobei auf geräumige Wohnungen für die ganze Dienerschaft des Prinzen Bedacht genommen worden war. Alle diese Seiten- und Nebengebäude würden mit dem Haupt-Palaste durch große Gallerieen in Verbindung gestanden haben. In kleinen einzelnen Pavillons vor den Rampen hätten die Portiers und Aufseher gewohnt. Eine große Halle, in gleicher Höhe mit der zweiten Rampe, würde im Winter alle Orangenbäume und exotische Gewächse aufbewahrt haben. Der Haupt-Palast hätte die Gestalt eines großen Parallelogramms, in dessen Mittelpunkt ein großer Saal zu den Festlichkeiten eingerichtet worden seyn würde. Zwei kleine Höfe, links und rechts von diesem großen Saal, würden die Treppen, die Kapelle, das Theater und alle Verbindungen des inneren Dienstes erleuchtet haben."

„Der große Audienz- oder Ehrensaal würde die ganze südliche Seite eingenommen haben; in dem nördlich liegenden Theil des Palastes würden auf der einen Seite die Zimmer des Kaisers, auf der anderen die der Kaiserin gewesen seyn. Der mit Mauern umgebene Garten, der sich terrassenförmig über die Ebene erhoben hätte, würde sich bis zu dem Boulevard erstreckt haben, über den eine Brücke in Form eines Triumphbogens nach dem ersten Park der Ebene geführt hatte, von wo man durch die Fasanerie und Menagerie nach dem Boulogner Gehölz gelangt wäre."

„Dies war der allgemeine Plan, den der Kaiser selbst angegeben hatte, und nach dem mehrere Erd- und Maurerarbeiten bereits begonnen waren. Diejenigen, welche sich diesen im Umfange dem von Versailles gleich kommenden Palast auf einem Hügel, der den schönsten Theil der Hauptstadt beherrscht, denken können, werden unsere Ansicht theilen, daß dieses Gebäude das außerordentlichste Denkmal unseres Jahrhunderts gewesen seyn würde. Sie werden es auch entschuldigen, daß wir mehrere Jahre hindurch an die Verwirklichung eines so schönen Traumes glauben konnten, und sie werden nicht umhin können, zu bedauern, daß wir später dazu verurtheilt wurden, unser eigenes Werk zu entstellen. Ein Blick auf unsere Pläne wird ihnen zeigen, daß wir gezwungen waren, eine Arbeit zu unternehmen, die, indem sie unsere Illusionen zerstörte, der gänzlichen Verzichtleistung auf einen Plan, der uns so sehr geschmeichelt hatte, nur kurze Zeit voranging."

„So unheilvoll auch der Russische Feldzug im Jahre 1812 für Frankreich gewesen war, so hatte doch dieses furchtbare Ereigniß die Ausdehnung und die Pracht unserer Pläne nicht vermindert. Die Arbeiten an dem Palaste waren nicht aufgegeben, nur etwas langsamer betrieben worden; und dieser Umstand, der bei jedem Anderen vielleicht von übler Vorbedeutung gewesen wäre, gab uns im Gegentheil die Ueberzeugung, daß der Kaiser, so vielen Hindernissen zum Trotz, fest entschlossen sey, das begonnene Werk fortzusetzen. Aber im folgenden Jahre nach der Niederlage bei Leipzig mußte Alles verändert, Alles modifizirt werden, und es kam nun nicht mehr darauf an, einen Palast für den König von Rom, eine große Residenz für einen mächtigen Souverain, sondern ein kleines Sans-Souci, einen stillen Aufenthalt für einen Rekonvaleszenten zu bauen."

„Als sich Napoleon nach zwei erlittenen Niederlagen so ausdrückte, wollte er wahrscheinlich in dem Schicksale Friedrichs des Großen, obgleich sehr von dem seinigen verschieden, etwas Analoges mit dem seinigen finden. Das Schloß, welches jener philosophische Fürst sich bei Berlin unter dem Namen Sans-Souci hatte bauen lassen, schien ihm ein Modell für dasjenige zu seyn, auf welches sich zu beschränken ihn die Umstände zwangen. Wir führten seine Befehle aus."

„Unsere Pläne waren kaum beendigt, der Kaiser hatte sie gebilligt, und wir trafen eben einige vorbereitende Anstalten zur Ausführung, als die Einnahme von Paris, die Abdankung des Kaisers, seine Verbannung nach der Insel Elba allen unseren Täuschungen und allen unseren Hoffnungen ein Ende machte. Am 31. Mai 1814 wurden das Reich Napoleons und der Palast, welcher der Wohnsitz seiner Macht und seines Ruhmes werden sollte, auf immer zerstört. Denn wir dürfen das, was nachher noch geschah, nicht zu der Zahl der für jenes Gebäude unternommenen Arbeiten rechnen."

„Obgleich wir nach der Rückkehr von der Insel Elba und während der hundert Tage den Befehl erhielten, die Arbeiten von Chaillot wieder aufzunehmen, und obgleich eine ziemlich bedeutende Anzahl von Arbeitern dabei beschäftigt wurde, so war es uns doch unmöglich, uns noch einmal den Illusionen des entschwundenen Traumes zu überlassen. Wir konnten uns nicht dazu bewegen, an die Rückkehr eines in der Geschichte unerhörten Glückes zu glauben. Wir waren überzeugt, daß Alles vorbei sey, und doch mußten wir die uns gegebenen Befehle ausführen. Unsere Bemühungen und die von ganz Frankreich in jener verhängnißvollen Epoche können als die Wirkungen der letzten Bewegungen des ungeheuren Kolosses betrachtet werden, den alle Mächte Europas vereinigt umgestürzt hatten, und den sie vernichtet zu haben glaubten. Er hatte sich allein, ohne Hülfe, wieder aufgerichtet und die Mittel gefunden, sie noch einmal besorgt zu machen. Erst nach einer vierten Niederlage, nach der Schlacht bei Waterloo, konnte Europa von der gänzlichen Vernichtung einer Macht überzeugt seyn, zu deren Untergang es sich mit seltener Eintracht verbunden hatte."

„Es kömmt uns nicht zu, irgend eine Betrachtung über die Ursachen oder über die Folgen einer so ungeheuren Reihe von Unglücksfällen zu wagen. Der Mann, der als erstes Opfer derselben

fiel, hat seine Laufbahn auf einem Felsen mitten im Meere beendigt; seine Handlungen gehören der Geschichte an. Die zahlreichen Denkmäler, die öffentlichen Gebäude, die nützlichen Institute, welche während der kurzen Dauer seiner Regierung errichtet wurden, werden noch lange Zeit die Größe seines Genies und den kolossalen Umfang seiner Ideen bezeugen."

„Da wir Theil an den Planen und selbst an der Ausführung einiger der Gebäude genommen haben, welche Paris zieren, so dürften wir vielleicht in Bezug auf dieselben einige wenig bekannte Umstände und Anekdoten mittheilen können, aus denen hervorgeht, wie der Kaiser, immer mit dem öffentlichen Wohle beschäftigt, es nie gestattete, daß man seinen Ruhm von dem Frankreichs trennte."

„Im Laufe des Monats August 1802, nach Abschluß des allgemeinen Friedens, besichtigte der erste Konsul mit uns die Zimmer der Tuilerieen, die er neu möbliren und einrichten lassen wollte. Als er in den sogenannten Friedens-Saal angekommen war, wo er später die große silberne Statue aufstellen ließ, begegnete er mehreren höheren Staatsbeamten. „„Sie sehen uns hier beschäftigt““, sagte er ihnen, „„einige kleine Anordnungen des Luxus treffen, auf welche die National-Würde Anspruch machen darf. Frankreich lebt jetzt im Frieden; wir müssen unsere Stiefeln ausziehen, an den Handel denken, die Künste ermuntern und dem Vaterlande Wohlstand verschaffen."" — In der That verfertigten die Lyoner Fabriken kurze Zeit darauf reiche Stoffe, um die Schlösser zu verzieren; man erschien bei allen Festlichkeiten nur in gestickten Kleidern, und zahlreiche Arbeiter waren mit Anfertigung von prachtvollen Möbeln aller Art beschäftigt."

„Im Jahre 1810, als das Budget der öffentlichen Bauten, mit Ausschluß der Kosten für den Palast des Königs von Rom, sich auf 5,200,000 Frcs. belief, hatte Napoleon in Gegenwart mehrerer Großen seines Hofes unsere Pläne in Bezug auf den Palast geprüft. Jeder gab seine Meinung ab, und Alle, mit Ausnahme des Marschalls Duroc, wiederholten fast in denselben Ausdrücken, was der Herr gesagt hatte. „„Und Sie, Madame““, sagte der Kaiser, indem er sich an die Kaiserin Marie Louise, seine junge Gemahlin, wandte, „„was denken Sie davon?““ — „„Ich verstehe mich nicht darauf““, entgegnete bescheiden die Kaiserin. „„Fürchten Sie sich nicht““, rief der Kaiser aus, „„reden Sie; diese Herren verstehen noch weniger davon als Sie, und ich habe auch nicht die Verpflichtung übernommen, Alles zu glauben oder zu befolgen, was sie sagen. Ihre Ansicht ist mir nothwendig; denn es handelt sich hier um den Palast, wo unser Sohn wohnen soll.““ Die Kaiserin befand sich damals in gesegneten Umständen, und vier Monate darauf gebar sie den König von Rom."

„Ein anderes Mal, ungefähr zu derselben Zeit, fragte Napoleon, wie es wohl zugehe, daß in Frankreich so viele große Werke angefangen und so wenige beendigt worden wären. „„Das kömmt daher““, erwiederten Einige, „„weil Frankreich niemals einen Mann wie Sie gehabt hat.““ — „„Nein““, versetzte der Kaiser, „„weil Frankreich, immer von seinen Nachbarn beneidet, stets in Kriege verwickelt worden ist; weil man Geld braucht, um zu bauen, und es im Kriege immer daran fehlt.““

„Im Monat August 1808, als der Triumphbogen auf dem Karussel-Platze beinahe beendigt war und nur noch einige Gerüste und eine Leinwand den oberen Theil bedeckten, naherte sich der Kaiser in den Tuilerieen einem nach jenem Platze zu liegenden Fenster und fragte, wann man den Triumphbogen ganz enthüllt sehen würde? „„In ganz kurzer Zeit““, erwiederte der damalige General-Intendant des Kaiserlichen Hauses, Herr von Fleurieu, „„denn die Statue Eurer Majestät, welche der Direktor der Museen hat anfertigen lassen, ist beinahe schon befestigt.““ — „„Von welcher Statue sprechen Sie denn?““ erwiederte Napoleon; „„niemals habe ich gewollt oder befohlen, daß meine Statue den Haupt-Gegenstand eines Denkmals ausmachen soll, welches zum Ruhm der Armee, die anzuführen ich die Ehre gehabt habe, errichtet wird. Mag man mein Bild in einem der Basreliefs anbringen, welche Schlachten darstellen, an denen ich Theil genommen habe, das ist billig; aber daß ich mir selbst die Ehre der Apotheose zu Theil werden lasse, ist ganz unpassend. Ich will, daß meine Statue sogleich heruntergenommen werde, und daß der Wagen, wenn man nichts Besseres hineinzustellen hat, leer bleibe.““

„Dieser Befehl mußte sogleich ausgeführt werden, und die Statue blieb eingepackt in einem Winkel der Orangerie stehen. Wenn seit jener Zeit doch Statuen des Kaisers an öffentlichen Orten errichtet worden sind, so kann man aus Obenerwähntem annehmen, daß Napoleon, Gründen anderer Art nachgebend, wohl erlauben konnte, aber niemals befohlen hatte, was er bei jener Gelegenheit so entschieden mißbilligte."

„Die Inschriften, welche auf die vier Seiten desselben Triumphbogens eingegraben werden sollten, gaben dem Kaiser noch zu einer weit bestimmteren Erklärung Anlaß. Im September 1809, während des Feldzuges in Deutschland, hatte sich die akademische Klasse der Inschriften und schönen Künste auf unser Gesuch mit dem Entwurf der vier Inschriften beschäftigt. Sie entwarf zwei in Französischer und zwei in Lateinischer Sprache, wie wir sie hier (Erstere in Deutscher Uebersetzung) folgen lassen. Wir sandten sie sogleich dem Kaiser zu, der sich bei der Armee befand, und erhielten bald darauf durch den Marschall Duroc als Antwort die ebenfalls nachfolgenden Noten, welche der Kaiser diktirt hatte."

Inschriften der Akademie.

„Napoleon, dem immer siegreichen Kaiser und Könige und der großen Armee, welche unter Seinem Befehle in dem Feldzuge vom Jahre 1805 bei Ulm siegte, Wien nahm und bei Austerlitz die vereinigten Streitkräfte des Feindes aufrieb.

„Napoleo Augustus Germanicus, exercitibus hostium deletis, Vindobona in deditionem accepta, terris a Rheno ad Marum trimestri spatio subactis, victoriae monumentum dicavit anno 1809."

„Im Verlauf von hundert Tagen wurden dem Feinde 26 Städte, 203 Fahnen, 2319 Kanonen, 49 Generale, 88,000 Soldaten genommen; durch den in Preßburg diktirten Frieden wurden das Königreich Italien und die mit Frankreich verbündeten Staaten um 6 Provinzen vergrößert."

„Captis urbibus atque oppidis 26, vexillis 203, tormentis ex aere ferroque 2319, hostium ducibus captivis 49, hominum millibus 88, bello intra dies centum confecto, pacis leges Posonii dictae 27 decemb. 1805. Veneti, Dalmatae, Rhaeti, Germani cis Aenum ab imperio austriaco abscedunt, sociis adtribuntur."

Antwort des Kaisers.

„„Die Französische Sprache ist die ausgebreitetste unter den neueren Sprachen; sie ist bekannter und verbreiteter als die todten Sprachen; man muß sich zu den in Rede stehenden Inschriften keiner anderen Sprache als der Französischen bedienen. Warum dem Kaiser Napoleon die Namen Augustus und Germanicus beilegen? Augustus kann sich nur der Schlacht bei Actium rühmen, und Germanicus konnte die Römer nur durch sein Unglück interessiren. Es giebt nichts in dem Andenken der Römischen Kaiser, was man ihnen zu beneiden hätte. Welche schreckliche Erinnerungen für die Nachwelt liefert die Geschichte des Tiberius, Nero, Caligula, Domitian und aller jener Fürsten, welche, nachdem sie so ungeheure Verbrechen begangen, so schwere Leiden über Rom brachten. — Der einzige Mann, und er war nicht Kaiser, der sich durch seinen Charakter und seine schönen Handlungen auszeichnete, war Cäsar. Wenn der Name des Kaisers auf dem Triumphbogen eingegraben werden soll, so muß man weder den des Augustus, noch den des Germanicus hinzufügen; der Titel Kaiser der Franzosen verträgt keine Assimilation.““

„Diesen Bemerkungen waren mehrere Inschrifts-Entwürfe in Französischer Sprache beigefügt, die nicht wesentlich von den von der Akademie in Vorschlag gebrachten abwichen. Der ersten Inschrift hatte der Kaiser noch hinzugefügt: „„Möge diese Erinnerung auf die späteste Nachwelt kommen, und möge jeder Franzose, wenn er die Schlachtfelder in Mähren besucht, sich seiner Pflichten und der Ehre erinnern, welche sich die große Armee, der dieses Denkmal gewidmet ist, erworben hat.““ — Und zur anderen: „Der Kaiser Napoleon vereinigt die Venetianischen Provinzen mit dem Königreich Italien, und jene berühmte Stadt, in die Italiänische Familie zurückgekehrt, ordnet sich ihren Gesetzen unter.““ —

„Diese Noten verhinderten uns, die Inschriften, welche das Werk vollenden sollten, sogleich eingraben zu lassen. Es waren bloße Bemerkungen, man nahm sie für eine Mißbilligung. Die Gelehrten versuchten ihr Werk zu ändern; man zögerte, bis die Ereignisse über uns hereinbrachen, und so fanden die Verbündeten, als sie sich zu Herren von Paris gemacht hatten, den Triumphbogen auf dem Karussel-Platze ohne Inschriften."

Bibliographie.

- De l'influence de Paris sur toute la France. (Ueber den Einfluß von Paris auf das gesammte Frankreich oder über die Centralisation in ökonomischer, administrativer und politischer Beziehung und über die Mittel, den Uebelständen derselben abzuhelfen.) Von M. H. C. Mittre, Advokat. Pr. 2 Fr. 50 Cent.
- Des malheureux égaremens etc. (Ueber die unglücklichen Verirrungen und die großen und sehr großen Irrthümer in den seit dem Juli 1830 von dem berühmten Vicomte von Chateaubriand herausgegebenen Schriften.) Anmerkungen, Beobachtungen und Kritiken von F. C. Guérin, Französischem Edelmann u. s. w. Pr. 3 Fr.
- Madame et ses défenseurs. (Die Herzogin von Berry und ihre Vertheidiger.) Vom Grafen L. de Calvimont.
- Histoire de la vie et des ouvrages de Raphaël. (Geschichte des Lebens und der Werke Raphael's.) Von Quatremère de Quincy. Mit Bildniß und Facsimile. Pr. 10 Fr.
- Manuel du peintre et du sculpteur. (Handbuch für Maler und Bildhauer, enthaltend eine Philosophie der Kunst und ihrer praktischen Mittel.) Von L. C. Arsène. 2 Bde. Pr. 6 Fr.

Morgenländisches.

Die Fabel vom Upasbaum.

Es möchte wohl Wenige unter unseren Lesern geben, die nicht, wenigstens in der Kindheit, mit einem schauerlichen Vergnügen den Volkserzählungen von dem wunderbaren Upasbaum gehorcht haben. Die fabelhaften Nachrichten über diesen Baum wurden wahrscheinlich zuerst von Holländischen Soldaten oder Seeleuten in Europa ausgestreut, wo sie lange mit mehr oder weniger Glauben nacherzählt wurden; allein die Nachricht selbst beruhte auf keiner besseren Autorität, bis ein gewisser Foersch um das Jahr 1783 eine ausführliche Beschreibung des Upas herausgab, welche alle Wunder, die man von ihm erzählte, mehr als bestätigte.

Foersch, dritter Wundarzt bei der Holländischen Besatzung zu Samarang, einer Niederlassung auf der Küste von Java, erzählt, daß, als er um das Jahr 1775 zu dem Range eines ersten Wund-

Arztes erhoben worden, er den Entschluß faßte, eine Reise in das Innere der Insel zu machen, welche noch wenig von Europäern besucht worden war. Eine seiner Hauptabsichten war, genaue Erkundigungen einzuziehen über einen Baum, den die Malayischen Eingebornen der Inseln Bohon-Upas nannten, von dem er so wunderbare Dinge gehört und gelesen hatte, daß sie seinen Glauben überstiegen, bis eine genaue Untersuchung ihm seinen Unglauben benahm. Nach der Rückkunft von dieser Reise entwarf er eine Beschreibung des Baumes, welche er mit den Worten einleitet: „Ich will nur einfache und ungeschmückte Thatsachen erzählen, wovon ich Augenzeuge war; der Leser kann sich daher auf die Genauigkeit meines Berichts verlassen.“

Diesem Bericht zufolge stand der furchtbare Giftbaum 27 Seemeilen von Batavia und nur 14 Seemeilen von Soura-Charta, der Residenz des Kaisers. Er wuchs in einem tiefen von steilen Bergen umgebenen Thale. Da Foersch entschlossen war, sich dem gefährlichen Fleck so weit wie möglich zu nahen, und die Erlaubniß des Kaisers erhalten hatte, so machte er sich auf und wanderte rings um die Berge, die das Upasthal umgaben, indem er sich immer auf 18 Englische Meilen von dem Centrum desselben entfernt hielt, was er nur durch einen gewissen mathematischen Instinkt bewerkstelligt haben konnte, da er nicht wußte, wo das Centrum des Thales sey.

Ein Malayischer Priester am Hofe hatte ihm einen Brief an einen anderen Malayischen Priester mitgegeben, der vom Kaiser angestellt war, um die Verbrecher, welche abgesandt wurden, das Gift von dem Baume zu holen, gehörig vorzubereiten. Dieser Art von Beichtvater, sagt er, lebte an einem Ort, der 15 oder 16 Meilen von dem Baume entfernt lag, und war sehr freundlich und gesprächig. Er erzählte Foersch, daß er seit 30 Jahren dieses traurige Amt bekleide, während welcher Zeit er 700 Personen nach dem Upas gesendet habe, von denen nicht der zwanzigste Theil zurückgekehrt sey. Unser Wundarzt hatte bereits früher erfahren, daß nur des Todes schuldige Verbrecher auf diese gefährliche Unternehmung ausgeschickt würden. Wenn diese der Gerechtigkeit verfallenen Opfer dies Loos wählen, erzählt er weiter, so werden sie unterrichtet, was sie zu thun haben, um sich möglichst sicher zu stellen, und jeder erhält eine silberne oder schildpattene Büchse, um das Gift darin aufzufangen. Dann legt er seine besten Kleider an und macht sich, von seinen Verwandten und Freunden begleitet, auf den Weg bis zur Wohnung des Priesters. Hier erhält er von dem heiligen Manne ein Paar lederne Handschuhe und eine lange lederne Kappe, welche bis auf die Brust herabreicht und zwei mit Gläsern ausgefüllte Augenhöhlen hat, damit er sehen kann. Jetzt wiederholt ihm der Priester die Anweisungen zur Reise. Nachdem der Verbrecher von seinen weinenden Freunden Abschied genommen hat, steigt er einen gewissen Berg hinan, den man ihm bezeichnet, von dessen Spitze er in das Thal hinabsteigt, wo er einen Bach antrifft, dessen Lauf er folgt, und der ihn nach dem Baume führt.

Foersch versichert, daß er bei einigen dieser melancholischen Abschieds-Scenen in der Wohnung des Priesters zugegen war. Er hatte mit den Unglücklichen so genaue Bekanntschaft gemacht, daß er ihnen eine seidene Schnur mitgab, um den Baum zu messen, und sie inständig bat, ihm irgend ein Stück Holz von dem Baum, oder einen Zweig, oder einige Blätter desselben mitzubringen. Er erhielt indeß nur drei dürre Blätter, mit dem mageren Bericht, der Baum wäre von mittlerer Größe, und 5 oder 6 junge von derselben Gattung ständen dicht um ihn her. Der Baum gab, wie diejenigen, welche zurückkehrten, erzählten, fortwährend eine Ausdünstung von sich, die man aufsteigen und sich in die Luft verbreiten sah, gleich dem Dunst aus einem faulen Sumpfe. Was von diesem Dunst oder dessen Miasma berührt ward, starb auf der Stelle, und gleich als läge ein Fluch seit Jahrhunderten auf dem Thale, nicht Ein Baum außer dem Upas und seinem Nachwuchs, nicht Ein Busch noch Grashalm war in dem Thal oder auf den umliegenden Bergen in einer Entfernung von mehreren Meilen zu sehen. Alles animalische Leben war ebenfalls verbannt. Da war kein Vogel in der Luft zu sehen, keine Ratte, keine Maus, selbst nicht solches Ungeziefer, das sich an faulen und mephitischen Plätzen aufzuhalten pflegt. In der Nachbarschaft des Baumes war der kahle Boden mit Leichnamen und Skeletten bedeckt, den Resten früherer Verbrecher. Dies war der einzige Umstand, woraus man schließen konnte, daß einst lebende Wesen diesen Ort betreten hatten, und da in dem Thal weder Raubthiere noch Raubvögel noch nagende Würmer weilen konnten, so erhielten sich diese schauderhaften Ueberreste längere Zeit, gleichsam um jedem neuen Ankömmling sein unvermeidliches Schicksal zu verkünden.

Nachdem Foersch noch mehrere einzelne Umstände von der wunderbaren Wirkung des Baumes auf dem Flecke, wo er wächst, angegeben, berichtet er uns, daß das Gift, welches die Einwohner von Java zubereiten, das Harz des Baumes ist, den sie mit Citronenwasser u. s. w. auflösen, und beschreibt nun die blitzesschnelle Wirkung des Giftes in dieser Gestalt. Er erzählt, er wäre bei der Hinrichtung von 13 Frauen des Palastes gegenwärtig gewesen, die der Untreue gegen den Kaiser überführt waren. Nachdem man ihnen mit einem Malayischen Dolche, dessen Spitze in das Gift getaucht worden, eine leichte Schramme beigebracht hatte, verfielen sie augenblicklich in die schrecklichsten Todeszuckungen, und in 16 Minuten waren sie alle todt. Er verbürgt die richtige Zahl der Minuten, „denn“, sagt er, „ich hielt während der Zeit meine Uhr in der Hand.“ Er fügt hinzu, daß er 14 Tage später 7 Malayen auf dieselbe Weise hinrichten sah.

Endlich trat ein Holländer Namens Lambert Nalst auf, von dessen Schrift eine Uebersetzung im 64. Bande des Gentleman's Magazine im Jahre 1794 erschien, der ihm geradezu widersprach. Dieser Mann, ein Arzt und Mitglied der batavischen naturforschenden Gesellschaft zu Rotterdam, beweist unwiderleglich durch das Zeugniß eines gewissen Johann Mathew, der 23 Jahr auf der Insel Java gelebt hatte, und zwar gerade zu der Zeit, in welcher Foersch seine wunderbaren Beobachtungen gemacht haben will, daß seine ganze Geschichte von dem Upasbaum ein baares Mährchen sey.

Nicht lange nachdem Foersch seine erdichtete Geschichte herausgegeben hatte, las ein Schwede, dessen latinisirter Name Aejmaeleus war, in einer Sitzung der Universität zu Upsala eine Abhandlung über den Bohon Upas, oder Giftbaum von Macassar, vor. Er sagt, dieser Baum wächst in vielen der heißen Gegenden Indiens, als Java, Sumatra, Bali, Macassar und Celebes; es gäbe dessen zwei Gattungen, eine männliche und eine weibliche. Der Stamm soll dick, die Aeste weit ausgebreitet und die Rinde dunkelbraun seyn. Das Holz ist fest, blaßgelb, hin und wieder mit schwarzen Flecken, und seine Befruchtungsart noch unbekannt. Foersch's phantastisches Mährchen ließ dieser Aufsatz natürlich unbeachtet; dennoch aber blieb der Baum, dessen Gift sich so gefährlich erwies, immer ein Gegenstand der Bewunderung und des Staunens, und da unser ehrlicher Naturforscher nicht, gleich seinem Vorgänger, von allen diesen Dingen als Augenzeuge spricht, so darf man ihm einige kleine Uebertreibungen schon zu Gute halten.

Endlich erhielten wir während der Englischen Besetzung von Batavia eine genaue Beschreibung des Giftbaumes von Java, welcher allem Anscheine nach derselbe ist, der sich in Macassar und anderen Plätzen im Indischen Ocean findet. Diese Beschreibung ist von Dr. Horsfield mit wissenschaftlicher Genauigkeit abgefaßt. Wir geben einen Auszug derselben und müssen dem Leser zu diesem Behuf nochmals die von Foersch erzählten Umstände ins Gedächtniß rufen. Der Verfasser sagt, daß, obgleich Foersch uns nichts als ein Mährchen aufbeftete, so wäre es doch richtig, daß es auf Java einen Baum gebe, aus dessen Saft man ein Gift bereitet. Dieser Baum ist der „Anchar“, welcher auf dem östlichen Ende der Insel in großer Menge wächst. Er gehört nach Linnée zu der 21sten Klasse oder Monoecia. Die männlichen und weiblichen Blüthen wachsen auf demselben Zweige, in nicht zu großer Entfernung von einander; gewöhnlich stehen die weiblichen oberhalb der männlichen. Das Samengefäß ist ein länglicher Kelch, der Saame eine eiförmige mit einer Schale umgebene Nuß. Von der Spitze des Stammes gehen einige starke Zweige aus, welche sich fast in horizontaler Richtung in unregelmäßigen Kurven ausbreiten und, sich in kleine Zweige theilend, eine halbkugelförmige nicht ganz regelmäßige Krone bilden. Der Stamm ist cylinderförmig, gerade und steigt völlig kahl bis zur Höhe von 60, 70 auch 80 Fuß empor. Nahe am Boden ist er etwas schief, gleich vielen unserer großen Waldbäume. Die Rinde ist weißlich, leicht aufgeborsten und bildet längliche Furchen. Bei alten Bäumen ist die Rinde nahe am Boden mehr als einen halben Zoll dick, und wenn sie angeschnitten wird, so fließt reichlich ein milchiger Saft heraus, aus dem man das Gift bereitet. Dieser Saft ist gelblich, etwas schäumend und wird braun, wenn er an die Luft kommt; er ist etwas dicker und zäher als Milch.

Der Saft sitzt in der eigentlichen Rinde oder cortex; die innere Rinde, liber, ist ein festes faseriges Gewebe, gleich der des Papier-Maulbeerbaums, und wenn sie von der oberen Rinde abgesondert und gereinigt wird, so gleicht sie grobem Leinen. Man hat dicke Seile daraus gemacht, und die der jungen Bäume wird oft von armen Leuten zu einem groben Zeuge verarbeitet, das sie bei der Arbeit auf dem Felde tragen; wenn es aber naß wird, verursacht es ein unerträgliches Jucken. Obgleich diese Eigenschaften der inneren Rinde überall bekannt sind, wo der Baum wächst, so ist doch die Bereitung des Giftes aus dem Saft ein Geheimniß, welches nur den Einwohnern im äußersten Osten von Java bekannt ist.

Bei den zahlreichen Experimenten, die Dr. Horsfield mit dem Baum anstellte, zeigten seine eingeborenen Arbeiter vielen Widerwillen, indem sie einen Hautausschlag zu bekommen fürchteten, doch weiter auch nichts. Diesen Ausschlag aber erzeugt, beiläufig gesagt, auch der wohlbekannte Chinesische Firnißbaum, dessen Saft, wie den des Giftbaums, man durch Einschnitte in den Stamm erhält.

Der Anchar ist einer von den größten Bäumen auf Java. Er liebt einen fruchtbaren nicht sehr hoch liegenden Boden und findet sich nur im Innern großer Wälder. Er ist, sagt Dr. Horsfield, von allen Seiten mit Sträuchern und Pflanzen umgeben und steht keineswegs in einer dürren Wüste. Das größte Exemplar desselben, welches er sah, war so dicht mit Bäumen und Sträuchern umgeben, daß er kaum bis zu demselben durchdringen konnte. Wilder Wein und andere Rankengewächse umschlingen ihn bis zur halben Höhe des Stammes und gedeihen vortrefflich. Während er den Saft sammelte, bemerkte er verschiedene junge Bäume, die aus Saamenkörnern, welche dem Hauptstamm entfielen, von selbst emporgeschossen waren.

Dr. Horsfield beschreibt auch die Bereitung des Giftes, wie solche ein alter Javanese, der seiner Kunst wegen berühmt war, in seiner Gegenwart vornahm. Dieses so bereitete Gift scheint vierfüßigen Thieren nach Verhältniß ihrer Größe und organischen Beschaffenheit fast in gleichem Grade tödtlich zu seyn; Hunde tödtete es in einer Stunde, Mäuse in zehn Minuten, Affen in sieben, Katzen in funfzehn Minuten, während ein armer Büffel, den man dem Experiment unterwarf, erst nach zwei Stunden zehn Minuten starb.

Der Naturforscher Rumphius sah die Wirkung des Giftes an menschlichen Wesen, als die Holländer im J. 1650 in Amboina von den Macassaren angegriffen wurden, die ihre Pfeile in dieses oder auf ähnliche Art bereitetes Gift zu tauchen pflegen. „So wie das Gift“, sagt er, „das warme Blut berührt, verbreitet es sich sogleich durch den ganzen Körper, so daß man es in allen Adern verspürt,

und verursacht ein entsetzliches Brennen, besonders im Kopfe, worauf bald der Tod folgt. Nachdem es so manchem Holländischen Krieger das Leben gekostet hatte, so daß die Soldaten bei dem bloßen Namen desselben zitterten und ohne Zweifel die ersten Uebertreibungen von der Furchtbarkeit des Baumes, der es erzeugt, verbreitet haben, entdeckten sie ein fast unfehlbares Gegenmittel in einer Wurzel, der Radix toxicoria, wie sie Rumphius nennt, welche, wenn sie schnell genug angewandt wird, durch das heftige Erbrechen, welches sie verursacht, die Kraft des Giftes unwirksam macht. (P. M.)

Mannigfaltiges.

— **Selbstmord in Frankreich und England.** Eine alte Beschuldigung, die man von jeher gegen uns Engländer vorgebracht hat, ist unsere Neigung zum Selbstmord, in welcher keine Nation uns gleich kommen soll. Die Franzosen müssen jetzt wohl von dem Ungrund dieser Behauptung überzeugt seyn, denn unter ihnen selbst ist der Selbstmord weit häufiger als unter uns. Im Jahre 1816 belief sich die Zahl der in London begangenen Selbstmorde auf 72, und in demselben Jahre war sie in Paris auf 188 gestiegen, bei einer Bevölkerung, die um 400,000 Seelen geringer ist, als die von London. Doch bleibt es wahr, daß die Selbstmorde häufig bei uns sind, wenn auch nicht viel häufiger als in anderen Ländern, und dies muß überall so seyn, wo ein Mensch in Einem Tage vom höchsten Wohlstand zum Bettelstab herabsinken kann. Der Verlust des Vermögens ist die gewöhnliche Ursache des freiwilligen Todes. Verwundeter Stolz, getäuschte Hoffnung, alle Aussichten vernichtet, das beleidigende Mitleiden der Freunde, die stille Verzweiflung unserer theuersten Angehörigen, für welche wir gearbeitet und gestrebt haben, die Höhe, von der wir herabgestürzt sind, die Unmöglichkeit, wieder zu erwerben, was wir verloren, die forschende Neugierde des Publikums, die kleinen Kränkungen, die zu dem großen Schmerz hinzukommen, — wenn dies Alles mit einem Male über das aufgeregte und verstörte Gemüth hereinbricht, was Wunder, daß es die einzige Zuflucht aufsucht, um dem Abgrunde, in den es gestürzt ist, zu entrinnen! — Ein fröhlicher Selbstmord ist nicht der Tod à la mode bei uns; auch sind wir nicht so empfindsam in diesem delikaten Punkt, wie unsere Nachbarn jenseits des Kanals. Wir erschießen einander nicht aus Romanticismus. Damen und Herren, genöthigt, die Reise mit einander zu machen, begeben sich hier nicht an ein „einsames Plätzchen" und rufen den furchtbaren Unbekannten mit einem Paar Pistolen herbei, die mit rothem Bande umwunden sind. — Mit Einem Wort, wenn wir uns erschießen, so thun wir es nicht des Spaßes wegen; wir gelangen zu dem Entschluß nach schwermüthiger Ueberlegung. Wir haben keine angeborene Liebe zu dieser That, keinen „angeerbten Fehler in dem Nervensaft" (wie Montesquieu mit aller Unverschämtheit eines Philosophen geradezu behauptet), der uns zur Welt hinaustriebe. Bei keinem Volke vernichtet man sich selbst mit mehr Widerstreben, und so allgemein ist ein Unglücksfall die Ursache des Selbstmords bei uns, daß unter zehn, die sich das Leben nehmen, stets neun sich finden werden, die gewiß nicht den Tod gewählt hätten, wenn sie etwas zu leben gehabt hätten. In der That, der Selbstmörder verläßt das Leben nicht, sondern das Leben verläßt ihn. — Wenn dies nun aber wahr ist, wenn wir so wenig von Natur zur Selbstzerstörung geneigt sind, daß man bei den Franzosen fünf Selbstmorde gegen einen bei uns rechnen kann, was wird denn aus allen jenen geistreichen und tiefgelehrten Büchern, welche unsere Nachbarn über unsere anerkannte Neigung zu Strick und Rasiermesser geschrieben haben? Was wird aus den sinnreichen Systemen, die Voltaire mit seiner lebendigen Munterkeit, Frau von Staël mit ihrer rührenden Sentimentalität auf dieses „Faktum" bauten, welches sie bloß zu beweisen vergaßen! — Man sieht, wie nöthig es ist, daß einmal ein Engländer selbst über England schreibe. (Bulwer.)

— **Bulwer's Aeußerung über den Englischen Adel.** Unser Adel zeichnet sich, gleich dem anderer civilisirten Länder, mehr durch eine ausschweifende Nichtachtung des Geldes, durch eifriges Streben nach unbedeutenden Dingen, durch die heftige Leidenschaft, mit welcher er den Launen, den Verschwendungen, den Abgeschmacktheiten des Tages fröhnt, als durch jene besonnenen und gesetzten Tugenden aus, welche ein Erzeugniß der gesunden Vernunft sind. Wie wenig adelige Güter giebt es bei uns, die nicht tief verschuldet sind? Mehr als drei Viertel der Besitzthümer unserer Pairschaft sind in den Händen der Juden und Handelsleute. Ist dies gesunde Vernunft? Doch diese Ausschweifungen sind von unserer Aristokratie viel weiter getrieben worden, als von jeder anderen, theils weil sie über größere Reichthümer zu gebieten hatte, größtentheils aber, weil sie, einmal der Mode huldigend, nicht, gleich den alten Französischen Sieurs oder den alt adeligen Deutschen Familien, vermöge ihrer Geburt Wichtigkeit genug besaß, um nach keiner anderen Art von Auszeichnung streben zu dürfen. Unser Adel besaß Ehrgeiz, die letzte Krankheit edler Gemüther, und gewöhnte sich daher, mit einander in solchen wunderlichen und kostspieligen Thorheiten zu wetteifern, womit ein ungebildeter Geist seine müßigen ohne Würde verlebten Stunden auszufüllen sucht. Daher sandten wir, während wir mit unserer gesunden Vernunft prahlten, unseren jungen Adel in die Welt, um jenen beneidenswerthen Ruf durch die ausgesuchtesten Thorheiten aufrecht zu erhalten, und während wir uns auf unsere Klugheit so viel zu Gute thaten, kannte uns das Ausland nur durch unsere Narrheit. Doch wir gingen noch weiter; diejenigen, denen man als herumschweifenden Tollköpfen vieles zu Gute gehalten hätte, machten wir förmlich zu diplomatischen Repräsentanten der Nation. Das oligarchische System, jede Art von Leuten zu hohen Stellen zu berufen, nicht wegen ihrer Tauglichkeit zu dem Amte, sondern weil sie der eben herrschenden Partei angehören, hat selbst zu unseren Botschaftern oft Leute gewählt, die dazu durchaus nicht geeignet schienen, und die Gesandtschaft der Britischen Nation am Kaiserlichen Hofe zu Wien wurde keiner geringeren Person aufgetragen, als — dem jetzigen Marquis von Londonderry. (England and the English.)

— **Die Messe zu Beaucaire.** Beaucaire liegt Tarascone gegenüber, am anderen Ufer des Flusses. Beide Städte sind nur durch eine Brücke getrennt. Ehemals war dies eine Schiffbrücke, die an einem schmalen Damm befestigt war, der mitten in der Rhone eine Insel bildet, jetzt ist es eine riesenmäßige eiserne Brücke, ein wahres Meisterstück. Sie hat 4 breite Bogen, jeder von mehr als 100 Toisen. Die Pfeiler erheben sich in Form von Triumphbögen mehr als 150 Fuß über den Spiegel des Flusses, welcher hier furchtbar reißend ist. Das Dampfschiff von Lyon kam eben an und wurde weit über den Landungsplatz hinausgetrieben; man hatte Mühe, es wieder zurückzubringen. So wie man die Brücke verläßt, hat man die Stadt Beaucaire vor sich, zur Linken den Kanal von Languedoc, der durch die Garonne und Rhone den Ocean mit dem Mittelländischen Meer verbindet. Tausende von Schiffen bedecken diesen Kanal, bis weit über Beaucaire hinaus. Zur Linken ist ein Quai, der nach dem Hafen führt, wo die Waaren ausgeladen werden. Beaucaire liegt in einer Ebene, wie Tarascone, es wird aber von einem im Norden liegenden Berge beherrscht, wo noch mächtige Trümmer einer Festung sich erheben, die einst furchtbar gewesen seyn muß. Wir wollen jetzt in die Stadt treten. Nie sind die großen Straßen von Paris so voll von Menschen. Welche ungeheure Magazine mit allen Erzeugnissen der Kunst und Industrie angefüllt! Die ganze Welt scheint hier Alles aufgehäuft zu haben, was der Bewunderung der Menschen Würdiges angefertigt wird. Die Kaufläden in den Straßen von Paris, von Nimes, Lille, Lyon sind mit Waaren aus den Fabriken dieser Stadt angefüllt. Kein Gang, kein Thorweg, keine Mauer, die zur Zeit der Messe nicht als Gewölbe dient und zu ungeheuren Preisen vermiethet wird. Man geht unter langen Reihen von Fahnen und Teppichen hin, die von einem Fenster zum anderen gezogen sind und als Schilder dienen. Jede Gattung Waare hat ihr besonderes Stadtviertel. Alles aufzuzählen, was man in Beaucaire findet, würde zu lang seyn. Die kostbarsten Produkte der Kolonieen, Indische Perlen, Orientalische Wohlgerüche, Asiatische Kaschemire, Handarbeiten der Frauen im Serail, sind mir am meisten aufgefallen. Die Straße der Goldschmiede und Juweliere ist die reichste. Zwischen diesen Bazars sind Kaffeehäuser und Restaurationen in Menge. Doch wir sind noch nicht fertig. Wir wollen die Stadt verlassen und auf die Wiese gehen, so nennt man einen großen Platz am Fuße des Schlosses, der mit Platanen und Elsbeerbäumen bepflanzt ist, welche lange Alleen längs dem Ufer der Rhone bilden. Ich wüßte nichts Aehnliches, das von diesem Platz eine Idee geben könnte, als den Park von St. Cloud an einem großen Festtage. Auf jeder Seite der Alleen sind unzählige Buden, wo bloß in Detail verkauft wird. Da findet man jeden Gegenstand des Luxus und der Toilette, ganze Niederlagen von Kinderspielwerk, kleine Trommeln, Marionetten, Morgenländische Pfeifen, Fächer, Vögel aus allen Weltgegenden, ausgestopft und in Käfichten. Auch hier giebt es Spielhäuser, Speise- und Kaffeehäuser, Schenken, Dioramen, Panoramen, Marktschreier, Seiltänzer, Menagerieen, Herkulesse, Riesen und überall vor den Theatern und im Innern der Kaffeehäuser betäubende Musik. Im Hintergrunde der Wiese ist ein Regiment Infanterie gelagert, wie auf dem Schlachtfelde. Des Abends muß man in diesen prachtvollen Alleen umherwandeln, wenn man etwas ganz Außerordentliches empfinden will. Die Kleidertracht der Frauen, die Verschiedenheit der Kostüme, der Glanz der Lichter, der Schall der Musik, das Geräusch aller dieser Stimmen, der Duft aller Orientalischen Wohlgerüche — man wird wie in einen Strudel, in ein vielfach bewegtes geräuschvolles Leben versetzt. Man legt sein eigenes Ich ab, um sich damit zu vereinigen, um sich mit diesen beseelten Massen fortzuwälzen, um die Liebe zur Gesellschaft, zur Menschheit, zum physischen und moralischen Wohl des Menschengeschlechts als den höchsten Grad der Liebe zu erfassen: in diesen verschmilzt sich jede andere Liebe. — Welch ein Abend! Ein solcher giebt der Seele auf lange Zeit zu leben. Unmöglich kann ich sagen, was mir Alles in den Sinn kam bei dem Anblick dieser Arbeiten der Industrie, dieser künstlerischen Productionen der vier Welttheile. Mein Herz war beklommen, und ich fühlte eine Thräne meinem Auge entschlüpfen. Ich war zu lebhaft bewegt von dem Anblick dieser Masse menschlicher Werke. Stolz und stumme Bewunderung machten einen magischen Eindruck auf mein Herz, den keine Worte beschreiben können. (Journal de la Creuse.)

— **Ein neues Insekt, welches Seide giebt.** Herr Lamarret-Piquot hat in den Wäldern Bengalens einige Kokons der bombyx paphia entdeckt, welche die Hindu's vom Oktober zum Dezember einsammeln und von denen sie eine weit stärkere Seide gewinnen, als die der gewöhnlichen Seidenwürmer. W. Roxburgh hatte schon die Einführung dieses Insekts in dem mittäglichen Europa empfohlen. Obgenannter Lamarret-Piquot brachte es nach der Insel Bourbon, wo es bald heimisch wurde, und die Kolonisten schätzen es sehr wegen der großen Vortheile, die es ihnen gewährt. Diese Kokons können eben so behandelt werden, wie die der gewöhnlichen Seidenwürmer, indem man sie in heißes Wasser taucht, um die Puppe zu tödten. Es würde eine leichte Sache seyn, diese Thierchen im südlichen Europa einzubürgern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Montag den 23. September 1833.

Ostindien.

Begum Somru, die Indische Amazone.

Durch die auch in diesen Blättern bereits erwähnten neueren Reisebeschreibungen über Hindostan von Major Archer, Capitain Mundy und Capitain Skinner wurden wir mit der Existenz einer kriegerischen Frau bekannt, deren Geschichte nicht weniger poetisch als die der berühmten Lady Stanhope ist. Das Geheimniß, in welches ihre Herkunft gehüllt ist, das Romantische ihrer Schicksale und ihre Pläne zur Civilisirung der dortigen Einwohner machen sie zu einem merkwürdigen Original einer freien Frau. Die Hauptstadt der Begum oder der Fürstin Somru ist Sirdana; sie hat durch eine geschickte Verwaltung die Einkünfte ihrer Besitzungen von sechs auf acht Lak Rupien erhöht. Sie scheint in Indien geboren, wiewohl die Weiße ihrer Haut und die Gesichtsbildung vermuthen lassen, daß ihre Familie aus einer nördlichen Gegend abstammt. Von ihrer frühesten Jugend ist nichts bekannt; als sie noch ein herumirrendes Mädchen war, fesselte ihre Schönheit einen Deutschen Abenteurer, Namens Somru, der wegen seines mürrischen Gesichts diese Art von Spottnamen erhalten hatte. Dieser Somru war es, welcher im Jahre 1763 die Ermordung der Mitglieder der Englischen Faktorei in Patna leitete und deswegen, als Patna bald nachher von den Engländern wiedergenommen wurde, die Flucht ergreifen mußte. Er begab sich nach dem höheren Lande, trat anfänglich in die Dienste des Radschah von Bhurtpore, darauf in die anderer Fürsten, und benutzte endlich eine günstige Gelegenheit zum Ankauf einer ausgedehnten Besitzung nordöstlich von Delhi. Somru hatte die Begum geheirathet, und als er mächtig und reich, ohne Kinder zu hinterlassen, starb, folgte ihm die Begum und behielt seinen Namen bei.

Nach einer kurzen Wittwenschaft schritt sie zur zweiten Ehe mit einem Franzosen, Le Vassu. Dieser, der sich nach seinem Vaterlande sehnte, und durch die Herrschaft in dem Lande der Barbaren wenig befriedigt fand, beschloß, nach Europa zurückzukehren; er wollte seine Frau mitnehmen und sagte ihr, sie würden mit ihrem Golde und ihren Juwelen weit glücklicher in Paris als in Sirdana seyn. Die Begum aber betrachtete die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte; sie besorgte mit Recht, in Europa ihre ganze souveraine Wichtigkeit einzubüßen und überdies von dem Manne abhängig zu werden, während in Sirdana sie, und nicht ihr Gemahl, die Herrschaft in Händen hatte. Sie nahm zu einer List ihre Zuflucht. Nachdem sie ihre wahren Absichten den Offizieren ihrer Truppen mitgetheilt hatte, stellte sie sich gegen Le Vassu, als theilte sie sein Vorhaben, gab aber zu bedenken, daß dasselbe entdeckt werden könnte, und was es für sie Beide für eine Schande seyn würde, wenn ihre Unterthanen sie wider Willen nach Sirdana zurückbrachten. Was sie selbst beträfe, fügte sie hinzu, so wolle sie lieber durch ihre eigene Hand sterben, als eine solche Schmach überleben. Durch diese Reden lockte sie Le Vassu das feierliche Versprechen ab, daß, wofern sie verfolgt und eingeholt würde, er sie nicht überleben wolle.

Um Mitternacht bestieg Le Vassu seinen Elephanten und die Begum setzte sich in den Palankin; sie reisten ab. An dem verabredeten Orte war der Hinterhalt bereit und Alles geschah, wie die Begum es gewollt hatte; die Begleitung der flüchtigen Fürsten wurde zerstreut. In der Ferne hörte man einen Schuß und ein der Begum ergebener Mann eilte zu Le Vassu mit der Nachricht, daß seine Gattin sich erstochen habe. Er lief zu dem Palankin hin, um ihre letzten Athemzüge aufzunehmen und mit ihr zu sterben, als man ihm schon mit einem blutgefärbten Tuch entgegenkam. „Diesen Abschied sendet sie Ihnen“, hieß es, „sie ist dahin!“ Der unglückliche Mann hörte jetzt nur auf die Stimme der Verzweiflung, riß ein Pistol aus dem Gürtel und erschoß sich. In demselben Augenblicke ließ die Begum, die bis dahin sich niemals außerhalb ihres Palastes gezeigt hatte, die Vorhänge des Palankins nieder, ging heraus und stieg auf einen Elephanten. Sie redete die Soldaten an und sagte ihnen, daß ihre Anhänglichkeit für sie über ihre Liebe zu dem Manne gesiegt habe, und daß es fortan ihr einziger Wunsch sey, stets an ihrer Spitze zu marschiren, um ihren Reichthum mit ihnen zu theilen. Das Neue der Lage verlieh dieser Frau, die bis jetzt nur wegen ihrer Schönheit bekannt war, eine besondere Energie; ihre Rede machte Eindruck, und unter Siegesgeschrei führten die Soldaten sie nach ihrem Lager zurück. Seit der Zeit hat sie allein ihre Staaten regiert und die Truppen in Person angeführt. Man sah sie häufig mit außerordentlicher Tapferkeit und Gegenwart des Geistes fechten.

Jetzt, da sie alt geworden, hat sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Ackerbau zugewandt. Ihre Felder und Besitzungen sind grüner und reicher angebaut, ihre Dörfer volkreicher und blühender als die des Brittischen Indien. Da sie friedfertig und gastfrei ist, so finden die Reisenden in ihren Staaten Schutz und Beistand. Lange Zeit hat sie eine Religion gesucht, da sie selbige für die Civilisation nöthig hält; eine Zeit lang hat sie es mit dem Islam versucht, seit einigen Jahren aber sich dem katholischen Glauben zugewandt, auch hat sie katholische Priester und mehrere Offiziere desselben Glaubens. Ihr Eifer geht so weit, daß sie die Tempel der christlichen Hauptstadt nachahmen will. In ihrer Residenz ist eine nach dem Muster der Peterskirche gebaute Kirche, die beinahe vollendet war, als sie der Major Archer sah; vorzüglich prächtig ist der Altar von weißem Marmor aus Jeypur, mit bunten Steinen besetzt. Man erzählt sich indessen einige Züge von Grausamkeit aus der Epoche vor ihrer Bekehrung. Im Punkt der Keuschheit war sie stets so streng als die Königin Elisabeth. Man sagt, sie habe einst eine Sklavin, deren Liebeshandel sie entdeckt hatte, verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Der Urtheilsspruch wurde vollzogen; da sie aber merkte, daß man mit dem Schicksal der Unglücklichen Mitleiden hatte, so wollte sie sich selbst davon überzeugen, daß man ihr nicht zu Hülfe komme. Sie befahl, ihre Königlichen Teppiche über das Grab auszubreiten, und begab sich nun dahin, um 3 Tage lang darauf zu schlafen und ihren Hukah darauf zu rauchen.

In Merut wurde im Jahre 1831 der in Indien kommandirende Lord Combermere mit seinem ganzen Stabe von der Begum zu Tische geladen. Als der Englische General die Pallastpforten passirt hatte, fand er die Leibwache der Fürstin, die vor ihm das Gewehr präsentirte. Sie selbst erwartete ihn auf den Stufen der inneren Halle. Damals war sie nah an die Achtzig, ihre Züge waren hervorstechend, ihr Blick fein, ihre Haut ausnehmend weiß. Sie that sich noch auf die Schönheit ihrer Hände, Arme und Füße viel zu gut. Die Tafel wurde ganz nach Europäischer Weise bedient; es waren 60 Gedecke und die Begum die einzige anwesende Frau. Sie war bei sehr guter Laune und ergötzte die Gesellschaft mit vortrefflichen Späßen.

Nord-Amerika.

Men and Manners in America. (Menschen und Sitten in Amerika.) Von dem Verfasser des „Cyril Thornton“. 2 Bde. London, 1833.

Nach einem solchen Buch haben wir uns lange vergebens umgesehen. Man hat uns mit so vielen parteiischen Werken über Amerika überschwemmt, daß wir den Mangel eines solchen lebhaft fühlten, das mit besonnenem und scharfem Beobachtungsgeist geschrieben, sich über den National-Charakter der Bewohner der Vereinigten Staaten ausspräche und zu gleicher Zeit den böswilligen Verläumdungen, so wie den abgeschmackten Lobhudeleien vorurtheilsvoller Schriftsteller, ihre rechte Stelle anwiese. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat diese Aufgabe gelöst und uns eine Reihe von Beobachtungen über die Sitten und Institutionen von Amerika geliefert, die in Europa eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen können, und, so weit wir nach innerer Ueberzeugung urtheilen dürfen, nur strenge Wahrheiten enthalten. Rechtlicher Sinn und Unbefangenheit leiteten den Verfasser bei allen Fragen, die er behandelt, sie mögen politische oder gesellige Gegenstände betreffen, und seine angenehme Darstellungsweise, sein ruhiger Forscherblick und die gutmüthige Laune, mit der er seine Beschreibungen zu würzen weiß, die Geduld, die er auf Einzelnheiten verwendete, und der heitere Ton, der durch das ganze Buch herrscht, muß es dem Amerikaner eben so angenehm, als jedem unparteiischen Leser in unserem Vaterlande machen. Man wird sogleich von dem Gefühl durchdrungen, daß der Verfasser ohne Absicht der Schmeichelei schrieb, daß er seine Meinungen mit einfacher Wahrheitsliebe aufstellt, und daß weder die aristokratischen Ideen der Englischen vornehmen Gesellschaft, noch die demokratische Rohheit Amerikanischer Sitten auf seine Aussprüche besonders einwirkten. Sein Werk zeugt in dieser Hinsicht von Einsicht und Mäßigung und ist verständlich und klar.

Bei den Auszügen, die wir, so weit es der Raum gestattet, geben wollen, werden wir diejenigen Punkte besonders hervorheben, über welche wir bis jetzt die widersprechendsten Meinungen vernommen haben.

„Der Außenseite nach, hat Alles in New-York eine auffallende

Aehnlichkeit mit England. Die Verschiedenheit der Völker liegt tiefer.

Die Kleidertracht der bemittelten Klassen ist allgemein die von London und Paris, und Geschmack und Sitte scheinen, wenn man nicht weiter als auf die Oberfläche sieht, wenig unterschieden. Dennoch lassen sich beim ersten genaueren Blick kleine Unterschiede leicht wahrnehmen. Der Anblick und die Haltung der Bewohner von New-York lassen sich von denen jedes Engländers auf das schärfste unterscheiden. Erstere sind gewöhnlich mager, haben etwas Linkisches im Gange und nichts von jener ungezwungenen und geraden Haltung, an die ein Englisches Auge gewöhnt ist. Ihre Aussprache zeichnet sich durch eine eigene Art von Modulation aus und hat etwas Schnarrendes und Gedehntes, welches, wie ich bekennen muß, meinem Ohre nicht sehr wohlklingend vorkam."

Die republikanische Einfachheit und das offene Wesen der gebildeten Klassen sind höchst angenehm. Mit conventionnellen Höflichkeitsformen haben sie wenig zu schaffen. Sie fassen Einen freundlich bei der Hand und heißen Einen ohne großen Komplimentenschwall willkommen. — In den Gerichtshöfen ist keine Spur von Feierlichkeit wahrzunehmen. Weder Richter noch Advokaten erscheinen in Amtstracht, und die Geschworenen nehmen ihre Plätze mit der größten Gleichgültigkeit ein. — Das unfeine Benehmen beim Essen und das allgemeine Tabackskauen wurde von unserem Verfasser eben so bemerkt, wie von allen seinen Vorgängern, und es läßt sich nicht leugnen, daß in Hinsicht der feinen Lebensart Amerika noch sehr weit zurück ist. Das ausschließliche Streben nach rein praktischen Gegenständen des Lebens äußert seinen Einfluß auf vielfache Weise und verhindert so manche elegante Einrichtung, die der Engländer zum Glück des Lebens für unentbehrlich hält. Die schönen Künste leiden am meisten durch diesen Handelsgeist, denn ein Amerikaner, der Geld übrig hat, legt es lieber auf eine nutzbare Weise an, als daß er Gegenstände von bloß idealem Werth dafür kaufen sollte.

„Die Ursache dieses ebenerwähnten Umstandes liegt ohne Zweifel in dem Mangel einer Festsetzung oder vielmehr des Gebrauchs des Erstgeburtsrechtes. Ein Mann, dessen Vermögen bei seinem Tode unter eine zahlreiche Familie zu gleichen Theilen vertheilt werden muß, wird nicht leicht bedeutende Summen auf Kunstgegenstände verwenden, die sich nicht zu jeder Zeit versilbern lassen, und noch weniger auf bloße Luxus-Artikel, die der Lage seiner Nachkommen nicht angemessen seyn möchten. Selten kann ein Vater jedem seiner Kinder so viel hinterlassen, um ihnen ein unabhängiges Loos zu sichern. Sie müssen suchen, zu Vermögen zu kommen, so gut sie können, und für Menschen in solcher Lage wäre in der That nichts unpassender und widersinniger, als einen Theil ihrer Erbschaft in Gemälden und Mosaik-Arbeiten zu erhalten, statt in Kanal-Actien oder Banknoten."

„Ein anderer Umstand trägt wahrscheinlich ebenfalls das Seinige bei, daß sie so weniges und einfaches Hausgeräth haben, nämlich die schlechte Beschaffenheit der Dienstboten. Dies sind gewöhnlich Farbige, die man von der Wiege an als Wesen einer niederern Gattung ansieht, und denen es folglich auf bedauerliche Weise eben so sehr an moralischer Energie als an Grundsätzen fehlt. Jede Hausfrau, mit der ich mich über diesen Gegenstand unterhielt, sprach mit Neid von der bequemen und angenehmen Einrichtung eines Englischen Hauswesens. Ein farbiger Dienstbote, sagen sie, bedarf einer beständigen Aufsicht. Er ist kein denkendes, nur ein vollziehendes Wesen: Unter solchen Umständen müssen die Wirthschafts-Sorgen einer Amerikanischen Matrone erdrückend seyn. Sie muß bei Allem, was vom Boden bis zum Keller zu thun ist, selbst gegenwärtig seyn, sie ist ihre eigene Haushälterin, hat nach Allem zu sehen, was aus- und eingeht, und sich um tausend kleine und langweilige Dinge zu bekümmern, die in England wie ein Uhrwerk von selbst gehen, ohne daß man sie zu sehen bekommt oder daran zu denken braucht."

Diese Beschaffenheit der Dienstboten wird einem Fremden nicht weniger fühlbar. Der Diener ist eine Art von unverantwortlicher und unabhängiger Person nach seiner Weise.

„Wenn wir in ein Amerikanisches Haus treten, es sey zu einem zufälligen Besuch, oder als eingeladene Gäste, so denkt der Bediente nie daran, uns zur Gesellschaft zu führen, im Gegentheil, er macht sich sogleich aus dem Staube, und überläßt es uns, unseren Weg auf dem unbekannten Meere zu suchen oder zum Zeitvertreib die Hutstöcke und Sonnenschirme an den Wänden zu zählen. In einem fremden Hause kann man sich natürlich nicht die Freiheit nehmen, nach Beistand zu rufen, und es bleibt einem nichts übrig, als Thüren aufs Gerathewohl zu öffnen, auf die Gefahr hin, in das Schlafzimmer einer jungen Dame zu gerathen, oder den Gordischen Knoten zu zerhauen, indem man sich durch die einzige Thüre, die man kennt, wieder fortmacht. Ich gestehe, daß ich das erste Mal, als ich mich in dieser Noth befand, das letztere Mittel wählte, wiewohl ich, wie ich fürchte, dadurch eine treffliche Familie beleidigte, die, nachdem sie meinen Eintritt vernommen hatte, mein plötzliches Weggehen unerklärlich finden mußte."

Die Freiheit und Gleichheit ist in Amerika keineswegs so allgemein, als man nach dem häufigen Gebrauch dieser Wörter wohl denken möchte.

„Es ist einmal Gebrauch, die Vereinigten Staaten das Land der Freiheit und Gleichheit zu nennen. Wenn man unter Gleichheit nur versteht, daß es keine bevorrechtete Klasse in Amerika giebt, so lasse ich die Behauptung, wenn auch nicht streng wahr, gelten. In jeder anderen Bedeutung aber ist das Wort baarer Unsinn. Es herrscht gerade so viel praktische Gleichheit in Liverpool als in New-York. Die Magnaten der Börse spreizen sich in letzterer Stadt mit nicht weniger Stolz, als in der ersteren, und ihre Frauen und Töchter bleiben eben so wenig mit ihren Ansprüchen zurück. In diesem Punkt vermag die Gesetzgebung nichts. Die Eitelkeit der Menschen und die ihnen angeborene Begierde, sich auszuzeichnen, ist nicht zu unterdrücken; wird ihr auf einer Seite der Ausgang verwehrt, so bricht sie auf einer anderen desto heftiger hervor."

Man pflegt immer anzunehmen, daß in England das Geld Alles vermag und fast eben so viel Achtung gebietet, als der Rang. Allein im Grunde wird doch der Einfluß des Geldes durch das Daseyn eines erblichen Ranges niedergehalten, gegen welchen der bloße Reichthum vergebens ankämpft. In Amerika aber giebt das Geld den höchsten Anspruch auf Achtung, und dies Gefühl ist so durch die ganze Gesellschaft verbreitet, daß die Unterhaltung immer mehr an Allgemeinheit verliert, in dem Grade, wie der Abstand der verschiedenen Vermögens-Umstände der gegenwärtigen Mitglieder größer wird. In einer Gesellschaft zu New-York wurde unser Verf. von dem Wirth den vornehmsten anwesenden Personen vorgestellt, wobei er bei Jedem seine bedeutenden Handelsgeschäfte herausstrich, welches dessen Ansprüche auf seine Achtung begründete. „Wäre ich", sagte er, „eben so vielen Beuteln mit Dollars vorgestellt worden, statt ihren Besitzern, so wäre die Ceremonie gerade ebenso interessant und vielleicht weniger lästig gewesen."

Die Neugierde macht unstreitig einen der Charakterzüge der Amerikaner aus, aber unser Verf. versichert uns, daß sie, wenige Fälle ausgenommen, sich auf so gutmüthige Weise äußere, daß ein geduldiger Reisender sie unmöglich für eine Beleidigung nehmen kann. Dagegen scheint eine schwerere Anklage gegen die Bewohner der neuen Welt völlig ungegründet.

„Es ist so oft gesagt worden, in der That so oft, daß es fast zum Sprüchwort wurde, daß in Amerika ein starkes Vorurtheil gegen Engländer existire. Wenn ich alle meine Erfahrungen in diesem Lande durchgehe, so muß ich erklären, daß nie eine unwahrere Behauptung von Vorurtheil, Unwissenheit oder gemeiner Leichtgläubigkeit verbreitet worden ist. Daß ein Vorurtheil existirt, gebe ich zu, doch statt gegen die Engländer ist es, mit anderen Landsleuten verglichen, ein Vorurtheil zu ihren Gunsten. Die Amerikaner wägen das Verdienst ihrer Besucher nicht auf gleicher Waage, sie werfen stets ihre Partheilichkeit in die Schale der Engländer, und geben ihr dadurch einen Ausschlag, auf welchen die Gegenstände derselben wahrscheinlich kein Recht haben."

Ueber die feinen Sitten im Allgemeinen ist unseres Verfassers Meinung günstiger, als wir erwartet hatten.

„Wenn ich zugebe, daß der Standpunkt der feinen Sitten in Amerika etwas niedriger ist als in England, so verstehe ich dies nur in Hinsicht der höchsten Stände in letzterem Lande. Außerdem kann ich, wenige Eigenthümlichkeiten abgerechnet, nicht finden, daß die Sitten der vornehmsten Kaufleute in New-York im Geringsten denen der Liverpooler oder irgend einer anderen großen Handelsstadt nachstehen. Ich bin überzeugt, daß sie in Hinsicht praktischer Ausbildung, liberaler Gesinnungen und edlen Charakters, hinter keinem Kaufmannsstand in der Welt zurückbleiben."

Dieses Lob muß man jedoch nicht auf den großen Haufen der Handelsleute anwenden, deren Moral eben so niedrig ist, als ihre Sitten abstoßend sind.

Vergleicht man sie mit denen derselben Klasse in England, so muß einem eine gewisse entschiedene und zudringliche Habsucht und eine höchst lockere Moral hinsichtlich der Mittel, sie zu befriedigen, an ihnen auffallen, Charakterzüge, die es mir sehr leid thun würde, an irgend einer Klasse meiner Landsleute zu kennen. Ich habe an der öffentlichen Wirthstafel Handlungsweisen rühmen hören, die in England, wenn nicht die Deportation nach Botany-Bay, wenigstens den völligen Verlust des guten Rufs zur Folge haben würden. Es ist unmöglich, eine Stunde in der Gaststube eines Hotels zuzubringen, ohne von dem Tone roher Selbstsucht, der durch die ganze Unterhaltung herrscht, und durch den gänzlichen Mangel jeder besseren und edleren Gesinnung höchst unangenehm berührt zu werden. Diese Menschen werden bloß durch das Gesetz in Zaum gehalten, und derjenige gilt für höchst schlau, der seinen Nächsten übervortheilen kann, ohne sich einer gesetzlichen Strafe auszusetzen.

Eine Notiz über den Aufwand in den verschiedenen Städten der Union beweist, daß das Leben in den Vereinigten Staaten doch nicht so wohlfeil ist, als man gewöhnlich glaubt.

„In New-York, wo ich nichts hatte als ein schlechtes Schlafzimmer und an der Wirthstafel speiste, betrug die Ausgabe für mich und meinen Bedienten 18 Dollar wöchentlich. In Boston, wo ich drei bessere Zimmer hatte und für mich besonders speisen konnte, zahlte ich, alles einbegriffen, außer Wein, 35 Dollar wöchentlich. Zu Philadelphia zahlte ich 26 Dollar, zu Baltimore 28, zu Washington 40. Die Bequemlichkeiten waren überall so ziemlich dieselben."

„In den Vereinigten Staaten ist es feststehender Gebrauch, daß man tag- oder wochenweise bezahlt, und die Reisenden müssen ihre Mahlzeit bezahlen, sie mögen essen oder nicht. Für Jemand, der wie ich, äußerst selten zu Hause speiste, stellte sich die Ausgabe höher, als bei Long oder Clarendon in London."

Ein sonderbares Gebäude zu Cincinnati machte unserem Reisenden vielen Spaß und wird auch unsere Leser in der Beschreibung ergötzen.

„Der merkwürdigste Gegenstand in Cincinnati ist jedoch ein Gebäude von Griechisch-Maurisch-Gothisch-Chinesischer Bauart, eine wahre Compilation aller möglichen Bausysteme, das einen höchst grotesken Anblick gewährt. Uns fiel sogleich diese sonderbare Erscheinung in die Augen, die nicht fremdartiger hätte aussehen können, wenn sie ein Vulkan im Monde auf die Erde gespieen hätte. Während wir so vor dem Gebäude standen und den sonderbaren Anblick bewunderten, und nachdachten, was das wohl für ein Mann müsse gewesen seyn, dem die Einwohner eine so glänzende und phantastische

Verletzung aller bekannten Geschmacks-Regeln verdankten, trat ein sehr niedliches Mädchen heraus, und lud uns ein, hineinzutreten. Wir thaten dies, und fanden, daß Alles im Innern des Hauses mit seiner äußeren Pracht vollkommen harmonirte. Unten war ein sehr geräumiger Saal, welcher, wie unsere schöne Führerin uns sagte, zu einem Bazar bestimmt gewesen war; oben waren Ball- und Speisezimmer, nebst Ankleidestübchen für die Damen, denen es natürlich nicht an Spiegeln und Toiletten fehlte. Kurz, es war nichts vergessen, was zu Glanz, Zierlichkeit oder Bequemlichkeit gereichen konnte."

„Dies Alles machte uns sehr neugierig, denn es schien in der That, als wenn derjenige, der dieses sonderbare Gebäude anlegte, mehr die möglichen Bedürfnisse irgend einer künftigen Generation im Auge gehabt hätte, als diejenigen der heutigen besonnenen und arbeitsamen Cincinnatier. Unsere Führerin war so gesprächig, wie wir es nur wünschen konnten. Sie unterrichtete uns, dieses Gebäude hätte eine Englische Lady, Namens Trollope, aufführen lassen, welche Vergnügens oder Geschäfte halber sich vor einigen Jahren in Cincinnati aufgehalten hatte. Daß der Versuch, einen Bazar anzulegen, fehlgeschlagen wäre. Der untere Salon stände jetzt gänzlich unbenutzt, außer am 4. Juli, wo das gewöhnliche Jahresfest darin gefeiert würde. Die mäßigen Cincinnatier hätten sich bis jetzt mit zwei Bällen des Jahres begnügt und wären keinesweges gesonnen, ihr jährliches Tanzmaß zu überschreiten. Kurz, die ganze Speculation sey verfehlt gewesen und die schöne Eigenthümerin hätte zuletzt im Sinne gehabt, eine Kirche daraus zu machen."

Der Verfasser traf Mrs. Trollope späterhin zu New-York und bezeugt uns, daß er in ihrer Unterhaltung eben so viel Anmuth, Geist und Lebhaftigkeit gefunden habe, als seitdem die Welt in ihren Schriften ergötzte. Er bemerkt mit gutmüthiger Laune, sie hätte ohne Zweifel große Ansprüche auf die Dankbarkeit der Cincinnatier, deren Stadt sie verschönerte und durch ihre literarischen Talente berühmt machte. Bis zu ihrer Ankunft in Cincinnati genoß dieser Ort nur eines gemeinen und unbekannten Wohlstandes, sie aber habe ihn durch ihre Schriften unsterblich gemacht, und doch, sollte man es glauben, „noch immer vermißt man auf dem Marktplatz zu Cincinnati die Statue dieser Wohlthäterin der Stadt. Das muß wirklich ein geschmackloses und undankbares Volk seyn, nicht einmal ein Bild der Mrs. Trollope in Erz zu gießen."

Eine der gelungensten Stellen in dem Buche ist die, wo der Verfasser von seinen Gefühlen bei dem Anblick der Wasserfälle des Niagara spricht. Seine Beredsamkeit liegt in dem Geständniß, daß diese erhabene Scene jede Beschreibung übertrifft.

„Der Fleck, von welchem ich zuerst den Tafelfelsen erblickte, und die überwältigende Wirkung des erhabenen Schauspiels lassen sich durch keine Schilderung in Worten darstellen. Der Beschauer fühlt sich im ersten Augenblick wie erstarrt; sein Blut steht still, oder vielmehr es drängt sich mit Gewalt nach dem Herzen zurück; er schnappt wie ein Ertrinkender nach Athem; alle Elemente der Seele und der Sinne gehen in der Größe und Pracht eines einzigen Gegenstandes unter. Vergangenheit und Zukunft sind vergessen, er steht stumm und bewegungslos vor dieser Scene furchtbarer Herrlichkeit, die seinen Blick gefesselt hält."

„Wer es versuchen will, denen, welche diese Wasserfälle nie besucht, einen Begriff von dem Eindruck zu geben, den sie verursachen, kann dem Vorwurf der Uebertreibung unmöglich entgehen. Ich bin auf diese Strafe gefaßt; doch die Gegenstände, welche man bei Niagara zu sehen bekommt, gehören unstreitig zu denen, welche einen unvergänglichen Einfluß auf die Einbildungskraft des Beschauers ausüben. Der Tag — die Stunde — die Minute, wo das Auge zuerst den großen „Hufeisenfall" erblickt, bleibt in dem Leben eines jeden Menschen eine merkwürdige Epoche. Er staunt eine Scene der Pracht und der Erhabenheit an, die Alles übertrifft, was die von der Wirklichkeit nicht unterstützte Phantasie der Dichter und Maler je hinzeichnen kann. Den Eindruck, den er aufgenommen, kann keine Zeit schwächen, und nur der Tod kann ihn verwischen. Das Ergebniß dieses einzigen Augenblicks reicht durch das ganze Leben hin, erweitert die Sphäre der Gedanken und übt seinen Einfluß auf das ganze Gewebe seines moralischen Daseyns." —

Die Amerikanischen Tageblätter sind von sehr schlechter Beschaffenheit. Sie sind mit elenden Aufsätzen und armseligen Schmähungen angefüllt. Die Sache selbst ist uns bekannt genug, da wir sie regelmäßig zu sehen bekommen; wir geben hier aber die Ansicht eines Mannes, der weit bessere Gelegenheit hatte, darüber zu urtheilen.

„Um mir ein richtiges Urtheil darüber zu bilden, las ich die Tageblätter aller Parteien in der Union und fand sie sämmtlich so verächtlich in Hinsicht auf Talent und so ganz in rohe Gemeinheit versunken, daß sie mir einen Ekel erweckten, nicht bloß gegen die Verfasser, sondern gegen das Publikum, dem sie ihr Bestehen verdanken. Mit diesem Maßstabe gemessen (und ich wüßte nicht, was man dagegen einwenden könnte), erscheint das moralische Gefühl dieses Volkes niedriger, als nach Allem, was ich aus anderen Umständen davon urtheilte. Männer in öffentlichen Aemtern scheinen gegen jede Beschuldigung gestählt, die nur nicht Galgen und Schandpfahl mit sich führt. Ihre politischen Kämpfe sind kein Meinungsstreit, wo Jeder die seinige durch Vernunftgründe und Berufung auf anerkannte Principien zu unterstützen sucht, sondern Raufereien schmutziger und schelmischer Parteigänger, welche die niedrigsten Leidenschaften des Volkes aufregen und kein Mittel des Angriffs verschmähen."

„Ich bedaure dies mit kalter Besonnenheit und bin wohl eingedenk der unausstehlichen langwierigen Federkriege, in welche politische Zwietracht in England nur zu oft ausartet. Unsere Zeitungs- und periodische Presse ist schlecht genug. Ihre Beziehungen gegen den Anstand sind nicht zu rechtfertigen, noch weniger zu vertheidigen. Doch ist ihre Heftigkeit Milde, ihre Frechheit Zurückhaltung und selbst ihre Abscheulichkeit Tugend, wenn man sie mit jenem System eines rohen und wilden Angriffs vergleicht, das die Amerikanische Presse auszeichnet. In England ist der leiseste Angriff auf die persönliche Ehre unerträglich; ein Wink — ein Hauch — selbst die bloße Möglichkeit eines Fleckens sind hinreichend, um die Ruhe eines öffentlichen Beamten zu vergiften und, wenn er nicht schnell Genugthuung erlangt, seinen Ruf auf immer zu vernichten. In Amerika greift man aber nach anderen Waffen; die niedrigsten Schimpfreden werden aufgeboten; keine Schändlichkeit ist so groß und unwahrscheinlich, die man bei diesem aufgeklärten Volke dem Staatsmann nicht unbedenklich zur Last legte."

Die Haupt-Ursache, wenn nicht die einzige, dieses elenden Zustandes der Presse liegt in der Wohlfeilheit der Blätter.

„Die Zeitungen sind in den Vereinigten Staaten so wohlfeil, daß selbst der Gemeinste und Aermste sie kaufen kann; daher ihr Bestehen von der unwissendsten Volksklasse abhängt. Ihr ganzer Inhalt muß dem Geschmack und der Fassungskraft von Menschen entsprechen, die für Tagelohn arbeiten, und die folglich weder für Feinheit der Sprache noch des Raisonnements Sinn haben. Bei solchen Lesern ist der des Beifalls am sichersten, der „am stärksten pfeffert". Grobe Worte treten an die Stelle kräftiger Argumente, und jeder gemeine Kerl, der nur Namen anzuführen weiß und der Druckerlohn geborgt erhält, kann als Zeitungsschreiber mit guter Aussicht auf Erfolg auftreten."

„In England ist es zum Glück doch anders. Zeitungen sind theurer, daher die größte Zahl ihrer Leser nur in der Klasse verhältnißmäßig wohlhabender und gebildeter Menschen anzutreffen ist, obgleich sie unter den ärmeren Klassen hinlänglich zirkuliren, um es ihnen an Belehrung nicht fehlen zu lassen. Das Publikum, nach dessen Geschmack sie sich zu richten haben, gehört deshalb einer höheren Ordnung an, und die Folgen davon zeigen sich in der großen Ueberlegenheit des Talents, welches sie entfalten, und in dem weiten Kreis von Kenntnissen und Vernunftgründen, in welchem sie alle Fragen von öffentlichem Interesse sich bewegen lassen."

Wir waren immer gegen die gänzliche Abschaffung des Englischen Zeitungs-Stempels, und einer unserer Gründe war, daß dies den moralischen Charakter der Presse herabwürdigen und ihn beinahe dem Amerikanischen gleichstellen würde. Wer Beweise von dem Charakter der Amerikanischen Journale wünscht, der kann solche in dem Buche unseres Verfassers in Menge finden. (A.)

Bibliographie.

True religious liberty. (Die wahre religiöse Freiheit.) Eine Rede von F. Freeman. Plymouth.

Historic doubts. (Historische Zweifel, in Bezug auf Napoleon Bonaparte.) Cambridge. [Wahrscheinlich ein nachgedrucktes Werk aus England.]

A treatise on harmony. (Catel's Harmonie-Lehre.) Mit Anmerkungen und Erklärungen von Lowel Mason. Boston.

Address etc. (Adresse der Mäßigkeits-Gesellschaft für junge Leute an die jungen Männer von Boston.) Boston.

Westward Ho. — Eine Erzählung vom Verf. der „Unterhaltungen eines Holländers am Kaminfeuer." 2 Bde. New-York.

Tales of times etc. (Traditionen hinsichtlich der ersten Niederlassungen zu New-York.) New-York.

Aegypten.

Ein Aegyptisches Wörterbuch.

Der verdiente Thomas Young, Champollion's bescheidenerer und bedächtigerer Vorgänger, hat ein Werk über die Schrift, oder vielmehr über die gemalte Sprache der alten Aegypter hinterlassen, das er in der Form eines Wörterbuchs abfaßte. Zu diesem Werke, das, wie sich von selbst versteht, nur skizzenhaft bleiben konnte, schrieb er noch kurz vor seinem Tode eine Einleitung, die uns über den Zweck des Unternehmens und über die Mittel belehrt, die ihm zu Gebote standen. Wir lassen ihn selbst reden.

„Die Fortschritte, die man in Erforschung der Schriftarten des alten Aegyptens gemacht, reichen, so beschränkt auch ihr Umfang ist, schon hin, um über die Philosophie der Sprache Licht zu verbreiten."

„Eine geschriebene Sprache kann entweder die Laute der Wörter oder die Begriffe darstellen, die sie ausdrücken. Man weiß, daß die Chinesische Schrift von den Lauten unabhängig ist, die derjenige, welcher sie liest, ausspricht. Die Hieroglyphen Aegyptens waren, gleich den (älteren) Chinesischen Schriftzeichen, ursprünglich nur grobe Zeichnungen der sinnlich wahrnehmbaren Objekte. Es scheint aber, daß man im Lauf der Jahrhunderte in beiden Ländern von der unmittelbaren Nachzeichnung zurückgekommen ist und an die Nachahmung von Nachahmungen sich gehalten hat, mochte man nun dieselben Objekte darstellen wollen oder bald ganz, bald theilweise den Laut ausdrücken, der dem Begriffe zukam."*)

„Die hieratischen oder heiligen Charaktere der Aegypter sind, wie es scheint, bloße Kopieen der Hieroglyphen und die populären (enchorischen) Charaktere von denselben abgeleitet, ohne irgend eine plötzlich oder systematisch erfolgte Veränderung, da die Charaktere beider Schriftarten von den Lauten der mündlichen Sprache unabhängig sind — die Eigennamen ausgenommen — und außerdem

*) Ueber die Chinesische Schrift vergleiche man Abel Remusat's Aufsatz: „Sur les caractères figuratifs qui ont servi de base à l'écriture chinoise" im 2. Bd. der Mélanges asiatiques und einen Artikel „Schriftsprache und Wörterbücher der Chinesen" (Blätter für literarische Unterhaltung. Juli 1833. Nr. 211—12.)

immer einige Züge behalten, die das Wort nicht genau wiedergiebt. Es ist unmöglich, diese oder jede andere verständliche Theorie aus den vagen Beschreibungen der Griechen abzuleiten. Die Konfusion, die sich in diesem Betracht bei Griechischen Autoren findet, und die ohne Zweifel von anderen Ursachen herrührte, ist wahrscheinlich durch ihre Gewohnheit, die Schrift und die Zeichnung mit demselben Namen (γραφή) zu belegen, noch vermehrt worden."

„Die wesentliche Identität der enchorischen Charaktere und der eigentlichen Hieroglyphen hatten mehrere Kritiker gemuthmaßt. Zuerst wurde sie in dem Museum criticum für 1816 bewiesen. Die Beispiele der hier gegebenen Data können dazu dienen, die Schritte zu bezeichnen, durch welche nach und nach — zwischen Psammetich und den Ptolomäern — verschiedene Aenderungen der Form eintraten. Die Manuskripte aus der Zeit des Psammetich sind, wie es scheint, entschieden hieratisch, während die aus Darius Zeitalter sich der enchorischen Form nähern. Die letztere kam vermuthlich in allgemeinen Gebrauch, da man Briefe in derselben schrieb, und seitdem blieb die hieratische den Priestern zu religiösen Gegenständen."

„Zu gleicher Zeit müssen in verschiedenen Theilen der Sprache noch andere Veränderungen vorgegangen seyn, welche auf die Charaktere sehr modifizirend einwirkten. Ein einziges Beispiel kann hinreichen, um einige Metamorphosen dieser Art zu erklären. Vermuthlich führte Kairo den Namen Memphis oder Memphé, welcher Name, in hieroglyphischer Form gelesen, Ma-n-Phtah, d. h. Wohnort des Phtah oder Vulkan bedeutet. Dieser Name veränderte sich, wie mir scheint, schon vor den Ptolomäern, in Panuf, guter Gott, welchen die Hieroglyphe Memphé oder ihre populaire Kopie übel darstellte. Man substituirte also eine andere, und außerdem wurde die Aussprache des Wortes modifizirt. Die korrekte Erklärung der enchorischen Data beruht fast ganz auf den scharfsinnigen und mit Erfolg gekrönten Untersuchungen des mit Recht gefeierten Jean François Champollion. Diese Untersuchungen wurden an Manuskripten angestellt, die er in Paris und Turin entdeckte, und die, unter der Form von Rechnungen, eine große Mannigfaltigkeit von Zahlen enthielten. Nicht weniger glücklich war dieser Gelehrte in seiner Entzifferung derjenigen Charaktere, welche die Monate bezeichnen, die auf der Tafel von Rosette durch einen unerklärlichen Irrthum des Steinschneiders in Verwirrung gerathen waren."

„Sein System der phonetischen Charaktere kann dem Gedächtniß oft wirksam zu Hülfe kommen; allein man muß bei jedem einzelnen Fall auf die Proben zurückblicken, die dieser Erfindung vorangingen. Seine Korrespondenz hat mehrere wichtige Zusätze zu diesem Werke geliefert, deren an ihrer Stelle gedacht worden ist."

„Die Mischung der Sprach-Charaktere, oder vielmehr der Sprachen, welche die Schrift der Aegypter darstellt, würde es schwer machen, darüber zu entscheiden, welche Art der Einrichtung eines Wörterbuches die beste sey, selbst in dem Falle, daß die Formen einer solchen Sprache vollkommen klar und richtig aufgefaßt wären. Aber auf dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse sind uns noch so viele Formen unbekannt, und diejenigen, die wir entdecken konnten, von so verschiedener Art, daß die Schwierigkeit der Anordnung dadurch noch bedeutend wächst. Dessenungeachtet wird jede methodische Anordnung, wie willkürlich sie auch sey, den Vortheil haben, daß sie ähnliche Wörter einander näher bringt. Bei künftigen Untersuchungen wird es nützlich seyn, einer Art von alphabetischen Ordnung zu folgen, einem künstlichen Alphabete, das auf die Aehnlichkeit gewisser Charaktere mit solchen, deren phonetischen Werth der selige Akerblad klar und genau ermittelt, gegründet wäre; und die Wörter, die man verdolmetschen will, nach dem Range zu ordnen, den sie in dieser künstlichen Reihenfolge einnehmen. — — —

„Wenn die Magerkeit dieses Katalogs geschriebener Wörter etwas demüthigend erscheint, so vergesse man ja nicht, daß noch vor dreißig Jahren kein einziger der Artikel, die er aufweist, auch nur in der kühnsten Phantasie existirte, und daß erst vor zehn Jahren von den funfzig hier erklärten Daten, von denen mehrere mit vollkommener astronomischer Genauigkeit ermittelt wurden, nur ein einziges so ziemlich verifizirt war."

„Dennoch muß man gestehen, daß es, trotz der Bemühungen fähiger Männer, die an der Aufhellung des Gegenstandes gearbeitet haben, noch sehr schwierig ist, zu entscheiden, ob diese enchorischen Wörter auch wirklich der alten Koptischen Sprache angehören. Wie dem nun sey, der historische Beweis des hohen Alters der Koptischen Original-Wörter, den Wilkins, Lacroze und Jablonski geführt haben, giebt eine befriedigendere Demonstration als die ganze hieroglyphische Literatur, wie sie jetzt uns vorliegt, geben kann, obwohl einige Partikeln und gewisse grammatische Formen den Hieroglyphen näher kommen, als irgend eine andere Sprache. . . . . . .

. . . .

„Wir dürfen hier eine Thatsache nicht übergehen, die zur Anwendung der Hieroglyphen auf die Chronologie ermuthigen könnte. Ein Deutscher Professor hat, gleich mir, auf einer bei Kosseir gefundenen Inschrift, die Herr Burton in Kairo publizirte, die Namen dreier Persischen Könige entdeckt, und zwar mit den Daten, welche die Zeugnisse der Griechischen Chronologen bestätigen und vermuthlich dieselben sind, deren Champollion seitdem in einem seiner Briefe aus Aegypten gedacht hat. Ich habe (in dem Quarterly Journal) die Aufzählung der vornehmsten Ereignisse, wie sie der Astronom Ptolomäus und seine Kommentatoren geben, wieder abdrucken lassen, und zwar mit mathematischer Bestimmung der Zeiten, auf welche sie sich beziehen, die so unbezweifelt richtig ist, daß sie jeder Art von Skepticismus, nicht bloß rücksichtlich dieser Epochen, sondern auch vieler anderen, deren Verknüpfung mit diesen aus einer Folge analoger Zeugnisse und Raisonnements sich ergiebt, die Thüre verschließt."

Bibliographie.

Angekündigt: Champollion's Aegyptische Grammatik (Principes généraux de l'Ecriture Sacrée Egyptienne). 4 Theile. Ungefähr 125 Seiten. (Auf Subscription zu erscheinen.)

Salvolini: Grammatische Analyse der verschiedenen Texte der alten Aegypter. (Soll in Italien, aber in Französischer Sprache erscheinen.)

Mannigfaltiges.

— Ein Portugiesisches Mysterium. Whitocker giebt uns die Beschreibung eines Stücks, genannt „die Schöpfung der Welt", welches auf dem Theater zu Lissabon aufgeführt wurde. „Als wir eintraten, fanden wir das Theater beinahe angefüllt mit wohlgekleideten Personen. Die vordere Logenreihe war mit Damen besetzt, die eben so prächtig als geschmackvoll gekleidet waren. Ihre Haare trugen sie in Flechten, und sie waren sehr reich mit Juwelen und künstlichen Blumen verziert; sie hatten keine Hüte auf, und das Ganze gewährte einen sehr glänzenden Anblick. Das Musik-Chor ist sehr gut, und schon deshalb würde es der Mühe lohnen, das Theater zu besuchen. Als der Vorhang aufgezogen wurde, sahen wir Gott Vater mit einem langen weißen Bart in einer Wolke herabsteigen, umgeben von vielen Lichtern und Engeln. Er gab Befehl zur Erschaffung der Welt. Ueber seinem Haupte schwebte ein gleichseitiger Triangel, als Symbol der Dreieinigkeit. Die nächste Szene stellte die Schlange dar, wie sie Eva zuredet, von dem Apfel zu essen. Ihre höllische Majestät (bekanntlich war es kein anderer, als der Fürst der Finsterniß), sagte ihr die übertriebensten Schmeicheleien über ihre Schönheit, um sie zum Essen zu verleiten. Sobald sie dies gethan und Adam ebenfalls dazu bewogen hatte, erhob sich ein schrecklicher Sturm mit Donner und Blitz, und höllische Geister tanzten dazwischen mit dem Teufel in der Mitte, der schwarz und rothe Strümpfe und einen galonirten Hut trug. Mitten im besten Tanzen ließ eine tiefe und feierliche Stimme hinter der Scene das Wort „Jesus" vernehmen, und sogleich verschwanden die Teufel in einer Rauchwolke. Hierauf ließ sich Gott Vater herab; er war in großem Zorn und ohne alle Begleitung. Er rief dem Noah (den wir, beiläufig gesagt, mit großer Verwunderung sahen, da wir nicht wußten, daß er zu jener Zeit schon existirte); dieser erschien. Der Ewige sagte ihm, es thäte ihm leid, daß er ein Geschlecht solcher undankbaren Schelme geschaffen habe, und daß er sie um ihrer Schlechtigkeit willen Alle ersäufen wolle. Noah that eine Fürbitte, und es wurde endlich beschlossen, er sollte eine Arche bauen. Zu diesem Behuf erhielt er Befehl, nach dem Königlichen Schiffswerft in Lissabon zu gehen und dort mit Johann Gresalvez, dem Schiffsbaumeister, zu sprechen, denn dieser, meinte Gott, wäre ihm lieber als jeder Französische oder Englische Schiffbauer (diese Stelle erregte großen Beifall). Darauf kehrte Gott Vater in den Himmel zurück, und Noah machte sich an den Bau seiner Arche."

(Hony, on mysteries)

— Kälber-Schlächter und Kälber-Erzieher. Sir R. Walpole hatte zuweilen den Wirth eines Gasthofes in der Nachbarschaft seines Landsitzes an seiner Tafel. Einst, als Monsey unter den Gästen war, ärgerte sich ein alter dummer Baronet von Norfolk, dem nichts als sein Vermögen Empfehlung gab, über die Aufmerksamkeit, die dem Gastwirth zu Theil ward, und machte dem Sir Robert ganz laute Vorwürfe darüber, daß er einem solchen Manne Platz an seiner Tafel einräumte. Der Landwirth bemerkte bescheiden, er sähe keinen Grund, warum der Baronet eine Ausnahme machen wolle, da doch sowohl Sir Robert, als alle gegenwärtigen Gentlemen sich so weit herabließen, ihm Zutritt zu erlauben. „Pfui", sagte der Baronet, „Euer Vater war ein Fleischer!" — „Wohl", bemerkte der Landwirth, „dann ist kein großer Unterschied zwischen Ihrem Vater und dem meinigen, denn wenn mein Vater Kälber geschlachtet hat, so hat der Ihrige Kälber auferzogen." Die ganze Gesellschaft verstand den Witz gleich, nur nicht der Baronet, welcher entgegnete: „Was! Ihr wollt meinen Vater zum Viehmäster machen!" (L. P.)

— Kleidertracht in Tyrol. Die Tracht der Tyroler Bauern muß jedem Reisenden auffallen. Man sieht Strümpfe und keine Füße darin. Das Gegentheil ist mir wohl schon vorgekommen; dies aber ist gewiß eine sonderbare Mode. Hüte, die nach oben spitz zulaufen, wie der des Robinson Crusoe, gewöhnlich mit einem grünseidenen Band umwunden, und grünen Quasten, die von der Spitze herabhangen. Frauen sieht man, mit ungeheuren weißen wollenen Mützen, ebenfalls in Zuckerhutform, in Röcken, welche über einen Reif gezogen scheinen. Diese außerordentliche Rundung wird aber durch nicht weniger als zehn Unterröcke bewirkt; denn mit weniger kann eine achtbare Matrone kaum für anständig gekleidet gelten. Die jungen Frauen scheinen noch nicht hinter das Geheimniß gekommen zu seyn, ihre Reize durch so viele Röcke zu erhöhen, denn sie sind bei weitem nicht so dick angezogen. Ich sah hundert Mal Frauen mit dieser Masse von Kleidern auf dem Leibe, und den schweren Mützen, die nicht weniger als 6 bis 7 Pfund wiegen, auf dem Felde arbeiten. Viele Männer tragen hübsche, gewöhnlich blaue, sauber gearbeitete Kittel. Diese werden nicht weniger von feinen Leuten getragen als von Bauern. (The Tyrol etc. v. H. D. Inglis.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Mittwoch den 25. September 1833.

Frankreich.

Die Herzogin von Berry, als Gefangene in Nantes.

(Aus dem Tagebuche des General Dermoncourt.)

„Im Schloß bezeugte mir Madame das Verlangen, an ihren Bruder, den König von Neapel, und an ihre Schwester, die Königin von Spanien, zu schreiben. „Ich habe ihnen nur“, sagte sie zu mir, „mein unglückliches Abenteuer mitzutheilen; ich fürchte, sie sind in Sorgen wegen meiner Gesundheit, und es könnten ihnen wegen der Entfernung, in der wir von einander sind, falsche Berichte zugekommen seyn. — Ja (fügte sie hinzu), was denken Sie denn von dem Benehmen meiner Schwester von Spanien?“ — „Nun, Madame“, antwortete ich, „ich meine, daß sie den richtigen Weg verfolgt.“ — „Desto besser!“ erwiederte sie seufzend; „wenn sie nur gut dabei fährt. Ludwig XVI. hat angefangen, wie sie.“

In diesem Augenblick bat ich Madame um Erlaubniß, mich von ihr zu beurlauben; der General d'Erlon und der Präfekt hielten eine Revue ab, der beizuwohnen ich nicht verfehlen durfte. —

„Wann werde ich Sie wiedersehen?“ sagte die Herzogin zu mir. — „Wann Ew. Königliche Hoheit mich werden haben wollen; Sie wissen, daß ich zu Ihrem Befehl bin.“ — „Und Sie werden sich demselben fügen?“ fuhr sie lachelnd fort. — „Dies wird zugleich eine Pflicht und eine Ehre für mich seyn.“ — Mit diesen Worten verneigte ich mich und ging hinaus.

Kaum hatte ich dreißig Schritt außerhalb des Schlosses gethan, als ein Trompeter der Gendarmerie ganz außer Athem mich einholte und mir sagte, daß die Herzogin mir befehle, mich den Augenblick zu ihr zu verfügen; er fehte hinzu, daß sie sehr wüthend auf mich zu seyn schiene. Ich fragte ihn, ob er den Beweggrund dieses plötzlichen Zornes kenne; er sagte mir, daß, nach einigen Worten zu schließen, welche die Herzogin zu Fräulein von Kersabiec gesagt habe, er es dem zuschriebe, daß Herr von Menars, statt in ihrem Vorzimmer untergebracht zu werden, in den Thurm geführt worden wäre.

Da ich in der That fürchtete, man möchte nicht alle die Rücksichten für ihn beobachtet haben, die ich empfohlen hatte, begab ich mich sogleich zu Herrn von Menars und fand ihn so krank, daß er sich auf sein Bett geworfen hatte, ohne die Kräfte zu haben, sich zu entkleiden. Ich bot ihm an, sein Kammerdiener zu seyn; aber da weder Stuhl noch Tisch in seinem Zimmer war und er sich nicht aufrecht erhalten konnte, war dies kein leicht zu erfüllender Dienst; ich rief nun zu meiner Unterstützung einen Gendarmen herbei, und es gelang uns Beiden, ihn ins Bett zu legen. Als er zur Ruhe gebracht war, sagte ich ihm, daß die Herzogin mich so eben hätte zurückrufen lassen, und daß wir wahrscheinlich einen Auftritt mit einander haben würden wegen seiner Trennung von ihr. Er sagte mir darauf, ich solle die Herzogin über seinen Zustand beruhigen und ihr die Versicherung ertheilen, daß er selbst fühlte, dies sey nur eine vorübergehende Schwäche; vorzüglich aber sollte ich darauf fußen, daß er sehr zufrieden mit seiner neuen Wohnung wäre, um dadurch so viel als möglich das Unwetter abzuwenden, das mich erwartete.

Ich begab mich unmittelbar darauf zur Herzogin. Sobald sie mich bemerkte, sprang sie mehr auf mich zu, als daß sie ging.

„Ha, mein Herr!“ sagte sie zu mir mit einer durch den Zorn veränderten Stimme, „ha! so fangen Sie an, so halten Sie Ihre Versprechungen! Das verspricht etwas für die Zukunft. Es ist abscheulich!“ — „Was ist denn geschehen, Madame?“ fragte ich sie. — „Das ist geschehen, daß Sie mir versprochen hatten, mich von keinem meiner Gefährten zu trennen, und gleich jetzt bringen Sie Menars in ein anderes Wohngebäude als das meinige!“ — „Madame sind in Irrthum“, antwortete ich. „Herr von Menars ist in dem Thurm, es ist wahr; aber der Thurm stößt an das Wohngebäude, welches die Frau Herzogin bewohnen.“ — „Ja, aber man muß eine Treppe hinab- und eine andere hinaufsteigen.“ — „Ew. Königliche Hoheit sind noch immer im Irrthum“, erwiederte ich; „man kann sich zu Herrn von Menars begeben, indem man zum ersten Stock hinabsteigt und die Reihe der Gemächer verfolgt.“ — „Wenn dem so ist, so wollen wir hingehen, mein Herr“, sagte sie zu mir, „ich will den armen Menars sehen, den Augenblick.“ —

Bei diesen Worten nahm sie meinen Arm und zog mich nach der Thüre zu. Ich hielt sie zurück. — „Erinnern sich Ew. Königlichen Hoheit nicht mehr, daß Sie im Verhaft sind?“ — „Ah, es ist wahr“, sagte sie seufzend; „ich wähnte mich noch in einem Schlosse, während ich in einem Gefängniß bin. Wenigstens hoffe ich, General, daß es mir nicht verboten ist, Nachricht von ihm einziehen zu lassen.“ — „Ich habe selbst Ew. Königliche Hoheit Nachricht von ihm bringen wollen, und ich komme von ihm her.“ — „Nun? wie geht es ihm?“

Ich erzählte darauf der Herzogin die Sorgfalt, die ich für ihn getragen hatte. Diese Beweise von Aufmerksamkeit, welche, wie sie fühlte, ich mehr ihr selbst als Herrn von Menars bewiesen hatte, rührten sie lebhaft. — „General“, sagte sie zu mir in einem Tone, der ankündigte, daß ihr ganzer Zorn verschwunden war, „ich danke Ihnen wegen Ihrer Güte für Menars; aber er verdient sie gar sehr, denn er war kein Theilnehmer an meiner Unbesonnenheit. Er richtete inständige Bitten an mich, um mir abzurathen; aber als er sah, daß ich fest entschlossen war, sagte er zu mir: „Madame, es sind sechzehn Jahre, daß ich bei Ihnen bin, und meine Pflicht ist es, Ihnen zu folgen; aber diesmal wird es geschehen, ohne daß ich Ihre Pläne billige, welche nur die traurigsten Ergebnisse für Sie und für Frankreich hervorbringen können.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann fügte sie mit einem Seufzer hinzu: „Er hatte vielleicht Recht, der arme Menars.“

Ich durfte nicht mehr an meine Revue denken, ich blieb also bei der Herzogin bis zur Zeit des Mittagessens. Man kündigte ihr an, daß es bereit wäre; ich bot ihr den Arm, um sie in den Eßsaal zu führen. — „Wenn ich nicht fürchtete, daß man sagen könnte, ich suche Sie zu verführen, General, so würde ich Ihnen vorschlagen, mein Mahl zu theilen.“ — „Und ich, Madame, wenn ich nicht Furcht hegte, verführt zu werden, ich würde es gern annehmen, denn ich habe nichts genossen seit gestern um eilf Uhr Morgens.“ — „Wie, Sie haben gestern nicht zu Mittag gespeist?“ — „Eben so wenig wie Ew. Königliche Hoheit.“ — „Dann würde ich Unrecht thun, es Ihnen anzurechnen“, sagte sie lächelnd, „wir sind quitt.“ — „Da fällt mir ein“, fuhr sie fort, „daß, wenn ich auch im Gefängniß bin, ich doch hoffentlich nicht in einem einsamen Kerker werde seyn müssen, und daß Herr Guibourg wird mit mir speisen können.“ — „Ich sehe darin nichts Unpassendes, Madame, um so weniger, da ich meine, es ist das letzte Mal, daß er diese Ehre haben wird.“

Sey es, daß sie diese Worte nicht verstand, oder daß sie nicht darauf Acht gab, die Herzogin antwortete mir nicht, und als wir im Eßsaal angekommen waren, setzte sie sich zu Tische; ich blieb bei ihr stehen. — „Nun, General“, sagte sie darauf zu mir, „wird es mir erlaubt seyn, Zeitungen zu lesen?“ — „Ich sehe darin nichts Unpassendes, Madame, und wenn Ew. Königliche Hoheit mir anzeigen wollen, welche Sie zu lesen wünschen —“ — „Nun, wir wollen sehen. Zuerst das Echo, die Quotidienne und den Constitutionnel.“ — „Sie, Madame, den Constitutionnel?“ — „Warum nicht?“ — „Sollten Sie im Begriff seyn, Ihre Politik abzuschwören, wie Heinrich IV. mit seiner Religion gethan hat, und sollten Sie sagen: Paris ist wohl eine Charte werth?“ — „Glauben Sie, daß das Lesen desselben mich bekehren könnte?“ — „Wenigstens ist es eine Zeitung, die sehr gedrängt in ihrer Schlußfolge und sehr fortreißend in ihrer Ueberzeugung ist.“ — „Gleichviel, ich wage mich.“

In diesem Augenblick trat Herr Maurice Duval ein; er kam von der Revue; wie das erste Mal unterließ er es, sich anmelden zu lassen; wie das erste Mal lüftete er seinen Hut kaum. Es scheint, daß es an diesem Tage dem Herrn Präfekten ging wie der Frau Herzogin von Berry und mir; er war hungrig. Er ging gerade auf den Schenktisch zu, auf den man so eben junge Rebhühner gesetzt hatte, die von der Tafel der Herzogin abgenommen waren. Er ließ sich Messer und Gabel geben und fing an zu essen, indem er Ihrer Königlichen Hoheit den Rücken zukehrte.*)

Die Herzogin betrachtete ihn mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, und indem sie ihre Augen wieder zu mir wendete, sagte sie zu mir: „General, wissen Sie, was ich am meisten von dem Verhältniß vermisse, das ich eingebüßt habe?“ — „Nein, Ew. Königliche Hoheit.“ — „Zwei Thürsteher, um mir Recht an dem Herrn da zu schaffen.“

Prinzessin Karoline, wie alle Neapolitanische Frauen, welches auch der Rang sey, in welchem sie geboren sind, hat wenig oder gar keine Erziehung genossen; bei ihr ist Alles Natur und Instinkt; die Forderungen der Etikette sind ihr unerträglich, und die Formen der Welt sind ihr unbekannt. Sie läßt sich fortreißen, ohne es zu versuchen, sich zurückzuhalten, und sie giebt sich mit einer naiven Gemüthlichkeit gleich hin, sobald man ihr einiges Vertrauen eingeflößt

*) Herr Präfekt Maurice Duval erklärt in einem Schreiben vom 2. September d. J. diese Schilderung seines Betragens für unwahr.

hat. Ungeachtet sie alle Beschwerden und alle Gefahren mit der Geduld und dem Muthe eines Kriegers zu ertragen vermag, erbittert sie der geringste Widerspruch; dann belebt sich ihr von Natur blasses Gesicht; sie schreit und springt, droht und weint wie ein Kind; kurz darauf, sobald man die Miene annimmt, zu thun, was sie will, lächelt sie ebenfalls wie ein Kind, beruhigt sich und reicht auch die Hand.

Am anderen Morgen um zehn Uhr trat der Artillerie-Oberst, der Kommandant des Schlosses war, in mein Zimmer und berichtete mir von einem neuen Zorne der Herzogin; derselbe hatte eine ganz ähnliche Ursache, wie der des vorigen Tages.

Herr Guibourg war, nach dem, was mir Tags vorher der General d'Erlon gesagt hatte, während der Nacht wieder ins Gefängniß gebracht worden, so daß, als die Herzogin gefragt hatte, warum er nicht zum Frühstück käme, man ihr diese Nachricht verkündigt hatte, auf welche meine Rede von gestern sie hatte vorbereiten sollen, wenn sie dieselbe verstanden hätte. Die Herzogin hatte sich laut über Verräthern beklagt und hatte mich einen Jesuiten genannt. Diese Beleidigung hatte etwas so Sonderbares in dem Munde der Herzogin, daß ich noch darüber lachte, als ich zu ihr kam.

Sie empfing mich mit derselben Heftigkeit, wie den Abend vorher, und fast mit denselben Worten. — „Ah, so geht es, mein Herr! Ich würde es nie geglaubt haben, Sie haben mich betrogen, und das unwürdigerweise.“ — Ich stellte mich, wie den Abend vorher, erstaunt und fragte sie, was ihr geschehen wäre? — „Das ist mir geschehen, daß Guibourg diese Nacht aufgehoben und ins Gefängniß geführt worden, ungeachtet des Versprechens, das Sie mir gegeben hatten, ich sollte nicht von meinen Unglücksgefährten getrennt werden.“ — „Der Herr General d'Erlon hat unter diesen Worten: „meine Unglücksgefährten“ nur diejenigen verstehen zu müssen geglaubt, welche Ihre Beschwerden und Ihre Gefahren getheilt haben: Fräulein von Kersabiec und Herrn von Mesnars; auch sind Sie weder von der einen noch von dem andern getrennt worden; Sie sehen wohl, Madame, daß Herr General d'Erlon so wenig wie ich das Wort gebrochen hat, das wir Ew. Königlichen Hoheit gegeben hatten.“ —

„Aber warum hat man mich nicht wenigstens vorher benachrichtigt?“ — „Ich habe auch von dieser Seite mir keinen Vorwurf zu machen; denn als ich es zugab, daß Herr Guibourg gestern mit Ihnen speisen könne, habe ich diese Worte hinzugefügt: um so mehr, da es wahrscheinlich die letzte Mahlzeit seyn wird, die er die Ehre haben wird, bei Ew. Königlichen Hoheit einzunehmen.“ —

„Ich habe das nicht gehört.“ — „Der General hat es aber doch gesagt, Madame“, unterbrach sanft Fräulein von Kersabiec. — „Aber warum haben Sie sich nicht auf eine deutlichere Weise ausgedrückt?“ — „Weil Ew. Königl. Hoheit“, antwortete ich, „schon so viele Erschütterungen im Laufe des Tages erfahren hatten, daß ich Ihnen wenigstens eine ruhige Nacht bewahren wollte, und weil ich wußte, daß Sie nicht schlafen könnten, wenn Sie unterrichtet wären, daß man während Ihres Schlafes Herrn Guibourg ins Gefängniß bringen sollte.“ — „Und Sie, Stylite, warum haben Sie mir nichts gesagt, da Sie die Worte des Generals verstanden hatten?“ — „Aus demselben Grunde, wie der General, Madame.“ — „Oh, wie Ihr euch alle gegen mich stellt! Uebrigens habe ich genug Krieg. Und dann, Alles zusammengenommen...“ — Sie sah mich an und reichte mir die Hand. — „Nicht wahr, Stylite, es ist ein guter Mensch?“ — „Ja, Ew. Königl. Hoheit, es ist ein Unglück, daß er nicht zu den Unseren gehören will.“ —

Ich ließ die Hand der Herzogin fahren, die ich hielt.

„Alles, was Ew. Königl. Hoheit mit Recht an Achtung fordern können, werde ich beobachten; alle Dienste, die Sie von mir verlangen werden, und die ich so glücklich seyn werde, Ihnen leisten zu dürfen, werde ich Ihnen leisten; Allem sogar, was Sie an Wünschen hegen werden, wenn ich sie errathe, werde ich zuvorkommen.“ — Ich hielt inne. — „Und für alles dies?“ — „Werde ich Ew. Königl. Hoheit nur um eines ersuchen und Demoiselle Stylite darum bitten, nie auf diesen Gegenstand zurückzukommen.“ — „Du verstehst, Stylite“, sagte die Herzogin, „wir wollen von etwas Anderem sprechen. Haben Sie einmal meinen Sohn gesehen, General?“ — „Ich habe nicht diese Ehre gehabt.“ — „Nun! es ist ein wackerer Knabe, wohl thöricht wie ich, wohl eigensinnig wie ich, aber gut Französisch wie ich.“ — „Sie lieben ihn sehr?“ — „So sehr eine Mutter ihren Sohn lieben kann.“ — „Nun, so erlauben mir Ew. Königl. Hoheit, Ihnen dann zu sagen, daß ich nicht begreife, wie Sie, nachdem Alles in der Vendee geendet, nachdem seit den Kämpfen bei Vieillevigne und Penissière jede Hoffnung verloren war, nicht den Gedanken gehegt haben, sogleich zu diesem Sohn zurückzukehren, den Sie so lieben; wir haben Ihnen leichtes Spiel gemacht.“ — „General, Sie haben meine Briefe weggenommen, glaube ich?“ — „Ja, Madame.“ — „Und Sie haben meine Briefe gelesen?“ — „Ich habe diese Indiscretion begangen.“ — „Nun, so haben Sie sehen müssen, daß ich von dem Augenblick an, wo ich gekommen war, mich an die Spitze meiner braven Vendeer zu stellen, entschlossen war, alle Folgen des Aufstandes zu ertragen. Wie! für mich sind sie aufgestanden, für mich haben sie ihren Kopf gewagt, und ich hätte sie verlassen! Nein, General, ihr Schicksal wird das meinige seyn, und ich habe ihnen Wort gehalten. Uebrigens würde ich schon lange Ihre Gefangene seyn, ich würde mich selbst ergeben haben, um Alles zu Ende zu bringen, wenn ich nicht eine Furcht gehabt hätte.“ ... — „Welche?“ — „Ich wußte, daß, so wie ich gefangen wäre, meine Auslieferung gefordert werden würde. Die Französische Regierung ihrerseits würde mich vor meine Richter stellen wollen, und das ist ganz natürlich; die heilige Allianz aber würde nicht zugeben, daß ich vor einem Assisenhofe erschiene, denn die Würde aller gekrönten Häupter Europa's ist dabei interessirt; von diesem Streit der Interessen zu einem Erkalten, von dem Erkalten zu einem Kriege ist nur ein Schritt; und ich habe es Ihnen schon gesagt, ich wollte nicht der Vorwand eines Invasionskrieges seyn. Alles für Frankreich und durch Frankreich! Das war der Wahlspruch, den ich angenommen hatte, und von dem ich mich nicht losmachen wollte. Ueberdem, wer konnte mir dafür stehen, daß Frankreich, einmal überfallen, nicht getheilt werden würde? Ich will es ganz und gar, ich!“ —

Ich lächelte.

„Warum lachen Sie?“ — Ich verneigte mich, ohne zu antworten. — „Wir wollen sehen, warum Sie lachen; ich will es wissen.“ — „Ich lache, weil ich Ew. Königl. Hoheit so viel Furcht hegen sehe vor einem Kriege mit dem Auslande“... — „Und so wenig vor einem Bürgerkriege, nicht wahr?“ — „Ich bitte Ew. Königl. Hoheit, zu bemerken, daß Sie meinen Gedanken zu Ende führen und nicht meinen Satz.“ —

„Oh, das kann mich nicht verletzen, General; denn als ich nach Frankreich kam, war ich getäuscht über die Stimmung der Gemüther; ich glaubte, daß Frankreich sich erheben, daß die Armee auf meine Seite treten würde; kurz ich träumte eine Art Rückkehr von der Insel Elba. Nach den Kämpfen bei Vieillevigne und Penissière gab ich allen meinen Vendeern den bestimmten Befehl, in ihre Wohnungen zurückzukehren; denn ich bin Französin vor Allem, General, und der Beweis dafür ist, daß es in diesem Augenblick nichts bedarf, als daß ich in den Kreis dieser wackeren Franzosen zurückkehre, so glaube ich mich nicht mehr im Gefängniß. Ich fürchte mich allein davor, daß man mich anders wohin schicke; sie werden mich gewiß nicht hier lassen, ich bin zu nahe bei den Empörungen. Man hat wohl davon gesprochen, mich nach Saumur zu schicken, aber Saumur ist auch eine Stadt der Empörungen. Uebrigens sind Sie mehr in Verlegenheit als ich; gehen Sie, General.“ —

Indem sie diese letzten Worte sagte, stand sie auf und ging wie ein Mann auf und nieder, die Hände auf dem Rücken.

Es war bald sieben Uhr; die Herzogin wollte zu Tische gehen; ich beurlaubte mich von ihr. Um neun Uhr bemühte sich der General d'Erlon selbst zu mir, um mir zu sagen, daß man überzeugt zu seyn glaube von der Gegenwart des Generals Bourmont in la Chassière. „Wenn dem so ist, General“, antwortete ich, „so will ich funfzig Pferde mit mir nehmen, und morgen früh soll Herr von Bourmont hier seyn.“ Um eilf Uhr war ich unterweges. Um Mitternacht weckte man die Herzogin, Fräulein Stylite und Herrn von Mesnars. Sie stiegen in einen Wagen, der sie nach la Fosse führte, wo sie ein Dampfboot erwartete, auf welchem sich schon der Adjunkt des Maire von Nantes, Robineau de Bougon, Oberst der Nationalgarde, befand; ferner: der Fähnrich Rocher von der Artillerie-Eskadron derselben Nationalgarde, der Gendarmerie-Oberst Chousserie, der Platz-Adjutant von Nantes, Ferdinand Petitpierre, und der Polizei-Commissair, Joly, von Paris. Die Herzogin wurde, als sie sich auf das Dampfboot begab, von dem Herrn General d'Erlon geführt und von den Herren Ferdinand Favre und Maurice Duval begleitet. Während sie aus dem Wagen stieg, suchte sie mich mit den Augen, und als sie mich nicht sah, fragte sie, wo ich sey? Man antwortete ihr, daß ich in Geschäften auswärts wäre. — „Nun“, sagte sie, „noch eine Artigkeit mehr.“ — Der kommandirende General der Militair-Division, der Präfekt und der Maire von Nantes sollten die Herzogin bis nach St. Nazaire begleiten und sie erst nach ihrer Einschiffung auf der Brigg „la Capricieuse“ verlassen.

Als sie das Dampfboot betrat, fragte die Herzogin, ob Herr Guibourg ihr folgen würde; der Präfekt antwortete ihr, daß dies unmöglich wäre. Da verlangte sie Feder und Dinte und schrieb ihm folgendes Briefchen:

„Ich habe die Auslieferung meines früheren Gefangenen verlangt, und man wird deshalb scheiden. Gott wird uns helfen, und wir werden uns wiedersehen. Freundschaft allen unseren Freunden. Gott behüte Sie. Muth, Vertrauen auf ihn. Die heilige Anna ist unsere Schutzpatronin, uns Bretagnern insgesammt.“

Dies Briefchen wurde Herrn Ferdinand Favre anvertraut, der es gewissenhaft seiner Adresse zustellte.

Um vier Uhr ging das Dampfboot ab, ruhig dahingleitend mitten durch die schlafende Stadt; um acht Uhr war man am Bord der „Capricieuse.“

Die Herzogin blieb zwei Tage auf der Rhede, da die Winde entgegen waren; endlich am 11. um sieben Uhr des Morgens entfaltete die „Capricieuse“ ihre Segel, und ans Schlepptau genommen durch das Dampfboot, welches sie erst drei Lieues weit im Meere verließ, entfernte sie sich majestätisch; vier Stunden nachher war sie hinter der Spitze von Pornic verschwunden.

Bibliographie.

- De la tutelle des impubères et de la tutelle des femmes. (Ueber Vormundschaften.) Nach Römischem Recht. Von C. Bergé.
- L'art d'enseigner la grammaire française. (Französische Sprachlehre.) In 90 Lectionen. Von Ch. Martin. Pr. 2½ Fr.
- Manuel d'écriture cursive française. (Der Französische Schreibmeister.) Für Elementarschulen. Von Verdet. Pr. 3 Fr.

D ä n e m a r k.

Das Museum nordischer Alterthümer in Kopenhagen und seine Entstehungs-Geschichte.

Zu den sehenswürdigsten Gegenständen, deren Besuch kein Reisender während eines Aufenthaltes in Kopenhagen versäumen sollte, gehört unstreitig das Museum der nordischen Alterthümer, eine in ihrer Art einzige Sammlung, welche um so erfreulicher überrascht,

als über den Schätzen Aegyptischer, Griechischer und Römischer Kunst und Alterthümer, die überall und selbst in Ländern gesammelt werden, bis wohin nie die Römischen Adler in ihrem Siegesfluge vordrangen, die Ueberlieferungen der eigenen Vorzeit häufig unerkannt blieben oder kaum einer nähren Beachtung würdig gefunden werden. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, diesen Sinn fürs Alterthümliche auch auf die Ueberbleibsel der Vorzeit des eigenen Heimathlandes, der vaterländischen Kunst- und Gewerbs-Entwickelung übertragen zu sehen, und kein Land geht hierin mit einem nachahmungswürdigeren Beispiele voran, als Dänemark, dessen Volk sich überhaupt durch die Liebe und Anhänglichkeit auszeichnet, womit es Alles umfaßt, was seine Geschichte ihm Edles und Großes aufbewahrt, und das im Rückblick auf eine schöne Vergangenheit zum Theil die Unbill bitterer Erfahrungen zu vergessen sucht, welche den neueren Blättern seiner Geschichte vorbehalten waren. Dieser Sinn, welcher sich in Dänemark überall regt, wo es das Vaterländische, das Nationale gilt, hat sich auch in Beziehung auf dieses Museum und die Geschichte seiner Entstehung aufs kräftigste bewährt. Vor noch nicht zwanzig Jahren war der Stifter jener Sammlung kaum im Stande, einen Wandschrank damit zu füllen, und jetzt ist, fast ohne Kosten, ohne bedeutende Fonds, ein Museum hergestellt, das in sechs großen Zimmern des neuen Christiansburger Schlosses schon über 7000 Nummern der mannigfaltigsten Gegenstände vereinigt, wo man, bald von einem Saale zum anderen wandelnd, die Entstehung und allmälige Entwickelung der Kultur und Industrie, die Begriffe, Sitten und Gewohnheiten der älteren Bewohner des Nordens, eben so berühmt durch die Größe ihrer Thaten, als anziehend durch die Einfachheit ihrer Natur, wie in einem aufgeschlagenen Buche in weiter Stufenfolge wird studieren können. Wenigstens ist dies der Zweck des Museums, und bleibt der Eifer des Publikums für dasselbe so rege, seine Entwickelung so rasch fortschreitend, wie bisher, so ist kein Zweifel, daß man dieses Ziel auch wirklich erreichen wird. Und was vermöchte auch das Bild des Alterthums und seiner Bewohner lebendiger vor die Seele zu führen, als mit der Beschreibung ihrer Thaten in der Hand ihnen gleichsam bis in das Innere ihrer Wohnungen, zu ihren häuslichen Verrichtungen, zu ihren Festen und religiösen Ceremonien, endlich in das Gewühl ihrer Kämpfe selbst folgen zu können, und was vermag zugleich den Sinn für vaterländische Geschichte im Gemüthe der ersten Jugend mehr zu wecken, als ihr die Denkmäler jener Zeiten in öffentlichen Sammlungen vor Augen zu stellen?

Der um die Dänische Literatur hochverdiente Professor und Universitäts-Bibliothekar Nyerup war es, der im Jahre 1806 in einer Schrift zuerst die Idee eines solchen National-Museums aufstellte. Seinem Streben schlossen sich der rühmlichst bekannte Bischof Münter und der ebenfalls bereits verstorbene gelehrte Capitain Abrahamson in lebendigem Eifer an, und durch die von ihnen geweckte Aufmerksamkeit und den ihren Ideen geschenkten Beifall angeregt, sandte man ihnen eine Menge trefflicher Beiträge zu, welche bis dahin zerstreut oder zum Theil ganz unbeachtet gewesen waren. Besonders zu Statten kam diesem Streben die Stellung, die Professor Nyerup zugleich als Direktor der Regenz bekleidete, eines großen Gebäudes, in welchem 100 ärmere Studirende der Kopenhagener Universität freie Wohnung finden. Denn indem er den Sinn für vaterländische Alterthumskunde in dem Gemüthe dieser jungen Leute zu wecken wußte, bildete er sich zugleich eben so viel wirksame Organe für sein Streben in allen Theilen des Landes aus.

Das wachsende Interesse des Publikums an dem Unternehmen veranlaßte bald die Ernennung einer permanenten Kommission für die Aufbewahrung und Erhaltung nordischer Alterthümer, zu deren Mitgliedern natürlich vor allen Anderen jene drei Männer gewählt wurden. Die Kommission ward berechtigt, überall in den Dänischen Staaten Gelehrte und Alterthumsfreunde als korrespondirende Mitglieder zu wählen und zugleich die Prediger einzuladen, über die in ihren Distrikten befindlichen Alterthümer Nachrichten einzusenden. Es wurde für die Prediger und andere Angestellte in den Provinzen eine Instruction ausgearbeitet, nach der sie sich zu richten hatten, und in welcher die Gegenstände, worüber man Erläuterungen forderte, unter 12 Rubriken gebracht waren. Mehr noch als dies wirkten Bekanntmachungen und Aufforderungen, welche man in den vom Bauernstande gelesenen Volks-Kalender einrückte. Nach den alten Dänischen Gesetzen gehörte alles Gold und Silber, welches man findet, dem Könige; schon Friedrich V. gab eine Verordnung, wonach der Finder zwar seinen Fund noch der Krone abzuliefern verpflichtet ist, aber eine dem Metallwerth gleichkommende Entschädigung aus Königlicher Kasse erhalten soll. Dieser Bestimmung ward neues Leben gegeben und noch erst ganz kürzlich auf diese Art wieder eine Menge kostbaren Gold-Geschmeides im Gewicht von 1150 Dukaten für die Sammlung erworben, welches zufällig beim Ackern eines Feldes in diesem Frühjahr auf der Insel Fühnen gefunden worden. Für die Ablieferung anderer Gegenstände, als von Gold und Silber, pflegt die Kommission aus ihrem kleinen Fonds, welcher jährlich kaum 500 Reichsbankthaler beträgt, verhältnißmäßige Geschenke zu machen, in Gewehren oder sonstigen Gegenständen bestehend, die der Landmann eben braucht und sich nicht gerade anzuschaffen pflegt, und um zur Einreichung von Beiträgen zu ermuntern und das allgemeine Interesse immer rege zu erhalten, macht die amtliche Zeitung von Zeit zu Zeit das Verzeichniß der neu abgelieferten Gegenstände, von einer kleinen Beschreibung begleitet, nebst den Namen der Geber öffentlich bekannt. Im Jahr 1832 stiegen solchergestalt die neuen Beiträge bis auf 400 Nummern, von denen jede oft wieder aus mehreren Stücken gleicher oder zusammenhängender Art besteht. Außerdem giebt die Königliche Kommission zur Beförderung der Alterthumsforschungen eine Zeitschrift, betitelt: „Antiquarische Annalen“, heraus, von denen vom Jahre 1812 bis 1827 4 Bände erschienen, und neuerdings hat sich noch eine Gesellschaft für Herausgabe von Alterthums-Schriften gebildet, welche unter ihren 500 Mitgliedern die ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten des Reichs zählt und jährlich ein bis zwei Hefte einer Zeitschrift publizirt. Secretair der Kommission ist der Kanzelleirath Thomson, und seine tiefe Alterthums-Kenntniß, seine rastlose Thätigkeit und gefällige Bereitwilligkeit sind es, denen man die jetzige zweckmäßige Aufstellung des Museums in dem vom König dazu angewiesenen geräumigen Lokale des Christiansburger Schlosses und der Beschauer die freundlichste und unterrichtendste Erklärung verdankt. Die Sammlung steht wöchentlich einmal offen, und der große und bleibende Zudrang zeigt nicht nur von dem lebendigen Antheil, den alle Stände daran nehmen, sondern führt durch die persönliche Berührung mit den Vorstehern nicht selten zu Nachrichten und Entdeckungen, welche sonstigen Forschungen entgehen.

Von allen Seiten eingegangene freiwillige Beiträge und die Königliche Unterstützung, welche den Ankauf vieler Gegenstände möglich machte, haben die Sammlung zu ihrer jetzigen Größe gebracht, und wenn man bedenkt, daß sich in Dänemark über 20,000 Hünen-Gräber zerstreut finden, von denen bis jetzt noch erst der kleinste Theil geöffnet worden ist, so staunt man über den Umfang und die Vollständigkeit, welche dieser Sammlung noch bevorstehen. In solchen Gräbern, großen ovalen oder runden Erdhügeln, meist mit Rasen und Gebüsch bewachsen und fast immer auf einer die Umgegend beherrschenden Anhöhe am Ufer des Meeres oder im Schatten mächtiger Buchenwälder, hat man nämlich die ältesten und interessantesten Gegenstände gefunden, welche das Museum aufzuweisen hat. In den älteren findet man irdene Aschenkrüge mit den Gebeinen der Verbrannten; in anderen finden sich Skelette, oft mehrere zusammen, zuweilen auch Knochen von Pferden, Hunden und anderen Thieren; denn im nordischen Alterthum pflegte man dem Helden auch sein Streitroß und seinen Hund, der ihm eben so sehr zum Gesellschafter in der Einsamkeit als zum gefürchteten Vertheidiger im Schlachten-Gewühl diente, mit ins Grab zu geben; außerdem Waffen, Haus- und Opfergeräth, mehr oder minder nach der Epoche, dem Reichthum und der Macht des Begrabenen. Der Eingang zu den Gräbern folgt meist der Richtung nach Sonnen-Aufgang, und findet man bei den Nachgrabungen Steine oder wohl gar Holz-Ueberreste in guter Ordnung, so kann man auch sicher noch auf einen Fund rechnen. Viele dieser Gräber sind nämlich schon in den frühesten Zeiten geplündert worden, und die ältesten Gesetze des Landes sprechen bereits von Grab-Beraubungen und stellen die Strafen dafür an die Spitze ihrer Bestimmungen.

Bei der Anordnung des Museums hat die chronologische Rücksicht vorgewaltet. Die erste Abtheilung, welche drei Zimmer füllt, umfaßt die Denkmäler aus dem heidnischen Zeitalter des Nordens, also aus der Zeit vor 1000 nach Chr. Geb. Die zweite Abtheilung ist den Urzeiten des katholischen Kultus im Lande, die dritte dem eigentlichen Ritteralter und die letzte den späteren Merkwürdigkeiten gewidmet, wobei man das Ende des 30jährigen Krieges als die äußerste Gränze angenommen hat. Hierzu kommt noch die Sammlung von großen Runensteinen, welche zum Theil in dem runden Thurme, der zur Sternwarte führt, zum Theil an der Mauer der Trinitatis-Kirche aufgestellt sind. Regel ist hinsichtlich der Runen-Monumente, daß, wenn sie an ihrem ursprünglichen Orte gefunden werden, sie auch daselbst aufbewahrt und eingehegt werden sollen; nur wenn sie bereits von ihrer ursprünglichen Stelle weggeschafft sind, sollen sie nach der Hauptstadt gebracht und ins Museum aufgenommen werden.

In der ersten, der reichhaltigsten und unstreitig auch interessantesten, Abtheilung des Museums sieht man eine Menge steinerner Beile, Aexte, Keile, Hämmer, Sägen, Meißel, Messer und Schleudern, Spitzen von Speeren und Pfeilen, die meisten aus Feuerstein, seltener aus Porphyr oder Serpentin, zum Theil noch unvollendet, und die Granit- und Sandstein-Blöcke, worauf sie geschliffen wurden; einen Anker von Talgstein in Form eines ausgelebten Sexagans mit einer Oeffnung in der Mitte, worin sich bei seiner Auffindung in dem Meeres-Arm zwischen Kopenhagen und der Insel Amager noch Spuren eines hölzernen Zapfens befanden, der vielleicht zur Befestigung der Ankertaue gedient; Schalen, Urnen und Krüge aus gebranntem Thon, zum Theil noch mit verbrannten Knochen gefüllt; darunter eine viereckige Grab-Urne aus Stein, welche man auf Bornholm gefunden; Rauchkuchen aus einer harzigen Masse, welche bei Opfern oder bei Verbrennung der Leichen gebraucht wurden, und welche zum Theil bis jetzt noch ihren Wohlgeruch bewahrt haben.

Auf diese älteste heidnische Periode, in welcher man sich nur irdener und steinerner Geräthschaften bediente, folgt die Zeit der Einführung der Metalle, die man vielleicht ins zweite Jahrhundert vor Chr. Geb. setzen kann. Bemerkenswerth ist hierbei, wie gerade im Norden, dem wahren Heimathlande des besten Eisens, die Bekanntschaft und Bearbeitung des Kupfers und der edlen Metalle der des Eisens vorangegangen ist, so daß letztere längere Zeit nach seiner Einführung, die man etwa ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb. setzen dürfte, für kostbarer geachtet wurde, als Kupfer und Bronze. So sieht man in diesem Museum noch ein Beil, bei welchem nur die Schärfe aus Eisen, der übrige Theil aber aus Kupfer gearbeitet ist, als ob man gefürchtet, von einem kostbaren Metalle wie Eisen ja nicht mehr zu verwenden, als zum Zwecke gerade nothwendig ist.

Unter den bronzenen Geräthschaften bemerkt man drei große gewundene Kriegshörner, die man in Torfmooren gefunden, verschiedene Waffen, Schwerdter, Lanzenspitzen, Aexte, allerlei Geschmeide, Spangen, Diademe, Armbänder, Kopf-, Hals-, Ohr- und Fingerringe, Haarnadeln, Fingerhüte, Kessel, Opfer-Gefäße, Siebe, Messer

Löffel, Zirkel; außerdem enthält das Museum über hundert in Gold gearbeitete Gegenstände, besonders Ringe, Armspangen, Ketten, Ohrgehänge, Halsbänder und eine Reihe der seltensten Brakteaten, mehr als dreißig Stück mit geziertem Rande und verschiedenen Figuren, sämmtlich mit Oesen und zum Theil mit Runen verziert, einer darunter so groß, daß die Bauern, welche sie im J. 1825 bei Ebeltoft in Jütland fanden, dieselbe für den goldenen Deckel eines Trinkkruges hielten. Diese Brakteaten scheinen als Amulett gedient zu haben und am Halse getragen worden zu seyn. Die Arbeit an den verschiedenen Gold- und Bronzesachen ist zum Theil sehr künstlich und zeigt von einer Fertigkeit, die man in dieser Periode des hohen Nordens nicht suchen würde. Die älteste Art der Verzierungen besteht in Kreislinien, meist mehrere konzentrisch die eine um die andere gearbeitet; später ging man zu den gewundenen Spirallinien und von diesen endlich zu den Schlangenwindungen und Schlangenformen über. Auch das Belegen mit Gold verstand man im Alterthum des hohen Nordens schon, wie mehrere Fingerringe aus Kupfer mit einer Goldplatte beweisen. Die meisten dieser Finger- und Armringe sind spiralförmig in mehreren Windungen gearbeitet und dienten ihren Besitzern zugleich zum Schmuck und anstatt baaren Geldes. Wollte man zahlen, so hieb oder brach man ein Stück davon ab und gab es anstatt Geldes. Besonders zierlich ist die Arbeit an mancherlei Geräth; so findet man z. B. als Stiel eines Messers eine kleine Götzenfigur mit Ringen in den Ohren und einer Schale in den Händen, und auf den Klingen der Messer häufig eine gravirte Darstellung, welche einem Schiffe mit Schnabel ohne Mast und Mannschaft am ähnlichsten sieht und mit der Sitte der Alten, die Todten in einem Schiffe zu begraben, in Verbindung zu stehen scheint.

Unter den in Eisen gearbeiteten Stücken sieht man ebenfalls Messer, Schwerdter, Sporen, Pferdegebisse und Waffen, und von sonstigen Gegenständen unter anderen verschiedene Glassachen, Bernstein-Geschmeide, die größeren Stücke davon meist roh und nicht geschliffen, Probiersteine, um Gold zu prüfen, elfenbeinerne Nadeln, Fingerhüte, Kämme und Würfel, einer darunter wegen seiner länglichen nicht kubischen Form besonders merkwürdig; endlich eine Menge jener herrlichen uralten Mosaiken, welche man von den Steppen Asiens und den Wüsten Afrikas bis in den hohen Norden auffindet, ohne bis jetzt doch mit Bestimmtheit weder ihre eigentliche Heimath noch auch die Art ihrer künstlichen Bearbeitung zu kennen. In einem Grabe fand man mit einem Goldringe und anderen Sachen altnordischer Arbeit auch Römische Silber-Münzen mit dem Gepräge verschiedener Kaiser bis Commodus, und an einem anderen Orte zusammengehäuft eine Menge, wie man deutlich sieht, absichtlich zerbrochener Bronzestücke, wahrscheinlich der Besitz eines Händlers oder Arbeiters, der sich mit dem Verkauf oder Umschmelzen alter Sachen abgab. Ueberraschend ist oft die Aehnlichkeit der Formen, welche man an den ältesten Gegenständen dieses Museums und denen gleicher Art bei den wilden Völkern unserer Zeit noch findet, und ein Beweis dafür, wie der menschliche Geist in der Kindheit seiner Entwickelung meist überall und zu allen Zeiten derselben bestimmten Richtung folgt, bis er, zur Selbstständigkeit erwacht, sich erst in Schöpfung neuer Formen bekundet.

Unter den Gegenständen der späteren Zeit und namentlich aus der Periode des katholischen Kultus im Norden ist besonders eine aus getriebenen später vergoldeten Kupferplatten gearbeitete Altartafel durch die darauf in Relief angebrachten Vorstellungen aus der Lebensgeschichte Jesu, so wie durch die Lateinischen metrischen und in Reimen verfaßten Inschriften, merkwürdig. Nach der Schrift zu urtheilen, kommt sie aus dem 11ten Jahrhundert und ist wohl eines der ältesten Denkmäler jener Zeit. Außerdem findet man in diesem Theil des Museums mehrere Heiligenbilder, merkwürdige Reliquien, Kirchengefäße, Priester-Ornate, Evangelienbücher, und was sonst dem Kultus jenes Zeitalters angehörte.

Die Abtheilung der Gegenstände aus dem Ritteralter und der späteren Zeit ist verhältnißmäßig noch am wenigsten reich ausgestattet, aber freilich steht dieser auch ihrer Natur nach noch die größte Vermehrung bevor, und es wäre zu wünschen, daß, was sich aus dieser Zeit in den verschiedenen anderen Sammlungen der Dänischen Hauptstadt befindet, hierher abgegeben würde, um dieses in seiner Art einzige National-Museum auf den Grad von Vollendung zu führen, dessen es fähig ist.

Morgenländisches.

Warum reist man so wenig nach dem Orient?

(Auszug aus einem ungedruckten Werke.)

Niemals hat man so viel Geschmack am Reisen gefunden, als in unseren Tagen. Wem anders ist dies zuzuschreiben, als dem immer wachsenden Bedürfniß nach Aufklärung, welches sich bei allen civilisirten Völkern fühlbar macht, der Behaglichkeit eines allgemeineren Wohlstandes und jener glücklichen Vertheilung des Eigenthums, welche vielen Personen erlaubt, was sonst nur einige wenige Bevorzugte unternehmen konnten?

Wohin aber wendet diese wandernde Generation ihre Schritte? Italien mit seinen hundert Fürsten und seinen prachtvollen Erinnerungen, die republikanische Schweiz, deren Trachten nicht weniger malerisch sind, als ihre Seen und Thäler, das Russische und Britische Reich, diese beide Riesen Europa's, sind das gewöhnliche Ziel ihrer Ausflüge. Von dem Durst nach Golde oder von der Leidenschaft für die Wissenschaften getrieben, umschiffen einige Kühnere das Vorgebirge der Stürme oder suchen jene Passatwinde auf, welche sie nach Buenos-Ayres oder Kolumbien führen. Nur der Weg nach dem Orient bleibt jetzt fast ganz verödet, und wenn die Meere des Archipelagus zuweilen unsere Flotten in ihren Gewässern sehen, so geschieht dies nur zum Schutz der Handels- oder politischen Interessen. Mit Ausnahme des Diplomaten, des nach dem heiligen Lande Pilgernden und einiger Marseiller Rheder, scheinen alle übrige Reisende die Dardanellen für ihre Säulen des Herkules anzusehen, weil wir die Türken nach ungetreuen Erzählungen beurtheilen und wir uns von unseren Vorurtheilen zurückhalten lassen. Während der zwölf Jahre des Kampfes, welche das Ottomanische Reich durchlebt hat, hörte man wohl von einigen Staatsmännern Wünsche für den Sieg Mahmuds, aber bei weitem mehr Leute gab es unter uns, die seinen Fall als eine Wohlthat für die Civilisation betrachteten. Ohne uns nun hier auf Politik einlassen zu wollen, dürfen wir doch gegründete Zweifel erheben, ob die Civilisation im Allgemeinen durch den Sturz des Sultans gewonnen haben würde.

Wir wollen die Verhältnisse etwas näher beleuchten und unseren Zeitgenossen die Wahrheit über jene noch zu wenig bekannten östlichen Völker mittheilen.

Die Wiedergeburt der Türkei stammt nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben, von der Wiedergeburt der Griechen; sie datirt vom Jahre 1814. Von jener Zeit an schien Europa dem Orient die Elemente der Civilisation wiederzugeben, welche es vormals von demselben erhielt. Wie man bei dem Tode des letzten Palaeologen die Poliziane und die Laskaris unseren Voreltern die Vervollkommnungen in der Wissenschaft, den Künsten und dem Gewerbfleiß hatte zuführen sehen, so sah man in unseren Tagen viele Offiziere von allen Nationen und mehrere Englische, Preußische und Dänische Gewerbsleute ihre Talente und ihre Dienste den unwissenden Populationen des Bosporus anbieten. Diese Auswanderung hat ihre Früchte getragen; man sehe nur jene Dampfschiffe, jene bessere Erleuchtung, jene neuen in den Fabriken eingeführten Systeme, — das sind Geschenke des Nordens. Abgesehen von diesen neuen Eroberungen zählt die Türkei in ihren Armeen eine Menge geschickter Taktiker, welche von den Ufern der Seine und der Themse gekommen sind; ihre leichte Artillerie gleicht ganz der Englischen. — Selbst inmitten ihrer Unglücksfälle hat die Pforte ein Museum und eine Bibliothek in Bujukdere errichtet. Es sind dies allerdings noch nicht die schönen Tage des Konstantin und des Theodosius; aber es ist wenigstens ein gedeihlicher Fortschritt zu einem Zustande der Civilisation, den ein dauerhafter und verbürgter Friede sicherlich vervollständigen würde.

Jetzt einige Worte von dem Urheber so vieler Neuerungen, von jenem Mahmud, den ein Englischer Diplomat den Peter den Großen des Bosporus genannt hat, und dem ein Ungemach diesen Titel nicht entreißen darf; denn wenn auch der Erfolg häufig vom Glücke abhängt, so darf doch die Großartigkeit der Unternehmungen der Geistesstärke des Unternehmers angerechnet werden.

Man darf niemals vergessen, daß, als dieser große Mann es unternahm, einer ungeheuren gesellschaftlichen Reform den Sieg zu verschaffen, die Türkei nur noch den Schatten ihrer ehemaligen Größe darbot, und daß die Zeit in Byzanz alle Kalamitäten zusammengehäuft hatte, welche den nahen Fall eines Reiches anzudeuten pflegen; und doch wies ein einziger Mann von wunderbarer Kühnheit zwei Jahre lang die Angriffe eines zahlreichen, disziplinirten und von einem mächtigen Souverain geführten Feindes zurück. Eben so darf man über der glücklichen Invasion Ibrahims die heldenmüthige Vertheidigung des Balkan nicht vergessen. Mahmud, der auf immer eine Miliz abschaffte, deren Uebermuth seine Vorgänger erzittern machte, und seinen neuen Armeen, von Unfällen umringt, eine ganz Europäische Organisation gab, wird, wie sich auch sein Schicksal gestalten möge, für die Nachwelt ein Gegenstand der Bewunderung bleiben.

Wenn wir dem Sultan aus dem Lager in das Privatleben folgen, so sehen wir ihn im Serail die Künstler aller Nationen empfangen, jeden in seiner Sprache anredend. Nicht, wie der größere Theil seiner Vorgänger, in seinem Palaste sich einschließend, besucht er zu jeder Zeit die neuen Werkstätten, die See-Arsenale und die Fabriken. Er speist öffentlich und empfängt die fremden Gesandten mit jener Ungezwungenheit und jenem Durst nach Belehrung, welche dem großen Mann eigen waren, mit dem man ihn verglichen hat.

Das Volk und der Fürst, welche die alten Gebräuche des Islam gegen die unsrigen vertauscht haben, fühlen, daß sie sich, um ihr Vaterland neu zu beleben, auf die Höhe der Civilisation des Westen stellen müssen. Auch dürfte die Zeit nicht fern seyn, wo wir, von einem ungerechten Vorurtheil zurückgekehrt, die zauberischen Ufer des Bosporus, welche nicht mehr von der Plage der Pest und der nicht weniger unseligen des religiösen Fanatismus und der Unwissenheit heimgesucht sind, in Masse besuchen werden.

Mannigfaltiges.

— Verbrennung von Stahl. Herr Perkins hat in der National Gallery of Practical Science eine Scheibe aus weichem Eisen an die Dampf-Röhre befestigt. Diese Scheibe wird so in Bewegung gesetzt, daß sie sich in einer Minute 5400 Mal umschwingt. Ein Draht, oder ein anderes Stück von dem härtesten Stahl, das mit der Peripherie des Diskus in Berührung kommt, wird so zerschnitten, daß zugleich eine brillante und schöne Kombustion entsteht.
(Atlas.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Freitag den 27. September 1833.

England.

Narrative of voyages to explore the shores of Africa etc. (Reise zur Untersuchung der Küsten von Afrika ꝛc.) Von Capitain W. F. W. Owen. 2 Bde. London, 1833.

Im Januar 1822 verließen der „Leven" und die „Barracouta" England unter dem Kommando des Capitain Owen, um die Küsten von Afrika näher zu untersuchen. Sie hatten die Instruction, bis ostwärts vom Kap vorzudringen, von da, der Jahreszeit gemäß, sich südwestlich zu wenden und nach vollständiger Untersuchung der dazwischen liegenden Küste ihre Fahrt nordwärts zu richten, an den Küsten von Sofala und Mozambique entlang, um den Lauf der verschiedenen Ströme, die in das Meer und den Mozambique-Kanal fließen, so wie die Bucht und die Inseln zu erforschen, und von da nach Madagaskar zu gehen. Diese Expedition des Capitain Owen ist, ihren Resultaten nach, als ein folgereiches Ereigniß für die Wissenschaft zu betrachten; durch sie sind viele geographische Irrthümer beseitigt, deren Obwalten allerdings in Erstaunen setzen muß. So ist z. B. das Kap der guten Hoffnung, das auf der Charte einen viel beträchtlicheren Raum einnimmt, als irgend ein anderes Vorgebirge, noch nie in seiner wahren Ausdehnung angegeben. — Bevor das Chronometer so vervollkommnet war, wie es durch die Bemühungen der jüngsten Jahre geschehen, waren die Irrungen kaum vermeidlich, und auch noch jetzt, trotz der Vervollkommnung dieses Instrumentes, hat Capitain Owen an 9 Chronometern, die er mitgenommen hatte, Abweichungen bemerkt, die wohl durch Wechsel der Witterung, des Klimas und der Lage verursacht wurden. Waren auch diese Differenzen im Einzelnen unbedeutend, so konnten sie im Ganzen und Großen ansehnliche Irrungen hervorbringen, wären sie nicht durch genaue Beobachtungen modifizirt worden.

Was zuerst den Leser überrascht, ist die ungemein große Sterblichkeit, die das Schiffsvolk bei seinem Eindringen in das Innere der Gegenden erfuhr. Viele kräftige junge Männer, so wie einige Offiziere, wurden ein Opfer des ungesunden Klimas und des schleichenden Fiebers. Wie vortheilhaft in kommerzieller Hinsicht unsere Besitzungen an der Afrikanischen Küste auch sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie durch ihre nachtheilige Einwirkung auf Gesundheit und Leben uns theuer zu stehen kommen. Wer der tödtlichen Influenz des Klimas entgeht, kehrt an Körper und Geist gebrochen heim. Es wäre unmöglich, die unmittelbaren Ursachen dieser Krankheiten näher zu bestimmen; doch scheint es, daß je nach der verschiedenen Körper-Constitution die Affection und der Grad derselben verschieden ist. In vielen Fällen hat es sich als höchst nachtheilig bewährt, unter freiem Himmel zu schlafen, während es in anderen durchaus ohne Folgen blieb. So viel steht fest, daß gerade die schwächsten Naturen verschont blieben, während kräftige und offenbar starke von Krankheit heimgesucht worden.

Einige der interessantesten Partieen des Buches sind die Nachrichten von den Hollentonten, einem Volke südlich von Maputa, dessen Name vermuthlich nur eine Corruption aus dem der Hottentotten ist. Sie leben von Räuberei. Wir lassen hier eine Skizze folgen, die ihren jungen Anführer Chinchingany in seinem Krieger-Kostüm darstellt:

„Rings um das Haupt, gerade über den Augen, schlang sich ein Pelzstreif, in Farbe und Form einem Fuchsschwanze ähnlich, zierlich aufgeputzt und gestrichen, worunter sich sein schwarzes wolliges Haar barg; über demselben war es frei, in seiner natürlichen Länge, bis zum Scheitel, wo es ringsherum abgeschoren war, wie bei den Mönchen. Um diese Tonsur zog sich ein dicker lederner Ring, der in den darunter befindlichen Haareskräuseln befestigt war. Die Dicke des Haares war beträchtlich genug, um einem tüchtigen Stoße wehren zu können."

„Auf der einen Seite des Kopfes befand sich eine einzelne große Feder, als Abzeichen seines Standes, und unmittelbar über den Augenbrauen eine Schnur kleiner weißer Perlen und eben so eine andere unter der Nase. Unter dem Kinn trug er eine beträchtliche Quantität struppiger Haare, ähnlich dem Barte eines ehrwürdigen Patriarchen, bis auf die Brust herabhängend. Die Ohrläppchen waren weit aufgeschlitzt und hingen 4—5 Zoll herunter, waren jedoch ohne alle Verzierung. Uebrigens dienen diese Löcher in den Ohrläppchen oft genug zum Transport von kostbaren Dingen. — Jeder Arm war ebenfalls von einer Masse Haaren umgeben, ähnlich den unter dem Kinn befestigten, deren Enden bis an die Ellenbogen reichten. — Um den Leib waren 2 Stricke befestigt, daneben geflochtene Lederstreifen, den Affenschwänzen ähnlich; der obere war dicht unter seinen Armen angebracht und hing etwa 12 Zoll herab; die Enden der Leder waren sorgfältig beschnitten; der untere war dem oberen ähnlich und schloß sich genau da an, wo dieser aufhörte, und hing auf die Knieen herab. An den Hand- und Fußknöcheln trug er kupferne Ringe. — Sein Schild bestand in dem Felle eines jungen Ochsen, etwa 5 Fuß lang und 3½ Fuß breit."

Wir können es füglich der Phantasie des Lesers überlassen, sich aus diesen einzelnen Andeutungen das unangenehme Bild zu ergänzen, und er wird uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihn mit den Dimensionen des Spießes, den strategischen Unterscheidungen der verschiedenen Arten von Speeren, so wie anderen Details über das Kostüm der Hollentonten, verschonen.

Ueber den Charakter dieser Völker giebt uns folgendes Ereigniß Aufschluß, das die Engländer Nachts in ihrem Lager überraschte; glücklicher Weise war Einer von ihnen wach.

„Lieutenant Vidal beobachtete die Sterne und war eben im Begriff, seine Instrumente zusammenzulegen, um zurückzukehren, als er plötzlich ein Geschrei von den Schildwachen hört. Er fährt zusammen, und sieht in demselben Augenblick auch schon eine Schaar Hollentonten mit ihren Schilden und Speeren auf die Zelte unter schrecklichem Geschrei losstürzen. Die furchtbare Idee, daß sie im Schlafe würden niedergemetzelt werden, hatte sie aufgejagt, und sie eilten nun nach unserem Lager hin, mit dem lauten Rufe: „Zu den Waffen! zu den Waffen!" — Das war genug. Der Lärm schallte von allen Seiten wieder, Alles erhob sich augenblicklich, und die mörderische Bande ward mit einer Salve von Kugeln und Bajonetspitzen empfangen. Das Musketenfeuer, der Knall der Kugeln sammt dem Geschrei der Angreifer, das durch die Finsterniß der Nacht erscholl, gaben eine furchtbare Scene. Bald wurden jedoch die Barbaren eingeschüchtert, als sie das Aechzen Einiger von den Kugeln Getroffenen hörten, und nach einem kurzen verzweifelten Handgemenge verwandelte sich das Kampfgeschrei in Angstruf, und es erfolgte ein plötzlicher Rückzug; sie vergaßen dennoch ihre Verwundeten nicht, sondern trugen sie mit fort. Sie zu verfolgen, schien unräthlich, da ihre Zahl unbekannt war; aber das Gewehrfeuer wurde nicht eingestellt, so lange man sie noch durch die Büsche hörte. Ihre Anzahl belief sich auf 2—300; der Anführer war Chinchingany, dessen Speer und Schild (jetzt dem Lord Melville geschenkt) am nächsten Morgen unweit des Lagers gefunden ward." — Wir werfen noch einen Blick auf diese treulosen Horden, um dann von ihnen Abschied zu nehmen:

„Zwei wohlbewaffnete Abtheilungen unserer Soldaten wurden ausgeschickt, um Wasser zu suchen, was ihnen auch endlich zu finden gelang. Ihr Weg führte sie durch mehrere Felder, die mit Mais, Zwiebeln und Reis bepflanzt waren, und sie fanden unter Anderem einen menschlichen Schädel, an dem Spuren von Feuer sichtbar waren. Dies führte sie auf die Vermuthung, daß die Hollentonten Kannibalen seyen; bei näherer Nachforschung ergab sich jedoch dieser Verdacht als nichtig, da sogar die bittersten Feinde der Hollentonten ihn abwiesen. Auf ihrem Wege zum Flusse, den Morgen nach jenem Angriff, sahen sie eine zahlreiche Schaar Hollentonten auf dem linken Ufer in guter militairischer Ordnung marschiren. Sie hatten eben den Fluß durchschwommen und waren im Begriff, in das Land von einer anderen Seite einzufallen, um es zu plündern. Ihre Erscheinung bot einen kriegerischen Anblick dar, und es war überraschend, zu sehen, wie sie in einer lang gezogenen Reihe sich durch die Windungen der Gegend hinbewegten. Da das Gras feucht war, so bemerkte man, daß sie mit großer Sorgfalt ihre Schilde über dasselbe hinaushielten, damit diese nicht durch die Nässe litten; ihre Speere sah man von der Spitze des Hügels weithin in dem Sonnenschein erglänzen."

Hippopotami (sogenannte Nilpferde) finden sich im Ueberflusse in den Strömen dieses Theils von Afrika. Einmal fingen die Engländer ein solches Thier und zähmten es, doch starb es zuletzt aus Mangel an der ihm eigenthümlichen Nahrung. Indessen ließen sich jene Thiere nicht immer beikommen. Eines verfolgte ein Boot und hätte es beinahe umgestürzt.

Lieutenant Boteler beschreibt eine Gruppe von Hippopotamen, auf die er bei einer Exkursion auf der Insel Refuge gestoßen, folgendermaßen:

„Am nächsten Morgen setzten wir unsere Fahrt auf dem Flusse fort, und indem wir eine sandige seichte Stelle passirten, sahen wir

aus von einer Gruppe Hippopotami umringt, die so dicht umhergedrängt waren, daß, wären sie nicht bei unserem Annahen untergetaucht, wir sie nicht hätten unberührt lassen können. Drei standen am Ufer, und da wir uns nahten, sperrte einer von ihnen seinen ungeheuren rothen Rachen an $3\frac{1}{2}$ Fuß weit auf, und gab einen der entsetzlichsten Anblicke, die wie je an einem Geschöpfe der Thierwelt vorgekommen; zwei zogen sich bald bei unserer Ankunft ins Wasser zurück; aber das dritte hielt noch lange genug aus, um einige Kugeln in seinem Rücken aufzunehmen. Nur die eine traf. Das Thier, sich verwundet fühlend, stieß ein lautes fürchterliches Geschrei aus und stürzte wüthend und unter sichtlichen Schmerzen ins Wasser. Oft, wenn wir feuerten, ward ein einzelnes sichtbar; war der Schuß vorbei, zeigten sich mehrere und schlüpften durch den Schlamm mit größerer Schnelligkeit, als daß unser Boot sie hätte erreichen können. Dabei sahen sie sich ängstlich und scheu nach uns um. Eines dieser Thiere, das sich zwischen Booten eingesperrt sah, schien von Furcht überwältigt und machte keinen Versuch, zu entrinnen, sondern stand etwa 5 Minuten, betrachtete erst das eine der Boote und dann das andere, die beide so standen, daß wir auf das Thier zu feuern verhindert waren. Während sie durch das Wasser hineilten, tauchten sie ihre Köpfe nieder und wühlten mit ihrer breiten Schnauze die Fluth auf, die hoch über ihrem Rücken aufspritzte. Sie sind von außerordentlicher Geschwindigkeit; denn oft waren sie nach Abbrennen des Geschützes schon untergetaucht, bevor sie die Kugel erreichte."

Unter den Todesfällen in Folge des Fiebers war der des Capitain Lechmere, der sich durch seine Leutseligkeit bei Allen beliebt gemacht, einer der traurigsten. Vergeblich wurden, weil das Fieber am stärksten den Dulder angriff, die mannigfachsten Mittel zu seiner Linderung versucht.

„Endlich kam Capitain Owen, der aus Erfahrung die Wirksamkeit des Gesanges in solchen Fällen kannte, weil er das Leiden durch wohlthätige Besänftigung des Gemüths lindert, darauf, dem Kranken den Anfang der pathetischen Ballade: „Here a sheer hulk lies poor Tom Bowling" vorzusingen. Die ersten Töne wirkten auf den Kranken wohlthätig, und seine Raserei ließ nach. Aber ein neuer heftigerer Anfall packte den Kranken, der endlich in gänzliche Bewußtlosigkeit überging. Dieser Zustand hielt an, bis Capitain Owen zu den Worten gekommen war: „His soul is gone aloft" (seine Seele ist zur Höhe entflohen). Da zeigte ein langer Athemzug, daß des Kranken Geist entflohen sey, was der Wärter bestätigte, der mit melancholischer Stimme sagte: „He's gone, Sir!" (er ist entflohen, Herr!) — „And aloft, I hope", (Und zur Höhe, hoff' ich) entgegnete der Capitain, als er seinen Gesang geendet."

Das ist charakteristisch für den Brittischen Seemann. In seinen letzten Augenblicken beruhigt ihn ein Schiffergesang, damit beschwichtigt er seinen Wahnsinn und erleichtert sich den letzten Todeskampf.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Disorders of the brain and nervous system (Störungen des Gehirns- und des Nerven-Systems.) Von Dr. Uwins. Pr. 7 Sh.

The description etc. (Beschreibung eines neuen Lichtleiters und Beobachtungen über die Phänomene des Donners.) Von John Murray. Pr. 3 Sh. 6 P.

The adieu. (Lebewohl.) Ein Freundschafts-Angedenken, in Prosa und Versen. Pr. $3\frac{1}{2}$ Sh.

An essay on the life of bishop Dehon. (Das Leben des Bischofs Dehon.) Von C. E. Gladsden. Pr. 9 Sh.

Frankreich.

Die Tarantel.

Der Name Tarantel ist einer großen Spinne gegeben worden, die man zuerst in der Umgegend von Tarent gesehen hat, und die dadurch berühmt geworden ist, daß ihr Stich Krankheiten hervorbringt, gegen welche Musik und Tanz die einzigen Mittel sind.

Die Tarantel ist eine der Latreille'schen Lykosen. Sie liebt die südlichen Himmelsstriche, wo man mehrere noch nicht genau bekannte Gattungen findet. Diese verschiedenen Gattungen haben so abweichende Organisationen, daß es möglich ist, sie in zwei Klassen zu sondern. Die einen, gewöhnlich größer und fleißiger, bewohnen unterirdische Gänge, welche sie sich selbst graben; man könnte sie minirende und ansässige nennen; die anderen pflegen sich mehr auf der Oberfläche des Bodens aufzuhalten und verdienen den Namen der laufenden oder umherschweifenden. Die nachfolgenden Beobachtungen, welche dem Herrn Leon Dufour angehören, sind bei den Insekten der ersteren Gattung angestellt worden.

Die Tarantel bewohnt vorzugsweise gern feste, trockene, unbebaute, der Sonne ausgesetzte Gegenden. Sie hält sich gewöhnlich in ihren unterirdischen Gängen auf, welche, in der Breite eines Zolles, perpendikulair hinunter und dann nach einer horizontalen Wendung wieder gerade in die Höhe gehen. In dieser Wendung steht die Tarantel Schildwache und verliert den Eingang ihrer Behausung nicht einen Moment aus den Augen. Dort bemerkt man, wenn man Jagd auf sie macht, ihre funkelnden Augen, wie die einer Katze im Dunkeln.

Die äußere Oeffnung des Baues ist gewöhnlich mit einer Art von Röhre versehen, welche das Insekt aus verschiedenartigen Gegenständen gebildet hat, und die in der Regel einen Zoll hoch und zwei Zoll breit ist. Durch diese Vorrichtung schützt das Insekt seine Zelle vor Regen und Wind und lockt zugleich Fliegen und kleinere Insekten, welche einen so hervorspringenden Punkt gern zum Ausruhen wählen.

Die günstigste Jahreszeit, um Jagd auf die Tarantel zu machen, ist der Mai und der Juni. „Das erste Mal, als ich den Bau einer solchen Spinne antraf", sagt Herr Dufour, „und dieselbe im unteren Gange sitzen sah, glaubte ich sie, um mich ihrer zu bemächtigen, lebhaft angreifen und aufs äußerste verfolgen zu müssen. Ich brachte ganze Stunden darauf zu, die Tranchée mit einem Messer zu eröffnen und in ihre Wohnung einzudringen. Ich grub mehr als einen Fuß tief auf zwei Fuß Breite, ohne die Tarantel zu erreichen; ich wiederholte diese Operation bei anderen Gängen, aber immer ohne Erfolg. Ich hätte eine Schaufel haben müssen, um meinen Zweck zu erreichen; da ich aber sehr entfernt von jeder Wohnung war, so sah ich mich genöthigt, meinen Angriffsplan zu ändern und zur List meine Zuflucht zu nehmen. Ich nahm einen Grashalm, an dem eine kleine Aehre saß, und rührte damit leise an der äußeren Oeffnung. Durch diese illusorische Lockspeise verführt, bewegte sich die Tarantel langsam und vorsichtig auf die Aehre zu; aber als ich diese im rechten Augenblick rasch aus dem Loche zog, sah ich das Insekt plötzlich mit einem Satz aus seiner Behausung springen, deren Eingang ich sogleich verstopfte. Nun wich die bestürzte Tarantel meinen weiteren Verfolgungen nur sehr ungeschickt aus, und ich trieb sie in eine Papier-Düte, welche ich sogleich zumachte."

„Zuweilen blieb die Tarantel, entweder weil sie die List merkte oder nicht hungrig genug war, im Hinterhalte. Unbeweglich in einer kleinen Entfernung vom Eingange sitzend, den sie zu überschreiten nicht für zweckmäßig hielt, ermüdete ihre Geduld oft die meinige; dann änderte ich die Taktik und stieß, nachdem ich die Richtung des Ganges und die Stellung des Thieres gehörig berücksichtigt hatte, die Klinge meines Messers mit Gewalt so in die Erde, daß ich dem Feinde den Rückzug abschnitt. Wenn der Boden nicht steinig war, mißlang mir dies Manöver selten. Auf diese Weise fing ich oft in einer Stunde funfzehn Taranteln."

„In einigen Fällen, wenn die Tarantel ganz augenscheinlich die gegen sie angewandte List durchschaute, war ich nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie sie, wenn ich die Aehre so weit hineinsteckte, bis ich ihren Leib berührte, mit einer Art von Verachtung mit derselben spielte und sie mit ihren Beinchen zurückschob, ohne es der Mühe werth zu halten, sich weiter in ihre Höhle zurückzuziehen."

„Die Tarantel, so abschreckend beim ersten Anblick, besonders wenn man an die Gefahr eines Stiches denkt, und anscheinend so wild, läßt sich doch sehr leicht zähmen, wie es die Geschichte einer derselben, welche ich fünf Monate lang lebend erhalten habe, beweist."

„Am 7. Mai 1812 fing ich in Valencia in Spanien, ohne sie im geringsten zu beschädigen, eine große Tarantel männlichen Geschlechts und sperrte sie in ein Glas ein, über welches ich ein mit Löchern versehenes Papier band. Auf dem Boden des Glases hatte ich die Papier-Düte befestigt, in welcher sie gefangen war, und die ihr zum gewöhnlichen Aufenthalt dienen sollte. Sie gewöhnte sich sehr bald an ihr Gefängniß und wurde endlich so vertraut, daß sie die lebendige Fliege, welche ich ihr hinhielt, aus meinen Fingerspitzen nahm. Nachdem sie ihr Schlachtopfer mit den Häkchen ihrer Kinnbacken getödtet hatte, begnügte sie sich nicht wie andere Spinnen damit, ihm den Kopf auszusaugen, sondern sie sog nach und nach jeden einzelnen Theil des Körpers aus und warf dann die zermalmte Haut aus ihrem Behälter hinaus. Nach eingenommenem Mahle ermangelte sie selten, ihre Toilette zu machen, welche darin bestand, daß sie mit ihren Vorderbeinen ihre Fühlhörner und Kiefern in- und auswendig rieb; war dies geschehen, so nahm sie ihre vorige gravitätische Stellung wieder ein. Der Abend und die Nacht war die Zeit ihrer Promenade und ihrer Entweichungsversuche. Ich hörte sie oft an dem Papiere kratzen; diese nächtlichen Gewohnheiten bestätigten die schon früher aufgestellte Behauptung, daß die Spinnen, wie die Katzen, bei Tag und bei Nacht sehen. Am 28. Juni häutete meine Tarantel, und dieses Häuten, welches das letzte war, veränderte weder ihre Farbe noch ihre Größe wesentlich. Vom 14. bis zum 23. Juli, wo ich abwesend war, fastete die Tarantel, nichtsdestoweniger fand ich sie bei meiner Rückkehr wohlauf. Am 20. August mußte ich mich wieder auf neun Tage entfernen, welche Abwesenheit meine Gefangene ohne Nahrung und doch ohne Nachtheil für ihre Gesundheit ertrug. Am 1. November verließ ich die Tarantel noch einmal, ohne ihr Mundvorrath zurückzulassen, und am 21sten desselben Monats sandte ich meinen Bedienten ab, um sie mir zu holen. Zu meinem Bedauern erfuhr ich, daß sie sich nicht mehr in dem Glase befunden, und so ist mir ihr ferneres Schicksal unbekannt geblieben."

Herr Dufour schließt seine Beobachtungen mit der Beschreibung eines sonderbaren Kampfes zwischen diesen Thieren. „Eines Tages", sagte er, „wählte ich zwei junge und kräftige männliche Taranteln aus und setzte sie beide in ein großes gläsernes Gefäß, um mir den Anblick eines Kampfes auf Leben und Tod zu verschaffen. Nachdem sie mehrere Male im Kreise umhergekrochen waren, um eine Oeffnung zum Entrinnen zu suchen, nahmen sie eine kriegerische Stellung an. Ich sah sie, ihre Entfernungen wählen, sich auf die Hinterbeine aufrichten, so daß sie sich gegenseitig das Schild ihrer Brust zeigten. Nachdem sie sich so eine Weile beobachtet und sich ohne Zweifel durch Blicke, die den meinigen entgangen waren, herausgefordert hatten, stürzten sie plötzlich auf einander los, umklammerten sich und suchten sich in einem hartnäckigen Kampf mit ihren Kieferstacheln zu stechen. Nach einiger Zeit wurde der Kampf, entweder aus Ermüdung oder nach Uebereinkunft eingestellt, und dieser Umstand erinnerte mich daran, daß auch bei den Gefechten der Katzen Waffenstillstände eintreten. Aber bald begann der Kampf wieder mit erneuter Erbitterung. Eine der Taranteln wurde endlich, nachdem sie lange geschwankt hatte, überwältigt und mit einem tödtlichen Streich am Kopfe verwundet; sie wurde die Beute des Siegers, der ihr den Kopf zerriß und sie verzehrte. Die siegreiche Ta-

kantul habe ich nach diesem mörderischen Kampfe noch mehrere Wochen lang lebend aufbewahrt."

Bibliographie.

Aînée et cadette. (Die ältere und die jüngere.) Roman von August Ricard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

L'Eccelenza. (Die Abende im Lido.) Von E. Royer de Beauvais. Bd. 1. Pr. $7\frac{1}{2}$ Fr.

Le mauvais oeil. (Das böse Auge.) Dalmatische Sage, nebst einer Französischen Novelle, von Brisset. Pr. $6\frac{1}{2}$ Fr.

Le portier. (Der Thürsteher.) Ein Sittengemälde, von August Ricard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Nord-Amerika.

Selbst-Justiz der Indianer in Nord-Amerika.

Oeffentliche Bestrafung scheint den Nord-Amerikanischen Indianern ganz unbekannt zu seyn, und Vergehen gegen eine Person werden stets von deren Verwandten gerächt; dies findet insonderheit bei einem Morde statt, wo unter allgemeiner Einwilligung die Verfolgung des Thäters den Freunden des Erschlagenen gänzlich anheimgestellt wird. Gewöhnlich kommt der Mörder ungestraft davon, wenn diese Angehörigen Frauen sind. Bisweilen findet eine Frau, welche durch den Tod des Mannes oder des Sohnes ihren Beschützer verloren hat, es sogar angemessen, den Thäter selbst in Dienst zu nehmen, um nur einen Beschützer zu haben. In einem kürzlich zu New-York herausgekommenen Werke über die Sitten der Indianer *) liest man in dieser Beziehung folgende Thatsache.

„In einem Indianischen Dorfe unweit Montreal am Lorenzflusse lebten vor einigen Jahren zwei starke Indianer, die zufällig in Streit geriethen, wobei der eine den anderen erschlug. Als der Ueberlebende nach üblicher Sitte sich neben die Leiche hinsetzte, die Strafe des Towahal zu erwarten, fand er Niemanden, der diese Blutrache übernahm, vermuthlich weil sein Muth und seine Körperkraft gefürchtet wurden. Eben so wenigen Erfolg hatte es, als er auf einem belebteren Platze des Dorfes seinen Sitz nahm; Niemand rührte ihn an. Nun ging er zu der Mutter des Erschlagenen und stellte sich gänzlich zu ihrer Verfügung. Die Frau sagte, daß sie keinen Nutzen davon hätte, ihm das Leben zu nehmen, aber er möge ihr als Ersatz seinen Sohn geben. Der Mörder erwiederte, daß sein Sohn zu jung, zu unerfahren sey und ihr nur lästig werden könne; aber wenn sie einstimme, wolle er selber ihr Diener seyn, indem er im Stande sey, ihr Schutz und Unterhalt zu gewähren. Die Frau nahm diesen Vorschlag an, und der Mörder ging mit seiner Familie in ihren Dienst über." Merkwürdiger noch ist folgende Begebenheit:

Eine Frau, Namens Jenny, deren Mann von den Angehörigen eines von ihm erschlagenen Indianers getödtet worden war, lebte mit ihren Kindern unter einem Stamme, aus welchem Einer von deren ältesten Sohn, Thomas, einem Manne von 25 Jahren, erschlagen wurde. Die öffentliche Stimme weihte diesen dem Tode, und als die Hinrichtung geschehen sollte, meldete sich Jenny und bat, daß man sie statt ihres Sohnes tödten solle. Während der kurzen Frist von einigen Stunden, die ihr zu ihrer Vorbereitung gestattet waren, ging sie zu einer Amerikanischen Frau, von der sie manches Gute genossen, und verlangte einen Sarg und ein Sterbehemd, wie sie sagte, für ihren Sohn; als die Frau bald darauf erfuhr, daß Jenny, nicht ihr Sohn, hingerichtet werden solle, eilte sie nach dem Orte hin, um sie zu retten, aber als Jenny sie kommen sah, mahnte sie verdrießlich den Scharfrichter, seine Pflicht zu thun, und die Execution wurde auch sofort vollzogen. Die fünf folgenden Jahre wurde Thomas von den Freunden des Alten, den er erschlagen, mit Verachtung und Spott behandelt; sie nannten ihn einen Feigen, der zugegeben, daß seine Mutter für ihn gestorben. Er konnte dies nicht länger ertragen. Einige Zeit darauf begegnete er an den Ufern des Mississippi, zwei Deutsche Meilen von seiner Heimath, einem Sohne des von ihm Erschlagenen und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei, vermuthlich weil dieser ihn am härtesten mit Spott verfolgt hatte. Mit triumphirender Miene kehrte er nach Hause, wetzte sein blutiges Messer und gestand freiwillig die That. Seinen Indianischen Freunden sagte er, er wolle nicht leben, um länger ein Feigling zu heißen, und man solle sehen, daß er wie ein Mann zu sterben wisse. Einen reichen Pflanzer, an dessen Hause er vorüberging, lud er ein, seinen Tod mitanzusehen. Dies war am Sonnabend, und Montag Mittag zwölf Uhr bestimmte er für die Stunde seines Selbst-Opfers.

Zur festgesetzten Zeit fand man Thomas auf dem Platze, den er sich erlesen, das blutige Messer in der Hand, umhergehen, doch schien sein Inneres bewegt. Die Gruppe um ihn bestand aus etwa zehn Männern und eben so vielen Frauen; die Letzteren waren mit betrübtem Gesichte beschäftigt, ein Oberhemd zu Thomas Begräbniß zu verfertigen. Alle Männer, außer zwei Brüdern von Thomas, rauchten gleichgültig ihre Pfeifen. Von Zeit zu Zeit probirte Thomas sein Gewehr und blieb still. Sein Grab war den Tag vorher gegraben worden, und er hatte sich hineingelegt, um zu sehen, ob es in Länge und Breite für seinen Körper passe. Als das Hemd fertig und ihm übergeben war, zog er es über, warf ein Paar Aermel aus Zitz über die Arme und band zwei schwarzseidene Taschentücher um die Schultern und ein drittes um den Kopf; ein blaues Band hielt sein langes Haar und ein gleiches hing von jedem Arm, oberhalb des Ellenbogens, herab. Dreimal ging die Friedenspfeife in dem Kreise herum. Die Frau des alten Häuptlings stand auf, begab sich ins Gebüsch und sang das Todtenlied. Hierauf ging Thomas zu jedem und drückte ihm die Hand. Nachdem der Gesang und der Handedruck noch zwei Mal wiederholt worden, schritt Thomas zu seiner Frau, einem jungen Weibe von 18 Jahren, die mit einem Säugling im Arm und einem 2jährigen Kinde an der Hand zur Seite stand und überreichte ihr das Messer. Sie wandte sich ab, eine fallende Thräne zu verbergen, drehte sich aber rasch um und nahm es mit gezwungenem Lächeln an. Seine Schwester saß neben dem Weibe, aber so in Schmerz versunken, daß sie von Allem, was vorging, nichts zu sehen schien. Seine Pfeife gab er einem jüngeren Bruder, der hart kämpfte, seinen Kummer zu verbergen. Alsdann trank er ein wenig Wasser mit Brandtwein, warf die Flasche auf den Boden, sang einige Worte in der Sprache der Chaktaw's und warf sich springend in das Grab; kurz darauf feuerte er sein an ein Bäumchen befestigtes Gewehr ab, so daß die Kugel ihm durchs Herz fuhr. Er fiel augenblicklich todt nieder. Die Frauen stürzten zu dem Leichnam; einige hielten den Kopf, andere die Hände und die Füße, und einige knieten an seiner Seite. Der Kummer, den sie auf seine Bitte, so lange er lebte, überwältigt hatten, brach jetzt wie ein aufgehaltener Strom hervor, und ihr Klagegeschrei war laut und furchtbar. Bemerkenswerth ist es, daß Niemand seinen Tod gefordert hatte; die nächsten Verwandten des Erschlagenen waren 8—10 Meilen entfernt.

*) Indian Traits being sketches of the manners, customs, and character of the North American Natives. By B. B. Thatcher, author of the „lives of the Indians." 2 vols.; bildet einen Theil einer Art Magazin periodischer Schriften, etwa wie die Londoner family library.

Mannigfaltiges.

— **Ein Deutscher, von Frankreich vindizirt.** Unser Mitbürger, Herr von Chamisso, wird jetzt von Französischen Kritikern, und zwar von mehreren zugleich, als geborener Franzose in Anspruch genommen; wir hoffen jedoch, daß der Deutsche Dichter, der nicht bloß der Sprache nach, in der er dichtet, sondern auch dem Geiste nach, aus dem seine Dichtungen entsprungen sind, als ein ächter Deutscher sich bewährt hat, auch fernerhin unser treuer Landsmann bleiben werde. Nicht der Ort, an dem unsere Wiege gestanden, sondern der, mit dessen Geist wir uns genährt, dessen Freud' und Leid wir in uns aufgenommen haben, ist unser eigentlichstes Vaterland. Nur die Wiege ist es aber, die Frankreich unserem Chamisso noch zeigen kann, und auf die sich sowohl der geistvolle Kritiker in der Nouvelle Revue Germanique (Herr X. Marmier) als Herr P. de Colberg in der neuesten Nummer der Europe littéraire beruft. Der Letztere sagt bei Gelegenheit einer kritischen Anzeige des Peter Schlemihl: „Als der Sohn eines Französischen Emigranten hat Herr von Chamisso Frankreich in seiner frühesten Kindheit verlassen. Er war mit Schlegel und Frau von Staël befreundet und machte später eine Reise um die Welt, als deren Resultat er interessante naturhistorische Denkwürdigkeiten publizirt hat. Möge er es erlauben, daß wir unserem Vaterlande einen Theil seines Ruhmes vindiziren, und daß die Champagne sich rühme, Preußen einen bewundernswürdigen Erzähler, einen begabten Dichter, einen unerschrockenen und gelehrten Seefahrer geliefert zu haben." J. L.

— **Der wilde Knabe von Aveyron.** Ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren, welchen man einige Jahre früher in dem Walde von Caune ganz nackt bemerkt hatte, wie er sich seine Nahrung von Eckern und Wurzeln suchte, wurde im Jahre 1801 auf demselben Fleck von drei Jägern wahrgenommen, welche ihn ergriffen, als er eben auf einen Baum klettern wollte, um ihrer Verfolgung zu entgehen. Er wurde nach einem benachbarten Dorfe gebracht und der Aufsicht einer Frau übergeben, allein nach acht Tagen war er entwischt und trieb sich während des strengen Winters auf den Bergen umher, mit keiner anderen Bedeckung als einem zerlumpten Hemde. Des Nachts suchte er entlegene Schlupfwinkel auf, am Tage aber hielt er sich in der Nähe der umliegenden Dörfer. Dieses wilde Leben führte er, bis er eines Tages ein unbewohntes Haus im Kanton St. Sernin betrat. Hier wurde er wieder gefangen und mehrere Tage hindurch bewacht, bis man ihn zuerst nach dem Hospital von St. Afrika und sodann nach Rhodez brachte, wo man ihn einige Monate in Gewahrsam hielt. Während seines Aufenthalts an diesem Orte blieb er stets gleich wild, ungeberdig und rastlos und strebte unaufhörlich zu entwischen. Der Pfarrer des Kirchspiels wurde endlich aufmerksam auf ihn, und der junge Wilde ward auf Befehl der Regierung gegen das Ende des Jahres 1802 nach der Hauptstadt gebracht. Ganz Paris war voller Neugierde und Erwartung. Der Eindruck, den so viele neue und außerordentliche Gegenstände auf das ganz unvorbereitete Gemüth des Wilden machen würden; inwiefern er zur Erziehung taugen dürfte; das neue Licht, welches die Fortschritte seiner intellektuellen Entwickelung auf die Psychologie werfen könnte — dies Alles gab Stoff zu sehr interessanten Hypothesen. Allein das Interesse nahm gewaltig ab, als man fand, daß der junge Wilde nichts weiter war, als ein schmutziges ekelhaftes Kind, welches, von konvulsivischen Zuckungen bewegt, unaufhörlich den Oberleib hin und her wiegte, wie gewisse Thiere in Menagerieen, Alles biß und kratzte, was ihm etwas zu nahe that, und gegen diejenigen, die ihm Güte und Wohlwollen bezeigten, keine Art von Zuneigung bewies. Er zeigte gegen Alles die größte Gleichgültigkeit und schien unfähig, seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu heften. Nach einiger Zeit übergab man ihn der Sorge des Dr. Itard, Arzt am Taubstummen-Institut zu Paris, welcher eine Darstellung des Plans bekannt machte, den er befolgte, um dieses unglückliche Wesen aus dem Zustande physischer und moralischer Entwürdigung zu reißen, zu dem es leider unwiderruflich verurtheilt schien. Ein Bericht des Dr. Pinel, nach einer genauen Untersuchung des Zustandes des Wilden, gab keiner Hoffnung Raum. Die Augen

des Knaben schweiften von einem Gegenstande zum anderen und waren gänzlich ohne Ausdruck. Der Sinn des Fühlens war bei ihm so mangelhaft, daß er keine erhabene Fläche von einer gemalten unterscheiden konnte. Er war gefühllos gegen jeden Ton, er mochte laut oder sonst seyn, er selbst konnte nur ein dumpfes röchelndes Knurren hervorbringen. Die feinsten Wohlgerüche und die stinkendsten Dünste schienen ihm völlig gleich, und seine Hände wußte er zu nichts Anderem zu gebrauchen, als bloß zum Fassen eines Gegenstandes. Seine geistigen Fähigkeiten entsprachen den physischen. Da er nie mit seinen Nebengeschöpfen verkehrt hatte, so fehlte es ihm gänzlich an Gedächtniß, Urtheilskraft und Nachahmungs-Vermögen. Seine Geberden und Bewegungen waren rein mechanisch, und er konnte ohne sichtbaren Bewegungsgrund von einem Zustande dumpfer Melancholie zu Ausbrüchen des wildesten Gelächters übergehen. Er war jeder Zuneigung unfähig, hatte keine Spur von moralischem Gefühl und schien an nichts Gefallen zu finden, als an Befriedigung des Tast-Organs. Kurz, sein ganzes Leben war rein animalisch, und in Hinsicht auf Intelligenz stand er manchen von den Thieren nach, die wir vermöge ihrer Organisation zu den niederen Gattungen zählen. Dr. Pinel war der Meinung, sein Stumpfsinn sey unheilbar, allein Dr. Itard, während er die Richtigkeit der entworfenen Schilderung in allen Punkten anerkannte, gab doch nicht alle Hoffnung auf, indem er die Ursache der physischen und moralischen Entartung dieses Geschöpfs seinem gänzlichen Mangel an aller Erziehung und der völligen Abgeschiedenheit von allen Wesen seiner Gattung zuschrieb. Ihn durch Güte und aufmerksame Sorge für sein Wohlbehagen an das gesellige Leben zu fesseln — die Sphäre seiner Ideen durch Anwendung mächtiger, sowohl moralischer als physischer, Reizmittel zu erweitern, indem er ihm neue Bedürfnisse schuf und seine Beziehungen mit den ihn umgebenden Gegenständen vervielfältigte — ihn wo möglich den Gebrauch der Sprache und die Anwendung der Vernunft zu lehren, indem er zuerst die einfachsten Operationen der Seele auf Gegenstände leitete, die mit seinen unmittelbaren Bedürfnissen verbunden waren — das war der Plan, den Dr. Itard befolgte, als er das anfangs, wie es schien, hoffnungslose Werk unternahm, und seine Anstrengungen wurden insoweit mit Erfolg gekrönt, daß man nach neun Monaten eine entschiedene Besserung in dem physischen und intellektuellen Zustande des unglücklichen Gegenstandes seines wohlwollenden Bestrebens wahrnehmen konnte. In der That war nach Verlauf der gedachten Zeit sein Ansehen und Benehmen nicht auffallend von dem eines gewöhnlichen der Sprache beraubten Kindes unterschieden: eine Besserung, bemerkte er, die denjenigen, welche ihn in seinem wilden und scheinbar hoffnungslosen Zustande gesehen hatten, unglaublich erscheinen mußte.
(L. P.)

(Es ist zu bedauern, daß die Mittheilung hier schließt und wir nicht mit den weiteren Erfolgen der interessanten Bemühungen des Dr. Itard bekannt gemacht werden.)

— König Jakobs Taschenmesser. Das Wort „Jockteleg", welches im Nieder-Schottischen noch jetzt für Taschenmesser*) gebraucht wird, war so lange unbekannten Ursprungs, bis man ein Messer mit der Inschrift „Jacques de Liège" fand. Dieser war nämlich ein berühmter Messerschmied und versah Schottland mit dergleichen Messern. Man sagt, daß Jakob VI., um seine Hofleute in England zu ängstigen, einstens zu seinem Stalljungen in Schottischem Dialekt sagte: „Callan, ha'e, there's thretty pennies, gae wa' and buy me a jockteleg; an' gin ye byd. I'll gang to the bougars o'the house, an' tak' a cabar and reale your riggin wi't." Das heißt: „Junge! hier sind dreißig Pence, geh' und kaufe mir ein Taschenmesser; zögerst du aber, so geh' ich auf den Boden des Hauses, nehme einen Zwergbalken und dresche dir damit den Rücken durch."
(Jamiesons Dictionary)

— Ursache, warum der Thee in China klassisch wurde. Die Epoche, um welche der Thee bei den Chinesen in Gebrauch kam, ist bis jetzt noch nicht genau ermittelt. Es leidet aber keinen Zweifel, daß erst Kaiser Wenti aus der Dynastie Sui (um das Jahr 600 nach Christi) diesem Trank allgemeine Anerkennung verschaffte. Diesem Herrn träumte nämlich einst, ein böser Dämon verrückte ihm die Hirnschale — man nehme hier verrücken in seiner eigentlichen Bedeutung — und seit der Zeit war er unaufhörlich mit Kopfschmerzen geplagt. Ein Buddhistischer Priester gab ihm den Rath, Blätter des Theestrauchs auf den Bergen pflücken und sich aus denselben ein Getränk bereiten zu lassen. Dieses Mittel heilte den Kaiserlichen Kopfschmerz, und von der Stunde datirt sich die große Autorität des Thees bei jedem Stande, Alter und Geschlecht.

— Die christlichen Konfessionen in den Vereinigten Staaten. Die Baptisten zählen 6059 Kirchen und 434,534 Kommunikanten; letztere haben voriges Jahr um 41,000 zugenommen. Der rechtgläubigen Congregation gehören 1059 Kirchen und 140,000 Kommunikanten; der Zuwachs des vergangenen Jahres betrug 27,252. Die Presbyterianer haben 21 Synoden, bestehend aus 110 Presbyterien, 2384 Gemeinden, welche 1935 Prediger, 1730 ordinirte Geistliche haben und 217,348 Kommunikanten zählen; der Zuwachs des vorigen Jahres belief sich auf 41,046 Kommunikanten. Die bischöflichen Protestanten haben 12 Bischöfe und 6000 Zugehörige. Die bischöflichen Methodisten zählen 548,593 Mitglieder, die Vereinten Brüder 4000 Kommunikanten, die reformirte Holländische Kirche 79,560, die verbündeten Presbyterianer 12,033, die reformirte Deutsche Konfession 17,888, die evangelisch-lutherische 44,356, die Cumberland-Presbyterianer 10,000, die Universalisten 4000. Außerdem giebt man an: Römisch-Katholische 500,000, Methodisten 170,000, 30,000 Quaker, 16,000 Unitarier und 5000 von der Kirche des neuen Jerusalem.

— Kampf zwischen einem Tiger und einem Alligator. Die Herren Gogerley und Lacroix, Missionäre der London Society, waren auf ihrer Fahrt durch die Sunderbunds (im Januar dieses Jahres) Zeugen eines verzweifelten Kampfes zwischen einem Tiger und Alligator, den Tyrannen jener wilden Marschgegenden. Ihre Beschreibung desselben lautet, wie folgt: „Um 11 Uhr Vormittags ankerten wir in Bortcherro Neddib, wo zu beiden Seiten ein mächtiger Wald sich ausdehnte. Plötzlich tauchte etwa hundert Schritte von unserem Ankerplatz ein Alligator aus dem Flusse empor, um in den Strahlen der Sonne seinen Mittagsschlaf zu halten. Nach einer halben Stunde, als der Lindwurm in tiefen Schlaf versunken schien, sahen wir einen ungeheuren Tiger aus dem Dickicht kommen und seine Schritte nach dem Platze lenken, wo der Alligator lag. An Statur überragte dieser Tiger den größten, den wir jemals gesehen; sein breites, rundes, weiß gestreiftes Gesicht, seine wüthenden Blicke und die fürchterliche Stärke seiner Gliedmaßen erschütterten den Muth des Beherztesten unserer Mannschaft. Mit dem bedächtigsten Schritte näherte sich der Tiger dem Alligator; sein erhobenes Bein blieb einige Sekunden in dieser Lage, ehe er es wieder zu Boden setzte; endlich, als er in den Bereich seiner Sprungkraft geklommen war, that er einen mächtigen Satz auf den Rücken des Alligators und packte ihn bei der Gurgel. Das Ungeheuer der Tiefe, aus seinem Schlafe emporgeschreckt, öffnete seinen furchtbaren Rachen und peitschte mit dem riesigen Schweife um sich. Beide Gegner schienen ihre Gesammtkraft aufzubieten. Der Tiger war jedoch im Vortheil, denn er hatte das Krokodil an einer Stelle des Nackens gepackt, die es ihm unmöglich machte, den Kopf so umzudrehen, daß es den Feind mit seinem Zahnschlund erreichen konnte; und obgleich der Tiger von dem sägenartigen Schweife des Ungethüms die ärgsten Hiebe empfing, so schüttelte er sich bloß nach beendigtem Kampfe und schien durchaus keinen Schmerz zu verspüren. Er zerrte den überwundenen Alligator etwas weiter ans Ufer und setzte sich gerade so über denselben, wie eine Katze über einer gefangenen Maus sitzt, dann nahm er seine Beute ins Maul und schritt behaglich auf das Dickicht los. Ungefähr zehn Minuten später sahen wir ihn wieder aus dem Walde kommen; er starrte einige Minuten nach uns hin, ging dann langsam und in einer anderen Richtung, als wo er seine Beute gelassen hatte, weiter und ward nicht wieder gesehen. Weniger als eine Stunde nachher kroch der Alligator, der nur betäubt, aber nicht getödtet war, aus dem Gebüsch hervor und gelangte trotz seines desolaten Zustandes mit einiger Mühe zum Ufer. Er war indessen so übel zugerichtet, daß er nicht lange im Wasser bleiben konnte, und kam bald wieder ans Land; doch gebrauchte er die Vorsicht, nur einen Theil seines Körpers zu exponiren, und kehrte sein Gesicht gegen das Ufer. Nach sehr kurzer Zeit tauchte er wieder in die Tiefe und wiederholte während unseres Verweilens so ziemlich alle Viertelstunden seine Besuche am Ufer. Das Schauspiel war gewiß furchtbar schön und gehörte unseres Bedünkens zu denen, welche nur selten einmal vorkommen."
(A. J.)

— Wie ein Esel auch gescheidt seyn kann. Im März 1816 wurde zu Gibraltar auf der Fregatte „Ister" ein Esel nach Malta eingeschifft, der dem Schiffskapitain Dundas gehörte, welcher sich damals auf dieser Insel befand. Das Schiff gerieth nicht weit von der Landspitze Gat auf eine Sandbank, und man warf den Esel ins Meer, damit er vielleicht schwimmend ans Ufer gelangte, wozu aber wenig Aussicht war, denn die See ging so hoch, daß ein Boot, welches das Schiff verließ, zu Grunde ging. Einige Tage darauf stellte sich indeß unser Esel des Morgens am Thore zu Gibraltar ein und nahm, als es geöffnet wurde, seinen Weg nach dem wohlbekannten Stall des Kaufmanns Week, zum großen Erstaunen dieses Herrn, der nicht anders dachte, als daß das Thier zufälliger Weise gar nicht auf dem „Ister" eingeschifft worden wäre. Doch als das Schiff wieder einlief, um ausgebessert zu werden, löste sich das Räthsel, und es fand sich, daß der Esel nicht allein glücklich an das Ufer geschwommen war, sondern auch seinen Weg vom Cap Gat nach Gibraltar gefunden hatte, eine Strecke von mehr als 200 (Engl.) Meilen, durch eine gebirgige und labyrinthische von vielen Strömen durchschnittene Gegend, durch welche er noch niemals gekommen war, und zwar in so kurzer Zeit, daß er nicht einen unnützen Umweg gemacht haben konnte. Daß er auf dem Wege nicht angegriffen wurde, war dem Umstand zuzuschreiben, daß er früher die Verbrecher trug, die ausgepeitscht wurden, was zwei Löcher in seinen Ohren andeuteten, an die man die Uebelthäter fest zu binden pflegte. Die Bauern, welche diese Zeichen kennen, haben einen Abscheu vor solchen Esels und rühren keinen an.
(L. P.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

*) Wörtlich Zuklappe-Messer (clasp knife).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Montag den 30. September 1833.

Nord-Amerika.

Cooper's neuester Roman. (The Headsman.)

Wiederum drei Bände, und noch ist es kaum ein Jahr her, daß wir die Heidenmauer des Amerikanischen Schriftstellers anzuzeigen hatten. Es giebt aber auch keine fruchtbarere schneller gebärende Phantasie, als die der Romandichter, wenn sie erst einmal im Zuge sind. Man erinnere sich August Lafontaine's, Walter Scott's, Van der Velde's, Clauren's in seiner ehemaligen und Spindler's in seiner jetzigen goldenen Zeit. Die Weltgeschichte und das menschliche Herz sind allerdings zwei unerschöpfliche Vorrathskammern, die überall, wo er nur zugreifen mag, dem begabten Dichter Stoff für eine ganze Mitwelt bieten. Und hat er sein eigenes Land, die Sagen seines eigenen Volkes endlich ausgebeutet, so braucht er nur, wie Cooper, auf Reisen zu gehen, um in einem anderen Welttheil andere Landschaften und eine andere Geschichte aufzusuchen. Das menschliche Herz bleibt ja überall dasselbe, und wer einmal in seine Tiefen eingedrungen, wird zu den Herzen aller Nationen reden können und überall verstanden seyn.

Seitdem Cooper in Europa sich befindet, ist auch seine Muse eine Europäerin geworden. Italien war es zuerst (im Bravo), dann Deutschland (in der Heidenmauer), die er uns vorgeführt, und jetzt hat er uns nach der Schweiz versetzt. Wir machen gleichsam die Reisen mit, die der Amerikanische Dichter durch die schönsten Länder Europa's unternimmt; ja, wir könnten keinen besseren guide des voyageurs uns wählen, denn wo er sich niederläßt, hat auch die reizendste Natur ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und wo er die Chronik nachgelesen, da sind gewiß die interessantesten historischen Erinnerungen für uns. Ich sage: für uns; denn für ihn, den neuweltlichen Republikaner, sind unsere historischen Denkmäler vergeblich von keinem Werth. Er gebraucht die Romantik nicht, wie Walter Scott, als eine Fackel, um dunkle historische Landschaften so kunstvoll zu beleuchten, daß Burgen und Schlösser, Ritterthum und Mittelalter in idealer Färbung erscheinen; er betrachtet sie vielmehr als eine Dame, deren Kammerjungfer die Geschichte ist, die hier eine Ritterburg als Kopfputz und dort das Mittelalter als Schminke verwendet.

Der Henker (the Headsman) heißt der neueste Roman Cooper's; ein Titel, der nichts weniger als eine Schweizer-Geschichte errathen läßt, besonders solche Leser, die noch immer an „Mimili" denken. Aber die Schweiz hat sich in der letzten Zeit bekanntlich demimilisirt; das friedliche Alpenhorn ist zur politischen Trompete geworden, und statt des schäferlichen Idyllenlebens führen dort die Leute jetzt Pulver, Blei und Kommißbrod. Kein Wunder also auch, wenn der Romandichter, der ein Spiegel der Welt ist, die ihn umgiebt, Schrecken und Grausen in einer neuen Schweizer-Geschichte häuft. Glücklicherweise ist der Boden der Schweiz derselbe geblieben und giebt dem Seelenmaler noch immer zum reizendsten Stillleben Stoff, wenn sich der Pinsel an Gräuelscenen erschöpft hat. Noch immer ist der Züricher See so dunkel und so träumerisch wie damals, da er unseren Klopstock entzückte, und noch immer ist die Bergtrift der Alpen so grün und so üppig, wie zu Herrn Geßners Zeit, wenn auch Damon und Phillis längst nicht mehr ihre Heerden dort weiden.

Der Henker ist die Geschichte einer Familie in Bern, bei der das Nachrichter-Amt erblich ist und von Vater auf Sohn sich fortpflanzt. In diesem einzigen Gedanken liegt schon eine Welt voll Schauder. Man denke sich ein Kind in der Wiege, ein Kind, engelmild, wie die Kleinen, die so selig zur Sixtinischen Madonna hinaufschauen, und doch unwiderruflich zu dem blutigsten aller Handwerke bestimmt, ohne Mitleid von den Vorurtheilen der Menge schon jetzt zum Verworfenen für die ganze Lebenszeit erklärt. Ach, es ist schon so traurig, ein Paria geboren zu seyn, so schmerzvoll, seiner Kaste oder seines Glaubens halber, als Knabe und als Jüngling — der Mann hat es bereits verschmerzt — sich zurückgestellt zu sehen; wie viel erschütternder ist es aber, die menschlichen Neigungen eines edlen Gemüthes an das Unmenschliche gewöhnen, die Hand, die vielleicht eine liebende Mutter frühzeitig zur Bildnerin geübt, als das blutige Werkzeug der Zerstörung betrachten zu müssen! Die Lage eines solchen Unglücklichen schildert uns Cooper in seinem neuen Romane. Balthasar, der alte Scharfrichter, und Magdalena, sein Weib, sind vortrefflich gezeichnete Figuren: er, in seiner Resignation, dumpf und theilnahmlos geworden, sie, voll Fassung und Kraft, voll Liebe für die Ihrigen, um derentwillen nur, nicht aber um ihrer selbst, sie mit dem Schicksal grollt. Sigismund, ihr Sohn, der Henker durch Geburt, hat der Tochter eines Deutschen Edelmannes das Leben gerettet, und diese ist im Begriff, dem ihr seinem wahren Stande nach unbekannten jungen Mann mit ihrem Herzen auch ihre Hand zu reichen, als Sigismund sich als den erblichen Henker von Bern zu erkennen giebt. Der Kampf zwischen Liebe und Vorurtheil, Dankbarkeit und Abscheu bildet den Mittelpunkt der Geschichte, die etwas theatermäßig damit endigt, daß sich der vermeintliche Henkerssohn in den verlorenen Sohn eines Dogen von Genua verwandelt, und als solcher seine geliebte Adelheid heimführt. Christine, die zarte Schwester Sigismund's, und Maso il Maledetto, sein seemännischer Halbbruder, sind treffliche Gestalten, die einen tiefen Eindruck machen.

Bei einer früheren Gelegenheit bereits haben wir bemerkt, daß Cooper, aller ihm eigenen Darstellungsgabe ungeachtet, doch auf Europäischem Boden minder gewandt auftritt, als in der Heimath. Schon die Wahl des Stoffes zu seinem neuesten Romane — eines Stoffes, den die Pariser Melodramen-Dichter zum Theil schon so verbraucht haben, — würde jenen Vorwurf rechtfertigen; noch mehr aber thut es die Ausführung, die nicht selten in ein solches Detail übergeht, daß der Leser mit dem Zusammenhang auch die Geduld verlieren muß. Als gelungen im Kontraste mit solchen breiten Schilderungen sind dagegen die Seebilder zu nennen, die der Verf. hier anzubringen Gelegenheit hatte. Es ist freilich nicht die See, die Welten verbindende Atlantis, die hier mit ihren Göttern und Ungeheuern, mit ihren strömenden Wüsten und schwimmenden Festungen gemalt wird; aber auch der See, der alpenumgürtete Wasserspiegel, der kurz zuvor noch die sanften Mondstrahlen auf die stille Landschaft rings zurückgeworfen hatte, und jetzt von einem unterirdischen Dämon gepeitscht, seine felsigen Ufer zu überströmen droht, giebt zu den malerischsten Situationen Stoff. Wir entlehnen einer dieser Episoden, den einzigen, die sich fragmentarisch ausheben lassen, eine Skizze, die in ihrer grauenvollen Naturwahrheit an die kecken Scenen Salvator Rosa's erinnert.

Maso il Maledetto befindet sich auf dem Genfer See auf einem mit Gütern und Menschen beladenen Schiffe, das vom Sturm überfallen wird, und auf welchem Maso die Bekanntschaft eines schwärmerischen „Westphälischen Studenten" gemacht hat. Die Güter werden von der Mannschaft über Bord geworfen und —

„Der größere Theil der Ladung auf dem Verdeck war nun unwiederbringlich verschwunden, und die Bewegungen des erleichterten Fahrzeuges wurden lebhafter und freier. Maso rief ein Paar Leute von der Mannschaft zu sich, und mit ihnen zusammen wickelte er das Segeltuch wieder auf, denn es wehte eben ein warmer Luftzug, der erste seit mehreren Stunden, über das Fahrzeug. Als dies geschehen war, kehrte Maso zu den Arbeitern zurück, ermunterte sie durch seinen Zuruf und leitete ihre Thätigkeit durch seinen Rath. „Du bist Deiner Aufgabe nicht gewachsen", sagte er zu Einem, der sich eben vergeblich anstrengte, einen Ballen auf die Seite des Schiffes ein wenig abwärts von dem beschäftigten Schiffsvolke zu wälzen. „Du würdest gescheidter thun, den Anderen zu helfen, statt hier allein Deine Kräfte zu vergeuden." — „Ich fühle die Kraft in mir, einen Berg fortzubewegen; arbeiten wir doch für unser Leben!" — Maso lehnte sich etwas vor, um dem Anderen ins Gesicht zu schauen, und siehe da, es war der Westphälische Student, der sich auf eine so sinn- und zwecklose Weise abarbeitete. „Dein Stern am Himmel *) ist verschwunden", sagte Maso lächelnd, denn der Seemann hatte schon bei noch viel imposanteren Scenen gelächelt, als diejenige war, die ihn jetzt umgab. — „Sie schaut ihn noch immer an; sie denkt des Liebsten, der jetzt weit vom Vaterlande reist." — „Halt ein! Da Du's einmal so haben willst, will ich Dir helfen, den Ballen bei Seite schaffen. Hier pack' an, hier; ein Quentlein Kraft, das richtig angewandt wird, thut mehr als ein Pfund, das sich selber entgegenarbeitet." — Beide bückten sich und ihre vereinigte Kraft brachte nun das zu Stande, was der vereinzelten Anstrengung des Studenten unmöglich gewesen war. Das Kolli rollte auf den Seitenbord, und der Deutsche, außer sich vor Freude, jubelte bei der Arbeit laut auf. Das Schiff kippte und der Ballen fiel hinaus, als ob die leblose Masse plötzlich Lust bekommen hätte, die Evolution zu machen, der seine träge Last so lange widerstanden. Maso kam mit der Geschicklichkeit eines Seemannes bald wieder auf die Beine — denn die

*) Der Student hatte nämlich vorher einen Stern bezeichnet, den er und seine Geliebte in Deutschland verabredetermaßen zur selben Zeit ansähen, um auf diese Weise mit einander zu korrespondiren.

unerwartete Bewegung hatte beide Männer mit fortgerissen — aber sein Gefährte befand sich nicht mehr an seiner Seite. Niederknieend auf den Schiffsbord, sah er, wie der mächtige Ballen in dem dunkeln Elemente verschwand und die Füße des Westphalen nach sich zog. Er beugte sich hinüber, um den wiederauftauchenden Körper zu ergreifen, aber dieser kehrte nicht wieder auf die Oberfläche zurück, da er in den Stricken des schweren Kolli festsaß, oder, was eben so wahrscheinlich ist, der junge Mann, dessen Gemüth durch die schauerliche Nacht noch mehr aufgeregt worden war, hatte krampfhaft den Ballen umfaßt, der ihn unwiederbringlich in die Tiefe zog. Das Leben il Maledetto's war von Gefahren und Unfällen nur allzu reichlich ausgestattet; sehr oft schon hatte er Menschen plötzlich in den anderen Zustand des Daseyns übergehen sehen; er selbst war unter dem Geschrei, dem Aechzen und, was noch viel erschütternder ist, den Verwünschungen der Sterbenden ruhig geblieben; niemals aber hatte er bisher einem so kurzen und lautlosen Ende beigewohnt. Länger als eine Minute hing er hinübergebogen über das dunkle wogende Wasser, in der Erwartung, den Untergegangenen wiederkehren zu sehen, und als er endlich alle Hoffnung fahren lassen mußte, erhob er sich langsam, ein erschütterter, an das Ende gemahnter Mann. Indessen verließ ihn seine Umsicht auch jetzt nicht. Er erkannte die Nutzlosigkeit und selbst die Gefahr einer Störung der Arbeiter in ihrer Aufmerksamkeit, und so widerfuhr es denn dem unglücklichen Studenten, daß er ohne ein Wort des Bedauerns oder der Mittheilung über sein Schicksal dahinschied. Niemand außer dem fremden Seemanne wußte etwas von seinem Untergang, und von Allen, die den Tag in seiner Gesellschaft zugebracht hatten, vermißte ihn Keiner. Sie aber, der er an den Ufern der Elbe Treue gelobt hatte, sie schaute lang nach jenem bleichen Stern und härmte sich bitter darum, daß ihrem treuen Herzen kein anderes entgegenschlug. Ihre innige Liebe überlebte lange Zeit den Gegenstand derselben, denn sein Bild war tief in der Seele eines wahrhaft weiblichen Geschöpfes eingegraben. Tage, Wochen, Monate und Jahre brachte sie in freudenloser Hoffnung hin; aber der dunkle Genfer See verrieth niemals sein Geheimniß, und derjenige, dem ihres Geliebten Schicksal allein bekannt war, erlebte bald so viele neue Ereignisse, daß ihm jener Unfall, wenn auch nicht ganz aus dem Gedächtniß gekommen, doch in sehr kurzer Zeit nicht viel bemerkenswerther als hundert andere Begebenheiten geworden war." J. Lehmann.

Bibliographie.

- Records of a good man's life. (Aus dem Leben eines guten Menschen.) Von W. E. Taylor. New-York.
- Select speeches. (Ausgewählte Reden.) Von John Sergeant. Philadelphia.
- The american flower-garden directory. (Der Amerikanische Blumengärtner.) Von Hubert und Bois. Philadelphia.
- The new universal gazetteer. (Neues Zeitungs-Lexikon.) Von Ed. W. Joes. New-York.

England.

Narrative of voyages etc. (Cap. Owen's Reise ꝛc.)

(Schluß.)

Unterhaltend ist der Bericht von einem Besuche, der bei dem Könige eines der Afrikanischen Gebiete abgestattet ward. Lieutenant Boteler begab sich in das Land, von einem vornehmen Eingebornen begleitet, der Englisch Bill heißt, um mit Mayetta, dem Oberhaupte der Gegend, eine Zusammenkunft zu veranstalten.

„Nachdem zwei Stunden Weges zurückgelegt waren, fing Lieutenant Boteler zu vermuthen an, daß Bill ihn irre führen wollte, wie kurz zuvor den Capitain Cutfield, und machte ihm demgemäß Vorwürfe wegen seiner Treulosigkeit. Bill, der seine Ehre auf dem Spiel sah, verließ die Partie, um Mayetta allein zu suchen. Er war etwa zwei Stunden abwesend und von Mayetta noch keine Spur. Lieutenant Boteler schickte sich demnach zur Rückkehr an, da er länger noch zu warten für thöricht hielt. Sie hatten etwa den halben Weg gemacht und kamen eben aus dem Dickicht eines Waldes hervor, als sie, zurückschauend, von dem Anblicke einer Reihe glänzender Speere überrascht wurden, die rasch auf sie zueilte. Lieutenant Boteler schloß daraus, daß einer der Häuptlinge sich nahe, und ließ, scheinbar, um dem Heranziehenden eine Ehre zu erweisen, in Wahrheit aber als Vorsichtsmaßregel, seine Leute sich in Reihe stellen und einige funfzig Schritte vorrücken. Zuerst sah er Stangelly, der hergelaufen kam, um ihm die Ankunft Mayetta's und seiner Leibwache anzuzeigen; bald erschien dieser selbst mit einem Gefolge von mehr denn 100 Mann, die mit Speer und Schild bewaffnet waren; Einer ging unmittelbar vor ihm her mit einem großen weißen Stocke, um die zudringlichen Neugierigen abzuhalten. — Mayetta war nahe an 6 Fuß hoch, ungefähr 22 Jahr alt, von männlichem und ansehnlichem Aeußern. Er trug einen langen Mantel von scharlachrothem Zeuge, reich mit Goldborten besetzt, deren jede mehr als einen halben Zoll breit war. Seine Umgebung drückte große Ehrfurcht in dem Tone ihrer Stimme aus; doch ward weder Salaam noch irgend eine andere Begrüßungsformel ausgesprochen. Mayetta schien über die Anwesenden sehr erfreut, und nachdem Capitain Owens Brief ihm war verdolmetscht worden, hielt er beinahe ein halbe Stunde ein freundliches Gespräch. Lieutenant Boteler verabschiedete sich und bezeigte seine Ergebenheit dadurch, daß er die Schiffe allerlei Manöver machen und mehrere Geschütze abfeuern ließ. Fire, der ihn begleitete, hatte schon beim Landen sich sehr ergötzt gezeigt durch die Leichtgläubigkeit der Engländer, welche sich einbildeten, die Eingeborenen würden es zugeben, daß sich ihr König zeigte: ja, er versicherte, daß man in seinem Vaterlande einen Menschen bereit halte, der nöthigenfalls als Landesherr fungirt, um Fremde aufzunehmen und sich ihnen als Souverain zu präsentiren." —

Fast scheint das Mährchen von dem fliegenden Holländer, der sich in den Seen nahe am Kap aufhalten soll, nicht ganz irrthümlich. Wenigstens giebt es unter jener Breite optische Täuschungen, die das Bild und die ganze Einrichtung eines Schiffes darstellen. Ein Fall ähnlicher Art wird auch von unserer Expedition erzählt:

„Am Abend des 6. April ward die „Barracouta" etwa in 2 Meilen Entfernung gesehen. Davon überrascht, daß sie uns so nahe sey, glaubten wir, sie wäre es gar nicht; bald aber überzeugte uns die Einrichtung des Takelwerkes, so wie andere Umstände, daß wir uns nicht geirrt; ja, wir sahen sie so deutlich, daß wir sogar mehrere wohlbekannte Gesichter auf dem Verdeck bemerkten, die nach unserem Schiffe sahen. Wir verwunderten uns, als sie nach längerer Zeit noch keine Versuche machte, sich uns zu nähern, sondern abseits blieb. Da sie schon dem Hafen, zu dem wir beide bestimmt waren, sehr nahe war, berücksichtigte Capitain Owen ihre Weiterfahrt nicht mehr. Mit Sonnen-Untergang sahen wir, daß sie ein Boot aussandte, offenbar, um einen Mann an Bord zu holen. Die ganze Nacht hindurch konnten wir weder Licht, noch eine andere Spur von ihr bemerken. Den nächsten Morgen ankerten wir in Simons Bai, woselbst wir eine ganze Woche lang ängstlich ihrer Ankunft entgegenharrten. Aber es hat sich späterhin ergeben, daß um diese Zeit die „Barracouta" über 300 Meilen von uns entfernt war, und auch kein anderes Schiff der Art war am Kap gesehen worden. Diese Erzählung soll nicht etwa dazu dienen, den Mährchen und Wunder-Geschichten neue Dokumente zuzuwenden oder den phantastischen Visionen des Aberglaubens Zuwachs zu bereiten, sondern es wird nur erwähnt, als ein wahrhaftes für jetzt unerklärliches Faktum, das gewiß natürlichen, wahrscheinlich höchst einfachen Ursachen zugeschrieben werden muß. Zeit oder Zufall werden es wohl auflösen; bis dahin kann die Phantasie derer, die sich in wundervollen Phantasiegebilden heimlich fühlen, dieses Schiffs-Phantom als ein übernatürliches Mysterium festhalten und anstaunen."

Die Geschichte von Mombas, einer Niederlassung an den Küsten von Arabien, ist außerordentlich interessant. Es war früher Besitzthum der Portugiesen, befreite sich nachher und fiel dann in die Hände des Imaum von Muskat, eines benachbarten Usurpators, befindet sich jetzt in der Gewalt der eingeborenen Araber, die von ihren Rivalen jedoch so gedrängt sind, daß sie sich gern den Engländern in die Arme würfen. Wir waren davon unterrichtet, daß es durch seinen Meerbusen eine treffliche Station für Schiffe abgeben würde, die den Mozambique-Kanal passiren, daß wir, falls wir davon Besitz nahmen, einen militairisch- und kommerziell-wichtigen Punkt gewännen, der den Handel mit Madagaskar erleichtern und endlich der Civilisation Ost-Afrika's, so wie der Aufhebung des Sklavenhandels, Vorschub leisten würde.

In den Einöden einer Afrikanischen Niederlassung, genannt Chavonga, von aller Communication abgeschnitten, entdeckten Herr Browne und seine Expedition einen weiblichen Souverain (wahrscheinlich eine Spanierin von Geburt), welche die sie besuchenden Reisenden mit liebevoller Gastfreundlichkeit aufnimmt, und der wir nichts zu vergleichen wüßten, unsere ausgezeichnete Landsmännin, Lady Hester Stanhope, ausgenommen.

„Donna Pascoa war Beherrscherin dieses Distriktes, wofür sie jährlich 96 Spanische Dollars dem Könige zahlte, noch andere Abgaben ungerechnet. Sie hat keine Soldaten, außer einer von den eingeborenen Negern gebildeten Miliz, die sie selbst kommandirt; doch stehen ihr von Sofala aus in 8 Tagen größere Hülfsquellen zu. Von der Süd-Westgränze ihres Territoriums werden die großen Stämme gebracht, aus denen die enormen Canots erbaut werden, deren Transport auf Rollen vollbracht wird, was bei täglich zurückgelegten 5 Meilen einen Monat Arbeit erfordert. Dies ist eine reiche Quelle für die Revenuen der Donna, die nach ihrer Versicherung bedeutend wachsen dürfte, wenn ihr die Bearbeitung zweier Goldminen gestattet würde, die nach ihrer Aussage von Lieutenant Browne vor kurzem in ihrem Gebiet entdeckt worden. Die Abgaben erhält sie durchweg in Naturalien, bestehend in Wachs, Geflügel, Fleisch, Oel, Vegetabilien, Reis ꝛc.; das Verhältniß derselben ist nicht näher bestimmt. Ihre häusliche Einrichtung war sehr splendid. Die Tafel war reich servirt, die Speisen köstlich. Sie war früher mit dem Handel ausschließlich beschäftigt und galt für die reichste Frau des Landes; ihr Agent war ein Banyane, einer aus der Kaste der Inder von der linken Hand, der das Land mit Indischen und Europäischen Waaren bereiste, und Geld, Elfenbein und Sklaven einhandelte. Radama, der König von Madagaskar, nimmt eine der interessantesten Episoden des Buches ein. Er scheint ein eben so entschiedener Reformator, wie der Türkische Sultan, und hat, wie Jener, Janitscharen und Turban, so jede selbstständige Macht im Staate und alle Zeichen der Nationalität getilgt. Der Widerstand, den er hierin bei einer Gelegenheit erfuhr, war fast zu lächerlich, als daß er die ernsten Maßregeln verdient hätte, die er dagegen brauchte."

„Die Sitte, das Haar lang wachsen zu lassen, es dann zusammenzuflechten und mit einer großen Quantität von Kakao-Oel und Fett zu beschmieren, erschien dem Radama als eine Quelle von Unsauberkeit und Inkonvenienz, zumal für seine Soldaten. Er hielt daher, um der Maßregel auf möglichst gelinde Weise Eingang zu verschaffen, eine Revue und erschien zum Erstaunen Aller nach Weise der Engländer mit ganz kurz abgeschnittenem Haar. Die jungen Leute, die es gern ihrem Könige in allen Stücken nachthun wollten, eilten, so rasch sie konnten nach Hause, und kamen, noch bevor Radama sich entfernt, mit kurzem Haar zurück. Die älteren Männer konnten sich nicht so leicht entschließen, die ihnen theuer gewordenen langen

Haare zu opfern; die Weiber zumal brachen in ein ungeheures Geschrei aus; denn es machte ihren Stolz aus, ihren Eheherren das Haar zu flechten und in Zierlichkeit und Geschmack bei dieser Arbeit mit einander zu wetteifern. Durch dies kleine Zeichen von Liebe wurden oft die mürrischsten Gemüther erheitert und manche ernste Ehestands-Scene freundlich gewandt. Eine Sitte, wie diese, die wie Orphische Musik die Gemüther sänftigte, konnte natürlich nicht ohne Sträuben aufgegeben werden von denen, die ihre heilsame Wirkung oft erfahren. Die Folge war, daß die Frauen in Masse auf Radama losstürmten und tumultuarisch die Wiederherstellung der alten Sitte forderten. Der Fürst setzte vergeblich Gründe entgegen; ihr Blut war aufgeregt, ihre Zungen in Bewegung, und Radama mußte nach anderen Mitteln sich umsehen. Große Aufregung war entstanden und eine Revolution stand unabwendbar bevor, gegen welche entscheidende Präservative nöthig waren. Radama berief seine Wachen, bezeichnete ihnen die revolutionnairsten unter den Frauen und befahl, sie in ein benachbartes Gehölz zu schleppen und dort ihr Haar so abzuschneiden, daß es nie wieder wachse. Sie gehorchten, gingen ins Gehölz; aber es entstand über die Interpretation des allerhöchsten Befehls Zweifel."

„Wie ist das zu machen?" fragte Einer den Anderen. „Wie wir es abschneiden, wird es wiederwachsen!" Nach einiger Ueberlegung glückte es ihnen endlich, den richtigen Sinn der Worte Radama's zu diviniren. Sie — schnitten ihnen die Köpfe ab. — Das Mißvergnügen über die harte Execution ward bald beschwichtigt, das kurzgestutzte Haar eingeführt, und jene alte so beliebte Haartracht ist jetzt lächerlich und wird als barbarisch verachtet."

Wie kleinlich und nichtsbedeutend diese Maßregeln sind, so zeigen sie doch, daß Radama die Disziplinirung und Civilisation seiner Unterthanen bezweckte, und wirklich ist es ihm bereits gelungen, Alles besser zu ordnen und sein Militair ganz auf Europäischem Fuße zu organisiren. Wir geben einige Züge zu dem Bilde dieses Madegassischen Reformators.

„Radama ist über 30 Jahr alt, nicht höher als 5 Fuß 5 Zoll und hat ein anmuthiges, feines Ansehen. Er schreibt und spricht Englisch und Französisch mit Geläufigkeit. Wenn er spricht, ist sein Haupt gesenkt; kein Wort entfuhr ihm, das nicht angemessen und wohl erwogen wäre. Seine Stimme ist langsam, kombinirend, und er hält zuweilen inne im Sprechen, um Zeit zum Besinnen zu erhalten."

Auf der Küste zwischen Carisen und dem Camaruns-Strome in der Nähe von Fernando Po sahen unsere Reisende Schiffe von bedeutender Größe in großer Anzahl. „Mit merkwürdiger Geschicklichkeit werden diese Canots von einem Manne gelenkt; er sitzt in der Mitte, an der einen Seite hängt eine Stange herunter, die das Canot vorwärts zu bewegen dient, er selbst hält ein Ruder; nur etwa ½ Fuß von dem Canot ist über der Wasserfläche sichtbar; die geringste Erschütterung reicht hin, ihn unsichtbar zu machen; mit einer fast unglaublichen Gewandtheit schöpfte er das von Zeit zu Zeit eindringende Wasser wieder aus. Wir gingen etwa vier Meilen in einer Stunde, und das Canot hielt mit uns gleichen Schritt, ohne die geringste Anstrengung. Es führte keine andere Fracht, als Fische, für die ein sehr hoher Preis gefordert wurde, auf welchem sie bis unmittelbar vor ihrer Abfahrt bestanden, wie sehr es ihnen auch sichtlich darum zu thun war, Rum dafür zu erhalten. Der Tausch ward von dem Hintertheil des Schiffes aus vollzogen; denn in unser Schiff zu kommen fürchteten sie sich, weil sie glaubten, ins Wasser geworfen zu werden."

Die Ausführlichkeit unserer Auszüge aus dem Buche wird ein Zeugniß für das Interesse desselben geben; es ist eine reiche Quelle der Belehrung, und wir können unsere Leser, denen die Bereicherung geographischer Kenntniß am Herzen liegt, nicht dringend genug zur Lesung des Buches selbst auffordern. (A.)

Bibliographie.

- The parents cabinet of amusement and instruction. (Kabinet der Unterhaltung und Belehrung.) 2 Bde. Pr. 7 Sh.
- The conjugation of the greek verb. (Die Griechische Conjugation, nach dem Systeme des Prof. Thiersch.) Von J. G. Tiarks. Pr. 3 Sh.
- Europe. (Politische Gedichte.) Von Charles Owen Apperley. Pr. 5 Sh.
- Historical novels. (Geschichtliche Novellen.) I. De Foix. Von Mrs. Bray. Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Polizei zu Konstantinopel.

(Aus dem zweiten Bande von Michauds Correspondance d'orient.)

Ich hätte von der Polizei dieser großen Stadt einen vollständigen und gewissermaßen offiziellen Begriff geben mögen, denn es ist oft behauptet worden, daß die Polizei der Spiegel großer Städte sey, aber über diesen Punkt sind nicht leicht Dokumente zu erhalten. Wenn der Despotismus eine einfache Idee ist, so ist doch oft nichts zusammengesetzter, als die Mittel, deren er sich bedient. Es geht hier mit der Polizei, wie es in jedem anderen Lande mit Dingen geht, die der ganzen Welt obliegen; man kann ziemlich sicher seyn, daß Niemand sich recht ernstlich damit beschäftigt. Jeder Mann von Bedeutung hat hier seine Polizei, sie wird in jeder Wachtstube gehandhabt, der Sultan, der Groß-Wesir, der Seraskier geben sich oft persönlich damit ab. Bei dieser Menge von Polizei-Behörden fragt sich der Reisende, der die Straßen Konstantinopels durchwandert, wem es denn obliegt, die Stadt zu reinigen, und den Koth und Unrath fortzuschaffen? Es scheint, daß man dies bis jetzt den Regengüssen überlassen hat, welche zuweilen die Straßen und öffentlichen Plätze säubern, und den Hunden und Geiern, welche die Aeser verzehren. Indeß muß ich Ihnen doch anzeigen, daß man in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, unter meinem Fenster einen Firman bekannt macht, welcher allen Einwohnern besiehlt, vor ihren Häusern fegen zu lassen. Man sagt, dieser Befehl gehe von dem Kaimakan aus. Ich lege viel Gewicht auf diese glückliche Neuerung, und will, daß die Nachricht davon in unseren civilisirten Ländern verkündet werde.

Man kann nicht von der Gesundheits-Polizei sprechen, ohne die Pest zu erwähnen, die so oft Konstantinopel verheert, und deren öftere Wiederkehr man der Unreinlichkeit dieser Stadt zuschreibt. Dieser Vorwurf, den man der nachlässigen Muselmännischen Verwaltung macht, ist nicht ohne Grund; ich glaube jedoch, daß der öftere Einbruch dieser Plage mehrere andere Ursachen hat, die man unerwähnt ließ. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Türken durch häufige Abwaschungen sich reinlich erhalten, und daß ihre Häuser, im Ganzen genommen, in gutem Stande gehalten werden. Die Einwohner wohnen nicht so dicht an einander gepreßt, und das Terrain, auf welchem die Stadt gebaut ist, bildet fast überall eine abhängige Ebene, welche dem Unrath nicht lange gestattet, an derselben Stelle zu bleiben. Die Unreinlichkeit ist also hier kein genügender Grund, um die öfteren Verheerungen der Seuche zu erklären; mir scheint, man könnte sie richtiger dem Mangel an Aufsicht in Betreff der eingeführten Waaren und der ankommenden Fremden zuschreiben. Aber es ist wahrscheinlich, daß man in diesem wichtigen Punkt nie andere Vorsichts-Maßregeln nehmen wird. Wie sollte man die Türken dazu bewegen, die Zugänge Konstantinopels zu bewachen? Wie sie dahin bringen, zu gleicher Zeit zu Lande und zur See auf der Hut zu seyn? Wenn die Pforte sich jemals dazu entschlösse, alle nothwendige Maßregeln zu ergreifen, so würde sogleich der Handelsstand und besonders das National-Vorurtheil laut Einspruch dagegen thun. Seit zwei Jahren hat sich die Pest hier nicht gezeigt; der Dank dafür gebührt allein der Vorsehung.

Wenn man die Gesetzgebung der Ottomanen studiert und ihr bis in die neueren Zeiten folgt, so kommt man auf eine sonderbare Bemerkung, daß nämlich dieses Volk die Stelle einer civilisirten Nation eingenommen hat, ohne das Geringste an seiner Barbarei zu ändern, und daß es sich in einer großen Stadt niederließ, mit Gesetzen, die für kriegerische Horden und Nomadenstämme berechnet sind. Gehen wir zu den Epochen zurück, die der jetzigen Regierung vorangingen, so sehen wir, daß diese große Hauptstadt, deren Umfang so wenig mit der Gesetzgebung der Türken im Einklange steht, zuweilen diejenigen in Verlegenheit setzte, die sie regierten. Dann fanden die Häupter des Reichs kein anderes Mittel gegen das Uebel, als einen Theil der Bevölkerung fortzuschaffen, den Fremden den Eintritt zu versagen und die Vergrößerung der Stadt durch neue Bau-Anlagen zu verbieten. Die Türkische Regierung gestand gewissermaßen durch die seltsame Politik ein, daß ihre aus der Wüste mitgebrachten Gesetze und ihre im Feldlager geübte Verwaltung nicht hinreichten, Ordnung und Frieden in einer volkreichen und blühenden Stadt zu erhalten. Es hat sich seitdem nichts geändert, die alte Barbarei besteht noch immer in allen Institutionen, die man sich jetzt bemüht aufzufrischen oder zu verbessern. Die Provinzen stehen noch immer unter militairischer Zucht, die Justiz der Kadis wandert umher, wie zu den Zeiten der Nomadenhorden, und die Polizei wird zu Stambul auf dieselbe Weise gehandhabt, wie im Lager oder bei einer Armee.

Alle Reisende sprechen von der strengen Aufsicht, welche die Regierung dem Verkauf der Lebensmittel widmet. Diese Aufsicht ist eine Folge der Furcht, welche man hier vor dem Volke hat, eine Furcht, die weit größer ist als in den Ländern, wo dessen Souverainetät so laut verkündet wird. Besonders wacht die Behörde über die Bäcker. Wenn man einen dabei betrifft, daß er nach falschem Gewicht verkauft, so wird er ergriffen, erhält die Bastonade, oder wird auch mit einem Ohr an die Thür seines Ladens festgenagelt, zuweilen auch wohl strangulirt. Hat sich der Herr aus dem Staube gemacht, so hält man sich an den Gesellen, denn ein Opfer muß man haben. So verurtheilt bei uns die Justiz mitunter den verantwortlichen Redacteur eines Journals, der gewöhnlich eben so unschuldig ist, wie der Bäckergeselle. Wir haben zuweilen die Türkische Polizei in den Straßen und besonders in den Bazars umherwandern sehen. Ihr äußerer Aufzug ist eben nicht imposant, aber sie erregt darum nicht weniger Schrecken. Sehr oft verurtheilt sie selbst die Uebelthäter und bestraft sie auf der Stelle, wenn sie sie auf frischer That ertappt. Wenn sie sie aber auch nicht auf der Stelle verurtheilt, so wird die Sache doch nicht in die Länge gezogen, denn die Muselmännische Justiz ist nicht langsam, und in diesem Punkte kann man den Türken nicht vorwerfen, daß sie mit keiner Sache zu Ende kommen. Die Prozedur, Sentenz und Execution dürfen hier in der Regel nicht mehr Zeit nehmen, als nach Aristoteles der Inhalt einer Tragödie; alles muß in 24 Stunden abgemacht seyn.

Wenn wir so in den Quartieren Stambuls umherwandeln, hören wir fast beständig das Jammergeschrei derjenigen, welche die Bastonade erhalten, und begegnen oft Leuten in den Straßen, die sie eben empfangen haben. Es ist hier schwer, die Hand der Polizei oder der Justiz zu erkennen, denn sie sind sich immer so nahe und einander so ähnlich, daß ein Fremder sie selten unterscheiden kann. Bei Kapitalstrafen gehen die Henker eben so schnell zu Werke, wie die Richter, und die Formalitäten sind bald erfüllt. Soll der Verbrecher gehängt werden, so braucht der Henker nur einen Nagel und einen Strick; die erste beste Ladenthür genügt dieser schnellen Rechtspflege. Soll Einer enthauptet werden, so geschieht es an einer

Straßenecke, und sein Körper bleibt da liegen, mit dem Fiasko auf der Brust und den Kopf im Arm, wenn es ein Türke ist; ist es ein Rajah, so hat er ihn zwischen den Beinen. Die Menge geht an diesem Schauspiel vorüber, ohne darauf zu achten. In Konstantinopel erregen die Hinrichtungen keinen Zusammenlauf, aus zwei Ursachen; erstlich erfährt es das Publikum nicht zeitig genug, zweitens macht man hier zu wenig aus dem Leben eines Menschen, um darauf neugierig zu seyn, ihn sterben zu sehen.

Die Polizei der Hauptstadt erlaubt sich selten Haussuchungen, was mitunter unschuldige Opfer rettet, aber auch oft Verbrecher. Man darf das Hausrecht nur mittelst eines Firmans des Sultans verletzen. Dieses Vorrecht, welches das Innere der Häuser genießt, kommt dem Verbrecher weit mehr zu Statten, als der Menschlichkeit und der Tugend. Die Muselmännische Religion breitet ihren Schleier über das Innere der Familien. Die Justiz selbst, diese Tochter des Himmels, darf in keinen Harem dringen. Es gehen in den Harems schauderhafte Gräuelthaten vor, und die Polizei kann sie nicht ausforschen. Wie viele Verbrechen gegen Natur und Blutbande, wie viele Unthaten der Gewalt und der Bretrüberei, gleich denen, welche man täglich vor unseren Tribunalen verhandeln hört, werden täglich in Stambul begangen, und bleiben in dem heiligen Dunkel begraben.

Sie können sich denken, daß unter einer mißtrauischen und verdachtvollen Regierung, wie die der Türken, die politische Polizei nicht vernachlässigt wird. Diese Polizei zeigt sich in ihrer größten Strenge in den Augenblicken einer Krisis. Alsdann sendet man verkleidete Männer, selbst Frauen, an öffentliche Orte, namentlich nach Kaffeehäusern und Bädern. Es geschah selbst während der letzteren Revolutionen, daß die Regierung das Volk durch einen Firman vor den Maßregeln warnte, die sie ergreifen würde, indem sie so nach einem Türkischen Ausdruck versuchte, den Schwätzern die Zunge mit der Scheere der Drohung abzuschneiden.

Diese Art von Warnungen, welche einige Aehnlichkeit mit der Aufforderung haben, die man bei uns an einen zusammengerotteten Haufen ergehen läßt, gleicht gewöhnlich dem Blitz, auf den unmittelbar der Donner folgt. Kaum haben ruhige Leute Zeit, aus dem Wege zu gehen, um der Kaiserlichen Justiz Platz zu machen, welche, ihrer Drohung getreu, Alles hinopfert, was ihr in den Weg kommt. Vor einigen Monaten konnte man zu Konstantinopel sehen, wie weit die Strenge dieser politischen Polizei gehen kann. Es hatte sich unter dem Volke ein Murren wegen des Traktates mit den Russen erhoben, man fürchtete einen Aufstand. Der Seraskier ließ das Publikum warnen, daß er in der Stadt umhergehen und alle Unruhestifter bestrafen würde. Kaum hatten die Tschauus sein Manifest verlesen, als der Minister des Sultans bereits erschien, von einer großen Anzahl Soldaten begleitet. Alle, die man in den Straßen antraf und die verdächtig schienen, wurden auf der Stelle strangulirt. Man nahm sich nicht die Mühe, Verhaftungen vorzunehmen. Zwei- oder dreihundert Köpfe fielen, „und so", sagte der Seraskier, „sollen künftig alle vernagelte Köpfe, alle blödsinnige Pinsel bestraft werden, die von Dingen reden wollen, welche sie nicht verstehen."

Stambul ist übrigens diejenige Stadt, wo man die wenigsten Herumtreiber, Bettler und gewerbloses Gesindel antrifft. Dies wird Sie nicht wundern, wenn Sie erfahren, was man zu diesem Zweck gethan hat. Nach der Vertilgung der Janitscharen schickte man Alles aus Konstantinopel fort, was der Regierung Verdacht einflößen konnte. Auf diese Weise wurden mehr als 20,000 Personen vertrieben. Die Ottomanische Polizei bedient sich, wie Sie sehen, der Revolutionen, um die Ordnung herzustellen, wie die Natur die Stürme anwendet, um die Luft zu reinigen.

Wollen Sie wissen, ob die Türkische Regierung auch darauf bedacht ist, das Volk zu unterhalten? Es war bei den Alten eine große Angelegenheit, und ist es noch bei unseren Europäischen Regierungen, den großen Haufen, der fast immer Langeweile hat, und alsdann so schwer zu lenken ist, zu beschäftigen. Das Türkische Volk hat die bewundernswürdige Eigenschaft, daß es sich nie langweilt, und daß es öffentliche Belustigungen als der Muselmannischen Gravität unwürdig betrachtet. Die Religion der Osmanli's hat in ihren Ceremonien nichts, was sie zerstreuen oder ihre Einbildungskraft in Bewegung setzen könnte. Stambul bietet ihnen kein anderes Fest als den Bairam, kein anderes Schauspiel, als die Gaukeleien der Taschenspieler und die rohen Aufzüge der Karagesen.

Wenn man die Muselmänner in der Nähe beobachtet, findet man sie, dem Charakter und den Sitten nach, äußerst friedfertig. Nur in Augenblicken einer Krisis, oder wenn ihr Fanatismus in Feuer geräth, sind sie schwer zu bändigen. Die Muselmänner kennen die Hazardspiele nicht, die in unseren großen Hauptstädten so viele Unthaten erzeugen. Die Verhältnisse beider Geschlechter sind bei ihnen von der Art, daß keine Streitigkeiten entstehen können. Obgleich viele Türken weder den Wein noch den Branntwein meiden, so muß man doch sagen, daß sie sich selten an öffentlichen Orten dieser Leidenschaft überlassen. Sie kommen nie in großer Zahl zusammen, weder an Festtagen, noch zum Vergnügen. Ihre Unterhaltung ist nie lebhaft genug, daß Wortwechsel oder Streit entstehen könnte. Man hört oft von einem Mord sprechen, aber selten bei der Mörder Mitschuldige. Uebrigens ist das Tragen der Waffen den Militairs sowohl, als den Einwohnern untersagt, und die Truppen, einer strengen Disziplin unterworfen, sind nicht mehr wie ehemals der Schrecken der Hauptstadt.

Sie wissen, daß in der Levante alle Europäer, die demselben Lande angehören, den Titel Nation annehmen. So hört man bald von der Italiänischen, Deutschen, Französischen Nation sprechen. Alle diese Nationen bewohnen Pera, und obgleich sie zusammen keine 3000 Köpfe ausmachen, so machen sie doch mehr Lärm, als alle eingeborene Nationen zusammen, und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß sie, mit Ausnahme einiger achtbaren Kaufleute, den Muselmännern eine erbärmliche Idee von unserer christlichen Welt geben müssen.

Wenn ich nicht fürchtete, mit den hohen Mächten in Pera zu zerfallen, so hätte ich wohl Lust, da ich einmal bei dem Kapitel der Polizei bin, Ihnen auch etwas von der Polizei zu Pera, die auf dem edlen Hügel ausgeübt wird, wo die Diplomatie die Regierung führt, zu sagen. Da die Politik dieses Landes oft nur auf entgegengesetzte Interessen gegründet ist und nur von wetteifernden Leidenschaften in Bewegung gesetzt wird, so ist es eine Haupt-Angelegenheit, sich zu bewachen, zu belauern, sich gegenseitig ein Bein unterzuschlagen. Es giebt Zeiten, wo das wichtigste Geschäft einer Gesandtschaft darin besteht, zu erforschen, was bei einer anderen Gesandtschaft, deren Projekte man fürchtet, im Werke ist. Viele Griechische und Armenische Schützlinge werden gebraucht, um diese fast immer gegenseitige Neugier zu befriedigen. Man vernachlässigt auch die Dienste der Osmanli's nicht, denn es gilt auch, zu wissen, was bei dem Reis-Efendi, bei den Gliedern des Divans und selbst am Hofe Sr. Hoheit vorgeht. Dies Alles geschieht unter den Augen einer Regierung, die ihrem Sturze zueilt, und in der öffentlich eingestandenen Absicht, einigen Vortheil aus ihrem Falle zu ziehen. Wenn man nichts selbst dabei gewinnen kann, so muß man wenigstens suchen zu verhindern, daß nicht ein Anderer dabei gewinne. — So ist großentheils die Europäische Diplomatie in Pera beschaffen. Ich beabsichtige keine Satyre. Unter den hiesigen Diplomaten giebt es mehrere, die ich liebe und verehre, aber ich wollte Ihnen eine Idee von dem Zustande der Dinge geben, wie er gestern war, wie er morgen und künftig immer seyn wird. Wenn ich an alle diese Bestrebungen des Ehrgeizes denke, die um einen wankenden Thron wetteifernd ihr Wesen treiben, so ist es mir, als sähe ich einen Haufen gieriger Erben, die sich um einen armen Sterbenden drängen, dem man langes Leben wünscht, dem Jeder eine Medizin oder ein Hausmittel vorschlägt, und dessen Erbschaft man doch mit Ungeduld erwartet. Bemerken Sie, wie alle diese Leute sich einander anfeinden, wie sie sich bewachen, indem ein Jeder fürchtet, daß der Andere sich ein Stück Möbel forttrage, oder daß die Geschicklichkeit seines Nebenbuhlers dem Erblasser eine günstige Verfügung entlocke. — Man könnte diese Vergleichung noch weiter ausführen. Sie wird Ihnen vielleicht etwas gemein scheinen, um so große Interessen, wie die des Orients, zu bezeichnen; aber gleicht nicht das Größte in der Welt oft dem Gemeinsten?"

Bibliographie.

L'art poétique du romantisme. (Die Poetik des Romantizismus.) Von einem Klassiker. Pr. 1 Fr.
L'ame et la solitude. (Lyrische Gedichte.) Von Achille du Clésieux. Pr. 7 Fr.
Childe Harold. — In Französische Verse übertragen von F. Rogon. Pr. 4 Fr.
Deux Charles en Écosse. (Karl II. und Karl X. in Schottland.) Gedichte vom Marquis v. Belory. Pr. 1½ Fr.
La colonne Napoléon. (Die Säule auf dem Vendôme-Platz.) Ode von Emil Roulland. Pr. 2 Fr.
Mes heures perdues. (Gedichte.) Von Felix Arvers.
Miscellanées. (Vermischte Gedichte.) Von L. Buquet. Pr. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Atmosphärische Vorboten der Cholera. Das folgende Phänomen, welches 1831 in Damaskus dem Eintritt der Cholera voranging, scheint die Hypothese derer zu bestätigen, welche diese Krankheit atmosphärischen Ursachen zuschreiben. „Eine Thatsache", heißt es von dort aus, „die uns nicht wenig bestürzt machte, war ein in unseren Gegenden ganz ungewöhnliches Phänomen. Wir bekommen hier von Anfang Mai bis Oktober nie eine Wolke zu sehen, und der Himmel ist ganz leer von Dünsten. Dieses Jahr dagegen ist die Atmosphäre seit Anfang Juli sehr dicht und die Sonne bleich. Am Morgen, mehr als eine Stunde vor Sonnen-Aufgang, erscheint der östliche Himmel roth wie Blut, während ein gelbliches, sehr widerwärtiges Licht die Erde erhellt. Wenn die Sonne emporsteigt wird die Röthe schwächer; allein es kostet ihr mehr als eine Viertelstunde, bis sie die Dünste zerstreut hat, hinter denen sie wie durch Gaze schimmert. Zur Nacht zeigt sich dasselbe Schauspiel im Westen. Kaum ist die Sonne unter, so überzieht sich der Himmel bis zu einer ungeheuren Höhe über dem Horizont mit einer röthlichen Tinte, die mehr als eine halbe Stunde im Zunehmen ist. Alsdann erbleicht sie, schwindet aber nicht eher, als fünf Viertelstunden nach Sonnen-Untergang. Die ganze Stadt ist in Schrecken über eine Erscheinung, die seit Menschen-Gedenken noch nicht gesehen worden (die aber nur allzu lebhaft an das um jene Zeit auch in Europa beobachtete Nordlicht erinnert.)" (A. J.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Mittwoch den 2. Oktober 1833.

Griechenland.

Constantin Canaris.

So verschieden auch die Urtheile über den Charakter der Griechen und Türken ausfallen, und so manche Stimmen sich zu Gunsten der Letzteren erklärt haben mögen, so wird doch von Niemanden bestritten, daß während des Griechischen Freiheitskampfes nicht wenige der Ersteren sich durch Patriotismus, ausgezeichneten Muth und gänzliche Hingebung für das Vaterland, dem sie Habe und Gut und oft ihr Leben selbst zum Opfer brachten, Ansprüche auf unsere höchste Achtung und Bewunderung erwarben. Einer der ausgezeichnetsten dieser Helden ist Constantin Canaris, dessen Geschichte wir hier in der Kürze erzählen wollen, und zwar beinahe mit seinen eigenen Worten. Wir müssen die Bemerkung voranschicken, daß zu der Zeit, von der wir reden, die Griechische Flotte aus ungefähr 180 Schiffen von verschiedener Größe bestand und mit 15—20,000 Seeleuten bemannt war. Diese Schiffe waren hauptsächlich von unternehmenden Einwohnern von Hydra, Spezzia, Psara und Samos ausgerüstet worden; allein, trotz des Aufhebens, das man von den Großthaten der Griechen zur See machte, waren sie doch nicht viel bedeutender, als die der Türken, welche, als Seemacht, vielleicht die erbärmlichsten Feinde sind, die das Meer trägt. Statt einem bestimmten Operationsplan zu folgen, ergab sich die Marine der Patrioten nur der Seeräuberei und kannte keine andere Weise, der Seemacht der unbehutsamen Türken Abbruch zu thun, als durch Brander.

Das schauderhafte Gemetzel zu Scio, im Sommer 1822, hatte alle Griechen, die in der Nachbarschaft kreuzten, mit Wuth und Rachbegierde erfüllt; allein die Anführer scheinen dieses Gefühl nicht getheilt zu haben, wenn wir nach ihrer unverantwortlichen Unthätigkeit urtheilen dürfen. Nur Canaris war es vorbehalten, an dem unmenschlichen Mordgesindel einige Vergeltung zu üben.

Gegen das Ende des Ramadan kehrte das Griechische Geschwader nach seinen verschiedenen Häfen zurück, ohne irgend einen ernstlichen Versuch gemacht zu haben, die Türkische Flotte zu Scio anzugreifen, obgleich es in dieser Absicht zweimal in die Straße eingedrungen war, welche diese Insel von Kleinasien trennt. Beim zweiten Mal war es, daß Canaris, als er den Feind auf dem Rückzug aus den Augen verlor, zuerst der Gedanke ankam, daß man nicht Alles gethan habe, was man hätte thun können, und daß es ihm vielleicht gelingen möchte, auf eigene Hand, durch Ueberfall, einige der feindlichen Schiffe zu zerstören. Auf dem Verdeck hin- und herschreitend, entwarf er seinen Plan, und unmittelbar nach seiner Ankunft zu Psara machte er seinem Oberen den Antrag, der mit Beifall aufgenommen und genehmigt wurde.

Canaris hatte früher den Brander „Platoff" kommandirt und sich bereits vortheilhaft ausgezeichnet. Bei dem Rückzug durch die Meerenge von Spalmador ließ er vorsätzlich alle seine Gefährten voransegeln und war der letzte, der die Meerenge verließ, um, wie er sagte, den Rückzug der Flotte zu decken. Hier hatte er Gelegenheit, die Schwerfälligkeit der größeren feindlichen Schiffe zu bemerken, und von diesem Augenblick an war er so vollkommen von dem Gelingen seines Vorhabens überzeugt, daß er beschloß, es auf jede Gefahr zu wagen, obgleich zwei andere Schiffe, unter dem Kommando des Nicolaa Apostole, Sohnes des Admirals, kurz vorher in dem Versuche gescheitert waren, weil sie zu früh in Brand geriethen.

Als der Capitain einer Hydriatischen Brigg, Andrea Pepino, Canaris' Vorhaben vernahm, bot er ihm freiwillig seine Dienste an, welche dieser gern annahm. Ihre Schiffe wurden sorgfältig zu dem mörderischen Unternehmen ausgerüstet und jedes derselben mit einer Besatzung von 23 auserlesenen Seeleuten bemannt. Die Brennmaterialien waren von der entzündbarsten und unauslöschlichsten Gattung, und zwei große schnellrudernde Böte wurden ihnen beigegeben, um ihre Flucht auf denselben zu bewerkstelligen. So ausgerüstet, segelten sie nach dem Hafen Kaloni in Mytilene, um dort vermöge seiner vortheilhaften Lage im Norden von Scio den ersten günstigen Wind abzuwarten, ihr Vorhaben zu vollbringen, und auch um weniger Verdacht zu erregen, wenn [illegible] von dieser Seite kämen.

Der wechselnden Winde wegen brachten sie drei Tage auf der Fahrt nach Kaloni zu, während welcher sie sich die Zeit mit Fischen und allerlei Spielen zu vertreiben suchten.

Mittwoch, den 19. Juni, segelten sie mit einem günstigen Nord-Ostwind gerade auf die Insel Spalmador zu, in der Absicht, die Meerenge von Scio wo möglich kurz nach der einfallenden Dämmerung zu gewinnen. Als sie sich Spalmador näherten, erblickten sie die Türkischen Wachtschiffe, fünf Segel stark (drei Briggs und zwei Schooner), welche nördlich von der Insel kreuzten, worauf sie ihre Schiffe wendeten, als wenn sie nach Smyrna wollten; doch hielten sie die Segel kurz, um so langsam als möglich zu fahren. Diese Täuschung gelang vollkommen; denn so wenig verstanden die Türken ihre Pflicht als Kreuzer, daß sie keine Anstalt machten, ihnen zu folgen. Doch es zeigte sich eine andere Schwierigkeit. Sie erblickten ein Englisches Kriegsschiff, welches nach der Meerenge zusteuerte, und Canaris kannte zu gut die Wachsamkeit Britischer Seeleute. Er war daher in der wiewohl gefährlichen Nothwendigkeit, seine Farben aufzuziehen, zog sie aber sobald als möglich wieder ein, damit sie nicht von den Türken gesehen würden.

Mit Sonnenuntergang hatte er die Türken bei Karabono aus dem Gesichte verloren, worauf er seinen Lauf wieder änderte und das Kap umsegelte; dabei hielt er sich möglichst nahe an das feste Land. Als er sich dem Eingange der Meerenge näherte, ließ der Wind nach, und gegen 10 Uhr trat beinahe gänzliche Windstille ein. Pepino, der Hydriatische Capitain, rief ihn jetzt an, mit der Frage: „Was denkt Ihr zu thun, haltet Ihr es jetzt für sicher, weiter zu fahren? Wir haben fast keinen Wind. Wäre es nicht klüger, es für diese Nacht aufzugeben und eine bessere Gelegenheit abzuwarten? Wenn uns innerhalb der Inseln die Windstille überfällt, so fragt es sich sehr, ob wir wieder hinauskönnen." Allein Canaris antwortete mit kühnem Muthe: „Es ist nichts zu fürchten. Wir werden bald einen Windstoß bekommen, und noch haben wir einige Zeit bis Tagesanbruch übrig." Kurz darauf rief ihn der Hydriote nochmals an, mit dem nämlichen Ansinnen, worauf er mit etwas scharfem Tone antwortete: „Ich bin entschlossen, vorwärts zu gehen, es komme wie es wolle. Entweder ich vollbringe das Werk jetzt oder nie." Einige von Canaris' Mannschaft wurden jetzt auch mißgestimmt, und da er sie unter sich murmeln hörte von der Gefahr, gefangen zu werden, und daß es besser wäre, den Versuch in einer anderen Nacht zu wagen, rief er sie auf den Hintertheil des Schiffes und warf ihnen ihren Wankelmuth vor. „Habe ich Euch aufgefordert, mit mir zu kommen", fragte er, „war es nicht Eure eigene Wahl, batet Ihr mich nicht, Euch mitzunehmen? Wenn Ihr der Sache jetzt schon müde seyd und gern nach Hause wollt, so thätet ihr am besten, über Bord zu springen, dann seyd Ihr mit einem Male davon. Und wenn Euch das nicht gefällt, so erkläre ich Euch, daß Ihr alle unter meinem Kommando steht, und daß, wenn Einer von Euch es wagt, den Mund gegen mein Vorhaben aufzuthun, ich ihm auf der Stelle die Kehle abschneide." Von diesem Augenblick an verhielten sie sich ruhig und befolgten seine Befehle blindlings.

Als er sich der Insel Hippo näherte, bemerkte er die fünf Wachtschiffe unter dem Winde der Insel, mit dem linken Bord gerade gegen das Festland gekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich ein großes Schiff in der Mitte des Kanals. Dieses Schiff hing ein Licht aus, was von den anderen beantwortet wurde, indem jedes von ihnen ebenfalls eines aushing. Dieses war ein kritischer Augenblick. Canaris zog seine Raaen an und hielt sie so kurz, als der Wind es nur zulassen wollte, gegen die Türken gewendet, damit sie ihn nicht sehen möchten. Da das Land hier sehr hoch war, so gelang es ihm, indem er dicht daran hinfuhr, unbemerkt vorbei zu kommen, und ein frischer Wind, der sich erhob, brachte ihn bald aus ihrem Gesichte.

Windwärts von der Insel Hippa zieht sich das Land bis nach einer niedrigen Spitze hin, welcher gegenüber eine Sandbank liegt; an dieser fuhr er hin, so nahe als es das Senkblei gestatten wollte, und als er sie umschifft hatte, zog er alle Segel auf und steuerte gerade auf Scio los. Als er über die Mitte des Kanals hinaus war, erblickte er die Türkische Flotte hell erleuchtet zur Feier des Bairam. „Sehet, Jungen", rief er seiner Mannschaft zu, „diese Schufte sollen besser Licht haben, ehe die Feste vorüber sind." Allein der größte Theil der Flotte befand sich an seiner Windseite, weil der Wind mehr nordwestlich von den Hügeln von Scio herwehte. Dies war ein unglücklicher Umstand, denn Canaris hatte von der Sandbank ab sich so gewendet, daß er der ganzen Flotte unter den Wind zu kommen dachte, um von da aus sich seinen Gegenstand auszusuchen. Zwei der größten Schiffe, die am weitesten windwärts lagen, waren indeß noch immer in seinem Bereich. Er fuhr auf sie los, und die Schiffe, der Wachsamkeit ihrer Kreuzer vertrauend, hatten nichts Arges und hielten sie für Schiffe von ihrer eigenen Flotte. Es war ungefähr 2 Uhr Morgens, als das nächste von den beiden,

welches, wie es sich auswies, das des Kapudan Pascha war, Canaris anrief, als er sich näherte; dieser, ohne zu antworten, setzte seinen Weg fort. Pepina, der Hydriot, klammerte sich jetzt an die linke Seite dieses Schiffes und fing an, seinen Brander anzuzünden, was Alle in die größte Bestürzung versetzte; allein er hatte den Brander nicht gehörig angelegt, und er entzündete sich zu schnell, so daß es den außerordentlichen Anstrengungen der Türken endlich gelang, sich loszumachen, worauf er sank. Doch dies war nur eine kurze Frist für den Kapudan Pascha, denn nach wenigen Minuten legte sich Canaris queer an seinen Hintertheil und setzte von hier aus Alles in Feuer. Die Türken, von Schrecken überwältigt, machten nicht den geringsten Versuch zum Widerstande; auch zeigten sich nur Wenige auf dem Verdeck. Dennoch trieb Canaris, dem es um das Entkommen zu thun war, seine Leute an, rasch fortzurudern. Einer von ihnen jedoch, ein launiger Bursche, bat um Erlaubniß, noch einen Augenblick zu verweilen, indem ihm eben etwas eingefallen wäre, das er den Türken zu sagen hätte. Mit diesen Worten ergriff er ein Sprachrohr und schrie aus allen Kräften: „Da habt ihr ein Feuer, macht es aus, wenn ihr könnt.“ Dieser wohlangebrachte Scherz erhöhte nicht wenig den Muth und die Zuversicht der Griechen. Sie segelten ab, um mit dem Winde das südliche Ende der Straße zu erreichen, wo sie auch ohne Hinderniß mit Tagesanbruch ankamen. Um 10 Uhr Morgens bestiegen sie einen ihrer Kreuzer, der vor der kleinen Insel Venecia lag, und mit Sonnenuntergang warfen sie zu Psara Anker, unter dem lauten Zujauchzen ihrer Landsleute.

Während der Zeit verbreitete sich die Flamme über das unglückliche Linienschiff mit solcher Schnelligkeit, daß jede Anstrengung zur Rettung völlig nutzlos war, und innerhalb dreiviertel Stunden flog es mit furchtbarem Krachen in die Luft. Der Kapudan Pascha, obgleich schwer verwundet, wollte dennoch sein Schiff nicht verlassen, doch als das Feuer um sich griff, brachten ihn seine Offiziere mit Gewalt in ein Boot, allein ein Mast, der in dem Augenblick einstürzte, verwundete ihn tödtlich am Kopfe. Er wurde auf einem Theil des Wracks ans Ufer gebracht und starb nach einigen Stunden. Mit der Mannschaft und den an Bord befindlichen Gefangenen, worunter an 80 Griechische Frauen waren, kamen mehr als 1200 Menschen um.

Dieser glückliche Erfolg führte zu einer zweiten Expedition. Als die Türkische Flotte vor Tenedos ankam, nachdem die Griechischen Kreuzer vorher die Küste geräumt hatten und nach ihren resp. Häfen zurückgekehrt waren, wurde Canaris dazu ersehen, sie zu beunruhigen. Nachdem er alle seine Anordnungen getroffen hatte, segelte er Freitag den 8. November 1822 mit Sonnen-Untergang von Psara mit zwei wohlbemannten Brandern ab. Der eine war eine Brigg, genannt „Kaiser Alexander“, und führte 21 Mann, deren größter Theil bei der ersten Expedition nach Scio bereits unter ihm gedient hatte; das andere eine kleine Saccoleva (Küstenschiff), kommandirt von Georg Nicolas Brastanos. Zwei lange Ruderschiffe begleiteten sie als Eskorte, wovon das größte 34 Mann und 8 Kanonen führte, das kleinere 25 Mann und 3 Kanonen, um sie nach vollbrachtem Werke an Bord zu nehmen. Sonntag den 9ten Mittags waren sie auf der Höhe des Kap Sipri zu Mytilene. Mit Einbruch der Nacht waren sie halben Weges zwischen Sipri und Kap Baba, und da der Wind nach und nach frischer wurde, nahm man die Saccoleva ins Schlepptau. Als sie vor Kap Baba anlangten, wurden die zwei Ruderschiffe nach einem verabredeten Ort südwestwärts von Tenedos gesandt, um da zu warten und im Fall des Gelingens, sobald sie das Feuer aufsteigen sähen, so schnell als möglich nach der großen Sandbank, westlich von Lemnos, zu eilen, wohin Canaris zu steuern beabsichtigte, um seichtes Wasser zu gewinnen, damit ihm die Türkischen Fregatten nicht folgen könnten. Bemerkten sie aber kein Feuer, so könnten sie als gewiß annehmen, daß die Türkische Flotte nicht zu Tenedos sey, in welchem Falle Canaris nach Imbro segeln wollte, wo die Ruderschiffe zu ihm stoßen sollten, und von da aus wollte er dann seine weiteren Maßregeln gegen die Flotte in den Dardanellen nehmen.

Nachdem die Ruderschiffe abgesegelt waren, steuerte Canaris möglichst nahe am Lande hin, um von den Türkischen Wachtschiffen nicht bemerkt zu werden. Sie kamen vor einer Korvette vorbei, die jedoch nicht auf sie achtete, und welche sie daher für ein Französisches Schiff hielten. Um Mitternacht erblickten sie Tenedos, und wenige Minuten darauf bemerkten sie zur Linken drei Türkische Fregatten. Hinter diesen segelte unser Held glücklich unbemerkt hinweg, indem er sich dicht an das Ufer hielt. Nordwärts von Scorpiata zieht sich eine große Sandbank hin, welche ihn nöthigte, sich mehr vom Lande zu entfernen, und als er in die hohe See stieß, wandten sich die Fregatten und eine derselben setzte ihr Vordersegel auf, als wollte sie Jagd auf ihn machen; doch das war nur ein zufälliges Manöver, denn die Türken, die keine Ahnung hatten, was ihnen in der Dunkelheit bereitet wurde, nahmen weiter keine Notiz von ihnen. Einige Minuten später entdeckte Canaris die Lichter des Flaggenschiffes, und nach einer Viertelstunde unterschied er deutlich drei Linienschiffe, die, mit dem Vordertheil gegen das Festland gewendet, vor Anker lagen. Die Fregatten und kleineren Schiffe lagen mehr nach dem Ufer hin, indem sie sich ihrer Sicherheit wegen auf ihre Wachtschiffe verließen.

Da die Saccoleva noch immer zurückblieb und Canaris bemerkte, daß das Schiff mit den Lichtern an Bord (welches er deshalb für das Flaggenschiff hielt) dem nächsten Linienschiff windwärts lag, und daß er, um zu demselben zu gelangen, dem letzteren nahe genug vorbeisegeln müßte, um angerufen zu werden, so beschloß er, das nächste Schiff, als am wenigsten Schwierigkeiten darbietend, der Saccoleva zuzuweisen, damit es nicht heiße, daß er das leichtere Stück Arbeit für sich nehme, und damit sein Gefährte mehr Aussicht des Erfolges haben möge, wenn er zuerst Feuer an ein Schiff legte. Außerdem, wie er trocken bemerkte, „war das Commandeurschiff immer seine Lieblingsbeute.“

Als so Alles angeordnet war, segelte er gerade auf sein nichts ahnendes Opfer los. Glücklicherweise achtete das erste Schiff nicht auf ihn, obgleich er so nahe vorbeigekommen war, daß er die Mannschaft sprechen hören konnte, allein den Augenblick darauf wurde er von dem zweiten angerufen, welches, da es keine Antwort erhielt, zweimal nach ihm feuerte. Der erste Schuß ging durch sein Hauptsegel, ein dritter Schuß wurde von dem anderen Schiffe auf die Saccoleva abgefeuert. Damit ihm seine Beute nicht entginge, fuhr Canaris mit vollen Segeln unter Begünstigung eines frischen Windes darauf los und steuerte nach ihrem Vordermast zu. Als er näher kam, bemerkte er ein großes Getümmel auf dem Vordertheil, Alle waren in der größten Bestürzung und Verwirrung und riefen ihren Propheten mit lauter Stimme an. „Es ist ein Brander“, schrieen sie, „ein Pirat, ein Ungläubiger, schieße auf ihn, bohrt ihn in den Grund.“ Viele von ihnen sprangen zu gleicher Zeit vom Hinterdeck in ein Boot, doch sobald Canaris einmal an ihrer Seite lag, wurde nicht der geringste Versuch gemacht und keine Muskete abgefeuert.

Als er sein Schiff angelegt hatte, rief er den Türken zu: „Wir sind keine Oesterreicher!“ (denn man hatte ihm gesagt, daß er zu Scio Oesterreichische Farben geführt hatte) „keine Seeräuber, sondern ächte Piraten, und ich bin derselbe, der Euren Kapudan Pascha zu Scio verbrannte.“ Jetzt flog die Flamme bereits hin und her, und da der Wind sehr frisch wehte, so ergriff sie in dem nämlichen Augenblick das Türkische Schiff, von welchem man das jammervollste Geschrei vernahm, bis es kurz darauf auf immer verstummte.

In demselben Augenblick, wo er sein eigenes Schiff anzündete, hatte Canaris den Verdruß, zu sehen, daß die Saccoleva ganz vergeblich in Brand gesetzt wurde. Indem sie zu schnell in Feuer gerieth, wie der Hydriot zu Scio, konnte sie ihre Beute nicht fest genug halten und trieb wieder ab, ohne ihren Zweck zu erreichen. Dies eben hatte er vorausgesehen, und dieser Wahrscheinlichkeit wegen auf so edle Weise dem Capitain Brastanos den Vorrang gelassen. Er war nicht sobald in seinem Boot davongerudert, als er eine Türkische Fregatte bemerkte, die gerade auf ihn lossteuerte. Um ihr auszuweichen, wendete er sich der Stadt Tenedos zu, wo sie ihn wegen der Nähe des Landes aus den Augen verlor. Als er die südlichste Spitze des Eilandes hinter sich hatte, zog er alle Segel auf und steuerte nach Lemnos, wo sie mit Hülfe der Ruder und eines frischen Windes um 8 Uhr anlangten. Er war gerade an der östlichen Spitze ungefähr eine halbe Stunde, nachdem er den Brander verlassen hatte, da sah er das Linienschiff in vollen Flammen, dessen 3 Masten, wie er sagte, „gleich 3 Kerzen brannten“. Die anderen Schiffe der Flotte thaten Nothschüsse und rannten in der größten Verwirrung gegen einander, einige mit zerrissenen Tauen, andere ohne Segel, und manche davon schienen auf die Sandbank gerathen zu seyn. Da der Wind scharf blies, so muß die Zerstörung unbeschreiblich gewesen seyn. Bei dem hellen Schein der Flamme konnte Canaris jeden Gegenstand deutlich erkennen.

Er fand die Ruderschiffe verabredetermaßen pünktlich auf ihrem Posten vor Lemnos und ging sogleich an Bord, und da nicht das Geringste von dem anderen Boot mit der Mannschaft der Saccoleva zu sehen war, so sandte er das zu ihrer Eskorte bestimmte Ruderschiff aus, um sich nach ihr umzusehen. Nach einer Stunde ungefähr gab dieses ein Signal, daß das Boot gefunden sey; darauf segelten beide Böte westwärts, ohne von den einfältigen feindlichen Kreuzern beunruhigt zu werden, welche sie bei einem geringen Grad von Wachsamkeit hätten aufbringen müssen. Diese ganze Unternehmung war so schnell und zweckmäßig vollbracht worden, daß den Griechen nicht der kleinste Unfall begegnete und ein jeder nach Psara zurückkehrte, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre. Am nächsten Abend erreichte Brastanos Psara und am Morgen darauf lief Canaris in den Hafen ein und wurde von allen Kanonen der Insel mit Freudenschüssen begrüßt. Als er landete, kam ihm eine Prozession entgegen, die ihn nach der Kirche geleitete, wo dem Allerhöchsten öffentliche und feierliche Danksagungen dargebracht wurden für den glücklichen Erfolg, der das Unternehmen unseres Helden gekrönt hatte.

Canaris versuchte später ein Türkisches Schiff am hellen Tage und im vollen Segeln in Brand zu stecken, doch da sein Schiff nicht nachkommen konnte, so verfehlte er seinen Zweck und mußte mit der größten Eile zu entkommen suchen, wobei er zwei seiner Leute verlor und selbst an der Hand verwundet wurde.

Im Jahre 1824 gab die Einnahme von Psara durch den Türkischen Admiral und dessen Wiedereroberung durch die Psariotischen Seeleute unserem Canaris reichliche Gelegenheit, seine Thätigkeit zu zeigen. Er war an jedem Posten, wo seine Dienste von Nutzen seyn konnten. Als im August desselben Jahres die Türken zu Samos gelandet waren, kam ein Griechisches Geschwader unter dem Kommando von Georg Taktuei herbei, um diese wichtige Insel zu besetzen. Es fanden mehrere Scharmützel statt. Am Morgen des 16. lief der Pascha mit 22 Schiffen aus, und Taktuei stellte ihm 16 Schiffe unter seiner eigenen Flagge entgegen, und einige, die von Canaris kommandirt wurden. Es erfolgte ein hartnäckiges Gefecht, in welchem unser Held alle seine Geschicklichkeit aufbot, um sich an ein feindliches Schiff anzulegen, allein er konnte an keinem haften, doch wurden die Türken in Unordnung gebracht und zogen sich zurück. Am anderen Morgen indeß erschienen sie wieder mit günstigem Winde, worauf der Griechische Admiral allen seinen Brandern befahl, unter

Eskorte der verschiedenen Kriegsschiffe sich zu nähern, und es war aller Anschein vorhanden, daß es von beiden Seiten zu einem heißen Kampfe kommen würde.

Um 10 Uhr Vormittags näherte sich der Brander des Capitain Demetrius Zapli einer großen Fregatte und suchte sich an dieselbe anzuhängen, doch vermöge des scharfen Windes und mit Hülfe einiger Galeeren entging sie der drohenden Gefahr. Dieser mißlungene Versuch gab indeß dem kühnen Canaris Gelegenheit, es mit derselben Fregatte aufzunehmen, und es gelang ihm um 11 Uhr, sich an dieselbe festzulegen, während sie im vollen Segeln war. In kurzer Zeit stand sie in hellen Flammen, und da das verderbliche Element schnell die Pulverkammer erreichte, so flog sie mit schrecklichem Krachen in die Luft, wobei nicht bloß ihre eigene 600 Mann starke Besatzung umkam, sondern auch mehrere andere Schiffe in ihrer Nähe beschädigt, oder gänzlich zerstört wurden. Canaris verlor bei dieser glänzenden That nur zwei Mann.

Canaris ist ein stiller Mann von einfachem Benehmen und, wie es scheint, von großer Aufrichtigkeit. Ehe er sich zur Erzählung seiner Begebenheiten entschloß, verlangte er „abgemalt" zu werden. Er ist Besitzer eines Kauffahrtei-Schiffes und macht oft bei fremden Schiffen den Lootsen, wozu er trefflich taugt, da er den Archipelagus so genau kennt. Er ist arm, aber zufrieden, indem er sich glücklich schätzt, auf eben so achtbarem Fuß zu leben, als irgend einer seiner Verwandten, und seit seinem Eintritt in die Welt nicht zurückgekommen zu seyn. Er hat eine Frau und zwei Kinder. Die erstere blickt mit Stolz auf die Laufbahn ihres Gatten, und in dem jungen Constantin erblicken sie mit freudiger Hoffnung die künftige Zierde der Insel. Als er zu seinem Portrait sitzen sollte, sagte er lächelnd: Sie müssen ihn sehr häßlich darstellen, wenn es ähnlich werden sollte, es sey denn, daß Sie den Augenblick treffen können, wo er einen Brander anzündete. (U. S. J.)

Frankreich.

Munizipalwesen von Paris.

Unlängst ist von dem Grafen Alexander de Laborde eine Geschichte von der städtischen Verwaltung von Paris erschienen, die gegenwärtig, wo ein Gesetz-Entwurf über das Pariser Munizipalwesen verbreitet wird, ein besonderes Interesse erhält. Der Verfasser schildert in einer kurzen Uebersicht die Administration von Paris unter den Galliern, Römern und Franken bis zur Regierungszeit des Königs Philipp August. Damals besaßen die Pariser eine Art schützender Obrigkeit, unter dem Namen Stadtvertheidiger, die das Volk ernannte und aus den ausgezeichnetsten Bürgern wählte. Philipp August that viel für die Verschönerung und die Vorrechte von Paris. Unter den Merovingern und den Karolingern hatte diese Stadt wenig Bedeutung, die Könige schlugen selten ihre Residenz darin auf. Die Stadt beschränkte sich auf die jetzige Cité, wo der Königl. Palast und einige Kirchen standen: das übrige war eine Masse unansehnlicher Häuser in engen, krummen, schmutzigen Straßen, die nur zu Pferde zu passiren waren. Philipp August begann zuerst Paris zu verschönern. Einer alten Chronik zufolge, stand er einstmals an einem Fenster seines Schlosses, als ein vorüberfahrender Wagen, den tiefen Koth umwühlend, einen unerträglichen Dunst der Königlichen Nase zuführte, so daß er unwillig sich abwandte und den Vorgesetzten der Stadt, die er sofort rufen ließ, den Befehl gab, alle Straßen sorgfältig mit großen Sandsteinen pflastern zu lassen. Dieser König vermehrte die Wichtigkeit der Munizipal-Behörde, indem er den Vorgesetzten der Kaufmannschaft verschiedene Einkünfte anwies, um dafür die Stadt zu verschönern und eine neue größere Mauer aufführen zu lassen. Unter seiner Regierung erhielt der Vorsteher der Kaufleute einen Theil der Befugnisse, die bis dahin der Stadtvoigtei zustanden, und welche die Polizei, die Sicherheit und Gesundheit der Hauptstadt, die Ausbesserungen der öffentlichen Gebäude und sogar die Verwaltung der städtischen Domainen umfaßte, und die erst im vierzehnten Jahrhundert davon abgesondert ward. Das Vertrauen dieses Fürsten zu den Parisern ging so weit, daß er bei seinem Zuge nach Palästina sechs Bürger zu Verwaltern seines Vermögens und Testaments-Vollstreckern einsetzte. Unter Anderem bestimmte er, daß sie einen Theil des Vermögens zur Erziehung seines Sohnes verwenden sollten, bis daß er mündig seyn würde. Philipp August war auch bei dem Volke sehr beliebt; er forderte einst sein Heer auf, über die Krone zu verfügen, wenn es ihn ihrer nicht für würdig halte.

Schon damals war die Mittelklasse der Stadt Paris durch Vermögen und Einsichten ein achtbarer einflußreicher Stand. Ein Gerhard aus Poissy gab für die Verpflasterung von Paris die damals ungeheure Summe von 14.000 Livres her. Bald organisirte sich die städtische Behörde, ihre Befugnisse nahmen zu. Das Oberhaupt der Zünfte erhält den bleibenden Titel eines Vorstehers der Kaufmannschaft, und die Stadt dehnt ungeachtet des Widerspruchs benachbarter Grundbesitzer und Bischöfe ihre Gerichtsbarkeit über den ganzen Lauf der Seine aus. Der Zunft-Corporation allein stand es zu, Kähne von Nantes nach Paris hinauffahren zu lassen, und ein Fremder erwarb dieses Recht nur, wenn er mit einem Pariser Bürger verbündet war. Vermittelst einer Consumtionssteuer erlangte sie auch das Recht, einen Hafen für die Ausladung und Aufbewahrung der Waaren anzulegen, und im Jahre 1220 ward ihr, gegen eine jährliche Abgabe an den Fiskus, das Recht abgetreten, Geschäfte und Verkäufe ausrufen zu lassen, nebst dem dazu bestimmten Gebäude. Der König übergab der Stadt das Eichmaß und die Befugniß, hinfort selbiges zu bestimmen. Sie hatte ihre Schreiber und Gerichtsdiener, entschied durch eine besondere Behörde über Civil-Streitigkeiten, legte die Bestimmungen des städtischen Herkommens aus und regulirte ihre Einrichtung selber. Im Jahre 1408 besaß Paris einen ausgedehnten Umfang, Felder, Meiereien, mit Gärten versehene Klöster und Mauern. Die Prinzen hatten einige Schlösser, die befestigt waren und wie Bastillen bewacht wurden. Die Straßen waren hin und wieder mit Gittern und eisernen Thoren verschlossen. Auf der rechten Seite des Flusses wohnten die Gewerbtreibenden, auf der linken sah man die Kirchen und Klöster, die Schulen und die Universität; dort hörte man das Getöse der Hämmer, den Lärm der Wagen und der Ausrufer, hier das Läuten der Glocken, das Geschrei der Studenten. In der Mitte waren die Hallen oder Märkte, wohin die Landleute von 30 Stunden in der Runde ihre Früchte brachten. Die Bevölkerung, schon zu 300,000 angewachsen, erkannte die Bestimmungen des Stadthauses und die Hierarchie der Viermänner, Zehnmänner und Funfzigmänner an, welche nebst den Schöppen, dem Rathe und dem Vorstand der Kaufherren die Munizipal-Behörde ausmachten, die durchaus volksmäßig, frei gewählt war und selbst auf das Königreich und dessen Schicksale großen Einfluß übte.

Unter Karl VI. suchte das Volk, niedergedrückt von Abgaben und empört über die Grausamkeiten des Herzogs von Anjou, sich selbst zu helfen; aber es unterlag und zog edle Männer, die als Vermittler auftraten, ins Verderben. Man nannte dies damals den Krieg des Helms gegen die Mütze, und das Eisen siegte. Die Rache, welche der König an den Bürgern nahm, charakterisirt die Barbarei jener Jahrhunderte. Bürger, Rechtsgelehrte, die Universität, selbst die Herzogin von Orleans warfen sich dem Könige zu Füßen und baten um Gnade, nicht für die Schuldigen, denn diese waren bereits dahin, sondern nur für die Verdächtigen; aber sie richteten nichts aus, der ganze Februar verging mit Hinrichtungen, und die achtbarsten Männer theilten dieses Schicksal. Zu dieser Zahl gehörte der Königl. Advokat bei dem Parlament, Jean Desmares, ein durch Alter, Talente und geleistete Dienste ehrwürdiger Mann. Er hatte unter 3 Königen mit Auszeichnung gedient und war im Jahre 1365 von Karl V. für sich und seine Nachkommen in den Adelstand erhoben worden. Er war bei dem Aufruhr vermittelnd aufgetreten und empfahl stets Unterwerfung; aber obwohl von den Meisten bedauert, sah er sich in der entscheidenden Stunde doch von Jedermann verlassen; obwohl er sogar die Gerichtsbarkeit des Bischofs forderte, ward er mit in das Todesurtheil einbegriffen, welches wegen Majestäts-Verbrechen gegen 12 Bürger verhängt wurde. Zugleich nahm ein Königl. Befehl (1382. 27. Januar) der Stadt alle ihre städtischen Privilegien, ihre Gerichtsbarkeit, schaffte die Zünfte ab, verbot die Versammlungen derselben ohne besondere Erlaubniß, und hob die Kollegien der Viermänner u. s. w. auf. Hierauf kamen die Frauen und warfen sich auf freiem Platze dem Könige zu Füßen; die Herzoge von Berry und von Burgund machten die Komödie mit, und der König gewährte Verzeihung — als Niemand zu bestrafen mehr da war. Erst im Jahre 1411 wurden der Stadt ihre Behörden, die Gerichtsbarkeit, die Verwaltung ihrer Domainen und alle ihre Einkünfte und Vorrechte wieder zurückgegeben.

Ludwig XI war den Bürgern geneigt. Abends speiste er zuweilen bei Leuten verschiedenen Standes, sagte seinen Tischsegen bei ihnen und beschäftigte sich mit den geringsten Angelegenheiten der Familie. Nach der Rückkehr von der Schlacht von Montlhéry machte es ihm Spaß, den Frauen und Mädchen von Paris die überstandenen Gefahren zu erzählen, und er suchte auf diese Art sich beliebt zu machen. Dessenungeachtet ließ er zuweilen einen verdächtigen Einwohner an dem nächsten Thurm aufhängen. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. brachten ihre Schauspieler und Musiker nach dem Stadthause und tanzten selbst Balette; vor dem Weggehen brachten sie die Gesundheit der Munizipalität aus. Hinter diesen Ergötzungen folgten gewöhnlich Geschenke, die mit gleicher Gunst aufgenommen wurden. Dies waren bisweilen Schiffe oder Truppen-Ausrüstungen, meistentheils aber Vasen oder silberne und goldene Bildsäulen. Als Karl V. sie sah, rief er: „Schönen Dank, gute Leute, sie sind schön und reich." „Ich empfange", sagte Heinrich IV., „mit großer Zufriedenheit sowohl Eure Herzen als Euer Zuckerwerk." Oft aber wurde mehr gefordert, nämlich Subsidien, und dann bückten sich die Souveraine vor dem Balle: so die stolze Katharina von Medici, die eine flehentliche Rede im Stadthause hielt.

Napoleons Verwaltung in Bezug auf das Munizipalwesen von Paris wird von Herrn de Laborde folgendermaßen geschildert: Napoleons Genie, auf jede Wohlthat wie auf jede Gewalt eifersüchtig, will das Volk für seine Freiheit mit Wohlstand und Reichthum entschädigen und sich der Dankbarkeit wie des Ruhmes bemächtigen. Daher läßt er sich nicht von der Größe der Unternehmungen abschrecken, um sein Ziel zu erreichen. Niemals waren die materiellen Interessen der Stadt Paris so studirt und so geschätzt worden. Paris, wie Napoleon es auffaßte und es hergestellt haben würde, hätte in kurzer Zeit Alles überboten, was vielleicht erst in einer entfernten Zukunft möglich seyn wird. Gewaltige Denkmäler und Bauten bezeichnen die Dauer dieser kurzen Regierung. Hier ist es ein neuer Fluß, der 80 Fuß über dem Strome sich ergießt und die hohe mit der niederen Seine verbindet, den Handel des Nordens mit dem des Südens verknüpft, sein Gewässer über alle Plätze und neben jedem Hause ergießt. Dort sind es Schlachthäuser, so groß wie Kasernen, Kasernen so groß wie Paläste. Die Straßen wurden breiter, die Märkte vor dem Wetter geschützt, neue Quais durch neue Brücken verbunden, und Säulen und Triumphbogen verschönern die verschiedenen Stadttheile. Das Louvre tritt aus einem Haufen Schutt und alten Bauwerks hervor, und eine ungeheure Straße verbindet die beiden Theile von Paris mit einander. Aber in Mitten dieser großen Schöpfungen rückt das Volk in der Einsicht seiner Angelegenhei-

len, in der Handhabung seiner Rechte nicht vor; Ministerialbeamte verwalten seine Geschäfte, Niemand legt ihm Rechnung ab, und die ernannten Magistratspersonen haben weder die Verpflichtung, sich mit den Angelegenheiten der Bürger zu beschäftigen, noch genießen sie deren Zutrauen, um für die Vollendung der angefangenen Bauten das erforderliche Geld zu erlangen. So sind denn Napoleons Unternehmungen unvollendet geblieben, und das Munizipalwesen von Paris befindet sich fast noch in derselben Lage, wie seine Regierung sie hinterlassen hat.

Bibliographie.

L'assassin. (Der Mörder.) Vaudeville-Burleske in 1 Akt, von Lausanne und Jaime. Pr. 1½ Fr.

La mort de Figaro. (Figaro's Tod.) Schauspiel in 5 Akten, von Rosier. Pr. 3 Fr.

La prison d'Edinbourg. (Der Kerker von Edinburg.) Komische Oper in 3 Akten, von Scribe und Planard. Pr. 2½ Fr.

Chronique du Café de Paris. (Der junge Mann.) Eine Pariser Geschichte. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Italien.

Einige Worte über die Italiänischen Romane.

In näherer Beziehung auf die historischen Erzählungen von Giovanni Battista Bazzoni*).

Die Italiänische Literatur hatte gleichsam als Theilnehmerin an den politischen Ereignissen, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des jetzigen Italien heimsuchten, ebenfalls ihre Kriege und Parteiungen zu bestehen, und zwar Kriege und Parteiungen, die keinesweges ohne Bedeutung blieben, da an die heilige Sache Minervens und der Musen sich die höchsten Interessen knüpfen. Zunächst wurde an die Reinheit der Sprache Hand angelegt, weil man erkannte, daß, da das Wort der Ausdruck des Gedankens ist, durch die Verderbniß des Wortes auch der Gedanke verdorben werden würde. Aber der Plan mißlang; vielmehr schien die Sprache zu den ersten Quellen und den alten Mustern zurückzukehren. Hierauf wurde ein Sturm gegen den Olymp unternommen, die alten lange verehrten Gottheiten wurden von demselben vertrieben, jede Satzung und Regel wurde verbannt, und Gespenster, Hexen, Erscheinungen an die Stelle gesetzt und ein neuer Kultus errichtet. Aber ein guter Genius, der über den Ruhm Italiens wachte, ließ dieses frevelhafte Unternehmen nicht zu weit gedeihen. Dennoch trat gegen das Ende des Kampfes eine neue unerwartete Erscheinung ein, um die Reihe der Ereignisse zu schließen: ein Schwall von Romanen that sich nämlich von allen Seiten auf, um die Italiänische Literatur zu verunreinigen und die Gemüther mit falschen Vorstellungen, Illusionen und Thorheiten anzufüllen. Gegen diese neue Gattung, die zum Unglück in Italien durch einen berühmten Namen geadelt worden war, erhoben sich zwar bald einige treffliche Schriftsteller, die über die Gefahr, in welcher sich die Italiänische Literatur befand, erschraken. Aber dennoch häuft sich die Menge der Romane fortwährend auf eine betrübende Weise an, und während unsere geharnischten Vorfahren sich an den damals häufig erscheinenden zierlichen, kurzen, heiteren Novellen ergötzten, die dem Geiste der Italiänischen Literatur so herrlich entsprachen, läßt sich das gegenwärtige schlaffe Zeitalter durch endlose Romane kitzeln und einschläfern, in denen die hohen Schöpfungen der Phantasie und der ernste Inhalt der Geschichte mit den Träumereien der Phantasie vermischt werden. Die historischen Erzählungen Bazzoni's geben uns zu einigen weiteren Bemerkungen über diesen Gegenstand Anlaß.

Unserer Gegenwart ist eine Zeit voll bald trauriger, bald erfreulicher Wechselfälle und Umwälzungen vorangegangen, und diese allgemeine Erschütterung hat uns Lebenden gleichsam zum Erbe eine unbeschreibliche Unruhe und Angst hinterlassen, so daß sich nicht sagen läßt, ob jetzt die Ermüdung von dem überstandenen Unglück oder die Ungeduld über den gegenwärtigen Zustand größer sey; denn obgleich nach dem Sturme Ruhe eingetreten ist, so tragen die Wellen doch noch immer Spuren der früheren Aufregung. Unter diesen Umständen können die Wissenschaften, welche anhaltendes und ruhiges Nachdenken verlangen, können die Musen, welche Muße und ein beruhigtes Gemüth erfordern, so wie die mit der Philosophie und Literatur so eng zusammenhängende Geschichte, keinen freien Eingang in die zerstreuten Gemüther und unruhigen Herzen finden, während die Romane, die eine leichte und flüchtige Literatur gewähren und Bilder darbieten, welche die Phantasie nach Belieben ummodeln und der Wirklichkeit anpassen kann, den aufgeregten Leidenschaften schmeicheln und der Seele eine angenehme Beschäftigung gewähren. Wie laut auch der Verstand uns zurufen mag, daß diese Beschäftigung eine frivole und unfruchtbare sey, seine Stimme vermag nicht, das von Ermüdung und Ueberdruß erfüllte Italien aufzuwecken. Dieses nimmt im Gegentheil die Erzeugnisse seiner Romanschreiber stets mit Beifall auf, und die Letzteren, dadurch aufgemuntert, verdoppeln ihre Thätigkeit, sich um den Ruhm des Vaterlandes und das Urtheil der Nachwelt wenig kümmernd. Auch wächst die Anzahl der Romane ins Unendliche, und es bleibt nichts mehr zu hoffen, wenn nicht der richtige Sinn und das Gefühl der Würde, vom Ueberdruß unterstützt, diesen lästigen Produktionen ein Ziel setzen.

Mit dieser Ursache ist noch eine andere aufs Innigste verbunden. Die gute Aufnahme, welche die Romane aus den angegebenen Gründen finden, beschleunigt die Entwerthung derselben. Während tiefe Werke über Moral und Politik, glänzende Dichtungen und würdige ernste Geschichtswerke als unbenutzter Ballast in den Buchhandlungen liegen, verbreiten sich die verführerischen Romane mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit überall hin, jedes Kabinet will damit versehen seyn, und von den reichen Magnaten bis zu den Ladendienern, von den eleganten Damen bis zu den Köchinnen herab wollen Alle die romanhaften Verknüpfungen und Intriguen kennen lernen, und die Namen, Thaten, ja sogar die Kleider der Romanhelden werden Bezeichnungen für Mode und Putz. Das Schlimmste aber ist, daß der Charakter dieser Romane eine entschiedene Tendenz hat, jene dunkele und häßliche Seite der Moralität, die aus Schlechtigkeit, Trauer und Schmerz besteht, zur Schau zu stellen. Davon legen fast alle in neuerer Zeit erschienene Romane deutliches Zeugniß ab, und unter ihnen auch die historischen Erzählungen von Bazzoni. In der Erzählung il bravo e la dama z. B. verlockt eine Frau durch Schmeicheleien den Bravo, ihre Lüste zu befriedigen, und läßt ihn dann ermorden, um die Schmach des ersten Verbrechens durch ein zweites zu verhüllen. In der Erzählung Adelberta Bonveandi verkleidet sich eine schöne Frau als Mönch, nimmt an der Vertheidigung eines Kastells Theil, wird in einem Zweikampfe verwundet und sinkt auf den Leichnam ihres ermordeten Gatten, über ihm ihren Geist aushauchend. Im Macaenllo venturiero werden die Intriguen, Geheimnisse und Verbrechen des Hofes Philipp Visconti's erzählt, der aus Liebe zu einer anderen Dame gegen die Herzogin, seine Gemahlin, eine schändliche Verleumdung ersinnt und sich von der lästigen Verbindung mit ihr befreit, indem er sie enthaupten läßt. In dem „Bacio fatale" wird eine Frau in heimlicher Umarmung mit dem Geliebten von ihrem Gatten überrascht, der jenen auf der Stelle ersticht und sie mit einem glühenden Eisen blenden läßt. In dem „Sotterraneo di Porta Nuova" führen die Ausschweifungen einer Frau den armen Ehemann, der ihre Schritte verfolgen will, in ein entlegenes, ödes, halb verfallenes Gebäude, wo man nicht weiß, ob Mörder hier ihre Verbrechen, oder feile Dirnen ihre Orgien, oder Hexen ihre Feste begehen, und aus welchem er mit großer Gefahr entkommt. In diese erbaulichen Geschichten sind eine Menge von Mönchen und Pilgrimen, Juden und Herrn verflochten, so daß den Erzeugnissen Bazzoni's keine der beliebtesten Würzen des Romanwesens mangelt.

Welchen Zweck die Schriftsteller dabei verfolgen, indem sie den Lesern dergleichen Gräuelscenen, ekelhafte Verbrechen und blutige Geheimnisse vor die Augen führen, ist schwer zu sagen, aber gewiß ist, daß sich keine verderblichere und der wahren Bestimmung der Literatur mehr zuwiderlaufende Manier erdenken läßt. Mögen die Italiänischen Jünglinge auf die von ihren Vorfahren eingeschlagene Bahn zurückkehren und sich erinnern, daß ihre Literatur, von Alighieri bis zu Monti herab, reich an Würde und Glanz ist, und daß wir von der Bahn dieser Männer nicht abweichen können, ohne Rückschritte zu machen. (Biblioteca Italiana.)

*) Mailand 1832, bei Omobono Manini.

Bibliographie.

Guida nella visita delle spezierie etc. (Führer beim Besuch der Apotheken, und vorzüglich bei der Prüfung der Reinheit und Güte der Medikamente.) Von W. Streinz. Aus dem Deutschen übersetzt von Pelli, mit Bemerkungen und Zusätzen von F. Ambrosioni. Pavia. [Das Werk wird in zwei Bände zerfallen, jeder Band von ungefähr 20 Bogen. Erschienen sind bereits die ersten 15 Bogen, welche drei Hefte bilden.]

Manuale di Geometria etc. (Handbuch der Geometrie, für Künstler und Gewerbsleute.) Dritter und letzter Theil, die Stereometrie enthaltend. Von Prof. Majocchi. Mailand.

Gradazioni per l'insegnamento etc. (Leitfaden zum Unterricht in den vier ersten arithmetischen Operationen, in einfachen, zusammengesetzten und gebrochenen Zahlen.) 72 S. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Die Armenier. Diese über einen großen Theil Asiens und Europas ausgebreitete Nation,*) die schon längst ihre politische Rolle ausgespielt, aber namentlich den Türken mehr als Einen tüchtigen Staatsmann, im Krieg und Frieden, gegeben und nicht weniger als die Griechen, Georgier, Slaven, Ungarn u. s. w. zu Veredelung der Osmanischen Race beigetragen hat, ist von Seiten ihres literarischen Charakters eben so merkwürdig, als von Seiten ihres Handels und Gewerbfleißes. Ihre Kollegien zu Eischmiazin und St. Lazarus besitzen vortreffliche Bibliotheken und wirken sehr wohlthätig auf die Förderung der Literatur. In Konstantinopel beabsichtigen sie ein Hospital und eine Schule zu errichten, was ihnen der Sultan erlaubt hat, und einer ihrer Priester, Aurses Lazarren, befindet sich jetzt in London, um die Beisteuern liberaler Personen zu gewinnen. Auch verdient Erwähnung, daß in diesem Augenblick wieder zwei der bedeutendsten Staatsmänner des Orients Armenier sind, nämlich Herr Abro, Premier-Minister des Pascha's von Aegypten, dem man viele der wichtigen Neuerungen Mehmed Ali's verdanken mag, und Seid Chan, Agent des Königlichen Prinzen von Persien am Britischen Hofe, der die Minen Persiens durch Britische Bergleute ausbeuten läßt, und noch neuerdings ein Schiff befrachtet hat, das er von London direkt nach dem Hafen von Trebisond schickte, und welches einen regelmäßigen Verkehr zwischen beiden Reichen eröffnen kann. (Asiat. J.)

*) Man schätzt die Summe aller Armenier in Asien auf 10 bis 12 Millionen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Freitag den 4. Oktober 1833.

Morgenländisches.

Orientalische Sitten.

Von Leon Delaborde, dem Verfasser einer Reise durch Arabia Petraea.

Die Muselmänner, ihre Sitten und Gewohnheiten sind erst seit etwa funfzig Jahren mit Ernst und ohne Vorurtheil untersucht worden. Dieser Zeitraum umfaßt, so kurz er auch erscheinen mag, dennoch zwei Generationen, und die Anzahl der über jene Länder erschienenen Reisebeschreibungen ist so groß, die Masse der darin enthaltenen Notizen so mannigfach, daß man aus diesen Werken eine ganze Bibliothek und aus den Beobachtungen ein vollständiges Bild des Orient in physischer und moralischer Hinsicht zusammenstellen könnte. Wie kommt es also, daß trotz dieser reichen Materialien, die sich so leicht ordnen und in Eins zusammenarbeiten lassen, Reisebeschreibungen verfaßt werden, die nicht nur dem gründlichen Kenner des Landes, sondern selbst denen, die dasselbe nur von dem Verdecke ihres Schiffes aus gesehen haben, lächerlich erscheinen müssen?

Wie jede Nation von einer bestimmten Manier in der Malerei besonders angesprochen wird, so scheinen auch die Schilderungen des Orients in jedem Lande von ihren Verfassern mehr diejenige Färbung erhalten zu haben, die am geeignetsten war, ihnen Beifall zu verschaffen, als die ihnen in Wahrheit zukommende. Diese Tyrannei, welche der herrschende Geschmack der Leser und Käufer des Buches auf den Verfasser ausübt, beginnt zwar, sich allmälig an der Kraft der Wahrheit zu brechen; die Schriftsteller schwanken aber noch immer zwischen dem Streben, gegen den Geschmack nicht zu stark zu verstoßen, und zwischen dem natürlichen Wunsche, sich den wahren und originellen Eindrücken, die sie an Ort und Stelle in sich aufgenommen, ganz hingeben zu dürfen. In dieser Beziehung kann auf folgende drei Klippen aufmerksam gemacht werden.

Die erste besteht in Klagen, Seufzern und Elegieen von dem theuren Vaterlande, von der geliebten Gattin u. s. w. Man könnte wahrlich manchmal glauben, der Verfasser sey ausdrücklich zu dem Zwecke aus seiner Heimath vertrieben worden, damit er uns in weinerlichem Tone Gegenstände schildern möge, die in der Wirklichkeit durchaus nicht so traurig aussehen. Sterne hat schon diese Bemerkung gemacht, indem er von einem Reisenden dieser Gattung sagt: Er hat eine Beschreibung seiner Reisen herausgegeben, die aber nichts Anderes als eine Schilderung seiner kläglichen Gefühle ist.

Ein noch schlimmerer Fehler entspringt aus ehrgeizigen Ansprüchen und unwahrscheinlichen Prahlereien: ich meine jene Erzählungen von überstandenen Abenteuern, von Hinterhalten, denen man wie durch ein Wunder entronnen sey, jene trotzigen Antworten, ja sogar Schläge, die man unter die Eingeborenen des Landes ausgetheilt, ferner Entdeckungen, die man vor Anderen gemacht haben will, Erwerbungen von Alterthümern und endlich die Koketterie mit dem Orientalischen Kostüm und die seltsamen Mißverständnisse und Irrungen, die man unmittelbar nach seiner Kleidung in dieser neuen Tracht unter den Muselmännern verursacht zu haben vorgiebt, obgleich Letztere sich in solchen Fällen nur selten täuschen lassen. Es gehört ein schwieriges Studium dazu, das Orientalische Kostüm gut zu tragen; nur mit Mühe bringt man es dahin, gewichtigen Schrittes einherzugehen, ohne die Füße sehr zu heben, so daß die Schuhe noch hörbar am Boden hinschlurren; es ist schwer, den Körper beim Sprechen nicht zu bewegen, den Kopf hoch zu halten, die Arme lang herabhängen zu lassen, kurz jene edle unbekümmerte Orientalische Nachlässigkeit anzunehmen. Außerdem wird das Kostüm bald unvollständig, wenn man nicht den Syrer genau vom Aegypter, den Konstantinopolitaner vom Aleppoer unterscheidet und das Band der Unterhosen oder ein Stück des Ohrs herausblicken läßt — Nachlässigkeiten, die durchaus das eigenthümliche Ganze stören, das man sich erst nach mehreren Jahren anzueignen vermag.

Aber in den schlimmsten Fehler verfallen die Reisebeschreiber des Orients bei den Schilderungen der Harems und ihrer Intriguen. Die Engländer haben sich besonders hierin überboten, und die neueren Französischen und Deutschen Reisenden scheinen ihnen darin nicht nachstehen zu wollen, obgleich sie nur abschreiben, was man bereits bei ihren Vorgängern gelesen hat. Die Schilderung der Harems und ihrer inneren Einrichtung ist mit mehr oder weniger Wahrheit versucht worden. Dieses Kapitel scheint erschöpft zu seyn, aber das zweite, die Intriguen, läßt die Französische Galanterie, die wir so gern in fremde Länder übertragen, nicht so leicht fahren. Da jede neue Reisebeschreibung noch etwas hinzufügt, so will ich eine Meinung auszusprechen wagen, die ich auf Grund eines dreijährigen Aufenthalts im Orient und eines einjährigen Lebens in der verderbtesten Stadt desselben vielleicht mit einiger Zuversicht aufstellen darf. Ich habe von unzähligen Intriguen in Konstantinopel, Smyrna, Aleppo und Kairo sprechen hören, ich habe sogar mit Leuten, welche die angeblichen Helden derselben waren, mich unterhalten, aber einige Kenntniß von den Sitten des Landes ließ mich leicht den Knoten dieser Abenteuer lösen, die den gewöhnlichsten der bei uns vorfallenden vollkommen gleichen würden, wenn nicht das Geheimniß, in das sie gehüllt werden, und die reichen Kleider der Frauen, deren Eroberung man gemacht zu haben sich schmeichelt, diesen Liebes-Intriguen einen besonderen Charakter verliehen. Sollen dergleichen unter den Türken vorgefallen seyn, so kann ein Fall der Art nur zwischen einem jungen reichen Muselmann von hoher Geburt und einer Frau aus einem großen Harem eintreten. Ich erkläre aber, daß ich die Möglichkeit davon nicht einsehe und nicht glaube, daß ein Gedanke dieser Art einem Manne oder einer Frau auch nur einfallen kann.

Die Einrichtung des Harems stellt jedem solchen Unternehmen so große Schwierigkeiten entgegen, daß einem der Plan dazu vergeht. Der Harem eines Beys oder Paschas, eines Hofmanns oder Kriegers besteht aus einer oder zwei rechtmäßigen Frauen (es sind deren vier erlaubt), durch die er mit den Großwürdenträgern des Landes oder der Hauptstadt in verwandtschaftlicher Verbindung steht. Diese Heirathen, die sehr gesucht sind, so lange der Mann eine hohe Stellung einnimmt, weil sie der Weg zu Gunst, Aemtern und Reichthümern sind, begründen im Harem einen Unterschied des Ranges, der Sorgfalt und Aufmerksamkeit in der Behandlung, wodurch oft eine häßliche, kränkliche oder gar mißgestaltete Frau die Königin dieses Palastes der Wonne wird, während zwanzig junge schöne Sklavinnen sie bedienen und pflegen müssen. Sie allein bewohnt die schönen Gemächer, die luftigsten Säle und ruht weichlich auf dem reichsten Divan, während die übrigen in den Vorzimmern beisammen sind, an Stickereien arbeiten, Sorbet und Konfitüren bereiten oder die traurige Gebieterin dieses reizenden Aufenthalts zu erheitern und zu zerstreuen suchen. Unter den Sklavinnen werden die Schwarzen nur für den häuslichen Dienst, die anderen, Cirkassierinnen, Griechinnen oder Abyssinierinnen, für den Geschmack des Herrn gekauft, der sie, nachdem er seine Laune befriedigt, ohne Rücksicht mit den ersteren in eine Klasse stellt. Erhebt er sie über ihre Gefährtinnen, sey es nun, weil sie Mütter geworden sind, oder weil aus einer Laune eine tiefere Neigung entstanden ist, so bleiben sie doch immer in einer ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit gegen die rechtmäßigen Frauen. Außer den Frauen und Sklavinnen befinden sich im Harem zwei bis drei schwarze Eunuchen, die mit der Außenwelt in Verbindung stehen; sie sind gewissermaßen neutrale Truppen zwischen zwei feindlichen Lagern, versehen die Wache in den Vorzimmern, aber ihre Wachsamkeit ist überflüssig, denn die Unverletzlichkeit des Ortes ist etwas so Feststehendes, daß schon vor dem grünen Vorhange der Außenthüre die Augen auch des verwegensten Muselmannes sich senken. Die Eunuchen führen die Frauen auf die Spaziergänge und setzen dieselben auf Esel, deren Sättel je nach dem Range der Reiterin höher oder niedriger sind. So sieht man auf den Straßen, Plätzen und Spaziergängen lange Reihen von Eseln, auf denen schwarze in seidene Stoffe eingehüllte Phantome sitzen, die sich dem Auge als ein unförmliches Paket darstellen; die ersten in der Reihe sind die rechtmäßigen Frauen; jeder ihrer Esel hat zwei Führer; dann folgen die Sklavinnen, welche ihre Thiere selber lenken. Ein Eunuch geht voran, mit einem Säbel umgürtet, einem breiten Messer an der Seite und einem langen Rohrstocke in der Hand. Zwei andere ähnliche Wächter folgen, der eine zur Seite, der andere hinten, alle aufmerksam, mit in die Höhe gezogenen Augenbraunen und nothdürftig gespannter Miene, nicht etwa weil sie befürchten, es möchte ein Schaf von dieser traurigen Heerde zu entfliehen versuchen, sondern um zu sehen, ob auch nicht der aufmerksamste Blick unter diesen dichten Schleiern und weiten Gewändern den Umriß einer Form und das Geheimniß eines Reizes ablauschen könne. Und dennoch wäre dies der einzig mögliche Zeitpunkt, wo sich eine Intrigue anknüpfen ließe; nur durch die Vermittelung dieser gefühllosen durch Verstümmelung häßlich gewordenen Wesen ließe sich zu dem ersehnten Ziele gelangen. Ist dies wohl möglich? Welcher andere Weg bietet sich aber dar, da sie es sind, die einem zunächst überall mit ihrer schwarzen Haut, ihren gelben Augen, weißen Zähnen und häßlich dummen Gesichtern entgegentreten.

Die Frauen höheren Ranges gehen nicht in die Bazars, sondern lassen sich von den Händlerinnen die gewünschten Waaren bringen; sie baden sich auch nicht mit den Frauen aus anderen Harems, sondern nehmen ein Bad allein, während die Verschnittenen die Thüre bewachen oder, was noch häufiger ist, neben ihnen baden. Man darf aber nicht glauben, daß diese unausgesetzte Bewachung, dieses Beobachten und Ausspähen aller ihrer Handlungen, dieses Belauschen der geringsten Bewegung für die Frauen des Landes eine Strafe ist oder bei ihnen Widerwillen erregt, wie es bei uns der Fall seyn würde, wo der eifersüchtige Ehemann Gefahr läuft, am schnellsten hintergangen zu werden. Dort hat man von der Frauenwürde eine andere Vorstellung; was bei uns für Erniedrigung und Demüthigung gilt, das betrachten die orientalischen Frauen als ein Zeichen ihrer Wichtigkeit, ihres Ranges und ihrer Reichthümer; je strenger die Aufsicht, je größer die Anzahl der Wächter ist, desto größer ist ihr Stolz, ihre Eitelkeit, das Gefühl ihres Werthes.

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

The History of Dissenters etc. (Geschichte der Dissenters [nicht zur Anglikanischen Kirche gehörigen Protestanten] von der Revolution bis zum Jahre 1808.) Von David Bogue und James Bennet. 2te Aufl. 2 Bde. London 1833.

Ich bin fest überzeugt, daß Affen im bunten Jäckchen weit beliebter in England sind, als Dissenters. Kommt einem Landjunker ein Affe zu Gesicht, so ist es sein Erstes, ihm Nüsse und Aepfel zu geben. Geräth ihm aber ein Dissenter unter die Hände, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als ihn nach dem Gefängniß zu schicken, wo man ihm den Kopf scheert, ihm schlechte Kost reicht und mitunter die Peitsche giebt. — Die Zeiten haben sich geändert, seitdem der launige Peter Plymley diese Schilderung der allgemeinen Gesinnungen in England gegen die Abkömmlinge der von der herrschenden Kirche abweichenden Puritaner entwarf. Große und überraschende Ereignisse haben eben so sehr als die fortschreitende Aufklärung dazu beigetragen, einen großen Theil jener Unwissenheit und Vorurtheile gegen eine Menschenklasse zu beseitigen, von der Hume vor 100 Jahren sagte, daß der kostbare Funke der Freiheit von ihnen entzündet wurde, und daß die Engländer ihnen die ganze Freisinnigkeit ihrer Constitution verdanken.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Nonkonformisten von Anfang an mit großer Härte behandelt, daß ihre Prinzipien auf schmähliche Weise entstellt wurden, und daß selbst die liberal Gesinnten sehr unrichtige Begriffe in Hinsicht ihres politischen Einflusses und ihres religiösen Charakters unterhalten. Indem wir diese Erscheinungen zu erklären suchen, gelingt es uns vielleicht, allen Theilen ihr Recht anzuthun, während wir die angegriffene Partei gegen einen großen Theil der ihr gemachten Vorwürfe rechtfertigen. Die Nonkonformisten mögen allerdings das nicht seyn, wofür ihre eifrigen Freunde sie ausgeben; wären sie aber das, wozu ihre Gegner sie machen wollen, so würde die beleidigte Menschheit sie längst, bis auf den Namen selbst, ausgerottet haben.

Der abweichende Glaube ist schon seiner Natur und seinem Prinzip nach Mißdeutungen ausgesetzt, und zwar der Art von Mißdeutung, die Haß und Verachtung erzeugt. Seine Stellung ist die einer anmaßenden Ueberlegenheit, und seine Bekenner scheinen den Anderen zuzurufen: wir sind weiser und besser als Ihr. Der Dissenter scheint sich das Ansehen zu geben, das zu verschmähen, woran die übrige Welt ihre Freude findet, indem sein viel feinerer intellektueller und moralischer Geschmack sich damit durchaus nicht verträgt. Auf diese Weise sieht die große Menge in den Nonkonformisten praktische Censoren, die ihre Handlungen im Stillen verdammen. In diesem Betracht ist die Absonderung sogar verletzender als offener Widerspruch; denn die Menschen wollen noch lieber angegriffen als gemieden seyn; man will lieber kämpfen, als sich verachten lassen. Vermöge ihrer nothwendigen Reibung mit dem Interesse einer sehr einflußreichen Klasse der Gemeinde konnten die Nonkonformisten dem Haß und dem Tadel ihrer zahlreichen Widersacher nicht entgehen. Es ließ sich erwarten, daß die Priester und Vorsteher der Kirchengemeinden eine neu entstehende Sekte, welche ihrer Macht den Untergang drohte, mit neidischen Augen betrachten würden. Schon hieraus allein ließe sich die Verfolgung Christi und seiner Schüler zu Jerusalem erklären; eben so war es auch nichts anders als jene Selbstsucht, welche die Menschen beherrscht, die zu Ephesus die Goldschmiede und Verfertiger von Reliquien-Kästchen antrieb, die ganze Stadt gegen diejenigen in Aufruhr zu bringen, welche ihrer Gottheit die Anbetung versagten. Religiöse Intoleranz ist vielleicht die furchtbarste Gestalt, welche die Selbstsucht annehmen kann, und wer die Bigotterie herausfordert, kann darauf rechnen, sich einen grimmigen und nimmer rastenden Feind erweckt zu haben. Geistliche von jeder Kirche halten fest an ihren Privilegien, und ihr Racheblitz trifft jeden, der diese mit einem Eingriff bedroht. Mit einer ihrem Stande eigenen Gewandtheit wissen sie jede Beleidigung, die ihnen widerfährt, zum Vergehen gegen Gott zu machen und so den Himmel in ihren Streit zu ziehen. Ein Jeder, der ihre Lehrsätze prüfen oder sich von ihrer Gemeinde trennen will, steht daher im Bunde mit dem Fürsten der Finsterniß.

Doch dies ist nicht Alles. Es ist fast zur priesterlichen Maxime geworden, daß der Feind der Kirche auch der Feind des Staates ist, und daß jede Abweichung von der einen zum Umsturz der anderen führt. So bringen die Priester beide Welten in den Harnisch gegen den armen Teufel, der sich auf das verbotene Gebiet der Nonkonformität wagt. Unsere Anglikanische Geistlichkeit, die kein Cölibat beobachtet, ist durch alle Abstufungen der Gesellschaft verbreitet; fast jede Familie steht in mittel- oder unmittelbarer Verbindung mit irgend einem Geistlichen, so daß die Vorurtheile und Feindschaften des Klerus in gewisser Hinsicht auch die der Nation sind, und da die Nonkonformisten so viele Generationen hindurch die Zielscheibe dieser Feindschaft waren, so dürfen wir uns über die Verfolgungen, die sie früher erlitten, und über die groben Verleumdungen, die man jetzt gegen sie verbreitet, nicht verwundern. Noch ein anderer Umstand schadete den Nonkonformisten in der Meinung des Volks, daß es ihnen nämlich ganz an jenem Schaugepränge fehlt, welches auf die Imagination und Leidenschaften der Menschen so mächtig wirkt. Dem äußeren Pomp der herrschenden Kirche und selbst dem verblichenen Glanze der eben nur geduldeten katholischen Kirche gegenüber gestellt, was hätten die Nonkonformisten aufzuweisen? Die Religion der Schwachen kann kein diademgeschmücktes Haupt durch das heilige Dämmerlicht der Abteien und Kathedralen emporheben. Ihre Gottesverehrung ist eben so einfach, wie die der ersten Christen, die sich in einer Dachkammer versammelten, um zu beten und das Brod mit einander zu brechen. Ihr Gewand ist das des Zimmermannssohnes von Nazareth, sie hat nur seine Armuth geerbt. Ihre Gefährten sind Paul der Zeltmacher und die Fischer vom See Genezareth; ihre Diener tragen kein Ordenskreuz, sondern das Kreuz. Sie thront nicht gleich einer Königin, um den Nationen zu gebieten und von ihnen Huldigung und Tribut zu empfangen, sondern sie klimmt mit ihren wenigen müden Pilgern die steile Anhöhe des Leidens mühsam hinan. Ihr Weg zum Himmel ist nicht die breite Straße weltlicher Ehren, wo Tausende sie grüßen und ihr zujauchzen, sondern der enge und einsame Pfad der Selbstverleugnung. Nie besticht sie die Sinne, schmeichelt nie den Vorurtheilen, oder duldet die bösen Neigungen der Menschen; darum hat man ihr fälschlicherweise so viel Böses nachgesagt.

Eine entferntere Ursache des Hasses, den man der Nonkonformität nachträgt, ist das unleugbare Faktum, daß sie in den politischen Stürmen, welche die Grundvesten der Gesellschaft erschütterten, ein Haupt-Gährungsstoff war. Die verschlagenen und boshaften Feinde der Nonkonformisten, welche in dieser Hinsicht zugleich die Feinde der Constitution und der Freiheit ihres Vaterlandes sind, haben sich unsägliche Mühe gegeben, die ganze Schuld des Bürgerkrieges, welcher mit der Enthauptung und Hinrichtung des ersten Karl's endete, auf die Puritaner — die damaligen Nonkonformisten — zu wälzen. Dies ist eine der schändlichsten Falschheiten in der Geschichte, die kein Schriftsteller des 19ten Jahrhunderts nachschreiben darf, ohne sich eines geflissentlichen falschen Zeugnisses gegen seinen Nächsten schuldig zu machen. Die Nation, zur Verzweiflung getrieben durch die Angriffe einer gehässigen religiösen Faction, welche den König hinterging und seine Macht arglistig zum Werkzeug ihrer Rache machte gegen Jeden, der sich ein eigenes Urtheil erlaubte oder Gott nach seinem Gewissen verehren wollte, erhob sich in Masse, um ihre Rechte zu behaupten und ihre hinsterbende Freiheit vor Vernichtung zu retten. Man hat von dem unglücklichen Karl sehr richtig bemerkt, „daß er nie, weder von Natur, noch durch fremde Eingebung, weise war.“ Er war zuerst schwach und wurde dann verderbt. Den falschen Weihrauch, den eine schlaue und bigotte Priesterschaft ihm darbot, nicht um seine Vorrechte, sondern um ihre eigene Herrschaft zu sichern — den nahm er für Loyalität. Von ihrer Heuchelei geschmeichelt, folgte er dem Antriebe seiner Dankbarkeit und versagte ihnen keinen Wunsch, selbst auf Kosten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit; allein indem er sie zu mehr als Unterthanen machte, wurde er weniger als ein König. Er brach die Constitution, weil sie sich nicht beugen wollte, und verbannte die Gesetze, weil sie nicht schmeicheln mochten. Er opferte die Krone, um die Mitra zu erhöhen, und unterdrückte seine Unterthanen, um die Krone zu erhalten. So wurden Monarch und Kirche am Ende verhaßt, und indem sie sich furchtbar machten und nach zu Vielem griffen, verloren sie Alles.

Trotz der Verdrehungen und Verleumdungen, welche diesen Theil unserer geschriebenen Geschichte entstellen, bildet doch die Zeit Cromwell's eine der glänzendsten Perioden in unseren Jahrbüchern. Der Protektor war seiner hohen Stellung ganz gewachsen. Er behauptete die Würde und den Ruhm Englands im Auslande, und daheim war das Volk vergleichungsweise glücklich. Unter seiner Verwaltung bekleideten die ausgezeichnetsten Männer die wichtigsten Stellen in Staat und Kirche. Cromwell's Kaplane wären eine Zierde des goldenen Zeitalters der Wissenschaften gewesen, so wie sie ohne Zweifel der glänzendste Schmuck der Kirche waren. Milton war sein Secretair — Weisheit saß mit in seinem Rathe, und Tapferkeit pflückte ihm unverwelkliche Lorbeeren im Felde. Der „schlaue Heuchler“, wie man ihn genannt hat, hemmte die Wuth der Verfolgung, und obgleich man heftig über Religionsfragen stritt, so war doch die bürgerliche Freiheit der streitenden Parteien heilig. Doch ehe die nach diesem System eingeführte Regierung und Gesetze sich zu befestigen Zeit hatten, und eben als ihre Wohlthaten anfingen, Wurzel zu schlagen und Blüthen zu treiben, kam die Restauration und brachte Irreligion, Ruchlosigkeit und Laster mit; der National-Charakter wurde plötzlich umgeformt, der ganze Strom der Meinungen nahm eine andere Richtung, und mit Einer Stimme verkündigten Hof und Volk ihre Entartung laut, indem sie „das Böse gut und das Gute böse“ nannten. Das Bischofsthum wurde als die Religion, als die einzige Religion der Protestanten verkündet; Verfolgung galt als Eifer für die wahre Kirche, und Intoleranz wurde als erste Bürgerpflicht eingeschärft. Damals gerieth die Nonkonformität in Verruf. Alle andere Parteien, beschämt über den Antheil, den sie an der Erringung der Freiheit ihres Vaterlandes gehabt

hatten, und bereit, ihren Nacken unter einen schlimmeren Despotismus, als den umgestürzten, zu beugen, schoben das, was man jetzt ein unbegreifliches Unglück nannte, niedriger Weise auf die Puritaner. Diese wichen nicht zurück vor der Beschuldigung. Sie setzten ihren Ruhm darein, mit der Nation den Sturz eines Tyrannen bewirkt zu haben, der, wie Southey von Jakob II. sagt: „den Römischen Aberglauben wieder eingeführt und mit der Religion zugleich die Freiheit Englands umgestürzt hatte."

Während der ganzen Regierungszeit Karl's II. waren Alle, die es mit dem Parlament gegen seinen Vater gehalten, und Alle, die den Grundsätzen derselben anhingen oder ihren Geist geerbt hatten, geächtet und verrufen. Die Dichter und Geschichtschreiber jener Zeit überhäuften sie um die Wette mit Schande und Schmach. Der Spott gab sie dem Gelächter preis, und die Bosheit ersand die schändlichsten und handgreiflichsten Lügen, um sie zum Gegenstand allgemeinen Abscheues zu machen. Die Irrthümer, Mißgriffe und Verbrechen Einzelner wurden mit den grellsten Farben ausgemalt und dann der ganzen Gemeinschaft der Puritaner zur Last gelegt, und von jener Zeit an bis jetzt hat man den Nonkonformisten Unwissenheit, Fanatismus, Ungerechtigkeit, Bosheit, Grausamkeit und zuletzt Rebellion vorgeworfen. Die Unglücksfälle, die eine Sache trafen, deren kurz dauernder Triumph ihren Fall nur um so schrecklicher machte, wurden in schändliche Vergehungen verwandelt, und die eifrige und beharrliche Neglist vermengte ihre Unfälle mit ihren Grundsätzen, während eine mächtige und siegreiche Reaction anderer Prinzipien das Ihrige that, um den Haß und die Verleumdungen ihrer Feinde zu verewigen und immer rege zu erhalten. Man hat sehr launig von der bischöflichen Kirche gesagt — und kaum ist es Uebertreibung — daß sie es sich zur feststehenden Maxime gemacht habe, „daß alle Dissidenten, die je lebten oder bis ans Ende der Welt leben werden, dieselben Männer sind, welche Karl I. mit eigener Hand ermordeten." Das „Quarterly", das „British Magazine", cum multis aliis, lassen stets die neueren Nonkonformisten von den Königsmördern abstammen. Einem geistlichen Romanenschreiber, dem Verfasser des „Sammetkissens", zufolge, stammen sie alle in gerader Linie von jenen Erzfeinden, die „aus Grundsatz rebellirten und den Monarchen ihrem Gewissen zu Gefallen mordeten."

Noch andere Ursachen kommen hinzu, um die Nonkonformisten zum Gegenstand allgemeinen Widerwillens zu machen bei einer Welt, die ihre Religion aufs Wort hinnimmt und nicht aus der heiligen Schrift die wahre Frömmigkeit schöpft. Unser Raum erlaubt uns jedoch nicht, sie aufzuzählen; indessen müssen wir zum Schluß noch auf das kommen, was eine jehre eine Quelle des Lächerlichen und der Verachtung für sie war. Man kann nicht leugnen, daß die Nonkonformität oft mit Fanatismus gepaart war, daß ihre Bekenner sich durch Sitten, die eben so sonderbar waren, als ihre Meinungen, ausgezeichnet haben; daß ihre Art, sich über die gewöhnlichsten Gegenstände auszudrücken, der Bibel entnommen war, wo sie von den heiligsten Dingen spricht, und daß ihre Sprache sowohl in ihrem Gottesdienst als in ihrem Umgang mit einander, der Mißdeutung vielen Staff lieferte, daß das Feierliche an das Profane, das Erhabene an das Lächerliche gränzte. Dies Alles wurde ohne Weiteres zu Verschlagenheit und Heuchelei gestempelt; auf Umstände, Erziehung und Gewohnheiten dieser Leute wurde selten Rücksicht genommen, und dieser haarscharfen Censur wurden sie auf das grausamste von einer Generation zur anderen unterworfen. Um ihren Charakter richtig zu schätzen, müssen wir auf ihre Thaten sehen. Als Gemeinde haben sie nie ihr streng-christliches Glaubensbekenntniß geschändet; sie besaßen mancherlei Tugenden, und wir wüßten nicht, welche andere Gemeinde

„der Erde solche Helden, dem Himmel solche Dulder"

gegeben hätte.

Das Werk, welches uns auf diese Bemerkungen führte, ist eine „Geschichte der Dissenters", von Gliedern ihrer eigenen Gemeinde geschrieben, die genau mit ihren Trefflichkeiten und ihren Fehlern bekannt und großentheils unparteiisch sind. Das Publikum mag nun lesen und selbst urtheilen. Wir empfehlen dies Buch der „Nonkonformität" allen denen, welche Dr. Southey's „Buch der Kirche" bewundert haben. Wir können gerade nicht sagen, daß sie passende Gefährten sind, allein als Gegner einander gegenüber gestellt, können sie der gemeinsamen Christenheit vielen Nutzen bringen. Die Dissenters haben in einigen Dingen Unrecht; die Kirche hat nicht überall Recht. Wir wünschen von Herzen, daß es einem umfassenden Geist gelingen möchte, um die Frommen und Tugendhaften aller christlichen Sekten ein gemeinsames Band zu schlingen.

(N. M. M.)

Bibliographie.

A letter etc. (Sendschreiben an den Secretair der Königl. astronomischen Gesellschaft.) Von Cap. W. Furman. Pr. 3 Sh.

The Damnonian Chronicle. (Jahrbuch aus dem Westen, vom J. 1831.) Pr. $1\frac{1}{2}$ Sh.

An analysis etc. (Die Literatur des alten Griechenland.) Von H. Brailsford. Pr. 5 Sh.

The book of the seasons. (Die Jahreszeiten.) Von W. Howitt. Zweite Auflage. Pr. 9 Sh.

Deutsches im Auslande.

Ueber wissenschaftliche Vereine in England und Frankreich, mit besonderer Beziehung auf Deutschland.

Der Deutsche Gelehrte ist von Hause aus eigentlich eine monologische Natur. Mit der Studirstube aufgewachsen, schleppt er dieselbe, wie die Schnecke ihr Haus, sein ganzes Leben lang mit sich fort und fühlt sich nur in ihr, bei verschlossenen Fenstern und Thüren und gemüthliche Tabackswolken über aufgeschlagene Riesen-Folianten hinblasend, wie ein wahrer Herrscher und Zeus in seinem Reich. Dieser einsiedlerische ungesellige Charakter des Deutschen Gelehrten gehört indeß bereits mehr oder weniger einer vergangenen Zeit des wissenschaftlichen Lebens an; mit Ablegung der Magisterfrisuren und Perücken hat sich der Gelehrte auch immer mehr dem Umgang mit Menschen zurückzugeben angefangen; er hat sich den Bücherstaub abgewischt, seine fabelhafte Gestalt gesäubert und unter eine modische Form bequemt und ist so plötzlich, obwohl noch mit einiger Aengstlichkeit und schamhafter Verlegenheit, in die Gesellschafts-Salons ganz wie ein anderer Mensch eingetreten. Es hat jetzt nichts Fürchterliches mehr für die Damen, ein Gelehrter zu seyn, und die schreckhafte Magister-Figur wird nicht mehr zur Einschüchterung der Kinder von den Ammen gebraucht. Die Wissenschaft hat in ihren Zöglingen ein menschliches Element gewonnen.

Dies geselliger werdende Gelehrtenleben hat sich innerhalb der Wissenschaft selbst in neuerer Zeit besonders durch den Hang zu wissenschaftlichen Vereinen und Zusammenkünften verrathen. Deutschland, sich seine eigene Krankheit heilend, hat die tiefe Verschlossenheit und Vergrabenheit seiner geistigen Forschung auch zuerst selbst umgewandelt und gebrochen und ist den übrigen Völkern mit einem Beispiel vorangegangen, dem die zwei gebildetsten derselben, Engländer und Franzosen, bereits nachahmend gefolgt sind. Die zu starre Form der Akademie war es nicht, welche jene sich regende Richtung hätte begünstigen können, und ein flüchtiger Blick auf das Verhältniß, in welchem die Akademie stets zur Geschichte der Literatur gestanden — wenn auch überhaupt ein wirkliches Verhältniß dieser Art je stattgefunden — mußte darthun, daß, wenn ein lebensvoller Gesellschaftszustand der Wissenschaft dargestellt werden solle, man auf freieren und erweiterten Einrichtungen ihn gründen müsse. So trat, obwohl nur eine Seite der Wissenschaft ergreifend, der wandernde Verein der Deutschen Naturforscher ins Leben, der durch seine jährlichen zahlreich besuchten Kongresse, bisher in Berlin, Wien, Heidelberg, Hamburg, und im gegenwärtigen Augenblick in Breslau, der Disziplin, die er vertritt, einen glänzenden äußeren Mittelpunkt gegeben hat. Wenn auch hier zunächst nur die Naturstudien das zusammenführende Band so vieler sich begegnenden ausgezeichneten Persönlichkeiten sind, so ist doch schon eine allgemein wissenschaftliche Anregung und Bedeutung, welche dieser Verein verbreitet hat, nicht zu verkennen und war immer besonders an den Orten seiner Zusammenkünfte durch die Theilnahme des Publikums, selbst der Frauen, an seinen Verhandlungen und durch die Oeffentlichkeit, in welche auf diese Weise Wissenschaft und Forschung und die allgemeine Lust davon hinübergeführt werden, wahrzunehmen. Unter den Anhängern der Wissenschaft selbst aber sieht man die schönsten Beziehungen entstehen. Indem sich die Haupt-Repräsentanten der bedeutendsten Richtungen zusammenfinden, ergänzen und berichtigen sich aus persönlichen Berührungen und individuellen Annahmen wesentliche wissenschaftliche Resultate; die verwandten Geister rücken sich näher zu gemeinsamen Zielen, es bilden sich literarische Gastfreundschaften, und die Wissenschaft schließt in ihren Reichen einen alle Einzelnen heimisch umfassenden Gesellschafts-Vertrag ab. Dazu bringt das diesem Verein zum Prinzip unterliegende Reisen von einem Zusammenkunfts-Ort zum anderen einen frischen Schwung in das seßhafte Gelehrtenleben; der durch seinen Beruf in irgend einen Winkel Verschlagene erweitert seine Gränzen und macht sich bekannter; die wissenschaftlichen Gelegenheiten und Anregungen, welche in den einzelnen bedeutenden Städten des Vaterlandes eigenthümlich existiren und durch Lokalverhältnisse geboten sind, werden allgemeiner nutzbar und zugänglich, und der Reichthum Deutschlands an vielseitigen Städte-Individualisirungen, durch die selbst oft bestimmte Perioden und Richtungen der Geschichte der Wissenschaft repräsentirt werden, macht hier einmal die Vortheile unseres Decentralisations-Zustandes in vielfältigen Beziehungen geltend.

So mannigfache Bedeutung hat bereits der Deutsche Naturforscher-Kongreß gewonnen, und doch ist er eigentlich nur erst der einfachste Versuchs-Typus solcher Vereine, indem im Grunde das bezeichnete Geselligwerden der Wissenschaft ihm mehr Prinzip ist, als daß er bestimmte wissenschaftliche Erfolge als solche beabsichtige. Daher werden auf ihm nur Abhandlungen vorgelesen, ohne eine Diskussion daran zu knüpfen, und ein freundschaftliches Mahl, so wie das persönliche Beisammenseyn selbst, dienen vor Allem dazu, seine Zwecke auszuführen. Es liegt jedoch ohne Zweifel in dem Bedürfniß der Zeit, die Idee solcher Vereine zu erweitern und allgemeiner und umfassender auch auf andere Zweige der Wissenschaft auszudehnen, besonders auf solche, denen eine Annäherung an Leben und frische Luft der Oeffentlichkeit noch bei weitem nöthiger und förderlicher seyn würde, als den bisher vorzugsweise dadurch begünstigten und an sich schon heiter belebten Naturstudien.

Die Völker, denen die Deutschen Naturforscher-Versammlungen in neuester Zeit zu etwas Aehnlichem Vorbild geworden, haben auch bereits mehr oder weniger versucht, jenen enggesteckten Kreis theils beweglicher, theils umfassender zu machen. Am nächsten an das Deutsche Beispiel schließt sich noch die British Association for the advancement of the science, die ebenfalls ausschließlich auf Betrieb der Naturwissenschaften gegründet ist, obwohl sich in ihrer letzten Zusammenkunft, die sie im Juni dieses Jahres zu Cambridge gehalten, auch das Bedürfniß einer Erweiterung des Planes geregt hat und zur Sprache gebracht wurde. Dieser Englische Verein war bisher, dem Inhalt seiner Verhandlungen nach, durch das Hervorragen einzelner Disziplinen fast noch einseitiger als der Deutsche, und besonders pflegt die Astronomie, die W. Whewell in seiner Eröffnungsrede

bei der neulichen Zusammenkunft nicht nur die Queen of sciences, sondern auch die durch genauestes Verhältniß der Ursachen zu den Wirkungen einzig vollkommene Wissenschaft nannte, ein großes Uebergewicht des Interesses in den Sitzungen einzunehmen. Aber dafür hat die Gesellschaft ein Element in sich eingeschlossen, das ihr eine eigenthümlich unterscheidende Bedeutung giebt und sie zu eingreifenderen wissenschaftlichen Erfolgen wenigstens ermächtigt. Dies ist die wissenschaftliche Diskussion, die in ihren Verhandlungen gleichzeitig obwaltet, und wodurch allerdings die Unregsamkeit solcher Zusammenkünfte wesentlich erhöht werden muß, obwohl sie, unseres Erachtens, sehr erhebliche Schwierigkeiten in der Ausführung darbieten mag. Die eintretende Diskussion bringt parlamentarische Reibungen in diese wissenschaftliche Geselligkeit, es erzeugen sich Oppositionen, Persönlichkeiten machen sich unvermeidlich geltend, und am Ende läßt sich doch über Fragen der Wissenschaft nicht, wie über die der Gesetzgebung, durch Stimmen-Majorität entscheiden, wenigstens nicht mehr in unserer Zeit. Für einen Deutschen Verein würden wir wenigstens die Aufnahme dieses Elements vorerst noch als gewagt ansehen, während sich vielleicht bei einem an parlamentarische Formen mehr gewöhnten Volke, das dadurch eine gewisse Gleichgültigkeit und Abhärtung gegen persönliche Prostitution gewonnen, nicht dieselben Bedenklichkeiten damit verknüpfen.

Sonst verbindet und erreicht die Englische Association, zu der in Cambridge an 800 Personen zusammengetroffen waren, mit ihren Versammlungen dieselben wissenschaftlich-gesellschaftlichen Zwecke, wie der Deutsche Naturforscher-Verein. Unter den berühmten Männern, die an der letztern Zusammenkunft Theil genommen, befanden sich: David Brewster, Dr. Lloyd, Dr. Buckland, Sir John Herschel, Babbage, Blackwall, Dr. Dalton, der Graf Fitzwilliam und viele andere ausgezeichnete Gelehrte Europas und Amerikas. Ihren nächstjährigen Versammlungsort hat die Gesellschaft nach Edinburg verlegt. —

Am umfassendsten ist die Idee des Deutschen Naturforscher-Kongresses in neuester Zeit in Frankreich aufgenommen und ausgebildet worden, und der im laufenden Jahre zum ersten Mal daselbst ins Leben getretene congrès scientifique, der seine Zusammenkünfte am 20. Juli in Caen eröffnete*), stellt die Ausbreitung eines allgemein wissenschaftlichen Vereines nach allen Richtungen hin auf die versprechendste Weise dar. Hier kommen nicht bloß einzeln gelegene Studien zur Sprache, sondern der ganzen Encyklopädie des wissenschaftlichen Lebens soll an einer großen gemeinsamen Tafel ein Fest bereitet werden, und jeder Zweig der geistigen Forschung soll sich durch seine Repräsentanten mit gleicher Berechtigung vertreten lassen. Dazu kömmt, daß dieser Französische Verein sich ebenfalls nicht bloß mit dem Vorlesen von Abhandlungen begnügen will, sondern sich im ausgedehntesten Sinne die Bestimmung eines conseil général de la science zu geben sucht, indem er in seinen Sitzungen Erörterungen anstellt, Beschlüsse faßt, wissenschaftliche Arbeiten und Unternehmungen andeutet und Einflüsse auf Richtungen der Literatur und Oeffentlichkeit zu gewinnen strebt; zu welchem Zweck auch die Akten des Vereins im Druck herausgegeben werden. Die erste Versammlung in Caen entsprach jedoch, nach bewährten Berichterstattern, keinesweges den großen Erwartungen, die davon rege geworden waren, obwohl dies zum Theil die Schuld eines ersten Versuchs dieser Art gewesen seyn mag. Diesem Verein liegt jedoch noch eine andere neuerdings in Frankreich beliebt gewordene Idee zum Grunde, nämlich die der Decentralisation, weshalb er, zur beabsichtigten Belebung der provinziellen Interessen, seine Zusammenkünfte vorzugsweise nach Provinzial-Städten verlegt, wie er denn auch seine nächstjährige in Poitiers halten wird. Dadurch soll aber, wenigstens dem Referenten in der Europe littéraire, Herrn J. Lechevalier, zufolge, ein merklicher lokaler und provinzieller Einfluß die Versammlung zu Caen dominirt haben, was einem großartigeren wissenschaftlichen Zusammenwirken Eintrag gethan haben soll, und diese vorzugsweise provinzielle Färbung macht sich schon dadurch bemerklich, daß die Hauptstadt Paris nur zwei Repräsentanten ihrer geistigen Richtungen dorthin gesandt hatte. Auch scheint, bei aller Vielseitigkeit der zugelassenen Disziplinen, doch das Ueberwiegen einzelner nicht zu vermeiden gewesen zu seyn, was in Caen besonders mit den archäologischen und staatsökonomischen Studien der Fall war, die das Interesse zum Nachtheil anderer beherrschten. Allgemein interessante Fragen, wie die, welche Hr. Lechevalier als Repräsentant der Europe littéraire zur Diskussion aufgeworfen hatte, unter anderen: „Welches sind die allgemeinen Bedingungen poetischer Begeisterung?“ — „Ist das Drama die einzige poetische Form, welche für die gegenwärtige Epoche von Bedeutung seyn muß?“ — „Welche Verbesserungen ließen sich in den literarischen Einrichtungen, besonders in der Handhabung der Kritik und der Stellung der Künstler, einführen?“ — kamen wegen zu kurzer Dauer der Sitzungen, und durch andere Gegenstände verdrängt, gar nicht zur Erörterung. So stellte auch Hr. Jullien aus Paris, der sich um wissenschaftlich-gesellschaftliche Zwecke schon mehrfach verdient gemacht hat, die in der That sehr berücksichtigungswerthe Proposition auf, daß der Kongreß eine besondere Arbeit über die Mittel der Vervollkommnung und Ausbildung wissenschaftlicher Vereine veranlassen möchte, welche er jedoch auf eine Aeußerung des General-Secretairs der Versammlung, Hrn de Caumont, wieder zurücknehmen mußte, indem derselbe, wie es schien, aus einer persönlichen Gereiztheit, erklärt hatte, daß dadurch die Zukunft der wissenschaftlichen Kongresse kompromittirt werden würde, wenn man auf einen derartigen Antrag einginge.

Abgesehen von solchen mehr zufällig vorwaltenden Einwirkungen, die höheren hier mitwirkenden Zwecken hinderlich erscheinen, möchten wir es jedoch überhaupt nicht als empfehlungswerth hinstellen, sowohl die Diskussion in Vereine dieser Art hineinzuziehen, als auch ihnen, wie in Caen damit der Anfang gemacht wurde, gewissermaßen das Ansehen eines für die Wissenschaft gesetzausschreibenden Reichstages zu geben. Letzteres Element würde, je weiter es sich ausbildete, immer mehr einen diktatorischen Charakter hervorrufen, welcher die Harmlosigkeit der Versammlungen bald trüben, ja bei nicht zu vermeidenden Weiterungen, die in das literarische Tagesleben hinübergriffen, ihnen gehässige Beziehungen beimischen würde. Dies wird und kann bei dem Französischen Congrès scientifique nicht ausbleiben, da er sich durch seine Weise von selbst mit der Tageskritik und Polemik in Berührung setzt; jede Versammlung aber, welche sich zugleich die schöne Bedeutung und Weihe eines Festes erhalten will, muß vor Allem die Gelegenheit vermeiden, daß sie nicht kritisirt werde. Ein wissenschaftlicher Kongreß muß ein Musenfest seyn und bleiben, der Gelehrte ist einmal für diese Zeit zum Festgänger geworden, das Hämmern und Schnitzeln seiner literarischen Werkstatt hat er zu Hause gelassen, und nur ein fertig vollendetes Bild seiner Forschungen soll er, für die Feier des Tages und zur Ehre der Wissenschaft geschmückt, auf dem allgemeinen Festaltar aufstellen. Nach diesem Allen scheint uns der Deutsche Naturforscher-Verein in der Art und Weise, wie er sich eingerichtet, am angemessensten, seinen Zweck zu erreichen, und nur den bereits in einer früheren Nummer dieser Blätter angedeuteten Wunsch möchten auch wir wiederholen, daß in derselben Organisation auch die übrigen Wissenschaften ihre Freunde und Forscher zu öffentlichen Versammlungen vereint sehen möchten. Entweder von diesem Wunsch oder von dem andern noch näher liegenden, daß der Deutsche Naturforscher-Verein selbst seine Reihen eröffne und sich zu einem allgemein wissenschaftlichen gestalte, erwarten wir eine große, ja nothwendige und durch das dringendste Zeitbedürfniß gebotene Belebung und Aufregung der heutigen literarischen Interessen. Daß bei Engländern und Franzosen Wissenschaften und Künste, und überhaupt ihre Literatur, sich einer größeren Oeffentlichkeit erfreuen, beruht nicht bloß in den National-Einrichtungen dieser Völker, sondern auch in ihrem lebhafteren Sinn nach Außen hin. Dieser Sinn nach Außen hin muß in der Deutschen Literatur endlich, wenn es nicht anders geht, selbst künstlich gepflegt und aufgereizt werden, und es bieten allgemeine literarische Vereine, die ihre Interessen in öffentlichen Verhandlungen herausstellen, ohne Zweifel die gelegensten Mittel dazu dar. Ueber Einrichtung und Begränzung derselben ließen sich allerdings sehr verschiedene Meinungen behaupten; auch müßten Vorkehrungen getroffen werden, unberufenen Andrang abzuwehren, in welcher letzteren Hinsicht jedoch die bei dem Naturforscher-Verein festgehaltenen Grundsätze, wonach jeder Theilnehmende wenigstens einmal etwas selbstständig Aufzuweisendes geleistet haben muß, genügend zu seyn scheinen. Sollen wir aber über die Begränzung unsere Ansicht abgeben, so müßte danach auf solchen Versammlungen jede Wissenschaft nur insoweit zur Sprache und Vertretung kommen, als sie eine allgemeine historische Seite, wodurch sie in geistige Zeitentwickelungen wirklich eingreift, dem Interesse darbietet. Möchte dieser Gegenstand mehrfach in Erwägung gezogen werden und Männer von Autorität veranlassen, sich seiner anzunehmen!

Th. Mundt.

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Malerkunst im neunzehnten Jahrhundert.** Unter dieser Ueberschrift (De la peinture en Allemagne au XIXe siècle) hat die Europe littéraire eine Reihefolge von Artikeln begonnen, die unseren Landsmann Karl Immermann zum Verfasser haben. Karl Immermann lebt in Düsseldorf und ist nicht bloß mit Meister Schadow persönlich, sondern auch mit dessen jugendlich blühender ihre Verzweigungen bereits über ganz Deutschland verbreitenden Malerschule innig befreundet. Wir erwarten daher in den folgenden Artikeln eine echt interessante Darstellung, sowohl der Leistungen der Schadow'schen Schule, als ihrer besonderen Bildungsweise — denn wer wünschte nicht gern auch etwas über die Methode eines Lehrers zu erfahren, der bereits so viele und fast in jedem Jahre immer neue Meister-Jünger sich gebildet hat? Ja, wir möchten sogar mit dem Deutschen Dichter ein wenig darum grollen, daß er, einem neueren Beispiele folgend, seine Ansichten zuerst in Französischer Sprache bekannt werden läßt. Sein erster Artikel, so weit ihn die Europe littéraire bis jetzt mitgetheilt hat, enthält folgende Rubriken: I. Lessing, Winkelmann, Mengs. II. Vorläufer der neuern Schule: Carstens, Schick. III. Künstlerleben in Rom; Villa Massimi; das Bartholdy'sche Hotel; Ausstellung im Caffarelli'schen Palast; Overbeck, Cornelius, Schadow, Schnorr, Vogel, Heß, ihre Freunde und Nachfolger. — Der nächste Artikel dürfte uns wohl nach Deutschland selbst, und zwar zuerst nach München zu Cornelius und dann nach Düsseldorf zu Schadow versetzen.

J. L.

— **Wie verhält sich ein Betrunkener zu einem Nüchternen?** In London war kürzlich folgende seltsame Anzeige zu lesen: „**Personen, die gesucht werden.** Ein Dutzend betrunkener Arbeiter können Anstellung finden; einem halben Dutzend nüchterner Leute wird jedoch der Vorzug gegeben.“

*) Vergl. Nr. 91 dieses Magazins, wo bereits eine ankündigende Notiz darüber gegeben wurde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Montag den 7. Oktober 1833.

Frankreich.

Acht Tage auf Reisen.

Von Jules Janin.

I. Lille.

Ihr, die ihr wißt, was ich für ein Mann bin, ein Mann, von Kopf bis Fuß Pariser, Pariser im Sommer, Pariser im Winter, und verdammt dazu, an die Zephyre und Herbstlüfte, und vor Allem an die Vaudevilles und komischen Opern, an alle die Witze und Schöngeistereien dieses Paris gebannt zu seyn; ein Mann, der außerdem nichts Ernsthafteres zu thun versteht, als seine Zeit mit den Lappalien des Tages hinzubringen: euch also, Freunde, die ihr wißt, was ich für ein Mann bin, will ich erzählen, daß ich kürzlich eine Reise gemacht habe, eine sehr große Reise, und zwar gen Norden hin. Jetzt, da ich seit einem Monat wieder aus dem Norden zurückgekehrt bin, schwebe ich noch in Gedanken darüber und frage mich, zu welcher Gattung von Reisenden ich denn eigentlich während meiner achttägigen Abwesenheit gehört habe: ob zu den ernsthaften Reisenden, zu den müßigen Reisenden, oder zu den sentimentalen Reisenden. So viel ist indessen gewiß, daß ich ein sehr geplagter Reisender gewesen bin. Ich hoffe aber, daß diese weite Ausflucht, zu der ich mich verstiegen, mir in Zukunft einmal von Nutzen seyn wird, wenn ich mich nämlich auf alles das, was ich auf meiner Reise gehört und gesehen, wieder besonnen habe. Für jetzt finde ich jedoch nichts als verflüchtigte Anschauungen, unbestimmtes Getöse und verworrene Erinnerung in meinem Kopf.

Der erste Gegenstand, der mir bei meiner Ankunft zu Lille auffiel — denn nach Lille trieb es mich zuvörderst — war eine große Anzahl von Windmühlen, mit denen die Ebene ganz bedeckt ist. Schweigend bewegen sie ihre großen Arme auf und nieder, und man glaubt, unter die Riesen des Don Quixote gerathen zu seyn, die sich einander grimmig verfolgen. Sie beugen sich vorn über, weichen wieder zurück, schlagen nach sich und werden handgemein; es ist ein wahrhaft phantastischer Tanz, ein wogender Wald von Kämpfenden. Hat man sich dann durch diesen Wald hindurchgeschlagen, so tritt man in eine Halle, übersteigt eine Zugbrücke, sieht Fallgitter und Forts vor sich und befindet sich plötzlich in der Festung selbst.

Lille ist eine schöne, reiche und saubere Stadt; man findet dort alle Annehmlichkeiten eines wohlausgestatteten Lebens, Gastfreundschaft, gute Gesichter, geistreiche Leute, die trinken und dazu rauchen, Champagner-Wein und Eis, so viel man will. Um noch das Höchste zur Zufriedenheit hinzuzufügen, melde ich, daß auch das Theater geschlossen war. Indeß giebt es bei allen diesen Annehmlichkeiten doch immer Etwas, daß nach einer Festung schmeckt; unwillkürlich fängt man an, die Nähe von Kanone, Soldat, Citadelle und stehendem Wasser zu empfinden. Wenn Du dann zu Mittag gegessen, mußt Du durch die Stadt gehen; die ganze Stadt bewegt sich dann auf einem Spaziergange zwischen zwei Gräben dahin. Drei Tage in der Woche spaziert man hier nach den Melodieen der Militair-Musik auf und nieder; an den übrigen Tagen aber sieht man die Spaziergänger still wie Schatten in den Elysäischen Feldern fortwandeln. Um ein kleines Bild von dieser Promenade zu erhalten, denke man sich eine große, schöne, äußerst reinlich mit Sand bestreute Allee am Ufer eines Flusses, der in dem Graben zur Seite fließt. Am Ende des Weges erblickt man eine Reitbahn, deren Façade einem Griechischen Tempel gleicht; in der Allee selbst aber bewegen sich viel schöne Damen und viel Militairs, während über den Fahrweg große Pferde und lange Wagen hingaloppiren oder leise fortrollen. Da jedoch die Allee sehr wenig Ausdehnung in die Länge hat, so haben Pferde und Wagen immer bald ihr Ziel erreicht, und man sieht sie dann auf denselben Spuren wieder zurückkehren. Ueberhaupt ist auf dieser Promenade in Lille nichts so überflüssig, als ein Wagen, nichts so unnütz, als ein Pferd, und dennoch tummelt man sich vielfach zu Wagen und Pferde hier umher. In Lille ist jeder Wagen bekannt und hat gewissermaßen seine Geschichte; man kennt seinen Ursprung, weiß, woher er kommt und wohin er geht; man erzählt Dir die Liebesgeschichten dieses Wagens, was er für Ansichten und Meinungen hegt, was er für Geschäfte macht, und wie viel tausend Livres Renten er jährlich zu verzehren hat. Die ganze skandalöse Chronik der Stadt knüpft sich an seine Spazierwagen. Wenn Du einen Wagen in Lille hast, dann bist Du etwas, dann bist Du repräsentirt, und man weiß, daß Du in der Welt vorhanden bist; Dein Wagen, das bist Du, das ist Deine Familie, Deine Frau, Deine heirathsfähige Tochter; wenn Dein Wagen schmuck und glänzend ist, dann bist Du es selbst, der schmuck und glänzend ist, und man schließt von dem Aussehen Deiner Pferde auf Dein eigenes. Ist das nicht eine schöne Stadt, die nur von dem und jenem übel redet, sich nur mit denen zu thun macht, die sich zu thun machen wollen, und sonst jeden ehrlichen Mann zu Fuß, der keinen Wagen hat, in Ruhe läßt! Ist das nicht eine gute Stadt? In Lille würde der Hund des Alcibiades nichts für seinen Schwanz zu fürchten gehabt haben; Alcibiades in Lille will nicht, daß man sich mit ihm zu thun mache, er verkauft seine Pferde und Wagen, wird wie jeder Andere im großen Haufen und kann dann eben so frei, glücklich, nach seinem Behagen und zu Gunsten aller seiner übeln Neigungen leben, als wenn er sich mitten im Gewühl von Paris befände.

Und darin beruht das Geheimniß, daß diese so stark befestigte Stadt, die von Mauern, Wachen, Graben, Kanonen und Soldaten umzingelt ist, welche sich die ganze Nacht verschließt, von einer Citadelle beherrscht wird und in weniger denn drei Stunden durch Wasser oder Feuer zerstört werden kann, doch reich bevölkert, wohlhabend, glücklich und gewerbsam ist; es beruht darin, daß man hier in der That ganz nach seinem Geschmack leben kann, unbekannt und ungesucht, wenn man will, aber vom Stadtleumund beklatscht, wenn man will.

Und dennoch, wenn Du auch keine Equipage hast, bist Du darum nicht genöthigt, überall zu Fuß zu gehen. Man findet in Lille noch eine Bequemlichkeit alter Zeiten, die in Paris bereits verloren gegangen; dies ist die Vinaigrette. Diese kleine zweiräderige Kalesche ist ein äußerst leutsamer und friedfertiger Wagen; ein Mensch ist zu gleicher Zeit Lenker, Besitzer und Pferd. Auf der Vinaigrette bedarfst Du, um Dein Pferd fortzubringen, weder Zügel noch Gebiß. Du sagst zu ihm: gehe rechts! so geht es rechts; gehe links! so geht es links. Du bist behaglich in Deinem Wagen geborgen und hast die Caprices des Thieres, von dem Du gezogen wirst, nicht zu fürchten. Du wirst von einem ganz vernünftigen Thiere gezogen, von einer Bestie, die völlig nach Deinem Ebenbilde geschaffen ist. Das hat viel mehr zu bedeuten, als von großen Pferden auf dieser engen Promenade gezogen zu werden. Und was für ein bequemes Roß ist das! Ihm, das Dich zieht, hast Du, da es nur ein Mensch ist, gar keine Sorgfalt zu widmen und ihm weder ein Zeichen der Freundschaft noch der Bekümmerniß zu geben. Es liegt Dir wenig daran, ob es breite Lungen hat und mit Appetit frißt oder nicht; Du kümmerst Dich nicht darum, ob es lahm oder keuchend wird, ob es auf beiden Füßen beschlagen ist oder nicht. Ganz über alle Unruhe erhaben sitzest Du in Deinem Wagen da. Und wenn Du dann angelangt bist, lassest Du Deinen Wagen, so lange es Dir gefällt, vor der Thür warten, es mag regnen oder windig seyn, schneien oder frieren. Gewiß aber würdest Du nicht so ruhig oben im warmen Salon dasitzen, wenn Dein Pferd, das Dir tausend Thaler gekostet, vor der Thür im Unwetter warten muß.

Und sagt man nicht, daß wir uns jetzt in einem philanthropischen Zeitalter der Gleichheit und der Aufklärung befinden? Seht da, darum müssen Menschen durch Menschen gezogen werden! Ich sah in Lille einen alten Familienvater mit weißen Haaren, der auf seiner Vinaigrette einen jungen Mann und ein junges Mädchen zog; die Vorhänge waren bald zugerollt. Ich verfolgte mit meinen Blicken das Fuhrwerk dieses armen alten Hengstes, der noch in seinem hohen Alter zu einer so harten Arbeit verurtheilt war, und sagte zu mir selbst: vielleicht ist das ein Vater, der dem Verführer seiner Tochter zum Postpferde dient! Und darauf baute ich mir in meinen Gedanken eine lange Geschichte, die ich aber hier nicht erzählen will!

Was ich also Erstaunliches in Lille gesehen habe, waren die Windmühlen, die Equipagen und die Vinaigretten. Im Uebrigen ist es ein edles, wohlwollendes, gutes, gastfreundliches Volk, von dem man mit Anmuth und Zuvorkommenheit aufgenommen wird. Was nach den Vinaigretten noch Bemerkenswerthes in Lille ist, ist die Guinguette und nach dieser die Citadelle, die von Vauban erbaut worden ist.

Dem General Corbineau, diesem muthvollen Manne, der die Tiefen der Beresina ergründet hat und den ersten Fuß auf das gebrechliche Eis setzte, das die große Armee verschlang, verdanke ich es, daß ich die Citadelle so gut sah, als man sie nur immer sehen kann. Daß Vauban sie gebaut hat, meldet schon die Inschrift auf dem Giebel des Portals. Wenn man eintritt, glaubt man eine ganze Stadt betreten zu haben. Da sind Häuser, in denen die Frauen der Soldaten mit ihren Kindern leben, da sind Kasernen, ungeheure Gallerieen bomben-

fest erbaut, in denen sich ganze Regimenter bewegen können; da sind unermeßliche Waffen-Magazine, endlose Höfe, angefüllt mit Kanonen, „diesem letzten Vernunftgrund der Gesetze und Völker,“ *) die bald für Niemanden mehr einen Vernunftgrund enthalten werden. Da sieht man auch ein Gefängniß, wohin im vergangenen Jahre Galeerensklaven geschickt wurden, und an dasselbe stößt unmittelbar ein Pulver-Magazin. Die Gefangenen hatten daher einstmals Feuer in ihrem Kerker angelegt, in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen werde, sich mit der Citadelle in die Luft zu sprengen, ein wahres Divertissement für Galeerensklaven! Man kam jedoch noch zeitig genug herbei, um den Brand zu ersticken.

Die Citadelle wird durch eine Vorderbastion begränzt, von der man das ganze Feld übersehen kann; eine große Kanone beherrscht alle umliegende Gegenden. Von diesem erhabenen Punkt kann man das ganze Französische Flandern überschauen. Der alte Krieger, welcher mir die Gräben, Zugbrücken und diese Kanone zeigte, fügte mit triumphirender Miene hinzu: „Die Citadelle ist noch niemals genommen worden!“ Der brave Kerl sagte aber nicht, daß man an ihr vorbeigegangen ist.

Was mir jedoch am meisten in der Citadelle aufgefallen, war ein armer kleiner blutjunger Soldat, ein Blondkopf, mit der schwermüthigsten Miene von der Welt, der sein erstes Exercitium in Kreuz-Kamaschen machte. Der arme Junge sah so niedergeschlagen aus, wie jenes junge Mädchen, das von der Pensions-Vorsteherin genöthigt worden, bei Tage eine Nachthaube zu tragen.

Bevor ich jedoch die Citadelle verließ, flüsterte mir mein Führer mit sehr dringender Miene zu: „Das Merkwürdigste hier haben Sie noch nicht gesehen, mein Herr! Kommen Sie, folgen Sie mir!“ — Ich beeilte mich sogleich, indem ich hoffte, daß er mir irgend ein Kanonen-Ungeheuer, Mörser-Werkzeuge, geheime Gefängnisse, einen zum Tode Verurtheilten oder irgend Etwas der Art zeigen wolle, und ich bereitete schon meine Nerven auf einen bedeutenden Schauder vor. Ich folge ihm also; er steigt auf und ab vor mir her und steht endlich bei einer Quelle still, deren Wasser, wie er sagt, vortrefflich für die Augen ist, und ich betrachte dies Quellwasser mit wahrer Sehnsucht. Aber ach! wie mächtig es auch seyn mag, es heilt doch nicht mehr die Augen, die den Abend beim Schein der Lampen hinzubringen gewohnt sind und sich abmüden, auf den Theatern nach allen den Schauspielern und Schauspielerinnen zu sehen, die dort geboren werden und sterben. Dies Wasser heilt nur die Augen der glücklichen Krieger, die nicht lesen können, die ihren Wein gemischt trinken, um acht Uhr schlafen gehen, und deren größter Kummer darin besteht, ihre Kreuz-Kamaschen zu tragen. Dann ging mein Führer wieder weiter, und wir gelangten endlich zu einer Hauptwache, wo wir eintraten. Ein kleines artiges Gemach, das mit vielem Geschmack geordnet war, nahm uns auf. Die Wand war mit Waffen-Bündeln und dreifarbigen Fahnen behangen, ringsumher aber sah man als Trophäen Stück-Kugeln, Gewehre, Trommeln, alte Uniformen und Mörser aufgestellt; was der alte Invalide jedoch als das Höchste bewunderte, war ein halbes Dutzend rother Fische, die in einem Gefäß umherschwammen. „Sehen Sie hier, mein Herr!“ fügte der Invalide mit einer andächtigen Miene der Bewunderung — „das ist das Allermerkwürdigste, was wir besitzen!“ — Ja, Du hast Recht, tapferer Krieger, in dieser Citadelle, dem Hauptwerke Vauban's, hier neben der Bastion, die noch niemals genommen worden, am äußersten Ende Frankreichs, so hier, mein alter Invalide, der Du Moskau, Wagram und Waterloo gesehen hast, hier sind das Erstaunlichste, was es giebt, diese rothen Fische, die friedlich im Schatten der großen Feldschlange auf- und niederschwimmen; was aber noch erstaunenswerther als dies scheint, das, guter Knabe, ist, daß Du, ein ergrauter Soldat, der hier so viel Könige und große Herren unter den verschiedensten Umständen gesehen, doch Deine naive und offenherzige Bewunderung einzig und allein einem rothen Fisch zuwendest! —

Wenn man aus der Citadelle zurückkehrt und nach der berühmten Guinguette **) von Lille gelangen will, muß man erst an einer Reihe von Landhäusern vorüberspazieren. Diese Häuser sind ungeheure Schlösser von zehn Fuß Breite, hohe Villen, die nur ein Erdgeschoß haben; es sind so artige Häuserchen, als wären sie für artige Jungen von zwölf Jahren oder für hübsche kleine funfzehnjährige Mädchen erbaut. Alle diese Häuser sind von Laubwänden eingezäunt und meistentheils von zwei fließenden Bächen umschlossen. Die ganze Landschaft trägt eine sehr stille und edle Physiognomie, aber immer sieht man doch, daß diese Häuser sämmtlich in einer gewissen Unterwürfigkeit vor der Kanone stehen. Die Kanone ist der souveraine Herr dieser Stadtseite; die Kanone will nicht, daß die benachbarten Häuser mehr als Eine Etage haben, und verbietet deshalb der Bevölkerung, sich höher über die Erde zu erheben. Um ein höheres Haus, einen größeren Garten zu besitzen, müßte man aber zu weit in die Ferne rücken. Man thut also das Beste, was man thun kann, und drückt sich in seinem Käfig zusammen; man verbietet seinen Bäumen, höher als die Rosenstöcke zu wachsen, und den Rosenstöcken, höher als der Salat aufzusteigen; man lagert sich im Schatten der Kanone, und die Gewohnheit thut das Uebrige. Die Gewohnheit ist so stark, daß es hier sogar Bürgerhäuser giebt, die auf vier Rädern gebaut sind. Dies ist auch nur der Einfluß der Kanone, welche es an gewissen Orten gebietet, vier Räder unter die Häuser zu legen, da Umstände eintreten können, wo das Haus genöthigt ist, sich anderswohin fahren zu lassen.

*) „Dernière raison des lois et des peuples“, das allgemein bekannte Motto der Kanone, ganz und gaber mit den Lateinischen Worten ultima ratio legis.

Anmerk. d. Uebers.

**) Ein Krug außerhalb der Stadt.

Wenn man also bei diesen artigen Landhäusern vorüberspaziert ist, gelangt man zu der großen Guinguette, die man aus der Ferne für einen Palast halten könnte. Der Vorhof ist von bedeutendem Umfange, das Haus selbst unmäßig bequem. Es ist ein wirklich großes Monument, aber leider zugleich ein Monument der Zerstörung. In der Küche ist es kalt und still, und die Guinguette bietet jetzt, wie sie ist, einen bei weitem trüberen Anblick dar, als die Citadelle. Ich habe mir dies Problem zu erklären gesucht. Es ist nämlich durchaus nicht mehr möglich, daß sich eine Guinguette in Lille halte, weil sich dort die Neigung zum Biertrinken täglich mehr vermindert. In einem Brauhause, das ich zufällig besuchte, erzählte man mir, daß man jetzt nicht mehr den vierten Theil so viel Bier braue, als vor zehn Jahren. Weniger Bier trinken, heißt aber weniger träge seyn, weniger sich einem stockenden Müßiggang hingeben, weniger mit langsamer Zunge die Worte aushalten, weniger Toback verbrauchen. Fort mit dem Bier! Reden wir von einem Mann, der Wein trinkt. Er trinkt seinen Wein schnell und gut und begiebt sich dann an seine Arbeit. Bier ist eine häßliche Parodie des herrlichen funkelnden Weinschaumes; es ist eine falsche Trunkenheit ohne Geist, eine Verbitterung des Geschmacks. Sonst füllte das Bier diesen verlassenen Krug mit Trinkern an (wenn ich sie noch Trinker nenne, so thue ich es nur in Ermangelung eines anderen Wortes) mit trägen abgestumpften Trinkern, die sich selbst und Anderen unnütz waren und dort zusammenkamen, um ihren traurigen und monotonen Tag hinzubringen, ohne ihn doch vergessen zu können.

Am anderen Morgen sagte ich meinem Wirth und allen den jungen Leuten von Herz und Geist, die man aller Orten in Frankreich findet, und die Dich gleich als Bruder behandeln, Adieu. Adieu, ihr meine loyalen Pariser der Provinz! Adieu und Dank für die gute Aufnahme, die ihr dem Provinzialen aus Paris habt widerfahren lassen! Und seht, nun begebe ich mich von neuem auf die Reise, auf die Reise nach Belgien, fürwahr!

Bis dahin hatte ich noch niemals das schöne Frankreich verlassen, und es geschah nicht ohne eine gewisse Beklemmung des Herzens, als ich von dem Französischen Gesetz unter das Belgische überging. Indeß hat die Gränze nichts Drohendes, und nachdem wir und unsere Sachen am Zollhause untersucht worden, ging es rasch und angenehm weiter. Der Weg ist schön, und Belgien ist ein ganz Französisches Land. Man singt darin, ordnet darin, denkt darin durchaus auf Französisch. Nur fand ich in diesem von Frankreich abgeschnittenen Frankreich Etwas, das sehr selten in dem großen Frankreich ist, nämlich die Priester im vollständigen Kostüm. Die ganze Straße ist mit Priestern wie besäet, sie gehen und kommen und versperren einem fast den Weg, und tragen nicht nur überall ihr langes Kleid, sondern auch, was noch auffallender ist, ihren dreieckigen Priesterhut. Mit stolz erhobenem Kopf schreiten sie unter diesem Hut einher und machen wenig Miene, aus dem Wege zu gehen. Man sieht es ihnen an, daß sie sich hier zu Hause und an ihrer wahren Zufluchtsstätte befinden, vom Volke begünstigt, in dem alle Stärke und Gunst beruht. Vor der größten Zahl dieser Priester mußte ich mich wahrhaft entsetzen, und ein junger Belgier, der neben mir saß, betrachtete sie nur mit einer kaum verhehlten Wuth. Dieser junge Mann erinnerte mich lebhaft an die Französische Opposition vom Jahre 1820 gegen die Priester Frankreichs und die religiöse Reform, eine Opposition, die heutzutage, wie so viele andere, bereits vergessen ist. „Mein Herr!“ sagte der junge Belgier zu mir, „fällt es Ihnen, der Sie aus Paris kommen, nicht widerwärtig in die Augen, so viele Pfaffen in ihren langen Kleidern frei über unser Land umherschweifen zu sehen, zu sehen, wie sie auf ihrem Wege überall gegrüßt werden, zu wissen, daß sie es sind, welche die Wahlen leiten und die Gesetze machen!“ Bei diesen Worten geberdete sich mein Belgier wie ein Rasender. „Mein Herr!“ sagte ich zu ihm, „seitdem ich gesehen, wie Saint-Germain-l'Auxerrois an einem tollen Karnavalstage gestürmt wurde, seitdem ich den erzbischöflichen Palast verwüstet und geplündert, seine Bibliothek bis auf den Grund zerstört und den Herrn Erzbischof von Paris genöthigt sah, sein Haus wie ein Dieb zu verlassen, seitdem kann ich es nicht mehr über mich gewinnen, auf die Priester zornig zu seyn!“ Der junge Mann zuckte mit den Achseln. In diesem Augenblick ging ein alter Priester auf der Straße vorüber; der junge Belgier schnitt ihm eine Grimasse, ich aber grüßte ihn höflich. Der alte Priester erwiederte jedoch weder seine Grimasse, noch meinen Gruß.

Ich erblickte also gern die Priester auf meinem Wege und eben so gern die zahlreichen Dörfer, die schönen reichen und prachtvollen Kirchen und die hoch in den Lüften erklärenden Glocken. Man fühlt es sehr deutlich, daß ein religiöses Mittelalter durch dies Land, welches zu Spanien gehörte, hindurchgegangen ist. Spanien hat in diesen Städten und Dörfern alle jene schönen und mächtigen Kirchen, alle jene jungen und mächtigen Pfaffen ausgesäet, und es ist es noch, welches die jungen Leute, die den Priestern Grimassen schneiden, im Zaume hält.

Aber es handelt sich hier nicht um Politik, sondern um meine Reise. Es war ein Freitag. Der Wagen hielt vor einem Gasthause zum Mittagessen still. Das Mahl war ziemlich erträglich; nur hatte der Gastwirth, aus Ehrfurcht vor der Staats-Religion, nichts als eine magere Suppe zu serviren gewagt. „Das ist eine schändliche Tyrannei!“ sagte der junge Belgier. „Aber vor der Juli-Revolution war es noch schlimmer; da mußten wir alle Tage und zu jedem Mittagsmahle uns zu Fastenspeise zwingen lassen!“ Und bei diesen Worten langte er ein ungeheures Stück Schöpsenbraten hervor, das er mit dem ungenirtesten Appetit verspeiste.

„Geben Sie mir ein Stück von Ihrer Schöpsenkeule“, sagte ich zu ihm; — „und da es einmal so ist, so lassen Sie uns auch

auf die Revolution trinken, die uns heut Schöpsenbraten zu essen
vergönnt!“
Mein junger Belgier ließ sich nicht lange bitten.

Bibliographie.
Deux ans de regne: 1830—1832. (Zwei Regierungsjahre.) Von
Alphons Pepin. Pr. 7½ Fr.
Gaule et France. (Gallien und Frankreich.) Von Alexander Du-
mas. Pr. 7½ Fr.
Méditations de Charles X. (Betrachtungen Karl's X.) Heraus-
gegeben von Bellemare. Pr. 1½ Fr.
Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten der Dlle. Adele Boury.) Nebst
Bildniß. Pr. 7½ Fr.
Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten der Dlle. Avrillon, ersten Kam-
merfrau der Kaiserin, oder das Privatleben Josephinens, ihre
Familie und ihren Hof.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Morgenländisches.

Orientalische Sitten.

(Schluß.)

Steigen wir in der Gesellschaft einige Stufen niedriger und
versetzen wir uns in einen Harem, der nur eine rechtmäßige Frau,
fünf bis sechs Sklavinnen und keine Eunuchen (die schon großen
Reichthum voraussetzen) besitzt, so werden wir eine Liebesintrigue
vielleicht, aber auch nur unter großen Schwierigkeiten, möglich finden.
Gesetzt den Fall, eine Türkische Frau habe, von heftiger Leidenschaft
getrieben, auf ihrem Spaziergange den Sohn eines Beys, einen
schönen Effendi, wahrgenommen, sich nach seinem Namen erkundigt
und den Plan gefaßt, ihn von ihren Absichten in Kenntniß zu setzen.
Welche Mittel dazu stehen ihr zu Gebote? Noch heute, wie zur Zeit
der Mährchen aus Tausend und einer Nacht, sind Wasserträger,
Eseltreiber, Droguerie-Händlerinnen oder Badefrauen die Mittelsper-
sonen, an die sie sich wenden kann. Die Leidenschaft muß aber sehr
heftig seyn, um eine Frau zu bewegen, sich dergleichen Leuten an-
zuvertrauen, von denen sie leicht verrathen werden kann, und sich in
ein gefährliches Verhältniß mit einem jungen schüchternen Türken
einzulassen, der, kaum mannbar geworden, auch schon verheirathet ist,
Sklavinnen besitzt und von jenem abenteuerlichen ritterlichen Geiste
des Abendlandes keine Ader in sich hat. Wir wollen dennoch an-
nehmen, sie setze sich über diese Bedenklichkeiten hinweg, und ein
Stelldichein sey verabredet; aus dem Bade kommend, besteigt sie einen
Esel, oder sie ist von fünf Sklavinnen begleitet und muß nothwendig
einige derselben entfernen; dies gelingt ihr unter verschiedenen Vor-
wänden, sie behält nur zwei bei sich, und da sie nicht zu Fuß gehen
darf, so ist sie noch immer von mehreren Eseltreibern und zwei Skla-
vinnen umgeben, und nur durch Hinwegsetzung über alle diese Unbe-
sonnenheiten kann sie in das geheime Haus gelangen, wo der Ge-
liebte ihrer harrt. Man wird zugeben, daß dies Schwierigkeiten
genug sind, und daß eine Frau sich wohl bedenken wird, ehe sie sich
in dieses Labyrinth von Gefahren begiebt; denn im Orient zieht die
Untreue nicht nur den Verlust der Ehre und öffentlichen Achtung
nach sich, sondern hat die schnellste Strafe zu gewärtigen; die treu-
lose Frau wird in einen Sack gesteckt und sammt allen ihren Skla-
vinnen ins Wasser geworfen.

Da nur das heftigste, leidenschaftlichste Temperament eine Frau
bewegen kann, so vielen Gefahren zu trotzen, so läßt sich schwerlich
glauben, daß sie uns gebrechliche, muthherzig aussehende Europäer
zum Gegenstande ihrer Neigung machen werde. Unsere geistigen
Eigenschaften, unsere Sitten, durch die wir in Europa unsere Erobe-
rungen machen, können die orientalischen Frauen nicht beurtheilen,
und sie sehen in uns daher nur lächerliche, unanständig gekleidete
Wesen. Der schönste Mann im Leibrock und langen Beinkleidern
nach Europäischem Schnitt ist in den Augen einer Türkin nicht nur
häßlich, sondern auch unanständig, und sie würde dem gemeinsten
Türkischen Soldaten vor ihm den Vorzug geben. Dieser Eindruck,
den wir auf sie machen, ist die Ursache der Verachtung und des
Spottes, dessen Gegenstand wir dort sind, und der bei den Proben,
die wie man unserer Race nach dem Orient schicken, auch ganz er-
klärlich ist; ich meine die gewöhnlichen Franken der Levante, die oft
aus den Spielhäusern und Gefängnissen entflohen sind und sich nach
dem Orient begeben, um mit ihren schlechten Hüten und abgetrage-
nen Kleidern betrügerische oder niedrige Gewerbe zu treiben und
durch ihre Laster und ihre Unredlichkeit den Europäischen Namen zu
kompromittiren. Hierzu kommt, daß eine Orientalin, wenn sie ihr
Auge auf einen solchen Franken werfen wollte, bei der Unbekannt-
schaft mit der Sprache, bei der Fremdheit des Kostüms und der
Indiscretion dieser Europäer, doppelten Gefahren zu trotzen haben
würde. Wenn von dieser allgemeinen Regel einige Ausnahmen vor-
kommen, so kann dies nur bei den unteren Türkischen Beamten-
Klassen, in den kleinen Haushaltungen der Zollbeamten, Schreiber
oder der im Felde befindlichen Offiziere der Fall seyn, welche oft
ihre Frauen und Sklavinnen Tage, ja ganze Jahre lang sich selbst oder
der Bewachung einer alten Matrone überlassen, die eben so leicht zu be-
stechen ist, als die Frauen zu verführen sind. Hier mag manchmal
die eheliche Treue und das Eigenthumsrecht des Herrn auf die Skla-
vinnen verletzt werden; diese Sittenlosigkeit würde schon in dem Mangel
an Erziehung und in der Unthätigkeit der Frauen eine genügende Er-
klärung finden. Aber, ich wiederhole es, solche Beispiele sind äußerst
selten, desto häufiger aber die Täuschungen. Um einen Beweis dafür
zu liefern, will ich meiner Eigenliebe ein kleines Opfer bringen und
ein Abenteuer dieser Art erzählen, das mich hätte eitel machen
können, das aber, wie alle früheren und zukünftige Abenteuer,
auf ein allerdings nicht ganz unangenehmes Verhältniß hinauslief,
welches indessen gewiß nicht geeignet war, der Eigenliebe zu schmei-
cheln. Dasselbe ward für mich zum Typus dessen, was aus solchen
Intriguen werden kann, und gab mir ein Recht zu meinem Miß-
trauen gegen Erzählungen dieser Gattung.

Die Hitze des Tages hatte bereits abgenommen, die Sonnen-
strahlen fielen schon schief auf die Erde, und man konnte hoffen, auf
den Straßen einigen Schatten zu finden. Ich stieg zu Pferde, um
nach Alt-Kairo zu reiten und einem Türkischen Kaufmann, der
sich dort in der reizendsten Umgebung niedergelassen hatte, einen
Besuch abzustatten. Die Straßen sind um diese Tageszeit belebter
als sonst, weil Jeder nach beendigter Siesta wieder an seine Ge-
schäfte geht. Ibrahim, mein Says *), mochte mit seinem Stocke
Esel und Menschen stoßen und schlagen, so viel er wollte, dennoch
konnte mein Pferd nur mit Mühe durch die Menge sich durcharbei-
ten. Ich befand mich hinter einer langen Reihe mit Getraide be-
ladener Kameele, und da ich die Möglichkeit sah, daneben vorbei-
zukommen, drängte ich mich zwischen sie und die Häuser; auf halbem
Wege mußte ich aber Halt machen und jene großen Thiere ruhig
an mir vorüberlassen. Eine Türkische Frau war es, die den Weg
versperrte; sie war sehr reich gekleidet; ihr schwarzer Schleier, unter
dem sich ein rosenfarbener befand, und die kleine weiße Maske von
gesticktem Zeuge, ihre Schuhe, kurz Alles hatte ein neues frisches
Ansehen und verrieth große Sorgfalt; sie saß auf einem Esel in glei-
cher Höhe mit mir, zwei Arabische Says hielten ihr die Zügel, und
eine schwarze Sklavin folgte mit einem Kinde auf dem Arme, eben-
falls auf einem Esel reitend. Ich betrachtete die Türkin mit der
scheinbaren Zerstreutheit, die es im Orient angemessen ist vor den
Frauen zu zeigen, erkannte aber leicht an der sonderbaren Art, mit
der sie auf mich geheftet waren, Augen, deren Feuer unter der klei-
nen Maske mir schon im Bazar der Schneider und in dem der
Zuckerbäcker aufgefallen war. Damals hatte ich in dem Gedränge
nicht besonders darauf gemerkt, indem es leicht ein Zufall seyn konnte,
aber hier in dieser Straße, wo ich mich allein ihr gegenüber befand,
konnte ich an der Absichtlichkeit nicht mehr zweifeln und begann auch
meinerseits, sie mit mehr Theilnahme zu betrachten. Sie verstand
mich, denn ich sah sie um sich blicken und sich zu ihrem Eseltreiber
herabneigen, um ihm einige Worte zu sagen; sie benutzte dabei den
Umstand, daß die Kameele mit ihren hohen Lasten sie fremden Blik-
ken verbargen. Die Kameele waren vorüber, wir mußten uns tren-
nen, sie ritt weiter, mich mit ihren großen Augen messend, deren
dunkle Schönheit durch die weiße Maske noch gehoben ward; und
auch ich wollte meinen Weg fortsetzen, als der Eseltreiber, mit dem
sie gesprochen hatte, zu mir herantrat und mir hastig zuraunte:
„Morgen, eine Stunde nach dem Mogreb (so heißt die Betstunde
bei Sonnen-Untergang), findet Euch in der Jussuf-Straße ein, ich
werde Euch dort erwarten.“ „Ich werde kommen“, war meine Ant-
wort, und die vorspringende Bude eines Fruchthändlers entzog sie
meinen Blicken.

Ich stattete, den ganzen Abend in Gedanken mit dieser Begeg-
nung und dem verabredeten Stelldichein beschäftigt und zwischen
Furcht und geschmeichelter Eitelkeit schwankend, dem Kaufmann mei-
nen Besuch ab. Ich wollte mich gern selbst überreden, daß ich der
Held eines höchst interessanten Abenteuers seyn werde, hatte aber
gegen meine Ueberzeugung zu kämpfen, daß dergleichen mit den Sit-
ten des Orients nicht vereinbar sey; dennoch konnte ich bei der Ele-
ganz der Kleidung und der Umgebung jener Frau nicht besorgen,
das Opfer einer gewöhnlichen Mystification zu seyn. Die bestimmte
Stunde überraschte mich am folgenden Tage bei diesen Betrachtun-
gen, und ich hatte nur noch so viel Zeit, um mich anzukleiden. Ich
wählte unter meinen verschiedenen Kostümen einen Mode-Anzug
von Damaskus, nahm einen großen gelben Kaschemir zum Turban,
steckte einen Dolch in den Gürtel, ritt bis zur Moschee von Tulu,
stieg dort ab, ließ meinen Reitknecht das Pferd nach Hause führen
und begab mich zu Fuß nach dem Orte des Stelldicheins. In der
kleinen Jussuf-Straße fand ich bereits den Says, der mich erwartete
und mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Nach einigen Umwegen
in der halben Dunkelheit, die durch die hohen Häuser und die enge
Gasse noch vermehrt wurde, standen wir endlich vor einer kleinen
niedrigen Thür still, die in einer großen Mauer angebracht war,
welche die Hinterfronte eines Hauses war, dessen Vorderseite nach
einer anderen Straße hinaussah. Die Pforte öffnete sich sogleich
und schloß sich hinter uns; es war stockfinster, und ich fühlte einige
Unruhe. Die Hand an meinen Dolch legend, stieg ich, meinem Füh-
rer folgend, eine dunkle und enge Treppe hinan, die uns auf eine
geräumige Terrasse führte. Im Dämmerlichte konnte ich wahrneh-
men, daß dieselbe auf drei Seiten von blendend weißen Mauern und
auf der vierten von einem großen zierlich gearbeiteten Gitter, das
auf den Kanal führte, umschlossen war. Blumen, Granatbäume, einige
Kissen, Alles reinlich, reich und bequem, mußten diesen Ort zu
einem reizenden Aufenthalte der Ruhe nach der Hitze des Tages
machen. Eine schwarze Sklavin, dieselbe, die ich gestern das Kind
tragend gesehen hatte, führte mich in ein großes schön verziertes Zimmer;
hier fand ich Kissen und Teppiche, an den Wänden geschnitztes Tafel-
werk, Porzelan-Gefäße und im Hintergrunde einen Alkoven, eine Art
von geschlossenem Balkon, von drei Seiten dem Luftzuge offen und
mit den weichsten Kissen ausgeschmückt; eines der letzteren zeigte
noch die eingedrückte Form einer Person, die darauf geruht und im
Weggehen einen Spiegelfächer von Federn vergessen hatte. Der
Duft von Rosen und Jasmin erfüllte diesen wollüstigen Aufenthalt.
Hier winkte mir die Sklavin zum Sitzen, brachte mir eine Pfeife,

*) So heißen die Stallknechte, die zu Fuß vor den Reitern hergehen und
mit einem langen Stabe in der Hand durch das Gedränge hindurch Platz
machen.

dann Kaffee, dann Sorbet, konnte aber durch alle diese Aufmerksamkeiten mich nicht von meiner Unruhe befreien und noch weniger mich vergessen machen, daß dies nicht der Zweck meines Hierseyns war. Ich lauschte und war ganz Ohr, vergebens versuchte ich einen Gedanken im Zusammenhange zu verfolgen; schon fünfmal hatte ich die goldenen Spitzen der Decke gezählt und vermochte dennoch ihre Anzahl nicht zu behalten; denn ich hörte fortwährend Stimme und Tritte, als hätte ich zwölf Ohren. Endlich vernahm ich deutlich das Rauschen von Kleidern und das Schurren von Schuhen. Sie war es; mit orientalischer Nachlässigkeit trat sie ein, die Hüften auf jene eigenthümliche Weise bewegend, die dort zur Anmuth des Ganges und Tanzes gehört. Ich stand auf, um ihr in der Ecke des Divans Platz zu machen; wir setzten uns, und ich betrachtete sie aufmerksam und voll Erstaunen über diese seltsame Zusammenkunft. Sie trug eine reizende Aegyptische Kleidung, der Ueberwurf war hellblau, das rosafarbene Kleid war roth und himmelblau gestickt und mit Goldflittern besetzt; rothseidene von einem goldenen Gürtel gehaltene Pantalons bedeckten ihre Füße. Der ernste Charakter ihrer Züge machte sie mehr schön als hübsch, und das Feuer ihrer Augen ward durch eine feine Tinte von Henneh, die sie noch größer erscheinen ließ, sonderbar gemildert. Sie hatte, was im Orient sehr gewöhnlich ist, herrliche Zähne und eine blendend weiße Haut, was sich unter diesem heißen Himmelstrich nur durch das eingezogene Leben der Frauen und durch die Sorgfalt, mit der sie sich beim Ausgehen verschleiern, erklären läßt. Ihre Hände fesselten besonders meine Aufmerksamkeit, denn sie waren der Gegenstand einer originellen Koketterie gewesen; die innere Hand war roth gefärbt, um die Weiße der Finger noch mehr zu heben, deren Nägel schwarz gebeizt waren. Die Unterhaltung war anfangs ernst, gezwungen; sie sprach das Arabische schlecht und mit Türkischem Accent, aber allmälig lernten wir uns ziemlich gut verstehen, und es wären süße Augenblicke für mich gewesen, wenn nicht eine unerklärliche Bangigkeit mich fortwährend an das Seltsame meiner Anwesenheit in diesem Hause erinnert hätte. Kaum begann die Morgenröthe aufzudämmern, als die Sklavin eintrat, mich zu benachrichtigen, eben besteige der Türke seinen Minaret, um das Morgengebet zu singen. Ich setzte eilig meinen Turban zurecht und verließ das Haus, der Dienerschaft, welche die Nacht über gewacht hatte, einiges Geld zurücklassend. Bei der immer höher steigenden Sonne fand ich, sobald ich auf der Straße war, den Weg nach Hause bald wieder. Mehrere Abende hinter einander kehrte ich unter verschiedenen Verkleidungen an jenen Ort zurück und fand bei aller Grabstimmlichkeit der Gefühle etwas Gutes, Unterwürfiges und Ergebenes, das, obgleich es unseren Sitten fremd ist, dennoch etwas Anziehendes hat. Auch erfuhr ich, wer diese Frau sey, und wodurch ich zu ihrer vertrauteren Bekanntschaft gelangt war. Aus Karamanien gebürtig, war sie vor einem Jahre, funfzehn Jahr alt, von einem Türkischen Offizier, der bei den regulären Truppen des Pascha's eingetreten war, nach Aegypten gebracht worden. Er war nach Griechenland geschickt worden und hatte wahrscheinlich das Ende des Krieges und seine Rückkehr nahe geglaubt, denn er hatte seiner Frau wenig Geld und gar keine Empfehlung zurückgelassen. Nach sechsmonatlichem vergeblichen Warten hatte sie, ohne Nachricht von ihm und ohne Aufsicht, ihre Pflicht vergessen, und zu diesem Zeitpunkt begegnete ich ihr. Unsere Verbindung dauerte nur kurze Zeit, denn ich mußte Kairo verlassen.

Wenn man diesen Vorfall ein Liebes-Abenteuer nennen will, so kann allerdings ein Europäer in Türkischem Kostüm und bei einiger Kenntniß der Landessitten durch die Gunst des Zufalls eine solche Eroberung machen, deren er sich aber, wie gesagt, nicht weiter zu rühmen Ursache hat. Aber eine Verbindung mit der Frau aus dem Harem eines reichen und vornehmen Türken zu hoffen, ist eine baare Thorheit, zu der nur Eitelkeit verleiten kann. (R. d. P.)

E n g l a n d.

Miltons Grab.

Das Monthly Magazine giebt folgende Nachricht von einem Ereigniß, das im Jahr 1790 stattgefunden. Die Erzählung selbst ist dem Tagebuche des General Murray unterm 24. August 1790 entlehnt.

Da sich die Kirche von St. Giles zu London in ziemlich baufälligem Zustande befand, beschloß der Kirchen-Vorstand eine Reparatur, und diese schien eine günstige Gelegenheit, eine Subscription zur Errichtung eines Denkmals für unseren unsterblichen Milton, der in jener Kirche begraben ist, zu eröffnen. In dem Kirchenbuch der Gemeinde war folgende Notiz verzeichnet worden: 12. November 1674: „John Milton, gentleman, consumption, chancell."

Herr Ascough, ein Zeitgenosse Miltons, hatte gegen seinen Enkel, der 1759 im 84. Jahre starb, oft geäußert, daß Milton unter dem Pulte der Kanzel begraben sey. Daher beschlossen die Herren Strong, Cole und andere Gemeinde-Vorsteher, dort Nachsuchungen nach den Resten des Dichters anzustellen, und es ward den Arbeitern befohlen, unterm 1sten d. M. den Sarg auszugraben. Am 3. August ward er entdeckt. Der Boden, in den er eingesenkt worden war, war kalkartig. Der Sarg stand auf einem anderen, ohne Zweifel dem von Milton's Vater, da man wußte, daß der Dichter, seinem eigenen Wunsche gemäß, nahe den Ueberresten seines Vaters begraben werden; und dasselbe Registerbuch hatte verzeichnet: John Milton, gentleman, 15. March 1646." Da sich unter der Kanzel durchaus kein Sarg weiter fand, so konnte über die Identität beider kein Zweifel obwalten. Nachdem der Sarg mit Bürsten und feuchten Schwämmen sorgfältig war gesäubert worden, ergab sich — nach den Aussagen der Herren Strong und Cole, — daß der äußere hölzerne Kasten, in dem der bleierne Sarg sich befand, gänzlich vermodert war, und auf dem bleiernen war keine Spur von Inschrift oder Datum. Zu der Zeit nämlich, da Milton starb, war es üblich, Name, Alter u. s. w. des Hingeschiedenen auf den hölzernen Behälter des Sarges zu schreiben; Platten oder Inschriften waren nicht gebräuchlich. Alles dies war aber bereits vermodert. Der bleierne Sarg war schon sehr angenagt, seine Länge betrug 5 Fuß 10 Zoll und die Weite an der breitesten Stelle 1 Fuß 4 Zoll.

Die vorerwähnten Herren, zufrieden gestellt durch die Ermittelung der Identität der theuren Reste, entwarfen eine diesen Punkt betreffende Urkunde und befahlen den Arbeitsleuten, am Dienstage den 3. die Grube wieder zu füllen; diese vernachlässigten es jedoch und verschoben es auf den nächsten Sonnabend. Tags darauf, den 4., war ein Theil des Vorstandes, die Herrn Cole, Laming, Taylor und Holmes, in der Wohnung des Herrn Fountain, des Ober-Aufsehers, zu Tische. Die Entdeckung der Gebeine Miltons bildete den Gegenstand der Unterhaltung, und man kam darüber überein, den Körper auszugraben und genau zu untersuchen. Um 8 Uhr Abends begaben sich die Herren, vom Weinrausch glühend, unter Begleitung eines gewissen Hawkesworth, der eine Fackel trug, nach der Kirche. Jetzt begann ein Sakrilegium. Der Sarg wurde aus seiner dunkeln Ruhestätte herausgerissen. Holmes brauchte Meißel und Hammer und schlug auf den Sarg in der Richtung von dem Kopfe nach der Brust. Das Blei gab nach, und der Körper ward sichtbar; er war in ein weißes Leichentuch gehüllt, die Rippen waren in regelmäßiger Ordnung und standen; durch das Hinwegziehen des Leichentuchs aber fielen sie um. Die Gesichtszüge waren nicht mehr kenntlich; aber das Haar befand sich noch außerordentlich gut erhalten; es war von hellbrauner Farbe, sechs und einen halben Zoll lang, und, obschon etwas verworren, erschien es, nachdem es gewaschen worden, so fest wie das eines lebendigen Menschen. Die kleinen Löckchen am Vorderhaupte und die langen zu beiden Seiten des Angesichts machten es noch gewisser, daß dies die Reste Miltons seyen. Der Kupferstich in Quart, den Faithorne 1670, vier Jahre vor des Dichters Ableben, anfertigte, giebt die Form seines Haares genau in derselben Art. Fountain behauptete, zwei von den Zähnen haben zu müssen; da sie dem Druck seiner Finger widerstanden, so schlug er mit einem Pflastersteine gegen die Kinnbacken, und es fielen verschiedene heraus. Fünf waren nur noch in dem oberen Kinnbacken, und diese nahm sich Fountain; die vier aus dem unteren wurden von Taylor, Hawkesworth und dem Küster in Beschlag genommen. Das Haar, das vor der Beerdigung sorgfältig gekämmt und gestrichen worden war, wurde gewaltsam durch Taylor und einen Anderen herausgerissen; aber Ellis, der Spieler, der sich nun der Partie anschloß, sagte zu Jenen, daß er als ein guter Haarkräusler gern eine Bowle Punsch für eine Guinee geben würde, wenn er das Haar in Besitz bekäme, und fügte noch hinzu, daß eine solche Reliquie sehr geeignet seyn würde, seinen Namen bekannt zu machen. So bekam Ellis das ganze Haar; gleicherweise bekam er ein Stück des Leichentuches und einen Theil der Hirnschale, ja er wäre in den Besitz des ganzen Kopfes gekommen, wäre er nicht von den Küstern Hopps und Grant, die diese Reste dem Publikum zeigen wollten, daran gehindert worden. Dies Letztere geschah auch späterhin wirklich; die Person zahlte sechs Pence für die Ansicht des Körpers. Jene Menschen, wie ich mir habe erzählen lassen, haben beinahe hundert Pfund durch dies Vorzeigen zusammengebracht. Laming steckte einen der Knochen in die Tasche. Mein Berichterstatter, fährt Herr Murray fort, versichert mir, daß, während jene schändliche Profanation vor sich ging, die Späße und Neckereien jener gemeinen Buben ihm das Herz zerrissen, und daß er sich mit Grauen von jener Scene zurückgezogen. Viscount C., der neben mir saß, sagte zu Herrn G.: dies ruft mir die Worte eines Kirchenvaters ins Gedächtniß: „„Und kleine Knaben treiben Spaß mit den Gebeinen großer Könige!""

Bibliographie.

The little philosopher. (Der kleine Philosoph.) Von Jakob Abbot. Pr. 1½ Sh.

The childerns weekly visitor. (Der wöchentliche Gast der Kinder.) Erste Serie. 3 Bde. Pr 18 Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Central-Amerika. Dieser Theil der neuen Welt ist noch wenig bekannt, besonders die Küste am stillen Ocean. Die Charten sind ungenau, setzen Städte, wo sie nicht hingehören, und lassen Häfen aus, die durch Leute, welche daselbst verkehrt haben, hinlänglich bekannt sind. Es scheint, daß Britische Kriegsschiffe dort kaum gekannt werden und nicht in Mittel-Amerika gesehen worden seit seiner Trennung vom Mutterlande. Eine genauere Erforschung der Küste des stillen Oceans ist sehr wünschenswerth und würde zu einer viel gründlicheren Kenntniß des Landes führen. England hat jetzt keine Geschäftsträger in Central-Amerika, aber diesem Mangel dürfte bald abgeholfen werden. Ein Theil des Landes liegt hoch über der Meeresfläche, und dort liegen einige der wichtigsten Oerter. Das Klima ist gesund. Es ist dies übrigens derjenige Theil von Amerika, durch welchen eine Verbindung von Meer zu Meer am leichtesten bewerkstelligt werden kann, sey es durch die Provinz Costa Rica oder durch Nicaragua; ersteres würde durch Landwege, letzteres durch eine Wasserverbindung vom St. Juanflusse nach dem Nicaragua-See, von diesem nach dem Managua-See und von diesem endlich nach dem stillen Ocean zu erreichen seyn. (U. S. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Mittwoch den 9. Oktober 1833.

Frankreich.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem häuslichen und geselligen Leben.

Eine Parallele von der Fürstin Constanze v. Salm-Salm, aus deren nächstens erscheinendem Werke: De l'Allemagne.

I. Die Frauen in Deutschland und in Frankreich.

Die Aufklärung ist in Deutschland in beständigem Zunehmen und verbreitet sich immer mehr. Die großen Begebenheiten, deren Schauplatz es war, scheinen die Geister neu aufgeregt zu haben. Das Glück, der Ruhm, die Würde des Menschen, machen den Inhalt aller Schriften, den Gegenstand aller Gedanken aus. Aber Einen Punkt giebt es, bis zu welchem weder der Einfluß der Ereignisse, noch die Aufklärung bis jetzt gedrungen sind; es ist dies die Stellung der Frauen, sowohl in der Welt, als im Familienkreise. Mit Ausnahme derjenigen, welchen Geburt oder Vermögen einen hohen Rang angewiesen haben, sind sie noch heute das, was sie immer waren. Die Fortschritte des menschlichen Geistes haben in ihrer Lage noch nichts geändert. In dunkler Vergessenheit mit ihrem inneren Hauswesen beschäftigt, scheinen sie nur zu existiren, um sich diesem ganz hinzugeben, und während Alles, was sie umgiebt, fortschreitet und sich ausbildet, bleiben sie zurück, ohne daran zu denken, sich zu beklagen, und vielleicht selbst ohne es gewahr zu werden.

Zwar findet diese Bemerkung nicht in allen Staaten, aus denen Deutschland besteht, gleiche Anwendung. Die Verschiedenheit ihrer Gesetze, ihrer Sitten, die Schattirungen in ihrem Charakter, müssen nothwendig auf die Lage der Frauen Einfluß üben und sie überall anders erscheinen lassen; aber der Grund bleibt doch derselbe. Das ganze Leben einer Deutschen ist in einen so engen Kreis gebannt, daß es schwer seyn würde, außer einigen moralischen Gemeinplätzen, etwas darüber zu sagen, wenn sich nicht bei der Vergleichung mit dem einer Französin ein fortwährender Kontrast darböte, welcher der Beobachtung und dem Nachdenken ein weites Feld eröffnet.

Dieser Kontrast zeigt sich in ihrem ganzen Daseyn überhaupt eben so merklich, als in den Einzelnheiten desselben; man findet ihn sowohl in ihrer häuslichen als in ihrer geselligen Lebensweise, in ihren guten Eigenschaften wie in ihren Fehlern und in ihren Handlungen, wie in ihren Ideen. Es giebt vielleicht keinen Augenblick im Tage, wo die ihnen obliegenden Sorgen und Pflichten sich einander glichen oder aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachtet werden könnten, und man begreift kaum, wie ein so großer Unterschied zwischen zwei Nachbarvölkern bestehen kann, die doch sonst so Vieles mit einander gemein haben, das sie mit anderen Völkern in ihrer Nähe nicht theilen.

Auf welcher Seite ist nun aber der Vorzug? Auf welcher Seite ist die Stellung der Frauen den Gesetzen der Natur wahrhaft angemessen und dem allgemeinen Glücke förderlicher? Dies ist die erste Frage, die mancher Leser thun wird, und auf die sich leicht antworten läßt. Die Natur kann nicht wollen, daß die Gefährtin des Mannes, die den Trost und die Freude seines Lebens ausmacht, durch ihre Geistesbildung von ihm geschieden sey. In unserem Jahrhundert ist der Gedanke nicht mehr zulässig, daß eine Lage, welche die moralischen Fähigkeiten in Schranken hält, für irgend Jemanden ein Glück seyn könne. Doch diese Erörterung hat mit dem nichts zu thun, was ich über die Frauen zu sagen habe. Indem ich ihr Leben in Deutschland mit dem in Frankreich vergleiche, indem ich gewissermaßen alle Geheimnisse ihres häuslichen Lebens aufdecke, will ich weder Meinungen aufstellen, noch solche bekämpfen; nur die Thatsachen will ich hinstellen und die Folge davon darthun, um dadurch die Aufmerksamkeit der Gelehrten, an denen Deutschland so reich ist, auf einen Gegenstand zu lenken, der sie so nahe angeht, und auf den sie bis jetzt nie viel Gewicht gelegt zu haben scheinen. Ich werde also nur sagen, was ich gesehen habe, was mir auffiel, und was ich für billig und nothwendig halte, und, mich begnügend, die Sache meines Geschlechts im Allgemeinen verfochten und mit Unpartheilichkeit gezeigt zu haben, welche Stellung in der gesellschaftlichen Ordnung ihm zwei gleich aufgeklärte Nationen anweisen, will ich dabei stehen bleiben und es einem Jeden überlassen, diese große Frage nach seinem Geschmack, seinen Meinungen und selbst seinen Vorurtheilen zu entscheiden.

II. Von dem inneren Hauswesen in Deutschland und in Frankreich.

Das erste, was man sich zum Gesetz machen muß, wenn man die wahre Lage der Frauen in Deutschland würdigen will, ist, sie nicht nach den Beobachtungen, die man in den höheren Klassen der Gesellschaft anstellen kann, zu beurtheilen. In diesem Lande, wo die Stände nicht durch einander gemischt sind, bildet das, was man die große Welt nennt, ein ganz besonderes Corps, welches seinen eigenen Charakter und seine eigenen Sitten hat. Die großen Herrschaften, aus denen es fast allein besteht, und welche immer gern in Frankreich lebten, haben auch zum Theil dessen Gebräuche angenommen. Sie haben sie nach und nach in die Welt und selbst in das Innere ihrer Familien eingeführt, und obgleich der National-Charakter nicht ganz verwischt ist und oft bei den geringsten Vorfallen ganz unvermuthet zum Vorschein kommt, so ist es doch unmöglich, ihn unter diesen verschiedenen Formen zu erfassen, oder wenigstens ein Urtheil darüber zu fällen, das sich auf die Sitten in Deutschland im Allgemeinen anwenden ließe. Ich werde auf diesen Theil meines Themas zurückkommen, ich werde auch die kleine Zahl jener Frauen schildern, die, in den höheren Ständen der Gesellschaft geboren, darin so wie in Frankreich, aller Vortheile, die ihre Stellung mit sich bringt, genießen. Aber um eine richtige Idee von der wahren Deutschen und von der Verschiedenheit zwischen ihrem Loose und dem der Französin zu geben, muß ich sie gleich in der mittleren und wohlhabenden Klasse aufsuchen, die überall der Kern und der wahre Typus der Nationen ist, und sie gegen einander stellen, nicht auf dem Schauplatze der Welt, sondern in ihrem Hause und in der Ausübung ihrer häuslichen Tugenden.

In Frankreich kann man sagen, daß die Rechte der Aufklärung unter Männern und Frauen beinahe gleich getheilt sind. Wenn sie in ihrem Geschmack und in der Art ihrer Beschäftigungen die Nüancen bewahren, welche Natur und Umstände ihnen zutheilten, so verwischen sie sich doch fast jeden Augenblick. Das Bedürfniß der Belehrung, des Ideen-Austausches, alles dessen, was den Geist aufklärt und die Seele erhebt, ist dort keinem Geschlecht, so fast keinem Stande ausschließlich eigen, und diese Gleichheit, oder vielmehr diese moralische Aehnlichkeit, ist die Hauptgrundlage der Meinung, welche die Frauen von sich haben, und verleiht ihnen in ihren eigenen Augen eine Art von Würde, die ihnen zur Natur geworden und durch den Ton und die Sitten der Welt noch erhöht wird.

Dieses Gefühl verläßt sie in keiner Lage, in der sie sich befinden mögen. Die Frau des einfachen Privatmannes, wie die des vornehmen Herrn, bringt es, ohne es zu wissen, in das Innere ihres Hauswesens mit. Soviel Wichtigkeit sie auch auf ihre häuslichen Pflichten lege, und obgleich sie sie im Allgemeinen ihrem ganzen Umfange nach erfülle, so weiß sie sie doch in ihre gehörige Gränzen einzuschließen und sie jenem geheimen Instinkt des Anstandes unterzuordnen, der sie nie verläßt. Ihr wahres Talent, das jeder Frau in Frankreich, besteht darin, in ihrem Hause zu gebieten, die unsichtbare Hand zu seyn, welche Alles lenkt, über Alles, was sie umgiebt eine scharfe, aber unmerkliche Aufsicht zu üben, welche sie mit einer ihr eigenen Leichtigkeit, mit der angenehmsten Unterhaltung zu verbinden, und deren Erinnerung sie augenblicklich zu beseitigen weiß, um sich mit höheren Interessen zu beschäftigen, oder mit solchen, die mehr ihrem Geschmack zusagen, so wie nicht weniger mit den Pflichten und dem Vergnügen der Gesellschaft, welche eine der Bedingungen ihres Lebensglücks ausmachen. Ihr Mann, der sie mit ihr theilt, dürfte nicht einmal ahnen, daß sie eine andere Art des Daseyns kenne. Wenn er auch will, daß sie eine tüchtige Frau sey, so scheint es ihm doch noch mehr Bedürfniß, in ihr eine liebenswürdige Frau zu finden, eine Gefährtin, die ihn verstehe, deren Gedanken den seinigen entsprechen, und die in schwierigen Umständen für ihn das seyn könne, was er für sie ist, eine Stütze, ein eben so zuverlässiger als einsichtsvoller Rathgeber. Kurz, wenn Jugend, Leidenschaft oder entgegengesetzte Charaktere ihre Eigenschaft nicht stören, so herrscht unter ihnen eine Uebereinstimmung des Willens und der That die sich auf Alles erstreckt, die sie selbst ihre verschiedenen Befugnisse, welche sie sich gegenseitig eingeräumt haben, verwischen läßt, und, was auch einige mürrische Moralisten sagen mögen, eine gute Ehe in Frankreich ist nicht diejenige, wo die Gatten sich auf das beschränken, was man die Pflichten der Frauen und die Autorität der Männer zu nennen beliebt hat: es ist diejenige, wo jeder seinen Theil zu dem gemeinschaftlichen Glücke beiträgt, nach dem Geschmack und den Fähigkeiten, die ihm die Natur verliehen hat, und wo die häuslichen Tugenden weder die Bildung noch den Genuß der Gesellschaft ausschließen.

Wenn viele Deutsche Damen in diesem Gemälde das ihres eige-

nen Ehestandes erblicken sollten, so glaube ich, ohne widersprochen zu werden, behaupten zu können, daß dies Ausnahmen von der allgemeinen Regel sind, und daß in Allem, was ich gesagt habe, sich nicht ein einziger Zug findet, der sich wirklich auf das anwenden ließe, was man in Deutschland gewöhnlich eine gute Ehe nennt. In diesem Lande, wo Alles ernst und abgemessen ist, wo die Handlungen wie die Ideen immer einen bestimmten Zweck haben, lassen die gegenseitigen Pflichten der Gatten diese Modificationen nicht zu. Sie sind eben so deutlich als bestimmt, und scheinen nicht durch Linien, sondern durch Schranken getrennt. Indeß scheinen diese Pflichten vermöge einer jener Sonderbarkeiten, die der Mensch nicht zu erklären vermag, wenn sie streng sind, doch zugleich weniger Anstrengung zu kosten. Sie widerstehen sogar jenen heftigen Leidenschaften, die der Jugend eines Franzosen gleichsam angeboren sind, die aber in Deutschland, wenn sie nicht jeden Damm durchbrechen, stets durch die Vernunft, wo nicht erstickt, doch wenigstens unterdrückt werden. Hier stellt sich die Frau von selbst an die Spitze ihres Hauswesens, wie der Mann an die Spitze seiner Geschäfte. Hier sieht sie ihr Leben in dem Kreise ihrer häuslichen Beschäftigungen hinfließen; jeder Augenblick des Tages bringt ihr dieselben Sorgen, dieselben Gedanken des vorigen, aber sie hat nichts dagegen, sie ist stolz darauf, und wenn sie nicht das ist, was man eine thörichte oder leichtsinnige Frau nennt, so wird sie nicht begreifen, wie man etwas Anderes wünschen könne. Die Annehmlichkeiten, die Vergnügungen der Gesellschaft sind in ihren Augen nur eitle oder lächerliche Zerstreuungen, oder wenn die Natur, welche ihre Rechte nie aufgiebt, ihr doch zuweilen ein Verlangen danach einflößt, wenn sie sich ihnen plötzlich mit einer erstaunlichen Heftigkeit hingiebt, so kehrt sie doch bald zu einer Lebensweise zurück, welche die ihres ganzen Daseyns war, und betritt ihr Haus wieder, gleichsam als das wahre Centrum ihres Lebens. Hier, glücklich, mehr zu seyn, als Alles, was sie umgiebt, Dienern zu gebieten, deren Gehorsam dafür ist, herrscht sie nach ihrer Weise und hat keine Idee von einem anderen Ruhme oder Glück. Eben so vollbringt der Mann das Werk, das er sich aufgelegt, er führt ein besonderes Leben und schafft sich in demselben Genüsse für sich allein, die seine Frau fördert und achtet. Von Kindheit an gewohnt, Rechte und Pflichten genau zu sondern, fällt es ihm eben so wenig ein, ihre Unabhängigkeit zu stören, als sie daran denkt, die seinige zu beeinträchtigen. Im Gegentheil, er hat für sie, wenn er sie so mit ihren Pflichten beschäftigt sieht, eine Art von Ehrerbietung, die sie ihm ihrerseits, als dem Schöpfer des Hauswohlstandes bezeigt, der im Hause, wie in der Welt, der Maßstab der Achtung ist, die man ihnen zollt; kurz, sie hindern sich in ihrer gegenseitigen Herrschaft eben so wenig, als sie sich beistehen. Jeder behält eine Art von Freiheit für sich, von der man in Frankreich fast kein Beispiel sieht, und eben so friedlich schreiten ihre Befugnisse neben einander hin, ohne sich zu hindern oder jemals zu vermengen.

Wenn Zufall und Nothwendigkeit aber ein wunderlicher Charakter einmal diese in Deutschland fast unwandelbare Ordnung verändert, so sind die Folgen dieser Veränderung, da sie allem Herkommen entgegen ist, immer unheilbringend. Der Mann bemächtigt sich einer Gewalt im Hauswesen, die weder Abstufungen noch Gränzen kennt. Die Frau kennt deren eben so wenig, sobald sie sich einmal von den einzigen Sorgen losmacht, die ihr ganzes Leben und Denken ausgefüllt haben. Ihre Unwissenheit in wesentlichen Dingen, der Kleinlichkeitsgeist, der so zu sagen ihre Seelenkräfte zerfasert hat, und der Allem anklebt, was sie thut, macht sie gänzlich unfähig, sich selbstständig zu benehmen. Das geringste Uebel, welches ihnen daraus erwächst, ist, daß sie in der Gesellschaft jene Achtung, jenen guten Ruf verlieren, die überall so nothwendig sind, besonders aber in Deutschland, wo man von dem einmal gesprochenen Urtheil nie zurückkommt, und wo das anerkannteste Verdienst die öffentliche Achtung nicht gewinnen kann, wenn es nicht wesentliche Eigenschaften und häusliche Tugenden zu Begleitern hat.

Und man glaube nicht, daß dies Alles nur auf den einfachen Bürgerstand anwendbar sey. Es geht mit den Gebräuchen, wie mit den Moden, ein Jeder folgt ihnen, selbst ohne es zu wollen; ihr Einfluß erstreckt sich auf das, was ihnen am wenigsten unterworfen scheint, und Niemand kann sich gänzlich dem Geschmack und den Gewohnheiten der großen Menge entziehen. Die reichste Bürgerfrau in Deutschland, wenn auch ihre Lage oft eben so glänzend als ehrenvoll ist, würde glauben, eines ihrer schönsten Vorrechte einzubüßen, wenn sie von der Strenge ihrer Pflichten als Hausfrau nachließe. Die Familien des weniger reichen Adels scheuen sich ebenfalls nicht, sich derselben zu unterwerfen, und man kann sagen, daß Frauen vom höchsten Range, so viel Grazie sie auch in die Gesellschaft mitbringen, dieser Art von Tugenden nicht ganz fremd sind, oder wenigstens, daß sie in ihren Augen eine ganz andere Wichtigkeit haben, als in denen der Französischen Damen.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Königl. Bibliothek und ihre Besucher.

Unter allen einem erleuchteten Jahrhundert geziemenden und eines lernbegierigen Volkes würdigen Anstalten, gewährt eine Bibliothek den größten Nutzen. Dort sind die wissenschaftlichen Materialien so eingerichtet, daß sie den Studirenden stets zur Verfügung stehen. Ein noch so reicher Privatmann kann nur eine Sammlung von eingeschränktem Umfange haben. Hätte man auch Geld und Zeit genug, die für lebenswierige Studien nöthige Büchermasse zusammenzubringen, so würde der Raum, sie aufzustellen, fehlen. Es ist daher ein edler Gedanke, 800,000 Bände jedem zugänglich zu machen, der auch nur den 800,000sten Theil davon durchblättern will. Aber man bilde sich nicht ein, daß diese Bibliothek eine vollständige sey. Es giebt keinen Gebildeten, der in seiner eigenen speziellen Sammlung nicht manche Sachen hätte, die jener allgemeinen Bibliothek trotz ihres Reichthumes abgehen. Man muß achselzuckend lächeln, wenn man so oft fragen hört, weshalb man bei der Königl. Bibliothek noch der Bücher bedürfe! Diese Leute wissen weder, was ein Buch ist, noch kennen sie dessen Gebrauch.

Wie viele Neugierige sammeln sich nicht Dienstag und Freitag, an welchen Tagen das Publikum in der Pariser Bibliothek zugelassen wird, und sehen bewundernd die Bücherrücken an, und wenn einer dann, ohne einen einzigen Titel zu lesen, ruft: „Ach, wenn man alles dies lesen müßte!" so entgegnet ein zweiter geistreich: „Ein Menschenleben würde nicht ausreichen." Mit Erstaunen gehen sie hierauf die in den Gängen befindlichen Tische entlang, um die täglich über hundert Leser sitzen, einige fleißig beschäftigt, andere nur auf wenige Augenblicke, junge und alte, von jedem Alter und Geschlecht, denn auch Frauen arbeiten bisweilen auf der Bibliothek. Ich sah dort die Zeitgenossin aus dem Moniteur ihre wahrhaften Denkwürdigkeiten zusammenzimmern. Dort sitzt ein junger Studiosus der Rechtsgelahrtheit, der die ungeheuren Sammlungen seiner Wissenschaft durchblättert; hier ein ehrlicher Ausschreiber, der alte Sachen für neue verkauft. Ein junger Prediger sucht in den Sammlungen geistlicher Reden nach fertiger Beredsamkeit; ein Gelehrter schlägt eine angeführte Stelle nach, ein anderer sucht in einem Wörterbuche; der eine brütet über einem Folianten, ein anderer liest in einer Sammlung seltener Flugschriften, ein dritter einen Artikel in der Encyklopädie. Dieser blättert nach anstößigen Sachen in der „Biographie der Lebenden", und jener holt aus einem alten Schriftsteller den Stoff zu seinem neuesten Lustspiel. Aber man trifft dort auch wirkliche Gelehrte, gewissenhafte Forscher, für welche die Schätze der Bibliothek stets offen sind. Diese verstehen es, jene reiche fruchtbare Schachten zu bearbeiten, und für solche sind der Bücher immer zu wenig.

Ich habe oft von der allzu großen Menge Bücher reden hören; tausend Mal wurde gesagt, daß schon Salomon sich über das allzu viel derselben beklagt habe. Einige meinten, man sollte eine Lese halten und alle unnütze Bücher aus der Bibliothek entfernen. Aber wer wagt sich an diese Wahl und sagt uns, ob ein Buch nützlich sey oder nicht. Es giebt kein schlechtes Buch, in welchem nicht ein Gedanke wäre, dessen Verlust man bedauern müßte. Dieser Haufen der ungleichartigsten Bücher bildet eine ungeheure Geschichte des menschlichen Geistes, seiner Kämpfe und Seltsamkeiten, seiner Irrthümer und unendlich mannigfaltigen Schattirungen. Wir theilen daher nicht auf die entfernteste Weise Merciers Rath in seinem Gemälde von Paris, daß eine Fackel Noth thue in diesen Irrgängen, nicht um vorzuleuchten, sondern um zu zünden, stimmen vielmehr Voltaire bei, der in einem seiner Briefe sagt: „Die Königliche Bibliothek ist eine der edelsten Anstalten; es giebt keine prachtvollere, keine besser angewandte Ausgabe; sie ist ohne Widerspruch das kostbarste Gebäude in Frankreich."

Man muß die unermüdliche Gefälligkeit sehen, mit welcher drei Kustoden unausgesetzt in den 22 Bänden der Register und den 60 Nachtragsheften die verlangten Bücher aufsuchen, um die Nummern funfzehn Dienern zu geben, die fünf Stunden lang diese langen und hohen aus vielfachen Stockwerken bestehenden Gallerieen in allen Richtungen schnell durchlaufen. Beiläufig werde auch einiger unverschämter Leser gedacht, die, um die Mühe des Abschreibens zu sparen, Blätter aus den Büchern reißen, auch einiger vergeßlicher Gelehrten, die die Werke, deren sie bedürfen, mit nach Hause nehmen dürfen, aber wiederzuschicken verabsäumen.

Fast erschrickt man bei dem Gedanken, daß jährlich etwa 10,000 Bände an die Königl. Bibliothek abgegeben werden. Seit der Revolution hat die Bibliothek 700,000 Bücher erworben; damals zählte sie nur 100,000. Karl V. besaß nur 910 Bände. Seit langer Zeit spricht man von der Vergrößerung der Bibliothek, von einem Ausbau oder einer Orts-Veränderung des Lokals. Napoleon hatte seinen Plan, sie nach dem Louvre zu verlegen, selbst aufgegeben. Wann wird man sich in Frankreich überzeugen, daß eine Bibliothek eben so wichtig ist, als eine Börse, und daß es der Größe einer Nation geziemt, den Schätzen des Genius ein eben so glänzendes Gebäude aufzuführen, als man dem Handel und seinem materiellen Reichthum errichtet hat? Um das Jahr 1800 hatte man ein Projekt, auf dem Magdalenen-Platz ein Bibliothek-Gebäude aufzuführen. Dort hätte der Tempel der Wissenschaft einzeln emporgeragt, von schönen stillen Spaziergängen umgeben, die Fronte der des gesetzgebenden Körpers gegenüber; er würde in einem der schönsten Stadttheile von Paris geprangt haben. Dort hätte man dem Gebäude die erforderliche Größe geben und daraus eine in Europa noch fehlende Muster-Bibliothek machen können. Aber über Allem, was die Wissenschaften berührt, waltet ein kleinlicher Geist, und man scheint zu glauben, daß Bücher keine bessere Herberge verdienen, als — nach der Meinung eines Ministers der Restauration — die Gelehrten, d. h. auf einem Boden. Außer der Königl. Bibliothek besitzt Paris mehrere große öffentliche Bücher-Sammlungen, z. B. die des Zeughauses, des Pantheons, des Invalidenhauses, die Mazarin'sche, die Instituts- und die Stadt-Bibliothek, die des gesetzgebenden Körpers, des Louvre u. s. f., die fast alle wegen ihres Reichthums in einzelnen Fächern wichtig sind. Alle sind sie stark besucht; man hat wohl niemals so viel gelesen, als heutzutage. Aber es scheint, daß man noch mehr schreibe als lese, und wenn das so fortgeht, müssen wir bald unterirdische Bibliotheken anlegen, denn auf der Erde dürfte der Raum allmälig zu eng werden. (G. F.)

Bibliographie.

Scènes dramatiques. (Dramatische Szenen, nach dem Leben gezeichnet von Lady Morgan.) Aus dem Englischen von Demoiselle A. Sobry. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

Souvenirs atlantiques. (Atlantische Erinnerungen.) Von Theod. Pavie. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Voyage aux Indes-Orientales. (Reise nach Ostindien durch das nördliche Europa in den Jahren 1825, 1826, 1827, 1828 und 1829.) Von Charles Belanger. — Zoologie. Sechste Lieferung. Pr. 10 Fr.

Pensées du ciel et de la solitude. (Religiöse und philosophische Betrachtungen.) Von Justin Maurice. Mit einer Vorrede von G. Drouineau. Pr. 7½ Fr.

E n g l a n d.

Miß Harriet Martineau's Selbstbiographie.

Seitdem Miß Martineau sich dem Geschäft gewidmet hat, die Lehren der Staats-Oekonomie zu verbreiten, hat diese Wissenschaft unsere Aufmerksamkeit aufs neue auf sich gezogen. In einer gewissen Italiänischen Kirche befand sich einst eine Statue Unserer lieben Frau, die aber mit der Zeit so von Staub und Schmutz bedeckt wurde, daß das Volk sie nach und nach verließ und seine Andacht anderen Gegenständen zuwandte. Ein schlauer Priester jedoch säuberte die Bildsäule, putzte sie recht schön heraus, überzeugt, daß er durch dieses Mittel die abtrünnigen Verehrer wieder herbeiziehen und die Jungfrau aufs neue in Ruf bringen würde. Er hatte sich nicht geirrt, und die Menge, welche bisher mit abgewandten Augen der unansehnlichen Gestalt vorüberging, brachte ihre Huldigungen mit neuem Eifer dar. Mit der Staats-Oekonomie war es ungefähr eben so beschaffen, als Miß Martineau es unternahm, sie herauszuputzen und ihr neues Leben zu geben. Das leere Geschwätz, die Spekulationen, falschen Prämissen und schlechte Logik, welche sich seit den Tagen Adam Smiths bis zu denen Seniors darin aufgehäuft hatten, wurden durch die glückliche Feder der Miß Martineau hinweggewischt, welche, nicht zufrieden den Staub abgefegt zu haben, dem häßlichen Götzen auch noch neue Gewänder anlegte. Es ist zum Erstaunen, was Kleider doch bei manchen Leuten und manchen Gegenständen für einen Unterschied ausmachen. Miß Martineau's Staats-Oekonomie ist so lieblich, so bezaubernd, so unterhaltend, daß ein gewöhnlicher Beobachter gewiß nicht auf den Gedanken käme, dies sey wirklich dasselbe Thema, das in den Büchern Mac Culochs — der in seinem Leben gar verschiedene Meinungen annahm — Herrn Seniors und anderer Herren, die es versuchten, den Zustand des Volks zu verbessern, indem sie ihm Blei in die Ohren gossen — so plump, schwerfällig und widerwärtig aussieht.

Wenn die Staats-Oekonomie jemals im wahren Sinne volksthümlich werden, wenn sie jemals wirklich in der Idee des Publikums haften und einen Theil des Volksglaubens ausmachen soll, so geschieht es gewiß durch eine Behandlung, wie die der Miß Martineau. Allein wir fürchten, daß selbst ihre Kunst und Talente es nie dahin bringen werden, die Sophistereien ihres politischen Glaubens zu verschleiern. Doch ist es merkwürdig, der Entwickelung dieses Gegenstandes in ihrem Geiste zu folgen, und aus ihrem eigenen Munde die Geschichte ihrer intellektuellen Fortschritte zu vernehmen. Denn ohne hier weiter mit ihr wegen der Unrichtigkeiten zu rechten, von denen ihre Werke wimmeln, muß man doch anerkennen, daß Harriet Martineau eine außerordentliche Frau ist, und daß Alles, was sie persönlich angeht, sein Interesse hat.

Es scheint, daß man mit einer Französischen Ausgabe von Miß Martineau's Werken jetzt in Paris umgeht, und daß der Herausgeber Herr Maurice sich an sie gewendet hat, um von ihren Lebensumständen so viel zu erfahren, daß er seine Ausgabe mit einer kurzen Biographie der Verfasserin bereichern könne. Ihre Antwort ist dem Französischen Werke vorgedruckt und das Monthly Repository giebt in seiner letzten Nummer eine Rück-Uebersetzung derselben. Miß Martineau's Bericht von sich selbst ist höchst offenherzig und anspruchslos. Sie ist sich ihrer Popularität bewußt und ist stolz, aber nicht eitel darauf. — Ihre Familie, wie sie erzählt, stammt aus Frankreich. Ihr Urgroßvater, ein Wundarzt, verließ dieses Land, als das Edikt von Nantes zurückgenommen wurde, und ließ sich in Norwich nieder, wo er eine Französin heirathete. Ihr Vater war Eigenthümer einer Fabrik in dieser Stadt und hatte 8 Kinder, von denen sie das sechste ist.

„Ich bin", erzählt sie, „im Monat Juni 1802 geboren. Folgende Umstände haben hauptsächlich dahin gewirkt, mir Geschmack für Literatur beizubringen. Meine Gesundheit, die jetzt vollkommen gut ist, war in meiner Kindheit äußerst schwach. Ich bin seit jenem Zeitpunkt mit einer Gebrechlichkeit behaftet (Taubheit), welche, ohne mich gerade alles Verkehrs mit der Welt zu berauben, mich doch zwang, Beschäftigung und Unterhaltung in mir selbst zu suchen. Endlich, was mehr als alles Andere dazu beitrug, ist die zärtliche Neigung, welche zwischen mir und einem meiner Brüder besteht, der mir an Jahren am nächsten ist, und welcher sich den Wissenschaften gewidmet hat."

„Das erste Buch, welches ich herausgab, war ein kleines Werk unter dem Titel: „Andachts-Uebungen für junge Personen"; es erschien im Jahre 1822, und der Beifall, den es fand, munterte mich auf, ein anderes ähnlichen Inhalts folgen zu lassen unter dem Titel: „Gebete und Hymnen zum Gebrauch für Familien und Schulen." Um diese Zeit trat ein Umstand ein, welcher jener Reihe von Erzählungen, deren Uebersetzung Sie *) jetzt beschäftigt, das Daseyn gab. Ein Buchhändler in der Provinz forderte mich auf, einen kleinen Roman zu schreiben. Ich dachte, ich könnte wohl das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, da mir die Wahl des Stoffes freistand, wenn ich dem Volkshaufen in Manchester, der eben eine Menge Maschinen zerstört hatte, zum großen Schaden der Fabrikanten, von denen doch sein Brod abhing, das Thörichte seines Unternehmens fühlbar machte. Ich schrieb eine kleine Geschichte, welche ich „die Aufrührer" nannte, und das Jahr darauf eine andere über Arbeitslohn, „die Auswanderung" betitelt. Ich war, als ich sie schrieb, weit entfernt, zu vermuthen, daß Arbeitslohn und Maschinenwesen etwas mit Staats-Oekonomie zu thun haben; ich glaube nicht einmal, daß ich jemals den Namen dieser Wissenschaft gehört hatte. Erst einige Zeit später, als ich Mistriß Marcet's Werk: „Unterhaltungen über Staats-Oekonomie", las, wurde ich gewahr, daß ich über diese Wissenschaft geschrieben hatte, wie Monsieur Jourdain in Prosa sprach, ohne es gewußt zu haben. Mistriß Marcet's treffliches Werk gab mir die Idee ein, daß, wenn einige Prinzipien der Wissenschaft in Form von Erzählungen dargestellt würden, dies gar nicht übel seyn könnte. Von jenem Augenblick an sprach ich unaufhörlich mit meiner Mutter und meinem Bruder, dessen ich erwähnt habe, von dem Plan, den ich jetzt ausführe. Indeß ich hatte keinen Freund in der literarischen Welt, und doch ist ein solcher unumgänglich nöthig, um das Vertrauen eines Buchhändlers zu gewinnen. Kein einziger, der mir etwas hätte nützen können, wollte auf meinen Plan eingehen. Eigentlich kann ich mich hierüber nicht sehr beklagen; ich gestehe, er muß narrisch genug geschienen haben, und Alles wohl erwogen, von sehr zweifelhaftem Erfolg. Ich bedaure aber diese Verzögerung keinesweges, da sie mich in den Stand setzte, mich in verschiedenen Gattungen der Schriftstellerei zu üben, und mir Zeit ließ, einige Kenntniß der Welt zu erwerben, was so nothwendig war, wenn die mannigfachen Schilderungen, die ich zu geben hatte, treffend seyn sollten."

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn Miß Martineau Mistriß Marcet's Buch nicht eher zu lesen bekommen hätte, als bis sie ihren ganzen Gegenstand durch ihr eigenes Nachdenken in ihrem Geist entwickelt hatte, sie alle verwerfliche Lehrsätze der Wissenschaft vermieden und einen Kodex gesellschaftlicher Prinzipien aufgestellt hätte, welcher von bedeutendem Einfluß auf die große Masse gewesen wäre. Allein da sie in Mrs. Marcet's Werk einige von den Grundsätzen wiederfand, welche sie, gleichsam ohne es zu wissen, ausgeführt hatte, so schloß sie daraus, die Natur habe sie zum Staats-Oekonomen gemacht, und sie könnte nichts Besseres thun, als die ganze Wissenschaft zu bearbeiten, weil sie zufälligerweise instinktartig auf einen Theil ihrer Grund-Theorieen gerathen war.

Vor 3 Jahren beschäftigte Miß Martineau ihre Feder mit sehr mannigfachen Gegenständen und besonders mit Kritiken metaphysischer und theologischer Werke, die sie in das „Monthly Repository" lieferte. Im Jahre 1830 gab sie ihre „Traditionen aus Palästina" heraus und ein Jahr darauf drei Preisschriften, die sie an die Katholiken, die Juden und die Muhamedaner richtete. Während der Zeit hatte die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" den Plan ihres Werkes über Staats-Oekonomie verworfen, und kein Buchhändler wollte sich damit befassen; von allen Seiten verkündete man, daß die Ausgabe keinen Absatz finden würde. Dennoch wagte sie das Unternehmen, und nach einem Monat war der Erfolg entschieden.

„Ich war sicher, daß es so kommen würde. Nicht, daß ich mein Talent zu hoch anschlug, ich bin weit entfernt, zu denken, daß das Werk Beifall fand, weil ich es geschrieben habe; ich glaube aber, daß der Mangel eines solchen Werkes von dem Publikum so stark gefühlt wurde, daß es mit Begierde aufgenommen werden mußte. Diese Ueberzeugung gab mir den Muth, es zu unternehmen, und es kam so zur gelegenen Zeit, daß dies hinreichend die Menge der abgesetzten Exemplare erklärt."

„Anfangs war meine Absicht, nur 24 Erzählungen zu schreiben, da aber die Abgaben ein Gegenstand sind, der die öffentliche Aufmerksamkeit jetzt ganz besonders beschäftigt, und es höchst nothwendig ist, das Volk in dieser Hinsicht aufzuklären, so entschloß ich mich, meinen Plan zu erweitern und bis zu 30 Erzählungen zu gehen."

„Da man fälschlich verbreitet hat, daß mein ganzes Werk bereits fertig lag, als ich die Herausgabe desselben begann, so ist es mir lieb, Gelegenheit zu haben, Ihnen zu sagen, daß ich jede Erzählung erst einen Monat vorher, ehe sie gedruckt wird, schreibe, damit ich des Vortheils genieße, die neuesten Entdeckungen in Hinsicht des Gegenstandes, den ich bearbeite, zu benutzen. Niemand außer mir bekommt sie zu sehen, ehe ich sie dem Druck übergebe, und nie hat mir Jemand bei ihrer Abfassung geholfen. Mein Bruder, der einzige Mensch, dessen Beistand ich annehmen konnte, lebt zu Liverpool, ich kann ihn daher nicht zu Rathe ziehen. Letzten Herbst vertauschte ich meinen Aufenthalt zu Norwich mit dem zu London, wo ich zu bleiben gedenke."

„Außer meinen Erzählungen, welche monatlich erscheinen, habe ich eben eine kleine Sammlung von vier Heften über unsere Armen-Gesetze angefangen, welche die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" herausgeben wird. Das erste, unter dem Titel „das Kirchspiel", erschien vor 14 Tagen, das zweite wird im Laufe des Sommers erscheinen."

„Bis jetzt ist noch kein Bild von mir herausgekommen, doch F i n d e n ist damit beschäftigt, eines in Stahl zu stechen, welches, wie ich glaube, bald ausgegeben werden wird."

Dies ist Mrs. Martineau's kurze Selbstbiographie, welche uns die Kämpfe eines höheren Geistes mit so vielartigen Schwierigkeiten darbietet. Ihr Erfolg war glänzend, und sie befindet sich jetzt in einer Stellung, in welcher der Ruhm nicht mehr der leere Hauch

*) Die Worte sind an den Französischen Herausgeber gerichtet.

des Lobes zu seyn scheint, sondern ihr wesentlichen Lohn einträgt, so wie die Ehre, welche ihren ausgezeichneten Fähigkeiten gebührt.

(A.)

Bibliographie.

A guide to the choice of books. (Wegweiser bei der Auswahl von Büchern.) Pr. 6½ Sh.

Memoir of Bishop Heber. (Denkschrift des Bischof Heber.) Von G. Banner. Pr. 3½ Sh.

Discourses on the Colossians. (Predigten über den Brief an die Kolosser.) Von Thom. Watson. Pr. 10½ Sh.

The Philoctetes. (Sophokles' Philoktet.) Mit Engl. Anmerkungen von G. Burgess. Pr. 5 Sh.

Brief introduction in etc. (Kurzer Abriß der Astronomie in Frage und Antwort.) Von George Leadsay. Pr. 2 Sh.

Morgenländisches.

Das Land Bhot (Butan) auf dem Himalaia.

Bhot, in dem jetzigen eingeschränkteren Sinne des Wortes, ist derjenige Theil der Himalaia-Kette, welcher vormals ungefähr ein Dritttheil der Tibetanischen Provinz Bhot bildete. Der urbare und bewohnte Theil dieses Landes erstreckt sich nicht über $\frac{2}{15}$ des Flächenraums; das übrige besteht aus Schnee und nackten Felsen, und die geringste Höhe der Gebirgspässe kann auf 6000 Fuß über dem Meere angeschlagen werden. Die zu den Pässen führenden Pfade ziehen sich längs den Flüssen, welche Arme des Ganges und Sagro sind, und Communications-Straßen durch den Himalaia verbinden die Pässe von Ost nach West, können aber nur wenige Tage im Jahre bereist werden. Das Innere des Himalaia, die Pässe und Pfade ausgenommen, ist unzugänglich, und die Zone des ewigen Schnees dehnt sich täglich weiter aus. Die Einwohner selbst bekräftigen dies und führen als Beleg dieser Thatsache Bergrücken an, die jetzt niemals frei von Schnee sind und noch seit Menschengedenken mit Waldungen bekleidet waren und periodische Weiden für Schafheerden abgaben.

Das Land enthält 59 Dörfer mit 1325 Häusern, die meistentheils geräumig, zwei oder mehr Stockwerke hoch und aus Steinen erbaut sind. Bei der Wahl eines Wohnplatzes berücksichtigt man vor Allem Schutz gegen die Lawinen. Die Bevölkerung wird auf 10,000 Seelen geschätzt, von denen $\frac{9}{10}$ geborene Bhotia's und zumeist wohlhabende Leute sind.

Eine Hälfte des Jahres ist der Boden ganz mit Schnee überdeckt, welcher vom Ende Septembers bis zu Anfang Aprils sich anhäuft. In den Hohlgründen schmilzt der Schnee erst um die Mitte des Juli. Dies unwirthbare Klima hat nur wenige Produkte des Pflanzenreichs aufzuweisen. Es giebt Buchwaizen, Gerste, Waizen und eine Gattung Amaranth; allein die Aerndte der beiden letzteren ist unsicher, und oft gelangen sie nicht zur Reife. Sonst zieht man nur Steckrüben und Lauch; aber viele nützliche Kräuter, worunter auch Rhabarber, wachsen wild. In den südlicheren abgeflachteren Regionen gedeihen Eichen und Nadelholz; die Birke aber findet sich noch am Rande des ewigen Schnees. Die Birkenrinde ist als Substitut des Papiers, so wie auch zu anderen häuslichen Zwecken, sehr nützlich. Die Hausthiere bestehen aus Hornvieh, Kleppern, Schaafen, Ziegen, Hunden und Katzen. Schafe und Ziegen werden als Lastthiere gebraucht; die Wolle der ersteren ist von guter Qualität, und man verarbeitet sie zu Decken. Das Tibetanische Schaf ist ein kraftvolles, langbeiniges Thier, dem Isländischen Widder ähnlich, und hat oft bis an fünf Hörner. Es trägt eine dreimal schwerere Last als ein gewöhnliches Schaf, und auch seine Wolle ist von größerer Güte. Die Ziege, welche Shawl-Wolle giebt, kommt aus Tibet; diese werthvollen Thiere kauft man zu 12 Annas bis zwei Rupien (ein Shilling sechs Pence bis vier Shilling) das Stück! Wilde Thiere sind: der Bardschi oder lohfarbige Bär; der Bharel oder das wilde Schaf (ovis ammon) mit den ungeheuern Hörnern*), das Kastúel oder Moschus-Reh (moschus moschiferus); ferner Murmelthiere, Iltisse und Ratten, deren Schwänze nur einen halben Zoll messen. Vögel sind: der Falke, der Habicht, der Piarmigon, die wilde Taube und eine Art Krähen. Es giebt weder Fische noch Amphibien und sehr wenige Insekten, obgleich sie längs der fortlaufenden Höhenzüge schwärmen.

Granit und Quarz sind, wie es scheint, die vorherrschende Felsengestaltung; die Mineralien bestehen aus Eisen, Schwefel und gelbem Arsenik; Fels-Krystall ist gewöhnlich, und fossile Knochen und organische Ueberbleibsel findet man in den höchsten Regionen, die auf 17,000 Fuß über dem Meeresspiegel geschätzt werden. Heiße Quellen giebt es viele auf dem Himalaia; über die Existenz eines Vulkans weiß man nichts gewisses; doch darf man annehmen, daß der Pik Nanda-Dewi etwas der Art enthalte. Nach dem einstimmigen Zeugniß der Eingeborenen in der Nachbarschaft dieses Berges sieht man von Zeit zu Zeit Rauch über dem Gipfel, woraus sie den Schluß ziehen, daß eine Gottheit im Berge throne.

Das Aeußere der Bhotia's, ihre Sprache, Religion, Gebräuche und Sagen — Alles beweist ihre Abkunft aus Tibet. Die Geschichtschreiber Timur's gedenken die Unterwerfung dieser Hochländer durch einen seiner Atabeg's, welche Thatsache die örtliche Ueberlieferung bestätigt, die von wenig mehr als einer Reihe älterer Fürsten und der Dauer ihrer Regierungszeit weiß, jedoch auch ein zwanzigjähriges Interregnum kennt, während die Mongolen im Lande hauseten.

*) Herr Moorcroft fand einige dieser Hörner 50—60 Pfund schwer.

Hinsichtlich ihrer Religion mag man die Bhotia's als Pantheisten betrachten, da sie in jedem Tempel beten, sey er nun dem Brahma, dem Buddha oder Lama gewidmet. Sie haben keine Priester aus ihrem Stamme. Die Tempel in Bhot sind kleine rohe Gebäude aus losen Steinen, die nur das Idol beherbergen können. Die Eingebornen verbrennen ihre Todten, was aber bloß in dem Monate Kartik geschieht, indem man die Körper bis dahin der Erde anvertraut. Heiraths-Verträge werden früh geschlossen; die Heirath selbst geht jedoch erst in den Jahren der Reife vor sich. Das Weib darf den Kontrakt annulliren und für sich selbst wählen. Es giebt in Butan nur Wollen-Manufakturen. Das Garn wird von den Männern bereitet und von den Frauen aller Klassen auf die einfachste Art gewebt. Das eine Ende des Gewebes befestigen sie an einen Stein oder Pfahl, das andere vermittelst eines Riemens an den Körper.

Die vornehmste Bestrebung der Bhotia's ist der Handel. Ein Jahrmarkt, den Kaufleute aus Hindustan, Ladach, Kaschmir, der Tatarei, Yarchand, Lassa und China besuchen, wird in Gartoch, der Residenz des Lassanischen Vize-Königs, gehalten.

(Asiat. Researches.)

Mannigfaltiges.

— Yedo, die Hauptstadt des Japanischen Reichs. Nach Overmeer Fisscher ist die Stadt ungeheuer groß, und hat eine Bevölkerung, die zwei Millionen übersteigt. Beinahe im Mittelpunkte derselben liegt der Palast des Siogun, der gleichsam eine Stadt für sich bildet, auf einem erhöhten und abgeflachten Terrain, das von drei konzentrischen Bastionen umgeben ist. Ein hoher weißer Thurm von mehreren Stockwerken macht ihn kenntlich. Das Hauptgebäude, in welchem der Siogun wohnt, hat nur Ein Stockwerk, allein es überragt alle benachbarten Gebäude. Die verschiedenen Stadtviertel sind durch dicke und hohe Wälle von einander getrennt, damit die häufigen Feuersbrünste nicht zu weit um sich greifen. Die Straßen sind breit und im Allgemeinen sehr gerade. Die Häuser haben niemals mehr als ein Stock über dem Erdgeschoß. Das Letztere enthält die Läden der Kaufleute und die Werkstätten der Handarbeiter. Die Volksmenge in den Straßen ist unzählbar. Yedo, das man auch die östliche Residenz nennt, wurde im J. 1458 gegründet; aber seine Festungswerke kamen erst unter dem Siogun Gonghin, der 1604—16 regierte, zur Vollendung. Seit dieser Zeit ist Yedo der Sitz der höchsten Civil- und Militair-Behörden, und die größte Stadt in ganz Japan. Alle Lehensfürsten sind verbunden, sechs Monate des Jahres mit ihren Familien hier zu wohnen. Die Zahl der Tempel ist ungeheuer, und unter den Buddhistischen Tempeln sieht man mehrere, die sehr reich und schön sind. Ungefähr 600 Schritte östlich von dem Palaste des Siogun ist die berühmte Brücke Nipponbasi (Brücke von Japan), von der aus man alle Distanzen des Reiches berechnet. Sie hat 40 Toisen Länge, und geht über einen der zahlreichen Kanäle, welche die Hauptstadt durchschneiden. Im Osten von Yedo fließt der breite Strom Asakusa, der die eigentliche Stadt von der in neuester Zeit sehr bedeutend gewordenen östlichen Vorstadt trennt. Die Zahl der unzüchtigen Häuser ist in Yedo, wie in allen großen Städten Japans, sehr bedeutend. Eine große Straße, genannt Yosi-wara (die glücklichste), ist mit Häusern dieser Art besetzt, die an der Straßenseite offen stehen und vermittelst Bambus-Matten geschlossen werden können. Jeden Abend sind alle diese Häuser erleuchtet, und die Lustdirnen spazieren auf und ab, von kleinen Mädchen begleitet, die eine große Laterne aus überfirnißtem Papier tragen. Von fern gesehen, nimmt sich ein solcher Zug wie ein wogendes Feuermeer aus. Die erwähnten kleinen Gehülfinnen treten, sobald sie das zwölfte Jahr erreicht, in die Fußstapfen ihrer Gebieterinnen und empfangen alsdann den Titel Frei-Frauen. Ungeachtet des entehrenden Gewerbes dieser Frauenzimmer, haben einzelne derselben schon rührende Proben aufopfernder Liebe abgelegt, deren die Japanische Geschichte mit Lobsprüchen gedenkt.

— Ein Zweikampf in Japan. Ein Japaner, Namens Satru, hatte erfahren, daß sein Freund von einem gewissen Obenso bestohlen und ermordet worden sey, und begab sich darum nach Yedo, um dessen Tod zu rächen. Lange Zeit forschte er vergebens nach dem Mörder, bis er endlich die Bekanntschaft eines jungen von dem Ertrage ihrer Reize lebenden Mädchens machte, bei der Obenso sich eingeladen hatte. Satru bekam den Buben zu Gesicht, hielt ihm sein Verbrechen vor und forderte ihn zum Zweikampf. Obenso nahm die Ausforderung an, und sie schlugen sich in der Nähe eines berühmten Tempels. Allein Satru, dem sein Gegner an Stärke weit überlegen war, konnte ihm nicht lange die Spitze bieten. Schon war er so gut als verloren — da stürzt plötzlich ein schöner Jüngling aus dem Tempel, eilt ihm zu Hülfe und führt einen Säbelhieb gegen Obenso. In dem Augenblick, wie Letzterer dem neuen Feinde sich zukehrt, haut ihm Satru den Kopf vom Rumpfe. Dann wirft er sich seinem Befreier in die Arme — es war die geliebte Akisino. Die Begebenheit wurde ruchbar; allein die Gerichtsbehörde prüfte das Vorgefallene sorgfältig, und als über Obenso's Verbrechen kein Zweifel mehr obwaltete, wurde Satru freigesprochen. Er kaufte die Akisino los und heirathete sie, sowohl aus Neigung, als aus Dankbarkeit. Sie schenkte ihm zwei Söhne, von denen der Eine sein Erbe und der Andere der Erbe des Freundes wurde, dessen Tod er gerächt hatte.

(Overmeer Fisscher's Japan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Freitag den 11. Oktober 1833.

England.

Waldemar, a tale of the thirty years' war. (Waldemar, eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege.) Von W. H. Harrison. London, 1833.

Diese Erzählung, welche den achten Theil der Romanen-Bibliothek (Library of Romance) begreift, gründet sich auf historische Begebenheiten oder dreht sich wenigstens um historische Personen aus jener lebenskräftigen obwohl unseligen Periode, in welcher die blühenden Gefilde des Friedens und wachsenden Wohlstandes ein weites Blutfeld wurden. Die vorliegende Geschichte ist mit einem Worte ein historischer Roman, zu dem die ungewöhnlichen Ereignisse, die von Zeit zu Zeit aus den Trümmern der gesellschaftlichen Ordnung auftauchten und die abenteuerliche Stellung einiger hochstehenden Parteien während jenes dreißigjährigen blutigen Kampfes so reichen und herrlichen Stoff darbieten. Herrn Harrison's in England wohlbegründeter Ruf macht es fast überflüssig, zu bemerken, daß dieser Stoff in Waldemar geschickt und geistreich gehandhabt worden, und daß man durch Lesung des Romans hier, wo man Schillers Darstellung dieser Epoche weniger kennt, eine lebendigere Anschauung des Zeitalters und der Charaktere seiner vornehmsten Helden gewinnt. Die beste Empfehlung des Werkes wird folgender Auszug geben, der so ziemlich ein in sich geschlossenes Ganzes bildet:

„Mit ängstlich gespanntem Interesse sah man in Wien dem Tage entgegen, den der Kaiser zu Untersuchung der von Waldemar gegen Schlaukopf eingereichten Klage festgesetzt hatte. Zwar betrachtete man das Ergebniß, insofern es dem Grafen galt, mit Gleichgültigkeit; allein der Minister hatte viele Parteigänger und Widersacher, von denen die Letzteren, wo nicht die mächtigsten, doch wenigstens die zahlreichsten waren und über seinen Fall frohlocken konnten.

Die zur Untersuchung anberaumte Stunde war endlich gekommen, und das Verfahren erhielt, vermuthlich weil Ferdinand seine Unparteilichkeit zur Schau tragen wollte, große Oeffentlichkeit. Selbst Individuen, die vermöge ihres untergeordneten Ranges von der Kaiserlichen Gegenwart entfernt blieben, hatten bei dieser Gelegenheit freien Zutritt.

Schlaukopf, wenn auch nicht wirklich in der Achtung seines Gebieters gesunken, affektirte Zurücksetzung und stellte sich, statt seinen gewohnten Sitz in der Nähe des Thrones einzunehmen, in einiger Entfernung von demselben. Doch umgaben ihn mehrere niedere Hofschranzen, die auf seine Fürsprechung und die Wirkungen der Dankbarkeit eines mächtigen Ministers gegen diejenigen, die ihm in der Prüfungsstunde zur Seite gestanden, spekulirten.

Waldemar dagegen würde ohne Freund oder Begleiter erschienen seyn, hätte nicht der edelmüthige und uneigennützige Sarsfield, allen Vorstellungen wegen der muthmaßlichen Folgen, die solche Genossenschaft für ihn haben könnte, Trotz bietend, während des Verhöres ihm beigestanden.

Die Miene des Klägers und die des Beklagten zeigten einen Kontrast, der für Ersteren Schlimmes ahnen ließ. Waldemar sah verstört und ängstlich, sein Gegner aber so ruhig aus, als hätte er wenig zu befürchten.

Dem Geräusche, welche das Zusammentreten so vieler Leute verursachte, folgte eine Stille, die wenigstens für ein Individuum sehr peinlich war und endlich von dem Kaiser unterbrochen ward, indem er Waldemar fragte, ob er bei seiner gegen Baron Schlaukopf gerichteten Beschuldigung beharre?

Der aufgeforderte Graf trat mit der Miene eines Mannes, dessen gerechte Sache einer Verkettung ungünstiger Umstände zu unterliegen drohte, hervor und antwortete: „Ich nehme kein Wort von der Beschuldigung zurück, die ich bereits in Beiseyn Eurer Kaiserlichen Majestät vorgebracht, obschon ich zu meinem Unglück noch eine andere Beschuldigung beifügen muß. Mein Widersacher hat den Zeugen für sich zu gewinnen gesucht, mit dessen Hülfe ich die Thatsachen erweisen wollte, die ich gegen den Baron anführte."

„Wir möchten ungern glauben", bemerkte Ferdinand, „daß der Graf mit uns sein Spiel treibt; allein auf der anderen Seite widerstrebt es unserem Gefühle eben so sehr, daß wir für möglich erachten sollten, der Baron könne sein angeschuldigtes Vergehen durch solche Prozedur noch schwerer machen."

„Ich kann", versetzte Waldemar, „durch einen Augenzeugen bekräftigen, daß ein vertrauter Schützling des Baron Schlaukopf mit dem Individuum, das ich mitzubringen beabsichtigte, eine geheime Unterredung gehabt hat. Seitdem ist von Letzterem in Wien nichts mehr gesehen oder gehört worden."

„Daß einer meiner Schützlinge", sagte Schlaukopf, „an einem Orte öffentlicher Zusammenkunft, dergleichen die Wirthshäuser sind, gewesen seyn könne, ist, ich will es gern zugeben, gar nicht unmöglich; dagegen läugne ich den Umstand, daß er auf irgend ein Geheiß von mir hingegangen sey. Ich bin übrigens neugierig, zu erfahren, womit der Graf eine Beschuldigung evident machen will, die im besten Fall nur hypothetisch ist."

„Durch das Zeugniß meines eigenen Bedienten, eines Korporals in dem Regimente, das ich letztlich kommandirt habe", erwiederte Waldemar.

„Irre ich nicht", entgegnete Schlaukopf hohnlächelnd, „so war dieser Mann früher ein Glied einer der wildesten Räuberbanden, die jemals in Deutschlands Wäldern ihr Wesen trieben. Diese Thatsache wird der Graf wohl schwerlich abläugnen, da ich sie aus seinem eigenen Munde habe."

„Ich bin nicht gewohnt, meine Worte zu widerrufen", antwortete Waldemar; „jedoch hätte der Baron ehrlich hinzufügen können, was auf dieselbe Autorität gegründet ist, daß nämlich der Schritt, auf den er anspielt, fast eben so schnell bereut, als geschehen war. Der Mann ergriff die erste Gelegenheit, um eine Gesellschaft zu verlassen, der ihn augenblickliche Verzweiflung zugeführt hatte, und seitdem ist sein Betragen von der Art gewesen, daß über die Aufrichtigkeit seiner Reue kein Zweifel obwaltet."

„Ob seine Entfernung von der ehrenwerthen Bande das Resultat seiner Reue oder der Entdeckung gewesen sey, daß solch ein Gewerbe nicht profitabel ist, darauf kommt wenig an", fuhr Schlaukopf fort. „Indem ich das Faktum zugeben will, das durch sein Zeugniß bekräftigt werden soll, wiederhole ich meine Zurückweisung dessen, was man daraus gefolgert hat; und da sonach kein einziger Beweis vorliegt, daß ich in die Wegführung meiner Tochter eingewilligt habe, so hoffe ich, Eurer Majestät Gerechtigkeit werde sie mir, ihrem natürlichen Schutzherrn, zurückstellen."

„Graf Waldemar", sagte der Kaiser, „mit innerem Widerstreben entsagen wir der hohen Meinung, die wir einst von Eurer Ehre und Redlichkeit hegten. Indem wir aber hören, wie Ihr eine Beschuldigung, zu deren Beweis Ihr eine so schöne Gelegenheit hattet, nicht einmal mit dem Schatten eines glaubwürdigen Zeugnisses unterstützt, so können wir zu keinem anderen Schlusse kommen, als daß Ihr unsere Zwecke wie die Eures unmittelbaren Gebieters durch eine unwürdige und verleumderische Erdichtung, der kein Anwesender den geringsten Glauben beimessen kann, zu vereiteln strebt."

„Was mich betrifft", sprach Sarsfield, „so erlaube ich mir in aller Demuth und auf die Gefahr Eures Kaiserlichen Mißfallens zu bekennen, daß ich Alles, was Graf Waldemar vorgebracht hat, unbedingt glaube, wie sehr auch die Umstände ihm entgegen sind."

„Und welche Gewähr", fragte der Kaiser, „hat Hauptmann Sarsfield für eine so kecke Behauptung?"

„Die beste Gewähr auf Erden", versetzte Sarsfield; „das Wort eines tapferen Kriegers, dessen Wahrhaftigkeit niemals bezweifelt wurde, bis zu dieser Stunde, und dessen Ehre ihn einst bewog, bei mir als Gefangener zu bleiben, obgleich er durch Appellation an die mißvergnügten Bürger von Prag seine eigene Freiheit und die Niedermetzelung seiner Eskorte hätte erkaufen können. Ein Mann, der Gefangenschaft und die Möglichkeit eines schmählichen Todes der Verwirkung seiner Ehre vorzog, mied das, was die Ehre gebeut, bei minder wichtigen Rücksichten nicht übersehen."

„Graf Waldemar", sagte der Kaiser, ohne die Bemerkung des Hauptmanns weiter zu beachten, „Euer Versuch, von unserer Leichtgläubigkeit Vortheil zu ziehen, rechtfertigt, ja verlangt sogar die Rückberufung des Sicherheits-Geleites, unter dem Ihr nach Wien kamet. Ihr werdet demnach unser Gefangener bleiben, bis wir mit dem Kurfürsten über die Sache Rath gepflegt. Führt ihn ab, Wachen!" Hierauf wendete er sich zu dem triumphirenden Schlaukopf und sprach: „Freiherr, wir stellen Eure Tochter wieder unter die Obhut ihres natürlichen und rechtmäßigen Beschützers."

Die Wachen schickten sich an, den Grafen abzuführen, als man am unteren Ende der Halle eine leichte Bewegung bemerkte. Während nun die Aufmerksamkeit der Zuschauer dahin gerichtet war, trat ein Mann aus dem Haufen hervor, schritt auf den Thron zu und enthüllte den erstaunten Blicken Vieler, die ihn kannten, die hohe und edle Gestalt Malandi's.

„Laßt nicht den König schweres Unrecht begehen und dabei wähnen, er fälle einen gerechten Spruch", sagte der Israelit.

„Wieder ein Zeuge für Graf Waldemar", rief Schlaukopf spöttisch; „der Jude unterstützt das Zeugniß des Raubers! Eine herrliche Kameradschaft, und der Sache ganz würdig!"

„Nein", antwortete der Jude gelassen; „ich bin heute nicht gekommen, um davon zu reden, daß Ihr das Fräulein einem Menschen in die Arme werfen wollt, den ihre Seele verabscheut."

„Warum denn also diese Eindringung", fragte der Kaiser finster, „und zu welchem Zwecke seyd Ihr hier?"

„Um das Recht zu bestreiten, welches dieser stolze Baron auf die Obhut hat, die ihm anvertraut worden ist", antwortete Rolandi.

„Was!" rief Ferdinand, „bezweifelt Ihr das Recht eines Vaters auf die Obhut seines eigenen Kindes?"

„Fern sey es von mir, ein Recht in Zweifel zu ziehen, das Gott und die Natur geheiligt haben; allein ich läugne, daß der Baron in diesem Verhältniß zu dem Fräulein stehe."

„Und wer seyd Ihr, der Ihr Euch eine so kecke Einwendung anmaßt?" fragte der Baron unwillig.

„Ein Mann aus einem verachteten und verfolgten Stamme", antwortete Rolandi, „und dennoch will ich Euch, so Ihr den Beweis von mir ertrotzt, von Eurem stolzen Sitze herabstürzen und dem Hohn und Fluche einer erbitterten Welt preisgeben!"

„Mein gnädigster Fürst", rief der Freiherr, „ich erflehe den Schutz Eurer Kaiserlichen Majestät gegen die Lästerungen dieses Ungläubigen!"

„Jude", sagte der Kaiser, ohne auf Schlaukopf's Berufung direkt zu antworten, „bringt Eure Klage vor; aber seht zu, daß Ihr die Probe besteht; sonst werdet Ihr gleich erfahren, daß es leichter ist, dem wüthenden Leu zu begegnen, als mit Ferdinand von Oesterreich sein Spiel zu treiben. Sprecht! wessen beschuldigt Ihr den Freiherrn?"

„Er hat das Vertrauen schändlich gemißbraucht, welches sein sterbender Freund und Wohlthäter auf ihn setzte: er hat die Waise beraubt und sein Verbrechen noch gesteigert, indem er ihr einen Namen beilegte, der hinführo eben so viel bedeuten wird, als „„falscher Freund"" und „„meineidiger Verräther!"""

„Das sind schreckliche Worte", bemerkte der Kaiser, „und schrecklich soll Eure Strafe seyn, wofern ihnen keine Wahrheit zum Grunde liegt. Wo ist der Beweis?"

„Schaut hin", rief Rolandi, seine Finger gegen den Baron ausstreckend, „er ist mit der Flammenschrift des Gewissens auf jene verzerrte Braue geschrieben!" Wirklich verrieth Schlaukopf's Miene einen inneren Aufruhr, den keine gewöhnliche Anstrengung beschwichtigen konnte. Er erwiderte endlich:

„Eure Kaiserliche Majestät wird meine Empörung über die Frechheit des Anklägers nicht als Bewußtseyn der Verbrechen auslegen, die er mir aufbürdet; noch werden Allerhöchstdieselben auf das Zeugniß eines Ungläubigen gegen den Charakter eines treuen und loyalen Dieners Gewicht legen."

„Nein", entgegnete Rolandi, „ich weiß zu gut, welchen Werth das Zeugniß Eines von unserem Stamme an einem christlichen Gerichtshofe hat, als daß ich auf solch ein zerknicktes Rohr mich lehnen möchte. Da Ihr nun der Schande Trotz bietet, die Eure Verbrechen Euch angehäuft haben, so tadelt nicht mich, sondern Eure eigene Unbesonnenheit, die sie auf Euer Haupt bringt!" Sofort wendete er sich gegen den Haufen und sprach: „Christlicher Priester! Ich rufe Euch im Namen des Gottes der Wahrheit, tretet hervor und stehet zwischen dem Unterdrückten und dem Uebelthäter!"

Das aufgerufene Individuum trat aus der Menge hervor, die ihn dem Beobachter verhüllt hatte, und zeigte, dem Throne zuschreitend, das Aeußere eines Mannes, dessen Antlitz die Wechsel der Klimate und der Witterung noch mehr Spuren eingedrückt hatten, als die Zeit, obgleich er dem Ziele des Daseyns nicht mehr fern war. Seine Kleidung war die eines Mönchs, und seine apostolische Miene stimmte zu seiner Tracht. In dieser Miene lagen unzweideutige Spuren von Gram und Leiden, durch Resignation gemildert, und allgemeines Wohlwollen kontrastirte schön mit Festigkeit und Entschlossenheit des Charakters, die seine etwas zusammengepreßte Unterlippe andeutete. Sein volles graues Auge war scharf und glänzend; seine Stirn hoch, breit und gedankenreich; die wenigen Haare, die ihm das Alter und die Tonsur gelassen hatten, weiß wie Schnee. Er war von hohem Wuchse und sein Körper zwar etwas gebeugt, jedoch wohlgebaut. Der Ausdruck seiner Unterwürfigkeit gegen den Kaiser, obschon tiefe Ehrfurcht verkündend, war anmuthig und ungezwungen, seine ganze Haltung würdevoll demüthig.

Ferdinand, obgleich mehr als einmal von seinen geistlichen Rathgebern hintergangen, war doch nicht der Mann, welcher Mönche ohne eine gewisse Ehrerbietung ansehen konnte. Dieses Gefühl wurde jetzt durch das einnehmende Aeußere des Geistlichen noch erhöht. Er wollte jedoch einige Unabhängigkeit von der geistlichen Gewalt zur Schau tragen, da ihm bekannt war, daß er in dem Rufe stand, als hätte er sich den Priestern zu unbedingt gefügt. Er redete also den Mönch mit folgenden Worten an: „Heiliger Vater, nur selten finden wir Männer in Eurer Tracht mit den Verächtern unseres Glaubens im Bunde; wir hoffen demzufolge, daß Ihr Euch nicht ohne reife Ueberlegung in eine Streitsache gemischt habt, die so schwere Beschuldigungen gegen einen unserer geschätzten Räthe in sich schließt."

Eine leichte Röthe überflog das Antlitz des Mönchs, als er Zweifel an seinem Eifer oder seiner Wahrhaftigkeit bemerkte; allein sie war nur vorübergehend, und er antwortete: „Mächtiger Fürst! Um dessen willen, der am Kreuze blutete, hatte ich die Bande zerrissen, die uns an das Vaterland und die Freunde unserer Jugend knüpfen. In fremden Zonen ertrug ich die brennende Sonnengluth und trotzte den Schrecknissen der pfadlosen Wüste, des Sturmes, der Pest und des Hungers. Dies sage ich nicht aus eitler Ruhmsucht, denn ich hoffe, Christum so erkannt zu haben, daß ich mit Hülfe seiner Gnade fähig bin, einzusehen, wie ich nach Allem, was ich gethan, ein unnützer Knecht bleibe. Nachdem ich also mich bestrebt, die frohe Botschaft seines Evangeliums in heidnischen Landen zu verkünden, bin ich nicht übermüthig heimgekehrt, um meine Erlösung am Gestade meines Vaterlandes scheitern zu lassen, damit ich, der Anderen gepredigt, selbst ein Verstoßener würde. Ich bin am heutigen Tage hier, um von der Wahrheit zu zeugen, ja, um für sie zu sterben, wenn es Sein Wille ist. Habe ich nun Muth gehabt, vor den Ohren des Morgenländischen Devoten und des abgöttischen Wilden die Wahrheit zu reden, so darf ich nicht zögern, dasselbe vor einem christlichen Fürsten zu thun."

„Auch bedarf es dabei keiner Furcht", versetzte der Kaiser: „doch bevor wir Euer Zeugniß hören, ist es schicklich, daß wir erfahren, wer Ihr seyd."

„Ein schlichter Franziskaner-Mönch, am besten bekannt unter dem Namen: Albertus der Wanderer."

„Seyd Ihr in aller Wahrheit dieser heilige Mann?" fragte Ferdinand.

„Gebt einem sündhaften Menschen nicht ein solches Prädikat", entgegnete der Mönch; „damit aber Eure Majestät volle Gewißheit über die Identität eines Mannes habe, der an diesem Hofe persönlich unbekannt ist, so schaut hier mein Beglaubigungsschreiben!"

Mit diesen Worten näherte er sich dem Kaiser und überreichte eine Urkunde, die von keiner geringeren Person, als Urban dem Achten, dem regierenden Papste, unterschrieben war. Ferdinand nahm das Papier in Empfang, durchlief seinen Inhalt und küßte das Siegel mit großer Ehrfurcht. Dann stellte er es dem Mönch wieder zu und sprach: „Es ist genügend; erzählt nun Eure Geschichte."

„Es ist jetzt achtzehn Jahre her", begann der Mönch, „daß ich, während ich noch in meinem Kloster zu Magdeburg lebte, der Beichtvater eines reichen Bürgers jener Stadt war, der Fallenberg hieß. Er hatte eine einzige Tochter, deren Mutter starb, als sie ihr das Daseyn gab. Der Schmerz über ihren Verlust wirkte so mächtig auf den bereits durch eine vorhergegangene Krankheit geschwächten Vater, daß er, ehe noch Bertha Fallenberg ihr drittes Jahr erreicht hatte, am Rande des Grabes stand. Er war ein gerechter und frommer Mann, und nächst dem Heil seiner Seele bekümmerte ihn vor Allem das Schicksal seiner kleinen Tochter, als sein Tod herannahte. Wenige Stunden vor seinem Hintritt ließ er in meiner Gegenwart einen Freiherrn von Schlaukopf, der durch die engsten Bande der Dankbarkeit an ihn gekettet war, und der in Wahrheit die Rettung seiner schon gesunkenen Glücksumstände der edelmüthigen Dazwischenkunft Fallenbergs verdankte, vor sein Bett kommen. Diesem Manne vertraute er die Obhut der kleinen Bertha, der er, nach einem kleinen Abzug zu religiösen Zwecken, seine Habe vermachte, die ganz aus baarem Gelde bestand und ebenfalls in die Hände des Herrn von Schlaukopf niedergelegt ward. Ein Jude, Namens Rolandi, von Geburt ein Italiäner, aber damals in Magdeburg ansässig, ein Mann, den seine Ehre und Redlichkeit in Geschäften nicht weniger als sein Reichthum in Ruf gebracht hatten, wurde Depositair eines großen Theils von dem Gelde, das Fallenberg seiner Tochter hinterließ. Rolandi war natürlich mit dem Inhalte des Testaments bekannt gemacht worden, bevor er die ihm anvertraute Summe dem Herrn von Schlaukopf auszahlte; ja, ich habe Grund zu glauben, daß er nie mit Letzterem in persönliche Berührung kam. Bald nachher verließ der Baron Magdeburg in Begleitung seines Sohnes, der noch ein Kind war, und seiner Pflegebefohlenen, der kleinen Bertha. Wie verlautete, wollte er am Hofe des Kurfürsten von Sachsen seinem Glücke nachjagen. Auch muß ich bemerken, daß eine Summe Geldes für die Zwecke der Mission, die ich unternommen hatte, zu meiner Verfügung gestellt war. Diese Summe legte ich bei dem Juden Rolandi nieder, dessen ausgedehnte Konnexionen in fremden Ländern es ihm leicht machten, an viele Orte, die ich im Laufe meiner Pilgerschaft besuchte, Wechsel zu schicken. So kam es unter uns, obgleich in unregelmäßigen Zwischenräumen, zu gelegentlicher schriftlicher Mittheilung. Bei meiner Rückkehr nach Magdeburg erfuhr ich aus seinem Munde, daß Baron Schlaukopf seine Pflegebefohlene für seine eigene Tochter erkläre und die usurpirte väterliche Autorität zur Zerstörung ihres Glücks und ihrer Wohlfahrt anwende. Ich habe nichts weiter zu sagen, als daß ich auf Rolandi's Verlangen hier erschienen bin, um die verwaiste Tochter meines Freundes in Schutz zu nehmen."

Während dieser Erzählung konnte Baron Schlaukopf, ein so geübter Heuchler er auch war, die Unruhe nicht verhehlen, die nicht sowohl das Bewußtseyn seines Verbrechens, als die Furcht vor dessen unmittelbaren Folgen in ihm weckte. Der Kaiser, obgleich er über die Schuld seines Ministers keinen Zweifel mehr hegte, schien doch gern im Besitze aller Thatsachen seyn zu wollen. Als daher der Mönch geendet hatte, sagte er: „Es sey fern von uns, den geringsten Umstand Eurer Erzählung in Zweifel zu ziehen, so wundersam sie auch ist; doch möchte ich fragen, ob Freiherr von Schlaukopf um die Zeit, als sein Freund starb, eine Tochter hatte, die mit seiner Pflegebefohlenen ungefähr in gleichem Alter war?"

„Er war damals Wittwer und hatte nur Ein Kind. Dieses war ein Sohn, zwei Jahre jünger als die Tochter Fallenberg's."

„Und", fragte der Kaiser weiter, „seyd Ihr von der Identität des Fräuleins, die Baron Schlaukopf für seine Tochter ausgiebt, mit der Tochter Eures verstorbenen Freundes ganz überzeugt?"

„Ich habe sie seit meiner Rückkehr nach Deutschland nicht gesehen", antwortete der Mönch, „und gesetzt auch, sie wäre jetzt ge-

genwärtig, so würde ich doch schwerlich in den Zügen des gereiften Mädchens die Züge des Kindes wiedererkennen. Ich erinnere mich indessen, auf der Schulter der kleinen Bertha eines jener Maale bemerkt zu haben, die wir im Mutterleibe empfangen und durchs ganze Leben behalten; es war von der Farbe und Form eines Granatapfel-Korns."

Die Edelfrau, deren Obhut Bertha während des Prozesses anvertraut war, mußte jetzt vor den Kaiser treten. Ihre Antwort entschied für die Identität des Fräuleins mit Falkenbergs Tochter, zur Ueberzeugung aller Anwesenden.

Als das Gemurmel des Erstaunens über diesen merkwürdigen Ausgang des Verhörs sich etwas gelegt hatte, sprach der Kaiser, zu unserem jungen Helden gewendet: „Graf Waldemar, wir haben Euch unwissentlich einiges Unrecht angethan; doch Ihr sollt erfahren, daß Gerechtigkeit eben so gut in Wien als in Dresden zu erlangen ist. Wachen! versichert Euch der Person des Baron Schlaukopf, bis wir über die Strafe entschieden haben, die einem gehässigen Treubruch und einem gegen an uns verübten Betruge gebührt."

Der Kaiser machte eine Pause, bis man den Baron weggebracht hatte. Dann fuhr er fort: „Was das Fräulein betrifft, so soll ihre Mitgift mit Wucher aus den Geldkisten des Räubers gezogen werden, und sintemal sie eines Schirmherrn beraubt ist, wird es unsere Sorge seyn, ihr einen anderen zu verschaffen. Da wir jedoch in gewisser Hinsicht verbunden sind, ihre Wünsche in dieser Angelegenheit zu erfragen, und (mit einem Lächeln zu Waldemar gewendet) da der Graf wohl neugierig seyn dürfte, zu erfahren, auf wen ihre Wahl fällt, so wird er vielleicht bis morgen an unserem Hofe verweilen, wo ihm denn unser Beschluß mitgetheilt werden soll."

Die Wünsche des Fräuleins wird auch der kurzsichtigste Romanleser mit leichter Mühe errathen können, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß Waldemar bald mit Max in Schiller's Piccolomini ausruft:

> Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
> Für's erste Veilchen, das der März uns bringt,
> Das duft'ge Pfand der neuverjüngten Erde.

Der Autor hat seinem Roman übrigens einige Anekdoten und Charakterzüge angehängt, welche die Charaktere einiger der vornehmsten historischen Personen der von ihm behandelten Zeit dem weniger geschichtskundigen Leser recht anschaulich machen.

Bibliographie.

On the arts and manufactures of the ancients. (Ueber Künste und Fabriken bei den Alten.) Pr. 6 Sh.

Edinburgh new philosophical Journal. (Neues Edinburger philosophisches Journal.) Herausgegeben von Prof. Jameson. Oktober. Pr. 7½ Sh.

Reasons for christianity. (Beweise für das Christenthum.) Pr. 7½ Sh.

Insect histories for children. (Insekten-Geschichten für Kinder.) Pr. 5 Sh.

The Duchess of Berry in La Vendée. (Die Herzogin von Berry in der Vendee.) Nach Dermoncourt aus dem Französischen übersetzt. Pr. 10½ Sh.

F r a n k r e i ch.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem häuslichen und geselligen Leben.

(Von der Fürstin Constanze v. Salm.)

(Schluß.)

III. Der Franzose, die Französin in Deutschland. Gesellige Verhältnisse. Vergleichungen. Kurze Uebersicht des Gesagten.

So achtungswerth auch die Lebensweise sey, die ich eben beschrieben habe, so ist sie doch die Haupt-Ursache jener Art von Melancholie, die jeden Franzosen befällt, der sich in Deutschland befindet, wenn er nicht in der großen Gesellschaft Zutritt hat. Im ersten Augenblick bewundert er aufrichtig diese Strenge der Pflichten, und sie wird für ihn ein Gegenstand jener Betrachtungen über die Frauen, die man in Frankreich selbst den Huldigungen, die man ihnen erweist, aus einer Art von Leichtfertigkeit beimischt. Aber das Bedürfniß, welches der Franzose empfindet, immer bei ihnen zu seyn, wenigstens in der Welt, wird ihm bald fühlbar. Er kann nicht begreifen, daß die Gebieterin des Hauses, die überall die Seele der Gesellschaft ausmacht, hier so wenig Theil daran nimmt, daß sie so wenig die ihres Mannes kennt, daß sie, mit Aufmerksamkeiten beschäftigt, die ihm lästig fallen, für eine Menge von Dingen, Ideen, Ereignissen so gleichgültig scheint, die in Frankreich allgemeines Interesse erregen, und alle Vorzüge, die ihm anfangs so sehr auffielen, schwinden fast dahin vor der Unmöglichkeit, seinen Geist zu beschäftigen oder ihm Erholung zu verschaffen, in jenen stundenlangen Unterhaltungen, die er gewohnt ist, mit Frauen zu haben, welche ihrerseits gewohnt sind, keinem Gegenstand der Unterhaltung fremd zu seyn.

Eine Französin, die in Deutschland im Bürgerstande geheirathet hat, wird noch weit mehr von der Last ihrer Lage niedergebeugt. Welche Art der Erziehung sie auch erhalten haben möge, so findet sie doch dieses ewige Fortspinnen kleinlicher Gedanken unerträglich, welche ihr ganzes Leben in der Dunkelheit aufzuzehren scheinen, und davon großes Vermögen selbst, wenn sie nicht zugleich einen Rang oder Titel besitzt, ihr in den Augen des Publikums kein Recht geben, sich los zu machen. Mit Schmerz weilt ihre Erinnerung bei den Annehmlichkeiten, welche in Frankreich ihre ernsteren Beschäftigungen versüßten, und während die Deutsche, die dort verheirathet ist, trunken von der Freiheit, welche sie erlangt hat, dieselben mit Entzücken und zuweilen selbst mit Unmäßigkeit genießt, bedarf sie, um nicht in bittere Klagen gegen das Schicksal auszubrechen, des ganzen Beistandes jener Achtung für sich selbst, die eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften der Französinnen ist, obgleich sie vielleicht am wenigsten gewürdigt wird.

Der Mann selbst empfindet in Deutschland, ohne es zu wissen, jene Leere, welche diese Art zu leben in ihm zurückläßt. Sie ist unzweifelhaft eine der Ursachen der freiwilligen und fast fortwährenden Trennung beider Geschlechter. Ihr Interesse ist dasselbe, aber ihre Ideen sind verschieden. Wenn ihre Ansprüche sich nie durchkreuzen, so fehlt ihnen dagegen jene Menge von Berührungspunkten, von Ideen und Handlungen, welche dem Leben in Frankreich seine Frische verleihen, und welche allein zwischen zwei Gatten wahre moralische Beziehungen begründen können. Außer wenigen Gelegenheiten, wo der Gebrauch erheischt, daß sie in der Welt beisammen sind, widmet der Mann selten seiner Frau seine Mußestunden. Er geht stets, sobald er frei ist, in irgend eine Gesellschaft von Männern seines Ranges oder seines Standes, um eine Erholung zu suchen, die er in seinem Hause nicht findet. Die Frauen bilden ihrerseits Kränzchen, an denen die Männer keinen Theil haben, oder vielmehr, an denen weder Sitte noch Verlangen sie Theil nehmen lassen. Die eingezogene Lebensweise, welche sie führen, macht, daß sie mit Begierde diese Gelegenheit ergreifen, wenigstens Worte und Gedanken auszutauschen, und die Gewohnheit, oft zusammen zu kommen, giebt diesen kleinen Zirkeln eine Art von Reiz, den sie in Frankreich schwerlich haben würden.*) Ihre Unterhaltung hat wie überall das zum Gegenstand, was ihre Haupt-Beschäftigung ausmacht. Künste, Wissenschaften, jede Art von Studium sind darin fast unbekannt, der Putz aber wird da nicht vergessen, besonders von den jungen Damen, die weit mehr Wichtigkeit darauf legen, als die Französinnen. Die Lebhaftigkeit, der Eifer, mit welchem sie sich bei solchen Gelegenheiten ausdrücken, und den die Frauen im Allgemeinen in Deutschland zeigen, übertrifft die der unsrigen bei weitem und bildet einen auffallenden Kontrast mit dem Phlegma ihrer Männer. Sie scheinen einer anderen Nation und fast einer anderen Natur anzugehören. Es ist ausgemacht, daß, wenn ihre Erziehung so geleitet würde, wie die der Französinnen, sie zu ihrem größten Vortheile glänzen und in jeder Hinsicht die wahren Lebensgefährtinnen des Mannes werden könnten; aber dies scheint in Deutschland Niemand zu wünschen, selbst die Frauen nicht. Ihre natürliche Thätigkeit nützt sich ab in einer Menge kleiner häuslichen Sorgen und Vergnügungen, deren Tradition unverändert von der Mutter auf die Tochter übergeht, und dieses Leben, durch Zeit und Gewohnheit geheiligt, würde auf unerschütterlichen Grundlagen zu ruhen scheinen, wenn es nicht mit dem Geschmack, der Aufklärung und dem Geist der geselligen Anforderungen, die unser Jahrhundert so sehr auszeichnen, in Widerspruch stände, und wenn sich diese Art von moralischer Absonderung begreifen ließe, die zwei Geschlechter sich auflegen, welche geboren sind, durch einander glücklich zu seyn.

Die Ausführung dieses Gegenstandes hat mich bereits weiter geführt, als ich eigentlich gehen wollte; dennoch muß ich noch einige Züge anderer Art hinzufügen und auch zeigen, welche Vortheile die Lebensweise der Deutschen Frauen, mit der der Französinnen verglichen, für dieselben mit sich führt; denn wo gäbe es eine Lage, an die man von Kindheit an gewöhnt ist, in welcher die Gesetze der Natur nicht wenigstens einiges Gleichgewicht zwischen dem Guten und Bösen herstellten!

Wenn die Frauen in Deutschland nicht die Annehmlichkeiten der Gesellschaft genießen, wie die Französinnen, so sind sie dagegen offenbar ruhige und unbestrittene Gebieterinnen in ihrem Hause, was gewiß sein Angenehmes hat. Sie haben in der Welt jene Nebenbuhlerschaft des Talents und des Beifalls nicht zu fürchten, welche so viele Eifersucht und kleinlichen Haß erzeugen, eben so wenig in ihrem Hauswesen jene Widersprüche, jene Quälereien, welche die üble Laune oder die Langeweile eines mürrischen Ehemannes, dessen Kleinigkeits-Krämerei zu weit geht, jede Minute veranlassen kann. Die Galanterie, die Quelle so vielen Verdrusses, scheint auch ihr Glück wenig zu trüben, sey es, daß sie bei ihren vielen Beschäftigungen keinen Zugang finden kann, sey es, daß die Strenge, womit die öffentliche Meinung sie richtet, ihnen die ganze Gefahr derselben zeigt; genug, in den mittleren Klassen ist sie bei den Frauen, und selbst bei den Männern, nur eine seltene und vorübergehende Verirrung. Sie scheint bei ihnen mehr aus einer plötzlichen Schwärmerei des Kopfes als aus einem heimlichen Hang des Herzens zu entstehen, und wenn sie nicht zur thörichten Leidenschaft wird, so entzieht sie sie ihren Pflichten um so weniger, als sie durch die Vertheilung derselben unter sich, ohne es zu wissen, sich in eine wahre Abhängigkeit von einander gesetzt haben.

Die Sorge, welche der Vermögenszustand erfordert, die für Frauen immer so peinlich ist, lastet ebenfalls in Deutschland nicht so auf ihnen, wie in Frankreich. Wenige Ausnahmen abgerechnet, hat der Mann allein damit zu thun, und er hat auch darüber zu schalten. In diesem wesentlichen Punkte, so wie in allen anderen, ist Alles gehörig gesondert, und selten entsteht ein ernstlicher Streit unter den Eheleuten. Der Deutsche (wie ich schon bemerkt habe) kann dem nicht widerstehen, was ihm gerecht scheint; er besitzt eine Art von Achtung für die Menschheit, oder vielmehr für die Menschenrechte, die er in sein Hauswesen überträgt, und welche alle Bezie

*) Obgleich diese Sitten einige Aehnlichkeit mit den Englischen haben, so muß man sie doch nicht damit verwechseln. Die Formen der Gesellschaft und die innere Lebensweise in Frankreich und England bieten mehr oder weniger Verschiedenheit dar, aber die Stellung der Frauen ist sich in beiden Ländern ziemlich gleich. (Anmerkung d. Verfasserin.)

hungen erleichtert. Weit entfernt, an seiner Frau selbst das zu tadeln, was sein Ernst ihn für Launen oder Grillen halten läßt, findet er Vergnügen daran, sie zufrieden zu stellen, ihr die häuslichen Genüsse zu verschaffen, so weit er es vermag, und die er ihrem Stande als Frau angemessen findet. Er will, daß sie die Besuche ihrer Freundinnen empfange, daß sie sowohl auf die Ordnung ihres Hauswesens, als auf den Wohlstand, der darin herrscht, stolz sey, besonders aber, daß sie nicht über ihn zu klagen habe, was ihn dem öffentlichen Tadel aussetzen würde, den man in Deutschland so sehr fürchtet, daß der Gedanke daran auf die geringsten Handlungen Einfluß hat. Eines von den Dingen, die ihm am meisten schmeicheln, ist, sie gut, das heißt kostbar, gekleidet zu sehen, wenn sie in große Gesellschaften gehen, und während so viele Männer in Frankreich über den Staat ihrer Frauen klagen, giebt er der seinigen alle Mittel an die Hand, durch ihren Anzug zu glänzen, und setzt seinen ehelichen Stolz darein. Auch beobachtet er in seinem Umgang mit ihr in jeder anderen Hinsicht ein gewisses Benehmen und gewisse Formen, die nicht dieselben sind, welche die Männer in Frankreich beobachten, die aber vielleicht mehr schmeicheln. Man merkt an Allem, was er sagt, daß er sie nicht für sein Eigenthum ansieht, daß es ihm nicht einfällt, sie etwas wider ihren Willen thun zu lassen, und daß er sie nicht gleichsam als seine Hälfte betrachtet, welche er ein Recht hat zu beherrschen, sondern als ein Wesen, das sein Schicksal an das seinige geknüpft hat, und welches auch das Recht hat, auf seine Weise glücklich zu seyn. Mit Einem Wort, wenn die Stellung der Frauen in Deutschland offenbar untergeordneter und beschränkter ist, so ist sie doch entschieden und bestimmt; wenn sie sie nicht in ihren eigenen Augen erhebt, so giebt sie ihnen in denen aller ihrer Umgebungen, und selbst in denen des Publikums, eine wahre Selbstständigkeit; und es ist nicht zu zweifeln, daß diese Art von kleinen Entschädigungen, die jeden Augenblick eintreten, nicht eine der stärksten Ursachen seyen, daß sie die Dunkelheit, in der sie leben, und die Menge kleiner Sorgen, die ihnen obliegen, mit Muth ertragen.

Aber so wesentlich diese Entschädigungen auch seyn mögen, und wenn sie auch einer großen Anzahl Frauen zu genügen scheinen, die jene einer anderen Gattung, deren sie genießen könnten, nicht kennen; ist dieser Zustand, der Ueberrest der Einfalt und Unwissenheit früherer Zeiten, wohl das für sie, was er seyn sollte? Diese Kenntnisse, die so leicht mit ihren Pflichten zu vereinbaren sind, dieses Gefühl persönlicher Würde, welches jetzt überall Raum gewinnt, wird es nicht auch in Deutschland in allen Ständen der Gesellschaft bis zu den Frauen dringen? Müssen die Männer, selbst die Hausväter, es nicht wünschen? Wenn die feurige Jugend jedes Ranges, jedes Standes, welche jetzt die Universitäten bevölkert, sich wieder an ihrem heimathlichen Heerde befindet, was soll sie von diesen moralischen Schranken denken, die zwischen ihr und den heiligsten Gegenständen ihrer Neigungen errichtet sind, zwischen ihr und den Frauen, die ihrem Glücke so nothwendig sind, die, allen ihren Neigungen fremd, fast mit keinem ihrer Gedanken vertraut sind, und deren ganzer Unterricht in der geringen Kenntniß einiger Elementar-Gegenstände besteht, die auch bald unter der Menge der häuslichen Sorgen sich verliert, während der Unterricht der Männer, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, den aufgeklärtesten und berühmtesten Gelehrten anvertraut wird. Kurz, kann dieses seltsame und unvermeidliche Bündniß des Lichts und der Dunkelheit von Bestand seyn? Wird die Zeit nicht große Veränderungen hierin herbeiführen? und wenn dies denn doch geschehen muß, wäre es nicht besser, sie durch einen verständigen der Aufklärung des Jahrhunderts entsprechenden Unterricht zu bewirken, als sie dem Zufall und den Umständen zu überlassen? Dieses werde ich in Erwägung ziehen, wenn ich, indem ich von den Frauen als Müttern rede, die Erziehung beleuchte, welche die jungen Mädchen in Deutschland erhalten, und den Einfluß, welchen sie auf ihren Charakter und ihre Stellung in der Welt hat; aber vor Allem muß ich, wie gesagt, die Frauen darstellen, welche in den höchsten Ständen der Gesellschaft leben, deren Erziehung wieder für sich allein gehört, und die durch ihre Eigenschaften, die Art ihres Verstandes und ihre Tugenden selbst so sehr von denen verschieden sind, die ich eben geschildert habe, daß ihr Bildniß kaum einen einzigen ähnlichen Zug darbieten dürfte.

Eine Deutsche Nachschrift.

Wir haben die vorstehende Parallele ohne Veränderung und Anmerkung wiedergegeben, ja nicht einmal ein Fragzeichen haben wir von Redactionswegen einfließen lassen, obgleich wir Manches zu bemerken und zu fragen gehabt hätten. Die Frau Fürstin von Salm ist als gewandte Schriftstellerin bekannt; ihr Bericht „Sur la condition des femmes" hat ihr den Ruf verschafft, daß sie die Lage der Französischen Frauen auf geistvolle Weise zu beobachten und darzustellen verstanden; es war daher auch interessant, ihre Ansicht von den Deutschen Frauen im Vergleiche mit den Französischen kennen zu lernen. Eine eigenthümlich aufgefaßte Zeichnung bleibt immer ein Kunstwerk, wenn auch die Aehnlichkeit Manches zu wünschen übrig läßt. Es kann sogar subjektiv eine Darstellung sehr wahr und doch objektiv nichts weniger als ähnlich seyn. Die Fürstin v. Salm ist, ihres Deutschen Namens ungeachtet, nicht bloß der Geburt, sondern auch ihrer ganzen Geistesrichtung nach, Französin. Der Maßstab, welchen sie aus Frankreich mitgebracht, hat den Eindruck bilden helfen, den das Deutsche Leben auf sie gemacht; ihre Bemerkungen sind diesem Eindrucke treu, d. h. subjektiv wahr; aber darum ist das Deutsche Leben doch nicht so, wie es der allerdings mit Scharfblick beobachtenden Frau erscheint. Eine Deutsche, die nach Frankreich kommt, wird leicht nach dem Maßstabe, den sie mitbringt, unter der Mehrzahl der Französischen Frauen das, was sie Weiblichkeit nennt, ganz vermissen und von dem scheinbaren Verkennen jener ihr stets vorschwebenden Gränzlinie der Geschlechter sich unangenehm berührt fühlen. Sie wird, wie wir dies nur allzuhäufig von Deutschen Frauen hören, die in Frankreich gewesen sind, der Französischen Erziehung die Schuld beimessen und das Pensions-Leben der Mädchen für den Grund ansehen, daß sie, bei ihrer Verheirathung erst in die Welt eintretend, die rechte Linie, über die hinaus die wahre Frauenwürde aufhört, entweder verkennen, oder, aus Lust an dem neuen bisher noch nicht gekannten Leben, muthwillig überschreiten. Und doch sind Weiblichkeit und Frauenwürde in Frankreich nicht seltener, als unter unseren Frauen höhere Bildung und der Sinn für das rein Geistige. Ja, es ist seltsam, daß unseren Frauen der Mangel an diesen edlen Eigenschaften gerade zu einer Zeit vorgeworfen wird, in der das „Buch des Andenkens" einer Deutschen Frau erscheint, deren Geistestiefe und Gedankenfülle vielleicht Alles hinter sich läßt, was in der neueren Zeit von Frauen, selbst Frau von Staël nicht ausgenommen, der Welt übergeben wurde. Aber es bedarf wohl kaum der seltenen großartigen Natur Rahel's, um die Behauptungen der Frau Fürstin v. Salm zu widerlegen. Ist doch Deutschland nicht minder als Frankreich und England reich an mehr oder minder talentvollen Schriftstellerinnen; ja, die Anzahl derselben ist so groß, daß das vor einigen Jahren erschienene Deutsche Schriftstellerinnen-Lexikon schon jetzt wieder bedeutender Nachträge bedarf, und dies zeugt doch mindestens dafür, daß literarische Bildung unter unseren Frauen nichts Seltenes sey. Deutsche Fürstinnen waren es, die, wie Amalie von Weimar und Dorothea von Kurland, einen nicht geringen Einfluß auf die glänzendste Epoche unserer Literatur übten, und Deutsche Fürstinnen sind es auch, die noch jetzt auf den meisten Europäischen Thronen jene wahrhaft fürstliche Tugend, die Vorliebe für die Künste, pflegen und erhalten. Keinen Zweig der Kunst giebt es endlich, den Deutsche Frauen nicht auch angebaut hätten; die größte bildende Künstlerin unserer Zeit, Angelika Kaufmann, war eine Deutsche, und eine Deutsche dramatische Künstlerin, Henriette Sontag, ist es, die, mehr als irgend eine andere, Europäische Berühmtheit erlangt hat.

J. L

Schweden.

Schwedische Literatur des Jahres 1832.

Die Zahl der im Jahre 1832 in Schweden erschienenen Bücher beläuft sich auf 755, — eine sehr bedeutende Zahl, viel bedeutender als die Zahl der in Deutschland, Frankreich und England jährlich erscheinenden Werke, wenn man die Bevölkerung dieser Länder mit der von Schweden in Vergleich stellt. Von jenen 755 Schriften kommen auf Sprachforschung und klassische Philologie 41; auf die Philosophie 2; auf die Theologie 125 (größtentheils homiletische und ascetische Schriften, worunter 8 Uebersetzungen); auf die Rechtswissenschaft 6; auf die Heilkunde 27 (worunter 4 Uebersetzungen und 4 Cholera-Schriften); auf Naturwissenschaften 20 (3 Uebersetzungen); auf Mathematik und Arithmetik 15 (3 Uebersetzungen); auf Astronomie 3; auf Kriegswissenschaft 10; auf Geographie, Topographie und Reisebeschreibungen 22 (2 Uebersetzungen, worunter Börnes Briefe aus Paris); 30 Schriften behandeln Schwedens Statistik, allgemeine Staats-Oekonomie, Handel und Finanzen, und 38 waren ökonomischen und technologischen Inhalts; pädagogische Lehr-Unterrichtsbücher kamen 49 (worunter 8 Uebersetzungen) heraus und 58 (7 Uebersetzungen) im Fache der Geschichte, Politik, Memoiren u. s. w. Schönwissenschaftliche Schriften waren in diesem Jahre 184 verschiedenen Inhalts erschienen, worunter allein 76 Romane und Novellen (29 Uebersetzungen). Das Vorzüglichste, was in dieser Gattung erschien, waren die nachgelassenen Werke von Stagnelius, die Dichtungen von Tegnér, Euphrosyne (Madame Nyberg), Dahlgren, die neu herausgegebenen Werke Franzéns und Mellins Romane. Zu obigem Verzeichniß kommen noch 81 Schriften vermischten Inhaltes, bestehend theils aus den Verhandlungen der verschiedenen in Schweden für wissenschaftliche und praktische Zwecke bestehenden Akademieen und Gesellschaften, theils aus einer Menge von Flugschriften über Tages-Begebenheiten, politische und gemeinnützige Gegenstände, Bekanntmachungen u. s. w. An Zeitschriften sind im Jahre 1832 16 erschienen; nämlich 7 literarische und belletristische, 2 musikalische, 2 theologische, 1 juristische, 1 medizinische, 1 für Naturforscher, Jäger und 2 für Landleute. Außerdem erschienen 36 größere und kleinere musikalische Compositionen, 2 Karten und 46 Kupferstiche und Lithographieen.

Mannigfaltiges.

— **Einfluß der Pocken-Impfung auf die Bevölkerung.** In Folge der Entdeckung des Doktor Jenner nimmt die Bevölkerung Europa's und Nord-Amerika's so rasch zu, daß man ihren Anwachs in den letzten 30 Jahren auf 1½ Prozent jährlich annehmen kann. Auf dem Europäischen Festlande hat die Population, trotz der blutigen Revolutionen und Kriege, die von Lissabon bis Moskau, von Neapel bis Kopenhagen wütheten, um Eins von Hundert, in England um zwei, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die Auswanderungen mit eingeschlossen, um sechs von Hundert zugenommen. Im Jahre 1831 vergrößerte sich die Bevölkerung Englands um eine halbe Million, was im Verhältniß zur gegenwärtigen Total-Summe der Einwohner vier Prozent ausmacht. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Montag den 14. Oktober 1833.

England.

Tales of the Caravanserai. (Geschichten aus dem Karavanserai.) Von J. B. Frazer. Des Chan's Erzählung. London, 1833.

Herrn Leith Ritchie's Romanen-Bibliothek, welche jetzt alle zwei Monate erscheint, fängt an, bessere Sachen als bisher zu liefern. Das vorliegende Werk des Herrn Frazer ist eine orientalische Novelle voller Anmuth und Abenteuer und in dem wahren Geiste jener reichen und poetischen Literatur geschrieben, welche das auszeichnende Merkmal des Ostens ist. Die Geschichte ist reich an Ereignissen, wenn sie auch eben nicht mit großer Kunst an einander gereiht sind; die Charaktere sind gut gezeichnet, und eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Orients ist darin unverkennbar. Liebe und Krieg geben den Stoff zu den Haupt-Scenen her. Vielleicht kommen zu viele Kämpfe in dem Buche vor; der Leser möchte wohl mitunter der vielen Gefechte müde werden, die vor seinen Augen vorgehen; allein der besondere Charakter des morgenländischen Ritterthums, welcher hier so genau und in so scharfen Zügen beibehalten ist, giebt den häufigen Raufereien so viel Abwechselndes, daß man die öftere Wiederkehr derselben nur in der Anlage des Buchs selbst passend findet. Herrn Frazer's Bekanntschaft mit den Sitten des Ostens und der äußerlichen sowohl als inneren Charakteristik der Gesellschaft im Morgenlande erstreckt sich weiter als die irgend eines anderen Schriftstellers unserer Tage. Er ist kein bloßer Nachahmer des allegorischen Stils, der leidenschaftlichen Sprache, des glänzenden Wortgepränges des Orients, sondern ein treuer Maler der Gebräuche, Sitten, Vorurtheile, des Aberglaubens und der conventionnellen Einrichtungen jener Gegenden. Er malt jede Klasse des Volks mit gleicher Treue und in den kleinsten Zügen und entwirft ein so lebenstreues Gemälde der verschiedenen Stämme und Nationen, daß er, während er eine angenehme und unterhaltende Erzählung schreibt, seine Leser in der That mit Kenntnissen in einem Gebiet bereichert, welche sie nur an Ort und Stelle selbst hätten sammeln können.

Der Eingang der Geschichte bekundet sein Talent für Schilderungen auf eine glänzende Weise. Die fünf Reisenden sind wie aus dem Leben gegriffen, und die Genauigkeit, mit welcher ihr Kostüm gezeichnet und kolorirt ist, beweist, daß Herr Frazer seine Kenntniß nicht aus Büchern allein geschöpft hat. Wir theilen einige Auszüge als Proben mit:

„Gegen das Ende eines bleichen und trüben Dezember-Tages, als das klägliche Licht, welches die Jahreszeit gestattete, noch durch den heftig wehenden Wind geschwächt wurde, eilten fünf berittene Reisende durch die kahle und ausgedehnte Ebene hin, indem sie ihre erschöpften Thiere gegen den scharfen Wind antrieben, welcher in wilden Stößen über die Fläche hinfuhr und es ihnen sehr sauer machte. Der Aufzug dieser Reisenden verrieth eine lange und mühselige Wanderung, und die unbehaglichen Blicke, welche sie zu den dicken Wolken emporwarfen oder in die Ferne richteten, um die Dunkelheit zu durchdringen, welche sich immer dichter auf ihren Pfad legte, verrieth ihre Sehnsucht, irgend ein Obdach zu erreichen, ehe Sturm und Nacht sie wirklich überfielen.

Der erste Reisende war ein Mann über die mittleren Jahre hinaus, von mächtiger und athletischer Gestalt, dessen strenges und würdevolles, doch nicht unangenehmes Gesicht das ernste Gepräge eines Kriegers trug. Ein schwarzer buschiger Bart verbarg seinen Mund fast gänzlich, seine große und vorstehende Nase und schattigen Augenbraunen verkündeten eine Festigkeit und Entschlossenheit, welche das funkelnde und forschende Auge, das unter denselben hervorblickte, vollkommen bestätigte. Auf seinem Haupte trug er die Kuzzil Basch-Mütze, die noch vor kurzem unter dem furchtbaren Rodie der Schrecken der Feinde Irans war; allein sie war, gleich jener Eroberer-Familie in dem Zustande ihres Falles, jetzt schmutzig und von dem Hauch des Ungemachs besudelt. Sein Leib war in einen weiten Bo-roul, oder Rock von Scharlachtuch, gehüllt, mit abgetragenem Pelz verbrämt und mit goldener, jetzt verblichener und fadenscheiniger Stickerei verziert. Eine kleine, aber schwerfällige Luntenflinte hing über seinem Rücken, deren Schloß sorgfältig mit einem seidenen Tuche umwickelt war, um es vor der Nässe zu schützen. Ein krummer Säbel hing an seinem Gurt, doch zur linken Hand blickte unter der Satteldecke noch der Griff eines anderen breiten Schwertes hervor, welches so zur Hand hing, daß es jeden Augenblick gezogen werden konnte. In seinen Holstern steckten ein Paar lang gezogene Türkische Pistolen, zwar von roher Arbeit, aber treu und bewährt; er selbst ritt ein mächtiges Roß von jener bewundernswürdigen Race, welche in den Wüsten östlich vom Kaspischen See gezogen wird.

Der zweite der Gruppe ritt zwar neben seinem Anführer, hielt sich aber dennoch immer einen Schritt hinterwärts, gleichsam den Vorzug des anderen anerkennend, dennoch aber mit jener Vertraulichkeit, die unter Waffengefährten stattzufinden pflegt, denn auch er war ein Krieger, obgleich sein Ansehn und Anzug einen niedrigeren Rang anzeigten. Er war jünger, behender und mehr zur schnellen Bewegung geeignet als der andere. Der gutmüthige Ausdruck seines dunkeln sonnegeschwärzten Gesichts milderte einigermaßen den Zug von schelmischer Frechheit, welcher seine Verbindung mit dem Hofe verrieth, und der das unfehlbare Gepräge eines Gholaum-e-Schah ist. Ein Baschlog oder breiter Filzhut bedeckte ihm Kopf und Schultern, und eine dicke wollene Jubo umhüllte seinen eng anschließenden Oemab oder Reitrock. Auch er war von Kopf bis Fuß bewaffnet, trug Säbel und Karabiner und Pistolen und Dolch in seinem Gurt.

Der Dritte trug das bescheidene Gewand derer, welche dem gelehrten Stande angehören. Der große dunkelgrüne Turban, der braun und grau gestreifte Abba oder Arabische Mantel, der über einem Rock von dickem, braunem, wollenem Tuch hing und über der Brust kreuzweise befestigt und mit einem großen grauen Keemon-Shawl umgürtet war, der lange, glatte, wohlgekämmte Bart, das volle hervorstehende graue Auge, das blasse Gesicht und ein Ansehen nichtssagender Wichtigkeit ließen keinen Zweifel, daß er ein ehrwürdiger Mullah, irgend ein Priester oder Doktor der Lehre des Islam sey. Allein die Würde seines Anzuges und seiner Haltung hatte durch den scharfen Wind grausam gelitten, und das rastlose Umherblicken seines unruhigen Auges verkündete etwas ganz Anderes als die bedächtige und philosophische Ruhe eines Heiligen oder Weisen, der bereits einen Vorschmack von den Freuden des Paradieses hat. Er ritt auf einem großen starken Esel von der berühmten Zucht von L'hassa in Arabien, welche, obgleich von den edlen Rossen des Landes an Schnelligkeit übertroffen, ihnen doch an Ausdauer und sicherem Schritt nichts nachgeben. Der Mullah, fast beständig in seinen eigenen Betrachtungen oder Besorgnissen vertieft, ritt ein Paar Schritte hinter den Anderen, doch nah genug, um mit einem Spornstich neben ihnen zu seyn und an dem Gespräch Theil zu nehmen, wenn es erfordert wurde.

Der Vierte von der Gesellschaft, ein rauher Veteran mit einer furchtbaren Schmarre über dem Gesicht, nicht weniger gut bewaffnet als die Uebrigen, trug einen schmutzigen grünen Oemab und eine grobe Tartarische Mütze und ritt ein großes kräftiges Roß. Seine Kleidung und sein Anstand bezeichneten ihn als einen jener Klasse von Dienern, die man im Persischen Jelodars nennt. Er ritt hinter den Anderen, trieb jedoch von Zeit zu Zeit sein Pferd bis zur Seite seines Anführers, dem er einige Worte sagte, oder er mischte sich auch mit einer Bemerkung in das Gespräch, nach Art vertrauter Diener. Ganz zuletzt sah man auf einem Haufen Gepäck, welches die Ladung eines starken Maulthieres ausmachte, einen Mann sitzen, in einen alten Postin oder Schafpelz gekleidet, der mit der stumpfen Behaglichkeit eines niederen Knechtes sich auf seinem Sitz wiegte."

— Die Schwierigkeit muß nicht gering gewesen seyn, eine lange Geschichte in einem Styl zu halten, dessen Ausdruck von dem unserigen so verschieden ist, die gewöhnliche Sprache der Beschreibung und Erzählung in eine Art poetischer Prosa zu verwandeln; allein Herr Frazer scheint sich in dieser eben so eigenthümlichen als kunstvollen Manier mit der größten Leichtigkeit zu bewegen. Das Haupt-Interesse beschränkt sich eigentlich auf drei Personen, den Prinzen Rezza Kulih, die Prinzessinn Gulevaz, seine Schwester, und die Prinzessin Leilah, seine Braut. Die hingebende Liebe der Prinzessin Gulevaz für ihren Bruder macht eine äußerst schöne Episode, und die beständigen Drangsale der Liebenden, da die Braut von den Bewerbungen eines kriegerischen Häuptlings verfolgt wird, aus dessen Händen Rezza-Kulih sie befreit, eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Unfällen, welche unseren modernen Empfindlern das Herz brechen würden, füllen, nebst einem Panorama von Wanderungen durch die Wüste, wilden Abenteuern und bewundernswürdigen malerischen Darstellungen den übrigen Theil des Bandes.

Eine Skizze von einem Einsiedler und seiner einsamen Wohnstätte wird uns einen Begriff von dem Geist des Werkes geben:

„Zur Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, konnte die Duegah

und das Dorf Kudum-Mubarik sich nur eines einzigen beständigen Einwohners rühmen, eines alten Mannes, bekannt unter dem Namen Mullah-Anschur, welcher, benebst der frommen Uebungen, die er sich selbst auflegte, den Leuten gut Glück weissagte, Begebenheiten vorausverkündigte, Geburts-Horoskope stellte und dabei noch Zeit zu allerlei anderen Geschäften fand. Er verkaufte Turbios (Rosenkränze), Zaubermittel, Talismane und Stücke geweihter Erde von Kerbelah, oder sonst woher. Der Mullah war ein abgelebter alter Mann, seine Gestalt war von den Jahren gebeugt, aber ein scharf gezeichnetes Gesicht, ein durchdringend schwarzes Auge und ein Bart, so weiß wie Schnee, troten zwischen seinen Schultern hervor. Seine Kleidung bestand in einer höchst elenden Kaaba, über welcher die Reste eines schwarzen Arabischen Mantels flatterten. Sein Kopf war mit einem dicken grünen Turban von höchst wunderlicher Form bedeckt.

Der Ort, wo er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, war merkwürdig wegen seiner gänzlichen Abgeschiedenheit. In früheren Zeiten war der Imamzadeh von einem jetzt verfallenen Erdwall umgeben gewesen, und der so eingeschlossene Raum, der früher mit Bäumen bepflanzt war, hatte zum Begräbnißplatz gedient. Von den Bäumen standen noch zwei edle alte Fichten und ein Schinar von ungemeiner Höhe und herrlichem Gezweige. Der ganze Boden war mit Grabsteinen besäet, von denen viele zerbröckelt oder verwittert waren. Ein Bach, welcher aus einer Quelle in dem Berge nahe der Höhle hervorkam, war durch den Platz geleitet worden, was ihm den ungewöhnlichen Vorzug eines frischen grünen Rasens verschaffte. Unter dem Schatten der drei noch übrigen Bäume standen die Trümmer eines Gebäudes, wahrscheinlich ehemals ein Grabmal, eben so alt wie der Imamzadeh selbst. Diese Ruine, etwas ausgeräumt und ein wenig erweitert, diente dem Mullah zur Wohnung, und vor derselben in dem kühlen Schatten in der Nähe des Baches pflegte er Stunden lang zu sitzen, gleich dem Bewohner irgend einer längst verschollenen Welt, der gekommen ist, die Ruinen der unsrigen anzuschauen. Es war eine sonderbare und ergreifende Scene, der schlanke grüne Dom des Imamzadeh, die skelettähnlichen Mauern des verlassenen Dorfes, die Grabsteine selbst, die immer mehr verfielen, mitten unter den grünen Hügeln, gleich den namenlosen Todten, deren Andenken sie vergebens zu erhalten strebten, die hohen phantastischen Fichtenbäume mit ihren düsteren Farben, von den nackten Bergen überschattet — selbst die Gestalt des alten Mullah, starr und bewegungslos, gleich dem letzten Ueberrest eines entvölkerten Landes — Alles still und leblos, bis auf den Bach, der mit ununterbrochenem Murmeln forteilte, um sich in die Wüste zu verlieren — ein passendes Bild vom Leben des Menschen, der sich abmüht und hastig dahineilt, um von dem Ocean der Ewigkeit verschlungen zu werden."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Zenobia. — Schauspiel. Nebst einer Sammlung von Gedichten. Von Dr. J. Ford. Pr. 7½ Sh.

The converted jew. (Der bekehrte Jude.) Ein Gedicht von T. R. Werdon. Pr. 5 Sh.

A new exposition. (Neue Darlegung von den Functionen der Nerven.) Von J. W. Earle. Erste Abtheilung. Pr. 7½ Sh.

Transactions etc. (Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft von London.) Erste Abtheilung. 4. Pr. 16 Sh.

Frankreich.

Acht Tage auf Reisen.

Von Jules Janin.

II. Brüssel.

Die Landstraße führte uns fortwährend durch ein schönes und fruchtbares Land. Links und rechts zeigen sich auf den Weiden hübsche junge Rößlein, die gleich muthwilligen Knaben umherspringen. Eine Stunde bevor man nach Brüssel gelangt, betritt man eine sonderbare Baum-Allee, die an das Hölzchen von Boulogne erinnert. Hier ist immer und überall Frankreich. Hier sind überall grüne Fluren, überall ein schöner Himmel und herrliche Bäume; dann tritt man auf einmal wie im Nu in die Stadt.

Da liegt sie, die alte Gallische Stadt aus früher Heidenzeit! das alte Schlachtopfer des Herzogs von Alba! die alte Siegesbeute des Marschalls von Sachsen und Bonaparte's! Wie viel Muth hat es nicht immer für sie aufzuwenden gegolten! Aber das ist das Unglück der kleinen Königreiche, die zwischen großen zerstreut liegen, das ist das Unglück aller Städte, die zu Waarenlagern und zu Durchmarsch-Stationen der benachbarten Armeen dienen! Dreimal verdes Unglück! Solchen Städten ist es kaum möglich, sich eine Nationalität zu bewahren, und die Fahne, die auf den Gipfeln ihrer Mauern flattert, ist in beständiger Todesgefahr! Man sehe nur Brüssel an! Ungeachtet so mancher ausgezeichneten und hochherzigen Männer in seiner Mitte, hat Brüssel doch sein eigentliches Leben noch nicht erlebt, und nur hoffen können wir, daß ihm endlich dieser schöne Tag gekommen seyn wird.

Ich habe also Brüssel gesehen. Es ist eine thätige, bewegliche, aller Orten mit Kaufmannsschildern behangene Stadt, und man fühlt es sogleich, daß man sich in einer Geldstadt befindet. Aber es ist nicht in dem Sinne eine reiche Stadt, wie Lille, das sein Vermögen in seinen Mauern besitzt; es hütet und darüber brütet und nur im Ansehn seiner genießt; Brüssel ist eine Geldstadt, weil es sein Geld erwirbt, um es in Genüssen aller Art anderswo zu verschleudern. Es ist ein großer Bazar, wo der Kaufmann nur verweilt, ohne seinen festen Aufenthaltsort daselbst zu nehmen. Reichthümer werden da gewonnen, um nach anderen Gegenden fortgeschafft zu werden; man erwirbt sich hier ein Schloß, um es später wieder in einer Lotterie auszuspielen.

Brüssel hat nur neunzig Thore weniger als Theben, die hundertthorige Stadt. Ich hielt meinen Einzug über den Boulevart von Waterloo. Seltsam, daß Bonaparte es war, welcher diesen Boulevart, dem man den Namen Waterloo gegeben, entworfen und auszuführen begonnen hat. Das ist die Dankbarkeit der Nationen!

Der Weg führte uns zuerst bei einem Hospital vorüber, in das man eben einen Cholera-Kranken brachte. Ich erkannte sogleich alle eigenthümliche Züge dieser furchtbaren Krankheit wieder, die ich zu nah am Ohr gehabt, und deren Pariser Echo ich zu oft auf allen Plätzen wiederhallen gehört, um sie je vergessen zu können, und ich mußte mir selbst sagen, daß es unter trüben Auspizien eine fremde Stadt betreten heiße, wenn man auf dem Boulevart Waterloo an einen Cholera-Kranken mit dem Ellenbogen stößt.

Bald darauf fuhr der Wagen bei dem Stadthause vorüber. Dasselbe liegt auf einem hohen Thurm und ist gerade auf dessen Dach gestellt, wie eine Wetterfahne; ein St. Michael mit im Winde schwankendem Flamberg. Ich hielt dies Stadthaus beim ersten Anblick für eine alte Kirche, welche die Belgische Revolution in eine Mairie verwandelt hatte, um doch auf jedem Punkt der Nachahmung der Juli-Revolution getreu zu bleiben.

Endlich hielt der Wagen still, und ich stieg von meinem Hühersitz, auf dem ich mich eingenistet hatte, herunter. Kaum aber berührten meine Füße den Boden, als sich mir auch schon ein Commissionnair näherte mit der Frage: „Gehen Sie nicht heut Abend zu Herrn Franconi, Monsieur?"

Das Hotel Bellevue liegt am Ende einer sehr lebhaften Straße, gerade in der Ecke der Place Royale. Dieser Platz ist eben so schön als der Vendome-Platz, wenn man die Säule abrechnet. Dicht hinter ihm erstreckt sich der Königliche Park, der statt eines Gitters bloß mit einer Bretter-Planke eingezäunt ist. Die Place Royale ist das schönste Mosaik weißer Steine, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Was aber das Hotel anlangt, so ist es sehr sauber, sehr kaltsinnig und sehr trübselig, und der arme Reisende, der zu Fuß ankommt und kein Engländer ist, wird von dem Herrn des Hauses mit einer so kalten und verächtlichen Höflichkeit empfangen, die man sich nicht anders als in die Worte übersetzen kann: „Gehen Sie in das Hotel zum großen Nicolas oder zum großen Hirsch, das ist gut genug für Ihresgleichen; Sie haben sich ganz und gar in meinem Logis geirrt, mein Theurer!"

So erhielt ich denn mit großer Mühe ein kleines niedriges Zimmer, mit dem ich mich begnügen mußte. „Es war das letzte, das noch übrig geblieben." Als ich jedoch einmal auf meinem Zimmer war, fand ich bald Gelegenheit, mir ein anderes zu verschaffen und mein Ansehn einigermaßen herzustellen, und zwar auf folgende Weise: In diesen vermaledeiten Bierländern ist es nämlich schon eine große Auszeichnung unter den Leuten, wenn man Wein trinkt. In Brüssel Wein trinken, heißt so viel, als in Paris ein Kabriolet besitzen. Bordeaux-Wein trinken, heißt aber so viel als eine Kutsche haben, und wenn Du gar Lafitte forderst, so ist Deine Kutsche sicherlich mit zwei prächtigen Engländern bespannt. Ich forderte also auf der Stelle Lafitte zu meinem Diner, und einen Augenblick darauf wurde mir angekündigt, daß servirt wäre. Man hatte mir aber in einem bei weitem schöneren Zimmer servirt, als das erste war; „es war das vorletzte, das noch übrig geblieben."

In Brüssel ißt man gut und reichlich zu Mittag; Fleisch und Fische sind frisch, aber das Brod ist abscheulich. Es ist auch eigentlich kein Brod, dies Brod, sondern eine Art Kuchen, in den man, wie ich glaube, Eier, Salz und Butter thut. Es ist aber unmöglich, diese seltsame Composition zu essen, und ich habe nie deutlicher als in Brüssel gefühlt, wie grausam das Wort jener Prinzessin gewesen, die zur Zeit einer Hungersnoth sagte: „Wenn das Volk kein Brod hat, warum giebt man ihm nicht die Pastetenkrusten zu essen?"

Ich speiste also und kleidete mich um. Der Abend war herangekommen. Wie aber diesen langen Abend hinbringen, der den armen Unbekannten in einer fremden Stadt drückend beschleicht? Da näherte sich mir der Aufwärter des Hotels, der mir anmerken mochte, worüber ich in Gedanken war, und fragte: „Wollen Sie nicht zu Herrn Franconi gehen, Monsieur?"

Ich ging aus; es war noch hell genug, um die Anschläge an den Straßenecken lesen zu können. An einem dieser Zettel las ich: „Ganz außerordentliche Vorstellung! Auf vieles Begehren! Die Freibillets sind ohne Ausnahme nicht gültig!" Das war gerade wie in Paris, wenn ein armes Theater in den letzten Zügen liegt. Ich bat einen Vorübergehenden, mir den Weg nach dem Theater zu zeigen. „Nach dem Theater des Herrn Franconi, Monsieur?" fragte er mich. — Nein, sagte ich, nach dem großen Theater.

Das Theater liegt in der Mitte eines ungeheuren Platzes. Es ist, wie alle Theater in dieser Welt, bei weitem zu groß und gewiß mindestens zwei Mal zu groß. Wie ich vorausgesehen hatte, war fast kein Mensch darin. Im Parterre saßen einige Freunde und Verwandte der Schauspieler, die mit wahrer Wuth Beifall klatschten. Auf dem Balkon sah man einige Offiziere der Garnison, die aus gähnender Langeweile zwei oder drei Kammerzöfchen lorgnettirten, die in den oberen Gallerieen sich zeigten. In den Logen ließen sich zwei oder drei Bankerotteure aus Paris in gelben Handschuhen blicken, die im hohen Ton, wie alte Kenner des Feydeau und Ventadour, sich hier unterhielten. Man gab gerade Zampa. Die Oper wurde gesprochen und gesungen, wie eine komische Oper gesprochen und gesungen werden muß: nämlich falsch gesungen und emphatisch gesprochen. Ein alter Sänger und eine alte Sängerin der opéra comique, Herr Cholet und Mlle. Prévost, spielten die Hauptrollen; Herr Cholet war leider an diesem Abend nicht bei

Stimme und über die Massen heiser, so daß er eigentlich nur mit seiner Rolle und dem Publikum sein Spiel zu treiben schien. Auch merkte man es ihm an, daß er sich noch bei weitem zu gut für die Ohren und Augen der Provinz hielt, und das um so mehr, da er heut sein stattliches Sammetkleid angelegt hatte. Was aber die Mademoiselle Prévost anbetraf, so war es nöthig, daß ich, um sie wiederzuerkennen, zwei Mal den Anschlagzettel vor die Augen hielt. Man denke sich eine dicke, kleine, durch und durch rundliche Frau, einen dicken Kegel mit einem rothen Gesicht und dicken rothen Armen, vor einem Spiegel mit sich selbst tändelnd und mit den niedlichen Sprüngen und den niedlichen Kichern der komischen Oper auf und nieder hüpfend. Das kann aus uns werden, wenn wir alt werden, gerechter Gott!

Unmöglich ist es jedoch, daß Mademoiselle Prévost, die sonst eine sehr leidliche Erscheinung war, auf einem natürlichen Wege in diesen Zustand der Fülle gerathen seyn sollte. Dieser Embonpoint ist durchaus nichts mehr und nichts weniger als der Embonpoint des Bieres. Diese niedliche Taille, das ist das Bier! Diese zierlichen Sprünge, von denen das Theater fast in Grund und Boden stürzen möchte, das ist das Bier! Wenn sich das Bier eines neuen Franzosen aus Paris bemächtigt, so kommt er nicht anders als ganz geschwollen, träge, einfältig und benommen an Stimme, Geist und Vorstellungs-Fähigkeit wieder aus dessen Gewalt heraus. In Brüssel ist das Bier noch um so viel verderblicher, da es sonst ganz das Ansehen eines menschlichen Getränkes hat. Es ist nicht das feurige schäumende Flandersche Bier, das im Grunde auch ein wackrer Knabe ist, sondern es ist ein ganz ruhiges Bier, das aber sogleich wie ein Alkali in Nase und Kehle steigt. Der Faro von Brüssel, das ist der Macower Wein dieser vermaledeiten Länder, die nichts als Hopfen erzeugen. Und das ist es, was die Mlle. Prévost so betrogen hat, das ist es, was alle Franzosen in Brüssel beträgt. O meine Landsleute, trauet nicht, wenn ihr in Brüssel seyd, der komischen Oper, dem Herrn Francant und dem Faro!

Zu guter Stunde begab ich mich nach aus dem Theater weg. Als ich hinaustrat, obwohl es noch zur guten Stunde war, waren bereits alle Laden geschlossen. Alles war still in der ganzen Stadt, und alle Engländer hatten sich bereits in ihr Hotel zurückbegeben.

Ich warf mich auf mein Bett, indem ich zu mir selbst sagte: „Wollen Sie nicht zu Herrn Francant gehen, Munsieur?“ —

Bibliographie.

- Une actrice. (Die Schauspielerin.) Von E. L. Guerin. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
- Histoire de Paris. (Geschichte von Paris.) Nach einem neuen Plane, von A. Touchard Lafosse. 4 Bde. (Der erste Band ist bereits erschienen.)
- Les reverbères. (Die Straßen-Laternen.) Geschichten aus dem alten und neuen Paris, von Touchard-Lafosse. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
- L'Angleterre et les Anglais. (Bulwer's England und die Engländer.) 2 Bde. Pr. 15 Fr.
- Mémoires du Baron Georges Cuvier. (Cuvier's Denkwürdigkeiten.) Nach den von seiner Familie gelieferten Aktenstücken in Frankreich und England publizirt. Pr. 7 Fr.

Morgenländisches.

Mäßigkeit der Araber in der Wüste.

Es ist bekannt, daß einer der größten Vorzüge der Mäßigkeit darin besteht, daß die Verdauungs-Organe nur schwach gereizt werden, woher es dann kommt, daß der Magen, da er nicht zu sehr angestrengt wird, weniger stark auf Herz und Gehirn wirkt, so daß diese beiden wichtigen Organe immer ihre normale Thätigkeit behalten können, wenn nicht andere Umstände sie daran hindern.

In der That, da eine zu reichliche und zu reizende Nahrung, die zu viel dickes Blut, Speichel, Schleim und Gallert erzeugt, den Reiz des Magens erhöht, wenn er sie aufgenommen hat, und ihn hervorruft, wenn sie ausbleibt, so läßt sich leicht begreifen, welche nachtheilige Folgen sie in warmen Ländern haben müßte, wo jene Organe außerordentlich reizbar sind. Um sich schnell und ohne Gefahr an das Klima in jenen heißen Gegenden zu gewöhnen, muß man, wie man gewöhnlich sagt, erst arm an Blut werden. Mäßigkeit und Bäder sind die besten Mittel, diesen Zweck zu erreichen.

Der Felluh (Aegyptische Bauer) und der Araber in der Wüste, mäßig von Natur oder aus Instinkt, sind es auch mehr durch die täglichen Beispiele, die sie vor Augen haben. Die Erfahrung lehrt sie, daß der kräftigste und stärkste Mensch die heftige Sonnenhitze nicht ertragen könnte, wenn er nicht die Vorsicht gebrauchte, ehe er sich auf den Weg macht, nur eine sehr mäßige Nahrung zu sich zu nehmen. Sie wissen, daß, wenn man nüchtern ist und wenig gegessen hat, die Haut frisch, der Athem leicht, der Kopf frei und die Gelenke geschmeidig sind, so groß auch die Hitze sey, die man auszuhalten hat. Der Beduine hat auch sehr wohl bemerkt, daß sein Pferd die Anstrengungen eines langen Laufes auf dürrem Sande nicht aushalten könnte, wenn er nicht dafür sorgte, ihm nur ein schwaches Futter von Stroh und Gerste zu geben, während er es zur Nachtzeit so viel fressen läßt, wie es will. Mit Tages-Anbruch besteigt der Bewohner der Einöde leicht und behend seinen Klepper und schwärmt vom Morgen bis zum Abend durch die unermeßliche Wüste dahin, indem er oft als Vorrath für den ganzen Tag nur ein Säckchen Mehl und einen kleinen Schlauch mit Wasser bei sich führt. Diese lederne Tasche, die er Zeizamin nennt, und die an seinem Sattelknopf hängt, ist sein unentbehrlichstes Reisegeräth. Hierzu kommt noch eine hölzerne Schaale, in welcher er einen Teig knetet und 4 oder 5 Klöße von der Dicke einer Nuß macht, die, auf etwas Gluth gebraten oder auch nur an der Sonne getrocknet, sehr oft die ganze Nahrung eines langen Sommertages ausmachen. Während des Herbstes und Winters, in welchen die Sonnenhitze etwas erträglicher ist, pflegen die Tartari *) und Sabi **) ihrem Reisevorrath noch eine Art von Braten, Kallah genannt, hinzuzufügen, ein sehr ausgedörrtes Fleisch, welches sich außerordentlich lange hält.

Dies ist der einfache Aufzug und der ganze Reisevorrath der Orientalischen Couriere, welche, auf Dromedaren reitend, die noch mäßiger als ihre Herren sind, in kurzer Zeit Strecken zurücklegen, die unglaublich scheinen ***)

Herr Mengin erzählt in seiner „Geschichte von Aegypten, unter der Regierung Mohamed Ali's“, daß im Jahre 1811, als der Vice-König sich in großer Eil von Suez nach Kairo begeben wollte, er diesen Weg in 18 Stunden zurücklegte. Die Entfernung beträgt mehr als 70 Stunden Weges.

Folgendes ist die Art, wie die Aegyptischen, Persischen und Syrischen Stuffetten in wenigen Stunden die ungeheuren Wüsten zurücklegen, welche diese Länder scheiden. Die Araber, die sich dem Gewerbe eines Couriers widmen, werden zu diesem Amte nur tauglich erkannt, nachdem sie sich lange vorher und stufenweise an eine sehr beschränkte Nahrung gewöhnt haben. Mäßigkeit, eine gute Gesundheit und erprobte Treue sind die unumgänglichen Erfordernisse, um zu diesem Dienst zugelassen zu werden. Wenn sie eine Reise zu machen haben, so eilen sie in die Wüste, wo sie nur in sehr weiter Entfernung einen Schuppen, Derna, finden, wo sie Athem schöpfen und ihre Nahrung bereiten können, welche, wie gesagt, in wenigen Mehlklößen, Wasser, Salz und selten in etwas Butter besteht. Eine Tasse Kaffee ohne Zucker und eine Pfeife Taback sind für sie ein Zusatz zum Schmause, den sie gewöhnlich nur Abends haben können, wenn sie im Karavanserai,†) Mubuttu, ankommen. Kurz nachher besteigt der Reiter sein Dromedar wieder, welches noch 30 oder 40 Stunden Weges zurücklegt, und begnügt sich während dieser ganzen Zeit mit einigen Stücken Gummi arabicum, die er verschlingt.

Die Diät der Fußboten ist ungefähr dieselbe. Mit einem Stabe bewaffnet, der auf den Schultern hinter dem Halse ruht, um die Arme darauf zu stützen, durcheilt er für die geringe Summe von 10 Francs einen Raum von 30 oder 40 Stunden Weges und verrichtet seine Botschaft, auf die er am vierten Tage Antwort bringt.

Während meines Aufenthalts im Hospital von Abu-Zabel hatte ich in meinem Dienst einen Says ††) von 40 Jahren, welcher, wenn ich ausritt, mir zu Fuße folgen mußte, so schnell ich auch reiten mochte. Er konnte 18 bis 20 Stunden Weges in einem Tage machen und nahm nichts weiter zu sich, als ein Stück Brod, 2 oder 3 Feigen und ein Glas Wasser.

In Aegypten und Syrien hatte ich Gelegenheit, mich mit einigen von den Beduinen oder Felluh's zu unterhalten, welche das mühselige Gewerbe der Fußboten treiben. Man nennt sie Meehul's. Alle haben mir versichert, daß sie ohne eine sehr strenge Diät, welche nur ein geringes Maß von Getränk erfordert, unmöglich lange Strecken zurücklegen könnten, besonders in der Sonnenhitze. Wenn sie so unvorsichtig sind, diese so nöthige Mäßigung zu überschreiten, so fühlen sie alle ihre Glieder wie gelähmt; der Kopf ist schwer, sie finden es unmöglich, die Hitze und die vom Sande zurückgeworfenen Lichtstrahlen zu ertragen, ohne davon erstickt zu werden. Ein fortwährendes Bedürfniß, zu schlafen, ein starker und beschwerlicher Schweiß macht es dann äußerst gefährlich, die Krümmungen des Nils und seine Bewässerungs-Kanäle zu durchschwimmen; kurz, Beklemmung, Nasenbluten und zuweilen selbst Erbrechen und Blutspeien sind die Uebel, welche sie verhindern, eine Reise fortzusetzen, die sie im entgegengesetzten Falle leicht zurückgelegt hätten.

Eines Tages, im Sommer 1825, als ich vom Hospital Abu-Zabel nach Kairo reiste, begegnete ich in der sandigen Wüste einer Familie von Magrebins †††), welche von Mekka zurückkamen und nach Marokko, ihrem Vaterlande, heimkehrten. Anfangs hatte ich Mühe, zu begreifen, wie diese mageren von einer Sonnenhitze, die um Mittagszeit zuweilen 45—50 Grad erreicht, verbrannten Wesen, die statt alles Gepäckes nur einen Quersack haben, und ein einziges Lastthier, um ihren Vorrath von Wasser, Datteln und Zwieback zu tragen, es unternehmen konnten, eine so ungeheure Strecke Landes zu durchwandern, unter Schwierigkeiten, die mir fast unüberwindlich schienen. Allein einiges Nachdenken über die großen Vortheile einer mäßigen Nahrung unter einer heißen Zone erklärten mir eine Sache, die nach unseren Europäischen Gewohnheiten unbegreiflich schien. Unter den glühenden Breitengraden ist es gerade unzweckmäßig, die Menge der alkoholischen Speisen und Getränke zu vermehren, im Verhältniß des langen Weges, den man zu machen hat. Auch sind die Orientalen und besonders die Araber alle mäßig, obgleich sie gesunden Appetit haben. Die Beduinen und die Felluh's stillen ihren Hunger, indem sie am Tage ein Stück Zwieback mit Käse genießen und Abends nach Sonnen-Untergang eine Linsensuppe oder einen Waizenbrei. Die Dürftigkeit ist nicht, wie man behauptet hat, die einzige Ursache dieser Mäßigkeit. Der Beweis dieser Behauptung liegt

*) Couriere der Fürsten; sie machen 70 Stunden Weges in einem Tage.

**) Handels-Couriere, die 60 Stunden Weges in einem Tage machen.

***) Es giebt Dromedare von guter Zucht, die Morgens und Abends 30 Stunden Weges in Einem Trabe zurücklegen.

†) Eine Art Lager, welches aus Zelten und Hütten besteht, wo man am Ende der Tagereise eintrifft. Es sind Beduinenstämme, welche diese Art von Wirthshäusern in der Wüste unterhalten.

††) Die Says oder Aegyptischen Stallknechte sind Araber, welche von Kindheit an sich gewöhnen, fast eben so schnell und länger zu laufen, als die Pferde. Ein guter Says kann zwei Pferde an einem Tage müde rennen.

†††) Magrebins, oder richtiger Mogharbins, nennt man im Orient die Araber der Barbareskenstaaten. Dieses Wort kommt von „Gharb“, welches Westen bedeutet, weil ihr Land westlich von Aegypten liegt.

darin, daß, wenn sie sich bei Europäern in Dienst begeben, sie deren Unmäßigkeit nicht annehmen.

(Labat, Extrait des annales de la médecine physiologique.)

Mannigfaltiges.

— Transport-Mittel in Paris. Nicht bloß die Bevölkerung von Paris hat sich seit 1804 fast verdoppelt, sondern alle Transport-Mittel haben sich vervielfältigt; einige Beispiele werden es darthun:

	1819.	1820.	Unterschied.
Wagen der Wasserträger	843	1300	457
Fiacker	900	1100	200
Stadt-Kabriolets	765	1000	235
Dergleichen, um außerhalb der Stadt zu fahren (Coucous)	406	569	163
Lohnkutschen	489	500	11
Lohn-Kabriolets (die man tageweise miethet)	388	500	112
Privat-Kabriolets	4804	6600	1796
Summa	8595	11569	2974

Hierzu rechne man noch 9000 große und kleine Karren; 500 Tonnenwagen, die von einem Pferde gezogen werden; 600 Mist-Schutt- und Bewässerungs-Karren; 300 Bäckerwagen; 1700 Wagen mit Lebensmitteln (täglich); 300 Wagen aus der Umgegend von Paris; 100 fürstliche Wagen (täglich); 2500 herrschaftliche Wagen; 178 große Diligencen; 306 gewöhnliche Diligencen; 249 kleinere Diligencen; 750 Wagen mit Steinen und Backsteinen; 200 Wagen zum Transport des Bauholzes; 495 Wagen zum Transport des Gypses. Im Ganzen sind es mehr als 17,000 Fuhrwerke. Man rechnet außerdem 34,000 Pferde, wovon 21,000 in Paris und die übrigen außerhalb ernährt werden. — Also 17,000 Fuhrwerke und 34,000 Pferde sind in fortwährender Circulation in Paris, durchkreuzen sich auf tausend Arten und bleiben längere oder kürzere Zeit auf öffentlicher Straße stehen. Ueber den Pont-Royal allein gehen täglich 7500 Wagen oder Karren. (L'Edile de Paris.)

— Mannichfache Bedeutungen des parlamentarischen Worts: Hört, hört! Das Wörtchen Hear (hört) ist viel sinnschwerer, als man wohl denken sollte, und es ist eine moralische Unmöglichkeit, die Debatten im Parlamente gründlich zu verstehen, so lange das famöse Hear einen so schwankenden Gebrauch hat, wie heutiges Tages. Es ist ein wahrer Proteus unter den Wörtern. Der wilde Indianer heult nicht sein Kriegsgeschrei, wenn er liebkost, und der Tauber girrt nicht Nein! wenn er etwas bejahen will; allein die Mitglieder des Parlaments folgen keiner allgemein gültigen Regel. Ein paar Beispiele werden dies außer Zweifel setzen: — „Der edle Lord schloß seine Rede, indem er bemerkte, daß das gelehrte Mitglied für Batherton, dessen Hear er gehört, seine Ansicht in Schutz nehmen werde." Hieraus ergiebt sich, daß man durch Hear zuweilen seinen Beifall ausdrückt. — „Oberst Strutt möchte das Haus davon in Kenntniß setzen, daß viele Personen draußen mit den Maßregeln unzufrieden sind, die man jetzt in Erwägung zieht — (Hört, hört!) „„Wollte das ehrenwerthe Mitglied für Fuffoseed meiner Behauptung widersprechen?"" Diese Stelle lehrt uns, daß das Wörtchen Hört! auch Mißbilligung und Widerspruch andeutet, also heiß und kalt aus demselben Loche bläst. — „Herr Worbering hielt es kaum für löblich, daß man den Bittstellern Beweggründe unterlegte, die aus ihrer Beschwerde, obenhin betrachtet, nicht ersichtlich seyn." (Hört! von Herrn Cossin). „„Ich möchte gern von dem gelehrten Mitgliede für Wiseacre erfahren, was für eine Unziemlichkeit ich mich bei dieser Behauptung schuldig gemacht."" Herr Cossin erklärte, „er habe mit seinem Hört! nichts Anderes sagen wollen, als daß er aus den Dokumenten, die jetzt vorlägen, und aus anderen, die sich in Privat-Händen befänden, nur den Schluß ziehen könne, die Bittsteller würden besser und weiser gehandelt haben, wenn sie ihre Beschwerden erst in der nächsten Sitzung vorgebracht hätten." — Nun das war doch in der That eine stattliche Ellipse, die das Eine Wörtchen Hear hier ergänzen sollte! (L. P.)

— Englische Frühstücks-Philosophie. Ich bekenne mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, daß ich nicht zu den „Gourmands in der Frühe" gehöre; im Gegentheil behaupte ich, daß der Mann, welcher ein im populären Stile sogenanntes herzliches Frühstück einnimmt, ein uncivilisirter Barbar ist. Ein so derbgieriger Appetit ist ja ein untrügliches Kennzeichen des Gothischsten aller Dinge — der Gesundheit. Je civilisirter wir sind, desto delikater sind wir. Welche Gefräßigkeit z. B. kann mit der bei einem Schottischen Frühstück verglichen werden? Es läßt sich viel über die Philosophie des Frühstücks sagen. Was für Dinge könnte ein Sprützkuchen erzählen, wenn wir ihn nicht verzehrten! Die Abenteuer einer Bratzel würden des Anhörens werther seyn, als die „Abenteuer einer Guinea." Von allen Mahlzeiten wird das Frühstück am meisten als Hausfreund behandelt, — denn wie viele Stunden bringen wir nicht in seiner Gesellschaft zu! Mit welcher Gleichgültigkeit behandeln wir dasselbe! Wir könnten ihm keine kühlere Aufmerksamkeit schenken, wenn es die geliebteste Person wäre, die wir auf Erden besitzen. Wir beehren es nicht mit der Gier, dem Raptus, dem stillen, aber schwelgenden Genuß, der seinen Nachfolger, das Mittagsmahl, begleitet. Dagegen sind wir in seiner Gesellschaft mehr zu Hause; wir empfangen es in Schlafrock und Pantoffeln, lehnen uns mit einem Buche darüber hin; brüten an seiner Seite über den Zustand unserer Finanzen oder die Geschäfte des Tages und dulden endlich (welches andere Mahl kann sich dessen rühmen?), daß es uns ganz, wie wir sind, durchschaue. Wie sehr ist es mit unseren Studien verknüpft — wie sehr in unsere Ergötzlichkeiten eingewebt! (N. M. M.)

— Londoner Polizei. Ein Londoner Polizei-Sergeant brachte vor kurzem eine Soldatenfrau vor den Magistrat, die auf dem Laundry-Yard (Waschhaus-Hofe) zu Westminster unter freiem Himmel geschlafen hatte. Ihre zerlumpten Kleider bezeugten ihre Armuth. Sie hielt einen Säugling in den Armen, und drei halbnackte Kinder liefen neben ihr her. — Der Magistrat hob an: „Was habt ihr zu eurer Entschuldigung?" Das Weib: „„Herr, ich reise von Deptford nach Bristol, und da es mir an Geld zu einem Logis fehlte, so kauerten wir uns zusammen, um uns warm zu halten."" Magistrat: „Seyd ihr eine Soldatenfrau?" „„Ja, Herr, mein Mann steht beim 95sten Regiment und ist jetzt auf dem Kap; ich will zum Depot des Regiments und daselbst warten, bis er wiederkommt."" Magistrat: „Ganz wohl, Frau; ich schicke euch auf vierzehn Tage ins Gefängniß." „„Ach, um Gotteswillen, unsere Armuth ist ja kein Verbrechen! thut das nicht, Herr!"" Magistrat: „Wie gesagt, auf vierzehn Tage!" Das arme Geschöpf wurde sofort mit den Kindern, die sie umklammerten, in den Kerker geschleppt. Wer diese Barbarei ohne Empörung lesen kann, der eignet sich am besten zu einem Londoner Polizei-Offizianten. (L. P.)

— Neustadt und Altstadt. „Edinburg besteht eigentlich aus zwei Städten, die nicht weniger nach ihrer äußerlichen Erscheinung als nach dem Charakter ihrer Einwohner verschieden sind. Die feinen Herren, die ihre ausländischen Kleider und Sitten täglich in Princeß-Street zur Schau tragen, haben gar keinen Begriff von dem Volke in den niedrigen Häusern von Lawnmarket und West-Bow, welches noch das Sitten- und Gedankenkostüm seiner Voreltern treu bewahrt. Die obere Stadt ist ein Tummelplatz für die Kinder der Mode, die untere ein Zufluchtsort für den Armen und den Unwissenden. Mit einem Worte, der Fortschritt der Intelligenz geht über die South-Bridge, ohne jemals einen Seitenblick nach Cowgate zu werfen." Dies Urtheil fällt der Verf. der „Traditions of Edinburgh" in seinem neuesten Werke: „Reekiana; or, Minor Antiquities of Edinburgh", in welchem er bemüht ist, jene Ueberbleibsel des Aberglaubens der Nachwelt gewissenhaft zu überliefern.

— Muhamedanische Magie. Während meines Aufenthaltes in Ostindien, erzählt ein bejahrter Engländer, wurde ich (1797) mit einem achtbaren Muselmann bekannt, der mir, als unser Gespräch einmal auf Magie fiel, versicherte, er glaube nicht nur an diese geheime Kunst, sondern es sey ihm auch die Kraft gegeben, Geister zu beschwören. Er bot sich an, mir eine Probe davon abzulegen. Zur verabredeten Stunde führte er mich eines Abends an einen abgelegenen Platz, wo ein kleines von allen Seiten offenes Zelt in der Nähe eines Dickichts stand. Wir waren ganz allein, und rings um uns herrschte die feierlichste Stille, so daß mir wirklich sehr unheimlich zu Muthe ward. Nach einigen Beschwörungs-Formeln, die ich größtentheils nicht verstand — was ich verstand, war eine Art von Invocation des Dschin oder Dämons, im Namen Suleiman's (Salomo's) und in schlechtem Arabisch gesprochen — sagte mir mein Gefährte, Alles sey bereit; der Dämon sey anwesend und würde auf jede meiner Fragen antworten. Ich stellte dem unsichtbaren Höllengeist eine Menge Fragen in Betreff meiner selbst, meiner Familie, meiner Besitzungen u. s. w., die alle sehr verständig und in einem seltsamen Ton beantwortet wurden, der, wie es schien, aus dem Schooß der Erde kam. Ich war höchlich erstaunt. Jetzt fragte mich mein Gefährte, ob ich den Dschin zu sehen wünschte. Als ich dies bejahte, verschloß er das Zelt sorgfältig, beschrieb mit einer Ruthe einen Kreis am Boden, der locker zu seyn schien, und sogleich drang eine bläuliche schweflichte Flamme in Begleitung eines Dunstes hervor, der das Zelt anfüllte und mich dem Ersticken nahe brachte. Ich versuchte zu entfliehen; allein der Beschwörer hielt mich fest und schüttelte bedenklich das Haupt. Zuletzt fiel ich bewußtlos zu Boden. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem eigenen Zelte auf einem Polster liegend. Von diesem Tage an würde ich an Magie geglaubt haben, hätte der Beschwörer seine Kunst nicht auch in Beiseyn eines anderen Europäers versucht, der stärkere Nerven oder kälteres Blut als ich besaß und in jenem Kerl einen vortrefflichen Bauchredner erkannte. Der Betrüger hatte eine Mischung von Arsenik-Sulphurat und Salpeter in die Erde gesteckt, die einen Qualm erzeugte, der selbst den bösen Geist des Tobias würde ausgetrieben haben. (A. J.)

— Brasilianische Distanzen beim Wandern. Jedermann kennt die Klage jenes Reisenden in Irland (die auch auf Wanderungen durch Deutschland oft an ihrer Stelle ist), daß die Bauern ihm eine Stadt, der er zueilte, immer entfernter angaben, je mehr er sich ihr näherte. Folgende Stelle aus Macdowall's Reise nach Patagonien u. s. w. macht uns wahrscheinlich, daß diese löbliche Gewohnheit auch in Brasilien herrscht: „Jede Person, der wir begegneten, nahm den Hut vor uns ab, obgleich wir Jedem gern diese Höflichkeit erlassen hätten, denn unsere Arme waren wie gelähmt, und mein Strohhut ward in mancherlei Formen gequetscht. Nach einiger Zeit fragten wir ein paar Bauern, wie weit es noch bis Cubatam sey; die Antwort lautete: „zwei Meilen." Wir trabten demzufolge eine halbe Stunde lang rüstig weiter, begegneten einem Trupp Maulthiertreiber, denen wir dieselbe Frage stellten, und erhielten zur Antwort: „Cubatam sey noch drittehalb Meilen entfernt." Ungefähr eine Meile nach dieser Begegnung stießen wir auf Andere, die uns endlich den tröstlichen Bescheid gaben: „wir hätten nur noch drei Meilen bis Cubatam!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Mittwoch den 16. Oktober 1833.

Rußland.

Ueber Russische Volks-Poesie.

(Mitgetheilt von F. Lietz.)

Wenn in neuester Zeit in einigen Deutschen Zeitschriften die Aufmerksamkeit auf manche aufkeimende Blüthe der Russischen Literatur gelenkt wurde, so dürften vielleicht einige Worte über den Zweig der Russischen Poesie hier Platz finden, der Kunde giebt von der Eigenthümlichkeit und dem Sinne des Volks, aus dessen Mitte diese Blüthen emporwuchsen. — Wen jemals das Geschick nach dem östlichen Riesenreiche führte, der wird sich mit Freude der Gesangslust der Bewohner in jeder Lage, in jedem Verhältnisse erinnern. Der Russe singt, mag er im Boote das Ruder führen oder an hoher Thurmwand irgend einer Arbeit wegen auf einem kleinen Brette schweben, — mag er im Dämmerlichte des Abends auf grüner Wiese bei seiner Geliebten sitzen oder über die morsche Eisdecke des Flusses, die jeden Augenblick unter ihm zu brechen droht, schreiten, — mag er in geschlossenen Reihen dem Feinde entgegenstürmen oder als Postillon mit seinem Dreigespann bald zärtliches, bald ernst tadelndes Gespräch führen, oder gar zum nächsten Tage dem Verhöre entgegensehen, das ihm Leben oder Tod bringt (siehe unten das Lied Nr. 2), — genug! er singt, und fällt ihm im Augenblicke nicht ein bekanntes Liedchen ein, das zu dem Momente, in dem er sich befindet, paßt, so dichtet er nach irgend einer Gesangsweise aus dem Stegreife Worte, die oft vernünftiger und besser klingen, wie manches am Pulte unter Angstschweiß erpreßte Reimgeklingel. — Der Fremde, dem die Sprache bekannt ist, wird ein günstiges Urtheil über den Charakter des Volks fällen, der sich in diesen Liedern ausspricht. Liebe und Ehrfurcht gegen Vater und Mutter; Treue zu dem Zaar; Verehrung der Religion; ein zu bewunderndes Streben nach ruhmvoller Tapferkeit; kalte, ja wohl sich scherzend äußernde Verachtung jeder Gefahr, selbst des Todes; dagegen wieder viel Gutmüthigkeit; ein heiteres keckes Aussprechen über den Genuß der glücklichen Gegenwart, so wie eine aus tiefem Gemüth entsprossene zarte Wehmuth, wo der Schmerz der Liebe düster auf die Seele des Mädchens oder des jungen Burschen einstürmt: — dies wären ungefähr die Eigenthümlichkeiten, die die Grundlage aller Volkslieder der Russen und somit — da sie nicht Früchte erkünstelter Phantasie, sondern Ergebniß des Augenblicks sind — auch zugleich ein treues Gemälde des Volks-Charakters bilden. — Wenn auch nicht immer in den Worten, so doch in den Melodieen, spricht sich in allen diesen Liedern mehr oder weniger tiefe Wehmuth aus, und wenn ein Russischer Schriftsteller den Grund davon in der Knechtschaft, die die Tataren einst dem Russischen Volke auferlegten, und die zu Klagen, selbst in Liedern, Anlaß gab, gefunden hat, so mag hiedurch die Ursache dieses jetzt noch forttönenden wehmüthigen Nachhalls richtig angedeutet seyn, so viel auch dagegen die jetzige lebensfrohe Heiterkeit des Volks spricht.

Gewöhnlich heben die Russischen Volkslieder mit einer Allegorie an, die auf das Lied selbst erst vorbereiten soll und entweder mit dem Inhalte desselben in verbindender Beziehung steht oder auch nur vorausgeschickt wird, um das Gefühl anzuregen, aus welchem das Lied entsprang, und auf welches es hinwirken soll. Mit einer solchen Allegorie beginnt das weiter unten mitgetheilte Lied Nr. 1. — Dann fällt die Menge der Schmeichelwörter auf, mit welchen der Russe den geliebten Gegenstand anredet, die größtentheils als Diminutiva erscheinen und sich in allen möglichen Vergleichungen erschöpfen, z. B. mein Herzchen, Seelchen, Beerchen, Täubchen, meine Hoffnung, mein weißer Schwan, meine rothe oder schöne Sonne — wie bei dem Russen „schön“ und „roth“ gleichbedeutend ist und mit einem Worte: красный (krasnui gesprochen), bezeichnet wird. — Am häufigsten kommen wohl die Benennungen: Väterchen und Mütterchen vor: батюшка und матюшка (gespr. bätjuschka und mätjuschka), was wiederum als Beweis gelten kann, daß in dem Charakter des Russen eine große Verehrung und Liebe gegen seine Eltern liegt, da er diese Bezeichnung auch auf andere ihm sehr werthe und theure Gegenstände anwendet. — Wie in allen Volks-Poesieen, finden sich auch in der Russischen stereotype Beiwörter; so wird das Roß und der junge Mann immer gut, brav — добрый (gespr. dóbroi) — genannt, der letzte auch wohl unternehmend, keck — удалый (gespr. událi). Wir werden diese Beiwörter unten in dem Liede von Wanka Kain, so wie auch mehrere der folgenden, vorfinden. — Der Bogen heißt der starke, der scharf gespannte. Der Pfeil der im Feuer hart geglühte — каленая стрѣла (gespr. kalénaja strjelá). — Die Nacht die dunkle — темна (gespr. temna). — Der Zaar heißt der rechtgläubige — православный (gespr. prawosláwui) — oder auch oft der gestrenge — грозный (gespr. grósni). — Rechtgläubig nennt sich übrigens das Volk auch selbst, so wie Rußland das heilige — святая Русь (gespr. swjätája Russ). — Die Stadt Kiew hat auch den Beinamen heilig, so wie Moskau gewöhnlich Mutter Moskwa oder die von weißen Mauern umschlossene heißt — бѣлокаменная (gespr. bjelokámennaja). — Mutter ist auch der Beiname der Wolga. — Der Zänder heißt immer der bläuliche — сизой (gespr. sisói). — Außerdem sind auch noch bemerkenswerth gewisse Vorbedeutungen und Umschreibungen, so z. B. ist die Donau ein nahebringender Fluß (s. das Lied Nr. 4). — Nachtigall ist der Vogel der Schwermuth, wenn von unglücklicher Liebe die Rede ist (s. das Lied Nr. 3). — Der Kuckuk spielt eine Rolle, wo eine Verlassene oder ein Verlassener klagt. — Wenn bei einem Mädchen sich der Ring auflöthet — распаялось (gespr. raspajaloss) siehe das Lied Nr. 3 — oder die Haarflechte sich löst, so hat sie ein Unglück zu erwarten. — Etwas ganz Eigenes ist noch, daß der Russe nie den Galgen nennt, sondern ihn bezeichnet als ein mitten im Felde stehendes Gebäu von zwei aufgerichteten Pfosten, worüber ein Querbalken liegt. — Das Wirthshaus, die Schenke heißt die zarische, auch wohl die beschwindelnde. Die erste Benennung rührt daher, daß der Branntwein-Verkauf in Rußland ein Monopol der Krone ist; die zweite erklärt sich von selbst. Der Branntwein heißt der grüne, vermuthlich wegen der aus ordinairem grünem Glase bereiteten Becher. — Ein Mehreres über diesen Zweig der Russischen Poesie liefern wir vielleicht später, so wie dann auch noch Einiges über die neueren modernen Dichtungen der Russen mitzutheilen wir uns vorbehalten. Die Poesieen Puschkin's, von Wjasemski, Shukowski, Gnjeditsch, Koslow, Baron Rosen, Uwarow u. s. w. geben eine so reiche Ausbeute des Interessanten, daß eine Bekanntschaft derselben dem Deutschen wohl willkommen seyn dürfte. —

Von den beigefügten Proben Russischer Volks-Poesie bemerken wir nur, daß der Mittheiler dieses Aufsatzes sie so viel wie möglich wörtlich übersetzt, sich streng an das Versmaaß des Originals gebunden und sich nur dann des Reimes bedient hat, wo ihn das Original gebraucht. Die beiden Lieder von Baron Delwig und Baron Rosen hat er deshalb hier aufgenommen, weil sie eine sehr glückliche Nachahmung des Volksliedes sind, und als solche auch schon im Munde des Volkes Platz gewonnen haben.

No. 1.

Flog ins Thal ein armes Vögelchen hinunter,
Viele seiner blauen Federn hat's verloren,
Denn der Sturm zerstäubte sie im Eichenwalde
Eine dumpfe Stimme hallet aus der Erde:
„Rufe nicht, betrübter Vogel, Deine Vöglein,
„Rufe nicht vergebens Deine lieben Kindlein!
„Wie zum Scherz erlegte sie der böse Jäger,
„Und Dein Nest zerstört' er auf dem Eichenbaume!“

Wenn der Herbst mit seinen Stürmen nahet,
Irret ein unglücklich Weib im weiten Felde,
Ganz allein mit ihrem Kummer, ihrer Sorge,
Rauft die langen dunkeln Locken sich die Arme;
Schlägt sich mit der Hand die weiße Brust, die warme
„Immer magst vergeh'n, Du meine böse Schönheit!
„Magst verhärten, armes Herz, gleich einem Steine!
„Magst ein Grab mir öffnen, feuchte Mutter Erde! —
„Ohne Sonne kann der Hopfen nimmer wachsen
„Keine Blume blühet in des Herbstes Sonne,
„Also kann ich ohne Dich, Tyrann, nicht leben! —
„Schmäht mich nicht, verurtheilt mich doch nicht, ihr Leute!
„Denn durch Unschuld, nicht durch Schuld, bin ich gefallen.
„Habe an Verrath der Liebe nicht geglaubet
„Habe nicht gewußt, daß Thränen heucheln könnten:
„Seine Thränen schienen mir ein Schwur des Herzens.
„Hab' verlassen meine Eltern für ihn gerne,
„Aus der Heimath zog ich mit ihm in die Ferne
„Ach! in meinem Unglück ging ich in die Fremde,
„Wanderte zu meiner Schande aus dem Thale,
„Gleich als ob zu Haus' ich keinen Freier hätte,
„Als ob schöner in der großen Stadt die Liebe,
„Jenseits jener Berge mir das Glück mir blühte
„Und ein Grab in fremder Erde wärmer wäre! —
„Sag' ich, Verräther, sprich! wem kann ich mich nun zeigen?
„Wer wird mir, der Heimathlosen, Tiefgekränkten,
„Theilnahmsvoll und mild ein freundlich Wörtchen sagen!
„Mitleidsvoll ein Grab dem armen Weibe gönnen?“ —

So wie das ganze Lied durch seine Zartheit wohl Jeden ansprechen muß, so erfüllt besonders mit Wehmuth die Klage um die verlorene Heimath. Diese liebt der Russe über Alles; wenn ihn das

Geschick fern von dem Heerd der Väter ruft, so vergißt er nie, eine Hand voll Erde von dem Fleck, wo er geboren, mitzunehmen und sie als ein Heiligthum sorgsam bei sich aufzubewahren. — Die Donischen Kosaken nehmen bei tödtlicher Krankheit sogar Einiges von dieser Erde als letztes Hülfsmittel ein, glaubend, „die Mutter Erde" werde sie wieder gesund machen. —

No. 2.

Wanka Kain.

(Zur näheren Verständniß dieses Liedes diene die Angabe, daß Iwan (Diminutiv: Wanka) Kain, der im Jahre 1714 zu Moskau geboren wurde, später dort und in der Umgebung sich durch seine Räubereien furchtbar machte. Er wurde einmal begnadigt und als Gerichtsdiener angestellt, um durch ihn die Existenz der anderen Räuberbanden leichter zu vernichten; aber bald darauf ergriff er sein früheres Handwerk und starb als Gefangener im Kerker. — Dieses Lied, das Wanka Kain den Tag vor seinem Verhöre gedichtet haben soll, befindet sich in einem Volksbüchlein, das im Jahre 1788 in Moskau in der zweiten Auflage unter folgendem Titel erschienen ist: „Umständliche und glaubhafte Lebensbeschreibung zweier Schelme: 1) Des berühmten Russischen Diebes, Raubers und vormaligen Moskauschen Gerichtsdieners Wanka Kain, nebst der Erzählung, wie er die Diebe ausgespürt und zum Geständniß gebracht, seiner tollen Hochzeit, auch mehreren seiner ergötzlichen Lieder. 2) Des Französischen Schelmen Cartouche und seiner Spießgesellen.)

Rausche nicht, du grünbelaubte Mutter Eiche,
Stör' mich braven Burschen nicht in meinem tiefen Sinnen!
Morgen soll ich braver Bursche zum Verhöre gehen,
Soll vor meinem strengen Richter, vor dem Zaare stehen.
Zu mir sprechend wird man dorten also mich befragen:
„Flinker Bursche, Sohn des Bauern, weißt Du wohl mir sagen,
„Wer beim Raube ist gewesen Dein Gefährte,
„Und wie viele der Gefährten waren Dir vereint?" —
„„Will's Dir sagen, meine Hoffnung, rechtglaubiger Zaar!
„„Will die Wahrheit Dir gestehen rein und klar.
„„Mir verbunden sind gewesen der Gefährten vier:
„„Sieh! der erste der Gefährten war die dunkle Nacht,
„„Dann der zweite der Gefährten war mein Schwerdt von Stahl,
„„D'rauf der dritte der Gefährten war mein gutes Roß,
„„Und der vierte war mein Bogen scharf gespannt!
„„Meine Boten waren Pfeile in dem Feuer hart geglühet!""
Wie nun sprach d'rauf meine Hoffnung, der rechtgläub'ge Zaar,
„[illegible] solltest Du mein Bursche, Bauernsohn, dafür,
„Daß Du, wie Du keck geraubet, auch gesprochen hast!
„Doch noch eine andre Gnade geb' ich, Bursche, Dir:
„Mitten in dem Felde stell' ich Dir der Pfosten zwei,
„D'rauf ein Balken in der Quere — dies sey Dein Gebäu!" —

Die oben angeführten Beiwörter und Eigenthümlichkeiten finden sich im vorstehenden Liede zur Genüge vor. Daß Wanka Kain die Eiche mit dem Schmeichelworte: Mutter, anredet, ist wohl dahin zu erklären, daß dem Räuber, dem Sohn des Waldes, die „grünbelaubte Eiche" deshalb lieb und theuer geworden seyn mag, weil sie ihn vielleicht oft den Nachstellungen seiner Gegner entzog und ihn schützend und bergend aufnahm. — Auch die behutsame, beinahe scherzhafte Umschreibung des Galgens wird hier auffallen.

(Schluß folgt.)

England.

Des Chan's Erzählung. Von J. B. Frazer.

(Schluß.)

Um die Art, wie der Verfasser Orientalische Scenen darzustellen weiß, recht anschaulich zu machen, theilen wir hier noch eine andere Episode aus dem Buche mit. Es ist die Höhle der Gholen (Dämonen), die uns hier beschrieben wird. Die Prinzessin Leilah, ihr Bruder und ein Diener machen sich auf, um die Höhle zu untersuchen, welche, der Sage nach, die Wohnung eines Ghols seyn soll.

„Eine Strecke lang war der Pfad von derselben Beschaffenheit, wie der, welcher in das obere Thal und den Schummum führte, und sie begegneten auf dem Wege vielen Leuten, die nach der Wohnung des Chans wanderten, doch keinem von diesen allen fanden sie für gut, den Zweck ihrer Reise mitzutheilen. Endlich, nachdem sie fast einen Punkt erreicht hatten, wo der Pfad sich an einen jähen Felsen zu ihrer Rechten hinaufwand, und nicht recht wissend, wie sie über die Kluft zu ihrer Linken kommen sollten, wandten sie sich an einen alten Mann mit silberweißem Bart, der sie erstaunt ansah, als sie ihm ihr Vorhaben und ihre Verlegenheit mittheilten.

„Den Ghaur-e-Ghol!" wiederholte er, indem er die Hände aufhob und die Augen weit öffnete — „la illa-il-ulla. Und was könnt ihr, meine Kinder, an diesem verwünschten Ort zu thun haben?"

„Wie so, Vater", sagte Abbas Kulie, „was ist Böses an dem Ort? was hat er gethan, um den schlimmen Beinamen zu verdienen, den Du ihm giebst?"

Der alte Mann sah sie mit wohlwollenden, aber wild staunenden Blicken an. Meine Kinder, Ihr seyd sicher nicht aus dieser Gegend, sonst würdet Ihr nicht so fragen. Ihr gehört vielleicht zur Familie des Chans?"

„So ist es, Vater, und wir wünschten Allah's Wunder zu schauen. Man sagt, es soll wenige Dinge geben, die seltsamer oder außerordentlicher sind, als dieser Ghaur."

„Seltsam — was soll ich sagen? freilich ist es der erste aller seltsamen Orte, es ist ein Wunderplatz, aber nur für Teufel geeignet, hineinzuschauen, oder für solche, die keinen Teufel fürchten — und gewiß, Ihr seyd keine von der Art."

„Da sey Gott vor, Vater, wir sind keines von beiden, aber doch wünschten wir den Ort zu sehen. Wir sind Muselmänner, Allum Dillah; wenn es aber dort Wunder giebt, die Du kennst, bei Deinem Haupte, Vater, erzähle sie uns; meine Seele brennt, bis ich sie erfahre."

„Es giebt wenige Bewohner dieser Berge, mein Kind, die nicht etwas von dem Ghaur-e-Ghol wissen sollten, aber warum wollt ihr solche Kunde suchen. Siebzig lange Jahre habe ich in dem Thale unten gelebt, und in dieser ganzen Zeit habe ich nicht sieben Mal solche Fragen vernommen, wie Ihr mir heute thut."

„Bei Deiner Seele, Vater, so antworte denn darauf", unterbrach ihn der ungeduldige Jüngling, „warum sollten Menschen den Ghaur fürchten, ist es wahr, daß ein Ghol darin wohnt?"

„Sage lieber, es ist die wahre Kallah der Ghols", erwiederte der alte Mann. „Man erzählt, es soll einer von den versiegelten Eingängen seyn, welche zu dem unterirdischen Feuer führen, das unter dem Schnee von Kaf lodert, und in welches Suleiman, der Sohn Dauid's, die empörten Gins warf, und sie sagen, daß an gewissen Tagen die bösen Geister die Macht haben, sich hören und sehen zu lassen. Doch in der Höhle des Abgrundes ist ein Talisman in einen Felsen gegraben, und das Siegel Suleimans ist darauf gedrückt, so daß sie nie herauskönnen."

„Wenn das aber wahr ist, Vater, wo ist denn da die Gefahr? Wenn Suleimans großes Siegel sie zurückhält, wie können sie hervorkommen, um den Menschen zu schaden?"

„Ach, mein Sohn, der Mensch fällt oft durch seinen eigenen Dünkel. Der Talisman ist ein allmächtiger Schutz, so lange er unbefleckt ist, aber er schützt nicht gegen menschliche Verschuldung. Wenn in seinem Wirkungskreise ein Verbrechen begangen wird, so wird seine Kraft zum Theil geschwächt, und von den bösen Geistern, die stets auf der Lauer sind, gelingt es einem wohl, zu entwischen. Dieser streift dann umher, Alles zerstörend und vernichtend, bis er durch die Bemühungen irgend eines heiligen Mannes wieder in sein Höllenfeuer zurückgeschleudert wird. Aber ach! in dieser verderbten Welt ist das Böse so viel mächtiger als das Gute, daß manche dieser losgelassenen Geister noch auf freiem Fuße sind und die Höhle bewohnen, denn obgleich sie unter dem Schatten der Nacht umherschwärmen, so sagt man doch, daß sie, so wie der Morgen anbricht, in ihre Finsterniß zurückkehren."

„Wunderbar und schrecklich in der That", sagte die Jungfrau schaudernd, denn der feierliche Ton des alten Mannes hatte ihre Einbildungskraft ergriffen. „Und ist es sicher, daß einige dieser furchtbaren Wesen jetzt frei umherwandern?"

„Ach, gar viele, meine Tochter, nicht hier allein, sondern überall; doch der Unschuldige hat nichts zu fürchten. Der Ruchlose und Ungläubige allein sind ihrer Macht unterworfen. Der heilige Name Allah's und seines Propheten, mit gläubigem Herzen angerufen, ist eine sichere Schutzwehr gegen ihre Bosheit."

„Und hat irgend eines dieser schrecklichen Ereignisse zu Deiner Zeit stattgefunden?" fragte der Jüngling, „irgend ein Verbrechen, das einen bösen Geist in Freiheit setzte?"

„Ach, mein Sohn, ist denn das Böse so selten in der Welt, daß wir unser Gedächtniß anstrengen müßten, um uns eines Verbrechens zu erinnern? Ach, selbst aus diesen entlegenen Hügeln steigt das Geschrei mancher bösen That zu Allah's Thron empor. Kaum sind 6 Jahre verflossen, seit zwei Brüder, welche ihre Heerden gerade diesen Pfad dahertrieben, Streit mit einander bekamen, nicht weit von dem Ort, wo wir stehen. Scharfe Worte führen zu hitzigen Thaten, und der Aeltere schlug den Jüngeren mit seinem Schäfer-Stabe, so daß er starb. Von Schauder und Furcht ergriffen, suchte er die furchtbaren Folgen seiner Leidenschaft zu verbergen, nahm den Körper seines Bruders und trug ihn in seinen Armen an den Rand des furchtbaren Schlundes. Wohl wußte er, daß dort kein menschliches Auge den Mord entdecken konnte; er vergaß aber des Allmächtigen Auge, welches Alles sieht. Das Brüllen und Geheul der gefangenen Geister, welches hervorstieg, als er den Leichnam in sein furchtbares Grab warf, wurde weit und breit vernommen. Der Mörder floh mit Entsetzen, und in den Anfällen von Wahnsinn, die ihn seitdem von Zeit zu Zeit ergriffen, erklärte er, daß ein Riesenarm, der aus dem Schlunde hervorstieg, den Körper aufnahm, den er hineinwarf, während ein Gesicht, schrecklicher als irgend eine Einbildungskraft es sich vorstellen kann, mit glühenden Augen und einem Mund, gleich dem Rachen der Hölle, ihn wie ein Dämon angrinzte, und indem es zu einer dunkeln Schattengestalt wurde, mit einem Gelächter, welches den Berg erschütterte, in einer Rauchwolke verschwand. Die kurze Zeit, die er noch lebte, wich dieses Bild nie aus seinen Gedanken, und wenige Wochen später entwischte er seiner unglücklichen Mutter, und man sah ihn, wie er raschen Schrittes dem Ghaur zueilte, und da man ihn unter den Menschenkindern nie wieder erblickte, so bleibt kein Zweifel, daß er eine Beute des Dämons wurde, den seine ruchlose Wuth in Freiheit gesetzt und auf die Menschen losgelassen hatte."

„Allah, Allah, wie schrecklich", rief die Jungfrau, die von den Bildern, welche des alten Mannes Geschichte vor ihr Gemüth führte, tief ergriffen und erschüttert war, und sie blieb in tiefem Sinnen versunken über das, was sie vernommen hatte.

„Aber im Grunde, Vater", sagte der Jüngling, „scheint es mir doch sonderbar, daß Niemand darauf gedacht hat, diese wunderbare Kluft genau zu untersuchen. Ist noch nie ein Mensch hineingegangen? Und wenn dies nicht geschah, wie kann man so viele Dinge davon wissen? Hast Du selbst, im Vertrauen auf den Schutz Allah's, nie ein Herz gefaßt, um hineinzuschauen und einen der Dämonen zu erblicken?"

„Mein Sohn, ich will Dir die Wahrheit sagen. Unsere Rinder und Schafe, die unschuldigen Geschöpfe, welche keine Gefahr ahnen, irren oft zwischen diesen Hügeln umher, selbst bis an den Rand

des Schlundes. Diejenigen, welche den Ort kennen, ziehen es nicht selten vor, die Thiere ihrem Schicksal zu überlassen, statt ihr eigenes Leben oder ihre Sinne aufs Spiel zu setzen, indem sie zu nahe herangehen. Doch einst, als ich noch ein Bursche war, führte mich der Verlust eines Lieblings-Lammes in Versuchung, den Rücken des Felsens zu übersteigen, um es aufzusuchen. Alles sah still und ganz ruhig aus, und von Neugierde gestachelt, wandte ich meine Schritte zu dem Rande der Höhle. Der Schnee, welcher rund umher schmolz, und der Regen, welcher gefallen war, hatten den Strom, der sich hinein ergoß, angeschwellt. Doch, war es nun der Schaum des Wassers oder der Rauch von Feuer, gewiß ist es, daß ein Dampf aufstieg, gleich dem eines siedenden Topfes, aus der Tiefe, die so dunkel und schrecklich war, daß Alles sich mit mir herumdrehte und ich fast in den Abgrund gestürzt wäre. Der Felsen unter mir hing über der Höhle, so daß er jeden Blick hinein verwehrte, und starrende Steinmassen verwirrten meine Blicke von der anderen Seite, doch sah ich, daß an einigen Stellen schwarze Höhlen waren, an anderen Flecke von grünem Rasen und dickes Gehölz. Aber das Schweigen und die Einsamkeit waren furchtbar, und das Geräusch von unten, kein Zweifel, es war das Geheul und Aechzen der Verdammten. Ich war froh, daß ich wieder von dem Rande, an den ich mich gewagt hatte, zurückkriechen konnte, und nie habe ich seitdem den Ghauer wieder näher gesehen, als von den Felsenspitzen, zwischen welchen er liegt. Dies ist die Wahrheit. Frage die ganze Gegend, ob Al Sakal Yussuf Kaih lügt (lügt)."

Doch ungeschreckt von des alten Mannes Warnung beharrte das kühne Paar auf seinem Entschluß, den Schreckensort zu besuchen. Der Pfad, eine kaum zu unterscheidende Spur, krümmte sich zwischen einigen schwarzen felsigen Anhöhen hindurch zu einer Kluft, welche sie durchwanderten. Das Rauschen eines Stroms, welches bald ihr Ohr erreichte, nahm zu, so wie sie weiter gingen, und nach einigen Schritten standen sie von Staunen hingerissen über den Anblick, der sich ihnen darbot. Sie befanden sich auf einem Abhang, welcher sich dem Rande einer Felsenschlucht zuneigte, schwärzer und tiefer, als ihre Einbildungskraft sie je gedacht hatte, und von welcher ein fortwährendes Toben heraustönte, begleitet von einem nebelähnlichen Rauch, doch die Ursache von beidem blieb dem Auge gleich verborgen.

Ein steiler Abgrund von furchtbarer Höhe, der sich unten in dichte Finsterniß verlor und oben in eine phantastische Felsenspitze ausging, bildete die entgegengesetzte Seite der Höhle, welche zur rechten Hand von einer Reihe hoher und steiler Felsen eingeschlossen war. Zur Linken dehnte sie sich weiter aus, bis sie auch hier von Felsenspitzen, die nach einander hervortraten und ihre Verbindung mit dem niederen Thal hemmten, geschlossen wurde. Von allen Seiten erhoben sich Abgründe aus dem schwarzen nebligen Schlund empor, und furchtbare Felsenbruchstücke, gleich zertrümmerten Säulen oder Strebepfeilern, die mitten aus der geheimnißvollen Leere hervorstarrten, konnten für die Gestalten böser Geister oder Ghols gelten, die aus ihrem Gefängniß zu entwischen strebten. Ungeheure Bäume, welche Lawinen von Schnee und Felsen aus dem oberen Theil des Felsens losgerissen, hingen an ihren Wurzeln oder Zweigen in den Felsenspalten, und ihre gebleichte und skelettähnliche Gestalt, die von der Seite her starrte, vermehrte noch den schrecklichen Anblick des Platzes. Ströme, angeschwellt durch den geschmolzenen Schnee und die letzten Regengüsse, stürzten sich aus kleineren Spalten in dies dunkle Chaos. Der wilde groteske Anblick der Felsen, das Gefühl der Einsamkeit, welches auf dem Beschauer lastete, gab dieser merkwürdigen Tiefe etwas Geheimnißvolles und Düsteres, welches ganz darauf berechnet war, einem abergläubigen Volke das Gemüth mit übernatürlichen Schreckbildern zu füllen.

Eine Zeit lang betrachteten Leilah und ihr Bruder diese Scene mit stillem Sinnen. Kaum konnten sie dem kalten Schauer widerstehen, mit dem dieser Anblick, verbunden mit der Erzählung des alten Mannes, sie durchbebte. Das schwindelnde Zucken der Nerven, das überschleichende Gefühl der Gefahr, welches man am schlüpfrigen Rande eines Abgrundes empfindet, mischte sich mit einer gewissen unbestimmten Furcht, welche sie eine Weile verhinderte, irgend einen Gegenstand deutlich zu unterscheiden, und ihnen bloß gestattete, das großartige und schauerliche Ganze des furchtbaren Gegenstandes, der vor ihnen lag, anzustaunen.

Endlich hatte sich Abbas Kulis männlicher Geist genug gefaßt, um die Dinge mehr im Einzelnen zu betrachten. Es war offenbar, daß die Thiere des Feldes den Platz nicht scheuten, denn eine große Menge schmaler Spuren, die am Rande des Abgrundes selbst hintrafen, bewiesen, daß sie überall das süße Gras abgefressen hatten, wo sie es nur erreichen konnten, und die feuchte Luft und das Wassergestöber hatten ein Grün erzeugt, welches manche Stelle der dunkeln Felsen selbst wie mit einem Smaragd schmückte. Indem sie behutsam einer dieser Spuren folgten, welche von dem Fleck, wo sie standen, zu einer Kluft im Felsen leitete, konnten sie einen kleinen grünen Vorsprung sehen, der sich tief in den Schlund hineinerstreckte, und zu welchem der Pfad zu führen schien. Während sie nach diesem Gegenstande schauten, der durch die Wolken blauen Dampfes, die von unten aufstiegen, bald verhüllt wurde, bald wieder hervortrat, wurde der Jüngling durch ein Angstgeschrei seiner Schwester aufgeschreckt, welche plötzlich seinen Arm ergriff. Indem er der Richtung ihrer Augen folgte, entdeckte er eine Gestalt in menschlicher Form, die auf einer Felsenspitze stand, welche aber noch leer gewesen war. Ihr sonderbarer und fremdartiger Anblick, halb in Nebel gehüllt, gab ihr ein so unirdisches Ansehen, daß es kein Wunder war, daß die Jungfrau einen Augenblick glaubte, eines jener furchtbaren Wesen zu sehen, welche der Sage nach die Höhle bewohnten, das jetzt, eben derselben entwischt, die Oberwelt besuchte.

So leise auch Leilah's Ruf gewesen und so betäubend das Getöse war, welches aus der Tiefe aufstieg, schien es doch, als habe ihn das Geschöpf vernommen, denn es wandte sich sogleich um und warf einen Blick in die Höhe, und da ein Windstoß eben den Nebelschleier zerriß, so konnte Abas Kuli unterscheiden, daß es ein Mann mit einem silberweißen Bart war, dessen Bekleidung aus Thierfellen zu bestehen schien. Ach, rief er, es ist der Kalender selbst, es ist weder ein Gin noch ein Ghol, sondern der heilige Mann, gerade wie ihn Al Sakal beschrieben hat.

Leilah warf einen flüchtigen Blick auf die Gestalt, aber kaum hatte sie sie recht ins Auge gefaßt, als eine neue Nebelwolke sich davor legte und sie ihren Augen entzog." —

Herrn Fraser's Werk wird mehrere Erzählungen umfassen, von welchen des Chans Geschichte die erste ist. Eine Gesellschaft Reisender vertreibt sich nämlich während eines Sturmes, der ihre Reise aufhält, auf diese Weise die Zeit, indem sie sich Geschichten erzählt. Von der Mannigfaltigkeit der Personen, die an dieser Unterhaltung Theil nehmen, dürfen wir uns eine große Abwechselung von Gegenständen versprechen, und da jede Erzählung für sich selbst, unabhängig von den anderen, ein Ganzes bildet, so kann jeder Leser sich diejenige heraussuchen, die ihm am besten gefällt. (A.)

Bibliographie.

- A brief history of the soul. (Die Seele.) Ein philosophisches Fragment von J. Hambleton. Pr. 3½ Sh.
- Theoretical and practical Spanish Grammar. (Spanische Grammatik.) Von Del Mar. Pr. 6 Sh.
- The millwright and engineer's pocket-companion. (Taschenbuch für Mühlen- und Maschinenbauer.) Von Templeton. Zweite Auflage. Pr. 6 Sh.
- Facetiae. — Von Cruikshank. Dritter Band. Für das J. 1834. Pr. 10 Sh.

Frankreich.

Napoleon und der Luftschiffer Garnerin.

Der Mann des Schicksals glaubte an die Bestimmung des Menschen; Bonaparte war Fatalist; er traute seinem Stern. Napoleon der Große ging nicht wieder, die Demoiselle Lenormand zu befragen, deren Karten ihm seine Größe vorhergesagt hatten; er hörte nicht mehr und entfernte sogar bald seine schützende Fee, die gute Josephine; — aber bald stürzte auch er vom Gipfel seiner Größe: sein Fall folgte seiner Allmacht auf dem Fuße nach.

Jacques Garnerin kam zu gleicher Zeit mit Bonaparte in Ruf. Letzterer hatte oft von Garnerin sprechen hören und betrachtete ihn als einen merkwürdigen Mann, dessen Ideen und Projekte Ermuthigung verdienten.

In seinem Gefängniß zu Ofen, wohin er abgeführt ward, nachdem er am 30. Oktober 1793 in die Hände der Oesterreicher gefallen war, hatte Garnerin oft darüber nachgedacht, wie er sich wieder in Freiheit setzen könnte. Die Idee eines Fallschirmes hatte ihm vorgeschwebt. Er kannte die von Blanchard angestellten Versuche, den Fall schwerer Körper durch den Widerstand der Luft gegen große Oberflächen langsamer zu machen. Nach Frankreich zurückgekehrt, machte er Anwendung von dieser Theorie, fuhr den 22. Oktober 1797 in einem Ballon aus dem Park von Monceaux in die Luft und gab das erste Beispiel eines Niedersteigens im Fallschirm.

Seine aerostatischen Experimente erwarben ihm bald große Berühmtheit. Bei Gelegenheit einer neuen Niederlassung im Fallschirm, die er den 23. September 1800 ausführte, schrieb ihm Lucian Bonaparte einen schmeichelhaften Brief und schickte ihm eine Ehren-Flinte, auf welche der Name Garnerin und das Datum seiner Luftreise eingegraben waren.

Im Laufe des folgenden Jahres gaben verschiedene politische Ereignisse zu glänzenden Festen Anlaß. Garnerin machte noch mehrere Experimente. Endlich, als ein momentaner Friede in Europa herrschte, fiel es ihm ein, das Ausland zu besuchen, und den Schauplatz seiner Luftschifferei dorthin zu verlegen. Er empfing von der Französischen Regierung Empfehlungsschreiben an die verschiedenen Konsuln und Gesandten bei den Mächten, die er besuchen wollte, und machte den Anfang mit England. Von da begab er sich nach Berlin, St. Petersburg u. s. w. Dies war seine glänzendste Periode, in der er den meisten Ruhm einerndtete und das meiste Geld erwarb.

Er unterhielt mit mehreren Gelehrten und einigen großen Männern des Zeitalters eine Art von Briefwechsel. De Lalande, der große Astronom, bezeigte ihm stets das lebhafteste Interesse und begleitete den Französischen Aeronauten mit seinen Wünschen und Rathschlägen von Paris bis an die Ufer der Newa.

Während Garnerin im Norden zu einem Rufe gelangte, der noch nicht ganz verhallt ist, rüstete sich ein geschickter Mitbewerber, seitdem ein glücklicher Konkurrent, ihm die Palme der Luftschifffahrt bis nach Petersburg streitig zu machen. Der Professor Robertson machte in ganz Deutschland mit seinen Luftfahrten Aufsehen. Er hatte kürzlich in Hamburg mit Herrn Lhoest den schönen Versuch angestellt, der im folgenden Jahre zu Paris von den Herren Biot und Gay-Lussac wiederholt wurde, und weil Garnerin in dem über seinen Ausflug aus Berlin abgestatteten Bericht gesagt hatte, daß in einer Höhe von ungefähr 3000 Toisen (18,000 Pariser Fuß) sein Kopf, zufolge der Dilatation der Flüssigkeiten in einer bedeutenden Höhe, plötzlich dergestalt angeschwollen sey, daß er seinen Hut nicht wieder habe aufsetzen können, erzählte Robertson boshafter Weise, sein Kopf wäre dergestalt eingeschrumpft, daß ihm der Hut plötzlich auf die Nase gefallen sey. Die satyrische Uebertreibung des Einen sollte die groteske Uebertreibung des Anderen lächerlich machen.

Es ist übrigens eine ausgemachte Sache, von der sich der Verfasser dieses Artikels selbst überzeugt hat, daß der Aeronaut in hohen Regionen wegen des Drucks der ihn umgebenden Luft seltsame Wirkungen verspürt. Das Gesicht schwillt an; die Adern zeichnen sich stärker; die flüssigen und weichen Theile überhaupt streben nach Ausdehnung; aber sie bringen nicht solche Wirkungen hervor, wie Garnerin erzählt hat.

Dies ist noch nicht Alles. Einige Zeit nachher bekam Garnerin einen gelehrten Streit mit Herrn Baader in München, bei Gelegenheit einer Schrift über die Berechnung der Höhen vermittelst des Barometers. Herr Baader, den Garnerin scherzweise den Venisor genauer Rechnungen nannte, behauptete, der Letztere habe sich geirrt, indem er auf seiner letzten Luftreise 2600 Toisen erstiegen zu haben vermeinte; man dürfe nur 600 Toisen lesen. Die Frage, so einfach sie war, gab doch zu vielem Geschreibe Anlaß, bis ein Französischer Journalist sich hineinmischte und seine Leser auf Unkosten der Aeronauten belustigte.

Endlich kommen wir zu dem Augenblick, wo Garnerin mit Napoleon in Berührung trat; es geschah dies in der Zeit der Kaiser-Krönung, im Dezember 1804. Garnerin war nach Paris berufen worden; er verfertigte einen riesenhaften Ballon, an dem eine von 3000 gefärbten Gläsern erleuchtete Krone hing; und wenige Augenblicke vor dem Ende des Feuerwerks erhob sich diese prächtige Maschine majestätisch von dem Platze bei der Kirche Notre Dame und flog den Wolken zu, während sechzigtausend Raketen die Lüfte durchzischten und die Seine augenblicklich in einen Feuerstrom verwandelten. Nichts war gespart worden. Welcher Luxus, welche Pracht! Aber auch welch' ein Mann und welch' ein Ereigniß sollten gefeiert werden!

Unterdessen durchwanderte Garnerin's Ballon die Lüfte, und am folgenden Morgen des Tages, wo er in Paris aufstieg, sahen Rom's Einwohner eine schimmernde Kugel am Horizont, die, immer tiefer sinkend, ihnen entgegenflog. Bald schwebte sie über den Kuppeln der Sankt Peterskirche und des Vatikans, bezeichnete durch Trümmer ihren Weg über die Campagna und fiel in den See Bracciano.

Jetzt konnte man erfahren, was dieser Himmelsbote verkündete. Man zog den Ballon aus dem Wasser, und folgende Inschrift wurde gedruckt, publizirt, in ganz Italien gelesen: „Paris, den 25. Frimaire des Jahres 13, Krönung des Kaisers Napoleon durch Seine Heiligkeit Pius VII."

Wenn der Wind an jenem Tage nach Italien hinwehte, so war der Zufall allein Schuld daran, und das Experiment war im Grunde nur darum merkwürdig, weil der Ballon einen so bedeutenden Weg zurücklegte und seine Reise so schnell vollendete.

Ein an sich sehr gleichgültiger Umstand ward jedoch in den Augen Napoleons eine Sache von Wichtigkeit und gab sogar der Reise des Ballons (wer sollte es glauben?) eine politische Wendung. Hier offenbart sich die Idee eines Fatalismus, die Napoleon mit sich herumtrug.

Der Ballon hatte, während er den Boden streifte, in der Nachbarschaft Rom's an Nero's Grab gestoßen und war daselbst einige Minuten hängen geblieben, so daß es schien, als wollte er nicht weiter; bald aber hatte er, vom Winde losgemacht, seinen Weg fortgesetzt. Doch ließ er an einer Ecke des alten Monuments einen Theil der Krone zurück. Die Italiänischen Zeitschriften, die keiner so strengen Censur unterworfen waren, wie die Französischen Blätter, erzählten die Sache ganz unschuldig; Einige hängten jedoch boshafte und unartige Betrachtungen daran, die endlich bis zu Napoleons Ohren drangen. Napoleon bezeigte laut seine Unzufriedenheit und verlangte unwillig, daß von Garnerin's Ballon nicht mehr die Rede seyn sollte.

Dieses Experiment mit dem Krönungs-Ballon, das, wie fast alle Unternehmungen Garnerin's, sehr gut von Statten ging, war für den Werkmeister in mancher Beziehung von verdrießlichen Folgen. Schon bei der Abfahrt des Ballons, am 16. Dezember Abends 11 Uhr, hatte der Wind in dem Augenblick, als die Maschine über die Thürme von Notre Dame emporstieg, einen Theil der gefärbten Leuchtgläser ausgeweht. Man rechnete auf ein prächtiges Schauspiel, und der Ballon brachte gar keine Wirkung hervor. Dann zerstörte sein Fall auf ein Grab die ganze Wirkung der wunderbaren in so wenigen Stunden vollendeten Reise von Paris nach Rom.

Zu anderen Zeiten hatte Napoleon den Muth Coutelle's, des Chefs der militairischen Luftschiffer, gepriesen; er hatte die Bemühungen Monge's und Meusnier's um die Vervollkommnung der Ballons, als Maschinen zum Kriegsgebrauche, geschätzt und belobt. Er befahl Conté in Aegypten, Ballons aufsteigen zu lassen, um den Arabern die Ueberlegenheit der Künste Europa's fühlbar zu machen. Allein derselbe Napoleon machte sich Skrupel über das Scheitern jener Krone an Nero's Grab, und von diesem Tage datirt sich seine Gleichgültigkeit gegen die aerostatische Kunst: die Schule von Meudon ging ein; die Experimente und die Unterstützung derselben von Staats wegen hörten auf; Garnerin wurde von der Regierung nicht mehr gebraucht; Madame Blanchard erwarb sich das Vertrauen, dessen er bis dahin genossen hatte, und ihr wurden alle die Luftfahrten übertragen, die seitdem bei öffentlichen Festen vor sich gehen sollten.

So flog den 20. März 1811, um sechs Uhr Morgens, mit dem zweiundzwanzigsten Kanonenschuß, ein von Madame Blanchard abgeschickter Ballon aus einem der inneren Höfe des Marsfeldes. Nachdem er aber auf seiner Fahrt tausende von Bülletins ausgestreut hatte, welche die Geburt eines Prinzen verkündeten, ließ er sich noch am Morgen bei Lagny (Departement Saone-et-Loire) im Dorfe Saint-Thiébault nieder.

Garnerin beklagt in seinen Noten den schlechten Apparat und Erfolg eines Experimentes, das ein solches Ereigniß feiern sollte. Er bedauert, daß er selbst nicht damit beauftragt worden sey, er, den man von Paris nach Aachen, von Paris nach dem Donnersberge durch die Luft fahren gesehen, und der in mehreren seiner Ausflüge ganze Tage und Nächte bald die Wolken durchschnitten, bald, so zu sagen, den Boden gefegt habe und über die Erde hingeflattert sey.

Garnerin hatte sich zu diesem Experiment erboten und sich anheischig gemacht, einen Ballon fliegen zu lassen, mit dem er auf die Küsten Englands niederzusteigen hoffte. Es war dies ein schönes Projekt, wurde aber nicht angenommen.

(Dupuis-Delcourt, préludes philosophiques et littéraires.)

Bibliographie.

- Ainsi soit-il! (So geschehe es!) Eine Geschichte des menschlichen Herzens. Von Alphons Brot. Pr. 7½ Fr.
- Oeuvres de Millevoye. (Millevoye's Werke.) Neue Ausgabe. Mit historischen und literarischen Anmerkungen von Pongerville. 2 Bde. Pr. 5 Fr.
- Histoire des révolutions des Pays-Bas. (Geschichte des Abfalls der Niederlande.) Von Fr. von Schiller. Uebersetzt von A. D . . . . v. Pr. 7½ Fr.
- L'art égyptien. (Die Aegyptische Kunst, betrachtet in allen ihren Hervorbringungen, Tempeln, Palästen, Saalen, Obelisken, Kolossen, Bildsäulen, Figürchen, geschnittenen Steinen, Malereien und Manuskripten.) Von P. F. Tremblay. Fol. mit sechs Kupferplatten.
- Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten einer berühmten Buhlerin aus den Umgebungen des Palais Royal, oder: Leben und Abenteuer der Mademoiselle Pauline, genannt die Wittwe der großen Armee.) Pr. 7 Fr. 50 Cent.

Mannigfaltiges.

— Benjamin Constant und seine Gläubiger. Benjamin Constant war arm; oft nahm er lieber bei Wucherern als bei Freunden seine Zuflucht, und es passirte ihm nicht selten, daß er seine Wohnung vom frühen Morgen an durch mitleidige Seelen bestürmt sah, die ihm zu 60 Prozent geborgt hatten. Er gab allen denjenigen, die er sich vom Leibe halten wollte, vertrauensvoll eine Karte, auf der geschrieben stand: „Darf eintreten", und befahl zugleich seinem Bedienten, die Vorzeiger solcher Karten nicht heraufkommen zu lassen und nur Leute hinaufzuführen, die keine dergleichen bei sich hätten. Der Gläubiger erschien, auf seinen Paß vertrauend, und der Bediente wies ihn zurück, indem er Entschuldigungen vorbrachte und mit leiser Stimme öfter wiederholte: „Sie können überzeugt seyn, daß der Herr ausgegangen sind; denn mit Ihrem Billet würden Sie ja ohne die geringste Schwierigkeit eintreten können."

— Die Brücke von Fudschen-Fu in China. Fudschen-Fu, die Hauptstadt der Chinesischen Provinz Fokian, hat eine im ganzen Reich berühmte Brücke, von der die älteren Missionaire sagen, daß sie hundert Bogen zähle und aus schönem weißem Stein gebaut sey. Allein diese guten Väter beschreiben nur zu oft Dinge, die sie nie gesehen haben. Das Englische Schiff „Lord Amherst", welches vor zwei Jahren die östlichen und nördlichen Häfen China's besuchte, kam auch nach Fudschen-Fu, und sein Bericht über die Brücke ist folgender: „Wir zählten dreiunddreißig Bogen oder vielmehr diamantenartig gestaltete Pfeiler aus ungeheuren Granitmassen, die eben so ungeheure Quaderblöcke unterstützten. Die Länge der Brücke betrug nach unserer Messung 420 Ellen (Yards), die Breite aber nur etwas über 14 Fuß, und bei dieser Enge war noch ein großer Theil der Brücke mit Marktbuden besetzt. Der Fluß ist 3—4 Faden tief und hat einen reißenden Lauf; die Fluth wird kaum verspürt, ausgenommen wenn sie ein Steigen des Wassers bewirkt. Als ein Werk mühseliger Arbeit verdient die Brücke Bewunderung; allein man entdeckt an derselben keine Spur von architektonischer Kunst. An vielen Stellen ist sie bedeutend eingesunken; ihre massive Struktur wird sie übrigens noch manches Jahrhundert stehen lassen."

— Die Bedienung bei Tische in Westindien. Mistreß Carmichael, die sich fünf Jahre in Trinidad und St. Vincent aufgehalten hat und von den dortigen Pflanzern und ihrer Wirthschaft viel zu rühmen weiß, nimmt desto größeren Anstoß an dem Benehmen ihrer Domestiken, vorzüglich bei Tische. In der Beschreibung eines Gastmahls sagt sie unter Anderem: „Viele Gäste brachten ihre Bedienten mit, so daß ein ganzer Haufe derselben sich im Speisesaal herumtrieb. Einige trugen Livree, Andere weiße oder buntgestreifte Jacken; Einige waren beschuht, die meisten aber baarfuß; Einige jung, Andere alt; Einige farbige Leute, Andere Neger. Unter diesem buntscheckigen Gesinde bestand keine Ordnung, keine Planmäßigkeit im Aufwarten; sie harmonirten nur — im Stehlen. Kaum war eine Flasche Wein geöffnet, so wurde sie auch weggestibitzt und ohne Schaamgefühl oder anscheinende Furcht vor Entdeckung zum Fenster hinausgereicht, wo Andere sie in Empfang nahmen. Kurz, die Kinnbacken und Gurgeln der Dienerschaft waren, so lange das Essen dauerte, in Thätigkeit, und sie hatten so viel mit sich selbst zu thun, daß die Teller der Damen kein einziges Mal gewechselt worden wären, wenn die Herren nicht oft und mit barschen Worten daran erinnert hätten."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Freitag den 18. Oktober 1833.

Schweden.

Königin Christine, nach der Darstellung des Engl. Gesandten an ihrem Hofe.

Das Tagebuch, welches der im Jahre 1654 in Stockholm sich aufhaltende Englische Ambassadeur Whitelocke geführt hat, enthält mehrere interessante Notizen über die Königin Christine und deren Hof, während ihrer Anwesenheit zu Upsala, so wie auch über die ausgezeichnetsten Personen des damaligen Zeitalters und über das Land selbst, so daß es nicht uninteressant seyn dürfte, aus diesem Werke, welches ursprünglich in Englischer Sprache erschienen ist, einige Auszüge hier mitzutheilen.

Der Königin Christine Kleidung, bei der ersten Audienz des Herrn Whitelocke, war folgende: ein Frauenrock von gewöhnlichem grauen Tuche bis auf die Füße reichend, darüber ein Mannsrock, der bis an die Kniee ging; auf der rechten Seite trug sie einen mit Brillanten besetzten Amaranthen-Orden am karmosinrothen Bande.*) Die Manschetten waren in Falten gelegt, und anstatt eines Halskragens, wie ihn die Frauen tragen, hatte sie ein schwarzes militairisches Halstuch umgebunden. Ihr Haar hing frei herunter, eine schwarze Sammet-Mütze, aufgestülpt und mit Zobel besetzt, zierte den Kopf; wenn sie grüßte, so nahm sie dieselbe ab und setzte sie wieder auf, ganz nach Art der Kavaliere. Ihr Blick war feurig, der Teint bleich, die Haltung majestätisch, obgleich klein von Wuchs. — Bei einer anderen Audienz war die Königin in schwarzseidenem Rocke mit einem Mannsrocke von Sammet darüber und einem Männerhut auf dem Kopfe.

Eines Tages erhielt Herr Whitelocke und sein Gesandtschafts-Personal eine Einladung auf's Schloß, um in den inneren Gemächern der Königin einer vortrefflichen Musik beizuwohnen. Mehrere Kastraten und eine Französin, Madame la Bar, nebst ihrem Bruder, ließen sich hören. Der Graf Jakob de la Gardie und seine Frau, eine geborne Sparre, unter dem Namen der schönen Gräfin (la belle comtesse) bekannt, waren dabei gegenwärtig. Letztere war die beständige Begleiterin der Königin; sie war gleich liebenswürdig, geistreich und schön. Die Königin Christine zog bei dieser Gelegenheit der Gräfin die Handschuhe aus und gab den einen zum Andenken an Whitelocke, den andern riß sie in vier Theile und vertheilte diese an den Oesterreichischen Ambassadeur Montecuculi, den Spanischen Minister Pimentelli, einen Italiänischen Grafen und den Grafen Tott, der Königin Günstling. Am anderen Tage schickte Whitelocke der Gräfin als Gegengeschenk ein Dutzend weiße Englische Handschuhe, auf die man damals in Schweden vielen Werth legte.

Den 11. Februar begaben sich Whitelocke und Pimentelli in des Letzteren Wagen aufs Schloß, um das Schießen nach der Scheibe mit Büchsen und Pistolen von Seiten der Königin und ihres Gefolges mitanzusehen. Der Beschreibung des Wagens zufolge, war er so groß, daß man bequem darin ein Bett aufschlagen konnte, auch war genug Raum für einen Tisch und unter den Sitzen für Speisen und Getränke. Als etwas Besonderes wird angegeben, daß auf den Seiten des Wagens Glasfenster angebracht waren, die man nach Gefallen herauf und herunter lassen könne. Nach der Ankunft auf dem Schlosse schoß die Königin mehreremale mit Pistolen nach der Scheibe, und sowohl der Hofstaat als auch die Offiziere nahmen an diesem Vergnügen Theil, was man als eine große Auszeichnung ansah.

In der Gesellschaft von Whitelocke und anderen Ausländern nebst den einheimischen Offizieren unternahm die Königin oftmals Spazierritte ungeachtet des strengen Winters. Sie ritt ausgezeichnet gut und führte ihr Pferd mit vielem Anstand. Auch bei den Treibjagden der Bären und Wölfe war die Königin öfters zugegen und zählte diese Beschäftigung mit zu ihren größten Vergnügungen.

Bei der Hochzeit eines Baron Horn und eines Fräulein Sparre ging es folgendermaßen zu. Die eingeladenen Gäste und der Vater oder Vormund der Braut begaben sich zuerst nach des Bräutigams Wohnung, von der sie zu Wagen in großer Prozession auf's Schloß fuhren; des Bräutigams Wagen war der letzte bei solcher Gelegenheit, da ihm der Ehrenplatz gebührte. Auf dem Schlosse angekommen, wurde die ganze Gesellschaft durch den Ceremonien-Meister bei der Königin eingeführt, woselbst die Braut und der ganze Hofstaat schon versammelt waren; der Bräutigam küßte darauf zuerst die Hand der Königin und dann die seiner Braut, welches die übrigen anwesenden Herren gleichfalls thaten. Der Braut und des Bräutigams Kleidung waren von weißem Taffet, das Kleid des Bräutigams reich mit Gold und Silber gestickt. Die Braut trug eine Krone und ein Halsband von Brillanten, auch auf der Brust strahlte ein großer Brillant, und ein Diamant-Gürtel umschloß den schlanken Leib. Die edlen Steine waren von hohem Werth und schienen von der Königin zu dieser Festlichkeit hergegeben zu seyn.

Die ganze Gesellschaft begab sich darauf in Prozession nach einem großen Saale, wo sich die Königin auf den Thronsessel niederließ. Darauf trat der Vormund der Braut, der Reichsrath Bonde, hervor und hielt eine Rede, wodurch er ankündigte, daß zwei junge Personen, beide aus altem und edelichem Geschlecht, sich zu heirathen wünschten u. s. w.; im Verfolg seiner Rede ertheilte er dann dem Brautpaar Lebensregeln, indem er zugleich den ausgezeichneten Lebenswandel ihrer Voreltern erwähnte. Nachdem darauf der Trauungsakt durch den Hofprediger vollzogen war, begann sogleich der Fackeltanz, woran die Königin ebenfalls Theil nahm; nach Beendigung desselben wurden Schwedische und Französische Tänze, bis das Souper servirt war, getanzt. Der Hof-Marschall mit dem silbernen Marschalls-Stabe kündigte den Anfang des Soupers an und legte die Gerichte vor. Nach Beendigung desselben begab sich die Braut, gefolgt von den Hof-Kavalieren, nach dem Brautgemache, und die übrige Gesellschaft verfügte sich in der vorgeschriebenen Weise fort.

Am Abend des folgenden Tages (es war dies derselbe, wo die Königin Christine zu Upsala dem Schwedischen Thron entsagte und die Regierung dem Prinzen Karl Gustav übergab) fand sich dieselbe Gesellschaft in der ihr vorgeschriebenen Ordnung unter Trompeten- und Paukenschall wieder auf dem Schlosse ein. Ein Kavalier, der ein mit Silber beschlagenes Scepter in der Hand trug, dessen Schaft mit den Farben des Bräutigams geschmückt war, trat darauf hervor, stellte sich neben das Brautpaar, indem er das Scepter horizontal auf der Brust hielt, so daß beide Enden desselben nach den jungen Leuten gerichtet waren. Nun hielt der Reichsrath Bonde eine Rede, worin er der Königin für das hohe Wohlwollen dankte, welches sie dem Brautpaare bewiesen habe, und zugleich anzeigte, daß der Bräutigam diesen Morgen seiner Braut ein Hochzeits-Geschenk von 2000 Dukaten gemacht hätte, und daß zwölf Verwandte des Brautpaares dabei Zeuge gewesen und für die richtige Auszahlung dieser Summe nach dem Tode des Bräutigams zum Besten der Braut und deren Kinder gut gesagt hätten. Die Namen der Zeugen wurden sodann verlesen, und jeder von ihnen trat einzeln hervor, verbeugte sich vor der Königin und legte seine Hand auf das Scepter, um jene von ihm übernommene Verpflichtung zu bekräftigen. Dann wurde das Scepter vor die Füße der Braut niedergelegt, kurz darauf aber wieder aufgenommen und unter die auf dem Schloßhofe versammelte Menge geworfen, welche sich darüber herwarf, um entweder den Silberbeschlag des Scepters zu erhalten oder doch wenigstens ein Stück der farbigen Bänder, womit ein Jeder zu Ehren der Braut seinen Hut schmückte. Das Fest schloß mit einem Ball und Fackeltanz.

Whitelocke giebt sein Erstaunen darüber zu erkennen, daß die Königin, welche Morgens für sich und das Reich eine so höchst wichtige Angelegenheit abgemacht hatte, Abends an einem solchen Feste Vergnügen finden konnte. Er fährt dann auf einer anderen Stelle weiter fort.

Nachdem der Reichstag eröffnet worden war und die Königin am 11. Mai 1654 in einer Rede den Ständen zu erkennen gegeben hatte, die Krone niederlegen zu wollen, äußerte der Sprecher des Bauernstandes in einer wahrscheinlich improvisirten Antwort Folgendes: „Ach, mein Gott, was denket Ew. Majestät zu thun? Es beunruhigt uns, zu hören, daß Ihr uns verlassen wollt, die wir Euch alles Gute wünschen. Kann wohl Ew. Majestät etwas Besseres erhalten, als sie jetzt schon hat? Ew. Majestät ist jetzt Herrscherin über alle diese Länder, und wo kann Ew. Majestät wohl solch' ein Reich wiederbekommen, wie das, welches sie verlassen will? Und sollte Ew. Majestät diesen Schritt dennoch thun, welches, wie ich

*) Diesen Orden hatte die Königin gestiftet, weil es ihr nicht gelungen war, in den Freimaurer-Orden aufgenommen zu werden. Bekanntlich sind in Schweden die Frauen von demselben ganz ausgeschlossen, und sie verlieh ihrem Orden daher solche Einrichtungen, daß er in dem äußeren Ceremoniell dem Freimaurer-Orden ziemlich gleichkam. Sie selbst erklärte sich zur Großmeisterin desselben und ertheilte ihn als eine besondere Gunstbezeugung. Dieser Orden existirt noch jetzt, doch ist dessen Tendenz dahin verändert, daß Jedermann aus gebildetem Stande darin aufgenommen werden kann und die damit verbundene Zusammenkunft mit Beibehaltung des alten üblichen Ceremoniells den höheren Ständen nur zur geselligen Unterhaltung dient.

noch hoffe, niemals geschehen möge, so könnte es leicht geschehen, daß Beide, Ew. Majestät und wir, Ursache hätten, es zu bereuen, wenn es leider zu spät wäre. Deswegen bitten ich und meine Brüder, daß Ew. Majestät diesen Schritt etwas mehr überlegen und die Krone auf dem Haupt behalten möge; denn dadurch erwächst Euch Ehre und uns Wohlergehen; aber sollte Ew. Majestät die Krone doch niederlegen, so wird dadurch, meiner Ueberzeugung nach, Alles aufs Spiel gesetzt. Fahret daher fort, gnädigste Königin, in Euren Verrichtungen und seyd unsere Kostträgerin (forelnese), so lange Ihr lebt; wir wollen helfen, so gut wir können, Euch die Kost zu erleichtern. Eurer Majestät Vater war ein Ehrenmann und guter König, machte sich einen großen Namen in der Welt, und wir gehorchten ihm und liebten ihn, so lange er lebte. Ew. Majestät ist sein einziges Kind und hat uns ganz gut regiert, auch lieben wir Euch von ganzem Herzen. Der Prinz (Karl Gustav) mag ein rechtschaffener Mann seyn, und sollte die Zeit kommen, werden wir willig seinen Befehlen gehorchen, wie jetzt den Eurigen; aber so lange Ihr lebt, wollen wir uns nicht von Euch trennen und bitten Euch deswegen, gnädigste Königin, Ihr mögt uns nicht verlassen."

Nach dieser Rede näherte sich der Bauer in seiner groben Tracht mit schlotternden Schritten der Königin, ergriff, ohne eine Verbeugung zu machen, ihre Hand, schüttelte sie herzlich und küßte sie zwei- bis dreimal, dann wandte er ihr den Rücken, zog aus der Tasche ein kleines Schnupftuch, trocknete sich die Thränen, welche über seine Wangen flossen, und begab sich in dieser Stellung auf seinen Platz. —

Auf einer Maskerade, welche von 8 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens dauerte, tanzte die Königin zuerst in Maurischer Tracht, und nachher stellte sie eine Bürgerfrau vor; beide Rollen führte sie mit Anstand und Geschicklichkeit aus. Der Tanzsaal war mit rothem Sammet ausgeschlagen, und viele schöne und prächtig gekleidete Damen waren zugegen. Die übrige Gesellschaft bestand aus Rathsherren, Offizieren, Herren vom Hofe und Adeligen nebst einer Menge von Zuschauern. Die Musik war ausgezeichnet gut, im Orchester befanden sich mehrere der besten Violinspieler. Die maskirten Personen sprachen weder, noch sangen sie, sondern spielten nur ihre verschiedenen Rollen. Der Spanische Minister Piementelli, der, weil er bereits seine Abschieds-Audienz gehabt, sich auf dem Ball nicht mehr öffentlich zeigen konnte, hatte sich indessen aus Neugierde in einem Nebenzimmer, welches zum Ankleiden der Masken bestimmt war, eingefunden; die Königin, als sie das Kostüm wechselte, übergab ihm einen Brillant-Ring zum Aufbewahren mit der Weisung, solchen so lange zu behalten, bis sie ihn von ihm zurückverlangen würde. Es war dies derselbe Ring, der beim Kerzen- und Fackelschein im Munde der schwarzen Maske, welche die Königin vor dem Gesicht hatte, während des Tanzes so glänzend gestrahlt hatte. Als Piementelli fragte, wie Ihre Majestät einen Ring von so großem Werthe einem Soldaten anvertrauen könnte, antwortete sie mit vieler Grazie, daß dies auf ihre Gefahr geschehe. Nachdem die Maskerade vorbei war, wollte Piementelli den Ring wieder zurückstellen; die Königin machte ihm aber darüber Vorwürfe, daß er ihren Befehlen nicht nachgekommen sey, da er solchen erst auf Abfordern zurückgeben solle, sie denke aber weder jetzt noch jemals daran, dies zu thun, und wünsche, daß Piementelli denselben zum Andenken ihres Wohlwollens für ihn behalten möge. Der Ring war wenigstens 10,000 Kronen (17,500 Thaler Conv.) an Werth.

Als einst der Reichs-Kanzler, Graf Axel Oxenstjerna, dem Englischen Gesandten Whitelocke einen Besuch abstattete, fuhr er, obgleich er nicht weit davon wohnte, in einem mit 6 Pferden bespannten Wagen vor, gefolgt von 12 Kavalieren zu Fuß und vier Bedienten. Um dem alten Mann nicht die Beschwerde zu machen, so viele Treppen hinaufzusteigen, hatte Whitelocke in der unteren Wohnung das Zimmer seines Haushofmeisters mit reichen Tapeten bekleiden lassen, wohin sich der Kanzler, nachdem er an der Thüre empfangen worden war, begab. Er war ein großer ansehnlicher und noch recht gut aussehender Mann in dem Alter von 71 Jahren. Seine Kleidung bestand aus einem kurzen schwarzen Rocke mit Pelz gefüttert und einer gleichfalls mit Pelz gefütterten Sammet-Mütze. Sein graues Haar und der breite und lange Bart trugen viel zu seinem würdigen Aussehen bei. Sein Blick war ernst, aber lebhaft, und sein Benehmen würdig, aber höflich. Er sprach mit Fertigkeit sehr gut Lateinisch, und obgleich er die Französische Sprache wohl verstand, so zog er doch die alte Römische Sprache, als eine viel schönere und reichere, vor. In seiner Unterhaltung mischte er unter die ernsten Gegenstände mitunter die lustigsten Erzählungen, und er schien sich darin zu gefallen, wenn er von Gustav Adolph's Thaten und seinen eigenen erzählen konnte. Er entschuldigte sich oft, daß er so viel plaudere, und nannte dies: *senilis garrulitas* (Geschwätzigkeit des Alters). Alles, was er äußerte, trug den Stempel eines tiefen Verstandes und ausgebreiteter Kenntnisse. —

Beim Einzug des Prinzen Karl Gustav in Stockholm ging die Königin Christine demselben bis eine halbe Meile vor der Stadt entgegen. Die Königin war zu Pferde, in ihrem gewöhnlichen grauen Kostüm, den Hut auf dem Kopf und Pistolen im Pistolenhalfter, umgeben von 24 Trabanten. Sobald die Königin sich näherte, sprang der Prinz vom Pferde; sie that darauf ein Gleiches und mit ihr alle Reichs-Räthe. Nachdem der Prinz mit unbedecktem Haupte und tiefer Ehrfurcht ihre Hand geküßt und mit ihr sich unterhalten hatte, stiegen sie Beide wieder zu Pferde, gefolgt von ihrem Hofstaate und Beamten, wobei der Prinz etwas auf der Seite unmittelbar hinter der Königin ritt; so oft sie sich zu ihm wandte, um mit ihm zu sprechen, nahm der Prinz jedes Mal den Hut ab.

Bei der Audienz, die der Prinz Karl Gustav dem Whitelocke ertheilte, wurden von beiden Seiten viele Komplimente gemacht. Whitelocke war nicht wenig geschmeichelt, daß der Französische Ambassadeur Chanut erst beim Audienzzimmer von dem Ceremonien-Meister empfangen wurde, während er schon beim Eingang in den Trabanten-Saal diese Auszeichnung genossen hatte. Nach vielen Höflichkeits-Bezeugungen bot der Prinz den Whitelocke, vor ihm voranzugehen, welches Letzterer erst nach einer halbstündigen Weigerung und auf ausdrückliche Anweisung des Ceremonien-Meisters annahm. Sobald die Thüren breit genug waren, gingen der Prinz und Whitelocke neben einander, doch behielt Letzterer immer die rechte Seite. Unter einem Thronhimmel setzten sie sich neben einander auf reich verzierten Stühlen, und selbst hier, doch erst nach erneuerten Komplimentirungen, wurde Whitelocke der Vorrang gegeben. Beide saßen mit bedecktem Haupte; die Versammlung war glänzend; der Prinz in einem schwarz seidenen Kostüm.

Am folgenden Tage stattete der Prinz mit großem Gefolge einen Besuch bei dem Englischen Ambassadeur ab und wurde von diesem an der Wagenthür empfangen. Beide traten darauf mit bedeckten Haupte ins Haus, der Prinz zur Rechten zwischen einer Haie von vierzig Bedienten in Staatslivree.

Nachdem Whitelocke seine Abschieds-Audienz gehabt hatte, erhielt er von der Königin zum Geschenk 200 Schiffspfund Kupfer und eine schön emaillirte Golddose mit dem sehr glücklich getroffenen Bildnisse derselben, welches in zwölf große Diamanten und viele kleine eingefaßt war. Seine beiden Söhne erhielten ein jeder eine goldene Kette mit der Königin Brustbild, 400 Dukaten an Werth. Zehn Andere von Whitelocke's Gefolge erhielten gleichfalls goldene Ketten von minderem Werth. Whitelocke verehrte als Gegengeschenk der Königin acht schwarze Englische Hengste zum Fahren und vier zum Reiten, einen Spiegel, eine reich eingebundene Englische Bibel, mehrere Stück Englisches Tuch und ein Flaschenfutter mit Liqueur.

Vom Prinzen erhielt Whitelocke eine reich brillantirte Golddose mit des Prinzen Portrait; wogegen Whitelocke demselben sieben Englische Hengste von grauer Farbe und einen Wallach von ausgezeichneter Race verehrte. Der Englische Capitain Crisp, welcher diese Pferde übergab, erhielt eine Goldkette von 200 Dukaten an Werth und die Stallbedienten ein jeder 25 Dukaten. Der Reichs-Kanzler, Graf Axel Oxenstjerna, erhielt von Whitelocke ein Oxhoft Kanarien-Sekt und ein junges, schönes, gutgerittenes Pferd mit reichem Sattel und Zaumzeug; die Generale Wrangel, Tott, Wittenberg, Steinberg und Douglas bekamen ein jeder ein schönes Pferd; der ehemalige Schwedische Gesandte in England, Lagerfelt, eine sehr schön gearbeitete Uhr; der Secretair der Königin, Canterstern, ein silbernes Kästchen mit 40 Jakobsd'or; der Ceremonienmeister Englische brodirte Brandschuhe, worin 40 Guineen lagen; die Gräfin Erik Oxenstjerna eine neumodische Englische Pendel-Uhr mit elfenbeinernem Futteral, ausgelegt mit Silber; die belle Comtesse und andere Hofdamen erhielten zum Geschenk Handschuhe, Band, seidene Strümpfe und andere Sachen, worauf man damals vielen Werth legte.

Um von dem großen Leichtsinn der Königin ein Beispiel anzuführen, erzählt Whitelocke, daß sie ihm und anderen ausländischen Gesandten ihren Beschluß, der Regierung zu entsagen, vertraulich eher eröffnet hätte, als irgend ein Schwede es habe ahnen können, selbst ehe der alte Kanzler, ihres glorreichen Vaters alter ego, darum gewußt hätte. Um beurtheilen zu können, ob Whitelocke feine Manieren, eine gute Erziehung genossen hätte und von Familie wäre, hatte die Königin bei dem ersten Feste, wozu er eingeladen war, ihn zum Tanz auffordern lassen, und da er sich hierbei sehr schicklich benahm, so verschaffte ihm dies gleich eine günstige Meinung von ihrer Seite. Bei dem Allianz-Traktat zwischen England und Schweden wollte die Königin durchaus, daß ein heimlicher Artikel aufgesetzt werden sollte, worin festgestellt würde, daß, wenn die Krone Schweden nicht ihre Verbindlichkeiten gegen die Königin hielte, der Protektor Cromwell das Recht haben sollte, die Allianz aufzuheben, wobei sie äußerte, daß sie zu keinem Schweden Vertrauen hege, und da Whitelocke eine ausweichende Antwort auf diesen Vorschlag ertheilte, so beschloß sie, sich darüber mit dem Dänischen Emigranten Ulfeld zu berathen.

Das Schwedische Volk wird im Allgemeinen zu der Zeit als sehr arm beschrieben, aber so ehrlich, daß man niemals zu fürchten brauchte, bestohlen zu werden. Auf der Reise zerbrach ein eiserner Koffer des Englischen Ambassadeurs, worin eine bedeutende Summe halber Kronen enthalten war, einer Münze, die damals in Schweden gangbar war; doch keine einzige ging davon verloren, ein jeder der Suchenden lieferte ab, was er gefunden hatte.

In Stockholm sah Whitelocke damals 1100 Kanonen, welche den Russen abgenommen waren, worunter zwei außerordentlich große, und einen Mörser, dessen Mündung eine Famn (Schwedisch Maß ungefähr 6 Fuß) und 3 Finger breit im Durchmesser war. Im Hafen lagen 50 Kriegsschiffe von 30 bis 80 Kanonen; auf dem Schlosse waren 17,000 Gewehre und im großen Arsenale 50,000 Gewehre vorhanden.

Bibliographie.

Om de fordna Skandinavers Kroppsöfningar och Lekar. (Ueber die gymnastischen Uebungen und Spiele der alten Skandinavier) Eine historische Untersuchung, von Ebbe Samuel Bring, Professor der Geschichte. Lund.

Om de fordna Skandinavers Näringsfång och Hushållning (Ueber den Lebensunterhalt und die Haushaltung der alten Skandinavier.) Eine historische Untersuchung von Ebbe Samuel Bring. Lund.

Sannfärdig Berättelse ꝛc. (Wahrhafter Bericht über eine junge Magd, Esther Jönsdotter aus Norra Åby in Schonen, welche nun schon seit sieben Jahren lebt, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen.) Stockholm.

Författnings-Lexikon. (Verfassungs-Lexikon, oder alphabetische Zusammenstellung aller in Schweden erschienenen Kirchen-Verfassungen seit dem 16. Jahrhundert bis zum Jahre 1831.) Von Magnus Eldahl, Vice-Pastor. Orebro. Pr. 3 Rdr. 16 Sk.

Rußland.

Ueber Russische Volks-Poesie.

(Schluß.)

No. 3.

Nachtigall.

(Volkslied, gedichtet von Baron von Delwig.)

Nachtigall, o Nachtigall!
Süße Sang'rin, Nachtigall!
Sag', wo Du die ganze Nacht
Klagend, singend zugebracht?

Wer mag wohl die Arme seyn,
Die, wie ich, in bitt'rer Pein
Und das Auge trüb und feucht,
Sich zu Deinem Sange neigt?

Fliege über Berg und Thal,
Liebe kleine Nachtigall!
Schwing' Dich über Strom und Land
Hin zum fremden Meeresstrand!

Zieh' ins städtische Gewühl,
In den Wald, so duftig-kühl, —
Nirgend findest Du ein Herz,
Wie das meine, krank von Schmerz.

Ob ich auch so jung noch bin,
Ist doch trübe schon mein Sinn;
Einst schmückt mich ein Diamant
Und ein Goldring meine Hand.

Und ich hatte einen Freund,
Dem die Liebe mich vereint.
Doch im Herbst verlor der Stein
Seinen Glanz und seinen Schein.

Dann im Winter brach der Ring,
Und als es zum Frühjahr ging,
Ward mein Liebster ungetreu —
Und mein Frühling ist vorbei! —

Was wir oben von der Nachtigall, dem Vogel der Schwermuth und unglücklichen Liebe, gesagt haben, bewährt sich in diesem Liede. Eben so zerbricht der Ring des Mädchens, als Vorbedeutung der Untreue ihres Geliebten.

No. 4.

Der Kosak und sein Mädchen.

Was zur trüben Donau Wogen
Der Kosak zu Roß gezogen,
Reitet noch einmal zum Mädchen,
Sagt ihr Lebewohl!

„Ach, Kosak' reit' nicht von hinnen,
„Deines Mädchens Thränen rinnen;
„Wenn ich hier verlassen bleibe,
„So gedenke mein!" —

„„Ringe nicht die weißen Hände,
„„Mach' dem Weinen nun ein Ende!
„„Ruhmbedecket kehr' ich wieder
„„Aus dem Kampf zu Dir!""

„Keinen Ruhm darfst Du mir bringen,
„Kann ich, Trauter! Dich umschlingen,
„Möge Alles rings vergehen,
„Bleibest Du mir nur!"

„„Kriegerpflicht, der Dienst des Zaaren,
„„Ruft zur Weichsel uns're Schaaren,
„„Um zu schützen uns're Gränzen
„„Vor dem wilden Feind!""

„Bleib'! es werden uns're Feinde
„Leicht besiegt durch Deine Freunde;
„Ziehe, Liebster! nicht zum Streite,
„Ach! verlaß' mich nicht!" —

„„Darf ich solchen Frevel wagen?
„„Würden die Kosaken sagen,
„„Daß ich schändlich meinen Zaaren
„„Und mich selbst verrieth!"" —

„Zieh, Geliebter! wenn der Himmel
„Es gebietet, ins Getümmel!
„Schlage wacker uns're Feinde,
„Doch vergiß mich nicht!" —

„„Dein vergessen werd' ich nimmer!
„„Denke Dein beim Sternenschimmer!
„„Doch wenn ich im Kampfe falle,
„„Dann beweine mich!"" —

„Thränen werd' ich Dir nicht weihen,
„Fällst Du in der Krieger Reihen,
„Denn der Stahl, der Dich durchbohret,
„Trifft, mit Dir, mein Herz!" —

Die Melodie dieses aus dem Klein-Russischen übersetzten Liedes ist seit vielen Jahren auch in Deutschland bekannt. Man hat ihr aber dort einen Text untergelegt, der, wenn auch entfernt an das Original erinnert, dennoch mehr das Werk desjenigen ist, der ihn in Deutschland verbreitete. So viel mir erinnerlich, beginnt es dort mit den Worten: „Schöne Minka, ich muß scheiden!" die hinzuschreiben, um dem Leser auch die Melodie ins Gedächtniß zurückzurufen. — Der Abschied des Kosaken von seiner Geliebten findet an der „Donau" statt. Wie oben bemerkt, ist die Donau ein Unheil und Betrübniß bringender Fluß, und so mag der Sänger, dem die schmerzliche Stunde des Abschieds, vielleicht der Tod des Kosaken im Kampfe, vorschwebte, wegen dieser eigenthümlichen Begriffsverbindung dafür zu entschuldigen seyn, daß er den Wohnsitz des Kasaken vom Don nach der Donau verlegte. Daß von Seiten des Uebersetzers keine Namensverwechselung stattgefunden, wird man leicht im Original nachsehen können, wo man за Дунай (gespr. sa Dunai) findet.

No. 5.

Volkslied.

(Gedichtet vom Baron Rosen.)

Ist's die reife Beere,
Die dem Wand'rer, röthlich schimmernd, winket?
Ist's der Schwan wohl hehr,
Schön gestaltet, der so glänzend blinket?
Bist Du's in dem Haine,
Vöglein! bester Gast der Frühlingsgäste,
Der so klar' und reine
Lieder flötet aus dem stillen Neste?

Gleich dem hellen Sterne,
Der herniederblickt auf Dorf und Städtchen,
Glänzest nah und ferne
Schöner wohl, als Alle, Du, mein Mädchen!
Rosenroth erblühen
Deine Wangen, Jeden zu entzücken,
Und der Liebe Glühen
Hebt den Busen, strahlt aus Deinen Blicken!

Wie die reife Beere
Lockt das Rosenroth der zarten Wangen;
Wie der Schwan, der hehre,
Seh' ich, Mädchen! anmuthsvoll Dich prangen!
Möcht' Dich immer hören,
Wenn Du singst, gleich holden Nachtigallen,
Wenn in Mädchen-Chören
Du den Reigen führtest, schön vor Allen!

Könnt' ich's doch ergründen,
Ob mir Deine Veilchen-Augen leuchten?
Und Gewißheit finden,
Ob um meinetwegen sie sich feuchten?
Aus der Wolkenhülle
Senk' Dich herab, mein Sternlein, glänzend!
Mädchen, leis' und stille
Schleich' zu mir, mit Wonne mich bekränzend.

Die Vergleiche des Mädchens mit einem rothen Beerchen, mit dem anmuthigen Schwane, mit einem Sterne, — ihres Gesanges mit dem der Nachtigall, bestätigen, was oben über diese Schmeichelworte gesagt worden. — Die letzten Verse in der dritten Strophe bedürfen der Erklärung, daß die Volkslieder auf dem Lande gewöhnlich strophenweise von einer Person vorgesungen und nachher von dem ganzen Chor wiederholt werden. Fr. Tietz.

St. Petersburg.

Morgenländisches.

Georgische Literatur.

Die letzten Bagratiden-Fürsten von Kachetien und die von der Seitenlinie der Mukranischen Fürsten, welche zu Ende des 17ten Jahrhunderts den Thron von Georgien bestiegen, zeichneten sich durch ihre Liebe zu den Wissenschaften aus. Aetschil III., ältester Sohn Wachtang's V., der hinter einander von den Thronen von Imeretien, Kachetien und Kartli gestürzt worden, schrieb nach Europäischen Quellen eine allgemeine Geschichte, auch eine Chronik über die Begebenheiten seines Vaterlandes, die Müller in seiner Russischen Geschichte anführt. Wachtang VI., des Vorigen Neffe, zeichnete sich durch eine Gesetz-Sammlung aus, wovon ein Theil binnen kurzem in Paris erscheinen wird. In Tiflis legte er eine Georgische Druckerei an, in welcher Gebetbücher, Theile der Bibel und andere literarische Sachen gedruckt wurden; das wichtigste Buch ist eine Ausgabe des schönen Romans „der Mann mit dem Tigerfell" mit mystischen und politischen Anmerkungen. Jedoch sind die meisten Exemplare durch den Brand von Tiflis im Jahre 1795 vernichtet worden. Außerdem arbeiteten Aetschil III., Wachtang VI. und dessen Sohn Bakar VII. — fälschlich Schach Nawas II. genannt — an der Revision der in der älteren Mundart geschriebenen Georgischen Bibel. Wachuschti, Wachtang's VI. Sohn, und ein Fürst Thumanow haben Geschichten von Georgien verfaßt, die uns noch gänzlich unbekannt sind. Antoni I., Patriarch von Kartli und Kachetien und Sohn des Königs von Kartli, Jassitan, hat sich durch die Abfassung bemerkenswerther Schriften einen Namen erworben: außer zwei Sprachlehren haben wir von ihm eine Sammlung geschichtlicher Oden, genannt Tstobil Sitkwaoba. Theimuras, König von Kartli und Kachetien, hatte mitten unter den Stürmen seines Lebens Muße gefunden, ein Lob des Frühlings zu schreiben. Einer seiner Nachkommen, Fürst David, der Letzte, der, wenn auch nur wenige Jahre, den Georgischen Königstitel führte, verfaßte viele Werke, die in folgender Grabschrift aufgezählt werden: „Als Mensch geschaffen aus irdischem Thon, zusammengesetzt aus den vier Elementen der Materie, ausgestattet mit der Gabe des Lebens und des Wortes und durch selbige vor Allem, was athmet, ausgezeichnet, jetzt dieser Vorzüge beraubt, habe ich nicht bloß alle lebende Wesen übertroffen, sondern ein Alterthum von 105 Jahren, die höchste Autorität und die Vortheile des Thrones erhoben mich über andere Menschen. Alles dies ist für mich dahin. Jung an Jahren, aber nicht an Einsicht, erhielt ich die einem Freien gebührende Erziehung; ich ermüdete meinen Geist mit der Arbeit über die heiligen Schriften, ich erwarb mir die Kenntniß der bürgerlichen Gesetze und hatte in dem Kriege keinen Nebenbuh-

ter. In mehr als Einem Treffen bewies ich meine Anhänglichkeit an das Vaterland; ich ward geliebt von meinen Georgischen Unterthanen wegen meiner Sanftmuth, wegen meiner Beharrlichkeit in der Freundschaft und meiner ausgesuchten Höflichkeit. Ich habe eine Grammatik zur Erklärung meiner Muttersprache verfertigt, ferner Kategorieen, ein geistliches Symbol, eine Erdbeschreibung, eine Abhandlung über die Artillerie, eine Mythologie, einen Auszug der Geschichte, einen Roman; alles dies umsonst. Ich habe mein Vaterland gegen die Anfälle des Auslandes vertheidigt, die Lesgier in Karel, Matan und auf dem Gebirge Tschar geschlagen; zweimal habe ich die Türken und den Pascha von Kars besiegt. Dort versetzte mir Tschik-Bey sechs Säbelhiebe, und ich warf ihn nieder, wie David den Goliath. Ich jagte den Persischen Vortrab in die Flucht, als der Kodscha nach Tiflis kam, und als am folgenden Tage die Georgier von den Persern besiegt wurden, erhielt ich die mir anvertrauten Truppen unversehrt und wußte sie mit heiler Haut aus dem Gemetzel zu bringen. Nichts dauert auf dieser Welt. Alles zieht rasch vorüber: Reichthum, Armuth, Größe sind nichts als Schatten und Traum. O Mensch, fessele dich nicht an das, was eitel ist!"

Der Fürst Theimuras ist der letzte Sprößling jenes edlen Geschlechts; er lebt gegenwärtig in Petersburg, wo er den Wissenschaften obliegt; fast nur als einfacher Privatmann lebend, findet er nur in dem Studium der vaterländischen Geschichte und des Alterthums sein Vergnügen. In der letzten öffentlichen Sitzung der Asiatischen Gesellschaft zu Paris vom Jahre 1831 wurde er als Mitglied aufgenommen in Gegenwart eines Verwandten, der König in Imerettien gewesen war. Proben aus seinen Briefen finden sich in dem Heft des Journal Asiatique vom August v. J. In demselben Jahre sandte der Fürst Theimuras jener Gesellschaft zwei Handschriften: die erste enthält eine in Fragen und Antworten eingerichtete Georgische Sprachlehre, nach der des Patriarchen Antoni von dem Fürsten David ausgearbeitet; in der anderen finden sich die bemerkenswerthesten Züge aus dem Leben eben dieses Fürsten David, von seinem Bruder Theimuras geschrieben. Diese Denkschrift macht uns mit den wichtigsten Ereignissen der Georgischen Geschichte aus den letzten Jahren des vorigen Säkulums, den Sitten der Königsfamilie der Bagratiden und den Ortschaften bekannt, welche der Schauplatz der Kriege des David gegen die Lesgier und die Türken von Kars waren. Theimuras versichert, nicht den zehnten Theil von dem Fürsten David, wie seine edlen Handlungen es verdienten, gesagt zu haben. Im gegenwärtigen Jahre hat er zwei andere Manuskripte eingesandt, worunter eine gedrängte Geschichte der Georgischen Schriftzüge, nebst sechs Mustern von Schönschreibkunst. Das andere Manuskript enthält auf 200 Seiten eine Abhandlung über mehrere ihm vorgelegte geschichtliche Fragen. Einer anderen Person hat er mehrere Bände mit wichtigen geschichtlichen und literarischen Erläuterungen zugeschickt. Ein besonderer Band ist der Georgischen Poesie gewidmet, mit Regeln, die von den unrichtigen Angaben des Eugenius Carl abweichen. Diese Regeln werden mit zahlreichen Stellen und Werken, die in Europa unbekannt sind, belegt; auch findet man dort Akrostiche von ausnehmender Schwierigkeit und ein Lob des Alphabets in 40 Versen, jeder zu 16 Silben und 4 Worten, die jedesmal mit einerlei Buchstaben anheben. Alles wird durch einen weitläufigen Kommentar erläutert. Außerdem besitzen wir einen langen Aufsatz über die Monatsnamen, ein Auszug aus einem größeren Werke über diesen Gegenstand, das die Fürstin Mariama, Schwester des Urgroßvaters des Fürsten Theimuras, verfaßt hat; auch verdanken wir der Großmuth dieses Fürsten die prächtige Grammatik des Patriarchen Antoni I., in der der Verfasser acht Conjugationsformen mit 61 Unter-Abtheilungen aufführt und Alles durch 38 vollständige Paradigmen erläutert. Außerdem finden sich ähnliche Paradigmen für die Biegung des Zeitwortes mit den Pronominal-Vorsilben. Eben so reichhaltig ist diese Sprachlehre für die übrigen Redetheile.

E n g l a n d.

Die Shakespeare-Jungen (Shakespeare's Boys) in London.

Wenn man in London, zu Ende des Ballets, aus der Oper kommt, so ist die Straße Haymarket mit einer solchen Menge Wagen versperrt, daß es schwer wäre, bis zu dem seinigen durchzudringen, oder sich bescheiden zu Fuße zurückzuziehen, wenn nicht Zeit und Herkommen mitten in diese Unordnung eine gewisse Ordnung gebracht hätten.

Das Heraustreten aus der Oper hat etwas Imposantes: kaum verläßt eine vornehme Lady ihre Loge, so wird ihr Name und Titel mit lauter Stimme von dem Balkon des Korridors herab gerufen, und der Dienertroß, welcher zu beiden Seiten des äußeren Eingangs aufgestellt ist, wartet, bis der Name seiner vornehmen Gebieterin zu ihnen hinab schalle. Sogleich springt ein kleiner, häßlicher, schmutzig gekleideter Mensch mit einer trüben und schmutzigen Laterne hervor, krabbelt unter die Wagen zwischen den Beinen der Pferde durch, erspäht eine Equipage unter hundert anderen, und kommt zeitig wieder an die Treppe, um den Befehl zu empfangen, daß der Wagen vorfahren solle.

Die Sprache dieser Shakespeare-Jungen hat etwas Groteskes und Drolliges. „Ich bin Ihr Mann, Lady Susanna; ich bin immer derjenige, der Ihre Leute herbeiruft — Ihre Equipage ist da, Lady Mary; ich bin derjenige, der Ihnen dient; Sie sind mir immer treu — Ich wußte, daß Sie im Ballet nicht mehr bleiben würden, Miß Anna; ich habe schon Ihren Kutscher davon benachrichtigt u. s. w."

Dies sind Proben der ziemlich vertraulichen Unterredung, zu der es zwischen einem Shakespeare-Jungen und einer stolzen Lady kommt, die von solch einer Sprache gar nicht beleidigt wird. Niemand kennt die Aristokratie Londons besser, als diese Shakespeare's Boys; sie nennen die Leute mit ihren Namen; sie täuschen sich dabei nicht und sind an die Treue ihrer Patroninnen so gewöhnt, daß sie sich manchmal über Mangel an Aufmerksamkeit beschweren. Zuweilen verwundern sie sich auch über die Abwesenheit einer Person aus der Familie, machen laut ihre Bemerkungen darüber und hoffen, daß ihr kein Unglück zugestoßen ist. Sollte man wohl glauben, daß diese scheinbar so unbedeutenden Menschen gar nicht unwichtig sind? daß sie viele Geheimnisse kennen? Durch sie wird ein schriftliches Gesuch überreicht, ein billet doux geschickt abgegeben. Sie stehen beim Hineintreten wie beim Herauskommen vor dem Portal; manche Lady geht am Arme eines Kavaliers hinein und an dem ihres Mannes wieder heraus; manche Andere kommt mit einem Cicisbeo und verläßt mitten im Stücke das Schauspiel. Sie ist in ihrer Erwartung betrogen und grollt mit Jedermann, sogar mit dem Shakespeare-Burschen, weil seine Langsamkeit ihr heute unerträglich scheint; allein er war genöthigt, erst den Wagen und dann die Bedienten zu suchen, die in einem benachbarten Wirthshause sind; alles das währt lange, und er will lieber gescholten werden, der brave Mensch, als mit ansehen, wie ein Lakai seinen Posten verliert.

Ich habe mehrere Personen nach der Abkunft des Namens „Shakespeare-Jungen" gefragt; da jedoch meine Erkundigungen vergebens waren, so bemühte ich mich selbst, den Ursprung einer so hochtönenden Benennung zu enträthseln, und fand ihn in Shakespeare's Leben.

Als Shakespeare wegen einiger Wilddiebereien, an denen er Antheil genommen, aus seinem Geburtsorte Stratford am Avon flüchten mußte, kam er bekanntlich in die Hauptstadt. Ohne Protection und Hülfsquellen, wie er war, brachte ihn eine Art von Prädestination in die Nähe des Theaters. Damals begaben sich angesehene Leute, entweder der Mode-Huldigung oder der Entfernung wegen, zu Pferde ins Schauspiel. Shakespeare fing damit an, daß er während der Vorstellung die Pferde einiger Gentlemen am Zügel hielt, und fand, daß diese gar nicht mühsame Arbeit für seine Bedürfnisse einträglich genug sey. Sein Geist hüpfte bald aus dem Dunkel hervor, und man bewarb sich um seine Dienste. Da er selbst nicht alle die Pferde halten konnte, die ihm anvertraut wurden, organisirte er eine Compagnie von Assistenten und übertrug denselben bald sein ganzes zeitheriges Amt, das er sofort mit dem Bühnenleben vertauschte.

Die Ladies und Gentlemen unserer Tage kommen in prächtigen Equipagen zur Oper, und es giebt keine Pferde mehr zu halten; allein die Shakespeare-Bursche haben, dem Modewechsel und den Fortschritten der Civilisation sich anbequemend, die Zeitalter durchschritten, und das von Shakespeare ins Daseyn gerufene Gewerbe besteht noch heutiges Tages. Noch behaupten die Shakespeare's-Boys mit ihrer Laterne in der Hand etwas von der Unabhängigkeit ihres Stifters; auch treten sie keck mitten unter die Königlichen Garden, unter die Dienerschaft und ihre Ladies; ja sie bieten manchmal ihren Arm als Stütze an. (Cicerone.)

Bibliographie.

The lows relating to the poor. (Die auf die Armen Bezug habenden Gesetze.) Ein Nachtrag zu Bott und Nolans Abhandlungen. Von J. T. Prare. Pr. 15 Sh.

Songs of the press. (Lieder zur Verherrlichung der Presse und der Buchdruckerkunst.) Pr. 2½ Sh.

Pindar. — In Englischen Versen, von Cary. Pr. 6 Sh.

Popular Encyclopaedia. — Ein Nachdruck der in Amerika erscheinenden Uebersetzung des Deutschen Conversations-Lexikons. Erster Bd. Erste Abth. Pr. 11 Sh.

The autobiography of John Galt. (J. Galts Selbstbiographie.) 2 Bde. Pr. 24 Sh.

Memoir etc. (John Adam, ehemaliger Missionair in Kalkutta.) Pr. 6 Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Der Orient. Auch in dem sonst so unbeweglichen Morgenlande gehen jetzt auffallende Neuerungen vor. Die Errichtung einer mächtigen Neu-Aegyptischen Monarchie trägt hiezu nicht wenig bei. Aegypten und Asien, die schon in den frühesten Zeiten und später zur Zeit der Alexandriner in einer Art von Wechsel-Wirkung der Civilisation zu einander standen, scheinen auch jetzt wieder in dieses gegenseitige Verhältniß zu treten. Mehmed Ali und Mahmud II. bereiten um die Wette Reformen und Neuerungen. Aber auch in Indien regt es sich gewaltig. Der alten Brahmanischen Lehre droht ein unabwendlicher Stoß. Während einerseits die Kasten-Eintheilung aufzuhören beginnt, haben die Schriften eines Mannes, dessen kürzlich in England erfolgter Tod großes Bedauern erregt hat, des Radschah Ram Mohun Roy, unter den Braminen geläutertere Begriffe von dem Wesen Gottes verbreitet. Die Einführung der Dampfschifffahrt, die neue Regulirung der Britisch-Ostindischen Compagnie und endlich die erweiterten Handelsverbindungen mit dem Chinesischen Reiche dürften außerdem noch von unberechenbaren Folgen für den Orient seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Montag den 21. Oktober 1833.

England.

Ueber Monk-Lewis, den Verfasser des Mönchs.

Von Sir Walter Scott.

Die hier folgenden Nachrichten über Walter Scotts Verbindung mit Monk Lewis gehören zu den noch ungedruckten Denkwürdigkeiten über Walter Scott, die dessen Schwiegersohn, Lockhart, herauszugeben beabsichtigt. Die Englischen Biographen geben uns vom Leben Lewis sehr unbefriedigende Kunde. In dem allgemeinen biographischen Wörterbuche von Watkins findet sich nun Folgendes: „Lewis, (Mathieu Gregoire) ein schlüpfriger Autor, wurde im Jahre 1773 in London geboren. Sein Vater war Unter-Staats-Secretair des Kriegs und besaß reiche Güter in Westindien. Der Sohn erhielt seine Erziehung in der Westminster-Schule, besuchte hierauf das feste Land und ward nach seiner Rückkehr Parlamentsglied, spielte jedoch keine Rolle als solches. Er reiste nach dem Tode seines Vaters nach Jamaika und starb (1818) auf der Rückreise. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) der Mönch, ein schändlicher Roman; 2) das Schloßgespenst, Schauspiel; 3) Adelmonne, Trauerspiel; 4) Wintermährchen; 5) die tyrannischen Lehnsherren, ein Roman; 6) Schreckensmährchen; 7) romantische Erzählungen; 8) Donna, Schauspiel; 9) Gedichte." Wir lassen jetzt den berühmten Schottischen Dichter selbst auftreten:

„Man begann im Jahre 1788 bereits in Edinburg sich mit der Deutschen Literatur zu beschäftigen, als der herrliche gristaalle Lord Woodhouselee, einer meiner Jugendfreunde, eine ausgezeichnete Uebersetzung von Schillers Räubern verfertigte. Die erste, welche in Großbritanien erschien, obwohl bald darauf eine andere in London — welches damals noch das Monopol der literarischen Neuigkeiten inne hatte — herauskam. Die begeisterte Aufnahme, die jene Uebersetzung fand, vermehrte nun den Geschmack des Publikums für Deutsche Werke. Bald bewies der Erfolg eines sehr jungen Dichters die Möglichkeit, diesen neuen Geschmack zur Auffrischung unserer Literatur mittelst einer fremden Literatur zu benutzen, wie man etwa zuweilen in der Heilkunde versucht hat, durch Blut-Uebertragung in den Adern eines alten erschöpften Kranken das Leben und den Umlauf der Jugend hervorzubringen. Der Autor, welcher es zuerst versuchte, etwas von dem Deutschen Geschmacke in unser Schauspiel und unsere Poesie einzuführen, ist jetzt ziemlich vergessen, obwohl seine ersten Arbeiten allgemeines Interesse einflößten. Dies ist Mathieu Gregoire Lewis, von dem ich reden will, da ich ihn gut gekannt habe. Rang und Vermögen waren Lewis schon durch die Geburt zugetheilt. Sein Vater hatte den einträglichen Posten eines Unter-Staats-Secretairs im Kriegs-Departement, und der junge Dichter ward, sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, mit einem Sitze im Parlamente ausgestattet. Aber sein Geist war der Politik wenig zugewandt, wenigstens stimmten seine Ansichten nicht mit denen seines Vaters, der Pitts Verwaltung zugethan war, überein. Er war überdies träge, und wiewohl er Einsicht genug besaß, um, wenn er gewollt hätte, in der ersten Literatur Glück zu machen, zog er dennoch eine Gattung vor, die ihm unmittelbaren Erfolg versprach. Nachdem er auf dem Festlande seine Erziehung beendigt hatte, bereiste er Deutschland, die Heimath der Feen und des Teufelwesens, und hatte hierdurch Gelegenheit, seinem Geschmacke für das Außerordentliche und Uebernatürliche nachzuhangen, obgleich er auch nicht verabsäumte, das Trauerspiel und die romantische Dichtkunst der Deutschen zu studiren. Was wir bewundern, pflegen wir nachzuahmen, und so machte sich auch Lewis bald nach seiner Rückkehr durch einen Roman im Deutschen Geschmack bekannt: der Mönch. Als er dieses Werk, welchem die morgenländische Erzählung des Santon Barsisa zu Grunde liegt, schrieb, war er nicht älter als 20 Jahr. Lewis führte übernatürliche Wesen ein, und zwar mit einem kühnen des Lesers Aufmerksamkeit sichernden Zutrauen zu seinen Kräften; ungeachtet einige allgemeine Einwürfe gegen die Gattung gemacht und das Werk selbst hier und da getadelt werden konnte, erhob der Mönch dennoch seinen Verfasser zu einer ausgezeichneten Stelle in der Literatur. Es war kein gewöhnliches Werk, und der schwer zu befriedigende Fox durchschritt den Saal des Unterhauses, um dem jungen Autor zu einem Erfolge Glück zu wünschen, welchem auch andere ausgezeichnete Männer jener Epoche ihren Beifall zollten.

Die Partei, welche sich für den Mönch erklärte, war auf dem Kampfplatze der Kritik anfänglich die stärkere, und es verging einige Zeit, bevor der anonyme Verfasser (Mathias) der pursuits of literature das Wunderhafte in Lewis Roman als kindisch und abgeschmackt bezeichnete:

> I bear an English heart
> Unused at ghosts or rattling bones to start.

„Ich trage ein Englisches Herz im Busen, unverzagt vor Gerippen und Medusen." Aber dieser gelehrte sinnreiche Kritiker bleibt sich nicht treu, wenn er die Magie der Italiänischen Dichter lobt und Mistreß Radcliffe wegen des Erfolges bei dem Gebrauch eben jener übernatürlichen Mittel rühmt, die er bei ihrem jungen Nebenbuhler so streng tadelt. Gegründeter war der Tadel gegen die anstößige Freiheit einiger Stellen des Mönchs. Man wird mich wohl nicht als den gefälligen oder betheiligten Vertheidiger eines Fehlers betrachten, der der Anständigkeit eben so wenig geziemt, als der guten Erziehung; Lewis aber hatte ohne Widerrede und gern auf die Zurechtweisung der Rezensenten die getadelten Stellen in einer zweiten Ausgabe gestrichen, so daß wir nicht umhin können, wenig Großmuth und redliche Gesinnung darin zu finden, daß man trotz dieser hinreichenden Verbesserung auf dem Tadel bestanden hat. Man scheint wirklich etwas Anderes als die Besserung des Autors gewollt zu haben. Da seine Jugend, seine auswärtige Erziehung und seine schnelle Celebrität die Wuth der Kritiker nicht zu besänftigen vermochten, so darf man sie jenem Richter vergleichen, dessen Strenge zu dem Sprichwort Anlaß gegeben: „Gesteh' und werde gehangen." Wie viele eben so strafbare Schriftsteller als Lewis haben ohne Widerruf Verzeihung erhalten! Um einem dahingeschiedenen Freunde alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, führe ich Folgendes an, was er zu seiner Vertheidigung am 23. Februar 1789 an seinen Vater geschrieben:

„Lieber Vater! Ungeachtet meiner Ueberzeugung, daß das gegen den Mönch erhobene Geschrei Ihnen nicht den kleinsten Zweifel an der Rechtlichkeit meiner Gesinnung oder der Reinheit meiner Prinzipien einflößen werde, sehe ich doch ein, daß Sie mit Mißvergnügen wahrgenommen, wie einige Personen weniger nachsichtig gewesen sind. Wenn ich Ihnen heute schreibe, so geschieht es, um Ihnen meinen Kummer darüber auszudrücken, daß ich Ihnen auf diese Art Verdruß bereitet, und Ihnen zu versichern, daß es nicht zum zweiten Male geschehen soll. Ihnen die mindeste Unannehmlichkeit verursacht zu haben, wäre für mich ein hinlänglicher Grund, die Herausgabe der ersten Auflage des Mönchs zu bedauern; aber ich habe deren mehr, die, wenn auch minder stark, doch gleich entscheidend sind. Ich finde, daß ich mich zu sehr auf mein eigenes Urtheil verlassen habe; von der Unschuld meines Zweckes überzeugt, untersuchte ich zu wenig, ob ich es auch von der der Mittel seyn darf, und in mehr als einer Hinsicht muß ich mich großer Unklugheit anklagen. Doch sey mir zu bemerken erlaubt, daß man von einem zwanzigjährigen Jünglinge nicht viel Klugheit erwarten darf. Aus Unerfahrenheit unterschied ich nicht, was Andere verletzen könnte; sobald ich aber die Wirkung, die ich hervorgebracht, wahrgenommen, sah ich das Buch sorgfältig durch und strich bis auf die kleinste Silbe Alles, was als unsittlich ausgelegt werden konnte. Dies war übrigens nicht schwer, da die Kritik bloß gegen zu starke Ausdrücke oder übel gewählte Wörter gerichtet war, nicht gegen die Gesinnungen, die Charaktere und die allgemeine Tendenz des Werkes. Müßte ich beweisen, daß mein Gegenstand an sich tadelfrei ist, so würde ich mich auf Addison berufen; die Moral und die Skizze des Mönchs nahm ich aus einer Allegorie, die er in den Guardian einrückte, und an welcher er eben so sehr die Erfindung als den sittlichen Zweck lobt. Unglücklicherweise war ich der Meinung, daß mein Gemälde desto wirksamer werde, je mehr ich die Farben überlade; es fiel mir nicht ein, daß, wenn ich das Laster in seinem kurzen Siege darstelle, ich eben so viel Böses stiften könne, als seine Schande und Züchtigung Gutes stiften. In der That, viel Gutes bewirken war es nicht, was ich von meinem Buche erwartete, da ich stets der Meinung war, daß unser Betragen von unserem Gemüth und Charakter abhängt, nicht aber von Büchern, die wir lesen, oder von Lehren, die wir aussprechen hören. Allein ohne zu hoffen, daß ein leichtfertiger Roman, die Arbeit eines jungen Mannes von zwanzig Jahren, eine besonders nützliche Lektüre sey, war ich doch überzeugt, kein gefährliches Buch aus einem von einem unserer besten Moralisten gelieferten Gegenstande machen zu können, in dessen Ausführung ich keinen einzigen Umstand oder Charakter einführte, bei welchem ich nicht irgend eine allgemein genehmigte Maxime in glänzendes Licht zu stellen beabsichtigt hätte. Es war mir daher eine große Ueberraschung, mich zum Gegenstande solcher Mißbilligung gemacht zu sehen u. s. w."

Auch warf man es dem Verfasser des Mönchs als eine Sünde vor, daß er Musäus und den anderen Volksmährchen der Deutschen die sonderbare und originelle Erzählung der blutigen Nonne entlehnt habe. Allein die Kühnheit und die Leichtigkeit, mit welcher Lewis einige Schreckens-Auftritte gezeichnet hat, die bald auf natürliche, bald auf übernatürliche Weise herbeigeführt sind, beweisen, daß das Plagiat nicht aus Mangel an Erfindung, sondern höchstens aus Faulheit geschah, wenn dies nicht selbst berechnet war.

Trotz aller Kritiken wurde der Mönch ein so viel gelesener Roman, daß er in unserer Literatur eine Epoche zu bilden schien; das Publikum war aber hauptsächlich von der Poesie ergötzt, die Lewis in seine Erzählungen einwebte. Heute freilich, nach so vielen Umwälzungen in unserem literarischen Geschmacke, sind das vergessene Dinge; aber ich bin es wohl nicht allein, der der Wirkung gedenkt, welche die schöne Ballade Durandarte hervorbrachte, die das Glück hatte, einer eben so rührenden als sanften Arie angepaßt zu werden; ferner Alonzo und Imogen, nebst anderen Legenden, die damals alle Reize der Neuheit und der Einfachheit besaßen. Lewis war in Prosa und Poesie ein glücklicher Nachahmer der Deutschen in Folge seiner Liebe zu den alten Balladen und der abergläubischen Farbe, die er ihnen lieh. Eine neue Anordnung der Stanzen und eine größere Mannigfaltigkeit des Versbaues wurden in seinen Erzählungen gleichfalls beliebt, als eine neue Saite in der Englischen Harfe. Besonders günstige Aufnahme fand in dieser Beziehung der Rhythmus von dem braven Alonzo. Kurz, Lewis Arbeiten wurden bewundert und der Autor berühmt, nicht allein wegen seines eigenen Verdienstes, obwohl er kein mittelmäßiges Talent war, sondern weil er gewissermaßen das Publikum durch Ueberraschung gewonnen hatte, indem er sich eines Stiles in seinen Darstellungen bediente, der gleich den Volksmelodieen so sehr dem allgemeinen Geschmacke zusagt, daß der Mißbrauch der Nachahmer ihn kaum ermüden kann; er darf nur eine Weile vergessen seyn, um plötzlich alle seine ursprüngliche Popularität wiederzuerhalten.

Lewis stand auf dem Gipfel seines Ruhmes, als er jährlich eine Reise nach Schottland zu machen pflegte aus Anhänglichkeit an die erlauchte Familie Argyle. Ich hatte das Glück, dem ausgezeichnetsten Schriftsteller seiner Zeit durch eine Dame aus jener Familie (Lady Charlotte Bury) vorgestellt zu werden, die an Schönheit und an Geist gleich reich war. Diese allmälig zu vertrauter Freundschaft gewordene Bekanntschaft hatte die Folge, aus mir, der ich damals ein junger Advokat war, einen Dichter Schottischer Balladen zu machen; sie entschied über die Zukunft meines Lebens. In meiner frühesten Jugend hatte ich mit Liebe die alten Balladen studirt, und noch lebt in meiner Erinnerung der Baum, unter welchem ich, lässig hingestreckt, Percys bezaubernde Fragmente alter Poesie zu lesen begann; ich glaube ihn wiederzusehen, jenen morgenländischen Platanenbaum, obgleich er längst in der Sterblichkeit untergegangen, die alle Platanen von demselben Ursprunge betroffen hat. Er war in einem großen Garten angepflanzt, welcher zu der Pachtung Kelso gehörte, dem Aufenthalte meiner väterlichen Tante, wo ich die glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht habe.

Der Geschmack eines Anderen hatte meine Liebhaberei zu dieser Art von Legenden-Dichtung ungemein belebt, nie aber hatte ich bis dahin daran gedacht, das, was mich so ergötzte, nachzuahmen. Zwar hatte ich auf dem Gymnasium zu Edinburg, so gut wie die Anderen, Uebersetzungen, die die Lehrer uns empfahlen, in Verse gebracht; aber ich ärndtete wohl Lob wegen meines Eifers, jedoch selten wegen der Art, wie ich meine Aufgabe löste, und es kränkte mich sehr, wenn meine Verse denen glücklicherer Dichter gegenübergestellt wurden. Einstmals vermaß ich mich, auf einen Sturm ein Gedicht zu machen, das Beifall fand, bis ein boshafter Genius mit einem Blaustrumpf, die Frau eines Apothekers, zu behaupten sich erdreistete, mein Meisterstück sey aus einem alten Magazin gestohlen. Diese kränkende Beschuldigung habe ich niemals vergessen, und noch jetzt, muß ich gestehen, fühle ich einigen Groll gegen die arme Frau. Gewiß sie hatte Unrecht, wenn sie mich beschuldigte, daß ich meine Verse fertig gestohlen hatte; allein nach der Weise der meisten unzeitigen Dichter hatte ich alle Worte und die Gedanken zu meinen Versen abgeschrieben; im Grunde hatte die Dame Recht. Solchergestalt verrathen, wie die Elster der Fabel, die sich mit den Federn des Pfaues geschmückt hatte, machte ich wohl trotz der Apothekerfrau noch einige Versuche, aber ein und der andere Freund riethen mir stets, meine Reimerei ins Feuer zu werfen, und ich folgte wie Dorax in Shakespeare's Lustspiel, wenn auch schweren Herzens. Kurz, ausgenommen den gewohnten Tribut an die Augenbrauen der Geliebten, welches mehr die Sprache der jungen Liebe als der Poesie ist, hatte ich seit zehn Jahren Liebe und Laube nicht zu Triebe und Taube gereimt, als ich durchdrungen von Lewis Ruhm und in der Ueberzeugung, daß ich ihn an allgemeinen Kenntnissen, wenn auch nicht an dichterischer Begeisterung, übertreffe, mir auf einmal in den Kopf setzte, in der Gattung von Gedichten, die ihn so hoch gestellt hatte, selbst Uebungen zu machen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A dictionary of practical medicine. (Wörterbuch der ausübenden Arzneikunde.) Von Dr. Copland. Abthlg. II. Pr. 9 Sh.

History of modern Europe (Geschichte des neueren Europa.) Von Russell. Neue Ausgabe. 4 Bde. Pr. 2 Pfd. 12 Sh.

Select passages etc. (Auserlesene Stellen aus Virgil's Georgica und Lucan's Pharsalia.) Von R. W. Wallis. Pr. 5 Sh.

The oriental annual. (Orientalisches Jahrbuch auf das J. 1834.) Pr. 21 Sh.

The prose works of John Milton. (Milton's prosaische Werke.) Pr. 25 Sh.

Tribute of filial sympathy. (Tribut kindlicher Liebe.) Von Marrison. Pr. 4½ Sh.

Frankreich.

J. J. Rousseau.

Ein Charakterbild von E. Lerminier.*)

Alles nahm sich heiter in Literatur und Philosophie aus, die Zeit schien guter Dinge, und im Gesellschafts-Zustande ging es nicht minder lustig her: da zeigte sich eines Tages in den Salons von Paris ein Mann von fremdartiger und schwermüthiger Gestalt; er trug nicht den allgemeinen Zuschnitt, noch das gewöhnliche Ansehen, und seine Unterhaltung, so wie seine erste von ihm bekannt gewordene Schrift, bezeichneten ihn als ein bizarres Talent. Man hieß ihn indeß willkommen, und die Koterieen bemühten sich sogar, ihn an sich zu ziehen; er aber wies mit einer mißmüthigen Hartnäckigkeit alle Annäherungen von sich. Er wollte allein seyn, um frei zu seyn, — ein den Interessen des Menschengeschlechts geweihter Einsiedler. Es war J. J. Rousseau. —

Man kann wohl sagen, daß es auch schon vor dem Erscheinen Rousseau's der Französischen Sprache nicht an Künstlern gefehlt hat. Bossuet, der Theolog, Historiker und Politiker, hatte die Sprache wie ein König beherrscht, aber der ihm eigenthümlichen Schwermuth fehlte es doch an Originalität; wenn er klagt, so thut er es mit Jeremias; wenn er über die Wankelmüthigkeit der Völker eifert, so stützt er sich auf die Propheten, und auf diese Weise findet man mitten in seinen majestätischen Schmerzen immer etwas Ueberliefertes. Fenelon ist zwar mehr Original, aber man sieht aus seiner Prosa im Grunde doch auch nur die Kirchenväter und ihre Autoritäten hervorschimmern. Diderot ergeht und zerwirft sich in Exclamationen, zeigt sich immer mit einem leuchtenden Gesicht und entwindet sich am Ende durch enthusiastische Erhitzung dem Schmerz. Mit Rousseau aber treten wir jetzt in eine völlig unbekannte Welt ein. Seine Größe ist ohne Analogie mit irgend einer vorhergehenden. Diese Melancholie, diese tiefe Nacht, dieser stechende Schmerz, diese Hoffnungslosigkeit, diese Zuversicht auf ein anderes Leben, dieser herbe Skeptizismus, dieser Durst nach Gott, diese bei aller Zerrissenheit sich doch genügende Persönlichkeit, diese Unkunde und diese Verachtung der Geschichte, dies Verwerfen aller Autorität, dies Trachten nach menschlicher und natürlicher Freiheit, diese Logik und diese Widersprüche, diese farbenreichen Malereien, diese patriotische Kleinmüthigkeit, alles dies war in einer solchen Verschmelzung noch nie da gewesen. Man lebt indeß nicht ungestraft mit Rousseau; er erfaßt eine Seele an sich und läßt sie nicht wieder, nachdem er sich einmal ihrer bemächtigt; er umwindet sie, macht sie neu lebendig, bezaubert und verschlingt sie. Seine Schreibart taucht uns in alle Qualen und Entzückungen zugleich ein; es ist wie ein glühender Trank, der durch unsere Adern strömt; es ist wie ein köstlicher Westwind, der uns die Stirn anhaucht. Ein solcher Mensch, mit dieser Macht begabt, stirbt, indem er sich verzehrt und verglüht, doch wie ein unsterbliches Opfer auf dem Altar der Menschheit hin.

Die Natur fand an ihm in der Französischen Literatur zum ersten Mal einen ihr sich weihenden begeisterten Dichter. Rousseau liebte in seiner Jugend lange Spaziergänge, auf denen er sich müßiger Träumerei hingeben konnte; er erquickte seine Augen und seine Seele gern an dem Anblick einer frischen Landschaft, er liebte die einfachste Blume und suchte in ihrem Kelch die Offenbarung eines Gottes. Der Aufgang der Morgenröthe füllte sein Auge mit Thränen, und wenn der Mond, die Wolken besiegend, die Himmel durchwandelte, neigte er in süßer Melancholie sein Haupt. Ich kann ihn mir denken, wie er sich sein Eden auf der kleinen Insel St. Pierre schuf, wie er auf einem Kahn den Fluß hinunterglitt und mit seinen Gedanken dem Strome folgte, wie er sich am Duft der Blumen und den Liedern der Vögel satt trank und durch seine Träume die Zauber der Natur noch verschönte. Buffon schrieb zu derselben Zeit seine Naturgeschichte der Erde und der Wesen, die sie beleben und zieren; die Wunder der Schöpfung empfingen bei ihm durch die Gewalt der Darstellung gewissermaßen ihr zweites Daseyn, und die Natur spiegelte sich, wie in einem reinen Krystallquell, in dem Stil dieses Schriftstellers. Aber Buffon unterrichtete eigentlich nur, während Rousseau seine vernüchterten Zeitgenossen durch die Lebhaftigkeit der von ihm ausgehenden Eindrücke in der That zu einem wahren Kultus der Naturschönheiten wieder zurückführte, und dies mußte für einen Gesellschafts-Zustand, wo man nur in den Boudoirs philosophirte und Bäume und grüne Fluren bloß in der Oper aufsuchte, nothwendig von bedeutenden Folgen seyn. Es gab wohl keine Familie, in der sich nicht ein junger Mann befunden, welcher sich aus den Schriften Rousseau's seine Empfindungen und Freuden geholt. Ein solcher Jüngling suchte dann gern die Einsamkeit auf, um am Ufer eines rieselnden Baches, an einer heimlichen Waldstelle, oder am Abhang eines Hügels jede Zeile und Seite jener Bücher wieder und wieder zu lesen, welche die Kräfte seines Herzens gestärkt und verdoppelt hatten. Auf Rousseau ist dieser ganze süße Romantismus, diese schwärmerische Natur-Extase unserer frühen Jugend zurückzuführen, aber freilich, wenn wir Männer und älter werden, vertauschen wir Feld und Natur lieber mit Gesellschaft, Geschichte und Ehrgeiz.

*) Aus dessen kürzlich erschienener Schrift: De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle. (Ueber den Einfluß der Philosophie des 18. Jahrhunderts auf Gesetzgebung und Gesellschafts-Verhältnisse des neunzehnten.) Paris, 1833. Wir werden aus diesem Werke des unseren Lesern schon durch andere interessante Schriften bekannten Herrn Lerminier, der sich eben in Berlin befindet, mehrere Ansichten über Französische Schriftsteller mittheilen, ohne sie darum, wie dies sich wohl bei den meisten von diesen Blättern wiederholten fremden Urtheilen von selbst versteht, durchgehends zu theilen.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Rousseau, so gewaltig auch seine Darstellung ist, doch eigentlich nur die Hälfte seiner selbst darin offenbart und mitgetheilt hat. Sein Herz war ein zu tiefer und unerforschlicher Abgrund von Gefühlen, und was darin glühend auf und nieder wogte, konnte nie völlig und erschöpfend hervortreten. Während aber die Natur für Rousseau zum Kultus geworden, während Darstellungskunst und Musik die beiden Instrumente waren, auf denen er seine Seele spielen ließ, war doch sein eigentliches Studium der Mensch. Rousseau entwarf Grundsätze einer neuen Erziehung. Fenelon hatte bereits in seinem Telemach den Typus einer idealen Vollkommenheit hingestellt; gewandte Aneignungen und eine geschickte Vermischung des Ueberlieferten mit neu hinzugefügter Erfindung machten den Roman des Erzbischofs zu einer interessanten Lektüre, die zu gleicher Zeit royalistisch und volksthümlich war. Er hat dem Rousseau gewissermaßen die Bahn gebrochen, und man kann den Telemach wohl mit dem Emil zusammenstellen. Der Unterschied zwischen beiden Werken verhält sich aber wie ein Fortschritt zu einander. Emil ist kein Königssohn, wie Telemach, sondern aus der Mitte des Volks hervorgegangen; er ist kein Heros, sondern ein Mensch. Jean-Jacques will diesen Knaben zu einem guten, einfachen und freien Mann erziehen und um keinen Preis in der Welt einen Höfling oder Akademiker aus ihm werden sehn; kurz, er hat die Absicht, in seinem Jahrhundert die Gedankenkraft und Energie des Stoizismus wieder zu erwecken. Viel war es aber schon, daß er die menschliche Freiheit aufrief und sie siegreich über dem Leben emporzuhalten strebte.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert war der Glaube, ich will nicht sagen an den Katholizismus, sondern an das Evangelium selbst, als die göttliche Richtschnur der Menschheit, bedeutend erschüttert worden. Er lebte indeß noch in den Gemüthern derjenigen, denen die deistische Ungläubigkeit eines Voltaire und Diderots Pantheismus nicht genügt hatten, obwohl auch in diesen nicht ungetrübt und ohne schmerzliche Zweifel. In Rousseau personifizirt sich dies Schwanken zwischen Evangelium und Philosophie am auffallendsten. Er bewegt sich zwischen dem offenbarten Wort und dem Deismus unstät hin und her; oft, nachdem er sich über die Unabhängigkeit des Gedankens exaltirt hat, sieht man ihn wieder in Ermattung zu den Füßen des Kreuzes niedersinken; bald aber erhebt sich seine Vernunft wieder, empört sich und will es für sich allein unternehmen, den Weg zu Gott zu finden, doch ein neuer Deismus entsteht, ein pathetischer Deismus, der durch sein Gemisch von Unentschiedenheit und Gläubigkeit nur um so gefährlicher und ansteckender ist. Rousseau hat am meisten unter allen Schriftstellern den traditionellen Glauben in den Gemüthern wankend gemacht, indem er zeigte, wie man erhaben und großartig von Gott sprechen kann, ohne sich auf den Pomp der katholischen Phraseologie zu stützen. So erregte und gründete er in den Herzen das religiöse Gefühl mit einer Macht der Beredtsamkeit, deren Neuheit selbst einen Bossuet zu Boden geschlagen haben würde.

Aber neuer und eigenthümlicher steht Rousseau doch noch in einer anderen Beziehung da. Er war der einzige in seinem Jahrhundert, der, eben so wie er die Natur des Menschen und die Größe Gottes begriffen, so auch den Begriff des Staates völlig erkannt hat. Ausgehend vom Menschen und einer durchaus falschen individuellen Freiheit, erhob sich Rousseau von da zur Freiheit des Gesellschaftszustandes. Nicht die Geschichte aber ist seine Richtschnur, sondern die philosophische Natur der Dinge. Für ihn beruht die Gesellschaft auf einem Vergleich Aller, auf einem Kontrakt, welcher die Souverainetät gründet, und die Souverainetät beherrscht wieder die regierenden Oberbehörden. Ein wahres Gedicht ist dieser Contrat social, worin der Gesetzgeber des Volkes, unbekümmert um die Gegenwart, mit Verachtung der Vergangenheit und ohne ein bestimmtes Bewußtseyn der Zukunft, seine logischen Deductionen ausspinnt und Alles nach seinem Gedanken tanzen läßt, den er jeder Autorität und Tradition gleichstellt.

So hat Rousseau — wenn wir sein Bild zusammenfassen wollen — in seinem Jahrhundert einen Kultus der Natur und der Schönheiten der Schöpfung gegründet; er hat bisher noch unbekannte Quellen großer und reiner Gemüths-Erhebungen eröffnet. Er hat die Rechte der menschlichen Natur und der Freiheit jedes Einzelmenschen wieder geltend gemacht. Er hat das Bewußtseyn Gottes wiederhergestellt und eine brennende Liebe zu Gott entzündet; aus den Trümmern des Glaubens hat er das religiöse Gefühl gerettet und die Aussicht einer ewigen Zukunft wiedergezeigt. Er ist der Urheber einer neuen Politik geworden und hat das Prinzip der Volks-Souverainetät in die Köpfe der Franzosen gebracht.

Hat er nicht eine große Gewalt besessen? Wer daran noch zweifeln wollte, höre nur das Geschrei und die wüthenden Angriffe der Kirchen-Schriftsteller und der Konservativen. Man hat Rousseau einen Sophisten genannt, und doch hat der Sophist den Gesellschaftszustand umgestaltet; man hat ihn einen Rhetor gescholten, und der Rhetor hat alle Geister entflammt! Manche Andere haben in den letzten Jahren eine ansehnliche Verachtung gegen Rousseau blicken lassen wollen; sie gestehen ihm zwar einige Wärme zu, sprechen ihm aber dagegen allen philosophischen und politischen Geist ab. Wir müssen indeß immer noch die Werke erwarten, welche die seinigen durch ihre Ueberlegenheit vergessen machen werden. Keine Bedingung zur Unsterblichkeit hat unserem Rousseau gefehlt, weder die Verfolgungen der Kirche, noch die lächerliche Verachtung einiger Halbdenker, noch die Undankbarkeit des Vaterlandes. Denn nur mit verunglimpftem Namen, verfolgt, schiffbrüchig geht man in den Tempel des ewigen Ruhmes ein.

Bibliographie.

L'atelier d'un peintre. (Das Atelier eines Malers.) Scenen aus dem häuslichen Leben, von Madame Desbordes Valmore. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Deuxième chute de Napoléon. (Der zweite Sturz Napoleons.) Von Ed. Alletz. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Des fièvres etc. (Von intermittirenden und immerwährenden Fiebern.) Von Raymond Faure. Pr. 3 Fr. 50 Cent.

Nord-Amerika.

Die Türkei, nach der Darstellung eines Nord-Amerikaners.*)

In der jetzigen Zeit, die eine nahe Krisis für die Herrschaft der Türken in Europa zu verkünden scheint, hat ein Bericht über die Eindrücke, die ein Aufenthalt in der Türkei, nicht etwa auf einen Englischen, Französischen, Deutschen oder Russischen Reisenden, sondern auf ein Individuum vom neuen Kontinente gemacht hat, das wenigstens nicht mit Europäischen Augen sieht, ein zwiefaches Interesse. Das Ergebniß der vorliegenden Beobachtungen eines Amerikanischen Reisenden ist sowohl für den Sultan, als für seine Unterthanen günstig; desto ungünstiger aber für die Griechen und ihre Sache. Dies darf uns um so mehr Wunder nehmen, als der Verfasser jede Gelegenheit ergreift, wo er gegen das Königthum republikanische Glossen machen kann. Abgesehen von dieser Marotte, ist seine Erzählung lebhaft und unterhaltend. Nach so vielen zum Theil sehr gehaltreichen Werken, die in neuester Zeit über denselben Gegenstand erschienen sind, stand es zwar nicht in der Macht des Verfassers, uns irgend etwas Allgemeines von besonderer Neuheit und Wichtigkeit mitzutheilen; aber er hat Alles gethan, was er konnte, um das Interesse des Lesers durch viele anziehende Details rege zu erhalten.

Ehe wir den Verfasser nach Konstantinopel begleiten, erlauben wir uns, dasjenige auszuziehen, was er über die Schwierigkeiten der Passage durch die Dardanellen sagt. Die Nützlichkeits-Berechnung, die der Amerikaner niemals unterdrücken kann, macht sich schon in dieser Einleitung geltend.

„Eine unausgesetzte Strömung nach dem Mittelländischen Meere, die in Zeit von einer Stunde eine bis vier Meilen zurücklegt, ist ein großes Hinderniß für den Verkehr. Da der Wind meistentheils mit dem Strome gleiche Richtung hat, so werden die Schiffe nicht selten wochenlang aufgehalten. Ein Amerikanisches Schiff mußte im vergangenen Jahre einen vollen Monat, ein Oesterreichisches gar 58 Tage lang auf günstigen Wind warten. Hier würden zwei oder drei tüchtige Dampfbote sehr willkommen und eine herrliche Speculation für die Eigenthümer seyn. Der ganze Raum, welcher die Dienste eines Dampfbootes erheischt, beträgt nur fünf Meilen, und zwei Schiffe wären hier ausreichend, ja sie könnten noch eine tägliche Communications-Linie zwischen Konstantinopel und Smyrna bilden. Die gegenseitige Entfernung beider Orte zu Wasser beläuft sich nur auf 300 Meilen, und Schiffe, die nach dem Modell unserer Böte auf dem Hudson-Flusse gebaut wären, könnten diese Fahrt in 24 Stunden vollenden."

In Bezug auf den regierenden Sultan sagt unser Reisender:

„In den heißen Monaten verweilt Mahmud zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten, die der Bosporus bespült, und bringt viele seiner Abende mit Exkursionen auf dem Wasser zu. Seine Lebensweise ist sehr einfach, und seine Ergötzlichkeiten beschränken sich hauptsächlich auf Reiten, Fischen und Bogenschießen. Er soll der anmuthigste und unerschrockenste Reiter in seinen Staaten seyn. Wie alle seine Unterthanen, ist Mahmud äußerst mäßig im Essen, und ein Beamter seines Haushalts hat mir versichert, daß die täglichen Ausgaben für seine Tafel selten zehn Piaster (etwa 50 Cents — 21 Silbergroschen) übersteigen. Aus dieser und anderen Angaben glaube ich schließen zu können, daß der jährliche Aufwand des Großherrn nicht bedeutender sey, als der des Präsidenten unserer Vereinigten Staaten."

Seine militairischen Reformen sind auf recht unterhaltende Weise dargestellt:

„In der Nähe eines kleinen hölzernen Gebäudes, nicht weit vom Ufer, wo wir Halt machten, um eine Pfeife zu rauchen und Kaffee zu trinken, waren wir Zeugen einer Scene, die solchen Veteranen im New-Yorker Militairdienste, wie uns, vielen Spaß machen mußte. Zwei Soldaten standen an diesem Fleck Schildwache, und da ihr Dienst nicht sehr mühselig war, setzten sie sich mit überhangenden Beinen an den Strand und machten Jagd auf Fische. Man konnte ihnen jedoch nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihren Posten verlassen hätten, denn ihre Musketen steckten ein paar hundert Schritte weit davon im Grase und thaten den Dienst für ihre Herren. Da man allgemein von Unzufriedenheit unter den Truppen spricht, so schickten wir unseren Führer an diese Fischerei-Dilettanten ab, um sie zu sondiren. Sie gestanden ihm, daß sie mißvergnügt seyen, aber nicht wegen des Soldes, den sie für gut genug erklärten, so oft sie das Glück hätten, ihn zu erlangen, sondern deswegen, daß sie ohne anderen Mund-Vorrath, als ihre Ration Brod, auf die Wache ziehen müßten. Sie bemerkten jedoch, in wenigen Tagen sey ihr Wachtdienst vorüber, und dann würden sie in ihren Barraken die volle Ration Brod und Fleisch bekommen. Diese Soldaten müssen recht übermüthige Kerle gewesen seyn; denn die arbeitende Klasse, deren Anstrengung recht kräftiges Essen erforderte, begnügt sich alle Tage mit Einer Mahlzeit, die aus einem kleinen Brode und einem Stück Wasser-Melone oder einem Paar schwarzen und bitteren Oliven besteht. Bei der Untersuchung ihrer Gewehre, die sie uns

*) Sketches of Turkey in 1831 and 1832. (Skizzen aus der Türkei.) Von einem Amerikaner. New-York und London, 1833.

bereitwillig in die Hand nehmen ließen, fanden wir, daß sie von Türkischer Arbeit seyen. Es war wenig davon zu rühmen, ausgenommen, daß der Schaft des einen Gewehres der Quere nach zerbrochen war und durch ein Stück Seil zusammengehalten ward. An keinem von beiden Schlössern waren Feuersteine, die auch ganz überflüssig seyn dürften, da das Land jetzt (1831 — 32) Frieden hat."

„Eine der größten Schwierigkeiten bei Einführung des neuen Exerzier-Reglements war die Abneigung der Soldaten gegen den Wachtdienst. Nichts kam ihnen so lächerlich vor, als mehrere Stunden lang mit dem Gewehr auf der Schulter auf und nieder gehen zu müssen, ganz wie die unruhigen Franken; dieselbe Posse aber auch in der Nacht zu spielen, betrachteten sie als die äußerste Abgeschmacktheit. In den guten alten Zeiten der Janitscharen hat man nie an solche Kindereien gedacht. Freilich würde damals eine Wache von gar keinem irdischen Nutzen gewesen seyn; denn diese Kehlabschneider behielten das Monopol des Plünderns und Mordens für sich."

„Der Anzug des Türkischen Soldaten hat viel von seinem malerischen Effekt verloren, ist aber zum wirklichen Dienste besser geeignet. Statt der pantoffelartigen Latschen trägt er jetzt starke mit Riemen befestigte Schuhe. Die ungeheuren ballonartigen Tschokschires, die jede Bewegung hinderten, haben wollenen Pluderhosen Platz gemacht, die nach unten hin noch ziemlich weit sind, aber dennoch ein schnelles Vorrücken eben so möglich machen, als eine schnelle Flucht. Das glitzernde flatternde Dschebbi oder Bainisch vertritt eine knapp anliegende blaue Jacke, die nach vorn fest zugehäkelt ist und den Gliedern ihren freien Gebrauch läßt. Die Turbane, unendlich verschieden an Form und Farbe, oft auch zerfetzt oder schmutzig, wandelnden Giftschwämmen vergleichbar, sind auf immer verschwunden. An ihrer Statt trägt der Soldat eine leichte rothe Mütze mit einer blauen Troddel, die anmuthig von der Spitze herabhängt. Wenn man diese Kopfbedeckung und die immer noch bedeutende Weite der Pluderhosen abrechnet, so unterscheidet sich der Türkische Soldat nur wenig von einem Europäischen. Die Toptschi's (Artilleristen) tragen eine cylindrisch geformte Militairmütze, und es war Mahmud's Wunsch, dieselbe von vorn mit einem schmalen Schirm gegen die Sonne zu versehen. Allein die Ulema's widersetzten sich dieser Neuerung mit Erfolg. Man wendete ein, der ächte Moslim könne nicht sein Gebet verrichten, ohne den Boden mit seiner Stirn zu berühren, und ein lederner Schirm an der Mütze würde dies unmöglich machen. Da nun keiner auf den Gedanken kam, die Mütze könnte ja während des Gebetes umgedreht werden, so mußte der Sultan nachgeben, wie er schon früher gethan, als die Ulema's seiner Zumuthung, auch ihre Turbane abzulegen, sich widersetzten. Sie entgegneten ihm, sie seyen keine Knaben und wollten also keine Knabenmützen tragen."

„Der alte Gesetz-Koder, der Divan und die Ulema's bestehen noch; allein die Letzteren, die sich — ein böses Omen für ihre Zukunft — im alten Palast des Janitscharen-Aga's befinden, werden vom Sultan nur in unwesentlichen Dingen noch konsultirt. Auch der Divan ist modifizirt worden und hat unter dem Namen eines Staatsrathes an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seinen Theil."

„Mahmud — sagt der Verfasser an einer anderen Stelle — hat für die Presse in seinen Staaten mehr gethan, als der wohlmeinendste Freund der Türken antizipiren konnte. Es erscheinen jetzt beinahe täglich Werke im Druck, die jeder Stadt Europas Ehre machen würden. Ich habe deren zu wenige gesehen, als daß ich sie aufzählen könnte; allein es sey mir erlaubt, von diesen wenigen hier zu reden. So hat Tschani Zadeh, einer der Ulema's, ein Werk über die Anatomie des menschlichen Körpers herausgegeben, einen Folioband von 300 Seiten mit 56 guten Kupferstichen. Der erste Theil enthält die beschreibende Anatomie, der zweite die Physiologie, der dritte die Therapeutik. Die Schwierigkeiten, welche das Lesen der Türkischen Schriftzüge darbietet, haben Viele veranlaßt, sich beim Schreiben Armenischer Buchstaben zu bedienen, die ein sehr einfaches und zierliches Alphabet bilden. Die große Mehrheit der Armenier ist mit ihrer eigenen Muttersprache nicht vertraut, sondern Alle reden von der Wiege an Türkisch, das sie jedoch mit Armenischen Buchstaben zu schreiben gewohnt sind, und hierauf beschränkt sich die ganz eigenthümlich sogenannte Armenisch-Türkische Sprache. Fast alle religiöse Werke, die bis jetzt zur Vertheilung unter die Türken publizirt worden, sind auf diese Art gedruckt. Ich habe Türkische Uebersetzungen von Goldsmith's Römischer Geschichte, von Young's Nachtgedanken (!), von dem Opfer Isaak's, dem Verkaufe Joseph's, dem Leiden Christi u. s. w., Alles in Armenischer Schrift, gesehen. Diese waren größtentheils zu Venedig, unter den Auspizien der Mechitaristen-Sozietät, gedruckt. Wenige Türken kennen die Armenischen Charaktere, daher die Armenisch-Türkischen religiösen Traktate ihnen von keinem Nutzen sind, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß man sie nur für Armenier bestimmt hat, die mehr Sinn für Lektüre haben als die Türken."

Ueber eine nicht unwichtige Verbesserung in der Bereitung des Leders lesen wir Folgendes:

„Wir trafen mit einem Manne aus Cornwallis zusammen, den die Türkische Regierung hatte kommen lassen, damit er die Englische Methode, das Leder zu bereiten, einführte. Alles in der Türkei gegerbte Leder ist so schlecht, als nur immer möglich, und ein Paar Schuhe, das einen Monat hält, ein wahres Wunder. Während des letzten Krieges mit Rußland wurde der Mangel an dauerhaften Schuhen den Truppen sehr fühlbar, und aus dieser einzigen Ursache sollen Tausende zu fortgesetztem Antheil am Kampfe ganz unfähig gewesen seyn. Diesem Uebel abzuhelfen, hat sich der Sultan sehr für die Verbesserung der Qualität des Leders interessirt und ist einem Plane gefolgt, der die besten Resultate verspricht. Allein er sollte auch ein Paar Schock tüchtiger Schuhmacher ins Land ziehen, damit seine Unterthanen dauerhafte und zweckdienliche Schuhe machen lernten — ein Artikel, den man bis jetzt in der ganzen Türkei vermißt. Der erwähnte Englische Gerber sagte uns, es würde ihm schwer, aus der Türkei selbst gute Häute zu bekommen, die besten bezöge er aus Odessa."

An der Asiatischen Seite des Bosporus befindet sich ein hoher Berg, zugleich ein Markstein, genannt das Riesengrab, den unser Reisender besuchte, bei welcher Gelegenheit er Folgendes erzählt:

„Der Kaffee wurde uns von einem stämmigen wild aussehenden Derwisch aufgetragen, dessen hohe weiße und kegelförmige Mütze ein sehr grotesker Theil seiner Kleidung war. Seine nackten Beine waren durch ein der Elephantiasis analoges Uebel (ohne Zweifel die Folge von Unmäßigkeit) fürchterlich angeschwellt. Diese Derwische ähneln den Mönchen katholischer Länder, nur daß sie kein Keuschheits-Gelübde ablegen. Gleich ihren Europäischen Brüdern sind sie im Allgemeinen etwas übel berüchtigt, und nur hier und da zeichnet sich Einer durch die Heiligkeit seines Wandels aus. Als wir ihm unseren Wunsch, das Grab zu sehen, zu erkennen gaben, schloß der Derwisch eine Pforte hinter der Kapelle auf und winkte uns mit einigen mystischen Geberden, einzutreten. Der umschlossene Raum hatte ungefähr 60 Fuß in der Länge, 30 Fuß Breite und ist von einer hohen steinernen Mauer umgeben. Den größten Theil des Raumes nimmt ein Blumenbeet (flower-bed) von 50 Fuß Länge ein, mit einem turbanähnlichen Steine an beiden Enden. Dieses gilt für das Grab des Riesen. Ein enger Pfad gestattete uns, rings um das Monument zu gehen und die Statur des wunderlichen Heiligen zu bewundern."

„Unser schmutziger Freund, der Derwisch, hatte die Güte, uns etwas Näheres über den Mensch-Kolossen, dessen Gebeine hier vermodert seyn sollen, mitzutheilen. Sein Name war Huscha, oder Juscha, was mit Josua (Jehoschua) oder Jesu (Jeschua) gleichbedeutend ist. Er war ein Neffe des Mose, oder, mit anderen Worten, ein Sohn Aaron's, ein gewaltiger Prophet, der nur Muhammed nachstand, denn alle Gebete kamen durch seine Vermittelung direkt vor Gottes Thron. Der Mönch belehrte uns ferner darüber, daß nur ein Stück des Propheten hier ruhe, nämlich Haupt und Schultern; allein mit aller Vorsicht eines Menschen, der im Besitz eines wichtigen Geheimnisses ist, wich er unseren Erkundigungen nach dem Schicksal des übrigen Körpers aus. Es war eine Lieblingserholung dieses Propheten, sich oben auf den Berg zu setzen und seine Füße in dem Bosporus zu waschen, der in der Tiefe von einer Meile vorbeifließt. Ein anderer Zeitvertreib dieses Giganten war der, daß er sich in dem Bosporus niedersetzte, das aus dem schwarzen Meer kommende Wasser mit seinem Rücken absperrte und, wenn es seine Schultern erreicht hatte, plötzlich aufsprang, so daß die in einem Nu entfesselten Wasser große Ueberschwemmungen verursachten. Eine Aushöhlung in dem Marmor am einen Ende des Grabes ließ einen unserer Gefährten vermuthen, es könne hier vormals ein Kreuz gestanden haben, und der Türkische Aberglaube sey nur ein pseudochristlicher aus zweiter Hand. Allein der Ursprung dieser monströsen Fabel ist vielmehr in der heidnischen Mythe zu suchen, die jenes Grab für die Ruhestätte eines Bithynischen Königes Amykos erklärt, der, auf seine Riesenstärke vertrauend, jedem den Bosporus passirenden Fahrzeug einen Zoll abnöthigte, bis ihn Pollux im Faustkampf erschlug. So Apollonius in den Argonauticis. Andere Autoritäten geben der Sache eine andere Wendung. Der ehrliche Dionysius von Byzanz erklärt den Platz für das ächte und authentische Bett des Herkules."

Mannigfaltiges.

— Aberglaube der Türkischen Fischer. Obschon die Türken die Griechen verabscheuen, so nehmen sie doch an, daß ihre Heiligen weise und gute Menschen gewesen seyen, und halten demnach ihre Fürbitte für nützlich, besonders in jener Welt. Wir hörten in Konstantinopel von einem lächerlichen Beispiel dieses Aberglaubens. Es besteht unter den Griechischen Fischern der Gebrauch, am Namenstage eines gewissen Heiligen (ich glaube des Demetrius) in Prozession ins Wasser zu gehen, um seinen Schutz auf das nächste Jahr zu erbitten. Als die Revolution in Griechenland ausbrach, enthielten sich die Griechischen Bewohner der Hauptstadt natürlich aller Oeffentlichkeiten, und so wurde auch diese Ceremonie übergangen. Nun wollte aber der Zufall, daß der Fischfang gerade im nächsten Jahr für Türken und Griechen sehr kärglich ausfiel. Die Türken schrieben das Mißgeschick der Vernachlässigung des Heiligen von Griechischer Seite zu und zwangen die Griechen im nächsten Jahre, die gewohnte Prozession wieder zu halten, bei welcher Gelegenheit auch das Gebet vieler frommen Türkischen Fischer zu dem heiligen Demetrius emporstieg. (Sketches of Turkey.)

— Entsetzliche Wortverstümmelung. Jedermann weiß, daß der Türkische Name Stambul (für Konstantinopel) aus den Griechischen Worten εἰς τὴν πόλιν, und Stanco (für Kos) aus εἰς τὴν Κῶ entstanden ist; allein die Abkunft von Negroponte dürfte wohl unseren Lesern nicht so bekannt seyn. Dieses Eiland hieß erst Euböa, dann Euripus (bei den Neugriechen Evripos); daher εἰς τὸν Εὔριπον, zusammengezogen in Νεύριπον (Nevripo) und verstümmelt in Νέγριπον (Negripo), was endlich durch die Italiäner zu Negroponte wurde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Mittwoch den 23. Oktober 1833.

Italien.

Das Schloß Nicosia.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden in Sizilien.)

Ehe ich Palermo verließ, wollte ich das alte Schloß Nicosia besuchen, von dem ich hier und dort hatte sprechen hören. Der Tag, an dem ich meine Schritte nach jenem alten Palaste lenkte, war trüb und melancholisch; mein störrisches Maulthier konnten nur Schläge dazu antreiben, daß es in den wilden Buschwäldern weiter fortrabte, und die schwere Herbstluft stimmte zur Traurigkeit.

Am fernen Horizont gewahrte ich einen Weg ohne Vegetation, kahle Felsen, einige Fichten, aber kein lebendes Geschöpf, weder Vögel in der Luft, noch Menschen auf den Feldern. Ueberall herrschte Todesstille. Ich glaubte schon mich verirrt zu haben, denn es war mir zu unwahrscheinlich, daß in diesen Wüsten eine menschliche Behausung seyn könne, als ich einen Ziegenhirten erblickte, der durch die Ebene ging. Ich winkte ihm; er kam heran und versicherte mir, dieser Weg führe direkt zu dem alten Wohnsitze des Signor Raolo, Herzogs von Nicosia und Fürsten von Rom. Ich trieb jetzt meine Mauleselin noch stärker an, besonders da dicke Regentropfen ein Unwetter ankündigten. Endlich erschien mir unter dem verdüsterten Himmel eine graue Felsenmasse, die sich allmälig in ein paar massive Thürme verwandelten. Das Kastell, ein alter halb zerstörter Palast, empfing die Tageshelle durch einige unter baufälligen Mauerzinnen spärlich angebrachte Schießscharten, und nur ein mattes zitterndes Licht verkündete das Daseyn irgend einer lebenden Seele.

Ich gehe auf die Pforte los und klopfe; ich horche — kein Laut! Nur das Echo antwortet mir; ich klopfe von neuem: immer noch dieselbe Stille; das Licht verschwindet jedoch, es kommt an anderen Fenstern wieder zum Vorschein, es läuft die Korridore entlang und bleibt endlich mir gegenüber stehen, ich höre, wie man ein Glasfenster behutsam öffnet, und erblicke noch im Halbdunkel die Gestalt eines alten Mütterchens. Die Alte steckt den Kopf weit heraus, sieht sich genau um, verschwindet dann und kommt in Begleitung eines sehr grobstimmigen Menschen wieder, der mich in einem Tone, mit dem er mir Schrecken einjagen wollte, fragt, wer ich sey, was ich wolle und ob ich allein komme. Ich nenne meinen Vor- und Zunamen, gebe mir den bescheidenen Charakter eines Reisenden und bitte um Herberge für diese Nacht. Jetzt wurden die Pforten geöffnet; geräumige und finstere Höfe enthüllten sich meinen Blicken; das mit Eisen beschlagene Portal schloß sich dröhnend hinter mir; mein Maulthier ward in den Stall geführt und ich in einen Salon geleitet, wo ein gastliches Feuer loderte und knisterte.

Ich schaute meinem Wirth ins Gesicht; er war, wenigstens von Ansehen, ein ehrlicher Mann, er hatte seine donnernde Stimme abgelegt und ersuchte mich höflich, Platz zu nehmen und etwas zu genießen. Ich nahm Alles an, und der edle Syrakuser Wein entflammte meinen Muth und machte meine Neugier wieder rege.

Dieser Wein macht gesprächig. Wir plauderten am Kamin wie alte Freunde, während der Sturm draußen tobte. Ich lauschte dem herbstlichen Säuseln in den weiten Sälen und in den Röhren des Kamins, dem in die Eimer träufelnden Wasser und den Erzählungen meiner Wirthe. Diese wirre Mischung phantastischer und natürlicher Töne zerstreute mich sehr angenehm; diese Sicherheit und behagliche Ruhe ließen mein Herz vor Freude hüpfen, und ich leerte eine Schale voll Syrakuser um die andere. Giacomo und sein Weib sagten mir, sie seyen die Pförtner des Schlosses, und außer ihnen wohnten noch einige Diener hier.

„Und ihr fürchtet euch vor nichts, Freund Giacomo", sagte ich, „da ihr doch in dieser Wildniß so allein lebt? Auch sagt man, die Gegend sey nicht ganz sicher."

„Herr Reisender, durch die Gnade der allerseligsten Jungfrau und unter ihrem heiligen Schutze leben wir ohne Besorgnisse; die Gewohnheit thut Alles. Freilich sind mir in der ersten Zeit, wenn so die Nacht herankam, oft seltsame Einbildungen durch den Kopf gegangen — aber ich bitte, lassen Sie uns davon nicht reden."

„Der Wein ist gut, nicht wahr? — Oh! der Herr Herzog trug Sorge für seine Keller, und immer war hier der beste Wein in Sizilien zu finden."

„Der Herzog? Und warum wohnt er nicht mehr hier?"

„Das macht, weil der arme Herr schon geraume Zeit todt ist."

„Aber der jetzige Besitzer?"

„Sein Neffe, der Graf Aslalf? Oh! ich glaube, der hat keine Lust, sich hier aufzuhalten; dieses Schloß ist übel berüchtigt seit dem tragischen Ende seines Onkels und seiner Tante, Gott schenke beiden die ewige Ruhe!"

Hier bekreuzte sich Giacomo; dann sprach er, als wollte er eine lästige Erinnerung verscheuchen, zu seiner Frau: „Du läßt es uns an Wein fehlen, Margarete; fülle doch die Gläser wieder!"

„Das tragische Ende seines Oheims, sagt Ihr? Was ist ihm zugestoßen?"

„Was das betrifft, Herr Reisender, so hängt daran eine böse Geschichte; wir haben keine Lust, davon zu reden, absonderlich am Abend und zu solcher Stunde — Auf Ihr Wohlseyn, mein Herr! — Wissen Sie was Neues aus Palermo? was spricht man dort?"

„Wenig, so viel als nichts; allein es ist noch früh; morgen mit dem ersten Dämmerlichte muß ich fort; könntet Ihr mich diesen Abend nicht mehr im Schloß herumführen, mein Bester?"

„Jesus Maria! diesen Abend? Wo denken Sie hin!" rief die arme Alte, von ihrem Feldstuhl aufspringend.

„Schweig, Margarete, Du bist auch gar zu furchtsam", entgegnete Giacomo; dann sagte er mir mit halb lauter Stimme: „und doch bleibt es wahr, daß man solche Dinge besser am Tage sieht; des Nachts und bei Lichte sind sie schauerlich, als ob sie sich bewegten. — Morgen also, wenn es Ihnen gefällt."

„Morgen? Meine Pflicht zwingt mich, noch vor Sonnenaufgang abzureisen, und wir haben jetzt nichts Besseres zu thun. Freund Giacomo, thut mir den Gefallen!" Mit diesen Worten steckte ich ihm einen Dukaten in die Hand.

„Allzugütig, mein Herr; ich stehe gleich zu Befehl. Laß uns nur gehen, Frau, zünde Dein Licht an und begleite uns; rufe auch den Paolo, daß er uns leuchte.

Der Junge kam; als er aber hörte, wohin die Wanderung gehen solle, blieb er ängstlich und unschlüssig stehen; die Alte trat brummend neben Giacomo, und ich konnte die drei armen von abergläubischer Furcht ganz beherrschten Leute nicht ohne Mitleid ansehen.)

Die Säle, die wir durchschritten, waren so groß, daß unsere Leuchter kaum bis in die Mitte derselben so viel Licht warfen, als hinreichend war, um alle Gegenstände zu unterscheiden. Meine Führer zeigten mir lange mit Familien-Gemälden behangene Gallerieen, alte Tapeten, Säle für Bankette, für gerichtliche Verhandlungen, Prunksäle, weiland die Zeugen einer Herrlichkeit, von der heutiges Tages nur noch ein Andenken geblieben, das mehr mit Entsetzen als mit Bewunderung gemischt ist. Auf dem Wege wiederholte ich meine Frage an Giacomo: „Ihr habt mir von dem tragischen Ende des Herren dieses Schlosses gesagt; erzählt mir doch nun diese Geschichte."

„Sie verlangen es also schlechterdings, mein Herr?"

Eben traten wir in einen Saal, der noch prächtiger ausgeschmückt war als die anderen, und an dessen ganz mit gewirkten Tapeten überzogenen Wänden die schweren Rüstungen der Ritter von Nicosia hingen.

„Sehen Sie diese Panzer", begann Giacomo, „diese Helme, diese Visiere, diese Panzerhandschuhe, diese Schwerdter, diese Bühne mit zwei Sitzen; das war der Audienzsaal; hier ist mein Herr gestorben, hier wurde der Herzog Raolo ermordet. — Was fehlt Dir, Margarete?"

„Nichts, Giacomo, aber Du, Du schauderst!"

„Ach! Herr Reisender, Margarete wird Ihnen die Geschichte unserer armen Herrschaft erzählen."

Obgleich dies Anerbieten Giacomo's die Alte ein wenig bestürzt machte, setzte sie sich doch zwischen uns Beide und begann also:

„Der Herzog Raolo von Nicosia verliebte sich zu Neapel in eine junge Italiänerin. Er heirathete sie und führte sie bald darauf hierher ins Schloß. Die Herzogin Elvira, der ich die Ehre hatte zu dienen, war schön, lebhaft und munter. Sie verließ Neapel, den Hof, alle Genüsse dieser Hauptstadt, ihren alten Vater, ihre Schwester und Freundinnen, Alles, um dem Liebenden zu folgen. Freilich stutzte die Herzogin etwas, als sie sich mit einem Male aus ihren Italiänischen Prachtpalästen in diese finsteren Thürme versetzt sah; allein sie wurde darum nicht traurig; sie war so jung, so heiter, so gut! Sie liebte ihren Gemahl so innig!"

„Einen Monat nach der Hochzeit begab sich das junge Paar nach Palermo. Spät an einem Abend kehrten sie ins Schloß zurück; die Herzogin hatte an eine Freundin zu schreiben; sie ging in diesen Saal, wie sie oft der Kühlung wegen zu thun pflegte, und gerade damals war die Sommerhitze am drückendsten. Der Herzog befand

sich unten, um für die Jagd Vorkehrungen zu treffen, die am folgenden Morgen vor sich gehen sollte. — Ach! er sollte sie nicht mehr erleben. — Hier war also die Herzogin; sie trat an einen Schreibtisch, den Sie dort vor einem Spiegel mit vergoldetem Rahmen sehen, und schickte sich dann zum Schreiben an. Der Brief war an eine Jugendfreundin, der sie alle Freuden ihres Herzens, ihre Liebe und ihre Zufriedenheit ausdrückte, wobei sie dann und wann einen zerstreuten, vielleicht auch einen selbstgefälligen Blick in den Spiegel warf. Plötzlich scheint es ihr, als ob hinter einer dieser Rüstungen ein Paar wilde feurige Augen hervorblitzten. — Es überläuft sie eiskalt, und sie bleibt wie gefesselt stehen. — Aber, o Grausen! In allen den übrigen Rüstungen gewahrt sie die nämlichen furchtbaren Blicke, die ein entsetzliches Geheimniß durchschauen ließen. Schreckliche Gefühle durchzucken die Herzogin. Sie steht mitten unter Räubern, unter Banditen; was soll sie thun? Soll sie fliehen? um Hülfe rufen? Es sind ihrer viele; sie ist in ihrer Gewalt; es kostet nur einen Wink, so ist sie vernichtet. Der Herzog wird kommen und seine Gattin vertheidigen. — Er allein gegen die ganze Schaar! Raold! Er muß unterliegen! — Jetzt gebietet sie sich selbst Stillschweigen; sie besiegt um jeden Preis den eigenen Schrecken und sucht in dieser äußersten Gefahr zu Rettung ihres Gemahls Kräfte zu gewinnen."

„Ein einziger Ausweg bleibt ihr; sie muß dem Gesindel den Glauben beibringen, als wären sie nicht entdeckt. Auf das Schreibepult gelehnt, scheint sie ganz vertieft in ihren Brief; sie redet erst mit gedämpfter Stimme, dann von Zeit zu Zeit etwas lauter, als ob der Gegenstand sie stark beschäftigte; allein ihre Blicke fallen unwillkürlich wieder in den Spiegel. — Mit immer steigender Angst bemerkt sie, wie eine Lanze aus der rechten Faust einer der Rüstungen in die linke übergeht, und bald nachher die gräßlich langsame Bewegung eines Armes, der, gegen die Herzogin sich erhebend und senkend, den anderen Rüstungen anzuzeigen scheint, daß sie gar nichts ahne. — Obgleich mit Schrecken daran denkend, der Herzog könne hereintreten, vermeidet sie allen Schein; sie schreibt vielmehr emsig weiter. Plötzlich ruft sie, sich unterbrechend, aus: „Mein Gott! es ist sehr spät. Giacomo muß schon fort seyn, und mein Brief wird nicht zu rechter Zeit nach Palermo kommen — ich muß ihn einholen lassen — ihm Jemand nachschicken. — Mit diesen Worten faltet sie den Brief hastig zusammen und eilt aus dem Zimmer. Die Rüstungen blieben ganz ruhig."

„Kaum war sie hundert Schritte weit, als sie mit ihrem Gemahl zusammentraf. Der übermenschliche Kampf, den sie bestand, hatte ihre ganze Kraft erschöpft; mit kaltem Schweiße bedeckt, fiel sie zu seinen Füßen nieder. Der Herzog entsetzt sich, schreit und verlangt Hülfe. Die Seinigen kommen herbei und stürmen in einem verworrenen Haufen in den Saal. Die Räuber glauben sich entdeckt, verfolgt; sie stürzen auf die Leute des Herzogs, um sich durchzuschlagen. — Einige springen aus den Fenstern; allein der Herzog, von Wuth fortgerissen, geht ihnen zu Leibe, und — ach! ein Lanzenstoß durchbohrt ihm das Herz und streckt ihn entseelt zu Boden.

„So endete in seinem zwanzigsten Jahre Raola, Herzog von Nicosia und Fürst von Ram. Seine unglückliche junge Gemahlin folgte ihm bald in die Ewigkeit nach."

„Zwanzig Monate später entdeckte die Polizei jene Bösewichter, die sämmtlich an den Galgen kamen. Vor ihrer Hinrichtung bekannten sie, daß die unermeßlichen in dem Schlosse aufbewahrten Schätze sie angelockt hätten, und daß es ihnen endlich während der Abwesenheit der Herrschaft gelungen sey, sich hineinzustehlen und zu verbergen."

Hier schwieg Margarete. — Im Verlauf ihrer Erzählung hatte sie einige schüchterne Blicke auf die schwarzen Rüstungen geworfen, die jetzt noch ihre alte Stellung behaupten. Endlich, da kein mystisches Zeichen erschienen war, begann sie wieder Muth zu fassen, stand mit einem Male auf und sagte: „Nun in Gottes Namen! Der Herr lasse sie in Frieden ruhen! Entfernen wir uns."

Des folgenden Morgens kehrte ich, in Gedanken vertieft, auf meinem Maulthiere durch die Buschwälder nach Palermo zurück.

Bibliographie.

Storia della serenissima casa d'Austria. (Geschichte des erlauchten Hauses Oesterreich.) 4 Bde. Pr. 6 Lire. Mailand.

Storia del Cristianismo. (Geschichte des Christenthums, von Beecastel.) 7 Bde. Zweite Aufl. Mailand.

Storia dell' impero Ottomano. (Geschichte des Ottomanischen Reiches, von Hammer.) Aus dem Deutschen übersetzt. 6 Bde. Mailand.

England.

Ueber Monk-Lewis, den Verfasser des Mönchs.

(Schluß.)

So machte Lewis aus mir einen Dichter. Nach verschiedenen Uebersetzungen und Nachahmungen Deutscher Balladen, unter anderen der Lenore und des wilden Jägers, schrieb ich Glenfinlas und den heiligen Johannis-Abend. In dem letzteren Gedichte sind die Ereignisse, bis auf die in den Randnoten vermerkten Anspielungen, durchaus erdichtet, aber der Ort der Begebenheit ist derjenige, wo ich meine Kinderjahre verlebt habe. Landstreicher hatten während des Eigenthümers Abwesenheit das Gitter um den Thurm von Smalholm eingerissen; ich bat meinen Freund und Verwandten, Scott von Harden, dasselbe wiederherstellen zu lassen, und er versprach, meinen Wunsch zu erfüllen, unter der Bedingung, daß ich eine Ballade verfertige, deren Inhalt den Thurm und die umliegenden Felsen zum Schauplatze habe. Der Johannis-Abend und Glenfinlas wurden von verschiedenen Literatoren günstig beurtheilt, unter Anderen von dem Herzoge von Roxburgh, der die Gewogenheit hatte, mir die unbeschränkte Benutzung seiner reichen und berühmten Bibliothek zu bewilligen, von welcher der Roxburgh-Klub den Namen hat.

So hatte ich mich denn als Poet niedergelassen, wie ein wandernder Sänger, der stets zwei Balladen bereit hat, um seine Kunstreise anzutreten. Ich erinnere mich, daß ich alle meine Bekannten, einen nach dem anderen, besuchte und, meine kostbare Waare vorzeigend, Urtheil und Rath begehrte, Dinge, die ein Autor nie umsonst verlangt; denn man wird bemerken, daß in den schönen Künsten diejenigen, welche auf keine Weise selbst etwas hervorbringen können, sich nichtsdestoweniger zur Beurtheilung fremder Werke für fähig halten, und bis auf einen gewissen Punkt nicht ohne Grund. Eine Arbeit, die man in der ausdrücklichen Absicht, daß sie der größten Zahl gefalle, verfertigt hat, kann nur durch die Meinungen Einzelner gewürdigt werden, und es mag, wie bei Molière und seiner Dienstmagd, der Rath desto besser seyn, je unwissender und naiver die befragte Person ist. Indessen haben solche Zugeständnisse eine Gränze, und ich fand, daß ich durch mein Bestreben, alle Welt zu hören, Niemanden mehr recht war. Nachdem ich sorgenvoll 14 Tage lang an mir selbst gezweifelt hatte, kam ich dahin, eine allgemeine Regel anzunehmen, von der ich mich in den dreißig Jahren meines literarischen Lebens selten entfernt habe. Hat ein Freund, dessen Urtheil ich achte, freimüthig entschieden, daß ein Manuskript schlecht oder doch ohne Vorzüge sey, die hinreichend wären, seine Fehler aufzuwiegen, so lege ich es gewöhnlich bei Seite; aber ich habe gar nicht die Gewohnheit, auf kleinlichen Tadel zu hören oder dergleichen gegen einen Freund zu richten, der mich mit seiner Anfrage beehrt. Ich bin überzeugt, daß im Allgemeinen selbst durch das Wegschneiden von nur leichten Fehlern die Originalität verwischt wird, und gerade diese ist das Werthvollste in der Literatur.

Bis dahin war ich mit meinen Fortschritten gelangt, als die Gelegenheit sich darbot, der Welt bekannt zu machen, was nur einem Kreise von Freunden war vertraut worden. Lewis kündigte eine Sammlung an, die anfänglich den Namen Schreckens-Mährchen führen sollte und hernach unter dem Titel Wunder-Geschichten herauskam. Da die Geschichten in dieser Sammlung auf übernatürliche Begebenheiten sich gründen sollten, so war der Plan mit Unannehmlichkeiten verknüpft, die der sinnreiche Herausgeber nicht vorhergesehen hatte. Das Uebernatürliche erregt allerdings mächtige Erschütterungen von einer Art, für welche die meisten Leser empfänglich sind; aber besserungeachtet dürfte diese Feder ihre elastische Kraft einbüßen, wenn man zu stark darauf drückt, und eine Sammlung von Gespenster-Geschichten läuft Gefahr, gar nicht mehr schrecklich zu seyn, wie eine Sammlung witziger Einfälle in Gefahr geräth, weder unterhaltend noch komisch zu seyn. Indessen mochte auch schon der Name der projektirten Sammlung ein Hinderniß für den Erfolg werden; man dachte damals nicht daran, so gewiß schien dieser Erfolg durch die früheren Werke des Lewis und die Beliebtheit des Herausgebers. Der Beifall, welchen das Schloßgespenst auf der Bühne gefunden, schien gleichfalls eine Gewähr für das Gelingen der neuen Unternehmung. Ich war gern bereit, die Balladen Glenfinlas und den Johannis-Abend nebst einer oder zwei anderen unbedeutenderen dazu zu liefern. Mein Freund Dr. J. Leyden ward auch ein Mitarbeiter von Lewis, Herr Southey, ein gewaltiger Bundesgenosse, gab ihm die alte Frau von Berkeley, Lord William und einige Andere interessante Balladen. Aber mein Freund Lewis gewahrte, daß es keine leichte Sache war, seine Schottischen Rekruten zu disziplinieren. Er war, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein enthusiastischer Reimer und Verskünstler. Ich kann hinzufügen, daß er zur Strenge ein Recht hatte, da wenig Englische Dichter besser gebaute Verse und reichere Reime als er gemacht hatten. Er forderte daher von den Uebrigen dieselbe Genauigkeit, und da ich, wenig geübt in dem mechanischen Theile der Dichtkunst, mich der eben nur erlaubten Reime eben so wohl bediente, als der legitimen, so hatten wir oft Streitigkeiten, die durch den Eigensinn meines Mentors bitter wurden. Wer meinen Freund gekannt hat, wird sagen können, ob er zum Nachgeben gemacht war. Ich habe noch einige von seinen Briefen, die ich als Beweis seiner Strenge und meines Trotzes anführen kann:

Die Herausgabe der „Wunder-Geschichten" verzögerte sich bald aus dieser, bald aus jener Ursache bis zum Jahre 1801; dieser Umstand allein gefährdete den Erfolg, da eine zu lange Erwartung stets die Erwartung täuscht. Es kamen aber noch andere Ursachen hinzu, welche dazu beitrugen, den Werth des Werkes zu verringern, und unter diesen rührten einige von dem Herausgeber, andere von dem Verleger her. Der Erstere hatte nicht überlegt, daß die Leidenschaft für Balladen und Balladensänger seit einiger Zeit abgenommen hatte. Was man anfänglich als einfach und natürlich aufgenommen, wurde als närrisch und kindisch belächelt. Ein anderer Grund war, Freund Lewis hatte eine falsche Vorstellung von seinem Talente für den Humor. Denn in Wahrheit konnte er wohl, nach Art der Französischen Schriftsteller, seine kleinen Sachen mit einiger Lustigkeit ausstatten, aber es gebrach seinen Versuchen in Englischen Scherze jener nationale Humor; sie waren also nicht alle glücklich, und dies war es, was er nie zugeben wollte. Die Wunder-Geschichten kamen mit vorgeblich komischen Aufsätzen zum Vorschein, deren Wirkung mißlang.

Endlich setzte ein leicht zu verhindernder Fehler Lewis als Herausgeber dem Verdachte einer eigennützigen Berechnung aus, deren er sicherlich nicht fähig war. Man beschuldigte ihn nämlich, sich mit seinem Verleger verabredet zu haben, von der Tasche des Publikums eine Abgabe zu erheben. Die Wunder-Geschichten sollten einen gro-

sen Oktavband füllen; mittelst eines sehr weitläufigen Druckes und weißer Seiten wurden sie zu zwei Bänden aufgeblasen und zu einem hohen Preise verkauft. Die Käufer murrten; denn um zwei Bände herauszubekommen, hatte man mehrere der bekanntesten Englischen Gedichte aufgenommen, z. B. Theodor und Honoria von Dryden, der Eremit von Parnell, Verse von Lisles und mancher andere Volksgedicht von altem Datum, die rechtlicher Weise nicht in eine Sammlung von Geschichten gehörten, die von einem neuen Autor „verfaßt oder herausgegeben“ sind. In den Zeitungen warf man Lewis' Verleger mit Recht oder Unrecht auch vor, daß er seinen Kollegen die unter Buchhändlern üblichen Vergünstigungen verweigert habe, um den Gewinn von dem erwarteten bedeutenden Absatz für sich allein zu behalten. An diesem Verfahren seines Verlegers hatte Lewis, einer der großmüthigsten Menschen auf der Welt, nicht den mindesten Antheil; dennoch erlitt sein Werk viele Benennungen und Angriffe, die ihn kränken mußten. Das Buch ward tales of plunder statt tales of wonder genannt, in den Zeitungen, Magazinen und Review's angegriffen; man machte eine witzige Parodie auf den Stil und die Person des Verfassers, mit einem Wort, das Publikum lachte eben so gern, als wenn es ihm Beifall gespendet hätte.

Was mich betrifft, so war ich über einen so unglücklichen Ausgang etwas betreten. Aber wie Lord Home bei der Niederlage von Flodden, machte ich eine so gute Miene, daß ich einen ehrenvollen Rückzug antreten konnte; mitten in der allgemeinen Geringschätzung der Wunder-Geschichten wurde mein Antheil an dem Werke weniger streng als das übrige getadelt. Ich erhielt sogar einiges Lob in den Review's.

Hier folgen zwei Briefe meines Freundes Lewis, von denen, die er mir in Betreff unserer gemeinschaftlichen Arbeit schrieb. Nachdem er, wie gesagt, die Reime meiner Balladen streng rezensirt hatte, meldete er mir großmüthiger Weise, daß er Jemanden, der meiner Meinung sey, gefunden habe, nämlich Herrn Smythe, jetzt Professor der neueren Geschichte zu Cambridge und als Dichter ausgezeichnet genug, um in seinen eigenen Arbeiten der Nachsicht nicht zu bedürfen.

London, den 24. Januar 1799.

Ich will Ihnen nicht unbekannt lassen, liebster Scott, sowohl zu Ihrem Troste als zur Beruhigung der miscreants, die schlechte Reime machen, daß unlängst Herr Smythe, ein sehr geschickter Mann aus Cambridge, sich viele Mühe gab, mich zu überzeugen, daß ein schlechter Reim nicht nur passiren könne, sondern auch bisweilen mehr werth seyn dürfte als ein guter!!!!!! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß Herr Smythe mich eben so unglaubig verlassen, als er mich gefunden hat. Stets der Ihrige M. G. Lewis.

London, den 3. Februar 1800.

Für Ihre Ballade, lieber Scott, und den Auszug statte ich meinen Dank ab, und Ihrem Freunde bin ich sehr verpflichtet für seinen König der Wolken. Ueber die Stanzen, die Sie mir zusenden, habe ich indessen eine Bemerkung zu machen: da der Geist von der Gattung der bösen Engel ist, so darf er keine so zarte Flügel haben, als die von Himmelblau, die Sie ihm geben. Er hat mit dem Himmel nichts zu thun, als ihn mit Stürmen zu beunruhigen, darum habe ich ihn in dem Mönche mit einem Paar schwarzer Flügel ausgestattet. Ich bitte Ihren Freund, solche in der Stanze, in der davon die Rede ist, anzubringen. Mit der anderen bin ich sehr zufrieden, eben so mit Ihrem Feuerkönig; allein ein Jeder macht denselben Einwurf, wie ich, und bedauert, daß Sie Ihren Geist nicht der von mir in dem Mönch gegebenen Beschreibung ähnlich gemacht haben, wo sein Geschäft darin besteht, das Irrlicht zu spielen und die Reisenden in die Sümpfe zu locken. Auch billigt man es nicht, daß er aus seinem Geburtslande, Dänemark, nach Palästina versetzt worden und Attribute erhalten habe, die dem Könige des Feuers nicht eigenthümlich angehören; sie würden ganz eben so gut für Ahriman, Beelzebub oder irgend einen anderen bösen Geist passen. Die Ballade selbst aber ist sehr hübsch. M. G. L.

Die Ballade des Wolkenkönigs, deren in dem vorhergehenden Briefe gedacht wird, war von Leyden; aber sie war Lewis nicht recht, entweder wegen der Farbe der Flügel, oder eines anderen eben so wichtigen Theils der Tracht; daher machte Lewis, der übrigens in die Ballade sehr verliebt war, einen Elfenkönig daraus und verfertigte selber einen König der Wolken. Walter Scott.

Bibliographie.

Some account of the english stage from the restoration in 1660 to 1830. (Geschichte des Englischen Theaters, vom Jahre 1660 bis zum Jahre 1830.) Herausgegeben in Bath. 10 Bde. [Die Literary Gazette preist dieses Werk als das Umfassendste, was bisher noch über die Englische Bühne geschrieben worden ist.]

Tales of the English. (Erzählungen der Engländer. William de Albini.) Von E. Taylor. Pr. 5 Sh.

Frankreich.

Voyage dans la Régence d'Alger etc. (Reise in die Regentschaft Algier, oder genaue Beschreibung des von unserer Afrikanischen Armee besetzten Landes.) Von Rozet, Capitain im Generalstabe u. s. w. 3 Bände. Paris, 1833.

Dieses Buch erscheint gerade zur rechten Zeit, da ihm die Geschichte der Eroberung Algiers von demselben Verfasser und eine Menge anderer Werke über denselben Gegenstand vorangegangen sind, Werke, deren Inhalt der Verfasser zum Theil kurz wiederholt, und deren Irrthümer er widerlegt. Es ist diese Schrift eine vollständige Reisebeschreibung, wie man sie von einem Manne erwarten konnte, der, in mehreren Wissenschaften bewandert, seine Kenntnisse dazu benutzt hat, um eine höchst wichtige politische Frage, die Frage über die zeitliche Besitznahme oder den Besitz Algier's von Seiten Frankreichs zu erörtern. Jeder Unbefangene ist der Meinung, daß Algier's Besitz das logische und nothwendige Ergebniß der Eroberung und des Blutes sey, das dabei vergossen worden; allein den Schlechtgesinnten, welche die Regentschaft als ein verödetes Land darzustellen suchen, das dem Vaterlande mehr kostspielig als nützlich sey, müßte man noch darthun, was für Schätze der Boden der Afrikanischen Nordküste in sich schließt, und zu welchen Hoffnungen dieses Land berechtigt, das von einer beinahe tropischen Sonne befruchtet wird. Ohne auf die Zukunft zu rechnen, giebt Herr Rozet ein recht genaues Verzeichniß der gegenwärtigen Produkte von Nord-Afrika, damit man das Maß für die schlechte Gesinnung derjenigen finde, welche diesen Besitz zu Gunsten ausländischer Habsucht niedrig anschlagen.

Der Verf. beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht des Landes, aus der wir Folgendes entlehnen:

„In Algier angelangt, mag der Beobachter wohlthun, wenn er sich auf den Cavalier*) mitten im Schlosse des Kaisers stellt, das eine Viertelmeile südwestlich von der Stadt liegt. Wendet er dort die Blicke gegen Süden, so entdeckt er eine Hügelgruppe, die, von West-West-Nord nach West-West-Süd ziehend, ein sehr höckeriges Erdreich darstellt. Jenseit dieser Hügel gewahrt er die große Ebene Metidscha, die sich nach Morgen und Abend unabsehbar ausdehnt und im Süden von einer sehr hohen Bergkette, dem kleinen Atlas, begränzt wird, die mit vorgenannter Hügelreihe merklich parallel läuft. Will man demnach die Hügelreihe für eine niedrige Bergkette gelten lassen, so kann man sagen, daß die Ebene Metidscha zwischen zwei Bergketten liege, die fast genau von Ost nach West laufen, und von welchen die südliche weit höher ist als die nördliche. Beide Höhenzüge begränzen die Ebene fast schnurgerade, indem sie nur wenige kleine Strebepfeiler hineinrücken.

„Der Kamm des kleinen Atlas hat viele Ausschnitte, und man bemerkt mehrere spitzige Piks; allein im Allgemeinen sind die Gipfel abgerundet und ähneln denen des Jura. Die Seiten dieser Berge sind von tiefen Thälern durchfurcht, die zum Theil sehr weit ins Innere des Gebirges hineinreichen mögen. Geht der Beobachter gerade südwärts durch die Metidscha und erklimmt die Zinnen des kleinen Atlas, so wird er den südlichen Abhang steiler finden als den nördlichen und jenseits eine Hügelmasse erblicken, die sich sehr weit nach Ost, West und Süd erstreckt. Ganz am Rande des Horizonts wird er eine Reihe Gipfel entdecken, die einer anderen Kette, derjenigen ähnlich, die er bestiegen hat, anzugehören scheint, und bis wohin die Hügelmasse scheinbar sich ausdehnt.“

„Wendet er das Auge gegen Osten, so zeigt sich ihm, etwa 25 Lieues weit, der mächtige Berg Dschurdschura mit seinen scharfen Kanten und spitzen Gipfeln. An den Seiten dieses Berges ist der Felsen nackt und, wie es scheint, ohne Vegetation. Gegen Südwest erheben sich mehrere sehr hohe Gipfel, deren entferntester, welcher das Reich Marokko begränzen muß, die Form eines Zuckerhutes hat. Nach diesem Punkte konvergiren die beiden Ketten des Atlas. Steigt der Beobachter wieder in die Ebene und geht die Küste entlang, vom Kap Matisu, im Osten der Stadt, bis zum Kap Falcon, westlich von Oran, so kommt er zunächst über eine kreisförmige Bai, begränzt von den kleinen Hügeln im Norden der Ebene Metidscha, die in einen schmalen Strand auslaufen, der dem Meere zunächst mit Sand bedeckt ist, welcher hin und wieder einige Dünen bildet, besonders an den Mündungen der Ströme. Verläßt er Algier, so findet er noch eine kleine Bai von 600 Metern im Durchmesser, über der jählings der Gipfel des Bu-Zaria emporsteigt, eines tüchtigen isolirten Berges inmitten der Hügel-Gruppe, dessen letzter Strebepfeiler gegen Nord-West das Kap Caxine bildet, welches zwei Meilen westlich von Algier belegen ist. An jener Seite des Kap besetzen die kleinen Hügel die Küste, an welcher entlang man zerstreute Dünen findet, bis zum Berge Scheanhn, zwanzig Meilen von Algier. Am Fuße dieses Berges liegt die hübsche kleine Stadt Scherschel. Von letzterem Punkte an herrscht eine sehr hohe Bergkette, ähnlich dem kleinen Atlas, längs der Küste und bildet steile Gestade mit Pik's, bis 25 Meilen westlich vom Kap Iwi, ganz nahe der Stadt Mostagauem, die an der Mündung des großen Flusses Schelif erbaut ist. Auf einem Raume von 25 Lieues, vom Kap Iwi bis Kap Ferrat, das die Bai Azzeo schirmt, also nach Westen, ist das Erdreich ganz flach; allein bei Kap Ferrat erheben sich wieder Berge, die bis jenseit Oran sich fortsetzen..... Hinter Oran umziehen die Berge eine amphitheatralische Bai von 5000 Meter Durchmesser und bilden den berühmten Hafen Mers-el-Kebir...... Zwei Meilen von Oran flacht sich der Boden etwas ab, so daß zwischen dem Plateau von Oran und dem Atlas eine Ebene gleich der Metidscha entsteht. Diese Ebene schließt zwei große im Sommer trockene Seen ein.“

Gewiß ein großartiges und unermeßliches Panorama! Diese herrliche Schaubühne ist aber leider fast leer zu nennen. Die dünn gesäeten Einwohner des schönen Landes leben unter Zelten und in Hütten aus Baumzweigen oder Schilf, mit Erde verklebt. Nur in den Städten findet man Häuser, die mit Hülfe von Kalk und Sand aus Ziegeln oder schlechten Steinen erbaut sind. Die Städte liegen sehr weit auseinander, und man zählt nur zehn derselben auf dem Raume, den wir eben durchflogen haben.

Die vornehmste dieser Städte ist Alger (Aldschee) die krie-

*) Die sogenannte Kaye auf einem Bollwerk.

gerische. Sie liegt am Meeresufer unter 0 Grad, 42 Minuten, 25 Sekunden östlicher Länge und 36 Grad, 47 Minuten, 25 Sekunden nördlicher Breite (vom Pariser Meridian). Das Gefilde rings um die Stadt ist mit einer Menge sehr hübscher Lusthäuser übersäet. Im Innern, eilf Meilen Süd-Süd-Ost von Algier, liegt Belida, am Fuße des kleinen Atlas, mitten unter prächtigen Orangengärten. Im Norden, fünf Meilen von Belida, an jener Seite der Ebene, entdeckt man auf dem südlichen Abhang der kleinen Hügel, die das Meer bekränzen, El Kolea, eine Stadt, die etwas weniger bedeutend ist, als Belida, und um welche keine Orangengärten, sondern Obstgärten gepflanzt sind, die denen in der Provence gleichen. Vier Stunden Weges von Belida findet sich Medeha, eine Stadt, deren Bau und Feldmark an die Flecken im Departement Seine-et-Loire erinnern. Funfzehn Meilen westlich davon ist Meliona belegen. Längs der Westküste findet man Oran, Scherschel, Tefessad, Tenez, Mustaganem und Azzeo.

Im zweiten Bande beurtheilt der Verf. die Einwohner aus einem mehr physiologischen Standpunkt. Er studirt die Einflüsse des Klimas auf die Eingebornen und auf die Fremden, besonders auf die Truppen; er theilt die Einwohner in verschiedene Völkerstämme, die er von Seiten der Gesichtsbildung, Kleidung, Sitten, Religion charakterisirt; es sind nämlich Berbern, Mauren, Neger, Araber, Juden, Türken und Kulugli's. Unter allen diesen Völkerstämmen hebt er einen heraus, der mehr eine Art Kaste als ein Stamm ist und über Alle herrscht, nämlich die Marabut's. Der Einfluß dieser Leute in einem halb barbarischen Lande ist zu bedeutend, als daß wir uns versagen könnten, die Beobachtungen mitzutheilen, die der Verf. während seines mehr als jährigen Aufenthalts über sie angestellt.

„Der Name Marabut (richtiger Murabet oder Mrabet) wird von den Muhamedanern solchen Menschen beigelegt, die mehr Weisheit besitzen als Andere, und oder als Einsiedler leben. Die Wissenschaft, die man bei ihnen voraussetzt, und ihr geheimnißvolles Benehmen, das der Menge stets imponirt, bringt die Marabut's in den Ruf gottbegeisterter Leute. Sie verheirathen sich; der älteste Sohn erbt gewöhnlich die Vorrechte des Vaters, und die Anderen stehen auch in sehr großem Ansehen. Jeder Stamm, jede Stadt und oft jedes Dorf hat seine besonderen Marabut's. Diese Einsiedler leben von den Geschenken der Gläubigen, die sie um Rath fragen oder für sich beten lassen, und so fehlt es ihnen an nichts. Sie haben eine fast unumschränkte Gewalt und genießen eines unbegränzten Vertrauens. Sie allein haben das Privilegium, Frauen bei sich zu empfangen, ihr entschleiertes Gesicht zu sehen und Stunden lang bei ihnen zu verweilen, ohne daß sich der Mann darum kümmert. Wenn nun der Heilige einmal seinen Charakter vergißt, seinen sinnlichen Gelüsten nachgiebt und von der Leidenschaft sich fortreißen läßt, so ist die Frau, die er mit seinen Liebkosungen beehrt, hoch erfreut und bringt alsbald ihrem Eheherrn Rapport davon. Der Letztere fällt sogleich auf sein Antlitz und dankt dem Propheten für die ausgezeichnete Gunst, die seinem Hause widerfahren ist; denn jetzt glaubt er zuversichtlich, „die Frucht seiner Eingeweide sey gesegnet." Diese Herablassung der Heiligen geht so weit, daß man schon in Algier selbst, auf öffentlicher Straße, die Marabut's über Frauen herfallen und sie im Angesicht der Welt umarmen gesehen hat, während das anwesende Volk Mirakel schrie und seine Hände dankend zum Himmel emporstreckte. Einige Jahre vor der Einnahme Algier's wurde die Tochter eines Europäischen Konsuls auf öffentlicher Straße von einem dieser Rasenden ergriffen und mißhandelt, ohne daß irgend Jemand ihr zu Hülfe kam. Der Vater beklagte sich über diese barbarische Handlung bei dem Dei; allein der Fürst antwortete sehr ruhig, es sey dies Gottes Wille gewesen, und der Konsul müsse sich glücklich schätzen, daß eine heilige Person seine Tochter berührt habe."

„Jeder Marabut hat seine besonderen Privilegien: der Eine beschützt die Heerden, der Andere die Aerndte, ein Dritter den Krieg; ein Vierter versteht es, die Frauen ihres Berufes würdiger zu machen, und die letztere Gabe ist gewiß die reellste. Wer einen Marabut um Rath fragen oder ihn bitten will, sein Unternehmen zu segnen, macht ihm ein Geschenk. Hat ein Marabut etwas nöthig, so läßt er es bei demjenigen holen, der es besitzt, und braucht niemals eine abschlägige Antwort zu befürchten. Diese Leute gehen in die Gärten, Läden und Häuser und nehmen, was ihnen gelüstet, ohne daß der Eigenthümer daran Aergerniß nimmt. Folgende Thatsache kann von der Autorität der Marabut's einen Begriff geben:

„Als wir mit General Clausel gegen den Atlas anrückten, nahmen wir einen jungen und rüstigen Marabut, der in dem Gebirge viel galt, zum Wegweiser. Nach dem Siege bei dem Gebirgspaß Tenia warf sich der Feind in unseren Rücken, und des folgenden Morgens zogen ganze Haufen von Berbern gegen uns los. Unser General schickte ihnen gleich seinen Marabut, der mit einem einzigen Gendarmen, für dessen Leben er einstand, abging. Die Berbern hatten unseren Nachtrab erreicht und schickten sich eben zum Kampfe an, als der Marabut erschien. Mit einem einzigen Wink brachte er sie Alle zum Stillstehen, unterredete sich dann eine Weile mit den Häuptlingen und verkündigte nach seiner Rückkehr dem General, daß man nicht die geringste Feindseligkeit unternehmen würde. Wirklich legten alle die feindlichen Haufen ihre Waffen nieder und ließen uns ruhig vorbeiziehen."

„In den Umgebungen von Algier habe ich Maurische, Arabische und Berbersche Marabut's gesehen, die Leute von Bildung zu seyn schienen; diejenigen aber, die ich in Oran traf, waren eine Art von Verrückten. Mit vielfarbigen Lumpen bekleidet, schleppten sie Stücke Eisen und einen sehr schlecht gearbeiteten Schlüssel an einem Seile mit sich. Ich sah, wie sie in den Palast des Bei kamen, sich von dem Fürsten und allen seinen Offizianten die Hände küssen ließen, ihre Gaben empfingen und wieder abzogen. Eines Tages ließ ich einen dieser Kerle festhalten und stellte ihm verschiedene Fragen, die er mit nichts beantwortete. Ich nahm einen seiner Rosenkränze und bot ihm einen Sandi-Bondschu (3 Fr. 75 Cent.) dafür. „Und wenn Du mir hundert gäbest", sagte er, „Du würdest ihn doch nicht bekommen."

„Die Ehrfurcht, die man den Marabut's beweist, begleitet sie bis ins Grab. Man beerdigt sie mit Pomp, umgiebt das Grab mit einer sehr künstlich gearbeiteten hölzernen Befriedigung und baut über das Ganze einen viereckigen Pavillon mit runder Kuppel von sehr dauerhaftem Bau. In dieser Kapelle brennt unaufhörlich eine Lampe; um den hölzernen Verschluß stehen die Fahnen der verschiedenen Stämme, die den Heiligen verehren. Die Gläubigen, die seine Hülfe erflehen, hängen ihre Weihgeschenke an das Geländer oder an Nägel, die zu diesem Gebrauch in der Mauer stecken. Ist der Marabut ein Schutzpatron im Kriege, so ziert man sein Grab mit einem Theil der Beute; so fanden wir in der Kapelle von Beni-Sala die Beinkleider, das Tornister und die Tschako-Riemen eines Französischen Soldaten, der kürzlich in dieser Gegend erschlagen worden war. Man pflanzt immer einen Palmbaum an das Grab eines jeden Marabut und umgiebt es oft mit einem heiligen Haine, an den kein Muselmann die Axt zu legen wagt. Wir waren nicht so skrupelhaft, und diese heiligen Haine haben uns oft Material zu schönen Biwouak-Feuern gegeben."

„Dies ist die Menschenklasse, auf die jeder Berber, man kann sagen jeder Einwohner der Berberei, sein Vertrauen setzt. Sie schlichten die Streitigkeiten zwischen Familien und Individuen; sie entscheiden fast immer über Frieden und Krieg. Hadschi-Mustafa selbst würde ohne Beistimmung der Marabut's keinen Feldzug unternehmen. Als uns dieser Fürst im Januar 1831 bis zu den Thoren von Algier angriff, führte er mehrere dieser Leute mit sich, die seine Truppen während des Kampfes durch Zuruf und Geberden anfeuerten. Wir sahen, wie ein Marabut, der so alt war, daß er nicht gehen konnte, sich auf einem Esel mitten unter die Streiter führen ließ und nicht eher abzog, als bis eine Kanonenkugel den Kopf seines Esels und die Beine des Führers weggerissen hatte."

„Was auch einem Berber begegnen mag, er geht zu seinem Marabut und folgt blindlings dessen Vorschriften; er ist der Richter, der Arzt, der Astrolog und beinahe der Gott aller derer, die ihm vertrauen. Diese Menschen sind so daran gewöhnt, sich Weise, Heilige, Mächtige u. s. w. nennen zu hören, daß sie endlich selbst daran glauben, und ein Marabut von funfzig Jahren ist ein ganz absonderliches Wesen; mehrere sind vollkommene Narren."

„Die Begräbnißplätze liegen auf erhöhten Plateaux, selten in Thälern und am Abhang der Berge. Ein mit Bäumen eingefriedigter Marabut ruht fast immer in der Mitte. Man zieht Blumen auf den Gräbern und besucht sie häufig, um die Seelen der Abgeschiedenen anzurufen."

Die zwei vorliegenden Bände sind mit sehr interessanten Karten und Abbildungen versehen. Ein ähnlicher Atlas soll den dritten Band begleiten, der nächstens erscheinen und den politischen Theil des Werkes umfassen wird.*) (R. Enc.)

Bibliographie.

Une heure trop tard. (Eine Stunde zu spät.) Von Alph. Karr. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le bourreau de Berne. (Uebersetzung von Cooper's „Headsman.") 4 Bde.

Le port de Creteil. — Roman von Fr. Soulié.

Rêveries. (Träumereien.) Von Herrn v. Senancour. Dritte Auflage.

Mannigfaltiges.

— Die Hunde des Sultans. Zu Dulmabaschi, bei Konstantinopel, wurde mir das Haus gezeigt, wo jetzt noch eine Koppel großer und furchtbarer Jagdhunde als Eigenthum des Staates unterhalten wird, obschon die Jagden selbst eingegangen sind. Diese Hunde haben wirklich ein schreckbares Ansehen und gleichen mehr wilden Raubthieren als dem demüthigen Gefährten des Menschen. Ihre Stärke ist so groß, daß sie schon Menschen mit einem einzigen Schlage (nicht etwa Bisse) ein Bein zerschmettert haben. Sie werden an eisernen Ketten zur Dressur geführt, und es sind zwei Männer, an jeder Seite Einer, nöthig, um einen einzelnen dieser Hunde in gebührenden Schranken zu halten. (Sketches of Turkey.)

— Türkisches Mittel, auf den Grund des Wassers zu sehen. Bei schlechtem Wetter gießen die Fischer am Bosporus ein paar Tropfen Oel auf die Wasserfläche, und mit Hülfe dieser paar Tropfen können sie in eine bedeutende Tiefe sehen. Ein Gefäß von einigem Werthe war aus den oberen Fenstern unseres Hotels in den Bosporus gefallen, der an dieser Stelle zehn oder zwölf Fuß Tiefe hatte. Schon gaben wir das Ding verloren, als einer unserer Bedienten uns vorschlug, etwas Oel auf das Wasser zu gießen. Zu unserem Erstaunen wurde das Gefäß gleich sichtbar, und wir gelangten wieder in seinen Besitz. (Sketches of Turkey.)

*) Man vergleiche den Artikel: „Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers in Afrika" (Nr. 49—51 des diesjährigen Magazins) und „Algiers jetziger Zustand" (Nr. 111).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Freitag den 25. Oktober 1833.

Frankreich.

Acht Tage auf Reisen.

Von Jules Janin.

III. Brüssel und seine Nachdrucker.

Man soll mir aber noch nicht nachsagen, daß meine Reise so ganz ohne Nutzen verstrichen sey, und wenn der Leser, so wie ich selbst, gefunden hat, daß die ersten Kapitel meines Berichts gar zu leichtfertig ausgefallen, so verspreche ich ihm, jetzt Genugthuung in dem gegenwärtigen zu geben, das durchaus ernsthaft werden soll. Der Gegenstand, über den ich hier sprechen will, berührt zu sehr die wichtigsten Interessen aller Literaten meines Vaterlandes, als daß ich ihn mit Leichtsinn und Sorglosigkeit abzuhandeln vermöchte.

Ich muß zuvörderst mit dem Geständniß anfangen, daß ich, so wie die Dinge jetzt stehen, keinen ehrenvolleren und schöneren Beruf kenne, als den eines Literaten, den man als einen würdigen Mann und als einen Mann von Talent zu schätzen weiß. Die Bedürfnisse der Presse sind heutzutage so groß, ja die Presse ist etwas so Unentbehrliches für die Nation geworden, daß jeder junge Mensch, der etwas Gefühl und Schreibtalent bei sich verspürt, sich durch sie aus dem großen Haufen herausheben und binnen vier und zwanzig Stunden eine bedeutende und ehrenvolle Existenz erwerben kann. Um ein Literat zu seyn, muß man aber mit seiner Person bezahlen. In dieser Profession, die, dem Himmel sey Dank! keine Profession ist, giebt es jedoch keine Intriguen, keine Protectionen, keine Hazardzufälle, wodurch der, der nicht Glück machen soll, dennoch Glück machen könnte; es giebt in ihr selbst keine Hindernisse, die den, der vorwärts kommen soll, abhalten können, vorwärts zu kommen. Dem jungen Mann, den das Publikum adoptirt, stehen fortan alle Wege offen, und sein Glück ist von dem Tage an gemacht, wo er ein Publikum hat. Von diesem Tage an ist der Literat der Lebensgefährte des Publikums; sie wandeln zusammen denselben Schritt, sie verstehen sich, stützen eines das andere, sind stark durch einander, lieben und achten sich und liebkosen sich wechselseitig. Die Vortheile, die für den Literaten daraus entstehen, sind unermeßlich. Im siebzehnten Jahrhundert waren die Schriftsteller die Begünstigten; dann, im achtzehnten Jahrhundert, wurden sie selbst die Gönner; heutzutage aber stehen sie weder mehr so tief, noch so hoch, obwohl sie dennoch gestiegen sind; sie befinden sich in Niveau mit der ganzen Welt. Ein Schriftsteller seyn, heißt heute nicht mehr, ein Kleiner in der Mitte der Großen seyn, oder ein Großer in der Mitte der Kleinen; es heißt, Allen gleich seyn; es heißt, eben so reich, eben so angesehen, eben so geachtet seyn, als der erste Emporkömmling; es heißt, eben so viel seyn, als ein Königlicher Notar oder als ein Baumwollenstrumpffabrikant. Das ist eine große Eroberung, welche die Literatur in unseren Tagen gemacht hat. Die Literatur hat heutzutage ein Haus in der Stadt und ein Haus auf dem Lande; sie hat eigene Pferde, giebt große Diners, hat Bedürfnisse des Luxus und schafft sich Gemälde und Porzellanwaaren an; sie leiht aus und borgt wieder und findet selbst, wenn sie will, Gelegenheit, reiche Heirathen zu schließen. Die alten Witze über das Dachstubenleben der Literaten gehören längst nicht mehr unserer Zeit an.

Die Lage eines Schriftstellers in Paris ist also gewiß herrlich und beneidenswerth. Für das geringe Maß von Thätigkeit und Arbeitsamkeit, das er aufzuwenden hat, bringt er es zu dem Ansehen einer Macht im Staate. Je weiter wir vorschreiten, um so mehr hat auch Frankreich das Bedürfniß nach Journalen und Büchern gefühlt. Der Geschmack an Lektüre und Studium ist bereits aus der Hauptstadt in die Provinzen gedrungen, und bald wird er aus der Provinz auf das Land und auf die geringsten Dörfer übergehen. Zehn Oktavbände würden nicht hinreichen, um den Stoff zu umfassen, welchen die Presse täglich herbeischafft. Der Beruf eines Schriftstellers ist daher, selbst wenn man ihn nur als ein Gewerbe betrachtet, schon eines der schönsten Gewerbe, die es in Frankreich geben kann. Es giebt aber gegenwärtig vielleicht kaum einen einzigen Schriftsteller in Paris, der nicht einen gewissen Ruf durch das Stadtgespräch hätte, entweder wegen seiner Pferde, oder wegen seiner Bücher, oder wegen seines Hauses, seiner schönen Möbel, oder endlich wegen seiner glücklichen und zahlreichen Familie, welches letztere wohl der ehrwürdigste und zugleich unschuldigste Luxus ist. Alles dies wäre aber an einem armen Literaten von ehemals völlig lächerlich gewesen.

Aus diesem Umschwung der Dinge ist auch für die Literatur selbst ein großer Nutzen hervorgegangen. Sie hat dadurch jenen Anstrich einer gewissen Schwüle und kümmerlichen Befangenheit verloren, die sich oft in die herrlichsten Bücher früherer Zeit eingeschlichen hatte. Die Literatur ist nicht mehr so unterdrückt und unterwürfig, weil sie nicht mehr so anmaßend ist. Sie zeigt sich hingegebener an die Autorität und weniger schreckbar für die Gewalt, während sie sich doch zu gleicher Zeit unabhängiger fühlt. Sie ist ruhiger, glücklicher, ledensloser, weniger revolutionnair und mehr Familienvater und Familienmutter geworden, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dank der guten Zeit, ein Schriftsteller ist in unseren Tagen ein nützlicher, geehrter und geachteter Geschäftsmann; er schläft in Frieden und erzieht seine Kinder in Frieden, er schleppt sich nicht mehr in einem armseligen Manöver von Tag zu Tag hin, heut reich, morgen arm, das Spielwerk der Buchhändler, ein Tischschmarotzer der Vornehmen, ein dienstwilliger Narr aller Welt und die Kuriosität und Parade-Figur der Gesellschaftssäle. Nein fürwahr! der Schriftsteller ist jetzt der Herr aller Welt, besonders aber seines Buchhändlers. Er geht bei Keinem mehr zu Tische, der nicht auch bei ihm zu Tische kommt, und er weiß zu gut, was er sich selbst schuldig ist, als daß er sich der Neugier der Salons-Müßiggänger ausstellen sollte.

Aber je edler und schöner ein solcher Stand ist, je nothwendiger wird es auch, ihn zu beschützen und zu begünstigen. Je mehr es sich hier um eine ehrenvolle Unabhängigkeit, sowohl für den Schriftsteller, als für sein Vaterland, handelt, je mehr muß man auch diese Unabhängigkeit vertheidigen, wo sie angegriffen zu werden Gefahr läuft. Oder, um es gerade herauszusagen, wenn diese Unabhängigkeit, welche sich die Literatur geschaffen, tagtäglich durch den Verkehr bedroht wird, den Belgien mit unseren Büchern treibt, so wird die Literatur bald aufhören, einer der schönsten Berufszweige zu seyn. Denn in der That, worin ruht diese Unabhängigkeit des Schriftstellers, sein gegenwärtiges und zukünftiges Glück, die Sorge für Weib und Kind — worin anders, als in dem Buche, das er dem Buchhändler, in der Tragödie, die er dem Theater verkauft. Das Leben des Mannes, das Leben seiner Familie, ist ganz an dieses sein Werk geknüpft. Mit welchem rastlosen Eifer hat er nicht auch daran gearbeitet! Mit welcher zitternder Eil hat er es nicht von Tag zu Tag weiter gefördert! Welche Sorgen, Nachtwachen, welche Nebenbuhler-Leidenschaften, Neidesgefühle und Mühseligkeiten aller Art hefteten sich nicht daran! Und ach! um einen Augenblick die Welt zu beschäftigen, hat der arme Mann Alles auf sein Papier gestürzt, was er an Leidenschaft, Genie, Wissen, Einbildungskraft, Witz und Schreibtalent in sich trug; der muthwillig schweifenden Freuden der Jugend hat er sich enthalten und wie ein Weiser gelebt; geduldig, ruhig, nüchtern ist er gewesen und hat doch noch einmal alle Leidenschaften aus seinem Herzen wieder aufgewühlt, um sie zum Besten seines Buches oder seines Dramas zu brauchen. Nun erscheint denn sein Buch, sein Drama erscheint! Ein einziges Wort kann dies Buch, dies Drama tödten. Der Autor horcht auf das Urtheil des Publikums, er horcht schmerzlich darauf, um zu wissen, ob er den anderen Tag seiner Frau wird ruhig ins Gesicht sehen können. Endlich, endlich klatscht das Publikum Beifall, und der Erfolg hat sich entschieden; das Buch hat gewonnen, die Tragödie hat gesiegt! O gutes Glück, o herrliches Schicksal des Poeten! Der Erfolg, das ist der Ruhm, das ist das Ansehen, das ist Reichthum und Alles.

Indeß, kaum hat das Parterre geklatscht, kaum hat das Buch Aufnahme gefunden, so bemächtigt sich dort unten, nicht weit von Paris, zwei Tagereisen ungefähr entfernt, ein Mann des Buches und des Namens des Autors; er druckt dies Buch, das Buch gehört ihm, und er verkauft es um einen herabgesetzten Preis. Seht, da giebt es die Notre-Dame de Paris, zu drei, zu zwei Francs, zu einem Franc; nehmt es zu jedem Preise, der Drucker gewinnt daran immer noch fünfzig Procent, meine Herren! Kauft, kauft den Victor Hugo zum niedrigsten Preis! Der Verfasser hat indeß sein Buch seinem Verleger gegeben und dieser ihm dafür ein Antheilsrecht am Gewinne von jedem einzelnen Exemplar versprochen. Das Werk hat einen unbeschreiblichen Erfolg, und es werden in Paris mit Mühe dreitausend Exemplare verkauft; in Belgien aber werden sechstausend abgesetzt. Zwölftausend Francs sind es also, die Brüssel dem Herrn Victor Hugo, seiner Frau und seinen vier Kindern entreißt! Das heißt von einer fremden Nation Vortheile ziehn! O, über die Schande! Ein wahrer Straßenraub ist es!

Zu bemerken ist auch, daß ein solches Buch, welches die Buchhändler in Brüssel an sich reißen, erst in demselben Augenblick Ge-

genstand des Raubes zu werden pflegt, wo es für den rechtmäßigen Verleger und den Autor keinen Zweifel am Gewinn mehr giebt. Wenn der Brüsseler Buchhändler ein Buch nachdruckt, so hat der Pariser Verleger dafür schon große Kosten angewandt; er hat das Papier gekauft, den Druck bezahlt und sein Werk ankündigen lassen; und nun kommt sein Kollege in Brüssel, der Papier und Druck weniger theuer bezahlt und außerdem noch alle Ankündigungen für sich profitirt. So scheint es in der That, als hätte der Pariser Buchhändler sein Buch nur dazu drucken lassen, damit sein Kollege, der Brüsseler Buchhändler, ein schöneres Manuskript hätte, das ihm die Korrekturen des Drucks erleichtert.

Was ich in Brüssel in Betreff der Nachdrücke gesehen habe, übersteigt fast allen Glauben. Alle unsere großen Werke der Gesetzgebung sind dort nachgedruckt. Schriftsteller, die ihr ganzes Leben daran hingebracht haben, den Code civil zu kommentiren, wie z. B. Toullier, müssen sich in Brüssel der Frucht ihrer Arbeit beraubt sehen, und dies nachgedruckte Buch wandert dann aus Belgien in die Bibliothek des Königlichen Prokurators in Paris, der dazu angestellt ist, den Nachdruck zu hintertreiben.

Ich kaufte mir in Brüssel für einen Gulden alle Tragödien unseres Victor Hugo, sechs an der Zahl, während man für jede einzelne derselben in Paris sechs Francs geben muß. Ich kaufte für einen Gulden zwei Jahrgänge der Nemesis des Barthélemy, die in Paris nur für 120 Fr. zu haben sind. Für einen Gulden kaufte ich alle unsere Dichter, Lamartine an der Spitze, Casimir Delavigne und Beranger. Die gesuchtesten und bewundertsten Romanschreiber aus Paris, Eugène Sue, Balzac, den Bibliophilen Jakob, das Buch der Hundert und Eins, die Hundert und ein Novellen, Alles kaufte ich für einen Gulden. Die Revue de Paris, dies treffliche Journal, worin die ganze junge Literatur so glücklich debütirt hat, das Unternehmen eines wackeren, immer zahlungslustigen und druckbereiten Buchhändlers, ist ebenfalls den Klauen der Räuber nicht entgangen. Es giebt in Brüssel zwei Nachdrücke derselben. Die fünf Jahrgänge, für die man in Paris 380 Fr. zahlt, kann man in Brüssel für drei Louisd'or erhalten. Abscheulicher, verdammenswerther Straßenraub! Die Revue de Paris hat in Brüssel 3000 Abonnenten; diese 3000 Abonnenten richten sie zu Grunde und würden in Paris das Glück dieses Journals machen.

Um den Vertrieb ihrer Waare zu erleichtern, verstehen es auch die Belgischen Herren Buchhändler gut, ein bequemes und handliches Format für ihre Wiederabdrücke auszuwählen; denn sie drucken keinesweges die Bücher so wieder nach, wie sie gedruckt erscheinen, auch durchaus nicht so anständig. Aus einem Oktavbande machen diese Herren einen Band in Sedez, und aus vier Duodez-Bänden sieht man bei ihnen ein kleines Oktavbändchen entstehen. Sie suchen für ihre Dichter gewöhnlich ein kleines Sedez-Format aus, wovon der Reisende zwei Dutzend in seiner Tasche mitfortbringen kann, ohne sich im Geringsten vor der Douane fürchten zu dürfen. Niemals ist ein Schleichhandel mit solcher Sicherheit betrieben worden.

Zu allem diesen muß man bemerken, daß der uns auf diese Weise zugefügte Ruin sich gerade auf den unschuldigsten und ehrenvollsten Zweig unserer Industrie richtet. Andere Hervorbringungen der vaterländischen Industrie bedürfen, um nachgemacht zu werden, doch immer des Materials, das fast jederzeit von großem Werth ist. Um unsere Tapeten, unsere Bänder nachzumachen, bedarf es der Wolle und Seide; aber um unsere Bücher nachzudrucken, ist nichts, als der allergewöhnlichste Handels-Artikel, das Papier, nöthig; mit diesem Papier — und es ist in Belgien nothwendiger Weise sehr wohlfeil — kann man ungestraft ein Werk nachmachen, das dem Autor dreißig Jahre seines Lebens und dem Verleger 100,000 Franken gekostet hat. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le livre Rose. — Erzählungen und Unterhaltungen junger Frauen. Erster Theil. Pr. 7½ Fr.

Dictionnaire biographique universel et pittoresque. — Dieses neue biographische Lexikon, das 3000 Lebensbeschreibungen mehr als jedes bisher erschienene enthalten soll, kommt in 48 Lieferungen zu 2½ Bogen heraus. Das Ganze wird aus 4 Bänden mit 120 Portraits bestehen. Jede Lfg. kostet 8 Sous.

Legendes rouges. (Sagen und Erzählungen.) Von C. Famin. Zweite Reihefolge. Pr. 7½ Fr.

England.

Leiden eines neuen Mitgliedes des Jacht-Klubs.

Es hat Jemand irgendwo sehr richtig bemerkt, „daß der Nicht-Besitz der oder jener Eigenschaft niemals lächerlich mache; bemühe man sich aber, zu scheinen, was man nicht ist, dann setze man sich mit Recht dem Gelächter aus.“

Niemand hat die Wahrheit dieses Satzes aus Erfahrung besser kennen gelernt, als ich selbst; und ich will meine Schwächen und die Leiden, welche aus denselben entsprangen, erzählen, auf daß Jedermann Nutzen daraus ziehen könne.

Mein Vater war ein achtungswerther Fabrikant, der im Innern des Landes lebte, und als jüngerer Sohn hatte ich nur spärliche Mittel, und meine Aussichten waren nicht sehr groß. Der Zufall wollte indeß, daß ich die Neigung einer jungen sehr reichen Dame gewann; und nachdem die gewöhnlichen Hindernisse der Verwandten überstiegen waren, wurden wir durch einen meiner Brüder in der Kirche meines Geburtsortes getraut und setzten uns nach einem eleganten Dejeuner in eine vierspännige Reise-Kalesche, um die Flitterwochen in Brighton zu verleben.

Meine junge Frau war in einer modernen Pensions-Anstalt in der Nähe der Hauptstadt erzogen worden, und sie hatte Kenntnisse von der Mode und dem feinen Geschmack erlangt, die ihren weniger fein gebildeten Gatten wahrhaft in Erstaunen setzten. Ich weiß nicht, was sie zuerst auf den Gedanken brachte, mich zu heirathen. Ich hatte ein so stilles Leben in meiner etwas einsamen Provinzial-Stadt geführt, daß ihre feine Bildung und ihr Glanz mich anfangs blendeten und mit einer Art von Ehrfurcht erfüllten, und hätte sie mich nicht aufmunternd angelächelt, so würde ich es niemals gewagt haben, um ihre Hand anzuhalten. Ich glaube, sie hielt mich und hält mich noch für einen auffallend hübschen Mann, und da Frauen die besten Richter in solchen Dingen sind, so bin ich keinesweges geneigt, sie eines Irrthums zu zeihen.

Wenn die Bewohner einer im Innern gelegenen Grafschaft zum erstenmale „die See, die See, die offene See“ sehen, so bildet dieses Ereigniß eine Epoche in ihrem Leben. Niemals werde ich den Tag unserer Ankunft in Brighton vergessen; die weite tiefe Fläche vor uns, dunkelblau glänzend im Sonnenschein und so ruhig, daß die niedlichen kleinen Fahrzeuge an ihrem Busen zu schlummern schienen. Wir fuhren nach dem berühmten Hotel „das Schiff“; geht mir mit Euren York- und Braunswick-Hotels; solche Orte kann man auch in Landstädten finden, und wir waren entschlossen, für die Zeit unsres Aufenthalts ausschließlich seemännisch zu leben. Wir quartierten uns daher auf dem Marine-Platz ein, gingen vor dem Frühstück auf dem Werfte spazieren, und während wir unseren eigenen Wagen und unsere Pferde vernachlässigten, fuhren wir täglich in einem kleinen Boote am Ufer spazieren.

Eines Tages sagte Mistreß Cockle zu mir — ich weiß nicht, ob ich dem Leser schon gesagt habe, daß ich Cockle heiße — also eines Tages sagte Mistreß Cockle zu mir: „Mein Lieber, wie gefällt dir die See außerordentlich, laß' uns künftig an der See wohnen.“ — „Von Herzen gern“, erwiederte ich. — „Und“, fügte meine schöne Frau hinzu, „da unser Vermögen uns in den Stand setzt, die vornehmsten Zirkel zu besuchen, so mußt Du Mitglied des Königlichen Jacht-Klubs werden. Nichts ist so Mode, als eine Jacht; der Klub besteht lediglich aus Edelleuten und Parlaments-Mitgliedern, und mein theurer Cockle muß mir den Gefallen thun, Mitglied zu werden.“

Wenn eine Frau, die den Gatten bereichert hat, ihm angenehme Wege vorschlägt, ihr Geld auszugeben — wer wäre da wohl der Mann dazu, ihr eine abschlägige Antwort zu ertheilen? Ich hatte niemals den Fuß auf einen Kahn gesetzt und konnte mir daher nicht schmeicheln, daß ich sehr geschickt sey, die Führung eines Schiffes zu übernehmen. Aber, dachte ich, die See scheint ein so angenehmer lieblicher Aufenthalt, und die Bewegung eines Schiffes muß eben so behaglich für die Nerven seyn, als ich die Namen der Segel und anderer Dinge leicht lernen werde; und am Ende der Saison will ich ein eben so guter und erfahrener Schiffs-Capitain seyn, als irgend einer im Klub. — Nach Verlauf unserer Flitterwochen verließen wir Brighton, gingen nach Portsmouth, begaben uns an Bord eines Dampfschiffes und landeten bald in West-Cowes, dem Hauptquartier der seemännischen beau monde.

Meine Frau hat einen Vetter, einen Herrn Larimer Lamar, ein Stutzer von einem gewissen Alter, der überall bekannt ist und außerordentliche Sorgfalt auf seine Kleidung und auf sein äußeres Erscheinen verwendet. Er ist immer an den Aufenthaltsorten der vornehmen Welt zu finden, in Melton, in Newmarket, in Brighton während der kurzen Saison und in London während der Frühlings-Monate, und jetzt traf es sich glücklicherweise, daß er in Cowes wohnte und beständig mit den vornehmsten Mitgliedern des Klubs umging. Er war erfreut, von meinen seefahrenden Plänen zu hören; er erbot sich sogleich, mich bei dem Kommodore einzuführen, und bemerkte mir, daß eine ganz vortreffliche Jacht, das Eigenthum eines jungen Mannes, der es für gut gefunden hatte, sich auf eine Zeit lang nach dem Kontinent zurückzuziehen, zu verkaufen sey.

Die Sache war bald gemacht; ich wurde Herr und Befehlshaber des Kutter Waterwagtail von 100 Tonnen Last, so wie von dessen Mannschaft, und erschien an dem festgesetzten Versammlungsort mit einem Strohhut, einer blauen kurzen Jacke, weiten Schifferhosen und dem Schilde des Klubs auf dem Arm. Ich gestehe, daß ich mir beinahe wie eine Vogelscheuche vorkam; aber mein theures Weib bewunderte mich und flößte mir wieder Zutrauen ein; denn auch sie hatte tuchene Beinkleider an und auf dem Kopf eine etwas unweibliche Mütze.

Wenn ich mich in ein neues Unternehmen einlasse, so liebe ich es, mir ruhig und allmälig die bisher ungewohnten Sitten anzueignen; als ein neues Mitglied des Jacht-Klubs würde ich es daher vorgezogen haben, mir eine Zeit lang selbst überlassen geblieben zu seyn, mich nach und nach an meinen neuen Stand zu gewöhnen und, wie eine Katze auf nassem Boden, einen Fuß behutsam vor den anderen zu setzen, ehe ich mich verwegen vom festen Land entfernte. Ich hätte gewünscht, so den ersten Monat vor Anker zu bleiben, oder noch lieber, wenn es möglich gewesen wäre, meinen Waterwagtail wohlbehalten und trocken auf's Ufer zu ziehen, so hätte ich mich doch wenigstens an den Theergeruch gewöhnt, ehe ich mich der Bewegung des Schiffes aussetzen mußte.

Aber Freunde sind stets unbesonnene Rathgeber, und ich hatte mich unglücklicherweise in einem sehr verhängnißvollen Augenblick anwerben lassen. Das ganze Geschwader war im Begriff, nach Cherbourg zu segeln, und man wünschte mir allgemein Glück, daß ich mich gerade in einem Augenblick hatte aufnehmen lassen, wo sich die seltene Gelegenheit darböte, eine entzückende Reise zu machen, einen Französischen Hafen zu besuchen und einen Französischen König mit einer ganzen Königlichen Familie zu sehen.

Ich gestehe, daß mich ein unwiderstehliches Zittern überfiel, als

ich diese bevorstehenden Ergötzlichkeiten aufzählen hörte; aber meine Frau war außer sich vor Freude, und ihr Vetter Lorimer Lamax erbat sich freundlich, uns zu begleiten. Am nächsten Morgen sollten wir schon in See stechen, und wir waren daher nicht wenig beschäftigt, Vorbereitungen zu treffen und Vorräthe für unsere erste Reise zu besorgen.

„Die Dämmerung schwand, der Morgen brach herein", und als ich aus dem Fenster blickte, den dicken Nebel sah und den Wind pfeifen hörte, da beschloß ich sogleich, daß heute keine Einschiffung stattfinden solle. Aber ich war nicht länger mein eigener Herr. Alle Welt, meine Wenigkeit ausgenommen, schien entzückt über den schönen Wind; mir klang er sehr widerwärtig, und als ich einen [illegible] auf die See warf und die Menge schäumender Wellen sah, wurde mir ganz sonderbar zu Muthe, und ich [illegible] stehenden „Bruder Matrosen" in einem stehenden [illegible], „Natürlich werden wir heute nicht segeln?" — „Nicht segeln!" erwiederte er, „Ei! ganz gewiß; das ist gerade der Wind, den wir brauchen."

Es war zu spät, zurückzutreten. Ich glaube, ich hatte vom Kommodore einige Befehle in Betreff der Zeit und der Reise unseres Absegelns erhalten. Aber um das Alles bekümmerte ich mich nicht; ich hatte meiner Mannschaft die Leitung des Schiffes übertragen, und nun war der Augenblick gekommen, wo ich mich mit meiner Frau und ihrem Vetter an Bord begeben mußte. Der Wind ging jetzt wirklich scharf, nicht bloß nach meiner Ansicht, denn das war schon den ganzen Morgen der Fall gewesen, aber alle Umstehenden warfen verdächtige Blicke auf das Gewölk und schienen uns, wie es meiner krankhaften aufgeregten Phantasie vorkam, für verlorene Geschöpfe zu halten. Als wir an die Treppe, dem Klubhouse gegenüber, gelangten, fanden wir das kleine Boot, welches uns nach unserem Watermagtail bringen sollte, wie toll herumtanzen, bald auf, bald nieder. „Es heißt, die Vorsehung versuchen, wenn wir uns da hineinsetzen", sagte ich; meine Frau klammerte sich an meinen Arm und fragte auch, ob wir nicht lieber umkehren wollten? Aber Lorimer Lamax, obgleich selbst kein Seeheld, schien nun einmal eine wahre Wuth auf seinen eigenen und unseren Untergang zu haben und zog mich mit Hülfe der Bootsleute fast wider meinen Willen in die unglückselige Nußschale.

Die Schiffer ergriffen ihre Ruder, und dahin flogen wir; das Ufer verschwand, und das glückliche Volk, welches auf dem unbeweglichen Lande stand, wurde immer kleiner und kleiner. Ich sehnte mich nun, das Verdeck meiner neu gekauften Jacht zu betreten, da mir bei der Wahl unter zwei Uebeln doch das größere Schiff vor diesem kleinen Kahne den Vorzug zu verdienen schien.

Wir kamen nun in furchtbar stürmisches Wasser; ein heftiger Strom der Fluth, der vom Winde gepeitscht wurde, verursachte die schreckliche Bewegung. Meine Frau stöhnte und lehnte sich an mich, und Lorimer Lomax kniff meinen linken Arm braun und blau. „Luff, Luff!" schrie der Mann, der das Boot steuerte, und da ich glaubte, daß er mich dabei ansehe, und daß höchst wahrscheinlich unsere Sicherheit davon abhinge, daß ich augenblicklich thäte, was er wünschte, so entgegnete ich gleich laut schreiend: „Um Gotteswillen, was versteht Ihr unter Luff? Mary, meine Liebe, luff, ich bitte Dich! Lomax, ich beschwöre Sie, luff, wenn Sie wissen, wie es gemacht wird!" — Der Steuermann verbiß sich das Lachen und sagte zu meiner Frau: „Richten Sie gefälligst das Boot, Madame."

„Mary", rief ich, „der Mann spricht mit Dir." — „Was soll ich", schrie Mistreß Cockle. „Richten Sie das Boot", wiederholte der Kerl mit verstärkter Stimme. „Gott sey uns gnädig", stammelte ich, „der Mensch spricht, als ob von einer Haube die Rede wäre." — „So setzen Sie sich doch nieder", brüllte nun der Matrose.

Und dankbar, daß er doch endlich verständlich gesprochen hatte, nahm ich, ohne ein Wort zu sagen, meine Frau bei den Schultern und drückte sie auf den uns angedeuteten Platz nieder. Wir waren nun dicht bei dem „Waterwagtail" und wurden ärger als vorher herumgeschüttelt. Man warf uns ein Seil zu, welches mir das rechte Auge schlug; das Boot stieß an die Seite des Schiffes, und Lomax lag der Länge lang auf dem Boden. Meine Frau fiel in Ohnmacht und wurde in einem Zustand der Bewußtlosigkeit hinaufgetragen; ich folgte, indem ich mich an zwei schlüpfrige Seile hielt und mit größter Schwierigkeit ihre sogenannte Bequemlichkeits-Leiter bestieg. Eine schöne Bequemlichkeit, wahrhaftig!

Ich stand nun auf meinem eigenen Deck, lehnte mich gegen meinen eigenen Mast, und meine eigenen Matrosen stießen mich bald hierhin, bald dorthin, da ich ihnen im Wege zu stehen schien. Nach einigen Minuten war mir, als ob mich eine Krankheit überfiele, meine Beine verloren alle Kraft, kalter Schweiß stand mir auf der Stirn, ich sank nieder, mein Kopf lehnte sich über Bord hinaus — ich war seekrank!

Alle Furcht verließ mich, und mit ihr jede natürliche Zuneigung. Meine unschätzbare Frau war mir so gleichgültig, wie ein Strohhalm — ich bekümmerte mich nicht um ihren Vetter, der doch mein Gast und Leidensgefährte war — ich gab keine Befehle — ich war unempfindlich gegen Alles, was um mich her vorging. Ich merkte wohl, daß das Wetter immer schlechter und schlechter wurde; aber mit mir selbst wurde es immer schlimmer und schlimmer, und was macht sich ein Sterbender aus dem Wetter?

Ich wußte nichts von dem Kommodore, nichts von dem Geschwader. Die ganze Nacht lag ich in meiner Hängematte in der Kajüte, meiner Frau gegenüber, die in der übrigen lag. Wir sahen bleich aus und lagen unbeweglich — wie Leichen in einem Mausoleum.

Eine an der Decke hängende Lampe warf einen trüben Schein auf uns. Ach! wie schaukelte sie hin und her! und der furchtbare Lärm, den ich immer über mir hörte, verursacht von gebrochenen Masten, heulenden Winden, schreienden Stimmen und überschlagenden Wellen. Ich sage nur die reine Wahrheit, wenn ich versichere, daß ich jeden Augenblick unseren Untergang erwartete.

Einer meiner Leute kam zufällig zu uns herunter in die Kajüte und hielt mir einen Schnaps vor, den ich mir gleichgültig in den Mund gießen ließ; er präsentirte sein Getränk dann der Mistreß Cockle, und ich hatte gerade noch Besinnung genug, um zu sehen, daß sie es mit eben der Gleichgültigkeit verschluckte.

Mit schwacher Stimme wagte ich endlich die Frage: „Ist noch einige Hoffnung? Ich hoffe, wir sind nahe am Land." — „Nahe am Land?" erwiederte der Matrose, „nein, nein, dafür werden wir uns wohl hüten. Land wäre das schlimmste Ding, dem wir in einer solchen Nacht begegnen könnten." — Wie thöricht sind doch manche Leute, dachte ich. Land war das Einzige, wonach ich schmachtete.

„Können wir nicht ans Ufer setzen?" fragte ich. „Ja", entgegnete er, „wenn wir nicht ordentlich aufpassen, so könnte das wohl geschehen, und dann würde in zehn Minuten das Schiff in Stücken und keine Seele am Bord mehr am Leben seyn."

Meine Frau stöhnte, ich that desgleichen und hörte dann ein Echo-Stöhnen unseres Freundes Lamax, den man in eine Art von Kabinet gelegt hatte, das ringsum mit Spiegeln versehen war und zum Ankleidezimmer diente. Jetzt bedurften wir einen solchen allerdings nicht. Der Abend brach herein, und der Sturm wüthete noch immer mit gleicher Heftigkeit. Das Schiff schwankte so furchtbar, daß, wenn meine Krankheit mir auch erlaubt hätte, das Bett zu verlassen, ich doch weder gehen noch stehen gekonnt hätte.

Von Lorimer Lomax hörte ich nichts, als ein oft wiederholtes Gestöhne. Er war ein Junggesell von 60 Jahren und stets bemüht, äußerlich im vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen. Seine Toilette war immer sehr zierlich und er vielleicht der unpassendste Mensch zu einer solchen Seereise. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sein äußerer Mensch ganz fortgespielt werden und er beim nächsten Wiedersehen nicht mehr wieder zu erkennen seyn würde.

Daran dachte ich aber damals nicht; meine Gedanken waren einzig mit dem drohenden Untergange beschäftigt. Die furchtbare Nacht mit der schaukelnden Lampe und mit dem verwirrten Lärm über mir war wieder hereingebrochen; und noch ein Tag verging und noch einer. Ich hielt es für höchst unwahrscheinlich, daß meine Frau diesen schrecklichen Zustand überleben würde; ich redete sie zuweilen mit matter Stimme an, um aus ihrer Antwort oder aus ihrem Stillschweigen zu vernehmen, ob sie lebend oder todt sey.

Eines Morgens hörte ich Kanonen abfeuern und Freudengeschrei, und wurde benachrichtigt, daß sich der Sturm gelegt habe, daß wir uns näher an die Französische Küste gewagt hätten und uns nun vor Cherbourg befänden. Mein Bursche war eine mittheilende Person. Er erzählte mir Alles, was vorging. Der größte Theil der Festlichkeiten in dem Französischen Hafen war bereits vorüber. Aber der Matrose fügte mit großer Freude hinzu, daß wir uns gleich mitten in den See-Evolutionen befinden würden, die man zur Belustigung des großen Volkes am Ufer anstellte, und daß ich mit den übrigen Mitgliedern des Jacht-Klubs zum Diner bei der Königlichen Familie eingeladen wäre.

„Diniren!" sagte ich, krampfhaft mit dem Kopfe schüttelnd, wie es Kranke gewöhnlich zu thun pflegen, wenn man ihnen vom Essen spricht. Indessen stand ich doch zum erstenmale auf, schwankte in der Kajüte umher und küßte die ausgestreckte Hand meiner noch lebenden Mary.

Am Ufer zu diniren, davon war bei uns gar nicht mehr die Rede; da wir aber bald darauf in süßes Wasser kamen, erfrischten wir uns beide durch das Anlegen anderer Kleider und ließen Lomax bitten, zu uns zum Essen zu kommen. Nach einer langen Pause wankte er aus seinem Spiegel-Kabinette hervor, und man sah es ihm an, daß er sich eifrig damit beschäftigt hatte, die Verwüstungen einer sturmbewegten Zeit wiederherzustellen.

Der geschickteste Maler hat auf der See keine feste Hand, um so weniger der arme von der Seekrankheit erstandene Lorimer. Seine Tour saß schief, der linke Backenbart war dunkler als der rechte, und seine künstlichen Augenbrauen waren einen viertel Zoll höher gemalt, als die wirklichen. Auch seiner Kleidung war der Drang der Umstände und der Zeit anzusehen; kurz, der Lorimer Lomax, auf den jetzt mein Auge fiel, hätte füglich für den Großvater des schönen Lomax gelten können, der sich in Cowes mit uns einschiffte.

Unser Diner dauerte nicht lange. Wir waren bald genöthigt, unsere Betten aufzusuchen, wo unsere Augen offen gehalten wurden durch die Kanonen, welche zu Ehren der lustigen Gesellschaft am Ufer beständig abgefeuert wurden.

Am nächsten Morgen befanden wir uns Alle bedeutend besser und befahlen den Matrosen, uns ans Ufer zu setzen. Der König und die Königliche Familie hatten eben Cherbourg verlassen, die Mitglieder des Jacht-Klubs waren alle schon wieder an Bord ihrer Schiffe gegangen und im Begriff, nach der Insel Wight zu segeln. Und so sahen wir nichts als eine Französische Stadt in dem Zustand der äußersten Abgespanntheit, der einer ungewöhnlichen Aufregung stets zu folgen pflegt.

Ich ersuchte meinen Capitain und mein Schiffsvolk, ihren Rückweg nach der Insel Wight so gut wie möglich auf dem „Waterwagtail" zu bewerkstelligen, den ich nie wieder mit einem Fuß zu betreten fest entschlossen war. Herr und Madame Cockle und Herr Lorimer Lomax standen bald auf der Liste der von Cherbourg Abgereisten; sie mietheten sich einen Wagen, der sie nach Calais brachte, von wo ein Dampfschiff sie in vier Stunden sicher nach Dover führte.

Alle drei waren auf ewige Zeiten von dem Ehrgeiz befreit, aktive Mitglieder des Jacht-Klubs werden zu wollen. (U. S. J.)

Schweden.

Djurgården förr och nu. (Der Thiergarten vordem und jetzt.) Von J. E. Rydquist. Stockholm, 1833.

Dies kleine Werk gehört zu dem Interessantesten, was neuerdings die Schwedische Presse verlassen hat. Eine kleine geschichtliche Darstellung des Thiergartens — der Name eines Belustigungsortes, der für die Bewohner Stockholms einen eben so guten Klang hat, als für die Bewohner Berlins — muß schon als solche von allen gebildeten Schweden, die eine angenehme Erinnerung an Stockholms schöne Gegenden bewahren, gern gelesen werden. Aber Herr Rydquist hat mit der Genauigkeit des Forschers und der Vollständigkeit in Angaben und Daten auch des Belletristen Leichtigkeit und Kolorit in der Darstellung zu vereinen gewußt und so seinem Werke einen doppelten Werth gegeben. Es bot sich eine große Persönlichkeit dar, welche bei der Schilderung des Thiergartens das rein Historische mit dem Aesthetischen in Verbindung brachte, und um welche sich Beides ungezwungen gruppirt und verschmilzt, nämlich die des berühmten Dichters Bellman.*) Herr Rydquist hat das richtig eingesehen, und in seinen Skizzen trifft man beinahe auf jeder Seite den unsterblichen Dichter; diese Details von seiner Eiche, seinem Hinhorchen zu den Scherzen und den Belustigungen des frohen Volkes, die Art, wie er auf dem Papiere oder richtiger auf seiner Leier die flüchtigen Züge festhielt und zu einem Ganzen ordnete, die Erinnerung an diejenigen seiner Gesänge, worin der Thiergarten eine Rolle spielt, alles dieses belebt und unterhält die Theilnahme für die „Promenaden", welche sonst auf dem Papiere schwerlich das Interesse gewähren würden, das sie in der Wirklichkeit darbieten. Zu den Gegenständen, welche der Verfasser im Zusammenhang mit der Schilderung des entzückenden Rosendal berührt, gehört auch die beabsichtigte Errichtung eines Museums dort, um die Kunstschätze zu bewahren, welche dem Könige von Schweden privatim gehören.

Um dem Leser einen Begriff von der unterhaltenden Darstellung des Verfassers und seiner Geschicklichkeit zu geben, womit er Alles benutzt hat, was mehr oder weniger mit seinen Skizzen in Beziehung steht, um denselben Leben und Mannigfaltigkeit zu geben, theilen wir hier eine kleine Episode aus seiner „Ersten Promenade" mit.

„Noch vor ungefähr 20 Jahren wurde einiger gleichsam höhnender Wiederhall von diesem Volksvergnügen vernommen, und man traf fast bei allen Versammlungen des Volks, aber vorzugsweise bei Hasselbacken, eine in ihrer Art große Berühmtheit, einen Rhapsoden, wiewohl der niedrigsten Gattung, in einem gewesenen Gardisten, welcher unter dem Namen Filikromen weit und breit bekannt war. Obgleich er bloß von der untersten Volksklasse Lustigkeits-Minister war, so schlichen sich doch oft der Verstand und die Bildung hin, um auf einige Augenblicke mit dieser Parodie der Volkssänger Bekanntschaft zu machen, welcher mit allen Siegeszeichen eines Helden des Bacchus, obgleich selbst ein Kriegsgefangener des milden Gottes, unter einer ihm horchenden Volksmenge dastand — wild, ehrbarlig und verschmitzt und unter den seltsamsten Geberden, dem gewaltsamsten Mienenspiel, zu seiner schnarrenden Geige allerhand Lieder und Gassenhauer sang, viele von eigenem Machwerk, größtentheils durch eine erstaunende Unverschämtheit ausgezeichnet und mit Filikromens ehrbarem Namen durchwebt. Gleich wie in den Schottischen Gränzstädten sich noch vor einigen Decennien zwei Volkssänger fanden, Robin Hastie und John Graeme (oder, wie der Letzte auch genannt wurde, the long Quaker), welche, obwohl in edler Bedeutung, als die letzten Sprossen des Minstrelstammes angesehen wurden, so könnte man vielleicht auch Filikromen als den letzten, aber entarteten und entstellten Abkömmling der Dollmetscher der Schwedischen Volkspoesie betrachten. Gewiß war er nicht und verdiente es auch nicht zu seyn, wie die Schottischen Spielmänner oder Pipers, in dieser Profession ordentlich angestellt und auf allgemeine Kosten besoldet, um mimisch und musikalisch alte National-Balladen vorzutragen; gewiß nicht dies. Aber anstatt dessen legte er seiner Umgebung einen freiwilligen Tribut auf, und es ward zugleich als eine Pflicht und ein Vergnügen betrachtet, ihm eine kleine Münze zuzuschleudern, welche er mit großer Fertigkeit im Munde aufzufangen verstand. Kurz, er führte ein Schauspiel auf, das für den niedrigsten Geschmack und Bildungsgrad berechnet war; er war, obgleich in äußerst plumper und verderbter Form, eine Art jener zerlumpten Improvisatoren, welche in den Landschaften des Südens die Menge unterhalten; ein Possenreißer mit einem Uebermaß von der Unverschämtheit der Italiäner, aber ohne einen Schein ihres Kunstsinnes und ihrer leichten Naivität. Indeß soll die Darstellung des Filikromen (nach der Behauptung derer, welche einige Male dabei verstohlen Zeugen gewesen) etwas ganz Eigenes und Seltsames gehabt haben, etwas Ueberraschendes durch die kolossale Selbstvergnügsamkeit und die wunderbare Alles entwaffnende Zudringlichkeit. Diese grobe Posse, worin zuweilen die Zuschauer selbst wider Willen Mitspieler wurden, erzeugte eine Beschäftigung, welcher sich, in Ermangelung einer besseren, Personen von weniger feinem Gefühle hingaben; und hätte sie nicht etwas Charakteristisches in sich getragen, so würde nicht die Erinnerung daran nach 20 Jahren noch so lebhaft und allgemein seyn."

*) Karl Michael Bellman, zur Zeit Gustav's III. lebend, war der originellste Dichter der Schweden, ein Dichter, wie ihn in seiner Art vielleicht keine Nation aufzuweisen hat. Seine Lieder und Gesänge, aus dem Innersten des Schwedischen Volkslebens gegriffen, sind eben wegen ihres nationellen Gepräges nicht leicht in eine andere Sprache zu übertragen.

Bibliographie.

- **Nyare Sånger.** Jämte öfwersättningar af några Uhlands Romanser m. m. (Uebersetzung mehrerer Balladen von Uhland und anderer Gedichte.) Von C. W. Böttiger. Pr. 1 Rdr. 12 Sk.
- **Swenskarne i Prag.** (Die Schweden in Prag.) Nach Karoline Pichler. 3 Bde. Pr. 3 Rdr.
- **Resa mellan Södra och Norra Amerika.** (Reise zwischen Süd- und Nord-Amerika.) Von C. A. Gosselmann. 4 Bde.
- **Bref om Upsala Akademi.** (Schreiben über die Universität Upsala, an einen Freund in der Provinz.) Tempora mutantur. Pr. 16 Sk.

Mannigfaltiges.

— **Sind Lesen und Schreiben allein hinreichend, um sittlich besser zu machen?** Man hat kürzlich in England darüber gestritten, welchen Nutzen die Kunst zu lesen und zu schreiben den ärmeren und arbeitenden Klassen bringe. Die meisten Theilnehmer an dem Streite scheinen die wahre Natur dieser Fertigkeiten nicht richtig erkannt zu haben. An und für sich sind sie rein mechanisch. Die zur Aneignung und Ausübung derselben erforderliche geistige Operation ist sehr einfach. Kein menschliches Wesen von gesunder Vernunft war jemals derselben unfähig. Aber sie sind Werkzeuge von erstaunlicher Kraft, und ihr Gebrauch ist es, über dessen Nutzen man nicht einig ist. Bei der alten pedantischen Unterrichts-Methode wurden sie so langsam und mühselig erlernt, daß der Schüler während der Zeit eine Menge anderen Bildungs-Materials sammeln konnte. Allein jetzt lassen sich auch diese Fertigkeiten in der möglichst kürzesten Zeit erlernen. Mit Hülfe gewisser Unterrichts-Methoden wird nur die Kunst selbst erworben, und zwar so schnell als möglich, so daß keine neue Begriffe außerdem hinzukommen. Wenn demnach ein unsittlich erzogener Knabe lesen oder schreiben lernt, so hat dadurch seine intellektuelle Entwickelung wenige oder gar keine Fortschritte gemacht, und es sind ihm nur zwei mächtige Werkzeuge in die Hand gegeben. Der Sohn eines Taschendiebes wird unter solchen Umständen vermuthlich weder Taschendieb noch Einbrecher, wohl aber ein Bettelbrief-Schreiber, ein Verfälscher von Handschriften u. dgl. Ist der Junge aber sittlich erzogen, so wird er von diesen Fertigkeiten einen Gebrauch machen, der seinen moralischen Eindrücken entspricht. Wie jedes andere Talent führen sie ihren Besitzer in manche Versuchung; und je größer dieser Trieb ist, desto größer sollte die leitende moralische Kraft seyn. Ein Bedienter, der die edle Kunst, Handschriften zu lesen, nicht versteht, wird nicht Briefe aufmachen oder in geheime Papiere schielen — sie sind ihm ein taubes Orakel. Kann er aber lesen, so ist schon ein Gefühl von Recht und Unrecht und die Gewohnheit eines sittlichen Betragens nothwendig, um ihn gegen die Versuchung der Neugier zu waffnen. Dieser besondere Umstand findet leicht auch eine allgemeinere Anwendung. Während aber auf der einen Seite Versuchung zum Bösen da ist, sind auf der anderen auch Mittel zur Belehrung gegeben. Der Geschmack am Lesen ist freilich kein Gut, das mit nichts aufzuwiegen wäre, es kommt hier zum Theil auf die Bücher an, die man liest; doch kann der Zufall leicht ein günstiges Resultat herbeiführen. Aus allen diesen Betrachtungen erhellt, daß die bloß literarische Erziehung die moralische nicht ersetzen kann, daß sie vielmehr noch größere sittliche Kraft verlangt, um das Lebensschiff in gerader Richtung flott zu erhalten. Lesen und Schreiben sind einer zu starken Dampfmaschine in einem kleinen und schwachen Fahrzeug vergleichbar — das Steuerruder versagt hier seinen Dienst, und das Takelwerk geht in Stücke. Das sicherste Steuer eines Fahrzeuges durch das Leben bleibt der moralische und religiöse Unterricht. (N. M. M.)

— **Mechanismus der Vogel-Stimme.** Dupont von Nemours, welcher merkwürdige Beobachtungen über den Gesang der Vögel und über die verschiedenen Modulationen, die sie ihrer Stimme zu geben wissen, herausgegeben hat, war nicht gelehrter Naturforscher genug, um die Ursachen ergründen zu können, welche ihnen das Vermögen geben, so accentuirte und wohlklingende Töne hervorzubringen. Neuere Naturforscher schreiben diese Fähigkeit demselben Phänomen zu, welches den Vögeln gestattet, sich mit so vieler Leichtigkeit von einem Ort zum anderen zu versetzen. Folgendes ist ihre Theorie: Nicht sowohl der Biegsamkeit und dem Bau ihrer *Kehle* muß man die Eigenschaft zuschreiben, welche die Vögel besitzen, ihrer Stimme einen so großen Umfang zu geben und folglich eine so große Luftmasse in Bewegung zu setzen, sondern der besonderen Beschaffenheit ihrer Lungen. Der Umfang der Stimme des Menschen übertrifft unstreitig bei weitem diejenige, womit die Natur die Vögel begabt hat, und doch ist der Gesang der Nachtigall, trotz der Kleinheit des Thiers, in weiterer Ferne vernehmlich, als der des Menschen. Dieses kommt daher, weil die Lungen der Vögel mit einer Menge dünner Haarröhrchen versehen sind, die sich nicht allein durch alle Höhlungen ihres Körpers verzweigen, sondern selbst in das Fleisch dringen und bis an die Federwurzeln reichen. Jedes dieser Röhrchen endigt in einer oder zwei kleinen mit Luft angefüllten Bläschen, die sich nach dem Willen des Thieres ausleeren. Diese Masse von Luft, der Leiter der Stimme, welche durch die körperliche Hitze verdünnt wird, dringt, wenn sie mit Gewalt ausgestoßen wird, durch den Raum, ohne großen Widerstand zu finden, und durchwandert so, ohne Hinderniß, sehr bedeutende Entfernungen. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Montag den 28. Oktober 1833.

Morgenländisches.

Alt-Arabische Literatur.

Antar.

Die entfernteren Zeiten, in welchen die Geschichte der Araber von undurchdringlicher Finsterniß umhüllt ist, sind von dem Zeitalter des erstreitenden Islam durch ein Jahrhundert getrennt, das zwischen Mythus und Geschichte gewissermaßen den Uebergang bildet, und in welchem die berühmten Dichter lebten, deren Werke, Moallakat genannt, noch jetzt zu den schönen Ueberbleibseln der Alt-Arabischen Literatur gezählt werden. Antar oder Antara ben Scheddad, der nicht lange vor Muhamed blühte, ist der Held jener Uebergangs-Epoche. Dichter und Krieger zugleich, hat er seine Thaten und sein Leben selbst besungen; mehrere seiner Werke haben sich noch erhalten, und in der großen Liedersammlung Kitab el Agani finden sich verschiedene Dichtungen Antars, von denen die bekannteste seine Moallakat ist. Aber auch Mehreres, das der Verfasser des Romans Antar seinen Helden in den Mund legt, und das einen alterthümlichen Stil beurkundet, ist wahrscheinlich dem von Hadsji Kalfa citirten Diwan Antara entnommen. Muhamed soll gesagt haben: der einzige Beduine, den er hätte kennen mögen, sey Antara.

Der geschichtliche Roman Sirat Antar, (Antar's Begebenheiten) in Prosa mit Versen untermischt, ist im Morgenlande, insbesondere in Syrien, so berühmt als die Tausend und eine Nacht, übertrifft diese aber an Wichtigkeit, da er eine getreue Schilderung von den Sitten und der Lebensweise der Araber der Wüste liefert. Homerische Darstellung von ihren Kriegen und den Thaten ihrer Helden, in einem angenehmen, abwechselnden, oft erhabenem Stile, mit einer kräftigen kunstreichen Zeichnung der Charaktere, mache dieses Werk fast zu der Ilias der Araber. Der Verfasser, einer Handschrift zufolge, Seid Jussuf ben Ismail genannt, schöpfte großentheils aus älteren Autoren, die in der Einleitung genannt werden, als Abdulmalik ibn Jlam, Allabin Alesani u. A., vornehmlich aus den Schriften des El Asmai, eines Zeitgenossen des Kalifen Harun Alraschid; aber er wußte den Stoff so auszuschmücken und mit eigenen Episoden dermaßen zu bereichern, daß die Dichtung unter seiner Feder eine ganz neue Schöpfung wurde. Das Werk besteht gegenwärtig aus mehr als 30 Oktavbänden; die schwächeren Partieen darin scheinen einer späteren Hand zu gehören. Die Zeit, in welcher dieser Roman verfaßt worden, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit angeben. Hadsji Kalfa, der gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in Konstantinopel schrieb, erwähnt dessen in seinem Verzeichnisse nicht. Man darf hieraus nur so viel folgern, daß jener Roman kein Werk des hohen Alterthums sey, keinesweges aber, daß er zur Zeit des Türkischen Literators noch nicht vorhanden gewesen. Bei den Muselmännern, wo wenig gelesen und nichts gedruckt wird, dringt ein Buch langsam von einem Lande nach einem anderen. Es mochte eines Jahrhunderts bedurft haben, bevor ein so bändereiches Gedicht, das in Irak oder Hedschas seinen Ursprung hat, in der Europäischen Türkei Publizität erlangen konnte. Derselbe Hadsji Kalfa scheint selbst von der Tausend und einen Nacht keine oder doch nur eine mangelhafte Kenntniß gehabt zu haben; denn es ist sehr zu bezweifeln, ob er sie unter der dem Mussudi entlehnten Benennung der tausend Nächte bezeichnet habe, und doch zählt diese Mährchensammlung schon ein Alter von 400 Jahren. Auch unter den Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Ebn Kallikan vermißt man den Verfasser der Abenteuer Antar's, denn seinem Freunde Abulwahazen Jussuf ben Ismail aus Aleppo (gestorben im Jahre 1237) legt er nur einige Gedichte bei. Diese Frage ist also nur vermuthungsweise zu lösen. Man hat dieses Werk bald für eine Nachbildung, bald für das Muster der mittelalterlichen Ritterromane gehalten; es scheint jedoch, daß dasselbe eine eigenthümliche von jenen Gattungen ganz unabhängige Dichtung sey. Der Geist, von welchem die Hauptpersonen und namentlich Antar beseelt sind, seine begeisterte Tapferkeit, seine beharrliche Liebe zu Abla und die Ergebung, mit welcher er sich den harten Bedingungen des Vaters seiner Geliebten unterwirft, finden sich sämmtlich in der Moallakat wieder. Die Sitten und die Handlungen der verschiedenen Personen entsprechen vollkommen dem Bilde, das wir uns von den Gewohnheiten und der Lebensweise eines kriegerischen Hirtenvolkes machen können. Dennoch trifft man Einzelnheiten, die uns abendländischer Art scheinen, vermuthlich aus Mangel einer hinreichenden Bekanntschaft mit den Sitten Arabiens, oder sie sind eine Wirkung der durch die Kreuzzüge zwischen Asien und Europa vermittelten Verbindung. Eine aufmerksame Prüfung des Stils verwandelt die Hypothese, daß der Autor nach der Epoche der Kreuzzüge geschrieben habe, fast in Gewißheit. Denn abgerechnet einige Formen der gemeinen Sprechart, welche von Abschreibern, die für den Gebrauch öffentlicher Mährchen-Erzähler schrieben, eingetragen wurden, um hier und da den unterrichteten Zuhörern das Verständniß zu erleichtern, ist der Stil zwar elegant und gelehrt abgerundet, aber nicht klassisch nach dem Muster der unter den Kalifen blühenden Schriftsteller; er erscheint mehr modern und gleicht den besseren Werken aus der Periode des Verfalls der Arabischen Literatur, wie z. B. der Geschichte Timurs von Ebn Arabscha (gest. 1450), so daß man nicht sehr fehlt, wenn man dem Roman des Antar ein vierhundertjähriges Alter zuschreibt. Die Exemplare sind in Aegypten selten, häufiger in Syrien. Die in den Europäischen Bibliotheken befindlichen Handschriften oder diejenigen, aus denen die Abschriften für den Baron Italinski und den Französischen Dolmetscher Cardin in Konstantinopel genommen wurden, stammen fast alle aus Aleppo, Damaskus oder benachbarten Orten. Indessen ist Syrien wahrscheinlich nicht das Vaterland dieses Buches. Eine durch das Zeugniß einiger Manuskripte bestätigte Volkssage unterscheidet zwei etwas abweichende Ausgaben, die von Irak und die von Hedschas; letztere gilt für besser. Vermuthlich stammt daher der Roman aus einem dieser Länder. Der erste, welcher die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf dieses große Werk lenkte, ist Will. Jones; er zählt dasselbe zu den vollkommensten Dichtungen, obwohl er nur einen einzigen Band in Besitz hatte. Mit gleicher Achtung spricht Herr v. Hammer von demselben. Von Jones und Kosegarten (in der Arabischen Chrestomathie) sind Proben des Werks in der Originalsprache herausgegeben worden; Terrick Hamilton gab eine Englische Uebersetzung des ersten Drittels, der Anfang derselben erschien auch Französisch (Paris 1819), und einige Auszüge las man in der Revue française von 1830. Das Exemplar des Herrn Cardin in zehn Foliobänden befindet sich gegenwärtig auf der Königlichen Bibliothek zu Paris. Antar erscheint in diesem Buche als von der Vorsehung gesandt, um den wilden Stolz der Arabischen Krieger zu demüthigen und Muhamed die Wege zu ebnen. Er ist der Sohn eines schwarzen Sklaven, schwingt sich aber durch die dem Stamme der Benu-Abs geleisteten Dienste, durch Tapferkeit und Dichtergenie von einem gemeinen Hirten zu einem Edelmanne empor, und trotz der Hindernisse, die der Neid ihm vielfach bereitet, heirathet er seine Geliebte, Abla, ein junges Mädchen von vornehmer Geburt.

Wir geben hier eine Uebersetzung oder vielmehr eine Nachahmung des Stils und Inhalts jenes Romans in einem Stücke, betitelt:

Antar's Tod.

Wezar, Sohn Dsjabers (welchem Antar bei dem dritten Versuch auf sein Leben die Augen hatte ausstechen lassen), brütete insgeheim auf Rache. Obgleich seine Augen des Lichts beraubt waren, hatte er die Gewandtheit, Pfeile abzuschießen, nicht verloren. Sein Ohr, geübt durch vieljährige Gewöhnung, der Spur der wilden Thiere auf das Geräusch ihrer Tritte zu folgen, reichte hin, seine Hand zu lenken, und ihr Schuß verfehlte nie das Ziel. Stets aufmerksam, hörte sein Haß begierig die Nachrichten, welche der Ruf ihm von seinem Feinde zuführte. Antar, vernimmt er, sey nach einer gefahrvollen fernen Unternehmung ruhmbedeckt zurückgekommen mit gewaltiger Beute und Schätzen, reich wie die des Kosroes, beladen. Bei dieser Erzählung weint Wezar vor Neid und Wuth. Er ruft seinen treuen Sklaven Nedjim. „Allzulang“, spricht er, „hat das Glück den geschützt, dessen Erfolge mich zur Verzweiflung bringen. Seit jenem Tage, an welchem ein glühendes Eisen meinen Augen das Licht geraubt, sind zehn Jahre verstrichen, und ich bin noch nicht gerächt! Aber endlich ist die Zeit gekommen, wo ich meine Schmach abwaschen und in seinem Blute das Feuer löschen will, das an meinem Herzen zehrt. Antar lagert am Ufer des Eufrath; dort will ich ihn aufsuchen. Ich werde in den Gesträuchen, im Schilf versteckt bleiben, bis der Himmel sein Leben meinen Händen ausliefert.“ Er befiehlt dem Sklaven, sein Kameel herbeizuführen, das an Schnelligkeit dem wehenden Strauße gleicht. Er bewaffnet sich mit seinem Bogen und dem Köcher voll vergifteter Pfeile. Nedjim läßt das Kameel niederknieen, hilft dem Herrn aufsteigen und ergreift die Zügel des gehorsamen Thieres, seinen Schritt zu leiten. Als sie tief in der weiten Ebene der Wüste waren, ließ Wezar seinem Rachedurst folgende Worte: „Meine verstümmelten Augenlieder können sich nicht mehr zu süßem Schlafe schließen; mich umfängt eine ewige Nacht. Drei-

mal besiegt, wälzte ich mich im Staube, und wie einen Feind hat mein Stamm mich ausgestoßen. Wehe Dir, Scheddad's Sohn, Du Ursache meiner Qual, meiner Schande! Der Neid hat meinen Haß verzehrt und meinen Leib ausgemergelt. Ha, fielest Du endlich unter meine vom Glücke begünstigten Streiche!" Nach mehreren mühseligen Tagereisen erreichen sie das Ende der Wüste und betreten das vom Euphrat bewässerte fruchtbare Land, das mit Bäumen und grünen Wiesen geschmückt ist. Sie gelangen an das Ufer des Stromes. Nedjim wirft die Blicke auf das jenseitige Ufer und sieht reich verzierte Zelte, zahlreiche Heerden, Kameele, die auf der Ebene laufen, Lanzen in den Boden gesteckt und angeschirrte Pferde, die vor der Wohnung ihres Herrn angebunden stehen. Er hört die Lieder junger Mädchen und den Klang der Musik. Ein schöneres Zelt, höher als die übrigen, war unfern vom Ufer aufgeschlagen; vor dem Eingange erhebt sich eine lange eiserne Lanze, neben welcher ein Pferd sich befindet, schwärzer als Ebenholz. Nedjim erkennt Antar's edlen Renner und seine schreckliche Lanze, er läßt das Kameel, das seinen Herrn trägt, halten und stellt sich mit ihm hinter die sie den Blicken entziehenden Gebüsche. Als die Nacht die schwarzen Schatten auf der Erde ausgebreitet hatte, sagt Wezar zu seinem Sklaven: Verlassen wir diesen Ort; die Stimmen, die an mein Ohr schlagen, scheinen fern. Bringe mich an den Fluß. Das Herz sagt mir, daß ein ausgezeichneter Schuß auf immer meinen Namen berühmt machen wird. Nedjim führt ihn mit der Hand, setzt ihn auf das Ufer hin, gerade Antar's Zelt gegenüber, und überreicht ihm Bogen und Köcher. Wezar sucht den schärfsten unter seinen Pfeilen aus, legt ihn auf den Bogen, und aufmerksamen Ohrs erwartet er den Augenblick der Rache.

In tiefer Sicherheit überließ Antar sich dem Vergnügen, nach langer Abwesenheit seine geliebte Abla wiederzusehen. Obgleich von dem Stamme der Benn-Abs getrennt und mit den Seinigen allein auf fremdem Boden, glaubte er, keinen Feind fürchten zu dürfen, denn der Schrecken seines Namens, eingedrungen in das Gemüth der Araber, war ein Wall, der seine Zelte gegen die Angriffe der Wüstenbewohner schützte. Stolz auf ihren Gatten, den Helden von Arabien, hatte Abla für ihn doppelte Zärtlichkeit; auch Antars Liebe zu ihr schien von der Zeit nur zwiefache Kräfte erhalten zu haben. In den Armen dieser geliebten Gefährtin vergaß er Arbeiten und Gefahr, als das traurige Geheul der Hunde, die das Lager getreulich bewachten, auf ein anhaltendes Gebell folgend, eine ungewohnte Unruhe in seiner Seele weckte. Er steht besorgt auf und geht aus dem Zelte. Der Himmel war düster und wolkenbedeckt. Eine Zeit lang irrt Antar im Dunkel umher; er hört neues Gebell, das ihm von den Ufern des Stromes herüberzukommen scheint. Vom Schicksal getrieben, nähert er sich dem Strande des Gewässers, und die Gegenwart eines Fremden argwöhnend, ruft er seinen Bruder Dscheir, um ihn zur Untersuchung des jenseitigen Ufers abzuschicken. Kaum aber hat er seine mächtige Stimme erhoben, von der Berg und Thal wiederhallen, als ein Pfeil ihn an der rechten Seite trifft und ihm in die Eingeweide dringt. Keine Klage, kein seines Mundes unwürdiger Seufzer verräth seinen Schmerz. Das Eisen aus der Wunde ziehend, ruft er: „Du, dessen treulose Hand von dem Laute meiner Stimme geführt ward, um in dem Schatten der Nacht mich zu treffen, warum kenne ich Dich nicht, um Dich bis in die Tiefen der Wüste zu verfolgen und Dich den wilden Thieren zum Fraß hinzuwerfen! Verräther, der Du es nicht gewagt hast, mich am hellen Tage anzugreifen, Du wirst meiner Rache nicht entrinnen, wirst die Frucht Deiner Unthat nicht genießen." Wezar wird, als er diese Worte hört, eine Beute der Furcht. Er glaubt, der Pfeil habe seiner Rache schlecht gedient, und der Gedanke an Antars Zorn, das Bild der ihm bevorstehenden Qualen, füllen seine Seele mit Entsetzen, die Kräfte verlassen ihn, er sinkt leblos hin. Nedjim der Sklave, da er seinen Herrn kalt und ohne Empfindung liegen sieht, besteigt das Kameel und enteilt dieser Gegend. Unterdessen war Dscheir auf den Ruf seines Bruders herzugeeilt. Antar sagt ihm, daß er durch einen, vom jenseitigen Stromesufer durch unbekannte Hand gesandten, Pfeil verwundet worden; er befiehlt ihm, den mörderischen Verräther zu verfolgen, und kehrt wankend nach seinem Zelte zurück. Dscheir wirft seine Kleider von sich und stürzt in die Wellen; bald kommt er an der entgegengesetzten Seite an, sucht in der Dunkelheit und findet im Sande einen leblosen Körper und neben demselben einen Bogen und einen Köcher. Ungewiß, ob dieser starre Körper wieder ins Leben zurückgerufen werden kann, aber in der Hoffnung, aus dem Anblick seines Gesichts einige Auskunft zu erhalten, ladet er die Leiche auf seine Schultern und trägt sie in des Bruders Zelt. Auf dem Schmerzenslager ausgestreckt war Antar, umgeben von trostlosen Freunden, eine Beute grausamer Leiden. Die zärtliche Abla legte einen Verband auf die Wunde, die sie mit ihren Thränen benetzte. In diesem Augenblick tritt Dscheir ein und legt zu den Füßen des Bruders den Körper Wezars nebst dessen Bogen und Pfeilen nieder. Kaum hat Antar seine Blicke auf dieses verstümmelte Gesicht geworfen, auf dem noch die Wildheit ausgedrückt war, als er den unversöhnlichen Feind erkennt, der so oft seinen Untergang geschworen hatte. Er zweifelt nicht, daß der tödliche Schuß von seiner Hand geschehen und daß der verwundende Pfeil vergiftet sey. Jetzt ziehet die süße Hoffnung aus seinem Herzen, und das Bild des Todes tritt allein vor seine Augen. Er betrachtet es ergeben, und in tiefes Nachdenken versenkt, beobachtet er eine Weile Stillschweigen. Die Gefechte, in denen er Wezar besiegt hat, ohne seinen eisernen Sinn beugen zu können, die beharrliche Rachsucht dieses Verräthers, endlich die himmlische Gerechtigkeit, die nicht zugegeben, daß er sein Verbrechen überlebe, malen sich in seinem Geiste. Bald aber ruft er, wie der Träumerei erwachend: „Das Unglück meines Feindes hat mein Herz befriedigt; sein Tod tröstet mich über mein nahes Ende, dessen Zeuge er nicht seyn wird. Ja, man muß dem Schicksal danken, wenn man seinen Feind einen Tag oder auch einen Augenblick überlebt." Hierauf wandte er sich zu Wezars Leichnam und sprach: „Elender, Du hast das Vergnügen der Rache nicht genossen, und ich habe Dein Ende überlebt. Aber ihr werdet meines traurigen Geschicks euch erfreuen, ihr auf meinen Ruhm neidischen Krieger, ihr niedergestürzten Nebenbuhler, deren von Neid zerfressenes Gemüth die Schmach der Niederlage nicht vergessen kann. Triumphiret denn heute, da solches der unveränderliche Wille des unsterblichen Wesens ist, dessen Gebote die Menschen weder voraussehen noch umgehen können." „Sohn meines Oheims", sagte Abla zu ihm, „warum auf die Hoffnung verzichten! warum Deinen Muth niederbeugen lassen! Kann eine leichte Pfeilwunde Dich beunruhigen, der Du, die Stöße der Säbel und Lanzen verachtend, ohne Klage so viele breite und tiefe Wunden ertragen hast, deren Narben Deinen Leib bedecken!" „Abla", erwiederte Antar, „mein Leben nahet seinem Ende; der Pfeil, der mich getroffen hat, ist vergiftet. Erkenne in dieser Leiche die Züge Wezars und höre auf, mit einer Hoffnung Dir zu schmeicheln." Bei diesen Worten läßt Abla die Luft von ihren Klagetönen wiederhallen; sie zerreißt ihre Kleider, rauft sich das lange Haar aus und bedeckt das Haupt mit Staub. Die Frauen, die um sie sind, ahmen ihren Schmerz nach, und bald antwortet das ganze Lager ihrem Klagegeschrei; der Stille der Nacht folgt Lärm und verzweiflungsvoller Jammer. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i ch.

Acht Tage auf Reisen.

III. Brüssel und seine Nachdrucker.

(Schluß.)

Ich habe hier eine große Plage geschildert, ohne daß ich ein Hülfsmittel dagegen aufzufinden und anzugeben wüßte. Und fällt es Dir denn gar nicht ein, müßiger Belgier, daß das Buch, welches Du dem Autor und seinem rechtmäßigen Verleger nachdruckst, das Eigenthum, welches Du ihm zu Deinem Vortheil vernichtest, eines der flüchtigsten Besitzthümer der Welt ist! Was giebt es Heiligeres, als den Gedanken eines Menschen! Aber ach, in Frankreich gehört zehn Jahre nach dem Tode dieses Menschen sein Gedanke bereits der ganzen Welt an. Sein Buch ist dann auch nicht mehr in Frankreich das Eigenthum seiner Erben. Die Nachkommen Corneille's würden heutzutage 50,000 Livres Renten haben, wenn Corneille eben so reich an Ländereien als an Genie gewesen wäre. Lafontaine verzehrte sein Vermögen nebst seinen Einkünften, um in Ruhe seine Fabeln dichten zu können; weit besser würde es aber für seine Erben gewesen seyn, wenn er ihnen sein Vermögen unverzehrt hinterlassen hätte, statt ihnen seine Fabeln zu hinterlassen, die allerdings 30,000 Fr. Renten werth seyn würden, wenn es ausgemacht wäre, daß die Fabel von der Eiche und dem Schilfrohr ein eben so gutes Eigenthum sey, als ein halber Morgen Landes in der Ebene der Sablons. Man sieht also, daß, wenn es ein in Ehren zu haltendes Eigenthum giebt, es dies ist, welches das Gesetz nur für eine gewisse Zeit schützt. Dies ist das Eigenthum, welches der Wittwe und den Kindern des Dichters früher oder später entrissen werden muß! Ihr wollt den Dichter berauben, meine Herren! Mit Gunst, meine Herren, wartet doch wenigstens, bis er todt ist, wartet doch, bis das Gesetz euch den Raub in die Hände liefert!

Und wenn noch Belgien Nachdrücke von unseren Büchern veranstaltete, bloß um sich selbst ihrer zu bedienen! Man könnte es nicht unbillig finden, wenn es nicht 7½ Fr. für einen Romanband geben wollte und sich daher wohlfeileren Kaufs damit versorgte. Ja, ich finde es sogar begreiflich, daß es, ohne Honorare gezahlt zu haben, unsere Vaudevilles und komischen Opern in seinen Schauspielhäusern spielt, weil es sich daran amüsirt. Jeder Nachdruck scheint mir überhaupt erlaubt, sobald er nicht aus den Gränzen des Landes, welches nachdruckt, herausgeführt werden darf. Aber das Skandalöse für Brüssel und das Unglück für uns ist, daß Brüssel nur deshalb unsere Bücher nachfabrizirt, um sie an das Ausland an unserer Statt zu verkaufen, um Deutschland, England und Rußland mit unseren neuen Werken zu überschwemmen. Darin beruht das Uebel, die Wunde, darin beruht die Ungerechtigkeit! Und selbst wenn man das Interesse des Schriftstellers außer Acht läßt, bleibt das Beklagenswerthe, daß dadurch der Verkehr des Französischen Buchhandels sogar innerhalb der engen Gränzen unserer sechsundachtzig Departements erstickt wird.

Wenn ich vom Ersticken des Französischen Buchhandels rede, so habe ich gewiß Recht. Zu gleicher Zeit muß ich aber auch, während ich über die literarischen Räubereien Belgiens den Stab gebrochen, die Sparsamkeit unserer Mitbürger anklagen, und hier komme ich auf einen der wesentlichsten Gründe, der uns die Konkurrenz Belgiens eigentlich erst furchtbar macht. In England z. B. giebt es keinen gebildeten Mann, der nicht gewissermaßen eifersüchtig darauf wäre, Besitzer von Büchern zu seyn. Es gilt für eine Schande in England, sich ein Buch zu borgen; man kauft sich das Buch, das man lesen will, und wenn man es gelesen, verleibt man es nicht, sondern weist ihm einen Platz in seiner Bibliothek an. Auf diese Weise ist dort der Verbrauch neuer Bücher um zehn Mal bedeutender, als bei uns. Einen großen literarischen Erfolg haben, heißt bei uns schon, glaube ich, wenn man einen Vertrieb von 3000 Exemplaren macht; bei unseren Nachbarn sind aber 30,000 Exemplare des „Giaour" in acht Tagen verkauft worden. Es giebt dort keinen nur einigermaßen bekannten Autor, der nicht zugleich in einer Quart-Ausgabe für die Edelschlösser und großen Häuser, die für ihr Exem

vier bezahlen, was man haben will, gedruckt würde, und dann in Duodez oder Octav zum Gebrauch aller Welt; und diese zweite Ausgabe ist immer schön, äußerst sorgfältig und sauber, auf prachtvollem Papier und mit zierlichen Vignetten geschmückt. Selbst die Dichter zweiter Klasse, die nur dem flüchtigen Ergötzen der Einbildungskraft gewidmet sind, erscheinen luxuriös gedruckt, und das Buch verläßt nicht anders als sauber kartonnirt die Lagerstätte des Verlegers. In England ist es Vergnügen und Pflicht zugleich geworden, ein Buch zu kaufen.

Bei uns in Frankreich herrscht gerade das Widerspiel von dem Allem. Der Franzose, der für seine anderen Vergnügungen so verschwenderisch ist, kennt das Vergnügen nicht, das darin liegt, ein Buch zu kaufen.*) Bei uns kommt ein Buch zur Welt. Es ist gewöhnlich ziemlich schlecht gedruckt, das Papier ist ordinair, und höchstens sieht man einige dürftige Holzschnitt-Vignetten als Zierde. Das Buch macht Glück, und das ist gut, es wird gelobt, und man bekömmt Lust, es zu lesen; man liest es, spricht davon, tadelt, vertheidigt es, aber das sind Alles Leute, die es nie kaufen werden. — Haben Sie das neue Buch gelesen, Herr Graf? — Noch nicht, ich habe aber in meine Leihbibliothek danach geschickt. — Haben Sie das neue Buch gelesen, Frau Herzogin? — Ich werde es morgen aus meiner Leihbibliothek erhalten. — Haben Sie das neue Buch gelesen, Herr General? — Mein Bibliothekar hat mir nur den zweiten Band schicken können. — Und so hört man immer und immer nur von der Leihbibliothek reden. Die reichsten geistvollsten Leute, selbst die Banquiers unter den Reichen, denken nicht daran, wie bei weitem besser und schneller sie bedient seyn würden, wenn sie das Buch, nach dem gefragt wird, kauften.

Da sehe man, wie weit wir gekommen sind. Der Leihbibliothekar seinerseits, dieser arme Teufel, der seinen reichen Abonnenten ungemein billig bedient, muß, da er bei dem Ankauf seiner Bücher gar keine Vergünstigung hat und doch verpflichtet ist, Alles, was erscheint, anzuschaffen, bald zu Grunde gehen, ein Schlachtopfer seines Vertrauens auf seine reichen und geizigen Leser. Welche Schmach, wenn man es sich mit kaltem Blute überlegt. Meine Damen, Sie sind von der zartesten und wohlerzogensten Art, Sie tragen Morgens und Abends Handschuhe und würden doch erröthen, wenn Sie ihre Hand, selbst die behandschuhete, Ihrem Kammermädchen oder Ihrem Stubenheizer reichen sollten, und doch, meine Damen, wenn Sie in Ihre Leihbibliothek nach einem Buch schicken, was thun Sie anders, als sich mit Ihrem Stubenheizer, mit Ihrer Kammerjungfer, welche dieses Buch vor Ihnen gelesen haben, in die direkteste Verbindung zu setzen. Madame ist zu Hause, behaglichst auf ihre Ottomanne hingestreckt; Madame ruht einem glänzenden Spiegel gegenüber; ihr Blick gleitet nachlässig von ihrem Porzellan auf ihre Oelgemälde, von ihren Oelgemälden auf ihre Möbel, von ihren Möbeln auf ihre Person, Madame ennuyirt sich. Madame klingelt Julien. — Gieb mir den zweiten Theil von Bon garçon, Julie! — Ich habe ihn an Anton geliehen, spricht Julie. — Und alsbald begiebt sich Julie in das Vorzimmer, um sich den Band von Anton zu fordern; Anton rennt in den Pferdestall, um ihn beim Louis zu suchen; Louis hat ihn an Klärchen, die Nähterin, verliehen; die Nähterin hat ihn ihrer Freundin, der Madame de Saint-Phar, geborgt, und diese borgte ihn wieder an den Obrist; und so findet sich endlich dies zu allem Unglück auserkorene Buch in irgend einem Winkel, aus dem es stolz zur Frau Herzogin wieder aufsteigt, die es nicht unter ihrer Würde hält, es mit ihren Fingern zu berühren und ihre Augen auf dieselbe Stelle und dieselben Zeilen zu heften, wo ihr Lakai, ihre Kammerzofe, ihr Portier, ihre Nähterin und Madame de Saint Phar ihre Finger gehabt und ihre Augen geheftet hatten. So betreibt man bei uns seine Lektüre!

Es ist eine Schande für uns, aber ein Grund mehr für die Belgier, unsere Bücher nicht nachzudrucken. Unsere literarischen Neuigkeiten haben in unserem eigenen Lande so wenig Abgang, daß man sie nicht in Deutschland und England zu Spottpreisen verkaufen dürfte. Es steht also wohl zu hoffen, daß deshalb ein wirksamer Vergleich zwischen Belgien und Frankreich zu Stande komme, der uns von dieser Landplage des Nachdrucks erlösen wird; so daß sie ihren Steinkohlen Eingang verschaffen und uns dagegen unsere Bücher lassen. Die Sache ist um so vortheilhafter, als Belgien wenig dabei verlieren wird. Die Konkurrenz der Brüsseler Buchhändler ist so groß, und sie sind sich alle so nahe, daß sie sich oft unter einander zu verschlingen drohen. Mancher druckt ein bedeutendes Buch nach, welches sich am zweiten Tage, nachdem es ausgegeben, einem anderen Nachdruck seines Nachdrucks gegenübergestellt sieht. Dann wissen sie kaum, was sie mit ihrer Waare machen sollen, sie werfen sie sich an den Kopf und werfen sie Jedem an den Kopf, der sie nur haben will; sie sind wie auf der Gränze Frankreichs ertappt und ergriffen und stehen eben so ruinirt da, als wenn sie selbst die Autoren oder Verleger der Bücher wären, die sie nachgedruckt haben. Das ist der schöne Lohn derer, die vom Nachdruck leben, daß sie am Ende doch nicht mehr Gewinn haben, als der redliche Buchhändler, der sein Geschäft mit gutem Gewissen betreibt.

Ich sprach übrigens meine Meinung ganz unumwunden gegen einen Belgier aus, mit dem ich in der Belgischen Deputirten-Kammer zusammentraf. Dies ist eine ziemlich trübselige und tonlose Deputirten-Kammer. Als ich eintrat, setzte ein Redner der Opposition eben seinen Antrag aus einander, den Minister in Anklagestand zu versetzen. Er donnerte gerade wie Mirabeau; und es handelte sich um nichts, als um einen Pariser Bankerottirer, dessen Auslieferung die Brüsseler Behörden erlaubt hatten. Der Belgische Redner, der in unserer Sprache redete, machte zugleich, wahrscheinlich durch seinen Eifer fortgerissen, einen gewaltigen grammatischen Schnitzer in seiner Rede; und obwohl dies Jedem in jedem Lande begegnen kann, so war der Fehler doch so lächerlich, daß ich ebenfalls mich nicht enthalten konnte, darüber zu lachen. Ein neben mir stehender Belgier sagte mit halber Stimme zu mir: „Das ist einer unserer größten Redner, mein Herr! Er bildet sich zusehends; und übrigens hat er Recht; das Belgische Gebiet ist ein heiliges Asyl, das man nicht ungestraft verletzen darf!“

„Das gestehe ich“, sagte ich; „wenn man sich zur guten Zeit eines Bankerottirers versichert, so sehe ich nicht ein, was das für ein großes Unglück seyn soll.“ — Und als der Redner seinen Discours geendet hatte, nahm ich den meinigen wieder auf. — „Einen einzigen Fall ausgenommen, mein Herr!“ fuhr ich zu dem Belgier fort; „den Fall, wo der Bankerottirer ein Schriftsteller oder Buchhändler ist; denn diese Leute seyd Ihr nicht nur verpflichtet, gegen ihre Gläubiger zu schützen, sondern sie auch auf Kosten des Staates zu unterhalten und mit Blumenkronen zu schmücken; denn Ihr seyd es, durch die sie ruinirt worden sind! — Und im Ernst, ich frage Euch, ob es nicht ein Akt der Gerechtigkeit seyn würde, wenn Ihr mitten unter den zahlreichen Hospitälern, Hospizien, Klöstern und anderen Zufluchtsstätten, von denen die Stadt Brüssel voll ist, ein großes Monument errichtetet, mit folgender in Goldbuchstaben geschriebener Inschrift:

Hospital.

Den Französischen Buchhändlern und Schriftstellern,
Die dankbare Stadt Brüssel.“

Bibliographie.

Une destinée. — Roman, von A. Roche und L. Jainier. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Distraction — Roman, von Ferd. Flaron. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

England.

Das Schachspiel, von psychologischem Standpunkt betrachtet.

Manche wollen den Charakter des Menschen aus seiner Gesichtsbildung enträthseln, Andere prüfen die Hirnschale, noch Andere gar die Handschrift der Leute. Was uns betrifft, so halten wir uns an das Schachspiel. Wir glauben, den Charakter, die Geisteskräfte, die vorherrschenden Leidenschaften besser entdecken zu können, wenn wir mit Jemand Schach ziehen, als wenn wir Lavater, Spurzheim und Deville zusammen studirt hätten. Es ist dies die „sprechende Grammatik des menschlichen Herzens“, und einige Fortschritte in der Kunst, die Menschen nach der Art, wie sie Schach spielen, zu beurtheilen, dürften bald dem Diplomaten, dem praktischen Juristen, dem Polizei-Direktor u. s. w. unerläßlich seyn. Auch versprechen wir uns davon die heilsamsten Ergebnisse für Beförderungen bei Militair und Marine, für das häusliche Leben u. s. w.

Da uns noch nicht vergönnt ist, etwas Ausführlicheres über diese wichtige Materie zu schreiben, so halte man sich einstweilen an folgende Regeln:

Wenn Du, geneigter Leser, zum Spielen Dich niedersetzest, so nimm Kenntniß davon, in wie weit Dein Gegner sich damit befaßt, die Mannschaft zu ordnen, oder ob er die ganze vorläufige Anordnung Dir überläßt. Thut er das Letztere und läßt Dich einen guten Theil seiner eigenen Leute aufstellen, so kannst Du überzeugt seyn, daß er von sich glaubt, er sey etwas zu gut für Dich, und daß er sich selbst sehr hoch anschlägt. „Die Seele hat kein Geheimniß, das unser Benehmen nicht offenbarte; die Eigenliebe ist der größte Schmeichler.“

Manche Spieler machen ihre Operationen sehr rasch, nicht bloß am Anfang, sondern durch's ganze Spiel. Sie thun zuweilen gute Züge und immer viele schlechte. In der kritischsten Lage, wie in der sichersten, besinnen sie sich nur einen Augenblick. Solche Menschen kommen nur durch Glück in der Welt fort — sie sind rasch in ihren Unternehmungen, unsicher in der Ausführung. Gebe nicht viel mit ihnen um. Da sie keine Kontrolle dulden und wegen der Folgen unbekümmert sind, können sie Dir verderblich werden. Der rascheste Spieler, den wir jemals kennen lernten, war ein Spanischer Emigrant. Alle Spanier spielen rasch. Ihr National-Charakter ist Ungestüm. „Gesagt, gethan.“

Wenn ein Gegner, von dem Du weißt, daß er Dir weit nachsteht, bei seinem Spiele mit Dir nichts vorgegeben haben will und doch jeden Augenblick, so oft er durch einen schlechten Zug einen Stein Dir bloßgiebt, diesen Zug zurücknimmt, so halte ihn für eine nichtsnutzige gemeine Seele. Er ist fähig, die Aussprüche weiser Männer für die seinigen auszugeben; er wird der unverschämteste literarische Dieb werden, geborgtes Geld nicht zurückgeben u. s. w. Mache Dir nichts mit ihm zu schaffen. „Der Hochmuth will nicht schuldig seyn, und die Eigenliebe will nicht bezahlen.“ (Rochefoucauld.)

Ein Schachspieler, der, wenn er die Offensive hat, sein Spiel immer an der Seite der Königin eröffnet, kann im Allgemeinen für einen Menschen von wenig Geist und Erfindungskraft gelten. Er ist ein schlechter Gesellschafter, hat ein schwaches Temperament, und sein politischer Glaube ist aus der alten Zeit. Viele alte Hagestolze machen es so, doch keinesweges die Hagestolze allein. „Der hat das Pulver nicht erfunden.“

Wenn Dein Gegner schachmatt geworden oder unversehens einen entscheidenden Schlag erhält und sofort dem Brette einen Stoß giebt, daß die ganze Mannschaft auseinanderfährt, so streite mit solch einem

*) Nach dem, was Janin hier und im Folgenden sagt, scheint es wirklich, als hätten die Franzosen jetzt auch in dieser Hinsicht angefangen, zu germanisiren!! Der Uebersetzer

Menschen nicht über Politik, Religion oder das schöne Geschlecht, sonst fällst Du unter der Hand eines Duellanten. Genus irritabile.

Ein gewandter Schachspieler, der Dich immer damit in Versuchung führt, daß er Steine preisgiebt, um seinen Zweck zu erreichen, der Deine Mannschaft immer einzuschließen sucht, auf den Abzug und auf doppeltes Schach ausgeht, der wird auch im Spiel des Lebens Kniffe von dieser Art versuchen. „Bon avocat, mauvais voisin."

Wenn Dein Gegner beim Angriff sich auf den Gambit versteht; wenn ein geschickter Widerstand ihn nicht außer Fassung bringt; wenn er in seinen Plänen tief, in der Ausführung entschieden ist und Dich durch seine klugen Manöver vom Anfang bis zum Ende in Spannung hält, so wird er gewöhnlich in der Welt sein Glück machen oder ein reicher Mann werden, ohne daß er einen Schilling in der Tasche hat. Er wird einen guten militairischen Taktiker, einen scharfsinnigen Advokaten abgeben, Betrügerei und Scheinheiligkeit leicht entdecken und jedes Gegenstandes, dem er nachstrebt, sich bemeistern.

Ein unentschlossener Charakter kann sich durch wenige Züge verrathen. Unentschlossenheit und Bedachtsamkeit dürfen nicht mit einander verwechselt werden; die letztere ist dem guten Schachspieler natürlich und ein Akt der Urtheilskraft; die erstere zeugt von einer gewissen Unvollkommenheit der geistigen Fähigkeiten und ist ihrem freien Gebrauche hinderlich. Sie entsteht aus Mangel an Concentration der Ideen, aus einer Schwäche oder Abspannung des geistigen Vermögens. Mit solchen Leuten irgend einen Verkehr haben, besonders aber, etwas mit ihnen gemeinschaftlich unternehmen, ist ein positiver Nachtheil, und unsere Interessen in ihre Hände legen, hieße so viel, als dieselben zu ihrer Verfügung stellen. Deliberat Roma, perit Saguntum.

Spieler, die nach einer Niederlage brummen und verdrießlich werden, sind zwar oft leidliche Spieler, können aber niemals Widerspruch ertragen. Dieser Fehler findet sich besonders bei ältlichen Leuten, und oft werden diese einem jungen Manne, dessen Ueberlegenheit im Schach sie einmal gefühlt, lieber weit aus dem Wege gehen, als sich von ihm Revange geben lassen. Solche Leute bringen, wenn sie matt geworden sind, eine Nacht ohne Schlaf zu und erheben sich mit Kopfschmerzen von ihrem Lager.

Der gute Spieler macht von allen seinen Hülfsmitteln einen ökonomischen Gebrauch; er läßt nie einen Vortheil vorbeigehen, den er möglicher Weise haschen kann, und verschmäht auch den kleinsten Gewinn nicht. Solche Leute sterben reich. Ein Spieler, dem sein Glück nicht am Herzen liegt, und der seine Vortheile verschwendet, wird auf seiner Lebensreise Ungemach erleiden, um dessenwillen er dann die Vorsehung anklagt. Kein Schachspieler, der durch unredliche Mittel oder durch Heftigkeit siegen will, kann ein rechtschaffener Mann seyn. Ein Mann von achtungswürdigem Charakter wird lieber einen unbedeutenden Vortheil opfern, als den Eindruck bei seinem Gegner hinterlassen, daß es ihm an Liberalität und Höflichkeit fehle. Das Ziel des Schachspielers ist allerdings, sein Spiel zu gewinnen; eine gewisse ehrerbietige Selbstbeschränkung darf aber nie außer Augen gelassen werden. Wer diese allgemeingültige Regel verletzen kann, wird nicht bloß sein Erstgeburtsrecht, sondern auch sein Gewissen um ein Gericht Linsen verhandeln; ist er ein Fürst, so regiert er mit Folter, Schrecken und Bestechlichkeit; ist er Unterthan, so wird er kein Mittel verschmähen, um seine Lieblingspläne durchzuführen und aller Moralität frech die Stirn bieten. (N. M. M.)

Bibliographie.

The history of Herodotus (Herodots Geschichte.) Mit Anmerkungen, von A. Negris. 2 Bde. Pr. 12 Sh.

Twenty minutes advice on the eyes. (Der Augenarzt für Jedermann.) Pr. 1½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Beitrag zur Förderung der Welt-Literatur. Wir sind mit einem Plane zur Förderung dieser Idee bekannt gemacht worden, der in doppelter Hinsicht merkwürdig ist, sowohl um seiner selbst, als um des Mannes willen, der ihn ins Leben setzen will. Es ist bisher immer nur von einem geistigen Austausche der Völker und Länder die Rede gewesen, deren gegenseitiges Aufeinanderwirken und Sichdurchdringen denjenigen gemeinsamen Berührungspunkt bildet, welchen wir Welt-Literatur nennen. Aber auch ein materieller Austausch liegt nahe und scheint, wenn auch minder allgemein in seinen Beziehungen, doch um so praktischer und von handgreiflicherem Erfolge. Das Material zu einem solchen Austausche ist zunächst in den zahlreichen öffentlichen Bibliotheken gegeben, die sich in allen Ländern finden, welche an dem Europäischen Literatur-Verbande Theil nehmen. Jede dieser Bibliotheken besitzt gewöhnlich eine Anzahl Doubletten, besonders solcher Werke, die im eigenen Lande erschienen sind, oft aber auch der schätzbarsten Inkunabeln; und wenn die letzteren auch darum, daß sie doppelt und mehrfach da sind, nicht minder schätzbar bleiben, so würde doch ihr Werth noch unendlich gesteigert werden, wenn sie gegen andere derselben Bibliothek etwa fehlende seltene Werke ausgetauscht werden könnten. Minder werthvolle Doubletten würden aber der Bibliothek, die sie besitzt, erst durch eine solche Verwendung von irgend einem Nutzen seyn, während sie jetzt höchstens zur Gewinnung, nicht sowohl von Geld als von Raum, auf Auctionen losgeschlagen werden können. Es fragt sich nun, wie ein solcher Austausch herzustellen wäre? Den Plan dazu hat ein Mann entworfen, der im wahrsten Sinne des Wortes ein Polyglottos zu nennen ist, denn so viele Zungen wie er und so kunstvoll wie er weiß wohl kein Anderer zu reden. Herr Alexander nämlich, der jetzt hier anwesende „vielgewandte, der vieler Menschen Städte gesehn und Sitte erkannt", und der überall, wo ihn sein Europäischer Ruf bisher hingeführt, nicht bloß auf dem Theater, sondern auch in den Bibliotheken gastirte, hat dem Französischen Minister des Innern, so wie Herrn van Praet, dem berühmten Bibliographen und Aufseher der Königl. Bibliothek in Paris, den Plan vorgelegt, wie mit Hülfe von regelmäßig zu erneuernden genauen Verzeichnissen aller doppelt und mehrfach in den öffentlichen Bibliotheken vorhandenen Werke — welche Verzeichnisse übrigens die ersten gegenseitig auszutauschenden Bücher seyn sollen — ein Austausch der Art mit großem Nutzen einzuleiten wäre. Bereits hat sein Plan bei den betreffenden hohen Behörden in Wien und München, an welchem letzteren Orte namentlich die Hof- und Central-Bibliothek nahe an 200,000 Doubletten besitzen soll, den lebhaftesten Anklang gefunden, und die zahlreichen Zuschriften, die Herr Alexander von mehreren berühmten Deutschen Gelehrten, namentlich von Hermann in Leipzig, Böttiger in Dresden u. A. erhalten hat, beweisen hinlänglich, daß sein lobenswerthes Streben bereitwillig und theilnehmend anerkannt wird. Wir halten diese Idee einer allgemeineren Beachtung nicht unwerth und zweifeln gar nicht an der Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Ja, der Plan des Herrn Alexander scheint um so vielversprechender, als, wie er es darstellt, auch Privat-Bibliotheken, so wie Sammlungen von Münzen, Gemmen und anderen Kunstgegenständen, an dem allgemeinen Austausche würden Theil nehmen können. J. L.

— Ankündigungen von Büchern unter der Presse. Die Bibliographie der Werke unter der Presse würde ein seltsames Kapitel zur Geschichte unserer literarischen Sitten liefern. Es hat in der Literatur immer einen handschriftlichen und einen gedruckten Ruhm gegeben. Haben wir nicht noch Familien-Dichter, deren züchtige und unberührte Werke während der ganzen Zwischenzeit zweier Geburtstage leben? „Wenn mein Onkel, mein Bruder, mein Sohn", hört man oft sagen, „sich drucken lassen wollte, wie viel klassische oder romantische Gestirne würden nicht auf dem Parnaß erbleichen! Aber er ist zu bescheiden, und höchstens macht er dem Journal des Departements ein Geschenk mit einigen Versen." Heil jenem bescheidenen Ruhm, der sich mit der Ovation des väterlichen Heerdes und mit dem Beifall der Picknicks begnügt. — In Paris haben wir noch eine andere Gattung von Ruhm in spe, nämlich die oft etwas lästig werdende Eitelkeit der Verfasser angenommener Stücke. Der Verfasser eines angenommenen Stückes, und wäre es auch nur ein Viertel-Vaudeville, erhebt sich schon unter die Notabilitäten, oder wenigstens unter die Prätensionen des Tages. Man muß sehen, mit welcher Zuversicht er in das Bureau eines Journals oder einer Revue eintritt, mit welchem Erstaunen er es höchst auffallend findet, daß man seinen Artikel nicht mit demselben Eifer aufnimmt, wie das dramatische Comité sein Stück. Dann muß man hören, wie er in einem Salon oder Café oder im Parterre den Erfolg eines neuen Stückes beurtheilt, wie er den Direktor wegen der Kosten und die Schauspieler wegen der Mühe des Einlernens bedauert. Selbst ein Meisterwerk, wenn es heutzutage noch Meisterwerke gäbe, würde den Fehler haben, daß es vor dem seinigen gegeben worden ist; denn nach einigen Monaten folgt die Ungeduld der Freude des todtgebornen Corneille. Zwanzig Tragödien sind schon über den Leichnam der seinigen dahin geschritten, hundert Vaudevilles haben sein Vaudeville hinter sich gelassen. Wir kennen dramatische Schriftsteller, welche seit funfzehn Jahren von der Ehre eines angenommenen Stückes leben. Glückliche Schriftsteller, die funfzehn Jahre lang ungestört von Ruhm träumen konnten. — Endlich hat auch die Publizität, welche die bezahlten Anzeigen der Journale den Katalogen der Buchhändler verleihen, den Schriftstellern unter der Presse eine Wichtigkeit verschafft. Die Geschichte unter der Presse, die Erzählung unter der Presse, der Roman unter der Presse, sind Certifikate der Berühmtheit geworden. Auch dieser lange im Kreisen begriffene Ruhm, der von der Laune des Buchhändlers und von der Thätigkeit des Druckers abhängt, ist ein schöner Ruhm. Wie schmeichelhaft ist die Erwartung des Publikums, welche unseren Plan aus einem Worte, aus dem Titel zu errathen sucht. Auch beeilen wir uns, ein Buch, das wir noch machen wollen, als unter der Presse befindlich zu verkünden. Das neugierige Publikum darf nicht etwa glauben, daß ein Werk unter der Presse stets bedeute, daß die Handschrift dem Buchhändler oder gar dem Drucker schon übergeben sey. Es befinden sich manche Werke unter der Presse, von denen kaum die erste Seite schon geschrieben, und andere, deren Titel nur zwischen dem Buchhändler und dem Verfasser verabredet worden ist. Dieser kleine Charlatanismus ist sehr unschuldig, wenn es überhaupt stets Charlatanismus genannt werden kann, daß wir wünschen, das Publikum möge sich mit unseren Werken beschäftigen, noch ehe sie erscheinen. Ein ernstes Werk kann im Gegentheil gewinnen, wenn es vorher angezeigt wird. In England ist es seit langer Zeit Sitte, daß ein Schriftsteller anzeigt, er gedenke diesen oder jenen geschichtlichen Stoff zu bearbeiten; seine angekündigte Idee wird sodann sein Eigenthum. Seine Kollegen suchen nach anderen Seiten; und zugleich ergeht dadurch eine allgemeine Einladung an alle unterrichtete Personen, sich auf mehr oder weniger direkte Weise einer nützlichen Idee zuzugesellen, indem sie dem Verfasser Quellen nachweisen, aus denen er schöpfen kann, oder ihm Materialien und Aktenstücke zu seinem Werke verschaffen. In dieser Hinsicht freilich ist die Anzeige der Werke, welche erst Werke werden sollen, sehr nützlich und wünschenswerth. (R. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Mittwoch den 30. Oktober 1833.

Frankreich.

Memoires du Baron Georges Cuvier; publiés en anglais par Mrs. Lee et en français par Mr. Theodore Lacordaire. (G. Cuviers Denkwürdigkeiten, in England und Frankreich zugleich erschienen.) Paris, 1833.

Herr Friedrich Cuvier hat sich im Namen der Familie seines Bruders dagegen erhoben, daß man glauben könnte, sie hätte dieses Buch dem Ruhme desjenigen gewidmet, der mit so vielem Rechte ihren Stolz ausmacht. Wer das Werk genau durchgeht, dürfte freilich finden, daß es kein vollkommen würdiges Denkmal desjenigen sey, dem es errichtet ist. Auch erkennt man leicht, daß, wenn die Verwandten oder Freunde des Herrn Cuvier dem Verfasser alle zu seiner Biographie erforderliche Materialien geliefert hätten, das Werk weit bedeutender geworden wäre. Indeß muß man den Einspruch des Herrn Fr. Cuvier nicht so nehmen, als wenn er die Wahrheit der in diesen Denkwürdigkeiten enthaltenen Thatsachen bestritte, als einen Makel, den er dem Werke der Mrs. Lee und des Herrn Lacordaire anhinge. In der That darf man sie nur lesen, um sich zu überzeugen, daß sie mit Wahrheitsliebe und in der ehrenvollsten Absicht geschrieben sind, und wenn es eine zu übereilte Huldigung ist, die demjenigen dargebracht wurde, den die gelehrte Welt betrauert, so ist es wenigstens keine Geld-Speculation.

Das vorliegende Buch bleibt also immer ein höchst interessantes Dokument für diejenigen, welche mit dem verewigten Herrn Cuvier nicht näher bekannt waren und doch so begierig seyn müssen, einige Umstände aus einem so ruhmvollen Leben zu kennen. Wir wollen daher unseren Lesern das im Auszuge geben, was uns am würdigsten schien, aus den angezeigten Werken ausgehoben zu werden.

Georg Cuvier ist im Jahre 1769 geboren. Dieses Jahr war fruchtbar an Männern, die zu großem Ruhme gelangten. In diesem Jahre wurden Napoleon, Walter Scott, Canning, Sir James Makintosh, Herr von Chateaubriand geboren. Herrn Cuvier war es vergönnt, fast alle diese berühmten Zeitgenossen zu überleben. So kurz das Leben ist, so sparsam sind besonders die Tage, die die Vorsehung denjenigen zumißt, welche die Mission haben, die Welt zu beherrschen und zu erleuchten.

Cuvier wurde zu Montbelliard (Mömpelgard) geboren, welches damals dem Herzog von Württemberg gehörte. Seine Familie war reformirt und hatte sich unter den Verfolgungen Ludwigs XIV., die Frankreich beinahe um einen großen Mann mehr gebracht hätten, nach dieser Stadt geflüchtet. Montbelliard wurde mit dem Französischen Gebiet vereinigt und Cuvier dadurch wieder Franzose. Georg Cuvier besuchte das Gymnasium zu Stuttgart, vollendete seine Studien in Tübingen, und zeigte von Kindheit an einen besonderen Geschmack für Naturwissenschaften und einen außerordentlichen Fleiß. Das geringe Vermögen seines Vaters nöthigte ihn, die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Grafen von Hericy in der Normandie anzunehmen. Ein Mann wie Cuvier konnte nicht lange unbekannt bleiben. In dem entlegensten Theil der Normandie und während der bürgerlichen Unruhen begann er die Arbeiten, die ihn so hoch in der Achtung der Welt stellen sollten. Es gab damals in der kleinen Stadt Valmont, nicht weit von dem Schloß Fiquainville, welches dem Grafen von Hericy gehörte, eine Gesellschaft, die jeden Abend zusammenkam, um sich über landwirthschaftliche Gegenstände zu besprechen. Herr Tessier war einer von denjenigen, welche den Sitzungen am fleißigsten beiwohnten. Er hatte Paris verlassen, um die Schreckensregierung zu fliehen, und bekleidete unter anderem Namen die Stelle eines Regiments-Wundarztes zu Valmont. Er sprach mit solcher Leichtigkeit über die Materie und schien sie so vollkommen inne zu haben, daß Herr Cuvier, der junge Secretair der Gesellschaft, errieth, er sey der Verfasser der landwirthschaftlichen Artikel in dem „Dictionnaire de l'Encyclopédie méthodique." Er näherte sich ihm und grüßte ihn bei seinem Namen. Herr Tessier, den sein Titel als Abbé in Paris verdächtig gemacht hatte, rief aus: „Dann bin ich entdeckt, ich bin verloren." — „Verloren", erwiederte Cuvier, „im Gegentheil, Sie sollen von nun an der Gegenstand unserer eifrigsten Sorge seyn." Dieser Vorfall ward der Ursprung ihrer innigen Freundschaft. Tessier schrieb in der That an Parmentier: „Ich habe in dem Mist der Normandie eine Perle gefunden."

Die Gelehrten, mit denen Cuvier, Dank der Vermittelung Tessier's, in Korrespondenz trat, beriefen ihn bald nach Paris, als dem einzigen seiner Talente würdigen Schauplatz. Einige Zeit nach seiner Ankunft in der Hauptstadt wurde Herr Mertrud zu dem Lehrstuhl der vergleichenden Anatomie berufen, der damals errichtet worden war. Da Herr Mertrud schon sehr alt war, so nahm er Cuvier bei seinen Arbeiten zu Hülfe. Damals fing der Letztere die herrliche Sammlung zur vergleichenden Anatomie an, die jetzt von der gelehrten Welt so sehr bewundert wird. Es gab zu jener Zeit im Museum nur vier oder fünf Skelette in schlechtem Zustande, die Daubenton gesammelt hatte.

Gleich bei Errichtung des National-Instituts wurde Cuvier Mitglied desselben. Im Jahre 1798 trug ihm Berthollet an, die Expedition nach Aegypten mitzumachen. Er lehnte es ab, indem er lieber unter seiner stets wachsenden Sammlung des Museums der Naturgeschichte bleiben wollte.

Die beiden ersten Bände des „Lehrbuchs der vergleichenden Anatomie" erschienen im Jahre 1800. Dieses Buch sollte anfangs nur ein Kompendium der Cuvier'schen Vorlesungen nach den Heften des Herrn Dumenil seyn. Cuvier fand aber, dieses Werk müsse nothwendigerweise so sehr unvollkommen werden, und arbeitete es lieber gänzlich um, indem er selbst die allgemeinen und philosophischen Artikel und die über die Theile des Gehirns und die Organe der Sinne übernahm. Herr Dumenil beschäftigte sich hauptsächlich mit der Myologie und Zoologie. Das Werk erhielt außerordentlichen Beifall, und noch in demselben Jahre wurde Cuvier zu der Professur im Collège de France berufen, die durch den Tod Daubenton's, des berühmten Kollegen Büffons, erledigt worden war.

Im Jahre 1800 kam Cuvier in die Nähe des Mannes, der damals Frankreich regierte, und der, nach jeder Art von Ruhm geizend, sich zum Präsidenten des National-Instituts hatte ernennen lassen. Cuvier war dritter Secretair dieser gelehrten Gesellschaft, und als er zum erstenmale in der Akademie einen trefflich abgefaßten Bericht mit jener reinen und angenehmen Stimme vortrug, die so sehr die Aufmerksamkeit anzog, rief ein geistreicher Akademiker: „Endlich haben wir einen Secretair, der schreiben und lesen kann!"

Im Jahre 1802 ernannte Bonaparte Herrn Cuvier zu einem der 6 General-Inspektoren, denen der Auftrag wurde, Lyceen in 30 Städten Frankreichs anzulegen. Während seiner Abwesenheit von Paris erhielt das Institut eine veränderte Einrichtung. Die Stelle der Secretaire wurde für lebenslänglich erklärt, und Bonaparte, indem er ihren Gehalt auf 6000 Fr. festsetzte, sagte: Ein immerwährender Secretair muß in der Lage seyn, alle fremde Gelehrte, die die Hauptstadt besuchen, an seinem Tisch zu bewirthen. Cuvier wurde zum beständigen Secretair der Section der Naturwissenschaften ernannt. Es ist bekannt, ob er den Absichten des ersten Konsuls entsprach.

Im Jahre 1803 heirathete Cuvier die Wittwe des Herrn Duvaucel, eines von den General-Pächtern, die im Jahre 1793 auf dem Schaffot starben. Er hatte vier Kinder aus dieser Ehe, die er so unglücklich war zu überleben.

Im Jahre 1808 erstattete Cuvier, als beständiger Secretair, einen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789. Unter diesem bescheidenen Titel eines Berichts schrieb Cuvier eines der merkwürdigsten Werke dieses Jahrhunderts. „Es ist ein Monument", um uns des Ausdrucks des Herrn Pasquier zu bedienen, „welches wie ein Leuchtthurm zwischen zwei Jahrhunderten steht und den zurückgelegten so wie den einzuschlagenden Weg bezeichnet."

Drei Jahre später gab Cuvier seine „Untersuchungen über die fossilen Knochen" heraus, ein Werk, welches gewiß ein neues Licht auf die Schöpfungsgeschichte geworfen hat und in dem Studium der Geologie eine förmliche Revolution bewirkte.

Seit 1802 hatte Cuvier von Bonaparte den Auftrag, Lyceen in Frankreich anzulegen. In den Jahren 1809 und 1810 wurde er als Rath der Universität beauftragt, die Akademieen der Italiänischen Staaten zu organisiren, welche mit dem Kaiserreiche vereinigt worden waren. Im Jahre 1811 richtete er in Holland und in den Hansestädten Akademieen ein. Etwas Merkwürdiges bleibt es immer, daß ein Mann, wie Bonaparte, einem Cuvier nicht bloß solche Aufträge ertheilte, sondern auch in vollem Staatsrath, gleichsam um die Produktionen des Genies zu ehren, seinen Bericht über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789 von Anfang bis zu Ende anhörte!

Während Cuvier die Universität zu Rom organisirte (dies war ein nicht minder erstaunliches Schauspiel, das Napoleons Regierung darbot, einem Protestanten diese Einrichtung in der Hauptstadt der katholischen Kirche übertragen zu sehen), wurde er als maitre

des Requêtes in den Staatsrath berufen. Als man sich über diese Ernennung wunderte und sie kritisirte, sagte der Kaiser lächelnd: „Ein Gelehrter muß auch einmal ausruhen." Man darf voraussetzen, daß Ironie in diesen Worten lag, und daß Napoleon die administrativen Talente Cuviers bereits entdeckt hatte. Im Jahre 1813 wurde er zum außerordentlichen Kaiserlichen Kommissarius ernannt, mit dem Auftrage, auf dem linken Rheinufer die Vertheidigungsmittel gegen die feindliche Invasion zu organisiren.

Im Jahre 1814 ernannte Ludwig XVIII. Cuvier zum Staatsrath. Während der 100 Tage nahm ihm Bonaparte diese Stelle; aber er blieb Universitätsrath. Der Kaiser hätte eben so sehr gefürchtet, von Männern wie Cuvier verlassen zu scheinen, wie vom Glücke selbst.

Nach den 100 Tagen bekleidete Cuvier die höchsten Aemter bei der Universität und arbeitete thätig im Staatsrath mit. Er ergab sich damals seiner früheren Laufbahn wieder, denn als er auf der Universität zu Tübingen war, hatte er sich schon dem administrativen Fache gewidmet. Man weiß, mit welchem Fleiß sich Cuvier während der Restauration mit Gesetz-Entwürfen und legislativen Gegenständen beschäftigte, welche hauptsächlich in das Fach des Comité des Innern einschlugen. Er wurde oft zum Kommissarius des Königs ernannt, um in den beiden Kammern die Diskussion über die eingebrachten Gesetze durchzuführen.

Im Jahre 1817 gab er sein „Règne animal" heraus, ein Werk, in welchem alle Zweige der Zoologie nach ihrer Organisation geordnet sind. Im folgenden Jahre wurde er zum Mitgliede der Französischen Akademie ernannt. 1819 wurde er Präsident des Comité des Innern im Staatsrath, und in demselben Jahre machte ihn Ludwig XVIII. zum Baron. Napoleon hatte ihn zum Ritter ernannt.

Cuvier war zweimal Großmeister der Universität, aber beide Mal bekleidete er diesen Posten unentgeltlich. Als im Jahre 1822 der Bischof von Hermopolis zu dieser Würde erhoben wurde, nahm Cuvier die Stelle eines Großmeisters der protestantisch-theologischen Fakultät an, machte es aber zur Bedingung, daß dieses Amt kein Gehalt tragen sollte.

Im Jahr 1827 traf ihn ein harter Schlag: seine Tochter Klementine, eine junge liebenswürdige Person, wurde ihm durch den Tod entrissen. Er begriff jedoch, welche Pflichten er als Mann von Genie noch zu erfüllen hätte; er ergab sich ganz der Arbeit. Zwei Monate lang hatte er den Sitzungen im Comité des Innern nicht beigewohnt. Als er wieder erschien, hörte er mit Ruhe die Diskussionen an, allein als er sie zusammenfassen sollte, als er seinen Geist von seinem tiefen Kummer verdüstert fühlte, da bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen, und tiefe Seufzer entwanden sich seiner Brust. Wenige Augenblicke nachher sagte er: „Entschuldigen Sie mich, meine Herren, ich war Vater und habe Alles verloren." Dann resumirte er die Verhandlungen mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn.

Im folgenden Jahre (1828) erschien der erste Band: „Ueber die Ichthyologie", eine ungeheure Arbeit, die 20 Bände umfassen sollte.

Cuvier war von Paris abwesend, als 1830 die Revolution ausbrach. Im Jahre 1832 erhob der König der Franzosen den Baron Cuvier zur Würde eines Pairs, allein er sollte dieser hohen Ehrenstelle nicht länger genießen, als Daubenton, der auch kurze Zeit nach seiner Ernennung zum Senator starb.

Er hatte seine im Jahre 1830 wieder angefangenen Vorlesungen im Collège de France fortgesetzt. „Das Grundprinzip seiner Vorlesungen war", sagt Herr Laurillard, „daß, da die Gesellschaft sich in Folge der Entdeckung der natürlichen Eigenschaften der Körper entwickelt hatte, jede dieser Entdeckungen einem analogen Grad der Civilisation und folglich der Menschheit entspräche und demnach mit dem Studium der Naturwissenschaften innigst verbunden sey." Es war ein seltenes und bewunderenswürdiges Schauspiel, einen der Schöpfer der Wissenschaft die Entdeckungen und Talente anderer großen ihm ähnlichen Männer erklären und würdigen zu hören.

„Dienstag den 8. Mai 1832 eröffnete er im Collège de France den dritten und letzten Theil seines Kursus über die Geschichte der Wissenschaften, indem er Alles zusammenfaßte, was er in den früheren Vorlesungen gesagt hatte. Er erhob sich mit Nachdruck gegen jene Ketzerei in der Naturgeschichte, welche alle Wesen dieses ungeheuren Universums auf einen einzigen isolirten und systematischen Gedanken zurückführen und aus den Fortschritten des Augenblicks einen Anhaltspunkt und ein Hinderniß für die Zukunft machen will. Er deutete an, was er noch zu sagen hätte über den Erdball und die Veränderungen, die er erlitten, und kündigte seine Absicht an, seine Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der Schöpfung zu entwickeln, ein erhabenes Studium, das zum Zweck hat, die menschliche Intelligenz, welche die Dinge verkennt, indem sie sie engen Systemen unterwirft, jener höheren Intelligenz wieder zuzuführen, die sie regiert, sie erleuchtet, sie alle belebt und ihnen ihre vollkommene Individualität verleiht, indem sie es keinem von ihnen an den zu seinem Daseyn nöthigen Bedingungen fehlen läßt, kurz, zu jener Intelligenz, welche Alles offenbart, und die durch Alles offenbart wird, welche Alles enthält und die in Allem enthalten ist. In diesem letzteren Theil seiner Vorlesung herrschte eine Besonnenheit, ein richtiges Auffassen, eine freimüthige Kundgebung des inneren und vollständigen Lebens des religiösen Forschers, welche unwillkürlich an das Buch erinnerten, das zu dem ganzen Menschengeschlecht von der Schöpfung spricht, an die Genesis. Diese mehr vermiedene als gesuchte Aehnlichkeit, die sich nicht in den Worten, sondern in den Ideen fand, schien plötzlich hervorzuleuchten, als der Lehrer diese Worte aussprach: „Jedes Wesen enthält in sich selbst in unendlicher Mannigfaltigkeit und bewunderenswürdiger Vorherbestimmung Alles, was es bedarf. Jedes Wesen ist vollkommen und lebensfähig nach seiner Ordnung, seiner Gattung und seiner Individualität." — In dieser Vorlesung, die durchaus nichts Schulmäßiges hatte, war die Allgewalt der höchsten Ursache das vorherrschende Thema. Durch Betrachtung der sichtbaren Welt näherte man sich der Unsichtbaren; die Untersuchung der Schöpfung rief nothwendiger Weise die Gegenwart des Schöpfers herbei; man hätte sagen mögen, der Schleier, der sie umgiebt, werde fallen und die ewige Weisheit sich offenbaren. Auch waren die letzten Worte dieser Vorlesung, die letzten, die Cuvier an seine Zuhörer richten sollte, gewissermaßen prophetisch, als er sagte: „„Dies, meine Herren, soll der Gegenstand unserer Nachforschungen seyn, wenn die Zeit, meine Kräfte und meine Gesundheit mir erlauben, sie fortzusetzen und mit Ihnen zu beendigen."" Diejenigen, welche das innere Wesen der Menschen kennen, sahen, daß er seine Wirksamkeit bereits außerhalb dieser Welt verlege und ihr den Abschiedsgruß zugerufen hatte. So nahe daran, vor das furchtbare und letzte Tribunal berufen zu werden, welche andere Ausdrücke hätte er gebrauchen können, die geeigneter gewesen wären, zu zeigen, wie vorbereitet er war, vor demselben zu erscheinen? — „Man versichert, daß die tiefe Rührung, welche diese Rede hervorbrachte, allgemein war, und daß wenige Personen den Saal ohne ein unbestimmtes Gefühl von Traurigkeit verließen, welches sich nicht beschreiben läßt."

Wenige Tage darauf wurde Cuvier vom Schlage gelähmt. Nichts gleicht seiner Gelassenheit während der kurzen Dauer seiner Krankheit. Nicht etwa, daß es ihm entgangen wäre, wie viel ihm noch zu thun blieb; er sagte zu Pasquier: „Sie sehen den weiten Unterschied zwischen dem Manne von Dienstag und dem von Sonnabend, und doch hätte ich noch so viele Dinge zu thun: drei wichtige Werke herauszugeben! die Materialien waren bereit; Alles war in meinem Kopfe bereits angeordnet; ich hatte es nur niederzuschreiben, und nun versagt mir die Hand den Dienst und zieht den Kopf nach sich." — Er sprach mit einer Art von Munterkeit über die Fortschritte seiner Krankheit; seine letzten Worte waren voller Anmuth und Gefühl. Er hatte ein Glas Orangeade verlangt, um den Mund anzufeuchten; das Uebrige gab er der Demoiselle Duvaucel, seiner Stieftochter, zu trinken, die er wie sein eigenes Kind liebte, und sagte dabei: „Es thut wohl, zu sehen, daß diejenigen, die man liebt, noch trinken können."

Das Jahr, in welchem Cuvier starb, sah Göthe, Champollion, Casimir Perrier, Abel Remusat, Sir Walter Scott und Sir John Leslie aus der Welt scheiden. Es war sein Loos, mit den berühmtesten Zeitgenossen gleichzeitig geboren zu seyn und zu sterben.

Es kann hier nicht in unserem Plan liegen, die Arbeiten Cuvier's zu beschreiben, welche der Geologie, der Zoologie und dem Ganzen der Naturwissenschaften eine neue Gestalt gegeben haben. Wir wollen nur auf das hindeuten, was die Verfasser dieser Memoiren von seiner Methode sagen. „Sie glich der des Aristoteles, des Bacon und des Newton, denn sie beruhte auf Beobachtungen und Erfahrungen. Wie sie, fühlte er, daß keine allgemeine Formel sich angeben, kein universelles Prinzip sich feststellen lasse, ohne eine große Masse von Thatsachen. Er verwarf nicht allein die Theorieen, die auf eine andere Basis gegründet waren, in der Ueberzeugung, daß sie den Geist von der wahren Forschung abziehen, sondern er hütete sich sorgfältig, irgend ein System aufzustellen, welches das Resultat einer geringen Zahl von Thatsachen wäre; er dachte mit Recht, daß dergleichen Systeme diejenigen, die sie annehmen, dahin führen, nur solche Thatsachen zu studiren, die ihren besonderen Ideen günstig sind. Eine Anekdote beweist, wie streng er auf seine Methode hielt: „Ein junger Student der Medizin kam eines Tages zu ihm und nahm sich heraus, von einer Entdeckung zu sprechen, die er behauptete, bei der Section eines Leichnams gemacht zu haben. „Sind Sie Entomologist?" fragte ihn Cuvier. „Nein", antwortete der Student. „Nun denn", erwiederte Herr Cuvier, „anatomiren Sie Insekten. Ich nehme es nicht genau mit der Wahl; nehmen Sie das größte, welches Sie finden, sehen Sie alsdann Ihre Entdeckung noch einmal nach, und wenn Sie sie dann noch richtig finden, so will ich Ihnen aufs Wort glauben." Der junge Mann unterzog sich mit guter Art dem Versuch, und bald darauf, nachdem er mehr Geschicklichkeit und Bescheidenheit erlangt hatte, dankte er Herrn Cuvier für seinen Rath und gestand zugleich seinen Mißgriff."

Man weiß, daß Cuvier nicht bloß ein großer Naturforscher, sondern auch ein trefflicher Schriftsteller war. Was man auch heutzutage sagen mag, es ist unmöglich, in Frankreich ein Mann von Genie zu seyn, ohne sich zu bestreben, die Sprache Pascals und Bossuets zu schreiben. Der unwissende Klopffechter greift nach der ersten besten Waffe; der geschickte Mann sucht sich die beste Klinge aus; eben so weiß der wahrhaft große Schriftsteller, daß sich in seiner Sprache Alles sagen läßt, und daß der Neologismus ein Beweis der Mittelmäßigkeit ist. Cuvier hat, wie Fontenelle und d'Alembert, die Lobreden derjenigen gehalten, welche der Tod den Wissenschaften raubte. In diesen Lobreden zeigt sich Cuvier als ausgezeichneter Stylist. Eine Stelle, die wir ausziehen wollen, „Betrachtungen über die Fortschritte der Wissenschaften und ihren Einfluß auf die Gesellschaft", welche seinen Lobreden vorangeht, kann eine Idee von seinem Styl geben:

„Der Mensch, schwach und nackt auf die Oberfläche der Erde hingeworfen, schien zum unvermeidlichen Verderben geschaffen. Die Leiden bestürmten ihn von allen Seiten, die Heilmittel waren ihm unbekannt, aber er hatte das Genie empfangen, um sie zu entdecken. Die ersten Wilden suchten in den Wäldern einige nährende Früchte, einige heilsame Wurzeln auf und halfen so ihren ersten Bedürfnissen ab. Die ersten Hirten bemerkten, daß die Gestirne einem regelmäßigen Laufe folgten, und bedienten sich derselben, um ihre Wanderungen durch die öden Wüsten zu leiten. Dies war der Ursprung der mathematischen und physikalischen Wissenschaften. — Das Genie, se-

bald es einmal sicher war, die Natur durch sie selbst bekämpfen zu können, rastete nicht mehr; es belauschte sie ohne Unterlaß, gewann ihr unaufhörlich neue Eroberungen ab, die alle irgend eine Verbesserung des Zustandes der Völker herbeiführten. Denkende Geister, die von nun an ununterbrochen auf einander folgten, treue Bewahrer der bereits erlangten Kenntnisse, beschäftigten sich anhaltend damit, sie zu verbinden, die eine durch die andere zu berichtigen, und führten uns in weniger als 40 Jahrhunderten von den ersten Versuchen jener rohen Beobachter zu den tiefsinnigen Berechnungen eines Newton und Laplace, zu den gelehrten Classificationen eines Linné und Jussieu. Dieses kostbare immer anwachsende Erbtheil, von Chaldäa nach Aegypten, von Aegypten nach Griechenland übergehend, in Jahrhunderten des Unglücks und der Finsterniß verborgen, in glücklicheren Zeiten wieder aufgefunden, unter die Völker Europas auf ungleiche Weise vertheilt, hatte überall Reichthum und Macht in seinem Gefolge. Die Nationen, die es aufnahmen, wurden die Herren der Welt, diejenigen, die es vernachlässigten, verfielen in Schwäche und Unbedeutsamkeit."

Die politischen Fehler, welche Cuvier unter der Restauration begangen haben soll, hatten bei vielen Personen, die nicht einmal ohne Leidenschaft Recht haben können, die administrativen Talente des Präsidenten des Comité des Innern in den Schatten gestellt. Jetzt gesteht Jeder ein, daß Cuvier sich in den Diskussionen des Staatsraths bewunderungswürdig zeigte, daß das Wort, welches den Ausschlag gab, stets von ihm ausging, und daß die Verhandlungen, wenn Er sie resumirte, immer lichtvoller und inhaltschwerer erschienen. Es gab noch einen Ort, wo Cuvier höchst merkwürdig war, dies war sein Salon. Da, umgeben von Allem, was Frankreich und das Ausland an berühmten Männern hatte, wußte er den ganzen menschlichen Geist in seiner glänzenden Unterhaltung zusammenzufassen, und bewunderungswürdig war es, wie sein Genie in dem sanftesten Wohlwollen seine Erholung fand, und wie er zugleich liebenswürdig und tief gelehrt zu seyn wußte.

Die Verfasser dieser Memoiren, die übrigens die besten Absichten hatten, begingen den großen Fehler, den politischen Charakter des Herrn Cuvier zu erörtern. Auf jeden Fall kann er auf eine vollkommene Amnestie Anspruch machen. Wer denkt heute an Newtons Abstimmung im Parlament oder an Barons Amtsführung? Cuvier war wie Göthe; die Dinge dieser Welt lagen zu tief unter ihm, obgleich er sich damit befaßte, und derjenige, welcher der Ruhe bedarf, um das Menschengeschlecht zu bereichern, hat gewiß Recht, wenn er die Ordnung unter jeder Bedingung liebt.

Bibliographie.

Suites à Buffon. — Unter diesem Titel ist eine Fortsetzung von Buffons Naturgeschichte angekündigt, die von einem Vereine namhafter Gelehrten besorgt wird, und die sich im Plan so wie im Formate den in den letzten Jahren erschienenen Octav-Ausgaben von Buffons Werken genau anschließen soll. Die Fortsetzung wird aus 45 Banden bestehen, und monatlich soll ein Band erscheinen. Subscriptions-Preis jedes Bandes 4½ Fr. und jeder Lfg. Abbildungen 3 Fr.

Morgenländisches.

Alt-Arabische Literatur.

Antar's Tod.

(Schluß.)

Da sprach Antar zu seinen weinenden Freunden: „Lasset ab von dem nutzlosen Klagen! Der Allmächtige hat uns alle einem gleichen Gesetze unterworfen, und Keiner kann sich den Beschlüssen des Geschicks entziehen." Hierauf sich zu Abla wendend, sagte er: „Geliebtes Weib, wer wird Deine Ehre, Dein Leben nach Antars Tod vertheidigen? Ich weiß voraus, daß der Stamm der Benu-Ab's, meines Armes beraubt, von seinen zahlreichen Feinden angefallen und von allen Stämmen Arabiens, welche die Rache gegen ihn verbinden wird, erdrückt werden wird. Ein zweiter Ehemann, ein anderes Ich ist allein im Stande, Dich vor den Schrecknissen der Sklaverei zu bewahren. Unter allen Kriegern der Wüste sind Amer und Mubalhils Sohn, Seib el loit, diejenigen, deren Tapferkeit am besten Dein Leben und Deine Freiheit schützen könnte. Erwähle denn einen von ihnen und reiche ihm Deine Hand. Um in das Land, das die Söhne Ab's bewohnen, zurückzukehren und Deinen Durchgang durch die Wüste zu sichern, besteige mein Pferd Abschar und bekleide Dich mit meiner Rüstung. Unter dieser Verkleidung fürchte nicht, angefallen zu werden, reite mit Zuversicht und grüße die Krieger der Dir begegnenden Stämme nicht. Der Anblick des Rosses und der Waffen von Scheddads Sohn wird hinlänglich seyn, die Kühnsten einzuschüchtern." Hierauf nahm er seinen Freund Amru Enkelb aus dem Stamme der Benukodaa an der Hand, und diese an sein Herz drückend, sagte er: „Dir, Lieber, vertraue ich Arun's jungen Sohn. Möge dieses liebenswürdige Kind, von Dir erzogen und durch Dein Beispiel gebildet, einst ein Held werden; möge Deine Fürsorge für mich die Schuld der Freundschaft zahlen, die ich gegen seinen Vater eingegangen war!"

Mittlerweile war der Vorhang der Nacht hinweggezogen, und der anbrechende Tag erschien lächelnd und malte die Berggipfel. Antar ließ sich außerhalb des Zeltes tragen und vertheilte unter Freunde und Verwandte die zahlreichen Heerden, die Kameele und Pferde und alle von dem letzten Zuge mitgebrachte Beute, für Abla den beträchtlichsten Theil berechnend. Nach dieser Theilung sagte er dem Amru Lebewohl und forderte ihn zur Rückkehr zu seinem Stamme auf, bevor das Gerücht seines Todes sich in Arabien ausbreite und ihre gemeinschaftlichen Feinde zum Angriff aufmuntere. Vergeblich betheuerte Amru, daß er ihn nicht verlassen, sondern Abla bis zu dem Stamme der Benu-Ab's geleiten wolle. „Nein", sprach Antar, „so lange ich einen Athemzug behalte, soll Abla keinen anderen Arm zu ihrer Vertheidigung haben, als den meinen. Geh, und willst Du dein Leben für die Freundschaft wagen, kämpfe gegen die Benu Nebon und räche an Wesars Familie meinen Tod." Ungern giebt Amru nach; er schwört, daß er sein Verlangen erfüllen werde, und beide Freunde vermischen ihre Thränen in einer letzten Umarmung. Antar ordnet die Zurüstungen der Reise; bald werden die Zelte abgeschlagen, zusammengelegt, den Kameelen aufgeladen. Die trauernde Abla läßt sich mit der schweren Rüstung ihres Gemahls bekleiden; mit dessen breitem Säbel umgürtet, die fürchterliche Lanze in der Hand haltend, besteigt sie Abschar, während die Sklaven Antar in die Sänfte setzen, in der Abla Platz zu nehmen pflegte, wenn sie in glücklicherer Zeit durch die Wüsten zog. Man ging ab. Amru begab sich nach der Richtung des Stammes Cadao; Antar und seine Familie zogen nach dem Lande Schurbe. Die Sklaven trieben die Heerden und die mit Gepäck beladenen Kameele vor sich; ihnen folgten die Reiter, den Zug schlossen Abla und Antar, begleitet von dem unermüdlichen Dscherir, der vor Abschar eilt, und seinem Neffen Cadrus, der das mit der Sänfte beladene Kameel lenkte.

Sie hatten so eben die glücklichen Ufer des Euphrath aus dem Auge verloren und begannen in die unermeßlichen Wüsten einzudringen, als sie in der Ferne Zelte wahrnahmen, die wie dunkle Punkte am Gesichtskreise erschienen, oder wie eine schwarze Einfassung an dem blauen Himmelsgewande. Es war ein reicher mächtiger Stamm; seine Krieger glichen an Zahl den Sandkörnern Irak's und kamen an Muth den Löwen aus der Wüste gleich. Sobald ihre wachsamen Augen von fern die herannahende schwache Karavane gemerkt hatten, stürzten 300 der Tapfersten auf ihre Pferde, ergriffen ihre Lanzen und flogen ihr entgegen. Schnell, wie die leichtfüßige Gazelle, durchflogen die Renner die Ebene, und bald sind sie in Pfeilschußweite. Jetzt erkennen sie die Sänfte und den Krieger, der sie begleitet. „Das ist Antar, sagt Einer zum Andern; er ist es, er reist mit seinem Weibe. Das sind seine Waffen, das ist sein Pferd und Abla's prächtige Sänfte. Wir wollen zu unseren Zelten zurückkehren und uns dem Zorn dieses unbesiegbaren Kriegers nicht aussetzen." Schon hatten sie die Zügel gewendet, um den Weg nach ihrem Stamm hin anzutreten, als einer von ihnen sie aufhielt. Es war dies ein alter Scheik, dessen schlauer Geist die geheimsten Ereignisse durchdrang und die Schleier der Verborgenheit lüftete. „Vettern", sprach er, „das ist wohl Antar's Lanze, sein Helm, Harnisch und sein Pferd, schwarz wie die Nacht; aber dies ist nicht sein Wuchs, nicht seine stolze Haltung, sondern der Wuchs und das Aussehen einer furchtsamen Frau. Glaubet mir, Antar ist todt oder durch eine gefährliche Krankheit das Pferd zu besteigen verhindert, und jener vermeintliche Krieger, den Abschar trägt, jener angebliche Antar ist Abla, die, um uns Furcht einzujagen, ihres Mannes Rüstung angelegt, während der echte Antar vielleicht sterbend in dieser Sänfte liegt." Durch diese Bemerkungen stutzig gemacht, kommen seine Gefährten wieder zurück. Doch wagt keiner, den Angriff zu beginnen, aber sie beschließen, der Karavane von weitem zu folgen, in der Hoffnung, durch einen Umstand aus der Ungewißheit gerissen zu werden.

Bald fand Abla sich genöthigt, vom Pferde zu steigen; die offenbare Schwäche, die sie dabei verrieth, bestätigte die genau beobachtenden Krieger in ihrem Verdachte; sie halten die Lanzen wurfgerecht und stoßen den Rossen in die Seiten, um auf die Schaar einzubrechen, die sie zum Widerstande zu schwach halten. Antar lag in der Sänfte fast ohne Gefühl. Das Geschrei der Feinde, das Wiehern der Pferde, Abla's Hülferuf treffen sein Ohr und wecken ihn aus dem Schlaf. Die Gefahr giebt ihm seine Kräfte wieder, er erhebt sich, zeigt seinen Kopf und thut einen Schrei, furchtbar und den Schrecken in alle Herzen tragend. Bei diesem donnerähnlichen Schrei sträubt sich das Haar der Rosse, sie treten zurück und entführen fliehend ihre Reiter, die gleicher Schrecken faßt, und die unter einander sprechen: „Weh uns, Antar athmet noch. Er wollte die Bewohner der Wüste prüfen und sehen, welcher Stamm kühn genug seyn werde, die Eroberung seiner Frau und seiner Habe zu wagen." Umsonst sucht der alte Scheik sie zu bereden; die meisten folgen, taub für seine Worte, den Weg zu ihrem Stamme. Nur dreißig bleiben bei ihm und fahren fort, die Karavane zu beobachten. Ungeachtet der jeden Augenblick stechender werdenden Schmerzen hatte Antar seine Rüstung wieder anlegen und seinen Renner besteigen wollen. Er läßt Abla in eine Sänfte bringen und reitet an ihrer Seite. „Sey ruhig", sagte er, „noch wacht Antar über Dich, aber es sind seine letzten Augenblicke, die er Dir weiht." Abla wirft einen Blick der Trauer auf ihn. „Antar", sagen seine Gefährten, als sie seine leidende Stellung sehen, „erschöpfe die Kräfte nicht, die Dir noch bleiben, kehre wieder in die Sänfte zurück. Lange hat Deine Tapferkeit uns beschützt, jetzt ist an uns die Reihe, für Dich zu fechten." Er antwortete ihnen: „Ich danke Euch, Vettern, Ihr seyd wackere Leute, aber Antar seyd Ihr nicht. Nur vorwärts, ich hege die Hoffnung, Euch noch glücklich bis zu unserem Stamme zu geleiten." Mit der Neige des Tages kamen sie in einer Ebene an, die von dem Ort, wo die Benu Ab's lagerten, nicht sehr fern war. Sie hieß die Gazellen-Ebene, und die Berge, von denen sie gebildet ward, ließen von der Seite des Landes Schurbe keinen anderen Ausgang, als einen engen Paß, in welchem kaum drei Reiter neben einander stehen konnten. Antar ließ die Heerden und das Kameel, welches Abla trug, voranziehen. Nachdem er die gesammte Karavane hatte vor sich herziehen sehen, rückte er selber bis an den Eingang des Passes vor. In diesem Augenblicke nehmen seine Leiden zu, seine Eingeweide werden zerrissen, und jeder Schritt des Pferdes läßt ihn Schmerzen

gleich den Dämonen der Hölle empfunden. Er hält Abschar an, steckt seine Lanze in den Boden und bleibt, darauf gestützt, unbeweglich in dieser Stellung. Als die seiner Spur folgenden dreißig Krieger ihn also erblickten, machten sie an dem anderen Ende der Ebene Halt. „Antar“, sagten sie, „hat unsere Beobachtung seines Zuges bemerkt und erwartet uns gewiß dort in dem Hohlwege, um uns zu vernichten. Benutzen wir die Nacht, die uns in ihre Schatten hüllt, zur Rückkehr zu den Unsrigen.“ „Vettern“, sprach der Scheik, „höret nicht auf die Rathschläge der Zaghaftigkeit; Antar's Unbeweglichkeit ist der Todesschlaf. Wie, kennt Ihr seinen ungestümen Muth nicht? Erwartete Antar seinen Feind? Lebte er, würde er nicht, wie der Geier auf seine Beute, auf uns losstürzen? Also vorwärts, oder falls ihr nicht weiter wollt, wartet an dieser Stelle, bis die Morgenröthe unsere Vermuthungen ins Klare gebracht.“ Von diesen Worten abermals überredet, bleiben seine Gefährten, aber unruhig und besorgt verbringen sie die Nacht auf ihren Pferden, ohne sich der Süßigkeit des Schlafes zu überlassen. Endlich jagt der hereinbrechende Tag die Schatten aus dem Thale. Antar ist noch immer an dem Eingange des Passes in derselben Stellung und sein gelehriges Pferd wie er unbeweglich. Bei diesem Anblick berathen die erstaunten Krieger lange mit einander; allem Anscheine nach, ist Antar todt, und doch wagt keiner, sich ihm zu nähern, so große Furcht flößt er ein. Der alte Scheik macht ihrer Unschlüssigkeit ein Ende; er steigt von seinem Pferde ab und spornt es mit der Lanzenspitze, so daß es gegen den Ausgang der Ebene zurück. Kaum hat es den Fuß der Berge erreicht, als der feurige Abschar, seine Nähe merkend, mit lärmendem Gewieher ihm entgegenstürzt. Antar fällt wie ein zusammenstürzender Thurm nieder, und das Echo erklingt von dem Getöse seiner Waffen.

Die Krieger stürzen herzu, erstaunt, den im Staube liegen zu sehen, vor welchem Arabien gezittert hat; sie hörten nicht auf, seinen riesenhaften Bau zu bewundern. Die Hoffnung aufgebend, die Karavane einzuholen, die während der Nacht den Stamm der Benu Ab's erreicht haben mußte, begnügten sie sich, Antar's Rüstung als Siegeszeichen fortzuschleppen. Aber umsonst trachteten sie, Abschar zu greifen. Nach dem Tode seines Herrn gab es keinen seiner würdigen Reiter; blitzschnell verschwand er vor ihren Augen und war tief in der Wüste verloren. Einer jener Männer weinte, gerührt von dem Schicksal eines so berühmten Helden, auf Antar's Leiche, die er mit Erde bedeckte. „Ruhm Dir“, rief er, „wackerer Krieger, Vertheidiger Deines Stammes bei Deinem Leben, der Du nach dem Tode die Deinigen schütztest durch den von Deinem Anblicke ausgehenden Schrecken! Ewig glücklich lebe Deine Seele! Wohlthätiger Thau befeuchte den Ort, wo Du ruhst!“

E n g l a n d.

Birmingham und sein Gewerbfleiß.

Birmingham, in der Grafschaft Warwick in England, 27 Stunden von London gelegen, war vor ungefähr einem Jahrhundert nur ein ziemlich ansehnlicher Flecken, berühmt durch seine Eisen- und Stahl-Fabriken. Seine jetzige Wichtigkeit, seine 100,000 Einwohner, alle ihm jetzt angehörende Vortheile einer großen industriellen Bewegung, die an und für sich ohne Zweifel das Wesen einer großen gesellschaftlichen Verbesserung ist, alles das war noch in jener Reihe von Wirkungen und Ursachen verhüllt, die der große Haufe Zufall nennt, und in der aufgeklärte Geister die logische und nothwendige Verkettung der Ereignisse zu erkennen wissen.

Der erste Fabrikant, der dem Birminghamer Gewerbfleiß einen gewissen Impuls zu geben wußte, war John Taylor. Aber es war dies nur eine geringfügige, eine rein persönliche Ursache des Wohlstandes. Er legte eine Fabrik von Knöpfen und emaillirten Arbeiten an, und die Einwohner von Birmingham gewannen dadurch der Fabrication von Luxus-Gegenständen einen Geschmack ab. Daher das Wort Burke's in Bezug auf Birmingham: „Es ist das Spielzeug-Magazin für Europa.“ Die zierlich gearbeiteten Halsketten, Armbänder, Schachteln und Galanterie-Degen rechtfertigten den Ausspruch Burke's.

Die gegenwärtige Wohlhabenheit und Größe Birminghams erklären sich durch zwei Umstände: seine Lage in der Nähe der Ebene von Wednesbury und Wolverhampton und die Kriege nach der Französischen Revolution des Jahres 1789. Eine Zufälligkeit des Orts und eine Zufälligkeit der Zeit, welche letztere früher oder später zum Vorschein kommen und den Nutzen der ersteren hervorrufen mußte.

Jene Ebene, deren wir erwähnten, hat den Anschein der äußersten Unfruchtbarkeit. Der Boden derselben ist von Kohlen-Bergwerken durchschnitten, die Wege sind mit Bimmstein gepflastert und stets mit einem dicken schwarzen Staub bedeckt, welcher sich auf die Kleider und auf die Haut der Einwohner festsetzt und ihnen ein cyklopisches Ansehen giebt; auch hat man deshalb diese Ebene die Ebene der Cyklopen genannt. Aber aus den ungeheuren Gräben, die man daselbst sieht, hat Birmingham den mächtigen Hebel entnommen, der dem größten Theil seiner Maschinen Leben und Bewegung giebt, — die Kohle, oder vielmehr den Dampf, der sich aus ihr entwickelt.

Die Kriege, welche das Resultat der ersten Französischen Revolution waren, erschufen für Birmingham einen so bedeutenden Industriezweig, daß die Zahl seiner Maschinen und seiner Arbeiter und in demselben Verhältniß seine Reichthümer bedeutend vermehrt wurden. Zwanzig Jahre hindurch verfertigte Birmingham Waffen für ganz Europa gegen Frankreich. Seine Fabriken lieferten monatlich 15,000 Gewehre, und das Bedürfniß an Arbeitern war so groß, daß Weiber und Kinder mitarbeiten mußten.

Während des andauernden Friedens blieb dieses Uebermaß von Arbeitern ohne Beschäftigung. Daher schreiben sich die verschiedenen neuen Gewerbszweige, von denen einige erlaubt, andere unerlaubt sind, die aber wegen des Elendes und Ueberflusses an Arbeitern von der Regierung fast geduldet werden müssen.

Unter die ersteren, seit 1814 angenommenen, oder beibehaltenen, oder wiederaufgenommenen muß man die Fabrication der Kupferbleche zählen, mit denen man die Schiffe beschlägt, die Messer-, Säbel-, Wagenfedern-, Regenschirm-Fabriken u. s. w., und endlich die Zubereitung des Gases, wobei England der Nothwendigkeit überhoben ist, die Kohlen aus dem Auslande zu beziehen. Ein bedeutender Vortheil ist hierbei, daß Birmingham an einem Punkt erbaut ist, wo sich mehrere Kanäle vereinigen, und daß diese ihm die Produkte der anderen Grafschaften zuführen und so seine Industrie unterhalten.

Aber trotz aller dieser erlaubten Gewerbszweige schließt Birmingham viele Falschmünzer in sich, und diese Menschen betrachten sich fast wie einen Stand, was in den Augen des Gesetzes und der Gesellschaft der schwerste Eingriff ist, den man in das am allgemeinsten verbreitete Eigenthum, das Geld, thun kann.

Zuerst war es Frankreich, woran die Birminghamer Falschmünzer ihre Kunst versuchten, und die Zahl der von ihnen nachgemachten Assignaten war ungeheuer. Es ist nicht unmöglich, daß die Englische Regierung gegen dieses Mittel, den finanziellen Untergang Frankreichs zu vollenden, die Augen zugedrückt hat. Jetzt befleißigt man sich indessen in jener Stadt hauptsächlich der Nachahmung der Englischen Bank-Billets. Die Sicherheit, mit der man diese Verfälschung betreibt, hat etwas Eigenthümliches in einem Lande, wo das Gesetz das Stehlen eines Schafes mit dem Tode bestraft.

„Polizei-Beamte“, sagt ein Reisender, „sind einer Bande Falschmünzer auf der Spur und begeben sich nach dem Ort ihrer Arbeiten. Zu ihrem großen Erstaunen finden sie die beiden ersten Stockwerke ganz leer. Indessen steigen sie bis auf den Boden, wo sie einen Mann mit der Arbeit an einer Metallplatte beschäftigt finden, und der, da er so weit wie möglich von der Thür entfernt sitzt, gleich bei dem Eintreten der Polizei vermittelst einer Fallthür in die untere Etage hinabsteigt. Die Polizei-Beamten folgen ihm auf dem Fuß; aber ehe sie angekommen sind, hat sich der Falschmünzer durch eine zweite Fallthür ihren Nachforschungen entzogen, und sie sehen ihn auf diese Weise, ohne ihm nachfolgen zu können, bis in den Keller hinabsteigen, wo er ihnen aus dem Gesicht kommt und durch einen unterirdischen Gang entflieht.“

Dies ist, wie gesagt, die Folge der ungeheuren, wir fügen hinzu, der drohenden Anhäufung von Arbeitern aller Art auf einem und demselben Punkt. Man ist fast genöthigt, ihre Falschmünzer-Werkstätten zu schonen, damit sie, ein Gesetz verletzend, fortfahren, die übrigen zu achten. Die Zukunft wird entscheiden, ob dies eine richtige Berechnung von Seiten der Regierung ist. (F. Fr.)

Bibliographie.

A narrative of four voyages in the chinese sean (Bericht über vier Reisen in den Chinesischen Gewässern.) Von Cap. B. Morell. Pr. 15 Sh.

The new medical pocket-book (Neues medizinisch-chemisches Taschenbuch.) Von J. Barnes. Pr. 7½ Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Männer und Frauen in Madeira.** Wenn ein Portugiesischer Kaufmann sich gelegentlich auf kurze Zeit von Madeira entfernen muß, so sperrt er sein theures und liebendes Weib in ein abgelegenes Haus mit vergittertem Fenster, wo sie, sehr gegen ihre Ansicht über die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens, bis zu seiner Rückkehr streng bewacht wird. Man kann sie Abends in der Dämmerung mit bleichem melancholischem Gesicht an ihrem vergitterten Fenster sehen, wie sie sehnsüchtige Blicke auf die Plaza wirft und gleich Yorick's Staar seufzt: „Ich kann nicht ins Freie.“

(Macdonall's Narrative of a Voyage to Patagonia.)

— **Ein solider Leser.** Seht den schmalbäckigen Herrn mit der Habichtsnase und den breiten flachen Augen, mit einer Stimme, so tief und orakelmäßig, wie die vorletzte Note einer Esels-Melodie. Er hat es bis zum 29sten Bande von Rees Encyklopädie gebracht und ist fest entschlossen, sich durch das ganze Werk durchzuarbeiten; und vielleicht wird er, wenn er damit fertig ist, zu der Encyclopaedia Londinensis oder zu den Statutes at Large schreiten; — er liest zu seinem Vergnügen. Nichts kitzelt ihn so sehr, als für einen wunderbar weisen Mann, für ein lebendiges Lexikon, für eine wandernde Encyklopädie, für ein zweibeiniges Orakel, für ein intellektuelles Gaslicht gehalten zu werden. „Ich lese nie Romane“, sagt der junge Gelbschnabel, der mit einem Haufen klassisch gebildeter junger Leute ging. „Wirklich nicht, mein junger Herr? Nun, um so besser für Sie, denn wenn Sie es thäten, so möchten Sie etwas von der Eingebildetheit verlieren, die jetzt der Athem Ihres Lebens und die Freude Ihres Herzens ist. Nähren Sie sich von Wörterbüchern, vermeiden Sie alles Studium der Menschen, und es wird Ihnen vielleicht gelingen, ins Grab zu kommen, ohne ausfindig zu machen, daß Sie — eine Gans sind.“ (Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Freitag den 1. November 1833.

England.

Samuel Sorbière's Reise nach England im Jahre 1660.

In einer Beurtheilung der neuesten Schriften über Großbritanien *) giebt Herr Amedée Pichot Notiz von einem älteren Französischen Schriftsteller, der 1660, einige Jahre nach der Restauration der Stuarts England besuchte. Dieser Schriftsteller ist Samuel Sorbière; das Buch, worin er seine Bemerkungen niedergelegt — das übrigens ziemlich selten geworden — führt folgenden Titel: Relation d'un voyage en Angleterre, où sont touchées plusieurs choses qui regardent l'estat des sciences et de la religion et autres matières curieuses. Paris. MDCLXIV. Chez Thomas Jolly, au Palais, dans la salle des Merciers, à la Palme et aux Armes de Hollande. Avec privilége du Roi

Samuel Sorbière, geboren 1615 zu Saint-Ambroise (im Kirchsprengel Uzes) aus protestantischer Familie, war der Neffe und Zögling des Samuel Petit, des gelehrten Rivalen des berühmten Saumaise. Nachdem er sich dem geistlichen Dienste gewidmet hatte, entsagte er der Theologie, um 1639 zu Paris Medicin zu studiren. Er ward Doktor, ging nach Holland, kehrte nach Frankreich nach Verlauf einiger Jahre zurück, ward katholisch, verheirathete sich und nahm, da er seine Frau verloren, das Ordenskleid. Als eifriger Neophyt versuchte er zu beweisen, daß seine Glaubensänderung aus Ueberzeugung geschehen sey, publicirte einen Brief an den Papst gegen die Protestanten und reiste nach Rom, wo er bei dem Papst Alexander VII. freundliche Aufnahme hoffte. Seine Heiligkeit war nicht allzufreigebig, aber dem Alexander folgte bald Clemens IX., den Sorbière als Kardinal gekannt und selber schon in Lateinischen Versen besungen hatte. Unglücklicher Weise begnügte sich auch der neue Papst, ihm kleine Geschenke zu reichen, wie ein Freund dem anderen, und Sorbière entfernte sich gänzlich, indem er äußerte, man schicke einem Menschen Manschetten, der keine Hand habe. Des Wartens endlich müde, kehrte er nach Frankreich zurück und lebte von seiner Feder. Gewiß war der Geschmack jener Zeit mehr für leichtfertige literarische Productionen, als für ernste, denn in dem Verzeichnisse der zahlreichen Schriften Sorbière's finden sich eben so viele der ersten Gattung als der zweiten. Die bekanntesten davon sind Sorbèriana, eine Sammlung von Anekdoten und Witzworten. 1660 ward Sorbière Königlicher Historiograph; — ein Titel ohne Funktion! — wahrscheinlich fügte aber auch der König ein Geldgeschenk zu dieser Ernennung, für die Sorbière, wie er in einer Art von Dedication sagt, nicht besser seine tiefgefühlte Erkenntlichkeit ausdrücken zu können glaubte, als „indem er so fremde Länder zöge, um sie möglichst weit zu publiziren." — Sorbière suchte selbst Ludwig XIV. zu beweisen, daß sein Geld nicht verloren sey.

„Ich habe", sagt er, „in England und den Niederlanden die Achtung für so hochherzige Gesinnung verbreitet; ich habe sie überall zur Schau getragen, — die sicherste Bewahrung dessen, was ich gesagt. Ich habe sie nicht allein den Gelehrten der Akademieen gezeigt, sondern auch Vornehmen; ich habe nahe genug dem Throne sie ausgedrückt, um gehört zu werden. Es wäre mir schwer geworden, Sire, mich nur auf diese einzige Tugend Sr. Maj. zu beschränken, ob sie gleich so reichen Stoff zum Sprechen giebt, und ich mußte, um alle an mich gerichtete Fragen zu beantworten, in wenigen Worten fast sämmtliche berühren. Zu Staatsmännern mußte ich von dem Geschäftseifer, dem energischen Eindringen und dem umsichtigen Urtheil Ew. Majestät sprechen. Kriegsmänner waren erstaunt, bestätigt zu hören, was sie von Ihrem Muthe vernommen; die Großen von dem Glanze des Hofes; das Volk von Ihrer Herablassung und das schöne Geschlecht von Ihrer Sanftmuth!" — Unglücklicher Weise sprach Sorbière in seiner Relation d'un voyage en Angleterre wegwerfend von dem Grafen von Ulfeld, Dänischem Minister; England beklagte sich über einige die Nationalehre antastende Phrasen des Französischen Reisenden und führte Beschwerden bei dem Hofe von Versailles. Ein Steckbrief proskribirte den Autor; damit war England noch nicht zufrieden, da es damals noch keine Edinburgh Review und keine Quarterly Review gab, die heutzutage das Geschäft uns zu antworten übernehmen, — und ein Mitglied der Königlichen Societät zu London, Doktor Thomas Sprat, nachmaliger Lord-Bischof von Rochester, gab eine förmliche Widerlegung der Sorbièreschen Relation heraus, welche keinesweges eine so strenge Rüge verdiente.

(Schluß folgt.)

*) Der Aufsatz betrifft folgende fünf Werke: 1) La Grande-Bretagne en 1833 par M. le Baron d'Haussez. 2) Osservazioni semi serie di un Esule sull' Inghilterra (von dem Grafen Pecchio). 3) die Briefe eines Verstorbenen (vom Fürsten Pückler-Muskau); 4) „Narrative of a residence at the court of London" (von Richard Rush, Gesandten und Minister der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika); 5) England and the English (von E. L. Bulwer). Von diesen Schriften ist zum Theil bereits im Magazin die Rede gewesen, und wir haben insofern jenen Pichot'schen Aufsatz nicht weiter zu berücksichtigen. Eine Stelle heben wir jedoch aus, weil sie nicht ohne charakteristische Wahrheit die Individualitäten der Verfasser einander gegenüberstellt. „Oft", heißt es darin, „wenn ich diese verschiedenen Werke auf meinem Schreibtische aufgeschlagen sah, fühlte ich mich veranlaßt, sie mir zu personifiziren; ich unterhielt mich in Gedanken mit ihren Verfassern, sah mich mit ihnen allen durch ein zufälliges Zusammentreffen bei meiner Rückreise von London auf demselben Paketboote oder in demselben Gasthofe vereinigt. Ich erkannte meine fünf Autoren wieder, da ich sie schon früher gesehen hatte, diesen in England, jenen in Frankreich. Meine Phantasie half mir noch weiter. Der Gastwirth, sehr mittheilender Natur, kommt herzu, nennt mir die Namen und läßt es an erläuternden Noten nicht fehlen; denn unser Wirth, wie alle Gastwirthe der Welt, macht gern den Kommentar zu allen bei ihm eingekehrten Herrschaften und läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Der erste dort, der unruhigen Blickes hin und her geht, hat nicht Unrecht, sich in das strengste Incognito zu hüllen. Ich weiß nicht, welches Mißgeschick oder welche Unbesonnenheit ihn durch Frankreich führt, um von London nach Wien zu gehen. Er sieht ziemlich traurig aus, doch hat er im Schlosse zu Ham drei Freunde, die noch trauriger seyn müssen, als er. Er ist proskribirt, jene sitzen gefangen. Er ist einer der Ex-Minister Karl's des Zehnten. Der Zweite, der ihn eben in seiner Zerstreutheit mit dem Ellenbogen angestoßen, ist ebenfalls Exulant, aber ein Opfer der entgegengesetzten Meinung, es ist der Graf Giuseppe Pecchio, ein Carbonari. — Der Dritte dort, der sich im Spiegel besieht, unter dem Vorwande, sein Halstuch in Ordnung zu bringen, und mit selbstgefälligem Lächeln den Kopf wiegt, ist weder ein Französischer schäumender Champagner, noch ein dickes Englisches Porterbier, sondern eine Mischung aus beidem im Germanischem Elemente. Es ist dies einer jener französirenden Vornehmen, die die Bevorrechtung der Aristokratie mit der freien Sprache des Liberalismus vereinigen, um zweimal originell zu seyn, als Fürsten und als Schriftsteller. — Der Vierte, trotz der Einfachheit seiner Kleidung à la Franklin und seines bürgerlichen Aussehens, ist ein Diplomat, und zwar Diplomat eines bedeutenden Staates, es ist Mr. Rush, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten von Amerika zu London. — Der Fünfte, der mit philosophischer Gleichgültigkeit auf den Carbonari und den Deutschen blickt, hat genug Aehnlichkeit mit dem Einem, wie mit dem Anderen. Er ist Mitglied der Englischen Opposition, der freiwillig als Mylord lebt, er ist ein Schriftsteller, der sich zu großen politischen Zwecken berufen glaubt."

Bibliographie.

- The art of polite correspondence, english and german. (Englischer und Deutscher Briefsteller.) Von P. Sadler. Pr. 6 Sh.
- Costumes et moeurs Italiens. (Italiänische Kostüme, nach Pinelli.) In 50 Blättern. Pr. 7½ Sh.
- Stuarts commentary. (Stuarts biblische Exegese.) Herausgegeben von Dr. Henderson. Pr. 14 Sh.
- Juvenile Forget me not. (Vergißmeinnicht für Kinder.) Pr. 8 Sh.

Frankreich.

Erinnerungen der Marquise von Crequy.

(Aus einem noch ungedruckten Manuskript.)

Renée Charlotte Victoire de Froulay de Tessé, Marquise von Crequy, war eine der berühmtesten Frauen ihrer Zeit. Sie starb fast hundert Jahr alt zu Paris, wo sie den Muth gehabt, allen Schrecken der Revolution und den Bedrängnissen der Emigrationspartei Trotz zu bieten. Ein prächtiges Hotel in der Vorstadt St. Germain, Rue de Grenelle, war ihre Wohnung: sie hatte es, wie sie uns erzählt, von dem Marschall von Feuquières für die „einmalige Zahlung" der „erbärmlichen Summe" von 40,000 Franken „auf Lebenszeit" gemiethet. Aus ihren Memoiren geht hervor, daß ihre Gesundheit stets „kläglich" war, und diesem Umstande schreibt sie den guten Kauf zu, den sie da gemacht, und zu dem sie, „boshaft genug", sich unaufhörlich in die Hände klatscht, indem sie siebzig Jahre lang vom Tage des Kaufs an bis zu ihrem Tode davon profitirte. Es verdient dabei bemerkt zu werden, daß der Erbe des schon vor 59 Jahren verstorbenen Marschalls Feuquières im Jahre 1801 nicht aufzufinden war, so daß das Hotel dem Staat anheimfiel. Rousseau pflegte von der Marquise zu sagen, sie sey „der Katholizismus in der Haube und der hohe Adel im Nachtkleide"; und Delille äußert sich in einem seiner Schreiben an den Vicomte von Beonville, das sich in der reichen Handschriften-Sammlung des Abbé von Tessan befindet, nachdem er dem Vicomte für die Freundlichkeit, womit ihn Frau von Crequy so eben aufgenommen, tausend Dank gesagt, folgendermaßen über sie: „Sie besitzt ein Beobachtungstalent, das den lächerlichen Leuten Furcht einflößen muß. Und auf diese Weise erkläre ich es mir, wie sie in den Ruf böswilliger Härte ge-

kommen ist. In hohem Grade scheint ihr die Gabe, gut zu erzählen, eigen zu seyn, eine Gabe, die jetzt fast ganz verloren gegangen ist und das Privilegium des verflossenen Jahrhunderts gewesen zu seyn scheint." Dieses günstige Urtheil wird durch die Denkwürdigkeiten dieser Dame nicht Lügen gestraft werden, in denen sich auch ein interessanter Briefwechsel zwischen Voltaire und Frau von Crequy befindet, über den schwarzen St. Michaels-Orden und über die Erhebung von Voltaire's Gut Ferney zu einem Marquisat, worein der Verfasser des Oedip und des philosophischen Lexikons seinen Ruhm gesetzt hatte, und das ihm, wie er selbst sagt, sein trauriges Leben zu einem freudigen gemacht haben würde.

Wir wollen nun einige Bruchstücke, den Daten nach um 30 bis 40 Jahre von einander entfernt, aus diesen Denkwürdigkeiten mittheilen, die gewiß zu den interessantesten Anekdotensammlungen gehören. Sie waren, dies muß noch bemerkt werden, zur Belehrung des jungen Tankred Adrien Raoul von Crequy bestimmt, der aber schon lange vor seiner Großmutter starb.

Erstes Fragment. 1772. — Die Fürstin von Ursénes war meine nahe Verwandte und Pathe. Sie war so eitel und stolz, als man nur irgend seyn kann, wenn man 15 oder 16 Jahre hindurch Fräulein von la Tremouille genannt worden ist. Du kannst Dir wohl denken, daß der Name Crequy in ganz Europa bekannt genug war, besonders aber in Rom, wo der Kardinal und der Herzog von Crequy Lesdiguières, Letzterer unter der Regierung des vorigen Königs Französischer Botschafter daselbst, noch in lebhaftem Andenken standen. Frau von Ursénes empfing uns daher dort auf das ausgezeichnetste. Es hätte Deinem Herzen wohlgethan, wenn Du sie hättest von Herrn von Crequy sprechen hören, der direkt von der Tochter Karl's des Großen abstammte; doch da sie es sich immer sehr angelegen seyn ließ, mich ihre liebe Nichte zu nennen, so zeugte ihr Dein Großvater nicht besonderen Dank. Ich muß Dir sagen, daß meine Pathe mir als eine äußerst verschmitzte, ränkesüchtige, hochmüthige und widrige Person vorkam. Man sagte, sie habe noch immer einige Spuren von Schönheit, aber ich konnte sie nicht entdecken. Was sie aber ohne die geringste Veränderung bewahrt hatte, das war eine unerträglich arrogante Miene und die Gewohnheit, sich in Dinge zu mischen, die sie auch nicht im entferntesten angingen. Sie pflegte aufschenliche Toilette zu machen; ihr häßlicher Nacken und ihre alten Schultern standen in schauerlicher Nacktheit da. „Sie, die Sie zur Familie gehören", sagte der Fürst von Mansfeld eines Tages zu mir, „ich bitte, sagen Sie mir, warum beglückt uns Frau von Ursénes mit dem Anblick solcher Dinge, und wem zu Gefallen?" „Uns jungen Frauen, und ganz besonders der Gräfin Fagnani zu Gefallen", erwiederte ich, indem ich auf meine Nachbarin zeigte, die, abgesehen von ihren schönen Schultern, auch eine schöne Leidenschaft für den Fürsten von Mansfeld hegte und sich ungeschminkt ein wenig für ihn interessirte. Sie ließ es sich einfallen, ärgerlich auf ihn zu seyn, weil wir mit einem gewissen Anstrich von Vertraulichkeit und in einer Sprache zusammen redeten, von der sie nicht ein Wort verstand. Ich weiß nicht, wie er ihre Verweise beantwortete, aber so viel ist gewiß, daß er einen Dolchstich von ihr empfing, der ihm fast den Garaus gemacht hatte und ihn nöthigte, nach Venedig zu reisen, wo mein Vater Botschafter war, um sich dort heilen zu lassen. Dieser Vorfall, versichere ich Dir, hat mein Gewissen nicht wenig gequält.

Zweites Fragment. 1778. — D'Alembert ging so weit, der Frau von Sillery den Vorschlag zu machen, sie nebst Frau von Montesson, Frau von Angeviliers, Madame Necker und meiner Wenigkeit zu Mitgliedern der Französischen Akademie aufnehmen zu lassen. Wir hätten ihm als Trabanten oder vielmehr als Einfassung dienen mögen. Was hättest Du dazu gedacht, mich in Einer Linie mit Frau von Montesson zu sehen, die vielleicht die lächerlichste Person auf der Welt und die Tochter eines Sklavenhändlers ist? Oder mit Frau von Angeviliers, der Wittwe eines Königlichen Kammerdieners? Oder mit Madame Necker, geborne Curchod, wie sie sich stets auf ihren Visitenkarten nannte? Oder endlich mit der Frau Marquise von Sillery, von der damals zwar nichts Arges gesagt werden konnte, die ich aber zur Zeit ihrer Verheirathung mit dem albernen Sillery immer in meinem Putzzimmer in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen nöthigte? Als der Ritter von Villeneuve kam und mich von diesem herrlichen Plan unterrichtete, machte ich die Sache so lächerlich, daß mein Name sogleich von der Kandidatenliste der Französischen Akademie gestrichen wurde. Den Damen Montesson und von Angeviliers fehlte es nicht an Anmaßungen; Madame Necker war eitel genug, das weiß Gott, und zum Unglück für Frankreich. Sie besaß damals hinreichendes Ansehen, um Neuerungen aufzudringen, die zu ihrem Vortheil und persönlichen Vergnügen dienen konnten. Was die Montesson anbetrifft, so muß ich Dir noch sagen, daß sie einen alten ungeerbten Groll gegen unser Haus trug, indem sie stets zu sagen pflegte, die Montessons und die Crequys wären tödtliche Feinde. „Wahrhaftig", sagte die alte Gräfin von Gurselin, die eine Crequy war, eines Tages zu uns, „ich erinnere mich noch sehr wohl, wie sie mit uns zusammenkamen, und Sie werden sehen, daß sie sehr Unrecht thun, dessen zu gedenken." Sie erzählte uns nun, daß, als der Adel des zweiten und dritten Ranges rechts und links nach Titeln haschte, der älteste Sohn der Montessons bescheiden nach dem Marquis-Titel gegriffen habe, den er jedoch auf Befehl des Parlaments wieder ablegen mußte. Ich habe Dir schon gesagt, daß der letzte Marschall von Crequy ein rechter Bär war. Einst während einer Schlacht brachte ihm ein junger Offizier einen Brief, der vollkommen unleserlich geschrieben war. „Was ins Teufels Namen! wer hat das geschmiert?" sagte der Marschall fluchend. „„Der Marquis von Montesson, Marschall"", antwortete der Offizier mit selbstzufriedener Miene; „„mein Vater und Euer Freund."" „Euer Vater, Herr von Montesson, ist weder Marquis, noch mein Freund", versetzte der Marschall.

Drittes Fragment. 1801. — Der Bischof von Evreux sagte mir, daß Talleyrand Jedermann ermahne, sich um die republikanische Regierung zu reihen und bei dem ersten Konsul um Gehör zu bitten, um die konfiszirten Waldungen wieder zurückzuerhalten. Ich entgegnete ihm, daß Talleyrand besser thun würde, wenn er uns das Hotel Crequy in der Rue d'Anjou wieder verschaffte, wo mein Sohn vormals wohnte, und das dieser wohlwollende Diener der Kirche kraft der Gesetze der Republik und wegen der Auswanderung meiner Schwiegertochter im Namen der Nation für sich genommen hatte, denn er bewohnte es damals, und erst lange nachher verkaufte er dies köstliche Wohngebäude an einen Engländer, Namens Crawford. Der Baron von Breteuil war mein nächster Verwandter und Erbe; er rieth mir, an Bonaparte zu schreiben, und ich überwand endlich meinen Widerwillen. Es ist unbeschreiblich, welche Qual dieser Schritt mir kostete. Zwei Tage darauf wurde Oberst — ich erinnere mich seines Namens nicht — Adjutant des ersten Konsuls, bei mir angemeldet, und ich sah einen schlanken jungen Mann in mein Zimmer treten, der mir drei sehr tiefe Verbeugungen machte und auf die ehrerbietigste Weise berichtete, daß der erste Konsul mich zu sehen wünsche, und daß er mich den anderen Tag um 2 Uhr erwarten werde. Ich war höchlichst verwirrt und antwortete, daß ich sehr alt und schwach sey, jedoch Alles thun wolle, was in meinen Kräften stände. Ich schickte sogleich nach dem Baron von Breteuil, um mich mit ihm über diesen Fallstrick zu besprechen. Der Baron meinte, ich dürfe die Einladung des Oberhaupts der Republik nicht ablehnen, da auf seinen Befehl die konfiszirten Waldungen wieder zurückgegeben würden. Er fügte hinzu, daß auch Frau von Coaslin eine solche Einladung erhalten habe und sehr gut aufgenommen worden sey, so wie auch die Fürstin von Guéménée, die von ihm „Ew. Hoheit" angeredet und noch großmüthiger behandelt worden war, indem sie den Forst von L'Orient zurückempfangen. Du mußt wissen, daß sich diese Damen große Mühe gaben, ihren Besuch geheim zu halten, und es hinderte uns ja nichts, mit derselben Vorsicht zu Werke zu gehen. Ich gestehe, daß mich eine lebhafte Neugier ergriff, und es ward endlich so angeordnet, daß ich mich zur Audienz beim General Bonaparte begeben, aber daß Niemand etwas davon erfahren sollte, selbst nicht die Frauen von Matignon und von Montmorency. Es war am 10. November; der Konsul war so eben in den Tuilerieen installirt worden; das arme Schloß erschien mir in einem höchst kläglichen Gewande. Ich wurde in einer Sänfte dahin getragen, wie Mascarill in Molière's Lustspiel, oder, wenn Du lieber willst, wie die Gräfin Saint Florentin zur Königin Maria Leszczynska, und an der Thür des letzten Saals stieg ich aus. Ich muß bemerken, daß ich aus Mangel an einem solchen Anzuge, wie man ihn bei dergleichen Gelegenheiten ehemals trug oder jetzt trägt, in meiner gewöhnlichen Tracht war. Die Bürgerin Crequy ward gemeldet, und ich sah mich dem Helden von Arcole und dem Herrn der Pyramiden gegenüber. Er betrachtete mich ein paar Minuten mit einer Miene tiefen Nachdenkens, das sehr bald in ironisches Mitleid überging. Endlich sagte er zu mir mit fast kindlicher Innigkeit: „Ich habe Sie längst zu sehen gewünscht, Frau Marschallin", indem er mit einem erträglichen, doch ziemlich unverschämten Ton hinzusetzte: „Ich habe Sie zu sehen gewünscht; Sie sind an die hundert Jahr alt." „„Nicht ganz, General; aber nicht mehr fern davon."" „Wie alt sind Sie eigentlich?" Ich hatte nicht übel Lust, über eine solche Frage zu lachen, und besonders über seine rasche und gebieterische Art dabei. „„Sire"", erwiederte ich lächelnd, wenn einer, ach, in meinem Alter noch lächeln kann, und vielleicht bemerkte er es gar nicht, „„Sire, ich weiß Ihnen mein Alter nicht genau anzugeben; ich ward in einer Burg geboren."" „Ach, richtig", versetzte er, mich schnell unterbrechend; „zu Ihrer Zeit wurden die Geburts- und Sterbelisten nicht aufbewahrt, oder vielmehr es gab deren gar keine. Sie haben Ludwig XV. gekannt", fuhr er mit erhöhter Stimme und fast begeistertem Ton fort, „haben Sie auch wohl Peter den Großen, Frau Marschallin?" „„Ich hatte nie die Ehre; ich war damals in meiner Provinz."" „Ich weiß, Sie waren eine vertraute Freundin des Kardinal Fleury. Ist es wahr, daß er die Hoffnung hegte, für Ludwig XV. die Krone zu erlangen? Hatte Ludwig XV. damals wohl Aussicht, zum Kaiser gewählt zu werden?" „„Ei nun, General, man hielt zu jener Zeit die Sache für nicht so unmöglich."" „Kannten Sie den Kanzler d'Aguesseau?" „„Ich sah ihn oft, General; er war ein vertrauter Freund meines Schwiegervaters."" „Waren Sie mit Dubois und Cartouche bekannt?" Ich sah ihn an, ohne ein Wort zu entgegnen, aber mit einer so strengen Miene, daß ich zittere, wenn ich daran denke. Es schien ihm einzufallen, daß es doch schlechten Geschmack verrathe, nach der verwittweten Marquise von Crequy zu schicken, ja, sich ihrer fast mit Gewalt zu bemächtigen, um sie nach Cartouche zu fragen, und er lächelte so sanft und mit so viel Theilnahme, daß ich ganz aus der Fassung kam. „Erlauben Sie mir, Ihre Hand zu küssen", sagte er, und ich zog mit aller bei solchen Gelegenheiten üblichen Eilfertigkeit meinen Handschuh ab. „Nein, lassen Sie Ihren Handschuh, meine gute Mutter", fuhr er fort, mit anscheinend inniger Besorgniß, und berührte mit seinen Lippen die Spitzen meiner armen welken hundertjährigen Finger, die unbedeckt waren; hierauf verkündigte er mir mit der größten Anmuth die Zurückgabe unserer Forsten und erwähnte dann des edle Benehmen des Herzogs von Crequy Lesdiguières zu Rom, mit dem Bemerken, daß Frankreich Unrecht gethan habe, die Zerstörung jener Pyramide des Vatikans zu gestatten, welche die Genugthuung kundthut, die der Römische Hof diesem Botschafter

hatte zu Theil werden lassen. Er vergaß vielleicht, daß auf dem Denkmal, dessen Vernichtung er so bedauerte, die Karten als eine rachlose, Jedermann verhaßte und Königen zu dienen nicht länger würdige Nation dargestellt waren. Ich wußte mir es auch nicht zu erklären, warum er mich Frau Marschallin nannte; als ich aber hörte, daß er stets Herr Admiral zu dem armen La Glissanière sagte, der doch nie eine größere Seereise als von Calais nach Dover gemacht hatte, so fiel mir ein, daß er sich wohl selbst über den Anfang, Ursprung und Charakter seiner Konsulwürde gern täuschen wollte.

Bibliographie.

In London ist ein Heldengedicht: „Napoleon", in zehn Gesängen und in zwei Bänden, gleichzeitig in Französischer und in Italiänischer Sprache, erschienen. Den in der Literary Gazette enthaltenen Andeutungen zufolge, scheint Joseph Bonaparte als der Autor angesehen zu werden.

Etude de moeurs au XIXe siècle. (Sittengemälde des 19ten Jahrhunderts.) Unter diesem Titel ist ein neues Werk des fruchtbaren Novellendichters Herrn von Balzac angekündigt worden, das in verschiedenen Abtheilungen erscheinen soll.

Italien.

Paganini's Geige.

(Ein Capriccio.*)

Welcher Reisende, der jemals das „stolze Genua" besucht hat, kann wohl die Straße Balbi mit ihren Marmorpalästen, ihren herrlichen Fresco's, ihren von Orangenbäumen umschatteten Balkons vergessen? Wer vergißt wohl jenen blauen Himmel, dessen Tinten sich in dem Mittelländischen Meere spiegeln, und dessen Hitze durch die Aria Marina gemildert wird, die dort die südliche Atmosphäre so anmuthig erfrischt. So glänzend und sonnig dieses Gemälde auch ist, so hat es doch, wie Alles andere, auch seine Kehrseite, und manches enge Gäßchen, in der Nähe dieser prachtvollen Straße liegend, bietet gleichsam zum Kontrast Scenen des Schmutzes, des Elendes und der Verdorbenheit dar, die selbst in den Städten Italiens zu den Seltenheiten gehören.

In einem dieser elenden Gäßchen wohnte im Jahre 1810, als in welcher Zeit unsere Geschichte anfängt, in Armuth und Elend, unbekannt und unbeachtet, Nicola Paganini, der Virtuose par excellence, dessen Name seitdem die Schwingen des Ruhms durch ganz Europa trugen, und den das Urtheil der musikalischen Welt für den Unerreichbaren und Höchsten in den Geheimnissen seiner Kunst erklärte. Er bewohnte eine der ärmlichsten Hütten in dem Vicolo oder engen Gäßchen und erwarb, als Verfertiger musikalischer Instrumente, kaum so viel, um sich und seine alte Mutter zu erhalten, welche viele Jahre hindurch seine einzige Gefährtin war. Ihre Umstände waren seit einiger Zeit immer mehr in Verfall gerathen, und das kleine Erbtheil, welches Paganini's Vater hinterlassen hatte, war bald erschöpft und ausgegeben, so daß der arme Genueser von dem Zustande einer gewissen Unabhängigkeit zu der Nothwendigkeit gebracht war, sein kärgliches Brod durch tägliche Arbeit zu erwerben. Dies war nicht immer so gewesen. Paganini's kleine Hütte hatte einst den Anblick eines gewissen Wohlstandes gewährt, er und seine Mutter waren anständig gekleidet, und da nur wenige in Genua dasselbe Gewerbe trieben, so hatte er einen gemächlichen Unterhalt erworben. Zu jener Zeit sah man ihn regelmäßig vor der Thüre seiner kleinen Wohnung frohen Muthes arbeiten, indem er lustig einige seiner National-Liedchen summte und die gutmüthigen Scherze der Genuesischen Jungfrauen, welche im Vorbeigehen oft ihren Schleier lüfteten, um auf seine dünne nicht einnehmende Figur und auf sein wildes geisterähnliches Gesicht einen Blick zu werfen, in vollem Maße erwiederte. Doch alle diese glänzenden Aussichten auf Unabhängigkeit hatten sich verdüstert, und Ein Unfall schien ihn zu immerwährender Traurigkeit und hoffnungsloser Armuth zu verdammen. Er war das Opfer einer Monomanie geworden, die Beute einer fixen Idee, welche ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und deren Impuls er blindlings folgte, ohne Rücksicht auf die Entbehrungen und Opfer, die sie ihm auflegte. Seine arme Mutter, tief bekümmert, ihn sein Bischen Habe verschleudern zu sehen, bat ihn vergebens, sie nicht ins Elend zu stürzen; ihre Bitten wurden kaum angehört. Ihr Sohn fuhr fort, seine gewöhnlichen Beschäftigungen zu vernachlässigen, so daß nach und nach seine Ersparnisse, sein Bischen Kapital, welches im Handel steckte, seine Möbel und selbst seine Kleidungsstücke von den Ausgaben verschlungen wurden, welche die thörichten Experimente veranlaßten, zu denen seine Monomanie ihn antrieb. Man muß jedoch gestehen, daß, wenn irgend eine Aussicht vorhanden war, seinen Zweck zu erreichen, Paganini's Speculation trefflich war. Er befand sich nämlich im Besitz einer Violine von dem berühmten Mantuaner Meister Tartini, für welche mehrere Liebhaber ihm sehr hohe Preise geboten hatten. Die Idee, diesen trefflichen Instrumentenmacher zu erreichen, war es, welche sich seines Gemüths bemächtigt hatte. Er berechnete richtig genug, daß, wenn er eine Violine zu Stande bringen könnte, die mit mathematischer Genauigkeit ihrem Muster nachgeahmt, von derselben Gattung Holz und auf dieselbe Weise gefärbt und gefirnißt wäre, so müßte sein Instrument dem Original an Ton und Werth gleich kommen. Allein trotz aller seiner Bemühungen bemerkte er stets irgend einen kleinen Unterschied zwischen der Kopie und dem Muster, irgend eine nicht zu beschreibende Verschiedenheit, die es nöthig machte, das Werk von neuem anzufangen. So schien der arme Instrumentenmacher zu der endlosen Aufgabe bestimmt, immer neue Violinen zu machen, und sich der Vollkommenheit, nach der er strebte, bis auf ein Geringes zu nähern, ohne sie je erreichen zu können. Zuletzt, nach unzähligen Experimenten, modificirte Paganini seine ursprüngliche Idee in etwas. Er hatte eine Violine verfertigt, welche, allem Anschein nach, eine vollkommene Kopie der Tartinischen war, und die dessen ungeachtet jener so weit nachstand, daß Paganini anfing, zu argwöhnen, daß irgend ein Element höherer Natur, irgend ein intellectuelles Wesen, das außer seinem Bereiche läge, einen Bestandtheil jenes Meisterstücks aller Violinen ausmachte. „Wer weiß", sagte er, indem er seine schmale dünne Figur aufrichtete und sein düsteres unheimliches Auge auf einen Genuesischen Professor richtete, der sich bestrebte, sein Problem durch eine neue Anwendung der Theorie der Töne zu lösen, „wer weiß, ob ich nicht außerhalb der Gränze dieser rohen materiellen Welt die Lösung meiner Zweifel suchen sollte. Worte stellen Gedanken vor, nicht wahr? Wohl denn, wenn ich von der Seele der Musik spreche, welche in einer Violine wohnt, habe ich da nicht vielleicht, ohne es zu wissen, das Hinderniß genannt, welches mich hemmt? Vielleicht giebt es wirklich eine Seele der Musik, was meinen Sie, Signor?" — Der Professor, mit innerer Ueberzeugung von des armen Paganini Tollheit, antwortete bloß, indem er seinen Kopf auf jene orakelmäßige Weise schüttelte, unter welcher man Alles oder Nichts verstehen kann, und verließ den Laden, während Paganini in seinem Selbstgespräch fortfuhr. „Ja, eine Seele der Musik; aber wie kann man diesen Geist herbeirufen? Und welchem Zauber wird er sich gehorsam zeigen? Ich habe von einem gewissen Mozart, einem Deutschen gehört, welcher mit einer Zauberflöte wunderbare Musik hervorbrachte. Warum sollte man nicht das Nämliche mit einer Zauber-Violine können? Laß sehen." — Sein Kopf sank auf seine Brust und er verfiel nur um so tiefer in seine Speculationen.

Eines Tages vergaß ein Kunde, der ihm einen Violinbogen zum Repariren gebracht hatte, ein Buch in seinem Laden, welches einige Zeit unabgefordert liegen blieb. Paganini in seinen Mußestunden (die selten genug waren, denn wenn seine Hände nicht thätig waren, so arbeitete sein armes mit Visionen angefülltes Gehirn) blätterte in dem Buche. Es war eines jener ehrwürdigen Monumente Florentinischer Geduld, welche die Presse des Messer Giulio Alberti im siebzehnten Jahrhundert hervorbrachte, das Urbild der neueren Encyklopädieen und der Englischen „Gesellschaften zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse." Der Verfasser des Werks gestand bescheiden seine Absicht, de omnibus rebus und von noch manchen anderen Dingen zu handeln, und that gewiß sein bestes, indem er sein Buch, gleich Lord Broughams Kopf, zu einem Universal-Repertorium machte. Da fand man ein Kapitel über die beste Regierungsform neben einem über die Eilf Tausend Jungfrauen zu Köln. Nach einem Rezept, Eyerweiß zu machen, folgte eine Dissertation über das Tridentinische Konzilium. — Als Paganini so die Blätter nachlässig umkehrte, fiel ihm plötzlich das Wort „Seelenwanderung" in die Augen. Er fuhr in Extase zusammen, indem er fühlte, daß seine Stunde gekommen sey, und daß das große Geheimniß, welches er so lange gesucht und vergebens gesucht hatte, ihm jetzt entschleiert werden sollte. Er verschlang das Kapitel, welches indeß bloß eine Darstellung der Indischen Lehre von der Seelenwanderung enthielt, und da er spürte, daß ihm ein neues Licht aufgegangen war, so beschäftigte er sich mit den Zubereitungen zu dem großen physikalischen Experiment, welches, wie er hoffte, seine Bemühungen bald krönen sollte.

Drei Monate, nachdem Paganini das Buch durchgelesen hatte, welches seine Aufmerksamkeit so sehr angezogen, und sich recht mit der Idee von der Seelenwanderung durch belebte und unbelebte Körper durchdrungen hatte, indem er sich so von der Möglichkeit überzeugte, eine leblose Violine zu beleben, stellte der kleine Laden, den er bewohnte, eine seltsame und ungewöhnliche Scene dar. Es war Ein Uhr nach Mitternacht, nicht ein Laut war in den schweigsamen Straßen Genua's zu hören. Brigitte Paganini, die Mutter unseres Künstlers, lag damals in einem kleinen Gemach hinter dem Laden, dessen Dunkelheit durch ein kleines Lämpchen nur sichtbarer wurde, und kämpfte ihren Todeskampf auf dem schwarzen Feldbette, auf welchem vor 30 Jahren ihr Sohn Nicola Paganini zur Welt kam. Wir möchten zwar keinen Augenblick den Gedanken hegen, daß Paganini seine Mutter gemordet habe, um seine Theorie zu ergründen. Nein, noch hatte seine philosophische Apathie keinen so hohen Grad erreicht; die ehrwürdige alte Frau starb bloß an einem Krebsschaden, welchen der häufige Gebrauch des Roseli unheilbar gemacht hatte. Da lag sie, eine Beute der schrecklichsten Schmerzen, sprachlos und ihr Daseyn bloß durch tiefes und schmerzhaftes Röcheln zu erkennen gebend, und neben dem Bette stand ihr Sohn Nicola, bleich aber entschlossen, unerweicht durch die Leiden, deren Zeuge er war — nicht Eine Thräne glänzte in seinem Auge — nicht Eine Muskel seines Gesichts zeigte eine Spur von Theilnahme; nein, alle seine Seelenkräfte waren gespannt, um das Hinscheiden der alten Frau zu belauschen, während er ein langes ledernes Rohr an ihre Lippen hielt, dessen anderes Ende mit einer Violine, die auf dem Tische lag, in Verbindung stand.

Nach 52 Minuten und einigen Sekunden stand plötzlich der Athem der armen Brigitte still, ihr Puls stockte, ihr Auge wurde starr, und ihr Sohn, fast vor Freude aufjauchzend, nachdem er ihren letzten Hauch in dem Rohre aufgefangen hatte, schloß die Oeffnung hermetisch und zwang den sterbenden Hauch hinunter in den Bauch der Violine. Kaum brauchen wir unseren Lesern zu sagen, daß dies

*) Paganini hat es bekanntlich mit dem Englischen Publikum wegen seiner Theilnahmlosigkeit gegen die bedrängten Englischen Schauspieler in Paris etwas verdorben, und es darf daher weniger wundern, daß jetzt eine der besten Monatsschriften Londons (das New Monthly Magazine) mit einem etwas derben Scherze, wie dieses Capriccio, auftritt.

das Experiment war, über welches Paganini so lange gebrütet hatte, dies war der ruchlose Versuch, welchen er mit der Herzlosigkeit des Ehrgeizes machte, die Seele seiner ehrwürdigen Mutter in den Leib einer Violine zu sperren. Glücklicherweise täuschte ihn das unmenschliche Experiment. Die Indischen Philosophen, welche sich vorstellten, der letzte Hauch, die anima ultima, sey gleichbedeutend mit der Seele, hatten ihn mit ihrem falschen metaphysischen System irre geführt. Die menschliche Seele hat andere Wege, um den Aufenthalt ewiger Qual oder Seligkeit zu erreichen, als den des letzten Athems, und das Resultat des Experiments war, daß nicht die Seele, sondern der Geist, der überlebende menschliche Hauch der guten Brigitte, in der Violine ihres Sohnes zurückblieb. Man muß indeß nicht denken, daß solch verwegenes Schalten mit den Dingen einer unsichtbaren Welt dem kühnen Versucher so leicht hingebe. In dem Augenblicke, als das große Werk vollbracht war, als man den nach Freiheit ringenden Geist sich gegen die Seitenwände der Violine zerarbeiten hörte, sank Paganini, erschöpft von der ungeheuren Anstrengung und von innerer Bewegung, leblos auf den Boden hin und blieb da liegen, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

Als er wieder zu sich kam, konnte er nur nach und nach sich der nächtlichen That erinnern. Mit leisen und zitternden Schritten näherte er sich dem Bette, auf welchem der Leichnam seiner Mutter lag. Er schloß ihr die Augen, welche ihn mit traurigen und vorwurfsvollen Blicken anzusehen schienen, und dann, alle Gedanken an Reue von sich werfend, sprang er an den Tisch, auf welchem die Violine lag, und indem er die Saiten sanft berührte, überzeugten ihn die süßen geistigen Töne, welche ihnen entströmten, daß das Experiment nicht vergebens gewesen sey. Seine Violine war wirklich mehr als menschlich geworden.

Nach und nach, mit innerem Schauer, wagte es Paganini, von der magischen Gewalt, die er so erlangt hatte, Gebrauch zu machen. Der Ort, wo das Zauberwerk vor sich gegangen, war ihm verhaßt worden. Er verließ Genua, wo er ein Gegenstand des Verdachts und Neides geworden war, und wandte sich nach Rom und Neapel, um da auf größeren Theatern sein Zauber-Instrument hören zu lassen. Ueberall brachte seine Musik die erstaunlichsten Wirkungen hervor, überall hörte man ihn mit dem höchsten Entzücken, denn sein Spiel erfüllte selbst die eifersüchtigsten seiner Nebenbuhler mit bewußter Bewunderung. Zu Rom wurde ihm die Ehre einer Privat-Audienz bei dem Papst im Quirinal-Pallast, und Paganini beging die unglaubliche Ruchlosigkeit, zur Unterhaltung Pius VII. und der Auswahl des Conclave, auf dem Geist seiner Mutter zu spielen. Der Papst, nachdem er die Meinung des Kardinal Gonsalvi vernommen, erklärte die Musik für himmlisch, ein Urtheil, welches dem Leser als ein auffallender Beweis Päpstlicher Fehlbarkeit erscheinen muß, da der Geist seiner Mutter nicht im Himmel sich befand, sondern in dem engen Raum einer Violine seufzte. Indeß Paganini verließ Rom mit Ehren beladen und fand zu Neapel noch mehr Beifall. Der König wies ihm in dem Pallast Caserta eine Reihe von Gemächern an. Die Lazzaroni, aufgerüttelt aus ihrem „dolce far niente", zeigten in den Straßen mit Fingern auf ihn: „Ecco il gran Sonatore", und, was besser ist als Alles, das Opernhaus war jeden Abend, wenn er spielte, zum Ersticken voll, und es regnete Kränze und Sonnette auf sein Haupt. Der Heilige Vater zu Rom und die Dilettanti zu San Carlo ließen es sich nicht träumen, daß während sie den unirdischen Tönen des bezauberten Instrumentes horchten, es eine Geistermusik war, die ihr Ohr vernahm, daß es der beleidigte Geist der gefangenen Brigitte war, der in Klagetönen um Freiheit flehte.

Endlich, Dank den Zeitungen des Herrn Laporte, erreichte Paganini's Ruf die gute Stadt London, wo der Erfinder neuer Vergnügungen mehr Lohn erwartet, als man selbst in Arabischen Mährchen findet, und wo alles Neue weit sicherer, als der Conductor den elektrischen Strom, einen goldenen Strom herbeizieht. Geld galt dem Italiäner alles, er ging daher nach London, nahm jedoch seinen Weg über Paris, wo er das Glück hatte, einer großen Revue, die Ludwig Philipp über die Nationalgarde hielt, einigen Aufständen und einem Dutzend Konzerten beizuwohnen. Endlich kam Paganini in London an, und hier war es seinem unheiligen Durste nach Golde beschieden, den ersten Vorschmack seiner Strafe zu empfinden. Zwar wurden seine Konzerte stark besucht; sein Name war der Gegenstand jedes Gesprächs; gierige Buchhändler gaben Pseudo-Biographieen von ihm heraus; ernste Physiologen schrieben Versuche über seine physische Organisation; seine Gestalt und sein Gesicht entstellten jeden Bilderladen, und empfindsame junge Damen (es giebt keine Nation, die romantischer wäre als die Englische) legten ihr bezauberndes Selbst und ihr noch bezaubernderes Vermögen zu seinen Füßen. Sogar die Schranken der Unzugänglichen fielen bei seiner Annäherung, Lady Y— und der Herzog von D— feierten ihn, und, um seinen Triumph zu krönen, Schauspiel-Direktoren boten ihm die glänzendsten Engagements.

Sed medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.
Zwischen den Rasen streckte die Reue ihr Schlangenhaupt hervor.

Während der Triumph des Violonisten auf's höchste gestiegen war, wurde ihm der Becher des Vergnügens von den schuldigen Lippen gerissen. In seinem letzten Konzert zu Haymarket war zufällig ein alter Genueser, der Kellermeister des Sardinischen Gesandten, gegenwärtig. Er hatte, „in den schönen Tagen seiner Jugend", unter Italiens glänzendem Himmel, Brigitte Paganini gekannt: er hatte sie gekannt und leidenschaftlich geliebt, und die Erinnerung an diese frühe Liebe war nie aus seiner gefühlvollen Brust gewichen. Als die ersten Töne von Paganini's Violine sein Ohr trafen, starrte er bestürzt zurück. Tausend Erinnerungen an Jugend, Heimath, Glückseligkeit, an das Lächeln und die Thränen früherer Jahre, erwachten bei den Klagetönen seiner Jugendliebe, die der Violine entströmten. Die menschliche Natur war zu schwach für die Erschütterung, und der alte Pietro wurde ohnmächtig. Einige seiner Bedienten beschuldigten ihn zwar, des Mittags bei Tische eine zu starke Portion jenes schädlichen Getränks zu sich genommen zu haben, welches die Londoner so sehr lieben und das man Wachholderbranntwein nennt; doch Pietro behauptete am nächsten Morgen steif und fest (denn den Abend hatte man ihn in sehr übelem Zustande zu Bette gebracht), daß seine Erschütterung durch keinen irdischen Geist, sondern durch den himmlischen Geist seiner längst verlorenen Brigitte entstanden sey. Er begab sich nach Regent-Street Nr. 22, verlangte Paganini zu sprechen, und, indem er sich ihm mit wankenden Schritten näherte, fragte er ihn mit hohler Stimme: „Wo ist Deine Mutter?" Diese Frage durchbebte die zuckenden Nerven des schuldbewußten Musikers; er stotterte unvernehmliche Worte, schlug sich mit der Hand vor die Stirn, lief aus dem Zimmer mit seinem Violin-Kasten unter dem Arm, verschloß die Thüre hinter dem bestürzten Pietro, forderte augenblicklich Postpferde und verließ England, um nie wieder zurückzukehren.

Dies war wenigstens seine Absicht; doch die Liebe zum Gelde ist stärker, als die Liebe zu einer Mutter, selbst als die Furcht vor ihrem Geist; wenigstens denken alle Genueser so, und einige wenige Engländer auch. Er erfuhr, daß Pietro, wenige Stunden nach seiner Unterredung mit ihm, an einem Starrkrampf gestorben sey, und daß die ungläubigen Engländer seine Ansicht von dem mütterlichen Geist als das Gespinnst eines verwirrten Gehirns verlachten. Er seufzte, blickte auf seine Kassette, spendete der Kirche zu St. Siri einige Dukaten für die Seelenruhe seiner Mutter (so inkonsequent ist der Aberglaube), und machte sich wieder, mit seiner wahren Seele in dem Violin-Kasten, auf den Weg nach England.

„Mit dieser Sauce", sagt der Almanac des gourmands, von irgend einer köstlichen Würze sprechend, „kann Einer seinen eigenen Vater speisen."

„Mit solcher Versuchung", sprach Paganini, indem er auf eine neue Tratte auf einen Banquier blickte, mit einem Aechzen, das halb Entzücken, halb Gewissensbisse ausdrückte, „kann und muß Einer auf dem Teufel und dem Geist seiner Mutter zugleich spielen."

(N. M. M.)

Bibliographie.

Von Lessing's Laocoon ist unter dem Titel: „De Laocoonte, o sia Dei limiti della pittura e della poesia", vom Ritter C. G. Londonio bei Ant. Fontana in Mailand eine Italiänische Uebersetzung erschienen.

Von Peter Franks berühmtem Werke: „De curandis hominum morbis", ist von Luigi Morelli eine Italiänische Uebersetzung mit dem Lateinischen Text en regard, in 12 Bänden, bei Pirotta in Mailand erschienen. Pr. 40 Lire.

Mannigfaltiges.

— Abbotsford. Wir leben doch in einer wunderlichen Zeit. Alles will Künstler seyn, und doch mit welcher Gleichgültigkeit werden die Künste behandelt! Man sehe nur, wie wenig Bedacht genommen wird, edle Trümmer vor der Zerstörung zu schützen, deren Ganzes eine vollständige Sammlung darbietet von Allem, was das Mittelalter und die neuere Zeit Vollkommenes geschaffen haben. Die in England und in ganz Europa eröffnete Subscription, um die Wohnung unverletzt zu erhalten, in welcher Walter Scott seine edlen Inspirationen empfing und die er mit allen Wundern der Kunst ausschmückte, ist noch weit von ihrem Ziele. Die ungeduldigen Gläubiger drohen, die Domaine von Abbotsford und Alles, was sie Merkwürdiges enthält, zu zerstückeln und einzeln verkaufen zu lassen, wenn man nicht eilt, sie zufrieden zu stellen. Noch hat Niemand auf diesen Aufruf geantwortet, und bald werden jene, von der Hand des Dichters mit so vieler Mühe zusammengetragenen Schätze zersplittert seyn. Dieser neue Akt des Vandalismus wird vollzogen werden, ohne nur ein Murren zu erregen, und vielleicht wird in nicht zu entfernter Zeit der Reisende, der Schottland durchwandert, aus dem Munde eines Schottischen Hirten vernehmen, daß an den Ufern des Tweed einst die Wohnung desjenigen stand, dessen Balladen er singt. — Woher diese Gleichgültigkeit gegen einen Genius, der unserem Vaterlande so vielen Glanz verlieh, und besonders Schottland mit einer so poetischen Glorie umgab? — Nichts kann sie rechtfertigen. Man findet ihre Quelle nur in jener besonderen Individualität, welche unser Jahrhundert charakterisirt. — — Zwei Französische Künstler, die Herren Monthelier und Tirpenne, haben so eben die schönen Künste mit einem herrlichen Steindruck bereichert, der die Wohnung des Sir Walter Scott darstellt. Es ist ganz Abbotsford, traurig und schweigsam, so wie es jetzt dem Auge des Reisenden erscheint, der vergebens denjenigen darin sucht, dessen Gesänge diese Wohnung so berühmt gemacht haben. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Montag den 4. November 1833.

Frankreich.

Littérature et Voyages, par M. J. J. Ampère, professeur au Collège royal de France. (Literarische und Reise-Bemerkungen.) Paris, 1833.

Der Verfasser dieses Buches, der unseren Lesern bereits durch frühere Mittheilungen über seine Reise nach Skandinavien bekannte Herr Ampère, ist gleichzeitig mit dem jetzt auf einer Reise in Deutschland befindlichen Professor der Jurisprudenz, Herrn Lerminier, und mit dem kürzlich verstorbenen Professor der Staats-Oekonomie, Herrn J. B. Say, zum Professor der Literatur an dem von Ludwig Philipp mit drei neuen Lehrstühlen ausgestatteten großartigen Collège de France ernannt worden. Alle drei neuernannte Professoren haben sich beeilt, das größere Publikum eben so wie ihre zahlreichen Auditorien mit den Früchten ihres Fleißes bekannt zu machen: Lerminier trat mit seiner Philosophie du droit*). Say mit zwei Bänden Mélanges d'économie politique auf, und nun giebt uns auch Ampère die Früchte seiner Skandinavischen Forschungen. Lange Reisen und ein tiefes Studium der fremden Sprachen und Literaturen haben ihn zu einem Unterricht vorbereitet, dem es in Frankreich sehr Noth thut, durch die Wissenschaft renovirt zu werden. Die eigentliche Kritik ist heutzutage dort gleichsam ein erschöpftes Bergwerk. Es ist Zeit, daß die Philosophie, die Geschichte, die Wissenschaft selbst und die gründliche Vergleichung der Sprachen ihr zu Hülfe kommen. Wir sagen dies nicht etwa aus Verachtung gegen die alte Französische Kritik. Gott behüte! Es würde ein alberner Stolz seyn, die Dienste zu verkennen, welche jene Männer von ausgesuchtem Geschmack und sicherem Urtheil den Wissenschaften geleistet haben. Nichts ist leichter und gewöhnlicher, als Labarpe zu verachten. Vielleicht würde es weniger leicht seyn, etwas zu schreiben, was in den Bibliotheken den Platz seines so verachteten Werkes über die Literatur einnehmen könnte. Im Allgemeinen aber scheint die Zeit der Bescheidenheit für die Generation gekommen, die man vor zehn Jahren in Frankreich die neue nannte. Sie versprach so viel, daß sie unmöglich Alles halten konnte. Auch gleicht die Französische Literatur seit zehn Jahren nur zu sehr einem Prospektus, prächtig im Versprechen, aber mager in den Resultaten!

Wie dem aber auch sey, was die alte Kritik Gutes geliefert hat, ist eben deshalb nicht neuerdings zu machen. Wer würde sich heute noch die Mühe geben, nach dem Collège de France zu gehen, um eine Analyse der Athalie zu hören? Die Literatur muß auf eine tiefere Weise in ihren Beziehungen zu der Religion, der Politik und der Philosophie aufgefaßt werden. Herr Villemain war einer der Ersten, die das Beispiel dazu gaben. In seinen beredten Vorträgen ging die Geschichte der Gesellschaft immer Hand in Hand mit der literarischen Geschichte. Durch sinnreiche Biographieen lernte man im voraus das Werk durch den Verfasser kennen. Pitt, Fox, Sheridan erschienen von neuem auf jener großen Schaubühne des Englischen Parlaments, inmitten der Leidenschaften ihrer neu erweckten Zeit. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bietet die Literatur dem Studium ein gränzenloses Feld dar. Sie ist darum nicht mehr ein bloßer Zeitvertreib, sondern eine ernste Wissenschaft — vielleicht die ausgedehnteste und philosophischste aller Wissenschaften, sie erhebt sich zur Geschichte der Völker. Die Religion eines Volkes, seine Philosophie, die Form seiner Regierung, seine Sitten und Gebräuche, der Zustand der Wissenschaften und Künste, Alles spiegelt sich wieder in den Denkmälern seiner Literatur; Alles erklärt sich durch sie, und Alles trägt dazu bei, sie selber verständlicher zu machen. Von einem noch erhabeneren Gesichtspunkte aus betrachtet, scheinen die Beziehungen, welche zwischen den Sprachen und Literaturen der verschiedenen Völker bestehen, ein helles Licht auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung, auf die Beschaffenheit und Entwickelung des menschlichen Geistes zu werfen. Es genügt also nicht mehr, ein Mann von Geist zu seyn und Virgil und Racine gelesen zu haben, um den Lehrstuhl der Literatur zu besteigen? Nein, und das ist um desto besser. Die Wissenschaft und die Literatur haben genug gethan, um sich populair zu machen. Bei dem Bestreben, Jedermann den Zugang zu öffnen, haben sie sich selbst erniedrigt. Es hat sich zwischen allen Intelligenzen ein sehr niedrig angelegtes Niveau gebildet. Versuchen wir, wenigstens in der Wissenschaft eine Aristokratie herzustellen!

Wenn das Werk des Herrn Ampère, wie er es selbst anzudeuten scheint, nur das Programm zu seinen Vorlesungen ist, so hat die Strenge jener Bedingungen nichts, was ihn erschrecken dürfte. Herr Ampère ist kein Debutant mehr. In Marseille und Paris hat er schon mit Erfolg über Literatur gelesen. Herr Fauriel und Herr Villemain hatten ihn zu ihrem Stellvertreter gewählt, damit ist Alles gesagt. Die Liebe zu der Wissenschaft ist bei Herrn Ampère nicht müßig gewesen. Von dem Wunsch getrieben, die fremden Literaturen gründlich kennen zu lernen, hat er sich mit Leidenschaft in das mühsame Studium der Sprachen geworfen. Lange Reisen in Italien, Sicilien und im Norden von Europa haben seine literarische und philosophische Bildung vollendet. Eine ganze arbeitsame Jugendzeit ist dem Studium der vergleichenden Literatur gewidmet worden. Einen Theil seiner Studien überliefert jetzt Herr Ampère dem Publikum, „weniger“, um uns seiner eigenen Ausdrücke zu bedienen, „als ein Resultat bereits vollendeter, denn als ein Pfand oder eine Bürgschaft für kommende Arbeiten.“ — Herr Ampère wird es nicht übel denken, daß man dieses Geständniß seiner Bescheidenheit wörtlich nimmt. Als ein Aktenstück, welches zur Rechtfertigung seiner Wahl zum Professor dient, als Beweis seiner ernsten Studien und als Versuche eines ausgezeichneten Geistes, erfüllt das vorliegende Werk vollkommen seinen Zweck. Man fühlt wohl, daß es noch nicht vollendet ist, und wie viel Geist auch aus den wenigen Blättern blickt, welche mannigfache Kenntnisse, welche Feinheit und Wahrheit der Beobachtung sich auch darin kund giebt, so würde man doch Herrn Ampère Unrecht thun, wenn man diese unvollständige Publication für sein letztes Wort halten wollte. Es war ihm nur um einen Grundstein zu thun; er sagt es selbst; und so darf man ohne Rückhalt Alles loben, was sich Vortreffliches in den einzelnen Stücken findet, aus denen das Werk besteht. — So verschieden dieselben auch sind, so verbindet sie doch ein gemeinschaftliches Band. Das, was Herr Ampère Skizzen des Nordens nennt, oder die Erzählung seiner Reise in Schweden, Dänemark und Norwegen, dient einigen merkwürdigen Bruchstücken der Poesie und des Alterthums von Skandinavien und mehreren biographischen und kritischen Bemerkungen über berühmte Deutsche Schriftsteller zur natürlichen Einleitung. Drei in Marseille und Paris gehaltene Vorträge des Herrn Ampère geben einen Begriff von seinen Ansichten über die Geschichte der Literatur der verschiedenen Völker.

Von diesen einzelnen Theilen ist die Reise in Schweden, Dänemark und Norwegen der merkwürdigste, vollständigste und wohl auch derjenige, der dem Scharfsinn des Herrn Ampère und seinem seltenen Talent als Schriftsteller die meiste Ehre macht. Wir behaupten dies um so zuversichtlicher, als wir von Natur wenig Sinn für Reisen und noch weniger Neigung für Reisende haben, weil die Letzteren in der Regel geschwätzig und eitel sind; aus dem geringsten Umstande pflegen sie ein Abenteuer zu machen und wollen, daß man sich dafür interessire, wenn sie das Unglück gehabt haben, schlecht zu essen, oder zu trinken, oder in schmutzigen Betten zu schlafen. Andere sind von der unerträglichen Wuth befallen, den Ort stets zu ändern. Sie kommen an, um wieder abzureisen. Sie berechnen das Vergnügen einer Reise nach der Zahl der Meilen, welche sie zurückgelegt haben. Man halte das nicht für übertrieben, aber glaube nicht etwa, daß nur Narren von dieser Krankheit ergriffen werden. In Paris giebt es einen bekannten Mann von Geist, der alle Gelegenheiten, seinen Aufenthalt zu verändern, mit Hast ergreift, der entzückt ist, wenn er nach der Rückkehr von einer Reise nach Rom oder Wien beim Aussteigen in Paris einen Vorwand findet, um nach Brüssel zu eilen. Beim Anblick eines Postwagens klopft ihm sehnsüchtig das Herz. Solche Leute sind weder Bürger, noch Familienväter, noch Advokaten, noch Aerzte, noch Professoren; sie eilen von einem Ort zum anderen — das ist ihr Stand.

Was wir an Herrn Ampère besonders bewundern, das ist die Mäßigung in seinen Erzählungen und sein guter Geschmack. Die Langeweile und die Mühseligkeiten seiner Reise behält er für sich; nur an seinen Freuden und Genüssen läßt er den Leser Theil nehmen. Er reist rasch, er schildert mit wenigen Worten; er spricht von sich nur gerade so viel, als nothwendig ist, und bei Gelegenheit der Reise; er macht sich nicht zum Helden, zum interessanten Gegenstand derselben. Er ist nur der Vermittler, der Verbindungspunkt zwischen dem Leser und den Gegenständen, welche er darstellen will. Was er gefühlt hat, das schildert er, damit wir es auch fühlen, und nicht um uns mit seiner Person zu beschäftigen. Das ist aber noch nicht Alles. Herr Ampère hält sich nicht für verpflichtet, ein Schwede in Schweden, ein Norweger in Norwegen zu seyn; er bewahrt, und gewiß mit Recht, seinen eigenen Charakter und die etwas spottenden

*) S. Nr. 6 des Magazins vom Jahre 1832.

Gewohnheiten des Französischen Esprit mitten unter den Lappländern. Kurz, er urtheilt; aber mit Billigkeit und Wohlwollen. Um die Andeeen zu verstehen, vergißt er sich selbst nicht, — eine seltene Sache! Was giebt es Unerträglicheres als jene Reisenden, welche, 400 Stunden vom Hause entfernt, nichts träumen, nichts sehen, nichts begreifen, als ihre Heimath, wenn es nicht vielleicht jene andere Gattung von Reisenden ist, die immer bei dem Gedanken zittern, daß man sich erinnere, wer sie sind, und woher sie kommen, die es nicht wagen, ein Urtheil abzugeben, oder Alles bewundern, um den Umfang und die Unparteilichkeit ihres Geistes bewundern zu lassen? Wenn man zu erzählen und zu schildern weiß, wie Herr Ampère, so ist es in der That eine sehr verdienstliche Handlung, in die Steppen Norwegens einzudringen, um uns anderen friedlichen Leuten, welche alle Lappländer der Welt nicht aus ihren Sesseln, aus ihren Pantoffeln und von ihrem Kaminfeuer bringen würden, einen Begriff von ihnen zu machen.

Ganz besonders gelingt Herrn Ampère die Schilderung der Natur Norwegens, welche nur aus Felsen, Gras und Wasser, hauptsächlich aus Wasser, zusammengesetzt zu seyn scheint. Wenn man seine Schilderungen liest, empfindet man gleichsam ein Gefühl von nasser Kälte, das einem fast Lust macht, mit den Zähnen zu klappern. Hier ein Beispiel: „Wir hatten keine Pferde", sagt Herr Ampère irgendwo, „und mußten, ehe wir nach Doverfield kamen, einige Stunden in einer Hütte warten. Wir fanden in derselben Niemanden, als einen betrunkenen alten Mann, der meine Bitten um Pferde und Wagen nicht verstand, und dessen fixe Idee es war, daß ich aus seiner ekelhaften Dose Taback schnupfen sollte. Ich ging hinaus, um dieser Gastfreundschaft auszuweichen, und setzte mich auf eine mit Fellen überzogene Bank. Mir gegenüber stürzte ein Strom von einem hohen Felsen, eine Glocke tönte in der Ferne; in einiger Entfernung lagen wiederkauende Kühe auf nassem Grase. Es war feucht und kalt; auf den Bergen regnete es. Am Ende einer langen Allee von dürren Tannen erhoben sich nackte Felsen; sie wurde von der Sonne erhellt, d. h., ihre Farbe war etwas blasser als die der umliegenden Felsen. Ich zweifelte lange, ich fragte mich, wie hoch es wohl an der Zeit seyn möge, ich konnte mir gar keinen Begriff davon machen; wir waren seit dem frühen Morgen Zeugen derselben Trostlosigkeit in der Natur, und überdem vermischen sich jene nebligten Tage mit der Abend-Dämmerung. Ich sah nach meiner Uhr, es war 6 Uhr (15. August), ich konnte nicht umhin, plötzlich an Neapel zu denken, und sagte zu mir: Dies ist die Stunde des Korso, jetzt rollen die Wagen am Ufer des Meeres, auf jenem schönen Strande, wo Chiaja liegt; die Heiterkeit des Abends fängt an in Ste. Lucie wiederzuhallen, der Besuv ist violett, das Meer blau, grün, glänzend, und die Sonne, sollte man es glauben! dieselbe Sonne verschwindet hinter dem glühenden Pausilipp!"

Norwegen ist das Land der Wasserfälle. Man trifft sie zu Hunderten; aus allen Felsen stürzen sie hervor, und alle verschieden an Gestalt, Ansehen und pittoresker Wirkung. Der Reisende kommt gar nicht aus dem Wasser. Unter seinen Füßen hat er Sümpfe, über seinem Haupte dunkle Wolken, welche in Strömen niedergießen; rechts, links, vor und hinter sich Wasserfälle. Herr Ampère erzählt die Gräuel des Weges, der ihn von Norwegen nach Schweden zurückführte, auf eine sehr heitere Weise. „Unsere Karavane gewährte einen originellen Anblick. An der Spitze gingen der General und seine Offiziere, einige dicke Kaufleute aus Drontheim, ein Pastor mit einem dreikgeränderten Hut, wir mit unseren fremden Physiognomieen und endlich ein Mineralog aus Christiania, der gelehrte Professor Esmark, welcher gewöhnlich den Zug schloß; auf dem Kopfe trug er eine große Mütze von grauem Filz und auf dem Rücken einen Mantel von grüner Wachsleinwand, an dem ein Barometer in einem Futteral befestigt war." — Die Karavane hatte furchtbare Moräste zu passiren und würde ohne den bewunderungswürdigen Instinkt der Norwegischen Pferde schwerlich durchgekommen seyn. Dem Doktor Esmark ging es übel, weil er, wie Herr Ampère sehr witzig sagt, den unglücklichen Einfall hatte, seine Professor-Weisheit gegen den Instinkt eines Pferdes aufzulehnen. „Der Doktor und das arme Thier versanken in den Schmutz. Man denke sich den Zustand, in welchem der Doktor herausgezogen wurde. Aber inmitten der größten Unfälle bewahrte er einen heroischen Eifer für die Wissenschaft; sein erster Gedanke war immer das Barometer, um das er mehr besorgt war, als um sich selbst."

Herr Ampère hat sich aber nicht darauf beschränkt, die Wasserfälle und die ewigen Sümpfe Norwegens zu beschreiben; er giebt auch interessante Aufschlüsse über die Verfassung des Landes und über den Geist der Einwohner. Wir wissen nicht recht, warum, aber dieser Theil des Buches scheint uns etwas an den Roman zu streifen. Wir haben ein eigenes Mißtrauen gegen jene bewunderungswürdigen Verfassungen, die man so plötzlich zwischen Felsen und Sümpfen in einem abgelegenen Lande auffindet. Uebrigens steht es Jedermann frei, die Norwegische Constitution zu bewundern und dort den wahren Typus der neuen Monarchie aufzusuchen, vorausgesetzt, daß man daraus nicht schließen will, daß das, was in dem Nebel und in den kalten und öden Wüsten Norwegens vortrefflich seyn kann, auch in dem civilisirten Europa zum Muster dienen müsse.

Auch ist es keinesweges die Politik, welche Herrn Ampère nach Norwegen geführt hat, sondern die Poesie, die Liebe zu der Wissenschaft, der Wunsch, in dem Klima selbst, das sie begeistert hat, etwas von dem alten Geist der Skandinavischen Dichter aufzufinden. Wer weiß nicht, daß die Schattirungen des Klima's sich gewissermaßen in den Denkmälern der Literatur wiederspiegeln? Die Reise des Herrn Ampère kann als Kommentar zu den poetischen Bruchstücken und zu den Skandinavischen Traditionen dienen, welche er in seiner Sammlung übersetzt hat. Die Skandinavischen Götter haben etwas Düsteres und Trauriges, wie das Land, welches sie anbetete. Eine schwarze und verhängnißvolle Zukunft lastet auf ihrer Freude und stört dieselbe auch selbst bei den Festen in Walhalla, dem Skandinavischen Olymp. Eines Tages werden die bösen Geister, welche unter dem Wasser verborgen sind, losgelassen werden und die Götter mit den Menschen unter den Trümmern des Weltalls begraben.

Wir zweifeln sehr, daß die altnordischen Götter und Heroen, obgleich die neuere Schwedische Literatur, und namentlich Tegnér, glückliche Versuche der Art gemacht hat, jemals berufen seyn werden, in Europa die Rolle der Götter und Heroen des Homer zu spielen; unsere civilisirte Welt ist mit der Griechischen Mythologie alt geworden; jede andere würde Gefahr laufen, zu langweilen. Die Edda wird wahrscheinlich immer nur ein Buch für Gelehrte bleiben; man findet mehr Nahrung darin für die Geschichte des menschlichen Geistes und für die Philosophie, als für die ewig junge Poesie. Indeß genügt das ohne Zweifel denjenigen, welche sich dem mühsamen Studium jener interessanten Alterthümer widmen. (J. Fr.)

Bibliographie.

- Histoire des progrès de la civilisation en Europe depuis l'ère chrétienne. (Geschichte der Europäischen Civilisation.) Von Roux-Ferrand. Erster Bd.
- De la richesse, sa définition et sa génération. (Der Reichthum, aus dem Gesichtspunkte des Staats-Haushaltes.) Von N. Fluey, ehemaligem Direktor einer Abtheilung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten &c.
- L'ermite de Belleville. — Auswahl der politischen und literarischen Artikel des verstorbenen Charles Colnet. Zum Theil aus der Gazette de France abgedruckt. 2 Bde. Pr. 12 Fr.

E n g l a n d.

Samuel Sorbière's Reise nach England im Jahre 1660.

(Schluß.)

Die Relation ist in Form eines Briefes an den Marquis de Vaubrun Nogent, Gouverneur von Philippeville gerichtet. Sorbière erzählt ihm, daß er die Reise von Paris nach Calais vollendet, in Gesellschaft einiger Polnischen Edelleute von sehr gutem Humor, die gut Lateinisch sprachen und auch Französisch sich nicht übel ausdrückten: „Einer", berichtet er, „spielte gut Violine und gab überall, wo wir hinkamen, zweimal des Tages einen Ball." — Sorbière traf in seinem Hotel auf die Madame de Fiennes, die ihm anbot, die Ueberfahrt nach Dover in einem Fahrzeuge zu machen, welches der Herzog von York (nachmaliger Jakob II.) ihr schicken müßte; wirklich kam dies den folgenden Tag. — Sorbière bestieg das Schiff und konnte es nicht genug bedauern, daß ihn nicht ungünstiger Wind noch 5 oder 6 Tage in so guter Gesellschaft zu bleiben genöthigt; so sehr freute es ihn, den König von Madame de Fiennes loben zu hören, die, am Hofe erzogen, das wunderbare Genie des Königs genau beobachtet hatte. Sorbière fährt fort: „Zwölf Stunden dauerte die Ueberfahrt. Das Meer war still, aber die Unbehaglichkeit, in der sich Personen, denen eine Seefahrt neu ist, befinden, gestattete es mir nicht, Madame de Fiennes auf eine Materie zurückzubringen, von der sie so gern sprach. Sie eilte in ihrer Kutsche nach London, ich in einem anderen Wagen durch Canterbury, Rochester, Gravesande und von da zur Beschleunigung meiner Reise auf der Themse weiter." — Nicht uninteressant ist die Beschreibung des Wagens, auf welchem Sorbière die Reise von Dover machte. Heute findet dies auf raschen Postchaisen statt, mit kleinen rothen oder grünen Postillons und durch 20 Diligencen, deren Pferde in munterem Galopp 3 Lieues in einer Stunde zurücklegen. „Ich reiste von Dover nach London in einer Landkutsche. Sechs Pferde waren vorgespannt, deren Schweife an einander gebunden waren; der Kutscher ging an der Seite des Wagens. Dieser gute Mann war wie St. Georg schwarz montirt, er hatte schwere Stiefel, bis über die Kniee heraufgezogen, gab sich ein imposantes Ansehen und schien mit seiner Figur ganz zufrieden." — Auch die heutigen Kutscher sind noch so kostümirt, wie unter Karl dem Zweiten, sie suchen noch die imposante Miene wie damals, und vermöge der Art, wie sie die Viergespanne lenken, deren Schweife nicht mehr an einander gebunden sind, haben sie ein Recht dazu, sich, wenn sie den Homer gelesen haben sollten, gleiche Würde mit den Wagenlenkern des Achill oder Hektor zu vindiziren, die in der militairischen Hierarchie der Griechen den nächsten Platz nach ihren Helden einnehmen.

Hören wir eine Weile einer Klage unseres alten Reisenden zu!

„Die günstige Meinung, die ich nach England mitgebracht für ein Volk, dem seine Güte einen Namen von so schmeichelhafter Bedeutung erworben,*) hinderte mich, über den Unterschied Klagen zu führen, der zwischen der sorgsamen Aufmerksamkeit gegen die Engländer zu Calais und der Verachtung, ja Mißhandlung der Franzosen zu Dover stattfindet. Man möchte glauben, obgleich diese beiden Städte täglich mit einander verkehren, daß man hier niemals einen Franzosen gesehen, und daß die Straßenbuben den neuen Ankömmlingen nachlaufen. Die erste Injurie ist, daß sie aus vollem Halse wiederholentlich a mounseer (ein monsieur) schreien. Allmälig steigert sich ihre Hitze, und will man sie entfernen oder zum Schweigen bringen, so erheben sie sich zum French dog, dem ehrwürdigen Epithet, das man uns in England giebt. — Doch, unter uns gesagt, wenden sie diese Schimpfwörter nicht ohne alles Recht an, um sich über das Geräusch, womit unsere Ankunft verbunden ist, zu beschweren, und eine gewisse Geschäftigkeit, die sie Indiscretion nennen, und

*) Sorbière spielt auf die Benennung Anglus an, die er als aus angelus kontrahirt ansieht.

die uns allerdings lächerlich genug erscheinen läßt, zu rügen. — Ich für meine Person habe keine Ursache zu einem Mißbehagen gefunden; aber ich habe Andere gesehen, die sehr belästigt wurden; denn sobald sie nur den Quai betraten, zogen sie einen Schwarm Straßenjungen nach sich, die sie bis zu ihrer Wohnung unter lautem Spotte eskortirten. Bald mischte sich auch das Gebell der Hunde ein, bald gab es auch einen Hagel von Steinen, dem nur die Dazwischenkunft der Bürger Einhalt that." — Noch strenger, als Sorbière im Jahre 1660, beurtheilt Baron d'Haussez den Englischen Pöbel im Jahre 1833, wenn er sagt: „Das Englische Volk ist von einer so ausgesuchten Grobheit, daß diese es unter jede Nation herabsetzt. Seine Sitten sind zugleich roh und verderbt. Es befindet sich instinktmäßig in einer steten Offensive gegen die übrige civilisirte Masse." — Wir lassen es dahingestellt, ob, während man überall von einer vorgeschrittenen Civilisation und erhöhter Intelligenz im Ganzen wie im Einzelnen spricht, gerade in England eine Klimax der Rohheit eingetreten; oder ob des Ex-Ministers Anathema auf eine etwas gereizte Disposition zurückzuführen sey. — Zu Sorbière's Zeiten scheint das Englische gemeine Volk nicht bloß für grob, sondern auch für spottlustig und spaßhaft gegolten zu haben. Ein Glück für Sorbière, daß er es zeitig genug entdeckte, daß er sich hierüber nicht ereifern dürfe, und daß er ein sicheres Mittel fand, einen sehr insolenten Engländer zum Schweigen zu bringen. Die eben anzuführende Stelle ist eine derer, die am meisten die Galle des Dr. Sprat rege machten. „Ich führe nichts Einzelnes aus den während des langen Weges geführten Unterhaltungen an; denn ich verstand sie nicht; aber ich erfuhr durch einen Holländer, mit dem ich Flamisch sprach, daß es in England so gut wie anderswo hübsche Gesellschaften giebt; daß das Volk dort so gut zu Spaß und Spott fähig sey, wie auf dem Festlande, und daß sich ein Engländer gegen keinen Anderen austauschen möchte. Sie sind unter einander freundlich und besonnen; wehe aber dem, der ihnen nicht in ihrer Sprache die Spitze bieten kann; denn sie sind sehr im Vortheile gegen Alle, die dieselbe nicht verstehen und ihnen nicht die Zähne zeigen können. Das habe ich auf zwei Reisen erfahren; die eine ist die, von der ich spreche, die andere die von London nach Oxford. Auf der ersten kann ich versichern, ausnehmend belästigt worden zu seyn. Keiner meiner Reisegenossen bemühte sich irgend für mich, der ich doch fremd war und mich nicht verständlich machen konnte, in den Wirthshäusern; man berücksichtigte mich überhaupt so wenig, als wäre ich ein Ballen Waare, ja man beeiferte sich, mich zu inkommodiren. Ich wollte einige Höflichkeits-Bezeigungen durch einen Dollmetscher den minder Groben zukommen lassen, aber das brachte sie auf, und man nahm es für Spott oder Frechheit, so daß mir dies einen Handel zuzog, über den erst mein Dollmetscher Auskunft gab. Um nicht in dieselbe Unannehmlichkeit zu verfallen, nahm ich von Oxford aus einen Französischen Kavalier in meinen Wagen, der gut Englisch sprach und unter Cromwell gedient hatte. Ein Student, der den Herrn spielen wollte, ward von ihm ganz gut abgefertigt, und ich erfuhr von diesem guten Manne, daß es nichts Zahmeres geben könne, als einen Engländer, den man des Mittels, sich gefürchtet zu machen, beraubt; denn, wie man ihnen ihren Uebermuth nimmt, nimmt man ihnen auch den Muth, und es ist ihnen nur ein Sprung möglich aus dem Stolze in die kriechendste Demuth und Feigheit."

Ueberraschend ist in Sorbière's Relation der Kontrast, den er findet, oder doch zu finden vermeint, zwischen der Schnelligkeit der Pferde und dem National-Charakter. Bulwer setzt als ein, wie es uns scheint, unwidersprechliches Axiom fest, daß das Lebensprinzip der Englischen Macht in der Liebe zur Thätigkeit beruhe, wie das der Französischen in der Liebe zum Ruhme. Lesen wir, was Sorbière 1660 von dem Volke sagt, das heute als das thätigste, rührigste der ganzen Welt bekannt ist. „Die Geschwindigkeit der Pferde schien mir um so auffallender, als sie sich in einem Lande findet, dessen Bewohner sehr faul sind. Ich gebe mit dieser Aeußerung wohl keinen Anstoß; vielleicht sind sie stolz auf diese Trägheit und glauben, die Kunst zu leben sey die, sich auszuruhen." — Sollte man nicht eher glauben, daß Sorbière von Italianern und Spaniern spricht, als von Engländern? Wir fahren fort, indem wir einige rhetorische Wendungen übergehen, mit denen sich der Reisende entschuldigt, daß er einem Lande etwas starke Wahrheiten sagt, worin man sich so sehr vorsehen muß, die guten Leute mit den gemeinen zusammenzuwerfen. — „Es finden sich Müßiggänger, Uebermüthige, Ueberspannte; aber man trifft auch auf gutgeartete Personen; aber es ist nicht nöthig, von diesen Fehlern frei zu seyn, und man kann sagen, daß fast alle Engländer in dieselben verfallen, weil sie sich nicht davor hüten und sich innerhalb des natürlichen Hanges zum Müßiggange, zur Anmaßung und einer Art von Extravaganz der Gedanken, die sich auch in ihren trefflichsten Schriften kund giebt, zu halten wissen. Haben sie diese Neigung verbessert (deren Schuld ich nicht ihnen beimesse, denn sie kommt von dem Klima), so findet man seltene Eigenschaften an ihnen."

Daß die Strenge in einigen Aeußerungen Sorbière's über den Charakter der Engländer, die er beschuldigt, die Fehler anderer Nationen angenommen zu haben, während sie deren Vorzüge verachteten, ihm eine bittere Replik des Dr. Sprat zugezogen haben werde, versteht sich. Was aber bizarr erscheint, heute, wo die beschreibende Poesie und Prosa uns aus England zukommt, wo Southey, Wordsworth, Coleridge u. A. nicht aufhören, die Englischen Landschaften zu preisen, was bizarr erscheinen muß, ist, daß der literarische Ritter, der das Geschäft, Sorbière zu antworten, übernahm, Dr. Sprat, jenen „wegen seiner romantischen Bewunderung der Thäler, Hügel, Hecken von Kent" lächerlich macht. Sorbière's Französischer romantischer Reisender im Jahre 1660 ist ein achtbarer Vorläufer der gegenwärtigen Generation. Ist es also wohl Unrecht, sein Andenken zu erneuern? Wir sehen freilich, daß er unglücklicher Weise weniger Bewunderung für die Literatur, als für das Grün des Vaterlandes Shakespeare's hegt; aber dieses bringt ihn in wahre Begeisterung. Nach einigen patriotischen Reservationen zu Gunsten der Schlösser um Paris heißt es: „Die Provinz Kent erhebt sich in kleinen Hügeln und bietet Thäler, mit ewigem Grün bedeckt; ja, es scheint mir, als habe der Rasen eine schönere Farbe, als irgendwo, und daß er weicher sey. Der ganze Strich ist mit Gärten besäet, wo Dammhirsche in großen Heerden umherziehen. — Das Auge fühlt sich reichlich befriedigt von den natürlichen Schönheiten dieses Landes. Die Engländer haben Recht, es so schön zu finden, daß, als Klemens VI. die „glücklichen Inseln" an den Sohn Ludwigs von Bayern schenkte und man davon in Italien viel Lärmens machte, der Englische Gesandte zu Rom Angst bekam und rasch abreiste, in der Meinung, daß diese Expedition keinem anderen Lande gelten könne, als dem seinigen. — Es ist bedeckt mit Bäumen, so daß die Ebene sogar, von der Höhe aus gesehen, wie Wälder erscheint, wegen der Obstgärten und lebendigen Hecken, die die Felder und Wiesen umgeben."

Mit einiger Ausführlichkeit beschreibt unser Reisender Canterbury, „eine Stadt von Mauern umschlossen". — Seit langer Zeit sind diese unnützen Mauern abgetragen; was davon noch übrig ist, bildet eine Esplanade, von der aus der Blick über weite Wiesen hinschweift, und die zu einer anmuthigen Promenade führt. Dann beschreibt er Rochester, Gravesand, dann seine Einfahrt in London, wo er sich in dem commun-jardin einquartierte, dem Hotel, worin gewöhnlich, wie er sagt, die Franzosen logiren, die mehr bei Hofe als an dem „Wechselplatze" (Börse) zu thun haben. Dieser commun-jardin ist wohl nur eine Verstümmelung aus Covent-Garden. — Die Vergleichung des neuen Londons mit dem, das Sorbière beschreibt, dürfte nicht uninteressant seyn und eignet sich zu einem besonderen Aufsatze.

Bibliographie.

- Concordance. (Cruden's Konkordanz.) 64. Pr. 5 Sh.
- The fathers of the Wesley family. (Die frommen Väter der Sekte der Wesleyaner.) Von W. Beal. Pr. 3 Sh.
- Twenty five illustrations etc. (25 Kupferstiche von Landschaften rc. in Ostindien.) Aus dem Oriental Annual. Pr. 2 Pfd. 2 Sh.

Italien.

Etruskisches Museum zu Canino.

Keine Gegend des Alterthums bietet uns so viele seltene Gegenstände dar, als Etrurien, besonders in der Herrschaft Canino, wo Lucian Bonaparte in den letzten Jahren zahlreiche Entdeckungen gemacht hat. Die Nachgrabungen, hauptsächlich längs dem Flusse Fiora, von der Brücke von Abadia zur Monte-Cucumella oder Montalto nicht weit vom Meere auf der Straße Aurelia, bei dem Forum Aurelii, zwischen der Fiora und der Arona.

Es war im J. 1828, als der Fürst von Canino zufällig auf seinen Gütern eine Grotte entdeckte, in welcher man gemalte Etruskische Vasen von gebrannter Erde fand. Im Oktober desselben Jahres ließ die Fürstin von Canino, in Abwesenheit ihres Gemahls, die Nachgrabungen fortsetzen, und man fand eine Menge fiktile Vasen und andere sehr kostbare Etruskische Gegenstände. Andere Gutsbesitzer derselben Gegend, die Herren Feoli und Candelari, die zu Rom wohnten, machten kurze Zeit darauf ähnliche Entdeckungen, aber die des Fürsten von Canino übertreffen bei weitem alle andere an Zahl, an Reichthum und Schönheit der Gegenstände. Auch die Nachsuchungen, die in den folgenden Jahren von dem Fürsten angestellt wurden, hatten einen glücklichen Erfolg. Der größte Theil dieser Gegenstände wurde nach Rom gesandt, wo der Fürst sie in seinen Gemächern, in dem Palast des Fürsten Gabrielli, seines Schwiegersohns, aufstellen ließ. „Als ich" (so erzählt ein Französischer Berichterstatter in der Europe littéraire), „in den Jahren 1829 und 1830 zu Rom war und die Angelegenheiten der Prinzessin Anna Hercolani, der Tochter Lucians, zu besorgen hatte, genoß ich des Vergnügens, die schönen Vasen, Halsbänder, Armbänder, Ohrgehänge und andere Kleinodien zu bewundern, welche die Fürstin von Canino mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit und Anmuth so gern zeigte. Diese Kostbarkeiten, von außerordentlicher Schönheit und vollendeter Arbeit, übertreffen die Kunstarbeiten des berühmten Cellini und das schönste nur denkbare Filigran."

Da Lucian Bonaparte den Künsten und Wissenschaften nützlich zu seyn wünschte, so hatte er in seinem Palast zu Canino alle Antiquitäten gesammelt, die er zu Rom und anderwärts besaß, und daraus ein Etruskisches Museum gebildet, wo die Archäologen, die Künstler und Liebhaber nach ihrem Gefallen die Monumente und Inschriften studiren können. Diese Alterthümer sind in fünf Säle vertheilt.

In dem ersten sind die Blöcke mit den Inschriften der Hypogäen, worauf man die Namen der Familien Minnen, Fuesen, Larthia, Ranuta, Arionsa, Vtunus, Arca, Ansania, Muthia rc. findet.

In dem zweiten sind 400 schwarze unverletzte Vasen, ohne Malerei, bewundernswürdig wegen der Mannigfachheit und Zierlichkeit der Formen. Mehrere haben gegossene Verzierungen, Figuren von Löwen, Sphynxe rc. Andere haben langgestreckte Figuren nach Aegyptischer Weise. Außerdem sind da die Gläser und Bronzen, die man in dem Betio-Grab im Jahre 1831 fand. Sie sind eben so aufgestellt, wie sie in der Grotte standen. Die drei großen Schalen stehen in der Mitte, so wie der Dreifuß, auf welchem die Schalen und Kassaletten stehen, die darüber hingen. Eine der großen Schalen ist umgestürzt; die anderen beiden stehen aufrecht.

In derselben Grotte fand man Armbänder von köstlicher Arbeit und ein Halsband von großen Perlen und noch andere Gegenstände von edlem Metall eben so kostbar. Mehrere bronzene korneirte und ciselirte Vasen enthielten Gebeine, aber sie waren alle vermodert, obgleich die Grotte, in welcher sie sich fanden, in gutem Stande war. Die Geräthschaften von gebrannter Erde sind ganz. Keine Inschrift wurde in dieser Grotte entdeckt, deren Gestalt sich in dem Museum abgebildet findet. Derselbe Saal enthält auch 20 irdene Napfe (Gefäße mit zwei Griffen), welche alle mit dem Zeichen der Familie und der Fabrik versehen sind.

Der dritte Saal enthält 400 gemalte Vasen, einige mit Zierrathen von Laubwerk bedeckt, andere mit schwarzen, weißen, rothen, violetten und gelben Figuren. Hier findet man die Malerei des ältesten Stils und Alles, was der Kindheit und dem Verfall der Kunst anzugehören scheint, beisammen. Einige Gegenstände sind aus der Mythologie bekannt, die uns von den Griechischen und Römischen Schriftstellern aufbewahrt wurde, eine Mythologie, die in den ersten Jahrhunderten allen Asiaten bekannt war, welche im Westen Niederlassungen gründeten. Einige andere, und dies sind die zahlreichsten, sind unbekannt und spielen wahrscheinlich auf historische Traditionen des alten Italiens an, die sich in die Nacht der Jahrhunderte verlieren, welche denen von Griechenland und Rom vorangingen. Es stehen auch hier andere Merkwürdigkeiten, z. B. Vasen in Form von Menschenköpfen, Kassoletten jeder Art und kleine Aegyptische Götzenbilder.

Der vierte Saal enthält 500 Stück in Bronze; Simpulo, Strigili, Seemuscheln, Handhaben, Vasen, Schüsseln, Schilder, Fußschienen. Mehrere dieser Gegenstände sind mit Köpfen von kriechenden Thieren, Hunden und Widdern verziert. Einige Vasen sind trefflich ciselirt. Einen Helm fand man mit einer Guirlande von Goldlaub.

Der fünfte und letzte Saal enthält 300 Vasen in gutem Etruskischen Stil gemalt, denn auch die alten Einwohner Italiens waren nicht von der allgemeinen Regel ausgenommen, d. h. sie hatten ihre Kindheit, Mannesalter und Verfall der Kunst. Sie blieben nicht stets bei dem rohen Stil stehen, wie Einige ohne Grund annehmen, und nachdem sie ihren Giotto gehabt, hatten sie auch ihre Raphaele in Hinsicht der gemalten Vasen so wie der Gemälde. In diesem letzten Saale finden die Künstler und Archäologen viele Gegenstände des Studiums, da eine große Zahl dieser Vasen Inschriften hat.

Die Eigenthümer dieser Sammlung von 1500 Gegenständen Etruskischer Alterthümer haben die Halsbänder, Armbänder und andere Kostbarkeiten, von denen wir sprachen, in eigener Verwahrung, so wie die sehr kostbar gemalten Vasen, die nicht ausgestellt sind, die sie aber mit Vergnügen den Künstlern und Archäologen zeigen.

Alle diese Gegenstände übertreffen an Zierlichkeit, an Stil und vollendeter Kunst Alles, was man in den Höhlen von Nola, Kapua und anderen Provinzen des Königreichs Neapel und Sizilien und Ober-Italien, besonders Adria, das Land, welches vor Alters die Etruskischen Kolonieen stiftete, gefunden hat. Das Museum von Canino übertrifft bei weitem die vornehmsten Etruskischen Museen von Europa in Hinsicht der Zahl, der Mannigfaltigkeit und der Schönheit der Alterthümer, die hier beisammen sind. Die beiden berühmten Etruskischen Vasen des Museum Borbonica zu Neapel, wovon eine die Musen und die andere das Gefecht der Trojaner darstellt, übertreffen nicht einmal die von Canino, welche aus der alten Epoche sind, aus jener Zeit, als die Italiänischen Nationen, mehr vorgeschritten und den anderen überlegen, große Künstler und bewundernswürdige Werke hervorbrachten.

Bibliographie.

Sugli smalti. (Ueber Schmelz-Arbeiten, so wie über Malereien auf Glas und Porzellan.) Sendschreiben von Cesare Cantu. Mailand. Pr. 75 Cent.

Gesnia e Ceresio. — Veroneser Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert, von Girolamo Orti. 2 Bde. Verona. Pr. 3 Lire.

Composizioni in prosa ed in versi. (Prosa und Poesie.) Von Girolamo Orti. Zweite Auflage. Padua. Pr. 1 L.

Su la dottrina delle equazioni. (Die Lehre von den Gleichungen.) Von Gasp. Mainardi. Pavia. Pr. 2½ Lire.

Mannigfaltiges.

— Türkische Ansichten vom Salutiren und Hutabziehen. Die Türken salutiren niemals, wollen aber auch nicht salutirt seyn. Sagt man ihnen, das Schiff sey der Repräsentant des Staates, dem es angehört, so fragen sie, ob der Capitain den König oder, wenn es ein Amerikaner ist, den Präsidenten und die Offiziere den Kongreß repräsentiren? Giebt man der Sache die Wendung, daß der Kanonengruß unserer Schiffe zu Ehren des Sultans geschehe, so sagen sie, der Sultan bedürfe solcher leeren Komplimente nicht. Ein Effendi, dem wir eines Tages die Bedeutung des Kompliments zu erklären versuchten, sagte: „Ich sehe, daß ihr Christen die Hüte abzieht, wenn ihr einander begegnet; ist dies zum Beispiel ein Akt derjenigen Höflichkeit, über die ihr mich belehren wollt?“ Wir antworteten mit ja. „Nun denn“, versetzte er, „was würdet ihr von einem Fremden denken, der in euer Haus träte und euch so anredete: „„Ich bin Ihnen fremd, mein Herr; allein ich wünsche, Ihr Freund zu werden, und um Ihnen einen überzeugenden Beweis davon zu geben, will ich jetzt meinen Hut abnehmen und Sie bekomplimentiren; allein erst müssen Sie mir versprechen, daß Sie auch den Ihrigen abnehmen wollen, sonst werde ich mir zu einem Stuhl verhelfen und keine weitere Notiz von Ihnen nehmen.““ Das hieß doch die Sache in einem ganz neuen Lichte betrachten. Wir verließen unseren Türkischen Freund, der nicht umhin konnte, über sein originelles Gleichniß selbstgefällig zu schmunzeln.

(Sketches of Turkey.)

— Londoner Taschendiebe. Ich ging eines Tages nach der City und stand einen Augenblick vor einem Laden still, um mir einige Bilder anzusehen. Ehe ich mich nur besinnen konnte, sah ich mich von einem halben Dutzend Kerlen umgeben, die sich dicht an mich hielten, und bald fühlte ich einen Ruck an meiner Tasche und entdeckte, daß meine Börse verschwunden war wie der Blitz. Ich packte den einen Kerl, der mir zunächst stand, fest entschlossen, mir wenigstens auf jeden Fall das Vergnügen zu machen, ihm einige Knochen entzwei zu schlagen, als ein junger anständig gekleideter Mann auf mich zutrat und sagte: „Sie haben einen Verlust gehabt, Sire, wie ich fürchte.“ — „Verlust!“ entgegnete ich, „allerdings, das habe ich; und dieser Spitzbube hier leugnet, daß er meine Börse genommen, obgleich er während der letzten Viertelstunde beständig Schildwache bei meiner Tasche gestanden hat.“ — „Darf ich wohl fragen“, hob der fremde Herr wieder an, „ob Ihr Verlust sehr bedeutend ist?“ — „Zum Henker, es ist mehr, als ich vertragen kann, besonders für so ein jämmerliches Vergnügen, diesem Gauner das Gehirn einzuschlagen.“ — „Aber wie viel, Sire? Ich versichere Ihnen, daß ich lebhaften Antheil an Ihrem Unfall nehme.“ — „Nun, es waren genau 14 Guineen in Gold und eine Zehnpfund-Note.“ — „Kennen Sie die Nummer der Note, so daß Sie dieselbe bei der Bank anhalten lassen können?“ — „Nein, die Nummer weiß ich nicht.“ — „Dann, Sire“, sagte mein theilnehmender Freund, „bin ich Ihnen für die gefällige Auskunft außerordentlich verpflichtet; denn der verdammte Kerl, Jim Scroggs, der Ihre Tasche geleert hat, schwört, daß er nur fünf Guineen in der Börse gefunden habe. Wir sind unserer drei, und es erhält also Jeder gerade acht Pfund auf sein Theil.“ Ehe ich Zeit hatte, meine Faust zu ballen, um ihm das Gehirn auszuschlagen, war er in ein Nebengäßchen geschlüpft und verschwunden. Mittlerweile hatte sich ein großer Haufe um uns versammelt, und der Mann, den ich beim Kragen genommen hatte, wartete ruhig, bis er einen Polizei-Beamten sah, dem er mich wegen eines Angriffs auf öffentlicher Straße übergab. Als ich den Mann genauer ansah, schien er mir wirklich eine sehr ruhige, anständige Person, und es that mir leid, ihn für einen Dieb gehalten zu haben. Ich bat ihn um Entschuldigung, so gut ich konnte, und erbat mich ihm zu jeder Genugthuung. Er schwur, es sey eine harte Sache für einen Gentleman, wenn er auch leider in seinen Glücksumständen heruntergekommen, des Raubes auf öffentlicher Straße beschuldigt zu werden; endlich aber willigte er ein, eine Entschädigung von 20 Guineen anzunehmen. Glücklicherweise war ich in einem Laden in der Nähe bekannt, wohin ich ging, um die nöthigen Gelder zu borgen. So wie er das Geld in der Hand hatte, sagte er: „Nun thut mir den Gefallen und sagt Bill Fitch und Jim Scroggs nichts von dieser Lumperei; denn das ist eine Privat-Sache zwischen uns Beiden. Jetzt muß ich aber eilen, um meinen Antheil an den 24 Pfund nicht zu verlieren. Adieu!“

(Colonel O'Loony, in Nights at Mess.)

— Eine Pagode im Wasser. Einer der außerordentlichsten Gegenstände, die man zu Benares sehen kann, und eine große Merkwürdigkeit für jeden Reisenden ist eine Pagode, die im Ganges steht. Sie ist ohne alle Verbindung mit dem Ufer. Der ganze Grund ist untergraben, und zwei Thürme sind so sehr aus der geraden Richtung gewichen, daß sie mit der Wasserfläche unter ihnen einen rechten Winkel bilden. Diese Pagode ist ein echtes Muster alter Hindustanischer Architektur, sie ist sehr alt und wegen ihres Zustandes jetzt gänzlich verlassen, denn ihre Gemächer sind mit dem Wasser des Ganges angefüllt, und so viel ich in Erfahrung bringen konnte, giebt es keine Tradition über dieselbe. Niemand scheint zu wissen, wann sie gebaut wurde, wem sie gewidmet war, oder warum man den Grund in den heiligen Fluß legte, wenn es nicht eben wegen dessen Heiligkeit geschah. Es ist zum Erstaunen, wie sie eine so lange Reihe von Jahren der Gewalt des Stromes widerstehen konnte, und wie die hängenden Thürme sich noch immer schwebend erhalten, gleichsam auf ihre nahe Zerstörung hinweisend, mitten unter dem fortwährenden Anschlagen der Wellen, welches zur Zeit der Monsuns sehr heftig ist, und daß sie ihre, dem Anscheine nach, so unsichere Stellung trotz dieser periodischen Anfälle behaupten. Man hat angenommen, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß diese Pagode ursprünglich am Ufer des Flusses erbaut war, welcher damals einen festen und unerdüchtigen Grund darbot, aber, daß durch den fortwährenden Druck des Stromes das Ufer nach und nach rings um das Gebäude gewichen sey, welches wegen seiner Festigkeit und Tiefe stehen blieb, während das Wasser es umgab, obgleich die Thürme durch den Angriff erschüttert wurden; oder es kann auch seyn, daß der Grund selbst einigermaßen mit dem Ufer versank und so die Thürme aus der senkrechten Linie brachte und ihnen ihre jetzige merkwürdige Lage gab. Man sieht oft Böte aus- und einfahren in diesen überschwemmten Porticus eines früheren Zeitalters, welche jetzt mitten im Wasser des heiligen Ganges stehen, zu gleicher Zeit ehrwürdige Denkmäler der Unbeständigkeit menschlicher Größe und der Eitelkeit menschlichen Strebens, in Stein oder Marmor dauernde Denkzeichen seiner Kunst, seiner Industrie oder seiner Reichthümer zu hinterlassen.

(Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Mittwoch den 6. November 1833.

England.

Bilder aus der Englischen Provinz.

Der große Mann im Privatleben.

Der gewichtvollste Mann in dieser Gegend — ich gebrauche das Wort in dem Sinne von Louis le gros und nicht Louis le grand — der gewichtvollste Mann um wenigstens einen halben Centner ist unser würdiger Nachbar Stephan Lane, der Viehmäster, weiland Schlachter zu B. Seit dem Kerkermeister Lambert und dem Ochsen von Durham hat man nichts so Dickes gesehen. Wenn er auf der Straße geht, so nimmt er das ganze Pflaster ein, und es ist schwerer, vor ihm vorbeizukommen, als vor einer Reihe wohlgeputzter mit weiten Aermeln versehener Demoiselles oder einer Kette Dandie's in ihren Schottischen Mänteln. Ein witziger Advokat, der einmal eine Pflaster-Ordnung für den alten Ort B. entwarf, nahm darin einen Artikel auf, welcher unserem Lane befahl, auf der Mitte der Straße zu bleiben, gleich den Frachtwagen, Karren, Landkutschen und anderen schweren Artikeln. Stühle krachen unter ihm — Sophas wanken, — Polster ächzen und die Dielen zittern. Er blieb einst auf einer etwas schmalen Treppe stecken, und wurde in einem Thorweg eingeklemmt, und entging dem Schicksal, aus einem Omnibus geworfen zu werden, nur dadurch, daß es ihm moralisch und physisch unmöglich war, hineinzukommen. Wenn er vor einem Fenster vorbeigeht, so hat das oft die Wirkung einer Sonnenfinsterniß, oder als wenn man die dunkle Seite einer Blendlaterne auswärts kehrt. Er verdunkelt das Licht, gleich dem Othello. — Ein Witzling unserer Stadt, seines Gewerbes ein Inspektor, der sich mit Räthselmachen abgiebt und keine unbedeutende Figur unter den Zeitungs-Dichterlingen der Grafschaft spielt, machte einst ein Räthsel auf seine Person, welches, da es ein so bedeutendes und wohlbekanntes Individuum betraf, (denn fast jeder Leser des Hampshire-Herald war irgend einmal ein Kunde unseres Schlächters) die Ehre hatte, mehr Leute am Sonntag Morgen beim Frühstück den Kopf anzustrengen und allgemeinere Aufmerksamkeit zu erregen, als diesem Journal je zu Theil wurde. Eine schreckliche Mordgeschichte, zwei Schiffbrüche, eine Entführung und eine Hinrichtung, Alles wurde überschlagen, als unbedeutende Sachen gegen das Interesse, welches diese literarische harte Nuß erregte. Dieses kleine Späßchen machte, daß Hr. Stacy, Controlleur und zugleich Dichter, bei seinem Kaffee so lange rauchte, bis er kalt war, daß Miß Anna Maria Watkins, die Kleidermacherin, sich so lange den Kopf mit Rathen zerbrach, bis die Glocke zur Kirche läutete und sie kaum Zeit hatte, ihre Haarwickel aufzumachen und ihre Locken zu ordnen. Es war allerdings nur ein unbedeutender Scherz, indeß da die gesetzten und gebildetsten Leser des Hampshire-Herald darüber brüteten, so dürfte es vielleicht nicht weniger seine unter unseren Lesern geben, die sich ebenfalls daran versuchen möchten; wir wollen es daher zu ihrer Erbauung mit der Antwort hierher setzen, welche in dem Hampshire-Herald nicht eher erschien, bis er das Publikum 8 Tage lang in gespannter Erwartung gelassen hatte: Frage: „Worin gleicht Herr Lane dem Rembrandt? — Antwort: Darin, daß er ebenfalls wegen der Breite seines Schattens berühmt ist.“

Die Länge seines Schattens, obgleich keinesweges in Verhältniß zur Breite, — denn sonst hätte er an die Tage erinnert, als die Riesen noch auf Erden wandelten, — war dennoch von hübscher Dimension. Er reichte 6 Fuß 2 Zoll über seine Schuhe hinaus, und Lane hätte für einen hohen Mann gelten können, wenn seine Dicke nicht jede Idee von Länge verschlungen hätte. Das herrliche beau ideal eines menschlichen Bürgers, das fette Weib von Brentford, für welche Sir John Falstaff, nicht allein unentdeckt, sondern unverdächtig dafürte, stellte sich mir nie anders dar, als wie ein weiblicher Mr. Stephan Lane. Die Schneider, obgleich er gut und pünktlich zahlte, fürchteten seine Kundschaft. Sie konnten es, so viel sie auch forderten, nicht dahin bringen, aus seiner „ungeheuren Runde“ einigen Nutzen zu ziehen. Es war nicht bloß die Menge des Stoffes, die er brauchte — und doch war das allgemein so genannte breite Tuch für ihn nicht breit genug — es war nicht das Zeug, sondern die Arbeit, das Nähen, Steppen, Knopflöcher machen ohne Ende, was sie abschreckte. Die Scheere selbst ermüdete unter der Arbeit. Man hätte unter der Zeit und von dem Stoff, der zu einem Kleide des Herrn Stephan Lane erfordert wurde, zwei Mode-Anzüge verfertigen können. Zwei, sag ich — wohl drei oder vier, wobei auch noch Lappen abgefallen wären, was bei seinen Röcken oder Westen nie der Fall war, nicht so viel, um eine Federspule zu überziehen. Die Zuschneider mochten sein Kleid noch so weit schneiden, es fand sich immer zu eng, alle ihre Maße reichten nicht um ihn herum, und ein Schneider, der seine Verhältnisse nach dem Augenmaß hätte beurtheilen wollen, hätte es eben so leicht unternehmen können, die Dimensionen eines Schiffes von 74 Kanonen zu berechnen oder die eines Dreideckers genau zu treffen. Handschuhe und Strümpfe wurden für ihn besonders gemacht; doppelt und zwiefach doppelt war nichts für ihn. Was machte der Kaufmann für Augen, als er zum ersten Male seine ungeheure Faust sah, eine Faust, die einen Ochsen fällen konnte, und die selbst an Derbheit und Farbe einige Aehnlichkeit mit dem Fleische todter Ochsen, welches man Rindfleisch nennt, hatte.

Die Wahrheit zu sagen, hatte sein Gesicht so ziemlich die nämliche Farbe, und doch war es kein unangenehmes Gesicht, im Gegentheil, es war ein kühnes, derbes, massives Englisches Gesicht, wie es Holbein gern malte, in welchem große Mannhaftigkeit und Entschlossenheit mit vieler Gutmüthigkeit und etwas Humor sich mischte, so daß, selbst wenn die Züge in scheinbarer Ruhe waren, Jeder sich leicht denken konnte, wie dies Gesicht aussehen würde, wenn ein breites Lächeln, ein schlauer Blick, ein schelmischer Wink und ein angenommener Ernst auf der breiten Stirn dem plumpen aber lustigen Handelsmann sein gewöhntes drolliges Ansehen gäbe, auf den man das Chinesische Kompliment sehr passend anwenden konnte: „Glückseligkeit ist auf Dein Gesicht gemalt.“

Stephan Lane war jedoch nicht immer in so gedeihlichen Umständen oder so berühmt wegen der Breite seines Schattens gewesen. Ursprünglich ein Findling in den Straßen von B., verdankte er seinen Namen dem Umstande, daß er, dem Anscheine nach, acht Tage alt, in einem schmalen Nebengäßchen nahe am St. Stephans Kirchhof gefunden und sogleich auf Befehl des Kirchen-Vorstandes getauft wurde. Man schickte ihn in das Armenhaus des Kirchspiels, und hier, vermöge seiner wirklichen oder eingebildeten Aehnlichkeit mit dem Kinde der Hausmeisterin, welches sie eben verloren hatte, gewann er ihre Neigung und wurde durch ihre Sorge nicht allein den physischen, sondern auch den moralischen Gefahren entzogen, die seiner Kindheit an einem solchen Orte gedroht hätten.

Liebevoll, doch roh erzogen, war Stephan Lane schon als Knabe ausgezeichnet durch Stärke, Kühnheit und unverwüstliche Gutmüthigkeit. Zu zehn Jahren nahm er es mit jedem Burschen unter 15 auf und trug den Sieg davon, und er wäre in hundert Schlägereien verwickelt worden, hätte ihn nicht erstens die Gönnerschaft seiner Patronin, der Frau des Ober-Aufsehers und Herrn der Anstalt, deren Liebling er fortwährend war, zweitens sein eigenes kühnes und entschlossenes, aber freundliches und gutmüthiges Temperament geschützt. Nie hatte ein Knabe von zehn Jahren mehr Freunde als der arme Findling im St. Stephans Armenhaus. Es gab kaum ein Mitglied dieser bunt gemischten Gesellschaft, das nicht zu irgend einer Zeit von dem gutmüthigen, allezeit dienstfertigen, munteren, an Hülfsmitteln reichen Knaben Nutzen gezogen hätte. Meister Hunt's Krücken auszubessern, Frau Green's Kinder zu wiegen, das Wasser zur großen Wäsche herbeizutragen, eine Arbeit, die einem Herkules zu schaffen gemacht hätte, oder den halb blinden und halb verrückten David Hood täglich spazieren zu führen, ein Werk, welches Hiob's Geduld besiegt hätte, nichts von dem Allen war ihm ungelegen, er that Alles mit derselben munteren Gutwilligkeit, und die herzliche Dankbarkeit, mit welcher er eine erzeigte Güte empfing, war noch anziehender, als seine Bereitwilligkeit, Anderen gute Dienste zu erweisen. Ich frage, gab es je glücklichere Kinderjahre, als die des verlassenen Waisenknaben? Außer einer gewissen Kampflust, die er mit anderen herzhaften und muthigen Thieren gemein hatte, und welche seine Gönnerin, die in ihrer Jugend einige jener — leider nicht mehr existirenden — Romane gelesen hatte, in welchen die Findelkinder sich am Ende immer als Lords oder Herzoge auswiesen, als einen Beweis ihrer Lieblings-Theorie geltend machte, daß er nämlich adlig und von hohem Geblüt geboren sey, und außer einigen Feinden, die er sich in seinen Faustkämpfen an seinen besiegten Gegnern zuzog, hatte Stephan keinen Feind in der Welt.

Als er jedoch zehn Jahr alt war, fing die Liebe zur Unabhängigkeit und der Wunsch, sein Glück in der Welt zu versuchen, an, den munteren Burschen zu stacheln, und seine gütige Freundin und Vertraute, die Frau des Hausmeisters, versprach ihm bereitwillig ihren Beistand, um ihn in den Stand zu setzen, auf Abenteuer auszugehen, wiewohl sie kein geringes Aergerniß daran nahm, zu finden,

daß sein erster Schritt in die Welt ihn in einen Fleischerladen führen sollte. Er hatte nämlich mit einem Schlächtergesellen in der Nachbarschaft Bekanntschaft gemacht, der sich bei seinem Meister verwandte, daß er ihn als Laufburschen annahm, mit der Zusage, daß, wenn er Anstelligkeit und Kraft zeigte, er ihn in die Lehre nehmen wollte. Diese Aussicht, welche unser Stephan höchst glänzend fand, war seiner Gönnerin sehr anstößig, die geglaubt hatte, er würde eine andere Art zu schlachten wählen, nämlich Menschen zu tödten, nicht Ochsen; er würde Soldat werden, sich auf dem Schlachtfelde hervorthun, die Tochter irgend eines Königs oder Kaisers heirathen und endlich in seinen Geburtsort triumphirend, wenigstens als Generalissimus, einziehen.

Ihr Mann und die Kirchspiel-Vorsteher waren jedoch anderer Meinung. Der Antrag gefiel ihnen sehr wohl, und sie zeigten sich (die Vorsteher) freigebig genug in seiner Ausrüstung, so daß nach einigen Tagen Stephan in einer blauen Jacke und blauen Schürze (ein Anzug, den er noch immer am meisten liebt) durch die Straßen von B. stolzirte, mit einer Mulde Fleisch auf dem Kopf und einem ungeheuren Bullenbeißer, Boxer genannt, zur Seite, dessen kriegerischer Name seiner kampflustigen Natur entsprach, und der ihm überall auf den Fersen folgte, als wäre er ein Theil von ihm selbst. Stephan war in den ersten Tagen seiner Beförderung ein stolzer Bursche.

Jahre gingen hin, der Laufbursche war in einen Lehrling verwandelt, der Lehrling war zum Gesellen geworden, und dies, ohne daß sein Fleiß, seine Verständigkeit und seine gute Laune abgenommen hatten. Als junger Mann von 22 oder 23 Jahren war er so ausgezeichnet durch Stärke und Thätigkeit, zu welcher sein hoher und schlanker Wuchs, der damals mit keiner Fettmasse bedeckt war, ihn besonders eigneten, daß er der Vorkämpfer der ganzen Stadt und Nachbarschaft war, und große Wetten wurden auf sein Boxen, Ringen und Lastenheben gewonnen, worin er fast Unglaubliches leistete. Er ging nach London und zurück, eine Strecke von beinahe 60 Meilen, und hob unterweges alle Schlagbäume in die Höhe, ohne auch nur eine Hand an die Stange zu legen. Er trieb eine Heerde Schafe mit einem Schäfer von Profession um die Wette und überwand einen Schiffer im Rudern, und das Alles, ohne daß diese gefährlichen Belustigungen ihn im geringsten von dem Pfade der Mäßigung und Gutmüthigkeit abführten, so daß er zu 26 Jahren zuerst Obergeselle bei Herrn Jackson, dem großen Schlächter auf dem Buttermarkt, wurde und dann dessen einzige Tochter zur Ehe bekam, dann, nach dem Tode seines Schwiegervaters, das Gewerbe und ein beträchtliches Vermögen übernahm und zuletzt einer der wohlhabendsten, achtbarsten und einflußreichsten Bewohner von B. wurde. Jedermann gab zu, daß er sein gutes Glück durchaus verdiene, und obgleich sein Gedeihen von Jahr zu Jahr zunahm und die Neider selten das Vergnügen hatten, ihm über einen Unfall ihr Beileid bezeigen zu können, so sind doch seine gerade Rechtlichkeit und sein edles Benehmen so unbestritten, daß seine politischen Gegner bei einer streitigen Wahl oder bei ähnlichen Gelegenheiten genöthigt sind, bis auf das Armenhaus von St. Stephan und das enge Gäßchen am Kirchhof zurückzugehen, wenn sie ihm etwas anhängen wollen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The British tariff for 1833—34. (Englischer Abgaben-Tarif.) Von Ellis. Pr. 7½ Sh.

A History of Croydon. (Geschichte Croydons.) Von Steinman. Pr. 15 Sh.

Elements of musical composition. (Elemente der Tonsetzkunst.) Von Crotch. Zweite Auflage. 4. Pr. 12 Sh.

Frankreich.

Zur Geschichte der Militair-Musiken.

Die militairische Musik und die militairischen Gesänge gehören allen Zeiten, allen Ländern an. Eine Menge wilder Völkerschaften bedienen sich scharfer lärmender Instrumente; dieses Mittel, den Muth zu entflammen, diese Anreizung zur Wuth, ist eine Eingebung der Natur.

Mehr als 2000 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung hatten die Chinesen klingende Instrumente, welche die späteren Zeiten von ihnen entlehnt haben, und welche die neuere Sprache für „Türkisch" ausgiebt.

Wenn man der Fabel der alten Zeit oder allen ihren Erzählungen Glauben schenken wollte, so müßte man annehmen, daß eine Sybaritische Armee durch eine musikalische List besiegt wurde. Die Pferde der Sybariten waren nämlich darauf abgerichtet, nach dem Takt gewisser Melodieen zu tanzen; und die Crotoniaten, welche hinter das Geheimniß dieser Sarabanden gekommen waren, ließen sie auf dem Schlachtfelde spielen, wodurch die Sybaritischen Pferde, den Krieg über den Walzer vergessend, ihre Reiter in solche Unordnung brachten, daß diese in Stücken gehauen wurden. Es kömmt hier nicht auf die Glaubwürdigkeit der Anekdote, sondern auf den Beweis an, daß das Alterthum schon kriegerische Musik hatte.

Sobald reguläre Truppen gebildet wurden, legte man großen Werth auf Militair-Musik; zu allen Zeiten hat sie dazu gedient, die Soldaten anzufeuern und ihre Bewegungen zu lenken.

„Nichts", sagt Plutarch, „ist mehr dazu geeignet, Menschen zu großen Thaten aufzumuntern und besonders den nöthigen Muth, um den Gefahren des Krieges zu trotzen, in ihnen anzuregen, als die Musik; deshalb bedienten sich auch die Einen bei ihren Heeren der Flöte, die Anderen des Saitenspiels."

Durch diesen Schriftsteller erfahren wir, daß bei den Spartanern der Gesang des Castor das Signal zum Angriff war; dieses Volk vertraute den Oberbefehl über die Armee dem Athenienser Tyrtäus an, bei dem der Rang eines Feldherrn die Gabe der Poesie und Musik nicht ausgeschlossen hatte; er war bei dem zweiten Kriege gegen die Messenier in Lacedämonischen Dienst getreten und erhielt das Bürgerrecht als Belohnung für die Fortschritte, welche er in der Kriegskunst durch die Erfindung einer neuen militairischen Flöte zu Wege brachte.

Wir verkennen aber wohl das Ansehen und den mächtigen Einfluß der Instrumente bei den Alten. Es scheint unzweifelhaft, daß die Kunst des Redners unter der des Musikers verborgen war.

Der berühmte Pyrrhische Tanz, der als die Seele und das Geheimniß der Griechischen Taktik und Disziplin betrachtet wurde, war eine Reihe taktmäßiger Bewegungen und Evolutionen.

Das Getöse, welches die Deutschen durch das Schlagen ihrer Schilder mit den Schwertern hervorbrachten, verband sich, wie Tacitus sagt, mit dem Schmettern ihrer Trompeten und mit ihren Schlachtgesängen.

Klemenz von Alexandrien sagt in seinem Pädagogen: „daß die Toskaner sich der Trompete bedienten, die Arkadier der Schalmei oder der Flöte, die Sizilianer eines Instrumentes, welches sie Pyktides nannten, die Kretenser der Lyra, die Lacedämonier der Flöte, die Thracier des Horns, die Aegypter der Trommel und die Araber der Cymbeln."

Bis zur Zeit des Cicero wich die Römische Musik nicht von der Griechischen ab; später verfeinerte sie sich, wie Vegetius bezeugt. Das Horn der Legionen gab das Signal zum Aufbruch; auf den Schall der Trompete mußten sich die Truppen versammeln; das Horn befahl den Rückzug und bestimmte während der Nacht die Ablösung; Trompete und Horn zusammen gaben das Signal zur Schlacht.

Im Mittelalter war jede Spur dieser künstlichen Andeutungen verschwunden, weil man sich damals nur der Kavallerie bediente, und weil die Musik hauptsächlich bei der Taktik und bei dem Dienst der Infanterie anwendbar ist.

Die Französischen Ritter hatten eine Art Trompete, welche zu den Waffen rief und die Schlacht verkündete. Das Horn der Zwerge, dessen man sich so oft im Roman bedient, gehört begründeten Traditionen an; und die Drommete diente bei den Rittern zu mannigfachen Signalen.

Die Kriege des Mittelalters haben ihre Minstrels gehabt, welche die Harfe oder Geige spielten. Nach dem Vorbilde einiger Italiänischen Staaten wurden die Quadrillen oder Pferde-Ballets im Karussell nach dem Ton von Instrumenten ausgeführt.

Zur Zeit der Medicis fingen die Schriftsteller an, die militairische Wichtigkeit der Musik einzusehen. Machiavell liefert den Beweis dafür. Was er von den Tambourins sagt, welche die Italiänischen Truppen seit langer Zeit auf eine Weise zu schlagen wußten, daß sie verschiedene Signale damit angeben konnten, beweist, daß die Condottieri zuerst das Tambourin von Zinken und Pfeifen begleiten ließen.

Bei der Belagerung von Lerida im Jahr 1647 eröffnete das Champagne-Regiment, von 24 Geigern des Prinzen von Condé angeführt, beim Ton ihrer Instrumente die Trancheen am hellen Tage.

Bei einer besonderen Belagerung unter derselben Regierung tanzten die Offiziere Abends nach einem Trinkgelag zu der Begleitung von sechs Geigen auf der Bresche. Eine Flattermine bestrafte diesen betrunkenen Uebermuth.

Dieser alte Gebrauch der Saiten-Instrumente im Kriege fand sich auch bei den Neueren vor, ehe sie ein Musik-System annahmen, welches sich für Truppen überhaupt und besonders für die feuchte Atmosphäre des Westens besser eignet.

Im 17ten Jahrhundert wurde das Hautbois bei mehreren Corps eingeführt. Ludwig XIV. verbot durch eine besondere Verordnung den Gebrauch desselben bei der Französischen Infanterie.

Im Anfang des 18ten Jahrhunderts bestand die ganze Musik der Französischen Truppen in den Hörnern der Dragoner, den Trommeln und Pfeifen der Infanterie, den Trompeten und Pauken der Kavallerie und dem Hautbois der Musquetaires zu Pferde; dies Alles war fremden Truppen entlehnt. Trommeln und Pfeifen verdanken wir den Schweizern und Italiänern, das Horn den Piemontesern, die Trompete den Mauren der Pyrenäischen Halbinsel, die Pauken den Orientalen, das Hautbois den Deutschen.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing die Französische Infanterie an, die Klarinette den Deutschen von Nürnberg, das Horn den Hanoveranern, das Basset den Italiänern und die große Trommel den Türken durch die Vermittelung der Nordischen Truppen zu entlehnen.

Man setzte eine Eitelkeit darin, eine Musik zu haben, deren die Bürger lobend erwähnten; in vielen Städten schätzte man das Verdienst der Truppen nach dem ihrer Musik; die Generale würdigten das Vergnügen, das diese Neuheit den Garnisonen versprach, die Musik wurde die Zierde der Paraden und ließ sich Abends auf den Wällen vernehmen; im Lager verschönerte sie alle Festlichkeiten, und in der Mitte der Regimenter wurde noch lange nach dem Abend-Gebete gespielt.

Die Musik hatte auch ihre nützliche Seite; sie lockte die Rekruten an.

Die Deutschen Truppen hatten eine große Anzahl gut komponirter Märsche; daher auch der allgemeine und lange anhaltende Erfolg, den der Marsch des Königs von Preußen (der Dessauer) in Frankreich fand. J. J. Rousseau sagt von den Deutschen Truppen (Dictionnaire de musique) „daß sie von 1765 bis 1770 die besten militairischen Instrumente hatten; die Franzosen dagegen hatten die allermißgestimmtesten Instrumente; es gab in ganz Frankreich keine

Trompete, die richtig klang." — „Im siebenjährigen Kriege", sagt derselbe Schriftsteller, „wollten die Oesterreichischen, Böhmischen und Bayerischen Bauern, welche alle geborene Musiker sind, gar nicht glauben, daß reguläre Truppen so falsche und abscheuliche Instrumente haben könnten, und fingen deshalb an, die alten Französischen Truppen, welche sie für Rekruten hielten, zu verachten; man kann daher gar nicht bestimmen, wie vielen tapferen Leuten falsche Töne das Leben gekostet haben."

Rousseau, allein von Allen, hat es gut auseinandergesetzt, was die Militair-Musik in Bezug auf die Kunst ist oder seyn sollte: „Der Geschmack derselben", sagt er, „muß kriegerisch, sonor, zuweilen lustig und zuweilen ernst seyn; die Melodie muß scharfe Takte haben und einfach seyn, damit sie den Soldaten ergötzt, belebt, sich ihm ins Gedächtniß gräbt, ihn zum Singen anregt und ihn seine Mühseligkeiten, seine Leiden und seine Gefahren vergessen macht."

Im Jahre 1789 nahm Herr Sarette 45 Instrumentisten aus dem Depot der Französischen Garden, er übte sie ein und erhöhte ihre Zahl nach und nach auf 80. Die Municipalität nahm im Jahre 1790 die Bestreitung der Kosten auf sich. Im Jahre 1792 wurden sie die Musik der Pariser National-Garde; von 1792 bis 1795 bildeten sie eine Freischule, aus welcher die Kavallerie mit Trompetern und die ganze übrige Armee mit Musikern versorgt wurde. Aus dieser Schule ist das Konservatorium entstanden.

Saint-Germain warf den Musik-Corps vor, daß sie nicht mehr, wie ehemals, dazu dienten, zu den taktischen Bewegungen das Zeichen zu geben, daß sie nichts mehr zu thun hätten, wenn der Tambour zum Angriff trommelte, und daß sie zu nichts gut wären, als den Damen zum Tanze aufzuspielen.

Allerdings ist die Musik in Friedenszeiten eine Luxus-Sache und im Kriege eine Ausgabe von wenig Nutzen. Am Tage der Schlacht kann der Musiker höchstens als Träger der Verwundeten gebraucht werden, indessen sind die Musik-Corps eine militairische Nothwendigkeit geworden. — Bonaparte, als er zum Konsulat gelangte, schaffte die Musiken der Kavallerie ab; eine wichtige und militairische Rücksicht bestimmte ihn dazu; er berechnete, daß die Zahl der Pferde, welche dieser Luxus erforderte, in zwanzig Regimentern immer gerade so viel ausmachte, als nöthig war, um ein ganzes Regiment beritten zu machen. Die Frage ließ sich also darauf zurückbringen: Was ist für eine Regierung bei gleichen Kosten besser, 20 Regimenter oder 21 zu haben? Der Minister Clermont-Tonnerre theilte Napoleons Ansicht nicht, er führte am 1. Januar 1827 die Musiken bei der Kavallerie wieder ein.

Die Minister haben sich lange Zeit gegen den Luxus unserer immer stärker, immer kostspieliger werdenden Musiken gewehrt. Anfänglich sagten sie: „Ihr sollt nichts als Pfeifen und Klarinetten haben", obgleich sie wohl wußten, daß die Truppen eine Menge anderer Instrumente hatten. Dann sagten sie: „Ihr sollt neun Musiker haben", obgleich ihnen nicht unbekannt war, daß zahlreiche und kostspielige Janitscharen-Musiken vorhanden waren. Vom Jahre 1791 bis 1827 sagten sie: „Höchstens sollt Ihr jetzt acht Musici haben"; aber man hat ihnen immer nicht gehorcht. Endlich erließ Herr von Clermont-Tonnerre am 1. Januar 1827 sein Cirkular, welches besagte, daß den Offizieren nichts mehr für die Kosten der Musik abgezogen werden sollte, und die Zahl der Musici bei der Linie auf 27 feststellte. Das war gerade so, als ob man den Regimentern gesagt hätte: „Ich lege die Kosten der Musik dem Staate auf, weil ich Euch nicht verhindern kann, sie selbst zu unterhalten." Der Minister Soult hat die letzterwähnte Zahl der Musici beibehalten.

(Spectateur militaire.)

Bibliographie.

Contes de Miss Martineau. (Miß Martineau's Erzählungen zur Erläuterung der Lehre vom Staats-Haushalt.) Uebersetzt von B. Maurice.

Demerara. La mer enchantée. (Die Zaubersee.) Roman. Pr. 7½ Fr.

La France catholique. — Ein vom 15. Nov. ab an jedem Sonnabend erscheinendes dem katholischen Glaubensbekenntniß gewidmetes Wochenblatt. Jährlicher Abonnements-Preis 30 Fr.

T ü r k e i.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

Der Tag, an welchem der muthmaßliche Erbe des Ottomanischen Thrones seinen Erziehern übergeben wird, ist ein Tag der Feste und Ergötzlichkeiten. Wirklich scheint es ganz angemessen, daß ein Ereigniß, von welchem das künftige Heil von Millionen abhängt, feierlich begangen werde. Der Sultan Mahmud hat zwei Söhne; der älteste, den 20. April 1824 geboren, heißt Abdul Medjid Efendi, sein jüngerer Bruder Abdul Aziz Efendi. Als Abdul Medjid (1832) seinen Hofmeistern übergeben werden sollte, wählte man die Ebene Ibrahim Aga, die gerade unter Skutari liegt, zum Schauplatz dreitägiger Festlichkeiten.

Am frühen Morgen des ersten Tages strömte die ganze Bevölkerung Stambul's und seiner Vorstädte diesem Orte zu, und der Bosporus wimmelte von zahllosen Kaiks, die nach der Asiatischen Küste fuhren. In einer gewissen Entfernung schienen sie eine ununterbrochene Linie von der Serailspitze bis ans entgegengesetzte Ufer zu bilden, und an vielen Stellen bedeckte diese Linie der Breite nach einen Raum von wenigstens einer Viertelmeile. Man sagte uns, die Zahl der Kaiks in und um Konstantinopel beliefe sich auf 5000; allein dieses Schauspiel machte uns wahrscheinlich, daß sie noch viel bedeutender sey.

Um zehn Uhr erschienen der Sultan und der junge Prinz auf zwei Galeeren, die an Schönheit der Form und Pracht der Decorationen Alles, was wir jemals in dieser Art gesehen hatten, weit übertrafen. Sie sind nach Art eines Türkischen Kaik gebaut, ungefähr 120 Fuß lang, und schimmern ganz von polirtem Golde. Jedes dieser Böte war mit vier und zwanzig durch Körperkraft und männliche Schönheit ausgezeichneten Bootsleuten bemannt, die ihr malerisches Kostüm herrlich kleidete. Jede halbe Minute thaten sie einen Ruderschlag, und das gleichzeitige Einschlagen so vieler Ruder, vom Schaume der Wellen begleitet, erzeugte eine Furche gleich der eines Dampfschiffes. Nur mit vieler Mühe gelang es uns, durch die längs der Küste dicht gedrängten Böte zu kommen, und wir verdankten es der Gefälligkeit eines Türkischen Offiziers, an den wir uns wendeten, daß wir Eintritt ins Lager erhielten.

Die geräumige Ebene Ibrahim-Aga sowohl, als die benachbarten Hügel von Kadi-Keni, und Skutari, waren mit Zelten für die Truppen bedeckt, von denen 21,000 hier aufmarschirt waren. Sie bestanden aus den Garden und fünf Regimentern Linien-Truppen. Die Reiterei, größtentheils Lanzenträger und berittene Artillerie, hatte sehr schöne Pferde und eine prächtige Equipirung. Auch die Infanterie nahm sich gut aus und machte mehrere Evolutionen mit großer Raschheit und Gewandtheit. Die Menge der Zuschauer war unübersehbar; man schätzte sie auf 150,000.

Ich bekam bei dieser Gelegenheit auch die Freischüler zu sehen, die der Ceremonie beiwohnen mußten, und für die besondere Zelte errichtet waren. Konstantinopel allein soll 300 Freischulen zählen. Die Zahl der Studirenden in den Akademieen oder Kollegien (Medresse's) beläuft sich auf ungefähr 5500. Noch vor 50 Jahren gab es 500 Schulen in Konstantinopel; jetzt soll es deren gegen 2000 geben. Jene kleinen Freischüler bildeten fast eine Armee für sich, denn es waren ihrer 6000.

Ueber die künftige Erziehung des Thronfolgers konnten wir wenig Auskunft erhalten. Man sagte uns, er müsse vor Allem das Türkische, Persische und Arabische aus dem Grunde studiren und auch mit dem Französischen vertraut werden. Von dem Sultan Mahmud sagt man, er sey der gründlichste Kenner der Orientalischen Sprachen und Literatur in seinen Staaten, und obgleich er jetzt über vierzig Jahre zählt, hat er sich noch jüngst auf das Studium der Europäischen Sprachen gelegt.

Die häufigen Artillerie-Salven, der schallende Zuruf der Menge als Antwort auf das Gebet des Groß-Mufti, welches er zu den Füßen des Thrones sprach, das bunte Gemisch von Kleidertrachten jeder Farbe und Form und die herzliche Freude auf allen Gesichtern machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Hier saßen Gruppen essender und schwatzender Weiber am Boden, dort ganze Rudel muthwilliger Schulknaben, deren gestrenge Lehrer in ihren Uebermuth einzustimmen schienen. Bald kamen wir an langen Reihen schön bemalter von Ochsen gezogener Arabah's (Türkischer Wagen) vorüber, die mit Frauen jedes Alters, in alle Farben gekleidet, angefüllt waren; bald stolperten wir beinahe über irgend einen Muselmann, der, in fromme Betrachtung versunken, auf seinem Antlitz lag.

Die Ceremonie, welche die Uebergabe des jungen Prinzen in die Hände seines Lehrers begleitete, war einfach und nicht ohne Würde. Der Sultan saß auf seinem Throne, unter einem Pavillon, der unsere Begriffe von Orientalischer Pracht weit überstieg. Der Groß-Mufti, die obersten Ulema's und die Professoren des Serail standen zur Rechten des Thrones; zur Linken alle Groß-Würdenträger des Reichs, und vor dem Throne die Feldherren und Admirale. Der junge Prinz ward hereingeführt, küßte ehrerbietig die Füße seines Vaters und setzte sich auf ein Polster zwischen den Sultan und Groß-Mufti. Nach einer kurzen Pause wurde ein Kapitel aus dem Koran gelesen, worauf der Groß-Mufti ein Gebet sprach, das zu der Feierlichkeit paßte. Bei jeder Pause antworteten die Kinder mit einem schallenden Amin! Als das Gebet vorbei war, stand der Prinz auf, küßte die Füße seines Vaters von neuem, verneigte sich vor der Versammlung und trat ab.

So endete die Ceremonie, der eine Austheilung von Speise unter die Truppen und Schüler folgte. Fünfzehn Verbrecher, die das Leben verwirkt hatten, wurden zu Ehren dieses Tages begnadigt.

(Sketches of Turkey.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— The Tyrol, von Inglis. In Tyroler Blättern wird gegen die Art und Weise, wie dieser Englische Schriftsteller die politische Gesinnung von Tyrol dargestellt hat, förmlich protestirt. „Diese ganze Partie seines Buches", heißt es in dem betreffenden Artikel, „erklären wir für böswillig und unwahr und fordern Herrn Inglis auf, falls er dieser unserer Versicherung nicht glauben will, noch einmal nach Tyrol zu kommen, sich in die Loge zu setzen, mit achtbaren Einwohnern aller Klassen umzugehen und von ihnen unbefangen die wahre Gesinnung eines Volkes zu erforschen, dessen größter Stolz von jeher seine Treue war; das, nie knechtisch gesinnt, von jeher den freiwilligen Tribut seiner Liebe an den Stufen eines Thrones niederlegte, unter dessen Schutz es durch fünf Jahrhunderte glücklich war. Es ist unmöglich, daß eine Regierung Alles und Allen recht thun kann; auch giebt es Verhältnisse, die mächtiger sind, als der Wille des mächtigsten und für seine Unterthanen liebevollsten Herrschers; — aber nie, zu keiner Zeit und unter keinen Verhältnissen, haben verbrecherische Gedanken, wie sie der Verfasser uns unterlegt, in der Brust eines ächten Tyrolers auch nur den leisesten Anklang gefunden. Die Thatsache allein, daß wir hier offen und männlich mit Herrn Inglis über sein Buch reden, mag diesem beweisen, wie unrichtig seine Ansichten sind, und daß wir von einer Unterdrückung, wie er sie träumt, nichts wissen; ja seine eigene Neu-

herung über unser Volk, über den Vorzug der Lage desselben vor jener der unteren Volksklassen Englands, hätte ihn konsequent zu einer anderen richtigeren Ansicht führen sollen, wäre er nicht allzusehr im John Bullismus, und zwar in der schlimmsten Sorte desselben, im cockneyalen, befangen gewesen."

— **Pracht der alten Klöster.** In der frühesten Zeit machten viele Klöster einen Aufwand, wie man ihn später nie in irgend einem Königlichen Palaste gefunden hat. Im Jahre 1245 beherbergte das Kloster von Clony gleich nach dem Concilium von Lyon zu einer und derselben Zeit den Papst, zwei Patriarchen, zwölf Kardinäle, drei Erzbischöfe, funfzehn Bischöfe, den heiligen Ludwig mit der Königin Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester; den Kaiser von Konstantinopel, die Söhne des Königs von Arragonien und Kastilien, den Herzog von Burgund, sechs Grafen u. s. w.; und alle diese vornehmen Personen waren von zahlreicher Dienerschaft begleitet, welche sämmtlich innerhalb des Klosters Unterkommen fanden.

— **Sterblichkeit in Europa.** In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Paris legte Herr Moreau de Jonnes eine vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den verschiedenen Ländern Europa's vor. Es ergaben sich daraus folgende Resultate: In den Römischen Staaten und in den alten Venetianischen Provinzen stirbt jährlich 1 von 27 Einwohnern; in ganz Italien, Griechenland und der Türkei 1 von 30; in den Niederlanden und Frankreich 1 von 39; in der Schweiz, Oesterreich, Spanien und Portugal 1 von 49; in Rußland und Polen 1 von 44; in Deutschland, Dänemark und Schweden 1 von 45; in Norwegen 1 von 48; in Irland 1 von 53; in England 1 von 58; und in Schottland und Island 1 von 59. Durchschnittlich sterben jährlich in ganz Europa von einer Bevölkerung von 210 Millionen 5,256,000 Menschen, also ungefähr der vierzigste Theil. Herr Moreau hat auch verschiedene Berechnungen aufgestellt, um zu beweisen, daß das Verhältniß der Sterblichkeit sich im Allgemeinen vermindert.

— **Der Apfelbaum.** Wenn der Zweig eines Apfelbaumes abgeschnitten wird, während er in Blüthe steht, und man ihn sogleich in feuchten Boden pflanzt, so schlägt er alsobald Wurzel und trägt noch in demselben Jahre Früchte. Es ist verschiedene Male mit Erfolg versucht worden, und daher wahrscheinlich, daß der Zweig eines Birn-, Pflaumen- oder jedes anderen Obst-Baumes unter denselben Umständen ebenfalls Wurzel schlagen und sogleich Früchte tragen wird. (L. P.)

— **Washington's Rechnungen.** Es ist kürzlich ein Fac-Simile der Rechnungen erschienen, welche der General Washington selbst geführt hat, und die die Ausgaben enthalten, welche er für den öffentlichen Dienst während des Unabhängigkeitskrieges gemacht hat. Diese Rechnungen sind sehr merkwürdig und widerlegen die Richtigkeit der Lieblings-Behauptung Edmund Burke's, „daß ein großer Mann niemals genau in kleinen Dingen sey." In jenen Rechnungen sind auch sämmtliche Kosten von Washington's Haushalt während der acht Jahre von 1775 bis 1783 mit eingeschlossen, und sind dieselben so genau und zierlich geschrieben, daß sie jedem kaufmännischen Comptoir Ehre machen würden. Washington schlug bekanntlich jede Entschädigung für die dem Vaterlande geleisteten Dienste aus, und der ganze Betrag der Auslagen, welche er den Vereinigten Staaten berechnete, belief sich auf 11,350 Dollars. (L. P.)

— **Eine Fahrt auf dem Ganges.** Nichts kann für das Auge entzückender seyn, als das bewegliche Panorama, welches die Ufer des Ganges entfalten. Eine der prächtigsten Ansichten gewährt der Landungsplatz (Ghaut.) Die kleinsten Dörfer am Ganges haben Landungsplätze, wie man sie in den wohlhabendsten und volkreichsten Gegenden Europas vergebens sucht. Der Anglo-Indier, welcher an der Englischen Küste landet, verwundert sich über die armseligen hölzernen Treppen, die ihm selbst vor Orten, wie Falmouth und Plymouth, ins Auge fallen. In Indien ist das Material der Ghauts zuweilen Granit, weit häufiger aber bestehen sie aus gehärteten und schön polirten Chunam's. Von einer geräumigen Terrasse, oben am Strande, steigen breite Stufen mit einem schönen Geländer an beiden Seiten zum Flusse hinab. An ihrer Seite erheben sich nicht selten herrliche Tempel, Moscheen oder Pagoden, oder man nahert sich dem Ghaut durch ein von einer Mauer eingeschlossenes Viereck, in dessen Mitte ein religiöses Gebäude steht. Die Banane und der Pibul-Baum strecken ihre geheiligten Aeste über die reichgeschmückten Minarets und Kuppeln. In Brahminischen Dörfern sind diese Bäume mit ganzen Schaaren von Affen bevölkert, deren groteske Sprünge und Fratzen mit den frommen Geberden der Priesterschaar, die im Strom ihre Gebete verrichtet, seltsam kontrastiren. Nichts kann belebter seyn, als ein Indischer Ghaut; fast zu jeder Zeit des Tages sieht man Gruppen Badender, während anmuthsvolle weibliche Gestalten, mit Wasserkrügen auf den Häuptern, immer ab und zu gehen. Ist der Ghaut mit seinem fröhlichen Getümmel den Blicken entschwunden, so erscheint ein hoher überhangender am Gipfel von Bäumen bedeckter Felsen, der ein prachtvolles Orientalisches Gebäude trägt. Dann zeigen sich grüne Landschaften, die in gewisser Entfernung idyllische Dörfchen durchschimmern lassen, und schlängelnde Alleen von so einfachem Charakter, daß der Vorüberfahrende beinahe glaubt, er sey in Europa; allein die Täuschung verschwindet bald durch die plötzliche Erscheinung unabsehbarer Büffel-Heerden, die entweder im Schlamme sich wälzen, so daß nur Hörner und Nasenspitze aus dem Wasser hervorgucken, oder schwerfällig am Ufer hinwandeln, um gleich wieder in den Strom zu plumpen, dessen reißenden Lauf ihre Riesenschulter dämmt. Ein Lastochse trägt den Hirten auf seinem Nacken, man sieht von der Gestalt dieser Leute nur sehr wenig und staunt über ihre Verwegenheit, mit der sie sich einem so furchtbaren Thiere und einem so mächtigen Strom anvertrauen. Jetzt schifft man bei dichten Wäldern vorüber, in deren Tiefen ein ewiges Dunkel herrscht; jetzt erscheint wildes Röhricht und eine sumpfige Wüste, dann wieder angebautes Land. Große Weideplätze, mit Heerden übersäet, ziehen sich am Ufer hin; der gigantische Elephant steht unter einem Baume, mit einem Palmenzweig die Fliegen von sich abwehrend, oder schreitet einher, seinen Herrn in einer Haudah durch die Indigo-Pflanzungen tragend. Europäische Häuser steigen aus einer parkähnlichen Landschaft empor, und mit Einem Male sehen wir eine Indische Stadt mit ihrem Orientalischen Pomp vor uns ausgebreitet. Obschon die Gegenden zu beiden Seiten des Ganges im Allgemeinen flach sind, so schützen doch die wellenförmigen Ufer die Landschaft gegen den Vorwurf der Monotonie. Hohe und schroffe Vorgebirge wechseln mit Ebenen; ist der Strom angeschwollen, so gleitet das Boot oft an Klippen vorbei, die ein bald zerstörtes Dorf tragen oder mit unzähligen Vogelnestern gekrönt und bis zum Fuße mit majestätischen Epheuranken umwunden sind. Andere Einzelfelsen überkleidet schattiges Buschwerk, das eine prächtige auf den Felsen gebaute Pagode, die Behausung eines einsam lebenden Brahminen, durchschimmern läßt. Diese herrlichen Gebäude erblickt man in den ödesten Gegenden, und unendlich verschiedene Arten von Vögeln, die heerdenweise fliegen oder vereinzelt am Ufer herumstolziren, geben zu jeder Zeit für die Abwesenheit imposanterer Gegenstände hinreichenden Ersatz. (Asiatic Journal.)

— **Merkwürdiger Kampf mit einem Hayfisch.** Eines Morgens wurde ein Knabe von ungefähr 8 Jahren von seinem Vater, von einem Kahn aus, im Ganges gebadet, um ihn dergestalt frühzeitig zu der harten Lebensweise zu gewöhnen, zu der er ihn bestimmte. Ehe er ihn aber aus den strömenden Wellen ziehen konnte, schnappte ihn ein Hayfisch weg, und man sah ihn nicht mehr. Der Vater verlor keinen Augenblick, sondern stand ruhig auf, nahm ein breites Messer, welches er in einer Scheide an seinem Gurt trug, zwischen die Zähne und stürzte sich ins Wasser. Auf einige Zeit verschwand er, nach einer Weile jedoch sah man ihn mitunter in die Höhe kommen und wieder untertauchen, als wenn er mit seinem furchtbaren Feinde im Kampf begriffen wäre. Es war eine Zeit der ängstlichsten Spannung für diejenigen, welche in den Böten in einiger Entfernung den Ausgang abwarteten. Nach einer Weile wurde der weiße Schaum mit Blut gefärbt, ein schrecklicher Anblick für die Zuschauer, welche bloß muthmaßen konnten, was unter dem Wasser vorging. Man sah den Mann abermals in die Höhe kommen und wieder verschwinden, so daß das Todeswerk offenbar noch nicht vorüber war. Nachdem noch einige Zeit verstrichen war, erschien zum Erstaunen aller derjenigen, die in der Bucht versammelt waren, denn es hatten sich unterdessen unzählige Menschen eingefunden, der Körper eines ungeheuren Hayfisches auf den schäumenden Wellen, die er ganz mit Blut färbte, worauf er wieder verschwand. Einen Augenblick darauf erhob sich der Mann aus dem Wasser und ging dem Ufer zu. Er schien sehr erschöpft, hatte aber nicht das geringste Zeichen an seinem Leibe, das den gefährlichen Kampf verrieth, den er eben bestanden hatte. Kaum war er am Lande, als ein ungeheurer Hayfisch von den Wellen ans Ufer geworfen wurde, den die Eingeborenen sogleich weiter auf das Trockene zogen; er bot einen entsetzlichen Anblick dar, indem er die furchtbaren Merkmale der hartnäckigen Angriffe seines Gegners an sich trug. In der That, der seines Kindes beraubte Vater hatte volle Rache an dem Räuber genommen. (Oriental Annual.)

— **Tigerkampf.** Nicht weniger merkwürdig ist ein Kampf zwischen einem Tiger und einem Eingebornen. Dieser war ohne Bekleidung, außer einem Paar grober leinener Pumphosen. Er war mit einem großen Messer und einem kleinen kegelförmigen Schilde bewaffnet. Die Reisenden begleiteten ihn nach der Höhle des Tigers. Sobald wir den Fleck erreichten, sprang der Mann unerschrocken nach der Höhle, indem er zugleich einen gellenden Schrei ausstieß, um seinen Feind aus dem Schlummer zu wecken. Das Thier, welches seinen entschlossenen Angreifer langsam naher kommen sah, richtete sich mit einem furchtbaren Geheul auf seine Vorderschenkel. Als der kleine Hindu immer näher rückte, was er mit langsamen Schritten that, während er die Augen immer scharf auf das Gesicht seines furchtbaren Feindes gerichtet hielt, erhob sich der Tiger zu seiner vollen Höhe und fing an, seine Flanken mit seinem Schwanze auf furchtbare Weise zu schlagen, doch schien er offenbar nicht besonders zum Kampfe aufgelegt. Indeß ging der Mann immer bedächtig und unerschrocken näher. Das Unbehagen und die Wuth des gereizten Thieres wuchsen mit jedem Schritt, endlich hockte es nieder, offenbar in der Absicht, einen furchtbaren Sprung zu thun. Sogleich stand der Mann still, der Tiger hielt einen Augenblick inne, richtete dann den Kopf in die Höhe und mit einem fürchterlichen Gekreische, halb schnaubend, halb heulend, that er einen Schritt vorwärts und sprang dann auf seinen Gegner los. Dieser bückte sich sogleich, fing die Klauen des Thieres mit seinem Schilde auf, stieß ihm das Messer tief in den Leib und stürzte unter seinen verwundeten Feind, doch so, daß er fast ganz außerhalb der Last desselben zu liegen kam. Der Tiger wälzte sich herum, sogleich war der kleine Hindu wieder auf den Beinen und brachte dem hingestreckten Thiere mit erstaunlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit einen tiefen Stich in die Kehle bei, welcher gerade durch die Luftröhre ging, und sprang in demselben Augenblick mit der Flüchtigkeit der Gedanken aus dem Bereich seiner Klauen hinaus. Der Tiger verschied auf der Stelle. (Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Freitag den 8. November 1833.

Frankreich.

De la Richesse, sa définition et sa génération, ou notion primordiale de l'Économie politique. (Der Reichthum, seine Definition und seine Erzeugung, oder erste Begriffs-Entwickelung der Staats-Oekonomie.) Von M. N. Flury. Paris, 1833.

Es giebt Epochen, wo der menschliche Geist, von einem Verbesserungs-Instinkt angetrieben, in Gährung geräth und sich in der Sphäre des Bestehenden und Bekannten unruhig hin und her bewegt. Neue Bedürfnisse erzeugen alsdann neue Wissenschaften, welche sich in dem Maße vervollkommnen, als die Bedürfnisse dringender und allgemeiner empfunden werden. Die Wissenschaft ist also nur die mehr oder weniger genaue Beobachtung irgend einer Klasse von Phänomenen, denen die Nothwendigkeit eine stärkere oder geringere, längere oder kürzere Aufmerksamkeit widmet. Wie viele Wissenschaften sind daher nicht auch unter den gesellschaftlichen Revolutionen vernachlässigt und verloren worden, wie viele andere werden aus den Bedürfnissen einer vervollkommneteren Civilisation hervorgehen. Jede Wissenschaft geht durch drei verschiedene Phasen: sie ist zunächst im Zustande der Theorie: wenn sie jenen hohen Intelligenzen, welche die Vergangenheit bis zur Gränze der Zukunft durchwandern, die Grundgesetze offenbart, die gewisse Wirkungen mit ihren Ursachen verbinden; im Zustande des Systems befindet sie sich, wenn sie von einem Theil der Laien, jedoch nur von der kleineren Zahl, begriffen wird; endlich ist sie im Zustande der Anwendung, wenn sie durch lange Erfahrung praktische Evidenz erhalten hat. Ein flüchtiger Blick auf den Ursprung und den Gang der Staats-Oekonomie wird uns den unermeßlichen Schritt, den nach unserer Ansicht vorliegendes Werk sie machen ließ, und bis zu welcher Phase sie jetzt gelangt ist, besser kennen lehren.

Im Alterthum, als die Nationen sich so ziemlich selbst genügten und sich nur durch einen, so zu sagen, verstohlenen Handel oder durch Eroberungen bereicherten, war die Staats-Oekonomie, wie sich denken läßt, ohne Gegenstand und blieb unbekannt. Als aber das Christenthum den Menschen Brüderschaft lehrte, als es, die Barbarei verscheuchend, zuerst die Leibeigenen frei machte, dann die Gemeinden und den Umsturz des Feudal-Systems durch die unermeßliche Bewegung der Kreuzzüge vorbereitete, schlang es sich wie ein gemeinschaftliches Band um alle Nationen des Westens. Der Handel, so gering geschätzt unter dem Heidenthum, der seit der Zerstückelung des Römischen Reichs auf derselben Stufe und derselben Oertlichkeit stehen blieb, dehnte sich plötzlich aus, wie eine lang zusammengepreßte Feder. Damals sah man jene Deutsche Hansa sich bilden, deren Kreise durch den See- und Stromhandel die blühendsten Städte der Christenheit umschlungen und vereinigten. Venedig und Lübeck, diese beiden Pole des Handels im Mittelalter, ließen die Civilisation über Europa ausströmen, deren Uebergewicht endlich durch die Erfindung des Schießpulvers, des Kompasses und der Buchdruckerei gesichert wurde. Indeß hatte Venedig's Handelsherrschaft die Ligue von Cambray bewaffnet, und der lange Widerstand, den die Republik leistete, trug nicht wenig dazu bei, den verbündeten Monarchen die Macht zu offenbaren, welche der Handel einem Staat, der sich ihm beharrlich widmet, verleiht. Sie fingen an, jenen Unternehmungsgeist zu begünstigen, der schon Vasco de Gama zur Entdeckung des neuen Weges nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung und Kolumbus und Cabot nach dem Kontinent von Amerika geführt hatte, während sie einen nordwestlichen Weg nach Kathai suchten.

Diese großen Entdeckungen gaben dem Handel einen unerhörten Schwung und bereicherten ihn mit einer Menge bisher unbekannter Produkte. Die so lange zerstreuten und müßig liegenden Kapitalien suchten eine ergiebige Anwendung, und das sechzehnte Jahrhundert sah das Bank-System um sich greifen, welches zu Venedig bereits seit dem ersten Kreuzzug in Anwendung gebracht war, und jene mächtigen Gesellschaften sich bilden, welche beide Indien bevölkerten. So wurde der Handel, der im Alterthum oft nur der untergeordnete Hülfsgenosse der Eroberung war, nunmehr der Zweck derselben; der Tausch trat an die Stelle des Raubes, und dies war einer der größten Fortschritte der Civilisation. Die Handelsverhältnisse wurden verwickelter, je häufiger sie wurden, und jede Nation mußte darauf denken, ihre Interessen gehörig zu sondern und zu ordnen. Dies war der Ursprung der Wissenschaft von dem Reichthum oder der Staats-Oekonomie.

Die Staats-Oekonomie, wie man sieht, nicht das Kind einer flüchtigen und eitlen Neugierde, sondern der unermeßlichen Bewegung, welche der Handel nach der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften in Europa und der Entdeckung der neuen Welt erhielt, wurde ein Haupt-Augenmerk der Regierungen und der erleuchtetsten Männer seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Aber gleich jenen geheimnißvollen Flüssen Afrikas, deren Quellen und Mündungen sich in den Sand verlieren, konnte die Staats-Oekonomie bis jetzt weder den Reichthum definiren, noch dessen Lauf genau und vollständig angeben. Selbst diejenigen, welche den meisten Glauben an die hohe Bestimmung dieser Wissenschaft in neuerer Zeit unterhielten, durften sich daher nicht wundern, daß die Regierungen Anstand nahmen, eine in ihrer Grundlage noch so unsichere Wissenschaft der Gesetzgebung und Politik beizugesellen. Doch zu ihrem Troste sahen sie Geister höherer Ordnung ihr fortwährend ihre Studien und Forschungen widmen. Sie freuten sich über die Menge der Systeme, die zum Vorschein kamen, obgleich sie überzeugt waren, daß diese Systeme sich einander widersprochen; die Wahrheit mußte doch auf dem Grunde liegen bleiben und endlich mit allem Glanz der Evidenz leuchten.

Diese Hoffnung, auf eine noch ferne Zukunft gegründet, scheint uns durch das angezeigte Werk, welches sich durch eine ganz neue Definition der Theorie des Reichthums auszeichnet, bereits zum Theil realisirt; obgleich die Definition des Grundprinzips einer Wissenschaft nicht immer zu ihrem Fortschreiten unentbehrlich ist und nach Condillac die besten Geister diejenigen sind, die am wenigsten definiren, so giebt doch des Herrn Flury neue Definition des Reichthums der Staats-Oekonomie jene Festigkeit des Prinzips, jene unbestreitbare Demonstration, welche strenge oder vorurtheilsvolle Geister ihr absprachen. Was seine Theorie vom Reichthum betrifft, so ist sie so in sich verbunden, so genau bestimmt, daß wir glauben, sie lieber ganz darstellen zu müssen, als die neuesten Theile derselben, welche ein größeres zeitgemäßes Interesse darbieten, davon abzusondern. Denjenigen unserer Leser, welche mit der Staats-Oekonomie vertraut sind, wird es leicht seyn, sie herauszufinden, aufzufassen und deren Anwendung zu suchen; nur wollen wir ihnen noch erklären, wie wir es uns selbst zu erklären suchten, welchem glücklichen Zusammenfluß von Umständen wir ein Werk, das ihrer ganzen Aufmerksamkeit so sehr würdig ist, verdanken.

Es traf sich glücklicherweise, daß der Verfasser, der den Auftrag hatte, das Interesse Frankreichs auswärts wahrzunehmen, während der angebahnten industriellen und kommerziellen Bewegung, welche dem Sturz des Kontinental-Systems folgte, es nicht verschmähte, sich mit dem noch schwankenden Licht der Staats-Oekonomie bekannt zu machen. Es mußte sich treffen, daß die Verantwortlichkeit, der seine Handlungen unterlagen, ihn vor gewagten Theorieen bewahrte, ohne ihn jedoch an die blinde und abgedroschene Routine zu fesseln; besonders aber mußte dazu kommen, daß er, von den Geschäften zurückgezogen, ohne jedoch den politischen Schauplatz aus den Augen zu verlieren, die Muße hatte, die verschiedenen Systeme der Oekonomisten zu prüfen und sie aus seinen langen Erfahrungen zu berichtigen.

„Die Staats-Oekonomie", sagt Herr Flury, „hat die Untersuchung zum Gegenstand, wie der Reichthum entsteht und zunimmt. Aber vor allen Dingen, was ist Reichthum?"

„Nach den Oekonomisten besteht der Reichthum bloß in den Gütern des Bodens, nach Adam Smith in diesen und der Fabrication, endlich nach Locke und den Adepten seines merkantilischen Systems wäre der auswärtige Handel die Hauptquelle des Reichthums."

„Diese drei so verschiedenen Ansichten des Reichthums stimmen also darin überein, daß er aus der Production erwächst, und doch ist es ausgemacht, daß die Production, wenn sie das Bedürfniß übersteigt, den Reichthum nicht vermehrt."

„Der Reichthum resultirt eben so wenig, wie Say und der Graf von Lauderdale behaupten, aus dem Werth oder der Nützlichkeit der Dinge; denn erstlich ist Nützlichkeit auch auf solche Dinge anwendbar, die nicht Reichthum sind, zweitens ist er die Folge, nicht die Ursache der Verbrauchbarkeit (Consommabilité)."

„Da nun aber eine Definition die Haupt-Idee des Gegenstandes, den sie im Auge hat, angeben soll, so definiren wir den Reichthum durch: mittelbar oder unmittelbar verbrauchbare Erzeugnisse. Die Worte mittelbar oder unmittelbar deuten den mehr oder weniger nahen und schnellen, aber immer nothwendigen

Verbrauch der Erzeugnisse an, wenn sie als Reichthum betrachtet werden sollen."

„Wenn man den Reichthum so definirt, so sieht man, daß er nicht aus der Production allein entstehe, wie die Oekonomisten, Ganier vielleicht ausgenommen, behaupten, sondern aus dem Zusammenfluß der Production und des Verbrauchs, wie die Analyse des Reichthums darthun soll."

„Der Reichthum ist ein allgemeiner, wenn man ihn auf absolute Weise betrachtet: ein individueller, in Hinsicht auf persönliches Interesse des Individuums: ein nationaler, in Hinsicht auf das Interesse eines Staats: ein öffentlicher, wenn er das Interesse der Regierung betheiligt."

„Wenn die Dinge nur Reichthum sind unter der doppelten Bedingung, daß sie erzeugt und auch verbraucht werden, so ist erwiesen, daß der Reichthum nur entstehen und zunehmen kann, wo Erzeugung und Verbrauch zusammentreffen. Dies ist in der That das erzeugende Prinzip des Reichthums, absolut genommen."

„Der Verbrauch vernichtet den individuellen Reichthum, indem er dem Individuum den Besitz seines verbrauchbaren Erzeugnisses entzieht, aber der allgemeine Reichthum wird dadurch nicht vermindert, wenn dieser Verbrauch zu einer neuen angemessenen Production Anlaß giebt. Der Reichthum, selbst der in Kapitalien umgesetzte, existirt nur durch die Aufeinanderfolge, nicht durch die Anhäufung des Produkts. Man verstopfe die Mündung eines Flusses, so ist es nur noch ein stinkender Pfuhl; hemmt man den Verbrauch, so hat man nur noch einen Haufen nutzloser Dinge."

„Herr Say hat Recht, wenn er sagt, daß die Production, je mehr sie zunehme, desto mehr die Mittel zum Austausch erleichtere; aber er hat übersehen, daß ohne Verbrauch kein Austausch stattfindet."

„Es mag widersprechend scheinen, nachdem man anerkannt hat, daß der Verbrauch des Individuums seinen Reichthum vermindert, zu sagen, der allgemeine Reichthum, der doch aus der Summe des Individuellen besteht, nehme durch diesen Verbrauch zu, und doch ist nichts wahrer. Ein Individuum verbrauche ein Stück Tuch, so vermindert es dadurch seine Habe, aber der Fabrikant, der ein anderes Stück Tuch angefertigt hat, findet in dieser neuen Production einen Werth, den sie nicht gehabt hätte, wenn das erste Stück nicht verbraucht worden wäre."

„Adam Smith und nach ihm die meisten Oekonomisten haben daher mit Unrecht Sparsamkeit gepredigt und den Verbrauch als einen Schlund dargestellt, in welchen der Reichthum versinke. Wozu sollte man produziren, wenn man nichts verbrauchte! Ein Mensch, der alle Güter der Welt besäße und keines davon benutzte, wäre das elendeste Geschöpf."

„Es wird also hinreichend seyn, das erzeugende Prinzip des allgemeinen und des besonderen Reichthums angedeutet zu haben, da die Staats-Oekonomie zum Hauptzweck hat, zu untersuchen, nach welchen Gesetzen der National-Reichthum sich entwickelt."

„Der National-Reichthum ist die Summe der Reichthümer, welche die Individuen besitzen, die eine politische Gesellschaft bilden, so daß das Interesse, welches aus dem Besitz erwächst, nicht dieses oder jenes Glied der Gesellschaft, sondern alle gemeinschaftlich berührt. Je nachdem man nun den Reichthum bei einem isolirten Volk betrachtet, oder bei Völkern, die unter sich in Handels-Verbindung stehen, bildet sich der National-Reichthum auf die beiden Arten, auf welchen sich der allgemeine und individuelle Reichthum bildet, nämlich durch die bloße Production oder durch Production und Verbrauch zusammen."

„Wenn es wahr ist, daß die verbrauchbaren Erzeugnisse durch das Zusammenwirken der Production und des Verbrauchs sich vermehren, ist es dann nicht ausgemacht, daß das Volk, bei welchem dieses Zusammenwirken im Fortschreiten ist, auch seinen National-Reichthum wird wachsen sehen? Wenn nun aber alle Völker in dem fortschreitenden Zusammentreffen der Production und des Verbrauchs einen Zuwachs an Reichthum finden, könnten sie ihn nicht auch in der bloßen Production finden? Gewiß nicht, denn man denke sich den allgemeinen Verbrauch durch die Ersparniß bei allen Völkern eingeschränkt, so wird offenbar der Reichthum eines jeden dadurch abnehmen."

„Das erzeugende Prinzip des National-Reichthums hat also, wie der allgemeine Reichthum, seine Quelle in dem Einklang der Production und des Verbrauchs. Es wird sich zeigen, daß gewisse Völker, die auf einem Boden zusammengedrängt sind, der dem inneren Nationalhandel besonders günstig ist, nur ausnahmsweise ihren Reichthum einer vorherrschenden Production verdanken."

„Wir müssen hier noch bemerken, daß die Apostel der Sparsamkeit, um in ihren Lehren konsequent zu seyn, weit entfernt, unbeschränkte Handels-Freiheit zu predigen, vielmehr Luxusgesetze und Verbot-Systeme fordern sollten, um den Verbrauch einzuschränken."

„Wir werden jetzt in der Anwendung suchen, auf welche Weise im Schoße der Gesellschaft der Zuwachs des National-Reichthums durch die Vereinigung von Production und Verbrauch bewirkt wird. Jede Gesellschaft besteht, 1) aus Individuen, deren Production dem Verbrauch gleich kommt; 2) aus solchen, welche eben so viel verbrauchen wollen, als sie erzeugen können; 3) aus thätigen und sorgfältigen Personen, die erzeugen und für die Zukunft sparen; 4) aus Verschwendern, die mehr verzehren als sie hervorbringen, endlich 5) aus Individuen, welche gleichzeitig ihre Production und ihren Verbrauch vermehren. Von diesen fünf Klassen, welche die naturgemäße Eintheilung der Gesellschaft in ökonomischer Hinsicht darstellen, erhalten die vier ersten, indem sie ein Gleichgewicht zwischen Erzeugniß und Verbrauch bewirken, den National-Reichthum in einem stationairen Zustande, die fünfte Klasse allein vermehrt den National-Reichthum durch den gleichzeitigen Impuls, den sie der Production und dem Verbrauch giebt, denn ihre Wiedererzeugung übersteigt den Verbrauch, und dieser Ueberschuß ist es, der den anderen Klassen als Vorschuß dient, bis sie selbst hervorbringen."

„Je zahlreicher in einer Nation die Klasse ist, welche ihre Production und ihren Verbrauch in gleichem Maße entwickelt, desto rascher wird diese Nation dem Reichthum entgegengehen.

„Eine isolirte Nation ohne Handel bleibt mit ihrem Reichthum auf demselben Standpunkt. So waren die Staaten Europa's im Mittelalter, so ist noch jetzt China, obgleich bei seinem unermeßlichen und so verschiedenartigen Boden sein innerer Handel ihm gewissermaßen den auswärtigen ersetzt. Der Handel, indem er die Beziehungen der Völker zu einander vermehrt, reizt sie zur Production und zum Verbrauch; er erweitert die Ideen, macht sie allgemeiner und entwickelt so mit dem Reichthum die Wissenschaften, die Künste und die Literatur. Wenn es wahr wäre, nach Adam Smith's Behauptung, daß die Gelehrten, die Künstler, die Dichter nichts produziren, so müßte man daraus schließen, daß die Civilisation der Entwickelung des Reichthums hinderlich sey, aber selbst wenn man zugiebt, daß ihre Arbeit nicht produktiv ist, so trägt sie doch zur Production bei, wäre es auch nur, indem sie einen Theil der Produkte verbraucht, die der Produzent ihnen für das Vergnügen giebt, welches sie ihm gewähren. Man denke sich eine Gesellschaft ohne intellektuelle Genüsse, die nur rein materielle Bedürfnisse hat, so werden Production und Verbrauch gewiß geringer und der Reichthum mithin im Abnehmen seyn."

„Der Luxus ist die Wirkung, nicht die Ursache der Ungleichheit der Güter, eine Ungleichheit, die sich fast immer von der Eroberung eines Landes herschreibt. Der Luxus ist außerdem ganz relativ, er bringt auf eine glückliche Weise die Bedürfnisse der Armen und Reichen in Einklang, nur sein Uebermaß wird den Individuen wie den Staaten schädlich."

„Der Handel verbreitet die Strahlen der Civilisation über die Erde und spendet den Nationen den Reichthum; dennoch wird sein Werth mehr gefühlt als eingesehen. Die Regierungen, indem sie danach streben, daß die Handels-Bilanz zu ihren Gunsten ausschlage, beweisen, wie sehr sie noch dem Merkantil-System anhängen. Dieses System ist nur auf Völker anwendbar, wo die Production überwiegend ist, und die, da sie das Ersparte nur gegen edle Metalle umtauschen können, sich derselben als Münze bedienen. So haben im Alterthum die Phönizier, die Karthaginienser und einige Griechische Völkerschaften, in neueren Zeiten die Venetianer, die Genueser, die Holländer ihren Reichthum auf eine überschwengliche (Handels-) Production gegründet, indem sie die kostbaren Metalle an sich zogen und in dem inneren National-Handel in Umlauf brachten."

„Das System einer unbeschränkten Handels-Freiheit ist dagegen nur bei solchen Völkern anwendbar, deren Reichthum sich auf eine Uebereinstimmung der Production und des Verbrauchs gründet."

„Diese zwei Systeme sind also beide nach ihrer Art richtig, ihr Widerspruch erklärt sich nur durch die verschiedene Weise, die Rolle aufzufassen, welche die edlen Metalle in der Production spielen."

„Nach Locke besteht der Reichthum nur in den edlen Metallen; Adam Smith im Gegentheil schließt ihn von den Bestandtheilen des Reichthums gänzlich aus. Die edlen Metalle sind nur verbrauchbare Produkte oder haben als Münze einen ihnen eigenen Werth; es ist also eben so falsch, sie nicht als Elemente des Reichthums zu betrachten, als sie als das einzige und Haupt-Element desselben anzusehen."

„Wenn die produzirenden Völker ihren Reichthum nur bilden können, indem sie den Ueberschuß der Production in edle Metalle verwandeln, so müssen sie solche auch nur als Münze benutzen und nicht zu ihrem Verbrauch. In der That, wenn sie sie verbrauchten, so würde ihr National-Reichthum nicht mehr die überwiegende Production, sondern das Zusammenwirken dieser und des Verbrauchs zum Prinzip haben. Das einzige Mittel, welches diese Völker haben, ihren Reichthum zu vermehren, ist, das Kapital, welches ihre Ersparniß darstellt, im inneren Handel anzuwenden. Solche Völker sind also gezwungen, ausschließlich Kaufleute zu seyn. Da nun aber von den drei Erzeugungsarten der Produkte, dem Ackerbau, der Fabrikation und dem Handel, der letztere am wenigsten Menschen erfordert, so geht daraus hervor, daß das System der überwiegenden Production oder des Produkten-Handels nur nicht sehr zahlreichen Völkern, und welche, wie schon gesagt, auf einem günstigen Boden zusammengedrängt leben, zusagen kann."

„England scheint die Nachtheile dieses Systems vollkommen eingesehen zu haben und wußte sich davor zu bewahren, indem es seinem Verbrauch eine unermeßliche Ausdehnung gab. Weit entfernt, ihn einzuschränken, wie die bloß Handel treibenden Völker, hat es ihn vielmehr weiter getrieben als jede andere Nation und verdankt ihm sein entschiedenes Uebergewicht."

„Nach allem Vorhergegangenen bleibt es dargethan, daß das erzeugende Prinzip des National-Reichthums mit dem allgemeinen Reichthum identisch ist und aus dem Zusammenwirken des Verbrauchs und der Production entsteht. Dies ist die feststehende Regel der Staats-Oekonomie, eine Regel, die nur in Hinsicht einiger wenigen politischen Gesellschaften eine Ausnahme leidet, welche weniger für Völker als für ein Häufchen Kaufleute gelten können."

„Da nun das Zusammenwirken der Production und des Verbrauchs als das Prinzip des National-Reichthums anerkannt ist, so muß das Bestreben dahin gehen, die produktive Fähigkeit zu vervollkommnen und die Lust zum Verbrauch anzureizen. Dies war Colbert's System, und Frankreich verdankte ihm jenen hohen Wohlstand, dessen Phase von 1662 bis 1683 glänzte."

„Der Handel, um seine Entwickelung erlangen zu können, muß nach dem Prinzip des Reichthums getrieben werden, d. h. so, daß er die Production und den Verbrauch auf gleiche Weise anregt. Es scheint anfangs, daß der Handel, unter dem Einfluß eines geselligen Zustandes stehend, welcher der Entwickelung der Production und des Verbrauchs günstig ist, von der Regierung beschützt und ermuntert, die ihm immer voranseilt, um ihm neue Kanäle zu eröffnen, das Prinzip des Reichthums müsse beleben können. Allein er bedarf außerdem (wie die Erfahrung lehrt) einer höheren Leitung, welche den Austausch begünstigt und vervielfältigt, indem sie ihn vor täuschenden fruchtlosen und gesetzwidrigen Unternehmungen bewahrt und so das individuelle Interesse der Handeltreibenden ihrem allgemeinen und wirklichen Nutzen nachsetzt. Dies war die Ansicht des berühmten Verfassers des „Esprit des lois“, und er gründete sie auf die wahre Handelsfreiheit; dies war der Zweck der Navigations-Akte, des Meisterstücks von Cromwell, und von der England nur stufenweise nachläßt, nachdem es ihr sein See- und Handels-Uebergewicht verdankt.“

„Die uneingeschränkte Handelsfreiheit, wenn sie nicht eine Chimäre ist, muß so verstanden werden, daß sie dem Handel seine ganze Freiheit läßt, unter der Herrschaft des erzeugenden Prinzips des National-Reichthums; denn eben so, wie die Konstituirung einer Gesellschaft ihre Erhaltung zum Zweck hat, eben so muß der Handelsbetrieb eines Volks sich nach der Entwickelung seines National-Reichthums richten.“

„Um die Analyse des Reichthums vollständig zu machen, bleibt uns nun noch übrig, von dem öffentlichen Reichthum zu handeln, d. h. von dem Staats-Einkommen. Es ist ausgemacht, daß dieses Einkommen, ein Extrakt des National-Reichthums, dasselbe erzeugende Prinzip hat, nämlich bei den Nationen, wo die Production überwiegend ist, die Production allein; bei allen anderen Völkern das Zusammenwirken der Production und des Verbrauchs. Die Einkünfte eines Staats müssen sich also nach seinem Reichthum richten, denn die Auflagen sollen die Keime des Reichthums befruchten, nicht ersticken.“

— Aus dieser kurzen Analyse von Herrn Fiury's Werk ist zu ersehen, ob die hohe Meinung, die man von demselben hegt, gegründet und überdacht ist. Seine lichtvolle Theorie von dem Reichthum hellt alle Punkte des geselligen und politischen Horizonts auf. Die Kämpfe der Klassen und Nationen mit einander, die bis jetzt durch einen falschen Begriff vom Reichthum angeregt oder gutgeheißen wurden, wird man künftig für seine Entwickelung eben so nachtheilig als der Menschheit unheilbringend erkennen. Man darf hoffen, daß der Reichthum künftig nicht mehr ein Zankapfel seyn wird, um den sich Individuen und Staaten streiten, sondern das Resultat der Production und des Verbrauchs eines Jeden und des Austausches Aller. Der Reichthum, von dem die edlen Metalle nur repräsentative Zeichen sind, um den Austausch zu erleichtern, hat also keine andere Gränzen als die menschliche Thätigkeit, und eben so wie das Wasser des Oceans, von den Sonnenstrahlen eingesogen, sich in der Luft reinigt und als fruchtbarer Regen wieder zur Erde fällt, eben so begünstigt der Verbrauch die Wiedererzeugung, indem er die physischen und intellektuellen Kräfte vervielfältigt, denen der Mensch seine Gewalt über die Natur verdankt.

(M.)

Bibliographie.

Le soleil. (Die Sonne.) Almanach auf das Jahr 1834. Pr. 30 Cent.

De l'admission à l'école polytechnique. (Ueber die Zulassung zur polytechnischen Schule und die damit verbundenen Mißbräuche.) Von Philippon de la Madeleine. Pr. 2 Fr.

De la Russie. (Rußland.) Von Joseph Tanski. Pr. 7½ Fr.

Sensations. — Roman von Constantin Verrier. Pr. 5 Fr.

England.

Bilder aus der Englischen Provinz.

Der große Mann im Privatleben.

(Schluß.)

Glücklich, höchst glücklich war Stephan Lane durch sein ganzes Leben; doch bei weitem der beste Theil seines guten Glücks (Geldvortheile setzen wir ganz bei Seite) bestand darin, das Herz und die Hand einer Frau, wie Margarethe Jackson, zu gewinnen. In ihrer Jugend war sie eine glänzende Schönheit und jetzt im Herbst ihrer Jahre, wohlbeleibt, doch nicht so wie ihr Ehemann, sondern gerade genug, um ihr ein matronenartiges Ansehen zu geben, gewährt sie fast einen eben so angenehmen Anblick, als in ihrem Frühling. Ich kenne kein schöneres Gemälde, als sie an einem Sommernachmittage vor ihrer Thür sitzen zu sehen, umgeben von ihren Kindern und Enkeln, alle schön, munter und fröhlich, mit dem Strickstrumpf auf dem Schooße, ihr sanftes Gesicht, von Wohlwollen und Zuneigung strahlend, allen rund umher zulächelnd, als wäre es ihr einziger Wunsch, Jeden um sich her so gut und glücklich zu machen, wie sie selbst ist. Eine Ursache, daß sich ihre Schönheit so lange hält, ist ohne Zweifel ihr fröhlicher Ausdruck. Die Heiterkeit und die Ruhe des Temperaments, die sich auf ihrem Gesichte malen, würden unschöne Züge angenehm machen, und in dem glänzenden Auge und auf der schönen breiten Stirn liegt eine gewisse Verständigkeit, die mit dem sanften Zuge um ihre Lippen trefflich zusammenstimmt. Obgleich eines Schlächters Frau und eines Schlächters Tochter, ist sie doch ein reizendes und liebliches Weib — eine von der Natur durch Blick und Sinn Geadelte. Jedes ihrer Worte ist freimüthig, jede ihrer Handlungen ungezwungen, jedes ihrer Vergnügen von Selbstsucht fern, obgleich ich vermuthe, daß ihr großes Vergnügen am Geben nicht ganz frei davon ist. Alle Armen des Kirchspiels und der Stadt nehmen ihre Zuflucht zu ihr, aber auch die Kinder wenden sich gleichsam instinktartig an sie mit ihren kleinen Bedürfnissen. Die Knaben auf den Straßen pflegen zu ihr zu kommen, wenn sie etwas nöthig haben, wenn sie ein Messer geliehen haben wollen, Schnüre zum Kreisel brauchen oder Pinsel zum Zeichnen oder Fangebälle und dergleichen. Ihre großen Taschen sind ein wahres Magazin von Spielsachen, und das wissen die Buben; und die kleinen Mädchen wenden sich ebenfalls an sie, um Puppenlappen, oder Stückchen Band zum Nähekissen, oder bunte Seide, ihren Nähkasten zu sticken, und tausend andere Kleinigkeiten, die den jungen Mädchen durch den Kopf fahren. Dennoch, so seltsam diese Gelüste seyn mögen, Mistriß Lane's Tasche schafft immer Rath, sie kennt den Geschmack ihrer Klienten und ist nie ohne Vorrath, und in demselben reichen Magazine von Bällen, Kreiseln, Bändern, Puppenzeug fehlt es dennoch auch nicht an Rosinen, Kuchen, Aepfeln für die „niedlichen kleinen Dinger“, für welche Puppen noch keinen Reiz haben. Mistriß Lane's Güte und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie eine ernste Beschäftigung unterbricht, um die Wünsche des kleinen Völkchens zu befriedigen, kennt keine Gränzen. O, wie sie aber auch alle Mrs. Lane lieben!

Es giebt aber noch eine andere ganz verschiedene Klasse, welche die gütige Bewohnerin des Buttermarkts eben so sehr liebt — jene Klasse, die, nachdem sie bessere Zeiten gesehen, nur ungern Gefälligkeiten von denen annimmt, die sie als ihre Untergebenen anzusehen pflegte. Gegen diese verfährt Mrs. Lane mit merkwürdigem Zartgefühl. Mrs. Lucas, die Pfarrerswittwe, findet oft bei ihrem bestellten Bischen Fleisch noch einen Leckerbissen, ein Kälbergekröse und dergleichen, und Herr Hughes, der schwindsüchtige junge Künstler, kann durchaus seine Rechnung nicht von ihr erhalten. Unser Freund, der Schlächter, hat seinen vollen Antheil an diesen guten Werken; doch die Art, sie zu üben, gehört ganz seiner Frau.

Indeß erstreckt sich, zum Glück für sie und ihren Mann, ihre Delikatesse nicht auf ihre häusliche Einrichtung. Sie begnügte sich stets, auf die einfache Weise zu leben, in welcher ihr Vater lebte, und die Stephan so sehr liebt, und durch dieses Anschmiegen an seinen Geschmack sicherte sie nicht nur ihre eigene Zufriedenheit, sondern behielt auch ihren Einfluß über sein rohes, aber höchst gutartiges und treffliches Gemüth. Ohne Zweifel verdankte sie es diesem Einfluß, daß ihre Kinder eine Erziehung erhielten, welche, ohne sie im Geringsten über ihren Stand zu erheben, dennoch dem Zeitgeist entsprach und ihnen bei dem kräftigen und mannhaften Sinn ihres Vaters und bei dem sanften und liebevollen Gemüth der Mutter noch den Vortheil hinlänglicher Bildung und Kenntnisse gewährte. Sie sind gerade, was Kinder solcher Aeltern seyn sollen. Die Töchter sind ihrem Stande nach glücklich verheirathet, die Söhne, jeder auf seine Weise, folgen den Fußstapfen ihres Vaters und sammeln ein ansehnliches Vermögen, nicht durch filziges Zusammenscharren oder verwegene Speculationen, sondern durch wohlbegründete richtige Berechnung, anständiges Urtheil und gerade Rechtlichkeit.

So allgemein Mrs. Lane geliebt war, so hatte Stephan seine Feinde. Er war ein Politiker, ein Reformer, ein Radikaler in jener Zeit, in der die Reform noch nicht so populair war, wie sie es später geworden ist. Er deklamirte gern über Freiheit, Oekonomie, Einschränkungen und brachte seine Theorie in Ausübung auf eine Weise, die dem Tory-Parlamentsglied, welchem er auf den Dienst paßte, dem Mayor und den Corporationen, welche er belauerte, wie die Katze die Maus, oder wie Herr Hume die Minister belauert, und allen Gas-Compagnieen und Pflaster-Compagnieen und Wasser-Compagnieen und Lieferanten jeder Art, die er als Monopolisten und Geldschneider angriff, höchlich mißfallen mußte, denn er ist ein furchtbarer Mann bei öffentlichen Zusammenkünften, hat eine laute klingende Stimme, treffliche Lungen, kümmert sich um Niemand und läßt sich durchaus nicht bedeuten. — Alle Tories hassen Herrn Lane.

Doch die Tories bilden nur eine kleine Minorität in B., und unter den Whigs und Radikalen, oder, um sie unter einem Namen zusammenzufassen, unter den Reformern ist seine Popularität entschieden. Er ist sowohl in gesellschaftlicher Stellung als in politischer Hinsicht das Haupt der reicheren Handelsleute. Er — der Eiferer gegen die Gastereien des Mayors und der Kirchen-Aeltesten — gab nach dem großen Siege, den sein Kandidat davontrug, dem neuen Parlaments-Mitgliede ein Gastmahl, so prächtig, daß dieser erklärte, er hätte es nicht allein noch nie so gesehen, sondern sich auch nie so gedacht — ein Gastmahl mit so aristokratischen Weinen, daß sie fast errötheten, sich auf der Tafel eines Schlächters zu finden. Er war Präsident eines Rauch-Klubs und Vice-Präsident von einem halb Dutzend Gesellschaften, wo öffentlicher Nutzen und Wohlthätigkeit unter der Gestalt eines guten Mittagessens erschienen; ein großer Mann auf dem Viehmarkt zu Smithfield; ein ausgezeichneter Zuschauer beim Bowlinggreen, welche heilsame Leibesübung er patronisirte und aufmunterte, indem er, an dem offenen Fenster eines behaglichen Rauchzimmers, das Spiel leitete; auch sang er sehr gut Balladen und Liedchen.

Ja, er war auch musikalisch. Habe ich dies nicht bereits erwähnt, als ich von seinen jugendlichen Vollkommenheiten sprach? Er spielte nach dem Gehör mit Fingern, „die wie Kreisel tanzten“, wie Jemand von Händel sagte, auf dem Piano und der Flöte und sang mit einer schönen Baßstimme manche alte Lieder, die so sehr beliebt und national sind. Seine Stimme war die lauteste in der Kirche, und das „God save the king“ im Theater wäre ohne Master Lane nicht des Anhörens werth gewesen, denn er legte sein ganzes Herz hinein — denn bei allem seinem theoretischen Radikalismus

hat der König doch keinen treueren Unterthan. Er ist ein großer Freund vom Schauspiel, besonders vom komischen, und besucht fleißig die Loge im B—r Theater, ein Raum, der für sechs berechnet ist, und der gerade für ihn zureicht. „Alle vier" ist sein Lieblingsstück und Joe Millar sein Lieblingsdichter.

Als er sein Geschäft niederlegte und von B. wegzog, verursachte dies allgemeines Erstaunen und Bestürzung. Man wußte recht gut, daß er sein Geschäft eben so gut aufgeben könnte, als jemals irgend ein Handelsmann in den blühendsten Umständen, allein die Spurnasen, die sich um Jedermanns Angelegenheiten bekümmern, hatten längst entschieden, daß er so etwas nie thun würde. Daß er die gute Stadt in dem Augenblicke verlassen sollte, wo die Reformbill ihren politischen Triumph zu feiern im Begriff war, als die wenigen Gegner der großen Angelegenheit (wie er sie emphatisch zu nennen pflegte) kaum mehr auf einem Fuß stehen konnten, das schien das wundervollste aller Wunder, welche seit dem Tage von Katterfelto sich ereignet hatten. Stephan Lane ohne B., B. in seinem reformirten Zustand ohne Stephan Lane schien eben so unglaublich, als die Ankündigung des Bouteillen-Kriechers. Stephan Lane soll den großen Laden auf dem Buttermarkt verlassen. — Welcher Platz wird denn sonst groß genug für ihn seyn — und den Schauplatz seiner Triumphe zu verlassen, sein Siegesfeld zu fliehen — die Sache schien unmöglich.

Und doch war es eine von den Unmöglichkeiten, die zur Wahrheit werden. Stephan Lane verließ wirklich den reformirten Burgflecken, vielleicht um so eher, weil er reformirt war. Sein Werk war gethan, seine Beschäftigung war zu Ende. Es ist sicher, daß unser guter Schlächter, ohne sich vielleicht seiner eigenen Gefühle recht bewußt zu seyn, eine gewisse Leere empfand, den Mangel an einem aufregenden Gegenstand, der oft der Erfüllung einer großen Hoffnung zu folgen pflegt. Auch er empfand das gänzliche Aufhören der Opposition von Seiten seiner alten Feinde, der Corporationspartei. „Hol' sie der Henker, diese Corporationsmänner, sie hätten etwas mehr Stich halten sollen. Dem Ben Bertly hätte ich mehr Herz zugetraut!" so rief er nach einer Versammlung, wo Alles einmüthig hergegangen war, und gekränkt von der freundlichen Stimmung seiner Gegner, wandte unser Viehmäster seine Schritte nach „frischen Feldern und neuen Weiden."

Er ging indeß nicht weit. Gerade an dem Weichbild, welches das Kirchspiel von St. Stephan von dem nahe liegenden Dörfchen Sunham scheidet, d. h. gerade eine halbe Meile von dem großen Laden auf dem Buttermarkt, nahm Meister Lane seine Wohnung, indem er dieses vor der Stadt liegende Haus seinen Landsitz nannte, nach dem Beispiel der Bewohner von Kensington, Hackney und andere um London liegenden Dörfer, als ob Leute, welche mitten unter Backsteinhäusern wohnen, dasselbe Recht zu ländlichen Benennungen hätten, wie diejenigen, die auf dem flachen Lande wohnen. Doch, im Vergleich zum Buttermarkt, konnte man seine Wohnung wirklich ländlich nennen; er nannte sie also sein Landhaus.

Da er jedoch seine städtischen Neigungen beibehielt, so steht sein breites, vierkantiges, geräumiges, grelles, rothes Haus, mit weißen Schnörkeln und Fensterbrüstungen, verschönert durch ein hellgrünes Thor mit braunem Thürklopfer, so dicht wie möglich an der Landstraße, und da diese Straße zufällig von der Stadt B— nach London führt, so hat er das Glück, binnen 24 Stunden an 60 Landkutschen zu zählen, außer Karren, Frachtwagen und anderem Fuhrwerk nach Verhältniß, und nicht allein aus seinem bequemen Hause, sondern aus dem Fenster eines Rauchzimmers, welches am Ende seines Gartens liegt, von allem dem Staub, Schmutz und Koth dieser Fuhrwerke seinen Theil zu erhalten. Auch gewinnt das Leben dadurch, daß gerade dem Rauchzimmer gegenüber ein Wirthshaus liegt, wo die meisten Kutschen anhalten, um Passagiere und Packete einzunehmen, und wo das Trinken, Singen und Schwelgen den ganzen Tag kein Ende nimmt.

Eine seiner größten Vergnügungen in dieser Zurückgezogenheit scheint zu seyn, Alles um ihn her, Frau, Kinder und Enkel, zu seiner eigenen Dicke, oder der seines fettesten Ochsen, was fast gleichbedeutend scheint, heranzumästen. Die Knechte haben Pausbacken, wie die steinernen Köpfe mit Flügeln daran (sogenannte Cherubim), welche man um alte Monumente aufgepflanzt sieht, und die Mägde haben breite Holländische Gesichter, voll und blühend, wie die Frauen auf Teniers Bildern. Die Thiere selbst scheinen fast vor Fett zu bersten. Das große Pferd, welches seine schwere Masse zu ziehen hat, arbeitet unter der doppelten Last seines eigenen Fleisches und des seines Herrn; seine Kühe sehen aus, wie fette Mastochsen, und seine Koppel großer Jagdhunde, auf deren Thaten und Stammbaum er so stolz ist, die er so sehr rühmt, und auf die er so viele Wetten machen will, sind in ihrem gegenwärtigen Zustande eben so wenig im Stande, zu jagen, als zu fliegen; die Hasen würden stehen bleiben und sie auslachen.

Herr Lane ist gewiß ein sehr glücklicher Mann, obgleich es, als er von dem Buttermarkt wegzog, eine Art Mode war, den armen reichen Mann recht zu bedauern, der sich selbst zum müßigen Leben verdammte, — ein Mitleid, das eben so übel angebracht war, als das Mitleid mit allen denjenigen, die ganz nach ihrem Gefallen leben können. Unser guter Nachbar ist nicht der Mann, um müßig zu seyn. Außerdem, daß er jeden Tag nach dem alten Laden geht, wo seine Söhne das Geschäft fortsetzen und er en amateur mit Hand langt und seine alten Klubs und Zerstreuungsörter in B— besucht, hat er auch sein Pachtgut in Sunham zu besorgen (ungefähr 500 Morgen Weide und Ackerland, welche er mit seinem neuen Hause kaufte) und das ganze Kirchspiel zu reformiren. Schon hat er angefangen, die Kirchspiel-Schulen und die Armenhäuser unter Aufsicht zu nehmen, hat ein Auge auf die Wege-Inspektoren und lauert den Aufsehern streng auf. Er schleicht um das Armenhaus herum, um einigen Unterschleif zu entdecken, mit einem Eifer, der einem radikalen Mitglied des Unterhauses Ehre machen würde.

Außerdem hat er einen seiner würdigen Nebenbuhler in der Person des Dorf-Redners, Mr. Jakob Jones, ehemals Jokey bei einem Landedelmann, mit einer scharfen gellenden Stimme und großer körperlicher Lebendigkeit, der, da er den Vortheil genossen, drei Jahre in dem Büreau eines Prokurators einige Brocken von den Gesetzen aufzuschnappen, sich daselbst einen guten Vorrath von dem Handwerks-Jargon, eine ungebeure Geläufigkeit der Zunge und eine große Unverschämtheit erwarb, und mittelst dieser guten Gaben hat er den Dorf-Senat 12 Jahre lang bei der Nase herumgeführt. Jetzt ist Herr Jakob Jones auf seine Weise beinahe ein eben so großer Mann, wie Herr Lane. Er reitet mit Mylord auf die Fuchsjagd, speist alle Jahre einmal bei Sir John and advocirt, was das Zeug halten will. Diese beiden Kampfhähne werden in der nächsten Kirchspiel-Versammlung gegen einander auftreten, und man ist sehr gespannt auf den Ausgang des Streits. Ich, meines Theils, denke, Herr Lane wird den Sieg davontragen. Er ist auf jede Weise ein Mann von mehr Gewicht, und Jakob Jones wird eben so wenig den Gründen seiner republikanischen Fäuste widerstehen können, als ein leichter Infanterist dem Angriff eines schweren Dragoners. Stephan Lane, der brave Mann, wird zu seinen übrigen Aemtern gewiß noch das eines Vorstehers von Sunham erhalten. — Wohl bekomme es ihm!

(N. M. M.)

Holland.

Johan de Witt en zijn tijd. (Johann de Witt und seine Zeit.) Von Simons. Erster Band. Amsterdam.

Johann de Witt und sein Bruder Cornelius gehören zu jenen hervorstechenden ihre Zeit überragenden Charakteren, an denen das siebzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges, Ludwigs XIV. und Cromwells so reich war. Mit Deutschland, Frankreich und England durfte damals auch das kleine Holland, sowohl was seinen Antheil an der Gestaltung der Europäischen Politik, als was den Ruhm seiner Helden, Staatsmänner und Gelehrten betraf, kühn in die Schranken treten. Unter diesen Helden, Staatsmännern und Gelehrten nehmen die beiden de Witt einen sehr bedeutenden Standpunkt ein; ihr bewegtes Leben und ihr tragischer Tod waren von gleich wichtigem Einflusse auf das Geschick ihres Vaterlandes und doch ist über beides noch ein nur hier und da gelüfteter Schleier verbreitet. Herr Simons versucht es daher, mit Benutzung reichhaltigen Materials, die Lebensmomente Johanns, des Groß-Pensionaires von Holland, zusammenzustellen und auf die Geschichte seiner Zeit ein neues Licht zu werfen. Bei den unendlich verschiedenen Beurtheilungen, die gerade de Witt nicht bloß bei seinen Zeitgenossen, sondern überhaupt bei seinen Landsleuten bisher gefunden, ist es in der That keine leichte Aufgabe, ein entschiedenes Urtheil über ihn festzustellen; doch scheint ihr der Verfasser, so viel sich aus dem ersten Bande seines Werkes abnehmen läßt, vollkommen gewachsen zu seyn. Er sucht nicht, wie so mancher seiner Vorgänger, die gegebenen Umstände nach den politischen Verhältnissen und vorherrschenden Ansichten der Gegenwart darzustellen, sondern hält sich treu an die Zeit, die er behandelt, und deren Bedingungen er gewissenhaft aufsucht.

Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen, von denen der bisher erschienene erste Band die trefflich geschriebene Einleitung, so wie 6 Kapitel und in einem Anhange die zu jedem Kapitel gehörigen reichhaltigen Anmerkungen umfaßt. Das erste Kapitel, das uns zunächst die Jugendjahre Johann de Witt's vorführt, reicht bis zum Frieden zwischen Holland und England im Jahre 1654; das zweite bis zum Pyrenäischen Frieden im Jahre 1659; das dritte bis zum Jahre 1662; das vierte ist eine Darstellung der inneren Verwaltung Hollands zu jener Zeit, die viel Bemerkenswerthes und Seltsames in Bezug auf die Institutionen der damaligen Republik enthält; das fünfte Kapitel schildert die Lage und die Anstrengungen der Republik vor dem Friedensbruche mit England, und das sechste endlich macht uns mit den Unterhandlungen zwischen Frankreich, England und der Republik bekannt. Als Beilagen zu diesem Theil erhält der Leser: A. die Instruction des Raths-Pensionairs vom 29. März 1641; B. die vom 2. August 1653; C. die an König Karl II. gehaltenen Anreden und die von ihm ertheilten Antworten bei seiner Abreise nach England; D. eine Denkschrift über die Besoldungen, welche die Prinzen von Oranien und die Stände genossen, so wie über die Pensionen rc., vom Jahre 1686 anfangend; E. die Instruction für den Raths-Pensionair vom 25. Juli 1663.

Der Geschichtsfreund sowohl als der Geschichtsforscher wird in dieser Monographie, deren Quellen übrigens gewissenhaft angegeben sind, vielfaches Material zur Aufhellung des von ihr behandelten denkwürdigen Zeitabschnittes finden.

Bibliographie.

Losse bladen uit het groote levensboek. Lecture voor Nederlandsche vrouwen en meisjes. (Lose Blätter aus dem großen Lebensbuche. Lektüre für Niederländische Frauen und Mädchen.) Von C. P. E. Robide van der Aa. Erster Theil. Amsterdam.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Montag den 11. November 1833.

Spanien.

Erinnerungen aus Spanien.

Vom Capitain Basil Hall.

Von allen Ländern Europa's ist Spanien wahrscheinlich dasjenige, dessen Anblick uns entschieden am fremdartigsten ist; auch ist es von allen dasjenige, welches die Erwartung des Reisenden, der es zum erstenmale besucht, am wenigsten täuscht. Italien bietet uns ohne Zweifel eine größere Menge Gegenstände von dauerndem Interesse und verträgt besser ein genaueres Studium; aber ich will hier nur von den romantischen, historischen und selbst klassischen Erinnerungen sprechen, die unsere Vorliebe für Spanien erregen; Erinnerungen so verschiedener und so origineller Art, daß sie nicht nur eine etwas lebhafte Einbildungskraft, sondern auch die Personen anregen, welche sonst den Eindrücken dieser Art am wenigsten zugänglich sind.

Es kommt wenig darauf an, ob wir uns in die entferntesten Zeiten der Geschichte oder in die des Mittelalters zurückversetzen. Der Kampf der Römer unter Pompejus mit Sertorius und den Guerillas jener Zeit zeigt uns, wie sehr die Halbinsel zu jenen Kriegen geeignet war, die später, nach mehreren Jahrhunderten blutigen Streites, mit der Vertreibung der Mauren endigten und noch ganz kürzlich den Armeen Napoleons so theuer zu stehen kamen. Der bloße Name der Mauren genügt, um die reichen Turbane, die Säbel mit glänzenden Klingen, die militairische Religion des Halbmondes und die ganze abenteuerliche Kühnheit der Jünger Mohamed's in der Phantasie hervorzurufen. Wir sehen auch Cordova und Granada mit seinem Palast der Alhambra und tausend anderen orientalischen Bildern wieder erscheinen, die, wenn sie auch nicht dem Boden ursprünglich angehörten, doch daselbst so lange herrschten, daß sie dazu beitrugen, den Bewohnern jenes poetischen Landes einen ganz eigenthümlichen Charakter zu leihen.

Die irrende Ritterschaft, welche den Kreuzzügen folgte, wird immer eine Art von geheimnißvollem Interesse über die Zeiten verbreiten, welche der Wiedergeburt der Wissenschaften vorangingen, und jenes Interesse wird mehr erhöht als vermindert durch den köstlichen Roman des Cervantes; denn es ist zu bemerken, daß Cervantes seine Erzählung in einen solchen Duft von Großmuth, Ehre und ritterlichen Gesinnungen einzuhüllen gesucht hat, daß man sich beim Lesen dabei überrascht, es zu bedauern, daß die Spuren jener Sitten heutzutage fast ganz verwischt sind. Man kommt sogar zuweilen auf den Gedanken, daß Cervantes selbst im Grunde seines Herzens die Zerstörung des poetischen Gebäudes bedauert hat, dem seine zu mächtige Satire den letzten Stoß versetzte. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß Jedermann, der den Don Quixote gelesen hat — ob mit Recht oder Unrecht — überzeugt ist, eine genaue Kenntniß von Spanien und dessen Sitten erlangt zu haben. Da nun in diesem Lande der langsamen Fortschritte jetzt noch fast Alles so geblieben ist, wie es zur Zeit des Sancho war, so braucht der neuere Reisende seiner Phantasie nur einen sehr mäßigen Schwung zu geben, um sich in jene Epoche zurückzuversetzen, die sich seinem Gedächtnisse fast eben so deutlich eingeprägt hat, als Ereignisse, an denen er selbst Theil genommen hatte.

Die Geschichte des Kolumbus und die Episode seiner Gefahren und der Schätze einer anderen Welt tritt uns ebenfalls entgegen mit den kalten Figuren seiner gekrönten Beschützer, der katholischen Könige des 16ten Jahrhunderts, Ferdinand und Isabelle. So groß ist die Wirkung jener romantischen Erinnerungen, daß die Wörter Kastilien und Aragonien, Mexiko und Peru, Cortez und Pizarro, trotz aller der Gräuel, an die sie erinnern, zwingen, jene energischen Charaktere zu bewundern, mit denen man, wie Einige behaupten, in unserer Zeit nichts vergleichen kann. Das ist allerdings nicht meine Meinung. Indessen räume ich ein, daß jene Heldenthaten des alten Spaniens in allen Winkeln der Halbinsel Spuren zurückgelassen haben, so wie sich der Aufenthalt der Mauren sogar noch in der Gesichtsfarbe der jetzigen Spanier wiederfinden läßt, und der eigenthümlichen Poesie ihrer reichen Sprache einen energischen Accent gegeben hat.

Die Inquisition und der ganze Bau des Katholicismus in Spanien hat gleichfalls, was auch die Philosophie dazu sagen möge, zu jener pittoresken Physiognomie beigetragen. Und vergessen wir nicht die Abenteuer des närrischen Gil Blas, des bewundernswürdigen bürgerlichen Seitenstücks zu dem heldenmüthigen Don Quixote. Trotz der persischen Grundlage des Gegenstandes, trotz gewisser ganz Französischer Details in dem „Leben des Neffen meines Onkels Perez", sind doch so viel ausschließlich Spanische Züge darin, daß ohne dieses Meisterwerk des Le Sage unser Gemälde der Volkssitten unvollständig seyn würde.

Kurz, Alles was wir von Spanien wissen, spricht lebhaft zu unserer Phantasie und belebt die Eindrücke unserer Jugend; und als im Jahre 1807 die Politik die Engländer dorthin rief, kamen wir mit einem Enthusiasmus und mit einer Vorliebe hin, die unseren Verbündeten nicht günstiger seyn konnten. Es gab keine edle Eigenschaft, die wir nicht geneigt waren, den Spaniern zuzugestehen, und wir statteten sie freigebig mit allen Tugenden des Patriotismus aus, mit Einschluß des Muthes, der militairischen Disciplin, der Hingebung für die allgemeine Sache und besonders des Mangels jeder Eifersucht gegen diejenigen, welche herbeieilten, um ihnen bei der Bekämpfung eines gigantischen Feindes beizustehen.

Wir bedurften daher einiger Zeit, um von jenen schönen Träumereien zurückzukommen und auf unsere Kosten zu erfahren, daß die Spanier, obgleich die besten Kameraden der Welt, und ihre Geschichte die romantischeste der neueren Zeiten, doch auch die schlechtesten Soldaten der Erde für jeden Dienst sind, der außer dem gewöhnlichen Muth auch noch Thätigkeit und Pünktlichkeit verlangt; wesentliche Eigenschaften in jedem Kriege, aber noch nothwendiger, wenn es darauf ankommt, verbündete Truppen gemeinschaftlich agiren zu lassen.

Unglücklicherweise hatten wir kaum an das Alles gedacht, als wir am 8. Nov. 1808 auf dem „Endymion" auf der Rhede von Coruña vor Anker gingen. Sobald die Umstände es erlaubten und die Truppen ans Land gesetzt worden waren, ließen ein anderer Offizier und ich, nachdem wir die Erlaubniß des Kommandeurs erhalten hatten, uns in einiger Entfernung von der Stadt ans Land setzen, ohne daß wir einen bestimmten Zweck hatten. Das erste, was uns als merkwürdig auffiel, war, zwei Bauerjungen ganz auf Englische Weise pfeifen zu hören. Ich muß bemerken, daß es das erste Mal war, daß ich ein Land betrat, wo weder die Sprache, noch die Sitten Englisch waren.

Ich hatte einen Hammer mitgenommen, um vom Ufer einige Stückchen Granit loszuschlagen, die ich einem Freunde zugedacht, der sich mit Geologie beschäftigte; und wenn ich überrascht war, die Bauerjungen pfeifen zu hören, so waren sie es nicht weniger, als sie sahen, daß ein Offizier mit einem dreieckigen Hut und mit einem Degen an der Seite zum Zeitvertreib Steine zerschlug. Da wir den Kopf noch voller von der politischen Manie hatten, die damals Mode war, als von geologischen Forschungen, so fingen wir an über diesen Gegenstand mit unseren neuen Bekannten ein Gespräch anzuknüpfen. Mit Hülfe der Grammatik und des Wörterbuches hatte ich zu solchem Behuf einige Spanische Fragen einstudiert. „Welche Art von Mensch ist Bonaparte?" fragte ich den einen Jungen, „was denkst Du von ihm?"

„Que tal? Was ich von ihm denke?" rief der junge Galizier, indem er sogleich mit einem Wortspiele antwortete, „No es Buenaparte, sino Malaparte. Es ist ein schändlicher Spitzbube, und wenn ich ihn hier hätte, so solltet Ihr sehen, wie ich ihn in Stücken hauen wollte!" Bei diesen Worten entriß er mir meinen Hammer und fuhr damit so heftig gegen seine eigene Brust, daß ich glaubte, er würde sich die Knochen zerschlagen, um seinen Enthusiasmus desto besser auszudrücken. Wir änderten darauf unseren Text und fingen an zu rufen: „Viva Fernando Septimo!" — „Ah, si, viva, viva!" antworteten die beiden Galizier, „und möge auch Georg III. noch tausend Jahre leben!"

Diese leeren Demonstrationen waren es besonders, in denen lebhafte Phantasieen eine Art von Enthusiasmus erblickten, und wir verließen die beiden jungen Galizier mit allem Eifer der alten Helden der irrenden Ritterschaft, überzeugt, daß wir kämen, ein großherziges Volk vom fremden Joche zu befreien, einen Tyrannen von seinem Thron zu stürzen und jene Wunder der Tapferkeit zu verrichten, die der Dichter zu besingen pflegt.

Auf dem nun von uns eingeschlagenen Wege nach den Höhen von Santa-Cruz grüßte uns jeder Bauer, dem wir begegneten, und wünschte uns einen guten Tag. Dies ist, glaube ich, gewöhnliche und allgemeine Sitte in der Halbinsel; wir schrieben es aber den Gesinnungen des Augenblicks zu und waren ganz stolz darauf. Als wir uns einem Dorfe näherten, bemerkten wir einen Gasthof voller Menschen, und da wir dies für eine gute Gelegenheit hielten, die Sitten zu studiren, traten wir ein. Alle Gäste zogen bei unserem

Eintritt die Hüte ab und standen auf, während der Wirth uns mit einem Glase seines besten Weins entgegenkam. Wie bisig tranken wir auf die Gesundheit Ferdinand's VII., was außerordentlich zu gefallen schien; denn Alles drängte sich herbei, um uns die Hand zu schütteln, als wir unseren Weg fortsetzen wollten.

Auf einem kleinen Grasplatze vor dem Wirthshause hatten sich mehrere Frauen versammelt, die, als sie gehört hatten, daß einige Englische Offiziere in der Pulperia wären, neugierig herbeigelaufen waren. Da wir nicht wußten, daß es gegen die Sitte des Landes sey, Frauenzimmern die Hand zu schütteln, so reichte ich die meinige ganz unbefangen einem hübschen Mädchen hin, die dicht an der Thür stand. Es war eine große Brünette mit schwarzen Augen, deren Teint von der glühenden Sonne gebräunt war. Sie wich jener ungewohnten Freiheit aus und verbarg sich beschämt hinter einer Gruppe ihrer Gefährtinnen. Ich konnte nichts weniger thun, als einige Komplimente über ihre Schüchternheit an sie richten, und mich nicht anders aus der Sache ziehen, als indem ich zwei bis drei der fanatisten und pomphaftesten Phrasen, die ich noch an demselben Morgen aus der Spanischen Grammatik gelernt hatte, wiederholte.

Die wenige Uebereinstimmung zwischen diesen gewählten Ausdrücken und dem Umstande, auf den ich sie anwendete, verbunden mit der fehlerhaften Aussprache eines Stümpers, entlockte allen Anwesenden, Männern wie Frauen, ein gutmüthiges Gelächter. Eben trat der alte Wirth der Pulperia heraus, der vielleicht fürchtete, daß wir das Lachen übel nehmen möchten. Er nahm das schüchterne Mädchen bei der Hand, zog sie sanft zu uns hin, und sagte ihr mit der natürlichen Höflichkeit, die den Spanier niemals verläßt, daß sie in der That einen Händedruck mit den Fremden wechseln müsse. Die Brünette, obgleich erröthend, gab doch mit ziemlicher Bereitwilligkeit dieser Aufforderung nach. Der ganze Auftritt würde wahrscheinlich zu allseitiger Zufriedenheit zu Ende gegangen seyn, wenn die Fremden nur halb so viel Takt, wie die Einheimischen gehabt hätten; unglücklicherweise waren wir in ungebildeteren Ländern erzogen worden, und uns einbildend, daß ein Gastwirth überall ein Gastwirth bleibe, begingen wir die Unschicklichkeit, unserem ehrwürdigen Freund die Bezahlung seines Weines anzubieten. Dieser aber, unwillig daß wir die poetische Gesinnung des Augenblicks nicht begriffen, wies unser Geld verächtlich zurück und grüßte uns mit der ganzen Würde eines Grande von Spanien erster Klasse.

Am Abend besuchten wir die Oper in Coruña; ein Geldstück, ungefähr 1 Schill. (10 Sgr.) an Werth, wurde für den Eintritt erlegt. Der Saal war nicht so groß als das Haymarket-Theater in London oder das Theatre des Variétés in Paris und außerdem schlecht erleuchtet oder vielmehr ganz dunkel. Das Theater hatte drei Reihen Logen und über denselben eine Gallerie, auf der sich nur Damen befanden; an jedem Eingange stand ein wilder Cerberus, mit einem Gewehr bewaffnet, um zu verhindern, daß nicht auch Männer auf die Gallerie der Frauen kämen.

Das erste Stück, das aufgeführt wurde, war eine jener antiken biblischen Darstellungen, Mysterien oder Moralitäten genannt. Man sah Nebucadnezar zuerst in seinem Ruhm, dann, wie sich seine Größe bis zu den Sternen erhob, und endlich in seiner Erniedrigung, wie er sich als Ochs von dem Grase des Feldes nährte. Alle geschichtlichen Unglücksfälle jenes übel berathenen Monarchen boten zahlreiche auf die damalige Zeit passende Anspielungen dar, welche man stark applaudirte. Eine jener dramatischen Episoden erregte eine Lustigkeit unter den Zuschauern, die sich mit der Ehrfurcht für die heiligen Gegenstände schlecht vertrug. Anstatt drei Männer in den feurigen Ofen zu werfen, veränderte man den Text der Bibel ein wenig, und ersetzte sie — allerdings eine arge Licenz — durch drei Kinder. Nun ereignete sich aber an jenem Abend Folgendes zur großen Belustigung der Zuschauer und zum Aerger des Direktors.

Nachdem die Kinder in die Flammen geworfen worden waren, zeigten sie sich einen Augenblick darauf in den Wolken als Engel gekleidet. Da es aber unpassend und gefährlich gewesen wäre, sie ohne irgend eine mechanische Vorrichtung fliegen zu lassen, so hatte man im Hintergrunde eine lange Stange errichtet, an welcher oben drei Balken in Form von Windmühlen-Flügeln angebracht waren, an deren Enden man die kleinen Engel festband; dann wurde diese Maschine inmitten einer Masse kompakter Wolken herumgedreht. Eine Zeit lang ging Alles vortrefflich; es war ein Vergnügen, die Kinder lächeln und beim gegebenen Zeichen mit den Flügeln schlagen zu sehen. Aber plötzlich überfiel einen der Jungen die Angst in der Luft und er stieß einen von der Musik der Sphären so verschiedenen Schrei aus, daß wir deutlich die strenge Zurechtweisung des Souffleurs vernehmen konnten. Ich stelle mir vor, daß die Stricke, welche das Kind in den höheren Regionen festhielten, zu sehr angezogen waren, denn nach einem kurzen Stillschweigen erhob der junge Bewohner des siebenten Himmels ein noch lauteres und jämmerlicheres Geschrei, und alle seine Bewegungen standen mit diesem Geschrei in Verhältniß, indem er Hände und Füße mit solcher Heftigkeit bewegte, daß dem ganzen Gebäude des Maschinisten der Einsturz drohte. Der arme Direktor verlor zuletzt die Geduld, lief selbst auf das Theater und schalt seinen erbaulichen Engel, bis das Gelächter der Zuschauer seine Stimme erstickte. Der Vorhang fiel unter allgemeinem Beifall.

Eine angenehme Abwechselung war es für uns, als wir an einem anderen Abend der Vorstellung eines vortrefflichen Ballets beiwohnten, wo wir zum erstenmale den entzückenden Bolero sahen, einen Tanz, der, wenn er nicht von den Mauren eingeführt worden, doch so maurisch und so verschieden von jedem anderen Europäischen Tanze ist, wie nur immer möglich. In dem Klappern der Kastagnetten ist ein zugleich so milder und doch so regelmäßiger Takt, daß er nur die Erfindung einer Uhrgesellschaft seyn kann. Wie dem aber auch sey, so ist der Bolero, wie man ihn jetzt in Spanien ausführt, etwas ganz Entzückendes. Ich kenne keinen Tanz, der Auge und Ohr in gleichem Grade reizt.

Bibliographie.

Reglas de urbanidad y avisos utiles a los niños. (Ueber den Umgang mit Menschen.) In Versen verfaßt von Don Tomas Muerta Alonso, Lehrer der Lateinischen Sprache. Zweite Auflage. Pr. 2 Rs.

Mi opinion sobre la educacion de las mugeres. (Ueber die Erziehung der Frauen.) Der Königin gewidmet, von Don Augustin de Letamendi. Pr. 6 Rs.

E n g l a n d.

Englands finanzielle Macht.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Die Geschichte der öffentlichen Einkünfte in England seit der Zeit Wilhelms des Eroberers läßt sich in vier Perioden abtheilen. Die erste ist die, welche der Regierung Elisabeths vorangeht, die zweite, seit dieser Regierung bis zur Revolution von 1688, die dritte, seit der Thronbesteigung Wilhelms II. bis zum Pariser Frieden 1815, die vierte endlich von 1815 bis auf unsere Zeit.

Bis zu Elisabeth's Regierung waren freiwillige Gaben, Erpressungen, Einziehung der Kirchengüter, Veräußerung der Kron-Domainen die Quellen, welche den Schatz des Staates füllten, wozu noch die Zölle auf Lebensmittel, das Tonnen- und Waagegeld, die den Kaufleuten verliehenen Licenzen und die Einkommensteuer kamen.

Erst unter den Stuart's wurde der Gehalt der Münzen bestimmt festgesetzt. Das Unterhaus übernahm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, die Rolle, die ihm nach dem Ursprung und der Natur seiner Gewalt zukam. Die Armen-Taxe wurde zu gleicher Zeit mit der Lotterie eingeführt, die bill of rights wurde promulgirt, das Finanz-System gehörig organisirt und die Grundsteuer, die Zölle und die Accise (Consumtions-Steuer) wurden einer gleichförmigen Gesetzgebung unterworfen.

Die beiden letzten Perioden der Geschichte der öffentlichen Einkünfte in England verdienen besonders unsere Aufmerksamkeit. Bei der Thronbesteigung Wilhelms von Nassau war das Königreich in einer blühenden Lage; die Bevölkerung war im Zunehmen, der Handel blühte, aber die öffentlichen Einkünfte reichten nicht hin zu den Bedürfnissen eines Fürsten, der die Sicherheit seiner Dynastie auf die beste aller Grundlagen stützen wollte, nämlich auf die National-Ehre. Um mit Erfolg gegen Ludwig XIV. anzukämpfen, mußte man neue Auflagen schaffen, als: die Malzsteuer, die Steuer auf Kutschpferde, auf Hausirer rc. Ihre Unzulänglichkeit nöthigten ihn, in England das System der Anleihen einzuführen, welches er in Holland vorgefunden hatte, wo die jährlichen Zinsen der fundirten Schuld sich beim Nymweger Frieden schon auf 7,107,128 Fl. beliefen. Während seiner Regierung lieh er 12 Millionen Pfund Sterling, und die Staats-Einkünfte beliefen sich bei seinem Tode auf 7,200,000 Pfund Sterling.

Unter der Königin Anna betrugen diese Einkünfte 6,200,000 Pfund Sterling, aber während ihrer 12jährigen Regierung belastete sie die Englischen Finanzen mit einer Schuld von 60 Millionen Pfd. Dies hieß die Siege Marlborough's etwas zu theuer bezahlen. Möge ein nichts entragender Enthusiasmus den Siegestag von Blenheim feiern! Der Ruhm unserer Armeen wird nie die ungeheuren Summen aufwiegen, die uns ihre Expeditionen auf dem Kontinent kosteten.

Das Staats-Budget unter der Regierung Georgs I. belief sich auf 8 Millionen Pfund Sterling; aber dieser friedliebende Monarch brachte es bis auf 4 Millionen herunter. Die von seinem Nachfolger unternommenen Kriege steigerten die öffentlichen Ausgaben während seiner 33jährigen Regierung auf die Gesammtsumme von 266 Millionen Pfund Sterling, wovon 39 Millionen geliehen waren.

Mit der Regierung, oder man kann sagen, mit dem Jahrhunderte Georg's III. fängt die finanzielle Aera nicht allein Englands, sondern der ganzen civilisirten Welt an. Es wäre unmöglich, in dem beschränkten Raume dieses Artikels ohne Verwirrung alle Pläne, alle Auskunftsmittel herzuzählen, welche Pitt und seine fanatischen Schüler erdachten, um jeden Zweig des öffentlichen Einkommens zu erhöhen. Sie sind so ungeheuer, daß, wenn sie nicht durch authentische Dokumente dargethan wären, man es nicht glauben könnte. Das Netto-Einkommen bei der Thronbesteigung Georg's II. belief sich auf 8,800,000 Pfd. Sterling; im Jahre 1803 auf 17,600,000; im Jahre 1808 auf 61,500,000 Pfd. Sterling, und am Ende des Krieges im Jahre 1815 auf 76,833,494 Pfd. Sterling.

Folgende Tabelle zeigt die fortwährende Zunahme einiger Zweige des öffentlichen Einkommens seit 1760 und 1790 bis 1815.

Bezeichnung der Steuern.	1760 bis 1790	1804	1808	1815
Zölle	1,960,000	7,000,000	9,500,000	10,960,775
Taxen auf d. Landgüter im J. 1790	600,000	5,300,000	6,900,000	7,543,865
Stempel i. J. 1790	263 207	3,170,000	4,832,000	5,601,791
Porter	83,493			1,541,000
Accise	3,387,000	17,900,000	23,000,000	26,537,633
Abgaben vom Eigenthum				12,000,000

Diese erdrückende Masse von Auflagen reichte bei weitem nicht hin, alle Ausgaben der Brittischen Regierung zu bestreiten. Pitt und seine Nachfolger beschränkten sich nicht darauf, die Generation, welche sie niederdrückten, damit zu belasten; das Parlament befugte sie auch, die Hülfsquellen der Zukunft im Voraus zu verschlingen. Sie häuften Anleihen auf Anleihen und fügten so noch ein Kapital von 531,100,000 zu der ungeheuren Summe, die wir oben angegeben haben, und welche die Masse der Ausgaben von 1793 bis 1815 auf 1,947,637,587 Pfd. Sterling brachte, was, ein Jahr durch das andere gerechnet, jährlich 76,705,503 Pfd. Sterling macht.

Pitt und seine Jünger waren Riesen in der Kunst, ein Königreich in finanzieller Hinsicht auszubeuten. Wie hätte England unter der Last so vieler Auflagen nicht erliegen sollen! Seit 1793 unterstützte sein Geld alle gegen Frankreich bewaffnete Mächte mit Subsidien; im Jahre 1812 hatte es mehr als eine Million Streiter in seinem Solde, im Jahre 1814 wandte es 14 Millionen Pfd. Sterl. an die Entwickelung des großen Drama's; die nach einigen Monaten erfolgte Rückkehr Napoleons aus Elba machte diese Ausgabe vergeblich, und England mußte neue Kosten aufbringen. Seine Anstrengungen, um die Bourbonen wieder einzusetzen, haben ihm eine Milliarde gekostet.

Wir wollen jetzt das System der fundirten Schuld prüfen, welches die Brittische Regierung angenommen hat, denn es war von großem Einfluß auf den National-Reichthum.

Ursprünglich, und vor der Revolution von 1688, gab der Staat Obligationen mit kurzer Verfallzeit aus, und die Fonds, die zur Verzinsung seiner Anleihen angewiesen waren, sollten Kapital und Zinsen decken. Es war eigentlich nur eine Vorwegnahme der öffentlichen Einkünfte. Nach der Abdankung Jakob's II. mußte Wilhelm durch die Verlängerung des Krieges in Irland und die ungeheuern Kosten, die er verursachte, bei der Unmöglichkeit, hinreichende Hülfsquellen in dem Eifer des Parlaments und der Corporationen zu finden, an die er sich wandte, auf neue Auswege denken. Man schuf im Jahre 1692 eine Anleihe von 884,493 Pfd. Sterling, die durch Leibrenten zurückzahlbar waren, deren längste 99 Jahr dauerte, mit Zinsen zu 10 pCt. bis 1700, und zu 7 pCt. nach diesem Zeitpunkt, und auf die Ueberlebenden übertragbar. Der Erfolg dieser Maßregel bestimmte die Regierung, eine Million Pfd. Sterl. auf 16 Jahre mit Leibrenten zu 14 pCt. zu leihen, welche den durch das Loos bezeichneten Actionairs zufielen. Wilhelm, der die Bank von England gründete, lieh von ihr 1,200,000 Pfd. zu 8 pCt. Zu jener Zeit gab es zwei Indische Compagnieen; die eine bot der Regierung 2 Millionen Pfd. Sterl. unter der Bedingung an, daß das Kapital vor 1711, in welchem Jahre ihr Freibrief ablief, zurückbezahlt werden sollte. Diese Bedingung wurde nicht erfüllt. Um neue Bedürfnisse zu bestreiten, erfand der Kanzler Montague im Jahre 1696 die Schatzkammerscheine. Außerdem machte er neue Anleihen nach dem oben angegebenen System, welches er noch verderblicher machte durch die Höhe der Prämien, die er bewilligte. Der Betrag der Schuld, welche Wilhelm von 1688 bis 1712 anhäufte, ist 44,100,795 Pfd. Sterl. für eine wirkliche Anleihe von 34 Mill. Pfd. Sterl.

Der Regierungs-Antritt der Königin Anna begann mit einer Kriegserklärung an Frankreich und Spanien. Man nahm aufs Neue seine Zuflucht zum Leibsystem, und schuf Leibrenten von 99 Jahren, wogegen der Darleiher ein Kapital 15 Jahre hindurch zahlen mußte, ferner Leibrenten auf ein, zwei, drei Köpfe, je nachdem man das Kapital in einem, eilf oder zwölf Jahren zahlte. Das Kontinentalsystem untergrub den Kredit. Im Jahre 1711 unternahmen die Schwindler, welche unter dem Namen der Südsee-Compagnie bekannt sind, unter dem Vorwande, in jenen Gewässern Handel zu treiben, nichts Geringeres, als die Regierung aus ihrer Finanz-Verlegenheit zu ziehen. Ihre durch den Schatz geleiteten Operationen hatten zum Resultat, die Nationalschuld von 16 auf 54 Millionen zu erhöhen.

Georg I. reduzirte die Interessen der Schuld und nahm ein System von Oekonomie an, welches unglücklicher Weise durch den Wuchergeist seiner Minister vereitelt wurde. Sie hatten die Schwachheit, in die Neuerung zu willigen, welche die Südsee-Compagnie zur einzigen Gläubigerin des Staats machte. Der Werth ihrer Actien stieg auf das Zehnfache, und ihr Kapital belief sich auf 33,000,000 Pfd. Sterl. Indeß lieh man doch unter der Regierung Georg's I. nicht mehr als 2,500,000 Pfd. Sterl.; aber trotz der Reduction, welche die Staatsschuld erfuhr, betrug sie doch bei seinem Tode immer noch 52,000,000 Pfd. Sterl.

Als Georg II. den Thron bestieg, that er alles Mögliche, um den Frieden zu erhalten, der unter seiner Regierung zwölf Jahr dauerte und ihm erlaubte, das Kapital der Schuld um 5,000,000 zu verringern. Aber die Tories, welche damals die Opposition bildeten, kämpften hartnäckig gegen seine friedlichen Absichten, und rissen die Nation zum Kriege hin. Seit 1725 fingen sie an, den Brittischen Stolz gegen Spanien aufzureizen, und sparten zu diesem Zweck keine Art von Umtrieben. Bald sah man sie, einen Matrosen vor die Barre des Unterhauses stellen, der von den Spaniern verwundet worden war, und ihm einen heuchlerischen Aufruf an die Gnade Gottes und die Rache der Engländer in den Mund legen; bald dem berühmten Thompson sein Gedicht „Britannia" bezahlen, in welchem er den Volksunwillen gegen Spanien aufs heftigste aufregte, oder mittelst Walpole's berüchtigten Gewissenstarif das ganze Parlament bestechen. So groß war zu jener Zeit der Einfluß der Tories auf das Ministerium, daß, als Maria Theresia ihre Ansprüche auf den Thron ihres Vaters geltend machte, die Regierung ihr Unterstützung anbot, und mittelst ihrer Subsidien die Ungarn und andere Völker, welche zu ihrer Vertheidigung aufstanden, besoldete. Auch war die öffentliche Schuld beim Achener Frieden von 42 auf 76 Millionen Pfd. Sterl. gestiegen. Diesem Stillstandspunkt, während dessen Kapital und Zinsen eine kleine Reduction erfuhren, folgte bald der berühmte Krieg, welcher wegen Kanada angefangen, aber bald Europäisch wurde, zwischen England und Preußen auf der einen, und Frankreich, Oesterreich und Rußland auf der anderen Seite, ein verderblicher Krieg für die Finanzen Englands, trotz der Territorial-Vortheile, die er ihm verschaffte; er erhöhete seine Schuld auf nahe an 160 Millionen Pfd. Sterl.

Kurz nach Georg's III. Thronbesteigung gestattete der Pariser Frieden, das Kapital der Schuld um 11 Millionen und die Zinsen nach Verhältniß zu reduciren. Allein wie sehr die Verblendung angefangen, sich in sein Conseil einzuschleichen, beweist dessen unbegreifliches Benehmen gegen die Kolonieen in Nord-Amerika. Sollte man glauben, daß diese Verblendung so weit ging, das Anerbieten der Stadt Boston zurückzuweisen, welche 100 Jahre lang einen jährlichen Fonds von 100,000 Pfd. Sterl. zahlen wollte, um die Nationalschuld zu vermindern! Bald brach die Amerikanische Insurrection aus, und mit ihr der mörderischeste und verderblichste Krieg, den England noch je zu bestehen hatte.

Im Jahre 1786 war es, daß Pitt das so sehr gepriesene Amortisations-System des Dr. Price ins Werk setzte; man hoffte große und schnelle Resultate davon, aber bald war man enttäuscht, als man bemerkte, daß dieser Mechanismus, nachdem er zehn Jahre gewirkt, in der That nur 162,000 Pf. Sterl. amortisirt hatte, was die Erlöschung der Schuld erst nach 53 Jahren herbeiführen konnte, wobei man jedoch voraussetzen mußte, daß sie in dieser ganzen Zeit keinen neuen Zuwachs erhielt; aber diese Hoffnung war bei der Stellung, in welcher England und Europa sich seit dem Jahre 1789 sahen, ein Hirngespinst.

Die Bank, welche Pitt schon bei mehreren Gelegenheiten gemißbraucht hatte, wollte dem Schatz ferner nur unter der Bedingung aushelfen, daß sie nicht genöthigt seyn sollte, ihre Scheine in Gold zu realisiren. Von dieser Fessel befreit sahen sich die Direktoren im Stande, das Ministerium in seinen ausschweifendsten Finanz-Operationen zu unterstützen. Sie vervielfältigten ihre Noten ins Unendliche. Die Schatzkammerscheine, welche bis dahin noch mit einiger Mäßigung ausgegeben worden waren, wurden ihrerseits zu 11 bis 12 Mill. Pfd. Sterl. auf einmal unter das Publikum geschleudert. Die Bank wirkte wieder auf die Börse, dieser ungeheure Schacherplatz wurde das Hauptquartier von Tausenden von Mäklern, welche auf ihren schnellen Wanderungen durch alle Städte des Königreichs unaufhörlich daran arbeiteten, das Publikum zu ködern, seine Habsucht durch die Lockspeise eines ungeheuren Gewinnes zu reizen, die Eifersucht der Engländer gegen das Ausland zu wecken und die Wohlthaten des Krieges anzupreisen, während ein Schwarm von Brochüren-Schreibern diese trügerischen Manövers unterstützte. Wir könnten die Beispiele dieses schrecklichen Wuchers anhäufen, wir wollen aber nur einige anführen.

Im Jahre 1800 creirte man 32,185,000 Pfd. Sterl. 3 pCt. konsolidirte Schuld für ein wirkliches Anlehen von 20 Mill. Pfd. Sterl. 1801 vermehrte man die fundirte Schuld um 49 Mill. Pfd. Sterl. und creirte außerdem noch 11 Mill. Schatzkammerscheine. 1802 machte man eine neue Anleihe von mehr als 23 Mill. Pfd. Sterl. 1803 wurde die Schuld um 19 Millionen vermehrt; 1804 um 26 Mill.; 1805 um 39 Mill. und 1806 um 33 Mill. Alle diese Opfer dienten zu nichts, als Napoleons militairischen Ruhm zu nähren, unter dessen Last Pitt erlag. Seine Schüler Perceval und Castlereagh trieben die Anwendung seines Systems auf das Aeußerste. Im Jahre 1809 vermehrten sie die Schuld um 17,500,000 Pfd. Sterl. und in den Jahren 1810 und 1811 um 31 Mill. Pfd. Sterl. 1812 um 114 Millionen, und endlich 1814 und 1815 um 98 Millionen, also nahm die Schuld in 15 Jahren um mehr als 503 Millionen zu.

Herrn Vansittart's Plan, sie zu reduciren, vermehrte sie nur noch. So fügte man im Jahre 1813, während man 24 Millionen zurückkaufte, 50 Mill. hinzu. Im Jahre 1814, während die Amortisation sie um 22 Mill. verminderte, wurde sie durch Anleihen um 106 Mill. vergrößert. Nach dem Pariser Frieden war der Hauptbetrag der ganzen Schuld 864,822,454 Pfd. Sterling.

Die Minister, in Uebereinstimmung mit der Bank, reducirten anfangs die Zinsen der Schatzkammerscheine von 5½ auf 3½ pCt. Auf diese heilsame Operation, die den Geldüberfluß auf dem Londoner Markt herbeiführte, folgten weitere Herabsetzungen der 3 pCtigen auf 2½ pCt., der 5 pCt. auf 4 pCt. und endlich der 4 pCt. auf 3½ pCt. Die Zinsen der Schuld wurden auf Kosten des Kapitals reducirt, die Zukunft wurde der Gegenwart geopfert, und das Gebiet der Agiotage fand sich um den ganzen Unterschied erweitert, der zwischen den Coursen war, und denen nach der Reduction stattfand.

Es ist ausgemacht, daß die ungeheure Schuld, welche in diesem Augenblick England niederdrückt, nur mit Hülfe der Bank, der Börse und der Spiegelfechterei der Amortisation entstand, von der wir endlich befreit sind; daß der Betrag der successiven Anleihen, woraus sie entsteht, auf thörichte Weise in Kriegen verschwendet wurde, die größtentheils im Gegensatz mit dem wahren Interesse des Englischen Seewesens, Handels und seiner Manufakturen unternommen wurden, und daß seine topographische Lage es von den Streitigkeiten auf dem Kontinent hätte fern halten sollen. Während des Krieges ist seine Schuld auf schreckliche Weise angewachsen, und der Friedenszustand brachte ihr nur eine schwache Reduction: von 1763 bis 1775 um 10 Mill. Pfd. Sterl., von 1783 bis 1793 um 45 Mill. und seit 1815 eine fast unmerkliche Verminderung.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber den Roman „Lelia", von Georges Sand. *)

Zehn Jahre ist es her, seitdem eine große literarische Umwälzung in Frankreich stattgefunden hat. Dieselben Umstände, wie in der politischen Gährung von 93, ließen sich auch hier wahrnehmen, d. h., daß die Sieger, von dem Siege erhitzt, in ihrem Eifer zu weit gingen, alle Klugheit vergaßen und mit blinder Wildheit sich gegenseitig bekämpften; daher kommt es, daß mehrere der ausgezeichnetsten damaligen Neuerer unfähig zum Kampfe wurden; daß sie, die sich für kühn hielten, von dieser Seite übertroffen wurden. Sie hatten einen kolorirten Stil; da kamen Nebenbuhler, die einen Stil hatten, der das Auge blendete, einen Malerstil, reich an künstlich gestellten Worten, an langen Periphrasen, bunten Beiwörtern, an Blitzen und selbst Donnern. Die Ersten wurden die Letzten, wie das Evangelium sagt. Seitdem kümmerte man sich nicht mehr um Gedanken, um Gründlichkeit, um Logik, um Charakter; nur Stil! und welcher Stil mitunter! ein Kleid mit glänzendem aber falschem Flitter, wie bei Madame Saqui, ein wahrer Senatormantel unter dem Kaiserthum, reich, aber der nichts bedeckte. So entstand eine Menge mittelmäßiger Werke mit so schönem Schnitzwerk von Außen, daß man einen Augenblick stehen blieb, um es anzusehen.

Bald wird man sagen, jene Zeit war das goldene Zeitalter der Tages-Literatur. In der That, es kam ja nicht darauf an, den Werth einer philosophischen Idee zu suchen oder zu ergründen, ein System zu bauen, die Seele in seiner mächtigen Hand zu bewegen, mit Plato, Aristoteles, Sokrates, Epiktet anzubinden. Nein, wenn man nur seinen kleinen Roman aus dem Mittelalter mit Grazie anlegte, so war Alles gethan. Glücklich, wer nur einen „Landstreicher" aufzubringen wußte. Mochte sein derber Stil auch nur aus derben Französischen Sprachfehlern bestehen, man hielt ihm Alles zu gut, hatte er doch den Liebhabern von Landstreichern und Spitzbuben Genüge gethan. Ein Anderer gab uns eine Schaudergeschichte aus den Kreuzzügen unter dem Titel: „Hiob." Aus den Kreuzzügen! Großer Gott! Man ließ sich nicht einfallen, daß das Buch keinen wahren Zug enthielt. Ja, keinen wahren Zug; das ist der Fehler aller dieser Geschichten, die selten das Talent der Treue besitzen, denn Du mußt wissen, lieber Leser, daß man Dich mit hohlen Worten anlockte: „Lokalfarben", und ich wette, Du ließest Dich auch fangen, so gut wie Andere. Ein Einziger hat diese Farben wirklich; dies ist Jakob, ein Geständniß, welches jeder Wahrheitsliebende ihm schuldig ist; auch gehört nur ihm das Mittelalter, weil er sich ihm ganz hingegeben hat. Was die Anderen betrifft, so hatten sie ihre Schellen so laut klingeln lassen, daß man über ihr Ende nur lachen kann.

Jetzt ist die Reihe an den Philosophen. Nach der objektiven und reellen Unterhaltungs-Literatur, kommt die mystische, die ganz sinnige. Dieses innere Wirken will jetzt dargestellt seyn. Der Körper ist nur noch die rohe Maschine, die unentbehrliche Nebensache, die man gern in Vergessenheit bringt. — Dies ist das geistige Genre.

Es ist zu fürchten, daß gewisse Schriftsteller dieser neuen Schule sich eben so zu Tode schweigen werden, wie die Mittel-Alterthümler. Ueberspannt in ihren Ansprüchen, gehen sie über das Ziel hinaus, brechen und empören unsere Natur, die sie erleuchten wollen, verdingen Unordnung, zwängen unsere Leidenschaften in andere Formen, erheben und nur in Hinsicht des Menschen und nicht neben Gott, führen uns zu neuen Lehren nur durch Zweifel über das Walten der Vorsehung, entziehen die Frau ihrer Bestimmung, welche in der Sanftmuth, der Herrschaft der Tugend mittelst der Unterwürfigkeit besteht, untergraben unser gesellschaftliches Gebäude, ohne ihm eine andere Grundlage, andere Stützpfeiler zu geben. Wo Alles geändert werden muß, da findet man wenigstens nach dem Einreißen einige Steine zum Wiederaufbauen; bei uns aber zerstört man durch den Zweifel an Gott, den man uns einbilngen will, das einzige Prinzip der Wiedergestaltung. So darf es nicht bleiben! Dies erklärt, warum Lelia nie populär werden wird.

Sollen wir unsere Meinung ganz sagen? Dieses Buch scheint uns gefährlich; nicht, weil es eine neue uns beherrschende Idee untergräbt, (was will unser Tages-System sagen?) sondern weil es uns nichts läßt. Schon hat Sand in einem seiner Romane die mütterliche Liebe und kindliche Pflicht vernichtet durch eine Phrase, deren man sich zu wohl erinnert. Diesmal folgen die gewöhnlichen Leidenschaften ihrem Lauf nicht mehr, die Rollen sind umgekehrt. Lelia, ein Weib, ein Engel an Schönheit, hat das Herz eines Engels der Finsterniß. Lelia lästert die Liebe, sie glaubt nicht daran; das ist schrecklich. Man denke nur, wie trocken, wie leer eine solche Seele seyn muß. Von dem Augenblick, wo sie das Element ihres Geschlechts leugnet, ist sie nicht mehr Weib. Die so mächtige Waffe zu gefallen und zu lieben, sie hat sie unbesonnen von sich geworfen, jetzt bedarf sie einer anderen; es ist der Uebermuth des Gefühls. Welche abscheuliche Ueberlegenheit wird ihre kalte Besonnenheit ihr geben. Sie verlangt Macht, und jene Macht, die Gott in sie legte, um ihre Leidenschaften zu zähmen, die hat sie verbraucht. Nun ist sie ganz Lelia.

Nun aber, woher diese Kälte, diese Starrheit? — weil sie betrogen wurde, weil sie alle Seelen in einer einzigen sah, als wenn Jemand alle Abstufungen der Menschengestalt in Einer Natur wahrnehmen wollte. Dieser Frau schenkt ein Dichter, Stenio, seine Neigung. Er vertraut; sie mißtraut, das ist das ganze Drama. Er bringt seine Tage in langer und peinlicher Bezauberung bei ihr hin; denn die Hand, die ihn liebkoste, verwundete ihn bald. Er will sie meiden, aber er hat den Muth nicht mehr. Er wird sie gänzlich fliehen, denn er will sich tödten. „Wenigstens", sagt er, „werden wir uns nicht in demselben Himmel antreffen." Sie wird krank; er fliegt zu ihr. Hier entrollt sich eine schreckliche Scene. Diese Frau, auf ihren Ellenbogen gestützt, eben aus einer nervösen Krisis erwachend, ruft jetzt Gewissen und Religion an. Der Arzt stottert, der Priester hat keinen Glauben mehr; Gewissen und Religion sind vernichtet. Diese Frau, welche beiden beweist, daß sie nichts über sie vermögen, nachdem es geschienen hatte, als wenn sie sich ihnen unterwerfen wollte, genest indeß, und Stenio trägt seine Fesseln wieder. Lelia nimmt ihre Paradoxen von neuem an. „Die besten Männer", sagt sie, „sind die eitelsten; der Heldenmuth ist nur eine Chimäre; da, wo die Leidenschaften aufhören, da erst fängt der Mensch an"; und endlich: „Ein Mensch verläßt das Bagno innerlich beruhigt und geläutert."

In der That bietet uns der Roman eine Personage der Art dar. Tremnor, welcher die „Tugend des Spiels" besessen hat, Tremnor, den eine Spitzbüberei auf die Galeere brachte, aber den Lelia um so höher achtet, Tremnor erröthet nicht über seinen früheren Stand. Man höre, wie er sich auf einer Spazierfahrt auf dem See äußert. „Wie schön!... Sie rudern zu schnell, lieber Stenio; der Nebel täuschte mich. Diese Ruderschläge, die Abendkühle und besonders diese heilige innere Ruhe, welche ich empfinde, ließen mich glauben, ich wäre noch im Bagnio."

Also, um den philosophischen Neuerer zu machen, sah sich Sand dahin gebracht, jenem großen Sammelplatz des Lasters das Wort zu reden, sah sich genöthigt, der wilden Leidenschaft Stenio's die Weisheit Tremnor's entgegenzuhalten, eine in der Infamie geschöpfte Weisheit. Gott gelingt es nicht, das Herz des jungen Dichters zu lenken, während das des Galeerensklaven sich durch die menschliche Rechtspflege läutert. Welche abscheuliche Moral! Doch es ist noch nicht genug an allen diesen Personen, die ihrer Natur gerade entgegenstreben; da gehört auch noch ein Magnus dazu, ein Priester, der an der Wahrheit seines Kultus zweifelt, eine Pulcheria, ein sinnliches Weib, das gerade Widerspiel von Lelia. Jene hat nur Sinne; diese hat gar keine. Stenio wird der Pulcheria in die Arme geworfen; er stößt sie zurück. Endlich macht ihn Magnus, der für Lelia brennt, zu seinem Vertrauten, und der gute junge Mann, der zu Gott ongestrebt hatte, stürzt sich am Ende ins Wasser. —

Dieses Buch ist nicht ohne Bedeutsamkeit in dem Augenblick, wo zu Gunsten der Frauen eine mächtige Revolution im Werke ist. Was werden die Folgen davon seyn? Ich weiß es nicht. So viel bleibt ausgemacht, daß Sand eine neue Art der Emancipation für sie erdacht hat: den Unglauben. Aber dieses Mittel bessert nicht, es reformirt nicht, im Gegentheil, es erschreckt. Diese Lelia, welche nicht an das edelste Gefühl glaubt, ist unglücklicher, als wenn sie nicht an Gott glaubte. Ueberdies führt sie dies auch gerade dahin; sagt sie doch selbst: „Schafft doch die Welt ohne Gott um!" Dieser Roman, mit einem oft bezaubernden Stil, streift nicht selten an die Verirrungen, Doktrinen, die gewiß nicht mehr die unserer Zeit sind. Aber so groß ist die Reaction aller menschlichen Dinge, daß das Gebäude, welches die behaarliche Feder Arouet's umstürzte, durch unsere Hände wieder aufgebaut werden wird, wenn auch nicht nach demselben Plane, doch wenigstens als ein harmonisches Ganzes. Nun aber, wir wiederholen es, das Buch, welches Unglauben, Egoismus des Unglücks lehrt, welches lehrt, sich der theuersten Gefühle der Menschheit zu entschlagen, ein solches Buch ist ein schlechtes Geschenk für unsere Zeiten, ein eben so schlechtes, als das ewige Deklamiren Alfred's von Musset gegen das Christenthum. (France littéraire.)

Bibliographie.

Histoire politique de l'église. (Geschichte der Kirche in ihrer Beziehung zum Staat.) Von A. von Bidaillan. 3 Bde. Pr. 22½ Fr.

Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. le baron Cuvier. (Das Leben und die Werke Cuvier's.) Von Duvernoy. Pr. 3½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Provinzial-Bibliotheken in Frankreich. Mit Ausschluß des Seine-Departements befinden sich in sämmtlichen übrigen 85 Departements von Frankreich 192 Städte, welche öffentliche Bibliotheken besitzen. Die wichtigsten sind die von Troyes mit 50,000 Bänden; die von Marseille mit 35,000, die von Aix mit 75,000, die von Caen mit 40,000, die von Besançon mit 56,000, die von Bordeaux mit 115,000, die von Versailles mit 45,000, die von Rouen mit 28,000 und die von Amiens mit 48,000 Bänden. (Straßburg?) — 822 Französische Städte mit 3000 bis 18,000 Einwohnern entbehren jeder ähnlichen Anstalt zur Sammlung und Verbreitung wissenschaftlichen Materials. Sämmtliche 192 Städte, welche Bibliotheken besitzen, vereinigen darin höchstens 2 bis 3 Millionen Bände, so daß im Verhältniß zu der Bevölkerung der 85 Departements nicht mehr als ein Band auf funfzehn Seelen kommt. Die Stadt Paris allein besitzt dagegen fünf öffentliche Bibliotheken mit einem Vorrathe von 1,378,000 Bänden, so daß hier jede Seele nicht blos ein Buch für sich, sondern auch noch den halben Antheil an einem andern Buche hat. (T. Fr.)

*) Georges Sand, Verfasser der „Indiana", der „Valentine" und der „Lelia" ist eigentlich kein Georges, sondern eine Georgine. Unter dem Namen Sand verbirgt sich eine Frau, welche Madame Dudevant heißt, der ein bedeutendes Talent gewiß nicht, wohl aber die Zierde ihres Geschlechts, ein richtiges Gefühl und wahre Weiblichkeit, abzusprechen ist. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Mittwoch den 13. November 1833.

Italien.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in Mailand.

Indem wir uns anschicken, eine Charakteristik der vornehmsten Kunstwerke zu geben, welche die diesjährige Ausstellung in den zu diesem Zwecke bestimmten Sälen des Palazzo di Brera in Mailand imposant machten, glauben wir auch die Deutschen Leser damit zu erfreuen, da es wohl immer interessant bleibt, über den Zustand der Kunst in dem eigentlichen Vaterlande derselben einige nähere Details zu besitzen. Ohne weitere allgemeine Bemerkungen und Hinweisungen, da sich diese von selbst aus der Darstellung des Einzelnen ergeben, schreiten wir sogleich ans Werk und erlauben uns zunächst, von zwei Monumenten zu sprechen, von denen das eine als Modell auf einem Absatz der großen Treppe jenes Palastes, das andere unter den oberen Portalen steht, durch welche man zu den Sälen der Ausstellung gelangt.

Monumente. Das erste, dem Andenken des Marchese Cäsar Beccaria geweiht, der jenes berühmte Werk „Ueber Vergehen und Strafen" (Dei delitti e delle pene) schrieb, besteht aus einer kolossalen Statue auf einem ihrer Größe angemessenen Piedestal: die verdiente Società degli azionisti, die es über sich nahm, ihr Vaterland von einer so heiligen Schuld zu befreien, übertrug die Ausführung der Idee dem kunstreichen Meißel des Ritters Pompeo Marchesi, Professors der Bildhauerkunst an der Akademie, der diese wichtige Aufgabe ganz befriedigend löste. Wirklich scheint sich der Künstler durch seine großartige Ausführung mit dem großen Manne, den er bilden sollte, auf gleiche Stufe gestellt zu haben. Die Stellung kann nicht angemessener und edler gedacht werden. Da der berühmte Rechtsgelehrte unter den Auspicien der Kaiserin Maria Theresia in demselben Palaste, wo ihm das Monument errichtet werden, seine Vorlesungen hielt, so stellte ihn der Künstler dar, wie er, auf einem Katheder sitzend, die rechte Hand erhebt, als ob er seine Lehrsätze diktiere, und die Linke auf sein unsterbliches Werk stützt. Der Ausdruck von Güte in diesem Antlitz, mit der Humanität seiner Lehrsätze und den Lineamenten des Bildnisses im Einklang, erhöht das Imposante der ganzen Figur um Vieles. Auch von den minder hervortretenden Theilen derselben könnte man sagen, daß sie die Absicht des Künstlers durchschimmern lassen. In vollkommener Uebereinstimmung mit allem Uebrigen läßt er uns, der Würde des Ganzen unbeschadet, eine ansehnliche Körperfülle wahrnehmen. Die unbekleideten Theile sind mit größter Meisterschaft modellirt, die gewaltigen Locken einer Perücke, wie man sie damals trug, durch einen natürlichen Kopfputz geschickt ersetzt; die lange Robe, in welche die Figur gehüllt ist, könnte nicht besser angepaßt seyn, um die Formen des Körpers ganz hervortreten zu lassen und dabei den darunter befindlichen modernen Anzug durch majestätische Falten zu verhüllen; kurz, Alles verkündigt eine großartige Auffassung des Gegenstandes, die kunstvoll ins Leben getreten ist. Wir glauben jedoch, daß Eine Bemerkung nicht am unrechten Orte seyn dürfte, obschon sie keinen Gegenstand von besonderer Wichtigkeit betrifft. Betrachtet man die Statue von unten nach oben, wozu man, da sie auf einer Treppe steht, natürlichen Anlaß hat, so scheint es, als ob die Hände, besonders die rechte Hand, in Vergleichung mit dem Kopfe etwas schwer wären; von oben beleuchtet fanden wir den Kopf in Verhältniß zur Masse des ganzen Körpers leicht, dagegen die Hände in Harmonie mit dem Kopfe. Vielleicht wird der Künstler bei der Ausführung in Marmor diesen Fehler verbessern.

Das zweite Denkmal, welches vollendet in den oberen Portiken steht, ist dem ausgezeichneten Dichter Vincenzo Monti errichtet, auf dessen Werke die neuere Italiänische Literatur so lange stolz seyn wird, als erhabene Conception, Adel des Stils und Reinheit der Sprache etwas gelten werden. Die trefflichsten Künstler haben das Ihrige beigetragen, um ein Monument zu Tage zu fördern, das solchem Ruhm entspräche. Der große Maler Pelagio Palagi zeichnete die Umrisse; von dem akademischen Bildhauer Abbondio Sangiorgio wurde es plastisch ausgeführt und von einem anderen akademischen Bildhauer, Luigi Manfredini, in Bronze gegossen. Das Monument, dessen Basis zwei Sockel aus polirtem Granit bilden, ist ein bronzenes Piedestal mit einem die trauernde Poesie darstellenden Basrelief; darüber erhebt sich ein anderer Sockel, auf dem inmitten zweier tragischen Masken die mehr als lebensgroße Büste des Dichters steht. Die ganze Arbeit athmet wahrhaft Griechische Eleganz.

Historische Malerei. Das größte und zugleich großartigste Gemälde dieser Art lieferte der Ritter Carl Bruloff. Von Herrn A. v. Demidoff zu Ausführung eines Gemäldes aufgefordert, dessen Sujet seiner Wahl überlassen blieb, wählte er eine jener Katastrophen, die nach der allgemeinen Sündfluth in der Geschichte äußerst selten sind. Auf einer ungefähr vierzehn Ellen langen Leinwand stellt er uns den letzten Tag von Pompeji dar. Aus zweien Briefen des Cajus Plinius Cäcilius, eines Augenzeugen der tragischen Katastrophe, an den Geschichtsschreiber Tacitus entlieh er die besonderen Umstände, und alles dasjenige, was, da es auf Einem Punkt sich darstellt, jede andere Phantasie zur Verzweiflung gebracht hätte, scheint vielmehr der seinigen als Gährungsstoff, als reiche Nahrung gedient zu haben. Er begab sich an den Ort, wo Pompeji einst gestanden, und skizzirte die eben so furchtbare als rührende Scene nach den Trümmern, die in der alten Straße der Vorstadt Augustus Felix, welche eine kurze Strecke mit der Herkulanischen Straße parallel lief, aus ihrer Grabeshöhle emporstiegen. Wenn man von diesem Orte aus nach dem Thor von Pompeji geht, so erblickt man zur Rechten den Vesuv, welchen der Maler sehr zweckmäßig zum Hintergrund seines Gemäldes benutzte. Wir glauben dem Leser einige Stellen aus der Erzählung des Plinius mittheilen zu müssen, damit er von der Idee des Künstlers und von der Disposition der Gruppen, mit denen die Scene belebt ist, einen angemessenen Begriff erhalte. „Funfzehn Tage lang hatte man ein Erdbeben verspürt, das uns um so weniger überraschte, als die Städte und Flecken Campaniens demselben häufig unterworfen sind; in jener ganzen Nacht *) verstärkte es sich in solchem Grade, daß jedes Haus eher umgekehrt als erschüttert wurde. Meine Mutter trat plötzlich in mein Gemach, als ich eben hinauseilen wollte, um sie zu wecken. Wir setzten uns in dem Hofe nieder, der nur einen schmalen Raum zwischen dem Gebäude und dem Meere einnimmt .... Schon war es sieben Uhr Morgens, und noch zeigte sich nur ein schwaches Dämmerlicht. Jetzt erhielten die Gebäude so furchtbare Stöße, daß man nur an unbedeckten Orten, die jedoch sehr eng waren, verweilen konnte. Wir entschlossen uns, die Stadt zu verlassen; das geängstigte Volk drängt uns haufenweise nach, und, wie es bei allgemeinem Schrecken zu geschehen pflegt, ein Jeder hält dasjenige für das Sicherste, was er die Andere thun sieht. Als wir aus der Stadt heraus waren, machten wir Halt — neue grausige Wunder, neues Entsetzen! ... Das Meer schien sich umzukehren und war wie vom Ufer zurückgestoßen ... An der entgegengesetzten Seite zerbarst eine schwarze, entsetzliche, von Flammen durchzuckte Wolke und ergoß sich in blitzähnlichen Feuerströmen, die nur viel leuchtender waren, als Blitze ... Die Asche fing an herabzustäuben; ich drehe mich um und sehe, wie ein dicker Rauch, der sich gleich einem Strom über den Boden ausdehnt, uns nachfolgt. Indem wir dahinschauten, sprach ich zu meiner Mutter: „Laß uns vom Wege abgehen, damit nicht der nachdrängende Haufe in dieser Finsterniß uns ersticke." Mit genauer Noth hatten wir uns entfernt, als das Dunkel in solchem Grade zunahm, daß wir uns weit eher in einer ganz finsteren Kammer als unter einem sternenlosen Nachthimmel zu befinden glaubten. Man hörte nichts mehr als das Geheul der Weiber, das Gewimmer der Kinder, das Schreien der Männer; die Einen riefen ihren Vater, die Anderen ihren Sohn, wieder Andere einen Gatten; man erkannte sich nur an der Stimme; Jener bejammerte sein eigenes Unglück, Dieser das Schicksal seiner Theuren; Mancher rief aus Todesangst den Tod an; Viele flehten zu den Göttern; Viele waren überzeugt, daß es mit ihnen vorbei sey, und daß die Welt in dieser Nacht, die sie für die letzte ewige Nacht hielten, untergehen würde." — Dies ist die Schilderung, aus welcher der Maler seine Bilder entnehmen und auf der Leinwand darstellen sollte. Ob es dem Ritter Bruloff gelungen sey, über alle Schwierigkeiten einer so riesigen Aufgabe zu triumphiren, mag der Leser aus unserer Beschreibung der Gruppen seines Gemäldes beurtheilen.

Ueber der Scene schwebt die schwarze von schweflichen Dünsten schwangere Wolke, wie sie Plinius beschreibt, und zur Rechten des Zuschauers ergießen sich Ströme eines sehr lebhaften weißlichen Lichtes, dem des Blitzes in der Finsterniß ähnlich; das von den zuckenden Strahlen gesuchte Dunkel der Wolke geht in dem glühenden Dampfe des Vesuvs allmälich unter. In der Mitte des Gemäldes und an der Stelle, die am meisten beleuchtet ist, liegt eine todte Frau, mit einem zarten Knäblein zur Seite, dessen eine Hand noch halb an das von dem mütterlichen Busen herabhangende Tuch geknüpft ist, während es die andere auf den Boden stützt und jammert.

*) Des 23. August 72 n. Chr.

An seiner Stellung erkennt man leicht, daß die Mutter, die es beim Niederfallen in den Armen hielt, das unschuldige Geschöpf gerettet hat. Die Lage beider Figuren, die nicht natürlicher und vollendeter gedacht werden können, zeigt, daß sie von einem zweiräderigen Wagen umgeworfen sind. Dies bestätigen die zerstreut herumliegenden kostbaren Geräthe und Schmucksachen, welche die Frau bei sich führte, ein Rad, in welchem noch ein Stück der zerbrochenen Axe steckt, und in größerer Entfernung der von zügellosen Pferden geschleifte Wagen selbst, aus dem der Gatte halb todt heraushängt.

Mehr im Vordergrunde und rechts vom Zuschauer sieht man, als Gegenstück zu der obigen Gruppe, drei Söhne sich abmühen, ihre Aeltern zu retten: der alte Vater, auf die Schulter des kräftigsten seiner Söhne, der schon Soldat ist, gehoben und am unteren Theile des Körpers von dem jüngsten unterstützt, kehrt seine Blicke gegen den zürnenden Himmel, wehrt mit der aufgehobenen Rechten die fallende Asche ab und umschlingt mit der Linken seinen Sohn, der sich sorgsam hütet, einen falschen Tritt zu thun. Der zweite seiner Söhne schickt sich an, seine hochbejahrte Mutter zu tragen; es scheint, als ob er ihr zuredete, ihm zu folgen, während sie ihn ermahnt, sich selbst zu retten und sie, ein schon resignirtes Opfer, ihrem Schicksal zu überlassen. Das Spiel des Lichtes, welches auf die Umrisse dieser Figuren fällt, ist eben so wunderbar als ihre Verhältnisse, die Charaktere der verschiedenen Alter, die Frische und die Durchsichtigkeit der Farben. Die rechte Seite des Gemäldes schließt sich mit zwei nicht weniger bedeutenden Gruppen. Im Vordergrund unterstützt ein Jüngling seine ohnmächtige vielleicht auch sterbende Braut, mit der ihn Hymen nur vor wenigen Stunden erst verband, und deren Haupt noch die bräutliche Rosenkrone schmückt. Ihre erstarrten Glieder und der erdrückende Schmerz des Gatten erscheinen in solcher Naturwahrheit, daß man tief erschüttert wird. Hier bewundern wir dieselbe meisterhafte Licht- und Farbengebung.

Hinter dieser rührenden Scene lassen uns zwei dringende Gefahren zurückschaudern. Ein Reiter ist auf dem Punkte, von seinem Rosse, das ihn retten sollte, abgeschleudert zu werden; Mann und Pferd befinden sich in der unmittelbaren Nähe des blitzenden und donnernden Meteors; man sieht, wie das Pferd sich bäumt und aus den weiten Nasenlöchern wüthend schnaubt, während der Reiter, die Augen von dem blendenden Glanze abwendend, sich im Gleichgewicht zu erhalten strebt. Die Umstehenden suchen den Hufschlägen des Pferdes auf verschiedene Weise auszuweichen; allein in demselben Augenblick droht Allen eine noch größere Gefahr; durch den Ruck des Erdbebens sind zwei Säulen auf einem sehr nahen Grabmal dem gewissen Einsturze nahe gekommen. Wir übergehen die Aufzählung der andern ausgezeichneteren Schönheiten und bemerken nur, daß hier die dem Wetterstrahl vorangehenden Blitze noch täuschender erscheinen, als an irgend einer anderen Stelle. Wenden wir uns zur linken Seite der schon beschriebenen Mittelgruppe, so entdecken wir auf derselben Linie eine arme Familie, die sich, von Schrecken ergriffen, zur Flucht beeilt. Dies bezeugen schon die nackten Kinder, die bloßen Füße der Aeltern und ihr unordentlicher Anzug. Der Vater, mit der Rechten seine Gattin umklammernd, faßt mit derselben Hand seinen Mantel zusammen, um die theuren Kleinen so gut als möglich vor dem Stein- und Aschenregen zu schützen; die linke Hand aber läßt den Mantel, gleich einem Segel, im Winde flattern, um der natürlichen Richtung der Blicke nach den flammenden Blitzen zu folgen. In diesen emporstarrenden Augen, in diesem geöffneten Munde ist wirklich der ganze innere Schrecken gemalt; in dieser erhobenen Hand liegt alle Verzweiflung an Rettung; die angstvolle Miene der Gattin ist ebenfalls den zuckenden Flammen zugewendet und offenbaret die ganze Verstörung eines liebenden Gemüthes; sie drückt ein zartes Kind an ihren Busen, das, mit der Wuth der Elemente unbekannt, die Blicke auf ein zitternd am Boden sitzendes Vöglein richtet. Die große, schattige, nur von wenigen Lichtern unterbrochene Masse dieser Gruppe scheint dem Beobachter ordentlich näher zu rücken; besonders tritt eine an den Extremitäten beleuchtete Hand gleichsam aus dem Gemälde hervor, und je mehr man sie betrachtet, desto mehr staunt man darüber, wie glücklich der Künstler solch eine Schwierigkeit überwunden hat.

Weiter im Hintergrund, an der Seite, auf die der Blitzstrahl in gerader Linie fällt, begegnet das Auge dem Grabmal des Scaurus, das über die anderen emporragt. Hier drängt sich das Volk unter Geschrei und entspricht vollkommen der Schilderung des Plinius, indem Jeder das nachthut, was er Andere machen sieht. Vor Allen fällt uns, gegen den Mittelpunkt des Gemäldes hin, ein heidnischer Priester in die Augen, der, mit Opfergeräth beladen, den Himmel so verzweifelnd höhnisch ansieht, als hätte er seinem Glauben entsagt. Hinter ihm sieht man einen Maler, sein Werkzeug auf dem Haupte tragend; dieser sieht die Gefahren und die außerordentlichen Wirkungen des Lichtes mit größerem Gleichmuth an und erscheint gleichsam als ruhiger Beobachter, um aus diesem Schauspiel Stoff für die Schöpfungen seines Pinsels zu entlehnen. Wirklich ist dies das Bildniß des Ritters Bruloff; er steht zwischen zwei reizenden Frauen, von denen die Eine, wie dies in der Verwirrung des Schreckens leicht geschehen kann, eine ausgelöschte Laterne trägt; die Vase auf dem Haupte der Anderen hat schon das Gleichgewicht verloren, weil sie die Hand, die das Gefäß hielt, in dem Augenblicke zurückzog, als eine andere Frau ihr bedeutete, das benachbarte Monument wolle eben einstürzen. Am Eingang des Grabmals des Scaurus, das man vermittelst einiger Stufen ersteigt, ist die Verwirrung noch größer; Einige, die sich in der Hoffnung, ein Asyl zu finden, hineingeflüchtet hatten, eilen vor Schreck über die Erschütterung des Gebäudes wieder hinaus und stoßen gegen andere Personen, die dem Asyle zuströmen, um die kostbaren Geräthe, mit denen sie beladen sind, daselbst abzusetzen. Sehr schön ist die Gruppirung so vieler und verschiedenartiger Handlungen und nicht minder ergötzlich der Kontrast so vieler Affekte. Besonders interessirt ein Geiziger, der bei jeder Erderschütterung, bei jedem Wetterstrahl zusammenfahrend, sich niederbückt, um einige Geldstücke aufzulesen, die aus dem vollen Sacke gefallen sind, den er fest an sich drückt.

Endlich bietet noch der Vordergrund zwei interessante Gruppen, die ein vollgültiges Zeugniß von dem feinen Erfindungsgeist des Künstlers abgeben. An der einen Seite kniet eine Mutter zwischen ihren beiden Töchtern, die sie auf das Zärtlichste umarmt. Ihr Herz sagt ihr, daß diese Umarmung die letzte seyn wird, und ein erstorbenes thränenloses Antlitz zum Himmel erhebend, scheint sie, wie eine zweite Niobe, ganz in Schmerz aufgelöst. Ein ehrwürdiger Greis tritt zu ihr hin; er trägt das Zeichen der Erlösung, das ihn als Christen ankündigt; die in ein Tuch eingeschlagenen gottesdienstlichen Geräthe, welche seine linke Hand sorgsam bewahrt, verkündigen einen Priester. In der Rechten hält er eine brennende Fackel, um seinen Brüdern in der grauenvollen Finsterniß zu leuchten.

Das Gemälde hat drei und zwanzig Hauptfiguren; jede Gruppe ist ein Gemälde für sich, bildet aber mit den übrigen ein wunderbares Ganzes. Wir nennen es wunderbar, weil das Auge nicht alle Schönheiten desselben mit einem Male entdecken kann; dazu ist Ruhe und ein wiederholtes aufmerksames Beschauen nothwendig. Man kann wohl sagen, daß der Ritter Bruloff die bedeutendsten Schwierigkeiten besiegt hat, nämlich die Darstellung der doppelten Wirkung des Feuers und des Blitzes. Eine bewunderungswürdige Abstufung von Anfang bis zum Ende zeigt jenes kalte Licht des Blitzes, welches anfänglich lebhaft ausströmt, dann, von der Asche und den Steinen schön durchbrochen, in dem glühenden Wiederschein der Flammensäulen, die dem Vesuv entsteigen, untergeht. Die ganze Composition beurkundet einen solchen Reichthum der Phantasie und des Gemüths, eine so genaue Kenntniß des Ausdrucks der Leidenschaften, daß einzelne kleine Verstöße gegen die Perspektive und die Harmonie des Ganzen dagegen gar nicht in Betracht kommen.

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Englands finanzielle Macht.

(Schluß.)

Die letzten Anleihen, die seit 1812 geschlossen wurden, um ganz Europa gegen Frankreich zu bewaffnen, waren indeß nicht ganz verloren für England; sie haben den Sturz Napoleons und seines Kontinental-Systems bewirkt, dessen um einige Jahre verlängerte Dauer die Industrie und den Handel Großbritaniens vernichtet hätte. Dann haben sie auch jene Seeschlachten herbeigeführt, die den Engländern Stationen für ihre Flotten und Faktoreien in allen Archipelagen und auf allen Küsten gesichert haben. Trotz dieser Vortheile hätte aber England einem schmählichen Bankerott nicht entgehen können, wenn die wundervolle Industrie seines Landbaues und seiner Manufakturen und die unabläßige Anstrengung seiner Regierung, ihr stets neue Abzugs-Kanäle zu eröffnen, durch den unternehmenden und werkthätigen Geist der Nation unterstützt, nicht mit mächtiger Gewalt gegen seine schädlichen Institutionen angekämpft hätte. Unter dem Worte Bankerott verstehen wir übrigens nicht bloß die Unmöglichkeit, das Kapital zurückzuzahlen, sondern die jährlichen Zinsen zu entrichten.

Prüfen wir daher, worin der kommerzielle, agrikole und industrielle Reichthum Großbritaniens besteht, wie groß folglich das Aktiv-Vermögen des Gemeinwesens ist, auf welches die Regierung rechnen kann, um die Lasten zu decken, die sie niederdrücken.

Den landwirthschaftlichen Reichthum Großbritaniens können wir in ein Tableau zusammenfassen. Die Hälfte, wenn nicht der größere Theil, des Kapitals des Britischen Reiches ist dem Ackerbau gewidmet; man kann ihn auf 1,901,900,000 Pfd. Sterl. anschlagen.

Der jährliche Werth des unmittelbaren Ertrages des Ackerbaues beläuft sich auf 246,600,000 Pfd. Sterl., welche nach statistischen Angaben auf folgende Art vertheilt sind:

	Pfd. Sterl.
Korn aller Art	86,700,000
Heu, Gras, Fourage jeder Gattung	113,000,000
Kartoffeln	19,000,000
Gartengewächse, Obst, Baumpflanzungen	3,800,000
Holzschlag, Weiden, Weinbau rc.	2,600,000
Eier, Milch, Käse und Butter	6,000,000
Viehzucht, Dünger	3,500,000
Hanf, Leinen, mit Inbegriff des Arbeitslohns	12,000,000
zusammen	246,600,000

Nächst dem Ackerbau ist die Ausbeute der Minen und Steinbrüche die ergiebigste Quelle unseres Territorial-Reichthums. Die jährlichen Einkünfte, die sie ergeben, betragen im Durchschnitt 21,400,000 Pfd. Sterl., die sich folgendermaßen vertheilen lassen: Eisenminen 4 Mill. Pfd., Steinkohlengruben 11 Mill. Pfd., Kupfer- und Zinngruben, Marmor-, Granit-, Schiefer-, Sandsteinbrüche rc. 6,400,000 Pfd. Die Oberfläche und die unter derselben liegende Schichte des Englischen Bodens geben also einen Gesammt-Ertrag von 267 Mill. Pfd. Sterling.

Der Fischfang trägt jährlich 3,400,000 Pfd. Sterl. ein; dann kommt der Ertrag der Küstenfahrt, den man auf 3,550,000 Pfd. anschlagen kann. Der des See-Transports nach allen Weltgegenden wird auf 34,398,059 Pfd. Sterl. berechnet. Derjenige der Bank oder des Umlaufs des baaren Geldes, der Noten oder Kreditscheine

Großbritaniens durch die ganze Welt wird auf 9 Mill. geschätzt. Um von der Masse der Geschäfte, die durch die Hände der Bankiers gehen, eine Idee zu geben, darf man nur wissen, daß der Betrag der Rechnungen, die täglich in London gegen einander ausgeglichen werden, sich auf 8 Millionen Pfd. Sterl. im Durchschnitt beläuft. In dieser Zahl ist das Netto-Einkommen der Güter begriffen, welche Engländer im Auslande besitzen, und das ihnen nach England übermacht wird. Die Rimessen, welche von dem Einkommen der in Indien liegenden Besitzungen herrühren, nehmen in dieser Berechnung die Summe von 1,500,000 bis 2 Millionen Pfd. Sterl. ein.*)

Es giebt in Großbritanien 350,000 Familien von Handelsleuten, welche offene Laden führen, ohne die Fleischer, Bäcker und Milchverkäufer zu rechnen. Wenn man ihren jährlichen Gewinn und die Zinsen ihrer Kapitalien im Durchschnitt zu 60 Pfd. Sterl. jährlich annimmt, so giebt dies ein Einkommen von 21 Millionen Pfd. Sterl.; aber diese Durchschnittssumme wäre für Irland und gewisse Distrikte in Schottland offenbar zu hoch angenommen; man muß sie also für eine Gegenden auf die Hälfte herabsetzen. Wenn wir außerdem noch die zuletzt genannten drei Industriezweige mit in Anschlag bringen, so erhalten wir einen Durchschnitt von 16,200,000 Pfd., welche Angabe gewiß nicht zu hoch ist.

Das Gemälde des Fabriken-Reichthums Britaniens verdient besonders die größte Aufmerksamkeit. Seine ungeheuer schnellen Fortschritte, die bewunderungswürdigen Werkzeuge, wodurch sie bewirkt wurden, das Genie, welches sie entdeckte und vervollkommnete, der unermüdliche Kampf der Englischen Industrie gegen die des Auslandes, die ungeheuren Kapitalien, die sie verwendet, alles dieses setzt unsere Einbildungskraft in Staunen.

Den ersten Rang nehmen die Baumwollen-Gespinnste und Gewebe ein. Im Jahre 1760 erhob sich ihr Betrag nicht über 200,000 Pfd. Sterl. Seit jenem Zeitpunkt hat das Genie der Maschinenbauer ihre Fortschritte mächtig gefördert. Sie versorgen nicht allein die Märkte in Europa und Amerika, sondern haben selbst die einheimische Industrie von Hindostan und China erdrückt, wo doch der Stoff und der Arbeitslohn so wohlfeil sind. Im Jahre 1824 erklärte Herr Huskisson im Unterhause, daß der jährliche Ertrag der Baumwollen-Gewebe 33,500,000 Pfd. ergäbe. Er war im Jahre 1827 auf 36 Millionen gestiegen, jetzt beträgt er wenigstens 37 Millionen. Zieht man hiervon 6 Millionen für das rohe Material ab, so bleibt ein Ertrag von 31 Millionen. Dieser Industriezweig beschäftigt mehr als 850,000 Bleicher, Spinner, Weber, deren Lohn, zu 24 Pfd. Sterl. jährlich gerechnet, über 20 Millionen Pfd. beträgt, ferner 111,000 Maschinenbauer, Maurer, Schmiede, Tischler, Mechaniker, die an Lohn, zu 30 Pfd. Sterl. gerechnet, 3,330,000 Pfd. einnehmen, im Ganzen 23,330,000 Pfd. Sterl., es bleiben also 13,670,000 Pfd. Gewinn, der durch die Industrie und mit Hülfe der Kapitalien, die zu den Werkzeugen, Maschinen, Geräthschaften ꝛc., die sie erfordert, verwendet werden, erzeugt wird. Diese Kapitalien betrugen im Jahre 1827 65 Millionen Pfd. Sterl., heute übersteigen sie die Summe von 75 Millionen.

Der Ertrag der Baumwollengewebe und Gespinnste übersteigt um 1 Million Pfd. Sterl. die rohen Einkünfte des ungeheuren Chinesischen Reichs, und die Masse der mit Hülfe der Maschinen mittelst 850,000 Menschen, die dazu gebraucht werden, erzeugten Stoffe, kommt derjenigen gleich, die 80 Millionen Arbeiter, welche nur mit den Händen arbeiten, liefern können.

Nächst den Baumwollen-Manufakturen sind die Wollenwebereien die wichtigsten. Ihr roher Ertrag ist ungefähr 22,300,000 Pfd. Sterl., wovon 6 Millionen auf den Ankauf des ersten Materials verwendet werden. Dieser Industriezweig beschäftigt mehr als 500,000 Personen, Männer, Frauen und Kinder.

Die Leinen-Manufakturen geben einen rohen Ertrag von 11 Millionen Pfd. Sterl. Sie beschäftigen mehr als 300,000 Arbeiter, und der deklarirte Werth ihrer Ausfuhr beträgt nahe an 2 Millionen Pfd. Sterl.

Die Seiden-Fabrication ist derjenige Industriezweig, in welchem die Engländer den hartesten Kampf gegen den Französischen Gewerbfleiß zu bestehen haben. Es wäre unbillig, zu verlangen, daß sie schon denselben Grad von Vollkommenheit, wie ihre Nebenbuhler, erreicht haben solle. Nein, die Französischen Seidenwaaren nehmen den ersten Rang ein und werden ihn noch lange einnehmen. Wir wollen die Ursache dieser Ueberlegenheit mit wenigen Worten zu erklären suchen.

Frankreich ist durch seine geographische Lage der Central-Markt für die rohe und Organsin-Seide, es wäre also für Frankreich von großem Interesse, diesen Artikel von allen Einfuhr-, Ausfuhr- oder Transito-Zöllen zu befreien, und dennoch verhindert die Französische Regierung mittelst einer starken Abgabe die Einfuhr fremder Seide und verbietet die Ausfuhr der inländischen; so beschränkt sie die Production dieses Stoffes, erschwert die Speculation und beengt den Markt zum offenbaren Nachtheil ihrer eigenen Manufakturen. Im Jahre 1821 betrug die Einfuhr der rohen und gesponnenen Seide in Frankreich 1,067,230 Kilogramme, und die Ausfuhr belief sich auf 705,215 Kilogramme. Es blieben also zum Verbrauch der Französischen Manufakturen nur 362,024 Kilogramme ohne die inländische Seide.

Wie dem auch sey, die Ueberlegenheit dieser Manufakturen entsteht daher, daß sie sich auf natürlichem Wege und von selbst in den Provinzen gebildet haben, wo die Pflanze des Maulbeerbaums die Seidenwürmer vervielfältigt, ohne, wie andere Industriezweige, der traurigen Unterstützung der Aufmunterungs-Prämien zu bedürfen. Ihre Produkte, die der wohlfeile Preis und die Schönheit des Gewebes gleich sehr empfehlen, erscheinen auf allen Märkten der Welt, und indem sie der Mode mehr als jedes andere Erzeugniß des Gewerbfleißes den Impuls geben, verleihen ihnen Erfindungsgeist und Kunst die Form, die Farben und die Zeichnung, die der Natur des Klimas, dem Lauf der Jahreszeiten und der Verschiedenheit des Geschmacks am angemessensten sind. Auch sind die Franzosen unsere Meister in dieser Art von Fabrication in Hinsicht der Eleganz und der Verschiedenheit der Muster, der Harmonie der Formen und der Farben. In England nehmen die Künste in dem Systeme des öffentlichen Unterrichts eine sehr untergeordnete Stelle ein. Wir haben keine Schulen für die Anwendung der schönen Künste auf die Manufakturen. In Frankreich ist es anders. Die zu Lyon z. B. wird von der Stadt mit 20,000 Francs jährlich dotirt und erhält vom Handels-Minister einen Zuschuß von 3000 Fr. Zweihundert Schüler ungefähr erhalten darin unentgeltlichen Unterricht. Sie hat Lehrer der vergleichenden Mechanik, der Botanik, der Architektur, der auf die Künste angewandten Chemie, des Zeichnens und Malens, besonders von Modellen und Mustern von Geweben, kurz, man lehrt darin die Fabrication, d. h., die Kunst, bei der größten Ersparniß von Zeit und Arbeit den bestmöglichen Vortheil aus den Maschinen zu ziehen. Die von den Fabrikanten als Mechaniker, Zeichner, Koloristen aufgenommenen Schüler werden ihrerseits Unterlehrer, Vorsteher von Ateliers, und mit Eifer und Sparsamkeit gelangen sie in wenigen Jahren dahin, Werkstühle für ihre eigene Rechnung zu errichten.

Anstatt die Ueberlegenheit der Französischen Seiden-Manufakturen zu leugnen, sollten unsere Fabrikanten ihrem Beispiele folgen. Jene Ueberlegenheit zeigt sich vorzüglich in den broschirten Geweben, besonders in dem reinen Geschmack und der richtigen Zeichnung, die ihre Muster unterscheiden. Ist das Muster angelegt und das Gewebe angefangen, so zeigt sich immer noch ein Vorzug, aber kein so bedeutender mehr.

Der Gegenstand und die Gränzen dieses Artikels erlauben uns nicht, hier die Frage über die Begünstigung der Einfuhr fremder Seidenwaaren zu erörtern. Diese Erörterung erfordert zu weitläuftige Auseinandersetzungen und ist von zu gewichtigem Interesse in unserem Verhältniß mit Frankreich, um nicht einen besonderen Artikel zu verdienen. Wir wollen uns daher begnügen, die Fortschritte unserer Seiden-Manufakturen darzulegen.

Im Jahre 1765, unter dem Verbot-System, betrug die Einfuhr der rohen und gesponnenen Seide ꝛc. 715 Pfund; im Jahre 1815, funfzig Jahre nach der Einführung dieses Systems, belief sie sich auf 1,445,000 Pfund, und 1831 war sie auf 4,312,000 Pfund gestiegen, was einen Total-Werth von 4,661,984 Pfund Sterling ausmacht.

Der Werth der Ausfuhr der Englischen Seidenwaaren, sowohl rein, als mit Baumwolle gemischt, war im Jahre 1821 136,842 Pfund Sterling, im Jahre 1830 427,849 Pfund Sterling und 1831 500,000 Pfund Sterling.

Da die jährliche Production der Seidenwaaren sich gegenwärtig auf 6 Millionen Pfund Sterling beläuft, so bleibt, wenn man die Kosten für die in England eingeführte rohe oder gesponnene Seide, die zur Fabrication erfordert wird, abzieht, noch 2 Millionen Pfund Sterling als Arbeitslohn, Zinsen des aufgewandten Kapitals und reiner Gewinn des Fabrikanten.

Wir bemerken hier, daß die Zahl von 6 Millionen Pfund Sterling, welche wir ansetzen, das Ergebniß der Untersuchung ist, die das Unterhaus anordnete. Herr Pebrer, in seinen Forschungen über die agrikolen, kommerziellen und industriellen Hülfsquellen Großbritanniens, setzt diese Zahl auf 8 Millionen Pfund Sterling, die wir anführen wollen, obgleich sie uns zu hoch scheint.

Die Seidenwaaren sind Luxus-Artikel, wovon England nur für 500,000 Pfund Sterling ausführt, während Frankreich trotz der Abgaben, die noch immer deren Einfuhr in England erschweren, im Jahre 1828 für 17,311,810 Fr. und im Jahre 1830 für 15,204,388 Fr. in unsere Magazine geliefert hat, wie es Dr. Bowring darthut.

Die Bereitung des Pelzwerks, des Leders, umfaßt eine ungeheure Mannigfachheit von Artikeln, deren roher Ertrag sich auf 15 Mill. Pfd. Sterl. jährlich beläuft.

Der rohe Ertrag der kurzen Waaren, worunter alle Artikel begriffen sind, die zu Birmingham, Sheffield ꝛc. fabrizirt werden, kann auf 17,300,000 Pfd. Sterl. angeschlagen werden. Der Preis des rohen Stoffes ist fast Null, wenn man ihn mit dem Ertrag vergleicht, den er durch die Bearbeitung erzeugt. Auch besteht der größte Theil der Kosten dieser Art von Industrie in dem Arbeitslohn; sie beschäftigt 370,000 Arbeiter.

Die Töpferarbeit, Porzellan-, Glasarbeit, mit Inbegriff der Spiegel-Fabrication, sind eine nicht minder kostbare Quelle des Reichthums, indem die Materialien, fast alle einheimisch, nur sehr wenig kosten. Der jährliche Ertrag der Glaswaaren beträgt 2,500,000 Pfd. Sterl. Derjenige der Töpferarbeit, des Steinguts, ergiebt 6 Mill. Pfd. Sterl. Die Juwelier- und Goldschmiede-Arbeiten, wenn man die Kosten des theuren Materials abrechnet, bringen nicht weniger als 3,400,000 Pfd. Sterl. ein.

Endlich geben die Fabrication des Papiers und der Pappe, die Buchdruckerei, die Schriftgießerei, die Versteigung der Pressen, die

*) Man weiß, daß es in London ein Liquidations-Comtoir giebt, Clearing House genannt, wo durch ein sehr einfaches Verfahren die gegenseitigen Zahlungen schnell und fast ohne Hülfe des baaren Geldes geschehen. Jeder Banquier schickt seine verfallenen Wechsel nach diesem Bureau und tauscht sie gegen andere auf ihn gezogene ein. Auf diese Weise braucht er nur den Unterschied der Hauptsumme seiner Wechsel und der auf ihn laufenden herauszuzahlen oder sich herausgeben zu lassen. M'Culloch versichert, daß man mittelst dieses gegenseitigen Austausches mit einer Summe von 2 bis 300,000 Pfd. baaren Geldes täglich Zahlungen von mehreren Millionen bewerkstelligt.

Kupfer-, Stahl- und Holzstiche, die physikalischen und mathematischen Instrumente ꝛc., einen Ertrag von 31,200,000 Pfd. Sterl.

Die von uns aufgestellten Zahlen sind nicht aus der Luft gegriffen; sie sind das Resultat der sorgfältigen Forschungen, die Herr Pebrer unternommen und mit den Parlaments-Dokumenten genau verglichen hat. Das allgemeine Resultat seiner Berechnungen schlägt die Summe des ganzen Ertrags der Arbeit, welche auf den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen Großbritaniens gewendet wird, auf die ungeheure Summe von 514,823,059 Pfd. Sterl. an.

Das Brittische Reich besitzt noch andere nicht weniger kostbare Kapitalien. Dies sind seine Tausende von Schiffen, welche alle Meere durchsegeln, seine Kanäle, seine Eisenbahnen, welche in allen Richtungen die drei Königreiche durchschneiden, seine auf die ganze Oberfläche des Erdbodens ausgestreuten Besitzungen, von Helgoland bis Quebek, von Quebek bis Malta, von Malta bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung und von dem dürren Felsen von St. Helena bis zu dem fruchtbaren Ceylon. Aber der Werth dieser Kapitalien läßt sich nur durch vielfältige mühselige Forschungen ausmitteln, die uns jedoch nicht zurückschrecken und uns Stoff zu neuen Mittheilungen liefern sollen.

Frankreich.

Chardin, der Französische Reisende nach dem Orient, in einer neuen Auflage.*)

Die Zeit hat zwar den so zu sagen brüderlichen Ruf zweier großen Reisenden des 17ten Jahrhunderts, Chardin's und Tavernier's, fest begründet; aber es ist doch wohlgethan, alle Jahrhunderte oder, wenn die Ideen rasch wechseln, selbst mehremals im Verlaufe Eines Jahrhunderts die Urtheile der Kritiker, unserer Vorgänger, zu prüfen. Besteht ein Buch diese Probe immer von Neuem, so cirkulirt es mit mehr Glanz in der Welt, wie eine Münze, die ein neues Gepräge erhalten hat. Wir haben uns bei der Prüfung dieses Buches noch einmal davon überzeugt, daß die Stimme der ganzen Welt immer Recht hat, und doch waren wir mit einem gewissen Vorurtheil gegen die Reisenden überhaupt ans Werk gegangen. Frankreich hat fast keinen großen Reisenden aufzuweisen, und das Ausland eigentlich nur wenige. Wir verlangen aber von dem ächten Reisenden, daß er uns nicht sowohl Raritäten, als Beobachtungen über die Individualität der Völker, die er besucht hat, mitbringe.

Die große Mehrheit der Reisenden ist dazu ganz untauglich; um dies erklärbar zu finden, betrachte man nur das System, nach welchem sie dressirt werden. Man hat uns gesagt, es gäbe zu Paris, im Jardin des Plantes, eine Schule für Reisende in ferne Länder. Dort lehrt man sie ein wenig Botanik und Mineralogie; denn was man hauptsächlich von ihnen verlangt, ist, daß sie Pflanzen und Steine für die Sammlungen des Botanischen Gartens und des Kabinets mitbringen. Man steckt zu ihrer wissenschaftlichen Bagage noch ein wenig Medizin, d. h. so viel als nothwendig ist, um den Puls fühlen, Ader lassen oder einen Zahn ausreißen zu können; man vergißt nicht, ihnen etwas Arabisch, Persisch oder Indisch ins Ohr zu flüstern, und — was die Hauptsache ist — man unterweist sie in der Kunst, den Bauch der Thiere, die sie auf der Jagd erlegen können, mit Heu, Wolle u. dgl. auszustopfen, und sobald sie diesen letzten Grad der Weihe erlangt haben, ist die Sache abgemacht; sie sind Reisende und können sich diesen Titel mit der größten Zuversicht beilegen.

Haben unsere Wanderer den Schauplatz der Ausbeute erreicht, so setzen sie sich frisch ans Werk. Sie wetteifern darin, wer eine große Anzahl Kisten am behendesten mit angeblichen Natur-Merkwürdigkeiten füllen kann. Sie erheben sich früh vom Lager, legen sich spät schlafen und beginnen jeden Tag von neuem eine regelmäßige Arbeit, wie es etwa ihre Kollegen, die reisenden Handlungs-Kommis, machen würden, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Einen herumreisen, um Muster und Proben zu sammeln, die Anderen aber sie mitnehmen, um sie auf ihrer ganzen Route auszustreuen. Ist die Aerndte vorbei, so kommen die wissenschaftlichen Reisenden ins Vaterland zurück, wo tausenderlei Belohnungen ihrer warten; dann reisen sie wieder ab, mit denselben Instructionen versehen und durch den Erfolg neu ermuthigt; sie wandern maschinenmäßig hin und her, wie ein Weberschiffchen; es ist ein Stand, eine Profession; ihr Lebenswandel gleicht ganz dem jener Menschenklasse, welche die Seefahrer pacotilleurs nennen; allein Alles geschieht auf Kosten der Regierung und, wie man sagt, zum Nutzen der Wissenschaft. In ihren alten Tagen erhalten sie eine Invaliden-Versorgung; sie präpariren und klassifiziren solche Thiere, die ihnen junge Nachfolger aus den vier Ecken der Welt zusenden. Man erwarte ja nicht, daß sie in ihrer sorgenfreien Zurückgezogenheit von dem Privatleben, dem moralischen Charakter, den religiösen Geheimnissen der Völker, die sie besucht, etwas erzählen werden. Genug, daß sie ihnen an dem Tage, wo sie anfingen, ihre Sprache zu verstehen, ein verständliches Lebewohl sagen konnten.

Dies sind die Früchte einer solchen Manier, zu reisen, und so ist das Material unserer Literatur der Reisen beschaffen, die auch unsere Buchhändler heutiges Tages mit wenig Schonung behandeln. Denn stets von Neuem kündigen sie Sammlungen zu herabgesetztem Preise an, in die alle bekannte Reiseberichte der Reisenden aller Länder auszugsweise aufgenommen werden. Und warum sollte sich auch das Publikum darüber Kummer machen? Es gewinnt ja durch alles das, was man ihm entzieht; es braucht nicht alle die Paläste zu bewundern, die irgend einem Reisenden am Kap Mysenum oder bei den Cykladen entströmt; nicht den monotonen Gastmahlen und Festen wilder Völker beizuwohnen, mit denen ein Anderer seine Leser bewirthet, es ist vor Allem der Mühe überhoben, hundert Kap's, hundert Flüsse, hundert Küsten zu mustern, die einander aufs Haar gleichen; ja, es kann ihm noch der positive Vortheil erwachsen, daß der Stil des Reisenden durch den Epitomator veredelt worden ist.

So ist unser Chardin nicht gereist, und von seinem Buche könnte man nicht ganze Stücke trennen, um sie einem anderen anzuheften. Chardin begnügte sich damit, daß er, wie sein Vater, als Juwelenhändler wanderte, um den Orient, der ihm theurer war, als sein kaufmännisches Interesse, recht ungehindert ausbeuten zu können. Der Zufall, oder vielmehr ein glücklicher Beobachtungs-Instinkt, ließ ihn Persien zum Hauptgegenstand seiner Studien machen, Persien, vormals das Karavanserai Asiens, wo alle Eroberer, welche die östliche Welt verwüsteten, abwechselnd ihre Zelte aufschlugen, und das uns dennoch, seitdem die Handelswege auf den Ocean eröffnet worden, schon lange Zeit verschlossen ist.

Chardin, der Juwelier, der sein Reisepatent nicht im Jardin des Plantes empfangen hatte, wußte recht gut, was dazu gehörte, ein solches Land kennen zu lernen. Er hat sich in Persien niedergelassen, hat lange Jahre dort verweilt, indem er Edelsteine verkaufte, um zu leben, auch, wenn man will, um reich zu werden, ein Emolument, das nicht zu verachten ist, wenn es sich so mitnehmen läßt. Vor Allem aber lebte und verkehrte er mit den Menschen, deren Studium sein Zweck war. Er bemühte sich, ihnen die verborgensten Geheimnisse ihrer Politik, ihrer gesellschaftlichen Verfassung, ihres religiösen Glaubens, ihres wahrhaft nationalen Charakters zu entlocken. Zu diesem Zwecke war er in einem Grade Perser geworden, wie es einem Europäer nur irgend möglich ist.

Schon sechs Monate nach seiner Ankunft hatte er den Titel eines Königlich Persischen Hof-Juweliers empfangen; er wußte recht wohl, daß man sich im Orient fast immer einen vom Throne emanirten Titel verschaffen muß, wenn man für etwas gelten oder nur sein Leben oder seine Börse erhalten will. Dieser Charakter war ihm auf seinen häufigen Exkursionen öfter eine Sicherheitswache gegen offene Gewaltthätigkeit und ein Schutz gegen die Privat-Räubereien Persischer Großen, mit denen er in Berührung kam. Dessenungeachtet hatte er mit den Magnaten einige nachtheilige Händel; allein er scheint dabei seine Eigenschaft als Fremder nicht hoch anzuschlagen; er sieht nur, daß er Kaufmann ist, und daß er es mit Großen zu thun hat. In seinem Ton und der Art, wie er über seine Stellung urtheilt, liegt etwas von der Resignation eines Franzosen vom Bürgerstande, der einem Marquis von Versailles eine Karosse geliefert, für die er keine Bezahlung erhalten konnte. So sehr hat sich unser bewundernswürdiger Reisender mit dem Volke identifizirt, in dessen Mitte er wohnte.

Ein Umstand, der auf Chardin's Beruf und guten Erfolg besonders günstig einwirkte, war, daß er sich zur reformirten Kirche bekannte, und zwar in einer Epoche, wo sie kaum geduldet ward, und wo ihr sogar eine neue Verfolgung bevorstand. Um ohne Rückgedanken, ohne Zerstreuung, ohne Schmerz, mit dem freien Gebrauche aller seiner geistigen Vermögen reisen zu können, muß man alle Bande, die an das Vaterland knüpfen, zerrissen haben oder doch für schlaff halten. Eine Religionsverfolgung ist in den Zeiten, wo der Glaube noch zu den großen Interessen des Lebens gehört, eine der stärksten Ermuthigungen zu Reisen in die Ferne. Wirklich hatte sich Chardin in dem Grade von Frankreich losgesagt, daß er den Abend seines Lebens in England zubrachte.

Er hatte den Ort seines zweiten freiwilligen Exils gut ausgesucht. Schon zehn Tage nach seiner Ankunft schenkte ihm König Karl II. den Titel eines Ritters (Squire) und überreichte ihm selbst die Insignien. Später ernannte ihn derselbe Fürst zum Bevollmächtigten und die Englisch-Ostindische Compagnie zu ihrem Agenten bei den Generalstaaten. In einem protestantischen Lande mußten diese ehrenden Auszeichnungen der Lohn für seine langen Reisen seyn, die so viel Geld, Muth und Scharfsinn erfordert hatten. Wäre aber Chardin in England geboren gewesen, und hätte er denselben Ehrenstellen in einer ruhigeren Laufbahn entgegengesehen, so würde er vielleicht dies mühevolle Leben nicht erkoren haben, das ihn unsterblich machte. Er mußte in einem Reiche und Zeitalter katholischer Unduldsamkeit als Protestant geboren werden, um sich mit Glück zu exiliren und in einer fremden Zone den Ruhm zu erjagen, den ihm absurde Gesetze in seiner Heimath verweigerten. (J. d. D.)

*) Voyages du chevalier Chardin en Perse etc., par feu L. Langlès. 10 vol. 8. Preis 50 Fr.

Mannigfaltiges.

— Epidemischer Selbstmord. Dr. Burrows spricht von einer Gegend auf dem Kontinente, wo in der Englischen Armee der Selbstmord zu Zeiten förmlich eine epidemische Krankheit wurde. Der General fand, daß er einige seiner besten Soldaten durch diesen nutzlosen Krieg verlor, und befahl, daß das nächste halbe Dutzend, welches Selbstmord begehen würde, auf öffentlichem Platze aufgehangen und so den Soldaten gezeigt werden sollte. Dieses Mittel schlug vollkommen an, und die Soldaten hörten sogleich auf, das Spiel des Selbstmordes zu treiben. (Uwins, On mental diseases.)

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Freitag den 15. November 1833.

Frankreich.

Die neuere Französische Literatur, nach dem Urtheil der Edinburgh Review.*)

Es ist etwas höchst Merkwürdiges um die Französische Literatur der letzten drei Jahre. Alle ausgezeichnete Schriftsteller dieser Nation gestehen das Chaos in den Ideen und die lächerliche Uebertreibung ein, welche den größeren Theil ihrer neueren Werke entehren. Sie mißbilligen übereinstimmend den frivolen Egoismus, den widerwärtigen Cynismus, wovon jene Werke so traurige Beispiele liefern. Es findet eine Uebereinstimmung von Klagen und Verwünschungen gegen jenen Mangel an religiöser Ueberzeugung, an Moralität und Geschmack statt. Das Genie des Volkes geht zu Grunde, sagen sie; nichts Tiefes, nichts Wahres, kein Gefühl; aber, wunderbar genug, diejenigen, welche diese Theorie am lautesten predigen, welche die beredtesten Worte finden, um den intellektuellen Zustand Frankreichs der Verachtung preiszugeben, sind gerade die, welche den Abgrund graben, welche die Wunde verschlimmern, welche neuen Samen der Verderbtheit ausstreuen. Romane auf Romane, Dramen auf Dramen, vermehren nur immer noch die Elemente der Zwietracht und die Verwirrung der Meinungen, denen jenes Land zur Beute geworden ist. Immer Scenen der Frechheit oder der Grausamkeit; immer bald rasende, bald trunkene Ausdrücke: nichts, was das Herz tröstet, nichts, was die gesellschaftlichen Bande fester zieht; kein wahrhaft moralisches Werk, welches darauf hinausliefe, die Grundlage des christlichen Glaubens zu befestigen, an den sich doch alle Gewohnheiten, alle Gefühle, alle neuere Sitten knüpfen, und der so viele Revolutionen überlebt hat.

Wenn man die Literatur unserer Nachbarn betrachtet, wie sie sich seit einiger Zeit gestaltet hat, so sollte man glauben, daß der Geist des Bösen, der Verwirrung und des Chaos der einzige Gott sey, den sie anrufen, die einzige Muse, der sie opfern. Wenn man sie genauer untersucht, so scheint es, man lehne sich über den Abgrund, in welchem alle Ungereimtheiten und alle Widersprüche sich stoßen und drängen; eine Art grundlosen Sumpfes, wie die Kreise des Dante, von wo ertönen:

> Diverse lingue, orribili favelle,
> Gemiti di dolore, accenti d'ira,
> Voci alte e fioche e suon di man con elle!

Glücklicherweise kann man nicht bezweifeln, daß dieser unselige Zustand nur ein rein transitorischer ist. Wenn man gegenwärtig die Französische Literatur nur an und für sich betrachtet, so erscheint sie sehr erbärmlich und nichtig; es fehlt ihr zu gleicher Zeit jene Würde, jene Größe und jene Fruchtbarkeit, die nur gläubigen Zeiten eigen sind, und dagegen auch jene zerstörende Kraft, die die Zeiten der Revolutionen andeutet.

Die Literatur des 18ten Jahrhunderts z. B. hatte nur Einen Zweck: den des Zerstörens; aber wie stark zeigte sie sich, wie mächtig, wie überzeugt war sie! Sie hatte Vertrauen auf die menschliche Energie, in die Perfektibilität unserer Natur. Indem sie den Bannstrahl schleuderte, eröffnete sie der Welt eine Aussicht des Ruhmes, eine Zukunft der Kraft. Mit einer Hand vernichtete sie die Aussprüche der vergangenen Jahrhunderte, mit der anderen eröffnete sie das Buch der neuen Auslegungen, jener philosophischen Apokalypse, welche alle Menschen glücklich, alle Gesetze weise und alle Völker wohlhabend machen sollte. Voltaire, Helvetius, Diderot, wußten wohl, was sie wollten; es war ihr Glück, es war ihre Freude, wenn das Gemäuer des alten Gebäudes erzitterte und zusammenbrach; wenn die Götzenbilder und die Throne, die Heiligthümer und die Feudalrechte den Boden bedeckten und unter ihrem mächtigen Hammer in Stücke zerbrachen. Jene Männer hatten Leben, die Nachwelt wird sie als Riesen betrachten. Sie halfen sich, sie ermunterten sich zu dem gemeinsamen Werke. Europa erzitterte bei jeder neuen Ruine, welche Zeugniß von ihrer Macht ablegte; es waren die Hohenpriester einer neuen Aera, die treuen und fanatischen Apostel einer nöthig gewordenen Zerstörung.

Versucht man es, die jetzt in Frankreich beliebten Schriftsteller mit ihnen zu vergleichen, so erscheinen jene sehr klein, sehr nichtsbedeutend, sehr alles Zwecks und Planes baar, sehr unfruchtbar an Ideen, sehr reich an einem lächerlichen Aufwand von Worten. Dies rührt daher, weil die Zeit der Langenweile, der Hinfälligkeit und der Verzweiflung gekommen ist. Die Erfahrung, diese furchtbare Rathgeberin, hat das Feuer der Enthusiasten erkaltet. Je mehr man sich blindlings unvernünftigen Hoffnungen in die Arme warf, je bitterer und tiefer ist die Entmuthigung, welche dem Fieberanfall folgte. Alle zweifeln heutzutage an Allem. Kein System findet aufrichtige Bekenner; man sieht ein, daß das alte Gebäude in Trümmern liegt, und daß kein dauerhaftes Denkmal aus der Asche emporgestiegen ist. Man hat kein Vertrauen mehr in die Güte, in die Kraft, in den Adel des Menschengeschlechtes. Furchtbare Reaction, die nicht etwa dazu dient, die Intelligenz und die Seele des Menschen zu ihrem alten zerstörten Glauben zurückzuführen, sondern aus welcher jene übertriebene Nichtigkeit, jene Literatur ohne Mittelpunkt, ohne Wahrheit, ohne innere Kraft hervorgeht, die die Schande einer Nation ausmachen würde, wenn nicht alle Nationen nach der Reihe gezwungen wären, die gleiche Schmach zu erleiden.

Versuchen wir es indessen, die Literatur des jetzigen Frankreichs genauer zu prüfen, so werden wir im Zustande derselben, wie verzweifelt er auch erscheint, doch die Aussicht auf eine bessere Zukunft finden. In diesem Augenblicke kämpfen zwei mächtige Ströme gegen einander an. Von der einen Seite der Materialismus von 1760 und von der andern der moralische Spiritualismus, welcher, lange Zeit besiegt, seine Stellung wieder zu erobern strebt. Später wird sich ohne Zweifel die Aufregung beruhigen; der Strom wird wieder seinen friedlichen Lauf verfolgen; glücklichere fruchtbarere Ufer werden sich dem Blicke enthüllen; aber bis jetzt steht nichts fest, kein dauerhaftes Bett ist gegraben; wir sehen noch nichts als Sturm und Kampf.

Man sage nicht, daß die spiritualistische Tendenz, von der wir sprechen, eine Chimäre unserer Einbildung sey; sie giebt sich von allen Seiten zu erkennen; die Nothwendigkeit eines Glaubens blickt auch aus den wunderlichsten Systemen hervor, die man in neuerer Zeit erfunden hat. Theophilanthropen, Mystiker, Tempelherren, Saint-Simonisten, Alle gestehen ein, daß die gesellschaftliche Sicherheit keine andere Grundlage und die Resignation keine andere Stütze als die Religion hat. Lassen wir sie es noch eine Zeit lang versuchen, die alten christlichen Lehren in ihrem philosophischen Schmelztiegel umzugießen; erlauben wir ihnen, jene Seifenblasen zu werfen, die, einen Augenblick alle Farben des Regenbogens spielend, bald zerplatzen und sich in Nichts auflösen. —

Die Schriftsteller, die sich die Französische Literatur jetzt zur Ehre anrechnet, und deren Werke ihre Enkel auf eine seltsame Weise in Erstaunen setzen und ihnen ein Lächeln der Verachtung abzwingen werden, sind Talente zweiten Ranges, denen die Juli-Revolution eine für ihren Ruhm verderbliche Richtung gegeben hat. Seit jener Zeit sieht es aus, als ob alle Dämme niedergerissen, als ob die Siegel des Salomo zerbrochen wären, als ob man der Frechheit und der Unsittlichkeit einen allgemeinen Freibrief gegeben hätte. Aber man glaube deshalb nicht, daß die drei Juli-Tage diesen heftigen Ausbruch verursacht hätten; sie haben nur die schlechten Elemente entwickelt, welche seit langer Zeit im Schoße der Gesellschaft schlummerten. Unter der Restauration finden wir dieselben Grundsätze, oder vielmehr denselben Mangel an Grundsätzen, denselben Geschmack, oder vielmehr denselben Mangel an Geschmack. Man darf es nicht leugnen, die Bourbons haben seit 1815 nichts für die moralische und gesellschaftliche Verbesserung Frankreichs gethan; seit 16 Jahren haben sie versucht, sich zu befestigen, aber weiter nichts. Wir wissen nicht, ob es ihnen möglich gewesen wäre, den Geist des Volkes, über das sie zu herrschen berufen waren, zu reinigen und zu regeneriren; aber dadurch, daß sie mit Pomp einen eitlen Schein des abgestorbenen Katholicismus wieder herzustellen suchten, daß sie eine Armee von Jesuiten und Kapuzinern anwarben, dadurch konnten sie jener Masse, über die in einem Vierteljahrhundert mehr als zehn Revolutionen fortgegangen waren, keine Energie und Reinheit, keine Rechtschaffenheit und keinen Glauben wiedergeben. Unter der Regierung Karl's X. setzte man Prämien für die Heuchelei aus; die Erziehung der Jugend wurde fortwährend in dem alten lächerlichen Schlendrian betrieben; man that nichts, um jene genaue Verbindung der Moralität mit der Aufklärung zu bewirken, ohne welche es keine National-Tugenden giebt. Im Gegentheil, Leute, die es ohne Zweifel aufrichtig meinten, aber mit dem inneren Wesen des Menschen durchaus unbekannt und von einer beispiellosen Ungeschicklichkeit waren, versuchten es, dieselben Mißbräuche, dieselben Thorheiten, die-

---

*) Wir glauben, eine Mittheilung dieser interessanten nur hier und da einmal etwas fehlgreifenden Bemerkungen um so weniger zurückhalten zu dürfen, als dieselben in Frankreich ungewöhnliches Aufsehen und — was wohl das Daseyn eines wunden Fleckes, den sie getroffen, um so mehr andeutet — großes Geschrei in den öffentlichen Blättern erregt haben.

selben Uebertreibungen wieder einzuführen, gegen welche die Philosophie des 18ten Jahrhunderts ihre mächtige Waffe gebraucht hat. Man kennt die Entwickelung.

Die Literatur der Restauration war etwas Unvollständiges, etwas Unbestimmtes, etwas zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen Schwankendes. Einige merkwürdige Versuche, die Skizzen von Vitet, die Dramen von Merimée verkündigten eine gänzliche Veränderung in dem Geschmack des Publikums und in der Tendenz der Gemüther. Nach der Juli-Revolution wurde die von jenen beiden Schriftstellern eröffnete Laufbahn, auf der uns weder Schrecken, noch Verbrechen geschenkt wurden, von Balzac, Sue und Janin weiter verfolgt; von jener Epoche datirt ihr Ruf. Es wurden nun alle jene literarischen Gräuel und jene wilden Orgien bekannt gemacht, welche „die Beichte", den „Salamander" u. s. w. anfüllen. Die Apologie des Mordes und der tiefsten Sittenverderbtheit findet man darin fast auf jeder Seite, und es ist dies fast der einzige philosophische Zweck, den man in jenen Werken wahrnehmen kann. Merimée und Vitet wurden noch durch einen Begriff der Kunst, durch einige bestimmte Grundsätze zurückgehalten. Seit den drei großen Tagen aber hat man eine ephemere Literatur entstehen sehen, die eine nur zu genaue Nachahmerin und übertriebene Schmeichlerin der schlechten Leidenschaften und der alltäglichen Vorurtheile ist. Sie trägt sichtlich das Gepräge der Zerbrechlichkeit und das des persönlichen Interesses mit dem Parteigeist verbunden. Sie proklamirt selbst mit Unverschämtheit ihre eigene Nichtigkeit, ihre Thorheit, ihre Ohnmacht; beklagt sich über die Laster, ohne sie zu verbessern, und verdoppelt so die Dosis der Verachtung, welche sie verdient; eine traurige Literatur, deren Feldgeschrei zu seyn scheint: „nichts hoffen, an nichts glauben und nichts fürchten!"

Wozu dienen alle jene Machwerke? Was soll das Resultat jener übel benutzten Zeit seyn? Die Zukunft zu zwingen, einen erstaunten Blick auf die vollkommene Desorganisation zu werfen, deren Ausdruck die Literatur ist. In der Zeit, in der wir leben, vermehrt sie unglücklicherweise durch die Ansteckung des Beispiels das durch sie aufgedeckte Uebel. Man muß eine Myriade von Schriftstellern sehen, die, alle mit jener Mittelmäßigkeit des Talents begabt, der es gelingt, das wahre Talent zu lähmen, die Verwirrung zu benutzen, um im trüben Wasser etwas Ruhm und etwas Geld zu fischen. Krämer in der Literatur, welche in Massen aufgeschossen sind, seit man alle Schleusen geöffnet und ein zu nachsichtiges Publikum Alles, was man schrieb und druckte, ohne nähere Betrachtung hingenommen hat. Es sind Leute, die, ohne das Verdienst der Aufrichtigkeit zu haben, immer bereit sind, mit dem Strome zu schwimmen und der vorübergehenden Laune der Masse bis auf den äußersten Grad des Lächerlichen und des Abgeschmackten zu fröhnen. Mit hinlänglicher Geschicklichkeit und Leichtigkeit begabt, um gefährlich werden zu können, suchen sie nur, sich von einer der Parteien, welche den Staat theilen, kaufen zu lassen; und dieses Handwerk, welches sie ernährt, trägt mit dazu bei, die National-Literatur herabzuwürdigen. Ihnen verdankt man die Diatriben der Journale, die obscönen und gräßlichen Romane, welche die Presse beflecken, die gefälligen oder erkauften Kritiken, welche die periodischen Zeitschriften anfüllen. In welcher andern Zeit hätte ein Mann von Phantasie und Talent, wie Herr von Balzac, einer Gesellschaft, welche auf Verschämtheit und Zierlichkeit Anspruch macht, ein Werk voller Obscönitäten im veralteten Stil (les Contes drôlatiques) an den Kopf werfen können? In welcher anderen Zeit hätte der erste dramatische Dichter der Epoche zur Heldin seines Dramas die abscheuliche Lucrezia Borgia gewählt? Um den Zustand der Unordnung und der moralischen Anarchie, in der sich die französische Literatur befindet, zu schildern, genügt es, sich des Selbstmordes jener beiden jungen Leute (Escousse und Lebras) zu erinnern, die, weil sie sehr schlechte Dramen verfertigt hatten, die vom Publikum mit zu viel Nachsicht aufgenommen worden waren, und weil sie von den Journalisten nicht alle die Lobsprüche erhielten, die sie verdient zu haben glaubten, sich zusammen das Leben nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Revue rétrospective. — Unter diesem Namen erscheint seit dem 31. Oktober d. J. in Paris eine Zeitschrift, welche ältere Aktenstücke zur politischen, Sitten- und Literatur-Geschichte von Frankreich sammelt. Preis des Jahrgangs 44 Fr.

Le marche-pied. — Roman aus unserer Zeit, von Leon de Villevan. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Italien.

Ueber die diesjährige Kunstausstellung in Mailand.

(Schluß.)

Der rühmlichst bekannte Maler Francesco Hayez lieferte eine Magdalena in der Wüste, drei Portraits, das letzte Lebewohl Romeo's und Julien's, Lot in der Mitte seiner Töchter, Foscarini's Weigerung, der Valenza Gradenigo seine Hand zu reichen, und eine Griechische Piratenbarke mit zwei geraubten Frauen. Die Magdalena hat eine schöne Stellung; was aber den Ausdruck betrifft, so nehme man dieser Figur die Symbole der Buße, Kreuz und Todtenkopf, und es zeigt sich uns, etwas Schmachtendes in der Miene abgerechnet, nur das Bild einer üppigen nackten Frau. Im Portraitiren hat Hayez Wenige seines Gleichen; dessenungeachtet führt ihn sein Bestreben, alle kleine Einzelnheiten genau wiederzugeben, manchmal so weit, daß die Physiognomie etwas darunter leidet. Was die unterbrochene Trauung des jungen Foscarini betrifft, so halten wir diese für eine zu schwierige Aufgabe; denn wie soll der Maler ein „Nein!" in die Miene legen und zu gleicher Zeit die Motive dieses „Nein!" andeuten? Dennoch hat Hayez sein Möglichstes gethan, die Probe zu bestehen. Das Motiv der Weigerung von Seiten des Jünglings war, daß er geschworen hatte, seine Blandine zu heirathen. Was that Hayez? er stellte mitten in den Hochzeitssaal den häuslichen Altar, der vornehmen Familien bewilligt wurde; der Patriarch von Venedig, welcher den Vorsitz bei der Ceremonie führt, bleibt, über die Weigerung erstaunt, mit seiner zur Segnung des Paares erhabenen Hand unbeweglich stehen; zur Rechten steht der Jüngling mit bleichem Gesichte sich verantwortend, während der Vater des Fräuleins, ein Staats-Inquisitor, ihn beim Arme faßt und sein eigener Vater und die Verwandten ihm von der anderen Seite zureden. Wunderbar ist das Gebietende in dem Antlitz des künftigen Schwiegervaters, die Schüchternheit in der Miene und ganzen Haltung des jungen Mannes, der das Motiv einer so großen Schande offenbaren muß, und nicht weniger trefflich angedeutet die liebende Besorgniß des greisen Vaters. Zur Linken des Altars sinkt die blonde Braut ihren Führerinnen ohnmächtig in die Arme. Licht und Farben sind so meisterhaft auf diesen Gruppen konzentrirt, daß der Zuschauer über den Zusammenhang unmöglich im Zweifel bleiben kann. Die Neugier der Umstehenden, die sich gern Aufklärung verschaffen möchten, ist meisterhaft dargestellt. Um aber seine Idee noch evidenter zu machen, läßt der erfahrene Künstler einige Verwandte der Braut an ihre Schwerdter fassen, um für diesen Schimpf Rache zu nehmen. Welche Situation und welche Charaktere! welche Kleidertrachten! welche Farben! Und wie groß ist die Harmonie des Ganzen, wie schön und genial die Disposition!

Andere den Kenner mehr oder weniger befriedigende historische Gemälde lieferten Francesco Podesti aus Ankona; Lodovico Lipparini, Professor an der Akademie zu Venedig; Lorenzo Toncini; Cesare Poggi; Carlo Arienti; Giuseppe Sabatelli u. s. w.

Portraits. Der bereits rühmlichst erwähnte Ritter Benloff beurkundete sein seltenes Talent auch durch einige Proben dieser Gattung. Ein Portrait der berühmten Giuditta Pasta, in heroischem Kopfputz, war, wie man versicherte, von dem Baron Gerard eingesandt. Dieses Bild hat jedoch unter den Künstlern nicht diejenige Bewunderung erregt, die auch weniger exakte Werke einzuflößen pflegen, wenn sie von großen Meistern herrühren, und vielleicht läßt sich diese Apathie daraus erklären, daß sehr Wenige solche Leistungen zu schätzen wissen, die von ihrer eigenen Manier abweichen. Von Giuseppe Molteni aus Parma war ein sehr wohlgetroffenes Portrait der Erzherzogin Marie Luise ausgestellt.

Skulptur. Von der Kunst des Apelles gehen wir zu der des Phidias über, welcher ebenfalls viele und würdige Nachfolger hat. Von dem grandiosen Modell des Ritters Marchesi zum Denkmal Beccaria's ist schon die Rede gewesen. Hier gedenken wir zuerst eines Knaben, den sein Meißel geformt hat. Das anmuthige Kind sitzt auf einem eleganten kleinen Ruhebett und reicht mit der einen Hand einem schüchternen Kaninchen ein Kleeblatt, während es mit der anderen das Thier leicht berührt, entweder um es zu liebkosen, oder um, wo möglich, seine Flucht zu verhindern. Dies ist eine von den Compositionen, deren ganzes Verdienst auf Grazie beruht. Voll anakreontischer Lieblichkeit ist eine kleine Psyche, die einen Schmetterling betrachtet. Die Büsten des Künstlers sind vortrefflich ausgeführt und den Originalen täuschend ähnlich. Nur eine Büste der Eleonore von Este scheint uns, wenn sie idealisch seyn soll, von jener Schönheit etwas zu fern, die dem armen Torquato so viele Seufzer kostete; ist sie ein Portrait, so beschränken wir uns nur auf die Ausführung, die großes Lob verdient; ist sie aber eine Mischung von Ideal und Wahrheit, so müssen wir doch gestehen, daß der Künstler dieser Figur einen Namen gegeben hat, der weit mehr verspricht, als der Marmor leistet.

Eine kleine Statue in Lebensgröße kündigt sich gleich als der zwölfjährige Jesus an, so ungemein lieblich ist der Ausdruck des Gesichts, so bezeichnend die Haltung. Er ist in dem Momente aufgefaßt, wo er mitten unter den Schriftgelehrten und Pharisäern über das Gesetz streitet. Das göttliche Kind, eben im Begriff, zu sprechen, deutet mit der Linken auf sein Herz, um auszudrücken, daß das ganze Gesetz Liebe sey, und erhebt die Rechte mit zwei ausgestreckten Fingern, die beiden vornehmsten Gebote andeutend. Sein Haar, das noch keine Scheere berührt hat, fällt in üppigen Locken herab, und das Gesicht athmet eine Milde und Sanftmuth, die aller Herzen gewinnt. Sey es aber nun, daß der untere Theil des Gesichtes etwas zu stark hervortritt, sey es, daß das Kinn zu spitz gerathen ist, kurz, man wird in diesem Gesichte „das schönste unter den Menschenkindern" nicht wiedererkennen. Dies ist das Einzige, was die sonst in jedem Betrachte beneidenswerthe Arbeit zu wünschen übrig läßt.

Ein sehr junger Mann, Herr Benzoni di Lovere, der schon vor einigen Jahren durch seine Bildhauerei, mit der er sich ohne regelmäßige Anleitung beschäftigt, große Bewunderung erregte und sich vornehme Gönner erwarb, worauf er nach Rom ging und dort erstaunliche Fortschritte machte, lieferte zwei Proben seines ungemeinen Talents in einer kleinen Statue und einer kleinen Gruppe. Die erstere stellt den Amor dar, und scheint von dem Liebesgott selbst erdacht, so groß ist die Grazie der Formen, die Zartheit der Umrisse und die Harmonie aller Theile. Leider ist aber der Mund etwas kleiner gerathen als die Nase. Die Gruppe zeigt uns Johannes den Täufer als Kind mit einem Lamme spielend.

Herr Francesco Ermaini hat uns das kolossale Modell eines anbetenden Engels, einen Todesengel und ein Grabes-Denkmal in Basrelief. Voll Grazie und Affekt ist jener Engel, der über eine Urne weint, und läßt uns wohl erkennen, wie weit es der junge Meister in der Kunst, das Nackte darzustellen, und in der Wahl des

Wahren und Schönen gebracht hat. Auf dem Basrelief sehen wir, wie ein Schutzengel dem ewigen Vater die Seele eines Abgeschiedenen zuführt, dem zwei Töchter entgegenkommen, die ihm ins Reich der Seligen vorangeeilt sind. Der Vater kniet vor der Majestät Gottes, die sich ihm von Angesicht zu Angesicht offenbart. Der Engel scheint erfreut darüber, daß er ihn auf der gefahrvollen Lebensreise glücklich geleitet hat, und die Töchter, bereits Bürgerinnen des Himmels, zeigen in Miene und Geberden ihre Freude über des Vaters künftige Theilnahme an ihrer Glückseligkeit.

Einige Arbeiten des wackeren Gaetano Manti verdienen das ihnen von vielen Seiten gespendete Lob. Während andere Künstler jedwede Schöpfung ihrer Phantasie so voreilig dem Publikum zum Besten geben, zeigt sich dieser Bildhauer peinlich und zurückgezogen, so daß er oft die sehnsüchtige Erwartung des Publikums täuscht. Dieses Jahr hat er sich einmal sehen lassen, jedoch nur drei Büsten eingesandt, obgleich ihm schon viel bedeutendere Werke gelungen sind. Von den drei genannten Büsten ist diejenige, die den berühmten Palletta darstellt, so außerordentlich ähnlich, daß man sie fast unangenehm naturgetreu nennen möchte; er steht lebendig und sprechend vor uns, jener große Meister in der Medizin und Chirurgie, dessen Antlitz in Manchem die Bewunderung zu verringern schien, die sein Name erweckte.

Herr Alessandro Puttinati hat die Kühnheit gehabt, einige Figuren in moderner Kleidung zu skulpiren. Die Puritaner in der Kunst nehmen großes Aergerniß daran; wir dagegen sind geneigter, den Künstler zu loben, daß er auch unser Kostüm so geschickt dem Marmor anzupassen gewußt. Wir sagen dies mit besonderer Beziehung auf eine kleine Marmor-Statue des Tommaso Grossi, welcher Name schon den Lombardischen Musen so theuer war und jetzt allen Italiänischen theuer ist. Noch mehr von Seiten der Aehnlichkeit gelungen ist eine Dame, die, auf einer Art von elegantem Sopha ruhend, liest. Hier gewahren wir zunächst, daß die familiare Blufe, die sie an hat, den Modelleur besser in Stand setzte, die moderne Kleidung der antiken konform zu bilden. Von Seiten der Kunst mag dies gefallen; aber die Würde verliert dabei. Ein allzu häuslicher Anzug vermindert etwas die Ehrfurcht, welche Statuen einflößen sollen.

Ein Werk desselben Herrn Puttinati ist das kleine Modell eines Denkmals für Maria Gaetana Agnesi. Diese berühmte Dame, die sich mit dem glücklichsten Erfolge den ernsten mathematischen Studien ergeben hatte und so ihr Geschlecht von dem Vorwurf befreite, daß es nur zu leichten und anmuthigen Dingen geschaffen sey, mußte ebenfalls dem Mißgeschick ihren Zoll entrichten, und vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil sie nicht gefallen, sondern nützlich seyn wollte. Bei Lebzeiten wurde sie verspottet, als hätte sie diesen Beruf erwählt, um mit einer Sonderbarkeit zu prunken; jetzt lassen ihr die Frauen selbst aus Edelmuth und Dankbarkeit ein Monument errichten.

Genre-Malerei.*) Die Mailänder Kunstausstellung wird jedes Jahr interessanter, indem sowohl Zahl als Werth der gelieferten Stücke alljährlich zunehmen. In der That, so groß auch die Säle sind, verlieren sie doch wegen der Fülle von Gegenständen immer mehr an ihrer Geräumigkeit. Um unseren Lesern einen angemessenen Begriff davon zu geben, bedarf es nur der Bemerkung, daß alle Genre-Gemälde der diesjährigen Ausstellung, als Landschaften, Seestücke, Blumen, Schlachten, Gebäude u. s. w. sich auf ungefähr hundert und sechzig belaufen.

Der Marchese Massimo d'Azeglio**), der, obgleich nur Dilettant, schon seit einigen Jahren mit den größten Meistern in der Kunst wetteifert, stellte dieses Mal siebzehn Gemälde von verschiedener Dimension zur Schau. Man kennt bereits seine ungemeine Geschicklichkeit in treuer Nachbildung der ländlichen Natur und der Meer-Scenen, in Darstellung von Schlachtstücken, Turnieren und allem dem, was seine glühende Phantasie ihm einhaucht. Eben so weiß man, mit welchen herrlichen, zur Situation passenden, oder aus der Geschichte und Romantik geschöpften Episoden er seine Bilder zu beleben versteht. Auch in Betreff seiner diesjährigen Leistungen würde es schwer seyn, zu entscheiden, welche das meiste Lob verdiente, so reich und abwechselnd ist der scenische Theil der Landschaften, so verschiedenartig und immer wohlgehalten die Beleuchtung, so viel echte Naturwahrheit waltet überall.

Die Ansicht der Cassella auf der Straße dello Selvio in der Nähe von Sondrio, die der pensionirte Akademiker Marco Gozzi, als jährliches von der Regierung aufgelegtes Pensum überreichte, wurde dieses Veterans der Lombardischen Landschaftsmaler würdig befunden.

Herr Campedelli von Bologna, der uns dieses Jahr zum ersten Mal mit seinen Landschaften entzückte, scheint sich nach Caspar Poussin und vielen Anderen, welche die Natur in ihrer größten Majestät studirten, gebildet zu haben. Die Luft seiner Gemälde ist so frisch, daß man sie einzuathmen glaubt; an der Lichtgebung erkennt man die verschiedenen Stunden des Tages; die Farbengebung der Landschaft stört nicht durch zu lebhafte Tinten, sondern harmonirt ganz mit Licht und Aether; die Abstufung des Lichtes und der Luft zeigt die Distanzen der Gegenstände an; man bewundert das Natürliche, Gefällige, Abwechselnde seines Laubwerks und seine Meisterschaft in Zusammensetzung der Baumgruppen. Die Thiere und andere Nebendinge könnten nicht zweckmäßiger situirt seyn; mit einem Worte, Campedelli ist in dem Genre, das er gewählt hat, einer der vollendetsten Künstler.

Acht Studien nach der Natur, von dem Akademiker Giuseppe Bisi, verschafften jedem Kenner großen Genuß; den größten Zauber wußte er jedoch in zwei Stücke zu legen, von denen das Eine St. Lucia bei Neapel, das Andere den Golf von Baja vorstellt. Der Standpunkt des letzteren ist Puzzuole; das erstere ist ein Nachtstück. Eine grandiose Landschaft vom Ritter Storelli aus Turin wurde zwar von denen nicht bewundert, die sich nur an Kleinigkeiten und Kabinetstücken ergötzen, war aber dennoch des Beifalls der Kenner vollkommen werth. Das Gemälde ist meisterlich zu einem großartigen Effekte komponirt, das Licht sehr gut vertheilt, die Farbengebung gewandt und kräftig. Die Felsen in ihrer Rundheit und Schroffheit, das Wasser, mag es nun an Steinmassen zerstäuben oder in verschiedenen Bächen dahinströmen, deren Bette es sich selbst durch seinen Sturz von der Höhe gegraben hat; Alles athmet wunderbare Natur-Wahrheit.

Der Graf Rinaldo Belgiojoso lieferte perspektivische Ansichten der Kirche St. Lorenzo und der Brücke Sta. Teresa in Mailand. Sowohl diese, als seine Ansicht des öffentlichen Platzes von Monza, ließen in Hinsicht des Helldunkels, der Wahrheit der Tinten, der Luft- und Linien-Perspektive sehr wenig zu wünschen übrig. Dieser Künstler übt sich im Kopiren des Wirklichen, welches der einzige Weg ist, das Erhabene in den Künsten zu erreichen, besonders in dieser Gattung, die in einer materiellen Nachbildung des Gesehenen besteht. Herr Giuseppe Comello lieferte einige Ansichten von Gebäuden und Stadttheilen Mailands, den Gemüsemarkt von Verona und Ansichten der Normandie. In den letzteren zeigt er sich als den modernen David Teniers. Er versteht überhaupt die lokale Farbengebung wie die besten Niederländischen Meister; seine Perspektive ist vortrefflich, und die Figuren von Menschen oder Thieren auf seinen Gemälden von unnachahmlicher Leichtigkeit und doch so ausdrucksvoll, daß man die Handlungen einer jeden unterscheidet, wie klein und in die Ferne gerückt sie auch seyn mag.

An den Leistungen des Ritters Maffei — ein sehr berühmter Name in der Literatur — bewundern wir den vorherrschenden Geschmack der modernen Deutschen Schule (!) in Darstellung von Landschaften, Thieren und ländlichen Festen auf Gemälden von kleiner Dimension. Ein Tyroler Bauerntanz vor einem Wirthshause — von Lorenz Quaglio — beweist, wie weit man es in Darstellung kleiner Figuren mit Oelfarben bringen kann. Eine alte Burg in Franken — von Domenico Quaglio — und zwei Landschaften mit Vieh, von den Herren Burkel und Ott, verdienten wegen ihrer herrlichen Vollendung großes Lob. Schätzbare Stücke in Wasserfarben lieferten Michele Bisi, die Künstlerin Camilla Guiscardi und Herr Suter aus Zürich; vorzüglich gute Zeichnungen, außer den Herren Suter, Vicassi — Maler in Genua — und dem Kupferstecher Fiorani, auch mehrere Zöglinge der Mailändischen Perspektiv-Schule. (Bibliot. Ital.)

Bibliographie.

- Delle colonne. (Die Säulen-Ordnung, nach Vitruv, so wie über den Unterschied zwischen natürlichen und perspektivischen Ansichten.) Von Paolo Landriani. Mailand. Pr. 5 Lire.
- Ogni giorno un fatto storico. (Ein historisches Faktum für jeden Tag.) Chronologischer Almanach. Nr. XIV. Pr. 60 Cent.
- Almanacco tedesco-italiano. (Deutsch-Italiänischer Almanach.) Pr. 50 C.

England.

Belzoni's Wittwe und Lady Morgan.

Die Wittwe des berühmten Reisenden Belzoni lebt in Brüssel. Als Lady Morgan neulich in jener Stadt war, hatte sie eine Zusammenkunft mit ihr, die sie uns in folgendem vom 20. Oktober datirten Brief schildert:

„Brüssel ist in diesem Augenblick der allgemeine Zufluchtsort für Bedrängte. Die unglückliche Wittwe des unglücklichen und heldenmüthigen Belzoni schleppt hier ihr jämmerliches Daseyn hin, und bald ist der letzte Rest der kärglichen Subscription, die einige Wohlwollende vor ein paar Jahren für sie zusammenbrachten, aufgezehrt. Es war mir sehr angenehm, einen Besuch von ihr zu empfangen, und ich erwiederte denselben augenblicklich. Ich fand sie in einer kleinen Hinterstube im zweiten Stockwerk eines schmalen Hauses in der traurigen Vorstadt auf dem Glacis. Ihr einziges Fenster schaute auf die rothen Dächer der Stadt Brüssel hinaus und, über dieselben hinweg, auf deren Umgegend in eine weite Ferne. Die untröstliche Gefährtin des heldenmüthigsten unter allen Reisenden trug noch immer ihre verbleichten Trauergewänder und war eifrig mit Lesen in einer sehr schönen Foliobibel beschäftigt. Ein großer mit Hieroglyphen bedeckter Sarg stand aufrecht und offen vor ihr, er enthielt die prächtigste Mumie, die vielleicht nirgend ihres gleichen findet. Wände und Fußboden ihres kleinen Zimmers waren mit Fragmenten, Zeichnungen und allerlei Gegenständen aus dem Aegyptischen Alterthum bedeckt; auf dem Tisch befanden sich mehrere Reliquien von der Art, die man in heiligen Ländern für heilig achtet. Königliche Heilige und Kaiserliche Pilger hätten ehedem ihr Diadem dafür hingegeben; hier aber in den Augen ihrer traurigen Besitzerin hatten sie ihren Hauptwerth als Erinnerungen an jenen unternehmenden Geist, dessen Nachforschungen sich bis in den Anfang aller Zeitrechnung erstreckten und das Andenken vieler von jenen großen auf einander folgenden Ereignissen, die ihr ewiges Fortschreiten bezeichnen, der Vergessenheit entrissen. Die Wittwe Belzoni's empfing mich mit jener Anmuth, die stets eine Begleiterin tiefer Empfindung ist; doch wurde sie offenbar durch meinen Besuch eben so überrascht als gerührt. Sie sagte, daß sie sich schon außer dem Bereich

*) Was die Italiäner so nennen, hat bekanntlich einen viel umfassenderen Begriff als das, was wir in Deutschland darunter verstehen.

**) Verfasser des Romans Ettore Fieramosca. (S. Nr. 80 des Magazins.)

aller Sympathie und Erinnerung gewähnt, daß sie mich nur besucht, um mir ihre Achtung zu bezeigen, weil ich Belzoni auf ihrer letzten Reise über die Alpen einen Theil meines „Italien" vorgelesen habe, und daß Alles, was mit seinen Beschäftigungen, mit seinen Lieblingsgegenständen in Berührung stehe, für sie etwas Feierliches habe, dessen sie gern und mit Liebe gedenke. Da mein Besuch nicht bloß eitle Neugier zum Grund hatte, so kam ich sogleich zur Sache und sagte ihr, daß ich die Hoffnung hätte, ihr nützlich werden zu können, indem ich entweder in Brüssel oder bei meiner Rückkehr nach England eine Subscription für sie zu Stande zu bringen gedachte; aber es wurde mir schwer, ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigene kümmerliche Lage zu lenken; ihr Geist schweifte nur auf dem unverdienten Mißgeschick und den unbelohnten Leistungen Belzoni's umher. Es fehle ihr an weiter nichts, meinte sie, als an den Mitteln, Europa zu verlassen, um auf jenem Grabe unter dem Schatten des Arasma zu Gato im Königreiche Benin, wo Belzoni starb, ihr Haupt niederzulegen. Sie weinte laut und sprach nur von Belzoni's Tugenden, seinen Verdiensten und Opfern, ohne ihres eigenen Elendes zu gedenken. Sie spielte auf eine Intrigue an, die eine ehemals mächtige Person gegen ihn angezettelt hatte, um seine Bemühungen zu hindern und seinen ehrlichen Namen zu verunglimpfen, und die seinen frühzeitigen Tod herbeiführte. Sie äußerte kein Wort gegen jene Verwaltung, die von dem Ruhm seiner Nachforschungen so reichlichen Nutzen zog, ohne eine einzige Guinee zur Unterstützung seiner glänzenden, seiner erstaunenswürdigen Anstrengungen herzugeben; sie schien kaum entrüstet darüber, daß eine Nation, die sich rühmt, die Beschützerin von Kunst und Wissenschaft zu seyn, dieses herrliche Muster plebejischer Würde und Geistesgröße seine mehr als königlichen Unternehmungen auf seine eigenen Privatkosten und mit Aufopferung jedes persönlichen Genusses hatte ausführen lassen; nur auf ein einziges Individuum, dessen Ränken Belzoni sein Elend und seinen Tod verdankte, dessen Namen sie aber nicht aussprechen wollte oder nicht konnte, drängte sie mit ächt weiblichem Gefühl den ganzen Ausdruck ihres Hasses und Unwillens zusammen. Es war, wie es scheint, ein Mann von hoher Gewalt; der Führer einer damals herrschenden Partei, der bis zu einem gewissen Punkt das Schicksal einer betrogenen Nation in der Hand und das Talent so wie die Macht hatte, rechtschaffenes Verdienst zu Boden zu drücken und den öffentlichen so wie den Privat-Charakter durch jenen unseligen Zweig der Britischen Presse zu verleumden, der allein in ganz Europa, damals wie jetzt, mit den schlechtesten Leidenschaften zu den schlechtesten Zwecken in schmählichem Bündniß stand. Belzoni wurde drei Wochen in Bubie aufgehalten, wo er auf Briefe wartete und eine verpestete Luft einathmete. Der alte Asuace, der eingeborne Gouverneur, hatte von einem Europäischen Kaufmann den Befehl erhalten, Belzoni kein Schiff zukommen zu lassen und seine Einschiffung zu verhindern. Ehe es ihm noch gelang, alle Hindernisse zu besiegen, die seinem heroischen Unternehmen in den Weg gelegt wurden, überfiel ihn die Krankheit, an welcher er starb. Ich bemühte mich, die Wittwe Belzoni darauf zu bringen, was man für sie thun könnte, um ihre noch übrigen Tage vor wirklichem Mangel zu bewahren. Sie übergab mir den Plan zu der beabsichtigten Herausgabe einer Reihe von lithographirten Ansichten von dem Modell des Aegyptischen Grabes, welches Belzoni in dem Thal Baba-el-Muluk bei Theben im Jahre 1818 entdeckte; sie wünschte dieselben auf Subscription herauszugeben. Dann zeigte sie auf die Mumie, die aus der dritten oder höchsten Rangordnung, nämlich eine Priesterin, ist; sie hat wegen ihrer Seltenheit, und weil sie außerordentlich gut erhalten ist, großen Werth. Ich hoffe, diese Mumie für eine der hiesigen National-Sammlungen erwerben zu sehen. Wenn man im Stande wäre, die Ansprüche der Wittwe Belzoni auf die Theilnahme aller Freunde der Wissenschaft recht einleuchtend zu machen, so würde es vielleicht dazu beitragen, Namen für ihre Subscriptionsliste zu gewinnen, eine liebenswürdige und treue Frau aus der Noth zu retten und England von der Schmach zu befreien, das Andenken eines Mannes, der sich durch seinen Genius und seine Unternehmungen die Nation zur Schuldnerin machte, gänzlich vernachlässigt zu haben."

Bibliographie.

- Surgical essays. (Chirurgische Versuche.) Von Bransby Cooper. Mit kolorirten Abbildungen. Pr. 15 Sh.
- Naval history of England. (Geschichte des Britischen Seewesens.) Von R. Southey. Zweiter Band. Pr. 6 Sh.
- The art of drawing on stone. (Die Kunst, auf Stein zu zeichnen.) Von C. Hullmandel. Pr. 12 Sh.
- On the artificial growth of cucumbers and melons. (Ueber das künstliche Wachsthum der Gurken und Melonen.) Von John Smith. Pr. 7½ Sh.
- Mary Stuart. — Trauerspiel von Schiller. Aus dem Deutschen übersetzt. Pr. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Gräfin Guiccioli. Obgleich ich es früher oft bedauerte, daß ich außer der Strenge unserer periodischen Aristarche auch noch so viele Feindseligkeiten erfahren mußte, so hat mir das Leben Byron's doch auch Anlaß zu manchem Vergnügen gegeben; und als die berühmte Gräfin Guiccioli mit ihrem Bruder, dem Grafen Gamba, nach England kam, gab es mir gerechte Veranlassung, ihre Bekanntschaft zu suchen, um mich durch den Augenschein von den Reizen zu überzeugen, welche allgemein für so außerordentlich ausgegeben wurden. Ich fand ihr Aussehen genau so, wie ein Freund es mir beschrieb, der sie in Italien gesehen hatte. Ich hatte ihm einen Brief an Lord Byron mitgegeben, der ihn bei ihr einführte. Sie war angenehmer, als Herr Leigh Hunt vermuthen läßt, wenn er von ihr als von einer „ausgelassenen Pensionairin" spricht, obgleich sie nicht „das Geschöpf der Elemente" ist, das ein schwärmerisch Verliebter in ihr verehrt wissen wollte. Vielleicht sah ich sie das erste Mal in einer ihr nachtheiligen Umgebung; denn sie war einem gefährlichen Vergleich ausgesetzt, indem sie neben der sehr glänzenden Gräfin Blessington saß. Ihr Brustbild erinnerte mich an die Beschreibung Dryden's in Don Juan; aber ihre Figur im Ganzen war nicht ansehnlich, und nur wenn sie saß, erschien sie anmuthig; obgleich sie ungewöhnlich schön war, kam mir doch ihre Schönheit nicht sehr glänzend vor. Sie besaß indeß einen besonderen Reiz, der auf einen Mann von Byron's Gemüthsart großen Einfluß ausüben mußte — viel Naivetät; mehr als irgend eine andere junge Frau, die ich kennen gelernt habe. Es entschlüpften ihr Bemerkungen, von deren Kraft und überraschender Einfachheit sie selbst kaum etwas zu ahnen schien. In ihrem Benehmen zeigte sie die Leichtigkeit und moderirte Heiterkeit, welche die Italiänischen Frauen von denen aller anderen Länder unterscheidet. Sie war sehr natürlich, ohne gemein zu werden, obgleich ihre Naivetät einem mißgünstigen Beobachter oft Gelegenheit zu falschen Auslegungen geben und ihr den Vorwurf der Albernheit zuziehen konnte. Das war indeß durchaus nicht der Fall, wiewohl sie Vieles sagte, was mehr lustig als bewundernswürdig klang. Die Achtung für das Andenken Byron's bekannte sie offen, und von denen, welche sie genauer kannten, wurde sie für aufrichtig gehalten; aber ich habe sagen hören, daß sie den Lord zu sehr verehrte, um ihn wahrhaft lieben zu können; das mag seyn, aber wir wissen, daß die zärtlichste Zuneigung einer Frau sehr wohl mit einer großen geistigen Bewunderung vereint bestehen kann.

(Galt's Autobiography.)

— Zweck der Strafe. Der große Zweck der Strafe scheint beständig mißverstanden worden zu seyn. „Wer Einem Leid zufügt", sagt das Sprüchwort, „droht Mehreren damit." — „Der Zweck der Strafe", sagt Blackstone, „ist, die Menschen vom Vergehen abzuschrecken." — „Die Theorie der Strafe", sagt Dr. Whateley, „insofern sie nämlich zur Verhütung und nicht als Vergeltung auferlegt wird, wird fast von Jedermann anerkannt und in unseren Gesetzen deutlich ausgesprochen." — Ein kurzes Nachdenken muß nun aber zeigen, daß der so erklärte Zweck der Strafe eine ungeheure Ungerechtigkeit in sich schließt. Der Verbrecher würde also nicht allein für das gestraft, was er gethan hat, sondern auch für das, was er oder Andere möglicherweise thun könnten. Ein Mann, der in Maidstone wegen eines Pferdediebstahls zum Tode verurtheilt wurde, beklagte sich, als man ihn abführte, über die Strenge des Gesetzes und sagte, es sey doch grausam, daß man einen Menschen eines Pferdes halber tödten wolle. „Du wirst gehängt", sagte der Richter, „nicht weil Du ein Pferd gestohlen hast, sondern damit keine Pferde gestohlen werden."

(Andrews, On Criminal Law.)

— Wilde Bewohner von Ceylon. Die Waldungen von Ceylon werden oft von Horden Wilder durchstreift, welche der Englische Reisende Caunter fast eben so wild darstellt, als die Thiere des Waldes. Hier eine kurze Schilderung derselben: „Sie scheinen in intellektueller Hinsicht kaum über den Instinkt der Affen hinauszureichen. Es sind die Bedah's oder Vedah's, eine zwar nicht zahlreiche Völkerschaft, denn sie sollen nicht über einige Tausend Köpfe zählen. Sie fliehen ängstlich den Anblick civilisirter Menschen, zeigen sich aber höchst wild, wenn sie ihnen begegnen. Die entlegensten Schlupfwinkel der Wälder dienen ihnen zum Aufenthalt. Wahrscheinlich sind sie die ächten Ureinwohner, obgleich so sehr in Barbarei verfallen, daß sie von ihrem eigenen Ursprung nichts angeben können, den man nie ergründen konnte, und der selbst für die gebildeteren Eingalesen ein Gegenstand der Forschung ist. Diese Bedah's meiden jeden Verkehr, außer mit denen ihrer eigenen Stämme; daher ist es ein seltener Zufall, wenn man mit einem von ihnen in Berührung kommt; und wenn einige von den Britischen Soldaten gefangen wurden, welches zuweilen geschah, so zeigten sie sich so äußerst verstockt oder dumm, daß man nichts aus ihnen machen konnte. Sie sprechen einen Dialekt der Eingalesischen Sprache und haben eine Art von Religion, die aber im höchsten Grade abgöttisch, einfältig und abergläubisch ist. Diese Barbaren findet man mehr oder weniger in allen den Theilen der Insel, die von menschlichen Wohnsitzen entfernt sind, doch bewohnen sie vorzüglich die bergigen Regionen, die folglich weniger zugänglich und den Europäern weniger bekannt sind. Als wir auf der Insel waren, gab es eine beträchtliche Anzahl von ihnen in dem Königreich Candy in Nordasien, und diese waren bei weitem die wildesten ihres Stammes. Ihr einziges Subsistenzmittel ist die Jagd, in welcher sie außerordentlich geschickt sind, indem sie mit besonderer Behendigkeit Rothwild und anderes Wildpret fangen, woran ihre Wälder Ueberfluß haben. Ihre Geschicklichkeit in dieser Uebung, die zugleich ihre einzige Beschäftigung und ihr einziger Zeitvertreib ist, setzt wirklich in Erstaunen. Wenn die Jagd nicht gut geht, so stillen sie ihren Hunger mit den Früchten, die wild umher wachsen. Einige, die schon weniger wild sind, handeln zuweilen mit den Candiern, indem sie Elfenbein, Honig und Wachs gegen Tuch, Eisen und Messer austauschen. Doch die Rambah-Bedah's, die unbändigsten unter ihnen, lassen sich seltener sehen, als die wildesten Thiere. Sie schlafen unter Bäumen, und wenn irgend etwas sie aufscheucht, so klettern sie auf die Bäume so furchtlos und schnell wie die wilden Katzen."

(Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Montag den 18. November 1833.

Morgenländisches.

Die Gesetze des Manu, aus dem Sanskrit übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von A. Loiseleur-Deslongchamps.*)

Es bleibt eine merkwürdige, die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der neueren Gesetzgeber in Anspruch nehmende Erscheinung, daß die großen gesetzlichen Institutionen der alten Völker sich mitten unter den Umwälzungen so vieler Jahrhunderte aufrecht erhalten haben, wie die Aegyptischen Pyramiden, die weder von der Zeit noch von den Menschen vernichtet werden konnten, und die noch ein Zeugniß von dem Genie ihrer mächtigen Erbauer sind; während unsere neueren Gesetze und Denkmäler, ephemer wie unsere heutigen Gedanken, bei dem geringsten Stoß zusammenfallen. Es sind nun mehr als 3000 Jahre her, seit der weise Manu in Indien seine geoffenbarten Gesetze bekannt gemacht hat, und seit 3000 Jahren beobachtet sie der Indier und übt sie aus. Dies rührt daher, weil jene Gesetze den Stempel der Unveränderlichkeit und etwas Ehrfurchtgebietendes an sich tragen, was unseren Gesetzen sehr menschlichen Ursprunges, die von der Mehrheit der Stimmen abhängen, ganz abgeht. Wir kennen zu gut die Menschlichkeit unserer Gesetzgeber, um an die Ewigkeit ihrer Werke zu glauben. Freilich würden in unserem skeptischen Zeitalter die neuen Offenbarer keine gute Aufnahme finden; mögen sie nun, gleich Moses, mit den Gesetztafeln vom Sinai herabsteigen, oder sich Söhne des Brahma nennen, wie Manu, Vertraute der Nymphe Egeria, wie Numa, oder von Gott Gesendete, wie Muhammed — die heutigen Völker würden mit dem Kopfe schütteln und sie für Betrüger erklären.

Wir bleiben zuweilen starr vor Bewunderung stehen vor jenen großen Denkmalern der alten Gesetzgebung, wie es die Gesetze des Manu, des Moses und des Zoroaster sind, die neben den erhabensten Dingen auch Vorschriften enthalten, bei denen man sich fragt, ob der Gesetzgeber auch bei vollem Verstande gewesen, und ob er sich an Menschen gewendet, als er ihnen dergleichen Dinge befahl. Aber dieses Erstaunen hört auf, sobald wir uns in die Zeiten zurückversetzen, wo jene Gesetze entworfen wurden, und wenn wir bedenken, daß die ersten Worte derselben schwer bis zu uns gelangen konnten. Eine andere nicht weniger wichtige Berücksichtigung besteht in der Nothwendigkeit, in welcher sich die damaligen Gesetzgeber befanden, auf die alten Gebräuche der Völker Rücksicht zu nehmen. So empfiehlt Manu oft, das Ansehen der alten Sitten zu achten. „Der seit undenklichen Zeiten herrschende Gebrauch", sagt er, „ist das durch die Offenbarung und durch die Tradition anerkannte erste Gesetz." (Altschârah paramô dharmoll) Man sieht, daß das Ansehen des Offenbarers in Indien nicht so weit ging, um mit den früheren Sitten ganz und gar zu brechen; dieser Umstand ist von großer Wichtigkeit.

Die Gesetze des Manu wurden zum ersten Male aus dem Sanskrit ins Englische durch den berühmten William Jones übersetzt, und erschienen im J. 1794. Der Original-Text mit dem Kommentar des Kulluka Bhatta wurde erst im J. 1813 in Kalkutta und zwar ziemlich fehlerhaft gedruckt. Herr Haughton publizirte im J. 1822 in London eine neue kritische Ausgabe des Textes, aber ohne Kommentar. Da diese Ausgabe sehr selten und theuer geworden ist, indem sie für den Gebrauch der Ostindischen Compagnie bestimmt war, so unternahm es Herr Loiseleur-Deslongchamps, (ein ausgezeichneter Schüler des Herrn Chezy) im J. 1830 eine neue erscheinen zu lassen, welche nach den Manuskripten durchgesehen war. Er hat jetzt dieses wichtige Werk durch eine Französische Uebersetzung jenes alten Denkmals vervollständigt, welches fortan, als Studium der alten Gesetzgebungen, neben die Bibel gestellt werden darf.

Nach dem Beispiele Will. Jones', den er zum Führer genommen, hat Herr Loiseleur-Deslongchamps in seine Uebersetzung einen Theil des Kommentars des Kulluka aufgenommen, der mit gesperrter Schrift gedruckt ist. Es wäre vielleicht besser gewesen, den Kommentar in Randnoten zu verweisen und als Text nur die Worte des Manu zu geben; denn auf diese Weise hätte der Uebersetzer nicht gleichsam die Auslegungen des Kommentators gut geheißen, der in Bezug auf Manu sehr moderne Ansichten hat, und der nothwendig den Text nach den Ansichten der religiösen Sekte oder der philosophischen Schule, denen er angehört, erklären muß. Es ist wahr, daß ohne jene Hülfe viele Stellen schwer zu verstehen gewesen seyn würden; aber dieser Uebelstand, dem durch Noten abgeholfen werden konnte, war nicht so bedeutend als der eben erwähnte. Indeß ist die Autorität Jones' überwiegend, und wir bescheiden uns daher gern.

Es würde mehr Raum erfordern, als der hier verfügbare, um einen einigermaßen vollständigen Begriff von dem in Rede stehenden Buche zu geben. Das Alter desselben steigt nach W. Jones und Chezy wenigstens bis auf 1300 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Der Stil desselben ist einfach, ernst, majestätisch, wie der aller Ueberbleibsel [Uebenkmäler], und er nähert sich mehr als irgend ein anderes Sanskritanisches Buch dem der Vedas. Wie alle große religiöse Denkmäler der Völker des Alterthums beginnen auch die Gesetze des Manu mit einer Erklärung von dem Entstehen der Welt, weil die alten Gesetzgeber immer den Grund von Allem anzugeben wünschten, was der Mensch zu wissen verlangt, wie von Allem, was er thun kann und soll. Die Genesis des Manu ist vielleicht nicht weniger erhaben, als die des Moses: „Alles war Dunkelheit, unkenntlich und der unterscheidenden Merkmale beraubt. Da erschien der lebendige Geist, verscheuchte die Dunkelheit und machte die Welt mit allen ihren Elementen erkennbar." — Es ist nicht eine Erschaffung aus Nichts, eine Welt aus dem Chaos gebildet, wie man es den Hebräischen Text Mosis sagen läßt, obgleich dieser Gesetzgeber sich des Wortes bara (bildete, und nicht: schuf) bediente; es bedeutet dieses eine einsichtsvolle Organisation, eine durch das höchste Wesen auf die unorganische und unthätige Materie ausgeübte Herrschaft der Ordnung. Hier sind es die Gewässer, welche zuerst hervorgebracht werden; in sie hat das höchste Wesen einen fruchtbaren Saamen gelegt, und alle Elemente, alle organisirten Wesen entstehen nach und nach aus jenen befruchteten Gewässern. Dieses genesische System verträgt sich nicht übel mit den Grundsätzen der neueren Geologie und ließe vermuthen, daß Manu, der unmittelbare Sprößling des Brahma, des großen Ordners der Welt, ganz richtige Traditionen über den Ursprung der Dinge besaß. Weiterhin jedoch erklärt Manu die Schöpfung auf eine andere Weise. (Wir bedienen uns der Uebersetzung des Herrn Loiseleur-Deslongchamps.) „Von dem Wunsche, zu schaffen, getrieben, bewirkt der göttliche Geist die Schöpfung und läßt den Aether entstehen, den die Weisen, als mit der Eigenschaft des Klanges begabt, betrachten. Durch eine Umgestaltung des Aethers entsteht die Luft, das Vehikel aller Gerüche. Durch eine Umbildung der Luft entsteht das Licht, welches erleuchtet, die Dunkelheit zerstreut und glänzt u. s. w."

In dem ersten Buche jener Gesetze findet man die bekannte Erklärung des Ursprungs der vier Haupt-Kasten Indiens: „Zur Verbreitung des menschlichen Geschlechtes erschuf Brahma aus seinem Munde, aus seinem Arm, aus seinem Schenkel und aus seinem Fuße den Brahmanen, den Kschatrya, den Waisya und den Sudra. Zur Erhaltung der ganzen Schöpfung wies das höchste Wesen denen, welche es aus seinem Munde, aus seinem Arm, aus seinem Schenkel und aus seinem Fuße erschaffen hatte, verschiedene Beschäftigungen an. Dem Brahmanen fiel die Belehrung in den Vedas, die Zubereitung der Opfer, das Recht, zu geben und zu nehmen, anheim. Dem Kschatrya legte er die Pflicht auf, das Volk zu beschützen, Wohlthaten auszuüben, zu opfern, die heiligen Bücher zu lesen und sich nicht den sinnlichen Vergnügungen zu ergeben. Das Vieh besorgen, Almosen geben, opfern, die heiligen Bücher studiren, Handel treiben, auf Zinsen borgen, die Erde bebauen, das sind die Funktionen des Waisya. Aber dem Sudra übertrug das höchste Wesen nur ein einziges Amt, nämlich das: die vorstehenden Klassen zu bedienen, ohne sich dadurch zu entwürdigen."

Dies ist die erbliche Ungleichheit der auf die feierlichste Weise durch den Indischen Gesetzgeber festgestellten Zustände. Wahrscheinlich ist der Ursprung der verschiedenen Klassen aus der Verschiedenheit der erobernden und eroberten Stämme entstanden, denen der Gesetzgeber des erobernden Stammes ihre Vorrechte durch religiöse Sanction auf ewige Zeiten beibehalten sehen wollte. Wie dem aber auch seyn möge, jene durch Manu eingeführte Theilung der Kasten besteht noch nach 3000 Jahren.

Nachdem Manu die Grade der Ueberlegenheit oder Untergeordnetheit unter den Menschen eingeführt hatte, bestimmte er auch Grade in der Schöpfung. „Unter allen Wesen sind die beseelten Wesen die ersten, und unter diesen wieder diejenigen, welche vermittelst ihrer Intelligenz sich erhalten. Unter den intelligenten Wesen sind die Menschen die ersten, und von diesen wieder die Brahmanen."

*) Lois de Manou, comprenant les institutions civiles et religieuses des Indiens; traduites du sanskrit, et accompagnées de notes explicatives, par A. Loiseleur-Deslongchamps. 1 vol. in 8.

Wie der Koran, schreibt das Gesetzbuch des Manu Gebete für den Morgen und Abend vor. Der Gesang Savitri wird vorzugsweise anbefohlen. „Während der Morgendämmerung stehe der Mensch aufrecht und wiederhole bis zum Sonnen-Aufgang das Savitri; und Abends sage er dasselbe sitzend, bis die Sterne deutlich am Himmel erscheinen."

I.

„Wir widmen Dir dieses neue und einzige Lob Deiner selbst, o strahlende glänzende Sonne."

„Empfange mit Güte dieses Gebet, welches ich an Dich richte; meine Seele, welche nach Dir verlangt, o, besuche sie, wie ein glühender Mann eine Frau besucht."

„Möge die Sonne, welche alle Dinge und alle Welten durchdringt und betrachtet, unsere Beschützerin seyn."

II.

„O! Laßt uns über jenes göttliche Licht der strahlenden Sonne nachdenken; möge sie unseren Geist leiten."

„Das Brod des Lebens wünschend, flehen wir um die Gaben jener bewundernswerthen und glänzenden Sonne."

„Strahlende Sonne, welche die Priester und Dichter durch fromme Gesänge und Opfer verehren und preisen."

Alle Welt hat von den Suttis oder der Verbrennung der Indischen Wittwen nach dem Tode ihrer Männer sprechen hören. Diese grausame Sitte, welche glücklicherweise im Abnehmen sich befindet, ist im alten Gesetzbuche des Manu nicht vorgeschrieben, nur ist, dem Gesetzgeber gemäß, die Frau, welche sich zum zweiten Male verheirathet, minder achtungswerth, als die, welche sich nur einmal vermählt.

Man glaubt auch in der Regel, daß die Frauen in Indien verachtet und mißhandelt werden, und daß die Gesetzgebung zu solchen schreienden Ungerechtigkeiten ermächtigt. Dies ist ein Irrthum. Folgendes sagt Manu: „Wenn Verwandte sich aus Verirrung des Geistes in Besitz der Güter einer Frau, ihrer Wagen oder ihrer Kleider setzen, so fahren diese Gottlosen zum höllischen Aufenthalt hinunter."

„Ueberall, wo man die Frauen ehrt, sind die Gottheiten zufrieden; aber wenn man sie nicht ehrt, so sind alle frommen Handlungen nutzlos. Jede Familie, wo die Frauen in der Betrübniß leben, wird bald erlöschen; aber wenn sie nicht unglücklich sind, so vermehrt sich die Familie und gedeiht unter allen Umständen. Die Männer, welche sich Reichthümer wünschen, müssen Sorgfalt für die Frauen ihrer Familien haben und ihnen Schmuck, Kleider und ausgesuchte Speisen geben, bei Festlichkeiten und feierlichen Gelegenheiten."

Es würde sicherlich schwer seyn, in unseren neueren Gesetzbüchern etwas aufzufinden, was dem Geschlecht so günstig wäre, zu dessen Vertheidiger wir uns den Asiaten gegenüber aufwerfen, indem wir uns unserer beispiellosen Galanterie und unserer ritterlichen Gesinnungen rühmen. Es ist wahr, daß Manu bei dem Artikel der Strafen die Achtung und die Rücksichten zu vergessen scheint, welche er gegen die Frauen vorgeschrieben hat, indem er erlaubt, sie mit Stricken und Bambusröhren zu züchtigen. Aber ein anderer Indischer Gesetzgeber befiehlt das Gegentheil: „Und wenn eine Frau sich hundert Verbrechen schuldig gemacht hätte, schlage sie nicht, auch nicht einmal mit einer Blume." — Manu stellt die Abhängigkeit der Frauen auf folgende Weise fest: „Ein kleines Mädchen, eine junge Frau und auch eine ältere Frau dürfen niemals etwas nach ihrem eigenen Willen thun, auch selbst nicht in ihrem Hause. Während ihrer Kindheit hängt das Mädchen von ihrem Vater ab; als Frau von ihrem Manne; wenn der Mann todt ist, von seinen Söhnen; eine Frau darf sich niemals selbst beherrschen. Sie suche sich niemals von ihrem Vater, von ihrem Manne oder von ihren Söhnen zu trennen; denn wenn sie sich von ihnen trennte, so würde sie die beiden Familien der Verachtung preisgeben. Sie muß immer guter Laune seyn, mit Umsicht die häuslichen Angelegenheiten betreiben, große Sorgfalt für das Hausgeräth haben und nicht zu freigebig in ihren Ausgaben seyn."

Wir schließen diesen allerdings sehr unvollständigen Artikel durch das, was Manu über die Gastfreundschaft des Hausherrn sagt:

„Ein Hausherr darf Abends Keinem die Gastfreundschaft versagen, den der Untergang der Sonne ihm zuführt; möge der Gast nun zur rechten Zeit oder zu spät kommen, er darf nicht im Hause seyn, ohne Speise zu sich zu nehmen. Der Hausherr darf selbst keine Speise essen, die er dem Gaste nicht vorsetzt. Denjenigen ehren, welchen man bei sich sieht, ist das Mittel, Reichthümer, Ruhm, ein langes Leben und den Himmel zu erlangen."

Man muß Herrn Loiseleur Deslongchamps dafür danken, daß er uns mit einer Aufopferung, die man nicht genug loben kann — da das Lob fast der einzige Vortheil ist, den man aus einer solchen Aufopferung zu ziehen vermag — einen so reinen Text und eine so getreue Uebersetzung der Gesetze des ältesten Gesetzgebers Indiens gegeben hat; denn für uns waren jene Gesetze fast so gut wie nicht übersetzt, weil nur eine sehr kleine Anzahl von Gelehrten die Uebersetzung von William Jones kennt. Der Geschichtschreiber und der Rechtsgelehrte, denen die verschiedenen Civilisationen bekannt seyn müssen, werden in diesen Gesetzen Stoff zum Nachdenken finden. Die Noten, womit Herr Loiseleur seine Uebersetzung bereichert hat, werden ihnen ebenfalls sehr nützlich seyn. (Europe littéraire.)

F r a n k r e i c h.

Die neuere Französische Literatur,

nach dem Urtheil der Edinburgh Review.

(Fortsetzung.)

Die unter diesen verderblichen Einflüssen erzeugte Literatur besteht aus zwei Parteien; die eine, welche Anspruch darauf macht, fantastisch zu seyn; die andere, die sich, wie sie sagt, der Realitäten bemächtigt, die aber durch die empörende Abgeschmacktheit ihrer Lügen noch mehr Verachtung in uns erregt, als die erstere.

Fantastisch! Frankreich fantastisch! Wer hätte das im Anfang dieses Jahrhunderts geglaubt! Indessen jetzt, wo die Gegenwart wenig Trost und die Zukunft wenig Hoffnung darbietet, ist es leicht, zu begreifen, wie die geistreichste, die lustigste, die soldatischste Nation sich gleichsam wider Willen zu einer idealen Welt hat hinziehen lassen, welche, frei von allen Beschränkungen des gewöhnlichen Lebens, weit und unterhaltend wie das Unendliche ist. Es sind jetzt bald fünf Jahre, daß die Franzosen von einer seltsamen Leidenschaft für den Deutschen E. T. A. Hoffmann ergriffen worden sind und versucht haben, ihn nachzuahmen, oder besser, ihn zu parodiren. Hoffmann ist aber derjenige Schriftsteller, welcher die Nachahmung am wenigsten verträgt.

Hoffmann hatte von Natur ein nervöses und reizbares Temperament, welches durch den häufigen Genuß geistiger Getränke und durch chronische Krankheiten bis an die Grenzen der Narrheit (!) getrieben wurde; es lebte in ihm die Ueberzeugung einer hohen Fähigkeit, welche durch Ausschweifungen entwürdigt und in Ohnmacht verwandelt wurde; eine krankhafte Einbildungskraft, die mit Ahnungen und seltsam verrückten Ideen angefüllt war; ein Gehirn, in dem Gespenster lebten, die er selbst schuf, und vor denen er zitterte. Dies waren die Elemente eines Genies, welches ohne Zweifel originell, aber eben so unnachahmlich als originell war. Wem hätte er jenen tiefen Glauben an eine unsichtbare Welt, jenen Schrecken mittheilen können, der ihn beim Anblick der selbstgeschaffenen Phantome ergriff? Hoffmann war ein physisches und intellectuelles Phänomen; er allein konnte das geistige Fieber, welches ihn verzehrte, zergliedern und beschreiben. Er allein konnte das fast unmerkliche Band finden, welches jene ungeheure Phantasmagorie an die Dinge des wirklichen Lebens knüpfte. Wenn eine Menge Französischer Schriftsteller geglaubt haben, Hoffmann nachzuahmen, wenn sie groteske Figuren erfanden, wenn sie uns einen kleinen Teufel, auf der Thürklinke reitend, und Schlangen und blaugeflügelte Engel, im Punschdampf springend, zeigten, so haben sie vergebens dem Deutschen Namen das Material seines Theaters entlehnt. Wir haben mehr als hundert der Französischen fantastischen Erzählungen gelesen, wo der nebelhafte Glanz der Fantasiestücke mit einem lächerlichen Fleiße nachgeahmt war; das wahrhafte Elixir Hoffmanns, und wäre es das Elixir des Teufels, wird niemals Jemanden zu Theil werden und seinen ungeschickten Nachahmern stets ein Geheimniß bleiben. Die fantastischen Schriftsteller wollen aber doch wenigstens lügen und lügen gut oder schlecht. Es ist die unsichtbare Welt, deren Pforten sie öffnen. Wenn jene Welt Euch mißfällt, wenn ihr Zauberstab Euch nicht zur Entdeckung von Schätzen führt, so könnt Ihr nur ihre Ungeschicklichkeit anklagen; aber sie täuschen Euch nicht. Was soll man aber von denen sagen, die sich für die Maler der Wirklichkeit ausgeben, und in deren Schriften man keine Wirklichkeit, keine Wahrheit, keinen Charakter, antrifft, zu dem die Natur gesessen hätte? Ihre Figuren gehören eben so gut in das ungeheure Gebiet des Romans eines antediluvianischen Weltalls, als nach China oder Monomotapa. Man denke sich Personen, die niemals haben existiren können, und deren Handlungen selbst mit den ihnen beigelegten Charakteren im Widerspruch stehen. Alles ist unpassend und inkonsequent; die Logik ist überall verletzt. Ist die Heldin sanft und tugendhaft, so kann man darauf rechnen, daß sie vor dem Ende des ersten Theils Verbrechen begeht, die mit ihrem Charakter im grellsten Widerspruch stehen; ist der Held ein Ungeheuer, so wird man ihm bald große Tugenden beilegen. Von Unwahrscheinlichkeit zu Unwahrscheinlichkeit, von Widerspruch zu Widerspruch geschnellt, wird der Leser, dessen Neugierde anfänglich gereizt war, zuletzt unwillig; und wenn dieser Unwille durch den immer wiederkehrenden Unsinn sich vermehrt, so wird aus dem Unwillen Langeweile, und er verwandelt sich endlich in Widerwillen. Ich habe einen Springer gesehen, dessen erstes Stück mich überraschte; beim dritten Salto mortale empfand ich Langeweile, und der nächste gefährliche Sprung trieb mich von meinem Platze.

Nicht etwa, daß man bei jenen Schriftstellern nicht von Zeit zu Zeit einen Strahl des Lichts, eine glänzende Phrase, einen kühnen Gedanken, einen Zug der wahren Beobachtung fände; aber kaum blickt der lichtvolle Strahl durch die Wolke, so schließt sich auch dieselbe schon wieder, und wir befinden uns von Neuem in dem finsteren und blutigen Nebel eingehüllt. Sie haben auf diese Weise ihre Literatur zu erneuern und die Fruchtbarkeit ihres Genies zu erweisen geglaubt. Nichts zeigt aber im Gegentheil deutlicher die Unfruchtbarkeit und die Armuth ihrer Hülfsquellen, als daß sie beständig zu dem Außerordentlichen und Furchtbaren ihre Zuflucht nehmen müssen. Leute von wahrem Talent bringen mit gewöhnlichen Elementen Wirkung hervor. Einen ächt menschlichen Charakter erfinden, eine Kette von Ereignissen schaffen, welche die Einbildungskraft beschäftigen, die Neugier erregen, ohne der Vernunft Gewalt anzuthun, das ist eine Aufgabe, welche eben so wohl Zeit und Nachdenken als Genie erfordert. Aber die Aufmerksamkeit nur durch Scenen der Liederlichkeit, des Rausches, der Schamlosigkeit, des Ehebruchs und des Todtschlags erregen und erhalten; die ekelhaften Mysterien der Morgue und der Salpetrière aufwühlen, das ist ein trauriges und leichtes Handwerk, das man ohne Mühe ausüben kann, vorausgesetzt, daß man eine verwegene und gewissenlose Feder hat.

So ging selbst Voltaire nicht zu Werke, dem der Titel eines satanischen Schriftstellers nicht ganz mit Unrecht beigelegt wird. In Candide skizzirt er nicht eine Person, nicht ein einziges Ereigniß aufs Gerathewohl hin. Welchen ironischen Schwung auch sein Genie haben mochte, war doch Alles wohl überlegt, Alles trug zu dem allgemeinen Eindruck bei, Alles diente dazu, ein Axiom zu beweisen,

aber ein System durchzuführen. Ein einziger Gedanke, allerdings ein schmerzlicher, beherrscht das ganze Werk und entwickelt sich auf energische Weise inmitten aller Witze der Phantasie und der Satire. Man sehe dagegen, wie die modernen Französischen Schriftsteller ihr System zu beweisen und ihre Theorieen darzulegen versuchen. „Ich habe hier", sagt Herr Janin in seiner Vorrede zur Beichte, „einigermaßen die moralische Verlegenheit eines Menschen zeigen wollen, der das Bedürfniß eines Glaubens fühlt und diesen Glauben im Heiligthum nicht findet, weil er nirgends ist." Was dem Verfasser aufgefallen ist, was er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, zu schildern versucht hat, das ist gerade der hervorstechendste Punkt in der moralischen Physiognomie Frankreichs. Er brauchte nur um sich her zu blicken; jedes Individuum, jede Familie, wenn er sie genau beobachtet und getreu geschildert hatte, würde ihm Beispiele der von ihm beklagten Krankheit dargeboten haben. Aber eine so fantastische Erzählung, wie irgend eine von den Teufeleien Hoffmann's, muß ihm dazu dienen, seinen Satz zu beweisen. Anatole, sein Held, ein Mann des jungen Frankreichs, der einen Schnurrbart, eine bis an den Hals zugeknöpfte seidene Weste and feine Wäsche trägt, erwürgt in der Hochzeitsnacht mit eigenen Händen seine Frau, und zwar aus folgenden Gründen. Zuerst hat ihr der Tanz Vergnügen gemacht; dann hat er überlegt, daß, wenn seine schöne Braut altert, sie eben so alt und runzlig wird, als die achtzigjährige Duenna, welche sie begleitet hat; endlich hat sie beim zu Bette Gehen seinen Vornamen vergessen und ist seiner Ansicht nach viel zu früh eingeschlafen. Alle diese so triftigen Gründe bringen unseren Mann von Geist und Welt dahin, daß er der Mörder eines jungen Mädchens wird; ein Aufbrausen des Wahnsinns, dem bald ein Aufbrausen des Gewissens folgt. Anatole will beichten; er sucht einen Priester, der würdig wäre, ihm die Absolution zu ertheilen. Der eine ist ihm zu dick, der andere zu mager; dieser ist in religiösen Dingen zu gleichgültig, jener ist zu streng und wird Anstand nehmen, ihn zu absolviren. Er läßt ein Dutzend Geistlicher die Revue passiren; unter Anderen einen Spanischen Priester, den er bei einem unschicklichen Tête-à-tête mit einer jungen hübschen Person überrascht. Erst nach einer ziemlich langen Wallfahrt findet Anatole den Priester auf, den guten Priester, der ihn tröstet, seiner Sünden entbindet und ihn fast geheilt entläßt. Nach einem wahnsinnigen Treiben von sechs Monaten nimmt unser Held die Tonsur, wird ebenfalls Priester, liest Messe und wird so wohlbeleibt, daß seine Freunde ihn nicht wiedererkennen.

Alles das soll dazu dienen, uns zu beweisen, daß es in Frankreich keine Religion giebt. Das ist nun allerdings ein sehr wahrscheinlicher Gang der Ereignisse, und dieselben schildern die moderne Gesellschaft auf eine merkwürdige Weise. Man bewundere nur die Logik des Verfassers, der, um zu beweisen, daß die tröstende Religion nicht mehr existirt, bei der Entwickelung seines Romans uns einen durch die Religion getrösteten und beruhigten Verbrecher zeigt. Es ist unmöglich, in irgend einer Literatur etwas zu finden, was der Ungereimtheit und der Abgeschmacktheit jenes Schlusses gleicht. Herr Janin hatte wohl Recht, in seiner Vorrede zu sagen, daß er ohne Plan und aufs Geradewohl schreibt; aber er hat sehr Unrecht, sich mit Crebillon dem Jüngeren zu vergleichen, dem Maler eines sehr unmoralischen Jahrhunderts, dessen Bilder, wenn sie uns auch oft empören, doch wenigstens den Originalen ähnlich sind.

Es ist also die Philosophie, ein Plan, ein Zweck, ein Grundgedanke, die allen Französischen Schriftstellern unserer Zeit fehlten. Das Talent der Details kann für jene jämmerliche Ungereimtheit nicht entschädigen. Bei Janin finden sich zuweilen nicht gewöhnliche Eigenschaften; viel Glanz im Stil, schwungvolle Episoden; eine gewisse spöttische und naive Heiterkeit, welche sich mit den pathetischsten Stellen vermischt; und endlich helle und durchdringende Strahlen, welche, ohne jemals eine ausgedehnte Bedeutung zu haben und ohne das Ganze der jetzigen Gesellschaft zu umfassen, doch mitunter in die Tiefen dringen.

Nicht allein die Beichte, sondern alle Werke des Herrn Janin zeugen von einer glühenden und leidenschaftlichen Einbildungskraft, von leichter Kritik und von falschem Geschmack, so wie von der vollkommenen Unfähigkeit, ein großes Ganzes zu erfinden und auszuführen. Man findet in ihnen überhaupt die tiefe Spur des Mangels, gegen den er mit solcher Heftigkeit eifert, den Mangel an Grundsätzen in der Moral, in der Politik, in der Religion und Literatur. Man sieht einen Mann, der bereit ist, für oder gegen alle Fragen in allen nur denkbaren Journalen zu schreiben, vielleicht nicht aus interessirten Beweggründen, sondern weil in seinen Augen nichts wahr und nichts falsch ist. Sein erstes Werk: „der todte Esel und die guillotinirte Frau", ist einer jener schauderhaften Auswüchse, eine der Mischungen von Blut, Krankheit und Wollust, welche ein Wahnsinns halber in Bedlam sitzender Fleischer sehr gut hätte erfinden können. Der Beichte, von der wir gesprochen haben, folgte Barnave, eine unvollendete und mangelhafte, aber überraschende und kühne Skizze jener Epoche, wo die alte Monarchie und das alte Volk sich trennten, um sich niemals wieder zu begegnen oder wiederzuerkennen; so sehr mußten sie sich verändern, die eine in der Emigration, das andere durch die Eroberungen. Was seine beiden letzten Werke betrifft, die fantastischen Erzählungen und die neuen Erzählungen, so wollen wir sie mit Stillschweigen übergehen. Eine Erzählung betitelt: Rosette, und ein Versuch über Crebillon den Jüngeren scheinen uns allein den Ruf Janin's zu rechtfertigen.*)

Wenn es unsere Absicht gewesen wäre, die Französischen Schriftsteller nach ihrem respektiven Verdienst zu ordnen, so würden wir sicherlich nicht Herrn Janin den ersten Platz gegeben haben, sondern Herrn Victor Hugo, einem originellen dramatischen Schriftsteller, einem lyrischen Dichter ersten Ranges und einem sehr ausgezeichneten Romantiker. Seine Einbildungskraft ist schöpferisch, seine Begeisterung erhaben und rein. Der Zweck, den er verfolgt, ist ihm deutlich, er strebt festen Schrittes und kräftig auf denselben zu; er weiß den Gegenstand, den er behandeln will, ernstlich und beharrlich zu überlegen; und endlich ist die Fähigkeit, welche seine Nebenbuhler besitzen, energische Gemälde zu entwerfen und dieselben glänzend zu koloriren, in seinen Werken noch bedeutender als in den übrigen. Unglücklicherweise findet sich der Sauerteig der Verderbtheit und der Unordnung, den man in allen jenen Schriften bemerkt, auch in seinen Werken wieder, und je mehr er vorwärts schreitet, je mehr scheint sich jene intellektuelle Krankheit zu verschlimmern. Man vergleiche nur seine ersten Werke mit seinen letzten. In Bug Jargal und Han von Island ruht sich der Geist wenigstens bei einigen sanften und trostreichen Scenen, bei einigen tugendhaften Charakteren aus, und man vergißt einige Augenblicke die aufgehäuften Gräuel, man sieht, daß die Seele des Verfassers gefühlvoll und der Erhebung fähig ist. Was ist aber Lucrezia Borgia und le Roi s'amuse? Eine unzusammenhängende Masse von Mordthaten, Blutschande und Ausschweifungen. Es findet sich darin keine menschliche oder edelmüthige Aufwallung; die unreinen Einflüsse der Zeit scheinen den moralischen Barometer seines Genies herabgedrückt zu haben. Zu allen Zeiten aber ist der besondere Fehler des Herrn Hugo die Uebertreibung gewesen; seine besten Werke tragen den Stempel derselben. Wie unser Maturin, hat er in seinem Han von Island die Schrecknisse von Skandinavien gebraucht and gemißbraucht. Sein Bug Jargal, eine der Geschichte der Insurrection in St. Domingo entlehnte Erzählung, ermangelt durchaus der Wahrscheinlichkeit. Der Held ist ein Neger, eine Art von Grandison, der eine platonische Liebe zu einer weißen Frau hegt und sein Leben dem Glück der Geliebten und dem ihres Gatten aufopfert. Mehrere Episoden dieser Erzählung sind sehr merkwürdig durch die Kraft des Pinsels; unter anderen die Beschreibung des Kampfes, den Habibrah und d'Auvernay über dem Abgrunde mit einander bestehen. Diese Scene ist mit einer so außerordentlichen Lebendigkeit geschildert, daß der Leser, welcher allen Wechselfällen dieses Kampfes auf Leben und Tod folgt, bis zum entscheidenden Augenblick kaum zu athmen wagt.

Das einzige vollkommene Werk des Herrn Victor Hugo ist: Der letzte Tag eines Verurtheilten. Es ist kein Roman, es ist die Zergliederung eines Zustandes, eine moralische und psychologische Anschauung, die Chronik der Gedanken eines Menschen, das genaue Verzeichniß seiner Empfindungen während des Zeitraumes zwischen dem Urtheilsspruch und der Hinrichtung. Ich weiß wohl, daß Herr Victor Hugo sich selbst so erklärt hat, als habe er eine Doktrin gefunden, die Todesstrafe abschaffen und die Gesetzgebung ändern wollen. Es ist dies eine von den tausend Prätensionen, von den tausend Albernheiten, welche die Französischen Schriftsteller sich zum Panier wählen zu müssen glauben. Trotz dem aber muß man das innere und metaphysische Drama bewundern, welches Herr Hugo geschaffen hat; das Herz eines Menschen in einem furchtbaren Zustande genau und geschickt geschrieben; eine ganze innere Tragödie, welche der Verfasser vor uns entrollt, ohne sich irgend eines artefactischen Hülfsmittels zu bedienen, ohne uns nur einmal zu sagen, warum sein Held verurtheilt worden ist.

Es scheint, daß sich in allen Französischen Werken neuerer Zeit eine innere Krankheit, ein vergifteter Fleck unvermeidlich verbergen müsse, wie die Fäulniß in gewissen Früchten. Der Grundfehler des Werks, welches übrigens voller Kraft und Talent ist, besteht darin, daß der Verurtheilte, der sich so gut ausdrückt, der sich selbst mit so vieler Philosophie zergliedert, der ein so sanftes Gemüth, einen so mächtigen Geist, einen so schönen und bestimmten Stil hat, was ganz außerhalb der Bedingungen eines Assisenhofes zu seyn scheint. Wer erinnert sich, auf den Bänken jenes Tribunals, mitten unter den Gendarmen und den unedlen Schergen der Gesetze, einen Mann gesehen zu haben, der fähig gewesen wäre, einen einzigen der Sätze des Herrn Victor Hugo zu schreiben und dennoch des Mordes angeklagt, des Mordes überführt zu werden, und nicht einmal Gnade oder Verwandlung der Strafe erhalten konnte? Jene gewaltthätigen Verbrechen sind zuweilen von Natur edlen, aber durch Leidenschaft irregeleiteten Wesen eigen; aber sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, antiliterarisch, unverträglich mit der philosophischen Reflexion und mit der Ruhe der intellektuellen Arbeit. Ein junger Student wird seine Geliebte tödten; aber weder Rousseau noch selbst Lord Byron werden jemals ein Gleiches thun; sie werden sich vielmehr mit Deklamationen begnügen; der Gedanke, bei ihnen so heftig, lähmt die Handlung. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Charakterzüge und Sagen der Portugiesen.

Unter diesem Titel (Traits and traditions of Portugal) ist so eben in London das Werk einer Dame (Miß Pardoe) erschienen, dem wir die nachstehenden Skizzen entlehnen:

— „Eine Portugiesische Braut fragte mich eines Tages, ob ich ihren namorado (Liebhaber) zu sehen wünschte. Ich bejahte dies und erhielt die Weisung, mich Abends um sechs Uhr einzustellen. Als ich in das Familienzimmer trat, verwunderte ich mich, daß ich

*) Sein großes Talent als Journalist, das darin besteht, aus dem leichtesten Material ein großes luftiges Gebäude zur Ergötzung des Publikums aufzuführen, hundertmal schon von Anderen ausgesprochene Gedanken in ein neues Gewand kluger, den eigenen Mutterwitz geschickt herausstellender, die nicht minder eigene Unwissenheit aber eben so gewandt verbergender Phrasen zu kleiden, daß sie dem Leser wieder als neu erscheinen, hat der Edinburger Kritiker entweder übersehen oder aus Unwillen über das, was er mit Recht hier rügt, zu würdigen verschmäht. D. R.

die Schöne allein fand; sie umarmte mich, führte mich zu einem Stuhl auf der Altane und setzte sich mir gegenüber. Dann ließ sie sorgfältig eine Leinwand-Marquise über den Balkon herab, so daß wir nur von beiden Seiten aus gesehen werden konnten. Ich besorgte schon, einem verliebten tête-à-tête als überflüssige dritte Person beiwohnen zu müssen, fragte also, ob wir nicht schicklicher ins Zimmer gingen? Ganz erstaunt entgegnete die Dame: wie wäre es mir denn möglich, ihn zu sehen, und, was noch schlimmer ist, wie könnte er mich sehen, wenn wir nicht auf dem Balkon säßen? „Kommt er denn nicht, Sie zu besuchen?" fragte ich in meiner Unwissenheit, indem ich ihren ausgesuchten Kopfputz, ihren zierlichen Anzug und die bedeutsam an ihrem Busen steckende Nelke betrachtete. Einen Augenblick verstummte sie vor Verwunderung, dann belehrte sie mich gelassen darüber, daß in Portugal jede Zusammenkunft mit dem künftigen Ehemann etwas Unerhörtes sey, daß sie mit ihrem Bräutigam noch nie ein Wort gesprochen habe, und daß er ihr nur jeden Tag eine Nelke zuschicke, die sie jeden Abend an den Busen stecke, um ihn, wenn er vorbeiginge, von ihrer Gunst zu überzeugen. Sie versicherte mir, nichts würde ihr beleidigender seyn, als wenn er nur ein einziges Mal — sey es nun, aus welchem Grunde es wolle — die bestimmte Zeit verfehlte, und eine wiederholte Versäumung seiner Pflicht würde unfehlbar seinen Abschied zur Folge haben. In demselben Augenblick erschien der Senhor, nahm so feierlich den Hut ab, als ginge er an einem Leichenzuge vorüber, und — stolzirte weiter! Die Lady von ihrer Seite verneigte sich lächelnd und setzte dann ihren Unterricht in der Portugiesischen Weise, zu lieben, fort. Unter anderen interessanten Details sagte sie mir auch, ich müßte jetzt wissen, warum sie nicht Morgens beim Aufstehen ihr Haar kämme und ihr Gesicht wasche — ich hatte sie oft deshalb gescholten — sie verschob das Waschen, und was damit verbunden ist, alle Tage bis Abends fünf Uhr, um recht frisch auszusehen, wenn ihr Geliebter en passant einen Blick auf sie warf. Da ich bemerkt hatte, daß der Geliebte ein kleiner übelaussehender Mensch und ohne Zweifel viele Jahre jünger war, als sie, so fragte ich, ob der Gedanke, einen Mann zu heirathen, den sie nicht näher kenne, sie nicht unglücklich mache? Die Antwort paßte zu dem vorangegangenen Raisonnement: diese Partie, sagte sie, gefiele ihr sehr gut; denn ihr Bräutigam sey viel wohlhabender, als der Mann ihrer Schwester, und also werde sie sich kostbarer kleiden und größere Gesellschaften geben können; außerdem dürften junge Mädchen an den Assembleen von Villa-Franca keinen Theil nehmen, und sie liebe das Tanzen sehr. Alles dies befriedigte mich über die Maßen, und es blieb nur noch eine Frage, wie er es angefangen habe, um sie zu werben? Auch darauf war die Antwort leicht: er hatte sich etablirt, und seine Verwandten wünschten, er möge heirathen. Als dies ihrem Vater, der den Wohlstand des jungen Mannes kannte, zu Ohren kam, machte er dessen Familie einen Antrag zu Gunsten seiner Tochter. Dies Anerbieten wurde freudig angenommen, da sie ein Vermögen von 4000 crusados novos (halben Kronen) besaß. Wenn es von einem Portugiesischen Fräulein heißt, sie besitze so oder so viel, so versteht man niemals baares Geld darunter; vor der Hochzeit wird von beiden Familien ein Freund an die Braut abgeschickt; beide Individuen taxiren die Kleider, die Kostbarkeiten und jede Kleinigkeit, die dem Mädchen angehört, und sobald ein Ueberschlag des Werthes gemacht ist, giebt der Vater noch einen Zuschuß an baarem Gelde, um das zu ergänzen, was an der Summe fehlt, die er angegeben hat."

— „Eines Abends bewog mich ein starkes Glockengeläute, auf den Balkon hinauszutreten, von wo ich einen Zug auf der Straße wahrnahm; ich sah jedoch gleich, daß die Prozession keinen gewöhnlichen Charakter hatte; die Zahl der Personen war größer als gewöhnlich, und sie gingen schwerfällig langsam vorwärts. Als sie näher herbeikamen, bemerkte ich bei dem Scheine von sechs oder acht Fackeln, daß vier Männer eine Last trugen — es war ein Leichnam, der in einem langen hölzernen Troge, ganz wie diejenigen, deren sich in England die Fleischer bedienen, auf dem Rücken lag. Der Todte war augenscheinlich mit seinen besten Kleidern angethan; es überlief mich aber ein Grausen, als ich gewahrte, daß der Trog für den Körper viel zu kurz war, und daß Kopf, Arme und Beine darüber hinaushingen und sich hin- und herbewegten, während die Träger sorglos in der schlecht gepflasterten Straße vorwärts trabten. Der Prozeß der Beerdigung ging, wie mir erzählt wurde, eben so summarisch von Statten. Das „enge Bett", welches den Abgeschiedenen aufnahm, war zugleich so niedrig, daß das Gesicht der Leiche nur drei Zoll unter der Oberfläche der Erde zu liegen kam. In dieses mißgestaltete Grab ward der Körper ohne alles Ceremoniell gelegt, man bewarf ihn mit einer dünnen Schicht Erde, und dann kam der letzte empörende Akt dieser Art von Bestattung: der Todtengräber stellte sich auf den Körper und zerstampfte ihn mit einer schweren hölzernen Keule ganz und gar. Als Ursache eines so barbarischen Verfahrens wird angegeben, daß man dadurch den Hunden die Möglichkeit abschneiden wolle, den Körper aus der Erde herauszuzerren, und doch wäre dem leicht abgeholfen, wenn man sich entschließen könnte, seinem Mitchristen einen Sarg und ein ordentliches Grab zu bewilligen! Das schöne Kloster des heiligen Hieronymus ist ein beliebter Begräbnißort für Kinder; ohne Zweifel knüpft sich irgend ein Aberglaube an diesen Vorzug. Sehr oft begegnen einem des Morgens vier oder fünf cejas (eine Art von Kabriolet), von denen jede einen Herrn, eine Dame und ein todtes Kind enthält, welches letztere, mit Blumen und farbigen Bändern geschmückt, in einer kleinen Mulde liegt. Diese cejas fahren nach dem Kloster; die darin Sitzenden steigen aus, beten eine Zeit lang vor dem Hochaltar, holen dann das Kind ab und legen es auf den Marmorboden der Kapelle, worauf sie den Mönchen für die Mühe der Bestattung einiges Geld zurücklassen und mit großer Seelenruhe abziehen. Gewöhnlich sind die Aeltern selbst die Begleiter. Die kleinen Geschöpfe haben in ihrem kostbaren Anzug die größte Aehnlichkeit mit Wachsfiguren, und einer unserer Freunde, der eines Tages in die Kapelle trat und ein halbes Dutzend solcher kleinen Leichen auf dem Marmorboden liegen sah, hob eine derselben auf und entdeckte jetzt erst mit Schaudern, daß es ein todtes Kind sey. Eine Portugiesische Dame, die ich wegen des unvernünftig pomphaften Anzugs der zu bestattenden Kinder zur Rede stellte, versicherte mir, alle diese Pracht koste nicht mehr als sechs vintem (ungefähr 6 Silbergroschen) und werde immer in einer besonderen Niederlage für solche Artikel angeschafft."

Mannigfaltiges.

— Eine seltsame Ehe. Der New-Yorker Handels-Anzeiger berichtet über eine Vermählung zwischen einem Indianer vom Tschippawa-Stamme, Namens Natbleuchie oder Sturmkönig, oder auch Peter Jones, und einer Englischen Dame. Es scheint, daß Peter während seines Aufenthalts in England, wo er Missions-Angelegenheiten für seine rothen Brüder besorgte, das Herz einer fein gebildeten jungen Engländerin gewonnen hatte, die ihr religiöser Eifer bewog, ihm nach Amerika zu folgen, wo das glückliche Paar nach vollzogener Trauung in die Wildnisse von Ober-Kanada aufbrach, um daselbst die Flitterwochen zuzubringen. Der Verfasser jenes Berichts äußert sich folgendermaßen über das Brautpaar: „Ein stärkerer Kontrast ward nie gesehen. Sie ganz in Weiß und mit der höchsten Natürlichkeit geschmückt; ihr Antlitz so weiß wie ihre Handschuhe und ihre Kleidung, so daß ihre rabenschwarzen Haarflechten, die sie wie eine Madonna auf ihrer schönen Stirn gescheitelt hatte, nur noch dunkler erschienen. Er in einem etwas gemeinen Anzuge; ein großer, finsterer, langbeiniger, muskulöser Indianer. Sie eine kleine zarte Europäische Dame; er ein handfester eherner Sohn des Waldes. Sie an Luxus und Gemächlichkeit jeder Art gewöhnt, von guter Erziehung, feiner Bildung und daheim allgemein geliebt, im Besitz eines schönen Einkommens, jetzt die Reize der civilisirten und gebildeten Gesellschaft auf immer verlassend und allen ihren Genüssen entsagend. Eine süßere Braut sahen wir niemals. Wir hätten uns gern ins Mittel gelegt und sie gerettet. Aber das war nicht unsere Sache; auch befand sie sich unter ihren Freunden. Daß sie sich täuscht und von dem Leben, das ihrer harrt, nichts ahnt, daran ist gar kein Zweifel. Der beste Beweis davon ist, daß sie ein Meublement mitgebracht hat, wie für die eleganteste Haushaltung, reiches porzellanenes Geschirr für eine Indianische Barracke, und Türkische Teppiche, auf die Moraste der Kanadischen Wälder auszubreiten! Anstatt eines Wohnhauses wird sie einen Wigwam finden, und Geräth aus Binsen und Flechtwerk statt zierlicher Stickereien.

— Die Wölfe in Amerika und Europa. Der Reisende Roß Cox giebt in seinem Werke „Abenteuer am Columbia-Flusse" folgende Schilderung von den Nord-Amerikanischen Wölfen: „Diese reißenden Thiere tödten jährlich eine große Menge von Pferden, besonders zur Winterzeit, wenn diese in dem tiefen Schnee nicht fortkommen können; sie werden dann eine leichte Beute ihrer leichtfüßigen Verfolger, die oft in Rudeln von zehn bis funfzehn über ein solches Thier herfallen und ihm mit ihren langen Fangzähnen in wenigen Minuten den Kopf vom Rumpfe reißen. Wenn jedoch die Pferde im Gebrauch ihrer Füße nicht behindert werden, so rächen sie sich oft furchtbar; wie wir denn eines Morgens einmal um die Kadaver zweier unserer Pferde, die in der Nacht vorher waren zerrissen worden, acht todte und verstümmelte Wölfe umherliegend fanden; einigen war von den Hufen der wüthenden Thiere bei ihrem vergeblichen Versuch, diesen blutdürstigen Feinden zu entrinnen, das Gehirn zerschmettert, anderen waren die Ribben und Beine zerschlagen worden." Diese Wölfe wagen es aber nur selten, einen Menschen anzugreifen, und der Verfasser erzählt mehr als einen Fall, wo sie sich von einem einzigen Reisenden mit einem Knüttel verscheuchen ließen. Die Europäischen Wölfe sind dagegen weit kühner und wüthender, und folgende Erzählung Bakewell's in seinen Reisen durch die Savoyische Provinz Tarentaise kann nur als eine seltene Ausnahme von der Regel gelten. Dieser Reisende berichtet nämlich: „Um seinen Vortrag über den Bau der Thiere zu beleben, theilte Herr Decandolle, Professor der Naturgeschichte zu Genf, mehrere interessante Notizen über ihre Lebensweise, über ihre natürlichen Neigungen und über die Veränderung mit, die oft an ihnen vorgehe, wenn sie unter die Herrschaft des Menschen kommen. Unter anderen Beispielen von Zuneigung, die zuweilen von Wölfen gegen ihre Herren gezeigt worden, erwähnte er eines Falles, der sich in der Nähe von Genf zugetragen hatte. Eine Dame hatte einen zahmen Wolf, der an ihr zu hangen schien, wie ein Schooßhündchen an seiner Gebieterin. Als sie sich einst auf mehrere Wochen von Hause entfernen mußte, wurde der Wolf nach ihrer Abreise ganz betrübt und wollte erst gar keine Nahrung annehmen. Er blieb während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit niedergeschlagen und traurig; als sie aber zurückkehrte und das Thier nur ihre Tritte hörte, sprang es mit ausgelassener Freude ins Zimmer, richtete sich an ihr in die Höhe und legte seine Pfoten auf ihre Schultern; dann stürzte es plötzlich rückwärts und starb."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.   Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{8}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Mittwoch den 20. November 1833.

Italien.

Ein neuer Roman des Verfassers der „Monaca di Monza" *).

Der Verfasser der Monaca di Monza und der gelehrten Untersuchungen über Tasso's Leben, Herr Giovanni Rosini, wird in kurzem zu Pisa einen historischen Roman unter dem Titel: Luisa Strozzi ans Licht treten lassen. Der Zweck desselben ist, den politischen und gesellschaftlichen Zustand von Florenz unter der Regierung Alexander's von Medici darzustellen, welcher im Jahre 1537 die Frucht des Krieges ärndtete, den Karl V. und Klemens VII. gegen die unabhängige Verwaltung Toskana's führten, und durch einen blutigen Tod die Excesse aller Art, mit denen seine kurze Regierung befleckt war, sühnte.

Schwerlich dürfte man in den Annalen Italiens, von dem Wiedererwachen der Wissenschaften bis auf unsere Zeit, einen Gegenstand von noch höherem und durchgreifenderem Interesse finden, als derjenige ist, bei dem die geübte Feder verweilt hat, deren neue Schöpfung wir ankündigen. Florenz war der strahlendste Brennpunkt der Civilisation jenes Landes, das allen übrigen Ländern Europa's auf dieser Bahn vorleuchtete und noch damals über alle hervorragte. Diese reiche und gewerbsame Stadt hatte den größten Theil Toskana's und mehrere bedeutende Gebiete von Lunigiana, der Romagna und selbst von Umbrien sich unterworfen. Ihr Staat war von den Besitzungen der Genueser, der Venetianer, der Herzoge von Mailand und Ferrara, des Papstes, der Herren von Urbino, Perugia, Rimini, Faenza, Piombino und Forli, der Republiken Siena, Bologna und Lucca begränzt. Durch seine Lage, seine natürliche Macht und Bevölkerung wurde Florenz der Mittelpunkt, das gemeinsame Band und das lebhafteste Triebwerk des ganzen Italiänischen Völker-Vereins. Es hielt auf der Halbinsel die Waage des politischen und militairischen Einflusses, und der Präsident seiner Raths-Versammlungen saß bei Italiänischen Kongressen mit den Monarchen Neapels und der Lombardei auf gleicher Stufe.

Die Auszeichnung ihres Gewerbfleißes, der Umfang und die Thätigkeit ihrer Fabriken, die Menge des baaren Geldes und die Geschicklichkeit, mit der sie bei Bank- und Handels-Speculationen davon Gebrauch machten, gaben den Florentinern nicht weniger entschiedene Vortheile über die anderen Völker Italiens. Die vornehmsten Familien von Florenz, selbst diejenigen, welche anerkannt den ersten Rang einnahmen, die Medici und die Strozzi, rühmten sich des industriellen Ursprungs ihrer Größe und vermehrten ihre Reichthümer, die Vorurtheile anderer Nationen verachtend, auf eben die Art, wie sie in ihren Besitz gekommen waren. So finden wir im 14ten und 15ten Jahrhundert selbst Familien aus ritterlichem Geschlechte (nobili), wie z. B. die Bardi und Peruzzi, durch den überwiegenden Einfluß des demokratischen Elements von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, mit Eifer der arte del Cambio obliegen, einer Kunst, unter der nichts Anderes als unser Banquier-Geschäft verstanden wurde.

Das literarische Uebergewicht der Florentiner und dasjenige, welches ihnen die Ausübung der schönen Künste verschaffte, denen sie begeistert huldigten, gaben ihrem Staate noch höhere Bedeutung. Obgleich öfter eine undankbare, selbst eine grausame Mutter, nahm doch Florenz an dem Ruhme Theil, den seine ausgezeichneten Söhne in anderen Ländern einärndteten. Dante war vor der Bekanntmachung seiner Divina Comedia, deren erster Gesang 1309 unter den Auspizien des furchtbarsten Widersachers von Florenz erschien, verbannt worden; Petrarca ward im Exil geboren; Leonardo da Vinci fand erst am Hofe von Mailand wirksame Gönnerschaft, und doch erhoben diese drei Männer die Florentinische Schule zum Gipfel ihres Glanzes. Außerdem haben Boccaz, Polizian, Cimabue, Giotto, Ghiberti, Brunelleschi, Masaccio und eine Menge anderer eminenter Köpfe, deren bloße Aufzählung die Gränzen dieses Artikels überschreiten würde, Florenz angehört, und zwar nicht bloß durch den Zufall der Geburt oder des Todes, sondern durch ein ganzes der Verschönerung und dem Ruhme ihres Vaterlandes geweihtes Leben. So war Florenz am Ende des 15ten Jahrhunderts, und obgleich der unbegränzte Kredit der Mediceer die Grundfesten der republikanischen Freiheit schon untergraben hatte, waren die Bewohner doch noch stolz darauf, Bürger der Mutterstadt von Toskana zu heißen.

Die Invasion Italiens durch Karl VIII., und die Umwälzungen, welche sie veranlaßte, hatten für Florenz unglückliche Folgen. Sarzana fiel in die Gewalt der Genueser; die Romagna und Bologna wurden dem Kirchenstaat einverleibt; Venedig verlor seinen Einfluß auf Mittel-Italien; die nationale Unabhängigkeit verschwand im Norden wie im Süden der Halbinsel. Das Gebiet der Florentiner, von allen Seiten durch den Kirchenstaat gedrängt, blieb nur noch mit schwachen Republiken oder mit Souverainetäten in Berührung, die das Uebergewicht der Päpstlichen und Aragonischen Waffen gedemüthigt hatte. Furchtbare Konkurrenzen schadeten der Industrie; das baare Geld ging allmählig in andere Kanäle über; die Entdeckung Indien's und Amerika's gab dem Handel Toskana's einen verhängnißvollen Stoß. In derselben Periode wüthete Bürgerkrieg im Lande. Die Medici wurden verjagt und dann zurückberufen; endlich saß Leo X. auf dem Päpstlichen Stuhl und übte, obschon indirekt, einen eben so großen Einfluß auf Florenz als auf irgend einen Theil seiner eigentlichen Besitzungen. Während der Regierung dieses Papstes erlosch der Glanz der Florentiner, allein er schien sich in dem des Hauses Medici gewissermaßen wieder zu verjüngen. Der Papst stand an der Spitze des intellektuellen Triebwerks, welchem Europa so rasche und glänzende Fortschritte verdankte, und Lorenzo, der Sohn seines Bruders, das Haupt der Florentinischen Regierung, hatte sich durch den Sturz des Hauses Rovera bereichert, so daß seine Gewalt, als Herzog von Urbino und Schutzherr von Florenz, der Breite nach über ganz Italien von dem einen zum anderen Meere reichte.

Der vorzeitige Tod Leo's X veranlaßte den Einsturz dieses Gebäudes, das größten Theils auf Usurpationen gegründet war, die man durch nichtige Vorwände beschönigen wollte. Urbino kam wieder an seine alten Herzoge, und Florenz, noch einmal von republikanischem Schwindel fortgerissen, beraubte die Mediceer ihres Ansehens, ihrer Güter, und eine Zeit lang sogar ihrer Freiheit.

Damals floß aber das Blut des Cosimo, des patris patriae, nur noch in den Adern dreier unechter Sprößlinge seines Stammes, von denen der Eine den Lorenzo, Herzog von Urbino, der Andere den Julian, Herzog von Nemours, und der Aelteste einen anderen Julian, einen Bruder Lorenz des Prächtigen, zum Vater hatte. Außerdem waren noch zwei Frauen übrig: Clarizia, die Eine derselben, Tochter des Pietro von Medici, war mit Filippo Strozzi vermählt; die Andere, Katharina, von dem Florentinischen Volke la Duchessina (die kleine Herzogin) genannt, die ihren Vater Lorenz, Herzog von Urbino, schon als Kind verlor, wurde Königin von Frankreich, als ihr Gemahl Heinrich II. an der Stelle des kinderlos verstorbenen Dauphins den Thron bestieg.

Alexander, der sich Katharinens Bruder nannte, ward von Clemens VII. dazu bestimmt, die Herrschaft seiner Familie wieder herzustellen. Allein die Abkunft dieses Jünglings war nicht bloß unvertilgbar befleckt, sondern auch verdächtig dazu; seine Mutter, eine Afrikanische im Hause des Herzogs von Urbino zu den niedrigsten Diensten gebrauchte Sklavin, hatte ihm etwas Negerblut gegeben, das man in seinen Zügen erkannte, und sein angeblicher Vater wäre in den Augen des Gesetzes ein Fuhrmann gewesen, der diese Frau geheirathet hatte.

Eine so unwürdige Wahl empörte die Florentiner und bestimmte sie zu noch kräftigerem Widerstand gegen die Waffen des Papstes, der die Schätze der Kirche aufbot, um sein Haus wieder zu Ehren zu bringen. Der einzige vernünftige Schritt, den die Florentiner thun konnten, wäre gewesen, wenn sie die Hülfe des Kaisers angefleht, dessen Partei ergriffen und die Französische Sache verlassen hätten; denn Frankreichs edler und ritterlicher Monarch, Franz I., sah sich außer Stande, seine alten Bundesgenossen zu beschützen. Die Gefühle einer alten Waffen-Brüderschaft, vielleicht romantische Gefühle, ließen indessen ernste und weise Betrachtungen nicht aufkommen. Man entschloß sich, bei der Allianz mit Frankreich zu bleiben, und so mußte Florenz im Jahre 1530, nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, die der Genius Michel-Angelo's verewigte, den verbündeten Heeren des Papstes und des Kaisers seine Thore öffnen.

Die Florentiner hatten sich jedoch erst zufolge einer Capitulation ergeben, die ihnen ihr ganzes Gebiet und ihre Verfassung sicherte. Die Medici und ihre Parteigänger sollten Bürgerrecht, Güter und Rang wieder erhalten; allein weder die Souverainetät der Stadt selbst, noch die Direction der Rathsversammlungen war, den Mündeln Clemens VII. versprochen. Trotz dieser feierlichen Uebereinkunft begründeten die Palleschi *) ihre Herrschaft unter dem Schutze der Kaiserlichen Waffen, und sofort begann ein unbarmherziges System

*) „Die Nonne von Monza", ins Deutsche übersetzt von Dan. Leßmann.

*) Diesen Namen erhielten die Anhänger der Medicis, weil ihre Waffen Kugeln (palle) waren.

die Reaction und Rache in Wirkung zu treten; die Verbannungen, die confini oder willkürlichen Verweisungs-Urtheile entvölkerten die Stadt; sogar Blut wurde vergossen; ein Päpstlicher Minister leitete die Politik mit fast unumschränkter Gewalt, und im Jahre 1531 ergriff Alexander, der den Titel eines Herzogs Citta di Penna führte, die Zügel der Herrschaft. Der Neapolitaner Don Antonio Musettola brachte ihm das auf Ansuchen des Papstes von dem Kaiser bewilligte Diplom der Investitur.

Auf diesen Standpunkt hat sich Prof. Rosini gestellt, um die Geschichte anzufangen, deren interessantem Gewebe wir folgen werden, in welchem erfundene Umstände mit einer Grundlage, die den authentischsten Nachrichten aus jener Zeit genau entspricht, kunstreich verflochten sind.

Die Erhebung Alexanders beleidigte den Stolz und verletzte die Interessen mehrerer Palleschi selbst, die auf einen würdigeren Chef gerechnet hatten. Die Einen bezeigten dem Kardinal Hippolyt ihre Aufmerksamkeit; die Anderen gruppirten sich um Filippo Strozzi, Clariziens Gatten und Katharinens Oheim, der sich als Erbe der rechtmäßigen Ansprüche dieses stolzen Hauses betrachten konnte. Filippo hatte große Talente, einen glühenden Ehrgeiz und größere Reichthümer, als irgend ein Privatmann damaliger Zeit; man betrachtete ihn allgemein als Italiens ersten Bürger. Das Gegengewicht dieser Vorzüge bildeten ein unentschlossener Charakter, ein unbehülflicher Stolz und ein gränzenloses Vertrauen auf seine eigenen Mittel. Seine Unsittlichkeit war selbst in jenem zügellosen Zeitalter hervorstechend genug; doch verleitete sie ihn niemals zur Niedrigkeit oder zu grausamen Thaten. Eine blühende Familie füllte sein Haus, und unter seinen Söhnen nehmen der Marschall Strozzi und der Fürst von Capua in den militairischen Annalen Frankreichs und Italiens eine ausgezeichnete Stelle ein.

Alexander hatte Parteigänger, wie sie der höchsten Gewalt niemals und nirgends fehlen. Der berühmte Historiker Guicciardini war die Seele seines Staatsraths. Die Erbitterung, mit welcher dieser seltene Mann, im Genusse des höchsten Päpstlichen Vertrauens, seine Feinde verfolgte, vergiftete endlich sein Leben und befleckte seinen Ruhm in den Augen der Nachwelt.

Die Oppositions-Partei gegen die Gewalt der Medici war von Republikanern gebildet. Diese scheinen die zahlreichsten gewesen zu seyn; sie theilten sich aber in scharf geschiedene Klassen: die Piagnoni (Klagemänner), den Ermahnungen Savonarola's treu und sein Andenken wie das eines Märtyrers ehrend, wurden in allen Dingen von dem Prinzip einer begeisterten Hingebung geleitet; in ihren Reihen fand man die hartnäckigsten Anhänger der Französischen Allianz; die Arrabiati (Rasenden), deren bloßer Name schon ankündigt, daß sie aller Mäßigung und weisen Berechnung entsagt hatten, bildeten die zweite Klasse; endlich kamen die Moderati (Gemäßigten), die unterrichtetste und klügste Partei, die ihre kleine Zahl und selbst ihre Tugenden fast jedes Einflusses beraubt hatten. Unter den Letzteren zeichnete sich Alexander Rosi aus, dessen Sohn Professor Rosini zum Helden seines Romans gemacht hat.

Florenz hatte noch große Künstler und Schriftsteller von seltenem Verdienste aufzuweisen; zwar lebte Machiavell nicht mehr, und Guicciardini's Werke waren noch nicht erschienen; allein Alemanni folgte in der Meinung der Zeitgenossen unmittelbar auf Ariosto, und Francesco Berni hatte in der Gattung, die nach ihm genannt ist, keinen Nebenbuhler. Leonardo war im Dienste Franz des Ersten gestorben; St. Bartolomeo und der unerreichbare Andrea lebten nicht mehr; allein Michel-Angelo, wie ein Koloß auf der Schaubühne der Künste sich erhebend, schien allein hinreichend, alle Verluste der Florentinischen Schule zu ersetzen, und man sah unter dem Schatten seiner Flügel das anmuthige Talent Cellini's, den Genius des kühnen Bronzino, das universelle Talent Vasari's, das gediegene Verdienst eines Tribolo emporstreben. Die Werke dieser Meister gaben der Stadt Florenz das volle Recht, das neue Athen des Südens zu heißen. Der Anblick dieser Stadt, deren große Denkmäler damals fast alle schon standen, glich demjenigen unendlich, den sie heutzutage darbietet. Diese Mischung gediegener Pracht und eleganter Feinheit, diese zahlreichen Meisterwerke in jeder Art von Kunst, dieser Heiligenschein von Ruhm, die etwas so Zauberisches für die Phantasie haben und dem Gedächtniß so unauslöschbar sich einprägen, existirten zur Zeit Alexanders von Medici, und als dieser Mann zur Herrschaft kam, rechtfertigte die Stadt den begeisterten Ausruf eines berühmten Dichters unserer Tage:

Von allen schönsten Städten dieser Erde
Ist keine schön wie Florenz.

(Nagel's Italien.)

Der Autor hat diejenigen Personen, welche dazumal die erste Rolle spielten, in ein lebhaftes Licht gestellt; geschickt verkettete Umstände führen den Leser abwechselnd nach Pisa, nach Siena, an den Hof von Urbino und selbst an den von Franz I. Von dem üppigen Hofe der Medici werden wir in die Klöster des strengen Ordens St. Markus und in die Werkstatt Michel-Angelo's versetzt; einige Augenblicke fesselt uns der unwiderstehliche Humor Cellini's, die geistreiche Lustigkeit Berni's; aber bald erfüllen uns edlere und tiefere Empfindungen, indem wir die Entfaltung der tugendhaften Liebe Francesco's beobachten und die leider zu historische Katastrophe der Heldin herannahen sehen, deren reine und erhabene Seele zur lebhaftesten Sympathie stimmt.

In einem der nächsten Blätter hoffen wir über das interessante Werk etwas Näheres noch mittheilen zu können. (B. U.)

Bibliographie.

Von Giuseppe Micali's Storia degli antichi popoli d'Italia ist bereits die zweite Auflage in 3 Bänden und mit vielen Kupfern erschienen. Pr. 60 Lire Tosk.

Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana. (Geographisches Lexikon des Großherzogthums Toskana, der Herzogthümer Lucca, Massa Carrara, Garfagnana und Lunigiana. Von Eman. Repetti. 3 Bde., von denen jedoch bisher erst ein Heft von 6 Bogen erschienen ist. Pr. jedes Heftes 3 Paoli.

Compendio della storia della filosofia, (Tennemann's Kompendium der Geschichte der Philosophie) Uebersetzt vom Abate Gaetano Modeno, Professor an der Universität Pavia. 3 Bde. Mailand. Pr. 10½ Lire.

Frankreich.

Die neuere Französische Literatur, nach dem Urtheil der Edinburgh Review.

(Schluß.)

Notre-Dame de Paris, das so sehr bewundert worden ist, enthält geniale Züge, eine schöne Schilderung der Architektur des Mittelalters, ein großes Getümmel von Menschen und Sitten, die den alten Zeiten angehören sollen, die aber in der Wirklichkeit keiner Zeit angehören. Hier, wie in allen Werken des Herrn Hugo, drehen sich die Schönheiten der Details um eine Unmöglichkeit; ein abgeschmackter und unlogischer Mittelpunkt ist einer Fabel gegeben, der es nicht an Interesse fehlt. Han von Island zeigte uns ein Ungeheuer, halb Bär und halb Mensch, mit Armen wie eine Spinne und einem Rachen wie ein Eber; Bug Jargal einen Afrikanischen Seladon, der sich schlägt wie ein Ritter und sich für eine reine Liebe hinopfert. Notre-Dame de Paris wird durch die Gegenwart einer Heldin des Mittelalters belebt, die Esmeralda, wie ohne Zweifel die öffentlichen Plätze in Paris im Jahre 1400 keine ähnliche aufzuweisen gehabt haben. Diese Nachahmung der Göthe'schen Mignon und der Fenella des Walter Scott hat viele Anhänger gefunden. Es ist allerdings viel dramatische Schönheit in den meisten der Scenen, in denen sie erscheint; aber jene hohe Bildung bei einer Zigeunerin, jene Sanftmuth und Zierlichkeit der Sitten in einem solchen Jahrhundert; jene in eine barbarische Zeit versetzte Taglioni sind, unseres Erachtens, der Gipfel der Unwahrscheinlichkeit und der Abgeschmacktheit. Ein energischer und getreuer Maler gewaltsamer Auftritte, hat Herr Hugo Notre-Dame de Paris mit bewunderenswürdigen Gemälden versehen. So z. B. das, welches den Helden der Erzählung darstellt, wie er von dem Thurm Notre-Dame herab der Hinrichtung seines Schlachtopfers zusieht, welches auf dem Platze verbrannt wird, und wie er dann plötzlich von Quasimodo ergriffen und von dessen rächender Hand zweihundert Schritt weit auf das Steinpflaster geschleudert wird. Alles in dieser Schilderung ist genau, jede Bewegung des elenden Priesters, jeder seiner Brust entschläpfte Seufzer, jedes Zucken seiner krampfhaft zusammengezogenen Finger. Eine bleierne Dachrinne hält ihn in seinem Fall auf; er klammert sich daran fest; sie biegt sich langsam unter seinem Gewicht; unter ihm heult die Menge, über ihm beweint Quasimodo das Opfer, welches er eben gebracht hat. Der Priester schwebt lange über dem Abgrunde; seine Verzweiflung treibt ihn zu einer letzten Anstrengung; er läßt los, sein Körper schlägt im Fallen mehreremale über; er fällt, er zerschmettert sich endlich gegen ein Dach, von wo er langsamer hinabgleitet und entseelt auf das Steinpflaster fällt. In solchen Schilderungen findet man Victor Hugo ganz wieder; aber es sind Bruchstücke, und das Ganze seiner Werke ist weit davon entfernt, jene Einheit und jene Uebereinstimmung darzubieten, welche Meisterwerke charakterisiren.

Ueberhaupt kann man alle literarische Erscheinungen Frankreichs fragmentarisch nennen. Wenn ein Schriftsteller eine große Arbeit unternimmt, so ist es gewöhnlich nur eine Sammlung von Episoden; einige glänzende Lappen stellen ihn zufrieden. Andere, mit mehr Aufrichtigkeit, gestehen ihre Ohnmacht, große Arbeiten auszuführen, ein, indem sie nur abgerissene Stücke, Sammlungen und Gemischtes publiziren. Zuweilen verbinden sich auch drei bis vier Schriftsteller, um ein Buch zu schreiben. Alle diese Symptome verrathen eine unglückliche Schwäche und Unfruchtbarkeit, und nur durch gründliche Studien, durch eine Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes wird es den Französischen Schriftstellern gelingen, ihrem Vaterlande die frühere intellektuelle Ueberlegenheit wiederzugeben.

Man lese die Romane des Herrn Sue, welche einen so glänzenden Erfolg gehabt haben. Er will der Französische Cooper seyn. Man kann schon dem berühmten Amerikanischen Schriftsteller viel Unklarheit, Kälte und mitunter Kleinlichkeit vorwerfen. Er schenkt uns kein Blatt eines Baumes, keinen Nagel eines Schiffes, kein Knopfloch eines Kleides und keine Masche eines Strumpfes. Er schreibt eine Erzählung, wie man ein Inventarium anfertigt; er hat Personen, die von Holz, Eisen und Kupfer sind, wie die Schiffe auf seinen Seen, und denen nur Herz, Gemüth und Leben fehlt. Aber Herr Sue treibt es noch viel weiter. Wenn seine Schilderungen getreu sind, so giebt es kein Französisches Schiff, das nicht ein schwimmendes Pandämonium wäre, von dem Teufel in Person kommandirt und mit seinen bösen Engeln besetzt. Glaubt man ihm, so besteht das Leben auf dem Schiffe nur aus Gemetzeln und Seeräubereien, aus Plünderung und Nothzucht, aus Mordthaten und Flüchen; alle Verdecke der Fregatten sind mit Leichnamen bedeckt; eine Atmosphäre von Tod, Schwefel, Rauch, Wein schwebt über jedem Schiffe; der größte Theil der Capitaine wird an dem Mastbaume aufgehängt, und alle Matrosen essen Menschenfleisch wie wir Beefsteack. Wir müssen auf unsere alte Litanei zurückkommen: Uebertreibung, Lüge, Mangel an Logik; diese ungeheuren Fehler der Französischen Literatur er-

stücken alle gute Eigenschaften derselben und hemmen die Entwickelung der meisten talentvollen Männer.

Atar Gull — dies ist der Name des besten Werkes des Herrn Sue — ist ein Held nach der neuesten Mode, nach Art des Herrn Victor Hugo und des Herrn Janin, der allen gewöhnlichen Gesetzen zuwiderläuft, bloß um den Leser zu überraschen und zu beunruhigen. In jener Literatur des Widerspruchs, wo man nur den gesunden Menschenverstand und die Wahrheit zu fürchten scheint, wo man die klassische Plattheit nur verlassen hat, um sich in die Logik der Tollhäuser zu stürzen, ist man übereingekommen, jedes Verbrechen für Tugend und jede Tugend für Verbrechen gelten zu lassen. Atar Gull ist also ein Neger, ein guter Neger, der 60 Jahre lang seinen Herrn gepflegt, ihm gedient und seine Gesundheit wie sein Eigenthum ihm geopfert hat. Die Französische Akademie erkennt ihm den Preis der Tugend zu, den er aber keinesweges verdient, wie man gleich sehen wird; denn Atar Gull, ein ausgefeimter Heuchler, hat die Maske der Anhänglichkeit vorgenommen, um seinen Herrn zu Grunde zu richten, dessen ganze Familie zu ermorden und auch ihn selbst umzubringen, wie er ihm eingesteht, als der arme Pflanzer, der beste der Menschen, auf dem Todbette liegt.

Wir könnten noch von den philosophischen und geolatischen Erzählungen des Herrn von Balzac und von seinen übrigen Werken sprechen. Er ist ein Mann von kräftigem und fruchtbarem Geiste, der die Fähigkeit des Erzählens besitzt und zuweilen gut erzählt. Er ist unlogisch wie Janin, ohne wirkliche Philosophie und besonders von einem erkünstelten Cynismus, der zurückstößt, und der sich bei einem Manne von Talent durch nichts entschuldigen läßt; aber er ist reich an glücklichen Details, an fein gefühlten und angenehm erzählten Sachen. Auch er ist ein unvollständiges Talent, das nichts hat reif werden lassen, nichts durchdacht hat, das aufs Gerathewohl eine Menge mehr skizzirter als vollendeter Erzählungen hinwirft, immer interessant im Anfange, immer mangelhaft bei der Entwickelung. Für die Herren Sue und Janin und zuweilen auch für Herrn Victor Hugo sind das Verbrechen, der Mord, die Nothzucht, die Blutschande Hauptpunkte der Moralität des Romans. Herr Balzac begnügt sich mit der Liederlichkeit; er treibt die Ausschweifung bis auf den äußersten Grad der Unschicklichkeit. Es giebt manche Erzählung dieses Schriftstellers, die einen Dragoner zum Erröthen bringen und einen Fuhrmann in Erstaunen setzen könnte.

Haben alle jene Schriftsteller einen Grundsatz festgestellt, eine Doktrin gegründet, eine einzige Seele getröstet, eine einzige nützliche Lehre ertheilt? Nein, gewiß nicht. Sie haben in den stürmischen Wirbelwind des Egoismus und des Ekels, der sich der Französischen Gesellschaft bemächtigt hat, ihre Gedanken geworfen, die das Uebel nur vermehrt haben; sie haben die gesellschaftliche Wunde erweitert und verschlimmert. Will man etwa in ihren Werken, wie in denen des Montaigne, die aufrichtige philosophische, wenn auch etwas flüchtige Erfahrung des menschlichen Lebens suchen, wie es ist? Werden sie enthusiastische Gedanken einflößen oder energische Seelen aufregen wie Rousseau? Werden sie dazu beitragen, den Kultus der Hingebung wieder aufzurichten, der einem merkantilischen und wahrhaft widerwärtigen Individualismus Platz gemacht hat? Wird die Zukunft die Spur eines rechtlichen und edelmüthigen Gedankens, einer edlen Aufregung darin finden? Eben so wenig. Selbst in den Werken, welche mit mehr Ruhe und mit anscheinender Sanftmuth geschrieben sind, wie Indiana und Valentine von George Sand, findet man auf jeder Seite ein Auflehnen gegen die menschlichen Institutionen und besonders gegen die Ehe, das heißt, eine geheime Apologie des Ehebruchs. Der letztgenannte Schriftsteller übertrifft den größten Theil der Französischen Novellisten in dem Talent, seine Personen handeln zu lassen, uns für sie zu interessiren, das Innere der Familien zu schildern und die Wirklichkeit hervortreten zu lassen. Die ersten Seiten der Indiana können für ein Meisterwerk gelten, für ein wirklich vollendetes Gemälde der Häuslichkeit.

Einer der Schriftsteller, welche seit 15 Jahren die meisten Romane geliefert haben, verbirgt sich unter dem Namen des Bibliophilen Jakob. Herrn Paul Lacroix — dies ist sein wahrer Name — scheint es weder an Fruchtbarkeit noch an Leichtigkeit des Stils zu fehlen; aber der Haupt-Gedanke ist bei ihm fast immer schwach und alt; eine Gelehrsamkeit von gestern, die schwerfällig aufgehäuft ist, erdrückt die Fabel. Der Macabelsche Tanz z. B. ist aus Pest, Hexerei, aus Details, die den Alterthümlern entlehnt sind, und aus Gemetzel ohne Ruhe und ohne Ende zusammengesetzt. Kürzlich hat dieser Schriftsteller in der Schöpfung und in Tugend und Temperament versucht, die Sphäre des Mittelalters zu verlassen, auf welche er sich bisher beschränkt hatte, und sein Beobachtungs-Feld auf die neuere und lebende Gesellschaft auszudehnen. Wir haben diese Werke nicht gelesen und können daher nicht beurtheilen, bis auf welchen Punkt es ihm gelungen ist.

Sollen wir noch von Paul de Kock sprechen, dem Maler der Pariser Grisetten und Stutzer, dem Nachfolger Pigault-Lebrun's? und von einer Masse unbekannter Aufsprechonallen, die von jenem Umsturz der Gefühle und Ideen leben, welcher in Frankreich herrscht, und die den Roman aus allen Verbrechen der Gerichtshöfe zusammenschmieden? Ihre Anzahl ist eine Legion. Man zählt jeden Monat ungefähr funfzig neue Romane. Unter ihnen sind diejenigen, welche den Namen Michel Raymond führen, und die von einer Gesellschaft talentvoller Männer geschrieben werden, der Beachtung werth, wiewohl auch sie von den gerügten Mängeln der Uebrigen nicht freizusprechen sind.

Hier halten wir indeß inne und suchen einige der Ideen zusammenzufassen, welche sich uns im Laufe dieser Untersuchung dargeboten haben. Mit Uebertreibung, gesuchtem Wesen und Lüge angefüllt; Allem zum Trotz Wirkung hervorbringen wollend, die Wahrheit verachtend, eine thörichte und ungesellige Misanthropie predigend; sich den Schein gebend, nichts zu glauben, und doch den Unglauben beklagend; sinnlich, aber ohne Natürlichkeit; dogmatisirend, aber ohne Logik; nichts Vollkommenes, nichts Vollendetes, nichts Vollständiges: ist die jetzige Französische Literatur augenscheinlich eine transitorische. Einige wenige von den Namen, welche sich an den Ruhm derselben geknüpft haben, werden kaum in eine bessere Zeit hinübertönen. Was die Werke betrifft, von denen wir gesprochen haben, so werden sie, einer schnellen Vergessenheit bestimmt, von unseren Enkeln nur als seltsame Erinnerungen an eine gesellschaftliche Krankheit, die nur zu lange gedauert hat, angesehen werden.

Bibliographie.

- Les aventures d'un marin de la garde. (Abenteuer eines Garde-Matrosen.) 2 Bde.
- Les aspirans de marine. (Die Seekadetten.) Roman von Ed. Corbière.
- Histoire du mont St. Michel. — Eine historische Untersuchung, von A. Ledmur.
- Histoire de la ville de Thérouanne, ancienne capitale de la Morinie, et notices historiques sur Fauquembergues et Renti. (Archäologische Notizen über einige alte Städte.) Von H. Piers. Saint-Omer. Pr. 2 Fr.

England.

Gedanken über — den Bart.

Welch ein trockener, abgeschmackter, uninteressanter, unnützer Gegenstand! hören wir unsere Leser ausrufen. Wie können Blätter, die nur Ernstem und Edlem geweiht zu seyn pflegen, sich zu solchen Trivialitäten hergeben? Aber stieg nicht selbst Homer vom Olymp, um Frösche und Mäuse zu besingen; und haben nicht zwei große Geister: Virgil und der ehrwürdige Sydney Smith, das Lob eines Salates gefeiert? Warum sollten nicht eben so viel Unterhaltung von einem behaarten Kinn und eben so wichtige moralische Folgerungen von einem gekräuselten Schnurrbart hergeleitet werden können? Selbst Addison's und Steeles berühmter Zuschauer hielt dieses Thema seines philosophischen Ernstes nicht für unwerth, sondern widmete sein 331stes Blatt und, wenn wir nicht irren, noch mehrere andere, den Gedanken des Sir Roger von Coverley über diesen Gegenstand. Das Feld ist weit und noch lange nicht erschöpft. Ueberdies behaupten wir, daß der Gegenstand weder uninteressant noch unnütz ist. Kann das uninteressant seyn, was Jedermann, dem Jüngling von 18 Jahren und dem Patriarchen an der Schwelle des Grabes, von Wichtigkeit ist, und woran er bei der Wiederkehr jeder Morgenröthe erinnert, ja, oft nur zu schmerzlich erinnert wird? Sind nicht ganze Nationen nach der Art benannt worden, wie sie ihre Bärte trugen? Wurde nicht das Schicksal Rom's durch eine Beleidigung entschieden, die dieser ehrwürdigen Zierde widerfuhr? Sind nicht Barbiere der Schrecken der Tyrannen gewesen und haben das Geschick der Reiche gelenkt?

Auch denke man nicht, daß die Erörterung ohne Vortheil sey. Weit davon entfernt, können wir vielmehr beweisen, daß sie sogar der Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Gesetzgeber nicht unwürdig ist. Es sind zwei Jahre her, daß zwei Englische Minister sich durch ihre Unwissenheit in Bezug auf diesen sehr wichtigen Gegenstand auf eine unverantwortliche Weise lächerlich machten. Nicht damit zufrieden, die Westindischen Sklaven mit Speisen versorgt zu haben, die sie nicht genießen, und mit Schuhen, die sie nicht gebrauchen konnten, erstreckte sich die zärtliche Sorgfalt der Minister, Lords Goderich und Howick, auch auf die dicken Lippen ihrer Schützlinge — und in ihren bekannten Geheimeraths-Befehlen bestimmten sie, daß jedem Neger jährlich zwei Rasirmesser geliefert werden sollten. Wie müssen sich die Augenbrauen der edlen Staatsmänner zusammengezogen und ihre Wangen sich geröthet haben, als ihnen über den Ocean zurück die Nachricht von der physischen Thatsache zurückgesandt wurde — daß die Neger keine Bärte haben! Auch ist uns der merkwürdigste Zug in den Parlaments-Debatten über jenen Gegenstand nicht entgangen — die bekannte Erklärung des Herrn Hume nämlich, die alle andere ökonomische Pläne dieses Herrn übertraf, daß er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens sich eines und desselben Rasirmessers bedient habe, welches er früher von einem Judenknaben für einen Schilling gekauft hatte. Wehe dem Handel, wenn jedes Rasiermesser dieselbe Schärfe hat oder jede Haut so unverwundbar ist, wie die des ehrenwerthen Mitgliedes für Middlesex!

Wir beabsichtigen nicht, eine chronologische Geschichte der Bärte zu schreiben, sonst würden wir hier unsere Gründe auseinandersetzen, warum wir glauben, daß sie so alt sind, wie die Schöpfung des Mannes; denn da Adam in der Blüthe der mittleren Jahre ins Leben gerufen wurde, so ist es wahrscheinlich, daß er einen vollen schwarzen Bart mit auf die Welt brachte. Indeß ist dies ein bestrittener Punkt; denn Martinus Scriblerus und Andere behaupten, daß Adam keinen Bart hatte bis nach dem Sündenfall, und daß die Qual des Rasirens ihm dann auferlegt worden sey, als eine erbliche Strafe für seine Nachkommenschaft, die im Laufe des Lebens eines Mannes durch tägliche Erneuerung zusammen dasselbe Maß von Leiden ausmachen sollte, welches die Frauen im Kindbette zu ertragen haben. Dieselbe Meinung wird von dem Verfasser des Don Juan vertheidigt, der bemerkt:

> „Daß seit dem Fall der Mann für seine Sünden
> Den Bart erhielt, um selbst sich stets zu schinden

Wir wollen uns sogar jetzt nicht bei der Untersuchung aufhalten,

ob der barbarische Gebrauch, die schönen Umrisse des Bartes zu verletzen und das Kinn zu glätten, schon von den Patriarchen ausgeübt wurde oder nicht. Im Homerischen Zeitalter muß das Rasiren nicht allein allgemein gebräuchlich, sondern auch schon eine ausgebildete Kunst gewesen seyn, da der alte Barde in den schönsten Theilen seiner Iliade ihr seine Metaphern entlehnt, indem er bei der Beschreibung von der Ungewißheit des Schicksals Troja's sagt: es stand auf der Schärfe eines Rasirmessers. Von Aarons Bart wird in den Psalmen gesprochen, und der goldene Bart des Aesculap ist allgemein gefeiert — so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß in jenen Zeiten die Priester und Aerzte sich dadurch auszeichneten, daß sie den Bart stehen ließen; und daher mag auch die Ideen-Verbindung zwischen besonderer Weisheit und einem langen Barte stammen. Die Götter selbst, mit Ausnahme des „unbärtigen Apollo", wurden mit langen Bärten dargestellt. Jupiter trug ein höchst patriarchalisches Gesträuch am Kinn, und Thetis umfaßt im ersten Buch der Iliade, da sie eben eine sehr einschmeichelnde Stellung einnehmen will, mit der linken Hand sein Knie, während sie ihm mit der rechten den Bart streichelt. Der Gebrauch, den Bart zu scheeren oder nicht, scheint sich in allen Ländern nach der eigenwilligen Laune der Mode geändert zu haben; das Abscheeren wurde — seltsam genug — immer allgemeiner, je mehr die Civilisation vorrückte. Varro sagt uns, daß man 400 Jahre lang in Rom keine Barbiere kannte. Facile est barbato imponere regi, sagt Juvenal mit Beziehung auf die Einfachheit der Römischen Könige in frühster Zeit, welcher Ausdruck uns zufällig an den guten alten Georg III. erinnert, als er seinen Bart mehrere Jahre lang nicht hatte scheeren lassen und ein gewisser Geistlicher die Gemeinde in der Windsor-Kapelle fast vor Lachen zum Ersticken brachte, als er mit fehlerhafter Aussprache feierlich ausrief: O Lord, shave (barbiere, statt save) the King! — Wir haben uns Alle in unserer Schulzeit das ehrwürdige Aussehen der Römischen Senatoren gedacht, wie sie, angethan mit weiten faltigen Gewändern, gleich Schlachtopfern dasaßen, und die Anbahnung des rohen Siegers uns ausgemalt, der herantrat und einen der Veteranen an seinem grauen Bart zupfte. Der ehrwürdige Greis konnte diese Beschimpfung nicht ertragen, und er schlug den Elenden mit seinem elfenbeinernen Scepter zu Boden; das Zeichen, ach! zum Niedermetzeln der Greise und der hülflosen Unschuld. — In der That, wenn das graue Haupt eine Krone des Ruhmes ist, so sollte der schneeweiße Bart als ein Zaubermantel betrachtet und für heilig und unverletzlich gehalten werden. — In späteren Jahren indeß bedienten sich die Römischen Bürger häufig des Scheermessers, und zur Zeit des Augustus war das Tragen des Bartes eine Ausnahme statt einer Regel. Der Barbier wurde ein Gegenstand des Schreckens für die Kaiser der halben Erde, und wir wissen, daß Domitian keinen in seine Nähe lassen wollte, aus Furcht vor einem Anschlage auf sein verbrecherisches Leben.

Wir kommen zu späteren Zeiten und finden, daß der Bart noch immer nicht allein als ein wichtiges Attribut betrachtet wurde, sondern daß Helden und selbst ganze Völker nach der Art, ihren Bart zu tragen, und nach der Farbe desselben genannt wurden. Woher hatten die Lombarden oder Longobarden ihren Namen, als von der wilden Länge ihrer Bärte? Wer hat bei seinem Kummer über das Schicksal der Fatime nicht gefühlt, daß der bloße Name „Blaubart" der Erzählung einen unbeschreiblichen Grad von Schrecken hinzufügte. Die Bärte der Englischen Heptarchie sind berühmt. Der erste Däne, welcher in Britanien einfiel, war Sueno mit dem Beinamen der Gabel-Bart. Wir wollen uns nicht streiten, ob Wilhelm Rufus seinen Beinamen dem Haupthaar oder dem Barthaar verdankte. Aber wir haben den berühmten Kaiser Friedrich nicht vergessen, der den Beinamen Barbarossa führte, und auch nicht jenen anderen Helden des Orients, Hairedden Pascha, den Retter der Türken, den Nebenbuhler des Andreas Doria, der in Europa hauptsächlich unter dem Namen Rothbart bekannt war. Wir wissen nicht, ob alle diese Abweichungen der Bartfarbe natürlich waren oder nicht; mit Ausnahme des Blaubarts sind sie es vielleicht gewesen; aber es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß es zu Zeiten Mode gewesen ist, den Bart zu farben.

Es ist auffallend, daß die Mode, den Bart lang zu tragen, welche von den übermüthigen Normannen abgeschafft wurde, unter der Regierung der Tudors zum Theil wieder aufkam, wie man aus den Bildern jener Zeit ersehen kann. Die Sorgfalt des Sir Thomas Morus für seinen gekräuselten Schatz ist wahrhaft rührend. Als der Scharfrichter schon das Beil erhoben hatte, bat er ihn, „zu warten, bis er seinen Bart bei Seite geschoben hätte, denn dieser habe doch keinen Hochverrath begangen." Man erzählt sich noch eine andere Geschichte, entweder von Sir Walter Raleigh oder von irgend einem anderen Opfer der Tyrannei jener Zeiten. Als nämlich der Barbier zu ihm in den Kerker kam, um ihm den Bart abzunehmen, lehnte er dies mit den Worten ab: „Es schwebt ein Prozeß, mein Freund, über diesen Kopf zwischen mir und dem Könige, und ich wünsche nicht, irgend ein Kapital anzulegen, bevor die Sache entschieden ist." — Einige Knebelbärte auf Vandyk's Bildern sind wahrhaft malerisch und lassen es uns beinahe bedauern, daß eine so geschmackvolle Mode jemals abgekommen ist. Aber die Mode ist launisch, und es war Frankreich damals, wie jetzt, vorbehalten, die Schiedsrichterin des Geschmacks für ganz Europa zu seyn. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. bestiegen beide als Minderjährige den Thron, und als einen Akt arger Schmeichelei, der die Erzählung von den Buckeln der Höflinge Alexanders nicht unglaublich macht, ließ sich der ganze Französische Hof die Bärte abnehmen. Daher nun die über ganz Europa verbreitete Mode, so daß jetzt nur noch ein Türke oder ein Jude ein so lästerlicher Verächter der Mode ist, daß er es wagt, einen Bart zu tragen.

Ja, sogar in Konstantinopel, wo der lange Bart als ein Theil der Religion, als ein Attribut des Glaubens verehrt wurde, jetzt da ist ein Kaiserliches Dekret erschienen, welches den borstigen Stolz der Abkömmlinge der Solimans hingeopfert hat. Welche unerhörte Entweihung! Welche schändliche Annäherung an die Sitten und Gebräuche der Christenhunde! Aber selbst jetzt noch besteht eine Staats-Feierlichkeit, welche auch der reformirende Mahmud nicht abzuschaffen gewagt hat; es werden nämlich alljährlich bei den Feierlichkeiten im Monat Ramazan einige Haare aus dem Barte des Propheten öffentlich zur Bewunderung der Gläubigen ausgelegt. — Es gab Zeiten, wo ein Muhamedaner seinen Kopf weniger unzertrennlich von seinem Rumpfe als seinen Bart von seinem Kinn angesehen haben würde. Ein Türke soll sogar eine bedeutende Summe Geldes in Konstantinopel gegen Verpfändung seines Bartes geliehen erhalten haben. Diese Sache ist durchaus nicht unglaublich. Wir selbst erinnern uns, einen berühmten Stutzer in seinem Klubb gesehen zu haben, der höchst wohlgefällig sein Stutzbärtchen strich und dabei zu seinem Gefährten sagte: „Jack, mein lieber Junge, ich würde ihn nicht für tausend Pfund jährlich hingeben."

Aber warum von unseren modernen Schnurrbärten sprechen, oder uns bei der untergeordneten Wichtigkeit eines modernen Barbiers aufhalten! Der Stolz und der Ruhm ihrer Kunst ist von der Erde verschwunden, und auf den Strom der Zeit zurückblickend, können wir uns kaum noch einen Begriff von der Wichtigkeit machen, deren einst die Ritter des Scheermessers genossen. Und doch werden viele ihrer Namen noch lange in der Geschichte leben. Wessen Herz hüpft nicht fröhlich bei dem bloßen Klang des Barbiers von Sevilla? Aber der berühmteste aller Bartkünstler älterer und neuerer Zeit war der, welcher im 15ten Jahrhundert so tief in die Intriguen und Kabalen des Französischen Hofes eindrang. „Maitre Olivier — ce Figaro terrible, que la Providence, cette grande faiseuse de Drames, a mêlé si artistement à la longue et sanglante comédie de Louis XI." Wir verweisen den Leser auf Victor Hugo's Novelle Notre Dame de Paris, wo man im dritten Theil einige unterhaltende Scenen zwischen dem Könige und dem Barbier findet. Der ehrgeizige Barbier fiel zuletzt als ein Opfer des Volkshasses und der Eifersucht der Höflinge. Am Hofe nannte man ihn boshafterweise Olivier-le-Daim, beim Volke hieß er Olivier der Teufel. Mit ihm wird so leicht kein Barbier späterer Zeit verglichen werden können.

Und doch ist es noch nicht so gar lange her, daß in unserem eigenen Lande der Glanz jener Kunst in Schatten getreten ist. Noch im Jahre 1745 sonderte man die Wundärzte von den Barbieren durch eine Parlaments-Akte, welche den Titel führte: „Akte, um die Wundärzte und Barbiere von London zu zwei abgesonderten und getrennten Corporationen zu machen." Auf den Universitäten zu Oxford und Cambridge ist es noch jetzt Gebrauch, daß die matrikulirten Barbiere einmal jährlich mit den Rektoren essen. Glorreicher Triumph der Kunst! Sogar den unbändigen Stolz der Sammt-Robe zu bezwingen! Mittags zur Rechten desjenigen zu sitzen, dessen Kopf man Morgens eingeseift und geschoren hat! Von derselben Stimme zu einem Glase Wein aufgefordert zu werden, vor der man wie den Messer in der Hand gezittert hat! Herrliches Amalgama. Leder und Logik, Pomade und Ethik, Rasirmesser und das kanonische Recht. Kein Wunder, daß beim Beginn des Dinees die Rektoren keinen Appetit haben, während die Barbiere einen wahren Heißhunger mitbringen.

Was uns selbst betrifft, wir hören nicht auf, die Verkürzung der ehrwürdigen Zierde zu bedauern. Wir erinnern uns noch, mit welcher Achtung und Ehrfurcht wir in unserer Knabenzeit den langen grauen Bart eines kahlköpfigen Bettlers zu betrachten pflegten und weit entfernt, der Warnung des Horaz: velleri tibi barbam lascivi pueri zu achten, schlüpfte oft der zu Naschwerk bestimmte Penny in die Tasche des armen alten Mannes. Eben so erinnern wir uns, mit welchem Entzücken wir jährlich in der Weihnachts-Pantomime den üppigen Bart des Pantalon betrachteten, und in welches Gelächter wir ausbrachen, wenn der Harlekin ihm diesen Bart abriß.

Und dann, als wir älter wurden, der Ehrgeiz, ein Rasirmesser zu besitzen, das Gefühl der Wichtigkeit in der Schule, als wir mühsam unsere dünnbehaarte Oberlippe abkratzten. —

Postquam condidior tondenti barba cadebat.

Jene Tage, die Gefühle jener Tage sind verschwunden, sie werden nie wiederkehren! Das Rasiren ist nicht das Einzige, was damals eine Quelle des Vergnügens war, und in eine der Mühe und des Schmerzes verwandelt worden ist. (Edinburgh Magazine.)

Bibliographie.

New statistical account of Scotland. — Unter diesem Titel ist in Edinburg ein umfassendes Werk angekündigt worden, dessen erste Abtheilung am 1. Januar 1834 erscheint, und das eine bedeutende Vervollkommnung des vor 40 Jahren von Sir John Sinclair herausgegebenen statistischen Berichts über Schottland seyn wird. Folgendes sind die Haupt-Abtheilungen und Bearbeiter desselben: I. Geographie und Naturgeschichte, von Professor Jameson; II. Landesgeschichte, von Patrick Fraser Tytler; III. Gewerbfleiß, von Professor Low, und IV. Kirchliche Gegenstände, Schulen x., von John Gordon.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Freitag den 22. November 1833.

Rußland.

Nichts.

Ein Schreiben an den Buchhändler A. P. Smirdin. Aus dem Russischen Taschenbuch Nowosélje.[*]

Zum ersten Male seit sechs Jahren habe ich mich wieder in einer Gesellschaft von Literaten und Literaturfreunden befunden, und zwar bei Ihnen, auf Ihrer Nowosélje. In dem Zeitraum jener sechs Jahre hat sich in unseren Sitten, in unseren Ansichten, in unseren Verbindungen und literarischen Verhältnissen so viel verändert, als ob jedes der verflossenen Jahre zehn Jahre gedauert hätte. Ich habe eine neue Generation von Schriftstellern gesehen und die alte nicht wiedererkannt. In jenem Zeitraum sind die Einen von Apollo begünstigt und vom Glücke zurückgestoßen worden, während im Gegentheil Andere von der blinden Göttin geliebkost und von dem blonden Phöbus geächtet worden sind; noch Andere sind die Günstlinge beider Gottheiten gewesen. — Doch genug über diesen Gegenstand. Es genügt, zu bemerken, daß wir Alle bei Ihnen versammelt waren, wie in dem Thale Josaphat.

Vormals bildeten die Literaten, wenn sie sich versammelten, nur Eine Seele und Einen Geist, wie die Schaumbläschen des Champagners in einem Glase; heutzutage versammeln sie sich und drängen einander wie die Steine eines Domino-Spiels; aber fester sind sie auch nicht zusammengelöthet. Sollte es wahr seyn, daß die Literaten wie die Domino-Steine durch das Interesse getrennt werden könnten? — Wenn ich auch im Stande wäre, diese Frage zu beantworten, ich würde es nicht thun.

Ich achte und schätze alle meine Brüder auf dem Parnasse, große wie kleine; aber ich bekenne, daß an jenem Tage meine Seele sich gedrückt fühlte, wie ein Buch unter der Presse, und daß mir die Zunge am Gaumen hing, wie eine Uhr an ihrer Kette beim Uhrmacher, der vergessen hat, sie aufzuziehen. Von allen meinen Sinnen war der Geschmack allein unverletzt geblieben. Mein Gesicht litt durch das ungewohnte Gemisch von Farben; die Organe meines Gehörs waren durch die übertriebenen Lobhudeleien und durch die Bezeigungen einer falschen Höflichkeit verletzt; mein Geruch, so fein wie der eines Fleischers, spürte die Jäger und ihre Schlingen, und mein Gefühl theilte dem Herzen bei jedem Händedruck, der der Aufrichtigkeit entbehrte, ein schmerzhaftes Zittern mit. Ich weiß nicht, welche unbekannte Aufregung mich ahnen ließ, daß ich nicht umhin können würde, eine Thorheit zu begehen oder zu sagen.

Nach dem Essen überreichte man mir das Blatt, auf dem die Namen aller der Schriftsteller standen, welche die Absicht zu erkennen gegeben hatten, einen Almanach für Sie zusammenzubringen. Nachdem ich einen Blick auf das Verzeichniß geworfen hatte, fürchtete ich, daß die Vokale einiger der Namen vor Schrecken heulen würden, wenn sie den Konsonanten einiger anderer begegneten. Wenn man, dachte ich, alle jene Namen in eine Flasche zusammensperrte und sie dann hermetisch verschlösse, die Gährung würde das Gefäß unbedenklich zum Platzen bringen. Es ist vielleicht sehr glücklich, daß jene Namen und jene Personen sich **neben** der Flasche begegnet haben.

Ich schrieb mich der Letzte auf jene Liste glänzender Namen; es geschah dies aber nicht aus Demuth, sondern weil ich den letzten Platz nicht als den schlechtesten oder erniedrigendsten betrachte. Ich kenne viele Umstände, wo es löblicher ist, der Letzte zu seyn, als der Erste; so z. B. bei einem Rückzuge, in einer Antichambre — doch diese beiden Beispiele genügen. Die Hauptsache ist, daß ich mein Versprechen erfülle.

Aber wie soll ich mich der Aufgabe entledigen? Da liegt die Schwierigkeit. Alle meine geehrten, sehr geehrten Mitbrüder vom Parnasse werden Ihnen wahrscheinlich sehr wichtige Aufsätze, Aufsätze von großem inneren Gehalt, mittheilen; es wird Ihnen daher nichts fehlen, als wie ich es Ihnen in diesem Augenblick gebe — ein **Nichts**. Verachten Sie dieses **Nichts** nicht, mein lieber Alexander Philippowitsch; **nichts** kann sich mit Null vergleichen, und entstehen nicht aus der Vereinigung der Nullen mit den Einheiten die Millionen? Glauben Sie mir, ein **Nichts** ist kein so unbedeutender Gegenstand; im Gegentheil, **Nichts** ist der Schöpfer aller Dinge. Werfen Sie nur einen Blick auf Ihren mit Büchern angefüllten Schrank, und denken Sie noch über den Inhalt unserer Journale, unserer gerühmtesten Romane, unserer beliebtesten Gedichte, unserer Erzählungen, Balladen, Oden und Novellen. Woraus ist das Alles zusammengesetzt? Nun, beim Himmel, aus **Nichts**! Was ist der Ruhm eines Schriftstellers? — Wenn er ihm Geburt, Intriguen und Beschützer hinzufügen kann, so ist er allenfalls der Schlüssel zu Ehrenstellen; aber was ist er ohne alle diese Dinge? **Nichts**! Aber dieses **Nichts** hat seine Reize, wie jedes **Nichts**, welches den Zweck der Existenz und der Anstrengungen einer großen Anzahl von Menschen ausmacht. Ich versichere Ihnen, daß, wenn Sie in Ihrem Buchladen und in Ihrem Lese-Kabinette nicht jene Masse von **Nichts** hätten, Sie weit weniger Käufer und Leser haben würden. Die größte Wahrheit, das richtigste philosophische Axiom ist, daß die Welt das **Nichts** Allem vorzieht, und daß der Mensch sein Leben damit hinbringt, ein **Nichts** zu verfolgen.

Setzen Sie sich an Ihr Fenster; betrachten Sie auf der Newsky-Perspektive jene Welt im Kleinen, und durchlaufen Sie in Gedanken die reichen Magazine, womit sich Petersburg schmückt, wie eine Kokette mit einem schönen Halsband; was finden Sie? Allerliebste **Nichts**. Lassen Sie uns in einen jener Bazare eintreten und sehen, was darin vorgeht. Ein Wagen hält still, es steigt ein Herr aus, stolz aufgeblasen, wichtigthuend, 40 Pud schwer! Es ist der Repräsentant von Tausend seines Gleichen. Er tritt in den Laden ein, besieht Alles mit der größten Aufmerksamkeit; er kauft einige Tassen von Jaspis und Porzellan, welche in irgend einem Winkel seines Hauses immer **leer** stehen werden; einige Teller von Mosaik, auf denen der Arme niemals Salz und Brod sehen wird. Für alle diese Gegenstände giebt der dicke Herr den Werth einiger tausend Säcke Roggen und Weizen, die seine Leibeigenen im Schweiße ihres Angesichtes eingesammelt haben; — und nun ist er erfreut, diese glänzenden **Nichts** zu besitzen, weil er weiß, daß die Welt den ehrt, der die meisten unnützen Dinge besitzt.

Nach ihm tritt eine Dame ein. Sie gilt für eben so zärtlich als gefühlvoll; in ihrem Hause veranstaltet sie Lotterieen für die Armen; und schon bei dem Gedanken an Arme vergießt sie Ströme von Thränen. Die Thränen einer Frau sind Perlen, wie die Dichter sagen; Schade, daß die Armen diese Perlen nicht verkaufen und sich für das Geld Brod anschaffen können! Unglücklicher Weise kann ihnen die gefühlvolle Dame nichts weiter anbieten; ihr Geld braucht sie nothwendiger, sie muß einen Shawl kaufen; man weiß, daß einer Dame von Welt ein Shawl eben so nothwendig ist, wie der Katze ihr Fell. Außer diesem Shawl braucht sie noch Blonden, Spitzen und tausend andere unumgänglich nothwendige Gegenstände, welche meine Achtung für das schöne Geschlecht mir nicht erlaubt als **Nichts** zu bezeichnen, weil auch überdem ihr Preis oft **alles** Vermögen ihres Mannes und seiner Gläubiger verschlingt. Und kann man auch wohl das ein **Nichts** nennen, was die Launen einer Frau befriedigt und ihr so süße Schmeichelworte entlockt? Wenn ich den Damen sagte, daß alle die Gegenstände, auf die sie einen so hohen Werth legen, **Nichts** sind, und daß sie ihre Männer um **nichts** zu Grunde richten, so würden sie auf mich böse werden, und ich kenne nichts Schrecklicheres als den Zorn einer Frau. Ich schweige also lieber über diesen Gegenstand und kehre zu mir selbst zurück.

Es giebt Schriftsteller, die durchaus nicht bekennen wollen, daß sie Walter Scott, Thomas Moore, Byron, Göthe, Bürger, Schiller, Victor Hugo, Lamartine u. s. w. bestohlen haben. Was mich betrifft, ich gestehe sehr gern ein, daß ich bei unseren jungen Gelehrten, bei unseren Damen nach der Mode und bei Schriftstellern, welche zu ihren Füßen schmachten, gelernt habe, über **Nichts** zu räsonniren. Ja, Alexander Philippowitsch, ich bin nur ein Nachahmer, ein Plagiarius; ich habe meine **Nichts** den Unterhaltungen in den Salons der großen Welt und den Büchern entwendet, welche Sie drucken lassen und verlegen und mit Vortheil an Liebhaber verkaufen, die mit Begierde das **Nichts** in allen Gattungen aufsuchen. — Ich weiß nicht, welcher Kritiker, der vor kurzer Zeit in der **Nordischen Biene** über ein neues Buch berichtete, sich über mich lustig gemacht hat, weil ich gesagt habe, daß jedes Werk, sey es Roman, Gedicht oder Erzählung, einen Zweck, eine vorherrschende Idee haben, und daß es dazu dienen müsse, auf eine ernste, heitere oder anmuthige Weise ein philosophisches, politisches oder physiologisches Problem zu lösen. Sie sehen wohl ein, daß mein Verbrechen sehr groß ge-

[*] Die Leser werden sich aus einer früheren Mittheilung über dieses Buch (S. Nr. 73 des Magazins von d. J.) erinnern, daß dasselbe aus einer Sammlung von Original-Aufsätzen der beliebtesten Russischen Schriftsteller besteht, die sich in St. Petersburg beim Buchhändler Smirdin zur Einweihung seines neuen Hauses versammelt hatten, und die damit ihrem Wirth eine Art von Gastgeschenk machten, das den Namen der Veranlassung trägt.

wesen seyn mußte, da man mich sogar in der Nordischen Biene, ja, in diesem Blatte selbst, beleidigte *). Kömmt Ihnen das nicht vor, als ob ein Gast den Wirth in seinem eigenen Hause schlüge, um ihn dafür zu strafen, daß er ihm gerathen habe, nicht wie gewisse Thiere auf allen Vieren im Koth zu laufen? Seit der Zeit habe ich beschlossen, alle jene von ihren Freunden so gefeierten Schriftsteller nachzuahmen und ohne Zweck, ohne Gedanken, ohne Gesinnung, aber in einem populären Stil zu schreiben. Ich bin fast überzeugt, daß ich, auf diese Weise schreibend, Sir Walter Scott übertreffen werde, denn unsere Schenken sind der Natur näher als die Schottischen Wirthshäuser.

Mein Gegenstand, nämlich das Nichts, ist so reich, daß, wenn ich meiner Feder den Zügel schießen lassen wollte, ich alles Papier gebrauchen würde, das in 10 Jahren im Russischen Reiche verfertigt wird. Aber man muß Anderen Platz machen, deshalb will ich schließen und den Wunsch hinzufügen, daß Ihr Almanach jeden Geschmack befriedigen und mein Nichts nicht die Galle der Kritiker erregen möge, die, wenn sie gegen mich zu Felde zögen, sich dem gegründeten Vorwurf aussetzen: über Nichts in Eifer gerathen zu seyn.

Thaddeus Bulgarin.

Bibliographie.

Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Petersbourg, VIme série: section des sciences mathématiques, physiques et naturelles, Tome II, contenant des mémoires de MM. Brandt, Mertens, Struve. Pr. 15 Rbl.

Icones ad Zoographiam Rosso-Asiaticam. Auctore P. S. Pallas. Fasc. I et II. Pr. 10 Rbl.

Дѣтскій Журналъ. (Kinder-Zeitung.) Herausgegeben von Th. Bellizard et Comp.

Frankreich.

Acht Tage auf Reisen.

Von Jules Janin.

IV. Das Meer und die Engländer.

Ich sagte Brüssel Lebewohl. Es war Nacht, und die Stadt, die überhaupt wenig geräuschvoll ist, versank allmälig in eine tiefe Stille. Unterdeß bereitete sich unser Wagen zum Abgang nach Ostende. Nach Ostende! Was ich dort machen will, fragt Ihr? Das Meer will ich schauen!

In der That, ich hatte bisher in meinem ganzen Leben noch nicht das Meer gesehen. Zwar las ich von ihm, es ist wahr, herrliche Verse des Virgil, herrliche Beschreibungen des Homer und einige jener Definitionen, die sich davon in der Bibel finden, und die, meines Erachtens, alle Poeten weit hinter sich lassen. Aber alle diese Verse, diese Beschreibungen und selbst die Bibel sind doch immer nicht das Meer selbst. Ich entschloß mich also, das Meer zu besuchen, und um dies zu thun, hatte ich mich schon aufgemacht — man rathe, wohin? — nach Antwerpen! Ja, wahrlich, nach Antwerpen! Denn ich hatte meinen Kalkül so gemacht, daß ich dort nicht nur das Meer, sondern zu gleicher Zeit auch den Schutthaufen der Citadelle sehen würde: campos ubi Troja fuit. Das war indeß ein Projekt, das einen sehr geistreichen Mann, den Präfekten des Norden, Herrn Méchin, dem ich es mittheilte, in ein lautes Gelächter versetzte. — Aber, mein Herr, bemerkte er mir, das Meer, das Sie bei Antwerpen sehen werden, heißt die Schelde! — Ich will kein anderes Meer sehen, als das Meer, erwiederte ich ihm; soll ich Meere sehen, die keine sind, so habe ich ja schon das Meer gesehen, welches die Rhone heißt. Sagen Sie mir also offen, wo das Meer zu finden, und vergeben Sie meine Unwissenheit; ich habe nirgends andere Geographie gelernt, als im Collège Ludwigs des Großen zu Paris. — Seht da, wie ich ohne den Herrn Méchin Gefahr lief, bei meiner entsetzlichen Scheu vor jeder Art der Nachfrage, Antwerpen für einen Seehafen und die Schelde für das Mittelländische Meer zu halten. Die Komödie der Reise nach Dieppe ist also kein so übertriebener Scherz, als man denkt.

Der lange Wagen, der von Brüssel nach Ostende fährt, setzte sich um Mitternacht in Bewegung. Es war sehr kalt; aber ein schöner klarer Mond stand am Himmel. Tief in meinen Mantel gehüllt, saß ich oben auf dem Dach des Wagens und ließ mit halb geschlossenen Augen die Gegend an mir vorübergleiten. Die Hügel sprangen gerade wie Lämmer vorbei, klar und still zitterte das Wasser, und von Zeit zu Zeit zeigte sich eine unschuldige Batterie, bewacht von einem Soldaten, der zähneklappernd das Ende seines Postens erwartete. Nachdem wir darauf an einigen kleinen Dörfern vorübergekommen waren, gelangten wir in eine große völlig schwarz aussehende Stadt, die durch und durch mit Kirchen angefüllt war. Es war Gent, die Hauptstadt der zweiten Restauration, die wir gerade mit Tagesanbruch betraten. Diese Stadt hat etwas Feierliches, besonders am Morgen; Alles ist still und schweigt, mit Ausnahme der Bauern auf dem Markte und der Glocken auf der Höhe der Thürme.

Zwei Kirchen erheben neben einander ihre gigantischen Häupter, und rings um sie erblickt man eine Reihe kleiner alter Häuschen, die so hübsch sind, daß man sie als Kunstgegenstände mit in sein Kabinet nehmen möchte. Ich verweilte eine Stunde in Gent. Das Merkwürdigste, was ich in dieser Stadt gesehen, war eine Compagnie Soldaten, die nach der Messe zogen, und die Annonce einer Kirmeß, in der es hieß: „Die Stöcke und Regenschirme werden achtbaren Personen von anerkannter Moralität anvertraut." O glückliche Stadt, die selbst zur Aufbewahrung der Stöcke und Regenschirme ihrer Bürger Personen von achtbarer und anerkannter Moralität finden kann!

*) Der Verfasser ist Redacteur der Nordischen Biene.

Noch eine Tagereise war es also, ehe wir Ostende erreichen konnten. Auf dem Wege bis dahin stießen uns noch manche Städte und mancherlei Flüßchen auf, deren Namen ich indeß alle vergessen habe. Ich weiß nicht, ob der Leser meine Art hierin theilt, aber ich für meine Person hasse nichts so sehr als die fragenden Reisenden, die alle Augenblicke rufen: Conducteur, wie heißt diese Stadt? Wie nennt man jenen Fluß? — Der Conducteur murmelt dann irgend einen unverständlichen Namen zwischen den Zähnen, mein Reisender aber legt den Kopf wieder in den Wagen zurück und fühlt sich vollkommen aufgeklärt.

Wie viel besser ist es nicht, nach meiner Art, sich auf der Reise ohne angestrengte Aufmerksamkeit und Studium ganz dem hinzugeben, was man in seinem Gesichtskreise hat! Herrlich ist es, umherzublicken, nicht etwa auf den fernen Gipfel des Gebirges, das sich hinter Wolkenschleiern birgt, sondern zu Deinen Füßen auf das kleine Kind an der Heerstraße, das Dir sein Händchen entgegenstreckt, Lächeln um den Mund und Thränen in seiner Stimme. Was geht mich der Name jenes Schlosses an, das sein Besitzer mit gelber Farbe hat anstreichen lassen! Viel lieber amüsire ich mich noch an der Form des Strohhuts, den ich auf dem Kopf Perrettens sehe; und allen einen räucherigen Façaden ziehe ich das halb ernsthafte, halb possierliche Gesicht des Land-Gendarmen vor, der uns, um sich von der ihn quälenden Langenweile ein wenig zu zerstreuen, nach unserem Paß fragt. O Reisende! Reisende aller Stände und aller Länder! Ich will euch das Geheimniß verrathen, wie man am vergnügtesten reist! Der glücklichste Reisende auf dieser Erde ist derjenige, der überhaupt gar nicht reist, und nach dem, der nicht reist, ist offenbar der der glücklichste, der am wenigsten auf seinem Wege zu sehen bekommt. Gar nicht reisen, oder schlafen, wenn man einmal reist:

Res est una, Numici!
Solaque quae possit facere et servare beatum!

Es war vier Uhr Abends; mein Nachbar, der sah, daß ich schlief, weckte mich auf einmal, indem er mir zurief: „Merken Sie denn das Meer nicht, mein Herr?" — Ich erwachte und richtete meinen Kopf in die Höhe. — Wo, wo ist das Meer, mein Herr? — Aber so sehen Sie doch, entgegnete er, wie feucht das Gras ist, und wie frisch und schneidend der Wind bläst! Ich sage Ihnen, das ist das Meer! Dann setzte er hinzu: Nicht wahr, Conducteur, das ist das Meer? — Wir sind noch zwei Meilen vom Meere entfernt, sagte der Conducteur.

Ich sah meinen Reisegefährten mit einer sehr erzürnten Miene an. — Was wollen Sie? sagte er. Das ist eines der Mysterien meiner Organisation. Ich habe ein so reizbares Nerven-System. — Ich schloß daraus, daß mein Nachbar ein eifriger Leser gewisser moderner Romane seyn mußte, und daß er im Begriff stand, ins Seebad zu reisen.

Ich legte mich wieder schlafen. Auf einmal aber hielt der Wagen still. Wir befanden uns in Ostende. Mein Nachbar hatte das Meer aus der Ferne gesehen, aber nicht gewagt, *mich zu wecken*, aus Furcht, daß es diesmal wieder nicht das Meer seyn möchte.

Der Wagen brachte uns nach dem Hotel de la Poste. Wenn man in dasselbe eintritt, erblickt man von jeder Seite des Eingangs einen Salon für die Reisenden. Du stehst bei dem Salon zur Linken still: Dieser Salon ist an die Engländer vermiethet, sagt der Wirth. — Du begiebst Dich, um doch endlich auszuruhen, nach dem Salon zur Rechten: Dieser Salon ist an die Engländer vermiethet, sagt der Wirth.

Du forderst ein Zimmer im ersten Stock: An die Engländer vermiethet! Im zweiten: an die Engländer. Vom Keller bis in den Boden nichts als Engländer!

Die ganze Stadt ist den Engländern überliefert. Der Engländer ist der Herr von Ostende und regiert dort; Betten, Zimmer, Bedienung giebt es nur für ihn. Du bist ein armer Franzose aus Paris, wenn auch noch so reich, wenn auch noch so wohlgekleidet und von einem Bedienten gefolgt. Umsonst versprichst Du, Alles gut zu bezahlen! Um so schlimmer für Dich, Goddam! In Ostende kennt man nur Englisches Geld und Englischen Accent. Und dazu muß man noch wissen, daß die Engländer in Ostende gerade die schlechteste Gattung Engländer sind; es ist der Mittelstand der Engländer, die bürgerlichen Engländer, die ruinirten Engländer sind es, die nach Ostende kommen. Ostende ist das Bad der kleinen Englischen Rentiers. Doch das thut nichts. Du, der Du ein Franzose aus Frankreich bist, kommst doch immer erst nach dem letzten Engländer Ostende's. Und ich hatte es erleben müssen, daß ich genöthigt gewesen wäre, auf der Straße zu schlafen, wenn mir nicht ein Aufwärter des Hotels seine Protection zugewendet und mich in eine kleine Dachkammer im dritten Stockwerk hätte hineinschleichen, um nicht zu sagen: hineintreten lassen, wo ich mich denn ganz in der Stille, wie ein Dieb, einrichten mußte.

Der geneigte Leser wird sich wohl denken können, daß ich nun, da ich wenigstens eines Zufluchtsortes für die Nacht gewiß war, mein Zimmer verließ, um das Meer aufzusuchen. Ich habe nur zwei Meeres-Häfen in meinem Leben gesehen, Ostende und Dünkirchen, und in diesen beiden Städten ist gerade das Letzte, was man gewahr wird, oder vielmehr das Letzte, was man nicht gewahr wird, das Meer, so daß es für einen neuen Ankömmling wirklich schwer ist, das Meer zu finden. Außerdem hat es etwas Unangenehmes für einen Fremden, den Hut abzuziehen und zu einem Vorübergehenden zu sagen: Erweisen Sie mir doch die Freundschaft, mein Herr, mir zu sagen, wo das Meer ist? Ich entschloß mich also, ganz allein das Meer zu suchen. Ich machte mehr als einen Umweg, durchlief mehr als eine Straße, und wäre niemals zum Zweck meiner Nachforschungen gekommen seyn, wenn ich nicht endlich auf den Gedanken gerathen wäre, am Ende einer Sackgasse eine hohe steinerne Treppe zu

ersteigen, von deren höchster Stufe ich den Hafen und dahinter das Meer erblicken konnte.

Ich sah also dort unten in der Tiefe etwas Blaues und Geräuschvolles; ein kleiner schäumender Winkel, der sich mit dem Himmel vermischte, weniger als nichts; das war das Meer!

Da ich mich entschlossen hatte, meinen Weg nicht zu erfragen, so wählte ich gerade den längsten. Endlich aber gelangte ich doch an das Ufer und berührte den Schlamm, berührte das Meer. Das war es! Jetzt war ich dessen sicher. Es war nicht die Schelde; dies Wasser war salzig. Ich dachte an nichts mehr, als mich ins Meer zu stürzen.

In dem Hafen stehen einige abscheuliche Barracken auf zwei Rädern. Man setzt sich in eine dieser Barracken, und dann wird ein Pferd davor gespannt, welches im Schritt mit dem Meere hineingalloppirt, wenn nämlich das Meer sich zurückgezogen hat, um bald wiederzukehren. Meine Barracke hatte bald das Meer erreicht, während dessen ich mich entkleidete und so kühn als das Roß mich fortbewegte.

Das war eine ganz neue Empfindung! Bald bricht sich eine Welle demuthsvoll und wie bittend vor Deinem Knie, bald schlägt eine zweite an Deine Brust, daß Du zurückprallen mußt; dann schließest Du die Augen unter dem Salzwasser fest zu und fühlst Dich auf einmal wie unter einem Gebirge vergraben; die Woge springt krachend auf, dann gleitet sie wieder still und heiter über Dich hin, dann stößt sie Dich mit einer verächtlichen Miene zur Seite; es liegt fast in ihrer Miene, als wenn sie zu Dir: Erbärmlicher Pneifer! sagte.

In der That, ich muß gestehen, es ist ganz herrlich hier! Die Welle aus der Ferne kommen sehen, sie festen Fußes erwarten, den Kampf mit ihr beginnen, auf ihrem Rücken sitzen, während sie auf dem meinigen zu sitzen glaubt, und sie Körper an Körper bewältigen; zusammenprallen, ringen, fortstürzen mit ihr; mit ihr übergehen aus diesem unendlichen Geräusch in diese unendliche Ruhe, und in diesen Momenten des Stillstandes sich bewußt werden, daß man es selber ist, der arme Mensch, nicht mehr bedeutend, als das Sandkorn und der Grashalm, welche der Allmächtige am Ufer aufgeschichtet hat, um die Kraft des ungeheuren Meeres zu begränzen; Alles dies ist ein erhabener Moment des Entsetzens und der Bewunderung!

Unterdeß war die Nacht herabgesunken, und mit der Nacht sank auch Regen herab. Das Ufer war öde geworden, und der Badewärter rieth mir, nach Hause zu gehen. Ich ging und gelobte mir, am anderen Morgen wiederzukommen. Zugleich fand ich Ursache, die Beobachtung meines Reisegefährten an mir bestätigt zu sehen; die Luft war scharf und das Wasser war salzig; ich fühlte mich durstig und hungrig, und als ich in mein Hotel zurückgekommen, forderte ich zu speisen, dies Mal ganz im hohen Ton und mit der Miene eines Mannes, der gewohnt ist, sich gehorcht zu sehen. Der Wirth aber antwortete mir mit der größten Kaltblütigkeit: Es ist schon zu spät; man speist hier um fünf Uhr zu Mittag, und da es heut Feiertag ist, so ist der Koch spazieren gegangen. — Und das war die ganze Antwort, die ich von ihm erhalten konnte. In dieser Stadt frühstückt und dinirt man zur bestimmten Stunde, so wie man zur bestimmten Stunde in die Schule geht. Wenn Du das Frühstück versäumt hast, so kannst Du am Abend zu Mittag speisen, und wenn Du am Abend noch nicht gefrühstückt hast, so kannst Du morgen früh frühstücken. Ich für mein Theil mußte heut mit Thee diniren, dem abscheulichsten Diner, das einem hungrigen Menschen nur geboten werden kann.

Um neun Uhr herrschte die größte Stille im ganzen Hotel. Nur von Zeit zu Zeit vernahm man in den Gängen leise hin und her gehende Schritte. Ich glaubte mich wahrhaftig in mein Collège wieder zurückversetzt, in jene glückliche Zeit, wo ich noch der Meinung war, daß Antwerpen ein Meereshafen sey.

Aber wenn der Engländer in Ostende still am Abend ist, so rächt er sich dafür am anderen Morgen, wo man unmöglich ein größeres Lärmen verursachen kann. Am Morgen nach jenem feierlichen Souper war es kaum Tag geworden, als ich es auf einmal im Nebenzimmer zu meinem Erstaunen sich erheben und bewegen hörte, wie in einem großen Vogelbauer. Vater, Mutter, kleine Kinder beiderlei Geschlechts, Alles schwatzte und schwatzte und schwatzte durch einander. Es war ein endloses Plaudern und Murmeln, ein schrankenloser Ausfluß von Worten; man hörte sie zischeln, flüstern, seufzen, wiehern, und dies Gewieher dauerte fast eine Viertelstunde; dann, nachdem sie sich auf Englisch Bonjour gesagt hatten, begann die Conversation Französisch. Ich konnte mir so viel entnehmen, daß die erste Viertelstunde des Tages der Muttersprache gewidmet wurde, der übrige Theil des Tages aber ganz nur Frankreich gehörte. Die französische Unterhaltung ging weniger fließend von statten, die Worte flossen minder schnell heraus, und die Töne waren weniger kreischend. Man sprach von Allem durch einander, besonders aber von Literatur, wie man es immer zu thun pflegt, wenn man von Allem durch einander spricht. Eine Dame aus der Gruppe, ich glaube, es war die Lehrerin der Demoiselles, ließ unsere großen Autoren die Revüe passiren. Kaum hatte sie ihren Discours geendet, als ich die Thür drin sich öffnen hörte und die Stimme eines Mannes laut wurde. Er grüßte ehrerbietigst Mylady, und dann, glaube ich, sich an ein Kind wendend, sagte er: Nun, Henri, weißt Du, was die Inschrift bedeutet, die Du gestern an dem Bogen des Thores gelesen: haec est victoria nostri? — Ich weiß es sehr gut, erwiederte Henri; das heißt so viel als: Voici notre conquête! — Nein, es heißt: ceci est notre victoire! rief der Mann dagegen, welchen ich an dem Aplomb seiner Stimme sogleich für einen Französischen Sprachmeister erkannte.

Ich hatte Mühe, mich zu halten. Nein, nein, mein Herr! es heißt nicht: ceci est notre victoire! Das Kind hat es ganz richtig übersetzt: ceci est notre conquête! Das Kind hat Recht, und Sie sind der Narr; Sie verstehen kein Latein! O über die stupiden Engländer, die sich ihre Lateinischen Lehrer in einem Lande suchen, wo man gerade am schlechtesten unter allen Ländern Latein versteht. Ich frage Jeden, ob das nicht eine ganz charmante und wohlunterrichtete Englische Familie ist?

Indeß meiner wartete das Meer. Ich begab mich in aller Eil an sein Ufer; es stand noch in seiner ganzen Stille da; die Sonne leuchtete in der Ferne darüber; nicht die leiseste Wolke sichtbar, und kein anderes Geräusch zu vernehmen, als das unendliche Geräusch vor uns! Der Strand, der am vorigen Abend einsam gewesen, war an diesem Morgen ganz mit Menschen angefüllt. Welch eine Masse, und welche garstige Masse! Ich sah sie alle, einen nach dem anderen, aus ihren Barracken hervortreten, und in ihrem Badekleide; diese Engländer von Ostende. Man denke sich große, aber ganz vertrocknete Körper, ganz vergelbte Arme, eine enge schmale armselige Brust, oder auch wohl plumpe und ungeschickte Figuren; so sahen die Männer aus. Was die Frauen anbetrifft, so hielten sie den Männern das Gleichgewicht; sie erscheinen mit einer großen gelben Robe bekleidet, ihr Kopf ist in eine unverschämte Haube von Wachsleinwand eingekerkert; hinkend bewegen sie sich fort und stürzen sich dann kreischend in das Wasser. Sie nehmen sich so garstig aus, daß man denken könnte, sie befänden sich in großer Furcht, und es peinigte sie, angesehen zu werden. Aber dies ist durchaus nicht der Fall; sie laufen auf gut Glück hinein und stürzen sich ins Wasser, wie muntere Enten, und auch mit derselben Grazie, und fast mit demselben Laut dieser Vögel. Es ist ein wahrhaft häßliches Schauspiel! O meine Mitbürgerinnen, Französinnen aus Paris, man sieht erst ein, wie schön und weiß Ihr seyd, wie zierlich Eure Schultern, wie artig Eure Hände, wie rund Euer Arm, wie klein und zart Euer Fuß, wie schlank Eure Taille, wie leicht und graziös Euer Gang, wenn man diese gelbgerockten Engländerinnen von Ostende, im Gefolge ihrer Kinder und Mütter, hier in dem Schlamm herumplätschern sah. Alle engbrüstige und gliederlahme Leute Englands müssen an diesem Tage, bilde ich mir ein, in Ostende gewesen seyn!

Und während diese alle weit häßlicher und garstiger waren, als ich sie beschreiben kann, sich immer dicht am Ufer hielten und über jede Welle schalten, die nicht auf sie hatte warten wollen, schwamm dort, ganz in der Ferne, mit einer seltenen Unerschrockenheit eine junge Frau; diese war aus Frankreich. Sie hatte selbst ihrem Meeres-Kostüm das Ansehen und Geschick zu geben verstanden, das man nur einem Ballkleide geben kann. Die kleine Kokette war jedoch nicht als Frau gekleidet, sondern als Mann. Auch war ihr Kleid nicht gelb, sondern schwarz, damit man ihren Kopf und die weißen Füße um so besser sehen könne, wenn sie aus dem Wasser stieg. Und dazu hatte sie noch das glückliche Unglück gehabt, während des Schwimmens das Band zu verlieren, das ihre Haare zusammenhielt, so daß ihr Haar in seiner ganzen Länge ihr über die Schulter floß, während sie selbst auf der Welle dahinglitt und der robuste Schwimmer, der ihr folgte, in seinem Matrosen-Patois ihr nachschrie: Du schwimmst zu weit, Madame; thu' Dir vor dem Strom in Acht nehmen!

Die Engländer von Ostende, die über so viel Kühnheit und Gewandheit bestürzt dastanden, sahen sich schweigend an, ohne ein Wort zu sagen. Man hätte sie für eben so viele Austern von Ostende halten können, die der Sonne entgegenklafften. Es sind dies übrigens die einzigen Austern, die man in Ostende antrifft.

Bibliographie.

- Traité d'anatomie pathologique. — Von J. F. Lobstein, Professor an der medizinischen Fakultät in Straßburg. 2 Bde., nebst kolorirten Abbildungen. Pr. 39 Fr.
- Recherches historiques et critiques sur la nature, les causes et le traitement du Choléra-morbus d'Europe, de l'Inde, de Russie, de Pologne et autres contrées, spécialement appliquées à l'hygiène. — Herausgegeben von Foderé. Pr. 6 Fr.

E n g l a n d.

Lebensart und Beschäftigungen der Neger in Westindien.

Mrs. Carmichael, die sich fünf Jahre lang auf zwei Westindischen Inseln, Trinidad und St. Vincent, aufgehalten hat, giebt uns in ihrem Werke *) eine Schilderung von dem Zustande und den Beschäftigungen der dortigen Neger-Sklaven, die wir, als Ergänzung dessen, was wir unseren Lesern bereits früher mitgetheilt, in einem gedrängten Auszuge hier wiedergeben.

Um die oft wiederholte Beschuldigung, daß man den Neger mit harter Arbeit überhäufe, zu widerlegen, geht Mistreß Carmichael auf eine Zergliederung seiner Beschäftigungen ein und beginnt mit der Kultur des Zuckerrohrs, welche dem größeren Theile der Neger obliegt. Früh im November fängt man an, das Land aufzugraben (holing). Die Löcher sind gegen 15 Zoll tief und bilden ein regelmäßiges Quadrat von 3—4 Fuß. Dies ist die härteste Arbeit auf der Plantage, und jeder Mitarbeitende erhält seine Portion Rum und Wasser als Zuschuß. Mrs. Carmichael, die sehr oft beim Ausgraben zugegen war, behauptet, diese Arbeit sey gar nichts im Vergleiche mit den gewöhnlichen Feldarbeiten in England, als Pflügen, Aerndten oder Mähen. Die Hacke, deren sich der Neger bedient, ist durchaus nicht schwer für einen Erwachsenen; das Graben geht sehr langsam von statten, und die Neger verlieren die Hälfte ihrer Zeit

*) Domestic manners and social condition of the white, coloured, and negro population of the West Indies. By. Mrs. Carmichael, London, 1833. (Vergl. Nr. 107 des „Magazins" von d. J.)

mit Pausen, in denen sie einander kurzweilige Geschichten erzählen. Niemals hörte die Verf. sie darüber klagen, daß sie sich zu sehr placken müßten, wohl aber freuten sie sich auf die Stunde, wo sie ihre Zugabe von Rum und Wasser bekamen. Durchs ganze Jahr muß ein Mann den Negern dreimal des Tages Wasser bringen, und ist der Tag sehr heiß, so bringt er ihnen fünfmal Wasser. Sie erhalten entweder Rum, oder Mandango-Zucker, oder den Bodensatz des Zuckers (Malassen); die Frauen ziehen gewöhnlich den Zucker vor. Die anderen Stadien der Zucker-Kultur werden also beschrieben:

„Das Pflanzen des Rohes geht gewöhnlich zu Ende Novembers oder zu Anfang Dezembers vor sich. Drei bis vier Pflanzen werden in jedes Viereck gesetzt. Die Pflanze besteht aus den oberen Absätzen des Rohes, die keinen Zuckersaft enthalten, acht bis neun Zoll lang sind und fünf bis sechs Augen haben, aus denen die Schößlinge hervorsprießen. Dies ist eine sehr leichte Arbeit, die der Neger in wahre Spielerei zu verwandeln weiß. Das Aussäten der jungen Röhre folgt dem Pflanzen. Man beginnt damit, wenn das Rohr ungefähr 20 Zoll mißt — wieder eine gar leichte Beschäftigung, die man den Kindern vom achten Jahre an überträgt. Sie bekommen Jäthacken, die ihren Kräften angemessen sind. Kinder werden zu diesem Geschäfte den Erwachsenen vorgezogen, weil ihre kleinen Füße die jungen Pflanzen nicht so leicht niedertreten."

„Das Abstreifen des Rohres ist die nächste Operation. Jeder Absatz des Rohrs treibt während des Wachsens zwei sehr lange Blätter mit gezähntem Rande. Durch die Sonnengluth jener Gegenden werden diese Blätter bald welk und so dürr wie Stroh. Man streift sie demnach ab, um das Rohr der vollen Wirkung des Sonnenstrahls auszusetzen. Diese gedörrten Blätter heißen Absaß (trash) und werden über den Boden gelegt, um die Einwirkung der Sonne auf denselben zu verhindern, damit aller Saft, der die Pflanze nähren kann, im Boden bleibe. Mit einem Theile dieser Blätter wird das Vieh gefüttert; auch deckt man stets Häuser damit, und es dient eben so gut als Stroh. Das Abstreifen ist leicht, aber unangenehm. Die gezähnten Ränder sind zu dürr, um in die Finger zu schneiden, aber desto mürber, und fliegen umher, wie Federn. Sie werden, je nachdem die Jahreszeit feucht oder trocken ist, einmal oder oftmals abgestreift."

„Das Abschneiden des Rohes pflegt im Januar vor sich zu gehen; wenigstens beschränkt sich Alles, was früher geschnitten wird, nur auf kleine Abschnitte, um Pflanzen zu gewinnen, oder einige Oxhoft vor Weihnachten zu bereiten."

Während der Aerndte sind die Neger mit der Zubereitung des Zuckers und mit dem Anbau der Plantagen im Allgemeinen beschäftigt. Sie feiern den Herbst eben so fröhlich, wie die Ackerbauer in England. Lieder werden gesungen und alte Geschichten erzählt, wobei man aus dem Zuckerrohr selbst, noch während des Abschneidens, einen süßen und kühlenden Saft einschlürfen darf, ohne von Seiten der Pflanzer daran gehindert zu werden, die ihre Neger im Gegentheil dazu ermahnen, damit sie wenigstens nicht zu viele Rohre stehlen. Dies Verbrechen wird jedoch nicht selten begangen, und die Verf. versichert uns, daß die Pflanzer wissen, wie und in welcher Ausdehnung man sie bestiehlt, daß sie aber aus bloßer Nachsicht gegen die Neger Alles übersehen.

Hat das Zuckerrohr ungefähr zwanzig Zoll erreicht, so wird der Grund umher gejätet und alsdann gedüngt. Der Dünger wird von Maulthieren, auf Karren, oder, wenn die Wege dafür zu steil seyn sollten, von den Negern selbst, in kleinen Körbchen aus Weiden, herbeigeschleppt. Diese tragen sie auf ihren Häuptern. Ueberhaupt trägt der Neger Alles auf seinem Kopfe und wägt es ungemein vorsichtig. Man gebe einem kleinen Kinde eine Theetasse zu tragen, und es wird sie alle Mal auf dem Kopfe balanciren und so sorglos damit forttrippeln, als trüge es nichts, während seine Arme an beiden Seiten wie zwei Pendel sich schwingen. Mrs. Carmichael fragte sie oft, warum sie Alles nur auf dem Kopfe trügen, und sie antworteten jedes Mal: „Was auf dem Kopfe, wir nicht fühlen; was am Arm, thut Schulter weh."

Ist das Zuckerrohr abgeschnitten, so wird es zweimal unter die Walzen gelegt. Diese Walzen sind mit Zähnen versehen und an eine Spindel befestigt, die durch Wasser, Wind oder Maulthiere in Umschwung gebracht wird. Der ausgequetschte Saft kommt in das Sied-Haus, welches, um das Eigenthum vor Feuersgefahr zu schützen, immer in gewisser Entfernung von der Mühle steht. Was von dem Safte überkocht, nimmt die Klarir-Maschine (clarifier) oder, in Ermangelung derselben, der große Kupfer-Kessel (grand copper) in Empfang. Dann thut man kohlensauren Kalk (eine bis zwölf Unzen) in den Kessel, und zwar, je reifer das Rohr ist, desto weniger.

Der kupfernen Kessel sind 5—6 an der Zahl; der größte, der am weitesten vom Feuer steht, mag 300—500 Gallonen fassen. Je näher dem Feuer, desto kleiner werden sie, und der kleinste faßt nur 70—80 Gallonen. Wenn der Saft bis zum kleinsten Kessel gelangt ist, hat der Zucker schon beinahe Körnergestalt. Die Zeit, welche dieser Prozeß erfordert, hängt ganz von dem Stande der Witterung ab. Der Ober-Sieder (head boiler-man) steht bei dem kleinsten Kessel; er ist eine bedeutende Person, weil er für die Reinlichkeit des Siedhauses verantwortlich ist. An jedem der anderen Kessel steht ein Neger, der wieder dem Ober-Sieder Rechenschaft abzulegen hat. Wenn der Ober-Sieder glaubt, daß der Saft anfange, sich in Körner zu verwandeln, so nimmt er mit einem kupfernen Schaumlöffel etwas davon heraus, kehrt den Löffel einige Mal in freier Luft um und sieht aus der Dichtheit des Tropfens, ob der Saft sich hinreichend verkörnen werde. Ist die Probe befriedigend ausgefallen, so wandert der Saft durch mehrere hölzerne Kühlgefäße, von denen jedes ungefähr ein Oxhoft (hogshead) Zucker faßt. Nach der Größe der Plantage werden täglich ein bis drei Oxhoft Zucker bereitet; sind aber zwei Reihen Kupfergefäße vorhanden, so giebt es beinahe das Doppelte.

Den folgenden Tag kommt der verdichtete Zuckerstoff in die Absonderungs-Gefäße (hogsheads). Er darf aber weder zu heiß, noch zu kalt eingegossen werden. Im ersteren Falle fließt ein großer Theil des Zuckers mit dem Niederschlag oder den Hefen durch die Sieb… in die Cisterne, welche den Niederschlag empfangen soll; im anderen Falle bleibt der Niederschlag zurück und verdirbt den Zucker. Zwei bis funfzehn Tage läßt man dem Niederschlage Zeit, sich abzusondern. Dann wird der Zucker mit schweren Stößeln oder Schlegeln fest gestampft, bis das Faß ganz voll ist.

Unter dem Neger-Gesinde hat gewöhnlich Einer unumschränkte Gewalt und heißt der Ober-Diener (head-servant). Die Küche versieht in der Regel ein Mann; er bereitet nur Suppen, Fleisch, Fische, Vegetabilien u. s. w., und würde sich etwas vergeben, wenn er Backwerk oder Puddings anfertigte. Er scheuert kein Kochgeschirr und hat immer einen Knaben oder eine Frau zu seinem Befehle… Seiner alten Manier hartnäckig treu bleibend und alle neuere Erfindungen verhöhnend, legt er zwei tüchtige Scheite Holz am Feuer einander gegenüber; ein ins Holz getriebener Nagel unterstützt den Bratspieß, und dieser wird von einem Knaben umgedreht.

Die Häuser der Neger sind verschieden gebaut, einige aus Steinen, durch Lehm verkittet und weiß angestrichen; andere aus Holz; wieder andere gleich Körben geflochten und die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, der sich, weiß übertüncht, recht sauber ausnimmt. Sie decken dieselben zierlich mit ausgepreßtem Zuckerrohr. Sie haben keine Kamine, da sie zu Hause selten arbeiten. Die Größe der Häuser richtet sich gewissermaßen nach dem Range des Negers und der Zahl der Familie. Die Häuser haben im Allgemeinen einen Flächenraum von 15 Fuß Länge und 20 Fuß Breite bis 20 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Manches einzeln lebende Individuum hat nur ein Wohnzimmer und eine kleine Schlafkammer; aber Neger von höherem Range oder Familien haben immer zwei oder drei geräumige Gemächer.

Diese Neger-Häuser sind mit Fenstern und Fensterläden versehen. Sie haben Schlösser an den Thüren, gedielte Fußböden und, wenn Neger von Auszeichnung sie bewohnen, auch Bettstellen mit Umhängen gegen die Mosquitos. Das Bett ist gewöhnlich ein mit dürren Plantanen-Blättern angefüllter Sack. Mrs. Carmichael hat selbst auf einem solchen Bett geschlafen und fand das Lager ganz angenehm. Sie haben ferner ein Polster und Kissen aus demselben Stoff; weiß wollene Bettdecken (blankets) (eine Winterdecke schenkt ihnen jährlich ihr Herr); ein gutes Laken und sehr oft eine recht hübsche Matratze. Die beiden letzteren Artikel schaffen sie selbst an. Ein kleines Tassenbrett mit dickem buntbemalten Geschirr ist ein gewöhnlicher Hausrath; ein guter Tisch, ein oder zwei Bänke, mehrere Stühle, ein mit Bechern und Weingläsern besetzter Kredenz-Tisch, oft auch ein großer Leuchter — diese Artikel bilden, nebst einem Kleiderschrank, den gewöhnlichen Hausrath einer wackeren und fleißigen Negerfamilie. Der gemeine Neger hat aber selten den Grad von Civilisation erreicht, daß er sich den Besitz solcher Artikel wünschte, selbst wenn er sie anschaffen kann. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Tyrannei der Mode.** Die abscheuliche Sitte, die Köpfe abzuplatten, herrscht noch immer unter den Indianern des nordwestlichen Amerika's. Gleich nach der Geburt wird das Kind in eine Art länglichrunder Wiege gelegt, die wie ein Trog geformt und an dem Boden mit Moos gefüttert ist. Das eine Ende derselben, da wo der Kopf zu liegen kommt, ist höher als der übrige Theil. Ueber die Seiten des Kindes wird mit Stricken, die durch kleine zu beiden Seiten der Wiege befindliche Löcher gezogen sind, ein Kissen und darüber ein Stück Cedernrinde befestigt und gegen den Kopf gepreßt. In dieser Lage bleibt das Kind über ein Jahr lang, und man scheint sich weiter nicht viel um das arme Geschöpf zu bekümmern. So lange das Kind aber in diese Banden eingezwängt ist, gewährt es einen schrecklichen Anblick, und seine kleinen schwarzen Augen, die durch den Druck der auf seiner Stirn ruhenden Last hervorgetrieben werden, gleichen den Augen einer in die Falle eingequetschten Maus. Wenn es diesen unmenschlichen Prozeß überstanden hat, ist der Kopf ganz abgeplattet, und der obere Theil desselben selten dicker als ein Zoll; er bekommt auch niemals seine runde Form wieder. Dies halten die Indianer für einen wesentlichen Bestandtheil der Schönheit, und die eifrigsten Anhänger des ersten Karls in England können keinen größeren Widerwillen vor einem runden Kopf gehabt haben, als diese Wilden. Uebrigens finden die Gebräuche solcher wilden Völker auch unter den civilisirten Nationen oft ihres Gleichen. Vor einem Vierteljahrhundert ungefähr, höchstens vor einem halben Jahrhundert, war es allgemeine Sitte, daß die Ammen den Leib der kleinen Kinder so fest mit Wickeln umwanden, daß die natürliche Form der Brust ganz verändert wurde. Noch jetzt thun die jungen Damen dasselbe mit den Schnürleibern.

(Ross Cox's Adventures on the Columbia river.)

— **Deutsches im Auslande.** Von Spindler's sämmtlichen Romanen wird in Paris eine von Herrn Cahen veranstaltete französische Uebersetzung erscheinen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Montag den 25. November 1833.

Frankreich.

Die literarische Kritik in Frankreich.

(Nach der Bibliothèque universelle.)

„Die Kritik, so hoch sie auch stehen und so uninteressirt sie seyn mag, wird niemals in dem Grade geschätzt und aufgemuntert werden, wie die Leistungen der Philosophen, der Historiker oder der Dichter." Dieser Ausspruch des Herrn Gustav Planche ist zwar für eine gewisse Klasse von Schriftstellern entmuthigend genug, aber dennoch sehr wahr, und kann zur Erklärung vieler literarischen Erscheinungen dienen. Allerdings ist die Kritik dasjenige Fach der Schriftstellerei, welches dem Publikum das wenigste Interesse und den Autoren den wenigsten Reiz darbietet. Auch würde man vergebens läugnen, daß Erfindung mehr ist als bloßer Verstand, und daß der große Dichter über dem Rezensenten steht; nichtsdestoweniger findet man, wie uns dünkt, in der literarischen Kritik einer bestimmten Epoche eine eben so lebendige und vielleicht eine noch faßlichere Offenbarung der Sitten und des gesellschaftlichen Charakters, als in den anderen Zweigen der Literatur. Die Kritik ist in eminentem Grade der Ausdruck der Gesellschaft. Es kann also einiges Interesse gewähren, ihre wechselnden Erscheinungen und ihre Tendenz in diesen letzten Jahren zu beobachten.

Der Anfang unseres Jahrhunderts war eine schöne Epoche für die Französische Kritik. Die Namen Geoffroy, Dussault, Féletz, Petitot u. s. w. erinnern, so sehr man sie heutzutage anschwärzt, an Schriftsteller voll Geist, Frische und Einsicht; oft waren ihre Beurtheilungen nicht frei von Leidenschaft, zuweilen sogar von Ungerechtigkeit; allein man wird nicht umhin können, den Muth und das Talent zu bewundern, mit welchen sie gegen die Verirrungen des Geschmacks und die Sophismen der Philosophen ankämpften. Als die Restauration eintrat, erhielt die Kritik eine geschmeidigere Form und zartere Umrisse: immer noch anmuthig und geistreich, wurde sie doch weniger lebhaft, weniger schneidend, weniger frei; unter der Kaiserherrschaft hatte sie ziemlich den Ton und die Manieren des Molière'schen Misanthrope; unter der Restauration erinnert sie mehr an seinen Freund Philinthe. Herr Villemain ist der deutlichste und zugleich der glänzendste Repräsentant dieser Periode. Als ein Schriftsteller voll von Geistesblitzen, der seine Ideen ganz dramatisch zu gruppiren versteht, hat er in Vorlesungen enthusiastischen Beifall geärndtet, und seine Mélanges, wie seine in Zeitschriften zerstreuten Artikel zeigen ihn dieser Trophäen nicht unwerth. Dennoch hat er der Kritik einen etwas unphilosophischen Impuls gegeben; wir finden bei ihm mehr pikante Thatsachen als fruchtbare Gedanken, mehr Feuer als Tiefe, mehr Pomp und Eleganz als Originalität und scharfsinnige Zergliederung. Ueberhaupt würde er eine schlechte Schule stiften, und wir möchten junge Kritiker sehr angelegentlich davon abmahnen, ihn zum Muster zu nehmen. Ohne den Zauber des Styls zu besitzen, der Herrn Villemain eigen ist, würden sie frostige und farblose Skribenten werden.

Im Jahre 1824 gründeten junge Männer voll Geist und Talent den Globe. Sie wollten den Sinn für Kunst und Wissenschaft, der unter dem Gewichte der Theorieen und politischen Zänkereien fast erstickt war, wieder beleben und suchten die Literatur auf eine kritische Bahn zu bringen. Freiheit und Toleranz war ihre Devise; sie verhehlten nicht ihre Vorliebe für die romantische Schule und den Wunsch, sie wieder ins Leben zu rufen; dessenungeachtet zollten sie aber auch den großen Geistern der klassischen Schule gerechte Bewunderung; ihre Ansichten von Reform waren weder leidenschaftlich noch ausschließend, und hätte dieses Journal fortbestanden, so würde es vielleicht die Verirrungen so vieler ungestümen oder unbeholfenen Neuerer auch von seiner Seite beschränkt, und dem jetzt so selten gewordenen Sinn für das Schöne und Wahre ein heiliges Asyl eröffnet haben. Was den Globe besonders auszeichnete, war eine feine Analyse, eine tiefe und erhobene Kunst-Ansicht, eine große Vielseitigkeit von Kenntnissen, und ein reiner, würdevoller, nerviger Styl. Etwas Pedanterie in den Formen, eine manchmal zu abstrakte Sprache, eine Art von Anspruch auf literarische Diktatur, waren die einzigen Fehler des Globe. Dieses Journal wurde in Frankreich kaum verstanden, und nach einigen Jahren ließ man es in die Hände der Saint-Simonisten fallen, bei denen es sein Grab fand; es hinterließ eine schwer wieder auszufüllende Lücke.

Die Revue Française (seit 1828) schien die literarischen Hoffnungen, die der Globe gegeben hatte, zu erfüllen und zu beweisen, daß die Kritik eine großartige und wahrhaft philosophische Bahn einschlage. Talente vom ersten Rang standen an der Spitze dieser Zeitschrift, die gleich von Anfang einen majestätischen Flug nahm. Die Kritik der literarischen Schöpfungen des Tages führte zu tiefen Ansichten, zu neuen und geistvollen Ideen über Geschichte, Philosophie, schöne Künste und Staatshaushalt, und man wird Artikel, wie den „über die Seeräuberei", über „den jetzigen Zustand der dramatischen Kunst", über „den Glauben", über „Rossini" u. s. w. immer mit neuem Interesse lesen. Die Revue Française fand nur bei sehr wenigen Lesern Beifall; sie war für die Franzosen zu ernsthaft, und dann muß man auch sagen, daß sie die Popularität zu sehr verschmähte. In jene etwas neblige Atmosphäre gehüllt, die man doctrinaire genannt hat, vermied sie nicht sorgfältig genug eine zu vage Metaphysik, eine studirte Verkettung der Gedanken und einen schwerfälligen reizlosen Stil. Bei lebendigeren, einfacheren und der gewöhnlichen Fassungskraft angemesseneren Formen würde sie besser gewürdigt worden seyn und nützlichere Resultate hervorgebracht haben. Man muß jedoch sehr bedauern, daß dieses Journal eingegangen ist. Die politischen Stürme, den Musen immer verderblich, haben die Herausgeber desselben von ihren friedlichen literarischen Meditationen losgerissen.

Wir kommen jetzt zur Kritik des Tages und müssen den Anfang damit machen, daß wir auf die vornehmsten periodischen Blätter einen Blick werfen.

Wäre der Erfolg der beste Maßstab des Verdienstes, so würde die Revue de Paris unstreitig große Beachtung verdienen. Sie honorirt ihre Mitarbeiter sehr anständig, die Zahl ihrer Abonnenten wächst mit jedem Tage, und Jeder preist sie als ein sehr amüsantes Blatt — Gründe genug, um vielen Einwürfen zu begegnen, ja sogar, um allen Censoren den Mund zu stopfen. Allein die Mode und der gute Geschmack sind nicht etwa unzertrennliche Freunde, und die Menge, die sich zu Lucrezia Borgia drängt, beweist nicht, daß dieses Stück schön oder moralisch sey. Die Revue de Paris hat etwas Jesuitisches, ohne etwas davon zu ahnen. Ihr belehrendes Aeußere verlockt die geistig Trägen (Leute, die überhaupt leicht zu verführen sind), schläfert ihr Gewissen ein, dessen Unruhe sie beschwichtigt, und bringt ihnen endlich die Ueberzeugung bei, daß sie durch das Lesen einer Erzählung von Balzac die Schranken der menschlichen Erkenntniß weiterrücken. So erzählt sie ihren Lesern recht sittsam, zierlich und manierlich gar unsaubere Geschichten und Liebeshändel, in denen blutwenig Orthodoxie herrscht, ohne daß man es wagt, daran ein Aergerniß zu nehmen; die Revue de Paris ist ein so gefälliges Journal! Die Wahrheit zu sagen, ist sie ein mit Blumen überdeckter Fallstrick. Ohne Zweifel hat sie eine pikante Sprache, die den Leser erquickt und erheitert, und wir sind weit entfernt, das Ergötzende und Amüsante aus der Literatur verbannen zu wollen; doch gäbe es auch wohl Mittel, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und die Leser, indem man sie belustigt, mehr denken zu lassen.

Man kann es nicht läugnen, daß die Revue de Paris zu oberflächlich ist; ihre Kritik ist beinahe null, und einige durch lange Zwischenräume getrennte gute Artikel können unsere Behauptung, daß die Urtheile dieses Blattes im Allgemeinen schüchtern, unselbstständig und durch Wortschwall verwässert sind, nicht entkräften. Man mag mit Vergnügen darin lesen, allein sie wird durchaus keinen wohlthätigen Einfluß auf die Literatur üben.

Der Semeur steht seit einiger Zeit in dem Rufe großer Pietät, vielen Geistes und vieler Unabhängigkeit. Ist dieser Ruf auch vollkommen gerechtfertigt? Wir begreifen sehr wohl, daß man sich glücklich schätzt, ein Journal zu besitzen, welches das Evangelium unerschrocken predigt, und daß man mit Vergnügen in einem Blatte liest, wo die literarische Sittlichkeit und Verschämtheit noch Kämpen finden. Der Semeur hat vor Allem eine religiöse Tendenz; er bemüht sich eifrigst, den Glauben lebendig zu erhalten, und kämpft energisch gegen die Verruchtheit und Schamlosigkeit einer entwürdigten Literatur. Als der Verfasser des „Königlichen Zeitvertreib" (le Roi s'amuse) in der Vorrede mit frecher Stirn behauptete, nichts sey keuscher, tugendhafter und ehrbarer, als sein Stück: da wagte es der Semeur, ihm eine derbe Strafpredigt zu halten, ohne den großen Ruf des Autors und seine noch größere Frechheit zu scheuen. Solche edle Dreistigkeit verdient großes Lob; sie findet sich heutzutage selten. Der Zweck, den dieses Journal verfolgt, ist also edel und heilsam; aber nach unserer Meinung müßten die Herausgeber mehr Talent, vielleicht auch größere Unparteilichkeit besitzen. Man kann dem Se-

ment einen schwerfälligen, monotonen Stil, Mangel an Abwechselung in der Form und eine mystische Färbung vorwerfen, die ihm etwas Schmachtendes giebt. Auch läßt sich ein Seitengeist darin bemerken, der seinen Unwillen oft über Gebühr entflammt. So z. B. hat sich der Semeur bei Beurtheilung des Trollope'schen Werkes über Amerika viel zu sehr ereifert. Er fängt damit an, daß er die arme Mistreß, wir wissen nicht auf was für Data gestützt, eine marchande de modes nennt, als müßte das Buch a priori abscheulich seyn, wenn es eine Modehändlerin zur Verfasserin hätte. Madame Trollope hat nach dem Semeur ihre Modewaaren in Cincinnati nicht absetzen können; sie hat daselbst Bälle gegeben, die den Predigern mißfielen; daher ihre Raserei gegen die Geistlichkeit, gegen die Religion, gegen Amerika und die Freiheit; sie griff zur Feder, tauchte sie in Gift und Galle und ergoß sich nun in eine Menge schmutziger Aufschneidereien. Ein Journal, das vor sich selbst Achtung hat, sollte keine skandalöse Geschichtchen zum Gebrauche des Corsaire oder des Bride-oison aufstischen; es sollte besonders gegen eine Frau mit Ehrentiteln, wie Zänkerin, Ungläubige, Lügnerin, Aufschneiderin, etwas weniger freigebig seyn; auch Putzhändlerinnen ist man Höflichkeit schuldig. Dieser Ton und diese Manieren mögen der Tribune oder ihres gleichen wohl anstehen; aber in einer religiösen und philosophischen Zeitschrift sind sie ziemlich auffallend. Sollen wir das Räthsel lösen? Madame Trollope hat in ihrer Schilderung der Revivals allen Skandal und Unfug des Fanatismus aufgedeckt. Nun aber wollen die Herren Methodisten von Fanatismus nicht sprechen hören. Wir geben selbst zu, daß die so arg mitgenommene Schrift von Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit nicht frei ist; ohne Zweifel ist nicht Alles ganz treu und genau berichtet; allein die Verfasserin schreibt sehr geistreich, sehr anmuthig, und ihre meisten Angaben bestätigt das Zeugniß bekannter und achtungswürdiger Reisender, die kein Mensch für Putzhändlerinnen erklärt hat; endlich, mögen wir nun verstockt oder sehr unschuldig seyn, würde es uns ungeheure Mühe kosten, in ihrem Werke schmutzige Aufschneidereien zu entdecken. Wenn wir bei diesem Gegenstand länger verweilt haben, so geschah es, um zu beweisen, daß ein mit Sektengeist redigirtes Journal weder parteilos noch gemäßigt seyn kann; daß es durch diesen Fehler seinen heilsamen Prinzipien und folglich auch ihren wohlthätigen Wirkungen Eintrag thut.

Die Revue des deux mondes empfiehlt sich durch interessante Artikel über Geschichte, Reisen und Gesetzgebung; sie räumt der Kritik mehr Platz ein, als die Revue de Paris, and hat ausgezeichnete Kritiker, wie die Herren Sainte-Beuve, G. Planche u. s. w., zu Mitarbeitern; allein wir behalten uns vor, weiterhin in einige Details über dieses Blatt einzugehen.

Die Revue Européenne, ein katholisches und legitimistisches Journal, zählt bedeutende Schriftsteller, wie de Carné, de Cazalès, von Eckstein, unter ihre Redacteurs. Besonders der Letzte von diesen Dreien ist wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, seines Scharfsinns und seiner Tiefe bekannt. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Mosaïque. — Sammlung von Erzählungen und Novellen. Von Prosper Mérimée.

Le prêtre marié. (Der vermählte Priester.) Von d'Augicour. Mit einer Vorrede von Charles Nodier.

Élémens de philosophie catholique. (Elemente der katholischen Philosophie.) Vom Abbé Combalot. Pr. 5½ Fr.

L'homme connu par la révélation et considéré dans sa nature, dans ses rapports, dans ses destinées. (Der Mensch nach der Offenbarung und nach seiner natürlichen Bestimmung.) Vom Abbé Frère. 2 Bde. Pr. 10 Fr.

E n g l a n d.

Lebensart und Beschäftigungen der Neger in Westindien.

(Schluß.)

Mrs. Carmichael glaubt unbedenklich, daß die Neger in Westindien besser logirt sind, als die arbeitenden Klassen in England oder Schottland. Der für ihre Häuser gewählte Platz ist immer der gesundeste in der Pflanzung, weder zu hoch, um kalt, noch zu niedrig, um feucht zu seyn. Sie haben ein kleines Grundstück hinter ihren Häusern, auf dem sie verschiedene einträgliche Pflanzen und Früchte kultiviren. Sie werden auf alle Weise ermuntert, diese Gärten zu bauen, und erhalten sogar Sämereien, so oft sie dergleichen wünschen. Was zum Leben nothwendig ist, wird ihnen in Ueberfluß verabreicht.

Die Neger bekommen alle Jahr einen neuen Anzug. Das Tuch ist von derjenigen Gattung, die man Pennistown nennt, und aus der die Schottischen Frauen sich Unterröcke machen. Von dem blauen Pennistown bekommen sie alljährlich zu Weihnachten 6 Ellen, 1½ Ellen breit; von dem leinenen fünf Ellen. Kinder erhalten die volle Quantität nach dem zwölften Jahre. Diejenigen, welche schwerere Arbeit verrichten, und sehr oft auch die, welche aus Leichtsinn ihre Kleidung ruiniren, erhalten noch nachträglich Kleidungsstücke, denn während der Regenzeit müssen sie bekleidet seyn. Jedes Individuum empfängt von seiner Geburt an jährlich eine Decke, und im Fall einer Niederkunft wird für jedes Bedürfniß gesorgt.

Die Gala-Tracht der Negerfrauen besteht aus schön gearbeiteten Musselinröcken. Mieder aus Taffet sind ganz gewöhnlich. Ihre Unterkleidung ist aus dem besten Stoffe, und sie tragen gute baumwollene oder seidene Strümpfe. Ihre Tanzschuhe prangen oft in den lebhaftesten Farben, und der große Turban wird so geschmackvoll ums Haupt gewunden, daß der Anzug recht elegant erscheint. In der Regel gebrauchen sie keinen Friseur, wohl aber einen Turban-Wickler, der für seine Mühe ½ Dollar (etwa 10 Silbergroschen!) erhält.

Trotz aller dieser Fürsorge sieht man oft Neger, die keinen Lappen auf dem Leibe tragen. Warum dies? Einmal, weil der Neger kaum eine Ahnung von Schamhaftigkeit hat; dann, weil die Sonnengluth ihn nöthigt, sich sparsam zu bekleiden. Ihre Haut ist außerdem von so besonderer Art, daß sie, wenn ein Regenschauer fällt, ihre Schürzen abwerfen, dieselben unter einer Hecke verbergen und sich dem Regen aussetzen, der von ihrer öhlichten Haut abfließt, ohne ihnen den geringsten Schaden zu thun. Die Neger baden sich gern, und kleine Kinder, die noch nicht ein Jahr alt sind, sieht man stundenlang in dem seichten Bett eines Flusses beisammen sitzen. Diese Gewohnheit stählt ihre Nerven, wie man denn aus Erfahrung weiß, daß ein sehr früher Gebrauch kalter Bäder auch der Gesundheit der Weißen sehr förderlich ist. Wird ein Neger stark durchnäßt, und behält er seine nassen Kleider am Leibe, so kann dies die gefährlichsten Folgen für ihn haben. Alle Pflanzer sind übrigens halbe Aerzte, d. h., sie kennen die Indizien der Entzündung, die in solchem Falle oft eintritt. Da wird denn gleich Kalomel und Jaloppe angewendet, und der Patient muß zur Ader lassen. Die schnelle Hülfe wirkt so wohlthätig, daß nur selten Jemand an dieser Krankheit stirbt.

Der gemeine Neger (Feld-Neger) bekommt wöchentlich zwei Pfund gesalzenen Fisch; das Quantum der Haupt-Neger ist drei Pfund; jedes Kind erhält anderthalb Pfund die Woche. Den Fisch ziehen sie gesalzenem Rind- oder Schweinefleisch vor. Außer seinem Gärtchen am Hause hat jeder Neger in kleiner Entfernung einen Weideplatz. Hier pflanzt er Bäume, die ihm Proviant geben, als Plantanen und Bananen. Zwei ganz ausgewachsene Plantanen-Büsche sind 4 bis 4½ Shilling Sterl. werth, wenn sie im Großen verkauft werden, im Detail aber gerade das Doppelte. Ein schöner voller Busch hat selten mehr als 30 — 40 und weniger als 20 Früchte. Einhundert Plantanen und dazu seine Quantität von gesalzenem Fisch ist so viel, als der Neger in einer Woche verzehren kann. Die Plantane und Yams-Wurzel sind für den Neger das, was die Kartoffeln für die niederen Klassen in Europa sind. Jeder gute Plantanenbaum bringt jährlich einen vollkommenen Busch hervor. Ist dieser weggenommen, so muß man den Baum umhauen, und im folgenden Jahre wachsen zwei oder drei andere Bäume aus dem Stammende hervor, und jeder bringt seinen Busch. So wird die Aerndte jedes Jahr um vieles ergiebiger.

Die Banane wird ganz eben so kultivirt. Auch haben sie den Brotfrucht-Baum, der 100 Früchte zugleich trägt, von denen jede, je nachdem sie größer oder kleiner ist, 3 — 8 Pfund werth ist. Wollte man aber alle die Arten von Vegetabilien zählen, welche die Neger zu eigenem Gebrauch oder zum Verkauf kultiviren, so würde man kaum fertig werden. Mrs. Carmichael behauptet, es gäbe keinen einzigen Neger, der nicht wenigstens alle Jahr seine 30 Pfund Sterling (£) ersparen könne. Aber nicht bloß aus Vegetabilien machen sich die Neger Geld; sie unterhalten eine Menge Hühner, Enten, Ferkel und erwachsene Schweine, die häufig das Einzige sind, was ein Kolonial-Markt bieten kann; dazu auch Ziegen, Böcke u. s. w. Gewöhnlich trennen sie sich ungern von Kopf und Füßen dieser Thiere, weil sie solche Leckerbissen gern für sich behalten.

Das Frühstück der Haupt-Neger (so nennt man die Treiber, die Siedleute, die Küper, Maurer und andere nützliche Handwerker) wird gewöhnlich den Abend zuvor schon gekocht. Das Gericht besteht aus grünen Plantanen, Eddoe's oder Yams, nebst einer Menge Kreolischer Erbsen oder Bohnen u. s. w. Das ganze Gemengsel giebt eine Art Suppe, die sie weedy-weedy nennen. Dazu kommt noch gesalzener Fisch und manchmal zur Abwechselung ein Bissen Schweinefleisch. Diese derbe und nachhaltige Suppe wird mit vielem Pfeffer gewürzt und ist, so wie die Neger sie kochen, ein sehr schmackhaftes Essen. Ein regelmäßiges Mittags-Mahl wird nicht eingenommen. Zwischen zwölf und zwei Uhr genießen sie eine Yams-Wurzel und etwas gesalzenen Fisch, beides auf Kohlen geröstet.

Die Frauen der Neger essen mit ihren Männern zusammen; denn obschon der Mann mehrere Weiber hat, so lebt doch nur Eine regelmäßig mit ihm. Ihren Kindern geben sie Suppe, geröstete Yams, Plantanen oder süße Kassada; zu Mittag erhalten sie Mehl, Cassada, Plantanen-Kuchen, oder geröstetes Korn. Ihr Trank besteht aus Zucker-Hefen (molasses), Syrup, oder Zuckerwasser; nur in der Aerndtezeit genießen sie den heißen Rohrsaft, bevor er sich verdichtet. Das Abendessen ist das Hauptmahl der Neger, und ihre Suppe zwar das vornehmste, aber nicht das einzige Gericht. Da genießen sie auch Tum-tum, ein Gericht aus weich gekochten Plantanen, die in einem hölzernen Mörser gestoßen werden. Man verspeist es wie Kartoffel-Pudding. Zu anderen Zeiten wird die Plantane, nachdem sie weich geschlagen ist, zu runden Kuchen geformt und geröstet. Reife gebratene Plantanen sind ein anderes Gericht; man thut aber am besten, wenn man sie zerschneidet und röstet; alsdann übertreffen sie die Apfelküchlein an Wohlgeschmack. Es würde fast einen Band füllen, wenn man alle Rezepte anführen wollte, nach denen sie ihre Speisen bereiten. Süße Cassada schmeckt gebraten vortrefflich, und wenn sie ein Schwein schlachten, was alle Jahr drei- oder viermal geschieht, so wird der Kopf in folgender Art zubereitet: Nachdem Kopf und Füße gereinigt und ganz weiß sind, kocht man sie mit vielem Salze oder mit Seewasser weich. Dann wird das Fleisch vom Kopfe abgelöst, in kleine Stücke zerschnitten und sammt den Füßen in ein tiefes Gefäß gelegt. Ist es verkühlt, so thut man es in wohlgesalzenes Wasser, säuert es dann und streut vielen Pfeffer darüber. Es hält sich in diesem Zustande wenigstens eine Woche und wird kalt verzehrt. Dieses Gericht ist allgemein sehr beliebt.

Die Kinder stehen unter der Obhut einer alten Frau, die sie bei Tage um sich hat und des Abends nach Hause schickt. Jede Mutter säugt ihr Kind. In den ersten vierzehn Tagen erhält es

feine Löffel-Speise, von der Zeit an aber täglich zweimal Arrow-root-Brei u. dgl. Alle drei oder vier Tage empfängt es einen Theelöffel voll Biber-Oel und wird Morgens und Abends in kaltem Wasser gebadet. Man taucht es zwei- oder dreimal ganz ins Wasser; dann wird es abwechselnd an Armen und Beinen schwebend gehalten und derb geschüttelt; endlich gar in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. Die Neger halten diese Methode für die beste, um die Gelenke der Kinder stark und geschmeidig zu machen. Die ersten Male schreit das Kind während der Operation, wird aber bald daran gewöhnt, lacht und freut sich unmäßig. Schreit ein Kind noch, wenn es öfter so gewaschen und manipulirt worden, so sagen sie: „es taugen für nichts, es furchtsam zu viel." Schon im 5ten oder 6ten Monat essen diese Kinder von der Kreolen-Suppe, wenn sie gleich stark gepfeffert ist. Kleine Kinder von wenigen Monaten kauen schon an großen Stücken gesalzenen Fisches oder an Pökelfleisch. Vor dem funfzehnten oder sechzehnten Monat werden sie nicht entwöhnt. Oft sieht man große und starke Kinder, die ihrer Mutter überall nachlaufen und noch an der Brust trinken.

Auf jedem Gute ist ein Hospital für die Kranken. Oft verdirbt sich der Neger den Magen durch zu frühzeitigen Genuß des Zuckerrohrs. Entzündungen werden gewöhnlich durch rasche Hülfe gehoben. Hautkrankheiten, vornehmlich kleine Geschwüre, von dem gesalzenen Fleisch, und Beulen, von dem Stich der Mosquitos veranlaßt, kommen sehr häufig vor. Das Magenübel ist am schwersten zu heilen. Diese Krankheit kündigt sich durch ein sehr sonderbares Symptom an; die Patienten bekommen nämlich das Gelüste, Erde zu essen, das ihnen alle Mal den Tod bringt. Mrs. Carmichael erinnert sich während ihres ganzen Aufenthalts in Indien keine verwachsene Person gesehen zu haben. Auch sah sie nur Einen blinden Neger und drei durch Amputation verstümmelte.

Mit Unrecht bildet man sich ein, die schwarzen Sklaven seyen Götzendiener. Man findet keine Spur von Götzendienst unter ihnen. Die Verfasserin, die sich bemühte, ihren Bedienten geläuterte religiöse Begriffe beizubringen, erzählt, daß alle Neger, die sie kennen gelernt, in einem gewissen Punkte von derselben abergläubischen Idee befangen waren. Sie sprach eben von der Auferweckung des Lazarus, als Einer der Neger, sie unterbrechend, bemerkte: „Miß, wir Alle wieder lebendig, nachdem wir sind todt." „„Ja"", sagte sie, „„am Tage der Auferstehung, das heißt, am letzten Tage der Welt, wenn jeder Todte wieder ins Leben kommen und vor Gott, seinem Richter, erscheinen wird."" „Ja, Misses, versetzte der Neger, wir das wissen; wir sterben einen Tag; den anderen Tag wir begraben in einem Sarg, den dritten Tag wir zerschlagen in einem Sarg *), und dann wir noch einmal todt, bis alle Welt einstürzen."

Die Neger besuchen vornehmlich den Methodistischen Gottesdienst, durch den sie, nach Mrs. Carmichael, um nichts gebessert werden. „So paradox dies auch klingen mag", sagt sie, „ich habe niemals einen Neger gefragt, ob er Gottes Sohn oder den Erlöser der Menschen kenne, ohne die Antwort zu erhalten: „„wir von dem nichts wissen."" — Der Aberglaube der Neger ist, unserer Verfasserin zufolge, nicht eben krasser als der vieler Leute vom Pöbel in Schottland. Von ihrem Charakter und ihren Sitten spricht sie im Allgemeinen sehr ungünstig.

Wo Mrs. Carmichael von dem Verhältniß zwischen Pflanzern und Sklaven spricht, giebt sie allerdings zu, daß es wenige Sklaven gäbe, die nicht irgend einmal gezüchtigt, d. h. mit einer Spießgerte, oder, im Fall eines schweren Vergehens, auch wohl mit einer Pferdepeitsche gezüchtigt worden seyen. Dann aber fragt sie, ob ähnliche Vergehen in England nicht auf dieselbe Weise bestraft würden? Sie giebt zu, daß jeder Treiber eine Peitsche führt; allein zu welchem Zwecke? Der Treiber ist jeden Morgen zuerst im Freien und mahnt die Sklaven, an ihr Tagewerk zu gehen, indem er dreimal mit der Peitsche knallt. Sie bemerkt ferner, obgleich sie häufig genug und zu jeder Zeit in Plantagen gewesen sey, erinnere sie sich doch keines Beispiels von Anwendung der Peitsche. Auf Trinidad hat der Treiber sogar dieses Zeichen seiner Würde abgelegt und steht hinter den arbeitenden Sklaven, wie der anständigste Europäische Frohnvogt. Sind die Sklaven unverbesserlich, so darf er sie nicht eigenmächtig prügeln oder einsperren, sondern muß den Herrn der Pflanzung entweder direkt oder indirekt durch den Mund des weißen Aufsehers davon in Kenntniß setzen.

Bibliographie.

- Lectures on the history and principles of painting. (Vorlesungen über die Geschichte der Malerei.) Von Thomas Phillips. Pr. 13 Sh.
- History of the Waldenses. (Geschichte der Waldenser.) Von A. Blair. 2 Bde. Pr. 21 Sh.
- On man, his motives etc. (Der Mensch, seine Motive ꝛc.) Von W. Bagshaw. 2 Bde. Pr. 16 Sh.
- The History of Wales. (Geschichte von Wallis.) Von Caradoc of Llancarvan. Aus dem Wallisischen ins Englische übersetzt von Dr. Powell. Durchgesehen und verbessert von R. Lloyd. Pr. 14 Sh.

S c h w e d e n.

Karl Gustaf von Leopold.

In diesem Jahre erschien der fünfte Band der gesammelten Werke des vor einigen Jahren verstorbenen Schwedischen Dichters Karl Gustaf von Leopold, und es ward hierdurch wieder die Aufmerksamkeit der Schwedischen Literatoren auf den Mann hingelenkt, der einst von der neuen Schule der Romantiker so heftig angegriffen worden war. Auch für den Deutschen Leser möchte eine, wenn auch nur flüchtige, Hindeutung auf diesen merkwürdigen Koryphäen der verjüngten Schwedischen Literatur nicht uninteressant seyn.

Karl Gustaf von Leopold, 1756 zu Stockholm von armen Aeltern geboren, erregte schon früh die Aufmerksamkeit Gustaf's III. und ward von diesem Wissenschaft und Kunst liebenden Fürsten auf seiner dichterischen Laufbahn unterstützt und ermuntert. Nach dem Tode Kellgren's, der, als Dichter und Kritiker ausgezeichnet, die Diktatur in der Literatur ausgeübt hatte, schwang sich Leopold, der sich durch verschiedene dichterische Versuche die Gunst des Publikums erworben hatte, an seinen Platz, und in der zwiefachen literarischen Persönlichkeit, als Dichter und Philosoph, auftretend, erregte er die Bewunderung seiner Landsleute, die ihm lange als einem der größten Geister Europa's und ohne Zweifel als dem größten in Schweden huldigten. Ja, er herrschte fortan über die Schwedische Literatur mit einer wahren Despotengewalt, welche seit des geistvollen Thorild *) Niederlage für unantastbar gehalten wurde, bis er unvermuthet in seinen alten Tagen einen neuen Aufruhr gegen den „guten Geschmack" und den „gesunden Verstand" ausbrechen sah, dessen Muster, Lehrer und Ton-Angeber er zu seyn behauptete.

Ja, bald genug trat, alles Widerstandes ungeachtet, eine Veränderung in philosophischen und ästhetischen Ansichten ein, bei der sein diktatorisches Ansehen, auf Boileau, Voltaire und Pope gestützt, dasselbe Schicksal wie diese Autoritäten erlitt. Als der Abend seines Lebens herangekommen war, fand er sich allein dastehend, wie ein altes Denkmal aus Gustaf's III. Zeit, und mit würdiger Geisteskraft unter vielen anderen bitteren Prüfungen dasselbe physische Loos, wie Homer, Milton und Delille, tragend, ward er noch einmal Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme, die sich auf der einen Seite in erneuerten Beifallsbezeigungen, auf der anderen in ehrfurchtsvollem Schweigen äußerte.

Dieses Schweigen der früheren Gegner Leopold's ward von verschiedenen Seiten her gemißdeutet; aber mit Unrecht. Denn wie hätte die Mehrzahl der sogenannten neuen Schule das schonungslose Urtheil über Leopold gebilligt, welches Hammarsköld **) in seinen „kritischen Briefen über Leopold" und in seinen „historisch-kritischen Bemerkungen über die Schwedische Literatur" über Leopold fällte. Die jungen Dichter und Literaten, welche eine in ihrem ganzen Wesen ausländische Bildung verdrängten, so hart sie auch die Mängel der Leopold'schen Lyrik und Dramatik angriffen, erkannten doch immer bereitwillig die Verdienste des getadelten Dichters in Hinsicht auf Vers, Sprache, fließenden Dialog und die Schönheit einiger seiner Dichtungen an, und sonderten ihn als „Helden und Repräsentanten" eines eigenen Zeitraums innerhalb des Kreises Schwedischer Kunst mit Auszeichnung vor den übrigen Schriftstellern dieser Periode und noch mehr vor den Waffenträgern aus, die ihn so schlecht in seinem Kampfe gegen den Geist der neuen Zeit vertheidigten. Verkennen ließ es sich indessen keinesweges, daß Leopold's eigener ästhetischer Grundbegriff derselbe war, den die übrigen Dichter seiner Periode, deren gereimte über verschiedene moralische Gemeinplätze verfaßte Abhandlungen die ältere Schwedische Akademie zu belohnen pflegte, von der Poesie, als einer philosophischen Sitten-Reformatorin, hatten; aber dieser Begriff war bei ihm mit einer unendlich überlegenen Darstellungsgabe vereint, wiewohl dies nicht hinderte, daß er für den eigentlichen Heerführer der unechten Lehrdichterei gehalten ward, und daß besonders Hammarsköld mit seinem Namen die wenig ausgezeichnete Periode von Gustaf's III. und Kellgren's Tode bis 1810 stempelte.

Während dieses für die Schwedische Literatur so dürftigen Zeitraumes war die Deutsche Literatur schon zum vollblühenden Rosengarten geworden, und man konnte es den Jünglingen, die den Weg dahin gefunden hatten, nicht verdenken, daß sie, aus diesem Lustgarten zurückkehrend und von dem, was sie gesehen und gehört, mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Alters eingenommen, dasjenige thaten, was seitdem fast bei allen Nationen Europa's wiederholt ward. Sie wollten die in sich aufgenommene Stimmung weiter verbreiten und die Schranken niederreißen, welche die gleichgesinnten Landsleute von diesem Genusse zurückhielten; zugleich strebten sie, im National-Gedächtnisse eigene, theils vergessene, theils mißverstandene Schätze von Sage, Dichtung und Forschung wieder zu beleben und endlich durch alles dieses eine verjüngte Schöpfung aus dem Gesichtskreise eines erweiterten und immer heller werdenden Begriffs von Gesang, Kunst, Wissenschaft und Literatur hervorzurufen. Hierbei mußten sie nothwendig mit denen in Fehde gerathen, für welche gerade diese Begriffe, nach Leopold's Aeußerungen in seinen letzten ästhetischen Abhandlungen, neu-deutsche Genialität und phosphoristischer Galimathias ***) waren. Dazu kam, daß auch in Schweden vor jener Leopold'schen Literatur-Periode eine Zeit voll der herrlichsten Anlagen zu der würdigsten und schönsten Entwickelung da gewesen war. Es war Lidner's, Bellman's, Ehrensvärd's Zeit †), die Zeit, deren Ahnungen von Natur, Schönheit und Wahrheit Thorild in Begriffen aussprechen wollte, wo Franzén ††) seine ersten Palma-Lieder sang, es war die Zeit Kellgren's. Da es klar vor Augen zu liegen schien, daß durch die

---

*) Ist die Rabbinische und Muhammedanische Idee von einem vorläufigen Todtengericht bis zu den Negern gedrungen?

*) Thomas Thorild, geboren 1759 zu Gothenburg, gestorben 1808, als Dichter, Philosoph und Literator ausgezeichnet. Er war ein eifriger Gegner Kellgren's und später Leopold's.

**) Kritiska bref öfver Leopold und Svenska vitterheten, historisk-kritiska anteckningar, zwei Werke von Hammarsköld, einem der eifrigsten Kämpfer von der neuen Schule der Romantiker.

***) Die Romantiker wurden auch nach der von ihnen herausgegebenen polemischen Zeitschrift: Phosphorus, „Phosphoristen" genannt.

†) Lidner und Bellmann, ausgezeichnete Lyriker aus der Zeit Gustaf's III., Ehrensvärd, als tiefsinniger Philosoph und Aesthetiker berühmt.

††) Franz Mich. Franzén, Bischof zu Hernösand, ist einer der vortrefflichsten der jetzt lebenden Schwedischen Dichter.

seitdem herrschend gewordenen Grundsätze diese Anlagen zu Grunde gingen und die Schwedische Literatur um ein halbes Jahrhundert von ihrem schon erreichten Entwickelungspunkte zurückgebracht wurde, so war es natürlich, daß man von dem Manne dafür Rechenschaft forderte, in dessen Hand das Scepter der Schwedischen Literatur aus der des sterbenden Kellgren gefallen war. Leopold war ja jetzt der Philoktet, der die Alcidischen Pfeile trug, und der in dem literarischen Staat, den Gustaf III. eingesetzt hatte, beständig das Wort führte.

Man ist wohl im Taumel des literarischen Streites oft zu weit gegen Leopold gegangen; aber das konnte doch nicht verhehlt werden, daß gerade die Meinungen, die unter der Menge seiner Zeitgenossen herrschten, auch die seinigen waren, und daß er mit allem seinen Talente nur das vorzüglichste Produkt, das vollkommenste Spiegelbild der Denkweise war, die während seiner Jugend und seines späteren Alters als höchste Weisheit galt. Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus fast alle Leopold'schen Dichtungen beurtheilt werden müssen, in denen er nur mit wenigen Ausnahmen durchgängig ein docirendes Ansehen sich giebt; sie sind daher mehr rednerisch, als dichterisch schön. Seine Meisterschaft in Sprache und Vers ist unläugbar und groß, aber sie ist durchaus exoterisch.

Es gilt dies von seinen tragischen Dialogen und Monologen, wie von seinen komischen Erzählungen, von seinen erhabensten Oden und den flüchtigsten Ausbrüchen des Conversationswitzes. In dieser Hinsicht kann er seinen Vorbildern Voltaire und Pope an die Seite gestellt werden, diesen Rhetoren ersten Ranges, denen er in Verskunst und in manchem Anderen vollkommen gewachsen ist. Von dem Umstande, daß seinen Dichtungen der wahre poetische Gehalt fehlt, daß sie größtentheils mehr diskursiv als kontemplativ, mehr pompös als wahrhaft lyrisch sind, rührt es her, daß sie schon dem Schicksal des Veraltens und Trivialwerdens anheimgefallen sind, welches bald jedes Produkt trifft, auf das nur eine von gewissen Zeitumständen aufgezogene Modereflexion ihren Stempel gedrückt hat.

Was nun die philosophische Grundansicht Leopolds betrifft, die in vielen seiner Dichtungen vorherrscht, besonders aber in den prosodisch-philosophischen und ästhetischen Untersuchungen, die den vierten Band seiner Schriften füllen, entwickelt ist, so läuft sie auf Folgendes hinaus: der einzige Wissensgrund der gesunden Philosophie ist ein dem Menschen einwohnendes natürliches Moralgefühl oder moralisch-ästhetisches Vermögen, welches unwillkürlich die Wahrheit gewisser für des Menschen Werth und Glück unentbehrlicher Vorstellungen voraussetzt. In Folge dessen ward der einzige Zweck der Philosophie darein gesetzt, die unwillkürlichen Annahmen dieses Moralgefühls durch Herbeischaffung der Ueberzeugungsgewißheit, welche die bei ähnlichen Gegenständen unmögliche Beweisesgewißheit ersetzt, zu bestärken und festzusetzen. Dieses, wie das positive Resultat seiner philosophischen Untersuchungen finden wir zuletzt zusammengefaßt in den „Stücken aus Dr. Godman's Porteseuille", in den Aufsätzen über die kritische Philosophie und in denen über die Schellingsche, welche letztere jedoch keine eigentlich philosophische Untersuchung genannt zu werden verdienen, sondern vielmehr „Schelling, ein polemischer Roman", hätten heißen müssen.

Bibliographie.

Walda Sånger. (Béranger's Gedichte.) Uebersetzt von Gustaf Hjertn. Pr. 36 Sk.

Licentiaten Ymans Berättelse om Flickan på Nya Kungsholmsbron. (Des Lic. Ywan Geschichte von dem jungen Mädchen am neuen Kungsholmsbrunnen.) Novelle von G. H. M—n. Pr. 24 Sk.

Tankar öfwer Skandinaviens Försvar. (Gedanken über Skandinaviens Vertheidigungs-System.) Strengnäs.

Mannigfaltiges.

— Jakob II. in St. Germain. Herr Capefigue, der Verfasser der Geschichte Philipp August's, der Restaurationsgeschichte und mehrerer anderer historischen Werke, hat so eben einen Roman unter dem Titel „Jakob II. in St. Germain" erscheinen lassen. Neben vielen Anspielungen auf die Politik unserer Zeit und auf das Schicksal der älteren Bourbonen, als deren Anhänger bekanntlich Herr Capefigue gilt, befinden sich darin auch interessante Schilderungen der verschiedenen Parteien, die sich in England nach der Revolution von 1688 gegenseitig bekämpften, Jakob II., Wilhelm III. und Marie, Königin Anna, die damaligen Diplomaten, vorzüglich die Minister Ludwigs XIV. und der beiden Könige von England, so wie überhaupt alle bekannteren Charaktere, die an den Planen der Jakobitischen Contre-Revolution Theil nahmen, hat Herr Capefigue in seinem Roman mit der ihm eigenen Geschicklichkeit zu verweben gewußt.

— Joseph Lancaster. Dieser berühmte Begründer eines neuen Unterrichts-Systems führt gegenwärtig ein kümmerliches Leben in Montreal, in Kanada, wo er für seinen und seiner Familie Unterhalt arbeitet. Es ist ein erfreulicher Beweis von dem Fortschreiten des Menschengeistes, wenn der Menschengeist sich gezwungen sieht, nach Kanada auszuwandern, weil er in seinem Geburtslande keinen Lohn empfängt. Mit Recht hat man gesagt, daß wir Engländer gerade denen, die uns unterrichten, das Wenigste dafür bezahlen; der Schöpfer eines Unterrichts-Systems muß ja im Auslande von der Arbeit seiner Hände leben, weil er zu Hause keinen Schutz fand, der seiner würdig war! Wäre Herr Lancaster so geschickt gewesen, die Ouvertüre zum Tankred auf einer einzigen Taste eines Pianoforte's zu klimpern, oder eine Viertelstunde lang ohne Ermüdung auf seinem kleinen Finger sich zu balanciren, so hätte er darauf rechnen können, auf Britischem Boden reißend schnelles Glück zu machen. Nichts Anderes wäre ihm in den Weg getreten, als höchstens der Umstand, daß er nur ein geborener Engländer ist. (L. P.)

— Afrikanische Minstrels. Die Sprache der Gioloffs ist fast über ganz Senegambien verbreitet, besonders in den Bezirken von Walo, Koidschor, Gioloff, Salohm, Baobl, St. Louis am Senegal und Goreh. Da es keine Schriftsprache ist, so hat man auch keine Literatur in ihr zu erwarten. Doch ist der Gebrauch der Buchstaben der Bevölkerung am Senegal nicht ganz unbekannt; denn ein Theil derselben kann Arabisch lesen und schreiben, obgleich sie nur sehr unvollkommene Kenntniß von dieser Sprache haben. Es ist dies diejenige Volksklasse, die man in Europa unter dem Namen Marabuts kennt.*) Sie stehen unter ihren Landsleuten in hohem Ansehen, und da es zu ihrem Beruf gehört, Amulette zu verkaufen und die Heilkunst auszuüben, so besitzen sie großen Einfluß auf ihre Nebenmenschen. Einige Gioloffs sind als Minstrels berühmt und verdienen sich durch ihren Gesang, mit dem sie zur Erheiterung der Gesellschaft beitragen, einen reichlichen Lebensunterhalt. Man findet sie gewöhnlich in den Wohnsitzen Afrikanischer Häuptlinge; sie sind die Dichter und Virtuosen jenes Theiles der Welt; sie verherrlichen die Thaten dahingeschiedener Helden und erheben die, welche ihnen ihren Geldbeutel öffnen, zu Halbgöttern. In dieser letzteren Hinsicht kommt ihnen die übermäßige Eitelkeit des Negers trefflich zu Statten, der gern seinen letzten Lumpen hingiebt und ihn dem Sänger in den Schooß wirft, wenn er nur seinen Namen rühmen und seine Verdienste in einer lieblichen Melodie von einer wohlklingenden Stimme preisen hören kann. Obgleich aber diese Zauberer, bei denen die Berühmtheit so wohlfeil zu erkaufen ist, die Begleiter der Großen sind und bei Volksbelustigungen mit ihrem Geist vorleuchten, so verachtet man sie doch überall und verstößt sie aus der Gesellschaft. Keine Familie läßt sich herab, eheliche Bündnisse mit ihnen einzugehen, und ihre Leichname dürfen die gewöhnliche Todesstätte nicht entweihen. Zu ihren Gesängen spielen sie auf einer Art von Zither, die aus der Hälfte eines kleinen länglichrunden Korbes besteht, über den ein Fell ausgespannt ist; an dem einen Ende des Instruments befindet sich ein hölzerner Hals, der mit pferdehaarenen Saiten bezogen ist. In der Erfindung von Mährchen, Räthseln und Sprüchwörtern sind sie sehr geschickt. Als eine Probe von den letzteren theilen wir folgende mit: „Was ist das Silber der Wüste? — Gummi, das dem Silber an Glanz gleicht und Senegambiens Reichthum bildet." „Was athmet, und lebt doch nicht? — Der Hauch." „Der Mensch schreitet nur langsam vorwärts, aber sein Geist wandert schnell." „Ein einziger Wolf kann eine ganze Heerde verderben." „Es ist Dir besser, Dich selbst zu kennen, als von Anderen in dieser Kenntniß unterrichtet zu werden." „Verschließe Deinen Aerger in der eigenen Brust; das ist besser, als der Rachsucht Raum geben." (Journal of education.)

— Wuth der Falken. An einem sehr schwülen Tage (so erzählt Roß Cox in seinen „Abenteuern am Columbia-Strom") machten wir gegen Mittag Halt, um unseren Pferden Ruhe zu vergönnen und den kühlenden Schatten zu genießen, den uns einige wilde Feigenbäume darboten, neben welchen ein klarer Quell uns einen erquickenden Trank gewährte. Mehrere große Falken flatterten um den Ort herum, und wir schossen zwei davon herunter. Nach ihrer Größe, ihren furchtbaren Klauen und langen gebogenen Schnäbeln zu urtheilen, konnten sie wohl eine gewöhnliche Ente oder Gans ohne Mühe davontragen. Unweit unseres Ruheplatzes war ein kleiner Hügel, um dessen Gipfel ich die Falken sich sammeln sah; ich dachte daher, es müsse wohl ein Nest dort seyn, und ohne meinen Reisegefährten etwas davon zu sagen, machte ich mich auf den Weg, um es aufzusuchen. Ich stieg behutsam die Anhöhe hinan und fand oben wirklich ein Nest, größer als ein gewöhnlicher Marktkorb und aus Baumzweigen geformt, die regelmäßig über einander geschichtet waren, und wovon der dünnste wenigstens einen Zoll im Umfang hatte. Rings herum lagen Knochen, Gerippe und halb zernagte Tauben, Sperlinge und Brummvögel. Nach der Klapperschlange und dem Hayfisch hasse ich nichts so sehr als einen Falken, und dies Mal ward mein Widerwille noch vermehrt, da ich die Ueberbleibsel der gefiederten Zunft sah, die von Zeit zu Zeit der Freßgier jener Raubvögel zum Opfer gefallen war. Ich beschloß daher, das Nest zu zerstören und seine Bewohner zu verjagen; aber kaum hatte ich mit meinem Dolche das Vernichtungswerk begonnen, als Alt und Jung aufflog und mich von allen Seiten angriff; vorzüglich aber hatten sie es auf Antlitz und Augen abgesehen und schienen entschlossen, mir zur Strafe für meine Verwegenheit die letzteren aus ihren Höhlen herauszuhacken. Jetzt fing ich an, aus Leibeskräften nach Hülfe zu schreien und mit dem Dolche um mich zu schlagen. Drei meiner Leute kamen eiligst den Hügel herauf und riefen mir zu, ich solle die Augen schließen und mich auf den Boden werfen, sonst würde es bald um mein Gesicht geschehen seyn; unterdessen versprachen sie mir zu helfen. Ich gehorchte ihrer Vorschrift, und als ich eben die Erde küßte, holte eine Flintenkugel einen der größten Falken, wahrscheinlich den Vater der Heerde, aus der Luft herunter. Er fiel dicht an meinem Nacken nieder und schnappte in seinem verzweifelten Todeskampf noch nach meinem linken Ohr; ich wich aber dem Biß aus und gab ihm zum Lohn den Gnadenstoß, indem ich meinen Dolch vier Zoll tief in seine Kehle senkte. Der Tod ihres Anführers entmuthigte die Falken, und als auch noch zwei andere ihm folgten, flogen die übrigen davon, und wir gingen weiter, nachdem wir ihr Lager gänzlich zerstört hatten.

*) Vergl. Nr. 127 des Magazins

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Mittwoch den 27. November 1833.

Spanien.

Eine Reise nach Sankt-Sebastian.

Von Charles Nodier.

Sankt-Sebastian, ungefähr 8 Stunden von der Französischen Gränze, an der Küste von Biscaya gelegen, ist am Fuße des Berges Orgullo, am äußersten Ende einer durch das Meer und durch die Mündung des Flusses Hurumea oder Rio de Loyola gebildeten Halbinsel erbaut. Dieser bescheidene und liebliche Strom fließt, besonders 3 bis 4 Stunden oberhalb seiner Mündung, friedlich inmitten reizender Berge, welche von Zeit zu Zeit bis in seine Ufer hinabreichen, und in dem gefälligen Wasser ihre beweglichen Landschaften abspiegeln. Die eigentlichen Ufer, oder, wenn man lieber will, die Einzäunungen des Flusses verbergen sich und verschwinden dem Auge hinter einer dichten Reihe von Weiden, Pappeln und jungen Fichten. Alle diese Bäume, reich durch eine üppige Vegetation, finden sich jeden Augenblick durch die gegenseitige Berührung gehemmt und unterdrückt; ihre ungeduldigen Zweige entschlüpfen und schlängeln sich bis in die Mitte des Stromes, zum Nachtheil der Schiffer, welche den Fluß befahren. Hier ein Haus, und weiterhin wieder eines, und dann das Dorf Loyola füllen die Stellen am Ufer aus, welche die Natur vergessen zu haben scheint.

In dem Maße, in dem man sich dem Meere nähert, dehnt sich der Fluß aus und benagt seine Ufer. Er stößt auf einem weiten Bette von Sand, den der Ocean ihm Morgens und Abends zuführt, als Tausch für seine Gewässer — ein einziger und unabänderlicher Tribut.

Dort war es, wo bei der Belagerung von Sankt-Sebastian im Jahre 1813 die unzähligen Leichen der Engländer und Portugiesen einen Augenblick die Gewalt einer stürmischen Fluth hemmten und eine Zeit lang einen mächtigen Damm den Wellen entgegensetzten, die sie endlich verschlangen, um sie anderen Ufern wieder zuzuführen. Links ist die Stadt am Berge gelehnt und umgeben von den steinernen Befestigungen, die sie einschnüren und ihr jede Hoffnung auf Erweiterung rauben. Auch suchen die Häuser an Höhe zu gewinnen, was sie an Weite nicht erlangen können; sie ragen kühn über die Wälle und Forts hervor und empfangen etwas fenher die Strahlen der schönen Sonne, welche ihnen auf so grausame Weise streitig gemacht wird. Die Citadelle, dieser letzte Zufluchtsort einer belagerten Stadt, krönt den Gipfel des Berges Orgullo. Man sieht sie schon von Ferne, wie eine Königin sitzend und das Meer, die Stadt und das Land beherrschend; ihre alten Mauern, in denen man mit großer Mühe, Dank der Englischen Artillerie, hin und wieder ein neues Stück bemerkt, bezeugen sprechender die Geschicklichkeit des Maurers als die Wissenschaft des Ingenieurs. Andere Mauern bedecken den Berg von oben bis unten und steigen bis zu den Häusern der Stadt hinab.

Die Bewachung der Citadelle ist einem Posten von ungefähr 20 Grenadieren der Linie anvertraut, die nach Französischer Art gekleidet und ernst wie die Aufseher in einer Kathedrale sind. Ein alter Hauptmann, der bei den Franzosen unter Rey gedient hat, nimmt den Titel eines Festungs-Kommandanten an, dessen Adjutant er eigentlich nur ist. Sein gerötheres Gesicht, seine schwerfällige und stammelnde Sprache zeigen an, daß, wenn er fortan auch jede Verbindung mit dem Kriegsgotte abgebrochen hat, er sich doch reichlich dadurch entschädigt, daß er alle Morgen seinen Frieden mit dem Gotte des Weines schließt. Er begleitet die Reisenden bis an den Fuß einer Wendeltreppe, welche zu der Plattform des Gebäudes führt; es würde unmenschlich seyn, duldete man, daß er weiter mitgehe.

Von dieser Plattform beherrscht das Auge Meer und Land. Es ist eine jener gigantischen Aussichten, die der Feder des Schriftstellers Trotz bieten und den Pinsel des Künstlers zur Verzweiflung bringen. Der Kopf schwindelt von so viel Schönheit, und der schwankende Gang des alten Hauptmanns könnte in diesem Sinne von einem nachsichtigen Reisenden günstig ausgelegt werden.

Der Französische General Emanuel Rey vertheidigte das Fort im Jahr 1813 und bediente sich zur Ertheilung seiner Befehle einer Röhre, welche in der Mitte der Plattform angebracht ist und eine wunderbare akustische Wirkung hervorbringt. Die Worte, die er ganz leise in dieselbe hineinsprach, tönten unten so laut wieder, daß die ganze Garnison sie vernahm. Westlich am Fuße des Berges sprudelt eine Quelle süßen Wassers, die durch ein mächtiges Felsstück gegen das Eindringen der Meereswellen geschützt wird. Nördlich, ungefähr 300 Fuß vom Spiegel des Meeres, ist eine natürliche, aber durch die Engländer vervollkommnete Höhle, in der sich 1200 Mann aufhalten können. Der Eintritt in dieselbe ist den Besuchenden untersagt. Sie steht angeblich mit zwei unterirdischen Gängen in Verbindung, durch welche die Garnison des Forts im äußersten Nothfall entfliehen kann. Die Geschichte der Belagerung von Sankt-Sebastian sagt nicht, daß die Franzosen diesen Vortheil benutzt haben. Sie hielten bis zu Ende aus.

Das Fort Sankt-Sebastian war schon durch die momentane Gefangenschaft berühmt, welche Franz I. nach der Niederlage bei Pavia daselbst erduldete, während man in Madrid den Eingang seines Gefängnisses niedriger machte, um ihn zu nöthigen, sich vor den Granden Spaniens zu neigen, die im Innern auf ihn warteten. Man weiß, wie Franz I. diese Demüthigung vermied; sein Verfahren war eben so sinnreich als das seines Feindes plump.

Es herrscht am Tage in der Stadt eine unglaubliche Thätigkeit, wenn man bedenkt, daß sie nur das Resultat einer Bewegung von ungefähr 6000 Einwohnern, und daß der Handel daselbst beinahe null ist. Um indessen gerecht zu seyn, muß ich bemerken, daß es in St. Sebastian einige sehr achtungswerthe Kaufleute giebt, deren besonderer Handelszweig gerade nicht anzugeben ist, die aber doch von Zeit zu Zeit einige gute Geschäfte erwischen.

Vor den Spanischen Kriegen, und besonders vor der Belagerung von St. Sebastian durch die Engländer, war der Handel dieser Stadt mit den Spanischen Kolonieen sehr blühend. Es gab in der ganzen Umgegend viel Schmieden, und man verfertigte daselbst sehr gute Degenklingen. Es wurde auch daselbst eine große Quantität Kastilianischer Wolle und viel Kakao umgesetzt, den man aus Amerika einführte. Aber seit dem Jahre 1813 hat sich der Handel von St. Sebastian nicht wieder erholt. Bilbao und Santander haben seinen früheren Glanz geerbt; und St. Sebastian mit seinen niedlichen weißen Häusern, mit seinen reinlichen und vollkommen geraden Straßen, mit seinem hübschen Platz, der entfernte Aehnlichkeit mit dem Palais-Royal hat, erinnert uns an jene geschminkten Koketten, die ihr Elend unter den Falten eines reichen seidenen Kleides verbergen.

Im Allgemeinen lastet auf jener doch so interessanten Stadt ein lethargischer Schlummer, der sich auch des Charakters der Einwohner bemächtigt, nachdem er jede Art von Handelsgeschäften gelähmt hat. — Das Privatleben in St. Sebastian ist, wie in jeder kleinen Stadt in der ganzen Welt, ein Leben der Klatscherei, der Eifersucht, der Intriguen, des Schmausens und der kleinlichen Persönlichkeiten. Alle diese Unannehmlichkeiten zeigen sich zuweilen vermöge des Spanischen Charakters in einem sehr pikanten Grade der Uebertreibung. Aber die Eifersucht ist, wie man weiß, die vorherrschende Leidenschaft der Spanier. Es ist ihre unterscheidende Natur, wie die Schwerfälligkeit die des Deutschen, wie die Abgeschmacktheit (fatuité) die des Preußen*), wie die Petulanz und Thätigkeit die des Franzosen, und wie alle diese Eigenschaften mehr oder weniger ausgebildet die des Engländers. — Der Aberglaube, oder vielmehr der Fanatismus, hält gleichen Schritt mit der Eifersucht. Er hat indeß in den nördlichen Provinzen nicht jene Intensität, welche er ohne Beschränkung in den südlichen Provinzen entwickelt.

Ich habe in St. Sebastian alle Kirchen besehen, deren Zahl sich nur auf 6 beläuft, die aber von 7 Uhr Morgens bis Mittags nicht leer werden. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen von Frauen, Kindern und Geistlichen. Dort, wie fast in ganz Spanien, sind die Kirchen gedielt; und das ist nöthig und zweckmäßig, denn die Gläubigen liegen fast beständig auf den Knieen.

Um 10 Uhr Morgens drängt die Menge besonders stark herzu. Man sieht dann beim Schein einer bedeutenden Menge kleiner Kerzen mitten in der Kirche auf dem Fußboden eben so viel kleine Brode von 1, 1½ oder 2 Pfund, von denen man nicht essen würde, bevor sie nicht dieser symbolischen Reinigung unterworfen gewesen sind. Diese Feierlichkeit wird gewöhnlich alten Frauen oder jungen Mädchen anvertraut. Die frömmsten legen zuweilen einige Liards zwischen der Kerze und dem Brod auf die Erde und lassen dieselben liegen, wenn sie das Brod forttragen. Dies ist ein Einkommen der Priester.

Ich habe an einem Festtage — deren giebt es wenigstens zwei

*) Wir würden uns an dem Scharfsinn des Herrn Ch. Nodier zu versündigen glauben, wenn wir diese eben so neue als seltsame Charakteristik der Nationen unseren Lesern vorenthielten. Die Nation wird sich dadurch nicht getroffen fühlen, denn: ce n'est que la vérité qui blesse.

in jeder Woche — den Magistrat in Prozession nach der Messe schreiten sehen. Die Mitglieder dieses Magistrats, sechs an der Zahl, der Alkalde und fünf Assessoren, waren im alten Spanischen Kostüm gekleidet; voran gingen zwei Musikanten, Tamborilleros genannt. Der eine spielte ein langes Flageolett mit drei Löchern, aus dem er zitternde einförmige Töne zog; der andere schlug ein Tambourin mit Hülfe eines sehr kurzen Stockes, der einen trockenen kurzen Ton hervorbrachte, welcher die gellende Melodie des Flageoletts nicht störte. Das Lustigste bei der Sache war der Ernst der Personen, welche eine hinter der anderen den Tamborilleros folgten. Man erkennt in ihnen in der That jene stolzen Biscayer, welche vor dem Könige nicht das Haupt entblößen wollen, und deren Eitelkeit durch den lächerlichen Aufzug einiger Musikanten, die höchstens auf einen Jahrmarkt gehören, befriedigt wird. Stolz, Inkonsequenz, das ist die Geschichte der ganzen armen Menschheit.

Das häusliche Leben in St. Sebastian ist für einen Pariser unerträglich. Man hält daselbst vier, fünf, auch wohl sechs Mahlzeiten. Die Einwohner sind im Allgemeinen mäßig, und die Menge der Mahlzeiten ist ohne Zweifel nur ein Mittel, die Zeit zu tödten, die sie leider nur zu oft übrig haben. Man begreift, daß ein Pariser Magen, der auf seine zwei Mahlzeiten täglich und zur bestimmten Stunde eingerichtet ist, nicht im Stande ist, seinen Appetit diesen beständigen Anforderungen anzupassen. In den Hotels läßt sich daher auch der Pariser auf Französische Weise bedienen, muß aber natürlich die Ausnahme theurer bezahlen.

Ich kam nach der Stadt auf dem Wege, der nach der Promenade führt. Es war ein Montag Abend, ein Tag nach Pfingsten. Das Wetter war herrlich, und die Sonne ging hinter dem Monte-Rento unter. An jenem Abend war die ganze Stadt vor den Thoren und ging auf der Esplanade, der man den Namen Prado gegeben hat, spazieren. Es sind daselbst zwei Reihen Bäume gepflanzt, welche eine lange und geräumige Allee bilden, in der ich eine Menge Frauen erblickte, von denen die einen weiß, die anderen schwarz gekleidet waren, und die in dem Augenblicke, wo die Sonne unterging, das malerischste Schauspiel darboten, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Alle Frauen gingen zusammen; die jungen mit den jungen, die alten mit den alten; die Männer gingen ebenfalls für sich, und es ist außerordentlich selten, daß man eine Dame einem Herrn den Arm geben sieht.

Der neue Platz, der im Mittelpunkt der Stadt liegt, ist ein schönes längliches Viereck mit hübschen Häusern, von denen jedes drei Stockwerke und jedes Stockwerk einen Balkon hat. Er ist während der Volksfeste zum Stiergefechte bestimmt. Deshalb ist auch jedes Fenster numerirt, um vermiethet zu werden, und der Ertrag dieser Miethen fließt in die Stadt-Kasse. Die Eigenthümer der an diesem Platz liegenden Häuser haben nur unter dieser Bedingung die Erlaubniß zum Bauen erhalten. Bei den letzten Stiergefechten, welche bei der Gelegenheit stattfanden, als der Infantin, als muthmaßlichen Thronerbin, der Eid geleistet wurde, bezahlte ein Engländer für ein Fenster 250 Fr. Miethe. Einer der Brüder des Königs, der Infant Franz de Paula, wohnte der Festlichkeit mit seiner ganzen Familie bei. Da das Volk nicht darauf Anspruch machen kann, seinem Lieblings-Schauspiel von den Balkons herab zuzusehen, so baut man für dasselbe rund um den Platz herum Estraden, auf die es gegen ein sehr geringes Entreegeld zugelassen wird. Im Allgemeinen kosten die Stiergefechte der Stadt, wo sie gehalten werden, sehr viel. Der berühmte Matador Morales, der erste in ganz Spanien, kam nach St. Sebastian. Er forderte und erhielt von dem Magistrate täglich 6000 Fr. und Vergütung aller Art von Kosten.

Ich besuchte das Kloster der Franziskaner und fand die frommen Väter bei Tische, ihr Mahl sehr heiter verzehrend. Man bot mir zur Erfrischung einen vortrefflichen Alicante-Wein an, der, beiläufig gesagt, gar nicht erfrischt, besonders wenn er nach trockenem Konfekt kommt, den mir der dienende Bruder vorher vorsetzte.

Dieser dienende Bruder von etwas untersetzter Gestalt und ziemlich beleibt, und in dieser doppelten Hinsicht sehr verschieden von seinen Kollegen, hatte einen schönen Kopf, den er mit einer in einem Kloster auffallenden Würde trug. Seine Sprache war düster, aber edel und wohlaccentuirt; er schlug oft die Augen gen Himmel, aber mit einem Blick, der nichts Mystisches und überhaupt nichts hatte, was an das Wesen eines Frömmlers erinnerte. Ich fragte ihn leise, welcher Anlaß ihn dazu gebracht habe, sich mit dem Stricke zu gürten. Er antwortete mir auf Französisch: „Ich bin ein alter Soldat Mina's." Meine Neugierde wuchs, und ich forderte ihn auf, fortzufahren. „Ich bin einmal zur Verbannung und zweimal unter verschiedenen Namen zum Tode verurtheilt worden; unser Herr, der König, hat mich begnadigt", fügte er mit leiser Ironie hinzu, „unter der Bedingung, daß ich ein Gelübde thun sollte, und dieses Gelübde erfülle ich jetzt unter der Kutte des Franziskaners." — In diesem Augenblick erhoben sich die Brüder, um das Gebet zu verrichten; ich erhob mich auch und nahm Abschied von meinen Wirthen, die mich mit ungemeiner Artigkeit bis an die Pforte des Klosters begleiteten. Am andern Morgen erzählte ich mein Abenteuer einem Kaufmann von St. Sebastian. Dieser Mönch, sagte er mir, gehört einer der ersten Familien Spaniens an, er heißt Graf von . . . Man behauptet sogar, daß Königliches Blut in seinen Adern fließt.

Aus dieser Rücksicht hat man ihm auch ohne Zweifel das Leben gelassen. Und nun ist er dienender Bruder in einem Kloster! Große Lehre der Gleichheit! Wie dem aber auch sey, ich möchte wohl wissen, welche Gedanken in diesem Augenblick in ihm aufleben, und ob er nicht versucht ist, die Mönchskutte mit einem Guerilla-Mantel wieder zu vertauschen!

Bibliographie.

Compendio del derecho real de España. (Kompendium des Spanischen Rechts.) Zweite Auflage.

Compendio histórico de la jurisprudencia de la corona de Castilla. (Historisches Kompendium des Rechts der Krone von Kastilien.) Zum Gebrauch der Universitäten, von Don Josef Maria de Znaznavar y Francia.

Frankreich.

Die literarische Kritik in Frankreich.

(Schluß.)

Nachdem wir auf die vornehmsten periodischen Blätter einen Blick geworfen, wollen wir einiger Namen gedenken.

Den ersten Rang behauptet Charles Nodier, der Patron jedes aufstrebenden Talentes, der Nestor der literarischen Welt. Wir sprechen hier nicht von seinen unstreitig allzusehr gerühmten Romanen; allein als Kritiker können wir ihm die verdiente Anerkennung nicht versagen. Die Mélanges de Littérature et de Critique (1820) sind das Beste, was er in diesem Gebiete geleistet hat. Man kennt sie wenig, man liest sie fast gar nicht, und doch haben sie viel mehr Zauber und Natürlichkeit, als die so willkommenen Artikel der Revue de Paris. In diesen Mélanges zeigt Herr Nodier viel Geist und Anmuth, einen Enthusiasmus ohne Wortschwall, einen liebenswürdigen Humor und eine Einfalt, die etwas Pikantes nicht ausschließt. Seit jener Zeit hat er noch viel geschrieben, und obgleich mehrere seiner späteren kritischen Artikel von seiner Beobachtungsgabe zeugen, so erinnern sie doch zu sehr an den Autor der Geschichte des Königs von Böhmen und seiner „sieben Schlösser". Etwas Manierirtes in Stil und Gedanken, ein Haschen nach Originalität und Ueberraschung, eine gewisse Ziererei des Ausdrucks sind manchmal aus den Romanen Nodier's in seine Kritik übergegangen. Das Natürliche ist aus der Mode gekommen, und als Mann von Geist hat sich Nodier der Mode anbequemt.

Herr Gustav Planche hat Gefühl für das Schöne; er versteht die Kunst und scheut sich manchmal nicht, mit wohlgestählten Waffen zu streiten; er geht weiter, als bis zur Prüfung des Verfahrens und zur Analyse der Formen; er fragt sich, ob die Charaktere eines Dramas nach der Natur gezeichnet sind, ob das menschliche Herz so beschaffen ist, ob die Personen und ihre Handlungen sittliche Wahrscheinlichkeit haben; auch giebt er den Autoren zuweilen eine freimüthige und scharfe Lection; allein es fehlt ihm an Einfalt in Stil und Gedanken, er ist oft dunkel und schwer verständlich, er hat es zu sehr auf eine subtile Metaphysik abgesehen und affektirt eine Tiefe, die nicht bloß in Worten bestehen sollte.

Herr Sainte-Beuve verdient wegen seines Talentes und seiner Fehler einer besonderen Erwähnung. Er ist ein Schriftsteller, an dem viele Leute großen Geschmack finden, ein mächtiger Reformator, dessen Kredit im Steigen ist, und außerdem geben seine kritischen Aufsätze und literarischen Portraits ein sehr treffendes Bild von dem Geiste der heutigen Kritik; ohne seines Artikels über J. B. Rousseau zu gedenken, den er selbst für allzu streng erklärt hat, ersieht man aus seinen Urtheilen über Racine und Boileau genugsam, daß er eine entschiedene Vorliebe für die moderne Literatur hat. Dieses Faktum war schon bekannt; Herr Sainte-Beuve hat sich als einen der ersten Kämpen der romantischen Schule bewährt; er hat einen Kreuzzug gegen das 17te Jahrhundert mit Gluth gepredigt; er versuchte es sogar zweimal, das Beispiel mit der Lehre zu verbinden, und will den Stein ganz behauen zur Schwelle des Tempels bringen, damit man vielleicht, in künftigen Tagen, dann und wann seinen Namen daselbst lese. Man weiß auch, daß der Stein des Herrn Sainte-Beuve in dem Tempel keine allzu gute Figur gemacht hat, und daß seine Verse schon nicht mehr gelesen werden; allein wir betrachten ihn nur als Kritiker. Bei einer so leidenschaftlichen Sehnsucht nach einer neuen Poesie, einem neuen Drama, kurz, nach einem neuen Tempel konnte er den vergangenen Jahrhunderten nicht unparteiisch gegenüberstehen. Wir werden dies durch zwei kurze Zitate leicht beweisen können. „Ich bewundere Racine's Athalie sehr", sagte er, „allein ich vermag es nicht, einen so hohen Schwung in ihr zu finden; all' ihre Erhabenheit und Energie scheint mir keinesweges weiter zu gehen, als das Hoch-Lyrische erfordert." So weit über Racine; jetzt wollen wir sehen, was er von Alfred de Musset spricht: „Die Contes d'Espagne et d'Italie" haben, indem sie die poetische Kraft über ihre Gränze rückten (hors de ligne) zugleich eine Art von Räthsel aus der Natur, den Schranken und der Bestimmung dieses Talentes gemacht." Für den, welcher die „Contes d'Espagne" vergessen hat, zitiren wir einige Verse aus denselben:

> O je te monterai si c'est après deux ans,
> Deux ans de grincement de dents et d'insomnie,
> Qu'une femme pour vous s'est tachée et honnie,
> Qu'elle n'a plus au monde, et pour n'en mourir pas,
> Que vous, que votre col où pendre ses deux bras,
> Qu'elle porte un amour à fond, comme une lame
> Torse, qu'on n'ôte plus du coeur, sans briser l'âme,
> Si c'est alors, qu'on peut la laisser comme un vieux
> Soulier, qui n'est plus bon à rien.

Das ist gewiß eine poetische Kraft hors de ligne, aber nicht, wie Herr Sainte-Beuve meint, dessen Lob einer beißenden Ironie sehr ähnlich sieht. Auch wird man nur in dem barbarischen Französisch dieser hohen Poesie ein Räthsel finden. Das „Spectacle dans un fauteuil" trägt das Gepräge des nämlichen Geschmacks,

der nämlichen Eleganz, einer eben so wahren Empfindung. Auch ruft der Kritiker aus: „Stehe es nun mit den Details, wie es wolle, wir haben jedenfalls durch diesen glänzenden Rückfall einen neuen Dichter erworben. So drängen sich die Reihen, Frankreichs poetischer Himmel bevölkert sich.“

Man sieht, daß dem Herrn Sainte-Beuve nicht unbedingt auf sein Wort zu glauben ist, und daß seine Entscheidungen nicht immer Orakelsprüche sind. Wir erkennen jedoch mit Dank, daß er Lafontaine, Frau von Sévigné, André Chénier gut aufgefaßt hat; er fühlt alle Grazie, alles Natürliche, allen Zauber dieser liebenswürdigen Talente; er durchschaut ihr Innerstes, wird Eins mit ihnen, lebt sie denken, leben und schreiben, und drückt seine Bewunderung eben so wahr als elegant aus. Es wäre ungerecht, ihm religiöse Empfindsamkeit, eine poetische Phantasie, eine sanfte und erhabene Schwermuth abzusprechen; allein diese Eigenschaften werden ihm oft eine Schlinge; er fällt leicht ins Sentimentale, Duale und übertrieben Metaphysische. Er will Inspiration bemerken, wo nur Gallimathias ist, Leidenschaft und Qualen einer glühenden Seele, wo Andere nur cynische Sinnenlust sehen würden; er träumt nur von Reichthum des Gemüths, von außerordentlicher Zärtlichkeit, von den Leiden eines ganz verwundbaren Herzens, wenn er Verse liest, deren Gedanken und Form gleich abschreckend sind, oder Prosa ohne Wahrheit und ohne Leben. Findet er die gemeinsten Gedanken im lächerlichsten Gewande, so füllt sich sein Auge mit Thränen, sein Herz klopft gewaltig, und er sieht nichts als neue Sterne, Fortschritte des Menschengeistes, die Morgenröthe einer glänzenden Epoche. Wir haben schon gesehen, was er aus Herrn de Musset machen wollte; er hat auch den Ruhm des Herrn Sénancour wieder auffrischen und ihm einen Platz im Pantheon verschaffen wollen, weil er „eine reiche Mannigfaltigkeit glühender Leidenschaften, ausgesuchter Matatten, leidenschaftlicher Dilettantismen“ enthalte. Er hätte vielleicht besser gethan, der Aidalie mehr Schwung zuzugestehen und Herrn von Sénancour mit seinem sehr mittelmäßigen „Oberman“ und seinem schlechten Buche, das er impertinenter Weise „De l'Amour“ betitelte, in Frieden ruhen zu lassen. Wenn Herr Sainte-Beuve einem gerechten Enthusiasmus für wahrhaft große Geister sich hingiebt, schreibt er mit edlem Feuer und angenehmer Leichtigkeit; sobald er aber in seine abstrakten und sentimentalen Lucubrationen verfällt, sobald er leidende Seelen, erstickte Seufzer, die Bedürfnisse einer kranken Gesellschaft u. s. w. entdeckt, wird sein Stil wahrhaft unerträglich; er strotzt von bizarren Figuren, Gleichnissen, Metaphern, Epitheten, wird unbeholfen, breit, ohne Anmuth und ohne Kraft. Derselbe Kritiker, der dem Zeitalter Ludwig's XIV. so viel Mangel an Natürlichkeit vorwirft, sollte doch einmal sich selbst lesen, und nennt er den Stil seiner Artikel über den „Oberman“, über Herrn de la Mennais, über Herrn de Musset natürlich, so haben wir nichts dawider; es bleibt dann nichts mehr zu thun, als daß man die Bedeutung des Wortes naturel im Wörterbuche umkehre.

Es wäre langweilig, eben so viele Zeit den Herren Chasles, Saint-Marc-Girardin, Loève-Veimars u. s. w. zu schenken, um so mehr, da sie sich unter einander und von denen, die wir genannt haben, nur sehr wenig unterscheiden, und da die Schule dieselbe ist. Wir wollen nun den allgemeinen Charakter der jetzigen Kritik in wenige Worte zusammenfassen.

Die Fehler, die sich in derselben am meisten kundgeben, sind Geschraubtheit, Haschen nach Subtilität und Paradoxen und Mangel an Selbstständigkeit. Während die heutigen Kritiker den Weg der alten Schule mit hochmüthiger Sorgfalt vermeiden, fallen sie in alle entgegengesetzte Fehler. Weil Geoffroy und Dussault höchst einfach waren und mit großer Reinheit schrieben, wollen die Kritiker des Tages eine neue Sprache schmieden, die, wie sie sich ausdrücken, „mit dem wunderbar großen Aufschwung des Menschengeistes in Harmonie sey.“ Weil Geoffroy und Dussault sich vielleicht etwas zu viel an die Form hielten, in Betreff des Stils unerbittliche Richter waren und zuweilen eher von den klassischen Regeln als von dem menschlichen Herzen sich leiten ließen, haben die heutigen Kritiker den Stil hochmüthig hintangesetzt, überall, wo man die Regeln verachtete und die Konvenienz vergaß, geniale Aufflüge gesehen und vor dem Auge des Lesers einen philosophischen Flitterputz ausgebreitet, den sie eine tiefe Aesthetik nennen. Wer dieser Behauptung keinen Glauben schenkt, den frage ich, was folgende Phrasen bedeuten, die ich in der Revue des deux mondes finde: „Die Bewegung der Intelligenzen wird die wirkliche Literatur, die für unsere Epoche schon nicht mehr paßt, in Vergessenheit übergeben lassen. Eine andere Literatur schreitet mit großen Schritten heran: sie ist ideal, innerlich, nur aus dem menschlichen Bewußtseyn erstehend, der Sinnenwelt nichts als die Form und Hülle ihrer Eingebungen entlehnend; sie verschmähet die kindische Complication der Episoden, kümmert sich wenig darum, ob sie eine müßige Phantasie erheitere und ergötze, spricht wenig zu den Augen, aber zur Seele ewiglich.“ Das sind Worte und Phrasen; aber steckt auch ein Sinn dahinter? Ist es möglich, dieser Abstraction einen Körper zu geben, und kann es in dieser Welt eine Literatur geben, die zur Seele spricht, ohne durch das Medium der Sinne dahin zu gelangen? Lafontaine spricht gewiß recht gut zu den Augen, und doch scheint uns seine Literatur ganz besonders ideal und innerlich. Diese Abstractions-Tollheit, diese Wuth, sich bei dem unbedeutendsten Roman als kleine Schellinge zu produziren, ist einer der auffallendsten Züge an den Kritikern unserer Epoche. Endlich, wenn ihre Vorgänger leidenschaftlich waren, so trifft sie, die Nachfolger, nicht derselbe Vorwurf. Niemand ist geschmeidiger, umgänglicher und akkomodirt sich besser, als diese Herren; nur gegen die Todten wird mit Strenge verfahren; an die Lebenden verschwendet man Komplimente und Enthusiasmus; man erfindet sogar von Herzen gern neue Leidenschaften und neue Gefühle, um zu beweisen, wie trefflich der Autor die menschliche Natur aufgefaßt hat. Lamartine, Victor Hugo, Nodier, Balzac — wer dürfte es wagen, bei Nennung solcher Namen nicht verzückt zu werden und nur den leisesten Tadel hören zu lassen? Da ertönt ein ganzes Konzert betäubender Lobsprüche; Jeder kommt außer sich, wenn er seine Freunde preist; wohl zu merken, es geschieht, um Revanche zu erhalten, und die Kritik ist solchergestalt ein System gegenseitiger Assekuranz in Betreff des Ruhms geworden. Noch nicht zufrieden mit den Triumph-Gesängen ihrer Herrn Gevattern, streuen die Schriftsteller in ihren Vorreden sich selbst Weihrauch; kein Charakter ist reiner als der ihrige, kein Genie größer. Diese Abgeschmacktheit, diese Kleinlichkeit und Eitelkeit beweisen, daß die Literatur, trotz aller Lobsalms, weit entfernt ist, einen wahren Aufschwung zu nehmen. Niemand arbeitet für jenen echten reinen schönen Ruhm, der wegen keiner Blume seines Kranzes zu erröthen braucht. Das einmalige Beifallklatschen eines Parterres und die bewundernden Phrasen eines Journals genügen denjenigen, welche schreiben, weil sie nur Ein Gefühl, die Eigenliebe, kennen. Die Rezensenten sind mit ihrer Bewunderung nicht sparsam; denn sie wissen recht gut, daß ihnen, wenn sie selbst Autoren werden, der Lohn ihrer Gefälligkeit nicht ausbleibt. Wir wollen gegen Niemand ungerecht seyn; auch haben wir bereits die Freimüthigkeit des Semaine gelobt; eben so zeichnen wir die Selbstständigkeit des Herrn G. Planche aus, dessen mit Juvenalischer Laune geschriebenen Artikels gegen Delatouche man sich vielleicht erinnert, und der noch neuerlich Herrn V. Hugo einige Wahrheiten gesagt hat. Allein ein energisches Auftreten ist selten, und wohl kann man im Allgemeinen sagen, daß die Kritik ohne Kraft, ohne Würde und aller Art von Bestechung zugänglich ist.

Jules Janin allein hat sich seinen eigenen Weg gebahnt, auf dem er die Fehler des jetzigen Systems zu vermeiden gewußt. In tändelndem Spiel greift er das Lächerliche, das Ungerechte, die Laster selbst an; er schont nichts, was keine Schonung verdient, und opfert keiner Gottheit des Tages. Mit welcher geistvollen Energie hat er sich gegen das Unsittliche, Grausen- und Lügenhafte des Theaters erhoben! Wie glücklich hat er jenes Gebäude aus Goldpapier umgestürzt, das die Herren Scribe, Ancelot u. s. w. die Welt nennen! Wie laut und launig spricht er jenen zimperlichen Leidenschaften, jenen süßlichen Gefühlen und gedrechselten Sitten, jenen so bequem zu erlangenden Erbschaften, jenem ganzen Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten sein Urtheil! Und gewiß hat er viel zu thun gehabt.

Mitten in seiner sprudelnden Jovialität tritt ihm plötzlich ein großes Unglück vor die Seele, ein rührender Gedanke ergreift ihn; er gewahrt die schöne melancholische Gestalt Marie Antoinette's, er erinnert sich aller jener lieblichen Wesen, die auf der Guillotine bluteten, er bleibt empört und mächtig ergriffen stehen; er erbittert sich darüber, daß man unerhörtes Unglück zu verspotten sich erfrecht, und ruft feurig aus: „Jene durch Muth und Seelengröße bewundernswürdigen Frauen können nicht die eitlen frivolen Geschöpfe seyn, die Herr Ancelot erdacht hat!“ Er verlangt Rechenschaft von der Bühne für alle die großen Namen, für alle erhabene Gesinnungen und Seelenleiden, die sie travestirt und in den Staub zieht. Oft reißt er durch Beredtsamkeit und zarte Gefühle mit sich fort, und einen Augenblick nachher ist er wieder schneidend, spöttisch, voll Grazie und Feinheit, munter und scherzhaft, ohne jemals ins Geschmacklose zu fallen. Er seufzt mit ernster Komik über die traurige Existenz, zu welcher der Kritiker verdammt ist. Und doch ist eben dies sein wahrer Beruf, in dem er glänzen wird; seine Romane werden in Vergessenheit übergehen, aber seine Kritiken wird man noch lange lesen. Unter einem Anschein von Frivolität, der nur oberflächliche Beurtheiler täuschen kann, sind sie der lebendige malerische Ausdruck unserer heutigen Literatur und werden eines Tages zu den merkwürdigsten Denkmalen unserer Epoche gehören.

Wohl könnten wir mit ihm über alle die Mühe seufzen, die man sich giebt, um der armen Kritik den Todesstoß zu geben. Zuvörderst ist es Mode geworden, sie zu verschwärzen, höhnisch zu belächeln und ihr verächtliche Beinamen anzuhängen. Alle kleine Dichter, Romanenschreiber, Dramaturgen, hoc omne genus, klatschen zu diesem Geschrei in die Hände und suchen es zu steigern. Fürwahr, um solch edlem Unwillen, so liebenswürdigen Sarkasmen die Spitze zu bieten, um gegen diesen dreifachen Panzer der Eigenliebe anzukämpfen, muß man entweder sehr mächtig oder sehr obskur seyn.

Demnächst ist es auch kein sehr anziehendes Geschäft, über eine Literatur zu richten, die sich von Unnatur und Grausen nährt. Das Drama mit seinen vorgeblich historischen Schändlichkeiten, der Roman mit seinen Sitten-Rohheiten, die Poesie mit ihrem barbarischen Stil, erlauben weder geschmackvolle noch durch Abwechselung anziehende Zergliederung. Man hat bald die Nacktheit und Geschraubtheit ihrer Gemälde, die bizarre Künstelei ihrer Sprache zum Ueberdruß betrachtet. Es giebt für den Kritiker und seinen Leser nichts Kläglicheres, als immer klagen, immer sich entkräften zu müssen. In einer Zeit, wo das Genie fehlt, hat die Kritik zwar ein weites Feld; allein es ergreifen sie Ekel und Ermüdung, und der schlechte Geschmack wächst ihr über den Kopf. Janin drückt dies besser aus, als wir es thun könnten. „Bin ich etwa Schuld daran“, sagt er, „wenn Molière todt ist, wenn Racine, Voltaire, Beaumarchais todt sind, wenn sie Alle todt und vernichtet den Winden preisgegeben werden, diese Götter der Bühne, die den Erdkreis aus seiner Bahn rückten, die Throne errichteten oder zertrümmerten, deren Hörsaal ganz Frankreich war: diese Götter der Poesie, der Leidenschaften, des Dramas? Welch' edler und schöner Beruf war damals die Kritik! Damals fragte man den Kritiker nicht: Bist Du für Madame Gibou oder für Madame Pochet? wohl aber: Bist Du für Corneille oder für Racine? für Crébillon oder für Voltaire? für den

König von Frankreich oder für Beaumarchais? Damals spielte der Kritiker eine würdige und großartige Rolle."

Endlich verbittern auch die Leute dem Kritiker sein Leben. Sobald der Unglückliche aus seiner Höhle schlüpft, sagt man ihm: „Ach, Sie sind doch etwas zu streng; das Buch hat treffliche Stellen"; oder aber: „Das Werk ist schlecht, im Grunde bin ich mit Ihnen einverstanden, aber es hat mich doch sehr amüsirt." Dann zitirt man die guten Absichten des Verfassers, seine religiösen Gesinnungen — kurz, es fehlt wenig, so würden auch die zärtliche Behandlung seiner Frau und die treffliche Erziehung, die er seinen Kindern giebt, gerühmt werden. Mancher könnte vielleicht einen bekannten Vers Boileau's mit schlauer Miene also parodiren: „Dieses Buch mag unvollkommen und der Tadel nicht sehr schwer seyn; aber ich möchte doch gern etwas Aehnliches schreiben können." Wenn du es gut verstehst, Glück zu! Der arme Kritiker, der nur zu gut fühlt, daß er unfähig ist, Aehnliches zu schreiben, hängt den Kopf, sagt kein Wort und flüchtet ganz beschämt zu seinen Freunden. „Vortrefflich!" rufen die Letzteren, „sehr geistreich, sehr hübsch geschrieben! Allein Ihr könnt es noch besser machen." Endlich kommt die lebhafteste Bewunderungs-Formel: „Ihr, der Ihr so gut kritisirt, Ihr selbst solltet uns einen Roman schreiben." Wie soll nun der Kritiker mit Ruhe essen oder schlafen können, nachdem ihm so zugesetzt worden ist! Es wird oft zu wenig berücksichtigt, was für Nachforschung, Lektüre und Geduld dazu gehört, wenn man dem Berufe eines Kritikers würdig vorstehen will. Man vergißt, daß Kritik tiefe Kenntniß der literarischen Kunst, scharfe Beobachtung des menschlichen Herzens, ein gründliches Studium der Kunst im Allgemeinen und des Schönen insbesondere erfordert. Auch vergißt man zu leicht, welche Dienste sie der Literatur erweisen kann. Herr Villemain sagt, es gäbe eine Epoche, die der Kritik Ansehen verschaffe, nämlich die, in welcher die Talente verlöschen und selten werden, wo der durch Uebersättigung abgestumpfte Geschmack sich verirrt, weil in dieser Fülle der unparteiische Theil des Publikums geblendet werden und der Erleuchtung bedürfen kann. Eine solche Epoche ist eben die unserige. Man muß ein Herz fassen, den Ekel überwinden und die Wahrheit am lichten Tage zeigen; man muß, versteht sich mit Würde und ohne Bitterkeit, auf die Anmaßung und Eitelkeit junger Autoren aufmerksam machen, die beleidigte Moral in ihre Rechte setzen und die Sache des Wahren und Naturgemäßen Schritt vor Schritt vertheidigen, ohne sich durch Erfolge und große Namen abschrecken zu lassen. Eine solche Kritik verdient Ermunterung.

Von der Kritik in Genf*) haben wir nichts gesagt; incedo per ignes; allein es sey uns erlaubt, eine Reflexion auszusprechen und einen Wunsch auszudrücken.

Unter uns können wir kaum ganz frei reden; im Familienleben darf man sich die Wahrheit nicht zu derb sagen; Empfindlichkeit und Groll wären die Folgen davon, und wenn man tagtäglich einander sieht, begrüßt und freundlich die Hand drückt, ist es viel werth, wenn keine Wolke eine so süße Harmonie trübt und das Lächeln in keine Grimasse sich verwandelt. Der ausländischen Literatur aber stehen wir sehr vortheilhaft gegenüber. Frei von literarischen Freundschaften und parteilichem Enthusiasmus, können wir die Wohlthaten der Unabhängigkeit ohne Undank und Reue genießen. Wir haben weder bei den petits soupers der Herren Janin und Balzac, noch im Salon des Herrn Victor Hugo, noch am Kamine des „Liebhabers der Lisette" Zutritt. Da giebt es keine Versuchungen, denen man ausweichen, keine Einflüsse, die man bekämpfen müßte. Von der anderen Seite ist, wenn wir gerecht und streng sind, keine Beschuldigung des Hasses und der Animosität zu fürchten; wir kennen nichts als die Werke; der Autor ist in unseren Augen nur eine Abstraction. Es wäre doch Schade, wenn man eine so schöne Stellung nicht benutzte, um ein Journal zu haben, dessen Kritik wahr, energisch und philosophisch wäre. Es sind Männer genug vorhanden, deren historische, philologische, literarische Kenntnisse dieses Unternehmen hereslich fördern könnten. An Talent fehlt es gar nicht; es bedarf nur einiges Muthes, einiges Eifers und vor Allem einer Sache, die zu geringfügig ist, als daß wir sie nennen möchten, für die aber nichts in der Welt Ersatz giebt. Ehre dem Mäcen, der ein Unternehmen beschützen wollte, dessen Gelingen nützliche Ergebnisse herbeiführen und vielleicht nicht ohne Ruhm seyn dürfte. (Bibl. Univ.)

Bibliographie.

Institutes, ou principes des lois civiles. (Institutionen der Civil-Gesetzgebung nebst den im Civil- und im Handels-Kodex vorgenommenen Veränderungen.) Von C. J. B. Amdot.

Alexandre, ou les avantages d'une éducation chrétienne. (Die Vortheile einer christlichen Erziehung.) Von L. H.

Les bienfaits de la religion. (Geschichte der durch die Religion gegründeten wohlthätigen Institute und Einrichtungen, so wie der durch sie entfernten Mißbräuche.) Von T. Delacroix. 2 Bde. Pr. 1 Fr. 20 C.

Grammaire Française-Celtique. (Französisch-Celtische oder Bretagnische Grammatik.) Von P. F. Gregoire de Restrenen.

Morgenländisches.

Die Bewohner von Smyrna.

Eine überraschende Erscheinung für den Europäer, der Smyrna zum ersten Male betritt, ist die nationale Verschiedenheit der Einwohner, die sich in Religion, Sprache, Kleidertracht, Sitten, kurz, in Allem zeigt. Jede Nation hat ihre Ceremonien, ihre Feste, sogar ihren Kalender. Oft feiert und ergötzt man sich in Einem Stadttheil, während man im Anderen arbeitet oder sich rüstet. Am Freitag schließen die Türken ihre Läden; am Sonnabend schließen die Juden die ihrigen; am Sonntag kommen Griechen, Armenier und Franken an die Reihe. Alle diese Nationen vereinigen sich niemals zu irgend einem Zwecke; sie treffen nur auf dem Bazar zusammen. Die Liebe zum Geld und Gewinn ist das einzige Gefühl, das sie einander näher bringt; der einzige Gegenstand, in Betreff dessen sie Einer Meinung sind, ist der Preis der Baumwolle oder des Opiums, der Werth eines Piasters oder Dollars. Am stärksten tritt die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche bei dem weiblichen Geschlechte hervor. Die Hälfte der Frauen von Smyrna lebt zurückgezogen und bleibt den Blicken des Publikums verborgen; die Anderen genießen eben so viele Freiheiten, als die Europäischen Damen. An der Sorge, die eine Frau trägt, ihr Gesicht zu verbergen oder zu zeigen, erkennt man, welcher Nation sie angehört. Die Griechischen Frauen und die der Franken gehen mit unverhülltem Gesichte; die Jüdinnen und Armenierinnen zeigen nur die Hälfte; die Türkischen Frauen lassen gar nichts davon sehen. Die Griechinnen tragen nicht bloß keine Schleier, sondern geben sich sogar Mühe, recht ins Auge zu fallen; die allerbescheidensten würden sich einbilden, einen Tag verloren zu haben, wenn sie nicht ein paar Stunden im kostbarsten Putz am Fenster oder auf einem Balkon gesessen hätten, um zu sehen oder gesehen zu werden. Regungslos und schweigsam sitzen sie da, wie Portraits in ihren Rahmen, und geht man z. B. durch die „Rosen-Straße", so glaubt man durch eine Gemälde-Gallerie zu schreiten. Uebrigens stehen die Damen von Smyrna mit Recht im Rufe hoher Schönheit.

Man spricht in Smyrna fast mehr Sprachen als beim Thurme von Babel; die unter den Franken gangbarste Sprache ist ein schlechter Italiänischer Jargon, der über den Archipel und alle Küsten des Mittelländischen Meeres sich ausbreitet. Noch jetzt kommen täglich arme Italiäner in den Stapelplätzen der Levante an. Wir logiren bei einem Römer; Alles in unserem Hause ist Römisch, bis auf die Magd. In einer einzigen Straße, auf einem einzigen Bazar von Smyrna kann man jeden Tag das Vergnügen haben, die Ueberbleibsel der drei merkwürdigsten Völker des Alterthums, der Römer, Griechen und Juden, beisammen zu sehen.

Wenn jede der drei vornehmsten Sprachen, die man in Smyrna redet, den Charakter, die Stellung und die Bedürfnisse der einzelnen Völker ausdrückt, so möchte ich wohl sagen, daß man in der Türkischen gebietet, in der Neu-Griechischen schmeichelt und in der Italiänischen bettelt. Die Französische Sprache, unter den Franken, weiland die herrschende, hat in den letzten Zeiten viel verloren. Man spricht sie nur noch bei dem Konsul und unter vornehmen Reisenden.

— — — Ich habe diese so sehr gemischte Bevölkerung noch nicht studirt, allein beim ersten Anblick erkennt man hier nur Sekten, die tausend Gründe haben, einander zu hassen, und keinen einzigen, in Eintracht zu leben. Ich sehe hier Juden, Armenier, Griechen, Türken, Franken. Wie wird man aus allen diesen Elementen eine Bürgerschaft oder auch nur Kinder der Stadt bilden? Wie wird jemals etwas von der Art entstehen, was wir öffentliche Meinung nennen? Mit einem Worte, ich habe hier kein Volk vor Augen, sondern eine kampirende Karawane, eine Karawane, die obendrein aus allen Ländern sich versammelt hat, wo Jeder nur für den Tag lebt, wo Jeder seine eigenen Interessen verfolgt, die kein allgemeines Gesetz leitet, kein gemeinsames Band verknüpft. Ich sehe hier nur einen Pascha, der über Menschen gebietet, die ihm, so gut es gehen will, gehorchen, Leute, die Tribut auflegen, und Leute, die Tribut bezahlen. Die Furcht ist der einzige Hebel dieser seltsamen Gesellschaft. Auch kann die Gesellschaft, wie sie ist, ohne eine Garnison, die sie Tag und Nacht zusammenhält, nicht bestehen, und die Ordnung nur durch eine bewaffnete Polizei aufrecht erhalten werden, deren Säbel niemals in die Scheide kommt.

(Michaud, Correspondance d'Orient.)

Bibliographie.

Grammaire arabe vulgaire. (Arabische Sprachlehre zum Verständnisse der heutigen Dialekte des Orients und der Berberei.) Von A. P. Caussin de Perceval. Pr. 13 Fr.

Mannigfaltiges.

— Alexander Pope's Diät. Der berühmte Pope war fast immer mit Kopfschmerzen geplagt, die er durch Einathmen des Dampfes von Kaffee zu lindern pflegte. Es ist schwer begreiflich, wie diese Art Heilmittel ihm Erleichterung geben konnte, und seine verkehrte Diät macht uns auch wahrscheinlich, daß diese Medizin wenig nützte. Wie alle Menschen, die an übler Verdauung leiden, liebte er jedes Ding, das ihm schädlich war. Er folgte neulings seinem Appetit und liebte besonders sehr gewürzhafte Speisen. Hatte er eine Auswahl von Gerichten vor sich, so überlud er sich gewöhnlich den Magen, und bot man ihm ein Gläschen an, so schien er zwar ungehalten darüber, ließ es aber nicht vorbeigehen. Seine Freunde, die sein Gelüst kannten, machten ihm eine Menge leckerer Geschenke, die er nicht ungenossen stehen ließ. Der Doktor King, sein Zeitgenosse und Freund, erzählt uns, Pope's Körperbau habe zwar nichts weniger als ein langes Leben verbürgt; allein gewiß habe er seinen Tod durch übertriebenen Genuß stark gewürzter Speisen und geistiger Getränke beschleunigt. (Madden's Infirmities of Genius.)

*) Wo die Bibliothèque universelle bekanntlich redigirt wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Freitag den 29. November 1833.

Frankreich.

Ueber Scribe's neuestes Drama „Bertrand und Raton".

Die entschiedensten Bewunderer des Herrn Scribe haben zuweilen bedauert, daß ein so ausgezeichnetes dramatisches Talent sich in dem beschränkten Kreis des Vaudeville's gleichsam in Scheidemünze zersplitterte. Aber die Vaudeville's des Herrn Scribe verhalten sich zu fünfaktigen Dramen, wie ein Genre-Bild zu einem großen historischen Gemälde; die Genre-Bilder eines großen Meisters gehören auch der Kunst an, und wir kennen Leute, welche den Mazarin oder den Richelieu des Herrn Paul Delaroche seiner Elisabeth und seiner Johanna d'Arc vorziehen. Man muß daher hier Herrn Scribe nicht mit sich selbst und nicht etwa Bertrand und Raton mit seinen Vaudeville's vergleichen. Wenn man aber dieses Drama dem größten Theil derer zur Seite stellt, welche wir seit einiger Zeit auf dem Théâtre Français gesehen haben, so muß man sagen: Hier ist endlich ein Werk, welches der Aufmerksamkeit der Kritik würdig ist; hier ist der Ton der wahren Komödie; hier ist Kraft ohne Uebertreibung; hier ist Geist und Geschmack. Und weil es Herr Scribe ist, dem wir die Rückkehr aller dieser Vorzüge verdanken, so ist es billig, ihm einige Sünden und unter Anderem auch: „Zehn Jahre aus dem Leben einer Frau" zu vergeben.

Das Drama Bertrand und Raton hat eine politische Intrigue zum Stoff, und in dieser Beziehung bleibt es etwas hinter dem Meisterwerk des Herrn Lemercier zurück. Wenn man aber mit Recht den Charakter des Pinto bewundert hat, so muß man einräumen, daß der Charakter des Grafen Bertrand von Rantzau nicht weniger ausgezeichnet ist, und daß es weit schwieriger war, die Scene fünf Akte hindurch mit einer schlauen Person zu beleben, die gegen Freund wie gegen Feind beständig auf ihrer Hut ist, als mit einem so hitzigen Verschwörer wie Pinto, dessen Enthusiasmus jeden Augenblick loszubrechen droht. Dieser Charakter des Rantzau ist mit ausgezeichneter Kunst angelegt und entwickelt; es ist das Portrait eines Meisters, in welchem die Vollendung der Details noch die Wirkung des Ganzen erhöht. Wir machen gleich von Hause aus auf denselben aufmerksam, weil er für uns das ganze Stück ist.

Ein Roman, der viel Glück macht, und noch kürzlich ein Melodrama haben das Theater-Publikum mit den Namen Struensee's, des Königs Christian VII. und der Königin Mathilde bekannt gemacht. Weder der König, noch Mathilde, noch Struensee erscheinen indessen in Bertrand und Raton; aber an das dramatischste Ereigniß ihrer Geschichte knüpft sich der ganze Faden der Intrigue. In den ersten Scenen hat Herr Scribe geschickt die respektive Stellung der verschiedenen Ehrgeizigen zu erklären gewußt, welche sich um Struensee bewegen, die Einen, um seinen Fall zu beschleunigen, die Anderen, um ihr Glück an das seinige zu knüpfen. Es ist einerseits die Königin Marie Juliane, welche, ohne es besonders zu verbergen, danach strebt, die souveraine Gewalt über einen König wieder zu erlangen, der durch seine früheren Ausschweifungen zu entnervt ist, um etwas Anderes als das Spielwerk in der Hand Anderer zu seyn; es ist ferner ein außer Aktivität gesetzter Offizier, der Oberst Koller, der sich bemüht, der Verschwörung die Dienste zu verkaufen, die von der Regierung zurückgewiesen worden sind, wobei er sich stillschweigend vorbehält, die Verschwörung zu verrathen, wenn die Rückkehr zur früheren Fahne ihm mehr Vortheil verspricht; — es ist endlich der Graf Bertrand von Rantzau, ein alter Hofmann, dessen ganz diplomatischer Ehrgeiz nur immer ein sicheres Spiel spielen will, der alle Chancen berechnet, seinen geringsten Worten einen Doppelsinn giebt, der das Geheimniß Anderer zu erforschen weiß, aber das seinige niemals verräth, nur Andere der Gefahr aussetzt und nur für sich arbeitet. Eine Verschwörung ist für den Grafen ein Spiel, welches seine Regeln hat, wie eine Partie Schach. Einem solchem Politiker sind alle Instrumente recht, und die am wenigsten intelligenten sind ihm die liebsten. Auch weiß er bald den mißvergnügten Oberst und die verwittwete Königin von sich abhängig zu machen, ohne daß Beide noch wissen, ob sie auf ihn rechnen dürfen. Ein zufälliges Zusammentreffen gestattet ihm endlich noch, die abgeschmackte Eitelkeit eines Seidenhändlers, der die Krankheit hat, den Staatsmann spielen zu wollen, für seine Zwecke zu gewinnen, und der geschickte Diplomat weiß sogar der blinden Verzweiflung eines zwanzigjährigen Verliebten, des Sohnes eben jenes Kaufmanns, der die Tochter eines vornehmen Herrn liebt und von einem Nebenbuhler beleidigt worden ist, der ihm seines bürgerlichen Standes wegen Genugthuung verweigert, eine Rolle anzuweisen. Königin, Oberst, abgeschmackter Bürger, sprudelnder Hitzkopf sind nur Springfedern für den Grafen von Rantzau, der sie sämmtlich für seine Pläne zu vereinigen und zu benutzen weiß. So überredet er die verwittwete Königin, daß ihr kein anderes Mittel mehr bleibt als die Kühnheit; den Obersten, daß der Umsturz der Regierung ihm den Generals-Titel verschaffen wird, und den Kaufmann, daß er, in seiner Freiheit bedroht, das Volk zusammenrotten müsse; dem Sohn endlich verspricht er eine Lieutenants-Stelle, wodurch er sich die unbedingte Hingebung des jungen Verliebten sichert.

Andererseits sehen wir, um diesen verschlagenen Verschwörer zu bekämpfen, nur einen seiner Kollegen im Ministerium, der um so weniger auf seiner Hut gegen Rantzau ist, als er sich selbst damit beschäftigt, ihn zu stürzen, und ihn ganz zu täuschen glaubt. Ein kurzsichtiger Politiker ohne Menschenkenntniß, von den Ereignissen beherrscht und einem kleinlichen Ehrgeiz fröhnend, will der Graf von Falkenried sich durch Familien-Verbindungen vergrößern und befestigen, indem er seine Tochter mit dem Baron von Koller zu vermählen sucht, einem jungen Stutzer, der bis jetzt noch kein anderes Talent als das eines guten Tänzers gezeigt hat, den er aber zuerst in den Rath und dann in das Ministerium an Rantzau's Stelle zu bringen hofft. Seine Tochter hat diesen Liebhaber besser beurtheilt; allerdings hatte sie auch schon dem vormaligen Secretair ihres Vaters, Erich Burgerstaff, dem Sohn des Seidenhändlers, dessen Verdienst in den Augen der Tochter ihm die Ungnade des Vaters zugezogen hatte, den Vorzug gegeben. Der Vergleich fiel in allen Punkten vortheilhaft für Erich aus. Der Baron ist nicht allein ein Narr, ein Geck, der Verstand zu haben glaubt und es laut ausspricht, sondern auch ein Feigling. Der Kontrast ist sogar in dramatischer Hinsicht zu stark. Nicht als ob es nicht in der Klasse, zu der der Baron gehört, wie in allen andern Klassen, so nichtige Leute gäbe; aber man hat damit auf dem Theater zu viel Mißbrauch getrieben, und es ist in der That schon etwas Abgeschmacktes geworden, einen jungen interessanten Bürgerlichen einem geckenhaften und feigen Marquis gegenüber zu stellen.

Die beiden ersten Akte setzen alle jene Charaktere in's Licht; der erste bereitet zu gleicher Zeit die Handlung vor, welche im zweiten beginnt. Von dem Hofe werden wir in den Laden des Herrn Raton Burgerstaff geführt. Wir machen hier die Bekanntschaft zweier neuer Personen; zuerst die der Madame Burgerstaff, einer Frau von gesundem Verstande, die nur den Ehrgeiz ihres Standes hat und die Unbesonnenheiten und das Geschwätz ihres Gatten keinesweges billigt; übrigens eine gute Gattin und zärtliche Mutter, die mit Besorgniß bemerkt hat, daß ihr Sohn nicht glücklich ist, und die ihm über seinen Kummer sanfte Vorwürfe macht. Dann kommt Jan, der Ladendiener, ein sehr komischer Typus jener jungen unruhigen Köpfe ohne Bosheit, die den Lärm auf der Straße wie ein Schauspiel lieben, an einer Emeute wie an einer Lustpartie Theil nehmen, und eine Revolution hervorbringen helfen, ohne es zu ahnen. Jan reibt sich heute vor Freuden die Hände: er hat lebhafte Gruppen in den Straßen und auf den Plätzen gesehen; er hat aufrührerische Reden gehört; er weiß zwar nicht recht, in welchem Sinne, aber sein Instinkt als Ladendiener sagt ihm, daß es einige Unruhen geben, und daß man wenigstens die Laden schließen wird. Madame Burgerstaff im Gegentheil erschrickt über alle jene Anzeichen des Tumultes; und da der Graf von Rantzau dem jungen Erich freundlicherweise die Nachricht mitgetheilt hat, daß es auf die Freiheit seines Vaters, gegen den er indirekterweise selbst den Verdacht der Behörde rege gemacht, abgesehen sey, so bestimmt man den leichtgläubigen Kaufmann, die Flucht zu ergreifen und sich, von dem treuen Jan begleitet, bei einem Freunde zu verbergen.

Unterweges begegnen dem Herrn Raton zwei Polizei-Agenten, die ihn höflich ersuchen, sich mit ihnen zu dem Richter zu begeben. Herr Raton war geneigt, diesem mit so vielem Anstande ertheilten Befehl Folge zu leisten; aber nicht so Jan, der anfängt zu rufen: „Zu Hülfe, zu Hülfe! Man verhaftet meinen Herrn! Man will ihn ins Gefängniß werfen!" Das Volk rottet sich zusammen; das Alarm-Geschrei läuft von Viertel zu Viertel, und mit einem Male ist Herr Raton ein Märtyrer, dann Held des Volkes und dann sein Anführer; denn man befreit ihn, man führt ihn nach seinem Hause zurück, inmitten eines Tumultes, der alles beschimpft, was wie ein Vornehmer aussieht. Dieser Aufstand hat das Fräulein von Falkenried, die Tochter des Ministers, gezwungen, sich in den Laden des Herrn Raton zu flüchten, und Erich erscheint gerade im rechten Augenblick, um

sie gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Herr Raton, bei sich zu Hause angelangt, fügt sich willig in seine neue Würde; er wird sich sogar, wie er versichert, bescheiden zu der Huldigung hingeben, welche das Volk ihm zu bereiten beabsichtigt.

Während man zu dieser Feierlichkeit Anstalten trifft, geruht Herr Raton in seinem Hause den Grafen von Rantzau zu bemerken, der gekommen ist, um Erich das Lieutenants-Patent zu bringen, das er ihm am Morgen versprochen hat. Herr Raton geruht auch die junge Gräfin unter seinen Schutz zu nehmen und trägt seinem Sohne auf, sie nach Hause zu geleiten. Als sich Alles entfernt hat, zeigt sich Herr Raton sehr geschäftig und bittet den Grafen, der noch 15 Ellen Sammt zu haben wünscht, sich dieselben im Laden abschneiden zu lassen, da er nur gerade noch Zeit habe, sich mit den Vorbereitungen zu einem Mahle zu beschäftigen, das er seinen Freunden geben wolle. Seine erste Sorge besteht darin, einige Flaschen alten Weins aus einem Keller zu holen, der mit einer sehr schweren Thür verschlossen ist, zu der er und seine Frau allein den Schlüssel besitzen. Er öffnet dieselbe und steigt hinab. Aber der Graf, der den Tumult von neuem anzufachen wünscht, schließt die Thüre hinter dem armen Kaufmann; und als man kömmt, um ihn zum Triumphe abzuholen, ist er nicht zu finden. Sogleich verbreitet sich das Gerücht, daß der Hof ihn habe gefangen nehmen lassen. „Zu den Waffen! Verrath!" Neuer Aufstand, bis man Herrn Raton gefunden hat.

Der neue Tumult ist gedämpft. Die Minister athmen wieder. Aber man hat unter den Unruhestiftern zwei Emissaire der verwittweten Königin ergriffen. Man wird sie verhören, sie können plaudern, und der Oberst Gahler, der sich gefährdet glaubt, beeilt sich, das Prävenire zu spielen, indem er dem Minister-Rathe die ganze Verschwörung entdeckt, deren Haupt-Agent er selbst ist. Gerade an dem Abend wollte man alle Minister verhaften, die bei ihrem Kollegen, dem Grafen Falkenried, zu einem Diner versammelt waren. Der Oberst wird zur Belohnung seiner Entdeckung zum Befehlshaber der Garde ernannt; und man kömmt überein, daß, um Beweise gegen die Verschwörer in Händen zu haben und um sich der Verwegensten zu bemächtigen, ein Anfang der Ausführung abgewartet werden soll. Rantzau beeilt sich, diese List zu vereiteln, indem er den Häuptern der Verschwörung anzeigen läßt, daß sie entdeckt seyen.

Mittlerweile glaubt sich Erich, stolz auf seine Epauletten, vornehm genug, um sich mit seinem Nebenbuhler schlagen zu können; und als der Baron mit Beantwortung der Herausforderung zögert, sucht Erich ihn selbst in dem Hause des Ministers auf. Er begegnet daselbst der jungen Gräfin, und es findet eine pathetische Erklärung zwischen ihnen statt. Als Erich sich entfernen will, sieht er zu seinem Schrecken, daß das Hotel mit Soldaten umstellt ist; er hat keinen anderen Zufluchtsort, als das Zimmer der jungen Gräfin, und verbirgt sich daselbst. Man glaubt aber einem Verschwörer auf der Spur zu seyn, man durchsucht das Zimmer der Gräfin, wie alle übrigen. Erich tritt darauf hervor, und um die Ehre der Geliebten zu schonen, giebt er sich für einen Verschwörer aus. Man stellt ihn vor Gericht, und er wird verurtheilt, binnen 24 Stunden erschossen zu werden. Auch diesen Umstand benutzt Rantzau noch. Die Verschwörung ist eingestanden, weil einer der Mitverschwornen in Folge seiner eigenen Aussagen verurtheilt worden ist; die verwittwete Königin muß daher der sie erwartenden Gefangenschaft vorbeugen. Erich gehört zum Volke. Das Volk ist aufgestanden, um dem Vater die Freiheit zu geben, es wird auch aufstehen, um dem Sohne das Leben zu retten, um so mehr, als die Gerichtshöfe des Königreiches vergebens den Angeklagten reklamirt hatten, der ungesetzlicher Weise ihrer Gerichtsbarkeit entzogen war. Der Graf von Rantzau findet endlich noch eine günstige Gelegenheit zur populairen Opposition, indem er sich das Verdienst einer freiwilligen Abdankung in dem Augenblick giebt, wo die Ordonnanz zu seiner Entlassung unterzeichnet werden sollte. Die Unzufriedenen sind so zahlreich, daß eine Empörung dieses Mal von allen Seiten Unterstützung zu hoffen hat. Während die Minister und die Königin Mathilde, durch die Entdeckung der Verschwörung sicher gemacht, sich mit den Vorbereitungen zu einem Balle beschäftigen, begiebt sich die verwittwete Königin zu dem unglücklichen Christian, dessen Schwäche ihn immer dem Einflusse dessen überliefert, der zuletzt mit ihm spricht. Sie erhält von ihm die Unterzeichnung eines Befehls zur Verhaftung der Königin und Struensee's. Aber wer wird diesen Befehl ausführen, da Gahler, jetzt mit den Ministern einverstanden, es übernommen hat, Marie-Juliane zu verhaften? „Gahler selbst wird es thun", sagt Rantzau, „ich werde ihn dazu zu zwingen wissen." In der That besitzt die verwittwete Königin schriftliche Beweise seines früheren Einverständnisses mit ihrer Partei. „Oberst", sagt ihm Rantzau, indem er ihm jene Papiere zeigt, „wählen Sie zwischen den Befehlen des Königs und denen Struensee's! Aber wenn Struensee siegt, so sehen Sie hier Stoff genug, um Ihnen morgen alles Verdienst Ihrer heutigen Anstrengungen zu rauben." Gahler schwankt nicht länger.

Der Ball bei Hofe findet statt; der Graf von Falkenried und seine Tochter sind die ersten, die ihn verlassen. Der Graf entfernt sich, um eine dringende Arbeit zu beendigen. Louise bleibt allein; und man führt nun eine Frau bei ihr ein, die auf ihre Rückkunst gewartet hat; es ist Madame Burgerstaff. Ihr Mann ist damit beschäftigt, das Volk zum Aufstande zu reizen; aber die Stunde drängt, und die Mutter Erich's kommt, um sich der Tochter des Ministers zu Füßen zu werfen und sie zu bitten, wenigstens einen Aufschub für den Verurtheilten zu erwirken. Louise wußte es nicht, daß die Hinrichtung dem Urtheilsspruche so schnell folgen sollte. Sie wird Erich retten, und sollte auch ihre Ehre der Preis seyn. Sie schreibt an die Königin, um ihr in Bezug auf den angeblichen Verschwörer die Wahrheit zu entdecken. Ihr Vater überrascht sie, entreißt ihr den Brief, und während eines herzzerreißenden Kampfes zwischen der Verzweiflung der Tochter und dem unbeugsamen Egoismus des Vaters bricht der Tag an. Man hört das Wirbeln der Trommeln — es ist das Zeichen zur Hinrichtung.

Aber plötzlich erhebt sich verworrenes Rufen, tumultuarisches Geschrei. Der Baron Koller stürzt im Ball-Anzuge herein. Was geht vor? Die außerordentlichsten Ereignisse, die er beständig in einer komischen Mischung von Geckenhaftigkeit und Furcht für unmöglich erklärt. Es ist nichts Geringeres als die Verhaftung der Königin Mathilde und Struensee's, eine ganze Revolution. Bald darauf erscheint der Graf von Rantzau und versichert, daß Alles vorüber sey. Der Baron von Koller, der seit einigen Stunden an seine Stelle in das Conseil getreten ist, hat während der Dauer seines Ministeriums gerade nur Zeit gehabt, eine Menuett zu tanzen. Der tausendarmige Verschwörer, das Volk, bemächtigt sich schon des Palastes, und mit dem Volke sind Erich und Herr Raton; Erich, der gekämpft hat, aber nur an seine Louise denkt; Herr Raton, dessen Ehrgeiz als Anführer des Volks keine Gränzen mehr kennt. Ruhe! Es erscheint eine Proclamation im Namen des Königs. Se. Majestät werden ohne Zweifel die Dienste ihrer getreuen Unterthanen anerkennen. Herr Raton wird selbst beauftragt, dem Volke die Gnaden-Verleihungen vorzulesen. Erster Artikel: Der Graf von Rantzau wird zum Premier-Minister ernannt. Zweiter Artikel: Herr Reiner Burgerstoff wird — zum Hof-Lieferanten der Königin-Regentin ernannt. Herr Raton, etwas verstimmt, gesteht seiner Frau, daß er gerade die Kastanien aus dem Feuer geholt habe. Herr Raton, der Anführer des Volks, hat bei dem Ereigniß eher verloren als gewonnen; er hat großmüthigerweise Geld aus seiner Kasse vertheilt, und Niemand denkt daran, es ihm wiederzuerstatten; er lieferte früher den beiden Königinnen Stoffe; jetzt ist die eine Königin entthront, also ein Kunde weniger. So endigen die Revolutionen. Das ist die Moral des Stückes und eine indirekte Lehre, welche vom Publikum sehr heiter aufgenommen wurde, obgleich es dabei betheiligt ist.

Der Erfolg der neuen Komödie ist ein literarischer und ein populairer Erfolg, der von guter Vorbedeutung für die dramatische Literatur ist.

(Revue de Paris.*)

Bibliographie.

- Marguerite, ou la puissance des affections domestiques. (Die Macht der Familienliebe.) Moralische Episode aus dem 16ten Jahrhundert, von Madame Julie Delafaye-Bréhier. 2 Bde.
- Le réformateur du mauvais langage. (Der Verbesserer des schlechten Ausdrucks.) Enthält ungefähr 6000 fehlerhafte und verbesserte Redensarten. Vom Abbé Delwort. Pr. 1 Fr.
- Scènes de l'enfance. (Scenen der Kindheit.) Von Madame Virginie C...
- Une séance de l'Agora. (Demosthenes auf der Rednerbühne.) Von Stiévenort.

England.

Excursions in New South Wales etc. (Streifzüge durch Neu-Süd-Wales, West-Australien und Van Diemens Land in den Jahren 1830 bis 1833.) Vom Lieutenant Breton. London, 1833.

Die neuen Werke über den fünften Welttheil drängen sich in England; wir haben kürzlich erst über mehrere derselben berichtet, aber ein einziges praktisches Werk über die Verbrecher-Kolonieen, wie das vorliegende, scheint für Europa mehr Werth zu haben, als tausend phantasiereiche Schilderungen. Man wandert aus unserem Welttheile nicht zum Vergnügen aus, sondern aus trauriger Nothwendigkeit und in der Hoffnung, einem besseren Schicksal entgegenzugehen. Das beste Buch ist daher ein solches, das am meisten belehrt und nützt und so kurz als möglich gefaßt ist. Der größte Fehler von Werken dieser Art besteht meistentheils darin, daß die Verfasser gewöhnlich ihr Talent auf Kosten der Wahrheit glänzen lassen wollen, und daß es ihnen darum zu thun ist, den Gegenstand ihrer Darstellungen so reizend als möglich zu schildern. Lieutenant Breton läßt sich diesen Fehler nicht zu Schulden kommen; er ist ein verständiger Mann, der nur die Absicht hat, den wirklichen Zustand der von ihm besuchten Orte genau und bündig zu beschreiben. Er hat sein Unternehmen auf eine Weise ausgeführt, die ihn des Vertrauens und Dankes aller bei den Auswanderungen interessirter Personen werth macht.

Lieutenant Breton beginnt sehr zweckmäßig damit, seine Leser vor den bisher verbreiteten Berichten über die Kolonieen zu *warnen*, indem er bemerkt, daß die meisten davon Erwartungen zu erregen geeignet sind, die ohne ganz außerordentlich glückliche Zufälle sich unmöglich verwirklichen können. In der That sollte man eine Reise von 16,000 Meilen, die gewöhnlich 4 Monate dauert, nicht so leichthin unternehmen, und die Auswandernden können nicht genugsam darauf bedacht seyn, sich vorher aufs genauste von Allem zu unterrichten, ehe sie einen Schritt thun, der über das Glück oder Unglück ihres ganzen künftigen Lebens entscheidet.

Zuvörderst sollten die Auswandernden ihr Reisegeld so lange in der Tasche behalten, bis das Schiff, mit dem sie in See gehen wollen, wirklich segelfertig ist; denn die Agenten sind oftmals so gewissenlose Leute, daß sie die Reisenden bloß um des Passagiergeldes willen verführen. Ihr Charakter kommt allmälig immer mehr an den Tag, und hoffentlich werden spätere Reisende durch die Erfahrung klüger gemacht werden. Lieutenant Breton erwähnt eines Falles, wo eine

*) Dasselbe Französische Journal macht auf das Trauerspiel „Struensee" von Michael Beer aufmerksam, mit welchem das neue Lustspiel einige Aehnlichkeit habe, überläßt es jedoch dem Publikum, einen näheren Vergleich selbst anzustellen.

Familie auf solche Weise durch die Vorspiegelungen eines Agenten verleitet wurde, sich von Aberdeen nach London zu begeben, in welcher Stadt sie, nachdem das Ueberfahrtsgeld schon bezahlt war, noch 3 Monate aufgehalten wurde. Der Betrag des Passagiergeldes ist verschieden, doch wird es im Durchschnitt auf 80 bis 90 Pfund für die Kajüte, 40 bis 50 Pfund für die hintere abgesonderte Kajüte und 20 bis 30 Pfund für den Raum am Steuerruder angegeben. Das Frachtlohn für das Gepäck beläuft sich auf 2 Pfund 15 Shilling bis 3 Pfund auf die Tonne. Dann wird dem Auswandernden anempfohlen, sich über das Ansehen und die Verantwortlichkeit desjenigen, der das Schiff befehligt, zu vergewissern, da sich sehr häufig Streitigkeiten in Bezug auf das Fuhrlohn u. dgl. erheben, die zu manchen Unannehmlichkeiten und Beschwerden führen. Die Reise ist im Allgemeinen mild und ruhig; in dieser Hinsicht ist wenig Gefahr zu befürchten. Unser Autor reiste zweimal nach Neu-Holland und hatte auch nicht den geringsten Sturm zu bestehen. Er giebt in seinem Buche den Auswanderern sehr nützliche Anweisungen darüber, was sie vorzüglich mitnehmen sollen, und empfiehlt zu diesem Zweck namentlich Pflanzen und Saamen. Die Pflanzen können bei der Landung in dem botanischen Garten abgegeben werden, bis man sich einen festen Wohnort gewählt hat, in welchem Fall dann der Direktor desselben den Ausgewanderten zu jeder Zeit mit dem Nöthigen versehen wird. Auch soll man Möbel von Hause mitnehmen; und einige Singvögel wären auch nicht zu verschmähen, um das grausige Schweigen zu unterbrechen, das so oft in den unermeßlichen Wäldern von Neu-Holland und Van Diemens Land herrscht. Diese geringfügigen Kleinigkeiten, die vielleicht als unbedeutend erscheinen, gehören doch wesentlich dazu, das Wohl der Auswandernden zu begründen.

Bevor sich der Ausgewanderte über einen Ansiedlungsort entscheidet, sollte er mindestens zwei Monate der Untersuchung des Kolonialgebiets widmen, während dieser Zeit in der Anknüpfung von Bekanntschaften sehr behutsam zu Werke gehen und den Berichten, die man ihm über die verschiedenen Bezirke erstattet, nicht zu leichtgläubig trauen. Kurz, er muß selbst urtheilen und sich überall thätig und vorsichtig benehmen. Er muß so bald als möglich unter Dach und Fach zu kommen suchen, denn in den Gasthöfen ist es fürchterlich theuer zu wohnen; sobald er sich daher mit der nöthigen Kleidung, ein Paar Kenguruh-Hunden und verschiedenen anderen nützlichen Artikeln versehen hat, mag er nur so schnell als möglich nach dem Innern des Landes ziehen. Wenn er die große Straße verläßt, kann er in den Häusern der Kolonisten einkehren und wird überall einen herzlichen Empfang finden. In Betreff anderer Lokalitäten, die der Auswanderer nothwendigerweise kennen muß, die aber für uns kein Interesse haben würden, verweisen wir auf das Buch selbst. Man wird der Mühe, die sich Lieutenant Breton giebt, um die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bezirke auseinanderzusetzen und dem Pächter den zu verfolgenden Weg vorzuzeichnen, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber das, was in praktischer Hinsicht der gediegenste Theil des Werkes ist, kann in einer so allgemeinen Anzeige, wie die, auf welche wir uns hier beschränken müssen, am wenigsten die angemessene Würdigung finden.

Die Unpartheilichkeit des Lieutenant Breton in Bezug auf die Auswanderungs-Angelegenheit ist sehr nachahmenswerth. Er ist ein Sammler von Thatsachen, und während er einerseits die Leute daheim nicht gern durch falsche und überspannte Berichte von dem Paradies Neu-Holland irre leiten möchte, ist er andererseits auch bemüht, zu zeigen, daß die Täuschung mancher Ausgewanderten aus der Reizbarkeit und Unzufriedenheit ihres Temperaments hervorging. Wenn auch die Hügel nicht ganz so grün sind, als sie gemalt werden, so sind sie doch auch nicht ganz kahl.

„Wenn man auch zugiebt", sagt der Verfasser, „daß diejenigen Personen Vorwürfe verdienen, welche durch ihre Schilderungen von West-Australien das Publikum irre führen, so muß man doch die Leute tadeln, die bei ihrer Ankunft daselbst finden, daß die Wirklichkeit ihren Erwartungen nicht entspricht, und nun mißmüthig werden und an dem Gelingen ihrer Pläne für immer verzweifeln. Manche hatten England mit den träumerischsten Vorstellungen verlassen, die man sich nur denken kann, und als sie nun ihre Luftschlösser wenige Stunden nach der Landung zerfließen sahen, kehrten sie mißmüthig dem Ort den Rücken, klagten bitter über betrogene Hoffnungen und suchten ihren Aerger dadurch zu stillen, daß sie sich bemühten, das Land noch viel schlimmer zu schildern, als es wirklich ist. Der Eine hatte in allem Ernst gedacht, er werde mit einer Koppel Hunde auf die Fuchsjagd gehen können; ein Anderer hatte sich eingebildet, einen Hahnenkampf veranstalten zu können, und dergleichen kleinliche Projekte waren wohl nicht die einzigen Utopischen Pläne, die in dem Gehirn aller der phantastischen Träumer ausgebrütet wurden, welche glaubten, die Terra Australasia incognita unserer Voraeltern würde zum Eldorado ihrer Nachkommen werden."

Mit welcher Vorsicht die Nachrichten aus den Kolonieen aufgenommen werden müssen, geht aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß, als Lieutenant Breton sich in Neu-Süd-Wales befand, von überall her die Nachricht einging, die Kolonisten am Schwanenflusse litten die größte Hungersnoth; und um dieselbe Zeit las er einen Brief von einem derselben, worin dieser meldete, daß sie Alles bis auf Fisch-Sauce im Ueberfluß hätten! Es scheint, daß die Leute, welche dergleichen verkehrte Berichte anfertigen, das Ganze nach einem Theil beurtheilen, und weil ein besonderer Fleck, auf dem sie sich gerade befinden, ein gewisses Aussehen darbietet, so halten sie es für ausgemacht, daß die übrige Niederlassung in gerade eben solchem Zustande seyn muß. Dies ist für jeden dabei Betheiligten äußerst unangenehm; und wir, die wir keinen anderen Maßstab für unser Urtheil haben, sind oft den größten Irrthümern ausgesetzt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Principles of political economy. (Grundsätze der Staatswirthschaft.) Von G. P. Scrope. Pr. 7 Sh.

The bard of the sea-Kings. (Der Barde der Seekönige.) Eine Sage des Kingley-Thales, von E. L. Montagu. Pr. 4 Sh.

Lives of eminent persons. (Leben ausgezeichneter Personen.) Pr. 10 Sh.

Memoirs of the Rev. J. D. Jaenicke. (Denkwürdigkeiten des Predigers Jänicke, eines Mitarbeiters des Missionairs Schwarz.) Pr. 3½ Sh.

M o r g e n l ä n d i s c h e s.

Die Einrichtung Türkischer Bäder.

(Aus dem Moniteur Ottoman.)

Vor Allem laßt uns sehen, was man im Europäischen Occident unter einem Dampfbade versteht; die Vergleichung wird sich von selbst ergeben. *)

Bis auf die neuesten Zeiten wurde der Patient, dem dieses Heilmittel, das reichlichen Schweiß erzeugen soll, vorgeschrieben war, in einen großen Behälter eingeschlossen, der ungefähr die Form einer durch zwei hölzerne Halbdeckel verwahrten Badewanne hatte. In diesen wunderlichen Kerker bis an den Hals eingemauert, behielt der Kranke nur den freien Gebrauch seines Kopfes, welcher, weil doch das Athemholen nothwendig war, die Probe nicht mitmachte, die der übrige Körper bestehen mußte. Ein Kohlenbecken, vermittelst einer Klappe, die man gleich wieder schloß, in die Wanne geschoben, enthielt Schwefel, dessen Dampf eine Atmosphäre erzeugte, die bisweilen heiß genug war, um den Schweiß hervorzutreiben. Allein obgleich man die Maschine so hermetisch als möglich verschloß, drang doch immer wenigstens Etwas von dem Dampfe durch die Ritzen und erstickte sogar den Kranken zuweilen. Man sperre Einen von unseren Morgenländern eine oder zwei Stunden in diese Büchse, so wird er sich trotz aller Vorstellungen zu einer ganz neumodischen Art von Strafe verurtheilt glauben und seine Seele Gott empfehlen.

Ihr Alle, unschuldige Opfer der Medizin, Ihr von den Erfindungen des langsam wirkenden Genies der Aerzte langsam Gefolterten! wenn die Macht eines wohlthätigen Dampfes nothwendig ist, um das Uebel, das an Euch zehrt, aus dem Körper zu treiben: o so eilt hierher! Laßt uns zusammen in diese geräumigen Amphitheater gehen, wo Ihr gemächlich athmen könnt, wo Eure Glieder sich frei ausrecken dürfen und bald wieder ihre Geschmeidigkeit erlangen werden; hier ist ein solches, tretet ein!

Das Gebäude — denn es verdient diesen Namen — ist aus Quadersteinen errichtet und so massiv, daß es dem Zahne der Zeit Trotz bietet. Wirklich sind Bäder, die vor vier oder fünf Jahrhunderten erbaut worden, noch unbeschädigt und aufs beste erhalten. Ihr seht jetzt, wie in den ersten Tagen der Vollendung des Baues, ein Volk sich hineindrängen, dem das Bad von jeher ein Born der Freude wie der Gesundheit gewesen ist. Das ganze Gebäude ist gewölbt und die Kuppel desselben mit Linsengläsern versehen, die ein herrliches Licht ins Innere fallen lassen, ohne der Luft Zugang zu erlauben, deren plötzliches Eindringen den Badenden schädlich seyn könnte.

Der erste Saal wird nicht geheizt; er ist eine Art Säulengang, von einer kreisförmigen Estrade umgeben, an welcher leichte durchbrochene Schranken, aus kleinen hölzernen Säulen bestehend und von einer Distanz zur anderen aufgestellt, die Plätze bezeichnen und trennen. Hier kleidet sich der Badende an und aus. Sobald er die Kleider abgelegt hat, windet ihm einer der zahlreichen Aufwärter ein großes blaugewürfeltes Tuch um die Mitte des Leibes, wirft ihm eine große Serviette von elastischem Faden, die wellenartige Falten schlägt, über die Schultern und eine andere dergleichen über den Kopf. Diese Stoffe sind Produkte einheimischer Industrie und zu dem verschiedenen Gebrauche, den man von ihnen macht, wunderbar geeignet. Da die Platten alle aus Marmor und die zwei Zoll hohen Sockel aus weißem Holze sind, kommt der Fuß in gar keine Berührung mit dem Steinpflaster. Ein Händeklatschen, in der Türkei das einzige Zeichen, womit man die Dienerschaft aufmerksam macht, kündigt den Leuten im Inneren an, daß ein neuer Besucher naht. Die Pforte öffnet sich; ein flotter Bursche, ein jedes Winks gewärtiger dienstbarer Geist, nimmt gleich Deine Person in Empfang und verläßt Dich nicht eher, als bis Du wieder abziehst. In der Vorhalle, die wir zunächst betreten, läßt sich schon etwas Hitze verspüren; man bedeutet dem Gaste, hier einige Augenblicke zu verweilen, damit er sich allmälig auf die Einwirkung einer Atmosphäre von vierzig Grad, die ihn bald umhüllen wird, vorbereite. Die lange Türkische Pfeife und ein Täßchen Kaffee füllen die Zeit dieser ersten Station aus.

Jetzt kommen wir in das Heiligthum des Tempels, eine große, achteckige Rotunde, in welche Ströme von Tageslicht durch die Zinnen der Kuppel, einer leichten, durchbrochenen, und dennoch unerschütterlich festen Masse, dringen. In der Rotunde sind Zellen angebracht, in die ein Jeder sich zurückziehen kann, um daselbst seine Abwaschung zu verrichten, oder unbeobachtet irgend eine besondere ärztliche Vorschrift auszuführen. Der Badende spaziert frei herum, er geht auf geheizten Platten; von allen Seiten umgiebt ihn eine mächtige Hitze, sie dringt durch seine offenen Poren und läßt ihn von Schweiß triefen. Ueberall sprudelt ihm das heiße oder kalte Wasser, dessen er benöthigt ist, aus Fontainen entgegen.

In der Mitte dieses Raumes befindet sich eine zwei Fuß hohe Grundmauer, mit wohlgefügten glatten Steinen gepflastert. Hier

*) Die seit mehreren Jahren, namentlich in Deutschland, sehr verbreiteten sogenannten Russischen Bäder hat der Verfasser, der seit längerer Zeit im Orient lebt, noch nicht gekannt.

wirken der darunter befindliche Ofen und der Kessel, den er zum Sieden bringt, mit der meisten Intensität. Der Badende überläßt sich, auf diese Plattform hingestreckt, den Händen des Frotteurs, welcher seine Gliedmaßen mit einem zugleich kräftigen und wohlthuenden Griffe ausreckt und alle Gelenke mit einer Geschicklichkeit behandelt, um die ihn viele große Operateure des Abendlandes beneiden würden. Alle Muskeln werden der Reihe nach betastet, ein nerviger Arm, der Gewandtheit und Stärke vereinigt, prüft das ganze Zellgewebe, folgt dem Laufe der Sehnen und giebt ihnen durch diese magnetische Operation ihre Elastizität wieder.

Gleich nachher kommt die Abwaschung. In einem großen Kupferbecken schäumt und zischt die Seife, von einem tüchtigen Pinsel aus Werg geschlagen; man gießt sie in Strömen über den Badenden, den sein Diener an eine der Fontainen gesetzt hat; sein Kopf, seine Brust, sein ganzer Körper verschwindet unter dem weißen Schaum, der ihn zu wiederholten Malen überströmt, bis ganze Fluthen von Wasser, das gleiche Temperatur mit der Atmosphäre hat, ihn von dieser Einhüllung befreien und die Operationen des Bades beendigen.

Jetzt bedeckst Du Dich mit warmen Servietten, in die Dein Haupt sorgfältig eingewickelt wird, und Dein Mentor, der Dich wohlgefällig ansieht, läßt Dich langsam nach dem Ruhebette hinwandern. Dieses Bett befindet sich im ersten Saale; es ist eine Art fliegender Ottomane, aus einigen Polstern bestehend, und mit einer eleganten Indienne von orientalischem Dessin bedeckt. Sobald der Badegast darinnen liegt, erneuert man die warmen Servietten auf Haupt und Schultern, und es beginnt seine Ruhestunde.

Ihr Leute von der großen Welt, die ihr von den Sorgen Eures Berufes, von der Geschäftigkeit des Ehrgeizes, von der fieberhaften Gährung der civilisirten Gesellschaft fortgerissen werdet in jenen Strudel, wo jeder Eindruck peinigend ist, saget mir, habt Ihr niemals alle die Wonne empfunden, die ein plötzlicher Niederschlag der starken Leidenschaften, die eine Seelenruhe erzeugt, welche auf freiem Felde mit einem Mal über uns kommt! Eure Seele, jenem Schlunde, der alle ihre Kräfte verschlang, jählings entrissen, hat sie nicht unter einem reineren Himmel, in einer milderen Atmosphäre neues Leben gewonnen?

Ich weiß keinen anderen Vergleich, um Euch von jener tiefen Ruhe der Sinne einen Vorschmack zu geben, die sich des Menschen bemeistert, wenn er so ausgestreckt auf dem Ruhepfühl liegt, nachdem er ganze Stunden in einer glühenden Hitze zugebracht, die alle Triebfedern der Organisation durchdringt und ihm auf einige Augenblicke einen Ueberfluß an Lebenskraft giebt. Jetzt gewinnt die orientalische Tschibuck (Pfeife) mit ihrem so lieblichen Taback, die kleine Tasse Arabischen Kaffee's, das große Bardack voll gefrorener Limonade einen Zauber, der jene physische Glückseligkeit vollendet, von welcher diejenigen, die sie nicht genossen, nur einen unvollkommenen Begriff haben.

Das Bad selbst aber führt uns zu Betrachtungen, die wir als geborene Europäer nicht unterdrücken können. In den durch die moderne Civilisation geregelten Gesellschaften trennt eine unübersteigliche Mauer die Genüsse des Reichen von denen des Armen. Der Orient weiß nichts von dieser scharfen für die niederen Stände unseligen Gränzlinie. Hier sind den Letzteren viele Lebensfreuden zugänglich, nicht bloß, weil sie alle nur mäßiges Geld kosten, sondern auch, weil der Arme hier ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, man möchte fast sagen einer Art von Achtung ist, die im Abendlande nicht existirt. Der Reiche, weit entfernt, seine Gedanken von dem Armen abzulenken, unterläßt niemals, ihm einigen Antheil an den Vergnügungen zu gewähren, womit der Luxus sein glückliches Daseyn verschönert.

Das Bad giebt uns einen Beweis von jenem sozialen Wohlwollen, das in dem Ottomannischen Reiche so ausgezeichnet sich beurkundet. In jenen Bädern giebt es keinen unbeugsamen Tarif, dessen Bedingungen vor dem Eintritt erfüllt werden müßten. Alles wird erst beim Fortgehen berichtigt. Aber diese prachtvolle Ausstattung, diese großartigen Säle, dieser Ueberfluß an Allem, was zu den Ergötzlichkeiten einer vollkommenen Badeanstalt gehört, dieser Diensteifer einer Menge von Aufwärtern, dieses herrliche Ruhebett, Alles kostet nur so viel, als Jeder nach seinen Mitteln geben kann. Der Direktor der Anstalt sitzt gravitätisch auf seinem Diwan, den eine erhöhte Estrade unterstützt; er überschaut seine Leute; er empfängt ohne Murren, ohne Bemerkungen und mit einem gewissen philosophischen Gleichmuth dasjenige, was jeder seiner Gäste, sey es mehr oder weniger, im Vorbeigehen auf ein viereckiges Tischchen legt, das sein Büreau bildet. Der Arme kann abtreten, ohne zu bezahlen; der Direktor weiß, daß, im Fall er den herkömmlichen Zoll nicht erlegt, Gott ihm die Mittel dazu versagt hat, und das Privilegium des Armen wird respektirt.

Ohne übrigens zu untersuchen, ob der großmüthige Tribut, den der Wohlhabende sich selbst auflegt, wenn er jene Anstalten besucht, nicht ungefähr der zehnte Theil desjenigen sey, der ihm in dem brillanten Europa auferlegt würde, um an einem solchen Orte ein paar Stunden zu verweilen, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß das Badegeld, welches die mittleren Klassen gewöhnlich bezahlen, schwerlich mehr ausmacht, als ein Almosen, das der Abendländer, wenn er wohlthätig, aber nicht sehr bemittelt ist, in die flehend ausgestreckte Hand eines Bettlers legt!

Zu allen Zeiten wurde das Bad von den Morgenländern als etwas zum Leben Nothwendiges betrachtet. Das alte Athen hatte nicht bloß öffentliche Bäder, denen das Volk in Schaaren zuströmte, und die, nach Theophrast, den Armen als Asyl gegen die Winterkälte dienten; auch die Privatleute hatten Bäder in ihren Häusern. Sogar auf ihren Schiffen führten die Athener den Gebrauch der Bäder ein. Noch vor weniger als funfzig Jahren existirte fast keine öffentliche Anstalt dieser Art in Europa; man badete sich in England gar nicht (!), in Frankreich sehr wenig, und wenn diese Gewohnheit der Alten seit einigen Jahren in den genannten Ländern und in Deutschland Gnade gefunden hat, so ist sie doch noch nicht so allgemein verbreitet, daß man sie zu den vornehmsten Genüssen der civilisirten Nationen rechnen könnte. Außerdem ist die Europäische Art zu baden weder mit dem Genusse, noch mit den heilsamen Wirkungen orientalischer Bäder verbunden.

Nach dem Muster der letzteren hat man unlängst in Paris ein Dampfbad errichtet, welches Neothermes (Neu-Bäder) betitelt worden ist. Das orientalische Genre ist zwar nicht unnachahmlich, allein man darf zweifeln, ob es der Pariser Geschicklichkeit, so weit sie auch reichen mag, gelungen sey, alle Nüancen desselben zu erfassen. Ein solches Bad scheint seiner Natur nach Gravität, innere Ruhe, Schweigsamkeit, vor Allem aber eine gegenseitige wohlwollende Nachsicht bei Leuten vorauszusetzen, die, auf einige Stunden ihrer gesellschaftlichen Umgebung beraubt und unter dem Gesetz der Gleichheit stehend, ihre Gebrechen offenbaren und das Leben an demselben Borne suchen. Könnte wohl die glänzende Pariser Welt, wenn auch nur auf wenige Stunden, ihr aufbrausendes Wesen, ihren sarkastischen Geist ablegen? Denn nur der glänzenden Welt ist dieser neue Tempel geweiht, dessen Taxe so viel beträgt, daß sein Portal für Jeden verschlossen bleibt, der nicht einen goldenen Schlüssel mitbringt.

Nein, diese Bäder können nicht denen des Orients gleichen; immer wird Etwas fehlen, das keine scharfe Definition erlaubt, das aber mit der Verschiedenheit der Sitten zusammenhängt, jene gänzliche Hingebung, jene weiche und wollüstige Gemüthsruhe, die ihren Honig über alle Genüsse der Morgenländer ausgießt. „Diejenigen, die den Orient nicht gesehen haben", sagt einer der neuesten Englischen Reisenden, „können sich durchaus keinen Begriff (!) von demselben machen. Den Europäer beherrschen und despotisiren seine Zergliederungssucht, seine Empfindelei, sein Haschen nach erkünstelten Genüssen, die tausendfachen Bedürfnisse seiner Eitelkeit. Der Asiate allein versteht es, zu genießen, versteht es, zu leben. Diese Lebensweise werden die Völker des Occidents wieder ergreifen müssen, um glücklich zu werden; das Uebermaß der Civilisation wird sie zur Wiege der Civilisation zurückführen. Die neueren Völker werden sich gezwungen sehen, jenen Naturgesetzen systematisch zu folgen, die der blinde Instinkt den Urvölkern angedeutet hat." So rief Anacharsis aus, als er, nach seiner Reise durch Griechenland, Skythien wieder betrat: „In meiner Jugend suchte ich das Glück bei den kultivirten Nationen; jetzt, im vorgerückten Alter, habe ich Ruhe gefunden im Schoße eines Volkes, das nur die Wohlthaten der Natur kennt."

Mannigfaltiges.

— Schnelligkeit der Luftballons. Garnerin machte auf seiner Luftfahrt von Ranelagh nach Colchester (Juni 1802) in Einer Stunde achtzig Englische Meilen. Er hatte einen starken und stürmischen Wind, der jedoch nicht den Charakter eines Orkans annahm. Herr Green durchflog auf seiner ätherischen Reise von Leeds aus (September 1823) in 18 Minuten einen Raum von 43 Meilen, obgleich sein Ballon über 4000 Ellen hoch stieg. (L. P.)

— Entdeckung eines Raubmörders mit Hülfe der Phrenologie. Im Herbste 1830 saß eine große Gesellschaft an der table d'hôte des ersten Gasthofes in Valence. Darunter befand sich ein ausgezeichneter Arzt aus Lyon, der in der Schädellehre sehr bewandert war. Mehrere Personen stellten ihm über ihre geistigen und moralischen Eigenschaften Fragen, die er zu allgemeiner Verwunderung sehr richtig beantwortete. Nur Einer der Gäste klagte ihn geradezu des Charlatanismus an und bemerkte hohnlächelnd, wie es wohl möglich wäre, daß die Gedanken eines Menschen auf seiner Hirnschale Beulen hervorbrächten! „Gerade Euretwegen", versetzte der Arzt, der endlich seine Geduld verlor, „bin ich vom Gegentheil überzeugt; denn vermag die Phrenologie die Handschrift des Allmächtigen nur halbweges zu entziffern, so seyd Ihr einer der größten Schurken — ein Dieb und ein Mörder zugleich!" Ein allgemeiner Schrei des Unwillens ertönte durch das Zimmer; der Fremde wollte den gelehrten Physiognomen zum Fenster hinausgeworfen wissen, als plötzlich der Wirth ins Zimmer trat und sagte: „Meine Herren, es thut mir leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß ein großer Verbrecher in Ihrer Gesellschaft ist. Die Polizei befindet sich vor der Thür; sie weiß aus sicherer Quelle, daß ein bei einem Silber-Diebstahl betheiligtes Individuum hier dinirt hat." Jedes Auge war auf den wüthenden Fremden gerichtet, und nach wenigen Minuten versicherte sich die Polizei seiner, da man das gestohlene Silber in seiner Bagage fand. Wie groß war aber das Staunen aller Anwesenden, als ein Gendarm in diesem Räuber den berüchtigten Robert St. Clair erkannte, den Spießgesellen des Damnus Dupin, der wegen Ermordung eines Gastwirths und seiner Frau hingerichtet worden war. St. Clair hatte sich, nach seiner Entweichung von den Galeeren bei Rochefort, in Piemont, der Schweiz und Deutschland herumgetrieben und durch ein ausgesprengtes Gerücht, man habe ihn an der Türkischen Gränze ermordet gefunden, den Händen der Gerechtigkeit zu entrinnen gesucht. Nach mehrtägiger Einsperrung bekannte er sehr umständlich und starb unter der Guillotine. (Court Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Montag den 2. Dezember 1833.

Italien.

Aus den Reisefahrten, Stationen und Reisebriefen der Frau von Woltmann.

(Handschriftliche Mittheilung.)

I. Ferrara.

Will man einen Begriff von dem, was Öde heißt, erhalten, so rsuche man an einem grauen feuchten August-Sonntagsmorgen eine Stadt, die in einer Ebene, an einem mittelmäßigen, wenig beschifften Flusse liegt, sieben Miglien im Umkreise hat und fünfundzwanzigausend Einwohner zählt: Ferrara, die alte Stadt des Alphons on Este.

Wir stiegen ab in dem Gasthofe zu den drei Königen. Sollen ie drei gekrönten schwarzen Köpfe des Schildes dreifachen Schmutz, König und Krone alles Schmutzes bedeuten, erfüllt das Gasthaus, as sein Sinnbild verheißt. Kein Sitz, auf dem man sich ohne Ekel niederließ, abscheulicher Wein, etwas weniger schlechtes Essen. In den Straßen zeigte sich dann und wann ein Mensch. Eine Frau it einem Stümpfchen Licht in einer schmutzigen Laterne, hinter ihr in Mädchen mit einem Strauß, waren's Blumen, war's Heide? wanelten zu einem Marienbilde, ihm seine festtägliche Gebühr an Licht nd Duft zu besorgen. Nach einer Weile kam der Barbier; wichtig, eschäftig — er erinnerte an Figaro.

Wir eilten, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Das alte Schloß der Este gleicht dem Schlosse von Caserna und scheint vom rsten Baumeister erbaut. Auf Schwibbögen ruhend, die aus Wasser ufsteigen, zusammengesetzt aus viereckigen Thürmen, welche schräg nlaufen gegen den Grund, beut es, wohlerhalten, ein eigenthümches Bild aus Zeiten, denen wenig in der Gegenwart mehr ähnlich t. Man geht mit einem eigenen Gefühl über die Zugbrücke, durch as Thor, in den Hof, den Weg, welchen Tasso und Ariost so oft ewandelt.

„Kann, was so gelebt, erbleichen? —“

Die Kathedrale stellt ein wohlerhaltenes Bild aus noch älteren Zeiten dar, aus dem eilften Jahrhundert. Die Säulen am Vordau er Façade sind durch neue weiße Marmorsäulen ersetzt, die den urprünglichen verwitterten nachgebildet worden. Es sieht sonderbar us. — Eine hockende Gestalt, die Aehnlichkeit mit den Slavischen Götzenbildern hat, stützt den Schaft, den drei in der Mitte zu einem Knoten verschlungene Schlangen bilden. Im Inneren stehen zu eiden Seiten des Eingangs zwei Engel von Caracchi, schön, graniös, doch manierirt, wie dieses Gemisch bei allen Werken des geachten Meisters herrscht. Bei den besten weicht die Manier; bei en schlechtesten kann sie etwas Fabrikmäßiges annehmen. Sie erinnerte mich durch diese Aehnlichkeit an die Poesie Walter Scott's. Wir sahen außerdem in der Kathedrale einige schöne Bilder von Garofalo, Francia und Palmavecchio.

Auf dem Platze vor der Kathedrale wurde Markt gehalten, hauptächlich von Gemüsen und Früchten. Die Thüren der Kirche waren edeckt mit Anschlagezetteln von allen Farben, großen, kleineren, ganz leinen, gedruckten, geschriebenen, unverzierten, verzierten, mit der ntiken Urne, dem Thränen-Krüglein, mit dem modernen Todtenkopf ammt Kreuzbeinen. Sie enthielten Einladungen zu Gebeten für ie Ruhe der Seelen Verstorbener jedes Standes, jedes Alters und Geschlechts. Aehnliche Zettel waren auch an den Mauern der Häuer angeklebt; unfern davon befanden sich an den Hauptgebäuden er Hauptplätze kolossale Anschlagezettel über die Vorstellung am Abend m Theater. Außerdem sah man die Hauptscenen des zu gebenden Stückes in Oel, auf dunkelem Grunde, gemalt mit grellen Farben, auf iner Leinwand, welche in viele Felder abgetheilt war. Der zaubernde Mönch hieß das Stück. Es schien eine Faustiade, deren Held ein Ordensbruder ist. Einen Mönch mit einer Dame auf dem Wasser in einer Muschel, denselben Mönch in der Luft, zwischen Teueelsfratzen auf Felsen, in den Flammen des Fegfeuers zeigte das Bild; Romantisches, Burleskes, Religiöses in rohem Gemisch — so will es der Zeitgeschmack. Die einen und die anderen Anschlagezettel veranlaßten keine sonderliche Meinung von dem Zustande der intellektuellen Kultur bei den heutigen Ferraresen. Ich weiß nicht, welches Eigenthümliche bei jenen Letzteren erinnerte mich doch an as Gedicht Ariost's.

Sein Grabmal und seine Gebeine befanden sich auf der Bibliothek. Im Jahre 1801, als die Franzosen Ferrara zum zweiten Mal esetzten, ward die Kirche St. Benedetto, in welcher Ariost begraben war, zu einem Pferdestall angewiesen. Der General Miollis forderte die Behörden der Stadt auf, das Mausoleum des Dichters aus der Kirche wegbringen zu lassen, bevor er sie jener Bestimmung überantwortete. Dies geschah. Das Mausoleum wurde eröffnet, die Gebeine wurden aus dem Sarge genommen und in einen Kasten gethan, der, nach aufgenommenem Protokolle über diesen Akt, versiegelt ward. In feierlicher Prozession wurden dann das Grabmal und die Gebeine in den Lesesaal der Universitäts-Bibliothek übertragen.

Wir begaben uns hierher, jenes zu sehen; bei der kurzen Dauer unseres Aufenthaltes war es der einzige Zweck unseres Besuchs derselben. Wir wünschten, ihn so schnell als möglich zu erreichen — es ging damit, wie es mit den Dingen zu gehen pflegt, die man wünscht. Gleich anfangs mußten wir vor dem Eingang warten; der Kustode war in der Messe. Er ward geholt — endlich kam er; ich fragte nach dem Grabe Ariost's. — Das Grab gehörte zur Bibliothek; wer es sehen wollte, mußte diese sehen.

Für denjenigen, welcher kein Bibliograph ist, und der eben nur so viel Zeit hat, eine Bibliothek von außen zu betrachten, ist dies keine sehr interessante Sache. Was kann er erbeuten? — Die Bibliothek ist groß, klein, mittelmäßig, gut oder schlecht erhalten u. s. w. Er ist damit nicht weiter, als er war. Theologische Werke machten die Mehrzahl der Bände in der Bibliothek von Ferrara aus. Mir fiel auf, wie jedweder Einband am Rücken oben zwei bogenförmige Ausschnitte hatte, welche in der Mitte zusammenstießen, was den aufgestellten Bänden das Ansehen einer Reihe kanelirter Gothischer Thürme gab. — Jeder Held vertheidige seine Festung! — Die Bilder sämmtlicher aus Ferrara gebürtiger Mitglieder des heiligen Kollegiums, in einer Reihe über den Schränken, interessirten uns nicht alle gleich. — Der Kustode schenkte uns deswegen keinen Namen; wobei er jedes Mal des Geburtsortes zugleich gedachte und auf das nostra città — einen Accent legte, den man lächerlich und tragisch finden konnte, je nachdem man bei Laune war. Ich ließ den einen und den anderen Humor walten — die Sache dauerte doch sehr lange — wie Ritter Gvoin, in Wieland's Mährchen, nach des Esels Zaun, fragte ich wieder nach dem Grabe Ariost's. Er verwies meine Ungeduld auf den Glockenschlag seiner langsamen Gewohnheit. Endlich gelangten wir zu dem Lesesaal.

Er hat etwas Stilles, Wohnliches, das solchen Sälen meistens abgeht. Für jeglichen Leser ein abgesonderter Tisch mit Sessel und Schreibzeug, und so viel Raum rings umher, als der Mensch bei geistiger Arbeit braucht, sich allein mit derselben zu fühlen. In der Tiefe des Saales, dem Eingange gegenüber, befindet sich das Monument mit den Gebeinen des großen Dichters. Schritt vor Schritt avancirten wir durch die Merkwürdigkeiten des Saales bis vor dasselbe. Hier nun begann der Kustode seinen Spruch: „Ecco la tomba, il Mausoléo del celeberrimo Poeta!“ — u. s. w.; obgleich wir recht gut wußten, wo wir uns befanden, wessen Monument dies, wer Ariost war.

„So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meister Ludwig auf die heitere Stirne.“

begann ich in meiner Seele beim Anblick der Büste Ariost's auf seinem Monumente; mit warmem bewegten Herzen beide Dichter, einen mit den Worten des anderen feiernd.

Aber wo war der Kranz, wo Leonore, wo Tasso? —

In dem Kabinet, in welchem die Manuskripte aufbewahrt werden, wurde uns der hölzerne Sessel Ariost's, dessen Handschrift und eine nicht geprägte, sondern gravirte Medaille aus Erz, mit seinem Brustbilde gezeigt, die man in seinem Sarge auf seiner Brust gefunden. Der Kustode schloß, das Bild müsse sehr ähnlich gewesen seyn, weil man Ariost dasselbe mit ins Grab gegeben. Mir gefällt die Vermuthung besser, daß er es, nach der damaligen Sitte der Männer, Medaillons, auch mit ihren eigenen Portraits, an den Hüten zu tragen, an dem Hute befestigt gehabt, den man ihm in den über der Brust gefalteten Händen mit in den Sarg gelegt.

In eben jenem Schrank, in welchem diese Dinge aufbewahrt werden, befand sich auch eine Handschrift der Gedichte Tasso's, von dessen eigener Hand. Die Schriftzüge sind klar, rundgeformt, weich, fließend. — Der Charakter Tasso's spricht sich in ihnen aus. Mich bewegte der Anblick eines Sonettes, welches dieser im Kerker an den rohen Helden einer rohen Zeit richtete, die beide eines solchen Gemüthes nicht werth waren. In dem Sonett kommen die Worte vor:

E solo mi resta il Piangere; piangere mi è caro!
Piango la morte; non piango la morte sola;
Ma il modo, e la mia fede mala rimbombata etc.

Sie sind, zumal die ersteren, mit heftig zitternder Hand geschrieben. Wer je geweint hat, indem er seiner Seele Schmerz in Briefen niederschrieb, kennt solche Schriftzüge — sie sprechen zu den Augen. Ich hätte sie küssen und trösten mögen, wie einen athmenden Mund! — Armer, armer Tasso! Wie hat mit Dir das Schicksal gespielt! — Einsamkeit, Begeisterung, Haßgunst, Schmach, Kerker — das Kapitol, als Bissen, und St. Onophrio. — Ein Gran Härte, nicht Stärke, mehr in Deiner weichen gewaltigen Seele — Du spieltest mit dem Schicksal, wie Bonaparte, und mußtest ihm zuletzt erliegen, wie er. Nichts ist für den Einzelnen da; dieser immer für das Ganze, und immer sein Glück überschwenglich, sein Unglück bemessen nach seiner Mangelhaftigkeit! —

Wir gingen aus der Bibliothek in das Spital, wo Tasso so lange ein Gefangener gewesen. Nichts kann seinem Geiste weniger gemäß seyn, als die Art, wie uns sein Kerker gezeigt ward. Ich erschrak, als ich das Zimmer sah, in welches man Tasso einzusperren gewagt; diesen feuchten dunkelen kellerhaften Raum, in welchem er sieben Jahre schmachtete, bis die Fürbitte der Stadt Bergamo ihm die Freiheit schaffte, und der gegenwärtig, weil er hier gelebt, mit viel beseelterem Antheil betrachtet wird, als das stolze Schloß seines Unterdrückers, weil es diesen beherbergt hat. Kein Recht hat übrigens Alphons bei dem Spruche über Tasso verletzt; denn Ferrara hatte, 1240, den Markgrafen von Este die Gewalt, Recht oder Unrecht über sie zu verfügen, ausdrücklich mit der Oberherrschaft übertragen. Ein Fenster im Kerkerzimmer des Dichters war vermauert, ein anderes, das den Ausblick auf den Hof gewährt, angebracht worden, was diesen wohl noch trauriger macht. Ein Stückchen des Steins im Gemäuer, welcher das Bett Tasso's getragen haben soll, verehrte mir der Kastellan. Ich zweifelte sehr an der Echtheit dieser Reliquie und freute mich ihrer doch. Er zeigte uns auch den Namen Lord Byron's irgendwo in der Mauer eingegraben. Die Schriftzüge, ganz gleich denen an der Säule im Kerker von Chillon, verbürgten beiderseitig ihre Echtheit. Ich erinnerte mich einiger Aeußerungen Lord Byron's über den Kerker Tasso's, und mich dünkte, mein Gefühl gäbe mir ein Recht, hier der Versuchung nachzugeben, meinen Namen unter dem seinigen einzugraben. Möge das vernünftige Glück ihn daselbst verlöschen oder erhalten.

Das Haus Ariost's mit der Inschrift in Lateinischer Sprache: „Klein, doch vom Meinen; doch Keinem ein Anstoß; doch nicht aus Geize klein, und wie golden", ist ein gutes heimliches Wohnhäuschen. Eine mäßige bequeme Stiege; ein geräumiger Flur; die Tragbalken unverkleidet, etwas verziert, dienen als Decke. In der Mitte ein kleines Eingangs-Zimmer von einem Fenster; rechts und links ein Zimmer von zwei Fenstern; die Aussicht über Gärten, flaches, fruchtbares Land, auf die Kirche St. Benedikt, deren Glocken hier Ariost täglich hörte, bis sie ihn zu Grabe läuteten. Das Wohnzimmer grau, oben mit einer Arabeske, grau in grau gemalt — so wohnen wir noch heute. Den ehernen Klopfer an dem Hausthor bilden zwei Fische, zwischen deren Schnauzen sich ein Kopf befindet — Satyr oder Pan, oder Beides. Die Fische kehren wieder bei der Arabeske im Wohnzimmer. Der Kamin in diesem befindet sich zwischen den Fenstern. Als eine Pyramide tritt der Schornstein über demselben, einige Steine hoch, aus der Mauer bis an die Decke empor.

Das Bett Ariost's hatte in dieser Stube dieselbe Stellung, wie das Bett Tasso's in dessen Kerker gehabt. Um die Stelle, wo der Schreibtisch jenes Ersteren gestanden, an der Mitte derselben Wand, an welcher sich sein Bett, im Grunde des Zimmers befunden, ist Stück um Stück aus den Ziegeln des Bodens, welche seine Füße getragen, gehauen.

Der Hof, der Garten — wie klein! — Das Genie braucht wenig: es macht sich ein Bedeutendes aus dem Unbedeutenden, ein Ganzes aus dem Theil, aus der Enge Unendlichkeit. Reiche Rebengehänge mit schwarzblauen Trauben, zu beiden Seiten des Einganges in den Garten, konnten wohl von Ariost gepflanzt seyn, so dick waren die Stämme.

Die Frau, welche uns umherführte, pflückte in dem Gärtchen einen Strauß: ich vermuthete, für uns, zum Andenken des Ortes. Eine Rose, eine Immortelle — die Sinnbilder waren schön; zu glänzend, zu jugendlich — für die Liebe zu alt; für den Ruhm zu unbedeutend — dachte ich bei mir selbst. Allein, Liebe und Unsterblichkeit — kann man sie auch nicht wünschen, kann man sie auch nicht hoffen — wer wiese ihre Verheißung von der Hand? —

Die Frau band die Blumen nicht zum Strauße. Sie nahm sie mit sich in das Haus; hier legte sie diese auf den Flur auf einen Tisch, nahm ein Sträußchen, welches auf diesem in einem Glase Wasser stand, aus demselben, und überreichte es mir, als Andenken, aus dem Garten Ariost's. — Eine Spanische Kressenblüthe, ein Stengelchen Pfefferkraut, ein Sprossen Spanischer Jasmin. — Ich war mortifizirt über die trivialen Symbole, welche ich statt der dargewiesenen empfing. Ich glaube, der alte Schelm, in dessen Gebiet wir uns befanden, hatte die Hand hier im Spiel. Anfänglich war ich mir selber lächerlich; dann bot ich durch Deutungen der Malice des Zufalls Trotz.

Die Kressenblume — ihre Farbe, die Farbe der Wahrheit; das Pfefferkraut — ein kräftiges Würzkraut, von dunkler ernster Hoffnungsfarbe (zu grünen Bahnen existirt es nicht für mich); der Spanische Jasmin — die Blume des schönen Genua; seine Farbe, Weiß der Unschuld, ein zartes gediegenes Weiß. — War denn das so übel? paßte es nicht am besten für mich? — Meister Ludwig, ich nehme das Wahrzeichen an! — Liebe und Ruhm — wem wurden sie mehr als gezeigt? — Glücklich, wer sie auch nur so erblicken, hoffen durfte, als ihm bestimmt.

Bibliographie.

Prospetto sinottico della lingua francese. (Synoptische Tabellen der Französischen Sprache, zur leichten Uebersicht aller Regeln.) Von A. Le Mandu. Pr. 5 Paoli.

Il boja. (Der Henker.) Historischer Roman von Dufresne. 4 Bde.

Bilancia politica del globo. (Die Erde, in geographisch-statistischer Hinsicht.) Nach den neuesten Entdeckungen und den letzten politischen Bestimmungen. Pavia.

Raccolta delle poesie giocose. (Neue Ausgabe von Antonio Guadagnoli d'Arezzo's gesammelten Scherzgedichten.) Nebst einigen bisher noch ungedruckten Poesieen desselben. Pisa. Pr. 6 Paoli.

E n g l a n d.

Lieutenant Breton's Ausflüge durch Neu-Süd-Wales ꝛc.

(Schluß.)

Einige von den Ansichten, die sich unserem Reisenden bei seinen Streifzügen durch das Innere darboten, werden von dem Charakter der Landschaft, die der Auswandernde vorfindet, eine allgemeine Vorstellung geben; folgende Auszüge sind in dieser Beziehung das Interessanteste aus dem vorliegenden Werke:

„Hinter Gireabill ist eine Anhöhe von etwa 500 bis 700 Fuß Höhe, 10 bis 12 Meilen Länge und mehreren Meilen Breite; von ihrem Gipfel aus sahen wir, so weit unser Auge reichte, unermeßliche Ebenen, im schönsten Grün prangend, aber ohne einen Baum. Eine derselben, obgleich nicht in ihrer Ausdehnung, so doch dem größten Theil nach sichtbar und ihrer Länge nach ziemlich genau bestimmt, war wenigstens 25 Meilen lang und 5 bis 10 Meilen breit, und diese Fläche mußte allein wenigstens 100,000 Morgen halten! Alle Ebenen sind von ziemlich hohen Bergen begränzt, wovon der eine gewiß höher als der Burowan ist, ausgenommen nach Nord-Westen hin, in welcher Richtung man hin und wieder einen Hügel, aber keine fortlaufende Kette bemerkt. Umsonst würde ich versuchen, den Eindruck zu schildern, den der Anblick dieser weiten Einöden macht; ich habe nie etwas Aehnliches gesehen und kann sie höchstens mit den endlosen Savannen oder Pampas von Amerika vergleichen; dabei muß ich aber gestehen, daß ich es nicht begreife, wie man in irgend einer anderen Hinsicht einen Vergleich zwischen diesen beiden Ländern anstellen kann. Die tiefe Stille, die in Neu-Holland herrscht, ist über alle Einbildungskraft erhaben. Zwar erblickt man manchmal eine Heerde Vieh oder einen einsamen Trappen, aber meistens in weiter Ferne; und der Reisende kann oft Meilen weit kommen, ohne ein lebendes Geschöpf zu sehen."

„Von Burandill kehrten unsere Bedienten und Packpferde auf der gewöhnlichen Straße nach Walombi zurück, während wir den Weg über die Liverpooler Hügelreihe nach dem „Jäger" zu einschlugen. Vier bis fünf Meilen von der Stock-Station fing die Ebene an aufzusteigen, und der Weg war oft steil und ermüdend, doch wurden wir für unsere Strapazen durch einige herrliche Aussichten, namentlich nach den Flächen hin, reichlich entschädigt; die Gebirgslandschaft ist so mit allen Reizen der Ebene untermischt, daß sich die Aussichten gänzlich von denen auf dem Blauen Gebirge unterscheiden, nur daß es beiden an Wasser fehlt. Obgleich der Eindruck des ersten Umherblickens auf den Ebenen großartig ist, und obgleich man nicht umhin kann, das üppige Grün des Landes zu bewundern, so verliert doch diese Schönheit sehr bald; das Auge fängt an, an einer so weiten nur von dem flachen Horizont begränzten Aussicht zu ermüden, und die Phantasie kann sich nur eine fortgesetzte Reihe solcher Flächen denken."

Lieutenant Breton giebt übrigens zu, daß sich über schöne Aussichten kein festes Urtheil aufstellen läßt, und bekennt ganz aufrichtig, daß seine Meinung davon eben so irrig seyn könne, wie die jedes anderen Schriftstellers. Was der Eine für schön hält, kann dem Anderen abgeschmackt scheinen; aber mit Hinsicht auf ungeheure Flächen unbebauten Landes möchten doch die Meinungen wohl nicht sehr von einander abweichen. Daß das Land einigen seltsamen Einflüssen unterworfen ist, möchte für künftige Kolonisten auch nicht uninteressant zu erfahren seyn.

„Es ist oft vorgekommen", heißt es, „daß große Teiche in dieser Kolonie (so wie man Bäche oft aus Höflichkeit Flüsse nennt, so giebt man diesen Teichen den Namen von Seen), die, als man sie zuerst entdeckte, ziemlich tief waren und fast den Umfang einer kleinen Stadt hatten, plötzlich verschwanden; und man erzählt sich, daß ein Herr seine Meierei nach sich selbst benannte und ein Wort hinzufügte, welches ein dabei befindliches Wasser-Bassin bezeichnen sollte, so daß beide zusammen den Namen einer unserer schönsten Seen in Cumberland bildeten. Der Name hat sich noch rein erhalten, aber das Wasser ist rein fort."

Von dem Anblick der Küste giebt unser Autor im Allgemeinen eine sehr ungünstige Schilderung; da sie nur kurz ist, so können wir sie ganz mittheilen.

„Botany-Bay ist 6 Meilen von Sydney entfernt; die Bucht ist ziemlich groß, wenn aber die Stürme aus Osten kommen, so gewährt sie keinen besonders guten Ankerplatz. Hier wurde, wie wohl allgemein bekannt ist, die erste Niederlassung gegründet; im Innern der Bucht ist der Cook's-Fluß, während der Georgs-Fluß dicht bei der Einfahrt in das Meer fällt. An diesem Gestade wohnen nur sehr wenig Menschen."

„Als allgemeine Bemerkung über die Küste ist zu erwähnen, daß die meisten Seefahrer den Golf von Carpentaria in nicht sehr günstigen Ausdrücken schildern; und in der That muß das Land, wenn

man nach den verschiedenen Berichten darüber urtheilen will, nach den Küsten zu ein sehr trauriges und unwirthliches Ansehen haben. Die Küste von Cap Arnheim bis zum Nordwest-Cap und von da bis zum Schwanenfluß, eine Strecke von 2146 Meilen, wird eben so geschildert. Wenn ich dem Leser sage, daß dasselbe auch mit einem großen Theil der Süd- und Ostküste der Fall ist, so wird er sich ungefähr eine Vorstellung davon machen können, welch öden und trüben Anblick im Allgemeinen die Gestade dieses unermeßlichen Eilandes gewähren müssen. Neu-Holland hat, ohne alle die Einbiegungen der Buchten mit zu rechnen, einen Umfang von etwa 6000 Meilen."

Den Bericht über Neu-Seeland, seine Einwohner und die Australischen Eingebornen wird man mit vielem Interesse lesen. Der Verfasser scheint seinen Stoff fleißig gesammelt und sein Urtheil mit Bedacht gebildet zu haben. Wir schenken seinen Angaben unbedingten Glauben, denn er schreibt mit der Ruhe und Gewissenhaftigkeit eines wahrheitsliebenden Mannes. Von den grausenhaften abergläubischen Gebräuchen, die man den Eingebornen Schuld giebt, scheinen manche rein erdichtet zu seyn, und Lieutenant Breton erwähnt ihrer nur, ohne sich für die Wahrheit derselben verbürgen zu wollen. Im Ganzen scheinen die Sitten jener Völkerschaften noch wenig bekannt zu seyn, denn wenn man auch äußerlich Manches von ihnen weiß, so fehlt doch immer noch ein Schlüssel zu den inneren Gründen und Zwecken jener Grausamkeiten, deren man sie zeiht. Nach dem, was von ihnen erzählt wird, kommt Lieutenant Breton zu dem Schluß, daß nur ein sehr geringer Unterschied zwischen ihnen und dem Urang-Utang seyn müßte, und wenn dieser Vergleich auch ein wenig derb ist, so mag er doch ziemlich richtig seyn.

Ohne das Einzelne zu berühren, wollen wir doch das Wichtigste von den Rathschlägen, welche Lieutenant Breton den Auswanderern in Bezug auf den wichtigen Punkt der Kosten und Ausgaben ertheilt, hervorheben, weil es für diejenigen bemerkenswerth ist, die da glauben, daß auch geringe Mittel durch Fleiß sich in Australien plötzlich in Reichthum verwandeln.

„Wenn man dies Alles zusammen nimmt, wenn man den Unterschied zwischen dem scheinbaren und wirklichen Werth der Arbeit gehörig berücksichtigt, und mit in Anschlag bringt, daß Proviant und Kleidung für die Dienerschaft, Wirthschaftsstücke, Möbel und eine Menge von Artikeln, die man nicht alle aufzählen kann, angeschafft werden müssen, so werden sich die Gesammtkosten auf nicht viel weniger als 2000 bis 2500 Pfund belaufen. Der Leser muß nicht vergessen, daß ich von einer ordentlich eingerichteten Meierei spreche. Es giebt freilich Ansiedler genug, die auf jede Bequemlichkeit verzichten; ihr Meublement besteht aus einem an Ort und Stelle verfertigten Tisch, 2 bis 3 schlechten Stühlen, einem Bett und einigem Küchengeräth; ihre Speisen sind frisches und gepökeltes Fleisch und eine Art von Kuchen, der aus Mehl und Wasser bereitet und in heißer Asche getrocknet wird; ihr Getränk ist Milch oder Thee. So vegetiren sie Jahre lang fort, alle Bequemlichkeiten und Bedürfnisse, an die sie früher gewöhnt waren, vergessend. Ein Auswanderer aber, dem es darum zu thun ist, daß seine Familie einige Annehmlichkeiten genießen soll, wird finden, daß ich eher zu wenig als zu viel angebe, wenn ich das dazu nöthige Kapital auf eine Summe von 3 bis 4000 Pfund veranschlage. In Van Diemens Land namentlich sehe ich nicht ein, wie eine geringere Summe für Einen ausreichen soll, der auf die Einrichtung einer Meierei Etwas wenden will; und wenn man den Preis der Lebensmittel, des Rindviehs, der Pferde, Schaafe und dergleichen bedenkt, so wird man mir gewiß Recht geben."

„Wer jedoch obige Summe nicht besitzt und sich dessenungeachtet dort niederzulassen wünscht, muß nur seine Rechnung danach einrichten und weniger Land, weniger Rindvieh und Schaafe kaufen; dann muß er sich aber auch mehrere Jahre gedulden, ehe er aus seinem Meierhof einigen Gewinn ziehen kann."

„Es giebt Leute, die sich einbilden, daß sie ein ganz kleines Kapital in Stand setzen muß, sich binnen kurzem ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Freilich sind Viele jetzt zu großem Reichthum gelangt, die kaum mit einem Schilling begannen; es waren dies Kaufleute und Detailhändler zu Sydney und Hobart-Town; sie gewannen ihr Geld auf einem ganz anderen Wege und konnten in derselben Zeit Schätze aufhäufen, wo der bloße Ansiedler kaum seinen nöthigen Unterhalt wird erwerben können. Diejenigen Kolonisten, die es zu Etwas gebracht haben, sind auch schon lange Jahre angesiedelt, haben ihren Fleiß und ihre Kräfte aufs höchste angestrengt und den Vortheil genossen, ihre Vorräthe zu Zeiten verkaufen zu können, wo die Preise sehr hoch waren."

Es ist auch noch zu gedenken, daß man jetzt nicht mehr unter so billigen Bedingungen Land erwerben kann, wie früherhin. Manche Grundstücke, die für ein Geringes gekauft wurden, als die Kolonie noch in ihrer Kindheit war, würden jetzt kaum für 7 bis 8000 Pfund feil seyn.

Die Einwendungen gegen das Auswandern nach Australien und die Gründe zu Gunsten desselben lassen sich kurz zusammenfassen. Folgendes sind die Einwendungen: 1) Die weite Entfernung der Kolonie vom Mutterlande, wodurch aller Verkehr mit der Heimat und den Freunden meist für immer abgeschnitten ist; 2) die Ansiedlungen in dem Buschlande sind so zerstreut, daß ein freundlicher Umgang und gesellige Mittheilung, die zum Glück der Menschheit so wesentlich nöthig sind, fast unmöglich werden; 3) der Ansiedler befindet sich mitten unter einer aus Verbrechern bestehenden Bevölkerung in der peinlichsten Lage, die sein Leben nicht nur verbittert, sondern auch gefährdet; 4) die Schwierigkeit, ein Landgut in der Nähe eines größeren Orts zu bekommen, nöthigt den Ausgewanderten meistentheils, auf einem so entfernten Wohnsitz zu leben, daß alle seine häuslichen Ausgaben dadurch bedeutend vermehrt werden; 5) die Bedingungen, unter welchen jetzt Land bewilligt wird, sind sehr lästig. Für die Ansiedlung dagegen sprechen folgende Gründe: 1) Ein begüterter Auswanderer kann von seinem Kapital 10 bis 12 pCt. Zinsen erhalten; diesen Werth wird das Geld daselbst wohl noch 5 Jahre und länger behalten, und einige Jahre nachher wird man es zu 8 pCt. anlegen können; 2) das Klima ist ungeachtet der Dürre und der heißen Winde doch besser als in Kanada; 3) der Kolonist ist mit gar keinen Steuern und Abgaben belastet; 4) Lebensmittel sind in Ueberfluß vorhanden und sehr wohlfeil; 5) die Dienstboten kosten nicht so viel als in der Heimat, und der Ansiedler kann darauf rechnen, daß er im Stande ist, sich alle seine Bedürfnisse auf seinem eigenen Gute anfertigen zu lassen.

Diese Bemerkungen gelten von beiden Kolonieen in gleichem Maße, mit der einzigen Ausnahme, daß in Van Diemens Land, wo der Preis der Lebensmittel nicht viel geringer ist als in England, auch die Dienstboten verhältnißmäßig mehr kosten.

Dies ist das Resultat der Untersuchungen und Reisen des Lieutenant Breton. Sein Werk ist von der ersten bis zur letzten Seite wahr und vernünftig und enthält mehr schätzbare Dinge, als irgend ein ähnliches Buch, dessen wir uns erinnern können. Er stellt dem Auswanderer das Gift und das Gegengift vor Augen, und dieser wird nur sich selbst den Vorwurf zu machen haben, wenn er nach Durchlesung dieses trefflichen Buchs noch immer glaubt, seine Lage dadurch verbessern zu können, daß er in den Wildnissen von Tasmanien seine kleinen Ersparnisse aufs Spiel setzt. (A.)

Bibliographie.

- England and America. (Vergleichung des geselligen und politischen Zustandes der Englischen und der Amerikanischen Nation.) 2 Bde. Pr. 18 Sh.
- Trevelyan. — Ein Roman vom Verf. der „Ehe in der vornehmen Welt." 3 Bde. Pr. 31½ Sh.
- The white-rose wreath. (Der Kranz von weißen Rosen.) Gedichte. Pr. 3½ Sh.
- Selections from the writings of Fenelon. (Auswahl aus Fenelons Schriften.) Von einer Amerikanerin. Pr. 2½ Sh.
- Christ crucified. (Christus.) Episches Gedicht von M. E. Wall. Pr. 12 Sh.
- Graphic illustrations of abortion and the diseases of menstruation. (Medizinische Abbildungen.) Von Dr. Granville. 4. Pr. 30 Sh. kolor. 42 Sh.

Frankreich.

Karl Eduard.

(Aus Capefigues historischem Roman „Jakob II. in St. Germain.")

Das Geschlecht der Stuarts ist im Exil erloschen. Der letzte Sproß des großen Schottischen Stammes starb unter dem Römischen Purpur, von Georg III. mit vier tausend Pfund Sterling pensionirt. Die Geschichte lehrt, welch ein Zusammentreffen von Fehlern und Vorfällen die zweite Restauration verhinderte. Die Parteien und die Dynastieen richteten sich zu Grunde, wie zum Vergnügen. Wenn die Tories und die unbedingten Jakobiten sich verständigt hätten und sich nicht von Streitigkeiten und Beschuldigungen hätten hinreißen lassen; wenn sie nicht die Vergangenheit durchgewühlt hätten, um sich Vorwürfe an den Hals zu werfen, wenn Alle, ihrem Eide unterthan, mit hohem Sinn und festem Schritt auf die Eroberung und Behauptung der politischen Rechte losgegangen wären, dann, die Majorität im Lande, würden sie der Minorität den König ihrer Wahl und das Prinzip des Glaubens ihrer Väter gegeben haben.

Die Jakobiten vergaßen die große Bedingung günstigen Erfolges; getheilt zur Zeit des Glückes, lösten sie sich völlig auf im Unglück; vor dem Kampf trennten sie sich, wie wenn es sich darum gehandelt, die Beute nach dem Siege zu theilen; dazu die Starrköpfigkeit Jakobs II., seine Einbildung von himmlischer Berufung, leere Theorieen über die Prärogative und jener rechthaberische Geist, der im Exil wuchs und dem Unglück eine Art von zäher Unbeugsamkeit lieh; die Verweigerung der Abdankung zu Gunsten des Prinzen von Wales, eine Konzession, die auf ein legitimes Haupt jene Krone gebracht hätte, welche man nicht mehr mit den Waffen in der Hand im Stande war, Wilhelm von Oranien streitig zu machen. — Alles dies verurtheilte die Dynastie der Stuarts zur Ruhe, fern von jenem Throne, auf dem ein anderes Geschlecht sich niedergelassen. Und doch verschwand sie nicht ohne Glanz; es giebt in den Familien der Könige, die da erlöschen, einen letzten Widerschein des Ruhmes, und Karl Eduard war es, der das große Vermächtniß seiner Dynastie übernahm.

Nach König Jakobs II. Tode nahm der Prinz von Wales, von Ludwig XIV. anerkannt und begrüßt, den Namen Jakob III. an; er machte seinen ersten Feldzug in Flandern unter dem Herzog von Burgund und in Villars Schule. Man nannte ihn hierauf den Ritter Sankt Georg.

Wilhelm starb, und Anna, die Jakob II. so viele Versprechungen gemacht hatte, griff nach der Krone sonder Gewissensbisse. Ein Parlament, das die Whigs beherrschten, übertrug die Succession der protestantischen Linie, und Ludwig XIV. sah sich genöthigt, sie im Utrechter Frieden anzuerkennen; der Ritter Sankt Georg ward aus Frankreich verbannt, auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt. Die Schottische Rebellion von 1715 zeigte die Nichtigkeit des Ritters Sankt Georg. Er erschien nur einen Augenblick unter

seinen Hochländern, um vor den Schotten unter Lord Argyle die Flucht zu ergreifen; der Graf von Mar, der das Banner der Stuarts wieder erhoben, hatte Nichts von den großen Geistern Montroses und Dundees. In Rom, dem Zufluchtsort aller gestürzten Größen, aufgenommen, begann Jakob III. jenen Roman, der in seiner Ehe mit Klementine Sobiesky endigte, der Enkelin Sobieski's, die, verbannt wie der Prinz, seinem friedlichen Wesen durch ihre Abenteuerlichkeit Unruhe und Plage bereitete.

Aus der Verbindung dieser beiden großen Geschlechter entsprang Karl Eduard. Seine Erziehung wurde zuerst dem Ritter Ramsay anvertraut, doch ward dieser durch eine Hof-Intrigue entfernt, und an seine Stelle kam Lord Murray. In seinem siebzehnten Jahre sprach Karl Eduard Englisch, Italiänisch und Französisch; hierauf, reisend unter dem Titel Graf von Albany, warf er sein Auge zum erstenmal auf jenes Meer, dessen weite Wogen ihm die Britischen Triumphe vor die Seele führten; die Erhebung, die er empfand, war unaussprechlich, und alle Eindrücke seiner Reise verschwanden vor dem erhabenen Andenken Englands und Schottlands. Im Jahre 1745, nachdem er vergeblich die Hülfe der Frau von Pompadour angesprochen, stieg Karl Eduard allein an's Land unter die Bergbewohner und pflanzte sein Königliches Panier in Schottland auf. Seht ihn da, den jungen Fürsten, anfangs kalt aufgenommen, dann die heldenmüthigen Clans um sich vereinigend, wie er auf der bloßen Erde schläft, eingehüllt in den Plaid des Hochlandes; sein gutes Schwerdt schwingend, die tapferen Hochländer anführt, die beim Klang ihrer Sackpfeifen auf die Kanonen des Generals Cope marschiren, sich derselben bemächtigen und London bedrohen.

Dieser ganze Feldzug Karl Eduards hat etwas Wunderbares. Es ist eine jener Urzeit der Völker, wo Alles noch eine grobe, aber großartige Gestalt trägt, würdige Epopee; man sieht sich unter die Helden Homers versetzt. Bei Culloden erklärte sich das Glück noch gegen die Stuarts. Die Hannoveraner unter dem Herzog von Cumberland schlugen die Bergbewohner in die Flucht, wie die Holländer unter Wilhelm III. Montroses Schotten auseinandergesprengt hatten. Die Fremden hielten in England eine fremde Dynastie.

Karl Eduard fand nicht mehr den ritterlichen Enthusiasmus, der die Restaurations-Versuche unter Karl II. begleitet hatte. Die Clans des Gebirges ausgenommen, blieb Alles um ihn kalt, und das Volk, ohne sich für die eine oder die andere Partei zu erklären, wartete auf den Sieg. Die Lehre des Interesses hatte ihre Fortschritte gemacht; England, handeltreibend und betriebsam, hatte nichts mehr von jener Ergebenheit gegen ein Geschlecht, die zur Zeit des Ritterthums ganze Völkerschaften zum Aufstande bewegte — einige beherzte Gefährten traten noch auf in den Schranken, aber die Massen blieben draußen. Wer heutzutage mit großen politischen Unternehmungen umgeht, darf diese Beschaffenheit der Gemüther in der neuen Zeit nicht außer Acht lassen; es giebt keine Ammen mehr von so starkem Bande und Neigungen von solcher Tiefe, daß sie das ungeheure Gewicht der materiellen Interessen, die sich um eine That gegen ein legitimes und gefährdetes Recht lagern, aufzuheben vermöchten; Alles scheitert an dem bürgerhaften Frieden, der einem Jeden den friedlichen Genuß seiner Besitzthümer läßt. Das Forum und das Schlachtfeld sind die Schreckbilder dieser Generation der Ordnung und der gesellschaftlichen Feigheit.

Karl Eduard endigte sein Leben — er ergab sich ihnen, um sein selbst zu vergessen — in den Ausschweifungen des Trunkes; jung und tapfer, ritterlich, verachtete er sein Jahrhundert, als er sich verlassen und proskribirt sah, die Krone auf dem Haupt.

Wie sehr war das Kabinet von Versailles gesunken, als Ludwig XV. den Befehl unterzeichnete, den legitimen Erben des Englischen Thrones zu verhaften und, mit seidenen Stricken gebunden, in die Bastille zu bringen! Da begann das Königthum dahinzusinken. Die Throne stehen in wechselseitiger Bürgschaft gegen die Revolution; eine Krone kann nicht erschüttert werden, ohne daß alle den Gegenstoß empfänden, und nur ein Jahr später, als Karl Eduards Tod, erfolgte die Einnahme jener Bastille, wo ein Fürst um des Verbrechens der Legitimität willen eingekerkert gewesen.

Die Englische Revolution ist erstarkt, weil sie eine große That der Ordnung, des Eigenthums und der Religion war. Die Fehler der Jakobiten, Jakobs II. Charakter, vor Allem das geschickte und ruhige Benehmen Wilhelms III., des bedeutendsten Charakters seines Jahrhunderts, trugen dazu bei, eine Usurpation zu heiligen, die nicht vom Forum kam, sondern dem Felde, von dem Grund und Boden, der sich nicht bewegt. Ich bitte, keine strenge Vergleichung mit dem Gegenwärtigen machen zu wollen, was uns umgiebt; weder die Dinge, noch die Menschen lassen sich zusammenstellen. Niemand wird so anmaßend seyn, sich mit Wilhelm III. zu vergleichen; und der unglückliche Karl X. war weder der Gefährte Türenne's und Condé's, noch der mit den Gesetzen und der politischen Geschichte seines Landes so vertraute Fürst. Etwas giebt es, was sich auf tiefere Weise ähnlich sieht, das sind die Parteien, weil die Leidenschaften immer dieselben sind und immer dieselben Fehler und dasselbe Verderben nach sich ziehen. Jakobiten, was thatet ihr nach der Revolution von 1688? Royalisten, was habt ihr gethan, und was thut ihr noch heut?

Bibliographie.

Collection complète des ouvrages publiés sur le gouvernement représentatif et la constitution actuelle. (Auch unter dem Titel: „Kursus der konstitutionellen Politik.") Von B. Constant. Abth. VII und VIII. 2 Bde.

Coup d'oeil sur les colonies. (Ueber die Französischen Kolonieen und namentlich Algier.) Pr. 2 Fr.

La révolution de 1830 et le véritable parti républicain. (Die Revolution von 1830 und die wahre Republikaner-Partei.) Eine Auseinandersetzung des Planes dieser Partei im Juli rc. Von Aug. Fabre. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Géometrie enseignée aux enfans. (Geometrie zum Unterrichte von Kindern.) Von Lamé Fleury.

Mannigfaltiges.

— **Reden an die Nachwelt.** Während einer jener langweiligen und endlosen Reden, die das Haus der Repräsentanten (in den Vereinigten Staaten) oft anhören muß, wurde ein Mitglied, welches mehrere Stunden lang die Rednerbühne eingenommen hatte, endlich zur Ordnung ermahnt, weil seine Bemerkungen mit der zu erörternden Frage nichts zu schaffen hatten. „Das weiß ich", entgegnete er, „ich spreche auch nicht zum Besten des Hauses, sondern für die Nachwelt." — „So sprechen Sie nur noch ein wenig länger", sagte John Randolph in gelassenem Ton, „und Ihre Zuhörer werden gewiß vor Ihnen stehen." (A. P.)

— **Ein berittener Landwehrmann in Amerika.** Um über die Miliz in den Vereinigten Staaten zu urtheilen, muß man nach Westen und Süden gehen. Einem Regimente berittener Miliz — Leuten, die gegen alle Beschwerden und Entbehrungen eines beinahe wilden Lebens abgehärtet sind — auf ihren Lieblingspferden sitzend, mit ihren treuen Karabinern versehen, ist ein Feldzug eine wahre Lustparthie. Sie kennen die Wälder und finden ihren Weg mit Hülfe der Sonne und der Baumrinden, mögen sie nun einem Feinde oder einem Hirsche nachsetzen. Ihre Hunde leisten ihnen Beistand; denn Jeder führt einen Hund mit sich. Sie haben keine Uniform; Jeder kommt, wie er für sein Tagewerk gekleidet ist, mit irgend einer Extra-Bekleidung, die sein Weib aus selbstgepflanzter Baumwolle für ihn gewebt hat. Ein Hut aus geflochtenen, vom Dampfe des Bivouac geschwärzten Palmblättern schützt sein Haupt; ein Otterfell, künstlich gefaltet und genäht, enthält seine Munition, ein Feuerzeug und eine kleine Rolle Taback; ein Felleisen hinter dem Sattel verwahrt Speise für Mann und Pferd. Das Thier ist eben so wenig Kostverächter, als der Herr. Ein paar Handvoll Mais genügen ihm als tägliche Nahrung; allein am Abend, wenn man ins Lager kommt, wird es abgezäumt, und nur zwei seiner Beine werden leicht mit einander verbunden. Alsdann darf es im Walde freiherumlaufen und in dem üppig wachsenden Grase sich gütlich thun. Unter einer solchen Truppe besteht wenig Disziplin; auch giebt es keine regelmäßige Uebungen; ein Jeder führt auf eigene Faust Krieg, wie vom Instinkt getrieben. Es ist eine Jagd-Gesellschaft in vergrößertem Maßstabe, und dennoch zeichneten sich diese Truppen in dem letzten Kriege vor allen übrigen aus und schlugen die Engländer bei New-Orleans in die Flucht. (Les Etats-Unis, par Murat.)

— **Eine Hochzeit in Sibirien.** Die Mitgift der Braut bestand aus mehreren großen Kleiderkisten, in denen zwischen jedem Artikel ein Stück Geld steckte, — ferner aus einem Prachtbette, einem Putztisch, verschiedenen Heiligenbildern u. s. w. Die Gesellschaft bildeten ihre Verwandten, die ihren Verlust jämmerlich beseufzten. Am folgenden Tage kam der Bräutigam und hielt um die Jungfrau an. Nachdem sie alle ihre Freunde umarmt hatte, ging sie heulend hinaus; ein Teppich wurde ausgebreitet, auf dem sie niederkniete und ihren Aeltern so wie auch ihrem Bräutigam die Füße küßte, bei welcher Ceremonie jede dieser Personen ihr ein Bild der Jungfrau Maria überreichte. Dann ging es zum Essen, wobei die Männer, wie gewöhnlich, von den Frauen abgesondert saßen. Das Essen bestand aus Suppe, kalten Fleischspeisen, Backwerk, Thee, Wein und Branntwein, und dauerte fünf Stunden. Am Abend wurde ein Ball gegeben, bei dem 70 Damen zugegen waren, die Kleider von Seide, Musselin u. s. w. trugen. Bei den Hochzeiten der Jakuten werden die größten Fresser gewöhnlich besonders geehrt.

(Gordon's Tour through Persia etc.)

— **Der Anblick einer echt Irländischen Stadt.** Das neu erbaute Viertel der Stadt Roscommon bietet einen erstaunlichen Kontrast zu den alten armseligen Baracken, die man in anderen Stadttheilen sieht. Erbärmlichere Wohnstätten für Menschen, als diese, können nicht erdacht werden. Keine Rauchfänge, keine Fenster, eingesunkene und den Einsturz drohende Dächer; Lumpen, Schmutz und Elend von Innen; von Außen aber Düngerhaufen, die bis an die Thüren reichen, und zu deren Aufnahme eine Grube bestimmt ist, welche dicht an der Mauer mit derselben parallel läuft und alle Jahre breiter und tiefer wird. Ist der Dünger weggeräumt, so werden diese Gruben eben so viele Behälter eines faulen und schlammigen Wassers, das die ekelhaftesten, der Gesundheit verderblichsten, Dünste entwickelt. Und doch behelfen sich die Leute selbst zu dieser mephitischen Luft, weil das Ansammeln des Düngers ihnen einen kärglichen Gewinn abwirft. Noch vor wenigen Jahren verpesteten diese Gruben sogar die Hauptstraße der Stadt, und nur durch die eifrige Bemühung weniger Individuen, welchen die Polizei einen kleinen Vorschub thut, wurde dem Unfug gesteuert. Die ganze ärmere Klasse treibt dieses unsaubere Geschäft, und wenn ich sage, daß in den Straßen von Roscommon nicht weniger als vierhundert mit Schilf gedeckte Hütten stehen, von denen einundsechzig nach meiner Berechnung ohne Rauchfänge sind, so mag man daraus abnehmen, wie verderblich dieses System des Düngersammelns um sich gegriffen hat. (Weld's Statistics of Roscommon.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Mittwoch den 4. Dezember 1833.

England.

William Blake, ein ausgezeichneter Künstler, Dichter und Narr.

William Blake wurde zu London den 28. November 1757 geboren. Sein Vater, ein achtbarer Mützenhändler, der ihn zu demselben Gewerbe bestimmt hatte, gerieth in große Bestürzung, als er bemerkte, daß sein Sohn, anstatt sich im Rechnenbuche zu üben, Bilder in die Handlungsbücher zeichnete und solche auch in das Comtoir einschnitt. Aber Mrs. Blake, von mütterlicher Zärtlichkeit geleitet, nahm diesen frühzeitigen Trieb nicht ungünstig auf. „Wer weiß", sagte sie zu ihrem Manne, „der Knabe kann eines Tages ein Künstler werden, und wird er auch als solcher, wenn man dem Sprüchwort glauben soll, kein großes Vermögen sammeln, so wird man doch von ihm sprechen; er wird Ruhm erwerben." Der Ruhm, dieser eitle Kitzel einer Mutter, verführte auch bald den Mützenhändler, der sich an einen Maler wandte und ihm seinen Sohn als Zögling anbot. Da ihm aber der Maler zu kostspielige Bedingungen machte, so entschloß sich der kluge Krämer zu einem juste milieu. „Wilhelm", sagte er zu sich, „soll Kupferstecher werden, das Lehrgeld dafür ist geringer; auch wird er als solcher immer ein Mann für sein Brod seyn, und sollte er auch nur Adreßkarten für Mützenhändler in Kupfer stechen."

Den Tag darauf, nachdem Herr Blake diesen Entschluß gefaßt hatte, machte er eine neue Entdeckung, die ihn völlig davon überzeugte, daß sein Sohn zum Handelsbetrieb unfähig sey. Er fand nämlich eines seiner Tagebücher, in dem fast jede Seite mit einer Figur oder einer Skizze, an der ein Vers sich anschloß, ausgestattet war. Dichter und Künstler! es war Zeit, sich zu entscheiden. „Schnell, schnell, mein lieber William", sagte Herr Blake zu seinem Sohne, „komm mit mir nach der Grünstraße." In der Grünstraße wohnte nämlich der Kupferstecher Herr Bazire. Bei diesem trat der junge Blake, in einem Alter von 14 Jahren, auf sieben Jahre, welches die gewöhnliche Lehrzeit in England ist, in die Lehre.

Die ersten Skizzen Blake's haben sich verloren, aber seine ersten Verse sind gedruckt worden. Allan Cunningham führt einige an, die zwar gedankenreich, aber inkorrekt und ohne Wohlklang sind. Was konnte man auch von einem Dichter von zwölf bis funfzehn Jahren erwarten! Unter Anderem zitirt Herr Allan von ihm einen Anruf an die Muse, der allen bekannten ähnlichen Anrufungen gleicht; aber von wahrhafter Kraft und Aufschwung zeugt ein kleines Gedicht: „der Tiger". Wir wollen es hier ganz unabgeändert Wort für Wort in Prosa wiedergeben.

„Der Tiger."

„Tiger, Tiger, Du, dessen feuriger Blick funkelt in dem Walde der Nacht, welche unsterbliche Hand bildete das schreckliche Ebenmaß Deines Körpers?"

„In welchen Gewässern oder in welchen entlegenen Schlünden brannte der ursprüngliche Strahl Deiner Augen? Auf welchen Fittigen wagte er zu fliegen? ..... Welche Hand wagte es, die Flammen zu ergreifen?"

„Welcher Arm und welcher Verstand konnte die Fibern Deines Herzens flechten? und als Dein Herz zu schlagen anfing, welche kühne Hand gab da die Form Deinen Gliedern?"

„Auf welchem Amboß, mit welchem Hammer wurde Dein Kopf geschmiedet? Und welche starke Hand wagte es, sich zu legen auf deine schreckliche Gestalt?"

„Als von der Höhe ihrer Sphären die Sterne mit glänzenden Thränen die Himmel besäeten, lächelte da der Künstler sein Werk an? Hat derselbe, der das Lamm erschaffen, auch Dich gemacht?"

Wer nur einige Belesenheit in den Klassikern hat, dem werden hier gewiß die, wenn auch nicht stärkeren, aber doch einfacheren Bilder Theokrits einfallen, deren sich dieser bei Beschreibung des Nemeischen Löwen, der vom Herkules erlegt wurde, bedient.

Von den Biographieen Blake's werden noch einige Stellen aus seinem dramatischen Gedichte „Eduard III." besonders hervorgehoben. Wir wollen hier eine Stelle aus einer Unterredung mittheilen, die der schwarze Prinz mit seinem Vertrauten Chandos einen Tag vor der Schlacht bei Creßy hält. Diese Stelle zeugt schon von der überspannten Denkweise des jungen Dichters.

„Jetzt, da wir allein sind, John Chandos, will ich alle meine Hoffnungen frei aussprechen und meine Gedanken in dieser schwülen Luft umherschweifen lassen, wo tausend Todesboten hin und her irren durch das verhängnißvolle Thal von Creßy; ich glaube sie zu sehen, wie sie unsere tapferen Krieger bewaffnen, wie sie das Schwerdt um jeden Schenkel gürten, wie sie befestigen den funkelnden Helm an jede Stirn, wie sie die Sehne jedes Bogens spannen und vor Freude hüpfen beim Wiehern jedes Renners. Schon höre ich den Schlachtruf und das Getümmel des Handgemenges; ich sehe die Gespenster, wie sie sich setzen auf die Englischen Helme und den vernichtenden Hauch des Krieges in die Reihen der Feinde verbreiten."

Bald darauf sehen zwei Ritter, die sich mit derselben Hitze unterhalten, der Eine, wie Frankreich wankt, gleich einer sterbenden Frau, wie der Himmel des Südens erbleicht und sein Licht ähnlich wird der düsteren Helle, die das Bett eines Kranken erleuchtet; der Andere, wie die Seelen der Krieger die irdische Hülle verlassen und Theil nehmen am Gastmahle der Götter, gehüllt in Siegergewand. Alles, mit einem Worte, will in diesem Drama eine figürliche Sprache reden, und alle poetische Bilder darin sind die fast handgreiflichen Formen einer mehr Narren- als Dichterbegeisterung.

Indessen war Blake doch noch nicht so in einer anderen Welt, um die materiellen Interessen dieser gänzlich zu vernachlässigen. Seine Studien als Kupferstecher-Lehrling machte er mit Eifer, und da er den ganzen Tag bei seinem Meister zubrachte, benutzte er die Nachtzeit, um sich seinen Lieblingsstudien als Künstler und Dichter zu überlassen. So widmete er die Tage der Prosa des Handwerks, die Nächte der Poesie. Für Blake hatte die Poesie eine doppelte Sprache, die der Farben und die der Verse; denn er begriff weder ein Gemälde ohne den begeisterten Kommentar eines Gedichts, noch ein Gedicht ohne die Erleuchtung eines Gemäldes. Unglücklicherweise konnte Blake dem Einflusse des nächtlichen Lebens — wie Byron irgendwo den Schlaf nennt — nicht widerstehen, und er glaubte vielleicht gearbeitet zu haben, wenn er nur geträumt hatte; aber er erlangte allmälig die ziemlich seltene Fähigkeit, seine Träumereien mit ihren Bildern und Farben, der relativen Wahrheit gemäß, darzustellen. Dies machte den Anfang seiner Narrheit, indem er sich einbildete, von der Natur einen Sinn mehr als gewöhnlich erhalten zu haben.

Uebrigens hatte Blake noch keinesweges den Verdacht erregt, als sähe es in seinem Gehirn nicht richtig aus, und in einem Alter von 26 Jahren erregte sein Talent bei seinem Vater die Hoffnung, ihn bald als einen gescheidten Mann etablirt zu sehen; als auf einmal unser Dichter-Künstler die erste Probe der Narrheit ablegte, die ihm der arme Krämer nur mit Mühe verzeihen konnte. Er heirathete aus Liebe! (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Peter Simple. — Vom Verf. des „Kings own." 3 Bde.
- Hebrew bible. (Vanderhooght's Hebräische Bibel.) Pr. 15 Sh.
- Digest of information etc. (Zusammenstellung des Wesentlichen aus den parlamentarischen Aktenstücken über Bevölkerung ꝛc.) Von John Marshall. 4. Pr. 42 Sh.
- Memorials of two sisters. (Denkwürdigkeiten zweier Schwestern.) Pr. 5 Sh.

Frankreich.

Ueber Victor Hugo's neuestes Drama „Maria Tudor."*)

Als Pierre Corneille seinen „Cid" zum ersten Mal hatte aufführen lassen, schrieb ein Herr von Scuderi, ein schöner Geist damaliger Zeit, der die literarische Opposition der Salons in öffentlichen Blättern repräsentirte, folgende Zeilen gegen den Verfaß, den dieses Drama gefunden hatte, und von welchem er glaubte, daß er ganz unverdient sey: „Es ist mit gewissen Stücken wie mit gewissen Thieren, die von fern wie Sterne aussehen und, in der Nähe betrachtet, nichts als Würmchen sind. Nicht Alles, was glänzt, ist Gold; man sieht eben so oft Schönheiten, die auf Täuschung beruhen, als wirkliche Schönheiten, und nicht selten nehmen wir den Schein des Guten für das Gute selbst. Auch wundere ich mich nicht sehr, wenn Leute, die ihr Urtheil nur in den Augen tragen, von dem Urtheil desjenigen Sinnes, der am leichtesten täuscht, sich berücken lassen;

*) Das unbedingte Urtheil, das hier zu Gunsten Victor Hugo's und seines neuen Drama's ausgesprochen wird, dürfte allerdings, um gerecht zu erscheinen, einigen Modificationen unterliegen müssen; wir haben jedoch seit kurzer Zeit in diesen Blättern so viele Stimmen gegen den Dichter vernommen, daß es nicht mehr als billig ist, ihn auch wieder einmal von seiner vollen Lichtseite betrachten zu lassen. D. R.

daß aber dieser grade im Parterre entwickelte Dunst bis zu den Logen emporsteigen, daß ein so trügerisches Phantom den Wissenden wie den Unwissenden, den Haß wie den Bürger verblenden konnte, das setzt mich in Staunen, und nur in dieser Bizarrerie finde ich das Publikum wunderbar. Allein wie jener Macedonier von dem übel berichteten Philipp an den besser berichteten Philipp appellirte, so beschwöre ich die ehrenwerthen Leute, mit ihrem Urtheil ein wenig inne zu halten und die Sardanisden, die Cäsare, die Cleopatren, die Herkulesse, die Mariamnen, die Cleomedon's und so viele andere großartige Helden, die sie auf dem Theater entzückt haben, nicht ungehört zu verdammen."

Nach dem guten Erfolge eines jeden seiner Werke hat Victor Hugo das Glück gehabt, dieses große Argument des Herrn Scuderi mit Anwendung auf sich selbst paraphrasiren zu hören. Man hat dem Dichter die schönen Sterne, die er von seinem poetischen Himmel fallen ließ, mit bewundernswürdigem Scharfsinn zu Würmchen travestirt. Das Publikum, welches in hundert auf einander folgenden Vorstellungen den Saal füllte, ist immer als persönlicher Freund des Autors und sein Beifall als das Resultat akustischer Täuschung betrachtet worden. Täuschung war also die hohe Begeisterung, welche die Schauspieler fünf Stunden lang in rastloser Thätigkeit hielt! Täuschung die Einnahmen des Theaters, deren Ziffern doch Realität genug bekunden! Täuschung der allgemeine Enthusiasmus und die Bewunderung der Kritik, die nur solche Werke anregen dürfen! Alles, Alles baare Täuschung!

Maria Tudor ist nicht nur eine herrliche Schöpfung, sondern sie zeigt auch, daß der Autor auf der Bahn, die er sich mit Lucrezia Borgia eröffnet, einen Schritt weiter gethan hat. Prosa statt der Verse, Handlung statt der Ode, Einheit der Entwickelung ist hier.

Ehe wir zur Diskussion dieser Mittel und zu ihrer Anwendung auf das Drama, von dem es sich handelt, schreiten, ist es nicht am unrechten Orte, daran zu erinnern, daß das Publikum hier nicht bloß über ein Theaterstück, sondern über ein ganzes System entschieden hat, dessen Repräsentant diese neueste Schöpfung ist. Nach langen Einzelkämpfen mit jedem Vorurtheil, das der literarischen Reform unseres Zeitalters im Wege stand, von der Griechischen und Römischen Perücke bis zur Alexandrinischen Periode, die in die Lustwäldchen von Versailles eingeschnitzt ist, hat uns Victor Hugo zu jener grandiosen und wechselnden Form Shakespeare's geführt, die Bewegung der Massen wie der Individuen erlaubt.

Man darf nicht übersehen, daß der Dichter der Maria Tudor allein, sowohl für das Ausland, als für diejenigen überhaupt, welche die Kunstgeschichte des Zeitalters schreiben werden, Repräsentant der literarischen Revolution ist, deren Verantwortlichkeit er auf sich genommen hat. Sein Name stellt die Epoche dar; er ist der Vereinigungspunkt seiner Anhänger und die Zielscheibe seiner Feinde. Wir wollen damit nicht den glücklichen Erfolg und das künstlerische Verdienst aller derjenigen Talente, die ihm gefolgt oder selbst in einigen Theilen der Kunst vorangegangen sind, in Zweifel ziehen; aber Niemand wird leugnen, daß ein Genius, der auf die Poesie, wie auf die Prosa, auf den Roman wie auf die Ode, auf die Polemik wie auf das Drama einen so bedeutenden Einfluß geübt hat, an die Spitze seiner Epoche zu stellen sey. Er ist Prophet gewesen nach Art des Muhamed; er hat mit dem Säbel gepredigt und durch Siege bekehrt.

Besonders darf man nicht vergessen, mit welcher wunderbaren Ausdauer er mitten durch Haß und Fallstricke sich Bahn gebrochen, immer ankämpfend gegen den Geist der Menge, um sie auf den Standpunkt zu leiten, auf dem er sie sehen wollte, mehr fordernd, um weniger zu erlangen, und gleich einem Widder, bald der Macht, bald der Presse, bald beiden zusammen die Stirn bietend, einige Mal zurückgestoßen, aber kaum von seinen Wunden geheilt, immer wieder auf den Wahlplatz tretend.

Man ist mit der Logik der Routine und mit Spötterei, dieser in Frankreich so mächtigen Waffe, gegen ihn zu Felde gezogen, und er ist keinen Fuß breit gewichen. Er hat die Pfeile von sich abgeschüttelt und ist von neuem mit gefällter Lanze angesprengt. Wir erinnern uns einer Zeit, in welcher der bloße Name Maria Tudor vier kleinen Journalen vierzehn Tage lang Stoff zu Witzeleien gegeben hätte. Diese Zeiten sind vorüber; die kleinen Journale, wie das Publikum, behandeln jetzt ernste Dinge ernsthaft.

Nachdem Routine und Spott das Feld geräumt haben, tritt ein neuer Kämpfer in die Schranken, die Philosophie, oder wenigstens etwas Nebliches, das von der Philosophie seine Umrisse entlehnt. In diesem Augenblick versucht man, zu beweisen, Victor Hugo's Drama sey ohne philosophische Grundlage. Man kann sich über den Sinn dieser Worte nicht vereinigen; doch geruhen Mehrere, sie dahin zu erklären, daß die Analyse der Seele, ein Ausstrahlen vom Brennpunkt nach der Peripherie, in diesem Drama vermißt werde. Sodann wirft man ihm seine allzu plastische Form, wie vordem, als er den ersten Band seiner Gedichte herausgab, seine Idealität, vor. Als Victor Hugo nur noch lyrischer Dichter war, rief man ihm von allen Seiten: „Du bist für's Drama geboren"; kaum hatte er ein Drama geschrieben, so hieß es: „Schreibe doch lieber Romane", und er schrieb „Notre Dame de Paris". Als er sein Drama in Verse kleidete, ermahnten ihn tausend Stimmen, doch lieber Prosa aufs Theater zu bringen. Seitdem „Lucrezia Borgia" erschienen ist, gesteht man, es sey an Cromwell, an Hernani, an Marion etwas Gutes. Damals wurde dem Lyrismus der Periode der Prozeß gemacht: jetzt behauptet man, sein Drama sey zu gedrängt, und seinen Mitteln fehle es an Entwickelung.

Freilich haben Victor Hugo's Werke von der Art Philosophie, wie sie sich jetzt in Frankreich als solche darstellt, keine Spur aufzuweisen. Seine eigenthümliche Philosophie, seine Metaphysik des Herzens ist plastisch, wie die des Raphael und Shakespeare. Sie hat einen Körper mit einer Seele, wie der Geliebte Marion's, wie Lucrezia, wie Triboulet, wie Maria Tudor. Sie liebt, sie ist eifersüchtig, sie rächt sich, sie weint und stimmt zum Weinen.

Nach unserer Ansicht ist Victor Hugo der Gegenfüßler der materialistischen Schule, die Dramen schreibt, um Ereignisse nach Herzenslust zu häufen, die, gleich einem Kanzlei-Secretair oder Registrator am Assisenhofe, eine Geschichte abfaßt. Er giebt niemals eine Thatsache, ohne das Motiv ins Licht zu stellen; er hängt niemals einen Mantel um, ohne unter demselben ein Herz zu verbergen.

Wir wollen damit keinesweges die Verirrungen derjenigen Schule, die man die romantische nennt, rechtfertigen. Die Mittelmäßigkeit stiehlt sich in Alles, selbst in jene Poesie des Innersten, die einige Männer von wahrem Talente berühmt gemacht hat. Doch Schule hin, Schule her; die des Victor Hugo scheint uns unter besseren Auspizien ins Leben getreten, weil sie geräumiger, reeller, tiefer aufgefaßt ist, und weil sie den Keim der Zukunft in sich trägt.

Wir möchten nicht einmal die Fehler des Meisters verdecken. Jedes Genie hat auch seine menschliche Seite. Das Groteske in seinen Dramen überschreitet oft die Gränze des Wahrscheinlichen; allein er konnte ja nicht mit Bestimmtheit wissen, wo er anhalten sollte, indem er den kühnen Flug über die klassischen Schranken wagte. Einige Rückschritte hat er übrigens bereits gethan. In die ersten Dramen des großen Dichters kam eine zu starke Dosis Lyrik. „Lucrezia Borgia" und „Maria Tudor" sind bewundernswürdige Schöpfungen in der Gattung der Spektakelstücke. Und dennoch verschwindet der Künstler niemals. Der Stil wird „Lucrezia Borgia" und „Maria Tudor" immer vor den eigentlichen Spektakelstücken auszeichnen, die wir seit Sedaine auf dem Theater Glück machen sahen. Auf beiden Seiten finden wir unleugbares Talent im Hervorbringen des Effekts; aber nur auf der einen ist es die Seele des Dichters, die Allem, was sie anhaucht, Leben giebt. Es ist dieselbe Gränze, die Raphael von der Niederländischen Schule trennt.

Gehen wir jetzt zu dem neuen Drama selbst über.

Maria Tudor ist nicht genau dasjenige, was man ein historisches Stück im Sinne der dramatisirten Chroniken Shakespeare's nennt. Es ist der Kampf zwischen Liebe und Eifersucht in dem Herzen einer Königin von England. Die Königin und das Weib — diese bilden den Stoff — einen Stoff aus dem Seelenleben, wenn irgend ein Stoff diesen Namen verdient, weil Alles in der Seele eines Weibes vorgeht, die ihre Individualität mitten durch Begebenheiten trägt, denen sie der Dichter auf ihrem Wege begegnen läßt. Die Einheit des Stückes ist, wie die in Phädra, Othello, Romeo und Julie, eine Einheit, in der tausend Abenteuer sich kreuzen und mischen, um zuletzt auf gleiche Entwickelung hinauszulaufen. Das Ende des Drama's ist unseren Blicken geschickt verhüllt; es spannt unsere Aufmerksamkeit durch vier ganze Akte und schließt mit einer eben so unvorhergesehenen als schrecklichen Lehre.

Maria Tudor, auch Maria die Katholische genannt, eine Tochter Heinrich's VIII. und seiner ersten Gemahlin, Katharina von Arragonien, besteigt nach dem Tode ihres Vaters und des jungen Eduard's VI., Sohnes der Johanna Seymour, den Thron. Es ist die nämliche Maria, welche die protestantischen Geschichtschreiber, aus Haß gegen den Katholizismus, den sie in ihren Staaten wieder heben wollte, die Blutdürstige nennen. Selbst Burnett, dieser parteiische und oft so ungerechte Schriftsteller, gesteht, daß ihre Seele groß und edel war, und wirklich blieb Maria fern von den Handlungen der Treulosigkeit und Grausamkeit, welche die Regierung ihrer Schwester Elisabeth beflecken, aus der man gleichwohl eine großmüthige Königin gemacht hat.

Mehrere Edelleute von Maria's Hofe, Clinton, Chandos, Montaigu, unterhalten sich auf einem verödeten Platze der Stadt London über den Skandal, den die Verbindung der Königin mit einem Neapolitanischen Günstling, Namens Fabiano Fabiani, erregt hat. Dieser Neapolitaner ist ein Intrigant ohne alles Verdienst, dem Maria den Titel eines Lord Clambrassil und die Güter der erloschenen Familie Talbot gegeben. Jeder wünscht den Untergang des übermüthigen Emporkömmlings. Ein Gesandter Philipp's, des Spanischen Fürsten, zeigt ihnen von fern die Thürme von Westminster und den Tower, welche die Themse trennt. Er verspricht ihnen, den Fabiani bald aus dem Palast in das Gefängniß zu befördern, und doch steht Fabiani in der höchsten Gunst.

Auf diesem Platze steht das Haus eines Formstechers, in dem eine junge Waise, Namens Johanna, wohnt, die er ehemals vom Ertrinken gerettet hat, und die in kurzem sein Weib werden soll. Der Günstling der Königin hat unter dem Namen eines Englischen Edelmannes aus einer entfernten Provinz eine geheime Intrigue mit dem Mädchen angeknüpft. Wie er eben bei Johanna, die seiner wartet, einkehren will, erscheint ein jüdischer Bettler und erklärt ihm, was Fabiano eigentlich schon weiß, diese Waise sey die Tochter des John Talbot, der im Kampfe für die Sache Maria's auf dem Blutgerüste starb. Der Jude hat die Beweise ihrer Abkunft in Händen; er erbietet sich, sie dem Fabiano zu überlassen, und verlangt dagegen eine Vollmacht von der Königin, um eine bedeutende Summe Geldes aus dem Schatze zu empfangen. Während der Bettler das Papier genau ansieht, das der Günstling ihm giebt, stößt ihn dieser Letztere mit einem Dolche nieder. Er wühlt in den Kleidern des Ermordeten, findet aber die Urkunden nicht, deren er sich bemächtigen wollte. Gilbert, Johanna's Bräutigam, hebt die Papiere, die der Jude bei Seite geworfen hatte, auf, während Lord Clambrassil nach einem sicheren Orte sich umsieht, um den Körper zu verstecken. Jener hält den Fabiani in dem Augenblicke fest, wo er zu seiner Braut ins Haus treten will. Zwischen Beiden entsteht ein furchtbares

Handgemenge. Allein der Lord ist bewaffnet und der Handwerker ohne Wehr; er resignirt sich und schwört Rache. Simon Renard, der Spanische Gesandte, schließt einen Vertrag mit Gilbert. Dieser will sein Leben zum Opfer bringen, wogegen Simon Renard ihm vollständige Rache verheißt.

Der zweite Akt führt uns in das Schloß Westminster. Die Königin liegt behaglich auf ihrem Sopha. Der Günstling singt ihr eine galante Romanze, die er mit seiner Guitarre begleitet, vor. Es ist dieselbe Romanze, die er schon im ersten Akte vor Johanna's Fenstern gesungen. Er schwört der Königin, daß er sie liebe, und niemals eine Andere lieben werde. Die Königin lächelt und entläßt ihn mit gleicher Versicherung.

Allein diese Versicherung war nur eine List, um den Verräther zu zwingen, daß er vor ihren Augen als meineidig erscheine. Simon Renard hat der Königin Alles entdeckt. Der junge Handwerker wird herbeigeführt und erneuert seinen Vertrag mit der Königin. Er opfert sein Leben, und die Königin von ihrer Seite schwört bei Krone und Evangelium, seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

„Nun wohl, Eure Majestät, erkennet in diesem Mädchen die Tochter des John Talbot; gebt ihr den Rang und die Reichthümer ihres Vaters zurück, und verheirathet sie mit Lord Cambrecil!"

Die Königin wird entrüstet über diesen Edelmuth Gilbert's; denn sie glaubte, der junge Mann werde Fabiani's Kopf begehren. Allein Gilbert will erst die Ehre seiner Geliebten retten, indem er den Verführer zwingt, sie zu ehelichen. Dann aber verlangt er das Blut des Schändlichen zu seiner Rache. Maria, die mit Gilbert allein geblieben ist, bewegt ihn, seinen Dolch zu ziehen; dann faßt sie ihn beim Arm, ruft ihre Wachen und läßt den Jüngling festnehmen, indem sie erklärt, er habe sie ermorden wollen. Diejenigen Edelleute, welche Feinde des Lord Cambrecil sind, werden durch Simon Renard der Königin vorgestellt und sehr huldreich aufgenommen. Dann befiehlt sie, daß auch Fabiani erscheine. Man konfrontirt ihn mit dem Mädchen, das er verführt hat, und nun giebt es zwischen Maria und ihrem Günstlinge im Angesicht des ganzen Hofes eine wundervolle Scene. Maria vergißt ihre Königliche Würde; sie zeigt sich nur als beleidigtes Weib. Sie überhäuft Johanna's Verführer mit Scheltworten. Sie gebietet, daß man die junge Waise als Kind des John Talbot und Pairin von England anerkenne, und investirt sie mit allen Gütern ihrer Familie, die sie dem treulosen Günstling geschenkt hatte. Der in Ungnade gefallene Fabiani wird mit dem jungen Gilbert, welcher vorgegeben hat, daß ihn Ersterer mit Geld zur Ermordung der Königin bestochen, in das Gefängniß geführt, wo beide ihrem Todes-Urtheil entgegensehen, denn die Stern-Kammer versammelt sich, um über diesen Hochverrath ihren Spruch zu fällen.

Jetzt nähert sich für Marien der Augenblick der Rache; aber das Blut Fabiani's, die Erinnerung an ihre alte Liebe erweckt in dem Herzen der Königin das Mitleiden der Frau. Maria möchte ihren Günstling mit Aufopferung desjenigen, was ihr das Theuerste ist, vom Tode retten. Allein die Beschlüsse der Stern-Kammer sind unwiderruflich, und die Königin hat unter diesen Umständen kein Recht zur Begnadigung mehr. Außerdem tobt das Volk an den Pforten des Tower und verlangt unter großem Geschrei den Tod des Günstlings. Das Schaffot wird im Tyburn aufgeschlagen, und dieses blutige Fest kann dem Volke nicht ungestraft vorenthalten werden.

Johanna Talbot hat unterdeß die Leidenschaft zu ertödten gewußt, die sie einen Augenblick für Fabiani entflammte. Durch den Anblick des Elendes, das sein Verbrechen verursacht hat, zu ihrer Pflicht zurückgerufen, schenkt sie Gilbert ihr ganzes Herz wieder. Nichts ist so naiv, so voll lieblicher Schwermuth und zartem Mitleid, als ihr Zusammentreffen mit Gilbert im Gefängniß. Gilbert, der entschlossen war, zu sterben, will jetzt leben, nachdem er Johanna's Liebe wieder gefunden hat. Die düsteren Kerkermauern sind ihm schauerlich; er will aus England fliehen, will mit seiner theuren Johanna fliehen, die er verloren und wiedergefunden hat. In Venedig, wo man seine Profession ehrt, wird er Geldes genug erwerben, um mit Johanna ehrenvoll zu leben. Johanna Talbot! dieses Wort erinnert ihn an sein ganzes Unglück. Lady Johanna kann nicht mit einem Handwerker entfliehen.

Allein die Stunde der Hinrichtung naht; Gilbert muß gerettet werden. Johanna hat einen Sicherheitspaß in Händen, den ihr die Königin anvertraute, um Fabiani entwischen zu lassen. Sie läßt Fabiani in seinem Kerker und befiehlt dem Kerkermeister, Gilbert zu befreien. Gilbert entfernt sich; allein er muß zwölf Thüren öffnen, bis er zur Themse gelangt, wo ein Boot seiner wartet. Nur am jenseitigen Ufer wird er gerettet seyn. Maria begiebt sich, begleitet vom Volke, das unter Geschrei Fabiani's Kopf verlangt, in den Tower. In ihrer großen Bestürzung erfährt sie, daß ihr Günstling noch nicht gerettet ist. Der Kerkermeister soll mit seinem Kopfe dafür büßen. Von Schrecken ergriffen, ruft er den Fährmann und die Wachen zurück, und der unglückliche Gilbert wird von neuem eingekerkert.

Das größte Schrecken waltet in diesen beiden Akten. Auf der einen Seite sehen wir die Königin von England, die das Beil, welches sie selbst an den Nacken des Geliebten gelegt, nicht wieder entfernen kann; ihre Reue, die Stürme ihres Innern, ihre Hoffnungen; auf der andern die schüchterne Johanna, durch ihre Liebe zu Gilbert von ihrer Schuld gereinigt, und ein liebender Jüngling, der sich verzweifelt an die Erde klammert, die er hatte verlassen wollen.

Die Mitternacht bricht herein. Der Verurtheilte soll zum Tode geführt werden; er ist vom Haupte bis zu den Füßen mit einem schwarzen Schleier bedeckt, gefesselt, und trägt eine drei Pfund schwere gelbe Wachskerze in den Händen. Eine schreckliche Eskorte begleitet ihn. Die Glocken des Tower sollen so lange läuten, bis Fabiani im Tyburn angekommen ist. Ein Kanonenschuß soll ganz London anzeigen, daß er am Blutgerüste steht; ein zweiter, daß er auf das Schaffot steigt; ein dritter, daß sein Haupt vom Rumpfe getrennt ist. Die Stadt und der Tower sind erleuchtet, wie an einem Festtage.

Die Königin Maria und Johanna Talbot finden sich zusammen, nachdem Fabiani's Eskorte aufgebrochen ist. Wir kennen keine Scene, die erschütternder wäre, als diese. Maria glaubt den Gilbert zum Tode geschickt zu haben, den sie an der Stelle ihres Günstlings opfern will. Johanna Talbot will dem Volke zurufen, es sey getäuscht, und das Opfer sey nicht das verlangte. Die Königin, ihrer Würde vergessend und nur ihre physische Kraft anwendend, stürzt sich auf das junge Mädchen und vereitelt seine Anstrengungen.

Allein jetzt behauptet Johanna, der Verurtheilte, den sie herbeiführen sah, könne nicht Gilbert seyn. Ihr Herz würde ihr das angedeutet haben. Sie hat nur ein gewöhnliches Mitleid in ihrem Herzen verspürt, wie es jedes Ereigniß dieser Art einflößen kann. Auch schien ihr dieser Mann kleiner von Gestalt als Gilbert. Neues Grausen überfällt die Königin; sie befiehlt, mit der Exekution inne zu halten; allein dazu ist keine Zeit mehr. Die Glocken des Tower verstummen. Beide Frauenzimmer erwarten in fürchterlicher Stille das Leben oder den Tod.

Die drei Kanonenschläge lassen sich vernehmen. Der Spanische Gesandte kommt mit seinem Gefolge an und hält den Handwerker Gilbert an der Hand, welcher der Johanna Talbot in die Arme stürzt. „Was habt Ihr gethan!" ruft die Königin sterbend. — „Madame," antwortet Simon Renard, „ich habe die Königin und England gerettet!"

Die Scenen, die wir hier nur leicht skizzirten, zeugen von einer Kunst und Energie der Ausführung, denen man selbst in den übrigen Werken Victor Hugo's nur selten begegnet. Die Scene im zweiten Akte, wo Maria im Beiseyn des ganzen Hofes die Maske ablegt und eine Wollust darin findet, den Geliebten, der sie verrathen hat, herabzusetzen, wo sie so weit geht, ihm, dem hochmüthigen Lord, vorzuwerfen, daß er nur der Sohn eines Strumpfhändlers sey, und die Hofleute deshalb um Verzeihung zu bitten, daß ein solcher Mensch, auf die Gunst seiner Königlichen Geliebten trotzend, sie übermüthig behandeln durfte; die überraschende Wiederliebe ihrer Leidenschaft, nachdem sie ihn verachtet; die Bangigkeit beider Frauen, wenn sie im Tower mit einander ringen, während die Sache, um die sie kämpfen, auf dem Blutgerüst entschieden wird; das bezaubernde Wiedersehen Johanna's und Gilbert's im Kerker: Alle diese Schönheiten sichern dem Werke einen glänzenden und bleibenden Erfolg. Man kann in demselben die Entwickelung der Ideen Victor Hugo's über das Drama verfolgen, und man wird sich überzeugen, mit welcher Meisterschaft er selber die Schöpfungen seines Geistes zu modifiziren und zu vervollkommnen weiß; denn von Lucrezia Borgia an datirt sich für ihn eine neue dramatische Aera, die nicht schon mit Maria Tudor enden dürfte. (Europe littéraire.)

Serbien.

Hussein, Pascha von Belgrad, und Milosch, Fürst von Serbien.

(Von Alphons Royer.)

Nach dem Tode des bekannten Kara Jergi (auch Czerny Georg, der schwarze Georg, genannt) schloß Serbien Frieden mit der Pforte. Ein anderer Mann des Volkes, ein Freund des Kara Jergi, Milosch Obrenowitsch, wurde an die Spitze der Geschäfte gestellt; die Pforte hat ihn kürzlich durch einen offiziellen Ferman anerkannt, und er regiert gegenwärtig ganz Serbien. Er ist bloß gehalten, den Ertrag der Abgaben selbst einem Wesir oder Pascha zu zahlen, den die Pforte in Belgrad unterhält. Die ganze Gewalt gehört dem Serbischen Fürsten. Der Wesir hat im Lande durchaus nichts zu befehlen; er hat aber dessenungeachtet seinen Hof, seine Leibwache und bewohnt die Citadelle der Stadt, auch unterzeichnet er sehr pomphaft die Fermans; aber der Fürst von Serbien läßt jetzt einen prachtvollen Palast bauen, der das feste Schloß des Wesirs verdunkeln wird. Türkische Soldaten sind in Belgrad nur in geringer Anzahl, dagegen sind die Serbier sämmtlich bewaffnet. Sie leben zwar in gutem Vernehmen mit einander, aber diese doppelte Autorität, die sich im äußeren Glanz oft zu überbieten strebt, giebt der Stadt Belgrad und im Allgemeinen dem ganzen Serbien einen gar eigenthümlichen und auffallenden Anstrich.

Als ich in Belgrad ankam, fand ich am Ufer der Donau einen Türkischen Offizier, der auf uns wartete, und der uns nach einem Hause führte, wo der Wesir, dem wir empfohlen waren, uns eine Wohnung hatte einrichten lassen. Während der Fahrt auf der Donau, die bei Belgrad von einer prachtvollen Breite ist, hatten wir Muße gehabt, die reizende Aussicht zu betrachten, welche die Stadt von dieser Seite gewährt. — Der Türkische Offizier führte uns zu dem Tatar Agbassi, dem Direktor des Courier-Wesens mit der Pforte. Auf Befehl des Wesirs wurde uns das schönste Zimmer im Hause angewiesen, und dort erwarteten wir die Stunde unserer Audienz. Der Oesterreichische Dragoman von Semlin, Herr von Wasilewitsch, kündigte uns an, daß er uns selbst dem Pascha vorstellen und mit Vergnügen als Dolmetscher dienen würde. Das Haus des Tatar Agbassi war ehemals von Kara-Jergi in den Tagen seiner Größe bewohnt worden. Das Zimmer, welches man uns eingeräumt hatte, war das seinige gewesen!

Als unser Tatar Agbassi seinen Bart gekämmt, sein Namos gesagt und sein Ceremonien-Kleid angelegt hatte, gingen wir zusammen nach dem Palast des Pascha. Auf dem höchsten Punkte der Stadt, im Mittelpunkt eines Haufens durch Krieg und Pest verwüsteter Häuser, erhebt sich diese Residenz des Wesirs von Belgrad. Man geht erst durch mehrere mit Mauern umzäunte Höfe, denen

man den Schein einer Befestigung gegeben hat; aber ein einigermaßen geübter Blick sieht leicht, wie wenig dieselbe zu bedeuten hat, und wie die Mauern kaum die Erschütterung der Schüsse aus den eigenen Kanonen aushalten würden. Dagegen sieht man in den Höfen des Palastes eine Menge Türkischer Soldaten, die prachtvolle Dolche und Pistolen in den Gürteln tragen. Sie liegen, sie spielen, sie schlafen und trinken; darauf beschränkt sich ihr ganzer Dienst. Im letzten Hofe stiegen wir eine steile Treppe hinan, welche uns auf eine ungeheure hölzerne Gallerie führte, wo sich alle Offiziere und Hausbeamte aufhielten und die Eröffnung der Audienz erwarteten. Als wir uns mitten unter ihnen befanden, hob man einen Teppich in die Höhe, der eine kleine Thür verbarg, und der Tschauch-Baschi führte uns in den Empfangs-Saal ein. Dieser Saal ist groß und trägt noch Spuren einer alten Pracht; aber die goldenen Verzierungen sind schwarz geworden, die Fenster sind niedrig und das Zimmer also schwach erleuchtet.

In der Ecke des Divans saß Hussein, Mollah und Pascha von Belgrad, mit über einander geschlagenen Beinen und auf die Kissen seines Divans gelehnt. Keine Pracht des Kostüms, keine Stickereien; er war gekleidet wie die Offiziere des Nizam, d. h. die neuen regelmäßigen Truppen des Sultan Mahmud. Wie alle Pascha's, die nach der Gnade des Sultans streben, so hat auch Hussein auf das Tragen des Turbans verzichtet. Seit der Niedermetzelung der Janitscharen ist der Turban verdächtig und sogar ein Zeichen der Verrätherei geworden; man hat ihn durch das Fez, eine kleine rothe Mütze, ersetzt. Hussein ist ein Greis von gutem Ansehen; seine Physiognomie ist frei und offen; Güte und liebenswürdige Vertraulichkeit athmen in allen seinen Zügen. Seine Umgebung scheint viel Achtung und Liebe für ihn zu haben. Er ließ uns, dem Gebrauche gemäß, Pfeifen und Koffee reichen; er sprach mit der größten Sanftmuth von dem Glücke und der Ruhe, deren alle seiner Autorität unterworfenen Unterthanen genössen; er entwickelte uns moralische Theorieen, auf die Regierung angewendet, welche in der That einem Philosophen Ehre gemacht haben würden. Ich hörte diesen Doktrinen eines Barbaren aufmerksam zu und fand sie für den Pascha einer von der Hauptstadt so entfernten Provinz sehr menschlich und sehr civilisirt. Kurz, ich war entzückt über Hussein. Wahrhaftig, sagte ich zu dem Dragoman, als wir den Palast verlassen hatten, das ist doch noch ein ordentlicher Pascha; er redet über die Regierung, wie es bei uns ein Mitglied der Opposition thun würde, und über Philanthropie, als ob er dafür bezahlt würde; ich hätte nicht geglaubt, daß die Civilisation so schnelle Fortschritte machen würde. Noch einige Jahre, und wir werden auf seinem Tische den Constitutionnel sehen. Man nehme dies nicht für Scherz; denn der Fürst von Serbien, von dem ich sogleich sprechen werde, befindet sich in diesem Falle. Ich habe bei ihm den Constitutionnel gelesen und kann versichern, daß er die höchste Achtung für dieses Blatt hegt. Als wir wieder zu Hause angekommen waren, besuchte uns ein Landsmann, der seit längerer Zeit in Belgrad wohnt. Ich sprach mit großer Emphase von der Güte, von der Liebenswürdigkeit, von der Menschlichkeit des Pascha's. Der Landsmann lachte mir ins Gesicht, und ich wußte nicht, wie mir geschah, als er mir erzählte, daß mein Philanthrop in Thessalonien wegen der furchtbarsten Grausamkeiten, die er als Gouverneur jener Provinz begangen, berüchtigt sey. Er führte mir Handlungen desselben an, bei denen sich die Haare zu Berge sträubten. Ich überzeugte mich später, daß mein Landsmann die Wahrheit gesagt hatte. Da studire man nach Lavater und verlasse sich auf Physiognomieen, wenn es auch Pascha-Physiognomieen sind.

Am folgenden Tage statteten wir dem Knäs (Fürsten) von Serbien, Milosch Obrenowitsch, unseren Besuch ab. Er war nicht in Belgrad. Wir mußten zu Pferde steigen und uns einige Stunden von der Stadt nach einem Griechischen Kloster begeben, welches mitten in einem herrlichen Walde liegt, und wo der Fürst die heißen Sommer-Monate zubringt. Dieses Kloster liegt in einem ganz von Hügeln umgebenen Thale. Die Luft weht daselbst rein und frisch von den Bergen. Wir fanden den Knäs inmitten seines Hofes, den er auf einem Achtung gebietenden Fuß unterhält. Bei einer Nation, welche sich eben erst befreit hat, und die, wie die Serbische, einen Theil des Geschmacks und der Vorurtheile ihrer früheren Herren beibehalten hat, ist Alles, was zum Auge spricht, ein Ueberzeugungs-Mittel. Auch scheint sich Fürst Milosch darin zu gefallen, vor den Blicken seiner neuen Unterthanen einen Luxus an den Tag zu legen, der ihn ohne Zweifel in ihrer Achtung höher stellt. Es scheint für ihn ein Ehrenpunkt zu seyn, den matten Schimmer, womit sich der Wesir umgiebt, zu verdunkeln. Jenen Ministern, jenen Senatoren, jenen Woiwoden, jener Menge prächtig gekleideter Pagen gegenüber ist der Divan des Pascha von Belgrad allerdings nur eine traurige und jämmerliche Parade. Die Einwohner des Landes sind eitel auf diesen Kontrast und ermangeln nicht, die Fremden darauf aufmerksam zu machen. Milosch Obrenowitsch, dem ein Berat des Sultans jetzt definitiv das Fürstenthum Serbien erblich für sich und seine Nachkommen bewilligt hat, scheint dazu bestimmt, das Werk der Befreiung seines Landes zu vollenden, welche so bewundernswürdig von Kara-Georgi begonnen worden ist. Er ist ein Mann aus dem Volke, wie sein Vorgänger, und er rühmt sich dessen; wie Jener ist er mit einer hohen geistigen Fähigkeit, mit einem mächtigen Willen begabt, und das Glück und der Wohlstand seines Vaterlandes liegt ihm am Herzen.

Einer der Offiziere des Fürsten von Serbien erzählte mir die erste Waffenthat seines Herrn gegen die Türken. Milosch war noch sehr jung, und seine Armuth nöthigte ihn, das Vieh zu hüten, um sein Brod zu verdienen. Ein Türkischer Soldat, der täglich an der Stelle vorüberritt, wo Milosch sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, machte sich das grausame Vergnügen, dem Knaben jedes Mal einige Hiebe mit der Peitsche zu versetzen. Das Kind hatte gut fliehen, sein Peiniger holte es immer ein und schlug es unmenschlich. Mehrere Jahre lang ertrug der junge Hirt diese Mißhandlungen mit Geduld; aber ein grimmiger Haß erwuchs in seiner Brust. Eines Tages endlich, als der Elende vom Pferde stieg und, mit der Peitsche in der Hand, auf sein Schlachtopfer losging, erwartete der arme Knabe ihn stehenden Fußes; und als sie nur einige Schritte von einander entfernt waren, hielt Milosch dem Soldaten ein Pistol entgegen, das er in der Tasche verborgen hatte. Elender, sagte er ihm, wisse, daß ich seit dem ersten Tage, wo Du mich schlugst, in einem hohlen Baum den ersten Para verwahrte, der zu dem Preise eines Pistols und einer Patrone den Grund legen sollte; dies ist die Frucht meiner dreijährigen Ersparnisse. Bei diesen Worten feuerte der Jüngling sein Pistol ab, und der Türkische Reiter stürzte todt zu seinen Füßen. Milosch verließ darauf seine Heerde und warf sich in die Berge, wo er anfing, das Waffenhandwerk zu lernen und sich auf die Fortsetzung der Heldenthaten des Kara-Georgi vorzubereiten.

Jeder Serbier spricht von dem Fürsten Milosch mit einem Gefühl der Liebe und selbst des Stolzes. Er wird vielleicht ein noch schwereres Werk vollbringen, als einst Kara-Georgi, nämlich die von diesem gemachte Eroberung behaupten und civilisiren. Der Handel Serbiens hat unter seiner Regierung schon ungemein zugenommen. Gute Gesetze sind gemacht worden, denen der Französische Codex zur Grundlage gedient hat. Durch Felsen und Wälder hat man prächtige Straßen angelegt, und dieselben vermehren sich noch täglich auf den vorzüglichsten Handelswegen. Milosch begreift sehr wohl, daß der Handel und die Verbindungen mit den civilisirten Ländern Europa's allein das Gedeihen Serbiens beschleunigen können. Er sagte uns: „Ich muß wohl Straßen anlegen; denn Eure Civilisation kann nur zu Wagen zu mir gelangen.“ — Unter den Personen, welche Fürst Milosch bewundert, nimmt Napoleon den ersten Platz ein. Es ist überhaupt merkwürdig, daß man dieselbe Bewunderung für unseren großen Kaiser bei allen Asiatischen und Afrikanischen Horden trifft. Ein Pascha von Karamanien, ein Scheik von Darfur, ein Chan der Tartarei kennen England und Frankreich nicht dem Namen nach, aber sie kennen den Namen Napoleon's! Für die Orientalen ist Napoleon eine Erzählung aus Tausend und eine Nacht!

Bis die definitive Organisation Serbiens, womit der Senat sich in diesem Augenblick beschäftigt, festgestellt und genehmigt seyn wird, sind Folgendes die Grundsätze derselben:

Der Serbische Senat besteht aus zwölf Mitgliedern. Sie sind die Repräsentanten und der Rath der Nation. Der Archont oder Präsident des Senates wird, im Fall keine direkte Nachkommen vorhanden sind, aus den übrigen Senatoren gewählt. Wenn der Archont Söhne hat, so folgt ihm der älteste im Amte. Wenn dieser noch minderjährig ist und einen Onkel väterlicherseits im Senate hat, so wird dieser Regent bis zu dessen Großjährigkeit; aber Beide müssen durch ihre Talente der hohen Stellung, zu der sie durch die Geburt berufen sind, für würdig erachtet werden. Alle Knäse und Senatoren werden auf Lebenszeit ernannt. Alle Senatoren werden aus den Knäsen ersten Ranges, welche man Woiwoden nennt, erwählt, und zwar auf den Vorschlag der Volks-Versammlungen. Zu dem Ende wird ein Senator damit beauftragt, alle Dörfer zu durchreisen und die Stimmen zu sammeln. Die Talente und die Fähigkeit des Neuerwählten werden nach seiner Wahl einer Prüfung unterworfen. Einen von dem Volke dem Senat vorgeschlagenen Knäs kann dieser nicht verwerfen. Er kann indeß später wegen Unfähigkeit abgesetzt werden. Die Woiwoden verwalten mehrere Dörfer. Der mächtigste zählt deren 18 unter seinem Befehle. Serbien zählt ungefähr 70 Woiwoden. Im Fall eines Krieges muß jeder eine bestimmte Anzahl Soldaten stellen und selbst an der Spitze derselben ins Feld ziehen.

Alle Serbier sind bewaffnet, selbst in Friedenszeiten. Dies ist, wie man sieht, beinahe eine Feudal-Organisation, welche aber reichlich alle Vortheile der Munizipal-Verfassung genießt. Das aristokratische Prinzip stellt sich durch die Erblichkeit heraus; aber die Prüfung der Fähigkeit verbessert das, was dieses Prinzip, vortrefflich als unveränderliche Grundlage einer Gesellschaft, Mangelhaftes in seiner individuellen Anwendung darbieten möchte.

Mannigfaltiges.

— Hohes Alter der Bäume. Decandolle behauptet, daß die Bäume nicht im eigentlichen Sinn des Wortes vor Alter sterben, womit er wohl meint, daß sie ewig dauern würden, wenn sie immer die gehörige Nahrung hätten, und wenn nicht zerstörende Stürme und andere verwüstende Zufälle, denen die Bäume unterworfen sind, auf sie einwirkten. Der Baobab-Baum kann, nach Adanson's geistreicher Berechnung, 5000 Jahr alt seyn; aber er wächst in einem anderen Klima, als das unsrige, wo er nicht dem verderblichen Wechsel von Frost und Hitze ausgesetzt ist. In England giebt es Eichen, Ulmen und Eibenbäume, die noch in aller Pracht des Waldes prangen und wahrscheinlich David's und Salomo's Zeitgenossen waren. Decandolle glaubt, daß die Eibenbäume von Fountain Abbey in der Nähe von Ripon 1200 Jahre, die auf dem Growhurst-Kirchhof in Surrey 1450, der Eibenbaum von Fortingal bei Glenlyon in Perth 2500 und der auf dem Braburn-Hofe in Kent 3000 Jahr alt seyn können. Dies scheint unglaublich, aber es ist auf die genauesten Beobachtungen gegründet. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Freitag den 6. Dezember 1833.

Frankreich.

Ueber den Einfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf Gesetzgebung und gesellschaftliche Entwickelung des neunzehnten. Von E. Lerminier *).

Nachdem der Verfasser in der Vorrede berichtet, wie er zu seiner Aufgabe Behufs einer akademischen Vorlesung gekommen, und die Veranlassung, das Vorgetragene dem Druck zu überliefern, folgendermaßen ausgesprochen: „Die Wichtigkeit der Frage bewegte das Auditorium über meine Erwartung; mit jedem Tage verdoppelte sich die Aufmerksamkeit und die Zahl der Zuhörer. Dies Wohlwollen erhöhte meinen Eifer, es begeisterte mich und eröffnete mir auf einmal eine größere Bahn und eine neue Kraft. Aus diesem Grunde übergebe ich nun dem Publikum einen Versuch über das achtzehnte Jahrhundert“ — giebt er eine interessante Parallele zwischen mündlichem Vortrage und schriftlicher Darstellung, indem er folgende charakteristische Unterscheidungsmerkmale aufstellt:

„Ich habe über diesen Gegenstand geschrieben, als wenn ich nicht darüber gesprochen hätte. Die Form hat unter meiner Feder ein neues Ansehen gewonnen. Schriftsteller und akademischer Lehrer, gewahre ich mehr und mehr den Unterschied, der den mündlichen vom schriftlichen Vortrag trennt.

Der freie mündliche Vortrag würde nicht von Statten gehen, wenn er nicht vorher seine Kräfte und Mittel in langem und geduldigem Nachsinnen versammelt hätte; aber sobald er begonnen hat, sich zu entwickeln, bedient er sich einer Freiheit, die nur ihm gehört, unvorhergesehener Wendungen, unbegränzter Privilegien; verschwenderisch ergießt er sich, er hat Beredsamkeiten, die uns ergreifen, Bewegungen, die uns fortreißen, Bilder, welche die Dinge ins Leben rufen; wenn sein Ziel bestimmt ist, kann sein Lauf wild und regellos seyn; zuweilen schweift er ab, man will ihn ungezügelt schelten; aber plötzlich gewinnt er die Herrschaft über sich selbst und geht mit reißender Schnelle gerade auf die Ausführung des leitenden Planes los. Es ist das menschliche Wort ohne Schranken und ohne Ufer; kein Gesetz habend, als seine Kraft, und kein Maß, als sein Vermögen, findet es in seiner Offenbarung die Quelle neuen Reichthums, bewegt die Menschen, sie überzeugend und überführend, und kundig und sicher der Herrschaft über sie, gewinnt es zu gleicher Zeit von ihnen, aus ihren Augen, ihrer Bewegung, ihrer Stellung und ihrem Beitritt, eine magische Erregung, die die Adern des Redenden mit unbezähmbarer Stärke und einem göttlichen Enthusiasmus durchglüht. Es ist das Wort, das lebendige, wirkliche, unendliche, vertraute, das erhabene, ernste, ironische, das warme, scharfe, majestätische, komische, einfache, rednerische, lyrische, erläuternde, das logische, das leidenschaftliche, das menschliche, das den Menschen auf seine Seite bringt und, ihn zu gewinnen, alle Weisen, alle Zustände und alle Vermögen der Menschheit anzuwenden versteht.

Der schriftliche Vortrag geht anders zu Werke; der Mensch, der schreibt, ist allein; sowohl die Impulse als die Kühnheiten des Redners gehen ihm ab; er denkt, er hat Zeit, zu reflektiren. Die Reflexion schafft ihm Klarheit, und wie er Alles vor sich sieht, steht ihm frei, zu abstrahiren und zu wählen unter allen seinen Materialien und Gedanken; er wählt aus, was er sich ganz zu eigen machen, was er mit Leben begaben will. Aber diese klaren Bilder des Geistes erwärmen die Seele nach und nach; der Mensch bebt, entflammt sich und kann schreiben; allein, allein hat er sich begeistert; durch die Phantasie hat er seine Einsamkeit mit Menschen und Dingen bevölkert, die er schildern will, durch den Ruf des Geistes hat er sie heraufgezaubert; den Geist der Vergangenheit hat er gezwungen, ihm alle Gestalten, die er bedarf, herbeizuschaffen; er entläßt ihn nicht eher, als bis er ihm alle Geheimnisse, über deren Enthüllung er sinnt, entrissen hat. Er schreibt, er erzeugt, er treibt aus sich selbst, das läuternd, was er gesammelt. Der schriftliche Vortrag ist eine lang bedachte Wahl; der schriftliche Vortrag lebt von Opfern wie die Tugend; er ist der menschliche Gedanke, der sich im Maße der Zeit ausdrückt, nur die Hauptpunkte zeichnet, das minder Tüchtige übergeht und mit desto größerer Keckheit, je weniger er dem Augenblicke verdankt; er ist der menschliche Gedanke, der zu gleicher Zeit vollständig und elliptisch ist, der mit glücklichem Takt zu unterscheiden weiß, was er fallen lassen, was er hervorheben muß, der ein Werk aufrichtet, welches Genüge leistet von fern, in der Nähe, heut, in Jahrhunderten; der schriftliche Vortrag ist die von der inneren Menschheit begeisterte Reflexion und für dauernde Wesen in Raum und Zeit.

Daß der Redner sich im Schriftsteller wiederfinden kann, wer bezweifelt das? wenn Einer, mit rednerischem Talente begabt, oft vor einem zahlreichen Auditorium spricht, so wird ihn, das ist klar, das natürliche Geschick seines Geistes nicht im Schweigen des Studirzimmers verlassen, und oft, wenn er schreibt, werden ihm die Erinnerungen und die Spuren seines Wortes unter seiner Feder zum Vorschein kommen. Aber immer wird er den mündlichen vom schriftlichen Vortrag unterscheiden, und erst nachdem er gesprochen hat, gleichviel, ob gut oder schlecht, wird er versuchen zu schreiben.“

Wir lassen diesen einleitenden Worten, die nicht so wohl wegen ihrer besonderen Beziehung zu dem vorliegenden Werke, als um ihrer allgemeinen Gültigkeit halber, hier hervorgehoben sind, einige andere Bruchstücke, denen ähnlich, die wir bereits über J. J. Rousseau mitgetheilt, aus dem Buche selbst folgen, das, so reich es auch ist, doch aber nur aus interessanten Bruchstücken besteht, die vielleicht dem Verfasser später noch einmal Gelegenheit zur weiteren Ausarbeitung und vollen Bewältigung des großartigen Stoffes geben, als dessen kompetenter Beurtheiler er sich bereits vollständig erwiesen hat.

Montesquieu.

„Warum beschränkt das menschliche Geschlecht, je nachdem es sich mehr und mehr von seinen Anfängen und seiner frühesten Jugend entfernt, sich nicht einzig darauf, die neueste Geschichte zu schreiben? Warum beginnt der Mensch von längst erzählten und bekannten Geschichten? Warum will er zurück ins Alterthum der Dinge und die Universalität derselben umfassen? Scheint es uns doch, als ob über das, was Griechenland betrifft, Herodot und Thucydides uns genügend belehrten, und daß, um Alles zu erfassen, Titus Livius und Sallust die Kenntniß der Römischen Republik für uns erschöpften. Immer, wenn wir diese Männer lesen, leben wir noch in dem Gegenstande ihrer Werke, und ganz erregt von ihren Erzählungen, frischen wir sie an uns selber auf, streben, ihren Schilderungen eine weitere Ausdehnung zu geben, sie näher heranzuziehen an die Gegenwart und unsere Interessen. Demnächst sind die Katastrophen und Begebenheiten der Vergangenheit durch den Geist des Menschen mit der Zeit, worin er selbst lebt, verzweigt; er vergleicht sie, nähert das Vergangene dem Gegenwärtigen und bildet aus der gesammten menschlichen Geschichte einen weiten Kreis, worin er sich mit seinem Jahrhundert zum Centrum macht.

Die Vergangenheit erscheint dem menschlichen Geschlechte unwiderruflich erworben; man könnte sie ein Erbgut nennen, das nicht vermindert wird und nicht wächst; nichtsdestoweniger verfügt der Mensch darüber, wie über die Gegenwart; er rühret daran, er modifizirt, er ändert, ja er verändert das Vergangene, das außer seiner Gewalt zu seyn scheint. Denn die Geschichte lebt durch den Gedanken des Menschen. Was vollbracht ist, wechselt nicht an sich selber; aber die Schätzung, die der Mensch ihm giebt, ist beweglich, weil sie der Vervollkommnung fähig ist, und da das menschliche Urtheil der mächtige Odem ist, der die Vergangenheit beseelt, so ist auch einzugestehen, daß die Vergangenheit sich mit dem Leben der Gegenwart erneut. Jede Zeit rührt an der Geschichte, sie aufzufrischen und herzustellen; ja es ist eine ihrer ersten Sorgen. Die neuen Generationen begehren, in die Einsicht des Vergangenen einzugehen, die sie nur bei den Schriftstellern einer anderen Zeit finden, und haben die Verpflichtung, sie sich selbst zu geben. Montesquieu stattete seine Zeitgenossen damit aus.

Als die Pariser im Jahre 1721 die Lettres persanes bei den Buchhändlern fanden, geriethen sie in großes Erstaunen, das von einem lebhaften Vergnügen begleitet war. Perser, die von Paris nach Ispahan schrieben! Ein diskreter Freund gab ihre Briefe heraus, übersetzt, geordnet, gefeilt, ein wenig nach Französischer Mode farmirt. Diesmal ging in Form und Inhalt ein neuer Geist auf. Hinsicht des Stils war der Gang ein bisher unbekannter und um so reizender; es war etwas ungemein Lebendiges, Ungestümes und Abgebrochenes, Sprudelndes und Leichtes, mit kühnen Sprüngen und kurzen, raschen und scharfen Zügen. Nichts von den Gewohnheiten und der Art und Weise, zu schreiben, aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.! Die langen Perioden, die prächtigen Phrasen, deren Gewinde symmetrisch herabfiel, wie die weiten Ringe der Perrücke des großen Königs — von dem Alten keine Spur. Alles verändert! Der Stil ist frei, unordentlich — und was den Inhalt betrifft, so giebt sich

*) Vergl. Nr. 126 des Magazins. Wir kommen versprochenermaßen hier nochmals auf dieses interessante Werk zurück.

der Verfasser Freiheiten hin, die nicht minder neu sind; er nimmt Alles durch: die Gesellschaft, die Regierung, die Gesetze, die Sitten, die Religion; der Papst wird ein alter Götze genannt, dem man aus Gewohnheit räuchert; die alte Monarchie wird verspottet. Doch bedeckte diese geistreiche Oberfläche tiefe Gedanken. Man las in dieser frivolen Korrespondenz ernsthafte Worte über die Gesellschaft, die Regierungen, die Religion, über die Zukunft der Menschheit; man fand darin die Worte: „Man müht sich vergebens, die Wahrheit entkommt und dringt immer durch die Finsternisse, die sie umgeben. Es wird ein Tag kommen, wo der Ewige auf seiner Erde nur wahrhaft Gläubige sehen wird. Die Zeit, die Alles verzehrt, wird die Irrthümer von selbst zerstören. Die Menschen werden erstaunt seyn, sich alle unter einem und demselben Panier zu sehen; Alles, bis auf das Gesetz, wird vollkommen seyn. Die göttlichen Vorbilder werden von der Erde hinweggenommen und in die himmlischen Archive gebracht seyn.“

Montesquieu brachte Frankreich eine neue Art zu denken und zu schreiben. Die Ellipse nicht nur der Worte, sondern der Ideen war ihm eigen. In seinen Considérations sur les Romains stellt er die Hauptpunkte lose und keck hin, ohne die Zwischenräume auszufüllen; die décadence so wie die lettres persanes zeigen uns den Verfasser, wie er den verdorbenen Geschmack der Menge durch neues Verfahren im Bau und Gebrauch der Sprache und durch eine Opposition gegen den gewöhnlichen Schwang der Meinungen und Dinge wiederaufzurichten strebt; eine Opposition, die, wenn auch nicht von der Art, wie sie sich heutzutage darstellt, darum nicht weniger geistreich war. Das Publikum fiel mit Begier über die gewürzte Nahrung her, die ihm unser Autor darbot; der Absatz war groß von solcher Speise.

Als, mit einem klugen gefälligen Stil, um seinen Leser nicht zu ermüden, Montesquieu gewisse Personen und Angelegenheiten Roms für die Ewigkeit gezeichnet hatte, verließ er Rom, um in die Menschheit selbst zu gehen. Sein Esprit des lois ist die einem Künstler überlieferte Geschichte, der die Vollmacht hat, nach seinem Gutdünken darüber zu verfügen. Die Chronologie ist verschwunden, eben so die Trennung der verschiedenen Geschichten. Alles geht vermischt durch einander, um eine erdachte Ordnung wiederzufinden; man könnte das Werk eine weite reizende Gegend nennen, worin der glückliche Zufall unerschöpflich ist; vom ersten Schritte an sind wir überrascht und gefesselt; ein unbeschreiblicher Reiz zieht uns an und treibt uns weiter. Wir gehen vorwärts; mittlerweile kreuzen sich die Wege; ihre reizende Menge setzt uns manchmal in Verlegenheit, doch niemals finden wir uns durch den, welchen wir genommen haben, betrogen; jeder führt uns immer zu einer malerischen Aussicht, die uns etwas entdecken läßt. Hat man einige Zeit in diesem Eden verweilt, wo uns mehr Mannigfaltigkeit als Einheit entgegentritt, so weiß man sich demselben nicht mehr zu entreißen; immer will man darin leben und unaufhörlich jenes süßen Lichtes genießen, dessen reiner Himmel das Auge ergötzt, und welches, in der Phantasie widerstrahlend, sie durchglüht und hüpfen macht vor Freude.

Man hat gesagt, Montesquieu's Esprit des lois sey voll Geist über die Gesetze gewesen; ich nehme es auf das Wort und lasse es gelten; aber es gab eine lange Zeit, wo dies nicht stattgefunden, wo kein Geist über den Gesetzen waltete, und es war dringendes Bedürfniß geworden, denselben hervortreten zu lassen. Es gab wohl einige Rechtskundige von der Art wie Laurière, Cochin und d'Aguesseau; an Kommentatoren fehlte es nicht; es wimmelte von Rechtsgelehrten und Advokaten; aber wo war die Einsicht, die Licht in die neue Jurisprudenz zu bringen vermochte? Montesquieu war der Mann, der das Aergerniß gab, den Geist der Dinge zu suchen.

Als das Meisterwerk erschien, schrieen die alte Sorbonne, die geistliche Partei und das servum pecus der Leute vom Fach; Montesquieu, nachdem er den Lärm vernommen, beschloß, Allen mit einem einzigen Schlage den Mund zu stopfen; er schrieb seine défense de l'Esprit des lois, eine Apologie, die sogar von dem Werke, das sie vertheidigt, nicht verdunkelt wird.

Montesquieu's Polemik hat etwas von der Majestät seines Charakters und seines Stils: sie ist wegwerfend mit Würde; sie läßt nur in Intervallen seinen Unwillen frei, der um so furchtbarer erscheint, je gehaltener er ist. Nachdem er die Dummheit seiner Gegner auf allen Punkten nach der Reihe geschlagen hat, setzt er seiner Widerlegung mit folgendem triumphirenden Spotte die Krone auf: „Nichts erstickt die Wissenschaft mehr, als allen Dingen das Schulge- and der Gelehrsamkeit anzuziehen; vor Allem die Leute, die immer lehren wollen, hindern am Lernen; jedes Genie muß geschwächt werden, wenn es in eine Million leerer Skrupel eingeschnürt wird. Habt Ihr die besten Gedanken auf der ganzen Welt? Man wird Euch zwingen, Euch selber, daran zu zweifeln. Ihr könnt gar nicht mehr darauf hinarbeiten, gut zu reden, sobald Ihr in ewiger Furcht seyd, schlecht zu reden, und anstatt Eurem Gedanken zu folgen, plagt Ihr Euch um Ausdrücke und Wendungen, nur der Subtilität der Kritik zu entgehen. Man will uns einen Fallhut aufsetzen, wie den Kindern, und bei jedem Wort uns zurufen: Nimm Dich in Acht, zu fallen; Du willst sprechen wie wir, ich will, daß Du sprichst wie ich. Will man sich aufschwingen, gleich halten sie einen mit dem Aermel fest. Hat man Leben und Kraft, gleich benimmt man sie Euch. Man erhebt sich ein wenig; gleich greifen die Leute nach ihren hölzernen Maßstäben, erheben das Haupt und schreien Euch zu, herunter zu steigen, Euch messen zu lassen. Lauft Ihr auf Eurer Bahn, so verlangen sie von Euch, jeden Stein zu beobachten, den die Ameisen auf Euren Weg geschleppt. Es ist unmöglich, keine Wissenschaft und keine Gelehrsamkeit ist im Stande, diesem Pedantismus zu widerstehen.*)“ Man hat *nie* mit größerem Glücke die Abgunst der Dummheit und den Handwerksneid zu Boden geschlagen.

*) Défense de l'Esprit des lois, letzte Blätter.

Der Verfasser des Esprit des lois hatte alle seine Neuerungen in den lettres persanes erschöpft; sofort lag ihm nur ob, die Dinge zu beobachten, sie zu schildern und die Menschen zu belehren; nicht daß er auf jene Ironie, die ein Hauptzug seines Genies ist, verzichtet hatte; aber er erhöhte sie durch eine natürliche und einfache Würde: er ist umfangreich, fein und lichtvoll, er erhellt die Geister, ohne sie zu entflammen; endlich läßt er seine Ansichten, seine Gemälde, seine Episoden, seine Entwickelungen aus seiner Feder gleiten; wenn er sein Werk beendet hat, schwingt er sich leicht von der Erde hinweg. Der Tod traf ihn weder unwillig noch erschreckt; stufenweise hatte er sich durch die Betrachtung der Geschichte und der Dinge zu einem anderen Leben erhoben, und trotz der Verfolgungen eines unwürdigen Jesuiten, gab er in Frieden seinem Schöpfer eine der größten Seelen zurück, die auf Erden gewandelt.

Montesquieu besaß in hohem Grade das Bewußtseyn der menschlichen Vernunft; er wollte Alles durch sie erklären und Alles aus der Natur des Menschen und der Dinge entwickeln.

Er suchte besondere Gesetze für besondere Institutionen; er forschte nach den Ursachen und Gründen, die gewisse Regierungsformen stützen; jedem Dinge wies er seine eigenthümliche Stellung an; er war der genaueste und scharfsinnigste Beobachter und Beschreiber der Thaten.

Er erhob sich nicht zur Anschauung eines allgemeinen Gesetzes, welches die menschliche Gesellschaft leitet. Im Esprit des lois hat er die Geschichte erneut; er hat zuerst mit dem politischen Leben Englands, mit dem Englischen Charakter und den Englischen Sitten bekannt gemacht; über Rom und seine Institutionen hat er noch tiefere Bemerkungen als die in seinem ersten Versuche niedergelegten geliefert; er hat bewundernswürdige Blicke über die damalige Deutsche Barbarei gehabt; er hat Licht über mehrere Hauptpunkte des Französischen Feudalwesens verbreitet.

Frankreich erhielt durch Montesquieu den köstlichen Vortheil des Verständnisses der Vergangenheit und der Gegenwart selbst; das treffliche Resumé, das er gezogen, stellte die Dinge in ihrer Nacktheit dar; und der Schleier, der die Gebrechen bedeckte, war, wenn auch nicht zerrissen, doch wenigstens gelüftet. Dabei trug der Mann, der auf solche Weise eine Philosophie der Geschichte aus der Beobachtung entwickelt hatte, kein Verlangen nach Veränderung und Revolution. Das Schauspiel, das er sich gab, war hinreichend, seine Seele zu erfüllen; er hatte genug daran, die Dinge zu begreifen und zu entwickeln; die Einsicht in sie wurde in seinen Augen ihre Rechtfertigung; und so groß war seine Parteilosigkeit, daß er lieber den Weg einer zu nachsichtigen Analogie einschlug, als daß er sich eine streng gerechte Kritik erlaubt hätte. Mehrere seiner Zeitgenossen befürchteten die üblen Folgen dieser Neigung; aber wo ist das menschliche Genie, das nie eine Klippe berührt hat?

Allemal mögen wir Montesquieu nicht den Sinn leihen, den auch heutzutage noch gewisse Geister in ihm finden wollen. Nicht allein seit dem Ende des letzten Jahrhunderts, sondern auch seit 1814, der Epoche, wo Frankreich von den Diskussionen der öffentlichen Freiheit wieder Besitz ergriffen, haben wir Publizisten oder Leute, die am Ruder waren, das, was ist, das nämlich, was sie für wirklich halten mögen, gleichgültig, nach welchem Recht und Werth, rechtfertigen und vertheidigen und bei all diesem sich auf die Autorität des Esprit des lois stützen gesehen. Wir sind ordentlich umschattet von kleinen Montesquieu's, die, unerschöpflich in Analogieen dessen, was existirt, die historische Einsicht des großen Schriftstellers durch ihre politischen Sophismen parodiren, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, daß die Zeit Alles erneut, und wenigstens um hundert Jahre in der Einsicht des Französischen Staatslebens zurück.

Die Politik und die Geschichte bilden zwei verschiedene Kreise, die man nicht mit einander vermengen muß: die Geschichte dient und führt zur Politik; weil sie das Bild und die Erläuterung der Vergangenheit ist, muß man sich derselben als Lehre und Uebergang zur Förderung der Angelegenheiten seines Jahrhunderts bedienen; die Politik hingegen besteht in dem Verständniß der Gegenwart, in der lebendigen Uebereinstimmung des Menschen mit seiner Zeit, in der Kraft, sich bethätigt zu fühlen in ihr und sie zu bewegen.

Aus Montesquieu Lehren der Politik schöpfen zu wollen, würde heutzutage nicht vernünftiger seyn, als aus Macchiavell; die Geschichte muß man in seinem Buche studiren, sie ist darin lebendig und unzerstörbar.“

E n g l a n d.

William Blake, ein ausgezeichneter Künstler, Dichter und Narr.

(Fortsetzung.)

William's Liebe war auf eine romantische Weise entstanden. Er trug nämlich seit langer Zeit in seinem Kopfe ein Ideal, nach dem er die Nymphen in seinen Gemälden und Versen bildete, als er auf einmal dasselbe verkörpert zu sehen glaubte in der Gestalt eines jungen Mädchens aus der Nachbarschaft seines väterlichen Hauses, Namens Katharine Boucher. Der Künstler bewundert ihre weißen Hände, ihren schlankgewachsenen Wuchs, ihre himmlischen Augen. „Welch ein Bild“, sagte er zu sich, „ich habe seines gleichen nur im Traume gesehen.“ Blake fand Vergnügen in der Unterhaltung mit dieser jungen Nachbarin, und bald erzählte er ihr von seinem Mißgeschick. „Wahrhaftig“, sagte Katharine, „ich bedaure Sie.“ „Sie bedauern mich“, erwiederte Blake, „so werden Sie mich wohl würdigen, mir zu sitzen“? — „Sehr gern.“ Blake nahm seine Palette, und als er erkannt, daß Katharine in der That das Vorbild seines Maltalentes sey, ergriff er die Feder und schrieb einige Verse unter sein Portrait, welche ihm bewiesen, daß sie auch die

Frau sey, welche die Begeisterungen seiner Muse ihm bezeichneten. Konnte er noch Bedenken tragen? Er heirathete sie; und als sein Vater ihm vorwarf, sein Glück einer Laune geopfert zu haben, sagte er: „Mein Glück wird mein Ruhm seyn; Geld tödtet das Genie; wenn ich reich seyn wollte, so würde ich geizig werden." „Es ist entschieden; mein Sohn ist ein Narr", sagte der arme Krämer, und er sah ihn nie wieder. Seine Mutter war schon seit einigen Jahren gestorben.

Glücklicherweise war Katharine Boucher gerade die Frau, wie sie Blake haben mußte. Sie glaubte an sein Genie, an seine Zeichnungen, an seine Verse. Blake war in ihren Augen der größte Mann, und sie identifizirte sich gänzlich mit ihm, indem sie sich geehrt fühlte, die Gefährtin eines so großen Dichters, eines so großen Malers, eines so großen Tonkünstlers zu seyn. Blake hatte nämlich mit seinen beiden früheren Talenten bald ein drittes verbunden; was er in Vignetten darstellte und in Verse brachte, setzte er zu gleicher Zeit in Musik.

Nach dem Tode seines Vaters etablirte Blake, in Gemeinschaft mit einem Herrn Parker, eine Kunst-Handlung, in der Hoffnung, durch seine eigenen Arbeiten als Kupferstecher Kundschaft herbeizuziehen. Seine Frau übernahm den Detailhandel, und er überließ sich gänzlich seiner Kunst. Indessen ging diese Handlung wegen der Disharmonie beider Geschäftsherren bald ein, und Blake lieferte wieder wie früher Zeichnungen mit Gedichten und Musikalien.

Die erste Frucht seines jetzigen Arbeitsplans war die Sammlung der „Gesänge der Unschuld und der Erfahrung"; ein bizarrer Titel, dessen Sinn schwer zu errathen ist. Das Werk enthält siebzig Abschnitte, Erinnerungen aus der Jugend und dem reifern Alter; jedem Abschnitt sind Verse beigefügt, die eine Gruppe oder eine Landschaft erklären, kurz ein wahres Bilder-Vademecum, wie unsere jetzigen für die lieben Kinderchen mit zahlreichen Holzschnitten ausgestatteten Pfennig-Magazine. Aber das Magazin Blake's verräth einen ganz religiösen Charakter, und seine Zeichnungen stellen meistens mystische Gegenstände vor. Folgendes ist eine Probe seiner Poesie, die uns von seinem naiven und vielleicht ein wenig kindischen Spiritualismus eine Idee geben kann.

„Der Schornsteinfeger."

„Als meine Mutter starb, war ich sehr jung, und mein Vater verkaufte mich, als ich kaum schreien konnte: Weep, weep, weep! *) darum fege ich Eure Kamine und schlafe in dem Ruß."

„Der kleine Tom Dacre fing an zu weinen, als man ihm das Haar abschnitt, welches wie die Wolle eines Lammes sich kräuselte; aber ich sagte zu ihm: weine nicht, Tom, was thut Dir das? wenn Dein Kopf kahl ist, wird der Ruß Deine blonden Haare nicht schwärzen können."

„Und er weinte nicht mehr. — In derselben Nacht, als Tom eingeschlafen war, hatte er einen guten Traum; er sah Tausende von Schornsteinfegern, Dick, Joseph, Eduard und den kleinen Jakob, alle eingeschlossen in weite schwarze Särge.

„Und ein Engel nahte sich, öffnete mit einem goldenen Schlüssel die Särge und befreite Alle. Hierauf stiegen sie hüpfend und lachend hinab in ein grünes Thal, in dem ein Bach rieselte; hier badeten sie sich und kamen strahlend wie die Sonne heraus."

„Hierauf, ganz nackt und ganz weiß, ließen sie ihre Säcke liegen und schwangen sich auf helle Wolken vermittelst der Winde, und der Engel sagte zu Tom, daß, wenn er weise wäre, Gott sein Vater seyn und ihm nie Etwas fehlen würde."

„Tom erwachte, wir standen auf in der Dämmerung, nahmen unsere Säcke und Bürsten, um an die Arbeit zu gehen; obgleich der Morgen kalt war, so war es doch dem munteren Tom sehr warm; wie Alle, welche gern ihre Pflicht erfüllen, keine Furcht haben, daß ihnen ein Uebel widerfahre."

Wer sich an die vor einigen Jahren von Herrn von Lamartine für ein Waisenhaus verfaßten Verse erinnert, der wird dieselbe einfache und pathetische religiöse Begeisterung in einem Gesange wiederfinden, der von Blake für einen Kupferstich bestimmt wurde, der einen Zug der Waisen aus der City in London nach der Kirche darstellt.

„Es war an einem grünen Donnerstage. Die Kinder gingen Paar und Paar, in Blau, Roth und Grün gekleidet; es war ein Vergnügen, die Reinlichkeit ihrer unschuldigen Gesichter zu bewundern. Die Aufseher mit weißen Häuptern gehen ihnen voran bis zum hochliegenden Tempel Sankt-Pauls, in der Hand schneeweiße Stäbe tragend. Seht sie, wie sie auf einander folgen, gleich den friedlichen Wogen der Themse! Wie zahlreich sie sind, die jungen Blüthen Londons von einem ihnen eigenen Glanze umflossen! Da sind sie hineingegangen und sitzen diese Kinder! Man hört das Gemurmel einer Menge, gleich einer Menge von Lämmern, von tausend kleinen Knaben und Mädchen, die reinen Hände zum Himmel emporhaltend! Hört! wie ihre Stimme zum Firmament emporsteigt, gleich einer mit Weihrauch beladenen Säule, oder gleich einem harmonischen Donner, der sich in den himmlischen Wohnungen verliert. An der Spitze dieser Kinder stehen die Greise, die weisen Beschützer der Armen. . . . . Christen, seyd mildthätig gegen Jedermann, aus Furcht, einmal einem Engel die Pforte zu schließen."

Es fehlt diesem Gemälde das Feierliche der Hymnen; folgende setzte Blake unter eine Gruppe von Lämmern mit einem aufrecht stehenden Kinde.

„Kleines Lamm, wer hat Dich gemacht? Kleines Lamm, wer hat Dich gemacht? Wer hat Dir das Leben gegeben? wer hat Dich geführt längs dem Flusse zur Waide auf die Wiese? Wer hat Dich gekleidet in Dein sanftes, so sanftes und glänzendes Vließ? Wer hat Dir dieses so sanfte Blöken gegeben, das die Thäler ergötzt? Kleines Lamm, kennst Du den, der Dich gemacht hat? — Kleines Lamm, ich will es Dir sagen, man nennt ihn nach Deinem Namen; ja, er heißt selbst Lamm; er ist sanft und gut; er machte sich selbst zum kleinen Kinde; ich ein Kind und Du ein Lamm, wir sind nach seinem Namen genannt: Kleines Lamm, Gott segne Dich! Gott segne Dich, kleines Lamm!"

Trotz dem Herrn Guirand, trotz dem Herrn von Lamartine, trotz den „Herbstblättern" ist man in Frankreich von dieser Lieder- und Weihrauchs-Poesie etwas entfernt; aber die jetzige Teufels-Poesie mag wohl eines Tages zu ihr zurückgeführt werden, so wie der ehebrecherische Roman leicht in das keusche Hirtengedicht übergehen kann!

Englische Literatur-Historiker hatten den Namen unseres Helden schon lange nicht mehr genannt; ja Wenigen war im Jahre 1822 der Maler und Dichter Blake noch im Gedächtnisse. Wenige wußten damals zu London, daß in einem Winkel der South-Molton-Straße einer der originellsten Geister der Zeit lebe, ein zwar schon bejahrter, aber noch jugendlich enthusiastischer Mann, der ein Jahr darauf das vollkommenste seiner Werke, wenn wir die „Gesänge der Unschuld" ausnehmen, geliefert hat. Das ist nämlich nach dem Urtheil der Kenner „das Werk der Erfindungen des Buchs Hiob", das ihm von einem Kunstfreunde, Herrn Linell, aufgetragen wurde, welcher durch den Zufall erfuhr, daß Blake, ein vergessener Künstler, fast vor Hunger sterbe. Auch war es der Zufall, der im Jahre 1825 einige Verse mit Blake's Unterschrift einem jungen Dichter, dem Quäker Barton, in die Hände führte. Dieser fragte seinen Freund Karl Lamb, was für ein Dichter sich unter diesem falschen Namen verberge? Karl Lamb, der Sterne der neueren Englischen Kritik, erwiederte: „Blake ist kein falscher Name, es ist der eines ausgezeichneten Mannes, wenn er noch lebt. Blake ist es, dessen Zeichnungen einer prächtigen Ausgabe des „Grab mal" von Blair Sie vielleicht gesehen haben, oder von denen Sie ohne Zweifel haben sprechen hören. Blake malt in Wasserfarben wunderbar seltsame Dinge . . . Einbildungen seines Gehirns, die er gesehen zu haben behauptet . . . . ., und die ein großes Verdienst bekunden. So hat er die alten kühnen Galen auf dem Snowdon gesehen; er hat den schönsten, den tapfersten und den häßlichsten der Bretanen gesehen, die dem Blutbade entkamen, das die Römer ihnen beibrachten; er hat sie gesehen und aus dem Gedächtnisse gemalt; er behauptet, seine Bilder haben einen eben so großen Werth, als die des Raphael und des Michael Angelo, aber keinen größeren, weil Raphael und Michael Angelo genau dieselben Erscheinungen aus der Vergangenheit und Zukunft gehabt hätten als er. Nach Blake sind die Oelgemälde (und, wie er meint, haben jene beiden großen Meister nie in Oel gemalt) der Ruin der Kunst geworden. Er versichert, daß, während er in Wasserfarben arbeitete, Titian ihn verfolgt hätte, Titian, der böse Geist der Malerei in Oel. Seine Gemälde, unter Anderem „die Pilgrimme von Cantoebery" (nach Chaucer) sind voller Leben und Kraft, mit einer sonderbaren Mischung von Schärfe, von Trockenheit und zugleich von Grazie; er hat ein Verzeichniß seiner Gemälde nebst einer vortrefflichen, aber ideellen und mystischen Kritik über Chaucer verfaßt. Man rühmt seine Gedichte, ich habe sie nicht gelesen. Ich erinnere mich, seine Verse auf einen Tiger vorlesen gehört zu haben, die mir schön schienen; aber ach! ich habe das Buch nicht, und der Autor ist gegangen . . . ich weiß nicht wohin, in eine andere Welt oder ins Tollhaus! Wie dem auch sey, ich halte ihn für einen der außerordentlichsten Männer des Jahrhunderts."

Als der heilige Anton erfuhr, daß in der Wüste ein Einsiedler lebe, der ihn an Heiligkeit übertreffe, nahm er seinen Stock und ging so lange, bis er in der Zelle des Paulus ankam; aber weder der Quäker Barton, noch Karl Lamb, ließen es sich einfallen, den armen Blake aufzusuchen, der der Einsamkeit und seiner poetischen Ueberspanntheit überlassen wurde. Freilich sind in dem Vaterlande Bartons, Lamb's und Allan Cunningham's die schwärmerischen Dichter schon zu zahlreich gewesen, als daß sie noch ein Gegenstand des Aufsuchens seyn könnten. Vor Blake gab es Cowper; vor Cowper lebte Bunyan, der Verfasser der „Reise des Pilgrims", Bunyan, dessen mystische Odyssee Blake so gut ausgeführt hat, wiewohl weder Southey, der Biograph Bunyan's, noch Allan, der Biograph Blake's, die Idee gehabt haben, diese zwei Originalitäten zusammen zu stellen. Indessen ist doch ein Unterschied zwischen der Begeisterung Bunyan's und der Blakes, indem der Erstere vor Allem Christ war, der Zweite aber Künstler. Wenn Blake mehr Sympathie gefunden hätte in unserer prosaischen Welt, so hätte er sich weniger in seine eingebildete zurückgezogen. Bald wollte er den Geistern Alles zu verdanken haben, er wurde ihr Maler und Dichter. Auf diese Weise hatte Blake in der That ein Geheimniß über eine Art von stereotypischem Kupferstich entdeckt, welches er, seiner Aussage nach, dem Geiste seines geliebten Bruders zu verdanken hatte, der ihm eines Abends, als er über seine Kunst nachdachte, erschien und ihm das Rezept zu einer chemischen Composition mittheilte, wodurch er vermittelst des Grabstichels die Zeichnungen zu seinen „Gesängen der Unschuld" hervorbrachte. Er benutzte dieses Geheimniß auch bei seinen sechzehn Kupferstichen zu den „Hallen des Paradieses" und bei der fast unverständlichen Composition seines „Arizien", den man für die Geschichte eines Dämons hält, der zu einer Reihe von Arbeiten und schrecklichen Abenteuern verurtheilt ist. Dieser „Arizien" (aus zwanzig Kupferstichen bestehend) geht durch Feuerschlünde und schreckliche Finsternisse; bald bekämpft er Ungeheuer, bald stürzt er eine Frauenseele in die schwarzen Krümmungen eines Kerkers. Diese Arbeit veranlaßte einen Kunsthändler, bei einer Ausgabe von Young's „Nachtgedanken" Blake zu beschäftigen.

*) So schreien die kleinen Schornsteinfeger in England.

Der Künstler unternahm diese Arbeit auf eine etwas sonderbare Weise. „Ich will“, sagte er zum Kunsthändler, „nur die Ränder von allen Blättern des Buches.“ Und siehe! in kurzer Zeit waren die Ränder bedeckt mit außerordentlichen Bildern, die aber nicht immer zu dem Texte paßten; denn Young ist in seinen Versen mehr ein Redner, ein christlicher Seneka, als ein Bilder-Dichter. (Schluß folgt.)

Spanien.

Physiognomie von Madrid.

Madrid verdankt, wie St. Petersburg, seine Entstehung politischen Rücksichten. Es liegt beinahe im Mittelpunkt von Spanien, und das reichte hin, um es als die natürliche Hauptstadt des Landes anzusehen; übrigens aber besitzt es keinen der Vortheile, die ihm, gleich St. Petersburg, auf einen solchen Vorzug noch ein besonderes Recht gaben. Es ist dies ein Beispiel von der Art und Weise, wie die Spanier überhaupt die wichtigsten und größten Dinge zu betrachten pflegen. Sie haben jenen Punkt, der ihnen in einer Rücksicht bequem schien, *mathematisch* festgestellt und die Natur gezwungen, sich ihrer Konvenienz zu fügen. Ein wenig weiter südlich hätten sie am Tajo eben so schöne als vortheilhafte Lagen wählen können, entweder in den reichen Ebenen von Aranjuez, oder auf den Hügeln von Toledo. Man möchte beinahe sagen, daß eine erkünstelte Verachtung jenes herrlichen Stromes sie veranlaßt habe, ihm den Manzanares vorzuziehen, der im Sommer zu einem fast unmerklichen Bache zusammenschrumpft und über ein weites Sandbett dahinrieselt. Abgesehen jedoch von dieser schlechten Wahl des Ortes bietet Madrid einen großartigen Anblick dar. Die Häuser sind hoch und von Stein gebaut, die Straßen reinlich und gepflastert; die öffentlichen Gebäude sind nicht wie in London vom Rauch geschwärzt und haben ein ganz neues Ansehen.

Außer den Palästen und Kirchen bewundert man in Madrid die Thore der Stadt, welche Triumphbogen zu seyn scheinen, und den Prado, den schönsten öffentlichen Spaziergang. Die Thore sind das Werk Karl's III., der Sorge getragen hat, seinen Namen mit großen Buchstaben eingraben zu lassen; er hat vergessen, neue Mauern hinzufügen zu lassen, welche, unserer Ansicht nach, der Wirkung jener Denkmaler sehr vortheilhaft seyn würden. Prachtvolle Thore befinden sich neben Mauern, die von dreipfündigen Kugeln in einer Stunde zerschmettert werden würden; so nahe sind hier Pracht und Armuth mit einander verbunden.

Der Prado ist dagegen in jeder Hinsicht bewundernswerth; es ist eine sehr große Promenade, die mit niedlichen Springbrunnen verziert und durch Baum-Alleen abgetheilt ist. Er dient einer ganzen Seite der Stadt zur Einfassung und schließt sich an jedem Ende durch eines der Thore.

Die Straßen, welche auf den Prado auslaufen, sind die schönsten von Madrid; außerhalb führt er nach den Gärten und nach dem Palast *Buen-Retiro*, welcher würdig ist, die Residenz eines Fürsten zu seyn, obgleich er der Königlichen Familie nur zum Jagdschlosse dient. Die Springbrunnen im Prado sind fast sämmtlich nach antiken Mustern gebaut. Einer derselben liefert das klarste Wasser, das man sich in Madrid verschaffen kann; es ist derjenige, dessen sich der Hof bedient, der fast nichts als Wasser trinkt. Eine sehr lange und mit schönen Springbrunnen verzierte Allee wird alle Abende von der vornehmen Welt und Sonntags von der Königin und der Königlichen Familie besucht.

Dort kann ein Fremder die Spanischen Moden und Sitten studiren; denn er sieht daselbst Personen aller Stände vom Fürsten bis zum Bettler an sich vorübergehen. Die Leute aus dem Volke tragen noch ihre auf einer Schulter hängenden Mäntel, welche man als das letzte Ueberbleibsel der antiken Toga betrachten kann. Alle Männer tragen große Hüte und rauchen Cigarren; Knaben laufen unaufhörlich mit kleinen Fackeln hin und her, um die Raucher zu bedienen; andererseits bieten die Wasserträger ihr Getränk zum Verkauf an, so daß man fortwährend nur den Ruf: „Feuer“! und „Frisches Wasser“! hört. Aber besonders sind es die Frauen, welche die Blicke fesseln; ihre einfache und zierliche Toilette, ihre Schleier, die zu ganz etwas Anderem dienen, als ihr Gesicht zu verhüllen, die Freiheit, mit welcher sie sich ergehen, ihre Augen voller Reiz, lassen jeden von seinem Vaterlande noch so sehr eingenommenen Ausländer für einen Augenblick die Schönheiten seiner Heimat vergessen.

Es herrscht in Madrid, wie in ganz Spanien, ein eigener, etwas Rührendes habender Gebrauch, der nirgends so auffallend ist als eben im Prado. In dem Augenblick nämlich, wo die Sonne untergeht, geben die Glocken der Kirchen und Klöster das Zeichen zum Gebet; sogleich steht die ganze wogende Menge wie bezaubert still; die Frauen bedecken das Gesicht mit ihren Fächern; die Männer nehmen ihre Hüte ab, und Alle richten leise ein Gebet an jene unsichtbare Macht, die ihnen vergönnt hat, das Ende dieses Tages zu schauen. Nach einer kurzen Pause setzen die Männer ihre Hüte wieder auf, die Frauen enthüllen ihr Gesicht, die Wagen setzen sich wieder in Bewegung und auf der Promenade herrscht ganz die frühere Lebendigkeit.

Obgleich der Manzanares im Sommer ein sehr kleiner Bach ist, so ist er doch der Stadt, durch die er fließt, und die in einer sehr trockenen Gegend unter einem sehr heißen Himmelsstrich liegt, von großem Nutzen. In dem Maße, in dem die Glut des Sommers sich entwickelt, sammelt man sorgsam das Wasser jenes Flusses in einem engeren Kanal, wo einige hundert Wäscherinnen unaufhörlich in Thätigkeit sind.

In einem jener Kanäle bemerkt man kleine mit Matten überzogene Hütten; es sind die Bäder von Madrid; und da der Fluß, obgleich sehr klein, immer eine ziemlich starke Strömung hat, so entsprechen diese einfachen Hütten ihrem Zwecke sehr wohl. Im Monat September nimmt man sie fort, oder läßt höchstens eine stehen, bis zur Zeit des heftigen Regens, der den Manzanares anschwellt und ihn in einen reißenden Strom verwandelt; aber es ist selten, daß diese Regenzeit eintritt, ohne sich vorher anzukündigen. Man sieht mehrere Tage hinter einander dicke Wolken um die Gipfel des Gebirges Guadarrama sich lagern und durch ihre düstere Dunkelheit die Regenströme verkünden, welche den Fluß an seiner Quelle anschwellen. Man hört zu gleicher Zeit das ferne Rollen des Donners, und es fallen sogar einige Tropfen Regen in Madrid; die Luft kühlt sich dann nach der furchtbaren Hitze ab, und nun beeilen sich die Madrider dem Fremden den Manzanares zu zeigen.

Die Gegend um Madrid bietet einen dürren und entblößten Anblick dar. Aus den meisten Thoren glaubt man in eine Wüste einzutreten; vergebens sucht man, ausgenommen nach der Seite des Manzanares, Gehölz oder selbst nur einzelne Bäume; man findet deren nur dicht bei den Landhäusern oder Dörfern, die auch sehr selten sind.

Im Allgemeinen erscheinen in Spanien die Städte und Dörfer wie Inseln in einem weiten Ocean, den man, von einer Insel zur andern schiffend, durchschneidet, ohne auf irgend einen Gegenstand zu stoßen, der an Menschen erinnert. Von Lissabon bis Madrid sieht man kein einziges Landhaus, wenn man nicht zwei oder drei traurigen Schlössern diesen Namen geben will. Es scheint, daß die frühere Zeit des Raubens und Plünderns auf das Volk einen so tiefen Eindruck gemacht hat, daß es noch nicht einzeln gelegene Häuser zu bewohnen wagt. Daher kommt es auch, daß man in der Umgegend von Madrid fast gar keine Spaziergänge findet; der angenehmste ist noch im Norden der Stadt. Die Gegend ist zwar nackt und offen, aber man hat die Gebirgskette des Guadarrama vor sich, dessen nächster Theil ungefähr 7 Stunden entfernt ist, und der zu allen Zeiten eine schöne und große Aussicht gewährt. Dann hat man noch eine andere Promenade ganz verschiedener Art längs einem mit Bäumen bepflanzten Kanal. Dieser Kanal wurde mit sehr viel Eifer und Pracht begonnen; er war dazu bestimmt, die Hauptstadt und die östlichen Provinzen mittelst der Flüsse zu verbinden, die in den Gebirgen von Aragonien entspringen. Man grub Behälter in den Guadarrama, um in der Regenzeit Wasser zu sammeln. Das Bett des Kanals wurde mehrere Meilen lang vollendet, mit zwei oder drei Schleusen versehen und an den Seiten mit Bäumen bepflanzt. Ich weiß nicht, welcher Umstand die weitere Ausführung verhindert hat; jetzt ist das Unternehmen ganz aufgegeben worden.

Eine dritte Promenade ist die große Straße von San Ildefonso und dem Eskurial. Sie folgt eine Zeit lang dem Laufe des Manzanares und führt nach einem kleinen Gehölz, dem einzigen, welches man bei Madrid findet. Dorthin wollen die Madrider an Festtagen, um im Schatten der Bäume zu tanzen und sich zu erlustigen. Da die Spanierinnen jeden Ranges sich sehr wenig Zwang anthun, so singen, lachen und springen sie bei solchen Gelegenheiten mit vieler Freiheit und wenden sich oft an vorübergehende Fremde mit der Aufforderung, an ihrem Mahle Theil zu nehmen.

Die Luft in Madrid ist auffallend rein und gesund, was wahrscheinlich darin seinen Grund hat, daß es höher liegt, als irgend eine andere Hauptstadt Europa's, und dabei doch dem südlichsten Klima angehört — ein Vortheil, den das ebenfalls sehr hochgelegene München, dem die Tyroler Berge noch dazu den wohlthätigen Einfluß des entfernteren Südens rauben, nicht mit ihm theilt. Nichts gleicht der angenehmen Frische, welche man daselbst des Morgens athmet, und dem Glanze der Sterne bei Nacht. Der Mondschein ist besonders entzückend, und die schönsten Nächte in Frankreich geben nur einen sehr schwachen Begriff davon. Im Scheine jener herrlichen Nächte stellt sich der Spanische Liebende unter das Fenster seiner Geliebten und singt zur Guitarre seine Hoffnungen und seine Furcht. Wenn erstere nicht getäuscht werden, so öffnen sich die Jalousieen von Zeit zu Zeit und schließen sich wieder, um ihm zu zeigen, daß man ihm zuhört, und diese Gunst macht ihn glücklich. (J. d. F.)

Mannigfaltiges.

— *Maria Tudor.* Auf einem der kleineren Pariser Theater wird eine Parodie dieses Dramas unter dem Titel „Marie, tu dors“ (Marie, du schläfst) gegeben.

— *Sheridan's erste Einführung in die große Welt.* Es war in dem Hause der jetzigen verwittweten Gräfin von Cork, die schon damals, wie noch gegenwärtig, durch die auserlesene Gesellschaft von Literaten und Weltleuten, die sie in buntem Gemisch um sich versammelte, berühmt war, wo die verstorbene Herzogin von Devonshire von dem Gesange einer äußerst reizenden jungen Dame gefesselt ward, die man ihr als eine Frau von Bildung, seit kurzem mit einem Irländischen Literaten vermählt, vorstellte. „Sie ist ein höchst anmuthiges Wesen“, sagte die Herzogin, „und ich möchte sie wohl bei mir in Devonshire-House haben. Aber was sollen wir mit ihrem Ehegemahl anfangen? Der Mann sieht so wunderlich aus, und der Herzog mag Fremde so wenig leiden! Ich weiß mir da keinen Rath.“ Und siehe da, kaum war ein Jahr verflossen, so war jener wunderliche Mann der liebste Gast und die köstlichste Zierde von Devonshire House; der Herzog selbst, ein Mann von nicht geringer Gelehrsamkeit, konnte sich oft von der bezaubernden Gesellschaft des genialen Sheridan kaum losreißen. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Montag den 9. Dezember 1833.

Ostindien.

Ram Mohun Roy, der Indische Philosoph und Reformator.

Ram Mohun Roy stammte, nach seiner eigenen Angabe, aus einem sehr alten Brahminischen Geschlechte welches seit undenklichen Zeiten dem priesterlichen Amte oblag.*) Erst sein fünfter Ahnherr, der unter Aurengzeb lebte, vertauschte die geistlichen Bestrebungen gegen weltliche; er und seine unmittelbaren Nachfolger erwarben sich Titel und Aemter am Hofe des Großmogul und erfuhren alle die wechselnden Schicksale der Hofgunst. Sein Großvater bekleidete wichtige Aemter am Hofe von Murschedabad, der Hauptstadt des Subah von Bengalen, welche damals vermuthlich der Schauplatz jener Verhandlungen war, die endlich zur Begründung der Britischen Macht in Indien führten. Auf einem Erbgute der Familie zu Radhanagur, im Distrikte Burdwan, wurde Ram Mohun**) um das Jahr 1780 geboren.

Seine erste Bildung erhielt er zu Patna, der muhamedanischen Hochschule in Bengalen, wo er das an den Höfen muhamedanischer Fürsten unumgänglich nothwendige Arabische und Persische studirte. Mit dem Sanskrit und den in dieser klassischen Sprache abgefaßten wissenschaftlichen Werken beschäftigte er sich zuerst in Benares oder Kalkutta. Schon in Patna hatte sein kräftiger, klarer, durchdringender Geist durch die Schriften des Aristoteles und Euklid, die er in Arabischer Sprache studirte, eine kritische Richtung erhalten. Schon als Schüler durchschaute er den abgeschmackten Aberglauben, der die reine Lehre der alten Hindu's entstellte. Seine gelehrten Anverwandten konnten mit allen ihren Gegengründen einen Geist nicht befriedigen, der logisches Eindringen und mathematische Demonstration die Wahrheit finden lehrten, und in einem Alter, das zu solch einem wichtigen Schritte noch unreif schien, sagte er sich von dem Glauben an die neuere Brahminische Lehre los, obschon gewichtige Gründe der Klugheit, namentlich sein weltliches Interesse, die Gewißheit eines tödtlichen Hasses von Seiten seiner Anverwandten und die Verpflichtungen gegen seinen Vater ihm ernstlich mahnend in den Weg traten.

„Als ich ungefähr sechzehn Jahre zählte", sagt Ram Mohun selbst, „schrieb ich eine Abhandlung, worin ich das götzendienerische System der Hindu's angriff; sowohl diese Schrift, als meine schon bekannten Ansichten über den Gegenstand, brachten eine gewisse Kälte in das Vernehmen zwischen mir und meinen Blutsverwandten; demnach begab ich mich auf Reisen."

Ram Mohun, des Köhlerglaubens seiner Nation ledig und doch mit den Wahrheiten des Christenthums noch nicht bekannt, wollte nun einen anderen Glauben aufsuchen und auswählen. Er wanderte nach Tibet, wo er sich drei Jahre aufhielt und den Buddhismus studirte, dessen atheistische (oder vielmehr nihilistische) Lehren wenig Reiz für ihn haben konnten; er scheint sogar die Lamaische Form des Buddhismus auf eine beleidigende Weise lächerlich gemacht zu haben. Er bereiste außerdem noch verschiedene Gegenden, besonders innerhalb der Gränzen Hindostan's, bis ihn sein Vater Ram Kanth Roy im zwanzigsten Jahre zurückberief und ihm seine Gunst wieder schenkte.

Bis auf diesen Zeitpunkt hatte Ram Mohun, wie er selbst gesteht, „gegen die Begründung der Britischen Macht in Ostindien großen Widerwillen genährt." Nach seiner Rückkehr machte er Bekanntschaft mit Europäern, lernte ohne Beihülfe eines Lehrers die Englische Sprache, erwarb sich Kenntniß von Britaniens Gesetzen und Verfassung und legte jetzt seine Vorurtheile gegen die Briten ab, „überzeugt, daß ihre Verwaltung, obgleich ein ausländisches Joch, doch die moralische Wiedergeburt seiner Landsleute am sichersten herbeiführen würde."

Im Jahre 1803 starb sein Vater, der ihn aller Wahrscheinlichkeit nach enterbt hat. Seine bedenkliche ökonomische Lage nöthigte ihn damals, einen Dienst als Schreiber zu übernehmen. Nach einer anderen Autorität war sein vornehmster Zweck dabei, sich mit Englischer Sprache und Bildung vertrauter zu machen. So viel ist gewiß, daß er mit seinem Prinzipal, dem Einnehmer Digby, eng befreundet wurde, und daß beide gemeinschaftlich die Orientalische und Europäische Literatur studirten.

Befreit von dem Zwange, den die Besorgniß, einen Vater zu kränken, dem freien Bekenntniß seiner religiösen Meinungen anlegte, trat er jetzt, im vierundzwanzigsten Jahre, kühn gegen den Brahminismus in die Schranken und begann seine Reform des nationalen Glaubens. Er verweilte abwechselnd in Ramgurh, Bhagulpore und Rungpore und wählte erst 1814 sein kleines Gut am Hugli bei Kalkutta zum steten Aufenthalt. Er bekämpfte die religiösen Verirrungen seiner Landsleute theils in mündlichen Kontroversen mit den gelehrtesten Brahminen, theils in Schriften, die er zu Serampore drucken ließ. Die Früchte seiner Siege im Wortstreit waren vorübergehend; ihre Resultate wurden nur in kleinen Zirkeln bekannt, und die überwundenen Gegner ermangelten nicht, sie in ein ungünstiges Licht zu stellen. Allein mit Hülfe der Buchdruckerkunst konnte Ram Mohun ihrer Bosheit Trotz bieten, und das hohe Motiv seiner Schriften ließ ihn pekuniäre Opfer nicht scheuen, so daß er die Exemplare gratis unter seine Landsleute vertheilte. Sein erstes gedrucktes Buch: „Wider den Götzendienst aller Nationen", war in Persischer Sprache geschrieben, mit einer Arabischen Vorrede, und folglich für die höheren Klassen der Hindu's und Muselmänner bestimmt. Nach diesem publizirte er andere Werke ähnlichen Inhalts in den Landessprachen von Hindostan; diese erwarben ihm solchen Haß, daß er sich endlich von Jedermann verlassen sah, ausgenommen zwei oder drei Schottische Freunde, denen er, wie er selbst sagt, sich ewig verpflichtet fühlte. Man beschuldigte ihn öffentlich frecher Anmaßung und Gottlosigkeit, und obendrein mußte er bittere Vorwürfe von seiner Mutter hören, die jedoch auf ihrem Sterbebette Reue bewies und erklärte, daß sie von der Einheit Gottes und der Nichtigkeit des Hinduischen Aberglaubens vollkommen überzeugt sey.

Das Studium der Englischen Sprache und Literatur, und vor Allem sein Verkehr mit Europäern, führte ihn ganz natürlich zur Kenntniß der Bibel. Er lernte Griechisch, um das Neue Testament in der Ursprache lesen zu können. Jetzt verwendete er seine Abstractionskraft und seinen Scharfsinn darauf, das Christenthum und das System der Hindu's einander näher zu bringen, indem er die Zusätze zu der einfachen und erhabenen Wahrheit, welche beide Religionen in ihrer konkreten Form enthalten, mit philosophischem Auge als bloße menschliche Corruptionen betrachtete. Das Werk, in welchem er zuerst seine Ansichten über diesen wichtigen Punkt mittheilte, war seine „Uebersetzung eines Auszugs des Wedant, oder Erklärung aller Weda's", welches zuerst 1816 in Kalkutta in Englischer Sprache erschien*). Hindostanische und Bengalische Bearbeitungen desselben hatte er schon früher unentgeltlich zirkuliren lassen. Der Vorrede zufolge, beabsichtigte er, seine Landsleute durch dieses Werk über die wahre Bedeutung ihrer heiligen Bücher zu belehren, damit sie „die Einheit und Allgegenwart des Gottes der Natur in reiner Ergebung fassen könnten"; den Europäern aber wollte er beweisen, daß „die abergläubischen Gebräuche, welche die Hindu-Religion entstellen, mit dem reinen Geist ihrer Lehrsätze nichts zu schaffen hätten."

Betrachten wir die Bahn, welche dieser große Reformator seiner Nation verfolgte, so dürfen wir den Einfluß nicht außer Augen setzen, den der Kastengeist ohne Zweifel auf sein Gemüth und seine Handlungen ausübte. Fassen wir den Begriff Kaste nur in bürgerlichem und politischem Sinne, als Merkmal eines hohen angeerbten Ranges, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm an der Behauptung der Vorrechte derselben viel gelegen war, und erwägen wir, daß der Verlust des Kastenrechtes den gesetzlichen Verlust des Eigenthums und die tiefste Erniedrigung nach sich zieht, so erscheint uns der Umstand, daß er sich gewissenhaft hütete, seine Familie solchem Elend preiszugeben, als eine sehr weise Maaßregel. Denjenigen, welche Ram Mohun in England kannten, wird seine Peinlichkeit in diesem Punkte, die zuweilen einigen Zwang in sein Benehmen legte, gewiß aufgefallen seyn. Inwiefern diese Rücksicht ihn anfänglich davon zurückhielt, die Lehren des Christenthums mit weniger Rückhalt zu bekennen, und ihn stets bewog, eine Art Mittelstraße zu halten, ist eine Frage, die nur der lösen kann, vor dessen Blicken jedes Menschenherz offen liegt. Jedenfalls muß man dem großen Manne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er niemals anders als uninteressirt handelte.

Nach dem Wedant erschien seine Bengalische Uebersetzung der

---

*) d. h. sie waren Priester von Geburt und Beruf. Ganz irrig denkt man sich im gemeinen Leben unter der Brahminen-Kaste lauter Priester, während sie nur der Stamm ist, aus dem die Priester hervorgehen.

**) Ram oder Rama heißt der gefeierte Indische Halbgott, der Held des Ramayana; Mohun ist ein Beiname des Gottes Krischna.

*) Ueber dieses Werk sehe man Nr. 16. des diesjährigen Magazins.

vornehmsten Kapitel der Weda's, die seine Landsleute mit dem wahren Geiste ihrer heiligen „Bücher, welche nichts ist als die Erklärung der Einheit Gottes", bekannt machen sollte. In der Folge übersetzte er einzelne Stücke des Yajur Weda, des Atharwa Weda und des Sama Weda ins Englische und publizirte dieselben zu Kalkutta in den Jahren 1816, 1819 und 1823.

Die Bekanntmachung der übersetzten Stücke aus dem Yajur Weda und eine Notiz in einem Kalkutta'schen Zeitungsblatte, daß der ausgezeichnete gelehrte und unermüdliche Reformator „entdeckt" habe, wie die Einheit Gottes sowohl in den Purana's und Tantra's, als in den Weda's gelehrt werde, veranlaßten eine Kontroverse zwischen Ram Mohun und Sankara Sastri, dem obersten Englischen Lehrer im Kollegium des Fort St. George, welcher zwar die Thatsache einräumte, aber zugleich behauptete, Ram Mohun könne nicht für den Entdecker einer Lehre gelten, die Jedermann bekannt sey. Außerdem rechtfertigte er die Verehrung der personifizirten Attribute des höchsten Wesens, die er als besondere Intelligenzen betrachtete. Eines seiner Argumente ist demjenigen nicht unähnlich, womit die Katholiken die Verehrung der Heiligen vertheidigen. „Wenn Jemand", sagt er, „einen weltlichen Fürsten zu besuchen wünscht, so muß er zuerst von dessen Ministern eingeführt werden und darf nicht eigenmächtig zu ihm eindringen, unbekümmert, ob er ihn beleidige. Will man eine Treppe hinauf, so muß man sie Stufe für Stufe ersteigen und nicht mehrere zugleich überspringen, damit die Beine keinen Schaden nehmen. Eben so gebührt es sich, daß die Gnade Gottes stufenweise, durch die Verehrung seiner Attribute, erlangt werde."

In seiner Replik erklärt Ram Mohun, daß er auf die Titel „Reformator" und „Entdecker" nicht Anspruch mache, und daß er bei den Meisten als „Neuerer" verschrieen sey. Was die göttlichen Attribute betrifft, so zeigt er, daß die Annahme ihrer Persönlichkeit in den Weda's nicht begründet ist, und macht auf die schädlichen Folgen ihrer Verehrung aufmerksam. Bald nachher trat ein gelehrter Brahmine von Kalkutta in einem Bengalisch und Englisch gedruckten Briefe gegen ihn auf. Ram Mohun antwortete mit einer „Zweiten Vertheidigung des monotheistischen Systems der Weda's"; diese Angriffe dienten nur dazu, seine Argumente noch mehr zu befestigen.

Die Bewunderung, welche Ram Mohun's Werke jetzt in Europa wie in Indien zu erregen begannen (er selbst und seine Werke waren schon in Frankreich sehr bekannt), beschränkte sich nicht auf die Schärfe seiner Beweisführung, die Gediegenheit seiner Reflexionen, den klaren Verstand, der sie alle charakterisirte; sein korrekter Englischer Styl versetzte Jeden in Staunen, dem es nicht unbekannt war, mit welchen Schwierigkeiten selbst ein Europäischer Ausländer zu kämpfen hat, der das Englische mit Eleganz schreiben will. Auf diesen Punkt werden wir jedoch wieder zurückkommen.

In dem Grade, als seine Belesenheit zunahm, wurde er fähiger, die Ergebnisse seines Nachdenkens vor sich selbst zu rechtfertigen. Selbst die so leicht bezaubernde Philosophie der Griechen und Römer konnte ihn von der Einfachheit seiner Theorie nicht zurückdrängen, den Triumph des Evangeliums über die Lehren Plato's schrieb er dem Umstande zu, daß das Christenthum göttliche Beglaubigung habe, während andere Moral-Systeme sich als Menschenwerk ankündigen.

Nachdem er auch das Hebräische erlernt und die Schriften des alten Bundes mit Hülfe eines Jüdischen Rabbi, das Neue Testament aber unter der Leitung christlicher Theologen studirt hatte, publizirte er 1820 in drei Sprachen (Englisch, Sanskrit und Bengalisch) sein berühmtes Werk „Die Lehren Jesu, des Führers zum Frieden und zur Glückseligkeit", welches Auszüge aus den Evangelien, besonders den ersten dreien, enthält. In diesem Werke sind alle diejenigen Stellen, die bestimmten Lehrmeinungen oder religiösen Parteien als Grundlage dienen, übergangen, indem der didaktische Theil, nach seiner Meinung, am besten geeignet ist, „die Herzen und Gemüther der Menschen, welches auch ihr Glaube und ihre geistigen Anlagen seyen, zu veredlen." In der Vorrede zu diesem Werke urtheilt er folgendermaßen über die Evangelien: „Dieser einfache Kodex der Religion und Sittlichkeit ist so wunderbar geeignet, dem Menschen reine und erhabene Begriffe von Gott beizubringen — — — und das Menschengeschlecht auf dem Pfade seiner verschiedenen Pflichten gegen Gott, sich selbst und die Gesellschaft richtig zu leiten, daß ich von seiner Verbreitung in der gegenwärtigen Form nur das Beste hoffen kann."

Diese Schrift zog ihm nun auch Angriffe von Missionairen zu. In dem „Friend of India", einer Zeitschrift der Missionaire von Serampore, wurde der Unitarische Charakter des Buches streng gerügt und der Sammler „ein Heide" genannt. Ram Mohun antwortete unter der Signatur „Ein Freund der Wahrheit" mit einer Appellation an das christliche Publikum, worin er behauptet, eine Sammlung der bloßen Vorschriften des Evangeliums sey die zweckmäßigste Methode, demselben bei den Indiern, von denen zwei Fünftheile Muhammedaner seyen, Eingang zu verschaffen. Außerdem unternimmt er es, die Unitarische Lehre als vernunftgemäß, die von der Dreieinigkeit und Versöhnung aber als ein Widerspruch mit der heiligen Schrift darzustellen. Eine Erwiederung auf diesen Artikel (von Doktor Marshman) veranlaßte eine zweite Appellation, unter Ram Mohun's eigenem Namen, in der sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen seyn dürfte. Er sagt in derselben, „daß der allmächtige Gott, der einzige würdige Gegenstand religiöser Verehrung, seiner Persönlichkeit nach Eins und ungetheilt sey; daß wir, gestützt auf zahlreiche Verheißungen der heiligen Schrift, zuversichtlich hoffen dürfen, den Segen der Verzeihung von dem barmherzigen Vater zu erlangen, und zwar durch Sinnesänderung, die, nach den Worten der Schrift, das Einzige ist, was uns zur Vergebung unserer Sünden verhelfen kann; daß Gott diejenigen, die ihn geistig verehren, durch seine leitende Einwirkung, den heiligen Geist, auf den rechten Pfad und endlich zum Heile führe." Unseren Heiland nennt er: „Den Gesalbten Gottes"; er sagt, „daß er an seine Wahrhaftigkeit, Seelenreinheit und moralische Vollkommenheit unbedingt glaube"; er stellt ihn dar als „ein Wesen, in dem alle Wahrheit wohnte, und das herabgesendet sey mit einem göttlichen Gesetze, um die Menschheit durch Predigt und Beispiel zu lenken; das von dem ewigen Vater den Auftrag empfangen habe, die Menschen zu erlösen, das die Welt durch Gottes Weisheit richte und die Gabe, Wunder zu thun, besitze." Er hält sein Wesen für ein Gott untergeordnetes, doch für erhabener, als das der Engel im Himmel, und glaubt, der Vater habe alle Dinge durch ihn und für ihn erschaffen. Mit großer Befriedigung hält er an dem Schlusse fest, zu dem das Evangelium ihn geführt hat, daß nämlich unter der Einheit zwischen dem Vater und Christus nur eine vollkommene Uebereinstimmung des Willens, aber keine persönliche Identität zu verstehen sey.

Die innere Erhabenheit und Einfalt dieser Lehre von der Einheit des göttlichen Wesens und die Ueberzeugung, daß alle große Lehrer des Menschengeschlechts, Moses, Manu, Christus und Muhamed, nichts Anderes lehrten, entflammte seinen Eifer, sie fortzupflanzen. Er suchte jede Gelegenheit zur Disputation mit Heiden — Hindu's und Buddhisten und mit Bekennern des Christenthums von jeder Sekte; seine Feder rastete nicht, und nach wenigen Jahren hatte er unter seinen Landsleuten viele Proselyten gemacht. Eine unserer Autoritäten sagt, der große Zweck seines Lebens sey der gewesen, in seinem Heimathland eine neue Sekte zu stiften, deren Glaube die Einheit Gottes zur Basis haben sollte. So viel ist sicher, daß er in Verbindung mit Einigen, die er für seine Ansichten gewonnen hatte, Zusammenkünfte hielt und einen Gottesdienst begründete, welcher im Vorlesen monotheistischer Schriften und im Absingen von Hymnen bestand, deren Inhalt sich auf die göttliche Einheit bezog. Die Agende glich der in den Unitarischen Kapellen: erst eine Hymne; dann ein Gebet; hierauf die Ablesung eines Artikels einer monotheistischen Schrift; dann wieder eine Hymne; zuletzt eine Predigt oder Vorlesung. *) (Schluß folgt.)

England.

William Blake, ein ausgezeichneter Künstler, Dichter und Narr.

(Schluß.)

Die Poesie in den Zeichnungen Blake's wurde unglücklicherweise nicht von Jedermann verstanden. Indessen konnte er sich leicht darüber trösten, indem Flaxman, ein von den Studien des Alterthums tief durchdrungener Künstler, ihm seinen Beifall schenkte. Flaxman stellte ihn dem Dichter Hayley vor, dem Verfasser eines ziemlich kalten didaktischen Gedichts „die Vergnügungen der Seelenheiterkeit", und dem Freund und Biographen Cowpers. Hayley führte ihn nach einem Landsitz in der Grafschaft Essex, wo er dem Künstler vorschlug, eine Reihe von Zeichnungen für die Werke seines Lieblingsdichters zu machen. Dieser Reise verdanken wir folgenden Brief von Blake an Flaxman:

„Geliebter Bildner der Ewigkeit. Wir sind angekommen in unserem Landhause, welches schöner und bequemer ist, als ich es mir vorgestellt habe. Es ist ein vollkommenes Muster von einem Landhause, und es könnte das Muster eines Palastes seyn, wenn die Theile desselben, ohne im Einzelnen zu verlieren, in größerem Maßstabe angelegt wären. Felpham ist ein reizender Ort für das Studium, denn es ist geistreicher als London. Der Himmel öffnet uns hier von allen Seiten seine goldenen Pforten, und keine Dünste verhüllen die Aussicht; die Stimmen der Himmelsbewohner werden deutlicher gehört, ihre Gestalten deutlicher gesehen, und meine Wohnung ist ein Schatten der ihrigen. Meine Frau und meine Schwester befinden sich wohl und machen Neptun den Hof, von dem sie sich oft umarmen lassen. Jetzt beginne ich ein neues Leben, denn ich habe von meinem Leichnam eine der Erdschichten abgeschüttelt, die ihn bedecken. Meine Arbeiten stehen in einem besseren Rufe im Himmel, als ich dachte. Ich habe im Kopfe Gallerien voller alten Bücher und Gemälde, welche ich in den Zeiten der Ewigkeit, nach meinem sterblichen Leben, vollenden werde, und an diesen Arbeiten meiner Feder und meines Pinsels werden sich die Erzengel ergötzen. Warum sollte ich mich also wohl beunruhigen über die Reichthümer und den Ruhm dieser vergänglichen Welt! Was Sie anbelangt, Flaxmann, so sind Sie ein Erzengel auf der Erde, mein Freund, mein Genosse in aller Ewigkeit. — Leben Sie wohl."

Drei Jahre in Einsamkeit verlebt verwirrten das Gehirn Blake's vollends; er zog sich immer mehr und mehr in sein phantastisches Leben zurück und brach mit allen seinen Zeitgenossen, um die „berühmten Todten" zu besuchen, in der materiellen Welt nichts mehr als seine Gefährtin habend. Er trat in Verbindung mit Homer, Moses, Pindar, Virgil, Dante und Milton. Als man ihn fragte, unter welcher Gestalt ihm diese großen Namen erschienen, antwortete er: „Es sind majestätische, weiße, glanzvolle Schatten, deren Wuchs den aller Sterblichen überragt." Manchmal rief er seine Frau und sagte zu ihr: „Käthchen, siehst Du nicht diese imposante Gestalt? Höre, sie spricht." Die Schatten sprachen nämlich mit ihm. Käthchen sah

*) Das Institut, welches er und seine Anhänger 1828 in einem Hause an der Tschitpuhr-Straße in Kalkutta errichteten, heißt Bhurma Sudha. Hier versammelt man sich an den Abenden vor Sonntag. Es wird nach dem Texte des Wedant in der Bengalischen Muttersprache gepredigt, und man singt eine Art Psalmen zum Lobe des einzigen wahren Gottes. Christen und Leute von jeder Konfession werden zugelassen. Eine regelmäßige Kapelle erbaute man 1829 auf einem Grundstücke, das ein reicher Hindu ankaufte, „zur Verehrung des ewigen, unerforschlichen und unwandelbaren Wesens, das der Urheber und Erhalter des Universums ist." Vgl. Asiat. Journ. Vol. II p. 14

nichts und hörte nichts; aber sie hatte so viel Zutrauen zu ihrem Manne, daß sie überzeugt war, er besitze die Fähigkeit, zu sehen und zu hören, als wenn seine Augen von dem Engel geöffnet worden wären, der Adam seine ganze Nachkommenschaft in den kommenden Jahrhunderten sehen ließ. Eines Tages kam Blake ganz entzückt zu ihr; er hatte nämlich von Milton einen besonderen Beweis seines Zutrauens erhalten. Der Dichter Adam's und Eva's hatte ihm ein ganzes Gedicht vorgelesen, das er in seinem Gedächtnisse aufbewahrt hatte. Unglücklicherweise stand dieses Gedicht denjenigen nach, die Milton bei seinem Leben herausgegeben, und die Freunde Blake's wollten an die Authenticität dieser Milton'schen Poesie nicht glauben, so wie Walpole nicht an die Authenticität der alten Balladen von Chatterton glaubte.

Drei Jahre nach seinem Aufenthalte auf dem Lande kehrte Blake nach London zurück. „Ich habe so eben drei Jahre an der Küste des Meeres geschlafen", sagte er in seiner apokalyptischen Redeweise, „und ich bringe dem Publikum meine Riesengestalten." Es war eine wahrhafte Künstler-Apotheose, die er mitbrachte, eine Reihe von Kupferstichen von der antediluvianischen bis in die prosaische Welt unserer Zeit übergehend, das Ganze betitelt: „Jerusalem", ein Werk, das die Kunstkenner nicht enträthseln konnten, und das gar keinen Erfolg hatte. Er mußte sich nachher herablassen und für das religiöse Gedicht von Blair, „das Grabmal", Verzierungen machen, wofür er zwanzig Guineen von dem Verleger Cromeck erhielt, wobei aber von Cromeck, der seine Zeichnungen von Schiavonetti in Kupfer stechen ließ, seine Eigenliebe empfindlich beleidigt wurde.

Die Eigenliebe, diese sublunarische Leidenschaft, ließ Blake einen Augenblick von seinen luftigen Regionen herabsteigen; er besuchte das Atelier Stothard's, während dieser die ersten Umrisse seines Gemäldes der „Pilgrime von Cantorbery" auf die Leinwand warf, dessen prächtiger Kupferstich eines der Meisterwerke des Englischen Grabstichels ist. Dieser Gegenstand, einer Beschreibung des alten Dichters Chaucer entlehnt, ging in den Kreis der gewöhnlichen Erfindungen Blake's nicht ein; dennoch glaubte er unfehlbar, jenen auch geträumt zu haben, und zwar vor Stothard; er malte seinerseits auch die Pilgrime von Cantorbery und forderte Herrn Cromeck auf, seine bestellte Arbeit abholen zu lassen, indem er noch geträumt hatte, dieser Verleger habe ihm diesen Gegenstand aufgetragen. Wären die „Pilgrime" Blake's besser gewesen, als die von Stothard, so hätte der Verleger diese Träumerei wahrscheinlich benutzt; aber er behauptete, nie davon gesprochen zu haben, und Stothard beklagte sich über diesen Vorfall. Der arme Blake war so überzeugt, die Idee gehöre ihm an, daß er Stothard, als Mitverbrecher Cromeck's, beschuldigte, sie ihm gestohlen zu haben. Eine zu materielle, zu merkantilische Träumerei, welche nicht unter diejenigen des schwärmerischen Künstlers gerechnet werden darf. Arme menschliche Natur, die immer Etwas von ihrem ursprünglichen Schmutze behält!

Uebrigens hatte Blake auch einen ziemlich lebhaften Streit mit seinen Kollegen in der anderen Welt. Es gefiel ihm, eine Broschüre gegen Titian, Correggio, Rubens und Rembrandt herauszugeben, über das Helldunkel und die Malerei in Oel, von der er behauptete, sie sey der Sturz der Kunst gewesen. Blake hatte nämlich die Thorheit, eine Theorie über die Kunst zu entwerfen!

Wir kommen zu den eigentlichen Visionen Blake's, wie sie Allan uns dem Munde eines Freundes aufgefaßt hat. „Der Freund, von dem ich diese Anekdoten habe, fügte hinzu: Ich weiß viel Details über Blake, indem ich in einem Alter von neun Jahren sein Gefährte war. Ich bin manchmal an seiner Seite geblieben von zehn Uhr Abends bis drei Uhr Morgens, bald schlummernd, bald wachend; aber Blake schlief nie. Er saß da mit seinem Bleistift und Papier, Bilder zeichnend, deren Originale ich gern, so wie er, hätte sehen wollen. Ich will Ihnen einige seiner Arbeiten zeigen. — Er holte mir ein Portefeuille voller Zeichnungen, öffnete es und fuhr fort: — Hier, mein Herr, bemerken Sie den poetischen Enthusiasmus dieses Kopfes; es ist der des Pindar, am Tage, wo er in den Olympischen Spielen gekrönt wurde. . . . . Dieses entzückende Geschöpf ist Corinna, welche denselben Preis erhält, wie Pindar. Diese Frau, diese Buhlerin mit der unverschämten Miene, ist Lais, die sich zwischen Blake und Corinna gesetzt hat; Blake sah sich genöthigt, sie zu malen, um ihrer los zu werden. Und diese Figur da? so wenig den übrigen ähnlich . . . rathen Sie, wer das ist? — Irgend ein Schurke, denke ich, mein Herr. — Ja wohl! Sie bezeugen unwillkürlich, mit welcher Treue Blake gezeichnet; es ist ein Schurke, in der That, der Sklaventreiber, den Moses in Aegypten getödtet. Und diese beiden Anderen, jetzt . . . wir wollen sehen, wer, glauben Sie, sind diese? — Gewiß noch einige Schurken, mein Herr. — Getroffen, sie sollen anonym bleiben, wenn es Ihnen recht ist; aber der Eine ist ein großer Advokat und der Andere ein Anstifter falscher Zeugen. Endlich dieser Kopf . . . er gleicht, ich hoffe . . . . es ist der des Herodes; sehen Sie, wie er dem eines berühmten Englischen Generals gleicht!" . . . .

„Der Jugendfreund Blake's schloß das Portefeuille und nahm aus einer geheimen Schublade ein kleines Gemälde. — Hier, sagte er zu mir, ist das Letzte, was ich Ihnen zeigen will, aber es ist das Seltsamste, ohne Widerrede; bemerken Sie nur diesen Farben-Reichthum und diese Originalität des Charakters. — Ich sehe, erwiderte ich, eine nackte Gestalt mit einem dicken Leibe und einem kurzen Halse, brennende Augen, ein Gesicht, würdig eines Mörders, und in seinen krummen Händen eine Schale voll Blut, aus der dieses sonderbare Wesen seinen Durst zu löschen begierig scheint. Ich habe nie etwas Seltsameres, noch glänzendere Farben gesehen — eine Art von grünem Firniß und dunkelem Golde. Aber was ist das? — Es ist ein Gespenst, mein Herr, . . . das Gespenst eines Flohes, ein spiritualisirter Floh! — Ich denke, Blake hatte dies Gespenst in einer seiner Visionen gesehen — Ich will Ihnen Alles erzählen, mein Herr. Eines Abends fand ich ihn außerordentlich exaltirt. Er sagte zu mir, er hätte so eben eine wunderbare Sache gesehen . . . das Gespenst eines Flohes. — Und haben Sie es gezeichnet? fragte ich ihn. — Nein, wahrhaftig, antwortete er mir, und ich bedaure es; aber ich werde es nicht unterlassen, wenn mir dasselbe noch einmal erscheint. — Auf einmal sieht er aufmerksam nach einem Winkel des Zimmers hin und ruft . . .: Hier ist es; geben Sie mir meine Palette und Alles, was ich brauche, ich weiche nicht von der Stelle, aus Furcht, es aus dem Auge zu verlieren. Ja, hier ist es! geben Sie, geben Sie, es kommt, seine Zunge spitzend, eine Schale in der Hand, eine Schale voll Blut, seine schuppige Haut ist golden und grün . . . . — Und indem er Alles beschrieb, zeichnete und kolorirte Blake das Gespenst des Flohes."

Dieser Freund Blake's, welcher in seine Nachtarbeiten eingeweiht war, ist selbst ein Künstler, der sich von ihm die historischen Köpfe zeichnen ließ, deren er, wie er zu ihm sagte, bedurfte, um in seine eigenen Darstellungen die Aehnlichkeit zu bringen. Es war wenigstens ein zarter Vorwand, um Blake nicht immer ohne Zweck malen zu lassen. Der schwärmerische Maler hatte es dahin gebracht, daß er beinahe eine Art von Bezauberungs-Talisman besaß, wie Cornelius Agrippa und die Schwarzkünstler. Aber zuweilen wurden seine ordentlichen Sitzungen durch eine unbescheidene Person unterbrochen, welche, wie Lais, sich in seinen Kreis eindrängte. So hatte der Freund, der Herrn Allan Cunningham jenes sonderbare phantastisch-historische Portefeuille zeigte, eines Abends Blake ersucht, ihm William Wallace, das Haupt der Schotten, zu malen; Blake's Blick belebte sich, denn er liebte die Helden. „William Wallace", rief er, mit einem Enthusiasmus, der Walter Scott bezaubert hätte, „hier ist er schon; ich bemerke ihn; ah! welche edle Gestalt! Geben Sie mir meinen Stift, meinen Pinsel." Und fing an, mit Eifer zu skizziren; darauf nach einigen Minuten innehaltend, sagte er: „Ich kann ihn nicht beendigen." — Und warum? — „Weil Eduard I. so eben sich zwischen ihn und mich gesetzt hat . . ." — Ei wohl! so zeichnen Sie mir auch Eduard I.; ich gebrauche Beide. — Blake nahm ein anderes Blatt Papier und zeichnete auf demselben die Gestalt des Schottischen Tyrannen, worauf Eduard I. verschwand und Blake den Wallace beendigen konnte. „In der That", sagte Allan Cunningham, „ich möchte auch gern den großen Wallace sehen." — „Hier ist er eingerahmt, bei diesem Fache hier", sagte der Freund Blake's, „hier ist er, so wie er ihn malte, und wie er ohne den geringsten Zweifel seyn sollte, ein edler und heroischer Kopf. Sehen Sie zur Seite seinen Mörder, diesen Eduard, mit wilder und blutdürstiger Miene? Die Zeichnung Blake's war, wie man sieht, treu dem poetischen und moralischen Gefühl der Geschichte."

Ueberraschend ist, daß Blake, im Gegensatze zu Faust und den anderen Hexenmeistern, am schwersten die Gestalt des Teufels beschwören konnte. Er erzählte, daß er mehrere Jahre vergeblich den Satan zu sehen gewünscht habe. Er konnte nicht glauben, daß er der triviale Dämon sey, den die alten Legenden darstellen, und seine Phantasie schrieb demselben mehr die trübe Schönheit eines gefallenen Engels zu, wie er sie im „Paradies" des Milton hat, oder die noch edlere Gestalt, unter der man sich ihn bei der Lesung Hiob's denkt. Aber Satan erschien ihm nicht, vielleicht aus einer teuflischen Koketterie, um nicht das schmeichelhafte Bild seiner selbst in dem Geiste Blake's zu vernichten. Endlich jedoch ging der Wunsch des Maler-Dichters in Erfüllung.

„Eines Abends, als ich die Treppe meines Zimmers hinanstieg, im Dunkeln (wir lassen ihn nämlich jetzt selbst sprechen), wurde mein Blick plötzlich getroffen von einem Widerschein des Lichts, der unter meine Füße hinglitt. Ich wendete mich um und sah den leibhaften Satan, der mich durch das Gitter der Treppe mit einer wilden Miene anblickte. Ich rief meine Frau, welche an meiner Stimme zu erkennen glaubte, daß der Geist der Dichtkunst über mich gekommen wäre, und mir Feder, Tinte und Papier brachte. — „Das ist es nicht", sagte ich zu ihr, „aber es schadet nichts, ich behalte es; aus Furcht, er möchte entwischen, will ich ihn mit der Feder zeichnen, und hier ist er." — Wenn er dieses erzählt hatte, zeigte Blake gewöhnlich ein Blatt Papier vor, auf dem die schrecklichste Gestalt grimassirte, die man sich nur denken kann. „Hier ist er", fuhr er fort, „seine großen Augen funkelten wie Kohlen, seine Zähne waren lang wie die einer Egge, und seine krummen Klauen wie die, welche, in einem hitzigen Fieber, der Schreiber eines Prokurators sehen könnte; mit einem Worte, es ist der Gothische Teufel unserer Legenden, welches der wahre Teufel ist, meine Herren. Alle übrige sind apokryphische."

Blake, überrascht, den Teufel so gemein zu finden, konnte sich nicht enthalten, sich, um ihn in die Welt zu bringen, der Licenz zu bedienen, die Horaz den Malern wie den Dichtern gewährt (pictoribus atque poetis). Es ist also nicht ganz der hinter der Gitterluke der Treppe gesehene, sondern der etwas weniger häßliche Teufel, den er in dem poetischsten seiner Werke, das unter dem Namen „die Empfindungen Hiob's" bekannt ist, aufgestellt hat. Diese „Empfindungen" sind übrigens eine Erläuterung der heiligen Schrift, vermittelst Grabstichels und Pinsels. Blake folgte Schritt vor Schritt den Versuchungen Hiob's: Der Herr wachend über das Haus des Gerechten; — Satan die Macht erhaltend, Hiob zu betrüben; — der Wind der Wüste tödtend die Kinder Hiob's; — Satan den Hiob mit Wunden bedeckend; — die Freunde Hiob's, ihn tröstend; — die Verzweiflung Hiob's; — ein Hauch ging über mein Gesicht; — die Vision Hiobs ꝛc. Wir haben nur einige von diesen Kupferstichen gesehen, aber Allan Cunningham sagt, daß Blake, hätte er auch nur die „Empfindungen Hiob's" gemalt, ein außerordentlicher Künstler wäre.

Die heilige Schrift und die profane Geschichte waren es nicht

allein, die unserem Blake Stoff zu seinen Visionen gaben; er hatte auch lieblichere Erscheinungen, welche beweisen, daß er Shakespeare eben so wohl wie Milton, den „Sommernachtstraum“ eben so wohl wie Macbeth, den Penseroso eben so wohl wie „das verlorne Paradies“ gelesen hat. „Haben Sie jemals das Leichenbegängniß einer Fee gesehen?“ fragte er eines Tages eine Dame. — Niemals, mein Herr! antwortete die Dame. — Ei! ich habe es gesehen, aber verflossene Nacht zum ersten Mal. Ich ging ganz allein in meinem Garten spazieren; nicht ein Hauch bewegte die Baumzweige, balsamisch war die Luft. Auf einmal hörte ich ein leichtes, sanftes Geräusch; ich sah mich um, um zu erfahren, woher es käme. Endlich sah ich das breite Blatt einer Blume sich bewegen, und unter diesem Baldachin eine Prozession von kleinen Geschöpfen, von dem Wuchs und der Farbe grauer und grüner Heuschrecken, die eine in ein Rosenblatt gehüllte Leiche trugen, welche bei dem Murmeln eines harmonischen Gesanges beerdigt wurde. Es war das Leichenbegängniß einer Fee.“

Der beschränkte Raum unseres Artikels gestattet es nicht, noch andere Anekdoten aus dem Leben Blake's zu erzählen, und wir begnügen uns damit, unseren Lesern noch die Geschichte seiner letzten Lebenstage zu geben.

Arm und vergessen in seiner einsamen Dachstube, das Herannahen seiner Auflösung in einem Alter von 71 Jahren fühlend, war der schwärmerische Künstler, der begeisterte Dichter nichts mehr als ein etwas mystischer Christ. Nach so vielen getäuschten Träumereien und wirklichen Entbehrungen, sagte er zu seiner Frau: „Meine Katharine, ich habe keinen anderen Kummer, als Dich zu verlassen; wir haben glücklich und lange gelebt. Warum sollte ich den Tod fürchten? Ich habe meine Pflichten als Christ erfüllt, und ich habe Gott in meinem Hause angebetet, ohne danach zu streben, von den Menschen gesehen zu werden.“ Immer schwächer und schwächer, wurde er endlich bettlägerig, ohne einen anderen Krankenwärter zu haben, als Katharine. Drei Tage vor seinem Tode lehnte er sich an seinen Kopfstuhl und wollte eine seiner Zeichnungen koloriren; seine Frau meinte, indem sie dachte, dies wäre seine letzte Arbeit. Blake aber unterbrach sie: „Käthchen“, sagte er, „bleibe, wo Du bist, ich will Dein Bildniß malen, denn Du bist ein Engel für mich gewesen.“ Sie verhielt sich seinem Wunsche gemäß, und seine ohnmächtige Hand entwarf ein vollkommenes Abbild des Engels, der zwei Tage darauf ihm die Augen schließen sollte.

Den folgenden Tag empfand Blake die letzte Anwandlung seiner poetischen Begeisterung, und er fing an, Verse zu machen und zu trillern, indem er bedauerte, weder die Arie, noch die Worte dem Papiere anvertrauen zu können; es war ohne Zweifel irgend ein heiliger Gesang, den er für seinen Eintritt in das Himmelreich vorbereitete. Allmälig erlosch seine Stimme; sein Tod war so sanft, daß seine Frau nicht einmal seinen letzten Seufzer hörte.

Blake starb den 12. August 1828. Seine Frau lebte noch 1831 mit keinem anderen Vermögen als dem Geheimnisse des von ihrem Manne angewandten stereotypischen Kupferstichs, das er von einem Geiste erhalten zu haben glaubte, und dessen Mittheilung, nach der Meinung des Herrn Smith, des Biographen Nollekens, eine ziemlich bedeutende Summe werth wäre.“

Bibliographie.

On the resistance of water etc. (Ueber den Widerstand des Wassers bei der Schifffahrt auf Kanälen.) Als Bericht über die Experimente von John Macneill. Pr. 7 Sh.

The grammar of astrology. (Die Kunst, eine Nativität durch die gemeine Arithmetik zu berechnen.) Pr. 4½ Sh.

Hampden in the nineteenth century. (Hampden im 19. Jahrhundert, oder Unterhaltungen über die Irrthümer und Verbesserungen der Gesellschaft.) 2 Bde. Pr. 30 Sh.

Alcalas spanish grammar. (Alcala's Spanische Grammatik.)

Schweden.

Zur Kulturgeschichte Schwedens.

Herr Wieselgren, Adjunkt der philosophischen Fakultät in Lund, ist im Begriff, eine Geschichte der schönen Literatur Schwedens (Sveriges sköna Litteratur, en öfverblick vid akademiska föreläsningar) herauszugeben. Das Werk zerfällt in 4 Theile, welche die schöne Literatur der Kirche, der Kunst, der Wissenschaft und des Bürgerthums (medborgerlighet) umfassen sollen. Der erste Theil, „die schöne Literatur der Kirche“, (Kyrkans sköna Litteratur) ist bereits erschienen, und der Verf. theilt darin folgenden Entwurf zur ganzen Kulturgeschichte Schwedens mit, welche im zweiten Theile ausführlicher entwickelt werden soll: „Da alle Bildung social ist, da die Verbindung mit anderen Nationen und ihrer höchsten Lebendigkeit Römer, Hellenen, Engländer, Franzosen hervorbringt, der Mangel derselben aber Samojeden und Tscheräßstämme erzeugt, so muß dasjenige, was die nachtheiligen Folgen unserer insulären Lage ersetzt und eine Brücke übers Meer für Ideen und Sitten des Auslandes wölbte, von großem Gewichte in unserer nationalen Erziehung gewesen seyn und ohne Zweifel ihre Epochen bestimmen. Die Völkerwanderungen sind das erste Glied. Es ist der Süden, der sich gegen den Norden streckt. Die Eingebornen werden hinweggedrängte Wilde, die nach den Bergen hinaufziehen und als Zauberer, Hexen (troll) gefürchtet werden. Die Eddakultur strahlt hervor. Die Morgenröthe von Asiens Bildung wird ein Nordlicht über den Felsengebirgen. Das Wikingerwesen ist das zweite Glied. Es ist der Norden, der sich gegen den Süden streckt; die Edda-Verehrer ziehen aus, um Odin den Alten aufzusuchen. Da ruft der Wikinger das Christenthum herein, aber er wird selbst in dessen höherem Lichte Gespenster. Er muß verdrängt werden, ein höherer Standpunkt ist aufgekommen, eine andere Verkettung erforderlich. Diese wird das Mönchswesen, wo der Süden den Norden mit einer bewundernswerthen Regsamkeit sucht, die sich über die ganze gebildete Welt erstreckt. In den Wäldern Aegyptens (?) und auf dem Boden finden sich Brüder, welche im Augenblicke mit einander bekannt seyn würden, und träfen sie auch auf Nowa Zembla zusammen; Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener wandern in Schweden umher; Schweden erscheinen in Rom, Paris, Prag, Basel u. s. w. Die ersten Geschlechter des Landes werden von Mönchen erzogen und werden reif zur Reformation. Ein höherer Standpunkt erfordert ein besseres Band zwischen uns und Europa. Das Mönchswesen ward Betrügerei und wird gestürzt. Die Aristokratie wird das vierte Glied, wo der Norden sich wieder gegen den Süden mit einer ewig denkwürdigen Kraft hinerstreckt. Schwedens Aristokraten wetteifern mit Europäischen Fürsten; Schwedens großer König, nur der erste Edelmann, geht mit dem Deutschen Kaiser den Kampf ein. Europa's größte Städte wimmeln von den Söhnen unserer Aristokraten mit ihren Informatoren, welche nachher die Koryphäen in der Kirche und Literatur werden. So wird das Volk erzogen. Eine weitere Bahn wird eröffnet und ein leichtes Communicationsmittel erfordert. Die Aristokratie veraltet, und die periodische Presse, von Norden nach Süden gehend, wird das folgende Glied und verdrängt seine Vorgänger. Dieses Organ für die allgemeine Civilisation ist in seiner höheren Bedeutung in Schweden noch nicht eigentlich ausgebildet worden, aber kömmt von den transbaltischen Ländern uns immer näher.

Bibliographie.

Hwad behagas? (Was beliebt?) Journal, herausgegeben von C. M. Brisman. Zweite Auflage. Pr. 20 Sk.

Någon ord om Folkets Natur, hämtadt ur en gammal bok. (Einige Worte über die Natur des Volkes, aus einem alten Buche gesammelt.) Von einem politischen Kannengießer.

Mathias Calonii Swenska Arbeten. (Des Mathias Calonius Schwedische Werke.) Herausgegeben von Adolf Iwar Arwidsson. Erster Band. Pr. 3 Rdr. 8 Sk.

Mannigfaltiges.

— Englische und Irische Verbrecher. Der Englische Verbrecher in Australien ist raffinirt, gewandt und schurkisch — der Irländer schlicht, harmlos und lenksam, wie ein Kind; mit einem höflichen Worte vermag man bei dem Irländer Alles. Auf einer meiner Reisen von Cork befand sich unter den Sträflingen ein Water mit seinen zwei Söhnen wegen Schafdiebstahls verurtheilt. Der alte Murtagh war schon hoch bejahrt; seine Söhne recht hübsche junge Männer von herkulischem Körperbau. Ein paar Tage nach der Einschiffung bemerkte ich, daß Mark, der ältere Sohn, mich sehr ernsthaft, doch keinesweges beleidigend, ins Auge faßte. Ich winkte ihm und fragte, was er auf dem Herzen habe? Durch meine Zuvorkommenheit ermuthigt, sagte er: „Wollten doch Euer Gnaden geruhen, von den Fesseln die Hälfte mir und die andere Hälfte Dennis anlegen zu lassen; denn der alte Mann — Gott steh' ihm bei — wird gebrechlich, und ich fürchte, er kann die Reise nicht überleben.“ Ich schämte mich, daß ich den achtzigjährigen Greis so lange übersehen hatte, und ließ ihm unter den Segnungen des ganzen Hauses seine Fesseln abnehmen. (Osborne's Notes etc.)

— Wirkung der Deportations-Strafe. Die große Anzahl von Selbstmorden, sagt Herr Parke in seinem Werk über Van Diemens Land, die, wie man weiß, in einem Anfall von Verzweiflung begangen werden, ist ein trauriger, aber lehrreicher Beweis von der übermäßigen Härte des in den Kolonieen jetzt gebräuchlichen Straf-Systems. Es zeigt, daß das Gefühl jener unglücklichen Wesen noch nicht ganz erstorben ist und noch einmal eine krankhafte Reizbarkeit wiedererlangt, so daß sie ihren Fehler einsehen, aber nicht Gemüthsstärke genug besitzen, um die Schmach der Strafe, die sie sich zugezogen haben, zu ertragen.

— Ein Portugiesischer Linguist. Wir trafen eines Tages mit einem sehr jungen Manne zusammen, der Baron und Oberst bei einem Regiment Milizen war. Er blieb einige Stunden bei uns, und als wir ihm über sein Englisch, in dem er sich bestmöglichst auszudrücken bemühte, ein Kompliment sagten, bemerkte er, es würde ihm ungemein sauer, unsere Sprache zu reden, allein er spräche Französisch, wie ein geborener Franzose. Ich bot ihm sofort eine Unterhaltung in Französischer Sprache an, worüber er etwas verlegen wurde, jedoch mit einigem Takt entgegnete, er hasse die Nation zu sehr, als daß ihm ihre Sprache gefallen könnte. Jetzt sprach er mit Begeisterung von dem Italiänischen. Auch in dieser Sprache erbot ich mich, schon Scherzes halber, mit ihm zu konversiren, und ein paar Augenblicke ging es gut; doch besann er sich bald wieder eines Anderen und erklärte mit einem tiefen Bückling, er glaube nicht, gegen Damen so ungalant seyn zu dürfen, daß er sich in jeder anderen als ihrer Muttersprache mit ihnen unterhielte. Die Sucht, für große Linguisten zu passiren, scheint unter den Portugiesen fast allgemein zu seyn; und der Baron fuhr fort, sein schlechtes Englisch auszukramen. (Traits and traditions of Portugal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Mittwoch den 11. Dezember 1833.

Frankreich.

Bonaparte und der Doktor Pugnet.

Die Geschichte ist eine so vornehme Dame, so eitel auf ihre stolzen Namen, so verächtlich gegen die Kleinen, daß es Vergnügen gewährt und gerecht ist, untergeordneten Männern die Hand zu reichen und die hervorspringende Seite ihres Lebens zur Anschauung zu bringen. Pugnet ist einer der tausend Trabanten, die sich um Bonaparte bewegten und sich in seiner ungeheuren Attractions-Sphäre verloren. Einen Tag, eine Stunde, kam er in Berührung mit ihm, und zwar auf folgende Weise.

In Lyon geboren und Schüler der Pariser Fakultät, diente der Doktor Pugnet in der Armee zur Zeit, als das Direktorium im Jahre 1797 den Feldzug nach Aegypten anordnete und die Ausführung desselben dem General Bonaparte übertrug. Mehr Künstler als Praktiker, galt Pugnet in den Augen seiner Kollegen für einen Schwärmer, weniger wegen seines medizinischen Systems, als wegen seiner uninteressirten und menschenfreundlichen Gewohnheiten. Man nannte ihn den Handwerks-Verderber, weil er die Leute pflegte, um sie zu pflegen, und sie heilte, um sie zu heilen; seine schönste Belohnung war seine Freude in dem Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben. Seine liebsten Kranken waren die Armen; er suchte sie auf, er machte ihnen den Hof: wenn er reich gewesen wäre, so würde er den Vorzug, ihnen dienen zu können, mit Geld bezahlt haben. Er nahm die Sentimentalität der medizinischen Theorien im vollen Ernst. Er wollte mit dem Herzen bezahlt seyn, und da die vergoldeten Gemächer ihm diese Belohnung nicht gewährten, so zog er die Dachstuben und Hospitäler vor. Da Pugnet übrigens ein eifriger Republikaner war, so hielt er im Geiste noch fest an der Constitution von 1793. Der Haß gegen jeden Despotismus gährte in diesem exaltirten Kopfe; er ahnte im Geiste die Herrschaft des Schwertes und verbarg seine Besorgnisse nicht.

So war Pugnet beschaffen, als er sich zu dem republikanischen Kreuzzug anwerben ließ. Im Anfang des Feldzugs that er wenig; einige Ruhren, einige Augenkrankheiten in den Hospitälern von Moristan, was war das für einen so thätigen, so glühenden Eifer! Zum Glück für ihn kam die Expedition nach Syrien und in ihrem Gefolge die schauderhafte Orientalische Pest, die Pest in höherem Grade, als sie sich Pugnet je geträumt hatte, der sich gern Aug' in Auge mit ihr messen wollte. Zu jener Zeit hatte sich die Cholera noch nicht gezeigt, und von seltsamen, geheimnißvollen und plötzlich hinraffenden Krankheiten war die Pest noch die stärkste, die man kannte. Man kann sich daher Pugnet's Freude denken.

Seine Hingebung war bewundernswürdig. Unbekannt und unbemerkt schlug er seine Wohnung in einem auf dem Gipfel des Berges Karmel eingerichteten fliegenden Lazareth auf. Dort, sich ganz in seinen Kranken vergessend, nichts sehend als sie, in einer tödtenden Atmosphäre, ohne Wärter, ohne Gehülfen, ohne Medikamente, brachte er vierzig Tage bei dem Studium eines Uebels zu, welches so schnell tödtete. Wenn er nicht retten konnte, so erleichterte er wenigstens das Sterben. Durch tausend Fälle war die Ansteckung erwiesen; seine Kollegen unterlagen einer nach dem anderen; die bloße Berührung war tödtlich, der Schweiß, die Betten eines Kranken trugen Gift in sich; und auf das Alles nahm Pugnet gar keine Rücksicht. Man konnte ihm nicht anmerken, daß er sich in irgend einer Gefahr befand, so heiter war seine Stirn, so wenig gab er seine gewöhnlichen Beschäftigungen auf.

Beim Rückzuge dauerte diese Hingebung im Angesicht der Armee fort; der letzte im Nachtrabe, schloß Pugnet den Zug; er beaufsichtigte die zurückbleibenden Wagen und sorgte für die auf dem Wege zurückgelassenen Kranken. Bei dieser Gelegenheit sah ihn Bonaparte, dem so viel Eifer auffiel. „Desgenettes“, sagte er zu dem Generalstabs-Arzte, „Sie haben da einen Sanitäts-Beamten, der mir sehr verdienstvoll scheint. Welche Sorgfalt! welche Umsicht! Desgenettes, wie ist sein Name?“ — Desgenettes wollte eben antworten, als ein Angriff des Feindes die Unterredung störte. Pugnet's Name gelangte damals nicht zu Bonaparte; es geschah dies anderwärts und auf andere Weise.

Der Rückzug war bewerkstelligt; nach einem fruchtlosen Feldzug von vier Monaten sah die Armee Aegypten wieder, und um sich über ein militairisches Fehlschlagen zu trösten, ordnete Bonaparte einige wissenschaftliche Feierlichkeiten an. Am 1sten Thermidor des Jahres VII (19. Juli 1799) fand eine feierliche Sitzung des Instituts in Kairo statt. Der Oberbefehlshaber liebte es, als einfaches Mitglied dieser Versammlung ihren Arbeiten zu folgen. Er war dann nicht mehr der Eroberer von Italien und Aegypten, der General mit den glänzenden Insignien, der Herr mit dem kurzen befehlenden Ton, sondern der gute liebenswürdige Akademiker, der Gelehrte voll höflichen Entgegenkommens und voll bescheidener Freundlichkeit. Die Kleidung selbst deutete diese Veränderung an. Keine Uniform, keinen betreßten Hut, sondern den grauen Mantel und kleinen Hut trug er, die seitdem klassisch geworden sind; die Sprache stimmte zu der Kleidung, sie war freundlich und bedächtig.

Dies war auch Bonaparte's Wesen im Anfang der obenerwähnten Sitzung. Als der Präsident sie eröffnet hatte, nahm er das Wort und trug darauf an, daß das Institut eine Kommission ernenne, welche sich mit einer medizinischen und statistischen Arbeit über die Pest beschäftigen solle. Monge, der Präsident, war darauf vorbereitet und ernannte Desgenettes, Larrey und Geoffroy zu Mitgliedern der Kommission. Dieser ganze Umstand würde nichts Auffallendes gehabt haben, wenn Desgenettes darin nicht einen directen und persönlichen Angriff gesehen hätte. Es waren in der That Gerüchte in der Armee im Umlauf, welche Desgenettes beschuldigten, sich über die Natur der Krankheit getäuscht zu haben. Die Ernennung einer Art von Untersuchungs-Kommission schien dem Generalstabs-Arzte ein Wiederhall jener Gerüchte, die hier mit einem lauten und förmlichen Tadel vermischt wurden. Er erhob sich und sagte: „Herr Präsident, haben Sie die Güte, meinen Namen von der Liste zu streichen, ich kann und will an der Kommission nicht Theil nehmen.“ Man kann sich das Erstaunen der Anwesenden bei diesen mit Heftigkeit ausgestoßenen Worten denken. Bonaparte hielt indeß an sich; er blieb bei seinem Antrage, wunderte sich über die Weigerung und sprach über die Bedeutung wissenschaftlicher Corporationen. „Man ist sich ihnen schuldig“, sagte er, „man gehört sich nicht selbst an.“ Anstatt sich aber besänftigen zu lassen, blieb Desgenettes bei seinem Nein, welches er nach und nach bis zum Zorn steigerte. Da änderte sich die Scene, und die Bombe platzte; der Akademiker im grauen Mantel machte dem Oberbefehlshaber Platz. „So seyd Ihr Alle“, sagte er in einem heftigen Tone, „mit Euren Schul-Prinzipien, Ihr Aerzte, Wundärzte und Pharmaceuten. Ehe Ihr einen derselben opfert, laßt Ihr lieber eine ganze Armee, eine ganze Gesellschaft umkommen.“

Dieser beleidigenden Anrede folgten noch einige andere heftigere Redensarten, so daß sich zuletzt in einer Ecke des Saales ein lautes Murren vernehmen ließ. Pugnet allein, denn er befand sich in der Versammlung, wagte eine Aeußerung des allgemeinen Unwillens. Der persönliche Ausfall gegen Desgenettes kümmerte ihn wenig, aber der allgemeine Angriff gegen seine Kunst verletzte ihn in seinen theuersten Gefühlen. Sein Unwille endigte nicht mit der Sitzung. An demselben Abend schrieb er an Bonaparte:

„General, Sie haben heute mit großer Verachtung von den ehrenwerthesten Männern gesprochen. Haben Sie es wohl bedacht? Sie, der Sie durch den Krieg, diese Geißel der Menschheit, groß geworden sind, haben Sie den Auftrag, die Wirksamkeit des Friedens und der Philanthropie zu tadeln? Und was sind wir, Chirurgen und Aerzte, anders als Ihre Verbesserer, beauftragt, die Wunden zu heilen, welche Sie geschlagen haben? Pugnet.“

Beim Anblick eines so seltsamen von einem unbekannten Namen unterzeichneten Briefes war die erste Regung Bonaparte's ein mit Zorn gemischtes Erstaunen. „Giebt es unter den Aerzten“, fragte er Berthier, „einen Narren, Namens Pugnet?“ Und auf die bejahende Antwort fügte er hinzu: „Desgenettes soll mir einen Bericht über die Dienste und über die Person dieses Pugnet erstatten.“

Glücklicherweise war Desgenettes schon von dem hitzigen Streich Pugnet's unterrichtet, und er zog ihn bewunderungswürdig aus der Sache.

„General“, schrieb er, „Sie verlangten schon einmal eine ähnliche Arbeit von mir. Erinnern Sie sich jenes Sanitäts-Beamten, so eifrig, so voller Hingebung bei dem Rückzug aus Syrien? Wohlan, jener Arzt, dessen Namen Sie wissen wollten, jener Mann, der so viel für unsere Kranken that, das ist Pugnet.“ Die Zurechtweisung war indirekt, aber sie wurde auf eine edle Weise aufgenommen. An demselben Tage speisten Desgenettes und Pugnet an der Tafel des Oberbefehlshabers, der, den Letzteren am Barte zupfend, mit einer höchst freundschaftlichen Vertraulichkeit sagte: „Junger Mann, Sie sind aus dem Süden, nicht wahr? Heißer Kopf und vortreffliches Herz. Verfügen Sie über mich, ich stehe zu Ihren Diensten.“ Und

Bonaparte zeigte sich während des ganzen Dinee's von einer so liebenswürdigen Unbefangenheit, daß Pugnet im Innersten seines Herzens gerührt war. Seine alten republikanischen Launen hielten dagegen nicht Stand, der Herr des Jahrhunderts hatte auch ihn gewonnen.

In Aegypten verlangte der Doktor nichts. Als er aber bei seiner Rückkehr nach Frankreich mit Geoffroy den ersten Konsul in Lyon fand, überreichte er ihm eine Bittschrift. Und was verlangte der vortreffliche Pugnet? Eine ruhige wohl bezahlte Sinekure in Frankreich? Nein. Pugnet hatte im Osten die Pest studiert, er wollte nach dem Westen gesandt werden, um die Bekanntschaft des gelben Fiebers zu machen. Man rüstete damals die Expedition nach St. Domingo aus, und er bat so dringend um die Stelle eines Arztes bei derselben, daß man ihm seinen Wunsch gewähren mußte.

Hier schließt dieses Kapitel aus dem Leben des Doktors. Sein übriges Leben hat wenig hervorspringende Seiten. In St. Domingo wie in Syrien war er ein Muster der Hingebung, im Stillen, ohne Prahlerei, wirkend, sorglos gegen die Gefahr, heroisch mit der größten Bescheidenheit. Das gelbe Fieber verschonte ihn, wie es die Pest gethan hatte. Bei seiner Rückkehr von den Antillen aber ging diese ganz besondere Organisation durch einen jener Zufälle zu Grunde, welche alle Berechnungen der physiologischen Wissenschaft täuschen. Er wurde wahnwitzig. (J. F.)

Bibliographie.

Le ministère de la réforme et le parlement réformé. (Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament.) Aus dem Englischen. Pr. 3 Fr.

Leçons d'Arithmétique. (Das Rechnen, nach der analytischen Methode des Abbé Gaultier.) Nebst einer Vergleichung aller Münzsorten der Erde mit der Französischen. Von J. P. Ducros. Pr. 1½ Fr.

Mémoires présentés par divers savants à l'académie royale des sciences de l'Institut de France, et imprimés par son ordre. Sciences mathématiques et physiques. (Memoiren der Akademie der Wissenschaften.) Band IV. 4.

Déscription historique d'une collection de minéralogie appliquée aux arts. (Beschreibung einer mineralogischen Sammlung 2c.) Von C. P. Brard.

Faune entomologique de Madagascar, Bourbon et Maurice. (Entomologische Fauna 2c. — Schmetterlinge.) Von Dr. Boisduval. Mit Anmerkungen von Sganzin. Erste bis achte Lfg.

Ostindien.

Ram Mohun Roy, der Indische Philosoph und Reformator.

(Schluß.)

Um dem religiösen und moralischen Irrwahn seiner Landsleute desto wirksamer entgegenzuarbeiten, errichtete er Schulen und zwar auf eigne Kosten mit Beihülfe einiger aufgeklärten und menschenfreundlichen Männer. Auch von der periodischen Presse machte er zu diesem Zwecke starken Gebrauch. Er redigirte zu verschiedenen Zeiten Journale in den Sprachen Indiens, von welchen eines, der Sanmubdi (dem Brahminischen Tschundrika entgegenarbeitend) gegenwärtig unter der Leitung seines Sohnes Radhaprasad Roy steht. Im Jahre 1829 übernahm er mit dem würdigen Dwarkanath Tagore und Nihl Rutton Holdar die Redaction einer Englischen Zeitschrift, des Bengal Herald, welche aber bald einging.

Seine Verbindung mit der periodischen Presse brachte ihn mit den Dirigenten der sogenannten liberalen Presse in Kalkutta, die sich damals zu einem gefährlichen Ansehen emporarbeiten wollten, in Berührung. Ram Mohun's edler und biederer Seele blieben die selbstsüchtigen Pläne dieser Liberalen verborgen; er glaubte vielmehr, daß sie an seinem Reformationswerke mitarbeiteten. Als nun im Jahre 1823 die Presse von Kalkutta einer Kontrolle unterworfen werden sollte, protestirte er mit noch fünf anderen Indischen Schriftstellern dagegen. Man versichert aber, daß er die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel, die er damals verkannte, später eingesehen hat.

Einer der größten praktischen Mißbräuche, gegen den Ram Mohun schon frühzeitig seine Stimme erhob, war das Verbrennen der Wittwen. Noch vor dem Tode seines Vaters mißbilligte er diesen barbarischen Gebrauch öffentlich, und im Jahre 1810 publizirte er eine kleine für das ganze Publikum bestimmte Abhandlung, überschrieben: „Konferenz zwischen einem Vertheidiger und einem Widersacher der Sitte, die Wittwen lebendig zu verbrennen.“ Eine zweite „Konferenz“ folgte 1812. Die unumstößlichen, in diesen kleinen Werkchen enthaltenen Gründe bahnten den Weg zur Abschaffung des abscheulichen Gebrauches. Gleichwohl gab Ram Mohun selbst den klugen Rath, so indirekt als möglich dabei zu verfahren.

Mehrere Jahre hatte dieser geistvolle Hindu den Wunsch gehegt, Europa zu besuchen. Gegen das Ende des Jahres 1830 begünstigten die Umstände seinen Plan. Damals hatten die Diskussionen über Indiens künftige Verwaltung ihren Anfang genommen. Sowohl Indien als England (dessen Unterthan er war) machten Ansprüche auf genaue Kenntniß der wichtigsten Punkte dieser Frage, worüber Keiner so gut belehren konnte, als er. Dazu kam noch ein anderer Umstand von Erheblichkeit. Seit einigen Jahren hatte der Hof von Delhi große Unzufriedenheit mit der Indischen Verwaltung gezeigt, weil ihm gewisse pekuniäre Entschädigungen vorenthalten wurden. Der Kaiser wollte an den König von England appelliren und wünschte, daß Ram Mohun Roy, dem er den Titel eines Radschah zutheilte, als sein bevollmächtigter Gesandter dahin abgehen möchte. Die höchste Britische Verwaltungsbehörde wollte ihn jedoch in der Eigenschaft eines Gesandten nicht anerkennen.

Am 15ten November 1830 verließ Radschah Ram Mohun Roy in Begleitung seines Sohnes Ram Roy den heimathlichen Boden und schiffte sich auf dem „Albion“ nach Liverpool ein. Er nahm seine eigenen Bedienten mit, um auf der Fahrt nach England die Regeln seiner Kaste beobachten zu können. Das Schiff erreichte Liverpool den 8ten April 1831. Ram Mohun Roy landete an demselben Tage und eilte gleich weiter nach London; seine Ankunft in der Hauptstadt erregte großes Interesse. Sein offizieller Charakter brachte ihn sofort in Berührung mit den Ministern, die seine Gesandtenwürde und seinen Titel anerkannten, und er erhielt in den vornehmsten Zirkeln Zutritt. Im September wurde er dem König vorgestellt.

Die Regierung verlangte bald sein Gutachten über dasjenige, was man bei künftiger Verwaltung Indiens vor Allem zu berücksichtigen habe. Demzufolge schrieb er seine bewundernswürdigen Repliken auf die Beschwerden über das System der Einkünfte und der Rechtspflege, die von großer Beobachtungsgabe, Reflexion und Staatsklugheit zeugen*). Es verdient Bemerkung, daß diese Repliken zwar durchgehends von dem Wunsche nach Verbesserung des Zustandes der Indier beseelt sind, aber dennoch auf keine Weise den Verleumdern des Ostindischen Verwaltungs-Systems das Wort reden. Der Verfasser läßt im Gegentheil den guten Ansichten der Regierung und der Zweckmäßigkeit ihrer Maßregeln im Allgemeinen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Vielleicht ist noch nie ein angesehener Fremder, der eben so lange in London verweilte, den gebildeten Zirkeln bekannter geworden als Ram Mohun Roy. Seine Neigung, ja sein Zweck, führte den Radschah in jede Art von Gesellschaft, mochte sie nun religiöser, politischer, literarischer oder bloß conversationeller Art seyn. Seine anziehende Persönlichkeit und sein liebenswürdiges Benehmen erwarben ihm allgemeine Liebe und Achtung. Alles staunte über die vertraute Bekanntschaft, die er mit den politischen Institutionen, Sitten und religiösen Meinungen Englands zeigte, über das echt Englische Gepräge seiner Gedanken und Ansichten und den Stil seiner Unterhaltung. Besonders war er der Liebling des weiblichen Geschlechts: seine schöne Gestalt, seine edlen ausdrucksvollen Züge, die huldigende Aufmerksamkeit, die er Damen schenkte, und der liebliche Weihrauch seiner Galanterie machten den vortheilhaftesten Eindruck auf weibliche Gemüther. In der letzten Zeit mehrten sich seine Bekanntschaften auf eine belästigende Weise, und er wurde von denen beinahe erdrückt, die das Privilegium hatten, sich seine Freunde zu nennen. Er wußte Jedem, der ihn zu einer Kontroverse aufforderte, kräftig die Spitze zu bieten. Sein Gedächtniß, die Gewandtheit seines Geistes, seine logische Schärfe und eine nicht geringe Dosis Witz verschafften ihm gewöhnlich den Sieg. Dessenungeachtet vermied er gern jeden Streit über religiöse Gegenstände. Der Grund liegt am Tage. Sein Glaube war nicht populair, und eine freimüthige Erklärung seiner Ansichten über gewisse Punkte würde die Trinitarier verletzt haben. Auch bemerkte er zu seinem Leidwesen die grausame Intoleranz der Sekten in England.

Im Herbste 1832 besuchte er Frankreich, wo er die ehrerbietigste Aufnahme fand. Gelehrte und Politiker beeiferten sich, dem merkwürdigen Fremden ihre Hochachtung zu bezeigen. Er wurde bei Ludwig Philipp eingeführt, mit dem er mehrmals zu diniren die Ehre hatte, und unser Brahmine sprach mit Wärme von der freundlichen Herablassung des Königs.

Im Januar 1833 verließ er Frankreich und bezog wieder die gastfreie Behausung der Herren John und Joseph Hare (der Brüder seines Busenfreundes Hare in Kalkutta) im Bedford-Square, wo er seit seiner Ankunft in London gewohnt hatte. Allein er kehrte ungesund zurück. Ram Mohun war biliösen Zufällen ausgesetzt, welches Uebel in dem ungewohnten Europäischen Klima einen noch bösartigeren Charakter annahm. In diesem Zustande begab er sich früh im September nach Bristol, um dort einige Wochen bei einer Freundin, Miß Castles, zu verweilen und von da nach Devonshire zu gehen, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Er hatte den Plan, im nächsten Jahre über Rußland, die Türkei und Persien nach Indien zurückzukehren. Aber den 18ten September, ungefähr zehn Tage nach seiner Ankunft in Bristol, wurde er krank. Ein Freund, Herr Estlin, der ihn am nächsten Tage besuchte, entdeckte die Symptome eines Fiebers. Arznei gab ihm Linderung, allein die Zunge blieb trocken und sein rascher Pulsschlag, seine stete Unruhe verkündeten eine bedenkliche Krankheit.

Das Uebel schien seinen Hauptsitz im Kopfe zu haben, obgleich der Patient sehr über Magenschmerz klagte. Den 26sten bekam er heftige Krämpfe, verbunden mit einer Lähmung des linken Armes und Beines. Am Nachmittage desselben Tages verfiel er in einen Zustand von Betäubung, der ihn nicht wieder verließ, und den 27sten, um 2 Uhr 25 Minuten nach Mitternacht, gab er seinen Geist auf. Während der Krankheit sprach er sehr wenig, allein man bemerkte, daß er oft betete. Seinem Sohne und Allen, die ihn umgaben, sagte er vorher, daß er nicht wieder genesen würde.

So schnell endigte ein Leben, dessen längere Dauer auf die gegenseitigen Verhältnisse Englands und Indiens den wohlthätigsten Einfluß gehabt hätte. Noch kurz vor seinem Tode brachte er die Verhandlungen mit dem König von Delhi zu einem erwünschten Ende. Der Mogul wird eine jährliche Zulage von 30,000 Pfd. Sterl. erhalten, und man sagt, daß auch Ram Mohun's Erben von dieser Summe 3000 oder 4000 Pfd. als lebenslänglicher Jahrgehalt zufließen werden.

Von Person war Ram Mohun Roy, wie schon bemerkt, ein sehr schöner Mann. Er maß beinahe sechs Fuß; seine Glieder waren

*) Diese schätzbaren Artikel sind im 7ten und 8ten Bande des Asiat. Journal mitgetheilt.

stark und wohlproportionirt; nur in der letzten Zeit wurde er etwas zu beleibt und in seinen Bewegungen schwerfälliger. Sein Antlitz war ungemein schön; die Züge scharf und männlich, die Stirn hoch und breit, das Auge dunkel und voll Leben, die Nase fein gebogen und im besten Ebenmaaß, die Lippen voll; seine ganze Physiognomie verkündigte Geist und Güte.

Weit schwerer würde es uns, eine Skizze seines innern Wesens zu entwerfen. Er war ohne Zweifel einer der außerordentlichsten Menschen. Der bloße Umstand, daß er, ganz durch eigene Kraft, die Bande zerreißen konnte, die den Geist seiner Nation so viele Jahrhunderte umstrickten, würde ihm schon die Unsterblichkeit sichern. Aber der literarische Gewinn, den ihm die Kenntniß von zehn verschiedenen Sprachen — des Sanskrit, Bengalischen, Hindostanischen, Persischen, Arabischen, Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Englischen und Französischen — von denen er die meisten geläufig schreiben und sprechen konnte, zuführte; die durchdringende Schärfe seines Verstandes, die philosophische Präcision seiner Schriften, so ganz unähnlich dem lockeren Style der ersten Hindu'ischen Schriftsteller, das Anmuthsvolle und doch Imponirende seines äußeren Benehmens rechtfertigen des Radschah's Anspruch auf das Prädikat, welches wir ihm beigelegt haben.

Er hatte auch seine menschlichen Schwächen, die wenigstens denen nicht verborgen blieben, mit welchen er in fortgesetzte nahe Berührung kam. Man weiß, daß er in Englischer Sprache viel eleganter schrieb, als konversirte. Aber nur das Englisch, welches er sprach, war sein wahres Eigenthum; seine Englischen Schriften dagegen in gewisser Hinsicht von Anderen abgefaßt. Wir wissen aus guter Quelle, daß er, während seines Aufenthalts in Europa, außer einem Amanuensis, bei Abfassung aller wichtigen Briefe und Dokumente einen alten Indischen Freund an seiner Seite hatte, und daß er selten auch nur eine Zeile abschickte, ohne sie von diesem Secretair durchsehen zu lassen. Da er außerordentlich nach literarischem Ruhme geizte, so sorgte er, in Europa wie in Indien, für die geschicktesten Gehülfen, die nur aufzutreiben waren. Seine Werke können also nicht ein absolutes Kriterium seines stilistischen Talentes abgeben.

Schließlich theilen wir dem Leser noch folgende Schilderung seines Charakters mit, die von einem Manne herrührt, der während seines Aufenthalts in England vielen Umgang mit dem Radscha gehabt hat; die Unparteilichkeit dieses Mannes ist um so weniger verdächtig, als er sich von allem blinden Enthusiasmus frei zeigt.

Nachdem er bemerkt, daß Mehrere die Geschichte des Ram Mohun in dichtes Dunkel gehüllt hatten, um ihren eignen Meinungen und Lehren mit seinem Namen den Stempel aufdrucken zu können, fährt er fort:

„Einige haben gesagt, er sey ein Hindu, Andere geben ihn für einen Christen aus; Einige machen ihn zu einem Unitarier, Andere zu einem Anhänger der Englischen Kirche. Gewiß kann man in Betreff seiner Religion weit eher sagen, was er nicht war, als was er war. Er glaubte nicht an die Lehren des Hinduismus und legte keinen Werth auf seine Gebräuche; dagegen vermied er sorgfältig jede offene und sehr in die Augen fallende Verletzung derselben, die seinen Landsleuten Anstoß geben konnte. Er glaubte nicht an die Dreieinigkeit, und dennoch besuchte er regelmäßig die Kirchen, wo dieser Glaube gepredigt wird. Er schrieb Bücher zur Vertheidigung der Einheit Gottes — einer Wahrheit, welche die Bibel und der Koran so gut als die Weda's anerkennen. Mit einem Worte, er glaubte an das höchste Wesen und überzeugte sich immer mehr davon, daß Religion zur menschlichen Wohlfahrt unentbehrlich ist. Uebrigens schätzte er die verschiedenen positiven Religionen weniger nach dem Grade ihrer Wahrheit, als nach dem ihres Nutzens, oder, um mich deutlicher auszudrücken, nach ihrem größeren oder geringeren Einfluß auf die Förderung der menschlichen Tugend und Glückseligkeit. Seine Schriften über religiöse Materien werden uns schwerlich ein besseres Kriterium seines besonderen Glaubens geben, weil er in denselben nicht ausdrücklich sagt, was er selbst glaubt, sondern was, nach seiner Ueberzeugung, die Lehre der verschiedenen heiligen Schriften sey. So z. B. behauptete er, daß die ältesten Werke der Hindu's einen reinen Deismus lehren, und daß die Bibel die leitenden Principien der Unitarier enthalte. Ohne Zweifel hielt er das Christenthum für höchst wohlthätig, wenn es in derjenigen Form verbreitet würde, die ihm als die reinste erschien. Daß er selbst aber irgend eine positive Religion bekannt oder gar einer besonderen christlichen Sekte gehuldigt hätte, läßt sich aus seinen Werken nicht darthun."

Im sechzehnten Jahre seines Alters begann er seine reformirende Laufbahn damit, daß er die Wahrheit des Hinduismus in Zweifel zog. Mit dem Eifer eines jungen Proselyten verwarf er damals Alles und schrieb, wie man sagt, ein Werk über die Irrthümer aller Religionen. Dann versuchte er, die größten dieser Irrthümer durch ein monotheistisches System zu tilgen, das er in der Folge durch eine Art von Unitarischer Lehre, die für den Hindu wie für den Christen berechnet war, wie mit Hülfe eines Pfropfreises veredelte. Je älter er wurde, desto mehr leuchtete ihm die Wichtigkeit der Religion für die Wohlfahrt der Gesellschaft ein, desto lebhafter fühlte er die Schädlichkeit des Skepticismus. In seinen jüngeren Jahren erschien ihm nichts gefährlicher und empörender, als der Aberglaube; in der Folgezeit aber fühlte er immer lebhafter, daß mit einer Tendenz zum Unglauben eben so große, wo nicht noch größere Gefahr verbunden sey. Oft beseufzte er die Existenz eines Klubs in Kalkutta, der hauptsächlich aus flatterhaften jungen Leuten bestand, von denen einige Talent besaßen, und die sich eines Skepticismus im weitesten Sinne des Wortes rühmten. Nach seiner Schilderung war dieser Klub theils aus Indischen Briten, theils aus Hindu's gebildet, die ihren Glauben verwarfen und keinen anderen ihm zu substituiren wußten. Diese Leute erklärte er für verworfener als die bigottesten Hindu's und ihre Grundsätze für das tödtlichste Gift aller Sittlichkeit.

Seine entschiedene Abneigung gegen den Unglauben ward durch seinen Aufenthalt in England und Frankreich auf keine Weise gemildert; im Gegentheil, je mehr er in Europäische Gesellschaften kam, desto stärker überzeugte er sich, daß der religiöse Glaube die sicherste Grundlage aller Tugend sey. „Wenn ich mich", sagte er, „mit meiner Familie in Europa niederlassen wollte, so würde ich niemals anderen als religiösen Personen Zutritt verstatten, und nur unter diesen würde ich meine Freunde wählen. Bei ihnen finde ich solche Güte und Freundschaft, daß mir zu Muthe wird, als befände ich mich im Kreise meiner Angehörigen." Er fing jetzt an, zu argwöhnen, daß die Unitarische Form des Christenthums zu sehr rationalisirt werde, um der menschlichen Natur förderlich zu seyn. Er bemerkte denselben Mangel an der Unitarischen oder Nützlichkeits-Philosophie und lächelte darüber, daß der Mensch, ein von drei Kräften — der Vernunft, der Phantasie und dem Gefühl — gelenktes Wesen, nur den Forderungen einer derselben Gehör geben und die beiden anderen vernachlässigen könnte, da doch alle drei in seinem Seelenrath Stimme haben müßten, so lange diese Welt bestände." (A. J.)

England.

Das Meer und seine Schrecken.

Bilder aus dem Seeleben.

Der „Eagle", ein Amerikanischer Kutter, steuerte auf Barbados und erfreute sich einer reizenden und schnellen Fahrt, während der Westwind in die Segel blies. Nach und nach wurde die Schnelligkeit vermindert, die Segel wurden schlaff, und bald überließ eine völlige Windstille den „Eagle" der Gewalt einer Strömung, die ihn gegen die Klippen trug. An Ankerwerfen zu denken war unmöglich; die gewaltigen Felsen, die sich senkrecht aus dem Grunde des Meeres erhoben, boten nichts dar als scharfe Zacken, das Schiff zu zerschellen, und einen Abgrund, es zu verschlingen. Indessen trug die Strömung den Kutter immer vorwärts; die Wachen sahen von der Höhe der Masten die Sandbank unter der Fluth hell daliegen. Alle Segel waren unterm Winde; dessenungeachtet näherte man sich ihr, und mit unwiderstehlicher Gewalt. Plötzlich erlitt der Kutter einen heftigen Stoß; er fuhr noch einige Augenblicke, erlitt einen zweiten und endlich einen dritten. Das Vordertheil des Schiffes war durch die Felsen in die Höhe gehoben, während das Hintertheil noch im Wasser schwankte. Bei den beiden ersten Stößen des Kutters auf die Sandbank hörte man schon ein banges Flüstern der Mannschaft, aber beim dritten erschall ein Schrei, ein einziger Schrei, herzzerreißend und ungeheuer, und übertönte das Getöse der Wogen, die mit Gewalt über den Bord des Schiffes gingen.

Dies Unglück kündigte die gräßlichste Gefahr an; doch bemerkte man keine Havarie, der Kutter hatte nirgends Wasser; das Vordertheil war auf die Spitze des Felsens gestoßen und die äußere Fläche daran zerschellt. Seine vortreffliche Ueberkleidung hatte den ersten Stößen widerstanden. Aber das Schiff war immer seinem Untergange nahe; der Wind, der sich seit kurzem erhoben hatte, blies mit ungeheurer Gewalt: das Meer ging hoch, und der „Eagle", bei seiner Lage auf den Felsen, schien jeden Augenblick der vereinten Gewalt der Elemente weichen zu müssen.

Gegen neun Uhr Abends nahm die Heftigkeit des Windes zu, das Meer ging noch höher, Wasserstürze überdeckten die Seiten des Schiffs und schienen es unabwendbar in den Fluthen begraben zu müssen. Plötzlich ertönte ein Angstgeschrei, der Bord sank bis auf das Niveau des Meeres, und ungeachtet aller Manöver der Mannschaft war das Schiff entmastet und mit Wasser bedeckt. Der Lieutenant Smith stieg eilends sogleich auf das Verdeck, und in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die letzte Stufe der Treppe setzte, ging der Kutter unter. Er sollte nicht mehr flott werden.

Die Mannschaft, die aus vierundzwanzig Mann bestand, befand sich glücklicherweise auf dem Verdeck, mit Ausnahme zweier Matrosen, die in dem Kutter ertranken. Ein Augenblick, und die ganze Mannschaft lag in den Wellen. Das Hülfegeschrei, unterbrochen von den herzzerreißenden Stimmen der Matrosen, welche ertranken — die Ausbrüche der Wuth und der Verzweiflung der Uebrigen schienen einen Augenblick die Heftigkeit des Sturmes zu beschwichtigen — denn sobald der Kutter versunken war, legte sich der Wind, das Meer wurde ruhig, und der Schimmer des Mondes beleuchtete die blassen Gesichter unserer mit dem Ocean ringenden Schiffer.

Mittlerweile kam die Schaluppe auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein und schien zur Rettung der Mannschaft bestimmt. Mit einem Messer zerschneidet man den einzigen morschen Strick, den letzten Halt, der die Existenz der Matrosen an den Kutter band — einmal gelöst, war jede Verbindung zwischen ihnen und ihrem Schiff aufgehoben. Alle Matrosen schwammen sogleich auf die Schaluppe los — alle Klugheit vergessend, warfen sie sich mit Heftigkeit auf das kleine Fahrzeug. Nicht mehr die gehorsame wackere verständige Mannschaft des „Eagle", sondern eine rasende nichtsnutzige Bande stürzten sie auf die zerbrechliche Maschine. Natürlich geschah, was man leicht voraussehen konnte — die Schaluppe, durch die Erschütterung aus dem Gleichgewichte gebracht, schlug um, und Alles durch einander fiel ins Meer; hierauf die Schaluppe wiedergewinnend, hielten die Matrosen sich, so gut es ging, fest daran, einige am Vordertheil, andere am Hintertheil, nur mit den Armen und dem Kopf außerhalb des Wassers.

Der Lieutenant Smith, ein Mann von Muth und Kopf und

von großem Einfluß auf die Gemüther der Matrosen, brlebte sie, daß es Keinem möglich sey, sich zu retten, wenn man noch länger in dieser Lage beharrte; er zeigte ihnen die Nothwendigkeit, die Schaluppe wieder aufzurichten, zwei Mann hineinsteigen zu lassen, um das Wasser, womit sie angefüllt, auszuschöpfen, während die Uebrigen, am Bord sich anklammernd, so lange im Meere blieben, bis die Schaluppe zwei Mann mehr einzunehmen vermochte: so konnten, nach Maßgabe der Erleichterung der Schaluppe, die Matrosen nach und nach einsteigen, und durch dies Rettungsmanöver Alle der schrecklichen Gefahr, die sie bedrohte, entrinnen.

In der äußersten Gefahr gehorcht man der Stimme der Disziplin. Das Geheiß des Lieutenants erging an Menschen, die auf dem Punkt waren, sich nicht länger halten zu können; es wurde ihm unverzüglich Folge geleistet; jeder machte sich an's Werk, und die Schaluppe war alsbald wieder umgedreht. Zwei Matrosen sprangen sogleich hinein, und vermittelst zweier Hüte begannen sie das Wasser, womit sie angefüllt war, auszuschöpfen. Bald stiegen zwei andere Matrosen in die Schaluppe, und jeglicher hoffte der Reihe nach sich zu retten, denn Alle thaten pünktlich ihre Schuldigkeit, den Weisungen des Lieutenants blind gehorchend, der sie durch Wort und Beispiel anfeuerte.

Schon befanden sich sechs Mann in dem kleinen Fahrzeuge, als plötzlich ein Matrose mit Entsetzen schrie, er erblicke die Flossen eines Haafisches. Der Schrecken, welcher die Unglücklichen ergriff, die mitten in der Fluth umherwogten, läßt sich nicht beschreiben. Unter allen Umständen ist ein Hay ein Gegenstand des Schreckens für einen Seemann, und wer die fürchterlichen Rachen dieser Ungeheuer gesehen hat, wer ihre fast unglaubliche Kraft kennt und ihre Gefräßigkeit, nur der kann sich eine Idee machen von dem Eindruck, den die Worte: „ein Haa! ein Hay!" auf die Gemüther unserer armen Matrosen hervorbrachten. Denn sie wußten nur zu gut, daß ein einziger Tropfen vergossenen Blutes die Piloten, die immer jene Ungeheuer begleiten, herbeiziehen und daß ihr Tod alsdann unvermeidlich seyn würde. Von diesem Moment an wurde auch die Stimme des Lieutenants nicht mehr gehört. Die Matrosen, die sich an den Bord der Schaluppe festhielten, nicht wissend, wie sie sich dieser neuen Gefahr entziehen sollen, schwingen sich mit einer unwillkürlichen Bewegung, Alle auf einmal, in die Schaluppe und werfen sie von neuem um.

Gleichwohl ließ sich der gefürchtete Feind nicht sehen, und der Lieutenant trieb die Matrosen noch einmal an, für ihr gemeinsames Heil das einzige Mittel, das in ihrer Gewalt stand, anzuwenden. Da er wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Schrecken der Matrosen trotz aller Anstrengung seiner Beredsamkeit, daß sich nie in diesen Breiten Hayfische zeigten, zu beschwichtigen, hieß er die Matrosen, die sich wieder an die Schaluppe angeklammert hatten, im Wasser mit den Füßen umherstoßen und es, so viel sie im Stande wären, in Bewegung zu setzen, um die Ungeheuer, die ihnen so viel Schrecken verursacht, fern zu halten. Das vom Lieutenant angegebene Manöver wurde nach und nach ausgeführt, und noch einmal fing die Hoffnung in den Herzen der Schiffbrüchigen an, lebendig zu werden. Die Schaluppe enthielt nicht mehr viel Wasser, und acht Mann waren bereits eingestiegen; noch ein wenig Geduld, noch einige Anstrengung, Ordnung, Ruhe, Gehorsam, und die ganze Mannschaft war gerettet. In diesem Augenblick, gerade als die Matrosen, die sich im Wasser befanden, immer schwebend am Bord, ihre Kameraden in der Schaluppe antrieben, unermüdlich fortzufahren in ihrer Arbeit, das Fahrzeug trocken zu machen, entstand, dicht bei ihnen, ein großes Geräusch, und sie erblickten funfzehn Hayfische, die auf die Schaluppe loskamen. Diesmal stieg der Schrecken auf's Aeußerste. Jeder verließ seinen Posten, um sich auf das zerbrechliche Fahrzeug zu retten; es schlug um, und die zwei und zwanzig Matrosen waren dem schrecklichsten Tode geweiht.

Anfangs schienen die Hayfische wenig geneigt, ihre Beute zu ergreifen; sie schwammen mitten unter den Matrosen, auf den Wellen spielend, an ihnen vorbeischießend und springend, und sich sogar reibend an ihren Schlachtopfern, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Doch währte dies nicht lange. Plötzlich verkündigte ein Angstschrei, den einer der Schiffbrüchigen ausstieß, einen entsetzlichen Schmerz und hallte tief wieder im Herzen eines Jeden. Ein Hay hatte einen Matrosen beim Fuße gefaßt und ihm denselben völlig vom Leibe weggebissen. Sobald die Ungeheuer Blut gekostet hatten, begann der fürchterliche Angriff; herzzerreißendes Geschrei ertönte von allen Seiten, und bald waren die Wellen um die Schaluppe herum roth von Blut.

Der Lieutenant, selbst in diesem Moment, wo ihn der schaudervollste Tod bedrohte, fuhr fort, mit kaltem Blut und fester Bestimmtheit seine Befehle zu ertheilen, und zur Ehre der unglücklichen Mannschaft sey es gesagt, er wurde noch gehört. Die Schaluppe wurde glücklich umgewendet, zwei Mann stiegen unverzüglich hinein, und einige Matrosen, sich wie früher an den Bord anklammernd, hielten die Schaluppe im Gleichgewicht. Herr Smith selbst hielt sich am Vordertheil fest und bemühte sich von da aus, durch seine Worte den Muth seiner Kameraden aufrecht zu erhalten.

Aber die Hayfische verfolgten die Schaluppe, und es war sehr unwahrscheinlich, daß sie eine so reiche Beute fahren lassen. Herr Smith, unaufhörlich die Matrosen in ihrer Anstrengung, die Schaluppe zu leeren, ermuthigend, vergaß einen Augenblick, das Wasser mit den Füßen zu erregen; da faßte ein Haa seine beiden Beine und verschlang sie mit seinem weiten Rachen. Ein gräßlicher Schrei, den zu verhalten er sich vergebens anstrengte, entfuhr seinem Innern. Der würdige Lieutenant hatte bei den Matrosen immer in der höchsten Achtung gestanden; Alle kannten seine Bravour und das Edle seines Gemüths; und sobald sie ihn in den Wellen sinken sahen, ergriffen zwei Mann ihren sterbenden Chef und legten ihn auf die Spoten des Hintertheils der Schaluppe. Der brave Offizier, obgleich den fürchterlichsten Schmerzen zum Raube, schien sein eigenes Wehe zu vergessen und wollte es noch nicht aufgeben, die Trümmer seiner Mannschaft dem Tode zu entreißen.

Mit schwacher Stimme ertheilte er den Matrosen einigen Rath, beklagte ihre entsetzensvolle Lage und sagte ihnen die Worte: „Wenn Einer von Euch diese schreckliche Nacht übersteht und zurückkommt nach Philadelphia, so sage er unserem Vice-Admiral, daß ich mit der Aufsuchung der Seeräuber beschäftigt war, als diese Katastrophe über uns hereinbrach; er sage ihm, daß ich stets meine Pflicht gethan und daß ich ...." Hier verursachten die Anstrengungen einiger Matrosen, in die Schaluppe zu gelangen, eine heftige Erschütterung; die Beiden, welche den Lieutenant in ihren Armen hielten, ließen ihn, aus Furcht, ins Meer zu fallen, einen Moment los, um das Geländer zu gewinnen, und der Unglückliche rollte in die Wellen und verschwand augenblicklich. Seine letzten Worte verloren sich unter dem Geschrei seiner Gefährten. Er kam nicht mehr zum Vorschein auf dem Wasser. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

History of the Arians. (Geschichte der Arianer aus dem 4 Jahrhundert.) Von J. H. Newman. Pr. 10½ Sh.

Tour of the American lakes. (Reise nach den Amerikanischen Seen und zu den Indianern.) Von E. Colton. 2 Bde. Pr. [illegible]

Mannigfaltiges.

— **Ein Duell unter zwei Freunden.** Zwei Offiziere eines Irländischen Regiments, durch wahre Freundschaft verbunden, geriethen eines Tages nach Tische im Scherze über eine Kleinigkeit in Zwist. Ein Major und ein Capitain, die als Liebhaber von Zweikämpfen bekannt waren, mischten sich ein und gaben zuletzt den jungen Freunden zu verstehen, die Ehre erheische, daß sie sich auf Pistolen forderten. Die Freunde begaben sich nach dem Kampfplatze, ohne den geringsten Groll gegen einander zu hegen, aber mit gewiß heftiger Erbitterung gegen die, welche bei dieser Gelegenheit als ihre Freunde sich aufgedrungen und ihre Freundschaft nur dadurch bethätigten, daß sie es zu keiner gütlichen Ausgleichung kommen lassen wollten. Als daher E. einen Augenblick Gelegenheit fand, seinen sogenannten Gegner T. bei Seite zu nehmen, flüsterte er ihm zu: „Ich will auf Deinen Sekundanten feuern, wenn Du auf den meinigen feuern willst." „Gut!" erwiederte T. Als sie am Ziel angekommen waren und alle nöthige Zubereitungen getroffen waren, richteten sie ihre Pistolen gerade auf ihre respektiven Sekundanten. Der Major und der Capitain erschraken, sprangen sogleich herzu und fanden sich unverzüglich bereit, die Sache beizulegen.

— **Eine Reliquien-Kapelle in Portugal.** Von der Sakristei gelangten wir zu einer runden Kapelle mit gewölbter Decke, durch die das nöthige Licht fiel. Sie war ganz mit Büsten von Heiligen ausstaffirt; nur die Jungfrau, Sankt Joseph und die Evangelisten hatten ihre volle Länge. In der Brust jedes Heiligen war ein kleines Kästchen von Glas angebracht, das einige Reliquien enthielt, die ihm angehörten, z. B. einen Finger, einen Knochen, eine Haarlocke, ein Stück Linnen, sogar Schnitzel von Nägeln! Hier findet man die „Thränen der allerseligsten Jungfrau" neben einer Stange von dem Roste des heiligen Laurentius und einer Feder des Hahns, der Petri Verrath ankündigte, aufbewahrt. Die ganze Kapelle machte einen wunderseltsamen Eindruck. Unter den Büsten sind viele weibliche so kokett als möglich herausgeputzt und den Figuren sehr ähnlich, die unsere Haarkräusler an ihre Fenster stellen. Der Boden ist von einem Ende zum anderen mit Bienenwachs, Matten, Talaren, Leuchtern, alten Tischen, Stühlen ohne Lehne und hundert anderen Dingen überdeckt und nimmt sich ungefähr aus, wie eine Theater-Garderobe. (Traits and traditions of Portugal.)

— **Spanische Weine.** Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Weinzufuhr für England einmal hauptsächlich aus Spanien kommen wird, denn schon jetzt hat es in Betreff dieses Artikels einen auffallenden Vorzug vor Portugal. Wir behaupten dies von Spanien mitten unter den Unruhen, die jetzt seinen Produkten verderblich sind, die aber doch früher oder später aufhören müssen. Das ist ausgemacht, daß, wenn man die Hälfte der kenntnißreichen Pflege und Sorgfalt, die der Kultur der Französischen Weine gewidmet werden, auf die Spanischen wendete, letztere schon jetzt jede Nebenbuhlerschaft besiegt hätten. Das Charakteristische der Spanischen Weine ist Gesundheit und Dauerhaftigkeit, und, was für die auswärtigen Konsumenten am wichtigsten ist, sie halten sich nicht nur mehrere Jahre, sondern bedürfen gerade des Alters zur Erlangung des eigenthümlichen Wohlgeschmacks und der Reife, die sie so sehr als ein gesundes und erquickendes Getränk empfehlen. Die Kanarischen Inseln liefern Weine, die unter die vorzüglichsten Spaniens gerechnet werden. Zu ihnen gehören der von Teneriffa, Vidonia und vorzüglich von Malvasey, welcher einmal in großem Rufe stand. Aber diese Weine stehen in jeder Rücksicht denen von Madeira nach, eine Thatsache, die ohne Zweifel der besseren Betreibung des Weinbaues auf dieser Insel zuzuschreiben ist; denn hier haben sich mehrere glückliche Umstände vereinigt, die Einwohner zur Beförderung der Wein-Kultur anzuspornen, so wie ein hoher Grad des Wetteifers unter den Weinbauern die Folge eines großen Einflusses auswärtiger Kaufleute ist.

(Cyrus Redding, History of modern wines.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Freitag den 13. Dezember 1833.

China.

Der Apotheker und die Natter.

Erstes Kapitel aus dem fantastischen Romane: „Lui-pong-ta."

Unter der Mongolischen Dynastie der Yuon lebte im Distrikte von Tien-tang, welcher zu Hang-tschen-fu in der Provinz Dsche-kiang gehört, ein Gelehrter, Namens Hiü. Sein Beiname war Sien, sein Ehrenname Han-wen. Sein Vater Hiü-ing, dessen Ehrenname Mon-ki war, trieb das Gewerbe eines Kaufmanns. Seine Mutter hieß Dschin.

Han-wen hatte kaum das Alter von fünf Jahren erreicht, als sein Vater und seine Mutter zu gleicher Zeit erkrankten und einander ins Grab folgten, während sie ihrem Sohne ein mäßiges Vermögen hinterließen. Zu seinem Glücke hatte dieses Kind eine ältere Schwester, Kiao-yong, die an einen Bewohner desselben Distrikts, Li-kong-fu, verheirathet war. Dieser Li-kong-fu war Beamter bei dem Statthalter des Distrikts.

Als Han-wen seine Aeltern verloren hatte, nahm ihn Kiao-yong zu sich und erzog ihn mit aller Zärtlichkeit einer Mutter. Allein die Zeit vergeht schnell, Tage und Monate enteilen, gleich der Weberspule.

Han-wen erreichte bald sein sechzehntes Jahr. Die Natur hatte ihn verschwenderisch ausgestattet. Seine Augen waren lebhaft und glänzend; seine schwarzen Brauen bildeten zwei anmuthige Bogen, und sein rundliches blühendes Gesicht schimmerte in allen Reizen der Jugend. Kong-fu und Kiao-yong liebten ihn wie einen Sohn. Eines Tages, als Kong-fu keine Geschäfte hatte, die ihn in sein Büreau riefen, dachte er an die Lage des Han-wen, der schon groß, stark und in dem rechten Alter war, um ein Gewerbe ergreifen zu können.

„Dein Bruder", sagte er zu Kiao-yong, „wohnt seit seiner zartesten Kindheit bei uns. Jetzt, da er groß geworden ist, ziemt es sich, daß man ihn etwas lernen lasse, womit er seinen Unterhalt verdienen kann; er darf seine Jugendzeit nicht müßig zubringen."

„„Mein Vater und meine Mutter"", antwortete Kiao-yong, „„haben früh das Leben verlassen, und mein Bruder ist seit seiner Kindheit unausgesetzt der Gegenstand Deiner Sorge und Zärtlichkeit gewesen. Willst Du jetzt, da er groß und stark geworden, mit seiner Zukunft Dich beschäftigen, so wird meine Erkenntlichkeit ohne Gränzen seyn.""

„Theures Weib", antwortete Kong-fu, „mache Dir über das Schicksal Deines Bruders keine Unruhe. Ich habe einen Freund, Namens Wang; sein Beiname ist Ming, sein Ehrenname Fong-schan. Er wohnt jetzt dieser Stadt gegenüber und hat am Eingang der Straße Hoai-hing eine Apotheke eröffnet, die stark besucht wird. Morgen früh will ich ihm Deinen Bruder vorstellen, damit er unter seiner Leitung die Kräuterkunde und Apothekerkunst studire." Kiao-yong war vor Freuden außer sich. Sie gingen schlafen, und die Nacht verstrich, ohne daß dieses neue Projekt weiter besprochen wurde.

Als der Morgen kam, kleidete sich Kong-fu rasch an und ging gerades Weges in den Laden des Wang, welcher im Angesicht der Stadt lag. Wang empfing ihn mit heiterer Miene, hieß ihn eintreten und sagte, als sie sich niedergesetzt hatten: „Mein Bruder Li, was für Befehle habt Ihr mir zu geben, daß Ihr so früh in meinen schlechten Laden kommt?"

„„Ich will Euch den Beweggrund meines Besuches mittheilen"", versetzte Kong-fu. „„Euer Diener hat einen jungen Schwager, Namens Hiü Han-wen. Er ist ein Jüngling von lebendigem Geiste und herrlichem Gemüth. Seit seiner Kindheit wohnt er in meinem Hause, und da meine schwachen Mittel mir nicht erlauben, ihn immer bei mir zu behalten, so möchte ich ihn gern Euch anvertrauen, damit er einige Jahre bei Euch bliebe und die Apothekerkunst unter Eurer Leitung studirte. Werdet Ihr wohl meinem Gesuch willfahren?""

„Seit einiger Zeit", antwortete Wang, „hat sich mein Geschäft bedeutend erweitert, und ich habe die Zahl der Produkte, die in meiner Offizin verarbeitet werden, sehr vermehrt. Es fehlte mir gerade ein thätiger und einsichtiger Mensch, der mir zur Hand gehen könnte. Mein Bruder Li, wenn Ihr wirklich glaubt, daß ich nicht unwürdig sey, Eurem Schwager Anleitung zu geben, so könnt Ihr auf meinen Eifer rechnen, der meiner alten Freundschaft für Euch nicht Lügen strafen wird."

Als Kong-fu sah, daß Wang so willig in sein Gesuch einging, entfernte er sich unter Versicherungen großer Erkenntlichkeit. Sobald er wieder zu Hause war, machte er seine Frau und Han-wen mit den wohlwollenden Gesinnungen seines Freundes bekannt. Diese Nachricht gewährte ihnen große Freude.

Kong-fu ließ sogleich einen Sterndeuter kommen und bat ihn, einen glücklichen Tag zu wählen, an dem er Han-wen in die Apotheke des Wang bringen könnte. Als er auf dem Punkte war, mit seinem Schwager aufzubrechen, gab Kiao-yong ihrem Bruder weise und liebevolle Rathschläge. Als sie in den Laden getreten waren und ihre Plätze so, wie das Ritual vorschreibt, eingenommen hatten, sagte Kong-fu: „Mein Freund, ich bringe Euch hier meinen Schwager, damit er Eure weisen Lehren empfange. Erwirbt er sich dereinst in diesem Gewerbe einige Geschicklichkeit, so werde ich niemals diese Wohlthaten vergessen, und meine Dankbarkeit wird nur mit meinem Leben enden. Wang war entzückt, als er Han-wen bemerkte, der sowohl an Geist als an Schönheit alle junge Leute seines Alters zu übertreffen schien. „Euer Schwager", sagte er, „besitzt, wie mich dünkt, alle Gaben des Himmels; der wird unfehlbar ein ausgezeichneter Mensch werden und einige Strahlen seines Ruhms auf seinen schlichten Prinzipal werfen."

Kong-fu befahl sogleich dem Han-wen, eine Verbeugung vor Herrn Wang zu machen, der ihm die Hälfte seiner Verbeugungen zurückgab. Kong-fu beurlaubte sich bei Herrn Wang und erzählte, als er nach Hause kam, seiner Frau Alles, was sich zugetragen hatte. Von diesem Tage an blieb Han-wen in der Behausung des Herrn Wang. Als dieser sah, mit welcher Gewandtheit sein Zögling sich ausdrückte, welchen Eifer und welche Geschicklichkeit er in Erfüllung seiner Pflichten bewies, gewann er ihn lieb und zog ihn bald den anderen Personen seiner Umgebung vor. Kong-fu kam fast jeden Tag in die Apotheke, um seinen Schwager zu besuchen und Zeuge seiner Fortschritte zu seyn. Ein Dichter sagt mit Recht: „Wenn der Frost die Pflanzen im Winter nicht durchdränge, wie könnten uns ihre Blüthen im Sommer mit ihren lieblichen Düften erfreuen?" Doch — wenden wir uns zu einem anderen Gegenstand.

Im Westen von Tsching-tu-fu, der Hauptstadt der Provinz Szü-tschuen, lag ein Berg, genannt Zing-tsching-schan (Berg der blauen Stadt). An diesem Berge starrten, fantastisch über einander gethürmt, hohe Gipfel empor, und seine schroffen Abhänge hatten einen Umkreis von tausend Li. Ein anderer Name des Berges war „der fünfte Himmel mit den geheimnißvollen Grotten." Es befanden sich in demselben zweiundsiebzig kleine Höhlen, die den zweiundsiebzig Heu entsprachen, und acht große Höhlen, den acht Dsie analog.*)

Man sagte schon vor Alters: „Wenn ein Berg hoch ist, so birgt er übernatürliche Wesen in seinem Schooße; die hohen Gipfel können Geister zeugen." Auf dem genannten Berge war noch eine andere Höhle, Ziog-fung-tong (die Höhle des ewigen Windes). In dieser Höhle wohnte der Geist einer weißen Natter, der dort ganze Jahrhunderte in Tugendübungen zubrachte. Die seltensten Blumen schmückten die mystische Grotte, und tausend wunderbare Pflanzen verspendeten dort ihre lieblichen Düfte.

Dieses zauberische Asyl, wo Frieden und tiefe Stille herrschten, hatte noch kein menschlicher Fuß betreten; der Ort war ganz geeignet, die Seele durch Betrachtung zu verklären. Schon achtzehnhundert Jahre weilte hier die weiße Natter, einzig damit beschäftigt, die Tugend zu üben, und während dieses ganzen Zeitraums hatte sie niemals ein sterbliches Wesen gekränkt. Da sie so viele Jahrhunderte Gutes that, vervollkommnete sich ihre Kunst, Wunder zu thun, mit jedem Tage. Sie selbst nannte sich Fräulein Pe, und ihr Beiname war Dschin-niang. Eigentlich war sie nur ein Thier und hatte aus dieser schimpflichen Lage noch nicht heraustreten können. Als sie eines Tages in der Höhle lustwandelte, sprach sie zu sich selbst: „Schon so viele Jahrhunderte wohne ich hier, mit Tugendübungen beschäftigt, und bis jetzt habe ich mich von dieser scheußlichen Hülle nicht befreien und zu der ersehnten Vollkommenheit gelangen können. Es kommt mir Lust an, diesen monotonen Aufenthalt ein Weilchen zu verlassen und nach irgend einem berühmten Berge zu wallen.

Da fiel ihr plötzlich Hang-tschen ein, die Hauptstadt der Provinz Dsche-kiang, die an den entzückenden Gestaden des Sees Si-hu liegt. Wohlan sprach sie, ich will jene lachenden Gefilde besuchen;

*) Die 72 Heu und die acht Dsie sind Abtheilungen des Jahres. Ein Heu begreift fünf Tage. Die Dsie fallen in den Anfang und die Mitte jeder Jahreszeit.

dort werde ich einige glückliche Augenblicke genießen können! Ihr Entschluß ist gefaßt; sie schließt den Eingang ihrer Grotte, besteigt ein Gewölk und schwingt sich durch die Lüfte. Schon im nächsten Augenblick sieht sie die Stadt Hang-dscheu vor sich liegen. Sie hatte nicht vorhergesehen, daß eben an jenem Tage Dschin-wu, der mächtige Genius des Nordsterns, wiederkehren würde, um dem Herrn des Himmels aufzuwarten. Dschin-wu befand sich noch auf dem Götterberge; er blickte mit seinem Auge voll göttlicher Sehkraft durch das Gewölk in die Ferne. Plötzlich entdeckt er eine bezauberte Wolke, die aus Westen kam.

Der große Genius rief mit donnernder Stimme: „Woher kommt dies schreckliche Ungethüm, das verwegen genug ist, auf einer verzauberten Wolke die Lüfte zu durchsegeln!“

Die Natter erkennt den Genius des Nordsterns; eisiges Grausen überfällt sie, und ihre Seele will entfliehen. Auf ihrem Wolkenwagen sich niederbückend, ruft sie mit zitternder Stimme: „Ich bin eine weiße Natter, und als Aufenthalt ist mir der Berg Tsing-tsching-schan angewiesen. Seit 1800 Jahren übe ich die Tugend und habe in diesem ganzen Zeitraum keinem lebenden Geschöpfe den geringsten Schaden gethan. Bis jetzt aber sind meine guten Werke fruchtlos gewesen. Heute wollte ich nach dem Südmeere, um die Göttin Kuan-in wegen meines künftigen Schicksals zu befragen. Ich wußte nicht, daß ich dem heiligen Kaiser begegnen würde, welcher den Nordstern lenkt. Ich beging ein Verbrechen, indem ich es verabsäumte, mich von ihm entfernt zu halten! ich verdiene den Tod!“

„„Unglückliche““, sagte ihr der große Genius lächelnd, „„willst Du nach dem Südmeere, so beschwöre es mir.““

Die weiße Natter warf sich von neuem vor ihm nieder und leistete den Schwur, den er verlangte. „Wenn mir“, sagte sie, „ein lügenhaftes Wort entschlüpft ist, „so will ich unter der Pagode des Lui-pong zerschmettert werden.“

Der große Genius befahl einem seiner dienenden Geister, den Schwur in das heilige Buch einzutragen. Dann kehrte er auf den himmlischen Berg zurück, wo er thront.

Erfreut über seine Entfernung, setzte die Natter ihren Weg fort. In Hang-dscheu angelangt, senkte sie das Gewölk, das sie getragen hatte, und suchte sich einen einsamen Garten, um daselbst auszuruhen.

Die Gegend um Hang-dscheu ist die herrlichste im ganzen Reich der Mitte, und wer möchte die Prachtpaläste, die wundervollen Gärten, die antiken Tempel alle zählen, denen hier das Auge auf allen Seiten begegnet! Aber ein Garten im Osten der Stadt, welcher zu dem alten Palaste des Kieu-wang gehört, verdunkelt an Glanz und Herrlichkeit alle übrigen. Man sieht in demselben majestätische Thürme, Gallerieen, Terrassen, die zum Himmel hinanstreben und stets von einem Wolkengürtel umgeben sind. Allein die zerstörende Zeit hat den Palast seiner Einwohner beraubt, und kein Mensch besucht mehr diesen Garten, in welchem Grabesstille herrscht. Entzückt über diesen lachenden und ruhigen Aufenthalt schlüpfte die weiße Natter hinein. Sie wußte nicht, daß in dem einsamsten Winkel des einsamen Gartens der Genius einer blauen Natter wohnte, der den Pavillon Dsui-dschen zum Asyl gewählt hatte. Diese Natter übte die Tugend schon achthundert Jahre; sie besaß Macht genug, um durch die Lüfte zu fliegen, Wunder zu thun und verschiedene Gestalten anzunehmen. Sobald sie die weiße Natter erblickte, schnellte sie sich ihr entgegen und vertrat ihr den Weg.

„Von wannen kommst Du, verwegenes Unthier? Wer giebt Dir den Muth, in meinen blühenden Garten zu dringen? Fürchtest Du nicht die Schneide meines Schwerdtes?“

„Kleine blaue Natter“, sagte die weiße Natter lachend, „brauchst mit Deiner Kraft nicht zu prahlen. Höre nur aufmerksam, was ich Dir erzählen will. Ich bin die weiße Natter, welche in der Höhle des reinen Windes auf dem Berge der blauen „Stadt“ wohnt. Meiner achtzehnhundertjährigen Tugend-Uebung, die mich zu keiner Vollkommenheit brachte, überdrüssig, habe ich ein Gewölk bestiegen, und schweife jetzt im Reich der Mitte herum, die Bahn suchend, die zur Unsterblichkeit führt. Erlaube mir, hier ein wenig auszuruhen. Ein gleiches Schicksal vereinigt, ein gleicher Hauch beseelt uns; warum entbrennt Dein Zorn wider mich?“

„Dieser Garten“, antwortete die blaue Natter, „ist mein göttlicher Palast; Du bist nur ein roher Genius aus fremden Landen; warum dringst Du verwegen in diese Blumenbeete? Wenn Du jedoch übernatürliche Kräfte besitzest, so kämpfe mit mir!“

„Kleine blaue Natter“, sagte die Fremde, „höre mich an. Du willst Deine magische Kraft mit der meinigen messen! Ich willige ein. Da Deine Gestalt gleicht der meinigen, ich betrachte Dich als eine Schwester und möchte Dein Leben nicht gefährden. Laß uns nur wetteifern, welche von uns die größte Zauberkraft besitzt. Die Ueberwundene soll der Siegerin dienen.“

„Du bist fürwahr sehr anmaßend“, rust die blaue Natter zornig. „Laß uns sehen, ob Du die gerühmte Macht besitzest.“ Sofort zieht sie einen kostbaren Degen, den sie an ihrem Gürtel trug, erhebt ihn mit drohender Geberde und stößt ihrer Feindin nach dem Gesicht. Die weiße Natter ergreift ohne Zagen ihr zweischneidiges Schwerdt, mit dem sie stets bewaffnet war, und erwiedert den Stoß. Schon dieser erste Gang offenbarte die Ueberlegenheit ihrer magischen Gewalt. Sie murmelte dann einige Worte, packte die blaue Natter um den Leib, entwaffnete sie und machte ihren Degen unsichtbar.

Von Schrecken starr, warf sich die Blaue demüthig nieder und sprach: „Fräulein, es ist genug; Eure Gegnerin erklärt sich für besiegt; sie wünscht, Eure Magd zu werden und ihr Lebelang Euch zu dienen. Ich bitte, schenkt mir das Leben!“

Die Weiße erwiederte lächelnd: „Ich wollte Dir nur von meiner geringen Macht eine Probe geben und Deinen trotzigen Sinn demüthigen. Da Du gelobt hast, mir zu dienen, so sey unser Kampf beendigt.“

Vor Freuden außer sich, machte die Blaue der Weißen vier Bücklinge und sprach: „Fräulein, haltet Euch aufrecht, damit ich vor Euch niederfalle und mit meiner Stirn den Boden berühre.“ Die Weiße verbat sich diese Huldigung gnädigst, und beide Feen lebten von jetzt an als Frau und Dienerin zusammen.

Kehren wir wieder zu Han-wen, den wir in der Apotheke des Herrn Wang verließen. Sein Prinzipal liebte ihn wie einen Sohn. Unterdeß ging der Winter zu Ende, und heitere Frühlingsmorgen folgten der herben Kälte. Als die Pfirsich- und Pflaumenbäume schon blühten, saß Han-wen eines Tages im Laden und sah, wie die Menschen in Schaaren zu den Gräbern ihrer Aeltern strömten, um Todten-Opfer zu bringen.

Han-wen wurde von diesem Anblick, der seinen Schmerz und seine kindliche Liebe von neuem erweckte, tief gerührt. Seitdem mein Vater und meine Mutter todt sind, sagte er zu sich selbst, hat der Mann meiner Schwester für mich gesorgt und mir viel Gutes erwiesen. Jetzt bin ich groß und schäme mich des Gedankens, daß ich die Gräber meiner Aeltern noch nicht besucht habe. Heute beginnt die Epoche Tsing-ming (5. April). Ich muß Herrn Wang bitten, daß er mich morgen mit Sonnen-Aufgang zu dem Grabe meiner Aeltern gehen lasse, damit ich den Pflichten der kindlichen Liebe nach besten Kräften obliege. Mit diesem Entschluß begab er sich zu Herrn Wang, der ihn zuerst anredete: „Mein Sohn, was für ein Beweggrund führt Dich zu mir?“

Han-wen antwortete: „Es ist mir schmerzlich eingefallen, daß ich meine Aeltern nicht habe ernähren können, und daß ich ihnen bis auf diesen Tag kein Todten-Opfer gebracht. Morgen möchte ich diese Pflicht gern erfüllen; allein werdet Ihr mir diese Bitte gewähren?“

Wang versetzte gütig lächelnd: „Wie könnte ich mich der Erfüllung einer so frommen Pflicht widersetzen?“

Han-wen verließ seinen Prinzipal voll Freude und Erkenntlichkeit. Der Letztere ging wieder in seine Offizin. Dann rief er einen seiner Bedienten und befahl ihm, goldpapierene Münzen und andere Dinge, die als Todten-Opfer gebraucht werden, zu kaufen und sie des anderen Morgens nach dem Grabe der Aeltern Han-wen's zu bringen.

Viele denkwürdige Begebenheiten knüpften sich an diesen Gang Han-wen's. Aber ach! indem Ihr noch die Ruhe der Natur bewundert, da erdröhnt plötzlich der Himmel, und ein mächtiger Sturm läßt Erde und Meer erbeben!

Wollt Ihr wissen, was dem Han-wen begegnete, so leset das folgende Kapitel.

Der Professor Stanislas Julien in Paris ist, wie verlautet, im Begriffe, obigen Roman, dessen erstes Kapitel er dem Publikum als Vorschmack mittheilte, ganz herauszugeben. Einstweilen erfahren wir noch so viel, daß die beiden Nattern schon im nächsten Kapitel sich in junge Mädchen verwandeln, und daß Han-wen in die weiße Ex-Natter sich verliebt und sie heirathet, welche Verbindung dann zu einer Menge natürlicher und fantastischer Begebenheiten Anlaß giebt. Dürfen wir auch in dieser Chinesischen Schöpfung kein fantastisches Kunstwerk à la Hoffmann erwarten, so wird es uns doch lebhaftes Interesse gewähren, auch einmal in die Feenwelt der Chinesen zu blicken, die bis jetzt eine wahre terra incognita ist, und zu sehen, was für einen ästhetischen Gebrauch der Chinese von seiner ungemein ausgebildeten Dämonologie machen kann. Die Verbindung einer ehemaligen weißen Natter mit einem menschlichen Jüngling erinnert uns z. B. an den „Studenten Anselmus“, dem eine liebliche „Salamandrine“ ihr Herz schenkt. Freilich werden wir die Chinesischen Bücklinge und andere Ritual-Grimassen auch in der Geisterwelt dieser Nation wiederfinden, und wer einer Schlange einen Degen umgürtet, ja sogar mit diesem Degen sie fechten läßt, der ist auf gutem Wege, noch manches Paradoxon zu Tage zu fördern.

England.

Das Meer und seine Schrecken.

(Schluß.)

Mit ihrem Führer verschwand die letzte Hoffnung der Schiffbrüchigen. Welch schreckliches Schauspiel! Diese Menschen, bleich, von Wasser triefend, mit verwildertem Haar, blutigen Augen, langen Bärten, in zerrissenen Kleidern, wogten hier durch einander mitten in den Fluten, nicht wissend, wie sie sich der Gefräßigkeit der Ungeheuer entziehen sollten. Mehrere hatten schon das Leben eingebüßt; diejenigen, welche noch bis dahin den Verfolgungen der Hayfische entgangen waren, strengten sich noch einmal an und suchten ein Asyl in der Schaluppe, aber das elende Ding schlug von neuem um; nun, erschöpft und abgemattet, und unaufhörlich von den Hayen verfolgt, gaben sie alle Hoffnung, sich zu retten, auf und ertranken unter entsetzlichen Flüchen oder wurden von den Hayen verschlungen, mit Ausnahme zweier Matrosen, denen es gelang auf den Kiel der Schaluppe zu steigen.

Der „Eagle“ war um acht Uhr ungefähr versunken, und gegen zehn Uhr war die ganze Mannschaft eine Beute der Haye geworden oder im Meer umgekommen. Nur jene zwei Matrosen waren übrig geblieben; diese Unglücklichen, noch von der Hoffnung, sich zu retten, aufrechterhalten, nahmen der Eine am Vorder-, der Andere am Hintertheil Platz, und, obgleich von Müdigkeit abgespannt und ganz mit Wunden bedeckt, welche durch die Schärfe des Meersalzes noch bren-

ander geworden waren, betrachteten sie sich dessenungeachtet in einer Art von Sicherheit. Sie fingen an, das Wasser aus ihrem Fahrzeug auszuschöpfen, welches bald so weit erleichtert war, daß sie nicht mehr zu fürchten brauchten, es noch einmal umschlagen zu sehen; hierauf versuchten sie einige Augenblicke der Ruhe zu genießen. Der fürchterlichen Scenen ungeachtet, wovon sie Zeuge gewesen, und ungeachtet der schrecklichen Gefahren, denen sie noch ausgesetzt waren, sanken sie in einen tiefen Schlaf, und es war schon heller Tag, als sie zu ihrer entsetzenvollen Lage wieder erwachten.

Die Unglücklichen, die dem Tode durch ein Wunder entgangen waren, wurden nun durch verzehrenden Hunger und Durst gequält; denn es waren fast sechs und dreißig Stunden, daß sie keine Nahrung zu sich genommen hatten: Der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden, der Durst brannte in ihrem Halse, und sie hatten am Bord der Schaluppe weder Wein noch Zwieback noch sonst ein anderes Nahrungsmittel bei sich; kein Strahl von Hoffnung blieb ihnen mehr übrig. Alle beide in einem lethargischen Erstarren daliegend, mit bleicher Stirn und die Verzweiflung im Auge, hefteten sie die entsetzten und schmerzvollen Blicke auf die Wogen, wie eine leblose Masse den Schwankungen der Schaluppe gehorchend; sie waren mit dem Schrecken vertraut, doch war es der qualvollste Tod, der vor ihnen stand. Durst, Hunger, Verzweiflung, Hitze zehrten an ihnen auf einmal; während der Himmel blau, die Luft rein war, und die Schaluppe auf den Wogen dahinschwamm, von der Strömung fortgezogen. Sie hatten kein Mittel sich zu orientiren; es schien ihnen, daß sie weit vom Lande entfernt seyn müßten, denn der Wind, der sich erhoben, mußte sie weit entfernen, und sie waren der Hoffnung beraubt, die Schaluppe an die Küsten Amerika's getrieben zu sehen.

Plötzlich schrie der Matrose, der sich auf dem Vordertheil des Fahrzeuges befand, und der, die Augen auf den Horizont gerichtet, mit Aufmerksamkeit an seiner unsicheren und nebligen Linie hing — mit einem Ausdruck der Freude, der sich nicht beschreiben läßt: „Ein Segel! ein Segel!“ Die erloschenen Augen seines sterbenden Gefährten belebten sich bei diesem zauberischen Wort; er strengte sich an, sich aufzurichten, und wandte seine schwachen Blicke nach dem Flecke hin, den ihm sein Freund bezeichnete. Ein heilender Balsam schien auf ihre Wunden zu fließen, ihre Schmerzen zu lindern, ihren Hunger zu stillen. Ein Segel! Dieses Wort wurde wiederholt, gesungen, geschrieen mit einer Freude, einem Taumel, die unaussprechlich sind, denn nach und nach sah man mit größerer Deutlichkeit das Segelwerk einer Fregatte in den Strahlen der Sonne glänzen. Als jede Ungewißheit verschwunden war, stürzten die beiden Matrosen, durchdrungen von einem religiösen Dankgefühl auf ihre Kniee, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und, ihre zitternden Hände faltend, dankten sie Gott für die unerwartete Hülfe, die er ihnen schickte.

Die Fregatte kam gerade auf die Schaluppe los, den Wind genau fassend; unsere Matrosen machten alle Arten von Zeichen, überzeugt, daß man sie erblickt hatte, und daß die Fregatte zu ihnen käme; aber sie täuschten sich, die Fregatte lavirte nur, und als sie ihren Schlag beendet hatte, wendete sie sich zu einem neuen, und setzte so ihren Weg auf's genauste mit dem Winde fort. Als die Unglücklichen sahen, wie sich das Schiff entfernte, verdoppelten sie ihre Zeichen, warfen ihre Jacken in die Luft, schrieen aus allen Kräften; aber Alles war umsonst, Niemand hatte sie gesehen; und die Fregatte entfernte sich, nach und nach von der Höhe verschwindend, immer kleiner werdend und schon in Dunst sich verschleiernd. Da folgte ein Zustand der äußersten Niedergeschlagenheit auf die Exaltation des Entzückens, welche die Hoffnung in den beiden Unglücklichen erregt hatte. Noch konnte man das Segelwerk des Schiffes erblicken, aber in einem Augenblick war es daran, ganz zu verschwinden. Der eine Matrose sank alsbald in die Verzweiflung zurück, aber sein Gefährte, wie beseelt von einer plötzlichen Eingebung, rief aus: „Entweder ich versuch' es, oder wir sind verloren.“ — Was willst du versuchen? fragte ihn sein Kamerad.

Obgleich es sehr schwer ist, versetzte der erste, nach dem, wovon wir die verwichene Nacht Zeuge gewesen, doch muß es gewagt werden, denn in einigen Minuten ist das Schiff uns aus dem Gesicht, und dann bleibt uns nichts übrig, als der Tod. Ja, ich versuch' es, das Schiff durch Schwimmen zu erreichen, und wenn ich so glücklich bin, daß mir's gelingt, so rett' ich dich, wenn aber meine Kräfte mich verlassen ..... Sein Gefährte wollte sich seinem Vorhaben widersetzen, er erinnerte ihn, daß das Schiff schon zu weit entfernt wäre, und daß ja ein anderes vielleicht sich noch sehen ließe.

Aber der brave Matrose war schon ins Meer gesprungen, und da er mit ungemeiner Fertigkeit schwamm, so schien es, daß er endlich das Schiff erreichen würde, wenn er nicht einem Hay begegnete — als er plötzlich eines dieser Ungeheuer erblickte, das auf ihn loskam; ohne den Muth zu verlieren, erregte er mit großem Getöse die Wellen um sich herum und tauchte dann unter. Der Hay ist das gefräßigste, zugleich aber auch das feigste aller Meerungeheuer; er erschrickt vor dem geringsten Geräusch und fällt nur über seine Beute her, wenn sie sich in der vollkommensten Ruhe befindet.

Dieser Gefahr also entging unser Matrose; aber er war noch eine sehr große Strecke vom Schiff entfernt, und der Wind, der stärker geworden war, vermehrte die Schnelligkeit seines Seglers. Mittlerweile, nach außerordentlichen Anstrengungen, glaubte er sich dem Schiffe nahe genug, um zu hoffen, daß seine Stimme gehört werden könnte; so schrie er denn mehrmals wiederholt, aber vergebens; Niemand war in diesem Augenblick auf dem Verdeck, und der Pilot, der am Steuerruder saß, nur auf den Lauf des Schiffes gerichtet, vernahm nicht sein Geschrei. Das Schiff entfernte sich in einem fort, und es war nun auch kein einziger Strahl von Hoffnung mehr in der Seele des armen Matrosen, denn er fühlte, daß seine Kräfte auf dem Punkt waren, ihn zu verlassen. Nach der Schaluppe, die er verlassen hatte, zurückzuschwimmen, war ein Ding der Unmöglichkeit; denn sie war gegenwärtig schon zu weit entfernt, und übrigens war auch sein Gefährte in einer eben so schrecklichen Lage, wie er selbst.

So sah der Unglückliche seinen Tod vor Augen und schickte sich schon an, sein letztes Gebet zu sprechen, um vor Gott zu erscheinen, als er, seinen Blick noch einmal nach dem Schiff erhebend, einen Menschen auf dem Hinterkastell gewahrte. Sogleich erhob er seine Hände mit Gewalt, schrie, mühte und bewegte sich auf alle nur mögliche Weise, um die Aufmerksamkeit jenes Menschen auf sich zu ziehen. Wie groß war seine Freude und sein Entzücken, als er sah, daß man seiner gewahr geworden! Denn er sah, wie man ein Fernglas auf ihn hin richtete, und wie einen Augenblick später zwei Mann in eine Schaluppe sprangen und in vollem Rudern auf ihn loskamen. Bald war er aus seiner schrecklichen Folter befreit, und die Schaluppe eilte sodann zu seinem Gefährten, der, wie man wohl denken kann, der fürchterlichsten Angst zum Raube gewesen war. So wurden diese beiden Matrosen gerettet, die einzigen Ueberbleibsel von der Mannschaft des „Eagle.“ (Nautical Mag.)

Bibliographie.

A treatise on roads. (Ueber Landstraßen.) Von Sir Henry Parnell. Mit Abbildungen. Pr. 21 Sh.

Love and pride. (Liebe und Stolz.) Vom Verf. der Sayings and doings. 3 Bde. Pr. 31½ Sh.

Reminiscences of an old traveller. (Erinnerungen eines alten Reisenden aus verschiedenen Gegenden Europa's.)

Britannia Saxonica. (Karte von Britannien, während der Sächsischen Oktarchie.) Pr. 12 Sh.

Letters from Switzerland and Italy. (Briefe aus Italien und der Schweiz.) Vom Verf. der „Briefe aus dem Osten.“ Pr. 15 Sh.

S p a n i e n.

Physiognomie von Madrid.

(Zweiter Artikel.)

Die ganze Einwohnerschaft von Madrid kann als ein Gefolge oder als ein Anhang des Hofes betrachtet werden. Die Entfernung des Hofes wird gleich allgemein empfunden. Um zu verhindern, daß der Adel in den Provinzen zu mächtig werde, verlangte die Regierung stets die Anwesenheit der Granden in der Hauptstadt. Was anfänglich eine politische Anordnung war, ist seitdem Modesache geworden, und gegenwärtig gilt die Verbannung auf die Güter für eine harte Strafe. Dieser Zusammenfluß des Adels hat unmerklich auf die Sitten des Volkes eingewirkt; es herrscht in allen Klassen viel Höflichkeit, zuweilen wird dieselbe vielleicht etwas zu steif. Wenn zwei Stiefelputzer sich begegnen, so ermangeln sie niemals, sich mit dem Titel Señor oder Caballero zu begrüßen. Die Mordanfälle sind in Madrid, im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, viel seltener als in allen übrigen Spanischen Städten.

In der allgemeinen Lebensweise herrscht viel Mäßigkeit und Gleichförmigkeit. Die Speise, welche man überall und auf allen Tafeln findet, ist der Potucheiro, eine Fleischspeise mit einer vortrefflichen Art Erbsen, die besonders aus der Gegend von San-Ildefonso kommen. In den meisten Familien besteht das ganze Mittagessen allein aus diesem Gericht; man findet es auf der Tafel des Hofes, wie auf der des geringsten Handwerkers. Fast alle andere Spanische Gerichte sind mit Oel zubereitet, das von schlechter Beschaffenheit ist. Einige Gastwirthe ziehen Wein und Essig aus demselben Fasse und schöpfen aus demselben Gefäß das Oel für die Lampe und das Oel für die Speisen. Mit diesem Oel, mit Wasser, Essig und kleinen Stückchen Brod, rührt der Spanier ein Gericht zusammen, welches zu seinem Mahle genügt und seinen Hunger für den ganzen Tag stillt.

Die Märkte von Madrid sind im Allgemeinen schlecht mit Fleisch, aber sehr gut mit Gemüsen und Früchten versehen. Die Trauben, Melonen, Pfirsichen und Kirschen sind hier ganz köstliche Früchte. Bei den Festen und großen Gastmählern trägt man die Gerichte eines nach dem anderen auf und zögert mit den besten bis zuletzt, gleichsam um die Gäste angenehm zu überraschen. Während des Essens wird viel Wasser und Wein getrunken, man schließt mit Französischem Wein. Nach dem Kaffee entfernt man sich, um die Siesta oder den Nachmittags-Schlaf zu halten, der hier allgemein Sitte ist. Am Abend versammelt man sich wieder, um zu spielen, in den Prado oder ins Theater zu gehen. Zum Frühstück ist die Chokolade nicht weniger allgemein gebräuchlich, als der Potcheiro zum Mittag. Den Wein genießen die Spanier sehr mäßig, und selten begegnet man in den Straßen von Madrid einem Betrunkenen. Um sich für diese Entbehrung gleichsam zu entschädigen, rauchen sie im Uebermaß und ohne Aufhören vom Morgen bis zum Abend. Pfeifen sieht man gar nicht, nur Cigarren, und die beliebtesten derselben sind die, welche aus der Havanna kommen. Für die Damen werden sogenannte Pachillos oder Stroh-Cigarren angefertigt, welche sich durch leichten Geschmack und angenehmen Geruch auszeichnen. Ich habe vornehme Frauen beim Kartenspiel ihre Pachillas rauchen sehen. Die Herzogin von Alba, eine der geistreichsten und verständigsten Frauen Spaniens, schmauchte mit einer Art Leidenschaft.

Die öffentlichen Vergnügungen gleichen im Allgemeinen denen, die man in ganz Europa wahrnimmt, und seit der Abschaffung der Stiergefechte bemerkt man nichts eigentlich Nationales. Die Hitze des Klima's erlaubt keine heftige Bewegungen. Die Promenade im Prado, zu Fuß oder zu Wagen, die Karten, die Cigarren und das Billard bilden den Kreis der Madrider Vergnügungen. Die Theater sind gewöhnlich nur bei neuen Stücken gefüllt.

Der Geschmack des Publikums zeigt sich im Schauspiel nicht von

der vortheilhaftesten Seite; man beklatscht nicht allein platte Späße, sondern oft auch unschickliche Scenen. Man hat zwar Uebersetzungen von Kotzebue und einigen anderen Deutschen dramatischen Schriftstellern eingeführt, aber am meisten lieben die Spanier Stücke, deren Stoff aus ihrer eigenen Geschichte entlehnt ist. Ich sah die Zuschauer bei der Darstellung der Thaten des Cortez und Pizarro zu dem lebhaftesten Enthusiasmus hingerissen und sah sie beim Anblick des mit Ketten belasteten Kolumbos, der über die Undankbarkeit seines Vaterlandes klagte, in Thränen zerfließen. Das Schauspiel schließt fast immer mit einem von einer oder zwei Personen ausgeführten Tanze, und dieser Tanz ist der Fandango oder der Bolero.

Von den Denkmälern und öffentlichen Gebäuden will ich nur sprechen, um kurz zu bemerken, daß es in Madrid keine Kirche und kein Kloster giebt, die nicht irgend ein Kunstwerk der Architektur, der Skulptur oder der Malerei aufzuweisen hätten, welches zu sehen die Mühe lohnte. Der Palast von Buen-Retiro und mehr noch das neue Schloß enthalten verschiedene merkwürdige Gegenstände und werthvolle Gemälde. Das letztere ist, wie mehrere andere in Spanien unternommene Bauwerke, unvollendet. Wäre es ausgeführt, so könnte es mit dem Schönsten, was Europa in dieser Art besitzt, verglichen werden. Seine Lage auf einem Hügel, und dem Manzanares gegenüber, macht es noch schöner. Eine kurze Bemerkung erlaube ich mir noch über das Königliche Museum. Man wird an gewissen Tagen und zu gewissen Stunden ohne Eintrittskarte eingelassen, vorausgesetzt, daß man anständig gekleidet ist. Die Sammlung von Thieren und mineralogischen Gegenständen ist vielleicht nicht sehr ausgezeichnet; aber man findet dort merkwürdige Sachen aus Süd-Amerika, welche mehr Aufmerksamkeit verdienen. Außer den Natur-Produkten sieht man daselbst Waffen, Kleidungen und Utensilien der alten Peruaner, unter Anderen ihre große Fahne, die Trinkschale des Montezuma und seinen goldenen Scepter. Diese als Preis für so viel unschuldiges Blut erkauften Trophäen erregen schmerzliche Betrachtungen.

Die Prozessionen werden in Madrid mit vielem Glanze begangen, und eines der Haupt-Vergnügungen des Volks. Man macht vorher öffentlich bekannt, durch welche Straßen die Prozession gehen wird; die Bewohner derselben schmücken ihre Balkone mit reichen Teppichen und sammetnen Vorhängen. Die Prozession wird von Musikanten angeführt, welche ernste Stücke spielen, dann kommen singende Chorknaben und hierauf eine lange Reihe von Mönchen, je zwei und zwei, die brennende Fackeln tragen und sämmtlich weiß gekleidet sind. Hinter ihnen erscheint die Reliquie oder das Bild des Heiligen, von 6 bis 8 Priestern getragen. Ein Priester geht mit dem Rauchfasse voran und verbreitet Wolken von Wohlgerüchen. Er geht rückwärts, aus Achtung vor dem Gegenstand der öffentlichen Verehrung. Eine Compagnie Soldaten mit den Bajonetten auf den Gewehren schließt den Zug und empfängt einen Viertel Piaster Jeder für diesen Dienst. Hinter dem Zuge drängt sich eine ungeheure Volksmenge; die Männer gehen alle mit entblößtem Haupte.

Gegen Ende des Monats September begiebt sich der Hof nach dem Eskurial. Man weiß, daß dieses Gebäude von Philipp II. als Erfüllung eines am Tage der Schlacht bei St. Quentin abgelegten Gelübdes erbaut wurde. Es ist ein großes viereckiges Gebäude, welches 10 Stunden von Madrid am Fuße der Hügel liegt, welche südöstlich einen Zweig der Gebirgskette des Guadarama bilden. Das Eskurial besteht aus einem Palast, einer Kirche und einem Kloster. Die Bibliothek des Klosters ist sehr schön und enthält viele werthvolle alte Handschriften, sowohl Arabische als Spanische. Für diese beiden Zweige der Literatur ist Spanien überhaupt ein kostbares Bergwerk, welches noch nicht ausgebeutet worden ist.

Die Spanier sind im Allgemeinen ernst und haben Würde in ihrer Haltung; aber sie legen gern diesen Ernst ab, um sich mit irgend einem Gegenstand zu beschäftigen, der geeignet ist, Lachen zu erregen. Wenn sie durch die Anwesenheit von Fremden nicht gehindert werden, so überlassen sie sich mit Leidenschaft ihrer natürlichen Lustigkeit. Sie suchen ihre Größe gewöhnlich in einem eitelen Ruhm. Ein Spanier rühmt sich gern, daß die Sonne in dem Lande seines Königs nicht untergehe, daß Spanien schon civilisirt gewesen sey, als Frankreich, England und Deutschland noch mit Wäldern bedeckt gewesen u. dgl. m. Sie beschäftigen sich mit schönen Plänen von Kanälen, Palästen u. s. w., die nie zur Ausführung kommen. Sie sind hochmüthig, indolent, rachsüchtig, Sklaven ihrer Leidenschaften; aber zu gleicher Zeit mäßig, gelassen, der Ehre ihres Vaterlandes ergeben, voll Wärme in der Freundschaft, leidenschaftliche Liebhaber, aber ohne große Beständigkeit. (J. F.)

Bibliographie.

Canciones españolas y americanas. (Spanische und Amerikanische Lieder.) Mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre.

Mannigfaltiges.

— Virgil, Französisch. Der bekannte Dichter Barthelemy beschäftigt sich jetzt mit einer poetischen Uebersetzung der Aeneide. Bekanntlich giebt es bereits eine solche von Delille, die jedoch in der Manier seiner Zeit etwas verwässert ist, was sich schon daraus abnehmen läßt, daß die hundert und funfzig ersten Verse des Lateinischen Dichters bei Delille zu nicht weniger als dreihundert geworden sind. Bei Barthelemy nehmen sie hundert und siebzig Verse ein, deren Treue und poetischer Erguß von den Freunden des Dichters sehr gerühmt wird.

— Die Fabrication der Kaschmir-Shawls. Kein Boden kann fruchtbarer seyn, als der von Kaschmir, wenn er gut angebaut wird; man glaubt, er könne alsdann eine Million Menschen ernähren. Alle Früchte Europa's und Asien's gedeihen hier vortrefflich. Da dieses Thal in Hinsicht der Temperatur eher Persien und der Tartarei, als Indien gleicht, so ist es den periodischen Regen nur sehr wenig ausgesetzt. Alle Reisende finden das Klima herrlich, und trotz des gegenwärtigen Elendes seiner Bevölkerung ist es immer noch gesund. Zweimalhunderttausend Menschen sollen in den letzten zehn Jahren durch die Tyrannei der Scheich's aus dem Lande vertrieben worden seyn. Der große Markt für die Wolle, aus welcher man Shawls verfertigt, ist zu Kilghet, welches von Ladak abhängig und etwa zwanzig Tagereisen von der Nordgränze Kaschmirs belegen ist. Es giebt zwei Arten dieser Wolle; diejenige, die leicht gefärbt werden kann, ist weiß; die andere Sorte aber aschgrau. Die letztere ist schwer zu färben und wird gewöhnlich in ihrer natürlichen Farbe gewoben. Eine Ziege liefert jährlich etwa zwei Pfund Wolle. Nachdem die Wolle sorgfältig von den Haaren gesäubert worden, wäscht man sie zu wiederholten Malen mit Stärkmehl aus Reis. Auf dieses Waschen legt man großen Werth, und die Kaschmirer schreiben die unnachahmliche Schönheit ihrer Fabrikate der Eigenthümlichkeit ihres Wassers zu. Zu Kilghet wird die beste rohe Wolle für ungefähr eine Rupie das Pfund verkauft; durch das Waschen verliert sie jedoch die Hälfte ihres Gewichts. Die Shawls haben verschiedene Formen, Größen und Ränder. Die Ränder werden besonders fabrizirt, damit man für jeden Ort diejenigen Ränder, die dem Geschmack der Käufer am besten zusagen, den Shawls anpassen kann. Die nach der Türkei versendeten Shawls pflegten vom zartesten Gewebe zu seyn. Verschiedene Ereignisse, wie die Ausrottung der Janitscharen, die viele Shawls verbrauchten, der Sturz der Königsherrschaft in Kabul und der finanzielle Ruin von Lucknow, haben dem Absatz der Shawls in der neuesten Zeit sehr geschadet. Unter den Mongolischen Kaisern waren in Kaschmir 30,000 Webstühle in Thätigkeit. Unter den Afghanischen Königen schmolz ihre Zahl auf 18,000. Jetzt giebt es nur noch 6000. Der Verkauf nachgeahmter Englischer Fabrikate scheint zu dieser Verringerung wenig beigetragen zu haben. Als diese unächten Fabrikate zuerst erschienen, gefielen sie Manchem wegen der schönen Dessins und der lebhaften Farben; allein sie standen den Kaschmir-Shawls an Zartheit und Wärme weit nach, und so wurden sie bald hintangesetzt. Noch neulich wurde eine Kameel-Ladung derselben in Delhi öffentlich ausgerufen, und es fand sich fast gar kein Eingeborener, der darauf geboten hätte. Der Werth der aus Kaschmir exportirten Shawls kann im Durchschnitt auf 1,300,000 Rupien jährlich taxirt werden. Rendschit Singh erhält davon zwei Drittheile, weil dieser Artikel zum Haupt-Einkommen der Provinz gehört. Seine Hoheit soll drei Viertheile von dem, was er empfängt, verkaufen und das Uebrige für seinen Hofstaat behalten. Von dem, was er zu seinem Besten verkaufen läßt, wandern sieben Lak's an Werth nach Bombay und Westindien, drei nach Hindostan, vorzüglich Oude; ein halbes Lak nach Kalkutta, ein halbes nach Kabul, Herat und Balk, von wo Einiges in die Nachbarländer übergeht. Die auf der Ausfuhr der Shawls von Kaschmir nach Bombay lastenden Abgaben sind so bedeutend, daß ein Shawl, der in Amritzir 500 Rupien kostet, in Bombay für 900 Rupien verkauft wird. Das Britische Gouvernement, welches diesen Handel nicht einmal begünstigt, nimmt von den Shawls ein gutes Drittheil mehr an Abgaben, als alle Indische Fürsten zusammen. (East-India-Mag.)

— Wirkung des Windes. Die durch den Wind verursachte Kälte ist nur die Folge von einer Bewegung der Luft, die sich beständig verändert, um die Hitze aus dem menschlichen Körper an sich zu ziehen. Da die Luft ein schlechter Leiter ist, so würde sie, wenn sie immer ruhig bliebe, die Hitze aus unserem Körper nur sehr langsam anziehen. Die uns zunächst befindliche Luftschicht würde sehr bald dieselbe Temperatur erhalten, wie wir, und da sie ihre Hitze in die über ihr liegenden Luftschichten ebenfalls sehr langsam ausströmen würde, so müßte uns so heiß werden, als wenn wir in die wärmste Kleidung gehüllt wären. Die Bewegungen unserer Glieder und unseres Körpers, unser Athemholen, dies Alles trägt dazu bei, uns jeden Augenblick, wenn auch keine andere Gründe dazu mitwirkten, in eine frische Luftmasse zu bringen; und obgleich die Hitze nur schwer von einem Lufttheilchen in das andere übergeht, so saugt doch jedes Theilchen, wenn es mit einem erhitzten Körper in Berührung kommt, Wärme von demselben ein; je häufiger nun diese Theilchen wechseln, desto schneller wird die Hitze verzehrt, und desto größer ist die Kälte, die man fühlt. Durch die Bewegung eines Fächers werden frische Lufttheilchen schnell hinter einander dem Gesicht zugeweht und nehmen also eine größere Quantität Hitze als sonst davon hinweg. Man hört oft Damen, die sich das Antlitz fächeln, sagen, sie kühlten die Luft ab, obgleich im Gegentheil jede Bewegung des Fächers der Luft mehr Hitze giebt, indem die letztere dadurch eine größere Menge von Wärme dem Körper entzieht.

(Philosophical Conversations.)

— Gläserne Glocken. Da das Glas unter die Körper gehört, die den stärksten Klang haben, so versuchten es Schwedische Chemiker, die metallenen Glocken durch gläserne zu ersetzen. Der erste Versuch gelang, und die angefertigte Glocke gab einen weit schöneren und wohltönenderen Klang, als die metallene. In unserer Zeit hat man schon eine gläserne Glocke von 6 Fuß im Durchmesser verfertigt, eine Größe, die keinesweges überraschen wird, wenn man sich erinnert, daß im Jahre 1711 zu Leith eine gläserne Flasche geblasen wurde, die 2 Englische Bushels hielt. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Montag den 16. Dezember 1833.

Morgenländisches.

Die wissenschaftlichen Studien der Türken.

Von M. Michaud.

Bei einem Volke, bei dem die Religion Alles ist, muß die Theologie den ersten Rang unter den Wissenschaften einnehmen. Die Türken nennen die Theologie die Kunst, auf eine passende Weise von Gott zu sprechen, und diese Definition scheint mir ziemlich richtig. Jedes der 99 Attribute der Gottheit hat zu Tausenden von Bänden Anlaß gegeben, die von den Türkischen Theologen gelesen werden müssen.

Der Theologie zur Seite bewegt sich eine andere Wissenschaft, nämlich das Studium des Koran's und der religiösen Traditionen, betrachtet als das bürgerliche und politische Gesetz, als die oberste Regel, welche Jedem seine Pflichten vorschreibt, Jedem seine Rechte sichert, die man bei allen Zwistigkeiten anruft, und von der alle Entscheidungen der Gerechtigkeit ausgehen. Da jene religiösen Gesetze nicht immer einen ganz bestimmten Sinn haben, und da man dieselben auf tausend verschiedene Weisen ausgelegt hat, so ist ihr Studium nicht leicht, und das Leben eines Menschen reicht kaum dazu hin.

Man darf dabei den Willen des Fürsten nicht aus den Augen verlieren, den man auch als den Willen Gottes und als das höchste Gesetz betrachtet. Man lehrt die Türken, daß es gottlos seyn würde: dem Sultan ungehorsam zu seyn, und daß sie sich dem Nachfolger der Chalifen blindlings unterwerfen müssen. Die Gesetzbücher des Soliman, des Achmet und mehrerer Anderer, als die Befehle des Herrn betrachtet, werden noch stets von den Osmanen geachtet; aber alle diese Gesetzbücher, welche nichts aufklären, bieten oft dem Studium der Osmanischen Gesetzgebung nur eine Schwierigkeit mehr dar, und die Rechtspflege steht zuweilen unentschlossen zwischen dem Willen Gottes und dem Willen der absoluten Gewalt.

Man lehrt die Philosophie bei den Türken, aber in dieser, wie in der Politik, ist der Koran die Basis und das Prinzip von Allem; man beschäftigt sich z. B. gar nicht damit, das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen; man muß daran glauben, weil der Prophet es gesagt hat. Wo sind aber die Beweise von der Wahrhaftigkeit des Propheten? Man hütet sich wohl, einen Zweifel daran aufkommen zu lassen; es ist eine Wahrheit, weil es der Koran gesagt hat, und weil der Koran ein göttliches Buch ist. Das ist das ganze Raisonnement der Türken. Indessen haben die Türkischen Theologen nicht vernachlässigt, die schneidenden Waffen der Logik anzuwenden, die sie die Wissenschaft des Gleichgewichtes nennen. Sie kennen die Logik des Aristoteles, die sie ihrer Art zu denken angepaßt haben.

Die Metaphysik hat wenig Fortschritte bei den Türken gemacht. Obgleich ihr Aeußeres ernst ist und sie ein nachdenkendes Ansehen haben, so ist doch ihr Geist deshalb nicht zu spekulativen Ideen geneigt. Ein Osman träumt eher, als daß er nachdenkt; und zieht immer mehr das vor, was man sich einbilden kann, als das, was ergründet werden muß. Auch beschäftigen sich die Gelehrten von Stambul sehr wenig mit den Gesetzen der intellektuellen Welt. Die Gründe, die man hierfür angeben kann, sind nicht allein dem National-Charakter, sondern auch den Vorschriften und dem Geiste des Koran entnommen. Die moslemitische Religion hat den Menschen materialisirt.

Wenn die Logik und die Metaphysik geringe Fortschritte gemacht haben, so ist dies mit der Moral nicht derselbe Fall; die Literatur verdankt ihr die edelsten Gedanken, die gefühlvollsten Inspirationen; die Türkische Einbildungskraft scheint alle Farben, alle Wunder des Landes, in dem wir uns befinden, in die moralische Welt übertragen zu haben. In den Büchern der Orientalen wird die Tugend und selbst die Vernunft zur herrlichen Poesie; in ihnen ist die Moral schön wie die Natur, glänzend wie das Firmament mit seinen Gestirnen, ehrwürdig, erhaben wie die Ruinen des alten Asiens. Welche sinnreiche Allegorieen, welche heitere Fabeln, welche lebhafte Bilder mischen sich hier in Alles, was man von den Pflichten des Menschen sagt! Welche vollkommene Muster würden die Nationen des Orients der Welt darbieten, wenn sie alle die schönen Dinge in Ausführung brächten, die sie in den Büchern ihrer Literatur lehren!

Die Physik, die Chemie, die Mathematik, die Astronomie sind den Osmanen nicht ganz unbekannte Wissenschaften; aber die Physik der Schulen ist noch immer die, welche man in der Christenheit vor der Einnahme von Konstantinopel lehrte; die Physik des Aristoteles, die Optik des Euklid, die Naturgeschichte des Plinius und einige andere aus den Europäischen Sprachen übersetzte Werke, wenn sie auch nicht in den Schulen der Türken bekannt sind, finden sich doch wenigstens in den Katalogen ihrer Bibliotheken erwähnt. Was die Chemie betrifft, so beschränkt sie sich auf die Verwandlung der Metalle, also auf die Alchymie; diese Wissenschaft, welche lange von den Arabern gepflegt wurde, hat nur noch wenige Anhänger in Stambul. Man muß es den Türken zum Ruhme nachsagen, daß sie sich jetzt nicht mehr damit abgeben, aus Kohlen Geld zu machen. Konstantinopel hat keine andere Chemiker mehr, als die Apotheker von Pera und die Rosenwasser-Fabrikanten des Serails.

Da die Kenntniß der Mathematik im Seewesen, in der Artillerie und in einigen anderen Gewerben nothwendig ist, so ist das Studium dieser Wissenschaft niemals ganz aufgegeben worden; die Kaiserliche Druckerei hat in der neusten Zeit mehrere Werke über Geometrie und Algebra herausgegeben. Man lehrt in den Schulen die Mathematik nach den Werken Bezout's und Reynaud's; da dieselben aber schlecht übersetzt sind, so kennen die Schüler und selbst die Lehrer nur die beigefügten Figuren und müssen das Uebrige größtentheils errathen, so daß der Unterricht im Allgemeinen sehr unvollkommen ist.

Der Abbé Toderini macht viel Rühmens von den Fortschritten der Türken in der Astronomie; ich bin geneigt, zu glauben, daß das, was der gelehrte Reisende uns in dieser Hinsicht sagt, etwas übertrieben ist; man hat die Werke Cassini's und die Elemente der Astronomie von Lalande ins Türkische übersetzen können; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gelehrten von Stambul wenig von diesen Uebersetzungen wissen. Das Serail hat noch seinen Astronomen; ich hätte gern das Observatorium und die Instrumente dieses patentirten Gelehrten gesehen; aber ich habe meine Neugierde in dieser Beziehung nicht befriedigen können, ich konnte mir nicht einmal den Almanach verschaffen, den der Kaiserliche Astronom alljährlich herausgiebt, und in welchem die Jahreszeiten, die Mond- und Sonnen-Finsternisse und die glücklichen und unglücklichen Tage verzeichnet sind.

Als eine Merkwürdigkeit muß ich anführen, daß der Verfasser jenes Kalenders eine der wichtigsten Personen des Divans ist. Man versichert, daß die Hof-Astronomen oft mehr Einfluß gehabt haben, als die Groß-Wesiere und Muphti's. Der Nostradamus des Serails konnte oft durch Befragung der Gestirne die Osmanische Politik leiten, und seine Orakelsprüche flößten nicht weniger Vertrauen und Achtung ein, als die des Kalchas in dem Rathe des Agamemnon. Wir sehen in der Geschichte, daß eine Mond- oder Sonnen-Finsterniß, von dem Astronomen des Serails ausgelegt, zuweilen hinreichte, um die Hauptstadt und die Provinzen in Aufruhr zu bringen. Gegenwärtig aber scheinen die Türken sich nicht viel um die Erscheinungen am Himmel zu bekümmern; wir waren Zeuge einer Sonnen-Finsterniß und bemerkten, daß die Osmanen ihre gewöhnliche Ruhe beibehielten. In dem Augenblick der Finsterniß war ich auf dem Kirchhofe von Pera; einige Türken saßen auf den Gräbern der Armenier oder mit untergeschlagenen Füßen auf Matten um den Kaffee. Die dort befindlichen Franken schienen ganz mit dem Schauspiel beschäftigt; aber die Osmanen richteten ihre Blicke nur gen Himmel, um dem aus ihren Pfeifen aufsteigenden Dampf zu folgen.

Bei den Völkern in der Kindheit und bei den noch barbarischen Völkern sucht man besonders in den Wissenschaften die Geheimnisse der Zukunft; da die positiven Dinge immer diejenigen sind, welche am wenigsten Macht auf die Gemüther haben, so hält man sich lieber an die vagen Kenntnisse, welche der Einbildungskraft mehr Spielraum lassen. Nachdem die Osmanen die Gestirne des Himmels über die künftigen Ereignisse befragt haben, lieben sie es, die Träume und Visionen der Nacht zu befragen; die Auslegung der Träume ist die beliebteste Wissenschaft in Stambul, eine Wissenschaft, mit der sich Jedermann beschäftigt. Man sagt, daß die prophetischen Visionen oft schon die Politik Mahmud's geleitet haben, und daß er in schwierigen Augenblicken seine Astrologen und Traumdeuter nicht weniger zu Rathe zieht, als seine Minister.

Bei einem Volke, welches nur Augen für die Zukunft hat, vernachlässigt man natürlich die Kenntniß der Vergangenheit; und so findet man auch in Stambul keinen Lehrstuhl für die Geschichte; indeß haben die Sultane ihre Geschichtsforscher und Historiographen. Obgleich die Stelle der Letzteren nicht so wichtig ist, als die der Hof-Astronomen, so sind sie doch nicht ohne Bedeutung; die wichtigen Akte jeder Regierung, die Traktaten, die Gesetze, die Verordnungen werden pünktlich dem Historiographen übergeben, der angewiesen ist,

sie in seine Geschichte aufzunehmen. Es würde unmöglich seyn, in Stambul einen der Wahrheit treuen Kursus der Geschichte vorzutragen, ohne einerseits dem Sultan zu mißfallen und andererseits den Propheten von Mekka Lügen zu strafen, so daß ein wahrheitsliebender Professor täglich Gefahr laufen würde, strangulirt zu werden.

Mehrere Wissenschaften, von denen ich gesprochen habe, werden in den Schulen nicht mehr gelehrt. Die Regierung ermuntert keine Art von Kenntnissen; aber man muß gestehen, daß sie alle Arten von Unterricht duldet. Wenn ein Muselmann, wer er auch seyn möge, eine Wissenschaft lehren will, so erhält er leicht die Erlaubniß, einen Lehrstuhl in einer Moschee zu errichten und Zuhörer um sich zu versammeln; dieser Unterricht wird als eine fromme Handlung betrachtet. Ich habe mehrere aufgeklärte Personen befragt, ob man diese Freiheit häufig benutze; man antwortete mir darauf, daß es wenige Beispiele mehr davon gäbe, seit das Reich den Revolutionen ausgesetzt sey; man kann daraus schließen, daß mehrere Wissenschaften bei den Türken ausgeartet sind. Während die Osmanen ihre Blicke nach dem Westen richteten, der sie nichts gelehrt hat, haben sie das vergessen, was sie einst vom Osten gelernt hatten.

Die Osmanen, die eine sorgfältige Erziehung erhalten haben, sprechen Persisch und besonders Arabisch; da der Koran in Arabischer Sprache geschrieben ist, so ist diese bei den Türken für das Buch des Propheten beibehalten, wie bei uns die Lateinische für das Evangelium. Unsere Europäischen Sprachen, die keine Berührungs-Punkte mit dem Geist und mit den Sitten der Türken haben, werden bei ihnen nie große Fortschritte machen. Man hat zu verschiedenen Malen Schulen für die Französische Sprache errichtet; diese Versuche sind aber immer unglücklich ausgefallen.

E n g l a n d.

Bilder aus der Englischen Provinz *).

II. Peter Jenkins, der Hühnerhändler.

Wie ich vorhergesagt, so traf es ein; Herr Stephan Lane ward Vorsteher der Gemeinde von Sunham. Freilich sah ich nicht vorher, daß die Sache so rasch und leicht werde erledigt werden, noch konnte er es wissen. Herr Jakob Jones, der ehemalige Vorsteher des Dörfchens, war ein viel noblerer Mann, als wir von ihm geglaubt, und anstatt auf einen Kampf zu bestehen, zog er es wohlweislich vor, „Flandern zu räumen", und ließ den Feind in unbestrittenem Besitze des Kampfplatzes. Ja, er erschien nicht einmal in der Kirchspiel-Versammlung, weder er selbst, noch einer seiner Anhänger. Nun hatte Stephan in Allem freie Hand; er ward zum Ober-Vorsteher erwählt und fand sich zu seinem großen Erstaunen in Stand gesetzt, Alles durchzuführen, schwemmte weg, schlug nieder, drehte um, rottete aus — kurz, reformirte Alles, wie kein Reformator vor ihm; denn in dem guten Städtchen B., obgleich in den meisten seiner Operationen von günstigem Erfolge gekrönt und im Besitze manches bedeutenden Triumphes, war er doch darauf angewiesen, weniger ein Minister zu seyn, dem die Initiative zusteht, als vielmehr der Führer einer Opposition, der getroffene Maßregeln umstößt; er war mehr das hemmende Prinzip, mehr ein Rad, um das Gleichgewicht in der Maschinerie des Burgfleckens herzustellen, und hatte es sich niemals träumen lassen, daß er das Haupttreibrad werden würde, so daß, wenn er einmal aufgefordert wurde, seine eigenen Ansichten darzustellen, er über den Erfolg nicht wenig in Verlegenheit gerieth. Es kam ihm also ganz unerwartet, und er selbst war gar nicht gerüstet auf eine Katastrophe, die ihn von dem sicheren Boden des bloßen Tadelns entfernte und ihn in die Situation eines Rezensenten versetzte, von welchem verlangt wird, daß er ein besseres Buch schreibe, als welches er eben unter sein Seziermesser zu bringen im Begriff steht — anstatt es eben bloß zu anatomiren. — Unser guter Fleischer ward förmlich verhört, und, was schlimmer war, sein Gegner wußte es. Herr Jakob Jones sah seinen Vortheil ein, kehrte mit all' seinen Streitkräften (aus drei Individuen bestehend, gleich einem Pascha mit 3 Roßschweifen) auf das von ihm geräumte Schlachtfeld zurück und begann einen Guerillas-Krieg, eine Reihe kleiner Scharmützel, durch die es ihm beinahe gelang, seinen gewichtigen und bis jetzt sieareichen Gegner, trotz der Schwere seiner Artillerie und der Zahl und Disziplin seiner Truppen, aus der Position zu verdrängen, welche zu behaupten ihm Mühe und Anstrengung genug gekostet hatte. Herr Jakob Jones war in sophistischen Redekünsten ein wahrer Meister. Er konnte nicht darauf losschlagen, wie Stephan Lane, aber er besaß ein wahrhaftes Talent, etwas zu zerstücken und in Stücke zu reißen; ein Talent, welches, aus der Manier aller kleinen Kinder zu schließen, die, bevor sie eines Besseren belehrt sind, ihre muthwilligen Finger an den Blumen üben, in der menschlichen Natur instinktmäßig zu liegen scheint. Kaum hat jemals ein ungezogener Knabe von 3 Jahren eine Rose gründlicher vernichtet, als Herr Jakob Jones die verschiedenen Propositionen Lane's zerfetzte. Als die große Untersuchung über das Prinzip der Sache begann, war unser guter Fleischer seines Sieges ganz sicher; als es aber zu den Details, zu den näheren Erörterungen über einzelne Klauseln kam, da erschien Herr Jakob Jones als ein Geist der Verwirrung mit seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit, jede Frage, die er vernahm, zu verwickeln; der Gentleman war ein Meister in der Wortklauberei und Sylbenstecherei. Bald ließ er einen halben Satz weg, bald schwärzte er an einer anderen Stelle zwei, drei Worte ein, machte Veränderungen, die nur Verbesserungen im Ausdrucke schienen, in Wahrheit aber alles Frühere umstürzten, und wußte dadurch ein solches Gewebe von Widersprüchen und Unsinn hervorzubringen, daß der verwirrendste Prozeß, welcher jemals vor den Lord-Kanzler gekommen, oder die unsinnigste Bill, die jemals durch das Ober- und Unterhaus gegangen, im Vergleich damit klar und bündig erscheinen mußte. Der Mann hat die trefflichsten Anlagen zum Debatten-Helden — eine freche Stirn, unerträgliche Beharrlichkeit und eine edle Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht. Gerade in den Materien, die am einfachsten erörtert werden können, war er für Ueberzeugung ganz unzugänglich; wenn man ihm die Sache funfzig Mal gezeigt hatte, so kehrte er dennoch immer wieder zu seinen Einwendungen zurück: — so hörte man denn durch seine durchdringende Diskant-Stimme zwischen dem tiefen Baß Stephan's durch: — so umschwärmte seine kleine Figur dennoch die ansehnliche Peripherie des gewichtvollen ehrenwerthen Dorf-Vorstehers, summend und stechend, wie eine Hornisse oder eine Bremse, die um den Kopf eines Ochsen fliegt. — Jakob Jones war nicht niederzuschlagen!

Unser guter Fleischer brauste und schäumte, nahm den Hut vom Kopfe, strich sein glänzendes Haar, wischte den Schweiß von seinem ehrbaren Antlitze, stürmte, donnerte, schwur dem Jakob Jones Rache, und zuletzt drohte er, nicht allein mit seiner ganzen Partei das Dorf zu verlassen, sondern auch nach dem Buttermarkt zu B. zurückzukehren und die ganze Leitung der Angelegenheiten von Sunham, Werkstätte, Armen-Steuer, kurz Alles seinem Rivalen zu überlassen. Einer seiner treusten Anhänger, ein reicher Gutsbesitzer, Namens Alsop, wohl vertraut mit seinem Charakter, gab ihm zu verstehen, daß einige Schmeicheleien oder gar einige kleine Bestechungen, geschickt an die Partei des Herrn Jones applizirt, wohl die gute Wirkung haben würden, den Ehrenwerthen zu besänftigen oder gar zum Schweigen zu bringen. Aber Stephan hatte in seinem Leben noch Niemanden geschmeichelt; es steht die Frage, ob er es recht anzufangen verstanden; er hatte einen löblichen Abscheu gegen Bestechung jeder Art, — etwas Ungewöhnliches bei Einem, der mit bestrittenen Wahlen so viel zu schaffen hat — und nun erst gar Bestechungen oder Schmeicheleien an Jakob Jones richten! an Jakob Jones, den der ehrenwerthe Fleischer bald mehr hassen mußte, als er je in seinem Leben irgend wen gehaßt! — Sein ganzes Inneres sträubte sich dagegen. So bestellte er denn den Gutsbesitzer Alsop, der es besser verstand, mit dem Opponenten Stephan's fertig zu werden, zum Vice-Vorsteher; er selbst zog sich in seine Privat-Angelegenheiten zurück, beschränkte sich auf die Leitung seiner Wiesen-Pachtereien, besuchte seinen großen Laden auf dem Buttermarkt und die alten Klubs und mischte sich wieder in den Kreis seiner früheren Bekannten zu B.; und — was ihm über Alles ging — saß die schwülen Juli- und August-Abende in seinem Sommerhause, eingehüllt in die Dampfwolken seiner Pfeife und den aufwallenden Staub der Landstraße — die Art, wie er gewöhnlich die Freuden des Landlebens zu genießen pflegte.

Gegen den Herbst bot sich indessen ein neues Interesse dem Geiste Stephan Lane's dar, und zwar in dem Gange der Angelegenheiten eines seiner vertrautesten Freunde und eines seiner treuesten, loyalsten Anhänger im Städtchen B.

Peter Jenkins, der Hühnerhändler, sein nächster Thürnachbar auf dem Buttermarkte, bildet in Rücksicht des Körpers wie des Geistes einen solchen Kontrast zu dem energischen, gigantischen Fleischer, wie wir ihn so oft unter Personen bemerken, die einander innig zugethan sind. Beide waren in gleichem Grade gutherzig, Beide gleich brav und ehrlich; aber Kraft war das unterscheidende Merkmal des Einen, Schwäche das des Anderen. Peter, viel jünger, als sein Freund und Nachbar, bleich und hübsch, schlank und zart gebaut, hatte helles Haar, helle Augen, war dabei von scheuem, schüchternem Wesen, schwacher Stimme und überhaupt von hinfälligem Aeußeren. — „Armer Junge!" — Das war der innere Ausruf, der nicht ausgesprochene Gedanke eines Jeden, der mit ihm verkehrte; in seinem Blicke und in dem Tone seiner Rede lag etwas Betrübtes, Mitleidiges, und doch war Peter einer der reichsten Männer in B. Er hatte nämlich die Schätze von 3 oder 4 Onkeln geerbt und war Nachfolger des Einen geworden in dem wohlassortirten Hühnerladen auf dem Buttermarkte, einem sehr kleinen Gewölbe, das buchstäblich vollgestopft war mit Gänsen, Enten, jungen Hühnern, Tauben, Kaninchen und Kleinvieh aller Art, welches Thür und Fenster besetzt hielt, an der Decke des Ladens hing und auf dem Tische ausgebreitet lag in allen möglichen Situationen, todt oder lebendig, gerupft oder ungerupft, und den finsteren, altväterischen Laden füllte. Dies Lokal bildete den möglichst auffallendsten Kontrast gegen das geräumige Gelaß dicht daneben, weit und ausgedehnt, wie ein Marktplatz, wo Stephan's Kälber, Schaafe, Ochsen in den mannigfaltigsten Formen an den Wänden hingen als anatomische Präparate, oder als Verzierungen der offenen Fenster, oder in großen Tragen ausgestellt standen, oder auf mächtigen Blöcken ausgelegt, oder auf kolossalen Waagschalen ruhten, die tüchtig genug waren, um auch den vollwichtigen Stephan selbst auszuhalten. Doch konnte dieses staunenswürdige Fleisch-Lager keine größere oder zuverlässigere Garantie für den Reichthum des Besitzers gewähren, als der hohe, enge, vollgepfropfte Laden von geschlachtetem Geflügel dicht neben an.

Doch immer noch hieß Peter mit Fug und Recht „armer Junge." Einmal, weil er für einen Mann gar zu zart und fein war, allzu ähnlich den Bewohnern seines Feder-Reviers, — nicht allein blaß und ohne Galle, wie ein Täubchen, — sondern auch mit einem Hühnerherzen; zweitens, weil er sich auch wie ein Hühnchen picken ließ und, allen Herrlichkeiten des Ehestandes fremd, ganz behaglich das Regiment einer Schürze ertrug und sich vollkommen von einer unverheiratheten Schwester dominiren ließ.

Miß Judith Jenkins war eine ganz eigenthümliche Person, von ungewissem Alter, lang und schmächtig, außerordentlich gezierd, langsam, gemessen und förmlich in ihrem Betragen. Mit Allen, Peter ausgenommen, sprach sie sanft; nur gegen ihn war ihr Ton schnei-

*) Vergl. Nr. 133 des Magazins.

dend, ihre Rede gereizt, sauer, widersprechend. War er zu Hause, hielt sie ihm lange Predigten; ging er aus, gab es wieder Verweise. Schon die Art, wie sie ihn rief, obgleich der arme Mensch mit der größten Eile ihren Anforderungen ohnedies entgegenkam, die Methode, nach welcher sie die unschuldigen zwei Sylben: „Peter" aussprach, war eine Art Ruf zum Verhör. — Da sie nämlich seine älteste Schwester war (in allen übrigen Beziehungen mundete ihr freilich nichts weniger, als irgend eine Anspielung auf ihr Erstgeburtsrecht) und seine Mutter starb, als er noch ein kleines Kind gewesen, — war sie gewohnt, von der Zeit her, wo er noch am Gängelbande ging, alle Privilegien einer Wärterin und Gouvernante auszuüben, und ließ sich noch immer von ihm über seine Ausgaben, Ersparnisse, sein Kommen und Gehen Rechenschaft geben, ganz wie in den Zeiten, da er noch im Kinderrecke ging. Der arme Peter ließ sich von Rebellion gegen dies Weiber-Regiment nichts träumen; er gehorchte und duldete; und mit jedem Jahre, das über ihre Häupter hinging, schien ihre Macht und sein Gehorsam nur sich zu vergrößern. Die böse Welt, die so gern alle Naturfehler in einer alten Jungfer dem bloßen Faktum, daß sie eben eine alte Jungfer ist, beimißt (während es doch manche alte Mamsellen giebt, die gar nicht schlimmer sind, als ihre unter die Haube gebrachten Nachbarinnen), pflegte die Härte unserer Miß Judith gegen den armen Peter auf die Rechnung ihres Unverheirathetseyns zu setzen, denn natürlich waren trotz der großen Sorgfalt, sie zu verbergen, doch einige Fältchen sichtbar geworden. Ich, für mein Theil, bin entgegengesetzter Meinung; ich glaube, daß, was man als Wirkung ihres Jungfernstandes betrachtet, vielmehr dessen Ursache war. Und Jeder, der nur einmal den Wechsel des Mienenspiels in Miß Judith's Gesicht, das überhaupt zu keiner Zeit allzuschön war, bemerkt hat, wie der stille, bescheidene, kramladenfraumäßige Zug von Höflichkeit, womit sie die Bestellung auf einen Puter entgegen nahm, sich zu etwas ganz Anderem metamorphosirte, wenn sie die Bestellung ihrem unglücklichen Bruder mittheilte; wie da Stimme und Blick ganz verschieden war, wird sich nicht wundern, wenn kein Junggesell es riskiren wollte, einmal einen solchen Blick gegen seine Person geschleudert zu sehen. Weltliche Güter besaß die Dame überdies auch nicht, außer dem, was sie etwa in Peter's Hause erspart; denn, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — sie war sehr ehrlich; rechnet man dazu, daß ihr Gesicht mit Sommersprossen besäet war, und daß bei ihrer großen Magerkeit die Knochen etwas stark durch die weiße Haut hervortraten, so wird man leicht zugeben, daß hier das sichere an sich hübsche Mittel, Verheirathung genannt, nicht ganz sicher und leicht angewandt werden konnte, um den armen Hühnerhändler von einer Last zu befreien, unter der er gebeugt einherging und seufzte, wie Sindbad der Segler.

Unter diesen Umständen war Peter's einziger Trost und einzige Zuflucht die Freundschaft und Protektion seines mächtigen Nachbars, vor dessen Kraft und Festigkeit, in Charakter sowohl als Handlungsweise (seiner körperlichen Stärke nicht zu gedenken, die unvermerklich alle Weiber in Respekt hielt, obgleich er niemals ungalant sich zeigte), die alte Jungfer sich bald beugte. Durch Stephan den Rücken gedeckt, wagte Peter, öffentliche Zirkel, Privat-Klubs zu besuchen; und war er durch eine derbe Lektion der Miß Judith verstimmt, so schlich er durch eine Hinterthür in Miß Lane's Zimmer, konnte sich erst dort in dem Abglanz ihrer freundlichen Milde oder der heiteren Laune ihres trefflichen Gemahls, bis alle Leiden seiner Heimath gänzlich vergessen waren. Natürlich war hiervon die Folge, daß der edle Fleischer und seine liebenswürdige Frau die sanfte, harmlose Natur liebgewannen, die sie, und nur sie allein, in Ruhe und Zufriedenheit zu versetzen vermochten; und er vergalt ihre Humanität durch die gläubigste, treueste Anhänglichkeit an Stephan in allen Angelegenheiten, es mochten nun Wahlstreitigkeiten, oder Zwistigkeiten in der Zunft oder im Orte seyn. Noch niemals hatte ein Parteiführer einen ergebneren Anhänger; und, von seiner Schwäche abgesehen, — ein Fehler, der sich an ihm selbst bestrafte, — war er ein Parteigänger, der einer jeden Sache zur Ehre gereicht hätte, — ehrlich, offen, treu und edlen Sinnes, — und wäre überdies auch durchaus freigebig und gastfreundlich gewesen, wenn es nur seine Schwester zugelassen hätte.

Wie die Sachen standen, war er nur er selbst, wenn seine Schwester ausgegangen und er, gleich dem berühmten Jerry Sneak, seine Momente halbängstlicher Lust an Klub-Abenden oder bei der Weihnachtslust genoß; wenn er, gleich dem bekannten Radler, sich sein Liedchen sang und Geschichten erzählte und lachte und die Hände rieb und seine Späße konnte raketenmäßig auszischen lassen; ja, er wäre ganz glücklich gewesen, wenn ihn nicht der Gedanke an seinen Empfang zu Hause wie ein Gespenst verfolgt hätte, zu Hause, wo seine Schwester saß, um ein Examinatorium mit ihm vorzunehmen, „die Augenbraunen zusammenziehend, wie sich ein Gewitter zusammenzieht, ihren Zorn hegend, damit er nicht verrauche." Gewöhnlich brachte ihn Stephan nach Hause, brach das erste Rasen des Sturmes und scherzte ihn zuweilen ganz und gar weg. Wenn er Stephan als Rückhalt hatte, war seine Angst nicht allzu groß. Ja, wenn er einmal, was freilich selten kam, durch Punsch, sein Lieblingsgetränk, seine Lebensgeister etwas gesteigert hatte, behauptete er sogar, daß er sich das Alles gar nicht zu Herzen nähme; wie konnte man sich auch um das Keifen eines Weibes viel härmen? — Und doch, wenn er sich nur seiner Thür nahete, verließ ihn schon jene heroische Gesinnung und schwand mehr und mehr, wenn er die drei steilen Treppen hinanstieg und ihren heftigen zornigen Triller in dem Gange vernahm (denn für Peter's wohlgeübtes Ohr war das Crescendo ihres Fußtrittes das Vorzeichen drohender Lektionen); aber trotz dem kam er noch, so lange sein Kampe, der freundliche Fleischer, ihn beschirmte, gut genug an und war vielleicht so glücklich, als ein mit einem herrschsüchtigen Weibe zusammengespannter Mann zu seyn hoffen darf.

Herrn Lane's Versetzung war für Peter ein furchtbarer Schlag. Die Entfernung war freilich nur eine halbe Meile; aber der tägliche Freund, der nahe Thürnachbar war dahin; und der arme Hühnermann grämte und härmte sich ab, gab seine Klubs und seine Zusammenkünfte auf, ward immer magerer, immer bleicher und schien zu einem Nichts hinzuschwinden. Er mied seinen Freund bei dessen häufigen Besuchen des Buttermarktes und wies sogar die herzlichen und dringenden Einladungen des Herrn Lane, ihn in Sunham zu besuchen, zurück. Der Schwester An- oder Abwesenheit machte nun keinen Unterschied mehr für ihn; seine Lebenslust war hin, sein Herz wollte brechen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- The natural history of humming-birds. (Naturgeschichte der Summvögel.) Von Sir W. Jardine. Pr. 14 Sh.
- The dangerous doctrines of the baptists refuted. (Widerlegung der gefährlichen Lehren der Baptisten.) Pr. 1 Sh.
- The rhetorical speaker. (Der öffentliche Redner.) Von Linnington. Pr. 4½ Sh.
- Childe Roeliff's pilgrimage. (Junker Roeliff's Pilgerfahrt.) 3 Bde. Pr. 15 Sh.
- Frances Berrain. — Roman in 3 Bdn. Pr. 18 Sh.
- The poetry of birds. (Die Poesie der Vögel.) Nach verschiedenen Autoren, von einer Dame. Mit 22 kolorirten Abbildungen. 4. Pr. 21 Sh.

Frankreich.

Gewicht des Menschen in den verschiedenen Lebens-Altern.

Büffon hat uns sehr interessante Berichte über den Wachsthum des menschlichen Körpers in den verschiedenen Lebens-Altern und während der verschiedenen Jahreszeiten hinterlassen. Nach ihm geht der Wachsthum des Körpers im Sommer viel schneller vor sich als im Winter, weil die Wärme, die durchgehends auf entwickelnde Entfaltung aller organisirten Wesen wirkt, ganz besonders auf die des menschlichen Körpers ihren Einfluß ausübt. Nach demselben Schriftsteller wächst das Kind immer ruhig fort bis zum Alter der Pubertät, wo es, so zu sagen, mit einem Male wächst und in sehr kurzer Zeit die Größe erreicht, die es Zeit seines Lebens behalten soll. So wachsen die Kinder, die, nach mittlerem Maße, bei der Geburt 18 Zoll messen, während des ersten Jahres um 6 bis 7 Zoll, während des zweiten um 4 Zoll, während des dritten um 2 bis 3 und dann um einen und einen halben Zoll ungefähr jedes Jahr bis zum Alter der Pubertät.

Diese Untersuchungen führen uns unmittelbar zu denen, die Herr Quetelet, Direktor des Observatoriums zu Brüssel, über das **Gewicht** des Menschen in den verschiedenen Lebens-Altern angestellt hat. Die Studien, die vor ihm über denselben Gegenstand unternommen worden, fassen nur gewisse einzelne Zeitpunkte, wie den der Geburt und den der vollständigen Entwickelung, ins Auge und verbreiten sich nicht zugleich über die Zwischenstufen der Alter; die seinigen hingegen bieten ein sehr großes Interesse dar, und nicht nur der bloßen Neuheit, sondern auch für die Auflösung einer großen Anzahl gerichtlich medizinischer Fragen, namentlich derjenigen, die das Alter eines Individuums nach seinem Tode durch das Gesammte seiner physischen Qualitäten zu bestimmen — zum Gegenstand haben. Sicher ist in diesem Fall das Gewicht des Menschen ein physisches Zeichen im eigentlichsten Sinne und kann zu wichtigen Aufschlüssen führen. Doch folgen wir Herrn Quetelet in der Reihe seiner Beobachtungen.

Das mittlere Gewicht der neugeborenen Kinder ist für die Kinder männlichen Geschlechts 3 Kilogramm 20 Decagr. *) und für die Mädchen 2 K. 91 D. So ergiebt sich, von der Geburt an, eine Ungleichheit des Gewichts zwischen den Kindern verschiedenen Geschlechts, und zwar zum Vortheil der Knaben. Die Extreme des Gewichts stellen sich folgendermaßen: für die Knaben ein Minimum von 2 K. 34 D. und ein Maximum von 4 K. 50 D., und für die Mädchen ein Minimum von 1 K. 12 D. und ein Maximum von 4 K. Diese Notizen stimmen vollkommen mit denen in einer großen Pariser Entbindungs-Anstalt von mehr als 20,000 Kindern gewonnenen überein, die 6½ Pfund als ihr mittleres Gewicht konstatiren. Man hat in dieser Anstalt nur eine sehr geringe Zahl Kinder von 10½ Pfund Gewicht gesehen; andere von nur 3 Pfund, einige von 2 Pfund einige Unzen.

Nach der Geburt verlieren die Kinder ein wenig am Gewicht; die mittleren Ergebnisse für jeden Tag bilden folgende Tafel:

Gewicht des Kindes.

	K.	G.
Nach der Geburt	3 K.	126 G.
Am zweiten Tage	3 „	057 „
Am dritten Tage	3 „	017 „
Am vierten Tage	3 „	035 „
Am fünften Tage	3 „	039 „
Am sechsten Tage	3 „	035 „
Am siebenten Tage	3 „	060 „

Der Wachsthum des Kindes würde also nicht eher als nach der ersten Woche bemerklich werden. Nach einem Jahre hat sich sein Gewicht schon bedeutend vermehrt: es wiegt 9 K. 45 D.; zu 10 Jahren wiegt es 24 K. 52 D.; zu 20 Jahren 60 K. 06 D.; zu dreißig Jahren 63 K. 65 D.; zu vierzig Jahren 63 K. 67 D.; zu funfzig Jahren 63 K. 6 D.; zu sechzig Jahren 61 K. 94 D.; zu siebzig Jahren 56 K. 52 D.; zu achtzig Jahren 57 K. 83 D., und

*) Ein Kilogramm (aus 10 Hektogr., 100 Decagrammen und 1000 Grammen bestehend) beträgt ungefähr 2 Pfund und 1½ Loth.

zu neunzig Jahren 57 K. 83 Dekagramm. Hienach wäre das Alter, wo das Gewicht des Menschen am bedeutendsten ist, zu vierzig Jahren; von da an nimmt er unmerklich, auf gleiche Weise wie seine Gestalt, an Gewicht ab; denn zu achtzig Jahren, dem Alter, wo er ungefähr 6 K. von seinem Gewicht verloren hat, hat seine Gestalt auf gleiche Weise ungefähr 7 Centimetre verloren. Was die Frau betrifft, so gelangt sie zum Maximum ihres Gewichtes viel später als der Mann; gegen den Beginn des funfzigsten Jahres wiegt sie am meisten; vom Austritt aus dem neunzehnten Jahre ungefähr an steht die Entwickelung ihres Gewichtes beinahe still bis zu dem Zeitpunkt, wo sie zu gebären aufhört.

Das mittlere Gewicht, in dem Alter von neunzehn Jahren, ist fast das nämliche, wie das der Greise beider Geschlechter. Wenn Mann und Frau ihre vollkommene Entwickelung erreicht haben, wiegen sie beinahe zwanzig Mal so viel als im Moment ihrer Geburt, während ihre Gestalt nur um drei und ein Viertel Mal ungefähr größer wird, als sie zur selben Zeit maß.

Ein Jahr nach der Geburt haben die Kinder beider Geschlechter ihr Gewicht verdreifacht; sie brauchen hierauf sechs Jahre, um dieses Gewicht zu verdoppeln, und dreizehn, um es zu vervierfachen.

Unmittelbar vor Eintritt der Pubertät haben Mann und Frau die Hälfte des Gewichts, welches sie nach vollständiger Entwickelung haben werden.

Das Maximum des Gewichts des Mannes ist 98 K. 5 Hektogr. und das der Frau 93 K. 5 H.; das Minimum für den Mann ist 49 K. 1 H. und für die Frau 63 K. 7 H.

Endlich, wenn man weder auf Geschlecht, noch Alter sieht, ergiebt sich als mittleres Gewicht für das Individuum: 44 K. 7 H., und, bringt man die Geschlechter mit in Anrechnung, 47 für die Männer und 42 K. 5 H. für die Frauen.

Den so eben mitgetheilten Notizen, die übrigens nur ein schwaches Bild von den Arbeiten des Herrn Quetelet zu geben vermögen, fügen wir einige Auszüge aus handschriftlichen denselben Gegenstand betreffenden Bemerkungen bei, die sich unter den Papieren des verstorbenen Tenon, Mitgliedes des Institut de France, gefunden haben. Diese Bemerkungen, die unedirt geblieben waren, sind in der letzten Nummer der Annales d'hygiène médicale et de médecine légale, für die sie bestimmt waren, von Herrn Villermé bekannt gemacht worden. Ihnen zufolge, bieten die Lappen und die Patagonier die beiden Extreme der natürlichen Statur dar. Die Lappen würden gemeiniglich 4 Fuß bis 4 Fuß 6 Zoll haben, und die Patagonier 5 Fuß. 5 Fuß 6 Zoll bis 6 Fuß 3 Zoll; ihre Frauen würden um 6 bis 7 Zoll kleiner seyn.

Für Europa ist Herr Tenon der Meinung, daß in Sachsen (!) die größten Leute gefunden würden. Im Jahr 1780 war die gewöhnliche Größe der dortigen Infanteristen 5 Fuß 6 Zoll: und die Garde zu Fuß oder die Leibgrenadiere, 2000 Mann an der Zahl, hatten in der Regel eine Größe von 6 Fuß. (Haben aber schwerlich aus gebornen Sachsen bestanden.)

Auch machte Herr Tenon, der alle über seinen Gegenstand zerstreute Notizen aus den besten Werken sorgfältig gesammelt hatte, die Bemerkung, daß man, was die Racen und Abstufungen der Menschen und die Unterschiede ihrer Statur betrifft, in vielen Ländern eine neben der anderen und sie bisweilen sogar vermischt findet. In der That, nicht weit von den großen Patagoniern wohnen die Pescheräs, die eine viel kleinere Gestalt haben; und noch bei den Lappen und unter ihren Völkern giebt es Menschen von bei weitem größerer Gestalt; neben den Sachsen finden wir die Schlesier, die gewöhnlich ziemlich klein sind.

Zu Gunsten dieser Bemerkungen können wir die Bewohner der Umgegend von Guerande und Croisic im Departement der Nieder-Loire anführen, die beinahe alle 6 Fuß haben, während die Landleute aus der Nachbarschaft, so wie alle aus dem übrigen Theil von Bretagne, von sehr mittler Statur sind.

Schließlich sind wir der Meinung, daß man bis auf den heutigen Tag sich noch viel zu wenig mit dem Studium des Gewichts und des Wachsthums der menschlichen Gestalt in den verschiedenen Lebens-Altern beschäftigt hat; und doch würde dasselbe zu nützlichen Resultaten, sowohl für die Geschichte des Menschen, als auch für die gerichtliche Medizin, führen. In dieser Rücksicht können wir den interessanten Arbeiten des Herrn Quetelet nur Beifall schenken, welche durchaus geeignet sind, diesem wichtigen Theile der Physiologie einen neuen Impuls zu geben. (R. E.)

Bibliographie.

Abrégé du grand dictionnaire de technologie. (Wörterbuch der Künste und Gewerbe, des Handels und der Industrie.) Von Francoeur, Robiquet, Payen und Pelenze. Erster Band. Nebst Abbildungen. 4.

Administration des douanes. Tableau général du commerce de la France. (Uebersicht des Französischen Handels mit den Kolonieen und dem Auslande im Jahre 1832.) 4. Pr. 7 Fr.

Annuaire de l'état d'Alger. (Staats-Handbuch von Algier.) Herausgegeben von der Kommission der Kolonial-Gesellschaft. Pr. 3 Fr.

Archive des découvertes et des inventions nouvelles. (Entdeckungen und Erfindungen im Gebiet der Künste und Fabriken, sowohl in Frankreich, als im Auslande, während der Jahre 1831 und 1832.) Pr. 7 Fr.

Dictionnaire de l'industrie manufacturière, commerciale et agricole. (Fabriken-, Handels- und Agrikultur-Lexikon.) Mit zahlreichen Holzschnitten. Von Baudrimont, Blanqui sen. c. Erster Band. Pr. 8 Fr.

Mannigfaltiges.

— Blake und Falck. Ein Gönner unserer Zeitschrift theilt uns folgende von dem verstorbenen Johannes Falck herrührende und bisher nur handschriftlich existirende poetische Uebertragung des in Nr. 145 des „Magazins" in Prosa mitgetheilten Tigerliedes von William Blake mit:

Tiger! Tiger! Flammenpracht
In des Waldes dunkler Nacht!
Wo ist sie, die Meisterhand,
Die so kühn sich unterwand,
Daß die Glut sie angefaßt,
Die Du in den Augen hast?
Ward aus Himmel oder Höll'
Ausgeschöpft Dein Augenquell?
Aller Wesen jüngster Tag,
Tiger, ist Dein Herzensschlag.
Was Du angefaßt, ist roth,
Was Du angepackt, ist todt.
Tiger, wild und fürchterlich,
Der das Lamm schuf, schuf er Dich?

— Inventorium von Paris. Paris, dessen Gestalt ein ziemliches Oval bildet, mißt in der Länge, vom Triumphbogen der Barrière de l'Etoile bis zur Barrière de Picpus, 8400 Metres (etwas weniger als zwei Französische Meilen). Seine größte Breite beträgt 6000 Metres (eine und eine halbe Französische Meile), von der Barrière de la Villette bis zur Barrière d'Enfer. Sein Flächenraum enthält 34,396,800 Metres im Quadrat, oder 10,060 Morgen, 77 Ruthen. Paris hat 1142 Straßen, 125 Sackgassen, 127 Gäßchen, 90 Plätze, 34 Quais, 18 Thore, 18 Boulevards, 19 Brücken, 129 Passagen, 59 Barrièren, 19 öffentliche Spaziergänge, 12 Palais, 41 katholische Kirchen, 4 nicht-katholische Gotteshäuser, 36 andere Gotteshäuser und Stifter, gegen 900 Unterrichts-Anstalten, 30 Hospitäler und Hospize mit 15,000 Betten, 9 Gefängnisse, 24 Theater, 4 öffentliche Gärten, 84 Kasernen, 11 Hallen, 22 Märkte, 5 Schlachthäuser, 86 Springbrunnen, 424 Brunnen, 560 Hotels mit Höfen und Gärten, 700 Hotel garnis, 45,000 Häuser, 12,800 Läden. Paris hat ferner 12 Arrondissements, 12 Mairieen, 12 Friedensgerichte, 12 Almosen-Expeditionen, 12 Parochial- und 29 Hülfskirchen, 3 Kirchhöfe, 4 Seminare, 180 Handwerks-Vereine zu gegenseitiger Hülfeleistung, 6 öffentliche Bibliotheken, 6 Museen, 4 Königl. Schulen, 4 hohe Schulen, 1 Präfekt, 1 Polizei-Präfektur. Seine Bevölkerung bestand im Jahre 1791 aus 610,620 Einwohnern; im J. 1804 betrug sie 547,756; im J. 1817 stieg sie auf 713,966; im J. 1825 auf 890,431, und im J. 1833 bis auf 939,762. In dieser Volksmenge zählt man 439 hohe Beamte, 450 Glieder des richterlichen Standes, 1140 Mitglieder des Instituts und der Universität, 18,000 Unterbeamten, 47,000 Studenten und Schüler, 372,200 Rentiers und Gewerbtreibende, 327,942 Handwerker, 97,600 Domestiken und 75,000 Arme. — An 15,000 Briefe gehen alle Tage von Paris nach den Provinzen oder nach dem Auslande; 30,000 kommen täglich an.

— Ein ausgebrannter Vulkan auf der Insel Zante. In einem Thale nahe bei der See ist eine geräumige runde Vertiefung, die dem Krater eines erloschenen Vulkans gleicht. In dieser Vertiefung befinden sich mehrere Abgründe, aus denen stets Petroleum sprudelt, eine Substanz, die völlig wie vegetabilisches Pech aussieht und zu den nämlichen Zwecken benutzt wird. Die Sage erzählt, daß die Stelle, die diese Vertiefungen einnehmen, ein Vulkan gewesen sey; allein das Meer sey an einer Seite hineingedrungen und habe das Feuer ausgelöscht. Vor dieser Periode waren Zante und das benachbarte Eiland frei von Erdstößen, weil die elastischen Gase durch die Oeffnung des Kraters, wie durch einen Tubus, herausdrangen; allein seit jener Katastrophe wurden sie so lange von der darüber liegenden Masse eingeklemmt, bis sie eine unwiderstehliche Expansionskraft erhielten, sich mehrere Luftlöcher brachen und in dem Maße, als ihre Gewalt zunahm, die Insel oft bis zum Mittelpunkt erschütterten. Bei dem furchtbaren Erdstoß, den die Insel 1514 erlitt, spaltete sich ein Berg hinter der Stadt, auf den die Festung gebaut war, von oben bis unten. Seit jener Zeit hat man in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen bald schwächere bald stärkere Erdbeben verspürt, und die Zantioten erwarten alle vierzig oder funfzig Jahre ein bedeutendes Erdbeben, weil ungefähr so viel Zeit zu Ansammelung des Gases gehört. (Walsh's Amulet.)

— Verkauf einer Frau. In Falmouth kam vor einiger Zeit ein gewisser George Wearne aus Mylor an einen wohlgekleideten Mann in dem dortigen neuen Gasthof heran und machte ihm den Vorschlag, seine (Wearne's) Frau zu kaufen. Er wollte 50 Pfd. (350 Thaler) für sie haben, rühmte ihre trefflichen Eigenschaften und persönlichen Reize aufs Höchste und versicherte, daß sie in jeder Hinsicht dazu geeignet wäre, einen Mann glücklich zu machen. Der einzige Grund, fügte er hinzu, weshalb er sich von ihr trennen wolle, sey der, daß er den Bacchus mehr liebe als das schöne Geschlecht. Der Andere hielt den Preis für zu übertrieben und bot ihm 5 Schilling (1⅔ Thaler). Wearne ward durch dies niedrige Gebot ein wenig überrascht, doch nach einigem Handeln wollte er sein Weib endlich für 10 Schilling losschlagen, weil er heute Abend durchaus auf ihre Gesundheit trinken müsse. Der Handel wurde sogleich abgeschlossen, der Käufer zahlte die akkordirte Summe, und Wearne trennte sich seelenvergnügt von seiner Freudens- und Leidens-Gefährtin, nachdem sämmtliche Interessenten einen Theil des Kaufschillings mit einander vertrunken hatten. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Mittwoch den 18. Dezember 1833.

Frankreich.

Wie ich nach Paris kam und ein dramatischer Dichter wurde.

Von Alexander Dumas.

(Einleitung zum ersten Bande seiner gesammelten Werke.)

Ich hatte kaum mein zwanzigstes Jahr zurückgelegt, als meine Mutter eines Morgens in mein Zimmer trat, sich meinem Bett näherte, mich weinend umarmte und zu mir sagte: Lieber Sohn! ich habe so eben Alles verkauft, was wir hatten, um unsere Schulden zu bezahlen. — Wie, liebe Mutter! — Ja, mein armes Kind! unsere Schulden sind bezahlt, es bleiben uns zweihundertdreiundfunfzig Franken. — Rente?... Ein trauriges Lächeln war die Antwort meiner Mutter. — In Allem!... erwiederte ich. — In Allem. — Gut! liebe Mutter, ich werde mir dreiundfunfzig Franken nehmen und heute Abend nach Paris reisen. — Was wirst Du da machen, mein armes Kind?... — Ich werde die Freunde meines Vaters aufsuchen, den Herzog von Belluna, welcher Kriegs-Minister ist; den Herrn Sebastiani, der durch seine Widersetzlichkeit eben so mächtig ist, als Andere durch ihre Ergebenheit. Mein Vater, der als General älter als sie Alle war, hat, da er als Ober-Befehlshaber vier Armeen befehligte, Einige von ihnen zu General-Adjutanten gehabt, und fast Alle standen unter seinem Kommando; wir haben hier einen Brief von Belluna, aus dem erhellt, daß er Bonaparte's Gunst meinem Vater zu verdanken hatte; hier ist ein Brief von Sebastiani, in dem er meinem Vater für die Auswirkung seiner (Sebastiani's) Theilnahme an dem Feldzuge nach Aegypten dankt; hier sind Briefe von Jourdan, Kellerman und Bernadotte. Wohlan! ich gehe auch nach Schweden, wenn es seyn muß, besuche den König und appellire an seine Erinnerungen aus dem Soldatenstande. — Und ich, was werde ich während dieser Zeit anfangen? — Sey nur ruhig, liebe Mutter, ich werde keine andere Reise zu machen nöthig haben, als die nach Paris. So werde ich denn heute Abend abreisen. — Thue, was Du willst, sagte meine Mutter zu mir, indem sie mich zum zweiten Male umarmte; es ist vielleicht eine Eingebung von Gott. — Und sie ging hinaus.

Ich sprang aus dem Bette, mehr stolz als traurig über die Nachrichten, die ich so eben erhalten hatte. Es war an mir die Reihe, auch zu etwas nütze zu seyn; ich sollte meiner Mutter ihre Pflege wieder vergelten; freilich nicht dieselbe, die sie mir angedeihen ließ, das war etwas Unmögliches; aber ich sollte sie von den täglichen Qualen befreien, denen sie unterliegen mußte; ich sollte durch meine Arbeit in ihren alten Tagen diejenige erhalten, die mit so vieler Sorgfalt über mein Leben gewacht hatte; kurz, ich war ein Mann, denn die Last einer Frau sollte auf mir ruhen. Tausend Pläne, tausend Hoffnungen durchkreuzten meinen Geist; ich empfand zu gleicher Zeit das Gefühl der Freude und des Stolzes, jene Gewißheit des Erfolges, eine der Tugenden der Jugend, die Anderen dieselbe Sicherheit gewährt, auf sie zu rechnen, mit der sie auf Andere rechnet. Uebrigens war es unmöglich, daß die Leute, von denen mein Schicksal abhing, mir meine Wünsche verweigerten, wenn ich sagte: Das, um was ich Euch bitte, ist nicht für mich, sondern für meine Mutter, für die Wittwe Eures alten Waffengefährten, für meine Mutter, meine gute Mutter!

Ja, es ist eine gute Mutter, die meinige, so gut, daß ich, in Folge ihrer mütterlichen Verzärtelung, zu Allem unfähig war, außer mich in's Feuer für sie zu werfen.

Sie hatte mich aus Liebe nie verlassen wollen, und wenn man weiß, daß ich zu Villers-Cotterets, einem Städtchen von ungefähr 2000 Seelen, geboren bin, so wird man bald errathen, daß die Hülfsquellen zu meiner Erziehung nicht eben bedeutend waren: aber alle, die sich darboten, wurden aufgetrieben; ein guter und braver Abbé, der, mehr wegen seiner Liebe und Sorgfalt für seine Pfarrkinder, als wegen seiner Gelehrsamkeit, von aller Welt geschätzt und geehrt wurde, hatte mir, fünf oder sechs Jahre, Unterricht im Latein gegeben und mich einige Französische Reimchen machen gelehrt. Was die Arithmetik betrifft, so hatten drei Schullehrer hintereinander darauf verzichtet, mir die vier Species in den Kopf zu bringen; dafür hingegen besaß ich alle Vorzüge, die eine ländliche Erziehung gewährt, das heißt, ich konnte alle Pferde reiten; ich machte zwölf Meilen, um dann auf einem Ball zu tanzen; ich spielte Ball, wie Saint-George, und verfehlte auf dreißig Schritte selten einen Hasen oder ein Rebhuhn.

Diese Vorzüge, die mir eine gewisse Berühmtheit zu Villers-Cotterets erworben hatten, konnten mir sehr wenig Hülfsquellen zu Paris verschaffen; nachdem ich aber ernst nachgedacht und mich reiflich geprüft hatte, kam ich mit mir selbst überein, daß ich zu nichts tauge, als zu einem Schreiber. Alle meine Sorge mußte nun darauf hingehen, mir eine Stelle zu verschaffen in einem der sogenannten Bureau's.

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren schnell getroffen, und ich ging aus, um allen meinen Bekannten anzuzeigen, daß ich mich nach Paris begebe. Ich begegnete auf der Straße einem Diligencen-Unternehmer, der mir sehr gut war, weil er mir die ersten Elemente im Billardspiel beigebracht und ich auf eine bewundernswürdige Weise seinen Unterricht benutzt hatte. Er schlug mir vor, eine Abschieds-Partie mit ihm zu machen; wir gingen in ein Kaffeehaus; ich gewann ihm so viel ab, als ein Platz in der Diligence kostete; dies hatte ich also zu meinen 53 Franken hinzugethan.

In dem Kaffeehause befand sich ein alter Freund meines Vaters, der außer dieser Freundschaft noch einige Verbindlichkeit gegen unsere Familie hatte; er wurde nämlich eines Tages, als er auf der Jagd verwundet worden, zu uns gebracht, und die Pflege, die er bei meiner Mutter und Schwester genoß, war seinem Gedächtnisse nicht entschwunden. Vor einigen Jahren hatte er, als ein Mann, der durch sein Vermögen und seinen Ruf der Redlichkeit von großem Einflusse war, die Wahl des General Foy, seines Schulkameraden, mit allem Eifer betrieben. Er bot mir nun ein Empfehlungsschreiben an den ehrenwerthen Deputirten an; ich übernahm es, umarmte ihn und begab mich auf den Weg.

Ich ging, Abschied nehmen von meinem ehrwürdigen Abbé. Ich war gefaßt auf eine lange Moral-Predigt über die Gefahren von Paris, über die Verführungen der Welt u. s. w. u. s. w.... Der gute Mann billigte meinen Entschluß, umarmte mich, mit Thränen in den Augen, denn ich war sein Lieblings-Schüler; und als ich ihn um einige Rathschläge bat, die er mir nicht gab, öffnete er das Evangelium und zeigte mir mit dem Finger die Worte: „Thue Andern nicht, was Du nicht willst, daß man Dir thue."

(Fortsetzung folgt.)

England.

Bilder aus der Englischen Provinz.

(Schluß.)

So standen die Sachen, als an einem schönen Nachmittage im Anfange des Oktobers Stephan eben nach Hause wollte, auf der Rückkehr von einem Gange, den er nach einigen seiner Wiesen gemacht hatte, nicht entfernt von seiner Behausung gelegen. Er ging ohne alle Begleitung, — es sey denn, daß man seinen Lieblingshund, Smoker, als solche wollte gelten lassen. — Dieser Hund war von großer Schnelligkeit und außerordentlicher Schärfe des Geruchs, aber so entstellt durch seine übertriebene Dicke, daß ich, der ich sonst im Allgemeinen einen richtigen Takt habe, wenn es sich um einen Windhund handelt, diesen für eine neuentdeckte Thiergattung fremder Zonen nahm, — für einen monströsen Busenbeißer aus dem Lande der Anthropophagen. Smoker und sein Herr schlenderten gemächlich ihren Weg unter dem Schatten einer schönen Eichen-Allee, die an dem einen Ende von einem Haine derselben Baumart begränzt wurde; die Sonne sank eben unter den Horizont und säumte ihn nicht bloß mit einem goldenen Streifen, sondern bot dem Auge einen Feuerball zum Anblick, während die dunkelen Wolken im Osten mit einem sanften zarten Roth durchzogen waren, gleich dem Wiederscheine von Rosen auf einer Alabastervase; das Laub der Bäume war von seltenem Glanze übergossen, und die Blätter der niedrigeren Aeste in Gold gebadet, wozu an den oberen sich noch das Rothbraun der Jahreszeit gesellte; — der grüne Rasen war ergötzlich für das Auge, wie für den Tritt, duftend von Thymian und aromatischen Kräutern und hier und da gesprenkelt mit den vielfarbigen Pilzen des Herbstes. — Saatkrähen kehrten zu ihren alten Nestern in den hohen Eichen zurück; Kinder, große und kleine, lasen Eicheln auf, und vor den malerischen Hütten kräuselte wellenförmig der Rauch empor; kleine Inseln, auf denen Kühe, Pferde und Schafheerden herumschweiften, Gartenbeete, von Wassergräben durchschnitten, brachten in den großen grünen Plan reizende Abwechselungen. Es war eine Scene, die einen Maler oder Dichter beseligt hätte. Unser guter Freund Stephan war keines von beiden. Er ging gemächlichen Schrittes, sich auf eine große tüchtige Hacke — ein sogenanntes paddle — stützend, die er, seitdem er Pächter geworden, statt seines gewöhnlichen Spazierstockes sich zugelegt, um mit ihr Dornen auszu-

renten. Bald köpfte er eine Distel, bald wühlte er in einem Haufen gefallener Blätter und jagte sie in lustigem Tanze in die sanfte Herbstluft auf; bald fing er mit dem Ende eine Eichel auf, wie sie vom Baum fiel, und schleuderte sie, wie einen Federball, wieder empor durch die Zweige; bald gab er seinem treuen Gefährten Smoker einen etwas unsanften, aber herzlich gemeinten Beweis seiner Zuneigung, wenn das gefühlvolle Wesen seine lange Schnauze ihm in die Hand steckte; dann murmelte er wieder einmal den Anfang eines Liedes, dann brummte er das Ende eines anderen, während ein Schwarm von Gedanken, — erfreulichen und unerfreulichen, lustigen und traurigen — sich in seinem Gehirne kreuzten. Wer vermag festzuhalten oder darzustellen die Bilder, die in einer halben Stunde auftauchen, — oder die Reminiscenzen einer halben Meile! — Erst begann Stephan ernstlich den Gewinn der Weideplätze um Sunham zu berechnen; die Zahl der Bunde Heu, die in einem Schober enthalten sind, den Werth der Grasung und die Abzüge, die gemacht werden mußten für Arbeit, Dünger, Zehnten und Armenabgaben; — die Landsteuer, dachte Stephan, muß umgangen werden! — da ging plötzlich die arme Dinah Kerp über seinen Weg und führte ihm ihren bettlägerigen Vater vor die Seele und seinen Alp, Jakob Jones, der diesem armen Krüppel seine Beistimmung in einer Angelegenheit versagt hatte; und Stephan fluchte dem Jakob in seinem Herzen und nahm sich vor, noch heute Abend der Dinah ein Stück Kalbfleisch zu schicken; da wühlte mit einem Male Smoker in einem Ginsterstrauche zur Seite der Allee, und Stephan lenkte ab vom Wege, um ihm beizustehen, in der Hoffnung auf einen Hasen; als diese Aussicht getäuscht und Stephan und Smoker ihren ruhigen friedlichen Gang wieder angenommen, da nahm ein wildes Schwein, das unter den Eicheln weidete, mit seiner jungen Familie seine und Smoker's Aufmerksamkeit in Anspruch. Stephan suchte nach seinem Augenmaße das Gewicht des Weibes zu ermitteln. „Volle 280 Pfund", dachte Stephan, „wie es da steht; und wie nun erst gemästet! — Wenigstens 400! Ein wunderbar schönes Thier! — Ich möchte wohl eines von den Jungen." — Dann erinnerte er sich, wie lüstern Peter Jenkins nach einem Schweinbraten war; — dachte nach, wie es wohl mit dem armen Peter stände; — und gerade bei diesem Punkte seiner Gedanken hörte er eine zarte Stimme rufen: „Stephan!" — und, sich umwendend, um den zu ermitteln, von dem die Stimme kam, fand er Peter selbst vor sich, der noch viel düsterer blickte, als in dem dunkelsten Zwielicht.

Die alten Nachbarsleute wechselten freundschaftliche herzliche Begrüßungen, und Smoker blieb auch nicht zurück, seine Freude über den Anblick eines alten Freundes auszudrücken. Sie setzten sich auf eine Rasenbank, von Moos und Thymian umgeben, den ein Kanal einschloß, welcher im Winter die Allee bewässerte; und der arme Federviehhändler begann seine Klagen in das mitfühlende Herz seines betrübten Freundes auszuschütten.

„Und jetzt gar ist sie noch schlimmer als je", — hub Peter an. „Ich glaube, sie wird sich bald auch die Schlüssel zur Kasse nehmen! — Sie läßt mich nicht mehr ausgehen, nicht zum Klub, nicht zu den Gemeinde-Versammlungen, nicht zum Mayors-Schmause, und nun haben die Tories sie ganz eingenommen, und wenn eine Wahl stattfinden sollte, so würde sie mich nicht mitstimmen lassen!"

„Heirathe und jage sie fort, Freund! — das ist mein Rath!" — rief Stephan aus. „Den Teufel auch! — wenn ich mich sollte von meinem Weibe herumführen lassen!" — „Heirathe und jage sie zur Thür hinaus!" — schrie Stephan Lane, der seine Hacke mit solcher Heftigkeit in die Rasenbank stieß, daß dies nützliche Instrument in Stücke zerbrach. „Heirathe — sag' ich!" brauste Stephan.

„Kann ich denn?" — entgegnete der schwache Hühner-Mann. „Sie läßt mich ja nicht!"

„Sie läßt ihn nicht!" rief der Ex-Fleischer mit verächtlichem Tone aus. „Sie läßt ihn nicht! Ehe sich bei mir eine Frau unterfangen sollte, mich zu hindern — aber die Männer sind nicht alle gleich. Manche sind wild, wie eine Heerde Bullen, manche ruhig, wie ein Lämmchen. Jeder nach seiner Natur. Giebt's hier wohl ein Mädchen, Peter, das ein solches Mannweib, wie Deine Schwester, zu bezwingen Kraft hätte? Spukt Dir ein schönes Mädchen vielleicht im Kopfe herum?"

„Ich kann nur sagen", erwiederte hierauf Peter (und ohne Zweifel, wäre es nur hell genug gewesen, ihn zu sehen, ward Peter dabei feuerroth, wie ein jungfräuliches Mädchen), „ich muß aufrichtig gestehen" — sagte der Mann der Taubenschläge — „hier ist ein junges Mädchen. Habt Ihr jemals Lucy Clements gesehen?" —

„Was!" sagte der Heros mit der zerbrochenen Hacke — „Lucy Clements? Ob ich sie gesehen! Lucy Clements, das liebe kleine Mädchen, das, nachdem ihr Vater Bankerott gemacht und vor Gram darüber gestorben, es ausschlug, in Sir John's Familie hier als Erzieherin zu gehen und dort in Bequemlichkeit und Ueberfluß — (ich habe immer Mylady wegen des Antrages hochgeachtet!) zu leben, weil sie eine alte kranke Großmutter hat, die sie nicht im Stiche lassen will, und bei der sie seitdem ist, die arme Alte pflegend und Hühner aufziehend." — „Sie mästet in der ganzen Gegend die besten Puter!" unterbrach Peter. — „Hühner aufziehend", fuhr Stephan fort, „und täglich nach dem Garten sehend und halbe Nächte mit der Nähnadel beschäftigt! — Lucy Clements — das hübscheste Mädchen im Umkreise von 10 Meilen, und das beste! — Lucy Clements, welche meine Frau (und sie hat kein übles Urtheil über junge Frauenzimmer) liebt, wie ihre eigene Tochter! — Lucy Clements! — den Teufel auch! Mensch, Du sollst sie haben! — Aber gefällt Dir denn Lu...?"

„Ich denke, sie mißfällt mir nicht!" antwortete Peter bescheidentlich. „Wir haben eine Weile mit einander geplaudert, als ich um ihre Hühner feilschte — von ihr kaufte, wollte ich sagen; denn, Gott weiß es, ich habe nie das Herz gehabt, ihr etwas abzuhandeln. Und ich stehe mich sehr gut mit ihrer Großmutter; und Ihr wißt, wie süß es seyn muß, für die arme alte Lady zu sorgen, so lange sie lebt, und wie bequem wir Alle zusammen leben könnten auf dem Buttermarkt. — Aber Judith."

„Zum Henker mit Judith! — Du sollst das Mädchen haben, Mensch!" — stürmte wieder Stephan, die zerbrochene Hacke gegen die Erde stoßend — „Du sollst sie haben — sag' ich!"

„Aber denkt doch an Judith! Und nun, seitdem Jakob Jones sie eingenommen —"

„Jakob Jones!" — rief Stephan aus in athemlosem Erstaunen.

„Ja! Hab' ich Euch nicht gesagt, daß sie zu den Tories verführt worden ist? Jakob Jones hat sie ganz eingenommen; und nun sagen sie Beide, daß ich die Auszehrung habe, und wollen mich mit Euch verfeinden, und daß ich mein Testament machen soll, und daß ich ihr Alles vermache und ihn zum Exekutor setze, und dann, glaub' ich, werden sie mich zu Tode quälen und sich heirathen, bevor ich noch im Sarge liege, und tanzen auf meinem Grabe", seufzte der arme Peter.

„Jakob Jones!" brummte Stephan vor sich hin; „Jakob Jones!" — Und dann, nach 10 Minuten heftigen Besinnens, während er öfter seinen Hut lüftete und sich übers Gesicht fuhr und sein helles Haar glatt strich, und den Ueberrest seiner Hacke vollends in kleine Stücke zerbrochen, als wär's eine Weidenruthe, rieb er die Hände, lachte laut auf und schrie mit Stentorstimme: „Den Teufel auch! ich hab's!"

„Höre, Mensch!" — fuhr er fort, zu Peter sich wendend, der nachdenklich an der einen Seite seines Freundes saß, während Smoker an der anderen ruhte. — „Höre Mensch! — Du sollst Dich mit mir veruneinigen und sollst Dein Testament machen. Schicke noch heute Nacht den Advokaten Davis zu mir; denn wir müssen uns vorsehen, daß es nicht eine Abtretungs- oder Schenkungsurkunde wird; und Du legst Dich ins Bett. Schicke mir den Apotheker Thomson mit Davis her; sie sind Beide gute Jungen und werden sich freuen, Miß Judith einen Streich zu spielen. Dann bestehst Du darauf, daß Jakob die Judith heirathet, giebst ihr fünfhundert Pfund Mitgift; — das ist bei jetziger Zeit anständig genug, — überdies ist's auch was werth, sie los zu seyn. — und dann sollen sie Hochzeit machen. Ehen werden im Himmel geschlossen! — sagt meine Frau; und wenn das Paar nicht einander das Herz aus dem Leibe ärgert, will ich nicht Stephan heißen. Und wollen sie dann eine Flitterwochenreise machen — nach Windsor meinetwegen; denn Miß Judith wünschte immer das Schloß zu sehen, — dann fort mit ihnen nach Windsor von der Kirchthür! — und dann gilt's eine andere Urkunde und eine andere Hochzeit; — nun, Peter! — einen Heirathsantrag an die kleine Lucy! Wir wollen sie und ihre Großmutter morgen zu mir in's Haus kommen lassen, und meine Frau sorgt für den Hochzeitstaat. Fort mit Dir, Mensch! Was steht er da zwischen Lachen und Weinen? — Geh' nach Hause und mach's ab. Und vergiß nicht, mir noch diesen Abend den Advokaten Davis und Thomson zu schicken!" —

Und heim ging Stephan, sich schüttelnd vor Lachen, und wie er es gesagt, geschah's, nach 14 Tagen von jenem Tage ab; — und die beiden Paare waren so glücklich und so unglücklich, als sie nach ihren verschiedenen Charakteren seyn mußten. — Mr. und Mrs. Jones fanden so viel Beschäftigung darin, sich um die Wette zu plagen, daß der gute Hühner-Mann und sein niedliches Weib und Stephan und die ganze Gemeinde von Sunham sie ganz und gar los waren.

(Miss Mitford. — N. M. M.)

Ostindien.

Kalkutta

Nach der Schilderung eines Schottischen Offizier's.*)

Wenige Tage, bevor wir uns dem Lande näherten, verkündigte uns eine auffallende Veränderung im Meere, daß wir gegen den Bengalischen Meerbusen ansegelten. Das dunkle Blau des Oceans verwandelte sich unmerklich in ein düsteres Olivengrün. Wir bemerkten dieselbe Farbe in der Balasore-Straße, wo wir eine ganze Nacht ankerten; am folgenden Morgen, eine Stunde ehe wir aufbrachen, um die Sandbänke zu passiren, nahm das Meer plötzlich eine ziegelrothe Farbe an, die wie ein reißender Strom von der Spitze von Palmira aus sich verbreitete, und noch war kein Anker gelichtet, als diese Farbe schon über die ganze Bucht, so weit die Blicke reichten, herrschte. Das Phänomen wurde durch die Wasser des Flusses Runnaiba erzeugt, welche mit der Ebbe eindrangen. Wir blieben nur einige Stunden vor Anker; dann begegneten wir einem Schooner, aus dem man einen Piloten zu uns an Bord schickte, um das Schiff zu führen. Das Marine-Büreau von Kalkutta hat zwölf solcher Fahrzeuge unter seinen Befehlen; mehrere derselben kreuzen beständig außerhalb der Sandbänke und versehen die Schiffe mit Piloten, die ihnen bei der gefährlichen Fahrt auf dem Hoogly**) zur Hand sind.

Die sogenannten Sand-Spitzen (Sand-heads) sind die Enden fünf oder sechs divergirender Sandbänke, die durch eben so viele Arme des Hoogly getrennt werden und unterhalb des Meeres ein Delta von 50 Engl. Meilen im Durchmesser bilden, das jedes Jahr durch Stücke Erdreich, die der Fluß während der Ueberschwemmungs-Periode mit sich fortreißt, vergrößert wird. Wir segelten quer durch diese Bänke, den sogenannten östlichen Kanal passirend. Jenseits

*) Des Kapitains Dugald Carmichael, rühmlich bekannt wegen seiner naturhistorischen Beobachtungen und besonders wegen seiner „Flora der Insel Tristan d'Acunha."

**) Der Hoogly (Hubgli) ist derjenige Arm des Ganges, an dem Kalkutta liegt.

der Insel Saugor wurden wir durch die Ebbe aufgehalten, die uns vor Anker zu übernachten nöthigte. In dieser Gegend ist die Mündung des Flusses 15 Meilen breit und bietet dem Auge eine gleichförmige Oberfläche schlammigen Wassers, dessen Strom in einer Stunde fünf Meilen stark ist. Nachdem wir Saugor zurückgelegt hatten, war das Schiff beständig von einer Menge Kähnen umgeben, die aus den Buchten und von den Ufern des Flusses kamen und Getraide, Fische, Früchte, Eier (mehrentheils verdorbene) und sehr viele andere Artikel von geringem Werthe führten. Diese Fahrzeuge haben eine eigenthümliche Form; sie gleichen einigermaßen den sogenannten Norwegischen Kanoe's in Schottland. Sie bestehen aus einigen Brettern Teckholz, die mit Fasern der Kokospalme zusammengeheftet sind. Man lenkt sie mit Hülfe eines sehr groben Ruders, das aus einem Stücke Bambus besteht, an welches ein Brettende von ovaler Form befestigt ist. Die Ruderer kauern wie Schneider auf schwankenden Brettern, die quer über dem Kahne liegen, während der Fährmann mit einem großen Steuer am Hintertheil steht. Den ganzen Fluß bedecken Fahrzeuge dieser Art, die zum Fischfang dienen. Die Netze sind quer über den Strom ausgebreitet und werden durch kleine Kalebassen oder Stücke Bambus unterstützt.

Die grobe Form der Fahrzeuge und die Art des Ruderns bei Seite gesetzt, könnte ich zwischen den Bengalesen, die auf dem Hoogly fahren, und den Wilden des Südmeeres gar keinen Unterschied bemerken. Die charakteristischen Merkmale sind dieselben; regelmäßige Gesichtszüge, eine schwärzliche, glänzende Haut, schlichtes, wunderlich zugestutztes Haar, eine kreischende Sprache, lebhafte Geberden und vollkommene Nacktheit.

Hat man den Diamanten-Hafen hinter sich, so wird die Scene interessanter. Bei der Ebbe segelte das Schiff wie auf dem Grunde eines breiten Kanals, den kothige Abhänge in einem Winkel von zwanzig Grad einschließen; bei der Fluth erhob es sich über das Niveau der Ufer, und man sah, wie das Wasser mächtig stieg und die benachbarten Ebenen überschwemmte. In diesem Raume schienen zahlreiche kleine Inseln zerstreut zu seyn, auf denen Wäldchen aus Mango- und Palmira-Bäumchen oder Kokospalmen die Bauerhütten beschatteten. Das unter Wasser gesetzte Erdreich war mit Reis bepflanzt, dessen Aehren über die Wasserfläche hervorragten. Allein die Aufmerksamkeit unserer Leute wurde von diesem herrlichen Schauspiel auf einen Gegenstand sehr verschiedener Art gelenkt. Wenn ein Hindu im Begriff ist, zu sterben, so tragen ihn seine Verwandten ans Ufer des Flusses, wo sie ihn der Länge nach ausstrecken und ihm in Mund und Nase Schlamm stopfen, damit sein Ende beschleunigt werde. Sobald er verschieden ist, wird er in den Fluß geworfen, wo er mit Fluth und Ebbe steigt oder sinkt, bis er von einem Alligator verschlungen oder am Ufer den Schakal's und Geiern zur Beute wird.

Dieser scheußliche auf die Prinzipien der Hinduschen Religion gegründete Brauch macht einem Europäer die Fahrt von dem Meere bis Kalkutta sehr widerlich und zerstört ganz die angenehmen Eindrücke der Naturschönheiten. Er kann fast keinen Blick auf den Fluß werfen, ohne vor dem Anblick zahlreicher, von der Sonne gebleichter Körper zurückzuschaudern, die, als im Zustande der Fäulniß, oben schwimmen, und an denen Raubvögel, mit ihnen zugleich herumschwimmend, sich ersättigen. Sieht er nach dem Ufer, so entdeckt er ganze Schaaren von Geiern, Habichten Reihern und Hunden der Paria's, die ein Gleiches thun. Die Schatten der Nacht verhüllen das ekelhafte Schauspiel; allein, kaum beginnt es zu dunkeln, so hört man das Geheul der Wölfe und Schakal's, die ihren Gang zu der abscheulichen Mahlzeit ankündigen. Ein kurzer Aufenthalt im Lande gewöhnt die Europäer an alle diese Gegenstände, und das Wasser des Hoogly betrachten unsere Seeleute als das vorzüglichste nächst dem der Themse. Einen armen Hindu sah ich in einer kleinen Bucht des Flusses sein Gesicht waschen, während ein Leichnam vor seiner Nase herumschwamm.

Fünf bis sechs Meilen unterhalb Kalkutta führen die Ufer des Hoogly den Namen „Garten-Quai", vermuthlich, weil ein botanischer Garten auf dem rechten Ufer einen großen Raum einnimmt, während viele elegante Landhäuser das linke Ufer schmücken. Weiterhin passirt man das See-Arsenal und kommt zu dem „Fort William", welches am linken Ufer in einer Marschebene liegt. Von außen ist der Anblick dieser Festung nicht eben imposant; betritt man aber das Innere, so überrascht der Umfang, die Regelmäßigkeit und Schönheit der Befestigungen.

Zur Zeit unserer Ankunft in Kalkutta hatte die jährliche Ueberschwemmung des Ganges den höchsten Grad erreicht, und die Wasser fingen an sinken. Die drückende Hitze milderte nur selten ein erfrischender Abendwind. Fast jeden Tag fielen Platzregen, von Blitzen begleitet. Das Thermometer hielt sich gewöhnlich zwischen 24° und 26°, 8' (R.) im Schatten und fiel selten mehr als 2° oder 3° während der Nacht.

Die Soldaten wurden bald von Krankheiten heimgesucht, die dem Klima natürlich sind. Gallenfieber und Leberübel, die sich in stätige Dysenterieen verwandelten, rafften sehr viele hinweg. Diese unter den günstigsten Umständen sehr lebensgefährlichen Krankheiten wurden noch weit bösartiger durch den Genuß des Branntweins, dem sich der Englische Soldat so unmäßig hingiebt. Die Rekruten, welche man zu den Königlichen Regimentern schickt, sind größtentheils junge Leute, von denen die meisten einen Hang zur Völlerei haben. Während der Ueberfahrt erhalten sie zu ihrem Unglück täglich eine halbe Pinte Branntwein, die von den meisten anfangs mit Abscheu zurückgewiesen wird. Allein die Macht des Beispiels und die Neckereien ihrer im Saufen erfahreneren Kameraden triumphiren bald über ihre Skrupel, und in kurzer Zeit verschlucken sie das Getränk ohne Widerwillen, so daß sie bei ihrer Ankunft in Indien zum unmäßigen Genusse dieses leider äußerst wohlfeilen Giftes genugsam vorbereitet sind.

Eine Menge Palankins stehen gewöhnlich vor dem Fort, wo sie, gleich Miethkutschen, dessen warten, der für eine Rupie täglich von ihnen Gebrauch machen will. Jedes Palankin tragen vier Mann, denen gemeinhin ein fünfter folgt, der die Seite des Palankins, welche der Sonne ausgesetzt ist, mit einem großen Sonnenschirm beschattet. In dem Palankin kann man sitzen oder liegen und wird so auf die angenehmste Weise binnen einer Stunde vier oder fünf (Engl.) Meilen weit getragen. Die aus einem kalten Klima kommenden Offiziere sind geneigt, dieses Transportmittel, als zu weibisch, zu verschmähen; allein, was man auch in Europa davon sagen mag, das Palankin ist etwas Unentbehrliches in Kalkutta, wo die Menge der Fußgänger, der Fuhrwerke und Lastthiere einen solchen Staub erregt und die Wege dermaßen verbollwerkt, daß sie fast unzugänglich werden. Außerdem ist die Hitze so mächtig, die Luft so schwül, daß man gleich wie in Schweiß gebadet wird.

Die Theorie der Arbeits-Vertheilung ist den Bewohnern von Kalkutta vielleicht nicht sehr bekannt; was aber die Praxis betrifft, so kann ich behaupten, daß man sie nirgends besser versteht. Sobald Ihr in Kalkutta angekommen seyd, umgiebt Euch ein Haufe sogenannter Circar's, die Euch Certifikate ihrer Ehrlichkeit und Thätigkeit vorzeigen. Diese Leute liefern dem Fremden alles Nothwendige, das er selbst nicht suchen kann, auch Bediente, für deren Treue sie einstehen. Die Reisenden, welche hier ankommen und keinen Bekannten haben, bei dem sie einkehren könnten, müssen sich diesen Leuten anvertrauen, laufen aber auch Gefahr, geprellt zu werden.

Man würde über diese drolligen Kerle und ihre Dienstbewerbungen sehr lachen müssen, wenn sie unsere Börse nicht zu sehr in Anspruch nähmen. Um den Reisenden zu bewegen, daß er so Viele von ihnen als möglich in Nahrung setzt, schützen sie die Gebräuche ihrer Religion vor. Die Kaste des Einen erlaubt ihm nicht, Schuhe zu putzen; die des Andern verbietet ihm, Kleider zu bürsten; Ein Bartscheerer würde seinen Rang verlieren, wenn er das Becken anrührte, in dem Ihr Euch waschet, und derjenige, welcher Euch das Bett macht, würde sich hüten, ein anderes Geschäft zu verrichten. Als ich in Fort William ankam, gab mir mein Circar drei Bediente; ich hielt ihn für sehr billig denkend; als ich aber am Ende des Monats Abrechnung hielt, bestand mein Gesinde aus neun Personen; jeder Ober-Bediente hatte seinen Unter-Bedienten und jeder Unter-Bediente seine Gehülfen.

Es ist sehr schwer, gegen die Gaunerstreiche so vieler müßiger Bedienten, die immer bei der Hand sind, aus unserer Nachlässigkeit oder Unerfahrenheit Nutzen zu ziehen, auf seiner Huth zu seyn. Jeder vergessene Gegenstand verschwindet, wie gering auch sein Werth sey. Allein die Gefahr nimmt einen ernsteren Charakter an, wenn der Circar, der Eure Schlüssel und Börse verwahrt, untreu ist. Für einen Menschen, dessen tägliche Ausgaben weniger als einen Penny betragen, würden einige hundert Rupien ein unerschöpfliches Kapital seyn. Auch widersteht er in einem Lande, wo man so leicht entwischen kann, dieser Versuchung selten. Gelingt es ihm, zu entkommen, so könnt Ihr Zehn gegen Eins wetten, daß der Circar, der ihn empfohlen hat, gleichfalls verschwindet, und Euer Geld ist unwiederbringlich verloren.

Die Stadt Kalkutta liegt im Norden des Fort William, von dem sie durch eine Esplanade von tausend Yards getrennt ist. Welches auch das System der Territorial-Besitzungen gewesen sey, jedenfalls ist diese Hauptstadt unter der Verwaltung der Compagnie mit beispielloser Schnelligkeit herangediehen. Tausende unter den Lebenden erinnern sich noch der Zeit, als Kalkutta ein elendes Indisches Dorf ohne Handel und Polizei war. Gegenwärtig zählt es eine halbe Million Seelen; in seinem Hafen, der den ganzen unteren Lauf des Flusses einnimmt, wehen die Flaggen aller Nationen der Welt, und die einheimischen Kaufleute, ruhige Besitzer ihrer Schätze, durchfahren die Straßen und die Umgebungen in Equipagen aus London, mit Arabischen Hengsten bespannt. Das Englische Quartier, Tschaurindschib (Chouringee) genannt, ist mit der größten Eleganz erbaut. Um den Wirkungen eines brennenden Klima's zu begegnen, hat man noch mehr auf die Architektur verwendet. Die Häuser sind von Verandah's umgeben, die auf Säulen von jeder antiken Form ruhen. Die Fenster sind zahlreich, damit die Luft besser cirkulire; das Tageslicht wird durch grüne Sommerläden gemildert. So lange die heißen Winde wehen, beschattet man Thüren und Fenstern mit Matten aus der Kuskus-Wurzel (Andropogon muricatus), die stets feucht erhalten werden, eine herrliche Kühlung und einen lieblichen Duft verbreiten. Um die Kühle in den Zimmern noch zu vermehren, versieht man sie gewöhnlich mit Punkah's, einer Art riesiger Fächer, die aus einem langen viereckigen mit Kaliko überspannten hölzernen Rahmen bestehen, der beinahe die Länge des ganzen Zimmers einnimmt. Diese Maschine hängt an der Decke und wird von einem Bedienten vermittelst eines am unteren Theile des Punkah befestigten Seiles beständig hin und her gezogen.

Kalkutta ist von weitläufigen mit Buschwerk bewachsenen Marschländern umgeben, die in der heißen Jahreszeit solche Schwärme geflügelter Insekten aussenden, daß die Einwohner eine wahre Aegyptische Plage ausstehen und sich bei Tage kaum sehen lassen. Sobald die Gemächer erleuchtet sind, fliegen Myriaden dieser Thierchen gegen das Licht und löschen es mit ganzen Haufen Todter und Sterbender aus. Diejenigen, welche mit versengten Flügeln davonkommen, fallen auf den Tisch, kriechen in Schüsseln und Weingläser und überlassen es dem Speisenden, ob er sie verschlingen oder herausfischen will. Um dieser Unannehmlichkeit zu begegnen, deckt man die Lichter mit Glaskugeln. Vor dem gewissen Untergang bewahrt,

fliegen dann die kleinen Quälgeister hin und her, und man hat seine ganze Person gegen ihre Angriffe zu vertheidigen.

Es giebt unzählige Arten dieses Ungeziefers, und die lästigste von allen ist ein kleiner grüner cimex, der besonders den Kleidungsstücken nachstellt und einen wahren Wanzengeruch verbreitet. Das einzige Insekt, vor dem man in dieser Periode Ruhe hat, ist der Mosquito; allein dieser verspart seine Plackereien bis auf die Nacht.

Der botanische Garten liegt am rechten Ufer des Hoogly, einige Meilen oberhalb Kalkutta, und hat fünf Meilen im Umkreis. Er besteht seit ungefähr 30 Jahren und zählt schon, Dank der Thätigkeit des Dr. Roxburgh, der ihm bis auf die letzten Jahre vorgestanden, bis an 4000 Pflanzen-Arten. Der jetzige Direktor, Dr. Wallich, zeigt denselben rühmlichen Eifer für die Wissenschaft. Besonders interessant ist die Sammlung von Pflanzen aus dem östlichen Theile Bengalens, aus Silhet, Garron und den Gebirgen von Nepaul. Die Pflanzen vom Kap gedeihen in Bengalen nicht, und dies darf uns nicht Wunder nehmen; denn nichts bildet einen stärkeren Kontrast zu dem fetten angespülten Erdreich Bengalens, als der steinige Boden Süd-Afrika's.

Der Garten ist besonders reich an Palmbäumen, indem der fortwährende Verkehr zwischen Bengalen und dem Indischen Archipel Mittel an die Hände gegeben hat, sehr viele Arten dieser prächtigen Pflanzen-Familie einzuführen. Unter Anderem bemerkt man ein schönes Gebüsch von einer sehr seltenen Gattung, dem Sagus Rumphii. Viele nehmen an, daß der Stamm und die Zweige des Palmbaums die erste Idee zu Gothischen Säulen und Bögen gaben; und nichts spricht mehr für diese Meinung, als der Anblick des erwähnten Gebüsches, das sich ganz auffallend dem Gothischen Stile nähert. Die Bäume bilden regelmäßige Gänge, die sich in rechten Winkeln schneiden, und die Höhe der Stämme (oder vielmehr stammähnlichen Stengel) ist so gleichförmig, die von den Zweigen gebildete Bogenwölbung so regelmäßig, daß man sich kaum überreden kann, diese Symmetrie sey das Werk der Natur. Das ungemein dichte Laub durchdringt kein Lichtstrahl, und eben deshalb fehlt es in den Alleen so ganz an Vegetation, daß ich über die kalten Platten einer Gothischen Kathedrale zu schreiten glaubte.

Auch fand ich in dem Garten einige schöne Exemplare der Palmira (Borassus flagelliformis). Die Palmira und der Kokosbaum werden in Bengalen allgemein angebaut, und beide sind wegen ihres mannigfachen Nutzens gleich merkwürdig. Man bezieht aus beiden eine Flüssigkeit, Toddy genannt, indem man den Blumenstiel abschneidet und eine Flasche oder Kalebasse an die Stelle befestigt, um den reichlich ausströmenden Saft zu empfangen. Sein Geschmack gleicht ganz dem der Kokosnuß-Milch. Dieser Saft giebt, wenn er destillirt worden, einen schlechten Branntwein, der unter dem Namen „Arrak der Parias" bekannt ist. Die Blätter der Palmira gleichen denen der Latania, und es werden Fächer daraus gemacht, die gewöhnlich mit glänzenden Farben bemalt sind. Auch bedienen sich die Eingebornen derselben, um darauf zu schreiben.

Während der Regenzeit besucht ein sonderbarer Vogel, eine Art Reiher, die Umgebungen von Kalkutta. Er ist fünf Fuß hoch, und sein dreikantiger zugespitzter Schnabel mißt 18 Zoll. Er hat kleine hellblaue Augen; Kopf und Hals sind, statt der Federn, mit dünn stehenden schwarzen Haaren bewachsen; die Brust, der Bauch, der Raum zwischen den Schultern und die Federn am Obertheil der Flügel sind grau, das Uebrige der Flügel, Rücken und Schweif dunkelblau. Seine weißen Krallen sind besonders lang und dünn. Was ihn aber von allen anderen Vögeln unterscheidet, ist eine cylindrisch geformte häutige Tasche, die von der Basis des Halses herabhängt, während der obere Theil wie ein Kropf zwischen den Schultern aussieht. Das Thier kann diesen Sack ausdehnen und einziehen; im ersteren Falle wird er 18 Zoll lang und vier Zoll dick. Ich habe niemals den Gebrauch dieses grotesken Anhängsels entdecken können.

Diese Vögel, die man vielleicht wegen ihres feierlichen Ganges, Adjudans nennt, begeben sich in Menge nach dem Fort William, wo die große Consumption von Ochsen und Hammeln ihnen ihre Lieblingsnahrung in Fülle liefert. Alle Tage, um ein Uhr, postiren sie sich regelmäßig den Kasernen gegenüber und dienen den Soldaten mit ihrem Gezänk und Gezause um die Ueberreste, die ihnen zugeworfen werden, zur Belustigung. Dicke Ochsenknochen können sie nicht ohne Mühe hinunterschlingen; doch habe ich nie gesehen, daß sie einen solchen Knochen wegen seiner Dicke hätten liegen lassen.

Die Gefräßigkeit der Adjudans giebt den Soldaten mitunter zu einem grausamen Spaß auf ihre Unkosten Veranlassung. So wurde einmal ein mit Pulver geladener und mit einem brennenden Zündfaden versehener Hammelsknochen mitten in den Haufen geworfen, und der Unglückliche, der sich seiner bemächtigte, fuhr augenblicklich in Stücke. Der Urheber dieses barbarischen Scherzes erlitt indessen die verdiente Peitschenstrafe.

Diese Vögel haben viel von dem traurigen und stupiden Aussehen der ganzen Reiher-Klasse. Bei Tage verweilen sie stundenlang in dem Fort William, bald auf einem, bald auf zwei Beinen stehend, und ohne sich zu rühren; dann und wann sitzen sie zur Abwechselung oder liegen auf der Seite. Zur Nachtzeit hocken sie sich auf die Zinnen des Fort's oder auf die höchsten Zweige der Uvaria longifolia, ohne sich an eine Legion Fledermäuse von der Gattung der Vampyre zu kehren, welche die Früchte dieses Baumes genießen.

Das jährliche Fest zu Ehren der Gottheit Durga Pudscha wurde den 9ten, 10ten und 11ten Oktober in Kalkutta gefeiert. Während dieser Zeit war die ganze Stadt in Unruhe und erhielt Aehnlichkeit mit Venedig zur Zeit des Karnevals. Bei hellem Tage fanden religiöse Prozessionen statt; dann waren die Häuser der vornehmsten Einwohner erleuchtet und blieben die Nacht hindurch offen, um jede wohlgekleidete Person zu empfangen. Die Häuser sind viereckig; der innere Hof ist, so lange das Fest dauert, mit Tapeten behangen, und auf dem Boden liegen Teppiche. An drei Seiten stehen Sitze für die Gesellschaft, und an derjenigen, die dem Eingang gegenüber liegt, befindet sich eine erhöhte Nische, in welche man ein aus Holz geschnitztes und reich verziertes Götzenbild stellt. Diese Nische darf Jedermann beschauen, aber Niemand darf ihr nahe kommen. Mitten im Hofe befinden sich zwei oder drei Natsches (Tänzerinnen) in seidenen mit Flittergold bedeckten Gewändern, die Lobhymnen auf die Gottheit singen und dabei von Zitherspielern accompagnirt werden. Diese Musik hat für den Europäer wenig, die Gesänge noch weniger, der Tanz aber gar keine Interesse. Die tanzenden Frauen machen sich mit ihrer schwarzen Hautfarbe, ihrem wüsten Haar und ihrer unästhetischen Mimik wie Hexen in Maskerade.

Die Europäer haben bei diesen Festen freien Zutritt. Offiziere in Uniform werden besonders ehrerbietig aufgenommen, da man ihren Besuch als eine große Gunst betrachtet. Sobald sie eingetreten sind, weist ihnen der Ceremonien-Meister den Ehrenplatz an der Seite des Idols an und besprengt sie mit Rosenwasser. Durch diese Feste kommt das Geld der reichen Hindu's in Umlauf. Ein einziges Fest kann 20,000 bis 200,000 Rupien an Almosen, religiösen Schenkungen und Zierrathen wegraffen. Manches fromme Individuum treibt sein Gewissen zu ungewöhnlichen Ausgaben; Andere thun dies aus Eitelkeit, oder aus Wetteifer. Die große Mehrheit derjenigen, welche sich dem Gelderwerb gewidmet haben, verschwendet jedoch so bedeutende Summe nicht ohne Widerstreben; auch glaube ich, daß dieser Theil ihrer religiösen Pflichten mit wenig Eifer von ihnen betrieben wird. Könnten die Europäer durch ihr Beispiel auf die Vermehrung der gewöhnlichen sehr mäßigen Ausgaben der reichen Hindu's einwirken, so würde dies vielleicht zu Abschaffung jener lächerlichen Feste beitragen und den Eingebornen einen Glauben empfehlen, der ökonomischer ist.

Diese Umbildung wird jedoch nur langsam vor sich gehen. Es scheint nicht das vornehmste Talent der Briten zu seyn, die Völker für sich zu gewinnen. Seit mehr als einem Jahrhundert haben wir große Niederlassungen in Indien, und unser Einfluß erstreckt sich jetzt auf das ganze ungeheure Land; allein so mächtig dieser Einfluß in politischer und merkantilischer Hinsicht zu nennen, so hat er uns doch, von sozialem Standpunkt betrachtet, den Eingebornen keinesweges näher gerückt. Die Gewohnheiten, das Kostüm und die häuslichen Einrichtungen sind sogar bei denen Hindu's, mit denen wir täglichen, ja stündlichen Verkehr haben, genau dieselben geblieben.

Die Religion hat den Kontrast scharf markirt und gleichsam verewigt, der von Anbeginn zwischen den Hindu's und ihren Eroberern bestand. Bei den Ersteren ist die Religion allmächtig; sie schreibt ihnen ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihren Handel und jede ihrer Handlungen vor; bei Letzteren dagegen haben die religiösen Vorschriften nicht selten gar keine Autorität, oder sie zeigt sich nur in ihrem moralischen Wandel. Die Hindu's beweisen Allem, was athmet, eine abergläubische Verehrung; die Engländer achten nichts und opfern Alles ihren physischen Genüssen. Die Ersteren verehren 333 Millionen Götter, männliche und weibliche, von den zweihändigen bis zu den zweihunderthändigen; die Letzteren kümmern sich, wenigstens dem Scheine nach, weder um Götter, noch um Göttinnen. Die Religion hat so wenig scheinbaren Einfluß auf unsere Gewohnheiten, daß die Hindu's uns für eine Nation aufgeklärter Atheisten halten und in jeder Annäherung an unseren Glauben eine Abschwörung aller Art von Religion zu sehen vermeinen.

Mannigfaltiges.

— **Deutsches im Auslande.** In einer Pariser Zeitschrift liest man: „Herr Spindler, ein Deutscher Romandichter, macht große Epoche in unserer literarischen Welt. Schon seit dem Erscheinen seines „Juden" war sein Ruf in der Literatur von solcher Bedeutung, daß der Uebersetzer des „Lebens-Elixirs" Herrn Spindler als Verfasser desselben ausgab, um seiner Arbeit einen größeren Erfolg zu sichern. Gegenwärtig gelangt der Verfasser des „Juden" durch „die Nonne von Gnadenzell" zum höchsten Ruhme, der einem Romandichter zu Theil werden kann, zur Volksgunst. Die „Nonne" macht ganz das Aufsehen eines Walter Scott'schen Romans. Wir verwunderten uns nicht über dieses Aufsehen, als wir das Buch gelesen hatten. Unser Autor, ein Deutscher und ein Protestant, kam auf den Einfall, die Verwirrungen eines Nonnen-Klosters zu schildern. Das, was der Verfasser des „Robert der Teufel" in ein Ballet brachte, hat Herr Spindler in einen Roman verarbeitet. Alle Darstellungen dieser Art finden, wie es scheint, nach dem Tode des Herrn Pigault Lebrün (wenn Herr Pigault überhaupt todt ist, was wir nicht verbürgen wollen) ihre Gönner. Herr Spindler hat aber in der That einen Engel der Milde, der Treue und der Gnade mitten unter diese verdüsterten Teufel versetzt; auch befindet sich in der „Nonne von Gnadenzell" ein sehr treues Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts. Die Deutschen sind gewiß überaus strenge Beurtheiler von dergleichen Gegenständen, und doch hat die „Nonne" in Deutschland einstimmiges Lob (?) davongetragen.*) Wir glauben daher dem gewandten Französischen Uebersetzer, Herrn Lebbay, unseren Dank nicht versagen zu müssen."

*) Dies ist so wenig der Fall, daß Herr Spindler unstreitig durch einen zweiten Roman im Genre der Herren Pigault-Lebrun, Althing, Julius von Voß rc. um allen seinen Ruf gebracht werden dürfte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Freitag den 20. Dezember 1833.

England.

Zustände der Volkserziehung in England und Frankreich.

(Aus der Edinburgh-Review.)

Während vor Kurzem auch der Begriff sowohl als der Name eines Elementar-Unterrichts in England fast unbekannt war, hat die Indifferenz und Gleichgültigkeit, welche bisher das Interesse der Volkserziehung niedergehalten, jetzt auch hier allmälig erhöhterer Theilnahme Platz gemacht und ein plötzliches Lärmschlagen verursacht. Die Furcht hat sich als ein mächtiger Bundesgenosse dem Mitleiden hinzugesellt, um die Sache der ohne Erziehung gelassenen Armen zu führen. In der That, wenn wir die ungeheuren Massen der arbeitenden Bevölkerung erwägen, die in den großen Städten Englands zusammengehäuft sind, und denken, daß sich diese alle des Geheimnisses ihrer eigenen Macht bewußt geworden, ohne zu einem rechten und gesetzmäßigen Gebrauch derselben Kenntniß und Anleitung erhalten zu haben, so kann man wohl von Besorgniß vor drohenden Gefahren ergriffen werden und sich nach Mitteln sehnen, wodurch dieselben abgewendet werden können. Und doch bedarf es nicht so sehr der Mittel, welche uns noch fehlen, als vielmehr einer geschickten Anwendung derer, die wir schon besitzen. Man hat gesehen, wie sich neuerdings Gesellschaften gebildet haben, die ihr Geld unterzeichneten, um junge Landstreicher zu bessern, religiöse Schriften unter verstockte Verbrecher zu vertheilen, Schuldige der Gerechtigkeit zu überliefern und auf Abschaffung der Todesstrafen hinzuarbeiten: alles sehr lobenswerthe Zwecke, die auch, wie wir nicht zweifeln, zuweilen von gutem Erfolg gewesen sind. Aber es ist wohl nicht schwer, einzusehen, wie wenig es hilft, Ströme zu reinigen, wenn die Quelle, aus der sie herfließen, einmal verderbt ist. Die Regel, die immer für Pferde und Hunde gegolten, wird unsers Erachtens sich bald auch in der Anwendung auf Menschen dienlich erweisen, nämlich: das Thier muß gefangen und gezähmt werden, so lange es noch jung ist.

Die Ausdehnung der politischen Freiheit hat dieser Angelegenheit noch einen anderen Gesichtspunkt gegeben, denn ohne hier auf die Betrachtung einzugehen, ob jenes Privilegium der Wahlfreiheit nicht immer mehr herunterzusinken im Begriff steht, glauben wir doch mit Sicherheit zu behaupten, daß ein großer Theil der neuen Wähler zu den unerzogenen und schlecht erzogenen Klassen der Gemeinden gehört. Es könnte scheinen, als wenn wir durch diese Bemerkung den Urhebern der Reform-Bill einen Vorwurf machen wollten, indem dieselben das Werk gerade an dem schlechten Ende begonnen und den natürlichen Gang der Vernunft und Erfahrung umgekehrt hätten. Aber der praktische Staatsmann muß allerdings die Wahrheit manches abstrakten Prinzips zugestehen, das er jedoch nie auf die Geschäfte der Verwaltung anwenden kann, noch darf.

In Frankreich ist der Weg zu einem Gesetze für den Elementar-Unterricht bekanntlich durch die Sendung des Herrn Cousin nach Preußen gebahnt worden, und das Beispiel, welches die Franzosen hierin gegeben, ist auch für uns als eine schöne und dringende Lehre zu betrachten. Es haben sich jedoch bereits manche Anzeichen gemeldet, daß auch Britanien nicht ganz auf dieser edlen Bahn zurückbleiben wird. Als, wie man weiß, die Angelegenheit der Volkserziehung ins Parlament gebracht worden, wurde ihre Bedeutsamkeit und Dringlichkeit von allen Seiten zugestanden, und von Niemanden mehr als von den Ministern. Es erfolgte eine Bewilligung des Parlaments von 20,000 Pfd., um den wohlthätigen Bemühungen der bereits bestehenden Gesellschaften eine einstweilige Unterstützung damit zu gewähren, und wir möchten auf diesen Umstand mehr Gewicht legen, als die Geringfügigkeit jener Summe selbst zu rechtfertigen scheint. Denn es ist die erste Geldsumme überhaupt, wenn wir nicht irren, die das Haus der Gemeinen jemals aus dem öffentlichen Schatz bewilligt hat, um für die Erziehung der Armen unter dem Englischen Volke Etwas zu thun.

Es ist also endlich einmal die Aufmerksamkeit der Regierung und des Landes etwas mehr auf die beklagenswerthe und fast unglaubliche Thatsache hingelenkt worden, daß bis jetzt noch keine dauernde Sicherung getroffen, um der großen Masse des Englischen Volkes die Mittel zu einer frühzeitigen moralischen und intellektuellen Bildung zu gewähren. Und doch ist es wahr, in keinem Lande als gerade in England könnte so viel durch individuelle Abhülfe geschehen, um die Vernachlässigungen der Regierung wieder gut zu machen; aber wie es zu geschehen pflegt, so ist Alles, was von hier ausgeht, meist nur temporairer oder vorübergehender Natur und nicht einmal immer wohlberechnet. Es giebt indeß auch Manche, die sich einbilden, daß die bereits in Umlauf befindlichen Mittel mit den Bedürfnissen des Volkes hinlänglich gleichen Schritt hielten und, durch die parlamentarische Bewilligung von 20,000 Pfd. verstärkt, vollkommen ausreichten, um über ganz England und Wales eine Universal-Erziehung zu verbreiten. Diese Täuschung, der vornehmlich in einem in dem „Companion to the Almanac for 1829" *) enthaltenen übertrieben günstig aufgetragenen Gemälde des Englischen National-Erziehungs-Zustandes gehuldigt wird, widerlegt sich indeß nur zu traurig durch die Angaben, die in den Jahresberichten der Societät für Britisches und ausländisches Schulwesen gefunden werden. Es heißt in dieser Beziehung in dem Bericht von 1831, wie dies Comité mit Bedauern als Resultat der in solchen Distrikten, die kürzlich viel von Aufruhr und Brandstiftungen heimgesucht worden, angestellten Nachforschungen über den Zustand der Volks-Erziehung gefunden habe, daß ein großer Theil der Bevölkerung allzumal noch unterrichtet und viele Tausende unter den Kindern in vollkommener Unwissenheit nicht nur aller Gegenstände des Lernens, sondern auch aller moralischen und religiösen Pflichten aufwachsen. Dieselbe Societät bemerkt in ihrem vorletzten Berichte (für 1832), wie aus einem kürzlich in Nottingham veröffentlichten Cirkulare hervorgehe, daß in dieser Stadt mehr als tausend Kinder von schulfähigem Alter durchaus ohne allen Unterricht gelassen werden, und fügt hinzu, daß nach einer Berechnung, welche kürzlich von der Herefordshirer Hülfs-Bibel-Gesellschaft angestellt worden, unter 41,017 Individuen, die man gefragt habe, sich nur 24,222 befunden, die lesen gelernt hätten. Aus den Korrespondenzen der Gesellschaft ließen sich Angaben dieser Art noch bis ins Unendliche hinein vervielfältigen, aber alle belegen nur mehr oder weniger die Wahrheit der Behauptung, daß, wie es in einem Berichte der Societät heißt, ungeachtet ihrer eigenen und verwandter Gesellschaften Bemühungen, England noch ohne Unterricht ist! Giebt es doch in der Metropolis selbst mehr als 150,000 Kinder, die gänzlich unerzogen aufwachsen, und die Gesellschaft empfing von ihren Korrespondenten an 40 verschiedenen Ortschaften dringende Aufforderung, ihre Aufmerksamkeit auf diese Distrikte zu lenken, in welchen vor Allem Schulen ohne Säumniß errichtet werden müßten. So wurden an einem Orte, den 272 Familien und 1467 Personen bewohnten, nur 562 gefunden, die lesen konnten. In anderen Distrikten traf man auf Ortschaften mit 1000, 1500 bis 2000 Einwohnern, die noch nicht mit einer einzigen hinreichenden Schule versehen waren.

Aus allem diesen scheint hervorzugehen, daß die eifrigen Bestrebungen der beiden Gesellschaften mit dem Zuwachs der Bevölkerung während der letzten zehn Jahre nicht gleichen Schritt zu halten vermocht haben, und wir befürchten nicht, zu übertreiben, wenn wir behaupten, daß nicht weniger als die Hälfte aller armen Kinder in England noch der Wohlthat eines solchen Unterrichts, den man volksthümlich nennen könnte, entbehren. In London selbst würde es, trotz seiner zahlreichen Stiftungen, vieler Kirchen und Andachtshäuser, die mit Schulen verbunden sind, und ungeachtet des Ueberflusses an öffentlichem Sinn, Frömmigkeit und Reichthum, doch nicht schwer fallen, zu beweisen, daß, obwohl hier verhältnißmäßig gut gesorgt, doch noch viel zu thun übrig geblieben ist. Aber man gehe in irgend einer Richtung von London aus weiter und suche in einem Umkreis von zehn bis zwanzig Meilen in der Runde die ländliche Bevölkerung auf, so wird man sie in einem durchaus unkultivirten Zustande finden. Oxfordshire und Cambridgeshire sind in keiner besseren Lage, und zwar in Folge der Ausdehnung der Universitäts-Bezirke, wo ganze Strecken Landes ohne eine residirende Aristokratie oder einen residirenden Klerus gefunden werden; der Gottesdienst wird in solchen Gegenden meistentheils durch Studenten besorgt, welche die Woche über ihre Zeit in dem College verbringen und dann Sonntags auf Ausübung dieser Pflicht ausreiten.

Wir können uns selbst die traurige Genugthuung nicht ersparen, diese Resultate der Englischen Volks-Erziehung, so unangemessen oder entwürdigend es auch seyn mag, mit Dem zu vergleichen, was in Preußen geschehen ist. Ist der Kontrast ein demüthigender, so sollte er doch zugleich ein nutzenbringender für England seyn. Wir schöpfen unsere Einsicht aus dem oben erwähnten höchst interessanten Bericht des Herrn Cousin. Indem sich die Bevölkerung der Preußischen Monarchie nach der letzten Schätzung auf 12,726,823 Einwoh-

*) Herausgegeben unter der Sanction der Society for the diffusion of useful knowledge.

ner beläuft, (was etwas über eine halbe Million weniger ist als die letzte Schätzung für England und Wales) und unter diesen die Zahl der schulfähigen Kinder auf 2,043,030 angeschlagen wird, der wirklich im Schulbesuch befundenen aber 2,021,421 sind, so ergiebt sich nur eine Differenz von 21,609, die zum Theil in Betracht der Kinder höheren Standes, die im älterlichen Hause erzogen werden, oder solcher, die Privatschulen besuchen, noch verringert wird. Es ist auch nicht anders möglich, als daß sich die Zahl der Bevölkerung und des Schulbesuches auf eine so ruhmvolle Weise in einem Lande entsprechen, wo die Gesetze die Aeltern, Vormünder und Lehrherren antreiben, der ihnen anvertrauten Jugend die Wohlthaten des öffentlichen oder Privat-Unterrichts widerfahren zu lassen, und wo die Geistlichkeit verpflichtet ist, Niemanden zur Kommunion zuzulassen, der nicht die genügende Ueberzeugung beigebracht, daß er den gewöhnlichen Schul-Unterricht erhalten habe. Dies Letztere ist besonders eine nützliche Maßregel, die Kirche und Schule immer enger mit einander verbinden muß und zugleich die geistlichen Behörden veranlaßt, für Verbreitung des Unterrichts mitzuwirken. Was jedoch die Maßregel einer Nöthigung zum Schulbesuch betrifft, so möchten wir einen ähnlichen Plan wenigstens für die Englische Gesetzgebung nicht empfehlen, sondern es lieber, wie die Französische Gesetzgebung gethan, der Ueberzeugung und der stufenweisen Entwickelung des Bildungssinnes im Volke selbst überlassen. (Fortsetzung folgt.)

Technik des Malers Reynolds.

Bei weitem die meisten Maler der alten und neuen Zeit haben es für nöthig erachtet, sich bei dem Malen anderer Materialien zu bedienen, als deren, worin ihre Farben präparirt werden, denn letztere sind gewöhnlich nur Oele verschiedener Art; jene Materialien aber, welche die Maler entweder einfach oder in Mischungen zur Auflösung der Farben gebrauchten, sind das, was man das Bindemittel nennt. Sir Joshua Reynolds' Bindemittel hatte Wachs zur Grundlage, welches er in sehr dünne Scheibchen schnitt, in irgend ein Gefäß that und mit so viel Terpentin-Spiritus begoß, daß es davon bedeckt wurde. Nach ungefähr 12 Stunden hatte das Wachs allen Terpentin eingesogen und die Gestalt eines Teigs angenommen. Hierzu that er gemeiniglich noch ein bestimmtes Quantum Venetianischen Terpentins oder Kopaiva-Balsam. Dieses Bindemittel wurde mit Terpentin-Spiritus noch mehr aufgelöst, bis es die nöthige Flüssigkeit erreicht hatte, um statt Oels zu den Farben gebraucht zu werden. Sobald der Terpentin verdunstet war, wurde diese Substanz so fest, daß er im Verlauf einer Sitzung sein ganzes Gemälde drei bis fünf Mal überpinseln konnte; während Andere, die sich der gewöhnlichen Mittel bedienten, auf das erste Kolorit nicht eher wieder Farben auftragen konnten, als bis das Oel, welches sie als Bindemittel gebrauchten, ganz trocken war; und da dies 24 Stunden dauerte, so war Reynolds im Stande, sein Gemälde in einem Tage so weit zu fördern, wie Jene im Lauf einer Woche; daher übertrafen seine Werke vermöge des natürlichen Mittels, dessen er sich bediente, an Schmelz und Glanz der Farben alle Arbeiten anderer Maler, die ihre Farben in Oel auflösten.

Aber auch jenes Bindemittel wußte Reynolds noch auf tausenderlei Weise zu modifiziren, je nachdem sich ihm diese und jene Substanz darbot, die er für noch geeigneter zu seinem Zwecke hielt, wie unter Anderem verschiedene Arten von Gummi, Wasserfarben, Eiweiß und dergleichen.

Diese Materialien trockneten jedoch meistens sehr ein, wurden hart und spröde, und da der Grund, auf dem er malte, von seinem Farbreiber gewöhnlich mit Oel präparirt wurde, wodurch er eine glatte und ebene Oberfläche erhielt, so konnten seine Farben unmöglich lange auf der Leinwand bleiben, sondern fielen nach und nach stückweise herunter, sobald irgend eine plötzliche Erschütterung auf das Gemälde einwirkte. Einmal löste sich ein Gemälde von Sir Joshua Reynolds in der Wohnung eines ausgezeichneten Kupferstechers, der damit beschäftigt war, eine Kupferplatte danach zu graben, in Folge des heftigen Zuschlagens einer Thür ganz von der Leinwand ab und zerbröckelte auf den Boden.

Ein andermal hatte Reynolds ein Portrait, an dem er den ganzen Tag gemalt, ans Feuer gestellt, damit es schneller trocknen sollte; da ließ er es stehen und ging zum Mittagessen. Nach beendigter Mahlzeit bat er einen Freund, der mit ihm gespeist hatte, in sein Atelier hinaufzugehen und nach seinem Gemälde zu sehen, weil er fürchtete, es möchte von der Hitze Blasen bekommen, wenn er es zu lange in derselben Stellung ließe. Sein Freund begab sich hinauf, und als er an das Gemälde kam, sah er, daß es ganz von der Leinwand heruntergeschmolzen und daß der Fußteppich mit der Farbe bedeckt war. Er rannte schnell hinab und berichtete das Unglück mit großer Bestürzung, aber Sir Joshua blieb sehr kaltblütig dabei und antwortete bloß: „Wir wollen morgen ein anderes malen."

Gewöhnlich malte Sir Joshua nicht nur seine Lichter, sondern leider auch seine Schatten und dunklen Stellen mit sehr vollem Pinsel und pflegte seine Gemälde mit Mastix und anderen Firnissen zu überstreichen, die sehr schnell trockneten und hart wurden; die Folge davon war natürlich, daß die dunklen Partieen, welche längere Zeit zum Trocknen brauchen und sich dabei immer mit einer Haut überziehen, niemals schon hart genug waren, um die durch den darüber gestrichenen Firniß verursachte plötzliche Zusammenziehung ihrer Oberfläche zu ertragen; sie bekamen daher große und tiefe Sprünge, die Oberfläche des Gemäldes wurde dadurch ganz zerstört, und es kam sehr leicht, daß dasselbe in Stücken zerfiel. Derselbe Uebelstand wurde durch eine andere Gewohnheit dieses Malers veranlaßt, indem er nämlich ein und dasselbe Gemälde zu häufig wieder überpinselte und sich dabei jedesmal einer großen Masse von Farbe bediente, die bald mit sehr schnell und bald mit sehr langsam trocknenden Substanzen willkürlich vermischt war. Oft mußte man neue Leinwand unter seine Gemälde bringen, die zerbröckelten Stücke darauf sammeln und mit Teig, dünnem Kleister oder Fischleim wieder zu befestigen suchen. Genug, die hohe Vortrefflichkeit, nach der er überall strebte, nahm seine Aufmerksamkeit so ganz in Anspruch, daß er jede andere Rücksicht darüber vergaß und das Gefährliche seiner Art, zu arbeiten, erst an den traurigen Folgen merkte. Seine Gewohnheit, die Gemälde mit Venetianischem Terpentin und Wachs zu überfirnissen, war denselben auch sehr nachtheilig, wenn sie ja die Feuerprobe überlebten, welcher er sie aussetzte, denn gemeiniglich wurde aller Glanz derselben hinweggewischt, sobald man sie das erstemal reinigte.

Frankreich.

Wie ich nach Paris kam und ein dramatischer Dichter wurde.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Abend reiste ich ab, zur großen Verzweiflung meiner Mutter, die mich nie aus dem Gesichte gelassen hatte, die sich aber mit dem Gedanken tröstete, daß meine 53 Franken mich nicht weit führen würden, und daß sie mich folglich bald wiedersehen werde. Ich ging in die Welt mit ganz falschen Ansichten über Moral und Religion; ich war Moralist und Anhänger von Voltaire; ich zählte den „Gevatter Mathieu" und „Faublas" unter die Elementarbücher; ich zog Pigault-Lebrun Walter Scott vor; endlich machte ich kleine Verse im Stil derjenigen des Kardinal Bernis und des Evariste von Parny. Meine politischen Meinungen allein waren festgestellt seit dieser Zeit; sie waren in einer Hinsicht instinktmäßig vorhanden; mein Vater hatte sie mir sterbend hinterlassen; seit damals sind sie rationnalisirt worden, aber ohne irgend eine Veränderung. Was meinen Geschmack für die fließende Poesie anbelangt, so kam er vielleicht daher, daß ich in demselben Zimmer geboren wurde, in dem Demoustier gestorben war.

Mit diesem Schatze physischer Eigenschaften und moralischer Kenntnisse versehen, kehrte ich in einem anständigen Gasthof in der Straße Saint-Germain-l'Auxerrois ein, in der Ueberzeugung, daß man die menschliche Gesellschaft verleumdete; daß die Welt ein Garten mit goldenen Blumen sey, dessen Pforten alle sich mir öffnen würden, und daß ich, wie Ali-Baba, nur das Wort Sesame auszusprechen dürfte, um die Felsen zu spalten. Noch an demselben Abend schrieb ich an den Kriegs-Minister und bat ihn um eine Audienz; ich setzte ihm meine Rechte auf diese Begünstigung aus einander; ich stützte mich auf den Namen meines Vaters, den er nicht vergessen haben konnte, ich berief mich auf die alte Freundschaft, die zwischen ihnen stattgefunden, indem ich aus Höflichkeit die ihm von meinem Vater geleisteten Dienste mit Stillschweigen überging, von denen aber der Brief des Marschalls, den ich ganz zufällig bei mir hatte, lautes Zeugniß ablegte. Ich schlief hierüber ein und träumte aus „Tausend und Eine Nacht."

Den anderen Morgen kaufte ich mir einen Adreß-Kalender und begab mich auf den Weg. Die erste Visite, die ich machte, war beim Marschall Jourdan. Er erinnerte sich auf eine sehr schwankende Weise, daß es einen General Alexander Dumas gegeben habe; aber es fiel ihm nicht ein, je gehört zu haben, daß Jener einen Sohn hatte. Trotz allem dem, was ich hätte sagen können, verließ ich ihn nach zehn Minuten, da er von meinem Vorhandenseyn nicht recht überzeugt zu seyn schien.

Ich begab mich zum General Sebastiani. Dieser befand sich in seiner Arbeitsstube, wo vier oder fünf Secretaire aufschrieben, was er diktirte; ein Jeder von ihnen hatte auf seinem Büreau, außer seiner Feder, seinem Papier und seinen Federmessern, auch eine goldene Dose, die er, so oft der General vor ihm stehen blieb, demselben ganz offen präsentirte.

Jener fuhr mit seinem Zeigefinger und Daumen geschmeidig hinein, nahm mit Wollust eine Prise von dem Spanischen Taback, und wie der Kranke in der Einbildung, fing er wieder an, das Zimmer auszumessen, bald nach der Länge, bald nach der Breite. Mein Besuch war kurz; so viel Achtung ich auch für den General hatte, so fühlte ich doch wenig Beruf in mir, Tabacksdosenträger zu werden.

Ich kehrte ein wenig verstimmt nach meinem Gasthofe zurück: die zwei ersten Männer, auf die ich gestoßen war, hatten meine goldenen Träume angehaucht und getrübt. Ich nahm wieder meinen Adreßkalender vor; aber schon war mein heiteres Vertrauen verschwunden; ich empfand eine Beklemmung des Herzens, die immer mehr wächst, je mehr man sich enttäuscht; ich blätterte in dem Buche nach dem Zufalle, betrachtete es maschinenmäßig, las, ohne zu verstehen, als ich auf einmal einen Namen erblickte, den ich so oft und mit so vielen Lobeserhebungen von meiner Mutter hatte aussprechen hören, daß ich vor Freude zitterte; es war der des General Verdier, der in Aegypten unter dem Befehle meines Vaters gedient hatte. Ich warf mich in ein Kabriolet und ließ mich nach der Straße Faubourg-Montmartre, No. 4, fahren; hier nämlich wohnte er.

— Wo wohnt hier der General Verdier? fragte ich den Hausverwalter. — Im vierten Stocke, die kleine Thür links. — Ich ließ es ihn wiederholen, wiewohl ich es gut gehört hatte. Beim Himmel, sagte ich zu mir, indem ich die Treppe hinaufstieg, das sieht hier weder den Livreebedienten des Marschall Jourdan, noch dem Schweizer des Hotels Sebastiani ähnlich. — Der General Verdier im vierten Stocke, die Thür links. — Dieser Mann muß sich meines Vaters erinnern.

Ich kam am Orte meiner Bestimmung an. Das bescheidene grüne Schnürchen hing nahe an der bezeichneten Thür; ich klingelte mit einem Herzklopfen, dessen ich mich nicht bemeistern konnte. Ich

wollte von diesem dritten Versuch mich bestimmen lassen, was ich von den Menschen halten solle.

Ich hörte Schritte näher kommen; die Thüre öffnete sich. Es erschien ein sechzigjähriger Mann, auf dem Kopfe eine mit Astrachan besetzte Mütze tragend, in ein leichtes Kamisol und in Pantalons gekleidet, in der einen Hand eine mit Farben besetzte Palette haltend, in der anderen einen Pinsel. Ich glaubte, mich getäuscht zu haben, und sah nach den anderen Thüren hin. — Was wünschen Sie, mein Herr? sagte er zu mir. — Meine Ehrfurcht dem General Verdier zu bezeigen. Aber, ich täusche mich wahrscheinlich? — Nein, nein, Sie täuschen sich nicht; er ist hier. — Ich ging hinein in ein Atelier. — Sie erlauben, mein Herr? sagte der Mann zu mir, indem er sich wieder an ein Schlachtgemälde begab, bei dessen Vollendung ich ihn unterbrochen hatte . . — Ohne Zweifel; und wenn Sie mir nur sagen wollen, wo ich den General finde . . . — Der Maler wandte sich um. — Aber beim Henker! ich bin es ja, sagte er zu mir. — Sie? . . . — Ich richtete meine Blicke auf ihn mit einer so erstaunenvollen Miene, daß er zu lachen anfing. — Das setzt Sie in Erstaunen, mich den Pinsel führen zu sehen, nicht wahr? sagte er zu mir, nachdem Sie vielleicht gehört haben, daß ich sehr gut den Säbel führte? Was wollen Sie, meine Hand ist ungeduldig, und ich muß sie mit Etwas beschäftigen. Jetzt wollen wir sehen, was wünschen Sie? — Herr General, sagte ich zu ihm, ich bin der Sohn Ihres alten Waffengefährten in Aegypten, des Alexander Dumas. Er wendete sich lebhaft zu mir, betrachtete mich starren Blickes, dann, nach einem Augenblicke Stillschweigen, sagte er zu mir: — Es ist . . . wahr, Sie sind ganz sein Bildniß. — Zwei Thränen flossen ihm zu gleicher Zeit aus den Augen, und indem er seinen Pinsel wegwarf, reichte er mir eine Hand zum Drucke, die ich gern hätte küssen mögen.

— Nun, was führt Sie nach Paris? Armer Junge, fuhr er fort, täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so wohnten Sie mit Ihrer Mutter in, ich weiß nicht, welchem Dorfe. . . . — Es ist wahr, Herr General, aber meine Mutter wird alt, und wir sind arm. — Zwei Lieder, deren Melodie ich kenne, murmelte er. — Ich bin nun nach Paris gekommen, in der Hoffnung, ein kleines Amt zu erhalten, um sie meinerseits zu ernähren, so wie sie bisher mich ernährt hat. — Das ist sehr brav! Aber ein Amt ist in der gegenwärtigen Zeit nicht leicht zu erhalten; es giebt da einen Schwarm von Adeligen anzustellen, und Alles paßt für sie. — Aber, Herr General, ich habe auf Ihren Schutz gerechnet. — Hm! . . . — Ich wiederholte. — Mein Schutz? — Er lächelte bitter. — Mein armes Kind, wenn Du Unterricht im Malen nehmen willst, so wird Dir mein Schutz solchen ertheilen, dabei wirst Du aber noch kein großer Künstler werden, wenn Du nicht Deinen Lehrer übertriffst. Mein Schutz? Nun, ich bin Dir sehr verbindlich für dieses Wort; denn es giebt vielleicht Keinen außer Dir in der Welt, der heute auf den Gedanken kommen könnte, mich um denselben zu bitten. — Wie so? — Haben mich nicht diese Schurken hier außer Thätigkeit gesetzt, unter dem Vorwande, ich weiß nicht, welcher Verschwörung? . . . so daß, wie Du siehst, ich mich mit Gemälden beschäftige. Willst Du welche machen, hier ist Palette, Pinsel und Leinwand. — Dank, Herr General; aber ich verstehe kaum ein Auge zu zeichnen; außerdem würde die Lehrzeit zu lange dauern, und weder meine Mutter, noch ich können warten. — Was willst Du, lieber Freund, das ist Alles, was ich Dir anbieten kann . . . Ah! und dann noch die Hälfte meiner Börse; ich dachte nicht daran; denn das lohnt die Mühe nicht. — Er öffnete die Schublade eines kleinen Schreibpultes, in welchem . . . wie ich mich erinnere, sich zwei Goldstücke befanden und etwa vierzig Franken in Silber. — Ich danke Ihnen, Herr General, ich bin fast eben so reich wie Sie. — Die Thränen standen mir in den Augen. — Ich danke Ihnen, aber Sie werden mir Rathschläge geben über die Art und Weise, wie ich mich zu benehmen habe? — Oh! das, so viel als Du willst. Wir wollen sehen, wie steht es mit Dir? — Er nahm wieder seinen Pinsel und fing an zu malen. — Ich habe dem Marschall Herzog von Belluna geschrieben. Der General machte hiebei eine Grimasse, die sich in die Worte übersetzen ließ: „Wenn Du nur darauf rechnest, armer Junge . . .“ — Ich habe noch, fügte ich hinzu, indem ich auf seine Gedanken antwortete, eine Empfehlung an den General Foy, den Deputirten meines Departements. — Ah! das ist etwas Anderes. Gut! mein Kind, ich rathe Dir, nicht auf die Antwort des Ministers zu warten: es ist morgen Sonntag, da bringe Deinen Brief dem General, und sey unbekümmert, er wird Dich gut aufnehmen. Willst Du jetzt bei mir zu Mittag essen? wir wollen von Deinem Vater plaudern. — Gern, Herr General. — Gut! laß mich nun arbeiten, und komm um sechs Uhr wieder.

Ich empfahl mich sogleich dem General Verdier und stieg die vier Treppen mit leichterem Herzen hinunter, als ich herauf gestiegen war; die Sachen und die Menschen fingen an, mir unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu erscheinen; und diese Welt, welche mir bisher unbekannt war, zeigte sich meinen Augen, so wie sie Gott und der Teufel gemacht haben, mit Gutem und Schlechtem ausgestattet. Den anderen Morgen begab ich mich zum General Foy. Ich wurde in sein Zimmer geführt, wo er gerade an seiner „Geschichte der Halbinsel“ arbeitete. In dem Augenblicke, in dem ich eintrat, schrieb er stehend an einem der Tische, die man nach Belieben aufstellen und herablassen kann; um ihn herum lagen zerstreut, in anscheinender Konfusion, gelehrte Abhandlungen, geographische Charten und halb offene Bücher. Er wendete sich, als er die Thüre seines Heiligthums öffnen hörte, mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit um und heftete seine durchdringenden Blicke auf mich. Ich stand ganz zitternd da.

Herr Alexander Dumas? sagte er zu mir. — Ja, Herr General. — Sind Sie der Sohn desjenigen, der die Alpen-Armee als Oberbefehlshaber kommandirte? — Ja, Herr General. — Er war ein wackerer Mann. Kann ich Ihnen mit Etwas behülflich seyn? Ich würde mich glücklich schätzen. — Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Ich habe Ihnen einen Brief von Herrn Danré abzugeben. — Oh! dieser gute Freund! . . . was macht er? — Er ist glücklich und stolz darauf, Etwas zu Ihrer Wahl beigetragen zu haben. — Etwas! — indem er den Brief entsiegelte, — sagen Sie, Alles. Wissen Sie, fuhr er fort, indem er den Brief offen hielt, ohne ihn zu lesen, wissen Sie, daß er den Wahlherren mit Leib und Ehre für mich gebürgt hat? Ich hoffe, meine Ernennung wird ihm nicht zu viel Vorwürfe zugezogen haben. Wir wollen sehen, was er mir sagt. — Er fing an zu lesen. — Ah! er empfiehlt Sie mir dringend; er liebt Sie wohl? — Wie seinen Sohn. — Gut! wir wollen nun sehen. — Er kam zu mir heran. Was sollen wir mit Ihnen machen? — Alles, was Sie wollen, Herr General. — Zuerst muß ich wissen, zu was Sie tauglich sind. — O! zu nicht Vielem. — Wir wollen sehen: was wissen Sie, vielleicht ein wenig Mathematik? — Nein, Herr General. — Sie haben wenigstens doch einige Begriffe von der Algebra, Geometrie, der Physik? — Er hielt bei jedem Worte inne, und bei jedem Worte fühlte ich, wie eine Röthe mein Gesicht überzog und der Schweiß mir über die Stirn lief; es war zum ersten Mal, daß man mir so meine Unwissenheit vorrückte, von Angesicht zu Angesicht . . . — Nein, Herr General, antwortete ich stotternd. — Er bemerkte meine Verlegenheit. — Haben Sie etwa die Rechte studiert? — Nein, Herr General. — Verstehen Sie Latein und Griechisch? — Ein wenig. — Sprechen Sie einige lebende Sprachen? — Das Italiänische ziemlich gut, das Deutsche ziemlich schlecht. — Ich werde dann sehen, Sie bei Herrn Laffitte unterzubringen. Sie verstehen doch das Rechnungswesen? — Ganz und gar nicht. — Ich war wie auf die Folter gespannt, er selbst litt sichtbar mit mir. — O, Herr General! sagte ich zu ihm in einem Tone, der ihn zu rühren schien, meine Erziehung war grundfalsch geleitet, und zu meiner Schande bemerke ich es erst heute; aber ich werde es gut zu machen suchen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. — Aber unterdessen, mein Freund, haben Sie Etwas zu leben? — Ach, ich habe nichts, antwortete ich, von dem Gefühle der Ohnmacht zu Boden gedrückt. Der General dachte einen Augenblick nach. — Geben Sie mir Ihre Adresse, sagte er zu mir, ich werde darüber nachdenken, was man mit Ihnen machen kann.

Er gab mir Dinte und Papier: ich ergriff die Feder, mit der dieser Mann eben geschrieben hatte. Ich betrachtete sie, so naß, wie sie noch war, und legte sie auf den Schreibtisch nieder. — Wie! . . . — Ich werde nicht mit Ihrer Feder schreiben, Herr General; das wäre eine Entweihung. — Was sind Sie für ein Kind! Hier, da ist eine neue Feder. — Ich schrieb, der General sah mir zu. Kaum hatte ich einige Worte geschrieben, als er in die Hände klatschte. — Wir sind gerettet! rief er aus. — Wie so? — Sie haben eine schöne Handschrift. Ich ließ meinen Kopf auf meine beiden Hände sinken; ich hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu tragen. Eine schöne Handschrift, das war Alles, was ich hatte! Dieses Diplom der Unwissenheit, o! ich besaß es. Eine schöne Handschrift! Ich konnte eines Tages dahin gelangen, Kopist zu werden, das war eine Aussicht für die Zukunft. Ich hatte eine schöne Handschrift . . . ich hätte mir gern den rechten Arm abhauen lassen. Der General Foy fuhr fort, ohne zu bemerken, was mit mir vorging. — Hören Sie, ich speise heute zu Mittag bei dem Herzog von Orleans, ich werde mit ihm Ihretwegen sprechen; setzen Sie sich hier her! entwerfen Sie eine Bittschrift, und schreiben Sie, so gut Sie nur immer können. Ich gehorchte mit einer pünktlichen Ergebenheit, die für mich eine große Empfehlung bei meinem künftigen Bureau-Chef gewesen wäre, wenn er mich hätte sehen können. Als ich fertig war, schrieb der General Foy einige Zeilen an den Rand. Seine Schrift stach zu sehr von der meinigen ab und erniedrigte mich fürchterlich; hierauf faltete er die Bittschrift, steckte sie in die Tasche, und indem er mir die Hand zum Abschied reichte, lud er mich für den nächsten Morgen zum Frühstück ein.

Ich ging nach meinem Gasthofe zurück und fand dort einen Brief mit dem Siegel des Kriegs-Ministers. Bis jetzt war die Summe des Bösen und des Guten auf eine unparteiische Weise für mich gleich groß gewesen, der zu entsiegelnde Brief sollte der einen oder der anderen Seite den Ausschlag geben. Der Minister antwortete mir, er habe nicht Zeit, mich bei sich zu sehen, und forderte mich auf, ihm schriftlich auseinanderzusetzen, was ich ihm zu sagen hätte; die Waagschale des Bösen gewann das Uebergewicht. Ich antwortete ihm, daß ich bei meiner Bitte um eine Audienz nur beabsichtigte, ihm das Original eines Dankbriefes zuzustellen, den er einmal an meinen Vater, seinen Oberbefehlshaber, geschrieben; da ich aber nicht die Ehre haben könnte, ihn zu sehen, so begnügte ich mich, ihm eine Abschrift davon zu schicken.

Den anderen Tag machte ich mich auf den Weg nach dem Hotel des General Foy, welcher wieder meine einzige Hoffnung war. Er redete mich an mit einer lachenden Miene, die mir eine gute Vorbedeutung zu seyn schien. — Vortrefflich! sagte er zu mir, Ihre Sache ist abgemacht. — Wie? — Ja, Sie kommen in die Kanzellei des Herzogs von Orleans als Supernumerarius, mit einem Jahrgehalt von 1200 Franken. Es ist nicht viel; aber arbeiten Sie nur fleißig. — Das ist ja ein großes Glück! Und wann werde ich installirt werden? — Heute noch, wenn Sie wollen. — Und wie heißt mein Chef? — Herr Oudard. Machen Sie ihm eine Empfehlung von mir. — Erlauben Sie, daß ich diese gute Nachricht meiner Mutter mittheile? — Ja, setzen Sie sich hierher, Sie finden hier Alles, was Sie brauchen. — Ich schrieb meiner Mutter, daß sie Alles verkaufen möchte, was wir noch hätten, und zu mir hierher kommen sollte; 1200 Franken jährlich schienen mir eine unerschöpfliche Summe zu

seyn. Als ich fertig war, wendete ich mich zum General; er betrachtete mich mit einem Ausdrucke von unbeschreiblicher Güte. Dies erinnerte mich daran, daß ich ihm noch nicht einmal gedankt hatte. Ich fiel ihm um den Hals und umarmte ihn. Er fing an zu lachen. — Sie haben ein treffliches Naturell, sagte er zu mir; aber erinnern Sie sich an das, was Sie mir versprochen haben; studiren Sie! — Ja, Herr General, ich werde jetzt von meiner Handschrift leben; aber ich verspreche Ihnen, eines Tages soll mich meine Feder ernähren. — Unterdessen wollen wir frühstücken, ich muß nach der Deputirten-Kammer. — Ein Bedienter brachte einen kleinen ganz gedeckten Tisch, und wir frühstückten tête-à-tête. Nach dem Frühstück verließ ich sogleich den General. Ich hatte nur zwei Gänge von der Straße Mont-Blanc nach dem Palais-Royal; die Waagschale des Guten hatte jetzt entschieden das Uebergewicht gewonnen.

Herr Oudard empfing mich mit einer so großen Freundlichkeit, daß ich bald sah, ich hätte es nicht meinem persönlichen Dienste zu verdanken; er führte mich in eine Schreibstube, wo schon zwei andere junge Leute arbeiteten, die damals meine Kameraden wurden und jetzt meine Freunde sind.

Ich beschloß sogleich, mein Versprechen zu halten und mit Eifer zu studiren. Ich wußte Latein genug, um allein das Studium dieser Sprache fortzusetzen. Ich kaufte mir für das Geld, das mir noch von den dreiundfunfzig Franken übrig geblieben war, den Juvenal, den Tacitus und den Sueton. Ich hatte immer viel Lust zur Geographie gehabt, und ich bestimmte mir dieses Studium zur Erholung. Ich kannte einen jungen Mediziner, den ich nach der Charité begleitete, um da ein Kollegium über Physiologie zu hören; Jener war selbst ein guter Physiker und Chemiker; er ließ sich von mir bei seinen Experimenten helfen, und ich lernte bald von diesen beiden Wissenschaften so viel, als ein gebildeter Mann davon wissen muß. Meine eiserne Gesundheit gestattete mir, durch die Zeit, die ich der Nacht abgewann, die mir fehlende Tageszeit zu ersetzen; kurz, eine völlige Veränderung war mit meiner physischen und moralischen Beschaffenheit vorgegangen, und als nach zwei Monaten meine Mutter angekommen war, erkannte sie mich kaum wieder; so sehr war ich ernst geworden.

Damals begann jener hartnäckige Kampf meiner Willenskraft; ein Kampf, der um so seltsamer war, als er auf kein bestimmtes Ziel ausging, und um so anhaltender, als ich Alles zu lernen hatte. Täglich acht Stunden auf meinem Büreau beschäftigt, genöthigt, jeden Abend von sieben bis zehn Uhr daselbst zuzubringen, hatte ich bloß die Nächte für mich. Während dieser anstrengenden Nachtwachen gewöhnte ich mich an das nächtliche Arbeiten, das die Vollendung meiner Werke selbst meinen Freunden unbegreiflich macht, weil sie nicht errathen können, weder zu welcher Stunde, noch zu welcher Zeit ich sie vollendete. Dieses innere Leben, welches allen Blicken entging, hielt drei Jahre an, ohne irgend ein merkbares Resultat herbeizuführen, ohne daß ich Etwas hervorbrachte, ohne daß ich selbst das Bedürfniß empfand, Etwas hervorzubringen. Ich studirte wohl mit einer gewissen Neugier die dramatischen Werke der Zeit in ihrem Verfall und in ihrer Blüthe; da mich aber weder die Anlage, noch die dialogisirte Darstellung in diesen Werken ansprach, so fühlte ich mich nur unfähig, etwas Aehnliches hervorzubringen, ohne zu ahnen, daß es noch etwas Anderes als dieses gäbe, wobei ich über die Bewunderung staunte, die man zwischen dem Autor und Talma theilte, da doch Talma allein, wie mir schien, dieselbe für sich zu vindiziren berechtigt war.

Um diese Zeit kamen die Englischen Schauspieler nach Paris. Ich hatte noch nicht ein einziges Theater-Stück in einer fremden Sprache gelesen. Die Aufführung „Hamlets" wurde angekündigt; ich kannte nur den von Ducis und sah nun den von Shakespeare. Man denke sich einen Blindgeborenen, der auf einmal das Augenlicht erhält; er entdeckt eine neue Welt, von der er keine Ahnung gehabt hat; man denke sich Adam, wie er erwacht nach seiner Erschaffung; er findet zu seinen Füßen die reich geschmückte Erde, über seinem Haupte das lichtvolle Firmament, um sich Bäume mit goldenen Früchten, in der Nähe einen Fluß, einen schönen breiten silbernen Fluß, und an seiner Seite das schöne, keusche, nackte Weib: so wird man einen Begriff haben von dem bezauberten Eden, dessen Pforte mir jene Vorstellung eröffnete. O! das war's also, was ich suchte, was mir fehlte, was zu mir kommen sollte, es waren diese Leute im Theater, welche vergessen, daß sie auf einem Theater sind; es war dieses erdichtete Leben, das in das wirkliche Leben trat vermittelst der Kunst; es war diese Einheit des Wortes und der Handlung, welche aus den Schauspielern Geschöpfe Gottes machte mit ihren Lastern, Tugenden, Leidenschaften und Schwächen, und nicht überspannte, unempfindliche, schreiende und lärmende Heroen. — O Shakespeare! ich danke Dir. — O Kemble und Smithson! Dank, Dank Euch, meinen Göttern, meinen Engeln der Poesie!

Ich sah auch Othello, Romeo, Shylock, Virginius, Wilhelm Tell; ich sah Macready, Kean, Young; ich las, ich verschlang das fremde Theater, und ich erkannte, daß in der theatralischen Welt Alles von Shakespeare ausfloß, wie in der physischen Welt Alles von der Sonne ausfließt; daß Niemand mit ihm verglichen werden konnte; denn er war Dramatiker wie Corneille, Komiker wie Molière, originell wie Calderon, Denker wie Göthe, leidenschaftlich wie Schiller. Ich erkannte, daß seine Werke allein so viel Muster in sich enthalten, als alle andere zusammengenommen. Ich erkannte endlich, daß er derjenige war, der am meisten geschaffen nach Gott.

Seit dieser Zeit war mein Beruf entschieden; ich fühlte, daß die Besonderheit des Lebens, zu der ich bestimmt war, vor mir da lag; ich hatte zu mir ein Vertrauen, das mir bisher gefehlt, und ich schwang mich kühn auf die Fittige der Zukunft, an welcher ich zu scheitern mich stets gefürchtet hatte. Dabei aber täuschte ich mich nicht in Ansehung der Schwierigkeiten der Laufbahn, die ich betrat; ich wußte, daß sie mehr als irgend etwas Anderes tiefe und schnelle Studien erfordere, und daß, um mit Erfolg in der lebendigen Natur zu experimentiren, man lange die todte Natur studiren müsse. Ich ergriff also die Einen nach der Anderen, diese Männer von Geist, Shakespeare, Corneille, Molière, Calderon, Göthe und Schiller; ich breitete ihre Werke wie Kadaver auf der Tafel eines Amphitheaters aus, und mit dem Zergliederungsmesser in der Hand ging ich ganze Nächte hindurch bis ans Herz, aufzusuchen die Quellen des Lebens und das Geheimniß des Blutumlaufs. Ich errieth, durch welchen wunderbaren Mechanismus sie die Nerven und Muskeln in Thätigkeit setzten, und ich erkannte, mit welcher Kunst sie das verschiedenartige Fleisch bilden, das dazu bestimmt ist, Knochen zu bedecken, die stets dieselben sind.

Ja, es sind die Menschen, und nicht der Mensch, welche erfinden; Jeder kommt seinerseits zu seiner Stunde an, bemächtigt sich der von seinen Vätern erkannten Dinge, setzt sie durch neue Combinationen in Bewegung und stirbt dann, nachdem er irgend ein Stückchen der Summe der menschlichen Kenntnisse hinzugefügt hat, die er seinem Sohne hinterläßt. — Ein Sternchen zur Milchstraße. Was das völlige Erschaffen einer Sache betrifft, so halte ich es für unmöglich. Gott selbst, als er den Menschen erschuf, konnte oder wagte nicht, ihn zu erfinden, er machte ihn nach seinem Ebenbilde.

Darum sagte Shakespeare, als ein dummer Kritiker ihn beschuldigte, zuweilen eine ganze Scene einem Autor seiner Zeit entlehnt zu haben: „Es ist ein Mädchen, das ich der schlechten Gesellschaft entzogen, um es in eine gute zu bringen."

Darum antwortete auf eine noch naivere Weise Molière, als man ihm denselben Vorwurf machte: „Ich nehme das Gute, wo ich es finde." *)

Und Shakespeare und Molière hatten Recht, denn der Mann von Geist stiehlt nicht, er erwirbt; er macht aus der Provinz, die er erobert, einen Theil seines Reiches; er legt ihr Gesetze auf, bevölkert sie mit seinen Unterthanen, breitet sein goldenes Scepter über sie, und Niemand, der sein schönes Reich sieht, wagt, ihm zu sagen: — Dieses Erdtheilchen gehört nicht zu Deinem Erbgute. — Unter Napoleon war Belgien Französisch. — Belgien ist heute ein besonderes Reich. — Ist Leopold darum größer oder Napoleon kleiner? **)

Ich befinde mich in der Nothwendigkeit, über diese Dinge zu sprechen, denn, Scherz bei Seite, man führt gegen mich denselben Krieg, den man gegen Shakespeare und Molière führte; man wirft mir meine langen und anhaltenden Studien vor, und, weit entfernt, mir dafür zu danken, daß ich unserem Publikum unbekannte dramatische Schönheiten an das Tageslicht gebracht, weist man mit Fingern auf sie wie auf Diebstähle und bezeichnet sie als Plagiate.

Mannigfaltiges.

— Portugiesische Faulheit. Man erzählt viele Anekdoten von der Portugiesischen Faulheit, die auffallend genug sind; folgende zwei aber, dem Werke der Miß Pardoe entlehnt, übertreffen fast alle bisherige Geschichtchen dieser Art: „Als ich in Belem war (erzählt die Verfasserin der Traits and traditions of Portugal), wurde ein großer Hund in einer der Hauptstraßen, die zum Ajuda-Palast führen, getödtet; die Prinzessin mußte wenigstens drei Mal die Woche diese Straße fahren; auch war sie die große Passage aller Hofleute: trotz allem diesen habe ich, als ich vierzehn Tage darauf wieder nach der Stadt kam, den Hund noch auf derselben Stelle liegen sehen." — „Das berühmte Kloster von Batalha besitzt mehrere werthvolle Manuskripte und alte Werke, die vor der zerstörenden Gewalt der Franzosen, während des Krieges auf der Halbinsel, auf eine besondere Weise gerettet wurden. Ueber dem Hochaltar befindet sich nämlich ein Baldachin von Weiß und Gelb, der weder von so großem Werthe ist, um die Habsucht zu reizen, noch von hinreichender Schönheit, um die Gewalt der Räuber herbeizulocken, und der deshalb der Plünderung entging. Verborgen in diesem hohlen Baldachin, in den sie als eine aufgegebene Hoffnung von dem in Schrecken gesetzten und verzweifelten Bibliothekar geworfen wurden, entgingen die kostbarsten Werke der einst so großen Bibliothek der Vernichtung, die ihrer drohte. Ich bat mir die Erlaubniß aus, diese Werke anzusehen; und, wer möchte es glauben? — sie waren noch jetzt in diesem Baldachin. Nach Verlauf von siebzehn Jahren lagen sie noch immer in ihrem alten Sicherheits-Winkel!"

---

*) Es ist derselbe Vorwurf auch Herrn Alexander Dumas gemacht worden, der aber schwerlich so stolz wie Shakespeare, wenn auch allenfalls so naiv wie Molière, zu antworten berechtigt ist. Herr Alexander Dumas hat in seinen Dramen ganze Scenen aus Fiesko, Wallenstein, Don Carlos und anderen Meisterwerken unseres Schiller Wort für Wort benutzt, ohne auch nur eine Andeutung davon zu geben, aus welcher Quelle er seinen Geist geschöpft hat. Kühn mag dies immerhin genannt werden, aber ehrlich ist es nicht!

**) Welche Logik! Welche schlechte Vertheidigung einer Sache, die sich freilich nicht gut vertheidigen läßt! Allerdings haben gerade Napoleons Eroberungen dargethan, wie gefährlich und unhaltbar der Versuch sey, Fremdes zu Eigenem machen zu wollen, und — wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen — wie einst Napoleon, so muß jetzt auch Herr Dumas wieder herausgeben, was er auf Deutschem Gebiete sich angeeignet hat. J. L.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Montag den 23. Dezember 1833.

Nord-Amerika.

William Penn und seine Kolonie.

Jedermann kennt die Umstände, welche die Gründung Philadelphia's herbeiführten. William Penn, zu der Sekte der Quäker übergegangen, kaufte von einem seiner Glaubensgenossen einen bedeutenden Strich Landes in New-Jersey. Er bestimmte denselben zu einem Zufluchtsort für die Bekenner aller Glaubenslehren, und um seinem Plan eine größere Ausdehnung zu geben, ließ er sich im Jahre 1684 von der Englischen Regierung, als Entschädigung für die von seinem Vater, dem Admiral, dem Staate geleisteten Vorschüsse, das an New-Jersey anstoßende Gebiet als souveraines Eigenthum abtreten. Dieses westlich vom Delaware gelegene Gebiet erhielt den Namen Pennsylvanien.

Niemals wurde ein Unternehmen weiser geleitet, und der Erfolg desselben kann nur der Uneigennützigkeit und der hohen Einsicht Penn's zugeschrieben werden; denn die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, waren zahllos. Die Welt bewunderte in ihm einen Mann, der den Glanz der Höfe verließ, um sich ganz dem Wohle der Menschheit zu widmen.

Einer der schönsten Triumphe William Penn's war der Einfluß, den er sich auf die Indianischen Stämme zu verschaffen wußte. Das einzige Mittel, dessen er sich dazu bediente, war eine Gerechtigkeit, die sich niemals verleugnete. „Täuscht sie nicht", sagte er in einem seiner Briefe, „laßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und Ihr werdet sie an Euch fesseln." Er hatte dieses redliche Benehmen niemals zu bereuen. Die Indianer hegten Achtung und Liebe für ihn, und er kam häufig mit ihnen zusammen, um sie in dieser günstigen Stimmung zu erhalten. Auch waren Festungen und Pallisaden, die gewöhnliche Vertheidigung der entstehenden Kolonieen, bei den Pennsylvaniern nie nöthig.

Die edelmüthigen und uneigennützigen Absichten Penn's hatten indeß oft mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; statt aus den Hindernissen neue Kraft zu schöpfen, hatte er damals die Schwachheit, sich oft vom Zorn hinreißen zu lassen. Besonders ereiferte er sich, wenn man den Erfolg seines Unternehmens in Zweifel zog. Man erzählt, daß Antony Duché auf einer Reise, die er mit Penn machte, diesem 20 Pfund Sterling lieh. Bei ihrer Rückkunft wollte ihm Penn seine Schuld durch einen Bauplatz in der Stadt abtragen, und bemerkte, daß er ihm denselben zum Zeichen seiner Freundschaft so billig überlasse. Duché dankte sehr höflich und fügte hinzu, daß er doch lieber baares Geld haben wollte. „Dummkopf", sagte Penn in großem Zorn, „Du sollst Dein Geld haben; aber siehst Du denn nicht ein, daß dieser Ort in sehr kurzer Zeit eine große Stadt werden wird?" Duché bereute später seine Weigerung und bekannte lächelnd, daß die Benennung Penn's richtig gewesen sey.

Penn verband mit der äußersten Hingebung für die Menschheit einen gewissen Grad von Ehrgeiz, der ihn veranlaßte, nach Ruhm und Vermögen zu streben. Seine Freigebigkeit gegen die Kolonisten und die unumgänglich nöthigen Ausgaben, welche er machen mußte, um die Gunst des damaligen Englischen Hofes zu erhalten, wo man nichts ohne Geld erlangte, verwickelten ihn in beständige Verlegenheiten und kosteten ihm große Opfer. So viele Widerwärtigkeiten erfüllten seine Seele zuweilen mit Bitterkeit, und er überließ sich dann seinem Kummer. „Ich bin seit 13 Jahren", sagt er in einem seiner Briefe an Herrn Turner, „der Sklave der Wahrheit und meiner Freunde gewesen. Ich habe viel verloren, nicht allein die Vortheile meiner Stellung in der Welt, sondern auch 60,000 Pfund Sterling von meinem Vermögen, das ich verdoppelt haben würde, wenn ich geblieben wäre, was ich war. Und dennoch beklage ich mich nicht."

Im Jahre 1689 schiffte er sich nach England ein. Gleich nach seiner Ankunft verwickelte er sich in endlose Unterhandlungen, um die Interessen seiner Kolonie zu vertheidigen, und leistete besonders denen einen energischen Widerstand, welche sie wieder unter die unmittelbare Herrschaft der Krone stellen wollten. Nachdem er seinen Zweck erreicht zu haben glaubte, schickte er sich eben zur Rückkehr nach Pennsylvanien an, als er durch einen Verdacht der Regierung aufgehalten und gezwungen wurde, zwei Jahre in der Zurückgezogenheit zu leben. Diese Ungnade zog ihm noch einen Verlust von 30,000 Pfund Sterling zu.

Im Jahre 1699 ließ man ihm endlich Gerechtigkeit widerfahren, und er kehrte nach der Kolonie zurück, um seine administrativen Functionen wieder anzutreten. Dort beschäftigte er sich von Neuem mit einer unerhörten Thätigkeit mit Allem, was seinen Untergebenen von Nutzen seyn konnte, und erneute seine freundschaftlichen Verhältnisse mit den Indianischen Stämmen. Seine Gegenwart schien die Thätigkeit und den Reichthum des neuen Staates zu entwickeln, als unglücklicherweise die Kron-Beamten im Jahre 1701 dem Parlamente eine Bill vorlegten, wodurch die Kolonie wieder unter die unmittelbare Kontrolle des Mutterlandes gestellt werden sollte. Die Freunde Penn's erlangten die Aufschiebung der Debatten bis zu seiner Rückkehr nach England, wozu er sogleich Anstalten traf.

Noch in demselben Jahre erschien Penn wieder in England. Während seiner Abwesenheit scheinen seine Interessen, von denen, die an seiner Stelle regierten, nicht gewissenhaft wahrgenommen worden zu seyn. Es bildete sich eine systematische Opposition gegen seine Rechte und Ansprüche. Die Freunde, welche er in der Kolonie behalten hatte, riethen ihm im Vertrauen, seine Ansprüche zu den bestmöglichsten Bedingungen an die Krone zu verkaufen, da es ihm fortan unmöglich seyn würde, sein Ansehen zu behaupten. Er benutzte ihren Rath, und machte Vorschläge, die gewiß sogleich angenommen seyn würden, wenn er nicht mit zu viel Hartnäckigkeit politische Bürgschaften für den neuen Staat verlangt hätte.

Im Jahre 1710 schrieb er an seine Freunde: „Wenn ich an alle die Ursachen zur Klage denke, die ich gegen diejenigen habe, welche mir am meisten verdanken, so beklage ich bitterlich, nicht das Unglück, welches für mich daraus entstanden ist, sondern die Leiden, die sie sich selbst zuziehen, indem sie ein Leben voller Aufregung dem Leben des Friedens und der Liebe vorziehen, das ich in meiner Zurückgezogenheit geführt hatte, und das Euch allein zum Glück leiten kann." — Dieses Schreiben war ein Lebewohl. Im Jahre 1712, als er seine Kräfte schwinden fühlte, wollte er seine Ansprüche für 12,000 Pfund Sterling verkaufen und behielt sich nur einige Renten und einiges Eigenthum vor; aber ein Schlagfluß zerstörte seine Geisteskraft dermaßen, daß das Geschäft nicht zum Abschluß kam. Wiewohl indessen seine Geisteskräfte außerordentlich geschwächt blieben, so gelang es doch der Sorgfalt seiner Frau, sein Leben bis zum Jahre 1718 zu fristen. Man sieht, daß wenige Leben so gut angewendet waren, als das von William Penn; er mußte bei seinem Tode einen großen Trost in der Erinnerung an alles das finden, was er für das Wohl der Menschen und für das Gedeihen der von ihm gegründeten Kolonie gelitten hatte.

Zu jener Zeit war indeß die Stadt Philadelphia noch wenig bevölkert, und glich den Städten, welche uns das alte Testament beschreibt. Die Straßen wurden nach den Bäumen benannt, die reichlich darin wuchsen. Es wurden zwei Wochen- und drei Jahr-Märkte daselbst gehalten. Man hatte schon Mühlen, Schlosser-Werkstätten und die nöthigsten Fabriken errichtet. Aber mit der Rechtspflege war man noch sehr im Rückstande, und die grausame Strenge, mit der man sie zuweilen handhabte, bildete einen grellen Kontrast mit der Sanftmuth und dem Geist der Duldsamkeit, den die öffentliche Meinung dem Gründer beilegte. So wurde im Jahre 1731 Catharine Bevan verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, weil sie ihren Mann ermordet hatte.

Wir finden indeß auch in den Gerichts-Annalen der Stadt Philadelphia Handlungen verzeichnet, in denen sich ganz der Charakter des Gründers der Kolonie abspiegelt. Während der Verwaltung Penn's hatte sich ein Streit zwischen Andreas John und Hans Petersen erhoben. Das Tribunal rieth ihnen, sich die Hand zu geben und sich gegenseitig zu verzeihen, und befahl ihnen, 50 Pfund Sterling für ihre Aussöhnung zu entrichten, eine Bedingung, welche von beiden Theilen angenommen wurde.

Die Peitsche war das gewöhnliche Züchtigungs-Instrument; es scheint sogar, daß dieselbe sehr häufig gebraucht worden ist, wenn man nach dem Gehalte schließen darf, welches dem Auspeitscher Daniel Pettiton jährlich bewilligt wurde.

In der ersten Zeit des Bestehens der Kolonie bildete die Kaufmanns-Gilde eine Corporation, die sehr verschieden von der jetzigen war. Es bestand ein sehr genauer Unterschied zwischen ihnen und den sogenannten anständigen Leuten. Die Kaufleute und ihre Familien waren weit davon entfernt, den Stolz zu besitzen, den sie jetzt zeigen. Während sie bei der Arbeit waren, und selbst wenn sie an Wochentagen ausgingen, trugen alle Handwerker Schürzen von Leder, die den ganzen Körper bedeckten. Alle Land-Bewohner, Männer und Kinder, ließen sich in der Stadt nicht anders als mit ihren Beinkleidern von Fellen und mit ihren ledernen Schürzen sehen,

ohne welche sie ihre Würde zu verlieren geglaubt haben würden. So bereiteten sich durch Arbeit und Einfachheit der Sitten die großen Resultate vor, zu denen wir gelangt sind. Aus jenen kräftigen und arbeitsamen Handwerkern sind die reichen Kaufleute hervorgegangen, welche jetzt mit den entferntesten Nationen Handel treiben; aus der kleinen in New-Jersey gegründeten Quäker-Kolonie ist in kurzer Zeit die große und blühende Stadt Philadelphia entstanden. (N. A. R.)

Bibliographie.

- Buttman's larger greek grammar. (Buttmann's große Griechische Sprachlehre.) Uebersetzt von Edw. Robinson.
- The whigs of Scotland. (Die Schottischen Whigs, oder der letzte Stuart.) Historischer Roman. 2 Bde.
- Reminiscences of Spain. (Erinnerungen aus Spanien.) Von C. Cushing. 2 Bde.
- History of the Florentine republic. (Geschichte der Florentinischen Republik und der Herrschaft der Mediräer.) Von Lorenzo da Ponte.
- German parables. (Krummacher's Parabeln.) Aus dem Deutschen übersetzt.

E n g l a n d.

Zustände der Volkserziehung in England und Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wenn wir bisher von der ungenügenden und hülfsbedürftigen Verbreitung des Elementar-Unterrichts in England gesprochen haben, so wollen wir unseren Blick nun auf die innere Art und Weise desselben, in welcher er bei uns betrieben wird, hinwenden. Und hier nöthigt uns die Wahrheit, zu bekennen, daß keine von jenen beiden so verdienstlichen Gesellschaften (wir sagen dies mit innerem Widerstreben, wenn wir an die großen und verehrungswürdigen Namen denken, welche die Leitung und die Subscriptionslisten beider verherrlichen), bei ihren so langen und eifrigen Bemühungen um die Förderung des Unterrichts der armen Volksklassen, bisher noch einen Weg eingeschlagen haben, welcher mit unseren Begriffen von dem, wie wir uns ein System des National-Unterrichts denken, völlig übereinstimmend wäre. Bekanntlich hat Lord Althorp erklärt, daß es die Absicht der Regierung sey, jene Bewilligung des Parlaments in zwei Theile zu vertheilen, nämlich an die Societät für Britisches und ausländisches Schulwesen einerseits und an die Societät zur Beförderung der Erziehung der Armen in den Grundsätzen der herrschenden Kirche andererseits; was nichts Anderes bedeutet, als eine Theilung zwischen Schulen nach dem Bell- oder Madras-System und solchen, die ursprünglich Lancaster-Schulen genannt werden. In Beziehung hierauf sind wir nun der Meinung und halten es am Orte, dieselbe hier auszuführen, daß nämlich zuvor noch bedeutende Veränderungen in der Verwaltung und den Grundsätzen jener beiden Gesellschaften eintreten müssen, bevor sie als Vertreter oder Musterbilder eines allgemeinen Volks-Unterrichts-Systems angesehen werden können.

Es ist wohl Jedem einmal etwas von der Spaltung zu Ohren gekommen, welche das Publikum zu Anfang dieses Jahrhunderts in zwei Parteien für Bell und Lancaster theilte. Daß Dr. Bell der erste gewesen, welcher das Prinzip des gegenseitigen Unterrichts, so wie er es in den Schulen in Indien ausüben gesehen, in Großbritanien begründete und ausbreitete, ist eben so sehr außer Zweifel, als daß Lancaster das Verdienst hat, dasselbe in einem ausgedehnten Sinne der Praxis gewonnen zu haben. Das System des Letzteren behielt das Uebergewicht und wurde selbst durch Königlichen Schutz begünstigt, bevor man noch Lärm über den Umstand erhoben hatte, daß ein Quäker, der zu einer dem Ritus der Englischen Kirche sehr entgegengesetzten Sekte gehörte, in allen Theilen des Königreichs Schulen anzulegen und sie nach seinem Namen zu nennen begann. Jetzt glaubten eifrige Männer der Kirche, es sey Zeit, sich auch zu zeigen, und ihr Interesse für den Unterricht armer Kinder, das so lange geschlummert hatte, fing nun plötzlich an, in Glut überzugehen; Gesellschaften wurden begründet und National-Schulen unter den Auspizien der bischöflichen Kirche angelegt, und damit der Sache auch nicht der Name fehle, lud man den Dr. Bell ein, aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten und der Held und Apostel der Kirche zu werden.

Bis hierher war auf keiner Seite etwas zu finden, das nicht preiswürdig gewesen wäre. Nur das Publikum konnte sich billig wundern, daß eine Geistlichkeit, bei den in ihrer Macht stehenden bedeutenden Mitteln, nicht früher in diesem Kreuzzug gegen die Unwissenheit des Volkes die Waffen ergriffen hatte, aber es freute sich doch, diese beiden zum Kriege gerüsteten Gewalten zu sehen, die, obwohl sie unter verschiedenen Bannern fochten, doch für dieselbe Sache sich aufgemacht hatten. Aber, wie es meistens zu gehen pflegt, wo die schwache menschliche Natur mit im Spiele ist, so verwandelte sich auch hier bald der Geist eines edlen Wetteifers in kleinliche Eifersüchteleien; es folgten Mißverständnisse und wechselseitige Beschuldigungen, und das Interesse der gemeinsamen Sache wurde bald geopfert oder wenigstens untergeordnet den Sektereien über geringfügigere Fragen der Disziplin. Auf der einen Seite schrie man, daß die Kirche und das Christenthum selbst vor den Unternehmungen eines sektenhaften und ungläubigen Eifers in Gefahr sey. Von der anderen Seite wurde mit nicht geringerer Heftigkeit erwiedert, daß das Christenthum nicht synonym mit der Englischen Kirche sey, und daß ein Mitglied der Gesellschaft der Freunde ein eben so lauterer Gläubiger und, für Kinder wenigstens, ein eben so guter Erklärer des Wortes Gottes seyn könne, als ihn Priesterbinde oder Chorhemd nur immer zu machen im Stande wären. In diesem Widerstreit suchte jede Partei, da sie es vornehmlich mit einer dem Glauben der Väter streng anhangenden Bevölkerung zu thun hatte, ihre Nebenbuhler im Eifer für den religiösen Unterricht auszustechen und aus dem Besitz der öffentlichen Gunst zu verdrängen, indem jede eine größere Liebe und Kenntniß der reinen Lehre des Christenthums für sich in Anspruch nahm, und es kam wohl vor, daß eine, wenn nicht beide, Parteien, in ihrem Eifer für diese Lehren zuweilen die Vorschriften des Evangeliums selbst vergaßen.

Eine natürliche Folge dieser Rivalität war, daß beide in ihrem praktischen Unterricht immer mehr und mehr theologisch wurden, und Jeder am meisten auf den Punkt hinarbeitete, wo er sich am unangreifbarsten durch den Gegner glaubte. Die Societät des Britischen und ausländischen Schulwesens heiligte daher „den ausschließlichen Gebrauch solcher Bücher (für die Schul-Lektüre), die das allgemeine Anerkenntniß besitzen, göttlichen Ursprungs zu seyn", während dagegen die National-Schul-Gesellschaft, die es für ihre Aufgabe hielt, die Stütze der bestehenden Kirche zu seyn, zu den heiligen Schriften selbst noch verschiedene biblische Historien und Abrisse, das Gebetbuch, den Psalter und den Katechismus der Kirche Englands hinzufügte; bald jedoch, immer skrupulöser, wenigstens in der Praxis, werdend, allen weltlichen Unterricht ausschloß, mit Ausnahme des Schreibens und Rechnens, welches in beiden Systemen einen Theil des täglichen Unterrichts ausmachte.

Wenn wir sagen „skrupulöser", so bedienen wir uns dieses Ausdruckes mit allem Bedacht und nach manchen Beobachtungen, die wir über wirkliche Details des Unterrichts in den besten Schulen beider Gesellschaften angestellt haben. Obwohl in denen der Britischen und ausländischen Schul-Societät der Katalog der zum Lese-Unterricht dienenden Schulbücher bei weitem weniger zahlreich ist, indem er sich in der That auf den einen Band der heiligen Schriften beschränkt, so geschieht doch die tägliche Prüfung in den Lesestunden, sowohl über den Sinn der besonderen Worte, als über Absicht und Zweck des Gelesenen auf eine sehr genaue und herausgesuchte Weise, und es wird keine Gelegenheit vorübergelassen, die irgend ein Wort darbieten könnte, um in Untersuchungen über Merkwürdiges und Nützliches in den Werken und Prozessen der Natur und Kunst einzugehen und Belehrungen über weltliche und interessante Gegenstände aller Art damit zu verbinden, was denn die Unterrichtenden (monitors) entweder von ihren Lehrern selbst erhalten oder durch Privat-Lektüre sich erworben haben. Der Borough-Road-Schule und anderen nach demselben Plan angelegten ist in den letzten Jahren eine Bibliothek beigegeben worden, die bewundernswürdig wenig Bände enthält, nämlich nur 68 an der Zahl und 26 kolorirte Mappen, welche die Kildare-Place-Gesellschaft herausgegeben hat. Die Unterrichtenden sind nun darauf angewiesen, diese Fundgrube auszubeuten und die gefundenen Schätze den ihnen übergebenen Abtheilungen mitzutheilen, und man muß sich in der That verwundern, wenn man sieht, wie viel mit so beschränkten Mitteln gethan wird, um die Aufmerksamkeit immer lebendig zu erhalten und die Liebe zur Wissenschaft in den jungen Gemüthern anzufachen.

In den Nationalschulen dagegen kann bei einer größeren Anzahl von Büchern, die zu ihrem Gebot stehen, doch nichts trockener und karger seyn, als die Art und Weise des hier ertheilten Unterrichtes. Er beschränkt sich auf die Hauptgegenstände des Lesens, Schreibens und Rechnens. Unter dem ersteren wird nur die Fähigkeit des Buchstabierens und Aussprechens Englischer Wörter verstanden, ohne auf ihren Sinn, und vielweniger auf die grammatische Struktur der Sprache Rücksicht zu nehmen. Das Rechnen erstreckt sich nicht weiter, als auf die vier ersten Species der Arithmetik, und nur das Schreiben wird bis zu einer gewissen Ausdehnung mechanischer Geschicklichkeit betrieben, denn da giebt es keine Gränze, wo nur die Hand, ohne Mitthätigkeit des Kopfes, geübt wird. Dies ist der vollständige Umfang und Inhalt des Unterrichts, den man dort ertheilt, und die darüber gesetzten geistlichen Vorsteher sind viel zu ängstlich, streng und genau die Regel des Begründers, wie sie in Dr. Bell's Manual enthalten ist, durchzuführen, als daß sie irgend eine Abirrung in einladendere Gegenden des Wissens unterstützen sollten. Es wird wohl, glauben wir, von den Freunden dieses Systems, die es am besten kennen, und besonders von den einsichtsvollen Lehrern, nicht geläugnet werden, daß seine Tendenz wenigstens dahin gehe, alle Wissenschaft als schlecht und nutzlos zu verdammen, welche nicht in einer unmittelbaren Beziehung zur Religion steht, und näher zu der Form derselben, wie sie in der Englischen Kirche angenommen; und dann nach drei Jahren Unterricht den Zögling mit einem möglichst geringen Umfang von Kenntnissen und einem noch geringeren Geschmack für alle Lektüre zu entlassen. In dem Verzeichniß des Schul-Apparates und der den Kindern zugänglich gemachten Bücher, sehen wir uns vergeblich nach irgend einem Mittel um, das zur Förderung einer allgemeinen Bildung dienen könnte, nach einem Reisewerk z. B., nach einer Natur- und Weltgeschichte, oder einem Buche, das die Elemente der Grammatik oder Geographie enthielte, kurz nach Mitteln, um der Wißbegierde eines Kindes zu schmeicheln, um seinen Sinn für mathematische Wahrheiten zu öffnen, es mit dem Lande bekannt zu machen, in dem es lebt, mit seinem Boden, seinen Erzeugnissen, seiner Geschichte, oder es noch mit anderen seiner Einrichtungen zu befreunden, als bloß mit der Form der Englischen Kirche. Wir halten es nicht für unwahrscheinlich, daß mancher Englische Bauer gefunden würde, welcher in seiner Kindheit allen den Unterricht empfing, den ihm diese Schulen nur geben konnten, und der doch jetzt nicht mehr zu lesen vermögend ist; und wir halten es für eine sehr interessante Aufgabe der Untersuchung, das Verhältniß derer unter der ländlichen Bevölkerung zu erforschen, welche einmal lesen gekonnt und die Fähigkeit dazu wieder verloren haben. In

einem Lande, wo das System einer frühzeitigen Erweckung der Anschauung so ausgebildet ist, wie es seyn sollte, möchte ein solcher Rückfall bei einer Bevölkerung, die nicht etwa sinnlos oder wahnwitzig geworden, wohl unmöglich seyn; und wenn eine genaue Ermittelung der bezeichneten Art angestellt werden könnte, so würde diese kein schlechtes Kriterium seyn, um die Verdienste der beiden verschiedenen Methoden des Elementar-Unterrichts mit einander vergleichen zu können.

Daß ein so beschränktes und ausschließendes System des öffentlichen Unterrichts, wie jedes der beiden von uns eben betrachteten ist, je anders in England Eingang finden konnte, als durch den Geist eifersüchtiger Rivalität und Proselytenmacherei, können wir auch keinen Augenblick lang bezweifeln. Nach den Details aber, die wir hier mitgetheilt haben, kann man wohl kaum sagen, daß die Behörden zu viel begehren würden, wenn sie forderten, daß diese beiden mehrfach erwähnten Gesellschaften eine Revision ihres Elementar-Kursus veranstalteten und dies sogar zu einer Bedingung bei der Geldverwilligung für Errichtung neuer Schulhäuser machten. Auch, glauben wir, ist eine besonders günstige Zeit zur Vornahme einer solchen Revision gekommen, da die Häupter der beiden mit einander in Wetteifer stehenden Systeme gegenwärtig vom Schauplatz abgetreten, die Hitze des Parteieifers verdampft, das Publikum aufgehört hat, an beiden ein weiteres Interesse zu nehmen, als die Mittel zur Verbreitung des Unterrichts überhaupt angeht, und die Gesellschaften selbst, die jetzt fast aus einer neuen Generation zusammengesetzt sind, das Gefühl einer gegenseitigen Feindseligkeit verloren haben und deshalb mehr als je gestimmt sind, sich einander als Arbeiter in einem und demselben Weinberge anzusehen. Wie sehr in der That die **Gesellschaft für Britisches und ausländisches Schulwesen** bereits von ihrem ausschließend religiösen Geist zurückgekommen, ersieht man aus einer Stelle in ihrem letzten Jahresbericht, worin sie ausspricht, wie sie es für ihre Aufgabe halte, den Kindern der arbeitenden armen Klassen einen einfachen, nutzenbringenden und auf die heilige Schrift gegründeten Unterricht zu geben, den verderbten Zustand ihrer Begierden zu bessern und durch Mittel der heiligen Schrift zugleich auf ihren Verstand und ihr Herz zu wirken; zu gleicher Zeit erklärt sie, ihre durch die Erfahrung hervorgerufene Meinung nicht zurückhalten zu wollen, daß heutiges Tages der Unterricht, von welcher Art er auch seyn möchte, doch einen bei weitem ausgedehnteren Charakter erhalten müßte, als früher. Ein gleiches Anerkenntniß der Beengtheit und Unangemessenheit in der ursprünglichen Einrichtung und gegenwärtigen Praxis der **National-Schul-Gesellschaft** findet sich an einer Stelle ihres General-Berichtes für das laufende Jahr, und diese Aeußerungen scheinen uns von so günstiger Vorbedeutung, daß wir nicht zu kühn zu seyn glauben, wenn wir wünschen, daß sich ein Comité aus den thätigsten und erleuchtetsten Mitgliedern beider Gesellschaften bilden möchte, um mit einander eine ausgewählte Reihe von Lesestücken ausfindig zu machen, die zu dem weltlichen Theil des Unterrichtes dienen könnten. Diese Lesestücke müßten nicht aus vereinzelten und unzusammenhängenden Stellen und Auszügen bestehen, sondern in einer stufenweisen Skala vom Leichteren zum Schwereren fortgehen, zugleich mit Rücksicht auf die Jahre der Schüler und ihre künftigen Lebens-Aussichten. Wenn ein solcher Plan Eingang gefunden hätte (und ein Theil der Parlaments-Bewilligung könnte wohl nicht besser als zur Förderung desselben verwandt werden), so würden sich beide Parteien gewiß bald überzeugen, daß der Theil des Schul-Unterrichts, den sie so ängstlich einzuschärfen pflegten, nur dann wahrhaft wirksam und eindrucksreich seyn könne, wenn er in gewissen Zwischenräumen, mit Feierlichkeit und Kürze, überliefert und mit Unterricht von mehr gewöhnlichem und dem wirklichen Leben angehörigem Charakter gemischt würde. Denn es ist ein häßlicher Mißverstand, vorauszusetzen, daß Kinder dadurch besser oder religiöser würden, daß man die Reihe ihrer Schulstunden Tag für Tag mit frommen Wiederholungen der Haupt-Wahrheiten, der Katechismus-Auszüge, Gebote, Gebete und Gratias ausfülle. Kein Gemüth, es sey alt oder jung, wird bei diesem unaufhörlichen Wiederholungs-Prozeß der Ermüdung, Erschlaffung, und Verderbniß seines Geschmackes entgehen können. Um wie viel mehr wahre Frömmigkeit sowohl als gesunde Philosophie hat dagegen in Schottland das Comité der General-Versammlung der dortigen Kirche bewiesen! In dem von ihm gegebenen Bericht über das Verhältniß der Kinder, welche ihre Hochlands-Schulen besuchen und dort Gälisch und Englisch lesen, schreiben, Arithmetik, Geographie, Mathematik und Latein, nebst manchem Anderen, lernen, konnte es sich mit Recht rühmen, daß, während sie mit allem Fleiß die verschiedenen Zweige der genannten Wissenschaften lehren, sie doch zugleich allen mit ihrem Institut in Verbindung stehenden Schulen einen bestimmten religiösen Charakter aufgedrückt haben. Gleichzeitig wurde dort die merkwürdige Erklärung abgegeben, daß sie, als das Vortrefflichste, was es in dieser Hinsicht geben könne, diejenigen Schulen bezeichnen möchten, in welchen die größte Mannigfaltigkeit des weltlichen Unterrichts mit inbegriffen wäre.

Es ist jetzt nicht das Zeitalter dazu, um blinde Unterwürfigkeit und Gehorsam, mit Ausschluß eigenen Nachdenkens, von einem großen Theile der Britischen Bevölkerung zu erzwingen. In dem Geist des Volkes und in dem Grund der Sache selbst, ist ohne Zweifel schon ein hinlänglicher Schutz für die Englische Kirche gegen ihre Feinde enthalten, wenn sie nur auch eben so gesichert gegen den unverständigen Eifer ihrer Freunde wäre. Diese können übrigens versichert seyn, daß, wenn die Erhaltung der Kirche davon abhängen sollte, daß man dem Volke jeden anderen Zugang zur Weisheit verschlossen hält, die Kirche nie erhalten werden kann, noch werth ist, erhalten zu werden. Aber wir erhoffen etwas Besseres von dem gegenwärtigen Stamm der Englischen Geistlichkeit, die ohne Zweifel jetzt von einem weit liberaleren Geiste bewegt wird, als der war, welcher über den ersten Einrichtungen der National-Schulen waltete.

Wenn also diese beiden Gesellschaften, entweder vereinigt oder jede einzeln, sich ernstlich an das Werk begäben, ihren Lehrplan zu reformiren, so würden ihre eifrigen Bestrebungen und ihr längerer Besitz des Terrains sie vorzugsweise zu den Geldunterstützungen, die für die Bedürfnisse einer jeden nothwendig sind, berechtigen. Es ist jedoch unmöglich, daß der Elementar-Unterricht der großen Masse des Englischen Volkes länger der Gnade des Zufalls anheimgestellt und den lokalen und launenhaften Beisteuern der Privat-Barmherzigkeit oder, wie in gewöhnlichen Zweigen der Industrie, als ein Arbeits-Artikel den Bewerbern überlassen bliebe. Auch damit wird der Sache nicht abgeholfen werden, wenn man sie auf die Schultern großer Vereine von Privat-Individuen wälzt, welche durch den allgemeinen Wunsch zusammengeführt sind, den Unterricht nach den ihnen eigenthümlichen Begriffen von dem, was Unterricht seyn sollte, zu verbreiten, und die immer eher durch eifersüchtelnde Rivalität erhitzt, als durch wirkliche Kenntniß geleitet zu werden pflegen. Was England fehlt, ist ein wohlgeordnetes und umfassendes System des Volks-Unterrichts, organisirt nach einem Plan, dessen Wohlthaten sich gleichmäßig und unparteiisch über Alle verbreiten könnten. Der in Deutschland und vornehmlich in Preußen angenommene und durchgeführte Grundsatz, daß die ersten Stufen des Schul-Unterrichts für Alle im Volke so sehr als möglich dieselben seyn sollen, ist in seiner Weisheit nicht genug zu empfehlen. Auf diese Weise wird eine Uebereinstimmung in den Grundzügen des intellektuellen und moralischen Charakters des Volkes hervorgebracht, verbunden mit jener Einheit des Gefühls und der Nationalität, welche so viel zur Glückseligkeit der Einzelnen und zur allgemeinen Wohlfahrt beiträgt, aber es ist vergeblich, zu hoffen, daß diese Segnungen auf irgend einem anderen Wege als durch ein gesetzgebendes Einschreiten des Staats gewonnen werden könnten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Douce's Dissertations on Holbein's dance of death. (Douce's Erklärungen zu Holbein's Todtentanz.) Nebst 55 Holzschnitten. Pr. 21 Sh.

Three weeks in Palestine. (Drei Wochen in Palästina.) Zweite Auflage. Pr. 3 Sh.

Ostindien.

Indische Panoramen.

Ghasipohr (Ghazipore.)

Die Umgebungen dieser zu den Brittischen Garnisonplätzen (**Massel-Stationen**) gehörigen Stadt sind außerordentlich reizend und mit schönen Waldbäumen bepflanzt, die wahrscheinlich Nester der **Bulbul** tragen, wiewohl der Schreiber dieses Artikels nicht verbürgen kann, ob die Nachtigallen des Ostens in diesem Distrikte wirklich hausen, denn er hat diese lieblichen Sänger nur in Käfichen gesehen. Vögel giebt es übrigens in Menge; die Aeste sind mit den hangenden Nestern des Hauben-Sperlings beladen, und der blaue Holzschreier belustigt sich in der **gefährlichen** Nähe des Ganges; denn er wird von den Hindu bei Gelegenheit eines barbarischen Festes dem **Durga** geopfert. Man wirft nämlich diese schönen Vögel in den Strom, wo sie nur selten dem Verderben entrinnen, es müßte denn irgend ein mitleidiger Europäer, der sich an das böse Omen nicht kehrt, welches eine störende Einmischung in die Brahminischen Gebräuche mit sich führt, ihr Leben retten. In der Nähe der Stadt sieht man einige schöne alte Banianen-Bäume, und besonders derjenige, welcher den Landungsplatz (Ghaut) eines benachbarten Dorfes überschaut, könnte der Monarch des Ganges heißen. Der Banianen-Baum ist heilig, und wenn ein Brahmine unter seinen Aesten sich niederläßt, so wird er ein Asyl für alle Arten von Thieren. Der schöne alte Patriarch der Wälder bei Ghasipohr ist die Behausung unzähliger Affen, welche auf den Stufen und Geländern des Ghaut herumhüpfen.

Es giebt in dieser Gegend sehr viele Schlangen, und man sieht oft ihren tödtlichen Feind, die **Manguste** (Ichneumon, Pharaonsmaus), wie sie unermüdet auf ihre Opfer Jagd macht. Sowohl Eingeborne, als Europäer, die von den Kämpfen dieses merkwürdigen Thieres mit giftigen Schlangen Zeugen gewesen sind, behaupten, daß die Manguste ein Gegengift kenne, welches den Schlangenbiß unschädlich macht, der in vielen Fällen selbst dem eau de luce Trotz bietet. Die Manguste empfängt, während sie mit der Schlange kämpft, nicht selten tüchtige Bisse. Gleich nachdem sie verwundet ist, zieht sie sich zurück, vermuthlich, um ihr Heilmittel anzuwenden, kommt alsbald wieder, und läßt nicht eher ab, bis sie ihren Gegner erlegt hat. Die Manguste wird oft gezähmt, wie eine Katze, um die Häuser von Schlangen frei zu halten. Ihre Bewegungen sind aber so erstaunlich rasch, daß noch Niemand ihr bis zur Pflanze, die das Spezificum giebt, hat folgen können.

Das kostbare Rosen-Oel (**Atta-Gul**) wird in bedeutender Quantität aus den Gärten um Ghasipohr gewonnen. Die Indische Rose selbst kann aber nur in Rücksicht ihres Wohlgeruchs mit den Rosen Europa's verglichen werden. Sie ist zwar schön, allein sie erreicht nur selten die prächtige Fülle der Rosen in England und erfreut das Auge nicht mit so vielen künstlichen Gewinden. Die Indischen Gärtner nehmen, was die Hand der Natur ihnen gegeben hat, und helfen mit der Kunst nur wenig nach. Den Meisten ist die Rose eine zu werthvolle Blume, als daß sie nur zur Augenweide dienen sollte, und ihre natürliche Form genügt den kaufmännischen Zwecken des Besitzers. Die Rosen von Ghasipohr blühen spärlich an einem niedrigen Strauche, den des Gärtners Messer in zwerghafter Gestalt erhält, und die ganz entfalteten Blumen schneidet man jeden Mor-

gen sorgfältig ab, so daß die Zweige nur selten von der Wucht derselben niedergedrückt werden.

Die Rosen von Ghasipohr bedecken viele hundert Morgen Landes, auf denen man sie wie Küchengewächse zieht. Nach der Einsammlung werden sie zuerst destillirt. Das durch diesen Prozeß gewonnene Rosenwasser wird in große Gefäße gegossen, die man während der Nacht unbedeckt unter den freien Himmel stellt. Dann und wann schäumt man diese Töpfe ab, denn das auf der Oberfläche schwimmende Oel ist eben die kostbare aromatische Essenz, die so sehr geschätzt wird. 200,000 Blumen geben das Gewicht einer Rupie an Rosen-Oel. Wenn diese kleine Quantität rein und ohne Beimischung von Sandel-Oel ist, so bezahlt man sie gleich mit 100 Rupien (10 Pfund Sterl.), ein ungeheurer Preis, der, wie man sagt, keinen großen Profit abwerfen soll. Ein Privatmann, der dies Experiment anstellte, befand, daß ein Feldstück, welches die obenerwähnte Quantität Rosen-Oel liefert, mit Einschluß des nöthigen Geräthes, auf fünf Pfund zu stehen kommt. Zu dieser Summe rechne man noch den Arbeitslohn, der Möglichkeit eines Mißjahres zu geschweigen.

Das **Rosenwasser**, von dem ein volles Quart nur einen Shilling kostet, spielt in dem Haushalt der Hindu's eine große Rolle. Es wird zum Waschen, in der Medizin und in der Küche gebraucht. Europäer, die von der „prickelnden Hitze" befallen werden, finden das Waschen mit Rosenwasser sehr wohlthätig. Die Eingeborenen wenden es bei allen Unpäßlichkeiten an; es ist bei ihnen ungefähr so populär, wie das eau de Cologne in Deutschland und Frankreich.

Der von den Eingebornen bewohnte Theil der Stadt Ghasipohr ist besser gebaut und erhalten, als viele andere bedeutendere Plätze. Die Bazar's sind hübsch, gut mit Waaren versehen und berühmt wegen ihrer Schneider, deren treffliche Arbeiten in den benachbarten Distrikten sehr geschätzt werden. Eine sehr große Anzahl der Einwohner ist muselmännischen Glaubens; ihre Moscheen sind schön und zahlreich, und die ehemalige Größe der Stadt bezeugt ein prachtvoller von dem Nawab (Nabob) Kossim Ali Khan erbauter Palast, welcher den Ganges überschaut. Dieses herrliche von der Regierung vernachlässigte Gebäude ist jetzt in ein Zollhaus verwandelt, und die meisten seiner inneren Räume zu Waaren-Magazinen benutzt. Der Speisesaal und die kühlen Verandah's, Alles voll architektonischer Schönheit, werden verwahrlost, und den rasch wirkenden Verwüstungen des Klima's preisgegeben. Das ganze Prachtgebäude wird bald ein Haufe Ruinen seyn, und an der Stelle desselben wird man ein kleines geschmackloses Haus errichten.

Das Gefängniß für Verbrecher jeder Art ist geräumig, massiv, luftig und bequem. Gewöhnlich füllen es Delinquenten von allen Kasten und Konfessionen: widerspenstige Muselmänner, die man wegen mancherlei Vergehen einkerkert, und fanatische Hindu's, deren Verbrechen zunächst mit ihrer Religion verknüpft sind. Nicht zufrieden damit, daß sie sich zu Tode hungern, um solchergestalt in einer andern Welt an ihrem Feinde Rache zu nehmen, ermorden sie zuweilen sogar ein Glied ihrer eigenen Familie, in der Hoffnung, daß sein Blut über die Häupter ihrer Feinde kommen werde. Ein merkwürdiges Ereigniß dieser Art fand in Ghasipohr statt, wo ein alter Mann, der ein Recht auf ein Stück Land zu haben vermeinte, das seinem Nachbar zugesprochen war, seine gleichfalls betagte Frau zu dem Flecke führte, sie mit Hülfe seiner Freunde und Verwandten in eine Strohhütte schleppte und die Frau sammt der Hütte verbrannte, in der Hoffnung, daß der Boden von jetzt an verflucht seyn und dem Gegner, der über ihn triumphirt, keine Früchte liefern werde.

Die Todesstrafe wird den Eingeborenen selten zuerkannt. Das Gesetz, nach dem man sie richtet, macht es sehr schwierig, selbst einen öffentlichen Mord zu erweisen, und gewöhnlich verurtheilt man den Delinquenten auf eine gewisse Anzahl von Jahren oder auf Lebenszeit zu harten Straßen-Arbeiten. Die Verbrecher arbeiten in ihren Ketten und säubern zuweilen die Pfade vor den Häusern angesehener Leute. Ein Fremder, der in dem Empfangzimmer eines sehr hohen Beamten saß, staunte nicht wenig, als auf das Geheiß dieses Herrn ein gefesselter Spitzbube hereintrat, sich mit großer Kaltblütigkeit an den Boden kauerte, und das **Penkah** (den großen Zimmerfächer) rüstig hin und her zog, wobei seine Ketten wie im Takte rasselten. Die Familie sah gleichgültig zu; man schien sich wenig daraus zu machen, daß ein solcher Halunke im Zimmer war: die Maschine wurde nun einmal bewegt — von wem? das kümmerte Niemand. Ein neuer Beweis, wie sehr in einem Anglo-Indischen Etablissement die Regeln der Schicklichkeit hintangesetzt werden. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— **Crabbe.** Es würde ein sonderbares Kapitel in der Biographie der Schriftsteller geben, wenn man untersuchte, wie wenige an Charakter mit ihren Schriften übereinstimmen. Crabbe war von zärtlicher Natur, gemüthlich und höchst edel, er unterstützte gern die Armen; oft wenn seine Magd sie zurückwies, rief er ihnen nach und machte diese Härte wieder gut. Unglücklicherweise waren seine Verse, statt gerades Weges aus seinem Herzen zu kommen, die Frucht eines seit langer Zeit abgeschlossenen und mit Beharrlichkeit verfolgten Systems. Er hatte beschlossen, seine Muse nicht wie eine liebenswürdige und fröhliche Schäferin unter Gebüschen und Blumen umher zu führen, sondern sie durch Dornen und Disteln zu leiten und, statt der Lieder der Liebe und der Freude, wie sie ihre Schwestern singen, sollte sie nur klagen und weinen, mit den Zähnen knirschen, und sich die Haare ausraufen. Als Privatmann wurde Crabbe sehr geschätzt, als Geistlicher immer geachtet. Er interessirte sich sehr lebhaft für den Unterricht der ärmeren Volksklassen und verwandte einen großen Theil seiner Zeit auf dessen Verbesserung. Seine Sonntags-Schule war eine seiner Lieblings-Erholungen, dann setzte er sich zwischen die Kinder, plauderte mit ihnen, hörte sie an, und viele Fremde wählten gewöhnlich diese Stunde, um ihn zu besuchen. Gegen das Ende seines Lebens sagte er zu einem seiner Freunde, dem er diese Kinder zeigte: „Ich liebe sie sehr, das Alter hat mich auf's neue zu ihren Gespielen gemacht." Er starb den 8. Februar 1832 in einem Alter von 78 Jahren. Die Einwohner von Trowbridge schlossen ihre Läden, und einige legten Trauer an, um sein Andenken zu ehren. (A. Cunningham.)

— **Literatur-Periode Scott's und Byron's.** Crabbe steht auf der Gränze des 18ten und 19ten Jahrhunderts. Mit Cowper und Burns bildete er, so zu sagen, den Verbindungsring, welcher auf einer Seite die Literatur der Königin Anna und auf der anderen die von Scott und Byron zusammenhält. Der Impuls, den die Französische Revolution und die ungeheuren Anstrengungen Großbritaniens gegen Bonaparte und Frankreich gaben, erzeugte auf einmal, wie durch ein Wunder, jene glänzende Aerndte: Scott, Byron, Wordsworth, Southey, Coleridge. Ihre Inspirationen sind verschieden, aber in ihren poetischen Gesinnungen herrscht Analogie; alle kühn voller Originalität, neu in ihrer Manier, energisch im Ausdrucke, verkündigten sie auf würdige Weise die Aera der Größe und des Triumphs, dem sie angehören, und an welche auch Rogers, Campbell, Hogg und einige Andere sich knüpfen. (R. d. d. M.)

— **Akenside, Beattie und Parnell.** Akenside ist ein metaphysischer Dichter und Zeitgenosse Cowper's. Er ist ganz Republikaner; er hat in reimlosen Versen zuweilen mit vieler Energie, zuweilen dunkel und schwülstig die Declamationen von Mably und vom Abbé Raynald wiederholt. Akenside, in Schottland am Ende des 18ten Jahrhunderts geboren, war der Sohn eines Schlächters. Seine Oden werden zuweilen als Muster des Lächerlichen angeführt, und allerdings giebt es Stellen darin, die es verdienen, wie z. B. jener Vers:

„Bringt das Licht und laßt den Heldschirm nieder."

Beattie, dessen „Minstrel" einige schöne Strophen und glückliche Verse enthält, hatte nur eine schwache, engbrüstige und kurzathmige Muse, die weder der Inspiration, noch einer langen Anstrengung fähig war. Parnell war noch weniger. Horace Walpole hatte Recht, der traurigen aber mühseligen Fadheit dieser Dichter die Wunderlichkeit Nathanael Lee's und die düsteren Oden Marlowe's vorzuziehen. „Ich will lieber", sagte er, „einem Gelag beiwohnen, welches mich amüsirt und mich nachher auf die Hauptwache bringen kann, als meine Großmutter alle Abende am Kamin schwatzen hören." (R. d. d. M.)

— **Dramatische Kunst in England.** Wundern wir uns nicht, daß jetzt, gerade in der dem Theaterbesuche sonst so günstigen Jahreszeit, eine der besten Englischen Schauspieler-Gesellschaften von ihrer Heimat sich entfernt hat und in Deutschland Gast-Darstellungen giebt. Der Sinn für wahre dramatische Kunst scheint in England noch mehr erstorben zu seyn, als er es leider auch — verhehlen wir es uns nicht — in unserem Vaterlande ist. In London müssen die beiden Haupt-Theater, Covent-Garden and Drurylane, wenn sie Zuschauer herbeilocken wollen, ihre Bretter durch maßlosen Spektakel, durch Schauspiele entweihen, die dem gesunden Menschenverstand eben so fremd sind als der Kunst. In Dublin hat der Schauspiel-Direktor ein besonderes Auskunftsmittel gewählt, um den jungen Herren das Theater anziehend zu machen; er läßt nämlich alle Damen umsonst oder für ein sehr geringes Eintrittsgeld zu. Der Edinburger Impressario beklagt sich in öffentlichen Blättern darüber, daß er oft vor leeren Bänken oder vor einem Publikum müsse spielen lassen, das ihm vielleicht 8 bis 10 Pfd. Sterling — also nicht einmal seine Tageskosten — erlegt habe. In Bristol und Bath sind die Theater ganz geschlossen worden, und in großen Fabrikstädten, wie Manchester, Birmingham und Leeds, ist das Bedürfniß, sich auf eine zugleich Kunst und Lebensgenuß vereinigende Weise zu unterhalten, wie das Theater sie darbietet, niemals vorhanden gewesen. Kein Wunder also, wenn die besten Englischen Schauspieler auswandern. Die Gesellschaft des Capitain Livius, die jetzt in Hamburg ist, wo sie reiche Aufmunterung findet, wird dort, wie wir vernehmen, noch einige Wochen verweilen und dann nach Berlin kommen. Ist uns auch Shakespear's Welt nicht mehr so fremd, wie sie es den Franzosen war, als Kemble und Miß Smithson zum ersten Male in Paris auftraten (vergl. im letzten Blatte des Magazins den Artikel des Herrn Alexander Dumas), so dürfte uns doch, trotz aller Deutschen Kommentatoren, die das Verständniß des großen Briten erfunden zu haben glauben, noch manche Nüance seiner wunderbaren Gemälde erst sichtbar werden, wenn wir nicht mehr die Kopieen, sondern die lebendigen Originale — das Wort und den Laut in ihrer Urgestalt — vor uns haben. J. L.

Das Mittwochs-Blatt wird in dieser Woche bereits am Dienstag Abend ausgegeben.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit dem Ende dieses Monats abläuft, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern; eben so wollen Neu-Eintretende ihre Bestellungen wo möglich noch vor dem 1. Januar machen, da, wie zu Anfang dieses Jahres, der Fall leicht eintreten kann, daß für spätere Meldungen die Auflage des „Magazins" nicht mehr ausreicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Mittwoch den 25. Dezember 1833.

Frankreich.

Ymbert Galloix, von Victor Hugo.

Ymbert Galloix war ein armer junger Mann aus Genf, Sohn oder Enkel, wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt, eines alten Schreiblehrers aus dem Kanton; ein armer Genfer also, übrigens wohl erzogen und unterrichtet, der vor sechs Jahren nach Paris kam, mit Subsistenzmitteln versehen, die höchstens auf einen Monat reichten; aber von dem Gedanken, der schon so Viele verlockt hat, voll, daß Paris eine Stadt des Wechsels sey und des Lotto, wo jeder, der das Spiel seiner Bestimmung gut spielt, als Gewinner hervorgeht; ein gesegneter Sprengel, wo die Schicksale fertig und zur Wahl bereit stehen, so daß sie Jeglicher der Weise seiner Existenz nur anzupassen braucht; ein Land der Verheißung, das allen Geistern in allen Richtungen glänzende Fernen eröffnet; eine große Werkstatt der Civilisation, wo jede Fähigkeit Arbeit findet und Glück macht; ein Ozean, wo jeden Tag ein wunderbarer Fischfang gethan wird; mit einem Wort, eine Stadt des schnellen sicheren Erfolges und der außerordentlichsten Thätigkeit, wo, in Jahresfrist, der Mann von Talent, der ohne Schuh hineingewandert, zu Wagen wieder hinausrollt.

Er kam daselbst im Monat Oktober 1827 an. Er starb daselbst im Monat Oktober 1828 vor Elend. Dies ist ohne die geringste Uebertreibung gesagt; jener junge Mann starb in Paris vor Elend. Und nicht etwa, weil ihm nicht Männer aus jenen Klassen der Intelligenz und Humanität, die man mit dem schwankenden Namen artistes zu bezeichnen pflegt, weil ihm nicht mehrere aus den Reihen jener edlen Jugend, die denkt und studirt, in deren Mitte er bei seiner Ankunft in Paris, ungekannt von Allen, plötzlich stand, die Hand geboten hätten, ihm nicht Rath ertheilt und Hülfe, ihm nicht gelegentlich ihre Börse geöffnet hätten, wenn er Hunger hatte, und ihr Herz, wenn er weinte. Kaum bedarf es der Erwähnung, daß mehrere von diesen zusammenschossen, sein letztes Quartier zu bezahlen und seinen letzten Arzt, und daß er nicht dem Tischler seinen Sarg schuldig blieb. Doch was will dies Alles heißen, wenn das Ende ist, vor Elend sterben!

Bei seiner Ankunft in Paris stellte er sich selbst mit einiger Dreistigkeit in drei oder vier Häusern vor. Wir übergeben im Folgendem, was uns vor wenigen Tagen einer von denen mitgetheilt, die ihm in seinen ersten Täuschungen Schutz geliehen und in seiner letzten Angst beigestanden.

— Es war im Oktober 1827, an einem Morgen, wo es schon kalt war; ich saß beim Frühstück; die Thür geht auf, ein junger Mann tritt herein. Ein großer junger Mann, ein wenig gebückt, mit leuchtenden Augen, dunkel gerötheten Wangen, schwarzem Haar, in einem ziemlich neuen weißen Oberrock und mit einem alten Hut. Ich stehe auf und lasse ihn niedersitzen. Er stammelt einige verlegene Reden hervor, von denen ich nur drei Worte: Ymbert Galloix, Genf, Paris, deutlich vernahm. Ich verstand, daß dies sein Name war, der Ort, wo er seine Kindheit verlebt, und der Ort, wo er Mann seyn wollte. Er sprach mir von Poesie. Er hatte eine Rolle Papier unterm Arm. Ich nahm ihn gut auf. Ich bemerkte bloß, daß er seine Füße unter seinem Stuhle auf eine linkische Weise und halb wie beschämt verbarg. Er hustete ein wenig. Am anderen Morgen, der Regen goß in Strömen, kam er wieder. Er blieb drei Stunden. Er war sehr munterer Laune und sprach sehr glänzend. Er redete von den Englischen Dichtern, in denen ich, Shakespeare und Byron ausgenommen, wenig bewandert bin. Er hustete viel. Er verbarg immerfort seine Füße unter seinem Stuhle. Nach Verlauf von drei Stunden gewahrte ich, daß er zerrissene Schuhe anhatte, die das Wasser einließen. Ich wagte nicht, ihm etwas darüber zu sagen. Er ging, ohne mir von etwas Anderem als von den Englischen Dichtern gesprochen zu haben.

Fast in derselben Art gab er sich überall, wo er seine Besuche machte, nämlich bei drei oder vier Leuten, die sich ausschließlich den Studien der Kunst und der Poesie gewidmet. Er wurde überall gut aufgenommen, immer ermuthigt, oft unterstützt. Trotz alle dem starb er vor Elend, buchstäblich, wie oben gesagt.

Was ihn in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in Paris charakterisirte, war eine brennende fieberhafte Neugier. Er wollte Paris sehen, Paris hören, Paris athmen, Paris fühlen und fassen. Nicht das Paris, welches über Politik spricht und den Constitutionnel liest und die Wache auf der Mairie bezieht; nicht das Paris, welchis die geschäftslosen Leute aus der Provinz zu bewundern kommen, das Saint-Sulpice-Paris, das Pantheon-Paris, nicht einmal das Paris der Bibliotheken und Museen. Nein, was ihn vor Allem beschäftigte, was seine Neugier erregte ohne Ruh' und Rast, wonach er forschte, wonach er unaufhörlich fragte, das war der Gedanke von Paris, die wissenschaftlich-künstlerische Sendung, der civilisirende Beruf von Paris, der Fortschritt, den Paris enthält. Hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der neuen Entwickelungen der Kunst studirte er Paris. Ueberall, wo er den Lärm eines literarischen Ambosses vernahm, war er da. Er gab seine Ideen her, ließ sie von der Untersuchung und vom Streite zerhämmern nach Gefallen, und gar oft, durch all das unaufhörliche Umschmieden, verunstaltete und verdarb er sie. Ymbert Galloix ist eines der schlagendsten Beispiele für die Gefahr der Kontroversen für Geister zweiten Ranges. Als er starb, hatte er nicht einen einzigen gesunden Gedanken mehr in seinem Hirn.

Was ihn in den letzten Monaten seines Aufenthaltes, die auch die letzten seines Lebens waren, charakterisirte, war eine tiefe Entmuthigung. Er wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nichts mehr reden. In einigen Monaten war der arme junge Mann vermittelst eines Ueberganges, dessen Nuancen wir der Einbildungskraft des Lesers überlassen, von der höchsten Begier bis zum Ekel gekommen. Hier nun bieten sich mehrere Fragen dar, die wir aufwerfen, ohne sie zu lösen. Von welcher Seite her wurden seine Einbildungen zertrümmert? War es von Außen oder von Innen? Hatte er aufgehört, an sich oder an die Welt zu glauben? War ihm Paris nach allem Forschen zu groß oder zu gering als Gegenstand erschienen? Hatte er sich für zu schwach gehalten oder für zu stark, um fröhlich zur Arbeit zu greifen in dieser ungeheuren Werkstatt der Civilisation? Hatte sich das ideale Maß seiner selbst, das er in sich trug, zu niedrig oder zu hoch erwiesen, als er es an die Wirklichkeit gelegt hatte, als er sich eine Existenz gründen und eine Carrière durchlaufen sollte? Mit einem Wort, war die Ursache seiner freiwilligen Unthätigkeit, die seinen Tod beschleunigte, Schrecken oder Verschmähen? Wir wissen es nicht; wissen nichts weiter, als daß er, nachdem er Paris genau betrachtet, die Arme traurig über einander schlug und sich weigerte, irgend etwas zu thun. War dies Trägheit? War es Ermattung? War's ein Erstaunen? Wir glauben, alles dies zusammengenommen. Er hatte weder in Paris, noch in sich selbst das gefunden, was er suchte. Die Stadt, die er in Paris zu sehen geglaubt hatte, existirte nicht. Der Mensch, den er in sich selber zu sehen geglaubt, realisirte sich nicht. Sein Doppeltraum verschwand, er ließ sich sterben.

Wir sagen, er ließ sich sterben; und so ist es in der That, sein Tod, der physische und der moralische, war eine Art Selbstmord. Man wird hierüber keine weitläufige Erklärung von uns verlangen. Das Faktum ist, daß er sich weigerte, zu arbeiten. Man hatte Arbeit für ihn aufgetrieben (freilich heillose, elende Arbeit, wodurch sich so viele, vielleicht zu großen Dingen fähige, junge Leute zu Grunde richten), Dictionnaires, Compilationen, Biographieen der Zeitgenossen für zwanzig Francs die Kolumne. Er versuchte eine Zeitlang einige Zeilen für diese verschiedenen Werke zu schreiben. Aber bald entsank ihm der Muth; er wies Alles von der Hand. Unwiderstehlich wurde er von Müßiggang ergriffen, wie ein Wanderer im Schnee vom Schlafe. Eine zehrende Krankheit, die er von Jugend auf mit sich herumtrug, wurde stärker. Ein Fieber kam hinzu. Er schleppte sich noch zwei oder drei Monate hin und starb in einem Alter von zwanzig Jahren.

Eigentlich genommen war Frankreich nicht das Land seiner Wahl, sondern England. Nicht Paris war sein Traum, sondern London. Dies kann man aus den Zeilen sehen, die er hinterlassen. In der letzten Zeit seines Lebens, als die Leiden anfingen, seinen Verstand zu verwirren, und seine Ideen, halb erloschen, nur noch einen Schimmer in sein erschöpftes Gehirn warfen, pflegte er, bizarr genug, wohl zu sagen, die Hauptbedingung, um glücklich zu seyn, wäre: geborner Engländer zu seyn. Er wollte nach England gehen, Lord daselbst werden, ein großer Dichter, da sein Glück machen. Er lernte mit brennendem Eifer Englisch. Dies war die einzige Arbeit, der er treu geblieben war. Am Tag seines Todes, obschon er's wußte, daß er sterben würde, hatte er eine Grammatik auf seinem Bette und studirte Englisch. Warum?

So starb Ymbert Galloix, vernichtet, an Allem verzweifelnd, kein Bild des Ruhmes in seinem Kopf. Er hatte einige Kolumnen ganz gewöhnlicher Prosa, wie er sagte, in dem dunkelsten Winkel eines jener literarischen Thürme zu Babel, die der Buchhandel dictionnaires bio-

graphiques nennt, vergraben. Er hoffte, daß Niemand diese Prosa dort aufzustören kommen werde. Was die wenigen poetischen Versuche betrifft, die er gemacht hatte, so sprach er in der letzten Zeit, entmuthigt wie er war, in einem bitteren Ton darüber und sehr streng. In der That war seine poetische Ader nur ergiebig im ersten Entwurf. In der Ode war sein Vers zu stürmisch und hatte nicht Athem genug, um ordentlich und sicher bis ans Ende der Strophe zu gelangen. Sein Gedanke, immer zerrissen, von zu vieler Mühe abgequält, füllte nur mit Noth die Windungen des Rhythmus aus, ließ häufig überall Lücken. Er hatte Seltsamkeiten im Reim und in der Form, die bei vollkommenen Talenten noch für eine Eigenschaft mehr zählen mögen, die ohne Zweifel kostbar, aber doch nur immer von zweitem Range ist, und keine wesentliche ersetzen kann. Daß ein Vers eine gute Form hat, ist noch lange nicht Alles; um Saft und Kraft, Duft und Farbe zu haben, muß er durchaus eine Idee enthalten oder eine bestimmte Empfindung. Kunstvoll baut die Biene die sechs Wände ihrer Zelle aus Wachs und füllt sie dann mit Honig. Die Zelle ist der Vers, der Honig die Poesie.

Galloix war mehr in der Elegie zu Hause. Da klopfte und schlug zuweilen seine Poesie wie sein Herz. Aber auch hier mangelte es ihm an der Fähigkeit des vollkommenen Ausdrucks oft. Im Allgemeinen widerstand sein Kopf literarischer Production im eigentlichen Sinne des Worts. Nur bisweilen, durch seine Leiden, wurde der Poet ein Mensch, seine Elegie eine Herzensergießung, sein Gesang ein Schrei; dann war er schön.

Wie er wenig Glauben an den wesentlichen und dauernden Werth seiner Prosa oder seiner Verse hatte, wie ihm nicht die Zeit vergönnt gewesen, irgend einen seiner Künstler-Träume zu verwirklichen — starb er in der trostlosen Ueberzeugung, daß nichts von ihm ihn überdauern werde. Er hat sich getäuscht.

Ein Brief von ihm wird dauern.

Unserer Meinung nach, ein bewundernswerther Brief; ein Brief voll Beredsamkeit und Tiefe, krank, fieberhaft, voll Schmerz und Narrheit, aber einzig — ein Brief, der eine ganze Seele erzählt, ein ganzes Leben, einen ganzen Tod, höchst fremd, ein wahrer Dichter-Brief, voll Wahrheit und holdem Trug!

Diesen Brief hat der Freund, an welchen Imbert Galloix ihn schrieb, die Güte gehabt, uns anzuvertrauen. Wir publiziren ihn hiermit. Er wird uns mit Imbert besser bekannt machen, als Alles, was wir sagen könnten. Wir übergeben ihn dem Druck, so wie er ist, mit seinen Wiederholungen, seinen neugemachten Wörtern, seinen Fehlern im Französischen (es sind deren darin), mit all' der Unbeholfenheit des Ausdrucks, die dem Genfer Stil eigen ist. Gebieterische Umstände, die Jedermann anerkennen würde, haben dem Mittheiler die Auslassungen geboten, die man an drei oder vier Stellen bemerken wird. Man hat sich angelegen seyn lassen, daß diese Publication, die ganz nur im Interesse der Kunst geschieht, so wenig Fremd-Persönliches als möglich enthalte. Auch die Eigennamen, die im Original ausgeschrieben stehen, sind hier durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, versichern wir nochmals, daß das Wesentliche des Briefes selbst, mit der heiligsten Gewissenhaftigkeit respektirt worden. Kein Wort ist geändert, kein Detail zerstört. Wir hoffen, daß man dies geheime Bekenntniß einer Seele, die anderen Seelen sehr wenig gleicht und doch dabei uns fast alle schildert, mit demselben Interesse lesen werde, wie wir. Sollen wir sagen, was, unserem Gefühle nach, diesen eigenthümlichen Brief charakterisirt? Er ist eine Ausnahme und doch von allgemein menschlichem Interesse. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le père Lachaise. (Sammlung von Umrissen der ausgezeichnetsten Denkmale auf dem Kirchhofe des Paters Lachaise.) Von Quaglia. Pr. 12 Fr.

Maisons de ville, construites à Paris. (Die Architektur von Privathäusern, theoretisch und praktisch nach Pariser Mustern.) 10 Hefte zu 6 Bogen, mit Abbildungen. Pr. 60 Fr.

England.

Zustände der Volkserziehung in England und Frankreich.

(Schluß.)

Der Grundsatz, alle Unterrichts-Angelegenheiten der Thätigkeit des Einzelnen zu überlassen, ohne daß der Staat irgend Theil daran hätte oder Beaufsichtigung darüber führete, ist ohne Zweifel nach auf den illegitimen Ursprung des freien Handels-Systems zurückzuführen. Die Berufung auf Dr. Adam Smith gab ihm eine Zeit lang einige Geltung, bis jene Autorität den Weg aller übrigen gegangen war, und jetzt sieht man ihn wohl so ziemlich allgemein für eine Ketzerei an, welche sich Niemand mehr die Mühe giebt zu widerlegen. Wir übersehen allerdings auch nicht die bedeutenden Schwierigkeiten, welche sich einer großen allgemeinen Maßregel in den Weg zu stellen pflegen, und die Einwendungen, die man ihrer Dienlichkeit und Ausführbarkeit machen kann; aber was in Schottland und Deutschland gethan worden, kann sicherlich, wenn man mit der nöthigen Vorsicht zu Werke geht, auch in England geschehen. Mittlerweile können wir jedoch nichts Besseres thun, als Besprechung und Verbreitung jeder möglichen Belehrung über diesen Gegenstand zu fördern, und in dieser Absicht gehen wir jetzt zu einigen Bemerkungen über das, was in Frankreich geschehen ist, um die beiden Irrthümer, die dort, sowohl unter der Revolution, als unter der Restauration, über den fraglichen Gegenstand gewaltet, zu heilen. Gewarnt durch die entgegengesetzten Tollheiten irreligiöser Ausschweifungen und des Aberglaubens verwilderter und verkommener Methoden — zweier Extreme, zwischen denen der Unterricht in Frankreich vierzig Jahre lang hin und her geschwankt hat — blickte die gegenwärtige Regierung dieses Landes weiter um sich und nach außen hin und half sich durch die reife Erfahrung Deutschlands. Und man darf es nicht vergessen, daß der wesentliche und auszeichnende Unterschied zwischen diesen und allen Ideen der ersten Revolution die Wiederherstellung und Wiederanerkennung des großen Grundprinzips ist, daß „Religion, d. h. das Christenthum, die Basis und Grundlage aller Volks-Erziehung seyn müsse." Es scheint nöthig, diese Thatsache hier an die Spitze zu stellen, um eine verleumderische Aeußerung des Herrn O'Connell zu widerlegen, welcher nämlich behauptete, daß die Verfasser des Projet de Loi (wir müssen aus Barmherzigkeit gegen ihn annehmen, daß er dasselbe nie gelesen) in einer Verschwörung zur Dechristianisirung des Landes begriffen wären — eine Behauptung, die so weit von der Wahrheit entfernt steht, daß sie vielmehr das völlige Gegentheil derselben ist.

Das Projet de Loi oder, wie wir es nennen würden, die Bill zur Einrichtung des Elementar-Unterrichtes in Frankreich, wurde am 2. Januar d. J. durch Herrn Guizot, der es entworfen, in die Deputirten-Kammer gebracht und am 28. Juni zum Gesetz erhoben. Seine Bestimmungen sind durchaus übereinkommend mit der Form des Preußischen Gesetzes (und dies, glauben wir, ist sein höchstes Lob), und diese Aehnlichkeit, die sich oft bis zur völligen Identität steigert, ist gerade die interessanteste Physiognomie des Französischen Entwurfes, wir mögen es nun bloß philosophisch aus dem Gesichtspunkte der Sache ansehen oder es auf die Mängel und Bedürfnisse Großbritaniens übertragen; und wir können die 4 Kapitel und 25 Abtheilungen dieses Gesetz-Entwurfs nicht dringend genug dem aufmerksamen Studium aller derer empfehlen, welche an dem Unterricht in England ein Interesse nehmen, besonders aber, welche im Stande sind, gesetzgebend darauf zu wirken. Wir können uns nicht enthalten, die Haupt-Bestimmungen des Französischen Entwurfes hier herauszuheben:

1. Was die erste Grundlage aller Erziehung, den Elementar-Unterricht (so unterschieden von dem klassischen und wissenschaftlichen), betrifft, so ist derselbe in zwei Grade oder Stufen abgetheilt. Die erste oder vielmehr die niedrigste Stufe muß allgemein und gleichmäßig für das geringste Dorf wie für die größte Stadt eingerichtet werden. Sie umfaßt den moralischen und religiösen Unterricht, Lesen, Schreiben, die Regeln der Französischen Sprache, Rechnen und eine Unterweisung in dem geltenden System der Maße und Gewichte. Zwischen dieser niedrigsten Stufe, bemerkt Herr Guizot, und dem klassischen und wissenschaftlichen Unterricht, wie er in öffentlichen Schulen und den Collèges, als auch in manchen Privat-Anstalten, ertheilt wird, ist noch ein weiter Zwischenraum, der bisher in Frankreich gänzlich unausgefüllt gewesen, indem dadurch einer großen und bedeutenden Mittelklasse die Fähigkeit genommen wurde, anders als zwischen einer bloßen Elementar-Bildung und jener höheren Gattung des Unterrichts zu wählen, die, außerdem daß sie sehr kostspielig ist, auch eine Art und Ausdehnung des Wissens bedingt, wie es ihren Verhältnissen im Leben nicht angemessen seyn würde. Diese Lücke anzufüllen, bildete das neue Gesetz zugleich eine höhere Stufe des Elementar-Unterrichts in Schulen, welchen, nach dem Vorbilde der Deutschen Bürger- oder Mittel-Schulen, der Name Ecoles moyennes gegeben worden ist. Diese Mittel-Schulen unterrichten dann, außer in den unteren gelehrten Gegenständen, auch in den Elementen der Geometrie, verbunden mit deren gewöhnlicher Anwendung, besonders auf das Planzeichnen und Landvermessen; ferner in den Elementen der physikalischen Wissenschaften und der Naturgeschichte, so weit dieselben auf den gemeinen Gebrauch des Lebens anwendbar, im Singen, in den Grundzügen der Geschichte und Geographie, vornehmlich aber der Geschichte und Geographie Frankreichs. Hinsichts der Theilnahme der Kinder am religiösen Unterricht werden die Wünsche ihrer Väter befragt und befolgt.

2. Hinsichtlich der Schulen, welchen die Verbreitung dieser beiden Grade des Elementar-Unterrichts obliegt, enthält das Gesetz ferner folgende Bestimmung: Jede Gemeinde oder jeder Kirchsprengel ist, entweder für sich selbst oder in Gemeinschaft mit benachbarten Sprengeln, verbunden, wenigstens für eine Elementar-Schule des niedrigsten Grades zu sorgen, deren Lehrer ein angemessenes Wohnhaus und eine Geld-Entschädigung erhalten soll, welche letztere zum Theil in einem fixen Gehalt, (jedoch nie weniger als 200 Fr.) zum Theil in dem Schulgelde besteht, das von allen Aeltern schulfähiger Kinder, welche die geringe Beisteuer zu zahlen vermögen, erhoben wird. Ganz arme Kinder müssen von dem Lehrer, in Betracht des Salairs, das er empfängt, unentgeltlich unterrichtet werden. Von allen übrigen wird das Schulgeld jedoch in keinem Falle durch den Lehrer selbst erhoben, sondern, gleich einer Staats-Contribution, durch einen öffentlichen Beamten, auf welche Weise dem Lehrer viele Demüthigungen und Verluste erspart werden. Die Landstädte dagegen und jeder Kirchsprengel (sey es dort oder anderswo), der eine Bevölkerung von mehr als 6000 Seelen in sich schließt, sind, entweder einzeln oder gemeinschaftlich mit anderen, verbunden, eine Mittel-Schule zu unterhalten. Hier findet jedoch für die Armen die Wohlthat eines unentgeltlichen Zutritts nicht statt, mit Ausnahme, wo sich außerordentliche Talente bei einem armen Schüler der niedrigeren Stufe zeigen, welcher dann die Vortheile eines höheren Unterrichts gewissermaßen als eine Belohnung empfängt. Da es aber dennoch wünschenswerth ist, daß auch in den Mittelschulen der Schulpreis sehr ermäßigt sey, so empfängt der Lehrer hier ein fixes Gehalt von mindestens 400 Fr., zugleich mit den Schulgeldern. Die Last dieser Gehalte hat in beiden Fällen gänzlich der Kirchsprengel zu tragen,

wo dies möglich ist; wenn nicht, so fällt sie theilweise auf das Departement oder das Land zurück, und der Staat selbst schreitet im äußersten Falle hülfreich ein.

Außer den Elementar- und Mittelschulen giebt es jedoch noch ein drittes Institut, das man zur Förderung des Elementar-Unterrichts für nothwendig erachtet, und welches die Deutschen und Franzosen Normal-Schulen nennen. Obgleich schon dieser Name den meisten Engländern ein völlig unbegreifliches Ding seyn wird, da Nichts der Art bei uns existirt, so ist es doch nichtsdestoweniger eine ganz naturgemäße und höchst vernünftige Idee, Anstalten zu treffen, um junge Leute zu dem Beruf eines Lehrers heranzubilden. Der Bestimmung des Gesetzes nach, soll in jedem Departement eine Normal-Schule seyn, wenn es nicht nöthig seyn sollte, vorerst eine für zwei oder mehrere Departements genügen zu lassen. Was ihre Organisation, nähere Einrichtung und Besoldung der Hauptlehrer oder Professoren anbetrifft, welche Gegenstände den General-Conseils der Departements zur Beaufsichtigung anheimfallen, so scheint dies noch einer künftigen Regulirung vorbehalten zu seyn.

3. Gehen wir zu einem dritten wesentlichen Hauptpunkt, zu den Behörden über, durch welche dies ganze System des Elementar-Unterrichts geleitet und beaufsichtigt wird, so tritt uns hier als das erste und überraschendste Kennzeichen der Preußischen wie der Französischen Organisation die Existenz eines Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, geschieden von den anderen Theilen der Verwaltung, entgegen. In beiden Ländern waren die Obliegenheiten dieses Amtes früher dem Minister des Innern anheimgefallen. Die Trennung geschah in Preußen durch das Gesetz vom Jahre 1819, in Frankreich etwas später, und der Erfolg davon bewährte hinlänglich die Weisheit dieser Einrichtung. Die ganze Maschinerie wurde dadurch aus einem gemeinsamen Centrum bewegt, welches den ersten Anstoß mittheilte, alle Bewegungen kontrollirte und eine Einheit des Handelns und des Charakters hervorbrachte. Untergeordnet dieser obersten Macht, deren Sitz naturgemäß in der Hauptstadt ist, giebt es verschiedene Lokal-Behörden, deren Wirksamkeit näher bestimmt ist, und deren Thätigkeit in eben dem Maße wächst, als die ihnen angewiesene Sphäre bewegt ist. Die Organisation der inneren Verwaltung Frankreichs in Präfekturen, Unter-Präfekturen und Mairieen, nebst ihren Departemental-Arrondissements und Munizipal-Conseils, begünstigt sehr jede derartige Wirksamkeit, und der mehr populaire und repräsentative Charakter, welchen diese Behörden seit der letzten Revolution angenommen, hat sie zur Anordnung ihrer Erziehungs-Rechte und Pflichten noch wieder um vieles geeigneter gemacht. Der letzte und niedrigste Ring in dieser Kette von einander abhängiger Behörden ist ein Lokal-Schul-Comité, das aus dem Munizipal- oder Stadt-Conseil gewählt wird, mit Hinzuziehung des Pfarrers des Sprengels und eines Geistlichen von jeder der anderen Konfessionen, die vielleicht in der Gemeinde Anhänger haben, welcher Letztere von der Synode oder dem Konsistorium, zu dem er gehört, gewählt wird. Ein wesentlicher Punkt dieses Systems beruht aber in der Macht, welche sich der Minister vorbehalten, Commissaire, die er selbst gewählt, auszusenden, um die Prüfungen der Zöglinge beim Eintritt und Austritt in den Normal-Schulen, bevor ihnen das Zeugniß ihrer Fähigkeit ausgefertigt wird, zu leiten. Diese Commissaire müssen, wie ersichtlich ist, nicht nur außerhalb des Bereiches aller Lokal-Einflüsse stehen, sondern auch Männer von Bildung und Gelehrsamkeit und besonders geeignet zu einem Geschäft seyn, das nicht angenehm, aber höchst wichtig ist; denn vornehmlich von einer geschickten und unparteiischen Ausübung ihrer Pflichten hängt die ganze Wirksamkeit des Systems ab. Es geschieht deshalb mit Recht, daß solche erprüfte Agenten aus den Hauptquartieren in der Residenz ausgesandt werden, und daß ihre Ernennung dem Minister überlassen ist, auf welchem gerade die schwerste Verantwortlichkeit ruht. Denn hauptsächlich durch solche Examinationen und durch die Abgesandten, welche er von Zeit zu Zeit zu besonderen Aufträgen und Beaufsichtigungen ausschickt, ist der Minister in den Stand gesetzt, sich selbst zu jeder Zeit Rechenschaft zu geben, wie die Maschine wirksam ist, und sogleich Gegenmittel anzuwenden, wo etwas stockt und mangelt. Und Herr Guizot hat es selbst ausdrücklich ausgesprochen, daß es die thätige und erleuchtete Vermittelung dieser höheren Agenten des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts sey, welcher man die großen Fortschritte, die der Elementar-Unterricht kürzlich in Frankreich gemacht, zu danken habe. Interessant ist es ferner, zu hören, wie sich dieser Minister in seiner trefflichen Rede, mit welcher er seinen Gesetz-Entwurf einbrachte, über den ganzen Charakter desselben geäußert. „Die Grundsätze" — sagt er an einer Stelle — „welche uns bei Abfassung dieses Entwurfes geleitet, beruhen alle auf Thatsachen der Erfahrung, und wir gestehen, daß wir es bei der Frage über den Volks-Unterricht für unsere vornehmlichste Aufgabe gehalten haben, lieber das Vorhandene zu prüfen und methodisch anzuwenden, als auf Neuerungen und Erfindungen gefährlicher Theorieen auszugehen und dadurch vielleicht zerstörend zu wirken. Durch diesen Grundsatz allein hat die Verwaltung vermocht, diesem so bedeutenden Zweige des öffentlichen Lebens einen festen und dauernden Haltpunkt zu geben, und zwar so, daß wir wohl sagen dürfen, daß während der letzten zwei Jahre (1831, 1832) von Seiten der Regierung mehr für die Elementar-Erziehung geschehen ist, als während der vergangenen vierzig Jahre von allen früheren Verwaltungen zusammengenommen. Die erste Revolution war verschwenderisch mit Versprechungen, obwohl sie sich eigentlich um den Unterricht nicht bekümmerte. Die Kaiser-Regierung erschöpfte sich fast in Anstrengungen, um den höheren und sogenannten Secundair-Unterricht in Flor zu bringen, aber that nichts für den des Volkes. Die wiederhergestellte Dynastie verwendete gegen das Jahr 1828 nicht mehr denn 50,000 Fr. jährlich auf den Elementar-Unterricht. Das Ministerium von 1828 empfing zu diesen Zwecken von der Kammer eine Bewilligung von 300,000 Fr. Seit 1830 wurde eine Million jährlich votirt, was für zwei Jahre so viel ist, als unter der Restauration in funfzehn. Dies sind die Mittel, und jetzt will ich von den Erfolgen sprechen. Jeder wird wohl die Ueberzeugung theilen, daß das Gedeihen des Elementar-Unterrichts allzumal von den entsprechenden Normal-Schulen abhängt. Die Kaiser-Regierung, welche zuerst mit Nachdruck das Wort: Normal-Schule, ausgesprochen, hinterließ uns gleichwohl nur das Vermächtniß einer einzigen. Die Restauration fügte deren fünf oder sechs hinzu. Diese, die wir noch in ihrer Kindheit fanden, haben wir in den letzten zwei Jahren größtentheils ausgebildet und zu gleicher Zeit beeifrig neue eingerichtet; zwanzig davon sind bereits in voller Thätigkeit und bilden in jedem Departement einen Brennpunkt der Aufklärung, der seine Strahlen nach allen Richtungen hin unter das Volk wirft." —

Wenn man sich nun den mangelhaften Zustand der Volks-Erziehung in England ernsthaft zu Herzen nimmt, so könnte man sich in der That wundern, warum man hier die Maßregeln zur Ergreifung von Heilmitteln so lange verschoben, und nichts schiene einfacher und natürlicher, als daß auch wir unverzüglich das gute Beispiel Frankreichs nachahmten. Aber wer dem Lauf der Diskussionen über diesen Gegenstand sowohl in- als außerhalb dem Parlamente mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird gefunden haben, daß der Mangel an bessernden Maßregeln vornehmlich in der Art und Weise unserer freien Institutionen seinen Grund hat, die immer zwischen sich entgegenstehenden Parteien Wettstreite unterhalten und ganze Schaaren von Vorurtheilen zu einem Krieg auf Tod und Leben gegen einander ins Feld führen. Eingebildete Gefahren für bestehende Rechte und Interessen werden heraufbeschworen und auf eine unvorsichtige Art zu den Ohren des Publikums gebracht, so daß der, welcher weisere und gemäßigte Maßregeln vorzuschlagen wagt, endlich von beiden Seiten angegriffen und verleumdet wird, und vornehmlich von denen, zu deren Gunsten er hauptsächlich seine Absichten berechnete, wo er denn sein Unternehmen entweder in Verzweiflung aufgiebt oder auf eine bessere Zeit verspart. Dies ist ein Zustand der Dinge, der sowohl von dem in Preußen beträchtlich abweicht, als auch gegen Frankreich sich unterscheidet, welches letztere, angehindert durch lange eingewurzelte Mißbräuche, alte Vorurtheile und verführte Sitten, aus der trüben Erfahrung von vierzig Jahren einer erfolglosen Gesetzgebung hinlänglich belehrt worden ist, um für die Erziehung seines Volkes einer anderen Weisheit als seiner eigenen Rath abzuborgen.

Seit der letzten Haupt-Niederlage, welche die Freunde der Volks-Erziehung in unserem Parlament erlitten, sind bereits zwölf Jahre und mehr verstrichen, während welcher kaum eine Berührung dieses Gegenstandes stattgefunden hat, und doch ist seit diesem Zwischenraume ein so großer Wechsel in den Gesinnungen des Volkes, in der Stellung der Regierung und der Macht der Parteien eingetreten, daß wir uns wohl mit Grund der Hoffnung hingeben konnten, jene günstigere Zeit jetzt gekommen zu sehen. Dennoch darf man sich nicht verbergen, daß hier noch furchterregende Hindernisse im Wege stehen, um durch eine große gesetzgebende Maßregel eine endliche Feststellung dieser wichtigen Frage herbeizuführen. Die Schwierigkeit, das Gleichgewicht zwischen den Anhängern der bestehenden Kirche und den Interessen der Dissentirenden zu halten, war es eben, woran die Education-Bill vom Jahre 1820 scheiterte. Diese Schwierigkeit ist noch nicht aufgehoben und wird, fürchten wir, jetzt eben so wenig glücklich überwunden werden, als damals. Eine Maßregel, die den Dissenters günstiger wäre, als es die frühere Bill gewesen, würde wohl im Hause der Gemeinen durchgehen, aber ohne Zweifel von den Lords verworfen werden; während dagegen eine im Oberhause des Parlamentes entsprungene Maßregel, die der herrschenden Geistlichkeit denselben Einfluß und dieselbe Kontrolle einräumte, als die Bill von 1820 that, kaum das Unterhaus passiren und gewiß auch dem Lande überhaupt nicht annehmlich erscheinen würde. Und wenn man, um einen dritten Fall anzunehmen, eine Maßregel einbrächte, welche die kleineren Schattirungen des religiösen Glaubens dem Geschäft der Aeltern zu Hause und den Pastoren in den Sonntags-Schulen und auf der Kanzel überließe und die Religion in Bezug auf die Kinder mehr als eine Angelegenheit des Herzens denn des Kopfes behandelte und religiöse Eindrücke diesem Lebens-Alter zuträglicher erachtete, als religiöse Kenntniß: so würde eine solche Maßregel, aller Wahrscheinlichkeit nach, bei der Mehrzahl beider Parteien einer wüthenden Opposition begegnen.

Unter diesen Umständen, und in einem nicht sehr mittelreichen und noch weniger willigen Lande, fürchten wir, daß, wenn man noch die dazu kommende Erschwerung bedenkt, welche das Bestehen der Parochial-Schulen nothwendig in den Weg legt, es noch ein zu voreiliger Versuch seyn würde, eine allgemeine Maßregel durchsetzen zu wollen. Zum Trotz alles dessen, was über diesen Gegenstand gesagt, gethan und geschrieben worden, ist doch die Unwissenheit und der Widerwille in Bezug auf denselben unter allen Klassen so groß, daß man hier mehr, als hinsichtlich irgend eines anderen Gegenstandes, einer allzuraschen Gesetzgebung abgeneigt ist. So lange die öffentliche Meinung nicht besser vorbereitet worden, ist es bei weitem sicherer und zweckmäßiger, auf dem Wege fortzuschreiten, den Lord Althorp bereits betreten, und, während ein genügender Plan reift, uns auf einstweilige Aushülfen zur Förderung des großen Zieles zu beschränken, indem wir genau darüber übereinzukommen suchen, welches der Umfang und die Gränzen des Elementar-Unterrichtes in Großbritanien seyn sollen, und uns ferner bestreben, unter dem Volke überhaupt Achtung vor der Bedeutsamkeit des Unterrichtes zu verbreiten.[*)]

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes geht hierauf zur Darlegung eines Planes über, nach dem Vorbilde der Preußischen Schullehrer-Seminarien

Wir zweifeln jedoch, daß, bevor England nicht einen Minister des öffentlichen Unterrichts hat, Etwas von dauerndem Nutzen in dieser Angelegenheit geschehen kann. Der einzige Weg, um dem wohlorganisirten System einer Volks-Erziehung Einheit, Genauigkeit, Energie und Unparteilichkeit zu sichern, scheint uns darin zu bestehen, daß die ungetheilte Verantwortlichkeit in die Hände eines öffentlichen Beamten gelegt und dessen Pflichten einzig an diesen großen Gegenstand gebunden werden.

I t a l i e n.

Aus den Reisefahrten, Stationen und Reisebriefen der Frau von Woltmann.

II. Genua's Architektur.

Aus der Zeit, als die Gewalt der Aristokratie in Genua gegründet ward, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, schreibt sich die Pracht der Architektur Genua's her. Ihr Bild gab ihr Galeaz Alessi aus Perugia, welcher an Stellen, wo sich verworfene Häuser befanden, die schönsten Paläste der Straßen Balbi, Nuovo und Nuovissima erbaute; vieler anderer Gebäude und Kirchen an anderen Orten und in der Umgegend nicht zu gedenken.

So lange die Aristokratie Genua's blühte, bewohnte sie den größten Theil des Jahres ihre Stadtpaläste nicht. Sie wohnte in ihren Landpalästen, welche am Meer und an beiden Abhängen der Berge zerstreut sind, die Genua im Halbkreise, im Rücken, umschließen. Sie kam hierher, wenn die große Glocke von St. Lorenzo zu den Raths-Versammlungen läutete; doch auch ihre Stadtpaläste waren zu ihrer Aufnahme bereit. Genua muß damals einen Anblick feenhafter Herrlichkeit gewährt haben.

Die Fresken, die Friese, die Hallen, die Treppen, das Bildwerk, die Loggia's, offene, überwölbte, auf Säulen gestützte Hallen, mehrentheils im Hauptgeschoß der Paläste, die Terrassen an den einzelnen Flügeln der hohen Gebäude, zu kleinen Gärten umgeschaffen, besetzt mit Oleander, Ibiscus, Orangen, Granaten, Agapanthus und anderen Gewächsen, mit Weindächern, von denen die Ranken herabflattern; ähnliche Gärten auf den Dächern himmelhoher Häuser von sechs bis sieben Stockwerken — dieses Alles, zusammengenommen mit den Prospekten auf das Meer, in die Gebirge, mit der amphitheatralischen Lage, vom Meer in einem Halbkreis aufsteigender Felsen empor, bildet noch gegenwärtig, bei seinem Verfall, aus Genua ein Gemisch von Architektur, Skulptur, Malerei und Natur, das einen sonderbaren hinreißenden Eindruck macht. Je weniger Ordnung, um so mehr Reichthum — Einheit immerdar, Einheit des Vergänglichen und des Ewigen in der Schönheit.

Will man aber das Vergänglichste der Architektur Genua's sehen, so betrachte man die Vorhallen, Treppen, Vorsäle, die Loggia's und die Façaden.

Frau von Staël hat gesagt, die Straßen Balbi, Nuova und Nuovissima schienen für einen Kongreß von Königen erbaut. Dies Wort charakterisirt die Bestimmung der Paläste in denselben nicht genau. Sie wurden für Herrscher erbaut; aber für Herrscher, die zugleich Bürger waren und Helden und Kaufherren. Alle diese verschiedenen Attribute haben Theil am Charakter ihrer Wohnhäuser: Großartigkeit der Souverainetät, Kühnheit des Helden, verbunden mit kaufmännischer Ostentation von Reichthum; daneben etwas Republikanisches, auf den Eindruck Berechnetes, welchen der Wohnsitz des herrschenden Mitbürgers auf den beherrschten machen wird. Aus diesem Grunde die hauptsächliche Fürsorge für die Eingänge, die Treppen, die Vorsäle, die Loggia's, die Façaden. Zu diesen hatte der gemeine Mann Zutritt; sie sah er; hier sah er seine Großen. Die Gemächer ihrer Paläste sind ungleich weniger als jene geschmückt. Wahrscheinlich hatte hieran ein Instinkt der Klugheit mehr Theil, als besonnene Absicht. Allemal hat es gewiß viel beigetragen zu dem Gefühl von Stolz, Ergebenheit, Ehrfurcht, womit der geringere Genuese noch heute die Namen der großen Geschlechter seiner alten Republik nennt. Das Volk hatte Theil und Freude an der Pracht ihrer Wohnsitze; der Fremde bewunderte sie; es fühlte auch sich durch seine Bewunderung geschmeichelt.

Und was ist aus jenen stolzen Palästen geworden? —

Die Grundzüge, das Skelett ihrer Schönheit, sind unzerstörbar; bei den meisten derselben ist auch nur dieses übrig. Wie ein Skelett zeugt, daß der Körper, der es umkleidete, schön war, zeugen ihre Hallen, Bogen, Treppen, Säulen, Mauern von dem, was sie einst gewesen. Die Landpaläste verfallen, unbewohnt oder zu Spottpreisen vermiethet. Viele der städtischen Paläste sind an das Gewerbe übergegangen, andere werden noch von den großen Geschlechtern erhalten, welche seit Jahrhunderten in deren Besitz waren; noch andere hat das hier neue Königthum, haben reiche Miether gerettet.

Den Palast Doria Tursi, innen wie außen von Marmor, besitzt die Königin von Ungarn. Die Säulen am Eingange tragen auf einem Gesims zwei sitzende Marmor-Statuen neben Armaturen, auf ähnliche Art, noch großartiger, als beim Palast Spinola. Die Eingangspforte besteht aus einem großen Bogen; daneben zu jeder Seite ein kleinerer als Fenster benutzt. Sie geht durch das Erdgeschoß in den ersten Stock, bis an die Mansardenfenster desselben. Vom ersten Geschoß führen zwei köstliche Loggia's, jedwede mit drei Bogen, die auf Säulen ruhen, zu den Terrassen, welche von hier aus, oben mit einer Brustwehr, das Erdgeschoß des Palastes fortsetzen; so daß sich dieser, im Profil erblickt, von jeder Seite in drei Abstufungen aufbaut. Ueber den Brustwehren der Terrassen zeigen sich die Seitenfaçaden nach dem Garten, der mit Marmortreppen und Springbrunnen ebenfalls in Abstufungen über einander aufsteigt. Herrliche Masken, als Verzierungen über den Fenstern, sind von Thaddäo Carlone, dem Geistesverwandten und Mitarbeiter Alessi's. Bei allem Reichthum und der mannigfaltigsten Abwechselung des Ganzen der Composition herrscht in derselben die größte Klarheit und Verständlichkeit, weil in dem Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, Einheit und eine kräftige Denkkraft herrschen. Das Innere ist in modernem Geschmacke dekorirt; elegant, ohne neue Erfindung.

Den Salon im Palast Serra besuchen alle Fremden. Er ist von Wailly, einem Französischen Baumeister. Eine Composition von Vergoldung, Fresken, wenigen Basreliefs aus weißem Marmor und zwei ungeheuren Spiegeln, zwischen zwei vergoldeten Säulen, einander gegenüber; wobei die Vergoldung also vorherrscht, daß Dupaty den Saal einen Sonnentempel nennt, und der Marquis Serra, welcher ihn vor etwa sechzig Jahren einrichten ließ, zu dessen Vergoldung 220,000 Zechinen zum Einschmelzen gesandt haben soll. Die Thüren sind mit Lapislazuli inkrustirt. Der Saal steht aus wie neu; er ward aber auch seit dreißig Jahren nicht beleuchtet. Monsieur, si je pouvais prendre votre salon sur mes épaules et le porter à Paris, je le ferois de grand coeur! sagte zum Marquis Serra Bonaparte.

Als wir heraustraten, saß im Vorsaal, unter den Dienstleuten, eine lange hagere Figur mit vorwärts gekrümmten Schultern, im Kleide eines Geistlichen, sorgfältig frisirt und gepudert; er war leichenblaß und verrieth in der Haltung Schüchternheit und Beweglichkeit zugleich. Es war der blödsinnige Bruder des Herrn jenes goldenen Saals, der sich für einen Geistlichen hält, als solcher gekleidet, unter steter Begleitung, im Hause, in Küche und Vorsälen sein harmloses trauriges Wesen treibt. Unser Lohnlakey grüßte ihn; wie auch, als wir erfahren, wer er sey. Er stand auf, dankte, sein Wesen wurde einen Augenblick unruhiger, beweglicher — Pauvre homme! il ne connait pas sa fortune — sagte der Lohnbediente, gutmüthig, weich, belebt, wie die Italiäner durchgängig sind. Ich sah den Unglücklichen an und sah zurück in den goldenen Saal — er stand dort, wie eine Moral hinter der Fabel.

Die Loggia der Banchieri nennen die Genueser un bel azzardo. Die Weisheit Alessi's hat das Wagstück gemacht. Sechzehn schöne, dorische Marmorsäulen tragen, paarweise gestellt, zu beiden Seiten die gewölbte Halle, welche fünf und dreißig Metres Länge auf zwei und zwanzig Tiefe hat. In dieser Loggia, unter dem Wappen der Republik, versammelten sich einst jene Handelsherren, deren Geschäfte eingriffen in das Schicksal der Menschheit. Gegenwärtig hat die Halle keine eigentliche Bestimmung. Offen steht sie der Bequemlichkeit, dem Müßiggange, jedwedem, der sie benutzt, hier im Schatten zu ruhen, oder umher zu wandeln; sie wird fast ausschließlich von den geringsten Ständen benutzt. Es geht in Genua mit Palästen und Hallen, wie auf Erden mit den Begriffen: sie kommen von den höchsten Klassen der menschlichen Gesellschaft unter die niedrigsten zum Gebrauch.

Ein Palast Durazzo, in der Straße Balbi, hat ein besseres Schicksal gehabt; er ist gegenwärtig der Palast des Königs. Hier befinden sich, in einer kleinen Gallerie, über den Thüren Freskogemälde von Andreas Carlone. Sie sind von verwegener Großartigkeit der Zeichnung.

Um zu einem anderen Flügel des Königlichen Palastes zu gelangen, ließ man uns über die Terrasse gehen. Sie wird durch drei, rechtwinklich ineinanderlaufende Abflachungen eines Anbaues gebildet, von denen die mittlere südliche breiter als jene zu beiden Seiten ist. Doppelt auf allen drei Seiten umgeben sie weiße Marmor-Balustraden, auf welchen, in abgemessenen Entfernungen von einander, große Vasen von weißem Marmor mit Aloe in denselben stehen. Die vierte Seite dieser Terrasse bildet die hintere Façade des Palastes, aus der wir auf dieselbe hinaustraten. Ein kleines Gärtchen ins Gevierte liegt dazwischen in der Tiefe. Spaliere voll goldener Orangen, auf grün glänzendem Laub bedecken dessen Mauern. Kaskaden plätschern an der Mitte einer jeglichen herab und trennen die Spaliere. Mitten im Gärtchen speiht ein Springquell empor. Hohe Oleanderbäume stehen um denselben; als wir auf sie niedersahen, waren sie über und über voll von großen dunkelrothen Blüthen.

Aus einem Fenster in der hinteren Façade des Palastes sahen wir in dies Gärtchen; sahen, über dasselbe hinweg, die eben befindlichen weißen Marmor-Balustraden, die grünen Aloestauden in den weißen Marmor-Vasen, das blendende weiße Marmor-Pflaster und, unmittelbar dahinter, das tiefblaue, weite, funkelnde, unendliche Meer.

So viel Lieblichkeit und Größe, so süße, enge, heimliche Begränzung und schrankenlose Unermeßlichkeit zusammenzubringen, als dieser Blick verband, ist wohl kaum auf einem anderen Punkte der Erde durch Einbildungskraft, Kunst, Reichthum und die Möglichkeiten von Himmel und Lage gestattet worden.

ähnliche Institute in seinem Vaterlande zu gründen, um auf diesem Wege das Unterrichtswesen zu reformiren. Wir lassen die betreffenden Stellen hier aus, weil sie für unsere Leser ohne Interesse seyn dürften.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Freitag den 27. Dezember 1833.

England.

Die Pfennig-Journalistik und das System der Güter-Gemeinschaft.

(Aus dem New-Monthly-Magazine.)

Das wahre tausendjährige Reich der Buchdrucker ist jetzt gekommen. O, könnten doch jene Typographen des 15ten Jahrhunderts, Faust, Guttenberg und Peter Schöffer, ihre marmornen Monumente zersprengen und nur einen flüchtigen Blick auf eine unserer Dampfmaschinen werfen, die der Fama oder den Käsekrämern in einer Stunde so viele Bogen liefern, als jene mit unendlicher Arbeit in einem ganzen Monat ans Licht förderten! Bietet doch die Presse beinahe schon eben so viele Mannigfaltigkeiten dar, als unsere Erd- und Himmels-Regionen. Die Erde selbst ist ein Jahrbuch (Annual), mit allen gehäuften Schätzen eines ganzen Jahres beladen, eine vierteljährige Uebersicht (Quarterly Review), die uns mit den mannigfachen Erzeugnissen jeder Jahreszeit beschenkt, und ein Tageblatt endlich, das seine Leser durch täglich erlebte Neuigkeiten in steter Spannung erhält. Der Mond, was ist er anders, als ein ewiges Neues monatliches Magazin (New Monthly Magazine)?

Wir hören von Himmelskörpern, deren periodischer Kreislauf fünfhundert Jahre erfordert. Was für ungeheure periodische Blätter müssen die Bewohner jener entfernten Planeten besitzen! Ihre Wochen müssen länger seyn als unsere Jahre, ihre Stunden länger als unsere Tage. Das „Verlorene Paradies“ würde ihnen wie ein Almanachs-Gedicht vorkommen. Was aber den gegenwärtigen Artikel betrifft, so besorgen wir, er dürfte auf einer Zeile des „New Monthly Magazine“, das die guten Leute, welche in der Bellatrix oder dem Beteigeuze wohnen, erbaut, kaum dem Auge sichtbar seyn. Der Himmel bewahre uns davor, dereinst, zur Strafe unserer Sünden, Herausgeber einer Times im Haupte des Widders oder im Schwanze des Großen Bären zu werden!

Inzwischen, die Dinge sind auf dem winzigen Planeten, dem wir sehr zufällig angehören, in einem recht beklagenswerthen Zustand. Verpflichtet man uns doch nolens volens — das Ding ist so wohlfeil, daß wir nicht umhin können — auf das in eine zierliche Zeitschrift verwandelte „Johnson'sche Wörterbuch“ uns zu abonniren! Aus dem nämlichen unwiderstehlichen Grunde erneuern wir jeden Sonnabend unsere Bekanntschaft mit „Guthrie's Zeitungs-Lexikon“ und mit den drolligen Spätzen jener Grammatik, die unter dem rühmlich bekannten Namen „Lindley Murray“ cirkulirt. Dann wenden wir uns mit Enthusiasmus zu den vier Seiten eines Blattes, worin das Gesetz dem stumpfsten Geiste klar gemacht wird und den größten Phlegmatiker interessirt. Die Astronomie erscheint uns in romantischem Kostüm, und die Geschichte präsentirt sich in so reizendem Schmucke, daß wir unseren Pfennig mit Entzücken dafür hinwerfen. Eben sind wir für die Summe eines Dreiers perfekte Geologen geworden, und für einen Sechser haben wir so tiefe Blicke in die Mysterien der Anatomie gethan, daß wir uns verbindlich machen, einen Menschen auf so anmuthige Weise aus der Welt zu schaffen, daß man glauben soll, er sey von einem ganzen Kollegium von Aerzten behandelt worden. Paganini wendete vierzehn Jahre und sein ganzes Vermögen daran, um auf einer Saite spielen zu können. Wir lernten das Spiel auf vier Saiten, mit Hülfe des „Musical Magazine“, innerhalb vierzehn Tagen aus dem Fundament, und Alles kostete nur drei halbe Pfennige. Wir können ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir um den Preis von zwei und einem halben Pfennig für jedes Fach in der Gottesgelahrtheit, Botanik, Zoologie und Gartenkunst vollkommene Meister geworden sind. Mit einem Worte, wir hoffen zuversichtlich, noch vor Neujahr für die Totalsumme einer halben Krone eine vollständige leibhafte Encyklopädie zu werden.

Man sehe nur die prächtigen Holzschnitte, von denen uns eine Menge für eine Kleinigkeit zu Gebote steht! Portraits, Landschaften, Stillleben, Hunde, Pferde, Wildpret; Landseer, Turner, Martin, Cruikshank — Alles kostet einen Spottpreis. Bald werden wir nicht bloß eine neue Edition von Robert Burns, sondern auch bezaubernde Skizzen jedes Branntwein-Ladens in Händen haben, dem er die Ehre erwiesen hat, Zeuge seiner Trunkenheit zu seyn. Die Finden's drohen uns sogar damit, Crabbe populair zu machen!

Was soll nur aus alle dem Papier werden, das jetzt unaufhörlich gedruckt wird? Was fangen wir damit an? Wo soll es nach einem halben Dutzend Jahren Platz finden? In der That, wir sehen den Fortgang mehr als einer Encyklopädie, die muthmaßlich erst um's Jahr 2000 geschlossen seyn wird. Da wir nicht so lange zu leben gedenken, so lassen wir die besagten Encyklopädieen für sich selber sorgen. Allein — Gott sey uns gnädig! — wie sollen wir mit der National-Bibliothek (National Library) verfahren, einer Zeitschrift, die „alle nützlichsten, belebendsten, sittlichsten und unterhaltendsten Werke, die Muster-Schriftsteller aller Länder, allen Familien in den drei Reichen zugänglich machen will!“ Unser Gefühl würde sich bei der Aussicht, eine solche Zahl von Bänden bezahlen oder gar durchlesen zu müssen, empören, wenn man uns nicht höflichst versicherte, alles dies solle bewerkstelligt werden, „ohne daß man der Tasche oder dem Kopfe des Lesers zu viel anmuthete.“ Der glückliche Subskribent fühlt sich den Herausgebern unendlich dafür verpflichtet, daß sie die ihm aufzulegende Buße mit solcher Humanität in zwei Hälften getheilt haben. Nachdem er an den Felsen der Scylla zierlich gescheitert, wird ihn der Wirbel der Charybdis recht erquicklich verschlingen.

Unlängst kamen wir eines Tages von der Bank nach Hause, mit unseren Dividenden in der einen und ungefähr hundert Wochenblättern in der anderen Tasche. Diese Blätter hatten mit ihren schönen Holzschnitten an einem Ladenfenster solche Parade gemacht, daß wir nicht umhin konnten, sie zu kaufen. Zunächst hatte ich da ein Kabinet für unbemittelte Gentlemen, das ihnen die Anweisung giebt, wie sich aus jedem Lumpen ohne große Kosten und Mühe ein Mann vom besten Ton machen lasse. Das „Halb-Pfennig-Magazin“ war jetzt eben, da ich es kaufte, bis zur siebenten Nummer gekommen — eine verdrießliche Nummer, besorgen wir, denn die Herausgeber gestehen freimüthig: „Wir haben dieses Mal keinen Holzschnitt.“ — Die Halb-Pfennig-Bibliothek“ erwarb sich das besondere Verdienst, aus einem alten Sprichwort ein neues zu fabriziren. Das alte lautet: „Die Wahrheit liegt in einem Brunnen“; das neue aber heißt nach der genannten Bibliothek: „Die Menschenliebe ist eine Wasserpumpe.“ Der „Magnet“ bekennt aufrichtig, die periodischen Blätter hätten so zugenommen, daß es unmöglich sey, sie zu kaufen oder zu durchlesen. Er erdreistet sich gleichwohl, noch Eines hinzuzufügen, und verspricht mit gutem Gewissen, daß sein Blatt die Quintessenz aller übrigen enthalten solle. Der „Squib“ (die Rakete) wollte alle seine Gegner in die Luft sprengen. Er vergaß aber leider, daß er selbst aus entzündlichem Material bestand, und wurde so das erste Opfer seiner Verwegenheit. Die „Sonntags-Chronik“ proklamirte die köstliche Lehre, daß alle Welt verrückt sey. Der Herausgeber gab eine treffliche Probe seiner Weisheit, denn er verließ diese Narrenwelt fast eben so geschwind, als er hineingekommen war. Unter den Vorschriften des „Pfennig-Doktors“ und der „Pfennig-Lanzette“ sahen wir uns vergeblich nach einem Heilmittel für eine erkrankte junge Zeitschrift um. Noch nie haben wir zwei junge medizinische Praktiker gekannt, die eines Gegengifts ihrer eigenen Mixturen benöthigter gewesen wären. Der „Wanderer“ (Tourist) hatte sich anheischig gemacht, von Wellington-Street, auf dem Strande, über die ganze gebildete und barbarische Welt zu wandern. Nachdem er die Waterloo-Brücke überschritten und auf den angenehmen Landsitzen von Lambeth sich erlustigt hatte, kehrte er über Blackfriars nach dem Wellingtonplatze zurück, wo er nun also philosophirte: „Die Erfahrung täuscht oft das menschliche Hoffen. Kaum sind unsere Hoffnungen einem untrüglichen Kriterium ausgesetzt, so bewähren sie sich als mangelhaft und eitel.“ Auf das Schicksal der „Pfennig-Trompete“ ließe sich, mit Versetzung zweier Worte, das anwenden, was, wie ihr Herausgeber selbst berichtet, einer von den Musikern des seligen Königs gesagt haben soll, als man ihm einst zumuthete, eine Note von vierzig Minuten Dauer zu blasen. Der Deutsche — er hieß Schmidt — entgegnete: „Ihr mögt wohl Ohren dazu haben, allein wo zum Henker soll ich den Wind hernehmen?“ Die Pfennig-Trompete hatte Ueberfluß an Wind, aber nachdem sie einige Stöße versucht, fehlte es ihr gar sehr an aufmerksamen Ohren.

Literarischer Diebstahl ist in allen diesen Blättern an der Tagesordnung. Wir kauften für Einen Pfennig die ganze Essenz von Cyrus Redding's neuem „Weinkenner“ (Book of Wines), durch Herrn Croil für Charles Knight's berühmtes Pfennig-Magazin ausgezogen. Der arme Teufel von Leser bildet sich ein, die köstlichen Speisen, welche ihm das Pfennig-Magazin wöchentlich auftischt, kämen geradesweges aus der Küche der „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.“ Diese Societät ist eben so wenig dabei betheiligt, als die Mandarinen des „himmlischen Rei-

ches.“ Kann wohl ein Mensch von gesundem Verstande glauben, der Lord-Kanzler, Lord John Russel oder Sir Henry Parnell hätten Zeit übrig, um die Data eines Pfennig-Journals zu verifiziren? Die Geschichte dieses Blattes ist in der Kürze folgende: Herr Hill, Parlaments-Mitglied für Hull und zu dem Comité dieser Verbreitungs-Gesellschaft gehörig, ist ein vertrauter Freund von Charles Knight. Knight läßt sich's einfallen, ein Pfennig-Magazin nach dem Muster von Chamber's „Edinburgh-Journal“ zu stiften. Er sagt zu Hill: „Das würde doch eine kapitale Speculation seyn, wenn Sie mir die Firma der Societät verschaffen könnten.“ Freund Hill antwortet: „Das will ich.“ Es gelingt, und die neugeborne Zeitschrift erscheint jetzt als Eigenthum der Societät, während sie in der That das Eigenthum der spekulativen Herren Charles Knight und Comp. ist. Das Ergebniß der falschen Firma sind mehrere tausend Pfund jährlich für die Herren Knight und Comp. Mit ihrem wahren Charakter, als bloße Buchhändler-Speculation, würde diese Zeitschrift allbereits im Lethe begraben liegen. Sie ist, bei Lichte betrachtet, ein wahres Potpourri von Plagiaten, die das arme Gehirn des Herrn Craik für kärglichen Tagelohn auftischt. Wir beklagen ihn sehr; weit mehr aber jammert uns das Schicksal der armen Autoren, deren geistige Schöpfungen das Pfennig-Magazin zweckhaft einschrumpfen läßt.

Friede sey mit den Manen der vielen „Aehrenleser“ (Gleaners), „Spione“ (Spies), „Erforscher“ (Investigators) „Kästchen“ (Caskets), „Korrektoren“ (Correctors), „Schulmeister“ (Schoolmasters), „Wardeine“ (Guardians), und „Teufel“ (Devils), die wir jetzt, zu Ersparung des Kritiges, als Zündstoff gebrauchen. Eben wollten wir einen ganzen Band der „Krisis“ ihnen nachsenden, als plötzlich der Geist Robert Owen's, ihres Schutzpatrons, vor uns erschien und unsere Unkenntniß der Zerrüttung, die durch alle Klassen der Gesellschaft waltet, und gegen welche er, Robert, ein sehr wirksames Mittel entdeckt zu haben glaubt, mit sanften Worten rügte. Die „Krisis“ scheint ein neues irdisches Paradies vorbereiten zu wollen. Nachdem Herr Owen in der Faktorei zu New-Lanark, wo er durch seine Ideen viel Konfusion angerichtet hatte, abgedankt worden war, kam er nach London, um dort seinen Verdruß los zu werden und seine Grundsätze zu predigen. Allein er bemühte sich vergebens. Er fand keine Theilnehmer an dem Plane, eine allgemeine Güter-Gemeinschaft zu bewerkstelligen, die ihm Vortheil verschafft hätte, denen er noch jetzt entsagen muß. Jetzt wendete er sich nach Amerika, kaufte einen dunklen Wald in den westlichen Kolonieen für einige Dollars und nannte dieses Asyl „Neue Eintracht.“ Die alte Zwietracht behauptete aber ihre Rechte, und unser Owen kehrte mit neuen Speculationen nach Babylon zurück. Ein kleines Häuschen, in dem er zu Lenden sich niederließ, nannte er „Institut zu Abschaffung der Unwissenheit und Verjüngung der Welt.“ Hier predigte er getrost weiter und belehrte seine spärlichen Zuhörer darüber, daß er ausdrücklich gesendet sey, die ganze gesellschaftliche Ordnung umzukehren.

Wir sind so glücklich gewesen, auf unseren Morgen-Spaziergängen dem seltenen Manne bisweilen zu begegnen. Mit Verwunderung bemerkten wir, daß er, wenn es regnete, einen Schirm über sein Haupt hielt, wie gemeine Sterbliche. Noch mehr! wir sahen diesen großen Reformator unserer bösen Sitten Beefsteak essen und Porter-Bier aus Flaschen trinken! Dennoch behaupten seine Schüler, er sey der von den Sibyllen Verheißene, und mit ihm werde ein goldenes Zeitalter beginnen. Dann wird, wie sie sagen, kein öffentlicher Gottesdienst mehr vonnöthen seyn: Jedermann verrichtet, sobald ihn die Lust anwandelt, sein stilles Gebet. Die Rechtsgelehrten können ihre Roben und Perrücken ablegen, denn es giebt ferner kein Gesetz. Ein liebliches Durcheinander tritt an die Stelle der gesellschaftlichen Ordnung. Ein junger Mann wird im Freien einem Mädchen begegnen und ohne Einleitung sie fragen, ob sie ihn heirathen wolle? Sie bejaht dies gleich. Von dem Augenblick an leben sie, ohne vorhergehende Zeremonie, so lang es ihnen gefällt, zusammen; dann mögen sie sich trennen, und ihre etwanigen Kinder erhalten Unterstützung aus dem öffentlichen Schatze.

„Diejenigen, welche gerechte und gute Werke thun“, sagt unser Owen, „sollen von Engeln über den blitzenden Strom zu einem Orte des Lichts geleitet werden, wo Gottes ewiger Lustgarten ist, und wo drei Quellen von Wein, Milch und Honig unversiegbar sprudeln. Die Erde wird das gemeinsame Eigenthum Aller seyn, ungetheilt durch Mauern und Markscheiden: kein König, kein Reicher oder Armer; kein Dränger und Sklave. Niemand wird sagen: „„die Nacht bricht an““, oder „„am nächsten Morgen““, oder „„gestern““: man kümmert sich um keine Zeit mehr.““ Es giebt weder Sommer noch Winter, weder Aufgang noch Untergang der Sonne, nur ewigen Tag.“ — „Dies“, ruft die Krisis aus, „ist eine bildliche Beschreibung des Himmels auf Erden, im lebhaften prophetischen Stil; allein man braucht nur von einem Theile ihres mystischen Charakters zu abstrahiren, und sie beschreibt einen Zustand der Dinge, wie wir selbst ihn durch Adoption des neuen gesellschaftlichen Systems bezwecken.“

Nun beobachte man den wunderbaren Prozeß, vermöge dessen das neue System schon theilweise in Wirkung getreten ist. Zu den verschiedenen Speculationen, mit welchen Herr Maberly vor einigen Jahren, zu seinem Unglück, seine Zeit und ein fürstliches Vermögen verschwendete, gehörte ein ungeheures an einem Ende der Straße Gray's-Inn-Road errichtetes Gebäude, in dessen unterem Raum ein Pferdemarkt, im oberen aber ein Markt von allen erdenklichen Artikeln gehalten werden sollte. Wirklich sah man eine Menge nützlicher und kostbarer Artikel in niedlichen Kramläden, hinter denen viele der hübschesten Gesichter, die jenes Viertel der Hauptstadt aufzuweisen hat, freundlich hervorguckten. Allein es fanden sich — keine Käufer. Wer konnte auch ahnen, daß in Gray's-Inn-Road ein Bazar existirte! Wir begreifen noch jetzt nicht, wie wir von dem Daseyn desselben Kunde erhielten. Er wurde übrigens bald geschlossen.

Jetzt nahte die Zeit, in welcher der wahre Umbildner des Menschengeschlechts in einen geräumigeren Wirkungskreis treten sollte. Nachdem er den Eigenthümer des obgenannten Bazars zu seinen Prinzipien bekehrt hatte, überredete er denselben, ihm die Benutzung der leeren Räume gratis zu bewilligen. Nun sammelte er viele arme Handwerker aus den Umgebungen von Clerkenwell unter seine Fahne, verwandelte sie in eine Gesellschaft pro bono publico, trat als Vater an ihre Spitze und prägte seine Grundsätze durch pathetische Vorlesungen in ihre Köpfe. Im Verlaufe seiner Arbeiten hatte er sich des hülfreichen Beistandes der Miß Macauley zu erfreuen, einer Dame, die bisweilen etwas überschnappte, nicht unberühmt als Schauspielerin, als Deklamatorin, als Haupt einer neuen Religion, in welcher Eigenschaft sie predigt, und als Verfasserin von Flugschriften über den Mängel, die Armen-Gesetze, die Noth der Ackerbauer, die Faktorei-Bill u. s. w. u. s. w., voll zauberischer Einbildungskraft. Sie besitzt auch ein Pferd, oder vielmehr ein Maulthier, das einem kleinen Omnibus vorgespannt ist. In dem Omnibus sitzt ein junger Bursche. An der Vorderseite, dem Rücken und den Seiten dieser Maschine liest man in gigantischen Buchstaben die Worte: „Miß Macauley's Repositorium.“ „Was für ein Repositorium!“ fragten wir den Burschen, denn wir hielten es in unserer Einfalt für ein öffentliches Fuhrwerk und freuten uns schon, in demselben für einen Pfennig von Finsbury, wo es gerade stand, nach Paddington fahren zu können. „Sir“, entgegnete der dienstbare Geist lächelnd, „es sind die Pamphlete der Miß Macauley — wollen Sir eines kaufen? Es kostet nur einen Pfennig.“ Miß Macauley beabsichtigt, sobald sie ihre literarischen Schätze abgesetzt hat, einen Wagen des Thespis zu besteigen und längs der ganzen Neuen Straße (new-road) Tragödien zu deklamiren.

Die schwärmerische Aufrichtigkeit, mit welcher die schöne Bundesgenossin des Herrn Owen der neuen Lehren sich entledigt, ist bewundernswürdig. Der Messias, erklärte sie, war ein recht braver Mann, nach seiner Weise, wenn man erwägt, unter was für Umständen er heranwuchs: er war auch ein ziemlich unterrichteter Mann, in Erwägung seines finsteren Zeitalters; allein er hatte wenig Einsicht in die Uebel der Gesellschaft, oder das rechte Heilmittel entging ihm. Dieses wurde der Welt erst durch Owen geoffenbart. Dem erfinderischen Geiste seiner eifrigen Schülerin aber verdankte der Patriarch die Begründung der sogenannten „geselligen Feste“, an welchen die Handwerker und ihre Familien, nebst einer Auswahl von Schönheiten aus der tugendsamen Gegend von Shire-Lane, sich versammeln, singen, tanzen, Thee trinken und die zeitlichen Verbindungen schließen, welche die vornehmste Glückseligkeit des neuen Systems ausmachen.

So viel von den Lehren und Erheiterungen der Owenianer, und bis dahin gehen sie mit den Französischen St. Simonisten Hand in Hand. Auch haben Letztere Missionnaire an sie abgeschickt. Allein das praktische Heilmittel gegen das Grundübel der Gesellschaft — die Armuth der niederen Klassen — ein von Herrn Owen zuerst entschleiertes Geheimniß, findet man in der wunderbarsten Schöpfung unserer Zeit, dem „Billigen Umsatz der Arbeiten“ (Equitable Labour Exchange). Dieser Einrichtung gemäß wird die Arbeit der Fleißigen sofort in Gold umgesetzt. Kenntniß und Macht sind gleichbedeutend. Gebt den Unwissenden Erziehung, und sie werden dafür die Regierer des Landes. Arbeit ist Reichthum. Lasset die Armen arbeiten; dann werden sie nothwendig Besitzer alles Landes und Geldes im Staate. Dieses ist die Logik jener großen Reformatoren. Allein wie verwandeln sich Syllogismen in Brodte und Roastbeef? Wir wollen sehen.

In dem Bazar von Gray's-Inn-Road war ein Ueberschuß an Raum. Dorthin entbot der Patriarch den nothleidenden Schuster, damit er einen Theil seiner Hände-Arbeit absetze. In das nämliche Repertorium sollte der Tischler seine Tafeln und Stühle, der Hutmacher seine Hüte, der Böttcher seine Fässer, der Nagelschmied seine Nägel, der Zinngießer sein Geschirr, der Instrumentenmacher seine Geigen, Flöten und Handpauken, der Bäcker sein Brod u. s. w. bringen. Auf jeden dieser nach dem Bazar transportirten Artikel wurde ein bestimmter Preis gesetzt, welcher der Zeit angemessen war, die ihre Anfertigung erforderte. Für jede Stunde Arbeit rechnete man sechs Pence (Fünf Sgr.) So z. B. wurde ein Tisch oder ein Hunde-Halsband auf zwanzig Stunden taxirt; und jeder Eigenthümer der Waaren empfing einen elegant gedruckten Zettel, worauf die Zahl der Stunden, die für seine verschiedenen Arbeiten gerechnet waren, verzeichnet stand. Diese Note konnte er einem der Ladendiener im Bazar überreichen und jeden anderen vorräthigen Artikel von gleichem Werthe in Empfang nehmen. Zum Unglück aber erhielt Niemand gerade das, was ihm fehlte. Der Nagelschmied überreichte seine Note, um einige Kohlen zu bekommen; allein diese waren im Bazar noch nicht vorräthig. Ein Sonnenschirm oder eine Flöte standen ihm zu Diensten; allein er bedurfte des Einen nicht und hatte weder Zeit noch Lust, um auf der anderen zu blasen. Der Weber verlangte für sein Stück Zeug, das Werk einer ganzen Woche, etliche Brodte. Allein die Bäcker waren noch nicht Schüler des neuen Systems. Sollte ihm ein Tambourin nicht anstehen? Der Drechsler mit seinem zierlichen Schachbrett sah sich gierig nach einer Quantität Hammelkeulen um. Als man ihm aber bedeutete, die Fleischer seyen noch nicht Owenianer, und die Markt-Gärtner verharrten in ihrem Unglauben; als er sah, daß er gegen sein Schachbrett nichts umtauschen konnte, als einen Spiegel, einen alten Rock, ein halbes Dutzend schlechter Schuhe, eine halbe Tonne voll Hunde-Halsbänder, einen Haufen von Pamphleten der Miß Macauley, — da mußte ihm die Geduld reißen. Die Klagen der Owenianer griffen um sich

wie eine Seuche; jeden Tag gab es Zänkereien, und der Bazar wurde ein Schauplatz der Zwietracht, so daß die Polizei eingreifen mußte. Endlich wurde das Haus zum zweiten Mal geschlossen, und das löbliche Institut wanderte nach dem West-Ende der Stadt. Die „Krisis" ist noch immer das Organ der Owenianer. Der Zerstörer („Destructive"), der „Pionier" und mehrere andere periodische Blätter, die, obgleich ohne Stempel, doch alle Neuigkeiten aufnehmen und unter den arbeitenden Klassen weit um sich greifen, leisten der Krisis hülfreiche Hand. Eine rohe Energie des Stils und die empörendste Vernachlässigung der Sitten machen diese Blätter allen Mißvergnügten, einer eben so zahlreichen als geschäftigen Klasse von Abenteurern, die weder Charakter, noch Eigenthum zu verlieren haben, und mit Begeisterung einer Revolution entgegensehen, die ihnen wenigstens den Vortheil verspräche, daß die glücklicheren Stände eben so tief herabkämen, als sie selber, zu einer angenehmen Lektüre.

Bibliographie.

Uncle Philip's conversations on natural history. (Onkel Philipp's naturgeschichtliche Unterhaltungen.) Pr. 2½ Sh.

On the diseases of the lungs. (Ueber die Krankheiten der Lunge.) Von Dr. J. Williams. Pr. 7 Sh.

On diseases of the joints. (Die Krankheiten der Gelenke.) Von Wickham. Pr. 7½ Sh.

Thoughts on materialism. (Gedanken über den Materialismus.) Von H. W. Fearon. Pr. 8 Sh.

Frankreich.

Ymbert Galloir, von Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Galloir's Brief.

Paris, 11. Dezember 1827.

„Mein armer D. Seit mehreren Tagen schon nehme ich mir vor, an Sie zu schreiben. Aber mein Schmerz, meine Krankheit, die Ihnen bekannt ist, die großen Entfernungen in Paris, die einem die Hälfte der Tage rauben, alles dies hat mich daran gehindert. Ach! Was leide ich, und was hab' ich gelitten! Es ist mir nicht möglich, daran zu denken, einige Ordnung in meinen Brief zu bringen, Ihnen den Zustand meiner Seele zu schildern, all diese nagenden unaufhörlich herzudrängenden Eindrücke, Empfindungen, Schrecken, Abgründe von Melancholie und Verzweiflung in starren Worten zu verkörpern. Wir haben heut den 11. Dezember. Es ist drei Uhr. Ich bin gegangen, habe gelesen, die Luft ist schön, und ich leide furchtbar. Hier angekommen am 27. Oktober, ist's nun einen Monat lang, daß ich ohne Hoffnung schmachte und vergehe. Ich habe Stunden gehabt, ganze Tage, wo meine Verzweiflung dem Wahnwitz nahe kam. Ermattet, eingeschrumpft physisch und moralisch, zusammengeschrumpft an der Seele, irr' ich rastlos umher in diesen räucherigen Gassen, unbekannt, einsam mitten in einem endlosen Schwarm von Wesen, wo auch Keiner das Andere kennt.

Eines Abends lehnt' ich mich an die Mauer einer Brücke, die über die Seine führt. Tausende von Lichtern erstreckten sich in's Unendliche, der Fluß rann dahin. Ich war so ermattet, daß ich nicht weiter konnte, und da, von einigen Vorübergehenden wahrscheinlich für einen Narren gehalten, da litt ich dermaßen, daß ich nicht weinen konnte. Sie hatten mich oft in Genf mit meinen Empfindungen zum Besten. Nun wohl, hier schling' ich sie einsam hinunter. Sie folterten mich, warfen mich unaufhörlich hin und her, und Alles vereinigt sich, wie die Seele zu zerreißen; dies ungeheure und immerwährende Gefühl von der Nichtigkeit unserer Einbildungen, unserer Freuden, unserer Schmerzen, unserer Gedanken, die Unsicherheit meiner Lage, die Angst vor dem Elend, meine Nervenkrankheit, meine Unberühmtheit, die Vergeblichkeit aller Schritte, meine Zurückgezogenheit, meine Gleichgültigkeit, mein Egoismus, die Einsamkeit des Herzens, das Bedürfniß nach freier Luft, nach Feldern und Bergen, die philosophischen Gedanken selber, und über Alles dies, ach, über Alles, die herzzerreißende Sehnsucht nach dem Lande meiner Väter! Es giebt Momente, wo ich mich hinträume nach Allem, was ich lieb hatte, wo ich nach spazieren gehe auf Saint-Antoine, wo ich mir alle meine Schmerzen aus Genf zurückrufe, und die Freuden, die ich dort gekannt — freilich wenig genug.

Es giebt Momente, wo die Züge meiner Freunde, meiner Aeltern, ein durch ein Andenken geheiligter Ort, ein Baum, ein Felsen, eine Straßenecke vor meinen Augen stehen und das Geschrei eines Pariser Wasserträgers mich aufweckt. Oh! Was leid' ich dann! Oft kamm' ich heim in mein einsames Zimmer, an Leib und Seele müd und matt; dann setz' ich mich nieder, träume, aber einen bitteren, düstern, irren Traum. Alles ruft mir die armen Aeltern zurück, die ich nicht glücklich gemacht habe — die Sorge für meine Wäsche etc. etc. Alles dies erstickt mich. Die veränderten Stunden der Mahlzeiten! Ach! Wie sehn' ich mich nach meinem Stübchen in Genf, wo ich so viel gelitten, und nach der Schale und nach meinem Onkel, und nach dem Winkel an Ihrem Kamin, und nach den bekannten Gesichtern und den gewohnten Straßen. Oft macht mir ein Nichts, der Anblick des gewöhnlichsten Gegenstandes, eines Strumpfs, ein Strumpfband oder so etwas die Vergangenheit lebendig und überschüttet mich mit dem ganzen Schmerze der Gegenwart. Weh dem Menschen, der sich sehnt nach etwas, was er bald verwünschen würde, wenn er's wieder hätte! Ich kann nicht einmal meinen Schmerz genießen; der Geist der Zergliederung ist immer rege und entzaubert Alles.

Der Ueberdruß einer im einundzwanzigsten Jahre welken Seele, unfruchtbare Zweifel, unbestimmter Gram um ein Glück, das noch weit ungewisser erscheint, als die Glorie der untergehenden Sonne auf dem Gipfel unserer Berge, wirkliche Schmerzen, ideale Schmerzen, die Ueberzeugung von einem in der Seele eingewurzelten Unglück, die Gewißheit, daß ein günstiges Schicksal, obgleich ein großes Gut, uns doch nicht vollkommen glücklich machen würde — das ist's, was meine arme Seele quält. Ach! mein einziger Freund, was sind die unglücklich, die unglücklich geboren sind!

Und doch ist's mir bisweilen, als wenn eine himmlische Musik vor meinen Ohren klänge, als wenn eine melancholische und dem Getümmel der Menschen fremde Harmonie fortschwänge von Sphäre zu Sphäre zu mir; und mir scheint, daß eine Möglichkeit ruhiger und erhabener Schmerzen auftaucht am Sehkreis meines Gedankens, wie die Ströme ferner Länder am Horizonte der Einbildungskraft. Aber Alles verschwindet vor dem grausamen Rückblick auf das wirkliche Leben, Alles.

Wie oft hab' ich mit Rousseau ausgerufen: O Stadt voll Koth und Rauch! Daß dieser zarten Seele hier zu leiden bestimmt war! Abgeschieden, umherirrend, gequält wie ich, aber minder unglücklich, mit sechzig Jahren in einem ernsten Jahrhundert und unter großen Begebenheiten, seufzte er in Paris; ich seufze da, noch Andere werden nach mir kommen, da zu seufzen. O Nichts! Nichts!

Dennoch hab' ich zwei oder drei Augenblicke des Entzückens genossen. Das eine Mal, in der Oper hatte mich die bezaubernde Musik der „Belagerung von Korinth" all' mein Mühsal vergessen gemacht. Sie wissen, wie sehr ich die Eleganz, den Aufwand, das Vornehme des Ranges, mit einem Wort, Alles liebe, Alles, was uns in dieser schönen Welt hier unten möglichst Angenehmes, wenigstens dem Aeußern nach, umgeben mag. Nun wohl! diese Eindrücke, die ich in Genf aus der Menge fremder und ausgezeichneter Physiognomieen empfing, von so vielen schönen Geistern und großen Herrschaften, die Masse der Livreen endlich und der Equipagen, dies entzückend bewegte Schauspiel der Pracht der Civilisation mitten in der Pracht der Natur, ein Schauspiel, das Genf, im Verhältniß zu seiner Größe, zu einer in Europa vielleicht einzigen Stadt macht; diese Eindrücke, ich habe sie in Paris nur in der Oper wiedergefunden, und indem ich das Leben Alfieri's, von ihm selbst geschrieben, begierig wieder las, nachdem ich es seit vier Jahren nicht gelesen hatte. Was Alles für mich und für jede Seele in diesen vier Jahren! — Also ich war in der Oper. Die Zauber der Musik, die Pracht des Theaters, die Anzüge und die Physiognomieen, welche die Logen schmückten — ich sog das Alles in mich, schien mir ein Fürst, reich, geehrt; die Hallen einer Welt, die nur schön für mich ist, weil ich sie nicht kenne, zeigten sich meinem Blick, umgeben mit einer Glorie von Eleganz, in blendender Pracht und überraschender Neuheit. Ich hatte meine Lage vergessen, oder vielmehr ich suchte mich zu überzeugen, daß sie von mir abfiele. Obgleich umgeben von dem gröberen Gewühl des Parterre, befand ich mich oben in den Logen. Ich sah nur über mich. In ein Meer von Träumen, maßlosen Hoffnungen, von Harmonieen, Glanz, Eitelkeiten aller Art ward ich versenkt. Eine halbe Stunde dauerte dieser Zustand. Ach! wie traurig waren die Augenblicke, die auf ihn folgten, wie bitter! Ganz wie in dem ausführlichen Leben jenes reichen, vornehmen und unglücklichen Alfieri. Da hört man von nichts als von hohen Gesandten, steten Postreisen, von Kammerdienern u. s. w. Oh! wie leicht ist's, wie hübsch läßt's, mit dreißig Tausend Francs Einkünfte unglücklich zu seyn! Nein, nein; Verzeihung für diese Phrase! Sie wissen zu gut, wie ich mich darauf verstehe, das Unglück seiner Hüllen zu entkleiden und in seiner schauderrollen Nacktheit zu betrachten, welche dieselbe ist für alle Lagen und Bedingungen, sobald man in der Seele etwas hat, was uns schwerer drückt, als die Menge. Meine Gefühle überdrängen mich. Ich lege die Feder weg; ich muß träumen. Lachen Sie, denn daran erkennen Sie mich; nicht wahr!

Heut, den 27. Dezember, nehme ich die Feder wieder auf. Ich leide immer fort. Ich habe fürchterliche Momente überstanden; aber ich will nicht Sie noch mit meinen Klagen ermüden. Es ist Mitternacht, einige Minuten darüber. Wir schreiben also den 28sten. Gleichviel. Einige Wagen rollen noch in weiter Ferne; aber das Schauspiel im Ohren ist aus. Trauer, Winter, Einsamkeit und Nacht haben die Herrschaft. Ich wache an meiner Kamin-Ecke im vierten Stockwerk, Straße des Fossés-Saint-Germain-des-Prés. Mein Zimmer, ziemlich anständig, ist leer, und ich bin Aug' in Auge mit meinem Gram und meinem Ueberdruß. Werden Sie's glauben? ich habe keine Lust mehr an den Frauen. Nicht das mindeste physische Verlangen. Mein Schmerz muß Alles an mir aufzehren. Doch ich bin schon wieder daran, in Träumereien zu verfallen. Zu Sachlichem! Seit einiger Zeit bin ich sehr liirt mit **** *)........ Ich bin ferner sehr vertraut geworden mit Ch. N—. Der ist noch empfänglicher und weicher als ****; er würde Ihnen besser gefallen, besonders die ersten Male. N— hat oft Thränen in den Augen, indem er mit Ihnen spricht. Er hat in seinem ganzen Wesen das, was Sie erquicklich nennen. Er bezeigt mir eine wahrhaft väterliche Zuneigung. Man könnte an ihm vielleicht seine zu große Nachsicht gegen Mittelmäßigkeit tadeln; doch kommt dies von seiner erstaunlichen Herzensgüte. **** würde in das Entgegengesetzte verfallen; er würde, glaub' ich, nicht lange einen Menschen gern sehen, der ihm gewöhnlich schiene. Sie werden sagen, ich entwickele hier sehr viel Eigenliebe; aber wenn ich mich bei Ihnen in Acht nehmen müßte, so wollte ich Ihnen lieber nicht schreiben.

Alle Sonntag Abend verleb' ich bei N—. Da versammelt sich eine Anzahl literarisch gebildeter Leute. Ich habe dort Madame T— gesehen, habe mit E— D— geplaudert, P— gesprochen, den Baron T—, Hrn. v. E—, den großen Gelehrten, der sich sehr für mich interessirt; auch Hrn. v. R—, Alterthumsforscher und Ökonomen.

*) Dieser Viergestirnte scheint Victor Hugo selbst und Th. P. Charles Nodier zu seyn. D. R.

Endlich glaube ich mir in Hrn. J—, den ich ebenfalls dort kennen gelernt, einen Freund erworben zu haben. Er ist ein Riese an Gedanken. Wenn er ein wenig mehr Poesie in der Seele hätte, würd' ich ihn unbedenklich für einen bewundernswerthen Menschen halten. Sie kennen die Artikel von ihm über Walter Scott und Andere. Mich von einem solchen Manne geschätzt zu sehen, ist keine geringe Entschädigung für meine Schmerzen, zumal da er kalt ist, trocken im ersten Moment und durchaus abschreckend für die Mittelmäßigkeit, die er verachtet, selbst wenn er sie berühmt und erhoben sieht. Hr. J— gleicht L—, er hat ein schönes Gesicht. Bei aller seiner Trockenheit hat er ebenfalls viel Erquickliches, und in seinem ganzen Wesen, seinem Ton, seinen Manieren etwas Gebirgsmäßiges und Englisches. Er ist am Jura geboren; ist oft in Genf gewesen. Wie sympathisiren mit einander in der Art, zu denken und zu folgern, in unseren Neigungen und in der Schwierigkeit und Noth, das auszusprechen, was wir empfinden. . . . .

Ich komme auf Ch. N— zurück. Um sein Bild zu vollenden, stellen Sie sich ihn in Art und Weise wie einen Landedelmann dar. Ich hab' ihm Ihre Gedichte geborgt; er ist ganz entzückt davon. P. L— wird seine Reisen in Griechenland, in Persien, drucken lassen. Ich habe ihn ein Stück daraus vorlesen gehört — hinreißend, poetisch wie Byron; aber ohne jene Fruchtbarkeit des Gedankens, ohne den unermeßlichen und leidenden Geist, die uns bei dem Englischen Barden und seinem Florentinischen Nebenbuhler überwältigen. Herr L.— ähnelt Göthen (Sie kennen meine Wuth, Aehnlichkeiten aufzufinden). Er liest seine Verse höchst eigenthümlich und auf eine ganz reizende Weise; er ist einfach, ruhig, zurückhaltend. Er hat etwas Protestantisches in seinem Wesen; ist viel gereist. Er hat eine große Menge Gedichte liegen, ist aber durchaus nicht geneigt, sie alle bekannt zu machen, weil er sie zu individuell findet. Mein Leben hat ihm sehr gefallen. Beiläufig erwähne ich, daß **** und N. meine Poesieen vielleicht höher anschlagen, als sie verdienen. Ich habe manches Neue gemacht, theils in Genf, theils hier. Mit van B—, dem Sohne des Dichters, bin ich sehr befreundet. Er ist aufgeweckten, gebildeten Geistes. F— läßt in einem Monat seinen P— aufführen, ein durchaus romantisches Stück. F— ist am Kap gewesen und in Martinique; sonst hat er durchaus etwas Wirthshausmäßiges in seinen Manieren; er hat ein Gedicht liegen; man kann ihm ein Talent von Frische und Anmuth nicht absprechen; aber man braucht ihn eben nicht zu kennen, um seine Gedichte zu lieben. Welche Entzauberung! Ich erinnere mich, daß sein Fischer, bevor Pierre nach Rußland ging, uns bis zu Thränen rührte; ich stellte mir den Verfasser ganz idealisch vor, als ich den mir bis dahin völlig unbekannten Namen unter jenem durchaus träumerischen, ganz wogenhaftem Gedichte las; ich dachte mir in ihm einen jungen Undin, und er ist eine Mischung von gemeinem Mann und Soldaten. B— (den ich eine Stunde bei **** gesehen) ist ein Mann von sieben Fuß. Wenn er mit einem gewöhnlichen Menschen spricht, so bildet sein Unterleib einen Bogen, und seine Füße von den Knieen an ein Dreieck. Wenn er sitzt, so ist er in zwei Hälften geschnitten, die einen spitzen Winkel bilden. Denken Sie sich noch hinzu, daß er nicht sechs Worte ohne ein Alsa hervorbringt, daß er ein Mann von feinem Ton aus dem ancien régime ist, und mager wie eine Eidechse. Es wird Einem Angst, wenn man ihn ansieht. A—, Historiker und Publicist, hat das Ansehen eines gebildeten Schlächters. Er zeichnet sich durch eine gewisse Rauhigkeit aus, die bei alle dem imponirt. Der Raum gestattet mir nicht, von Al—, von B—, Vater und Sohn, von D— und M—, Redacteur der G—, und von mehreren anderen Literatoren zu sprechen, die ich kennen gelernt. Nur ein Wort über S—: ein Mensch, der mir Etwas von einem Charlatan, von einem Illuminaten, von Derand, von Swedenborg und auch von einem wahren Dichter zugleich zu enthalten scheint. Er hat ein merkwürdiges Talent im Beschreiben. Ich habe nur eine Unterhaltung mit ihm gehabt; ich hatte genug daran. Freilich währte sie drei Stunden. Aber der Schwall und Mischmasch in diesem Hirnkasten ist zu groß, als daß ich ihn noch mehr hätte mögen in Gährung setzen und sprudeln lassen. Durch C— (guter Gesell, Redacteur der Rev— Prot—) sollte ich Benjamin Constant vorgestellt werden. Ich erwartete in C— einen ernsten predigerhaften Mann und habe eine Art von windigem Thoren in ihm gefunden, freilich von Geist und Verdienst, obgleich ohne Genie. Noch tausend andere interessante Dinge hätte ich Ihnen zu sagen, aber ich muß meinen Brief schließen.

Ihre Gesänge sind erschienen, sehr hübsch ausgestattet. Ich habe sie wiederholentlich mit Vergnügen gelesen. Es hat ein Artikel darüber in der R— gestanden. Ich habe einen für den F— geschrieben. Auch in der N— wird man darüber berichten. Aber um Glück zu machen, gehörten Lobhudler, die Sie nicht haben. Ich befürchte, der Absatz wird sehr gering seyn. Die Poesie steht in einem so vollkommenen Mißkredit, daß man sich am Ort befinden muß, um einen Begriff davon zu haben. Es ist hier hundert Mal schlimmer, als in Genf. Kein Mensch liest Verse. Noch viel weniger kauft man welche. L—, D— und **** machen allein eine Ausnahme von der Regel. Uebrigens macht Jedermann in Paris gute Verse. Man liest so viel poetische Manuskripte, daß ein fremder Autor, der keine andere Empfehlung als sein Talent hat, nur in sehr glücklichem Fall hindurchdringen kann. Ihre Entfernung von Paris ist auch dem Erfolg Ihres Buches hinderlich; aber sehr dienlich für Ihr Glück. Mit Ekel, Schmutz, Ermattung und Trübsinn würde die große Babel Sie überfüllen. Ich weiß zwar nicht, wie sich Ihr Gemüth in Florenz befindet; aber sicherlich würde es sich in Paris schlechter befinden; die enorme Schwierigkeit gar nicht einmal mitgerechnet, hier seinen Unterhalt zu finden. Noch verdiene ich nichts, trotz dem, daß ich wahre Freunde habe, die sich bemühen, etwas für mich aufzutreiben. Man hat mir geschrieben, Sie wären mit L— sehr befreundet. Beschreiben Sie mir ihn doch von Kopf bis zu Fuß. Ist er am Ende mein Traum, ein Französischer Lord Byron, all' die Nachlässigkeit, die Eitelkeit, die Anmaßung, das Uebertrieben-Ueberspannte, das Unglück — dieser verschlingende Gedanke, dieser Genius auf Wogen — der feine Ton, die Eleganz, jene höhere fremde poetische Atmosphäre endlich, die nichts gemein hat mit den dumpfigen unreinen unserer schönen Geister von Paris?! Ist L— vielleicht dies Ideal meiner Seele, woran ich mich so gern labe bis hinab in all jene kleinsten Fehler von Eitelkeit, von knabenhafter Anmaßung, die Ihnen ehemals abscheulich vorkamen, und die Sie zuletzt an sich selber entdeckt, wie man sie immer und ewig bei der Mehrzahl der Dichter finden wird, die einen bewußten Geist und die Ueberzeugung haben ihres Uebergewichts an Menschheit! — Es ist bald zwei Uhr; ich breche ab. Ich denke, Ihnen noch einige Worte unter die Abschrift der beiden Elegieen, die Sie hier beigeschlossen finden, zu schreiben. —

Mein Freund! Gar spät im Verhältniß zu der Zeit, wo ich ihn begonnen und wiederaufgenommen, setze ich meinen Brief fort. Es ist acht Uhr Abends, und wir schreiben den 31. März. Ich bin wahnsinnig vor Schmerz, diese Verzweiflung geht über meine Kräfte. — Heut hab' ich gelitten, wie kein Mensch sich's vorstellen kann! Endlich ergriff mich ein Fieber-Anfall diesen Abend, vor Uebermaß geistiger Qual. Hören Sie mich! Wenn ich mich nur wenigstens überreden könnte, daß ich künftig einmal glücklich seyn würde! Aber die Zukunft macht die Gegenwart noch finsterer. Sie kennen mich, kennen alle Wunderlichkeiten meines Wesens. Ich habe eine Entdeckung an mir gemacht; diese nämlich, daß ich durchaus nicht in diesem oder jenem Einzelnen unglücklich bin, aber daß ich einen ewigen unauflöslichen Schmerz in mir trage, der alle mögliche Gestalten annimmt; Sie wissen, in wie vielen Dingen ich bisher unglücklich gewesen bin, oder vielmehr, unter wie vielen Gestalten die Leber, die Galle oder, mit einem Wort, das Ursprüngliche, die Ursache, die mich quält, hervorgetreten ist. Bald, wissen Sie, war ich betrübt, nicht als Engländer geboren zu seyn, bald darüber, daß ich nicht zur Wissenschaft tauge; öfter noch, daß ich nicht reich bin, mit Noth und Vorurtheilen ringen muß, daß ich unbekannt bin. Sie wissen noch, von Genf her, wie mir da immer schien, wenn mir nur jemals gelänge, nach Paris zu kommen, daß ich dann glücklich seyn würde. Nun denn, mein Freund! ich stehe fast mit allen den Ausgezeichnetsten unter den Literatoren in Verbindung. Einige von ihnen, wie ****, C. N— u. A., sind meine wahren Freunde, mit denen ich fast so vertraut bin, wie mit Ihnen; nun wohl! meiner Eitelkeit ist Genüge geschehen; ich lebe oft in den Salons Momente prunkender Genugthuung; ja sie berauschen mich sogar manchmal, die so kleinen Triumphe einer Soirée, einen Augenblick, und bei alle dem ist in meinem Innern, im ganzen Umkreis meines Lebens, ein Weh, das ich nicht aussprechen kann; ein fressender Schaden; glühend Blei rollt mir durch die Adern; wenn Einer in meine Seele sehen könnte, ich würde einen Stein erbarmen! Ich fürchte, verrückt zu werden. Seitdem ich hier bin, hat mein Jammer fünf oder sechs Gestalten angenommen; zu Anfang war's die Sehnsucht nach meinem Vaterlande und meine Ungewißheit über die Zukunft; später das Gefühl meines Alleinstehens, meiner Nichtigkeit; dann ein hohles leeres Eingenommenseyn von jenem fürchterlichen Gedränge von Empfindungen, worüber ich mich so oft ausgelassen; endlich, seit zwei Monaten, hat sich all' mein Schmerzvermögen auf einen Punkt vereinigt. Ich wag' es Ihnen kaum zu sagen, so toll ist es; aber ich beschwöre Sie, sehen Sie nichts darin, als eine Gestalt meines Leidens; als eines von den Symptomen der Krankheit, die an mir nagt; urtheilen Sie nicht über mich nach den gewöhnlichen Regeln, und sehen Sie auf das Uebel und nicht auf sein Dosee. Wohlan! dieser Mittelpunkt meiner Leiden ist, nicht als Engländer geboren zu seyn. Lachen Sie nicht; ich beschwöre Sie! ich leide so ungeheuer! Die wahrhaft verliebten Menschen sind Monomanen wie ich, die eine einzige Idee haben, welche alle ihre Empfindungen verzehrt. Ich, dessen Seele so lange der Schauplatz des wildesten Gedränges war, ich bin jetzt auch Monoman. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

C'est de Jehane-la-pucelle. (Legende von der Jungfrau von Orleans.) 2 Bde. Pr. 12 Fr.

Chefs-d'oeuvre de Démosthènes et Eschine. (Demosthenes und Aeschines, übersetzt und mit Anmerkungen vom Abbé Jager.) Bd. 1.

Jupiter. — Untersuchungen über den Kultus und die Denkmale dieses Gottes. Nebst einem Versuch über den Geist der Griechischen Religion. Von Emeric David. 2 Bde.

Lettres d'Héléodore à Napoléon. (Briefe an Napoleon aus den Jahren 1800 bis 1814, so wie Briefe eines Franzosen an den Grafen von Artois aus dem Monat Juli 1804.) 2 Bde. Pr. 10 Fr.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit dem Ende dieses Monats abläuft, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit in der Zusendung desselben keine Verzögerung eintrete. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Montag den 30. Dezember 1833.

Morgenländisches.

Victor Jacquemont im Himalaja-Gebirge.

Von jenem kühnen Französischen Reisenden, dessen vorzeitiger Tod im vorigen Jahre allgemein bedauert wurde, sind Briefe hinterblieben, die nächstens bei Fournier in Paris im Druck erscheinen werden. Diese Briefe sind zum größten Theil an seinen Vater und seine Freunde gerichtet und enthalten höchst interessante Details über Hindostan, und zwar in einer Weise mitgetheilt, wie es Englische Reisende, die dabei immer die Englische Suprematie über Indien im Sinne haben, in der Regel nicht thun. Nachstehender Auszug ist einem Briefe an seinen Vater entlehnt, den Jacquemont, der mit einem sehr ausgedehnten Ferman des Königs Rundschet-Sing versehen war, am 22. April 1831 in Berali, einer kleinen Ebene mitten in den Bergen auf dem Wege nach Kaschmir, geschrieben, welche Reise er in Begleitung einer ihm untergebenen Karawane machte. Nachdem er die Mühseligkeiten und Entbehrungen geschildert, die er bereits mehrere Tage lang, seitdem er sich in den Bergen befindet, hat erdulden müssen, fährt er folgendermaßen fort:

„Heute endlich — denn heute ist der große Tag — fehlte beim Appell Niemand von meiner Karawane. Wir setzten uns, in Erwartung eines guten Frühstücks, in Bewegung; denn wir wußten, daß wir hier in Berali, dem ersten Dorfe nach Mirpur, ankommen würden. Ich ging zu Fuß hinter meinem lahmen Pferde her und meinen Gedanken nachhängend, als ich auf einem steilen Berge vor uns ein Fort bemerkte. Man sagte mir, daß es dem Könige Rundschit-Sing gehöre und von 3 bis 400 Soldaten unter den Befehlen eines Gouverneurs, Namens Neal-Sing, bewacht werde. Ich sah in der That bald darauf einige verdächtig aussehende Leute, mit Gewehren und Säbeln bewaffnet, den einzigen Weg, der über den Berg führte, herabsteigen. Sie machten mir ihren Salam und sagten, daß ihr Herr sie schicke, um mir den Weg zu zeigen und für die Sicherheit meines Gepäcks zu sorgen. Ihr Herr, fügten sie hinzu, erwarte mich oben auf dem Berge, um mir seine Begrüßungen und ein Nuzur (Geschenk, welches ein Untergebener einem Höheren macht) anzubieten. Ich fand nichts Unwahrscheinliches in dieser Bestellung, und nach einer Stunde mühsamen Steigens gelangten wir auf die Spitze des Berges. Oben fanden wir eine hübsche Rasenfläche, in deren Mitte sich die kleine Festung erhob, welche sehr dazu beitrug, der Landschaft einen ungemein malerischen Anstrich zu geben. Zahlreiche Gruppen Soldaten in ihrer Orientalischen Tracht fehlten auch nicht und gaben der Gegend eine ganz lokale Farbe. Ich fand meine Karawane, da ich diesesmal der Letzte im Zuge geblieben war, unter einem ungeheuer großen Feigenbaum ruhend. Als ich befahl, den Marsch fortzusetzen, kamen meine Bedienten und meldeten mir, daß dies nicht gestattet würde, und daß die Soldaten aus der Festung sie daran hinderten.

Eine große Anzahl derselben hatte sich mir genähert und drängte sich um mein Pferd, das ich wieder bestiegen hatte. Aber die Neugierde schien nicht ihr einziger Beweggrund, denn auf meinen Befehl wurde mir sogleich Platz gemacht. Indessen war die Menge so angewachsen, daß meine Leute darin wie verloren waren. Ungeduldig über die Zögerung, befahl ich, daß man sogleich den Gouverneur herbeirufen solle. Er erschien auch bald mit einem neuen Haufen Soldaten, deren Aussehen noch verdächtiger war, und selbst so elend gekleidet, daß ich meinen Lieutenant Mirza fragen mußte, welcher von diesen Lumpenkerlen der Anführer sey. Aus Achtung für den König, dessen Offizier er war, stieg ich vom Pferde, um seine Begrüßungen zu empfangen, da er selbst zu Fuße erschien. Er bot mir eine Ziege an, welche mein Haushofmeister entgegen nahm. Ich mußte mir Gewalt anthun, seine Rede bis zu Ende anzuhören, um nicht früher meinen Unwillen über die meinem Zuge in den Weg gelegten Hindernisse ausbrechen zu lassen. Ich sahe ihn heftig an und fragte, ob es wahr sey, daß er es gewagt habe, das Anhalten der Karawane zu befehlen. Neal-Sing schien durch meine Heftigkeit etwas außer Fassung gebracht, und ohne auf meine Frage zu antworten, bot er mir so viel Soldaten an, als ich haben wollte, um mein Gepäck zu bewachen. Ich bemerkte ihm, daß er und ich die einzigen Bewohner dieser Wüste wären, und daß ich deshalb seiner Soldaten nicht bedürfte: das Einzige, was ich verlangte, wäre, daß er dieselben so rasch wie möglich zurückkehren lasse. Er gab mir darauf zu verstehen, daß man einem solchen Befehl von seiner Seite nicht Folge leisten würde, und forderte mich von neuem auf, eine Wache anzunehmen. Ich hielt ihn für vorsichtig und nahm das Erbieten an.

Meine Lage wurde in jeder Minute mehr die eines Gefangenen. Der Lieutenant Mirza sprach nicht mehr anders als mit gefalteten Händen zu Neal-Sing, dessen Ton immer anmaßender wurde. Nach einer langen Auseinandersetzung aller der Ungerechtigkeiten, welche der König ihm hatte widerfahren lassen, erklärte mir Neal-Sing, wohl zu merken mit gefalteten Händen und im demüthigsten und unterwürfigsten Tone, daß er, da der Besitz meiner Person ihm das Mittel an die Hand gäbe, den König zu zwingen, sein Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen, mich so lange gefangen halten werde, bis man ihm Gerechtigkeit würde haben widerfahren lassen, und daß ich, mein Gepäck und meine Begleitung, ihm als Geißeln und Bürgschaft dienen würden.

Dieser Mensch war bei der Erzählung seiner Leiden ganz außer sich gerathen. „Sie wären“, sagte er zuletzt, „der Lohn für seine Treue. Gulab-Sing habe ihn zwingen wollen, die ihm vom Könige anvertraute Festung zu übergeben: und weil er sich dessen fortwährend geweigert, habe der Bruder jenes Herrn, Dhean-Sing, Minister des Königs, es zu hintertreiben gewußt, daß seinen Truppen der Sold ausgezahlt würde. Seit drei Jahren habe er nichts erhalten und müsse in solchen Lumpen einhergehen. Seine Soldaten lebten von Gras und Blättern.“

Ich bemerkte mit geheimer Unruhe die Wirkung, welche jene Beredtsamkeit auf die ausgehungerte und bewaffnete Menge hervorbrachte, in deren Gewalt ich mich befand. Ein allgemeines Geschrei übertönte oft die Stimme des Anführers, und der Schluß seiner Rede war eben nicht die Stelle, der man am wenigsten auf jene drohende Weise Beifall schenkte. Jeder untersuchte beim Zuhören die angezündete Lunte seines Gewehrs und schüttelte die Asche von derselben ab. Mehrere der Soldaten wollten nun ihrerseits das Wort nehmen; aber ich legte diesem Pöbel auf eine gebieterische Weise Stillschweigen auf, und ich vernahm nur noch ein so schwaches Gemurmel, daß der Anführer selbst es zu unterdrücken wagte. Der Schein der gleichgültigen Ruhe, den ich mir zu geben wußte, und meine stolze Sprache imponirten den Elenden. Ich behandelte sie mit der höchsten Verachtung. Sie hatten wahrscheinlich niemals einen ihrer Radschah's von sich selbst, wie ich es that, in der dritten Person sprechen hören; und während ich mir selbst diese Ehrfurcht bezeigte, sprach ich mit ihnen, wie mit Dienern. Es gelang mir auf diese Weise, sie größtentheils von ihrem Anführer zu entfernen, den ich mit derselben Rücksichtslosigkeit behandelte, aber in einem wohlwollenden und herablassenden Ton. Ich führte ihn unter den vorhin erwähnten großen Feigenbaum, um mich weniger öffentlich mit ihm zu unterhalten. Ich hieß ihn, sich auf die Erde setzen, während ich einen meiner Stühle für mich herbeibringen ließ. Er wollte gern die Unterredung gleich beginnen, ich rief aber erst meinen Haushofmeister, und befahl ihm, mir ein Glas Zuckerwasser zu bringen, was einige Zeit dauerte. Ich klagte über die große Hitze, und befahl einem anderen meiner Diener, mir den Sonnenschirm über dem Kopf zu halten, und noch einem anderen, mir mit einem Busch Pfauenfedern Kühlung zuzufächeln. Ich machte es mir absichtlich auf alle mögliche Weise bequem, und ließ während der Zeit Neal-Sing demüthig auf der Erde sitzen, um ihm Gelegenheit zu geben, über die Größe des von ihm beabsichtigten Verbrechens und den furchtbaren Umfang der Folgen desselben nachzudenken. Dann setzte ich ihm auseinander, unter wessen Schutz ich in dieses Land gekommen sey, und welche Rache der König für jede Beleidigung nehmen würde, die mir in seinen Staaten widerführe, um die Englische Regierung zu überzeugen, daß er unschuldig daran gewesen sey.

Mein Held betheuerte, daß er durchaus nichts Böses gegen mich im Sinne habe. Er zweifle nicht, daß der König, wenn er mich in seinen Händen wisse, ihm bezahlen würde, was er ihm seit langer Zeit schuldig sey, um mich zu befreien. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er dem Ansehen Rundschet's einen solchen Schimpf zugefügt hätte, er sich niemals mit einer aufrichtigen Verzeihung schmeicheln dürfe, und daß er früher oder später auf eine grausame Weise dafür bestraft werden würde. Ich nahm bei diesen Vorstellungen durchaus kein drohendes Wesen an, sondern gab mir den Schein, als ob ich nur in seinem eigenen Interesse spräche; und diese List blieb nicht ohne Erfolg. Neal-Sing schlug mir vor, mich frei ziehen zu lassen und nur mein Gepäck zurückzuhalten. Ich verwarf diesen Vorschlag und führte Gründe an, die den Unterschied zwischen mir und ihm noch greller hervortreten lassen sollten. Reisen ohne meine Zelte,

ohne meine Möbeln, ohne meine Bücher, ohne meine Kleider! Das sey ein abgeschmackter Vorschlag und ganz unmöglich! Ich sah nach der Uhr und sagte meinem Haushofmeister, es sey Zeit zum Frühstücken, er möge ohne Verzug anrichten. Ich wußte wohl, daß nichts fertig seyn konnte, weil meine ganze Karavane von den Leuten des Real-Sing bewacht wurde und meine Diener sich wohl hüten würden, ein einziges Paket vor ihren Augen zu öffnen. Ich befahl, man solle Milch bringen. Der Haushofmeister, der sich nicht mehr zu helfen wußte, fragte, wo er sie finden, wo er sie hernehmen solle? „Hört Ihr nicht", sagte ich zu Real-Sing, „daß der Herr Milch zu haben wünscht? Schickt so geschwind als möglich und laßt welche holen." Der Bandit war etwas verwirrt über dieses Ansinnen, und in seiner Unschlüssigkeit schickte er einige seiner Leute ab, um das verlangte Getränk aufzutreiben. Als sie etwa hundert Schritt entfernt waren, rief ich sie zurück und befahl meinem Haushofmeister, er möge ihnen deutlich auseinandersetzen, daß ich Kuhmilch und nicht etwa Ziegenmilch haben wolle, und daß sie selbst beim Melken zugegen seyn sollten.

Ich gewöhnte jene Banditen absichtlich daran, mir in unbedeutenden Sachen zu gehorchen, um sie in der großen Angelegenheit, welche ich noch mit ihnen abzumachen hatte, leichter lenken zu können. Als ich den Augenblick günstig hielt, bot ich dem Real-Sing ein Geschenk und meine Fürsprache beim Könige an. Er verlangte sogleich 2000 Rupien. Einige der um uns versammelten Leute schrieen: „Nein, nein, 10,000 Rupien!" worauf ich nur mit einer so verächtlichen Miene antwortete, daß es fernerhin keiner von ihnen wieder wagte, meine Unterredung mit ihrem Anführer zu unterbrechen. „Ich gebe Euch nicht 10,000, nicht 2000, ja nicht einmal 1000 Rupien, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich sie nicht habe. Aber aus Rücksicht für Eure unglückliche Lage will ich Euch 500 Rupien geben." — „Fünf hundert Rupien!" rief er aus, „was sollen uns die helfen? Wir sind unserer hier 400 Mann, die seit drei Jahren Hunger leiden. Zwei Tausend Rupien oder Ihr bleibt unser Gefangener!" Ohne anscheinend auf seine Alternative Rücksicht zu nehmen, zuckte ich die Achsel über die Abgeschmacktheit seiner Forderung und bot ihm an, sich bei meinem Schatzmeister von der Unmöglichkeit zu überzeugen; und diesen Vorschlag, meine Schätze zählen zu sehen, nahm er eifrigst an. Ich warf ihm mit Stolz, mit Strenge, mit Verachtung diese Bewegung vor, als ob er in die Wahrheit meiner Behauptung Zweifel setze. „Die Asiaten", sagte ich ihm, „sind Elende, die sich für einen Thaler verschwören; aber habt Ihr niemals davon reden hören, was das Wort eines christlichen Edelmannes zu bedeuten hat?" Darauf entschuldigte er sich mit gefalteten Händen und betheuerte, daß er mir glaube; wiederholte aber, daß 500 Rupien für so viele Leute nicht genug wären.

Ich änderte nun den Ort unserer Konferenz; und einen kleinen schattigen Grund bemerkend, forderte ich Real-Sing auf, sich mit mir dorthin zu begeben, und ließ mein ganzes Gepäck folgen, indem ich mir immer den Schein gab, dies oder jenes zu gebrauchen. Ich beabsichtigte hauptsächlich dadurch, der Bande zu zeigen, daß die Rebellion ihres Anführers sich in gewissen Schranken halte, und daß ich mich keineswegs als ihren Gefangenen betrachtete. Ich stand zwanzig Mal still, um eine Pflanze in der Nähe zu betrachten, sie durch die Loupe anzusehen und sie von einem meiner Diener in ein Buch legen zu lassen. Real-Sing mußte meine Fragen wegen der Namen und des Gebrauchs derselben beantworten. Diese Langsamkeit, dieser Stolz ärgerte die Soldaten augenscheinlich, aber sie wagten es nicht mehr, ihrem Unmuthe Luft zu machen.

Meine Lage hatte sich jetzt sehr verbessert. Dieser Mensch, dessen Gefangener ich war, der mein Leben in seiner Hand hatte, ließ sich meinen Schutz und meine Fürsprache zusagen. Er beklagte sich darüber, daß er dem Könige niemals seine Beschwerden habe vorstellen können, weil Zheam-Sing seine Briefe auffinge und zurückbehielte. Er bat mich, Herrn Allard zu schreiben, und ihn zu ersuchen, daß er der Vermittler seyn möge. Sogleich schrieb ich an meinen Freund, erzählte ihm mein Abenteuer und bedauerte, daß ich ihm den Schluß desselben noch nicht mittheilen könne. Dieses Schreiben wurde mit den größten Ehrfurchtsbezeigungen entgegengenommen. Höfliche Form ist immer schon etwas bei einem Spitzbuben. Der Gedanke, mich gefangen zu halten, wurde nach und nach aufgegeben, obgleich ich auf das Bestimmteste die Versicherung wiederholte, daß ich nicht 1000 Rupien besäße. Ich zog Erkundigungen über die Wege, über die Entfernungen, besonders über die des nächsten Dorfes, und über die Hülfsquellen ein, welche es meiner Karawane darbieten würde; ich setzte es durch, meine Zeite dorthin vorausschicken zu können, und manövrirte nun sogar darauf los, die 500 Rupien zu retten, welche ich vorhin, als man mir das Messer auf die Brust setzte, angeboten hatte. Aber ich sah bei der Masse den Unwillen gegen den Anführer dermaßen wachsen, daß ich, um einem Ausbruch vorzubeugen, meinem Kassirer mit vieler Freundlichkeit befahl, dem Real-Sing 500 Rupien auszuzahlen.

Der übrige Theil meines Abenteuers ist nur komisch. Der Banditen-Hauptmann versicherte, daß er das Geld nur nehmen würde, wenn ich erklärte, es ihm aus freien Stücken gegeben zu haben. Er reizte mich beinahe zum Lachen durch die Unterthänigkeit seiner Betheuerungen. Er würde fortan, sagte er, mein Diener seyn, weil er von meinem Salze gegessen habe (eine figürliche Redensart in allen Indischen Sprachen); wenn er nicht so außerordentlich arm wäre, würde er mir ein anderes Nuzzur als eine Ziege angeboten haben; aber ich solle darin nur einen Beweis seiner tiefen Unterwürfigkeit erkennen. Mein Diener gab hierauf dem Real-Sing einen Beutel mit 500 Rupien; dieser bat mich auf die demüthigste Weise, erst das Geld und dann seine Hand zu berühren, zum Zeichen, daß dieses Geschenk ein reiner Beweis meiner Güte und meiner Zufriedenheit mit seinen Diensten sey. Ich willigte ein, — und als ich mit dem Finger, mit dem ich vorher das Geld berührt hatte, leise seine Hand berührte, warf er sich zu Boden und betheuerte, daß er der getreueste, der dankbarste, der ergebenste meiner Diener und, wenn ich es ihm gestatten wolle, der zuverlässigste meiner Freunde sey.

Ich befahl nun meiner Karawane, sich nach Beeali in Bewegung zu setzen. Real-Sing bot mir 50 seiner Banditen an, um meine Leute zu eskortiren, was ich aber vorsichtigerweise ablehnte. Ich erbat mir 5 derselben zu Wegweisern, und befahl, denn mit dem Munde war ich Herr, alle übrige in die Festung zurück zu schicken. Als Real-Sing Abschied von mir nahm, was mit anderen Worten heißt, als er mir die Freiheit schenkte, flüsterte er mir noch die Bitte ins Ohr, ihm eine Flasche Wein zu schenken; ich war ehrlich genug, sie ihm zu schicken, nachdem ich sie ihm versprochen hatte. Den fünf Banditen, welche er mir mitgegeben hatte, schien es sehr unheimlich, als sie bemerkten, daß sie sich in der Minorität befänden. Sie benutzten die Biegung eines Berges, um sich aus dem Staube zu machen, und schleppten die magere Ziege, welche ohnehin ein sehr theueres Gericht für mich gewesen seyn würde, mit sich fort.

Das Dorf, in dem ich mich jetzt befinde, ist den Angriffen des Real-Sing ausgesetzt, wenn der Hunger ihn aus seinen Wäldern treibt; und es ist sehr möglich, daß der Geruch meiner Rupien, obgleich sie wissen, daß ich deren nicht mehr 300 besitze, in der künftigen Nacht einige Leute von seiner Bande herbeizieht. Aber die Meinigen sind auf ihrer Hut und gerüstet, einen Angriff zurückzuweisen, der gewiß nicht von der ganzen Bande des Real-Sing unternommen wird. Während ich Ihnen schreibe, liegen geladene Pistolen auf dem Tische, und eine Flinte steht an meinem Stuhl.

Morgen werde ich in einer kleinen Stadt lagern, und dann hoffentlich bis Kaschmir in Sicherheit seyn. Meine Karawane soll sich daselbst ausruhen, und ich werde auf einem andren Wege Couriere an den König schicken, um ihn von meinem Abenteuer in Kenntniß zu setzen, und Genugthuung von ihm zu verlangen. Wehe jenem Ergebensten meiner Diener und dem Zuverlässigsten meiner Freunde, wenn Rundschet-Sing Herrn Allard aufträgt, ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen. Er hat die beste Aussicht an dem Feigenbaum, dem Zeugen seiner Verrätherei, gehängt zu werden; und das wäre noch der größte Dienst, den Herr Allard ihm leisten könnte; denn wenn er ihn dem Könige ausliefert, so wird er das Leben nur behalten, wenn es den grausamsten Verstümmelungen widersteht. Ich habe allerdings dem Banditen feierlich erklärt, daß ich ihm mit Vergnügen die 500 Rupien gäbe, und allerdings gewährte es mir auch Vergnügen, um diesen Preis loszukommen; aber meine Freude war, wie Sie leicht denken können, nur relativ."

F r a n k r e i c h.

Ymbert Galloix, von Victor Hugo.

(Schluß.)

G a l l o i s B r i e f.

Jetzt zum Ursprung meiner Leidenschaft für England. Für's Erste wissen Sie, wie stark mein Hang ist, rückwärts zu leben mit den Todten, ihr ehemaliges Leben kennen zu lernen, mit ihnen umzugehen, sie in allen Umständen ihres Daseyns zu verfolgen, ja, mir jene Sympathie zu verschaffen, die die Illusion des Vergangenen unterhält, unzerstörbar gegen Alles, was um mich her vorgeht. Wohlan denn, dort in England hatte ich mindestens funfzig Dichter, die ein abenteuerliches Leben geführt, und deren Schriften voller Einbildungskraft sind, voller Gedanken u. s. w.; in Frankreich habe ich nicht drei solche. Außerdem hätte ich dort ein Vaterland gehabt, das ich bis in seine Vorurtheile geliebt hätte; es ist so unendlich viel Poesie in den alten Sitten Englands, so unendlich viel Phantasie in Allem, was dort zu Lande ist. Statt einer Literatur sind dort sogleich vier: die Amerikanische, die Englische, die Schottische, die Irländische — und alle haben in derselben Sprache einen verschiedenartigen Charakter. Welch ein literarischer Reichthum! Das Leben des rasenden Savage — welch ein großer Dichter! — hat drei Oktavbände; das Johnson's vier. Und dies kann man, wie W. Scott sagt, in allen Landhäusern ꝛc. finden. Allein bei Johnson's Namen hat der Engländer eine Individualität vor Augen, eine Person, die noch das Recht hat, zu leben, zu wirken, physisch und moralisch. Dort sind dreißig lebende Dichter, alle original, alle eigenthümlich, nicht Einer die Spuren des Anderen tretend und höchst fruchtbar. Welch' ein Reichthum! Endlich, was für Abenteuer, wie die des unglücklichen wilden Shelley! Welche Riesen, wie dieser Byron! Welche Schätze für ein Gemüth, das den Hang hat, die Welt zu fliehen und seine Freunde in seinem Zimmer zu suchen! Welche Sorgfalt haben die Engländer für ihre Autoren! Sie drucken sie immer wieder von neuem in allen Formaten. Welch' ein Geschmack in ihren Ausgaben! welche Phantasie in ihren Vignetten! Betrachten Sie die Nation selbst; Leute von gemeinem unedlem Ansehen sind in England so selten, wie in Frankreich die von ausgezeichnetem! Alles in dieser Nation ist excentrisch; ich liebe sie bis in die Ausartungen ihrer Originalität, bis in ihre bizarren Kleidungen. Nur da herrscht die Begeisterung in tausend Gestalten; nur da findet man neben den strengsten Ideen der Wirklichkeit die blühendste Thorheit! Dies Land vereinigt Alles, das Wirkliche und das Idealische, Frankreich und Deutschland. Es ist das einzige, das Kraft genug hat, stark genug ist, Alles zu fassen, und groß genug, Nichts von sich zu weisen. Welch' eine Eigenthümlichkeit! Einen Engländer kennt man heraus unter Tausenden, ein Franzose gleicht aller Welt.

Die Menge religiöser Sekten in England bürgt wenigstens für Treue und Anhänglichkeit; Seelen, die hoffnungsbedürftig sind, beweisen, daß für der Stoff noch nicht ausgetrocknet hat. Die eigenthümlichen persönlichen Ausschweifungen der Englischen Jugend zeugen von Erregungen der Seele. Oh! wenn Sie nach Frankreich kämen, welch' einen Ekel würden Sie davor empfinden! Für jeden Menschen ist es eine Pein, sich am unrechten Orte zu fühlen. Dies war Ihr Leiden in Genf. Nun denn! Ich bin auf eine grausame Weise an den allerunrechtesten Ort gestellt; ich, der ich auch nicht im allermindesten mit Frankreich sympathisire, und mit England in jeglichem Punkt. Auf die peinlichste Weise fühle ich mich am unrechten Orte, mitten unter einer frivolen, plauderhaften, gottlosen, trocknen, eitlen und kalten Nation, wenn ich denke, daß es eine giebt, die religiös ist — oder furchtbar skeptisch; immerhin, aber zum wenigsten nicht indifferent; eine, wo man treue Freunde findet, erhabene Seelen, und wo die Frivolität selbst, ausschweifend und bizarr, doch nicht diesen höhnenden Anstrich, das Fade und Abgeschmackte hat, wie die in Frankreich. Bei dem Restaurateur, wo ich zu Mittag speise, essen Franzosen und Engländer. Welch' ein Unterschied! Die Franzosen fast alle sind Prahler, Schreier, gemein; die Engländer alle anständig und bescheiden. Ach, mein Freund! am Ende aller Enden fühle ich wohl, daß ein Liebender einen Freund von seiner Liebe unterhalten kann, weil diese Leidenschaft ein Echo in allen Herzen findet; dabei ist nichts Lächerliches. Aber zu meinen Leiden kommt noch das hinzu, daß ich sie nicht zu vertrauen wage, weil sie zu individuell sind und einem Jeden lächerlich erscheinen müssen, der sie nicht naturgemäß an sich selber erfahren. Und doch (ich beschwöre Sie, seyen Sie frei genug von Vorurtheil, mir zu glauben), ich leide um dieser Thorheit willen die entsetzlichsten Schmerzen. Jeglichs regt sie an: der Anblick eines Engländers, eines Englischen Buches bei Baudry im Laden, die Witzeleien selbst, deren Zielscheibe sie sind, alles das zehrt an mir; es sind eben so viel Dolchstiche, die meinen Schmerz steigern, wie, ohne Zweifel, Alles, was eine verstorbene Geliebte einem leidenschaftlich zärtlichen Liebhaber ins Gedächtniß ruft. Endlich nimmt mir meine Raserei auch noch die Lust am Ruhm. In England möchte ich berühmt seyn und deshalb Englisch schreiben können. Uebrigens bewegt mich mein Schmerz zu gewaltsam, als daß ich was Anderes schreiben könnte, und er ist unglücklicherweise kein poetischer Stoff. Ich weiß wohl, wenn ich (freilich eine abgeschmackte Voraussetzung, wie alle) — wenn ich ein Engländer wäre, daß ich nicht weniger ausstehen würde mit meinem kranken Gemüth; doch wirkt dies ganz verschieden bei mir. Es ist meine Vernunft allein, die mir diese Ueberzeugung giebt; denn sobald ich nur mein Gefühl höre, scheint mir's, als würd' ich, wär' ich als Engländer geboren, alle meine Leiden ertragen können. Ich stelle mich mir vor, wie ich bin an Leib und Seele; aber als Englischer Lord geboren und reich. Meinem ganzen Sinn und Wesen, all' meinen Eitelkeiten wäre genügt! Wenn ich dies Loos mit dem meinigen vergleiche, werd' ich schier verrückt.

Ein Gedanke zwar ist mir oft gekommen; doch was vermögen Gedanken gegen Leidenschaften? Nämlich dieser: wenn ich nicht gerade das wäre, was ich bin, so würde ich gar nicht existiren; es würde ein Anderer seyn als ich, mein nur sich homogenes, nur mit sich identisches, individuelles Ich würde zerstört seyn; ich würde andere Ideen haben! Niemand wird sich vertauschen mögen gegen einen Anderen, und Niemand ist zufrieden mit dem, was er ist. Welch' ein Widerspruch! Nehmen wir uns, wie wir sind. Um so viel, als eine Veränderung mir wünschenswerth erscheint, leide ich; ein Grad des Schmerzes, zu dem ich bisher nicht gekommen. In Wahrheit, das Loos eines Anderen annehmen, wenn es möglich wäre, wäre Sterben. Der Tod ist nichts als die Auflösung des Ich. Was will ich denn aber nun? Welch' eine unwiderstehliche Wuth reißt mich fort? Ach, mein Freund! je tiefer ich unsere Natur ergründe, desto mehr überzeuge ich mich, daß wir, nothwendige Stücke eines Ganzen, welches wir nicht sehen, eine Rolle spielen, die uns einst offenbar werden wird. Wenn man mich fragte: Glauben Sie an das Daseyn Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele? so würd' ich antworten: Absurde Fragen! Gott ist, weil er nothwendig ist, und ich glaube, daß wir uns hier unten in einem unvollkommenen Uebergangs- und Zwischen Zustand befinden. Haben wir anderswo existirt? Werden wir wieder aufleben? Wie mit unseren beschränkten Sprachen und unseren geschraubten Ideen Ihn fassen, den großen Unbekannten? Ach! Gott! Gott! ich sehe ihn überall. Dies glühende Verlangen, ihn zu erkennen und unsere Natur zu enträthseln, diese Vorgefühle des Unendlichen und diese Mauer von Erz, diese Mauer der Unmöglichkeit, der Versagung, an welcher alle Systeme zerschellen und die Anläufe unserer Ideen zu Schanden werden, alles das beweist nur ein Seyn. Nein, mit ihrem Koth hätte die Erde nicht Wesen hervorgebracht, so zusammengesetzt und so wunderlich. Aber weiterzugehen halte ich für unmöglich. Ich hoffe und schweige. Ich weiß nur, daß ich hier unten mich winde und herumschlage unter den Schmerzen wie ein Gefolterter. Werden diese Leiden in dieser Welt oder sonst wo vergütet werden? Darüber weiß ich nichts.

Meine Leiden sind heute so lebendig gewesen, daß ich Allem, was mich gemeiniglich am meisten in Schrecken setzt, fast ohne Furcht ins Auge sah. Vor Gewalt der Pein schien mir Ruhm, Glück, Zukunft, Alles unmöglich, gleichgültig. Oh! wenn Sie die Lockungen der Hölle wüßten, die sich in alles das einmischen. Die entsetzlichen Gedanken, die mir durch den Kopf fahren, die Qualen des Zweifels. Unglücklicher! Ich weiß, daß ich's bin! Das ist Alles.... Was mich am meisten quält, ist, daß ich Menschen sehe, die ihr Charakter dem Glücke zudrängt. Dann sage ich mir: Wenn Alle litten — keine allgemeine Vergütung, kein Paradies nach dem Leben, würde Härte scheinen. Aber es giebt welche — man sage, was man will — es giebt hier unten Glückliche (durch ihre Natur). Die kümmern sich wenig um die Zukunft, leben sonder Voraussicht und begnügt; Alles hier unten ist für sie. Wäre das Unglück somit nichts als eine grausame Krankheit? Die Unglücklichen nur tödtlich Ergriffene von einem unheilbaren Schaden, woran sie vermöge ihrer Organisation leiden, wie die Glücklichen vermöge der ihrigen nur Lust empfinden? Bei alle dem hoff' ich und gestehe, daß mir Gott in allen Dingen hier unten so eingemischt erscheint, daß ich im Wesentlichen ihm mich anvertraue. Neigen wir das Haupt, meine Freunde. Was hilft es, sich gegen das Unmögliche aufzulehnen? Oft zergliedere ich meine Schmerzen; betrachte sie mit kaltem Blute. Der Gedanke, der in mir vorherrscht, ist der, daß ich nichts dagegen vermag.

Seit zwei Monaten hab' ich mein Englischlernen mit solcher Gewalt wieder vorgenommen, daß ich mit Leichtigkeit Gedichte lese. Gegenwärtig lese ich Rasselas; ein höchst merkwürdiges Buch. Ich habe die Idee, nach England zu gehen und in einigen Jahren Englisch zu schreiben. J. L—, mit dem ich sehr bekannt bin, leiht mir die neuen Englischen Dichter; sie sind hinreißend. Ich habe Ihren Gerando gegen einen Byron in einem Bande vertauscht. Ich habe ein kleines Gedicht daraus gelesen (der Traum): ich war wie vom Donner gerührt. Eine Englische Dame, die mir Unterricht giebt, sagt mir, daß ich nach zweijährigem Aufenthalt in England sehr gut Englisch schreiben würde, weil ich, ihrem Urtheil nach, schon jetzt, wie sehr wenig Franzosen, schreibe. In der That, ich habe aus L— fast ohne Fehler übersetzt. Freilich arbeit' ich den halben Tag Englisch.

Keinen Moment läßt das innere Toben nach. Welch fürchterliche Ueberdruß! Endlich sehe ich überall, wohin ich blicke, Leiden und Schmerz. Meine Subsistenzmittel sind eine neue Pein. Ich arbeite jetzt an einer Biographie; aber ich brauche Geld; ich befinde mich sogar in großer Verlegenheit. Y. G.

Wenn man denkt, daß der Mensch, der dies geschrieben, daran gestorben ist, so drängen sich bei jeder Zeile dieses langen Briefes Reflexionen der mannigfaltigsten Art auf.

Welch ein Roman, welche Geschichte, welch eine Biographie ist dieser Brief! Es ist wahrhaftig nicht unsere Sache, das alte Zwangsrecht zu erneuern; wir verlangen nicht, daß der Dichter alle Leiden, die er schildert, auch wirklich an sich selber erfahren habe; wir haben nichts daran auszusetzen, wenn Byron in einer Elegie weint und an seinem Billard lacht; wir ziehen der Schöpfung des Geistes keine Schranken, und tadeln den Dichter nicht, daß er sich diesen oder jenen Schmerz künstlich leiht, um ihn in seinen Bewegungen und Affekten darzustellen, wie sich der Arzt dies oder jenes Fieber einimpft, um es in seinem Sitzeme zu belauschen. Mehr als irgend Einer erkennen wir Alles an, was Wirkliches, Wahres, Schönes und Tiefes in gewissen psychologischen Darstellungen mitlebender, bedeutender Dichter, die nicht daran gestorben sind, von Leiden und eigenthümlich besonderen Zuständen des Herzens enthalten ist. Aber dessenungeachtet müssen wir sagen: Was an diesem Briefe, den wir so eben mitgetheilt, das eigenthümlich Hervorstechende ausmacht, ist dies: daß der, welcher ihn geschrieben, daran gestorben ist. Es ist nicht ein Mensch, welcher sagt: ich leide; sondern ein leidender Mensch; nicht ein Mensch, der sagt: ich sterbe; sondern ein Mensch, der stirbt. Nicht die am Wachs studirte Anatomie, selbst die am todten Körper nicht; nein! Die wir hier sehen, das ist eine, die Nerv an Nerv zergliedert, Fiber an Fiber, Ader an Ader, an dem lebendigen Fleisch, an dem Fleisch, das blutet und stöhnt. Man sieht die Wunde, man hört das Schreien. Dieser Brief ist nichts Literarisches, nichts Philosophisches, nichts Poetisches, kein Kunstwerk, keine geniale Phantasie, keine Hoffmann'sche Vision, kein Jean Paul'sches Alpdrücken, nein! was ganz nackt Wirkliches ist er, ein Mensch in einem Kämmerchen, der schreibt. Man sieht ihn sitzen an seinem Tische voll Englischer Bücher, mit seiner Feder, seiner Dinte, seinem Papier, Zeile an Zeile drängen, leiden und sagen, daß er leidet, weinen und sagen, daß er weint, nach dem Datum im Kalender sehen, auf die Uhr nach der Zeit, seinen Brief liegen lassen, ihn wieder vornehmen, ihn von neuem liegen lassen, sein Licht anzünden, ihn fortzusetzen; dann geht er speisen für zwanzig Sous, er kommt nach Hause, ihm ist kalt, er schickt sich wieder zum Schreiben an, oft sogar ohne recht zu wissen, was er schreibt, denn der Schmerz zerrüttet sein Hirn dergestalt, daß er seine Gedanken wild durch einander auf das Papier fallen läßt und sie unordentlich um sich herstreut, wie ein Baum seine Blätter im Sturme.

Und wenn es vergönnt wäre, daraus hinzudeuten, in welchem Stil ein Mensch in den letzten Zügen liegt, so wäre mehr als eine Bemerkung über den Stil dieses Briefes zu machen. Im Allgemeinen ermangeln die Briefe, die täglich im Druck erscheinen, Briefe von großen Männern und berühmten Leuten, der Naivetät, der Unbefangenheit und der Einfachheit. Man fühlt immer, wenn man sie liest, daß sie geschrieben sind, um einmal gedruckt zu werden. Herr Paul Louis Courier pflegte an siebzehn Konzepte zu einem Billet von fünfzehn Zeilen zu machen. Ein seltsam Ding, in der That, und was wir nie haben begreifen können. — Dagegen der Brief von Ymbert Galloix; er ist, unserer Meinung nach, ein wahrer Brief, so geschrieben, wie ein Brief geschrieben seyn soll, gerade so hin und her bewegt, so zerrissen, so lose, so gar nichts von der Oeffentlichkeit, die ihm einmal zu Theil werden mag, ahnend, so sicher, verloren zu gehen. Es ist der Gedanke, der sich ans Licht bringt, wie er vermag, der völlig unbefangen in dem Zustand, wie er sich findet, an uns kommt; der seinen Fuß auf's Gerathewohl in die Phrase setzt, ohne zu fürchten, dadurch ihre Rundung zu verderben. Ein paar Mal verliert sich das, was der Schreiber sagen wollte, in ein et caetera, und läßt uns im Ungewissen. Es ist ein Mensch, welcher leidet und es einem anderen Menschen sagt. Das ist Alles. Man brachte dies wohl einem

anderen Menschen, nicht Zwanzigen, nicht Zehn, nicht Zweien; denn wenn er statt eines Freundes auch nur zwei Zuhörer hätte, unser Dichter, so würde dies, was er hier schreibt, eine Elegie werden, ein Kapitel, nicht mehr ein Brief seyn. Gleich würde es aus seyn mit der Natur, der Unbefangenheit, dem Sichgehenlassen, mit Wirklichkeit und Wahrheit; die Prätension würde eintreten. Mit feinen Fetzen müßt' er einen Faltenwurf machen. Einen ähnlichen Brief zu schreiben, gerade so nachlässig, so treffend, so schön, ohne so unglücklich zu seyn wie Ymbert Galloix, allein durch die Kraft geistigen Schaffens, würde nur dem Genie gelingen. Der leidende Ymbert Galloix ist so mächtig wie Byron.

All' jene durchdringenden metaphysischen inneren Stärken hat dieser Stil; er hat zugleich, merkwürdig genug, all' jenes Bissige, Scharfe, Malerische. Der Brief enthält einige Portraits. Mehrere sind zu sehr in der Eil umrissen, und man merkt, daß die Personen kaum ein paar Augenblicke dem Maler gesessen haben. Aber die getroffen sind, wie sind die auch getroffen! Auf welche eigenthümliche Manier sind sie übrigens fast Alle gefaßt und hingestellt! Wunderbare Verwandlung, die zum tausendsten Mal den Beweis liefert, daß nur zwei Dinge den Menschen zum Dichter machen: das Genie oder die Leidenschaft! Dieser Mensch, der für die Biographieen nur eine ziemlich farblose Prosa hatte und für seine Elegieen eine fast dürftige Poesie — mit einem Male, in einem Briefe, steht er da als ein bewunderter Schriftsteller. Von dem Moment an, wo er nicht mehr daran denkt, weder Prosaist, noch Dichter zu seyn, ist er beides, ein großer Dichter und ein großer Prosaist.

Wir sagen es noch einmal, dieser Brief wird dauern.

Er ist vielleicht die außerordentlichste Mischung von Ideen, die jemals in einem menschlichen Kopfe durch die vereinte Doppelthätigkeit des physischen und moralischen Schmerzes hervorgebracht worden. Für diejenigen, welche Galloix gekannt haben, ist er eine erschreckende Offenbarung, die Offenbarung einer Seele. Hier sieht es, was im Grunde dieser Seele enthalten war. Dieser Brief war darin enthalten. Dieser verhängnißvolle krampfhafte endlose Brief, in den der Schmerz hineingeronnen, Tropfen für Tropfen, wochenlang, mondenlang; worin ein Mensch, der blutet, sich bluten sieht, wo ein Mensch, der schreit, sich schreien hört, wo in jedem Wort eine Thräne liegt.

Wenn man eine Geschichte, wie die unseres Ymbert Galloix, erzählt, so ist es nicht das Leben der Begebenheiten, was man zu beschreiben hat, sondern das der Gedanken. Dieser Mensch hat in der That nicht gehandelt, nicht geliebt, nicht gelebt; er hat gedacht; nichts weiter gethan, als gedacht und vermöge des Denkens geträumt und vermöge des Träumens vor Schmerz sich aufgelöst. Ymbert Galloix ist eine von den Ziffern, die einst einmal zur Auflösung des unglückseligen Problems dienen werden! — Wie viel Zeit braucht der Gedanke, der nicht hinaus kann in den Tag des Lichtes und im Schädel verschlossen bleibt, um ein Hirn zu verzehren! — Wir wiederholen es, ein solches Leben hat keine Begebenheiten, nur Gedanken. Man entwickele die Gedanken, und man hat den Menschen dargestellt. Und dennoch beherrscht ein großes Faktum diese finstere Geschichte: Ein Denker stirbt vor Elend! Da seht, wie intelligent Paris, die intelligente Stadt, sich bewiesen hat! Denn fragt nach! Ueberhaupt hat die Gesellschaft mitunter gar eigene Weisen, mit den Dichtern umzugehen. Die Rolle, die sie im Leben derselben spielt, mag sie nun leidend, mag sie thätig seyn, ist immer eine traurige. In Friedenszeiten läßt sie sie sterben wie Malfilâtre, in Zeiten der Revolution wie André Chenier.

Ymbert Galloix ist für uns nicht bloß Ymbert Galloix, sondern ein Symbol. Er repräsentirt in unseren Augen einen bedeutenden Theil der hochgesinnten Jugend, die gegenwärtig lebt; in ihr ein mißverstandener Genius, der sie verschlingt; um sie herum eine mißgestaltete Gesellschaft, die sie erstickt; kein Ausweg für das Genie; es liegt fest verschlossen im Kopf; kein Ausweg für den Menschen; er ist völlig überbaut von der Gesellschaft.

Ueberhaupt beschäftigen sich denkende Männer und solche, die am Ruder sind, in unseren Tagen viel zu wenig mit dem Schicksal dieser Jugend, die, von den edelsten Trieben jeglicher Art erfüllt, sich mit so geistigem Feuer und einer solchen entsagenden Geduld in alle Richtungen der Kunst hineinwirft. Diese Masse von jungen Geistern, die im Dunkeln gähren, bedarf offener Thüren, Luft, Licht, Arbeit, Raum, freien Himmel. Wie große Dinge könnte man mit dieser Legion geistiger Wesen ausrichten, wenn man wollte! Wie viel Kanäle graben, wie viel Wege bahnen in der Wissenschaft! Wie viele Provinzen erobern, wie viele Welten entdecken in der Kunst! Aber nein, entweder sind die Carrièren verschlossen oder verstopft. All' diese unendliche Thatkraft, die so nützlich seyn könnte, läßt man in den Sackgassen sich aufhäufen, übereinanderpacken, sich gegenseitig ersticken. Es könnte ein Heer seyn und ist nur ein wüster Haufen. Das gesellschaftliche Wesen ist für die neuen Ankömmlinge sehr schlecht bestellt. Jeder Geist hat doch Anspruch an eine Zukunft. Ist es nicht betrübend, alle diese jungen Geister in Noth zu sehen, die Augen nach dem leuchtenden Ufer gerichtet, wo alle die köstlichen Dinge, Ruhm, Macht, Name, Glück im Sonnenschein glänzen, und zu sehen, wie sie sich an dem finsteren Ufer drängen, wie die Schatten im Virgil,

Palus inamabilis unda
Alligat, et novies Styx interfusa coërcet.

Der Styx für den armen jungen unbekannten Künstler, das ist der Buchhändler, der ihm sein Manuskript mit den Worten zurückgiebt: Machen Sie sich erst einen Namen. Das ist das Theater, welches spricht: Machen Sie sich erst einen Namen. Das ist das Museum, welches spricht: Machen Sie sich erst einen Namen. Aber so laßt sie doch anfangen! So helft ihnen doch! Die berühmt sind, sind sie nicht auch anfangs unbekannt gewesen? Und wie sollen sie sich einen Namen machen, ihr Talent sey von welcher Art es wolle, wenn sie kein Museum für ihr Bild, kein Theater für ihr Stück, keinen Buchhändler für ihr Buch haben? Zum Fliegen reicht dem Vogel die Flügel nicht hin, er braucht auch freie Luft.

Wir unserntheils sind der Meinung, daß vor Allem in der Kunst, wo ein uneigennütziger Zweck alle Geister beseelen soll, diejenigen, die am Ziele sind, die Pflicht haben, denen, die nachkommen, den Weg zu bahnen. Ihr seyd oben, desto besser, reicht den Nachkommenden die Hand. Uebrigens, zur Ehre der Wissenschaften sey es gesagt, hat dies im Allgemeinen immer stattgefunden. Wir mögen nicht an die wirkliche Existenz jener Art literarischer Spinnen glauben, die ihr Gewebe, wie man sagt, zum Beispiel um die Thüre der Theater legen, und ohne Erbarmen über jeden armen jungen unbekannten Mann herfallen, der mit einem Manuskript hindurch will. Daß man ganz ebenso, wie die Flügel der Fliege, den Ruf, das Werk, ja die Börse des unglücklichen, unbekannten, ohnmächtigen Dichters einspinnt — zur Ehre eines Jeden, der schreibt, wollen wir dies ignoriren, wenn es wirklich so ist, und fürs Erste gar nicht glauben, daß es ist. Was den Verfasser dieser Zeilen betrifft, so ist ihm jeder beginnende Dichter heilig. Einen so kleinen Raum er auch für seine Person in der Literatur einnimmt, so wird er doch stets auf die Seite treten, um das erste Werk eines jungen Dichters vorbei zu lassen. Wer weiß, ob dieser arme Schüler, den ihr mit dem Ellbogen zurückstoßt, nicht dereinst ein Schiller wird? Uns ist jeder Knabe, der Striche und Kreise an die Wand malt, vielleicht ein Pascal; jedes Kind, das ein Profil in den Sand zeichnet, vielleicht ein Giotto.

Und dann ist, unserer Meinung nach, die gegenwärtige Generation zu so hohen Bestimmungen berufen. Das Jahrhundert hat große Dinge vollbracht mit dem Schwerdt, es wird große Dinge thun mit der Feder. Es muß uns noch einen großen Mann in der Literatur von der Art, wie den im Staatsleben erschaffen. Bereiten wir den Weg! Oeffnen wir die Schranken!

Jede große Zeit hat ein Doppel-Antlitz. Jedes Jahrhundert ist binomisch, ein $a + b$, der Mann der That plus dem Mann des Gedankens, die sich Einer mit dem Anderen multipliziren und den Werth ihrer Zeit ausdrücken. Der Mann der That plus dem Mann des Gedankens; der Mann des gesellschaftlichen Fortschritts plus dem Mann der Kunst; Luther plus Shakespeare; Richelieu plus Corneille; Cromwell plus Milton; Napoleon plus dem noch Unbekannten. Laßt ihn doch hervortreten, den Unbekannten! Bis jetzt habt Ihr nur Ein Antlitz des Jahrhunderts, Napoleon, laßt doch das andere sich bilden. Nach dem Kaiser den Dichter. Die Physiognomie dieser Zeit wird nicht eher vollkommen ausgebildet seyn, als bis die Französische Revolution, die unter der Gestalt Bonaparte's im Leben der Gesellschaft Mensch geworden, auch in der Kunst Mensch geworden seyn wird. Und das wird sie werden. Unser ganzes Jahrhundert wird sich von selber theilen und eine Perspektive bilden inzwischen dieses großen parallelen Doppellebens, des Kriegers und des Schriftstellers; das Eine ganz Handlung, das Andere ganz Gedanke, die sich unaufhörlich wechselseitig erläutern und ergänzen werden. Marengo, die Pyramiden, Austerlitz, an der Moskwa, Montereau, Waterloo, welche Epopöen! Napoleon hat seine Gedichte; der Dichter wird seine Schlachten haben. Lassen wir ihn also doch erscheinen den Dichter! und wiederholen wir dies Geschrei ohne Unterlaß! Lassen wir ihn heraus aus den Reihen dieser Jugend, wo seine Stirn noch in Dunkel getaucht ist, den Auserwählten, der einst, in Geschick und Genius mit Napoleon sich vereinigend, nach der geheimnißvollen Rechnung der Vorsehung, die allgemeine Formel des neunzehnten Jahrhunderts vollständig ausgedrückt der Zukunft überliefern soll. V. H.

Mannigfaltiges.

— Gesundheits-Zustand der Bewohner London's. Die größere Masse der Londoner Bevölkerung ist auf dem Lande geboren und erzogen. Eine ganze Hälfte der Krämer und Handwerker kommt erst im Alter der Reife in die Stadt, wo sie ihren Unterhalt zu gewinnen suchen. Solche Personen können sich lange herumtreiben, ohne daß die ungesunde Atmosphäre der Hauptstadt oder eine angestrengte Beschäftigung nachtheilig auf sie wirkt. Man nehme aber ein in London geborenes und erzogenes Individuum und bringe es in gleiche Verhältnisse, so ist funfzig gegen eins zu wetten, daß seine Gesundheit immer hinfällig seyn wird. (L. P.)

— Anfeuerung zur Tapferkeit. Ein Rekrut aus der Normandie verhielt sich in einem Scharmützel ganz unthätig mit seiner Flinte; der Lieutenant, der dies bemerkte, rief ihm zu: „Warum feuerst Du nicht?" „Warum sollte ich das thun?" erwiederte er, „sie (die Feinde) haben mir ja kein Leid zugefügt." In diesem Augenblicke fiel sein Nachbar dicht neben ihm, von einer Kugel getroffen. „Sehen Sie! Herr Lieutenant", sagte er, „ich glaube gar, die Kerle dort schießen auf uns." „Ja, Du Narr", antwortete der Lieutenant, „und sie werden Dich auch bald todtschießen." Von diesem Augenblick an konnte nichts dem Eifer des Rekruten Widerstand leisten. Er feuerte fortwährend mit seiner Flinte ab und rückte gegen den Feind los bis gegen das Ende des Treffens. (La lanterne magique.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.